

ALEXANDRE DUMAS
DIE MEMOIREN
EINES ARZTES



Alexandre Dumas



Joseph Balsamo

Denkwürdigkeiten eines Arztes

Von
Alexander Dumas

Erste Abtheilung.

Joseph Balsamo.

Aus dem Französischen
von
Dr. August Zoller.



Stuttgart.
Frank'sche Verlagsbuchhandlung.
1846/47/48.

Druck der K. Hofdruckerei zu Gutenberg in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis

Denkwürdigkeiten eines Arztes

Joseph Balsamo.

1 bis 4. Bändchen

Einleitung.

I. Der Donnersberg.

II. Ich bin, der ich bin.

III. L. P. D.

I. Der Sturm.

II. Althotas.

III. Lorenza Feliciani.

IV. Gilbert.

V. Der Baron von Taverney.

VI. Andrée von Taverney.

VII. Eureka

VIII. Anziehungskraft.

IX. Die Seherin.

X. Nicole Legay.

XI. Zofe und Gebieterin.

XII. Bei Tage.

XIII. Philipp von Taverney.

XIV. Marie Antoinette Josephe.

XV. Magie.

XVI. Der Baron von Taverney erlaubt endlich eine kleine Ecke der Zukunft im Helldunkel zu erblicken.

XVII. Die fünf und zwanzig Louis d'or von Nicole.

XVIII. Abschied von Taverney.

XIX. Der Thaler von Gilbert.

XX. Worin Gilbert anfängt, nicht mehr so sehr zu bedauern, daß er seinen Thaler verloren.

XXI. Worin man mit einer neuen Person Bekanntschaft macht.

5 bis 8. Bändchen.

XXII. Der Vicomte Jean.

XXIII. Das kleine Lever der Frau Gräfin Dubarry.

XXIV. Der König Ludwig XV.

XXV. Die Salle des Pendules.

XXVI. Der Hof des Königs Pétaud.16

XXVII. Frau Louise von Frankreich.

XXVIII. Loque, Chiffe und Graille.

XXIX. Frau von Béarn.

XXX. Der Vice.

XXXI. Das Patent von Zamore.

XXXII. Der König langweilt sich.
XXXIII. Der König belustigt sich.
XXXIV. Voltaire und Rousseau.
XXXV. Pathin und Täufling.
XXXVI. Die fünfte Verschwörung des Marschall von Richelieu.
XXXVII. Weder Friseur, noch Staatskleid, noch Carrosse.
XXXVIII. Die Vorstellung.
XXXIX. Compiègne.
XL. Die Beschützerin und der Schützling.
XLI. Der Arzt wider Willen.
9 bis 13. Bändchen.
XLII. Der Greis.
XLIII. Der Botaniker.
XLIV. Herr Jacques.
XLV. Die Mansarde von Herrn Jacques.
XLVI. Wer Herr Jacques war.
XLVII. Die Frau des Zauberers.
XLVIII. Die Bürger von Paris.
XLIX. Die Carrossen des Königs.
L. Die Besessene.
LI. Der Graf von Fönix.
LII. Seine Eminenz der Cardinal von Rohan.
LIII. Die Rückkehr von Saint-Denis.
LIV. Der Pavillon.
LV. Das Haus der Rue Saint. Claude.
LVI. Die doppelte Existenz. — Der Schlaf.
LVII. Die doppelte Existenz. — Das Wachen.
LVIII. Der Besuch.
LIX. Das Gold.
LX. Das Lebenselixir.
LXI. Die Erkundigung.
LXII. Die Wohnung der Rue Platrière.
LXIII. Feldzugsplan.
LXIV. Was Herr de la Bauguyon, dem Hofmeister der Kinder von Frankreich, am Abend der
Hochzeit von Monseigneur dem Dauphin begegnete.
LXV. Die Hochzeitnacht des Herrn Dauphin.
LXVI. Die Feste der Place Louis XV.
LXVII. Das Feuerwerk.
14 bis 16. Bändchen.
LXVIII. Das Todtenfeld.
LXIX. Die Rückkehr.
LXX. Herr von Jussieu.
LXXI. Das Leben kehrt zurück.
LXXII. Luftreise.
LXXIII. Der Bruder und die Schwester.

LXXIV. Was Gilbert vorhergesehen hatte.
LXXV. Die Botaniker.
LXXVI. Die Philosophen-Mäusefalle.
LXXVII. Der Apolog.
LXXVIII. Der Gutgenug Seiner Majestät Ludwig XV.
LXXIX. Wie König Ludwig XV. mit seinem Minister arbeitet.
LXXX. Klein-Trianon.
LXXXI. Die Verschwörung knüpft sich wieder an.
LXXXII. Die Jagd auf den Zauberer.
LXXXIII. Der Courier.
LXXXIV. Die Beschwörung.
LXXXV. Die Stimme.
LXXXVI. Ungnade.
LXXXVII. Der Herr Herzog von Aiguillon.
LXXXVIII. Der Antheil des Königs.
17 bis 20. Bändchen.
LXXXIX. Die Vorzimmer des Herrn Herzogs von Richelieu.
XC. Entzauberung.
XCI. Das kleine Couvert des Herrn Dauphin.
XCII. Die Haare der Königin.
XCIII. Herr von Richelieu schätzt Nicole.
XCIV. Verwandlung.
XCV. Wie, was den Einen Freude bereitet, den Andern zur Verzweiflung gereicht.
XCVI. Die Parlamente.
XCVII. Worin nachgewiesen wird, daß der Weg zum Ministerium nicht mit Rosen bestreut ist.
XCVIII. Herr von Aiguillon nimmt sich seine Genugthuung.
XCIX. Worin der Leser einen seiner alten Bekannten wiederfinden wird, den er verloren glaubte, und den er vielleicht nicht bedauerte.
C. Worin sich die Dinge immer mehr verwirren.
CI. Das Lit de justice.
CII. Vom Einfluß der Worte des Unbekannten auf J. J. Rousseau.
CIII. Die Loge der Rue Platrière.
CIV. Rechenschaftsbericht.
CV. Der Leib und die Seele.
CVI. Der Leib und die Seele. (Fortsetzung.)
CVII. Die Portière von Marat.
CVIII. Der Mensch und seine Werke.
CIX. Die Toilette von Rousseau.
CX. Die Coulissen von Trianon.
CXI. Die Probe.
CXII. Das Schmuckkästchen.
CXIII. Das kleine Abendbrod von König Ludwig XV.
CXIV. Ahnungen.
21 bis 24. Bändchen.
CXV. Der Roman von Gilbert.

CXVI. Der Vater und die Tochter.
CXVII. Was Althotas brauchte, um sein Elixir zu vollenden.
CXVIII. Die zwei Wassertropfen des Herrn Herzogs von Richelieu.
CXIX. Die Flucht.
CXX. Das doppelte Gesicht.
CXXI. Starrkrampf.
CXXII. Der Wille.
CXXIII. Das Hotel von Herrn von Sartines.
CXXIV. Das Kistchen.
CXXV. Plauderei.
CXXVI. Worin Herr von Sartines zu glauben anfängt, Balsamo sei ein Zauberer.
CXXVII. Das Lebenselixir.
CXXVIII. Kampf.
CXXIX. Liebe.
CXXX. Der Liebestrank.
CXXXI. Das Blut.
CXXXII. Der Mensch und Gott.
CXXXIII. Das Gericht.
CXXXIV. Der Mensch und Gott.
CXXXV. Worin man wieder auf die Erde herabsteigt.
CXXXVI. Das Gedächtniß der Könige.
CXXXVII. Die Ohnmachten von Andrée.
CXXXVIII. Der Doctor Louis.
CXXXIX. Die Wortspiele von Herrn von Richelieu.
CXL. Rückkehr.
CXLI. Der Bruder und die Schwester.
CXLII. Mißgriff.
CXLIII. Verhör.
CXLIV. Die Consultation.
25 bis 27. Bändchen.
CXLV. Das Gewissen von Gilbert.
CXLVI. Zwei Schmerzen.
CXLVII. Der Weg nach Trianon.
CXLVIII. Offenbarung.
CXLIX. Der kleine Garten des Doctor Louis.
CL. Der Vater und der Sohn.
CLI. Der Gewissensfall.
CLII. Der Gewissensfall. (Fortsetzung.)
CLIII. Die Pläne von Gilbert.
CLIV. Worin Gilbert sieht, daß es leichter ist, ein Verbrechen zu begehen, als ein Vorurtheil zu besiegen.
CLV. Der Entschluß.
CLVI. Am fünfzehnten December.
CLVII. Die letzte Audienz.
CLVIII. Das Kind ohne Vater.

CLIX. Die Entwendung.
CLX. Das Dorf Haramont.
CLXI. Die Familie Pitou.
CLXII. Die Abreise.
CLXIII. Der letzte Abschied von Gilbert.
CLXIV. An Bord.
CLXV. Die Azoren.
Epilog. Der 9. Mai.
Anmerkung.
Fußnoten

1 bis 4. Bändchen

Einleitung.

I.

Der Donnersberg.

Auf dem linken Rheinufer, ein paar Stunden von der kaiserlichen Stadt Worms, unfern von der Stelle, wo der Selzbach entspringt, beginnen die ersten Kettenglieder von mehreren Bergen, deren Höhen sich gegen Norden zu flüchten scheinen, wie eine Heerde erschrockener Büffel, welche im Nebel verschwinden würde.

Diese Berge beherrschen schon von ihrer Böschung an eine beinahe öde Landschaft, scheinen das Gefolge des höchsten derselben zu bilden und tragen jeder einen ausdrucksvollen Namen, der eine Form bezeichnet oder an eine Tradition erinnert: der eine ist der Königsstuhl, der andere der Rosenstein, der dritte der Falkenfels, der vierte der Schlangenkopf.

Derjenige, welcher am höchsten, seine Granitstirne mit einem Trümmerkranze umgürtend, zum Himmel emporragt, ist der Donnersberg.

Wenn der Abend den Schatten der Eichen verdichtet, wenn die letzten Sonnenstrahlen hinsterbend die hohen Gipfel dieser Riesenfamilie vergolden, so ist es, als steige allmählig die Stille von diesen erhabenen Stufen des Himmels bis zur Ebene herab und ein unsichtbarer, mächtiger Arm entwickle, um ihn über die durch das Geräusch und die Arbeiten des Tages ermüdete Welt auszubreiten, den langen, bläulichen Schleier, auf dessen Grunde die Sterne funkeln. Dann geht Alles unmerklich vom Wachen zum Schläfe über; Alles entschlummert auf der Erde und in der Luft.

Allein mitten in diesem Stillschweigen, verfolgt der bereits von uns erwähnte Selzbach, wie man ihn im Lande nennt, seinen geheimnißvollen Lauf unter den Tannen des Ufers, und obgleich ihn weder Tag noch Nacht aushalten, denn er muß sich in den Rhein werfen, der seine Ewigkeit ist, obgleich ihn nichts aufhält, sagen wir, ist doch der Sand seines Bettes so frisch, sind seine Schilfrohre so biegsam, seine Felsen so gut mit Moos und Steinbrech wattirt, daß keine seiner Wellen rauscht von Morsheim, wo er beginnt, bis Freiweihem, wo er endigt.

Etwas oberhalb seines Ursprungs, zwischen Albisheim und Kirchheim-Bolanden, führt eine gekrümmte, zwischen zwei abschüssigen Wänden ausgehöhlte und von tiefen Geleisen durchfurchte Straße nach Dannenfels. Jenseits Dannenfels wird die Straße ein Fußpfad, dann nimmt der Fußpfad ab, verschwindet, verliert sich, und das Auge sucht vergebens auf dem Boden etwas Anderes, als den ungeheuren Abhang des Donnersbergs, dessen geheimnißvoller

Gipfel, so oft vom Feuer des Herrn heimgesucht, das ihm seinen Namen gegeben hat, sich hinter einem Gürtel von grünen Bäumen wie hinter einer undurchdringlichen Mauer birgt.

Ist der Reisende einmal unter diesen Bäumen angelangt, welche so blätterreich, so buschreich sind, wie die Eichen der alten Dodona, so kann er seinen Weg fortsetzen, ohne daß man ihn, selbst am hellen Tage, von der Ebene aus gewahr wird, und wäre sein Pferd mit Schellen behängt, wie ein spanisches Maulthier, so würde man sein Geräusch doch nicht hören; wäre es mit Sammet und Gold bedeckt, wie das Roß eines Kaisers, so würde doch kein Strahl von Gold oder Purpur das Blätterwerk durchdringen, so sehr erstickt die Dichtigkeit des Waldes das Geräusch, so sehr tilgt die Dunkelheit seines Schattens die Farben.

Noch heute, wo die höchsten Berge einfache Beobachter geworden sind, noch heute, wo die poetischen Legenden des furchtbarsten Inhalts nur ein Lächeln des Zweifels auf den Lippen des Reisenden hervorrufen, noch heute erschreckt diese Einsamkeit und macht diesen Theil der Gegend so ehrwürdig, wo nur einzelne Häuser von gebrechlichem Aussehen, verlorene Schildwachen der benachbarten Dörfer, allein in einiger Entfernung von dem Zaubergürtel zum Vorschein kommen, um die Anwesenheit des Menschen in dieser Landschaft zu bezeugen.

Die Bewohner der in der Einsamkeit verlorenen Häuser sind Müller, welche lustig den Fluß ihr Korn zermalmen lassen, dessen Mehl sie nach Rockenhausen und Alzey bringen, oder Hirten, die ihr Vieh auf die Waide in den Bergen führen, und zuweilen sammt ihren Hunden bei dem Geräusche einer hundertjährigen Tanne beben, welche aus Altersschwäche in die unbekanntes Tiefen des Waldes niederstürzt.

Denn die Erinnerungen der Gegend sind düsterer Natur und der Fußpfad, der sich jenseits Dannenfels mitten unter dem Heidekraut des Gebirges verliert, hat nicht immer, wie die Muthigsten sagen, ehrliche Christen in den Hafen des Heils geführt.

Vielleicht hat einer von den heutigen Bewohnern einst von seinem Vater oder von seinem Großvater erzählen hören, was wir jetzt selbst zu erzählen versuchen wollen.

Am 6. Mai 1770, in der Stunde, wo die Wasser des großen Flusses sich mit einem rosig weißen Reflexe färben, das heißt in dem Augenblick, wo für das ganze Rheingau die Sonne hinter der Thurmspitze des Münsters von Straßburg untergeht, das sie in zwei feurige Hemisphären zerschneidet, erschien ein Mann, nachdem er durch Alzey und Kirchheim-Bolanden geritten war, jenseits des Dorfes Dannenfels, folgte dem Fußpfade, so lange derselbe sichtbar blieb, stieg sodann, als jede Spur des Weges verschwand, von seinem Pferde, nahm es beim Zügel und band es ohne Zögern an die erste Tanne des furchtbaren Waldes.

Das Thier wieherte sehr unruhig und der Wald schien bei diesem ungewohnten Geräusch zu beben.

»Gut! gut!« murmelte der Reisende; »beruhige dich, mein guter Dscherid; wir haben zwölf Stunden zurückgelegt und du bist wenigstens am Ziele deines Laufes angelangt.«

Und der Reisende suchte mit dem Blicke die Tiefe des Blätterwerks zu ergründen; aber die Schatten waren bereits so undurchsichtig, daß man nur die schwarzen Massen unterschied, welche sich von andern, noch dichter schwarzen Massen abhoben. Nach dieser unfruchtbaren Forschung wandte sich der Reisende zu dem Thiere um, dessen arabischer Name zugleich seinen Ursprung und seine Schnelligkeit bezeichnete, nahm es mit beiden Händen unten am Kopfe, näherte die rauchenden Nüstern desselben seinem Munde und sprach:

»Lebe wohl, mein braves Pferd; wenn ich dich nicht wiedersehe, lebe wohl.«

Diese Worte waren von einem raschen Rundblicke begleitet, als hätte der Reisende gehört zu werden befürchtet oder gewünscht.

Das Pferd schüttelte seine seidene Mähne, stampfte mit dem Fuße auf den Boden, und wieherte mit jenem Wiehern, wie es dieses Thier bei Annäherung des Löwen in der Wüste hören lassen mußte.

Der Reisende bewegte diesmal nur den Kopf von oben nach unten, mit einem Lächeln, als wollte er sagen:

»Du täuschest dich nicht, Dscherid, die Gefahr ist hier.«

Ohne Zweifel zum Voraus entschlossen, die Gefahr nicht zu bekämpfen, nahm der abenteuerliche Unbekannte aus seinem Sattelbogen zwei schöne Pistolen mit ciselirten Läufen und mit Kolben von Vermeil, zog mit dem Krätzer die Ladung heraus, warf den Pfropf und die Kugel weg und schüttete das Pulver auf den Boden

Als dies bewerkstelligt war, steckte er die Pistolen in die Holfter.

Das ist noch nicht Alles.

Der Reisende trug an seinem Gürtel einen Säbel mit stählernem Griffe; er schnallte die Kuppel los, wickelte sie um den Säbel, schob das Ganze unter den Sattel und befestigte es mit dem Steigriemen so, daß die Spitze des Säbels nach der Weiche des Pferdes und der Griff nach der Schulter sah.

Nachdem diese seltsamen Förmlichkeiten erfüllt waren, schüttelte der Reisende seine staubigen Stiefeln, zog seine Handschuhe aus, suchte in seinen Taschen, fand darin eine Scheere und ein Federmesser mit einem Schildkrothefte, und warf Beides über seine Schulter, ohne nur zu schauen, wohin es fiel.

Sobald dies geschehen war, fuhr der Reisende zum letzten Male über das Kreuz von Dscherid, athmete, als wollte er seiner Brust den vollen Grad der Ausdehnung geben, den sie erlangen konnte, suchte dann vergebens irgend einen Fußpfad und trat, als er keinen sah, auf Zufall in den Wald.

Es ist unserer Ansicht nach der Augenblick, unsern Lesern einen genauen Begriff von dem Reisenden zu geben, den wir ihnen vor Augen gestellt haben, und der eine wichtige Rolle im Verlauf unserer Geschichte zu spielen bestimmt ist.

Derjenige, welcher, nachdem er vom Pferde gestiegen, sich so kühn in den Wald wagte, war ein Mann von etwa dreißig bis zwei und dreißig Jahren, von mehr als mittlerem Wuchse, aber so bewunderungswürdig gebaut, daß man zugleich die Kraft und die Gewandtheit in seinen geschmeidigen, nervigen Gliedern kreisen fühlte. Er trug eine Art von Reiserock von schwarzem Sammet mit goldenen Knopflöchern. Die zwei Enden einer gestickten Jacke erschienen unterhalb der letzten Knöpfe dieses Rockes, und eine anliegende Lederhose hob Beine hervor, die als Modell für einen Bildhauer hätten dienen können, und deren zierliche Formen man durch die gefirnißten Stiefeln errieth.

Sein Gesicht hatte die ganze Beweglichkeit der südlichen Typen und war eine seltsame Mischung von Kraft und Feinheit: sein Blick vermochte alle Gefühle auszudrücken und schien, wenn er sich auf Jemand heftete, zwei Lichtstrahlen in denjenigen zu tauchen, welchem er galt, um die tiefste Tiefe seiner Seele zu erleuchten. Seine braunen Wangen waren, wie man dies sogleich sah, von einer heißeren Sonne als die unsrige verbrannt Ein großer, aber schön geformter Mund endlich öffnete sich, um eine doppelte Reihe herrlicher Zähne sehen zu lassen,

welche die Wärme der Gesichtshaut noch weißer erscheinen ließ. Der Fuß war lang, aber fein, die Hand klein, aber nervig.

Der Mann, dessen Portrait wir entworfen, hatte kaum zehn Schritte unter den schwarzen Tannen gemacht, als er ein rasches Stampfen an der Stelle hörte, wo er sein Pferd gelassen.

Seine erste Bewegung, eine Bewegung, über deren Absicht man sich nicht täuschen konnte, war, zurückzukehren: aber er bemeisterte sich, konnte jedoch dem Verlangen, zu sehen, was aus Dscherid geworden, nicht widerstehen, erhob sich auf den Fußspitzen und schoß einen Blick durch die Lichtung: fortgezogen durch eine unsichtbare Hand, welche den Zaum losgemacht, war Dscherid bereits verschwunden.

Die Stirne des Unbekannten faltete sich leicht und etwas wie ein Lächeln zog seine vollen Wangen und seine Lippen mit den seinen Rändern zusammen.

Dann setzte er seinen Weg gegen den Mittelpunkt des Waldes fort.

Noch einige Schritte leitete ihn die durch die Bäume dringende düstere Abenddämmerung in seinem Marsche; aber bald hörte dieser schwache Reflex auf, und er befand sich in einer so dichten Nacht, daß er nicht mehr sah, wohin er den Fuß setzte, und ohne Zweifel aus Furcht, sich zu verirren, stehen blieb.

»Ich bin nach Dannenfels gekommen,« sagte er laut, »denn von Mainz nach Dannenfels führt eine Landstraße; ich bin von Dannenfels auf die Schwarzheide gelangt, weil sich von Dannenfels nach der Schwarzheide ein Fußpfad findet; ich bin von der Schwarzheide hierher gekommen, obgleich es dann weder mehr eine Landstraße noch einen Fußpfad gab, denn ich gewährte den Wald; aber hier bin ich genöthigt, stille zu stehen; ich sehe nichts mehr.«

Kaum waren diese Worte in einem halb französischen, halb sicilianischen Dialecte gesprochen, als ein Licht ungefähr fünfzig Schritte vor dem Reisenden hervorsprang.

»Ich danke,« sagte er, »das Licht mag nun gehen, ich werde ihm folgen.«

Sogleich ging das Licht ohne Schwankung, ohne Erschütterung, gleichmäßig sich fortbewegend, wie auf unsern Theatern jene phantastischen Flammen hingleiten, deren Gang durch den Maschinisten und den Scenisten geordnet ist.

Der Reisende machte noch ungefähr hundert Schritte, dann glaubte er etwas wie einen Hauch an seinem Ohr zu vernehmen.

Er schauerte.

»Wende Dich nicht um, oder Du bist todt,« sagte eine Stimme rechts.

»Gut,« erwiderte der unempfindliche Reisende ohne eine Miene zu verziehen.

»Sprich nicht, oder Du bist todt!« sagte eine Stimme links.

Der Reisende verbeugte sich ohne zu sprechen.

»Aber wenn Du Furcht hast,« sagte eine dritte Stimme, welche, wie die von Hamlets Vater aus den Eingeweiden der Erde zu kommen schien, »wenn Du Furcht hast, so kehre zurück, Du wirst dadurch bezeichnen, daß Du Verzicht leistest, und man läßt Dich zurückkehren, wohin Du willst.«

Der Reisende beschränkte sich darauf, eine Geberde mit der Hand zu machen, und setzte seinen Weg fort.

Die Nacht war so finster und der Wald so dicht, daß der Reisende trotz des Scheines, der ihn leitete, nur strauchelnd vorrückte. Die Flamme marschirte ungefähr eine Stunde, und der Reisende folgte ihr, ohne ein Murren hören zu lassen, ohne ein Zeichen der Furcht von sich zu

geben.

Plötzlich verschwand sie.

Der Reisende war außerhalb des Waldes. Er schlug die Augen auf; durch das düstere Azur des Himmels funkelten einige Sterne.

Er marschierte in der Richtung weiter, in der das Licht verschwunden war; aber bald sah er, daß sich eine Ruine, das Gespenst eines alten Schlosses, vor ihm erhob.

Zu gleicher Zeit stieß sein Fuß an Trümmer.

Als bald klebte sich ein eisiger Gegenstand an seine Schläfe und vermauerte seine Augen. Von da an sah er nicht einmal mehr die Finsterniß.

Eine Binde von benetzter Leinwand umschloß seinen Kopf. Es war ohne Zweifel eine verabredete Sache, wenigstens war es eine Sache, die er erwartete, denn er versuchte es nicht, die Binde aufzuheben; er streckte nur schweigend die Hand aus, wie es ein Blinder thut, der nach einem Führer verlangt.

Diese Geberde wurde begriffen, denn in demselben Augenblick klammerte sich eine kalte, trockene, knochige Hand an die Finger des Reisenden an.

Er erkannte, daß es die fleischlose Hand eines Skelettes war; wäre aber diese Hand mit Gefühl begabt gewesen, so würde sie erkannt haben, daß die seinige nicht zitterte.

Dann fühlte sich der Reisende rasch durch einen Raum von ungefähr hundert Klaftern fortgezogen.

Plötzlich verließ die Hand die seinige, die Binde flog von seiner Stirne, und der Unbekannte blieb stehen: er war auf dem Gipfel des Donnersbergs angelangt.

II.

Ich bin, der ich bin.

Mitten in einer Lichtung, welche durch das Alter kahl gewordene Birken bildeten, erhob sich das Erdgeschoß von einem jener in Trümmer liegenden Schlösser, welche die Feudalherren einst in Europa umher bei der Rückkehr von den Kreuzzügen ausstreuten.

Die Vorhallen mit ihren schönen Zierrathen von gediegener Bildhauerarbeit, welche in jeder Höhlung, statt der verstümmelten und an den Fuß der Mauer gestürzten Statue, ein Buschwerk von Heidekraut oder wilden Blumen verbargen, hoben von einem bleichen Himmel ihre durch den Einsturz ausgezackten Gewölbe ab.

Als der Reisende die Augen öffnete, sah er sich vor den feuchten, moosigen Stufen des Hauptsäulenganges; auf der ersten von diesen Stufen stand aufrecht das Gespenst mit der knochigen Hand, das ihn hierher geführt hatte.

Ein langes Schweißtuch umhüllte dasselbe vom Kopf bis zu den Füßen; unter den Falten des Tuches funkelten seine Augenhöhlen ohne Blick, seine fleischlose Hand war gegen das Innere der Ruine ausgestreckt und schien dem Reisenden als Ziel seines Ganges einen Saal anzudeuten, dessen Erhöhung über dem Boden die inneren Theile verbarg, während man in seinen eingesunkenen Gewölben ein dumpfes, geheimnißvolles Licht zittern sah.

Der Reisende neigte sein Haupt als Zeichen der Einwilligung. Das Gespenst stieg langsam, eine Stufe nach der andern und ohne Geräusch in die Ruine; der Unbekannte folgte ihm mit demselben ruhigen, feierlichen Schritte, nach dem er stets seinen Gang geregelt hatte, stieg ebenfalls eine nach der andern die eilf Stufen hinauf, auf denen ihm das Gespenst vorangegangen war, und trat ein.

Hinter ihm schloß sich so geräuschvoll als eine von Erz vibrirende Mauer die Thüre der Haupthalle.

Am Eingang eines kreisförmigen, von drei Lampen mit grünlichem Widerscheine beleuchteten Saales blieb das Gespenst stehen.

Zehn Schritte von ihm blieb der Reisende ebenfalls stehen.

»Oeffne die Augen,« sagte das Gespenst.

»Ich sehe,« antwortete der Unbekannte.

Sodann mit einer steifen, stolzen Geberde ein zweischneidiges Schwert unter seinem Leichentuche hervorziehend, schlug das Gespenst an eine eiserne Säule, welche den Schlag durch ein metallisches Brüllen erwiederte.

Sogleich erhoben sich rings im Saale umher Platten, und zahllose Gespenster, dem ersten ähnlich, erschienen, jedes mit einem zweischneidigen Schwerte bewaffnet, und nahmen Platz auf kreisförmigen Stufen, wo besonders der grünliche Schimmer der drei Lampen wiederstrahlte, und wo sie, durch ihre Kälte und ihre Unbeweglichkeit mit dem Steine vermischt, Bildsäulen auf ihren Piedestalen zu sein schienen.

Jede von diesen Bildsäulen hob sich seltsam auf der schwarzen Draperie hervor, welche die Wände bedeckte.

Sieben Stühle waren vor die erste Stufe gestellt; auf diesen Stühlen saßen sechs Gespenster, welche Häupter zu sein schienen, während der siebente Stuhl leer war.

Derjenige, welcher auf dem Stuhle in der Mitte saß, stand auf und sprach, indem er sich gegen die Versammlung wandte:

»Wie viel sind wir hier, meine Brüder?«

»Dreihundert,« antworteten die Gespenster mit einer Stimme, welche im Saale donnerte und sich beinahe in demselben Augenblick an dem Leichenbehänge der Wände brach.

»Dreihundert, von denen jeder zehntausend Verbündete vertritt,« sagte der Präsident, »dreihundert Schwerter, welche so viel werth sind, als drei Millionen Dolche.«

Dann sich an den Reisenden wendend fragte er:

»Was verlangst Du?«

»Das Licht zu sehen,« antwortete dieser.

»Die Pfade, welche auf den Feuerberg führen, sind rau und hart; fürchtest Du Dich nicht, dieselben zu betreten?«

»Ich fürchte nichts.«

»Hast Du einmal einen Schritt vorwärts gemacht, so ist es Dir nicht mehr gestattet, umzukehren Bedenke dies.«

»Ich werde nur stille stehen, wenn ich das Ziel berührt habe.«

»Bist Du bereit, zu schwören?«

»Sprecht mir den Schwur vor und ich werde ihn wiederholen.«

Der Präsident erhob die Hand und sprach mit langsamem, feierlichem Tone folgende Worte:

»Im Namen des gekreuzigten Sohnes schwöret, die fleischlichen Bande zu brechen, welche Euch noch an Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Frau, Verwandte, Freunde, Geliebten, Könige, Wohlthäter und an irgend ein Wesen binden, dem Ihr Treue, Gehorsam, Dankbarkeit oder Dienstbarkeit gelobt habt.«

Der Reisende wiederholte mit fester Stimme die Worte, die ihm von dem Präsidenten vorgesprochen wurden, welcher zum zweiten Paragraphen des Schwures überging und gleich langsam und feierlich fortfuhr:

»Von diesem Augenblicke an seid Ihr von dem dem Vaterlande und den Gesetzen geleisteten angeblichen Eide frei; schwöret also dem neuen Haupte, das Ihr anerkennt, zu enthüllen, was Ihr gesehen oder gethan, gelesen oder gehört, erfahren oder errathen habt, und sogar das, was sich Euren Augen nicht bieten würde, zu erforschen und zu erspähen.«

Der Präsident schwieg und der Unbekannte wiederholte die Worte, die er gehört hatte.

Dann fuhr der Präsident, ohne den Ton zu verändern, fort:

»Ehret und achtet die Aqua Tosana als ein rasches, sicheres, nothwendiges Mittel, um die Erde durch den Tod oder durch die Verblödung derjenigen zu reinigen, welche die Wahrheit zu erniedrigen oder unsern Händen zu entreißen suchen.«

Ein Echo hätte nicht getreuer diese Worte wiedergegeben, als es der Unbekannte that; der Präsident fuhr fort:

»Flieht Spanien, flieht Neapel, flieht jedes verfluchte Land, flieht die Versuchung, irgend etwas von dem, was Ihr hören oder sehen werdet, zu enthüllen, denn der Blitz trifft nicht rascher, als Euch, wo Ihr auch immer sein möget, das unsichtbare und unvermeidliche Messer erreichen

wird.«

»Lebet im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.«

Trotz der Drohung, welche diese letzten Zeilen enthielten, war es unmöglich, eine Bewegung auf dem Antlitz des Unbekannten wahrzunehmen, der das Ende des Schwures und die Anrufung, die ihm folgte, mit eben so ruhigem Tone aussprach, als er den Anfang gesprochen hatte.

»Und nun umhüllt die Stirne des Aufzunehmenden mit der heiligen Binde,« sagte der Präsident.

Zwei Gespenster näherten sich dem Unbekannten; dieser neigte das Haupt, und eines von ihnen legte auf seine Stirne ein aurorfarbiges Band, das mit silbernen Charakteren beladen war, unter denen das Bild von Unserer Lieben Frau von Loretto sichtbar wurde; das andere Gespenst knüpfte hinter ihm die zwei Enden unten am Halse.

Dann entfernten sie sich und ließen den Unbekannten abermals allein.

»Was verlangst Du?« sprach der Präsident zu ihm.

»Drei Dinge,« antwortete der Candidat.

»Welche Dinge?«

»Die eiserne Hand, das feurige Schwert, die diamantene Wage.«

»Warum wünschst Du die eiserne Hand?«

»Um die Tyrannen zu ersticken.«

»Warum wünschst Du das feurige Schwert?«

»Um den Unreinen von der Erde zu verjagen.«

»Warum wünschst Du die diamantene Wage?«

»Um die Geschicke der Menschheit abzuwägen.«

»Bist Du für die Proben vorbereitet?«

»Der Starke ist zu Allem vorbereitet.«

»Die Proben! die Proben!« riefen mehrere Stimmen.

»Kehre Dich um,« sagte der Präsident.

Der Unbekannte gehorchte und sah sich gegenüber einen Menschen, der bleich wie der Tod, geknebelt und gebunden war.

»Was siehst Du?« fragte der Präsident.

»Einen Verbrecher oder ein Opfer.«

»Es ist ein Verräther, der, nachdem er den Eid geleistet, den Du geleistet hast, das Geheimniß des Ordens offenbarte.«

»Es ist also ein Verbrecher.«

»Ja; welche Strafe hat er verdient?«

»Den Tod.«

Die dreihundert Gespenster wiederholten: »Den Tod!«

In demselben Augenblick wurde der Verurtheilte trotz übermenschlicher Gegenwehr in die Tiefen des Saales fortgezogen; der Reisende sah, wie er sich in den Händen seiner Henker krümmte und sträubte; er hörte seine pfeifende Stimme durch das Hinderniß des Knebels, Ein Dolch funkelte und wiederstrahlte wie ein Blitz im Schimmer der Lampen; dann hörte man einen matten Stoß, und das Geräusch eines schwerfällig aus den Boden fallenden Körpers erscholl

dumpf und schauervoll.

»Es ist Gerechtigkeit geschehen,« sprach der Unbekannte, sich gegen den furchtbaren Kreis umwendend, der mit gierigen Blicken durch die Schweißtücher dieses Schauspiel verschlungen hatte.

»Du billigst also die Hinrichtung, welche so eben stattgefunden hat?« sagte der Präsident.

»Ja, wenn derjenige, welcher den Streich erhalten, wirklich schuldig war.«

»Und Du würdest auf den Tod jedes Menschen trinken, der, wie er, die Geheimnisse der heiligen Verbindung verriethe?«

»Ich würde trinken.«

»Was für ein Getränk es auch sein möchte?«

»Was für eines es auch sein möchte.«

»Bringt die Schale,« sprach der Präsident.

Einer von den zwei Henkern näherte sich dem Aufzunehmenden und reichte ihm einen rothen, lauen Saft in einem Menschenschädel, der auf einem bronzenen Fuße befestigt war.

Der Unbekannte nahm die Schale aus den Händen des Henkers, erhob sie über seinen Kopf und sprach:

»Ich trinke auf den Tod jedes Menschen, der die Geheimnisse der heiligen Verbindung verräth.«

Dann senkte er die Schale zur Höhe seiner Lippen, leerte sie bis auf den letzten Tropfen und gab sie kalt demjenigen zurück, welcher sie ihm gereicht hatte.

Ein Gemurmel des Erstaunens durchlief die Versammlung, und die Gespenster schienen sich einander durch ihre Leichentücher anzuschauen.

»Es ist gut,« sprach der Präsident. »Die Pistole!«

Ein Gespenst näherte sich dem Präsidenten, in einer Hand eine Pistole, in der andern eine bleierne Kugel und eine Ladung Pulver haltend.

Der Aufzunehmende wandte kaum seine Augen nach dem Gespenste.

»Du gelobst also der heiligen Versammlung leidenden Gehorsam?« fragte der Präsident.

»Ja«

»Sogar wenn dieser Gehorsam an Dir selbst geübt werden müßte?«

»Derjenige, welcher hier eintritt, gehört nicht sich, sondern Allen.«

»Du wirst also gehorchen, welcher Befehl Dir auch von mir gegeben werden mag?«

»Ich werde gehorchen.«

»Auf der Stelle?«

»Auf der Stelle.«

»Ohne Zögern?«

»Ohne Zögern.«

»Nimm die Pistole und lade sie.«

Der Unbekannte nahm die Pistole, goß das Pulver in den Lauf, setzte einen Pfropf darauf und ließ dann die Kugel hineinfallen, die er mit einem zweiten Pfropf befestigte, wonach er Pulver auf die Pfanne schüttete.

Alle die dunkeln Bewohner dieses seltsamen Ortes schauten ihn mit einem düsteren

Stillschweigen an, das nur durch das Geräusch des an die Bogen der Gewölbe anprallenden Windes unterbrochen wurde.

»Die Pistole ist geladen,« sprach kalt der Unbekannte.

»Bist Du dessen sicher?« fragte der Präsident.

Ein Lächeln zog über die Lippen des Aufzunehmenden, und dieser nahm den Ladstock und ließ ihn in den Lauf des Gewehres fallen, aus dem er zwei Zoll hervorragte.

Der Präsident bedeutete durch ein Zeichen, daß er überzeugt sei.

»Ja,« sagte er, »sie ist in der That geladen, und gut geladen.«

»Was soll ich thun?« fragte der Unbekannte.

»Spanne.«

Der Unbekannte spannte die Pistole, und man hörte unter dem tiefen Stillschweigen, das die Zwischenräume des Zwiegespräches begleitete, das Krachen des Hahnen.

»Nun halte die Mündung der Pistole an Deine Stirne,« fuhr der Präsident fort.

Der Unbekannte gehorchte, ohne zu zögern.

Ein tieferes Stillschweigen als je lagerte sich über der Versammlung; die Lampen schienen zu erbleichen; diese Gespenster waren wirklich Gespenster, denn keines von ihnen hatte Athem.

»Feuer!« sagte der Präsident.

Der Drücker rührte sich, der Stein funkelte auf der Batterie; aber nur das Pulver der Pfanne entzündete sich und kein Geräusch begleitete seine ephemere Flamme.

Ein Schrei der Bewunderung entströmte beinahe jeder Brust, und der Präsident streckte mit einer instinktartigen Bewegung die Hand gegen den Unbekannten aus.

Doch zwei Proben genügten ohne Zweifel den Anspruchsvollsten nicht, und einige Stimmen riefen:

»Den Dolch! den Dolch!«

»Ihr verlangt ihn?« fragte der Präsident.

»Ja, den Dolch! den Dolch!« wiederholten dieselben Stimmen.

»Bringt den Dolch,« sprach der Präsident.

»Es ist unnöthig,« sagte der Unbekannte, verächtlich den Kopf schüttelnd.

»Wie, unnöthig!« rief die Versammlung.

»Ja, unnöthig!« entgegnete der Auszunehmende mit einer Stimme, welche alle andere Stimmen bedeckte; »ich wiederhole es Euch, denn Ihr verliert eine kostbare Zeit.«

»Was sagst Du da?« rief der Präsident.

»Ich sage, daß ich alle Eure Geheimnisse kenne, daß die Proben, denen Ihr mich unterwerft, Kinderspiele sind, unwürdig, einen Augenblick ernste Wesen zu beschäftigen. Ich sage, daß dieser ermordete Mensch nicht todt ist, ich sage, daß das Blut, das ich getrunken, in einem aus seiner Brust liegenden und unter seinen Kleidern verborgenen Schlauche enthaltener Wein war, ich sage, daß das Pulver und die Kugeln in dem Augenblick, wo ich den Hahnen spannte, in den Kolben gefallen sind. Nehmt also Eure ohnmächtige Waffe zurück, denn sie taugt nur dazu, Feige zu erschrecken. Stehe auf, lügnerischer Leichnam, denn Du wirst die Starken nicht einschüchtern.«

Ein furchtbarer Schrei erhob sich und machte die Gewölbe schallen.

»Du kennst unsere Geheimnisse,« rief der Präsident; »Du bist also ein Seher oder ein

Verräther?«

»Wer bist Du?« fragten dreihundert Stimmen, während zu gleicher Zeit zwanzig Schwerter in den Händen der nächsten Gespenster funkelten und durch eine regelmäßige Bewegung, wie es die einer eingeübten Phalanx gewesen wäre, sich senkten und auf der Brust des Unbekannten vereinigten.

Aber lächelnd, ruhig, das Haupt erhebend und seine Haare schüttelnd, welche nur durch das Band gehalten wurden, das man um seine Stirne gewickelt hatte, sprach er:

»*Ego sum qui sum*, ich bin, der ich bin.«

Dann ließ er seine Augen auf der menschlichen Mauer, welche ihn enge umschloß, umherlaufen; bei seinem gebieterischen Blicke sanken die Schwerter durch ungleiche Bewegungen nieder, je nachdem diejenigen, welche der Unbekannte mit diesem Blicke traf, sogleich seinem Einflusse wichen, oder ihn zu bekämpfen suchten.

»Du hast ein unkluges Wort ausgesprochen,« sagte der Präsident; »ohne Zweifel sprachst Du es nur, weil Du das Gewicht desselben nicht kennst.«

Der Fremde schüttelte lächelnd den Kopf und erwiderte:

»Ich habe geantwortet, was ich antworten muß.«

»Woher kommst Du denn?« fragte der Präsident.

»Ich komme von dem Lande, von dem das Licht kommt.«

»Unsere Instructionen melden uns, Du kommest von Schweden.«

»Wer von Schweden kommt, kann vom Orient kommen,« antwortete der Fremde.

»Zum zweiten Male, wir kennen Dich nicht. Wer bist Du?«

»Wer ich bin? . . .« versetzte der Unbekannte; »ich werde es Euch sogleich sagen, da Ihr Euch stellt, als begriffet Ihr mich nicht; zuvor aber will ich Euch sagen, wer Ihr selbst seid.«

Die Gespenster bebten und ihre Schwerter schlugen an einander, während sie von ihrer linken Hand in ihre rechte übergingen und sich bis zu der Höhe der Brust des Unbekannten erhoben.

»Vor Allem Du,« fuhr der Unbekannte, die Hand gegen den Präsidenten ausstreckend, fort, »Du, der Du zu mir sprichst, und der Du Dich für einen Gott hältst und nur ein Vorläufer bist, Du, der Präsident der schwedischen Kreise . . . ich werde Dir Deinen Namen sagen, damit ich nicht nöthig habe, Dir die der Andern zu nennen: Swedenborg, haben Dir die Engel, welche vertraulichen Umgang mit Dir pflegen, nicht geoffenbart, daß derjenige, welchen Du erwartetest, sich auf den Weg begeben?«

»Das ist wahr,« antwortete der Präsident, sein Leichentuch erhebend, um den Sprechenden besser zu sehen, »sie haben es mir gesagt.«

Und derjenige, welcher gegen alle Gebräuche der Gesellschaft sein Leichentuch erhob, zeigte hiedurch das ehrwürdige Gesicht und den weißen Bart eines achtzigjährigen Greises.

»Gut,« sprach der Fremde; »zu Deiner Linken ist der Vertreter des englischen Kreises, welcher in der Loge Caledonia präsidiert. Heil, Mylord! wenn das Blut Eures Ahnen in Euch fortlebt, darf England hoffen, daß sich das erloschene Licht wieder entzünden wird.«

Die Schwerter senkten sich; der Zorn fing an dem Erstaunen Platz zu machen.

»Ah! Ihr seid es, Kapitän,« fuhr der Unbekannte, sich an das letzte Haupt zur Linken des Präsidenten wendend, fort; »in welchem Hafen habt Ihr Euer schönes Schiff gelassen, dem Ihr zugethan seid, wie einer Geliebten? Es ist eine brave Fregatte, nicht wahr, die Providence und

ein Name, der Amerika Glück bringen wird?«

Dann sich an denjenigen wendend, welcher rechts vom Präsidenten stand:

»Nun ist es an Dir, Prophet von Zürich, schau' mir in's Antlitz, Du, der, Du die physiognomische Wissenschaft bis zur Divination getrieben hast, und sage laut, ob Du nicht in meinem Gesichte den Beweis meiner Sendung erkennst?«

Derjenige, an welchen er sich wandte, wich einen Schritt zurück.

»Auf,« sprach er weiter, indem er sich an seinen Nachbar wandte, »auf, Abkömmling von Pelagius, es handelt sich darum, zum zweiten Male die Mauren aus Spanien zu vertreiben. Das wird etwas Leichtes sein, wenn die Castilier nicht für immer das Schwert des Cid verloren haben.«

Das fünfte Haupt blieb stumm und unbeweglich; es war, als hätte es die Stimme des Unbekannten in Stein verwandelt.

»Und mir,« versetzte das sechste Haupt, den Worten des Unbekannten, der es zu vergessen schien, entgegenkommend, »und mir hast Du nichts zu sagen?«

»Doch,« antwortete der Reisende, indem er einen von jenen durchdringenden Blicken, welche die Herzen ergründen, auf ihn heftete, »doch, ich habe Dir zu sagen, was Jesus zu Judas gesagt hat, und werde es Dir auch sogleich sagen.«

Derjenige, zu welchem er sprach, wurde weißer als sein Leichentuch, während ein die ganze Versammlung durchlaufendes Gemurmel von dem Fremden Rechenschaft über diese sonderbare Anschuldigung zu fordern schien.

»Du vergißt den Vertreter von Frankreich,« sagte der Präsident.

»Dieser ist nicht unter uns,« antwortete stolz der Fremde, »und Du weißt es wohl, Du, der Du sprichst, da sein Sitz hier leer ist. Erwinnere Dich nun, daß die Fallen denjenigen lächeln machen, welcher in der Finsterniß sieht, welcher trotz der Elemente handelt und trotz des Todes lebt.«

»Du bist jung,« entgegnete der Präsident, »und Du sprichst mit dem Ansehen eines Gottes. Bedenke ebenfalls, die Kühnheit betäubt nur die unentschlossenen oder unwissenden Menschen.«

Ein Lächeln erhabener Verachtung trat auf die Lippen des Fremden und er sprach:

»Ihr seid insgesamt unentschlossen, da Ihr nicht auf mich zu wirken vermöget; Ihr seid insgesamt unwissend, da Ihr nicht wißt, wer ich bin, während ich weiß, wer Ihr seid; ich werde also bei Euch mit der Kühnheit allein siegen; doch wozu dient die Kühnheit demjenigen, welcher allmächtig ist?«

»Die Probe dieser Macht,« rief der Präsident; »gebt uns die Probe.«

»Wer hat Euch zusammenberufen?« sprach der Unbekannte, von der Rolle des Befragten zu der des Fragenden übergehend.

»Nicht ohne Zweck,« sagte der Fremde, sich an den Präsidenten und die fünf Häupter wendend, »nicht ohne Zweck seid Ihr gekommen, Ihr von Schweden, Ihr von London, Ihr von New-York, Ihr von Zürich, Ihr von Madrid, Ihr Alle endlich,« fuhr er sich an die Menge wendend fort, »nicht ohne Zweck seid Ihr von den vier Welttheilen gekommen, um Euch in dem Allerheiligsten des furchtbaren Glaubens zu versammeln.«

»Allerdings nicht,« antwortete der Präsident, »wir kommen demjenigen entgegen, welcher ein geheimnißvolles Reich im Orient gegründet, die zwei Hemisphären in einer Gemeinschaft des Glaubens vereinigt und die brüderlichen Hände des Menschengeschlechts mit einander

verschlungen hat.«

»Gibt es ein gewisses Zeichen, an welchem Ihr ihn zu erkennen im Stande seid?«

»Ja,« sprach der Präsident, »und Gott hat die Gnade gehabt, es mir durch die Vermittlung seiner Engel zu enthüllen.«

»Also kennt Ihr allein dieses Zeichen?«

»Ich allein kenne es.«

»Ihr habt dieses Zeichen Niemand enthüllt?«

»Niemand in der Welt.«

»Nennt es ganz laut.«

Der Präsident zögerte.

»Nennt es,« wiederholte der Fremde mit befehlendem Tone, »nennt es, denn der Augenblick der Offenbarung ist gekommen.«

Der Präsident antwortete:

»Er wird auf seiner Brust einen diamantenen Stern tragen, und auf diesem Stern werden die drei ersten Buchstaben eines nur ihm allein bekannten Wahlspruches funkeln.«

»Wie heißen diese drei Buchstaben?«

»L. P. D.«

Der Fremde schob mit einer raschen Bewegung seinen Rock und seine Weste auf die Seite, und auf seinem Hemde von seinem Batist erschien glänzend wie ein flammendes Gestirn der diamantene Stern und auf diesem funkelten die drei Buchstaben in Rubin.

»Er!!« rief der Präsident erschrocken; »sollte er es sein?«

»Derjenige, welchen die Welt erwartet?« fragten ängstlich die Häupter.

»Der Großkophta?« murmelten dreihundert Stimmen.

»Nun!« rief der Fremde mit dem Ausdrücke des Triumphes, »werdet Ihr mir nun glauben, wenn ich Euch zum zweiten Male wiederhole: Ich bin, der ich bin.«

»Ja,« sagten die Gespenster sich niederwerfend.

»Sprecht, Meister,« riefen der Präsident und die fünf Häupter; »sprecht, und wir werden gehorchen.«

III.

L. P. D.

Es trat ein Stillschweigen von einigen Sekunden ein; der Unbekannte schien mittlerweile seine Gedanken zu sammeln und sprach sodann:

»Meine edle Herren, Ihr könnt die Schwerter ablegen, welche Eure Arme unnöthig ermüden, und mir ein aufmerksames Ohr schenken, denn Ihr werdet viel in den wenigen Worten zu lernen haben, die ich an Euch richte.«

Die Aufmerksamkeit verdoppelte sich.

»Die Quelle der großen Flüsse ist beinahe immer göttlich und deshalb unbekannt; wie der Nil, wie der Ganges, wie der Amazonasfluß, weiß ich, wohin ich gehe, aber ich weiß nicht woher ich komme! Ich erinnere mich nur, daß ich mich an dem Tage, wo sich die Augen meiner Seele der Auffassung äußerer Gegenstände erschlossen, in Medina, der heiligen Stadt, befand und in den Gärten des Mufti Salaaym umher lief. Dies war ein ehrwürdiger Greis, den ich wie meinen Vater liebte, der jedoch nicht mein Vater war; denn wenn er mich voll Zärtlichkeit anschaute, so sprach er doch nur mit Ehrfurcht zu mir; dreimal des Tags entfernte er sich, um einen andern Greis zu mir gelangen zu lassen, dessen Namen ich nie anders als mit einer Ehrfurcht ausspreche, in welche sich Dankbarkeit mischt.

Dieser ehrwürdige Greis, ein erhabener Behälter aller menschlichen Wissenschaften, unterrichtet durch die sieben höchsten Geister in Allem, was die Engel lernen, um Gott zu begreifen, heißt Althotas; er wurde mein Erzieher, mein Lehrer; er ist noch mein Freund, ein ehrwürdiger Freund, denn er hat zweimal das Alter des Aeltesten unter Euch.«

Diese feierliche Sprache, diese majestätischen Geberden, dieser salbungsreiche und zugleich strenge Ton brachten auf die Versammlung einen von jenen Eindrücken hervor, welche sich in langen Schauern der Beklemmung auflösen.

»Als ich mein fünfzehntes Jahr erreichte, war ich bereits in die bedeutendsten Geheimnisse der Natur eingeweiht. Ich kannte die Botanik, nicht die enge Wissenschaft, welche jeder Gelehrte auf das Studium des Winkels der Welt, den er bewohnt, beschränkt, sondern ich kannte die sechzigtausend Pflanzenfamilien, welche auf der ganzen Welt vegetiren. Ich wußte, wenn mich mein Lehrer dazu zwang, indem er mir die Hände auf die Stirne legte und in meine geschlossenen Augen einen Strahl des himmlischen Lichtes fallen ließ, ich wußte durch eine, beinahe übernatürliche Betrachtung meinen Blick unter die Wellen des Meeres zu tauchen und die ungestalten, unbeschreibbaren Vegetationen zu classificiren, welche zwischen den zwei Lagern schlammigen Wassers dumpf schwimmen und sich schaukeln und mit ihren riesigen Zweigen die Wiege aller der häßlichen und beinahe formlosen Ungeheuer bedecken, welche das Gesicht des Menschen nie erschaut hat und die Gott seit dem Tage, wo aufrührerische Engel seine einen Augenblick besiegte Macht sie zu schaffen zwangen, vergessen haben muß.

Ich hatte mich überdies den todten und den lebendigen Sprachen gewidmet. Ich kenne alle Idiome, welche man von der Meerenge der Dardanellen bis zur Meerenge von Magelhaens spricht. Ich las die geheimnißvollen Hieroglyphen geschrieben auf jene Granitbücher, die man

die Pyramiden nennt. Ich umfaßte alle menschliche Wissenschaften von Sanchuniathon bis Sokrates, von Moses bis auf den heiligen Hieronymus, von Zoroaster bis Agrippa.

Ich studirte die Medicin, nicht allein im Hippokrates, im Galien, im Averrhoes, sondern auch in dem großen Meister, den man die Natur nennt. Ich erlauschte die Geheimnisse der Kophten und Drusen Ich sammelte den unheilvollen und den glücklichen Samen. Ich konnte, wenn der Samum und der Orkan über mein Haupt hinzogen, ihrem Hauche unbekannte Körner anvertrauen, welche fern von mir den Tod oder das Leben trugen, je nachdem ich die Gegend, nach welcher ich mein zorniges oder lächelndes Gesicht wandte, gesegnet oder verflucht hatte.

Mitten unter diesen Studien, unter diesen Arbeiten, unter diesen Reisen erreichte ich mein zwanzigstes Jahr.

Eines Tages suchte mich mein Lehrer in der Marmorgrotte auf, in welche ich mich während der großen Hitze des Tages zurückzog. Sein Gesicht war zugleich streng und lächelnd; er hielt ein Fläschchen in der Hand.

„Acharat,“ sprach er zu mir, „ich habe Dir immer gesagt, nichts werde geboren, nichts sterbe in der Welt; die Wiege und der Sarg seien Brüder; es fehle dem Menschen, um klar in seine vergangenen Existenzen zu sehen, nur die Hellsichtigkeit, die ihn Gott gleich machen werde, denn von dem Tage, wo er diese Hellsichtigkeit erlangt habe, werde er sich unsterblich wie Gott fühlen. Nun, ich habe einstweilen den Trank gefunden, der die Finsterniß zerstreut, bis ich denjenigen finde, welcher den Tod verjagt. Acharat, ich habe gestern getrunken, was in diesem Fläschchen fehlt.“

Ich hegte ein großes Vertrauen, eine tiefe Verehrung für meinen würdigen Lehrer, und dennoch zitterte meine Hand, als sie das Fläschchen berührte, das mir Althotas reichte, wie die Hand von Adam gezittert haben muß, da er den Apfel berührte, den ihm Eva bot.

„Trinke,“ sagte er lächelnd zu mir.

Ich trank.

Dann legte er mir die Hände auf den Kopf, wie er dies zu thun pflegte, wenn er mich für den Augenblick mit dem zweiten Gesichte begaben wollte.

„Schlafe und erinnere Dich,“ sprach er zu mir.

Ich entschlummerte sogleich. Dann träumte mir, ich liege auf einem Scheiterhaufen von Sandelholz und Aloen; ein Engel, der, den Willen des Herrn von Osten nach dem Westen tragend, vorüber kam, berührte meinen Scheiterhaufen mit dem Ende des Flügels und er fing Feuer. Aber statt von der Angst erfaßt zu werden, statt diese Flamme zu fürchten, streckte ich mich wollüstig inmitten der glühenden Zungen aus, wie es der Phönix thut, der ein neues Leben in dem Principe alles Lebens geschöpft hat.

Dann verschwand Alles, was Materielles in mir war, die Seele allein blieb; sie behielt die Form des Körpers, aber durchsichtig, ungreifbar, leichter, als die Atmosphäre, in der wir leben und über die sie sich erhob. Wie Pythagoras, der sich bei der Belagerung von Troja gewesen zu sein erinnerte, erinnerte ich mich sodann der zwei und dreißig Existenzen, die ich durchlebt hatte. Ich sah unter meinen Augen die Jahrhunderte wie eine Reihe großer Greise vorübergehen. Ich erkannte mich unter den verschiedenen Namen, die ich seit dem Tage meiner ersten Geburt bis zu meinem letzten Tode geführt hatte, denn Ihr wißt, meine Brüder, und das ist einer der positivsten Punkte unseres Glaubens, die Seelen, diese zahllosen Ausströmungen der Gottheit, welche bei jedem Hauche aus der Brust Gottes hervorkommen, erfüllen die Luft, vertheilen sich

in einer großen Hierarchie, von den erhabensten bis zu den geringsten Seelen, und der Mensch, der zur Stunde seiner Geburt, vielleicht auf den Zufall, eine von den zuvor bestehenden Seelen einathmet, gibt sie zur Stunde seines Todes einer neuen Laufbahn und nachfolgenden Umwandlungen zurück.«

Derjenige, welcher sprach, sprach mit so überzeugtem Tone, schlug seine Augen mit einem so erhabenen Blicke zum Himmel auf, daß ihn bei dieser Periode seines Geistes, welche seinen ganzen Glauben zusammenfaßte, ein Gemurmeln der Bewunderung unterbrach; das Erstaunen machte der Bewunderung Platz, wie der Zorn dem Erstaunen Platz gemacht hatte.

»Als ich erwachte,« fuhr der Erleuchtete fort, »fühlte ich, daß ich mehr als ein Mensch, begriff ich, daß ich beinahe ein Gott war.

Da beschloß ich, nicht nur mein gegenwärtiges Dasein, sondern auch alle Existenzen, die ich fernerhin zu leben habe, dem Glücke der Menschheit zu weihen.

Am andern Tage, als hätte er mein Vorhaben errathen, kam Althotas zu mir und sprach:

„Mein Sohn, es sind zwanzig Jahre, als Eure Mutter, indem sie Euch das Leben gab, verschied; seit zwanzig Jahren hält ein unüberwindliches Hinderniß Euren erhabenen Vater ab, sich Euch zu offenbaren; wir werden unsere Reisen wieder fortsetzen; Euer Vater wird unter denjenigen sein, welche uns begegnen, er wird Euch umarmen, doch Ihr werdet nicht wissen, daß er Euch umarmt hat.“

Es sollte also Alles bei mir, wie bei den Auserwählten des Herrn geheimnißvoll sein: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft.

Ich sagte dem Mufti Salaaym Lebewohl, er segnete mich und überhäufte mich mit Geschenken; dann schlossen wir uns einer Karavane an, welche nach Suez abging.

Verzeiht, edle Herren, wenn ich bei dieser Erinnerung erschüttert bin; eines Tages umarmte mich ein ehrwürdiger Mann und ein seltsamer Schauer bewegte mein ganzes Wesen, als ich sein Herz schlagen fühlte.

Es war der Scherif von Mekka, ein sehr glänzender, sehr erhabener Fürst. Er hatte hundert Schlachten gesehen und mit einer Geberde seines Armes beugte er die Köpfe von drei Millionen Menschen. Althotas wandte sich ab, um nicht unruhig zu werden, vielleicht um sich nicht zu verrathen, und wir setzten unsern Weg fort.

Wir drangen in Asien vor; wir fuhren den Tigris hinauf; wir besuchten Palmyra, Damask, Smyrna, Konstantinopel, Wien, Berlin, Dresden, Stockholm, Moskau, Petersburg, New-York, Buenos-Ayres, das Cap, Aden; als wir uns endlich wieder beinahe auf dem Punkte fanden, von dem wir ausgegangen waren, begaben wir uns nach Abyssinien, fuhren den Nil hinab, landeten später in Rhodus und dann in Malta; ein Schiff kam dem unsrigen auf zwanzig Stunden in die See entgegen; zwei Ritter des Ordens führten uns, nachdem sie mich begrüßt und Althotas umarmt hatten, im Triumph in den Palast des Hochmeisters Pinto.

Ohne Zweifel, meine edle Herren, werdet Ihr mich fragen, warum der Muselman Acharat mit so großer Ehre von denjenigen aufgenommen worden sei, welche in ihrem Gelübde die Vertilgung der Ungläubigen schwören. Althotas, ein Katholik und selbst Malteserritter, hatte mir immer nur von einem mächtigen, universellen Gott gesprochen, der mit Hülfe der Engel, seiner Diener, die allgemeine Harmonie gegründet und diesem harmoniösen Ganzen den schönen, großen Namen Kosmos gegeben. Kurz ich war Theosoph.

Meine Reisen waren vollendet; aber der Anblick aller dieser Städte mit den verschiedenen

Namen, mit den widersprechenden Sitten, hatte kein Erstaunen bei mir erregt; das kam davon her, daß nichts unter der Sonne für mich neu war, daß ich im Verlaufe der zwei und dreißig Existenzen, die ich bereits gelebt, dieselben Städte besucht hatte, daß das Einzige, was mir etwa auffiel, die Veränderungen waren, die sich unter den Menschen, welche dieselben bevölkerten, bewerkstelligt hatten. Ich konnte dann im Geist über die Ereignisse hinschweben und den Gang der Menschheit verfolgen. Ich sah, daß alle Geister auf den Fortschritt abzielten und daß der Fortschritt zur Freiheit führte. Ich sah, daß alle nach und nach zum Vorschein gekommene Propheten vom Herrn erweckt worden waren, um den schwankenden Gang der Menschheit zu stützen, welche, blind von ihrer Wiege ausgegangen, jedes Jahrhundert einen Schritt gegen das Licht macht: die Jahrhunderte sind die Tage der Völker.

Ich sagte mir nun, so viele erhabene Dinge seien mir nicht geoffenbart worden, damit ich sie in mir begrabe, vergebens verschließe der Berg seine Goldadern, vergebens verberge der Ocean seine Perlen; denn der beharrliche Gräber dringe in den Grund des Gebirges, denn der Taucher steige in die Tiefe des Meeres hinab; und statt es zu machen wie der Ocean und der Berg, wäre es besser, zu thun, wie die Sonne thut, und meine Herrlichkeiten auf die Welt auszustreuen..

Nicht wahr, Ihr begreift nun, daß ich nicht, um einfachen Maurergebräuchen zu entsprechen, vom Orient gekommen bin. Ich bin gekommen, um Euch zu sagen: Brüder, entlehnt die Flügel und die Augen vom Adler, erhebt Euch über die Welt, erreicht mit mir den Gipfel des Berges, wohin Satan Jesus führte, und werft die Augen auf die Königreiche der Erde.

Die Völker bilden eine ungeheure Phalanx; in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Lagen geboren, haben sie ihre Stufen eingenommen und müssen jedes der Reihe nach zu dem Ziele gelangen, für welches sie geschaffen sind. Sie marschiren unablässig, obgleich sie zu ruhen scheinen, und wenn sie zufällig zurückweichen, so gehen sie nicht zurück, sondern sie nehmen einen Ansatz, um ein Hinderniß zu überspringen, oder um eine Schwierigkeit zu brechen.«

Frankreich ist in der Vorhut der Nationen, geben wir ihm eine Fackel in die Hand, die Flamme, die sie verzehrt, wird ein nützlicher Brand werden, weil sie die Welt erleuchtet.

»Deshalb fehlt der Vertreter von Frankreich hier; vielleicht wäre er vor seiner Sendung zurückgewichen. Es bedarf eines Mannes, der vor nichts zurückweicht . . . ich werde nach Frankreich gehen.«

»Ihr seid in Frankreich,« entgegnete der Präsident.

»Ja, das ist der wichtigste Posten, ich nehme ihn für mich; es ist das gefährlichste Werk . . . ich lade es mir auf.«

»Ihr wißt also, was in Frankreich vorgeht?« sagte der Präsident.

Der Illuminat lächelte.

»Ich weiß es, denn ich habe es selbst vorbereitet: ein alter, furchtsamer, verdorbener König, minder alt, minder furchtsam, minder verdorben, minder verzweifelt, als die Monarchie, die er vertritt, sitzt auf dem Throne von Frankreich. Es bleiben ihm kaum noch einige Jahre zu leben. Die Zukunft muß von uns auf eine geeignete Weise für den Tag seines Todes angeordnet sein. Frankreich ist der Schlüssel vom Gewölbe des Gebäudes; die sechs Millionen Hände, die sich auf ein Zeichen des höchsten Kreises erheben, müssen den Stein entwurzeln, und das monarchische Gebäude wird zusammenstürzen, und an dem Tage, wo man erfährt, daß es keinen König mehr in Frankreich gibt, werden die Fürsten Europa's, welche am frechsten auf dem Throne sitzen, fühlen, wie ihnen ein Schwindel nach der Stirne steigt, und sich von selbst in den

Abgrund werfen, den der große Einsturz des Thrones vom heiligen Ludwig bereitet hat.«

»Verzeiht, ehrenwerther Meister,« unterbrach ihn der Chef, welcher zur Rechten des Präsidenten stand und in dem man an seinem gebirgsdeutschen Accente den Schweizer erkennen konnte; »Euer Verstand hat ohne Zweifel Alles berechnet?«

»Alles,« antwortete lakonisch der Großkophta.

»Dennoch wird mich der sehr ehrenwerthe Meister entschuldigen, wenn ich so spreche; auf dem Gipfel unserer Berge, im Grunde unserer Thäler, auf den Ufern unserer Seen sind wir gewohnt, so frei zu reden, als der Hauch des Windes und das Gemurmel des Wassers; ich wiederhole jedoch, ich halte den Augenblick für ungünstig, denn es bereitet sich ein großes Ereigniß vor, dem die französische Monarchie seine Wiedergeburt zu verdanken haben wird. Ich, der ich die Ehre habe, mit Euch zu sprechen, erhabener Großmeister, ich habe eine Tochter von Maria Theresia sich in großem Prunke nach Frankreich wenden sehen, um das Blut von siebzehn Cäsaren mit dem des Nachfolgers von ein und sechzig Königen zu vermischen; und die Völker freuen sich blind, wie sie es immer thun, wenn man ihr Joch etwas nachläßt oder vergoldet. Ich wiederhole also in meinem Namen und in dem meiner Brüder, ich halte den Augenblick für ungünstig.«

Jeder wandte sich voll Ernst gegen denjenigen, welcher mit so viel Ruhe und Kühnheit der Unzufriedenheit des Großmeisters Trotz bot.

»Sprich, Bruder,« sagte der Großkophta, ohne daß er bewegt zu sein schien, »Dein Rath wird befolgt werden, wenn er gut ist. Wir Erwählten Gottes stoßen Niemand zurück und opfern nicht das Interesse einer Welt der Regung unserer Eitelkeit.«

Der Abgeordnete der Schweiz fuhr unter dem tiefsten Stillschweigen fort:

»Sehr ehrenwerther Großmeister, bei meinen Studien ist es mir gelungen, mich von einer Wahrheit zu überzeugen: davon, daß die Physiognomie der Menschen dem Auge, das darin zu lesen weiß, stets ihre Laster und ihre Tugenden enthüllt. Der Mensch componirt sein Gesicht, er versüßt seinen Blick, er läßt seine Lippen lächeln; alle diese Muskelbewegungen sind in seiner Gewalt; aber der Haupttypus seines Charakters bleibt hervorspringend ein lesbares und unwidersprechliches Zeugniß von dem, was in seinem Herzen vorgeht. So hat auch der Tiger ein reizendes Lächeln und liebkosende Blicke, doch an seiner niedrigen Stirne, an seinen hervorspringenden Backenknochen, an seinem ungeheuren Hinterhaupte, an seinem blutigen Aufsperrn des Rachens erkennt Ihr den Tiger. Der Hund runzelt die Stirne, zeigt die Zähne und geräth in Wuth; aber an seinem sanften, offenen Auge, an seinem gescheiten Gesichte, an seinem folgsamen Wesen erkennt Ihr, daß er dienstfertig und freundschaftlich ist. Gott hat auf das Antlitz jedes Geschöpfes seinen Namen und seine Eigenschaft geschrieben Wohl! ich habe auf der Stirne des Mädchens, das in Frankreich regieren soll, den Muth, den Stolz und die so zarte Menschenfreundlichkeit der deutschen Jungfrauen gelesen; ich habe, auf dem Antlitz des jungen Mannes, der ihr Gemahl werden wird, die ruhige Kaltblütigkeit, die christliche Milde und den gewissenhaften Geist des Beobachters gelesen. Wie sollte aber ein Volk, und besonders das französische Volk, das kein Gedächtniß für das Böse hat und nie das Gute vergißt, denn es genügt ihm an einem Karl dem Großen, an einem heiligen Ludwig und einem Heinrich IV., um zwanzig feige und grausame Könige zu beschirmen, wie sollte ein Volk, das stets hofft und nie verzweifelt, eine junge, schöne und gute Königin und einen sanften, milden und haushälterischen König nicht lieben, nach der unseligen, verschwenderischen Aera von Ludwig XV., nach dessen öffentlichen Orgien und duckmäuserischen Rachehandlungen, nach der Regierung der

Pompadour und der Dubarry? Wird Frankreich nicht die Fürstin segnen, welche ein Muster der von mir erwähnten Tugenden sein und als Mitgift den europäischen Frieden bringen wird? Die Dauphine Marie Antoinette kommt über die Grenze, der Altar und das Ehebett werden in Versaille zugerichtet; ist dies der Augenblick für Frankreich und durch Frankreich Euer Reformationswerk zu beginnen? Verzeiht mir, sehr ehrenwerther Herr, aber ich mußte sagen, was ich im Grunde meines Herzens dachte, und was ich Eurer untrüglichen Weisheit zu unterwerfen für meine Pflicht halte.«

Nach diesen Worten verbeugte sich derjenige, welchen der Unbekannte unter dem Namen des Apostels von Zürich bezeichnet hatte, erntete das schmeichelhafte Gemurmel einstimmiger Billigung und wartete auf die Antwort des Großkophta.

Sie ließ nicht lange auf sich warten, denn dieser erwiderte bald:

»Wenn Ihr in den Physiognomien leset, erhabene Brüder, so lese ich in der Zukunft. Maria Antoinette ist stolz; sie wird im Kampfe hartnäckig werden und unter unsern Angriffen untergehen. Der Dauphin Louis Auguste ist gut und mild, er wird im Kampfe schwach werden und wie seine Frau und mit ihr untergehen; nur wird sich jedes von ihnen durch die entgegengesetzte Tugend oder durch den entgegengesetzten Fehler zu Grunde richten. Sie schätzen sich in diesem Augenblick; wir werden ihnen nicht die Zeit gönnen, sich zu lieben, und in einem Jahre verachten sie sich. Warum übrigens sich berathschlagen, meine Brüder, von welcher Seite das Licht komme, da dieses Licht mir geoffenbart ist? da ich vom Orient komme, geleitet wie die Hirten durch das Gestirn, das eine zweite Wiedergeburt verkündigt? Morgen schreite ich zum Werke, und mit Eurer Unterstützung fordre ich zwanzig Jahre von Euch, um unser Werk zu vollbringen; zwanzig Jahre werden genügen, wenn wir vereinigt und stark auf ein Ziel losgehen.«

»Zwanzig Jahre!« murmelten mehrere Gespenster, »das ist sehr lang.«

Der Großkophta wandte sich an diese Ungeduldigen und sprach:

»Ja, gewiß, es ist sehr lang für Jeden, der sich einbildet, man tödte ein Princip, wie man einen Menschen tödtet mit dem Messer von Jacques Clement oder mit dem Federmesser von Damiens, Wahnsinnige! . . . das Messer des Menschen tödtet allerdings; aber dem wiedererzeugenden Stahle ähnlich, schneidet es einen Zweig ab, um zehn andere aus dem Stamme hervorspringen zu lassen, und an der Stelle des in seinem Grabe liegenden königlichen Leichnams, erweckt es einen Ludwig XIII., einen albernen Tyrannen; einen Ludwig XIV, einen verständigen Despoten; einen Ludwig XV., ein Idol, benetzt mit den Thränen und dem Blute seiner Anbeter, wie die ungeheuerlichen Gottheiten, die ich in Indien mit einem eintönigen Lächeln die Frauen und die Kinder, welche Guirlanden unter die Räder ihres Wagens werfen, zerquetschen sah. Ah! Ihr findet, zwanzig Jahre seien zu viel, um den Königsnamen aus den Herzen von zwanzig Millionen Menschen zu vertilgen, welche vor Kurzem noch Gott das Leben ihrer Kinder boten, um das des kleinen Königs Ludwig XV. zu erkaufen! Ah! Ihr glaubt es sei eine leichte Aufgabe, Frankreich die Lilien verhaßt zu machen, welche strahlend wie die Gestirne des Himmels, liebkosend wie die Wohlgerüche der Blumen, an die sie erinnern, tausend Jahre hindurch das Licht, die Menschenliebe, den Sieg in alle Winkel der Erde getragen haben! Versucht es doch, meine Brüder, versucht es: ich gebe Euch nicht zwanzig Jahre, ich gebe Euch ein Jahrhundert! Ihr seid zerstreut, zitternd, einander unbekannt; ich allein weiß alle Eure Namen; ich allein schätze, um ein Ganzes daraus zu machen. Euren getheilten Werth; ich allein bin die Kette, die Euch in einem großen, brüderlichen Knoten verbindet. Wohl! ich sage Euch Philosophen, Oekonomisten,

Ideologen, ich will, daß Ihr in zwanzig Jahren die Grundsätze, die Ihr mit leiser Stimme am Familienherde murmelt, die Ihr mit unruhigem Auge im Schatten Eurer alten Thürme niederschreibt, die Ihr einander, den Dolch In der Hand, anvertraut, um mit diesem Dolche den Unklugen oder den Verräther niederzustoßen, der Eure Worte lauter, als Ihr sie sagt, wiederholen würde; ich will, daß Ihr diese Grundsätze ganz öffentlich auf der Straße verkündigt, daß Ihr sie am hellen Tage druckt, daß Ihr sie in ganz Europa durch friedliche Emissäre oder an der Spitze der Bajonette von fünfmal hundert tausend Soldaten verkündigt, welche als Kämpfer für die Freiheit, diese Grundsätze auf ihre Fahnen geschrieben, sich erheben werden; ich will endlich, daß Ihr, die Ihr bei dem Namen des Tower von London, Ihr, die Ihr bei dem Namen der Kerker der Inquisition zittert, ich will bei dem Namen der Bastille, der ich Trotz bieten werde, daß wir, Ihr und ich, aus Mitleid lachen, während wir die Trümmer dieser furchtbaren Kerker, auf denen Eure Frauen und Eure Kinder tanzen werden, mit Füßen treten. Doch Alles dies kann nur nach dem Tode, nicht des Monarchen, sondern der Monarchie, nach der Verachtung der öffentlichen Gewalten, nach dem völligen Vergessen jeder socialen Niedrigkeit, nach der Vertilgung der aristokratischen Kasten und der Theilung der adeligen Güter geschehen. Ich verlange zwanzig Jahre, um eine alte Welt zu zerstören und eine neue aufzubauen, zwanzig Jahre, das heißt zwanzig Secunden der Ewigkeit, und Ihr sagt, das sei zu viel!«

Ein langes Gemurmel der Bewunderung und Beistimmung folgte aus die Rede des düsteren Propheten; er hatte offenbar alle Sympathien dieser geheimnißvollen Mandatare des europäischen Geistes gewonnen.

Der Großkophta genoß einen Augenblick seinen Triumph und fuhr dann, als er ihn vollständig fühlte, fort:

»Sprecht nun, meine Brüder, nun, da ich mich ganz hingebe, nun da ich den Bären in seiner Höhle anzugreifen im Begriffe bin und mein Leben gegen die Freiheit der Welt einsetze, was werdet Ihr für den Erfolg der Sache thun, der wir unser Leben, unser Vermögen und unsere Freiheit geweiht haben? Was werdet Ihr thun, sagt es? dies Euch zu fragen, bin ich gekommen.«

Ein durch seine Feierlichkeit erschreckendes Stillschweigen folgte auf diese Worte; man sah in dem düsteren Saale nur unbewegliche Gespenster, versunken in den ernstesten Gedanken, der zwanzig Throne erschüttern sollte.

Die sechs Häupter trennten sich von den Gruppen und kehrten nach einer Berathung von einigen Minuten zu dem obersten Haupte zurück.

Der Präsident sprach zuerst.

»Ich vertrete Schweden,« sagte er. »Im Namen von Schweden biete ich, um den Thron von Wasa zu vernichten, die Bergleute, welche diesen Thron errichtet haben, nebst hunderttausend Silberthalern.«

Der Großkophta zog seine Schreibtafel hervor und schrieb das Anerbieten auf, das ihm gemacht worden war.

Derjenige, welcher zur linken des Präsidenten stand, sprach sodann:

»Ich, der Abgesandte der irländischen und schottischen Kreise, kann nichts im Namen von England bieten, das wir uns zu bekämpfen eifrig finden werden; doch im Namen des armen Irland, im Namen des armen Schottland biete ich eine Contribution von dreitausend Mann und dreitausend Kronen jährlich.«

Der Großkophta schrieb dieses Anerbieten neben das vorhergehende.

»Und Ihr?« sagte er zu dem dritten Haupte.

»Ich,« antwortete dieser, dessen Kraft und Ungestüm sich unter dem beengenden Rocke des Eingeweihten verriethen, »ich vertrete Amerika, von dem jeder Stein, jeder Baum, jeder Wassertropfen, jeder Blutstropfen der Empörung angehört. So lange wir Geld haben, werden wir geben; so lange wir Blut haben, werden wir vergießen; nur können wir nicht eher handeln, als bis wir frei sind. Getheilt, gleichsam eingepfercht, numerirt, stellen wir eine riesige Kette mit getrennten Ringen dar; eine mächtige Hand müßte die zwei ersten Glieder zusammenfügen und die andern würden sich wohl von selbst verbinden. Mit uns also müßte man anfangen, sehr ehrenwerther Meister. Wollt Ihr die Franzosen vom Königthum befreien, so macht uns zuerst von der fremden Herrschaft frei.«

»So soll es geschehen,« antwortete der Großkophta; »Ihr werdet zuerst frei sein, und Frankreich wird Euch unterstützen. Gott hat in allen Sprachen gesagt: »Helfet einander.«« Wartet also; für Euch, Bruder, wird das Warten wenigstens nicht lange dauern, dafür stehe ich Euch.«

Dann wandte er sich an den Abgeordneten der Schweiz.

»Ich, was mich betrifft,« sagte dieser, »ich kann nichts versprechen, als meine persönliche Beihülfe. Die Söhne der Republik sind seit geraumer Zeit die Verbündeten der französischen Monarchie; sie verkaufen ihr Blut an dieselbe seit Marignan und Pavia; es sind getreue Schuldner und sie werden ausliefern, was sie verkauft haben. Zum ersten Male, sehr ehrenwerther Großmeister, schäme ich mich unserer Rechtschaffenheit.«

»Es sei,« antwortete der Großkophta, »wir werden ohne sie und trotz derselben siegen. Und nun ist an Euch die Reihe, Abgeordneter Spaniens.«

»Ich,« sagte dieser, »ich bin arm, ich kann nur drei tausend Brüder geben; doch sie werden jeder tausend Realen jährlich beitragen. Spanien ist ein träges Land, wo der Mensch auf einem Schmerzenslager zu schlafen weiß, wenn er nur schläft.«

»Gut,« sprach der Kophta. »Und Ihr?«

»Ich,« antwortete derjenige, an welchen er sich wandte, »ich vertrete Rußland und die polnischen Kreise. Unsere Brüder sind reiche Unzufriedene oder arme Leibeigene, einer rastlosen Arbeit und einem frühzeitigen Tod geweiht. Im Namen der Leibeigenen kann ich nichts versprechen, weil sie nichts besitzen, nicht einmal das Leben; doch ich verspreche für dreitausend Reiche zwanzig Louis d'or für den Kopf jährlich.«

Die andern Abgeordneten kamen der Reihe nach; jeder vertrat entweder ein kleines Königreich, oder ein großes Fürstenthum oder einen armen Staat; Jeder ließ sein Anerbieten in die Schreibtafel des obersten Hauptes einzeichnen und machte sich durch einen Schwur verbindlich, zu halten, was er versprochen hatte.

»Das durch die drei Buchstaben, an denen Ihr mich erkannt, symbolisirte Losungswort wird sich, bereits in einem Theile der Welt gegeben, nunmehr im andern verbreiten,« sagte der Großkophta. »Jeder Eingeweihte trage diese drei Buchstaben nicht nur in seinem Herzen, sondern auf seinem Herzen, denn wir, der souveräne Meister der Logen des Orients und des Occidents, befehlen den Untergang der Lilien. Ich befehle ihn Dir, Bruder von Schweden, Dir, Bruder von Schottland, Dir, Bruder von Amerika, Dir, Bruder von der Schweiz, Dir, Bruder von Spanien und Dir, Bruder von Rußland:

*LILIA PEDIBUS DESTRUE.*¹

Ein Zuruf, mächtig wie die Stimme des Meeres, erscholl im Grunde der Ruine und entströmte in traurigen Windstößen in die Schlünde des Gebirges.

»Und nun im Namen des Vaters und des Meisters, entfernt Euch,« sprach der Großkophta, als sich das Gemurmel gelegt hatte, kehrt in Ordnung in die unterirdischen Gewölbe zurück, welche in die Steinbrüche des Donnersbergs ausmünden, und zerstreut Euch, die Einen auf dem Fluße, die Andern durch den Wald, die Uebrigen durch das Thal, vor Sonnenaufgang. Ihr werdet mich noch einmal sehen, und das wird der Tag unseres Triumphes sein. Geht!«

Dann schloß er die Rede mit einer Maurergeberde, welche nur die sechs höchsten Häupter verstanden, so daß diese um den Großkophta versammelt blieben, nachdem die Eingeweihten von geringerer Ordnung verschwunden waren.

Dann nahm der Großkophta den Schweden bei Seite und sprach:

»Swedenborg, Du bist ein wahrhaft inspirirter Mann und Gott dankt Dir durch meine Stimme. Schicke das Geld nach Frankreich unter der Adresse, die ich Dir angeben werde.«

Der Präsident grüßte demüthig und entfernte sich erstaunt über das zweite Gesicht, das seinen Namen dem Großkophta geoffenbart hatte.

»Heil, braver Fairfax,« fuhr er fort, »Ihr seid der würdige Sohn Eures Ahnherrn, empfiehlt mich dem Andenken von Washington, sobald Ihr ihm schreibt.«

Fairfax verbeugte sich ebenfalls und folgte Swedenborg.

»Komm, Paul Jones,« sagte der Kophta zu dem Amerikaner; »komm, denn Du hast gut gesprochen; ich erwartete dies von Dir; Du wirst einer der Helden von Amerika sein. Es halte sich mit Dir auf das erste Signal bereit!«

Bebend, wie unter dem Hauche eines Gottes zog sich der Amerikaner ebenfalls zurück.

»Nun Du, Lavater!« fuhr der Auserwählte fort: »schwöre die Theorien ab, denn es ist Zeit zu der Praxis überzugehen; studire nicht mehr, was der Mensch ist, sondern was er sein kann. Geh', und wehe denjenigen von Deinen Brüdern, welche sich gegen uns erheben werden.«

Der Abgeordnete der Schweiz verbeugte sich zitternd und verschwand.

»Höre mich, Ximenes,« sagte sodann der Kophta, sich an denjenigen wendend, welcher im Namen von Spanien gesprochen hatte. »Du bist eifrig, aber Du mißtraust Dir. Dein Vaterland schlafe, sagst Du: doch das ist nur so, weil man es nicht aufweckt. Gehe, Castilien ist immer noch das Vaterland des Cid.«

Der Letzte trat ebenfalls vor; aber er hatte noch keine drei Schritte gemacht, als ihn der Großkophta mit einem Blicke zurückhielt.

»Du, Scieffort, von Rußland, Du wirst Deine Sache verrathen, ehe ein Monat vergeht; doch in einem Monat bist Du todt.«

Der moskowitische Abgesandte fiel auf die Kniee; aber mit einer drohenden Geberde hob ihn der Großkophta auf, und der Verurtheilte der Zukunft entfernte sich wankend.

Sobald der seltsame Mann, den wir in dieses Drama als Hauptperson eingeführt haben, allein war, schaute er umher und schloß sodann, da er den Empfangsaal leer und verlassen sah, seinen schwarzen Sammetrock mit gestickten Knopflöchern, befestigte seinen Hut auf seinem Kopfe, drückte an der Feder der Bronzethüre, die sich hinter ihm geschlossen hatte, und drang in die Gebirgspässe als ob ihm diese längst bekannt wären; in den Wald gelangt, durchwanderte er diesen, obgleich er weder Führer noch Licht hatte, gerade wie wenn eine unsichtbare Hand ihn leiten würde.

Als er den entgegengesetzten Saum des Waldes erreichte, suchte er mit den Augen sein Pferd; da er es nicht sah, horchte er und schien dann ein entferntes Gewieher zu hören. Ein auf eine besondere Weise modulirtes Pfeifen kam aus dem Munde des Reisenden, und bald konnte man Dscherid im Schatten, treu und gehorsam wie ein freudiger Hund, herbeilaufen sehen. Der Reisende schwang sich leicht auf, und sogleich verschwanden Beide in raschem Laufe, vermischt mit der düsteren Heide, welche sich zwischen Dannenfels und dem Gipfel des Donnersbergs ausdehnt.

I.

Der Sturm.

Acht Tage nach der von uns erzählten Scene kam, ungefähr um fünf Uhr Abends, ein mit vier Pferden bespannter und von zwei Postillons geführter Wagen aus Pont-à-Mousson, einem zwischen Nancy und Metz liegenden Städtchen. Es waren im Posthotel frische Pferde an den Wagen gespannt worden und dieser setzte, trotz der erfolglosen Einladungen einer höflichen Wirthin, welche auf der Schwelle ihres Hauses die verspäteten Reisenden betrachtete, die Fahrt nach Paris fort.

Die vier Pferde, welche den Wagen zogen, waren kaum an der Ecke der Straße mit der schweren Maschine verschwunden, als zwanzig Kinder und zehn Gevatterinnen, welche während der paar Minuten, die man zum Umspannen brauchte, um die Kutsche her standen, in ihre Wohnungen mit Geberden und Ausrufungen zurückkehrten, welche bei den Einigen eine übermäßige Heiterkeit, bei den Andern ein tiefes Erstaunen offenbarten. Dies kam davon her, daß noch nichts diesem Wagen Aehnliches über die Brücke gefahren war, welche fünfzig Jahre vorher der gute König Stanislaus über die Mosel hatte schlagen lassen, um die Verbindung zwischen seinem kleinen Königreich und Frankreich zu erleichtern. Wir nehmen sogar die seltsamen elsassischen Fourgons nicht aus, welche an Markttagen von Pfalzbourg die zweiköpfigen Phänomene, die tanzenden Bären und die nomadischen Stämme der Gaukler, die Zigeuner der civilisirten Länder, brachten.

Ohne ein neckisches, spöttisches Kind, oder eine schmähstüchtige, neugierige Alte zu sein, konnte man vor Erstaunen stehen bleiben, wenn man dieses monumentale Gefährt sah, das, an vier Rädern von gleichem Durchmesser hängend und gestützt durch starke Federn, nichtsdestoweniger rasch genug vorrückte, um den den Zuschauern entschlüpfenden Ausruf:

»Das ist ein seltsamer Wagen, um damit Extrapost zu fahren,« zu rechtfertigen.

Unsere Leser, die ihn zu ihrem Glücke nicht gesehen haben, mögen uns erlauben, ihnen denselben zu beschreiben.

Der Hauptkasten (wir sagen der Hauptkasten, weil diesem Kasten eine Art von Cabriolet voranging), der Hauptkasten war hellblau angemalt und trug in vollem Felde eine zierliche Baronenkrone, welche über einem J und einem B in künstlicher Verschlingung angebracht war.

Zwei Fenster, wir sagen Fenster und nicht Schläge, mit Vorhängen von weißer Mousseline, ließen das Licht in das Innere ein; nur waren diese Fenster, dem profanen Volke beinahe unsichtbar, in dem vorderen Theile des Kastens angebracht und gingen nach dem Cabriolet. Ein Gitterwerk gestattete zugleich, mit dem Wesen, das diesen Kasten bewohnte, zu sprechen, und, was man ohne diese Vorsichtsmaßregel nicht hätte thun können, sich an die Scheiben anzulehnen, an denen die Vorhänge ausgespannt waren.

Der hintere Kasten, der der wichtigere Theil dieser seltsamen Kutsche zu sein schien, welche acht Fuß Länge und sechs Fuß Breite haben mochte, empfing also das Licht nur durch diese Fenster und Luft nur durch eine mit einer Glasscheibe versehene, gegen die Imperiale gehende Oeffnung; um die Reihe der Seltsamkeiten, welche dieses Gefährt den Blicken der

Vorübergehenden bot, zu vervollständigen, ragte eine Röhre von Eisenblech um einen guten Fuß aus der Imperiale empor und spie einen Rauch mit bläulichen Wirbeln aus, welche, immer weißer werdend, in einer Säule fortzogen und sich in der Luftfurche des Wagens verbreiteten.

In unsern Tagen hätte eine solche Seltsamkeit keinen andern Erfolg gehabt, als daß man geglaubt haben würde, man sehe eine neue, fortschreitende Erfindung vor sich, in der der Mechaniker auf eine geistreiche Weise die Macht des Dampfes mit der Kraft der Pferde verbinde.

Dies wäre um so wahrscheinlicher gewesen, als dem Wagen, dem, wie gesagt, vier Pferde und zwei Postillons vorangingen, ein einziges hinten mittelst einer Leine angebundenes Pferd folgte. Dieses Pferd, das durch seinen kleinen Kopf, durch seine magern Beine, durch seine enge Brust, seine dicke Mähne und seinen flatternden Schweif die charakteristischen Merkmale der arabischen Race bot, war gesattelt: was andeutete, daß zuweilen einer von den geheimnißvollen, in dieser zweiten Arche Noah eingeschlossenen Reisenden sich das Vergnügen eines Rittes machte und neben dem Wagen galoppierte, dem ein solcher Gang unwiderruflich versagt zu sein schien.

In Pont-à-Mousson erhielt der Postillon des vorhergehenden Relais ein doppeltes Trinkgeld von einer weißem, muskeligen Hand, die zwischen den zwei ledernen Vorhängen durchschlüpfte, welche den vorderen Theil des Cabriolet beinahe ebenso hermetisch verschlossen, als die Mousselinevorhängen den vorderen Theil des Kastens schlossen.

Der erstaunte Postillon nahm rasch seinen Hut ab und sagte: »Ich danke, Monseigneur.« Und eine sonore Stimme antwortete in deutscher Sprache, welche man noch in der Gegend von Nancy versteht, wenn man sie auch nicht mehr spricht:

»Schnell, schneller!«

Die Postillons verstehen beinahe alle Sprachen, wenn man die Worte, die man zu ihnen spricht, mit einer gewissen metallischen Musik begleitet, nach der diese Race, die Sache ist allen Reisenden vollkommen bekannt, sich äußerst lüstern zeigt; die zwei neuen Postillons thaten auch Alles, was sie konnten, um im Galopp wegzufahren, und nur nach Anstrengungen, welche mehr der Kraft ihrer Arme, als den Kniebeugen ihrer Pferde Ehre machten, willigten sie, des Krieges müde, ein, sich auf einen ziemlich anständigen Trab zu beschränken, denn er erlaubte ihnen offenbar, zwei und eine halbe bis drei Lieues in der Stunde zurückzulegen.

Gegen sieben Uhr spannte man in Saint-Mihiel um; dieselbe Hand schob durch die Vorhänge die Bezahlung der zurückgelegten Post und dieselbe Stimme ließ eine ähnliche Aufforderung vernehmen.

Es versteht sich, daß der seltsame Wagen dieselbe Neugierde erregte, wie in Pont-à-Mousson; die einbrechende Nacht trug dazu bei, ihm ein noch phantastischeres Aussehen zu geben.

Nach Saint-Mihiel fing das Gebirge an. Hier angelangt, mußten sich die Reisenden begnügen, im Schritte zu fahren; man brauchte beinahe eine halbe Stunde, um eine Viertelstlieue zurückzulegen. Auf dem Gipfel der Steige hielten die Postillons an, um ihre Pferde einen Augenblick schnaufen zu lassen, und die ledernen Vorhänge auf die Seite schiebend, konnten die Reisenden im Cabriolet einen ziemlich ausgedehnten Horizont überschauen, den jedoch die ersten Dünste des Abends zu verschleiern anfangen.

Das Wetter war bis drei Uhr Nachmittags klar und warm gewesen, wurde aber gegen Abend erstickend. Eine von Süden kommende, große, weiße Wolke, die dem Wagen absichtlich zu

folgen schien, drohte diesen zu erreichen, ehe er in Bar-le-Duc, wo die Postillons anzuhalten und die Nacht zuzubringen vorschlugen, angelangt wäre.

Auf einer Seite durch den Berg und auf der andern durch eine abschüssige Böschung eingengt, fiel der Weg gegen ein Thal ab, in dessen Hintergrund man die Maas sich hinschlängeln sah, und bot eine halbe Lieue lang einen so raschen Absturz, daß es gefährlich gewesen wäre, ihn anders als im Schritt hinabzufahren; diesen klugen Gang wählten auch die Postillons, als sie wieder aufbrachen.

Die Wolke rückte immer vor, und da sie mächtig war und beinahe die Erde streifte, so breitete sie sich immer mehr aus, während die Dünste, welche vom Boden aufstiegen, sich an sie anhängen; man sah sie auch in ihrer unheilvollen Weiße alle die anderen bläulichen Wolken zurückstoßen, welche sich unter den Wind zu stellen suchten, wie es die Schiffe an einem Schlachttag thun.

Durch diese Wolke, die sich mit der Schnelligkeit einer steigenden Fluth am Himmel ausbreitete, wurden bald die letzten Sonnenstrahlen aufgefangen; ein gräuliches, trübes Licht filtrirte nur mühsam auf die Erde und die Blätter, welche zitterten, ohne daß der geringste Wind durch die Luft strich, nahmen die schwarze Tinte an, mit der sie sich unter den ersten auf die Abwesenheit der Sonne folgenden Lagen der Dunkelheit bekleiden.

Plötzlich durchfurchte ein Blitz die Wolke, der Himmel spaltete sich in Feuerrauten, und das erschrockene Auge konnte in die unermeßlichen, wie die Hölle glühenden Tiefen des Firmaments tauchen.

Ein Donnerschlag erschütterte, von Baum zu Baum bis zu dem Gehölze springend, durch das sich die Straße zog, beinahe in demselben Augenblicke sogar die Erde und ließ die große Wolke wie ein wüthendes Pferd laufen.

Der Wagen rollte immer weiter und spie aus seinem Kamin fortwährend Rauch aus; nur war dieser Rauch, zuvor schwarz, nunmehr zart und opalfarbig geworden.

Hienach verfinsterte sich der Himmel gleichsam in Stößen; das Fenster der Imperiale wurde von einem lebhaften, purpurrothen Schimmer übergossen und blieb beleuchtet; offenbar nahm der Bewohner dieser rollenden Zelle, den äußeren Erscheinungen fremd, seine Maßregeln gegen die Nacht, um nicht in dem Werke, das er vollführte, unterbrochen zu werden.

Der Wagen war noch auf dem Plateau des Berges, er hatte die Fahrt abwärts noch nicht begonnen, als ein zweiter Donnerschlag, noch heftiger als der erste und noch mehr mit metallischen Vibrirungen beladen, den Regen von den Wolken löste; er fiel Anfangs in großen Tropfen, stürzte aber bald dicht und starr herab, wie Arme voll Pfeile, die man vom Himmel geschleudert hätte.

Die Postillons schienen sich zu berathen, der Wagen hielt an.

»Nun!« rief dieselbe Stimme, doch diesmal in vortrefflichem Französisch, »was Teufels machen wir?«

»Wir fragen uns, ob wir weiter fahren sollen,« antworteten die Postillons.

»Es scheint mir, daß man mich das fragen müßte, und nicht Euch,« versetzte die Stimme. »Vorwärts!«

Es lag ein so mächtiger Ausdruck des Befehls in dieser Stimme, daß die Postillons gehorchten und der Wagen auf dem Abhange des Gebirges hinabzurollen begann.

»Gut so!« rief die Stimme.

Und die einen Augenblick geöffneten ledernen Vorhänge fielen abermals zwischen die Reisenden und das Vordergestell der Kutsche.

Doch die von Natur thonige und feuchte, durch die vom Himmel fallenden Regenströme erweichte Erde wurde plötzlich so schlüpfrig, daß die Pferde vorzurücken sich weigerten.

»Mein Herr,« sagte der Postillon, der das Deichselpferd ritt, »es ist unmöglich, weiter zu gehen.«

»Warum dies?« fragte die uns bekannte Stimme.

»Weil die Pferde nicht mehr marschiren.«

»Wie weit sind wir noch von der Station entfernt?«

»Ah! diese ist lang, wir haben noch vier Lieues.«

»Wohl, Postillon, lege Deinen Pferden silberne Hufeisen an, und sie werden marschiren,« sprach der Fremde, indem er den Vorhang öffnete und ihm vier Sechs-Livres-Thaler reichte.

»Sie sind sehr gütig,« sagte der Postillon, nahm die Thaler in seine breite Hand und steckte sie in seinen großen Stiefel.

»Der Herr spricht mit Dir, wie mir scheint,« sagte der zweite Postillon, der den silbernen Klang gehört hatte, welchen die Sechs-Livres-Thaler bei ihrer Versenkung von sich gaben, und von einem Gespräch, das ein so großes Interesse bot, nicht ausgeschlossen sein wollte.

»Ja, er sagt so etwa, wir sollen vorwärts fahren.«

»Habt Ihr etwas gegen diesen Wunsch einzuwenden, mein Freund?« rief der Reisende mit einem wohlwollenden, aber zugleich festen Tone, aus dem zu entnehmen war, daß er in diesem Punkte keinen Widerspruch dulden würde.

»Nein, mein Herr, nicht ich, sondern die Pferde; sehen Sie, sie weigern sich, vorwärts zu gehen.«

»Wozu dienen denn die Sporen?« versetzte der Reisende.

»Ah! wenn ich ihnen das Spornrad ganz und gar in den Bauch drückte, sie würden keinen Schritt mehr machen; der Himmel soll mich vertilgen, wenn . . .,«

Der Postillon konnte seine Blasphemie nicht vollenden, ein Blitzstreich, gleich furchtbar durch das Geräusch und die Flamme, schnitt ihm das Wort ab.

»Das ist ein unchristliches Wetter,« sagte der brave Mann, »Ei! mein Herr, sehen Sie doch, der Wagen rückt jetzt ganz allein vor, in fünf Minuten wird er schneller gehen, als wir wollen. Mein Jesus und Herr! wir rollen unwillkürlich fort.«

Auf das Kreuz der Pferde drückend, welche sie in Ermangelung von Anhalten nicht mehr stützen konnten, nahm die schwere Carrosse in der That eine Bewegung progressiven Laufes, welche die Vervielfältigung der Schweren bald in eine stürmische Umdrehung verwandelte.

Die Pferde wurden vor Schmerz wild und die Equipage flog, sichtbar dem Präcipið sich nähernd, wie ein Pfeil den dunkeln Abhang hinab.

Es war nicht mehr allein die Stimme, sondern auch der Kopf des Reisenden, was nun aus dem Wagen hervor kam.

»Ungeschickter!« rief er, »Du wirst uns Alle tödten, links die Leitseilc! links doch.«

»Ei! mein Herr, ich möchte Sie wohl hier sehen,« erwiderte der erschrockene Postillon, während er vergebens seine Zügel zusammenzufassen und die verlorene Herrschaft über seine Pferde wieder zu gewinnen suchte.

»Joseph!« rief eine Frauenstimme, die sich zum ersten Male hörbar machte; »Joseph! zu Hülfe! zu Hülfe! Ah! heilige Mutter Gottes.«

Die Gefahr war wirklich dringend, furchtbar, und konnte dieses Anrufen der Mutter Gottes wohl begründen. Stets durch sein Gewicht fortgerissen und nicht mehr durch eine sichere Hand gelenkt, rückte der Wagen immer näher gegen den Abgrund, auf welchem bereits eines von den zwei Pferden zu hängen schien; noch drei Umdrehungen des Rads, und Pferde, Wagen, Postillons, Alles war hinabgeschleudert, zermalmt, vernichtet, als der Reisende aus dem Cabriolet auf die Deichsel stürzte, den Postillon am Rockkragen und am Gürtel seiner Hose faßte, aufhob, wie er es nur mit einem Kinde gethan haben könnte, zehn Schritte hinausschleuderte, an seine Stelle auf den Sattel sprang, die Zügel zusammenfaßte, und mit furchtbarer Stimme dem zweiten Postillon zurief:

»Links, Bursche, links oder ich zerschmettre Dir die Hirnschale!«

Der Befehl brachte eine magische Wirkung hervor; der Postillon, der die Vorderpferde führte, machte, verfolgt von dem Geschrei seines unglücklichen Gefährten, eine übermenschliche Anstrengung, gab dem Wagen die Richtung und führte ihn, mächtig unterstützt durch den Reisenden, auf die Mitte des Pflasters, wo er mit der Geschwindigkeit und dem Lärmen des Donners, gegen den er zu kämpfen schien, hinrollte.

»Im Galopp!« rief der Reisende, »im Galopp; wenn Du nachläßt, fahre ich Dir und Deinen Pferden über den Leib.«

Der Postillon begriff, daß dies keine leere Drohung war, er verdoppelte seine Energie, und der Wagen fuhr mit gräßlicher Geschwindigkeit den Berg hinab; wer ihn in der Nacht hätte vorüberkommen sehen, mit seinem furchtbaren Geräusche, mit seinem flammenden Kamine und dem erstickten Geschrei, dürfte geglaubt haben, er erblicke ein höllisches Fuhrwerk, fortgerissen durch phantastische Pferde und verfolgt von einem Orkan.

Doch die Reisenden hatten nur eine Gefahr vermieden, um in eine andere zu gerathen. Die über dem Thale schwebende elektrische Wolke hatte Flügel und eilte so rasch fort, als die Pferde. Von Zeit zu Zeit schaute der Reisende empor, dies besonders wenn ein Blitz die Wolke zerriß, und bei dem Schimmer dieses Blitzes konnte man auf seinem Gesichte eine Regung der Unruhe unterscheiden, die er nicht zu verbergen suchte, denn Niemand außer Gott war da, um ihn zu beobachten. In dem Augenblick, wo der Wagen den Fuß des Abhanges erreichte und durch seinen Schwung fortgezogen auf einem gleichmäßigeren Terrain rasch weiter fuhr, verband plötzlich die ungestüme Versetzung der Luft die zwei Electricitäten, und die Wolke zerriß sich mit einem furchtbaren Krachen, um zugleich Donner und Blitz durchzulassen. Ein Anfangs violettes, dann grünliches, dann weißes Feuer umhüllte die Pferde; die hinteren bäumten sich, schlugen die Luft mit ihren Vorderbeinen und athmeten geräuschvoll die mit Schwefel geschwängerte Luft ein; die vorderen stürzten nieder, als ob die Erde unter ihren Füßen entwichen wäre; aber beinahe in demselben Augenblick erhob sich dasjenige, welches der Postillon ritt, wieder und trug, als es fühlte, daß seine Stränge durch den Sturz zerrissen worden waren, seinen Herrn fort, und dieser verschwand in der Finsterniß, während der Wagen, nachdem er noch zehn Schritte fortgerollt war, an den Leichnam des vom Blitze getroffenen Pferdes stieß und anhielt.

Diese ganze Episode war begleitet von einem gräßlichen Geschrei, das die Frau im Wagen ausstieß.

Es herrschte einen Augenblick eine sonderbare Verwirrung, während welcher Keiner wußte,

ob er todt war oder lebte. Der Reisende selbst betastete sich, um seine Identität zu bestätigen.

Er fand sich unversehrt, aber die Frau war ohnmächtig.

Obgleich der Reisende vermuthete, was vorgefallen, denn das tiefste Stillschweigen war plötzlich auf das Geschrei gefolgt, das aus dem Cabriolet hervorkam, wandte er doch nicht der wehklagenden Frau seine erste Sorge zu.

Kaum hatte er den Boden berührt, so lief er im Gegentheil nach dem Hintergestelle des Wagens.

Hier stand das schöne arabische Pferd, von dem wir gesprochen, starr, straubig, jedes Haar emporrichtend, als ob es lebendig wäre, an der Thüre rüttelnd, an deren Griff es angebunden war, und heftig an seiner Leine zerrend. Das Auge starr, das Maul schäumend, war das stolze Thier nach vergeblichen Versuchen, um seine Bande zu zerreißen, durch den Schrecken des Sturmes verblendet geblieben, und als ihm sein Herr, nach seiner Gewohnheit pfeifend, um es zu liebkosen, mit der Hand über das Kreuz fuhr, machte es einen Sprung und stieß ein Gewieher aus, als ob es ihn nicht erkannt hätte.

»Abermals dieses verteufelte Pferd,« murmelte eine gebrochene Stimme im Innern des Wagens; »verflucht sei das Thier, das meine Mauer erschüttert.«

Dann rief dieselbe Stimme, ihren Umfang verdoppelnd, arabisch mit dem Tone der Ungeduld und der Drohung:

»Nhe gullac hogud schaked haffrit!²«

»Erzürnt Euch nicht gegen Dscherid, Meister,« sprach der Reisende, machte das Pferd los und band es sodann an das hintere Rad des Wagens; »er hat Angst gehabt und in der That, man könnte vor Weniger bange bekommen.«

Und als er so gesprochen, öffnete der Reisende den Kutschenschlag, ließ den Fußtritt herab und stieg in den Wagen, dessen Thüre er hinter sich schloß.

II.

Althotas.

Der Reisende stand nun einem Greise mit grauen Augen, gebogener Nase, zitternden, aber thätigen Händen gegenüber, der, in einen großen Lehnstuhl vertieft mit der rechten Hand in einem dicken, pergamentenen Manuscripte, betitelt *la Chiave del Gabinetto*, blätterte und in der linken Hand einen Schaumlöffel hielt.

Diese Haltung, diese Beschäftigung, dieses Gesicht mit den unbeweglichen Runzeln, worin nur die Augen und der Mund zu leben schienen, kurz dieses Ganze, das dem Leser ohne Zweifel seltsam vorkommt, war dem Fremden sicherlich sehr bekannt, denn er warf nicht einmal einen Blick umher, obgleich es sich wohl der Mühe lohnte, diesen Theil der Kutsche zu betrachten.

Drei Mauern, — der Greis nannte so, wie man sich erinnern wird, die Wände des Wagens, — umschlossen, mit Fächern beladen, welche selbst wieder voll von Büchern waren, den Lehnstuhl, den alleinigen Sitz dieser bizarren Person, für die man über den Büchern Brettchen angebracht hatte, auf welche man eine gute Anzahl von Phiolen, Pokalen und Schachteln stellen konnte, die in hölzerne Etais eingehäuft waren, wie man dies bei dem Tafelgeschirr und dem Glaswerk auf einem Schiffe thut; jeden von diesen Behältern und jedes von diesen Etais konnte der Greis, der, wie es schien, sich selbst zu bedienen pflegte, dadurch erreichen, daß er seinen Lehnstuhl fortrollte, den er, an dem Orte seiner Bestimmung angelangt, mit Hülfe einer an den Seiten des Sitzes angebrachten Winde, die er selbst spielen ließ, erniedrigte, oder erhöhte.

Das Zimmer, nennen wir so diesen Raum, war acht Fuß lang, sechs breit und sechs hoch; vor dem Kutschenschlage erhob sich, außer den Phiolen und Destillirkolben, näher bei der vierten Füllung, welche für den Aus- und Eingang frei geblieben war, erhob sich, sagen wir, ein kleiner Ofen mit seinem Schirmdache, seinem Blasebalg und seinen Rösten; dieser Ofen wurde gerade dazu verwendet, einen Schmelztigel glühend zu machen und eine Mixtur kochen zu lassen, welche durch die Röhre, die wir an der Imperiale gesehen, den geheimnißvollen Rauch, den beständigen Gegenstand des Erstaunens und der Neugierde für die Vorübergehenden jedes Landes, jedes Alters und jedes Geschlechtes, ausströmte.

Außer den Phiolen, den Büchsen, den Büchern und den Schachteln, welche in pittoresker Unordnung auf dem Boden zerstreut waren, sah man kupferne Feuerzangen, in verschiedenen Präparaten eingeweichte Kohlen, ein großes Gefäß, halb mit Wasser gefüllt, und an der Decke an Fäden hängend Päckchen mit Kräutern, von denen die einen am Tage vorher, die andern vor hundert Jahren gesammelt zu sein schienen.

Dieses Innere duftete einen durchdringenden Geruch aus, den man in einem minder grotesken Laboratorium einen Wohlgeruch genannt hätte.

In dem Augenblick, wo der Reisende eintrat, rollte der Greis seinen Lehnstuhl mit einer wunderbaren Gewandtheit und Behendigkeit fort, näherte sich dem Ofen und fing an seine Mixtur mit einer Aufmerksamkeit, welche an Ehrfurcht grenzte, abzuschäumen; zerstreut durch die Erscheinung, die sich ihm bot, drückte er sodann mit der rechten Hand die einst schwarze Sammetmütze, die seinen Kopf bis unter die Ohren umhüllte, und aus der einige spärliche

Haarbüschel, glänzend wie Silberfäden, hervorsahen, tiefer ein und zog unter dem Röllchen seines Lehnstuhles mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit den Flügel seines langen Rockes von wattirter Seide zurück, den zehn Jahre des Gebrauchs in einen farblosen, formlosen und besonders unzusammenhängenden Lumpen verwandelt hatten.

Der Greis schien sehr übler Laune zu sein und brummelte, während er seine Mixtur abschäumte und seinen Rock aufhob:

»Es hat Furcht, das verfluchte Thier, und vor was, frage ich Euch? Es hat an meiner Thüre gerüttelt, meinen Ofen erschüttert und ein Viertel von meinem Elixir in das Feuer gegossen. Acharat! im Namen Gottes, überlaßt mir dieses Thier in der ersten Wüste, die wir durchziehen.«

Der Reisende lächelte und erwiderte:

»Einmal durchziehen wir keine Wüste mehr, da wir in Frankreich sind, und dann kann ich mich nicht entschließen, ein Pferd von tausend Louisd'or hinzugeben, oder vielmehr ein Pferd, das gar keinen Preis hat, das von der Race von Al Borah ist.«

»Tausend Louisd'or! tausend Louisd'or! ich werde Euch die tausend Louisd'or, oder ihr Aequivalent geben, wann Ihr wollt. Euer Pferd kostet mich nun mehr als eine Million, abgesehen von den Lebenstagen, die es mir raubt.«

»Sprecht, was hat denn der arme Dscherid wieder gethan?«

»Was er gethan hat? Noch einige Minuten, und das Elixir hätte gekocht, ohne daß ein einziger Tropfen entwichen wäre, was Zoroaster und Paracelsus allerdings nicht angeben, von Borri aber positiv empfohlen wird.«

»Nun, lieber Meister, noch ein paar Secunden und das Elixir wird kochen.«

»Ah! ja, kochen, seht doch, Acharat, es ist wie ein Fluch, mein Feuer erlischt, ich weiß nicht, was durch meinen Kamin herabfällt.«

»Ich weiß wohl, was durch den Kamin fällt: Wasser,« versetzte der Schüler lachend.

»Wie, Wasser! Wasser! dann ist mein Elixir verloren! ich muß meine Operation abermals beginnen . . . als ob ich Zeit zu verlieren hätte! mein Gott, mein Gott!« rief der alte Gelehrte, die Hände voll Verzweiflung zum Himmel erhebend, »Wasser! und was für Wasser, frage ich Euch, Acharat?«

»Reines Wasser vom Himmel, Meister; es regnet in Strömen, habt Ihr es nicht bemerkt?«

»Bemerke ich etwas, wenn ich bei der Arbeit bin? Wasser! . . . das ist es also! . . . Seht Acharat, es ist bei meiner armen Seele, um ungeduldig zu werden! Seit sechs Monaten verlange ich von Euch eine Haube für meinen Kamin . . . seit sechs Monaten! . . . was sage ich? seit einem Jahr. Ihr denkt nie daran . . . Ihr, der Ihr doch nichts Anderes zu thun habt, da Ihr noch jung seid. Was geschieht in Folge Eurer Nachlässigkeit? der Regen von heute, der Wind morgen verwirren alle meine Berechnungen und richten alle meine Operationen zu Grunde; und ich muß mich doch, beim Jupiter! beeilen; Ihr wißt wohl, mein Tag kommt, und wenn ich an diesem Tage nicht im Reinen bin, wenn ich nicht das Lebenselixir wiedergefunden habe, dann gute Nacht Weiser, gute Nacht gelehrter Althotas! Mein hundertstes Jahr beginnt am 15. Juli auf den Punkt 11 Uhr Abends, und bis dahin muß mein Elixir die Vollkommenheit erreicht haben.«

»Aber das bereitet sich vortrefflich, wie mir scheint, lieber Meister,« sagte Acharat.

»Ganz gewiß. Ich habe schon Versuche durch Verschlucken gemacht; mein beinahe gelähmter linker Arm hat wieder seine ganze Elasticität erhalten; dann gewinne ich die Zeit, die ich zu meinen Mahlen verwendete, weil ich nur alle zwei bis drei Tage zu essen brauche und im

Zwischenraume ein Löffel voll von meinem Elixir, so unvollkommen es ist, mich ernährt. O! wenn ich bedenke, daß ich wahrscheinlich nur einer Pflanze, nur eines Blattes von dieser Pflanze bedarf, damit mein Elixir vollständig ist! daß wir vielleicht schon hundertmal, fünfhundertmal, tausendmal an dieser Pflanze vorübergekommen sind, daß sie von den Füßen unserer Pferde zertreten, von den Rädern unseres Wagens zermalmt worden ist, diese Pflanze, von der Plinius spricht, Acharat, und welche die Gelehrten nicht gefunden, oder nicht wiedererkannt haben, denn nichts verliert sich! Hört, Ihr müßt Lorenza während einer ihrer Extasen nach ihrem Namen fragen . . . nicht wahr?«

»Ja, Meister, seid unbesorgt, ich werde sie fragen.«

»Mittlerweile,« sprach der Gelehrte mit einem tiefen Seufzer, »mittlerweile ist mein Elixir auch diesmal verfehlt, und ich brauche, wie Ihr wohl wißt, dreimal fünfzehn Tage, um dahin zu gelangen, wo ich heute war. Aber was für ein Geräusch ist das? rollt der Wagen?«

»Nein, Meister, es ist der Donner.«

»Der Donner?«

»Ja, der uns so eben Alle wie wir sind und mich besonders beinahe getödtet hätte; ich war allerdings in Seide gekleidet, was mich schützte.«

»Seht,« sagte der Greis, auf sein Knie klopfend, das wie ein leerer Knochen klang, »seht, welchem Unheil mich Eure Kindereien aussetzen, Acharat, durch den Donner zu sterben, albernere Weise durch eine electricische Flamme getödtet zu werden, die ich, wenn ich Zeit hätte, zwingen würde, in meinen Ofen herabzusteigen, um meinen Topf kochen zu machen; es ist also nicht genug, daß ich allen Unfällen ausgesetzt bin, welche von der Bosheit oder der Ungeschicklichkeit der Menschen herrühren, Ihr müßt mich auch noch denjenigen aussetzen, welche vom Himmel kommen, denjenigen, welchen am leichtesten zu begegnen ist?«

»Verzeiht, Meister, Ihr habt mir noch nicht erklärt . . .«

»Wie, ich habe Euch mein System der Metallspitzen, meinen Electricitätsleiter noch nicht entwickelt! Wenn ich mein Elixir gefunden habe, werde ich es Euch wiederholen, doch in diesem Augenblick habe ich, wie Ihr wohl begreift, keine Zeit.«

»Ihr glaubt also, daß man den Blitz bezwingen kann?«

»Man kann ihn nicht nur bezwingen, sondern leiten, wohin man will. Einst, wenn ich mein zweites Fünzigstes zurückgelegt habe, wenn ich nur noch ruhig mein drittes erwarten darf, werde ich dem Blitze ein stählernes Gebiß anlegen und ihn so leicht führen, als Ihr Dscherid führt . . . Mittlerweile laßt eine Haube auf meinen Kamin machen, Acharat, ich bitte Euch darum.«

»Seid ruhig, ich werde es thun.«

»Ich werde es thun! ich werde es thun! immer die Zukunft, als ob die Zukunft uns Beiden gehörte. O! man wird mich nie begreifen,« rief der Gelehrte, während er sich unruhig auf seinem Stuhle hin und her bewegte und vor Verzweiflung die Hände rang. »Seid ruhig! . . . Er sagt mir, ich soll ruhig sein, und wenn ich in drei Monaten mein Elixir nicht vollendet habe, ist Alles für mich vorbei. Ueberschreite ich aber mein zweites Fünzigstes, finde ich meine Jugend, die Elasticität meiner Glieder, die Fähigkeit mich zu bewegen wieder, so bedarf ich keines Menschen mehr, man wird nicht mehr sagen: ‚Ich werde es thun,‘ sondern ich sage dann: ‚Ich habe gethan!‘«

»Könnt Ihr das nun in Beziehung auf unser großes Werk sagen? habt Ihr daran gedacht?«

»O! mein Gott, ja, und wenn ich so sicher wäre, mein Elixir zu finden, als ich sicher bin, den Diamant zu machen . . .«

»Ihr seid also fest davon überzeugt, Meister?«

»Ganz gewiß, da ich bereits gemacht habe.«

»Ihr habt gemacht?«

»Seht nur selbst.«

»Wo?«

»Dort in dem kleinen gläsernen Gefäße, Ihr seid gerade daran.«

Der Reisende ergriff gierig das bezeichnete Gefäß; es war eine kleine Schale von außerordentlich reinem Kristall, deren ganzer Boden mit einem beinahe unfühlbaren, und an den Wänden des Glases hängenden Staub bedeckt war.

»Diamantstaub!« rief der junge Mann.

»Allerdings, Diamantstaub; sucht wohl in der Mitte.«

»Ja, ja, ein Brillant von der Größe eines Hirsekorns.«

»Die Größe ist nicht bedeutend; es wird uns gelingen, allen diesen Staub zu vereinigen, aus dem Hirsekorn ein Hanfsamenkorn, aus dem Hanfsamenkorn eine Erbse zu machen; aber um Gotteswillen, Acharat, für diese Verbindlichkeit, die ich gegen Euch übernehme, laßt eine Haube auf meinen Kamin und einen Ableiter auf Euren Wagen setzen, damit das Wasser nicht in meinen Kamin fällt und der Blitz anderswohin spaziert.«

»Ja, ja, seid ruhig.«

»Abermals! mit seinem ewigen seid ruhig bringt er mich in Verzweiflung. Jugend! tolle Jugend! anmaßende Jugend!« rief er mit einem finsternen Gelächter, das die Zahnlosigkeit seines Mundes sehen ließ und seine tiefen Augenhöhlen noch tiefer zu graben schien.

»Meister,« sprach Acharat, »Euer Feuer erlischt, Euer Schmelztigel erkaltet; was war in Eurem Schmelztigel?«

»Seht selbst.«

Der junge Mann gehorchte, öffnete den Tigel und fand darin ein Stückchen verglaste Kohle von der Größe einer kleinen Haselnuß.

»Ein Diamant!« rief er, doch sogleich fügte er bei:

»Ja, aber fleckig, unvollständig, werthlos.«

»Weil das Feuer erloschen ist, Acharat, weil keine Haube auf meinem Kamin war, versteht Ihr?«

»Vergebt, Meister,« sagte der junge Mann, während er seinen Diamant, der bald lebhaftere Lichtreflexe von sich gab, bald dunkel blieb, hin und her drehte; »verzeiht mir und nehmt etwas Speise zu Euch, um Euch zu stärken.«

»Es ist unnöthig, ich habe vor zwei Stunden einen Löffel voll von meinem Elixir getrunken.«

»Ihr täuscht Euch, Meister, Ihr habt diesen Morgen um sechs Uhr getrunken.«

»Nun! wie viel Uhr ist es denn?«

»Bald halb neun Uhr Abends.«

»Jesus!« rief der alte Gelehrte, die Hände faltend, »abermals ein Tag vorüber, entflohen, verloren! die Tage nehmen also ab? sie haben nicht mehr vier und zwanzig Stunden?«

»Wenn Ihr nicht essen wollt, so schlaft wenigstens ein paar Augenblicke.«

»Ja, ich werde zwei Stunden schlafen; doch in zwei Stunden, seht auf Eure Uhr, in zwei Stunden weckt Ihr mich.«

»Ich verspreche es Euch.«

»Seht, wenn ich einschlafe, Acharat, habe ich immer bange, es geschehe in die Ewigkeit,« sprach der Greis mit einschmeichelndem Tone. »Nicht wahr, Ihr kommt und weckt mich? Versprecht es mir nicht, schwört es mir.«

»Ich schwöre es Euch, Meister.«

»In zwei Stunden?«

»In zwei Stunden.«

In diesem Augenblick hörte man auf der Straße etwas wie den Galopp eines Pferdes. Auf dieses Geräusch folgte ein Schrei, der zugleich Erstaunen und Unruhe ausdrückte.

»Was soll das bedeuten?« rief der Reisende, öffnete rasch die Thüre und sprang auf die Straße, ohne sich des Fußtritts zu bedienen.

III.

Lorenza Feliciani.

Man höre, was außerhalb des Wagens vorgefallen war, während der Reisende und der Gelehrte im Inneren plauderten.

Bei dem Blitzstreiche, der die Vorderpferde niedergeschlagen und die hinteren Bäumen gemacht hatte, war die Frau im Cabriolet ohnmächtig geworden.

Sie blieb einige Augenblicke ihrer Sinne beraubt; dann kam sie allmählig wieder zu sich, da nur die Angst allein ihre Ohnmacht herbeigeführt hatte.

»O! mein Gott,« sagte sie, »bin ich verlassen, hilflos, ist kein menschliches Geschöpf hier, das Mitleid mit mir hat?«

»Madame,« sprach eine schüchterne Stimme, »ich bin da, wenn ich Ihnen zu irgend etwas nütze sein kann.«

Bei dieser Stimme, welche ganz nahe an ihrem Ohr klang, erhob sich die junge Frau, streckte ihren Kopf und ihre beiden Arme durch die ledernen Vorhänge ihres Cabriolets und befand sich einem jungen Mann gegenüber, der auf dem Fußstritte stand.

»Sie haben mit mir gesprochen, mein Herr?« sagte sie.

»Ja, Madame,« antwortete der junge Mann.

»Und Sie haben mir Ihre Hülfe angeboten?«

»Ja.«

»Was ist denn geschehen?«

»Madame, der Blitz ist beinahe auf Sie herabgefallen und hat bei seinem Fallen die Stränge der Vorderpferde zerrissen, welche mit dem Postillon durchgegangen sind.«

Die Frau schaute mit einem Ausdruck lebhafter Unruhe umher.

»Und derjenige, welcher die Hinterpferde führte, wo ist er?« fragte sie.

»Er ist so eben in den Wagen gestiegen, Madame.«

»Es ist ihm nichts begegnet?«

»Nichts.«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Er sprang wenigstens wie ein unversehrter Mensch von seinem Pferde herab.«

»Ah! Gott sei gelobt.«

Und die junge Frau athmete freier.

»Doch wo waren Sie, mein Herr, daß Sie gerade hier sind, um mir Ihre Hülfe anzubieten.«

»Madame, vom Sturme überfallen, war ich dort in jener düsteren Vertiefung, welche nichts Anderes ist, als der Eingang eines Steinbruchs, als ich plötzlich an der Biegung der Straße einen Wagen, im stärksten Galopp fortgerissen, erscheinen sah. Ich glaubte Anfangs, die Pferde gingen durch, bald aber gewahrte ich, daß sie im Gegentheil von einer mächtigen Hand geführt wurden; da schlug der Donner mit so furchtbarem Lärmen, daß ich wähnte, ich wäre vom Blitze getroffen, und einen Augenblick wie vernichtet blieb. Alles, was ich Ihnen erzähle, sah ich wie

in einem Traume.«

»Somit können Sie nicht mit Sicherheit behaupten, daß derjenige, welcher die Hinterpferde führte, im Wagen ist.«

»O! doch, Madame, ich kam wieder zu mir und sah ganz genau, wie er einstieg.«

»Ich bitte Sie, versichern Sie sich, daß er noch da ist.«

»Wie kann ich dies?«

»Horchen Sie; ist er im Innern des Wagens, so werden Sie zwei Stimmen hören.«

Der junge Mann sprang vom Fußtritte herab, näherte sich der äußern Wand des Kastens und horchte.

»Ja, Madame, er ist da,« sprach er zurückkehrend.

Die junge Frau machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches sagen wollte: »Es ist gut«; doch sie verharrte den Kopf auf ihre Hand gestützt und wie in tiefe Träumerei versunken. Mittlerweile hatte der junge Mann Zeit, sie prüfend anzuschauen.

Es war eine junge Frau von drei und zwanzig bis vier und zwanzig Jahren, von brauner Gesichtsfarbe, aber von jenem matten Braun, das reicher und schöner ist, als der rosigste und frischrothste Ton. Zum Himmel aufgeschlagen, den sie zu befragen schien, glänzten ihre Augen wie zwei Sterne, und ihre schwarzen Haare, die sie, trotz der Mode der Zeit, ohne Puder trug, fielen in pechschwarzen Locken auf ihren opalartig nuancirten Hals herab.

Plötzlich schien sie ihren Entschluß gefaßt zu haben und sprach:

»Mein Herr, wo sind wir?«

»Auf dem Wege von Straßburg nach Paris, Madame.«

»Auf welchem Punkte der Straße?«

»Zwei Lieues von Pierresitte.«

»Was ist das, Pierresitte?«

»Ein Marktflecken.«

»Und wohin kommt man nach Pierresitte?«

»Nach Bar-le-Duc.«

»Das ist eine Stadt?«

»Ja, Madame.«

»Volkreich?«

»Ich glaube, vier bis fünftausend Seelen.«

»Gibt es einen Seitenweg, der mehr unmittelbar nach Bar-le-Duc führt, als die Landstraße?«

»Nein, Madame, wenigstens kenne ich keinen.«

»Peccato!« murmelte sie leise, während sie sich im Cabriolet zurückwarf.

Der junge Mann wartete einen Augenblick, um zu sehen, ob die junge Frau noch mehr fragen würde, als er aber bemerkte, daß sie schwieg, machte er einige Schritte, um sich zu entfernen.

Diese Bewegung entzog sie, wie es schien, ihrer Träumerei, denn sie warf sich rasch wieder im Cabriolet vor.

»Mein Herr,« sprach sie.

Der junge Mann wandte sich um.

»Hier bin ich, Madame,« sagte er, indem er sich ihr abermals näherte.

»Noch eine Frage, wenn Sie erlauben.«

»Immerhin.«

»Es war ein Pferd hinten am Wagen angebunden?«

»Ja, Madame.«

»Ist es noch dort?«

»Nein, Madame: die Person, welche in das Innere des Kastens gestiegen ist, hat es losgebunden und dann wieder an das Wagenrad angebunden.«

»Dem Pferde ist auch nichts geschehen?«

»Ich glaube nicht.«

»Es ist ein werthvolles Thier, das ich ungemein liebe; ich möchte mich gern selbst überzeugen, daß es unversehrt ist; aber wie soll ich bei diesem Kothe zu ihm gelangen?«

»Ich kann das Pferd hierher führen,« sprach der junge Mann.

»Oh ja!« rief die Frau, »thun Sie das, ich bitte Sie und werde Ihnen sehr dankbar dafür sein.«

Der junge Mann näherte sich dem Pferde, das den Kopf erhob und wieherte.

»Fürchten Sie sich nicht,« sagte die Frau im Cabriolet, »es ist sanft wie ein Lamm.«

Dann die Stimme dämpfend, flüsterte sie:

»Dscherid! Dscherid!«

Das Thier erkannte ohne Zweifel diese Stimme als die seiner Gebieterin, denn es streckte seinen gescheiterten Kopf und seine rauchenden Nüstern gegen das Cabriolet aus.

Während dieser Zeit band der junge Mann das Pferd los.

Doch kaum fühlte es seine Leine in den ungeschickten Händen, welche dieselbe hielten, als es sich mit einem heftigen Riffe frei machte und mit einem einzigen Sprunge zwanzig Schritte von dem Wagen entfernte.

»Dscherid!« wiederholte die Frau mit ihrem einschmeichelnden Tone, »hier, Dscherid, hier!«

Der Araber schüttelte seinen schönen Kopf, athmete geräuschvoll die Luft ein und näherte sich, beständig tänzelnd, als ob er einem musikalischen Takte folgte, dem Cabriolet.

Die Frau kam mit dem halben Leibe aus den ledernen Vorhängen hervor und flüsterte: »Komm hierher, Dscherid, komm!«

Und gehorsam bot das Thier seinen Kopf der Hand, die sich ausstreckte, um es zu liebkosen.

Da ergriff die junge Frau mit dieser zarten Hand die Mähne des Pferdes, stützte sich mit der andern auf das Spritzleder des Cabriolets und sprang in den Sattel, mit der Leichtigkeit der Gespenster in den deutschen Balladen, die sich auf das Kreuz der Pferde schwingen und an den Gürteln der Reisenden anklammern.

Der junge Mann eilte auf sie zu; doch mit einer gebieterischen Geberde der Hand hielt sie ihn zurück und sprach:

»Hören Sie, obgleich jung, oder vielmehr, weil Sie jung sind, müssen Sie menschenfreundliche Gefühle haben. Widersetzen Sie sich meinem Abgang nicht. Ich fliehe einen Mann, den ich liebe, doch ich bin vor Allem Römerin und gute Katholikin. Dieser Mann aber würde meine Seele zu Grunde richten, wenn ich länger bei ihm bliebe, denn er ist ein Atheist und ein Nekromant, den Gott so eben durch die Stimme seines Donners gewarnt hat. Möchte er auf diese Warnung hören! Sagen Sie ihm, was ich Ihnen hier gesagt habe, und seien Sie gesegnet für die Hülfe, die Sie mir geleistet. Gott befohlen!«

Und leicht wie jene Dünste, die über den Sümpfen schweben, entfernte sie sich und verschwand von dem luftigen Galopp von Dscherid fortgetragen.

Als der junge Mann sie fliehen sah, konnte er sich eines Schrei's der Ueberraschung und des Erstaunens nicht erwehren.

Es war dies der Schrei, der bis in das Innere des Wagens drang und die Aufmerksamkeit des Reisenden erregte. —

IV.

Gilbert.

Es war dies der Schrei, sagten wir, der die Aufmerksamkeit des Reisenden erregte.

Er sprang hastig aus dem Kasten, schloß diesen sorgfältig, und schaute sodann unruhig umher.

Das Erste, was er erblickte, war der junge Mann, der erschrocken auf der Straße stand. Ein zu gleicher Zeit erscheinender Blitz erlaubte ihm denselben vom Kopf bis zu den Füßen prüfend zu betrachten, eine Prüfung, welche Gewohnheit des Reisenden zu sein schien, so oft sein Blick einer neuen Person oder einer neuen Sache begegnete.

Es war ein Jüngling von kaum sechzehn bis siebzehn Jahren, klein, mager und nervig; seinen schwarzen Augen, die er kühn auf den Gegenstand heftete, welcher ihn in Anspruch nahm, mangelte es an Sanftheit, aber nicht an einem gewissen Reize; seine schmale, gebogene Nase, seine feinen Lippen und seine hervorspringenden Backenknochen deuteten Schlaueit und Behutsamkeit an, während sich die Entschlossenheit bei ihm durch das kräftige Hervorragen eines runden Kinnes enthüllte.

»Haben Sie so eben geschrieen?« fragte er ihn.

»Ja, mein Herr, ich,« antwortete der junge Mann.

»Und warum haben Sie geschrieen?«

»Weil . . .«

Der junge Mann hielt unentschlossen inne.

»Weil?« wiederholte der Reisende.

»Mein Herr,« sprach der junge Mann, »es war eine Dame im Cabriolet?«

»Ja.«

Und die Augen von Balsamo richteten sich auf den Kasten, als hätten sie die Dicke der Wände durchdringen wollen.

»Es war ein Pferd an den Federn des Wagens angebunden?«

»Ja, doch wo des Teufels ist es?«

»Mein Herr, die Dame vom Cabriolet ist auf dem Pferde, das an die Federn angebunden war, weggeritten.«

Der Reisende gab keinen Ausruf von sich, sprach kein Wort, sondern sprang nach dem Cabriolet und zog die ledernen Vorhänge aus einander: ein Blitz, der in diesem Augenblick den Himmel entzündete, zeigte ihm, daß das Cabriolet leer war.

»Heiliges Blut Christi!« rief er mit einem Gebrülle ähnlich dem Donner, der demselben als Begleitung diente.

Dann schaute er umher, als wollte er ein Mittel suchen, um nachzusetzen; doch er erkannte bald die Unzulänglichkeit der vorhandenen Mittel, und sprach den Kopf schüttelnd:

»Es versuchen, mit einem dieser Pferde Dscherid einzuholen, wäre gerade so gut, als wenn man eine Schildkröte zur Verfolgung einer Gazelle abschicken würde. Doch ich werde immerhin erfahren, wo sie ist, insofern nicht . . .«

Und er fuhr rasch und voll Angst mit der Hand nach seiner Westentasche, zog ein kleines Portefeuille hervor und öffnete dasselbe. In einer von den Taschen dieses Portefeuille war ein zusammengefaltetes Papier und in dem Papier fand sich eine schwarze Haarlocke.

Bei dem Anblick dieser Haare erheiterte sich das Gesicht des Reisenden und sein ganzes Wesen wurde, wenigstens scheinbar, wieder ruhig.

»Vorwärts,« sagte er, mit einer Hand, die alsbald von Schweiß troff, über die Stirne fahrend, »es ist gut; und sie hat Ihnen bei ihrem Abgang nichts gesagt?«

»Doch, mein Herr.«

»Was hat sie Ihnen gesagt?«

»Ich soll Ihnen melden, sie verlasse Sie nicht aus Haß, sondern aus Furcht; sie sei eine würdige Christin, während Sie im Gegentheil . . .«

Der junge Mann zögerte.

»Während ich im Gegentheil?« wiederholte der Reisende.

»Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen widersagen soll?«

»Ei! sagen Sie es immerhin!«

»Während Sie im Gegentheil ein Atheist und ein Ungläubiger seien, dem Gott diesen Abend eine letzte Warnung habe geben wollen; sie habe diese Warnung begriffen und fordere Sie auf, dieselbe ebenfalls zu begreifen.«

Ein Lächeln der Verachtung schwebte über die Lippen des Reisenden.

»Ist das Alles, was sie Ihnen gesagt hat?« fragte er.

»Das ist Alles.«

»Gut, so sprechen wir von etwas Anderem.«

Die letzten Spuren der Unruhe und der Unzufriedenheit schienen von der Stirne des Reisenden zu entfliehen.

Der junge Mann betrachtete alle diese Gemüthsbewegungen, die sich auf dem Antlitz widerspiegeln, mit einer Neugierde, welche andeutete, daß er ebenfalls mit einer gewissen Dose Beobachtungsgabe ausgestattet war.

»Wie heißen Sie, mein junger Freund?« sprach der Reisende.

»Gilbert, mein Herr.«

»Gilbert kurzweg? das ist ein Taufname, wie mir scheint.«

»Es ist mein Familienname.«

»Nun, mein lieber Gilbert, die Vorsehung führt Sie auf meinen Weg, um mich einer Verlegenheit zu entreißen.«

»Zu Ihren Befehlen, mein Herr, und Alles, was ich zu thun vermag . . .«

»Werden Sie thun; ich danke. Ja, in Ihrem Alter ist man gefällig, um das Vergnügen zu haben, gefällig zu sein, ich weiß es wohl; übrigens ist das, um was ich Sie bitten will, nicht sehr schwierig: Sie sollen mir einfach ein Obdach für die Nacht angeben.«

»Einmal ist hier dieser Fels, unter dem ich mich vor dem Sturme verborgen habe,« sprach Gilbert.

»Ja,« versetzte der Reisende, »doch etwas wie ein Haus, wo ich ein gutes Abendbrod und ein gutes Bett finden würde, wäre mir lieber.«

»Das ist schwieriger.«

»Sind wir weit entfernt von dem ersten Dorfe?«
»Von Pierresitte?«
»Pierresitte heißt es?«
»Ja, mein Herr, wir sind ungefähr anderthalb Lieues davon entfernt.«
»Zu anderthalb Lieues in dieser Nacht, bei diesem Wetter, nur mit diesen zwei Pferden, brauchen wir zwei Stunden. Denken Sie wohl nach, gibt es keine Wohnung in der Gegend?«
»Das Schloß Taverney liegt höchstens dreihundert Schritte von hier.«
»Nun! also . . .« versetzte der Reisende.
»Was, mein Herr?« fragte der junge Mann, die Augen weit aufsperrend.
»Warum sagten Sie das nicht sogleich?«
»Das Schloß Taverney ist kein Wirthshaus.«
»Es ist bewohnt?«
»Allerdings.«
»Von wem?«
»Von dem Baron von Taverney.«
»Wer ist der Baron von Taverney?«
»Der Vater von Fräulein Andrée, mein Herr.«
»Es macht mir großes Vergnügen, dies zu erfahren,« sprach lächelnd der Reisende, »doch ich fragte Sie, was für ein Mensch der Baron sei?«
»Mein Herr, es ist ein alter Edelmann von sechzig bis fünf und sechzig Jahren, der einst reich gewesen sein soll.«
»Ja, und nun arm ist; es ist die Geschichte von allen diesen Leuten. Mein Freund, ich bitte Sie, führen Sie mich zu dem Baron von Taverney.«
»Zu dem Baron von Taverney?« rief der junge Mann beinahe erschrocken.
»Weigern Sie sich, mir diesen Dienst zu leisten?«
»Nein, mein Herr; aber er . . .«
»Nun?«
»Er wird Sie nicht aufnehmen.«
»Er wird einen verirrtten Edelmann, der Gastfreundschaft von ihm verlangt, nicht aufnehmen? Ihr Baron ist also ein Bär?«
»Bei Gott!« rief der junge Mann mit einem Tone, der wohl sagen wollte: »Das hat ziemlich viel Aehnlichkeit.«
»Gleichviel,« sprach der Reisende, »ich werde es wagen.«
»Ich rathe es Ihnen nicht,« entgegnete Gilbert.
»Bah!« versetzte der Reisende, »so sehr der Baron auch Bär sein mag, so wird er mich doch nicht lebendig auffressen.«
»Nein; doch vielleicht verschließt er Ihnen seine Thüre.«
»Dann trete ich sie ein; und wenn Sie sich nicht etwa weigern, mir als Führer zu dienen . . .«
»Ich weigere mich nicht, mein Herr.«
»So zeigen Sie mir den Weg.«
»Gern.«

Der Reisende stieg wieder in das Cabriolet und nahm eine kleine Laterne.

Da die Laterne erloschen war, so hoffte der junge Mann einen Augenblick, der Fremde würde in das Innere des Wagens zurückkehren, und er dürfte durch die Oeffnung der Thüre sehen, was dieses Innere enthielt.

Doch er näherte sich nicht einmal der Thüre des Kastens.

Der Reisende gab die Laterne Gilbert in die Hände.

Dieser drehte sie in allen Richtungen hin und her und fragte:

»Was soll ich mit dieser Laterne thun?«

»Sie sollen die Straße beleuchten, während ich die Pferde führe.«

»Aber Ihre Laterne ist ausgelöscht.«

»Wir zünden sie wieder an.«

»Oh! ja,« sagte Gilbert, »Sie haben Feuer im Innern des Wagens.«

»Und in meiner Tasche,« entgegnete der Reisende.

»Es wird schwierig sein, Schwamm bei diesem Regen anzuzünden.«

Der Reisende lächelte und erwiederte:

»Oeffnen Sie die Laterne.«

Gilbert gehorchte.

»Halten Sie Ihren Hut über meine beiden Hände.«

Gilbert gehorchte abermals; man sah ihn diese Vorbereitungen mit der größten Neugierde verfolgen. Gilbert kannte kein anderes Mittel, sich Feuer zu verschaffen, als Zunder, Stahl und Stein.

Der Reisende zog aus seiner Tasche ein silbernes Etui und aus diesem Etui ein Zündhölzchen; dann öffnete er den unteren Theil des Etui und tauchte das Zündhölzchen in einen Teig, der ohne Zweifel entflammbar war, denn sogleich fing das Zündhölzchen mit einem leichten Geknister Feuer.

Diese Wirkung war so plötzlich und so unerwartet, daß Gilbert bebte.

Der Reisende lächelte bei seinem Erstaunen, das indessen zu einer Zeit, wo nur die Chemiker den Phosphor kannten und dieses Geheimniß für ihre persönlichen Experimente bewahrten, ganz natürlich war.

Der Reisende theilte die magische Flamme dem Dochte seiner Kerze mit, verschloß sodann das Etui wieder und steckte es in seine Tasche.

Der junge Mann folgte dem kostbaren Gefäße mit Augen, die vor Gierde glühten. Er hätte offenbar viel für den Besitz eines solchen Schatzes gegeben.

»Nun, da Sie Licht haben, wollen sie mich führen?« fragte der Reisende.

»Kommen Sie, mein Herr,« sprach Gilbert.

Und der junge Mann marschirte voran, während sein Gefährte das Pferd am Gebiß faßte und so fortzugehen zwang.

Das Wetter war übrigens erträglicher geworden, der Regen hatte beinahe aufgehört und der Sturm entfernte sich brummend.

Der Reisende fühlte zuerst das Bedürfniß, das Gespräch wieder aufzunehmen.

»Sie scheinen den Baron von Taverney gut zu kennen, mein Freund?« sagte er.

»Ja, mein Herr, und das ist ganz einfach, denn ich bin seit meiner Kindheit bei ihm,«

»Es ist vielleicht Ihr Verwandter?«

»Nein, mein Herr.«

»Ihr Vormund?«

»Nein.«

»Ihr Gebieter?«

Der junge Mann bebte bei dem Worte Gebieter, und eine lebhaftere Röthe färbte seine gewöhnlich bleichen Wangen.

»Ich bin kein Diener, mein Herr,« sagte er.

»Aber Sie sind doch irgend Etwas,« versetzte der Reisende.

»Ich bin der Sohn von einem ehemaligen Meier des Barons; meine Mutter ist die Amme von Fräulein Andrée gewesen.«

»Ich verstehe; Sie sind in dem Hause unter dem Titel eines Milchbruders der jungen Person, denn ich setze voraus, die Tochter des Barons ist jung.«

»Sie ist sechzehn Jahre, mein Herr.«

Gilbert escamotirte eine von den zwei Fragen, wie man sieht: die, welche ihn persönlich betraf.

Der Reisende schien dieselbe Betrachtung anzustellen, wie wir; er lenkte jedoch sein Verhör auf einen andern Punkt.

»Durch welchen Zufall waren Sie bei einem so abscheulichen Wetter auf der Straße?«

»Ich war nicht auf der Straße, sondern unter einem Felsen am Wege.«

»Und was machten Sie unter dem Felsen?«

»Ich las.«

»Sie lasen?«

»Ja.«

»Und was lasen Sie?«

»Den *Contrat social* von Jean Jacques Rousseau.«

Der Reisende schaute den jungen Mann mit einem gewissen Erstaunen an.

»Sie haben das Buch aus der Bibliothek des Barons genommen?« fragte er.

»Nein, mein Herr, ich habe es gekauft.«

»Wo dies? In Bar-le-Duc?«

»Nein, mein Herr, bei einem durchreisenden Hausirer: es kommen seit einiger Zeit viele Hausirer mit guten Büchern auf das Land.«

»Wer sagte Ihnen, der *Contrat social* sei ein gutes Buch?«

»Ich sah es beim Lesen, mein Herr.«

»Haben Sie denn schlechte Bücher gelesen, daß Sie einen solchen Unterschied feststellen können?« »Ja.«

»Und was nennen Sie schlechte Bücher?«

»Den *Sofa*, *Tanzai* und *Neadarne*, und andere Bücher dieser Art.«

»Wo Teufels haben Sie diese Bücher gefunden?«

»In der Bibliothek des Barons.«

»Wie verschafft sich der Baron solche Neuigkeiten in einem Loche, wie er es bewohnt?«

»Man schickt sie ihm von Paris.«

»Wie kommt es, mein Freund, daß der Baron, wenn er arm ist, wie Sie sagen, sein Geld auf solche Fadheiten verwendet?«

»Er kauft sie nicht, man schenkt sie ihm.«

»Ah! man schenkt sie ihm?«

»Ja, mein Herr.«

»Wer dies?«

»Einer von seinen Freunden, ein vornehmer Herr.«

»Ein vornehmer Herr, wissen Sie den Namen dieses vornehmen Herrn?«

»Der Herzog von Richelieu.«

»Wie! der alte Marschall?«

»Ja, der Marschall, so ist es.«

»Aber ich setze voraus, er läßt solche Bücher nicht vor Fräulein Andrée liegen?«

»Im Gegentheil, er läßt sie überall liegen.«

»Ist Fräulein Andrée auch Ihrer Ansicht, daß diese Bücher schlechte Bücher sind?« fragte der Reisende mit einem hinterhältischen Lächeln.

»Fräulein Andrée liest sie nicht, mein Herr,« antwortete Gilbert trocken

Der Reisende schwieg einen Augenblick. Diese seltsame Natur, eine Mischung von Gutem und Schlechtem, von Schüchternheit und Keckheit, interessirte ihn offenbar unwillkürlich.

»Und warum haben Sie diese Bücher gelesen, da Sie wußten, daß sie schlecht sind?« fuhr derjenige fort, welchen der alte Gelehrte unter dem Namen Acharat bezeichnet hatte.

»Weil ich bei dem Oeffnen derselben ihren Werth nicht kannte.«

»Sie haben dies jedoch leicht ergründet?«

»Ja, mein Herr.«

»Und Sie fuhren nichtsdestoweniger fort zu lesen?«

»Ich fuhr fort.«

»In welcher Absicht?«

»Sie lehrten mich Dinge, die ich nicht wußte.«

»Und der *Contrat social*?«

»Er lehrt mich Dinge, die ich errathen hatte.«

»Welche?«

»Daß alle Menschen Brüder, daß die Gesellschaften, welche Leibeigene oder Sklaven haben, schlecht organisirt sind; daß eines Tages alle Menschen gleich sein werden.«

»Ah! ah!« machte der Reisende.

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein; Gilbert und sein Gefährte marschirten mittlerweile vorwärts; der Reisende zog das Pferd am Zügel, Gilbert hielt die Laterne in der Hand.

»Sie haben also große Lust, zu lernen, mein Freund?« sagte leise der Reisende.

»Ja, mein Herr, es ist mein größter Wunsch.«

»Und was möchten Sie gern lernen?«

»Alles,« antwortete der junge Mann.

»Und warum wollen Sie lernen?«

»Um mich zu erheben.«

»Bis wohin?«

Gilbert zögerte. Er hatte offenbar ein Ziel in seinem Geiste; doch dieses Ziel war sein Geheimniß und er wollte es nicht nennen.

»Wohin der Mensch gelangen kann,« erwiderte er.

»Doch Sie haben wenigstens etwas studirt?«

»Nichts. Wie soll ich studiren, da ich nicht reich bin und in Taverney wohne?«

»Wie! Sie wissen nicht ein wenig von der Mathematik?«

»Nein.«

»Von der Physik?«

»Nein.«

»Von der Chemie?«

»Nein. Ich kann nur lesen und schreiben; doch ich werde Alles dies verstehen.«

»Wann?«

»Einst.«

»Durch welches Mittel?«

»Ich weiß es nicht; aber ich werde es verstehen.«

»Seltsames Kind!« murmelte der Reisende.

»Und dann . . .« sagte Gilbert mit sich selbst sprechend.

»Nun?«

»Ja.«

»Was?«

»Nichts.«

Gilbert und derjenige, welchem er als Führer diente, marschirten indessen seit ungefähr einer Viertelstunde; der Regen hatte gänzlich aufgehört und die Erde fing an den scharfen Wohlgeruch auszudünsten, der im Frühjahr die glühenden Ausströmungen des Sturmes ersetzt.

Gilbert schien in ein tiefes Nachdenken versunken zu sein.

»Mein Herr,« sagte er plötzlich, »wissen Sie, was der Sturm ist?«

»Allerdings weiß ich es.«

»Sie?«

»Ja, ich.«

»Sie wissen was der Sturm ist? Sie wissen was den Blitz verursacht?«

Der Reisende lächelte und sprach:

»Es ist die Combination von zwei Electricitäten, der Electricität der Wolken und der Electricität des Bodens.«

Gilbert stieß einen Seufzer aus.

»Ich verstehe nicht,« sagte er.

Vielleicht war der Reisende im Begriff, dem armen jungen Manne eine verständlichere Erklärung zu geben, aber leider glänzte in diesem Augenblick ein Licht durch das Blätterwerk.

»Ah! ah! was ist das?« rief der Unbekannte.

»Das ist Taverney.«

»Wir sind also an Ort und Stelle?«

»Hier ist das Hofthor.«

»Oeffnen Sie.«

»Oh! mein Herr, das Thor von Taverney öffnet sich nicht nur so.«

»Taverney ist also ein Kriegsplatz? Klopfen Sie immerhin.«

Gilbert näherte sich dem Thore und klopfte einmal mit dem Zögern der Schüchternheit.

»Oh! oh!« sagte der Reisende, »man wird Sie nie hören, mein Freund; klopfen Sie stärker.«

Es deutete in der That nichts an, daß die Aufforderung von Gilbert gehört worden war; Alles blieb stille.

»Sie nehmen die Sache auf sich?« sagte Gilbert.

»Haben Sie nicht bange.«

Gilbert zögerte nicht länger; er verließ den Klopfer und hing sich an die Glocke, welche einen so scharfen, mächtigen Ton von sich gab, daß man sie hätte auf eine Stunde hören können.

»Meiner Treue! wenn Ihr Baron diesmal nicht gehört hat, so muß er taub sein.«

»Ah! Mahon bellt,« sprach der junge Mann.

»Mahon!« versetzte der Reisende; »das ist ohne Zweifel eine Artigkeit Ihres Barons gegen seinen Freund den Herzog von Richelieu.«

»Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, mein Herr.«

»Mahon ist die letzte Eroberung des Marschalls.«

Gilbert stieß einen zweiten Seufzer aus und sprach:

»Ach! ich habe Ihnen bereits gestanden, daß ich nichts weiß, mein Herr.«

Diese zwei Seufzer faßten für den Fremden eine Reihenfolge verborgener Leiden und unterdrückter, wenn nicht getäuschter Bestrebungen zusammen.

In diesem Augenblick ließ sich ein Geräusch von Tritten hören.

»Endlich!« rief der Fremde.

»Es ist der gute La Brie,« sagte Gilbert.

Die Thüre wurde geöffnet; doch bei dem Anblick des Fremden und seines seltsamen Gefährtes wollte der überrumpelte La Brie, der nur Gilbert zu öffnen glaubte, wieder schließen.

»Verzeiht, verzeiht, Freund,« sprach der Reisende, »wir kommen absichtlich hierher, und Ihr müßt uns nicht die Thüre vor der Nase zuschlagen.«

»Mein Herr, ich muß den Herrn Baron benachrichtigen, daß ein unerwarteter Besuch . . .«

»Es ist nicht der Mühe werth, ihn zu benachrichtigen . . . glaubt mir! Ich will mich der Gefahr eines bösen Gesichtes aussetzen, und wenn man mich fortjagt, so geschieht es nur, dafür stehe ich Euch, nachdem ich mich erwärmt, getrocknet und gefüttert habe. Ich hörte sagen, der Wein sei hier gut; Ihr müßt etwas davon wissen, wie?«

Statt diese Frage zu beantworten, suchte La Brie Widerstand zu leisten; doch der Reisende war fest entschlossen und ließ die Pferde und den Wagen in die Allee einrücken, während Gilbert das Thor wieder zumachte, was in einem Augenblick geschehen war. Als La Brie sich besiegt sah, glaubte er nichts Besseres thun zu können, als seine Niederlage selbst anzukündigen: er setzte seine alten Beine in Thätigkeit, stürzte nach dem Hause und schrie mit der ganzen Gewalt seiner Lunge:

»Nicole Legay! Nicole Legay!«

»Was ist das, Nicole Legay?« fragte der Fremde, während er mit derselben Ruhe nach dem Schlosse zuschritt.

»Nicole, mein Herr?« versetzte Gilbert mit einem leichten Zittern.

»Ja, Nicole, diejenige, welche Meister La Brie ruft.«

»Es ist die Kammerfrau von Fräulein Andrée, mein Herr.«

Auf das Geschrei von La Brie erschien indessen ein Licht unter den Bäumen und beleuchtete ein reizendes Mädchengesicht.

»Was willst Du von mir, La Brie?« fragte das Mädchen, »warum dieses Lärmen?«

»Geschwinde, geschwinde, Nicole,« rief die scheiternde Stimme des Greises; »melde dem Herrn einen Fremden, der vom Sturme überfallen worden ist, bitte ihn um Gastfreundschaft für diese Nacht.«

Nicole ließ sich das nicht wiederholen, sie lief so leicht nach dem Schlosse, daß man sie in einem Augenblick aus dem Gesichte verloren hatte.

La Brie, der nun gewiß war, daß der Baron nicht überfallen werden würde, erlaubte sich einen Augenblick Athem zu holen.

Bald brachte die Botschaft ihre Wirkung hervor, denn man hörte eine scharfe, gebieterische Stimme auf der Thürschwelle und von der Freitreppe herab, die man unter den Akacien erblickte, mit wenig gastfreundlichem Tone rufen:

»Ein Fremder . . . wer dies? Wenn man so unversehens zu den Leuten kommt, so nennt man sich wenigstens.«

»Das ist der Baron?« fragte La Brie derjenige, welcher die ganze Verwirrung veranlaßte.

»Ach! ja, mein Herr,« antwortete der arme Mensch ganz zerknirscht; »Sie hören, was er fragt?«

»Nicht wahr, er fragt nach meinem Namen?«

»Ganz richtig. Und ich, der ich vergaß, Sie darum zu bitten!«

»Meldet den Baron Joseph Balsamo,« sprach der Reisende; »die Aehnlichkeit des Titels wird Euren Herrn vielleicht entwaffnen.«

La Brie machte seine Meldung, einigermaßen ermuthigt durch den Titel, den sich der Unbekannte beigelegt hatte.

»Es ist gut,« brummte die Stimme, »er mag eintreten, da er einmal hier ist . . . Treten Sie ein, mein Herr, wenn es Ihnen beliebt: hier . . . gut; hieher . . .«

Der Fremde schritt rasch vor; als er aber an die erste Stufe der Freitreppe kam, faßte ihn die Lust, sich umzudrehen, um zu sehen, ob ihm Gilbert folgte.

Gilbert war verschwunden.

V.

Der Baron von Taverney.

Obgleich durch Gilbert von der Dürftigkeit des Barons von Taverney unterrichtet, war doch derjenige, welcher sich unter dem Namen Baron Joseph Balsamo melden ließ, erstaunt, als er die Mittelmäßigkeit des von Gilbert emphatisch mit dem Namen Schloß getauften Wohngebäudes erblickte.

Das Haus hatte kaum ein Stockwerk und bildete ein langes Gevierte, an dessen Enden sich zwei viereckige Pavillons in Form von Thürmchen erhoben. Dieser unregelmäßigen Gesamtheit gebrach es indessen bei dem bleichen Schimmer eines zwischen den durch den Orkan zerrissenen Wolken hinschlüpfenden Mondes nicht an einem gewissen pittoresken Reize.

Sechs Fenster unten, zwei Fenster an jedem Thürmchen, d. h. eines in jedem Stocke, eine ziemlich breite Freitreppe, deren ausgerenkte Stufen jedoch bei jeder Fuge Abschlüsse bildeten, dies war die Gesamtheit, welche dem Ankömmling in's Auge fiel, ehe er bis zu der Schwelle hinaufstieg, wo ihn, wie gesagt, der Baron in einem Schlafrocke und einen Leuchter in der Hand erwartete.

Der Baron von Taverney war ein kleiner Greis von sechzig bis fünf und sechzig Jahren, mit lebhaftem Auge und hoher, aber zurücklaufender Stirne; er trug eine schlechte Perrücke, an der von den Kerzen des Kamins allmähig und zufällig verzehrt worden war, was die Ratten im Schranke an Locken verschont hatten. Er hielt in der Hand eine Serviette von problematischer Weiße, woraus hervorging, daß er in dem Augenblick, wo er sich hatte zu Tische setzen wollen, gestört worden war.

Sein boshafte Gesicht, in welchem man einige Aehnlichkeit mit dem von Voltaire hätte finden können, belebte sich in diesem Augenblick durch einen doppelten, leicht faßbaren Ausdruck; nach den Gesetzen der Höflichkeit mußte er seinem unbekanntem Gaste zulächeln; die Ungeduld verwandelte dieses Gebot in eine Grimasse, deren Bedeutung sich offenbar dem Gallsüchtigen und Sauertöpfischen zuwandte, so daß, erhellt von dem zitternden Schimmer des Kronleuchters, dessen Schatten die Hauptzüge zerrissen, die Physiognomie des Barons von Taverney für die eines sehr häßlichen Herrn gelten konnte.

»Mein Herr,« sagte er, »darf ich wissen, welchem glücklichen Zufall ich das Vergnügen, Sie hier zu sehen, zu verdanken habe?«

»Mein Herr, dem Sturme, der die Pferde so scheu machte, daß sie durchgingen und beinahe meinen Wagen zerbrachen. Ich befand mich auf der Landstraße ohne Postillons: der eine war vom Pferde gefallen, der andere mit seinem Rosse entflohen, als ein junger Mann, dem ich begegnete, mir den Weg zu ihrem Schlosse zeigte und mich ihrer wohlbekanntem Gastfreundschaft versicherte.«

Der Baron hob seine Kerze in die Höhe, um etwas mehr Raum zu beleuchten, und um zu sehen, ob er nicht in diesem Raume den Ungeschickten entdecken würde, der ihm den glücklichen Zufall verschaffte, von dem er so eben gesprochen.

Der Reisende schaute seinerseits umher, um zu sehen, ob sein Führer wirklich verschwunden

sei.

»Wissen Sie, wie derjenige heißt, welcher Ihnen mein Schloß bezeichnet hat, mein Herr?« fragte der Baron von Taverney wie ein Mensch, der erfahren will, wem er seine Dankbarkeit ausdrücken soll.

»Es ist ein junger Mann, der, glaube ich, Gilbert heißt.«

»Ah! ah! Gilbert; ich hätte nicht geglaubt, daß er nur hiezu tauglich wäre. Ah! der Müssiggänger Gilbert, der Philosoph Gilbert!«

Bei diesem Flusse von Beiwörtern, welche mit drohendem Tone ausgesprochen wurden, begriff der Gast, daß wenig Sympathie zwischen dem Lehensherrn und seinem Vasallen bestand.

»Nun, mein Herr,« sprach der Baron nach einem Augenblick eines Stillschweigens, das nicht minder ausdrucksvoll war, als seine Worte, »wollen Sie gefälligst eintreten.«

»Erlauben Sie,« entgegnete der Reisende, »erlauben Sie, daß ich zuerst meinen Wagen, der kostbare Gegenstände enthält, in die Remise bringen lasse.«

»La Brie!« rief der Baron, »La Brie! führe den Wagen des Herrn Baron unter den Schoppen, er wird dort besser bedeckt sein, als mitten im Hofe, insofern sich am Schoppen noch viele Latten finden, wo es Latten gibt; was die Pferde betrifft, so ist dies etwas Anderes, ich stehe Ihnen nicht dafür, daß Futter für sie vorhanden ist, doch da sie nicht Ihnen gehören, sondern dem Postmeister, so wird dies für Sie ziemlich gleichgültig sein.«

»Wenn ich Ihnen jedoch zu sehr lästig falle, wie ich zu glauben anfangen . . .« sagte der Reisende ungeduldig.

»Oh! das ist es nicht, mein Herr,« unterbrach ihn höflich der Baron, »Sie sind mir durchaus nicht lästig; Sie werden sich nur beengt fühlen, das muß ich Ihnen zum Voraus bemerken.«

»Mein Herr, glauben Sie mir, ich werde Ihnen stets dankbar sein.«

»Oh! ich mache mir keine Illusionen, mein Herr,« sagte der Baron, indem er abermals seinen Leuchter erhob, um den Lichtkreis auf der Seite von Joseph Balsamo zu erweitern, der, unterstützt von La Brie, seinen Wagen wegführte; »oh! ich mache mir keine Illusionen, Taverney ist ein trauriger Aufenthalt und besonders ein armseliger Aufenthalt.«

Der Reisende war zu sehr beschäftigt, um zu antworten; er wählte, der Einladung des Baron von Taverney gemäß, die am wenigsten verfallene Stelle des Schoppen, um hier seinen Wagen unterzubringen, und als er ungefähr bedeckt war, drückte er einen Louisd'or in die Hand von La Brie und kehrte sodann zu dem Baron zurück.

La Brie steckte den Louisd'or in die Tasche, überzeugt, es wäre ein Vierundzwanzig-Sous-Stück, und dankte dem Himmel für diese Gabe.

»Gott behüte, daß ich von Ihrem Schlosse so schlecht denke, wie Sie es bezeichnen, mein Herr,« sprach Balsamo, sich vor dem Baron verbeugend; dieser aber führte ihn, um ihm ganz einfach zu beweisen, daß er die Wahrheit gesprochen, durch ein langes, feuchtes Vorzimmer, schüttelte dabei den Kopf und brummte:

»Gut, gut, ich weiß, was ich spreche, ich kenne meine Mittel, sie sind leider sehr beschränkt. Wenn Sie Franzose sind, Herr Baron, doch Ihr deutscher Accent deutet mir an, daß Sie es nicht sind, obgleich Ihr italienischer Name . . . aber das thut nichts zur Sache; wenn Sie Franzose sind, sagte ich, so muß der Name Taverney Erinnerungen an Pracht und Herrlichkeit in Ihnen erweckt haben: man sagte einst Taverney der Reiche.«

Balsamo meinte Anfangs, diese Phrase würde sich in einem Seufzer endigen, doch dem war

nicht so.

»Philosophie,« dachte er.

»Hier durch, Herr Baron, hier durch,« fuhr der Baron fort, indem er die Thüre des Speisesaales öffnete. »Hollah! Meister La Brie, bedient uns, als ob Ihr ganz allein hundert Diener wäret.«

La Brie stürzte hinaus, um seinem Herrn zu gehorchen.

»Ich habe nur diesen Lackei, mein Herr, und er bedient mich sehr schlecht,« sprach Taverney. »Aber ich besitze nicht die Mittel, mir einen andern zu halten. Dieser Dummkopf ist seit beinahe zwanzig Jahren bei mir geblieben, ohne einen Sou Lohn zu beziehen, und ich ernähre ihn ungefähr wie er mich bedient . . . Er ist albern, wie Sie sehen werden.«

Balsamo verfolgte den Lauf seiner Studien.

»Herzlos!« sagte er; »doch es ist vielleicht Affectation.«

Der Baron machte die Saalthüre wieder zu, und nun erst konnte der Reisende, dadurch, daß der Baron seinen Leuchter über sein Haupt erhob, den Saal in der ganzen Ausdehnung umfassen.

Es war ein großer Saal, der einst die Hauptstube eines kleinen Pachthauses bildete, das sein Eigenthümer zum Range eines Schlosses erhoben hatte; die Ausstattung war so kärglich, daß man beim ersten Blicke den ganzen Saal für leer hielt. Strohstühle mit geschnitztem Rücken, Kupferstiche nach den Schlachtstücken von Lebrun copirt, in Rahmen von gefirnißtem schwarzem Holze, ein eichener Schrank, durch den Rauch und das Alter geschwärzt, dies war die ganze Ausschmückung. In der Mitte erhob sich ein kleiner Tisch, auf welchem eine einzige Platte bestehend aus jungen Feldhühnern und Kohl dampfte. Der Wein war in einem Steinkrüge mit weitem Bauche enthalten; das abgenutzte, geschwärzte, buckelige Silberzeug bestand aus drei Gedecken, einem Becher und einem Salzfaß. Von herrlicher Arbeit und großer Schwere schien letzteres Stück ein werthvoller Diamant unter werth- und glanzlosen Kieselsteinen zu sein.

»Hier, mein Herr, hier,« sprach der Baron, seinem Gaste, dessen forschendem Blick er gefolgt war, einen Stuhl anbietend. »Ah! Ihr Auge verweilt bei meinem Salzfaß; Sie bewundern es; das zeugt von gutem Geschmack; denn Sie fallen gerade auf den einzigen Gegenstand, der sich hier zeigen läßt. Mein Herr, ich danke Ihnen, und zwar von ganzem Herzen; doch nein, ich täusche mich. Bei meiner Treue, ich habe noch etwas Kostbareres, und das ist meine Tochter.

»Fräulein Andrée,« sagte Balsamo.

»Bei Gott ja, Fräulein Andrée,« versetzte der Baron erstaunt, daß sein Gast so gut unterrichtet war, »ich will Sie ihr vorstellen. Andrée! Andrée! komm mein Kind, fürchte Dich nicht.«

»Ich fürchte mich nicht, mein Vater,« antwortete mit einer sanften und wohlklingenden Stimme ein großes, schönes Mädchen, das sich ohne Verlegenheit, aber auch ohne Keckheit an der Thüre zeigte.

Obgleich in hohem Grade Herr seiner selbst, wie man bereits sehen konnte, mußte sich Joseph Balsamo doch unwillkürlich tief vor dieser erhabenen Schönheit verbeugen.

Andrée von Taverney, welche erschienen war, um Alles, was sie umgab, zu vergolden und zu bereichern, hatte hell kastanienbraune Haare, die an den Schläfen und am Hals noch lichter wurden; ihre schwarzen, durchsichtigen, weit geöffneten Augen schauten starr, wie die des Adlers. Die Milde ihres Blickes war jedoch unaussprechlich; ihr frischrother Mund bildete sich launenhaft in einem Bogen von feuchter, glänzender Koralle; bewunderungswürdig weiße, zarte Hände von antiker Zeichnung standen mit Armen, blendend an Form und Glanz, in Verbindung;

ihr zugleich geschmeidiger und fester Wuchs schien der einer heidnischen Statue zu sein, welcher ein Wunder Leben gegeben hätte; ihr Fuß, dessen Biegung neben dem von Diana der Jägerin merkwürdig gewesen wäre, schien das Gewicht ihres Körpers nur durch ein Wunder des Gleichgewichts tragen zu können; ihr Anzug endlich war, obgleich höchst einfach, doch von einem so vollkommenen Geschmack und so sehr dem Gesamtwesen ihrer Person angemessen, daß eine vollständige Kleidung, aus der Garderobe einer Königin genommen, vielleicht minder reich, minder elegant geschienen hätte, als ihr einfaches Gewand.

Alle diese wunderbaren Einzelheiten erfaßte Balsamo mit dem ersten Blicke; er hatte Alles gesehen, Alles bemerkt, von dem Augenblick, wo Fräulein von Taverney in den Speisesaal trat, bis zu dem Momente, wo er sie grüßte, und der Baron verlor seinerseits nicht einen von den Eindrücken, den dieser seltene oder vielmehr einzige Verein von Vollkommenheiten auf seinen Gast hervorbrachte.

»Sie haben Recht,« sprach mit leiser Stimme Balsamo, sich gegen seinen Wirth umwendend, »das Fräulein ist eine kostbare Schönheit.«

»Machen Sie der armen Andrée nicht zu viel Complimente, mein Herr,« versetzte mit gleichgültigem Tone der Baron; »sie kommt so eben aus dem Kloster und würde an das, was Sie ihr sagen, glauben. Nicht als befürchtete ich ihre Coquetterie, im Gegentheile, das liebe Kind ist nicht genug coquette, mein Herr, und als guter Vater bemühe ich mich, diese Eigenschaft, welche die erste Macht der Frauen bildet, bei ihr zu entwickeln.«

Andrée schlug die Augen nieder und erröthete. Mit dem besten Willen hatte sie nicht umhin können, diese seltsame Theorie ihres Vaters anzuhören.

»Sagte man dies dem Fräulein, als sie im Kloster war?« fragte lachend Joseph Balsamo, »bestand in dieser Vorschrift ein Theil des Unterrichts, den die Nonnen gaben?«

»Mein Herr,« entgegnete der Baron, »ich habe meine eigenen Ansichten, wie Sie bereits sehen konnten.«

Balsamo verbeugte sich, zum Zeichen, daß er diesem Anspruche des Barons völlig beipflichtete.

»Nein,« fuhr dieser fort, »ich will die Familienväter nicht nachahmen, welche zu ihrer Tochter sagen: ‚Sei klug, unbeugsam, blind; berausche Dich mit Ehre, Zartgefühl und Uneigennützigkeit!‘ Die Dummköpfe! Es kommt mir vor, als sähe ich Sekundanten ihren Streiter, nachdem sie ihn von jedem Stücke entblößt und völlig entwaffnet, auf den Kampfplatz führen, um ihn gegen einen vom Scheitel bis zur Zehe bewaffneten Gegner kämpfen zu lassen. Nein, bei Gott, es wird bei meiner Tochter Andrée nicht so sein, obgleich sie in Taverney, einem Provinznest, erzogen worden ist.«

Wenn auch der Ansicht des Barons über die Bezeichnung, die er seinem Schlosse gegeben, so glaubte doch Balsamo einen Widerspruch mimisch ausdrücken zu müssen.

»Gut, gut,« versetzte der Greis, das Spiel des Gesichts von Balsamo beantwortend, »gut, ich weiß was an Taverney ist, sage ich Ihnen; doch wie es auch sein mag und so weit wir auch von der glänzenden Sonne entfernt sind, die man Versailles nennt, so wird doch meine Tochter die Welt kennen lernen, die ich einst so gut gekannt habe; sie wird in dieselbe eintreten . . . wenn sie je eintritt, mit einem vollständigen Arsenal, das ich ihr mit Hülfe meiner Erfahrungen und meiner Erinnerungen schmiede . . . Doch, mein Herr, ich muß Ihnen gestehen, ja, das Kloster hat Alles verdorben . . . Meine Tochter, solche Dinge sind nur für mich gemacht, meine Tochter ist die erste Kostschülerin, die das Gute vom Unterricht genommen und den Buchstaben des

Evangeliums befolgt hat! Corbleu! gestehen Sie, daß dies unglücklich spielen heißt, Baron.«

»Das Fräulein ist ein Engel,« antwortete Balsamo, »und in der That, mein Herr, was Sie mir da sagen, überrascht mich nicht.«

Andrée verbeugte sich vor dem Baron, um ihm ihren Dank und ihre Sympathie darzuthun, und setzte sich sodann, wie es ihr Vater ihr durch ein Zeichen mit den Augen befahl.

»Setzen Sie sich, Baron, und essen Sie, wenn Sie Hunger haben,« sprach Taverney. »Es ist ein abscheulicher Ragout, was dieses Thier von einem La Brie zusammengekocht hat.«

»Junge Feldhühner! Sie nennen das einen abscheulichen Ragout?« sagte lächelnd der Gast des Barons; »Sie verleumden Ihren Tisch. Junge Feldhühner im Mai! Sie sind also von Ihren Gütern?«

»Von meinen Gütern! Seit langer Zeit ist Alles, was ich besaß, und ich muß gestehen, mein guter Vater hinterließ mir eine gewisse Quantität, seit langer Zeit, sage ich, ist Alles, was ich besaß, verkauft, verzehrt, verdaut. O mein Gott! nein, ich habe keinen Zoll breit Land mehr, nein. Es kommt von dem Müssiggänger Gilbert, der nur zum Lesen und Träumen taugt, und der in seinen verlorenen Augenblicken irgendwo eine Flinte, Pulver und Blei gestohlen haben wird und dieses Geflügel schießt, indem er auf den Gütern meiner Nachbarn wildert. Er wird auf die Galeere kommen, und ich lasse ihn sicherlich gehen, denn das befreit mich von ihm. Doch Andrée liebt das Wildpret, weshalb ich Herrn Gilbert verzeihe.«

Balsamo betrachtete forschend das schöne Antlitz von Andrée, und er entdeckte darauf keine Falte, kein Beben, nicht einen Schatten von Röthe.

Er setzte sich zu Tische zwischen sie und den Baron, und sie legte ihm, ohne, wie es schien, im Geringsten über die Dürftigkeit der Tafel in Verlegenheit zu gerathen, seinen Theil von der durch Gilbert gelieferten und durch La Brie gewürzten Platte vor, welche der Baron so geringschätzend behandelte.

Der arme La Brie, der kein Wort von den Lobeserhebungen verlor, die Balsamo ihm und Gilbert ertheilte, reichte den Teller mit einer zerknirschten Miene, welche triumphirend wurde bei jedem Lobe, das der Baron der Zubereitung spenden zu müssen glaubte.

»Er hat seinen abscheulichen Ragout nicht gesalzen!« rief der Baron, nachdem er zwei Rebhühnerflügel verschlungen hatte, welche seine Tochter mitten unter eine ölige Lage Kohl auf seinen Teller legte. »Andrée, gib doch dem Herrn Baron das Salzfaß.«

Andrée gehorchte, den Arm mit vollkommener Anmuth ausstreckend.

»Ah! ich sehe, Sie bewundern abermals mein Salzfaß, Baron,« sagte Taverney.

»Diesmal täuschen Sie sich, mein Herr,« erwiderte Balsamo, »ich bewundere die Hand des Fräuleins.«

»Ah! vortrefflich, es ist ganz ein Richelieu! Doch, da Sie dieses berühmte Salzfaß, in welchem Sie sogleich das erkannten, was es ist, in der Hand haben, so schauen Sie es an; es wurde vom Regenten bei Lucas, dem Goldschmied, bestellt. Es sind Liebschaften von Satyrn und Bacchantinnen; das ist frei, aber hübsch.«

Balsamo bemerkte jetzt erst, daß die Gruppe von Figurinen, reizend, was die Arbeit betrifft, und kostbar in der Ausführung, nicht frei, sondern obscön war. Dieser Anblick veranlaßte ihn, die Ruhe und Gleichgültigkeit von Andrée zu bewundern, welche ihm auf Befehl ihres Vaters das Salzfaß gereicht hatte, ohne eine Miene zu verziehen, und fortaß, ohne zu erröthen.

Doch als hätte es sich der Baron zur Aufgabe gemacht, diesen Firniß der Unschuld

abzuschuppen, der, dem jungfräulichen Rocke ähnlich, von dem die heilige Schrift spricht, die ganze Person seiner Tochter bedeckte, fuhr er fort, die Schönheiten seines Salzfasses auseinanderzusetzen, obgleich sich Balsamo die größte Mühe gab, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen.

»Essen Sie doch, Baron,« sagte Taverney; »denn ich bemerke Ihnen zum Voraus, daß nur diese Platte vorhanden ist. Vielleicht denken Sie, der Braten werde kommen und die Zwischengerichte warten; lassen Sie sich diesen Irrthum benehmen, denn Sie wären furchtbar betrogen.«

»Verzeihen Sie, mein Herr,« sagte Andrée mit ihrer gewöhnlichen Kälte, »wenn Nicole mich recht verstanden hat, so muß sie einen Tôt-fait, dessen Recept ich sie lehrte, angefangen haben.«

»Das Recept! Du hast das Recept eines Gerichtes, Nicole Legay, Deiner Kammerfrau, mitgetheilt? Deine Kammerfrau besorgt die Küche? Es fehlte nur noch Eines: daß Du selbst kochen würdest. Kochten die Herzoginnen von Chateauroux oder die Marquise von Pompadour dem König? der König machte im Gegentheile ihnen Pfannkuchen. Mein Tag des Lebens! daß ich Frauen bei mir kochen sehen muß! . . . Baron, ich bitte Sie, entschuldigen Sie meine Tochter.«

»Aber, mein Vater, man muß doch essen,« entgegnete ruhig Andrée. »Sprich, Legay,« fügte sie etwas lauter bei, »ist es gemacht?«

»Ja, mein Fräulein,« antwortete das Mädchen und brachte eine Platte, deren Geruch äußerst Appetit erregend war.

»Ich weiß wohl, wer nicht von diesem Gerichte essen wird,« rief Taverney wüthend und zerbrach seinen Teller.

»Dieser Herr ißt vielleicht davon,« sprach Andrée mit kaltem Tone.

Dann sich an ihren Vater wendend:

»Sie wissen, mein Herr, daß Sie nur noch siebzehn Teller von dem Service haben, der mir von meiner Mutter zukommt.«

Hiernach zerschnitt sie den Kuchen, den Nicole Legay, die hübsche Zofe, auf den Tisch gestellt hatte.

VI.

Andrée von Taverney.

Der Beobachtungsgeist von Joseph Balsamo fand reiche Nahrung in jeder Einzelheit dieses seltsamen, abgesonderten, in einem Winkel von Lothringen verlorenen Daseins.

Das Salzfaß allein enthüllte ihm eine ganze Seite vom Charakter des Baron von Taverney, oder vielmehr seinen Charakter unter allen seinen Seiten.

Seinen zartesten Scharfsinn zu Hülfe rufend, befragte er die Züge von Andrée in dem Augenblick, wo sie mit der Spitze ihres Messers die silbernen Figuren berührte, welche aus einem der nächtlichen Mahle des Regenten, in deren Folge Canillac die Kerzen auszulöschen beauftragt war, hervorgegangen zu sein schienen.

War es Neugierde, oder bewegte ihn ein anderes Gefühl . . . Balsamo betrachtete Andrée mit einer solchen Beharrlichkeit, daß zwei oder dreimal in weniger als zehn Minuten die Augen der jungen Leute sich begegnen mußten. Anfangs hielt das reine, keusche Geschöpf diesen Blick ohne Verwirrung aus; endlich aber wurde er, während der Baron mit seiner Messerspitze das Meisterwerk von Nicole auszackte, so starr, daß eine fieberhafte Ungeduld, die ihr das Blut in die Wangen trieb, sich ihrer zu bemächtigen anfang. Bald versuchte sie es, als sie sich durch diesen beinahe übermenschlichen Blick beunruhigt fühlte, demselben zu trotzen, und sie war es nun, die den Baron mit ihrem großen, klaren, ausgedehnten Auge anschaute. Doch auch diesmal mußte sie nachgeben, und von dem magnetischen Fluidum, welches das glühende Auge ihres Gastes ausströmte, übergossen, senkte sich ihr Augenlid schwer und furchtsam, um sich nur mit Zögern wieder zu erheben.

Während sich indessen dieser stumme Kampf zwischen dem jungen Mädchen und dem geheimnißvollen Reisenden entspann, murrte, lachte und fluchte der Baron, schwur er als wahrer Landedelmann und knipp La Brie in den Arm, der sich zu seinem Unglück in dem Augenblick in seiner Nahe befand, wo ihm seine aufgeregten Nerven das Bedürfniß, etwas zu kneipen, fühlbar machten.

Er war ohne Zweifel im Begriff, dasselbe bei Nicole zu thun, als die Augen des Barons, zum ersten Male ohne Zweifel, auf die Hände der jungen Kammerfrau fielen.

Der Baron betete die schönen Hände an, für schöne Hände hatte er alle seine Jugendthorheiten begangen.

»Sieh da,« sagte er, »was für schöne Finger hat diese Weibsperson! wie der Nagel sich zuspitzt! wie er sich auf die Haut zurückbiegen würde, was eine Hauptschönheit ist, wenn das Holz, das man spaltet, wenn die Flaschen, die man schwenkt, wenn die Pfannen, die man scheuert, nicht das Horn furchtbar abnutzen würden! denn es ist Horn, was Sie am Ende Ihrer Finger haben, Mademoiselle Nicole.«

Wenig an die Complimente des Barons gewöhnt, schaute ihn Nicole mit einem Halblächeln an, an welchem das Erstaunen mehr Antheil hatte, als der Stolz.

»Ja, ja,« sagte der Baron, als er bemerkte, was in dem Herzen des gefallsüchtigen Mädchens vorging. »Schlage immerhin das Rad; das ist ganz nach meiner Ansicht. Oh! ich sage Ihnen,

mein lieber Gast, die hier gegenwärtige Mademoiselle Nicole Legay ist durchaus keine Prude wie ihre Gebieterin, und ein Compliment macht ihr nicht bange.«

Die Augen von Balsamo wandten sich rasch der Tochter des Barons zu, und er sah die erhabenste Verachtung auf dem schönen Antlitz von Andrée ausgeprägt. Da fand er es für angemessen, sein Gesicht mit dem der Stolzen in Einklang zu setzen; diese bemerkte es und wußte ihm ohne Zweifel Dank dafür, denn sie schaute ihn mit weniger Härte, oder vielmehr mit weniger Unruhe an, als sie es bis dahin gethan.

»Sollten Sie wohl glauben, mein Herr,« fuhr der Baron fort, während er mit dem Rücken seiner Hand das Kinn von Nicole streichelte, welche er diesen Abend reizend zu finden entschlossen schien, »sollten Sie wohl glauben, daß diese Dirne aus dem Kloster kommt wie meine Tochter und beinahe Erziehung erhalten hat? Mademoiselle Nicole verläßt auch ihre Gebieterin nicht einen Augenblick. Es ist eine Anhänglichkeit, die bei den Herren Philosophen, welche behaupten, dergleichen Dinge haben Seelen, ein Lächeln hervorrufen würde.«

»Mein Herr.« sprach Andrée unzufrieden, »es geschieht nicht aus Anhänglichkeit, daß mich Nicole nicht verläßt, sondern weil ich ihr befehle, mich nicht zu verlassen.«

Balsamo schlug seine Augen zu Nicole auf, um zu erforschen, welche Wirkung diese Worte ihrer bis zur Beleidigung stolzen Gebieterin auf sie hervorbrächten, und er sah an dem Zusammenziehen ihrer Lippen, daß sie durchaus nicht unempfindlich gegen die Demüthigungen war, welche aus ihrem Dienstbotenverhältniß hervorgingen.

Dieser Ausdruck zog indessen wie ein Blitz über das Antlitz der Zofe hin, sie wandte sich ab, ohne Zweifel, um eine Thräne zu verbergen, und ihre Augen richteten sich nach einem Fenster des Speisesaals, das gegen den Hof ging. Alles interessirte Balsamo, der seinerseits unter diesen Personen, in deren Mitte er eingeführt worden war, etwas zu suchen schien; Alles interessirte Balsamo, sagen wir; sein Blick folgte dem Blicke von Nicole und es kam ihm vor, als bemerkte er an dem Fenster, das der Gegenstand der Aufmerksamkeiten von Nicole war, ein männliches Gesicht.

»In der That,« dachte er, »Alles ist seltsam in diesem Hause, Jedes hat sein Geheimniß, und ich hoffe, ehe eine Stunde vergeht, das von Fräulein Andrée zu kennen. Ich kenne bereits das Geheimniß des Barons und errathe das von Nicole.«

Er hatte einen Augenblick der Abwesenheit, doch so kurz dieser Augenblick war, so entging es doch dem Baron nicht.

»Sie träumen auch,« sagte er, »Sie sollten wenigstens die Nacht hiezu abwarten, mein lieber Gast. Die Träumerei ist ansteckend, und es ist eine Krankheit, die sich hier erbt, wie mir scheint. Wir wollen die Träumer zählen. Wir haben zuerst Fräulein Andrée, welche träumt, sodann haben wir Mademoiselle Nicole, welche träumt; endlich sehe ich jeden Augenblick den Taugenichts träumen, der diese jungen Feldhühner geschossen hat, welche vielleicht ebenfalls träumten, als er sie schoß.«

»Gilbert?« fragte Balsamo.

»Ja! ein Philosoph wie Herr La Brie; doch was die Philosophen betrifft, gehören Sie zufällig zu Ihren Freunden? Oh! dann sage ich Ihnen, daß Sie nicht zu den meinigen gehören werden . . .«

»Nein, mein Herr, ich stehe weder gut, noch schlecht mit ihnen; ich kenne keinen,« antwortete Balsamo.

»Bei Gott, desto besser! es sind gemeine Thiere, noch viel giftiger, als häßlich! Sie richten die Monarchie mit ihren Maximen zu Grunde! Man lacht nicht mehr in Frankreich, man liest, und was liest man? Phrasen wie diese: Unter einer monarchischen Regierung ist es sehr schwierig für das Volk, tugendhaft zu sein;³ oder auch: Die wahre Monarchie ist nur eine eingebildete Constitution, um die Sitten der Völker zu verderben und diese in Knechtschaft zu erhalten;⁴ oder endlich: Wenn die Gewalt der Könige von Gott kommt, so ist es wie bei den Krankheiten und Geisseln des Menschengeschlechts.⁵ Wie das Alles ergötzlich ist! ein tugendhaftes Volk! wozu sollte das nützen? frage ich Sie. Ah! Alles geht schlimm, und zwar seitdem Seine Majestät mit Herrn von Voltaire gesprochen und die Bücher von Herrn Diderot gelesen hat.«

In diesem Augenblick glaubte Balsamo abermals das bleiche Gesicht hinter den Scheiben erscheinen zu sehen. Doch dieses Gesicht verschwand, sobald er seine Augen auf dasselbe heftete.

»Sollte das Fräulein Philosophin sein?« fragte Balsamo lächelnd.

»Ich weiß nicht, was Philosophie ist,« antwortete Andrée. »Ich weiß nur, daß ich das liebe, was ernst ist.«

»Ei! mein Fräulein, nichts ist meiner Ansicht nach ernster, als gut zu leben,« rief der Baron; »lieben Sie also dieses.«

»Aber mir scheint, das Fräulein haßt das Leben nicht?« fragte Balsamo.

»Je nachdem, mein Herr,« erwiderte Andrée.

»Das ist auch ein albernes Wort,« sprach der Baron. »Sollten Sie wohl glauben, mein Herr, daß diese Antwort mir schon Buchstabe für Buchstabe von meinem Sohn zu Theil geworden ist?«

»Sie haben einen Sohn, mein lieber Wirth?« fragte Balsamo.

»Oh! mein Gott, ja, ich habe dieses Unglück, einen Vicomte von Taverney, Lieutenant bei den Dauphin-Gendarmen, ein vortreffliches Subject! . . .«

Während der Baron diese drei letzten Worte sprach, preßte er die Zähne zusammen, als wollte er jeden Buchstaben kauen.

»Ich wünsche Ihnen Glück, mein Herr,« sagte Balsamo sich verbeugend.

»Ja,« erwiderte der Greis, »auch ein Philosoph. Man kann bei meinem Ehrenwort nur die Achsel zucken. Sprach er mir nicht eines Tages von Befreiung der Neger? ‚Und der Zucker?‘ fragte ich, ‚ich liebe meinen Kaffee stark gezuckert und der König Ludwig XV. Ebenfalls.‘ ‚Mein Herr,‘ antwortete er mir, ‚eher den Zucker entbehren, als eine Race leiden sehen . . .‘ ‚Eine Race von Affen,‘ rief ich; und damit that ich ihm noch viel Ehre an. Wissen Sie, was er behauptete? So wahr ich ein Edelmann bin, es muß Etwas in der Luft sein, das ihnen den Kopf verdreht; er antwortete mir, alle Menschen seien Brüder! Ich der Bruder eines Mozambique!‘ «

»Oh! Oh!« rief Balsamo, »das heiße ich weit gehen.«

»Wie! was meinen Sie dazu? Nicht wahr, ich habe Glück mit meinen zwei Kindern, und man wird nicht sagen, ich lebe in meiner Nachkommenschaft wieder auf. Die Schwester ist ein Engel und der Bruder ein Apostel! Trinken Sie, mein Herr . . . mein Wein ist abscheulich.«

»Ich finde ihn ausgezeichnet,« versetzte Balsamo, Andrée anschauend.

»Dann sind Sie auch ein Philosoph! Oh! nehmen Sie sich in Acht, ich lasse Ihnen eine Rede von meiner Tochter halten. Doch nein, die Philosophen haben keine Religion. Mein Gott! es war indessen sehr bequem, Religion zu haben. Man glaubte an Gott und an den König, und damit war

Alles abgemacht. Heut zu Tage muß man, um weder an den Einen, noch an den Andern zu glauben, zu viele Dinge lernen und zu viele Bücher lesen: ich will lieber niemals zweifeln. Zu meiner Zeit lernte man wenigstens nur angenehme Dinge; man studirte gut Pharo, Biribi oder Passe-dir spielen; man zog ganz angenehm den Degen, trotz der Edicte; man richtete Herzoginnen zu Grunde, oder ruinirte sich für Tänzerinnen: das ist meine Geschichte. Ganz Taverney ist für die Oper aufgegangen, und das ist das Einzige, was ich beklage, insofern ein ruinirter Mensch kein Mensch ist. So wie Sie mich sehen, schein ich alt zu sein, nicht wahr? Nun! das kommt davon her, daß ich ruinirt bin und in einer Höhle lebe; daß meine Perrücke abgetragen und mein Kleid gothisch ist; doch sehen Sie meinen Freund, den Marschall, an, der neue Kleider und frisch tapirte Perrücken besitzt, der in Paris wohnt und zweimal hunderttausend Livres Rente hat. Er ist noch jung, er ist noch grün, munter, zu Abenteuern geneigt! Zehn Jahre älter als ich, zehn Jahre!«

»Sprechen Sie von Herrn von Richelieu?«

»Allerdings.«

»Vom Herzog?«

»Bei Gott! ich denke, nicht vom Cardinal, ich datire nicht bis zu ihm zurück. Uebrigens hat er nicht gethan, was sein Neffe thut; er hat nicht so lange ausgehalten.«

»Ich wundere mich, mein Herr, daß Sie bei so mächtigen Freunden, wie Sie zu besitzen scheinen, den Hof verließen.«

»Oh! das ist nur ein augenblicklicher Rückzug, und ich werde eines Tages wieder an demselben erscheinen,« sprach der alte Baron, einen seltsamen Blick auf seine Tochter werfend.

Dieser Blick wurde auf dem Wege von Balsamo aufgefangen.

»Doch der Marschall läßt wenigstens Ihren Sohn avanciren?«

»Er, meinen Sohn! er haßt ihn.«

»Den Sohn seines Freundes?«

»Und er hat Recht.«

»Wie! Sie sagen das?«

»Bei Gott! einen Philosophen! er verabscheut ihn!«

»Philipp gibt es ihm übrigens zurück,« sagte Andrée mit vollkommener Ruhe. »Trage ab, Legay!«

Der aufmerksamen Beobachtung entrissen, welche sie an das Fenster fesselte, lief Nicole eiligst herbei.

»Ah!« sagte der Baron seufzend, »früher blieb man bis zwei Uhr Morgens bei Tische sitzen. Das geschah, weil man zu essen hatte und weil man noch trank, wenn man nicht mehr aß! Doch wie soll man Treberwein trinken, wenn man nicht mehr ißt? . . . Legay, gib eine Flasche Marasquin, wenn noch da ist.«

»Hole,« sprach Andrée zu Legay, welche auf die Befehle ihrer Gebieterin zu warten schien, um denen des Barons zu gehorchen.

Der Baron hatte sich in seinem Lehnstuhle zurückgelegt und stieß mit einer grotesken Schwermuth Seufzer aus.

»Sie sprachen vom Marschall von Richelieu,« sagte Balsamo, wie es schien, entschlossen, das Gespräch nicht fallen zu lassen.

»Ja,« erwiderte Taverney, »ich sprach von ihm, das ist wahr.«

»Wenn er Ihren Sohn verabscheut, und Recht hat, ihn zu verabscheuen, weil er ein Philosoph ist,« fuhr Balsamo fort, »so mußte er seine Freundschaft für Sie bewahren, denn Sie sind keiner.«

»Ein Philosoph? Gott sei Dank, nein!«

»Ich denke, es fehlt Ihnen nicht an Titeln? Sie haben dem König gedient?«

»Fünfzehn Jahre. Ich war Adjutant des Marschalls, wir machten mit einander die Campagne von Mahon und unsere Freundschaft datirt sich, meiner Treue! warten Sie, von der berühmten Belagerung von Philippsburg, nämlich von 1742 oder 1743.«

»Ah! sehr gut,« sprach Balsamo, »Sie waren bei der Belagerung von Philippsburg . . . und ich auch . . .«

Der Greis richtete sich in seinem Lehnstuhle auf, schaute Balsamo mit weit aufgesperrten Augen in das Gesicht, und rief:

»Verzeihen Sie, wie alt sind Sie denn, mein lieber Gast?«

»Oh! ich habe kein Alter.« sprach Balsamo und bot sein Glas, damit ihm der Marasquin von der schönen Hand von Andrée eingeschenkt würde.

Der Graf legte die Antwort seines Gastes auf seine Weise aus und glaubte, Balsamo hätte eine Ursache, sein Alter nicht zu gestehen.

»Mein Herr,« sagte er, »erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie nicht das Alter eines Soldaten von Philippsburg zu haben scheinen. Es sind acht und zwanzig Jahre seit dieser Belagerung und Sie zählen höchstens dreißig, wenn ich mich nicht täusche.«

»Ei, mein Gott! wer zählt nicht dreißig Jahre?« sagte der Reisende mit gleichgültigem Tone.

»Ich, bei Gott!« rief der Baron, »denn ich bin gerade um dreißig Jahre älter.«

Andrée schaute den Fremden mit einer Starrheit an, welche die unwiderstehliche Anziehungskraft der Neugierde kundgab. Dieser seltsame Mensch offenbarte sich ihr in der That jeden Augenblick unter einem neuen Lichte.

»Mein Herr, Sie bringen mich in Verwirrung,« sagte der Baron, »vorausgesetzt wenigstens, daß Sie sich nicht täuschen, was wohl möglich ist, und Philippsburg mit einer andern Stadt verwechseln. Wie ich Sie sehe, sind Sie höchstens dreißig Jahre alt, nicht wahr, Andrée?«

»In der That,« antwortete diese, welche abermals den mächtigen Blick ihres Gastes auszuhalten suchte, was ihr auch diesmal nicht gelang.

»Nein, nein,« sprach der Letztere, »ich weiß, was ich sage, und sage, wie es sich verhält. Ich rede von der berühmten Belagerung von Philippsburg, wo der Herr Herzog von Richelieu im Duell seinen Vetter, den Prinzen von Liren, getödtet hat. Es geschah bei der Rückkehr vom Laufgraben, auf der Landstraße; meiner Treue, am Rande dieser Straße, linker Hand, stieß er ihm seinen Degen durch den Leib. Ich ging gerade vorüber, als ihn der Prinz von Zweibrücken im Todeskampfe in seinen Armen hielt. Er saß am Rande des Grabens, während Herr von Richelieu ruhig seinen Degen abwischte.«

»Mein Herr, Sie setzen mich bei meiner Ehre im höchsten Maaße in Erstaunen,« rief der Baron. »Es geschah genau, wie Sie sagen.«

»Sie hörten wohl die Sache erzählen?« fragte Balsamo ruhig.

»Ich war dabei, ich hatte die Ehre als Zeuge des Herrn Marschalls, der damals noch nicht Marschall war, dem Duell beizuwohnen.«

»Warten Sie doch einen Augenblick,« sprach Balsamo, den Baron fest anschauend.

»Was?«

»Trugen Sie damals nicht die Uniform eines Kapitäns?«

»Ganz richtig.«

»Sie waren bei dem Regiment der Königin-Chevaulegers, welche bei Fontenoy beinahe ganz aufgerieben wurden.«

»Waren Sie auch bei Fontenoy?« versetzte der Baron, der einen Spaß zu machen suchte.

»Nein,« antwortete ruhig Balsamo; »bei Fontenoy war ich todt.«

Der Baron riß die Augen weit auf, Andrée schauerte, Nicole machte das Zeichen des Kreuzes.

»Um auf das zurückzukommen, was ich vorhin sagte,« fuhr Balsamo fort, »Sie trugen die Uniform der Chevauxlegers, ich erinnere mich dessen jetzt vollkommen. Ich sah Sie im Vorübergehen, Sie hielten Ihr Pferd und das des Marschalls, während dieser sich schlug. Ich näherte mich Ihnen und fragte Sie nach den einzelnen Umständen, Sie nannten mir dieselben.«

»Ich?«

»Ja, bei Gott! Sie. Ich erkenne Sie nun wieder, Sie führten damals den Titel Chevalier, und man nannte Sie nur den kleinen Chevalier.«

»Mord und Tod!« rief Taverny ganz erstaunt.

»Entschuldigen Sie mich, daß ich Sie nicht sogleich erkannte. Doch dreißig Jahre ändern einen Menschen gewaltig. Auf die Gesundheit des Marschalls von Richelieu, mein lieber Baron!«

Und Balsamo hob sein Glas in die Höhe und leerte es sodann bis auf den letzten Tropfen.

»Sie haben mich zu jener Zeit gesehen?« wiederholte der Baron. »Unmöglich!«

»Ich habe Sie gesehen,« sprach Balsamo.

»Auf der Landstraße?«

»Auf der Landstraße.«

»Die Pferde haltend?«

»Die Pferde haltend.«

»Im Augenblick des Duells?«

»Als der Prinz den letzten Seufzer von sich gab, wie ich Ihnen sagte.«

»Sie sind also fünfzig Jahre alt?«

»Ich bin so alt, als man sein muß, um Sie gesehen zu haben.«

Diesmal warf sich der Baron mit einer so unwilligen Miene in seinem Stuhle zurück, daß Nicole sich des Lachens nicht erwehren konnte.

Aber statt zu lachen, wie Nicole, begann Andrée, ihre Augen starr auf die von Balsamo gerichtet, zu träumen.

Es war, als hätte er diesen Augenblick erwartet und vorhergesehen.

Er stand plötzlich auf und warf ein paar Blitze aus seinem entflammten Augensterne auf das Mädchen, das nun bebte, als würde es von einer elektrischen Erschütterung berührt.

Die Arme von Andrée wurden steif, ihr Hals beugte sich, sie lächelte unwillkürlich dem Fremden zu und schloß dann die Augen.

Immer noch stehend berührte er ihre Arme; sie bebte abermals.

»Und Sie auch, mein Fräulein,« sprach er, »Sie denken auch, ich sei ein Lügner, weil ich

behaupte, ich habe der Belagerung von Philippsburg beigewohnt?«

»Nein, mein Herr, ich glaube Ihnen,« stammelte Andrée mit einer übermenschlichen Anstrengung.

»Dann fasle ich,« sprach der alte Baron. »Ah! verzeihen Sie, wenn nicht etwa der Herr ein Geist, ein Schatten ist!«

Nicole riß die Augen ganz erschrocken auf.

»Wer weiß?« sagte Balsamo mit so gewichtigem Tone, daß er das junge Mädchen vollends fesselte.

»Sprechen Sie im Ernste, Herr Baron?« versetzte der Greis, der in der Sache auf das Klare zu kommen entschlossen zu sein schien: »Sind Sie mehr als dreißig Jahre alt? In der That, es hat nicht den Anschein.«

»Mein Herr,« sprach Balsamo, »werden Sie überzeugt sein, wenn ich Ihnen etwas wenig Glaubwürdiges sage?«

»Ich stehe Ihnen nicht dafür,« sprach der Baron mit einer verdrießlichen Miene den Kopf schüttelnd, während Andrée im Gegentheil mit aller Gewalt horchte. »Ich bin sehr ungläubig, das muß ich Ihnen zum Voraus bemerken.«

»Wozu nützt es Sie dann, eine Frage an mich zu stellen, deren Antwort Sie nicht hören werden?«

»Gut, ich will Ihnen glauben, sind Sie damit zufrieden?«

»So wiederhole ich Ihnen, was ich bereits gesagt: ich habe Sie nicht nur gesehen, sondern sogar bei der Belagerung von Philippsburg gekannt.«

»Sie waren damals ein Kind?«

»Ohne Zweifel.«

»Sie mochten höchstens vier bis fünf Jahre alt sein?«

»Nein; ich war ein und vierzig.«

»Ah! ah! ah!« rief der Baron mit einem schallenden Gelächter, während Nicole sein Echo bildete.

»Ich sagte es Ihnen, mein Herr,« sprach mit ernstem Tone Balsamo; »Sie glauben mir nicht?«

»Wie soll man das glauben! . . . geben Sie mir einen Beweis.«

»Es ist indessen ganz klar,« versetzte Balsamo, ohne die geringste Verlegenheit zu offenbaren; »ich zählte damals ein und vierzig Jahre, das ist richtig; aber ich sage nicht, daß ich der Mensch war, der ich bin.«

»Ah! ah! doch das rührt vom Heidenthum her,« rief der Baron. »Gab es nicht einen griechischen Philosophen, — diese verfluchten Philosophen hat es zu allen Zeiten gegeben! — gab es nicht einen griechischen Philosophen, der keine Bohnen aß, weil er behauptete, sie hätten Seelen, wie mein Sohn dies von den Negern behauptet? . . . Wer erfand dies doch? Es war . . . wie Teufels nennen sie ihn?«

»Pythagoras,« sprach Andrée.

»Ja, Pythagoras, die Jesuiten lehrten mich das früher. Der Pater Porée ließ mich Verse hierüber im Wettstreit mit dem kleinen Arouet machen. Ich erinnere mich sogar, daß er die meinigen unendlich viel besser fand, als die seinigen. Pythagoras, so ist es.«

»Nun! wer sagt Ihnen, daß ich nicht Pythagoras gewesen bin?« entgegnete Balsamo ganz

einfach.

»Ich leugne nicht, daß Sie Pythagoras gewesen sind,« versetzte der Baron, »doch Pythagoras war nicht bei der Belagerung von Philippsburg. Wenigstens habe ich ihn nicht dabei gesehen.«

»Sicherlich, doch Sie haben den Vicomte Jean des Barreaux gesehen, der bei den schwarzen Musketieren stand?«

»Ja, ja, den sah ich wohl; doch das war kein Philosoph, obgleich er einen Abscheu vor den Bohnen hatte und nur davon aß, wenn er es nicht anders machen konnte.«

»So ist es. Erinnern Sie sich, daß am andern Tage nach dem Duell von Herrn von Richelieu des Barreaux mit Ihnen im Laufgraben war?«

»Vollkommen.«

»Denn Sie entsinnen sich wohl des Umstandes, daß die schwarzen Musketiere und die Chevauxlegers alle sieben Tage mit einander den Posten bezogen?«

»Ganz richtig, und dann?«

»Die Kartätschen fielen wie Hagel an diesem Abend. Des Barreaux war traurig, er näherte sich Ihnen und bat Sie um eine Prise, die Sie ihm aus einer goldenen Dose boten.«

»Worauf das Portrait einer Frau war.«

»So ist es. Ich sehe sie noch vor mir; blond, nicht wahr?«

»Bei Gott! Sie haben Recht,« sprach der Baron ganz bestürzt. »Hernach?«

»Hernach,« fuhr Balsamo fort, »als er diese Prise schlürfte, packte ihn eine Kugel am Halse, wie einst Herr von Berwick, und riß ihm den Kopf weg,«

»Ach! ja, der arme des Barreaux!«

»Nun, mein Herr, Sie sehen, daß ich Sie bei Philippsburg gekannt habe, denn ich war des Barreaux in Person,« sprach Balsamo.

Der Baron warf sich von einem Anfall des Schreckens, oder vielmehr des Erstaunens ergriffen, der sogleich dem Fremden den Vortheil verlieh, in seinem Lehnstuhle zurück.

»Das ist Hexerei,« rief er; »vor hundert Jahren hätte man Sie verbrannt, mein lieber Gast. Ei, mein Gott! es kommt mir vor, als spürte man hier den Geruch eines Geistes, eines Gehenkten, eines Verbrannten.«

»Herr Baron,« entgegnete lächelnd Balsamo, »ein wahrer Zauberer wird weder gehenkt, noch verbrannt, prägen Sie sich das wohl ein; nur die Dummköpfe haben es mit dem Scheiterhaufen oder dem Stricke zu thun. Doch beliebt Ihnen, daß wir diesen Abend hier bleiben? Fräulein von Taverney schläft ein. Es scheint, die metaphysischen Discussien und die verborgenen Wissenschaften interessiren sie nur in geringem Grade.«

Durch eine unbekannte, unwiderstehliche Kraft unterjocht, wiegte Andrée in der That sanft ihre Stirne, wie eine Blume, deren Kelch einen zu starken Thautropfen empfangen hat.

Doch bei den letzten Worten des Barons machte sie eine Anstrengung, um den beherrschenden Einfall eines Fluidums, das sie niederdrückte, zurückzutreiben; sie schüttelte kräftig den Kopf, stand auf und verließ, Anfangs wankend, dann von Nicole unterstützt, den Speisesaal

Zu gleicher Zeit, wo sie verschwand, verschwand auch das an die Scheiben gedrückte Gesicht, in welchem Balsamo längst das von Gilbert erkannt hatte.

Einen Augenblick nachher hörte man Andrée lebhaft die Tasten ihres Klaviers bearbeiten.

Balsamo war ihr mit dem Auge gefolgt, so lange sie wankend den Speisesaal durchschritt.

»Aus,« sprach er triumphierend, sobald sie verschwunden war, »ich kann wie Archimedes sagen:

»*Eureka*.«

»Wer ist Archimedes?«

»Ein braver Gelehrter, den ich vor zweitausend ein hundert und fünfzig Jahren gekannt habe.«

VII.

Eureka

Schien dem Baron die Gasconnade diesmal zu stark, hatte er sie nicht gehört, oder hatte er sie gehört, und war es ihm nicht unangenehm, das Haus von seinem seltsamen Gaste zu befreie . . . er folgte Andrée mit den Augen, bis sie verschwunden war, und machte sodann, als ihm das Geräusch ihres Klavieres bewies, daß sie sich im anstoßenden Zimmer beschäftigte, Balsamo das Anerbieten, ihn in die nächste Stadt führen zu lassen.

»Ich habe ein schlechtes Pferd, das vielleicht dabei krepiren wird,« sagte er, »doch es wird an Ort und Stelle kommen, und Sie sind wenigstens sicher, daß Sie eine entsprechende Lagerstätte erhalten. Nicht als ob es in Taverney an einem Zimmer und an einem Bette gebräche, nein, aber ich habe meine eigenen Begriffe von der Gastfreundschaft. Gut oder nichts, das ist mein Wahlspruch.«

»Sie schicken mich also fort?« erwiderte Balsamo, seinen Aerger unter einem Lächeln verbergend, »das heißt mich als Ueberlästigen behandeln.«

»Nein, bei Gott! das heißt Sie als Freund behandeln, mein lieber Gast. Sie hier einzuquartieren hieße im Gegentheile feindselig gegen Sie verfahren. Zu meinem großen Bedauern und zur Entlastung meines Gewissens sage ich Ihnen dies; denn in der That, Sie gefallen mir ungemein.«

»Gefalle ich Ihnen, so nöthigen Sie mich nicht, aufzustehen, während ich müde bin, zu reiten, indeß ich meine Arme ausstrecken und meine Beine in einem Bette von der Erstarrung befreien könnte. Uebertreiben Sie Ihre unbemittelte Lage nicht, soll ich nicht etwa an einen bösen Willen glauben, der mich persönlich betreffen würde.«

»Oh! wenn es sich so verhält, so werden Sie im Schlosse schlafen,« sprach der Baron.

Dann schaute er umher, um La Brie zu suchen, und als er ihn erblickte, rief er ihm zu:

»Vorwärts, alter Schuft!«

La Brie machte schüchtern einige Schritte.

»Vorwärts, beim Teufel! Glaubst Du, daß das rothe Zimmer sich anbieten läßt?«

»Ganz gewiß, gnädiger Herr, denn es ist das, welches Herr Philipp bewohnt, wenn er nach Taverney kommt.«

»Es kann sehr gut für einen armen Teufel von einem Lieutenant sein, der drei Monate bei einem zu Grunde gerichteten Vater zubringen will, und sehr schlecht für einen reichen, vornehmen Herrn, der vierspännig mit Extrapost fährt.«

»Ich versichere Sie, Herr Baron, es wird ganz vortrefflich sein,« versetzte Balsamo.

Der Baron machte eine Grimasse, als wollte er sagen: »Schon gut, ich weiß was daran ist.«

Dann sprach er laut:

»Gib also dem Herrn das rothe Zimmer, da der Herr für immer von der Lust, nach Taverney zurückzukehren, geheilt sein will. Sie wollen also durchaus hier über Nacht bleiben?«

»Ja.«

»Doch warten Sie . . . es gäbe ein Mittel.«

»Wozu?«

»Daß Sie den Weg nicht zu Pferde machen müßten.«

»Welchen Weg?«

»Den Weg, der von hier nach Bar-le-Duc führt.«

Balsamo erwartete die Entwicklung des Vorschlags.

»Nicht wahr, Postpferde haben Sie hierher gebracht?«

»Allerdings, wenn es nicht etwa Satan gewesen ist.«

»Ich dachte Anfangs, es wäre dies möglich, denn ich glaube, Sie stehen nicht ganz schlecht mit ihm.«

»Sie erweisen mir unendlich mehr Ehre, als ich verdiene.«

»Nun, die Pferde, die Ihren Wagen gebracht haben, können ihn auch wieder fortführen«

»Nein, denn es bleiben nur noch zwei von den vieren übrig. Der Wagen ist schwer, und die Postpferde müssen schlafen.«

»Abermals ein Grund. Sie legen offenbar einen Werth darauf, hier über Nacht zu bleiben.«

»Es liegt mir daran, Sie morgen wiederzusehen. Ich will Ihnen meine Dankbarkeit bezeigen.«

»Sie haben ein ganz einfaches Mittel zu diesem Behufe.«

»Welches?«

»Da Sie so gut mit dem Teufel sind, so bitten Sie ihn, mich den Stein der Weisen finden zu lassen.«

»Mein Herr Baron, wenn Ihnen so viel daran gelegen wäre . . .«

»An dem Stein der Weisen! Bei Gott! hätte ich ihn!«

»Dann müßten Sie sich an eine Person wenden, die nicht der Teufel ist.«

»Wer ist diese Person?«

»Ich, wie Corneille, ich weiß nicht in welcher Komödie sagt, die er mir gerade vor hundert Jahren recitirte, während wir in Paris über den Pont-Neuf gingen.«

»La, Brie! alter Schuft! suche eine Kerze und leuchte dem Herrn,« rief der Baron, der das Gespräch zu einer solchen Stunde und mit einem solchen Menschen gefährlich zu finden anfing.

La Brie beeilte sich, zu gehorchen, und während er die Nachsuchung vornahm, deren Erfolg eben so zweifelhaft war, als hätte es dem Steine der Weisen gegolten, rief er Nicole, welche zuerst hinaufgehen und das rothe Zimmer auslüften sollte.

Nicole ließ Andrée allein, oder Andrée war vielmehr entzückt, diese Gelegenheit zu finden, ihre Kammerfrau zu entlassen, denn sie fühlte das Bedürfniß, nur mit ihren Gedanken zusammen zu sein.

Der Baron wünschte Balsamo gute Nacht und legte sich schlafen.

Balsamo zog seine Uhr: er erinnerte sich des Versprechens, das er Alhotas geleistet hatte. Der Gelehrte schlief bereits zwei und eine halbe Stunde statt zwei Stunden. Es waren dreißig Minuten verloren. Er fragte daher La Brie, ob der Wagen immer noch an demselben Orte stehe.

La Brie antwortete, wenn er nicht allein weggegangen sei, so müsse er noch dort stehen.

Balsamo erkundigte sich, was aus Gilbert geworden.

La Brie versicherte, Gilbert sei ein Taugenichts, der wenigstens seit einer Stunde schlafen gegangen.

Balsamo entfernte sich, um Althotas zu wecken, nachdem er zuvor die Topographie des Weges, der nach dem rothen Zimmer führte, studiert hatte.

Herr von Taverney hatte hinsichtlich der Mittelmäßigkeit dieses Zimmers nicht gelogen: die Ausstattung entsprach der der übrigen Räume des Schlosses.

Eine eichene Bettstätte und darauf eine Decke von altem, grünem, gelbgewordenem Damast, der Tapete mit Blumengehängen ähnlich; ein eichener Tisch mit gedrehten Füßen; ein großer, steinerner Kamin aus der Zeit von Ludwig XIII. herstammend, dem der Winter eine gewisse Ueppigkeit verleihen konnte, während ihm die Abwesenheit des Feuers, der Mangel an Feuerböcken und anderen Geräthschaften, der Mangel an Holz und die sonderbare Ausfüllung mit alten Zeitungen das Aussehen eines höchst traurigen Sommers verliehen; dies war das Mobiliar, dessen glücklicher Eigenthümer Balsamo für eine Nacht sein sollte.

Wir fügen zwei Stühle und einen Schrank von grau angemaltem Holz mit ausgehöhlten Füllungen bei.

Während La Brie etwas Ordnung in dieses Zimmer zu bringen suchte, das von Nicole gelüftet worden war, welche sich nach dieser Operation wieder entfernt hatte, weckte Balsamo Althotas und kehrte sodann in das Haus zurück.

Vor dem Zimmer von Andrée blieb er stehen, um zu horchen. In dem Augenblick wo Andrée den Speisesaal verließ, bemerkte sie, daß sie dem geheimnißvollen Einfluß entging, den der Reisende über sie ausübte. Und um dies bis auf den Gedanken zu bekämpfen, setzte sie sich an das Klavier.

Die Töne gelangten durch die geschlossene Thüre zu Balsamo.

Balsamo war, wie gesagt, vor dieser Thüre stehen geblieben.

Nach einem Augenblick machte er mehrere abgerundete Geberden, welche man für eine Beschwörung hätte halten können, und die ohne Zweifel auch eine solche waren, denn von einem Gefühle, ähnlich dem berührt, welches sie bereits erfahren hatte, hörte Andrée sachte auf, ihre Melodie zu spielen, ließ ihre Hände an der Seite herabfallen und wandte sich mit einer langsamen, starren Bewegung nach der Thüre, wie eine Person, die einem fremden Einfluß folgt und Dinge erfüllt, welche ihr nicht durch ihren eigenen Willen geboten werden.

Balsamo lächelte im Schatten, als ob er durch die geschlossene Thüre hätte sehen können.

Es war dies ohne Zweifel Alles, was Balsamo wünschte, und er errieth, daß dieser Wunsch erfüllt wurde, denn er streckte die linke Hand aus und stieg, als er unter dieser Hand das Geländer gefunden hatte, die steile, plumpe Treppe hinauf, welche zu dem rothen Zimmer führte.

In demselben Maaße, in dem er sich entfernte, wandte sich Andrée mit einer langsamen, steifen Bewegung von der Thüre ab und kehrte zu dem Klaviere zurück. Als Balsamo die letzte Stufe der Treppe erreichte, konnte er die ersten Noten der unterbrochenen Melodie hören, welche Andrée wieder aufgenommen hatte

Balsamo trat in das rothe Zimmer und entließ La Brie.

La Brie war offenbar ein guter Diener und gewohnt, auf ein Zeichen zu gehorchen. Als er jedoch ein paar Schritte nach der Thüre gemacht hatte, blieb er stehen.

»Nun?« fragte Balsamo.

La Brie steckte seine Hand in seine Westentasche und schien etwas in der Tiefe dieser Tasche zu befühlen, antwortete aber nicht.

»Habt Ihr mir etwas zu sagen, mein Freund?« fragte Balsamo sich ihm nähernd.

La Brie schien eine heftige Anstrengung gegen sich selbst zu machen, zog seine Hand aus seiner Tasche und erwiderte:

»Ich will Ihnen sagen, mein Herr, daß Sie sich ohne Zweifel diesen Abend geirrt haben.«

»Ich!« versetzte Balsamo, »und worin, mein Freund?«

»Darin, daß Sie mir ein Vierundzwanzig-Sous-Stück zu geben glaubten, und ein Vierundzwanzig-Livres-Stück gaben.«

Und er öffnete seine Hand und zeigte einen neuen, funkelnden Louis d'or.

Balsamo schaute den alten Diener mit einer Bewunderung an, aus der hervorzugehen schien, daß er im Durchschnitt vor den Menschen keine große Achtung in Beziehung auf Redlichkeit hatte.

»*And honest!*« sagte er, wie Hamlet.

Und er griff ebenfalls in seine Tasche und legte einen zweiten Louis d'or neben den ersten. Die Freude von La Brie bei dem Anblicke dieser glänzenden Großmuth, läßt sich kaum begreifen. Seit wenigstens zwanzig Jahren hatte er kein Gold mehr gesehen.

Damit er sich für den glücklichen Eigenthümer eines solchen Schatzes hielt, mußte ihm Balsamo denselben aus der Hand nehmen und selbst in seine Tasche stecken.

Er verbeugte sich bis auf den Boden und wollte sich rückwärts entfernen, als Balsamo ihn zurückhielt.

»Was ist Morgens Gewohnheit im Schlosse?« fragte dieser.

»Herr von Taverney bleibt lange im Bette liegen, mein Herr, doch Fräulein Andrée steht frühzeitig auf.«

»Um wie viel Uhr?«

»Gegen sechs Uhr.«

»Wer schläft über diesem Zimmer?«

»Ich, mein Herr.«

»Und unter demselben?«

»Niemand. Unter diesem Zimmer ist die Hausflur.«

»Gut, ich danke, mein Freund,«

»Gute Nacht, mein Herr,«

»Gute Nacht; wacht darüber, daß mein Wagen in Sicherheit ist.«

»Oh! seien Sie unbesorgt.«

»Solltet Ihr Lärm hören oder Licht erblicken, so erschreckt nicht darüber. Der Wagen wird von einem alten, kraftlosen Diener bewohnt, den ich mitführe. Empfiehlt Herrn Gilbert, ihn nicht zu stören; ich bitte, sagt ihm auch, er möge sich morgen früh nicht entfernen, ehe ich ihn gesprochen habe. Werdet Ihr dieses Alles wohl behalten, mein Freund?«

»Oh! ja, gewiß. Doch sollte uns der Herr so bald verlassen?«

»Je nachdem,« sprach Balsamo mit einem Lächeln. »Ich würde wohl daran thun, mich morgen Abend in Bar-le-Duc einzufinden.«

La Brie stieß einen Seufzer der Resignation aus, warf einen letzten Blick auf das Bett und näherte die Kerze dem Herde, um dem großen, feuchten Zimmer, in Ermanglung von Holz, durch das Verbrennen alter Papiere etwas Wärme zu geben.

Doch Balsamo hielt ihn zurück

»Nein,« sagte er, »laßt alle diese alten Zeitungen, wo sie sind; wenn ich nicht schlafe, werde ich mich damit ergötzen, daß ich sie lese.«

La Brie verbeugte sich und ging hinaus.

Balsamo näherte sich der Thüre und horchte auf die Tritte des alten Dieners, welche die Treppe krachen machten. Bald erschollen diese Tritte über seinem Kopfe; La Brie war in seine Stube zurückgekehrt.

Dann ging der Baron an das Fenster.

Seinem Fenster gegenüber, im andern Flügel des Pavillon, war eine Mansarde mit schlecht geschlossenen Vorhängen beleuchtet. Es war die von Legay. Die Zofe legte langsam ihr Kleid und ihr Halstuch ab. Wiederholt öffnete sie das Fenster und neigte sich in den Hof, um hinauszusehen.

Balsamo betrachtete sie mit einer Aufmerksamkeit, die er ihr ohne Zweifel bei dem Abendbrod nicht hatte zugestehen wollen.

»Seltsame Aehnlichkeit,« murmelte er.

In diesem Augenblick erlosch das Licht der Mansarde, obgleich die Bewohnerin derselben noch nicht zu Bette gegangen war. Balsamo blieb auf die Mauer gelehnt.

Das Klavier erklang immer noch.

Der Baron schien zu horchen, ob sich kein anderes Geräusch mit dem des Instrumentes vermische . . . Als er sich überzeugt hatte, daß die Harmonie allein unter dem allgemeinen Stillschweigen wachte, öffnete er wieder seine Thüre, welche La Brie geschlossen hatte, stieg behutsam die Treppe hinab und machte sachte die Thüre des Salon auf, welche sich geräuschlos auf ihren Angeln drehte.

Andrée hörte nichts.

Sie ließ ihre schönen, mattweißen Hände auf dem vergelbten Elfenbein hingehen; ihr gegenüber befand sich ein Spiegel in einem geschnitzten Parquet, dessen geschuppte Vergoldung unter einer Lage grauer Farbe verschwanden war.

Die Melodie, welche Andrée spielte, hatte einen schwermüthigen Ausdruck. Uebrigens waren es mehr einfache Accorde, als eine Melodie. Sie improvisirte ohne Zweifel und wiederholte auf dem Klavier die Erinnerungen ihres Geistes oder die Träume ihrer Einbildungskraft. Ihr durch den Aufenthalt in Taverney so traurig gestimmter Geist verließ vielleicht für den Augenblick das Schloß, um sich in den ganz mit lustigen Kostschülerinnen bevölkerten ungeheuren, schattigen Gärten des Annonciaden-Klosters von Nancy zu verirren. Wo er auch für den Augenblick sein mochte, ihr umherschweifender, halb verschleierter Blick verlor sich in dem vor ihr angebrachten düsteren Spiegel, der die Finsterniß wiedergab, die in diesem großen Zimmer das Licht der auf dem Klaviere stehenden, einzigen Kerze, welche die Tonkünstlerin beleuchtete, nicht zu zerstreuen vermochte.

Zuweilen hielt sie plötzlich an, dann erinnerte sie sich der seltsamen Vision des Abends und der unbekanntem Eindrücke in Folge davon. Denn ehe ihr Geist etwas in dieser Hinsicht genau ermittelt und festgestellt, hatte ihr Herz geschlagen, hatte ein Schauer ihre Glieder durchlaufen. Sie bebte, als ob sie, obgleich in diesem Augenblick vereinzelt, die Berührung eines belebten Wesens gestreift und durch dieses Streifen in Unruhe versetzt hätte.

Plötzlich, während sie sich von diesen seltsamen Eindrücken Rechenschaft zu geben suchte, fühlte sie dieselben abermals. Ihre ganze Person schauerte, als würde sie von einem elektrischen

Schlage berührt. Ihre Blicke bekamen Bestimmtheit, ihr Geist stellte sich gleichsam fest, und sie sah etwas wie eine Bewegung im Spiegel.

Es war die Thüre des Salon, die sich geräuschlos öffnete.

Hinter dieser Thüre erschien ein Schatten.

Andrée bebte, ihre Finger verirrten sich auf den Tasten.

Nichts war indessen natürlicher, als diese Erscheinung.

Konnte der Schatten, der sich, noch in die Finsterniß getaucht, unmöglich erkennen ließ, nicht der von Herrn von Taverney, oder der von Nicole sein? Hatte nicht La Brie, ehe er sich schlafen legte, wegen irgend eines Geschäftes in den Zimmern umherzugehen und in den Salon einzutreten? Das kam häufig bei ihm vor, und bei solchen Runden machte der bescheidene, treue Diener nie Lärmen.

Doch das Mädchen sah mit den Augen der Seele, daß es weder die eine, noch die andere der drei Personen war.

Der Schatten näherte sich mit lautlosem Schritte und machte sich in der Finsternis immer mehr unterscheidbar. Als er in dem Kreise anlangte, den das Licht umfaßte, erkannte Andrée den mit seinem bleichen Gesichte und seinem schwarzen Sammetrocke so beängstigenden Fremden.

Er hatte ohne Zweifel aus einem geheimnißvollen Beweggrunde das seidene Kleid, das er trug, abgelegt.⁶

Sie wollte sich umwenden, schreien.

Doch Balsamo streckte seine Arme aus, und sie rührte sich nicht.

Sie sprach mit einer Anstrengung:

»Mein Herr, mein Herr! im Namen des Himmels, was wollen Sie?«

Balsamo lächelte, der Spiegel wiederholte diesen Ausdruck seiner Physiognomie, und Andrée zog ihn gierig ein.

Doch er antwortete nicht.

Andrée versuchte es noch einmal, sich zu erheben, aber es gelang ihr nicht; eine unüberwindliche Kraft, eine Erstarrung, welche nicht ohne Reiz war, fesselten sie an ihren Stuhl, während ihr Blick gleichsam auf den magischen Spiegel genietet blieb.

Die neue Empfindung erschreckte sie, denn sie fühlte sich gänzlich in die Gewalt dieses Menschen gegeben, und dieser Mensch war ein Unbekannter.

Sie machte eine übermenschliche Anstrengung und wollte um Hülfe rufen; ihr Mund öffnete sich; aber Balsamo streckte seine beiden Hände über dem Haupte des jungen Mädchens aus, und kein Ton kam aus diesem Munde hervor.

Andrée blieb stumm; ihre Brust füllte sich mit einer gewissen wunderbaren Wärme, welche langsam bis zu ihrem Gehirne aufstieg und sich wie ein Dunst mit bewältigenden Wirbeln entrollte.

Das Mädchen hatte weder mehr Kraft, noch Willen; es ließ seinen Kopf auf seine Schulter zurückfallen.

In diesem Augenblick kam es Balsamo vor, als hörte er ein leichtes Geräusch in der Gegend des Fensters; er wandte sich rasch um und glaubte außerhalb des Gesichtes eines Menschen sich von der Scheibe entfernen zu sehen.

Balsamo runzelte die Stirne, und sonderbarer Weise schien derselbe Eindruck sich auf dem

Antlitz des Mädchens wiederzugeben.

Dann wandte er sich abermals gegen Andrée, senkte seine beiden Hände, die er beständig über ihrem Haupte gehalten hatte, erhob sie wieder mit einer salbungreichen Geberde, senkte sie auf's Neue, häufte einige Secunden lang fortwährend niederdrückende electriche Säulen auf das Mädchen und sprach:

»Schlafen Sie.«

Als sie sich noch unter diesem Zauber sträubte, wiederholte er mit dem Tone der Herrschaft:

»Schlafen Sie! schlafen Sie, ich will es haben.«

Von da an wich Alles diesem mächtigen Willen. Andrée stützte den Ellbogen auf das Klavier, legte den Kopf auf ihre Hand und entschlummerte.

Dann ging Balsamo rückwärts hinaus, zog die Thüre an sich, und man konnte ihn die Treppe hinaufsteigen und in sein Zimmer zurückkehren hören.

Sobald die Thüre des Salon sich hinter ihm geschlossen hatte, erschien das Gesicht, das Balsamo zu sehen geglaubt, wieder an den Scheiben.

Es war das Gesicht von Gilbert.

VIII.

Anziehungskraft.

Durch seine untergeordnete Stellung im Schlosse Taverney aus dem Salon ausgeschlossen, hatte Gilbert den ganzen Abend die Personen, denen ihr Rang sich darin zu bewegen gestattete, beobachtet.

Während des Abendbrods sah er Balsamo lächeln und sich geberden. Er gewährte die Aufmerksamkeit, mit der ihn Andrée beehrte, die unerhörte Freundlichkeit des Barons gegen ihn, den ehrfurchtsvollen Eifer von La Brie.

Später, als man vom Tische aufstand, verbarg er sich in einem von den Gesträuchen, welche in der Nähe des Schlosses spanischer Flieder und Schneeballen bildeten, aus Furcht, Nicole könnte ihn, wenn sie die Läden schloße oder in ihr Zimmer zurückkehrte, bemerken und in seiner Nachforschung, oder vielmehr in seiner Späherei stören.

Nicole machte wirklich ihre Runde, doch sie mußte einen von den Läden des Salon offen lassen, weil die halb losen Scharniere demselben sich nicht auf seinen Angeln zu drehen gestatteten.

Gilbert kannte diesen Umstand ganz wohl, und verließ auch, wie wir gesehen, seinen Posten nicht, sicher, daß er seine Beobachtungen, wenn Legay weggegangen war, fortsetzen konnte.

Beobachtungen haben wir gesagt; dieses Wort wird dem Leser vielleicht unbestimmt vorkommen. Welche Beobachtungen konnte Gilbert anstellen? Kannte er nicht das Schloß Taverney in allen seinen Einzelheiten, da er hier erzogen worden war; die Personen, die es bewohnten, unter allen ihren Seiten, da er sie seit siebenzehn bis achtzehn Jahren jeden Tag sah?

An diesem Abend hatte Gilbert andere Absichten, als zu beobachten; er lauerte nicht nur, er wartete. Als Nicole den Salon, in welchem Andrée zurückblieb, verlassen, als sie, nachdem sie langsam und nachlässig die Thüren und Fenster geschlossen, auf dem Rasenstücke, wie es schien in Erwartung von irgend Jemand, umhergegangen war, als sie nach allen Seiten verstohlene Blicke geworfen, als sie endlich das gethan, was Gilbert gethan hatte und noch ferner thun wollte, entschloß sie sich zum Rückzuge und ging in ihr Zimmer.

Unbeweglich an den Stamm eines halbgebogenen Baumes angelehnt, kaum athmend, hatte Gilbert, wie man leicht begreift, keine von den Geberden von Nicole verloren; als sie verschwunden war, als er sah, wie sich das Fenster der Mansarden beleuchtete, durchschritt er den leeren Raum auf den Fußspitzen, gelangte zum Fenster, kauerte sich hier im Schatten, wartete, vielleicht ohne zu wissen, auf was er wartete, und verschlang dabei Andrée, welche nachlässig an ihrem Klavier saß, mit den Augen.

In dieser Minute geschah es, daß Joseph Balsamo in den Salon eintrat.

Gilbert bebte, als er ihn gewährte, und sein glühender Blick drängte sich auf den zwei Personen der von uns erzählten Scene zusammen.

Er glaubte zu sehen, daß Balsamo Andrée Complimente über ihr Talent machte, daß diese ihm mit ihrer gewöhnlichen Kälte antwortete, daß er mit einem Lächeln auf seinen Artigkeiten beharrte, und daß sie ihr Studium unterbrach, um ihrem Gast zu antworten und ihn zu

verabschieden. Er bewunderte die Anmuth, mit der sich dieser zurückzog. Von der ganzen Scene, die er zu begreifen geglaubt, hatte er durchaus nichts begriffen, denn die Wirklichkeit dieser Scene war das Stillschweigen.

Gilbert hatte nichts hören können, er hatte nur Lippen sich rühren und Arme sich bewegen sehen. Wie hatte er, ein so guter Beobachter er auch war, ein Geheimniß da erkennen sollen, wo Alles scheinbar so natürlich zugeht?

Als Balsamo sich entfernt hatte, verharrete Gilbert nicht mehr in Beobachtung, sondern in Betrachtung vor Andrée, die so schön war in ihrer nachlässigen Haltung; bald aber bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß sie schlief. Er blieb noch einige Minuten in derselben Stellung, um sich bestimmt zu versichern, daß ihre Unbeweglichkeit Schlaf war. Sobald er sich überzeugt hatte, erhob er sich, seinen Kopf in seinen beiden Händen haltend, wie ein Mensch, der befürchtet, seine Hirnschale könnte unter der Woge der zufließenden Gedanken zerspringen; dann in einem Augenblicke des Willens, der einem Ausbruche der Wuth glich, sprach er:

»Oh! ihre Hand, nur meine Lippen ihrer Hand nähern; vorwärts, Gilbert, ich will es!«

Und als er so gesprochen, stürzte er, sich selbst gehorchend, in das Vorzimmer und erreichte die Thüre des Salon, die sich geräuschlos für ihn öffnete, wie sie sich für Balsamo geöffnet hatte.

Doch kaum war diese Thüre offen, kaum befand er sich dem Mädchen gegenüber, ohne daß ihn irgend Etwas mehr von derselben trennte, als er das ganze Gewicht der Handlung begriff, die er begehren wollte; er, Gilbert, der Sohn eines Meiers und einer Bäuerin, er, der schüchterne, wenn nicht ehrfurchtsvolle junge Mensch, der es kaum gewagt, aus seiner Dunkelheit die Augen zu dem stolzen, hochmüthigen Fräulein aufzuschlagen, er wollte mit seinen Lippen den Saum des Kleides, oder die Spitze der Finger dieser entschlummerten Majestät berühren, die ihn erwachend mit ihrem Blicke niederschmettern konnte! Bei diesem Gedanken zerstreuten sich alle die Wolken des Rausches, die seinen Geist verwirrt und sein Hirn verkehrt hatten. Er blieb stehen und hielt sich am Thürgesimse, denn seine Beine zitterten dergestalt, daß es ihm vorkam, als müßte er fallen.

Doch das Nachsinnen oder der Schlaf von Andrée war so tief, (Gilbert wußte noch nicht genau, ob sie schlief oder nachsann), daß sie nicht die geringste Bewegung machte, obgleich sie die Schläge des Herzens von Gilbert, die dieser vergebens in seiner Brust zurückzudrängen suchte, hätte hören können. Sanft auf ihre Hand gestützt, war sie mit ihren langen, ungepuderten Haaren, welche zerstreut auf ihren Hals und ihre Schultern herabfielen, so schön, daß die durch den Schrecken gedämpfte, aber nicht erloschene Flamme wieder erwachte. Ein neuer Schwindel erfaßte ihn; es war wie ein berauscher Wahnsinn; es war wie ein verzehrendes Bedürfniß, irgend Etwas zu berühren, was wiederum sie berührte; er machte abermals einen Schritt gegen sie.

Der Boden krachte unter seinem unsichern Fuße; bei diesem Geräusch perlte ein kalter Schweiß auf der Stirne des jungen Mannes, doch Andrée schien ihn nicht gehört zu haben.

»Sie schläft,« murmelte Gilbert. »Welch ein Glück! sie schläft.«

Doch nach drei Schritten blieb Gilbert abermals stehen; es schien ihn etwas zu erschrecken; dies war der ungewöhnliche Glanz der Lampe, welche, dem Erlöschen nahe, ihren letzten blitzartigen, der Finsterniß vorhergehenden Schimmer von sich gab.

Außerdem kein Geräusch, kein Hauch im ganzen Hause; der alte La Brie hatte sich niedergelegt und schlief ohne Zweifel. Das Licht von Nicole war erloschen.

»Vorwärts,« sagte er.

Und er schritt abermals weiter.

Seltsamer Weise krachte der Boden wieder und Andrée rührte sich ebenso wenig, als zuvor.

Gilbert staunte über diesen sonderbaren Schlaf.

»Sie schläft,« wiederholte er mit der Beweglichkeit des Gedankens, welche zwanzigmal in einer Minute den Entschluß eines Liebenden oder eines Feigen wanken macht. (Jeder wird feig, der nicht mehr Herr seines Herzens ist). »Sie schläft, o mein Gott! mein Gott!«

Doch mitten unter diesen fieberhaften Schwankungen zwischen Furcht und Hoffnung ging Gilbert immer weiter und fand sich am Ende nur noch zwei Schritte von Andrée entfernt. Von da an war es wie ein Zauber, die Flucht wäre ihm unmöglich gewesen, hätte er fliehen wollen; einmal in den Anziehungskreis getreten, dessen Mittelpunkt das Mädchen war, fühlte er sich gebunden, geknebelt, besiegt und sank auf seine Kniee.

Andrée blieb unbeweglich, stumm; man hätte glauben sollen, es wäre eine Bildsäule. Gilbert faßte den Saum ihres Kleides mit beiden Händen und küßte ihn.

Dann erhob er das Haupt langsam, ohne Athem, mit einer gleichmäßigen Bewegung; seine Augen suchten die Augen von Andrée.

Sie waren weit geöffnet, und dennoch sah Andrée nicht.

Gilbert wußte nicht, was er denken sollte, er war wie vernichtet unter dem Gewichte des Erstaunens. Einen Augenblick hatte er den furchtbaren Gedanken, sie sei todt. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, wagte er es, ihre Hand zu ergreifen; sie war lau und die Pulsader schlug sachte. Doch die Hand von Andrée blieb unbeweglich in der Hand von Gilbert. Ohne Zweifel berauscht durch diesen wollüstigen Druck, bildete sich Gilbert ein, Andrée sehe, sie fühle, sie habe seine wahnsinnige Liebe errathen; mit seinem armen, geblendeten Herzen glaubte er, sie habe seinen Besuch erwartet, ihr Stillschweigen sei Einwilligung, ihre Unbeweglichkeit eine Gunst.

Da erhob er die Hand von Andrée bis zu seinen Lippen und drückte einen langen, fieberhaften Kuß darauf.

Plötzlich schauerte Andrée und Gilbert fühlte, daß sie ihn zurückstieß.

»Oh! ich bin verloren,« murmelte er, während er die Hand des Mädchens losließ und mit seiner Stirne auf den Boden stieß.

Andrée erhob sich, als ob sie eine Feder auf die Füße gestellt hätte, ihre Augen senkten sich nicht einmal auf den Boden, wo Gilbert halb niedergeschmettert vor Scham und Schrecken lag, Gilbert, der nicht mehr die Kraft hatte, eine Verzeihung zu erflehen, auf die er nicht rechnete.

Aber den Kopf hoch, den Hals gestreckt, als würde sie durch eine geheime Gewalt zu einem unsichtbaren Ziele fortgezogen, streifte Andrée die Schulter von Gilbert, ging vorbei und fing an mit einem gezwungenen, mühsamen Gange nach der Thüre zuzuschreiten.

Als Gilbert fühlte, daß sie sich entfernte, erhob er sich auf eine Hand, wandte sich langsam um und folgte ihr mit einem erstaunten Blicke.

Andrée setzte ihren Weg nach der Thüre fort, öffnete sie, durchschritt das Vorzimmer und gelangte an den Fuß der Treppe,

Bleich und voll Angst schleppte sich ihr Gilbert auf den Knieen nach.

»Oh!« dachte er, »sie ist sehr entrüstet, daß sie sich nicht einmal herabgelassen hat, mir einen Vorwurf zu machen; sie wird den Baron aufsuchen, sie wird ihm meine schmähliche Thorheit

erzählen, und man wird mich wie einen Lackei fortjagen,«

Der Kopf des jungen Mannes verwirrte sich bei dem Gedanken, er würde Taverney verlassen, er würde aufhören, diejenige zu sehen, welche sein Licht, sein Leben, seine Seele war. Die Verzweiflung verlieh ihm Muth, er erhob sich wieder auf seine Füße und lief Andrée nach.

»Oh! Verzeihung, mein Fräulein, im Namen des Himmels, Verzeihung!« murmelte er.

Andrée schien nicht gehört zu haben; aber sie ging weiter und trat nicht bei ihrem Vater ein.

Gilbert athmete.

Andrée setzte den Fuß auf die erste Stufe der Treppe und dann auf die zweite.

»Oh! mein Gott! mein Gott!« murmelte Gilbert, »wohin kann sie denn gehen? diese Treppe führt nur zu dem rothen Zimmer, das der Fremde bewohnt, und zu der Mansarde von La Brie. Gälte es La Brie, so würde sie rufen, läuten. Sie ginge also . . . Oh! das ist unmöglich!«

Gilbert ballte die Fäuste vor Wuth schon bei dem Gedanken, Andrée könnte zu Balsamo gehen.

Vor der Thüre des Fremden blieb sie stehen.

Kalter Schweiß floß von der Stirne von Gilbert; er klammerte sich an dem Geländer der Treppe an, um nicht zu fallen, denn er war fortwährend Andrée gefolgt. Alles, was er sah, was er zu errathen glaubte, erschien ihm als ungeheuerlich

Die Thüre von Balsamo war nur angelehnt. Andrée stieß sie auf, ohne zu klopfen. Das hervordringende Licht beleuchtete ihre so edlen, so reinen Züge und wirbelte in goldenen Reflexen in ihre weit geöffneten Augen. Mitten im Zimmer konnte Gilbert den Fremden erschauen, der, das Auge starr, die Stirne gefaltet und die Hand mit der Geberde des Befehls ausgestreckt, dastand.

Dann schloß sich die Thüre wieder.

Gilbert fühlte, wie seine Kräfte schwanden. Eine von seinen Händen ließ das Geländer los, die andere fuhr nach seiner brennenden Stirne; er drehte sich auf sich selbst, wie ein aus der Axe gegangenes Rad, und fiel betäubt auf den kalten Stein der ersten Stufe, während sein Auge noch auf die verfluchte Thüre geheftet war, welche den ganzen vergangenen Traum, das ganze gegenwärtige Glück, die ganze Hoffnung auf die Zukunft verschlungen hatte.

IX.

Die Seherin.

Balsamo kam dem Mädchen entgegen, das, ohne von der geraden Linie abzuweichen, fest in seinem Gange, wie die Statue des Gouverneur bei ihm eingetreten war.

So seltsam diese Erscheinung für jeden Andern, als Balsamo gewesen wäre, so erregte sie doch offenbar bei ihm kein Erstaunen.

»Ich habe Ihnen befohlen, zu schlafen,« sprach er; »schlafen Sie?«

Andrée stieß einen Seufzer aus, aber sie antwortete nicht.

Balsamo näherte sich ihr und belud sie mit einer großen Quantität Fluidum.

»Sie sollen sprechen,« sagte er.

Das Mädchen bebte.

»Haben Sie gehört, was ich sagte?« fragte der Fremde.

Andrée machte ein bejahendes Zeichen.

»Warum sprechen Sie denn nicht?«

Andrée legte die Hand an ihre Kehle, als wollte sie andeuten, die Worte können nicht durchkommen.

»Gut! setzen Sie sich,« sprach Balsamo.

Er nahm sie bei der Hand, welche Gilbert, ohne daß sie es bemerkt, geküßt hatte, und diese einzige Berührung verlieh ihr dasselbe Leben, das wir an ihr wahrgenommen, als ihr das beherrschende Fluidum kurz zuvor zukam.

Von Balsamo geführt, machte das Mädchen drei Schritte rückwärts und setzte sich in einen Lehnstuhl.

»Sehen Sie nun?« fragte er.

Die Augen von Andrée erweiterten sich, als hätte sie alle Lichtstrahlen umfassen wollen, welche in dem Zimmer von den divergirenden Scheinen zweier Kerzen verbreitet wurden.

»Ich sage nicht, daß Sie mit den Augen sehen sollen; sehen Sie mit der Brust,« fuhr Balsamo fort.

Und er zog unter seiner gestickten Jacke ein stählernes Stäbchen hervor und legte das Ende davon auf die zitternde Brust des Mädchens.

Andrée zuckte, als ob ein flammender Pfeil ihr Fleisch durchbohrt hätte und bis in ihr Herz gedrungen wäre; ihre Augen schlossen sich sogleich.

»Ah! gut, nicht wahr, Sie fangen an zu sehen?«

Sie machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe.

»Und Sie werden sprechen, nicht wahr?«

»Ja,« antwortete Andrée.

Doch zu gleicher Zeit fuhr sie unter einer Geberde unsäglichen Schmerzes mit der Hand an die Stirne. »Was haben Sie?« fragte Balsamo.

»Oh! ich leide!«

»Warum leiden Sie?«

»Weil Sie mich zu sehen und zu sprechen zwingen.«

Balsamo erhob zwei oder dreimal die Hände über die Stirne von Andrée und schien einen Theil des Fluidum, das dieselbe zu zersprengen im Begriffe war, zu entfernen.

»Leiden Sie noch?« fragte er.

»Weniger,« antwortete das Mädchen.

»Gut; nun sehen Sie, wo Sie sind.«

Die Augen von Andrée blieben geschlossen; aber ihr Gesicht verdüsterte sich und schien das lebhafteste Erstaunen auszudrücken.

»In dem rothen Zimmer,« murmelte sie.

»Mit wem?«

»Mit Ihnen,« fuhr sie bebend fort.

»Was haben Sie?«

»Ich habe Furcht! ich schäme mich!«

»Worüber? Sind wir nicht sympathetisch vereinigt?«

»Allerdings.«

»Wissen Sie nicht, daß ich Sie nur mit reinen Absichten kommen lasse?«

»Ah! ja, das ist wahr.«

»Und daß ich Sie achte, wie eine Schwester?«

»Ja, ich weiß es.«

Und ihr Gesicht erheiterte sich, wurde aber bald abermals düster.

»Sie sagen mir nicht Alles?« fuhr Balsamo fort. »Sie vergeben mir nicht ganz?«

»Dies ist der Fall, weil ich sehe, daß Sie, wenn Sie auch mir nicht feindlich, doch vielleicht Anderen böse wollen?«

»Es ist möglich,« murmelte Balsamo; »aber bekümmern Sie sich nicht darum,« fügte er mit befehlendem Tone bei.

Andrée nahm wieder ihr gewöhnliches Gesicht an.

»Schläft Jedermann im Hause?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete sie.

»So schauen Sie«

»Nach welcher Seite soll ich zuerst sehen?«

»Nach der Seite Ihres Vaters. Wo ist er?«

»In seinem Zimmer.«

»Was macht er?«

»Er liegt im Bette.«

»Schläft er?«

»Nein, er liest.«

»Was liest er?«

»Eines von den schlechten Büchern, von denen er immer will, ich soll sie lesen.«

»Und die Sie nicht lesen?«

Das Gesicht von Andrée drückte Stolz und Verachtung aus.

»Nein,« sprach sie.

»Gut. Von dieser Seite sind wir also ruhig. Schauen Sie auf die Seite von Nicole, in ihr Zimmer.«

»Es ist kein Licht in ihrem Zimmer.«

»Brauchen Sie Licht, um dort zu sehen?«

»Nein, wenn Sie es befehlen.«

»Ich will es.«

»Ah! ich sehe sie!«

»Nun?«

»Sie ist halb angekleidet; sie macht sachte die Thüre ihres Zimmers auf und steigt die Treppe hinab.«

»Gut. Wohin geht sie?«

»Sie bleibt an der Hofthüre stehen; sie verbirgt sich hinter dieser Thüre; sie lauert, sie wartet.«
Balsamo lächelte.

»Gilt dieses Lauern oder dieses Warten Ihnen?« sagte er.

»Nein.«

»Nun, das ist die Hauptsache. Ist ein Mädchen von seinem Vater und von seiner Kammerfrau befreit, so hat es nichts mehr zu befürchten, wenn nicht . . .«

»Nein,« sprach sie.

„Ah! ah! Sie beantworten meinen Gedanken?«

»Ich sehe ihn.«

»Sie lieben also Niemand?«

»Ich?« versetzte das Mädchen mit verächtlichem Tone.

»Ei! allerdings; Sie könnten Jemand lieben, wie mir scheint. Man tritt nicht aus dem Kloster, um in der Abgeschlossenheit zu leben, und man gibt dem Herzen zu gleicher Zeit mit dem Körper die Freiheit.«

Andrée schüttelte den Kopf und erwiderte traurig:

»Mein Herz ist frei.«

Und ein solcher Ausdruck von Reinheit und jungfräulicher Bescheidenheit verschönerte ihre Züge, daß Balsamo strahlend murmelte:

»Eine Lilie! eine Mündel! eine Seherin!«

Und er faltete die Hände zum Zeichen der Freude und des Dankes; dann kehrte er zu Andrée zurück und fuhr fort:

»Doch wenn Sie nicht lieben, so werden Sie ohne Zweifel geliebt?«

»Ich weiß es nicht,« sprach das Mädchen mit sanftem Tone.

»Wie! Sie wissen es nicht?« entgegnete Balsamo ziemlich hart; »suchen Sie! Wenn ich frage, will ich eine Antwort haben.«

Und er berührte zum zweiten Male die Brust des Mädchens mit seinem stählernen Stäbchen.

Das Mädchen bebte abermals, aber unter dem Eindrucke eines Schmerzes, der sichtbar minder heftig war, als der erste.

»Ja, ja, ich sehe,« sprach sie; »schonen Sie mich, denn Sie werden mich tödten.«

»Was sehen Sie?« fragte Balsamo.

»Oh! doch das ist unmöglich,« erwiderte Andrée.

»Was sehen Sie denn?«

»Einen jungen Menschen, der mir seit meinem Austritte aus dem Kloster folgt, mich bespät, bewacht, doch Alles im Verborgenen.«

»Wer ist dieser junge Mensch?«

»Ich sehe sein Gesicht nicht, . . . nur sein Kleid; es ist beinahe das Kleid eines Arbeiters.«

»Wo ist er?«

»Unten an der Treppe: er leidet, er weint.«

»Warum sehen Sie sein Gesicht nicht?«

»Weil er es in seinen Händen verborgen hält.«

»Sehen Sie durch seine Hände.«

Andrée strengte sich an und rief:

»Gilbert! oh! ich sagte, es wäre unmöglich.«

»Warum unmöglich?«

»Weil er es nicht wagen würde, mich zu lieben,« antwortete das Mädchen mit einem Ausdruck erhabener Verachtung.

Balsamo lächelte als ein Mann, der den Menschen kennt und weiß, daß es keine Entfernung gibt, die das Herz nicht überspringt, und wäre diese Entfernung ein Abgrund.

»Und was macht er unten an der Treppe?«

»Warten Sie, er trennt die Hände von seiner Stirne, er klammert sich an dem Geländer an, er erhebt sich, er steigt aufwärts.«

»Wohin geht er?«

»Hierher. Es ist gleichgültig, er wird es nicht wagen, einzutreten.«

»Warum wird er es nicht wagen, einzutreten?«

»Weil er Furcht hat,« sprach Andrée mit einem Lächeln der Verachtung.

»Aber er wird horchen.«

»Gewiß; er nähert sein Ohr der Thüre, er horcht.«

»Er ist Ihnen wohl lästig?«

»Ja, weil er hören kann, was ich sage.«

»Und ist er im Stande, Mißbrauch davon zu machen, selbst gegen Sie, die er liebt?«

»Ja, in einem Augenblick des Zornes oder der Eifersucht; oh! ja, in einem solchen Augenblick ist er zu Allem fähig,«

»Dann entledigen wir uns seiner,« sprach Balsamo.

Und er ging geräuschvoll auf die Thüre zu.

Ohne Zweifel war die Stunde des Muthes für Gilbert noch nicht gekommen, denn bei dem Geräusch der Tritte von Balsamo schwang er sich aus Furcht, ertappt zu werden, rittlings auf das Geländer und ließ sich bis zur Erde hinabgleiten.

Andrée stieß einen schwachen Schrei des Schreckens aus.

»Hören Sie auf, nach jener Seite zu sehen,« sprach Balsamo, zu Andrée zurückkehrend.

»Gewöhnliche Verliebtheiten sind Dinge von geringer Wichtigkeit. Sprechen Sie mir vom Baron von Taverney, wollen Sie?«

»Ich will Alles, was Sie wollen,« sagte Andrée mit einem Seufzer.

»Er ist also sehr arm, der Baron?«

»Sehr arm.«

»Zu arm, um Ihnen eine Zerstreung zu gewähren?«

»So ist es.«

»Sie langweilen sich also in diesem Schlosse?«

»Zum Sterben.«

»Sie haben vielleicht Ehrgeiz?«

»Nein.«

»Sie lieben Ihren Vater?«

»Ja,« sprach das Mädchen mit einem gewissen Zögern.

»Gestern Abend kam es mir jedoch vor, als läge eine Wolke über dieser kindlichen Liebe?« versetzte Balsamo lächelnd.

»Ich grolle ihm, daß er auf eine tolle Weise das ganze Vermögen meiner Mutter verschwendet hat, so daß der arme Maison-Rouge in der Garnison verschmachtet und den Namen unserer Familie nicht mehr würdig führen kann.«

»Wer ist Maison-Rouge?«

»Mein Bruder Philipp.«

»Warum nennen Sie ihn Maison-Rouge?«

»Weil dies der Name eines uns gehörigen Schlosses ist, oder vielmehr war, und die Aeltesten der Familie diesen Namen bis zum Tode ihres Vaters führten; dann heißen sie Taverney.«

»Und Sie lieben Ihren Bruder?«

»Oh ja! sehr! sehr!«

»Mehr als Alles?«

»Mehr als Alles.«

»Und warum lieben Sie ihn so leidenschaftlich, während Sie Ihren Vater nur mäßig lieben?«

»Weil er ein edles Herz ist, weil er sein Leben für mich geben würde.«

»Während Ihr Vater?« . . .

Andrée schwieg.

»Sie antworten nicht?«

»Ich will nicht antworten.«

Ohne Zweifel hielt es Balsamo nicht für geeignet, den Willen des Mädchens zu zwingen. Vielleicht wußte er auch schon über den Baron Alles, was er wissen wollte.

»Und wo ist in diesem Augenblick der Chevalier von Maison-Rouge?«

»Sie fragen mich, wo Philipp sei?«

»Ja.«

»Er ist in Garnison in Straßburg.«

»Sehen Sie ihn in diesem Augenblick?«

»Wo dies?«

»In Straßburg.«

»Ich sehe ihn nicht.

»Kennen Sie die Stadt?«

»Nein.«

»Ich kenne sie; suchen wir mit einander, wollen Sie?«

»Gewiß will ich.«

»Ist er im Schauspiel?«

»Nein.«

»Ist er im Café de la Place, mit den andern Officieren?«

»Nein.«

»Ist er in sein Zimmer zurückgekehrt? Sie sollen das Zimmer Ihres Bruders sehen.«

»Ich sehe nichts. Ich glaube, er ist nicht mehr in Straßburg.«

»Kennen Sie den Weg?«

»Nein.«

»Gleichviel! ich kenne ihn; verfolgen wir denselben. Ist er in Saverne?«

»Nein.«

»Ist er in Saarbrück?«

»Nein.«

»Ist er in Nancy?«

»Warten Sie, warten Sie!«

Andrée sammelte sich; ihr Herz schlug, daß die Brust hätte zerspringen sollen.

»Ich sehe! ich sehe!« sprach sie mit einem freudigen Ausbruche; »oh! lieber Philipp, welch' ein Glück!«

»Was gibt es denn?«

»Lieber Philipp!« fuhr Andrée fort, deren Augen vor Freude funkelten.

»Wo ist er?«

»Er reitet durch eine Stadt, die ich vollkommen kenne.«

»Durch welche Stadt?«

»Nancy! Nancy! wo ich im Kloster war.«

»Sind Sie sicher, daß er es ist?«

»Oh! ja, die Fackeln, die ihn umgeben, beleuchten sein Antlitz.«

»Fackeln?« sprach Balsamo erstaunt. »Warum Fackeln?«

»Er reitet am Schlage einer schönen vergoldeten Carrosse.«

»Ah! ah!« machte Balsamo, der zu begreifen schien; »und was ist in dieser Carrosse?«

»Eine junge Frau. Oh! wie majestätisch, wie anmuthreich, wie schön sie ist! Oh! das ist seltsam, es kommt mir vor, als hätte ich sie bereits gesehen; nein, nein, ich täuschte mich, Nicole gleicht ihr.«

»Nicole gleicht dieser so schönen, so majestätischen, so stolzen jungen Frau?«

»Ja! ja! wie der Jasmin der Lilie gleicht.«

»Sprechen Sie, was geht in diesem Augenblick in Nancy vor?«

»Die junge Frau neigt sich aus dem Kutschenschlage und bedeutet Philipp durch ein Zeichen, er möge sich ihr nähern; er gehorcht, er reitet heran, er entblößt sich ehrfurchtsvoll.«

»Können Sie hören, was sie sprechen?«

»Ich werde horchen,« erwiderte Andrée, Balsamo mit einer Geberde zurückhaltend, als sollte kein Geräusch ihre Aufmerksamkeit ablenken. »Ich höre! ich höre!« murmelte sie.

»Was sagt die junge Frau?«

»Sie befiehlt ihm mit einem sanften Lächeln, den Gang der Pferde zu beschleunigen. Sie sagt ihm, die Escorte müsse am andern Morgen um sechs Uhr bereit sein, weil sie im Verlaufe des Tages anhalten wolle.«

»Wo dies?«

»Das fragt sie mein Bruder. Oh! mein Gott! in Taverney will sie anhalten. Oh! eine so vornehme Prinzessin will in einem so armseligen Hause anhalten . . . Wie werden wir es machen, ohne Silbergeschirr, beinahe ohne alles Leinengeräthe?«

»Beruhigen Sie sich. Wir werden hiefür sorgen.«

»Ah! ich danke! ich danke!«

Und das Mädchen, das sich halb erhoben hatte, fiel erschöpft auf seinen Lehnstuhl zurück und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Sogleich näherte sich Balsamo Andrée, veränderte durch magnetische Gänge die Richtung der electricen Strömungen und verlieh die Ruhe des Schlafes diesem schönen Körper, der sich gebrochen neigte, diesem beschwerten Kopfe, der auf die keuchende Brust herabfiel.

Andrée schien sodann in eine völlige wiederherstellende Ruhe zurückzukehren.

»Sammele Deine Kräfte wieder,« sprach Balsamo, indem er sie mit einer düstern Extase anschaute; »sogleich würde ich Deiner Hellsichtigkeit abermals bedürfen. O Wissenschaft!« fuhr er mit dem Charakter der überzeugtesten Begeisterung fort, »du allein täuschest nicht! dir allein muß der Mensch Alles opfern. Diese Frau ist sehr schön, mein Gott, dieser Engel ist sehr rein! Doch welchen Werth hat in diesem Augenblick die Schönheit für mich? welchen Werth hat die Unschuld? den Werth einer einfachen Auskunft, die nur die Schönheit und die Unschuld allein mir geben können. Es sterbe das Geschöpf, so schön, so rein, so vollkommen es auch sein mag. Es sterben die Genüsse der ganzen Welt, Liebe, Leidenschaft, Extase, wenn ich nur immer mit sicherem, erleuchtetem Schritte gehen kann! Und nun, Mädchen, da Dir durch die Macht meines Willens einige Sekunden Schlummer so viel Kräfte gegeben haben, als wenn Du zwanzig Jahre geschlafen hättest, nun erwache, oder versenke Dich vielmehr wieder in Deinen hellsichtigen Schlummer. Ich bedarf noch Deiner Sprache: nur wirst Du diesmal für mich sprechen.«

Und abermals die Hände gegen Andrée ausstreckend, nöthigte Balsamo diese, sich unter einem allmächtigen Hauche zu erheben.

Als er sie bereit und unterwürfig sah, zog er ein viereckig zusammengelegtes Papier, in welchem eine schwarze Haarlocke enthalten war, aus seinem Portefeuille hervor. Die Wohlgerüche, mit denen die Locke geschwängert, hatten das Papier durchsichtig gemacht.

Balsamo legte die Haarlocke in die Hand von Andrée.

»Sehen Sie!« befahl er.

»Oh! abermals?« sprach das junge Mädchen voll Bangigkeit. »Oh! nein, oh! nein, lassen Sie mich in Ruhe; ich leide so sehr. Oh! mein Gott! mein Gott! ich fühlte mich vorhin so wohl.«

»Sprechen Sie!« entgegnete Balsamo, und legte unbarmherzig das Ende seines stählernen

Stäbchens auf die Brust von Andrée.

Andrée rang die Hände, sie suchte sich der Tyrannei des Experimentenmachers zu entziehen. Der Schaum trat auf ihre Lippen, wie einst auf den Mund der auf dem heiligen Dreifuß sitzenden Pythia.

»Oh! ich sehe, ich sehe,« rief sie mit der Verzweiflung des besiegten Willens.

»Was sehen Sie?«

»Eine Frau.«

»Ah!« murmelte Balsamo mit einer wilden Freude, »die Wissenschaft ist also kein leeres Wort, wie die Tugend? Mesmer hat Brutus besiegt. Schildern Sie mir diese Frau, damit ich weiß, ob Sie richtig gesehen haben.«

»Braun, groß, blaue Augen, schwarze Haare, nervige Arme.«

»Was macht sie?«

»Sie eilt, sie fliegt, sie scheint von einem herrlichen, schweißbedeckten Pferde fortgetragen zu werden.«

»In welcher Richtung reitet sie?«

»Dorthin, dorthin,« sprach das Mädchen, nach Westen deutend.

»Auf der Landstraße?«

»Ja.«

«Nach Châlons?«

»Es ist gut,« sagte Balsamo; »sie verfolgt den Weg, den ich machen werde. Sie geht nach Paris, wohin ich ebenfalls gehe. Es ist gut, ich werde sie in Paris wiederfinden. Ruhen Sie nun aus,« sagte er zu Andrée, während er ihr die Locke wieder abnahm, die sie nicht losgelassen hatte.

Die Arme von Andrée fielen unbeweglich an ihrem Körper herab.

»Nun kehren Sie zum Klavier zurück,« sprach Balsamo.

Andrée machte einen Schritt gegen die Thüre; doch durch eine unaussprechliche Anstrengung gelähmt, weigerten sich ihre Beine, sie zu tragen: sie wankte.

»Sammeln Sie wieder Kraft und gehen Sie weiter,« sagte Balsamo und umhüllte sie mit einer neuen Aussendung von Fluidum.

Andrée ahmte den edeln Renner nach, der sich anstemmt, um den Willen seines Herrn zu erfüllen, und wäre dieser Willen auch ungerecht.

Sie ging.

Balsamo öffnete seine Thüre, und Andrée stieg, immer noch eingeschlafen, langsam die Treppe hinab.

X.

Nicole Legay.

Gilbert hatte die ganze Zeit, welche das Verhör von Balsamo dauerte, in unaussprechlicher Angst zugebracht.

Unter das Treppengehäuse gekauert, weil er es nicht mehr wagte, zur Thüre hinaufzusteigen, um zu behorchen, was in dem rothen Zimmer gesprochen wurde, gerieth er am Ende in eine Verzweiflung, welche bei dem Charakter von Gilbert jeden Augenblick eine gewaltsame Entwicklung herbeizuführen drohte.

Diese Verzweiflung vermehrte sich durch das Gefühl seiner Schwäche und seiner untergeordneten Stellung. Balsamo war nur ein Mensch; denn Gilbert, ein starker Geist, ein Philosoph im Entstehen, glaubte nur wenig an Zauberer. Aber dieser Mensch war stark, Gilbert war schwach; dieser Mensch war muthig, Gilbert war es noch nicht. Zwanzigmal erhob sich Gilbert, um wieder die Treppe hinaufzusteigen, entschlossen, im Falle der Noth dem Baron Stand zu halten. Zwanzigmal bogen sich seine zitternden Beine unter ihm, und er fiel wieder auf seine Kniee.

Es kam ihm ein Gedanke; er wollte eine Leiter holen, der sich La Brie, welcher zugleich Koch, Kammerdiener und Gärtner war, bediente, um Jasmin und Geisblatt an der Mauer aufzubinden. Wenn er sie an der Gallerie der Treppe anlehnen und zu dieser hinaufsteigen würde, dürfte er nichts von dem verrathenden Geräusch verlieren, das er so glühend zu behorchen wünschte. Er erreichte das Vorzimmer, dann den Hof und lief an den Ort, wo er die Leiter zu finden wußte, welche am Fuße einer Mauer lag. Doch während er sich bückte, kam es ihm vor, als hörte er ein Streifen auf der Seite des Hauses; er wandte sich um.

Da glaubte sein weit aufgerissenes Auge in der Dunkelheit durch den schwarzen Rahmen der offenen Thüre eine menschliche Form schlüpfen zu sehen, doch so rasch, so stumm, daß sie viel mehr einem Gespenste, als einem lebendigen Wesen anzugehören schien.

Er ließ die Leiter fallen und schritt mit zitterndem Herzen auf das Schloß zu.

Gewisse Imaginationen sind nothwendig abergläubisch; es sind gewöhnlich die reichsten und überspanntesten, sie lassen weniger gern die Vernunft, als die Fabel zu; durch ihre Instinkte zum Unmöglichen, oder wenigstens zur Idealität hingezogen, finden sie das Natürliche zu gemein. Sie gerathen außer sich vor Entzücken über einen schönen, düsteren Wald, weil die dunkeln Gewölbe mit Geistern und Gespenstern bevölkert sein müssen. Die Alten, welche so große Dichter waren, träumten von diesen Dingen am hellen Tage. Nur da ihre Sonne, ein Herd glühenden Lichtes, von dem wir so zu sagen höchstens noch den Rester haben, da ihre Sonne, sagen wir, die Idee der Larven und Gespenster verbannte, hatten sie die lachenden Dryaden und die leichten Oreaden erfunden.

Gilbert, das Kind einer wolkigen Gegend, wo die Gedanken trauriger sind, währte eine Erscheinung zu erblicken. Trotz seiner Ungläubigkeit kam ihm diesmal wieder in den Kopf, was ihm fliehend die Frau von Balsamo gesagt habe; konnte der Zauberer nicht ein Gespenst heraufbeschworen haben, er, der selbst den Engel der Reinheit zum Bösen fortzureißen

vermochte?

Gilbert hatte aber immer eine zweite Bewegung, welche schlimmer war, als die erste. Er rief alle Beweissätze starker Köpfe gegen die Geister zu Hülfe, und der Artikel Gespenst des philosophischen Wörterbuchs verlieh ihm einen gewissen Muth, indem er ihm eine größere, aber mehr gegründete Angst einjagte.

Hatte er wirklich Jemand gesehen, so mußte es eine lebendige Person sein, und diese Person mußte ein großes Interesse haben, so zu lauern.

Seine Angst nannte ihm Herrn von Taverney, sein Gewissen blies ihm einen andern Namen ein.

Er schaute nach dem zweiten Stocke des Pavillon. Das Licht von Nicole war, wie gesagt, erloschen und ihre Scheiben verriethen kein Leben.

Kein Hauch, kein Geräusch, kein Schimmer im ganzen Hause, ausgenommen im Zimmer des Fremden. Er schaute, er horchte, und als er nichts mehr sah und nichts mehr hörte, nahm er wieder seine Leiter, nunmehr überzeugt, es sei eine Täuschung seiner Augen gewesen, wie dies bei einem Menschen vorkommt, dessen Herz zu schnell schlägt, und er müsse diese Vision eher als einen Nachlaß seiner Sehkraft bezeichnen, wie man technisch sagen kann, denn als einen Erfolg der Uebung seiner Fähigkeiten.

Als er seine Leiter angelegt hatte und den Fuß auf die erste Sprosse setzte, öffnete und schloß sich die Thüre von Balsamo, der Andrée hinausgehen ließ, welche ohne Licht und ohne Geräusch hinabstieg, als ob sie von einer übernatürlichen Macht geleitet und unterstützt würde.

So gelangte Andrée auf den Ruheplatz der Treppe, ging an Gilbert vorüber, an welchem sie im Schatten mit ihrem Kleide anstriefte, und setzte ihren Weg fort.

Herr von Taverney war eingeschlafen, La Brie lag im Bette, Nicole befand sich im andern Pavillon, die Thüre von Balsamo hatte sich wieder geschlossen, und so sah sich der junge Mann gegen jede Ueberraschung geschützt.

Er machte eine heftige Anstrengung gegen sich selbst und folgte Andrée, seinen Gang nach dem ihrigen richtend.

Andrée durchschritt das Vorzimmer und trat in den Salon.

Gilbert folgte ihr mit zerrissenem Herzen. Er stand jedoch stille, obgleich die Thüre offen geblieben war. Andrée setzte sich auf das Tabouret vor dem Klavier, auf welchem die Kerze immer noch brannte.

Gilbert zerfleischte sich die Brust mit seinen krampfhaften Nägeln. An derselben Stelle hatte er eine halbe Stunde zuvor das Kleid und die Hand dieser Frau geküßt, ohne daß sie sich ärgerte; hier hatte er gehofft, war er glücklich gewesen! Ohne Zweifel rührte die Nachsicht des Mädchens von einer jener tiefen Verdorbenheiten her, wie sie Gilbert in den Romanen gefunden hatte, welche, den Grund der Bibliothek des Barons bildeten, oder von einer jener Verräthereien der Sinne, wie er sie in gewissen physiologischen Abhandlungen hatte auseinandersetzen sehen.

»Nun!« murmelte er, von einer dieser Ideen zur andern schwankend, »wenn dem so ist, so werde ich wie die Andern diese Verdorbenheit benützen, oder aus dieser Ueberraschung der Sinne Vortheil ziehen. Und da der Engel sein Unschuldskleid dem Winde überantwortet, so mögen mir einige Fetzen ihrer Keuschheit zufallen.«

Der Entschluß von Gilbert war diesmal gefaßt, er stürzte nach dem Salon.

Doch als er die Schwelle überschreiten wollte, griff eine kräftige Hand aus dem Schatten

hervor und packte ihn beim Arme.

Gilbert wandte sich erschrocken um, und es kam ihm vor, als verrückte sich sein Herz in seiner Brust.

»Ah! diesmal habe ich Dich, Unvorsichtiger,« flüsterte ihm eine zornige Stimme in das Ohr, »versuche es noch einmal zu leugnen, Du habest Rendezvous mit ihr, versuche es zu leugnen, Du liebest sie . . .«

Gilbert hatte nicht einmal die Kraft, den Arm zu schütteln, um sich der pressenden Hand, die ihn zurückhielt, zu entziehen.

Der Druck war indessen nicht so groß, daß er ihn nicht hätte brechen können. Der Schraubstock war ganz einfach die Faust eines jungen Mädchens. Kurz, es war Nicole Legay, welche Gilbert gefangen hielt.

»Sprechen Sie, was wollen Sie denn?« fragte er ganz leise und voll Ungeduld.

»Ah! Du willst, daß ich laut rede, wie es scheint,« sagte Nicole mit der ganzen Fülle ihrer Stimme.

»Nein, nein, ich will, daß Du schweigst,« antwortete Gilbert mit den Zähnen knirschend, und zog Nicole in das Vorzimmer.

»Nun, so folge mir!«

Gilbert verlangte nichts Anderes, denn indem er Nicole folgte, entfernte er sich von Andrée.

»Es ist gut, ich folge,« sprach er.

Er ging wirklich hinter Nicole, welche ihn in den Garten führte und die Thüre hinter sich zumachte.

»Aber Fräulein Andrée wird in ihr Zimmer zurückkehren,« sagte Gilbert, »sie wird Sie rufen, damit sie ihr beim Auskleiden helfen, und Sie werden nicht da sein.«

»Wenn Sie glauben, das beschäftige mich in diesem Augenblick, so täuschen Sie sich in der That gewaltig. Was liegt mir daran, ob sie mich ruft oder nicht ruft! Ich muß Sie sprechen.«

»Sie könnten auf morgen verschieben, was Sie mir zu sagen haben, Nicole; das Fräulein ist streng, wie Sie wissen.«

»Ah! ja, Ich rathe ihr, streng zu sein, besonders gegen mich!«

»Nicole morgen, ich verspreche Ihnen . . .«

»Du versprichst! sie sind schön, Deine Versprechungen, und man kann darauf zählen! Hattest Du mir nicht versprochen, mich in der Gegend von Maison-Rouge diesen Abend um sechs Uhr zu erwarten? Wo warst Du um diese Stunde? Auf der entgegengesetzten Seite, da Du den Reisenden hierher gebracht hast. Ich lege nun ein ebenso großes Gewicht auf Deine Versprechungen, als auf die des Gewissensrathes vom Kloster der Annonciaden, welcher einen Eid geleistet hatte, das Geheimniß der Beichte zu bewahren, und alle unsere Sünden der Superiorin meldete.«

»Nicole, bedenken Sie, daß man Sie wegschickt, wenn man bemerkt . . .«

»Und Sie, man wird Sie nicht wegschicken, Sie, der Sie in das Fräulein verliebt sind! nein, der Herr Baron wird sich wohl Zwang anthun!«

»Bei mir,« sprach Gilbert, der sich nun zu vertheidigen suchte, »bei mir ist kein Grund vorhanden, mich wegzuschicken.«

»Wirklich! sollte er Sie bevollmächtigt haben, seiner Tochter den Hof zu machen?«

Gilbert konnte mit einem Worte Nicole beweisen, daß, wenn er auch schuldig war, wenigstens keine Mitschuld auf der Seite von Andrée obwaltete. Er durfte ihr nur erzählen, was er gesehen, und so unglaublich die Sache auch sein mochte, so hätte doch Nicole in Folge der guten Meinung, welche die Frauen von einander haben, ohne allen Zweifel geglaubt. Doch ein tieferer Gedanke hielt den jungen Mann im Augenblick der Offenbarung zurück. Das Geheimniß von Andrée gehörte zu denjenigen, welche einen Menschen bereichern, mag dieser Mensch nun ein Verlangen nach Schätzen der Liebe, oder nach materielleren und positiveren Schätzen tragen.

Die Schätze, nach welchen Gilbert verlangte, waren Schätze der Liebe. Er berechnete, daß der Zorn von Nicole minder gefährlich, als der Besitz von Andrée wünschenswerth war, traf sogleich seine Wahl und schwieg über das seltsame Abenteuer der Nacht.

»Gut, erklären wir uns, da Sie es durchaus wollen,« sagte er.

»Oh! das wird schnell geschehen sein,« rief Nicole, deren Charakter, dem von Gilbert geradezu entgegengesetzt, sie keine von ihren Empfindungen beherrschen ließ; »doch Du hast Recht, wir sind schlecht in diesem Blumengarten; gehen wir in mein Zimmer.«

»In Ihr Zimmer!« rief Gilbert erschrocken; »unmöglich.«

»Warum?«

»Wir setzen uns der Gefahr aus, überrascht zu werden.«

»Stille doch!« versetzte Nicole mit einem verächtlichen Lächeln, »wer sollte uns überraschen? Fräulein Andrée? In der That, sie muß eifersüchtig auf diesen schönen Herrn sein! Zu ihrem Unglück sind die Leute, deren Geheimniß man weiß, nicht zu fürchten. Ah! Fräulein Andrée eifersüchtig auf Nicole; ich hätte nie an eine solche Ehre geglaubt.«

Und ein gezwungenes Gelächter, furchtbar wie das Brüllen des Sturmes, erschreckte Gilbert viel mehr, als es eine Beleidigung oder eine Drohung gethan hätte.

»Ich fürchte mich nicht vor dem Fräulein, Nicole, sondern ich habe bange für Sie.«

»Ah! ja, das ist wahr, Sie haben mir immer gesagt, wo es keinen Scandal gebe, gebe es auch kein Uebel. Die Philosophen sind zuweilen Jesuiten; übrigens sagte mir das der Gewissensrath der Annonciaden ebenfalls, und zwar vor Ihnen: deshalb geben Sie Ihre Rendezvous dem Fräulein in der Nacht. Vorwärts, vorwärts, keine so schlechten Gründe . . . kommen Sie in mein Zimmer, ich will es haben.«

»Nicole!« sprach Gilbert, mit den Zähnen knirschend.

»Nun!« rief das Mädchen, »was weiter?«

»Nehmen Sie sich in Acht!«

Und er machte eine drohende Geberde.

»O! ich fürchte mich nicht, Sie haben mich schon einmal geschlagen, doch weil Sie eifersüchtig waren. Sie liebten mich zu jener Zeit. Es war eine Woche nach unserem schönen Honigtage, und ich ließ mich schlagen. Aber heute soll es nicht wieder geschehen. Nein! nein! nein! denn Sie lieben mich nicht mehr und ich bin nun eifersüchtig.«

»Und was wirst Du thun?« sagte Gilbert, das Mädchen am Faustgelenke fassend.

»Oh! ich schreie so sehr, daß Fräulein Andrée Sie fragen wird, mit welchem Rechte Sie Nicole das geben, was Sie in diesem Augenblick nur ihr schuldig sind. Lassen Sie mich los, ich rathe es Ihnen.«

Gilbert ließ die Hand von Nicole los.

Dann nahm er seine Leiter, schleppte sie vorsichtig weiter und legte sie außen am Pavillon so an, daß sie beinahe das Fenster von Nicole Legay erreichte.

»Sieh da, das ist Verhängniß,« sprach diese, »die Leiter, welche wahrscheinlich dazu dienen sollte, das Fenster des Fräuleins zu erklettern, wird ganz einfach dazu dienen, von der Mansarde von Nicole Legay herabzusteigen. Sehr schmeichelhaft für mich!«

Nicole betrachtete sich als die Stärkere und beeilte sich dem zu Folge mit der Hast der Frauen zu triumphieren, die, wenn sie nicht wirklich im Guten oder Bösen überlegen sind, stets diesen ersten zu schnell verkündigten Sieg theuer bezahlen.

Gilbert fühlte das Falsche seiner Stellung, er folgte deshalb dem Mädchen, indem er alle seine Fähigkeiten zu dem Kampf, den er ahnte, zusammenzuraffen bemüht war.

Als ein vorsichtiger Mensch, versicherte er sich vor Allem zweier Dinge.

Einmal an dem Fenster vorübergehend, daß Fräulein von Taverney immer noch im Salon war.

Zweitens, daß man, ohne sich der Gefahr, den Hals zu brechen, blozustellen, die erste Sprosse erreichen und sich von da auf den Boden hinabgleiten lassen konnte.

In Betreff der Einfachheit wich das Zimmer von Nicole nicht von den übrigen des Wohngebäudes ab.

Es war eine Art von Speicher, dessen Wand unter einer grauen Tapete mit grünen Zeichnungen verschwand. Ein Gurtbett und ein großes Geranium, das in der Nähe des Dachfensters stand, schmückten die Stube. Andrée hatte überdies Nicole eine ungeheure Schachtel von Pappendeckel geliehen, die zugleich als Commode und als Tisch diente.

Nicole setzte sich auf den Rand des Bettes, Gilbert auf die Ecke der Schachtel.

Nicole hatte, während sie die Treppe heraufstieg, Ruhe gewonnen. Herrin ihrer selbst, fühlte sie sich stark. Noch ganz zitternd von den vorhergehenden Erschütterungen, vermochte Gilbert seine Kaltblütigkeit nicht wieder zu erlangen, und der Zorn stieg bei ihm immer mehr, je mehr er durch die Kraft des Willens bei dem Mädchen zu erlöschen schien.

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein, während dessen Nicole Gilbert mit einem glühenden Auge betrachtete.

»Sie lieben also das Fräulein und Sie hintergehen mich?« sprach sie.

»Wer sagt Ihnen, daß ich das Fräulein liebe?« entgegnete Gilbert.

»Sie haben Rendezvous mit ihr.«

»Wer sagt Ihnen, daß ich mit ihr ein Rendezvous gehabt habe?«

»Mit wem hatten Sie denn in dem Pavillon zu thun? Mit dem Zauberer?«

»Vielleicht, Sie wissen, daß ich Ehrgeiz besitze.«

»Sagen Sie Neid.«

»Das ist dasselbe Wort nach der guten und schlimmen Bedeutung erklärt.«

»Machen wir nicht aus einem Streite über Dinge einen Streit über Worte. Nicht wahr, Sie lieben mich nicht mehr?«

»Ich liebe Sie immer noch.«

»Warum entfernen Sie sich denn von mir?«

»Weil Sie, so oft Sie mir begegnen, Streit mit mir suchen.«

»Ich suche gerade Streit mit Ihnen, weil wir uns nur noch begegnen.«

»Ich war immer scheu, ich wählte immer die Einsamkeit, wie Sie wissen.«

»Ja, und man steigt mit einer Leiter zu der Einsamkeit hinauf . . . Verzeihen Sie, ich wußte das nicht.«

Gilbert war über den ersten Punkt geschlagen.

»Vorwärts, seien Sie offenherzig, wenn es Ihnen möglich ist, Gilbert, und gestehen Sie, daß Sie mich nicht mehr lieben, oder daß Sie uns zu zwei lieben.«

»Nun! wenn dem so wäre, was würden Sie sagen?«

»Ich würde sagen, es sei eine Ungeheuerlichkeit.«

»Nein, sondern ein Irrthum.«

»Ihres Herzens?«

»Unserer Gesellschaft. Es gibt Völker, wo jeder Mann, wie Sie wissen, bis sieben oder acht Frauen hat.«

»Das sind keine Christen,« erwiderte Nicole ungeduldig.

»Es sind Philosophen,« sprach Gilbert mit stolzem Tone.

»Oh! mein Herr Philosoph, Sie würden es also gut finden, wenn ich es machte wie Sie, wenn ich einen zweiten Liebhaber nähme?«

»Ich möchte nicht gern ungerecht und tyrannisch gegen Sie sein, ich möchte nicht gern Bewegungen Ihres Herzens unterdrücken . . . die heilige Freiheit besteht hauptsächlich darin, daß man den freien Willen achtet . . . Wechseln Sie mit der Liebe, Nicole, ich vermöchte Sie nicht zu einer Treue zu zwingen, welche meiner Ansicht nach nicht in der Natur liegt.«

»Ah! Sie sehen wohl, daß Sie mich nicht mehr lieben,« rief Nicole.

Die Discussion war die Stärke von Gilbert, nicht als ob sein Geist scharf logisch gewesen wäre, doch er war paradox. Und dann, so wenig er auch wußte, so wußte er doch mehr als Nicole. Nicole hatte nur gelesen, was ihr unterhaltend vorkam; Gilbert las nicht nur, was ihm ergötzlich zu sein schien, sondern auch, was ihm nützlich dünkte. Gilbert gewann daher während des Streites allmählig wieder die Kaltblütigkeit, welche Nicole verlor.

»Haben Sie Gedächtniß, Herr Philosoph?« fragte Nicole mit einem ironischen Lächeln.

»Zuweilen,« antwortete Gilbert.

»Entsinnen Sie sich dessen, was Sie mir sagten, als ich vor fünf Monaten mit dem Fräulein von den Annonciaden ankam?«

»Nein, doch erinnern Sie mich daran.«

»Sie sagten mir: ‚Ich bin arm!‘ Es war an dem Tage, wo wir mit einander Tanzai unter einem der Gewölbe des eingefallenen Schlosses lasen.«

»Gut, fahren Sie fort.«

»Sie zitterten gewaltig an diesem Tage.«

»Das ist möglich, ich bin von einer sehr schüchternen Natur, aber ich thue, was ich kann, um diesen Fehler, wie die anderen, abzulegen.«

»Somit werden Sie, wenn Sie alle Ihre Fehler abgelegt haben, vollkommen sein.«

»Ich werde wenigstens stark sein, denn die Weisheit verleiht Kraft.«

»Wo haben Sie das gelesen, wenn es beliebt?«

»Was liegt Ihnen daran? Kommen Sie auf das zurück, was ich Ihnen unter dem Gewölbe sagte.«

Nicole fühlte, daß sie immer mehr Boden verlor.

»Nun! Sie sagten mir: ‚Ich bin arm, Nicole, Niemand liebt mich, man weiß nicht, daß ich etwas hier habe.‘ Und Sie schlugen an Ihr Herz.«

»Sie täuschen sich, Nicole, wenn ich an Etwas schlug, während ich dies sagte, so war es mein Kopf und nicht mein Herz; das Herz ist nur eine Druckpumpe, bestimmt das Blut nach den Extremitäten zu treiben. Lesen Sie das philosophische Wörterbuch, Artikel Herz.«

Hiebei richtete sich Gilbert voll Anmaßung auf.

Vor Balsamo gedemüthigt, spielte er den Stolzen vor Nicole.

»Sie haben Recht, Gilbert, Sie müssen in der That an Ihren Kopf geschlagen haben. Sie sagten also, während Sie an Ihren Kopf schlugen: ‚Man behandelt mich hier wie einen Hofhund, und Mahon ist noch glücklicher als ich.‘ Ich antwortete Ihnen sodann, man habe Unrecht, Sie nicht zu lieben, und wenn Sie mein Bruder gewesen wären, so hätte ich Sie geliebt. Es scheint mir, ich antwortete Ihnen dies mit dem Herzen und nicht mit dem Kopfe. Doch vielleicht täusche ich mich, ich habe das philosophische Wörterbuch nicht gelesen.«

»Sie haben Unrecht gehabt, Nicole.«

»Sie nahmen mich sodann in ihre Arme. ‚Sie sind eine Waise, Nicole,‘ sagten Sie zu mir; ‚ich bin auch Waise, unsere Armuth und die schlechte Behandlung, die wir zu erfahren haben, macht uns zu mehr als Geschwistern; lieben wir einander, als ob wir es wirklich wären. Uebrigens würde uns die Gesellschaft, wenn wir es wirklich wären, verbieten, uns zu lieben, wie ich will, daß Du mich liebest.‘ Hierauf umarmten Sie mich.«

»Das ist möglich.«

»Sie dachten also, was Sie sagten?«

»Ohne Zweifel denkt man beinahe immer das, was man sagt, in dem Augenblick, wo man es sagt.«

»Somit sind Sie heute . . .«

»Heute bin ich fünf Monate älter: ich habe Dinge gelernt, die ich nicht wußte, ich ahne Dinge, welche ich noch nicht weiß. Heute denke ich anders.«

»Sie sind also falsch, lügenhaft, heuchlerisch?« rief Nicole sich erhitzend.

»Nicht mehr, als es ein Reisender ist, den man in der Tiefe eines Thales fragt, was er von der Landschaft denke, und an welchen man dieselbe Frage richtet, wenn er auf die Höhe des Berges gelangt ist, der ihm seinen Horizont abschloß. Ich umfasse eine größere Landschaft, das ist das Ganze.«

»Somit werden Sie mich nicht heirathen?«

»Ich habe Ihnen nie gesagt, ich würde Sie heirathen,« antwortete Gilbert verächtlich.

»Nun! nun! es scheint mir, daß Nicole Legay wohl einen Sebastian Gilbert werth ist!«

»Jeder Mensch ist den andern werth, nur haben die Natur oder die Erziehung in die Menschen verschiedene Vermögen und Fähigkeiten gelegt, und je nachdem diese Vermögen oder Fähigkeiten sich mehr oder weniger entwickeln, entfernen sie sich von einander.«

»Somit entfernen Sie sich von mir, weil Ihre Fähigkeiten mehr entwickelt sind, als die meinigen?«

»Natürlich; Sie schließen noch nicht, Nicole, aber Sie begreifen schon.«

»Ja, ja!« rief Nicole außer sich, »ja, ich begreife.«

»Was begreifen Sie?«

»Daß Sie ein unredlicher Mensch sind.«

»Das ist möglich. Viele werden mit schlechten Instinkten geboren, doch der Wille ist da, um sie zu verbessern. Herr Rousseau selbst wurde mit schlechten Instinkten geboren; er hat sich jedoch gebessert. Ich werde es machen wie Rousseau.«

»Oh! mein Gott! mein Gott!« sprach Nicole, »wie konnte ich einen solchen Menschen lieben?«

»Sie haben mich auch nicht geliebt, Nicole,« erwiderte Gilbert mit kaltem Tone, »ich habe Ihnen nur gefallen. Sie kamen von Nancy, wo Sie nur Seminaristen gesehen hatten, die Sie lachen machten, oder Militaire, die Ihnen Furcht einjagten. Wir waren Beide jung, Beide unschuldig, Beide begierig, diesen Stand der Dinge zu verlassen. Die Natur sprach in uns mit ihrer unwiderstehlichen Stimme. Es ist Etwas in unsern Adern, das sich entzündet, es entsteht eine Unruhe, deren Heilung man in den Büchern sucht, welche uns noch viel unruhiger machen. Während wir zusammen eines von jenen Büchern lasen, Sie erinnern sich, Nicole, gaben Sie nicht nach, denn ich verlangte nichts und Sie verweigerten mir nichts, sondern wir fanden das Wort eines unbekanntes Geheimnisses. Ein bis zwei Monate lang war dieses Wort: Glück! Ein bis zwei Monate lang lebten wir, statt zu vegetiren. Ist damit, daß wir zwei Monate lang durch einander glücklich gewesen sind, gesagt, wir müssen ewig unglücklich sein? Gehen Sie, Nicole! Wenn man dadurch, daß man das Glück gäbe oder empfinde, eine solche Verbindlichkeit übernehme, so würde man auf seinen freien Willen Verzicht leisten, und das wäre albern.«

»Ist das Philosophie, was Sie da sagen?« sprach Nicole.

»Ich glaube,« antwortete Gilbert.

»Es gibt also nichts Heiliges für die Philosophen?«

»Doch wohl, die Vernunft.«

»Somit wäre ich, die ich ein ehrliches Mädchen bleiben wollte . . .«

»Verzeihen Sie, es ist hiezu schon zu spät.«

Nicole erbleichte und erröthete, als ob ein Rad jeden Tropfen ihres Blutes den Kreislauf durch ihren Körper machen ließe.

»Ehrlich in Beziehung auf Sie,« sprach sie. »Man ist immer ehrlich verheirathet, sagten Sie, um mich zu trösten, wenn man demjenigen, welchen das Herz gewählt hat, treu bleibt. Sie erinnern sich dieser Theorie über die Heirathen.«

»Ich sagte Verbindungen, Nicole, insofern ich nie heirathen werde.«

»Sie werden nie heirathen?«

»Nein. Ich will ein Gelehrter und ein Philosoph sein. Die Wissenschaft aber befiehlt die Absonderung des Geistes und die Philosophie die des Körpers.«

»Herr Gilbert,« sprach Nicole, »Sie sind ein Elender, und ich glaube, daß ich noch mehr werth bin, als Sie.«

»Fassen wir die Sache kurz zusammen,« erwiderte Gilbert aufstehend, »denn wir verlieren unsere Zeit, Sie, indem Sie mir Beleidigungen sagen, ich, indem ich Sie anhöre. Sie haben mich geliebt, weil es Ihnen so gefiel, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Nun, es ist kein Grund vorhanden, mich unglücklich zu machen, weil Sie etwas gethan, was Ihnen gefiel.«

»Der Dummkopf,« rief Nicole, »er hält mich für verdorben und stellt sich, als fürchtete er mich nicht!«

»Sie fürchten, Nicole! gehen Sie doch! was vermögen Sie gegen mich? Die Eifersucht macht Sie ganz verwirrt.«

»Die Eifersucht! ich eifersüchtig!« rief das Mädchen mit einem fieberhaften Gelächter; »ah! Sie täuschen sich gewaltig, wenn Sie mich für eifersüchtig halten. Und ich bitte, worauf sollte ich eifersüchtig sein? Gibt es im ganzen Canton ein hübscheres Mädchen, als ich bin? Hätte ich weiße Hände, wie das Fräulein, und ich werde sie haben an dem Tage, wo ich nicht mehr arbeite, wäre ich dann nicht so viel werth, als das Fräulein? Mein Herr, schauen Sie meine Haare an (und sie löste das Band, das dieselben hielt), meine Haare können mich vom Scheitel bis zu den Zehen umhüllen, wie ein Mantel. Ich bin groß, ich bin gut gewachsen (Nicole umspannte ihren Leib mit ihren beiden Händen), ich habe Zähne, wie Perlen (und sie betrachtete ihre Zähne in einem kleinen, über ihrem Bette hängenden Spiegel). Wenn ich Jemand zulächeln und ihn auf eine gewisse Art anschauen will, so sehe ich diesen Jemand erröthen, beben, sich unter meinem Blicke winden. Sie sind allerdings mein erster Geliebter, aber Sie sind nicht der erste Mann, mit dem ich coquette gewesen bin . . . Höre, Gilbert,« sprach das Mädchen, drohender mit ihrem abgestoßenen Gelächter, als sie es mit ihren heftigsten Drohungen gewesen war, »Du spottest. Glaube mir, zwinge mich nicht, mit Dir Krieg anzufangen; mache nicht, daß ich ganz und gar den schmalen Fußpfad verlasse, auf welchem mich noch irgend eine schwankende Erinnerung an die Rathschläge meiner Mutter, irgend eine monotone Vorschrift meiner Kindergebete zurückhält. Wenn ich mich einmal über die Grenze der Schamhaftigkeit werfe, dann nimm Dich in Acht, Gilbert, Du wirst Dir nicht allein das Unglück vorzuwerfen haben, das für Dich daraus entspringt, sondern auch das, welches für Andere daraus hervorgeht.«

»Gut,« sagte Gilbert, »Sie sind nun auf eine gewisse Höhe gelangt, und ich bin von Einem überzeugt.«

»Wovon?«

»Daß, wenn ich jetzt einwilligte, Sie zu heirathen . . .«

»Nun?«

»Daß Sie sich weigern würden.«

Nicole dachte nach und antwortete dann, die Fäuste ballend und mit den Zähnen knirschend:

»Ich glaube, Du hast Recht, Gilbert; ich glaube, daß ich ebenfalls anfangen, den Berg zu ersteigen, von dem Du vorhin sprachst; ich glaube, daß ich ebenfalls meinen Horizont sich erweitern sehe; ich glaube, daß ich auch bestimmt bin, Etwas zu werden; und es ist in der That zu wenig, die Frau eines Philosophen oder eines Gelehrten zu werden. Nun kehre zu Deiner Leiter zurück und suche den Hals nicht zu brechen, obgleich es mir allmählig vorkommt, als ob dies ein großes Glück für die Andern und besonders für Dich wäre.«

Und das Mädchen wandte Gilbert den Rücken zu und fing an sich auszukleiden, als ob er gar nicht da wäre.

Gilbert blieb einen Augenblick unbeweglich, unentschlossen, denn so von der Poesie des Zornes und der Flamme der Eifersucht aufgeregt, war Nicole ein entzückendes Geschöpf. Aber es herrschte ein fester Entschluß in dem Herzen von Gilbert vor, der Entschluß, mit Nicole zu brechen; Nicole konnte zugleich seiner Liebe und seinem Ehrgeiz Eintrag thun.

Als nach einigen Sekunden Nicole kein Geräusch mehr hinter sich hörte, wandte sie sich um;

das Zimmer war leer.

»Weggegangen!« murmelte sie, »weggegangen!«

Sie schritt auf das Fenster zu, Alles war dunkel, das Licht ausgelöscht.

»Und das Fräulein!« sagte Nicole.

Hienach stieg sie auf den Fußspitzen die Treppe hinab, näherte sich der Thüre des Zimmers ihrer Gebieterin und horchte.

»Gut,« sprach sie, «sie ist allein zu Bette gegangen und schläft. Morgen! Ah! ich werde wohl erfahren, ob sie ihn liebt!«

XI.

Zofe und Gebieterin.

Der Zustand, in welchem Nicole in ihr Zimmer zurückkehrte, war nicht die Ruhe, die sie heuchelte. Von all der Grundsatzlosigkeit, von der sie eine Probe abgelegt zu haben glaubte, von all der Festigkeit, mit der sie Parade gemacht zu haben wähnte, besaß Nicole in der That nur eine Dose Prahlerei, welche hinreichend war, um sie gefährlich zu machen und verdorben erscheinen zu lassen. Nicole war eine von Natur ungeordnete Phantasie, ein durch schlechte Lecture verdorbener Geist. Das Zusammenwirken dieses Geistes und dieser Phantasie verlieh glühenden Sinnen Aufschwung; doch es war durchaus keine trockene Seele, und wenn es ihrer allmächtigen Eitelkeit auch zuweilen gelang, die Thränen in ihren Augen festzuhalten, so fielen diese Thränen, heftig zurückgestoßen, zerfressend wie Tropfen geschmolzenen Bleis auf ihr Herz.

Eine einzige Kundgebung war bei ihr bezeichnend und wahr gewesen. Dies war das Lächeln voll Verachtung, mit welchem sie die ersten Beleidigungen von Gilbert aufnahm. Dieses Lächeln verrieth alle Wunden ihres Herzens! Wohl war Nicole ein Mädchen ohne Tugend, ohne Grundsätze, aber sie hatte einen gewissen Preis auf ihre Niederlage gesetzt, und als sie sich hingab, glaubte sie, da sie sich ganz und gar hingab, ein Geschenk zu machen. Die Gleichgültigkeit und Abgeschmacktheit von Gilbert erniedrigten sie in ihren eigenen Augen. Sie war hart für ihren Fehler bestraft worden und empfand grausam den Schmerz dieser Strafe; aber sie erhob sich wieder unter der Peitsche und schwor sich selbst, Gilbert, wenn nicht alles Böse, doch wenigstens einen Theil des Bösen, das er ihr angethan, zurückzugeben.

Jung, kräftig, voll ländlichen Saftes, begabt mit der Fähigkeit zu gehorchen, welche, so kostbar ist für Jeden, der nicht darnach trachtet, denjenigen zu befehlen, welche ihn lieben, konnte Nicole schlafen, nachdem sie ihren kleinen Racheplan mit allen Dämonen, welche ihr die Ehre erwiesen, ihr siebzehnjähriges Herz zu bewohnen, verhandelt hatte.

Uebrigens kam ihr Fräulein von Taverney eben so oder noch viel mehr schuldig vor, als Gilbert. Eine junge Edeldame, ganz steif von Vorurtheilen, ganz aufgeblasen von Stolz, die im Kloster in Nancy die dritte Person den Prinzessinnen, das Sie den Herzoginnen, das Du den Marquisen gab; eine scheinbar kalte, aber unter einer marmornen Rinde fühlende, empfindende Statue; diese Statue kam ihr lächerlich, gemein vor, wenn sie sich zur Frau eines Dorf-Pygmals, wie Gilbert, machte.

Denn es ist nicht zu leugnen, mit dem ausgesuchten Sinne, mit dem die Natur die Frauen begabt hat, fühlte sich Nicole im Geiste nur unter Gilbert, aber erhaben über alles Uebrige. Ohne diese Ueberlegenheit des Geistes, die ihr Geliebter durch fünf oder sechs Jahre der Lecture über sie errungen hatte, erniedrigte sie sich, sie, die Kammerjungfer eines ruinirten Barons, indem sie sich einem Bauern hingab.

Was machte folglich ihre Gebieterin, wenn sie sich Gilbert hingegeben hatte?

Nicole bedachte, daß das, was sie zu sehen geglaubt, aber wirklich gesehen zu haben sich einbildete, Herrn von Taverney zu erzählen, ein ungeheurer Fehler wäre: einmal wegen des Charakters von Herrn von Taverney, der darüber lachen würde, nachdem er zuvor Gilbert

beohrfeigt und weggejagt hätte; sodann wegen des Charakters von Gilbert, der die Rache gemein und verächtlich finden dürfte.

Aber Gilbert in Andrée leiden lassen, ein Recht über Beide erlangen, sie unter ihrem, der Zofe, Blick erröthen und erbleichen machen, unumschränkte Gebieterin werden und Gilbert vielleicht die Zeit bedauern lassen, wo die Hand, die er küßte, nur an der Oberfläche rauh war; das schmeichelte ihrer Einbildungskraft und liebte ihren Stolz; das schien ihr wirklich vortheilhaft; hiezu entschloß sie sich, hiebei blieb sie stehen.

Es war Tag, als sie frisch, leicht, mit munterem Geiste erwachte. Sie verwendete die gewöhnliche Zeit, das heißt eine Stunde, auf ihre Toilette; denn um nur ihre langen Haare zu entwirren, hätte eine minder geschickte oder eine bedächtigere Hand, als die ihrige, das Doppelte dieser Zeit gebraucht; Nicole betrachtete ihre Augen in dem von uns erwähnten, verzinnten, dreieckigen Glase, das ihr als Spiegel diente; ihre Augen kamen ihr schöner vor, als je. Sie setzte die Prüfung fort und ging von ihren Augen auf ihren Mund über: ihre Lippen waren nicht erbleicht und rundeten sich wie eine Kirsche unter dem Schatten einer feinen, leicht aufgestülpten Nase; ihr Hals, den sie den Küssen der Sonne zu entziehen äußerst besorgt war, hatte eine Lilienweiße; und nichts vermochte sich Reicherer als ihre Brust und kecker Gebogenerer als ihre Taille zu bieten.

Als sie sich so schön sah, dachte Nicole, sie könnte leicht Andrée Eifersucht einflößen. Sie war nicht ganz und gar verdorben, wie man sieht, da sie nicht an eine Laune oder eine Phantasie dachte und ihr die Idee kam, Fräulein von Taverney könnte Gilbert lieben.

So physisch und moralisch bewaffnet, öffnete Nicole die Thüre des Zimmers von Andrée, gemäß der ihr von ihrer Gebieterin ertheilten Vollmacht, wenn diese um sieben Uhr noch nicht aufgestanden war.

Kaum in das Zimmer eingetreten, blieb Nicole stille stehen.

Bleich und die Stirne mit einem Schweiß bedeckt, in welchem ihre schönen Haare schwammen, war Andrée auf ihrem Bette ausgestreckt, athmete mühsam und krümmte sich zuweilen mit einem düsteren Ausdrucke des Schmerzes.

Unter ihr zusammengerollt und zerknittert, bedeckten ihre Tücher ihren Leib nicht, und in einer Unordnung, welche ihre Aufregung enthüllte, stützte sie eine ihrer Wangen auf ihren Arm und drückte ihre andere Hand auf ihre gesprengelte Brust.

Ihr in Zwischenräumen unterbrochener Athem strömte sich von Zeit zu Zeit wie ein schmerzhaftes Röcheln aus, und sie ließ unartikulierte Seufzer vernehmen.

Nicole schaute sie einen Augenblick stillschweigend an und schüttelte dann den Kopf, denn sie ließ sich Gerechtigkeit widerfahren und sah ein, daß es keine Schönheit gab, welche mit der Schönheit von Andrée in den Kampf treten konnte.

Hierauf ging sie auf das Fenster zu und öffnete einen Laden.

Eine Lichtwoge überfluthete das Zimmer und machte die bläulichen Augenlider von Fräulein von Taverney zittern.

Sie erwachte und wollte sich erheben, aber sie fühlte eine so große Müdigkeit und zugleich einen so scharfen Schmerz, daß sie auf ihr Kopfkissen zurückfiel und einen Schrei ausstieß.

»Ei! mein Gott! was haben Sie denn, mein Fräulein?« sagte Nicole.

»Ist es spät?« fragte Andrée, sich die Augen reibend.

»Sehr spät; das Fräulein ist diesen Morgen eine Stunde mehr als gewöhnlich im Bette

geblieben.«

»Ich weiß nicht, was ich habe,« sprach Andrée und schaute umher, um sich zu versichern, wo sie wäre. »Ich fühle mich ganz steif, meine Brust ist wie gelähmt.«

Nicole heftete ihre Augen auf Andrée, ehe sie antwortete.

»Das ist der Anfang von einem Schnupfen, den das Fräulein ohne Zweifel diese Nacht bekommen hat,« sprach sie.

»Diese Nacht?« entgegnete Andrée voll Erstaunen. »Oh! ich habe mich also nicht ausgekleidet?« sagte sie, als sie die Unordnung ihrer Toilette bemerkte. »Wie kommt das?«

»Das Fräulein mag sich erinnern.«

»Ich erinnere mich nicht,« sprach Andrée, indem sie ihre Stirne in ihre beiden Hände nahm; »was ist mir begegnet? bin ich verrückt?«

Und sie setzte sich in ihrem Bette auf und schaute zum zweiten Male mit einem beinahe irren Gesichte umher.

Dann fuhr sie mit einer gewissen Anstrengung fort:

»Ah! ja, ich erinnere mich: gestern war ich so müde, so erschöpft ... ohne Zweifel dieser Sturm; hernach . . .«

Nicole deutete mit dem Finger auf ihr zerknittertes, aber trotz seiner Unordnung bedecktes Bett.

Sie hielt inne; sie dachte an den seltsamen Fremden, der sie auf eine so sonderbare Weise angeschaut hatte.

»Hernach? . . .« versetzte Nicole mit dem Anscheine der Theilnahme; »es war, als erinnerte sich das Fräulein . . .«

»Hernach entschlummerte ich auf dem Tabouret vor meinem Klavier. Von diesem Augenblick an erinnere ich mich nicht mehr. Ich werde halb eingeschlafen in mein Zimmer heraufgegangen sein und mich auf mein Bett geworfen haben, ohne daß ich die Kraft besaß, mich auszukleiden.«

»Sie hätten mich rufen sollen, mein Fräulein,« sagte Nicole mit süßlichem Tone; »bin ich denn nicht des Fräuleins Kammerjungfer?«

»Ich habe wohl nicht daran gedacht, oder nicht die Kraft dazu gehabt,« sprach Andrée mit wahrer Unschuld.

»Heuchlerin!« murmelte Nicole.

Dann fügte sie bei:

»Aber das Fräulein ist also sehr lange beim Klavier geblieben, denn ehe das Fräulein in sein Zimmer zurückgekehrt war, ging ich hinab, da ich Lärm unten hörte.«

Hier hielt Nicole inne, in der Hoffnung, irgend eine Bewegung, ein Zeichen, eine Röthe bei Andrée wahrzunehmen; aber diese blieb ruhig und man konnte gewissermaßen durch den klaren Spiegel ihres Gesichtes bis in ihre Seele sehen.

»Ich ging hinab,« wiederholte Nicole.

»Nun?« fragte Andrée.

»Nun! das Fräulein war nicht an seinem Klavier.«

Andrée schaute empor; aber es ließ sich unmöglich in ihren schönen Augen etwas Anderes lesen, als das Erstaunen.

»Das ist seltsam!« sprach sie.

»Es ist so.«

»Du sagst, ich sei nicht im Salon gewesen? und ich habe mich doch nicht von der Stelle gerührt.«

»Das Fräulein wird mich entschuldigen,« versetzte Nicole.

»Wo war ich denn also?«

»Das Fräulein muß es besser wissen, als ich,« versetzte Nicole, die Achseln zuckend.

»Ich glaube, Du täuschest Dich, Nicole,« sagte Andrée mit der größten Sanftmuth. »Ich habe mein Tambouret nicht verlassen und erinnere mich nur, daß ich fror, daß meine Glieder ganz schwerfällig wurden, und daß ich nur mit großer Mühe gehen konnte.«

»Oh! als ich das Fräulein sah, ging es noch sehr gut,« entgegnete Nicole hohnlächelnd.

»Du hast mich gesehen?«

»Ja, gewiß.«

»Du sagtest doch so eben, ich sei nicht im Salon gewesen.«

»Es war auch nicht im Salon, wo ich das Fräulein gesehen habe.«

»Wo denn?«

»In der Hausflur, bei der Treppe.«

»Mich!« versetzte Andrée.

»Das Fräulein selbst, ich kenne doch wohl das Fräulein,« erwiderte Nicole mit einem Gelächter, das gutmüthig sein sollte.

»Ich weiß aber ganz gewiß, daß ich mich nicht aus dem Salon entfernt habe,« sagte Andrée, während sie voll Unschuld in ihren Erinnerungen suchte.

»Und ich,« entgegnete Nicole, »ich weiß, daß ich das Fräulein in der Hausflur gesehen habe, ich dachte sogar,« fügte sie, ihre Aufmerksamkeit verdoppelnd, bei, »ich dachte, das Fräulein käme von einem Spaziergange im Garten zurück. Es war schön Wetter gestern Nacht nach dem Sturme. Es ist so angenehm, bei Nacht spazieren zu gehen: die Luft ist frischer, die Blumen riechen besser, nicht wahr, mein Fräulein?«

»Du weißt wohl, daß ich es nicht wagen würde, bei Nacht spazieren zu gehen,« erwiderte Andrée lächelnd, »ich bin zu furchtsam.«

»Man kann mit irgend Jemand gehen und dann hat man keine Furcht.«

»Mit wem soll ich gehen?« entgegnete Andrée, weit entfernt, in allen diesen Fragen ihrer Kammerjungfer ein Verhör zu sehen.

Nicole hielt es nicht für geeignet, ihre Forschung weiter zu treiben. Diese Kaltblütigkeit, die ihr der höchste Grad der Verstellung zu sein schien, machte ihr bange.

Sie erachtete es für klug, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

»Das Fräulein sagte vorhin, es leide?« fragte sie.

»Ja, in der That, ich leide ungemein; ich bin angegriffen, müde, und zwar ohne alle Veranlassung. Ich habe gestern Abend gethan, was ich jeden Tag thue. Wenn ich krank würde!«

»Oh! mein Fräulein, man hat zuweilen Kummer . . .« bemerkte Nicole.

»Nun?« versetzte Andrée.

»Nun! der Kummer bringt dieselbe Wirkung hervor, wie die Anstrengung. Ich weiß das.«

»Du! hast Du Kummer, Nicole?«

Diese Worte wurden mit einer gewissen verächtlichen Gleichgültigkeit gesprochen, welche Nicole den Muth verlieh, ihre Zurückhaltung ein wenig zu überschreiten.

»Gewiß, mein Fräulein,« erwiderte sie, die Augen niederschlagend; »ja, ich habe Kummer.«

Andrée stieg nachlässig von ihrem Bette herab und sagte, während sie sich auskleidete, um sich wieder anzukleiden:

»Erzähle mir das.«

»In der That, ich kam gerade zu dem Fräulein, um ihm zu sagen . . .« Sie schwieg wieder.

»Um ihm zu sagen, was? Guter Gott! wie bestürzt Du aussiehst, Nicole.«

»Ich sehe bestürzt aus, wie das Fräulein abgemattet aussieht; ohne Zweifel leiden wir Beide.«

Das Wir mißfiel Andrée, sie runzelte die Stirne und ließ den Ausruf: Ah! vernehmen.

Doch Nicole wunderte sich nicht über diesen Ausruf, obgleich der Ton desselben sie zur Ueberlegung hätte bringen sollen.

»Da das Fräulein durchaus will, so fange ich an,« sagte sie.

»Sprich.«

»Ich habe Lust, mich zu verheirathen,« fuhr Nicole fort.

»Bah! . . .« machte Andrée, »Du denkst hieran und bist noch nicht siebenzehn Jahre alt?«

»Das Fräulein ist erst sechzehn.«

»Nun?«

»Nun! obgleich das Fräulein erst sechzehn ist, denkt es nicht auch zuweilen daran, sich zu verheirathen?«

»Woran siehst Du das?« fragte Andrée mit strengem Tone.

Nicole öffnete den Mund, um eine Ungezogenheit zu sagen, aber sie kannte Andrée, sie wußte, daß dadurch die Erklärung, welche noch nicht weit vorgerückt war, kurz abgebrochen gewesen wäre, und besann sich eines Besseren.

»In der That,« sprach sie, »ich kann nicht wissen, was das Fräulein denkt, ich bin eine Bäuerin und richte mich nach der Natur.«

»Das ist ein sonderbares Wort.«

»Wie! ist es nicht natürlich, Einen zu lieben und sich von ihm lieben zu lassen?«

»Es ist möglich; weiter?«

»Nun, ich liebe Einen.«

»Und dieser Eine liebt Dich?«

»Ich glaube es, mein Fräulein.«

Nicole begriff, daß die Vermuthung zu kraftlos war, und daß es in diesem Falle einer bestimmten Versicherung bedurfte.

»Nämlich ich bin dessen sicher,« fügte sie bei.

»Sehr gut; Mademoiselle benützt ihre Zeit in Taverney, wie ich sehe.«

»Man muß wohl an seine Zukunft denken. Sie, die Sie ein Fräulein sind, werden wohl ein Vermögen von irgend einem reichen Vetter bekommen; ich, die ich keine Verwandte habe, bekomme nichts, als was ich finde.«

Da Alles dies Andrée ziemlich einfach vorkam, so vergaß sie allmähig den Ton, mit dem die Worte, die sie unanständig gefunden, ausgesprochen worden waren; ihre natürliche Güte gewann

die Oberhand und sie fragte:

»Sprich, wen willst Du heirathen?«

»Oh! Einen, den das Fräulein kennt,« antwortete Nicole, ihre schönen Augen auf die von Andrée heftend.

»Den ich kenne?«

»Vollkommen.«

»Wer ist es? Du läßt mich lange schmachten.«

»Ich fürchte, meine Wahl könnte dem Fräulein mißfallen.«

»Mir?«

»Ja.«

»Du hältst sie also selbst für nicht sehr passend?«

»Ich sage das nicht.«

»Nun, so sprich ohne Furcht, es ist die Pflicht der Herrschaft, sich für diejenigen von ihren Leuten, von welchen sie gut bedient wird, zu interessiren, und ich bin mit Dir zufrieden.«

»Das Fräulein ist sehr gut.«

»Sprich schnell, und schnüre mich vollends ein.«

Nicole raffte alle ihre Kräfte und ihre ganze Scharfsichtigkeit zusammen und antwortete:

»Nun, nun, es ist . . . es ist Gilbert.«

Zum großen Erstaunen von Nicole ging nicht die geringste Veränderung in dem Gesichte von Andrée vor.

»Gilbert, der kleine Gilbert, der Sohn meiner Amme?«

»Er selbst, mein Fräulein.«

»Und er liebt Dich?«

Nicole glaubte, sie sei auf dem entscheidenden Punkte angelangt, und antwortete:

»Er hat es mir zwanzigmal gesagt.«

»Nun, so heirathe ihn,« sprach Andrée ruhig; »ich sehe kein Hinderniß. Du hast keine Verwandte; er ist Waise; Jedes von Euch ist Herr seines Schicksals.«

»Allerdings,« stammelte Nicole erstaunt, als sie die Sache einen Gang nehmen sah, der so wenig mit ihren Vorhersehungen im Einklang stand. »Wie! das Fräulein erlaubt . . .«

»Ganz gewiß; Ihr seid nur Beide noch etwas jung.«

»Wir werden desto länger mit einander zu leben haben.«

»Ihr seid weder das Eine, noch das Andere reich.«

»Wir werden arbeiten.«

»Was wird er arbeiten, er, der zu Nichts taugt?«

Nicole hielt es nicht länger aus, so viel Verstellung erschöpfte sie.

»Mein Fräulein, Sie werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß Sie den armen Gilbert sehr schlecht behandeln,« antwortete sie.

»Bei Gott! ich behandle ihn, wie er es verdient, es ist ein träger Mensch.«

»Oh! mein Fräulein, er liest beständig und wünscht nur sich zu belehren.«

»Voll bösen Willens,« fuhr Andrée fort.

»Nicht immer gegen das Fräulein,« versetzte Nicole.

»Wie so?«

»Das Fräulein weiß es besser, als irgend Jemand, es befiehlt ihm für die Tafel zu jagen.«

»Ich!«

»Und es läßt ihn oft zehn Stunden machen, ehe er Wildpret findet.«

»Meiner Treue, ich gestehe, daß ich dieser Sache nie die geringste Aufmerksamkeit geschenkt habe.«

»Dem Wildpret?« sagte Nicole hohnlächelnd.

Andrée hätte vielleicht über dieses Wort gelacht und nicht errathen, wie viel Galle in den Sarkasmen ihrer Zofe lag, wäre sie in der gewöhnlichen Stimmung ihres Geistes gewesen. Aber ihre Nerven bebten, wie die Saiten eines Instrumentes, das man übermäßig anstrengt. Nervenschauer gingen jedem Akte ihres Willens, jeder Bewegung ihres Körpers voran. Die geringste Bewegung des Geistes war für sie eine Schwierigkeit, die sie besiegen mußte; im Style unserer Tage würden wir sagen, sie war *agacée*. Ein glückliches Wort, eine Eroberung der Philologie, welche an den Zustand eines schüttelnden Schauers erinnert, in den uns das Ausaugen einer herben Frucht, oder das Berühren gewisser knorriger Körper versetzt.

»Was soll dieser Witz bedeuten?« fragte Andrée, die sich plötzlich wiederbelebte und mit der Ungeduld wieder allen Scharfsinn gewann, den sie die Ermattung am Anfang dieser Scene anzuwenden gehindert hatte.

»Ich habe keinen Witz, mein Fräulein,« antwortete Nicole. »Der Witz ist gut für die vornehmen Damen. Ich bin ein armes Mädchen und sage nur ganz einfach was ist.«

»So sprich, was ist denn?«

»Das Fräulein verleumdet Gilbert, der doch voll Aufmerksamkeit gegen dasselbe ist.«

»Er thut nur seine Pflicht als Diensthote; hernach?«

»Gilbert ist kein Diensthote, mein Fräulein; man bezahlt ihn nicht.«

»Er ist der Sohn unserer ehemaligen Meier; man gibt ihm Kost, Wohnung; er thut nichts für die Kost und die Wohnung, die man ihm gibt; desto schlimmer für ihn, denn er betrügt darum. Doch wo willst Du hinaus mit Deinen Bemerkungen und warum vertheidigst Du so warm diesen Burschen, den man nicht angreift?«

»Oh! ich weiß, daß ihn das Fräulein nicht angreift,« sprach Nicole mit einem Lächeln, das ganz mit Stacheln besetzt war, »im Gegentheil.«

»Abermals Worte, welche ich nicht verstehe.«

»Ohne Zweifel, weil sie das Fräulein nicht verstehen will.«

»Genug, Mademoiselle,« sprach Andrée mit strengem Tone, »erklären Sie mir sogleich, was Sie damit sagen wollen.«

»Das Fräulein weiß sicherlich besser als ich, was ich damit sagen will.«

»Nein, ich weiß es nicht, und errathe es besonders nicht, denn ich habe nicht Zeit, die Räthsel auszulösen, die Du mir vorlegst. Nicht wahr, Du ersuchst mich um meine Einwilligung zu Deiner Heirath?«

»Ja, mein Fräulein, und ich bitte das Fräulein, mir nicht zu grollen, weil mich Gilbert liebt.«

»Was geht es mich an, daß Gilbert Dich liebt oder nicht liebt? In der That, Du ermüdest mich.«

Nicole erhob sich auf ihren kleinen Füßen wie ein junger Hahn auf seinen Sporen. Der so

lange zurückgehaltene Zorn brach endlich aus.

»Uebrigens hat das Fräulein vielleicht Gilbert bereits dasselbe gesagt,« versetzte sie.

»Spreche ich mit Deinem Gilbert? Laß mich in Ruhe, Du bist eine Thörin.«

»Wenn das Fräulein nicht mit ihm spricht, oder nicht mehr mit ihm spricht, so denke ich, es ist noch nicht lange her.«

Andrée ging auf Nicole zu, die sie mit einem bewunderungswürdigen Blicke der Verachtung gänzlich bedeckte.

»Du drehst Dich seit einer Stunde um irgend eine Frechheit. Mache ein Ende: ich will es haben.«

»Aber . . .« versetzte Nicole ein wenig erschüttert.

»Du sagst, ich habe mit Gilbert gesprochen?«

»Ja, mein Fräulein, ich sage es.«

Ein Gedanke, den sie lange Zeit für unmöglich gehalten hatte, kam Andrée in den Kopf.

»Gott vergebe mir! diese Unglückliche ist eifersüchtig,« rief sie, in ein Gelächter ausbrechend.
»Beruhige Dich, meine kleine Legay, ich schaue ihn nicht an, Deinen Gilbert, und ich wüßte nicht einmal zu sagen, von welcher Farbe seine Augen sind.«

Und Andrée fühlte sich ganz geneigt, das zu vergeben, was ihrer Ansicht nach nicht mehr eine Frechheit, sondern eine Tollheit war.

Das paßte nicht in die Rechnung von Nicole; sie betrachtete sich als die Beleidigte und wollte keine Verzeihung haben.

»Ich glaube es wohl,« versetzte sie, »ihn bei Nacht anzuschauen, ist nicht das Mittel, es zu erfahren.«

»Wie beliebt?« fragte Andrée, welche zu begreifen anfang, aber noch nicht glauben konnte.

»Ich sage, wenn das Fräulein Gilbert nur bei Nacht spreche, wie sie es gestern gethan, so sei dies nicht das Mittel, die Einzelheiten seines Gesichtes genau kennen zu lernen.«

»Wenn Du Dich nicht auf der Stelle erklärst, so nimm Dich in Acht,« rief Andrée erbleichend.

»Oh! das wird ganz leicht sein . . .« antwortete Nicole, von ihrem Klugheitsplane abweichend,
»ich habe diese Nacht gesehen . . .«

»Schweige, man spricht von unten mit mir,« sagte Andrée.

Es rief wirklich eine Stimme von dem Blumengärtchen herauf:

»Andrée! Andrée!«

»Es ist Ihr Herr Vater, mein Fräulein, mit dem Fremden, der die Nacht hier zugebracht hat,« sagte Nicole.

»Gehe hinab, sage, ich könne nicht antworten; sage, ich leide, ich habe eine Steife in den Gliedern, und komm' dann zurück, damit ich diesen seltsamen Streit endige, wie es sich gebührt.«

»Andrée,« rief abermals der Baron, »es ist Herr von Balsamo, der Dir ganz einfach sein Morgenkompliment machen will.«

»Gehe, sage ich Dir,« wiederholte Andrée und wies Nicole die Thüre mit der Geberde einer Königin.

Nicole gehorchte, wie man Andrée gehorchte, wenn sie befahl, ohne eine Sylbe zu erwiedern, ohne eine Miene zu verziehen.

Als aber Nicole sich entfernt hatte, ging etwas Seltsames bei Andrée vor; so entschlossen sie auch war, so fühlte sie sich doch wie durch eine höhere, unwiderstehliche Macht nach dem Fenster gezogen, das Legay halb offen gelassen hatte.

Sie sah nun Balsamo, der seine Augen auf sie heftete und sich tief vor ihr verbeugte.

Sie wankte und hielt sich an den Läden, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

»Guten Morgen, mein Herr,« antwortete sie auf seinen Gruß.

Sie sprach diese Worte gerade in dem Augenblick, wo Nicole dem Baron gemeldet hatte, seine Tochter würde nicht antworten; Nicole riß vor Erstaunen den Mund auf und begriff diesen seltsamen Widerspruch nicht.

Von allen ihren Kräften verlassen, sank Andrée beinahe unmittelbar hierauf in einen Lehnstuhl.

Balsamo schaute sie beständig an.

XII.

Bei Tage.

Der Reisende war früh am Morgen aufgestanden, um seinen Wagen ein wenig zu betrachten und sich nach der Gesundheit von Althotas zu erkundigen.

Es schlief noch Jedermann im Schlosse, Gilbert ausgenommen, der, hinter dem Gitter eines Zimmers verborgen, das er neben der Hausthüre bewohnte, neugierig die Manoeuvres von Balsamo verfolgte und alle seine Schritte beobachtete.

Balsamo aber zog sich zurück, schloß die Thüre der Abtheilung von Althotas und war bereits fern, ehe Gilbert einen Fuß in die Allee gesetzt hatte.

Als Balsamo gegen das Gebüsch hinaufging, war er betroffen von der Veränderung, das der Tag in dem Gemälde hervorbrachte, welches ihm am Abend zuvor so düster gedünkt hatte.

Das kleine, weiß und rothe, von Steinen und Backsteinen gebaute Schloß war überragt von einem Walde von Adamsfeigenbäumen und ungeheuren Bohnenbäumen, deren wohlriechende Blütenbüscheln auf sein Dach fielen und die Pavillons wie goldene Kronen umfingen.

Vor dem Blumenbeete bildete ein Teich von ungefähr dreißig Schritten im Gevierte, mit einer breiten Einfassung von Rasen und einer Hecke von blühendem Holunder, einen köstlichen Ruhepunkt für den Blick, der auf dieser Seite durch die Höhe der Kastanienbäume und der Zitterrespen gehemmt war.

Auf jeder Seite der Pavillon lief bis zu einem buschigen Gehölze, der Zufluchtsstätte einer Menge von Vögeln, deren Morgenconcert man im Schlosse hörte, lief, sagen wir, eine breite Allee von Ahornbäumen, Platanen und Linden hinauf. Balsamo wählte die links und befand sich nach etwa zwanzig Schritten in einem grünen Gebüsch, dessen Rosen und wilde Jasmine, am Abend zuvor durch den Regen durchnäßt, köstliche Wohlgerüche ausströmten. Unter den Einfassungen von Hartriegel drangen Geisblatt und Jasmin hervor und eine lange Allee von Iris, vermischt mit Erdbeerpflanzen, verlor sich unter einem Gehölze, das ganz von blühenden Brombeerstauden und wilden Rosensträuchen durchschlungen war

So gelangte Balsamo bis auf den Höhenpunkt. Er sah hier die majestätischen Trümmer eines aus Kieselstein erbauten Schlosses. Die Hälfte eines Thurmes bestand allein noch inmitten einer ungeheuren Anhäufung von Steinen, über welche sich lange Guirlanden von Epheu und Jungfernebe hinschlängelten . . . von diesen wilden Kindern der Zerstörung, welche die Natur auf die Ruinen gepflanzt hat, um dem Menschen anzudeuten, selbst die Trümmer seien fruchtbar.

So betrachtet, fehlte es dem Gute Taverney, das sich ungefähr auf sieben bis acht Morgen beschränkte, weder an Würde noch an Anmuth. Das Haus glich einer von jenen Höhlen, deren Zugänge die Natur durch ihre Blumen, durch ihre Lianen verschönert, während sie die launenhafte Phantasie mit ihren Felsgruppen schmückt, deren äußere Nacktheit aber den verirrtten Reisenden, welcher von diesen hohlen Felsen eine Zufluchtsstätte für die Nacht verlangt, erschreckt und zurückstößt.

Als Balsamo nach einem Spaziergange von einer Stunde nach dem Wohngebäude zurückkam, sah er den Baron, seine gebrechliche Person in einen großen Schlafrock von blauem Kattun

gehüllt, durch eine Seitenthüre, welche auf die Treppe ging, aus dem Hause herauskommen und im Garten umherlaufen, wobei er seine Rosen ausklaubte und Wegschnecken niedertrat.

Balsamo ging ihm schleunigst entgegen.

»Mein Herr,« sagte er mit einer Höflichkeit, welche um so feiner erscheinen mußte, als er die Armuth seines Wirthes noch tiefer ergründet hatte, »erlauben Sie mir, Ihnen zugleich meine Entschuldigung auszusprechen und meine Achtung zu bezeigen. Ich hätte Ihr Erwachen abwarten müssen, um herabzugehen, aber von meinem Fenster aus verführte mich der Anblick von Taverney, ich wollte von Nahem den schönen Garten und die eindrucksvollen Ruinen sehen.«

»Es ist nicht zu leugnen, mein Herr, die Ruinen sind sehr schön,« antwortete der Baron, nachdem er die Artigkeiten von Balsamo erwiedert hatte. »Es ist sogar Alles, was sich Schönes hier findet.«

»Es war ein Schloß?« fragte der Reisende.

»Ja, das meinige, oder vielmehr das meiner Ahnen, man nannte es Maison-Rouge und wir führten lange diesen Namen mit dem Namen Taverney. Die Baronie ist sogar die von Maison-Rouge. Doch, mein lieber Gast, sprechen wir nicht von dem, was nicht mehr ist.«

Balsamo verbeugte sich zum Zeichen der Beipflichtung.

»Ich wollte Ihnen meinerseits eine Entschuldigung aussprechen, mein Herr,« fuhr der Baron fort. »Mein Haus ist arm, wie ich Ihnen zum Voraus sagte.«

»Ich finde mich vortrefflich darin, mein Herr.«

»Ein Hundestall, mein lieber Gast, ein Hundestall,« entgegnete der Baron; »ein Nest, für das die Ratten eine Vorliebe gefaßt haben, seitdem sie durch die Füchse, die Eidechsen und die Nattern aus dem andern Schlosse vertrieben worden sind. Ah! bei Gott, mein Herr,« fuhr der Baron fort, »Sie, der Sie ein Zauberer, oder beinahe ein Zauberer sind, sollten mit einem Schlage Ihres Stabes das alte Schloß Maison-Rouge wieder aufrichten und besonders die zweitausend Morgen Wiesen und Waldungen, die seinen Gürtel bildeten, nicht vergessen. Aber ich wette, statt hieran zu denken, waren Sie so höflich, in einem abscheulichen Bett zu schlafen.«

»Oh! mein Herr . . .«

»Vertheidigen Sie sich nicht, mein lieber Gast. Das Bett ist abscheulich, ich kenne es; es ist das meines Sohnes.«

»Ich schwöre Ihnen, Herr Baron, daß mir das Bett, so wie es ist, vortrefflich vorkam. In jedem Fall bin ich beschämt durch die Güte, die Sie für mich gehabt haben, und ich wünschte von ganzem Herzen, es Ihnen dadurch zu beweisen, daß ich Ihnen irgend einen Dienst leisten könnte.«

Dem Greise, welcher stets spottete, fehlte es nicht an einer Erwiederung.

»Nun!« sagte er, auf La Brie deutend, der ihm ein Glas reines Wasser auf einem herrlichen Teller von sächsischem Porzellan brachte, »es zeigt sich die Gelegenheit, Herr Baron, thun Sie für mich, was unser Herr bei der Hochzeit von Kanaan gethan hat, verwandeln Sie dieses Wasser in Wein, aber wenigstens in Burgunder-Wein, in Chambertin z. B. und Sie leisten mir in diesem Augenblick den größten Dienst.«

Balsamo lächelte; der Greis hielt das Lächeln für eine Verneinung; er nahm das Glas und leerte seinen Inhalt auf einen Zug.

»Ein vortreffliches Specificum,« sprach Balsamo, »das Wasser ist das edelste der Elemente,

Herr Baron, insofern der Geist Gottes vor der Schöpfung der Welt über dem Wasser schwebte. Nichts widersteht seiner Thätigkeit; es durchdringt den Stein und man erkennt vielleicht eines Tags, daß es den Diamant auflöst.

»Nun! das Wasser wird mich auflösen,« sprach der Baron, »wollen Sie mit mir trinken, mein Gast? Es hat vor meinem Wein den Vortheil, daß es von einem vortrefflichen Gewächse ist. Oh! es ist noch davon übrig. Das ist nicht wie bei meinem Marasquin.«

»Hätten Sie Ihrem Glase ein Glas für mich beigefügt, so dürfte ich durch diese Höflichkeit ein Mittel erlangt haben, Ihnen nützlich zu sein.«

»Gut, erklären Sie mir das. Ist es noch Zeit?«

»Oh! mein Gott, ja! befehlen Sie diesem Mann, mir ein Glas sehr reines Wasser zu bringen.«

»La Brie, hörst Du?« sagte der Baron.

La Brie entfernte sich mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit.

»Wie!« versetzte der Baron sich gegen seinen Gast umwendend, »wie, das Glas Wasser, das ich jeden Morgen trinke, sollte Eigenschaften oder Geheimnisse enthalten, von denen ich keine Ahnung hatte? Wie? ich hätte seit zehn Jahren Alchemie getrieben, wie Herr Jourdain Prosa trieb, ohne es zu vermuthen?«

»Ich weiß nicht, was Sie gethan haben, aber ich weiß, was ich thue,« antwortete Balsamo mit ernstem Tone.

Dann sich gegen La Brie umwendend, der den Auftrag mit wunderbarer Schnelligkeit besorgt hatte:

»Ich danke, mein braver Diener.«

Und er nahm das Glas aus seinen Händen, erhob es bis zur Höhe seiner Augen und betrachtete den Inhalt des Kristalls, über dem das Tageslicht Perlen schwimmen und violette oder diamantene Streifen hinlaufen ließ.

»Es muß sehr schön sein, was man in einem Glase Wasser sieht.« sagte der Baron. »Teufel! Teufel!«

»Ja wohl, Herr Baron,« antwortete der Fremde, »wenigstens ist es heute sehr schön.«

Balsamo schien seine Aufmerksamkeit zu verdoppeln, während ihm der Baron unwillkürlich mit den Augen folgte und La Brie ihm ganz erstaunt fortwährend den Teller vorhielt.

»Was sehen Sie, lieber Gast?« fragte der Baron, seine Spöttei fortsetzend. »In der That, ich vergehe vor Ungeduld; eine Erbschaft für mich, ein neues Maison-Rouge, um meine kleinen Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen?«

»Ich sehe darin die Aufforderung, die ich an Sie übermache, auf Ihrer Hut zu sein.«

»Wirklich! soll ich etwa angegriffen werden?«

»Nein, Sie sollen diesen Morgen einen Besuch bekommen.«

»Dann haben Sie irgend Jemand bei mir Rendezvous gegeben. Das ist schlimm, mein Herr, sehr schlimm. Nehmen Sie sich in Acht, es finden sich vielleicht diesen Morgen keine junge Feldhühner.«

»Was ich Ihnen zu sagen die Ehre habe, ist ernster Natur, mein lieber Wirth, und von der höchsten Wichtigkeit; in diesem Augenblick reist Jemand gegen Taverney.«

»Mein Gott! durch welchen Zufall und was für eine Art von Besuch ist es? Belehren Sie mich, mein lieber Gast, ich bitte Sie, denn ich muß Ihnen gestehen, für mich, Sie konnten dies an dem

etwas sauren Empfang wahrnehmen, der Ihnen bei mir zu Theil geworden, für mich ist jeder Besuch überlästig. Sprechen Sie deutlich, mein lieber Zauberer, wenn es Ihnen möglich ist.«

»Es ist mir nicht nur möglich, sondern ich sage mehr, damit Sie keine zu große Verbindlichkeit gegen mich haben: es ist mir sogar leicht.«

Und Balsamo richtete sein forschendes Auge auf die Opallage, welche im Glase wogte.

»Nun! sehen Sie?« fragte der Baron.

»Vollkommen.«

»So sprechen Sie, meine Schwester Anna.«⁷

»Ich sehe eine Person von hoher Stellung kommen.«

»Bah! wirklich? Und diese Person kommt nur so, ohne von irgend Jemand eingeladen zu sein?«

»Sie hat sich selbst eingeladen und Ihr Herr Sohn geleitet sie.«

»Philipp?«

»Allerdings.«

Hier wurde der Baron von einem Anfall von Heiterkeit ergriffen, der eben nicht sehr artig gegen den Zauberer war.

»Ah! ah!« sprach er, »mein Sohn geleitet sie . . . Sie sagen, diese Person werde von meinem Sohne geleitet?«

»Ja, Baron.«

»Sie kennen also meinen Sohn?«

»Durchaus nicht.«

»Und mein Sohn ist in diesem Augenblick? . . .«

»Drei Viertelstunden, vielleicht eine halbe Stunde von hier!«

»Von hier?«

»Ja.«

»Mein lieber Herr, mein Sohn ist in Straßburg in Garnison, und wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, für einen Deserteur erklärt zu werden, so schwöre ich Ihnen, daß er Niemand bringen kann.«

»Er bringt Ihnen doch Jemand,« sagte Balsamo, beständig sein Glas untersuchend.

»Und dieser Jemand,« fragte der Baron, »ist ein Mann? eine Frau?«

»Es ist eine Dame, Baron, und sogar eine sehr vornehme Dame. Ah! sehen Sie, etwas Besonderes, Seltsames!«

»Und Wichtiges?« versetzte der Baron.

»Meiner Treue, ja,«

»So vollenden Sie.«

»Sie würden wohl daran thun, Ihre kleine Dienerin zu entfernen, das kleine, drollige Mädchen, wie Sie sagen, das Horn an der Spitze der Finger hat.«

»Und warum sollte ich sie entfernen?«

»Nicole Legay hat in Ihrem Gesichte einige Züge von der Person, die hieher kommt.«

»Und Sie sagen, es sei eine vornehme Dame, eine vornehme Dame, welche Nicole gleiche? Sie sehen, Sie verfallen in Widersprüche.«

»Warum nicht? Ich kaufte einst eine Sklavin, welche so sehr der Königin Kleopatra glich, daß davon die Rede war, sie nach Rom zu führen, um sie in dem Triumphzuge von Octavius figuriren zu lassen.«

»Gut, das faßt Sie wieder,« sagte der Baron.

»Machen Sie, was Sie wollen, aus dem, was ich Ihnen sage, mein lieber Wirth; Sie begreifen, die Sache geht mich keines Wegs an und liegt lediglich in Ihrem Interesse.«

»In welcher Hinsicht kann denn die Aehnlichkeit von Nicole diese Person verletzen?«

»Denken Sie sich, Sie seien König von Frankreich, was ich Ihnen nicht wünsche, oder Dauphin, was ich Ihnen noch weniger wünsche, wären Sie entzückt, wenn Sie bei Ihrem Eintritt in ein Haus unter der Zahl der Dienstboten dieses Hauses einen Nachdruck Ihres erhabenen Gesichtes finden würden?«

»Ah! Teufel,« sprach der Baron, »das ist ein sehr starkes Dilemma; aus dem, was Sie sagen, ginge also hervor . . .«

»Daß die erhabene, mächtige Dame, welche kommen wird, vielleicht unzufrieden wäre, ihr lebendiges Bild in einem kurzen Rocke und einem leinenen Halstuch zu sehen.«

»Nun!« versetzte der Baron beständig lachend, »wir werden Rath schaffen, wenn es sein muß. Doch hören Sie, lieber Baron, bei dieser ganzen Geschichte ergötzt mich mein Sohn am meisten. Der liebe Philipp, den uns ein glücklicher Zufall zuführt, ohne: Aufgepaßt! zu schreien.«

Und der Baron brach in ein schallendes Gelächter aus.

»Meine Weissagung macht Ihnen also Vergnügen?« sprach Balsamo mit ernstem Tone.
»Meiner Treue, desto besser; doch an Ihrer Stelle, Baron . . .«

»An meiner Stelle?«

»Würde ich Befehle geben, Anordnungen treffen..«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Ich werde daran denken, lieber Gast.«

»Es wäre Zeit.«

»Sie sagen mir das also im Ernste?«

»Im höchsten Ernste, Baron; denn wenn Sie die Person, die Ihnen die Ehre eines Besuches erweist, würdig empfangen wollen, so haben Sie keine Minute mehr zu verlieren,«

Der Baron schüttelte den Kopf.

»Ich glaube, Sie zweifeln,« sprach Balsamo.

»Meiner Treue, lieber Gast, ich gestehe, Sie haben es mit dem verhärtetsten Ungläubigen zu thun.«

In diesem Augenblick geschah es, daß der Baron sich gegen den Pavillon seiner Tochter wandte, um ihr die Weissagung seines Gastes mitzutheilen, und daß er:

»Andrée! Andrée!« rief.

Wir wissen, wie Andrée die Aufforderung ihres Vaters erwiederte, und wie sie der bezaubernde Blick von Balsamo unwillkürlich nach dem Fenster zog.

Nicole war da und schaute voll Erstaunen La Brie an, der ihr Zeichen machte und zu begreifen suchte.

»Das ist teuflermäßig schwer zu glauben,« wiederholte der Baron, »und wenn ich nicht selbst

sehe . . .«

»Da Sie durchaus sehen müssen, so wenden Sie sich um,« sprach Balsamo und streikte seine Hand nach der Allee aus, an deren Ende mit verhängten Zügeln ein Reiter galoppierte, dessen Pferd den Boden unter seinem Hufschlag erdröhnen machte.

»Oh! Oh!« rief der Baron, »hier kommt er in der That.«

»Herr Philipp!« rief Nicole, sich auf den Fußspitzen erhebend.

»Unser junger Gebieter!« sagte La Brie mit einem freudigen Grinsen.

»Mein Bruder! mein Bruder!« rief Andrée, ihm beide Arme durch das Fenster entgegenstreckend.

»Sollte es zufällig Ihr Herr Sohn sein, lieber Baron?« fragte nachlässig Balsamo.

»Ja, bei Gott! er ist es,« antwortete der Baron erstaunt.

»Das ist ein Anfang,« sprach Balsamo.

»Sie sind offenbar ein Zauberer?« fragte der Baron.

Ein Lächeln des Triumphes trat auf den Lippen des Fremden hervor.

Das Pferd wurde augenscheinlich größer, man sah es bald von Schweiß triefend, umgeben von einem feuchten Dunste, aus den letzten Reihen der Bäume hervorkommen, und es lief noch, als ein Officier von mittlerem Wuchse, bedeckt mit Koth und das Gesicht belebt von der Schnelligkeit seines Rittes, zu Boden sprang und seinen Vater umarmte.

»Ah Teufel!« sprach der Baron erschüttert in seinen Grundsätzen der Ungläubigkeit. »Ah Teufel!«

»Ja, mein Vater,« sagte Philipp, der einen Rest von Zweifel über dem Gesichte des Greises schweben sah, »ich bin es! ich bin es!«

»Allerdings bist Du es, das sehe ich bei Gott wohl!« antwortete der Baron. »Doch durch welchen Zufall bist Du es?«

»Mein Vater,« sprach Philipp, »eine große Ehre widerfährt unserem Hause.«

Der Greis erhob sein Haupt.

»Ein erhabener Besuch wendet sich gegen Taverney; in einer Stunde wird Marie Antoinette Josephe, Erzherzogin von Oesterreich und Dauphine von Frankreich, hier sein.«

Der Baron ließ seine Arme mit eben so viel Demuth fallen, als er zuvor Spott und Hohn gezeigt hatte; er wandte sich gegen Balsamo und sagte zu diesem:

»Verzeihen Sie, mein Herr, verzeihen Sie.«

»Mein Herr,« erwiederte Balsamo, sich vor Taverney verbeugend, »ich lasse Sie mit Ihrem Sohne; Sie haben sich seit geraumer Zeit nicht gesehen und müssen sich tausend Dinge zu sagen haben.«

Hienach grüßte Balsamo Andrée, welche, ganz freudig über die Ankunft ihres Bruders, diesem entgegenstürzte, und entfernte sich, indem er zuvor noch Nicole und La Brie ein Zeichen machte, das sie ohne Zweifel verstanden, denn sie folgten ihm und verschwanden mit ihm unter den Bäumen der Allee.

XIII.

Philipp von Taverney.

Philipp von Taverney, Chevalier von Maison-Rouge, glich durchaus nicht seiner Schwester, obgleich er als Mann ebenso schön war, wie sie als Frau. In der That, Augen von einem sanften und stolzen Ausdruck, ein tadelloser Schnitt des Gesichtes, bewunderungswürdige Hände, ein Frauenfuß und ein vortrefflicher Wuchs machten aus ihm einen reizenden Cavalier.

Wie alle ausgezeichnete Geister, die sich im Leben, so wie es ihnen die Welt gibt, beengt fühlen, war Philipp traurig, ohne düster zu sein. Dieser Traurigkeit hatte er vielleicht seine Sanftmuth zu verdanken, denn ohne die zufällige Traurigkeit wäre er von Natur herrisch, stolz und wenig mittheilsam gewesen. Das Bedürfniß, mit allen Armen, seines Gleichen der Sache nach, wie mit allen Reichen, seines Gleichen dem Rechte nach, zu leben, machte eine Natur geschmeidig, die der Himmel hart, herrschsüchtig und empfindlich geschaffen hatte; es liegt immer etwas Verachtung in der Zahmheit des Löwen.

Philipp hatte kaum seinen Vater umarmt, als Andrée ihrer magnetischen Erlahmung durch den Anstoß dieses glücklichen Ereignisses entrissen, sich, wie gesagt, dem jungen Manne um den Hals warf.

Diese Handlung war von einem Schluchzen begleitet, das den ganzen Werth offenbarte, den das Herz des unschuldigen Kindes auf die Wiedervereinigung legte.

Philipp nahm Andrée und seinen Vater bei der Hand und zog Beide in den Salon, wo sie sich allein fanden.

»Sie sind ungläubig, mein Vater, Du bist überrascht, meine Schwester,« sagte er, nachdem er sie hatte an seine Seite sitzen lassen. »Nichts kann indessen wahrer sein; noch einige Augenblicke, und die Frau Dauphine wird sich in unserer Wohnung einfinden.«

»Ventrebleu! man muß sie um jeden Preis daran verhindern,« rief der Baron; »die Dauphine hier! wenn dergleichen geschehen würde, so wären wir für immer entehrt. Sucht die Frau Dauphine hier ein Muster des französischen Adels, so beklage ich sie, bei Gott! ich beklage sie! Doch sprich, durch welchen Zufall hat sie gerade mein Haus gewählt?«

»Oh! das ist eine ganze Geschichte, mein Vater.«

»Eine Geschichte?« wiederholte Andrée, »erzähle sie uns.«

»Ja, eine Geschichte, wegen der diejenigen Gott segnen müßten, welche vergessen, daß er unser Herr und Retter ist.«

Der Baron verlängerte die Lippen, wie ein Mensch, der daran zweifelt, daß der höchste Gebieter der Menschen und Dinge sich herabgelassen habe, seine Augen auf ihn zu lenken und sich in seine Angelegenheiten zu mischen.

Als Andrée Philipp freudig sah, zweifelte sie nicht mehr; sie drückte ihm die Hand, um ihm für die gute Kunde, die er brachte, zu danken, und flüsterte theilnehmend an dem Glücke, das er zu empfinden schien:

»Mein Bruder! mein guter Bruder!«

»Mein Bruder, mein guter Bruder,« wiederholte der Baron; »sie sieht meiner Treue aus, als

wäre sie mit dem, was uns begegnet, zufrieden.«

»Sie bemerken wohl, mein Vater, daß Philipp freudig zu sein scheint.«

»Weil Philipp ein Enthusiast ist; aber glücklicher oder unglücklicher Weise wäge ich die Dinge ab,« sprach Taverney, einen traurigen Blick auf das Geräthe seines Salon werfend, »ich sehe in Allem dem nichts Ergötzliches.«

»Sie werden sogleich anders urtheilen, mein Vater,« entgegnete der junge Mann, »wenn ich Ihnen erzählt habe, was mir begegnet ist.«

»Erzähle also,« brummte der Greis.

»Ja, ja, erzähle, Philipp,« sagte Andrée.

»Nun, ich war, wie Sie wissen, in Straßburg in Garnison. Sie wissen auch, daß durch Straßburg die Dauphine ihren Einzug gehalten hat.«

»Weiß man etwas in dieser Höhle?« versetzte Taverney.

»Du sagst, lieber Bruder, durch Straßburg habe die Dauphine . . .«

»Ja, wir warteten vom Morgen an auf dem Glacis, es regnete in Strömen, unsere Kleider troffen von Wasser. Man hatte keine bestimmte Nachricht, zu welcher Stunde die Frau Dauphine ankommen würde. Mein Major schickte mich auf Recognoscirung dem Gefolge entgegen. Ich machte ungefähr eine Lieue. Plötzlich bei der Krümmung des Weges befand ich mich den ersten Reitern der Escorte gegenüber. Ich wechselte ein paar Worte mit ihnen; sie ritten unmittelbar vor ihrer Königlichen Hoheit, welche aus dem Kutschenschlage sah und fragte, wer ich sei.

»Es scheint, man rief mich zurück, aber ich hatte Eile, demjenigen, welcher mich abgeschickt, eine bestimmte Antwort zu überbringen, und war bereits wieder im Galopp weggeritten. Die Anstrengung einer Wache von sechs Stunden war wie durch einen Zauber verschwunden.«

»Und die Frau Dauphine?« fragte Andrée.

»Sie ist jung wie Du, und schön wie alle Engel,« antwortete der Chevalier.

»Sage mir doch, Philipp . . .« sprach der Baron zögernd.

»Nun, mein Vater?«

»Gleicht die Frau Dauphine nicht irgend einer Person, die Du kennst?«

»Die ich kenne?«

»Ja.«

»Niemand kann der Frau Dauphine gleichen,« rief der junge Mann voll Begeisterung.

»Suche.«

Philipp suchte.

»Nein,« sagte er.

»Laß sehen . . . Nicole, zum Beispiel?«

»Oh! das ist seltsam,« rief Philipp erstaunt. »Ja, Nicole hat in der That etwas von der erhabenen Reisenden. Aber das ist so weit von ihr entfernt, so unter ihr! Doch wie konnten Sie dies erfahren, mein Vater?«

»Meiner Treue, ich weiß es von einem Zauberer.«

»Von einem Zauberer?« rief Philipp erstaunt.

»Ja, der mir zugleich Deine Ankunft vorhersagte.«

»Der Fremde?« fragte Andrée schüchtern.

»Ist der Fremde der Mann, der bei meiner Ankunft in Ihrer Nähe stand und sich sodann bescheiden zurückzog?«

»Ganz richtig, doch vollende Deine Erzählung, Philipp.«

»Es wäre vielleicht besser, einige Vorbereitungen zu treffen,« sagte Andrée.

Doch der Baron hielt sie bei der Hand zurück und erwiderte:

»Je mehr Ihr vorbereitet, desto lächerlicher werden wir sein. Fahre fort, Philipp, fahre fort.«

»Sogleich, mein Vater. Ich kam also nach Straßburg zurück, entledigte mich meiner Botschaft, und man benachrichtigte den Gouverneur, Herrn von Stainville, der alsbald herbeilief.

»Als der Gouverneur, durch einen Boten benachrichtigt, auf das Glacis kam, schlug man den Marsch, das Geleite fing an zu erscheinen und wir eilten an das Thor von Kehl.

»Ich war in der Nähe des Gouverneur.«

»Herr von Stainville,« sagte der Baron, »warte doch, ich habe einen Stainville gekannt . . .«

»Ein Schwager vom Minister, von Herrn v. Choiseul.«

»Ganz richtig; fahre fort, fahre fort,« sprach der Baron.

»Die Frau Dauphine, welche noch jung ist und ohne Zweifel die jungen Gesichter liebt, denn sie hörte ziemlich zerstreut die Complimente des Herrn Gouverneur an, heftete die Augen auf mich, der ich aus Respect zurückgetreten war, und fragte auf mich deutend:

„Ist das nicht der Herr, der mir entgegengeschickt wurde?“

„Ja, Madame,“ antwortete Herr von Stainville.

„Nähern Sie sich, mein Herr,“ sagte sie.

Ich näherte mich.

„Wie heißen Sie?“ fragte die Frau Dauphine mit einer bezaubernden Stimme.

„Chevalier von Taverney-Maison-Rouge,“ antwortete ich stammelnd.

„Schreiben Sie diesen Namen auf, meine Liebe,“ sagte die Frau Dauphine zu einer alten Dame, welche, wie ich seitdem erfahren habe, ihre Hofmeisterin, die Gräfin von Langershausen, war, und die auch wirklich meinen Namen in ihrer Schreibtafel aufzeichnete.

Dann sich wieder an mich wendend, sagte sie:

„Ah! mein Herr, in welchen Zustand hat Sie dieses abscheuliche Wetter versetzt! In der That, ich mache mir große Vorwürfe, wenn ich bedenke, daß Sie für mich so viel gelitten haben.“ «

»Wie gut das von der Frau Dauphine ist, und was für reizende Worte« rief Andrée, die Hände faltend.

»Ich habe es auch Sylbe für Sylbe behalten, mit dem Tone, mit der Miene des Gesichtes, die sie begleitete, Alles, Alles, Alles,« sprach Philipp.

»Sehr gut! sehr gut!« murmelte der Baron mit einem seltsamen Lächeln, in dem man zugleich die väterliche Eitelkeit und die schlimme Meinung lesen konnte, die er von den Frauen und sogar von den Königinnen hatte. »Gut, fahre fort, Philipp.«

»Was antwortetest Du?« fragte Andrée.

»Ich antwortete nichts; ich verbeugte mich bis auf den Boden, und die Frau Dauphine zog vorüber.«

»Wie! Du hast nichts geantwortet?« rief der Baron.

»Ich hatte keine Stimme mehr, mein Vater. All mein Leben hatte sich in mein Herz zurückgezogen, das ich mit der größten Heftigkeit schlagen fühlte.«

»Den Teufel . . . wenn ich in Deinem Alter, als ich der Prinzessin Leczinska vorgestellt wurde, nichts zu sagen gefunden hätte!«

»Sie haben viel Geist, mein Vater,« erwiderte Philipp sich verbeugend.

Andrée drückte ihm die Hand.

»Ich benützte die Abfahrt Ihrer Hoheit,« sprach Philipp, »um in meine Wohnung zurückzukehren und eine neue Toilette zu machen, denn ich war in der That ganz durchnäßt und zum Erbarmen mit Koth überzogen.«

»Armer Bruder!« murmelte Andrée.

»Die Frau Dauphine war indessen im Rathhause angelangt und empfing die Glückwünsche der Einwohner. Als diese Glückwünsche erschöpft waren, meldete man ihr, die Tafel sei bestellt, und sie setzte sich zu Tische.

»Einer meiner Freunde, der Major des Regiments, derselbe, der mich Ihrer Hoheit entgegengeschickt hatte, versicherte mich, die Prinzessin habe wiederholt umhergeschaut und in den Reihen der Officiere, die dem Mittagsmahle beiwohnten, etwas gesucht.

»Nach einer zwei- bis dreimal vergebens erneuerten Forschung dieser Art sprach Ihre Hoheit: ‚Ich sehe den jungen Officier nicht, der mir diesen Morgen entgegengeschickt worden ist. Hat man ihm nicht gesagt, ich wünsche ihm zu danken?‘

Der Major schritt vor.

‚Madame‘ erwiderte er, ‚der Herr Lieutenant von Taverney mußte nach Hause zurückkehren, um die Kleider zu wechseln und sich sodann auf eine anständigere Weise vor Eurer Königlichen Hoheit zeigen zu können. «

Einen Augenblick nachher trat ich ein. Ich war nicht fünf Minuten im Saale, als mich die Frau Dauphine erblickte.

Sie hieß mich durch ein Zeichen zu ihr kommen. Ich näherte mich ihr.

‚Mein Herr,‘ sagte sie zu mir, ‚sollte es Ihnen widerstreben, mir nach Paris zu folgen?‘

‚Oh Madame!‘ rief ich, ‚ganz im Gegentheil, das wäre das höchste Glück für mich; aber ich bin im Dienste, in Garnison in Straßburg, und . . .‘

‚Und . . .?‘

‚Das heißt, Madame, nur mein Wunsch allein gehört mir.‘

‚Von wem hängen Sie ab?‘

‚Vom Militaire-Gouverneur.«

‚Gut . . . ich werde das mit ihm anordnen.‘

Sie machte mir ein Zeichen mit der Hand und ich zog mich zurück.

Am Abend näherte sie sich dem Gouverneur und sagte zu ihm:

‚Mein Herr, ich habe eine Laune zu befriedigen.‘

‚Nennen Sie diese Laune, und sie wird ein Befehl für mich sein, Madame.‘

‚Ich hatte Unrecht zu sagen, eine Laune zu befriedigen, ich habe ein Gelübde zu erfüllen.‘

‚Die Sache wird mir nur um so heiliger sein . . . Sprechen Sie, Madame!‘

‚Wohl! ich habe das Gelübde gethan, den ersten Franzosen, wer er auch sein möchte, dem ich, den Fuß auf den Boden von Frankreich sehend, begegnen würde, in meine Dienste zu nehmen und sein Glück und das seiner Familie zu machen, wenn es überhaupt in der Macht des Fürsten liegt, das Glück von irgend Jemand zu machen.‘

„Die Fürsten sind die Stellvertreter Gottes auf Erden, Und wer ist die Person, die das Glück gehabt, zuerst von Eurer Hoheit begegnet zu werden?“

„Herr von Taverney-Maison-Rouge, der junge Lieutenant, der Sie zuerst von meiner Ankunft benachrichtigte.“

„Wir werden Alle auf Herrn von Taverney eifersüchtig sein, Madame,“ sprach der Gouverneur; „doch wir dürfen das Glück, das ihm beschieden ist, nicht stören; er wird durch den Befehl, in hiesiger Garnison zu bleiben, zurückgehalten, aber wir heben den Befehl auf; er ist durch sein Engagement gebunden, aber wir brechen sein Engagement, und er wird zu gleicher Zeit mit Eurer Königlichen Hoheit abreisen.“

„In der That, an demselben Tag, an dem der Wagen Ihrer Hoheit Straßburg verließ, erhielt ich Befehl, zu Pferde zu steigen und sie zu begleiten. Seit diesem Augenblick habe ich den Schlag ihrer Carrosse nicht verlassen.“ «

»Ei! ei!« machte der Baron mit seinem gewöhnlichen Lächeln; »ei! ei! es wäre sonderbar, doch es ist nicht unmöglich.«

»Wie, mein Vater?« versetzte naiv der junge Mann.

»Oh! ich verstehe,« sprach der Baron, »ich verstehe, ei! ei!«

»Aber, mein lieber Bruder,« entgegnete Andrée, »ich sehe noch nicht ein, wie bei Alle dem die Frau Dauphine nach Taverney kommen konnte.«

»Warte; es war gestern Abend gegen elf Uhr; wir kamen nach Nancy und durchzogen die Stadt mit Fackeln. Die Dauphine rief mich.

„Herr von Taverney,“ sagte sie, „treiben Sie die Escorte zur Eile an.“

Ich machte ein Zeichen, daß die Dauphine rascher zu fahren wünsche.

„Ich will morgen frühzeitig abreisen,“ fügte die Dauphine bei.

„Eure Hoheit gedenkt vielleicht eine lange Etape zu machen?“ fragte ich.

„Nein, ich wünsche auf dem Wege anzuhalten.“

Etwas wie eine Ahnung ergriff mein Herz bei diesen Worten.

„Auf dem Wege?“ wiederholte ich.

„Ja,“ sagte Ihre Königliche Hoheit.

Ich schwieg.

„Sie errathen nicht, wo ich anhalten will?“ fragte sie lächelnd.

„Nein, Madame.“

„Ich will in Taverney anhalten.“

„Mein Gott!“ rief ich, »warum dies?“

„Um Ihren Vater und Ihre Schwester zu sehen.“

„Meinen Vater! meine Schwester . . . wie! Eure Königliche Hoheit weiß! . . .“

„Ich habe mich erkundigt und erfahren, daß Sie zweihundert Schritte von der Straße, der wir folgen, wohnen. Sie werden Befehl geben, daß man in Taverney anhält.“

Der Schweiß trat mir auf die Stirne und ich erwiderte Ihrer Königlichen Hoheit schleunigst und mit einem Zittern, das Sie begreifen können:

„Madame, das Haus meines Vaters ist nicht würdig, eine so hohe Fürstin, wie Sie sind, zu empfangen.“

„Warum?“ fragte Ihre Königliche Hoheit.

‚Wir sind arm, Madame.‘

‚Desto besser, ich bin überzeugt, der Empfang wird darum nur um so herzlicher und einfacher sein. So arm Taverney auch sein mag, so gibt es doch wohl eine Schale Milch für eine Freundin, die einen Augenblick vergessen will, daß sie Erzherzogin von Oesterreich und Dauphine von Frankreich ist.‘

‚Oh! Madame,‘ antwortete ich mich verbeugend.

Das war Alles. Die Ehrfurcht hielt mich ab, mehr zu sagen.

Ich hoffte, Ihre Hoheit würde dieses Vorhaben vergessen, oder Ihre Laune würde sich diesen Morgen in der frischen Luft auf der Landstraße zerstreuen, doch dem war nicht so. Aus der Station in Pont-à-Mousson fragte mich Ihre Hoheit, ob wir uns Taverney näherten, und ich war genöthigt, zu antworten, wir wären nur noch drei Lieues davon entfernt.«

»Ungeschickter!« rief der Baron.

»Ach! es war, als erriethe die Dauphine meine Verlegenheit. ‚Haben Sie nicht bange,‘ sagte sie zu mir, ‚mein Aufenthalt wird nicht lange dauern; doch da Sie mir mit einem Empfang drohen, der mich leiden machen soll, so werden wir quitt sein, denn ich habe Ihnen bei meinem Einzug in Straßburg ebenfalls Beschwerden zugezogen.‘ Sagen Sie mir, mein Vater, wie konnte ich, so bezaubernden Worten widerstehen?«

»Oh!« rief Andrée »und Ihre Königliche Hoheit, die so gut ist, wie es scheint, wird sich mit meinen Blumen und mit einer Tasse von meiner Milch, wie sie gesagt hat, begnügen.«

»Ja, aber sie wird sich nicht mit meinen Lehnstühlen, die ihr die Knochen zerbrechen werden, und mit meinem Täfelwerk begnügen, das ihren Blick verdüstern muß. Zum Teufel mit diesen Launen! Frankreich wird wieder gut von einer Frau beherrscht werden, die solche Phantasien hat! Pest! das ist die Morgenröthe einer seltsamen Regierung!«

»Oh! mein Vater, können Sie solche Dinge von einer Prinzessin sagen, die uns mit Ehren überhäuft?«

»Die mich im Gegentheil bald entehren wird,« rief der Greis. »Wer denkt in diesem Augenblick an die Taverney? Niemand. Der Name der Familie schläft unter den Trümmern von Maison-Rouge, und ich hoffte, er würde nur auf eine gewisse Weise und wenn der Augenblick gekommen wäre, wieder an das Tageslicht treten; doch nein, ich hoffte mit Unrecht, die Laune eines Kindes erweckt ihn, getrübt, bestaubt, schäbig, elend. Die Zeitungen, welche auf Alles lauern, was lächerlich ist, um den Scandal daraus zu ziehen, von dem sie leben, werden in ihren schmutzigen Artikeln den Besuch einer hohen Fürstin in der Barake von Taverney schildern. Cordieu! ich habe einen Gedanken.«

Der Baron sprach diese Worte mit einem Nachdruck, der die jungen Leute zittern machte.

»Was wollen Sie damit sagen, mein Vater?« fragte Philipp.

»Ich sage, daß man seine Geschichte kennt,« murmelte der Baron, »und wenn der Herzog von Medina einen Palast angezündet hat, um eine Königin zu umarmen, so kann ich wohl ein elendes Nest in Brand stecken, um von dem Empfange einer Dauphine befreit zu sein. Laßt die Prinzessin nur kommen.«

Die jungen Leute hatten nur die letzten Worte gehört und schauten sich unruhig an.

»Laßt sie kommen,« wiederholte Taverney.

»Sie kann nicht mehr lange ausbleiben,« antwortete Philipp, »ich habe einen kürzeren Weg durch den Wald von Pierrefitte eingeschlagen, um ein paar Minuten Vorsprung vor dem Gefolge

zu gewinnen, doch sie können nicht mehr fern sein.«

»Dann ist keine Zeit zu verlieren,« sagte der Baron.

Und rasch, als ob er erst zwanzig Jahre alt wäre, verließ er den Salon, lief in die Küche, riß ein brennendes Scheit aus dem Herde, eilte nach dem Speicher, der mit trockenem Stroh, Luzerne und Bohnen gefüllt war, und näherte bereits das Scheit den Futterbünden, als sich Balsamo hinter ihm erhob und ihn beim Arm faßte.

»Was machen Sie denn, mein Herr?« sagte er, indem er den Brand aus den Händen des Greises riß;« die Erzherzogin von Oesterreich ist kein Connetable von Bourbon, und ihre Gegenwart beschmutzt ein Haus nicht dergestalt, daß man es eher verbrennt, als sie einen Fuß darein setzen läßt.«

Der Greis hielt bleich und zitternd inne und lächelte nicht mehr, wie gewöhnlich. Er hatte alle seine Kräfte zusammenraffen müssen, um für seine Ehre, wenigstens so wie er sie verstand, einen Entschluß zu fassen, der aus einer noch erträglichen Mittelmäßigkeit ein vollständiges Elend machen sollte.

»Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie,« sprach Balsamo; »Sie haben nur noch Zeit diesen Schlafrock abzulegen und sich anständiger zu kleiden. Als ich bei der Belagerung von Philippsburg den Baron von Taverney kennen lernte, war er Großkreuz vom Heiligen-Ludwigs-Orden. Ich weiß kein Gewand, das nicht unter einer solchen Decoration reich und zierlich würde.«

»Aber, mein Herr,« versetzte Taverney, »bei Alle dem wird die Dauphine sehen, was ich nicht einmal Ihnen zeigen wollte: daß ich unglücklich bin.«

»Seien Sie unbesorgt, Baron, man wird sie so beschäftigen, daß sie gar nicht bemerkt, ob Ihr Haus neu oder alt, arm oder reich ist. Seien Sie gastfreundlich mein Herr, es ist Ihre Pflicht als Edelmann. Was werden die Feinde Ihrer königlichen Hoheit machen, und sie hat deren eine gute Zahl, wenn ihre Freunde ihre Schlösser verbrennen, um sie nicht unter ihrem Dache aufzunehmen? Greifen wir nicht zukünftigem Aergerniß vor, mein Herr; jedes Ding hat seine Zeit.«

Herr von Taverney gehorchte mit jener Resignation, von der er schon einmal eine Probe abgelegt hatte, und ging wieder zu seinen Kindern, die ihn, unruhig über seine Abwesenheit, überall suchten.

Balsamo zog sich stillschweigend zurück, als wollte er ein begonnenes Werk vollenden.

XIV.

Marie Antoinette Josephe.

Es war in der That keine Zeit zu verlieren, wie Balsamo gesagt hatte; ein gewaltiges Geräusch von Wagen, von Stimmen und Pferden erscholl auf dem sonst so friedlichen Wege, der von der Straße nach dem Hause des Baron von Taverney führte.

Man sah nun drei Carrossen, wovon die eine, mit Vergoldungen und mythologischen Basreliefs beladen, trotz ihrer Pracht nicht minder staubig, nicht minder mit Koth bespritzt war, als die andern, vor das große Thor fahren, das Gilbert offen hielt, dessen weit aufgesperrte Augen und fieberhaftes Zittern lebhaftere Aufregung bei dem Anblick von so viel Herrlichkeit andeuteten.

Zwanzig Cavaliere, alle jung und glänzend, reihten sich bei dem Hauptwagen auf, als, unterstützt von einem schwarz gekleideten Mann, der auf seinem Rocke das große Band des Ordens trug, ein junges Mädchen von fünfzehn bis sechzehn Jahren ausstieg, das ohne Puder, aber mit einer Einfachheit frisirt war, welche ihr Haar nicht abhielt, sich einen Fuß über ihre Stirne zu erheben.

Marie Antoinette, denn sie war es, kam nach Frankreich mit einem Rufe der Schönheit, den nicht immer die Prinzessinnen brachten, die den Thron unserer Könige zu theilen bestimmt waren. Es ließ sich schwer eine feste Ansicht über ihre Augen fassen, die, ohne gerade schön zu sein, nach ihrem Willen alle Ausdrücke und besonders die so sehr entgegengesetzten der Sanftmuth und der Verachtung annahmen; ihre Nase war gut geformt; ihre Oberlippe war schön, aber zu dick, zu sehr hervorstehend und zuweilen herabfallend schien ihre Unterlippe, ein aristokratisches Erbtheil von siebenzehn Cäsaren, nur auf eine entsprechende Weise zu diesem hübschen Gesichte zu stehen, wenn dieses hübsche Gesicht Zorn oder Entrüstung ausdrücken wollte. Ihr Teint war bewunderungswürdig; man sah das Blut unter dem zarten Gewebe ihrer Haut hinlaufen; ihre Brust, ihr Hals, ihre Schultern waren von außerordentlicher Schönheit, ihre Hände königlich. Sie hatte zwei verschiedene Gänge: der eine, den sie annahm, war fest, edel und etwas eilig; der andere, dem sie sich hingab, war weich, wiegend und so zu sagen schmeichelnd. Nie hat eine Frau eine Verbeugung mit mehr Anmuth gemacht. Nie hat eine Königin mit mehr Wissen gegrüßt. Sie bückte den Kopf ein einziges Mal für zehn Personen und gab in dieser einzigen Verbeugung Jedem das, was ihm gebührte.

Marie Antoinette hatte an diesem Tag ihren Frauenblick, ihr Frauenlächeln und sogar das Lächeln der glücklichen Frau; sie war entschlossen, an diesem Tage wo möglich nicht mehr Dauphine zu werden. Die süßeste Ruhe herrschte auf ihrem Gesicht, das reizendste Wohlwollen belebte ihre Augen. Sie trug ein Kleid von weißer Seide, und ihre schönen, entblößten Arme hielten ein Mäntelchen von dichten Spitzen.

Kaum hatte sie den Fuß auf die Erde gesetzt, als sie sich umwandte, um einer ihrer Ehrendamen, die das Alter etwas beschwerte, aus dem Wagen zu helfen; dann schlug sie den Arm aus, den ihr der Mann mit dem schwarzen Kleide und dem blauen Bande bot, und schritt vorwärts, frei, die Luft einathmend und die Augen umherwerfend, als wollte sie bis in die

geringsten Einzelheiten die seltene Freiheit genießen, die sie sich gab.

»Oh! die schöne Lage! die schönen Bäume! das hübsche Häuschen!« sagte sie. »Wie glücklich muß man in dieser guten Luft und unter diesen Bäumen sein, unter denen man so trefflich verborgen ist.«

In diesem Augenblick erschien Philipp von Taverney, gefolgt von Andrée, die mit ihren langen, in Flechten gewundenen Haaren und in einer Robe von leinblüthfarbiger Seide ihren Arm dem Baron gab, der ein schönes Kleid von königsblauem Sammet, einen Ueberrest seiner ehemaligen Herrlichkeit trug. Es versteht sich von selbst, daß der Baron gemäß der Ermahnung von Balsamo sein großes Band vom Heiligen-Ludwigs-Orden nicht vergessen hatte.

Die Dauphine blieb stehen, sobald sie die zwei Personen erblickte, die auf sie zukamen.

Um die junge Prinzessin gruppirt sich ihr Hof: Officiere, die ihre Pferde am Zügel hielten, und Höflinge, den Hut in der Hand, die Arme auf einander stützend und leise flüsternd.

Philipp von Taverney näherte sich der Dauphine, bleich vor innerer Bewegung und mit einem schwermüthigen Adel.

»Madame,« sprach er, »wenn es Euere Königliche Hoheit erlaubt, werde ich die Ehre haben, ihr den Herrn Baron von Taverney-Maison-Rouge und Fräulein Claire-Andrée von Taverney, meine Schwester, vorzustellen?«

Der Baron verbeugte sich tief und wie ein Mann, der Königinnen zu grüßen weiß. Andrée entwickelte alle Anmuth zierlicher Schüchternheit, die ganze, so schmeichelhafte Höflichkeit einer aufrichtigen Ehrfurcht.

Marie Antoinette schaute die zwei jungen Leute an, und da sie sich dessen erinnerte, was ihr Philipp von der Armuth ihres Vaters gesagt hatte, so errieth sie ihr Leiden.

»Madame,« sprach der Baron mit einem Tone voll Würde, »Eure Königliche Hoheit erweist dem Schlosse Taverney zu viel Ehre; eine so niedrige Wohnung ist nicht würdig, so viel Adel und Schönheit aufzunehmen.«

»Ich weiß, daß ich bei einem alten Soldaten Frankreichs bin,« antwortete die Dauphine, »und meine Mutter, die Kaiserin Maria Theresia, welche viel Krieg geführt, hat mir gesagt, in Ihrem Lande seien die Reichsten an Ruhm beinahe immer die Aermsten an Geld.«

Und sie reichte mit einer unbeschreiblichen Anmuth ihre Hand Andrée, welche sie niederknieend küßte.

Ganz und gar von seinem vorherrschenden Gedanken erfüllt, erschrak indessen der Baron über die große Anzahl von Leuten, welche sein kleines Haus füllen und der Stühle entbehren sollten.

Die Dauphine entzog ihn sogleich der Verlegenheit.

»Meine Herren,« sagte sie, sich an die Personen wendend, die ihr Gefolge bildeten, »Sie sollen weder die Anstrengung meiner Launen ertragen, noch das Vorrecht einer Dauphine genießen. Ich bitte Sie, erwarten Sie mich hier; in einer halben Stunde komme ich zurück. Begleiten Sie mich, meine gute Langershausen,« sagte sie deutsch zu derjenigen von ihren Frauen, welche sie beim Aussteigen aus dem Wagen unterstützt hatte. »Folgen Sie uns, mein Herr,« sprach sie zu dem schwarz gekleideten Mann.

Unter einem einfachen Kleide bot dieser eine merkwürdige Eleganz; er war ein Mann von höchstens dreißig Jahren, von schönem Gesicht und anmuthigen Manieren. Er trat zurück, um die Prinzessin vorübergehen zu lassen.

Marie Antoinette nahm an ihre Seite Andrée und machte Philipp ein Zeichen, neben seine

Schwester zu kommen.

Was den Baron betrifft, so befand er sich bei dem ohne Zweifel hochgestellten Mann, dem die Dauphine die Ehre, sie zu begleiten, bewilligte.

»Sie sind also ein Taverney-Maison-Rouge?« sagte dieser, während er mit einer ganz aristokratischen Impertinenz seinen herrlichen Jabot von englischen Spitzen schüttelte,

»Soll ich mein Herr oder Monseigneur antworten?« fragte der Baron mit einer Impertinenz, welche in keiner Beziehung hinter der des schwarz gekleideten Edelmannes zurückblieb.

»Sagen Sie ganz einfach mein Prinz,« erwiderte dieser, »oder Eure Eminenz, wenn Sie lieber wollen.«

»Nun ja, Eure Eminenz, ich bin ein Taverney-Maison-Rouge, und dies ein wahrer,« sprach der Baron, ohne gänzlich den spöttischen Ton aufzugeben, den er so selten verlor.

Die Eminenz, welche den Takt der vornehmen Herren besaß, gewährte leicht, daß sie es mit etwas Anderem, als einem Krautjunker zu thun hatte.

»Dieses Haus ist Ihr Sommeraufenthalt?« fuhr sie fort.

»Sommer- und Winteraufenthalt,« versetzte der Baron, der mißfälligen Fragen ein Ende machen wollte, aber jede von seinen Antworten mit einer tiefen Verbeugung begleitete,

Philipp wandte sich von Zeit zu Zeit voll Unruhe nach seinem Vater um. Das Haus schien in der That drohend und ironisch zu nahen, um unbarmherzig seine Armuth zu zeigen. Schon streckte der Baron mit Resignation seine Hand nach der von Gästen verlassenem Schwelle aus, als die Dauphine sich gegen ihn umwandte und sprach:

»Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn ich nicht in das Haus eintrete; diese Schatten gefallen mir so sehr, daß ich gern mein Leben darunter hinbringen würde. Ich bin der Zimmer etwas müde, in Zimmern empfängt man mich seit fünfzehn Jahren, mich, die ich nur die Luft, den Schatten und den Wohlgeruch der Blumen liebe.«

Dann sich an Andrée wendend:

»Mein Fräulein, Sie werden mir wohl unter diese schönen Bäume eine Tasse Milch bringen lassen?«

»Eure Hoheit,« sprach der Baron erbleichend, »wie sollte man es wagen, Ihnen einen so traurigen Imbiß anzubieten?«

»Es ist mit frischen Eiern eine Liebhaberei von mir. Frische Eier und Milchwerk waren meine Festmahle in Schönbrunn.«

Plötzlich erschien La Brie, strahlend und von Stolz aufgeblasen, unter einer prächtigen Livree, eine Serviette in der Faust, vor einer Jasminlaube, nach deren Schatten es die Dauphine seit einigen Augenblicken zu gelüsten schien.

»Ihre Hoheit ist bedient,« sprach er mit einer unbeschreiblichen Mischung von würdevollem Ausdruck und Ehrfurcht.

»Oh! es scheint, ich bin bei einem Zauberer,« rief lachend die Prinzessin.

Und sie eilte mit hastigen Schritten nach der duftenden Laube.

Außerst unruhig vergaß der Baron die Etiquette, trennte sich von der Seite des schwarz gekleideten Herrn und lief der Dauphine nach.

Philipp und Andrée schauten sich mit einer Mischung von Erstaunen und Bangigkeit an, wobei übrigens die Bangigkeit vorherrschend war.

Als die Dauphine unter die grünen Bögen gelangte, stieß sie einen Schrei des Erstaunens aus.

Der Baron, der hinter ihr kam, gab einen Seufzer der Befriedigung von sich.

Andrée ließ ihre Hände mit einer Miene fallen, welche bezeichnete:

»Mein Gott! was soll das bedeuten?«

Die junge Dauphine sah aus einem Winkel ihres Auges diese ganze Pantomime: sie besaß einen Geist, der fähig war, solche Geheimnisse zu begreifen, wenn ihr Herz sie dieselben nicht schon hatte errathen lassen.

Unter dem Geschlinge von Jasmin, blühendem Geisblatt und Waldreben, deren knotige Stämme tausend dichte Zweige trieben, stand eine ovale Tafel bereit glänzend sowohl durch den Schimmer der Damastleinwand, die sie bedeckte, als auch durch das Geschirr von ciselirtem Vermeil, das wiederum die Leinwand bedeckte.

Zehn Gedecke erwarteten zehn Gäste.

Ein ausgesuchter, aber seltsam zusammengesetzter Imbiß fesselte von Anfang an die Blicke der Dauphine.

Es waren erotische Früchte in Zucker eingemacht, Confituren aus allen Ländern, Zwiebacke aus Alep, Orangen von Malta, Limonen und Cedrats von einer unerhörten Größe, und Alles dies ruhte auf weiten Schalen. Die reichsten Weine der Farbe nach, die edelsten dem Ursprunge nach, funkelten in allen Nuancen von Rubin und Topas in vier bewunderungswürdigen, in Persien geschnittenen und gravirten Caraffen.

Die Milch, welche die Dauphine verlangt hatte, füllte eine Kanne von Vermeil.

Die Dauphine schaute umher und erblickte unter ihren Wirthen nur bleiche, bestürzte Gesichter.

Die Leute vom Gefolge bewunderten und ergötzten sich, ohne zu begreifen, aber auch ohne daß sie zu begreifen suchten.

»Sie erwarteten mich also, mein Herr?« fragte die Dauphine den Baron von Taverney.

»Ich, Madame?« stammelte dieser.

»Allerdings; in zehn Minuten trifft man keine solche Vorbereitungen, und ich bin erst seit zehn Minuten bei Ihnen.«

Sie vollendete ihren Satz dadurch, daß sie La Brie anschaute, was sagen wollte:

»Besonders wenn man einen einzigen Bedienten hat.«

»Madame,« antwortete der Baron, »ich erwartete wirklich Eure Königliche Hoheit, oder vielmehr, ich war von Ihrer Ankunft benachrichtigt.«

Die Dauphine wandte sich gegen Philipp und fragte:

»Hatte Ihnen der Herr denn geschrieben?«

»Nein, Madame.«

»Niemand wußte, daß ich bei Ihnen anhalten sollte, mein Herr, nicht einmal ich selbst, möchte ich beinahe sagen, denn ich verbarg mir meinen Wunsch, um nicht hier die Beschwerde zu veranlassen, die ich veranlasse, und ich sprach erst in der vergangenen Nacht davon mit Ihrem Herrn Sohn, der noch vor einer Stunde bei mir war und nur einige Minuten vor mir ankommen konnte.«

»In der That, Madame, kaum eine Viertelstunde.«

»Dann hat Ihnen dies irgend eine Fee enthüllt, etwa die Pathin des Fräuleins,« fügte die

Dauphine bei und schaute lächelnd Andrée an.

»Madame,« sprach der Baron, der Prinzessin einen Stuhl anbietend, »nicht eine Fee hat mich von diesem Glücke benachrichtigt, sondern . . .«

»Sondern?« wiederholte die Prinzessin, als sie den Baron zögern sah.

»Meiner Treue! ein Zauberer!«

»Ein Zauberer! wie dies?«

»Ich weiß es nicht, denn ich mische mich nicht in die Zauberei, aber ihm, Madame, habe ich es zu verdanken, daß ich Eure Königliche Hoheit ziemlich anständig empfangen kann,« sagte der Baron.

»Dann können wir nichts berühren,« sprach die Dauphine, »da der Imbiß, den wir vor uns haben, das Werk der Hererei ist, und Seine Eminenz beeilte sich zu sehr, diese Straßburger Pastete zu öffnen, von der wir sicherlich nichts essen werden,« fügte sie bei, indem sie sich an den schwarz gekleideten Herrn wandte. »Und Sie, meine liebe Freundin,« sprach sie zu ihrer Hofmeisterin, »mißtrauen Sie diesem Cyprianerwein und machen Sie es wie ich.«

Bei diesen Worten goß die Prinzessin aus einer kugelrunden Caraffe mit kurzem Halse Wasser in einen goldenen Becher.

»In der That,« sprach Andrée mit einem gewissen Schrecken, »in der That, Ihre Hoheit hat vielleicht Recht.«

Philipp zitterte vor Erstaunen; er wußte nicht, was am Tage vorher vorgefallen war, schaute abwechselnd seinen Vater und seine Schwester an, und suchte aus ihren Blicken zu errathen, was sie selbst nicht erriethen.

»Das ist gegen die Dogmen, und der Herr Cardinal ist im Begriff zu sündigen,« sagte die Dauphine.

»Madame,« entgegnete der Prälat, »wir sind zu weltlich, wir Kirchenfürsten, um an den himmlischen Zorn in Beziehung auf Victualien zu glauben, und zu menschlich besonders, um brave Hexenmeister zu verbrennen, die uns mit so guten Dingen füttern.«

»Scherzen Sie nicht, Monseigneur,« sagte der Baron. »Ich schwöre Eurer Eminenz, daß der Urheber von Allem dem ein wahrer Hexenmeister ist, der mir erst vor einer Stunde die Ankunft Ihrer Königlichen Hoheit und die meines Sohnes prophezeit hat.«

»Erst vor einer Stunde!« fragte die Dauphine.

»Ja, höchstens.«

»Und seit einer Stunde haben Sie Zeit gehabt, diesen Tisch bestellen zu lassen, die vier Welttheile in Contribution zu setzen, um diese Früchte zu vereinigen, diese Weine von Tockai, von Constantia, Cyprien und Malaga herbeizuschaffen? In diesem Fall mein Herr sind Sie mehr Hexenmeister, als Ihr Hexenmeister.«

»Nein Madame, er ist es, und immer er.«

»Wie! immer er?«

»Ja, er hat diese Tafel, so wie sie ist, aus der Erde hervorspringen lassen!«

»Ihr Wort, mein Herr?« fragte die Prinzessin.

»So wahr ich ein Edelmann bin!« antwortete der Baron.

»Ah bah!« rief der Cardinal mit dem ernsthaftesten Tone und verließ seinen Teller; »ich glaubte, Sie scherzten.«

»Nein, Eure Eminenz.«

»Sie haben einen Zauberer bei sich, einen wahren Zauberer?«

»Einen wahren Zauberer! . . . und ich würde nicht staunen, wenn das Gold aus dem dieses Geschirr besteht, von seiner Schöpfung wäre.«

»Sollte er den Stein der Weisen kennen!« rief der Cardinal, die Augen glänzend vor Begierde.

»Oh! wie das den Herrn Cardinal entzückt, der ihn sein ganzes Leben gesucht hat, ohne ihn finden zu können,« sprach die Prinzessin.

»Ich gestehe Eurer Hoheit,« erwiderte die weltliche Eminenz, »daß ich nichts ansprechender finde, als die übernatürlichen Dinge, nichts interessanter, als die unmöglichen Dinge.«

»Ah! es scheint, ich habe die verwundbare Stelle berührt,« sagte die Dauphine; »jeder große Mann hat seine Geheimnisse, besonders wenn er Diplomat ist. Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Cardinal, ich bin ebenfalls sehr stark in der Zauberei und errathe zuweilen, wenn nicht unmögliche, wenn nicht übernatürliche, doch wenigstens . . . unglaubliche Dinge.«

Das war ohne Zweifel ein nur für den Cardinal allein begreifliches Räthsel, denn er zeigte sich sichtbar verlegen. Allerdings hatte sich das so sanfte Auge der Dauphine, während sie mit ihm sprach, von einem jener Blitze entzündet, welche bei ihr einen inneren Sturm ankündigten.

Es erschien jedoch nur der Blitz allein, nichts donnerte. Die Dauphine bewältigte sich und fuhr fort:

»Hören Sie, Herr von Taverney, um das Fest vollständig zu machen, zeigen Sie uns Ihren Zauberer. Wo ist er? in welche Schachtel haben Sie ihn gesteckt?«

»Madame,« antwortete der Baron, »er würde eher mich und mein Haus in eine Schachtel stecken.«

»In der That, Sie reizen meine Neugierde,« sagte Marie Antoinette, »ich will ihn durchaus sehen.«

Der Ton, in welchem diese Worte ausgesprochen wurden, ließ, obgleich er den Zauber behielt, den Marie Antoinette ihren Worten zu geben wußte, keine Erwiderung zu. Der Baron, der mit seinem Sohne und seiner Tochter stehen geblieben war, um die Dauphine zu bedienen, begriff dies vollkommen. Er machte La Brie ein Zeichen, der statt zu bedienen, die erhabenen Gäste anschaute und sich durch dieses Anschauen für zwanzig Jahre rückständigen Lohnes bezahlt zu machen schien.

»Benachrichte den Herrn Baron Joseph Balsamo,« sagte der Baron Taverney zu seinem Diener, »daß Ihre Königliche Hoheit die Frau Dauphine ihn zu sehen wünsche.«

La Brie entfernte sich.

»Joseph Balsamo!« sprach die Dauphine; »was für ein sonderbarer Name ist das?«

»Joseph Balsamo!« wiederholte träumerisch der Cardinal; »mir scheint, ich kenne diesen Namen.«

Es verliefen fünf Minuten, ohne daß Jemand daran dachte, das Stillschweigen zu brechen.

Plötzlich bebte Andrée: sie hörte lange, ehe es für die anderen Ohren merkbar war, einen Tritt, der unter der Laube herbeikam.

Die Zweige schoben sich auseinander, und Joseph Balsamo erschien gerade vor Marie Antoinette.

XV.

Magie.

Balsamo verbeugte sich ehrfurchtsvoll, doch beinahe in demselben Augenblick erhob er wieder seinen geistreichen, ausdrucksvollen Kopf, heftete, obgleich mit Achtung, seinen klaren Blick auf die Dauphine und erwartete stillschweigend, was sie ihn fragen würde.

»Wenn Sie es sind, von dem Herr von Taverney gesprochen hat,« sagte Marie Antoinette, »so nähern Sie sich, mein Herr, damit wir sehen können, wie ein Zauberer beschaffen ist.«

Balsamo machte noch einen Schritt und verbeugte sich zum zweiten Male.

»Sie treiben das Gewerbe des Wahrsagens, mein Herr,« sprach die Dauphine, und schaute Balsamo mit einer vielleicht größeren Neugierde an, als sie ihm hatte zugestehen wollen, während sie in kleinen Schlucken ihre Milch trank.

»Ich treibe kein Gewerbe damit, Madame, aber ich weissage,« entgegnete Balsamo.

»Wir sind in einem erleuchteten Glauben erzogen worden,« sprach die Dauphine, »und die einzigen Geheimnisse, denen wir Vertrauen schenken, sind die Geheimnisse der katholischen Religion.«

»Diese sind allerdings ehrwürdig,« versetzte Balsamo mit tiefem Ernste. »Aber hier ist der Herr Cardinal von Rohan, der Eurer Hoheit, obgleich ein Kirchenfürst, sagen wird, daß dies nicht die einzigen Geheimnisse sind, welche Achtung verdienen.«

Der Cardinal bebte, er hatte seinen Namen Niemand genannt, Niemand hatte ihn ausgesprochen, und dennoch kannte ihn der Fremde.

Marie Antoinette schien diesen Umstand nicht zu bemerken und fuhr fort:

»Sie werden wenigstens gestehen, mein Herr, daß es die einzigen sind, die man nicht bestreitet.«

»Madame,« entgegnete Balsamo mit derselben Achtung, aber auch mit derselben Festigkeit, »neben dem Glauben ist die Gewißheit.«

»Sie sprechen ein wenig dunkel, mein Herr Zauberer; ich bin eine gute Französin dem Herzen, aber noch nicht dem Geiste nach, und ich begreife die Feinheiten der Sprache nicht sehr gut: es ist nicht zu leugnen, man hat mir gesagt, Herr von Bièvre werde mich Alles dies lehren. Doch mittlerweile bin ich genöthigt, Sie zu bitten, minder räthselhaft zu sein, wenn ich Sie verstehen soll.«

»Und ich,« sprach Balsamo mit einem schwermüthigen Lächeln den Kopf schüttelnd, »ich bitte Eure Hoheit um Erlaubniß, dunkel bleiben zu dürfen. Es wäre mir zu peinlich, einer so großen Fürstin eine Zukunft enthüllen zu müssen, die vielleicht nicht ihren Hoffnungen entsprechen dürfte.«

»Oh! oh! das ist ernst,« versetzte Marie Antoinette; »der Herr will wohl meine Neugierde reizen, in der Hoffnung, ich werde von ihm verlangen, daß er mir wahrsage.«

»Gott behüte mich im Gegentheil, daß ich dazu gezwungen werde,« sagte Balsamo mit kaltem Tone. »Ja, nicht wahr?« sprach die Dauphine lachend; »denn das würde Sie sehr in Verlegenheit

setzen.«

Doch das Lachen der Dauphine erlosch, ohne daß das Lachen irgend eines Höflings ein Echo dazu gab. Jedermann unterlag dem Einflusse des seltsamen Mannes, der in diesem Augenblick den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit bildete.

»Gestehen Sie es offenherzig,« sagte die Dauphine.

Balsamo verbeugte sich ohne zu antworten.

»Sie haben doch meine Ankunft Herrn von Taverney vorhergesagt?« fuhr Marie Antoinette mit einer leichten Bewegung der Ungeduld fort.

»Ja, Madame, ich.«

»Wie dies, Baron?« fragte die Dauphine, welche allmählig das Bedürfniß fühlte, eine andere Stimme sich in das Gespräch mischen zu hören, das sie unternommen zu haben vielleicht bedauerte, aber dennoch nicht aufgeben wollte.

»Oh! mein Gott, Madame, auf die einfachste Weise, indem er in ein Glas Wasser schaute,« antwortete der Baron.

»Ist das wahr?« fragte die Dauphine, zu Balsamo zurückkehrend.

»Ja, Madame,« sagte dieser.

»Das ist Ihr Zauberbuch, es ist wenigstens unschuldig . . . möchten Ihre Worte ebenso klar sein!«

Der Cardinal lächelte.

Der Baron näherte sich und sprach:

»Die Frau Dauphine wird von Herrn von Bièvre nichts zu lernen haben.«

»Oh! mein lieber Wirth,« rief die Dauphine heiter, »schmeicheln Sie mir nicht, oder schmeicheln Sie mir besser, ich habe etwas ziemlich Mittelmäßiges gesagt, wie mir scheint. Kehren wir zu dem Herrn zurück.«

Und Marie Antoinette wandte sich gegen Balsamo um, zudem sie eine unwiderstehliche Macht hinzuziehen schien, wie es uns zuweilen nach einem Orte hinzieht, wo uns irgend ein Unglück erwartet.

»Könnten Sie, da Sie die Zukunft für diesen Herrn in einem Glase Wasser gelesen haben, für mich nicht in einer Caraffe lesen?«

»Vollkommen, Madame.«

»Warum weigerten Sie sich so eben?«

»Weil die Zukunft unsicher ist, Madame, und wenn ich darin eine Wolke sehen würde . . .«

Balsamo schwieg.

»Nun?« fragte die Dauphine.

»Nun, es wäre mir, wie ich bereits zu sagen die Ehre gehabt habe, schmerzlich, Eure Königliche Hoheit zu betrüben.«

»Sie kennen mich schon, oder sehen Sie mich zum ersten Male?«

»Ich habe die Ehre gehabt, Eure Königliche Hoheit noch als Kind in ihrem Geburtslande bei Ihrer erhabenen Mutter zu sehen.«

»Sie haben meine Mutter gesehen?«

»Ich habe diese Ehre gehabt; es ist eine erhabene, mächtige Königin.«

»Kaiserin, mein Herr.«

»Ich wollte sagen Königin dem Herzen und dem Geiste nach, und dennoch . . .«

»Ausstellungen, mein Herr, und zwar in Beziehung auf meine Mutter!« sagte die Dauphine mit Verachtung.

»Die größten Herzen haben Schwächen, Madame, besonders wenn sie glauben, es handle sich um das Glück ihrer Kinder.«

»Die Geschichte wird hoffentlich keine einzige Schwäche bei Maria Theresia nachweisen.«

»Weil die Geschichte nicht erfahren wird, was nur der Kaiserin Maria Theresia, Eurer Königlichen Hoheit und mir bekannt ist.«

»Wir Drei haben mit einander ein Geheimniß, mein Herr,« versetzte die Dauphine verächtlich lächelnd.

»Ja, wir Drei, Madame,« antwortete Balsamo ruhig, »ja, wir Drei.«

»Lassen Sie dieses Geheimniß hören, mein Herr.«

»Wenn ich es sage, ist es keines mehr.«

»Gleichviel, sprechen Sie immerhin.«

»Eure Hoheit wünscht es?«

»Ich will es.«

Balsamo verbeugte sich und sprach:

»In dem Palaste von Schönbrunn ist ein Cabinet, das man das sächsische nennt, wegen der herrlichen Porzellanvasen, die es enthält.«

»Ja,« sagte die Dauphine, »weiter?«

»Dieses Cabinet bildet einen Theil der Privatwohnung Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Theresia.«

»Ja.«

»In diesem Cabinet führt sie gewöhnlich ihre vertrauliche Correspondenz.«

»Ja.«

»Auf einem herrlichen Schreibtisch von Boule⁸, der dem Kaiscr Franz I. von König Ludwig XV. geschenkt wurde.«

»Bis dahin ist Alles wahr, was Sie sagen, mein Herr, doch Jedermann kann dies wissen.«

»Eure Hoheit wolle Geduld fassen. Eines Tags, es war Morgens gegen sieben Uhr und die Kaiserin noch nicht aufgestanden, trat Eure Hoheit in dieses Cabinet durch eine Thüre, die ihr ausschließlich gehörte, denn unter den erhabenen Töchtern Ihrer Majestät der Kaiserin war Euere Hoheit der Liebling.«

»Hernach, mein Herr?«

»Eure Hoheit näherte sich dem Schreibtisch. Eure Hoheit muß sich dessen erinnern, es ist gerade fünf Jahre her.«

»Fahren Sie fort.«

»Eure Hoheit näherte sich dem Schreibtisch, auf welchem ein offener Brief lag, den die Kaiserin am Tage vorher geschrieben hatte.«

»Nun?«

»Nun! Eure Hoheit las diesen Brief.«

Die Dauphine erröthete leicht.

»Und nachdem Sie ihn gelesen hatte, war Eure Hoheit ohne Zweifel unzufrieden über einige Ausdrücke; denn sie nahm die Feder und . . .«

Die Dauphine schien ängstlich zu warten, Balsamo fuhr fort:

»Und strich mit eigener Hand drei Worte aus.«

»Und diese drei Worte hießen?« rief die Dauphine lebhaft.

»Es waren die ersten des Briefes.«

»Ich frage Sie nicht nach dem Platze, wo sie standen, sondern was ihre Bedeutung gewesen?«

»Ohne Zweifel ein zu großer Beweis von Zuneigung für die Person, an die der Brief gerichtet war; deshalb die Schwäche, von der ich sagte, man habe Ihre erhabene Mutter wenigstens in einem Punkte derselben beschuldigen können.«

»Sie erinnern sich also dieser drei Worte?«

»Ich erinnere mich derselben.«

»Können Sie mir sie wiederholen?«

»Gewiß.«

»Wiederholen Sie die Worte,«

»Laut?«

»Ja.«

»*Meine liebe Freundin.*«

Marie Antoinette erbleichte und biß sich auf die Lippen.

»Soll ich Eurer Königlichen Hoheit nun sagen, an wen dieser Brief gerichtet war?« fragte Balsamo.

»Nein, aber Sie sollen es mir aufschreiben.«

Balsamo zog aus seiner Tasche eine Art von Denkbuch mit goldenem Schlosse, schrieb auf eines von seinen Blättern ein paar Worte mit einem Stifte von demselben Metalle, riß das Blatt heraus und reichte es, sich verbeugend, der Prinzessin.

Marie Antoinette nahm das Blatt, entfaltete und las es:

Der Brief war adressirt an die Geliebte von König Ludwig XV., *an die Frau Marquise von Pompadour.*

Die Dauphine erhob ihren erstaunten Blick auf diesen Mann mit den so bestimmten Worten, mit der so reinen und so wenig bewegten Stimme, welcher, obgleich sich tief verbeugend, sie zu beherrschen schien.

»Alles dies ist wahr, mein Herr,« sagte sie, »und obgleich ich nicht weiß, durch welches Mittel Sie diese Einzelheit erkundet haben, so wiederhole ich doch, da ich nicht zu lügen verstehe: es ist wahr.«

»Dann erlaube mir Eure Hoheit, mich zurückzuziehen, und begnüge sich mit dieser unschuldigen Probe von meinem Wissen.«

»Nein, mein Herr,« versetzte die Dauphine gereizt, »je gelehrter Sie sind, desto mehr Werth lege ich auf meine Weissagung. Sie haben mir nur von der Vergangenheit gesprochen, und was ich von Ihnen fordere, ist die Zukunft.«

Die Prinzessin sprach diese paar Worte mit einer fieberhaften Aufregung, die sie vergebens vor ihren Zuhörern zu verbergen suchte.

»Ich bin bereit,« sagte Balsamo, »und dennoch bitte ich Eure Königliche Hoheit noch einmal,

mich nicht zu bedrängen.«

»Ich habe nie zweimal wiederholt: Ich will es, und Sie werden sich erinnern, mein Herr, daß ich dies bereits einmal gesagt habe.«

»Lassen Sie mich wenigstens das Orakel befragen, Madame,« entgegnete Balsamo mit flehendem Tone. »Ich werde dann erfahren, ob ich die Wahrsagung Eurer Königlichen Hoheit enthüllen kann.«

»Mag sie schlecht oder gut sein, ich will sie wissen, hören Sie, mein Herr?« sprach Marie Antoinette mit wachsender Gereiztheit. »Ist sie gut, so glaube ich nicht daran und halte sie für eine Schmeichelei; ist sie schlecht, so werde ich sie als eine Warnung betrachten, und wie sie auch sein mag . . . ich verspreche, daß ich Ihnen Dank dafür weiß. Fangen Sie also an.«

Die Prinzessin sprach diese Worte mit einem Tone, der weder Einwendung noch Zögerung zuließ.

Balsamo nahm die runde Caraffe mit dem kurzen, engen Hals, von der wir bereits gesprochen, und stellte sie auf eine goldene Schale.

So beleuchtet, strahlte das Wasser von falben Reflexen, welche, vermischt mit dem Perlmutter der Wände und dem Diamant des Mittelpunkts, den aufmerksamen Blicken des Wahrsagers eine Bedeutung zu bieten schienen.

Jeder schwieg.

Balsamo erhob in seinen Händen die krystallene Caraffe, betrachtete sie einen Augenblick aufmerksam und stellte sie wieder, den Kopf schüttelnd, auf den Tisch.

»Nun?« fragte die Dauphine.

»Ich kann nicht sprechen,« sagte Balsamo.

Das Gesicht der Prinzessin nahm einen Ausdruck an, der sichtbar bedeutete: »Sei unbesorgt; ich weiß, wie man diejenigen, welche schweigen wollen, sprechen macht.«

»Weil Sie mir nichts zu sagen haben?« entgegnete sie laut.

»Es gibt Dinge, die man den Fürsten nie sagen muß, Madame,« erwiderte Balsamo mit einem Tone, aus dem hervorging, daß er selbst den Befehlen der Dauphine zu widerstehen entschlossen war.

»Besonders,« sprach diese, »wenn die Dinge, ich wiederhole es, sich in das Wort nichts übersetzen.«

»Das ist es nicht, was mich zurückhält, Madame, im Gegentheil.«

Die Dauphine lächelte verächtlich.

Balsamo schien verlegen; der Cardinal fing an, ihm in das Gesicht zu lachen, und der Baron näherte sich brummend.

»Ah! Ah!« sagte er, »mein Zauberer ist bereits abgenutzt: das hat nicht lange gedauert. Wir brauchen nun nur noch alle diese goldenen Tassen sich in Rebenblätter verwandeln zusehen, wie in dem orientalischen Märchen.«

»Einfache Rebenblätter wären mir lieber gewesen, als diese ganze Auskramung des Herrn, in der Absicht, mir vorgestellt zu werden,« sagte Marie Antoinette.

»Madame,« entgegnete Balsamo äußerst bleich, »wollen Sie sich gnädigst erinnern, daß ich diese Ehre nicht nachgesucht habe.«

»Ei! mein Herr, es war nicht schwer zu errathen, daß ich Sie zu sehen verlangen würde.«

»Verzeihen Sie, Madame, er glaubte gut zu handeln,« sprach Andrée mit leiser Stimme.

»Und ich sage Ihnen, daß er Unrecht gehabt hat,« entgegnete die Prinzessin so, daß sie nur von Balsamo und Andrée gehört werden konnte. »Man erhebt sich nicht dadurch, daß man einen Greis demüthigt; und wenn sie aus dem zinnernen Becher eines Edelmanns trinken kann, so nöthigt man eine Dauphine von Frankreich nicht, aus dem goldenen Pokale eines Charlatan zu trinken.«

Balsamo fuhr schauernd auf, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte, und sprach mit bebender Stimme:

»Madame, ich bin bereit, Sie mit Ihrem Schicksal bekannt zu machen, da Sie Ihre Verblendung dasselbe wissen zu wollen antreibt.«

Balsamo sprach diese Worte mit einem so festen und zugleich so drohenden Tone, daß die Anwesenden eine eisige Kälte ihre Adern durchlaufen fühlten.

Die junge Erzherzogin erbleichte sichtbar.

»Geben Sie ihm kein Gehör, meine Tochter,« sprach deutsch die alte Dame zu Marie Antoinette.

»Lassen Sie Ihre Hoheit hören, sie hat wissen wollen, und so soll sie wissen,« versetzte Balsamo in derselben Sprache.

Diese Worte, in einem fremden Idiom gesprochen, das nur einige Personen verstanden, machte die Lage der Dinge noch geheimnisvoller.

»Vorwärts,« sagte die Dauphine, den Versuchen ihrer alten Hofmeisterin widerstehend, »vorwärts, er spreche. Wenn ich ihn nun schweigen hieße, so würde er glauben, ich habe Furcht.«

Balsamo hörte diese Worte und ein düsteres, aber flüchtiges Lächeln schwebte über seine Lippen.

»Es ist, wie ich sagte,« murmelte er, »ein prahlerischer Muth.«

»Sprechen Sie,« rief die Dauphine, »sprechen Sie, mein Herr.«

»Eure Hoheit verlangt also immer noch, daß ich spreche.«

»Ich gehe nie von einer Entscheidung ab.«

»Doch zu Ihnen allein, Madame.«

»Es sei,« sagte die Dauphine, »ich will ihn in seine letzte Verschanzung zurückdrängen. Entfernen Sie sich.«

Und auf ein Zeichen, welches begreiflich machte, daß der Befehl allgemein war, zog sich Jedermann zurück.

»Das ist ein Mittel wie irgend ein anderes, um eine Privataudienz zu erhalten, nicht wahr, mein Herr?« sagte die Dauphine, sich gegen Balsamo umwendend.

»Suchen Sie mich nicht zu reizen, Madame,« versetzte der Fremde; »ich bin nichts als ein Werkzeug, dessen sich Gott bedient, um Sie zu erleuchten. Beleidigen Sie das Glück, es wird Ihnen zurückgeben, denn es weiß sich wohl zu rächen. Ich übersetze nur seine Launen. Lassen Sie also nicht mehr auf mir den Zorn lasten, der bei Ihnen von meinem Zögern herrührt, als Sie mich die Mißgeschicke bezahlen lassen werden, deren unseliger Herold ich nur bin.«

»Es scheint also, es sind Mißgeschicke?« versetzte die Dauphine, besänftigt durch den ehrfurchtsvollen Ausdruck von Balsamo und entwaffnet durch seine scheinbare Resignation.

»Ja, Madame, und zwar sehr große Mißgeschicke.«
»Nennen Sie mir alle.«
»Ich werde es versuchen.«
»Nun?«
»Fragen Sie mich.«
»Vor Allem: wird meine Familie glücklich leben?«
»Welche? diejenige, welche Sie verlassen, oder diejenige, welche Sie erwartet?«
»Oh! meine wahre Familie, meine Mutter Maria Theresia, mein Bruder Joseph, meine Schwester Caroline.«
»Ihr Unglück wird sie nicht berühren.«
»Dieses Unglück betrifft also mich persönlich?«
»Sie und Ihre neue Familie.«
Können Sie mich über dieses Unglück erleuchten?«
»Ich kann es.«
»Die königliche Familie besteht aus drei Prinzen?«
»Ja«
»Dem Herzog von Berry, dem Grafen von Provence und dem Grafen von Artois.«
»Ganz richtig.«
»Was wird das Schicksal dieser drei Prinzen sein?«
»Sie werden alle drei regieren.«
»Ich werde also keine Kinder haben?«
»Sie werden haben.«
»Dann sind es also keine Söhne?«
»Es sind Söhne unter den Kindern, die Sie haben werden«
»Es wird mich folglich der Schmerz treffen, sie sterben zu sehen?«
»Sie werden beklagen, daß der Eine todt ist, Sie werden beklagen, daß der Andere lebt.«
»Wird mich mein Gemahl lieben?«
»Er wird Sie lieben.«
»Sehr?«
»Zu sehr!«
»Doch ich frage Sie, welches Unglück kann mich bei der Liebe meines Gemahls und der Unterstützung meiner Familie treffen?«
»Der eine und die andere werden Ihnen fehlen.«
»Dann bleibt mir die Liebe und die Unterstützung des Volkes.«
»Die Liebe und Unterstützung des Volkes! . . . das ist der Ocean während der Windstille . . . Haben Sie den Ocean während eines Sturmes gesehen, Madame?«
»Indem ich das Gute thue, hindere ich den Sturm, sich zu erheben, oder wenn er sich erhebt, erhebe ich mich mit ihm.«
»Je höher die Welle ist, desto tiefer ist der Abgrund, den sie aushöhlt.«
»Gott wird mir bleiben.«
»Gott schützt die Häupter nicht, die er selbst verurtheilt hat.«

»Was sagen Sie da, mein Herr? Werde ich nicht Königin sein?«

»Im Gegentheil, Madame, möchte es dem Himmel gefallen, daß Sie es nicht würden!«

Die junge Frau lächelte verächtlich.

»Hören Sie, Madame, und erinnern Sie sich,« sprach Balsamo.

»Ich höre,« versetzte die Dauphine.

»Haben Sie die Tapete des ersten Zimmers, in welchem Sie bei Ihrer Ankunft in Frankreich schliefen, wahrgenommen?« fuhr der Prophet fort.

»Ja, mein Herr,« antwortete die Dauphine schauernd.

»Was stellte diese Tapete vor?«

»Eine Niedermetzelung, die der unschuldigen Kinder.«

»Gestehen Sie, daß die schreckensvollen Gesichter der Metzeler Eurer Königlichen Hoheit im Gedächtniß geblieben sind?«

»Ich gestehe es, mein Herr.«

»Haben Sie während des Sturmes nichts bemerkt?«

»Der Blitz schlug zu meiner Linken in einen Baum, der beim Fallen beinahe meinen Wagen zerschmetterte.«

»Das sind Vorzeichen,« sprach Balsamo mit düsterem Tone.

»Traurige Vorzeichen?«

»Mir scheint, es wäre schwer, sie anders zu deuten.«

Die Dauphine ließ ihr Haupt auf ihre Brust sinken, erhob es jedoch nach einem Augenblicke des Nachdenkens und Stillschweigens wieder und fragte:

»Wie wird mein Gemahl sterben?«

»Ohne Kopf.«

»Wie wird der Graf von Provence sterben?«

»Ohne Beine.«

»Wie wird der Graf von Artois sterben?«

»Ohne Hof.«

»Und ich?«

Balsamo schüttelte den Kopf.

»Sprechen Sie,« rief die Dauphine, »sprechen Sie.«

»Ich habe nichts mehr zu sagen.«

»Aber ich will, daß Sie sprechen!« rief Marie Antoinette bebend.

»Haben Sie Mitleid, Madame!«

»Oh! sprechen Sie!«

»Nie, Madame, nie! . . .«

»Sprechen Sie, mein Herr,« sagte Marie Antoinette mit drohendem Tone; »sprechen Sie, oder ich sage, daß Alles dies nur eine lächerliche Komödie ist. Und nehmen Sie sich wohl in Acht, man spielt nicht so mit einer Tochter von Maria Theresia, mit einer Frau, die das Leben von dreißig Millionen Menschen in ihren Händen hält.«

Balsamo blieb stumm.

»Ah! Sie wissen nicht mehr,« sagte die Prinzessin verächtlich die Achseln zuckend, »oder

vielmehr, Ihre Einbildungskraft ist erschöpft.«

»Ich weiß Alles, sage ich Ihnen, Madame,« versetzte Balsamo, »und da Sie es durchaus wollen . . .«

»Ja, ich will es.«

Balsamo nahm die Caraffe, welche immer noch auf der goldenen Schale stand, und stellte sie in eine düstere Vertiefung der Laube, wo einige scheinbare Felsen eine Grotte bildeten. Dann ergriff er die Erzherzogin bei der Hand und zog sie unter den schwarzen Schatten des Gewölbes.

»Sind Sie bereit?« sagte er zu der Prinzessin, welche diese heftige Handlung beinahe erschreckt hatte.

»Ja.«

»So knien Sie nieder, knien Sie nieder, und Sie werden in der geeigneten Stellung sein, um Gott zu bitten, er möge Ihnen die furchtbare Entwicklung ersparen, die Sie sehen werden.«

Die Dauphine gehorchte maschinenmäßig und ließ sich auf ihre Kniee nieder.



Balsamo berührte mit seinem Stäbchen die krystallene Kugel, in der sich ohne Zweifel irgend eine düstere, furchtbare Gestalt hervorhob.

Die Dauphine versuchte es, aufzustehen, wankte einen Augenblick, fiel zurück, stieß einen furchtbaren Schrei aus und wurde ohnmächtig.

Der Baron lief herbei, die Prinzessin war ohne Bewußtsein.

Nach einigen Minuten kam sie wieder zu sich.

Sie fuhr mit ihren Händen über die Stirne, wie es eine Person thut, die ihre Erinnerungen zu sammeln sucht.

Dann rief sie plötzlich mit einem Ausdruck unbeschreiblichen Schreckens:

»Die Caraffe! die Caraffe!«

Der Baron bot sie ihr, das Wasser war durchsichtig und ohne einen einzigen Flecken.
Balsamo war verschwunden.

XVI.

Der Baron von Taverney erlaubt endlich eine kleine Ecke der Zukunft im Helldunkel zu erblicken.

Der Erste, der die Ohnmacht der Frau Dauphine bemerkte, war, wie gesagt, der Baron von Taverney; er stand auf der Lauer, unruhiger, als irgend Jemand, über das, was zwischen ihr und dem Zauberer Vorgehen würde. Er hatte den Schrei gehört, den Ihre Königliche Hoheit ausgestoßen, er hatte gesehen, wie Balsamo aus dem Gebüsch stürzte, und war herbeigelaufen.

Mit dem ersten Worte hieß die Prinzessin ihr die Caraffe zeigen, mit dem zweiten hieß sie dem Zauberer nichts Böses zufügen. Es war Zeit, dieses Gebot ergehen zu lassen: Philipp von Taverney stürzte schon wie ein gereizter Löwe auf seiner Spur fort, als die Stimme der Dauphine ihn zurückhielt.

Da näherte sich ihre Ehrendame ebenfalls und befragte sie deutsch; auf alle ihre Fragen antwortete sie jedoch nichts, wenn nicht, daß sich Balsamo durchaus nicht gegen die Achtung verfehlt habe; aber, ohne Zweifel angestrengt durch den langen Weg und den Sturm am vorhergehenden Tage, sei sie von einem nervösen Fieber befallen worden.

Diese Antworten wurden Herrn von Rohan übersetzt, der Erläuterungen erwartete, aber keine Frage zu machen wagte.

Bei Hofe begnügt man sich mit einer halben Antwort; die der Dauphine befriedigte nicht, schien aber Jedermann zu befriedigen. Hienach näherte sich Philipp und sprach:

»Madame, um den Befehlen Eurer Königlichen Hoheit zu gehorchen, komme ich zu meinem großen Bedauern und erinnere sie daran, daß die halbe Stunde, die sie sich hier aufzuhalten gedachte, abgelaufen ist und daß die Pferde bereit stehen.«

»Gut, mein Herr,« sagte sie mit einer reizenden Geberde kränklicher Nachlässigkeit, »doch ich gehe von meinem ersten Plane ab. Ich bin unfähig, in diesem Augenblick abzureisen . . . Es scheint mir, ein paar Stunden Schlaf und Ruhe würden mich wiederherstellen.«

Der Baron erbleichte. Andrée schaute ihren Vater ängstlich an.

»Eure Hoheit weiß, wie sehr ein Lager in diesem Hause ihrer unwürdig ist,« stammelte der Baron von Taverney.

»Oh! ich bitte Sie, mein Herr,« antwortete die Dauphine mit dem Tone einer Frau, welche einer Ohnmacht nahe ist, »Alles wird gut sein, wenn ich nur ruhe.«

Andrée verschwand sogleich, um ihr Zimmer bereit halten zu lassen. Es war nicht das größte, es war vielleicht auch nicht das geschmückteste, aber in dem Zimmer eines aristokratischen Mädchens, wie Andrée, und sollte es auch arm sein, wie es Andrée war, findet sich immer etwas Zierliches, das den Blick einer andern Frau erfreut.

Jeder beeiferte sich nun um die Dauphine, doch sie machte ein Zeichen mit der Hand, als hätte sie nicht die Kraft zu sprechen, als wünschte sie allein zu sein.

Da entfernte sich Jedermann zum zweiten Male.

Marie Antoinette folgte Allen mit den Augen, bis der letzte Flügel eines Frackes und die letzte Schleppe eines Frauenkleides verschwunden waren; dann ließ sie träumerisch ihr bleiches Haupt

auf ihre Hand fallen.

Waren es nicht in der That gräßliche Weissagungen, die sie in Frankreich begleiteten? Das Zimmer, wo sie in Straßburg angehalten, das erste, in welches sie den Fuß auf den Boden setzte, wo sie Königin sein sollte, dieses Zimmer, dessen Tapete die Niedermetzlung der unschuldigen Kinder darstellte; der Sturm, der am Abend zuvor einen Baum in der Nahe ihres Wagens zerschmettert hatte, und endlich die Weissagungen eines so außerordentlichen Mannes, worauf die mystische Erscheinung folgte, deren Geheimniß Niemand zu enthüllen die Dauphine entschlossen schien!

Nach Verlauf von zehn Minuten kehrte Andrée zurück. Sie beabsichtigte, zu melden, das Zimmer sei bereit. Man dachte nicht, das Verbot der Prinzessin erstreckte sich auch auf sie, und sie konnte unter die Laube dringen.

Sie blieb einige Augenblicke vor der Prinzessin stehen und wagte es nicht, zu sprechen, so sehr schien Ihre Königliche Hoheit in eine tiefe Träumerei versunken.

Endlich erhob Marie Antoinette das Haupt und machte mit der Hand Andrée ein Zeichen.

»Das Zimmer Ihrer Hoheit ist bereit,« sagte diese; »nur bitten wir sie . . .«

Die Dauphine ließ das Mädchen nicht vollenden.

»Großen Dank, mein Fräulein,« sprach sie. »Ich bitte, rufen Sie die Gräfin Langershausen und dienen Sie uns als Führerin.«

Andrée gehorchte; die alte Ehrendame kam eilig herbei.

»Geben Sie mir den Arm, meine gute Brigitte, denn in der That, ich fühle mich nicht kräftig genug, um allein zu gehen,« sagte die Dauphine deutsch.

Die Gräfin gehorchte. Andrée machte eine Bewegung, sie zu unterstützen.

»Verstehen Sie denn Deutsch, mein Fräulein?« fragte Marie Antoinette.

»Ja, Madame, und ich spreche sogar ein wenig,« antwortete Andrée deutsch.

»Vortrefflich« rief die Dauphine voll Freude. »Oh! wie das gut mit meinen Plänen übereinstimmt.«

Andrée wagte es nicht, ihren Gast nach diesen Plänen zu fragen, trotz ihres Verlangens, dieselben kennen zu lernen.

Die Dauphine stützte sich auf den Arm von Frau von Langershausen und ging mit kleinen Schritten vorwärts. Ihre Kniee schienen unter ihr zu weichen.

Als sie aus dem Gebüsche hervorkam, hörte sie die Stimme von Herrn von Rohan, welcher sagte:

»Wie, Herr von Stainville, trotz des Verbotes dringen Sie darauf, mit Ihrer Königlichen Hoheit zu sprechen?«

»Es muß sein,« antwortete mit festem Tone der Gouverneur, »und ich bin überzeugt, sie wird mir vergeben.«

»In der That, mein Herr, ich weiß nicht, ob ich soll . . .«

»Laßen Sie unsern Gouverneur vor, Herr von Rohan,« sagte die Dauphine, mitten in der Oeffnung des Gebüsches wie unter einem grünen Bogen erscheinend; »kommen Sie, Herr von Stainville.«

Jedermann verbeugte sich vor dem Befehle von Marie Antoinette, und man trat bei Seite, um den Schwager des allmächtigen Ministers, der damals ganz Frankreich regierte, vorbeizulassen.

Herr von Stainville schaute umher, als forderte er eine geheime Unterredung. Marie Antoinette begriff, daß der Gouverneur ihr etwas allein zu sagen hatte; doch ehe sie nur den Wunsch geäußert, mit ihm unter vier Augen zu sein, hatte sich Jeder entfernt.

»Depeche von Versailles, Madame,« sagte mit halber Stimme Herr von Stainville und überreichte der Dauphine einen Brief, den er bis jetzt unter seinem gestickten Hute verborgen gehalten hatte.

Die Dauphine nahm ihn und las auf dem Umschlag:

»An den Herrn Baron von Stainville, Gouverneur von Straßburg.«

»Der Brief ist nicht für mich, sondern für Sie, mein Herr,« sagte sie, »entsiegeln Sie ihn und lesen Sie ihn mir vor, wenn er überhaupt etwas enthält, was mich interessirt.«

»Der Brief ist allerdings an meine Adresse, Madame, doch sehen Sie, hier auf dieser Ecke steht das zwischen mir und meinem Schwager, Herrn von Choiseul, verabredete Zeichen, welches andeutet, daß der Brief für Eure Hoheit allein bestimmt ist.«

»Oh!. das ist wahr, ein Kreuz; ich sah es nicht; geben Sie.«

Die Prinzessin öffnete den Brief und las folgende Zeilen:

Die Vorstellung von Madame Dubarry ist entschieden, wenn Sie eine Pathin⁹ findet. Wir hoffen noch, daß sie keine finden wird. Das sicherste Mittel, diese Vorstellung kurz abzuschneiden, wäre, wenn Ihre Königliche Hoheit die Frau Dauphine sich beeilen würde. Ist Ihre Königliche Hoheit die Frau Dauphine einmal in Versailles, so wird es Niemand wagen, eine solche Ungeheuerlichkeit vorzuschlagen.«

»Sehr gut!« sagte die Dauphine, nicht nur ohne die geringste Aufregung zu zeigen, sondern auch ohne daß es schien, als hätte ihr dieser Brief das mindeste Interesse eingeflößt.

»Wird sich Eure Königliche Hoheit zu Ruhe begeben?« fragte schüchtern Andrée.

»Nein, ich danke, mein Fräulein,« erwiderte die Erzherzogin; »die frische Luft hat mich wieder belebt; sehen Sie, wie stark und heiter gestimmt ich nun bin.«

Sie schob den Arm der Gräfin zurück und machte ein paar Schritte mit derselben Geschwindigkeit und derselben Kraft, als ob nichts vorgefallen wäre.

»Meine Pferde,« sagte sie, »ich reise ab.«

Herr von Rohan schaute ganz erstaunt Herrn von Stainville an und schien ihn mit dem Blicke um eine Erläuterung dieser plötzlichen Veränderung zu fragen.

»Der Herr Dauphin wird ungeduldig,« sagte der Gouverneur dem Cardinal in das Ohr.

Die Lüge wurde mit so viel Geschicklichkeit an den Mann gebracht, daß sie Herr von Rohan für eine Indiscretion hielt und sich damit begnügte.

Was Andrée betrifft, so hatte sie ihr Vater daran gewöhnt, jede Laune eines gekrönten Hauptes zu ehren; sie war also nicht erstaunt über diesen Widerspruch von Marie Antoinette; als diese sich gegen sie umwandte und auf ihrem Antlitz nur den Ausdruck einer unaussprechlichen Sanftmuth wahrnahm, sagte sie auch zu ihr:

»Ich danke, mein Fräulein, Ihre Gastfreundschaft hat mich innig gerührt.«

Dann sich an den Baron wendend sprach die Dauphine:

»Mein Herr, Sie mögen erfahren, daß ich, als ich Wien verließ, das Gelübde that, das Glück des ersten Franzosen zu machen, den, ich, die Grenze von Frankreich berührend, begegnen würde. Dieser Franzose ist Ihr Sohn . . . Doch damit ist nicht gesagt, daß ich hiebei stehen bleibe

und daß das Fräulein . . . wie heißt doch Ihre Tochter, mein Herr?«

»Andrée, Euere Hoheit.«

»Und daß Fräulein Andrée vergessen sein soll.«

»Oh! Eure Hoheit,« sagte das Mädchen.

»Ja, ich will ein Ehrenfräulein aus ihr machen; nicht wahr, mein Herr, wir sind im Stande, unsere Proben abzulegen?« fuhr die Dauphine, sich an Herrn von Taverney wendend, fort.

»Oh! Eure Hoheit,« rief der Baron, denn dieses Wort verwirklichte alle seine Träume; »von dieser Seite sind wir nicht unruhig: wir haben mehr Adel, als Reichthum. Doch ein so hohes Glück . . .«

»Gebührt Ihnen . . . der Bruder wird den König im Heere vertheidigen, die Schwester wird der Dauphine zu Hause dienen; der Vater gibt dem Sohne Rathschläge der Loyalität, der Tochter Rathschläge der Tugend . . . und so werde ich würdige Diener haben, nicht wahr, mein Herr?« fuhr Marie Antoinette fort, indem sie sich an den jungen Mann wandte, der nur niederknien konnte, indeß die Aufregung seine Stimme auf den Lippen erstickte.

»Aber . . .« murmelte der Baron, dem zuerst die Fähigkeit der Ueberlegung kam.

»Ja, ich begreife,« erwiderte die Dauphine, »nicht wahr, Sie haben Vorbereitungen zu treffen?«

»Allerdings, Madame,« sprach Taverney.

»Ich gebe dies zu, doch diese Vorbereitungen können nicht lange dauern.«

Ein trauriges Lächeln, das über die Lippen von Andrée und Philipp schwebte und bitter auf denen des Barons sich abzeichnete, hielt sie auf diesem Wege zurück, der für die Eitelkeit der Taverney grausam wurde.

»Nein, gewiß nicht, wenn ich nach Ihrem Verlangen, mir zu gefallen, urtheile,« fügte die Dauphine bei. »Uebrigens warten Sie, ich lasse Ihnen eine von meinen Carrossen hier, sie wird Sie in meinem Gefolge führen . . . Herr Gouverneur kommen Sie mir zu Hülfe.«

Der Gouverneur näherte sich.

»Ich lasse Herrn von Taverney, den ich mit Fräulein Andrée nach Paris nehme, eine Carrosse zurück,« sagte die Dauphine. »Ernennen Sie Jemand, der diese Carrosse begleiten und als zu den meinigen gehörend anerkennen lassen soll.«

»Auf der Stelle, Madame,« antwortete der Baron von Staiville; »treten Sie vor, Herr von Beausire.«

»Ein junger Mann von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren mit sicherem Gang, lebhaften und gescheiten Augen trat aus den Reihen der Escorte hervor und näherte sich den Hut in der Hand.

»Sie werden eine Carrosse für Herrn von Taverney zurückbehalten und dieselbe sodann begleiten,« sagte der Gouverneur.

»Seien Sie dafür besorgt, daß sie uns bald einholt,« sprach die Dauphine; »ich bevollmächtige Sie, wenn es sein muß, die Relais zu verdoppeln.«

Der Baron und seine Kinder verwirrten sich in Ausdrücken des Dankes.

»Diese plötzliche Abreise ist Ihnen nicht zu unangenehm, nicht wahr, mein Herr?« fragte die Dauphine.

»Wir sind zu den Befehlen Eurer Hoheit,« antwortete der Baron.

»Gott befohlen!« sprach die Dauphine mit einem Lächeln. »In den Wagen, meine Herren! . . . Herr Philipp, zu Pferde!«

Philipp küßte seinem Vater die Hand, umarmte seine Schwester und schwang sich in den Sattel.

Eine Viertelstunde nachher blieb von dieser ganzen, wie die Wolke am vorhergehenden Tage wirbelnden, Cavalcade in der Allee von Taverney nichts mehr übrig, wenn nicht ein junger Mann, der auf dem Weichsteine am Thor saß und bleich und traurig mit gierigem Auge die letzten Staubmassen verfolgte, welche in der Ferne auf der Landstraße die raschen Füße der Pferde aufjagten.

Dieser junge Mann war Gilbert.

Der Baron, der mit Andrée allein geblieben, hatte mittlerweile das Wort noch nicht finden können.

Es war ein sonderbares Schauspiel, das der Salon von Taverney bot.

Die Hände gefaltet, dachte Andrée an die Menge seltsamer, unerwarteter, unerhörter Ereignisse, welche plötzlich ihr so ruhiges Leben durchzogen hatten, und glaubte zu träumen.

Der Baron riß an seinen grauen Augbrauen, aus deren Mitte lange, gekrümmte Haare hervorsprangen, und zerknitterte seinen Jabot.

Nicole schaute, an die Thüre gelehnt, ihre Gebieter an.

La Brie ließ die Arme hängen, sperrte den Mund auf und schaute Nicole an.

Der Baron erwachte zuerst.

»Verruchter!« rief er La Brie zu, »Du bleibst hier wie eine Bildsäule, und dieser Edelmann, dieser Gefreite vom Hause des Königs wartet außen.«

La Brie machte einen Seitensprung, verwickelte sein linkes Bein mit dem rechten, und verschwand stolpernd.

Einen Augenblick nachher kam er zurück.

»Gnädiger Herr,« sagte er, »der Edelmann ist unten.«

»Was macht er?«

»Er läßt sein Pferd Pimpinellen fressen.«

»Laß ihn machen. Und die Carrosse?«

»Die Carrosse ist in der Allee.«

»Angespannt?«

»Mit vier Pferden. Oh! die schönen Thiere, gnädiger Herr! Sie fressen die Granatbäume im Blumengarten ab.«

»Die Pferde des Königs haben das Recht, zu fressen, was sie wollen. Doch wie steht es mit dem Zauberer?« »Der Zauberer ist verschwunden, gnädiger Herr.«

»Und hat die Tafel gedeckt zurückgelassen? Das ist nicht glaublich, er wird wiederkommen, oder irgend Jemand für ihn.«

»Ich glaube es nicht,« sagte La Brie, »Gilbert hat ihn mit seinem Fourgon wegfahren sehen.«

»Gilbert hat ihn mit seinem Fourgon wegfahren sehen?« wiederholte der Baron nachdenkend.

»Ja, gnädiger Herr.«

»Dieser Taugenichts von einem Gilbert sieht Alles. Geh' und packe.«

»Es ist bereits geschehen.«

»Wie, es ist bereits geschehen?«

»Ja; sobald ich den Befehl der Frau Dauphine hörte, ging ich in das Schlafzimmer des Herrn Baron und packte seine Kleider und seine Wäsche ein.«

»In was mischst Du Dich, Bursche?«

»Bei Gott! gnädiger Herr, ich glaubte wohl zu thun, wenn ich Ihren Wünschen zuvorkommen würde.«

»Dummkopf! geh', hilf meiner Tochter.«

»Ich danke, mein Vater, ich habe Nicole.«

Der Baron dachte abermals nach.

»Dreifacher Schuft,« sagte er zu La Brie, »Eines ist unmöglich!«

»Was, gnädiger Herr?«

»Und woran Du nicht gedacht hast, denn Du denkst an nichts.«

»Sagen Sie es, gnädiger Herr.«

»Daß Ihre Hoheit abgereist ist, ohne Herrn von Beausire etwas zurückzulassen, oder daß der Zauberer verschwunden, ohne Gilbert mit einem Worte zu beauftragen.«

In diesem Augenblick hörte man etwas wie ein kurzes Pfeifen im Hofe.

»Gnädiger Herr,« sagte La Brie.

»Nun?«

»Man ruft.«

»Wer dies?«

»Der Herr.«

»Der Gefreite des Königs?¹⁰«

»Ja, und dort ist auch Gilbert; er geht umher, als ob er etwas zu sagen hätte.«

»Also vorwärts, Thier.«

La Brie gehorchte mit seiner gewöhnlichen Eile.

»Mein Vater,« sagte Andrée, sich dem Baron nähernd, »ich begreife, was Sie zu dieser Stunde peinigt. Sie wissen, ich habe etwa dreißig Louis d'or und die schöne mit Diamanten besetzte Uhr, welche Maria Leczinska meiner Mutter geschenkt hat.«

»Ja, mein Kind, ja, es ist gut,« erwiderte der Baron, »doch behalte es, Du brauchst ein schönes Kleid für Deine Vorstellung; einstweilen ist es meine Sache, Mittel aufzusuchen. Stille, hier kommt La Brie.«

»Gnädiger Herr,« rief er eintretend und in einer Hand einen Brief, in der andern zehn Goldstücke haltend, »gnädiger Herr, hier ist das, was die Dauphine für mich zurückgelassen hat, zehn Louis d'or!«

»Und dieser Brief, Halunke?«

»Ah! dieser Brief ist für Sie; er kommt vom Zauberer.

»Vom Zauberer, und wer hat ihn Dir übergeben?«

»Gilbert.«

»Ich sagte es Dir, doppeltes Vieh; gib, gib geschwinde.«

Der Baron entriß den Brief La Brie, öffnete ihn hastig und las leise:

»Herr Baron, seit eine so erhabene Hand dieses Geschirr in Ihrem Hause berührt hat, gehört es

Ihnen; behalten Sie es als eine Reliquie und denken Sie zuweilen an Ihren dankbaren Gast.«

»Joseph Balsamo.«

»La Brie!« rief der Baron, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte.

»Gnädiger Herr?«

»Gibt es keinen guten Goldschmied in Bar-le-Duc?«

»Oh ja, denjenigen, welcher den silbernen Becher von Fräulein Andrée wieder gelöthet hat.«

»Es ist gut. Andrée stelle den Becher, aus dem Ihre Hoheit getrunken, bei Seite, und laß den übrigen Service in den Wagen bringen. Und Du, Schafskopf, lauf' in den Keller und setze dem Edelmann vor, was noch von gutem Wein übrig ist.«

»Eine Flasche, gnädiger Herr,« sagte La Brie mit tiefer Schwermuth.

»Mehr braucht man nicht.«

La Brie entfernte sich.

»Auf, Andrée,« fuhr der Baron, seine Tochter bei beiden Händen fassend, fort; »auf, Muth, mein Kind. Wir gehen an den Hof; es gibt dort viele erledigte Titel, viele Abteien zu vergeben, nicht wenig Regimenter ohne einen Obersten und eine gute Anzahl brachliegende Pensionen. Der Hof ist ein schönes, trefflich durch die Sonne erleuchtetes Land. Stelle Dich immer auf die Seite, wo sie scheinen wird, meine Tochter, denn Du bist hübsch anzuschauen. Gehe, mein Kind, gehe.«

Andrée entfernte sich ebenfalls, nachdem sie ihrem Vater die Stirne geboten hatte.

Nicole folgte ihr.

»Hollah! Ungeheuer von einem La Brie,« rief Taverney, der zuletzt hinausging, »sorge gut für den Herrn Gefreiten, hörst Du?«

»Ja, gnädiger Herr,« antwortete La Brie aus der Tiefe des Kellers.

»Ich,« fuhr der Baron fort, während er in sein Zimmer eilte, »ich will meine Papiere ordnen . . . In einer Stunde müssen wir aus diesem Loche sein, Andrée, hörst Du wohl! Endlich werde ich Taverney also verlassen und zwar durch die gute Thüre. Was für ein braver Mann ist doch dieser Zauberer! Wahrhaftig ich werde abergläubisch wie ein Teufel! Beeile Dich doch, elender La Brie.«

»Gnädiger Herr, ich mußte im Finstern herumtappen. Es fand sich kein Licht mehr im Schlosse.«

»Es war, wie es scheint, Zeit,« sagte der Baron.

XVII.

Die fünf und zwanzig Louis d'or von Nicole.

In ihr Zimmer zurückgekehrt betrieb Andrée auf das Thätigste die Vorbereitungen zu ihrer Abreise. Nicole unterstützte diese Vorbereitungen mit einem Eifer, der bald die Wolke zerstreute, die sich zwischen ihr und ihrer Gebieterin auf die Scene am Morgen erhoben hatte.

Andrée schaute ihr aus einem Winkel des Auges zu und lächelte, als sie sah, daß sie ihr nicht einmal zu verzeihen haben würde.

»Sie ist ein gutes, ergebenes, dankbares Mädchen,« sagte sie leise zu sich selbst; »sie hat ihre Schwächen wie jedes Geschöpf hienieden. Wir wollen vergessen.«

Nicole ihrerseits war nicht das Mädchen, das die Physiognomie ihrer Gebieterin aus dem Gesichte verloren hätte, und sie bemerkte das wachsende Wohlwollen, das sich auf ihrem schönen, ruhigen Antlitz ausprägte.

»Ich Einfältige!« dachte sie, »ich hätte mich beinahe wegen dieses kleinen Schuftes von einem Gilbert mit dem Fräulein entzweit, das mich nach Paris mitnimmt, wo man beinahe immer sein Glück macht.«

Es war schwierig, daß auf diesem jähren Abhänge zwei gegen einander rollende Sympathien sich nicht begegnen und beim Begegnen sich nicht in Berührung setzen sollten.

Andrée gab die erste Rede.

»Lege meine Spitzen in einen Carton,« sagte sie.

»In welchen Carton, mein Fräulein?« fragte die Zofe.

»Was weiß ich; . . . haben wir keinen?«

»Doch, ich habe denjenigen, welchen mir das Fräulein geschenkt hat; er ist in meinem Zimmer.«

Und Nicole holte den Carton mit einer Zuvorkommenheit, welche Andrée vollends bestimmte, gänzlich zu vergessen.

»Aber dieser Carton gehört Dir, und Du bedarfst desselben vielleicht, mein armes Kind,« sagte sie, als sie Nicole wieder erscheinen sah.

»Da das Fräulein desselben mehr bedarf, als ich, und da der Carton im Ganzen ihm gehört . . .«

»Wenn man eine Haushaltung anfangen will, so hat man nie genug Geräthschaften,« erwiderte Andrée, »Du bedarfst daher desselben in diesem Augenblick mehr als ich.«

Nicole erröthete.

»Du brauchst Cartons, um Deinen Hochzeitstaat hineinzulegen,« fuhr Andrée fort.

»Oh! mein Fräulein,« entgegnete Nicole, heiter den Kopf schüttelnd, »mein Hochzeitstaat wird leicht unterzubringen sein und keinen großen Raum einnehmen.«

»Warum? wenn Du heirathest, Nicole, sollst Du glücklich, reich werden.«

»Reich!«

»Ja, reich, natürlich verhältnißmäßig.«

»Das Fräulein hat mir also einen Generalpächter ausgesucht?«

»Nein; aber ich habe Dir eine Mitgift gefunden.«

»In der That, mein Fräulein?«

»Du weißt, was in meiner Börse ist?«

»Ja, mein Fräulein, fünf und zwanzig schöne Louis d'or.«

»Nun! Diese fünf und zwanzig Louis d'or gehören Dir, Nicole.«

»Fünf und zwanzig Louis d'or! Das ist ein wahres Vermögen,« rief Nicole entzückt.

»Desto besser, wenn Du das im Ernste sagst, mein armes Mädchen.«

»Und das Fräulein schenkt mir diese fünf und zwanzig Louis d'or?«

»Ich schenke sie Dir.«

Nicole war zuerst erstaunt, dann erschüttert, dann traten ihr die Thränen in die Augen, und sie stürzte auf die Hand von Andrée und küßte sie.

»Dein Mann wird nun zufrieden sein, nicht wahr?« sagte Fräulein von Taverney.

»Gewiß, sehr zufrieden,« sprach Nicole, »wenigstens hoffe ich es.«

Und sie bedachte, daß das, was die Weigerung von Gilbert veranlaßt, ohne Zweifel die Furcht vor Armuth gewesen sei, und daß sie nun, da sie reich geworden, dem ehrgeizigen jungen Manne vielleicht wünschenswerther erscheinen würde, Sie gelobte sich sogleich, Gilbert seinen Antheil an dem kleinen Vermögen zu geben, das sie der Großmuth von Andrée zu verdanken hatte, und wollte ihn durch die Dankbarkeit fesseln und abhalten in sein Verderben zu rennen. So viel lag wirklich Edles in dem Plane von Nicole. Ein böswilliger Ausleger ihrer Träumerei hätte vielleicht in dieser ganzen Großmuth einen kleinen Keim von Stolz, ein unwillkürliches Bedürfniß, denjenigen zu demüthigen, welcher sie gedemüthigt, entdeckt.

Doch um solchen Pessimisten zu antworten, fügen wir rasch bei, daß wir in diesem Augenblick beinahe mit Gewißheit behaupten können, es habe die Stimme der guten Absichten bei Nicole ein großes Uebergewicht über die der schlimmen gehabt.

Andrée sah sie nachdenken. »Armes Kind!« seufzte sie, »sie, die Sorglose, könnte so glücklich sein.«

Nicole hörte ihre Worte und bebte. Diese Worte ließen in der That das leichtfertige Mädchen ein Eldorado von Seide, Diamanten, Spitzen, Liebe erschauen, an das Andrée, für welche das ruhige Leben das Glück war noch nicht einmal gedacht hatte.

Und dennoch wandte Nicole die Augen von der Wolke von Gold und Purpur ab, die an ihrem Horizont vorüberzog.

Sie widerstand.

»Ah! mein Fräulein,« sagte sie, »ich werde vielleicht hier glücklich sein . . . durch ein kleines Glück.«

»Bedenke wohl, mein Kind.«

»Ja, mein Fräulein, ich werde bedenken.«

»Du wirst klug daran thun, mache Dich glücklich auf Deine Weise, aber sei nicht mehr thöricht.«

»Es ist wahr, mein Fräulein, und da sich die Gelegenheit bietet, so freut es mich, dem Fräulein zu sagen, daß ich toll, und besonders, daß ich schuldig war; doch das Fräulein wolle wir verzeihen, wenn man liebt.«

»Du liebst also Gilbert ernstlich?«

»Ja, mein Fräulein; ich . . . ich liebte ihn,« sagte Nicole.

»Das ist unglaublich!« entgegnete Andrée lächelnd; »was konnte Dir denn an diesem Jungen gefallen? Sobald ich ihn sehe, muß ich ihn anschauen, diesen Herrn Gilbert, der die Herzen verwüstet.«

Nicole betrachtete Andrée mit einem letzten Zweifel. Bediente sich Andrée, indem sie so sprach, einer tiefen Heuchelei, oder überließ sie sich ihrer vollkommenen Unschuld?

Andrée hatte vielleicht Gilbert nicht angeschaut, das sagte sich Nicole; aber sicherlich, sagte sie sich ebenfalls, hatte Gilbert Andrée angeschaut.

Sie wollte in jeder Hinsicht besser unterrichtet sein, ehe sie die Frage, die sie im Sinne hatte, versuchen würde.

»Kommt Gilbert nicht mit uns nach Paris, mein Fräulein?« fragte Nicole.

»Warum?« versetzte Andrée.

»Weil . . .«

»Gilbert ist kein Diener; Gilbert kann nicht der Intendant eines Pariser Hauses sein. Die, Müßiggänger von Taverney, mein lieber Nicole, sind wie die Vögel, die in den Zweigen meines Gärtchens und in den Hecken der Alleen zwitschern. Die Sonne, so ärmlich sie auch sein, mag, ernährt sie. Doch ein Müßiggänger in Paris kostet zu viel, und wir vermöchten den Nichtsthuer dort nicht zu dulden!«

»Wenn ich ihn jedoch heirathe?« stammelte Nicole.

»Nun, Nicole, wenn Du ihn heirathest, so bleibst Du mit ihm in Taverney,« sagte Andrée mit festem Tone, »und Ihr werdet das Haus hüten, das meine Mutter so sehr liebte.«

Nicole war ganz betäubt von dem Schlage; es ließ sich unmöglich das geringste Geheimniß in den Worten von Andrée finden. Andrée verzichtete auf Gilbert ohne einen Hintergedanken, ohne einen Schatten von einem Bedauern; sie überließ einer Andern denjenigen, welchen sie am Tage zuvor noch mit ihrer Bevorzugung beehrt hatte; das war unbegreiflich.

»Ohne Zweifel sind die Fräulein von Stand so gemacht,« sagte Nicole zu sich selbst; »deshalb habe ich so wenig tiefen Kummer in dem Kloster der Annonciaden gesehen, und was für Intriguen gab es doch!«

Andrée errieth wahrscheinlich das Zögern von Nicole; wahrscheinlich sah sie auch ihren Geist zwischen dem Trachten nach den Pariser Vergnügungen und der ruhigen, sanften Mittelmäßigkeit von Taverney schweben, denn sie sprach mit mildem, aber festem Tone:

»Nicole, der Entschluß, den Du zu fassen im Begriff bist, entscheidet vielleicht über Dein ganzes Leben; überlege, mein Kind; es bleibt Dir nur noch eine Stunde zu Deinem Entschluß. Ich weiß, eine Stunde ist sehr wenig, doch ich halte Dich für rasch in Deinen Entschlüssen: wähle zwischen Deinem Dienst und Deinem Gatten, zwischen mir und Gilbert, Ich will nicht von einer verheiratheten Frau bedient werden, denn ich hasse die Geheimnisse des Ehestands.«

»Eine Stunde mein Fräulein!« wiederholte Nicole; »eine Stunde!«

»Eine Stunde.«

»Nun, das Fräulein hat Recht, so viel brauche ich wohl.«

»Vorwärts, lege alle meine Kleider zusammen, füge die meiner Mutter bei, die ich, wie Du weißt, als Reliquien verehere, und komm' dann zurück und sage mir Deinen Entschluß. Wie er

auch lauten mag,' hier sind Deine fünfundzwanzig Louis d'or. Wenn Du ihn heirathest, so ist es Deine Mitgift; wenn Du mir folgst, so ist es der Lohn von Deinen zwei ersten Jahren.«

Nicole nahm die Börse aus den Händen von Andrée und küßte sie.

Ohne Zweifel wollte sie keine Secunde von der Stunde verlieren, die ihr von ihrer Gebieterin bewilligt worden war, denn sie eilte aus dem Zimmer, stieg rasch die Treppe hinab, durchschritt den Hof und verlor sich in der Allee.

Andrée schaute ihr nach und murmelte:

»Arme Närrin, die so glücklich sein könnte! Ist denn die Liebe so süß?«

Ohne Zweifel immer um keine Zeit zu verlieren, klopfte Nicole fünf Minuten nachher an die Scheiben des Erdgeschosses, das Gilbert bewohnte, der so großmüthig von Andrée mit dem Namen eines Müßiggängers und von dem Baron mit dem eines Taugenichts geschmückt worden war.

Gilbert wandte diesem Fenster, das nach der Allee ging, den Rücken zu und beschäftigte sich im Hintergrunde des Zimmers mit Gott weiß was.

Bei dem Geräusch der auf die Scheiben trommelnden Finger von Nicole, verließ er, wie ein auf der Thal ertappter Dieb, das Werk, das ihn in Anspruch nahm, und wandte sich rasch um, als wenn ihn eine Stahlfeder in Bewegung gesetzt hätte.

»Ah!« machte er, »Sie sind es, Nicole?«

»Ja, ich bin es abermals,« antwortete das junge Mädchen durch die Scheiben mit einer entschlossenen Miene, doch dabei lächelnd.

»So seien Sie mir willkommen, Nicole,« sagte Gilbert, während er das Fenster öffnete.

Empfänglich für diese erste Kundgebung von Gilbert reichte ihm Nicole die Hand; Gilbert drückte sie.

»Das geht gut,« dachte Nicole, »Adieu Reise nach Paris!«

Und wir müssen hier Nicole aufrichtig loben, denn sie begleitete diese Betrachtung nur mit einem einzigen Seufzer.

»Sie wissen,« sprach das junge Mädchen, sich mit dem Ellenbogen auf das Fenster stützend, »Sie wissen, Gilbert, daß man Taverney verläßt.«

»Ich weiß es,« antwortete Gilbert.

»Sie wissen, wohin man geht?«

»Man geht nach Paris.«

»Sie wissen auch, daß ich mitreise?«

»Nein, das wußte ich nicht.«

»Nun?«

»Nun, ich wünsche Ihnen Glück, wenn Ihnen die Sache gefällt.«

»Wie haben Sie gesagt?« fragte Nicole.

»Ich habe gesagt: «wenn Ihnen die Sache gefällt,» « das ist klar, wie mir scheint.«

»Sie gefällt mir . . . je nachdem,« versetzte Nicole.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, es hinge von Ihnen ab, daß mir die Sache nicht gefiele.«

»Ich verstehe nicht,« sprach Gilbert und setzte sich so auf das Fenster, daß seine Kniee die Arme von Nicole streiften, und daß Beide ihr Gespräch halb verborgen durch Verschlingungen

von Winden und Kapucinern, die sich um ihre Köpfe rollten, fortsetzen konnten.

Nicole schaute Gilbert zärtlich an.

Aber Gilbert machte ein Zeichen mit dem Halse und dem Kopfe, welches bedeuten wollte, er verstehe den Blick ebenso wenig als die Worte.

»Es ist gut . . . da ich Ihnen Alles sagen muß, so hören Sie,« sprach Nicole.

»Ich höre,« versetzte Gilbert mit kaltem Tone.

»Fräulein Andrée machte mir das Anerbieten, ihr nach Paris zu folgen.«

»Gut,« sagte Gilbert.

»Wenn ich nicht . . .«

»Wenn nicht? . . .« wiederholte der junge Mann.

»Wenn ich nicht Gelegenheit zum Heirathen finde.«

»Es liegt Ihnen also immer noch daran, zu heirathen?« erwiderte Gilbert unempfindlich.

»Ja, besonders seitdem ich reich bin,« antwortete Nicole.

»Ah! Sie sind reich?« fragte Gilbert mit einem Phlegma, das den Verdacht von Nicole aus dem Geleise brachte.

»Sehr reich, Gilbert.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Und wie ist dieses Wunder geschehen?«

»Das Fräulein hat mich ausgestattet.«

»Das ist ein großes Glück und ich gratulire Ihnen dazu, Nicole.«

»Sehen Sie,« sagte Nicole und ließ die fünfundzwanzig Louis d'or durch ihre Hand laufen.

Und dabei schaute sie Gilbert an, um in seinen Augen einen Strahl der Freude oder wenigstens der Gierde zu erhaschen. Gilbert aber veränderte keine Miene:

»Bei meiner Treue,« sagte er, »das ist eine hübsche Summe!«

»Es ist noch nicht Alles,« fuhr Nicole fort, »Man gedenkt Maison-Rouge wieder aufzubauen und Taverney zu verschönern.«

»Ich glaube es wohl.«

»Und dann bedarf das Schloß der Beaufsichtigung.«

»Ohne Zweifel.«

»Nun, das Fräulein gibt den Platz eines . . .«

»Hausmeisters dem glücklichen Gatten von Nicole,« fuhr Gilbert mit einer Ironie fort, welche diesmal nicht genug verhehlt war, daß sich nicht das feine Ohr von Nicole darüber geärgert hätte.

Sie hielt jedoch an sich und erwiderte:

»Ist der glückliche Gatte von Nicole nicht Einer, den Sie kennen, Gilbert?«

»Wen meinen Sie denn, Nicole?«

»Hören Sie, werden Sie etwa einfältig, oder spreche ich nicht mehr Französisch?« rief das Mädchen, das nun bei diesem Spiele ungeduldig zu werden anfing.

»Ich verstehe Sie vortrefflich,« sagte Gilbert; »Sie bieten mir an, Ihr Gatte zu werden, nicht wahr, Mademoiselle Legay?«

»Ja, Herr Gilbert.«

»Und nachdem Sie reich geworden, hegen Sie solche Absichten für mich,« fügte Gilbert eiligst bei; »in der That, ich bin Ihnen sehr dankbar.«

»Wirklich?«

»Ganz gewiß.«

»Nun, so nehmen Sie dies,« sagte Nicole treuherzig.

»Ich?«

»Nicht wahr, Sie willigen ein?«

»Ich schlage es aus.«

Nicole machte einen Sprung und rief:

»Hören Sie, Sie sind ein schlimmes Herz, oder wenigstens ein schlimmer Kopf, Gilbert, und glauben Sie mir, was Sie in diesem Augenblick thun, wird Ihnen kein Glück bringen. Wenn ich Sie noch liebte und wenn ich in dem, was ich in diesem Augenblick gethan, etwas Anderes als einen Punkt der Ehre und der Rechtschaffenheit erblickte, so würden Sie mir die Seele zerreißen. Doch, Gott sei Dank, nach meinem Willen sollte man nur nicht sagen, reich geworden verachte Nicole Gilbert und gebe ihm für eine Beleidigung ein Leiden zurück. Jetzt ist Alles zwischen uns vorbei.«

Gilbert machte eine Geberde der Gleichgültigkeit.

»Was ich von Ihnen denke, können Sie wohl vermuthen,« sagte Nicole. »Ich soll mich entschließen, ich, deren Charakter Sie als eben so frei, als eben so unabhängig als den Ihrigen kennen, ich soll mich entschließen, mich hier zu begraben, während mich Paris erwartet, Paris, das meine Schaubühne sein wird, verstehen Sie? Ich soll mich entschließen, den ganzen Tag, das ganze Jahr, das ganze Leben dieses kalte, undurchdringliche Gesicht zu sehen, hinter dem sich so viele gemeine Gedanken verbergen? Das wäre ein Opfer gewesen; Sie haben es nicht begriffen, desto schlimmer für Sie. Ich sage nicht, daß Sie meinen Verlust beklagen werden, Gilbert; ich sage, daß Sie mich fürchten, daß Sie erröthen werden, mich da zu sehen, wohin mich Ihre heutige Geringschätzung geführt hat. Ich konnte wieder ehrlich werden; eine Hand fehlte mir, eine befreundete Hand, um mich am Rande eines Abgrundes zurückzuhalten, wo ich mich abwärts neige, wo ich ausgleite, wo ich zu fallen im Begriffe bin. Ich habe ausgerufen: »Helfen Sie mir! unterstützen Sie mich!« Sie haben mich zurückgestoßen, Gilbert. Ich sinke, ich falle, ich gehe unter. Gott wird Ihnen Rechenschaft für dieses Verbrechen tragen. Leben Sie wohl, Gilbert, leben Sie wohl!«

Und das stolze Mädchen wandte sich ohne Zorn, ohne Heftigkeit um, nachdem es, wie alle auserkorene Naturen, den edlen Grund seiner Seele auf die Oberfläche hatte treten lassen.

Gilbert schloß ruhig sein Fenster und kehrte in seinen Käfig zurück, wo er die von Nicole unterbrochene Beschäftigung wieder aufnahm.

XVIII.

Abschied von Taverney.

Ehe Nicole zu ihrer Gebieterin zurückkehrte, blieb sie auf der Treppe stehen, um das letzte Geschrei des Zornes, der in ihrem Innern toste, zu bewältigen.

Der Baron traf sie unbeweglich, nachdenkend, das Kinn in ihrer Hand und die Augbrauen zusammengezogen, und als er sie so schön sah, küßte er sie, so beschäftigt er auch war, wie es Herr von Richelieu in seinem dreißigsten Jahre gethan hätte.

Durch diesen Muthwillen des Barons ihrer Träumerei entzogen, ging Nicole hastig zu Andrée hinauf, die eben einen Koffer vollends schloß.

»Nun!« sagte Fräulein von Taverney, »hast Du Dir die Sache überlegt?«

»Gewiß, mein Fräulein,« antwortete Nicole mit einer sehr entschiedenen Miene.

»Du heirathest?«

»Nein, im Gegentheil.«

„Ah bah! und die große Liebe?“

»Wird nie für mich den Werth haben, den die Güte hat, mit der mich das Fräulein zu jeder Stunde überhäuft. Ich gehöre dem Fräulein und will ihm immer gehören. Ich kenne die Herrin, die ich mir gegeben, würde ich auch ebenso gut den Herrn kennen, den ich mir gäbe?«

Andrée war gerührt von dieser Offenbarung von Gefühlen, welche sie entfernt nicht bei der unbesonnenen Nicole zu finden glaubte.

Sie wußte, wie es sich von selbst versteht, nicht, daß Nicole einen »schlimmsten Fall« aus ihr machte.

Sie lächelte und war glücklich, daß sie ein menschliches Geschöpf besser fand, als sie es gehofft hatte.

»Du thust wohl daran, daß Du mir anhänglich bleibst, Nicole,« sagte sie, »ich werde es nicht vergessen. Vertraue mir Dein Schicksal, mein Kind und wenn mir irgend ein Glück zufließt, so sollst Du Deinen Theil daran haben, das verspreche ich Dir.«

»Oh! mein Fräulein, es ist entschieden, ich folge Ihnen.«

»Ohne Bedauern?«

»Blindlings.«

»Das heißt nicht antworten. Du sollst mir nicht eines Tages vorwerfen können, Du seist mir blindlings gefolgt.«

»Ich werde nur mir Vorwürfe zu machen haben, mein Fräulein.«

»Du hast Dich also mit Deinem Bräutigam verständigt?«

Nicole erröthete.

»Ich?« sagte sie.

»Ja, Du, ich habe Dich mit ihm sprechen sehen.«

Nicole biß sich auf die Lippen. Es gab ein Fenster parallel mit dem von Andrée und sie wußte wohl, daß man von diesem Fenster das von Gilbert sah.

»Es ist wahr, mein Fräulein,« antwortete Nicole.

»Und Du hast ihm gesagt? . . .«

»Ich habe ihm gesagt,« erwiderte Nicole, welche zu bemerken glaubte, daß Andrée sie ausforsche, und, durch dieses falsche Manoeuvre des Feindes zu ihrem ersten Verdacht zurückgeführt, feindlich zu antworten versuchte, »ich habe ihm gesagt, ich wolle nichts mehr von ihm.«

Es war entschieden, daß diese zwei Frauen, die eine mit der Reinheit des Diamants, die andere mit ihrer natürlichen Hinneigung zum Laster sich nie verstehen sollten.

Andrée nahm fortwährend die Bitterkeiten von Nicole für Schmeichelei.

Während dieser Zeit vervollständigte der Baron die verschiedenen Theile seines Gepäckes. Ein alter Degen, den er in Fontenoy trug, Pergamente, die sein Recht, in dem Wagen Seiner Majestät zu fahren, begründeten, eine Sammlung der Gazette und gewisse Correspondenzen bildeten den umfangreichsten Theil seiner Habe. Wie Bias trug er Alles dies unter einem Arm.

La Brie gab sich das Ansehen, als schwitzte er auf dem Wege, gebeugt unter einem beinahe leeren Koffer.

Man fand in der Allee den Herrn Gefreiten, der während aller dieser Vorbereitungen seine Flasche bis auf den letzten Tropfen geleert hatte.

Der artige Mann hatte die so feine Taille, das so runde Bein von Nicole wahrgenommen und schweifte beständig zwischen dem kleinen See und den Kastanienbäumen hin und her, um die reizende Dirne abermals zu sehen, die eben so schnell, als er sie unter dem Gebüsch erblickt, wieder verschwunden war.

Herr von Beausire, so hieß er erwähnstermaßen, wurde seiner Beschauung durch den Baron entzogen, der ihn aufforderte, den Wagen zu rufen. Er sprang auf, verbeugte sich vor Herrn von Taverney, und befahl dem Kutscher mit schallender Stimme, in die Allee zu fahren.

Die Carrosse erschien. La Brie legte den Koffer mit einer unbeschreiblichen Mischung von Freude und Stolz auf die Federn.

»Ich werde also in den Carrossen des Königs fahren,« murmelte er, fortgerissen von seiner Begeisterung und im Glauben allein zu sein.

»Dahinter, mein schöner Freund,« versetzte Beausire mit einem Protectorslächeln.

»Wie! Sie nehmen La Brie mit?« sagte Andrée zu dem Baron; »und wer wird Taverney bewachen?«

»Bei Gott! dieser Taugenichts von einem Philosophen«

»Gilbert?«

»Allerdings, hat er nicht ein Gewehr?«

»Aber womit wird er sich nähren?«

»Mit seiner Flinte, und dabei wird er gut gefüttert sein, sei unbesorgt; an Drosseln und Amseln fehlt es in Taverney nicht.«

Andrée schaute Nicole an, diese lachte.

»So beklagst Du ihn, böses Herz?« sagte Andrée.

«Oh! er ist sehr geschickt, mein Fräulein,« entgegnete Nicole, »seien Sie ruhig, er wird nicht Hungers sterben.«

»Man muß ihm ein paar Louis d'or zurücklassen,« sagte Andrée zu dem Baron

»Um ihn zu verderben? Gott behüte mich, er ist schon zu lasterhaft.«

»Nein, damit er leben kann!«

»Man schickt ihm etwas, wenn er schreibt.«

»Bah!« sagte Nicole, »glauben Sie mir, er wird nicht schreiben, mein Fräulein.«

»Gleichviel,« versetzte Andrée, »laß ihm drei oder vier Pistolen zurück.«

»Er wird sie nicht annehmen.«

»Er wird sie nicht annehmen? er ist also sehr stolz, Dein Herr Gilbert?«

»Oh! mein Fräulein, es ist nicht mehr der meine, Gott sei Dank.«

»Vorwärts, vorwärts,« sagte Taverney um allen diesen Einzelheiten, deren seine Selbstsucht überdrüssig war, ein Ende zu machen, »vorwärts, vorwärts, zum Teufel mit Herrn Gilbert! der Wagen erwartet uns, steigen wir ein, meine Tochter«

Andrée erwiederte nichts, sie nahm mit dem Blicke von dem kleinen Schlosse Abschied und stieg in die schwere, plumpe Carrosse.

Herr von Taverney nahm seinen Platz neben ihr; La Brie, immer noch in seine prächtige Livree gekleidet, und Nicole, welche Gilbert nie gekannt zu haben schien, setzten sich auf den Bock. Der Kutscher nahm eines von den Pferden als Postillon zwischen die Beine.

»Doch wo sitzt der Herr Gefreite?« rief Taverney.

»Zu Pferde, Herr Baron, zu Pferde,« antwortete Beausire und blinzelte dabei Nicole an, welche vor Vergnügen erröthete, daß sie so schnell einen plumpen Bauern durch einen zierlichen Cavalier ersetzt hatte.

Bald wurde der Wagen unter der Anstrengung von vier kräftigen Pferden erschüttert, und die Bäume der Allee, dieser Andrée so wohlbekannten Allee, fingen an auf beiden Seiten der Carrosse hinzugleiten und einer nach dem andern zu verschwinden, traurig unter dem Ostwinde gebeugt, als wollten sie den Gebietern, die sie verließen, ein letztes Lebewohl sagen. Man gelangte zum Thore.

Gilbert hatte sich gerade, unbeweglich an dieses Thor gestellt. Den Hut in der Hand, schaute er nicht mehr und sah dennoch Andrée.

Andrée suchte, auf die andere Seite des Schlages geneigt, so lange als möglich ihr liebes Haus zu sehen.

»Haltet ein wenig,« rief Herr von Taverney dem Postillon zu. Dieser hielt seine Pferde an.

»He da, Herr Taugenichts,« sagte der Baron zu Gilbert, »Sie werden sich sehr glücklich fühlen; Sie sind nun allein, wie es ein wahrer Philosoph sein muß . . . nichts zu thun, keinen Zank auszuhalten. Seien Sie wenigstens bemüht, daß kein Feuer entsteht, während Sie schlafen, und sorgen Sie für Mahon.«

Gilbert verbeugte sich ohne zu antworten. Es war ihm, als lastete der Blick von Nicole mit einem unerträglichen Gewichte auf ihm; er befürchtete, den triumphirenden, höhnischen Blick des Mädchens zu sehen, und er befürchtete dies, wie man nur die Verletzung eines glühenden Eisens fürchten kann.

»Vorwärts !« rief Herr von Taverney.

Nicole hatte nicht gelacht, wie es Gilbert befürchtet; es bedurfte sogar bei ihr mehr als ihrer gewöhnlichen Kraft, mehr als ihres persönlichen Muthes, um nicht laut den armen Jungen zu beklagen, den man ohne Brod, ohne Zukunft, ohne Trost zurückließ; sie mußte Herrn von

Beausire anschauen, der auf seinem tänzelnden Pferde so vortrefflich aussah. Da aber Nicole Herrn von Beausire anschaute, so konnte sie nicht sehen, wie Gilbert Andrée mit den Augen verschlang.

Andrée sah nichts durch ihre von Thränen befeuchteten Augen, als das Haus, wo sie geboren und ihre Mutter gestorben war.

Der Wagen verschwand. Gilbert, einen Augenblick vorher bereits so wenig für die Reisenden, fing an gar nichts mehr für sie zu sein.

Taverney, Andrée. Nicole und La Brie traten in dem Augenblick, wo sie das Thor des Schlosses hinter sich ließen, in eine neue Welt.

Jedes hatte seinen Gedanken.

Der Baron berechnete, daß man ihm in Bar-le-Duc leicht fünf- bis sechstausend Livres auf den vergoldeten Service von Balsamo leihen würde.

Andrée sprach ganz leise ein kleines Gebet, welches sie ihre Mutter gelehrt hatte, um den Dämon des Stolzes und der Eitelkeit von ihr zu entfernen.

Nicole schloß ihr Halstuch, das der Wind zu wenig nach dem Gefallen von Herrn von Beausire in Unordnung brachte.

La Brie zählte in der Tiefe seiner Tasche die zehn Louis d'or der Königin und die zwei Louis d'or von Balsamo.

Herr von Beausire galoppierte.

Gilbert schloß das große Thor von Taverney, dessen Flügel wie gewöhnlich, in Ermanglung von Oel, ächzten.

Hierauf lief er in seine kleine Stube und zog seine eichene Commode vor, hinter der er ein Päckchen bereit fand. Er band dieses Päckchen, das in einer Serviette eingeschlossen war, an das Ende seines Stockes von Cornelkirschenholz. Dann deckte er sein Gurtbett auf, dessen Hauptbestandtheil eine Heumatratze war, die er ausleerte. Seine Hände trafen bald ein zusammengefaltetes Papier, dessen er sich bemächtigte. Dieses Papier enthielt einen glatten, glänzenden Sechs-Livres-Thaler. Dies waren die Ersparnisse von Gilbert seit vielleicht drei bis vier Jahren.

Er öffnete das Papier, schaute den Thaler an, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht verwandelt hatte, und steckte ihn, immer noch geschützt durch sein Papier, in die Hosentasche.

Mahon heulte und sprang in der ganzen Länge seiner Kette; das arme Thier stöhnte, daß es sich so nach und nach von allen seinen Freunden verlassen sehen mußte, denn mit seinem bewunderungswürdigen Instinkte errieth es, daß sich auch Gilbert von ihm trennen würde.

Es heulte also immer stärker.

»Schweig,« rief ihm Gilbert zu, »schweig, Mahon!«

Dann fügte er, wie über die Parallele lächelnd, die sich seinem Geiste bot, bei:

»Hat man mich nicht wie einen Hund verlassen? Warum sollte ich Dich nicht wie einen Menschen verlassen?«

Nach kurzem Nachdenken fuhr er fort:

»Aber man ließ mich wenigstens frei, frei, meinen Unterhalt zu suchen, wie ich es verstünde. Gut, es sei, Mahon, ich werde für dich thun, was man für mich gethan hat, nicht mehr, nicht minder.«

Und er lief nach der Nische und machte die Kette von Mahon los.

»Nun bist du frei,« sagte er, »suche deinen Unterhalt, wie du es verstehst.«

Mahon sprang gegen das Haus, dessen Thüren er verschlossen fand; dann lief er nach den Ruinen und Gilbert sah ihn, in dem Gemäuer verschwinden.

»Gut« sagte er, »nun wollen wir sehen, wer mehr Instinkt hat, der Hund oder der Mensch«

Hienach entfernte sich Gilbert durch das kleine Thor, schloß dieses doppelt und warf den Schlüssel über die Mauer bis in den kleinen See, mit der Geschicklichkeit, welche die Bauern im Schleudern der Steine besitzen.

Da indessen die Natur, eintönig in der Erzeugung der Gefühle, wechselreich in ihrer Offenbarung ist, so empfand Gilbert, als er Taverney verließ, etwas dem ähnlich, was Andrée empfunden hatte. Nur war es bei Andrée das Beweinen einer vergangenen Zeit, bei Gilbert die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

»Lebe wohl,« sagte er sich umwendend, um zum letzten Male das kleine Schloß zu sehen, das man verloren in dem Blätterwerk der Sycomoren und in den Blüthen der Bohnenbäume erblickte; »lebe wohl, Haus, wo ich so viel gelitten, wo mich Jeder verabscheute, wo mir Jeder das Brod mit der Behauptung, ich stehle es, zuschleuderte, lebe wohl und sei verflucht. Mein Herz hüpfte vor Freude und fühlt sich frei, seitdem mich deine Mauern nicht mehr umschließen, lebe wohl, Kerker, Hölle, Tyrannennest, ich scheide für immer von dir!«

Und nach dieser Verwünschung, welche vielleicht minder poetisch sein mag, aber nicht weniger bezeichnend ist, als so viele andere, setzte Gilbert an, um dem Wagen nachzulaufen, dessen entferntes Geräusch noch in der Luft erscholl.

XIX.

Der Thaler von Gilbert.

Nach einer Stunde unbändigen Laufes stieß Gilbert einen Freudenschrei aus; er hatte auf eine Viertelslieue vor sich den Wagen des Barons erblickt, der im Schritt einen Berg hinan fuhr.

Gilbert fühlte jetzt in seinem Innern eine wahre Regung des Stolzes, denn er sagte sich, einzig und allein mit dem Mitteln seiner Jugend, seiner Kraft und seines Verstandes werde er in das Gleichgewicht mit den Mitteln des Reichthums, der Macht und der Aristokratie treten.

Nun hätte Herr von Taverney Gilbert einen Philosoph nennen können, wenn er ihn auf der Straße gesehen, seinen Stock in der Hand, sein dünnleibiges Päckchen an einem Knopfloch befestigt, wie er rasch einherlief, über Gräben und Böschungen sprang, um Boden zu gewinnen, und auf jeder Steige anhielt, als wollte er verächtlich zu den Pferden sagen:

»Ihr geht mir nicht schnell genug, und ich bin genöthigt, auf euch zu warten.«

Philosoph! O ja, gewiß, er war es damals, wenn man Philosophie Verachtung jedes Genusses, jeder Behaglichkeit nennt. Sicherlich war er nicht an ein weichliches Leben gewöhnt, aber wie viele Menschen verweichlicht nicht die Liebe!

Man muß gestehen, er bot ein schönes Schauspiel, ein Schauspiel würdig Gottes, des Vaters der thatkräftigen und verständigen Geschöpfe, dieser Mensch, wie er ganz bestaubt und rothglühend ein paar Stunden einherlief, bis er den Wagen beinahe eingeholt hatte, und dann voll Lust anhielt, als die Pferde nicht mehr konnten. Gilbert hätte an diesem Tage Jedem Bewunderung einflößen müssen, der ihm, wie wir ihm folgen, mit dem Geiste zu folgen im Stande gewesen wäre; und wer weiß sogar, ob nicht die stolze Andrée, wenn sie ihn gesehen, gerührt worden wäre, und ob nicht die Geringschätzung, die sie in Beziehung auf sein träges Wesen kundgegeben, sich in Achtung vor seiner Energie verwandelt hätte?

So ging der erste Tag vorüber. Der Baron blieb eine Stunde in Bar-le-Duc, wodurch Gilbert die erforderliche Zeit gewann, um ihn nicht nur einzuholen, sondern auch, um ihm zuvorzukommen. Gilbert ging um die Stadt, denn er hatte gehört, daß man Befehl gegeben, bei einem Goldschmiede anzuhalten; als er sodann den Wagen kommen sah, warf er sich in ein Gebüsch, und sobald die Carrosse vorüber war, folgte er ihr wieder wie vorher.

Gegen Abend holte der Baron die Wagen der Dauphine in dem Dörfchen Brillou ein, dessen Bewohner, auf einem Hügel zusammengedrängt, Freudengeschrei und Glückwünsche hören ließen.

Gilbert hatte den ganzen Tag nichts, als ein wenig Brod, das er von Taverney mitgenommen, gegessen, dagegen hatte er aber nach Belieben Wasser aus einem herrlichen Bache getrunken, dessen Lauf so rein, so frisch, so mit Kresse und gelben Nymphen besetzt war, daß der Wagen auf das Verlangen von Andrée anhielt, diese selbst ausstieg und ein Glas voll von dem Wasser in der goldenen Schale, dem einzigen Stücke schöpfte, das der Baron auf die Bitte seiner Tochter behalten hatte.

Hinter einer von den Ulmen, an der Straße verborgen, hatte Gilbert Alles dies gesehen.

Sobald sich die Reisenden entfernt, kam Gilbert auf dieselbe Stelle, setzte den Fuß auf die

kleine Erderhöhung, auf welche er Andrée hatte steigen sehen, und trank Wasser mit der Hand, wie Diogenes, aus denselben Wellen, aus denen Fräulein von Taverney ihren Durst gestillt hatte.

Gut gestärkt setzte er sodann seinen Marsch wieder fort.

Nur Eines beunruhigte Gilbert, er hatte um sein Leben gern gewußt, ob die Dauphine unter Wegs Nachtlager halten würde. blieb die Dauphine über Nacht, wie sich voraussetzen ließ, denn bei der Müdigkeit, über die sie sich in Taverney beklagt hatte, bedurfte sie sicherlich der Ruhe, blieb die Dauphine über Nacht, sagen wir, so war Gilbert gerettet. Man würde ohne Zweifel in diesem Fall in Saint-Dizier anhalten. Zwei Stunden Schlaf in einer Scheune würden seinen Beinen, welche steif zu werden anfangen, genügen, um wieder Elasticität zu erlangen; nach Ablauf dieser zwei Stunden könnte er sich abermals auf den Weg begeben, und während der Nacht müßte er, mit kurzen Schritten marschierend, leicht einen Vorsprung von fünf bis sechs Lieues vor ihnen gewinnen. Man marschirt so gut mit achtzehn Jahren in einer schönen Nacht im Monat Mai!

Es kam der Abend und umhüllte den Horizont mit seinem Schatten, der sich immer mehr näherte, bis dieser Schatten den Weg erreicht hatte, auf welchem Gilbert wanderte. Bald sah er nichts mehr von dem Wagen, als die große Laterne, welche auf der linken Seite der Carrosse angebracht war, und deren Reflex auf der Straße aussah, wie ein weißes, beständig am Rande des Weges erschrocken hinlaufendes Gespenst.

Nach dem Abend kam die Nacht. Man hatte zwölf Lieues zurückgelegt und gelangte nach Combles; die Equipagen schienen einen Augenblick anzuhalten. Gilbert glaubte, der Himmel sei entschieden für ihn. Er näherte sich, um die Stimme von Andrée zu hören. Die Carrosse stand still; er schlüpfte in die Vertiefung eines großen Thores. Er sah Andrée bei dem Schimmer der Fackeln und hörte sie fragen, wie viel Uhr es sei. Eine Stimme antwortete: »Eilf Uhr.« In diesem Augenblick war Gilbert nicht feig, und er hätte mit Verachtung das Anerbieten, in einen Wagen zu steigen, zurückgewiesen.

Dies war so, weil vor den glühenden Augen seiner Einbildungskraft Versailles golden, glänzend erschien; Versailles, die Stadt der Adelligen und der Könige. Sodann jenseits Versailles Paris, schwarz, düster, ungeheuer; Paris, die Stadt des Volkes.

Und für diese Visionen, welche seinen Geist ergötzten und erquickten, hätte Gilbert nicht alles Gold von Peru genommen.

Zwei Dinge entzogen ihm seiner Strafe, das Geräusch, das die Wagen machten, als sie wieder aufbrachen, und ein heftiger Stoß, den er sich an einem auf der Straße stehen gebliebenen Pfluge gab.

Auch fing sein Magen an über Hunger zu schreien.

»Zum Glück,« sagte Gilbert zu sich selbst, »zum Glück habe ich Geld, bin ich reich.«

Man weiß, daß Gilbert einen Thaler besaß.

Die Wagen rollten bis Mitternacht fort.

Um Mitternacht kam man nach Saint-Dizier; hier, hoffte Gilbert, würde man Nachtlager halten.

Gilbert hatte sechzehn Lieues in zwölf Stunden zurückgelegt.

Er setzte sich auf den Rand des Grabens.

Doch in Saint-Dizier spannte man nur um; Gilbert hörte das Geräusch der Schellen, die sich abermals entfernten. Die erhabenen Reisenden hatten nur mitten unter Fackeln und Blumen eine

kleine Erfrischung zu sich genommen.

Gilbert bedurfte seines ganzen Muthes.

Er machte sich wieder auf seine Beine mit einer Willensenergie, welche ihn vergessen ließ, daß eben diese Beine zehn Minuten vorher unter ihm zu brechen drohten.

»Gut!« sagte er, »immer vorwärts! doch ich wette sogleich auch in Saint-Dizier anhalten, ich kaufe mir Brod und ein Stück Speck, ich trinke ein Glas Wein, gebe dafür fünf Sous aus und habe mich dadurch besser gestärkt, als die Gebieter.«

Gilbert sprach das Wort Gebieter, das wir zu diesem Behufe unterstreichen, mit seiner gewöhnlichen Emphase.

Gilbert ging, wie er es sich gelobt, nach Saint Dizier hinein, wo man, da die Escorte durchgezogen war, die Läden und Thüren der Häuser wieder zu schließen anfang.

Unser Philosoph erblickte ein Wirthshaus von gutem Aeußerem, geputzte Mägde, Knechte in Sonntagskleidern und mit Sträußen in den Knopflöchern, obgleich es noch sehr früh am Morgen war; er gewahrte auf großen Fayenceplatten mit Blumen Geflügel, von denen die Hungerigen des Gefolges einen starken Zehnten erhoben hatten.

Er trat entschlossen in das vornehmste Wirthshaus, man legte eben die letzten Stangen an die Läden, er bückte sich, um in die Küche zu schlüpfen.

Die Wirthin war da, überwachte Alles und zählte ihre Einnahme.

»Verzeihen Sie, Madame,« sagte Gilbert, »geben Sie mir, wenn es Ihnen beliebt, ein Stück Brod und Schinken.«

»Es gibt keinen Schinken, mein Freund,« erwiderte die Wirthin, »wollen Sie Huhn?«

»Nein; ich habe Schinken verlangt, weil ich Schinken zu speisen wünsche; ich liebe das Huhn nicht.«

»Das ist ärgerlich, mein kleiner Mann,« versetzte die Wirthin, »denn es gibt nichts Anderes, Doch glauben Sie mir,« fügte sie lächelnd bei, »das Huhn wird nicht theurer für Sie sein, als Schinken; nehmen Sie eines zur Hälfte, nehmen Sie ein ganzes für zehn Sous, dann haben Sie Ihren Mundvorrath für morgen. Wir dachten, Ihre Königliche Hoheit würde bei dem Herrn Amtmann anhalten und wir konnten unsere Mundvorräthe an ihre Equipagen verkaufen, doch sie ist nur durchgefahren, und somit sind die Speisen verloren.«

Man könnte glauben, Gilbert habe, da sich eine so schöne Gelegenheit und eine so gute Wirthin zeigte, diese einzige Gelegenheit, die sich ihm bot, ein gutes Mahl zu machen, nicht versäumen wollen, doch das hieße seinen Charakter völlig verkennen.

»Ich danke,« sagte er, »ich begnüge mich mit weniger, ich bin weder ein Prinz, noch ein Lackei.«

»Dann schenke ich es Ihnen, mein kleiner Artaban, und Gott geleite Sie!« sagte die gute Frau.

»Ich bin auch kein Bettler, gute Frau,« sprach Gilbert gedemüthigt. »Ich kaufe und bezahle.«

Und um die Wirkung mit den Worten zu verbinden, versenkte Gilbert majestätisch seine Hand in seine Hosentasche, wo auch der Arm bis zum Ellenbogen verschwand. Doch er mochte immerhin erbleichend in dieser weiten Tasche suchen und wühlen, er zog nur das Papier heraus, in welchem der Sechs-Livres-Thaler enthalten gewesen war. Hin und hergeworfen hatte der Thaler zuerst seine alte, abgenutzte Umhüllung, sodann die mürbe Leinwand der Tasche durchbrochen, war in die Hose geschlüpft und von da durch das aufgeschnallte Knieband hinausgefallen.

Gilbert hatte nämlich seine Kniebänder aufgeschnallt, um seinen Beinen Elastizität zu geben.

Der Thaler war auf der Straße, ohne Zweifel am Rande des Baches, dessen Wellen Gilbert so sehr entzückten.

Das arme Kind hatte mit sechs Franken ein Glas Wasser bezahlt, das es mit seiner hohlen Hand geschöpft. Als Diogenes über das Unnöthige der hölzernen Näpfe philosophirte, hatte er wenigstens weder Taschen zu durchlöchern, noch Sechs-Livres-Thaler zu verlieren.

Die Blässe, das Zittern der Scham von Gilbert bewegten die gute Frau. Viele hätten triumphirt, einen Stolzen bestraft sehen zu können, sie aber litt unter dem auf den verstörten Zügen des jungen Mannes so gut ausgeprägten Leiden.

»Auf, mein armes Kind,« sagte sie, »speisen Sie zu Nacht und schlafen Sie hier, morgen mögen Sie sodann, wenn Sie durchaus weiter reisen müssen, Ihren Marsch fortsetzen.«

»Oh! ja, ja, ich muß,« sagte Gilbert, »ich muß, nicht morgen, sondern auf der Stelle.«

Uno er nahm wieder sein Päckchen, ohne mehr hören zu wollen, und stürzte aus dem Hause, um in der Finsterniß seine Scham und seinen Schmerz zu verbergen.

Der Laden schloß sich wieder. Das letzte Licht erlosch in dem Städtchen, selbst die Hunde hörten, durch den Tag ermüdet, auf zu bellen.

Gilbert blieb allein, sehr allein auf der Welt; denn Niemand ist mehr vereinzelt auf der Erde, als der Mensch, der so eben sich von seinem letzten Thaler getrennt hat, besonders wenn dieser letzte Thaler der einzige war, den er je besessen! Die Nacht war dunkel um ihn her; was thun? Er zögerte. Zurückkehren, um seinen Thaler zu suchen, hieß sich vor Allem einer sehr zweifelhaften Nachforschung hingeben, und dann trennte ihn diese Nachforschung für immer, oder wenigstens für lange Zeit von den Wagen, die er nicht mehr einholen konnte. Er beschloß, seinen Lauf fortzusetzen und begab sich wieder aus den Weg; doch kaum hatte er eine Stunde zurückgelegt, als ihn der einen Augenblick durch das moralische Leiden beschwichtigte, oder vielmehr eingeschläferter Hunger auf's Neue packte. Er erwachte schmerzlicher als je, sobald sein rascher Lauf das Blut des Unglücklichen zu peitschen wiederangefangen hatte.

Zu gleicher Zeit mit dem Hunger begann die Müdigkeit, seine Gefährtin, sich der Glieder von Gilbert zu bemächtigen. Mit einer unerhörten Anstrengung holte er noch einmal die Carrossen ein, doch es war, als fände eine Verschwörung gegen ihn statt. Die Wagen hielten nur an, um umzuspannen, und spannten so rasch um, daß der arme Reisende auf der ersten Station nur fünf Minuten Ruhe gewann.

Er setzte indessen seinen Marsch wieder fort. Der Tag fing an am Horizont hervorzubrechen. Die Sonne erschien über einem großen Streifen düsterer Dünste im ganzen Glanze und in der ganzen Majestät eines Herrschers; sie versprach einen von den glühenden Maitagen, welche dem Sommer um zwei Monate vorangehen. Wie sollte Gilbert die Hitze des Mittags ertragen können?

Gilbert hatte einen Augenblick den für seine Eitelkeit tröstlichen Gedanken, die Pferde, die Menschen und selbst Gott seien gegen ihn verbunden. Aber wie Ajax zeigte er dem Himmel die Faust, und wenn er nicht, wie er sagte: »Ich werde entkommen, trotz der Götter,« so war dies der Fall, weil er besser seinen *Contrat social*, als seine Odyssee kannte.

Es kam, wie Gilbert vorhergesehen, ein Augenblick, wo er die Unzulänglichkeit seiner Kräfte und die Mißlichkeit seiner Lage erkannte. Es war ein furchtbarer Augenblick, der Augenblick dieses Kampfes des Stolzes gegen die Ohnmacht; einen Moment verdoppelte sich die Energie von Gilbert durch die ganze Kraft seiner Verzweiflung. Durch einen letzten Aufschwung näherte

er sich wieder den Wagen, die er aus dem Gesichte verloren hatte, und sah sie durch eine Staubwolke, der das Blut, mit dem seine Augen unterlaufen waren, eine phantastische Farbe verlieh; ihr Rollen erscholl in seinen Ohren, vermischt mit dem Klingen seiner Arterien. Den Mund offen, den Blick starr, die Haare durch den Schweiß an die Stirne geklebt, sah er aus wie ein geschickter Automat, der ungefähr die Bewegungen des Menschen macht, aber mit mehr Starrheit und Beharrlichkeit. Seit dem vorhergehenden Tage hatte er zwanzig bis zwei und zwanzig Lieues zurückgelegt; endlich kam der Augenblick, wo ihn seine gelahmten Beine länger zu tragen sich weigerten; seine Augen sahen nicht mehr, seine Ohren hörten nicht mehr; es war ihm, als würde die Erde beweglich und drehte sich um sich selbst; er wollte schreien und fand keine Stimme mehr, er wollte sich aufrecht halten, denn er fühlte, daß er zu fallen im Begriffe war, und schlug die Luft wie ein Wahnsinniger mit seinen Armen.

Endlich durchbrach die Stimme seine Kehle durch ein Wuthgeschrei, und er brüllte, sich gegen Paris wendend, oder vielmehr in der Richtung, wo er glaubte, daß Paris sein müßte, gegen die Besieger seines Muthes und seiner Kräfte eine Reihe furchtbarer Verwünschungen. Dann faßte er sich mit vollen Händen an seinen Haaren, drehte sich einige Male um sich selbst und fiel auf die Landstraße, mit dem Bewußtsein und folglich mit dem Tröste, wie ein Held des Alterthums bis zum letzten Augenblick gekämpft zu haben.

Er stürzte, die Augen noch drohend, die Fäuste noch geballt, nieder.

Hierauf schloßen sich seine Augen und seine Muskeln spannten sich ab. Er war ohnmächtig.

»Aufgepaßt, Wahnsinniger!« rief ihm in der Secunde, wo er gefallen war, eine heisere Stimme, begleitet von dem Knallen einer Peitsche, zu.

Gilbert hörte nicht.

»Aufgepaßt, alle Teufel! oder ich zermalmt Dich.«

Und ein kräftiger Peitschenschlag in Form eines Aufreizungsmittels ertheilt begleitete diesen Ruf.

Gilbert wurde von dem Peitschenriemen am Gürtel getroffen.

Aber er fühlte nichts mehr und blieb unter den Füßen der Pferde, welche, ohne daß er sie in seinem Wahnsinn sah oder hörte, von einem Seitenwege kamen, der zwischen Thieblemont und Vamiere mit der Hauptstraße zusammentraf.

Ein furchtbarer Schrei drang aus dem Wagen hervor, den die Pferde fortrissen, wie es der Sturm mit einer Feder thut.

Der Postillon machte eine übermenschliche Anstrengung; doch trotz dieser Anstrengung vermochte er das erste vorgespannte Pferd nicht zurückhalten, und dieses setzte über Gilbert weg. Aber es gelang ihm, die zwei andern zu bemeistern, die er mehr unter der Hand hatte, als das erste. Eine Frau legte sich mit dem halben Leibe aus der Chaise heraus.

»Oh mein Gott!« rief sie voll Angst, »ist denn der Unglückliche zermalmt?«

»Meiner Treue, Madame,« sagte der Postillon, der durch den Staub, den die Beine seiner Pferde auftrieben, etwas zu unterscheiden suchte, »meiner Treue, das sieht gerade so aus.«

»Armes Kind! Keinen Schritt mehr. Haltet an! haltet an!«

Und die Reisende öffnete den Schlag und sprang aus dem Wagen.

Der Postillon war bereits von seinem Pferde gestiegen und beschäftigt, unter den Rädern den Körper von Gilbert, den er blutig und todt glaubte, hervorzuziehen.

Die Reisende half dem Postillon mit allen ihren Kräften.

»Das ist ein Glück,« rief er, »nicht einmal die Haut geschunden, kein Fußtritt hat ihn getroffen.« »Aber er ist ohnmächtig.«

»Aus Angst ohne Zweifel. Wir wollen ihn an den Rand des Grabens legen und fortfahren, da Madame Eile hat.«

»Unmöglich; ich kann das arme Kind nicht in diesem Zustand verlassen.«

»Bah! es ist ihm nichts geschehen und es wird ganz allein zu sich kommen.«

»Nein, nein! So jung, armer Kleiner! es ist ein Flüchtling aus einem Colleg, der eine Reise, welche seine Kräfte überstiege unternehmen wollte. Seht, wie bleich er ist; er würde sterben. Nein, nein, ich werde ihn nicht verlassen. Lege ihn in die Berline, auf den Vordersitz.«

Der Postillon gehorchte. Die Dame war bereits wieder eingestiegen. Gilbert wurde quer auf ein gutes Kissen gelegt und man lehnte seinen Kopf an die ausgestopften Wände der Carrosse an.

»Nun vorwärts,« rief die junge Dame, »wir haben zehn Minuten verloren, eine Pistole für diese zehn Minuten.«

Der Postillon ließ seine Peitsche über seinem Kopfe knallen, und die Pferde, die dieses drohende Signal kannten, brachen im Galopp auf.

XX.

Worin Gilbert anfängt, nicht mehr so sehr zu bedauern, daß er seinen Thaler verloren.

Als Gilbert wieder zu sich kam, und dies geschah nach einigen Minuten, war er nicht wenig erstaunt, da er sich gleichsam quer zu den Füßen einer jungen Frau gelegt sah, die ihn aufmerksam betrachtete.

Es war eine Frau von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, mit grauen Augen, aufgestülpter Nase, und Wangen, welche die Sonne des Süden gebräunt hatte; ein kleiner Mund von launenhafter, zarter Zeichnung gab ihrer offenen, heiteren Gesichtsbildung einen feinen, umsichtigen Charakter. Sie hatte die schönsten Arme der Welt, die sich für den Augenblick in Aermeln von veilchenblauem Sammet mit goldenen Knöpfen modellirten. Die wellenförmigen Falten eines Kleides von grauer, großgeblümter Seide füllten beinahe den ganzen Wagen, Denn Gilbert bemerkte mit nicht weniger Erstaunen hierüber, als über alles Andere, daß er sich in einem Wagen befand, der im Galopp von drei Postpferden fortgezogen wurde.

Da das Antlitz der Dame lächelnd war und Theilnahme ausdrückte, so schaute sie Gilbert an, bis er sich überzeugt hatte, daß er nicht mehr träume.

»Nun, mein Kind,« sagte die Dame nach kurzem Stillschweigen, »es geht Ihnen besser?«

»Wo bin ich?« fragte Gilbert, der sich zu rechter Zeit dieser Phrase der Romane erinnerte, die er gelesen, welche aber nie an einem andern Orte, als in Romanen ausgesprochen wird.

»In Sicherheit, mein lieber, kleiner Herr,« antwortete die Dame mit einem sehr scharfen südlichen Accent. »Doch so eben liefen Sie in der That große Gefahr, unter den Rädern meiner Chaise zermalmt zu werden. Sprechen Sie, was ist Ihnen denn begegnet, daß Sie auf diese Art mitten auf die Landstraße gefallen sind?«

»Ich fühlte eine Schwäche, Madame.«

»Wie! eine Schwäche! und woher kam diese Schwäche?«

»Ich war zu viel marschirt.«

»Sind Sie schon lange unter Weges?«

»Seit gestern Nachmittag um vier Uhr.«

»Und seit gestern Nachmittag haben Sie gemacht? . . .«

»Ich glaube sechzehn bis achtzehn Lieues.«

»In zwölf bis vierzehn Stunden?«

»Bei Gott! ich bin immer gelaufen.«

»Wohin gehen Sie denn?«

»Nach Versailles, Madame.«

»Und woher kommen Sie?«

»Von Taverney.«

»Was ist das, Taverney?«

»Es ist ein Schloß, das zwischen Pierresitte und Bar-le-Duc liegt.«

»Aber Sie hatten kaum Zeit, zu essen?«

»Ich hatte nicht nur nicht Zeit, Madame, sondern ich hatte auch keine Mittel.«

»Wie dies?«

»Ich verlor mein Geld auf dem Wege.«

»Sie haben seit gestern nichts gegessen?«

»Nichts als etwas Brod, das ich mitgenommen,«

»Armes Kind! doch warum haben Sie nicht irgendwo zu essen gefordert?«

Gilbert lächelte verächtlich.

»Weil ich stolz bin, Madame.«

»Stolz! es ist schön, stolz zu sein, doch wenn man vor Hunger stirbt . . .«

»Besser sterben, als sich entehren.«

Die Dame schaute den spruchreichen jungen Menschen mit einer gewissen Bewunderung an.

»Doch wer sind Sie denn, daß Sie so sprechen, mein Freund?« fragte sie.

»Ich bin eine Waise.«

»Und Sie heißen?«

»Gilbert.«

»Gilbert, von was?«

»Von nichts.«

»Ah! ah!« machte die junge Frau, immer mehr erstaunt.

Gilbert sah, daß er einen gewissen Eindruck hervorbrachte und beglückwünschte sich, daß er sich in eine Stellung von Jean Jacques Rousseau versetzt hatte.

»Sie sind noch sehr jung, um so auf der Landstraße umherzulaufen?« fuhr die Dame fort.

»Ich blieb allein und verlassen in einem alten Schlosse, von dem sich seine Gebieter entfernt hatten. Ich machte es wie sie und verließ dasselbe ebenfalls.«

»Ohne Zweck?«

»Die Erde ist groß, und es gibt, wie man sagt, Platz für Alle unter der Sonne.«

»Gut,« murmelte ganz leise die Dame, »das ist irgend ein Bastard vom Lande, der von seinem Edelhofe entflohen.«

»Und Sie sagen, Sie haben Ihre Börse verloren?« fragte sie laut.

»Ich hatte nur einen Sechs-Livres-Thaler,« antwortete Gilbert, getheilt zwischen der Scham, sein Unglück zu gestehen, und der Gefahr, ein zu großes Vermögen anzugeben, von dem man hätte vermuthen können, er habe es auf schlechtem Wege erlangt.

»Einen Sechs-Livres-Thaler für eine so lange Reise? Sie hatten kaum genug, um Brod für zwei Tage zu kaufen! Und der Weg, guter Gott! Welch ein Weg! Von Bar-le-Duc nach Paris, sagen Sie?«

»Ja.«

»Ich denke, etwa sechzig bis fünfundsechzig Lieues?«

»Ich zählte die Lieues nicht, ich sagte nur: ich muß ankommen, und damit genug.«

»Und hienach reisten Sie ab, armer Narr?«

»Oh! ich habe gute Beine.«

»So gut sie sein mögen, so werden sie doch am Ende müde; Sie haben den Beweis davon,«

»Oh! nicht die Beine haben mich verlassen, sondern die Hoffnung.«

»In der That, es scheint mir, Sie sahen verzweiflungsvoll aus.«

Gilbert lächelte bitter.

»Was ging denn in Ihrem Geiste vor? Sie schlugen sich vor den Kopf, Sie rauchten sich die Haare aus.«

»Glauben Sie, Madame?« fragte Gilbert sehr verlegen.

»Oh!« ich bin dessen sicher, denn es mußte Ihre Verzweiflung sein, was Sie hinderte, den Wagen zu hören.«

Gilbert dachte, es dürfte nicht übel sein, wenn er sich durch die Erzählung der Wahrheit erhöhen würde. Sein Instinkt sagte ihm, seine Lage sei interessant, besonders für eine Frau.

»Ich war in der That in Verzweiflung,« sprach er.

»Und worüber?« fragte die Dame.

»Daß ich nicht mehr einem Wagen folgen konnte, dem ich nachlief.«

»Wahrhaftig!« sagte die junge Frau lächelnd; »es ist also ein Abenteuer? Sollte Liebe darunter sein?«

Gilbert war noch nicht genug seiner Herr, um nicht zu erröthen.

»Und was für ein Wagen war es, mein kleiner Cato?«

»Ein Wagen vom Gefolge der Dauphine.«

»Wie! was sagen Sie?« rief die junge Frau; »die Dauphine ist also vor uns?«

»Ganz gewiß.«

»Ich glaubte sie hinter uns, etwa in Nancy. Erweist man ihr denn keine Ehre auf dem Weg?«

»Doch wohl, aber es scheint, Ihre Hoheit hat Eile.«

»Eile, die Dauphine, wer hat Ihnen das gesagt?«

»Ich setze es voraus.«

»Sie setzen es voraus?«

»Ja.«

»Und wie kommen Sie zu dieser Voraussetzung?«

»Sie sagte Anfangs, sie würde zwei bis drei Stunden im Schlosse Taverney verweilen.«

»Nun, und hernach?«

»Blieb sie kaum drei Viertelstunden,«

»Wissen Sie, ob ihr von Paris ein Brief zugekommen ist?«

»Ich sah mit einem Briefe in der Hand einen Herrn eintreten, dessen Kleid ganz mit Stickereien bedeckt war.«

»Hat man diesen Herrn in Ihrer Gegenwart genannt?«

»Nein, ich weiß nur, daß es der Gouverneur von Straßburg ist.«

»Herr von Stainville, der Schwager von Herrn von Choiseul. Vorwärts, Postillon, rascher.«

Ein kräftiger Peitschenschlag entsprach dieser Ermahnung, und Gilbert fühlte, daß der Wagen, obgleich bereits im Galopp fortgezogen, noch an Geschwindigkeit zunahm.

»Die Dauphine ist also vor uns?« sagte die junge Dame.

»Ja, Madame.«

»Aber sie wird anhalten, um zu frühstücken,« bemerkte die Dame, als spräche sie mit sich selbst, »und dann werden wir ihr vorankommen, wenn nicht diese Nacht . . . Hat sie diese Nacht

angehalten?«

»Ja, in Saint-Dizier.«

»Wie viel Uhr war es?«

»Ungefähr eilf Uhr.«

»Es geschah, um Abendbrod zu nehmen. Gut, sie muß frühstücken.« Postillon, was ist die erste etwas wichtige Stadt, die wir auf unserem Wege finden?«

»Vitry, Madame.«

»Und wie weit sind wir von Vitry entfernt?«

»Drei Lieues.«

»Wo wird umgespannt?«

»In Vauclère.«

»Gut. Vorwärts, und wenn Ihr eine Reihe von Wagen auf der Straße seht, so benachrichtigt mich.«

Während dieser paar Worte, welche die Dame des Wagens mit dem Postillon austauschte, war Gilbert beinahe abermals in seine Schwäche verfallen. Als die Reisende sich wieder setzte, sah sie, daß er sehr bleich war und die Augen geschlossen hatte.

»Ah! armes Kind, es ist ihm immer noch übel,« rief sie. »Es ist auch mein Fehler, ich lasse es sprechen, während es vor Hunger und Durst stirbt, statt ihm zu essen und zu trinken zu geben.«

Und um die verlorene Zeit wieder einzubringen, zog die Dame vor Allem aus der Tasche des Wagens ein ciselirtes Fläschchen, an dessen Hals an einer goldenen Kette ein kleiner Becher von Vermeil hing.

»Trinken Sie zuerst ein Tröpfchen von diesem La -Cote-Wein,« sagte sie, das Glas füllend, das sie nun Gilbert reichte,

Gilbert ließ sich diesmal nicht bitten. War es der Einfluß der hübschen Hand, die ihm den Becher bot? War das Bedürfniß dringender, als in Saint-Dizier?

»Gut,« sprach die Dame, »essen Sie nun einen Zwieback; in ein paar Stunden werde ich Ihnen ein solideres Frühstück vorsetzen.«

»Ich danke, Madame,« sprach Gilbert.

Und er aß den Zwieback, wie er den Wein getrunken hatte.

»Und nun, da sie ein wenig gestärkt sind,« fuhr die Dame fort, »nun sagen Sie nur, wenn Sie mich überhaupt zur Vertrauten nehmen wollen, sagen Sie mir, welches Interesse Sie dabei hatten, dem Wagen nachzulaufen, der, wie Sie erwähnten, der Frau Dauphine gehört.«

»Hören Sie die Wahrheit mit zwei Worten, Madame,« sprach Gilbert. »Ich war bei dem Herrn Baron von Taverney, als Ihre Hoheit ankam und Herr von Taverney befahl, ihr nach Paris zu folgen. Er gehorchte. Da ich eine Waise bin, so dachte Niemand an mich, und man ließ mich ohne Geld und ohne Lebensmittel zurück. Nun schwur ich, da alle Welt mit Unterstützung von guten Pferden und guten Wagen nach Versailles gehe, so würde ich auch nach Versailles gehen, aber zu Fuße, mit meinen achtzehnjährigen Beinen, und ich würde mit diesen achtzehnjährigen Beinen ebenso bald ankommen, als sie mit ihren Pferden und ihren Wagen. Leider wurden meine Kräfte zu Verräthern an mir, oder das Mißgeschick nahm vielmehr Partei gegen mich. Hätte ich mein Geld nicht verloren, so hätte ich essen können; hätte ich diese Nacht gegessen, so wäre ich diesen Morgen im Stande gewesen, die Pferde wieder einzuholen.«

»Das gefällt mir, das nenne ich Muth!« rief die Dame, »und ich wünsche Ihnen Glück, mein Freund. Doch es scheint mir, es gibt ein Ding, das Sie nicht wissen.«

»Was?«

»Daß man in Versailles nicht vom Muth lebt.«

»Ich werde nach Paris gehen.«

»Paris hat aus diesem Gesichtspunkte betrachtet ungemein viel Aehnlichkeit mit Versailles.«

»Wenn man nicht vom Muth lebt, so lebt man wenigstens von der Arbeit, Madame.«

»Gut geantwortet, mein Kind. Doch von welcher Arbeit? Ihre Hände sind nicht die eines Tagelöhners oder eines Lastträgers.«

»Ich werde studiren, Madame.«

»Sie scheinen mir bereits sehr gelehrt.«

»Ja, denn ich weiß, daß ich nichts weiß,« antwortete pathetisch Gilbert, der sich dieses Wortes von Sokrates erinnerte.

»Und darf ich Sie, ohne unbescheiden zu sein, fragen, welche Wissenschaft Sie vorzugsweise studiren werden, mein kleiner Freund?«

»Madame,« sprach Gilbert, »ich glaube die beste der Wissenschaften ist diejenige, welche dem Menschen seines Gleichen nützlich zu sein erlaubt. Andererseits ist dann der Mensch so wenig, daß er das Geheimniß seiner Schwäche studiren muß, um das seiner Stärke kennen zu lernen. Ich will eines Tags wissen, warum mein Magen meine Beine gehindert hat, mich diesen Morgen zu tragen; ich will endlich wissen, ob es nicht dieselbe Magenschwäche war, die in mein Gehirn den Zorn, das Fieber, den schwarzen Dunst brachte, wodurch ich niedergeschmettert worden bin.«

»Ah! es scheint mir, Sie werden dereinst ein vortrefflicher Arzt, denn Sie reden bereits bewunderungswürdig von der Medizin. In zehn Jahren verspreche ich Ihnen meine Kundschaft.«

»Ich werde mir Mühe geben, diese Ehre zu verdienen, Madame,« sagte Gilbert.

Der Postillon hielt an. Man hatte die Station erreicht, ohne einen Wagen zu sehen.

Die junge Dame erkundigte sich. Die Dauphine war vor einer Viertelstunde vorübergekommen; sie mußte in Vitry anhalten, um frische Pferde zu nehmen und zu frühstücken.

Der neue Postillon setzte sich in den Sattel.

Die junge Dame ließ ihn im gewöhnlichen Gange aus dem Dorfe fahren; als man aber in einiger Entfernung von dem letzten Hause angelangt war, sagte sie:

»Postillon, macht Ihr Euch anheischig, die Wagen der Frau Dauphine einzuholen?«

»Gewiß.«

»Ehe sie in Vitry sind?«

»Teufel! sie fuhren in starkem Trab.«

»Mir scheint, wenn wir im Galopp fahren würden?«

Der Postillon schaute sie an.

»Dreifache Trinkgelder« rief sie.

»Sie hätten mir das sogleich sagen müssen,« erwiederte der Postillon, »wir wären bereits eine Viertelslieue von hier.«

»Hier ist ein Sechs-Livres-Thaler auf Abschlag; bringen wir die verlorene Zeit wieder ein.«

Der Postillon neigte sich rückwärts, die junge Dame vorwärts, ihre Hände kamen endlich zusammen und der Thaler ging von der Hand der Reisenden in die des Postillon über.

Die Pferde erhielten ihren Gegenschlag. Die Chaise flog schnell wie der Wind fort.

Während des Umspannens war Gilbert ausgestiegen und hatte sein Gesicht und seine Hände an einem Brunnen gewaschen: sein Gesicht und seine Hände gewannen viel dabei; dann hatte er auch seine prächtigen Haare gekämmt.

»In der That,« sagte die junge Frau in ihrem Innern, »in der That, er ist nicht zu häßlich für einen zukünftigen Arzt.«

Und sie lächelte, während sie ihn anschaute.

Gilbert erröthete, als wüßte er, was seine Reisegefährtin lächeln machte.

Sobald das Zwiegespräch mit dem Postillon beendet war, kehrte die Reisende zu Gilbert zurück, dessen Paradoxen, Ungereimtheiten und Sentenzen sie Ungemein belustigten.

Nur von Zeit zu Zeit unterbrach sie sich mitten in einem Gelächter, das durch irgend eine auf eine Meile nach Scheinphilosophie riechende Antwort hervorgerufen wurde, um nach der Straße hinaus zu schauen. Wenn dann ihr Arm das Gesicht von Gilbert streifte, wenn ihr rundes Knie an die Seite ihres Gefährten drückte, ergötzte sich die Reisende, die Röthe der Wangen des zukünftigen Arztes mit seinen gesenkten Augen contrastiren zu sehen.

So legte man ungefähr eine Lieue zurück. Plötzlich stieß die junge Frau einen Freudenschrei aus und warf sich mit so wenig Zurückhaltung auf den Vordersitz, daß sie diesmal Gilbert ganz und gar mit ihrem Leibe bedeckte.

Sie hatte die letzten Fourgons des Gefolges erblickt, welche mühsam einen langen Abhang hinanfahren, auf dem sich zwanzig Carrossen aufrehten, aus denen die Reisenden beinahe insgesammt ausgestiegen waren.

Gilbert machte sich von den Falten des großgeblühten Kleides los, schlüpfte mit seinem Kopfe unter einer Schulter durch, kniete ebenfalls auf den Vordersitz und suchte mit glühenden Augen Fräulein von Taverney mitten unter diesen ansteigenden Pygmäen.

Er glaubte Nicole an ihrer Haube zu erkennen.

»Dort sind sie, Madame, sagte der Postillon, »was soll ich nun thun?«

»Ihr müßt an Allem dem vorüberfahren.«

»An Allem dem vorüberfahren, Madame? unmöglich. Man fährt nicht an der Dauphine vorüber.«

»Warum?«

»Weil es verboten ist. Pest! an den Pferden des Königs vorüberfahren! ich käme auf die Galeeren.«

»Höret, Freund, ordnet das, wie Ihr wollt, aber ich muß sie überholen.«

»Sie gehören also nicht zur Escorte?« fragte Gilbert, der bis jetzt die Carrosse der jungen Frau für einen verspäteten Wagen gehalten und in der ganzen Eile nichts Anderes gesehen hatte, als ein Verlangen, die Reihe wieder einzuholen.

»Der Wunsch, sich zu unterrichten, ist gut,« antwortete die junge Dame, »Indiscretion taugt nichts«

»Entschuldigen Sie, Madame,« versetzte Gilbert erröthend.

»Nun? was machen wir?« fragte die Reisende den Postillon.

»Verdammt! wir bleiben hinter ihnen bis Vitry. Dort, wenn Ihre Hoheit anhält, bitten wir um Erlaubniß, vorüberfahren zu dürfen.«

»Ja, doch man wird sich erkundigen, wer ich bin, und vernehmen . . . Nein, nein, das taugt nichts; suchen wir etwas anderes.«

»Madame,« sprach Gilbert, »wenn ich Ihnen einen Rath zu geben wagte . . .«

»Thun Sie dies immerhin, mein Freund, wenn er gut ist, wird man ihn befolgen.«

»Man sollte einen Seitenweg einschlagen, der um Vitry führte, und so käme man vor die Frau Dauphine, ohne sich gegen die Achtung verfehlt zu haben.«

»Das Kind spricht wahr!« rief die junge Frau. »Postillon, gibt es keinen Seitenweg?«

»Um wohin zu gehen?«

»Wohin Ihr wollt, wenn wir nur die Frau Dauphine hinter uns lassen.«

»Ah! ja wohl,« sagte der Postillon, »dort ist die Straße von Marolle, welche sich um Vitry windet und mit der Hauptstraße in Lachaussée wieder zusammentrifft.«

»Bravo!« rief die junge Frau, »das ist gut.«

»Ader Madame weiß, daß ich die Post verdoppele, wenn ich diesen Umweg mache,« entgegnete der Postillon.

»Zwei Louis d'or für Euch, wenn Ihr vor der Dauphine in Lachaussée seid.«

»Befürchtet Madame nicht, der Wagen könnte brechen?«

»Ich befürchte nichts. Bricht die Chaise, so setze ich meinen Weg zu Pferde fort.«

Und der Wagen wandte sich rechts, verließ die Hauptstraße, gelangte auf einen Seitenweg mit tiefen Fahrgeleisen, und folgte einem Fließchen mit bleichem Wasser, das sich zwischen Lachaussée und Mutigny in die Marne wirft.

Der Postillon hielt Wort, er that Alles, was Menschen möglich, um die Chaise zu zerbrechen, aber auch um anzukommen.

Zwanzigmal wurde Gilbert auf seine Gefährtin geworfen, welche auch zwanzigmal in die Arme von Gilbert fiel.

Dieser wußte artig zu sein, ohne lästig zu werden. Er wußte seinem Mund zu befehlen, nicht zu lächeln, während seine Augen der jungen Frau sagten, sie sei sehr hübsch.

Die Vertraulichkeit entsteht rasch aus Stößen und aus der Einsamkeit. Nachdem man zwei Stunden auf dem Seitenwege gefahren war, kam es Gilbert vor, als kenne er seine Gefährtin seit zehn Jahren, und die junge Frau hätte geschworen, sie kenne Gilbert seit seiner Geburt.

Gegen eilf Uhr erreichte man wieder die Hauptstraße von Vitry nach Chalons. Ein Courier, den man befragte, gab zur Antwort, die Dauphine frühstücke nicht nur in Vitry, sondern sie habe sich so müde gefühlt, daß sie ein paar Stunden ruhen werde. Er fügte bei, man habe ihn auf die nächste Station vorausgeschickt, um die Vorspannbeamten aufzufordern, sich gegen drei oder vier Uhr Nachmittags bereit zu halten.

Diese Nachricht erfüllte die Reisende mit Freude, sie gab dem Postillon die zwei versprochenen Louis d'or und sagte, sich gegen Gilbert wendend:

»Ah! bei meiner Treue, wir werden auf der nächsten Station auch zu Mittag speisen.

Doch es war entschieden, daß Gilbert auf dieser Station noch nicht speisen sollte.

XXI.

Worin man mit einer neuen Person Bekanntschaft macht.

Oben auf der Steige, welche die Postchaise eben hinanfuhr, erblickte man das Dorf Lachaussée, wo umgespannt werden sollte.

Es war ein reizender Haufen strohbedeckter Häuser, welche nach der Laune der Bewohner mitten auf dem Wege, an der Ecke eines kleinen Gehölzes, in der Nähe einer Quelle und häufiger noch längs dem von uns erwähnten großen Bache standen, über welchen vor jedem Hause Brücken oder Bretter geworfen waren.

Doch für den Augenblick war das Merkwürdigste dieses hübschen Dörfchens ein Mann, der, den Bach abwärts, mitten auf der Straße aufgepflanzt, als hätte er den Befehl von einer höheren Macht erhalten, seine Zeit damit hinbrachte, daß er bald die Landstraße mit den Augen verfolgte, bald mit dem Blicke einen herrlichen Schimmel mit langer Mähne untersuchte, der, an den Laden einer Hütte gebunden, die Bretter durch ein Zerren mit dem Kopfe erschütterte und eine Ungeduld ausdrückte, welche den Sattel, den er auf dem Rücken trug, entschuldigen zu sollen schien; denn dieser Sattel offenbarte, daß er in Erwartung seines Herrn hier stand.

Wie gesagt, müde, vergeblich die Straße entlang zu schauen, näherte sich der Fremde von Zeit zu Zeit dem Pferde, untersuchte es als Kenner, strich ihm mit geübter Hand über das fleischige Kreuz oder drückte mit dem Ende seiner Finger die schlanken Beine. Wenn er sodann den Fußtritt vermieden hatte, den bei jedem Versuche dieser Art das ungeduldige Thier ausschleuderte, kehrte er auf sein Observatorium zurück und überschaute die immer noch verlassene Landstraße.

Als er noch nichts kommen sah, klopfte er endlich an den Laden.

»Hollah! Ihr Leute!« rief er.

»Wer klopft?« fragte eine männliche Stimme.

Und der Laden öffnete sich.

»Mein Freund,« sagte der Fremde, »wenn Ihr Euer Pferd verkaufen wollt, so ist der Käufer gefunden.«

»Sie sehen wohl, daß kein Strohwisch am Schweife hängt,« antwortete den Laden wieder schließend eine Art von Bauern.

Diese Antwort schien den Fremden nicht zu befriedigen, denn er klopfte zum zweiten Male.

Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren, groß und kräftig, mit rother Gesichtshaut, blauem Barte und knorriger Hand unter einer großen Spitzenmanchette. Er trug einen galonnirten Hut schief aufgesetzt, nach der Mode der Provinzofficiere, welche die Pariser erschrecken wollen.

Er klopfte zum dritten Male und sagte sodann ungeduldig werdend:

»Wißt Ihr, daß Ihr gar nicht höflich seid, mein Lieber, und daß ich Euern Laden sogleich einstoßen werde, wenn Ihr ihn nicht öffnet?«

Der Laden öffnete sich wieder bei dieser Drohung und dasselbe Gesicht erschien.

»Wenn man Ihnen aber sagt, daß das Pferd nicht verkäuflich ist,« erwiederte zum zweiten

Male der Bauer. »Was Teufels! das muß Ihnen genügen!«

»Und wenn ich Euch sage, daß ich eines Läufers bedarf!«

»Wenn Sie eines Läufers bedürfen, so gehen Sie auf die Post. Es sind dort sechzig. ans den Ställen Seiner Majestät und Sie haben die Wahl. Doch lassen Sie das Pferd der Person, die nur eines besitzt.«

»Und ich wiederhole Euch, daß ich dieses haben will.«

»Kein schlechter Geschmack, ein arabisches Pferd.«

»Ein Grund mehr, daß es mich gelüstet, es zu kaufen.«

»Es ist möglich, daß es Sie gelüstet, dieses Pferd zu kaufen, doch leider ist es nicht verkäuflich.«

»Wem gehört es denn?«

»Sie sind sehr neugierig!«

»Und Du bist sehr schweigsam.«

»Nun! es gehört einer Person, die bei mir wohnt und dieses Thier liebt, wie sie nur ein Kind lieben könnte.«

»Ich will mit dieser Person sprechen.«

»Sie schläft.«

»Ist es ein Mann oder eine Frau?«

»Es ist eine Frau.«

»Nun, so sage der Frau, wenn sie fünfhundert Pistolen nöthig habe, so werde man sie ihr für dieses Pferd geben,«

»Ah! oh!« rief der Bauer, die Augen weit aufsperrend, »fünfhundert Pistolen, das ist ein hübscher Pfennig.«

»Füge bei, wenn Du willst, der König hat Lust zu diesem Thiere.«

»Der König?«

»In Person.«

»Gehen Sie doch, Sie sind wohl nicht der König.«

»Nein, aber ich vertrete ihn.«

»Sie vertreten den König?« sprach der Bauer, seinen Hut abnehmend.

»Mach' geschwinde, Freund, der König habe große Eile.«

Und der Hercules warf einen beobachtenden Blick auf die Landstraße.

»Seien Sie unbesorgt,« sagte der Bauer, »wenn die Dame aufgewacht ist, werde ich ihr zwei Worte zuflüstern.«

»Ja, aber ich habe nicht Zeit, zu warten, bis sie aufgewacht ist.«

»Was ist dann zu thun?«

»Parbleu! wecke sie auf.«

»Oh mein Herr, niemals.«

»Nun, so werde ich sie selbst aufwecken. Warte, warte.«

Und der Mann, der Seine Majestät zu vertreten vorgab, ging näher hinzu, um mit einer langen Reitpeitsche mit silbernem Knopfe an einen oberen Laden zu klopfen.

Doch die bereits erhobene Hand senkte sich wieder, ohne nur an dem Laden anzustreifen,

denn in demselben Augenblick gewährte er eine Chaise, welche im letzten Trabe von drei erschöpften Pferden herbeiführ.

Das geübte Auge des Fremden erkannte sogleich die Felder des Wagens und er eilte ihm mit einem Laufe entgegen, der dem arabischen Pferde, nach dessen Besitz er trachtete, Ehre gemacht hätte.

Dieser Wagen war die Postchaise, welche die Reisende, den Schutzengel von Gilbert, führte.

Als der Postillon den Mann sah, der ihm Zeichen machte, war er, da er nicht wußte, ob feine Pferde noch bis zur Station gehen könnten, entzückt, anhalten zu dürfen.

»Chon, meine gute Chon! bist Du es endlich? Guten Morgen! guten Morgen!«

»Ich selbst, Jean,« antwortete die Reisende, welche mit diesem seltsamen Namen angerufen wurde, »was machst Du da?«

»Bei Gott! eine schöne Frage, ich warte.«

Und der Hercules sprang auf den Fußtritt, umfaßte durch die Oeffnung des Kutschenschlages die junge Frau mit seinen langen Armen und bedeckte sie mit Küssen.

Plötzlich erblickte er Gilbert, der keine von den Beziehungen kannte, welche zwischen diesen zwei neuen Personen bestanden, die wir in Scene gesetzt haben, und ein so verdrießliches Gesicht machten, wie ein Hund, dem man einen Knochen wegnimmt,

»Halt,« sagte er, »was hast Du da aufgelesen?«

»Einen äußerst belustigenden kleinen Philosophen,« antwortete Mademoiselle Chon ohne sich im Geringsten darum zu bekümmern, ob sie ihren Schützling dadurch verletzte, oder ihm schmeichelte.

»Und wo hast Du ihn gefunden?«

»Auf der Landstraße. Doch es handelt sich nicht um dieses.«

»Es ist wahr,« antwortete derjenige, welchen man Jean nannte. »Nun, unsere alte Gräfin von Bearn?«

»Das ist abgemacht.«

»Wie, es ist abgemacht?«

»Ja, sie wird kommen.«

»Sie wird kommen?«

»Ja, ja, ja,« machte Mademoiselle Chon mit dem Kopfe.

Diese Scene ging immer vom Fußtritt zum Kissen der Chaise vor.

»Was hast Du ihr denn erzählt?« fragte Jean.

»Ich wäre die Tochter ihres Advokaten; des Meister Flageot, ich käme durch Verdun und hätte den Auftrag, ihr von meinem Vater zu melden, daß ihr Prozeß in das Register eingetragen werde.«

»Das ist Alles?«

»Ja, doch ich fügte bei, die Einregistrirung mache ihre Gegenwart in Paris unerläßlich.«

»Was that sie sodann?«

»Sie riß ihre grauen Augen weit auf, schlürfte ihren Tabak, behauptete, Meister Flageot sei der erste Mann der Welt, und gab Befehle zu ihrer Abreise.«

»Das ist herrlich, Chon! Ich mache Dich zu meinem außerordentlichen Botschafter. Wollen wir nun frühstücken?«

»Allerdings, denn dieses unglückliche Kind stirbt vor Hunger; doch geschwinde, nicht wahr?«

»Warum denn?«

»Weil man dort kommt!«

»Die alte Prozeßkrämerin! bah! wenn wir ihr nur zwei Stunden voran sind und Zeit haben, mit Herrn von Maupeou zu sprechen.«

»Nein, die Dauphine!«

»Bah! die Dauphine muß noch in Nancy sein.«

»Sie ist in Vitry.«

»Drei Stunden von hier?«

»Nicht mehr, nicht weniger.«

»Teufel, das verändert die Sache! vorwärts, Postillion! vorwärts!«

»Wohin, mein Herr?«

»Nach der Post.«

»Steigt der Herr ein, oder steigt er ab?«

»Ich bleibe wo ich bin. Vorwärts!«

Der Wagen entfernte sich, den Reisenden auf dem Fußstritte fortführend; fünf Minuten nachher hielt er vor dem Posthause an.

»Rasch, rasch, rasch,« sagte Chon, »Cotelettes, ein Huhn, Eier, eine Flasche Burgunder, was es gerade gibt; wir müssen auf der Stelle wieder abreisen.«

»Verzeihen Sie, Madame,« sprach der Postmeister auf seine Schwelle tretend, »wenn Sie sogleich wieder abreisen wollen, so müssen Sie es mit Ihren Pferden thun.«

»Wie! mit unsern Pferden?« versetzte Jean, schwerfällig von dem Fußstritte herabspringend.

»Ja, gewiß, oder mit denjenigen, die Sie gebracht haben.«

»Nein,« sagte der Postillon, »sie haben bereits eine doppelte Station gemacht, sehen Sie nur den Zustand dieser armen Thiere an.«

»Oh! wahrlich,« rief Chon, »sie können unmöglich weiter gehen.«

»Aber wer hindert Sie, mir frische Pferde zu geben?«

»Ich habe keine mehr.«

»Ei, Sie müssen haben . . . den Teufel, das ist Vorschrift.«

»Mein Herr, die Vorschrift verpflichtet mich, fünfzehn Pferde im Stall zu haben.«

»Nun?«

»Ich habe achtzehn.«

»Das ist mehr, als ich verlange, denn ich brauche nur drei«

»Ganz gut, aber sie sind auswärts.«

»Alle achtzehn?«

»Alle achtzehn.«

»Fünfundzwanzig Donner!« fluchte der Reisende.

»Vicomte! Vicomte!« rief die junge Frau.

»Ja, ja,« sagte der Prahler, »sei unbesorgt, man wird sich mäßigen. Und wann kommen Ihre Rosse zurück?« fuhr er, sich an den Postmeister wendend, fort.

»Verdammt! gnädiger Herr, ich weiß es nicht; das hängt von den Postillons ab; vielleicht in

einer Stunde, vielleicht in zwei.«

»Sie wissen, Meister,« sprach der Vicomte Jean, indem er seinen Hut auf das linke Ohr drückte und sein rechtes Bein bog, »Sie wissen, oder Sie wissen nicht, daß ich nie scherze.«

»Ich bin darüber in Verzweiflung, denn es wäre mir lieber, die Laune des Herrn neigte sich zum Scherzen.«

»Man spanne rasch ein, vorwärts, oder ich ärgere mich,« sagte Jean.

»Kommen Sie mit mir in den Stall, mein Herr, und wenn Sie ein einziges Pferd an der Raufe finden, gebe ich es Ihnen umsonst.«

»Duckmäuser, und wenn ich sechzig finde?«

»Das ist gerade, als ob Sie nur eines finden würden, mein Herr, insofern diese sechzig Pferde Seiner Majestät gehören.«

»Nun?«

»Man vermietet diese nicht.«

»Warum sind sie denn hier?«

»Für den Dienst der Frau Dauphine.«

»Wie! sechzig Pferde an der Krippe und nicht eines für mich?«

»Bei Gott! Sie begreifen wohl . . .«

»Ich begreife nur, daß ich Eile habe.«

»Das ist ärgerlich.«

»Und,« fuhr der Reisende fort, ohne sich um die Unterbrechung des Postmeisters zu bekümmern, »und da die Frau Dauphine erst diesen Abend hier sein wird . . .«

»Sie sagen?« — versetzte der Postmeister ganz bestürzt.

»Ich sage, daß die Pferde vor der Ankunft der Frau Dauphine zurückgekehrt sein werden.«

»Mein Herr,« rief der arme Mann, »sollten Sie zufällig die Präention haben?« —

»Bei Gott!« sagte der Vicomte, während er unter den Schoppen trat, »ich werde mich wohl geniren; warte!«

»Aber mein Herr . . .«

»Nur drei. Ich verlange nicht acht Pferde, wie die Königlichen Hoheiten, obgleich ich das Recht dazu habe . . . wenigstens durch Verbindung; nein, drei genügen mir.«

»Doch Sie werden nicht eines bekommen,« rief der Postmeister und stürzte zwischen die Pferde und den Fremden.

»Lümmel!« sagte der Vicomte vor Zorn erbleichend, »weißt Du, wer ich bin?«

»Vicomte,« rief die Stimme von Chon, »Vicomte, im Namen des Himmels, keinen Scandal!«

»Du hast Recht, meine gute Chon, Du hast Recht.«

Dann nach kurzem Nachdenken:

»Vorwärts, keine Worte, zur Sache.«

Und er wandte sich mit der höflichsten Miene zum Wirthe um und sagte:

»Mein lieber Freund, ich will Ihre Verantwortlichkeit sicher stellen.«

»Wie dies?« fragte der Wirth, trotz des freundlichen Gesichtes, das er bei dem Vicomte wahrnahm, nur wenig beruhigt.

»Ich werde mich selbst bedienen. Hier sind drei Pferde von vollkommen gleichem Wuchse.

Ich nehme Sie.«

»Wie! Sie nehmen Sie?«

»Ja.«

»Und Sie nennen das, meine Verantwortlichkeit sicher feilen?«

»Allerdings. Sie haben mir die Pferde nicht gegeben, man hat sie Ihnen genommen.«

»Aber ich sage Ihnen, daß dies unmöglich ist.«

»Stille, wo sind die Geschirre?«

»Niemand rühre sich!« schrie der Postmeister den Stallknechten zu, welche im Hof und unter dem Schoppen umhergingen.

»Ah! Bursche!«

»Jean! mein lieber Jean!« rief Chon, die durch die Oeffnung des großen Thores Alles, was vorging, sah und hörte. »Keine schlimme Geschichte, mein Freund! bei einer Sendung muß man zu ertragen wissen.«

»Alles mit Ausnahme der Zögerung,« sagte Jean mit seinem schönsten Phlegma; »da es mich aufhalten würde, wenn ich warten wollte, bis diese Schufte mich unterstützten, so werde ich das Geschäft selbst versehen.«

Und die That mit der Drohung verbindend, machte Jean drei Geschirre hinter einander von der Mauer los und legte sie auf den Rücken von drei Pferden.

»Ich bitte, Jean,« rief Chon, die Hände faltend, »ich bitte.«

»Willst Du ankommen, oder nicht ankommen?« versetzte der Vicomte und knirschte mit den Zähnen.

»Ich will allerdings ankommen! Alles ist verloren, wenn wir nicht eintreffen.«

»Nun, so laß mich machen.«

Und der Vicomte trennte von den andern Pferden die drei Thiere, die er gewählt, und die nicht die schlechtesten waren, und ging, sie nach sich ziehend, auf die Chaise zu.

»Bedenken Sie, mein Herr, bedenken Sie,« rief der Postmeister, Jean folgend; »es ist ein Majestätsverbrechen, diese Pferde zu stehlen.«

»Ich stehle sie nicht, Dummkopf, ich entlehne sie nur.«

Der Postmeister stürzte nach den Zügeln; doch ehe er sie berührt, hatte ihn der Fremde heftig zurückgestoßen.

»Mein Bruder! mein Bruder!« rief Mademoiselle Chon.

»Ah! es ist ihr Bruder,« murmelte Gilbert im Hintergrunde des Wagens und athmete nun wieder freier.

In diesem Augenblick öffnete sich ein Fenster, gerade der Thüre des Posthauses gegenüber, auf der andern Seite der Straße, und der bewunderungswürdige Kopf einer Frau zeigte sich an demselben; diese schien ganz erschrocken über das Geräusch, das sie hörte.

»Ah! Sie sind es, Madame,« sagte Jean, das Gespräch verändernd.

»Wie! ich?« entgegnete die junge Frau in schlechtem Französisch.

»Sie sind endlich erwacht, desto besser. Wollen Sie Ihr Pferd an mich verkaufen?«

»Mein Pferd?«

»Ja, den Schimmel, den Araber, der dort an den Laden gebunden ist. Sie wissen, daß ich fünfhundert Pistolen dafür biete.*

»Mein Pferd ist nicht zu verkaufen,« antwortete die junge Frau und schloß ihr Fenster wieder.

»Ich habe heute kein Glück,« sagte Jean, »man will weder Pferde an mich verkaufen, noch vermieten. Corbleu! ich nehme den Araber, wenn man ihn nicht an mich verkauft, und bringe die Mecklenburger um, wenn man sie nicht an mich vermietet. Hierher, Patrice.«

Der Lackei des Reisenden sprang vom Bocke zur Erde.

»Spanne an,« sagte Jean zu dem Lackei.

»Herbei, Knechte! herbei!« schrie der Wirth.

Zwei Stallknechte liefen herbei.

»Jean! Vicomte!« rief Mademoiselle Chon, die sich im Wagen heftig geberdete und vergebens den Schlag zu öffnen suchte. »Du bist ein Narr! Du wirst machen, daß wir in Stücke gehauen werden.«

»*Uns in Stücke hauen!* wir werden hoffentlich in Stücke hauen. Wir sind drei gegen drei. Auf, junger Philosoph,« rief Jean mit voller Lunge Gilbert zu, der sich nicht rührte, so groß war seine Bestürzung. »Auf, zu Boden! zu Boden! und mit irgend etwas gespielt, sei es mit dem Stocke, sei es mit Steinen, sei es mit der Faust. Ausgestiegen, Mord und Teufel, Sie sehen aus wie ein Heiliger von Gyps.«

Gilbert befragte mit einem zugleich unruhigen und stehenden Auge seine Beschützerin, die ihn am Arme zurückhielt.

Der Postmeister schrie sich beinahe den Hals ab und zerrte auf einer Seite an den Pferden, während Jean auf der andern zog.

Dieses Trio machte das traurigste, geräuschvollste Concert.

Endlich sollte der Kampf sein Ziel finden.

Des Streitens müde, grimmig, außer sich, brachte der Vicomte Jean dem Vertheidiger der Pferde einen so heftigen Faustschlag bei, daß dieser mitten unter erschrockene Enten und Gänse in eine Lache fiel.

»Zu Hülfe!« rief der Wirth, »Mörder! Räuber!«

Mittlerweile spannte der Vicomte, der den Werth der Zeit zu kennen schien, hastig ein.

»Zu Hülfe! Mörder! Räuber! zu Hülfe! im Namen des Königs!« fuhr der Wirth fort, bemüht, seine zwei bestürzten Knechte um sich zu sammeln.

»Wer verlangt Hülfe im Namen des Königs!« rief plötzlich ein Reiter, der im Galopp in den Posthof sprenge und gerade vor den Schauspielern dieser Scene sein von Schweiß tiefendes Pferd anhielt.

»Herr Philipp von Taverney!« murmelte Gilbert und kauerte sich tiefer als je in den Hintergrund des Wagens.

Chon, der nichts entging, hörte diesen Namen.

5 bis 8. Bändchen.

XXII.

Der Vicomte Jean.

Der junge Lieutenant der Dauphin-Gendarmen, denn er war es, sprang vom Pferde bei dem Anblick der bizarren Scene, welche um das Posthaus alle Frauen und alle Kinder des Dorfes Lachaussée zu versammeln anfang

Als der Postmeister Philipp erblickte, warf er sich gleichsam vor diesem unerwarteten Beschützer auf die Kniee.

»Herr Officier,« rief er, »wissen Sie, was vorgeht?«

»Nein,« antwortete Philipp kalt, »doch Sie werden es mir sagen, mein Freund«

»Man will mit Gewalt die Pferde Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Dauphine nehmen.«

Philipp spitzte die Ohren wie ein Mensch, dem man etwas Unglaubliches mittheilt.

»Und wer will die Pferde nehmen?« fragte er.

»Dieser Herr,« sagte der Postmeister.

Und er bezeichnete mit dem Finger den Vicomte Jean.

»Dieser Herr?« wiederholte Philipp. »Ei, Mord und Tod! ja, ich selbst,« sprach der Vicomte.

»Sie täuschen sich,« versetzte Taverney den Kopf schüttelnd, »der Herr müßte entweder ein Narr oder kein Edelmann sein.«

»*Sie täuschen sich über diese beiden Punkte, mein lieber Lieutenant,*« sprach der Vicomte, »man hat einen Kopf, der völlig in Ordnung ist, und man steigt aus den Carrossen Seiner Majestät aus, bis man wieder in dieselbe einsteigt.«

»Wie können Sie, der Sie einen geordneten Kopf haben und aus den Carrossen Seiner Majestät aussteigen, es wagen, Hand an die Pferde der Dauphine zu legen?«

»Einmal sind hier sechzig Pferde, und Ihre Königliche Hoheit kann nur acht brauchen; ich hätte also großes Unglück, wenn ich, drei auf den Zufall nehmend, gerade die der Frau Dauphine nähme.«

»Es sind allerdings sechzig Pferde vorhanden,« entgegnete der junge Mann; »es ist wahr, Ihre Königliche Hoheit braucht nur acht; doch dessen ungeachtet gehören alle diese Pferde, vom ersten bis zum sechzigsten, Ihrer Königlichen Hoheit, und Sie können keine Unterscheidung in dem, was den Dienst der Prinzessin bildet, zulassen.«

»Sie sehen jedoch, daß man eine zuläßt, da ich dieses Gespann nehme,« antwortete er ironisch. »Soll ich zu Fuß gehen, während Schufte von Lackeien mit vier Pferden fahren? Mord und Tod! sie mögen es machen wie ich. sie können sich mit dreien begnügen, und es werden noch genug vorräthig sein.«

»Wenn diese Lackeien mit vier Pferden fahren, mein Herr, so geschieht es, weil es der Befehl

des Königs vorschreibt,« sprach Philipp und streckte den Arm gegen den Vicomte aus, um ihm zu bezeichnen, er möge nicht auf dem Wege beharren, den er eingeschlagen. »Wollen Sie also Ihrem Kammerdiener befehlen, mein Herr, daß er die Pferde dahin zurückführt, wo Sie dieselben genommen haben.«

Diese Worte wurden mit eben so viel Festigkeit, als Höflichkeit gesprochen, und wenn man nicht ein Elender war, mußte man artig darauf antworten.

»Sie hätten vielleicht Recht, mein lieber Lieutenant, so zu sprechen,« erwiderte der Vicomte, »wenn es in Ihrem Auftrage läge, über diesen Thieren zu wachen; doch es ist mir noch nicht bekannt, daß die Dauphin-Gendarmen zu dem Grade von Stallknechten erhoben worden sind; schließen Sie also die Augen, mein Herr, heißen Sie Ihre Leute dasselbe thun, und glückliche Reise!«

»Sie sind im Irrthum, mein Herr; ohne zu dem Grade eines Stallknechts erhoben worden oder hinabgestiegen zu sein, gehört das, was ich im Augenblick thun, zu meinen Attributen; denn die Frau Dauphine schickt mich selbst voraus, um über ihren Relais zu wachen.«

»Das ist etwas Anderes,« versetzte Jean; »doch erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken: Sie versehen da einen traurigen Dienst, mein Officier, und wenn die junge Dame die Armee so zu behandeln anfängt . . .«

»Von wem sprechen Sie in diesen Ausdrucken, mein Herr?« unterbrach ihn Philipp.

»Ei, bei Gott! von der Oesterreicherin.«

Der junge Mann wurde bleich wie seine Halsbinde.

»Sie wagen zu sagen, mein Herr . . . ?« rief er.

»Ich wage nicht nur zu sagen, sondern auch zu thun,« sprach Jean. »Vorwärts, Patrice, angespannt, mein Freund, hurtig, denn ich habe Eile.«

Philipp nahm das erste Pferd beim Zügel.

»Mein Herr,« sprach Philipp von Taverney mit seinem ruhigen Tone, »Sie werden mir das Vergnügen machen, mir zu sagen wer Sie sind, nicht wahr?«

»Liegt Ihnen daran?«

»Es liegt mir daran.«

»Nun! ich bin der Vicomte Jean Dubarry.«

»Wie? Sie sind der Bruder von der . . .«

»Welche Sie in der Bastille verfaulen lassen wird, mein Officier, wenn Sie ein einziges Wort beifügen.«

Und der Vicomte sprang in den Wagen.

Philipp näherte sich dem Schlage und sagte:

»Mein Herr Vicomte Jean Dubarry, Sie werden mir die Ehre erweisen, auszusteigen, nicht wahr?«

»Ah, bei Gott! ich habe wohl Zeit,« versetzte der Vicomte und suchte den offenen Schlag an sich zu ziehen.

»Wenn Sie eine Sekunde zögern, mein Herr,« versetzte Philipp, während er mit seiner linken Hand den Schlag sich zu schließen verhinderte, »so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihnen meinen Degen durch den Leib renne.«

Und er zog seinen Degen mit seiner rechten freigebliebenen Hand.

»Ah, mein Gott!« rief Chon, »das ist ein Mord! . verzichte auf die Pferde, Jean, verzichte darauf.«

»Ah! Sie bedrohen mich,« grinste der Vicomte außer sich, und ergriff ebenfalls seinen Degen, den er auf den Vordersitz gelegt hatte.

»Und auf die Drohung wird die That folgen, wenn Sie nur eine einzige Minute zögern, hören Sie?« sprach der junge Mann, und ließ seinen Degen zischen.

»Wir werden nie von der Stelle kommen, wenn Du diesen Officier nicht auf eine sanfte Weise zu fassen weißt,« flüsterte Chon in das Ohr von Jean.

»Weder Sanftmuth, noch Gewalt können mich in meiner Pflicht aufhalten,« sprach Philipp mit einer höflichen Verbeugung, denn er hatte die Ermahnung der jungen Frau gehört; »rathen Sie also diesem Herrn Gehorsam, oder ich werde mich im Namen des Königs, den ich vertrete, genöthigt sehen, ihn zu tödten, wenn er sich mit mir schlagen will, und ihn zu verhaften, wenn er sich dessen weigert.«

»Und ich sage, daß ich Ihnen zum Trotz abreisen werde,« brüllte der Vicomte und sprang aus dem Wagen, während er mit derselben Bewegung seinen Degen zog.

»Das werden wir sehen, mein Herr,« sagte Philipp, während er sich auslegte und das Eisen band; »sind Sie bereit?«

»Mein Lieutenant,« sprach der Wachtmeister, der unter Philipp commandirte, »sechs Mann von der Escorte, mein Lieutenant, soll ich?«

»Rühren Sie sich nicht, mein Herr,« sagte der Lieutenant, »es ist eine persönliche Angelegenheit. Auf, mein Herr Vicomte, ich bin zu Ihren Befehlen!«

Mademoisselle Chon stieß schrille Schreie aus, Gilbert hätte, um sich besser verbergen zu können, gewünscht, der Wagen wäre so tief wie ein Brunnen gewesen.

Jean begann den Angriff. Er besaß eine seltene Gewandtheit, in dieser Waffenübung, welche weit mehr Berechnung als körperliche Geschicklichkeit erfordert. Doch der Zorn beraubte den Vicomte sichtbar eines Theils seiner Kraft, Philipp schien im Gegentheil seinen Degen wie ein Stoßrappier zu handhaben und sich in einem Fechtsaale zu üben.

Der Vicomte wich zurück, rückte vor, sprang rechts, sprang links, und schrie, während er weit ausfiel, nach der Manier der Regimentsfechtmeister.

Fest und unbeweglich wie eine Statue, die Zähne an einander geschlossen, das Auge erweitert, hörte und errieth Philipp im Gegentheil Alles.

Jedes schwieg und schaute, Chon wie die Anderen. Zwei oder drei Minuten lang dauerte der Kampf, ohne daß alle die Finten, alle die Schreie, alle die Ausweichungen von Jean einen Erfolg hatten, aber auch ohne daß Philipp, der ohne Zweifel das Spiel seines Gegners studirte, ein einziges Mal weit ausfiel.

Plötzlich machte der Vicomte Jean einen Sprung rückwärts und stieß einen Schrei aus.

Zu gleicher Zeit färbte sich seine Manchette mit Blut, und rasche Tropfen stoßen an seinen Fingern hinab. Philipp hatte mit einem Gegenstoß den Vorderarm seines Feindes durchbohrt,

»Sie sind verwundet, mein Herr,« sagte er.

»Alle Donner und Teufel, ich fühle es wohl!« rief Jean erbleichend und ließ seinen Degen fallen.

Philipp hob ihn auf, gab ihm denselben zurück, und sprach:

»Gehen Sie, mein Herr, und machen Sie keine solche Tollheiten mehr.«

»Pest! wenn ich mache, so bezahle ich sie!« murrte der Vicomte. »Komm' geschwinde, meine arme Chonchon, komm',« sagte er, sich an seine Schwester wendend, welche aus dem Wagen gesprungen war und herbeilief, um ihm Hülfe zu leisten.

»Madame,« sprach Philipp, »Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß es nicht mein Fehler gewesen ist, und ich bedaure es von ganzem Herzen, daß ich zu der äußersten Nothwendigkeit, meinen Degen vor einer Frau zu ziehen, getrieben worden bin.«

Und er verbeugte sich und zog sich zurück.

»Spannen Sie diese Pferde aus, mein Freund, und führen Sie dieselben wieder an ihren Platz,« sagte Philipp zu dem Postmeister.

Jean zeigte Philipp die Faust, dieser zuckte die Achseln.

»Ah! hier kommen gerade drei Pferde zurück« rief der Postmeister. »Courtin! Courtin! spanne sie sogleich an die Chaise dieses Herrn.«

»Aber, Herr . . .« sagte der Postillon.

»Keine Erwiederung,« rief der Wirth, »der Herr hat Eile. Mein lieber Herr,« sprach er zu dem Vicomte, »verzweifeln Sie nicht; hier kommen Pferde.«

»Gut,« murrte Dubarry; »Deine Pferde hätten vor einer halben Stunde eintreffen sollen.«

Und er schaute, mit dem Fuße stampfend, seinen durchbohrten Arm an, den Chon mit ihrem Sacktuche verband.

Mittlerweile stieg Philipp wieder zu Pferde und gab seine Befehle als ob nichts vorgefallen wäre.

»Vorwärts, Bruder, vorwärts!« sagte Chon, und zog ihren Bruder nach dem Wagen.

»Und mein Araber?« versetzte der Vicomte. »Ah! meiner Treue, er mag zum Teufel gehen, ich habe heute einen Unglückstag.«

Und er kehrte in die Chaise zurück.

»Das ist gut!« sagte er, als er Gilbert erblickte, »nun werde ich meine Beine nicht ausstrecken können.«

»Mein Herr,« stammelte der junge Mann, »ich wäre in Verzweiflung, wenn ich zur Last fiele.«

»Ruhig, Jean,« sprach Mademoiselle Chon, »laß, mir meinen kleinen Philosophen.«

»Bei Gott! er mag aus den Bock steigen!«

Gilbert entgegnete erröthend:

»Ich bin kein Lackei, um aus den Bock zu steigen.«

»Sieh da!« machte Jean.

»Lassen Sie mich aussteigen, und ich werde aussteigen.«

»Ei, tausend Teufel! steigen Sie aus,« rief Dubarry.

»Nein, nein; setzen Sie sich mir gegenüber,« sagte Chon, indem sie den jungen Mann am Arm zurückhielt, »auf diese Art werden Sie meinen Bruder nicht belästigen.« Dann flüsterte Sie dem Vicomte zu:

»Er kennt den Mann, der Dich verwundet hat.«

Ein Blitz der Freude zuckte in den Augen des Vicomte.

»Sehr gut dann mag er bleiben. Wie heißt der Herr?«

»Philipp von Taverney.«

In diesem Augenblick kam der junge Officier an dem Wagen vorüber.

»Ah! Sie hier, mein kleiner Gendarme, rief Jean; »Sie sind zu dieser Stunde sehr stolz, doch die Reihe kommt an Jeden.«

»Das werden wir sehen, wenn Ihnen die Sache Vergnügen macht, mein Herr,« entgegnete Philipp unempfindlich.

»Ja, ja, das werden wir sehen, mein Herr Philipp von Taverney,« rief Jean, und er suchte die Wirkung, die sein Name, so unvermuthet ausgeschleudert, auf den jungen Mann hervorbringen würde, zu erhaschen.

Philipp erhob wirklich den Kopf mit einem lebhaften Erstaunen, in das sich ein leichtes Gefühl der Unruhe mischte; doch er faßte sich sogleich wieder, nahm seinen Hut auf das Anmuthigste ab und rief:

»Glückliche Reise, Herr Jean Dubarry!«

Der Wagen entfernte sich eiligst.

»Tausend Donner!« sprach der Vicomte unter Grimassen, »weißt Du, daß ich furchtbar leide, kleine Chon.«

»Auf der ersten Station lassen wir einen Arzt kommen, während dieses Kind frühstückt,« antwortete Chon?

»Ah! es ist wahr,« sprach Jean, »wir haben noch nicht gefrühstückt. Mir, was mich betrifft, benimmt der Schmerz den Hunger; ich habe nur Durst.«

»Willst Du ein Glas La-Cote-Wasser trinken?«

»Meiner Treue, ja, gib.«

»Mein Herr,« sagte Gilbert, »dürfte ich es wagen, Ihnen eine Bemerkung zu machen.«

»Immerhin.«

»Die Liqueurs sind ein sehr schlechtes Getränk in der Lage, in der Sie sich befinden.«

»Ah! wirklich?«

Dann sich gegen Chon wendend, fragte der Vicomte:

»Dein Philosoph ist also ein Arzt?«

»Nein, mein Herr, ich bin kein Arzt; ich werde es eines Tags sein, wenn es Gott gefällt,« antwortete Gilbert; »doch ich habe in einer Abhandlung, zum Gebrauch der Kriegsleute, gelesen, das Erste, was man einem Verwundeten verbieten müsse, seien Liqueurs, Weine und Kaffee.«

»Ah! Sie haben das gelesen. Nun! sprechen wir nicht mehr davon.«

»Wenn mir der Herr Vicomte sein Sacktuch geben wollte, so würde ich es in diese Quelle tauchen; er würde seinen Arm sodann mit der benetzten Leinwand umwickeln und eine große Erleichterung fühlen.«

»Thun Sie das, mein Freund, thun Sie das,« sagte Chon; »Postillon, halt!« rief sie.

Der Postillon hielt; Gilbert tauchte das Sacktuch des Vicomte in den Bach.

»Dieser Junge wird uns furchtbar zur Last fallen, wenn wir sprechen wollen,« sagte Dubarry.

»Wir sprechen Patois,« antwortete Chon. »Ich habe große Lust, dem Postillon zuzurufen, er soll fortfahren, und mein Sacktuch hier zurückzulassen.«

»Du hast Unrecht, er kann uns nützlich sein.«

»Worin?«

»Er hat mir bereits Auskunft von großer Wichtigkeit gegeben.«

»Worüber?«

»Ueber die Dauphine, und noch so eben hat er uns, wie Du gesehen, den Namen Deines Gegners genannt.«

»Nun, so mag er bleiben!«

In diesem Augenblick kam Gilbert mit dem mit eiskaltem Wasser getränkten Sacktuch zurück.

Die Umlegung der Leinwand um den Arm des Vicomte that diesem sehr wohl, wie es Gilbert vorhergesehen.

»Er hatte meiner Treue Recht, ich fühle mich besser,« sagte er, »wir wollen plaudern.«

Gilbert schloß die Augen und öffnete die Ohren; aber er wurde in seiner Erwartung getäuscht. Chon erwiderte die Aufforderung ihres Bruders in dem glänzenden, lebhaften Dialekt, der Verzweiflung der Pariser Ohren, die in dem provençalischen Patois nur ein Schnarren fetter Consonnanten, welche über musikalische Vokale hinrollen, unterscheiden.

Gilbert machte, so sehr er seiner Herr war, eine Bewegung des Aergers, welche Mademoiselle Chon nicht entging, die ihm, um ihn zu trösten, ein artiges Lächeln zuwandte.

Durch dieses Lächeln wurde Gilbert Eines begreiflich: daß man ihn, den Erdwurm, scheute. Er hatte einen Vicomte bezwungen, der mit dem Wohlwollen des Königs beehrt wurde.

Wenn ihn Andrée in diesem schönen Wagen sehen würde!

Er war ganz aufgeblasen vor Stolz.

Was Nicole betrifft, so dachte er nicht einmal an sie.

Der Bruder und die Schwester setzten ihr Gespräch in ihrem Patois fort.

»Gut,« sagte plötzlich der Vicomte, während er sich aus dem Wagen neigte und rückwärts schaute.

»Was?« fragte Chon.

»Das arabische Pferd folgt uns.«

»Was für ein arabisches Pferd?«

»Das, welches ich kaufen wollte.«

»Ah!« sagte Chon, »es wird von einer Frau geritten. Oh! das herrliche Geschöpf!«

»Von wem sprichst Du? . . . Von der Frau oder von dem Pferd?«

»Von der Frau.«

»Rufe ihr doch, Chon; sie hat vielleicht weniger Angst vor Dir, als vor mir . . . Ich gäbe tausend Pistolen für das Pferd.«

»Und für die Frau?« fragte Chon lachend.

»Ich würde mich für sie zu Grunde richten . . .«

Aber in einen weißen Mantel gehüllt, die Stirne von einem grauen Filzhute mit langen Federn beschattet, flog die junge Frau mit den schwarzen Augen wie ein Pfeil auf dem Rande des Weges hin und rief:

»Avanti! Dscherid! Avanti!«

»Es ist eine Italienerin,« sagte der Vicomte. »Mord und Tod, was für eine schöne Frau! wenn ich nicht so sehr litte, würde ich aus dem Wagen springen und ihr nachlaufen.«

»Ich kenne sie,« sprach Gilbert.

»Ah I dieser kleine Bauer ist also der Almanach der Provinz? Er kennt Jedermann.«

»Wie heißt sie?« fragte Chon.

»Sie heißt Lorenza.«

»Und wer ist sie?«

»Es ist die Frau des Zauberers.«

»Welches Zauberers?«

»Des Baron Joseph Balsamo.«

Der Bruder und die Schwester schauten sich an.

Die Schwester schien zu sagen:

»Habe ich wohl daran gethan, ihn zu behalten?«

»Meiner Treue, ja,« schien der Bruder zu antworten.

XXIII.

Das kleine Lever der Frau Gräfin Dubarry.

Nun mögen uns unsere Leser erlauben, Mademoiselle Chon und den Vicomte Jean, welche mit Post auf der Straße nach Chalons fahren, zu verlassen und sie bei einer andern Person von derselben Familie einzuführen.

In den Gemächern von Versailles, welche Madame Adelaide, die Tochter von Ludwig XV. bewohnte, hatte dieser Fürst die Frau Gräfin Dubarry, seine Geliebte seit ungefähr einem Jahr, einquartiert, nicht ohne lange zuvor die Wirkung zu beobachten, welche dieser Staatsstreich auf den Hof hervorbringen würde.

Die Favoritin mit ihrem Sichgehenlassen, mit ihren freien Manieren, ihrem lustigen Charakter, ihrer unversiegbaren Laune, ihren geräuschvollen Phantasien hatte das schweigsame Schloß in eine stürmische Welt verwandelt, wo jeder Bewohner nur unter der Bedingung geduldet wurde, daß er sich viel und so lustig als möglich bewegte.

Von dieser allerdings beschränkten Wohnung, wenn man die Macht derjenigen, welche sie inne hatte, in Betracht zieht, ging jeden Augenblick der Befehl zu einem Feste oder das Signal zu einer Vergnügenspartie aus.

Was aber den prachtvollen Treppen von diesem Theil des Palastes am Sonderbarsten vorkam, war sicherlich der unglaubliche Zustrom von Besuchern, welche vom Morgen, das heißt von neun Uhr an, geschmückt und glänzend hinaufstiegen, um sich demüthig in einem Vorzimmer angefüllt mit Seltsamkeiten einzufinden, die noch minder seltsam erschienen, als das Idol, welches die Auserwählten im Allerheiligsten anzubeten berufen waren.

Am Morgen nach dem Tage, wo die von uns erzählte Scene auf der Post des kleinen Dorfes Lachaussée vorfiel, kam gegen neun Uhr (zur geheiligten Stunde) Jeanne von Vaubernier, in ein Nachtgewand von gestickter Mousseline gehüllt, das unter der stockigen Spitze ihre runden Beine und ihre alabasternen Arme errathen ließ, kam Jeanne von Vaubernier, sodann Demoiselle Lange, endlich Gräfin Dubarry, durch die Gnade von Herrn Jean Dubarry, ihrem ehemaligen Beschützer, aus dem Bette, wir sagen nicht ähnlich einer Venus, sondern sicherlich schöner als Venus für jeden Mann, der die Wahrheit der Dichtung vorzieht.

Bewunderungswürdig krause, hellkastanienbraune Haare, eine azurgederte Haut von weißem Atlaß, abwechselnd schmachtende und Geist sprühende Augen, ein kleiner, frisch-rother Mund mit dem reinsten Carmiu gezeichnet, der sich nur öffnete, um eine doppelte Reihe von Perlen sehen zu lassen; Grübchen überall, an den Wangen, am Kinn, an den Fingern; ein Hals geformt nach dem der Venus von Milo, eine schlangenartige Geschmeidigkeit mit einer Beileibtheit nach dem genauesten Maaße, dies war es was Madame Dubarry die Auserwählten ihres kleinen Lever sehen ließ, was Seine Majestät Ludwig XV., der Auserwählte der Nacht, am Morgen wie die Andern zu betrachten nicht verfehlte, denn er benützte das Sprüchwort, das den Greisen räth, die Krümchen nicht verloren gehen zu lassen, welche von der Tafel des Lebens fallen,

Die Favoritin schlief schon seit einiger Zeit nicht mehr. Um acht Uhr hatte sie geläutet, damit man dem Tage, ihrem ersten Höfling, in ihr Zimmer einzutreten erlaubte; allmählig war, Anfangs

durch dickere und dann durch leichtere Vorhänge, die an diesem Tage strahlende Sonne eingeführt worden und hatte, sich ihres mythologischen Glückes erinnernd, die schöne Nymphe geliebkost, welche, statt wie Daphne, die Liebe der Götter zu fliehen, sich dergestalt vermenschlichte, daß sie zuweilen der Liebe der Sterblichen entgegenkam. Es war also weder eine Aufgedunsenheit, noch ein Zögern in den wie Karfunkel glänzenden Augen, welche lächelnd einen kleinen, von Gold umkreisten und mit Perlen besetzten Handspiegel befragten; und dieser geschmeidige Körper, von dem wir einen Begriff zu geben versucht haben, ließ sich von dem Bette, wo er, durch die süßesten Träume gewiegt, geruht hatte, bis auf den Hermelinteppich herabgleiten, auf welchem Füße, welche Aschenbrödel Ehre gemacht hätten, zwei Hände mit Pantoffeln trafen, von denen ein einziger einen Holzhauer des Geburtswaldes von Jeanne bereichert haben würde, wenn dieser Holzhauer ihn gefunden hätte.

Während diese verführerische Statue sich erhob und sich immer mehr belebte, warf man ihr einen prachtvollen Oberrock von Mechler Spitzen auf die Schultern; dann zog man über ihre fleischigen Füße, welche einen Augenblick die Pantoffeln verließen, rosenfarbige seidene Strümpfe von so feinem Gewebe, daß man nicht im Stande gewesen wäre, sie von der Haut, die sie bedeckten, zu unterscheiden.

»Keine Nachricht von Chon?« fragte sie vor Allem ihre Kammerfrau.

»Nein, Madame,« antwortete diese.

»Auch nicht vom Vicomte Jean?«

»Eben so wenig.«

»Weiß man nicht, ob Bischi Nachricht erhalten hat?«

»Man ist diesen Morgen zu der Schwester der Frau Gräfin gegangen.«

»Und keine Briefe?«

»Nein, Madame, keine Briefe.«

»Ah! wie ermüdend ist es doch, so zu warten,« sprach die Gräfin mit einer reizenden Mundverziehung, »wird man nie ein Mittel erfinden, auf hundert Stunden in einem Augenblick zu correspondiren? Ah! meiner Treue, ich beklage diejenigen, welche diesen Morgen unter meine Hand fallen werden! Ist mein Vorzimmer ziemlich gut besetzt?«

»Die Frau Gräfin fragt dies?«

»Bei Gott! hören Sie doch, Dorée, die Dauphine naht, und es wäre nicht zu staunen, wenn man mich wegen dieser Sonne verliesse. Ich bin nur ein armes, kleines Gestirn . . . Sprechen Sie, wer ist da?«

»Herr von Aiguillon, der Herr Prinz von Soubise, Herr von Sartines, der Herr Präsident Maupeou.«

»Und der Herr Herzog von Richelieu?«

»Er ist noch nicht erschienen.

»Weder heute noch gestern! ich sagte es wohl, Dorée. Er befürchtet, sich zu gefährden. Sie schicken meinen Läufer in das Hotel du Hanovre und lassen sich erkundigen, ob der Herzog krank ist.«

»Ja, Frau Gräfin. Wird die Frau Gräfin Alle zugleich empfangen, oder Privataudienz geben?«

»Privataudienz. Ich muß mit Herrn von Sartines sprechen, lassen Sie ihn allein eintreten.«

Der Befehl war kaum von der Kammerfrau der Gräfin an einen großen Lackei übertragen, der

sich in dem Corridor befand, welcher von den Vorzimmern in das Gemach der Gräfin führte, als der Polizeilieutenant, die Strenge seiner grauen Augen und die Steifheit seiner dünnen Lippen durch ein Lächeln von den erfreulichsten Auspicien mäßigend, im Vorzimmer erschien.

»Guten Morgen, mein Feind,« sagte ohne ihn anzuschauen die Gräfin, die ihn in ihrem Spiegel erblickte.

»Ich, Ihr Feind, Madame?«

»Allerdings, Sie, Die Welt theilt sich für mich in zwei Klassen von Personen, in Freunde und Feinde. Ich lasse die Gleichgültigen nicht zu, oder ich setze sie in die Klasse meiner Feinde.«

»Und Sie haben Recht, Madame; doch sagen Sie mir, wie ich es trotz meiner bekannten Ergebenheit für Sie verdient habe, in die eine oder die andere von diesen zwei Klassen eingereiht zu werden?«

»Dadurch, daß Sie eine ganze Welt von kleinen Versen, Pamphleten, Libellen, welche gegen mich gerichtet waren, drucken, vertheilen, verkaufen, dem König zustellen ließen. Das ist abscheulich, das ist boshaft, das ist albern!«

»Aber, Madame, ich bin nicht verantwortlich.«

»Doch, mein Herr, Sie sind es, denn Sie wissen, wer der Elende ist, der Alles dies thut.«

»Madame, wenn es nur ein einziger Urheber wäre, so hätten wir nicht nöthig, ihn in der Bastille verschmachten zu lassen; er würde bald allein vor Ermattung unter dem Gewichte seiner Werke umkommen.«

»Wissen Sie, daß das, was Sie da sagen, außerordentlich höflich ist?«

»Wenn ich Ihr Feind wäre, Madame, so würde ich es Ihnen nicht sagen.«

»Das ist wahr; sprechen wir nicht mehr davon. Wir stehen nun auf das Beste, das ist abgemacht, das gewährt mir Vergnügen; doch Eines beunruhigt mich dennoch.«

»Was, Madame?«

»Daß Sie auch auf das Beste mit den Choiseul stehen.«

»Madame, Herr von Choiseul ist erster Minister; er gibt Befehle und ich muß sie vollziehen.«

»Wenn Ihnen also Herr von Choiseul Befehl gibt, mich verfolgen, plagen, vor Kummer sterben zu lassen, so mögen es diejenigen, welche mich verfolgen, plagen, umbringen, thun, ohne daß Sie ihnen in den Weg treten? Ich danke.«

»Sprechen wir vernünftig,« sagte Herr von Sartines, der sich die Freiheit nahm, niederzusetzen, ohne daß die Favoritin sich ärgerte; denn man ließ dem am Genauesten unterrichteten Mann Frankreichs Alles hingehen; »was habe ich vor drei Tagen für Sie gethan?«

»Sie haben mich benachrichtigen lassen, daß ein Eilbote von Chanteloup abgehe, um die Ankunft der Dauphine zu beschleunigen.«

»Ist dies das Werk eines Feindes?«

»Aber in der ganzen Angelegenheit der Vorstellung, in welche ich, wie sie wissen, meine Eitelkeit setze, wie haben Sie sich für mich benommen?«

»So gut als immer möglich.«

»Herr von Sartines, Sie sind nicht offenherzig.«

»Ah! Madame, Sie thun mir Unrecht! wer fand für Sie im Hintergrunde einer Taverne, und zwar in weniger als zwei Stunden, den Vicomte Jean, dessen Sie bedurften, um ihn, ich weiß nicht wohin, oder ich weiß vielmehr wohin zu schicken?«

»Es wäre besser gewesen, Sie hätten mich meinen Schwager, einen Mann der, mit der königlichen Familie von Frankreich verbunden ist, verlieren lassen!« sagte Madame Dubarry lachend.

»Madame, das sind doch lauter Dienste.«

»Ja, vor drei Tagen, für vorgestern; doch was thaten Sie gestern für mich?«

»Gestern, Madame?«

»Oh! Sie mögen immerhin suchen. Gestern war der Tag, um gegen Andere gefällig zu sein.«

»Ich verstehe Sie nicht, Madame.«

»Oh! ich verstehe mich sehr wohl. Sprechen sie, was haben Sie gestern gethan?«

»Morgens oder Abends?«

»Zuerst morgens.«

»Morgens habe ich wie gewöhnlich gearbeitet.«

»Bis um welche Stunde haben Sie gearbeitet?«

»Bis um zehn Uhr.«

»Hernach?«

»Hernach ließ ich einen von meinen Freunden von Lyon zum Essen bitten, der gewettet hatte, er komme nach Paris, ohne daß ich es erfahre, den jedoch mein Diener an der Barrière erwartete.«

»Und nach dem Mittagessen?«

»Schickte ich dem Polizeilieutenant Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich die Adresse eines berühmten Diebes, den er nicht finden konnte.«

»Und dieser war?«

»In Wien.«

»Somit besorgen Sie nicht nur die Polizei von Paris, sondern auch die der fremden Höfe?«

»In meinen verlorenen Augenblicken, ja, Madame.«

»Gut, ich merke mir das. Und was haben Sie gethan nachdem Sie den Courier abgefertigt?«

»Ich war in der Oper.«

»Um die kleine Guimard zusehen? Armer Soubise!«

»Nein, um einen berühmten Beutelschneider verhaften zu lassen, den ich ruhig ließ, so lange er sich nur an Generalpächter hielt, der aber die Frechheit gehabt hatte, sich an mehrere vornehme Herren zu adressiren.«

»Mir scheint, Sie hätten sagen sollen, der die Ungeschicklichkeit hatte, Herr Lieutenant. Und nach der Oper?«

»Nach der Oper?«

»Ja. Nicht wahr, was ich Sie frage, ist sehr indiscret?«

»Nein. Nach der Oper . . . Warten Sie, daß ich mich erinnere.«

»Ah! es scheint, hier verläßt Sie das Gedächtniß.«

»Nein. Nach der Oper . . . Ah! ich habe es.«

»Gut.«

»Ich begab mich zu einer gewissen Dame, die ein Spielhaus unterhält, und führte sie selbst nach dem Fort l'Évêque.«

»In Ihrem Wagen?«

»Nein, in einem Fiacre.«

»Hernach?«

»Wie, hernach? das ist Alles.«

»Nein, das ist nicht Alles.«

»Ich stieg wieder in meinen Fiacre.«

»Und wen trafen Sie in Ihrem Fiacre?«

Herr von Sartines erröthete.

»Ah!« rief die Gräfin, ihre kleinen Hände an einander schlagend, »ich habe also das Glück gehabt, einen Polizeilieutenant erröthen zu machen.«

»Madame . . .« stammelte Herr von Sartines.

»Nun, ich will es Ihnen sagen, wer in diesem Fiacre war« versetzte die Favoritin; »es war die Herzogin von Grammont.«

»Die Herzogin von Grammont!« rief der Polizeilieutenant.

»Ja, die Herzogin von Grammont, welche Sie bat, ihr Eintritt in das Gemach des Königs zu verschaffen.«

»Meiner Treue, Madame, ich lege mein Portefeuille in Ihre Hände,« rief Herr von Sartines mit einer Bewegung der Unruhe. »Ich bin es nicht mehr, der die Polizei ausübt, Sie sind es.«

»In der That, Herr von Sartines, ich habe die meinige, wie Sie sehen; also nehmen Sie sich in Acht! Ja, ja! die Herzogin von Grammont in einem Fiacre um Mitternacht mit dem Herrn Polizeilieutenant, und zwar in einem Fiacre, der im Schritt fährt! Wissen Sie, was ich sogleich thun ließ?«

»Nein, aber ich habe eine furchtbare Angst. Zum Glück war es sehr spät.«

»Gleichviel, die Nacht ist die Zeit der Rache.«

»Und was haben Sie gethan, lassen Sie hören?«

»So wie ich meine geheime Polizei habe, so habe ich auch meine gewöhnliche Literatur, abscheuliche Bursche, schmutzig wie die Lumpen und ausgehungert wie die Wiesel.«

»Sie füttern sie also sehr schlecht?«

»Ich füttere sie gar nicht; wenn sie fett würden, so würden sie auch dumm wie Herr von Soubise; das Fett verzehrt bekanntlich die Galle.«

»Fahren Sie fort, Sie machen mich beben.«

»Ich dachte an alle die Bosheiten, die Sie die Choiseul gegen mich begehen lassen. Das reizte mich, und ich gab meinen Apollo's folgende Programme: 1) Herr von Sartines besucht als Procurator verkleidet in der Rue de l'Arbre-Sec, im vierten Stocke, eine junge Unschuldige, welcher er eine elende Summe von dreihundert Livres je am 30. des Monats auszubezahlen sich nicht schämt.«

»Madame, das ist eine schöne Handlung, die Sie beflecken wollen.«

»Man befleckt nur solche. 2) Herr von Sartines schleicht sich als ehrwürdiger Vater der Mission verkleidet in das Carmeliterkloster der Rue Saint-Antoine ein.«

»Madame, ich brachte diesen guten Schwestern Nachrichten vom Orient.«

»Vom kleinen oder vom großen? 3) Herr von Sartines fährt als Polizeilieutenant verkleidet um Mitternacht ganz allein mit der Herzogin von Grammont in den Straßen umher.«

»Ah! Madame,« sagte Herr von Sartines erschrocken, »wollen Sie in diesem Punkte meine Verwaltung herabsetzen?«

»Ei! Sie lassen wohl die meinige entwerthen,« sprach die Gräfin lachend. »Aber warten Sie doch.«

»Ich warte.«

»Meine Bursche machten sich also an die Arbeit und componirten, wie man in der Schule componirt, als Erzählung, als Uebersetzung, als Umschreibung, und ich erhielt so eben ein Epigramm, ein Lied und ein Vaudeville.«

»Ah, mein Gott!«

»Alle drei furchtbar. Ich werde diesen Morgen den König damit bewirthen, so wie mit dem neuen *Pater Noster*, das Sie gegen mich umherlaufen lassen; Sie wissen? » *„Unser Vater, der Du bist in Versailles, Dein Name sei verflucht, wie er es zu sein verdient, Dein Reich ist erschüttert, Dein Wille geschieht weder auf Erden, noch im Himmel; gib uns unser tägliches Brod zurück, das uns Deine Favoritinnen genommen haben; vergib Deinen Parlamenten, welche unsere Interessen unterstützen, wie wir Deinen Ministern vergeben, die sie verkauft haben. Unterliege nicht den Versuchungen der Dubarry, sondern befreie uns von Deinem Teufel von einem Kanzler. Amen.“* «

»Wo haben Sie auch dies noch entdeckt?« sagte Herr von Sartines und faltete seufzend die Hände.

»Ei, mein Gott! ich habe nicht nöthig, es zu entdecken; man erweist mir die Artigkeit, mir jeden Tag zuzuschicken, was Gutes in dieser Hinsicht erscheint. Ich schrieb sogar Ihnen die Ehre dieser täglichen Sendungen zu.«

»Oh! Madame.«

»Als Erwiederung sollen Sie auch morgen das Epigramm, das Lied und das Vaudeville erhalten.«

»Warum nicht sogleich?«

»Weil ich Zeit brauche, um sie zu verbreiten. Ist es nicht übrigens der Gewohnheit gemäß, daß die Polizei zuletzt von dem, was vorfällt, unterrichtet wird? Oh! diese Dinge werden Sie sehr belustigen. Ich lachte diesen Morgen drei Viertelstunden. Der König hat sich krank darüber gelacht, deßhalb erscheint er so spät.«

»Ich bin verloren,« rief Herr von Sartines und schlug mit seinen beiden Händen an seine Perrücke.

»Nein, Sie sind nicht verloren, Sie sind nur besungen. Bin ich wegen der schönen Bourbonnaise verloren? Nein. Ich wüthe nur darüber, und will meinerseits die Andern wüthend machen. Ah! die reizenden Verse. Ich war so zufrieden damit, daß ich meinen literarischen Scorpionen weißen Wein geben ließ, wodurch sie in diesem Augenblick ganz und gar betrunken seyn müssen.«

»Ah! Gräfin! Gräfin!«

»Ich will Ihnen zuerst das Epigramm vorsagen.«

»Ich bitte darum.«

*France, quel est donc ton destin
D'être soumise à la femelle! . . .¹¹*

»Ei nein, ich täusche mich, es ist das, welches Sie gegen mich in Umlauf brachten. Es gibt so

viele, daß ich dadurch verwirrt werde. Warten Sie, warten Sie, ich habe es:«

Amis, connaissez-vous l'enseigne ridicule,
Qu'un peintre de Saint-Luc fait pur les parfumeurs?
Il met dans un flacon, en forme de pilule,
Boynes, Maupeou, Terray sous leurs propres couleurs,
Il y joint de Sartines, et puis il l'intitule:
Vinaigre de quatre voleurs!¹²

»Ah! Grausame, Sie werden mich in einen Tiger verwandeln.«

»Nun gehen wir zu dem Liede über, Frau von Grammont spricht.«

Monsieur de la police
N'ai-je pa la peau lisse?
Rendez-moi le service
D'en instruire le roi.¹³

»Madame!, Madame!« rief Herr von Sartines wüthend.

»Oh! Beruhigen Sie sich,« sagte die Gräfin; »man hat erst 10,000 Exemplare davon abgezogen. Doch das Vaudeville müssen Sie erst hören.«

»Sie besitzen also eine Presse?«

»Eine schöne Frage! besitzt etwa Herr von Choiseul keine?«

»Ihr Drucker mag sich hüten!«

»Ah! ja; versuchen Sie es, das Patent ist auf meinen Namen ausgestellt.«

»Das ist abscheulich! Und der König lacht über alle diese Schändlichkeiten?«

»Wie! er ist es, der die Reime liefert, wenn es meinen Spinnen daran fehlte«

»Ob! Sie wissen, daß ich Ihnen diene, und behandeln mich auf diese Art?«

»Ich weiß, daß Sie mich verrathen. Die Herzogin ist Choiseul, sie trachtet nach meinem Untergang.«

»Madame, ich schwöre Ihnen, sie hat mich unversehens überfallen.«

»Sie gestehen also?«

»Ich muß wohl.«

»Warum haben Sie mich nicht davon in Kenntniß gesetzt?«

»Ich kam deshalb.«

»Basta! ich glaube es nicht.«

»Bei meinem Ehrenwort.«

»Ich wette das Doppelte.«

»Hören Sie mich an, ich stehe um Gnade,« sagte der Polizeilieutenant und fiel auf seine Kniee.

»Sie thun wohl daran.«

»Friede, im Namen des Himmels, Gräfin!«

»Wie! Sie haben Furcht vor ein paar schlechten Versen, Sie, ein Mann, ein Minister!«

»Ah! wenn ich nur hievor Furcht hätte!«

»Und Sie bedenken nicht, wie viel schlimme Stunden ein Lied mir, die ich eine Frau bin, bereiten kann!«

»Sie sind eine Königin.«

»Ja, eine nicht vorgestellte Königin.«

»Madame, ich schwöre, daß ich Ihnen nie ein Leid gethan habe.«
»Nein, aber Sie ließen mir Böses zufügen.«
»So wenig als möglich.«
»Ich will es wohl glauben.«
»Glauben Sie es mir.«
»Es handelt sich nun darum, ganz das Gegentheil vom Bösen zu thun: es handelt sich darum, Gutes zu bewerkstelligen.«
»Helfen Sie mir, und es muß mir nothwendig gelingen.«
»Sind Sie für mich, ja oder nein?«
»Ja.«
»Wird Ihre Ergebenheit so weit gehen, daß Sie meine Vorstellung unterstützen?«
»Sie werden selbst die Schranken setzen.«
»Bedenken Sie wohl, meine Druckerei ist bereit; sie arbeitet Tag und Nacht; in vier und zwanzig Stunden werden meine Bursche Hunger haben, und wenn sie Hunger haben, beißen sie.«
»Ich werde vernünftig sein. Was wünschen Sie?«
»Daß nichts von dem was ich unternehme, ein Hindernis! in den Weg gelegt werde.«
»Für meine Person mache ich mich hierzu anheischig.«
»Das ist ein schlimmes Wort,« sagte die Gräfin mit dem Fuße stampfend, »es riecht nach dem Griechischen, nach dem Carthagischen, kurz nach der punischen Treue.«
»Gräfin . . .«
»Ich nehme es auch nicht an, das ist eine Ausflucht. Man wird von Ihnen glauben, Sie thun nichts, und Herr von Choiseul wird handeln. So will ich es nicht, hören Sie! Alles oder nichts. Ueberliefern Sie mir die Choiseul geknebelt, ohnmächtig, zu Grunde gerichtet, oder ich vernichte, kneble Sie, richte Sie zu Grunde. Und nehmen Sie sich wohl in Acht, das Lied ist nicht meine einzige Waffe, das sage ich Ihnen zum Voraus.«
»Drohen Sie nicht, Madame,« sprach Herr von Sartines träumerisch, »denn diese Vorstellung ist eine Schwierigkeit geworden, die Sie nicht begreifen dürften.«
»Geworden, das ist der richtige Ausdruck, weil man Schwierigkeiten entgegengestellt hat.«
»Leider!«
»Können Sie dieselben heben?«
»Ich bin nicht allein, wir brauchen hundert Personen.«
»Man wird sie bekommen.«
»Eine Million.«
»Das geht Terray an.«
»Die Einwilligung des Königs?«
»Ich werde sie erhalten.«
»Er wird sie nicht geben.«
»Ich nehme sie.«
»Wenn Sie Alles dies haben, brauchen Sie noch eine Pathin.«
»Man sucht sie.«

»Vergebens: es findet ein Bündniß gegen Sie statt.«

»In Versailles?«

»Ja, alle Damen haben sich geweigert, um Frau von Choiseul, Frau von Grammont, der Dauphine, kurz der ehrbaren Partei den Hof zu machen.«

»Vor Allem wird die ehrbare Partei genöthigt sein, ihren Namen zu verändern, wenn Frau von Grammont dabei ist. Das ist schon eine Niederlage.«

»Glauben Sie mir, Sie bestehen vergebens auf Ihrem Willen!«

»Ich bin dem Ziele nahe.«

»Ah! deshalb haben Sie Ihre Schwester nach Verdun abgeschickt!«

»Allerdings. Ah! Sie wissen das,« versetzte die Gräfin mit unzufriedener Miene.

»Bei Gott! ich habe auch meine Polizei,« entgegnete Herr von Sartines lachend.

»Und Ihre Spione?«

»Und meine Spione!«

»Bei mir?«

»Bei Ihnen.«

»In meinen Ställen oder in meinen Küchen?«

»In Ihren Vorzimmern, in Ihrem Salon, in Ihrem Boudoir, in Ihrem Schlafzimmer, unter Ihrem Kopfkissen.«

»Als erstes Pfand des Bündnisses nennen Sie mir diese Spione,« sagte die Gräfin.

»Ah! ich will Sie nicht mit Ihren Freunden entzweien, Gräfin.«

»Also Krieg.«

»Krieg, wie Sie das sagen!«

»Ich sage es, wie ich es denke; gehen Sie, ich will Sie nicht mehr sehen.«

»Ah! diesmal berufe ich mich auf Sie selbst. Kann ich ein Geheimniß . . . des Staats verrathen?«

»Ein Geheimniß des Alkoven.«

»Das wollte ich sagen, dort ist heut zu Tage der Staat.«

»Ich will meinen Spion.«

»Was werden Sie mit ihm machen?«

»Ich werde ihn fortjagen.«

»Dann säubern Sie Ihr ganzes Haus.«

»Wissen Sie, daß es schrecklich ist, was sie da aussprechen?«

»Das ist wahr. Ei mein Gott! ohne dieses gäbe es kein Mittel, zu regieren, Sie wissen das. wohl, Sie, die Sie so vortrefflich in der Politik sind.«

Madame Dubarry stützte ihren Ellenbogen auf einen Lacktisch und erwiderte:

»Sie haben Recht, lassen wir das. Die Bedingungen des Vertrags?«

»Stellen Sie dieselben, Sie sind die Siegerin.«

»Ich bin großmüthig wie Semiramis. Was wollen Sie?«

»Sie werden nie mit dem König von den Reclamationen über die Mehle sprechen, denen Sie, Verrätherin! Ihre Unterstützung zugesagt haben.«

»Abgemacht; nehmen Sie alle Bittschriften, die ich über diesen Gegenstand erhalten habe: sie

sind in diesem Kistchen.«

»Empfangen Sie dagegen diese Arbeit der Pairs des Reiches über die Vorstellung und die Tabourets.¹⁴«

»Eine Arbeit, die Sie Seiner Majestät zuzustellen beauftragt waren?«

»Allerdings.«

»Als ob die Sache geschehen wäre?«

»Ja.«

»Gut, aber was werden Sie sagen?«

»Ich werde sagen, ich habe sie übergeben. Dadurch gewinnen wir Zeit, und Sie sind eine zu geschickte Taktikerin, um nicht Nutzen daraus zu ziehen.«

In diesem Augenblick öffneten sich die zwei Thürflügel, ein Huissier trat ein und rief:

»Der König!«

Die zwei Verbündeten beeilten sich, jedes sein Unterpfand des Bündnisses zu verbergen, und sie wandten sich sodann, um Seine Majestät Ludwig XV. dieses Namens zu begrüßen.

XXIV.

Der König Ludwig XV.

Ludwig XV. erschien den Kopf hoch, die Kniebeugen gespannt, das Auge heiter, ein Lächeln auf den Lippen.

Man sah bei seinem Eintritt durch die geöffnete Thüre eine doppelte Reihe von gebeugten Köpfen, Höflingen angehörend, welche noch einmal so begierig waren, eingeführt zu werden, seitdem sie in der Ankunft Seiner Majestät eine Gelegenheit sahen, zwei Mächten zugleich ihren Hof zu machen.

Die Thüren schloßen sich wieder. Der König hatte Niemand ein Zeichen gemacht, ihm zu folgen, und befand sich daher mit der Gräfin und Herrn von Sartines allein.

Wir sprechen weder von der vertrauten Kammerfrau, noch von einem kleinen Neger; weder die Eine, noch der Andere zählten.

»Guten Morgen, Gräfin,« sagte der König, Madame Dubarry die Hand küssend. »Gott sei Dank, wir sind sehr frisch. diesen Morgen! Guten Morgen, Sartines. Arbeitet man hier? Guter Gott! die vielen Papiere! Verbergt mir das! Oh! was für ein schöner Brunnen, Gräfin.«

Und mit seiner wankelmüthigen, gelangweilten Neugierde heftete Ludwig XV. seine Augen auf eine riesige chinesische Arbeit, welche erst seit dem vorhergehenden Tage eine von den Ecken des Schlafzimmers der Gräfin schmückte.

»Sire,« antwortete Madame Dubarry, »es ist, wie Eure Majestät sehen kann, ein chinesischer Brunnen. Das Wasser macht, wenn man den Hahnen öffnet, der sich hinten befindet, Vögel von Porzellan pfeifen und Fische von Glas schwimmen; sodann öffnen sich die Thüren der Pagode, um einer Reihe von Mandarinen Eingang zu gewähren.«

»Das ist sehr hübsch. Gräfin.«

In diesem Augenblick trat der kleine Neger vor, der auf die phantastische, launenhafte Weise angethan war, in welcher man zu jener Zeit die Orosmanen und Othello's zu kleiden pflegte. Er hatte einen kleinen, auf das Ohr gedrückten Turban mit geraden Federn, eine Jacke von Goldbrocat, welche seine ebenholzschwarzen Arme sehen ließ, eine bauschige, bis auf die Kniee fallende Hose von brochirtem weißem Atlaß und einen Gürtel von lebhaften Farben, der diese Hose mit einer gestickten Weste verband.

»Pest!« rief der König, »wie prächtig Zamore heute ist.«

Der Neger blieb wohlgefällig vor einem Spiegel stehen.

»Sire, er hat eine Gnade von Eurer Majestät zu erbitten.«

»Madame, Zamore scheint mir sehr ehrgeizig zu sein,« erwiderte Ludwig XV. auf das Anmuthigste lächelnd.

»Warum dies, Sire?«

»Weil Sie ihm bereits die grüßte Gunst bewilligt haben, die er sich wünschen kann.«

»Welche?«

»Dieselbe wie mir.«

»Ich begreife nicht, Sire.«

»Sie haben ihn zu Ihrem Sklaven gemacht.«

Herr von Sartines verbeugte sich lächelnd, biß sich aber zugleich auf die Lippen.

»Oh! Sie sind entzückend, Sire,« rief die Gräfin.

Dann neigte sie sich an das Ohr des Königs und sagte ganz leise zu ihm:

»Frankreich, ich bete Dich an.«

Ludwig lächelte ebenfalls.

»Nun!« fragte er, »was wünschen Sie für Zamore?«

»Die Belohnung für seine langen und zahlreichen Dienste.«

»Er ist zwölf Jahre alt.«

»Für seine langen und zahlreichen zukünftigen Dienste.«

»Ah! ah!«

»Meiner Treue, ja, Sire, schon lange belohnt man die vergangenen Dienste und es wäre endlich auch einmal Zeit, die zukünftigen zu belohnen; man hätte dabei die Sicherheit, nicht mit Undank bezahlt zu werden.«

»Halt! das ist ein Gedanke,« sprach der König; »was meinen Sie, Herr von Sartines?«

»Alle Ergebenheiten würden dabei ihre Rechnung finden; ich unterstütze folglich den Gedanken, Sire.«

»Nun, so sprechen Sie, Gräfin, was verlangen Sie für Zamore?«

»Sire, Sie kennen meinen Pavillon in Luciennes?«

»Das heißt, ich hörte davon sprechen.«

»Das ist Ihr Fehler; ich habe Sie hundertmal eingeladen, dahin zu kommen.«

»Sie kennen die Etiquette, liebe Gräfin; wenn der König nicht auf der Reise ist, kann er nur in königlichen Schlössern schlafen.«

»Ganz richtig, dies ist gerade die Gnade, die ich von Eurer Majestät zu erbitten habe. Wir erheben Luciennes zu einem königlichen Schloß und ernennen Zamore zum Gouverneur.«

»Das ist eine Parodie, Gräfin.«

»Sie wissen, daß ich sie anbete, Sire.«

»Die andern Gouverneurs werden darüber ein Geschrei erheben.«

»Sie mögen schreien!«

»Doch diesmal mit Recht.«

»Desto besser! sie haben so oft mit Unrecht geschrien. Zamore kniee nieder und danke Seiner Majestät.«

»Und wofür?« fragte Ludwig XV.

Der Neger kniete nieder.

»Für die Belohnung, die der König Dir dafür gibt, daß Du die Schleppe meines Kleides getragen und die Gecken und Pruden des Hofes, indem Du sie trugst, wüthend gemacht hast.«

»In der That,« sprach Ludwig XV., »er ist häßlich.«

Und er brach in ein Gelächter aus.

»Steh' auf, Zamore,« sagte die Gräfin. »Du bist ernannt.«

»Doch in Wahrheit, Madame . . .«

»Ich übernehme es, die Briefe, die Patente, die Bestellungen ausfertigen zu lassen, das ist meine Angelegenheit; die Ihrige ist es, Sire, ohne von der Vorschrift abzugehen, nach Luciennes kommen zu können. Von heute an, mein König, besitzen Sie ein königliches Schloß mehr.«

»Kennen Sie ein Mittel, ihr etwas zu verweigern, Sartines?«

»Es gibt vielleicht ein solches, aber man hat es noch nicht gefunden.«

»Und wenn man es findet, Sire, so kann ich für Eines stehen: dafür, daß Herr von Sartines, diese schöne Entdeckung gemacht haben wird.«

»Wie so, Madame?« fragte bebend der Polizeilieutenant.

»Denken Sie sich, Sire, daß ich seit drei Monaten von Herrn von Sartines Etwas verlange und vergebens verlange.«

»Und was verlangen Sie,« sagte der König.

»Oh! er weiß es wohl.«

»Ich, Madame, ich schwöre Ihnen.«

»Liegt es in seinen Attributen?« fragte der König.

»In den seinigen, oder in denen seines Nachfolgers.«

»Madame,« rief Herr von Sartines, »Sie machen mir in der That bange.«

»Was verlangen Sie von ihm?«

»Er soll mir einen Zauberer finden.«

Herr von Sartines athmete.

»Um ihn verbrennen zu lassen?« versetzte der König. »Oh! es ist sehr warm, warten Sie den Winter ab.«

»Nein, Sire, um ihm einen goldenen Stab zu schenken.«

»Dieser Zauberer hat Ihnen also ein Unglück geweissagt, das Ihnen nicht begegnet ist, Gräfin;«

»Im Gegentheile, Sire, er hat mir ein Glück geweissagt, das mir zu Theil geworden ist.«

»Von Punkt zu Punkt?«

»So ungefähr.«

»Erzählen Sie mir das, Gräfin,« sprach, sich in einem Lehnstuhle ausstreckend, Ludwig XV. mit dem Tone eines Menschen, der nicht gewiß weiß, ob er sich belustigen oder langweilen wird, der es aber immerhin wagt.

»Ich will es wohl thun, doch Sie werden die Hälfte der Belohnung zu tragen haben . . .«

»Die ganze, wenn es sein muß.«

»Gut, das ist ein königliches Wort.«

»Ich höre.«

»Ich beginne. Es war einmal . . .«

»Das fängt an wie ein Feenmärchen.«

»Es ist eines, Sire.«

»Ah! desto besser, ich liebe die Zauberer.«

»Es war einmal ein armes junges Mädchen; es hatte zu jener Zeit weder Pagen, noch Wagen, noch Neger, noch Papageien, noch Affen.«

»Noch einen König,« sagte Ludwig XV.

»Oh! Sire!«

»Und was machte die Kleine?«

»Sie trabte.«

»Wie, sie trabte?«

»Ja, Sire, durch die Straßen von Paris, zu Fuß wie eine einfache Sterbliche, Nur trabte sie schneller, weil man behauptete, sie wäre artig, und weil sie bange hatte, diese Artigkeit könnte für sie ein albernes Zusammentreffen herbeiführen.«

»Dieses junge Mädchen war also eine Lucretia?« fragte der König.

»Eurer Majestät ist es wohl bekannt, daß es seit dem Jahre . . . ich weiß, nicht wie viel der Erbauung von Rom keine mehr gibt.«

»O mein Gott! Gräfin, sollten Sie zufällig gelehrt werden?«

»Nein, wenn ich gelehrt würde, hätte ich ein falsches Datum gesagt, aber ich hätte jedenfalls eines genannt.«

»Das ist richtig,« sprach der König, »fahren Sie fort.«

»Und sie trabte, und trabte, und trabte also, und eilte durch die Tuilerien, als sie plötzlich wahrnahm, daß man ihr folgte.«

»Oh! Teufel, dann blieb sie stehen?«

»Guter Gott! was für eine schlechte Meinung haben Sie von den Frauen, Sire! Man sieht, Sie kannten nur Marquisen, Herzoginnen und . . .«

»Und Prinzessinnen, nicht wahr?«

»Ich bin zu höflich, um Eurer Majestät zu widersprechen. Aber was sie hauptsächlich erschreckte, war der Umstand, daß vom Himmel ein Nebel fiel, der von Sekunde zu Sekunde dichter wurde.«

»Sartines, wissen Sie, was den Nebel macht?«

Unversehens überfallen, erwiderte der Polizeilieutenant bebend:

»Meiner Treue, nein, Sire.«

»Nun, ich weiß es auch nicht,« sagte Ludwig XV. »Fahren Sie fort, liebe Gräfin.«>

»Sie lief also über Hals und Kopf, eilte durch das Gitter und befand sich auf dem Platz, der die Ehre hat, den Namen Eurer Majestät zu führen, als plötzlich der Unbekannte, der ihr gefolgt war, und von dem sie sich befreit glaubte, vor ihr stand. Sie stieß einen Schrei aus.«

»Er war also sehr häßlich?«

»Im Gegentheile, Sire, es war ein hübscher junger Mann von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, mit braunem Gesichte, großen Augen und wohlklingender Stimme.«

»Und Ihre Heldin hatte Angst, Gräfin? Pest! sie muß sehr erschrocken gewesen sein.«

»Sie war es etwas weniger, als sie ihn sah. Die Lage der Dinge hatte indessen nichts Beruhigendes; hegte dieser Unbekannte schlimme Absichten, so war bei dem Nebel auf keine Hülfe zu hoffen; das Mädchen faltete auch die Hände und sprach:

‚Oh! mein Herr, ich flehe Sie an, mir kein Leid zu thun.‘

Der Unbekannte schüttelte den Kopf und erwiderte mit einem reizenden Lächeln:

‚Gott ist mein Zeuge, daß ich dies nicht beabsichtige‘

‚Was wollen Sie denn?‘

„Ein Versprechen von Ihnen erlangen.“
„Was kann ich Ihnen versprechen?“
„Mir die erste Gunst zu bewilligen, um die ich Sie bitten werde, wenn . . .“
„Wenn?“ wiederholte das Mädchen neugierig.
„Wenn Sie Königin sein werden.“
»Und was that das Mädchen?«
»Sire, es glaubte sich zu nichts anheischig zu machen und versprach.«
»Und der Zauberer?«
»Er verschwand.«
»Und Herr von Sartines weigert sich, den Zaubern aufzufinden? Er hat Unrecht.«
»Sire, ich weigere mich nicht, ich kann nicht.«
»Ah! Herr Lieutenant, das ist ein Ausdruck, der in dem Wörterbuch der Polizei nicht vorkommen sollte,« sagte die Gräfin.
»Madame, man ist ihm auf der Spur.«
»Ah! ja, die herkömmliche Phrase.«
»Nein, es ist die Wahrheit. Doch Sie begreifen, die Merkmale, die Sie da angeben, sind sehr schwach.«
»Wie! jung, schön, braune Gesichtshaut, herrliche Augen, wohlklingende Stimme.«
»Pest! wie Sie von ihm sprechen, Gräfin! Sartines, ich verbiete Ihnen, diesen Burschen aufzufinden.«
»Sie haben Unrecht, Sire, denn ich will nur eine einfache Auskunft von ihm fordern.«
»Es handelt sich also um Sie?«
»Gewiß.«
»Nun, was haben Sie von ihm zu fordern? seine Weissagung ist erfüllt.«
»Finden Sie das?«
»Allerdings. Sie sind Königin.«
»Ungefähr.«
»Er hat Ihnen also nichts mehr zu sagen?«
»Doch wohl. Er hat mir zu sagen, wann diese Königin vorgestellt werden wird. Es ist nicht Alles damit gethan, daß man bei Nacht herrscht, Sire, man muß auch ein wenig bei Tag herrschen.«
»Das geht nicht den Zauberer an,« erwiderte Ludwig XV., indem er seine Lippen wie ein Mensch ausdehnte, der das Gespräch auf ein unangenehmes Gebiet übergehen sieht.
»Und von wem hängt es denn ab?«
»Von Ihnen.«
»Von mir?«
»Ja, ganz gewiß. Finden Sie eine Pathin.«
»Unter Ihren Maulaffen vom Hofe! Eure Majestät weiß wohl, daß dies unmöglich ist; sie sind alle an die Choiseul, an die Praslin verkauft.«
»Stille doch, ich glaubte, es wäre unter uns abgemacht, nicht von ihnen zu reden.«
»Ich habe es nicht versprochen, Sire.«

»Nun, ich bitte Sie um Eines.«

»Um was?«

»Sie an ihrem Platze zu lassen und zu bleiben, wo Sie sind. Glauben Sie mir, der beste Platz gehört Ihnen.«

»Armselige auswärtige Angelegenheiten! armselige Marine!«

»Gräfin, im Namen des Himmels, treiben wir nicht Politik mit einander.«

»Es sei, doch Sie können mich nicht verhindern, allein Politik zu treiben.«

»Oh! ganz allein, so lange Sie wollen.«

Die Gräfin streckte den Arm nach einem Körbchen voll von Früchten aus, nahm zwei Orangen, ließ sie abwechselnd in ihrer Hand springen und rief:

»Springe Praslin; springe Choiseul; springe Praslin; springe Choiseul.«

»Was machen Sie denn?« sagte der König.

»Ich mache Gebrauch von der Erlaubniß, die mir Eure Majestät gegeben hat. Sire, ich lasse das Ministerium springen.«

In diesem Augenblick trat Dorée, ein und sagte ihrer Gebieterin ein Wort in's Ohr.

»Oh! gewiß,« rief diese.

»Was gibt es denn?« fragte der König.

»Chon kommt von der Reise zurück, Sire, und wünscht Eurer Majestät ihre Ehrfurcht zu bezeigen,«

»Laßt sie sogleich eintreten! In der That, seit vier oder fünf Tagen fühlte ich, daß mir etwas fehlte, ohne zu wissen was.«

»Ich danke, Sire,« sagte Chon eintretend.

Dann näherte sie sich dem Ohre der Gräfin und flüsterte ihr zu:

»Es ist geschehen.«

Die Gräfin konnte sich eines kleinen Freudenschreis nicht erwehren.

»Nun, was gibt es denn?« fragte Ludwig XV.

»Nichts, Sire; ich bin nur glücklich, sie wieder zu sehen.«

»Und ich auch. Guten Morgen, kleine Chon, guten Morgen.«

»Erlaubt Eure Majestät, daß ich ein paar Worte mit meiner Schwester spreche?« sagte Chon.

»Sprich immerhin, mein Kind. Mittlerweile werde ich Sartines fragen, woher Du kommst.«

»Sire,« versetzte Herr von Sartines, der dieser Frage ausweichen wollte, »Eure Majestät geruhe mir einen Augenblick zu bewilligen.«

»Warum?«

»Um über Dinge von der höchsten Wichtigkeit zu sprechen.«

»Oh! ich habe sehr wenig Zeit, Herr von Sartines,« sagte Ludwig XV., zum Voraus gähnend.

»Sire, nur zwei Worte.«

»Worüber?«

»Ueber diese Seher, über diese Erleuchteten, über diese Wunderkrämer.«

»Bah! es sind Charlatans. Gebt ihnen Gauklerpatente, und sie werden nicht mehr zu fürchten sein.«

»Sire, ich wage es, gegen Eure Majestät zu behaupten, daß die Lage der Dinge ernster ist, als

Sie glauben. Jeden Augenblick werden neue Maurerlogen eröffnet. Sire, es ist bereits nicht mehr eine Gesellschaft, sondern eine Secte, eine Secte, mit der sich alle Feinde der Monarchie verbinden: die Ideologen, die Encyklopädisten, die Philosophen, Man hat Herrn von Voltaire unter großen Feierlichkeiten aufgenommen.«

»Er stirbt.«

»Er, o nein, Sire, er ist nicht so einfältig.«

»Er hat gebeichtet.«

Das ist eine List.«

»In einem Capuzinergewande.«

»Das ist eine Gottlosigkeit. Sire, Alles dies bewegt sich, schreit, spricht, verbindet sich, correspondirt, intrigirt, droht. Einige Worte, welche unbehutsamen Brüdern entschlüpft sind, deuten sogar an, daß sie einen Führer erwarten.«

»Wohl, Sartines, wenn dieser Führer gekommen ist, nehmen Sie ihn fest, werfen ihn in die Bastille, und Alles ist abgemacht.«

»Sire, diese Leute haben viele Mittel.«

»Sollten Sie weniger haben, Sie, der Polizeilieutenant eines großen Königreichs?«

»Sire, man bat von Eurer Majestät die Austreibung der Jesuiten erwirkt; man hätte die der Philosophen fordern sollen.«

»Gehen Sie, das sind abermals Ihre Federnschneider.«

»Sire, es sind gefährliche Federn, die Federn, die man mit dem Messer von Damiens schneidet.«

Ludwig XV. erbleichte.

»Diese Philosophen, welche Sie verachten . . .« fuhr Herr von Sartines fort. »Nun?«

»Nun, ich sage Ihnen, sie werden die Monarchie zu Grunde richten.«

»Wie viel Zeit brauchen sie hiezu. mein Herr?«

Der Polizeilieutenant schaute Ludwig XV. mit erstaunten Augen an und erwiderte:

»Kann ich das wissen, Sire? Fünfzehn Jahre, zwanzig Jahre, dreißig Jahre vielleicht.«

»Nun, mein lieber Freund, in fünfzehn Jahren werde ich nicht mehr sein; sprechen Sie hierüber mit meinem Nachfolger,« sagte Ludwig XV. und wandte sich gegen Madame Dubarry um.

Diese schien hierauf zu warten.

»Oh! mein Gott,« rief sie mit einem schweren Seufzer, »was sagst Du mir da, Chon?«

»Ja, was sagt sie?« fragte der König, »Ihr seht Beide sehr traurig aus.«

»Ah! Sire,« versetzte die Gräfin, »es ist wohl Grund dazu vorhanden.«

»Sprecht, was ist geschehen?«

»Armer Bruder!«

»Armer Jean!«

»Glaubst Du wirklich, daß man ihn wird abschneiden müssen?«

»Man hofft, es werde nicht nöthig sein.«

»Was abschneiden?« fragte Ludwig XV.

»Den Arm, Sire.«

»Dem Vicomte den Arm abschneiden! und warum dies?«

»Weil er schwer verwundet ist.«

»Schwer am Arm verwundet?«

»Oh mein Gott! ja, Sire.«

»In einem Streite, bei einem Bader, in einem Spielhause! . . .«

»Nein, Sire, auf der Landstraße.«

»Aber wie ist das gekommen?«

»Es ist ganz einfach dadurch gekommen, daß man ihn ermorden wollte.«

»Ah! armer Vicomte,« rief Ludwig XV., der die Leute sehr wenig beklagte, aber vortrefflich die Miene anzunehmen wußte, als beklagte er sie; »ermordet! Ah! das ist sehr ernst, sprechen Sie, Sartines.«

Viel weniger unruhig, als dies der König dem Anscheine nach war, aber in Wirklichkeit viel mehr bewegt als dieser, näherte sich Herr von Sartines den zwei Schwestern und fragte ängstlich:

»Ist es möglich, daß sich ein solches Unglück zugetragen hat, meine Damen?«

»Leider ja, mein Herr, es ist möglich,« sprach Chon ganz thränenreich.

»Ermordet! . . . Und. wie dies?«

»In einem Hinterhalt.«

»In einem Hinterhalt! . . . Ah! Sartines,« rief der König, »mir scheint, das gehört zu Ihrem Ressort.«

»Erzählen Sie uns das, Madame,« sagte Herr von Sartines, »doch ich bitte Sie, lassen Sie die Dinge nicht durch Ihre gerechte Entrüstung übertreiben. Wir werden strenger sein, wenn wir gerechter sind, und von Nahem und kalt gesehen, verlieren die Thatsachen oft von ihrem Ernste.«

»Oh! man hat es mir nicht gesagt,« rief Chon, »ich habe die Sache mit meinen eigenen Augen gesehen.«

»Nun, was hast Du gesehen; große Chon-?« fragte der König.

»Ich habe gesehen. wie sich ein Mann auf meinen Bruder warf, ihn den Degen in die Hand zu nehmen zwang und schwer verwundete.«

»War dieser Mann allein?« fragte Herr von Sartines.

»Durchaus nicht, er hatte sechs Andere bei sich.«

»Der arme Vicomte!« sagte der König und schaute dabei beständig die Gräfin an, um genau den Grad ihres Kummers zu ermitteln und den seinigen darnach zu regeln. »Armer Vicomte! genöthigt, sich zu schlagen.«

Er sah in den Augen der Gräfin, daß sie keines Wegs scherzte.

»Und verwundet,« fügte er mit kläglichem Tone bei.

»Wodurch ist dieser Streit entstanden?« fragte der Polizeilieutenant, der die Wahrheit in den Ausweichungen zu erhaschen suchte, welche Chon machte, um ihm zu entgehen.

»Auf die frivolste Weise, mein Herr, wegen einiger Postpferde, die man dem Vicomte streitig machte, während dieser Eile hatte, mich zu meiner Schwester zurückzuführen, der ich diesen Morgen einzutreffen versprochen.«

»Ah! das schreit nach Rache,« sagte der König, »nicht wahr, Sartines?«

»Ich glaube wohl, Sire, und werde Erkundigungen einziehen,« antwortete der

Polizeilieutenant. »Der Name des Angreifers, wenn es beliebt? seine Eigenschaft, sein Stand?«

»Sein Stand? Es war ein Militär, ein Officier von den Dauphin-Gendarmen, wie ich glaube. Was seinen Namen betrifft . . . er heißt Baverney, Faverney, Taverney; ja, so ist es, Taverney.«

»Madame, er wird morgen in der Bastille schlafen,« sprach Herr von Sartines.

»O nein!« sagte die Gräfin, welche bis jetzt das diplomatischste Stillschweigen beobachtet hatte, »o nein!«

»Wie so, o nein?« versetzte der König. »Ich bitte, warum sollte man den Burschen nicht einkerkern? Sie wissen, daß mir die Militäre unerträglich sind.«

»Und ich, Sire,« wiederholte die Gräfin mit derselben Sicherheit, »ich sage Ihnen, daß man dem Menschen, der Herrn Dubarry ermordet hat, nichts thun wird.«

»Ah, bei Gott! Gräfin, das ist sonderbar,« rief Ludwig XV; »ich bitte, erklären Sie mir das.«

»Das ist sehr leicht. Es wird ihn Jemand vertheidigen.«

»Wer ist dieser Jemand?«

»Derjenige, auf dessen Eingebung er gehandelt hat.«

»Dieser Jemand wird ihn gegen uns vertheidigen? Oh! oh! was Sie da sagen, ist stark, Gräfin.«

»Madame,« stammelte Herr von Sartines, der den Streich kommen sah und vergebens eine Parade dagegen suchte.

»Gegen Sie, ja gegen Sie, und es gibt keine oh! oh! Sind Sie der Gebieter?«

Der König fühlte den Streich, den Herr von Sartines hatte kommen sehen, und umpanzerte sich.

»Ah! gut,« sagte er, »wir werfen uns auf das Gebiet der Staatsraison und suchen für ein armseliges Duell Gründe aus der andern Welt.«

»Ei! Sie sehen wohl,« sagte die Gräfin, »sie verlassen mich bereits und die Ermordung von vorhin ist nur noch ein Duell, nun, da Sie vermuthen, woher die Sache kommt.«

»Gut! sind wir hiebei,« sagte Ludwig XV., während er den Hahnen an dem Brunnen drehte, der zu spielen anfang und die Vogel singen, die Fische schwimmen, die Mandarinne heraustreten ließ.

»Sie wissen nicht, woher der Schlag kommt?« fragte die Gräfin, und zerrte dabei Zamore, der zu ihren Füßen lag, an den Ohren.

»Meiner Treue, nein,« antwortete Ludwig XV.

»Sie vermuthen es auch nicht?«

»Ich schwöre Ihnen. Und Sie, Gräfin?«

»Nun, ich weiß es, und will es Ihnen sagen, und werde Ihnen nichts Neues mittheilen, das bin ich überzeugt.«

»Gräfin! Gräfin!« rief Ludwig XV., der seine Würde wieder zu gewinnen suchte, »wissen Sie, daß Sie einen König Lügen strafen?«

»Sire, es ist wahr, ich bin vielleicht etwas lebhaft; doch wenn Sie glauben, ich werde Herrn von Choiseul meinen Bruder umbringen lassen . . .«

»Gut, es ist also Herr von Choiseul,« versetzte der König mit einem Stimmausbruch, als hätte er diesen Namen nicht erwartet, den er seit zehn Minuten in dem Gespräche erscheinen zu sehen befürchtete.

»Ah, bei Gott! Sire, wenn Sie hartnäckig nicht sehen wollen, daß er mein grausamster Feind

ist, Sire, so sehe ich es doch, und zwar ganz klar, denn er gibt sich nicht einmal die Mühe, den Haß, den er gegen mich hegt, zu verbergen.«

»Vom Hassen der Leute bis zum Ermorden ist es weit, liebe Gräfin.«

»Bei den Choiseul berühren sich alle Dinge.«

»Ah! liebe Freundin, abermals Staatsräson.«

»Mein Gott! mein Gott! ist das nicht zum Rasendwerden, Herr von Sartines?«

»Nein, denn das, was Sie glauben . . .«

»Ich glaube nur, daß Sie mich nicht vertheidigen, und ich sage sogar, daß Sie mich verlassen,« rief die Gräfin voll Heftigkeit.

»Oh! ärgern Sie sich nicht, Gräfin,« sprach Ludwig XV. »Sie sollen nicht nur nicht verlassen, sondern sogar vertheidigt sein, und zwar so gut . . .«

»So gut!«

»So gut, daß es dem Angreifer des armen Jean theuer zu stehen kommen wird.«

»Ja, so ist es, man zerbricht das Instrument und drückt die Hand.«

»Ist es nicht gerecht, sich an denjenigen zu halten, welcher den Schlag ausgeführt hat, an Herrn von Taverney?«

»Es ist allerdings gerecht, aber nur gerecht; was Sie für mich thun, würden Sie für den ersten Kaufmann der Rue Saint-Honoré thun, den ein Soldat im Schauspiel schläge. Ich sage Ihnen, ich will nicht behandelt sein wie alle Welt. Wenn Sie für diejenigen, welche Sie lieben, nicht mehr thun, als für die Gleichgültigen, so ziehe ich die Einsamkeit und Dunkelheit der letzteren vor: sie haben wenigstens keine Feinde, von denen sie ermordet werden.«

»Ah! Gräfin, Gräfin,« sprach Ludwig XV. mit traurigem Ton, »ich bin zufällig so heiter, so glücklich, so zufrieden aufgestanden, und nun verderben Sie mir meinen schönen Morgen!«

»Das ist bei Gott anbetungswürdig. Ich habe also einen schönen Morgen, ich, deren Familie man niedermetzelt.«

Trotz der innern Furcht, welche dem König der um ihn her tosende Sturm einflößte, konnte er sich eines Lächelns bei dem Worte niedermetzeln nicht erwehren.

Die Gräfin stand wüthend auf und rief:

»Ah! so beklagen Sie mich?«

»La, la, la, ärgern Sie sich nicht.«

»Aber ich will mich ärgern.«

»Sie haben Unrecht; Sie sind entzückend, wenn Sie lächeln, während Sie der Zorn häßlich macht.«

»Was liegt mir daran, brauche ich schön zu sein, da ich trotz meiner Schönheit Intriguen geopfert werde?«

»Stille, Gräfin.«

»Nein, wählen Sie zwischen mir und Ihrem Choiseul.«

»Liebe Schöne, es ist mir unmöglich, zu wählen, Ihr seid mir Beide nothwendig.«

»Dann ziehe ich mich zurück.«

»Sie?«

»Ja, ich überlasse das Feld meinen Feinden. Oh! ich werde vor Kummer sterben, aber Herr von Choiseul ist dann befriedigt, und das wird Sie trösten.«

»Nun! ich schwöre Ihnen, Gräfin, daß er Ihnen nicht im Geringsten grollt, und daß er Sie in seinem Herzen trägt. Es ist im Ganzen ein galanter Mann,« fügte der König mit einer Betonung bei, daß Herr von Sartines die letzten Worte wohl hören mußte.

»Ein galanter Mann? Sie bringen mich in Verzweiflung, Sire. Ein galanter Mann, der die Leute ermorden läßt!«

»Oh! wir wissen noch nicht,« versetzte der König.

»Und dann,« wagte der Polizeilieutenant zu bemerken, »ein Streit zwischen Leuten vom Degen ist so piquant, so natürlich!«

»Ah! ah!« versetzte die Gräfin, »und Sie auch, Herr von Sartines?«

Der Lieutenant begriff den Werth dieses *tu quoque* und wich vor dem Zorne der Gräfin zurück.

Es trat ein Augenblick dumpfen, drohenden Stillschweigens ein.

»Sie sehen, Chon,« sagte der König unter dieser allgemeinen Bestürzung, »Sie sehen, das ist Ihr Werk.«

Chon schlug mit einer heuchlerischen Traurigkeit die Augen nieder.

»Der König wird vergeben,« sprach sie, »wenn der Schmerz der Schwester den Sieg über die Seelenstärke der Unterthanin davongetragen hat.«

»Gutes Stück! . . .« murmelte der König. »Keinen Groll, Gräfin.«

»Oh! nein, Sire, ich habe keinen Groll. . . . Ich gehe nur nach Luciennes und von Luciennes nach Boulogne.«

»Am Meer?« fragte der König.

»Ja, Sire, ich verlasse ein Land, wo der Minister dem König bange macht.«

»Madame!« rief Ludwig XV. verletzt.

»Wohl, Sire, erlauben Sie mir, daß ich mich entferne, um mich nicht länger gegen die Eurer Majestät schuldige Achtung zu verfehlen.«

Die Gräfin stand auf und beobachtete aus einem Augenwinkel die Wirkung, welche ihre Bewegung hervorbrachte.

Ludwig XV. stieß einen Müdigkeitsseufzer aus, einen Seufzer, welcher bedeutete:

»Ich langweile mich bedeutend hier.«

Chon errieth den Sinn des Seufzers und begriff, daß es für ihre Schwester gefährlich wäre, den Streit weiter zu treiben.

Sie hielt ihre Schwester am Rocke zurück, ging auf den König zu und sprach:

»Sire, die Liebe, meiner Schwester für den armen Vicomte hat sie zu weit fortgerissen. Ich habe den Fehler begangen und meine Sache ist es, ihn wieder gut zu machen. Ich stelle mich in den Rang der demüthigsten Unterthanen Seiner Majestät, ich fordere Gerechtigkeit für meinen Bruder; ich klage Niemand an: die Weisheit des Königs wird zu unterscheiden wissen.«

»Ei mein Gott! Gerechtigkeit ist Alles, was ich verlange, ja, doch die Gerechtigkeit muß gerecht sein. Wenn ein Mensch ein Verbrechen nicht begangen hat, so werfe man ihm dieses Verbrechen nicht vor; hat er es begangen, so bestrafe man ihn.«

Während er diese Worte sprach, schaute Ludwig XV. die Gräfin an und suchte wo möglich die Brocken des freudigen Morgens, den er sich versprochen und der nun auf eine so traurige Weise endigte, wieder zu erhaschen.

Die Gräfin war so gut, daß sie Mitleid mit der Unthätigkeit des Königs hatte, die ihn überall, ausgenommen bei ihr, traurig und gelangweilt machte.

Sie wandte sich halb um, denn sie hatte bereits auf die Thüre zuzuschreiten angefangen, und sprach mit einer anbetungswürdigen Resignation:

»Verlange ich etwas Anderes? aber man weise meinen Verdacht nicht zurück, wenn ich ihn äußere.«

»Ihr Verdacht ist mir heilig, Gräfin,« rief der König; »er verwandle sich ein wenig in Gewißheit, und Sie werden sehen. Doch ich bedenke, es gibt ein einfaches Mittel.«

»Welches, Sire?«

»Man rufe Herrn von Choiseul hierher.«

»Oh! Eure Majestät weiß wohl, daß er nie kommt. Er verachtet es, in das Gemach der Freundin des Königs einzutreten. Seine Schwester ist nicht wie er; ihr wäre nichts lieber.«

Der König lachte.

»Herr von Choiseul äfft den Herrn Dauphin nach,« fuhr die Gräfin ermuthigt fort. »Man will sich nicht gefährden«

»Der Herr Dauphin ist ein Frommer, Gräfin.«

»Und Herr von Choiseul ein Heuchler, Sire.«

»Ich sage Ihnen, liebe Freundin, Sie werden das Vergnügen haben, ihn hier zu sehen, denn ich rufe ihn hierher. Es geschieht im Staatsdienst, er muß kommen, und wir veranlassen ihn, sich in Gegenwart von Chon, welche Alles gesehen hat, zu erklären. Wir confrontiren, wie man im Justizpalaste sagt, nicht wahr, Sartines? Man hole mir Herrn von Choiseul.«

»Und mir bringe man meinen Sapajou, Dorée; meinen Sapajou! meinen Sapajou!« rief die Gräfin.¹⁵

Bei diesen Worten, welche an die im Ankleidezimmer beschäftigte Kammerfrau gerichtet waren und sehr gut im Vorzimmer gehört werden konnten, da sie gerade in dem Augenblick ausgesprochen wurden, wo sich die Thüre vor dem nach Herrn von Choiseul abgeschickten Huissier öffnete, antwortete eine heisere, schnarrende Stimme:

»Der Sapajou der Frau Gräfin muß ich sein; ich erscheine, ich eile, hier bin ich.«

Und man sah einen kleinen Buckeligen eintreten, der mit der größten Pracht gekleidet war,

»Der Herzog von Tresmes!« sprach die Gräfin ärgerlich; »ich habe Sie nicht rufen lassen.«

»Sie haben nach Ihrem Sapajou verlangt, Madame,« sagte der Herzog, indem er sich vor dem König, der Gräfin und Herrn von Sartines verbeugte, »und da ich keinen häßlicheren Affen unter den Höflingen erblickte, so lief ich herbei.«

Und hiebei lachte der Herzog und zeigte so lange Zähne, daß sich die Gräfin ebenfalls des Lachens nicht erwehren konnte.

»Werde ich bleiben?« fragte der Herzog, als wäre dies die Gunst gewesen, nach der er sein ganzes Leben gestrebt hätte.

»Fragen Sie den König, er ist hier Gebieter, mein Herr Herzog.«

Der Herzog wandte sich mit stehender Miene an den König.

»Bleiben Sie, Herzog, bleiben Sie,« sagte der König, entzückt, die Zerstreungen um sich her häufen zu können.

In diesem Augenblick öffnete der Huissier vom Dienst die Thüre.

»Ah!« sprach der König mit einer leichten Wolke des Aergers, »ist es schon Herr von Choiseul?«

»Nein, Sire,« antwortete der Huissier, »es ist Monseigneur der Dauphin, der Eure Majestät zu sprechen wünscht.«

Die Gräfin machte einen Freudensprung, denn sie glaubte, der Dauphin wolle sich ihr nähern. Aber Chon, die an Alles dachte, runzelte die Stirne.

»Nun, wo ist der Herr Dauphin?« fragte der König ungeduldig.

»Bei Seiner Majestät. Der Herr Dauphin wartet, bis Seine Majestät in ihre Gemächer zurückkehrt.«

»Ich soll nun einmal nie einen Augenblick Ruhe haben,« murrte der König.

Doch plötzlich begriff er, daß die von dem Dauphin verlangte Audienz ihm wenigstens für den Augenblick die Scene mit Herrn von Choiseul ersparte, besann sich eines Andern und sprach:

»Ich komme, ich komme. Adieu, Gräfin. Sie sehen, wie unglücklich ich bin, Sie sehen, wie man mich martert.«

»Eure Majestät geht in dem Augenblick, wo Herr von Choiseul kommt?« rief die Gräfin.

»Was wollen Sie? der erste Sklave ist der König. Ah! wenn die Herren Philosophen wüßten, was es heißt, König, und besonders König von Frankreich zu sein.«

»Bleiben Sie doch, Sire.«

»Oh! ich kann den Dauphin nicht warten lassen. Man behauptet schon, ich liebe nur meine Töchter.«

»Aber was soll ich Herrn von Choiseul sagen?«

»Sagen Sie ihm, er möge mich in meinen Gemächern aufsuchen, Gräfin.«

Und um jede Bemerkung kurz abzuschneiden, küßte er der vor Zorn zitternden Gräfin die Hand und verschwand in aller Hast, wie es seine Gewohnheit war, so oft er die Frucht einer durch sein Verschieben und seine bürgerliche Schlaueit gewonnenen Schlacht zu verlieren glaubte.

»Oh! er entgeht uns abermals,« rief die Gräfin und schlug vor Aeger ihre Hände zusammen.

Doch der König hörte diesen Ausruf nicht mehr. Die Thüre war bereits hinter ihm geschlossen, und er durchschritt das Vorzimmer mit den Worten:

»Treten Sie ein, meine Herren, treten Sie ein. Die Gräfin will Sie empfangen. Nur werden Sie dieselbe sehr traurig über den Unfall finden, der dem armen Jean begegnet ist.«

Die Höflinge schauten sich erstaunt an. Sie wußten nicht, welcher Unfall dem Vicomte widerfahren sein konnte. Viele hofften, er wäre todt.

Sie richteten ihre Gesichter nach den Umständen. Die Freudigsten machten sich zu den Traurigsten und sie traten ein.

XXV.

Die Salle des Pendules.

In einem weiten Saale des Palastes von Versailles, den man die Salle des Pendules nennt, schritt ein junger Mann mit rosiger Gesichtsfarbe, sanften Augen und etwas gemeinem Gange, die Arme hängend, den Kopf gebeugt, auf und ab.

Auf seiner Brust funkelte, hervorgehoben durch den violetten Sammet seines Kleides, ein Stern von Diamanten, während das blaue Band auf seine Hüfte herabfiel und mit dem Kreuze, das es trug, eine mit Silber gestickte, weiße Atlaßweste zerknitterte.

Niemand hätte dieses zugleich ernste und gute, majestätische und lachende Profil zu mißkennen vermocht, das den charakteristischen Typus der Bourbonen der ersten Linie bildete und dessen zugleich lebhaftester und übertriebenster Ausdruck der junge Mann war, den wir unsern Lesern vor Augen fuhren; nur hätte man, wenn man die seit Ludwig XIV. und Anna von Oesterreich vielleicht entartende Fortpflanzung dieser edlen Gesichter sah, glauben sollen, derjenige, von welchem wir sprechen, könne seine Züge nicht an einen Erben übertragen, ohne eine gewisse Veränderung des ursprünglichen Typus, ohne daß sich die angeborene Schönheit dieses Typus, dessen letzte gute Probe er war, in ein Gesicht mit überladenen Zügen verwandelte, ohne endlich, daß die Zeichnung eine Caricatur würde.

Ludwig August, Herzog von Berry, Dauphin von Frankreich, nachmals Ludwig XVI., hatte eine längere und adlerartigere Nase, als die Männer seines Stammes, seine leicht gedrückte Stirne fiel noch mehr zurück als die von Ludwig XV. und das Doppelkinn seines Großvaters hatte sich bei ihm so stark ausgeprägt, daß das Kinn, ob gleich er damals noch mager war, bereits ungefähr ein Drittheil seines Gesichtes einnahm.

Dabei war sein Gang langsam und unbeholfen; wenn auch gutgewachsen, schien er doch in der Bewegung der Beine und Schultern gehemmt. Nur seine Arme und besonders seine Finger hatten die Thätigkeit, die Behendigkeit, die Kraft und so zu sagen jene Physiognomie, welche bei Andern auf die Stirne, auf den Mund und in die Augen geschrieben ist.

Der Dauphin ging also stillschweigend in dem Saale auf und ab, in welchem acht Jahre früher Ludwig XV. Frau von Pompadour den Spruch des Parlaments, der die Jesuiten aus dem Königreich verbannte, übergeben hatte, und während er auf- und abging, träumte er.

Endlich war er aber müde, zu warten, oder vielmehr an das zu denken, was ihn beschäftigte, und er betrachtete abwechselnd die Pendeluhren und belustigte sich wie Karl V. damit, daß er die stets unbesiegbaren Verschiedenheiten beobachtete, welche die regelmäßigsten Uhren unter sich beibehalten . . . eine bizarre, aber scharf ausgedrückte Kundgebung der Ungleichheit der materiellen, von der Hand des Menschen geregelt oder nicht geregelten Dinge.

Er blieb bald vor der großen Uhr stehen, welche damals, wie heut zu Tage, ihren Standpunkt im Hintergrunde des Saales hatte und durch eine geschickte mechanische Zusammensetzung die Tage, die Monate, die Jahre, die Wandlungen des Mondes, den Lauf der Planeten, kurz Alles das bezeichnet, was diese andere noch viel überraschendere Maschine, die man den Menschen nennt, in der stufenweisen Bewegung ihres Lebens gegen den Tod interessirt.

Der Dauphin schaute als Liebhaber diese Pendeluhr an, die er stets bewundert, und neigte sich bald rechts, bald links, um dieses oder jenes Räderwerk zu untersuchen, dessen Zähne, so scharf wie feine Nadeln, in eine andere, noch feinere Feder eingriffen. Hatte er die Uhr von der Seite betrachtet, so fing er wieder an, sie von vorne zu beschauen und mit dem Auge dem Gange der raschen Nadel zu folgen, welche über die Sekunden glitt, wie jene Wasserfliegen, die über die Teiche und Brunnen mit ihren langen Füßen hinlaufen, ohne den flüchtigen Krystall, auf dem sie sich unablässig bewegen, nur im Geringsten zu runzeln.

Von dieser Betrachtung zur Erinnerung an die abgelaufene Zeit war es nicht weit. Es fiel dem Dauphin ein, daß er seit vielen Sekunden wartete. Allerdings war eine große Anzahl verlaufen, ohne daß er es gewagt hatte dem König sagen zu lassen, er warte. Plötzlich blieb der Zeiger, auf den der junge Prinz seine Augen geheftet hatte, stille stehen.

In demselben Augenblick unterbrachen die messingenen Räder wie durch einen Zauber ihren gemessenen Kreislauf, die stählernen Achsen ruhten, in ihren Rubinlöchern und ein tiefes Stillschweigen trat in dieser Maschine ein, in der kurz zuvor noch Lärmen und Bewegung stattgefunden. Keine Stöße, kein Schaukeln, kein Leben der Glöckchen, kein Lauf der Zeiger und der Räder mehr.

Die Maschine stand stille, die Pendeluhr war todt.

War irgend ein Sandkorn, so zart wie ein Atom, in den Zahn eines Rades gefallen, oder war es ganz einfach der Geist dieser wunderbaren Maschine, der, der ewigen Bewegung müde, nun ausruhte?

Bei dem Anblicke dieses plötzlichen Todes vergaß der Dauphin, warum er gekommen war und seit einiger Zeit wartete; er vergaß besonders, daß die Stunde nicht durch die Stöße eines sonoren Schwängels in die Ewigkeit geschleudert, oder auf dem Abhange der Zeit durch die Hemmung eines metallenen Gehwerks zurückgehalten wird, sondern vielmehr auf der ewigen Uhr, die den Welten vorhergegangen, und diese überleben muß, durch den ewigen und unveränderlichen Finger des Allmächtigen bezeichnet worden ist.

Er fing nun damit an, daß er die krystallene Thüre der Pagode öffnete, worin der Geist schlief, und streckte seinen Kopf in das Innere der Pendeluhr, um hier schärfer zu sehen.

Aber er wurde bei seiner Beobachtung von Ansang durch den großen Schwängel gehemmt.

Dann schlüpfte er zart mit seinen so gewandten Fingern durch die messingene Oeffnung und machte den Schwängel los.

Das war nicht genug; der Dauphin mochte immerhin nach allen Seiten schauen, die Ursache dieser Lethargie blieb seinen Augen unsichtbar.

Der Prinz dachte nun, der Uhrmacher des Schlosses habe die Pendeluhr aufzuziehen vergessen und diese sei auf eine natürliche Weise stehen geblieben. Er nahm den an dem Sockel hängenden Schlüssel und fing an, die Uhr mit der Geschicklichkeit eines geübten Mannes aufzuziehen. Aber nach Verlauf von drei Drehungen mußte er anhalten, was zum Beweis diente, daß der Mechanismus einem unbekanntem Anhalte unterworfen war, und das Werk functionirte, obgleich gespannt, nicht weiter.

Der Dauphin zog aus seiner Tasche ein kleines Radirmesser von Schildpatt mit stählerner Klinge und gab mit dem Ende dieser Klinge einem Rade den Impuls. Das Räderwerk knarrte nun eine Sekunde lang und blieb dann abermals stehen.

Die Krankheit der Pendeluhr wurde ernst.

Ludwig fing nun an mit der Spitze seines Radirmessers mehrere Stücke herauszuheben, deren Schrauben er sorgfältig auf einem Tischchen ausbreitete.

Sein Eifer riß ihn immer weiter fort und er zerlegte die complicirte Maschine und untersuchte ihre geheimsten, verborgensten Winkel.

Plötzlich stieß er einen Freudenschrei aus, er entdeckte, daß eine Druckschraube, in ihrer Spirale spielend, eine Feder losgelassen und das bewegende Rad angehalten hatte,

Er fing nun an, die Schraube festzumachen.

Dann steckte er, ein Rad in der linken Hand, sein Radirmesser in der rechten, den Kopf wieder in das Gehäuse,

So weit war er in seiner Arbeit, ganz in die Betrachtung des Mechanismus versunken, als die Thüre sich öffnete und eine Stimme ausrief:

»Der König!«

Doch Ludwig hörte nichts, als das melodische Ticktack, das unter seiner Hand geboren wurde, wie das Schlagen eines Herzens, welches ein geschickter Arzt dem Leben zurückgibt.

Der König schaute nach allen Seiten, ohne Anfangs den Dauphin zu gewahren, von dem man nur die Beine sehen konnte, denn sein Rumpf war in der Pendeluhr verborgen und der Kopf in der Oeffnung verloren.

Er näherte sich lächelnd und schlug seinen Enkel auf die Schulter,

»Was Teufels machst Du da?« fragte er ihn.

Ludwig zog sich hastig zurück, jedoch mit aller erforderlichen Vorsicht, um nichts an dem schönen Geräthe zu beschädigen, dessen Wiederherstellung er unternommen hatte.

»Sire, Eure Majestät sieht es,« sprach der junge Mann vor Scham erröthend, daß man ihn bei einer solchen Beschäftigung ertappt hatte, »ich belustigte mich in Erwartung Ihrer Ankunft.«

»Ja, mit der Mißhandlung meiner Pendeluhr. Eine schöne Belustigung!«

»Im Gegentheil, Sire, ich stellte sie wieder her. Das Hauptrad arbeitete nicht mehr, es war gehemmt durch die Schraube, welche Eure Majestät hier sieht. Ich befestigte die Schraube und die Uhr geht nun wieder.«

»Aber Du wirst Dich dadurch, daß Du hineinschaust, blind machen. Nicht um alles Geld der Welt würde ich meinen Kopf in ein solches Wespennest stecken.«

»O nein, Sire. Ich verstehe die Sache. Die bewunderungswürdige Uhr, welche mir Eure Majestät an dem Tage, wo ich vierzehn Jahre alt wurde, geschenkt hat, lege ich aus einander, setze ich wieder zusammen und reinige ich gewöhnlich.«

»Es mag sein, doch laß Deine Mechanik für den Augenblick ruhen. Du willst mit mir sprechen?«

»Ich, Sire?« versetzte der junge Mann erröthend.

»Allerdings, da Du mir hast sagen lassen, Du erwartest mich.«

»Das ist wahr, Sire,« sprach der Dauphin und schlug die Augen nieder.

»Nun! was wolltest Du von mir, antworte? Wenn Du mir nichts zu sagen hast, so gehe ich nach Marly ab.«

Und schon suchte Ludwig XV., seiner Gewohnheit gemäß, zu entschlüpfen.

Der Dauphin legte sein Radirmesser und sein Räderwerk auf einen Lehnstuhl, was andeutete, daß er dem König wirklich etwas von Bedeutung zu sagen hatte, da er das wichtige Geschäft, in

welchem er begriffen war, unterbrach.

»Brauchst Du Geld?« fragte rasch der König, »wenn dies der Fall ist, warte, ich werde Dir schicken.«

Und Ludwig XV. machte abermals einen Schritt gegen die Thüre.

»O nein, ich habe noch tausend Thaler von der Pension des laufenden Monats.«

»Was für ein Haushälter!« rief, der König, »wie gut hat ihn mir Herr de la Vauguyon erzogen. In der That, ich glaube er hat ihm alle Tugenden beigebracht, die ich nicht besitze.«

Der junge Mann machte eine heftige Anstrengung gegen sich selbst und sprach:

»Sire, ist die Frau Dauphine noch sehr fern?«

»Weißt Du das nicht so gut wie ich?«

»Ich?« fragte der Dauphin verlegen.

»Allerdings; man hat uns gestern das Reisebulletin vorgelesen; sie sollte letzten Montag durch Nancy kommen und muß nun ungefähr fünf und vierzig Lieues von Paris entfernt sein.«

»Sire,« fuhr der Dauphin fort, »findet Eure Majestät nicht, daß die Frau Dauphine sehr langsam reist?«

»Nein, nein,« sprach Ludwig XV., »ich finde im Gegentheil, daß sie für eine Frau, und in Betracht aller der Feste, der Empfangsfeierlichkeiten, sehr schnell reist; sie macht wenigstens zehn Lieues alle zwei Tage, einen in den andern gerechnet.«

»Sire, das ist sehr wenig,« versetzte schüchtern der Dauphin.

König Ludwig XV. ging von einem Erstaunen zum andern bei der Offenbarung dieser Ungeduld über, von der er keine Ahnung gehabt hatte.

»Ah bah!« machte er mit einem spöttischen Lächeln, »Du hast also große Eile?«

Der Dauphin erröthete noch mehr als zuvor und stammelte:

»Ich versichere Sie, Sire, es ist nicht der Grund, den Eure Majestät voraussetzt.«

»Desto schlimmer; ich wollte, es wäre dieser Grund. Was Teufels! Du bist sechzehn Jahre alt; man sagt, die Prinzessin sei hübsch, und es ist wohl erlaubt, ungeduldig zu werden. Sei ruhig, Deine Dauphine wird kommen«

»Sire, könnte man die Ceremonien auf dem Wege nicht etwas abkürzen?« fuhr der Dauphin fort.

»Unmöglich, Sie ist bereits ohne anzuhalten durch mehrere Städte gefahren, wo sie hätte verweilen sollen.«

»Das wird also ewig währen. Und dann glaube ich Eines, Sire,« äußerte der Dauphin schüchtern.

»Was glaubst Du? sprich, laß hören,«

»Ich glaube, daß der Dienst schlecht versehen wird, Sire.«

»Wie? welcher Dienst?«

»Der Reisedienst.«

»Gehe doch! ich habe dreißigtausend Pferde, dreißig Carrossen, sechzig Fourgons und ich weiß nicht wie viele Caissons auf den Weg geschickt; würde man Caissons, Fourgons, Carrossen und Pferde in einer Linie an einander stellen, so ginge es von Paris bis Straßburg. Wie kannst Du glauben, bei allen diesen Mitteln werde der Dienst schlecht versehen?«

»Wohl, Sire, trotz aller Güte Eurer Majestät habe ich beinahe die Gewißheit von dem, was ich

sage; nur bediente ich mich vielleicht eines ungeeigneten Ausdrucks' und hätte, statt zu sagen, der Dienst werde schlecht versehen, sagen sollen, der Dienst sei schlecht organisirt.«

Der König erhob bei diesen Worten das Haupt und heftete seine Augen auf die des Dauphin, er fing an zu begreifen, daß sich viele Dinge unter den wenigen Worten verbargen, welche Seine Königliche Hoheit ausgesprochen.

»Dreißigtausend Pferde,« wiederholte der König, »dreißig Carrossen, sechzig Fourgons, zwei Regimenter zu diesem Dienst verwendet. . . . Ich frage Dich, mein Herr Gelehrter, hast Du je eine Dauphine in Frankreich mit einem solchen Geleite einziehen sehen?«

»Ich gestehe, Sire, die Sachen sind königlich gemacht, und so wie sie Eure Majestät zu machen weiß; doch hat Eure Majestät auch eingeschärft, daß diese Pferde, diese Carrossen, kurz dieses ganze Material einzig und allein im Dienste der Dauphine und ihres Gefolges verwendet werde?«

Der König schaute Ludwig zum dritten Male an; ein unbestimmter Verdacht regte sich in seinem Innern, eine kaum faßbare Erinnerung fing an seinen Geist zu erleuchten; zugleich durchzog eine verworrene Aehnlichkeit zwischen dem, was der Dauphin sagte, und etwas Unangenehmem, das er so eben erfahren, seinen Kopf.

»Was für eine Frage!« sprach der König; »sicherlich ist Alles dies für die Frau Dauphine, und deßhalb sage ich Dir, daß sie unfehlbar sehr schnell ankommen muß; doch warum schaust Du mich so an? Laß hören,« fügte er mit einem festen Tone bei, der dem Dauphin drohend erschien; »solltest Du Dich zufällig damit belustigen, meine Züge wie die Federn Deines Uhrwerks zu studiren?«

Der Dauphin, der eben den Mund öffnete, um zu sprechen, schwieg plötzlich bei dieser Anrede.

»Nun!« fuhr der König rasch fort, »es scheint mir Du hast mir nichts mehr zu sagen . . . wie? . . . Du bist zufrieden, nicht wahr? Deine Dauphine kommt, ihr Dienst wird vortrefflich versehen, Du bist reich wie Krösus durch Deine Privatkasse, das steht auf das Beste. Da Dich nun nichts mehr beunruhigt, so mache mir das Vergnügen und setze nur meine Pendeluhr wieder zusammen.«

Der Dauphin rührte sich nicht.

»Weißt Du wohl, daß ich Lust habe Dir das Amt des ersten Uhrmachers vom Schlosse zu geben, wohl verstanden mit einem Gehalt?« sagte lachend Ludwig XV.

Der Dauphin neigte das Haupt und nahm, eingeschüchtert durch den Blick des Königs, wieder von dem Lehnstuhle das Radirmesser und das Rad.

Ludwig XV. erreichte mittlerweile ganz sachte die Thüre.

»Was Teufels wollte er mit seinem schlecht versehenen Dienste sagen?« sprach der König, den Dauphin anschauend, zu sich selbst. »Gut, gut, abermals eine Scene vermieden; er ist unzufrieden.«

Gewöhnlich so geduldig, stampfte der Dauphin in der That mit dem Fuß auf den Boden.

»Das verschlimmert sich,« murmelte Ludwig XV. lachend, »ich habe offenbar nur Zeit, zu fliehen.«

Doch plötzlich fand er, als er die Thüre öffnete, auf der Schwelle Herrn von Choiseul, der sich tief verbeugte.

XXVI.

*Der Hof des Königs Pétaud.*¹⁶

Ludwig XV. wich bei dem unerwarteten Anblick des neuen Schauspielers, der sich in die Scene mischte, um seinen Abgang zu verhindern, einen Schritt zurück.

»Ah! bei meiner Treue!« dachte er, »diesen hatte ich vergessen. Er sei willkommen, denn er wird für die Andern bezahlen . . .«

»Ah! Sie hier!« rief er, »ich schickte nach Ihnen, Sie wissen das?«

»Ja, Sire,« antwortete kalt der Minister, »ich kleidete mich eben an, um mich zu Eurer Majestät zu begeben, als mir der Befehl zukam.«

»Gut. Ich habe über ernste Angelegenheiten mit Ihnen zu sprechen,« fing Ludwig XV. an, indem er die Stirne runzelte, um, wenn es möglich wäre, seinen Minister einzuschüchtern.

Zum Unglück für den König war Herr von Choiseul einer von den Männern, welche sich am allerwenigsten im Königreich einschüchtern ließen.

»Und ich auch, wenn es Eurer Majestät beliebt,« antwortete er sich verbeugend, »ich habe auch über sehr ernste Angelegenheiten zu sprechen.«

Zu gleicher Zeit wechselte er einen Blick mit dem Dauphin, der halb hinter seiner Pendeluhr verborgen war.

Der König blieb stehen.

»Ah! gut,« dachte er, »auch von dieser Seite bin ich in dem Dreieck gefangen, und nun ist es mir nicht mehr möglich, zu entkommen.«

»Sie müssen wissen,« sprach der König eiligst, um seinem Gegner den ersten Stoß beizubringen, »Sie müssen wissen, daß der arme Vicomte Jean beinahe ermordet worden wäre.«

»Das heißt, er hat einen Degenstich in den Vorderarm bekommen. Ich bin hier, um mit Eurer Majestät über dieses Ereigniß zu sprechen.«

»Ja, ich begreife, Sie eilten dem Gerücht voran.«

»Ich komme den Commentaren zuvor, Sire.«

»Sie kennen also diese Angelegenheit, mein Herr?« fragte der König mit bezeichnender Miene.

»Vollkommen.«

»Ah!« machte der König, »das habe ich bereits von guter Hand erfahren.«

Herr von Choiseul blieb unempfindlich.

Der Dauphin fuhr fort, eine Schraubenmutter zu befestigen, dabei horchte er aber mit gesenktem Kopfe und verlor kein Wort von der Unterredung.

»Ich will Ihnen nun sagen, wie sich die Sache zu« getragen hat,« sprach der König.

»Hält sich Eure Majestät für gut unterrichtet?« fragte Herr von Choiseul.

»Oh! was das betrifft . . .«

»Wir hören, Sire.«

»Wir hören?« wiederholte der König.

»Allerdings, Monseigneur der Dauphin und ich.«

»Monseigneur der Dauphin?« wiederholte der König, dessen Augen von dem ehrfurchtsvollen Choiseul zu dem aufmerksamen Ludwig August übergingen, »und was hat der Herr Dauphin mit dieser Zänkerei gemein?«

»Sie berührt Monseigneur, weil die Frau Dauphine bei der Sache betheilig ist,« fuhr Herr von Choiseul mit einer Verbeugung gegen den jungen Prinzen fort.

»Die Frau Dauphine ist betheilig? rief der König schauernd.

»Allerdings; sollten Sie das nicht wissen, Sire? Dann wäre Eure Majestät schlecht unterrichtet.«

»Die Frau Dauphine und Jean Dubarry,« sprach der König, »das wird interessant. Lassen Sie hören, erklären Sie sich, Herr von Choiseul, verbergen Sie mir besonders nicht das Geringste, und hätte die Dauphine Dubarry den Degenstich gegeben!«

»Sire, nicht die Frau Dauphine,« erwiderte Choiseul mit gleicher Ruhe, »sondern einer von den Officieren ihrer Escorte.«

»Ah!« machte der König, der nun, wieder ernst wurde, »ein Officier, den sie kennen, nicht wahr, Herr von Choiseul?«

»Nein, Sire, ein Officier, den Eure Majestät kennen muß, wenn Eure Majestät sich aller ihrer guten Diener erinnert; ein Officier dessen Namen in der Person seine Vaters bei Philippsburg, Fontenoy, Mahon geklungen hat ein Taverney-Maison-Rouge.«

Der Dauphin schien diesen Namen mit der Luft des Saales einzuathmen, um ihn besser im Gedächtnis, zu behalten.

»Ein Maison-Rouge!« sagte Ludwig XV., »sicherlich kenne ich das. Ei! warum hat er sich gegen Jean geschlagen, den ich liebe? Vielleicht weil ich ihn liebe . . . einfältige Eifersüchteleien, Anfänge von Unzufriedenheit, partielle Meuterei?«

»Sire, wird Eure Majestät die Gnade haben, zu hören?« versetzte Herr von Choiseul.

Ludwig XV. begriff, daß er kein anderes Mittel hatte, sich ans der Sache zu ziehen, als aufgebracht zu werden.

»Ich sage Ihnen, mein Herr, daß ich hierin den Keim einer Verschwörung gegen meine Ruhe, eine gegen meine Familie organisirte Verfolgung erblicke.«

»Ah! Sire,« entgegnete Herr von Choiseul, »verdient ein junger Mann deßhalb, weil er die Frau Dauphine, die Söhnerin Eurer Majestät vertheidigt, solche Vorwürfe?«

Der Dauphin richtete sich auf, kreuzte die Anne und sprach:

»Ich gestehe, ich bin dem jungen Manne dankbar, der sein Leben für eine Prinzessin ausgesetzt hat, welche in vierzehn Tagen meine Frau sein wird.«

»Sein Leben ausgesetzt! sein Leben ausgesetzt!« stammelte der König, »aus welcher Veranlassung? darf man wohl wissen, aus welcher Veranlassung?«

»Weil es dem Herrn Vicomte Jean Dubarry, der sehr schnell reiste, in den Kopf kam, die Pferde auf der Station zu nehmen, welche die Dauphine eben erreichen sollte, und zwar ohne Zweifel, um noch schneller zu fahren.«

Der König biß sich in die Lippen und wechselte die Farbe, er erblickte im Helldunkel wie ein drohendes Gespenst die Aehnlichkeit, die ihn kurz zuvor beunruhigt hatte.

»Es ist nicht möglich!, ich kenne die Sache, Sie sind schlecht unterrichtet, Herzog,« murmelte Ludwig XV., um Zeit zu gewinnen.

»Nein, Sire, ich bin nicht schlecht unterrichtet, und was ich Eurer Majestät zu sagen die Ehre gehabt habe, ist reine Wahrheit. Ja, der Herr Vicomte Jean Dubarry hat der Frau Dauphine die Beleidigung angethan, für sich die für ihren Dienst bestimmten Pferde zu nehmen, und er führte sie, nachdem er den Postmeister mißhandelt, bereits mit Gewalt fort, als der Herr Chevalier Philipp von Taverney, von Ihrer Königlichen Hoheit abgeschickt, ankam und nach mehreren höflichen und versöhnenden Aufforderungen . . .«

»Oh! oh!« brummte der König.

»Und nach mehreren höflichen und versöhnenden Aufforderungen, ich wiederhole dies, Sire.«

»Ja, und ich verbürge mich dafür,« sprach der Dauphin.

»Sie wissen das auch?« versetzte der König von Erstaunen ergriffen.

»Vollkommen, Sire.«

Herr von Choiseul verbeugte sich strahlend und sprach: »Will Seine Hoheit fortfahren? Seine Majestät wird ohne Zweifel mehr Zutrauen zu dem Worte ihres erhabenen Sohnes haben, als zu dem meinigen.«

»Ja, Sire,« fuhr der Dauphin fort, ohne jedoch für die Wärme, mit der Herr von Choiseul die Erzherzogin vertheidigt hatte, alle Dankbarkeit an den Tag zu legen, welche der Minister zu erwarten berechtigt war. »Ja, Sire, ich wußte dies und war gekommen, um Euere Majestät davon in Kenntniß zu setzen, daß nicht allein Herr Dubarry die Frau Dauphine dadurch beleidigte, daß er ihrem Dienst in den Weg trat, sondern auch, daß er sich gewaltsam einem Officier meines Regiments wider setzte, der seine Pflicht that, indem er ihn wegen dieses Mangels an Schicklichkeit zurechtwies.«

Der König schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Das müßte man wissen, das müßte man wissen.«

»Ich weiß es, Sire,« sprach mit sanftem Tone der Dauphin. »für mich gibt es keinen Zweifel mehr, Herr Dubarry hat den Degen in die Hand genommen.«

»Zuerst?« fragte Ludwig XV., glücklich, daß man ihm diese Chance geöffnet hatte, um den Streit auszugleichen.

Der Dauphin erröthete und schaute Herrn von Choiseul an, der dem Prinzen, als er ihn in Verlegenheit sah, schleunigst zu Hülfe kam.

»Kurz, Sire,« sagte er, »der Degen wurde von zwei Männern gekreuzt, von denen der eine die Dauphine verletzte, während der andere sie vertheidigte.«

»Ja, aber wer war der Angreifer?« fragte der König. »Ich kenne Jean, er ist sanft wie ein Lamm.«

»Der Angreifer ist, wenigstens wie ich glaube, derjenige, welcher Unrecht gehabt hat, Sire, sprach der Dauphin mit seiner gewöhnlichen Mäßigung.

»Das ist eine delikate Sache,« sagte Ludwig XV., »der Angreifer derjenige, welcher Unrecht gehabt hat . . . derjenige, welcher Unrecht gehabt hat . . . und wenn der Officier unverschämt war?«

»Unverschämt!« rief Herr von Choiseul, »unverschämt gegen einen Menschen, der mit Gewalt die für die Dauphine bestimmten Pferde wegführen wollte! Ist das möglich, Sire?«

Der Dauphin sagte nichts, aber er erbleichte.

Ludwig XV. sah diese zwei feindseligen Stellungen.

»Lebhaft, wollte ich sagen,« fügte er sich verbessernd bei.

»Und überdies,« versetzte Herr von Choiseul, der diesen Schritt rückwärts benützen wollte, um einen Schritt vorwärts zu machen, »und überdies weiß Seine Majestät wohl, daß ein eifriger Diener nicht Unrecht haben kann.«

»Ah ja! doch wie haben Sie dieses Ereigniß erfahren, mein Herr?« fragte der König den Dauphin, ohne Herrn von Choiseul aus dem Gesicht zu verlieren, dem diese ungestüme Aufforderung dergestalt in die Quere kam, daß man seine Verlegenheit leicht bemerken konnte, trotz der Mühe, die er sich gab, um sie zu verbergen.

»Durch einen Brief, Sire,« antwortete der Dauphin.

»Ein Brief, von wem?«

»Von irgend Jemand, der sich für die Frau Dauphine interessirt und es wahrscheinlich seltsam findet, daß man sie beleidigt.«

»Sieh da, abermals Mysterien, geheime Korrespondenzen, Complotte,« rief der König, »Man fängt wieder an, sich zu verständigen, um mich zu plagen, wie zur Zeit von Frau von Pompadour.«

»Nein, nein, Sire,« versetzte Herr von Choiseul, »es ist eine ganz einfache Sache, ein Verbrechen beleidigter Majestät. Eine gute Bestrafung wird über den Schuldigen verhängt werden, und Alles ist vorbei.«

Bei dem Worte Bestrafung sah Ludwig XV. die Gräfin wüthend und schon schäumend sich erheben, er sah den Frieden des Haushalts, den er immer gesucht, ohne ihn je zu finden, entfliehen, und den inneren Krieg mit gekrümmten Nägeln und rothen, von Thränen geschwollenen Augen eintreten.

»Eine Bestrafung,« rief er, »ohne daß ich die Parteien angehört, ohne daß ich beurtheilen kann, auf welcher Seite das gute Recht ist! Ein Staatsstreich, ein geheimer Verhaftsbefehl! Oh! was für einen schönen Vorschlag machen Sie mir da, Herr Herzog, in welcher herrlichen Geschichte verwickeln Sie mich!«

»Aber, Sire, wer wird fortan die Frau Dauphine respectiren, wenn nicht ein strenges Beispiel an der Person des Ersten gegeben wird, der sie beleidigt hat?«

»Ganz gewiß!« fügte der Dauphin bei, »und das wäre ein Scandal, Sire.«

»Ein Beispiel, ein Scandal,« sprach der König.

»O! bei Gott, gebt ein Beispiel für jeden Scandal, der um uns her vorgeht, und ich werde mein Leben damit hinbringen, daß ich geheime Verhaftsbefehle unterzeichne; ich unterzeichne, Gott sei Dank, so schon genug.«

»Es muß sein, Sire,« sagte Herr von Choiseul.

»Sire, ich bitte Eure Majestät . . .« rief der Dauphin.

»Wie, Sie finden ihn noch nicht hinreichend dadurch bestraft, daß er den Degenstich bekommen hat?«

»Nein, Sire, denn er konnte Herrn von Taverney verwunden.«

»Und was hätten Sie denn in diesem Fall verlangt?«

»Ich hätte seinen Kopf von Ihnen verlangt.«

»Aber man hat Herrn von Montgomery nichts Schlimmeres dafür gethan, daß er König Heinrich II. getödtet,« sprach Ludwig XV.

»Er tödtete den König aus Zufall, Sire, und Herr Jean Dubarry hat die Dauphine beleidigt mir der Absicht, sie zu beleidigen.«

»Und Sie, mein Herr,« sagte Ludwig XV., sich an den Dauphin wendend, »verlangen Sie auch den Kopf von Jean?«

»Nein, Sire, ich bin nicht für die Todesstrafe, Euere Majestät weiß es wohl« antwortete sanft der Dauphin, »Ich begnüge mich auch, die Verbannung von Ihnen zu fordern.«

Der König lachte.

»Die Verbannung wegen eines Wirthshausstreites? Sie sind streng, trotz ihrer philanthropischen Ideen. Es ist nicht zu leugnen, ehe Sie Philanthrop waren, waren Sie Mathematiker, und ein Mathematiker . . .«

»Eure Majestät geruhe zu vollenden . . .«

»Und ein Mathematiker würde das Weltall seiner Ziffer opfern.«

»Sire,« sprach der Dauphin, »ich bin Herrn Dubarry nicht persönlich böse.«

»Und wem sind Sie denn böse?«

»Dem Angreifer der Frau Dauphine.«

»Was für ein Muster von einem Ehegatten!« rief der König ironisch. »Zum Glück macht man mich nicht so leicht an dergleichen glauben. Ich sehe, wen man hier angreift, und sehe besonders, wie weit man mich mit allen diesen Uebertreibungen führen will.«

»Sire,« sagte Herr von Choiseul, »glauben Sie nicht, man übertreibe; das Publikum ist in der That entrüstet über so viel Frechheit.«

»Das Publikum! Ah! abermals ein Ungeheuer, das Sie sich machen, oder vielmehr, das Sie nur machen. Das Publikum, höre, ich es, wenn es mir durch die tausend Zungen seiner Libellisten und seiner Phamphletschreiber, seiner Liedermacher und seiner Kabalenschmiede sagt, man bestehle, man prelle, man verrathe mich? Ei! mein Gott, nein. Ich lasse sie sprechen und lache. Machen Sie es wie ich, schließen Sie das Ohr, und wenn es des Schreiens müde ist, Ihr Publikum, so wird es nicht mehr schreien. Gut! Sie bringen mir Ihren Unzufriedenheitsgruß. Ludwig macht mir die Grimasse eines Schmollenden. Wahrlich, es ist seltsam, daß man nicht für mich thun kann, was man für den letzten Privatmann thut; daß man mich nicht will nach meinem Gefallen leben, lassen; daß man unablässig haßt, was ich liebe; daß man ewig liebt, was ich hasse! Bin ich weise oder bin ich ein Narr? Bin ich der Herr, oder bin ich es nicht?«

Der Dauphin nahm sein Radirmesser und kehrte zu seiner Pendeluhr zurück.

Herr von Choiseul verbeugte sich auf dieselbe Weise wie das erste Mal.

»Gut! man antwortet mir nichts. Aber antworten Sie mir doch etwas, bei Gottes Tod! Sie wollen mich also vor Aerger sterben machen mit Ihren Redensarten und mit Ihrem Stillschweigen, mit Ihren kleinen Gehässigkeiten und mit Ihren kleinen Befürchtungen?«

»Ich hasse Herrn Dubarry nicht, Sire,« sprach der Dauphin lächelnd.

»Und ich fürchte ihn nicht,« sagte stolz Herr von Choiseul.

»Hört, Ihr seid alle schlimme Geister,« rief der König, der den Wüthenden zu spielen suchte, während er nur ärgerlich war. »Ihr wollt, daß ich mich zur Fabel von Europa mache, daß ich mich von meinem Vetter dem König von Preußen verspotten lasse, daß ich den Hof des Königs

Pétaud von diesem Schufte Voltaire verwirkliche. Ei! nein, das werde ich nicht thun. Nein! Ihr werdet diese Freude nicht haben. Ich verstehe meine Ehre auf meine Weise und werde sie auf meine Weise wahren.«

»Sire,« erwiderte der Dauphin mit seiner unerschöpflichen Sanftmuth, aber auch mit seiner ewigen Beharrlichkeit, »ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, es handelt sich nicht um ihre Ehre, sondern um die Würde der Frau Dauphine, welche verletzt worden ist.«

»Monseigneur hat Recht, Sire; ein Wort aus dem Munde Eurer Majestät, und Niemand wird wieder beginnen.«

»Und wer sollte denn wieder beginnen? man hat noch nicht begonnen: Jean ist ein Tölpel, aber er ist nicht böseartig.«

»Das mag sein,« sprach Herr von Choiseul, »setzen wir das auf die Rechnung des Tölpels, und er entschuldige sich mit seiner Tölperei bei Herrn von Taverny.«

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß mich Alles dies nichts angeht,« rief Ludwig XV.; »Jean mag sich entschuldigen, das steht ihm frei; er mag sich nicht entschuldigen, das steht ihm abermals frei.«

»Wird die Sache so sich selbst überlassen, so muß sie nothwendig Lärmen machen, Sire; ich habe die Ehre, Euere Majestät hievon in Kenntniß zu setzen,« sagte Herr von Choiseul.

»Desto besser!« rief der König, »möchte sie so viel Lärmen machen, daß ich darüber taub würde, um alle Eure Albernheiten nicht mehr zu hören.«

»Euere Majestät bevollmächtigt mich also, zu veröffentlichen, Sie gebe Herrn Dubarry Recht?« versetzte Herr von Choiseul mit seiner unstörbaren Kaltblütigkeit.

»Ich!« rief Ludwig XV., »ich Jemand Recht geben in einer Angelegenheit, welche so schwarz ist wie Tinte! Man will mich offenbar auf das Aeußerste treiben. Oh! nehmen Sie sich in Acht, Herzog . . . Louis, schonen Sie mich um Ihrer selbst willen . . . Ich lasse Sie das, was ich Ihnen sage, überlegen, denn ich bin müde, ich bin erschöpft, ich halte es nicht mehr aus. Adieu, meine Herren, ich gehe zu meinen Töchtern und flüchte mich nach Marly, wo ich vielleicht ein wenig Ruhe haben werde, wenn Sie mir nicht überallhin folgen.«

In diesem Augenblick, und als sich der König gegen die Thüre wandte, öffnete sich diese, ein Huissier erschien auf der Schwelle und sprach:

»Sire, Ihre königliche Hoheit Madame Louise erwartet in der Gallerie den Augenblick, um vom König Abschied zu nehmen.«

»Abschied!« rief der König erstaunt, »und wohin geht sie?«

»Ihre Hoheit sagt, sie habe von Eurer Majestät die Erlaubniß erhalten, das Schloß zu verlassen.«

»Ah! abermals ein Ereigniß! Meine Bigotte macht ihre gewöhnlichen närrischen Streiche. In der That, ich bin der unglücklichste der Menschen.«

Und er lief in größter Eile ans dem Saale.

»Seine Majestät läßt uns ohne Antwort,« sagte der Herzog zum Dauphin, »was entscheidet Eure Königliche Hoheit?«

»Ah! nun schlägt sie,« rief der junge Prinz, mit einer geheuchelten oder einer wirklichen Freude auf das Klingeln der wieder in Bewegung gesetzten Uhr horchend.

Der Minister runzelte die Stirne und entfernte sich rückwärts ans der Salle des Pendules, wo der Dauphin allein blieb.

XXVII.

Frau Louise von Frankreich.

Die älteste Tochter des Königs erwartete ihren Vater in der großen Gallerie von Lebrun, derselben, wo Ludwig XIV. den Dogen Imperiali und die vier genuesischen Senatoren, welche um Verzeihung für die Republik flehten, empfangen hatte.

Am Ende dieser Gallerie, der Thüre gegenüber, durch die der König eintreten sollte, befanden sich einige Ehrendamen, die ganz bestürzt aussahen; Ludwig XV. kam in dem Augenblick, wo die Gruppen sich in dem Vestibule zu bilden anfangen; denn der Entschluß, den die Prinzessin am Morgen gefaßt zu haben schien, verbreitete sich allmählig im ganzen Palast,

Frau Louise von Frankreich, eine Prinzessin von majestätischem Wuchse und einer ganz königlichen Schönheit, dabei aber von einer unbekanntenen Traurigkeit, welche zuweilen ihre Stirne runzelte, Frau Louise von Frankreich, sagen wir, flößte dem ganzen Hofe durch die Uebung der strengsten Tugenden die Achtung für die großen Mächte des Staates ein, welche man seit fünfzig Jahren in Frankreich nur noch aus Interesse oder aus Furcht zu verehren wußte.

Mehr noch: in diesem Augenblick allgemeiner Abneigung des Volkes gegen seine Gebieter (man sagte noch nicht öffentlich gegen seinen Tyrannen), liebte man sie. Dies kam davon her, daß ihre Tugend nicht harter, zurückschreckender Natur war; obgleich man nie laut von Ihr gesprochen hatte, erinnerte man sich doch, daß sie ein Herz besaß. Und jeden Tag bewies sie dies durch Wohltaten, während es die Andern nur durch den Scandal offenbarten,

Ludwig XV. fürchtete seine Tochter aus dem einzigen Grunde, weil er sie schätzte. Zuweilen war er sogar stolz auf sie. Es war auch das einzige von seinen Kindern, das er mit seinen beißenden Spöttereien, oder mit seinen trivialen Vertraulichkeiten verschonte, und während er seine drei anderen Töchter, Adelaide, Victoire und Sophie, Loque, Chiffe und Graille nannte, nannte er Louise von Frankreich Madame.¹⁷

Seitdem der Marschall von Sachsen die Seele der Turenne und der Condé, und Maria Leczinska den Geist des Benehmens von Maria Theresia mit in das Grab genommen hatten, machte sich Alles klein um den verkleinerten Thron; da bildete Madame Louise, eine Frau von wahrhaft königlichem Charakter, welche vergleichungsweise heldenmüthig erschien, den Stolz des Hofes, der mitten unter seinem Rauschgold und seinen falschen Steinen nur noch diese kostbare Perle besaß.

Wir sagen deshalb nicht, Ludwig XV. habe seine Tochter geliebt, Ludwig XV. liebte bekanntlich nur sich selbst. Wir behaupten nur, daß er größere Stücke auf sie hielt, als auf die Andern.

Als er eintrat, sah er die Prinzessin allein mitten in der Gallerie, auf einen mit Blutjaspis und Lapis-lazuli incustirten Tisch gestützt.

Sie war schwarz gekleidet; ihre schönen ungepuderten Haare verbargen sich unter einem doppelten Geschoße von Spitzen; minder streng als gewöhnlich, war ihre Stirne vielleicht trauriger als in andern Stunden. Sie betrachtete nichts um sich her, nur zuweilen ließ sie ihre schwermütigen Augen über die Portraite der Könige Europa's laufen, an deren Spitze ihre

Ahnen, die Könige von Frankreich, glänzten.

Das schwarze Costume war die gewöhnliche Reisetracht der Prinzessinnen; es verbarg die langen Taschen, welche man zu jener Zeit trug, wie in den Zeiten der wirthschaftlichen Königinnen, und Madame Louise hatte an ihrem Gürtel, gehalten von einem goldenen Ringe, die zahlreichen Schlüssel ihrer Kisten und Schränke.

Der König wurde sehr nachdenkend, als er sah, mit welchem Stillschweigen und besonders mit welcher Aufmerksamkeit man den Erfolg dieser Scene erwartete.

Doch die Gallerie war so lang, daß sich die Zuschauer, an die beiden Enden gestellt, feinen Verstoß gegen die Discretion für die handelnden Personen zu Schulden kommen lassen konnten. Sie sahen, das war ihr Recht; sie hörten nichts, das war ihre Pflicht.

Die Prinzessin ging dem König einige Schritte entgegen, nahm seine Hand und küßte sie ehrfurchtsvoll.

»Man sagt, Sie wollen reisen, Madame?« fragte Ludwig XV. »Gehen Sie in die Picardie?«

»Nein, Sire,« antwortete die Prinzessin.

»Ah! ich errathe,« sprach der König, die Stimme erhebend; »Sie geben als Pilgerin nach Noirmoutiers.«

»Nein, Sire,« erwiederte Madame Louise, »ich ziehe mich in das Kloster der Carmeliterinnen von Saint-Denis zurück, dessen Aebtissin ich sein kann, wie Sie wissen.«

Der König bebte, aber sein Gesicht blieb ruhig, obgleich sein Herz wirklich erschüttert war.

»O! nein,« sagte er, »nein, meine Tochter, nicht wahr, Sie werden mich nicht verlassen? Es ist unmöglich, daß Sie mich verlassen.«

»Mein Vater, ich habe seit langer Zeit diesen Rückzug beschlossen, und Eure Majestät hat die Gnade gehabt, mich dazu zu bevollmächtigen; widerstehen Sie mir also nicht, mein Vater, ich bitte Sie darum.«

»Ja, es ist wahr, ich habe diese Vollmacht ertheilt, doch nachdem ich lange gekämpft, wie Sie wissen. Ich habe sie ertheilt, weil ich immer hoffte, im Augenblick der Abreise würde Ihnen das Herz dazu fehlen. Sie können sich nicht in einem Kloster begraben; das sind vergessene Gebräuche; man tritt nur in das Kloster in Folge von Kummer oder Täuschungen des Glückes. Die Tochter des Königs von Frankreich ist nicht arm, so viel ich weiß, und wenn sie sich unglücklich fühlt, soll es Niemand erfahren.«

Das Wort und der Geist des Königs erhoben sich immer mehr, je mehr er in der Rolle des Königs und Vaters vordrang, die ein Schauspieler nie schlecht spielt, wenn der Stolz zu dem einen Theile räth und das Bedauern den andern einflößt.

»Sire,« antwortete Louise, welche die Erschütterung ihres Vaters wahrnahm und von dieser bei dem selbstsüchtigen Ludwig XV. so seltenen Gemüthsbewegung ebenfalls tiefer gerührt wurde, als sie es durchblicken lassen wollte, »Sire,— schwächen Sie meine Seele nicht dadurch, daß Sie mir Ihre Zärtlichkeit offenbaren. Mein Kummer ist kein gewöhnlicher Kummer, deshalb steht mein Entschluß über den Gewohnheiten unseres Jahrhunderts.«

»Sie haben also Kummer?« rief der König mit einem Blitze des Gefühls, »Kummer, mein armes Kind!«

»Grausamen, ungeheuren, Sire!« antwortete Madame Louise.

»Ei! meine Tochter, warum sagten Sie mir das nicht?«

»Weil es ein Kummer ist, den eine menschliche Hand nicht zu heilen vermag.«

»Selbst nicht die eines Königs?«

»Selbst nicht die eines Königs, Sire.«

»Selbst nicht die eines Vaters?«

»Eben so wenig, Sire, nein, eben so wenig.«

»Sie sind fromm, Louise, und können Kraft in der Religion schöpfen.«

»Noch nicht genug, Sire, und ich ziehe mich in ein Kloster zurück, um mehr zu finden. In der Stille spricht Gott zum Herzen des Menschen; in der Einsamkeit spricht der Mensch zum Herzen Gottes.«

»Aber Sie bringen dem Herrn ein ungeheures Opfer, das nichts ausgleichen wird. Der Thron Frankreichs wirft einen erhabenen Schatten auf die um ihn her erzogenen Kinder; genügt Ihnen dieser Schatten nicht?«

»Der der Zelle ist noch tiefer, mein Vater, er erquickt das Herz, er ist sanft für die Starken, wie für die Schwachen, für die Demüthigen, wie für die Stolzen, für die Großen, wie für die Kleinen.

»Glauben Sie denn irgend eine Gefahr zu laufen? Dann, Louise, ist der König da, um Sie zu beschützen.«

»Sire, Gott beschütze zuerst den König!«

»Ich wiederhole Ihnen, Louise, Sie lassen sich durch einen schlecht verstandenen Eifer irre leiten. Beten ist schön, aber nicht immer beten. Sie, die Sie so gut, so fromm sind, was brauchen Sie so viel zu beten?«

»Nie werde ich genug beten, o mein Vater! nie werde ich genug beten, o mein König! um alles Unglück abzuwenden, das über uns einbrechen wird! Die Güte, welche mir Gott verliehen hat, die Reinheit, welche ich seit zwanzig Jahren unablässig zu läutern trachte, bilden, wie ich befürchte, noch nicht das Maß von Reinheit und Unschuld, dessen das Sühnopfer bedürfen würde.«

Der König wich einen Schritt zurück, 'schaute Madame Louise erstaunt an und sagte:

»Nie haben Sie so mit mir gesprochen. Sie verwirren sich, liebes Kind, der Ascetismus richtet Sie zu Grund.«

»O, Sire! nennen Sie nicht mit diesem weltlichen Namen das wahrste und besonders das nothwendigste Opfer, das je eine Unterthanin ihrem König und eine Tochter ihrem Vater in dringender Noth dargebracht hat. Sire, Ihr Thron, dessen beschützenden Schatten Sie mir so eben stolz anboten, Ihr Thron wankt unter Stößen, die Sie noch nicht fühlen, die ich aber bereits ahne. Etwas Tiefes gräbt sich dumpf wie ein Abgrund, worein sich plötzlich die Monarchie versenken kann. Hat man Ihnen je die Wahrheit gesagt, Sire?«

Madame Louise schaute umher, um zu sehen, ob Niemand sie zu hören vermöchte, und als sie bemerkte, daß Jedermann weit genug entfernt war, fuhr sie fort:

»Nun wohl! ich kenne sie, ich, die ich unter dem Gewande einer barmherzigen Schwester zwanzigmal die düsteren Gassen, die ausgehungerten Mansarden, die Kreuzwege voll Seufzer besucht habe. In diesen Gassen, auf diesen Kreuzwegen, in diesen Mansarden, Sire, stirbt man vor Hunger und Kälte im Winter, vor Durst und Hitze im Sommer. Die Felder, die Sie nicht sehen, Sire, denn Sie fahren nur von Versailles nach Marly und von Marly nach Versailles, die Felder haben kein Korn mehr, ich sage nicht, um das Volk zu ernähren, sondern um die Furchen einzusäen, welche, verflucht durch irgend eine feindliche Macht, verschlingen und nicht zurückgeben. Alle diese Leute, denen es an Brod gebricht, murren dumpf, denn unbestimmte,

unbekannte Gerüchte ziehen durch die Lust in der Abenddämmerung, in der Nacht, und sprechen ihnen von Eisen, von Ketten, von Tyranneien, und bei diesen Worten erwachen sie, hören sie auf, sich zu beklagen, und fangen an zu murren. Die Parlamente verlangen ihrerseits das Recht der Vorstellung, das heißt, das Recht, Ihnen ganz laut zu sagen, was sie leise sprechen: ‚König, Du richtest uns zu Grund! rette uns, oder wir retten uns allein.‘ Die Kriegsleute graben mit ihrem unnützen Degen eine Erde aus, worin die Freiheit keimt, welche die Encyklopädisten mit vollen Händen hineingeworfen haben. Die Schriftsteller wissen, was wir Böses thun, zu gleicher Zeit, wo wir es thun, und theilen es dem Volk mit, das jetzt die Stirne runzelt, so oft es seine Gebieter vorübergehen sieht. Eure Majestät verheirathet - ihren Sohn! Als einst die Königin Anna von Oesterreich den ihrigen verheirathete, machte Paris der Prinzessin Maria Theresia Geschenke. Heute schweigt nicht nur im Gegentheil die Stadt, bietet die Stadt nicht nur nichts an, sondern Eure Majestät hat die Steuern erzwingen müssen, um die Carrossen zu bezahlen, mit denen man eine Tochter von Cäsar zu einem Sohn des heiligen Ludwig führt. Die Geistlichkeit ist seit langer Zeit gewohnt, nicht mehr zu Gott zu beten, aber sie fühlt, daß die Ländereien verschenkt, die Privilegien erschöpft, die Kassen geleert sind, und fängt wieder an, Gott um das zu bitten, was sie das Glück des Volkes nennt!

Soll ich Ihnen endlich sagen, Sire, was Sie wohl wissen, was Sie mit so viel Bitterkeit wahrgenommen, daß Sie mit Niemand davon sprachen? Die Könige, unsere Brüder, die uns einst beneideten, die Könige, unsere Brüder, wenden sich von uns ab. Ihre vier Töchter, Sire, die Töchter des Königs von Frankreich, Ihre vier Töchter sind unverheirathet geblieben, und es gibt zwanzig Prinzen in Deutschland, drei in England, sechzehn in den Staaten des Norden, ohne unsere Verwandten, die Bourbonen von Spanien und Neapel zu zählen, die uns vergessen oder sich von uns abwenden, wie die Anderen. Vielleicht hätte uns der Türke gewollt, wären wir nicht die Töchter des allerchristlichsten Königs gewesen. Oh! ich spreche nicht für mich, mein Vater, mein Stand ist ein glücklicher Stand, denn ich bin frei, denn ich bin Niemand von meiner Familie nöthig, denn ich kann in der Zurückgezogenheit, in der Beschauung, in der Armuth zu Gott beten, daß er von Ihrem Haupte und von dem meines Neffen den furchtbaren Sturm ablenke, den ich in der Ferne am Himmel der Zukunft aufziehen sehe.«

»Meine Tochter, mein Kind,« entgegnete der König, »Deine Befürchtungen machen Dir diese Zukunft schlimmer als sie ist.«

»Sire, Sire,« sprach Madame Louise, »erinnern Sie sich der Fürstin des Alterthums, der königlichen Prophetin; sie weissagte wie ich ihrem Vater und ihren Brüdern den Krieg, die Zerstörung durch Feuer und Schwert; und ihr Vater und ihre Brüder lachten über ihre Weissagungen und nannten sie wahnsinnig. Seien Sie auf Ihrer Hut, o mein Vater! bedenken Sie, o mein König!«

Ludwig XV. kreuzte seine Arme, ließ sein Haupt auf seine Brust sinken und erwiederte:

»Meine Tochter, Sie sprechen streng mit mir, das Unglück, das Sie mir vorwerfen, ist es denn mein Werk?«

»Gott verhüte, daß ich dies denke, doch es ist das der Zeit, in der wir leben; Sie werden fortgerissen, wie wir Alle. Hören Sie, Sire, wie man auf den Parterren Beifall klatscht bei der geringsten Anspielung gegen das Königthum; sehen Sie, wie die freudigen Gruppen am Abend mit großem Geräusch die kleinen Treppen der Entresols herabsteigen, während die große Marmortreppe düster und öde ist. Sire, das Volk und die Höflinge haben sich besondere, von den unserigen getrennte Vergnügungen gemacht; sie belustigen sich ohne uns, oder vielmehr. wenn

wir erscheinen, wo sie sich belustigen, machen wir sie traurig. »Ach!« fuhr die Prinzessin mit einer anbetungswürdigen Schwermuth fort, »ach! arme, schöne junge Leute! arme reizende Frauen! liebt! singt! vergeßt! seid glücklich! Ich war Euch hier lästig, während ich Euch dort dienen werde. Hier unterdrückt Ihr Euer freudiges Gelächter, aus Furcht, mir zu mißfallen; dort, dort werde ich beten, oh! ich werde beten von ganzem Herzen für den König, für meine Schwestern, für meine Neffen, für das Volk von Frankreich, für Euch Alle endlich, die ich liebe, mit der Kraft eines Herzens, das noch keine Leidenschaft geschwächt hat.«

»Meine Tochter,« sprach der König, nach einem düstern Stillschweigen, »ich flehe Sie an, verlassen Sie mich nicht, wenigstens nicht in diesem Augenblick; Sie haben mein Herz gebrochen.«

Louise von Frankreich ergriff die Hand ihres Vaters, heftete voll Liebe ihre Augen auf das edle Antlitz von Ludwig XV. und sprach:

»Nein, nein, mein Vater, nicht eine Stunde mehr in diesem Palast. Nein, es ist Zeit, daß ich bete. Ich fühle die Kraft in mir, durch meine Thränen alle Vergnügungen zu sühnen, nach denen Sie trachten, Sie, der Sie noch so jung sind, Sie, der Sie ein guter Vater sind, der Sie zu vergeben wissen.«

»Bleibe bei uns, Louise, bleibe bei uns,« sprach der König, und schloß seine Tochter in seine Arme.

»Die Prinzessin schüttelte den Kopf, machte sich aus der königlichen Umarmung los, und erwiederte traurig:

»Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Leben Sie wohl, mein Vater, Ich habe beute Dinge gesagt, die mein Herz seit zehn Jahren belasteten. Die Bürde erdrückte mich, Leben Sie wohl; ich bin zufrieden. Sehen Sie: ich lächle, ich bin seit heute erst glücklich.- Ich beklage nichts.«

»Nicht einmal die Trennung von mir, meine Tochter?«

»Oh! sie würde mir Kummer machen, wenn ich Sie nicht mehr sehen sollte; doch Sie werden zuweilen nach Saint-Denis kommen; Sie werden mich nicht gänzlich vergessen.«

»Oh! nie! nie!«

»Lassen Sie sich nicht erschüttern, Sire, Man soll nicht denken, diese Trennung sei von Dauer. Meine Schwestern wissen, wenigstens wie ich glaube, noch nichts; meine Frauen allein sind in das Vertrauen gezogen. Seil acht Tagen treffe ich alle Anstalten und es ist mein innigster Wunsch, daß der Lärm meiner Abreise erst nach dem der schweren Pforten von Saint-Denis ertöne. Dieser letztere Lärm wird mich verhindern, den andern zu hören.«

Der König las in den Augen seiner Tochter, daß ihr Vorhaben unerschütterlich war. Es war ihm ohnedies lieber, daß sie ohne Geräusch abreiste. Wenn Madame Louise den Ausbruch des Schluchzens für ihren Entschluß befürchtete, so befürchtete ihn der König noch viel mehr für seine Nerven.

Dann wollte er nach Marly gehen, und zu viel Schmerz in Versailles hätte nothwendig die Reise verzögert.

Endlich bedachte er, daß er, eine zugleich des Königs und des Vaters unwürdige Orgie verlassend, nicht mehr dem ernstern, traurigen Gesichte begegnen würde, welches ihm wie ein Vorwurf über das sorglose, träge Leben, das er führte, erschien.

»Es geschehe nach Deinem Willen, mein Kind,« sagte er; »empfange den Segen Deines Vaters, den Du stets vollkommen glücklich gemacht hast.«

»Nur Ihre Hand, daß ich sie küsse, Sire, und geben Sie mir im Geiste diesen kostbaren Segen.«

Für diejenigen, welche von ihrem Entschluß unterrichtet waren, bot sie ein großartiges, feierliches Schauspiel, diese Prinzessin, welche mit jedem Schritte, den sie that, ihren Ahnen näher rückte, die aus der Tiefe ihrer goldenen Särge ihr zu danken schienen, daß sie lebendig kam, um sie in ihren Gräbern aufzusuchen.

An der Thüre grüßte der König seine Tochter, und wandte sich dann um, ohne ein Wort zu sagen.

Der Hof folgte ihm, der Etiquette gemäß.

XXVIII.

Loque, Chiffe und Graille.

Der König wandte sich nach dem Cabinet der Equipagen, wo er vor der Jagd oder der Spazierfahrt einige Augenblicke zuzubringen pflegte, um besondere Befehle den Leuten vom Dienst zu geben, deren er für den Rest des Tages bedurfte.

Am Ende der Gallerie grüßte er die Höflinge und bedeutete ihnen durch ein Zeichen, daß er allein sein wolle.

Als Ludwig XV. allein war, setzte er seinen Weg durch einen Corridor fort, auf welchen die Gemächer der Prinzessinnen gingen. Vor der durch eine Tapete verschlossenen Thüre, angelangt, blieb er einen Augenblick stehen, schüttelte den Kopf und brummte durch die Zähne:

»Es war nur Eine von ihnen gut, und diese ist abgereist.«

Ein Ausbruch von Stimmen antwortete auf dieses für die Uebrigen ziemlich unhöfliche Axiom. Die Tapete wurde aufgehoben und Ludwig XV. mit den Worten:

»Ich danke, mein Vater!« begrüßt, die im Chor ein wüthendes Trio an ihn richtete.

Der König befand sich mitten unter seinen drei andern Töchtern.

»Ah! Du bist es, Loque,« sagte er, sich an die älteste von den dreien, nämlich an Madame Adelaide wendend. »Ah, meiner Treue! desto schlimmer, ärgere Dich, oder ärgere Dich nicht, ich habe die Wahrheit gesprochen.«

»Oh!« versetzte Madame Victoire, »Sie haben uns nichts Neues gelehrt, Sire, wir wissen, daß Sie Louise stets vorgezogen«

»Meiner Treue! Du hast eine große Wahrheit gesagt, Chiffe.«

»Und warum uns Louise vorziehen?« fragte mit einem spitzigen Tone Madame Sophie.

»Weil mich Louise nicht quält,« antwortete er mit jener Zutraulichkeit, von der Ludwig XV. in seinen selbstsüchtigen Augenblicken einen so vollkommenen Typus bot.

»Oh! sie wird Sie quälen, seien Sie unbesorgt, mein Vater,« sprach Madame Sophie mit einem scharfen Tone, der die Aufmerksamkeit des Königs besonders auf sie lenkte.

»Was weißt Du davon, Graille?« entgegnete er. »Hat Dich Louise bei ihrer Abreise in's Vertrauen gezogen? Das sollte mich wundern-, denn sie liebte Dich nicht besonders.«

»Ah! meiner Treue! jedenfalls gebe ich es ihr zurück.« antwortete Madame Sophie.

»Sehr gut!« sagte Ludwig XV., »haßt Euch, verabscheut Euch, zerreißt Euch, das ist Eure Sache; wenn Ihr nur mich nicht in Anspruch nehmt, daß ich die Ordnung im Reiche der Amazonen wiederherstelle, ist es mir gleichgültig. Doch ich wünsche zu wissen, in welcher Hinsicht die arme Louise mich quälen soll?«

»Die arme Louise!« erwiederten gleichzeitig Madame Victoire und Madame Adelaide, indem sie ihre Lippen auf zwei verschiedenen Arten verlängerten.

»In welcher Hinsicht Louise Sie quälen soll? Nun, Ich will es Ihnen sagen, mein Vater.«

Ludwig streckte sich in einem großen Lehmstuhle aus, der neben der Thüre stand, so daß der Rückzug immer etwas Leichtes für ihn blieb.

»Weil Madame Louise ein wenig von dem Dämon geplagt wird, der die Aebtissin von Chelles in Bewegung setzte,« antwortete Sophie, »und weil sie sich in das Kloster zurückzieht, um Experimente zu machen.«

»Stille, stille,« sagte Ludwig XV., »ich bitte, keine Zweideutigkeiten über die Tugend Ihrer Schwester; man bat außen, wo man doch sehr viel sagt, nie etwas über sie gesagt. Fangen Sie nicht an.«

»Ich?«

»Ja Sie.«

»Oh! ich sage nichts von ihrer Tugend,« entgegnete Madame Sophie, verletzt durch die besondere Betonung, mit der ihr Vater das Wort Sie aussprach, und durch seine absichtliche Wiederholung; »ich sage nur, sie werde Experimente machen, und weiter nichts.«

»Nun! wenn sie Chemie treiben, wenn sie sich im Fechten üben und Röllchen für Lehnstühle machen, wenn sie Flöte blasen, wenn sie Tambourin schlagen. wenn sie Claviere zertrümmern, oder auf der Violine kratzen würde, welches Unglück könnten Sie darin sehen?«

»Ich sage, sie wird Politik treiben.«

Ludwig XV. bebte.

»Die Philosophie, die Theologie studiren, und die Commentare über die Bulle *Unigenitus* fortsetzen, so daß wir, zwischen ihre Regierungstheorien, ihre metaphysischen Systeme und ihre Theologie genommen, als die Unnützen der Familie erscheinen werden . . . wir . . .«

»Welches Uebel seht Ihr hierin, wenn das Eure Schwester in das Paradies führt?« versetzte Ludwig XV., ziemlich betroffen über den Zusammenhang zwischen der Anklage von Graille und der politischen Diatribe, durch die ihn Madame Louise bei ihrem Abgang erwärmt hatte. »Beneidet Ihr ihre Gottseligkeit? Das wäre die Sache von sehr schlechten Christinnen.«

»Ah! Meiner Treue, nein,« sagte Madame Victoire, »ich lasse sie gehen, wohin sie geben will, nur folge ich ihr nicht.«

»Ich auch nicht,« fügte Madame Sophie bei.

»Uebrigens haßte sie uns,« rief Madame Victoire.

»Euch?« versetzte Ludwig XV.

»Ja, uns, uns,« antworteten die zwei andern Schwestern,

»Ihr werdet sehen, daß diese arme Louise nur das Paradies gewählt hat, um nicht mit ihrer Familie zusammenzukommen,« erwiederte Ludwig XV.

Dieser Einfall machte die drei Schwestern nur in geringem Maße lachen, Madame Adelaide, die älteste von den Dreien raffte ihre ganze Logik zusammen, um dem König einen schärferen Streich beizubringen, als die, welche an, seinem Panzer abgeglitscht waren.

»Meine Damen,« sagte sie mit dem gekniffenen Tone, der ihr eigenthümlich war, wenn sie aus der Indolenz heraustrat, wegen der sie von ihrem Vater den Namen Loque erhalten hatte, »meine Damen, Sie wollten oder wagten es nicht, dem König die wahre Ursache der Abreise von Madame Louise zu sagen.«

»Gut! abermals eine Anschwärzung,« sprach der König. »Vorwärts, Loque, vorwärts!

»Oh! Sire,« erwiederte diese, »ich weiß wohl, daß ich Sie ein wenig ärgern werde.«

»Sagen Sie, Sie hoffen es, das ist richtiger.«

Madame Adelaide biß sich auf die Lippen.

»Doch ich werde die Wahrheit sagen,« fügte sie bei.

»Gut! das verspricht etwas. Die Wahrheit! hüten Sie sich doch, solche Dinge zu sagen. Spreche ich je die Wahrheit? Ei seht, ich befinde mich darum, Gott sei Dank, nicht schlimmer,« versetzte Ludwig XV. und zuckte die Achseln.

»Sprich doch, meine Schwester, sprich,« sagten gleichzeitig die zwei andern Prinzessinnen, ungeduldig, den Grund zu erfahren, der den König so sehr verletzen sollte.

»Gute Herzchen,« brummte Ludwig XV., »seht doch, wie sie ihren Vater lieben!«

Und er tröstete sich durch den Gedanken, daß er es ihnen zurückgab.

»Was unsere Schwester Louise am meisten auf der Welt befürchtete, sie, die so viel auf die Etiquette hielt,« fuhr Madame Adelaide fort, »das war . . .«

»Das war . . .?« wiederholte Ludwig XV., »vollenden Sie doch wenigstens, da Sie einmal angefangen haben.«

»Nun, Sire, es war das Eindringen neuer Gesichter.«

»Das Eindringen, sagen Sie?« entgegnete der König, unzufrieden über diesen Anfang, weil er zum Voraus fühlte, wohin gezielt war, »das Eindringen! gibt es Eindringlinge bei mir? Zwingt man mich, zu empfangen, wen ich nicht sehen will?«

Dies hieß auf eine ziemlich geschickte Art den Sinn des Gespräches völlig verändern.

Doch Madame Adelaide war ein zu feiner Spürhund, um sich so abbringen zu lassen, wenn sie einmal auf der Fährte irgend einer guten Bosheit war.

»Ich habe mich schlecht ausgedrückt, Sire,« versetzte sie, »ich habe mich schlecht ausgedrückt, und das ist nicht das geeignete Wort. Statt Eindringen hätte ich Einführen sagen sollen.«

»Ah! ah!« rief der König, »das ist schon eine Verbesserung, das andere Wort war mir lästig, ich muß es gestehen; Einführen liebe ich mehr.«

»Und dennoch glaube ich, Sire, daß es immer noch nicht das wahre Wort ist,« fuhr Madame Adelaide fort.

»Welches ist es denn?«

»Vorstellung.«

»Ah! ja,« sagten die andern Schwestern, sich mit der ältesten vereinigend, »ich glaube diesmal ist es getroffen.«

Der König biß sich auf die Lippen.

»Ah! Ihr glaubt!« versetzte er.

»Ja,« antwortete Madame Adelaide. »Ich sage also, meine Schwester habe ungemein die neuen Vorstellungen befürchtet.«

»Nun!« machte der König, der rasch zu Ende zu kommen wünschte, »hernach?«

»Nun! mein Vater, sie wird folglich bange gehabt haben, die Frau Gräfin Dubarry an den Hof kommen zu sehen.«

»Vorwärts,« rief der König mit einem unwiderstehlichen Ergüsse des Aergers, »vorwärts, sagen Sie das Wort und drehen Sie sich nicht so lange um dasselbe, Cordieu! wie halten Sie mich hin, Frau Wahrheit.«

»Sire,« erwiderte Madame Adelaide, »wenn ich so lange zögerte, Eurer Majestät zu sagen, was ich nun gesagt habe, so geschah es ans Achtung, und Ihr Befehl allein konnte mir den Mund

über einen solchen Gegenstand öffnen.«

» ‚Ach! ja! Sie halten ihn geschlossen, Ihren Mund, Sie gähnen nicht, Sie sprechen nicht, Sie beißen nicht!«

»Es ist darum nicht minder richtig, Sire, daß ich den wahren Beweggrund des Rückzuges meiner Schwester gefunden zu haben glaube,« fuhr Madame Adelaide fort.

»Ihr täuscht Euch.«

»Oh! Sire,« wiederholten gleichzeitig und den Kopf von oben nach unten schüttelnd Madame Victoire und Madame Sophie; »oh! Sire, wir sind unserer Sache gewiß.«

»Pots tausend!« unterbrach sie Ludwig XV.. »nicht mehr und nicht minder als ein Vater von Molière. Ah! ah! man verbindet sich zu derselben Meinung, wie ich sehe. Ich habe eine Verschwörung in meiner Familie, wie mir scheint. Deshalb also konnte diese Vorstellung nicht stattfinden, deshalb sind die Damen nicht zu Hause, wenn man ihnen Besuch machen will, deshalb geben sie keine Antwort auf Gesuche, auf Audienzbiten.«

»Auf welche Gesuche, auf welche Audienzbiten?« fragte Madame Adelaide.

»Ei, Sie wissen es wohl: auf die Bittschriften von Mademoiselle Jeanne Vaubernier.« sagte Madame Sophie.

»Nein, auf die Audienzbiten von Mademoiselle Lange,« versetzte Madame Victoire.

Der König stand wüthend auf; sein sonst so sanftes Auge schleuderte einen für die drei Schwestern nicht sehr beruhigenden Blitz, und da sich in dem königlichen Trio keine Heldin fand, welche im Stande war, den väterlichen Zorn auszuhalten, so beugten alle drei die Stirne unter dem Sturm.

»Auf diese Art benehmt Ihr Euch, um mir zu beweisen, daß ich mich täuschte, wenn ich sagte, die beste von den vier Schwestern sei abgereist,« rief der König.

»Sire,« sprach Madame Adelaide, »Eure Majestät behandelt uns schlecht, schlechter als ihre Hunde.«

»Ich glaube es wohl, meine Hunde lieblosen mich, wenn ich komme, meine Hunde sind wahre Freunde. Lebt wohl, meine Damen. Ich will Charlotte, Belle-Fille und Gredinet besuchen. Arme Thiere, ja, ich liebe sie, und ich liebe sie besonders, weil sie das Gute haben, daß sie nicht die Wahrheit bellen.«

Der König entfernte sich wüthend, aber er hatte nicht vier Schritte im Vorzimmer gemacht, als er seine drei Töchter im Chor singen hörte:

Dans Paris, la grand'ville,
Garçons, femmes et filles
Ont tous le coeur débile
Et poussent des Hélas! Ah! ah! ah! ah!

La maîtresse de Blaise
Est très-mal à son aise,
Aise,
Aise,
Aise,

Elle est sur le grabat. Ah! ah! Ah!¹⁸

Dies war die erste Strophe eines Vaudeville gegen Madame Dubarry, das in den Straßen von Paris unter dem Titel: *die schöne Bourbonnaise*, gesungen wurde.

Der König war nahe daran, umzukehren, und die Damen hätten sich vielleicht bei dieser

Rückkehr schlecht befunden, aber er bewältigte sich, ging seines Wegs und rief, um nicht zu hören:

»Der Herr Kapitän der Windspiele, holla! der Herr Kapitän der Windspiele!«

Der Officier, den man mit diesem seltsamen Namen schmückte, lief herbei:

»Man öffne das Cabinet der Hunde,« sprach der König.

»O Sire!« rief der Officier, indem er sich Ludwig XV. entgegen warf, »Eure Majestät mache keinen Schritt mehr.«

»Nun! was gibt es?« sprach der König und blieb aus der Schwelle der Thüre stehen, unter welcher pfeifend der Athem von Hunden hervorkam, die ihren Herrn rochen.

»Sire,« sprach der Officier, »verzeihen Sie meinem Eifer, aber ich kann nicht zugeben, daß der König bei den Hunden eintritt!«

»Oh ja! ich begreife, das Cabinet ist nicht in Ordnung . . . nun! lassen sie Gredinet herauskommen.«

»Sire,« stammelte der Officier, dessen Gesicht Bestürzung ausdrückte, »Gredinet hat seit zwei Tagen nichts gesoffen und nichts gefressen und man befürchtet, er sei wüthend.«

»Oh! ich bin offenbar der unglücklichste aller Menschen, Gredinet wüthend!« rief der König, »das würde das Maß meines Kummers voll machen.«

Der Officier der Windspiele glaubte, um die Scene zu beleben, eine Thräne vergießen zu müssen.

Der König wandte sich auf den Fersen um, und kehrte in sein Cabinet zurück, wo ihn sein Kammerdiener erwartete.

Als dieser das verstörte Gesicht des Königs wahrnahm, verbarg er sich in einer Fenstervertiefung.

»Ah! ich sehe es wohl,« murmelte der König, ohne auf diesen treuen Diener Achtung zu geben, der kein Mann für den König war, und während er mit großen Schritten in seinem Cabinet auf und ab ging: »ah! ich sehe es wohl, Herr von Choiseul spottet meiner, der Dauphin betrachtet sich bereits, als wäre er halb Herr, und glaubt, er werde es ganz sein, wenn er seine Oesterreicherin auf den Thron habe sitzen lassen. Louise liebt mich, aber sie ist sehr hart, da sie mir Moral predigt und fortgeht. Der Herr Graf von Provence übersetzt Lucrez. Der Herr Graf von Artois ist ein Straßenläufer. Meine Hunde werden wüthend und wollen mich beißen. Offenbar liebt mich nur diese arme Gräfin. Zum Teufel also diejenigen, welche ihr Mißvergnügen machen wollen!«

Mit einer verzweifelten Entschlossenheit setzte er sich nun an den Tisch, auf welchem Ludwig XIV. seine Unterschrift gab, und der das Gewicht der letzten Verträge und der herrlichen Briefe des großen Königs getragen hatte.

»Ich begreife,« sprach er sodann, »ich begreife, warum alle Welt um mich her die Ankunft der Frau Dauphine beschleunigt; man glaubt, sie dürfe sich nur hier zeigen, damit ich ihr Sklave werde, oder mich unter die Herrschaft ihrer Familie begeben. Meiner Treue! ich kann mir wohl Zeit lassen, meine liebe Söhnerin zu sehen, besonders wenn mir ihre Ankunft hier neue Plackereien verursachen sollte. Leben wir also ruhig, so lange als möglich ruhig, und um dies zu erreichen, halten wir sie auf dem Wege zurück. Sie sollte durch Rheims und Noyon reisen, ohne sich aufzuhalten, und dann sogleich nach Compiègne kommen . . . wir wollen das erste Ceremoniell behaupten. Drei Empfangstage in Rheims und einen, nein, meiner Treue! zwei, bah!

drei Festtage in Noyon. Dadurch sind immer sechs Tage, sechs gute Tage gewonnen.«

Der König nahm die Feder und schrieb selbst an Herrn von Stainville den Befehl, drei Tage in Rheims und drei in Noyon anzuhalten.

Dann ließ er den Courier vom Dienst kommen und sprach zu ihm:

»So rasch die Pferde laufen können, bis Sie diesen Befehl an seine Adresse abgegeben haben.«

Hierauf schrieb er mit derselben Feder:

»Liebe Gräfin,

wir setzen heute Zamore in sein Gouvernement ein. Ich reise nach Marly ab. Diesen Abend werde ich Ihnen in Luciennes Alles sagen, was ich im gegenwärtigen Augenblick denke.

Frankreich.«

»Lebel,« sagte der König, »tragen Sie diesen Brief zu der Gräfin, und stellen Sie sich gut mit ihr, das rathe ich Ihnen.«

Der Kammerdiener verbeugte sich und ging ab.

XXIX.

Frau von Béarn.

Der erste Gegenstand aller dieser wüthenden Gemüthsbewegungen, der Stein des Anstoßes aller dieser bei Hof gewünschten oder gefürchteten Scandale, Frau von Béarn reiste, wie Chon ihrem Bruder gesagt hatte, rasch gegen Paris.

Diese Reise war das Resultat von einer jener wunderbaren Eingebungen, welche in seinen Augenblicken der Verlegenheit dem Vicomte Jean zu Hülfe kamen.

Als er unter den Frauen des Hofes die so sehr ersehnte und so notwendige Pathin nicht fand, warf er, da die Vorstellung von Madame Dubarry nicht ohne eine solche statthaben konnte, die Augen auf die Provinz, untersuchte die Stellungen, durchforschte die Städte und fand, was er brauchte, an den Ufern der Maas, in einem ganz gothischen, aber wohl unterhaltenen Hanse.. Was er suchte, war eine alte Prozeßkrämerin und ein alter Prozeß.

Die alte Prozeßkrämerin war die Gräfin von Béarn.

Der alte Prozeß war eine Angelegenheit, von der ihr ganzes Vermögen abhing, und dessen Entscheidung Herrn von Maupeou anheimgegeben war; dieser aber war kurz zuvor mit Madame Dubarry in Verbindung getreten, mit der er einen bis dahin unbekanntem Verwandtschaftsgrad entdeckt hatte, weshalb er sie seine Cousine nannte. Herr von Maupeou hatte in der Voraussicht der Kanzlerei für die Favoritin die ganze Inbrunst einer Freundschaft vom vorhergehenden Tage und eines Interesses vom nächstfolgenden, und wegen dieser Freundschaft und dieses Interesses war er vom König zum Vicekanzler ernannt worden, in einer Abkürzung aber nannte ihn die ganze Welt den *Vice*.¹⁹

Frau von Béarn war wirklich eine alte Prozeßkrämerin, sehr ähnlich der Gräfin d'Escarbagnas oder Frau von Pimbeche, den zwei guten Typen jener Zeit, führte übrigens, wie man sieht, einen herrlichen Namen.

Flink, mager, eckig, stets aufmerksam, stets Augen, denen einer erschrockenen Katze ähnlich, unter den grauen Brauen in ihren Höhlen wälzend, hatte Frau von Béarn die Tracht der Damen ihrer Jugend beibehalten, und da die Mode, so launisch sie auch sein mag, sich herbeiläßt, zuweilen wieder vernünftig zu werden, so war das Costume der Mädchen von 1740 zufällig das Kleid einer Alten im Jahre 1770.

Weite Guipures, Spitzenmäntelchen, ungeheurer Kopfputz, unermeßliche Taschen, colossaler Sack und eine Halsbinde von geblümter Seide, dies war die Tracht, unter der Chon, die vielgeliebte Schwester und Vertraute von Madame Dubarry, Frau von Béarn fand, als sie sich dieser unter dem Namen von Mademoiselle Flageot, das heißt, als die Tochter ihres Advokaten vorstellte.

Die alte Gräfin trug sie (es ist natürlich von der Kleidung die Rede) ebensowohl aus Geschmack, als aus Sparsamkeit. Sie gehörte nicht zu den Leuten, welche über ihre Armuth erröthen, denn diese Armuth rührte nicht von einem Fehler von ihr her. Sie bedauerte nur, nicht reich genug zu sein, um ihrem Sohn ein seines Namens würdiges Vermögen zu hinterlassen; dieser Sohn war ein ganz provinzmäßiger junger Mensch, schüchtern wie ein Mädchen und viel

mehr den Süßigkeiten des materiellen Lebens, als den Gunstbezeugungen des Ruhmes zugethan.

Es blieb ihr übrigens das Hülfsmittel, meine Güter die Güter zu nennen, die ihr Advokat den Saluces streitig machte; da es indessen eine Frau von großem Verstande war, so fühlte sie wohl, daß ihr, wenn sie auf diese Ländereien entleihen müßte, kein Wucherer, und es gab deren sehr kühne in Frankreich zu jener Zeit, kein Anwalt, und es fanden sich sehr verschlagene zu allen Zeiten, auf diese Garantien etwas leihen, oder die geringste Summe in der Hoffnung ans Wiederersatz aus dem streitigen Object vorschießen würde.

Beschränkt auf eine Rente aus der nicht in den Prozeß verwickelten Grundbesitzungen und auf ihre Gülten, floh deshalb Frau von Béarn, welche ein Einkommen von ungefähr tausend Thalern hatten den Hof, wo man zwölf Livres im Tag nur für die Miethe der Carrosse ausgab, welche die Frau Sollicitantin zu den Herren Richtern und zu den Herren Advokaten führte.

Sie floh ihn besonders, weil sie daran verzweifelte, ihren Actenfascikel von vier bis fünf Jahr aus dem Fache ziehen zu sehen, wo er wartete, bis die Reihe an ihn käme. Heut zu Tage dauern die Prozesse lang; doch ohne das Alter eines Patriarchen zu erreichen, kann derjenige, welcher einen Prozeß anfängt, hoffen, ihn auch zu Ende gehen zu sehen, während in frühern Zeiten ein Prozeß zwei bis drei Generationen durchmachte und wie jene fabelhaften Pflanzen in *Tausend und eine Nacht* nur am Ende von zwei bis dreihundert Jahren blühte.

Frau von Béarn wollte aber nicht den Rest ihres Vermögens dadurch verschlingen lassen, daß sie die im Prozeß begriffenen zehn Zwölftel wieder zu erlangen suchte; sie war das, was man in jeder Zeit eine Frau der alten Zeit nennt, nämlich vorsichtig, klug, stark und geizig.

Sie hätte sicherlich ihre Angelegenheit selbst geführt, selbst vor Gericht geladen, plaidirt und exekutirt. und zwar besser als irgend ein Advokat, Anwalt oder Huissier, aber sie trug den Namen Béarn, und dieser Name setzte vielen Dingen ein Hinderniß entgegen. Daraus ging hervor, daß, verzehrt von Kummer und Angst, sehr ähnlich dem göttlichen Achill, der unter sein Zelt zurückgezogen tausend Tode litt, wenn die Trompete erscholl, gegen die er taub zu sein sich stellte, Frau von Béarn, die Tage damit hinbrachte, daß sie, die Brille auf der Nase, alte Pergamente entzifferte, und ihre Nächte, daß sie sich in ihren persischen Schlafrock drapirte und mit flatternden grauen Haaren vor ihrem Kopfkissen den Prozeß der von den Saluces zurückgeforderten Erbschaft plaidirte, einen Prozeß, den sie stets mit einer Beredtsamkeit gewann, mit welcher sie so sehr zufrieden. war, daß sie dieselbe unter ähnlichen Umständen ihrem Advokaten gewünscht hätte.

Man begreift bei dieser Lage der Dinge, daß die Ankunft von Chon, die sich unter dem Namen von Mademoiselle Flageot vorstellte, eine sanfte Erschütterung bei Frau von Béarn hervorbrachte.

Der junge Graf war beim Heer.

Man glaubt so gern, was man wünscht. Frau von Béarn ließ sich auch ganz natürlich von der Erzählung der jungen Frau einnehmen.

Es war indessen wohl ein Schatten von Verdacht zu fassen; die Gräfin kannte seit zwanzig Jahren Meister Flageot, sie hatte ihn zweihundertmal in der Rue du Petit-Lion-Saint-Sauveur besucht, und nie hatte sie auf dem viereckigen Teppich, der ihr so winzig für das ungeheure Cabinet vorkam, nie hatte sie, sagen wir, auf diesem Teppich die Spiele eines Kindes wahrgenommen, das auf eine geschickte Weise die Pastillen in den Büchsen der Clienten und Clientinnen suchte.

Aber es handelte sich wohl darum, an den Teppich des Anwalts zu denken, es handelte sich darum, das Kind wieder zu finden, das darauf spielen konnte. es handelte sich darum, seine Erinnerungen zu durchwühlen: Mademoiselle Flageot war Mademoiselle Flageot, und alles Andere Nebensache.

Uebersdies war sie verheirathet und, was den letzten Wall gegen jeden schlimmen Gedanken bildete, sie kam nicht ausdrücklich nach Verdun, sondern sie begab sich zu ihrem Gatten nach Straßburg.

Vielleicht hätte Frau von Béarn Mademoiselle Flageot nach dem Briefe fragen müssen, der sie bei ihr beglaubigte; doch wenn ein Vater seine Tochter, seine eigene Tochter nicht ohne einen Brief schicken kann, wem soll man dann eine Vertrauenssendung geben? Und dann noch einmal, wozu solche Befürchtungen? Wozu ein solcher Verdacht? In welcher Absicht sollte man sechzig Lieues machen, um eine solche Erzählung preiszugeben?

Wäre sie reich gewesen, hätte sie wie die Frau eines Banquier, eines Generalpächters oder eines Parteigängers Equipagen, Silbergeschirr und Diamanten mitnehmen müssen, so hätte sie denken können, es sei ein von Dieben angezettelt Komplot. Aber Frau von Béarn lachte. wenn sie zuweilen an die Täuschung dachte, welche Diebe erfahren würden, die so schlecht unterrichtet wären, das, sie bei ihr zu stehlen versuchten.

Als Chon mit ihrer bürgerlichen Toilette und mit ihrem schlechten, einspännigen Cabriolet, das sie auf der vorletzten Post, wo sie ihre Chaise zurückließ, genommen hatte, verschwunden war, stieg Frau von Béarn, überzeugt, der Augenblick, ein Opfer zu bringen, wäre gekommen, selbst in eine alte Carrosse und trieb die Postillons dergestalt zur Eile an, daß sie eine Stunde vor der Dauphine durch Lachaussée kam, und kaum fünf bis sechs Stunden nach Mademoiselle Dubarry die Barrière Saint-Denis erreichte.

Da die Reisende sehr wenig Gepäck hatte und da es das Dringendste für sie war, die gerichtliche Verhandlung zu betreiben, so ließ Frau von Béarn ihren Wagen in der Rue du Petit-Lion vor der Thüre von Herrn Flageot anhalten.

Dies geschah, wie man sich leicht denken kann, nicht ohne daß eine große Anzahl Neugieriger, und die Pariser sind es insgesamt, vor dieser ehrwürdigen Kutsche stehen blieb, welche aus den Remisen von Heinrich IV. zu kommen schien, an dessen Lieblingsgefährt sie durch ihre Solidität, durch ihren monumentalen Bau und ihre schneckenförmig gewundenen ledernen Vorhänge erinnerte, die mit einem abscheulichen Aechzen auf einer Stange von grünlichem Messing liefen.

Die Rue du Petit-Lion ist nicht breit. Frau von Béarn verstopfte sie majestätisch, bezahlte die Postillons und befahl ihnen, den Wagen nach dem Wirthshause zu bringen, wo sie gewöhnlich abstieg, nämlich nach dem tränenden Hahne in der Rue Saint-Germain-des-Prés. Sie stieg, sich an dem fettigen Seile haltend, die schwarze Treppe von Herrn Flageot hinauf; es herrschte hier eine Kühle, welche der durch die Schnelligkeit und den Eifer der Reise angegriffenen. Alten nicht mißfiel.

Als ihn seine Dienerin Marguerite die Frau Gräfin von Béarn meldete, zog Meister Flageot seine Hose, die er der Hitze wegen tief hatte hinabfallen lassen, in die Höhe, drückte eine Perrücke, welche immer im Bereiche seiner Hand lag, auf den Kopf, und schlüpfte in einen Schlafrock von Basin. So geschmückt schritt er lächelnd auf die Thüre zu. Aber in diesem Lächeln drang eine so scharf ausgeprägte Nuance des Erstaunens durch, daß die Gräfin ihm sagen zu müssen glaubte:

»Nun, mein lieber Herr Flageot, ich bin es.«

»Ah! ja wohl!« erwiderte Herr Flageot, »das sehe ich, Frau Gräfin.«

Dann schloß der Advokat schamhaft seinen Schlafrock und führte die Gräfin zu einem Lehnstuhle in dem hellsten Winkel des Cabinets, wobei er indessen kluger Weise Papiere von seinem Schreibtisch entfernte, denn er kannte ihre Neugierde.

»Erlauben sie nur nun gütigst, Madame, daß ich meine Freude über eine so angenehme Ueberraschung ausdrücke,« sagte artiger Weise Meister Flageot.

Im Hintergrunde ihres Lehnstuhles sitzend, hob Frau von Béarn in diesem Augenblick die Füße auf, um zwischen der Erde und ihren Schuhen von brochirtem Atlaß den nöthigen Zwischenraum für ein ledernes Kissen zu lassen, das Marguerite vor sie legte. Bei den Worten des Advokaten richtete sie sich aber rasch auf, drückte ihre Nase mit der Brille zusammen, die sie aus ihrem Etui gezogen hatte, um Herrn Flageot besser zu sehen, und rief:

»Wie, Ueberraschung?«

»Allerdings, ich glaubte, Sie wären auf Ihren Gütern, Madame,« antwortete der Advokat, der sich hier einer liebenswürdigen Schmeichelei bediente, um die drei Morgen Gemüsegarten von Frau von Béarn zu bezeichnen.

»Ich war dort, wie Sie sehen; aber auf Ihr erstes Signal verließ ich meine Güter.«

»Auf mein erstes Signal?« erwiderte der Advokat erstaunt.

»Auf Ihr erstes Signal, auf ihre erste Nachricht, auf Ihren ersten Rath, wie Sie wollen.«

Die Augen von Herrn Flageot wurden groß wie die Brillengläser der Gräfin.

»Ich hoffe, daß ich Eile angewendet habe, und daß Sie mit mir zufrieden sein werden,« fuhr die Gräfin fort.

»Entzückt, Madame, wie immer; doch erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich auf keine Weise sehe, was ich hierin zu thun habe.«

»Wie!« rief die Gräfin, »was Sie zu thun haben? Alles, oder vielmehr Sie haben Alles gethan.«

»Ich?«

»Gewiß, Sie . . . Nun! es gibt also Neuigkeiten hier?«

O! ja, Madame, man sagt, der König sinne auf einen Staatsstreich gegen das Parlament. Doch darf ich Ihnen vielleicht etwas anbieten?«

»Es handelt sich wohl um den König, es handelt sich wohl um einen Staatsstreich?«

»Um was handelt es sich denn, Madame?«

»Es handelt sich um meinen Prozeß. In Beziehung auf meinen Prozeß fragte ich Sie, ob es nichts Neues hier gebe.«

»Oh! was das betrifft,« versetzte Herr Flageot, traurig den Kopf schüttelnd, »nichts, Madame, durchaus nichts.«

»Das heißt nichts . . .«

»Nein, nichts.«

»Nichts, seitdem ich Ihre Tochter gesprochen habe.« Da dies aber vorgestern der Fall gewesen ist, so begreife ich, daß sich nichts Großes seit diesem Augenblick ereignet haben kann.«

»Meine Tochter, Madame?«

»Ja.«

»Sie haben gesagt, meine Tochter?«

»Allerdings Ihre Tochter, diejenige, welche Sie zu mir schickten.«

»Verzeihen Sie, Madame, ich kann Ihnen unmöglich meine Tochter geschickt haben.«

»Unmöglich!«

»Aus einem äußerst einfachen Grunde, ich habe nämlich keine.«

»Sind Sie dessen gewiß?« rief die Gräfin.

»Madame, ich habe die Ehre, Junggeselle zu sein,« antwortete Herr Flageot.

»Gehen Sie doch!« versetzte die Gräfin.

Herr Flageot wurde unruhig; er rief Marguerite, daß sie die der Gräfin angebotenen Erfrischungen bringe, und besonders, daß sie diese bewache.

»Arme Frau,« dachte er, »ihr Kopf ist in Verwirrung gerathen.«

»Wie,« sagte die Gräfin, »Sie haben keine Tochter?«

»Nein, Madame.«

»Eine in Straßburg verheirathete Tochter?«

»Nein, Madame, nein, tausendmal nein.«

»Und Sie haben diese Tochter nicht beauftragt,« fuhr die Gräfin ihren Gedanken verfolgend fort, »Sie haben diese Tochter nicht beauftragt, mir auf der Durchreise mitzutheilen, mein Prozeß sei in die Liste eingetragen.«

»Nein.«

Die Gräfin geberdete sich auf das Heftigste in ihrem Lehnstuhl, und schlug mit beiden Händen auf ihre Kniee.

»Trinken Sie ein wenig, Frau Gräfin,« sagte Herr Flageot, »es wird Ihnen wohl thun.«

Zu gleicher Zeit machte er Marguerite ein Zeichen, und diese näherte sich Frau von Béarn mit zwei Gläsern Bier auf einer Platte; doch die alte Dame hatte keinen Durst und stieß Platte und Gläser so ungestüm zurück, daß sich Mademoiselle Marguerite, welche einiger Vorrechte im Hause theilhaftig zu sein schien, dadurch verletzt fühlte.

»Sprechen Sie, sprechen Sie,« sagte die Gräfin, indem sie Herrn Flageot unter ihrer Brille hervor anschaute, »erklären wir uns ein wenig, wenn's beliebt.«

»Mit Vergnügen,« antwortete der Advokat; »bleiben Sie, Marguerite, Madame hat vielleicht sogleich die Güte zu trinken; erklären wir uns.«

»Ja, erklären wir uns, wenn es Ihnen gefällig ist, denn Sie sind heute unbegreiflich, mein lieber Herr Flageot; bei meinem Ehrenwort, man sollte glauben, es wäre seit der Hitze in Ihrem Kopfe nicht richtig.«

»Aergern Sie sich nicht, Madame,« sprach der Advokat, und ließ seinen Lehnstuhl auf den zwei Hinterfüßen manoeuvriren, »ärgern Sie sich nicht, und lassen Sie uns plaudern.«

»Ja, plaudern wir. Sie sagen, Sie haben keine Tochter, Herr Flageot?«

»Nein, Madame, und ich bedaure es aufrichtig, weil Ihnen dies, wie es scheint, angenehm wäre, obgleich . . .«

»Obgleich . . .« wiederholte die Gräfin.

»Obgleich ich meines Theils einen Knaben vorziehen würde, die Knaben gedeihen besser, oder nehmen vielmehr weniger eine schlimme Richtung in diesen Zeitläufen.«

Frau von Béarn faltete ihre beiden Hände mit einer tiefen Unruhe.

»Wie,« sagte sie, »Sie haben mich nicht durch irgend eine Schwester, eine Nichte, eine Base

nach Paris beschieden?«

»Ich habe nicht daran gedacht, Madame, da ich wohl weiß, wie kostspielig der Aufenthalt in Paris ist.«

»Aber mein Prozeß?«

»Ich behalte mir vor, Sie zu benachrichtigen, wenn er zur Verhandlung kommt, Madame.«

»Wie, wenn er zur Verhandlung kommt?«

»Ja.«

»Es ist dies also nicht bereits der Fall?«

»Nicht, daß ich wüßte, Madame.«

»Mein Prozeß ist nicht dem Gericht vorgelegt?«

»Nein.«

»Es ist nicht die Rede von einer baldigen Apellation?«

»Nein, Madame, mein Gott, nein.«

»Dann hat man mich hintergangen, man hat unwürdig seinen Spott mit mir getrieben,« rief die alte Dame aufstehend.

Herr Flageot hißte seine Perücke oben auf seine Stirne und murmelte:

»Ich befürchte beinahe, Madame.«

»Meister Flageot!« rief die Gräfin.

Der Advokat sprang von seinem Stuhle auf und machte Marguerite, welche sich bereit hielt, ihrem Herrn beizustehen, ein Zeichen.

»Meister Flageot,« fuhr die Gräfin fort, »ich werde diese Demüthigung nicht dulden, und mich an den Herrn Polizeilieutenant wenden, daß man das Weibsbild aufsucht, welches mir diese Beleidigung zugefügt hat.«

»Bah!« machte Herr Flageot, »das ist sehr unsicher.«

»Ist das Weib einmal gefunden,« rief die Gräfin, vom Zorn fortgerissen, »so werde ich eine Klage erheben.«

»Abermals ein Prozeß,« sagte traurig der Advokat.

Diese Worte machten, daß die Prozeßkrämerin von der Höhe ihrer Wuth herabfiel: der Sturz war hart.

»Ach! ich kam so glücklich hierher,« rief sie.

»Aber was hat Ihnen denn diese Frau gesagt, Madame?«

»Erstens, sie komme in Ihrem Auftrag.

»Abscheuliche Intrigantin!«

»Und in Ihrem Auftrag kündige sie mir die Verhandlung meines Prozesses an; das war dringend, ich konnte nicht genug eilen, denn ich lief Gefahr, zu spät zu kommen.«

»Ach,« sprach Herr Flageot, »wir sind weit davon entfernt, zur Verhandlung vorgefordert zu werden, Madame.«

»Nicht wahr, wir sind vergessen?«

»Vergessen, begraben, beerdigt, Madame, und wenn nicht ein Wunder geschieht, und Sie wissen, die Wunder sind selten . . .«

»Oh! ja,« murmelte die Gräfin mit einem Seufzer.

Herr Flageot antwortete mit einem andern Seufzer, der nach dem der Gräfin modulirt war.

»Hören Sie, Herr Flageot,« fuhr Frau von Béarn fort, »soll ich Ihnen Eines sagen?«

»Sprechen Sie, Madame.«

»Ich werde dies nicht überleben.«

»Oh! was das betrifft . . . Sie hätten Unrecht.«

»Mein Gott! mein Gott!« sprach die arme Gräfin, »meine Kräfte sind völlig erschöpft.«

»Muth, Madame, Muth!« rief Herr Flageot.

»Haben Sie mir keinen Rath zu geben?«

»Oh! doch wohl: ich rathe Ihnen, auf Ihre Güter zurückzukehren und denjenigen, welche sich in meinem Auf trag bei Ihnen einfinden, nicht mehr zu glauben, wenn sie nicht eine Zeile von mir mitbringen.

»Ich werde wohl auf meine Güter zurückkehren müssen.«

»Das wird vernünftig sein.«

»Aber glauben Sie mir, Herr Flageot,« seufzte die Gräfin, »wir werden uns nicht wiedersehen, wenigstens nicht auf dieser Welt.«

»Welche Verworfenheit!«

»Ich habe also grausame Feinde?«

»Ich wollte schwören, es ist ein Streich der Saluces.«

»Dieser Streich ist in jedem Fall sehr gemein.«

»Ja, das ist schwach.«

»Oh! die Justiz! die Justiz! mein lieber Herr Flageot, es ist die Höhle des Cacus.«

»Warum?« versetzte der Advokat, »weil die Justiz nicht mehr sie selbst ist, weil man das Parlament bearbeitet! weil Herr von Maupeou Kanzler werden wollte, statt Präsident zu bleiben.«

»Herr Flageot, ich würde jetzt trinken.«

»Marguerite!« rief der Advokat.

Marguerite kehrte zurück. Sie hatte sich entfernt, als sie sah, welche friedliche Wendung das Gespräch nahm.

Sie kehrte zurück, sagen wir, die Platte mit den zwei Gläsern, die sie weggetragen, in den Händen haltend. Frau von Béarn trank langsam ihr Glas Bier, nachdem sie ihren Advokaten mit einem Anstoßen beehrt hatte, machte ihm eine traurige Verbeugung und ging in das Vorzimmer.

Herr Flageot folgte ihr, seine Perrücke in der Hand.

Frau von Béarn war auf dem Ruheplatz und suchte bereits den Strick, der als Geländer diente, als sich eine Hand auf die ihrige legte und ein Kopf auf ihre Brust stieß.

Diese Hand und dieser Kopf gehörten einem Schreiber, der zu vier und vier die steilen Stufen der Treppe hinaufsprang.

Die alte Gräfin richtete unter Brummen und Verwünschungen ihre Röcke wieder zurecht, und setzte ihren Weg die Treppe hinab fort, während der Schreiber, ebenfalls auf dem Ruheplatz angelangt, die Thüre aufstieß und mit einem lustigen, treuherzigen Tone der Leute seines Standes ausrief:

»Hier, Meister Flageot, hier, das ist für den Béarn Prozeß.«

Und er reichte ihm ein Papier.

Bei diesem Namen die Treppe hinaufsteigen, den Schreiber zurückstoßen, sich auf Meister Flageot werfen, ihm das Papier entreißen, den Advokaten in seinem Cabinet blockiren, das war von der alten Gräfin geschehen, ehe der Schreiber zwei Ohrfeigen erhalten, die ihm Marguerite als Erwiderung auf zwei Küsse versetzte, oder zu versetzen sich den Anschein gab.

»Nun!« rief die alte Dame, »was sagt man denn hierin, Meister Flageot?«

»Meiner Treue, ich weiß es noch nicht, Frau Gräfin; doch wenn Sie mir das Papier geben wollen, so werde ich es Ihnen sagen.«

»Es ist wahr, mein lieber Herr Flageot, lesen Sie, lesen Sie geschwinde.«

Dieser betrachtete die Unterschrift des Billets.

»Es ist von Meister Guildon, unserem Procurator,« sagte er.

»Oh! mein Gott.«

»Er ladet mich ein,« fuhr Meister Flageot mit wachsendem Erstaunen fort, »er ladet mich ein, mich bereit zu halten, nächsten Dienstag zu plaidiren, weil unsere Angelegenheit zur Verhandlung bezeichnet ist.«

»Zur Verhandlung bezeichnet!« rief die Gräfin aufspringend. »Oh! nehmen Sie sich in Acht, Meister Flageot, scherzen wir diesmal nicht, denn ich würde mich nicht mehr erheben.«

»Madame,« erwiderte Meister Flageot, ganz verblüfft über diese Nachricht, »wenn Jemand scherzt, so ist es wohl nicht Herr Guildon, denn es wäre das erste Mal in seinem Leben.«

»Ist der Brief aber auch gewiß von ihm?«

»Er hat ihn unterzeichnet, sehen Sie.«

»Es ist wahr! . . . Diesen Morgen vorgeladen, Dienstag plaidirt. Oh! Meister Flageot, die Dame, welche bei mir gewesen, war also keine Intrigantin?«

»Es scheint nicht.«

»Aber da sie nicht von Ihnen geschickt worden ist . . . sind Sie sicher, daß sie nicht von Ihnen geschickt wurde?«

»Bei Gott! ob ich sicher bin!«

»Von wem kann sie dann geschickt worden sein?«

»Ja, von wem?«

»Denn Jemand muß sie doch geschickt haben.«

»Ich verliere mich in Vermuthungen.«

»Und ich gehe darin unter. Ah! lassen Sie mich noch einmal lesen, mein lieber Herr Flageot: vorgeladen, plaidirt, so steht es geschrieben; plaidirt vor dem Herrn Präsidenten Maupeou.«

»Teufel! heißt es so?«

»Allerdings.«

»Das ist ärgerlich.«

»Warum?«

»Weil der Herr Präsident Maupeou ein vertrauter Freund der Saluces ist.«

»Wissen Sie das?«

»Er ist unablässig in ihrem Hause.«

»Das ist schön, nun sind wir mehr in Verlegenheit, als je. Ich habe Unglück.«

»Und dennoch ist nichts dagegen einzuwenden,« sprach Meister Flageot, »Sie müssen ihn besuchen.«

»Aber er wird mich furchtbar empfangen.«

»Sehr wahrscheinlich!«

»Oh! Meister Flageot, was sagen Sie mir da?«

»Die Wahrheit, Madame.«

»Wie! Sie verlieren nicht allein Ihren Muth, sondern Sie benehmen mir sogar den, welchen ich hatte.«

»Von Herrn von Maupeou kann Ihnen nichts Gutes widerfahren.«

»Schwach in diesem Grade, Sie, ein Cicero!«

»Cicero würde den Proceß von Ligarius verloren haben, hätte er vor Verres plaidirt, statt vor Cäsar zu sprechen,« antwortete Meister Flageot, der in seiner Bescheidenheit nur dieses zu erwiedern wußte, um die ausgezeichnete Ehre zurückzuweisen, die ihm seine Clientin hatte widerfahren lassen.

»Sie rathen mir also, ihn nicht zu besuchen?«

»Oh! Gott soll mich behüten, Madame, daß ich Ihnen eine Ungereimtheit dieser Art rathe; ich beklage Sie nur, weil Sie zu einer solchen Zusammenkunft genöthigt sind.«

»Sie sprechen da, Herr Flageot, wie ein Soldat, der seinen Posten zu verlassen gedenkt. Man sollte glauben, Sie fürchten sich, diesen Prozeß zu betreiben.«

»Madame, ich habe einige in meinem Leben verloren, bei denen mehr Hoffnung auf einen Gewinn war, als bei diesem.«

Die Gräfin seufzte, raffte aber ihre ganze Energie zusammen und sprach mit einer Würde, welche einen seltsamen Contrast mit der komischen Physiognomie dieser Unterredung bildete:

»Ich werde bis zum Ende gehen; man soll nicht sagen, ich sei, während das Recht auf meiner Seite steht, vor der Kabale zurückgewichen. Ich werde meinen Prozeß verlieren, aber ich habe dann den Pflichtvergessenen die Stirne einer Frau von Stand gewiesen, wie nicht viele mehr an dem heutigen Hofe übrig sind. Wollen Sie mir den Arm geben, Herr Flageot, um mich zu dem Herrn Vicekanzler zu begleiten?«

»Madame,« sprach Meister Flageot, der ebenfalls eine ganze Würde zu Hülfe rief, »wir Oppositionsmitglieder des Parlaments von Paris haben uns geschworen, außerhalb der Audienzen jeden Zusammenhang mit denjenigen zu vermeiden, welche die Parlamente in der Angelegenheit von Herrn d'Aiguillon verlassen haben. Einigkeit bildet die Kraft, und da Herr von Maupeou in dieser ganzen Angelegenheit lavirt hat, da wir uns über ihn zu beklagen haben, so werden wir in unserem Lager bleiben, bis er eine Fahne aufgezogen.«

»Mein Prozeß nimmt eine schlimme Wendung, wie ich sehe,« seufzte die Gräfin; ..Advokaten mit ihren Richtern entzweit, Richter mit ihren Clienten entzweit . . . Gleichviel, ich werde ausharren.«

»Gott stehe Ihnen bei, Madame!« sprach der Advokat, und warf seinen Schlafrock auf seinen linken Arm, wie es ein römischer Senator mit seiner Toga gemacht hätte.

»Das ist ein trauriger Advokat.« murmelte Frau von Béarn für sich. »Ich befürchte weniger Glück mit ihm vor dem Parlament zu haben, als ich dort vor meinem Kopfkissen hatte.«

Dann sagte sie laut, und mit einem Lächeln, unter dem sie ihre Unruhe zu verbergen suchte:

»Leben Sie wohl, Meister Flageot, ich bitte Sie, studiren Sie den Prozeß gut, man kann nicht wissen, was geschieht.«

»Oh! Madame,« erwiderte Meister Flageot, »es ist nicht die Vertheidigungsrede, was mich in Verlegenheit setzt. Ich glaube, sie wird schön sein, um so schöner, als ich furchtbare Anspielungen einzumischen im Sinne habe.«

»Auf was, mein Herr, auf was?«

»Auf die Verdorbenheit von Jerusalem, Madame, das ich mit den verfluchten Städten vergleiche, und auf welches ich das Feuer des Himmels herabrufen werde. Sie begreifen, Madame, Niemand wird sich täuschen, Jerusalem wird Versailles sein.«

»Herr Flageot,« rief die alte Dame, »gefährden Sie sich nicht, oder gefährden Sie vielmehr meinen Prozeß nicht.«

»Ei! Madame, Ihr Prozeß ist mit Herrn von Maupeou verloren; es handelt sich also nur darum, ihn vor unsern Zeitgenossen zu gewinnen, und da man uns keine Gerechtigkeit widerfahren läßt, so wollen wir Scandal machen.

»Herr Flageot . . .«

»Madame, lassen Sie uns Philosophen sein, lassen Sie uns donnern.«

»Der Teufel donnere dir,« brummte die Gräfin, „abscheulicher Rabulist, der du in Allem dem nur ein Mittel siehst, dich in deine philosophischen Fetzen zu hüllen. Ich gehe zu Herrn von Maupeou, er ist kein Philosoph, und ich habe bei ihm vielleicht wohlfeileren Kauf, als bei dir.«

Hienach verließ die alte Gräfin Meister Flageot und entfernte sich aus der Rue du Petit-Lion-Saint-Sauveur, nachdem sie in zwei Tagen alle Stufen der Leiter der Hoffnungen und der Täuschungen durchlaufen hatte.

XXX.

Der Vice.

Die alte Gräfin zitterte an allen Gliedern, als sie sich zu Herrn von Maupeou begab.

Es kam ihr indessen auf dem Wege ein Gedanke, der ganz geeignet war, sie zu beruhigen. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte die vorgerückte Stunde Herrn von Maupeou nicht erlauben, sie zu empfangen, und sie würde sich dann begnügen, ihren nahe bevorstehenden Besuch dem Schweizer anzukündigen.

Es mochte in der That sieben Uhr Abends sein, und obgleich es noch Tag war, so hatte sich doch die Gewohnheit, um vier Uhr zu speisen, bereits unter dem Adel verbreitet und unterbrach im Allgemeinen jedes Geschäft vom Mittagsbrod bis zum andern Morgen.

Frau von Béarn, welche den Vicekanzler sehnlichst zu treffen wünschte, fühlte sich jedoch getröstet bei dem Gedanken, sie würde ihn nicht finden. Es ist dies einer von den häufigen Widersprüchen des menschlichen Geistes, die man stets begreifen wird, ohne sie zu erklären.

Die Gräfin erschien also, fest darauf rechnend, der Schweizer würde sie zurückweisen. Sie hielt einen Drei-Livres-Thaler bereit, um den Cerberus zu besänftigen und ihn zu veranlassen, ihren Namen in der Liste der erbetenen Audienzen aufzunehmen.

Als sie vor das Hotel kam, sah sie den Schweizer mit einem Huissier sprechen, der ihm einen Befehl zu geben schien. Sie wartete bescheidener Weise, aus Furcht, die zwei Sprechenden zu stören; sobald sie aber der Huissier in ihrem Miethwagen erblickte, zog er sich zurück.

Der Schweizer näherte sich dem Wagen und fragte nach dem Namen der Sollicitantin.

»Oh!« sagte sie, »ich weiß, daß ich wahrscheinlich nicht die Ehre haben werde, Seine Excellenz zu sehen.«

»Gleichviel, Madame,« sprach der Schweizer, »weisen Sie mir die Ehre, mir zu sagen, wie Sie heißen.«

»Gräfin von Béarn.«

»Monseigneur ist zu Hause.«

»Wie beliebt?« versetzte Frau von Béarn im höchsten Maße erstaunt.

»Ich sage, Monseigneur sei zu Hause,« wiederholte der Schweizer.

»Doch ohne Zweifel empfängt Monseigneur nicht?«

»Er wird die Frau Gräfin empfangen,« erwiderte der Schweizer.

Frau von Béarn stieg aus, ohne zu wissen, ob sie träumte oder wachte. Der Schweizer zog an einer Schnur, welche eine Glocke zweimal ertönen machte. Der Huissier erschien auf der Freitreppe, und der Schweizer machte der Gräfin ein Zeichen, daß sie eintreten könne.«

»Sie wollen mit Monseigneur sprechen? fragte der Huissier.

»Das heißt, mein Herr, ich wünsche diese Gunst, ohne daß ich sie zu hoffen wage.«

»Wollen Sie mir folgen, Frau Gräfin.«

»Man sagt so viel Schlimmes von diesem Beamten!« dachte die Gräfin, während sie dem Huissier folgte, »er hat jedoch eine große Eigenschaft, die, zu jeder Stunde zugänglich zu sein.

Ein Kanzler! . . . das ist seltsam.«

Und indeß sie vorwärts ging, zitterte sie bei dem Gedanken, einen um so herberen, um so unfreundlicheren Mann zu finden, als er sich dieses Vorrecht durch die beständige Ausübung seiner Pflichten gab.

Herr von Maupeou arbeitete, unter einer großen Perrücke begraben und in ein Kleid von schwarzem Sammet gehüllt, bei offenen Thüren in seinem Cabinet.

Als die Gräfin eintrat, warf sie einen raschen Blick umher, aber sie sah zu ihrem Erstaunen, daß sie allein war, und daß sich kein anderes Gesicht, als das ihrige und das des magern, gelben, geschäftigen Kanzlers in den Spiegeln wiederstrahlte.

Der Huissier meldete die Frau Gräfin von Béarn.

Herr von Maupeou stand rasch auf und fand sich mit derselben Bewegung an seinen Kamin angelehnt.

Frau von Béarn machte die drei durch die Etiquette vorgeschriebenen Verbeugungen.

Das kleine Kompliment, das auf die Verbeugungen folgte, war etwas verlegen. Sie erwartete diese Ehre nicht . . . sie glaubte nicht, ein so sehr beschäftigter Minister würde den Muth haben, sich von seinen Ruhestunden abzubrechen . . .

Herr von Maupeou erwiderte, die Zeit sei nicht minder kostbar für die Unterthanen Seiner Majestät, als für seine Minister. Es sei indessen ein Unterschied zwischen den Leuten zu machen, welche Eile haben, und er gebe stets seinen besten Rest denjenigen, welche diesen Unterschied verdienen.

Neue Verbeugungen von Frau von Béarn, dann verlegenes Stillschweigen, denn hier mußten die Komplimente aufhören und die Gesuche anfangen.

Herr von Maupeou wartete, indem er sich das Kinn streichelte.

»Monseigneur,« sagte die Gräfin, »ich nahm mir die Freiheit, vor Eurer Excellenz zu erscheinen, um derselben unterthänigst eine sehr wichtige Angelegenheit auseinanderzusetzen, von der mein ganzes Vermögen abhängt.«

Herr von Maupeou machte mit dem Kopfe ein leichtes Zeichen, welches sagen wollte: Sprechen Sie.

»In der That, Monseigneur,« fuhr sie fort, »Sie mögen erfahren, daß mein ganzes Vermögen, oder vielmehr das meines Sohnes bei dem Prozesse betheilig ist, den wir in diesem Augenblick gegen die Familie Saluces führen.«

Der Vicekanzler streichelte fortwährend sein Kinn.

»Aber Ihre Rechtlichkeit ist mir so wohl bekannt, Monseigneur, daß ich, obgleich vertraut mit dem Interesse, ich sage sogar mit der Freundschaft Eurer Excellenz für meine Gegenpartie, nicht einen Augenblick zögerte, Eure Excellenz zu bitten, mir Gehör zu schenken.«

Herr von Maupeou konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er seine Rechtlichkeit loben hörte, das glich zu sehr den apostolischen Vorzügen von Dubois, dem man fünfzig Jahre früher auch über seine Tugenden Komplimente machte.

»Frau Gräfin,« sprach er, »Sie haben Recht, wenn Sie sagen, ich sei ein Freund der Saluces, Sie haben aber auch Recht, wenn Sie glauben, daß ich bei Uebernahme der Siegel jede Freundschaft abgelegt habe. Ich werde Ihnen also abgesehen von jeder Privattheilnahme antworten, wie es sich für den obersten Chef der Justiz geziemt.«

»Oh! Monseigneur, seien Sie gesegnet,« rief die alte Gräfin.

»Ich prüfe daher Ihre Angelegenheit als ein einfacher Rechtsgelehrter,« fuhr der Kanzler fort.
»Und ich danke Eurer Excellenz, welche in solchen Materien so gewandt ist.«
»Ihr Prozeß kommt, glaube ich, bald zur Verhandlung.«
»Er ist für die nächste Woche anberaumt, Monseigneur.«
»Was wünschen Sie nun?«
»Daß Eure Excellenz von den Acten Kenntniß nehme.«
»Es ist geschehen.«
»Nun?« fragte zitternd die alte Gräfin, »was denken Sie davon, Monseigneur?«
»Von Ihrem Prozeß?«
»Ja.«
»Ich sage, daß kein Zweifel möglich ist.«
»Wie? über das Gewinnen?«
»Nein, über das Verlieren.«
»Monseigneur sagt, ich werde meinen Prozeß verlieren?«
»Unzweifelhaft. Ich will Ihnen also einen Rath geben.«
»Welchen?« fragte die Gräfin mit einer letzten Hoffnung.
»Haben Sie eine Zahlung zu leisten, wenn der Prozeß entschieden, der Ausspruch gethan ist
. . .«
»Nun!«
»Nun! so halten Sie Ihre Gelder bereit.«
»Aber, Monseigneur, wir sind dann zu Grunde gerichtet.«
»Frau Gräfin, Sie begreifen, daß die Gerechtigkeit nicht auf solche Betrachtungen eingehen kann.«
»Monseigneur, neben der Gerechtigkeit steht das Mitleid.«
»Gerade aus diesem Grunde, Frau Gräfin, hat man die Gerechtigkeit blind gemacht.«
»Aber Eure Excellenz wird mir doch einen Rath nicht verweigern?«
»Fragen Sie immerhin. Was für einen wollen Sie haben?«
»Ist es nicht möglich, einen Vergleich zu treffen, einen milderer Spruch zu erlangen?«
»Sie kennen keinen von Ihren Richtern?« sagte der Herr Vicekanzler.
»Keinen, Monseigneur.«
»Das ist ärgerlich! die Herren von Saluces stehen mit drei Vierteln des Parlaments in Verbindung.«
Die Gräfin bebte.
»Merken Sie wohl,« fuhr der Vicekanzler fort, »daß dies nichts thut, was den Grund der Sache betrifft, denn ein Richter läßt sich nicht durch Privateinflüsse bestimmen.«
Dies war eben so wahr, als die Rechtlichkeit des Kanzlers und die berühmten apostolischen Tugenden von Dubois. Die Gräfin sank beinahe in Ohnmacht.
»Aber,« fuhr der Kanzler fort, »neben Aufrechthaltung der Redlichkeit, denkt der Richter mehr an seinen Freund, als an den Gleichgültigen; das ist nur zu gerecht, wenn es gerecht ist, und da es gerecht sein wird, daß Sie Ihren Prozeß verlieren, Madame, so kann man Ihnen wohl die Folgen so unangenehm als nur möglich machen.«

»Aber, was Eure Excellenz zu sagen mir die Ehre erweist, ist furchtbar.«

»Ich, was mich betrifft, Madame, werde mich gern halten, wie Sie wohl denken können,« fuhr Herr von Maupeou fort; »ich habe den Richtern nichts zu empfehlen, und da ich selbst nicht urtheile, so kann ich sprechen.«

»Ach! Monseigneur, ich vermuthete wohl Eines.«

Der Vicepräsident heftete seine kleinen grauen Augen auf die Gräfin.

»Daß die Herren von Saluces, da sie in Paris wohnen, mit allen meinen Richtern in Verbindung stehen, daß die Herren von Saluces allmächtig sein würden.«

»Vor Allem, weil sie das Recht haben.«

»Wie grausam ist es, Monseigneur, solche Worte aus dem Munde eines Mannes kommen zu hören, der unfehlbar ist, wie Eure Excellenz.«

»Es ist wahr, ich sage Ihnen Alles dies, und dennoch,« versetzte Herr von Maupeou mit einer geheuchelten Gutmütigkeit, »und dennoch möchte ich Ihnen gern nützlich sein . . . bei meiner Ehre.«

Die Gräfin bebte; es kam ihr vor, als sähe sie etwas Dunkles, wenn nicht in den Worten, doch wenigstens in dem Gedanken des Vizepräsidenten, und wenn sich diese Dunkelheit zerstreute, würde sie dahinter etwas Günstiges entdecken.

»Uebrigens,« fuhr Herr von Maupeou fort, »übrigens ist der Name, den Sie führen, einer der schönsten von Frankreich und dient bei mir als eine sehr wirksame Empfehlung.«

»Wird es aber nicht verhindern, daß ich meinen Prozeß verliere, Monseigneur.«

»Bei Gott! ich vermag nichts.«

»Oh! Monseigneur, Monseigneur, wie gehen die Dinge!« sagte die Gräfin, den Kopf schüttelnd.

»Sie scheinen anzudeuten, Madame, in unserer guten alten Zeit seien sie besser gegangen,« versetzte lächelnd Herr von Maupeou.

»Ach! ja, Monseigneur, so kommt es mir wenigstens vor, und ich erinnere mich mit Entzücken jener Zeit, wo Sie, ein einfacher Advokat des Königs beim Parlament, jene schöne Reden hielten, denen ich, damals eine junge Frau, voll Begeisterung Beifall klatschte. Welches Feuer! welche Beredtsamkeit! welche Tugend! Oh! Herr Kanzler, in jener Zeit gab es weder Kabalen, noch Begünstigungen, in jener Zeit hätte ich meinen Prozeß gewonnen.«

»Wir hatten wohl Frau von Phalaris, welche in den Augenblicken, wo der Regent schlief, zu regieren, suchte, und die Souris, die sich überall eindrängte, um wo möglich einen kleinen Gewinn für sich herauszuschlagen.«

»Oh! Monseigneur, Frau von Phalaris war eine so große Dame, und die Souris ein so gutes Mädchen.«

»Daß man ihnen nichts verweigern konnte.«

»Oder daß sie nichts zu verweigern wußten.«

»Ah! Frau Gräfin,« sagte der Kanzler, auf eine Weise lachend, welche die alte Dame immer mehr in Erstaunen setzte, so treuherzig, so natürlich war seine Miene, »machen Sie nicht, daß ich aus Liebe für meine Jugend schlimm von meiner Verwaltung spreche.«

»Aber Eure Excellenz kann mich doch nicht abhalten, mein verlorenes Vermögen, mein auf immer zu Grund gerichtetes Haus zu beweinen.«

»Das heißt nicht von seiner Zeit sein, Gräfin, opfern Sie den Götzen des Tags, opfern Sie ihnen.«

»Ach! Monseigneur, die Götzen des Tags wollen nichts von denjenigen wissen, welche mit leeren Händen kommen.«

»Was wissen Sie davon?«

»Ich?«

»Ja, Sie haben es, wie mir. scheint, nicht versucht?«

»Oh! Monseigneur, Sie sind so gut, daß Sie wie ein Freund mit mir sprechen.«

»Ei! wir sind von demselben Alter Gräfin.«

»Warum bin ich nicht zwanzig Jahre, Monseigneur, und warum sind Sie nicht noch einfacher Advokat! Sie würden für mich plaidiren, und es gäbe keine Saluces, welche gegen Sie Stand halten könnten.«

»Leider sind Sie nicht mehr zwanzig Jahre alt, Frau Gräfin,« sagte der Vicekanzler mit einem galanten Seufzer, »wir müssen also diejenigen anflehen, welche dies sind, da Sie selbst zugestehen, daß es das Alter des Einflusses ist . . . Wie! Sie kennen Niemand bei Hofe?«

»Betagte Herren. welche sich ihrer ehemaligen Freundin schämen würden, weil sie arm geworden ist. Ich habe den Zutritt in Versailles und könnte dahin gehen, wenn ich wollte; doch, wozu soll es nützen? Ach! wenn ich wieder in den Besitz meiner zweimal hundert tausend Livres gelangte, würde man mich wohl abermals aufsuchen. Thun Sie dieses Wunder, Monseigneur.«

Der Kanzler gab sich den Anschein, als hörte er diese Worte nicht.

»An Ihrer Stelle,« sagte er, »würde ich die Alten vergessen, wie die Alten Sie vergessen, und ich würde mich an die Jungen wenden, welche Parteigänger zu rekrutiren suchen. Kennen Sie ein wenig Mesdames?«

»Sie haben mich vergessen.«

»Und dann vermögen sie nichts. Kennen Sie den Dauphin?«

»Nein.«

»Er ist auch zu sehr mit der Ankunft seiner Erzherzogin beschäftigt, um an etwas Anderes zu denken.« fuhr Herr von Maupeou fort; »doch sehen wir uns unter den Günstlingen um.«

»Ich weiß nicht einmal, wie sie heißen.«

»Herr d'Aiguillon.«

»Ein Geck, dem man unwürdige Dinge nachsagt, der sich in einer Mühle verborgen hat, während sich die Andern schlügen . . . pfui!«

»Bah!« versetzte der Kanzler, »man muß immer nur die Hälfte von dem, was die Leute sagen, glauben. Suchen wir weiter.«

»Suchen Sie, Monseigneur, suchen Sie.«

»Warum nicht? Ja . . . Nein . . . Doch . . .«

»Sprechen Sie, Monseigneur, sprechen Sie.«

»Warum wollen Sie sich nicht an die Gräfin selbst wenden?«

»An Madame Dubarry?« versetzte Frau von Béarn, indem sie ihren Fächer öffnete.

»Ja, sie ist im Grunde gut.«

»Wahrhaftig?«

»Und besonders dienstfertig.«

»Ich bin von zu altem Hause, um ihr zu gefallen, Monseigneur.«

»Ich glaube, Sie täuschen sich, Gräfin; sie sucht mit guten Familien in Verbindung zu treten.«

»Sie glauben?« sagte die alte Gräfin, welche bereits in ihrem Widerstande wankte.

»Kennen Sie Madame Dubarry?«

»Mein Gott, nein!«

»Oh! das ist schlimm! ich denke sie hat Kredit?«

Oh! ja, sie hat Kredit, aber ich habe sie nie gesehen.«

»Ihre Schwester Chon auch nicht?«

»Nein.«

»Ihre Schwester Bischi auch nicht?«

»Nein.«

»Ihren Bruder Jean auch nicht?«

»Nein.«

»Ihren Neger Zamore auch nicht?«

»Wie, ihren Neger?«

»Ja, ihr Neger ist eine Macht.«

»Das kleine Scheusal, dessen Portrait man auf dein Pont-Neuf verkauft, und das einem angekleideten Mops gleicht?«

»Ganz richtig.«

»Ich soll diesen schwarzen Kerl kennen, Monseigneur!« rief die Gräfin in ihrer Würde verletzt, »wie soll ich seine Bekanntschaft gemacht haben?«

»Ah! ich sehe, Sie wollen Ihre Güter nicht behalten, Gräfin.«

»Wie so?«

»Da Sie Zamore verachten.«

»Aber, was kann denn Zamore in Allem dem machen?«

»Er kann machen, daß Sie Ihren Prozeß gewinnen.«

»Dieser Mozambique kann machen, daß ich meinen Prozeß gewinne! Und wie dies, wenn ich bitten darf?«

»Indem er seiner Gebieterin sagt, es gewähre ihm Vergnügen, wenn Sie ihn gewinnen, Sie kennen die Einflüsse. Er macht Alles, was er will, mit seiner Gebieterin, und seine Gebieterin macht Alles, was sie will, mit dem König.«

»Zamore regiert also Frankreich?«

»Hm!« versetzte Herr von Maupeou, »Zamore ist sehr einflußreich, und ich wollte lieber mit . . . mit der Dauphine, zum Beispiel, entzweit sein, als mit ihm.«

»Jesus!« rief Frau von Béarn, »wenn es nicht eine so ernste Person wie Eure Excellenz wäre, die mir solche Dinge sagte!«

»Ei! mein Gott, nicht ich allein werde Ihnen das sagen, sondern die ganze Welt. Fragen Sie die Herzoge und Pairs, ob sie, wenn sie nach Marly oder Luciennes gehen, die Dragées für den Mund oder die Perlen für die Ohren von Zamore vergessen. Ich, der ich mit Ihnen spreche, bin ich nicht Kanzler von Frankreich, oder beinahe dies? Nun, mit was glauben Sie, daß ich mich beschäftigte, als Sie eintraten? Ich schrieb für ihn seine Bestallung als Gouverneur.«

»Als Gouverneur?«

»Ja. Herr von Zamore ist zum Gouverneur des Schlosses Luciennes ernannt worden.«

»Derselbe Titel, mit dem man den Herrn Grafen von Béarn nach zwanzigjährigen Diensten belohnt hat?«

»Indem man ihn zum. Gouverneur des Schlosses Blois ernannte?«

»Ja, so ist es.«

»Mein Gott, welche Entartung!« rief die Gräfin; »die Monarchie ist also verloren?«

»Sie ist wenigstens sehr krank, Gräfin; doch Sie wissen, von einem Kranken, der dem Sterben nahe ist, erwirkt man, was man kann.«

»Allerdings, allerdings; aber man muß sich dem Kranken nähern können.«

»Wissen Sie, was geschehen müßte, damit Sie von Madame Dubarry gut aufgenommen würden?«

»Was?«

»Es müßte Ihnen gestattet sein, dieses Patent ihrem Neger zu überbringen.«

»Mir!«

»Welch eine schöne Gelegenheit, in die Sache selbst einzugehen.«

»Sie glauben, Monseigneur?« sagte die Gräfin ganz verblüfft.

»Ich bin dessen gewiß, doch . . .«

»Doch . . .?« wiederholte Frau von Béarn.

»Doch Sie kennen Niemand in ihrer Nähe.«

»Aber Sie, Monseigneur?«

»Ei! ich . . .«

»Ja.«

»Ich . . . ich wäre sehr verlegen.«

»Ah!« rief die arme alte Dame, ganz gelähmt durch alle diese Alternativen, »das Glück will offenbar nichts für mich thun. Eure Excellenz nimmt mich auf, wie ich nie aufgenommen worden bin, während ich nicht einmal auf die Ehre, Sie zu sehen, hoffte. Nun! es fehlt mir noch etwas: ich bin nicht nur geneigt, Madame Dubarry den Hof zu machen, ich, eine Béarn, bin sogar bereit, die Commissionairin dieses abscheulichen Negers zu werden, den ich nicht mit einem Fußtritt auf das Hintertheil beehrt haben würde, wenn ich ihn auf der Straße getroffen hätte, und nun kann ich nicht einmal bis zu diesem kleinen Ungeheuer gelangen.«

Herr von Maupeou fing wieder an sein Kinn zu streicheln, und schien zu suchen, als plötzlich der Huissier eintretend meldete:

»Der Herr Vicomte Jean Dubarry.«'

Bei diesen Worten schlug der Kanzler als Zeichen des Erstaunens in seine Hände, und die Gräfin sank ohne Puls und ohne Athem in einen Lehnstuhl.

»Sagen Sie nun, Sie seien vom Glück verlassen, Madame,« rief der Kanzler. »Ah! Gräfin, Gräfin, der Himmel kämpft im Gegentheile für Sie.«

Dann wandte er sich gegen den Huissier und sprach, ohne der armen Alten Zeit zu lassen, sich von ihrem Erstaunen zu erholen.

»Lassen Sie ihn eintreten.«

Der Huissier entfernte sich und kehrte nach einem Augenblick unserem alten Bekannten, Jean Dubarry, der mit gespanntem Knie und den Arm in der Schlinge eintrat, voranschreitend zurück.

Nach den gewöhnlichen Begrüßungen, und als die Gräfin unentschlossen und zitternd aufzustehen suchte, um Abschied zu nehmen, als sie bereits der Kanzler mit einer leichten Kopfbewegung begrüßte und durch dieses Zeichen andeutete, die Audienz sei vorüber, sagte der Vicomte:

»Verzeihen Sie, Monseigneur, verzeihen Sie, Madame, entschuldigen Sie, daß ich Sie störe, ich bitte, bleiben Sie, Madame . . . Ich habe mit gütiger Erlaubniß Seiner Excellenz nur zwei Worte zu sprechen.«

Die Gräfin setzte sich, ohne sich bitten zu lassen, denn ihr Herz schwamm in Freude und schlug vor Ungeduld.

»Aber vielleicht bin ich Ihnen lästig, mein Herr?« stammelte die Gräfin.

»Oh! mein Gott, nein. Ich habe nur zwei Worte Seiner Excellenz zu sagen, nur zehn Minuten ihrer kostbaren. Arbeit zu entziehen; ich brauche nur die erforderliche Zeit, um eine Klage anzubringen.«

»Klage, sagen Sie?« rief der Kanzler.

»Mörderisch angefallen, Monseigneur, ja mörderisch angefallen! Sie begreifen, ich kann solche Dinge nicht hingehen lassen. Man begegne uns verächtlich, man mache Spottlieder auf uns; man schwärze uns an; Alles dies überlebt man, aber man erwürge uns nicht, bei Gott! daran stirbt man.«

»Erklären Sie sich, mein Herr,« sagte der Kanzler, der den Erschrockenen spielte.

»Das wird bald geschehen sein. Doch, mein Gott, ich unterbreche die Audienz dieser Dame.«

»Die Frau Gräfin von Béarn,« sprach der Kanzler, indem er die alte Dame dem Herrn Vicomte Jean Dubarry vorstellte.

Dubarry wich anmuthig zurück, um seine Verbeugung zu machen, die Gräfin that dasselbe, und Beide begrüßten sich mit so viel Ceremonie, als ob sie es bei Hof gethan hätten.

»Nach Ihnen, Herr Vicomte,« sagte sie.

»Frau Gräfin, ich wage es nicht, ein Verbrechen verletzter Galanterie zu begehen.«

»Thun Sie es, mein Herr, thun Sie es; bei mir handelt es sich nur um Geld, bei Ihnen handelt es sich um die Ehre. Sie haben natürlich mehr Eile.«

»Madame,« sprach der Vicomte, »ich werde von Ihrer Artigkeit Gebrauch machen.«

Und er erzählte seine Angelegenheit dem Kanzler, der sehr ernsthaft zuhörte.

»Sie müssen Zeugen haben,« sprach Herr von Maupeou nach kurzem Stillschweigen.

»Ah!« rief Dubarry, »daran erkenne ich den redlichen Richter, der nur der unverwerflichen Wahrheit Einfluß auf sich gestatten lassen will. Nun wohl, man wird die Zeugen finden.«

»Monseigneur,« sagte die Gräfin, »einer ist gefunden.«

»Wer ist dieser Zeuge?« fragten gleichzeitig der Vicomte und Herr von Maupeou.

»Ich,« antwortete die Gräfin.

»Sie, Madame?« rief der Kanzler.

»Hören Sie, mein Herr: ist die Sache nicht in dem Dorfe Lachaussée vorgefallen?«

»Ja, Madame.«

»Auf der Poststation?«

„Ja.«

»Nun, ich werde Ihr Zeuge sein. Ich kam nach dem Orte, wo das Attentat begangen wurde, zwei Stunden nach dem Attentat.«

»Wirklich, Madame?« versetzte der Kanzler.

»Ah! Sie machen mich sehr glücklich,« sagte der Vicomte.

»Bei meiner Ankunft sprach noch der ganze Flecken von dem Ereigniß,« fuhr die Gräfin fort.

»Nehmen Sie sich in Acht,« sagte der Vicomte, »nehmen Sie sich in Acht! Wenn Sie einwilligen, mir in dieser Sache zu dienen, so werden die Choiseul sehr wahrscheinlich ein Mittel finden, Sie dies bereuen zu lassen.«

»Oh!« sprach der Kanzler, »das wird ihnen um so leichter sein, als die Frau Gräfin in diesem Augenblick einen Prozeß hat, dessen Gewinn mir sehr zweifelhaft zu sein scheint.«

»Monseigneur, Monseigneur,« sprach die alte Dame, indem sie die Hände an ihre Stirne drückte, »ich stürze von Abgrund zu Abgrund.«

»Stützen Sie sich ein wenig auf diesen Herrn,« sagte der Kanzler halblaut, »er wird Ihnen einen starken Arm bieten.«

»Nur einen,« entgegnete Dubarry sich zierend, »doch ich kenne Jemand, der zwei gute und lange Arme hat und sie Ihnen anbietet.«

»Ah! Herr Vicomte,« rief die alte Dame, »ist dieses Anerbieten im Ernste gemeint?«

»Bei Gott! ein Dienst ist den andern werth, Madame; ich nehme die Ihrigen an, nehmen Sie die meinigen. Wollen Sie?«

»Ob ich sie annehme, mein Herr! . . . Ah! das ist zu viel Glück.«

»Nun! Madame, ich begeben mich auf der Stelle zu meiner Schwester: haben Sie die Gnade, einen Platz in meinem Wagen zu nehmen.«

»Ohne Grund, ohne Vorbereitung. Oh! mein Herr, ich würde es nicht wagen.«

»Sie haben einen Grund, Madame,« sprach der Kanzler, und steckte der Gräfin das Patent von Zamore in die Hand.

»Herr Kanzler,« rief die Gräfin, »Sie sind mein Schutzgott. Herr Vicomte. Sie sind die Blume des französischen Adels.«

»Zu Ihren Diensten,« wiederholte abermals der Vicomte, indem er der Gräfin, welche wie ein Vogel enteilte, den Weg zeigt.

»Ich danke für meine Schwester,« sagte Jean leise zu Herrn von Maupeou; »ich danke, mein Vetter. Doch habe ich meine Rolle gut gespielt?«

»Vortrefflich,« antwortete Maupeou; »erzählen Sie dort auch ein wenig, wie ich die meinige gespielt habe. Nehmen Sie sich übrigens in Acht, die Alte ist schlau.«

In diesem Augenblick wandte sich die Gräfin um.

Die zwei Männer verbeugten sich zu einem ceremonösen Gruß.

Eine prachtvolle Carrosse mit königlichen Livreen wartete vor der Freitreppe. Die Gräfin setzte sich ganz aufgeblasen von Stolz hinein. Jean machte ein Zeichen und man fuhr ab.

Nachdem der König von Madame Dubarry weggegangen, nach einem kurzen und verdrießlichen Empfang, wie ihn Ludwig XV. den Höflingen angekündigt hatte, war die Gräfin allein mit Chon und ihrem Bruder geblieben, der sich Anfangs nicht gezeigt hatte, damit man den Zustand seiner, in Wirklichkeit sehr leichten, Wunde nicht ergründen könnte.

In Folge des Familienraths, welcher nun stattgefunden, war die Gräfin statt nach Luciennes, wie sie es dem König gesagt, nach Paris abgereist. Die Gräfin besaß hier in der Rue de Valois ein kleines Hotel, das der ganzen Familie, welche unablässig unter Weges war, wenn es die Geschäfte oder die Vergnügungen heischten, als Absteigquartier diente.

Die Gräfin nahm in einem Zimmer des Hotel Play, ließ sich ein Buch geben, und wartete.

Während dieser Zeit errichtete der Vicomte seine Batterien.

Die Favoritin hatte indessen nicht den Muth gehabt, durch Paris zu fahren, ohne den Kopf von Zeit zu Zeit an den Kutschenschlag zu halten. Es gehört zu den Instinkten hübscher Frauen, sich zu zeigen, weil sie fühlen, daß sie gut anzuschauen sind. Die Gräfin zeigte sich also, so daß das Gerücht von ihrer Ankunft in Paris sich verbreitete, weshalb sie von zwei bis sechs Uhr mehr als zwanzig Besuche empfing.

Das war eine Wohlthat der Vorsehung für die arme Gräfin, welche vor Langweile gestorben wäre, wenn sie hätte allein bleiben müssen; doch in Folge dieser Zerstreung ging die Zeit durch Nachsinnen, durch Thronen und Coquettiren hin.

Man konnte halb acht auf der großen Uhr lesen, als der Vicomte, die Gräfin von Béarn zu seiner Schwester führend, an der Saint-Eustache-Kirche vorüberkam.

Das Gespräch in der Carrosse drückte das ganze Zögern der Gräfin, von einem solchen Glücke Gebrauch zu machen, aus.

Von Seiten des Vicomte war es das Heucheln einer gewissen Protectorwürde und das unbegrenzte Bewundern des seltsamen Zufalls, der Frau von Béarn die Bekanntschaft von Madame Dubarry verschaffte.

Frau von Béarn konnte ihrerseits nicht genug die Höflichkeit und Zuvorkommenheit des Vicekanzlers rühmen.

Trotz dieser gegenseitigen Lügen gingen die Pferde nicht minder schnell, und man gelangte zu der Gräfin, zehn Minuten vor acht Uhr.

»Erlauben Sie, Madame,« sprach der Vicomte, indem er die alte Dame in einem Wartesaal ließ, »erlauben Sie, daß ich Madame Dubarry von der Ehre unterrichte, die ihrer harret.«

»Oh! mein Herr,« sprach die Gräfin, »ich dulde in der That nicht, daß man sie stört.«

»Oh! der reizende kleine Neger,« rief die Gräfin; »gehört er Ihrer Frau Schwester?«

»Ja, Madame, es ist einer von ihren Lieblingen,« sagte der Vicomte.

»Ich mache ihr mein Kompliment dazu.« Beinahe in demselben Augenblick öffneten sich die zwei Flügel des Wartesaals und der Bediente führte die Gräfin von Béarn in den großen Salon ein, wo Madame Dubarry ihre Audienzen gab.

Während die Gräfin den Luxus dieser köstlichen Gemächer betrachtete, begab sich Jean Dubarry zu seiner Schwester.

»Ist sie es?« fragte die Gräfin.

»In Fleisch und Knochen.«

»Sie vermuthet nichts?«

»Durchaus nichts.«

»Und der Vice?«

»Vortrefflich. Alles conspirirt für uns, liebe Freundin.«

»Bleiben wir nicht länger beisammen, damit sie nichts vermuthet.«

»Sie haben Recht, denn sie sieht aus, wie eine feine Fliege. Wo ist Chon?«

»Sie wissen es wohl, in Versailles.«

»Sie soll sich nicht zeigen.«

»Ich habe es ihr eingeschärft.«

»So treten Sie ein, Prinzessin.«

Madame Dubarry öffnete die Thüre ihres Boudoir und trat ein.

Alle Zeremonien der Etiquette, welche man in einem solchen Falle in der Zeit entwickelte, in der die Ereignisse sich zutragen, die wir erzählen, wurden gewissenhaft von den zwei Schauspielerinnen vollzogen, welche ganz von dem Verlangen, sich einander zu gefallen, erfüllt waren.

Madame Dubarry nahm zuerst das Wort und sprach:

»Ich habe bereits meinem Bruder gedankt, daß er mir die Ehre Ihres Besuches verschaffte, ich danke nun Ihnen, daß Sie die Güte hatten und mir denselben zudachten.«

»Und ich, Madame,« antwortete Frau von Béarn entzückt, »ich finde keine Worte, um Ihnen meine ganze Dankbarkeit für den liebeichen Empfang auszudrücken, den Sie mir bereiten.«

»Madame,« erwiderte die Gräfin mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, »es ist meine Pflicht gegen eine Dame von Ihrem Rang, mich zu ihrer Verfügung zu stellen, wenn ich ihr zu irgend etwas dienlich sein dürfte.«

Und nachdem die drei Verbeugungen von beiden Seiten gemacht waren, bezeichnete die Gräfin Dubarry Frau von Béarn ein Fauteuil und nahm eines für sich selbst.

XXXI.

Das Patent von Zamore.

»Madame,« sagte die Favoritin zur Gräfin, »sprechen Sie, ich höre.«

»Erlauben Sie, meine Schwester,« versetzte Jean, der stehen geblieben war, »erlauben Sie mir den Anschein zu beseitigen, als wollte Madame um etwas bitten; Madame dachte nicht entfernt daran. Der Herr Kanzler übergab ihr nur einen Auftrag für Sie.«

Frau von Béarn warf einen Blick voll Dankbarkeit auf Jean, und reichte der Gräfin das von dem Vicekanzler unterzeichnete Patent, welches Patent Luciennes zu einem königlichen Schloß erhob, und an Zamore den Titel seines Gouverneur übertrug.

»Also bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet, Madame,« sprach die Gräfin, nachdem sie das Patent flüchtig angeschaut hatte, »und wenn ich so glücklich wäre, eine Gelegenheit zu finden, Ihnen auch eine Gefälligkeit zu erweisen . . .«

»Oh! das wird leicht sein, Madame,« rief die Gräfin mit einer Lebhaftigkeit, welche die zwei Verbündeten bezauberte.

»Wie so, Madame? Sprechen Sie, ich bitte.«

»Da Sie die Güte hatten, mir zu bemerken, Madame, mein Name sei Ihnen nicht ganz unbekannt . . .«

»Wie, ein Béarn!«

»Nun! Sie haben vielleicht von einem Prozeß sprechen hören, der die Güter meines Hauses betrifft.«

»Streitig gemacht durch die Herren von Saluces, wie ich glaube?«

»Ach! ja, Madame.«

»Ja, ja, ich kenne diese Angelegenheit,« sagte die Gräfin, »Seine Majestät sprach eines Abends bei mir darüber mit meinem Vetter, Herrn von Maupeou.«

»Seine Majestät!« rief Frau von Béarn, »Seine Majestät hat von meinem Prozeß gesprochen?«

»Ja, Madame.«

„Und in welchen Ausdrücken?“

»Ach! arme Gräfin,« rief ebenfalls Madame Dubarry den Kopf schüttelnd.

»Ah! nicht wahr ein verlorener Prozeß?« versetzte die alte Dame voll Angst.

»Ich befürchte es, wenn ich die Wahrheit sprechen soll, Madame.«

»Seine Majestät hat es gesagt?«

»Seine Majestät, ohne sich auszusprechen, denn sie ist voll Klugheit und Zartgefühl, schien diese Güter bereits als von der Familie Saluces erworben zu betrachten.«

»Oh! mein Gott, mein Gott, Madame, wenn Seine Majestät auf dem Laufenden in der Sache wäre, wenn sie wüßte, daß eine Abtretung in Folge einer zurückbezahlten Obligation stattgefunden hat! Ja Madame, zurückbezahlt; die zweimal hundert tausend Franken sind zurückgegeben worden. Ich besitze allerdings die Empfangsscheine nicht, aber ich habe die moralischen Beweise, und wenn ich vor dem Parlament selbst plaidiren konnte, so würde ich

durch Deduction darthun . . .«

»Durch Deduction?« unterbrach sie die Gräfin, welche durchaus nichts von dem verstand, was ihr Frau von Béarn sagte, ihrer Auseinandersetzung aber nichtsdestoweniger die ernsthafteste Aufmerksamkeit zu schenken schien.

»Ja, Madame, durch Deduction.«

»Der Beweis durch Deduction ist gestattet,« sagte Jean.

»Ah! Sie glauben das, Herr Vicomte,« rief die Alte.

»Ich glaube es,« antwortete der Vicomte mit dem höchsten Ernst.

»Nun wohl, durch Deduction würde ich beweisen, daß diese Obligation von zweimal hundert tausend Livres, welche mit den angehäuften Interessen heute ein Kapital von mehr als einer Million bildet, ich würde beweisen, daß diese Obligation vom Jahr 1406 durch Guy Gaston IV., Grafen von Béarn, auf seinem Sterbebett im Jahr 1417 zurückbezahlt gewesen sein muß, denn es finden sich in seinem Testament von seiner eigenen Hand die Worte: ‚Auf meinem Sterbebett, indem ich den Menschen nichts mehr schuldig bin, und bereit, vor Gott zu erscheinen . . .‘ «

»Nun?« sagte die Gräfin.

»Sie begreifen, wenn er den Menschen nichts mehr schuldig war, so hatte er sich seiner Verbindlichkeiten gegen die Saluces entledigt. Sonst hätte er gesagt: ‚indem ich zweimal hundert tausend Livres schuldig bin‘ statt zu sagen: ‚indem ich nichts mehr schuldig bin.‘ «

»Unstreitig hätte er dies gesagt,« unterbrach Jean die Gräfin.

»Sie haben keinen andern Beweis?«

»Außer dem Worte von Gaston IV. keinen, Madame, doch er war es, den man den Tadellosen nannte.«

»Während Ihre Gegner die Obligation in Händen haben.«

»Ja, ich weiß es wohl, und das ist es gerade, was den Prozeß verwirrt macht,« sprach die Alte.

Sie hätte sagen sollen, was ihn klar macht: aber Frau von Béarn sah die Dinge aus ihrem Gesichtspunkte an.

»Sie haben also die Ueberzeugung, Madame, daß die Saluces wieder bezahlt worden sind,« sagte Jean.

»Ja, Herr Vicomte,« rief Frau von Béarn begeistert, »das ist meine Ueberzeugung.«

»Ei!« sprach die Gräfin, indem sie sich mit einer durchdrungenen Miene an ihren Bruder wandte, »wissen Sie, Jean, daß diese Deduction, wie es die Frau Gräfin von Béarn nennt, das Angesicht der Dinge furchtbar verändert?«

»Furchtbar, ja, Madame,« versetzte Jean.

»Furchtbar für meine Gegner,« fuhr die Gräfin fort; »die Worte des Testaments von Gaston IV. sind positiv: ‚indem ich den Menschen nichts schuldig bin«

»Das ist nicht nur klar, sondern logisch,« sprach Jean. »Er war den Menschen nichts mehr schuldig, folglich hatte er ihnen bezahlt, was er ihnen schuldig war.«

»Folglich hatte er bezahlt,« wiederholte Madame Dubarry.

»Oh! Madame, warum sind Sie nicht mein Richter,« rief die alte Gräfin.

»Früher,« sagte der Vicomte Jean, »früher hätte man bei einem ähnlichen Fall seine Zuflucht nicht zu den Tribunalen genommen, und das Urtheil Gottes würde die Angelegenheit entschieden haben. Ich, was mich betrifft, bin so sehr von der Güte der Sache überzeugt, daß ich

mich, wenn ein solches Mittel noch gebräuchlich wäre, zum Ritter von Madame anbieten würde.«

»O mein Herr!«

»So ist es; übrigens würde ich nur thun, was mein Ahnherr Dubarry Moore that, der die Ehre hatte, sich mit der königlichen Familie der Stuart zu verbinden, als er für die schöne und junge Edith von Scarborough in den Schranken focht. und seinen Gegner zu dem Geständnisse zwang, er habe schändlich gelogen. Aber leider,« fuhr der Vicomte mit einem Seufzer der Verachtung fort, »leider leben wir nicht mehr in dieser glorreichen Zeit, und die Edelleute müssen, wenn sie ihre Rechte verfechten, heut zu Tage ihre Sache dem Urtheile eines Hausens von Rechtsverdrehern unterwerfen, welche einen so klaren Satz wie den: ‚indem ich den Menschen nichts mehr schuldig bin‘ gar nicht verstehen.«

»Hören Sie, lieber Bruder, es sind dreihundert Jahre vorüber, seitdem dieser Satz geschrieben worden ist,« bemerkte Madame Dubarry, »und man muß das berücksichtigen, was man im Justizpalast, wie ich glaube, die Verjährung nennt.«

»Gleichviel, gleichviel,« sagte Jean, »ich behaupte, wenn Seine Majestät Madame ihre Angelegenheit würde auseinandersetzen hören, wie sie es vor uns gethan . . .«

»Oh! ich würde sie überzeugen, nicht wahr, mein Herr? dessen bin ich sicher.«

»Ich auch.«

»Ja, aber wie soll ich mich hörbar machen?«

»Sie müssen mir die Ehre erweisen, eines Tags nach Luciennes zu kommen, und da Seine Majestät die Gnade hat, mich ziemlich oft dort zu besuchen.«

»Ja, gewiß, meine Liebe, doch Alles dies hängt vom Zufall ab.«

»Vicomte,« sprach die Gräfin mit einem reizenden Lächeln, »Sie wissen, daß ich mich gern dem Zufall anvertraue, und ich habe mich nicht darüber zu beklagen.«

»Und dennoch kann es der Zufall fügen, daß Madame acht Tage, vierzehn Tage, drei Wochen nicht mit Seiner Majestät zusammentrifft.«

»Das ist wahr.«

»Mittlerweile wird in ihrem Prozeß Montag oder Dienstag das Urtheil gefällt.«

»Dienstag, mein Herr.«

»Und es ist bereits Freitag Abend.«

»Oh! dann darf man nicht mehr hierauf rechnen.«

»Was ist zu thun?« fragte der Vicomte, der in diese Träume versunken zu sein schien, »Teufel! Teufel!«

»Eine Audienz in Versailles?« sagte schüchtern Frau von Béarn.

»Oh! Sie werden sie nicht erhalten.«

»Mit Ihrer Protection, Madame?

»Meine Protection würde nichts helfen, Seine Majestät hat einen Abscheu vor allen officiellen Dingen, und in diesem Augenblick ist sie nur mit einer Angelegenheit beschäftigt.«

»Mit der der Parlamente?«

»Nein, mit der meiner Vorstellung.«

»Ah!« machte die alte Dame.

»Denn Sie wissen, Madame, daß trotz des Widerstandes von Herrn von Choiseul, trotz der

Intriguen von Herrn von Praslin, und trotz der Zuvorkommenheiten der Frau von Grammont, der König meine Vorstellung beschlossen hat.«

»Nein, nein, ich wußte es nicht, Madame.«

»O mein Gott! ja, beschlossen,« sprach Jean.

»Und wann wird die Vorstellung stattfinden, Madame?«

»Sehr bald.«

»Sehen Sie . . . nach des Königs Willen soll sie vor Ankunft der Frau Dauphine statthaben, damit er meine Schwester zu den Festen von Compiègne mitnehmen kann.«

»Ah! ich begreife, Madame ist also im Stande, vorgestellt zu werden?« fragte schüchtern die Gräfin.

»Mein Gott, ja. Die Frau Baronin d'Alogny, kennen Sie die Baronin d'Alogny?«

»Nein, mein Herr. Ach! ich kenne Niemand mehr, es sind zwanzig Jahre, daß ich den Hof verlaufen habe.«

»Nun, die Frau Baronin d'Alogny dient ihr als Pathin. Der König überhäuft sie mit Gnadenbezeugungen, diese gute Baronin. Ihr Gatte ist Kammerherr; ihr Sohn kommt zu den Garden mit dem Versprechen der ersten Lieutenantsstelle; ihre Baronie wird zur Grafschaft erhoben; die Anweisungen auf die Cassette des Königs werden gegen Actien der Stadt vertauscht, und am Abend der Vorstellung erhält sie zwanzig tausend Thaler baar Geld.«

»Ich begreife das,« sagte die Gräfin von Béarn mit einem anmuthigen Lächeln.

»Ah! wenn ich bedenke!« rief Jean.

»Was?« fragte Madame Dubarry.

»Welch ein Unglück!« fügte er von seinem Stuhle aufspringend bei, »welch ein Unglück, daß ich Madame nicht vierzehn Tage früher bei unserem Vetter, dem Vicekanzler, getroffen habe!«

»Nun?«

»Nun, damals standen wir noch in keiner Verbindung mit der Baronin d'Alogny.«

»Mein Lieber,« versetzte Madame Dubarry, »Sie sprechen wie ein Sphinx und ich verstehe Sie nicht.«

»Sie verstehen mich nicht?«

»Nein.«

»Ich wette, daß Madame mich versteht.«

»Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich suche vergebens.«

»Vor acht Tagen hatten Sie noch keine Pathin?«

»Allerdings.«

»Nun,« Madame, ich gehe vielleicht zu weit.«

»Nein, mein Herr, sprechen Sie.«

»Madame hätte Ihnen als solche gedient, und was der König für die Baronin d'Alogny thut, würde er auch für Madame gethan haben.«

Frau von Béarn riß die Augen weit auf und seufzte ein: »Ach!«

»Ah! wenn Sie wüßten, mit welcher Huld Seine Majestät alle diese Gunstbezeugungen bewilligt hat?« fuhr Jean fort. »Es war nicht nöthig, ihn darum zu bitten, er ist entgegengekommen. Sobald man ihm mittheilte, die Baronin d'Alogny biete sich an, Pathin von Jeanne zu werden, sagte er ‚Das ist mir lieb, ich bin müde aller dieser Närrinnen, welche, wie es

scheint, stolzer sind als ich. Gräfin, nicht wahr, Sie werden mir diese Frau vorstellen? Hat sie einen guten Prozeß, einen Rückstand, ein Bankerott? . . .’

Die Augen der Gräfin erweiterten sich immer mehr.

„Nur,“ fügte der König bei, „nur ist mir Eines ärgerlich.“ «

Ah! Eines war Seiner Majestät ärgerlich?

„Ja, Eines. Eines ist mir ärgerlich, ich hätte zur Vorstellung von Madame Dubarry gern einen historischen Namen gehabt.“

Und während Seine Majestät diese Worte sprach, schaute sie das Portrait von Karl I. von Van Dyck an.«

»Ja, ich begreife,« sprach die alte Prozeßkrämerin, »Seine Majestät sagte dies wegen der Verwandtschaft der Dubarry Moore mit den Stuarts, wovon Sie vorhin sprachen.«

»Ganz richtig.«

»Es ist wahr,« versetzte Frau von Béarn mit einem Tone, der sich nicht beschreiben läßt, »es ist wahr, ich habe nie von den d’Alogny sprechen hören.«

»Und dennoch ist es eine gute Familie,« bemerkte die Gräfin, »sie hat ihre Proben geliefert, oder so ungefähr geliefert.«

»Ah! mein Gott,« rief plötzlich Jean, indem er sich mit dem Faustgelenke auf seinem Stuhle erhob.

»Nun, was haben Sie denn?« fragte Madame Dubarry, welche die größte Mühe hatte, bei den gewaltsamen Verdrehungen ihres Schwagers das Lachen zu halten.²⁰

»Der Herr hat sich vielleicht gestochen?« fragte die alte Prozeßkrämerin mit ängstlicher Theilnahme.

»Nein,« erwiderte Jean, indem er sich sachte zurückfallen ließ, »nein, es ist mir ein Gedanke gekommen.«

»Was für ein Gedanke?« fragte die Gräfin lachend, »er hat Sie beinahe umgeworfen.«

»Er muß sehr gut sein,« bemerkte Frau von Béarn.

»Vortrefflich!«

»Nennen Sie ihn uns also.«

»Er hat nur ein Unglück.«

»Welches?«

»Es ist unmöglich ihn auszuführen.«

»Nennen Sie ihn immerhin.«

»In der That, ich habe Furcht, irgend Jemand Kummer zu bereiten.«

»Gleichviel, sprechen Sie Vicomte, sprechen Sie.«

»Ich dachte, Madame, wenn Sie der Baronin d’Alogny die Bemerkung mittheilen würden, welche der König machte, während er das Portrait von Karl I. betrachtete.«

»Oh! das wäre nicht sehr höflich, Vicomte.«

»Das ist wahr.«

»So denken wir nicht mehr daran.«

»Die Alte stieß einen Seufzer aus.

»Es ist ärgerlich,« fuhr der Vicomte fort, als spräche er mit sich, »die Dinge würden von sich

selbst gehen. Madame, welche einen großen Namen hat und eine Frau von Geist ist, böte sich an der Stelle der Baronin d'Alogny an, Sie gewänne ihren Prozeß, Herr von Béarn der Sohn bekäme eine Lieutenantsstelle bei den Gardes, und da Madame während der verschiedenen Reisen, die sie ihr Prozeß nach Paris zu machen gezwungen, große Kosten gehabt hat, so gäbe man ihr eine Entschädigung. Ah! ein solches Glück findet sich nicht zweimal im Leben.

»Ach! nein, ach! nein,« sagte unwillkürlich und von diesem unvorhergesehenen Schlage betäubt Frau von Béarn.

Es ist nicht zu leugnen, in der Lage der armen Dame würde Jedermann wie sie gesprochen und niedergeschmettert im Grunde des Lehnstuhls geblieben sein.

»Ah! Sie sehen, mein Bruder,« sprach die Gräfin, mit dem Tone tiefen Mitleids, »Sie sehen, daß Sie Madame betrübt haben. War es nicht genug, daß ich ihr offenbaren mußte, ich könne vor meiner Vorstellung nichts von dem König verlangen?«

»O! wenn ich meinen Prozeß verschieben könnte.«

»Nur um acht Tage,« sagte Madame Dubarry.

»Ja um acht Tage,« sprach Frau von Béarn, »in acht Tagen wird Madame vorgestellt sein.«

»Ja, aber in acht Tagen wird sich der König in Compiègne, mitten unter den Festen befinden; die Dauphine wird angekommen sein.«

»Das ist richtig, das ist richtig,« versetzte Jean, »aber . . .«

»Was?«

»Warten Sie doch; noch ein Gedanke.«

»Sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie,« rief die Alte.

»Es scheint mir, ja, nein, ja, ja, ja!«

Frau von Béarn wiederholte voll Angst die einsylbigen Wörter von Jean.

»Sie haben gesagt ja, Herr Vicomte,« bemerkte sie.

»Ich glaube, ich habe das Auskunftsmittel gefunden.«

»Nennen Sie es.«

»Hören Sie.«

»Wir hören.«

»Ihre Vorstellung ist noch ein Geheimniß, nicht wahr?«

»Allerdings, Madame allein . . .«

»Oh! seien Sie unbesorgt« rief die alte Dame.

»Ihre Vorstellung ist also ein Geheimniß. Man weiß nicht, daß Sie eine Pathin gefunden haben.«

»So ist es, der König will, daß die Neuigkeit wie eine Bombe losbreche.«

»Diesmal haben wir es.«

»Sicherlich, Herr Vicomte?« fragte Frau von Béarn.

»Wir haben es,« wiederholte Jean.

Die Ohren öffneten sich, die Augen erweiterten sich, Jean näherte sein Fauteuil den zwei andern Fauteuils.

»Madame weiß folglich wie die Andern nicht, daß Sie vorgestellt werden sollen und eine Pathin gefunden haben.«

»Allerdings. Ich wüßte es nicht, wenn Sie es mir nicht gesagt hätten.«

»Man wird glauben, Sie haben uns nicht gesehen; Sie wissen also von Allem gar nichts. Sie verlangen Audienz vom König.«

»Aber die Frau Gräfin behauptet, der König werde sie mir verweigern.«

»Sie verlangen Audienz vom König, indem Sie ihm anbieten, die Pathin der Gräfin zu werden. Sie begreifen. Sie wissen nichts davon, daß sie bereits eine hat. Sie verlangen also Audienz vom König, indem Sie sich anbieten, die Pathin meiner Schwester zu werden. Von Seiten einer Frau von Ihrem Range rührt die Sache Seine Majestät; Seine Majestät empfängt Sie, dankt Ihnen, fragt, was er thun könne, um Ihnen angenehm zu sein. Sie sprechen von der Angelegenheit des Prozesses, Sie machen Ihre Deductionen geltend. Seine Majestät begreift, empfiehlt die Sache, und Ihr Prozeß, den Sie für verloren halten, ist gewonnen.«

Madame Dubarry heftete glühende Blicke auf die Gräfin, Diese fühlte ohne Zweifel die Falle.

»Oh! ich schwaches Geschöpf,« sagte sie rasch, »wie soll Seine Majestät . . .«

»Es ist genug. Ich glaube bei diesem Verhältniß guten Willen gezeigt zu haben,« sprach Jean.

»Wenn es sich nur um den guten Willen handelt . . .« versetzte die Gräfin zögernd.

»Der Gedanke ist nicht schlecht,« sagte Madame Dubarry lächelnd. »Doch selbst um ihren Prozeß zu gewinnen, widerstrebt es vielleicht der Frau Gräfin, zu solchen Ränken ihre Zuflucht zu nehmen.«

»Solche Ränke!« rief Jean; »oh! ich frage, wer wird sie denn erfahren, diese Ränke?«

»Madame hat Recht,« sprach die Gräfin, in der Hoffnung, sich durch einen Querzug aus der Sache zu ziehen, »es wäre mir lieber, ihr einen wirklichen Dienst zu leisten, um mir ihre Freundschaft zu erwerben.«

»Das ist in der That im höchsten Maße liebenswürdig,« sagte Madame Dubarry mit einer leichten Färbung von Ironie, welche Frau von Béarn nicht entging.

»Nun! ich habe noch ein Mittel,« versetzte Jean.

»Ein Mittel?

»Ja.«

»Diesen Dienst wirklich zu machen?«

»Ah! Vicomte,« sprach Madame Dubarry, »Sie werden Dichter, nehmen Sie sich in Acht! Herr von Beaumarchais hat in seiner Einbildungskraft nicht mehr Quellen als Sie.«

Die alte Gräfin erwartete voll Angst die Auseinandersetzung dieses Mittels.

»Scherz bei Seite,« rief Jean. »Hören Sie, kleine Schwester, nicht wahr, Sie sind sehr vertraut mit der Baronin d'Alogny?«

»Ob ich es bin! . . . Sie wissen es wohl.«

»Würde sie sich beleidigt fühlen, wenn die Vorstellung nicht durch sie stattfände?«

»Das ist wohl möglich!«

»Es versteht sich, Sie würden ihr nicht geradezu ins Gesicht sagen, was der König gesprochen hat, nämlich, daß sie für eine solche Aufgabe von einem zu kleinen Adel sei. Doch Sie sind eine Frau von Geist, Sie werden ihr etwas Anderes sagen.«

»Nun?« fragte Jeanne.

»Sie würde Madame diese Gelegenheit, Ihnen einen Dienst zu leisten und zugleich ihr Glück zu machen, abtreten.«

Die Alte bebte. Diesmal war der Angriff unmittelbar und kaum eine ausweichende Antwort möglich.

Sie fand jedoch eine und erwiderte:

»Ich möchte diese Dame nicht gern vor den Kopf stoßen, und man ist sich unter Leuten von Stand gewisse Rücksichten schuldig.«

Madame Dubarry machte eine Bewegung des Aergers, die ihr Bruder mit einem Zeichen beschwichtigte.

»Merken Sie wohl, Madame,« sagte er, »ich schlage Ihnen nichts vor. Sie haben einen Prozeß, das widerfährt Jedermann; Sie wünschen ihn zu gewinnen, das ist ganz natürlich. Er scheint verloren, das bringt Sie in Verzweiflung; ich falle gerade in die Mitte dieser Verzweiflung; ich fühle mich von einer Sympathie für Sie ergriffen; ich nehme Theil an dieser Angelegenheit, die mich nichts angeht; ich suche Mittel, ihr eine gute Wendung zu geben, während sie zu zwei Dritteln bereits eine schlechte genommen hat. Ich habe Unrecht, sprechen wir nicht mehr davon.«

Und Jean stand auf.

»Oh! mein Herr,« rief die Alte mit einer Beklemmung des Herzens, die sie die Dubarry, welche bis jetzt gleichgültig gewesen, als fortan gegen ihren Prozeß verbunden, erblicken ließ; »oh! mein Herr, ganz im Gegentheil, ich erkenne, ich bewundere Ihr Wohlwollen!«

»Sie begreifen,« sagte Jean mit einer vortrefflich gespielten Gleichgültigkeit »Sie begreifen, mir ist nichts daran gelegen, ob meine Schwester durch die Baronin d’Alogny, durch Frau von Polastron, oder durch Frau von Béarn vorgestellt wird.«

»Ganz gewiß, mein Herr.«

»Nur, ich gestehe es, wäre ich wüthend; wenn die Wohlthaten des Königs auf ein schlechtes Herz fielen, das, gewonnen durch ein schmutziges Interesse, vor unserer Macht, weil es die Unmöglichkeit, dieselbe zu erschüttern, begriffen, capitulirt hätte.«

»Oh! das wäre wahrscheinlich geschehen,« sprach Madame Dubarry.

»Während,« fuhr Jean fort, »während Madame, die man nicht ersucht hat, die wir kaum kennen, und die sich aus freien Stücken anbietet, mir in jeder Beziehung würdig scheint, aus den Vortheilen der Lage Nutzen zu ziehen.«

Die alte Dame hätte vielleicht- gegen diesen guten Willen, mit dem sie der Vicomte beehrte, Einsprache gethan, doch Madame Dubarry ließ ihr nicht Zeit dazu.

»Es ist nicht in Abrede zu ziehen,« sprach sie, »ein solches Benehmen würde den König entzücken, und der König hätte einer Person, welche auf diese Art verfahren wäre, nichts zu verweigern.«

»Wie! Sie sagen, er hätte ihr nichts zu verweigern?«

»Das heißt, er wurde ihren Wünschen entgegenkommen, das heißt, Sie würden ihn mit Ihren eigenen Ohren zu dem Vicekanzler sagen hören! ‚Es ist mein Wille, daß man sich gegen Frau von Béarn gefällig benehme, verstehen Sie, Herr von Maupeou?‘ Doch es scheint die Frau Gräfin erblickt Schwierigkeiten hiegegen, — Es ist gut, nur,« fügte der Vicomte sich verbeugend bei, »nur hoffe ich, Madame wird mir für meinen guten Willen Dank wissen.«

»Ich bin von Dankbarkeit durchdrungen, mein Herr,« rief die Alte.

»Oh! ich bitte, gar keine Ursache,« versetzte der galante Vicomte.

»Aber,« sagte die Gräfin.

»Madame.«

»Aber die Baronin d'Alogny wird ihr Recht nicht abtreten,« sprach Frau von Béarn.

»Dann kommen wir auf das zurück, was wir von Anfang an sagten, Madame wird sich nicht minder angeboten haben und Seine Majestät wird nicht minder dankbar sein.«

»Doch vorausgesetzt, die Baronin d'Alogny würde einwilligen,« entgegnete die Gräfin, welche das Aeufferste wagte, um klar im Grunde der Dinge zu sehen, »man kann diese Dame doch die Vorheile nicht verlieren lassen.«

»Die Güte des Königs ist unerschöpflich, Madame,« sprach die Favoritin.

»Oh!« rief Dubarry, »welch ein Stein auf den Kopf dieser Saluces, die ich nicht riechen kann!«

»Wenn ich meine Dienste Madame anböte,« versetzte die alte Prozeßkrämerin, welche zugleich fortgerissen durch ihr Interesse und durch die Komödie, die man mit ihr spielte, einem Entschlusse immer näher kam, »wenn ich mich anböte, würde ich den Gewinn meines Prozesses nicht in Betracht ziehen, denn dieser Prozeß, den heute die ganze Welt für verloren hält, wird am Ende morgen schwer zu gewinnen sein.«

»Ah! doch wenn der König wollte,« antwortete der Vicomte, der dieses neue Zögern schleunigst zu bekämpfen suchte.

»Madame hat Recht, Vicomte, und ich bin auch, ihrer Ansicht,« sprach die Favoritin.

»Wie sagen Sie?« versetzte der Vicomte, indem er die Augen weit aufriß.

»Ich sage, es wäre ehrenvoll für eine Dame von dem Namen von Madame, den Prozeß gehen zu lassen, wie er gehen soll. Nur kann Niemand dem Willen des Königs Fesseln anlegen oder ihn in seiner Freigebigkeit aufhalten. Und wenn der König, besonders in der Lage, in der er sich mit seinen Parlamenten befindet, den Gang der Gerichte nicht verändern wollte und Madame eine Entschädigung anböte?«

»Eine ehrenvolle,« fügte der Vicomte rasch bei. »Oh! ja, kleine Schwester, ich bin auch Ihrer Ansicht.«

»Ach!« entgegnete seufzend die alte Dame, »wie kann man für den Verlust eines Prozesses entschädigen, der zweimal hundert tausend Livres wegnimmt.«

»Vor Allem durch ein königliches Geschenk von zweimal hundert tausend Livres,« erwiederte Madame Dubarry.

Die zwei Verbündeten schauten ihr Opfer gierig an.

»Ich habe einen Sohn,« sagte Frau von Béarn.

»Desto besser, das ist ein Diener mehr für den Staat, es ist eine neue Ergebenheit für den König erworben.«

»Sie glauben, Madame, er würde etwas für meinen Sohn thun?«

»Ich stehe dafür,« antwortete Jean, »und das Wenigste, was er hoffen darf, ist eine Lieutenantsstelle bei den Gendarmen.

»Haben Sie noch andere Verwandte?« fragte die Favoritin.

»Einen Neffen.

»Nun! man würde etwas für den Neffen erfinden.«

»Und hiemit würden wir Sie beauftragen, Vicomte. Sie, der Sie uns so eben bewiesen haben, daß Sie voll Erfindung sind,« sprach lachend die Favoritin.

»Sagen Sie, wenn Seine Majestät Alles dies für Sie thäte, würden Sie den König billig und anständig finden?« fragte der Vicomte, der nach der Vorschrift von Horaz immer schärfer auf die Entwicklung drang.

»Ich würde ihn über allen Ausdruck großmüthig finden, und meine ganze Erkenntlichkeit Madame darbringen, in der Ueberzeugung, daß ich ihr so viel Großmuth zu verdanken hätte.«

»Sie wollen also die Güte haben, unser Gespräch im Ernste zu nehmen?« fragte die Favoritin.

»Ja, Madame, im höchsten Ernste,« antwortete die alte Dame, ganz bleich ob der Verbindlichkeit, die sie übernahm.

»Und Sie erlauben, daß ich mit Seiner Majestät von Ihnen spreche?«

»Erweisen Sie mir diese Ehre,« erwiderte Frau von Béarn mit einem Seufzer..

»Madame, es wird geschehen, und zwar nicht später als diesen Abend,« sagte die Favoritin, indem sie die Sitzung aufhob; »und nun, Madame, habe ich mir, wie ich hoffe, Ihre Freundschaft erworben?«

»Die Ihrige ist mir so kostbar, daß ich in der That unter der Herrschaft eines Traumes zu stehen glaube,« antwortete die alte Dame, während sie ihre Verbeugung begann.

»Wir wollen die Sache noch einmal durchgehen,« sprach Jean, der dem Innern der Gräfin die ganze Bestimmtheit geben wollte, welche der Geist braucht, um die materiellen Dinge zum Ziele zu führen. »Hören Sie, zuerst hunderttausend Livres als Entschädigung für Prozeßkosten, Reisen, Advokatengebühren u.s.w. u.s.w. u.s.w.«

»Ja, mein Herr«

»Eine Lieutenantsstelle für den jungen Grafen.«

»Oh! das wird für ihn die Eröffnung einer herrlichen Laufbahn sein.«

»Und etwas für meinen Neffen, nicht wahr?«

»Etwas?«

»Man wird dieses Etwas finden; ich habe es bereits gesagt; das ist meine Sache.«

»Und wann werde ich die Ehre haben, Sie wiederzusehen, Frau Gräfin?« fragte die alte Dame.

»Morgen früh, meine Carrosse erwartet Sie vor Ihrer Thüre, Madame, um Sie nach Luciennes zu führen, wo der König sein wird. Morgen um zehn Uhr habe ich mein Versprechen erfüllt. Seine Majestät ist benachrichtigt, und Sie haben nicht zu warten.

»Erlauben Sie, daß ich Sie begleite,« sagte Jean, indem er der Gräfin seinen Arm bot.

»Ich werde es nicht dulden, mein Herr,« entgegnete die alte Dame; »ich bitte, bleiben Sie.«

Jean beharrte auf seinem Anerbieten.

»Wenigstens bis oben an die Treppe.«

»Da Sie es durchaus wollen . . .«

Und sie nahm den Arm des Vicomte.

»Zamore!« rief die Gräfin.

Zamore lief herbei.

»Man leuchte Madame bis auf die Freitreppe und lasse den Wagen meines Bruders vorfahren.«

Zamore schoß fort wie ein Pfeil.

»In der That, Sie überhäufen mich mit Güte,« sagte Frau von Béarn.

Und die zwei Frauen tauschten eine neue Verbeugung aus.

Oben an der Treppe verließ der Vicomte Jean den Arm von Frau von Béarn, und kehrte zu seiner Schwester zurück, während die alte Dame majestätisch die große Treppe hinabstieg.

Zamore marschierte voraus; ihm folgten zwei Bedienten mit Fackeln, dann kam Frau von Béarn, deren etwas kurze Schleppe ein dritter Lackei trug.

Der Bruder und die Schwester schauten durch ein Fenster, um dieser kostbaren, mit so viel Mühe gesuchten, und mit so großen Schwierigkeit gefundenen Pathin bis zu ihrem Wagen zu folgen.

In dem Augenblick, wo Frau von Béarn unten an die Freitreppe kam, fuhr ein Wagen in den Hof und eine junge Frau sprang leicht heraus.

»Ah! Frau Chon,« rief Zamore, indem er seine dicken Lippen übermäßig öffnete; »guten Abend, Frau Chon.«

Frau von Béarn blieb einen Fuß in der Luft stehen; sie hatte in der Ankommenden ihren Besuch, die falsche Tochter von Meister Flageot, erkannt.

Dubarry öffnete hastig sein Fenster und machte von hier aus seiner Schwester, welche ihn nicht sah, furchtbare Zeichen.

»Ist dieser kleine Dummkopf von einem Gilbert hier?« fragte Chon die Bedienten, ohne die Gräfin zu sehen.

»Nein, Madame,« antwortete einer von ihnen.

Nun erst schlug sie die Augen auf und erblickte die Signale von Jean.

Sie folgte der Richtung seiner gegen Frau von Béarn ausgestreckten Hand.

Chon erkannte diese, stieß einen Schrei aus, drückte ihre Kopfbedeckung nieder, und verschwand im Vorhause.

Die Alte stieg, ohne daß es schien, als hätte sie etwas bemerkt, in den Wagen und gab dem Kutscher ihre Adresse.

XXXII.

Der König langweilt sich.

Der König, welcher gemäß seiner Ankündigung nach Marly abgegangen war, gab gegen drei Uhr Nachmittags Befehl, ihn nach Luciennes zu führen.

Er mußte voraussetzen, Madame Dubarry würde nach Empfang seines kleinen Billets schleunigst Versailles ebenfalls verlassen, um ihn in dem reizenden Hause zu erwarten, das sie sich hatte bauen lassen, und das der König bereits mehrere Male besucht, ohne jedoch eine Nacht daselbst zuzubringen, unter dem Vorwande, Luciennes sei kein königliches Schloß.

Er war in hohem Maße erstaunt, als er bei seiner Ankunft Zamore sehr wenig stolz und sehr wenig Gouverneur fand, sondern im Gegentheil sah, wie er dem Papagei, der ihn zu beißen suchte, die Federn ausrupfte.

Die zwei Günstlinge rivalisirten wie, Herr von Choiseul und Madame Dubarry.

Der König begab sich in den kleinen Salon und schickte sein Gefolge weg.

Er hatte nicht die Gewohnheit, die Diener zu befragen, obgleich er der neugierigste Edelmann seines Königreiches war; aber Zamore war etwas, das einen Rang zwischen dem kleinen Affen und dem kleinen Papagei einnahm.

Der König befragte also Zamore:

»Ist die Frau Gräfin im Garten?«

»Nein, Meister,« sagte Zamore.

Dieses Wort ersetzte den Titel Majestät, dessen Madame Dubarry in einer ihrer Launen den König in Luciennes beraubt hatte.

»Dann ist sie bei den Karpfen?«

Man hatte mit großen Kosten einen See auf dem Berge gegraben, man hatte ihn mit dem Wasser des Aquäducts gespeist und die schönsten Karpfen von Versailles dahin verpflanzt.

»Nein, Meister,« antwortete Zamore abermals.

»Wo ist sie denn?«

»In Paris, Meister.«

»Wie, in Paris! . . . Die Gräfin ist nicht nach Luciennes gefahren? . . .«

»Nein, Meister, aber sie hat Zamore geschickt.«

»Warum dies?«

»Um hier den König zu erwarten.«

»Ah! ah!« rief Ludwig XV., »man überträgt Dir die Sorge, mich zu empfangen? Es ist etwas Reizendes um die Gesellschaft von Zamore! ich danke, Gräfin, ich danke!«

Und der König erhob sich etwas ärgerlich.

»O nein,« sprach der Neger, »der König wird nicht die Gesellschaft von Zamore haben.«

»Und warum?«

»Weil Zamore geht.«

»Wohin gehst Du?«

»Nach Paris.«

»Ah! ich werde also allein bleiben? Immer besser. Aber was machst Du in Paris?«

»Ich kehre zur Meisterin Barry zurück und melde ihr, der König sey in Luciennes.«

»Ah! ah! die Gräfin hat Dich beauftragt, mir das zu sagen?«

»Ja, Meister.«

»Und sie hat nicht gesagt, was ich mittlerweile thun würde?«

»Sie hat gesagt, Du würdest schlafen.«

»Sie wird wohl nicht lange ausbleiben,« dachte der König; »ohne Zweifel bereitet sie mir eine neue Ueberraschung.«

Dann sprach er laut:

»Geh also geschwinde und bringe die Gräfin zurück. Doch wie machst Du den Weg?«

»Auf dem großen Schimmel, mit der rothen Schabracke.«

»Und wie viel Zeit braucht der große Schimmel, um Paris zu erreichen?«

»Ich weiß nicht,« sagte der Neger, »doch er geht geschwinde, geschwinde. Zamore liebt es, schnell zu reiten.«

»Das ist abermals ein Glück, daß es Zamore liebt, schnell zu reiten,« sprach der König und stellte sich an das Fenster, um Zamore abgehen zu sehen.

Ein großer Lackei hob ihn auf das Pferd, und in der glücklichen Unbekanntschaft mit der Gefahr, welche besonders der Kindheit angehört, ritt der Negerknabe, auf seinem riesigen Thiere hockend, im Galopp weg.

Der König, welcher allein geblieben war, fragte einen Bedienten, ob es etwas Neues in Luciennes gebe.

»Herr Boucher ist hier und malt das große Cabinet der Frau Gräfin,« antwortete der Diener.

»Ah! Boucher, der gute, arme Boucher, er ist hier?« sagte der König mit einer gewissen Befriedigung, »und wo dies?«

»Im Cabinet im Pavillon; befiehlt Seine Majestät, daß ich sie zu Herrn Boucher führe?«

»Nein, entgegnete der König, »nein, ich will lieber die Karpfen besuchen. Geben Sie mir ein Messer.«

»Ein Messer, Sire?«

»Ja, und ein großes Brod.«

Der Diener kehrte bald zurück und brachte auf einer Platte von japanesischem Porzellan ein großes, rundes Brod, in welchem ein langes, schneidendes Messer stak.

Der König machte dem Diener ein Zeichen, ihn zu begleiten, und wandte sich zufrieden nach dem Teiche.

Es war eine Familienüberlieferung, den Karpfen zu fressen zu geben. Der große König verfehlte keinen Tag dies zu thun.

Ludwig XV. setzte sich auf eine Moosbank, von der man eine reizende Aussicht genoß.

Sie umfaßte zuerst den kleinen See mit seinen von Rasen bedeckten Ufern; jenseits das Dorf zwischen zwei Hügel gestellt, von denen sich der eine senkrecht erhebt, wie der moosige Felsen des Virgil, so daß die strohbedeckten Häuser, die er trägt, Kinderspielzeuge in eine Schachtel voll Farnkraut gepackt zu sein scheinen; ferner die Giebel von Saint-Germain, seine riesigen

Treppen und die zahllosen Büschel seiner Terrassen; noch ferner die blauen Bergabhänge von Saunois und Cormeilles; endlich einen Himmel von rosiger und grauer Färbung, der Alles dies einschloß, wie es eine herrliche Kuppel von Kupfer gethan hätte.

Das Wetter war stürmisch, das Blätterwerk hob sich schwarz von den zartgrünen Wiesen ab; unbeweglich und glatt, wie eine weite Oberfläche von Oel, öffnete sich zuweilen das Wasser plötzlich, wenn ans fernen grünen Tiefen ein Fisch einem silbernen Blitze ähnlich sich emporschwang, um eine Teichfliege zu haschen, welche ihre langen Füße über das Wasser schleppte.

Dann erweiterten sich große, zitternde Kreise auf der Oberfläche des Sees, und ließen überall hin kleinere schwarze Kreise, vermischt mit weißen Kreisen, spielen.

Man sah auch an den Ufern die ungeheuren Schnauzen der schweigsamen Fische sich erheben, welche, sicher nie Netz oder Angel zu finden, an dem herabhängenden Klee saugten, und mit ihren großen, starren Augen, welche nicht zu sehen scheinen, die kleinen, grauen Eidechsen und die grünen Frösche, die sich unter den Binsen umhertrieben, betrachteten.

Nachdem der König als ein Mann, welcher weiß, wie man seine Zeit verliert, die Landschaft in allen Winkeln beschaut, die Häuser des Dorfes und die Dörfer der Perspektiven gezählt hatte, nahm er das Brod von dem nebenstehenden Teller und schnitt große Stücke ab.

Die Karpfen hörten das Eisen ans der Kruste knarren und kamen, vertraut mit diesem Geräusch, das ihnen ihr Mittagmahl ankündigte, so nahe als möglich herbei, um sich Seiner Majestät zu zeigen, damit sie ihnen die tägliche Speise zu reichen geruhe. Die Fische thaten dies ebensowohl für den ersten Bedienten, aber der König glaubte natürlich, es geschehe ihm zu Ehren.

Der König warf eines nach dem andern die Brodstücke in das Wasser; sie tauchten zuerst unter, kamen dann wieder an die Oberfläche, wurden einige Zeit streitig gemacht, zerbröckelten plötzlich, durch das Wasser aufgelöst, und verschwanden in einem Augenblick.

Sie boten in der That ein ziemlich belustigendes Schauspiel, alle diese Brodkrusten, wie sie, von unsichtbaren Schnauzen fortgestoßen, sich bis zu dem Augenblick, wo sie für immer untersanken, auf dem Wasser umhertrieben.

Seine Majestät, welche die Geduld gehabt hatte, hundert Stücke Brod abzuschneiden, genoß nach einer halben Stunde die Befriedigung, kein einziges mehr obenauf schwimmen zu sehen.

Der König langweilte sich nun auch und erinnerte sich, daß ihm Herr Boucher eine secundäre Zerstreuung bieten konnte: diese Zerstreuung war allerdings minder anziehend, als die der Karpfen, doch ans dem Lande nimmt man, was man findet.

Ludwig XV. wandte sich also, nach dem Pavillon. Boucher war schon benachrichtigt. Während er malte, oder sich stellte, als malte er, folgte er dem König mit den Augen: er sah ihn nach dem Pavillon gehen, richtete ganz freudig seinen Jabot zurecht, zog seine Manchetten vor, und stieg auf seine Leiter, denn man hatte ihm empfohlen, sich das Ansehen zu geben, als wüßte er nicht, daß der König in Luciennes sei. Er hörte den Boden unter den Tritten des Herrn krachen, und begann an einem baußbäcken Amor zu arbeiten, der einer jungen Schäferin, welche in ein Leibchen von blauem Atlas gekleidet war und einen Strohhut auf dem Kopfe trug, eine Rose raubte. Die Hand zitterte ihm, das Herz schlug ihm.

Ludwig XV. blieb auf der Schwelle stehen.

»Ah! Herr Boucher,« sagte er, »wie riechen Sie nach Terpentin.«

Und er ging weiter.

Der arme Boucher hatte, so wenig der König auch Künstler war, ein anderes Compliment erwartet, und wäre beinahe von seiner Leiter gefallen.

Er stieg herab und entfernte sich mit Thränen in den Augen, ohne seine Palette abzukratzen und ohne seine Pinsel auszuwaschen, was er sonst jeden Abend zu thun pflegte.

Seine Majestät zog ihre Uhr. Es war sieben Uhr.

Ludwig XV. kehrte in das Schloß zurück, neckte den Affen, ließ den Papagei sprechen und nahm aus den Schränken, eine nach der andern, alle die chinesischen Spielereien, die sie enthielten. Es wurde Nacht.

Seine Majestät liebte die dunkeln Gemächer nicht; man zündete Kerzen an.

Aber sie liebte die Einsamkeit ebenso wenig.

»Meine Pferde in einer Viertelstunde,« sprach der König. »Meiner Treue,« fügte er bei, »ich gebe ihr noch eine Viertelstunde, keine Minute mehr.«

Hienach legte sich Ludwig XV. auf den Sopha dem Kamin gegenüber und machte es sich zur Aufgabe, zu warten, bis die fünfzehn Minuten, das heißt neunhundert Secunden, abgelaufen wären.

Bei der vierhundertsten Schwingung der Unruhe der Pendeluhr, die einen blauen Elephanten vorstellte, auf dem eine rosenfarbige Sultanin ritt, schlief der König.

Der Lackei, welcher nun kam, um zu melden, der Wagen sei bereit, hütete sich, wie man denken kann, wohl, den König zu wecken, als er sah, daß er schlief.

Die Folge dieser Aufmerksamkeit für den erhabenen Schlummer war, daß der König, als er allein aufwachte, sich gegenüber Madame Dubarry erblickte, welche, wie es schien, sehr wenig geschlafen hatte, und ihn mit großen Augen anschaute. Zamore wartete an der Thüre auf den ersten Befehl.

»Ah! Sie sind hier, Gräfin,« sagte der König, der zwar sitzen blieb, aber eine verticale Stellung nahm.

»Ja, Sire, ich bin hier, und zwar seit sehr langer Zeit,« antwortete die Gräfin.

»Oh! das heißt seit langer Zeit . . .«

»Bei Gott, wenigstens seit einer Stunde. Oh! wie Eure Majestät schläft!«

»Meiner Treue, hören Sie doch, Gräfin, Sie waren nicht hier, und ich langweilte mich ungemein . . . dann schlafe ich so schlecht in der Nacht. Wissen Sie, daß ich wegfahren wollte?«

»Ja, ich habe die Pferde Eurer Majestät angespannt Der König schaute auf die Uhr und rief:

Oh! es ist schon halb eilf Uhr, ich habe beinahe drei Stunden geschlafen.«

»Wenigstens so viel, Sire; sagen Sie, man schlafe nicht gut in Luciennes.«

»Meiner Treue, sehr gut! Doch was Teufels sehe ich hier?« rief der König, als er Zamore erblickte.

»Sie sehen den Gouverneur von Luciennes, Sire.«

»Noch nicht, noch nicht,« versetzte der König lachend; »wie! dieser Bursche trägt die Uniform, ehe er ernannt ist? er rechnet also sehr auf mein Wort?«

»Sire, Ihr Wort ist heilig, und wir sind Alle befugt, darauf zu rechnen. Doch Zamore bat mehr als Ihr Wort, oder vielmehr weniger als Ihr Wort, Sire, er hat sein Patent.«

»Wie?«

»Der Herr Kanzler hat es mir geschickt: hier ist es. Der Eid. ist noch die einzige Förmlichkeit, welche seiner Bestallung fehlt. Lassen Sie ihn rasch schwören, und er mag uns bewachen.«

»Nähern Sie sich, Herr Gouverneur,« sprach der König.

Zamore näherte sich; er hatte einen Uniformsfrack mit gesticktem Kragen trug die Epauletten eines Kapitäns, eine kurze Hose seidene Strümpfe und einen bratspießförmigen Degen. Der Neger schritt steif und abgemessen, einen ungeheuren dreieckigen Hut unter dem Arm, einher.

»Wird er allein schwören können?« sagte der König.

»O ja; versuchen Sie es, Sire.«

»Treten Sie vor,« sprach der König, indem er neugierig die schwarze Puppe anschaute.

»Auf die Kniee,« sagte die Gräfin.

»Leisten Sie den Eid,« fügte Ludwig XV. bei.

Das Kind legte eine Hand auf sein Herz, die andere in die Hände des Königs und sprach:

»Ich schwöre Treue und Gehorsam meinem Gebieter und meiner Gebieterin; ich schwöre bis zum Tod das Schloß zu vertheidigen, dessen Bewachung man mir anvertraut, und das Zuckerwerk bis auf den letzten Topf zu essen, ehe ich mich im Falle eines Angriffs übergebe.«

Der König brach in ein Gelächter aus, sowohl über die Formel des Schwurs, als über den Ernst, mit welchem ihn Zamore sprach.

»Gegen diesen Schwur,« erwiderte der König, indem er sich in den geziemenden Ernst zu versetzen suchte, »übertrage ich Ihnen, Herr Gouverneur, das oberste Recht, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit über alle diejenigen, welche die Luft, die Erde, das Feuer und das Wasser dieses Palastes bewohnen.«

»Ich danke,« sprach Zamore aufstehend.

»Und nun,« sagte der König, »spaziere mit Deinem schönen Kleid in den Küchen umher, und laß uns in Ruhe. Gehe.«

Zamore entfernte sich.

Als Zamore zu einer Thüre hinausging, trat Chon durch die andere ein.

»Ah! Sie hier, kleine Chon. Guten Morgen, Chon.«

Der König zog sie auf seinen Schooß und küßte sie.

»Höre, meine kleine Chon,« fuhr er fort, »Du wirst mir die Wahrheit sagen.«

»Ah! nehmen Sie sich in Acht, Sire,« erwiderte Chon, »Sie kommen schlecht an; die Wahrheit! ich glaube, es wäre das erste Mal in meinem Leben. Wenn Sie die Wahrheit wissen wollen, wenden Sie sich an Jeanne; sie ist nicht im Stand zu lügen.«

»Ist es so Gräfin?«

»Sire, Chon hat eine zu gute Meinung von mir. Das Beispiel hat mich verdorben, und seit diesem Abend besonders bin ich entschlossen, zu lügen wie eine ächte Gräfin, wenn es nicht gut ist, die Wahrheit zu sagen.«

»Ah!« rief der König, »es scheint, Chon hat mir etwas zu verbergen.«

»Meiner Treue! nein.«

»Irgend einen kleinen Herzog, einen kleinen Marquis, einen kleinen Vicomte, den man besucht haben wird.«

»Ich glaube nicht,« versetzte die Gräfin.

»Was sagt Chon dazu?«

»Wir glauben nicht, Sire.«
 »Ich muß mir wohl darüber einen Bericht von der Polizei machen lassen.«
 »Von der von Herrn von Sartines oder von der meinigen?«
 »Von der von Herrn von Sartines.«
 »Wie viel bezahlen Sie ihm dafür?«
 »Wenn er mir interessante Dinge sagt, feilsche ich nicht.«
 »Dann geben Sie meiner Polizei den Vorzug, und nehmen Sie meinen Bericht. Ich werde Sie . . . königlich bedienen.«
 »Sie verkaufen sich selbst?«
 »Warum nicht, wenn die Summe das Geheimniß werth ist.«
 »Wohl es sei! Lassen Sie den Bericht hören. Doch vor Allem keine Lügen.
 »Sire, Sie beleidigen mich.«
 Ich will sagen keine Umwege.«
 »Nun, Sire, halten Sie die Gelder bereit, hier ist der Bericht.«
 »Ich thue es,« sprach der König, und ließ einige Goldstücke im Grunde seiner Tasche klingen.
 »Erstens wurde die Gräfin, Madame Dubarry, gegen zwei Uhr Nachmittags in Paris gesehen.
 »Weiter, weiter, ich weiß das.«
 »In der Rue de Valois.«
 »Ich leugne es nicht.«
 »Gegen sechs Uhr kam Zamore zu ihr.«
 »Das ist abermals möglich; doch was machte Madame Dubarry in der Rue de Valois?«
 »Sie ging in ihr Hotel.«
 »Ich begreife wohl; aber warum ging sie in ihr Hotel?«
 »Um ihre Pathin zu erwarten.«
 »Ihre Pathin!« versetzte der König mit einer Grimasse, die er nicht ganz zu verbergen vermochte, »sie will sich also taufen lassen?«
 »Ja, Sire, auf dem großen Taufstein von Versailles.«
 »Meiner Treue, sie hat Unrecht; das Heidenthum stand ihr so gut.«
 »Ah! Sire, Sie kennen das Sprüchwort: man will das haben, was man nicht hat.«
 »Somit wollen wir eine Pathin haben?«
 »Und wir haben sie, Sire.«
 Der König schauerte und zuckte die Achseln.
 »Ich liebe diese Bewegung ungemein, Sire; sie beweist mir, daß Eure Majestät in Verzweiflung wäre, wenn Sie die Grammont, die Guémenée und alle die Maulaffen des Hofes unterliegen sehen würde.«
 »Wie beliebt?«
 »Allerdings, Sie verbünden sich mit diesen Leuten.«
 »Ich verbünde mich? . . . Gräfin, erfahren Sie, daß ein König sich nur mit Königen verbündet.«
 »Das ist wahr; doch alle Ihre Könige sind die Freunde des Herrn von Choiseul.«
 »Kehren wir zu Ihrer Pathin zurück, Gräfin.«

»Mit Vergnügen, Sire.«

»Es ist Ihnen also gelungen, eine zu fabrizieren?«

»Ich habe sie ganz und gar gefunden, und zwar von guter Art; eine Gräfin von Béarn von einer Familie von Fürsten, welche regiert haben. Diese wird hoffentlich die Verbündete der Verbündeten der Stuarts nicht entehren.«

»Die Gräfin von Béarn?« entgegnete der König erstaunt; »ich kenne nur eine, welche in der Gegend von Verdun wohnen muß.«

»Es ist dieselbe; sie hat die Reise ganz vorsätzlich gemacht.«

»Und sie wird Ihnen die Hand geben?«

»Beide Hände.«

»Wann dies?«

»Morgen Vormittag um elf Uhr wird sie die Ehre haben, in geheimer Audienz von mir empfangen zu werden, und zu gleicher Zeit, wenn die Frage nicht indiscret ist, wird sie den König bitten, ihren Tag zu bestimmen, und Sie werden ihn sobald als möglich bestimmen, nicht wahr, Sire?«

Der König lachte, aber nicht sehr offenherzig.

»Allerdings, allerdings,« sagte er, und küßte der Gräfin die Hand.

Doch plötzlich rief er:

»Morgen um elf Uhr!«

»Ja, zur Stunde des Frühstücks.«

»Unmöglich, liebe Freundin.«

»Wie, unmöglich!«

»Ich frühstücke nicht hier, ich kehre diesen Abend zurück.«

»Was ist das wieder?« sagte Madame Dubarry, welche die Kälte bis in ihr Herz' dringen fühlte. »Sie fahren weg, Sire?«

»Es muß sein, liebe Gräfin, ich habe Sartines wegen einer wichtigen Arbeit beschieden.«

»Wie Sie wollen, Sire; doch ich hoffe, Sie werden wenigstens zu Nacht speisen?«

»Oh! ja, ich werde vielleicht zu Nacht speisen . . . ja, ich habe ziemlich Hunger, ich werde zu Nacht speisen.«

»Laß auftragen, Chon,« sagte die Gräfin zu ihrer Schwester, indem sie ihr ein besonderes Zeichen machte, das ohne Zweifel auf eine zum Voraus getroffene Uebereinkunft Bezug hatte.

Chon entfernte sich.

Der König hatte das Zeichen in einem Spiegel gesehen, und obgleich er es nicht begreifen konnte, vermuthete er doch eine Falle.

»Doch nein, nein,« rief er; »es ist mir unmöglich, zu Nacht zu speisen . . . ich muß auf der Stelle aufbrechen. Ich habe die Unterschriften; es ist heute Sonnabend.«

»Gut, es sei, ich will vorfahren lassen.«

»Ja, liebe Schöne.«

»Chon!«

Chon trat wieder ein.

»Die Pferde des Königs!« sagte die Gräfin.

»Gut,« versetzte Chon mit einem Lächeln. Und sie entfernte sich abermals. Einen Augenblick nachher hörte man ihre Stimme im Vorzimmer rufen:

»Die Pferde des Königs!«

XXXIII.

Der König belustigt sich.

Entzückt über seinen Autoritätsstreich, der die Gräfin dafür bestrafte, daß sie ihn hatte warten lassen, und ihn zugleich von der Unannehmlichkeit der Vorstellung befreite, ging der König auf die Thüre des Salon zu.

Chon kehrte zurück.

»Nun! sehen Sie meine Bedienung?«

»Nein, Sire, es ist Niemand von Eurer Majestät in den Vorzimmern.«

Der König ging ebenfalls an die Thüre und rief:

»Meine Bedienung!«

Niemand antwortete: es war, als hätte das stumme Schloß nicht einmal ein Echo.

»Wer Teufels sollte glauben,« sprach der König in das Zimmer zurückkehrend, »wer sollte glauben, ich sei der Enkel von demjenigen, welcher einst sagte: ‚Ich habe warten müsset!‘ «

Und er ging auf das Fenster zu und öffnete es.

Doch die Esplanade war ebenso leer als die Vorzimmer: man sah weder Pferde, noch Piqueurs, noch Wachen. Die Nacht allein bot sich den Augen und der Seele in ihrer ganzen Ruhe und in ihrer ganzen Majestät, erleuchtet von einem bewundernswürdigen Monde, der zitternd wie bewegte Wellen die Gipfel der Bäume des Waldes von Chateou zeigte und Millionen von leuchtenden Flittern der Seine entriß, dieser riesigen, trägen Schlange, deren Windungen man von Bougival bis Maisons, das heißt auf fünf bis sechs Stunden, verfolgen konnte.

Inmitten von Allem dem improvisirte eine Nachtigall einen von den wunderbaren Gesängen, wie man sie nur im Monat Mai hört, als könnten ihre freudigen Noten eine ihrer würdige Natur einzig und allein während dieser ersten Frühlingstage finden, welche man, wenn sie kaum gekommen sind, entfliehen fühlt.

Diese ganze Harmonie ging verloren für Ludwig XV., der sehr wenig Träumer, wenig Dichter, wenig Künstler, aber sehr materiell war.

»Hören Sie, Gräfin,« sagte er ärgerlich, »ich bitte, befehlen Sie. Was Teufels! dieser Scherz muß einmal ein Ende haben.«

»Sire,« erwiderte die Gräfin mit dem reizenden Schmollen, das ihr beinahe immer gelang, »ich habe hier nicht zu befehlen.«

»In jedem Fall ich auch nicht,« versetzt Ludwig XV., »denn sehen Sie, wie man mir gehorcht!«

»Ebenso wenig Sie, als ich, Sire.«

»Wer denn? Sie etwa, Chon?«

»Ich,« erwiderte die junge Frau, welche auf der andern Seite des Zimmers auf einem Fauteuil saß und das Gegenstück zu der Gräfin bildete, »ich habe Mühe genug, »zu gehorchen, und will nicht die des Befehlens übernehmen.«

»Aber wer ist denn Gebieter hier?«

»Bei Gott! Sire, der Herr Gouverneur.«

»Herr Zamore?«

»Ja.«

»Es ist richtig, man läute irgend Jemand.«

Die Gräfin streckte mit einer bewundernswürdigen Nachlässigkeit den Arm nach einer seidenen Schnur aus, welche in einer Eichel von Perlen endigte, und läutete.

Ein Lackei, den man aller Wahrscheinlichkeit nach zum Voraus unterrichtet hatte, fand sich im Vorzimmer und erschien.

»Der Gouverneur!« sagte der König.

»Der Gouverneur wacht über dem kostbaren Leben Eurer Majestät,« antwortete ehrfurchtsvoll der Diener.

»Wo ist er?«

»Auf der Runde.«

»Aus der Runde?« wiederholte der König.

»Mit vier Officieren,« erwiderte der Lackei.

»Gerade wie Herr Malbrouck!« rief die Gräfin.

Der König konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

»Ja, das ist drollig,« sagte er, »doch man kann dessen ungeachtet einspannen.«

»Sire, der Herr Gouverneur hat die Ställe schließen lassen, aus Furcht, sie konnten irgend einem Bösewicht als Versteck dienen.«

»Wo sind meine Piqueurs?«

»In den Gesindestuben, Sire.«

»Was machen sie?«

»Sie schlafen.«

»Wie! sie schlafen?«

»Auf Befehl.«

»Ans wessen Befehl?«

»Auf Befehl des Gouverneur.«

»Doch die Thore?« versetzte der König.

»Was für Thore, Sire?«

»Die Thore des Schlosses.«

»Sie sind geschlossen.«

»Sehr gut. Aber man kann sich die Schlüssel verschaffen?«

»Sire, die Schlüssel sind an dem Gürtel des Gouverneur.«

»Das ist ein gutgehaltenes Schloß,« sprach der König. »Teufel, welche Ordnung!«

Der Lackei entfernte sich, als er sah, daß der König keine Fragen mehr an ihn richtete.

Auf einem Lehnstuhle ausgestreckt, zerbiß die Gräfin eine schöne Rose, bei der ihre Lippen von Korallen zu sein schienen.

»Sire,« sagte sie mit dem schmachtenden Lächeln, das nur ihr gehörte, »ich habe Mitleid mit Eurer Majestät, nehmen Sie meinen Arm, und wir wollen nachsuchen. Chon, leuchte.«

Chon ging voran und bildete die Vorhut, bereit, die Gefahren zu bezeichnen, wenn sich solche

bieten sollten.

Bei der Wendung des ersten Corridor fing ein Wohlgeruch, der den Appetit des ersten Feinschmeckers erregt hätte, an, die Nase des Königs zu kitzeln.

»Ah! ab!« sagte er stillstehend, »was bedeutet dieser Geruch, Gräfin?«

»Sire, es ist der des Abendbrods. Ich glaubte, der König würde mir die Ehre erweisen, mit mir in Luciennes zu Nacht zu speisen, und ich richtete mich darnach ein.«

Ludwig XV. athmete wiederholt den gastronomischen Wohlgeruch ein, während er sich überlegte, daß sein Magen bereits seit einiger Zeit Zeichen seines Daseins von sich gab; daß er, wenn man auch großen Lärmen machte, eine halbe Stunde brauchen wurde, um seine Piqueurs zu wecken, eine Viertelstunde, um die Pferde anspannen zu lassen, und zehn Minuten, um nach Marly zu fahren, und daß er in Marly, wo er nicht erwartet wurde, nur ein *en cas* finden könnte; er athmete abermals den verführerischen Geruch ein, und blieb mit der Gräfin vor der Thüre des Speisesaals stehen.²¹

Zwei Gedecke lagen auf einer glänzend erleuchteten und kostbar bestellten Tafel.

»Pest!« sprach Ludwig XV., »Sie haben einen guten Koch, Gräfin.«

»Sire, er legte heute seine Probe ab, und der arme Teufel that Wunder, um den Beifall Eurer Majestät zu verdienen. Er ist fähig, sich die Gurgel abzuschneiden, wie der arme Vatel.«

»Wirklich! Sie glauben?« versetzte Ludwig XV.

»Er hatte besonders eine Omelette von Fasaneneiern, Sire, auf welche er rechnete.«

»Eine Omelette von Fasaneneiern! gerade diese Omelettes von Fasaneneiern bete ich an.«

»Sehen Sie, welch ein Unglück.«

»Nun, Gräfin, wir wollen Ihren! Koch keinen Kummer bereiten,« sprach der König lachend, »und während wir zu Nacht speisen, kehrt vielleicht Herr Zamore von seiner Runde zurück.«

»Ah! Sire, das ist ein siegreicher Gedanke,« sprach die Gräfin, welche ihre Freude darüber, daß sie die erste Partie gewonnen, nicht verbergen konnte. »Kommen Sie, Sire, kommen Sie.«

»Doch wer wird uns bedienen?« fragte der König, der vergebens irgend einen Lackei suchte.

»Ah! Sire,« versetzte Madame Dubarry, »kommt Ihnen Ihr Kaffee schlechter vor, wenn ich ihn reiche?«

»Nein, Gräfin, ich sage sogar, wenn Sie ihn mir machen.«

»Nun, so kommen Sie, Sire.«

»Nur zwei Gedecke!« sagte der König, »Chon hat also bereits zu Nacht gespeist?«

»Sire, man hätte es ohne ausdrücklichen Befehl Eurer Majestät nicht gewagt . . .«

»Vorwärts,« rief der König, und nahm selbst einen Teller und ein Gedeck von einer Etagère. »Komm, kleine Chon, hier, uns gegenüber.«

»Oh! Sire . . .« flüsterte Chon.

»Oh! ja, spiele die unterthänigste, demuthsvollste Dienerin, Du Heuchlerin! Setzen Sie sich hierher, Gräfin, neben mich. Was für ein reizendes Profil haben Sie!«

»Sie bemerken das heute erst, Sire!«

»Was wollen Sie! ich bin gewohnt, Sie von vorne anzuschauen, Gräfin. Ihr Koch ist offenbar ein großer Meister; was für eine vortreffliche Kraftsuppe!«

»Ich habe also Recht gehabt, den andern wegzuschicken?«

»Vollkommen Recht.«

»So befolgen Sie mein Beispiel, Sire, Sie sehen, daß man nur dabei gewinnen kann.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Ich habe meinen Choiseul weggeschickt, schicken Sie den Ihrigen weg.«

»Keine Politik, Gräfin; geben Sie mir von diesem Madeira.«

Der König reichte ihr sein Glas; die Gräfin nahm eine Flasche mit engem Hals und bediente den König.

Der Druck machte die Finger weiß und röthete die Nägel des anmuthigen Mundschenks.

»Gießen Sie lange und sachte ein, Gräfin,« sagte der König.

»Um den Trank nicht zu trüben, Sire?«

»Nein, um mir Zeit zu gönnen, Ihre Hand zu sehen.«

»Ah! Sire,« erwiderte die Gräfin lachend, »Eure Majestät ist offenbar im Zuge, Entdeckungen zu machen.«

»Meiner Treue, ja,« versetzte der König, der allmählig seine schöne Laune wieder erlangte; »und ich glaube, ich bin ganz bereit, zu entdecken . . .«

»Eine Welt?« fragte die Gräfin.

»Nein, nein, eine Welt, das ist zu ehrgeizig. ich habe schon genug an einem Königreich. Aber eine Insel, einen kleinen Winkel der Erde, einen bezauberten Berg, einen Palast, dessen Armida eine mir befreundete, schöne Dame sein wird, während alle Arten von Ungeheuern den Eingang bewachen, wenn es mir zu vergessen beliebt.«

»Sire,« sagte die Gräfin, indem sie dem König eine Caraffe gefrorenen Champagnerwein, eine in jener Zeit ganz neue Erfindung, reichte, »hier ist gerade aus dem Lethestrom geschöpftes Wasser.«

»Aus dem Lethestrom, Gräfin, sind Sie dessen gewiß?«

»Ja, Sire; der arme Jean hat es aus der Hölle mitgebracht, in die er zu drei Vierteln hinabgestiegen ist.«

»Gräfin,« sagte der König, indem er sein Glas in die Höhe hob, »auf seine glückliche Auferstehung; doch ich bitte, keine Politik.«

»Dann weiß ich nicht mehr, von was ich sprechen soll, Sire, und wenn Eure Majestät, die so gut erzählt, uns eine Geschichte erzählen wollte . . .«

»Nein. aber ich will Ihnen Verse sagen.«

»Verse!« rief Madame Dubarry.

»Ja, Verse . . . Was ist hierüber zu staunen?«

»Eure Majestät haßt sie.«

»Parbleu! von hunderttausend, welche fabrizirt werden, sind neunzigtausend gegen mich.«

»Und diejenigen, welche mir Eure Majestät sagen wird, gehören zu den zehntausend, die sie keine Gnade für die neunzigtausend andern finden lassen können?«

»Nein, Gräfin, diejenigen, welche ich Ihnen sagen will, sind an Sie gerichtet.«

»An mich?«

»An Sie.«

»Und von wem?«

»Von Herrn von Voltaire.«

»Und er beauftragte Eure Majestät?«

»Keines Wegs, er richtete dieselben unmittelbar an Eure Hoheit.«

»Wie so, ohne Brief?«

»Im Gegentheile, in einem reizenden Brief.«

»Ah! ich begreife: Eure Majestät hat diesen Morgen mit ihrem Director der Posten gearbeitet.«

»Ganz richtig.«

»Lesen Sie, Sire, lesen Sie die Verse von Herrn von Voltaire.«

Ludwig XV. entfaltete ein kleines Papier und las:

Göttin der Freuden, zarte Mutter der Grazien,
warum willst du mir den Festen von Paphos
den schwarzen Verdacht, die schmäbliche Ungnade verwischen?

Warum sinnst du auf den Untergang eines Helden?
Ulysses ist dem Vaterland theuer.
Er ist die Stütze von Agamemnon.

Seine thätige Staatskunst und sein umfassender Geist
schließen die Tapferkeit der stolzen Ilion in Fesseln.
Unterwirf die Götter deiner Herrschaft.

Venus, herrsche durch deine Schönheit über alle Herzen,
pflücke in einem lachenden Wahnsinn
die Rosen der Wollust,
aber lächle freundlich unsern Wünschen zu
und gib dem erschütterten Neptun die Ruhe wieder.

Ulysses, dieser den Trojanern schreckliche Sterbliche,
den du in reinem Zorne verfolgst,
ist für die Schönheit nur furchtbar,
wenn er auf seinen Knien seufzt.²²

»Offenbar, Sire,« sprach die Gräfin, mehr gereizt, als dankbar für die poetische Sendung,
»offenbar will sich Herr von Voltaire mit Ihnen aussöhnen.«

»Oh! was das betrifft, das ist verlorne Mühe,« erwiderte Ludwig XV.; »es ist ein Zänker, der
Alles in den Sack stecken würde, wenn er nach Paris käme. Er mag zu seinem Freunde, meinem
Vetter Friedrich II., gehen. Es ist schon genug, daß wir Herrn Rousseau haben. Aber nehmen Sie
doch diese Verse, Gräfin, und überlegen Sie dieselben.«

Die Gräfin nahm das Papier, rollte es in Form eines Anzünders zusammen und legte es neben
ihren Teller.

Der König schaute ihr zu.

»Sire,« sagte Chon, »ein wenig von diesem Tokayer.«

»Er kommt unmittelbar aus den Kellern Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich,« sprach
die Gräfin, »fassen Sie Vertrauen, Sire.«

»Oh! aus den Kellern des Kaisers?« versetzte der König; »nur ich besitze davon.«

»Ich habe ihn auch von Ihrem Kellermeister erhalten.«

»Wie! Sie haben verführt?«

»Nein, ich habe befohlen.«

»Gut geantwortet, Gräfin. Der König ist ein Thor.«

»O ja, doch Herr Frankreich . . .«

»Herr Frankreich ist wenigstens so gescheit, Sie von ganzem Herzen zu lieben.«

»Ah! Sire, warum sind Sie nicht wirklich Herr Frankreich kurzweg?«

»Gräfin, keine Politik.«

»Wird der König Kaffee trinken?« sagte Chon.

»Gewiß.«

»Und der König wird ihn wie gewöhnlich brennen?« fragte die Gräfin.

»Wenn die Dame des Schlosses sich nicht widersetzt.«

Die Gräfin stand auf.

»Was machen Sie?«

»Ich will Sie bedienen, Sire.«

»Immer zu,« sprach der König, indem er sich auf seinem Stuhle ausstreckte, wie ein Mensch, der vollkommen zu Nacht gespeist, und bei dem ein gutes Mahl die Launen in's Gleichgewicht gesetzt hat; »immer zu, es ist das Beste, was ich thun kann, daß ich Sie gewähren lasse.«

Die Gräfin brachte auf einem silbernen Rechaud eine feine Kaffeekanne, welche heißen Mokka enthielt; dann stellte sie vor den König einen Teller, der eine Tasse von Vermeil und einen kleinen Caraffon von böhmischem Krystall trug; endlich legte sie neben den Teller einen papierenen Anzünder.

Mit der tiefen Aufmerksamkeit, die er gewöhnlich dieser Operation schenkte, berechnete der König seinen Zucker, maß er seinen Kaffee, goß sachte seinen Branntwein ein, daß der Alkohol obenauf schwamm, nahm die kleine Papierrolle, zündete sie an der Kerze an, und theilte mit derselben die Flamme dem heißen Tranke mit.

Dann warf er die Rolle in den Rechaud, wo sie sich vollends verzehrte. Fünf Minuten nachher schlürfte er seinen Kaffee mit der ganzen Wollust eines vollendeten Gastronomen.

Die Gräfin ließ ihn machen, aber bei dem letzten Tropfen rief sie:

»Ah! Sire, Sie haben Ihren Kaffee mit den Versen von Herrn von Voltaire angezündet, das wird den Choiseul Unglück bringen.«

»Ich täuschte mich,« sagte der König lachend.

Die Gräfin stand auf und sprach:

»Sire, will Eure Majestät sehen, ob der Gouverneur zurückgekehrt ist?«

»Ah! Zamore? Bah! warum dies?«

»Um nach Marly, zu fahren, Sire.«

»Es ist wahr,« sprach der König, und machte einen Versuch, sich dem Wohlbehagen zu entreißen, das er empfand. »Wir wollen sehen, Gräfin, wir wollen sehen.«

Madame Dubarry gab Chon ein Zeichen und diese verschwand.

Der König begann wieder seine Nachforschungen, doch es ist nicht zu leugnen, mit einem Geiste, der weit von dem verschieden war, welcher sein erstes Suchen geleitet hatte. Die Philosophen behaupten, die düstere Art oder die Rosenfarbe, mit der der Mensch die Dinge betrachte, hänge beinahe immer von dem Zustande seines Magens ab. Da nun die Könige menschliche Magen haben, welche allerdings in der Regel minder gut sind, als die ihrer Unterthanen, aber ihr Wohlbehagen oder ihr Uebelbefinden, gerade wie die anderen, dem übrigen Körper mittheilen, so schien Ludwig XV. von einer so reizenden Laune zu sein, als dies einem König nur immer möglich ist.

Nachdem er zehn Schritte in dem Corridor gemacht, kam ein neuer Wohlgeruch in Stößen dem König entgegen

Eine Thüre, welche auf ein reizendes Zimmer ging, das mit blauem, von natürlichen Blumen brochirtem Atlaß ausgeschlagen war, öffnete sich und enthüllte, erhellt durch ein geheimnißvolles Licht, den Alkoven, nach welchem seit zwei Stunden die Schritte der Zauberin gestrebt hatten.

»Nun, Sire,« sagte sie, »es scheint, Zamore ist nicht wieder erschienen; wir sind immer noch eingeschlossen, und wenn wir nicht durch das Fenster aus dem Schlosse fliehen . . .«

»Mit den Betttüchern?« fragte der König.

»Sire,« erwiderte die Gräfin mit einem bewunderungswürdigen Lächeln, »wir wollen gebrauchen und nicht mißbrauchen.«

Der König öffnete lachend die Arme, und die Gräfin ließ die schöne Rose fallen, welche sich, auf dem Boden fortrollend, entblätterte.

XXXIV.

Voltaire und Rousseau.

Das Schlafzimmer in Luciennes war, wie gesagt, ein Wunder hinsichtlich des Baus und der Einrichtung.

Gegen Osten liegend, war es so hermetisch durch die vergoldeten Läden und die atlaßenen Vorhänge geschlossen, daß der Tag nie eindrang, ohne zuvor wie ein Höfling den kleinen und den großen Zutritt erlangt zu haben.

Im Sommer bewegten unsichtbare Ventilatoren eine gereinigte Luft, der ähnlich, welche tausend Windfächer hätten hervorbringen können.

Es war zehn Uhr, als der König das blaue Zimmer verließ.

Diesmal warteten die Equipagen des Königs seit neun Uhr im großen Hofe.

Zamore gab mit gekreuzten Armen Befehle, oder that wenigstens, als ob er Befehle ertheilte.

Der König trat an das Fenster, und sah alle diese Vorkehrungen zu seiner Abreise.

»Was soll das heißen, Gräfin?« fragte er, »frühstücken wir nicht? Es ist, als ob Sie mich nüchtern wegschicken wollten?«

»Gott verhüte es, Sire,« antwortete die Gräfin, »aber ich glaubte, Eure Majestät habe in Marly Rendezvous mit Herrn von Sartines.«

»Bei Gott! man könnte Sartines sagen lassen, er soll mich hier aufsuchen; es ist sehr nahe,« sprach der König.

»Eure Majestät wird mir die Ehre erweisen, zu glauben, es sei nicht ihr zuerst dieser Gedanke gekommen,« versetzte die Gräfin lächelnd.

»Und dann ist der Morgen überdies zu schön, als daß man arbeiten sollte: wir wollen frühstücken.«

»Sire, Sie müssen mir wenigstens einige Unterschriften geben.«

»Für Frau von Béarn?«

»Allerdings, und auch mir den Tag bezeichnen.«

»Welchen Tag?«

»Und die Stunde.«

»Welche Stunde?«

»Den Tag und die Stunde meiner Vorstellung.«

»Meiner Treue,« sagte der König, »Sie haben Ihre Vorstellung wohl verdient, Gräfin; bestimmen Sie den Tag selbst.«

»Sire, es geschehe so bald als möglich.«

»Ist Alles. bereit?«

»Ja.«

»Haben Sie Ihre drei Verbeugungen machen gelernt?«

»Ich glaube wohl; denn seit einem Jahre übe ich mich darin.«

»Sie haben Ihr Staatskleid?«

»Vierundzwanzig Stunden genügen, um es zu machen.«

»Sie haben Ihre Pathin?«

»In einer Stunde wird sie hier sein.«

»Nun, Gräfin, hören Sie einen Vertrag.«

»Welchen?«

»Sie sprechen mir nicht mehr von der Angelegenheit des Vicomte Jean mit dem Baron von Taverney?

»Wir opfern also den armen Vicomte?«

»Meiner Treue, ja!«

»Wohl, Sire, wir werden nicht mehr davon sprechen . . . Der Tag?«

»Uebermorgen.«

»Die Stunde?«

»Zehn Uhr Abends wie gewöhnlich.«

»Abgemacht.«

»Königswort?«

»So wahr ich ein Edelmann bin!«

»Hier. Frankreich.«

Und Madame Dubarry reichte dem König ihre kleine Hand, in welche Ludwig XV. die seinige fallen ließ.

An diesem Morgen empfand ganz Luciennes die Heiterkeit des Herrn.

Er hatte bei einem Punkte nachgegeben, bei welchem er seit langer Zeit nachzugeben beschlossen, aber er hatte bei einem andern gewonnen. Es war Alles Vortheil: er würde hunderttausend Franken Jean unter der Bedingung geben, daß er sie in den Bädern der Pyrenäen oder von Auvergne verlöre, und das müßte als eine Verbannung in den Augen der Choiseul gelten. Er hatte Louisd'or für die Armen, Kuchen für die Karpfen und Complimente für die Malereien von Boucher.

Ogleich Seine Majestät am Abend vorher vollkommen zu Nacht gespeist hatte, frühstückte sie doch mit gutem Appetit.

Es schlug indessen elf Uhr. Die Gräfin, während sie den König bediente, schaute immer wieder nach der Pendeluhr, welche für ihren Willen zu langsam ging.

Der König hatte sich selbst die Mühe gemacht, zu bemerken, wenn Frau von Béarn käme, konnte man sie in den Speisesaal einführen.

Der Kaffee wurde aufgetragen, gekostet, getrunken, ohne daß Frau von Béarn kam.

Ein Viertel nach elf Uhr hörte man den Galopp eines Pferdes im Hof erschallen.

Madame Dubarry stand rasch auf und schaute durch das Fenster.

Ein Courier von Jean Dubarry sprang von einem von Schweiß triefenden Pferde.

Die Gräfin bebte; aber da sie ihre Unruhe nicht durfte sichtbar werden lassen, um den König in seiner guten Stimmung zu erhalten, setzte sie sich wieder neben ihn.

Einen Augenblick nachher trat Chon mit einem Blatt in der Hand ein.

Es war nicht zurückzuweichen, man mußte es lesen.

»Was ist das, große Chon, ein zärtliches Billet?« fragte der König.

»Oh! mein Gott, ja, Sire.«

»Und von wem?«

»Vom armen Vicomte.«

»Gewiß?«

»Sehen Sie selbst.«

Der König erkannte die Handschrift, und da er dachte, es könnte in dem Billet von dem Abenteuer in Lachaussée die Rede sein, so sagte er, indem er das Papier mit der Hand auf die Seite schob:

»Gut, gut, das genügt.«

Die Gräfin saß auf Dornen.

»Ist das Billet für mich?« fragte sie.

»Ja, Gräfin.«

»Der König erlaubt?«

»Immer zu, bei Gott! Chon wird mir während dieser Zeit Meister Rabe vorsagen.«

Und er zog Chon zwischen seine Beine und sang mit der falschesten Stimme seines Königreichs:

»Jai perdu mon serviteur.

Jai perdu tout mon bonheur!²³«

Die Gräfin zog sich in eine Fenstervertiefung zurück und las:

»Warten Sie nicht auf die alte Ruchlose, sie behaupten sie habe sich gestern Abend den Fuß verbrannt, und hütet das Zimmer. Danken Sie Chon für ihre geeignete Ankunft gestern, denn ihr haben wir Alles dies zuzuschreiben; die Hexe hat sie erkannt und unsere Komödie ist nun umgekehrt.

Zum Glück ist dieser kleine Schuft von einem Gilbert, der an Allem dem Schuld ist, verloren gegangen. Ich würde ihm den Hals umdrehen. Aber er mag unbesorgt sein, wenn ich ihn wiederfinde, soll ihm das nicht entgehen.

Ich fasse mich kurz. Kommen Sie schnell nach Paris, oder wir werden wieder Alle, was wir zuvor waren.

Jean.«

»Was gibt es?« fragte der König, der über das plötzliche Erblassen der Gräfin in Erstaunen gerieth.

»Nichts, Sire, ein Bulletin über die Gesundheit meines Schwagers.«

»Und es geht immer besser bei dem lieben Vicomte?«

»Immer besser,« antwortete die Gräfin. »Ich danke, Sire. Doch dort fährt ein Wagen in den Hof.«

»Unsere Gräfin, ohne Zweifel?«

»Nein, Sire, es ist Herr von Sartines.«

»Nun!« machte der König, als er sah, daß Madame Dubarry auf die Thüre zuing.

»Sire,« erwiederte die Gräfin, »ich lasse Sie mit ihm und gehe zu meiner Toilette.«

»Und Frau von Béarn?«

»Wenn sie kommt, Sire, werde ich die Ehre haben Eure Majestät davon in Kenntniß zu setzen« sprach die Gräfin, während sie im Grunde der Tasche ihres Morgengewandes das Billet zerknitterte.

»Sie verlassen mich also, Gräfin?« sagte der König mit einem schwermüthigen Seufzer.

»Sire, es ist heute Sonntag, die Unterschriften, die Unterschriften«

Und sie reichte dem König ihre frischen Wangen, Ludwig XV. drückte auf jede derselben einen Kuß, und Madame Dubarry verließ das Gemach.

»Zum Teufel die Unterschriften und diejenigen, welche sie holen,« rief der König. »Wer mag die Minister, die Portefeuilles und das Stempelpapier erfunden haben?«

Der König hatte kaum diesen Fluch ausgesprochen, als der Minister mit dem Portefeuille durch die Thüre der gegenüber, durch welche die Gräfin «gegangen war, eintrat.

Der König stieß einen zweiten Seufzer aus, der noch viel schwermüthiger klang als der erste.

»Ah! Sie hier, Sartines?« sagt' er, »wie pünktlich sind Sie!«

Diese Worte wurden mit einem Tone gesprochen, daß man unmöglich wissen konnte, ob es ein Lob oder ein Vorwurf war.

Herr von Sartines öffnete das Portefeuille und schickte sich an, die Arbeit herauszuziehen. Man hörte jetzt die Räder eines Wagens ans dem Sande der Allee knarren.

»Warten Sie, Sartines« sagte der König.

Und er lief an das Fenster.

»Wie!« rief der König, »es ist die Gräfin, welche wegfährt?«

»Sie selbst, Sire,« sprach der Minister.

»Sie wartet also die Frau Gräfin von Béarn nicht ab?«

»Sire, ich bin versucht, zu glauben, daß sie müde geworden ist, auf sie zu warten, und daß sie dieselbe holen will.«

»Die Dame sollte aber doch diesen Morgen kommen?«

»Sire, ich kann beinahe mit Gewißheit behaupten, daß sie nicht kommen wird.«

»Wie! Sie wissen das, Sartines?«

»Sire, ich muß Alles ein wenig wissen, damit Eure Majestät mit mir zufrieden ist.«

»Was ist denn geschehen? sagen Sie es mir, Sartines.«

»Bei der alten Gräfin, Sire?«

»Ja.«

»Was bei allen Dingen geschieht, Sire; es sind Schwierigkeiten eingetreten.«

»Aber wird denn diese Gräfin von Béarn endlich kommen?«

»Hm! hm! Sire, das war gestern Abend sicherer als diesen Morgen.«

»Arme Gräfin!« rief der König, in dessen Augen unwillkührlich ein Strahl der Freude glänzte.

»Oh! Sire, die Quadrupelallianz und der Familienvertrag waren nur von geringer Bedeutung im Vergleich mit der Angelegenheit der Vorstellung.«

»Arme Gräfin!« wiederholte der König den Kopf schüttelnd, »sie wird nie zu ihrem Ziele gelangen.«

»Ich befürchte es, Sire, wenn nicht Eure Majestät ärgerlich wird.«

»Sie glaubte ihrer Sache so sicher zu sein.«

»Das Schlimmste für sie ist,« bemerkte Herr von Sartines, »daß ihre Vorstellung, wenn sie nicht vor der Ankunft der Frau Dauphine stattgefunden hat, wahrscheinlich nie stattfinden wird.«

»Das ist mehr als wahrscheinlich, Sartines, Sie haben Recht, Man sagt, meine Söhnerin sei sehr streng, sehr gottesfürchtig, sehr züchtig. Arme Gräfin!«

»Sicherlich,« versetzte Herr von Sartines, »sicherlich wird es Madame Dubarry einen schweren Kummer bereiten, wenn sie nicht vorgestellt wird, aber es wird auch Eurer Majestät manche Unannehmlichkeit ersparen.«

»Sie glauben, Sartines?«

»Ganz gewiß, die Neidischen, die Schmähfüchtigen, die Pasquillanten, die Schmeichler, die Zeitungen werden wegfallen. Würde Madame Dubarry vorgestellt, so hätten wir hunderttausend Franken außerordentliche Polizeikosten.«

»In der That! Arme Gräfin! sie wünscht es doch so sehr.«

»Dann mag Eure Majestät befehlen, und die Wünsche der Gräfin werden in Erfüllung gehen.«

»Was sagen Sie da, Sartines?« rief der König. »Ehrlich gesprochen, kann ich mich in Alles dies mischen? Kann ich den Befehl, gegen Madame Dubarry zuvorkommend zu sein, unterzeichnen? Sie, ein Mann von Geist, Sartines, rathen Sie mir einen Staatsstreich, um die Laune der Gräfin zu befriedigen?«

»Oh! nein, Sire; ich begnüge mich wie Eure Majestät zu sagen: Arme Gräfin.«

»Uebrigens ist ihre Lage nicht so verzweifelt,« sprach der König. »Sie sehen Alles mit der Farbe Ihres Kleides an, Sartines. Wer sagt uns, Frau von Béarn werde sich nicht eines Andern besinnen? Wer versichert uns, die Frau Dauphine werde so bald ankommen? Wir haben noch vier Tage, ehe sie Compiègne berührt; in vier Tagen thut man Vieles . . . Werden wir diesen Morgen arbeiten, Sartines?«

»Oh! Eure Majestät, nur drei Unterschriften.«

Und der Polizeilieutenant zog ein erstes Papier aus dem Portefeuille.

»Oh! oh!« machte der König, »ein geheimer Verhaftsbefehl.«

»Ja, Sire.«

»Und gegen wen?«

»Eure Majestät kann es sehen.«

»Gegen den Sieur Rousseau? Wer ist dieser Rousseau, Sartines, und was bat er gemacht?«

»Den Contrat social, Sire.«

»Ah! ah! das ist gegen Jean Jacques? Sie wollen ihn also in die Bastille setzen.«

»Sire, er macht Scandal.«

»Was Teufels soll er denn machen?«

»Uebrigens schlage ich nicht vor, ihn in die Bastille zu setzen.«

»Wozu dann der Verhaftsbefehl?«

»Sire, um die Waffe bereit zu haben.«

»Nicht als läge mir etwas an Eurem Philosophen,« sprach der König.

»Und Eure Majestät hat Recht.«

»Aber man würde schreien; überdies glaubte ich, man habe seine Anwesenheit in Paris gestattet.«

»Geduldet, Sire, doch unter der Bedingung, daß er sich nicht zeigen würde.«

»Und er zeigt sich?«

»Fortwährend.«

»In seiner armenischen Tracht?«

»Oh! nein, Sire, wir haben ihm bedeutet, daß er sie ablegen müsse.«

»Und er gehorchte?«

»Ja, aber er schrie über Verfolgung.«

»Und wie kleidet er sich jetzt?«

»Wie Jedermann, Sire.«

»Dann ist der Scandal nicht groß.«

»Wie, Sire, ein Mensch, dem man verbietet sich zu zeigen . . . errathen Sie, wohin er jeden Tag geht?«

»Zu dem Marschall von Luxembourg, zu Herrn d'Alembert, zu Madame d'Epinay.«

»In das Café de la Régence, Sire! er spielt dort jeden Abend Schach, aus Halsstarrigkeit, denn er verliert beständig; und jeden Abend brauche ich eine Brigade, um die Versammlung zu überwachen, welche sich um das Haus bildet.«

»Ah!« rief der König, »die Pariser sind noch dümmer, als ich glaubte. Lassen Sie diese Menschen sich hiemit belustigen, Sartines, während dieser Zeit werden sie nicht über Elend schreien.«

»Ja, Sire, doch wenn es ihm eines Morgens einfiele, Reden zu halten, wie er dies in London gethan hat?«

»Oh! dann fände ein Verbrechen statt, und zwar ein öffentliches Verbrechen, und Sie hätten keinen geheimen Verhaftsbefehl nöthig, Sartines.«

Der Polizeilieutenant sah, daß die Verhaftung von Rousseau eine Maßregel war, bei der Ludwig XV. die königliche Verantwortlichkeit befreit wissen wollte, und bestand nicht länger darauf.

»Nun handelt es sich noch um einen andern Philosophen, Sire,« sprach Herr von Sartines.

»Abermals?« erwiderte der König müde, »wir werden also nicht mit ihnen zu Ende kommen?«

»Ach! Sire, sie sind es, die nie mit uns endigen.«

»Und von wem ist die Rede?«

»Von Herrn von Voltaire.«

»Dieser ist auch nach Frankreich zurückgekehrt?«

»Nein, Sire, doch es wäre vielleicht besser, wenn er sich hier befände, wir könnten ihn wenigstens überwachen.«

»Was hat er gethan?«

»Er thut nichts, sondern seine Parteigänger thun für ihn: es handelt sich um nichts Geringeres, als ihm eine Statue zu errichten.«

»Eine Reiterstatue?«

»Nein, Sire, und dennoch ist er ein großer Städteeroberer, dafür stehe ich.«

Ludwig XV. zuckte die Achseln.

»Sire, ich habe keinen ähnlichen seit Poliorketes gesehen,« fuhr Herr von Sartines fort; »er

unterhält überall Einverständnisse , er hat überall Eingang; die ersten Ihres Königreiches sind Schmuggler, um seine Bücher einzuführen. Ich habe kürzlich acht Kisten voll mit Beschlag belegt; zwei waren unter der Adresse von Herrn von Choiseul.«

»Er ist sehr belustigend.«

»Sire, mittlerweile bemerken Sie, daß man für ihn thut, was man für die Könige thut; man votirt ihm eine Statue.«

»Man votirt den Königen keine Statuen, Sartines, sie votiren sich dieselben. Und wer ist mit diesem schönen Werke beauftragt?«

»Der Bildhauer Pigale. Er ist nach Ferny abgereist, um das Modell auszuführen. Indessen regnet es Unterschriften. Bereits sind sechstausend Thaler beisammen, und bemerken Sie wohl, Sire, nur die Gelehrten haben das Recht, zu unterzeichnen. Alle kommen mit ihrer Opfergabe; es ist eine wahre Prozession. Herr Rousseau hat selbst seine zwei Louisd'or gebracht.«

»Nun, was soll ich machen?« versetzte Ludwig XV. »Ich bin kein Gelehrter, das geht mich nichts an.«

»Sire, ich wollte die Ehre haben, Eurer Majestät den Vorschlag zu machen, diese Kundgebung kurz abzuschneiden.«

»Hüten Sie sich wohl, Sartines. Statt ihm eine Bildsäule von Bronze zu votiren, würden sie ihm eine von Gold errichten. Lassen Sie die Leute machen. Ei! mein Gott, er wird noch häßlicher sein in Bronze, als in Fleisch und Knochen.«

»Eure Majestät wünscht also, daß die Sache ihren Lauf nehme?«

»Wünscht! verständigen wir uns, Sartines, wünscht ist nicht das richtige Wort. Ich möchte gewiß gern Alles dies verhindern; aber was wollen Sie? die Sache ist unmöglich. Die Zeit ist vorüber, wo das Königthum zu dem philosophischen Geiste, wie Gott zum Weltmeer sagen konnte: ‚Du wirst nicht weiter gehen.‘ Ohne Erfolg schreien, ohne zu erreichen schlagen, hieße unsere Ohnmacht zeigen. Wenden wir unsere Augen ab, Sartines, und stellen wir uns, als ob wir nichts sehen würden.«

Herr von Sartines stieß einen Seufzer aus und erwiderte:

»Sire, wenn wir die Menschen nicht bestrafen, so zerstören wir wenigstens die Werke. Hier ist eine Liste von Werken, denen nothwendig der Prozeß gemacht werden muß; denn die einen greisen den Thron an, die andern den Altar, die einen sind ein Aufruhr, die andern eine Gotteslästerung.«

Ludwig XV. nahm die Liste und las mit matter Stimme:

*La Coniagion sacrée, ou Histoire naturelle de la superstition; Systeme de la nature, ou Louis du monde physique et moral; Dieu et les Hommes, Discours sur Ies miracles de Jesus-Christ, Instructions du Capucin de Raguse à frère Pediculoso partant pour la terre sainte.*²⁴«

Der König war noch nicht bei dem vierten Theil der Liste, und dennoch ließ er das Papier fallen; seine sonst so ruhigen Züge nahmen einen Ausdruck der Traurigkeit und Entmuthigung an.

Er blieb einige Augenblicke träumerisch, in Gedanken versunken, wie vernichtet.

»Da müßte man eine Welt erregen, Sartines,« murmelte er, »das mögen Andere versuchen.«

Sartines sah ihn mit dem Einverständniß an, das Ludwig XV. so gern bei seinen Ministern gewährte, weil es ihm eine Arbeit des Geistes, oder eine Handlung ersparte.

»Die Ruhe, nicht wahr, Sire, die Ruhe, das ist es, was der König will?« sagte Sartines.

Der König schüttelte den Kopf von oben nach unten.

»Ei, mein Gott! ja, ich verlange nichts Anderes von Euren Philosophen, Euren Encyklopädisten, Euren Wundertätern, Euren Illuminaten, Euren Dichtern, Euren Oekonomisten, welche schreiben, krächzen, verleumden, rechnen, predigen, schreien. Man kröne sie, man errichte ihnen Statuen, man baue ihnen Tempel, aber man lasse mich in Ruhe.«

Sartines stand auf, verbeugte sich vor dem König und murmelte, während er wegging:

»Zum Glück steht auf unsern Münzen nicht: *Domine salVum fac regem.*«

Als Ludwig XV. allein war, nahm er eine Feder und schrieb an den Dauphin:

»Sie haben mich gebeten, die Ankunft der Frau Dauphine zu beschleunigen, ich will Ihnen dieses Vergnügen machen.

»Ich gebe Befehl, in Noyon nicht anzuhalten, sie wird folglich Dienstag Morgen in Compiègne sein.

»Ich selbst werde mich dort auf den Punkt zehn Uhr, das heißt eine Viertelstunde vor ihr, einfinden.«

»Auf diese Weise,« sagte er, »werde ich von der albernen Vorstellungsangelegenheit befreit, die mich mehr quält, als Herr von Voltaire, Herr Rousseau und alle gegenwärtige und zukünftige Philosophen. Das ist dann eine Sache zwischen der armen Gräfin, dem Dauphin und der Dauphine. Meiner Treue! wir wollen den Aerger, den Haß und die Rache ein wenig auf die jungen Geister ablenken, welche die Kraft zum Kämpfen haben. Die Kinder mögen dulden lernen, das bildet die Jugend.«

Entzückt, die Schwierigkeit so beseitigt zu haben, überzeugt, es könne ihm Niemand vorwerfen, die Vorstellung, welche ganz Paris beschäftigte, sei von ihm begünstigt oder verhindert worden, stieg der König hieraus wieder in den Wagen und fuhr nach Marly, wo ihn der Hof erwartete.

XXXV.

Pathin und Täufling.

Die arme Gräfin! Behalten wir für sie das Beiwort, das ihr der König gegeben, denn sie verdiente es gewiß in diesem Augenblick; die arme Gräfin, sagen wir, fuhr wie eine Seele in der Verdammniß auf der Straße nach Paris.

Wie sie niedergeschmettert durch den vorletzten Paragraphen des Briefes von Jean, verbarg Chon in dem Boudoir von Luciennes ihren Schmerz und ihre Unruhe und verfluchte es, daß sie den unseligen Gedanken gehabt hatte, Gilbert auf der Landstraße aufzunehmen.

Als sie auf die Brücke von Antin kam, welche über den Canal gebaut war, der in den Fluß ausmündete und Paris von der Seine bis zur Roquette umgab, fand die Gräfin einen Wagen, der ihrer harrte.

In diesem Wagen war der Vicomte Jean, in Gesellschaft eines Anwalts, mit dem er sich auf eine kräftige Weise zu besprechen schien.

Sobald Jean die Gräfin erblickte, ließ er seinen Anwalt, sprang zur Erde, und machte dem Kutscher seiner Schwester ein Zeichen, rasch anzuhalten.

»Geschwinde, Gräfin,« sagte er, »geschwinde; steigen Sie in meinen Wagen und fahren Sie eiligst nach der Rue Saint-Germain-des-Prés.«

»Die Alte hintergeht uns also?« sagte Madame Dubarry, indem sie den Wagen wechselte, »während der Anwalt, durch ein Zeichen des Vicomte veranlaßt, dasselbe that.

»Ich glaube, Gräfin,« erwiderte Jean, »ich glaube; das ist eine Repressalie.«

»Aber was ist denn vorgefallen?«

»Hören Sie es mit zwei Worten. Ich war in Paris geblieben, weil ich stets mißtraue, und ich habe nicht Unrecht, wie Sie sehen. Von neun Uhr Abends an streifte ich bei dem Gasthof zum krähenden Hahne umher. Nichts; keine Schritte, kein Besuch. Alles ging auf das Beste. Ich glaubte folglich, ich könnte zurückkehren und schlafen. Ich kehre zurück und schlafe.

»Diesen Morgen bei Tagesanbruch wache ich auf; ich wecke Patrice und befehle ihm, an den Ecke Schildwache zu stehen.

»Um neun Uhr, merken Sie wohl, eine Stunde früher, als es abgemacht war, komme ich mit der Carrosse an; Patrice hat nichts Beängstigendes gesehen, und ich steige ziemlich beruhigt die Treppe hinauf.

An der Thüre hält mich eine Dienerin auf und benachrichtigt mich, die Frau Gräfin werde an diesem Tage und vielleicht acht Tage nicht ausgehen.

Ich gestehe, obgleich auf irgend eine Unannehmlichkeit gefaßt, erwartete ich doch dies nicht.

„Wie! sie wird nicht ausgehen,“ rief ich, „was hat sie denn?“

„Sie ist krank.“

„Krank? Unmöglich! Gestern war sie noch zum Entzücken wohl.“

„Ja, mein Herr. Doch Madame hat die Gewohnheit, ihre Chocolate zu machen, und diesen Morgen, als sie dieselbe kochen ließ, goß sie aus dem Ofen auf ihren Fuß und verbrannte sich.

Auf das Geschrei, das die Frau Gräfin ausstieß, lief ich herbei. Die Frau Gräfin wäre beinahe in Ohnmacht gefallen. Ich trug sie auf ihr Bett und in diesem Augenblick schläft sie, glaube ich.'

Ich war bleich wie Ihre Spitze, Gräfin, und rief: ‚Das ist eine Lüge!‘

‚Nein, lieber Herr Dubarry,‘ antwortete eine Stimme, so spitzig, daß sie die Balken zu durchbohren schien; ‚nein, das ist keine Lüge, und ich leide furchtbar.‘

Ich stürzte nach der Seite, woher diese Stimme kam; ich drang durch eine Glasthüre, welche sich nicht öffnen wollte; die alte Gräfin lag wirklich im Bett.

‚Ah! Madame . . .‘ sagte ich.

Mehr konnte ich an Worten nicht vorbringen. Ich war wüthend, und hätte sie mit Freuden erdrosselt.

»Sehen Sie,‘ sagte sie zu mir, indem sie auf eine abscheuliche Kanne deutete, welche auf dem Boden lag, ‚diese Kaffeekanne hat alles Unheil verursacht.‘

Ich sprang mit gleichen Füßen auf die Kanne, diese wird keine Chocolate mehr machen, dafür stehe ich Ihnen.

‚Welch ein Mißgeschick!‘ fuhr die Alte mit ihrer kläglichen Stimme fort, ‚die Baronin d’Alogny wird nun Ihre Frau Schwester vorstellen. Was wollen Sie! das stand so geschrieben, wie die Orientalen sagen.‘ «

»Ah! mein Gott,« rief die Gräfin, »Sie bringen mich in Verzweiflung, Jean.«

»Ich verzweifle nicht, wenn Sie sich zu ihr begeben, deßhalb habe ich Sie rufen lassen.«

»Und warum verzweifeln Sie nicht?«

»Weil Sie vermögen, was ich nicht vermag, weil Sie eine Frau sind, weil Sie den Verband in Ihrer Gegenwart können abnehmen lassen, weil Sie Frau von Béarn, wenn der Betrug erwiesen ist, sagen können, ihr Sohn werde nie etwas Anderes sein, als ein Krautjunker, sie werde nie einen Sou von der Erbschaft der Saluces bekommen; weil Sie endlich die Verwünschungen von Camilla mit viel mehr Wahrscheinlichkeit spielen werden, als ich die Wuth des Orestes spielen würde.«

»Ich glaube, er scherzt!« sagte die Gräfin.

»Ja, mit der Schärfe der Zähne.«

»Wo wohnt unsere Sibylle?«

»Sie wissen es wohl: im krähenden Hahnen, in der Rue Saint-Germain-des-Prés . . . ein großes, schwarzes Haus, mit einem ungeheuren Hahnen, der auf ein blechenes Schild gemalt ist. Wenn das Blech knarrt, kräht der Hahn.«

»Ich werde eine abscheuliche Scene haben.«

»Das ist meine Meinung, Doch es ist auch meine Meinung, daß man es wagen muß; soll ich Sie geleiten?«

»Hüten Sie sich wohl, Sie würden Alles verderben.«

»Das hat mir auch unser Anwalt gesagt, den ich in dieser Hinsicht um Rath fragte. Eine Person in ihrem Hause schlagen, zieht Geldbuße und Gefängniß nach sich. Sie auswärts schlagen . . .«

»Das ist nichts,« sagte die Gräfin, zu Jean, »Sie wissen das besser, als irgend Jemand.«

Jean machte eine Grimasse, welche wie ein schlimmes Lächeln aussah.

»Oh!« sagte er, »Schulden, welche spät bezahlt werden, häufen Interessen an, und wenn ich je meinen Mann wieder finde.«

»Wir wollen nur von meiner Frau sprechen, Vicomte.«

»Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, gehen Sie.«

Und Jean trat auf die Seite, um den Wagen vorüberfahren zu lassen.

»Vorwärts, wo erwarten Sie mich?«

»In dem Gasthofe selbst; ich verlange eine Flasche Wein, und wenn Sie bewehrten Beistand brauchen, so komme ich.«

»Vorwärts, Kutscher,« rief die Gräfin.

»Rue Saint-Germain-des-Prés, im krähenden Hahnen,« fügte der Vicomte bei.

Der Wagen fuhr ungestüm nach den Champs-Élysées.

Eine Viertelstunde nachher hielt er bei der Rue Abbatiale und dem Marché Sainte-Marguerite.

Hier stieg Madame Dubarry aus, denn sie befürchtete, das Rasseln eines Wagens könnte die schlaue Alte, welche ohne Zweifel lauerte, aufmerksam machen, und sie würde, sich hinter einem Vorhange verbergend, den Besuch frühe genug erblicken, um ihn zu vermeiden.

Die Gräfin ging daher allein mit ihrem Lackei, der hinter ihr marschirte, in die kleine Rue Abbatiale, welche nur drei Häuser enthielt, von denen der Gasthof die Mitte bildete.

Sie schlüpfte behende in die gähnende Halle des Wirthshauses.

Niemand sah sie eintreten, aber am Fuße der hölzernen Treppe begegnete sie der Wirthin.

»Frau von Béarn?« fragte die Gräfin.

»Frau von Béarn ist sehr krank und kann Niemand empfangen.«

»Krank; ich will mich gerade nach ihr erkundigen,« versetzte die Gräfin.

Und leicht wie ein Vogel war sie in einer Secunde oben auf der Treppe.

»Madame! Madame!« rief die Wirthin, »man sprengt Ihre Thüre mit Gewalt!«

»Wer denn?« fragte die alte Prozeßkrämerin ans der Tiefe ihres Zimmers.

»Ich,« rief die Gräfin, indem sie sich plötzlich auf der Schwelle mit einer Physiognomie zeigte, welche vollkommen den Umständen angepaßt war, denn sie lächelte Höflichkeit und grimassirte Bedauern.

»Die Frau Gräfin hier!« rief die Alte bleich vor Schrecken.

»Ja, meine liebe Dame, und ich komme, um Ihnen den ganzen Antheil zu bezeigen, den ich an Ihrem Unglück nehme, wovon ich so eben unterrichtet worden bin. Erzählen Sie mir doch Ihren Unfall, ich bitte Sie.«

»Madame, ich wage es nicht, Ihnen einen Stuhl in dieser Spelunke anzubieten.«

»Ich weiß, daß Sie ein Schloß in der Touraine haben, und entschuldige das Wirthshaus.«

Die Gräfin setzte sich. Frau von Béarn begriff, daß sie eine feste Stellung nahm.

»Sie scheinen viel zu leiden, Gräfin?« fragte Madame Dubarry.

»Furchtbar.«

»Am rechten Bein? O Gott! aber wie haben Sie es gemacht, um sich am Bein zu brennen?«

»Das war ganz einfach: ich hielt die Kaffeekanne, der Stiel glitschte in meiner Hand aus, das Wasser entströmte siedend, und es fiel ein Glas voll auf meinen Fuß.«

»Das ist schrecklich!«

Die Alte stieß einen Seufzer aus.

»Oh! ja,« sagte sie, »schrecklich. Doch was wollen Sie? die Unglücksfälle kommen in

Schaaren.«

»Sie wissen, daß der König Sie diesen Morgen erwartete.«

»Sie verdoppeln meine Verzweiflung, Madame.«

»Seine Majestät ist durchaus nicht zufrieden, Madame, daß er Sie nicht gesehen.«

»Ich habe meine Entschuldigung in meinem Leiden, und ich hoffe diese Entschuldigung seiner Majestät demuthsvoll zu Füßen legen zu dürfen.«

»Ich sage das nicht, um Ihnen den geringsten Kummer zu verursachen,« versetzte Madame Dubarry, welche sah, wie gravitatisch die Alte zu sein bemüht war, »ich wollte Ihnen nur begreiflich machen, daß Seiner Majestät sehr viel an diesem Schritte lag, und daß er den größten Dank dafür wußte.«

»Sie sehen meine Lage, Madame.«

»Allerdings; doch soll ich Ihnen Eines sagen?«

»Sprechen Sie; ich fühle mich geehrt, es zu hören.«

»Aller Wahrscheinlichkeit nach rührt Ihr Unfall von einer großen Aufregung her, welche Sie ergriffen hatte.«

»Oh! ich sage nicht nein,« erwiderte die Alte mit einer Verbeugung des Oberleibs; »ich war sehr bewegt durch die Ehre, die Sie mir dadurch erwiesen, daß Sie mich so anmuthreich in Ihrem Hause empfangen.«

»Ich glaube, es war noch etwas Anderes im Spiel.«

»Etwas Anderes? Meiner Treue, nein, nichts daß ich wüßte.«

»Oh! doch wohl, ein Zusammentreffen . . .«

»Das mir begegnet sein soll?«

»Ja, als Sie mein Haus verließen.«

»Ich bin mit Niemand zusammengetroffen, Madame. Ich war in dem Wagen Ihres Herrn Bruders.«

»Ehe Sie in den Wagen stiegen.«

Die Alte gab sich die Miene, als suchte sie.

»Während Sie die Stufen der Freitreppe hinabgingen.«

Die Alte heuchelte eine noch größere Aufmerksamkeit.

»Ja,« sagte Madame Dubarry mit einem Lächeln, in das sich eine gewisse Ungeduld mischte; »es kam Jemand in den Hof, eben als Sie das Haus verließen.«

»Ich habe Unglück, Madame, ich erinnere mich dessen nicht.«

»Eine Frau . . . ah! nun entsinnen Sie sich wohl.«

»Ich habe ein so kurzes Gesicht, daß ich auf zwei Schritte von mir, wie Sie jetzt gerade sitzen, Madame, nichts zu unterscheiden vermag. Urtheilen Sie also.«

»Ah! sie ist stark,« sprach leise die Gräfin zu sich selbst. »Wir wollen nicht mehr mit List zu Werk gehen, denn sie würde mich schlagen.«

»Nun, da Sie diese Dame nicht gesehen haben,« fuhr sie laut fort, »so will ich Ihnen sagen, wer sie ist.«

»Die Dame, welche herein kam, als ich wegfuhr?«

»Ganz richtig, es war meine Schwägerin, Mademoiselle Dubarry.

»Ah! sehr gut, Madame, sehr gut, da ich sie aber nie gesehen hatte . . .«

»Doch wohl.«

»Ich habe sie gesehen?«

»Ja, und gesprochen.«

»Mademoiselle Dubarry?«

»Ja, Mademoiselle Dubarry, nur hieß sie an jenem Tag Mademoiselle Flageot.«

»Ah!« rief die Alte mit einer Bitterkeit, welche sie nicht verbergen konnte, »ah! die falsche Mademoiselle Flageot, welche mich aufsuchte und zu der Reise veranlaßte, war Ihre Schwägerin?«

»In Person, Madame.«

»Und wurde zu mir geschickt?«

»Durch mich.«

»Um mich zu mystificiren?«

»Nein, um Ihnen zu dienen, während Sie zugleich mir dienen würden.«

Die alte Frau zog ihre dicken, grauen Augbrauen zusammen und erwiderte:

»Ich glaube, dieser Besuch wird mir nicht sehr vortheilhaft sein.«

»Wären Sie etwa von Herrn von Maupeou schlecht empfangen worden, Madame?«

»Weihwasser von Hofe.«

»Mir dünkt, ich habe die Ehre gehabt, Ihnen etwas minder Unfaßbares, als Weihwasser anzubieten.«

»Madame, Gott lenkt, während der Mensch denkt.«

»Madame, sprechen wir ernsthaft,« sagte die Gräfin.

»Ich höre Sie.«

»Sie haben sich den Fuß verbrannt?«

»Sie sehen es.«

»Bedeutend?«

»Furchtbar.«

»Können Sie nicht, trotz dieser Wunde, welche allerdings schmerzhaft sein mag, aber sicherlich nicht gefährlich ist, können Sie sich nicht ein wenig anstrengen, den Wagen ertragen, und eine Sekunde in meinem Cabinet vor Seiner Majestät stehen?«

»Unmöglich, Madame; schon bei dem Gedanken, mich zu erbeben, fühle ich mich einer Ohnmacht nahe.«

»Sie haben sich also eine gräßliche Wunde gemacht?«

»Gräßlich, wie Sie sagen.«

»Und wer verbindet, wer beräth, wer pflegt Sie?«

»Ich habe wie jede Frau, welche eine Haushaltung geführt, vortreffliche Recepte für Brandwunden; ich lege mir einen von mir selbst bereiteten Balsam auf.«

»Kann man, ohne unbescheiden zu sein, dieses specifische Mittel sehen?«

»In jener Phiole, auf dem Tisch.«

»Heuchlerin!« dachte die Gräfin, »so weit hat sie die Verstellung getrieben; sie ist offenbar sehr stark, doch wir wollen das Ende abwarten.«

»Madame,« sagte die Gräfin laut, »ich habe auch ein vortreffliches Oel für solche Unfälle, doch die Anwendung hängt hauptsächlich von der Art des Brandes ab.«

»Wie so?«

»Es gibt einfache Röthen, Wasserblasen und Abschindung der Haut. Ich bin kein Arzt. Aber Jedermann hat sich mehr oder minder in seinem Leben gebrannt.«

»Madame, es ist eine Abschindung,« versetzte die Gräfin.

»Oh! mein Gott! wie müssen Sie leiden! Soll ich mein Oel anwenden?«

»Das wäre mir ungemein lieb. Sie haben es also mitgebracht?«

»Nein; aber ich werde es schicken . . .«

»Ich danke tausendmal.«

»Nur erscheint es zweckdienlich, daß ich mich von dem Grade der Verletzung überzeuge.«

»Oh! nein, nein, Madame,« rief die Alte, »ich will Ihnen kein solches Schauspiel bieten.«

»Gut,« dachte Madame Dubarry, »hier ist sie gefangen.«

»Befürchten Sie das nicht,« sprach sie, »ich bin mit dem Anblick von Wunden vertraut.«

»Oh! Madame, ich kenne zu gut den Wohlanstand.«

»Wo es sich darum handelt, unserem Nächsten beizustehen, müssen wir den Wohlanstand vergessen.«

Und sie streckte rasch die Hand nach dem Beine aus, das die Gräfin auf einem Fauteuil liegen hatte.

Die Alte stieß ein furchtbares Schmerzgeschrei aus, obgleich Madame Dubarry sie kaum berührte.

»Oh! gut gespielt!« murmelte die Gräfin, welche jede Zuckung auf dem verstörten Gesichte von Frau von Béarn studirte.

»Ich sterbe,« sagte die Alte. »Ah! welche Angst haben Sie mir eingejagt.«

Und die Wangen bleich, die Augen sterbend, warf sie sich zurück, als ob sie in Ohnmacht fiele.

»Sie erlauben, Madame,« fuhr die Favoritin fort.

»Immerhin,« sagte die Alte mit einer erloschenen Stimme.

Madame Dubarry verlor keine Zeit; sie zog die erste Nadel aus der Leinwand, welche das Bein umgab, und entrollte rasch die Binde.

Zu ihrem großen Erstaunen ließ sie die Alte machen.

»Sie wartet, bis ich an der Comresse bin, um laut zu schreien; aber ich werde ihr Bein sehen, und wenn ich sie ersticken müßte,« murmelte die Favoritin.

Und sie fuhr fort.

Frau von Béarn seufzte, widersetzte sich aber nicht.

Die Comresse wurde aufgehoben, und eine wahre Wunde zeigte sich den Augen von Madame Dubarry. Das war nicht Nachahmung, und hier endigte die Diplomatie von Frau von Béarn.

Bleifarbig und von Blut durchfurcht, sprach die Wunde sehr beredt. Frau von Béarn konnte Chon gesehen und erkannt haben, dann aber schwang sie sich zu der Höhe von Porcia und Mucius Scävola empor.

Madame Dubarry schwieg und bewunderte.

Wieder zu sich gekommen, genoß die Alte in vollem Maaße ihren Sieg; ihr falbes Auge versenkte sich gleichsam in die Gräfin, welche zu ihren Füßen kniete.

Madame Dubarry brachte die Comresse mit der zarten Sorgfalt der Frauen, deren Hand für die Verwundeten so leicht ist, wieder an ihren Platz, legte das Bein der Kranken auf das Kissen, setzte sich zu ihr und sprach:

»Madame, Sie sind noch stärker, als ich glaubte, und ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich nicht mit dem ersten Schlage die Frage so angegriffen habe, wie es sich bei einer Dame von Ihrem Werth geziemte. Machen Sie Ihre Bedingungen.«

Die Augen der Alten funkelten, aber es war nur ein Blitz, der alsbald wieder erlosch.

»Sprechen Sie Ihren Wunsch unumwunden aus, Madame,« sagte sie, »und ich werde sehen, in welcher Beziehung ich Ihnen angenehm sein kann.«

»Ich will durch Sie in Versailles vorgestellt werden, Madame,« sprach die Gräfin, »und sollte es Sie auch eine Stunde der furchtbaren Leiden kosten, die Sie diesen Morgen ausgestanden haben.«

Frau von Béarn hörte ohne eine Miene zu verziehen.

»Und dann?« sagte sie.

»Das ist Alles, Madame; nun ist die Reihe an Ihnen.«

»Ich möchte gern,« erwiderte Frau von Béarn mit einer Festigkeit, welche der Gräfin klar bewies, daß man mit ihr wie eine Macht mit der andern zu unterhandeln hatte, »ich möchte die zweimal hundert tausend Livres meines Prozesses garantirt haben.«

»Aber wenn Sie den Prozeß gewinnen, so macht dies viermal hundert tausend Franken, wie mir scheint.«

»Nein, denn ich betrachte die zweimal hundert tausend Livres, welche mir die Saluces streitig machen, als mein Eigenthum. Die weiteren zweimal hundert tausend Livres sind ein Glück, der Ehre beigefügt, welche mir dadurch zu Theil geworden ist, daß ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe.«

»Sie sollen die zweimal hundert tausend Livres bekommen, Madame, Hernach?«

»Ich habe einen Sohn, den ich zärtlich liebe, Madame. Das Schwert wurde in unserem Hause stets gut geführt; aber Sie müssen begreifen, daß wir, zum Befehlen geboren, nur mittelmäßige Soldaten geben. Ich brauche auf der Stelle eine Compagnie für meinen Sohn mit einem Oberstenpatent für das nächste Jahr.«

»Wer wird die Kosten des Regiments tragen, Madame?«

»Der König. Sie begreifen, daß ich, wenn ich für dieses Regiment die zweimal hundert tausend Livres von meinem Gewinn ausgabe, morgen so arm sein werde, als ich es heute bin.«

»Gut gerechnet macht das sechsmal hundert tausend Livres.«

»Viermal hundert tausend, vorausgesetzt, daß das Regiment zweimal hundert tausend werth ist, was dasselbe hoch anschlagen heißt.«

»Es sei; Sie sollen in diesem Punkte befriedigt werden.«

»Ich habe von dem König Entschädigung für meinen Weingarten in der Touraine zu verlangen; es sind vier gute Morgen, welche mir die Ingenieurs des Königs vor vier Jahren für den Kanal genommen haben.«

»Man hat den Weingarten bezahlt.«

»Ja, doch nach dem Anschläge von Experten; und ich selbst schätze ihn gerade auf das Doppelte des Preises, zu dem sie ihn angeschlagen haben.«

»Gut! man wird Ihnen denselben zum zweiten Male bezahlen. Ist das Alles?«

»Verzeihen Sie, meine Kasse ist leer, wie Sie sich leicht denken können. Ich bin Meister Flageot ungefähr neuntausend Livres schuldig.«

»Neuntausend Livres!«

»Oh! das ist unerlässlich. Meister Flageot ist ein vortrefflicher Rathgeber.«

»Ja, ich glaube es wohl,« versetzte die Gräfin, »ich werde diese neuntausend Livres von meinen eigenen Geldern bezahlen.. Ich hoffe, Sie haben mich willfährig gefunden?«

»Oh! Sie sind vollkommen, Madame; aber ich glaube Ihnen auch von meiner Seite allen guten Willen bewiesen zu haben.«

»Wenn Sie wüßten, wie sehr ich bedaure, daß Sie sich verbrannt haben,« sagte Madame Dubarry lächelnd.

»Ich bedaure es nicht, Madame,« entgegnete die Alte, »denn trotz dieses Unfalls wird mir meine Ergebenheit die Kraft verleihen, Ihnen nützlich zu sein, als ob mir nichts begegnet wäre.«

»Fassen wir die Bedingungen noch einmal zusammen,« sagte Madame Dubarry.

»Warten Sie.«

»Haben Sie etwas vergessen?«

»Eine Kleinigkeit.«

»Sprechen Sie.«

»Ich war nicht darauf gefaßt, vor unserem großen König erscheinen zu dürfen. Ach! längst bin ich mit Versailles und seinen Herrlichkeiten nicht mehr vertraut, und somit besitze ich kein Staatskleid.«

»Ich habe diesen Umstand vorhergesehen, Madame: gestern nach Ihrem Abgang ist Ihr Vorstellungskleid angefangen worden, und ich war so vorsichtig, es nicht bei meiner Schneiderin zu bestellen, damit diese nicht mit Arbeit überhäuft wäre. Morgen zur Mittagsstunde ist es fertig.«

»Ich habe keine Diamanten.

»Die Herren Boemer und Bossange werden Ihnen morgen auf eine Zeile von mir einen Schmuck von zweimal hundert zehntausend Livres geben, den sie Ihnen übermorgen für zweimal hundert tausend Livres wieder abnehmen; dadurch wird Ihre Entschädigung bezahlt sein.«

»Sehr gut, Madame; ich habe nichts mehr zu wünschen.«

»Sie sehen mich entzückt.«

»Aber das Patent meines Sohnes?«

»Seine Majestät wird es Ihnen selbst übergeben«

»Doch das Versprechen der Kosten für die Anwerbung eines Regiments?«

»Das Patent wird es enthalten.«

»Vortrefflich. Es bleibt mir noch die Frage des Weingartens.«

»Wie hoch schätzen Sie diese vier Morgen, Madame?«

»Auf sechstausend Livres den Morgen. Es war ausgezeichnetes Land.«

»Ich will Ihnen eine Obligation von zwölftausend Livres unterschreiben, was mit den zwölftausend, die Sie schon erhalten haben, gerade die vier und zwanzig tausend macht.«

»Hier ist das Schreibzeug, Madame,« sagte die Gräfin, und deutete mit dem Finger auf den Gegenstand, den sie nannte.

»Ich werde die Ehre haben, es Ihnen zu geben,« sprach Madame Dubarry.

»Mir?«

»Ja.«

»Wozu?«

»Damit Sie gefälligst an Seine Majestät den kleinen Brief schreiben, den ich Ihnen zu dictiren die Ehre haben werde. Wenn ich etwas gebe, muß ich etwas dafür bekommen.«

»Das ist richtig,« sagte Frau von Béarn.

»Wollen Sie also schreiben, Madame.«

»Die Alte zog den Tisch zu ihrem Fauteuil, richtete ihr Papier zurecht, nahm die Feder und wartete.

Madame Dubarry dictirte:

»Sire, das Glück, das ich empfinde, indem ich von Eurer Majestät mein Anerbieten, die Pathin meiner lieben Freundin, der Gräfin Dubarry . . .«

Die Alte verzog die Lippen und ließ ihre Feder spritzen.

»Sie haben eine schlechte Feder,« sagte die Favoritin, »Sie müssen eine andere nehmen.«

»Es ist nicht nöthig, Madame, sie wird sich gewöhnen.«

»Sie glauben, Madame?«

»Ja.«

Madame Dubarry fuhr fort:

»zu werden, angenommen sehe, macht mich so kühn, Eure Majestät zu bitten, mich mit günstigem Auge anschauen zu wollen, wenn ich mich morgen, wie Sie es zu erlauben geruhen, in Versailles einfinden werde. Ich wage zu glauben, Sire, daß Eure Majestät mich mit einem guten Empfang beehren kann, da ich die Verwandte eines Hauses bin, bei welchen jedes Haupt sein Blut für den Dienst der Fürsten Ihres erhabenen Geschlechts vergossen hat.«

»Nun unterzeichnen Sie, wenn es Ihnen beliebt.«

Und die Gräfin unterzeichnete:

»Anastasie Euphémie Rodolphe,

Gräfin von Béarn.«

Die Alte schrieb mit einer festen Hand; die einen halben Zoll großen Charaktere lagerten sich auf dem Papier, das sie mit einer aristokratischen Quantität von Schreibfehlern bestreute.

Als die Alte unterzeichnet hatte, reichte sie, während sie mit einer Hand den Brief hielt, den sie geschrieben, mit der andern die Tinte, das Papier und die Feder der Gräfin Dubarry, welche mit einer kleinen, geraden, kritzeligen Handschrift eine Obligation von einundzwanzigtausend Livres unterschrieb, zwölftausend als Entschädigung für den Verlust des Weingarten, neuntausend zu Bezahlung der Honorare von Meister Flageot.

Dann schrieb sie ein Briefchen an die Herren Boemer und Bossange, Juweliere der Krone, und bat sie, dem Ueberbringer den Schmuck von Diamanten und Smaragden zuzustellen, den man Louise nannte, weil es von der Prinzessin, Tante des Dauphin, kam, welche ihn für ihre Almosen

verkauft hatte.

Nachdem dies geschehen war, tauschten Pathin und Täufling ihr Papier aus.

»Nun geben Sie uns einen Beweis guter Freundschaft, liebe Gräfin,« sagte Madame Dubarry.

»Herzlich gern, Madame.«'

»Ich bin überzeugt, wenn Sie einwilligen, in meinem Hause zu wohnen, wird Sie Tronchin in weniger als drei Tagen heilen. Kommen Sie dahin, Sie werden zugleich mein Oel versuchen, das vortrefflich ist.«

»Steigen Sie immerhin in Ihren Wagen, Madame,« erwiderte die kluge Alte; »ich habe noch einige Angelegenheiten zu beendigen, ehe ich mich zu Ihnen begeben.

»Sie weisen es also zurück?«

»Ich erkläre Ihnen im Gegentheil, daß ich einwillige, doch nicht für den gegenwärtigen Augenblick. Es schlägt ein Uhr auf der Abtei; geben Sie mir Zeit bis drei Uhr; auf den Punkt fünf Uhr bin ich in Luciennes.«

»Erlauben Sie, daß um drei Uhr mein Bruder Sie mit seinem Wagen abholt?«

»Es wird mir sehr angenehm sein.«

»Pflegen Sie sich nun bis dahin.«

»Seien Sie unbesorgt. Ich bin Edeldame. Sie haben mein Wort und ich werde Ihnen morgen in Versailles Ehre machen, und sollte ich darüber sterben.«

»Auf Wiedersehen, meine liebe Pathin!«

»Auf Niedersehen, mein anbetungswürdiger Täufling!«

Und sie trennten sich so, die Alte stets liegend, ein Bein auf ihren Kissen, eine Hand auf ihren Papieren; Madame Dubarry noch leichter als bei ihrer Ankunft, aber das Herz etwas gepreßt, daß sie nicht die Stärkere gegen eine alte Prozeßkrämerin gewesen war, sie, die nach ihrem Belieben den König von Frankreich schlug.

Als sie vor dem großen Saale vorüberkam, erblickte sie Jean, der, ohne Zweifel um keinen Verdacht zu erregen, eine zweite Flasche angegriffen hatte.

Sobald er seine Schwägerin wahrte, sprang er von seinem Stuhle auf, lief auf sie zu und rief:

»Nun, wie steht es?«

»Der Marschall von Sachsen sagte zu Seiner Majestät, indem er ihr das Schlachtfeld von Fontenoy zeigte, Sire, erfahren Sie durch dieses Schauspiel, wie theuer und schmerzlich ein Sieg ist.«

»Wir sind also Sieger?« fragte Jean.

»Ein anderes Wort, doch dieses ist uns aus dem Alterthum zugekommen: ‚Noch ein Sieg wie dieser, und wir sind zu Grunde gerichtet.‘ «

»Wir haben die Pathin?«

»Ja, nur kostet sie uns beinahe eine Million.«

»Oh! oh!« machte Dubarry mit einer furchtbaren Grimasse.

»Bei Gott! es war zu nehmen oder zu lassen.«

»Aber das ist schreiend!«

»Es ist nun einmal so. Und entsetzen Sie sich nicht zu sehr, denn wenn Sie nicht sehr vernünftig wären, könnte es sein, daß wir gar nichts hätten, oder daß es uns das Doppelte kosten würde.«

»Mein Gott, Welch' eine Frau!«

»Es ist eine Römerin.«

»Es ist eine Griechin.«

»Gleichviel! Griechin oder Römerin, halten Sie sich bereit, sie um drei Uhr abzuholen und zu mir nach Luciennes zu bringen. Ich bin nicht eher ruhig, als bis ich sie unter meinem Verschuß habe.«

»Ich gehe keinen Schritt von hier weg,« versetzte Jean.

»Und ich, ich eile, um Alles vorzubereiten, sprach die Gräfin.

Und sie warf sich in ihren Wagen, und rief ihm noch zu:

»In Luciennes! Morgen werde ich sagen in Marly!«

»Gleichviel,« sprach Jean, während er der Carrosse mit dem Auge folgte, »wir kosten Frankreich sehr viel! . . . Das ist schmeichelhaft für die Dubarry.«

XXXVI.

Die fünfte Verschwörung des Marschall von Richelieu.

Der König war zurückgekehrt, um sein Marly zu halten, wie gewöhnlich.

Weniger Sklave der Etiquette als Ludwig XIV., der in den Versammlungen des Hofes Gelegenheiten suchte, seine Macht zu prüfen, suchte Ludwig XV. in jedem Kreise Neuigkeiten, auf die er so sehr begierig war, und vor Allem jenen Wechsel von Gesichtern, eine Zerstreuung, die er allen andern vorzog, besonders wenn diese Gesichter lächelnd erschienen.

An dem Abend der von uns erzählten Zusammenkunft und zwei Stunden, nachdem Frau von Béarn, diesmal ihrem Versprechen getreu, sich in dem Cabinet von Madame Dubarry einquartiert hatte, spielte der König im blauen Salon.

Er hatte zu seiner Linken die Herzogin d'Ayen und zu seiner Rechten die Prinzessin von Guémenée.

Seine Majestät schien sehr zerstreut; sie verlor achthundert Louisd'or in Folge dieser Zerstreuung; durch diesen Verlust zu ernsten Dingen geneigt (Ludwig XV. liebte es, als ein würdiger Abkömmling von Heinrich IV. ungemein, zu gewinnen), stand der König um neun Uhr auf, um in einer Fenstervertiefung mit Herrn von Malesherbes, dem Sohn des Erzkanzlers, zu sprechen; während Herr von Maupeou, der in einer Fenstervertiefung gegenüber mit Herrn von Choiseul plauderte, das Gespräch mit unruhigem Auge verfolgte.

Seit dem Aufstehen des Königs hatte sich indessen ein Kreis beim Kamin gebildet. Mesdames Adelaide, Sophie und Victoire hatten sich bei ihrer Rückkehr von einer Spazierfahrt nach den Gärten mit ihren Ehrendamen und ihren Edelleuten an diesen Ort gesetzt.

Und während um den König, der sicherlich von Geschäften in Anspruch genommen wurde, denn man kannte das strenge Wesen von Herrn von Malesherbes, während um den König, sagen wir ein Kreis von Land- und Seeofficieren, von Großwürdenträgern und Präsidenten, welche durch eine ehrfurchtsvolle Erwartung zurückgehalten wurden, versammelt war, genügte der kleine Hof am, Kamin sich selbst, und präludirte zu einem belebteren Gespräche durch einige Scharmützel, welche man nur als Sache der Vorhut betrachten konnte.

Die bedeutendsten Frauen, aus denen diese Gruppe bestand, waren außer den drei Töchtern des Königs Frau von Grammont, Frau von Guémenée, Frau von Choiseul, Frau von Mirepoir und Frau von Polastron.

In dem Augenblick, wo wir diese Gruppe auffassen, erzählte Madame Adelaide die Geschichte eines Bischofs, den man dem Pönitentiar der Diözese übergeben hatte. Die Geschichte, welche zu wiederholen wir uns enthalten, war ziemlich scandalös, besonders für eine königliche Prinzessin, aber die Epoche, die wir zu schildern suchen, stand bekanntlich nicht gerade unter der Anrufung der Göttin Vesta.

»Nun,« sagte Madame Victoire, »dieser Bischof ist doch noch vor kaum einem Monat unter uns gewesen.«

»Man wäre der Gefahr ausgesetzt, noch Schlimmeres bei Seiner Majestät zu treffen,« entgegnete Frau von Grammont, »wenn diejenigen kämen, welche, ohne je gekommen zu sein,

nun kommen wollen.«

Jedermann fühlte bei den ersten Worten der Herzogin und besonders bei dem Tone, mit dem diese Worte gesprochen wurden, wen sie bezeichnete und auf welches Gebiet sie das Gespräch manoeuvriren wollte.

»Zum Glück ist Wollen und Können zweierlei, nicht wahr, Herzogin?« sagte ein kleiner Mann von vier und siebenzig Jahren, der kaum fünfzig zu sein schien, so lebhaft waren seine Augen, so zierlich seine Taille, so frisch seine Stimme, so zart sein Bein, so weiß seine Haut und seine schöne Hand.

»Ah! Herr von Richelieu wirft sich auf die Leitern wie bei Mahon, und nimmt unser Gespräch im Sturm,« sagte die Herzogin. »Wir sind also immer noch ein wenig Grenadier, mein lieber Herzog?«

»Ein wenig! ah! Herzogin, Sie thun mir Unrecht, sagen Sie viel.«

»Nun, habe ich nicht die Wahrheit gesprochen, Herzog?«

»Wann dies?«

»So eben.«

»Und was sagten Sie?«

»Daß sich die Thüren des Königs nicht mit Gewalt öffnen lassen.«

»Wie die Vorhänge eines Alkoven. Ich bin Ihrer Meinung, Herzogin, immer Ihrer Meinung.«

Dieses Wort führte die Fächer auf einige Gesichter, aber es hatte Erfolg, obgleich die Verleumder der vergangenen Zeit behaupteten, der Witz des Herzogs habe gealtert.

Die Herzogin von Grammont erröthete unter dem Roth, das sie aufgelegt, denn an sie war hauptsächlich das Epigramm gerichtet.

»Meine Damen,« sprach sie, »wenn der Herr Herzog solche Dinge sagt, setze ich meine, Geschichte nicht fort, und ich schwöre Ihnen, Sie verlieren viel dabei, wenn Sie nicht den Marschall bitten, Ihnen eine andere zu erzählen.«

»Ich, Sie unterbrechen,« versetzte der Herzog, »während Sie wahrscheinlich etwas Schlimmes von einem meiner Freunde sagen? Gott behüte mich! ich höre mit allen Ohren, die mir bleiben.«

Man schloß den Kreis enger um die Herzogin.

Frau von Grammont warf einen Seitenblick nach dem Fenster, um sich zu versichern, daß der König immer noch da sei. Der König war immer noch da, aber obwohl mit Herrn von Malesherbes. plaudernd, verlor er doch die Gruppe nicht aus dem Gesicht, und sein Blick kreuzte sich mit dem von Frau von Grammont.

Die Herzogin fühlte sich ein wenig eingeschüchtert durch den Ausdruck, den sie in den Augen des Königs zu lesen geglaubt hatte; aber sie hatte einmal angefangen und wollte nicht auf dem Wege stehen bleiben.

»Sie wissen also,« fuhr Frau von Grammont fort, die sich besonders an die drei Prinzessinnen wandte, »Sie wissen, daß eine Dame, nicht wahr der Name thut nichts zur Sache? uns kürzlich zu sehen wünschte, uns, die Auserwählten des Herrn, wie wir in unserer Glorie thronen, deren Strahlen sie vor Neid sterben machen.«

»Uns sehen, wo?« fragte der Herzog.

»In Versailles, in Marly, in Fontainebleau.«

»Gut, gut, gut.«

»Das arme Geschöpf hatte unsere großen Kreise nur beim Mittagmahle des Königs gesehen, wo die Maulaffen hinter den Barrièren zuschauen dürfen, wie Seine Majestät mit seinen Gästen speist, wohlverstanden, indem sie unter dem Stocke des Huissier vom Dienste defiliren.«

Herr von Richelieu schnupfte geräuschvoll Tabak aus seiner Porzellandose von Sèvres.

»Aber um uns in Versailles, in Marly, in Fontainebleau zu sehen, muß man vorgestellt sein,« sagte der Herzog.

»Ganz richtig, die fragliche Dame bat um die Vorstellung.«

»Ich wette,« rief der Herzog, »sie wurde ihr bewilligt, der König ist so gut.«

»Leider ist, um vorgestellt zu werden, die Erlaubniß des Königs nicht hinreichend, man muß Jemand haben, von dem man vorgestellt wird.«

»Ja,« sagte Frau von Guémenée, »etwas wie eine Pathin zum Beispiel.«

»Wohl, doch es hat nicht Jedermann eine Pathin,« versetzte Frau von Mirepoir, »zum Beweise dient die schöne Bourbonnaise, welche eine sucht und keine findet.«

Und sie trällerte:

La belle Bourbonnaise

Est fort mal à son aise.

»Ah! Marschallin,« sagte der Herzog von Richelieu, »lassen Sie doch der Frau Herzogin die ganze Ehre ihrer Erzählung.«

»Ei! ei!« sprach Madame Victoire, »Sie haben gemacht, daß uns das Wasser im Munde zusammengelaufen ist, und nun lassen Sie uns auf dem Wege.«

»Nein, nein; es liegt mir im Gegentheile daran, meine Geschichte bis zum Ende zu erzählen. Da man keine Pathin hatte, so suchte man eine. Suchet und ihr werdet finden, sagt das Evangelium. Man suchte so gut, daß man fand; doch welche Pathin, guter Gott! eine naive, unschuldige Frau vom Lande. Man zog sie aus ihrem Taubenschlage, man hätschelte sie, man streichelte sie, man putzte sie.«

»Das ist zum Rasendwerden,« sprach Frau von Guémenée.«

»Doch plötzlich, als die unschuldige Frau aus der Provinz gut gehätschelt, gut gestreichelt, gut geputzt war, fällt sie oben von ihrer Treppe herab und . . .«

»Und?« sagte Herr von Richelieu.

»Und bricht sich das Bein.«

»Somit,« versetzte Frau von Guémenée, »somit ist von der Vorstellung . . .«

»Nicht der Schatten, meine Liebe.«

»Das ist ein Werk der Vorsehung!« sprach der Marschall, indem er seine beiden Hände zum Himmel erhob.

»Verzeihen Sie,« sagte Madame Victoire, »ich meines Theils beklage die arme Provinzfrau.«

»Im Gegentheile, Madame,« erwiderte die Herzogin, »wünschen Sie ihr Glück, sie hat von zwei Uebeln das geringste gewählt.«

Die Herzogin hielt plötzlich inne, sie war einem zweiten Blicke des Königs begegnet.

»Aber von wem sprechen Sie denn, Herzogin?« sagte der Marschall, der sich den Anschein gab, als suchte er, wer die fragliche Person sein konnte.

»Meiner Treue, man hat uns den Namen nicht genannt.«

»Welch ein Unglück!« sprach der Marschall. »Doch ich habe ihn errathen; machen Sie es wie ich.«

»Wenn die vorgestellten Damen muthig und den Grundsätzen der Ehre des alten Adels von Frankreich treu wären,« sagte Frau von Guémenée voll Bitterkeit, »so würden sie sich alle bei der Provinzdame, welche den erhabenen Gedanken gehabt hat, sich das Bein zu brechen, einschreiben lassen.«

»Ah! meiner Treue, ja,« sprach Richelieu, »das ist eine Idee. Doch man. müßte wissen, wie sie heißt, diese vortreffliche Frau, die uns von einer so großen Gefahr errettet; denn wir haben nichts mehr zu befürchten, nicht wahr, liebe Herzogin?«

»Oh! nichts mehr, ich stehe Ihnen dafür; sie liegt in ihrem Bette mit eingepacktem Bein, und ist unfähig, einen Schritt zu machen.«

»Doch wenn diese Frau eine andere Pathin finden würde,« sagte Frau von Guémenée; »sie ist sehr rührig.«

»Oh! es ist nichts zu befürchten, die Pathinnen finden sich nicht nur so.«

»Pest! ich glaube es wohl,« sprach der Marschall, während er eine von den wunderbaren Pastillen knaupelte, von denen man behauptete, er verdanke ihnen seine ewige Jugend.«

In diesem Augenblick machte der König eine Bewegung, um sich der Gruppe zu nähern. Jedermann schwieg.

Da erscholl die so bekannte und so klare Stimme des Königs im Salon:

»Adieu, meine Damen, guten Abend, meine Herren.«

Alle erhoben sich und es herrschte, eine große Bewegung in der Gallerie.

Der König machte ein paar Schritte gegen die Thüre, drehte sich aber, als er eben im Begriffe war, hinauszugehen, wieder um, und sprach:

»Bald hätte ich vergessen, morgen ist Vorstellung in Versailles.«

Diese Worte fielen wie ein Blitz auf die Versammlung.

Der König ließ seinen Blick auf der Gruppe der Frauen umherlaufen, welche einander anschauend erbleichten.

Dann verließ er den Salon, ohne etwas beizufügen.

Doch kaum hatte er die Schwelle mit dem zahlreichen Cortége von Edelleuten seines Dienstes und seines Gefolges überschritten, als die Explosion unter den nach seinem Abgang zurückgebliebenen Prinzessinnen und anderen Personen stattfand.

»Eine Vorstellung!« stammelte die Herzogin von Grammont, welche leichenblaß geworden war; »was wollte Seine Majestät damit sagen?«

»Ei! Herzogin,« versetzte der Marschall mit jenem Lächeln, das ihm seine besten Freunde nicht vergaben, »sollte diese Vorstellung zufällig die Ihrige sein?«

Mesdames bissen sich unwillig auf die Lippen.

»Oh! nicht möglich,« wiederholte mit dumpfem Tone Frau von Grammont.

»Hören. Sie doch, Herzogin,« sprach der Marschall, »man heilt gegenwärtig die Beine so gut.«

Herr von Choiseul näherte sich seiner Schwester und preßte ihr den Arm, um sie zu warnen; aber die Gräfin war zu tief verletzt, um etwas zu hören.

»Das wäre eine Abscheulichkeit!« rief sie.

»Ja, eine Abscheulichkeit,« wiederholte Frau von Guémenée.

Herr von Choiseul sah, daß nichts zu machen war, und entfernte sich.

»Oh! Mesdames,« rief die Herzogin, indem sie sich an die Töchter des Königs wandte, »unsere einzige Hoffnung beruht nur noch auf Ihnen. Sie, die ersten Damen des Königreiches, werden Sie es dulden, daß wir der Gefahr ausgesetzt sind, in dem einzigen unverletzlichen Asyl der Frauen von Stand eine Gesellschaft zu finden, welche unsere Kammerjungfern verachten würden.«

Doch statt zu antworten, senkten die Prinzessinnen traurig den Kopf.

»Mesdames, im Namen des Himmels!« wiederholte die Herzogin.

»Der König ist der Gebieter,« erwiderte Madame Adelaide seufzend.

»Das ist richtig,« sprach der Herzog von Richelieu.

»Aber dann ist der ganze Hof von Frankreich compromittirt,« rief die Herzogin. »Ah! meine Herren, wie wenig kümmern Sie sich um die Ehre Ihrer Familien!«

»Meine Damen,« sprach Herr von Choiseul, indem er zu lachen suchte, »da sich diese Sache zu einer Verschwörung wendet, so werden Sie es geeignet finden, wenn ich mich zurückziehe und Herrn von Sartines mitnehme. Kommen Sie, Herzog?« fügte er, sich an den Marschall wendend, bei.

»Oh! meiner Treue, nein,« sprach der Marschall, »ich liebe die Verschwörungen über Alles und bleibe.«

Herr von Choiseul verschwand mit Herrn von Sartines.

Die paar Männer, welche noch da waren, folgten ihrem Beispiel.

Es blieben um die Prinzessinnen nur Frau von Grammont, Frau von Guémenée, Madame d'Ayen, Frau von Mirepoir, Frau von Polastron und acht bis zehn Frauen, welche sich dem Streite über die Vorstellung mit dem größten Eifer angeschlossen hatten.

Herr von Richelieu war der einzige Mann.

Die Damen schauten ihn unruhig an, wie man es bei einem Trojaner im Lager der Griechen gethan hätte.

»Ich vertrete meine Tochter, die Gräfin Egmont,« sagte er, »also vorwärts.«

»Meine Damen,« sprach die Herzogin von Grammont, »es gibt ein Mittel, um gegen die Schmach zu protestiren, welche man uns anthun will, und dieses Mittel werde ich meines Theils anwenden.«

»Worin besteht es?« fragten gleichzeitig alle Frauen.

»Man hat uns gesagt: ‚der König ist der Gebieter,‘ « versetzte Frau von Grammont.

»Und ich habe geantwortet: ‚das ist richtig,‘ « sprach der Herzog.

»Der König ist der Gebieter bei sich, das ist wahr; doch bei uns sind wir die Gebieterinnen; wer kann mich verhindern, diesen Abend zu meinem Kutscher zu sagen: Nach Chanteloup! statt daß ich zu ihm sage: Nach Versailles?«

»Das ist richtig,« versetzte Herr von Richelieu; »doch wenn Sie protestirt haben, Herzogin, was wird daraus entspringen?«

»Es wird daraus entspringen, daß man nachdenkt.«

»Es wird daraus entspringen, daß man noch viel mehr überlegen würde, wenn Viele Sie nachahmten, Madame,« rief Frau von Guémenée.

»Und warum sollten wir nicht insgesamt die Herzogin nachahmen?« sagte die Marschallin

von Mirepoir.

»Oh! Mesdames,« sprach die Herzogin, sich abermals an die Töchter des Königs wendend; »oh! welch ein schönes Beispiel könnten Sie dem Hofe geben, Sie, die Töchter von Frankreich.«

»Würde uns der König deshalb grollen?« fragte Madame Sophie.

»Nein, nein, Eure Hoheiten dürfen es fest überzeugt sein!« rief die haßerfüllte Herzogin. »Nein, er, der einen ausgezeichneten Verstand und einen vollkommenen Takt besitzt, wäre Ihnen im Gegentheil dankbar dafür. Der König, glauben Sie mir, thut Niemand Gewalt an.«

»Im Gegentheil,« sagte der Herzog von Richelieu, der zum zweiten oder dritten Mal auf einen Einfall anspielte, den Frau von Grammont, der Sage nach, eines Abends in das Zimmer des Königs gemacht hatte, »er ist es, dem man Gewalt anthut, er ist es, den man im Sturm erobert.«

Bei diesen Worten fand in den Reihen der Damen eine Bewegung der ähnlich statt, welche sich in einer Compagnie Grenadiere bewerkstelligt, wenn eine Bombe platzt.

Endlich beruhigte man sich wieder.

»Der König hat allerdings nichts gesagt, als wir der Gräfin unsere Thüre verschlossen,« sprach Madame Victoire, ermuthigt und erwärmt durch das Brausen der Versammlung; »aber es wäre wohl möglich, daß bei einer so feierlichen Gelegenheit . . .«

»Ja, ja, ohne Zweifel,« unterbrach sie Frau von Grammont, »sicherlich, das könnte so sein, wenn Sie ihm allein ausblieben; aber wenn er sieht, daß wir ihm Alle fehlen . . .«

»Alle?« riefen die Frauen.

»Ja, Alle,« wiederholte der alte Marschall.

»Also sind Sie beim Complot?« fragte Madame Adelaide.

»Gewiß bin ich dabei, und deshalb verlange ich das Wort.«

»Sprechen Sie, Herzog, sprechen Sie,« versetzte Frau von Grammont.

»Gehen wir methodisch zu Werke,« sagte der Herzog, »es ist nicht damit gethan, daß man schreit: ‚Alle, Alle;‘ es ruft Eine aus vollem Hals: ‚Ich werde das thun,‘ und im gegebenen Augenblick thut sie gerade das Gegentheil; da ich aber vom Complot bin, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, so Sorge ich nicht dafür, daß ich verlassen werde, wie es mir geschehen ist, so oft ich unter dein verstorbenen König, oder unter der Regentschaft complottirte.«

»In der That, Herzog,« sagte ironisch die Herzogin von Grammont, »sollte man nicht glauben, Sie vergessen, wo Sie sind? In dem Lande der Amazonen geben Sie sich das Ansehen eines Anführers.«

»Madame,« entgegnete der Herzog, »ich bitte Sie zu glauben, daß ich einiges Recht auf den Rang hätte, den Sie mir streitig machen; Sie hassen Madame Dubarry mehr . . . gut, nun habe ich den Namen genannt, doch nicht wahr, Niemand hat ihn gehört? Sie hassen Madame Dubarry mehr als ich, doch ich bin mehr compromittirt als Sie.«

»Sie compromittirt, Herzog?« fragte die Marschallin von Mirepoir.

»Ja, compromittirt, und zwar furchtbar; seit acht Tagen bin ich nicht mehr in Luciennes gewesen, seit vier Tagen nicht mehr in Versailles, so daß die Gräfin in den Pavillon de Hanovre schickte, umfragen zu lassen, ob ich krank wäre; Rafé antwortete ihr, ich befände mich so wohl, daß ich seit dem vorhergehenden Tage nicht nach Hause gekommen. Doch ich entsage meinen Rechten, ich habe keinen Ehrgeiz, ich überlasse Ihnen den ersten Rang. Sie setzen Alles in Bewegung, Sie sind die Brandfackel, Sie bringen die Gewissen in Aufruhr, Ihnen gebührt der

Commandostab.«

»Nach den Prinzessinnen,« sprach ehrfurchtsvoll die Herzogin.

»Oh! lassen Sie uns die passive Rolle,« sagte Madame Adelaide. »Wir werden unsere Schwester Louise in Saint-Denis besuchen; sie hält uns zurück, wir kommen nicht, und dagegen ist nichts zu sagen.«

»Durchaus nichts,« versetzte der Herzog, »oder man müßte einen sehr schlecht beschaffenen Geist haben.«

»Ich mache mein Heu in Chanteloup,« sagte die Herzogin.

»Bravo!« rief der Herzog, »das ist ein Grund.«

»Ich,« sprach Frau von Guémenée, »ich habe ein krankes Kind, und ich ziehe den Schlafrock an, um mein Kind zu pflegen.«

»Ich,« sagte Frau von Polastron, »ich fühle mich ganz betäubt diesen Abend, und ich konnte leicht gefährlich krank werden, wenn mir Tronchin morgen nicht zur Ader ließe.«

»Und ich,« sprach majestätisch die Marschallin von Mirepoir, »ich gehe nicht nach Versailles, weil ich nicht dahin gehe; das ist mein Grund, der freie Wille!

»Gut, gut,« versetzte Richelieu, »Alles dies ist voll Logik, »doch man muß schwören.«

»Wie, man muß schwören?«

»Ja, man schwört stets bei den Comploten; seit der Conspiration von Catilina bis zu der von Cellamare, an der ich Theil zu nehmen die Ehre hatte, hat man stets geschworen; es ist wahr, die Dinge haben darum keine bessere Wendung genommen, aber Achtung vor der Gewohnheit! Schwören wir also! das ist sehr feierlich, wie Sie sehen werden.«

»Er streckte die Hand mitten in die Gruppe der Frauen aus und sprach majestätisch:

»Ich schwöre.«

Alle Frauen wiederholten den Schwur mit Ausnahme von Mesdames, welche sich in der Stille entfernt hatten.

»Nun ist es vorbei,« sprach der Herzog, »hat man einmal bei den Verschwörungen den Eid geleistet, so thut man nichts mehr.«

»Oh! welche Wuth, wenn sie sich in dem Salon allein sehen wird!« rief Frau von Grammont.

»Hm! der König wird uns wohl ein wenig verbannen,« sagte Richelieu.

»Ei! Herzog,« entgegnete Frau von Guémenée, »was wird aus dem Hofe werden, wenn man uns verbannt? Erwartet man nicht Seine dänische Majestät? was wird man ihr zeigen? Erwartet man nicht Ihre Hoheit die Dauphine? wem wird man sie zeigen? Und dann verbannt man nicht einen ganzen Hof; man wählt.«

»Ich weiß wohl, daß man wählt,« erwiderte Richelieu, »und ich bin sogar glücklich, mich wählt man immer; man hat mich bereits viermal gewählt, denn genau gerechnet, meine Damen, siehe ich bei meiner fünften Verschwörung.«

»Gut, glauben Sie das nicht, Herzog,« sagte Frau von Grammont, »mich wird man opfern.«

»Oder Herrn von Choiseul,« fügte der Marschall bei; »nehmen Sie sich in Acht, Herzogin.«

»Herr von Choiseul ist wie ich, er wird sich einer Ungnade unterwerfen, aber keine Schande ertragen.«

»Man wird weder Sie, Herzog, noch Sie, Herzogin, noch Herrn von Choiseul verbannen, sondern mich,« sprach die Marschallin von Mirepoir. »Der König wird es mir nicht verzeihen,

daß ich weniger artig gegen die Gräfin bin, als ich es gegen die Marquise war.

»Man wird uns Alle verbannen,« sagte Frau von Guémenée aufstehend; »denn ich hoffe, Niemand wird von dem gefaßten Entschluß abgehen.«

»Und eben so wenig von dem beschworenen Versprechen,« sagte der Herzog.

»Auf jeden Fall werde ich meine Vorkehrungen treffen.«

»Sie?« sprach Frau von Grammont.

»Sie?« versetzte der Herzog.

»Ja, um morgen um zehn Uhr in Versailles zu sein, braucht sie drei Dinge.«

»Welche?«

»Einen Friseur, ein Staatskleid, eine Carrosse.«

»Allerdings.«

»Nun!«

»Nun, sie wird nicht um zehn Uhr in Versailles sein; der König wird ungeduldig; der König verabschiedet, und die Vorstellung wird in Betracht der Ankunft der Dauphine auf die lange Bank geschoben.«

Ein Sturm von Beifallsbezeugungen und Bravos, empfing diese neue Episode der Verschwörung; aber während sie lauter Beifall klatschten als die Andern, tauschten Herr von Richelieu und Frau von Mirepoir einen Blick aus.

Die zwei alten Höflinge waren sich im Einverständniß eines und desselben Gedanken begegnet.

Um eilf Uhr entflohen die Verschworenen insgesamt auf der Straße nach Versailles und Saint-Germain, von einem bewunderungswürdigen Monde beleuchtet.

Nur hatte Herr von Richelieu das Pferd seines Piqueur genommen, und während sein Wagen mit verschlossenen Vorhängen zum Schein auf der Straße nach Versailles forteilte, erreichte er Paris mit verhängten Zügeln auf einem Seitenwege.

XXXVII.

Weder Friseur, noch Staatskleid, noch Carrosse.

Es wäre schlechter Geschmack gewesen, wenn sich Madame Dubarry von ihren Gemächern in Versailles wegbegeben hätte, um in dem großen Saale der Vorstellungen zu erscheinen.

Ueberdies war Versailles sehr arm an Mitteln an einem so feierlichen Tag.

Endlich war es nicht Gewohnheit. Die Auserwählten kamen mit dem Geräusch eines Botschafters entweder von ihrem Hotel in Versailles oder von ihrem Haus in Paris.

Madame Dubarry wählte diesen letzteren Abgangspunkt.

Schon Morgens um elf Uhr war sie in der Rue de Valois mit Frau von Béarn angekommen, welche sie unter ihren Riegeln hielt, wenn sie dieselbe nicht unter ihrem Lächeln halten konnte, und deren Wunde man jeden Augenblick mit dem erfrischte, was die Arzneikunde und die Chemie an Geheimnissen boten.

Seit dem vorhergehenden Tage waren Jean Dubarry, Chon und Dorée an der Arbeit, und wer sie nicht bei dieser Arbeit gesehen, hätte sich schwer einen Begriff von dem Einflusse des Geldes und der Gewalt des menschlichen Geistes machen können.

Die Eine versicherte sich des Friseurs, die Andere bedrängte die Rächerinnen; Jean, der das Departement der Carrossen hatte, machte sich noch nebenbei anheischig, Friseurs und Näherinnen zu überwachen. Mit Blumen, Diamanten und Spitzen beschäftigt, schwamm Madame Dubarry in den Etuis und empfing von Stunde zu Stunde Courriere von Versailles, welche ihr sagten, es sei der Befehl gegeben worden, den Salon der Königin zu beleuchten, und nichts habe sich geändert.

Gegen vier Uhr kam Jean Dubarry zurück, bleich, bewegt, aber freudig.

»Nun?« fragte die Gräfin.«

»Es wird Alles bereit sein.«

»Der Friseur?«

»Ich habe Dorée bei ihm gefunden. Wir sind mit einander übereingekommen. Ich drückte ihm eine Anweisung von fünfzig Louisd'or in die Hand. Er wird auf den Schlag sechs Uhr hier zu Mittag speisen, wir können also von dieser Seite ruhig sein.«

»Das Staatskleid?«

»Das Staatskleid wird wundervoll werden. Ich habe Chon gefunden, die es überwachte; sechs und zwanzig Arbeiterinnen nähen die Perlen, die Bänder und die Garnituren darauf. Man wird so Bahn für Bahn diese wunderbare Arbeit gemacht haben, welche Andere als uns acht Tage gekostet hätte.«

»Wie Bahn für Bahn?« fragte die Gräfin. »Ja, kleine Schwester, es sind dreizehn Bahnen Stoff. Zwei Arbeiterinnen für jede Bahn: die eine nimmt rechts, die andere links jede Bahn, die sie mit Edelsteinen und andern Dingen verzieren, so daß man erst im letzten Augenblick das Ganze zusammenfassen wird. Das ist eine Arbeit von zwei Stunden.«

»Sind Sie dessen sicher, Jean?«

»Ich habe gestern die Berechnung der Stiche mit meinem Ingenieur gemacht. Man braucht zehntausend Stiche bei jeder Bahn, fünftausend für jede Arbeiterin. Bei diesem dicken Stoff kann eine Frau nicht mehr als einen Stich in fünf. Secunden nähen; das sind zwölf in der Minute, siebenhundert zwanzig in der Stunde, siebentausend zweihundert in zehn Stunden. Ich lasse diese zweitausend zweihundert für das nothwendige Ausruhen und die falschen Stiche, und wir haben noch vier Stunden gut.«

»Und der Wagen?«

»Oh! was den Wagen betrifft, Sie wissen, daß ich dafür verantwortlich bin; der Firniß trocknet in einem großen Magazin, das man zu diesem Behufe auf fünfzig Grade geheizt hat. ist ein reizendes Vis-a-vis²⁵ gegen das die Carrossen, die man der Frau Dauphine entgegengeschickt hat, nur sehr wenig bedeuten, dafür stehe ich. Außer dem Wappen, das den Grund der vier Füllungen bildet, mit dem Kriegsgeschrei der Dubarry: *Boutés en avant!* auf den zwei Seitenfüllungen, habe ich einerseits zwei Tauben malen lassen, welche sich liebkosen, andererseits ein von einem Pfeile durchbohrtes Herz, das Ganze bereichert durch Bögen, Köcher und Fackeln. Alles Volk drängte sich zu Francian, um den Wagen zu sehen; auf den Schlag sechs Uhr wird er hier sein.«

In diesem Augenblick kamen Chon und Dorée zurück. Sie bestätigten, was Jean gesagt hatte.

»Kleine Schwester,« sprach Jean, »Sie haben matte Augen, schlafen Sie ein wenig, das wird Sie erquicken.«

»Schlafen! oh ja wohl! ich werde diese Nacht schlafen, und Viele dürften nicht dasselbe sagen.«

Während diese Vorbereitungen bei der Gräfin sich bewerkstelligten, durchlief das Gerücht der Vorstellung die Stadt.

So müßig auch das Pariser Volk ist, und so gleichgültig es zu sein scheint, so ist es doch das neugierigste von allen Völkern. Niemand kannte besser die Personen des Hofes und ihre Intriguen, als der Maulaffe des achtzehnten Jahrhunderts, eben derselbe, welcher zu keinem Feste im Innern zugelassen wurde, und nur die hieroglyphischen Füllungen der Carrossen, und die geheimnißvollen Livreen der Lackeien sah, welche in der Nacht herumliefen. Es kam damals nicht selten vor, daß dieser oder jener vornehme Herr des Hofes von ganz Paris gekannt war; das ging einfach zu — im Schauspiel, auf den Promenaden spielte der Hof die Hauptrolle. Und Herr von Richelieu auf seinem Tabouret der italienischen Scene, Madame Dubarry in einer Carrosse, so glänzend wie die einer Königin, hatten dieselbe Bedeutung vor dem Publikum, wie ein geschätzter Komödiant oder eine Lieblingsschauspielerin in unsern Tagen.

Man interessirt sich viel mehr für die Gesichter, die man kennt. Ganz Paris kannte Madame Dubarry, welche eifrigst bemüht war, sich im Theater, auf der Promenade, in den Magazinen zu zeigen, wie die reichen, jungen und schönen Frauen. Dann kannte sie Paris auch durch ihre Portraits, durch ihre Carricaturen, durch Zamore. Die Geschichte der Vorstellung beschäftigte also Paris ebenso sehr, als sie den Hof beschäftigte. An diesem Tage war auch die Einwohnerschaft auf der Place du Palais Royal versammelt; doch wir bitten die Philosophie um Verzeihung, es geschah dies nicht, um Herrn Rousseau im Café de la Régence Schach spielen zu sehen, sondern um die Favoritin in ihrem schönen Wagen und in ihrem schönen Staatskleide, wovon so viel die Rede gewesen, zu beschauen. Das Wort von Jean Dubarry: »Wir kosten Frankreich viel,« war tief, und es war folglich auch ganz einfach, daß Frankreich, von Paris vertreten, das Schauspiel genießen wollte, welches dasselbe so theuer zu bezahlen hatte.

Madame Dubarry kannte vollkommen ihr Volk, denn das französische Volk war viel mehr ihr Volk, als es das von Maria Leczinska gewesen. Sie wußte, daß es geblendet zu werden liebte, und da sie einen guten Charakter besaß, so arbeitete sie dahin, daß das Schauspiel im Verhältniß zu der Ausgabe stand.

Statt sich niederzulegen, wie ihr Schwager es ihr gerathen hatte, nahm sie von fünf bis sechs Uhr ein Milchbad; um sechs Uhr überließ sie sich ihren Kammerfrauen, in Erwartung der Ankunft des Friseur.

Es ist hier kein Unterricht zu ertheilen in Beziehung auf eine in unseren Tagen so wohl bekannte Epoche, daß man sie gleichzeitig nennen könnte, und daß die Mehrzahl unserer Leser ebenso gut mit ihr vertraut ist, als wir. Aber es dürfte, in diesem Augenblick besonders, geeignet erscheinen, zu erklären, welche Sorgfalt, wie viel Zeit und Kunst eine Coiffure von Madame Dubarry kosten mußte.

Man denke sich ein vollständiges Gebäude. Das Vorspiel jener Schlösser, die der Hof des jungen Königs Ludwig XVI. sich mit allen Zinnen versehen auf dem Kopfe baute, als ob Alles in dieser Zeit hätte eine Weissagung sein müssen, als ob die frivole Mode, das Echo der socialen Leidenschaften, welche die Erde unter den Tritten von Allem, was groß war oder zu sein schien, aushöhlten. verordnet hätte, es bleibe den Frauen der Aristokratie zu wenig Zeit, ihre Titel zu genießen, und sie müßten dieselben daher auf ihrer Stirne aushängen; als ob sie . . . eine noch viel unseligere, aber nicht minder richtige Weissagung, ihnen angekündigt hätte, da ihnen sehr wenig Zeit bleibe, ihre Köpfe zu bewahren, so müßten sie dieselben bis zur Uebertreibung schmücken, und soviel als möglich über die Köpfe des Volkes erheben.

Um diese schönen Haare zu flechten, sie um ein seidenes Kissen zu erhöhen, sie um Formen von Fischbein zu wickeln, buntscheckig mit Edelsteinen, Perlen und Blumen zu zieren, sie mit jenem Schnee zu bestreuen, der den Augen den Glanz, dem Teint die Frische verlieh, um diese Töne von Fleisch, von Perlmutter, von Rubin, von Opal, von Diamanten, von allfarbigen und vielförmigen Blumen harmonisch zu machen, mußte man nicht allein ein großer Künstler, sondern auch ein geduldiger Mensch sein.

Von allen Zünften der Handwerker trugen auch die Perrückenmacher allein den Degen, wie die Bildhauer.

Dies erklärt die fünfzig Louisd'or, welche Jean Dubarry dem Friseur des Hofes gab, und die Furcht, der große Lubin (der Friseur des Hofes zu jener Zeit hieß Lubin), und die Furcht, sagen wir, der große Lubin könnte minder pünktlich oder minder geschickt sein, als man es erwartete. .

Diese Befürchtungen wurden bald nur zu sehr gerechtfertigt; es schlug sechs Uhr, der Friseur erschien nicht, dann halb sieben Uhr, dann drei Viertel auf sieben Uhr. Ein Umstand gewährte etwas Hoffnung allen diesen pochenden Herzen, der, daß ein Mann von dem Werthe von .Herrn Lubin natürlich auf sich warten lassen mußte.

Doch es schlug sieben Uhr; der Vicomte befürchtete, das Mittagsbrod könnte kalt werden, und der Künstler nicht zufrieden sein. Er schickte daher einen Bedienten in bürgerlicher Kleidung ab, um ihm sagen zu lassen, die Suppe sei aufgetragen.

Der Lackei kam nach einer Viertelstunde zurück.

Diejenigen, welche unter solchen Umständen gewartet haben, wissen, daß es Secunden in einer Viertelstunde gibt.

Der Lackei hatte mit Madame Lubin selbst gesprochen, welche ihn versichert, Herr Lubin sei

so eben weggegangen, und wenn er noch nicht im Hotel eingetroffen, so könne man wenigstens fest überzeugt sein, daß er sich auf dem Wege befinde.

»Gut,« sagte Dubarry, »er wird in ein Gedränge von Kutschen gerathen sein, wir wollen warten.«

»Es ist übrigens noch nichts gefährdet,« versetzte die Gräfin, »ich kann mich halb angekleidet frisiren lassen, die Vorstellung findet erst um zehn Uhr statt. Wir haben noch drei Stunden vor uns, und wir brauchen nur eine, um nach Versailles zu fahren. Mittlerweile zeige mir mein Kleid, Chon, das wird mich zerstreuen. Nun! wo ist denn Chon? Chon! mein Kleid, mein Kleid!«

»Das Kleid von Madame ist noch nicht angekommen,« sagte Dorée, »und die Schwester der Frau Gräfin ist vor zehn Minuten weggefahren, um es selbst zu holen.«

»Ah!« rief Dubarry, »ich höre ein Geräusch von Rädern, ohne Zweifel bringt man unsern Wagen.

Der Vicomte täuschte sich, es war Chon, welche in ihrer Carrosse, bespannt mit zwei von Schweiß triefenden Pferden, zurückkehrte.

»Mein Kleid!« rief die Gräfin, als Chon noch im Vorhause war, »mein Kleid!«

»Ist es noch nicht gekommen?« fragte Chon ganz bestürzt.

»Nein.«

»Oh! es kann nicht lange ausbleiben,« sprach Mademoiselle Chon sich beruhigend, »denn die Schneiderin, als ich zu ihr hinaufkam, war eben mit zwei von ihren Arbeiterinnen weggefahren, um das Kleid zu bringen und anzuprobiren.«

»In der That,« sagte Jean, »sie wohnt in der Rue du Bac, und der Fiacre mußte minder schnell gehen, als Ihre Pferde.«

»Ja, ja, sicherlich,« versetzte Chon, welche sich indessen einer gewissen Unruhe nicht erwehren konnte.

»Vicomte,« sprach Madame Dubarry, »wenn Sie den Wagen holen ließen, daß wir wenigstens von dieser Seite nicht zu warten hätten?«

»Sie haben Recht, Jeanne.«

Dubarry öffnete die Thüre und tief:

»Man hole den Wagen bei Francian, und zwar mit den neuen Pferden, damit sie sogleich angespannt sind.«

Der Kutscher und die Pferde gingen ab.

Als sich das Geräusch ihrer Tritte allmähig in der Richtung der Rue Saint-Honoré verlor, trat Zamore mit einem Briefe ein.

»Brief für Frau Barry,« sagte er.

»Wer hat ihn gebracht?«

»Ein Mann.«

»Wie, ein Mann? was für ein Mann?«

»Ein Mann zu Pferde.«

»Und warum hat er ihn Dir übergeben?«

»Weil Zamore an der Thüre war.«

»Aber lesen Sie doch, Gräfin, lesen Sie, statt zu fragen,« rief Jean.

»Sie haben Recht, Vicomte.«

»Wenn nur dieser Brief nichts Aergerliches enthält,« murmelte der Vicomte.

»Nein,« sagte die Gräfin, »irgend ein Gesuch für Seine Majestät.«

»Dieses Billet ist nicht in Form eines Gesuches zusammengelegt.«

»Wahrhaftig, Vicomte, Sie werden nur an der Furcht sterben,« sprach die Gräfin lächelnd.

Und sie erbrach das Siegel.

Bei den ersten Zeilen stieß sie einen furchtbaren Schrei aus und fiel halb verscheidend auf ihr Fauteuil zurück.

»Weder Friseur, noch Staatskleid, noch Carrosse!« sagte sie.

Chon flog auf die Gräfin zu, Jean stürzte sich, auf den Brief.

Er war von einer geraden, kleinen Handschrift, und offenbar von einer Frau geschrieben.

»Madame,« sagte der Brief, »mißtrauen Sie; Sie werden diesen Abend weder den Friseur, noch das Staatskleid, noch die Carrosse haben.

Ich hoffe, diese Kunde kommt Ihnen zu geeigneter Zeit zu.

Um nicht eine Dankbarkeit bei Ihnen zu erzwingen nenne ich mich nicht, errathen Sie mich, wenn Sie eine aufrichtige Freundin kennen lernen wollen.«

»Ah! das ist der letzte Schlag,« rief Dubarry. »Heiliges Blut! ich muß Jemand umbringen. Kein Friseur! beim Tod! ich schlitze diesem Lumpenkerl Lubin den Bauch auf. Es schlägt in der That halb acht Uhr und er kommt nicht. Äh! Fluch und Verderben!«

Und Dubarry, der an diesem Abend nicht vorgestellt wurde, nahm sich an seinen Haaren und zerzauste sie in höchster Entrüstung.

»Es ist das Kleid! mein Gott, es ist das Kleid! Einen Friseur würde man noch finden.«

»Oh! was für Friseurs würdet Ihr finden? Fluch und Wetter! ah! Donner und Teufel! Blut und tausend Legionen von Teufeln!«

Die Gräfin sagte nichts, aber sie stieß Seufzer aus, welche die Choiseul selbst erweicht haben würden, wenn sie dieselben hätten hören können.

»Nun, nun, ein wenig Ruhe,« sagte Chon, »wir wollen einen Friseur suchen und zu der Schneiderin zurückkehren, um zu erfahren, was aus dem Staatskleid geworden ist.«

»Kein Friseur!« murmelte die Gräfin sterbend, »kein Staatskleid! keine Carrosse!«

»Es ist wahr,« rief Jean, »der Wagen kommt auch nicht, und er sollte doch schon da sein. Oh! das ist ein Complott, Gräfin. Wird Sartines die Urheber nicht verhaften lassen? Wird sie Maupeou nicht hängen lassen? Wird man die Schuldigen nicht auf der Grève verbrennen? Ich lasse den Friseur rädern, die Nätherin mit glühenden Zangen zwicken, den Wagenmacher schinden.«

Während dieser Zeit war die Gräfin wieder zu sich gekommen, doch nur um das Schreckliche ihrer Lage besser zu fühlen.

»Oh! diesmal bin ich verloren,« murmelte sie, »die Leute, welche Lubin bestochen haben, sind reich genug, um alle gute Friseurs von Paris zu entfernen. Es werden sich nur noch Esel finden, die mir die Haare zerzausen . . . Und mein Staatskleid! mein armes Kleid! . . . Und mein neuer Wagen, bei dessen Anblick sie insgesamt vor Neid geborsten wären! . . .«

Dubarry antwortete nichts; er rollte furchtbare Augen in ihren Höhlen umher, stieß sich in allen Ecken des Zimmers, und so oft er ein Meuble traf, zerbrach er es in Stücke, und wenn ihm dann die Stücke zu groß vorkamen, zerbrach er sie in noch kleinere.

Mitten unter dieser Scene der Verwüstung, die sich von dem Boudoir in die Vorzimmer, und von den Vorzimmern in den Hof verbreitet hatte, während die Lackeien, erschreckt durch zwanzig verschiedene und sich widersprechende Befehle hin- und herliefen, und einander drängten und stießen, stieg ein junger Mann, in einem apfelgrünen Frack, mit einer Weste von Atlaß, lila Beinkleidern und weißen, seidenen Strümpfen aus einem Cabriolet, überschritt die verlassene Schwelle der Hausthüre, ging durch den Hof, sprang auf den Zehen von Pflasterstein zu Pflasterstein, eilte die Treppe hinauf, und klopfte an die Thüre des Ankleidezimmers.

Jean war eben im Zuge, mit den Füßen ein Cabaret von Sèvres-Porzellan zu zerstampfen, das sich an den Schooß seines Frackes angehängt hatte, während er dem Sturz eines großen, japanesischen Gefäßes, welches er mit einem Faustschlage beehrt, auszuweichen suchte.

Man hört leise, bescheiden dreimal an die Thüre klopfen.

Es trat ein tiefes Stillschweigen ein. Jedermann war in so gespannter Erwartung, daß Niemand zu fragen wagte, wer geklopft.

»Verzeihen Sie,« sagte eine unbekannte Stimme, »ich wünschte mit der Frau Gräfin Dubarry zu sprechen.«

»Aber, mein Herr, man geht nicht so hinein,« rief der Schweizer, der dem Fremden nachgelaufen war, um ihn an weiterem Eindringen zu verhindern.

»Einen Augenblick Geduld,« sagte Dubarry, »es kann uns nichts Schlimmeres begegnen, als was uns begegnet. Was wollen Sie von der Gräfin?« fragte Jean, und öffnete die Thüre mit einer Hand, welche die Thore von Gaza erbrochen hätte.

Der Fremde wich dem Stoß durch einen Sprung rückwärts aus, fiel in die dritte Stellung und erwiderte: »Mein Herr, ich wollte meine Dienste der Frau Gräfin Dubarry anbieten, welche, wie ich glaube, heute Ceremonie hat.«

»Was für Dienste, mein Herr?«

»Die meines Gewerbes.«

»Was ist Ihr Gewerbe?«

»Ich bin Friseur.«

Hiebei machte der Unbekannte eine zweite Verbeugung.

»Ah!« rief Jean, indem er dem jungen Manne um den Hals fiel, »ah! Sie sind Friseur? Treten Sie ein, mein Freund, treten Sie ein.«

»Kommen Sie, mein lieber Herr, kommen Sie,« sagte Chon und faßte den verwirrten jungen Mann um den Leib.

»Ein Friseur!« rief Madame Dubarry, die Hände zum Himmel erhebend. »Ein Friseur! oh das ist ein Engel! Sind Sie von Lubin geschickt?«

»Ich bin von Niemand geschickt. Ich las in einer Zeitung, die Frau Gräfin werde diesen Abend vorgestellt, und sagte zu mir: ‚Halt, wenn zufällig die Frau Gräfin Dubarry keinen Friseur hätte, das ist nicht wahrscheinlich, aber es ist möglich; und so kam ich.‘ «

»Wie heißen Sie?« fragte die Gräfin, ein wenig erkaltet.

»Léonard, Madame.«

»Léonard, Sie sind nicht bekannt?«

„Noch nicht. Doch wenn Madame meine Dienste annimmt, werde ich es morgen sein.«

»Hm! hm!« machte Jean, »es ist ein Unterschied zwischen Frisiren und Frisiren.«

»Wenn Madame mir zu sehr mißtraut, so werde ich mich entfernen,« sagte der Fremde.

»Wir haben keine Zeit, einen Versuch zu machen,« sprach Chon.

»Und warum einen Versuch?« rief der junge Mann in einem Augenblick der Begeisterung, und nachdem er im Kreise um Madame Dubarry gegangen war. »Ich weiß wohl, daß Madame durch ihre Coiffure aller Augen auf sich ziehen muß. Seitdem ich Madame betrachte, habe ich auch einen. Kopfputz ersonnen, der, ich bin es fest überzeugt, die wunderbarste Wirkung hervorbringen wird.«

Und der junge Mann machte mit der Hand eine Geberde voll Vertrauen zu sich selbst, welche die Gräfin zu erschüttern anfang und die Hoffnung in das Herz von Chon und Jean wieder zurückführte.

»Oh!« sagte die Gräfin, sehr erstaunt über den Anstand des jungen Mannes, der Hüftenpositionen nahm, wie sie nur der große Lubin hätte nehmen können.

»Aber vor Allem müßte ich das Staatskleid von Madame sehen, um die Zierrathen damit in Einklang zu bringen«

»Oh! mein Kleid!« rief Madame Dubarry, an die furchtbare Wirklichkeit erinnert, »mein armes Kleid!« Jean schlug sich vor die Stirne und sprach: »Oh! es ist wahr; denken Sie sich einen Hinterhalt, einen abscheulichen Hinterhalt! . . . man hat sie bestohlen; Staatskleid, Nätherin, Alles! Chon! meine gute Chon!«

Und müde, sich die Haare auszuraufen, fing Dubarry an zu schluchzen.

»Wenn Du zu ihr zurückkehren würdest, Chon?« sagte die Gräfin.

»Warum, da sie weggefahren ist, um hierher zu kommen?« entgegnete Chon.

»Ach!« murmelte die Gräfin, indem sie sich auf ihrem Stuhle zurückwarf, »ach! wozu nützt mich ein Friseur, wenn ich kein Kleid habe?«

In diesem Augenblick erscholl die Glocke der Hausthüre. Der Schweizer hatte aus Furcht, man könnte abermals eindringen, alle Flügel geschlossen und hinter allen Flügeln die Riegel vorgeschoben.

»Man läutet,« sagte Madame Dubarry.

Chon eilte an das Fenster.

»Ein Carton,« rief sie.

„Ein Carton!« wiederholte die Gräfin. »Kommt er herein?«

»Ja, . . . nein, . . . doch, man übergibt ihn dem Schweizer.«

»Laufen Sie, Jean, laufen Sie, in des Himmels Namen.«

Jean stürzte nach der Treppe, kam allen Lackeien zuvor und riß dem Schweizer den Carton aus den Händen.

Chon schaute ihm durch die Scheiben zu.

Er öffnete den Deckel des Carton, tauchte die Hand in seine Tiefen und stieß ein Freudengebrülle ans.

Er enthielt ein bewunderungswürdiges Kleid von chinesischem Atlaß mit ausgeschnittenen Blumen und eine ganze Spitzengarnitur von ungeheuerem Werth.

»Ein Kleid! ein Kleid! rief Chon, in die Hände klatschend.

»Ein Kleid!« wiederholte Madame Dubarry,« der Freude fast unterliegend, wie sie beinahe dem Schmerz unterlegen wäre.

»Wer hat Dir das gegeben, Bursche?« fragte Jean den Schweizer.

»Eine Frau, mein Herr.«

»Was für eine Frau?«

»Ich kenne sie nicht.«

»Wo ist sie?«

»Sie stellte den Carton quer vor meine Thüre,« rief mir zu: » »Für die Frau Gräfin!«» stieg wieder in das

Cabriolet, das sie gebracht hatte, und fuhr weg, so schnell das Pferd laufen konnte.«

»Vortrefflich!« sagte Jean, »hier ist ein Kleid, und das ist die Hauptsache.«

»-Kommen Sie doch herauf, Jean,« rief Chon, »meine Schwester stirbt vor Ungeduld.«

»Sehen Sie, schauen Sie, bewundern Sie,« sagte Jean, »das schickt uns der Himmel.«

»Aber es wird mir nicht passen, es kann mir nicht passen, denn es ist nicht für mich gemacht worden. Mein Gott! mein Gott! welch, ein Unglück! es ist so hübsch.«

Chon nahm rasch ein Maaß.

»Dieselbe Länge, dieselbe Weite der Taille,« sagte sie.

»Der bewunderungswürdige Stoff!« sprach Dubarry.

»Das ist fabelhaft!« versetzte Chon.

»Das ist furchtbar!« rief die Gräfin.

»Im Gegentheil,« erwiderte Jean, »es beweist, daß Sie, wenn Sie große Feinde haben, zugleich auch auf ergebene Freunde rechnen können.«

»Es ist vielleicht kein Freund,« versetzte Chon, »denn wie wäre er von dem unterrichtet worden, was man gegen uns anzettelte? Es muß eine Sylphe, es muß irgend ein Geist sein.«

»Mag es der Teufel sein,« rief Madame Dubarry, »gleichviel, wenn er mir nur die Grammont bekämpfen hilft; er wird nie so sehr Teufel sein, wie diese Leute.«

»Und ich bedenke . . .« sagte Jean.

»Was bedenken Sie?«

»Sie können Ihren Kopf in vollem Vertrauen diesem Herrn überlassen.«

»Was verleiht Ihnen diese Sicherheit?«

»Bei Gott! er ist von demselben Freunde, der uns das Staatskleid geschickt hat, benachrichtigt worden.«

»Ich!« entgegnete Léonard mit einem naiven Erstaunen.

»Vorwärts!« rief Jean; »diese Zeitungsgeschichte ist eine Komödie, nicht wahr, mein lieber Herr?«

»Es ist die reine Wahrheit, Herr Vicomte.«

»Gestehen Sie es doch,« sprach die Gräfin.

»Die Zeitung ist hier in meiner Tasche; ich habe sie aufbewahrt, um Wickeln daraus zu machen.«

Der junge Mann zog in der That aus seiner Tasche eine Zeitung, in welcher die Vorstellung angekündigt war.

»Aus! zum Werke,« sprach Chon; »es schlägt acht Uhr.«

»Oh! wir haben hinreichend Zeit,« entgegnete der Friseur, »Madame braucht eine Stunde zur

Fahrt.«

»Ja, wenn wir einen Wagen haben,« versetzte die Gräfin.

»Oh! Mord und Tod! das ist wahr,« rief Jean, »und diese Canaille von einem Francian kommt nicht.«

»Hat man uns nicht davon in Kenntniß gesetzt?« sagte die Gräfin; »weder Friseur, noch Staatskleid, noch Carrosse.«

»Oh!« sagte Chon erschrocken, »wird er uns auch das Wort nicht halten?«

»Nein,« sprach Jean, »nein, hier kommt er.«

»Und der Wagen? der Wagen?« rief die Gräfin.

»Er wird vor der Thüre geblieben sein,« sprach Jean, »der Schweizer muß erst öffnen. Aber was hat denn der Wagenmacher?«

Meister Francian trat in der That beinahe in demselben Augenblick ganz bestürzt in den Salon.

»Ah! Herr Vicomte!« rief er »der Wagen von Madame war auf dem Wege nach dem Hotel, als er an der Biegung der Rue Traversière von vier Männern angehalten wurde, welche meinen ersten Gesellen, der ihn führte, niederschlugen, die Pferde in Galopp setzten und in der Rue Saint-Nicaise verschwanden.«

»Ich sagte es doch,« sprach Dubarry, ohne von dem Stuhle aufzustehen, auf welchem er bei dem Eintritte des Wagenmachers saß, »ich sagte es doch.«

»Das ist ein Attentat!« rief Chon, »rühren Sie sich, mein Bruder.«

»Mich rühren, und warum?«

»Um einen Wagen für uns zu finden, denn hier gibt es nur kreuzlahme Pferde und schmutzige Carrossen, Jeanne kann in solchen Schubkarren nicht nach Versailles fahren.«

»Bah!« erwiderte Dubarry, »derjenige, welcher der Wuth der Wellen Zügel anlegt, welcher den Vögelchen Futter gibt, einen Friseur wie diesen Herrn und ein Staatskleid wie dieses hier schickt, wird uns nicht in Ermanglung eines Wagens im Stiche lassen.«

»Ei! sehen Sie, hier fährt einer,« rief Chon.

»Und er hält sogar an,« versetzte Dubarry.

»Ja, er kommt nicht herein,« sprach die Gräfin.

»Er kommt nicht herein, so ist es,« sagte Jean.

Und er sprang an das Fenster, öffnete es und rief:

»Lauft, Mord und Tod! lauft, oder Ihr werdet zu spät kommen. Geschwinde, geschwinde, daß wir wenigstens unsern Wohlthäter kennen lernen.«

Die Bedienten, die Piqueurs stürzten hinaus, aber es war zu spät. Eine mit weißem Atlas ausgeschlagene und mit zwei herrlichen braunrothen Pferden bespannte Carrosse stand vor der Thüre.

Doch vom Kutscher, von den Lackeien keine Spur, ein einfacher Commissionär hielt die Pferde am Gebiß.

Der Commissionär hatte sechs Livres von demjenigen erhalten, welcher die Pferde geführt, und dieser war sodann in der Richtung der Cour des Fontaines entflohen.

Man forschte an den Füllungen; aber eine rasche Hand hatte das Wappen durch eine Rose ersetzt.

Dieser ganze Widerpart des Unglücks hatte nicht eine Stunde gedauert.

Jean ließ den Wagen in den Hof führen, schloß das Thor und nahm den Schlüssel zu sich.

Daun ging er in das Ankleidecabinet, wo der Friseur sich eben anschickte, der Gräfin die ersten Proben seiner Wissenschaft zu geben.

»Mein Herr!« rief er, indem er Léonard am Arm faßte, »wenn Sie unsern Schutzgeist nicht nennen, wenn Sie denselben nicht unserer ewigen Dankbarkeit bezeichnen, so schwöre ich Ihnen . . .«

»Nehmen Sie sich in Acht, Herr Vicomte,« unterbrach ihn phlegmatisch der junge Mann, »Sie erweisen mir die Ehre, meinen Arm so stark zu drücken, daß ich eine steife Hand haben werde, wenn ich die Frau Gräfin frisiren soll; wir haben aber Eile, denn es schlägt halb neun Uhr.«

»Lassen Sie ihn los, Jean, lassen Sie ihn los!« rief die Gräfin.

Jean fiel in sein Fauteuil zurück.

»Wunder!« sprach Chon, »Wunder! das Kleid ist von einem vollkommenen Maaß . . . vorne einen Zoll zu lang, und sonst kein Mangel! doch in zehn Minuten wird dieser Fehler verbessert sein.«

»Und der Wagen. wie ist er? . . kann man sich mit Ehren darin zeigen?« fragte die Gräfin.

»Vom besten Geschmack . . . ich bin hineingestiegen,« antwortete Jean, »er ist mit weißem Atlaß ausgeschlagen, und mit Rosenessenz parfümirt.«

»Alles geht gut!« rief Madame Dubarry, indem sie ihre kleinen Hände an einander schlug. »Vorwärts, Herr Léonard, und wenn es Ihnen gelingt, ist Ihr Glück gemacht.«

Léonard ließ sich das nicht zweimal sagen: er bemächtigte sich des Kopfes von Madame Dubarry und mit dem ersten Striche seines Kammes offenbarte er ein erhabenes Talent.

Schnelligkeit, Geschmack. vollkommene Pünktlichkeit, Verständniß des Zusammenhangs zwischen dem Moralischen und Physischen, er entwickelte Alles in der Erfüllung dieser wichtigen Functionen.

Nach Verlauf von drei Viertelstunden ging Madame Dubarry ans seinen Händen verführerischer als die Göttin Aphrodite hervor, denn sie war weniger nackt. und nicht minder schön.

Als er den letzten Stein dieses glänzenden Gebäudes gelegt, als er seine Solidität geprüft, als er Wasser für seine Hände verlangt, und Chon, welche ihn in ihrer Freude wie einen Monarchen bediente, gedankt hatte, wollte er sich zurückziehen.

»Ah! mein Herr,« sprach Dubarry, »Sie sollen erfahren, daß ich eben so hartnäckig in meiner Liebe als in meinem Haße bin. Ich hoffe nun, daß Sie die Güte haben werden, mir zu sagen, wer Sie sind.«

»Sie wissen es bereits, mein Herr; ich bin ein junger Anfänger und heiße Léonard.«

»Ein Anfänger! Gottes Blut, Sie sind über den Meister hinaus, mein Herr.«

»Sie werden mein Friseur, Herr Léonard,« sagte die Gräfin, während sie sich in einem kleinen Handspiegel beschaute, »und ich gebe Ihnen für jede Zeremonienfrisur fünfzig Louisd'or. Chon, bezahle dem Herrn hundert Louisd'or für die erste, und er wird fünfzig Handgeld haben.«

»Ich sagte es Ihnen wohl, Madame, Sie würden meinen Ruf machen.«

»Aber Sie frisiren nur mich.«

»Dann behalten Sie Ihre hundert Louisd'or, Madame,« entgegnete Leonard, »ich will meine Freiheit; ihr verdanke ich es, daß mir die Ehre zu Theil geworden ist, Sie heute zu frisiren. Die

Freiheit ist das erste der Güter des Menschen.«

»Ein philosophischer Friseur!« rief Dubarry, indem er die Hände zum Himmel erhob; »wohin kommt es, mein Herr und Gott, wohin kommt es noch? Nun! mein lieber Herr Leonard, ich will mich nicht mit Ihnen entzweien; nehmen Sie Ihre hundert Louisd'or, und behalten Sie Ihr Geheimniß und Ihre Freiheit. In den Wagen Gräfin, in den Wagen!«

Diese Worte waren an Frau von Béarn gerichtet, welche eben eintrat, steif und geschmückt wie eine Madonna in einem Reliquienkasten; man hatte sie gerade in dem Augenblick, wo man sich ihrer bedienen wollte, aus ihrem Cabinet geholt.

»Vorwärts, vorwärts,« sagte Jean, »man nehme Madame zu Vieren und trage sie sachte unten an die Stufen. Wenn sie einen einzigen Seufzer ausstößt, lasse ich Euch striegeln.«'

Während Jean dieses zarte und wichtige Manoeuvre überwachte, wobei ihm Chon in der Eigenschaft eines Lieutenant unterstützte, suchte Madame Dubarry mit den Augen Léonard.

Léonard war verschwunden.

»Wo ist er denn hinausgegangen?« murmelte Madame Dubarry, welche sich noch nicht ganz von allem Erstaunen, das bei ihr auf einander gefolgt war, erholt hatte.

»Wo ist er hinausgegangen? durch den Boden oder durch die Decke, da gehen die Geister hinaus. Nehmen Sie sich nur in Acht, Gräfin, daß Ihr Kopfputz nicht eine Drosselnpastete wird, daß sich Ihr Kleid nicht in ein Spinnengewebe verwandelt, und daß wir nicht in Versailles in einem Pilze, gezogen von zwei Ratten, ankommen.«

Nach dem Ausspruch dieser letzten Befürchtung, stieg der Vicomte Jean ebenfalls in den Wagen, wo bereits die Gräfin von Béarn und ihre selige Pathin Platz genommen hatten.

XXXVIII.

Die Vorstellung.

Versailles, wie Alles, was groß ist, ist schön und wird schön sein.

Mag das Moos seine niedergeworfenen Steine zernagen, mögen seine Götter von Blei, von Bronze oder Marmor in seinen wasserlosen Bassins liegen, mögen seine großen Alleen von beschnittenen Bäumen zerzaust und ohne Blätter zum Himmel emporragen. es wird stets, und wäre es auch unter Trümmern, ein prachtvolles, ergreifendes Schauspiel für den Träumer oder den Dichter bieten, der von dem großen Balcon aus die ewigen Horizonte betrachtet, nachdem er die ephemeren Herrlichkeiten beschaut hat.

Aber besonders in seinem Leben und in seiner Glorie war Versailles herrlich anzuschauen . . . wenn ein Volk ohne Waffen, im Zaume gehalten von einem Volke glänzender Soldaten, mit seinen Wellen die vergoldeten Gitter peitschte, wenn die Carrossen von Sammet, Seide und Atlaß, mit den stolzen Wappen, im Galopp ihrer muthigen Pferde auf dem sonoren Pflaster rollten; wenn alle Fenster, beleuchtet wie die eines Zauberpalastes, eine von Diamanten, Rubinen und Saphiren funkelnde Welt sehen ließen, welche die Geberde eines einzigen Menschen beugte, wie es der Wind mit den goldenen Halmen thut, welche mit weißen Maslieben, azurnen Kornblumen und purpurrotem Feldmohn vermischt sind . . . ja, Versailles war schön, besonders wenn es durch alle seine Thore Courriere an alle Mächte schleuderte, und wenn die Könige, die Fürsten, die Herren des hohen Adels, die Officiere, die Gelehrten der civilisirten Welt sich auf seinen reichen Teppichen und kostbaren Mosaiken drängten.

Aber vor Allem, wenn es sich für eine große Ceremonie schmückte, wenn die Herrlichkeiten seiner Geräthekammern und die großen Beleuchtungen den Zauber seiner Reichthümer verdoppelten, bot Versailles den kältesten Geistern einen Begriff von allen den Wundern, welche die Einbildungskraft und die Macht des Menschen zu ersinnen im Stande sind.

So war es bei der Ceremonie des Empfangs eines Botschafters, so auch für die einfachen Edelleute bei der Ceremonie der Vorstellung, Nach dem Willen von Ludwig XIV., dem Schöpfer der Etiquette, welche jeden in einen Raum einschloß, dessen Schranken unübersteigbar blieben, sollte die Einweihung in die Herrlichkeiten seines königlichen Lebens die Auserwählten mit einer solchen Ehrfurcht erfüllen, daß sie den Palast des Königs stets nur als einen Tempel betrachten würden, in welchem sie das Recht hätten, den gekrönten Gott an einem dem Altar mehr oder minder nahe liegenden Platze zu verehren.

So hatte Versailles, allerdings bereits entartet, der immer noch glänzend, für die Vorstellung von Madame , Dubarry alle seine Thüren geöffnet, alle seine Kerzen angezündet, alle seine Herrlichkeiten zur Schau gestellt. Das Volk der Neugierigen, ein ausgehungertes, elendes Volk, das aber seltsamer Weise sein Elend und seinen Hunger bei dem Anblick so vieler Blendwerke vergaß, hielt die ganze Place d'Armes und die ganze Avenue de Paris besetzt. Das Schloß strömte das Feuer durch alle Fenster aus und seine Girandolen glichen in der Ferne in einem Goldstaube schwimmenden Gestirnen.

Der König verließ seine Gemächer auf den Schlag zehn Uhr. Er war mehr als gewöhnlich

geschmückt, das heißt, seine Spitzen waren reicher, und die Schnallen an seinen Kniebändern und an seinen Schuhen hatten allein einen Werth von einer Million. Er war durch Herrn von Sartines von der Verschwörung unterrichtet worden, welche sich am Tage zuvor unter den eifersüchtigen Damen angezettelt hatte; seine Stirne war auch sorgenvoll, denn er befürchtete nur Männer in der Gallerie zu sehen.

Doch er wurde bald beruhigt, als er in dem besonders für die Vorstellungen bestimmten Salon der Königin in einer Wolke von Spitzen und Puder, worin die Diamanten wimmelten, zuerst seine drei Töchter, dann die Marschallin von Mirepoir, welche am Abend zuvor so viel Lärmen gemacht, und endlich alle die Stürmischen erblickte, die zu Hause zu bleiben geschworen hatten, und sich nun in der ersten Reihe fanden.

Der Herzog von Richelieu lief wie ein General von der einen zur andern und sagte:

»Ah! ich ertappe Sie.«

Oder auch:

»Ich war überzeugt, daß Sie abfallen würden.«

Oder:

»Was sagte ich Ihnen in Beziehung auf Verschwörungen?«

»Aber Sie selbst, Herzog?« antwortete die Dame.

»Ich, ich vertrat meine Tochter, ich vertrat die Gräfin Egmont, Suchen Sie, Septimanie ist nicht hier; sie allein hat mit Frau von Grammont und Frau von Guémenée ausgehalten; ich bin auch meiner Sache gewiß, morgen trete ich meine fünfte Verbannung oder meine vierte Bastille an. Ich conspirire entschieden nicht mehr.«

Der König erschien. Es trat ein tiefes Stillschweigen ein, unter welchem man zehn Uhr, die feierliche Stunde, schlagen hörte. Seine Majestät war umgeben von einem zahlreichen Hofe. Sie hatte mehr als fünfzig Edelleute bei sich, welche sich nicht geschworen hatten, zu der Vorstellung zu kommen, und aus diesem Grunde ohne Zweifel insgesamt gegenwärtig waren.

Der König bemerkte sogleich, daß Frau von Grammont, Frau von Guémenée und die Gräfin Egmont bei dieser glänzenden Versammlung fehlten.

Er näherte sich Herrn von Choiseul, der eine große Ruhe heuchelte, und trotz aller Anstrengung nur zu einer falschen Gleichgültigkeit gelangte.

»Ich sehe die Frau Herzogin von Grammont nicht hier?« sagte er.

»Sire,« antwortete Herr von Choiseul, »meine Schwester ist krank und hat mich beauftragt, Seiner Majestät ihre unterthänigste Ehrfurcht zu bezeigen.«

»Das ist schlimm!« erwiderte der König und wandte Herrn von Choiseul den Rücken zu.

Da fand er den Prinzen von Guémenée sich gegenüber.

»Und wo ist die Prinzessin von Guémenée,« sagte er, »haben Sie sie nicht mitgebracht?«

»Unmöglich, Sire, die Prinzessin ist krank; als ich sie abholen wollte, fand ich sie im Bette.«

»Ah! das ist schlimm, sehr schlimm!« sprach der König. »Ah! hier ist der Marschall. Guten Abend Herzog.«

»Sire,« machte der alte Höfling, indem er sich mit der Geschmeidigkeit eines jungen Mannes verbeugte.

»Sie sind nicht krank, Sie,« sagte der König so laut, daß es die Herren von Choiseul und Guémenée hören mußten.

»Sire,« antwortete der Herzog von Richelieu, »so oft es sich für mich um das Glück handelt, Eure Majestät zu sehen, befinde ich mich vortrefflich.«

»Aber Ihre Tochter, die Gräfin Egmont,« versetzte der König umherschauend, »wie kommt es, daß sie nicht hier ist?«

Der Herzog, als er sah, daß man ihn hörte, nahm eine Miene tiefer Traurigkeit an und sprach:

»Ach! Sire, meine arme Tochter ist sehr unglücklich, daß sie nicht die Ehre haben kann, ihre unterthänigste Huldigung Eurer Majestät zu Füßen zu legen, besonders diesen Abend; aber krank, Sire, krank . . .«

»Sehr schlimm!« sprach der König. »Krank! Frau von Egmont, die schönste Gesundheit Frankreichs. Schlimm, sehr schlimm!«

Und der König verließ Herrn von Richelieu, wie er Herrn von Choiseul und Herrn von Guémenée verlassen hatte.

Dann vollendete er die Runde in seinem Salon und begrüßte besonders Frau von Mirepoir, welche sich nicht behaglich fühlte.

»Das ist der Lohn für den Verrath,« flüsterte ihr der Marschall in's Ohr; »morgen werden Sie mit Ehren überhäuft werden, während wir! . . . ich zittere, wenn ich nur daran denke.«

Und der Herzog stieß einen Seufzer aus.

»Aber mir scheint, Sie haben die Choiseul nicht übel verrathen, da Sie hier sind . . . Sie hatten geschworen . . .«

»Für meine Tochter, Marschallin, für meine arme Septimanie! Sie fällt nun in Ungnade, weil sie zu treu gewesen ist.«

»Ihrem Vater!« erwiderte die Marschallin.

Der Herzog gab sich den Anschein, als hörte er diese Antwort nicht, welche für ein Epigramm gelten konnte.

»Aber kommt es Ihnen nicht vor, als wäre der König unruhig?« sagte er.

»Bei Gott! er hat wohl Ursache.«

»Wie?«

»Es ist ein Viertel über zehn Uhr.«

»Ah! das ist wahr, und die Gräfin kommt nicht. Hören Sie, Marschallin, soll ich Ihnen etwas sagen?«

»Sprechen Sie.«

»Ich hege eine Befürchtung.«

»Welche?«

»Ich befürchte, es ist der armen Gräfin etwas Aergerliches begegnet. Sie müssen das wissen?«

»Warum ich?«

»Ganz gewiß, Sie schwammen bis an den Hals in der Verschwörung.«

»Nun!« erwiderte die Marschallin, »im Vertrauen, Herzog, ich habe bange wie Sie.«

»Unsere Freundin, die Herzogin, ist eine harte Gegnerin, welche im Fliehen verwundet, nach der Weise der Parther; sie ist aber geflohen. Sehen Sie, wie unruhig Herr von Choiseul ist, trotz seines Bestrebens, ruhig zu erscheinen; er kann nicht auf einer Stelle bleiben und verliert den König nicht aus dem Gesicht. Gestehen Sie mir, es ist etwas von ihnen angezettelt worden.«

»Ich weiß es nicht, Herzog, aber ich bin auch Ihrer Meinung.«

»Wohin wird sie das führen?«

»Zu einer Verzögerung, lieber Herzog, und Sie kennen das Sprichwort: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Morgen kann ein unvorhergesehenes Ereigniß eintreten, das diese Vorstellung auf unbestimmte Zeit hinausschiebt. Die Dauphine kommt vielleicht morgen nach Compiègne, statt in vier Tagen zu kommen. Man wollte vielleicht nur Zeit bis morgen gewinnen!«

»Marschallin, wissen Sie, daß Ihr kleines Märchen für mich ganz das Aussehen einer Wirklichkeit hat? Bei Gott, sie kommt nicht!«

»Und der König wird ungeduldig, sehen Sie.«

»Es ist das dritte Mal, daß er sich dem Fenster nähert. Der König leidet in der That.«

»Dann wird es sogleich noch schlimmer sein.«

»Warum dies?«

»Hören Sie. Es ist zehn Uhr und zwanzig Minuten.

»Ich kann es Ihnen nun sagen.«

»Sprechen Sie.«

Die Marschallin schaute umher und flüsterte ihm dann zu:

»Sie wird nicht kommen.«

»Ah! guter Gott, Marschallin, das wird ein abscheulicher Scandal werden.«

»Stoff zu einem Prozeß, Herzog, zu einem Criminalprozeß, zu einem Capitalprozeß, denn in Allem dem findet sich, ich habe es von guter Hand, Entführung, Gewaltthat, Majestätsbeleidigung, wenn man will, die Choiseul haben um Alles gegen Alles gespielt.«

»Das ist sehr unklug von ihnen.«

»Was wollen Sie, die Leidenschaft ist blind!«

»Darum ist es ein Vortheil, nicht leidenschaftlich zu sein, wie wir; man sieht wenigstens klar.«

»Sehen Sie, der König nähert sich abermals dem Fenster.«

Ludwig XV. näherte sich in der That dem Kreuzstock und stützte seine Hand auf die ciselirte Espagnolette²⁶ und seine Stirne an die kühlen Scheiben.

Mittlerweile hörte man, wie das Rascheln von Laubwerk vor dem Sturme, die Gespräche der Höflinge tönen.

Aller Augen gingen von der Pendeluhr auf den König über.

Die Uhr schlug halb. Ihr reiner Klang schien auf dem Stahl zu spielen und die Vibrirung erlosch zitternd in dem weiten Saal.

Herr von Maupeou näherte sich dem König und sagte schüchtern:

»Schönes Wetter, Sire.«

»Herrlich, herrlich. Können Sie das begreifen, Herr von Maupeou?«

»Was, Sire?«

»Diese Zögerung. Arme Gräfin!«

»Sie muß krank sein, Sire,« versetzte der Kanzler.

»Es läßt sich begreifen, daß Frau von Grammont krank ist, daß Frau von Guémenée krank ist, und daß auch Frau von Egmont krank ist; aber die Gräfin krank, das begreift sich nicht.«

»Sire. eine starke Gemüthsbewegung kann krank machen, und die Freude der Gräfin war so groß!«

»Ah! es ist vorbei,« sagte Ludwig XV. den Kopf schüttelnd, »es ist vorbei; nun wird sie nicht mehr kommen.«

Der König hatte zwar diese letzten Worte mit leiser Stimme gesprochen, aber es herrschte ringsum eine solche Stille, daß sie beinahe von allen Anwesenden gehört wurden. Doch diese hatten noch nicht Zeit gehabt, nur mit dem Gedanken daraus zu antworten, als ein gewaltiges Geräusch von Carrossen unter dem Gewölbe erscholl.

Alle Stirnen schwankten, alle Augen befragten sich gegenseitig.

Der König verließ das Fenster und stellte sich mitten im Saale auf, um durch die Enfilade der Gallerie zu sehen.

»Ich befürchte sehr, wir erhalten eine schlimme Nachricht,« sagte die Marschallin dem Herzog in das Ohr.

Doch plötzlich erglänzte das Antlitz des Königs, der Blitz sprang aus seinen Augen.

»Die Frau Gräfin Dubarry!« rief der Huissier dem Oberceremonienmeister zu.

»Die Frau Gräfin von Béarn!«

Diese zwei Namen machten alle Herzen unter sehr entgegengesetzten Empfindungen springen. Unwiderstehlich durch die Neugierde fortgerissen, rückte eine Woge von Höflingen gegen den König vor.

Frau von Mirepoir befand sich am nächsten bei Ludwig XV.

»Ob! wie schön ist sie! wie schön ist sie!« rief die Marschallin, indem sie die Hände faltete, als wollte sie in Anbetung versinken.

Der König wandte sich um und lächelte der Marschallin zu.

»Das ist keine Frau, das ist eine Fee,« sprach der Herzog von Richelieu.

Der König sandte das Ende seines Lächelns an die Adresse des alten Höflings ab.

Die Gräfin war in der That nie so schön gewesen, nie hatten eine solche Lieblichkeit des Ausdrucks, nie eine besser gespielte Aufregung, ein bescheidenerer Blick, ein edlerer Wuchs, ein zierlicherer Gang die Bewunderung im Salon der Königin hervorgerufen, der indessen, wie gesagt, der Salon der Vorstellungen war.

Schön zum Bezaubern, reich ohne Gepräge, besonders zum Entzücken frisirt, schritt die Gräfin vor, an der Hand geführt von Frau von Béarn, welche trotz furchtbarer Leiden nicht hinkte, keine Miene verzog, während sich jedoch die Schminke in vertrockneten Atomen ablöste, so sehr zog sich das Leben aus ihrem Gesichte zurück, so schmerzlich bebte jede Fiber in ihr, bei der geringsten Bewegung ihres verwundeten Beines.

Alle Welt hatte die Augen auf die seltsame Gruppe geheftet.

Am Halse entblößt, wie zur Zeit ihrer Jugend, schien die alte Gräfin mit ihrer einen Fuß hohen Frisur, mit ihren großen, hohlen Augen, welche glänzten wie die eines Nachtraben, mit ihrer prächtigen Toilette und dem Gange eines Skelettes das Bild der verflossenen Zeit, welche' die Hand der gegenwärtigen Zeit reichte.

Diese trockene, kalte Würde, welche die wollüstige und zugleich wohlstandige Grazie führte, erregte die Bewunderung und besonders das Erstaunen beinahe aller Anwesenden.

Der Contrast war so schlagend, daß es dem König vorkam, als brächte ihm Frau von Béarn seine Geliebte jünger, frischer, lachender, als er sie je gesehen.

In dem Augenblick, wo die Gräfin nach der Etiquette das Knie beugte, um dem König die

Hand zu küssen, nahm sie Ludwig XV. beim Arm und hob sie mit einem Worte auf, das die Belohnung für Alles war, was sie seit vierzehn Tagen gelitten hatte.

»Zu meinen Füßen, Gräfin!« sprach der König; »Sie scherzen! . . . ich sollte, und ich möchte besonders zu Ihren Füßen sein.«

Dann öffnete der König die Arme, wie es das Ceremonie vorschrieb, doch statt sich nur den Anschein zu geben, als küßte er, küßte er diesmal wirklich.

»Sie haben da einen schönen Täufling, Madame,« sagte er zu Frau von Béarn; »doch sie hat auch eine Pathin, welche ich mit der größten Freude an meinem Hofe wiedersehe.«

Die alte Dame verbeugte sich.

»Begrüßen Sie meine Töchter, Gräfin,« sagte leise der König zu Madame Dubarry, »Zeigen Sie ihnen, daß Sie die Verbeugung zu machen wissen. Ich hoffe, Sie werden mit ihrer Erwiederung nicht unzufrieden sein.«

Die zwei Damen setzten ihre Wanderung durch einen großen, leeren Raum fort, der sich um sie bildete, während sie vorrückten, den jedoch die funkelnden Blicke mit ihren brennenden Flammen zu füllen schienen.

Als die drei Töchter des Königs Madame Dubarry ans sich zukommen sahen, erhoben sie sich wie Federn und warteten.

Ludwig XV. wachte. Seine auf Mesdames gehefteten Blicke schärften diesen die zuvorkommendste Höflichkeit ein.

Ein wenig bewegt erwiederten Mesdames die Verbeugung von Madame Dubarry, welche sich viel tiefer neigte, als es die Etiquette vorschrieb, was als ein Beweis des besten Geschmacks betrachtet wurde und die Prinzessinnen dergestalt rührte, daß sie die Gräfin küßten, wie dies der König gethan, und zwar mit einer Herzlichkeit, über welche der König entzückt war.

Von da an wurde der Erfolg der Gräfin zu einem Triumph und die langsamsten oder die ungeschicktesten Höflinge mußten eine Stunde warten, ehe es ihnen gelang, ihren Gruß bei der Königin des Festes anzubringen.

Diese nahm ohne Hochmuth, ohne Zorn, ohne ein Zeichen des Vorwurfes alle Zuvorkommenheiten auf, und schien jeden Verrath zu vergessen. Und es war nichts Gespieltes in diesem großmüthigen Wohlwollen; ihr Herz überströmte von Freude und hatte keinen Raum mehr für ein einziges Gefühl des Hasses.

Herr von Richelieu war nicht umsonst der Sieger von Mahon: er wußte zu manoeuvriren. Indeß sich die gewöhnlichen Höflinge während der Verbeugungen an ihrem Platze hielten und den Ausgang der Vorstellung abwarteten, um das Idol zu beweihrauchen oder zu verleumden, nahm der Marschall seine Stellung hinter dem Stuhle der Gräfin, und ähnlich einem Cavalerieanführer, der sich auf hundert Klafter in der Ebene aufpflanzt, um die Ausbreitung einer Reihe bei dem richtigen Schwenkungspunkt zu erwarten, wartete der Herzog ans Madame Dubarry und mußte sich natürlich in ihrer Nähe finden, ohne gedrängt zu werden. Frau von Mirepoir, welche das Glück kannte, dessen ihr Freund stets im Kriege theilhaftig gewesen war, ahmte dieses Manoeuvre nach und näherte ihr Tabouret unmerklich dem der Gräfin.

Unterstützt durch die Liebe des Königs, durch den freundlichen Empfang von Mesdames und den Beistand ihrer Pathin, ließ die Gräfin einen minder schüchternen Blick auf den um den König stehenden Männern umherlaufen und suchte, ihrer Stellung sicher, ihre Feindinnen unter den Frauen.

Ein undurchsichtiger Körper unterbrach die Perspective.

»Ah! Herr Herzog!« sagte sie, »ich mußte hierher kommen, um Ihnen zu begegnen.«

,Wie so, Madame? fragte der Herzog.

»Ja, es sind etwa acht Tage, daß man Sie nicht mehr gesehen hat, nicht in Versailles, nicht in Paris, nicht in Luciennes.«

»Ich habe mich auf das Vergnügen vorbereitet, Sie diesen Abend hier zu finden,« erwiderte der alte Höfling.

»Sie haben es vielleicht vorhergesehen?«

»Ich war dessen gewiß.«

»Ei, ei, Herzog, was für ein Mann sind Sie, Sie wußten das und setzten mich nicht davon in Kenntniß, mich, Ihre Freundin, mich, die ich nichts davon wußte.«

»Wie Madame, Sie wußten nicht, daß Sie hierherkommen sollten?«

»Nein. Ich war ungefähr wie Aesop, als ihn eines Tags eine Person der Obrigkeit auf der Straße anhielt. ‚Wohin gehst du?‘ fragte ihn diese. ‚Ich weiß es nicht,‘ antwortete der Fabeldichter. ‚Ah! wirklich, dann gehst du in’s Gefängniß.‘ ‚Du siehst, daß ich nicht wußte, wohin ich ging.‘ Ebenso konnte ich glauben, ich gehe nach Versailles, aber ich war dessen nicht sicher genug, um es zu sagen. Sie würden mir daher einen Gefallen gethan haben, wenn Sie mich besucht hätten . . . doch mm werden Sie kommen, nicht wahr?«

»Madame,« sprach Richelieu, ohne daß er nur im Geringsten von diesem Spott bewegt zu sein schien, »ich begreife nicht, warum Sie nicht sicher waren, hierher zu kommen.«

»Ich will es Ihnen sagen: ich war von Fallen umgeben.«

Und sie schaute den Herzog an, der ihren Blick unsterblich aushielt.

»Fallen! ah, guter Gott! was sagen Sie mir da, Gräfin?«

»Erstens hat man mir meinen Friseur gestohlen.«

»Oh! oh! Ihren Friseur!«

»Ja!«

»Warum ließen Sie mir das nicht sagen! ich hätte Ihnen (doch ich bitte, sprechen wir leise), ich hätte Ihnen eine Perle, einen Schatz geschickt, den Frau von Egmont ausgegraben hat, einen Künstler, der hoch über allen Perruquiers, über allen königlichen Friseurs steht, meinen kleinen Léonard.«

»Léonard!« rief Madame Dubarry.

»Ja; einen kleinen, jungen Mann, der Septimanie frisirt und den sie vor aller Augen verbirgt, wie Harpagon seine Casse. Uebrigens dürfen Sie sich nicht beklagen, Gräfin, Sie sind vortrefflich und schon zum Entzücken frisirt, und seltsamer Weise gleicht die Zeichnung Ihres Kopfputzes der Skizze, welche gestern Frau Egmont von Boucher verlangte, und der sie sich selbst zu bedienen gedachte, wenn sie nicht krank geworden wäre. Arme Septimanie!«

Die Gräfin bebte und schaute den Herzog noch fester an als zuvor; aber der Herzog blieb lächelnd und undurchdringlich.

»Doch verzeihen Sie, Gräfin, ich habe Sie unterbrochen, Sie sprachen von Fallen? . . .«

»Ja, nachdem man mir meinen Friseur gestohlen, entwendete man mir auch mein Staatskleid, ein reizendes Kleid.«

»Oh! das ist abscheulich; doch Sie konnten in der That das, welches man Ihnen entwendet hat,

entbehren; denn ich sehe, Sie sind in einen wundervollen Stoff gekleidet, nicht wahr, es ist chinesische Seide mit aufgelegten Blumen? Nun, hätten Sie sich in Ihrer Verlegenheit an mich gewendet, wie Sie es in Zukunft thun müssen, so würde ich Ihnen das Kleid geschickt 'haben, welches sich meine Tochter für ihre Vorstellung machen ließ, und das dem Ihrigen. so ähnlich ist, daß ich schwören würde, es sei dasselbe.«

Madame Dubarry faßte die beiden Hände des Herzogs, denn sie fing an zu begreifen, wer der Zauberer war, der sie der Verlegenheit entrissen hatte.

»Wissen Sie, in welchem Wagen ich gekommen bin, Herzog?« sagte sie.

»Nein, wahrscheinlich in dem Ihrigen.«

»Herzog, man hatte mir meinen Wagen gestohlen wie mein Staatskleid, wie meinen Friseur.«

»Das war also ein allgemeiner Hinterhalt? In welchem Wagen sind Sie denn gekommen?«

»Sagen Sie mir zuerst, wie der Wagen von Frau von Egmont ist.«

»Meiner Treue! ich glaube in der Voraussicht dieses Abends bestellte sie sich einen mit weißem Atlas ausgeschlagenen Wagen. Aber man halte nicht mehr Zeit, ihr Wappen darauf zu malen.«

»Ja, nicht wahr, eine Rose ist schneller gemacht als ein Wappenschild. Die Richelieu und die Egmont haben sehr complicirte Wappen. Hören Sie, Herzog, Sie sind ein anbetungswürdiger Mann.«

Und sie reichte ihm ihre beiden Hände, aus denen sich der Höfling eine warme, duftende Marke machte.

Doch plötzlich, mitten unter den Küssen, mit denen er sie bedeckte, fühlte der Herzog die Hände von Madame Dubarry beben.

»Was gibt es?« fragte er, umherschauend.

»Herzog . . .« sagte die Gräfin mit einem irren Blicke.

»Nun?«

»Wer ist der Mann neben Frau von Mirepoir?«

»Der mit dem Kleid eines preußischen Officiers?«

»Ja.«

»Der braune Mann mit den schwarzen Augen und dem ausdrucksvollen Gesichte? Gräfin, es ist irgend ein hoher Officier, den seine Majestät der König von Preußen, ohne Zweifel um Ihrer Vorstellung Ehre anzuthun, hierher schickt.«

»Scherzen Sie nicht, Herzog, dieser Mann ist schon vor drei oder vier Jahren in Frankreich gewesen; dieser Mann, den ich nicht wiederfinden konnte, den ich überall suchte, ich kenne ihn.«

»Sie irren sich, Gräfin, es ist ein Fremder, der Graf von Fönix, der gestern oder vorgestern erst hier angekommen.«

»Sehen Sie, wie er mich anschaut, Herzog.«

»Jedermann schaut Sie an, Madame: Sie sind so schön.«

»Er grüßt mich, er grüßt mich, sehen Sie?«

»Jedermann wird Sie grüßen, wenn Sie nicht schon Alle begrüßt haben, Gräfin.«

Aber einer außerordentlichen Aufregung preisgegeben, hörte die Gräfin die Galanterien des Herzogs nicht, und die Augen an den Mann gekettet, der ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, verließ sie gleichsam unwillkührlich Herrn von Richelieu und machte ein paar

Schritte gegen den Unbekannten.

Der König, der sie nicht aus dem Gesichte verlor, bemerkte diese Bewegung; er glaubte, sie fordere seine Gegenwart, und da er sich lange genug zur Beobachtung des Wohlanstandes fern von ihr gehalten hatte, so näherte er sich ihr nun, um sie zu beglückwünschen.

Aber die Erschütterung, die sich der Gräfin bemächtigt hatte, war zu stark, als daß sich ihr Geist hätte mit einem andern Gegenstande beschäftigen können.

»Sire,« sagte sie, »wer ist der preußische Officier, der Frau von Mirepoir den Rücken zuwendet?«

»Und der uns in diesem Augenblick anschaut?« fragte Ludwig XV.

»Ja,« antwortete die Gräfin.

»Jenes kräftige Gesicht, jener viereckige Kopf, in einen goldenen Kragen eingeschlossen?«

»Ja, ja.«

»Ein Beglaubigter meines Veters von Preußen . . . irgend ein Philosoph wie er. Ich ließ ihn diesen Abend kommen, denn nach meinem Willen sollte die preußische Philosophie den Triumph von Cotillon III. durch einen Botschafter heiligen.«

»Aber sein Name, Sire?«

»Warten Sie (der König suchte); ah! richtig, der Graf von Fönix.«

»Er ist es!« murmelte Madame Dubarry; »er ist es, ich bin dessen sicher.«

Der König wartete noch einige Secunden, um Madame Dubarry Zeit zu lassen, neue Fragen an ihn zu richten; als er aber sah, daß sie schwieg, sprach er die Stimme erhebend:

»Meine Damen, morgen kommt die Frau Dauphine in Compiègne an. Ihre königliche Hoheit wird auf den Schlag zwölf Uhr empfangen; alle vorgestellte Damen werden bei der Reise sein, diejenigen jedoch ausgenommen, welche krank sind, denn die Reise ist ermüdend und die Frau Dauphine möchte nicht gern die Unpäßlichkeiten erschweren.«

Während der König diese Worte sprach, schaute er Herrn von Choiseul, Herrn von Guémenée und Herrn von Richelieu streng an.

Es trat um den König her ein Stillschweigen des Schreckens ein. Man hatte den Sinn der königlichen Worte wohl begriffen: es war die Ungnade.

»Sire,« sagte Madame Dubarry, welche an der Seite des Königs geblieben war, »ich bitte um Gnade für die Frau Gräfin von Egmont.«

»Und warum, wenn es beliebt?«

»Weil es die Tochter des Herrn Herzogs von Richelieu ist, weil Herr von Richelieu mein treuester Freund ist.«

»Richelieu?«

»Ich bin meiner Sache gewiß, Sire.«

»Ich werde thun, was Sie wollen, Gräfin,« sprach der König.

Und er näherte sich dem Marschall, der nicht eine Bewegung der Lippen der Gräfin aus dem Gesichte verloren. und was die Gräfin geäußert, wenn nicht gehört, doch wenigstens errathen hatte, und sagte zu ihm:

»Ich hoffe, mein lieber Herzog, die Frau Gräfin von Egmont wird morgen wiederhergestellt sein?«

»Gewiß, Sire. Sie wird es diesen Abend sein, wenn es Eure Majestät wünscht.«

»Und Richelieu verbeugte sich vor dem König so, daß er zugleich Ehrfurcht und Dankbarkeit ausdrückte.

Der König neigte sich an das Ohr der Gräfin und flüsterte ihr ein Wort zu.

»Sire,« antwortete diese mit einer Verbeugung, welche von einem anbetungswürdigen Lächeln begleitet war, »ich bin Ihre gehorsame Unterthanin.«

Der König grüßte alle Welt mit der Hand und entfernte sich.

Kaum hatte er die Schwelle des Salons überschritten, als sich die Augen der Gräfin erschrockener als je wieder auf den seltsamen Mann richteten, der sie so lebhaft in Anspruch nahm.

Dieser Mann verbeugte sich wie die Andern, als der König vorüberging; doch obgleich grüßend, behielt seine Stirne einen seltsamen Ausdruck des Stolzes und der Drohung, und sobald Ludwig der XV. verschwunden war, brach er sich Bahn durch die Gruppe und blieb auf zwei Schritte von Madame Dubarry stehen.

Durch eine unwiderstehliche Neugierde angezogen, machte die Gräfin ebenfalls einen Schritt, so daß der Unbekannte sich verbeugend, leise und ohne daß es eine andere Person hörte, zu ihr sagen konnte:

»Erkennen Sie mich wieder, Madame?«

»Ja, mein Herr, Sie sind mein Prophet von der Place Louis XV.«

Der Fremde erhob nun seinen klaren, sichern Blick zu ihr.

»Habe ich gelogen, Madame, als ich Ihnen weissagte, Sie würden Königin von Frankreich werden?«

»Nein, mein Herr, Ihre Weissagung ist erfüllt, oder wenigstens beinahe erfüllt. Ich bin auch bereit, mein Versprechen zu halten. Sagen Sie, mein Herr, was wünschen Sie?«

»Der Ort wäre schlecht gewählt, Madame, und überdies ist die Zeit, meine Bitte an Sie zu richten, noch nicht gekommen.«

»In welchem Augenblick diese Bitte auch kommen mag, sie wird mich bereit finden, sie zu erfüllen.«

»Werde ich zu jeder Zeit, an jedem Ort, zu jeder Stunde zu Ihnen dringen können. Madame?«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Ich danke.«

»Doch unter welchem Namen werden Sie sich einfinden? Unter dem des Grafen von Fönix?«

»Nein, unter dem von Joseph Balsamo.«

»Joseph Balsamo!« . . . wiederholte die Gräfin, während sich der geheimnißvolle Fremde unter den Gruppen verlor. »Joseph Balsamo! es ist gut! ich werde es nicht vergessen!«

XXXIX.

Compiègne.

Am andern Tage erwachte Compiègne trunken und entzückt, oder besser gesagt, Compiègne schlief gar nicht.

Die Vorhut der Haustruppen hatte schon am Abend vorher ihre Wohnungen in der Stadt genommen, und während die Officiere sich mit den Oertlichkeiten bekannt machten, trafen die Notabeln im Einklänge mit dem Intendanten der kleinen Vergnügungen Vorkehrungen für die große Ehre, welche der Stadt zu Theil werden sollte.

Grüne Triumphbogen, reiche Verzierungen von spanischem Flieder und Rosen, lateinische, französische und deutsche Inschriften, Verse und Prosa beschäftigten das picardische Bauherrnamt bis zum Tage.

Die nach unfürdenklichem Gebrauche weiß gekleideten, Mädchen, die schwarz gekleideten Schöppen, die Franziscanermönche in grauem Gewand. die Geistlichkeit, auf das Reichste geschmückt, die Soldaten und die Officiere der Garnison in ihren neuen Uniformen wurden auf ihre Posten gestellt, und Alle hielten sich bereit, zu marschiren, sobald die Ankunft der Prinzessin durch ein Signal verkündigt würde.

Am Tage zuvor abgereist, war der Dauphin gegen eilf Uhr Abends mit seinen beiden Brüdern incognito angekommen. Er stieg am frühen Morgen zu Pferde ohne irgend eine Auszeichnung, als ob er ein einfacher Privatmann gewesen wäre, und galoppirte, begleitet von dem Herrn Grafen von Provence und dem Herrn Grafen d'Artois, von denen der eine fünfzehn, der andere dreizehn Jahre alt war, in der Richtung von Nibecourt fort, wobei er die Straße verfolgte, auf welcher die Frau Dauphine kommen sollte.

Es ist nicht zu leugnen, dieser galante Gedanke war nicht dem jungen Prinzen gekommen, sondern er rührte von Herrn von Lavauguyon, seinem Hofmeister, her, der am vorhergehenden Tage vor den König gerufen, von Ludwig XV. den Befehl erhalten hatte, seinen erhabenen Zögling von allen Pflichten zu unterrichten, die ihm die nächsten vier und zwanzig Stunden auferlegten.

Herr von Lavauguyon hatte es, um in jeder Hinsicht die Ehre der Monarchie zu wahren, für geeignet gehalten, den Herzog von Berry das traditionelle Beispiel der Könige seines Geschlechtes. das Beispiel von Heinrich IV., Ludwig XIII., Ludwig XIV. und Ludwig XV. befolgen zu lassen, welche durch sich selbst, ohne die Illusion des Schmuckes, ihre zukünftige Gemahlin, die auf der Landstraße weniger vorbereitet wäre, die Prüfung eines Gatten auszuhalten, ansuhsiren wollten.

Von raschen Rennern getragen, machten sie drei bis vier Lieues in einer halben Stunde: der Dauphin war ernst weggeritten, während seine Brüder lachten. Um halb neun Uhr kehrten sie in die Stadt zurück: der Dauphin, ernst, wie bei seinem Abgang, der Graf von Provence beinahe verdrießlich, der Graf d'Artois allein heiterer als er es am Morgen gewesen.

Dies kam davon her, daß der Herzog von Berry unruhig, der Graf von Provence neidisch und der Graf d'Artois entzückt war über einen und denselben Gegenstand: darüber, daß sie die

Dauphine so schön fanden.

Der ernste, der eifersüchtige und der sorglose Charakter der drei Prinzen war auf dem Antlitz von jedem von ihnen ausgeprägt.

Es schlug zehn Uhr auf dem Rathhause von Compiègne, als der Wächter auf dem Glockenthurm von Claives die weiße Fahne aufziehen sah, welche man entfalten sollte, wenn man die Dauphine erblicken würde.

Er, gab auch ein Zeichen mit der Glocke, das durch einen Kanonenschuß auf dem Schloßplatze erwiedert wurde.

In demselben Augenblick, als hätte er nur diese Ankündigung erwartet, fuhr der König in einem achtspännigen Wagen, mit der doppelten Reihe seiner Haustruppen, gefolgt von der unermesslichen Menge der Carrossen seines Hofes, in Compiègne ein.

Die Gendarmen und die Dragoner machten im Galopp eine Oeffnung in dem Volke, das zwischen dem Verlangen, den König zu sehen, und dem, der Dauphine entgegen zu gehen, getheilt war.

Hundert vierspännige Carrossen, welche den Raum von beinahe einer Lieue einnahmen, führten vierhundert Frauen und eben so viele Herren vom höchsten Adel Frankreichs. Diese hundert Carrossen wurden geleitet von Piqueurs, von Heiducken, von Läufern und Pagen. Die Edelleute vom Hause des Königs waren zu Pferde und bildeten eine funkelnde Armee, welche inmitten des von den Füßen der Pferde aufgewirbelten Staubes wie eine Woge von Sammet, Gold, Federn und Seide glänzte. .

Man machte einen Augenblick Halt in Compiègne, dann entfernte man sich im Schritt aus der Stadt, um bis zu der bestimmten Grenze zu fahren, welche ein auf der Höhe des Dorfes Magny am Wege stehendes Kreuz war.

Die ganze Jugend Frankreichs umgab den Dauphin; der ganze alte Adel befand sich beim König.

Die Dauphine, welche den Wagen nicht gewechselt hatte, rückte ihrerseits in einem berechneten Schritt nach der verabredeten Grenze vor.

Die zwei Truppen trafen endlich zusammen.

Als bald waren alle Carrossen leer. Auf beiden Seiten stieg die Menge der Höflinge aus; nur zwei Wagen waren noch voll: der eine der des Königs, der andere der der Dauphine.

Der Schlag der Carrosse der Dauphine öffnete sich und die junge Erzherzogin sprang leicht zur Erde.

Die Prinzessin schritt nun auf den Schlag der königlichen Carrosse zu.

Sobald Ludwig XV. seine Schwiegertochter erblickte, ließ er den Schlag seines Wagens öffnen, und stieg ebenfalls rasch aus.

Die Frau Dauphine hatte ihren Gang so glücklich berechnet, daß sie sich vor dem König in dem Augenblick, wo er den Fuß auf den Boden setzte, auf die Kniee warf.

Der König bückte sich, hob die junge Prinzessin auf und umarmte sie zärtlich, während er sie mit einem Blicke bedeckte, unter welchem sie sich unwillkürlich erröthen fühlte.

»Der Herr Dauphin,« sprach der König, und zeigte Maria Antoinette den Herzog von Berry, der sich hinter ihr hielt, ohne daß sie ihn noch, wenigstens offiziell, gesehen hatte.

Nach dem Dauphin kamen seine zwei Brüder, nach den zwei Brüdern die drei Töchter des Königs.

Die Frau Dauphine fand ein artiges Wort für jeden von den drei Prinzen, für jede von den drei Prinzessinnen.

Während diese Vorstellungen ihren Gang nahmen, stand Madame Dubarry, voll Angst wartend, hinter den Prinzessinnen. Sollte sie berücksichtigt, sollte sie vergessen werden?

Nach der Vorstellung von Madame Sophie, der letzten der Töchter des Königs, trat eine Pause von einem Augenblick ein, während dessen jeder Athem keuchte.

Der König schien zu zögern, die Dauphine schien ein neues Ereigniß zu erwarten, auf das man sie zum Voraus aufmerksam gemacht.

Der König schaute umher, erblickte die Gräfin in seinem Bereiche und nahm sie bei der Hand. Jedermann trat bei Seite. Der König befand sich mitten in einem Kreise mit der Dauphine.

»Die Frau Gräfin Dubarry, meine beste Freundin,« sagte er.

Die Dauphine erbleichte, aber das anmuthigste Lächeln umspielte ihre blassen Lippen, und sie erwiderte:

»Eure Majestät ist sehr glücklich, eine so reizende Freundin zu besitzen, und ich wundere mich nicht über die Zuneigung, welche sie einzuflößen vermag.»

Alle Welt schaute sich mit einem Erstaunen an, das beinahe zur Betäubung wurde. Die Dauphine befolgte offenbar die Instructionen des österreichischen Hofes und wiederholte wahrscheinlich die ihr von Maria Theresia vorgeschriebenen Worte.

Herr von Choiseul glaubte auch, seine Gegenwart wäre nothwendig. Er schritt hinzu, um ebenfalls vorgestellt zu werden; doch der König machte ein Zeichen mit dem Kopf, die Trommeln rasselten, die Trompeten erklangen, die Kanonen donnerten.

Der König nahm die junge Prinzessin bei der Hand, um sie nach seinem Wagen zu führen; sie ging so geleitet an Herrn von Choiseul vorüber. Ob sie ihn sah oder nicht sah, läßt sich unmöglich angeben, es ist nur gewiß, daß sie weder mit der Hand, noch mit dem Kopf ein Zeichen machte, das einem Gruße glich.

In dem Augenblick, wo die Prinzessin in den Wagen des Königs stieg, ließen sich die Glocken der Stadt über all' dem feierlichen Geräusche hören.

Es fand nun ein Halt von zehn Minuten statt; der König stieg ebenfalls wieder in seinen Wagen und ließ ihn nach Compiègne fahren.

Durch die Ehrfurcht oder die Aufregung im Zaume gehalten, brachen mittlerweile alle Stimmen in einem allgemeinen Gesumme los.

Dubarry näherte sich dem Schlage der Carrosse seiner Schwester; diese empfing ihn mit lächelndem Antlitz: sie erwartete seine Glückwünsche.

»Wissen Sie, Jeanne,« sagte er, mit dem Finger auf einen Cavalier deutend, der an einer der Carrossen vom Gefolge der Frau Dauphine plauderte, »wissen Sie, wer jener junge Mann ist?«

»Nein,« erwiderte die Gräfin; »aber Sie, wissen Sie, was die Dauphine geantwortet hat, als mich der König ihr vorstellte?«

»Es ist nicht hiervon die Rede. Jener junge Mann ist Herr Philipp von Taverney.«

»Derjenige, welcher Ihnen den Degenstich gegeben hat?«

»Ganz richtig. Und wissen Sie, wer das bewunderungswürdige Geschöpf ist, mit dem er plaudert?«

»Das so bleiche und majestätische Mädchen?«

»Ja, das der König in diesem Augenblick anschaut, und nach dessen Namen er aller Wahrscheinlichkeit die Frau Dauphine fragt.«

»Nun?«

»Nun! es ist seine Schwester.«

»Ah!« machte Madame Dubarry.

»Hören Sie, Jeanne, ich weiß nicht warum, aber es scheint mir, Sie müßten ebenso sehr der Schwester, als ich dem Bruder mißtrauen.«

»Sie sind ein Narr.«

»Ich bin vernünftig. Jedenfalls werde ich für den kleinen Jungen sorgen.«

»Und ich werde ein Auge auf das kleine Mädchen haben.«

»Stille!« sagte Jean, »hier kommt unser Freund, der Herzog von Richelieu.«

Der Herzog näherte sich in der That den Kopf schüttelnd.

»Was haben Sie denn, mein lieber Herzog? man sollte glauben, Sie wären unzufrieden.«

»Gräfin,« sprach der Herzog, »scheint es Ihnen nicht, daß wir sehr ernst, und ich möchte beinahe sagen, sehr traurig für den so freudigen Umstand sind, der uns hier versammelt? Ich erinnere mich, daß wir einst einer Prinzessin, so liebenswürdig wie diese, so schön wie diese, entgegenfuhren, ich meine die Mutter von Monseigneur dem Dauphin; wir waren Alle heiterer. Vielleicht weil wir jünger waren?«

»Nein, mein lieber Marschall, weil das Königthum minder alt war,« sprach eine Stimme hinter dem Herzog.

Alle, welche dieses Wort hörten, durchlief es wie ein Schauer. Der Herzog wandte sich um und sah einen alten Edelmann von zierlicher Haltung, der ihm mit einem menschenfeindlichen Lächeln die Hand auf die Schultern legte.

»Gott verdamme mich!« rief der Herzog, »es ist der Baron von Taverney, Gräfin, einer von meinen ältesten Freunden, für welchen ich mir Ihr ganzes Wohlwollen erbitte; der Baron von Taverney-Maison-Rouge.«

»Es ist der Vater!« sagten gleichzeitig Jean und die Gräfin, indem sich Beide verbeugten, um zu grüßen.

»In den Wagen, meine Herren, in den Wagen!« rief der Major der Haustruppen, der die Escorte befehligte.

Die zwei alten Edelleute grüßten die Gräfin und den Vicomte und gingen Beide auf denselben Wagen zu, glücklich, sich nach so langer Trennung wiederzufinden.

»Nun?« sprach der Vicomte, »soll ich Ihnen etwas sagen, Gräfin? der Vater gefällt mir eben so wenig als die Kinder.«

»Welch ein Unglück, daß dieser kleine Bär von einem Gilbert entflohen ist,« versetzte die Gräfin; »er, der im Hause erzogen wurde, hätte uns Auskunft über Alles dies gegeben.«

»Bah!« rief Jean, »nun, da wir nichts Anderes zu thun haben, werden wir ihn wiederfinden.«

Das Gespräch wurde durch die Bewegung der Carrossen unterbrochen.

Am andern Morgen, nachdem man die Nacht in Compiègne zugebracht, fuhren die zwei Höfe, der Sonnenuntergang eines Jahrhunderts, die Morgenröthe des andern, vermischt nach Paris, in diesen gähnenden Schlund, der sie Alle verschlingen sollte.

XL.

Die Beschützerin und der Schützling.

Es ist Zeit, zu Gilbert zurückzukehren, von dessen Flucht uns ein unvorsichtiger Ausruf seiner Beschützerin, Mademoiselle Chon, unterrichtet hat, ohne daß wir mehr von ihm wissen.

Seitdem unser Philosoph im Dorfe Lachaussée bei den Präliminarien des Duells von Philipp von Taverney mit dem Vicomte Jean Dubarry den Namen seiner Beschützerin erfahren hatte, war er in seiner Bewunderung sehr erkaltet.

Oft hatte er, in einem Gesträuche oder hinter einer Hecke verborgen, wenn er mit glühenden Augen Andrée, welche mit ihrem Vater spazieren ging, verfolgte, oft hatte er, sagen wir, zugehört, wie sich der Baron sehr kategorisch in Beziehung auf Meister Dubarry erklärte. Der völlig eigennützigem Haß des alten Taverney, dessen Laster und Grundsätze wir kennen, hatte eine gewisse Sympathie in dem Herzen von Gilbert gefunden. Dies kam davon her, daß Fräulein Andrée auf keine Weise dem Bösen widersprach, das der Baron von Madame Dubarry sagte; denn es ist nicht zu leugnen, der Name von Madame Dubarry war in Frankreich sehr verachtet. Was endlich Gilbert völlig auf die Seite des Barons brachte, war der Umstand, daß er Nicole mehr als einmal hatte ausrufen hören: »Ah! wenn ich Madame Dubarry wäre!«

So lange die Reise dauerte, war Chon zu sehr mit ernstern Dingen beschäftigt, um auf die Veränderung der Laune aufmerksam zu werden, welche die Kenntniß seiner Reisegefährtin bei Herrn Gilbert hervorgebracht hatte, Sie kam also in Versailles an, ohne daß sie an etwas Anderes, als daran dachte, wie sie zum Besten des Vicomte den Degenstich von Philipp wenden sollte, der nicht zu seiner größten Ehre ausfallen konnte.

Gilbert hatte kaum die Hauptstadt, wenn nicht Frankreichs, doch wenigstens der französischen Monarchie erreicht, als er jeden schlimmen Gedanken vergaß, um sich einer offenherzigen Bewunderung hinzugeben. Majestätisch und kalt, mit seinen alten Bäumen, welche der Mehrzahl nach zu vertrocknen und vor Alter hinzusterben anfangen, durchdrang Versailles Gilbert mit dem Gefühle religiöser Traurigkeit, dessen sich kein wohl organisirter Geist in Gegenwart großer, durch die menschliche Beharrlichkeit errichteter, oder durch die Macht der Natur geschaffener Werke erwehren kann.

Aus diesem bei Gilbert ungewohnten Eindruck, gegen welchen sich sein angeborener Stolz vergebens sträubte, ging hervor, daß ihn während der ersten Augenblicke das Erstaunen und die Bewunderung schweigsam und geschmeidig machten. Das Gefühl seiner Dürftigkeit und seiner untergeordneten Stellung drückte ihn nieder. Er fand sich sehr ärmlich gekleidet neben diesen von Gold und Ordensbändern bedeckten Herren; sehr klein neben den Schweizern, sehr wankend, wenn er mit seinen mit Eisen beschlagenen Schuhen auf den Mosaikboden und auf den abgeriebenen und gewichsten Marmorplatten der Gallerien gehen mußte.

Dann fühlte er, daß die Unterstützung seiner Beschützerin unerläßlich für ihn war, um etwas aus ihm zu machen. Er näherte sich ihr, damit die Wachen sähen, er käme mit ihr. Aber gerade daß ihm Mademoiselle Chon nothwendig war konnte er ihr nicht verzeihen.

Wir wissen bereits, denn wir haben es früher gesehen, daß Madame Dubarry in Versailles

schöne Gemächer bewohnte, welche einst Madame Adelaide bewohnt hatte. Das Gold, der Marmor, die Wohlgerüche, die Teppiche, die Spitzen berauschten Anfangs Gilbert, eine durch Instinkt sinnliche Natur, einen durch den Willen philosophischen Geist, und erst nachdem er seit geraumer Zeit da war, bemerkte er, zuvor in die innere Betrachtung der vielen Wunder versunken, die seinen Geist geblendet hatten, daß er sich in einer mit Sarsche ausgeschlagenen kleinen Mansarde befand, daß man ihm Fleischbrühe, den Rest von einer Hammelskeule und einen Topf Crème vorgesetzt, und daß der Diener, der ihm dies vorsetzte, mit dem Tone eines Gebieters gesagt hatte: »Bleiben Sie hier!« wonach er sich zurückgezogen.

Ein letzter Winkel des Gemäldes, es war allerdings der herrlichste, hielt ihn indessen noch unter dem Zauber. Man hatte ihn zwar unter dem Dache einquartiert; doch von dem Fenster seiner Mansarde aus sah er den ganzen Park von Marmor überschmelzt; er erblickte die Wasser, bedeckt mit jener grünlichen Kruste, welche die Vernachlässigung über sie ausgebreitet, und jenseits der Wasser die Gipfel der Bäume, zitternd wie die Wellen des Oceans, die buntscheckigen Ebenen und die blauen Horizonte der benachbarten Berge. Das Einzige, an was Gilbert in diesem Augenblick dachte, war, daß er wie die ersten Herren Frankreichs, ohne ein Höfling oder ein Lackei zu sein, ohne irgend eine Empfehlung der Geburt und ohne irgend eine Gemeinheit des Charakters, in Versailles, das heißt in dem Palaste des Königs wohnte.

Während Gilbert sein kleines Mahl verzehrte, das übrigens sehr gut war, wenn er es mit denjenigen verglich, welche ihm gewöhnlich zugekommen; während er statt des Nachtisches zum Fenster seiner Mansarde hinausschaute, begab sich Chon, wie man sich erinnert, zu ihrer Schwester, flüsterte dieser in das Ohr, ihr Auftrag bei Frau von Béarn sei erfüllt, und theilte ihr sodann laut den Unfall mit, der ihrem Bruder in dem Wirthshause von Lachaussée begegnet war, einen Unfall, den wir trotz des Lärmens, welchen er bei seiner Geburt gemacht, ein dem Schlunde sich verlieren und sterben sahen, in dem Schlunde, worin so viele andere noch viel wichtigere Dinge sterben sollten, in der Gleichgültigkeit des Königs.

Gilbert war in eine von den Träumerelen versunken, welche bei ihm so häufig den Dingen gegenüber vorkamen, die das Maaß seines Verstandes oder seines Willens überstiegen, als man ihn benachrichtigte, Mademoiselle Chon lade ihn ein, hinabzukommen; er nahm seinen Hut, bürstete ihn, verglich aus dem Augenwinkel sein abgetragenes Kleid mit dem neuen Kleide des Bedienten, sagte sich, das Kleid des letzteren sei eine Bedientenlivree und erröthete nichtsdestoweniger, als er hinab ging, vor Scham, daß er sich so wenig im Einklang mit den Menschen fand, an welche er stieß, und mit den Dingen, die vor seinen Augen vorfielen.

Chon ging gleichzeitig mit Gilbert in den Hof, nur bediente sie sich der großen Treppe und er stieg eine Art von Nebenleiter hinab..

Ein Wagen wartete. Es war ein niedriger, viersilbiger Phaeton, dem kleinen historischen Wagen ähnlich, in welchem der große König zugleich Frau von Montespan, Frau von Fontanges und sogar die Königin spazieren führte.

Chon stieg ein und machte es sich auf dem ersten Sitze mit einer großen Kiste und einem kleinen Hunde bequem. Die zwei andern Plätze waren für Gilbert und eine Art von Intendanten, Namens Grange, bestimmt.

Gilbert beeilte sich, um seinen Rang zu behaupten. hinter Chon Platz zu nehmen. Ohne Schwierigkeiten zu machen, sogar ohne nur hieran zu denken, setzte sich der Intendant hinter die Kiste und den Hund.

Mademoiselle Chon, in Geist und Herz Allem ähnlich. was Versailles bewohnte, fühlte sich

freudig, den großen Palast zu verlassen, um die Luft des Waldes und der Wiesen zu athmen, wurde mittheilsam, wandte sich, als sie kaum aus der Stadt gefahren, halb um und sagte:

»Nun! wie finden Sie Versailles, Herr Philosoph?«

»Sehr schön, Madame; aber verlassen wir es schon?«

»Ja, wir gehen diesmal zu uns.«

»Das heißt zu Ihnen, Madame,« entgegnete Gilbert mit dem Tone eines menschlich werdenden Bären.

»Das wollte ich sagen. Ich werde Sie meiner Schwester zeigen, suchen Sie ihr zu gefallen, darnach trachten in diesem Augenblick die vornehmsten Herren Frankreichs. Hören Sie, Herr Grange, Sie werden diesem Jungen einen vollständigen Anzug machen lassen.«

Gilbert erröthete bis über die Ohren.

»Was für einen Anzug, Madame?« fragte der Intendant; »die gewöhnliche Livree?«

Gilbert sprang von seinem Sitze auf.

»Die Livree!« rief er, und schleuderte dem Intendanten einen wilden Blick zu.

Chon brach in ein Gelächter aus.

»Nein, Sie lassen machen . . . ich werde es Ihnen sagen; ich habe einen Gedanken, den ich meiner Schwester mittheilen will. Wachen Sie nur darüber, daß dieser Anzug zu gleicher Zeit mit dem von Zamore fertig wird.«

»Gut, Madame.«

»Kennen Sie Zamore?« fragte Chon Gilbert, der aber dieses ganze Gespräch sehr bestürzt war.

»Nein, Madame,« antwortete er, »ich habe nicht diese Ehre.«

»Es ist ein zukünftiger Gefährte von Ihnen, der Gouverneur des Schlosses Luciennes werden wird. Machen Sie sich zu seinem Freunde; Zamore ist im Grunde ein gutes Geschöpf, trotz seiner Farbe.«

Gilbert war im Begriff zu fragen, von welcher Farbe Zamore sei, aber er erinnerte sich der Moral, die ihm Chon in Beziehung auf seine Neugierde gelesen, und hielt aus Furcht vor einem zweiten Verweise an sich.

»Ich werde mich bemühen,« begnügte er sich mit einem Lächeln voll Würde zu antworten.

Man kam nach Luciennes. Der Philosoph hatte Alles gesehen: die frischbepflanzte Straße, die große Wasserleitung, welche ein römisches Werk zu sein scheint, die schattigen Abhänge, die Kastanienbäume mit dem dichten Blätterwerk, die Ebenen und Wälder endlich, welche einen so herrlichen Anblick bieten, und in ihrer Flucht gegen Maisons die zwei Ufer der Seine begleiten.

»Das ist also der Palast, welcher nach der Aussage des Herrn Baron von Taverney Frankreich so viel Geld gekostet hat?« sprach Gilbert 'zu sich selbst.

Freudige Hunde und geschäftige Bedienten liefen herbei, um Chon zu begrüßen, und unterbrachen Gilbert mitten in seinen aristokratisch-philosophischen Betrachtungen.

»Ist meine Schwester schon angekommen?« fragte Chon.

»Nein, Madame, aber man erwartet sie.«

»Wer dies?«

»Der Herr Kanzler, der Herr Polizeilieutenant, der Herr Herzog d'Aiguillon.«

»Gut! öffnen Sie mir geschwind das chinesische Cabinet, ich will meine Schwester zuerst sehen; Sie werden sie benachrichtigen, daß ich da bin, hören Sie? Ah! Sylvie,« fuhr Chon fort,

indem sie sich an eine Art von Kammerfrau wandte, welche sich der Kiste und des kleinen Hundes bemächtigt hatte, »geben Sie die Kiste und Misapouf Herrn Grange und führen Sie meinen kleinen Philosophen zu Zamore.«

Mademoiselle Sylvie schaute umher und suchte ohne Zweifel, von welcher Sorte von Thieren Chon spreche; als aber ihre Blicke und die ihrer Gebieterin gleichzeitig auf Gilbert haften blieben, bedeutete ihr Chon durch ein Zeichen, es sei von dem jungen Manne die Rede.

»Kommen Sie,« sagte Sylvie.

Immer mehr erstaunt folgte Gilbert der Kammerfrau, während Chon, leicht wie ein Vogel, in einer der Seitenthüren des Pavillon verschwand.

Ohne den befehlenden Ton, in welchem Chon mit ihr gesprochen, hätte Gilbert Mademoiselle Sylvie eher für eine vornehme Dame als für eine Kammerfrau gehalten. Sie glich in der That, was das Costume betraf, viel mehr Andrée als Nicole. Sylvie nahm Gilbert bei der Hand und richtete ein anmuthiges Lächeln an ihn, denn die Worte von Mademoiselle Chon deuteten in Beziehung auf den Ankömmling, wenn nicht Zuneigung, doch wenigstens Laune an.

Dies war Mademoiselle Sylvie, wohlverstanden, ein großes, schönes Mädchen, mit dunkelblauen Augen, weißem, leicht mit Sommersprossen bestecktem Teint und herrlichen, glühend blonden Haaren. Ihr frischer, feiner Mund, ihre weißen Zähne, ihr fleischiger Arm brachten auf Gilbert einen von jenen sinnlichen Eindrücken hervor, für welche er so zugänglich war, einen Eindruck, der ihn durch ein zartes Beben an den Honigmond erinnerte, von welchem Nicole gesprochen.

Die Frauen bemerken stets dergleichen Dinge; Mademoiselle Sylvie bemerkte es also und fragte lächelnd:

»Wie heißen Sie, mein Herr?«

»Gilbert, Mademoiselle,« antwortete unser junger Mann mit einer ziemlich sanften Stimme.

»Nun, Herr Gilbert, kommen Sie und machen Sie Bekanntschaft mit dem Seigneur Zamore.«

»Mit dem Gouverneur des Schlosses Luciennes?«

»Mit dem Gouverneur.«

Gilbert streckte seine Arme, bürstete seinen Rock mit einem Aermel und fuhr mit seinem Sacktuch über seine Hände. Er hatte im Grunde etwas bange, vor einer so wichtigen Person zu erscheinen, aber er erinnerte sich der Worte: »Zamore ist ein gutes Geschöpf,« und diese Worte beruhigten ihn.

Er war bereits der Freund einer Gräfin, der Freund eines Vicomte und sollte der Freund eines Gouverneur werden.

»Ei!« dachte er, »verleumdet man den Hof, da es so leicht ist, hier Freunde zu bekommen? Diese Leute sind gastfreundlich und gut, glaube ich.«

Sylvie öffnete die Thüre eines Vorzimmers, das eher ein Boudoir zu sein schien; die Füllungen waren von Schildplatt mit vergoldetem Kupfer incrustirt. Man hätte es für ein Atrium von Lucullus halten können, wären nicht bei dem alten Römer die Incrustationen von reinem Gold gewesen.

Hier ruhte auf einem ungeheuren Fauteuil unter Kissen begraben, die Beine gekreuzt, und Pastillen von Chocolate knauelnd, der Seigneur Zamore, den wir kennen, den aber Gilbert nicht kannte.

Die Wirkung, welche die Erscheinung des zukünftigen Gouverneur von Luciennes auf den

Philosophen hervorbrachte, prägte sich auf eine seltsame Weise in seinem Gesichte aus.

»Oh!« rief er, indem er ganz erstaunt das fremdartige Gesicht betrachtete, denn es war das erste Mal, daß er einen Neger sah; »oh! oh! was ist das?«

Zamore erhob nicht einmal den Kopf und fuhr fort seine Zeltchen zu kauen, während seine Augen weiß vor Vergnügen anzuschauen waren.

»Das ist Herr Zamore,« antwortete Sylvie.

»Er?« versetzte Gilbert voll Verwunderung.

»Allerdings,« erwiderte Sylvie, unwillkürlich über die Wendung lachend, welche diese Scene nahm.

»Der Gouverneur?« fuhr Gilbert fort, »dieser Affe Gouverneur des Schlosses Luciennes? Gehen Sie doch, Mademoiselle, Sie spotten meiner.«

Bei diesen Worten richtete sich Zamore auf und zeigte seine weißen Zähne.

»Ich Gouverneur,« sagte er, »nicht Affe.«

Gilbert ließ einen unruhigen Blick von Zamore auf Sylvie übergehen, und dieser Blick wurde zornig, als er sah, daß die junge Frau, obgleich sie an sich zu halten bemüht war, in ein Gelächter ausbrach.

Zamore aber tauchte ernst und unempfindlich seine schwarze Klaue wieder in den Atlaßsack und setzte sein Geknaupel fort.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Herr Grange erschien, von einem Schneider gefolgt.

»Hier,« sagte er, auf Gilbert deutend, »hier ist die Person, für welche das Kleid sein soll; nehmen Sie das Maaß, wie ich Ihnen erklärt habe, daß es genommen werden muß.«

Gilbert reichte maschinenmäßig seine Arme und seine Schultern, während Sylvie und Herr Grange im Hintergrunde des Zimmers plauderten und Mademoiselle Sylvie immer mehr bei jedem Worte lachte, das der Intendant zu ihr sagte.

»Ah! das wird reizend sein,« versetzte Mademoiselle Sylvie; »und bekommt er auch die spitzige Mütze wie Sganarelle?«

Gilbert hörte nicht einmal die Antwort; er stieß den Schneider ungestüm zurück, und wollte sich um keinen Preis zu dem Reste der Ceremonie hergeben. Er kannte Sganarelle nicht, aber der Name und besonders das Gelächter von Mademoiselle Sylvie deuteten ihm an, daß es eine außerordentlich lächerliche Person sein mußte.

»Es ist gut,« sagte der Intendant zu dem Schneider, »thun Sie ihm keine Gewalt an; Sie wissen genug, nicht wahr?«

»Gewiß,« antwortete der Schneider; »überdies schadet die Weite bei solchen Kleidern nie; ich werde es weit halten.«

Hienach entfernten sich Mademoiselle Sylvie, der Intendant und der Schneider, und ließen Gilbert mit dem kleinen Neger, der fortwährend Pastillen kaute und seine weißen Augen in ihren Höhlen drehte. Welche Räthsel für den armen Provinzbewohner, welche Befürchtungen, welche Pein besonders für den Philosophen, der seine Menschenwürde noch klarer in Luciennes als in Taverney gefährdet sah, oder zu sehen glaubte!

Er versuchte es indessen, mit Zamore zu sprechen. denn es kam ihm der Gedanke, es wäre vielleicht ein indischer Prinz, wie er solche in den Romanen von Herrn Crebillon Sohn gesehen

hatte.

Aber der indische Prinz trat, statt ihm zu antworten, vor jeden Spiegel, beschaute sein herrliches Costume, wie es eine Braut mit ihrem Hochzeitleide macht, setzte sich sodann auf einen Stuhl mit Röllchen, dem er den Impuls mit seinen Füßen gab, und machte etwa zehnmal die Fahrt durch das Vorzimmer mit einer Schnelligkeit, welche zum Beweis für sein tiefes Studium in dieser geistreichen Uebung diente.

Plötzlich erscholl ein Glöckchen. Zamore sprang von seinem Stuhle herab, den er an der Stelle ließ, wo er angehalten hatte, und eilte durch eine der Thüren des Vorzimmers in der Richtung des Geräusches der Glocke fort.

Die Eilfertigkeit, mit der er dem silbernen Klange gehorchte, überzeugte Gilbert vollends, daß der Neger kein Prinz war.

Gilbert hatte einen Augenblick Lust, durch dieselbe Thüre wie Zamore wegzugehen, als er aber an das Ende des Ganges kam, der in einen Salon führte, erblickte er so viel blaue und rothe Ordensbänder, Alles bewacht durch so unverschämte, so freche Bedienten, daß er fühlte, wie ein Schauer seine Adern durchlief. und Schweiß aus der Stirne in sein Vorzimmer zurückkehrte. So verging eine Stunde; Zamore kam nicht wieder; Mademoiselle Sylvie war immer noch abwesend; Gilbert rief mit allen seinen Wünschen ein menschliches Gesicht herbei, und wäre es das des abscheulichen Schneiders gewesen, welcher die Mystification, mit der man ihn bedroht, in das Werk zu setzen hatte.

Nach Ablauf dieser Stunde öffnete sich die Thüre, durch die er eingetreten, wieder, ein Lackei erschien und sprach:

»Kommen Sie.«

XLI.

Der Arzt wider Willen.

Gilbert fühlte sich unangenehm dadurch berührt, daß er einem Lackei gehorchen sollte; da es sich jedoch ohne Zweifel um eine Veränderung in seinem Zustand handelte, und es ihm vorkam, als müßte jede Veränderung vortheilhaft für ihn sein, folgte er nichtsdestoweniger schleunigst.

Endlich frei von allen Verhandlungen, nachdem sie ihre Schwägerin von dem Verlaufe ihrer Sendung zu Frau von Béarn in Kenntniß gesetzt hatte, frühstückte Mademoiselle Chon behaglich in einem schönen Morgen negligé an einem Fenster, zu dessen Höhe die Acacien und Kastanienbäume emporragten.

Sie aß mit sehr gutem Appetit und Gilbert bemerkte, daß dieser Appetit durch ein Salmis von Fasanen und eine Galantine mit Trüffeln gerechtfertigt war.

Zu Mademoiselle Chon eingeführt, suchte der Philosoph Gilbert mit den Augen auf dem kleinen Tische den Platz für sein Gedeck, denn er erwartete eine Einladung.

Aber Chon bot ihm nicht einmal einen Stuhl an.

Sie beschränkte sich darauf, einen Blick auf Gilbert zu werfen, und sagte, nachdem sie ein Gläschen topasfarbigen Wein geleert:

»Lassen Sie hören, mein lieber Arzt, wie weit sind Sie mit Zamore?«

»Wie weit ich mit ihm bin?« fragte Gilbert.

»Allerdings, ich hoffe, Sie haben Bekanntschaft mit ihm gemacht.«

»Wie soll ich Bekanntschaft mit einem Thiere machen, das nichts spricht, und wenn man mit ihm spricht, nur die Augen rollt und die Zähne zeigt?«

»Sie erschrecken mich,« erwiderte Chon, ohne ihr Mahl zu unterbrechen, und ohne daß der Ausdruck ihres Gesichtes mit ihren Worten im Einklang stand; »Sie sind also sehr häkelig in der Freundschaft?«

»Die Freundschaft setzt Gleichheit voraus, Mademoiselle.«

»Ein schöner Grundsatz!« sagte Chon. »Sie haben sich also nicht für Zamores Gleichen gehalten?«

»Das heißt,« versetzte Gilbert, »ich habe nicht geglaubt, er wäre meines Gleichen.«

»In der That,« sagte Chon, als spräche sie mit sich selbst, »in der That, er ist entzückend.«

Dann wandte sie sich gegen Gilbert um, dessen hochmütige Miene sie wahrnahm, und fügte bei:

»Sie sagten also, lieber Doctor, Sie geben Ihr Herz nur schwer?«

»Sehr schwer, Madame?«

»Ich täuschte mich also, wenn ich mir schmeichelte, zu Ihren Freundinnen zu gehören, und zwar zu Ihren guten?«

»Ich habe persönlich viel Neigung für Sie, Madame,« erwiderte Gilbert mit einer gewissen Steifheit. »Aber . . .«

»Ah! großen Dank für diese Anstrengung; Sie überhäufen mich mit Güte; und wie viel Zeit

braucht man denn, mein schöner Stolzer, um Ihre Gunst zu erlangen?«

»Sehr viel Zeit, Madame, und es gibt sogar Leute, welche sie, was sie auch thun mögen, nie erlangen werden.«

»Ah! das erklärt mir, warum Sie, nachdem Sie achtzehn Jahre in dem Hause des Baron von Taverney geblieben sind, dieses plötzlich verlassen haben. Die Taverney hatten keine Hoffnung, sich bei Ihnen in Gunst zu setzen, nicht wahr, so ist es?«

Gilbert erröthete.

»Nun, Sie antworten nicht?« fuhr Chon fort.

»Was soll ich antworten, Madame, wenn nicht, daß jede Freundschaft und jedes Vertrauen verdient werden muß.«

»Teufel! in diesem Falle würde es scheinen, als hätten die Wirthe von Taverney weder diese Freundschaft, noch dieses Vertrauen verdient?«

»Nicht alle, Madame.«

»Und was thaten diejenigen, welche das Unglück hatten, Ihnen zu mißfallen.«

»Ich beklage mich nicht, Madame,« sprach Gilbert stolz.

»Ah! ah!« versetzte Chon, »ich sehe, daß ich mich aus dem Vertrauen von Herrn Gilbert ausgeschlossen habe. Es fehlt mir indessen nicht an der Lust, mir dieses Vertrauen zu erwerben, nur kenne ich die Mittel nicht, die man hiebei anzuwenden hat.«

Gilbert biß sich auf die Lippen.

»Kurz diese Taverney wußten Sie nicht zufrieden zu stellen,« fügte Chon mit einer Neugierde bei, deren Ziel Gilbert nicht entging. »Sagen Sie mir doch ein wenig, was Sie bei ihnen machten?«

Gilbert war ziemlich verlegen, denn er wußte selbst nicht, was er in Taverney gemacht hatte.

»Madame,« antwortete er, »ich war . . . ich war Vertrauter.«

Bei diesen Worten, welche mit dem Gilbert charakterisirenden, philosophischen Phlegma gesprochen wurden, brach Chon in ein so heftiges Gelächter aus, daß sie auf ihrem Stuhle zurückfiel.

»Sie zweifeln daran?« versetzte Gilbert die Stirne faltend.

»Gott behüte mich! Wissen Sie, mein lieber Freund, daß Sie sehr aufbrausend sind, und daß man Ihnen nichts sagen kann? Ich fragte Sie, was für Leute die Taverney wären, und dies geschah nicht, um Sie zu beleidigen, sondern vielmehr um Ihnen zu dienen, indem ich Sie in Ihrer Rache unterstützen würde.«

»Ich räche mich nicht, oder ich räche mich selbst, Madame.«

»Sehr gut, aber wir hegen auch einen Groll gegen die Taverney, Da dies bei Ihnen ebenfalls so ist, und Sie vielleicht mehr als einen Grund zur Klage haben, so sind wir natürlich Verbündete.«

»Sie täuschen sich, Madame, meine Art, mich zu rächen, kann keine Beziehung zu der Ihrigen haben, denn sie sprechen von den Taverney im Allgemeinen, und ich lasse verschiedene Nuancen in den verschiedenen Gefühlen bei meinem Verhältnisse zu ihnen zu.«

»Und Herr Philipp von Taverney zum Beispiel, ist er in den düsteren Nuancen, oder in den freundlichen?«

»Ich habe nichts gegen Herrn Philipp. Herr Philipp hat mir weder Gutes noch Böses gethan. Ich liebe ihn nicht und hasse ihn nicht; er ist mir völlig gleichgültig.«

»Sie würden also vor dem König oder vor Herrn von Choiseul nicht gegen Herrn Philipp von Taverney zeugen?«

»In welcher Hinsicht?«

»Wegen seines Duells mit meinem Bruder?«

»Ich würde sagen, was ich weiß, Madame, Wenn ich zum Zeugen berufen wäre.«

»Und was wissen Sie?«

»Die Wahrheit.«

»Was nennen Sie die Wahrheit? Das ist ein sehr elastisches Wort.«

»Nie für denjenigen, welcher das Gute vom Bösen, das Gerechte vom Ungerechten zu unterscheiden weiß.«

»Ich begreife: das Gute ist Herr Philipp von Taverney, das Böse der Herr Vicomte Dubarry.«

»Ja, Madame, meiner Ansicht nach und nach meinem Gewissen wenigstens.«

»Das habe ich auf dem Wege aufgelesen!« sagte Chon mit einer gewissen Bitterkeit; »so belohnt mich derjenige, welcher mir das Leben zu verdanken hat!«

»Das heißt, Madame, derjenige, welcher Ihnen nicht den Tod verdankt.«

»Das ist das Gleiche.«

»Nein; es ist im Gegentheil ein großer Unterschied.«

»Wie so?«

»Ich verdanke Ihnen nicht das Leben, Sie haben nur die Pferde verhindert, es mir zu nehmen, und nicht einmal Sie, sondern der Postillon.«

Chon schaute den kleinen Logiker, der so wenig mit den Ausdrücken feilschte, scharf an und erwiderte dann, ihren Blick und ihren Ton mildernd:

»Ich hätte ein wenig mehr Galanterie von Seiten eines Reisegefährten erwartet, der so gut während der Fahrt meinen Arm unter einem Kissen und meinen Fuß unter seinem Knie zu finden wußte.«

Chon war so herausfordernd mit dieser Weichheit, mit dieser Vertraulichkeit, daß Gilbert Zamore, den Schneider und das Frühstück, zu dem man ihn nicht eingeladen, vergaß.

»Nun, nun, wir werden wieder artig,« sagte Chon, indem sie das Kinn von Gilbert in ihre Hand nahm. »Nicht wahr, Sie werden gegen Philipp von Taverney zeugen?«

»Oh! was das betrifft, nein, nie!

»Und warum nicht, Halsstarriger?«

»Weil der Herr Vicomte Jean Unrecht gehabt hat.«

»Und worin hat er Unrecht gehabt?«

»Darin, daß er die Dauphine beleidigte, während im Gegentheil Herr Philipp von Taverney
...«

»Nun?«

»Recht hatte, indem er sie vertheidigte.«

»Ah! wir sind auf Seiten der Dauphine, wie es scheint?«

»Nein, auf Seiten der Gerechtigkeit.«

»Sie sind ein Narr, Gilbert, schweigen Sie, damit man Sie nicht so im Schlosse reden hört.

»Dann überheben Sie mich der Antwort, wenn Sie mich fragen.«

»So verändern wir das Gespräch.«

Gilbert verbeugte sich zum Zeichen der Beipflichtung.

»Lassen Sie hören, kleiner Junge,« fragte Chon mit ziemlich hartem Tone, »was gedenken Sie hier zu thun, wenn Sie sich nicht angenehm machen?«

»Muß ich mich durch einen Meineid angenehm machen?«

»Woraus nehmen Sie denn alle diese großen Worte?«

»Aus dem Rechte, das jeder Mensch hat, seinem Gewissen treu zu bleiben.«

»Bah!« versetzte Chon, »wenn man einem Herrn dient, so übernimmt dieser Herr jede Verantwortlichkeit.«

»Ich habe keinen Herrn,« brummte Gilbert.

»Und so, wie Sie sich betragen, kleiner Dummkopf, werden Sie auch nie eine Herrin haben,« versetzte Chon, indem sie wie eine schöne Träge aufstand. »Ich wiederhole meine Frage, antworten Sie kategorisch: was gedenken Sie bei uns zu thun?«

»Ich glaubte, es wäre nicht nöthig sich angenehm zu machen, wenn man sich nützlich machen könnte.«

»Sie täuschen sich: man trifft nur nützliche Leute, und deren sind wir müde.«

»Dann werde ich mich zurückziehen.«

»Sie werden sich zurückziehen?«

»Ja gewiß; ich habe nicht hierher zu kommen verlangt, und bin also frei.«

»Frei!« rief Chon, welche über diesen Widerstand, an den sie nicht gewöhnt war, zornig zu werden anfang. »Oh! nein!«

Das Gesicht von Gilbert zog sich krampfhaft zusammen.

»Ruhig, ruhig,« sagte die junge Frau, als sie an dem Runzeln seiner Stirne wahrnahm, daß er nicht leicht auf seine Freiheit Verzicht leistete, »Ruhe und Friede! Sie sind ein hübscher, sehr tugendhafter Junge und in dieser Hinsicht äußerst belustigend, wäre es auch nur durch den Contrast, den Sie mit Allem dem, was uns umgibt bilden werden. Bewahren Sie nur Ihre Liebe für die Wahrheit.«

»Sicherlich werde ich sie bewahren.«

»Ja, aber wir verstehen die Sache auf zwei verschiedene Weisen. Ich sage: bewahren Sie dieselbe für sich und feiern Sie Ihren Cultus nicht in den Gängen von Trianon oder in den Vorzimmern von Versailles.«

»Hm!« machte Gilbert.

»Es gibt keine hm! Sie sind nicht so weise, mein kleiner Philosoph, daß Sie nicht viele Dinge von einer Frau lernen könnten . . . vor Allem das erste Axiom: man lügt nicht, wenn man schweigt; behalten Sie dies wohl.«

»Aber wenn man mich fragt?«

»Wer dies? Sind Sie verrückt, mein Freund? Guter Gott, wer denkt in der Welt an Sie, wenn nicht etwa ich? Sie haben noch keine Schule, wie mir scheint, Herr Philosoph. Die Gattung, zu der Sie gehören, ist noch selten. Man muß auf der Landstraße umherlaufen und die Wälder durchstreifen, um Ihres Gleichen zu finden. Sie werden bei mir bleiben und ich gebe Ihnen nicht viermal vier und Zwanzig Stunden, ohne Sie in einen vollkommenen Höfling verwandelt zu sehen.«

»Ich zweifle daran,« erwiderte Gilbert mit stolzem Tone.

Chon zuckte die Achseln.

Gilbert lächelte.

»Doch genug hievon,« sagte Chon; »übrigens haben Sie nur drei Personen zu gefallen.«

»Und diese drei Personen sind?«

»Der König, meine Schwester und ich.«

»Was muß ich zu diesem Behufe thun?«

»Sie haben Zamore gesehen?« sprach die junge Frau, eine unmittelbare Antwort auf diese Frage vermeidend.

»Den Neger?« versetzte Gilbert mit einer tiefen Verachtung.

»Ja, den Neger.«

»Was kann ich mit ihm gemein haben?«

»Bemühen Sie sich, daß es das Vermögen ist, mein kleiner Freund. Dieser Neger hat bereits zweitausend Livres Rente auf die Kasse des Königs. Er wird zum Gouverneur des Schlosses Luciennes ernannt, und derjenige, welcher über seine dicken Lippen und seine Farbe gelacht hat, wird ihn Monsieur und sogar Monseigneur nennen.«

»Das werde ich nicht sein, Madame entgegnete Gilbert.

»Ah! ich glaubte, es wäre eine der ersten Lehren der Philosophen, alle Menschen seien sich gleich.«

»Gerade deshalb werde ich Zamore nicht Monseigneur nennen.«

Chon war durch ihre eigenen Waffen geschlagen. Sie biß sich ebenfalls auf die Lippen.

»Also sind Sie nicht ehrgeizig?« sagte sie.

»Doch!« antwortete Gilbert« mit funkelnden Augen, »im Gegentheil.«

»Und Ihr Ehrgeiz, wenn ich mich recht erinnere, besteht darin, daß Sie Arzt werden wollen.«

»Ich betrachte die Aufgabe, seinen Nebenmenschen Hülfe zu leisten, als die schönste, die es in der Welt gibt.«

»Nun, Ihr Traum soll verwirklicht werden.«

»Wie so?«

»Sie werden Arzt sein, und zwar Arzt des Königs.«

»Ich!« rief Gilbert, »ich, der ich nicht einmal die ersten Begriffe von der Arzneikunde habe! . . . Sie spotten, Madame.«

»Ei! weiß Zamore, was ein Fallgatter, eine Coutrescarpe ist? Nein, wahrhaftig, er weiß es nicht, und kümmert sich auch nicht darum. Dessen ungeachtet wird er Gouverneur des Schlosses Luciennes mit allen Privilegien, welche an diesen Titel geknüpft sind.«

»Ah! ja, ja, ich begreife,« sagte Gilbert bitter, »Sie haben nur einen Hofnarren, das ist nicht genug, der König langweilt sich, er braucht zwei.«

»Gut,« rief Chon, er nimmt wieder seine lange Miene an. »In der That, Sie machen sich so häßlich, daß man sein Vergnügen daran hat, mein kleiner Mann. Bewahren Sie alle diese phantastischen Mienen für den Augenblick, wo die Perrücke auf Ihrem Kopf und der spitze Hut auf der Perrücke sein wird; dann wird das, statt häßlich zu sein, komisch werden.«

Gilbert runzelte zum zweiten Male die Stirne.

»Hören Sie,« sprach Chon, »Sie können den Posten eines Arztes des Königs wohl annehmen, wenn der Herr Herzog von Tresmes sich um den Titel eines Affen meiner Schwester bewirbt.«

Gilbert antwortete nichts. Chon wandte auf ihn das Sprüchwort an: »Wer nichts sagt, pflichtet bei.«

»Zum Beweise, daß Sie in Gunst zu sein anfangen,« sprach Chon, »werden Sie nicht mit dem Gesinde essen.«

»Ah! ich danke, Madame,« antwortete Gilbert.

»Nein, ich habe bereits Befehl zu diesem Behufe gegeben.«

»Und wo werde ich essen?«

»Sie werden den Tisch von Zamore theilen.«

»Ich?«

»Allerdings, der Gouverneur und der Arzt des Königs können wohl an einem Tische speisen. Essen Sie also mit ihm zu Mittag, wenn Sie wollen.«

»Ich habe keinen Hunger,« antwortete Gilbert mit rohem Ton.

»Sehr gut,« erwiderte Chon ruhig, »Sie haben jetzt keinen Hunger, aber Sie werden diesen Abend Hunger haben.«

Gilbert schüttelte den Kopf.

»Wenn nicht diesen Abend, doch morgen oder übermorgen. Ah! Sie werden sich besänftigen, Herr Rebell, und wenn Sie sich zu schlimm benehmen, so haben wir den Herrn Corrector der Pagen, der uns ganz und gar ergeben ist.«

Gilbert zitterte und erbleichte.

»Gehen Sie also zu Seigneur Zamore,« sprach Chon mit strenger Miene; »Sie werden sich nicht schlecht dabei befinden; die Küche ist gut, aber hüten Sie sich, undankbar zu sein, denn man wird Sie Dankbarkeit lehren.«

Gilbert neigte das Haupt.

Er machte es immer so, wenn er, statt zu antworten, zu handeln beschloß.

Der Lackei, welcher Gilbert geholt hatte, wartete, als er hinausging. Er führte ihn in einen kleinen Speisesaal, der an das Vorzimmer stieß, in welchem er gewesen war. Zamore saß bei Tische.

Gilbert setzte sich zu ihm, aber man konnte ihn nicht zwingen, zu essen.

Es schlug drei Uhr; Madame Dubarry reiste nach Paris ab. Chon, welche später wieder mit ihr zusammentreffen sollte, gab Befehle, daß man ihren Bären fütterte. Viele gezuckerte Zwischengerichte, wenn er ein gutes Gesicht machte; viele Drohungen, gefolgt von einer Stunde Einsperrung, wenn er zu rebelliren fortfahren würde.

Um vier Uhr brachte man in das Zimmer von Gilbert die vollständige Kleidung des Arztes wider Willen: eine spitze Mütze, eine Perrücke, einen schwarzen Leibrock, und eine Robe von derselben Farbe. Man hatte den Halskragen, den Stock und das dicke Buch beigefügt.

Der Lackei, der ihm diese ganze Fahrniß überbrachte, zeigte ihm einen nach dem andern alle diese Gegenstände. Gilbert äußerte nicht die Absicht, zu widerstehen.

Herr Grange trat hinter dem Lackei ein und unterrichtete ihn, wie er die verschiedenen Gegenstände des Costume anzuziehen und zu benützen hätte: Gilbert hörte geduldig die ganze Auseinandersetzung von Herrn Grange an und sagte nur:

»Ich glaubte, die Aerzte hätten früher ein Schreibzeug und eine kleine Rolle Papier mit sich getragen.«

»Meiner Treue! er hat Recht,« sagte Herr Grange, »holt ein langes Schreibzeug für ihn, das er sich an den Gürtel hängen wird.«

»Mit Feder und Papier,« rief Gilbert. »Es liegt mir daran, daß das Costume vollständig ist.«

Der Lackei eilte fort, um den Befehl zu vollziehen. Er war zu gleicher Zeit beauftragt, Mademoiselle Chon von dem erstaunlich guten Willen von Gilbert zu unterrichten.

Mademoiselle Chon war so entzückt, daß sie dem Boten eine kleine Börse gab, welche acht Thaler enthielt und mit dem Schreibzeug an den Gürtel des Musterarztes gehängt werden sollte.

»Ich danke,« sprach Gilbert, dem man Alles brachte, »Will man mich nun allein lassen, damit ich mich ankleiden kann?«

»Gut, beeilen Sie sich, damit Sie Mademoiselle sehen kann, ehe sie nach Paris fährt.«

»Eine halbe Stunde, ich verlange mir eine halbe Stunde,« erwiderte Gilbert.

»Drei Viertelstunden, Herr Doctor,« sprach der Intendant, indem er die Thüre von Gilbert so sorgfältig schloß, als wäre es die seiner Kasse gewesen.

Gilbert näherte sich auf der Fußspitze dieser Thüre, um sich zu versichern, daß die Tritte sich entfernten und schlüpfte dann bis zu dem Fenster, welches auf achtzehn Fuß darunter liegende Terrassen ging. Diese mit einem feinen Sande bedeckten Terrassen waren mit großen Bäumen besetzt, welche den Balcons Schatten verliehen.

Gilbert zerriß seine lange Robe in drei Stücke, band diese an einander, legte auf den Tisch den Hut, neben den Hut die Börse und schrieb:

»Madame,

Das erste der Güter ist die Freiheit. Die heiligste der Pflichten des Menschen ist, sie zu erhalten. Sie thun mir Gewalt an, ich mache mich frei.

Gilbert.«

Gilbert faltete den Brief zusammen, setzte die Adresse von Mademoiselle Chon darauf, band seine zwölf Fuß Sarsche an die Stange des Fensters an, durch welche er wie eine Schlange glitt, sprang mit Gefahr seines Lebens auf die Terrasse, als er am Ende seines Seiles war, lief sodann, obgleich ein wenig betäubt durch den Sprung, den er gemacht, nach den Bäumen, klammerte sich an den Zweigen an, schlüpfte unter dem Blätterwerk fort, wie ein Eichhörnchen, erreichte den Boden, und verschwand in größter Eile in der Richtung der Waldungen von Ville-d'Avray.

Als man nach einer Stunde zurückkam, war er bereits so weit entfernt, daß man ihn nicht mehr einholen konnte.

9 bis 13. Bändchen.

XLII.

Der Greis.

Gilbert hatte nicht die Landstraße gewählt, aus Furcht verfolgt zu werden; er erreichte von Gehölze zu Gehölze einen Wald, in welchem er endlich anhielt.

Er hatte in drei Viertelstunden ungefähr anderthalb Lieues zurückgelegt.

Der Flüchtling schaute umher: er war ganz allein. Diese Einsamkeit beruhigte ihn, er versuchte es, sich der Landstraße zu nähern, welche nach seiner Berechnung nach Paris führen mußte.

Aber Pferde, die er, geleitet von orangefarbigem Livreen aus dem Dorfe Roquencourt kommen sah, erschreckten ihn dergestalt, daß er von der Versuchung, den Landstraßen zu trotzen, geheilt war und sich wieder in das Gehölze zurückwarf.

»Bleiben wir im Schatten dieser Kastanienbäume,« sagte Gilbert zu sich selbst. »Wenn man mich irgendwo sucht, so geschieht es auf der Landstraße. Diesen Abend werde ich mich von Baum zu Baum, von Seitenweg zu Seitenweg nach Paris schleichen. Man sagt, Paris sei groß, ich bin klein, man wird mich dort verlieren.«

Dieser Gedanke kam ihm um so besser vor, als das Wetter schön, das Gehölze schattig, der Boden moosig war. Die Strahlen einer scharfen Sonne, welche hinter den Hügeln von Marly zu verschwinden anfang, hatten die Kräuter getrocknet und aus der Erde jene süßen Frühlingswohlgerüche gezogen, welche theils der Blume, theils der Pflanze angehören.

Man war zu der Stunde des Tages gelangt, wo die Stille sanfter und tiefer von dem Himmel fällt, der sich zu verdüstern anfängt, zu der Stunde, wo die Blumen, indem sie sich schließen, das in ihrem Kelche entschlummerte Insekt verbergen. Die goldenen Fliegen kehren summend in die Höhlung der Eichen zurück, die ihnen als Asyl dienen, die Vögel ziehen stumm in das Blätterwerk, wo man nur noch das rasche Streifen ihrer Flügel hört, und der einzige Gesang, der noch ertönt, ist das scharfe Pfeifen der Amsel und das schüchterne Zwitschern des Rothkehlchens.

Gilbert war mit den Waldungen vertraut, er kannte ihr Geräusch und ihr Stillschweigen. Er warf sich auch, ohne länger nachzudenken, ohne sich knabenhaften Befürchtungen hinzugeben, auf das Heidekraut, das da und dort mit Blättern, die der Winter zernagt, bestreut war.

Mehr noch, statt unruhig zu sein, fühlte Gilbert eine unermeßliche Freude, Er schlürfte in langen Wellen die freie, reine Luft ein; er fühlte, daß er auch diesmal als Stoiker über alle Fallen, die man der menschlichen Schwäche gestellt, triumphirt hatte. Was lag ihm daran, ob er Brod, ob er Geld besaß, ob ihm eine Zufluchtsstätte geöffnet war? Hatte er nicht seine liebe Freiheit? verfügte er nicht im ganzen Umfange über sie?

Er streckte sich also am Fuße eines riesigen Kastanienbaumes aus, der ihm ein weiches Bett

zwischen den Armen von zwei dicken, moosbewachsenen Wurzeln bot, und entschlief, während er den Himmel anschaute, der ihm zulächelte.

Der Gesang der Vögel weckte ihn; es war kaum Tag. Als er sich auf seinen durch die Berührung des harten Holzes gelähmten Arm erhob, sah Gilbert die bleiche Dämmerung den dreifachen Ausgang eines Kreuzweges bestreifen, während da und dort aus Fußpfaden, die der Thau befeuchtet, rasche Kaninchen mit gesenktem Ohr sprangen, und der neugierige Hirsch, der ans seinen stählernen Spindeln einherschritt, mitten in einer Allee stehen blieb, um den unbekanntem Gegenstand zu beschauen, welcher unter einem Baume lag und ihm so schnell als möglich zu fliehen rieth.

Sobald sich Gilbert erhoben hatte, fühlte er Hunger; er hatte, wie man sich erinnert, nicht mit Zamore speisen wollen, so daß er seit seinem Frühstück in den Mansarden von Versailles nichts zu sich genommen. Als er sich unter den Bögen eines Waldes wiederfand, er, der so unerschrocken die großen Forsten von Lothringen und Champagne durchmessen, glaubte er sich noch unter den Baumgruppen von Taverney, oder in den Schlägen von Pierresitte, erweckt durch die Morgenröthe, nach einem für Andrée unternommenen nächtlichen Anstand.

Aber damals fand er stets in seiner Nähe ein durch den Hühnerruf überraschtes Feldhuhn, einen Fasan, den er auf einem Aste geschossen, während er diesmal in seinem Bereiche nichts sah, als seinen Hut, der, auf dem Wege bereits sehr mißhandelt, durch die Feuchtigkeit des Morgens beinahe ganz zu Grunde gerichtet worden war.

Es war also kein Traum, den er gemacht hatte, wie er Anfangs bei seinem Erwachen glaubte, Versailles und Luciennes waren eine Wirklichkeit, von seinem triumphartigen Einzuge in das eine, bis zu seiner raschen Flucht aus dem andern.

Was ihn mehr noch zu der Wirklichkeit zurückführte, war ein Hunger, der immer mehr zunahm und folglich immer schmerzlicher wurde.

Maschinenmäßig suchte er sodann um sich her die saftigen Maulbeeren, die wilden Pflaumen, die krachenden Wurzeln seiner Wälder, deren Geschmack, wenn auch herber als der der Rübe, darum doch den Holzhauern, welche am Morgen, ihr Werkzeug auf dem Rücken, den Bezirk der Urbarmachung suchen, nicht minder angenehm ist.

Doch abgesehen davon, daß es noch nicht die Jahreszeit war, erblickte Gilbert um sich her nur Eschen, Ulmen, Kastanienbäume und die ewige Eichelmast, welche sich im Sande gefällt.

»Vorwärts, vorwärts,« sprach Gilbert zu sich selbst, »ich werde geraden Wegs nach Paris gehen. Ich kann drei bis vier Lieues, höchstens fünf davon entfernt sein; das ist ein Marsch von zwei Stunden. Was liegt daran, daß man zwei Stunden mehr leidet, wenn man sicher ist, nachher nicht mehr zu leiden? In Paris hat Jedermann Brod, und der erste Handwerksmann, dem ich begegne, wird mir, wenn er einen ehrlichen und arbeitsamen jungen Mann sieht, Brod für Arbeit nicht verweigern. In einem Tag findet man in Paris das Mahl vom kommenden Tag, was brauche ich mehr? Nichts, wenn nur jeder kommende Tag mich größer macht, erhebt und dem Ziele nähert, das ich erreichen will.«

Gilbert verdoppelte seine Schritte: er wollte die Landstraße wieder erreichen, aber er hatte, jedes Mittel verloren, sich zu orientiren. In Tavernen und in allen Waldungen der Umgegend kannte er den Osten und den Westen; jeder Sonnenstrahl war für ihn eine Anzeige des Weges. In der Nacht war jeder Stern, so unbekannt er ihm auch unter seinem Namen Venus, Saturn oder Lucifer sein mochte, ein Führer. Doch in dieser neuen Welt kannte er ebenso wenig die Menschen, als die Dinge, und er mußte mitten unter den einen und den andern seinen Weg auf

den Zufall heruntappend finden.

»Zum Glück habe ich Pfähle gesehen, worauf die Straßen angezeigt sind,« sagte Gilbert zu sich selbst.

Und er ging bis zu dem Kreuzwege, wo er diese Pfähle wahrgenommen hatte.

Es fanden sich in der That drei Wege; der eine führte nach dem Marais-Jaune; der andere nach dem Champ-de-l'Alouette; der dritte nach dem Trou-Salé.

Gilbert war etwas weniger vorgerückt als zuvor; er lief drei Stunden ohne aus dem Walde herauskommen zu können.

Der Schweiß rieselte von seiner Stirne; zwanzigmal hatte er seinen Rock und seine Weste abgelegt, um irgend einen riesigen Kastanienbaum zu erklettern; als er aber den Gipfel desselben erreichte, sah er nur Versailles, Versailles bald zu seiner Rechten, bald zu seiner Linken, Versailles, wohin ihn ein Mißgeschick beständig zurückzuführen schien.

Halb verrückt vor Wuth, blieb Gilbert, der sich nicht auf die Landstraße wagte, in der Ueberzeugung, ganz Luciennes laufe ihm nach, immer in der Mitte des Waldes, und kam endlich über Viroflay, Chaville und Sèvres hinaus.

Es schlug halb sechs Uhr in dem Schlosse Meudon, als er das zwischen der Manufactur und Belle-Vue liegende Kapuzinerkloster erreichte: hier stieg er auf ein Kreuz, mit der Gefahr, es zu zerbrechen und sich rädern zu lassen, wie Sirven durch den Spruch des Parlaments, und erblickte die Seine, den Flecken und den Rauch der ersten Häuser.

Aber neben der Seine, mitten im Flecken, vor der Schwelle dieser Häuser, lief die Landstraße von Versailles hin, von der er sich nothwendig fern halten mußte.

Gilbert war einen Augenblick weder mehr müde, noch hungrig. Er sah am Horizont einen großen Haufen von Häusern, welche sich im Morgendunste verloren, dachte, es wäre Paris, nahm seinen Lauf in dieser Richtung und hielt nicht eher an, als bis er fühlte, daß ihm der Athem ausging. Er befand sich mitten in dem Walde von Meudon, zwischen Fleury und Plessis-Piquet.

»Vorwärts, vorwärts,« sagte er umherschauend, »keine falsche Scham. Ich muß nothwendig einem frühzeitigen Arbeiter begegnen, einem von denjenigen, welche ein großes Stück Brod unter dem Arm an ihr Geschäft gehen. Ich sage zu ihm: ‚Alle Menschen sind Brüder und müssen sich folglich gegenseitig unterstützen. Ihr habt da mehr Brod, als Ihr, nicht nur für Euer Frühstück, sondern für den ganzen Tag braucht.‘ Und dann wird er mir die Hälfte seines Brodes reichen.«

Der Hunger machte Gilbert noch philosophischer und er setzte seine geistigen Betrachtungen fort.

»In der That,« sagte er, »ist nicht Alles den Menschen auf Erden gemein? Gott, diese ewige Quelle aller Dinge, hat er diesem oder jenem die Luft, welche den Boden befruchtet, oder den Boden, der das Getreide befruchtet, gegeben? Nein, es haben nur Mehrere usurpirt; doch in den Augen des Herrn, wie in den Augen des Philosophen, besitzt Niemand; derjenige, welcher hat, ist nur der, welchem Gott geliehen hat.«

Gilbert faßte mit einem natürlichen Verstand die schwankenden, in jener Zeit unentschiedenen Ideen zusammen, welche die Menschen in der Luft schweben und über ihren Kopf hinziehen fühlten, wie die Wolken, die nach einem Punkte getrieben werden und sich anhäufend am Ende einen Sturm bilden.

»Einige,« fuhr Gilbert, während er seinen Weg verfolgte, fort, »Einige behaupten mit Gewalt,

was Allen gehört; diesen kann man mit Gewalt entreißen, was sie nur zu theilen berechtigt sind.«

»Wenn mein Bruder, der zu viel Brod für sich hat, mir einen Theil von seinem Brod verweigert, nun! . . . so —nehme ich es ihm mit Gewalt und ahme hierin das animalische Gesetz nach, das die Quelle ist von allem gesunden Menschenverstand und aller Billigkeit, denn es entspringt dem natürlichen Bedürfniß. Wofern jedoch mein Bruder nicht zu mir sagt: » ‚Der Theil, den Du forderst, ist der von meiner Frau und meinen Kindern;« oder auch: »Ich bin stärker als Du, und werde dieses Brod trotz Deiner Einsprache essen.‘ «

Gilbert war in dieser Stimmung eines nüchternen Wolfes, als er zu einer Lichtung gelangte, deren Mittelpunkt eine Pfütze mit röthlichem, von Schilfrohr und Nymphen eingefassten Wasser bildete.

Auf dem grasbewachsenen Abhang, der bis zu dem Wasser lief, welches in allen Richtungen von langfüßigen Insekten bestreift war, glänzten, wie eine Saat von Türkissen, Mausöhrchen in zahlreichen Büscheln.

Den Hintergrund dieses Gemäldes, das heißt den Ring des Umkreises, bildete eine Hecke von großen Zitterespen, während Erlen mit ihren buschigen Zweigen die Zwischenräume ausfüllten, welche die Natur zwischen die silbernen Stämme ihrer Beherrscher gestellt hatte.

Sechs Alleen liefen auf diesen Kreuzweg zu; zwei schienen bis zur Sonne hinaufzusteigen, welche den Gipfel der entfernten Bäume vergoldete, während die vier andern, divergirend wie die Strahlen eines Gestirnes, sich in den bläulichen Tiefen des Waldes verloren.

Dieser grünende Saal schien frischer und blühender, als irgend ein Platz in diesen Gehölzen.

Gilbert war durch eine der dunkeln Alleen dahin gekommen.

Der erste Gegenstand, den er gewahrte, nachdem er zuvor mit einem Blick den von uns beschriebenen entfernten Horizont umfaßt hatte, war der Stamm eines umgeworfenen Baumes, auf welchem ein Mann mit einer grauen Perrücke saß; dieser Mann hatte eine zarte, feine Physiognomie und trug einen Rock von grobem braunem Tuch, Hosen von ähnlicher Farbe und eine Weste von grauem Piqué; seine grauen baumwollenen Strümpfe umschloßen ein ziemlich gut geformtes, nerviges Bein; seine stellenweise noch staubigen Schnallenschuhe waren indessen hinten und an den Spitzen durch den Morgenthau gewaschen worden.

Neben diesem Mann auf dem umgestürzten Baume lag eine grüne angemalte Kapsel, welche weit geöffnet und mit frisch gesammelten Pflanzen vollgestopft war. Er hielt zwischen seinen Beinen einen Stock von Stechpalme, dessen runder Knopf im Schatten glänzte und der sich in einem kleinen, zwei Zoll breiten und drei langen Spaten endigte.

Gilbert umfaßte mit einem Blicke alle die verschiedenen Einzelheiten, die wir hier auseinandergesetzt haben; aber was er vor Allem erschaute, war ein Stück Brod, von dem der Greis Brocken abbrach, um sie zu verzehren, wobei er brüderlich mit den Rothfinken und Grünlingen theilte, welche aus der Ferne gierig nach der Beute schauten, sich auf dieselbe stürzten, sobald sie ihnen preisgegeben wurde, und sodann eiligst in die Tiefe ihrer Gebüsche unter freudigem Gepiepe entflohen.

Von Zeit zu Zeit tauchte der Greis, der ihnen mit seinem zugleich sanften und lebhaften Auge folgte, seine Hand in ein Sacktuch mit farbigen Vierecken, zog eine Kirsche hervor und genoß sie zwischen zwei Bissen Brod.

»Gut, hier finde ich, was ich brauche,« sagte Gilbert, indem er die Zweige auf die Seite schob und vier Schritte gegen den Einsamen that, der endlich aus seiner Träumerei erwachte.

Doch er hatte nicht das Drittel des Weges zurückgelegt, als er, die sanfte, ruhige Miene dieses Mannes gewährend, stehen blieb und seinen Hut abnahm.

Sobald der Greis bemerkte, daß er nicht allein war, warf er einen raschen Blick auf sein Gewand und auf seine Kapsel.

Er knöpfte das eine zu und schloß die andere.

XLIII.

Der Botaniker.

Gilbert faßte seinen Entschluß und trat ganz nahe zu dem Unbekannten. Doch er öffnete zuerst den Mund und that ihn wieder zu, ohne ein Wort hervorgebracht zu haben. Sein Entschluß wankte; es kam ihm vor, als verlangte er ein Almosen, und nicht als nähme er ein Recht in Anspruch.

Der Greis bemerkte diese Schüchternheit; sie schien ihn selbst zu beruhigen, und er sagte lächelnd, indem er sein Brod auf den Baum legte:

»Sie wollen mit mir sprechen, mein Freund?«

»Ja, mein Herr,« antwortete Gilbert.

»Was wünschen Sie?«

»Mein Herr, ich sehe, daß Sie Ihr Brod den Vögeln zuwerfen, als ob nicht gesagt wäre, Gott ernähre sie.«

»Er ernährt sie allerdings, junger Mann,« antwortete der Fremde; »doch die Hand der Menschen ist eines von den Mitteln, die er anwendet, um zu diesem Ziele zu gelangen. Wollen Sie mir hiemit einen Vorwurf machen, so haben Sie Unrecht, denn nie ist in einem öden Walde oder auf einer bevölkerten Straße das Brod, das man auswirft, verloren. Dort tragen es die Vögel fort, hier heben es die Armen auf.«

»Nun, mein Herr,« sagte Gilbert, seltsam bewegt von der eindringlichen und sanften Stimme des Greises, »obgleich wir hier in einem Walde sind, kenne ich doch einen Menschen, der Ihr Brod den kleinen Vögeln streitig machen würde.«

»Sollten Sie das sein,« rief der Greis, »sollten Sie zufällig Hunger haben?«

»Großen Hunger, mein Herr, ich schwöre es Ihnen, und wenn Sie nur erlauben . . .«

Der Greis ergriff sogleich das Brod mit einem eifrigen Mitleid. Aber plötzlich bedachte er und schaute Gilbert mit seinem zugleich so lebhaften und so tiefen Auge an.

Gilbert glich in der That nicht so sehr einem Ausgehungerten, daß eine Ueberlegung nicht erlaubt gewesen wäre; sein Kleid war reinlich und dennoch an einigen Stellen durch die Berührung der Erde befleckt. Seine Wäsche war weiß, denn er hatte am Tage vorher ein Hemd aus seinem Bündel gezogen, und dennoch war dieses Hemd von der Feuchtigkeit verkrümpelt. Es war also sichtbar, daß Gilbert die Nacht im Walde zugebracht.

Er hatte besonders bei allem dem jene weißen, zarten Hände, welche mehr den Mann der unbestimmten Träumerei, als den materiellen Arbeiter bezeichnen.

Es gebrach Gilbert nicht an Takt; er begriff das Mißtrauen und das Zaudern des Fremden in Beziehung auf seine Person und beeilte sich, den Muthmaßungen zu begegnen, welche nicht günstig für ihn sein konnten.

»Man bekennt Hunger, mein Herr, so oft man seit zwölf Stunden nichts gegessen hat,« sagte er, »und es sind nun zwölf Stunden, seitdem ich nichts mehr zu mir genommen habe.«

Die Wahrheit der Worte des jungen Mannes verrieth sich durch die Aufregung in seiner

Physiognomie, durch das Zittern seiner Stimme, durch die Blässe seines Gesichtes.

Der Greis zögerte, oder fürchtete vielmehr nicht länger. Er reichte Gilbert zugleich sein Brod und das Sacktuch, aus dem er die Kirschen zog.

»Ich danke, mein Herr,« sagte Gilbert, indem er das Sacktuch sanft zurückschob.

Und er brach das Brod entzwei, nahm die eine Hälfte davon, gab die andere zurück, und setzte sich sodann auf das Gras, drei Schritte von dem Greise, der ihn mit wachsendem Erstaunen anschaute.

Das Mahl dauerte nur kurze Zeit. Es war wenig Brod und Gilbert hatte großen Appetit. Der Greis störte ihn durch keine Sylbe; er setzte seine stumme Prüfung fort, jedoch verstohlen und indem er, scheinbar wenigstens, die größte Aufmerksamkeit seinen Pflanzen und Blumen schenkte, welche, als wollten sie Luft schöpfen, ihr wohlriechendes Haupt bis zu dem Niveau des blechernen Deckels erhoben.

Als er aber sah, daß sich Gilbert der Pfütze näherte, rief er lebhaft:

»Trinken Sie nicht von diesem Wasser, junger Mann; es ist durch den Abfall der im vorigen Jahre gestorbenen Pflanzen und durch die Froschlaiche, welche auf seiner Oberfläche schwimmen, verdorben. Nehmen Sie eher einige Kirschen, sie werden Sie ebenso gut erfrischen als Wasser. Nehmen Sie, ich lade Sie dazu ein, denn ich sehe, Sie sind kein lästiger Gast.«

»Es ist wahr, mein Herr, die Zudringlichkeit ist gerade das Entgegengesetzte meiner Natur, und ich befürchte nichts so sehr, als lästig zu sein. Das habe ich noch so eben in Versailles bewiesen.«

»Ah! Sie kommen von Versailles?« sagte der Fremde, indem er Gilbert anschaute.

»Ja, mein Herr,« antwortete der junge Mann.

»Das ist eine reiche Stadt, und man muß sehr arm oder sehr stolz sein, um dort Hungers zu sterben.«

»Ich bin das Eine und das Andere, mein Herr.«

»Sie haben Streit mit Ihrem Herrn gehabt?« fragte schüchtern der Fremde, welcher Gilbert mit seinem forschenden Blicke verfolgte, während er seine Pflanzen in seiner Kapsel ordnete.

»Ich habe keinen Herrn.«

»Mein Freund,« entgegnete der Fremde, indem er sich den Kopf bedeckte, »mein Freund, das ist eine zu hochmüthige Antwort.«

»Sie ist jedoch genau.«

»Nein, junger Mann, denn Jeder hat hienieden seinen Herrn, und derjenige versteht den Stolz nicht richtig, welcher sagt: Ich habe keinen Herrn.«

»Warum?«

»Ei, mein Gott, ja! alt oder jung, sind wir insgesammt dem Gesetze einer herrschenden Gewalt unterworfen. Die Einen werden durch die Menschen, die Andern durch die Principien beherrscht, und die strengsten Herren sind nicht immer diejenigen, welche mit der Stimme, oder der menschlichen Hand befehlen oder schlagen.«

»Es mag sein,« versetzte Gilbert: »dann werde ich durch die Principien regiert. Ich gestehe das zu. Die Principien sind die einzigen Herren, welche ein denkender Geist ohne Scham zugestehen kann.«

»Und was sind Ihre Principien? Lassen Sie hören! Sie scheinen mir noch sehr jung, mein

Freund, um festgestellte Principien zu haben?«

»Mein Herr, ich weiß, daß die Menschen Brüder sind, daß jeder Mensch bei seiner Geburt eine Summe relativer Verpflichtungen gegen seine Brüder eingeht; ich weiß, daß Gott in mich irgend einen Werth, so geringfügig er auch sein mag, gelegt hat, und daß ich, insofern ich den Werth der Andern anerkenne, berechtigt bin, von den Andern zu verlangen, daß sie den meinigen anerkennen, vorausgesetzt, ich überschätze denselben nicht. So lange ich nichts Ungerechtes und Entehrendes thue, habe ich also Anspruch auf eine Portion Achtung, und wäre es nur durch meine Eigenschaft als Mensch.«

»Ah! ah!« versetzte der Fremde, »Sie haben studirt?«

»Leider, nein, mein Herr; ich habe nur den *Discours sur l'inégalité des conditions* und den *Contrat social* gelesen. Von diesen zwei Büchern rühren alle Dinge her, die ich weiß, und vielleicht alle Träume, die ich mache.«

Bei diesen Worten des jungen Mannes glänzte ein scharfes Feuer in den Augen des Fremden. Er machte eine Bewegung, durch die er beinahe, eine Strohlume, welche sich durchaus nicht unter die concaven Wände seiner Kapsel schmiegen wollte, zerbrochen hätte.

»Und dies sind die Grundsätze, zu denen Sie sich bekennen?«

»Es sind vielleicht nicht die Ihrigen,« erwiderte der junge Mann, »doch es sind die von Jean Jacques Rousseau.«

»Nur fragt es sich,« sprach der Fremde mit einem zu scharf ausgeprägten Mißtrauen, als daß es nicht für die Eitelkeit von Gilbert demüthigend gewesen wäre, »nur fragt es sich, ob Sie dieselben gut verstanden haben?«

»Ich glaube, ich verstehe das Französische, besonders wenn es rein und poetisch ist . . .«

»Sie sehen wohl, daß es sich nicht so verhält,« entgegnete lächelnd der Greis; »denn wenn das, was ich Sie in diesem Augenblick frage, nicht gerade poetisch ist, so ist es doch wenigstens klar. Ich wollte Sie fragen, ob Ihre philosophischen Studien Sie in den Stand gesetzt haben, das Innerste aufzufassen von dieser Oekonomie des Systems von . . .«

Der Fremde hielt beinahe erröthend inne.

»Von Rousseau,« fuhr der junge Mann fort. »Oh! mein Herr, ich habe meine Philosophie nicht in einem Colleg gemacht, aber ich besitze einen Instinkt, der mir unter allen Büchern, die ich gelesen, die Vortrefflichkeit und Nützlichkeit des *Contrat social* enthüllte.«

»Eine unfruchtbare Materie für einen jungen Mann, mein Herr; eine trockene Betrachtung für Träumereien von zwanzig Jahren; eine bittere und geruchlose Blume für eine Frühlingseinbildungskraft,« sprach der alte Fremde mit trauriger Weichheit.

»Das Unglück reift den Menschen vor der Jahreszeit, mein Herr, und was die Träumerei betrifft, so führt sie sehr häufig zum Bösen, wenn man sie auf ihrem natürlichen Abhang gehen läßt.«

Der Fremde öffnete seine halbgeschlossenen Augen mit einer Sammlung des Geistes, die bei ihm in seinen Augenblicken der Ruhe gewöhnlich war und seiner Physiognomie einen gewissen Reiz verlieh.«

»Auf wen spielen Sie an?« fragte er erröthend.

»Auf Niemand, mein Herr,« antwortete Gilbert.

»Doch wohl . . .«

»Nein, ich versichere Sie.«

»Sie scheinen mir den Philosophen von Genf studirt zu haben. Spielen Sie auf sein Leben an?«

»Ich kenne ihn nicht,« antwortete Gilbert aufrichtig.

»Sie kennen ihn nicht?«

Der Fremde stieß einen Seufzer aus.

»Hören Sie, junger Mann, das ist ein unglückliches Geschöpf.«

»Unmöglich, Jean Jacques Rousseau unglücklich! Es gäbe also keine Gerechtigkeit, weder hienieden, noch dort oben. Unglücklich der Mann, der sein ganzes Leben dem Glücke des Menschen gewidmet hat!«

»Gut, gut; ich sehe, daß Sie ihn in der That nicht kennen; doch sprechen wir von Ihnen, mein Freund, wenn es Ihnen beliebt.«

»Es wäre mir lieber, wenn ich noch weiter über den Gegenstand, der uns beschäftigt, aufgeklärt würde, denn was soll ich Ihnen von mir, der ich nichts bin, sagen, mein Herr?«

»Und dann kennen Sie mich nicht und befürchten vertraulich gegen einen Fremden zu sein.«

»Oh! mein Herr, was kann ich von irgend Jemand in der Welt befürchten, und wer kann mich noch unglücklicher machen, als ich bin? Erinnern Sie sich, auf welche Weise ich vor Ihren Augen erschien allein, arm und ausgehungert.«

»Wohin wollten Sie gehen?«

»Nach Paris. Sie sind Pariser, mein Herr?«

»Ja, das heißt nein.«

»Ah! welches von Beiden?« fragte Gilbert lächelnd.

»Ich liebe es durchaus nicht, zu lügen, und bemerke jeden Augenblick, daß man überlegen muß, ehe man spricht. Ich bin Pariser, wenn man unter Pariser einen Menschen versteht, der seit langer Zeit in Paris wohnt und ein Pariser Leben führt; doch ich bin nicht in dieser Stadt geboren. Warum diese Frage?«

»Sie stand in meinem Geiste im Zusammenhang mit dem Gespräch, das wir so eben hatten, ich wollte sagen, wenn Sie in Paris wohnen, so müssen Sie Herrn Rousseau, von dem die Rede war, gesehen haben.«

»Ich habe ihn in der That zuweilen gesehen.«

»Nicht wahr, man schaut ihn an, wenn er vorüber geht? Man bewundert ihn, man zeigt ihn sich mit dem Finger als den Wohlthäter der Menschheit?«

»Nein, die Kinder folgen ihm und werfen ihm, aufgestachelt von ihren Eltern, Steine nach.«

»Ah! mein Gott!« rief Gilbert mit einem schmerzlichen Erstaunen; »er ist doch wenigstens reich?«

»Er fragt sich zuweilen, wie Sie sich diesen Morgen fragten: Wo werde ich frühstücken.«

»Doch so arm er auch sein mag, so ist er doch angesehen, mächtig, geehrt.«

»Jeden Abend, wenn er einschläft, weiß er nicht, ob er nicht am andern Morgen in der Bastille erwacht.«

»Oh! wie muß er die Menschen hassen.«

»Er liebt sie nicht und haßt sie nicht, er ist ihrer überdrüssig.«

»Die Leute nicht hassen, die uns mißhandeln!« rief Gilbert, »das begreife ich nicht.«

»Rousseau ist stets frei gewesen, mein Herr, Rousseau ist stark genug gewesen, um sich nur auf sich selbst zu stützen, und die Stärke und die Freiheit machen die Menschen sanft und gut,

während die Sklaverei und die Schwäche allein dieselben böse machen.«

»Deßhalb wollte ich frei bleiben,« sprach Gilbert stolz; »ich errieth, was Sie mir jetzt erklärt haben.«

»Man ist selbst im Gefängniß frei, mein Freund,« sagte der Fremde; »wäre Rousseau in der Bastille, was ihm früher oder später begegnen wird, so würde er eben so frei schreiben und denken, als in den Gebirgen der Schweiz. Ich, was mich betrifft, habe nie geglaubt, die Freiheit des Menschen bestehe darin, daß er thue, was er wolle, sondern darin, daß ihn keine menschliche Macht zu thun zwingt, was er nicht wolle.«

»Hat Rousseau geschrieben, was Sie da sagen, mein Herr?«

»Ich glaube,« antwortete der Fremde.

»Nicht in seinem *Contrat social*?«

»Nein, in einem Werke, das neuerdings unter dem Titel *Rèveries d'un Promeneur solitaire*²⁷ von ihm veröffentlicht worden ist.«

»Mein Herr,« sprach Gilbert voll Wärme, »ich glaube, wir begegnen uns in einem Punkt.«

»In welchem?«

»Darin, daß wir Beide Rousseau lieben und bewundern.«

»Sprechen Sie für sich, junger Mann, Sie sind in dem Alter der Illusionen.«

»Man kann sich über die Dinge täuschen, aber nicht über die Menschen.«

»Ach! Sie werden später sehen, daß man sich hauptsächlich über die Menschen täuscht. Rousseau ist vielleicht ein wenig gerechter als die andern Menschen, aber glauben Sie mir, er hat seine Fehler, und zwar sehr große.«

Gilbert schüttelte den Kopf mit einer Miene, welche wenig Ueberzeugung ausdrückte; aber trotz dieser unhöflichen Kundgebung fuhr der Fremde fort, ihn mit derselben Gunst zu behandeln.

»Kommen wir zu unserem Ausgangspunkt zurück,« sprach der Fremde. »Ich sagte, Sie haben Ihren Herrn in Versailles verlassen.«

»Und ich,« versetzte Gilbert etwas geschmeidiger, »und ich, der ich Ihnen antwortete, ich habe keinen Herrn, wäre befugt gewesen, zu antworten, es habe nur von mir abgehängt, einen sehr hochgestellten zu bekommen, und ich habe eine Lage ausgeschlagen, um die ich von vielen Andern beneidet worden wäre.«

»Eine Lage?«

»Ja, ich sollte zur Belustigung von müßigen vornehmen Herren dienen, aber ich dachte, da ich jung sei, studiren und meinen Weg machen könne, dürfe ich diese kostbare Jugendzeit nicht verlieren, und in meiner Person die Würde des Menschen nicht compromittiren.«

»Das ist gut,« sprach der Fremde ernst; »doch haben Sie einen bestimmten Plan, um Ihren Weg zu machen?«

»Mein Herr, ich trachte darnach, Arzt zu werden.«

»Eine schöne und edle Laufbahn, auf welcher man zwischen der wahren Wissenschaft, einer bescheidenen Märtyrerin, und der frechen, goldenen, feisten Charlatanerie wählen kann. Lieben Sie die Wahrheit, junger Mann, so werden Sie Arzt, lieben Sie das Aufsehen, so machen Sie sich zum Arzt.«

»Aber nicht wahr, man braucht viel Geld, um zu studiren?«

»Man braucht allerdings, doch nicht gerade viel.«

»Es ist wahr,« versetzte Gilbert, »Jean Jacques Rousseau, der Alles weiß, hat um nichts studirt.«

»Um nichts!« sagte der Greis mit einem traurigen Lächeln, »Oh! junger Mann, Sie nennen nichts, was Gott den Menschen Kostbarstes gegeben hat: die Unschuld, die Gesundheit, den Schlaf; das hat den Genfer Philosophen das Wenige gekostet, was ihm zu lernen gelungen ist.«

»Das Wenige!« rief Gilbert beinahe entrüstet.

»Allerdings; fragen Sie nach ihm, und hören Sie, was man Ihnen von ihm sagen wird.«

»Vor Allem ist er ein großer Musiker.«

»Oh! weil der König Ludwig XV. mit Leidenschaft: *J'ai perdu mon serviteur*,²⁸ gesungen hat? das beweist nicht, daß der *Devin du village*²⁹ eine gute Oper ist.«

»Er ist ein großer Botaniker. Hiefür sprechen seine Briefe, von denen ich mir nie mehr als ein paar verzettelte Blätter verschaffen konnte; Sie müssen das kennen Sie, der Sie Pflanzen in den Wäldern sammeln?«

»Oh! man hält sich für einen Botaniker und ist häufig nur . . .«

»Vollenden Sie.«

»Nur ein Kräuterkenner . . . und zwar ...«

»Und was sind Sie? Ein Kräuterkenner oder ein Botaniker?«

»Oh! ein sehr geringfügiger und unwissender Kräuterkenner den Wundern Gottes gegenüber, welche man die Pflanzen und die Blumen nennt.«

»Er versteht das Lateinische.«

»Sehr schlecht.«

»Ich habe jedoch in einer Zeitung gelesen, es sei ein alter Schriftsteller Namens Tacitus von ihm übersetzt worden.«

»Weil er in seinem Stolze, — ach! jeder Mensch ist in gewissen Augenblicken stolz, weil er in seinem Stolze Alles unternehmen wollte; aber er sagt selbst in der Ankündigung seines ersten Buches, des einzigen, das er übersetzt, er verstehe das Lateinische ziemlich schlecht, und Tacitus, der ein harter Lanzenbrecher ist, ermüdete ihn bald. Nein, nein, guter junger Mann, trotz Ihrer Bewunderung gibt es keinen universellen Menschen, und beinahe immer verliert man an Tiefe, was man an Oberfläche gewinnt. Es gibt keinen noch so kleinen Bach, der nicht unter einem Sturme überfließt und das Aussehen eines Sees bekommt. Aber versuchen Sie es, ihn ein Schiff tragen zu lassen, und Sie werden bald die Tiefe berührt haben.«

»Und Ihrer Meinung nach ist Rousseau einer von diesen oberflächlichen Menschen?«

Ja, vielleicht bietet er eine Oberfläche, welche etwas ausgedehnter ist, als die der anderen Menschen, doch mehr nicht.«

»Viele Menschen wären nach meiner Meinung glücklich, wenn sie zu einer solchen Oberfläche gelangten.«

»Sprechen Sie für mich?« fragte der Fremde mit einer Treuherzigkeit, welche Gilbert auf der Stelle entwaffnete.

»Ah! Gott behüte mich!« rief der letztere, »es ist mir zu süß, mit Ihnen zu plaudern, als daß ich Sie zu beleidigen suchen sollte.«

»In welcher Hinsicht ist Ihnen mein Gespräch angenehm? Lassen Sie hören, denn ich kann

nicht glauben, daß Sie mir für ein Stück Brod und für ein paar Kirschen schmeicheln wollen.«

»Sie haben Recht. Ich würde nicht für das Reich der Welt schmeicheln; aber hören Sie, Sie sind der Erste, der mit mir ohne Stolz, mit Güte gesprochen hat, wie man mit einem jungen Mann, und nicht wie man mit einem Kinde spricht. Obgleich wir über Rousseau nicht einig gewesen sind, liegt doch hinter der Milde Ihres Geistes etwas Erhabenes, das den meinigen anzieht. Wenn ich mit Ihnen spreche, kommt es mir vor, als wäre ich in einem reichen Salon mit geschlossenen Läden, dessen Reichthum ich jedoch trotz der Dunkelheit errathe. Es würde nur von Ihnen abhängen, in Ihr Gespräch einen Lichtstreif fallen zu lassen, und ich wäre geblendet.«

»Aber Sie selbst, Sie sprechen mit einer gewissen Auswahl der Worte und Gedanken, welche glauben machen könnte, Sie hätten eine andere Erziehung genossen, als die von Ihnen zugestandene.«

»Das ist das erste Mal, mein Herr, und ich wundere mich selbst über die Ausdrücke, in denen ich spreche; es gibt Worte, deren Bedeutung ich kaum kenne, und deren ich mich bediene, ohne sie mehr als einmal gehört zu haben. Ich hatte sie in den Büchern, die ich las, gefunden, aber ich hatte ihren Sinn nicht begriffen.«

»Sie haben viel gelesen?«

»Zu viel; aber ich werde wieder lesen.«

Der Greis schaute Gilbert erstaunt an.

»Ja, ich habe Alles gelesen, was mir in die Hände gefallen ist, oder vielmehr, gute und schlechte Bücher, ich habe Alles verschlungen. Oh! wenn ich Jemand gehabt hätte, um mich in meiner Lecture zu führen, um mir zu sagen, was ich vergessen, und was ich im Gedächtniß behalten sollte! . . . Doch verzeihen Sie, mein Herr, ich vergesse, daß, wenn Ihre Unterhaltung mir kostbar ist, dies nicht mit der meinigen ebenso sein muß; Sie sammeln Kräuter, und ich belästige Sie vielleicht.«

Gilbert machte eine Bewegung, um sich zu entfernen, doch mit dem lebhaften Verlangen, zurückgehalten zu werden. Der Greis, dessen kleine, graue Augen auf ihn geheftet waren, schien dies im Grunde seiner Seele zu lesen.

»Nein,« sagte er, »meine Kapsel ist beinahe voll und ich brauche nur noch einige Moose; man hat mir gesagt, es wachsen in diesem Bezirke sehr schöne Frauenhaare.³⁰«

»Warten Sie, warten Sie, ich glaube so eben auf einem Felsen gesehen zu haben, was Sie suchen.«

»Fern von hier?«

»Nein, dort, kaum fünfzig Schritte von hier.«

»Aber woher wissen Sie, daß die Pflanzen, die Sie gesehen, Frauenhaare sind?«

»Ich bin in den Wäldern geboren, mein Herr; dann beschäftigte sich die Tochter desjenigen, bei welchem ich aufgezogen wurde, auch mit Botanik; sie besaß ein Kräuterbuch und unter jeder Pflanze stand der Name derselben von ihrer Hand geschrieben. Ich schaute diese Pflanzen und diese Schrift oft an, und es scheint mir, ich habe Moose, die ich nur unter dem Namen Felsmoose kannte, unter dem von Frauenhaaren bezeichnet gesehen.«

»Und Sie finden Geschmack an der Botanik?«

»Ah! mein Herr, wenn ich Nicole sagen hörte, — Nicole war die Kammerfrau von Fräulein Andrée, — wenn ich Nicole sagen hörte, ihre Gebieterin suche vergebens irgend eine Pflanze in der Umgegend von Taverny, so bat ich Nicole, sich nach der Form dieser Pflanze zu

erkundigen. Ohne zu wissen, daß ich diese Bitte gethan, zeichnete sodann Fräulein Andrée die Pflanze mit vier Bleistiftzügen. Nicole nahm sogleich die Zeichnung und brachte sie mir. Dann lief ich durch Feld und Wiesen und Wald, bis ich die fragliche Pflanze gefunden. Hatte ich sie gefunden, so hob ich sie mit einem Spaten aus und versetzte sie in der Nacht mitten in den Rasen vor dem Schlosse, so daß Fräulein Andrée, wenn sie Morgens spazieren ging, einen Freudenschrei ausstieß und rief: »Oh! mein Gott! wie seltsam ist das, die Pflanze, welche ich überall gesucht habe, hier ist sie.«

Der Greis schaute Gilbert aufmerksamer an, als zuvor, und hätte nicht Gilbert im Gedanken an das, was er gesagt, erröthend die Augen niedergeschlagen, so würde er gesehen haben, daß diese Aufmerksamkeit mit einer zärtlichen Theilnahme gemischt war.

»Wohl! so fahren Sie fort, die Botanik zu studiren, junger Mann,« sagte er zu ihm; »die Botanik wird Sie auf dem kürzesten Wege zur Arzneikunde führen. Glauben Sie mir, Gott hat nichts Unnützes gemacht, und jede Pflanze wird eines Tags ihre Bedeutung im Buche der Wissenschaft haben. Lernen Sie vor Allem die Kräuter kennen, hernach werden Sie lernen, was ihre Eigenschaften sind.«

»Nicht wahr, es gibt Schulen in Paris?«

»Und sogar unentgeltliche; die Schule der Chirurgie zum Beispiel ist eine von den Wohlthaten der gegenwärtigen Regierung.«

»Ich gedenke ihre Curse zu besuchen.«

»Nichts ist leichter; denn ich hoffe, Ihre Eltern werden Ihnen, Ihre Neigung erkennend, ein Kostgeld aussetzen.«

»Ich habe keine Eltern; doch seien Sie unbesorgt, mit meiner Arbeit werde ich mich wohl ernähren.«

»Gewiß, und da Sie die Werke von Rousseau gelesen, so konnten Sie sehen, daß jeder Mensch, und wäre er der Sohn eines Fürsten, ein Handwerk lernen muß.«

»Ich habe den Emile nicht gelesen, denn ich glaube, im Emile findet sich diese Empfehlung, nicht wahr?«

»Ja.«

»Aber ich hörte Herrn von Taverney über diese Maxime spotten und es beklagen, daß er seinen Sohn nicht zu einem Schreiner gemacht habe.«

»Und was hat er aus ihm gemacht?« fragte der Fremde.

»Einen Officier,« sprach Gilbert.

Der Greis lächelte.

»Ja, sie sind Alle so, diese Adelligen, statt ihre Kinder ein Gewerbe zu lehren, das Lebensunterhalt gewährt, lehren Sie dieselben ein Gewerbe, das zum Tode führt. Es komme eine Revolution, und in Folge der Revolution die Verbannung, so werden sie genöthigt sein, im Ausland zu betteln, oder ihren Degen zu verkaufen, was noch schlimmer ist; doch Sie, der Sie nicht der Sohn eines Adelligen sind, Sie verstehen, wie ich voraussehe, ein Handwerk?«

»Mein Herr, ich habe Ihnen bereits gesagt, ich verstehe nichts, und dann muß ich Ihnen gestehen, ich hege einen unüberwindlichen Abscheu gegen jedes Geschäft, das den Körper zu harten, rohen Bewegungen zwingt.«

»Ah!« sagte der Greis, »Sie sind also träge?«

»Oh! nein, ich bin nicht träge; doch statt mich an einem Werke arbeiten zu lassen, wobei nur

die körperliche Stärke in Anspruch genommen wird, geben Sie mir Bücher, geben Sie mir ein halbschwarzes Cabinet, und Sie werden sehen, ob ich nicht meine Tage und Nächte in der Arbeit hinbringe, die ich gewählt.«

Der Fremde schaute die zarten, weißen Hände des jungen Mannes an und sprach:

»Es ist eine Vorausbestimmung, ein Instinkt. Ein solches Widerstreben führt zuweilen zu schönen Resultaten, aber man muß ihm eine gute Richtung geben. Doch wenn Sie nicht in einem Colleg gewesen sind, so haben Sie wenigstens eine Schule besucht?«

Gilbert schüttelte den Kopf.

»Sie können lesen und schreiben?«

»Meine Mutter hatte, ehe sie starb, Zeit, mich lesen zu lehren: arme Mutter! denn als sie sah, daß ich so schwächlichen Körpers war, sagte sie beständig: »Das wird nie ein guter Arbeiter werden, man muß einen Priester oder einen Gelehrten aus ihm machen.« Zeigte ich einen Widerwillen, ihre Lectionen anzuhören, so sprach sie zu mir: ‚Lerne lesen, Gilbert, und Du wirst nicht Holz spalten, Du wirst nicht den Pflug führen, Du wirst nicht Steine hauen.‘ Und ich lernte. Doch leider konnte ich kaum lesen, als meine Mutter starb.«

»Und wer lehrte Sie schreiben?«

»Ich selbst.«

»Sie selbst?«

»Ja, mit einem Steckchen, das ich zuspitzte, und mit Sand, den ich durch ein Sieb laufen ließ, um ihn feiner zu machen. Zwei Jahre lang schrieb ich, wie man druckt, indem ich aus einem Buche copirte, und ohne zu wissen, daß es andere Charactere gab, als diejenigen, welche ich mit ziemlich viel Glück nachzuahmen vermochte. Eines Tags, es sind ungefähr drei Jahre, reiste Fräulein Andrée nach dem Kloster ab; man hatte seit einiger Zeit keine Nachricht mehr von ihr, als mir der Postbote einen Brief von ihr für ihren Vater einhändigte. Ich sah nun, daß es andere Charactere gab, als die gedruckten. Herr von Taverney erbrach das Siegel und warf den Umschlag weg; diesen Umschlag hob ich auf und nahm ihn mit mir, und sobald der Postbote zum ersten Male wieder kam, ließ ich mir die Adresse vorlesen. Sie war in folgenden Worten abgefaßt: *Monsieur le Baron de Taverney-Maison-Rouge en son chateau, par Pierrefitte*. Auf jeden dieser Buchstaben setzte ich den entsprechenden Buchstaben in gedruckten Characteren, und ich sah, daß, drei ausgenommen³¹, alle Buchstaben des Alphabets in diesen zwei Zeilen enthalten waren. Dann ahmte ich die von Fräulein Andrée geschriebenen Buchstaben nach. Nach Verlauf von acht Tagen hatte ich diese Adresse vielleicht zehntausendmal wiederholt und konnte schreiben. Ich schrieb leidlich, und sogar eher gut, als schlecht. Sie sehen, mein Herr, daß meine Hoffnungen nicht übertrieben sind, da ich lesen, da ich schreiben kann, da ich Alles gelesen habe, was mir in die Hände gefallen ist, da ich über Alles, was ich gelesen, nachzudenken versucht habe. Warum sollte ich nicht einen Mann finden, der meiner Feder, einen Blinden, der meiner Augen, oder einen Stummen, der meiner Zunge bedürfte?«

»Sie vergessen, daß Sie dann einen Herrn hätten, Sie, der Sie keinen haben wollen. Ein Secretaire oder ein Vorleser sind Bedienten zweiten Ranges und nichts Anderes.«

»Das ist wahr,« murmelte Gilbert erbleichend, »doch gleichviel, ich muß zum Ziele kommen. Ich werde Wasser tragen, ich werde die Pflastersteine von Paris umkehren, wenn es sein muß, aber ich werde an das Ziel kommen, oder auf dem Wege sterben, und dann ist mein Ziel ebenfalls erreicht.«

»Immer zu! immer zu!« sprach der Fremde, »Sie scheinen mir in der That voll guten Willens und Muthes zu sein.«

»Doch Sie selbst, sprechen Sie, Sie, der Sie so gut gegen mich sind, treiben Sie nicht irgend ein Gewerbe? Sie sind gekleidet wie ein Finanzmann.«

Der Greis lächelte mit seinem sanften, schwermüthigen Lächeln und sprach:

»Ja, es ist wahr, ich habe ein Gewerbe, doch es ist den Finanzsachen völlig fremd. Ein Finanzmann würde nicht Kräuter suchen.«

»Ist es Ihr Geschäft, Kräuter zu suchen?«

»Beinahe.«

»Dann sind Sie arm?«

»Ja.«

»Es sind die Armen, welche geben, denn die Armuth hat sie weise gemacht, und ein guter Rath ist mehr werth, als ein Louis d'or. Geben Sie mir also einen Rath.«

»Ich werde vielleicht etwas Besseres thun.«

Gilbert erwiderte lächelnd:

»Ich vermuthete es.«

»Wie viel glauben Sie, daß man braucht, um zu leben?«

»Oh! sehr wenig.«

»Vielleicht kennen Sie Paris nicht?«

»Gestern habe ich es zum ersten Male von den Höhen von Luciennes erblickt.«

»Sie wissen also nicht, wie theuer es in dieser großen Stadt zu leben ist?«

»Wie viel ungefähr? Machen Sie eine Vergleichung.«

»Gern, Zum Beispiel, was in der Provinz einen Sou kostet, kostet in Paris drei Sous.«

»Nun, vorausgesetzt, ich habe irgend ein Obdach, wo ich nach der Arbeit ruhen kann, so werde ich für das materielle Leben ungefähr sechs Sous täglich brauchen.«

»Gut! gut! mein Freund,« rief der Fremde, »So liebe ich den Menschen, Kommen Sie mit mir nach Paris, und ich finde für Sie ein unabhängiges Gewerbe, mit dessen Hülfe Sie leben werden.«

»Oh, mein Herr!« rief Gilbert freudetrunken, doch alsbald sich wieder fassend, fügte er bei:

»Wohlverstanden, ich werde wirklich arbeiten, und es ist nicht ein Almosen, was Sie mir anbieten?«

»Nein. Oh! seien Sie unbesorgt, mein Kind, ich bin nicht reich genug, um Almosen zu geben, und nicht thöricht genug, um dies auf den Zufall zu thun.«

»Das ist mir lieb,« sagte Gilbert, dem dieser menschenfeindliche Ausfall ganz angenehm war, statt ihn zu verletzen. »Das ist eine Sprache, wie ich sie gern höre. Ich nehme Ihr Anerbieten an und danke Ihnen dafür.«

»Es ist also abgemacht, daß Sie mit mir nach Paris kommen?«

»Ja, mein Herr, wenn Sie wollen.«

»Ich will, da ich es Ihnen anbiete.«

»Wozu werde ich gegen Sie verbunden sein?«

»Zu nichts . . . als zu arbeiten, und Sie werden selbst Ihre Arbeit ordnen; Sie werden das

Recht haben, jung zu sein, das Recht, glücklich zu sein, das Recht, frei zu sein, und sogar das Recht, müßig zu sein, wenn Sie sich Ihre Muße erworben haben,« sprach der Fremde, unwillkürlich lächelnd. Dann fügte er mit einem Seufzer bei:

»O Jugend! o Kraft! o Freiheit!«

Und bei diesen Worten verbreitete sich eine Schwermuth von unaussprechlicher Poesie über seine zarten, reinen Züge.

Hienach stand er auf, stützte sich auf seinen Stab und sprach heiterer:

»Und nun, da Sie eine Lebenslage haben, wollen wir, wenn es Ihnen gefällt, noch eine zweite Kapsel mit Pflanzen füllen. Ich habe hier graue Papierblätter, auf welchen wir die erste Ernte classificiren werden. Doch sprechen Sie, sind Sie noch hungrig? Ich habe noch Brod.«

»Behalten wir es für den Mittag, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr.«

»So essen Sie wenigstens die Kirschen; sie würden uns belästigen.«

»Das will ich wohl; doch erlauben Sie mir, daß ich Ihre Kapsel trage, Sie werden leichter marschiren, und in Folge der Gewohnheit dürften meine Beine die Ihrigen müde machen.«

»Ah! Sie bringen mir Glück; mir scheint, ich sehe dort das *Vicris hieracioides*, das ich seit dem Morgen vergebens suche, und unter Ihrem Fuße, nehmen Sie sich in Acht! das *Cerastium aquaticum*. Warten Sie, warten Sie! reißen Sie es nicht aus! Oh! Sie sind noch kein Kräuterkenner, mein junger Freund: die eine Pflanze ist in diesem Augenblick zu feucht, um gepflückt zu werden; die andere ist noch nicht genug vorgerückt. Wenn wir diesen Nachmittag um drei Uhr wieder vorüberkommen, nehmen wir das *Vicris hieracioides* heraus und das *Cerastium* holen wir in acht Tagen. Uebrigens will ich es auf der Stelle einem mir befreundeten Gelehrten zeigen, den ich um seine Protection für Sie bitten werde. Und nun kommen Sie und führen Sie mich an den vorhin von Ihnen erwähnten Ort, wo Sie schöne Frauenhaare gesehen haben.«

Gilbert ging seinem neuen Bekannten voran; der Greis folgte ihm und Beide verschwanden im Walde.

XLIV.

Herr Jacques.

Gilbert, entzückt über das Glück, das ihn in seinen verzweifelten Augenblicken stets eine Stütze finden ließ, ging voran, und wandte sich von Zeit zu Zeit gegen den fremden Mann um, der ihn mit wenigen Worten so gelehrig und geschmeidig gemacht hatte.

Er führte ihn zu seinen Moosen, welche in der That herrliche Frauenhaare waren. Als der Greis davon gesammelt hatte, setzten sie sich wieder in Marsch, um neue Pflanzen aufzusuchen.

Gilbert war in der Botanik viel weiter vorgerückt, als er selbst glaubte. Mitten in den Wäldern geboren, kannte er wie Freundinnen aus der Kinderzeit alle Waldpflanzen; nur kannte er sie unter ihrem gemeinen Namen. Wie er sie so bezeichnete, nannte ihm sein Gefährte dieselben unter ihrem wissenschaftlichen Namen, den Gilbert, wenn er eine Pflanze von derselben Familie fand, zu wiederholen versuchte. Mehrere Male verstümmelte er den griechischen oder lateinischen Namen, Der Fremde setzte ihm denselben auseinander, zeigte ihm den Zusammenhang des Gegenstandes mit diesen erklärten Wörtern und Gilbert lernte so nicht allein den Namen der Pflanze, sondern auch die Bedeutung des griechischen oder lateinischen Wortes, mit dem Plinius, Linné oder Jussieu diese Pflanze getauft.

Von Zeit zu Zeit sagte er:

»Welch ein Unglück, mein Herr, daß ich meine sechs Sous nicht dadurch gewinnen kann, daß ich den ganzen Tag hindurch Botanik mit Ihnen treibe! Ich schwöre Ihnen, ich würde nicht einen Augenblick ausruhen; und ich brauchte nicht einmal sechs Sous; ein Stück Brod wie dasjenige, welches Sie diesen Morgen hatten, würde meinem Appetit für den ganzen Tag genügen. Ich habe aus einer Quelle eben so gutes Wasser getrunken, als in Taverney, und in der letzten Nacht schlief ich am Fuße eines Baumes, wo ich mich niederlegte, besser, als ich es je unter dem Dache eines Schlosses gethan haben würde.«

Der Fremde lächelte.

»Mein Freund,« sagte er, »der Winter wird kommen, die Pflanzen werden verdorren, die Quelle wird gefrieren, der Nordwind wird durch die entblätterten Bäume pfeifen statt der sanften Luft, welche das Laubwerk so zart bewegt. Dann brauchen Sie ein Obdach, Kleider, Feuer, und von Ihren sechs Sous täglich hätten Sie nicht ein Zimmer, Holz und Kleider ersparen können.«

Gilbert seufzte, pflückte neue Pflanzen und machte neue Fragen. So liefen sie einen guten Theil des Tages in den Wäldern von Aulnay, von Plessis-Piquet und Clamart-sous-Meudon umher.

Gilbert hatte sich, seiner Gewohnheit gemäß, bereits mit seinem Gefährten auf den Fuß der Vertraulichkeit gesetzt. Der Greis befragte ihn seinerseits mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit; aber mißtrauisch, vorsichtig, furchtsam, offenbarte sich Gilbert so wenig als möglich.

In Chatillon kaufte der Fremde Brod und Milch, wovon er die Hälfte Gilbert anbot, die dieser auch, ohne Schwierigkeiten zu machen, annahm. Dann schlugen Beide den Weg nach Paris ein, damit Gilbert noch am Tage in die Stadt gelangen könnte.

Das Herz des jungen Mannes schlug schon bei dem Gedanken, in Paris zu sein, und er suchte seine Aufregung nicht zu verbergen, als er von den Anhöhen von Vanvres herab Sainte-Genéviève, das Invalidenhotel, Notre-Dame und das unermeßliche Meer von Häusern erblickte, dessen zerstreute Wogen wie eine Fluth die Seiten von Montmartre, Belleville und Ménilmontant peitschen.

»O Paris! Paris!« murmelte er.

»Ja, Paris, ein Haufe von Häusern, ein Schlund von Uebeln,« sprach der Greis. »Auf jedem von den Steinen da unten dürften Sie einen Blutstropfen röthen oder eine Thräne quellen sehen, wenn die Schmerzen, welche diese Mauern umschließen, außen erscheinen könnten.«

Gilbert bewältigte seine Begeisterung, überdies fiel diese Begeisterung bald von selbst.

Sie traten durch die Barrière d'Enfer ein. Die Vorstadt war schmutzig und übelriechend; die Kranken, welche man in das Hospital brachte, wurden auf Tragbahnen vorübergeschleppt; halbnackte Kinder spielten im Koth mit Hunden, Kühen und Schweinen.

Die Stirne von Gilbert verdüsterte sich.

»Sie finden Alles das häßlich, nicht wahr?« sagte der Greis. »Nun, dieses Schauspiel werden Sie bald nicht mehr sehen. Ein Schwein und eine Kuh sind noch ein Reichthum; ein Kind ist noch eine Freude. Was den Koth betrifft, den werden Sie überall und immer finden.«

Gilbert war nicht abgeneigt, Paris unter einer düstereren Farbe zu sehen; er nahm also das Gemälde an, so wie es ihm sein Gefährte machte.

Anfangs weitschweifig in seinen Reden war der Letztere allmählig, und je mehr man gegen den Mittelpunkt der Stadt fortschritt, schweigsam und stumm geworden. Er schien so sorgenvoll, daß Gilbert es nicht wagte, ihn zu fragen, was für ein Garten es wäre, den man durch das Gitter erblickte, wie die Brücke hieße, auf welcher man die Seine passirte. Dieser Garten war der Luxembourg, diese Brücke war der Pont-Neuf. Da man aber immer fortmarschirte und der Fremde die Träumerei bis zur Unruhe trieb, erdreistete sich Gilbert zu sagen:

»Wohnen Sie noch weit von hier, mein Herr?«

»Wir nähern uns,« antwortete der Fremde, den diese Frage offenbar noch verdrießlicher machte.

Sie gingen in der Rue du Four an dem prachtvollen Hotel de Soissons hin, dessen Gebäude die Aussicht und den Haupteingang nach dieser Straße hatten, während sich seine herrliche Gärten gegen die von Grenelle und Deux-Ecus ausdehnten.

Gilbert kam an einer Kirche vorüber, die ihm sehr schön dünkte. Er, blieb einen Augenblick stehen, um sie anzuschauen.

»Das ist ein schönes Monument,« sagte er.

»Es ist Saint-Eustache,« sprach der Greis.

Dann schaute er empor und rief:

»Schon acht Uhr! oh! mein Gott! mein Gott! kommen Sie geschwinde, junger Mann, kommen Sie.«

Der Fremde verlängerte seine Schritte. Gilbert folgte ihm.

»Ah! hören Sie,« sprach der Fremde nach einigen Augenblicken eines so kalten Stillschweigens, daß es Gilbert zu beunruhigen anfang, »ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich verheirathet bin.«

»Ah!« machte Gilbert.

»Ja, und daß meine Frau, als eine wahre Pariserin, darüber schmähen wird, daß wir so spät zurückkehren. Ueberdies muß ich Ihnen bemerken, daß sie mißtrauisch gegen Fremde ist.«

»Wünschen Sie, daß ich zurückbleibe, mein Herr?« fragte Gilbert, dessen ganze Wärme sich bei diesem Worte plötzlich in Eis verwandelte.

»Nein, nein, mein Freund: ich habe Sie eingeladen zu mir zu kommen, kommen Sie.«

»Ich folge Ihnen,« sagte Gilbert.

»Dort, rechts, hier durch, wir sind an Ort und Stelle.«

Gilbert schlug die Augen auf und las bei den letzten Strahlen des sterbenden Tages an der Ecke des Platzes über dem Laden eines Specereihändlers die Worte:

»Rue Platrière.«

Der Fremde beschleunigte seinen Gang fortwährend, denn je mehr er sich seinem Hause näherte, desto mehr verdoppelte sich auch die von uns erwähnte fieberhafte Aufregung. Gilbert, der ihn nicht aus dem Auge verlieren wollte, stieß sich in jeder Sekunde bald an Vorübergehenden, bald an den Lasten der Träger, bald an den Deichseln der Wagen, bald an den Gabeln der Karren.

Sein Führer schien ihn gänzlich vergessen zu haben; er ging in kurzem Trab, sichtbar von einem ärgerlichen Gedanken in Anspruch genommen.

Endlich blieb er vor einer Gangthüre stehen, deren oberer Theil vergittert war.

Eine kleine Schnur lief durch ein Loch heraus; der Greis zog an der Schnur und die Thüre öffnete sich; er wandte sich sodann um und sagte, als er Gilbert unentschlossen auf der Schwelle sah:

»Kommen Sie geschwinde.«

Und er schloß die Thüre wieder.

Nachdem er einige Schritte in der Dunkelheit gemacht, stieß Gilbert an die erste Stufe einer steilen, schwarzen Treppe, An die Oertlichkeit gewöhnt, hatte der Greis schon ein Dutzend Stufen überschritten.

Gilbert holte ihn wieder ein, stieg, so lange er stieg, und blieb stehen, als er stehen blieb.

Dies geschah bei einer durch das Reiben abgenutzten Strohmatten, auf einem Ruheplatz woran zwei Thüren.

Der Unbekannte zog an einem Rehfuß, der an einer Vorhangschnur hing, und ein scharfes Glöckchen erklang im Innern eines Zimmers, Dann vernahm man die schleppenden Tritte einer Person in Schlappen, und die Thüre öffnete sich.

Eine Frau von fünfzig bis fünf und fünfzig Jahren erschien auf der Schwelle.

Zwei Stimmen vermischten sich plötzlich, die eine war die des Greises, die andere die der Frau, welche die Thüre geöffnet.

Die eine von diesen Stimmen sagte schüchtern:

»Ist es zu spät, gute Therese?«

Die andere brummte:

»Sie lassen uns zu einer schönen Stunde zu Nacht essen, Jacques.«

»Ah! wir werden das Alles wieder gut machen,« antwortete liebevoll der Fremde, während er die Thüre schloß, und aus den Händen von Gilbert die blecherne Kapsel nahm.

»Schön! ein Commissionär,« rief die Alte; »sonst fehlte nichts mehr. Sie können also Ihren Kräuterpack nicht mehr allein tragen. Ein Commissionär für Herrn Jacques! entschuldigen Sie! Herr Jacques wird ein vornehmer Mann.«

»Stille! stille!« erwiderte derjenige, welchen man unter dem Namen Jacques so hart anließ, während er geduldig seine Pflanzen auf dem Kamin ordnete; »ein wenig Ruhe, Therese.«

»Bezahlen Sie ihn wenigstens, und schicken Sie ihn weg, daß wir keinen Spion hier haben.«

Gilbert wurde bleich wie der Tod und sprang nach der Thüre. Jacques hielt ihn zurück.

»Dieser Herr,« sagte er mit einer gewissen Festigkeit, »ist kein Commissionär, und noch weniger ein Spion. Es ist ein Gast, den ich mitbringe.«

Die Arme der Alten fielen an ihren Hüften herab.

»Ein Gast!« rief sie, »das fehlte uns noch.«

»Hören Sie, Therese,« versetzte der Fremde mit einer liebevollen Stimme, in der sich jedoch die Nuance des Willens immer mehr fühlbar machte, »zünden Sie ein Licht an. Ich habe warm und es dürstet uns.«

Die Alte ließ ein Gemurmel hören, das, Anfangs ziemlich laut, immer schwächer wurde.

Dann nahm sie einen Feuerstahl und schlug über einer mit Zunder gefüllten Büchse; die Funken sprangen alsbald und zündeten die ganze Büchse an.

Während der Zeit, welche das Gespräch, das Gemurmel und das darauffolgende Stillschweigen gedauert hatten, war Gilbert unbeweglich, stumm und wie auf den Boden genagelt zwei Schritte von der Thürschwelle geblieben, welche überschritten zu haben er nun aufrichtig bedauerte.

Jacques bemerkte, was der junge Mann litt, und sagte:

»Treten Sie näher, Herr Gilbert, ich bitte Sie.

Um zu sehen, mit wem ihr Gatte mit dieser absichtlichen Höflichkeit sprach, wandte die Alte ihr gelbes, verdrießliches Gesicht um. Gilbert sah es bei den ersten Strahlen des mageren Lichtes, welches man in dem kupfernen Leuchter angezündet hatte.

Dieses runzelige, fleckige und an einzelnen Stellen wie mit Galle infiltrirte Gesicht, dieses Gesicht mit den mehr lebhaften als lebendigen, mit den mehr lüsternen als lebhaften Augen, diese platte Süßigkeit auf gemeinen Zügen ausgebreitet, eine Süßigkeit, welche die Stimme und der Empfang der Alten so sehr Lügen strafte, flößten Gilbert mit dem ersten Blicke einen heftigen Widerwillen ein.

Die Alte war ihrerseits weit entfernt, das zarte, bleiche Antlitz, das behutsame Stillschweigen und die Steifheit des jungen Mannes nach ihrem Geschmack zu finden.

»Ich glaube wohl, daß Sie heiß haben, und daß es Sie dürstet, meine Herren,« sagte sie, »in der That, seinen Tag im Schatten der Wälder hinbringen ist ermüdend! sich von Zeit zu Zeit bücken, um eine Pflanze zu pflücken, ist eine Arbeit! Denn der Herr sammelt ohne Zweifel Kräuter? Das ist das Gewerbe von denjenigen, welche keines haben.«

»Dieser Herr,« erwiderte Jacques mit einer Stimme, welche immer mehr Festigkeit gewann, »dieser Herr ist ein guter und rechtschaffener junger Mann, der mir die Ehre seiner Gesellschaft den ganzen Tag gegönnt hat, und meine gute Therese, dessen bin ich sicher, wird ihn wie einen Freund aufnehmen.«

»Es ist nur für zwei da, und nicht für drei,« brummte Therese.

»Ich bin mäßig und er auch,« sagte Jacques.

»Ja, ja, das ist gut. Ich kenne diese Mäßigkeit. Ich erkläre Ihnen, daß nicht genug Brod im Haus ist, um Ihre doppelte Mäßigkeit zu füttern, und daß ich nicht drei Treppen hinabsteigen werde, um zu holen, Ueberdies hat der Bäcker zu dieser Stunde geschlossen.«

»Dann werde ich hinabgehen,« versetzte Jacques die Stirne faltend. »Oeffnen Sie mir die Thüre, Therese.«

»Aber . . .«

»Ich will es!«

»Es ist gut! es ist gut!« sagte die Alte brummelnd, gab jedoch dem entschiedenen Tone nach, zu dem ihr Widerstand stufenweise Jacques gebracht hatte, »Bin ich nicht da, um mich in alle Ihre Launen zu fügen? . . . Man wird genug an dem haben, was sich findet. Kommen Sie zum Abendbrod.«

»Setzen Sie sich an meine Seite,« sagte Jacques zu Gilbert, indem er ihn zu einem Tischchen im Nebenzimmer führte, auf welchem bei zwei Gedecken zwei zusammengerollte und das eine mit einem rothen Band, das andere mit einem weißen Band umwickelte Servietten den Platz von jedem der Gebieter des Hauses bezeichneten.

Dieses kleine viereckige Zimmer hatte eine blaßblaue Tapete mit weißen Zeichnungen.

Zwei große Landkarten zierten die Wände. Die übrige Ausstattung bestand aus sechs Stühlen von Kirschbaumholz mit Strohsitzen, dem fraglichen Tische und einem mit geflickten Strümpfen gefüllten Korb.

Gilbert setzte sich, die Alte stellte einen Teller vor ihn, brachte ihm ein durch den Dienst verbrauchtes Besteck und fügte diesen Geräthschaften einen sorgfältig gescheuerten zinnernen Becher bei.

»Sie gehen nicht hinab?« fragte Jacques seine Frau.

»Es ist unnöthig,« erwiderte sie mit einem mürrischen Tone, der den Groll andeutete, welchen sie gegen Jacques wegen des Sieges bewahrte, den er über sie davongetragen; »es ist unnöthig, ich habe ein halbes Brod im Schranke gefunden. Somit haben wir ungefähr anderthalb Pfund, und das ist hinreichend.«

»Während sie so sprach, stellte sie die Suppe auf den Tisch.

Jacques wurde zuerst bedient, dann Gilbert, die Alte aß aus der Suppenschüssel.

Alle drei hatten großen Appetit; ganz eingeschüchtert durch den hauswirthschaftlichen Streit, zu dem er Anlaß gegeben, legte Gilbert dem seinigen alle erdenkliche Zügel an. Er hatte jedoch zuerst die Suppe gegessen.

Die Alte warf auf seinen frühzeitig leeren Teller einen ganz zornigen Blick.

»Wer ist heute gekommen?« fragte Jacques, um den Gedanken von Therese eine andere Richtung zu geben.

»Oh!« erwiderte diese, »wie gewöhnlich die ganze Erde. Sie hatten Frau von Boufflers ihre vier Hefte, Madame d'Escars ihre zwei Arien, Frau. von Penthièvre ein Quartett mit Begleitung versprochen. Die Einen sind selbst gekommen, die Andern haben geschickt. Aber der Herr sammelte Kräuter, und da man nicht zugleich belustigen und arbeiten kann, so mußten die Damen ihre Musik entbehren.«

Jacques sagte kein Wort, zum großen Erstaunen von Gilbert, welcher erwartete, er würde ihn ärgerlich werden sehen. Da er aber diesmal allein im Spiel war, veränderte er sein Gesicht nicht

im mindesten.

Auf die Suppe folgte ein kleines Stück Ochsenfleisch, welches auf einem Fayenceplättchen aufgetragen wurde, das ganz von der Schärfe der Messer gestreift war.

Jacques legte Gilbert ziemlich bescheiden vor, denn er war unter dem Auge von Therese, dann nahm er für sich ungefähr ein ähnliches Stück und reichte die Platte der Hausfrau.

Diese nahm das Brod und schnitt ein Stück für Gilbert ab.

Dieses Stück war so winzig, daß Jacques darüber erröthete; erwartete, bis Therese ihn und sich selbst bedient hatte, nahm dann das Brod wieder aus ihren Händen und sagte zu Gilbert:

»Sie werden sich Ihr Brod selbst abschneiden, mein guter Freund, und ich bitte, schneiden Sie es nach Ihrem Hunger; das Brod muß nur denjenigen, welche es verderben, zugemessen werden.«

Einen Augenblick hernach erschienen grüne Bohnen mit Butter geschmelzt.

»Sehen Sie, wie grün sie sind,« sprach Jacques, »es sind von unsern eingemachten; man ißt sie vortrefflich hier.«

Und er reichte Gilbert die Platte.

»Ich danke,« erwiderte dieser, »ich habe gut gespeist und keinen Hunger mehr.«

»Der Herr ist nicht Ihrer Ansicht über meine Eingemachten,« versetzte Therese spitzig; »es wären ihm ohne Zweifel frische Bohnen lieber, aber das sind frühe Gemüse, welche sich mit unserer Börse nicht bezahlen lassen.«

»Nein, Madame,« entgegnete Gilbert, »ich finde sie im Gegentheil sehr appetitlich und ich würde sie gern essen, aber ich nehme immer nur von einer Platte.«

»Und Sie trinken Wasser?« sagte Jacques, indem er ihm die Flasche bot.

»Immer, mein Herr.«

Jacques goß sich eine Fingerhut voll lautern Wein ein.

»Nun, meine Frau,« sagte er, indem er die Flasche wieder auf den Tisch stellte, »nun bitte ich Sie, diesem jungen Menschen ein Lager zu bereiten, er muß sehr müde sein.«

Therese ließ ihre Gabel fallen und heftete ihre Augen ganz bestürzt auf ihren Gatten.

»Ein Lager! sind Sie verrückt? Sie bringen Jemand zum Schlafen! Sie wollen ihn wohl in Ihrem Bett schlafen lassen? In der That, er verliert den Kopf . . . Sie werden also fortan eine Pension halten? Dann zählen Sie nicht mehr auf mich; suchen Sie eine Köchin und eine Magd; es ist genug, die Ihrige zu sein, man braucht nicht auch noch die von Andern zu werden.«

»Therese,« antwortete Jacques mit seinem ernsten, festen Tone, »Therese, ich bitte, hören Sie mich an, liebe Freundin: es ist nur für eine Nacht. Dieser junge Mann hat nie einen Fuß in die Straßen von Paris gesetzt; er kommt hierher unter meiner Führung. Ich will nicht, daß er im Wirthshause schläft, ich will nicht, und müßte er mein Bett nehmen, wie Sie sagen.«

Nach dieser zweiten Offenbarung seines Willens wartete der Greis.

Therese, welche ihn aufmerksam angeschaut hatte und während er sprach jede Muskel seines Gesichtes studirte, schien zu begreifen, daß in diesem Augenblick kein Streit möglich war, und veränderte plötzlich ihre Taktik.

Sie wäre gescheitert, wenn sie hartnäckig gegen Gilbert gekämpft hätte, und fing an, für ihn zu kämpfen: es war allerdings eine Verbündete, von der sich jeder Verrath erwarten ließ.

»Da Sie dieser junge Mensch hierher begleitet hat,« sagte sie, »so müssen Sie ihn wohl gut

kennen, und es ist besser, er bleibt bei uns. Ich mache ihm ein Bett in Ihrem Cabinet.«

»Nein, nein,« erwiderte Jacques lebhaft; »ein Cabinet ist kein Ort, wo man schläft. Man kann diese Papiere anzünden.«

»Ein schönes Unglück!« murmelte Therese.

Dann sprach sie laut:

»Also im Vorzimmer, vor dem Speiseschrank?«

»Ebenso wenig.«

»Dann sehe ich trotz unseres beiderseitigen guten Willens, daß es unmöglich sein wird: denn ohne Ihr Zimmer zu nehmen, oder das meinige . . .«

»Mir scheint, Therese, Sie suchen nicht gut.«

»Ich?«

»Allerdings, Sie. Haben wir nicht die Mansarde?«

»Den Speicher, wollen Sie sagen?«

»Nein, es ist kein Speicher, sondern ein zwar etwas mansardenartiges Cabinet, aber gesund, mit einer Aussicht auf herrliche Gärten, was sich in Paris selten findet.«

»Oh! gleichviel, mein Herr,« versetzte Gilbert, »und wäre es auch ein Speicher, ich würde mich immer noch glücklich schätzen, das schwöre ich Ihnen.«

»Keines Weg, keines Wegs,« versetzte Therese. »Ich breite dort meine Wäsche aus.«

»Dieser junge Mann wird nichts verderben, Therese. Nicht wahr, mein Freund, Sie wachen darüber, daß der Wäsche dieser guten Hausfrau kein Unfall widerfährt. Wir sind arm, und jeder Verlust ist schwer für uns.«

»Oh! seien Sie unbesorgt, mein Herr.«

Jacques stand auf, näherte sich Therese und sprach:

»Liebe Freundin, ich will nicht, daß dieser junge Mensch in das Verderben geräth. Paris ist ein gefährlicher Ort, hier werden wir ihn überwachen.«

»Sie geben also eine Erziehung? Ihr Zögling wird also Kostgeld bezahlen?«

»Nein, aber ich stehe Ihnen dafür, daß er Sie nichts kosten wird. Was die Wohnung betrifft, da sie uns beinahe unnütz ist, so können wir ihm diese Wohlthat zukommen lassen.«

»Wie sich doch alle Faullenzer verstehen!« murmelte Therese die Achseln zuckend.

»Mein Herr,« sprach Gilbert, mehr müde als sein Wirth dieses Streites, welcher Fuß für Fuß für eine Gastfreundschaft stattfand, die ihn demüthigte; »ich habe nie Jemand belästigt und werde nicht bei Ihnen anfangen, der Sie so gut gegen mich gewesen sind; erlauben Sie mir also, daß ich mich entferne. Ich habe in der Gegend der Brücke, über die wir gekommen sind, Bäume bemerkt, unter welchen Bänke stehen. Ich versichere Sie, ich werde sehr gut auf einer von diesen Bänken schlafen.«

»Ja, damit Sie die Wache als einen Vagabunden verhaftet.«

»Was er auch ist,« sagte leise Therese, welche den Tisch abdeckte.

»Kommen Sie, kommen Sie, junger Mann,« sprach Jacques, »es ist oben, so viel ich mich erinnere, ein guter Strohsack: das ist immer noch besser als eine Bank; und da Sie sich mit einer Bank begnügen würden . . .«

»Oh! mein Herr, ich habe immer nur auf Strohsäcken geschlafen,« sagte Gilbert, und fügte dann auf diese Wahrheit durch eine kleine Lüge zurückkommend bei: »die Wolle erhitzt mich zu

sehr.«

Jacques versetzte lächelnd:

»Das Stroh erfrischt in der That, nehmen Sie vom Tische ein Stümpchen Licht und folgen Sie mir.«

Therese schaute nicht einmal mehr nach Jacques.

Sie stieß einen Seufzer aus, denn sie war besiegt.

Gilbert stand ernst auf und folgte seinem Beschützer.

Als er durch das Vorzimmer kam, sah Gilbert einen Wasserständer.

»Mein Herr,« sagte er, »ist das Wasser theuer in Paris?«

»Nein, mein Freund, aber wäre es auch theuer, so sind doch das Wasser und das Brod zwei Dinge, welche der Mensch dem Menschen, der sie verlangt, nicht zu verweigern befugt ist.«

»Oh! in Taverney kostete das Wasser nichts und der Luxus des Armen ist die Reinlichkeit.«

»Nehmen Sie, mein Freund, nehmen Sie,« sprach Jacques, indem er mit dem Finger Gilbert ein großes Gefäß von Fayence bezeichnete.

Und er ging dem jungen Mann voran, nicht wenig darüber erstaunt, daß er bei einem Kinde dieses Alters alle Festigkeit des Volkes mit allen Instinkten der Aristokratie gepaart fand.

XLV.

Die Mansarde von Herrn Jacques.

Die Treppe, schon eng und schwierig am Ende des Ganges, an der Stelle, wo Gilbert an die erste Stufe gestoßen hatte, wurde immer schwieriger und enger von dem dritten Stockwerke an, das Jacques bewohnte. Dieser und sein Schützling gelangten nur mit Mühe zu einem wahren Speicher. Diesmal hatte Therese Recht gehabt; es war wirklich ein Speicher von vier Abtheilungen, von denen drei nicht bewohnt wurden.

Es ist nicht zu leugnen, daß alle außer dem für Gilbert bestimmten unbewohnbar waren.

Das Dach senkte sich so jäh vom First an, daß es mit dem Boden einen spitzigen Winkel bildete. Mitten an diesem Abhang war eine Dachluke, geschlossen mit einem schlechten Rahmen ohne Scheiben, um Luft und Licht einzulassen: das Licht kärglich, die Luft verschwenderisch, besonders während der Winterstürme.

Zum Glück war man dem Sommer nahe; aber trotz der milden Nachbarschaft der heißen Jahreszeit erlosch das Licht, welches Jacques hielt, beinahe, als sie in den Speicher drangen.

Der Strohsack, von dem Jacques prunkhaft gesprochen hatte, lag allerdings auf dem Boden und bot sich sogleich als das Hauptgeräthe der Stube. Da und dort erhoben sich Stöße an ihren Schnitten vergilbter, gedruckter alter Papiere unter einem Haufen von den Ratten zerfressener Bücher.

An zwei quer gezogenen Schnüren, an deren erster Gilbert sich beinahe erwürgt hätte, tanzten raschelnd im Nachtwinde papierene Säcke, welche getrocknete Bohnen in ihren Hülsen enthielten, aromatische Kräuter und Haushaltungswäsche, vermischt mit alten Frauenkleidern.

»Das ist nicht schön,« sagte Jacques, »aber der Schlaf und die Dunkelheit machen die armseligsten Hütten den kostbarsten Palästen gleich; schlafen Sie, wie man in Ihrem Alter schläft, mein junger Freund, und nichts wird Sie morgen früh abhalten, zu glauben, Sie haben im Louvre geruht. «Geben Sie aber vor Allem wohl auf das Feuer Acht.«

»Ja, mein Herr,« versetzte Gilbert, etwas betäubt von Allem dem, was er gesehen und gehört hatte.

Jacques entfernte sich lächelnd, kam dann wieder zurück und sprach:

»Morgen werden wir plaudern. Ich denke, es wird Ihnen nicht widerstreben, zu arbeiten, nicht wahr?«

»Sie wissen, mein Herr, daß arbeiten im Gegentheile Alles ist, was ich wünsche.«

»Das ist gut.«

Jacques machte abermals einen Schritt nach der Thüre.

»Eine würdige Arbeit, wohlverstanden,« sprach der wunderliche Gilbert.

»Ich kenne keine andere, mein junger Freund, morgen also.«

»Gute Nacht und meinen Dank,« sagte Gilbert.

Jacques ging hinaus, schloß die Thüre von außen, und Gilbert blieb allein in seiner Dachkammer.

Anfangs erstaunt, dann wie versteinert, daß er sich in Paris befinden sollte; fragte er sich, ob es auch gewiß Paris sei, wo man Stuben wie die seinige finde.

Dann überlegte er, daß ihm Jacques im Ganzen ein Almosen gewähre, und da er in Taverney das Almosen hatte geben sehen, so staunte er nicht mehr, sondern die Verwunderung fing an der Dankbarkeit Platz zu machen.

Seinen Leuchter in der Hand, durchging er mit der von Jacques empfohlenen Vorsicht alle Winkel der Dachstube, ohne sich um die Kleider von Therese zu kümmern, denen er nicht einmal einen alten Rock entziehen wollte, um sich daraus eine Decke zu machen.

Er blieb bei den Stößen gedruckter Papiere stehen, welche im höchsten Grade seine Neugierde erregten; sie waren mit Bindfaden zusammengebunden und er berührte sie nicht.

Den Hals ausgestreckt, das Auge gierig, ging er von den zusammengebundenen Papieren zu den Bohnensäcken über.

Die Bohnensäcke waren von einem sehr weißen, ebenfalls bedruckten und mit Nadeln zusammengehaltenen Papier gemacht.

Bei einer etwas ungestümen Bewegung berührte Gilbert den Strick mit seinem Kopf, und einer von den Säcken fiel herab.

Bleicher, erschrockener, als wenn es das Schloß einer Geldkasse gewesen wäre, beeilte sich der junge Mann, die auf dem Boden zerstreuten Bohnen aufzulesen und wieder in den Sack zu schieben.

Während er diese Operation vornahm, schaute er maschinenmäßig das Papier an; maschinenmäßig lasen auch seine Augen einige Worte; diese Worte erregten seine Aufmerksamkeit. Er stieß die Bohnen zurück, setzte sich auf den Strohsack und las; denn diese Worte standen so vollkommen im Einklang mit seinen Gedanken und besonders mit seinem Character, daß sie nicht nur für ihn, sondern sogar von ihm geschrieben zu sein schienen.

Sie folgen hier:

»Nätherinnen, Kammermädchen, kleine Kaufmannstöchter reizten mich nur wenig, ich bedurfte der Fräulein; Jeder hat seine Phantasie, das ist die meinige gewesen. Ich denke in diesem Punkte nicht wie Horaz. Es ist indessen durchaus nicht die Eitelkeit des Standes und des Ranges, was mich anzieht, sondern ein besser erhaltener Teint, schönere Hände, ein anmuthigerer Putz, eine gewisse Zartheit und Reinlichkeit über die ganze Person verbreitet, mehr Geschmack in der Art und Weise, sich zu halten und auszudrücken, ein feineres und besser gemachtes Gewand, eine zierlichere Fußbekleidung, Bänder, Spitzen, besser geordnete und geglättete Haare. Ich würde stets die minder Hübsche vorziehen, welche Alles dies besäße. Ich finde selbst diesen Vorzug sehr lächerlich, aber mein Herz gibt ihn unwillkürlich.«

Gilbert bebte und der Schweiß trat ihm auf die Stirne; es war unmöglich, seine Gedanken besser auszudrücken, seine Instinkte besser zu erläutern, seinen Geschmack besser zu analysiren. Nur war Andrée nicht die minder Hübsche, welche Alles dies besaß. Andrée hatte Alles dies und war die Schönste.

Gilbert fuhr also gierig fort.

Nach den von uns angeführten Zeilen kam ein reizendes Abenteuer eines jungen Mannes mit zwei jungen Mädchen; die Geschichte einer Cavalcade, begleitet von jenen kleinen, reizenden Schreien, welche die Frauen noch viel reizender machen, einer Reise auf dem Kreuz hinter einer derselben und einer noch viel reizenderen und viel köstlicheren nächtlichen Rückkehr.

Das Interesse nahm immer mehr zu; Gilbert hatte den Sack auseinander gezogen und Alles, was Gedrucktes darauf stand, mit einem gewissen Herzklopfen gelesen; er betrachtete die Pagnation und suchte, ob die anderen Seitenzahlen nicht eine Folge bildeten. Die Pagnation war unterbrochen. Aber er fand sieben oder acht Säcke, welche sich zu folgen schienen. Er zog die Nadeln heraus, leerte die Bohnen auf den Boden, faßte sie zusammen und las.

Diesmal war es etwas noch ganz Anderes. Die neuen Zeilen enthielten die Liebschaft eines armen, unbekanntem jungen Mannes mit einer vornehmen Dame. Die vornehme Dame war bis zu ihm herabgestiegen, oder er war vielmehr bis zu ihr hinaufgestiegen, und die vornehme Dame hatte ihn aufgenommen, als ob er ihres Gleichen gewesen wäre, hatte ihren Geliebten aus ihm gemacht, hatte ihn eingeweiht in alle Geheimnisse des Herzens, in die Träume der Jugend, welche eine so kurze Dauer haben, daß sie uns, wenn wir auf der andern Seite des Lebens angelangt sind, nur noch als glänzende, aber flüchtige Meteore erscheinen, welche an einem gestirnten Frühlingshimmel hingleiten.

Der junge Mann war nirgends genannt. Die vornehme Dame hieß Frau von Warens, ein Name süß und reizend auszusprechen.

Gilbert träumte von dem Glück, eine ganze Nacht so lesend zuzubringen, und das Bergungen vermehrte sich durch die Sicherheit, daß er eine lange Reihe von Säcken einen nach dem andern zu plündern hatte, als sich plötzlich ein leichtes Geknister hörbar machte; erhitzt durch den kupfernen Leuchter versank das Licht in dem flüssigen Fett, ein übelriechender Dunst verbreitete sich im Speicher, der Docht erlosch, und Gilbert befand sich in der Dunkelheit. Dieses Ereigniß war so schnell gekommen, daß sich kein Rath dagegen schaffen ließ. Mitten in seiner Lecture unterbrochen, hätte Gilbert bald vor Wuth geweint. Er ließ die Papiere auf die bei seinem Bette angehäuften Bohnen fallen und legte sich auf seinen Strohsack, wo er, trotz seines Aergers, bald in tiefen Schlaf versank.

Der junge Mensch schlief, wie man mit achtzehn Jahren schläft; er erwachte auch erst bei dem Geräusch des knarrenden Schlosses, das Jacques am Abend vor die Thüre des Speichers gelegt hatte.

Es war heller Tag; als Gilbert die Augen öffnete, sah er seinen Wirth sachte in sein Zimmer treten.

Seine Augen fielen sogleich auf die zerstreuten Bohnen und auf die Säcke, welche wieder Blätter geworden waren.

Die Augen von Jacques hatten schon dieselbe Richtung genommen.

Gilbert fühlte die Schamröthe in seine Wangen steigen, und murmelte, ohne genau zu wissen, was er sagte:

»Guten Morgen, mein Herr.«

»Guten Morgen, mein Freund,« sprach Jacques; »haben Sie gut geschlafen?«

»Ja, mein Herr.«

»Sollten Sie zufällig ein Nachtwandler sein?«

Gilbert wußte nicht, was ein Nachtwandler ist, aber er begriff, daß Jacques mit seiner Frage von ihm eine Erklärung über die außerhalb ihrer Säcke zerstreuten Bohnen und über die von ihnen Bohnen verlassenen Säcke verlangte.

»Ach! mein Herr,« versetzte er, »ich sehe wohl, warum Sie mir das sagen; ja, ich bin der Missethat schuldig und klage mich in Demuth derselben an; doch ich glaube, daß es sich wieder

gut machen läßt.«

»Ganz gewiß; doch warum ist Ihr Licht ganz und gar aufgezehrt?«

»Ich habe zu lange gewacht.«

»Und warum haben Sie gewacht?« versetzte Jacques argwöhnisch.

»Um zu lesen.«

Der Blick von Jacques durchlief noch mißtrauischer den vollgepfropften Speicher.

»Dieses erste Blatt,« sagte Gilbert, indem er auf den ersten Sock deutete, »dieses erste Blatt, auf welches zufällig mein Blick fiel, hat mich dermaßen interessirt . . . Doch Sie, mein Herr, der Sie so Vieles wissen, Sie müssen auch wissen, zu welchem Buch es gehört?«

Jacques schaute es nachlässig an und antwortete:

»Ich weiß es nicht.«

»Es ist ohne Zweifel ein Roman,« sagte Gilbert, »ein sehr schöner Roman.«

»Ein Roman, glauben Sie?«

»Ich glaube es, denn man spricht darin von Liebe wie in den Romanen, nur daß man besser spricht.«

»Doch,« versetzte Jacques, »da ich unten an dieser Seite das Wort *Confessions* lese, so glaube ich . . .«

»Sie glauben?«

»Daß es eine Geschichte sein könnte.«

»Oh! nein, nein; der Mann, welcher so spricht, spricht nicht von sich selbst. Es ist zu viel Offenherzigkeit in seinen Geständnissen, zu viel Unparteilichkeit in seinem Urtheil.«

»Und ich, ich glaube, daß Sie sich täuschen,« erwiederte rasch der Greis. »Der Verfasser wollte im Gegentheil der Welt das Beispiel eines Menschen geben, der sich seines Gleichen so zeigt, wie ihn Gott gemacht hat.«

»Kennen Sie denn den Verfasser?«

»Der Verfasser ist Jean Jacques Rousseau.«

»Rousseau!« rief lebhaft der junge Mann.

»Ja. Es finden sich hier einige verzettelte Blätter von seinem letzten Buch.«

»Der arme, unbekante, dunkle junge Mann, der bei nahe auf den Landstraßen bettelte, auf denen er zu Fuß wanderte, war also Rousseau, der Mann, der eines Tages den *Emile* machen und den *Contrat sociale* schreiben sollte?«

»Er war es, oder vielmehr nein,« sprach der Greis mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Schwermuth. »Nein, er war es nicht: der Verfasser des *Contrat sociale* und des *Emile* ist der über die Welt, über das Leben, über den Ruhm und beinahe über Gott entzauberte Mann; der andere . . . der andere Rousseau . . . der von Frau von Warens, ist das Kind, welches in das Leben durch dieselbe Pforte wie die Morgenrots in die Welt eintritt; es ist das Kind mit seinen Freuden, seinen Hoffnungen. Zwischen den beiden Rousseau ist eine Kluft befestigt, welche sie immerdar hindern wird, zusammenzukommen . . . dreißig Jahre des Unglücks.«

Der Greis schüttelte den Kopf, ließ traurig seine Arme fallen, und schien sich in eine tiefe Träumerei zu verlieren.

Gilbert war wie geblendet.

»So ist also das Abenteuer mit Fräulein Galley und Fräulein von Graffenried wahr?« sagte er.

»Diese glühende Liebe für Frau von Warens, er hat sie also empfunden? Der Besitz der Frau, die ihn liebte, ein Besitz, der ihn traurig machte, statt ihn in den Himmel zu versetzen, wie er dies erwartete, ist also keine reizende Lüge?«

»Junger Mann,« sprach der Greis, »Rousseau hat nie gelogen. Erinnern Sie sich seines Wahlspruches: *Vitam impendere vero*.«

»Ich kannte ihn,« sagte Gilbert, »da ich aber das Lateinische nicht verstehe, so vermochte ich ihn auch nicht zu begreifen.«

»Das bedeutet: sein Leben für die Wahrheit hingeben.«

»Es ist also möglich,« fuhr Gilbert fort, »es ist möglich, daß es ein Mensch, von einer Stellung wie Rousseau ausgegangen, von einer vornehmen Dame geliebt wird?«

»Oh! mein Gott, wissen Sie, daß dies diejenigen wahnsinnig vor Hoffnung machen heißt, welche, wie er von unten ausgehend, die Augen über ihre Stellung hinauf erhoben haben?«

»Sie lieben,« versetzte Jacques, »und Sie sehen eine Aehnlichkeit zwischen Ihrer Lage und der von Rousseau?«

Gilbert erröthete, antwortete aber nicht auf diese Frage.

»Doch es sind nicht alle Frauen wie Frau von Warens,« sagte er; »es gibt stolze, hochmüthige, unzugängliche, und diese zu lieben ist eine Torheit.«

»Junger Mann,« sprach der Greis, »solche Gelegenheiten haben sich mehr als einmal Rousseau geboten.«

»Oh! ja,« rief Gilbert, »aber er war Rousseau. Ganz gewiß, wenn ich in mir einen Funken von dem Feuer fühlte, das in seinem Herzen brannte und sein Genie entzündete . . .«

»Nun?«

»Nun, so würde ich mir sagen, es gäbe keine Frau, so vornehm sie auch sein möchte, welche mit mir rechnen könnte, während ich, der ich nichts bin, der ich nicht die Ueberzeugung von meiner Zukunft habe, wenn ich über mich schaue, geblendet werde. Oh! wie gern möchte ich mit Rousseau sprechen!«

»Warum?«

»Um ihn zu fragen, ob, wenn Frau von Warens nicht zu ihm herabgestiegen wäre, er nicht zu ihr hinaufgestiegen sein würde. Um ihm zu sagen: ‚Der Besitz, der Sie traurig gemacht hat, hätten Sie ihn nicht, wenn er Ihnen verweigert worden wäre, erobert, selbst . . .?‘«

Der junge Mann hielt inne.

»Selbst . . .« wiederholte der Greis.

»Selbst durch ein Verbrechen?«

Der Greis bebte.

»Meine Frau muß aufgewacht sein,« sagte er, das Gespräch kurz abbrechend; »wir wollen hinabgehen. Der Tag eines Arbeiters fängt nie früh genug an: kommen Sie, junger Mann, kommen Sie.«

»Es ist wahr,« sprach Gilbert, »verzeihen Sie; doch es gibt gewisse Gespräche, die mich berauschen, gewisse Bücher, die mich begeistern, gewisse Gedanken, die mich beinahe verrückt machen.«

»Ah! ah! Sie sind verliebt,« rief der Greis.

Gilbert antwortete nichts und fing an die Bohnen zusammenzulesen und die Säcke mittelst der

Nadeln wiederherzustellen; Jacques ließ ihn machen.

»Sie sind nicht kostbar einquartiert gewesen,« sagte er, »doch im Ganzen haben Sie hier das Nothwendige, und wenn Sie frühzeitiger sich erhoben hätten, so wären Ihnen durch dieses Fenster die Düfte der grünen Gärten zugeströmt, die wohl ihr Verdienst unter den abscheulichen Gerüchen haben, welche die große Stadt verpesteten. Es sind hier die Gärten der Rue de la Jussienne, die Linden und die Bohnenbäume blühen, und diese Düfte Morgens einathmen, heißt dies nicht Glück für einen ganzen Tag anhäufen?«

»Ich liebe Alles dies, aber ich bin zu sehr daran gewöhnt, um ihm große Aufmerksamkeit zu schenken.«

»Sagen Sie, Sie haben nicht lange genug das Land verloren, um es zu beklagen. Aber Sie sind fertig, gehen wir zur Arbeit.«

Hienach zeigte Jacques Gilbert den Weg, ließ ihn hinausgehen und legte hinter ihm das Schloß wieder vor die Thüre.

Diesmal führte Jacques den jungen Mann unmittelbar in das Zimmer, das Therese am Abend zuvor unter dem Namen seines Cabinets bezeichnet hatte.

Schmetterlinge unter Glas, Kräuter und Mineralien in Einfassungen von schwarzem Holz gerahmt, Bücher in einem Schranke von Nußbaumholz, ein schmaler, langer Tisch, bedeckt mit einem kleinen, durch die Reibung abgenutzten Teppich von grüner und schwarzer Wolle, worauf Manuscripte in guter Ordnung lagen, vier mit schwarzem Roßhaar überzogene Lehnstühle von Nußbaumholz; dies war die ganze Ausstattung des Cabinets; Alles glänzend, gewichst, tadellos, was Ordnung und Reinlichkeit betrifft; aber kalt für das Auge und das Herz, so sehr war das durch Vorhänge von Siamoise gemilderte Licht grau und schwach, so sehr schienen der Luxus und sogar das Wohlbehagen von dieser kalten Asche, von diesem schwarzen Heerde entfernt.

Ein kleines Klavier von Rosenholz, auf vier geraden Füßen stehend und auf dem Kamin ein margeres Cartel³², bezeichnet *Dolt à l' Arsenal*, erinnerten allein, das eine durch das Vibriren seiner stählernen Saiten, welche von dem durch die Straße fahrenden Wagen erweckt wurden, das andere durch seine silberne Unruhe, daran, daß etwas in diesem gräberartigen Raume lebte.

Gilbert trat ehrfurchtsvoll in das von uns beschriebene Cabinet; er fand das Geräthe beinahe kostbar, denn es war ungefähr wie das des Schlosses Taverney; der gewichste Boden machte besonders Eindruck auf ihn.

»Setzen Sie sich,« sagte Jacques, indem er auf einen zweiten kleinen Tisch deutete, welcher in einer Fenstervertiefung stand, »ich will Ihnen das Geschäft nennen, welches ich für Sie bestimmt habe.«

Gilbert gehorchte eiligst.

»Kennen Sie das?« fragte der Greis.

Und er zeigte Gilbert ein in ungleichen Zwischenräumen gestreiftes Papier.

»Ganz gewiß,« antwortete dieser, »es ist Notenpapier.«

»Nun, wenn eines von diesen Blättern von mir gehörig geschwärzt worden ist, das heißt, wenn ich so viel Musik, als es fassen kann, darauf abgeschrieben habe, gewinne ich zehn Sous; das ist der Preis, den ich selbst dafür bestimmt. Glauben Sie, daß Sie Musik abschreiben lernen werden?«

»Ja, mein Herr, ich glaube es.«

»Aber wirbelt Ihnen dieses kleine Geschiere von schwarzen, an einfache, doppelte oder

dreifache Striche angespießten Punkten nicht vor den Augen?«

»Es ist wahr, mein Herr, bei dem ersten Blick verstehe ich nicht viel davon; wenn ich mir jedoch Mühe gebe, werde ich die Noten von einander unterscheiden; hier ist zum Beispiel ein *F*.«

»Wo dies?«

»Hier, auf der obersten Linie.«

»Und dieses andere zwischen den zwei unteren Linien?«

»Ist abermals ein *F*.«

»Die Note über derjenigen, welche auf der zweiten Linie sitzt?«

»Ist ein *G*.«

»Sie können also Musik lesen?«

»Das heißt, ich weiß den Namen der Noten, aber ich kenne ihren Werth nicht.«

»Und wissen Sie, wenn es weiße Noten, wenn es schwarze Noten, wenn es geschwänzte, doppelt geschwänzte, dreifach geschwänzte Noten sind?«

»O ja, ich weiß das.«

»Und diese Zeichen?«

»Dieses ist eine Pause von einem Vierteltakt.«

»Und dieses?«

»Ist ein Kreuz.«

»Und dieses?«

»Ein *B-moll*.«

»Sehr gut! Doch mit Ihrer Unwissenheit,« sagte Jacques, dessen Auge sich mit jenem Mißtrauen zu verschleiern anfing, das bei ihm Gewohnheit zu sein schien, »mit Ihrer Unwissenheit sprechen Sie von der Musik, wie Sie von der Botanik gesprochen, und wie Sie beinahe auch von der Liebe gesprochen hätten.«

»Oh! mein Herr,« erwiderte Gilbert erröthend, »spotten Sie meiner nicht.«

»Im Gegentheil, mein Kind, Sie setzen mich in Erstaunen. Die Musik ist eine Kunst, welche nach den andern Studien kommt, und Sie sagten mir, Sie haben keine Erziehung erhalten, Sie sagten mir, Sie haben nichts gelernt.«

»Das ist Wahrheit, mein Herr.«

»Sie konnten sich jedoch nicht ganz allein einbilden, dieser schwarze Punkt auf der letzten Linie sei ein *F*.«

»Mein Herr,« erwiderte Gilbert, den Kopf und die Stimme senkend, »in dem Hause, das ich bewohnte, war eine . . . junge Person, welche Klavier spielte.«

»Ah! ja, diejenige, welche auch Botanik trieb,« versetzte Jacques.

»Ganz richtig, mein Herr, sie spielte sogar sehr gut.«

»Wirklich?«

»Ja, und ich bete die Musik an.«

»Alles dies ist kein Grund, die Noten zu kennen.«

»Mein Herr, im Rousseau steht geschrieben, daß der Mensch unvollständig sei, der die Wirkung genieße, ohne zur Ursache hinaufzusteigen.«

»Ja, doch es steht auch darin geschrieben, daß der Mensch, indem er sich durch seine Nachforschung vervollständige, seine Freude, seine Naivetät und seinen Instinkt verliere.«

»Was ist daran gelegen, wenn er in dem Studium einen Genuß findet, der den Genüssen gleichkommt, welche er verlieren kann?«

Jacques wandte sich erstaunt um.

»Ah!« sagte er, »Sie sind nicht nur Botaniker und Musiker, sondern auch Logiker.«

»Ach! mein Herr, ich bin leider weder Botaniker, noch Musiker, noch Logiker. Ich vermag eine Note von einer andern, ein Zeichen von einem andern zu unterscheiden, und weiter nichts.«

»Sie solfeggiren also?«

»Ich? Nicht im Geringsten.«

»Nun, gleichviel; wollen Sie das Abschreiben probiren? Hier ist linirtes Papier; aber nehmen Sie sich in Acht, dasselbe zu verderben, es ist sehr theuer. Oder besser, nehmen Sie weißes Papier, liniren Sie dasselbe und versuchen Sie es auf diesem.«

»Ja, mein Herr, ich werde es machen, wie Sie es mir empfehlen; aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß dies kein Stand für mein ganzes Leben ist; denn statt Musik zu schreiben, welche ich nicht verstehe, würde ich lieber öffentlicher Schreiber werden.«

»Junger Mensch, junger Mensch, Sie sprechen ohne zu bedenken; hüten Sie sich.«

»Ich?«

»Ja, Sie. Treibt der öffentliche Schreiber sein Gewerbe bei Nacht, gewinnt er seinen Lebensunterhalt bei Nacht?«

»Nein, gewiß nicht.«

»Nun, so hören Sie, was ich Ihnen sagen werde: ein geschickter Mensch kann in zwei bis drei Stunden Nachts fünf und sogar sechs von diesen Seiten copiren, wenn er durch Uebung eine fette und leichte Notenschrift, einen reinen Zug und eine Gewohnheit des Lesens erlangt hat, die ihm das Zurückführen des Auges auf das Muster erspart. Sechs Seiten tragen drei Franken ein, hiemit lebt ein Mensch; Sie werden nicht das Gegentheil sagen, Sie, der Sie nur sechs Sous verlangen. Mit zwei Stunden Arbeit in der Nacht kann also ein Mensch die Curse der Medecin-Schule, der Chirurgie-Schule, der Botanik-Schule besuchen.«

»Ah!« rief Gilbert, »ah! ich verstehe Sie und danke Ihnen aus der Tiefe meines Herzens.«

Und er warf sich auf das weiße Blatt, das ihm der Greis bot.

XLVI.

Wer Herr Jacques war.

Gilbert arbeitete mit Eifer, und sein Papier bedeckte sich mit gewissenhaft studirten Versuchen, als der Greis, nachdem er ihm eine Zeit lang zugeschaut, sich an den andern Tisch setzte und gedruckte Blätter, denen der umhüllten Bohnen auf dem Speicher ähnlich, zu corrigiren anfang.

So verliefen drei Stunden und das Cartel schlug eben neun Uhr, da trat Therese hastig ein.

»Geschwinde, geschwinde,« sagte sie, »gehen Sie in den Saal. Es kommt abermals ein Prinz zu uns. Mein Gott! wann wird diese Prozession von Hoheiten endigen? Wenn es ihm nur nicht einfällt, mit uns frühstücken zu wollen, wie es einst der Herzog von Chartres gethan hat.«

»Und wer ist dieser Prinz?« fragte Jacques mit leiser Stimme.

»Monseigneur der Prinz von Conti.«

Gilbert ließ bei diesem Namen auf seine Linien ein G fallen, das eher jenen Teigklumpen, mit denen man die Gänse stopft, als einer Note glich.

»Ein Prinz! eine Hoheit!« sagte er leise.

Jacques ging lächelnd hinter Therese hinaus, welche die Thüre schloß.

Gilbert schaute umher, hob, als er sich allein sah, ganz verblüfft den Kopf in die Höhe und rief:

»Aber wo bin ich denn? Prinzen, Hoheiten bei Herrn Jacques! Der Herr Herzog von Chartres, Monseigneur der Prinz von Conti bei einem Abschreiber!«

Er näherte sich der Thüre, um zu horchen; das Herz schlug ihm sonderbar.

Bereits waren die ersten Begrüßungen zwischen Herrn Jacques und dem Prinzen ausgetauscht; der Prinz sprach:

»Ich hätte Sie gern mit mir genommen,« sagte er.

»Warum dies, mein Prinz?« fragte Jacques.

»Um Sie der Dauphine vorzustellen. Es ist dies eine neue Aera für die Philosophie, mein theurer Philosoph.«

»Tausend Dank für Ihren guten Willen, Monseigneur; aber ich kann Sie unmöglich begleiten.«

»Vor sechs Jahren haben Sie aber doch Frau von Pompadour nach Fontainebleau begleitet.«

»Ich war damals um sechs Jahre jünger; heute bin ich an meinen Lehnstuhl genagelt durch meine Gebrechen.«

»Und durch Ihre Menschenfeindlichkeit.«

»Und wenn dies der Fall wäre, Monseigneur? Meiner Treue, ist die Welt nicht ein zu seltsames Ding, als daß man sich ihr zu Liebe in Unruhe versetzen sollte?«

»Nun, ich befreie Sie von Saint-Denis und dem großen Ceremoniel, und führe Sie nach der Muette, wo Ihre königliche Hoheit übermorgen schlafen wird.«

»Ihre königliche Hoheit kommt also übermorgen nach Saint-Denis?«

»Mit ihrem ganzen Gefolge. Hören Sie, zwei Lieues sind bald gemacht und veranlassen keine große Störung. Man sagt, die Prinzessin sei eine vortreffliche Tonkünstlerin; sie ist eine

Schülerin von Gluck.«

Gilbert hörte nicht mehr. Bei den Worten: »Uebermorgen kommt die Frau Dauphine mit ihrem ganzen Gefolge nach Saint-Denis,« dachte er nur an Eines, daran, daß er in zwei Tagen nur zwei Lieues von Andrée entfernt sein werde.

Dieser Gedanke blendete ihn, als ob seine Augen einen glühenden Spiegel getroffen hätten.

Das stärkere von den zwei Gefühlen erstickte das andere. Die Liebe hob die Neugierde auf; einen Augenblick kam es Gilbert vor, als fände sich nicht genug Luft für seine Brust in diesem kleinen Cabinet: er lief an das Fenster in der Absicht, es zu öffnen, aber das Fenster war von innen mit einem Vorhängeschloß verwahrt, ohne Zweifel, damit man nie aus dem gegenüberliegenden Zimmer sehen konnte, was in dem Cabinet von Herrn Jacques vorging. Er fiel auf seinen Stuhl zurück.

»Oh! ich will nicht mehr horchen,« sagte er; »ich will nicht mehr in die Geheimnisse von diesem kleinen Bürger, meinem Beschützer, von diesem Abschreiber eindringen, den ein Prinz seinen Freund nennt und der zukünftigen Königin von Frankreich, der Tochter der Kaiser, vorstellen will, mit der Fräulein Andrée beinahe auf den Knien sprach. Aber vielleicht würde ich etwas von Fräulein Andrée hören, wenn ich horchte . . . nein, nein, ich gliche einem Lackeien. La Brie horchte auch an den Thüren.«

Und er entfernte sich muthig von der Scheidewand, der er sich genähert hatte; seine Hände zitterten, eine Wolke verdunkelte seine Augen.

Er fühlte das Bedürfniß einer mächtigen Zerstreung, denn das Abschreiben hatte ihn zu wenig beschäftigt, und nahm ein Buch von dem Schreibtische von Herrn Jacques.

»Die Bekenntnisse,« rief er mit freudigem Erstaunen, »die Bekenntnisse, von denen ich mit so viel Interesse ungefähr hundert Seiten gelesen habe. Eine Ausgabe mit dem Portrait des Verfassers geschmückt,« fuhr er fort. »Oh! und ich, der ich nie das Portrait von Herrn Rousseau gesehen . . . oh! das wollen wir beschauen.«

Und er wandte rasch das Blatt Papier um, das den Kupferstich verbarg, erblickte das Portrait und stieß einen Schrei aus.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Jacques kam zurück.

Gilbert verglich das Gesicht von Jacques mit dem Portrait, das er in der Hand hielt, streckte, am ganzen Leibe zitternd, die Arme aus, ließ den Band fallen und murmelte:

»Ich bin bei Jean Jacques Rousseau!«

»Wir wollen sehen, wie Sie Ihre Musik copirt haben, mein Kind,« versetzte lächelnd Jean Jacques, den diese unvorhergesehene Huldigung viel glücklicher machte, als tausend Triumphe seines glorreichen Lebens.

Und er ging bebend vor Gilbert vorüber, näherte sich dem Tische und warf seine Augen auf das Papier.

»Die Schrift ist nicht übel,« sagte er; »Sie vernachlässigen die Ränder, sodann verbinden Sie nicht genug mit demselben Zuge die Noten, welche zusammengehören, Warten Sie, bei diesem Takt fehlt Ihnen das Zeichen, welches die Pause andeutet . . . dann sind Ihre Taktstriche nicht gerade. Machen Sie auch die weißen Noten von zwei Halbkreisen. Es liegt wenig daran, ob sie genau zusammenlaufen. Die ganz runde Note ist unzierlich und der Schwanz hängt sich schlecht daran an. Ja, in der That, mein Freund, Sie sind bei Jean Jacques Rousseau.«

»Oh! mein Herr, verzeihen Sie alle die Albernheiten, welche ich gesprochen habe,« rief

Gilbert die Hände faltend und nahe daran, sich niederzuwerfen.

»Mußte ein Prinz hierher kommen, daß Sie den verfolgten, den unglücklichen Philosophen von Genf erkannten?« sagte Rousseau die Achseln zuckend. »Armes Kind, glückliches Kind, das die Verfolgung nicht kennt!«

»Oh! ja, ich bin glücklich, sehr glücklich, doch daß ich Sie sehe, daß ich Sie kennen lerne, daß ich bei Ihnen bin.«

»Ich danke, mein Kind, ich danke; aber es ist nicht Alles, glücklich zu sein, man muß arbeiten. Nun da Ihre Versuche gemacht sind, nehmen Sie dieses Rondeau und bemühen Sie sich, es auf wirkliches Notenpapier abzuschreiben, es ist kurz und nicht schwierig . . . vor Allem empfehle ich Ihnen Reinlichkeit. Doch wie haben Sie erkannt . . .?«

Gilbert hob den Band auf, den er hatte fallen lassen, und zeigte Jean Jacques das Portrait.

»Ah! ja, ich begreife, mein in *effigie* verbranntes Portrait auf der ersten Seite des Emile; doch was ist daran gelegen? die Flamme erleuchtet, mag sie von der Sonne, oder von einem Auto da Fe kommen.«

»Mein Herr, wissen Sie, daß ich nie einen andern Traum gehabt habe, als den, in Ihrer Nähe zu leben«

Wissen Sie, daß mein Ehrgeiz nicht weiter geht, als dieser Wunsch?«

»Sie werden nicht bei mir leben, mein Freund,« entgegnete Jean Jacques, »denn ich habe keine Zöglinge und was die Gäste betrifft, so konnten Sie sehen, daß ich nicht reich genug bin, um solche zu empfangen, und besonders, um solche, zu behalten.«

»Gilbert schauerte. Jean Jacques nahm ihn bei der Hand und fuhr fort:

»Uebrigens, brauchen Sie nicht zu verzweifeln. Seitdem ich Sie getroffen habe, studire ich Sie, mein Kind; es liegt in Ihnen viel Schlimmes, aber auch viel Gutes; kämpfen Sie mit Ihrem Willen gegen Ihre Instinkte, mißtrauen Sie dem Stolz, diesem nagenden Wurm der Philosophie, und schreiben Sie in Erwartung von Besserem Musik ab.«

»Oh! mein Gott! mein Gott!« rief Gilbert, »ich bin ganz betäubt von dem, was mir begegnet.«

»Es begegnet Ihnen indeß nur etwas ganz Einfaches und Natürliches, mein Kind; es ist wahr, die einfachen Dinge bringen die tiefen Herzen und die verständigen Geister am meisten in Aufruhr. Sie fliehen, ich weiß nicht von welchem Orte, ich habe Sie nicht um Ihr Geheimniß gefragt, Sie fliehen durch die Wälder, in diesen Wäldern begegnen Sie einem Manne, der Pflanzen sammelt, dieser Mann hat Brod, Sie haben keines, er theilt mit Ihnen sein Brod; Sie wissen nicht, wohin Sie sich begeben sollen, dieser Mann bietet Ihnen ein Asyl an; dieser Mann muß irgend Jemand sein, irgend einen Namen haben, dieser Mann heißt ganz einfach Rousseau und spricht zu Ihnen: ‚Die erste Lehre der Philosophie ist: Mensch genüge dir selbst.‘ Mein Freund, wenn Sie nun Ihr Rondeau abgeschrieben haben, so haben Sie Ihre Nahrung von heute gewonnen. Schreiben Sie also Ihr Rondeau ab.«

»Oh! mein Herr, wie gut sind Sie!«

»Was das Lager betrifft, so bekommen Sie dieses in den Kauf; nur lesen Sie nicht bei Nacht, oder wenn Sie Licht verbrauchen wollen, so sei es das Ihrige, sonst wird Therese schmälern. Haben Sie jetzt Hunger?«

»Oh! nein, mein Herr,« erwidert Gilbert ganz erschüttert.

»Von dem gestrigen Abendbrot, ist noch so viel übrig, daß es zum Frühstück reicht; machen Sie keine Umstände; dieses Mahl ist das letzte, abgesehen von einer Einladung, wenn wir

Freunde bleiben, das Sie an meinem Tische einnehmen werden.«

Gilbert machte eine Geberde, welche Rousseau durch ein Zeichen mit dem Kopf unterbrach.

»Es ist der Rue Platrière,« fuhr er fort, »eine kleine Garküche für die Arbeiter; Sie werden dort wohlfeil essen, denn ich empfehle Sie. Mittlerweile wollen wir frühstücken.«

Gilbert folgte Rousseau ohne zu antworten. Zum ersten Male war er gezähmt, allerdings durch einen Mann, der hoch über andern Männern stand.

Nachdem er ein paar Mund voll gegessen, verließ er den Tisch und kehrte zur Arbeit zurück. Er sprach die Wahrheit: zu sehr von dem Stoße, den er erhalten, zusammengezogen, konnte sein Magen keine Nahrung zu sich nehmen. Den ganzen Tag schlug er die Augen nicht von seiner Arbeit auf und gegen acht Uhr Abends, nachdem er drei Blätter zerrissen, war es ihm gelungen, ein Rondeau von vier Seiten leserlich und reinlich abzuschreiben.

»Ich will Ihnen nicht schmeicheln,« sagte Rousseau, »das ist noch schlecht, aber es ist leserlich; es ist zehn Sous werth, hier sind sie.«

Gilbert nahm sie mit einer Verbeugung.

»Es ist Brod im Schrank, Herr Gilbert,« sagte Therese, auf welche die Bescheidenheit, die Sanftmuth und die Achtsamkeit von Gilbert eine gute Wirkung hervorgebracht hatten.

»Ich danke, Madame,« erwiderte Gilbert; »glauben Sie mir, ich werde Ihre Güte nie vergessen.«

»Nehmen Sie,« sagte Therese, indem sie ihm das Brod reichte.

Gilbert wollte es ausschlagen; aber er schaute Jean Jacques an und erkannte an der Stirne, die sich schon über den scharfen Augen faltete, an dem so feinen Mund, der sich zusammenzuziehen anfang, seine Weigerung könnte seinen Wirth beleidigen, und sprach:

»Ich nehme das Brod an.«

Dann zog er sich in sein kleines Zimmer zurück, in der Hand das silberne Sechs-Sousstück und die vier kupfernen Sous haltend, welche er von Jean Jacques empfangen hatte.

»Endlich,« sagte er, als er in seine Mansarde eintrat, »endlich bin ich doch mein Herr, das heißt nein, noch nicht, da ich hier das Brod der Barmherzigkeit habe.«

Und obgleich er hungrig war, legte er doch auf das Gesimse seiner Dachluke sein Brod, ohne davon zu essen.

Dann dachte er, er würde seinen Hunger im Schlafe vergessen, löschte das Licht und streckte sich auf seinem Strohsacke aus.

Am andern Morgen (Gilbert hatte die ganze Nacht sehr wenig geschlafen), am andern Morgen fand ihn der Tag schon wach. Er erinnerte sich dessen, was ihm Rousseau von den Gärten, auf welche das Fenster ging, gesagt hatte, neigte sich zu seiner Dachluke hinaus und sah in der That die Bäume eines schönen Gartens; jenseits dieser Bäume erhob sich das Hotel, zu welchem dieser Garten gehörte, und dessen Einfahrt nach der Rue de la Jussienne ging.

In einer Ecke des Gartens stand, ganz umgeben von jungen Bäumen und Blumen, ein kleiner Pavillon mit geschlossenen Läden.

Gilbert dachte Anfangs, diese Läden wären wegen der Stunde geschlossen und die Bewohner des Pavillon noch nicht erwacht. Da aber die Bäume ihr Blätterwerk unmittelbar an diese Läden anlehnten, so begriff Gilbert bald, daß dieser Pavillon, wenigstens seit dem Winter, unbewohnt sein mußte.

Er bewunderte sodann die schönen Linden, die ihm das Hauptgebäude verbargen.

Zwei oder dreimal hatte der Hunger Gilbert bewogen, die Augen auf das Stück Brod zu werfen, das ihm Therese am Abend zuvor abgeschnitten, welches er jedoch, beständig seiner Herr und obgleich ihn darnach gelüstete, nicht berührt hatte.

Es schlug fünf Uhr, da dachte er, die Thüre des Ganges müßte geöffnet werden; und gewaschen, gebürstet, gekämmt, (Gilbert hatte durch die Sorge von Jean Jacques, als er wieder in seinen Speicher hinaufstieg, die für seine bescheidene Toilette erforderlichen Gegenstände gefunden), und gewaschen, gebürstet, gekämmt, sagen wir, nahm er sein Stück Brod und ging hinab.

Rousseau, der ihn diesmal nicht geweckt, Rousseau, der, aus einem Uebermaß von Mißtrauen vielleicht, oder um die Gewohnheiten seines Gastes besser zu ergründen, seine Thüre am Tage vorher nicht geschlossen hatte, hörte ihn herabsteigen und belauerte ihn.

Er sah Gilbert mit seinem Brod unter dem Arm hinausgehen.

Ein Armer näherte sich ihm; er bemerkte, wie Gilbert ihm sein Brod gab, bei einem Bäcker eintrat, der so eben seine Bude geöffnet hatte, und ein anderes Stück Brod kaufte.

»Er wird zu dem Traiteur laufen,« dachte Rousseau, »und seine zehn Sous werden draufgehen.«

Rousseau täuschte sich; während Gilbert ging, aß er einen Theil von seinem Brod, dann blieb er an dem Brunnen stehen, welcher an der Ecke der Straße floß, trank, aß den Rest seines Brodes, trank abermals, spühlte sich den Mund aus, wusch sich die Hände und kehrte zurück.

»Meiner Treue,« sagte Rousseau, »ich glaube bin glücklicher als Diogenes, ich habe einen Menschen gefunden.«

Und als er ihn wieder die Treppe hinaufsteigen hörte, öffnete er ihm eiligst die Thüre.

Der ganze Tag verging in einer ununterbrochenen Arbeit. Gilbert verwandte auf dieses eintönige Geschäft seine ganze Thätigkeit, seinen durchdringenden Verstand und seine unermüdlige Ausdauer. Was er nicht begriff, errieth er; und seine Hand, die Sklavin eines eisernen Willens, zeichnete die Charactere ohne Zögern, ohne Irrthum. So hatte er es gegen Abend bis auf sieben Seiten einer, wenn nicht zierlichen, doch wenigstens tadellosen Abschrift gebracht.

Rousseau betrachtete diese Arbeit zugleich als Richter und als Philosoph. Als Richter kritisirte er die Form der Noten, die Feinheit der Federstriche, die Abweichungen der Zeichen und Punkte, aber er gestand zu, daß bereits ein bedeutender Fortschritt gegen die Copie des vorhergehenden Tages bemerkbar war, und gab Gilbert fünfundzwanzig Sous.

Als Philosoph bewunderte er die Kraft des menschlichen Willens, welche zwölf Stunden hinter einander unter die Arbeit einen jungen Menschen von achtzehn Jahren mit geschmeidigem, elastischem Körper und leidenschaftlichem Temperament beugen kann, denn Rousseau hatte nickt die glühende Leidenschaft erkannt, welche das Herz des Jünglings verzehrte.

Gilbert wog in seiner Hand das Geld, das er empfangen hatte: es war ein Vierundzwanzig-Sous-Stück und ein Sou, Er steckte den Sou in eine Tasche seiner Weste, wahrscheinlich zu den anderen Sous, die ihm vom vorhergehenden Tage übrig geblieben, drückte mit inniger Zufriedenheit das Vierundzwanzig-Sous-Stück in seiner rechten Hand und sprach:

»Mein Herr, Sie sind mein Meister, da ich bei Ihnen Arbeit gefunden habe; Sie geben mir

sogar die Wohnung umsonst. Ich denke daher, Sie könnten schlecht von mir urtheilen, wenn ich handelte, ohne Ihnen meine Handlungen zu offenbaren.«

Rousseau schaute ihn mit seinem argwöhnischen Auge an. »Wie!« sagte er, »was wollen Sie denn thun? haben Sie für morgen etwas Anderes vor, als zu arbeiten?«

»Ja, mein Herr, für morgen möchte ich gern mit Ihrer Erlaubniß frei sein.«

»Wozu?« versetzte Rousseau; »um zu faullenzen?«

»Mein Herr, ich möchte gern nach Saint-Denis gehen.«

»Nach Samt-Denis?«

»Ja; die Frau Dauphine kommt morgen in Saint-Denis an.«

»Ah! es ist wahr; es finden morgen in Saint-Denis Feste zum Empfang der Frau Dauphine statt.«

»So ist es,« sprach Gilbert.

»Ich hätte Sie für weniger neugierig gehalten, mein junger Freund, und Anfangs kam es mir vor, als verachteten Sie ganz anders das Gepränge der absoluten Gewalt.«

»Mein Herr . . .«

»Schauen Sie mich an, mich, den Sie zuweilen zum Muster zu nehmen behaupten. Gestern kam ein königlicher Prinz hierher und bat mich, zu Hofe zu gehen, nicht wie Sie gehen werden, armes Kind, indem Sie sich auf den Fußspitzen erheben, um über die Schulter einer französischen Leibwache den Wagen des Königs, vor dem man, wie für das heilige Sacrament, das Gewehr Präsentiren wird, vorüberfahren zu sehen, sondern um vor den Prinzen zu erscheinen, um das Lächeln der Prinzessinnen anzuschauen. Nun wohl! ich, ein dunkler Bürger, habe die Einladungen dieser Großen ausgeschlagen.«

Gilbert billigte mit dem Kopf.

»Und warum habe ich dies ausgeschlagen?« fuhr Rousseau voll Heftigkeit fort, »weil der Mensch nicht doppelt sein kann, weil die Hand, welche geschrieben hat, das Königthum sei ein Mißbrauch, nicht von einem König eine Gunst fordern kann, weil ich, der ich weiß, daß jedes Fest dem Volk ein wenig von dem Wohlstande entzieht, von dem ihm nur genug bleibt, daß es nicht in Empörung ausbricht, durch meine Abwesenheit gegen alle diese Feste protestire.«

»Mein Herr,« sprach Gilbert, »ich bitte Sie, zu glauben, daß ich Alles begriffen habe, was Erhabenes in Ihrer Philosophie liegt.«

»Ohne Zweifel; da Sie dieselbe jedoch nicht ausüben, so erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken . . .«

»Mein Herr, ich bin kein Philosoph.«

»Sagen Sie mir wenigstens, was Sie in Saint-Denis machen wollen.«

»Mein Herr, ich bin discret.«

Das Wort war schlagend für Rousseau: er begriff, daß irgend ein Geheimniß unter dieser Hartnäckigkeit verborgen sein mußte, und betrachtete den jungen Mann mit einer gewissen Bewunderung, die ihm dieser Character einflößte.

»Gut, gut,« sagte er, »Sie haben einen Grund, das ist mir lieber.«

»Ja, mein Herr, ich habe einen Grund, und zwar einen Grund, der in keiner Beziehung, das schwöre ich Ihnen, der Neugierde für ein Schauspiel gleicht.«

»Desto besser, oder vielleicht desto schlimmer, denn Ihr Blick ist tief, junger Mann, und ich

suchte vergebens darin die Reinheit und die Ruhe der Jugend.«

»Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr, versetzte Gilbert traurig, »ich habe Ihnen gesagt, daß ich unglücklich gewesen bin, und für die Unglücklichen gibt es keine Jugend. Es ist also abgemacht, Sie schenken mir den morgigen Tag.«

»Ja, mein Freund.«

»Ich danke, mein Herr.«

»Nur werde ich zur Stunde, wo Sie alles Gepränge der Welt vorüberziehen sehen, eines von meinen Kräuterbüchern öffnen und alle Herrlichkeiten der Natur die Revue passiren lassen.«

»Mein Herr,« erwiderte Gilbert, »hätten Sie nicht alle Kräuterbücher der Erde an dem Tage verlassen, wo Sie hingingen, um Fräulein Galley wiederzusehen, nachdem Sie ihr einen Kirschenstrauß in den Schooß geworfen?«

»Gut, gut; es ist wahr, Sie sind jung. Gehen Sie nach Saint-Denis, mein Kind.«

Dann, nachdem Gilbert ganz freudig weggegangen war und die Thüre hinter sich geschlossen hatte, sagte er:

»Das ist nicht Ehrgeiz, das ist Liebe!«

XLVII.

Die Frau des Zauberers.

In dem Augenblick, wo Gilbert nach dem so gut verwendeten Tage in seinem Speicher sein mit frischem Wasser benetztes Brod verzehrte und mit allen seinen Lungen die Luft der umliegenden Gärten einathmete, in diesem Augenblick stieg eine mit einer etwas fremdartigen Eleganz gekleidete Frau, verborgen unter einem langen Schleier, nachdem sie im Galopp eines herrlichen arabischen Pferdes die noch verlassene Straße nach Saint-Denis, welche am andern Tag von so vielen Menschen überladen werden sollte, verfolgt hatte, vor dem Kloster der Carmeliterinnen in Saint-Denis ab und klopfte mit ihrem zarten Finger an das Gitter des Thurmes, während ihr Pferd, dessen Zügel sie um den Arm geschlungen hielt, mit den Füßen scharfte und den Sand voll Ungeduld ausgrub.

Einige Bürger der Stadt blieben aus Neugierde um die Unbekannte her stehen. Sie wurden zugleich angezogen durch die erwähnte Fremdartigkeit ihrer Kleidung und durch die Beharrlichkeit ihres Klopfens.

»Was wünschen Sie, Madame?« fragte einer von ihnen.

»Sie sehen es, mein Herr,« antwortete die Fremde mit einem scharf italienischen Accent, »ich wünsche eintreten zu können.«

»Da adressiren Sie sich schlecht. Dieser Thurm öffnet sich nur einmal des Tags für die Armen, und die Stunde, zu der er sich öffnet, ist vorüber.«

»Wie macht man es dann, um mit der Superiorin zu sprechen?« sagte die Fremde.

»Man klopft an die kleine Pforte am Ende der Mauer, oder man läutet an der großen Pforte.«

Ein Anderer näherte sich und sprach:

»Sie wissen wohl, daß jetzt die Superiorin Ihre Königliche Hoheit Madame Louise von Frankreich ist?«

»Ich weiß es und danke Ihnen.«

»Bei Gott! ein schönes Pferd,« rief ein Dragoner der Königin, während er das Roß der Fremden beschaute; »wißt Ihr, daß dieses Pferd, wenn es nicht zu alt ist, einen Werth von fünf hundert Louis d'or hat, so wahr als das meinige nur fünfzig Pistolen werth ist?«

Diese Worte brachten eine große Wirkung auf die Menge hervor.

In demselben Augenblick brach sich ein Stiftsherr, der, ein Gegensatz des Dragoners, die Reiterin anschaute, ohne sich um das Pferd zu bekümmern, Bahn bis zu ihr und öffnete die Pforte des Thurmes mittelst eines ihm bekannten Geheimnisses.

»Treten Sie ein, Madame,« sagte er, »und ziehen Sie Ihr Pferd nach.«

Die Fremde, die es drängte, den gierigen Blicken der Menge zu entgehen, welche furchtbar auf ihr zu lasten schienen, befolgte schleunig den Rath und verschwand hinter der Pforte.

Sobald sie in dem weiten Hofe war, schüttelte die Fremde den Zaum ihres Pferdes, das so ungestüm Sattel und Zeug bewegte und so kräftig das Pflaster mit seinem Hufe schlug, daß die Schwester Pförtnerin, welche auf einen Augenblick ihre kleine, neben der Thüre liegende

Wohnung verlassen hatte, aus dem Innern des Klosters herbei eilte.

»Was wollen Sie, Madame,« rief sie, »und wie sind Sie hier hereingekommen?«

»Ein guter Stifftsherr hat mir die Thüre geöffnet,« sagte sie, »und ich will, wenn es möglich ist, die Superiorin sprechen.«

»Madame wird diesen Abend nicht empfangen.«

»Man hat mir jedoch gesagt, es sei die Pflicht der Superiorinnen des Klosters, diejenigen von ihren weltlichen Schwestern, welche Hülfe von ihnen verlangen wollen, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu empfangen.«

»Das ist möglich unter gewöhnlichen Umständen; doch Ihre Hoheit ist vorgestern erst hier angekommen, hat sich kaum eingerichtet und hält diesen Abend Kapitel.«

»Madame! Madame!« versetzte die Fremde, »ich komme von sehr fern her, ich komme von Rom. Ich habe sechzig Meilen zu Pferde zurückgelegt, und mein Muth ist zu Ende.«

»Was wollen Sie! Madame hat ausdrücklich Befehl gegeben.«

»Meine Schwester, ich habe Ihrer Aebtissin Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen.«

»Kommen Sie morgen wieder.«

»Unmöglich . . . ich bin einen Tag in Paris geblieben, und schon während dieses Tages . . . überdies kann ich nicht im Gasthofe schlafen.«

»Warum dies?«

»Weil ich kein Geld habe.«

Die Schwester Pförtnerin betrachtete mit erstauntem Auge diese mit Edelsteinen bedeckte Frau, welche ein so schönes Pferd besaß und behauptete, sie habe kein Geld, um ihr Lager für eine Nacht zu bezahlen.

»Oh! achten Sie nicht auf meine Worte und ebenso wenig auf meine Kleider,« sprach die junge Frau; »nein, ich sagte nicht die strenge Wahrheit, als ich behauptete, ich hätte kein Geld, denn in jedem Gasthofe würde man mir ohne Zweifel Credit geben. Nein! nein! was ich hier suche, ist kein Lager, sondern eine Zufluchtsstätte.«

»Madame, dieses Kloster ist nicht das einzige in Saint-Denis, und jedes von den hiesigen Klöstern hat seine Aebtissin.«

»Ja, ja, ich weiß es wohl, aber ich kann mich nicht an eine gewöhnliche Aebtissin wenden, meine Schwester.«

»Ich glaube, Sie würden sich täuschen, wenn Sie auf Ihrem Verlangen bestünden. Madame Louise von Frankreich beschäftigt sich nicht mehr mit Dingen dieser Welt.«

»Was ist Ihnen daran gelegen? melden Sie ihr immerhin, daß ich sie sprechen will.

»Ich sage Ihnen, es wird ein Kapitel gehalten.«

»Nach dem Kapitel?«

»Das Kapitel fängt eben erst an.«

»Ich werde in die Kirche eintreten und betend warten.«

»Ich bin in Verzweiflung, Madame,«

»Worüber?«

»Sie können nicht warten.«

»Ich kann nicht warten?«

»Nein.«

»Oh! ich täuschte mich also? ich bin also nicht in dem Hause des guten Gottes?« rief die Fremde mit solcher Energie im Blicke und in der Stimme, daß ihr die Schwester, welche einen längeren Widerstand nicht auf sich zu nehmen wagte, antwortete:

»Wenn dem so ist, will ich es versuchen.«

»Oh! sagen Sie Ihrer Hoheit, daß ich von Rom komme, daß ich mir mit Ausnahme von zwei Halten, von denen ich den einen in Mainz, den andern in Straßburg machte, auf dem Wege nicht mehr Zeit genommen, als ich brauchte, um zu schlafen, daß ich seit vier Tagen besonders nur ausgeruht habe, um wieder Kraft zu finden, nicht von meinem Pferde zu fallen, und um meinem Pferde Kraft zu geben, mich zu tragen.«

»Ich werde es sagen, meine Schwester.«

Und die Nonne verschwand.

Einen Augenblick nachher erschien eine Laienschwester.

Die Pförtnerin ging hinter ihr.

»Nun?« fragte die Fremde, die Antwort herausfordernd, so ungeduldig war sie, dieselbe zu hören.

»Madame,« antwortete die Laienschwester, »Ihre Königliche Hoheit sagt, es sei Ihr diesen Abend durchaus unmöglich, Audienz zu geben, es werde Ihnen jedoch nichtsdestoweniger Gastfreundschaft im Kloster angeboten, da Sie ein so dringendes Bedürfniß, eine Zufluchtsstätte zu finden, zu haben glauben. Sie können also eintreten; meine Schwester, und wenn Sie den langen Ritt gemacht haben, wenn Sie so ermüdet sind, als Sie sagen, so brauchen Sie sich nur zu Bette zu legend »Aber mein Pferd?«

»Seien Sie ruhig, man wird dafür sorgen, meine Schwester.«

»Es ist sanft wie ein Lamm, heißt Dscherid und kommt auf diesen Namen, wenn man ihm ruft. Ich empfehle es Ihnen angelegentlich, denn es ist ein wunderbares Thier.«

»Es wird behandelt werden wie die eigenen Pferde des Königs.«

»Ich danke.«

»Nun führen Sie Madame in ihr Zimmer,« sprach die Laienschwester zu der Schwester Pförtnerin.

»Nicht in mein Zimmer, in die Kirche. Ich bedarf nicht des Schlafes, sondern des Gebetes.«

»Die Kapelle ist Ihnen geöffnet, meine Schwester,« sagte die Nonne, mit dem Finger auf eine kleine Seitenthüre deutend, welche in die Kirche ging.

»Und ich werde die Frau Superiorin sehen?« fragte die Fremde.

»Morgen.«

»Morgen früh?«

»Oh! morgen früh, das wird abermals unmöglich sein.«

»Und warum dies?«

»Weil morgen großer Empfang« statthaben wird.«

»Oh! wer kann empfangen werden, der mehr Eile hat oder unglücklicher ist, als ich?«

»Die Frau Dauphine erweist uns die Ehre, morgen bei der Durchfahrt zwei Stunden hier anzuhalten. Das ist eine große Gnade für unser Kloster, eine große Feierlichkeit für unsere armen Schwestern; somit begreifen Sie . . .«

»Ach!«

»Die Frau Aebtissin wünscht, daß Alles hier der Königlichen Gäste, die wir empfangen, würdig sei.«

»Und mittlerweile,« sprach die Fremde, mit einem sichtbaren Schauer umherschauend, »mittlerweile, bis ich die erhabene Superiorin sehen kann, bin ich hier in Sicherheit?«

»Ja, meine Schwester, ganz gewiß. Unser Haus ist eine Freistätte selbst für die Schuldigen, um so viel mehr für die . . .«

»Flüchtlinge,« versetzte die Fremde; »gut. Es kommt also Niemand hier herein, nicht wahr?«

»Ohne Befehl, nein, Niemand.«

»Oh! und wenn er diesen Befehl erhielte? Mein Gott! mein Gott!« sagte die Fremde; »er, der so mächtig ist, daß mich seine Macht zuweilen erschreckt.«

»Wer, er?« fragte die Schwester.

»Niemand, Niemand.«

»Das ist eine arme Wahnsinnige,« murmelte die Nonne.

»Die Kirche! die Kirche!« wiederholte die Fremde, als wollte sie die Meinung, die man von ihr zu fassen anfing, rechtfertigen.

»Kommen Sie, meine Schwester, ich will Sie führen.«

»Hören Sie, man verfolgt mich; geschwinde, geschwinde, die Kirche.«

»Oh! die Mauern von Saint-Denis sind gut,« sprach die Lienschwester mit einem mitleidigen Lächeln, »und wenn Sie mir glauben wollten, so würden Sie sich, müde wie Sie sind, an das halten, was ich Ihnen sage, und in einem guten Bette ausruhen, statt Ihre Knie auf den Platten der Kapelle wund zu machen.«

»Nein, nein, ich will beten, damit Gott meine Verfolger fern von mir halte,« rief die junge Frau, verschwand durch die Thüre, welche ihr die Nonne bezeichnet hatte, und schloß diese Thüre hinter sich.

Neugierig wie eine Nonne, machte die Schwester den Weg durch die große Pforte, schritt sachte vor und sah am Fuße des Altars die Unbekannte, das Gesicht gegen die Erde, betend und schluchzend.

XLVIII.

Die Bürger von Paris.

Das Kapitel war wirklich, wie es die Nonnen zu der Fremden gesagt hatten, versammelt, um sich über die Mittel zu berathen, der Tochter der Cäsaren einen glänzenden Empfang zu bereiten.

»Ihre Königliche Hoheit Madame Louise weihte auf diese Art in Saint-Denis ihr oberstes Commando ein.

Der Schatz des Klosters war ein wenig gesunken. Die frühere Superiorin hatte, auf ihre Gewalt Verzicht leistend, den größeren Theil der Spitzen, die ihr als Eigenthum gehörten, so wie die Reliquienkästen und Monstranzen mitgenommen, welche ihren Gemeinden diese aus den besten Familien gezogenen Aebtissinnen liehen, die sich dem Dienste des Herrn unter den weltlichsten Bedingungen widmeten.

Als Madame Louise erfuhr, die Dauphine würde in Saint-Denis anhalten, schickte sie einen Boten nach Versailles, und noch in derselben Nacht kam ein mit Tapetenwerk, Spitzen und Ornamenten beladener Wagen an.

Es mochte ungefähr für sechsmal hundert tausend Livres sein.

Sobald sich das Gerücht von dem königlichen Glanze der Feierlichkeit verbreitete, sah man auch diese glühende, diese furchtbare Neugierde der Pariser sich verdoppeln, welche in kleinen Haufen, wie Mercier sagte, Stoff zum Lachen geben können, wenn sie aber alle beisammen sind, stets nachdenken und weinen machen.

Vor Tagesanbruch sah man, da die Reiseeintheilung der Frau Dauphine bekannt gemacht worden war, zu zehn und zehn, zu hundert und hundert, zu tausend und tausend die aus ihren Höhlen hervorgeschlüpften Pariser ankommen.

Die französischen Gardien, die Schweizer, die in Saint-Denis cantonnirten Regimenter hatten die Waffen ergriffen und stellten sich in Spalieren auf, um die beweglichen Wellen dieser Fluth von Menschen im Zaum zu halten, welche bereits ihre furchtbaren Wirbel um die Hallen der Basilica bildeten und sich an die Sculpturen der Portale des Gemeindehauses aufhißten. Ueberall sah man Köpfe, Kinder hockten auf den Schirmdächern der Thüren, Männer und Frauen drängten sich an den Fenstern, Tausende von Neugierigen endlich, welche zu spät gekommen waren oder, wie Gilbert, ihre Freiheit den Notwendigkeiten vorzogen, die stets ein behaupteter oder in der Menge erobertes Platz auferlegt, Tausende von Neugierigen, sagen wir, kletterten, emsigen Ameisen ähnlich, an den Stämmen hinauf und zerstreuten sich auf den Zweigen der Bäume, welche von Saint-Denis bis zur Muette gleichsam eine Hecke an dem Wege der Dauphine bildeten.

Noch reich an Equipagen und Livreen, hatte der Hof jedoch von Compiègne an abgenommen.

Wenn man nicht ein sehr vornehmer Herr war, konnte man kaum dem König, die gewöhnlichen Etapen verdoppelnd und verdreifachend, folgen, bei den Relais von Pferden, die er auf der Straße aufgestellt hatte.

Die Kleinen waren in Compiègne geblieben oder hatten Post genommen, um nach Paris zurückzukehren und ihr Gespann schnaufen zu lassen.

Doch nach einem Tage der Ruhe zu Hause, kehrten Herren und Bedienten ins Feld zurück und eilten nach Saint-Denis, sowohl um die Menge zu beschauen, als um die Dauphine zu sehen, welche sie bereits gesehen hatten.

Und dann gab es nicht außer dem Hofe zu jener Zeit tausend Equipagen: das Parlament, die Finanzen, der reiche Handelsstand, die Frauen nach der Mode und die Oper? Fanden sich nicht Miethpferde und Miethwagen, sowie die Carabas, welche vollgepfropft von fünf und zwanzig Parisern und Pariserinnen im kurzen Trab nach Saint-Denis rollten und ihre Bevölkerung später nach dem Orte der Bestimmung brachten, als wenn diese zu Fuß gegangen wäre?

»Man macht sich nicht leicht einen Begriff von der furchtbaren Armee, die sich nach Saint-Denis wandte, am Morgen des Tages, an welchem, wie die Zeitungen und Anschlagzettel verkündigt hatten, die Frau Dauphine hier ankommen sollte, und die sich nun gerade dem Kloster der Carmeliterinnen gegenüber aufhäufte und wenn es nicht möglich war, in dem bevorzugten Umkreise Platz zu finden, sich den Weg entlang ausbreitete, auf welchem die Frau Dauphine und ihr Gefolge ankommen und abgehen mußten.

Man denke sich nun in dieser Menge, einem Popanz selbst für den Pariser, man denke sich Gilbert, klein, allein, unentschlossen, unbekannt mit der Oertlichkeit und so stolz, daß er nie um eine Auskunft bitten wollte; denn seitdem er in Paris war, wollte er für einen Vollblut-Pariser gelten, er, der nie mehr als hundert Personen beisammen gesehen hatte.

Anfangs erschienen auf seinem Wege die Spaziergänger dünn gesät; dann vervielfältigten sie sich bei der Chapelle; endlich, als er Saint-Denis erreichte, war es, als ob sie unter den Pflastersteinen hervorkämen, denn sie standen hier so dicht beisammen, wie die Kornähren auf einem ungeheuren Felde.

Verloren in der Menge, sah Gilbert seit langer Zeit nichts mehr; er ging ohne zu wissen wohin, wohin die Menge ging; er hätte sich jedoch erkundigen müssen. Kinder stiegen auf einen Baum, er wagte es nicht, seinen Rock auszuziehen, um es zu machen wie sie, obgleich er große Lust dazu hatte; aber er näherte sich dem Baume. Unglückliche wie er jedes Horizonts beraubte Leute, welche auf den Füßen der Andern marschirten, während man wieder auf ihre Füße trat, hatten den glücklichen Gedanken, die Aufsteigenden zu befragen, und erfuhren von einem derselben, daß es einen großen leeren Raum zwischen dem Kloster und dem Garten gab.

Ermuthigt durch diese erste Frage, fragte Gilbert ebenfalls, ob man die Carrossen erblicke.

Man sah sie noch nicht und gewahrte nur auf der Straße, ungefähr eine Viertelstunde jenseits Saint-Denis, einen gewaltigen Staub. Das war es, was Gilbert wissen wollte: die Carrossen waren noch nicht angekommen, es handelte sich nur darum, genau zu erfahren, von welcher Seite sie ankommen würden.

Wenn man in Paris einen ganzen Volkshaufen durchschreitet, ohne mit irgend Jemand ein Gespräch anzuknüpfen, so ist man Engländer oder taubstumm.

Kaum hatte sich Gilbert zurückgeworfen, um sich von dieser ganzen Menge frei zu machen, als er am Rande eines Grabens eine Familie von kleinen Bürgersleuten fand, welche hier frühstückten:

Es war die Tochter, eine große, blonde Person mit blauen Augen, bescheiden und schüchtern.

Es war die Mutter, eine dicke, kleine, lachende Frau mit weißen Zähnen und frischer Gesichtsfarbe.

Es war der Vater, in einem weiten Rocke von Berkan steckend, der nur alle Sonntage aus dem

Schranke kam, den er aber für diese feierliche Gelegenheit aus dem Schranke gezogen hatte; er war auch mehr mit seinem Rocke beschäftigt, als mit seiner Frau und mit seiner Tochter, zum Voraus überzeugt, sie würden sich bei jeder Gelegenheit selbst zu helfen wissen.

Es war eine Tante, eine große, magere, trockene, wunderliche Person.

Es war eine Magd, welche beständig lachte.

Die letztere hatte in einem ungeheuren Korbe ein vollständiges Frühstück gebracht. Unter diesem Gewichte lachte und sang das kräftige Mädchen unablässig, ermuntert von seinem Herrn, der es im Falle der Noth ablöste.

Damals gehörte ein Diener zur Familie; es fand eine große Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Hunde des Hauses statt: geschlagen zuweilen; ausgeschlossen niemals.

Gilbert betrachtete aus einem Winkel des Auges diese Scene, welche ihm völlig neu war. Seit seiner Geburt im Schlosse Taverney eingesperrt, wußte er, was der Herr, was das Gesinde war; aber der Bürger war ihm durchaus fremd.

Er sah bei diesen braven Leuten bei der materiellen Besorgung der Bedürfnisse des Lebens die Anwendung einer Philosophie, welche, ohne von Pluto oder Sokrates auszugehen, ein wenig an der von Bias *in extenso* Theil hatte.

Man hatte so viel als möglich mitgenommen und benutzte dies so viel als möglich.

Der Vater schnitt eines von den appetitlichen Stücken Kalbfleisch ab, wie sie den kleinen Bürgern von Paris so theuer sind. Bereits von den Augen Aller verschlungen, ruhte die Speise golden, lecker und ölig auf einer Platte von glacirter Erde, wo sie am Tage vorher unter Moorrüben, Zwiebeln und Speckschnitten die für den kommenden Tag sorgsame Hausfrau begraben hatte.

Dann hatte die Magd die Platte zum Bäcker gebracht, der, sein Brod backend, in seinem Ofen zugleich zwanzig ähnlichen Platten, deren Inhalt in Gesellschaft an der nachgeborenen Wärme der Reißbüschel sich braten und vergolden sollte, eine Zufluchtstätte gegeben hatte.

Gilbert wählte am Fuße einer ungeheuren Ulme ein kleines Plätzchen, wo er das beschmutzte Gras mit seinem Sacktuch abstäubte.

Er nahm seinen Hut ab, breitete sein Sacktuch auf dem Grase aus und setzte sich.

Er schenkte seinen Nachbarn keine Aufmerksamkeit, was natürlich zur Folge hatte, daß sie ihn bemerkten, als sie dies sahen.

»Das ist ein sorgfältiger junger Mann,« sprach die Mutter.

Das Mädchen erröthete.

Das Mädchen erröthete, so oft von einem jungen Mann in seiner Gegenwart die Rede war, worüber die Urheber seiner Tage vor Freude sich aufblähten.

»Das ist ein sorgfältiger junger Mann,« hatte die Mutter gesagt.

In der That, bei einer Pariser Bürgerin wird sich die erste Bemerkung stets auf einen Mangel oder auf eine moralische Eigenschaft beziehen.

Der Vater wandte sich um.

»Und ein hübscher Junge,« sagte er.

Die Röthe des Mädchens vermehrte sich.

»Er scheint sehr müde zu sein und hat doch nichts getragen,« versetzte die Magd.

»Träge,« sprach die Tante.

»Mein Herr,« sagte die Mutter, indem sie sich an Gilbert mit der Vertraulichkeit des Fragens wandte, die man nur bei den Parisern trifft, »sind die Carrossen des Königs noch fern?«

Gilbert wandte sich um; als er sah, daß das Wort an ihn gerichtet war, stand er auf und grüßte.

»Das ist ein artiger junger Mann,« bemerkte die Mutter.

Das Mädchen wurde purpurroth.

»Ich weiß nicht, Madame,« antwortete Gilbert; »ich habe nur sagen hören, man sehe Staub, ungefähr eine Viertelstunde von hier.«

»Nähern Sie sich, mein Herr,« sprach der Bürger, »und wenn Sie Lust haben . . .«

Hiebei bezeichnete er das appetitliche, auf dem Grase ausgebreitete Frühstück.

Gilbert näherte sich. Er war nüchtern; der Geruch der Speisen kam ihm verführerisch vor; aber er fühlte seine fünf und zwanzig oder sechs und zwanzig Sous in seiner Tasche, bedachte, daß er für den dritten Theil seines Vermögens ein Frühstück so saftig als das, welches man ihm anbot, haben könnte, und wollte nichts von Leuten annehmen, die er zum ersten Male sah.

»Ich danke, mein Herr,« sagte er, »ich danke verbindlichst, ich habe schon gefrühstückt.«

»Ah! ah!« sagte die Bürgerin, »ich bemerke, daß Sie ein vorsichtiger Mann sind, mein Herr; doch Sie werden auf dieser Seite nichts sehen.«

»Aber Sie,« versetzte Gilbert lächelnd, »Sie werden also auch nichts sehen, da Sie, wie ich, hier sind?«

»Oh! wir,« sprach die Bürgerin, »das ist etwas Anderes, wir haben unsern Neffen, der Sergent bei den französischen Gardien ist.«

Das junge Mädchen wurde veilchenblau.

»Er wird diesen Morgen vor dem blauen Pfauen stehen, das ist sein Posten.«

»Darf ich Sie, ohne unbescheiden zu sein, fragen, wo der blaue Pfau ist?« sagte Gilbert.

»Gerade dem Kloster der Carmeliterinnen gegenüber,« antwortete die Mutter; »er hat uns einen Platz hinter seiner Mannschaft versprochen; wir bekommen seine Bank von ihm und sehen die Herrschaften vortrefflich aussteigen.«

Nun fühlte Gilbert, wie ihm die Röthe in das Gesicht trat; er wagte es nicht, sich mit diesen braven Leuten zu Tisch zu setzen, aber er starb beinahe vor Begierde, ihnen zu folgen.

Doch seine Philosophie, oder vielmehr der Stolz, welchem zu mißtrauen Rousseau ihn so sehr ermahnt hatte, flüsterte ihm zu:

»Es ist gut für die Frauen, wenn sie Jemand brauchen, aber ich, ein Mann, habe ich nicht Arme und Schultern?«

»Alle, welche nicht dort sind,« fuhr die Mutter fort, als hätte sie den Gedanken von Gilbert errathen und wollte ihm darauf antworten, »Alle, welche nicht dort sind, werden nichts sehen, als die leeren Wagen, und die leeren Wagen kann man, meiner Treue! sehen, wann man will; es lohnt sich nicht der Mühe, deshalb nach Saint-Denis zu gehen.«

»Aber, Madame, mir scheint, es werden viele Leute denselben Gedanken haben, wie Sie,« sagte Gilbert.

»Ja, aber es werden nicht Alle einen Neffen haben, um sie passiren zu lassen.«

»Oh! das ist wahr.«

Und als Gilbert dieses das ist wahr sprach, drückte sein Gesicht einen Verdruß aus, der dem Pariser Scharfsinn nicht entging.

»Doch der Herr kann wohl mit uns kommen, wenn es ihm beliebt,« sprach der Bürger, welcher geschickt errieth, was seine Frau zu haben wünschte.

»Oh! mein Herr, ich würde befürchten, Ihnen zur Last zu fallen,« versetzte Gilbert.

»Ah! im Gegentheil,« sagte die Frau, »Sie werden uns an Ort und Stelle kommen helfen. Wir hatten nur einen Mann zu unserer Unterstützung und werden dann zwei haben.«

Kein Beweismittel hatte ein solches Gewicht wie dieses, um Gilbert zu bestimmen. Der Gedanke, er würde nützlich sein und durch diese Nützlichkeit den Beistand bezahlen, den man ihm anbot, wahrte sein Gewissen und benahm ihm zum Voraus jedes Bedenken.

»Wir werden wohl sehen, wem er seinen Arm anbietet,« sagte die Tante.

Diese Hülfe fiel für Gilbert in der That vom Himmel. Wie hätte er das ungeheure Hinderniß eines Walles von dreißig tausend Personen überwinden sollen, welche sich insgesamt mehr als er durch den Rang, durch den Reichthum, durch die Kraft und besonders durch die Gewohnheit empfahlen, sich bei diesen Festen, wo Jeder den breitesten Platz, den er sich machen kann, einnimmt, bequem zu stellen.

Dies würde indessen für unseren Philosophen, wäre er weniger Theoretiker und mehr Praktiker gewesen, ein bewunderungswürdiges dynamisches Studium der Gesellschaft geworden sein.

Die vierspännige Carrosse fuhr wie eine Kanonenkugel in die Masse, und Jeder flog bei Seite vor dem Läufer mit dem Federnhut, dem buntscheckigen Leibrock und dem dicken Stocke, der zuweilen selbst wiederum zwei unwiderstehliche Hunde vor sich hergehen ließ.

Die zweispännige Carrosse sagte eine Art von Einlaßwort einem Garde in das Ohr und nahm ihre Stelle auf dem Rundplatze zunächst beim Kloster.

Die Reiter gelangten im Schritte, aber die Menge beherrschend, nach tausend Stößen, nach tausend Puffen und nachdem sie tausendfaches Murren ausgestanden, zum Ziele.

Der Fußgänger erschien endlich, vorgeschoben, zurückgeworfen, gedrängt, schwimmend wie eine Welle, welche von tausend anderen Wellen fortgetrieben wird, sich auf seinen Fußspitzen erhebend, oder von seinem Nachbar emporgehoben, sich anstrengend wie Anteus, um die gemeinschaftliche Mutter wiederzufinden, die man die Erde nennt, seinen Weg suchend, um aus der Menge zu kommen, ihn findend und seine Familie nach sich ziehend, welche beinahe immer aus einer Truppe von Frauen bestand, die der Pariser allein unter allen Völkern überallhin, überalldurch und immer zu führen weiß und wagt und ohne Prahlereien respectiren macht.

Vor Allem, oder vielmehr vor Allen brach sich der Mann von der Hefe des Volkes, der Mann mit dem bärtigen Gesichte, nur den Rest einer Mütze auf dem Kopf, mit nackten Armen, die Hose von einem Strick gehalten, mit den Ellbogen, mit den Schultern, mit den Füßen spielend, lachend auf eine Weise, daß es einem Grinsen glich, Bahn durch das Gedränge, so leicht als Gulliver in dem Getreide von Lilliput.

Gilbert, der weder vornehmer Herr mit vier Pferden, noch Parlamentsmitglied im Wagen, noch Militär zu Pferd, noch Pariser, noch Mann des Volkes war, würde in dieser Menge unfehlbar gequetscht, erdrückt, zermalmt worden sein. Sobald er aber einmal unter der Protection des Bürgers stand, fühlte er sich stark.

Entschlossen bot er den Arm der Mutter.

»Der Unverschämte!« sagte die Tante.

Man setzte sich in Marsch.

Der Vater ging zwischen seiner Schwester und seiner Tochter; dahinter kam die Magd, den Korb am Arm.

»Meine Herren, ich bitte Sie,« sagte die Bürgerin mit ihrem treuherzigen Lächeln; »meine Herren, haben Sie die Gefälligkeit, meine Herren, seien Sie so gut . . .«

Und man ging bei Seite und ließ sie vorüber, sie und Gilbert, und in ihrem Soge schlüpfte die übrige Gesellschaft nach.

Schritt für Schritt, Fuß für Fuß eroberte man die fünfhundert Klafter Boden, welche den Platz des Frühstücks von dem Platze des Klosters trennten, und man gelangte bis zu dem Spaliere der furchtbaren französischen Garden, auf welche der Bürger und seine Familie ihre ganze Hoffnung setzten.

Das junge Mädchen hatte allmählig seine natürliche Farbe wieder bekommen.

Hier angelangt erhob sich der Bürger auf den Schultern von Gilbert und erblickte zwanzig Schritte von sich den Neffen seiner Frau, der sich den Schnurrbart drehte.

Der Bürger machte mit seinem Hut so ausschweifende Geberden, daß sein Neffe ihn am Ende bemerkte, auf ihn zuging und etwas Raum von seinen Kameraden verlangte, welche die Reihen auf einem Punkte auflösten.

Sogleich schlüpfen durch diesen Spalt Gilbert und die Bürgerin, der Bürger, seine Schwester und seine Tochter, dann die Magd, welche wohl beim Durchzug ein heftiges Geschrei ausstieß und sich mit wilden Augen umwandte, jedoch ohne daß ihre Herrschaft nur daran dachte, sie nach dem Grunde ihres Geschreis zu fragen.

Sobald Gilbert die Chaussee überschritten hatte, begriff er, daß er an Ort und Stelle war. Er dankte dem Bürger, der Bürger dankte ihm. Die Mutter versuchte es, ihn zurückzuhalten die Tante forderte ihn auf, zu gehen, und man trennte sich, um sich nicht wieder zu sehen.

Da, wo sich Gilbert befand, waren nur Bevorzugte; er erreichte daher leicht den Stamm einer großen Linde, stieg auf einen Stein, machte sich einen Haltpunkt aus dem ersten besten Zweige und wartete.

Eine halbe Stunde nachher rasselten die Trommeln, donnerten die Kanonen, und die majestätische Glocke der Kathedrale schleuderte ein erstes Gesumme in die Luft.

XLIX.

Die Carrossen des Königs.

Ein dumpfes Gemurmel in der Ferne, das immer stärker und immer deutlicher wurde, je näher es kam, machte, daß Gilbert, der seinen ganzen Körper unter einem scharfen Schauer sich sträuben fühlte, die Ohren spitzte.

Man rief: es lebe der König.

Dies war damals noch gebräuchlich.

Eine Wolke von wiehernden, mit Gold und Purpur bedeckten Pferden wälzte sich auf der Chaussée fort: das waren die Musketiere, die Gendarmen und die Schweizer zu Pferd; dann erschien eine schwere, herrliche Carrosse.

Gilbert erblickte ein blaues Band und einen bedeckten majestätischen Kopf. Er sah den kalten, durchdringenden Blitz des königlichen Blickes, vor welchem sich alle Stirnen beugten und entblößten.

Geblendet, unbeweglich, berauscht, keuchend, vergaß er seinen Hut abzunehmen.

Ein heftiger Schlag entzog ihn seiner Extase; sein Hut war auf den Boden gerollt.

Er machte einen Sprung, hob seinen Hut auf, schaute empor und erkannte den Neffen des Bürgers, der ihn mit dem den Militären eigenthümlichen verschmitzten Lächeln anschaute.

»Nun!« sagte er, »nimmt man seinen Hut nicht vor dem König ab?«

Gilbert erbleichte, betrachtete seinen mit Staub bedeckten Hut und antwortete:

»Es ist das erste Mal, daß ich den König sehe, mein Herr, und ich habe allerdings vergessen, ihn zu grüßen. Aber ich wußte nicht . . .«

»Sie wußten nicht?« versetzte der Kriegsmann die Stirne faltend.

Gilbert befürchtete, man könnte ihn von dem Platze wegjagen, wo er so gut stand, um Andréé zu sehen: die Liebe, die in seinem Herzen glühte, brach seinen Stolz.

»Entschuldigen Sie mich,« sagte er, »ich bin aus der Provinz.«

»Und Sie sind nach Paris gekommen, um Ihre Erziehung zu machen, mein gutes Männchen?«

»Ja, mein Herr,« antwortete Gilbert, seine Wuth verschluckend.

»Nun, da Sie eben im Zuge sind, sich zu unterrichten,« sagte der Sergent, indem er die Hand von Gilbert zurückhielt, welcher seinen Hut eben wieder auf seinen Kopf setzen wollte, »erfahren Sie noch Folgendes: man grüßt die Frau Dauphine wie den König, die Herren Prinzen wie die Frau Dauphine, kurz man grüßt alle Wagen, woran Lilien sind. Kennen Sie die Lilien, mein Kleiner, oder soll ich Sie damit bekannt machen?«

»Unnöthig, mein Herr, ich kenne sie,«

.»Das ist ein Glück,« brummte der Sergent.

Die königlichen Wagen zogen vorüber.

Die Reihe verlängerte sich: Gilbert schaute mit so gierigen Augen, daß sie blöd aussahen. Nach und nach, wie sie vor der Pforte der Abtei anlangten, hielten die Wagen an und die Herren des Gefolges stiegen aus, eine Operation, welche von fünf zu fünf Minuten einen Halt auf der

ganzen Linie veranlaßte.

Bei einem von diesen Halten fühlte es Gilbert, als ob ein glühendes Eisen sein Herz durchdränge. Es faßte ihn ein Schwindel, wobei alle Dinge vor seinen Augen verschwanden, und ein so heftiges Zittern bemächtigte sich seiner, daß er sich an seinem Äste anklammern mußte, um nicht zu fallen.

Sich gegenüber hatte er auf höchstens zehn Schritte in einem von den Wagen mit Lilien, die ihm der Sergent zu grüßen empfohlen, das glänzende, leuchtende Antlitz von Andrée erblickt, welche weiß gekleidet war, wie ein Engel, oder wie ein Gespenst.

Er stieß einen schwachen Schrei aus, überwand sodann alle Gemüthsbewegungen, die sich gleichzeitig seiner bemächtigt hatten, befahl seinem Herzen, zu schlagen aufzuhören, und seinem Blicke, sich auf die Sonne zu heften.

Und die Herrschaft, die der junge Mann über sich selbst besaß, war so groß, daß es ihm gelang.

Andrée, welche wissen wollte, warum die Wagen zu fahren aufgehört, neigte sich aus dem Schlage hervor, ließ ihr schönes Azurauge umherlaufen, erblickte Gilbert und erkannte ihn.

Gilbert vermuthete, Andrée würde, wenn sie ihn erblickte, staunen, sich umwenden und mit ihrem Vater sprechen, der neben ihr im Wagen saß.

Er täuschte sich nicht, Andrée staunte, wandte sich um und lenkte auf Gilbert die Aufmerksamkeit des Baron von Taverney, der, geschmückt mit seinem großen rothen Ordensbande, majestätisch in der Carrosse des Königs saß.

»Gilbert!« rief der Baron, als ob er Plötzlich erwachte, »Gilbert hier! Und wer wird dort für Mahon sorgen?«

Gilbert hörte diese Worte vollkommen und schickte sich auch sogleich an, Andrée und ihren Vater mit studirter Ehrfurcht zu grüßen.

Er bedurfte aller seiner Kräfte, um diese Begrüßung auszuführen.

»In der That, es ist wahr!« rief der Baron, als er unsern Philosophen erblickte. »Es ist dieser Bursche in Person.«

Der Gedanke, Gilbert befinde sich in Paris, war seinem Geist so fern, daß er Anfangs den Augen seiner Tochter nicht glauben wollte, und sogar hernach noch alle Mühe hatte, seinen eigenen Augen zu glauben.

Das Gesicht von Andrée, welches Gilbert mit einer unerschütterlichen Aufmerksamkeit betrachtete, drückte nicht mehr als eine vollkommene Ruhe nach einer leichten Wolke des Erstaunens aus.

Der Baron neigte sich aus dem Schlage und rief Gilbert durch eine Geberde.

Gilbert wollte auf ihn zugehen, der Sergent hielt ihn zurück.

»Sie sehen? daß man mich ruft,« sagte er.

»Wo dies?«

»Von jenem Wagen.«

Die Blicke des Sergenten folgten der durch den Finger von Gilbert bezeichneten Richtung und hefteten sich auf den Wagen von Herrn von Taverney.

»Verzeihen Sie, Sergent,« sagte der Baron, »ich möchte gern mit diesem Jungen nur zwei Worte sprechen.«

»Vier, mein Herr, vier,« antwortete der Sergent; »Sie haben übrigens Zeit, man hält eine Rede unter der Halle und der Aufenthalt dauert eine gute halbe Stunde. Gehen Sie vorbei, junger Mann.«

»Hierher, Bursche,« sprach der Baron zu Gilbert, welcher sich stellte, als ginge er seinen gewöhnlichen Schritt, »sagt einmal, warum man Euch zufällig in Saint-Denis trifft, während Ihr in Taverney sein solltet?«

Gilbert verbeugte sich zum zweiten Male vor Andrée und dem Baron; und antwortete:

»Es ist nicht der Zufall, mein Herr, was mich hierher führt, sondern ein Akt meines Willens.«

»Wie, Eures Willens, Maulaffe! solltet Ihr einen Willen haben?«

»Warum nicht? Jedem freien Menschen steht das Recht zu, einen zu haben.«

»Jedem freien Menschen! Ah! Ihr haltet Euch also für frei, unglückliches Bürschchen?«

»Ganz gewiß, da ich meine Freiheit an Niemand gefesselt habe.«

»Das ist bei meiner Treue ein lustiger Schlingel,« rief Herr von Taverney, etwas verblüfft durch die feste Haltung, mit der Gilbert sprach. »Wie? Ihr in Paris! und wie seid Ihr hierher gekommen, bitte ich? . . . Und mit welchen Mitteln, wenn's beliebt?«

»Zu Fuß,« antwortete Gilbert lakonisch.

»Zu Fuß!« wiederholte Andrée mit einem gewissen Ausdruck des Mitleids.

»Und was willst Du in Paris machen, frage ich Dich?« rief der Baron.

»Zuerst meine Erziehung, sodann mein Glück.«

»Deine Erziehung!«

»Dessen bin ich sicher.«

»Dein Glück!«

»Ich hoffe es.«

»Und was machst Du mittlerweile? Du bettelst?«

»Betteln!« versetzte Gilbert mit stolzer Verachtung.

»Also stiehlest Du?«

»Mein Herr,« sprach Gilbert mit einem Ausdruck unbändiger Entschiedenheit, der einen Augenblick die Aufmerksamkeit von Fräulein von Taverney auf den seltsamen jungen Mann lenkte, »habe ich Sie je bestohlen?«

»Was machst Du dann mit Deinen Faullenzhänden?«

»Was ein Mann von Genie macht, dem ich gleichen will, und wäre es nur durch meine Beharrlichkeit. Ich schreibe Musik ab.«

Andrée wandte den Kopf nach ihm um.

»Sie schreiben Musik ab?« sagte sie.

»Ja, mein Fräulein.«

»Sie verstehen also die Musik?« fügte sie verächtlich und mit demselben Tone bei, als hätte sie gesagt: »Sie lügen.«

»Ich kenne meine Noten, und das ist genug, um Abschreiber zu sein,« antwortete Gilbert.

»Und wo Teufels hast Du Deine Noten gelernt?«

»Ja,« machte Andrée lächelnd.

»Herr Baron, ich liebe die Musik ungemein, und da das Fräulein jeden Tag ein paar Stunden

an seinem Clavier zubrachte, verbarg ich mich, um zu horchen.«

»Müßiggänger!«

»Ich habe Anfangs die Melodien auswendig behalten, und da diese Melodien in einer Methode geschrieben waren, so lernte ich allmählig und durch angestrengte Arbeit in dieser Methode lesen.«

»In meiner Methode!« versetzte Andrée, im höchsten Maße entrüstet, »Sie wagten es, meine Methode zu berühren?«

»Nein, mein Fräulein, das hätte ich mir nie erlaubt,« sprach Gilbert; »aber sie blieb auf Ihrem Clavier bald an einem Ort, bald an einem andern offen. Ich berührte sie nicht, ich versuchte es, zu lesen, und sonst nichts; meine Augen konnten die Blätter nicht beschmutzen.«

»Sie werden sehen,« sprach der Baron, »dieser Schuft sagt uns sogleich, er spiele Clavier wie Haydn.«

»Ich könnte dies ohne Zweifel, wenn ich es gewagt hätte, meine Finger auf die Tasten zu setzen.«

Andrée warf unwillkürlich einen zweiten Blick, auf dieses Gesicht, welches von einem Gefühle belebt war, von dem nichts einen Begriff geben kann, wenn nicht etwa der gierige Fanatismus des Märtyrers.

Aber der Baron, der in seinem Innern nicht die Ruhe und die verständige Hellsichtigkeit seiner Tochter besaß, fühlte seinen Zorn entbrennen bei dem Gedanken, dieser junge Mann habe Recht und man habe ein unmenschliches Unrecht gegen ihn begangen, daß man ihn in Taverney in Gesellschaft von Mahon gelassen.

Man vergibt aber nur schwer einem Untergeordneten das Unrecht, dessen er uns zu überweisen vermag, und so rief der Baron, der immer hitziger wurde, je mehr sich seine Tochter besänftigte:

»Ah! junger Schurke, Du läßt es Dir einfallen, auszureißen, umherzustreifen, und wenn man von Dir Rechenschaft verlangt über Dein Betragen, nimmst Du Deine Zuflucht zu elenden Possen, wie wir sie eben gehört. Nun wohl, da durch meinen Fehler das Pflaster des Königs nicht von Spitzbuben und Zigeunern belagert werden soll . . .«

Andrée machte eine Bewegung, um ihren Vater zu beschwichtigen; sie fühlte, daß die Uebertreibung die Ueberlegenheit ausschloß.

Aber der Baron schob die beschützende Hand seiner Tochter auf die Seite und fuhr fort:

»Ich werde Dich Herrn von Sartines empfehlen und Du sollst einen Gang nach Bicêtre machen, Du Taugenichts von einem Philosophen.«

Gilbert machte einen Schritt rückwärts, drückte seinen Hut unter seinen Arm, und erwiederte bleich vor Zorn:

»Herr Baron, erfahren Sie, daß ich, seitdem ich in Paris bin, Beschützer gefunden habe, welche bei Ihrem Herrn von Sartines antichambriren.«

»Ah! ja wohl,« rief der Baron, »wenn Du Bicêtre entgehst, so wirst Du jedenfalls den Steigbügelriemen nicht entgehen. Andrée, Andrée! rufe Deinen Bruder, der ganz in der Nähe ist.«

Andrée bückte sich gegen Gilbert und sagte gebieterisch:

»Herr Gilbert, entfernen Sie sich.«

»Philipp! Philipp!« rief der Greis.

»Entfernen Sie sich,« sagte Andrée zu dem jungen Mann, der stumm und unbeweglich, wie in einer extatischen Beschauung, an seinem Platze blieb.

Durch den Ruf des Barons herbeigezogen, eilte ein Cavalier an den Schlag der Carrosse: es war Philipp von Taverney in der Uniform eines Kapitäns. Der junge Mann war zugleich freudig und glänzend.

»Sieh da Gilbert!« sagte er treuherzig, als er diesen erkannte, »Gilbert hier! Guten Morgen Gilbert . . . Was wünschen Sie von mir, mein Vater?«

»Guten Morgen, Herr Philipp,« antwortete der junge Mann.

»Was ich wünsche?« rief der Baron, bleich vor Wuth, »Du sollst Deine Degenscheide nehmen und diesen Burschen züchtigen.«

»Was hat er denn gethan?« fragte Philipp, indem er abwechselnd und mit wachsendem Erstaunen die Wuth des Barons und die furchtbare Unempfindlichkeit von Gilbert betrachtete.

»Er hat gethan, er hat gethan,« rief der Baron, »schlage Philipp, schlage wie auf einen Hund.« Taverney wandte sich gegen seine Schwester um.

»Was hat er denn gethan, Andrée, sprich, sollte er Dich beleidigt haben?«

»Ich!« rief Gilbert.

»Nein, nein, Philipp,« erwiederte Andrée, »nein; er hat nichts gethan, mein Vater irrt sich. Herr Gilbert ist nicht mehr in unserem Dienst und hat daher vollkommen das Recht, zu gehen, wohin es ihm beliebt. Mein Vater will das nicht begreifen, und als er ihn hier fand, gerieth er in Zorn.«

»Ist das Alles?« fragte Philipp.

»Durchaus, mein Bruder und ich begreife den Zorn von Herrn von Taverney nicht, besonders bei einer solchen Veranlassung, und wenn die Dinge und Leute nicht einmal einen Blick verdienen. Sieh nach, Philipp, ob wir weiter fahren.«

Der Baron schwieg, bezähmt durch die ganz königliche Erhabenheit seiner Tochter.

Gilbert neigte das Haupt, niedergebeugt durch diese Verachtung. Es durchzuckte ein Blitz sein Herz, und dieser Blitz glich dem des Hasses. Er hätte einen tödtlichen Schlag des Schwertes von Philipp und sogar einen blutigen seiner Peitsche vorgezogen.

Er wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.

Zum Glück war in diesem Augenblick die Rede beendet und die Carrossen setzten sich hienach wieder in Bewegung.

Die des Barons entfernte sich allmählig, andere folgten; Andrée verschwand wie in einem Traum.

Gilbert blieb allein, nahe daran, zu weinen, nahe daran, zu brüllen, unfähig, er glaubte dies wenigstens, das Gewicht seines Unglücks zu ertragen.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter.

Er wandte sich um und sah Philipp, der, nachdem er abgestiegen war und sein Pferd einem Soldaten seines Regiments zu halten gegeben hatte, ganz lächelnd auf ihn zukam.

»Laß hören, was ist vorgefallen, mein armer Gilbert, und warum bist Du in Paris?«

Dieser treuherzige, vertrauliche Ton rührte den jungen Mann.

»Ei! mein Herr,« sagte er mit einem Seufzer, der sich unwillkührlich seinem unbeugsamen

Stoicismus entwand, »ich frage Sie, was hätte ich in Taverney thun sollen? Ich wäre vor Verzweiflung, Unwissenheit und Hunger gestorben.«

Philipp bebte, denn sein unparteiischer Geist war, wie es Andrée gewesen, betroffen von der schmerzlichen Verlassenheit, der man den jungen Mann preisgegeben.

»Und Du glaubst in Paris, ohne Geld, ohne Protection, ohne Hilfsquellen durchzudringen, mein armes Kind?«

Ich glaube es, mein Herr; der Mensch, welcher arbeiten will, stirbt selten da Hunger, wo es Menschen gibt, die nichts zu thun wünschen.«

Philipp bebte bei dieser Antwort. Er hatte in Gilbert nie etwas Anderes gesehen, als einen Diener ohne alle Bedeutung.

»Ißt Du wenigstens?« sagte er.

»Ich verdiene mein Brod, Herr Philipp, und derjenige braucht nie mehr, der sich immer nur einen Vorwurf gemacht hat, den, daß er das Brod aß, welches er nicht verdiente.«

»Du sagst dies hoffentlich nicht in Beziehung auf das, was man Dir in Taverney gegeben hat, mein Kind? Dein Vater und Deine Mutter waren gute Diener des Schlosses und Du selbst machtest Dich leicht nützlich.«

»Ich that nur meine Pflicht, mein Herr.«

»Höre Gilbert,« fuhr der junge Mann fort, »Du weißt, daß ich Dich immer geliebt habe; ich sah Dich stets mit andern Augen an, als die Uebrigen; ob ich hierin Recht oder Unrecht hatte, wird die Zukunft lehren. Dein ungeschlachtet Wesen erschien mir als Zartgefühl; Deine Rauheit nenne ich Stolz.«

»Ah! Herr Chevalier,« rief Gilbert hoch athmend.

»Ich will Dir also wohl, Gilbert.«

»Ich danke, Herr.«

»Ich war jung wie Du unglücklich wie Du in meiner Lage, davon kommt es vielleicht her, daß ich Dich verstanden habe. Das Glück lächelte mir eines Tag; nun, laß mich Dir helfen, Gilbert, bis das Glück Dir ebenfalls lächelt.«

»Ich danke, ich danke, Herr.«

»Sprich, was willst Du machen? Du bist zu ungeschmeidig, um in einen Dienst zu treten.«

Gilbert schüttelte den Kopf mit einem verächtlichen Lächeln und erwiderte:

»Ich will studiren.«

»Um zu studiren, braucht man Lehrer, und um die Lehrer zu bezahlen, braucht man Geld.«

»Ich erwerbe mir, mein Herr.«

»Du erwirbst Dir,« versetzte Philipp lächelnd, »und wie viel?«

»Fünfundzwanzig Sous täglich, und ich kann mir sogar dreißig und vierzig erwerben.«

»Das ist gerade so viel, als man braucht, um zu essen.«

Gilbert lächelte.

»Laß hören, ich benehme mich vielleicht ungeschickt, wenn ich Dir meine Dienste anbiete.«

»Ihre Dienste, mir, Herr Philipp?«

»Allerdings meine Dienste. Erröthest Du, sie anzunehmen?«

Gilbert antwortete nicht.

»Die Menschen sollen sich auf dieser Welt einander unterstützen,« fuhr Maison-Rouge fort;
»sind sie nicht Brüder?«

Gilbert erhob das Haupt und heftete seine so verständigen Augen auf das edle Antlitz des jungen Mannes.

»Diese Sprache setzt Dich in Erstaunen?«

»Nein, mein Herr,« erwiderte Gilbert, »es ist die Sprache der Philosophie, nur bin ich nicht gewohnt, sie bei Leuten Ihres Standes zu hören.«

»Du hast Recht, und dennoch ist es die Sprache unserer Generation. Der Dauphin selbst theilt diese Grundsätze. Mache nicht den Stolzen gegen mich, was ich Dir leihe, gibst Du mir später zurück. Wer weiß, ob Du nicht eines Tags ein Colbert oder ein Vauban sein wirst?«

»Oder ein Tronchin,« sagte Gilbert.

»Wohl möglich. Hier ist meine Börse, theilen wir.«

»Ich danke, mein Herr,« sagte der unzählbare junge Mann, gerührt, ohne es zugestehen zu wollen, von dieser bewunderungswürdigen Herzlichkeit Philipps; »ich danke, ich brauche nichts; nur . . . nur bin ich Ihnen viel dankbarer, als wenn ich Ihr Anerbieten angenommen hätte, das mögen Sie überzeugt sein.«

Hienach verbeugte er sich vor dem erstaunten Philipp, kehrte rasch unter die Menge zurück und verlor sich in dieser.

Der junge Kapitän wartete mehrere Sekunden, als ob er weder seinen Augen, noch seinen Ohren trauen könnte; da er aber sah, daß Gilbert nicht wieder erschien, stieg er zu Pferde und begab sich zu seinem Posten.

L.

Die Besessene.

Dieses ganze Geräusch der schallenden Wagen, dieses ganze Getöse der in vollen Schwingungen ertönenden Glocken, dieses ganze Rasseln der Trommeln, diese ganze Majestät, der Widerschein der Majestäten der für sie verlorenen Welt, glitten über die Seele von Madame Louise hin und erstarben, wie die vergebliche Woge, am Fuße der Mauern ihrer Zelle.

Als der König wieder weggefahren war, nachdem er als Vater und Souverän es fruchtlos versucht hatte, nämlich durch ein Lächeln, auf das Bitten folgten, welche Befehlen glichen, seine Tochter in die Welt zurückzurufen, als die Dauphine, welche bei dem ersten Blicke die wahrhafte Seelengröße ihrer erhabenen Tante erschütterte, mit ihrem Wirbel von Höflingen verschwunden war, ließ die Superiorin der Carmeliterinnen die Tapeten von den Wänden ziehen, die Blumen wegnehmen und die Spitzen ablösen.

Von der ganzen, noch tief bewegten Gemeinde verzog sie allein keine Miene, als die schweren Pforten des Klosters, einen Augenblick für die Menschen geöffnet, gewichtig auf ihren Angeln rollten und sich geräuschvoll zwischen der Welt und der Einsamkeit schloßen.

Dann ließ sie die Schaffnerin kommen und fragte diese:

»Haben die Armen während der zwei Tage der Unordnungen die gewöhnlichen Almosen bekommen?«

»Ja, Madame.«

»Sind die Kranken wie gewöhnlich besucht worden?«

»Ja, Madame.«

»Hat man die Soldaten etwas erfrischt entlassen?«

»Sie haben insgesamt Brod und Wein nach der Anordnung von Madame bekommen.«

»Es ist also nichts im Hause unterlassen oder versäumt worden?«

»Nein, Madame.«

Madame Louise näherte sich dem Fenster und athmete sachte die balsamische Frische ein, welche auf dem feuchten Flügel der Stunden unmittelbar vor Einbruch der Nacht vom Garten aufsteigt.

Die Schaffnerin wartete ehrfurchtsvoll, bis ihr die erhabene Aebtissin einen Befehl geben oder sie entlassen würde.

Madame Louise, Gott allein weiß, an was die arme königliche Klausnerin in diesem Augenblick dachte, Madame Louise entblätterte hochstämmige Rosen, die bis zu ihrem Fenster emporragten, und Jasmine, welche die Wände des Hofes tapezirten.

Plötzlich erschütterte der heftige Hufschlag eines Pferdes die Thüre der Gesindewohnung und machte die Superiorin beben.

»Wer ist denn in Saint-Denis von allen den Herren des Hofes geblieben?« fragte Madame Louise.

»Seine Eminenz der Cardinal von Rohan, Madame?«

»Sind denn seine Pferde hier?«

»Nein, Madame, sie sind im Kapitel der Abtei, wo er die Nacht zubringen wird.«

»Was soll denn dieser Lärm bedeuten?«

»Madame, diesen Lärm macht das Pferd der Fremden.«

»Welcher Fremden?« fragte Madame Louise, während sie ihre Erinnerungen zu sammeln suchte.

»Ich meine die Italienerin, welche gestern Abend hierher gekommen ist und Ihre Hoheit um Gastfreundschaft gebeten hat.«

»Ah! es ist wahr. Wo ist sie?«

»In ihrem Zimmer oder in der Kirche.«

»Was hat sie seit gestern gemacht?«

»Sie hat seit gestern jede Speise, das Brod ausgenommen, zurückgewiesen und die ganze Nacht in der Kapelle gebetet.«

»Ohne Zweifel eine große Sünderin!« sprach die Superiorin die Stirne faltend.

»Ich weiß es nicht, Madame, sie hat mit Niemand gesprochen.«

»Was für eine Frau ist es?«

»Schön und von sanftem und zugleich stolzem Antlitz.«

»Wo hat sie sich diesen Morgen während der Ceremonie aufgehalten?«

»In ihrem Zimmer am Fenster; ich sah sie verborgen hinter ihren Vorhängen auf jede Person, welche eintrat, einen Blick voll Angst heften, als befürchtete sie, in jedem Eintretenden einen Feind zu erblicken.«

»Irgend eine Frau von dieser armen Welt, wo ich gelebt, wo ich regiert habe. Laßt sie kommen.«

Die Schaffnerin machte einen Schritt, um sich zu entfernen.

»Ah! weiß man ihren Namen?« fragte die Prinzessin.

»Lorenzo Feliciani.«

»Ich kenne Niemand dieses Namens,« sprach Madame Louise träumerisch.

Die Superiorin setzte sich in einen hundertjährigen Lehnstuhl, der, aus Eichenholz unter Heinrich II. geschnitzt, den neun letzten Aebtissinnen des Klosters der Carmeliterinnen gedient hatte. Vor diesem furchtbaren Tribunal hatten viele arme Novizen, die man zwischen dem Geistlichen und Weltlichen ertappt, gezittert.

Die Schaffnerin kehrte einen Augenblick nachher zurück und führte die uns bereits bekannte Fremde mit dem langen Schleier ein.

Madame Louise besaß das durchdringende Auge der Familie: dieses Auge wurde auf Lorenza Feliciani von der Sekunde an geheftet, wo sie in das Cabinet eintrat; doch sie erkannte in der jungen Frau so viel Demuth, so viel Liebreiz, so viel erhabene Schönheit, sie erblickte endlich so viel Unschuld in ihren großen, noch von frischen Thränen befeuchteten schwarzen Augen, daß die Anfangs feindselige Stimmung gegen dieselbe bald wohlwollend und schwesterlich wurde.

»Nähern Sie sich, Madame, und sprechen Sie,« sagte die Prinzessin.

Die junge Frau machte zitternd einen Schritt und wollte ein Knie auf die Erde setzen.

Die Prinzessin hob sie auf.

»Sie heißen Lorenza Feliciani?« fragte sie.

»Ja, Madame.«

»Und Sie wünschen nur ein Geheimnis? anzuvertrauen?«

»Oh! ich sterbe fast vor Verlangen, dies zu thun.«

»Aber warum nehmen Sie Ihre Zuflucht nicht zu dem Tribunal der Buße? Ich habe nur die Macht zu trösten; ein Priester tröstet und vergibt.«

Madame Louise sprach diese Worte zögernd aus.

»Ich bedarf einzig und allein des Trostes, Madame,« erwiderte Lorenza, »und überdies würde ich es nur wagen einer Frau zu offenbaren, was ich Ihnen zu erzählen habe.«

»Es ist also etwas Seltsames, was Sie mir mittheilen wollen.«

»Ja, sehr seltsam. Doch hören Sie mich geduldig an, Madame; ich wiederhole es, nur mit Ihnen allein kann ich sprechen, weil Sie Frau sind, und dann, weil Sie allmächtig sind und ich beinahe den Arm Gottes brauche, um mich zu beschützen.«

»Um Sie zu beschützen! Man verfolgt Sie also? man greift Sie also an?«

»Oh! ja, Madame, ja, man verfolgt mich,« rief die Fremde mit einer unsäglichen Angst.

»Dann bedenken Sie Eines, Madame: daß dieses Haus ein Kloster und keine Festung ist; daß das, was die Menschen in Bewegung setzt, nur hier eindringt, um zu erlöschen; daß nichts von dem, was Ihnen gegen die anderen Menschen dienen kann, sich hier findet; daß hier nicht das Haus der Gerechtigkeit, der Kraft und des Zwangs, sondern ganz einfach das Haus Gottes ist.«

»Oh! das ist es gerade, was ich suche,« sprach Lorenza; »ja, es ist das Haus Gottes, denn in dem Hause Gottes allein kann ich in Ruhe leben.«

»Aber Gott läßt keine Rache zu; wie sollen wir uns an Ihrem Feinde rächen? Wenden Sie sich an die Behörden.«

»Madame, die Behörden vermögen nichts gegen den, welchen ich fürchte.«

»Wer ist er denn?« versetzte die Superiorin mit einem unwillkürlichen Schrecken.

Lorenza näherte sich der Prinzessin unter der Herrschaft einer geheimnißvollen Exaltation und sprach:

»Wer er ist, Madame? Er ist sicherlich einer von jenen Dämonen, welche mit den Menschen den Krieg führen und von Satan ihrem Fürsten, mit einer übermenschlichen Macht ausgerüstet sind.«

»Was sagen Sie mir da?« rief die Prinzessin und schaute diese Frau an, um sich zu versichern, daß sie nicht wahnsinnig sei.

»Und ich, ich! ich Unglückliche, die ich bin,« sprach Lorenza, indem sie ihre schönen Arme rang, welche nach denen einer antiken Statue geformt zu sein schienen; »ich, ich habe mich auf dem Wege dieses Menschen befunden! und ich, ich, ich bin . . .«

»Vollenden Sie!«

Lorenza trat noch näher zu der Prinzessin und flüsterte ganz leise, und als wäre sie selbst erschrocken über das, was sie sagte:

»Ich, ich bin besessen!«

»Besessen!« rief die Prinzessin; »sprechen Sie, Madame, sind Sie bei Verstand? Wären Sie nicht etwa? . . .«

»Wahnsinnig, nicht wahr, wollen Sie sagen? Nein, ich bin nicht wahnsinnig, aber ich kann es wohl werden, wenn Sie mich verlassen.«

»Besessen!« wiederholte die Prinzessin.

»Ach! ach!«

»Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, ich sehe Sie in allen Dingen den begünstigsten Geschöpfen Gottes ähnlich; Sie scheinen reich zu sein, Sie sind schön, Sie drücken sich vernünftig aus, Ihr Gesicht trägt keine Spur der furchtbaren, geheimnißvollen Krankheit an sich, welche man die Besessenheit nennt.«

»Madame, in meinem Leben, in den Abenteuern dieses Lebens wohnt das finstere Geheimniß, das ich gern vor mir selbst verbergen möchte.«

»Erklären Sie sich, ich bitte Sie. Bin ich denn die Erste, mit der Sie von Ihrem Unglück sprechen? Ihre Eltern, Ihre Freunde?«

»Meine Eltern!« rief die junge Frau schmerzlich die Hände faltend, »arme Eltern! werde ich sie je wiedersehen? Freunde!« fügte sie voll Bitterkeit bei, »ach! Madame, habe ich Freunde?«

»Gehen wir nach der Ordnung zu Werke, mein Kind,« sagte Madame Louise, welche den Worten der Fremden einen Weg vorzuzeichnen suchte. »Wer sind Ihre Eltern und warum haben Sie dieselben verlassen?«

»Madame, ich bin Römerin und wohnte mit ihnen in Rom. Mein Vater ist von altem Adel, aber er ist arm, wie alle Patrizier von Rom. Dann habe ich noch meine Mutter und einen älteren Bruder. Hat in Frankreich eine aristokratische Familie, wie es die meinige ist, einen Sohn und eine Tochter, so opfert man, wie man mir sagt, die Mitgift der Tochter, um den Degen des Sohnes zu erkaufen. Bei uns opfert man die Tochter, um den Sohn im geistlichen Stand vorwärts zu bringen. Ich habe nun keine Erziehung erhalten, weil man für die Erziehung meines Bruders besorgt sein mußte, welcher studirte, wie meine Mutter naiver Weise sagte, um Cardinal zu werden.«

»Hernach?«

»In Folge hievon brachten meine Eltern alle mögliche Opfer, welche sie sich nur immer auferlegen konnten, um meinen Bruder zu unterstützen, und man beschloß, mich den Schleier bei den Carmeliterinnen von Subiaco nehmen zu lassen.«

»Und Sie, was sagten Sie dazu?«

»Nichts, Madame. Von meiner Kindheit an hatte man mir diese Zukunft als eine Nothwendigkeit dargestellt. Uebrigens fragte man mich auch nicht um Rath; man befahl, und ich hatte nichts Anderes zu thun, als zu gehorchen.«

»Jedoch . . .«

»Madame, wir römischen Töchter haben nur Wünsche und Ohnmacht. Wir lieben die Welt, wie die Verdammten das Paradies lieben, ohne sie zu kennen. Auch war ich umgeben von Beispielen, die mich verdammt hätten, wäre mir der Gedanke gekommen, zu widerstehen, aber er kam mir nicht. Alle Freundinnen, die ich gekannt, und die wie ich Brüder besaßen, hatten ihre Schuld an die Verherrlichung der Familie abgetragen. Ich wäre nicht im Stande gewesen, eine Klage zu begründen, denn man verlangte nichts von mir, was aus den allgemeinen Gewohnheiten heraustrat. Meine Mutter liebte mich nur ein wenig mehr, als für mich der Tag, sie zu verlassen, nahte.

„Endlich kam der Tag, wo ich mein Noviciat beginnen sollte; mein Vater packte fünfhundert römische Thaler, bestimmt, meine Mitgift an das Kloster zu bezahlen, zusammen, und wir reisten nach Subiaco ab.

Es mögen acht bis neun Meilen von Rom nach Subiaco sein, aber die Wege durch das Gebirge sind so schlecht, daß wir fünf Stunden nach unserer Abreise noch nicht drei Meilen zurückgelegt hatten. Die Reise, so ermüdend sie auch in Wirklichkeit war, gefiel mir. Ich lächelte darüber, wie über mein letztes Glück, und sagte den ganzen Weg entlang leise den Bäumen, den Gebüsch, den Steinen und sogar dem vertrockneten Gras Lebewohl. Wer wußte, ob es dort im Kloster Gras, Steine, Gebüsch und Kräuter gab?

Plötzlich, mitten unter meinen Träumen, als wir zwischen einem kleinen Gehölze und einer Masse zerklüfteter Felsen durchfuhren, hielt der Wagen an; ich hörte meine Mutter einen Schrei ausstoßen, mein Vater machte eine Bewegung, um seine Pistolen zu ergreifen. Meine Augen und mein Geist fielen vom Himmel auf die Erde zurück; wir wurden von Banditen angehalten.«

»Armes Kind,« sprach Madame Louise, welche immer mehr Antheil an dieser Erzählung nahm.

»Soll ich es Ihnen sagen, Madame . . . ich war nicht sehr erschrocken, denn diese Menschen hielten uns unseres Geldes wegen an, und das Geld, das sie uns nehmen wollten, war dazu bestimmt, meine Mitgift an das Kloster zu bezahlen. Gab es keine Mitgift mehr, so wurde mein Eintritt in das Kloster um die ganze Zeit verzögert, die mein Vater brauchte, um eine andere zu finden, und ich wußte, wie viel Zeit und Mühe es ihn gekostet hatte, diese fünfhundert Thaler zusammenzubringen.

Als aber die Banditen, nachdem sie diese erste Beute getheilt, statt uns unsere Reise fortsetzen zu lassen, sich auf mich stürzten, als ich sah, wie sich mein Vater anstrengte, um mich zu vertheidigen, als ich die Thränen meiner Mutter erblickte und hörte, wie sie diese Leute anflehte, da begriff ich, daß ein großes, unbekanntes Unglück mich bedrohte, und schrie um Barmherzigkeit, in dem natürlichen Gefühle, das uns antreibt, um Hülfe zu rufen, denn ich wußte wohl, daß ich vergeblich rief und daß mich an diesem wilden Orte Niemand hören würde.

Ohne sich um mein Geschrei, um die Thränen meiner Mutter und das Ringen meines Vaters zu bekümmern, banden sie mir auch die Hände auf den Rücken und schickten sich an, während sie mich mit der Gluth ihrer abscheulichen Blicke, die ich begriff, so hellsehend machte mich der Schrecken, gleichsam versengten, mit Würfeln, die sie aus der Tasche zogen, auf dem Sacktuch von einem derselben zu spielen.

Was mich am meisten erschreckte, war der Umstand, daß ich keinen Einsatz auf dem gemeinen Teppich erblickte.

Während der ganzen Zeit, welche die Würfel von Hand zu Hand gingen, bebte ich, denn ich sah ein, daß ich der Gegenstand war, um den sie spielten.

Plötzlich ließ einer von ihnen ein Triumphgeschrei vernehmen, stand auf, während die Andern Gotteslästerungen ausstießen und die Zähne blöckten, lief auf mich zu, schloß mich in seine Arme und drückte seine Lippen auf die meinigen.

Bei der Berührung eines glühenden Eisens konnte ich keinen herzerreißenderen Schrei ausgestoßen haben.

„Oh, mein Gott! den Tod! den Tod!“ rief ich.«

Meine Mutter wälzte sich auf der Erde, mein Vater war ohnmächtig.

Ich hatte nur noch eine Hoffnung: daß einer oder der andere von den Banditen, welche verloren hatten, mich in einem Augenblick der Wuth, mit einem Stoße des Messers, das sie krampfhaft in ihren Händen hielten, tödten würde . . .

Ich erwartete den Stoß, ich hoffte darauf, ich rief ihn herbei.

Plötzlich erschien ein Mann zu Pferd auf dem Fußpfad.

Er hatte mit einer von den Wachen gesprochen, die ihn, ein Zeichen mit ihm wechselnd, vorüberließ.

Dieser Mann, von mittlerem Wuchse, von eindrucksvoller Gesichtsbildung und einem entschlossenen Blicke, ritt ruhig und gelassen im gewöhnlichen Schritte seines Pferdes vorwärts.

Als er ganz nahe bei mir war, hielt er an.

Der Bandit, der mich in seine Arme genommen hatte und mich fortzuführen anfang, wandte sich bei dem ersten Pfiffe um, den dieser Mann mit dem Stiele seiner Peitsche hören ließ.

Der Bandit ließ mich auf den Boden gleiten.

„Komm hierher,“ sagte der Unbekannte.

Und als der Bandit zögerte, formte der Unbekannte einen Winkel mit seinem Arm und legte zwei von einander entfernte Finger auf seine Brust. Der Bandit, als ob dieses Zeichen der Befehl eines allmächtigen Herrn gewesen wäre, näherte sich spornstreichs dem Unbekannten.

Dieser neigte sich an das Ohr des Banditen und sprach leise das Wort:

„Mac.“

Er sprach nur dieses Wort, ich bin dessen sicher, ich, die ich schaute, wie man das Messer anschaut, das uns tödten soll, ich, die ich horchte, wie man horcht, wenn das Wort, das man erwartet, Leben oder Tod bedeutet.«

„Benac,“ antwortete der Bandit.

Gezähmt wie ein Löwe und knurrend wie er, kam er sodann zu mir zurück, löste den Strick, der meine Faustgelenke fesselte, und that dasselbe bei meinem Vater und bei meiner Mutter.

Da das Geld schon getheilt war, so kam Jeder und legte seinen Theil auf einen Stein. Nicht ein Stück fehlte an den fünfhundert Thalern.

Mittlerweile erwachte ich wieder zum Leben in den Armen meines Vaters und meiner Mutter.

„Nun geht,“ sagte er zu den Banditen.

Die Banditen gehorchten und kehrten bis auf den letzten in den Wald zurück.«

„Lorenza Feliciani,“ sprach der Fremde, indem er mich mit seinem übermenschlichen Blicke gleichsam bedeckte, „setze nun Deine Reise fort, Du bist frei.“

Mein Vater und meine Mutter dankten dem Fremden, der mich kannte und den wir nicht kannten. Dann stiegen wir wieder in den Wagen. Ich folgte ihnen nur ungerne, denn ich weiß nicht welche seltsame, unwiderstehliche Macht mich zu meinem Retter hinzog.

Er war unbeweglich an demselben Platze geblieben, als wollte er uns fortwährend beschützen.

Ich schaute ihn an, so lange ich ihn sehen konnte, und erst als ich ihn gänzlich aus dem Gesichte verloren hatte, hörte der Druck auf, der meine Brust zusammenschnürte.

Zwei Stunden nachher waren wir in Subiaco.«

»Aber wer war denn dieser außerordentliche Mensch?« fragte die Prinzessin, bewegt durch die Einfachheit der Erzählung.

»Wollen Sie die Gnade haben, mich noch ferner anzuhören, Madame,« sagte Lorenza. »Ach! es ist noch nicht Alles zu Ende.«

»Ich höre,« sprach Madame Louise.

Die junge Frau fuhr fort:

»Wir kamen zwei Stunden nach diesem Ereigniß nach Subiaco.

Auf dem ganzen Wege hatten wir, mein Vater, meine Mutter und ich, uns nur von dem seltsamen Retter unterhalten, der plötzlich, geheimnißvoll und mächtig, als ein Abgesandter des Himmels vor uns erschienen war.

Weniger leichtgläubig als ich, hielt ihn mein Vater für den Anführer von einer der Banden, welche, obgleich um Rom her in Bruchstücke vertheilt, unter derselben Autorität stehen und von Zeit zu Zeit von dem obersten Haupte inspiciert werden, das, mit unbeschränkter Macht bekleidet, belohnt, straft und theilt.

Aber ich, die ich hinsichtlich der Erfahrung nicht mit meinem Vater in die Schranken treten konnte, ich, die ich meinem Instinkte gehorchte, die ich unter der Herrschaft meiner Dankbarkeit stand, ich glaubte nicht, ich konnte nicht glauben, dieser Mensch sei ein Bandit.

In meinen Gebeten, die ich jeden Abend an die Jungfrau richtete, sprach ich auch eigene Worte, welche dazu bestimmt waren, die Gnade der Mutter Gottes auf meinen unbekanntem Retter herabzurufen.

Schon an demselben Tage trat ich in das Kloster. Die Mitgift war wieder gefunden, nichts verhinderte meine Aufnahme. Ich war trauriger, aber auch mehr in mein Schicksal ergeben als je, Italienerin und abergläubisch, ergriff mich der Gedanke, es sei Gott daran gelegen, mich rein, unversehrt und fleckenlos zu besitzen, da er mich von diesen Banditen befreit, welche ohne Zweifel vom Teufel angeregt worden, um die Krone der Unschuld zu beflecken, die Gott allein von meiner Stirne lösen sollte. Ich warf mich auch mit allem Feuer meines Charakters in die eifrigen Bestrebungen meiner Oberen und meiner Eltern. Man ließ mich eine Bitte um Dispensation von dem Noviciat an das Oberhaupt der Kirche richten. Ich schrieb sie, ich unterzeichnete sie. Sie war von meinem Vater in den Ausdrücken eines so heißen Verlangens abgefaßt worden, daß Seine Heiligkeit in dieser Bitte eine glühende Sehnsucht nach der Einsamkeit einer der Welt überdrüssigen Seele zu sehen glaubte, Sie bewilligte Alles, was ich von ihr verlangte, und das Noviciat von einem Jahre, von zwei Jahren zuweilen für die Andern, wurde aus besonderer Gunst für mich auf einen Monat festgestellt.

Man kündigte mir diese Nachricht an, die mir weder Schmerz noch Freude machte. Man hätte glauben sollen, ich wäre bereits todt für die Welt und man operirte an einem Leichname, dessen unempfindlicher Schatten allein noch lebte.

Vierzehn Tage lang hielt man mich eingeschlossen, aus Furcht, der weltliche Geist könnte mich erfassen. Am Morgen des fünfzehnten Tages erhielt ich Befehl, mit den andern Schwestern in die Kapelle hinabzugehen.

In Italien sind die Klosterkapellen öffentliche Kirchen. Der Papst glaubt ohne Zweifel, es sei einem Priester nicht erlaubt, Gott an irgend einem Ort, wo er sich offenbart, seinen Anbetern zu entziehen.

Ich trat in das Chor und nahm einen Stuhl. Zwischen den grünen Vorhängen, welche die Gitter dieses Chors schloßen, oder vielmehr scheinbar schloßen, war Raum genug, daß man in das Schiff hinausschauen konnte.

Ich sah durch diesen Raum, welcher gleichsam auf die Erde ging, einen Mann, der allein mitten unter der niedergefallenen Menge stehen geblieben war. Dieser Mann schaute mich an, oder verschlang mich vielmehr mit den Augen. Ich fühlte die seltsame Bewegung des Unbehagens, die ich bereits empfunden hatte, die übermenschliche Wirkung, die mich gleichsam

aus mir selber herauszog, wie ich durch ein Blatt Papier, ein Brett, und sogar durch eine Platte hatte meinen Bruder eine Nadel mit einem Magnet ziehen sehen.

Ach! besiegt, unterjocht, ohne Kraft gegen diese Anziehung, neigte ich mich gegen ihn, faltete die Hände, wie man sie vor Gott faltet, und sagte zugleich mit den Lippen und dem Herzen zu ihm:

„Dank, Dank.“

Meine Schwestern schauten mich erstaunt an.

Sie hatten meine Bewegung nicht begriffen, und ebenso wenig meine Worte; sie folgten der Richtung meiner Hände, meiner Augen, meiner Stimme. Sie erhoben sich auf ihren Sitzen, um ebenfalls in das Schiff zu schauen.

Auch ich schaute zitternd hinab.

Sie fragten mich, aber ich konnte nur erröthen, erbleichen, stammeln.

Seit diesem Augenblick, Madame,« rief Lorenza voll Verzweiflung, »seit diesem Augenblick bin ich in der Gewalt des Dämons!«

»Ich sehe nichts Uebernatürliches in Allem dem, meine Schwester,« erwiderte die Prinzessin mit einem Lächeln; »beruhigen Sie sich also und fahren Sie fort.«

»Oh! weil Sie nicht fühlen können, was ich fühlte.«

»Was fühlten Sie?«

»Völlige Besessenheit: mein Herz, meine Seele, meine Vernunft, der Dämon besaß Alles.«

»Meine Schwester, ich fürchte sehr, dieser Dämon war die Liebe,« sprach Madame Louise.

»Oh! die Liebe hätte mir kein solches Leiden bereitet, die Liebe hätte nicht mein Herz gepreßt, die Liebe hätte nicht meinen ganzen Leib geschüttelt, wie es der Sturmwind mit einem Baume thut, die Liebe hätte mir nicht den schlimmen Gedanken eingegeben, der mir kam.«

»Nennen Sie diesen schlimmen Gedanken, mein Kind.«

»Ich hätte Alles meinem Beichtvater gestehen sollen, nicht wahr, Madame?«

»Ganz gewiß.«

»Nun, der Dämon, der mich besaß, blies mir im Gegentheil ganz leise ein, ich sollte das Geheimniß bewahren. Es war vielleicht nicht eine Nonne in das Kloster eingetreten, ohne in der Welt, von der sie schied, eine Liebeserinnerung zurückzulassen. Viele hatten einen Namen im Herzen, während sie den Namen Gottes anriefen. Der Gewissensrath war an dergleichen Geständnisse gewöhnt. Ich, die ich so fromm, so schüchtern, so rein unschuldig war, ich, die ich vor dieser unseligen Reise nach Subiaco nie ein Wort mit einem andern Mann, als mit meinem Bruder ausgetauscht hatte, ich, die ich nur zweimal meinen Blick mit dem Unbekannten gekreuzt, bildete mir ein, Madame, man würde mir mit diesem Mann eine von jenen Intriguen zuschreiben, wie sie, ehe sie den Schleier genommen, jede von unsern Schwestern mit ihren beklagten Geliebten gehabt hatte.«

»In der That, ein schlimmer Gedanke,« sprach Madame Louise, »aber es ist immer noch ein sehr unschuldiger Dämon, der Dämon, welcher einer Frau, die er besitzt, solche Gedanken einstößt. Fahren Sie fort.«

»Am andern Tage rief man mich in das Sprachzimmer. Ich ging hinab und fand eine von meinen Nachbarinnen vor der Via Frattina in Rom, eine junge Frau, die meinen Verlust sehr beklagte, weil wir jeden Abend mit einander plauderten und sangen.

Hinter ihr bei der Thüre stand ein Mann in einen Mantel gehüllt und wartete auf sie, wie es ein Diener gethan hätte. Dieser Mann wandte sich nicht gegen mich; ich aber wandte mich gegen ihn. Er sprach nicht mit mir, und dennoch errieth ich ihn: es war abermals mein unbekannter Beschützer.

Dieselbe Unruhe, welche ich bereits empfunden, verbreitete sich in meinem Herzen. Ich fühlte mich ganz und gar umfesselt von der Gewalt dieses Mannes. Ohne die Gitter, die mich gefangen hielten, wäre ich sicherlich sein gewesen. Aus seinem Mantel gingen seltsame Ausstrahlungen hervor, die mich blendeten. In seinem hartnäckigen Stillschweigen war ein Geräusch, das ich allein hörte und das eine harmonische Sprache mit mir sprach.

Ich raffte alle Gewalt zusammen, die ich über mich haben konnte, und fragte meine Nachbarin von der Via Frattina, wer der Mann wäre, der sie begleitete.«

Sie kannte ihn nicht; ihr Gatte hätte mit ihr gehen sollen; doch im Augenblick der Abreise war er begleitet von diesem Mann nach Hause gekommen und hatte zu ihr gesagt:

„Ich kann Dich nicht nach Subiaco führen, aber mein Freund hier wird Dich begleiten.“

Sie hatte nicht mehr verlangt, so groß war ihre Sehnsucht gewesen, mich wiederzusehen, und so war sie denn in Gesellschaft des Unbekannten gekommen.

Meine Nachbarin war eine fromme Frau: sie erblickte in der Ecke des Sprachzimmers eine Madonna, welche im Rufe einer großen Wunderthäterin stand, wollte nicht weggehen, ohne ihr Gebet an sie gerichtet zu haben, und kniete vor ihr nieder.

Während dieser Zeit trat der Mann geräuschlos ein, näherte sich mir langsam, öffnete seinen Mantel und tauchte seine Blicke wie zwei glühende Strahlen in die meinigen.

Ich erwartete, daß er sprechen würde; meine Brust hob sich gleichsam und stieg wie eine Welle seinem Wort entgegen; aber er streckte nur, indem er sich dem Gitter näherte, das uns trennte, seine zwei Hände über meinem Haupte aus. Sogleich bemeisterte sich meiner eine unerhörte Extase; er lächelte mir zu. Ich gab ihm sein Lächeln zurück, während ich zugleich die Augen, gelähmt von einer unbeschreiblichen Mattigkeit, schloß. Mittlerweile, als hätte er sich nur von seiner Gewalt über mich überzeugen wollen, verschwand er; je mehr er sich entfernte, desto mehr erlangte ich wieder meine Sinne; ich war indessen noch unter dieser seltsamen Hallucination, als meine Nachbarin von der Via Frattina, welche ihr Gebet vollendet, wieder aufstand, von mir Abschied nahm, mich umarmte, und ebenfalls wegging.

Als ich mich Abends auskleidete, fand ich unter meinem Brustschleier ein Billet, das nur folgende drei Zeilen enthielt:

„In Rom wird derjenige, welcher eine Nonne liebt, mit dem Tode bestraft. Werdet Ihr den Tod dem Manne geben, dem Ihr das Leben zu verdanken habt?“

Von diesem Tage an, Madame, war die Besessenheit vollkommen, denn ich belog Gott, da ich ihm nicht gestand, daß ich an diesen Mann ebenso viel oder mehr dachte, als an ihn.«

Selbst erschrocken über das, was sie gesagt, hielt Lorenza inne, um das so sanfte und verständige Antlitz der Prinzessin zu befragen.

»Dies Alles ist nicht Besessenheit,« sprach mit festem Tone Madame Louise von Frankreich. »Ich wiederhole Ihnen, es ist eine unglückliche Leidenschaft, und ich habe Ihnen bereits gesagt, die weltlichen Dinge dürfen bis hierher nicht gelangen, wenn nicht im Zustande des Beklagens.«

»Des Beklagens, Madame,« rief Lorenza. »Wie! Sie sehen mich in Thränen, im Gebet, Sie sehen, daß ich Sie auf meinen Knien anflehe, mich der höllischen Gewalt dieses Mannes zu

entreißen, und Sie fragen mich, ob ich beklage! Oh! es ist mehr als ein Beklagen, ich habe Gewissensbisse.«

»Doch bis zu dieser Stunde . . .« sprach Madame Louise.

»Warten Sie das Ende ab,« versetzte Lorenza, »und dann, ich bitte Sie, Madame, beurtheilen Sie mich nicht zu streng.«

»Die Nachsicht und die Sanftmuth und mir vorgeschrieben, und ich stehe jedem Leiden zu Befehl.«

»Ich danke, oh ich danke! Sie sind wahrlich der tröstende Engel, den ich gesucht.

Wir gingen drei Tage in der Woche in die Kapelle hinab; jedem von diesen Gottesdiensten wohnte der Unbekannte bei. Ich hatte widerstehen wollen, ich hatte gesagt, ich wäre krank, ich war entschlossen, nicht hinabzugehen. Menschliche Schwäche! wenn die Stunde kam, ging ich unwillkürlich, und als ob eine meinem Willen überlegene Gewalt mich fortrieb, hinab; war er dann noch nicht gekommen, so hatte ich einige Augenblicke der Ruhe und des Wohlbehagens; sobald er aber sich näherte, fühlte ich ihn kommen. Ich hätte sagen können: »Er ist hundert Schritte entfernt, er ist auf der Schwelle der Pforte, er ist in der Kirche,« und dies ohne nach ihm zu schauen; war er dann an seinem gewöhnlichen Platze angelangt, so wandten sich meine Augen, die ich auf mein Gebetbuch zur heiligsten Anrufung geheftet hatte, ab, um auf ihm zu verweilen.

So lange dann der Gottesdienst dauerte, konnte ich weder lesen, noch beten. Mein ganzer Sinn, mein ganzer Wille, meine ganze Seele lagen in meinen Blicken, und alle meine Blicke gehörten diesem Manne, der mich, ich fühlte es wohl, Gott streitig machte.

Anfangs hatte ich ihn nicht ohne Bangen anschauen können; hernach wünschte ich ihn herbei; endlich lief ich ihm mit dem Geiste entgegen. Und häufig, wie man in einem Traume sieht, kam es mir vor, als erblickte ich ihn in der Nacht auf der Straße, oder als fühlte ich ihn unter meinem Fenster vorübergehen.

Dieser Zustand war meinen Gefährtinnen nicht entgangen. Die Superiorin wurde davon in Kenntniß gesetzt und diese benachrichtigte meine Mutter, Drei Tage, ehe ich meine Gelübde ablegen sollte, sah ich die drei einzigen Verwandten, die ich in der Welt hatte, meinen Vater, meine Mutter und meinen Bruder in meine Zelle, eintreten.

Sie kamen, um mich noch einmal zu umarmen, wie sie sagten; aber ich sah, daß sie einen andern Zweck hatten, denn sobald ich mit meiner Mutter allein war, befragte mich diese. Unter solchen Umständen läßt sich leicht der Einfluß des Dämons erkennen, denn statt ihr Alles zu sagen, wie ich es hätte thun sollen, leugnete ich Alles hartnäckig ab.

Der Tag, an welchem ich den Schleier nehmen sollte, war unter einem seltsamen Kampfe gekommen, ich wünschte und befürchtete zugleich die Stunde, die mich ganz und gar Gott hingeben würde, und fühlte, daß wenn der Dämon eine äußerste Versuchung bei mir unternehmen wollte, er dies zu dieser feierlichen Stunde thun müßte.«

»Und dieser seltsame Mann hatte Ihnen nicht mehr geschrieben seit dem ersten Briefe, den Sie in Ihrem Brustschleier fanden?«

»Nie, Madame.«

»Sie hatten bis zu dieser Zeit nie mit ihm gesprochen?«

»Nie, wenn nicht geistig.«

»Nie ihm geschrieben?«

»Oh! nie.«

»Fahren Sie fort . . . Sie waren bei dem Tage, wo Sie den Schleier nahmen.«

»An diesem Tage, wie ich Eurer Hoheit sagte, sollte ich meine Qualen endigen sehen; denn obgleich mit einer seltsamen Süßigkeit vermischt, war es doch eine unbeschreibliche Marter für eine christlich geliebene Seele, besessen zu sein von einem Gedanken, von einer stets gegenwärtigen und unvorhergesehenen Form, von einer Form, welche sowohl dadurch, daß sie mir geflissentlich gerade in den Augenblicken meines Kampfes gegen sie erschien, als durch die Hartnäckigkeit höhnte, mit der sie mich unüberwindlich beherrschte. Es gab auch Augenblicke, wo ich diese heilige Stunde mit allen meinen Wünschen herbeirief. Wenn ich Gott gehören werde, sagte ich mir, wird mich Gott beschützen, wie er mich bei dem Angriffe der Banditen beschützt hat. Ich vergaß, daß mich Gott bei dem Angriffe der Banditen nur durch die Vermittelung dieses Mannes beschützt hatte.

Die Stunde der Ceremonie war indessen gekommen. Ich ging bleich, unruhig, aber minder aufgereggt als gewöhnlich in die Kirche hinab; mein Vater, meine Mutter, mein Bruder, die Nachbarin von der Via Frattina, die mich besucht hatte, alle unsere anderen Freunde waren in der Kirche, alle Einwohner der benachbarten Dörfer liefen herbei, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, ich wäre schön, und ein schönes Opfer, sagt man, ist dem Herrn angenehmer.

Der Gottesdienst begann. Ich beschleunigte ihn mit allen meinen Wünschen, mit allen meinen Gebeten, denn er war nicht in der Kirche, und ich fühlte mich, da er abwesend, hinreichend Herrin meines freien Willens, Schon wandte sich der Priester gegen mich, schon zeigte er mir den Christus, dem ich mich weihen sollte, schon streckte ich die Arme nach diesem einzigen und alleinigen Retter aus, der den Mensch«u gegeben ist, als das gewöhnliche Zittern, das mir sein Nahen verkündigte, meine Glieder zu schütteln anfang, als der Schlag, der meine Brust zusammenpreßte, mir ankündigte, er habe den Fuß auf die Schwelle der Kirche gesetzt, als endlich die unwiderstehliche Anziehungskraft meine Augen auf die dem Altar entgegengesetzte Seite führte, so sehr sie sich auch anstregten, Christus treu zu bleiben.

Mein Verfolger stand bei dem Predigtstuhl und schaute mich hartnäckiger als je an.

Von diesem Augenblicke gehörte ich ihm; kein Gottesdienst, keine Gebete, keine Ceremonie mehr.

Ich glaube, daß man mich nach dem Ritus befragte, aber ich antwortete nicht. Ich erinnere mich, daß man mich am Arm zog, und daß ich schwankte, wie ein lebloses Ding, das man von seiner Base versetzt. Man zeigte mir eine Scheere, auf der ein Sonnenstrahl seinen furchtbaren Blitz widerscheinen ließ: ich veränderte keine Miene bei diesem Blitz. Einen Augenblick nachher fühlte ich das kalte Eisen auf meinem Halse, das Knirschen des Stahles in meinem Haare.

In diesem Augenblick kam es mir vor, als verließen mich alle meine Kräfte, als stürzte meine Seele aus meinem Körper, um zu ihm zu gehen, und ich fiel auf den Boden, seltsamer Weise nicht wie eine ohnmächtige Person, sondern wie eine Person, welche der Schlaf überwältigt hat. Ich hörte ein gewaltiges Gemurmel, dann wurde ich taub, stumm, unempfindlich. Die Ceremonie wurde mit einem furchtbaren Tumult unterbrochen.«

Die Prinzessin faltete mitleidig die Hände.

»Nicht wahr,« sprach Lorenza, »das ist ein schreckliches Ereignis, in welchem sich leicht der Dazwischentritt des Feindes Gottes und der Menschen erkennen läßt.«

»Nehmen Sie sich in Acht,« erwiederte die Prinzessin mit dem Ausdrücke zarter Theilnahme, »nehmen Sie sich in Acht, arme Frau, ich glaube, Sie haben zu viel Hang, dem Wunderbaren zuzuschreiben, was nur die Wirkung einer natürlichen Schwäche ist. Als Sie diesen Mann sahen, wurden Sie ohnmächtig, und nichts Anderes; fahren Sie fort.«

»Oh! Madame, Madame, sagen Sie mir das nicht,« rief Lorenza, »oder warten Sie wenigstens, um ein Urtheil zu fällen, bis Sie Alles gehört haben. Nichts Wunderbares!« sprach sie, »aber nicht wahr, dann wäre ich zehn Minuten, eine Viertelstunde, eine Stunde, nachdem ich in Ohnmacht gefallen, wieder zu mir gekommen? Ich hätte mich mit meinen Schwestern besprochen, ich hätte wieder Muth und Vertrauen unter ihnen gefaßt?«

»Ganz gewiß,« antwortete Madame Louise; »nun, ist es nicht so gegangen?«

»Madame,« sprach Lorenza hastig und mit dumpfem Tone, »als ich wieder zu mir kam, war es Nacht. Eine rasche, gestoßene Bewegung erschütterte mich seit einigen Minuten. Ich hob den Kopf in die Höhe, im Glauben, ich wäre unter dem Gewölbe der Kapelle oder unter den Vorhängen meiner Zelle. Ich sah Felsen, Bäume, Wolken, und mitten unter Allem dem fühlte ich einen lauen Athem, der mein Gesicht lieb kostete. Ich glaubte, die Schwester Krankenwärterin lasse mir ihre Pflege angedeihen, und wollte ihr danken . . . Madame, mein Kopf ruhte an der Brust eines Mannes, und dieser Mann war mein Verfolger. Ich schaute mich an, ich betastete mich, um mich zu versichern, ob ich lebte, oder wenigstens ob ich wachte. Ich schrie laut auf. Ich war weiß gekleidet und hatte auf der Stirne einen Kranz von weißen Rosen, wie eine Braut oder eine Todte.«

Die Prinzessin stieß einen Schrei aus; Lorenza ließ ihr Haupt in ihre beiden Hände fallen.

»Am andern Tag,« fuhr Lorenza schluchzend fort, »am andern Tag forschte ich nach der abgelaufenen Zeit; wir waren am Mittwoch. Ich war folglich drei Tage ohne Bewußtsein geblieben; was während dieser drei Tage vorgefallen ist, weiß ich durchaus nicht.«

LI.

Der Graf von Fönix.

Lange Zeit überließ ein tiefes Stillschweigen die zwei Frauen, die eine ihren schmerzlichen Betrachtungen, die andere ihrem leicht begreiflichen Erstaunen.

Madame Louise unterbrach zuerst das Stillschweigen.

»Und Sie haben nichts gethan, um diese Entführung zu erleichtern?« fragte sie.

»Nichts, Madame.«

»Und Sie wissen nicht, wie Sie aus dem Kloster gekommen sind?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ein Kloster ist jedoch gut geschlossen, gut bewacht, es, hat Gitter vor den Fenstern, beinahe unübersteigbare Mauern und eine Pförtnerin, welche ihre Schlüssel nicht von der Seite läßt. So ist es besonders in Italien, wo die Regeln noch strenger sind, als in Frankreich.«

»Was soll ich Ihnen sagen, Madame, da ich vergebens seit jenem Augenblick meine Erinnerungen durchwühle, ohne etwas zu finden?«

»Aber Sie haben ihm Ihre Entführung vorgeworfen?«

»Gewiß.«

»Was antwortete er Ihnen, um sich zu entschuldigen?«

»Er liebe mich.«

»Was sagten Sie ihm?«

»Er mache mir bange.«

»Sie liebten ihn also nicht?«

»Oh! nein! nein!«

»Waren Sie dessen sicher?«

»Ach! Madame, es war ein seltsames Gefühl, was ich für diesen Mann empfand. Ist er da, so gehöre ich nicht mehr mir, sondern ihm; was er will, will ich; meine Seele hat keine Macht, mein Geist hat keinen Willen mehr; ein Blick bezähmt, bezaubert mich. Bald scheint er mir bis in die Tiefe meines Herzens Gedanken zu treiben, die nicht die meinigen sind, bald ist es, als zöge er aus mir heraus Ideen, welche mir bis dahin so gut verborgen waren, daß ich sie nicht einmal geahnet hatte. Oh! Sie sehen wohl, Madame, daß hier Zauberei obwaltet.«

»Es ist wenigstens seltsam, wenn es nicht übernatürlich ist,« sprach die Prinzessin. »Doch wie lebten Sie nach der Entführung mit diesem Mann?«

»Er bezeugte mir eine innige Zärtlichkeit, eine aufrichtige Zuneigung.«

»Es war vielleicht ein verdorbener Mensch?«

»Ich glaube es nicht; im Gegentheil, er hat etwas vom Apostel in der Art und Weise, wie er spricht.«

»Ah! Sie lieben ihn, gestehen Sie es?«

»Nein, nein, Madame,« antwortete die junge Frau mit einer schmerzlichen Geberde, »nein, ich

liebe ihn nicht.«

»Dann hätten Sie fliehen, die Behörden anrufen, Ihre Eltern auffordern sollen.«

»Madame, er überwachte mich dermaßen, daß ich nicht fliehen konnte.«

»Warum schrieben Sie nicht?«

»Wir hielten überall auf dem Wege in Häusern an, welche ihm zu gehören schienen, wo Jedermann ihm gehorchte. Wiederholt verlangte ich Tinte, Feder und Papier; aber diejenigen, an welche ich mich wandte, waren ohne Zweifel von ihm unterrichtet, denn nicht Einer antwortete mir.«

»Doch wie reisten Sie?«

»Anfangs in einer Postchaise; aber in Mailand fanden wir keine Postchaise mehr, sondern eine Art von rollendem Hause, in welchem wir unsern Weg fortsetzten.«

»Er war aber wohl zuweilen genöthigt, Sie allein zu lassen?«

»Ja; dann näherte er sich mir und sprach: ‚Schlafe.‘ Und ich entschlummerte und erwachte erst wieder bei seiner Rückkehr.«

Madame Louise schüttelte den Kopf mit einer ungläubigen Miene und erwiderte:

»Es war nicht Ihr ernstlicher Wille, zu entfliehen, sonst wäre es Ihnen gelungen.«

»Ach! es scheint mir doch wohl, Madame . . . Vielleicht war ich aber auch bezaubert.«

»Von seinen Liebesworten, von seinen Schmeicheleien?«

»Er sprach selten von Liebe mit mir, Madame, und außer einem Kusse auf die Stirne am Abend und einem Kusse auf die Stirne am Morgen erinnere ich mich keiner Liebkosung von ihm.«

»Seltsam, in der That seltsam!« murmelte die Prinzessin.

Doch von einem Verdachte beherrscht, fügte sie bei:

»Wiederholen Sie mir, daß Sie ihn nicht lieben.«

»Ich wiederhole es Ihnen, Madame.«

»Sagen Sie mir noch einmal, daß kein irdisches Band Sie an ihn fesselt.«

»Ich sage es Ihnen noch einmal.«

»Daß er, wenn er Sie zurückfordert, kein Recht geltend zu machen haben wird.«

»Keines!«

»Doch wie sind Sie hierher gekommen? Sprechen Sie, denn ich begreife das nicht.«

»Madame, ich benutzte einen heftigen Sturm, der uns jenseits einer Stadt, welche man, wie ich glaube, Nancy nennt, überfiel. Er verließ seinen Platz an meiner Seite und ging in die zweite Abtheilung seines Wagens, um mit einem Greise zu sprechen, der diese zweite Abtheilung bewohnte; ich sprang auf sein Pferd und floh.«

»Und was bewog Sie, Frankreich den Vorzug zu geben, statt nach Italien zurückzukehren?«

»Ich bedachte, daß ich nicht nach Rom zurückkehren konnte, weil man glauben mußte, ich hätte im Einverständnis mit diesem Mann gehandelt; ich war dort entehrt, meine Eltern würden mich nicht aufgenommen haben.

Ich beschloß also nach Paris zu fliehen und hier verborgen zu leben, oder nach irgend einer Hauptstadt zu reisen, wo ich allen Blicken und besonders den seinigen entgehen könnte.

Als ich nach Paris kam, war die ganze Stadt in Bewegung über Ihren Rückzug zu den Carmeliterinnen; Jedermann rühmte Ihre Frömmigkeit, Ihre Fürsorge für die Armen, Ihr Mitleid

für die Betrübten. Das war für mich ein Lichtstrahl, Madame, ich faßte die Ueberzeugung, Sie allein wären edelmüthig genug, mich aufzunehmen, mächtig genug, mich zu beschützen.«

»Sie appelliren immer an meine Macht, mein Kind; er ist also sehr mächtig.«

»Oh! ja.«

»Lassen Sie hören, wer ist er denn? Aus Zartgefühl habe ich bis jetzt diese Frage verschoben; doch wenn ich Sie beschützen soll, muß ich wissen, gegen wen.«

»Oh! Madame, auch hierüber kann ich Ihnen durchaus, keine Aufklärung geben. Ich weiß ganz und gar nicht, wer und was er ist: ich weiß nur, daß ein König nicht mehr Achtung, ein Gott nicht mehr Anbetung einflößt, als die Leute für ihn haben, denen er sich enthüllt.«

»Aber sein Name? wie heißt er?«

»Madame, ich habe ihn mit sehr verschiedenen Namen nennen hören, es sind mir jedoch nur zwei im Gedächtniß geblieben. Der eine ist der, welchen ihm der von mir bereits erwähnte Greis gibt, der unser Reisegefährte war von Mailand bis zu der Stunde, wo ich ihn verlassen habe: der andere ist der, welchen er sich selbst gab.«

»Wie hieß der Name, mit dem ihn der Greis nannte?«

»Acharat . . . ist das nicht ein antichristlicher Name, Madame?«

»Und der, welchen er sich selbst gab?«

»Joseph Balsamo.«

»Und er?«

»Er! . . . kennt die ganze Welt, erräth die ganze Welt; er ist Genosse von allen Zeiten: er lebte in allen Zeitaltern; er spricht . . . oh! mein Gott! vergeben Sie ihm diese Blasphemien! er spricht von Alexander, von Cäsar, von Karl dem Großen, als ob er sie gekannt hätte, und diese Leute sind doch, wie ich glaube, vor sehr langer Zeit gestorben; aber auch von Kaiphas, von Pilatus, von unserem Herrn Jesus Christus, gerade als ob er seinem Märtyrerthum beigewohnt hätte.«

»Er ist also ein Charlatan,« versetzte die Prinzessin.

»Madame, ich weiß nicht genau, was im Französischen der Name bedeutet, den Sie so eben ausgesprochen, aber ich weiß, daß es ein gefährlicher, furchtbarer Mann ist, vor dem sich Alles beugt, vor dem Alles fällt, Alles zusammensinkt, den man für wehrlos hält, während er bewaffnet ist, den man allein glaubt, während er Menschen aus der Erde hervorruft. Und dies ohne Kraftanwendung, ohne Gewalt, mit einem Worte, einer Geberde, . . . lächelnd.«

»Es ist gut,« sprach die Prinzessin, »wer dieser Mensch auch sein mag, seien Sie unbesorgt, Sie sollen beschützt werden.«

»Durch Sie, nicht wahr, Madame?«

»Ja, durch mich, und zwar so lange, als Sie nicht selbst auf diesen Schutz Verzicht leisten werden. Aber glauben Sie nicht mehr, und suchen Sie mich besonders nicht an die übernatürlichen Erscheinungen glauben zu machen, welche Ihr kranker Geist erzeugt hat. Die Mauern von Saint-Denis werden in jedem Fall für Sie ein sicherer Wall gegen die höllische Macht sein, und sogar gegen eine Macht, welche noch viel mehr zu fürchten ist, gegen die menschliche Macht. Sagen Sie nun, Madame, was gedenken Sie zu thun?«

»Mit diesen Juwelen, welche mir gehören, gedenke ich meine Mitgift in ein Kloster zu bezahlen, in dieses, wenn es möglich ist.«

Hiebei legte Lorenza auf einen Tisch kostbare Armspangen, werthvolle Ringe, einen

prächtigen Diamant und herrliche Ohrgehänge. Alles zusammen mochte etwa zwanzig tausend Thaler werth sein.

»Diese Juwelen gehören Ihnen?« fragte die Prinzessin.

»Sie gehören mir, Madame, er hat sie mir geschenkt und ich gebe sie Gott zurück. Ich wünsche nur Eines.« »Sprechen Sie.«

»Daß sein arabisches Pferd Dscherid, das Werkzeug meiner Befreiung, ihm zurückgegeben werde, wenn er es fordert.«

»Doch Sie, nicht wahr, Sie wollen um keinen Preis zu ihm zurückkehren?«

»Ich gehöre nicht ihm.«

»Es ist wahr, Sie haben es mir gesagt. Sie wollen also fortwährend in das Kloster von Saint-Denis eintreten, Madame, und hier die Religionsübungen fortsetzen, welche in Subiaco durch das seltsame Ereigniß, das Sie mir erzählt, unterbrochen worden sind?«

»Das ist mein innigster Wunsch, Madame, und ich siehe Sie auf meinen Knien um Gewährung an.«

»Seien Sie ruhig, mein Kind,« sprach die Prinzessin, »von heute an werden Sie unter uns leben, und wenn Sie uns bewiesen haben, wie viel Ihnen daran gelegen ist, diese Gunst zu erreichen, wenn Sie durch das musterhafte Benehmen, das ich von Ihnen erwarte, dieselbe verdient haben, dann werden Sie dem Herrn gehören, und ich stehe Ihnen dafür, Niemand soll Sie von Saint-Denis entführen, wenn die Superiorin über Ihnen wacht.«

Lorenza stürzte sich zu den Füßen ihrer Beschützerin und ergoß sich in Ausdrücken des zärtlichsten, des aufrichtigsten Dankes.

Plötzlich aber erhob sie sich auf ein Knie, horchte, erbleichte, zitterte.

»Oh! mein Gott!« sagte sie, »mein Gott! mein Gott!«

»Was?« fragte Madame Louise.

»Mein ganzer Körper zittert, sehen Sie es nicht? Er kommt! er kommt!«

»Wer?«

»Er, der geschworen hat, mich zu verderben.«

»Dieser Mann?«

»Ja, dieser Mann. Sehen Sie nicht, wie meine Hände zittern?«

»In der That.«

»Oh!« rief sie, »der Schlag in mein Herz, er naht, er naht.«

»Sie täuschen sich.«

»Nein, nein, Madame. Wider meinen Willen zieht er mich an, halten Sie mich zurück, halten Sie mich zurück.«

Madame Louise nahm die junge Frau beim Arm und sprach:

»Beruhigen Sie sich doch, mein armes Kind; mein Gott, und wäre er es auch, Sie sind hier in Sicherheit.«

»Er naht! er naht! sage ich Ihnen,« rief Lorenza, erschrocken, vernichtet, die Augen starr, den Arm nach der Thüre ausgestreckt.

»Wahnsinn! Wahnsinn!« sprach die Prinzessin. »Dringt man so bei Madame Louise von Frankreich ein? . . . Dieser Mann müßte der Ueberbringer eines Befehls vom König sein.«

»Oh! Madame, ich weiß nicht, wie er hereingekommen ist,« rief Lorenza sich zurückwerfend;

»aber ich weiß mit Bestimmtheit, er steigt die Treppe herauf . . . er ist zehn Schritte von hier . . . kaum . . . hier ist er! . . .«

Plötzlich öffnete sich die Thüre; die Prinzessin wich unwillkürlich erschrocken über dieses seltsame Zusammentreffen zurück.

Eine Schwester erschien.

»Wer ist da?« fragte Madame, »und was wollen Sie?«

»Madame,« antwortete die Schwester, »ein Edelmann ist so eben im Kloster erschienen und will Eure Königliche Hoheit sprechen.«

»Sein Name?«

»Der Herr Graf von Fönix.«

»Ist er es?« fragte die Prinzessin Lorenza, »kennen Sie diesen Namen?«

»Ich kenne diesen Namen nicht, aber er ist es, Madame, er ist es.«

»Was will er?« fragte die Prinzessin die Nonne.

»Beauftragt mit einer Sendung an den König von Frankreich durch Seine Majestät den König von Preußen, wünscht er, wie er sagt, die Ehre zu haben, Eure Königliche Hoheit eine Minute zu sprechen.«

Madame Louise dachte einen Augenblick nach, wandte sich dann gegen Lorenza um und sprach:

»Gehen Sie in dieses Cabinet.«

Lorenza gehorchte.

»Und Sie, meine Schwester,« fuhr die Prinzessin fort, »lassen Sie den Herrn eintreten.«

Die Schwester verbeugte sich und ging ab.

Die Prinzessin versicherte sich, daß die Thüre des Cabinets geschlossen war, kehrte zu ihrem Fauteuil zurück, setzte sich und erwartete nicht ohne eine gewisse Unruhe das Ereigniß, welches in Erfüllung gehen sollte.

Beinahe in demselben Augenblick erschien die Schwester wieder.

Hinter ihr schritt der Mann, der sich, wie wir gesehen, am Tage der Vorstellung beim König unter dem Namen des Grafen von Fönix hatte ankündigen lassen.

Er hatte dieselbe Kleidung wie damals, nämlich eine in ihrem Schnitt sehr strenge preußische Uniform; er trug die militärische Perrücke und den schwarzen Kragen; seine großen, so ausdrucksvollen Augen senkten sich in Gegenwart von Madame Louise, aber nur um so viel Achtung zu zollen, als ein Mensch, so hoch er auch als einfacher Edelmann gestellt sein mag, einer Tochter von Frankreich an Achtung schuldig ist.

Sogleich aber schlug er sie wieder auf, als hätte er zu große Demuth zu offenbaren befürchtet, und sprach:

»Madame, ich danke Eurer Königlichen Hoheit für die Gunst, die sie mir zu erweisen die Gnade hatte. Ich zählte indessen darauf, denn ich weiß, daß Eure Hoheit edelmüthig Alles unterstützt, was unglücklich ist.«

»In der That, mein Herr, ich versuche es,« sprach die Prinzessin voll Würde, denn sie hoffte nach einer Unterredung von zehn Minuten denjenigen niederzuschmettern, der Schutz von Andern forderte, nachdem er seine eigenen Kräfte mißbraucht hatte.

Der Graf verbeugte sich, ohne daß es schien, als hätte er den Doppelsinn der Worte der

Prinzessin begriffen.

»Was vermag ich für Sie, mein Herr?« fuhr Madame Louise in demselben ironischen Tone fort.

»Alles, Madame.«

»Sprechen Sie.«

»Eure Königliche Hoheit, die ich ohne wichtige Beweggründe gewiß nicht in der Zurückgezogenheit, die sie sich erkohren, belästigt haben würde, hat, wenigstens wie ich glaube, einer Person, die mich in jeder Beziehung interessirt, eine Zufluchtsstätte gegeben.«

»Wie heißt diese Person, mein Herr?«

»Lorenza Feliciani.«

»Und was ist diese Person für Sie? Ist es Ihre Verbündete, Ihre Verwandtin, Ihre Schwester?«

»Es ist meine Frau.«

»Ihre Frau?« sprach die Prinzessin, indem sie die Stimme erhob, um im Cabinet gehört zu werden; »Lorenza Feliciani ist die Gräfin von Fönix?«

»Lorenza Feliciani ist die Gräfin von Fönix, ja, Madame,« antwortete der Graf mit der größten Ruhe.

»Ich habe keine Gräfin von Fönix unter den Carmeliterinnen, mein Herr,« versetzte trocken die Prinzessin.

Doch der Graf betrachtete sich noch nicht als geschlagen und fuhr fort:

»Madame, vielleicht ist Eure Hoheit noch nicht ganz überzeugt, daß Lorenza Feliciani und die Gräfin von Fönix eine und dieselbe Person sind?«

»Nein, ich gestehe es, und Sie haben richtig errathen; meine Ueberzeugung ist in dieser Beziehung noch nicht vollständig.«

»Es beliebe Eurer Hoheit, Befehl zu geben, daß Lorenza Feliciani vorgeführt, werde, und sie wird keinen Zweifel mehr bewahren. Ich bitte Eure Hoheit um Verzeihung wegen meiner Beharrlichkeit, aber ich bin dieser Frau zärtlich zugethan, und sie selbst beklagt es, wie ich glaube, daß sie von mir getrennt ist.«

»Glauben Sie das?«

»Ja, Madame, ich glaube es, so armselig auch mein Verdienst sein mag.«

»Oh!« dachte die Prinzessin, »Lorenza hat wahr gesprochen; dieser Mensch ist in der That ein gefährlicher Mensch.«

Der Graf beobachtete eine ruhige Haltung und verschloß sich in die Schranken der strengsten Höflichkeit.

»Versuchen wir es zu lügen,« dachte Madame Louise.

»Mein Herr,« sprach sie, »ich kann Ihnen nicht eine Frau zurückgeben, die nicht hier ist. Ich begreife, daß Sie diese Frau mit so viel Dringlichkeit suchen, wenn Sie dieselbe wirklich lieben, wie Sie sagen; doch wenn Sie eine Aussicht haben wollen, sie zu finden, so suchen Sie anderswo.«

Der Graf hatte bei seinem Eintritt einen raschen Blick auf alle Gegenstände geworfen, welche das Zimmer von Madame Louise enthielt, und seine Augen hatten einen Moment, nur einen Moment, doch dieser einzige Blick hatte genügt, auf dem Tische verweilt, der in einer dunklen Ecke des Zimmers stand, und auf diesem Tische lagen die Juwelen, welche Lorenza als ihre

Mitgift für das Kloster der Carmeliterinnen angeboten. An dem Funkeln, das sie im Schatten auswarfen, hatte sie der Graf von Fönix erkannt.

»Wenn Eure Königliche Hoheit ihre Erinnerungen zu Hülfe rufen wollte,« sprach der Graf, »es ist dies eine Gewalt, die Sie sich anzuthun die Gnade haben mögen, so würden Sie sich entsinnen, daß Lorenza Feliciani so eben in diesem Zimmer gewesen ist, da sie auf jenen Tisch die Juwelen gelegt, welche noch dort liegen, und sich dann zurückgezogen hat, nachdem ihr die Ehre zu Theil geworden, mit Eurer Königlichen Hoheit sich zu besprechen.«

Der Graf von Fönix faßte gleichsam im Fluge den Blick aus, den die Prinzessin nach dem Cabinet warf.

»Sie hat sich in jenes Cabinet begeben,« vollendete er.

Die Prinzessin erröthete, der Graf fuhr fort:

»Ich erwarte nur noch das Belieben Ihrer Hoheit, um ihr zu befehlen, daß sie eintrete, was sie, wie ich gar nicht zweifle, auf der Stelle thun wird.«

Die Prinzessin erinnerte sich, daß sich Lorenza von innen eingeschlossen hatte, und daß sie folglich nichts zwingen konnte, herauszukommen, als der Impuls ihres eigenen Willens. Sie suchte den Aerger, den sie darüber empfand, daß sie vergebens vor dem Manne gelogen, vor dem man nichts verbergen konnte, nicht länger zu verhehlen, und erwiderte:

»Aber wenn sie nun hereinkommt, was wird sie thun?«

»Nichts, Madame, sie wird nur Eurer Hoheit sagen, daß sie mir zu folgen wünsche, da sie meine Frau sei.«

Dieses letzte Wort beruhigte die Prinzessin, denn sie erinnerte sich der Betheurungen von Lorenza.

»Ihre Frau,« sagte sie, »sind Sie dessen sicher?«

Die Entrüstung drang durch diese Worte hervor.

»Es hat in der That den Anschein, als glaubte mir Eure Hoheit nicht,« entgegnete der Graf mit höflichem Tone. »Es ist indessen nichts Unglaubliches, daß der Graf von Fönix Lorenza Feliciani geheirathet hat, und daß er, da er sie geheirathet, seine Frau zurückfordert.«

»Abermals seine Frau,« rief Madame Louise voll Ungeduld, »Sie wagen zu behaupten, Lorenza Feliciani sei Ihre Frau?«

»Ja, Madame,« antwortete der Graf mit vollkommen natürlichem Ausdruck, »ich wage es, dies zu behaupten, denn es ist so.«

»Verheirathet, Sie sind verheirathet?«

»Ich bin verheirathet.«

»Mit Lorenza?«

»Mit Lorenza.«

»Auf gesetzliche Weise?«

»Allerdings, und wenn Sie auf einer Ableugnung beharren, welche mich verletzt, Madame . . .«

Nun! was werden Sie thun?«

»Ich werde Ihnen meinen vollkommen geordneten und von dem Priester, der uns getraut, unterzeichneten Heirathsschein vorlegen.«

Die Prinzessin bebte, so viel Ruhe brach ihre Ueberzeugung.

Der Graf öffnete eine Portefeuille und entfaltete ein viereckig zusammengelegtes Papier.

»Hier ist der Beweis von dem, was ich sage, Madame, sowie von dem Rechte, mit welchem ich diese Frau zurückfordere; die Unterschrift dient als Urkunde: will Eure Hoheit den Schein lesen und die Unterschrift betrachten?«

»Eine Unterschrift,« murmelte die Prinzessin mit einem Zweifel, der noch viel demüthiger war, als es ihr Zorn gewesen; »doch wenn diese Unterschrift . . .«

»Diese Unterschrift ist die des Pfarrers von St. Johann in Straßburg, welchen der Herr Prinz Louis, Cardinal von Royan, sehr gut kennt, und wenn Seine Eminenz hier wäre . . .«

»Der Herr Cardinal ist gerade hier,« rief die Prinzessin, entflammte Blicke auf den Grafen heftend. »Seine Eminenz hat Saint-Denis nicht verlassen, sie befindet sich in diesem Augenblick bei den Stiftsherren der Kathedrale, und es ist folglich nichts leichter, als die Bewahrheitung, die Sie uns vorschlagen.«

»Das ist ein großes Glück für mich, Madame,« antwortete der Graf, indem er phlegmatisch seinen Schein wieder in sein Portefeuille steckte, »denn durch diese Bewahrheitung werde ich hoffentlich den ganzen ungerechten Argwohn, den Eure Hoheit gegen mich gefaßt hat, sich zerstreuen sehen.«

»So viel Unverschämtheit empört mich in der That,« sprach die Prinzessin und schüttelte heftig ihre Glocke. »Meine Schwester, meine Schwester!«

Die Nonne, welche kurz zuvor den Grafen von Fönix eingeführt hatte, lief herbei.

»Mein Piqueur soll sogleich zu Pferde steigen und dieses Billet dem Herrn Cardinal von Rohan überbringen,« sprach die Prinzessin; »man wird ihn im Kapitel der Kathedrale finden; er komme ohne Verzug hierher, ich erwarte ihn.«

Und während die Prinzessin sprach, schrieb sie hastig ein paar Zeilen, welche sie der Nonne übergab. Dann fügte sie leise bei:

»Man stelle zwei Schützen von der Maréchaussée in den Gang und Niemand entferne sich ohne meine Erlaubniß, geht!«

Der Graf hatte die verschiedenen Phasen des bei Madame Louise nun festgestellten Entschlusses, mit ihm bis zum Ende zu kämpfen, verfolgt, und während die Prinzessin schrieb, ohne Zweifel entschlossen, ihm den Sieg streitig zu machen, näherte er sich dem Kabinet und sprach, das Auge auf die Thüre geheftet, die Hände ausgestreckt und von einer mehr methodischen, als nervösen Bewegung geschüttelt, ganz leise einige Worte.

Als die Prinzessin sich umwandte, sah sie ihn in dieser Stellung und fragte ihn:

»Was machen Sie da?«

»Madame, ich beschwöre Lorenza Feliciani, persönlich hierher zu kommen, um durch ihre Worte und ihren freien Willen zu bezeugen, daß ich weder ein Betrüger, noch ein Fälscher bin, und dies unbeschadet aller anderer Beweise, welche Eure Hoheit fordern wird.«

»Mein Herr!«

»Lorenza Feliciani,« rief der Graf, Alles, selbst den Willen der Prinzessin beherrschend; »Lorenza Feliciani, verlasse dieses Kabinet und komm' hierher, komm', komm'.«

Doch die Thüre blieb geschlossen.

»Komm', ich will es!« wiederholte der Graf.

Da knarrte der Schlüssel im Schlosse, und die Prinzessin sah zu ihrem unsäglichen Schrecken

die junge Frau eintreten, welche ihre Augen ohne irgend einen Ausdruck des Zornes oder des Hasses auf den Grafen heftete.

»Was machen Sie denn, mein Kind, was machen Sie?« rief Madame Louise, »und warum kehren Sie zu diesem Mann zurück, den Sie geflohen haben? Sie waren hier in Sicherheit, wie ich Ihnen sagte.«

»Sie ist auch in meinem Haus in Sicherheit, Madame,« erwiderte der Graf.

Dann wandte er sich gegen die junge Frau um und sprach:

»Nicht wahr, Lorenza, Du bist bei mir in Sicherheit?«

Im höchsten Maße erstaunt, faltete die Prinzessin die Hände und sank in einen Lehnstuhl.

»Lorenza,« sprach der Graf mit einem sanften Tone, in welchem sich jedoch der Ausdruck des Befehles fühlbar machte, »Lorenza, man beschuldigt mich, ich habe Dir Gewalt angethan. Sprich, habe ich mich in irgend einer Beziehung einer Gewaltthat gegen Dich schuldig gemacht?«

»Nie,« antwortete die junge Frau mit einer klaren, festen Stimme, aber ohne diese Verneinung mit irgend einer Bewegung zu begleiten.

»Was soll dann die Entführungsgeschichte bedeuten, die Sie mir erzählt haben?« rief die Prinzessin.

Lorenza blieb stumm; sie schaute den Grafen an, als ob das Leben und das Wort, welches der Ausdruck desselben ist, von ihm kommen müßten.

»Ihre Hoheit wünscht ohne Zweifel zu wissen, warum Du das Kloster verlassen hast? Erzähle Alles, was von dem Augenblick an, wo Du im Chor ohnmächtig geworden bist, bis zu dem, wo Du in der Postchaise wieder erwachtest, vorfiel.«

Lorenza blieb schweigsam.

»Erzähle die Sache in allen ihren Einzelheiten, ohne etwas wegzulassen,« fuhr der Graf fort. »Ich will es.«

Lorenza konnte sich eines Schauers nicht erwehren. »Ich erinnere mich nicht,« sprach sie. »Suche in Deinen Erinnerungen, und Du wirst Dich entsinnen.«

»Ah! ja, ja! in der That,« sagte Lorenza mit demselben monotonen Ausdruck, »ich erinnere mich.«

»Sprich!«

»Als ich in dem Augenblick, wo die Scheere mein Haar berührte, ohnmächtig wurde, trug man mich in meine Zelle und legte mich auf mein Bett. Meine Mutter blieb bis zum Abend bei mir, und da ich nicht zum Bewußtsein kam, schickte man nach dem Wundarzt des Dorfes; dieser fühlte mir den Puls, hielt einen Spiegel vor meine Lippen und erklärte, da er wahrnahm, daß meine Arterien ohne Schläge und mein Mund ohne Athem waren, ich sei todt.«

»Woher wissen Sie denn dies Alles?« fragte die Prinzessin.

»Ihre Hoheit wünscht zu erfahren, woher Du dies Alles wissest,« wiederholte der Graf.

»Es ist seltsam!« sprach Lorenza, »ich sah und hörte, nur konnte ich die Augen nicht öffnen, nicht sprechen, mich nicht bewegen; ich war wie in eine Lethargie versunken.«

»Tronchin hat mir in der That von Personen erzählt, welche in eine Lethargie verfallen waren und lebendig begraben wurden,« sagte die Prinzessin.

»Fahre fort, Lorenza.«

»Meine Mutter gerieth in Verzweiflung und wollte nicht an meinen Tod glauben: sie erklärte sie würde die nächste Nacht und den kommenden Tag noch bei mir zubringen, Sie that, wie sie gesagt hatte, aber die sechs und dreißig Stunden, während welcher sie mich bewachte, vergingen, ohne daß ich eine Bewegung machte, ohne daß ich einen Seufzer von mir gab.

Dreimal kam der Priester und jedes Mal sagte er meiner Mutter, es heiße sich gegen Gott empören, meinen Leib auf der Erde zurückbehalten wollen, während Gott bereits meine Seele habe; denn da ich unter allen Bedingungen des Heils und in dem Augenblick gestorben, wo ich die Worte habe sprechen wollen, welche meinen ewigen Bund mit dem Herrn besiegelten, so zweifle er nicht daran, daß meine Seele geraden Wegs zum Himmel aufgefahren.

Meine Mutter beharrte so fest auf ihrem Willen, daß es ihr gestattet wurde, noch die Nacht vom Montag auf den Dienstag bei mir zu wachen.

Am Dienstag befand ich mich immer noch in demselben Zustande der Bewußtlosigkeit.

Meine Mutter entfernte sich besiegt. Die Nonnen schriegen über Gottlosigkeit. Die Kerzen wurden in der Kapelle angezündet, wo ich nach dem Gebrauche einen Tag und eine Nacht ausgesetzt werden sollte.

Als meine Mutter weggegangen war, kamen die Leichenbestatterinnen in mein Zimmer; da ich das Gelübde nicht ausgesprochen hatte, so zog man mir ein weißes Kleid an, umgab meine Stirne mit einem Kranze von weißen Rosen, legte meine Arme kreuzweise auf meine Brust und verlangte sodann nach dem Sarg.

Der Sarg wurde in mein Zimmer gebracht; ein gewaltiger Schauer durchlief meinen ganzen Leib, denn ich wiederhole Ihnen, durch meine geschlossenen Lider sah ich Alles, als ob meine Augen weit geöffnet gewesen wären.

Man nahm mich und legte mich in den Sarg.«

Dann trug man mich mit entblößtem Antlitz, wie dies bei uns Italienerinnen der Brauch ist, in die Kapelle und stellte meinen Sarg, angezündete Kerzen rings um mich her und einen Weihkessel zu meinen Füßen, mitten in das Chor.

Den ganzen Tag kamen die Bauern von Subiaco in die Kapelle, beteten für mich und sprengten Weihwasser auf meinen Leib.

Es kam der Abend. Die Besuche hörten auf; man schloß die Thüren der Kapelle, mit Ausnahme der kleinen Pforte, von innen, und die Schwester Krankenwärterin blieb allein bei mir.

Ein furchtbarer Gedanke erfüllte mich während meines Schlummers, der Gedanke, daß am andern Tage die Beerdigung stattfinden sollte, und ich fühlte, daß ich lebendig begraben werden würde, wenn mir nicht eine unbekannte Macht zu Hülfe käme.

Ich hörte eine nach der andern die Stunden schlagen: es schlug neun Uhr, dann zehn Uhr, dann elf Uhr.

Jeder Schlag wiederhallte in meinem Herzen; denn ich hörte gräßlicher Weise mein eigenes Todtengeläute.

Wie gewaltig ich mich anstrengte, um diesen eisigen Schlaf zu besiegen, um die ehernen Bande zu brechen, die mich im Grunde meines Sarges gefesselt hielten, weiß nur Gott allein, doch er sah es, denn er hatte Mitleid mit mir.

Es schlug Mitternacht.

Bei dem ersten Schlag kam es mir vor, als würde mein ganzer Körper von einer krampfhaften

Bewegung der ähnlich geschüttelt, welche ich gewöhnlich fühlte, wenn sich mir Acharat näherte; dann empfand ich eine Erschütterung im Herzen, dann sah ich ihn an der Thüre der Kapelle erscheinen.«

»Und es war ein Schrecken, was Dich hiebei erfaßte?« fragte der Graf von Fönix.

»Nein, es war Glück, es war Freude, es war Begeisterung, denn ich begriff, daß er kam, um mich dem verzweiflungsvollen Tode zu entreißen, den ich so sehr befürchtete. Er ging langsam auf meinen Sarg zu, schaute mich einen Augenblick mit einem Lächeln voll Traurigkeit an und sprach:

„Stehe auf und gehe.“

Die Bande, welche meinen Leib gefesselt hielten, brachen sich sogleich; bei dieser mächtigen Stimme stand ich auf und setzte einen Fuß aus meinem Sarge.

„Bist Du glücklich, daß Du lebst?“ fragte er mich.

„Ah! ja,“ antwortete ich.

„Nun, so folge mir.“

An den Leichendienst gewöhnt, den sie bei mir verrichtete, wie sie ihn bei so vielen andern Schwestern verrichtet hatte, schief die Krankenwärterin auf einem Stuhle. Ich ging an ihr vorüber, ohne sie aufzuwecken, und folgte demjenigen, welcher mich zum zweiten Male dem Tode entriß.

Wir kamen in den Hof. Ich sah den mit glänzenden Sternen besäten Himmel wieder, den ich wiederzusehen nicht mehr gehofft hatte. Ich fühlte die frische Nachtluft, welche die Todten nicht mehr fühlen, während sie für das Leben so süß ist.

„Ehe Du dieses Kloster verlässest,“ fragte er mich, „wähle zwischen Gott und mir. Willst Du Nonne werden? Willst Du mir folgen?“

„Ich will Dir folgen,“ antwortete ich.

„So komm,“ sprach er zum zweiten Male.

Wir gelangten zu der Pforte des Thurms; sie war geschlossen.

„Wo sind die Schlüssel?“ fragte er mich.

„In den Taschen der Schwester Pförtnerin.“

„Und wo sind diese Taschen?“

„Auf einem Stuhle bei Ihrem Bett.“

„Gehe geräuschlos zu ihr, nimm die Schlüssel, wähle den der Pforte und bring ihn mir.“

Ich gehorchte. Die Thüre der Loge war nicht von innen geschlossen. Ich trat ein und ging gerade auf den Stuhl zu. Ich durchsuchte die Taschen, fand die Schlüssel und unter dem Bunde den des Thurmes und brachte ihn zurück.

Fünf Minuten nachher öffnete sich der Thurm und wir befanden uns auf der Straße.

Dann nahm ich ihn beim Arm und wir eilten an das äußerste Ende des Dorfes Subiaco. Hundert Schritte von dem letzten Hause wartete eine bespannte Postchaise. Wir stiegen ein, und sie entfernte sich im Galopp.«

»Und es wurde Ihnen keine Gewalt angethan, es wurde keine Drohung ausgesprochen, Sie folgten diesem Mann freiwillig?«

Lorenza blieb stumm.

»Ihre königliche Hoheit fragt Dich, Lorenza, ob ich Dich durch eine Drohung oder eine

Gewaltthat gezwungen habe, mir zu folgen?«

»Nein.«

»Und warum folgten Sie ihm?«

»Sage, warum Du nur gefolgt bist.«

»Weil ich Dich liebte,« sprach Lorenza.

Der Graf von Fönix wandte sich mit einem triumphirenden Lächeln gegen die Prinzessin um.

LII.

Seine Eminenz der Cardinal von Rohan.

Was unter den Augen der Prinzessin vorging, war so außerordentlich, daß sie, der starke und zugleich zarte Geist, sich fragte, ob der Mann, den sie vor sich sah, nicht wirklich ein Zauberer wäre, der über die Herzen und Geister nach seinem Willen verfügte.

Doch der Graf von Fönix wollte nicht hiebei stehen bleiben.

»Das ist noch nicht Alles, Madame,« sagte er, »Eure Hoheit hat aus dem Munde von Lorenza nur einen Theil unserer Geschichte gehört; sie könnte Zweifel hegen, wenn sie aus ihrem Munde nicht auch das Uebrige hören würde.«

Dann wandte er sich gegen die junge Frau um und sprach:

»Erinnerst Du Dich unserer Reise, liebe Lorenza, und daß wir mit einander Mailand, den Lago Maggiore, das Berner Oberland, den Rigi und den herrlichen Rhein, der die Tiber des Norden ist, besucht haben?«

»Ja,« sprach die junge Frau mit ihrem monotonen Ausdruck.

»Nicht wahr, mein Kind, fortgezogen durch diesen Mann? Sie wichen einer unwiderstehlichen Kraft, von der Sie sich selbst keine Rechenschaft geben konnten?« fragte die Prinzessin.

»Warum glauben Sie das, Madame, während Alles, was Eure Hoheit gehört, ihr das Gegentheil beweist? Wenn Sie übrigens einen fühlbareren Beweis, einen materiellen Zeugen brauchen, so nehmen Sie diesen Brief von Lorenza, Ich sah mich gegen meinen Willen genöthigt, sie in Mainz zu lassen; sie beklagte meine Abwesenheit und sehnte sich nach mir, denn in meiner Abwesenheit schrieb sie mir dieses Billet, welches Eure Hoheit lesen mag.«

Der Graf zog einen Brief aus seinem Portefeuille und übergab ihn der Prinzessin. Die Prinzessin las:

»Komm zurück, Acharat, Alles fehlt mir, wenn Du mich verläßt. Mein Gott! wann werde ich für die Ewigkeit Dir gehören?«

»Lorenza.«

Der Prinzessin stand, die Flamme des Zornes auf der Stirne, auf und näherte sich Lorenza, mit dem Billet in der Hand.

Diese ließ sie auf sich zukommen, ohne sie zu sehen, ohne sie zu hören; sie schien nur den Grafen zu sehen und zu hören.

»Ich begreife,« sprach rasch derjenige, welcher entschlossen schien, sich bis zum Ende zum Dolmetscher der jungen Frau zu machen: »Eure Hoheit zweifelt und will wissen, ob das Billet wirklich von ihr ist; Eure Hoheit wird von ihr selbst Aufklärung erhalten. Lorenza antworte, wer hat dieses Billet geschrieben?«

Er nahm das Billet und drückte es in die Hand seiner Frau, welche diese Hand sogleich auf ihr Herz legte.

»Lorenza,« sprach sie.

»Und Lorenza weiß, was in diesem Briefe steht?«

»Gewiß.«

»Nun so sage der Prinzessin, was in dem Briefe steht, damit sie nicht glaube, ich täusche sie, wenn ich behaupte, Du liebest mich. Sage es ihr, ich will es.«

Lorenza schien eine Anstrengung zu machen; dann las sie, ohne das Bittet zu entfalten, ohne ihre Augen darauf zu richten:

»Komm zurück, Acharat, Alles fehlt mir, wenn Du mich verläßt. Mein Gott, wann werde ich für die Ewigkeit Dir gehören?«

»Lorenza.«

»Das ist nicht zu glauben,« sprach die Prinzessin, »und ich glaube Ihnen nicht, denn in Allem dem liegt etwas Unerklärliches, Uebernatürliches.«

»Es war dieser Brief,« fuhr der Graf von Fönix fort, als hätte er Madame Louise nicht gehört, »was mich bestimmte, unsere Verbindung zu beschleunigen. Ich liebte Lorenza ebenso sehr, als sie mich liebte. Unsere Stellung war eine falsche, Ueberdies konnte mir bei dem abenteuerlichen Leben, das ich führe, ein Unglück begegnen; ich konnte sterben, und wenn ich starb, sollten nach meinem Wunsche alle meine Güter Lorenza gehören: sobald wir nach Straßburg kamen, heiratheten wir uns auch.«

»Sie heiratheten sich?«

»Ja«

»Unmöglich.«

»Warum dies, Madame?« versetzte lächelnd der Graf, »ich frage Sie, was war dabei Unmögliches, daß der Graf von Fönix Lorenza Feliciani heirathete?«

»Sie hat mir selbst gesagt, sie sei nicht Ihre Frau.«

Der Graf wandte sich ohne der Prinzessin zu antworten an Lorenza und fragte sie:

»Erinnerst Du Dich, an welchem Tage wir uns heiratheten?«

»Ja,« antwortete sie, »es war am dritten Mai.«

»Wo dies?«

»In Straßburg.«

»In welcher Kirche?«

»In der Kathedrale selbst, in der St. Johannis-Kapelle.«

»Leistetest Du irgend einen Widerstand gegen diese Verbindung?«

»Nein; ich war zu glücklich,«

»Siehst Du, Lorenza,« fuhr der Graf fort, »die Prinzessin glaubt, man habe Dir Gewalt angethan. Man hat ihr gesagt, Du hassest mich.«

Und während der Graf diese Worte sprach, nahm er Lorenza bei der Hand.

Der Leib der jungen Frau zitterte ganz vor Glück.

»Ich Dich hassen!« sprach sie, »Oh! nein, ich liebe Dich. Du bist gut, Du bist edelmüthig, Du bist mächtig.«

»Und seitdem Du meine Frau bist, sprich, Lorenza, habe ich je meine Gattenrechte mißbraucht?«

»Nein, Du hast mich geehrt wie Deine Tochter, und ich bin eine reine, fleckenlose Freundin.«

Der Graf wandte sich gegen die Prinzessin um, als wollte er zu ihr sagen: »Sie hören?«

Von einem Schrecken ergriffen, wich sie bis zu den Füßen des elfenbeinernen Christus zurück, der auf einem Grund von schwarzem Sammet an der Wand des Kabinetts befestigt war.

»Ist das Alles, was Eure Hoheit zu wissen wünscht?« sprach der Graf, indem er die Hand von Lorenza wieder fallen ließ.

»Mein Herr,« rief die Prinzessin, »nähern Sie sich mir nicht, und Sie auch nicht.«

In diesem Augenblick hörte man das Geräusch eines Wagens, der vor der Abtei hielt.

»Ah!« rief die Prinzessin, »das ist der Cardinal, »wir werden endlich erfahren, woran wir uns zu halten haben.«

Der Graf von Fönix verbeugte sich, sprach einige Worte zu Lorenza und wartete mit der Ruhe eines Mannes, der die Gabe besäße, die Ereignisse zu leiten und zu beherrschen.

Einen Augenblick nachher öffnete sich die Thüre und man meldete Seine Eminenz den Herrn Cardinal von Rohan.

Durch die Gegenwart eines Dritten beruhigt, nahm die Prinzessin wieder ihren Platz in ihrem Lehnstuhl und sprach:

»Laßt ihn eintreten.«

Der Cardinal trat ein. Doch er hatte nicht sobald die Prinzessin begrüßt, als er Balsamo erblickend erstaunt ausrief:

»Ah! Sie sind es, mein Herr?«

»Sie kennen den Herrn?« fragte die Prinzessin.

»Ja,« antwortete der Cardinal.

»Dann werden Sie uns sagen, wer er ist?« rief die Prinzessin.

»Nichts ist leichter,« sagte der Cardinal, »der Herr ist ein Zauberer.«

»Ein Zauberer!« murmelte die Prinzessin.

»Verzeihen Sie, Madamel!« sagte der Graf, »Seine Eminenz wird sich sogleich erklären und zwar, wie ich hoffe, zur Befriedigung von Jedermann.«

»Sollte der Herr Ihrer königlichen Hoheit auch eine Weissagung gemacht haben, daß ich sie in diesem Grade verstört sehe?«

»Den Trauschein! aus der Stelle den Trauschein!« rief die Prinzessin.

Der Cardinal schaute sie erstaunt an, denn er wußte nicht, was dieser Ausruf bedeuten sollte.

»Hier ist er,« sprach der Graf, und bot den Schein dem Cardinal.

»Mein Herr,« sprach die Prinzessin, »es handelt sich darum, zu wissen, ob diese Unterschrift gut, und ob dieser Schein gültig ist?«

Der Cardinal las das Papier, das ihm die Prinzessin reichte.

»Das ist ein in aller Form abgefaßter Trauschein, und diese Unterschrift ist die von Herrn Remy, dem Pfarrer der St. Johannes-Kapelle; doch was ist Eurer Hoheit daran gelegen?«

»Oh! es liegt mir viel daran, mein Herr; die Unterschrift ist also . . .«

»Sie ist gut, doch nichts sagt mir, sie sei nicht erpreßt worden.«

»Erpreßt, nicht wahr? das ist möglich,« rief die Prinzessin.

»Und die Einwilligung von Lorenza ebenfalls, nicht wahr?« sprach der Graf mit einer Ironie, welche unmittelbar an die Prinzessin gerichtet war.

»Doch sagen Sie, Herr Cardinal, durch welche Mittel hätte man diese Unterschrift erpressen

können; wissen Sie das?«

»Durch diejenigen, welche diesem Herrn zu Gebot stehen, durch magische Mittel.«

»Magische! Cardinal, behaupten Sie . . .«

»Der Herr ist ein Zauberer, ich habe es gesagt und widerrufe nicht.«

»Eure Eminenz scherzt.«

»Nein, und zum Beweise diene, daß ich in ihrer Gegenwart eine ernste Erklärung mit ihm haben werde.«

»Ich wollte sie von Eurer Eminenz verlangen,« versetzte der Graf.

»Vortrefflich; doch vergessen Sie nicht, daß ich es bin, welcher fragt,« sagte hochmüthig der Cardinal.

»Und ich,« entgegnete der Graf, »vergessen Sie nicht, daß ich alle Ihre Fragen selbst vor Ihrer Hoheit beantworten werde, wenn Sie darauf bestehen; aber ich bin fest überzeugt, Sie werden nicht darauf bestehen.«

Der Cardinal erwiderte lächelnd:

»Mein Herr, die Rolle eines Zauberers ist in unserer Zeit schwer zu spielen. Ich sah Sie bei der Arbeit; Sie hatten großen Erfolg; doch ich sage Ihnen zum Voraus, nicht Jedermann wird die Geduld und besonders den Edelmuth der Frau Dauphine haben.«

»Der Frau Dauphine!« rief die Prinzessin.

»Ja, Madame,« sprach der Graf, »ich habe die Ehre gehabt, Ihrer Königlichen Hoheit vorgestellt zu werden.«

»Und wie haben Sie diese Ehre anerkannt? Sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie.«

»Ah!« erwiderte der Graf, »schlechter als ich wollte; denn ich hege keinen persönlichen Haß gegen die Menschen, und besonders gegen die Frauen.«

»Aber was hat denn der Herr meiner erhabenen Nichte gethan?« sagte Madame Louise.

»Madame,« antwortete der Graf, »ich habe das Unglück gehabt, ihr die Wahrheit zu sagen, die sie von mir verlangte.«

»Ja, die Wahrheit, eine Wahrheit, wegen der sie in Ohnmacht gefallen ist.«

»Ist das mein Fehler,« entgegnete der Graf mit jener mächtigen Stimme, welche in gewissen Augenblicken so gut donnerte, »ist es mein Fehler, wenn diese Wahrheit so furchtbar war, daß sie eine solche Wirkung hervorbringen mußte? Habe ich die Prinzessin aufgesucht? Habe ich ihr vorgestellt zu werden verlangt? Nein, ich vermied sie im Gegentheil; man führte mich beinahe mit Gewalt zu ihr; sie befragte mich gleichsam befehlsweise.«

»Aber was war denn die furchtbare Wahrheit, die Sie ihr gesagt haben?« fragte die Prinzessin.

»Diese Wahrheit, Madame, ist der Schleier der Zukunft, den ich zerrissen habe.«

»Der Zukunft?«

»Ja, Madame, der Zukunft, welche Eurer Königlichen Hoheit so bedrohlich vorkam, daß sie in ein Kloster zu fliehen, sie am Fuße der Altäre durch ihre Gebete und ihre Thränen zu bekämpfen suchte.«

»Mein Herr!«

»Ist es mein Fehler, Madame, wenn diese Zukunft, welche Sie als eine Heilige geahnet haben, mir dem Propheten enthüllt worden ist, und wenn die Frau Dauphine erschrocken über diese Zukunft, welche sie persönlich bedroht, in Ohnmacht fiel, als sie ihr enthüllt wurde?«

»Sie hören,« sagte der Cardinal.

»Ach! ach!« seufzte die Prinzessin.

»Denn ihre Regierung ist verdammt,« rief der Graf, »als die unglücklichste, unseligste Regierung der ganzen Monarchie.«

»Mein Herr!« rief die Prinzessin.

»Was Sie betrifft, Madame,« fuhr der Graf fort, »vielleicht haben Ihre Gebete Gnade erlangt, doch Sie werden nichts von Allem dem sehen, denn Sie sind in den Armen des Herrn, wenn diese Dinge sich ereignen. Beten Sie, Madame, beten Sie!«

Beherrscht durch diese prophetische Stimme, welche so gut den Bangigkeiten ihrer eigenen Seele entsprach, fiel die Prinzessin vor dem Crucifix auf die Kniee und fing wirklich an, inbrünstig zu beten.

Da wandte sich der Graf gegen den Cardinal, ging ihm in eine Fenstervertiefung voran und sprach:

»Nun ist die Reihe an uns, Herr Cardinal; was wollen Sie von mir?«

Der Cardinal trat zu dem Grafen.

Die Personen waren folgendermaßen gestellt:

Die Prinzessin betete inbrünstig am Fuße des Crucifixes; Lorenza stand unbeweglich, stumm, die Augen offen und starr, als ob sie nichts sehen würden, mitten im Zimmer. Die zwei Männer waren in der Fenstervertiefung, der Graf auf den Fensterriegel gestützt, der Cardinal halb durch den Vorhang verborgen.

»Was wollen Sie von mir?« wiederholte der Graf, »sprechen Sie.«

»Ich will wissen, wer Sie sind.«

»Sie wissen es.«

»Ich?«

»Allerdings. Haben Sie nicht gesagt, ich sei ein Zauberer?«

»Sehr gut. Doch dort nannte man Sie Joseph Balsamo; hier nennt man Sie den Grafen von Fönix.«

»Nun, was beweist das? daß ich den Namen geändert habe und sonst nichts.«

»Ja; doch wissen Sie daß solche Aenderungen von Seiten eines Mannes wie Sie Herrn von Sartines viel zu denken geben dürften?«

Der Graf lächelte.

»Oh! mein Herr, das ist ein kleiner Krieg für einen Rohan! Wie, Eure Eminenz argumentirt über Worte! *Verba et voces*, sagt der Lateiner, Hat man mir nichts Schlimmeres vorzuwerfen?«

»Sie werden, glaube ich, spöttisch,« sagte der Cardinal.

»Ich werde es nicht, das ist mein Charakter.«

»Dann will ich mir ein Vergnügen bereiten.«

»Welches?«

»Ich werde machen, daß Sie Ihren Ton herabstimmen.«

»Machen Sie das, mein Herr.«

»Ich bin überzeugt, ich huldige dadurch der Frau Dauphine.«

»Das wird durchaus nicht unnütz sein, wie Sie mit ihr stehen,« versetzte Balsamo

phlegmatisch.

»Und wenn ich Sie verhaften ließe, mein Herr Planetenleser, was würden Sie sagen?«

»Ich würde sagen, Sie haben sehr Unrecht, Herr Cardinal.«

»In der That!« versetzte die Eminenz mit einer niederschmetternden Verachtung! »und wer würde das finden?«

»Sie selbst, Herr Cardinal,«

»Ich gebe auf der Steile Befehl dazu, dann wird man genau erfahren, wer der Baron Joseph Balsamo, Graf von Fönix, der erhabene Sprößling eines Stammbaumes ist, dessen Samen ich auf keinem genealogischen Felde Europas gefunden habe.«

»Mein Herr, warum haben Sie sich nicht bei Ihrem Freund dem Herrn von Breteuil nach mir erkundigt?«

»Herr von Breteuil ist nicht mein Freund.«

»Das heißt, er ist es nicht mehr, aber er war es, und zwar einer Ihrer besten Freunde; denn Sie hatten ihm einen gewissen Brief geschrieben.«

»Welchen Brief? fragte der Cardinal, näher tretend.

»Noch näher, Herr Cardinal, noch näher; ich möchte nicht gern laut sprechen, denn ich befürchte, ich könnte Sie gefährden.«

Der Cardinal näherte sich dem Grafen noch mehr.

»Welchen Brief meinen Sie?« sagte er.

»Oh! Sie wissen es wohl.«

»Sprechen Sie immerhin.«

»Nun! einen Brief, den Sie von Wien nach Paris schrieben, um die Heirath des Dauphin zu hintertreiben.«

Der Prälat machte eine Bewegung des Schreckens.

»Dieser Brief . . .?« stammelte er.

»Ich weiß ihn auswendig.«

»Das ist ein Verrath von Herrn von Breteuil.«

»Warum dies?«

»Weil ich ihn, als die Heirath beschlossen war, zurückforderte.«

»Und er sagte Ihnen?«

»Er sei verbrannt.«

»Er wagte es nicht, Ihnen zu sagen, er sei verloren gegangen.«

»Verloren gegangen?«

»Ja . . . Sie begreifen, ein verlorener Brief kann wiedergefunden werden.«

»Somit ist der Brief, den ich an Herrn von Breteuil geschrieben habe . . .?«

»Ja.«

»Von dem er mir sagte, er habe ihn verbrannt . . .?«

»Ja.«

»Und den er verloren hatte . . .?«

»Von mir gefunden worden. Oh! mein Gott! durch einen Zufall, als ich durch den Marmorhof in Versailles ging.«

»Und Sie haben ihn nicht wieder Herrn von Breteuil zustellen lassen?«

»Ich habe mich wohl gehütet.«

»Warum dies?«

»Weil ich in meiner Eigenschaft als Zauberer wußte, daß Eure Eminenz, der ich so wohl will, mir auf den Tod grollte; Sie begreifen daher? Ein entwaffneter Mann, welcher weiß, daß er einen Wald durchwandernd angegriffen werden wird, und am Saume dieses Waldes eine geladene Pistole findet . . .«

»Nun?«

»Dieser Mann ist ein Dummkopf, wenn er die Pistole aus den Händen läßt.«

Den Cardinal ergriff ein Schwindel, und er stützte sich auf das Fenstergesimse.

Nach einem Augenblick des Zögerns, dessen Veränderungen der Graf auf seinem Gesichte verschlang, sprach er:

»Es sei. Doch man soll nicht sagen, ein Prinz meines Hauses habe sich vor der Drohung eines Charlatan gebeugt. Mag dieser Brief verloren gegangen sein, mögen Sie ihn gefunden haben, sollte er der Frau Dauphine selbst gezeigt werden, sollte mich dieser Brief als Politiker zu Grunde richten, ich werde meine Rolle als redlicher Unterthan, als getreuer Botschafter behaupten. Ich werde sagen, was wahr ist, nämlich, daß ich diese Verbindung den Interessen meines Landes schädlich gefunden habe, und mein Land wird mich beschützen, oder beklagen.«

»Und wenn sich Jemand fände,« versetzte der Graf, »welcher behaupten würde, jung, schön, galant, in Betracht seines Namens Rohan und seines Titels als Prinz nichts fürchtend, habe der Botschafter dies nicht gesagt, weil er die österreichische Verbindung als den Interessen Frankreichs schädlich betrachtet, sondern weil dieser stolze Botschafter, Anfangs von der Erzherzogin Marie Antoinette liebevoll aufgenommen, die Eitelkeit gehabt habe, in dieser Freundlichkeit etwas mehr zu sehen, als . . . Freundlichkeit, was wird dann der getreue Unterthan, der redliche Botschafter sagen?«

»Er wird leugnen, mein Herr; denn von dem Gefühle, von welchem Sie behaupten, es habe bestanden, ist kein Beweis mehr übrig.«

»Ah! doch, mein Herr, Sie täuschen sich; es bleibt die Kälte der Frau Dauphine gegen Sie übrig.«

Der Cardinal zögerte.

»Hören Sie, mein Prinz,« sagte der Graf, »glauben Sie mir, statt uns zu entzweien, wie es bereits geschehen wäre, wenn ich nicht mehr Klugheit besäße, als Sie, bleiben wir gute Freunde.«

»Gute Freunde?«

»Warum nicht? Die guten Freunde sind diejenigen, welche uns Dienste leisten.«

»Habe ich je solche von Ihnen gefordert?«

»Sie hatten Unrecht; denn seit den zwei Tagen, die Sie in Paris sind . . .«

..Ich?«

»Ja, Sie. Ei, mein Gott! warum wollen Sie mir das verbergen, mir, der ich ein Zauberer bin? Sie haben die Prinzessin in Soissons verlassen, Sie sind mit Post durch Villers-Cotterets und Damartin, das heißt auf dem kürzesten Wege nach Paris gekommen und haben von ihren guten Freunden in Paris Dienste verlangt, die sie Ihnen verweigerten. Nach welcher Weigerung Sie

wieder mit Post nach Compiègne abgereist sind, und zwar in Verzweiflung.«

Der Cardinal schien vernichtet.

»Und welche Art von Diensten konnte ich denn von Ihnen erwarten, wenn ich mich an Sie gewendet hätte?« fragte er.

»Die Dienste, die man von einem Mann verlangt, welcher Gold macht!«

»Und was nützt es mich, daß Sie Gold machen?«

»Pest! wenn man fünfmal hundert tausend Franken in acht und vierzig Stunden zu bezahlen hat; sind es fünfmal hundert tausend Franken?«

»Ja, es ist so.«

Sie fragen, wozu es nütze, einen Freund zu haben, welcher Gold macht? Es nützt dazu, daß man die fünfmal hundert tausend Franken, die man bei Niemand hat finden können, bei ihm finden wird.«

»Und wo dies?« fragte der Cardinal.

»In der Rue Saint-Claude, im Marais.«

»Woran werde ich das Haus erkennen?«

»An einem Greifenkopf von Bronze, der als Klopfer an der Thüre dient.«

»Wann kann ich mich dort einfinden?«

»Uebermorgen, Monseigneur, gegen sechs Uhr Abends, und denn ...«

»Und dann?«

»So oft es Ihnen Vergnügen macht, dahin zu kommen. Doch sehen Sie, unsere Unterredung endigt zu rechter Zeit, denn die Prinzessin hat so eben ihr Gebet beschlossen.«

Der Cardinal war besiegt; er versuchte es nicht länger, zu widerstehen, näherte sich der Prinzessin und sprach:

»Madame, ich bin genöthigt, zu gestehen, daß der Herr Graf von Fönix vollkommen Recht hat, daß der Schein, den er bei sich trägt, durchaus gültig ist, und daß mich die Erklärungen, die er mir gegeben, völlig befriedigt haben.«

Der Graf verbeugte sich.

»Was befiehlt Eure Königliche Hoheit?« fragte er.

»Ein letztes Wort zu dieser jungen Frau.«

Der Graf verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung.

»Sie wollen aus eigenem Antrieb und freiem Willen das Kloster von Saint-Denis verlassen, wohin Sie gekommen sind, um sich eine Zufluchtsstätte von mir zu erbitten?«

»Ihre Hoheit fragt,« sprach rasch Balsamo, »ob Du aus freiem Willen das Kloster von Saint-Denis verlassen wollest, wohin Du gekommen, um Dir eine Zufluchtsstätte zu erbitten. Antworte, Lorenza.«

»Ja, mit meinem freien Willen,« sprach die junge Frau.

»Und dies um Ihrem Gatten, dem Grafen von Fönix, zu folgen?«

»Und dies um mir zu folgen?« wiederholte der Graf.

»Oh! ja,« sprach die junge Frau.

»Dann halte ich keines von Beiden zurück,« sprach die Prinzessin, »denn dies hieße den Gefühlen Gewalt anthun. Doch wenn Etwas in Allem dem ist, was aus der natürlichen Ordnung

der Dinge heraustritt, so falle die Strafe des Herrn auf denjenigen, welcher zu seinen Gunsten oder in seinen Interessen die Harmonie der Natur gestört hat. Gehen Sie, Herr Graf von Fönix, gehen Sie, Lorenza Feliciani, ich halte Sie nicht zurück . . . Nur nehmen Sie Ihre Juwelen wieder.«

»Sie gehören den Armen, Madame,« sprach der Graf von Fönix, »und von Ihren Händen vertheilt, wird das Almosen Gott zweimal angenehm sein. Ich verlange nur mein Pferd Dscherid.«

»Sie können es im Vorübergehen fordern, mein Herr. Gehen Sie!«

Der Graf verbeugte sich vor der Prinzessin und bot seinen Arm Lorenza; diese stützte sich darauf und ging weg, ohne ein Wort zu sprechen.

»Ah! Herr Cardinal!« sagte die Prinzessin, traurig den Kopf schüttelnd, »es gibt unbegreifliche, unselige Dinge in der Luft, die wir einathmen.«

LIII.

Die Rückkehr von Saint-Denis.

Gilbert war, wie wir erzählt haben, in die Menge zurückgekehrt, als er Philipp verließ.

Doch es war diesmal nicht mehr das vor Erwartung und Freude hüpfende Herz, was er in die brausende Woge warf, sondern die Seele, geschworen durch einen Schmerz, den der gute Empfang von Philipp und seine freundlichen Anerbietungen nicht zu mildern vermocht hatten.

Andrée vermuthete nicht, daß sie grausam gegen Gilbert gewesen war. Die schöne, reine Jungfrau wußte durchaus nicht, daß es zwischen ihr und dem Sohne ihrer Amme irgend einen Berührungspunkt weder in Beziehung auf den Schmerz, noch in Beziehung auf die Freude geben könnte. Sie zog über niedere Sphären hin und warf auf sie ihren Schatten, oder ihr Licht, je nachdem sie selbst lächelnd oder traurig war. Diesmal hatte der Schatten ihrer Verachtung Gilbert eisig durchdrungen, und da sie nur den Impuls ihrer eigenen Natur befolgt, so wußte sie selbst nicht, daß sie verächtlich gewesen.

Aber Gilbert hatte wie ein entwaffneter Athlet im vollen Herzen Blicke der Verachtung und stolze Worte empfangen, und Gilbert besaß noch nicht genug Philosophie, um sich nicht, ganz blutend wie er war, den Trost der Verzweiflung zu geben.

Von dem Augenblick an, wo er in die Menge zurückgekehrt war, kümmerte er sich weder mehr um Pferde noch um Menschen. Er raffte alle seine Kräfte zusammen und stürzte, auf die Gefahr zu verirren oder sich zermalmen zu lassen, wie ein verwundeter Eber durch das Volk, und brach sich so Bahn.

Als die dichtesten Volkshaufen durchbrochen waren, fing der junge Mann an, freier zu athmen, schaute umher, sah den grünen Rasen, die Einsamkeit und das Wasser.

Ohne zu wissen, wohin er ging, war er bis zur Seine gelaufen und befand sich nun ungefähr der Ile de Saint-Denis gegenüber. Erschöpft, nicht von der Müdigkeit des Körpers, sondern von den Qualen des Geistes, sank er auf den Boden, schloß seinen Kopf in seine beiden Hände und fing an wüthend zu brüllen, als ob diese Sprache des Löwen besser seine Schmerzen ausdrückte, denn das Geschrei und das Wort des Menschen.

War nicht in der That die ganze schwankende, unentschiedene Hoffnung, welche einen verstohlenen Schimmer auf die Wünsche hatte fallen lassen, von denen er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben wagte, war nicht diese ganze Hoffnung erloschen? Auf welche Stufe der gesellschaftlichen Leiter Gilbert auch durch die Kraft des Genies, der Wissenschaft oder des Studiums stieg, er blieb immer Gilbert für Andrée, das heißt ein Ding oder ein Mensch, dies waren ihre eigenen Ausdrücke, um welchen sich zu bekümmern ihr Vater Unrecht gehabt, da es sich nicht der Mühe lohnte, die Augen bis zu ihm zu erniedrigen.

Einen Augenblick hatte er geglaubt, wenn sie ihn in Paris sähe, wenn sie hörte, er sei zu Fuß gekommen, wenn sie seinen Entschluß, mit seiner Dunkelheit zu kämpfen, bis er sie überwunden, erführe, so würde Andrée dieser Anstrengung Beifall spenden. Und nun hatte nicht nur das *macte animo* bei dem edlen Kinde seinen Erfolg verfehlt, sondern er hatte für so viel Kraftaufwand und eine so erhabene Entschlossenheit nichts geerntet, als die verächtliche

Gleichgültigkeit, welche Andrée stets gegen den Gilbert von Taverney geoffenbart.

Mehr noch, hatte sie sich nicht beinahe geärgert, als sie erfahren, daß seine Augen die Kühnheit gehabt hatten, in ihr Notenbuch zu schauen? Hätte Gilbert das Notenbuch nur mit der Fingerspitze berührt, so wäre es ohne Zweifel nur noch zum Verbrennen gut gewesen.

Bei schwachen Herzen sind eine Täuschung, eine Verrechnung nichts Anderes, als ein Schlag, unter welchem sich die Liebe beugt, um sich stärker und' beharrlicher wieder zu erheben, Sie offenbaren ihre Leiden durch Klagen, durch Thränen, sie haben die Passivität des Lammes unter dem Messer. Mehr noch, die Liebe dieser Märtyrer vergrößert sich häufig durch Schmerzen, welche sie tödten sollten; sie sagen, ihre Sanftmuth werde ihre Belohnung finden; diese Belohnung ist das Ziel, auf das sie losgehen, mag der Weg gut oder schlecht sein; nur werden sie, wenn der Weg schlecht ist, später ankommen, doch sie werden ankommen.

Nicht so ist es mit den starken Herzen, mit den eigenwilligen Temperamenten, mit den mächtigen Organisationen. Solche Herzen erzürnen sich bei dem Anblick ihres fließenden Blutes, und ihre Energie erhält einen so wilden Zuwachs, daß man sie von da an mehr für gehässig, als für liebend halten sollte. Man darf sie deshalb nicht anklagen: bei ihrem berühren sich die Liebe und der Haß so nahe, daß sie den Uebergang von der einen zum andern nicht fühlen.

Wußte Gilbert, als er sich niedergeschmettert von seinen Schmerzen auf dem Boden wälzte, wußte er, ob er Andrée liebte oder haßte? Nein, er litt nur. Doch da er einer langen Geduld nicht fähig war, so warf er sich aus seiner Niedergeschlagenheit heraus, um auf irgend einen energischen Entschluß zu sinnen und diesen zu verfolgen.

»Sie liebt mich nicht,« dachte er, »das ist wahr; aber ich konnte, ich durfte auch gar nicht darauf hoffen, sie würde mich lieben; ich hatte nur das Recht, von ihr die zarte Theilnahme zu verlangen, die man den Unglücklichen spendet, welche die Kraft haben, gegen ihr Mißgeschick zu ringen, Was ihr Bruder begriffen hat, hat sie nicht begriffen. Er sagte mir: ‚Wer weiß? vielleicht wirst Du ein Colbert, ein Vauban werden!‘ Wenn ich das Eine oder das Andere würde, so ließe er mir Gerechtigkeit widerfahren und gäbe nur seine Schwester als Belohnung für den Ruhm, den ich mir erworben, wie er sie gegen meine angeborene Aristokratie gegeben hätte, wenn ich als seines Gleichen auf die Welt gekommen wäre. Doch für sie! oh! ich fühle es wohl ... oh! Colbert, oh! Vauban wären für sie immer nur Gilbert, denn, was sie an mir verachtet, ist das, was nichts tilgen, nichts vergolden, nichts bedecken kann . . . es ist die Niedrigkeit meiner Geburt. Als ob ich, vorausgesetzt ich erreiche mein Ziel, nicht mehr hätte wachsen müssen, um bis zu ihr zu gelangen, als wenn ich neben ihr geboren worden wäre. Oh! tolles Geschöpf! wahnsinniges Wesen! Oh! Weib! Weib! das heißt Unvollkommenheit. Trau' diesem schönen Blicke, dieser offenen Stirne, diesem verständigen Lächeln, dieser Haltung einer Königin: das ist Fräulein von Taverney, das heißt eine Frau, welche ihre Schönheit klug macht, eine Welt zu beherrschen . . . Ihr täuscht Euch: es ist eine in aristokratischen Vorurtheilen aufgeschraubte und darein eingewickelte Person der Provinz. Alle die schönen jungen Leute mit leeren Gehirnen und windigem Geiste, welche alle Mittel besaßen, um Alles zu lernen, und nichts wissen, sind für sie gleichgestellt; diese sind Dinge und Menschen, welchen sie Aufmerksamkeit schenken muß . . . Gilbert ist ein Hund, weniger als ein Hund: sie erkundigte sich, glaube ich, nach Mahon, nach Gilbert hätte sie sich nicht erkundigt. Oh! sie weiß also nicht, daß ich so stark bin als diese Leute, daß ich, wenn ich den ihrigen ähnliche Kleider trage, so schön sein werde, als sie, daß ich überdies einen unbeugsamen Willen besitze, und daß ich, wenn ich will . . .«

Ein furchtbares Lächeln trat auf die Lippen von Gilbert, der den Satz unvollendet ließ.

Langsam und die Stirne faltend, senkte er sodann seinen Kopf auf seine Brust.

Was ging in diesem Augenblick in dieser dunkeln Seele vor? Unter welchem furchtbaren Gedanken beugte sich diese bleiche, schon durch die Nachtwachen gelb gewordene, durch das Nachdenken durchfurchte Stirne? Wer wird es sagen?

Etwa der Bootsmann, der auf seinem Fahrzeug, das Lied von Heinrich IV. trällernd, den Fluß hinabsteuerte? Oder die lustige Wäscherin, welche von Saint-Denis zurückkam, nachdem sie den Zug gesehen, und die, sich von ihrem Wege abwendend, um in einiger Entfernung von ihm vorüberzugehen, vielleicht diesen jungen Müßiggänger, der mitten unter Stangen, welche mit Wäsche beladen waren, auf dem Rasen ausgestreckt lag, für einen Dieb hielt?

Nach einer halben Stunde tiefen Nachsinnens erhob sich Gilbert kalt und entschlossen; er stieg zur Seine hinab, trank reichlich Wasser, schaute dann umher und sah zu seiner Linken die fernen Wogen des Volkes beim Ausgange von Saint-Denis.

Mitten unter dieser Menge unterschied man die ersten Carrossen, welche, von den Schaaren bedrängt, im Schritte fuhren; sie folgten der Straße nach Saint-Ouen.

Nach dem Willen der Dauphine sollte ihr Einzug ein Familienfest sein. Die Familie bediente sich auch ihres Vorrechts; man sah, wie sie sich so nahe zu dem königlichen Schauspiele stellte, daß viele Pariser auf die Sitze der Livreebedienten stiegen und sich, ohne deshalb beunruhigt zu werden, an die schweren Tragriemen der Wagen hingen.

Gilbert hatte bald die Carrosse von Andrée erkannt. Philipp galoppierte oder tänzelte vielmehr an dem Wagenschlage.

»Es ist gut, sagte er, »ich muß wissen, wohin sie fährt, und damit ich weiß, wohin sie fährt, muß ich ihr folgen.«

Gilbert folgte.

Die Dauphine sollte in der Muette in kleinem Comité mit dem König, dem Dauphin, dem Herrn Grafen von Provence, dem Herrn Grafen d'Artois zu Nacht speisen, wobei Ludwig XV. die Schicklichkeit so sehr vergaß, daß er in Saint-Denis die Frau Dauphine einlud, ihr die Liste der Gäste übergab und ihr einen Bleistift mit der Aufforderung reichte, diejenigen von den Gästen, welche ihr nicht genehm wären, auszustreichen.

Als die Dauphine zu dem Namen von Madame Dubarry kam, der den Schluß bildete, fühlte sie, wie ihre Lippen erbleichten und zitterten; doch unterstützt durch die Instructionen der Kaiserin, ihrer Mutter, rief sie alle ihre Kräfte zu Hülfe, gab mit einem reizenden Lächeln die Liste und den Stift dem König zurück und sagte, sie sei sehr glücklich, mit einem Male in die innige Gemeinschaft seiner Familie aufgenommen zu werden.

Gilbert wußte das nicht, und erst bei der Muette erkannte er die Equipagen von Madame Dubarry und Zamore, der auf seinem großen Schimmel hockte.

Zum Glück war es bereits düster; Gilbert warf sich in ein Gesträuch, legte sich platt auf den Bauch und wartete.

Der König ließ seine Schwiegertochter mit seiner Geliebten zu Nacht speisen, und zeigte sich von einer reizenden Heiterkeit, besonders als er sah, daß die Frau Dauphine Madame Dubarry noch besser aufnahm, als sie es in Compiègne gethan hatte.

Aber der Herr Dauphin schützte, finster und sorgenvoll, ein heftiges Kopfweg vor und entfernte sich, ehe man sich zu Tische gesetzt hatte.

Das Abendbrod dauerte bis eilf Uhr.

Die Leute vom Gefolge, und die stolze Andrée mußte gestehen, daß sie zu diesen Leuten gehörte, die Leute vom Gefolge speisten in den Pavillons bei dem Klang der Musik, die ihnen der König schickte. Da die Pavillons zu klein waren, so nahmen fünfzig Herren ihr Abendbrod an Tischen, die man auf dem Rasen aufgeschlagen hatte, wobei sie von fünfzig Lackeien in königlicher Livree bedient wurden.

Beständig in einem Gebüsch verborgen, verlor Gilbert nichts von diesem Anblick. Er zog aus seiner Tasche ein Stück Brod, das er in Clichy-la-Garenne gekauft hatte, und speiste wie die Andern, während er zugleich die Abfahrenden überwachte.

Die Frau Dauphine erschien nach dem Abendbrod auf den Balcon: sie hatte sich von ihren Gästen verabschiedet. Der König stand bei ihr, Madame Dubarry hielt sich mit dem Takt, den auch ihre Feinde an ihr bewunderten, im Hintergrund des Zimmers und war so aus dem Gesichte gestellt.

Jeder ging unten am Balcon vorüber, um den König und Ihre königliche Hoheit zu begrüßen. Die Frau Dauphine kannte schon viele von denen, welche sie begleitet hatten, der König nannte ihr diejenigen, welche sie nicht kannte. Von Zeit zu Zeit floß ein anmuthiges Wort, ein glücklicher Einfall von ihren Lippen und gewährte den Menschen, an die ihre Rede gerichtet war, Freude.

Gilbert sah von ferne diese ganze Niedrigkeit und sagte sich:

»Ich bin größer, als alle diese Leute da, denn um alles Gold der Welt würde ich nicht thun, was sie thun.«

Es kam die Reihe an Herrn von Taverney und seine Familie.

Gilbert erhob sich auf ein Knie.

»Herr Philipp,« sprach die Dauphine, »ich gebe Ihnen Urlaub, um Ihren Herrn Vater und Ihr Fräulein Schwester nach Paris zu führen.«

Gilbert hörte diese Worte, die in der Stille der Nacht und unter der tiefen Aufmerksamkeit von denjenigen, welche horchten und schauten, an sein Ohr klangen.

Die Frau Dauphine fügte bei:

»Herr von Taverney, ich kann Ihnen noch keine Wohnung geben; reisen Sie daher mit dem Fräulein nach Paris, bis ich mein Haus in Versailles eingerichtet habe; mein Fräulein, denken Sie ein wenig an mich.«

Der Baron ging mit seinem Sohn und mit seiner Tochter vorbei. Viele Andere kamen nach ihnen, die Dauphine hatte ihnen ähnliche Dinge zu sagen, aber für Gilbert war dies gleichgültig.

Er schlüpfte aus dem Gesträuche hervor und folgte dem Baron unter dem verworrenen Geräusch von zweihundert Lackeien, die ihren Herren nachliefen, von fünfzig Kutschern, die den Lackeien antworteten, und von sechzig Wagen, welche wie eben so viele Donner auf dem Pflaster rollten.

Da Herr von Taverney einen Wagen von Hofe hatte, so wartete dieser Wagen auf der Seite. Er stieg mit Andrée und Philipp ein, und der Schlag schloß sich hinter ihnen.

»Mein Freund,« sagte Philipp zu dem Lackei, der den Schlag schloß, »steigt mit dem Kutscher auf den Bock.«

»Warum denn? warum denn?« fragte der Baron.

»Weil der arme Teufel seit dem Morgen steht und folglich sehr müde sein muß,« antwortete

Philipp.

Der Baron brummte ein paar Worte, welche Gilbert nicht hören konnte. Der Lackei stieg zu dem Kutscher hinauf.

Gilbert näherte sich.

In der Sekunde, wo der Wagen abfahren sollte, sah man, daß einer von den Zugriemen los war. Der Kutscher stieg ab und der Wagen blieb noch einen Augenblick auf der Stelle.

»Es ist sehr spät,« sagte der Baron.

»Ich bin furchtbar müde,« murmelte Andrée; »werden wir wenigstens ein Lager finden?«

»Ich hoffe es,« erwiderte Philipp. »Ich habe La Brie und Nicole unmittelbar von Soissons nach Paris geschickt und ihnen einen Brief an einen meiner Freunde gegeben, den ich beauftragte, einen kleinen Pavillon zu miethen, welchen seine Mutter und seine Schwester im vorigen Jahre bewohnt haben. Es ist keine Luxuswohnung, wohl aber ein bequemer Aufenthaltsort. Sie suchen nicht zu erscheinen, Sie wünschen nur zu warten.«

»Es wird meiner Treue immerhin so viel werth sein als Taverney,« sprach der Baron.

»Leider, ja, mein Vater,« versetzte Philipp mit einem schwermüthigen Lächeln.

»Werde ich Bäume haben?« fragte Andrée.

»Ja, und zwar sehr schöne. Nur dürftest Du dieselben aller Wahrscheinlichkeit nach nicht lange genießen, denn sobald, die Heirath vollzogen ist, wirst Du vorgestellt werden.«

»Wir machen einen schönen Traum, suchen wir nicht zu frühe daraus zu erwachen. Philipp, hast Du dem Kutscher die Adresse gegeben?«

Gilbert horchte ängstlich.

»Ja, mein Vater,« sagte Philipp.

Gilbert, der Alles gehört, hatte einen Augenblick die Hoffnung, auch die Adresse zu hören.

»Gleichviel,« sagte er, »ich werde ihnen folgen. Es ist nur eine Stunde von hier nach Paris.«

Der Zugriemen war wieder befestigt, der Kutscher auf seinen Sitz gestiegen, und der Wagen fing an zu rollen.

Doch die Pferde des Königs gehen rasch, wenn die Reihe sie nicht zwingt, sachte zu gehen, so rasch, daß sie den armen Gilbert an die Straße von Lachaussée, an seine Entkräftung, seine Ohnmacht erinnerten.

Er strengte sich an, erreichte den hinteren Fußtritt, den der müde Lackei leer gelassen hatte, klammerte sich daran, setzte sich aus und fuhr fort.

Aber beinahe in demselben Augenblick kam ihm der Gedanke, er sei hinten auf den Wagen von Andrée, das heißt auf den Platz eines Bedienten gestiegen.

»Nein! nein!« murmelte der unbeugsame junge Mann, »man soll nicht sagen, ich habe nicht bis zum letzten Augenblick gekämpft; meine Beine sind müde, doch meine Arme sind es nicht.

Und er faßte mit seinen beiden Händen den Fußtritt, auf den er die Spitze seiner Schuhe gestellt hatte, ließ sich unter dem Sitze fortschleppen, und erhielt sich, trotz der Stöße und Schläge, lieber mit der Kraft seiner Arme in dieser schwierigen Lage, als daß er mit seinem Gewissen capitulirt hätte.

»Ich werde ihre Adresse erfahren,« murmelte er, »ich werde sie erfahren. Noch eine schlimme Nacht, doch morgen ruhe ich auf meinem Stuhle aus, indem ich Musik abschreibe. Es bleibt mir übrigens Geld, und ich kann mir zwei Stunden Schlaf verschaffen, wenn ich will.«

Dann dachte er, Paris wäre sehr groß, und er würde vielleicht verloren sein, er, der es nicht kannte, wenn der Baron, sein Sohn und seine Tochter in dem Hause angekommen wären, das Philipp für sie gewählt.

Zum Glück war es bald Mitternacht und der Tag kam um halb vier Uhr Morgens.

Während er dies Alles bedachte, bemerkte Philipp, daß er über einen großen Platz geführt wurde, in dessen Mitte sich eine Reiterstatue erhob.

»Halt, das wird wohl die Place des Victoires sein,« sagte er zugleich freudig und überrascht.

Der Wagen drehte sich, Andrée schaute aus dem Kutschenschlag.

Philipp sprach:

»Das ist die Statue des verstorbenen Königs. Wir sind unserem Ziele nahe.«

Man fuhr einen ziemlich jähren Abhang hinab; Gilbert wäre beinahe unter die Räder gerollt.

»Wir sind an Ort und Stelle,« sprach Philipp.

Gilbert ließ seine Füße die Erde berühren und sprang auf die andere Seite der Straße, wo er sich hinter einem Weichsteine niederkauerte.

Philipp stieg zuerst aus dem Wagen, läutete und empfing, sich umwendend, Andrée in seinen Armen.

Der Baron stieg zuletzt aus.

»Nun!« sagte er, »werden uns diese Maulaffen die Nacht auf der Straße zubringen lassen?«

In diesem Augenblick erklangen die Stimmen von La Brie und Nicole, und eine Thüre öffnete sich.

Die drei Reisenden schlüpfen in einen düsteren Hof, dessen Thor sich hinter ihnen schloß. Der Wagen und die Lackeien entfernten sich wieder; sie kehrten zu den Stallungen des Königs zurück.

Das Haus, in welchem die drei Reisenden verschwunden waren, hatte nichts Merkwürdiges; aber der Wagen beleuchtete im Vorüberfahren das Nachbarhaus und Gilbert las: Hotel d'Armenonville.

Er hatte nur noch die Straße in Erfahrung zu bringen.

Er ging an die nächste Ecke, an diejenige, bei welcher der Wagen verschwunden war, und fand zu seinem großen Erstaunen bei dieser Ecke den Brunnen, an welchem er zu trinken pflegte.

Er machte zehn Schritte in einer Straße, welche parallel mit der, die er verlassen, rückwärts ging, und erkannte den Bäcker, bei dem er sein Brod kaufte.

Er zweifelte noch und kehrte bis zur Straßenecke zurück. Bei dem entfernten Schimmer eines Scheinwerfers las er nun auf einem Grunde von weißem Stein die zwei Worte, die er drei Tage zuvor, als er mit Rousseau aus dem Walde von Meudon vom Pflanzensammeln zurückkehrte, gelesen hatte, die Worte: »Rue Platrière!«

Andrée war also hundert Schritte von ihm, minder weit, als es in Taverney von seinem kleinen Zimmer beim Gitter des Schlosses war.

Hienach kehrte er zu seiner Thüre zurück, in der Hoffnung, das Ende des Bindfadens, der die innere Klinke hob, werde nicht hineingezogen worden sein.

Gilbert hatte seinen glücklichen Tag. Es hingen ein paar Fäden heraus; mit Hülfe dieser Fäden zog er das Ganze an sich, und die Thüre gab nach.

Der junge Mann fand tappend und tastend die Treppe, stieg Stufe für Stufe hinauf, ohne

Geräusch zu machen, und berührte endlich mit der Spitze seiner Finger das Vorlegeschloß seines Zimmers, an welchem Rousseau aus Gefälligkeit den Schlüssel gelassen hatte.

Nach Verlauf von zehn Minuten hatte die Müdigkeit den Sieg über seine innere Unruhe davon getragen, und Gilbert war in tiefen Schlaf versunken.

LIV.

Der Pavillon.

Spät zurückgekehrt, rasch sich niederlegend, in schweren Schlaf versinkend, hatte Gilbert vergessen, an seiner Dachluke den Leinwandfetzen zu befestigen, mit welchem er das Licht der aufgehenden Sonne auffing.

Diese Sonne traf um fünf Uhr Morgens auf seine Augen und erweckte ihn bald; er erhob sich unruhig, er könnte zu lange geschlafen haben.

Gilbert, ein Mann vom Lande, wußte vortrefflich die Stunde an der Stellung der Sonne und an der mehr oder minder warmen Farbe ihrer Strahlen zu erkennen. Er lief an die Luke und befragte seine Uhr.

Die Blässe des Lichtes, das kaum die Gipfel der hohen Bäume beleuchtete, beruhigte ihn; statt zu spät aufgestanden zu sein, war er zu früh aufgestanden.

Gilbert machte seine Toilette an seiner Dachluke, dachte an die Ereignisse des vorhergehenden Tages und setzte mit Entzücken seine beschwerte Stirne der frischen Morgenluft aus; dann erinnerte er sich, daß Andrée in einer benachbarten Straße bei dem Hotel d'Armenonville wohnte, und suchte zu errathen, in welchem von allen diesen Häusern Andrée wohnen dürfte.

Der Anblick der Schatten, die er überschaute, erinnerte ihn an die Worte des Mädchens, welche er am vorhergehenden Tage gehört hatte,

»Gibt es Bäume dort?« hatte Andrée Philipp gefragt.

»Warum wählte sie nicht den unbewohnten Pavillon im Garten?« sagte Gilbert zu sich selbst.

Diese Betrachtung führte natürlich den jungen Mann dahin, daß er sich mit dem Pavillon beschäftigte.

Durch ein seltsames Zusammentreffen mit seinem Gedanken, lenkten ein Geräusch- und eine ungewöhnliche Bewegung seinen Blick nach dieser Seite. Eines von den Fenstern dieses Pavillon, ein Fenster, das seit langer Zeit verurtheilt zu sein schien, erschütterte sich unter einer ungeschickten oder schwachen Hand; das Holz gab oben nach, aber ohne Zweifel durch die Feuchtigkeit an die Randleisten des Kreuzstockes befestigt, widerstand es und weigerte sich, nach außen aufzugehen.

Endlich erkrachte das Eichenholz bei einem heftigeren Stoße und zwei ungestüm geöffnete Flügel ließen ein Mädchen erblicken, das noch ganz roth von der Anstrengung war und seine staubigen Hände schüttelte.

Dieses Mädchen, welches etwas aufgedunsen vom Schläfe sich in der frischen Luft reckte, war Mademoiselle Nicole.

Es blieb kein Zweifel. Philipp hatte am Tage vorher seinem Vater und seiner Schwester gesagt, La Brie und Nicole bereiten ihre Wohnung. Dieser Pavillon war also die bereit gehaltene Wohnung. Das Haus der Rue Coq-Héron, in welchem die Reisenden verschwunden waren, stieß also mit seinen Gärten von hinten an die Rue Platrière.

Die Bewegung von Gilbert war so hastig und ausdrucksvoll gewesen, daß Nicole, obgleich ziemlich entfernt, hätte sie sich nicht der müßigen Beschauung überlassen, welche zur Zeit des

Erwachens ein Glück wird, unsern Philosophen in dem Augenblick, wo er sich von seiner Luke zurückzog, gesehen haben müßte.

Gilbert zog sich um so schneller zurück, als er sich um keinen Preis von Nicole an einer Dachluke hätte entdecken lassen mögen; hätte er in einem ersten Stocke gewohnt, hätte man durch sein offenes Fenster hinter ihm reiche Tapeten und kostbare Meubles erblicken können, so würde Gilbert weniger bange gehabt haben, sich sehen zu lassen. Doch die Mansarde des fünften Stockes classificirte ihn noch zu tief in den niederen gesellschaftlichen Rangstufen, als daß er nicht eifrigst bemüht gewesen sein sollte, sich zu verbergen. Ueberdies gewährt es in dieser Welt stets einen großen Vortheil, zu sehen, ohne gesehen zu werden.

Wenn sodann Andrée wußte, daß er da war, würde das nicht genügen, Andrée zum Ausziehen oder dazu zu veranlassen, daß sie nicht in dem Garten spazieren ginge?

Ach! der Stolz von Gilbert vergrößerte ihn noch in seinen eigenen Augen. Welches Gewicht hatte Gilbert für Andrée und in welcher Hinsicht konnte Andrée einen Fuß bewegen, um sich Gilbert zu nähern oder sich von ihm zu entfernen? Gehörte sie nicht zu jener Race von Frauen, welche vor einem Bedienten oder Bauern aus dem Bade steigen, weil ein Bedienter oder ein Bauer keine Menschen sind?

Nicole aber gehörte nicht zu dieser Race, und sie mußte er also vermeiden.

Deßhalb hatte sich Gilbert hauptsächlich so ungestüm zurückgezogen.

Doch Gilbert konnte sich nicht zurückgezogen haben, um vom Fenster entfernt zu bleiben; er näherte sich also sachte, und wagte es, sein Auge an die Ecke der Dachluke zu drücken.

Ein zweites Fenster, das im Erdgeschoß gerade unter dem ersten lag, hatte sich geöffnet und eine weiße Gestalt erschien an diesem Fenster: es war Andrée, welche so eben erst erwacht sein mochte, Andrée in einem Morgenmantel und beschäftigt, den Pantoffel zu suchen, der ihrem kleinen, noch schlummernden Fuße entschlüpft war und sich unter einen Stuhl verirrt hatte.

Gilbert mochte sich immerhin schwören, so oft er Andrée sah, er wolle sich einen Wall aus seinem Hasse machen, statt sich seiner Liebe zu überlassen: dieselbe Wirkung wurde durch dieselbe Ursache hervorgebracht; er war genöthigt, sich an eine Wand anzulehnen, sein Herz schlug, als ob es bersten sollte, und seine Schläge machten das Blut durch den ganzen Körper brausen.

Allmählig beruhigten sich jedoch die Pulsadern des jungen Mannes, und er konnte nachdenken. Es handelte sich darum, wie wir schon gesagt haben, zu sehen, ohne gesehen zu werden. Er nahm einen von den Röcken von Therese, heftete ihn mittelst einer Nadel an einen Strick, der sein Fenster in seiner ganzen Breite durchzog, und konnte unter diesem improvisirten Vorhang Andrée sehen, ohne daß er gesehen zu werden befürchten mußte.

Andrée ahmte Nicole nach; sie reckte ihre schönen weißen Arme, welche durch ihre Ausdehnung einen Augenblick das Morgengewand trennten; dann legte sie sich auf das Fenstergesimse, um die Gärten der Umgebung bequemer zu betrachten.

Ihr Gesicht drückte nun eine entschiedene Zufriedenheit aus; sie, welche so selten den Menschen zulächelte, lächelte ohne Hintergedanken den Dingen zu. Auf allen Seiten war sie von großen Bäumen beschattet; auf allen Seiten war sie von Grün umgeben.

Das Haus von Gilbert zog die Blicke von Andrée auf sich, wie alle die andern Häuser, welche einen Gürtel für den Garten bildeten. Von dem Platze wo Andrée war, konnte man nicht mehr davon sehen, als die Mansarden, sowie auch nur die Mansarden allein zu Andrée sehen konnten.

Es fesselte also ihre Aufmerksamkeit nicht. Was konnte dem stolzen jungen Mädchen an der Race liegen, welche da oben wohnte?

Andrée blieb also nach ihrer Forschung überzeugt, sie wäre allein und an den Grenzen dieses stillen Aufenthaltsortes würde kein neugieriges oder lustiges Gesicht von jenen spöttischen Parisern erscheinen, welche von den Provinzfrauen so sehr gefürchtet werden.

Dieses Resultat war von unmittelbarer Folge. Andrée ließ ihr Fenster weit offen, damit die Morgenluft auch die letzten Winkel ihres Zimmers baden konnte, ging auf ihren Kamin zu, zog eine Klingelschnur und fing an sich anzukleiden, oder vielmehr in dem Halbschatten des Zimmers auszukleiden.

Nicole kam, machte die Riemen eines ledernen Necessaire los, das sich aus der Zeit der Königin Anna herschrieb, nahm den Schildpattkamm und entrollte die Haare von Andrée.

In einem Augenblick wogten die langen Flechten und die buschigen Locken wie ein Mantel über die Schultern des Mädchens herab.

Gilbert stieß einen unterdrückten Seufzer aus. Kaum erkannte er die schönen Haare von Andrée, welche die Mode und die Etiquette gewöhnlich mit Puder bedeckten; doch er erkannte Andrée, Andrée halb entkleidet und hundertmal schöner in ihrer Nachlässigkeit, als sie es in dem prunkhaftesten Aufputze gewesen wäre. Sein krampfhaft zusammengezogener Mund hatte keinen Speichel mehr, seine Finger brannten vor Fieber, sein Auge erlosch in seiner Starrheit.

Der Zufall gab es, daß Andrée, während sie sich frisiren ließ, den Kopf in die Höhe hob und daß sich ihre Augen auf die Mansarde von Gilbert richteten.

»Ja, ja, schau', schau',« murmelte Gilbert, »Du magst immerhin schauen, Du wirst nichts sehen, während ich Alles sehe.«

Gilbert täuschte sich, Andrée sah etwas; dies war der flatternde Rock, der sich um den Kopf des jungen Mannes rollte und ihm als Turban diente.

Sie zeigte mit dem Finger Nicole diesen seltsamen Gegenstand.

Nicole unterbrach das verwickelte Geschäft, das sie unternommen hatte, bezeichnete mit dem Kamm die Dachluke und schien ihre Gebieterin zu fragen, ob dies der Gegenstand sei, den sie meine.

Diese Telegraphie, welche Gilbert mit seinen verliebten Blicken verschlang, hatte, ohne daß er es vermuthete, einen dritten Zuschauer.

Gilbert fühlte plötzlich eine ungestüme Hand den Rock von Therese von seiner Stirne ziehen und war wie vom Blitz getroffen, als er Rousseau erblickte.

»Was Teufels machen Sie da, mein Herr?« rief der Philosoph mit gefalteter Stirne und einer ärgerlichen Grimasse, während er ängstlich den von seiner Frau entlehnten Rock betrachtete.

Gilbert bemühte sich, die Aufmerksamkeit von Rousseau von der Dachluke abzulenken, und erwiderte:

»Nichts, mein Herr, durchaus nichts.«

»Nichts; warum verbergen Sie sich dann unter diesem Rock?«

»Die Sonne verwundete mich.«

»Wir sind im Westen und die Sonne verwundet Sie in dem Augenblick, wo sie aufgeht; Sie haben sehr zarte Augen, junger Mann!«

Gilbert stammelte ein paar Worte, fühlte, daß er sich verwickeln würde, und verbarg endlich

seinen Kopf, in seinen Händen.

»Sie lügen und Sie haben Angst,« sprach Rousseau; »Sie haben also schlimm gehandelt?«

Und nach dieser furchtbaren Logik, welche Gilbert vollends niederschmetterte, stellte sich Rousseau breit vor das Fenster.

Hingerissen durch ein zu natürliches Gefühl, als daß es einer Erklärung bedürfte, stürzte Gilbert, der so eben noch zitterte, an dem Fenster gesehen zu werden, an dieses, sobald Rousseau daran stand.

»Ah! ah!« sagte Rousseau mit einem Tone, der die Adern von Gilbert gestehen machte, »der Pavillon ist nun bewohnt.«

Gilbert sprach keine Sylbe.

»Und zwar von Leuten,« fuhr der argwöhnische Philosoph fort, »von Leuten, welche mein Haus kennen, denn sie deuten darauf.«

Gilbert sah ein, daß er zu weit vorgegangen war, und machte eine Bewegung rückwärts.

Weder die Bewegung, noch die Ursache, welche dieselbe veranlaßte, entgingen Rousseau; er begriff, daß Gilbert gesehen zu werden zitterte.

»Nein,« sagte er, indem er den jungen Mann bei dem Handgelenke faßte, »nein, mein junger Freund, es steckt etwas darunter, daß man Ihre Mansarde bezeichnet; stellen Sie sich hierher, wenn es Ihnen beliebt.«

Und er führte ihn entblößt gerade vor das Fenster.

»Oh! nein, mein Herr, nein, ich bitte Sie!« rief Gilbert, während er sich krümmte und drehte, um zu entkommen.

Doch um zu entkommen, was einem behenden, starken jungen Mann wie Gilbert leicht gewesen wäre, hätte er einen Kampf beginnen müssen, und einen Kampf mit Rousseau zu beginnen, einen Kampf mit seinem Gott, daran verhinderte ihn seine Ehrfurcht.

»Sie kennen diese Frauen, und diese Frauen kennen Sie?« sprach Rousseau.

»Nein, nein, nein, mein Herr.«

»Wenn Sie dieselben nicht kennen und wenn Sie ihnen unbekannt sind, warum wollen Sie sich nicht zeigen?«

»Herr Rousseau, nicht wahr Sie hatten zuweilen in Ihrem Leben Geheimnisse? Nun wohl! ich bitte Sie um Mitleid für ein Geheimniß.«

»Ah! Verräther,« rief Rousseau, »ja, ich kenne die Geheimnisse dieser Art; Du bist ein Geschöpf der Grimm, der Holbach; sie haben Dich eine Rolle lernen lassen, um mein Wohlwollen zu gewinnen; Du hast Dich bei mir eingeschlichen und lieferst mich aus; oh! ich dreifacher Dummkopf, der ich bin, oh! ich einfältiger Liebhaber der Natur, ich glaubte einen von meines Gleichen zu unterstützen und bringe einen Spion in mein Haus.«

»Einen Spion!« rief Gilbert empört.

»Laß hören, an welchem Tag wirst Du mich verkaufen, Judas?« sprach Rousseau, indem er sich mit dem Rocke von Therese, den er maschinenmäßig in der Hand behalten, drapirte und sich vor Schmerz erhaben dünkte, während er leider nur lächerlich war.

»Mein Herr, Sie verleumden mich,« sagte Gilbert.

»Dich verleumden, kleine Schlange,« rief Rousseau, »da ich Dich ertappe, wie Du durch Geberden mit meinen Feinden korrespondirst, wie Du ihnen, was weiß ich? vielleicht durch

Zeichen den Gegenstand meines jüngsten Werkes mittheilt!«

»Mein Herr, wäre ich zu Ihnen gekommen, um das Geheimniß Ihrer Arbeit zu verrathen, so würde ich eher Ihre Manuscripte, welche auf Ihrem Schreibtische liegen, copirt, als durch Zeichen den Gegenstand mitgetheilt haben, den Sie behandeln.«

Dies war richtig und Rousseau fühlte so wohl, er habe eine von den Ungeheuerlichkeiten gesagt, die ihm in seinen Monomanien des Schreckens entschlüpfen, daß er sich ärgerte.

»Mein Herr,« sagte er, »ich bin in Verzweiflung für Sie, doch die Erfahrung hat mich streng gemacht; mein Leben ist in Täuschungen hingegangen; ich bin von Allen verrathen, verleugnet, preisgegeben, gemartert, verkauft worden. Ich bin einer von den berühmten Unglücklichen, welche die Regierungen in den Bann der Gesellschaft thun. In einer solchen Lage ist es erlaubt, argwöhnisch zu sein. Sie aber sind mir verdächtig und werden mein Haus verlassen.«

Gilbert war auf eine solche Rede nicht gefaßt.

Er, Gilbert, sollte weggejagt werden!

Er schloß seine Fäuste krampfhaft und ein Blitz, der Rousseau beben machte, schoß aus seinen Augen.

Doch dieser Blitz ging ohne Dauer vorüber und erlosch ohne Geräusch.

Gilbert hatte gedacht, daß er weggehend das so süße Glück, Andrée in jedem Augenblick des Tages zu sehen, und zugleich die Freundschaft von Rousseau verlieren würde; dies war ein Unglück und eine Schmach.

Er fiel aus der Höhe seines unbändigen Stolzes herab und sprach, seine Hände faltend:

»Mein Herr, hören Sie mich, ein Wort, nur ein einziges Wort.«

»Ich bin unbarmherzig!« rief Rousseau; »die Menschen haben mich durch ihre Ungerechtigkeiten wilder gemacht, als einen Tiger. Sie correspondiren mit meinen Feinden, gehen Sie zu ihnen, ich verhindere Sie nicht: verbinden Sie sich mit ihnen, ich widersetze mich nicht, aber verlassen Sie mein Haus.«

»Mein Herr, diese zwei Mädchen sind nicht Ihre Feindinnen; es ist Fräulein Andrée und Nicole.«

»Wer ist Fräulein Andrée?« fragte Rousseau, dem dieser wiederholt von Gilbert ausgesprochene Name nicht ganz fremd war, »wer ist Fräulein Andrée?«

»Fräulein Andrée, mein Herr, ist die Tochter des Baron von Taverny, es ist, oh! entschuldigen Sie mich, daß ich Ihnen solche Dinge sage, doch Sie zwingen mich dazu, es ist diejenige, welche ich mehr liebe, als Sie Fräulein Galley, Frau von Warens, oder irgend Jemand geliebt haben; es ist diejenige, welcher ich zu Fuß, ohne Geld, ohne Brod, gefolgt bin, bis ich auf der Landstraße von Müdigkeit entkräftet, vor Schmerz gelähmt niederstürzte; es ist diejenige, welche ich gestern in Saint-Denis wiedergesehen, hinter der ich bis zur Muette gelaufen bin, die ich abermals, ohne daß sie mich gesehen, von der Muette bis zu der der Ihrigen benachbarten Straße begleitet habe; es ist diejenige, welche ich zufällig diesen Morgen als die Bewohnerin jenes Pavillon wiederfand; es ist diejenige endlich, der zu Liebe ich gern ein Turenne, ein Richelieu, oder ein Rousseau werden möchte.«

Rousseau kannte das menschliche Herz und verstand sich auf die Tonleiter dieser Schreie; er wußte, daß der beste Komödiant nicht den von Thränen gedrängten Ton, mit welchem Gilbert sprach, nicht die fieberhafte Geberde haben konnte, mit der er seine Worte begleitete.

»Diese junge Dame ist also Fräulein Andrée?« sagte er.

»Ja, Herr Rousseau.«

»Sie kennen sie also?«

»Ich bin der Sohn ihrer Amme.«

»Sie logen somit vorhin, als Sie sagten, Sie kennen sie nicht, und wenn Sie kein Verräther sind, sind Sie ein Lügner.«

»Mein Herr,« entgegnete Gilbert, »Sie zerreißen mir das Herz und würden mir in der That minder wehe thun, wenn Sie mich auf der Stelle tödteten.«

»Bah! Phrasenmacherei, Styl von Diderot und Marmontel; Sie sind ein Lügner, mein Herr.«

»Nun wohl! ja, ja,« versetzte Gilbert, »ich bin ein Lügner, mein Herr, und schlimm genug für Sie, wenn Sie eine solche Lüge nicht verstehen . . . Ein Lügner! . . . ein Lügner! . . . Ah! ich gehe . . . leben Sie wohl! ich gehe in Verzweiflung und Sie werden meine Verzweiflung auf dem Gewissen haben.«

Rousseau streichelte sich das Kinn und schaute diesen jungen Mann an, der so auffallende Ähnlichkeiten mit ihm hatte.

»Das ist ein großes Herz oder ein großer Schurke,« sagte er; »doch im Ganzen, wenn man gegen mich conspirirt, warum sollte ich die Fäden der Verschwörung nicht in meinen Händen halten?«

Gilbert hatte vier Schritte gegen die Thüre gemacht und erwartete, die Hand auf das Schloß gelegt, ein letztes Wort, das ihn ganz fortjagen oder zurückrufen würde.

»Genug über diesen Gegenstand, mein Sohn,« sprach Rousseau. »Sind Sie in einem Grade verliebt, wie Sie es sagen, ach! desto schlimmer für Sie. Doch es ist spät, Sie haben den gestrigen Tag verloren, wir müssen heute mit einander dreißig Seiten copiren. Geschwinde, Gilbert, geschwinde!«

Gilbert ergriff die Hand des Philosophen und drückte sie an seine Lippen; er hätte sicherlich mit der Hand eines Königs nicht dasselbe gethan.

Doch ehe er wegging und während Gilbert ganz erschüttert an der Thüre stand, näherte sich Rousseau zum letzten Male dem Fenster und schaute die zwei jungen Mädchen an.

In diesem Augenblick hatte Andrée gerade ihren Mantel fallen lassen und nahm ein Kleid aus den Händen von Nicole.

Sie sah diesen bleichen Kopf, diesen unbeweglichen Körper, machte eine ungestüme Bewegung rückwärts, und befahl Nicole, das Fenster zu schließen. Nicole gehorchte.

»Vorwärts,« sagte Rousseau, »mein alter Kopf hat ihr bange gemacht; dieses junge Gesicht erschreckte sie nicht so sehr. Oh! schöne Jugend,« fügte er seufzend bei.

O gioventù primavera del età,
O primavera gioventù del anno!³³

Und er hing das Kleid von Therese wieder an den Nagel und ging schwermüthig die Treppe hinter Gilbert hinab, gegen dessen Jugend er in diesem Augenblick den Ruf vertauscht hätte, welcher den von Voltaire im Gleichgewichte hielt, von Voltaire, mit dem er die Bewunderung der ganzen Welt theilte.

LV.

Das Haus der Rue Saint. Claude.

Die Rue Saint-Claude, in welche der Graf von Fönix den Cardinal von Rohan beschieden hatte, war zu jener Zeit nicht so sehr verschieden von dem, was sie jetzt ist, daß man nicht die Spuren der Oertlichkeiten finden könnte, die wir zu schildern versuchen wollen.

Sie mündete, wie sie es heut zu Tage thut, nach der Rue Saint-Louis und dem Boulevard aus, indem sie durch eben diese Rue Saint-Louis zwischen dem Kloster der Nonnen vom heiligen Sacrament und dem Hotel de Voysins zog, während sie gegenwärtig an ihrem Ende eine Kirche und ein Spezereimagazin trennt.

Wie heut zu Tage, verband sie sich mit dem Boulevard durch einen ziemlich jähren Abhang.

Sie war fünfzehn Häuser und sieben Laternen reich.

Zwei Sackgassen machten sich hier bemerkbar.

Die eine links, und diese erstreckte sich in das Hotel de Voysins; die andere rechts griff in den großen Garten der Nonnen vom heiligen Sacrament ein.

Diese letztere Sackgasse wurde rechts von den Bäumen des Klosters beschattet, links von der großen, grauen Mauer eines Hauses begrenzt, das sich in der Rue Saint-Claude erhob.

Dem Gesichte eines Cyklopen ähnlich, hatte diese Mauer nur ein einziges Auge, oder, wenn man lieber will, nur ein Fenster und dieses Fenster war, fest vergittert mittelst eiserner Stangen, abscheulich schwarz.

Gerade unter diesem Fenster, das sich niemals öffnete, man sah dies an, den Spinnengewebe, die dasselbe von außen überzogen hatten, gerade unter diesem Fenster, sagen wir, war eine mit breiten Nägeln beschlagene Thüre, welche andeutete, nicht daß man eintrat, sondern daß man von dieser Seite in das Haus eintreten konnte.

Keine Wohnungen in dieser Sackgasse; nur zwei Einwohner. Ein Schuhflicker in einer hölzernen Kiste und eine Strumpfflickerin in einem Faß, welche Beide sich unter den Acacien des Klosters aufhielten, die von Morgens um neun Uhr an einen kühlen Schatten auf den staubigen Boden warfen.

Am Abend kehrte die Strumpfflickerin in ihre Wohnung zurück; der Schuhflicker legte ein Schloß an seinen Palast und nichts bewachte mehr das Gäßchen, wenn nicht das düstere, verdrießliche Auge des von uns erwähnten Fensters.

Außer der genannten Thüre hatte das Haus, das wir so genau als möglich zu beschreiben unternommen, einen Haupteingang in der Rue Saint-Claude. Dieser Eingang, ein Thorweg mit Bildhauerarbeiten von einem Relief, das an die Architektur in der Zeit von Ludwig XIII. erinnerte, war an seinem Klopfer mit dem Greifenkopf verziert, den der Graf von Fönix dem Cardinal von Rohan als besonderes Merkmal bezeichnet hatte.

Die Fenster gingen nach dem Boulevard und waren schon vom Morgen an aufgezogen, um die Sonne einzulassen.

Paris war zu dieser Zeit und besonders in diesem Quartier nicht sehr sicher. Man wunderte sich also nicht, wenn man die Fenster vergittert und die Mauern ganz mit eisernen Spitzen

besetzt sah.

Wir sagen dies, weil das erste Stockwerk unseres Hauses nicht wenig einer Festung glich. Gegen die Feinde, gegen die Diebe und gegen die Verliebten bot es Balcone mit tausend scharfen Spitzen; ein tiefer Graben umgab das Gebäude auf der Seite des Boulevard, und um in dieses Fort von der Straße aus zu gelangen, hätte man Leitern von dreißig Fuß gebraucht. Die Mauer hatte zweiunddreißig und maskirte oder begrub vielmehr den Ehrenhof.

Dieses Haus, vor welchem jeder Vorübergehende heut zu Tage erstaunt, unruhig, neugierig stehen bleiben würde, bot im Jahr 1770 keinen sehr auffallenden Anblick; es stand im Gegentheil im Einklang mit dem Quartier, und wenn die guten Bewohner der Rue Saint-Louis und die nicht minder guten der Rue Saint-Claude die Umgebung dieses Hotel flohen, so geschah es nicht wegen des Hotel selbst, denn sein Ruf war noch unbefleckt, sondern wegen des öden Boulevard, der übel berüchtigten Porte-Saint-Louis und des Pont-aux-Choux, dessen zwei über eine schwarze Dohle gesprengte Bogen jedem Pariser, der ein wenig mit den Ueberlieferungen vertraut war, als die unnahbaren Säulen von Gades erschienen.

Das Boulevard führte in der That auf dieser Seite zu nichts als zur Bastille. Man sah hier nicht mehr als zehn Häuser im Raume einer Viertelstunde; das Bauherrnamt hatte es auch nicht für geeignet erachtet, dieses Nichts, diese Leere zu beleuchten, und so war es nach acht Uhr im Sommer und nach vier Uhr im Winter das Chaos mit der Zuthat von Dieben.

Es kehrte indessen über das Boulevard um neun Uhr Abends, drei Viertelstunden nach dem Besuche in Saint-Denis, eine rasche Carrosse zurück.

Das Wappen des Grafen von Fönix schmückte die Felder dieser Carrosse. Der Graf selbst ritt ihr zwanzig Schritte auf Dscherid voran, der seinen langen Schweif zischen ließ, während er die undurchsichtige Wärme des staubigen Pflasters einathmete.

In dem Wagen mit den geschlossenen Vorhängen ruhte Lorenza, welche auf den Kissen entschlummert war.

Das Thor öffnete sich wie durch einen Zauber vor dem Geräusch der Räder, und der Wagen, nachdem er in die schwarzen Tiefen der Rue Saint-Claude eingedrungen, verschwand in dem Hofe des von uns geschilderten Hauses.

Das Thor schloß sich hinter ihm.

Es bedurfte indessen sicherlich keines so geheimnißvollen Verfahrens; Niemand war da, um den Grafen von Fönix zurückkehren zu sehen, oder ihn in irgend einer Beziehung zu belästigen, hätte er auch in den Kisten seines Wagens den Schatz der Abtei mitgebracht.

Nun einige Worte über das Innere dieses Hauses, mit dem wir nothwendig unsere Leser bekannt machen müssen, da es unsere Absicht ist, sie mehr als einmal dahin zurückzuführen.

In dem von uns erwähnten Hofe, worin ausdauerndes Gras, wie eine fortlaufende Mine spielend, durch eine beständige Arbeit die Pflastersteine zu trennen versuchen, sah man rechts die Ställe, links die Remisen und im Hintergrund eine Freitreppe, die zu einer Thüre führte, zu welcher man, gleichviel auf der einen oder auf der andern Seite, auf zwölf Stufen hinanstieg.

Unten bestand das Hotel, wenigstens das was davon zugänglich war, aus einem ungeheuren Vorzimmer, aus einem Speisesaal, der sich durch einen großen Luxus auf Schenktischen aufgehäuften Silberzeugs auszeichnete, und einem Salon, welcher in jüngster Zeit erst, ohne Zweifel um die neuen Miethsleute aufzunehmen, meublirt worden war. Wenn man diesen Salon verließ und in das Vorzimmer zurückkehrte, befand man sich vor einer großen Treppe, welche in

den ersten Stock führte. Dieser erste Stock bestand aus drei Herrschaftszimmern.

Doch ein geschickter Geometer hätte, mit dem Auge den Umfang des Hotel messend und seinen Durchmesser berechnend, darüber erstaunen können, daß sich so wenig Wohnung in einen so ausgedehnten Raume finde.

Dies kam davon her, daß in dem ersten scheinbaren Hause ein zweites verborgenes und nur demjenigen, welcher es bewohnte, bekanntes Haus bestand. In der That, in dem Vorzimmer, neben einer Statue des Harpokrates, der, den Finger auf den Lippen, das Stillschweigen zu empfehlen schien, dessen Emblem er ist, spielte, in Bewegung gesetzt durch eine Feder, eine kleine in den Zierrathen der Architektur verborgene Thüre, Diese Thüre gewährte Zugang zu einer Treppe, welche in einem Corridor angebracht war und die Breite dieses Corridors hatte, der, ungefähr in der Höhe des andern ersten Stockes, zu einem kleinen Zimmer führte, das sein Licht durch zwei auf einen inneren Hof gehende vergitterte Fenster erhielt.

Dieser innere Hof war das Gehäuse, welches das zweite Gebäude umschloß und vor aller Augen verbarg.

Das Zimmer, zu dem diese Treppe führte, war offenbar ein Männerzimmer. Die Bettvorlagen und die Teppiche vor den Fauteuils und Canapés bestanden aus dem herrlichsten Pelzwerk, das Africa und Indien liefern. Es waren Häute von Löwen, Tigern und Pantheren mit funkelnden Augen und noch drohenden Zähnen. Mit Corduanleder von der reichsten, harmonischsten Zeichnung tapezirt, waren die Wände mit Waffen aller Art geschmückt, von dem Tomahawk des Huronen bis zum Crid des Malaien, von dem Kreuzschwerte der alten Ritter bis zum Kandschar des Arabers, von der mit Elfenbein incustirten Büchse des sechzehnten Jahrhunderts bis zur golddamascirten Flinte des achtzehnten.

Man hätte vergebens bei diesem Zimmer einen andern Ausgang gesucht, als den der Treppe; vielleicht gab es einen oder mehrere, aber unbekannte, unsichtbare.

Ein deutscher Bedienter von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, der einzige, den man seit mehreren Tagen in diesem weiten Gebäude hatte umherirren sehen, verschloß den Thorweg mit dem Riegel, öffnete den Kutschenschlag, während der Kutscher bereits unempfindlich die Pferde ausspannte, zog die entschlummerte Lorenza aus dem Wagen und trug sie in seinen Armen bis in das Vorzimmer; hier legte er sie auf einen mit einem rothen Teppich bedeckten Tisch, und zog über ihre Füße den langen Schleier, der die junge Frau umhüllte.

Dann ging er hinaus, um an den Laternen des Wagens die Lichter eines siebenarmigen Leuchters anzuzünden, den er ganz entflammt zurückbrachte.

Doch während dieses Zwischenraums, so kurz er auch gewesen, war Lorenza verschwunden.

Hinter dem Kammerdiener war in der That der Graf von Fönix eingetreten; er hatte Lorenza ebenfalls in seine Arme genommen und sodann durch die verborgene Thüre und über die geheime Treppe in das Waffenzimmer getragen, nachdem er sorgfältig die zwei Thüren hinter sich verschlossen.

Sobald er hier war, drückte er mit der Fußspitze auf eine Feder, welche an einer Ecke des Kamins mit hohem Mantel angebracht war. Sogleich drehte sich eine Thüre, welche nichts Anderes war, als die Platte dieses Kamins, auf zwei schweigsamen Angeln, der Graf ging unter dem Simswerk durch und verschloß wieder mit dem Fuße, wie er sie geöffnet, die geheimnißvolle Thüre.

Auf der andern Seite des Kamins fand er eine zweite Treppe, und nachdem er fünfzehn mit

Utrechter Sammet überzogene Stufen hinaufgestiegen, erreichte er die Schwelle eines Zimmers, zierlich ausgeschlagen mit Atlaß, worauf Blumen von so lebhaften Farben und von so gut gezeichneten Formen brochirt waren, daß man sie hätte für natürliche Blumen halten können. Die mit ähnlichen Stoffen überzogenen Meubles waren von vergoldetem Holz; zwei große Armoires von Schildplatt und mit Messing eingelegt, ein Clavier und ein Putztisch von Rosenholz, ein schönes, manchfarbiges Bett, Porzellane von Sèvres bildeten den unerläßlichen Theil des Geräthes; Stühle, Fauteuils und Sofas, symmetrisch in einem Raume von dreißig Fuß im Gevierte aufgestellt, schmückten den Rest der Wohnung, welche im Uebrigen nur aus einem Ankleidecabinet und aus einem an das Zimmer stoßenden Boudoir bestand.

Zwei durch dicke Vorhänge verkleidete Fenster gaben dem Zimmer Licht; da es aber zu dieser Stunde Nacht war, so hatten die Vorhänge nichts zu verbergen.

Das Boudoir und das Ankleidecabinet hatten keine Oeffnung. Lampen, welche ein wohlriechendes Oel verzehrten, beleuchteten sie bei Tag wie bei Nacht und wurden, sich durch den Plafond erhebend, von unsichtbaren Händen unterhalten.

In diesem Zimmer kein Geräusch, kein Hauch; man hätte glauben sollen, es wäre hundert Meilen von der Welt entfernt. Nur glänzte das Gold von allen Seiten; schöne Gemälde lächelten an den Wänden, und lange böhmische Krystalle mit Facetten, welche in allen Farben des Regenbogens spielten, erleuchteten sich wie glühende Augen, als der Graf, nachdem er Lorenza auf ein Sofa gelegt, unzufrieden mit dem zitternden Lichte des Boudoir, das Feuer aus dem silbernen Etui, das Gilbert so sehr in Anspruch genommen, springen ließ, und auf dem Kamin zwei mit rosenfarbigen Kerzen beladene Candelaber anzündete.

Dann kehrte er zu Lorenza zurück, setzte auf einen Haufen von Kissen, der vor ihr lag, ein Knie und sprach:

»Lorenza!«

Bei diesem Ruf erhob sich die junge Frau auf einen Ellenbogen, obgleich ihre Augen geschlossen blieben. Doch sie antwortete nicht.

»Lorenza,« wiederholte er, »schläfst Du Deinen gewöhnlichen Schlaf, oder den magnetischen?«

»Ich schlafe den magnetischen Schlaf,« antwortete Lorenza.

»So wirst Du mir antworten können, wenn ich Dich frage?«

»Ich glaube, ja.«

»Gut.«

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein; dann fuhr der Graf von Fönix fort:

»Schau' in das Zimmer von Madame Louise, das wir vor ungefähr drei Viertelstunden verlassen haben.«

»Ich schaue,« antwortete Lorenza.

»Und siehst Du darin?«

»Ja.«

»Befindet sich der Cardinal von Rohan noch daselbst?«

»Ich sehe ihn nicht.«

»Was macht die Prinzessin?«

»Sie betet, ehe sie sich zu Bette legt.«

»Schau' in die Gänge und in die Höfe des Klosters, ob Du Seine Eminenz siehst.«

»Ich sehe sie nicht.«

»Schau' an die Pforte, ob ihr Wagen noch dort ist,«

»Er ist nicht mehr dort.«

»Folge der Straße, die wir verfolgt haben.«

»Ich folge ihr.«

»Siehst Du Wagen auf der Straße?«

»Oh ja, mehrere,«

»Und erkennst Du in diesen Wagen den Cardinal?«

»Nein.«

»Nähere Dich Paris.«

»Ich nähere mich.«

»Noch mehr.«

»Ja«

»Noch mehr.«

»Ah! ich sehe ihn.«

»Wo dies?«

»An der Barriere.«

»Hat er angehalten?«

»Er hält in diesem Augenblick an. Ein Lackei steigt hinten vom Wagen herab.«

»Spricht er mit ihm?«

»Er ist im Begriff, mit ihm zu sprechen.«

»Horche, Lorenza, Es ist wichtig, daß ich erfahre, was der Cardinal zu diesem Menschen sagt.«

»Du hast mir nicht zu rechter Zeit zu horchen befohlen. Doch warte, warte, der Kammerdiener spricht mit dem Kutscher.«

»Was sagt er zu ihm?«

»Rue Saint-Claude im Marais, über das Boulevard.«

»Ich danke, Lorenza, ich danke.«

Der Graf schrieb ein paar Worte auf ein Papier, faltete das Papier um ein Kupferblättchen, das ihm ohne Zweifel Gewicht geben sollte, zog an einer Klingelschnur, drückte an einen Knopf, unter welchem sich ein Rachen öffnete, und ließ das Billet in die Oeffnung gleiten, die sich wieder schloß, nachdem sie es verschlungen hatte.

Auf diese Weise correspondirte der Graf mit Fritz, wenn er in den innern Zimmern eingeschlossen war.

Dann kehrte er zu Lorenza zurück und wiederholte:

»Ich danke.«

»Du bist also zufrieden mit mir?« fragte die junge Frau.

»Ja, theure Lorenza.«

»Nun, so gib mir meine Belohnung.«

Balsamo lächelte und näherte seine Lippen denen von Lorenza, welche bei dieser Berührung

am ganzen Leib bebte.

»Oh! Joseph! Joseph!« flüsterte sie mit einem beinahe schmerzhaften Seufzer, »Joseph! wie liebe ich Dich!«

Und die junge Frau streckte die Arme aus, um Balsamo an ihr Herz zu drücken.

LVI.

Die doppelte Existenz. — Der Schlaf.

Balsamo wich rasch zurück, die zwei Arme von Lorenza faßten nur die Luft und fielen kreuzweise wieder auf ihre Brust herab.«

»Lorenza,« sprach Balsamo, »willst Du mit Deinem Freund plaudern?«

»Oh! ja,« antwortete sie; »doch sprich selbst häufig mit mir: ich liebe so sehr Deine Stimme!«

»Lorenza, Du hast mir oft gesagt, Du wärest sehr glücklich, wenn Du, getrennt von der ganzen Welt, mit mir leben könntest.«

»Ja, das wäre ein Glück.«

»Nun, ich habe Deinen Wunsch verwirklicht, Lorenza. In diesem Zimmer kann uns Niemand verfolgen, Niemand erreichen; wir sind allein, ganz allein.«

»Ah! desto besser.«

»Sage mir, ob dieses Zimmer nach Deinem Geschmack ist?«

»Befiehl mir zu sehen.«

»Sieh!«

»Oh! das reizende Zimmer!«

»Es gefällt Dir also?« fragte der Graf mit weichem Tone.

»Oh! ja; hier sind meine Lieblingsblumen, meine Vanille-Heliotrope, meine Purpurrosen, meine chinesischen Jasmine. Ich danke, mein zärtlicher Joseph, wie gut bist Du!«

»Ich thue, was ich kann, um Dir zu gefallen, Lorenza.«

»Oh! Du thust hundertmal mehr, als ich verdiene.«

»Du gibst das zu?«

»Ja.«

»Du gibst zu, daß Du sehr böse gewesen bist?«

»Sehr böse! oh ja. Doch nicht wahr, Du verzeihst mir?«

»Ich werde Dir verzeihen, wenn Du mir das seltsame Geheimniß erklärst hast, gegen welches ich kämpfe, seitdem ich Dich kenne.«

»Höre, Balsamo. Es sind in mir zwei sehr verschiedene Lorenza: eine, die Dich liebt und eine, die Dich haßt, wie es in mir zwei entgegengesetzte Existenzen gibt: die eine, während welcher ich alle Freuden des Paradieses genieße, die andere, in der ich alle Qualen der Hölle empfinde.«

»Und diese zwei Existenzen sind die eine der Schlaf, die andere das Wachen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und Du liebst mich, wenn Du schläfst, und hassest mich, wenn Du wachst?«

»Ja.«

»Warum dies?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du mußt es wissen.«

»Nein.«

»Suche gut, schau' in Dich selbst, durchforsche Dein eigenes Herz.«

»Ah! ja . . . Ich begreife nun.«

»Sprich.«

»Wenn Lorenza wacht, ist es die Römerin, ist es das abergläubische Mädchen Italiens: sie glaubt, die Wissenschaft sei ein Verbrechen und die Liebe eine Sünde. Dann hat sie Furcht vor dem gelehrten Balsamo, Furcht vor dem schönen Joseph. Ihr Beichtvater hat ihr gesagt, wenn sie Dich liebte, würde sie ihr Seelenheil verlieren, und sie wird Dich fliehen, immer, unablässig, bis an das Ende der Welt.«

»Und wenn Lorenza schläft?«

»Oh! dann ist es etwas Anderes; sie ist nicht mehr Römerin, sie ist nicht mehr abergläubisch, sie ist Frau. Dann sieht sie in das Herz und in den Geist von Balsamo; sie sieht, daß dieses Herz sie liebt, sie sieht, daß dieser Geist von erhabenen Dingen träumt. Dann begreift sie, wie wenig sie im Vergleiche mit ihm ist. Und sie möchte gern bei ihm leben und sterben, damit die Zukunft ganz leise den Namen von Lorenza aussprache, zu gleicher Zeit, wo sie laut den Namen aussprechen wird von . . . Cagliostro!«

»Unter diesem Namen soll ich also berühmt werden?«

»Ja, ja, unter diesem Namen.«

»Theure Lorenza! Du wirst also diese neue Wohnung lieben?«

»Sie ist reicher, als alle diejenigen, welche Du mir bis jetzt gegeben hast; doch nicht deshalb liebe ich sie.«

»Und warum liebst Du sie?«

»Weil Du sie mit mir zu bewohnen versprichst.«

»Ah! wenn Du schläfst, weißt Du also, daß ich Dich glühend, voll Leidenschaft liebe?«

Die junge Frau zog ihre beiden Kniee an sich, nahm sie in ihre Arme und sprach, während ein bleiches Lächeln ihre Lippen umspielte:

»Ja, ich sehe es. Ja, ich sehe es, und dennoch, dennoch,« fügte sie mit einem Seufzer bei, »dennoch gibt es ein Ding, das Du mehr liebst als Lorenza.«

»Was ist das?« fragte Balsamo bebend.

»Deinen Traum.«

»Sage mein Werk.«

»Deinen Ehrgeiz.«

»Sage meinen Ruhm.«

»Oh! mein Gott! Mein Gott!«

Das Herz der jungen Frau preßte sich zusammen, stille Thränen floßen durch ihre geschlossenen Augenlider.

»Was siehst Du denn?« fragte Balsamo. erstaunt über die furchtbare Hellsichtigkeit, die ihn selbst zuweilen erschreckte.

»Oh! ich sehe eine Finsterniß, durch welche Gespenster hingeleiten; einige von ihnen halten ihre gekrönten Häupter in der Hand, und Du, Du, Du bist mitten unter Allem dem, wie ein General mitten im Gefecht. Es scheint mir, Du hast die Macht Gottes, Du befiehlst, und man gehorcht Dir.

»Nun!« versetzte Balsamo freudig, »macht Dich das nicht stolz auf mich?«

»Oh! Du bist so gut, daß Du nicht groß zu sein brauchst. Ueberdies suche ich mich in dieser ganzen Welt, die Dich umgibt, und sehe mich nicht. Oh! ich werde nicht mehr sein . . . ich werde nicht mehr sein,« murmelte sie traurig.

»Und wo wirst Du sein.«

»Ich werde todt sein.«

Balsamo bebte.

»Du todt, meine Lorenza!« rief er; »nein, nein, wir werden mit einander leben, um uns zu lieben.« »Du liebst mich nicht.«

»Oh! doch.«

»Wenigstens nicht genug, nicht genug,« rief sie, während sie mit ihren beiden Armen den Kopf von Joseph ergriff; »nicht genug,« fügte sie bei und drückte auf seine Stirne glühende Lippen, welche ihre Liebkosungen verdoppelten.

»Was wirfst Du mir vor?«

»Deine Kälte. Siehst Du, Du weichst zurück. Brenne ich Dich mit meinen Lippen, daß Du meine Küsse fliehst? Oh! gib mir die Ruhe des Mädchens, mein Kloster in Subiaco, die Nächte meiner einsamen Zelle zurück. Gib mir die Küsse zurück, die Du mir auf dem Flügel geheimnißvoller Lüfte sandtest, die ich in meinem Schlaf wie Sylphen mit goldenen Schwingen auf mich zukommen sah, daß meine Seele in Entzücken hinschmolz.«

»Lorenza! Lorenza!«

»Oh! fliehe mich nicht, Balsamo, fliehe mich nicht, ich bitte Dich inbrünstig, gib mir Deine Hand, daß ich sie drücke, Deine Augen, daß ich sie küsse; ich bin nun Dein Weib.«

»Ja, ja, meine theure Lorenza, Du bist mein vielgeliebtes Weib.«

»Und Du duldest, daß ich so bei Dir lebe, unnützlich, verlassen; Du hast eine keusche, einsame Blume, deren Wohlgeruch Dich ruft, und Du stößt ihren Wohlgeruch zurück! Oh! ich fühle es wohl, ich bin nichts für Dich.«

»Du bist im Gegentheil Alles, meine Lorenza, denn Du bist es, die meine Kraft, meine Macht, mein Genie bildet, denn ohne Dich vermöchte ich nichts. Höre also auf, mich mit dem wahnsinnigen Fieber zu lieben, das die Nächte der Frauen Deines Landes stört. Liebe mich, wie ich Dich liebe.«

»Oh! das ist nicht Liebe, was Du für mich fühlst.«

»Es ist wenigstens Alles, was ich von Dir verlange; denn Du gibst mir Alles, was ich zu haben wünsche; denn dieser Besitz der Seele genügt mir, um glücklich zu sein.«

»Glücklich!« versetzte Lorenza mit einer Miene der Verachtung; »Du nennst das glücklich sein?«

»Ja, denn für mich heißt glücklich sein, groß sein.«

Lorenza stieß einen langen Seufzer aus.

»Oh! wenn Du wüßtest, was es ist, meine süße Lorenza, offen in dem Herzen der Menschen zu lesen, um sie durch ihre eigenen Leidenschaften zu beherrschen!«

»Ja, hiezu diene ich Dir, ich weiß es wohl.«

»Das ist noch nicht Alles. Deine Augen lesen für mich in dem geschlossenen Buche der Zukunft. Was ich mit zwanzig Jahren der Arbeit und des Elends nicht lernen konnte, das lehrt

Du mich, wann Du willst, meine süße, unschuldige, reine Taube. Meine Schritte, an welche so viele Feinde Hinterhalte legen, Du erleuchtest sie; meinen Geist, von welchem mein Leben, mein Vermögen, meine Freiheit abhängen, Du erweiterst ihn, wie das Auge des Luchses, das in der Nacht sieht. Deine schönen Augen, indem sie sich für den Tag dieser Welt schließen, öffnen sich zu einer übermenschlichen Klarheit und wachen für mich. Du machst mich frei, Du machst mich reich, Du machst mich mächtig.«

»Und dafür machst Du mich unglücklich,« rief Lorenza, von der tiefsten Liebe glühend.

Und gieriger als je, umschlang sie mit ihren beiden Armen Balsamo, der, ganz geschwängert von der elektrischen Flamme, nur noch schwach widerstand.

Er machte indessen eine Anstrengung und löste das lebendige Band, das ihn umgab.

»Lorenza! Lorenza!« rief er, »habe Mitleid!«

»Ich bin Deine Frau,« rief sie, »und nicht Deine Tochter! Liebe mich wie ein Gatte seine Frau liebt, und nicht wie mein Vater mich liebte.«

»Lorenza,« sprach Balsamo, selbst vor Verlangen bebend, »ich flehe Dich an, fordere von mir keine andere Liebe, als die, welche ich Dir geben kann.«

»Aber das ist nicht Liebe,« rief die junge Frau, verzweiflungsvoll ihre Arme zum Himmel erhebend, »nein, das ist nicht Liebe!«

»Oh! doch ist es Liebe . . . aber heilige, reine Liebe, wie man sie einer Jungfrau schuldig ist.«

Lorenza machte eine ungestüme Bewegung, welche die langen Flechten ihrer schwarzen Haare entrollte. Ihr Arm, so weiß und zugleich so nervig, streckte sich beinahe drohend gegen den Grafen aus.

»Oh! was bedeutet denn das?« sprach sie mit kurzem, trostlosem Tone, »Und warum hast Du gemacht, daß ich mein Vaterland, meinen Namen, meine Familie, Alles bis auf meinen Gott verließ? Denn Dein Gott gleicht dem meinigen nicht. Warum hast Du mich in Deine Nähe gezogen? Warum hast Du Dir die unumschränkte Herrschaft über mich genommen, welche aus mir Deine Sklavin, aus meinem Leben Dein Leben, aus meinem Blute Dein Blut macht? Hörst Du wohl? Warum hast Du Alles dies gethan, um mich hernach die Jungfrau Lorenza zu nennen?«

Balsamo seufzte ebenfalls, niedergebeugt unter dem unermeßlichen Schmerz dieser Frau mit dem gebrochenen Herzen.

»Ach!« sagte er, »es ist Dein Fehler, oder vielmehr der Fehler Gottes; warum hat Gott aus Dir den Engel mit dem untrüglichen Blicke gemacht, mit dessen Hülfe ich das Weltall unterwerfen werde? Warum ließest Du in allen Herzen durch ihre materielle Hülle, wie man ein Blatt hinter einem Glase liest? Weil Du der Engel der Reinheit bist, Lorenza! weil Du der fleckenlose Demant bist, weil nichts Schatten in Deinem Geiste macht, weil Gott, da er diese Gestalt so unbefleckt, so rein, so strahlend wie die seiner heiligen Mutter erblickt, die Gnade hat, wenn ich ihn im Namen der Elemente, die er geschaffen, anrufe, seinen heiligen Geist darein zu versenken, der gewöhnlich über den gemeinen, verunreinigten Wesen schwebt, weil er in ihnen keinen Platz ohne Beschmutzung findet, auf welchem er ruhen könnte. Als Jungfrau bist Du sehend, meine Lorenza: als Frau wärest Du nur noch Materie,«

»Und Du liebst meine Liebe nicht mehr?« rief Lorenza und schlug voll Wuth ihre Hände aneinander, welche sich purpurroth färbten, »und Du liebst meine Liebe nicht mehr, als alle die Träume, die Du verfolgst, als alle die Chimären, die Du geschaffen hast? Und Du verdammst

mich zur Keuschheit der Nonne mit den Versuchungen der unvermeidlichen Gluth Deiner Gegenwart? Ah! Joseph, Joseph, Du begehst ein Verbrechen, das sage ich Dir.«

»Sprich nicht ruchlos, meine Lorenza,« rief Balsamo; »denn ich leide wie Du. Sieh, sieh, lies in meinem Herzen, ich will es, und sage mir dann noch einmal, ich liebe Dich nicht.«

»Aber warum widerstehst Du dann Dir selbst?«

»Weil ich Dich mit mir auf den Thron der Welt erheben will.«

»Oh! Dein Ehrgeiz, Balsamo,« murmelte die junge Frau, »Dein Ehrgeiz wird er Dir je geben, was Dir meine Liebe gibt?«

Wie sie von heißer Liebe ergriffen, ließ Balsamo sein Haupt auf die Brust von Lorenza fallen.

»Oh! ja, ja,« rief sie, »ja, ich sehe endlich, daß Du mich mehr liebst, als Deinen Ehrgeiz, mehr als die Macht, mehr als Deine Hoffnung. Oh! Du liebst mich endlich, wie ich Dich liebe!«

Balsamo versuchte die berauschte Wolke, welche seinen Geist zu überfluthen anfang, von sich zu schütteln. Aber seine Anstrengung war vergeblich,

»Oh! da Du mich so sehr liebst, schone mich,« sagte er.

Lorenza hörte nicht mehr; sie hatte aus ihren beiden Armen eine von jenen unsprengbaren Ketten gemacht, welche fester halten als stählerne Klammern, härter sind als der Demant.

»Ich liebe Dich, wie Du nur immer wollen magst,« sprach sie, »als Schwester oder als Weib, als Jungfrau oder als Gattin, aber einen Kuß, einen einzigen.«

Balsamo war unterjocht; besiegt, gelähmt durch so viel Liebe, ohne Kraft, um länger zu widerstehen, die Augen glühend, die Brust keuchend, den Kopf zurückgeworfen näherte er sich Lorenza, unüberwindlich angezogen, wie das Eisen vom Magnet.

Seine Lippen waren im Begriff die Lippen der jungen Frau zu berühren.

Plötzlich kehrte die Vernunft bei ihm zurück.

Seine Hände peitschten die mit berauschten Dünsten beladene Luft.

»Lorenza!« rief er, »erwache, ich will es.«

Die Kette, die er nicht hatte brechen können, wich sogleich, die Arme, die ihn umschlungen hielten, lösten sich, das glühende Lächeln, das die vertrockneten Lippen von Lorenza halb öffnete, verschwand hinsterbend wie ein Reit des Lebens beim letzten Seufzer; ihre geschlossenen Augen öffneten sich, ihre erweiterten Augensterne zogen sich zusammen; sie schüttelte mühsam die Arme, machte eine große Bewegung der Müdigkeit und fiel ausgestreckt, aber erwacht auf den Sofa.

Balsamo stieß, drei Schritte von ihr sitzend, einen tiefen Seufzer aus.

»Fahre wohl Traum! fahre wohl Glück!« sprach er leise.

LVII.

Die doppelte Existenz. — Das Wachen.

Sobald der Blick von Lorenza wieder seine Macht erlangt hatte, schaute sie rasch umher.

Nachdem sie jeden Gegenstand betrachtet, ohne daß eine von den tausend Nichtigkeiten, welche die Freude der Frauen bilden, den Ernst ihres Gesichtes zu entrunzeln schien, heftete sie ihre Augen mit einem schmerzlichen Beben auf Balsamo.

Balsamo saß aufmerksam einige Schritte von ihr.

»Abermals Sie?« sagte sie zurückweichend.

Und alle Zeichen des Schreckens traten auf ihrem Antlitz hervor; ihre Lippen erbleichten, der Schweiß perlte an der Wurzel ihrer Haare.

Balsamo antwortete nicht.

»Wo bin ich?« fragte sie.

»Sie wissen, woher Sie kommen, Madame, und das muß Sie natürlich dahin führen, daß Sie errathen, wo Sie sind,« erwiderte Balsamo.

»Ja, Sie haben Recht, meine Erinnerungen zurückzurufen, ich entsinne mich in der That. Ich weiß, daß ich von Ihnen verfolgt worden bin, verfolgt durch Sie, entrissen durch Sie den Armen der königlichen Vermittlerin, die ich zwischen Gott und mir gewählt hatte.«

»Dann wissen Sie auch, daß diese Prinzessin, so mächtig sie sein mag, Sie nicht zu beschützen vermochte.«

»Ja, Sie haben sie besiegt durch irgend eine magische Gewaltthat,« rief Lorenza, die Hände faltend; »o mein Gott! mein Gott! befreie mich von diesem Dämon.«

»Wo sehen Sie einen Dämon in mir, Madame?« versetzte Balsamo die Achseln zuckend; »einmal für allemal, ich bitte Sie, lassen Sie dieses Gepäck kindischer Schwärmerei, das Sie von Rom mitgebracht, diesen ganzen Plunder thörichten Aberglaubens, den Sie, seitdem Sie das Kloster verlassen, nach sich schleppen.«

»Oh! mein Kloster! wer wird mir mein Kloster zurückgeben?« rief Lorenza in Thränen zerfließend.

»In der That, es ist ein beklagenswerthes Ding um ein Kloster!« sagte Balsamo,

Lorenza stürzte nach einem der Fenster; sie öffnete die Vorhänge, hob sodann den Riegel auf, und ihre ausgestreckte Hand stieß an eine von den dicken Stangen, welche mit einem eisernen Gitterwerk bedeckt und unter Blumen verborgen waren, durch die sie viel von ihrer Bedeutung verloren, ohne daß ihnen dadurch etwas von ihrer Wirksamkeit benommen war.

»Gefängniß für Gefängniß,« sprach sie, »ich liebe mehr das, welches zum Himmel leitet, als das, welches in die Hölle führt.«

Und sie drückte wüthend ihre zarten Fäuste auf die Stangen.

»Wenn Sie vernünftiger wären, Lorenza, würden Sie vor Ihrem Fenster nur Blumen ohne Gitter finden.«

»War ich nicht vernünftig, als Sie mich in das andere rollende Gefängniß mit dem Vampyr

einschloßen, den Sie Althotas nennen? Und dennoch verloren Sie mich nicht aus dem Blick, dennoch war ich Ihre Gefangene, dennoch, wenn Sie von mir gingen, bliesen Sie in mich den Geist, der mich besitzt und den ich nicht zu bekämpfen vermag? Wo ist er, der furchtbare Greis, der mich vor Schrecken sterben macht? Dort in jenem Winkel, nicht wahr? Wir wollen Beide schweigen und werden sogleich seine Geisterstimme aus der Erde hervorkommen hören!«

»Sie setzen Ihre Einbildungskraft in Verwirrung wie ein Kind,« sprach Balsamo. »Althotas, mein Lehrer, mein Freund, mein zweiter Vater, ist ein harmloser Greis, der Sie nie gesehen, sich Ihnen nie genähert, oder wenn er sich Ihnen genähert, wenn er Sie gesehen, in der Verfolgung seines Werkes begriffen, Ihnen keine Aufmerksamkeit geschenkt hat.«

»Seines Werkes,« murmelte Lorenza, »und was ist denn sein Werk, sprechen Sie?«

»Er sucht das Lebenselixir, was alle erhabene Geister seit sechs tausend Jahren gesucht haben.«

»Und was suchen Sie?«

»Ich? die menschliche Vollkommenheit.«

»Oh! die Dämonen! die Dämonen!« sprach Lorenza, die Hände zum Himmel erhebend.

»Gut,« sagte Balsamo aufstehend, »Ihr Anfall faßt Sie wieder.«

»Mein Anfall?«

»Ja, Ihr Anfall; es gibt Eines, was Sie nicht wissen, Lorenza: Ihr Leben ist in zwei gleiche Perioden getheilt; während der einen sind Sie sanft, gut, vernünftig, während der andern sind Sie wahnsinnig.«

»Und unter dem leeren Vorwande des Wahnsinns schließen Sie mich ein?«

»Ach! es muß sein.«

»Oh! seien Sie grausam, barbarisch, ohne Mitleid; sperren Sie mich ein, tödten Sie mich, aber seien Sie kein Heuchler und geben Sie sich nicht das Ansehen, als beklagten Sie mich, während Sie mir das Innerste zerreißen.«

»Sprechen Sie,« sagte Balsamo, ohne sich zu ärgern und sogar mit einem wohlwollenden Lächeln, »ist es eine Qual, ein zierliches, bequemes Zimmer zu bewohnen?«

»Gitter, Gitter auf allen Seiten, eiserne Stangen und keine Luft!«

»Diese Gitter sind im Interesse Ihres Lebens da, hören Sie, Lorenza?«

»Oh! er läßt mich am kleinen Feuer sterben und sagt, er denke an mein Leben, er nehme Antheil an meinem Leben!«

Balsamo näherte sich der jungen Frau und wollte mit einer freundschaftlichen Geberde ihre Hand ergreifen; doch sie wich zurück, als ob sie eine Schlange gestreift hätte, und rief:

»Oh! berühren Sie mich nicht.«

»Sie hassen mich also, Lorenza?«

»Fragen Sie den armen Sünder, ob er seinen Henker hasse.«

»Lorenza, Lorenza, weil ich das nicht werden will, nehme ich Ihnen ein wenig von Ihrer Freiheit. Wenn Sie nach Ihrem Willen ab- und zugehen könnten, wer weiß, was Sie in einem von den Augenblicken Ihres Wahnsinns machen würden?«

»Was ich machen würde? Oh! möchte ich einen Tag frei sein, und Sie werden es sehen.«

»Lorenza, Sie behandeln den Gatten schlecht, den Sie vor Gott gewählt.«

»Ich habe Sie gewählt? Niemals!«

»Sie sind doch meine Frau.«

»Oh! das ist gerade das Werk des Dämons.«

»Arme Wahnsinnige!« sagte Balsamo mit einem zärtlichen Blicke.

»Doch ich bin Römerin,« murmelte Lorenza, »und eines Tags, eines Tags werde ich mich rächen.«

Balsamo schüttelte sanft den Kopf und fragte lächelnd:

»Nicht wahr, Sie sagen das, um mich zu erschrecken, Lorenza?«

»Nein, nein, ich werde thun, was ich sage.«

»Christliche Frau, was sprechen Sie da!« rief Balsamo mit einer überraschenden Erhabenheit. »Ihre Religion, welche das Böse mit dem Guten vergelten heißt, ist also nur Heuchelei, da Sie diese Religion zu befolgen behaupten und Gutes mit Bösem vergelten.«

Lorenza schien einen Augenblick von diesen Worten betroffen.

»Oh!« sprach sie, »der Gesellschaft ihre Feinde anzeigen ist keine Rache, sondern eine Pflicht.«

»Wenn Sie mich als einen Nekromanten, als einen Zauberer anzeigen, so ist es nicht die Gesellschaft, die ich beleidige, es ist Gott, dem ich trotze. Warum, wenn ich Gott trotze, gibt sich Gott, der nur ein Zeichen zu machen braucht, um mich niederzuschmettern, nicht die Mühe, mich zu bestrafen, und überläßt diese Sorge den Menschen, welche schwach sind wie ich, dem Irrthum unterworfen wie ich?«

»Er vergißt, er duldet, er wartet, daß Sie sich bessern,« murmelte die junge Frau.

»Und mittlerweile heißt er Sie Ihren Freund, Ihren Wohlthäter, Ihren Gatten verrathen.«

»Meinen Gatten! oh! Gott sei Dank! nie hat mich Ihre Hand berührt, ohne mich erröthen, beben zu machen.«

»Und, Sie wissen es, ich habe stets edelmüthig Ihnen diese Berührung zu ersparen gesucht.«

»Es ist wahr, Sie sind keusch, und dies ist die einzige Belohnung, welche meinem Unglück zu Theil geworden. Oh! wenn ich Ihre Liebe hätte erdulden müssen!«

»O Geheimniß! undurchdringliches Geheimniß!« murmelte Balsamo, welcher mehr seinen Gedanken zu verfolgen, als den von Lorenza zu beantworten schien.

»Endigen wir,« sagte Lorenza; »warum nehmen Sie mir meine Freiheit?«

»Warum, nachdem Sie mir dieselbe freiwillig geschenkt, wollen Sie mir sie wieder entziehen? Warum fliehen Sie denjenigen, welcher Sie beschützt? Warum verlangen Sie Beistand von einer Fremden gegen den, welcher Sie liebt? Warum drohen Sie unablässig dem, welcher Sie nie bedroht, Geheimnisse zu enthüllen, die nicht die Ihrigen sind, und deren Gewicht Sie nicht kennen?«

»Oh!« sagte Lorenza, ohne diese Frage zu beantworten, »der Gefangene, der entschieden frei werden will, wird es immer, und Ihre eisernen Stangen werden mich ebenso wenig zurückhalten, als es Ihr wandernder Käfig gethan hat.

»Sie sind zum Glück für Sie fest,« versetzte Balsamo mit einer drohenden Ruhe.

»Gott wird mir einen Sturm wie den von Lothringen, er wird mir einen Blitz schicken, der sie bricht.«

»Glauben Sie mir, beten Sie zu Gott, daß er nichts dergleichen thut; glauben Sie mir, mißtrauen Sie diesen romanhaften Exaltationen, Lorenza; hören Sie mich wohl, ich spreche mit

Ihnen als Freund.«

Es lag so viel gedrängter Zorn in der Stimme von Balsamo, so viel düsteres Feuer brütete in seinen Augen, seine weiße, muskelige Hand zog sich auf eine so seltsame Weise bei jedem von seinen Worten zusammen, die er langsam und beinahe feierlich sprach, daß Lorenza im höchsten Maaß erschüttert unwillkürlich hörte.

»Sehen Sie, mein Kind,« fuhr Balsamo fort, ohne daß seine Stimme etwas von ihrer bedrohlichen Gelassenheit verloren hatte, »ich habe dieses Gefängniß für eine Königin bewohnbar zu machen gesucht; wären Sie eine Königin, es würde Ihnen nichts fehlen. Besänftigen Sie also diese tolle Exaltation. Leben Sie hier wie Sie in Ihrem Kloster gelebt hätten. Gewöhnen Sie sich an meine Gegenwart; lieben Sie mich wie einen Freund, wie einen Bruder. Ich habe großen Kummer, ich werde Ihnen denselben anvertrauen; furchtbare Täuschungen suchen mich heim, zuweilen wird ein Lächeln von Ihnen mich trösten. Je mehr ich Sie gut, aufmerksam, geduldig sehe, desto dünner werde ich die Gitterstangen Ihrer Zelle machen; wer weiß? in einem Jahr, in sechs Monaten vielleicht sind Sie so frei als ich, insofern Sie mir Ihre Freiheit nicht mehr stehlen wollen.«

»Nein, nein,« rief Lorenza, welche nicht begreifen konnte, wie sich eine so furchtbare Entschlossenheit mit einem so sanften Tone verbinden sollte, »nein, keine Versprechungen, keine Lügen mehr. Sie haben mich entführt, mit Gewalt entführt; ich gehöre mir und nur mir allein; geben Sie mich wenigstens Gott zurück, wenn Sie mich nicht mir selbst zurückgeben wollen. Bis jetzt habe ich Ihre Zwangsherrschaft ertragen, weil ich mich erinnere, daß Sie mich Räubern entrissen, welche mich zu entehren im Begriffe waren; doch schon schwächt sich meine Dankbarkeit. Noch einige Tage dieses Gefängnisses, das mich empört, und ich werde nicht mehr Ihre Verpflichtete sein, und später, später, nehmen Sie sich in Acht, ich komme vielleicht dahin, daß ich glaube, Sie seien zu diesen Räubern in einer geheimnißvollen Beziehung gestanden.«

»Werden Sie mir die Ehre erweisen, in mir einen Banditenanführer zu sehen?« fragte Balsamo ironisch.

»Ich weiß nicht, aber, ich habe wenigstens Zeichen, Worte wahrgenommen.«

»Sie haben Zeichen, Worte wahrgenommen?« rief Balsamo erbleichend.

»Ja, ja, ich habe sie wahrgenommen, ich weiß sie, ich kenne sie.«

»Doch Sie werden sie nie sagen; Sie werden sie keiner lebenden Seele wiederholen; Sie werden sie in der tiefsten Tiefe Ihrer Erinnerung verschließen, damit sie erstickt darin sterben.«

»Oh! ganz im Gegentheil!« rief Lorenza, glücklich, wie man es im Zorn ist, endlich die verwundbare Stelle ihres Gegners zu finden. »Ich werde sie ängstlich in meinem Gedächtnisse aufbewahren, diese Worte, ich werde sie leise wiederholen, so oft ich allein bin, und laut bei der ersten Gelegenheit; ich habe sie bereits gesagt.«

»Wem?« fragte Balsamo.

»Der Prinzessin.«

»Nun! Lorenza, hören Sie wohl,« sprach Balsamo, indem er seine Finger in sein Fleisch drückte, um die Gährung zu löschen und sein empörtes Blut zurückzudrängen, »wenn Sie dieselben gesagt haben, so werden Sie es doch nicht mehr thun; Sie werden, sie nicht mehr wiederholen, weil ich die Thüren verschlossen halten, weil ich die Spitzen dieser eisernen Stangen schärfen, weil ich, wenn es sein muß, die Mauern dieses Hauses erhöhen werde, bis sie so hoch sind, wie die von Babel.«

»Ich habe es Ihnen schon gesagt, Balsamo,« rief Lorenza, »man kommt aus jedem Gefängniß, besonders wenn die Liebe für die Freiheit sich durch den Haß gegen den Tyrannen verstärkt.«

»Vortrefflich, gehen Sie also von hier weg, Lorenza, doch hören Sie wohl, Sie haben nur zweimal von hier wegzugehen: bei dem ersten Male züchtige ich Sie so grausam, daß Sie alle Thränen Ihres Leibes vergießen werden, bei dem zweiten Male schlage ich Sie so unbarmherzig, daß Sie alles Blut Ihrer Adern vergießen.«

»Mein Gott! mein Gott! er wird mich ermorden,« heulte die junge Frau, zum letzten Paroxysmus des Zornes gelangt, während sie sich die Haare ausraufte und auf dem Boden wälzte.

Balsamo betrachtete sie einen Augenblick mit einer Mischung von Zorn und Mitleid. Endlich schien das Mitleid den Sieg über den Zorn davonzutragen.

»Hören Sie, Lorenza,« sprach er, »kommen Sie zu sich; seien Sie ruhig, es wird ein Tag erscheinen, wo Sie reichlich für das belohnt werden, was Sie gelitten haben, oder gelitten zu haben glauben.«

»Eingesperrt! eingesperrt!« rief Lorenza, ohne auf Balsamo zu hören.

»Geduld!«

»Geschlagen!«

»Das ist eine Zeit der Prüfung.«

»Wahnsinnig! wahnsinnig!«

»Sie werden wiedergenesen.«

»Oh! werfen Sie mich sogleich in ein Irrenhaus! Sperren Sie mich auf der Stelle in einen wahren Kerker ein!«

»Nein! Sie haben mich zu gut von dem unterrichtet, was Sie gegen mich thun werden.«

»Also den Tod!« schrie Lorenza, »auf der Stelle den Tod!«

Und sie erhob sich mit der Geschmeidigkeit und der Schnelligkeit eines wilden Thieres, und stürzte gegen die Wand, um sich den Schädel daran zu zerschellen.

Doch Balsamo hatte nur die Hand gegen sie auszustrecken und aus der Tiefe seines Willens mehr noch, als mit den Lippen ein einziges Wort auszusprechen, um sie auf dem Wege aufzuhalten: Lorenza blieb plötzlich stehen, wankte und fiel entschlummert in die Arme von Balsamo.

Der seltsame Zauberer, der sich die ganze materielle Seite dieser Frau unterworfen zu haben schien, aber vergebens gegen die moralische Seite kämpfte, hob sie in seine Arme empor und trug sie auf ihr Bett; dann drückte er auf ihre Lippen einen langen Kuß, zog die Vorhänge ihres Bettes sowie die der Fenster zu, und ging hinaus.

Lorenza aber umhüllte ein sanfter, wohlwollender Schlaf, wie der Mantel einer guten Mutter das eigensinnige Kind umhüllt, das viel gelitten, viel geweint hat.

LVIII.

Der Besuch.

Lorenza hatte sich nicht getäuscht. Ein Wagen, nachdem er durch die Barriere Saint-Denis hereingefahren, nachdem er in seiner ganzen Länge den Faubourg desselben Namens verfolgt, hatte sich zwischen dem Thore und der Ecke des letzten Hauses gedreht, und fuhr das Boulevard entlang.

Dieser Wagen enthielt, wie es die Seherin gesagt hatte, Herrn Louis von Rohan, Bischof von Straßburg, den seine Ungeduld antrieb, den Zauberer vor der festgestellten Zeit in seiner Höhle aufzusuchen. Der Kutscher, durch viele galante Abenteuer des schönen Prälaten gegen die Dunkelheit, die Aushohlungen der Wege und die Gefahren gewisser geheimnißvoller Straßen festgemacht, wurde nicht im Geringsten verdrießlich, als er, nachdem er den noch bevölkerten Boulevards Saint-Denis und Saint-Martin gefolgt war, nach dem verlassenen, düsteren Boulevard de la Bastille fahren mußte.

Der Wagen hielt an der Ecke der Rue Saint-Claude auf demselben Boulevard an und verbarg sich, gemäß dem Befehle des Herrn, unter den Bäumen, in einer Entfernung von zwanzig Schritten.

Herr von Rohan, der zuvor eine bürgerliche Kleidung angezogen hatte, schlüpfte in die Gasse und klopfte dreimal an die Thüre des Hotel, das er leicht durch die Beschreibung erkannte, die ihm der Graf von Fönix davon gemacht hatte.

Die Schritte von Fritz erschollen im Hofe; die Thüre öffnete sich.

»Wohnt hier nicht der Herr Graf von Fönix?« fragte der Prinz.

»Ja, Monseigneur,« antwortete Fritz.

»Ist er zu Hause?«

»Ja, Monseigneur.«

»Gut, melden Sie mich.«

»Seine Eminenz der Cardinal von Rohan, nicht wahr, Monseigneur?«

Der Prinz war ganz verblüfft. Er schaute sich an, er schaute umher, ob etwas in seiner Kleidung oder in seiner Umgebung seinen Stand verrathen haben konnte. Er war allein und als Laie gekleidet.

»Woher wissen Sie meinen Namen?« fragte er.

»Mein Herr hat mir so eben gesagt, er erwarte Seine Eminenz.«

»Ja, doch morgen, übermorgen?«

»Nein, Monseigneur, diesen Abend.«

»Ihr Herr hat Ihnen gesagt, er erwarte mich diesen Abend?«

»Ja, Monseigneur.«

»Gut, so melden Sie mich,« sprach der Cardinal und drückte Fritz einen doppelten Louis d'or in die Hand.

»Eure Eminenz wolle die Gnade haben, mir zu folgen,« sagte Fritz.

Der Cardinal machte mit dem Kopf ein Zeichen der Einwilligung.

Fritz ging mit eiligen Schritten nach der Thüre des Vorzimmers, das ein großer Candelaber von vergoldetem Bronze mit seinen zwölf Kerzen erleuchtete.

Der Cardinal folgte ganz erstaunt, ganz träumerisch.

»Mein Freund,« sagte er, indem er an der Thüre des Salon stehen blieb, »es ist ohne Zweifel ein Mißverständniß, und ich möchte in diesem Fall den Herrn Grafen nicht gern belästigen; ich kann unmöglich von ihm erwartet werden, da er nicht weiß, daß ich kommen sollte.«

»Monseigneur ist wohl der Cardinal Prinz von Rohan, Bischof von Straßburg?« fragte Fritz.

»Ja, mein Freund.«

»Dann ist es Monseigneur, den der Herr Graf erwartet.«

Und Fritz zündete nach und nach die Kerzen der zwei andern Kandelaber an, verbeugte sich und ging hinaus.

Es verliefen fünf Minuten, während welcher der Cardinal, einer seltsamen Aufregung preisgegeben, das äußerst elegante Geräthe dieses Salon und die acht Meistergemälde betrachtete, welche an den Wänden hingen.

Die Thüre öffnete sich und der Graf von Fönix erschien auf der Schwelle.

»Guten Abend, Monseigneur,« sprach er einfach.

»Man hat mir gesagt, Sie erwarteten mich,« rief der Cardinal, ohne diesen Gruß zu erwidern, »Sie erwarteten mich diesen Abend? das ist unmöglich.«

»Ich bitte Monseigneur um Vergebung, doch ich erwartete Sie,« antwortete der Graf, »Vielleicht bezweifelt Monseigneur meine Worte, da er den unwürdigen Empfang sieht, den ich ihm bereite? Doch erst seit einigen Tagen in Paris angekommen, bin ich kaum einquartiert. Seine Eminenz wolle mich daher entschuldigen!«

»Sie erwarteten mich! Und wer hat Sie von meinem Besuch benachrichtigt?«

»Sie selbst, Monseigneur.«

»Wie dies?«

»Haben Sie nicht Ihren Wagen an der Barriere Saint-Denis anhalten lassen?«

»Ja.«

»Haben Sie nicht Ihrem Bedienten gerufen, der mit Seiner Eminenz am Schlage der Carrosse sprach?«

»Ja.«

»Haben Sie nicht zu ihm gesagt: » ,Rue Saint-Claude, im Marais, durch den Faubourg Saint-Denis und über das Boulevard,‘ « welche Worte er dem Kutscher wiederholte?«

»Ja. Sie haben mich also gesehen? Sie haben mich also gehört?«

»Ich habe Sie gesehen, ich habe Sie gehört.«

»Sie waren also dort?«

»Nein, Monseigneur, ich war nicht dort.«

»Wo waren Sie denn?«

»Ich war hier.«

»Sie haben mich von hieraus gesehen, gehört?«

»Ja, Monseigneur.«

»Gehen Sie doch!«

»Monseigneur vergißt, daß ich ein Zauberer bin.«

»Ah! das ist wahr, ich vergaß es. Herr . . . wie soll ich Sie nennen? Herr Baron Balsamo, oder Herr Graf von Fönix?«

»In meinem Hause, Monseigneur, habe ich keinen Namen: ich nenne mich Meister.«

»Ja, das ist der hermetische Titel. Sie erwarteten mich also, Meister?«

»Ich erwartete Sie.«

»Und Sie haben Ihr Laboratorium geheizt?«

»Mein Laboratorium ist beständig geheizt, Monseigneur.«

»Und Sie erlauben mir, in dasselbe einzutreten?«

»Ich werde die Ehre haben, Eure Eminenz zu führen.«

»Ich folge Ihnen, doch unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?«

»Sie müssen mir versprechen, mich nicht persönlich mit dem Teufel in Rapport zu bringen. Ich habe große Angst vor Seiner Majestät Lucifer.«

»Oh! Monseigneur!«

»Ja, gewöhnlich nimmt man, um den Teufel zu machen, große Spitzbuben von verabschiedeten französischen Garden oder Fechtmeister, welche, um die Rolle von Satan natürlich zu spielen, die Leute mit Nasenstüßern und Backenstreichen bewirthen, nachdem sie zuvor die Lichter ausgelöscht haben.«

»Monseigneur,« sprach Balsamo lächelnd, »meine Teufel vergessen nie, daß sie die Ehre haben, mit Prinzen beschäftigt zu sein, und sie erinnern sich stets des Wortes von Herrn von Condé, der einem derselben versprach, er würde ihm, wenn er sich nicht ruhig hielte, so schön den Pelz ausklopfen, daß er genothigt wäre, wegzugehen oder sich anständig zu betragen.«

»Gut,« sagte der Cardinal, »das entzückt mich; gehen wir in das Laboratorium.«

»Will Eure Eminenz die Gnade haben, mir zu folgen?«

»Immerzu.«

LIX.

Das Gold.

Der Cardinal von Rohau und Balsamo nahmen ihren Weg nach einer kleinen Treppe, welche parallel mit der großen in die Salons des ersten Stockes führte: hier fand Balsamo unter einem Gewölbe eine Thüre, die er öffnete, und ein düsterer Gang erschien vor den Augen des Cardinals, der sogleich entschlossen eintrat.

Bei dem Geräusche, das diese Thüre sich schließend machte, schaute der Cardinal mit einer gewissen Unruhe hinter sich.

»Monseigneur, wir sind an Ort und Stelle,« sagte Balsamo; »wir haben nur noch diese letzte Thüre vor uns zu öffnen und hinter uns zu schließen; erstaunen Sie übrigens nicht über den seltsamen Ton, den sie von sich geben wird: sie ist von Eisen.«

Der Cardinal, den das Geräusch der ersten Thüre beben gemacht hatte, ward zum Glück zur rechten Zeit in Kenntniß gesetzt, denn bei dem metallischen Aechzen der Angeln und des Schlosses dürften wohl minder empfindliche Nerven, als die seinigen, unangenehm vibrirt haben.

Er stieg drei Stufen hinab und trat ein.

Ein geräumiges Cabinet mit nackten Balken am Plafond, eine große Lampe und ihr Deckel, viele Bücher, chemische Elemente und physikalische Instrumente in großer Anzahl, dies war der erste Anblick des neuen Gelasses.

Nach Verlauf von einigen Sekunden, fühlte der Cardinal, daß er nur mühsam athmete.

»Was soll das bedeuten?« fragte er; »man erstickt hier, Meister, der Schweiß läuft an mir herab. Was für ein Geräusch ist das?«

»Das ist die Frage, Monseigneur, wie Shakespeare sagt,« versetzte Balsamo, indem er einen großen Vorhang von Asbest zurückzog und einen weiten Ofen von Backsteinen entblößte, in dessen Mitte zwei Löcher wie die Augen des Löwen in der Finsterniß funkelten.

Dieser Ofen bildete den Mittelpunkt eines zweiten Gelasses von der doppelten Größe des ersten, das der Prinz, weil es durch den Asbestvorhang verkleidet war, nicht gesehen hatte.

Oh! oh!« sagte der Prinz zurückweichend, »mir scheint, das ist ziemlich furchtbar.«

»Es ist ein Ofen, Monseigneur.«

»Ja, allerdings, doch Sie haben Shakespeare angeführt, ich werde Molière citiren; es gibt Oefen und Oefen, dieser hat ein ganz diabolisches Aussehen und sein Geruch gefällt mir gar nicht; was kocht man darin?«

»Was Eure Eminenz von mir gefordert hat.«

»Wie beliebt?«

»Ganz gewiß. Eure Eminenz hat, glaube ich, die Gnade gehabt, eine Probe von der Art und Weise meines Benehmens zu empfangen. Ich sollte erst morgen Abend zum werke schreiten, da Eure Eminenz erst übermorgen kommen wollte; doch eure Eminenz hat ihren willen geändert, und ich habe sobald ich sie auf dem Wege nach der Rue Saint-Claude erblickte, den Ofen angezündet und die Mischung gemacht; in Folge hievon arbeitet der Ofen und in zehn Minuten

werden Sie Ihr Gold haben. Erlauben Sie, daß ich das Fenster öffne, um einen Luftzug zu bekommen.«

»Wie! Diese auf den Ofen gestellten Schmelztiegel . . .«

»Werden in zehn Minuten Gold so rein als die Zechinen von Venedig und die Gulden von Toscana geben.«

»Man kann es doch wohl sehen.«

»Ganz gewiß; wir wollen nur einige unerläßliche Vorsichtsmaßregeln nehmen.«

»Welche?«

»Binden Sie auf Ihr Gesicht diese Asbestmaske mit gläsernen Augen, ohne welche Ihnen das Feuer, so glühend ist es, wohl das Gesicht verbrennen könnte.«

»Pest! Wir wollen uns in Acht nehmen; ich halte etwas auf meine Augen und würde sie nicht für die hundert tausend Thaler geben, die Sie mir versprochen haben.«

»Das dachte ich, Monseigneur; die Augen Eurer Eminenz sind schön und gut.«

Dies Compliment mißfiel keines Wegs dem auf seine persönlichen Vorzüge sehr eitlen Prinzen.

»Ah! Ah!« machte er, indem er die Maske befestigte, »wir sagen also, wir werden Gold sehen.«

»Ich hoffe es, Monseigneur.«

»Für hundert tausend Thaler?«

»Ja, Monseigneur; vielleicht gibt es ein wenig mehr, denn ich habe die Mischung reichlich gemacht.«

»Sie sind in der That ein edler Zauberer,« sprach der Prinz mit einem freudigen Herzklopfen.

»Weniger, als Eure Hoheit, die mir dies zu sagen die Gnade hat. Nur wollen Sie ein wenig auf die Seite treten, Monseigneur, damit ich die Platte des Tiegels öffnen kann.«

Balsamo zog ein kurzes Asbesthemd an, ergriff mit kräftigem Arme eine eiserne Zange und hob einen durch die Hitze des Feuers gerötheten Deckel auf, wodurch vier Tiegel von ähnlicher Form entblößt wurden, von denen die einen eine zinnberrothe Mischung, die andern eine bereits weiß werdende Materie, jedoch mit einem Reste von purpurner Durchsichtigkeit, enthielten.

»Ah! das ist Gold,« sagte der Prälat mit halber Stimme, als hätte er durch ein zu lautes Wort das Geheimniß, welches vor ihm in Erfüllung ging, zu stören befürchtet.

»Ja, Monseigneur, diese vier Tiegel sind etagirt: die einen kochen zwölf Stunden, die andern eilf. Die Mischung, und dies ist ein Geheimniß, das ich einem Freunde der Wissenschaft enthülle, wirft sich erst in dem Augenblick der Aufwallung in die Materie. Aber der erste Tiegel hier wird weiß, wie Eure Eminenz sehen kann; es ist Zeit, die bei dem Punkte angelegte Materie umzugießen. Wollen Sie zurückweichen, Monseigneur.«

Der Prinz gehorchte mit derselben Pünktlichkeit wie ein Soldat einem Befehle seines Anführers. Balsamo ließ die bereits durch die Berührung der rothen Tiegel heiße eiserne Zange los und näherte dem Ofen eine Art von Amboß mit Röllchen, worauf in eisernen Formen acht cylindrische Model von demselben Umfang eingefügt waren.

»Was ist das, lieber Zauberer?« fragte der Prinz.

»Monseigneur, das ist der gewöhnliche, einförmige Model, in welchen ich Ihre Goldstangen gießen will.«

»Ah! ah!« machte der Prinz.

Balsamo breitete auf dem Boden ein Lager von Werg ans. Er stellte sich zwischen den Amboß und den Ofen, öffnete ein großes Buch, sprach, ein Stäbchen in der Hand, eine Anrufung und nahm sodann eine riesige Zange, welche den Schmelztiegel in ihre gekrümmten Arme fassen sollte.

»Das Gold wird herrlich sein, Monseigneur/,und von der besten Qualität,« sagte er.

»Wie,« fragte der Prinz, »Sie heben diesen Topf vom Feuer?«

»Ja, Monseigneur, und er wiegt fünfzig Pfund; oh! ich erkläre Ihnen, wenige Gießer haben meine Muskeln und meine Geschicklichkeit; fürchten Sie also nichts.«

»Wenn jedoch der Tiegel zerspränge . . .«

»Das ist mir einmal begegnet, Monseigneur; es war im Jahre 1399; ich machte einen Versuch mit Nicolaus Flamel, in seinem Hause in der Rue des Ecrivins, bei der Kapelle Saint-Jacques-la-Boucherie. Der arme Flamel hätte beinahe das Leben eingebüßt, und ich verlor sieben und zwanzig Mark von einer Substanz, welche kostbarer war, als Gold.«

»Was Teufels sagen Sie mir da, Meister?«

»Die Wahrheit.«

»Im Jahr 1399 verfolgten Sie das große Werk?«

»Ja, Monseigneur?«

»Mit Nicolaus Flamel?«

»Mit Nicolaus Flamel; wir fanden das Geheimniß mit einander fünfzig oder sechzig Jahre früher, als wir mit Peter Bonus in der Stadt Pola arbeiteten. Er verstopfte den Tiegel nicht schnell genug, und mein rechtes Auge war auf zehn bis zwölf Jahre durch die Ausdünstung verloren.«

»Peter Bonus?«

»Derjenige welcher das berühmte Werk von der *Margarita pretiosa* verfaßte, ein Werk, das Sie ohne Zweifel kennen.«

»Ja, es hat die Jahreszahl 1330.«

»So ist es, Monseigneur.«

»Und Sie haben Peter Bonus und Flamel gekannt?«

»Ich war der Schüler von dem einen und der Meister von dem andern.«

Und während sich der Cardinal erschrocken fragte, ob der Mann an seiner Seite nicht eher der Teufel in Person, als einer von seinen Helfershelfern wäre, tauchte Balsamo seine Zange mit den langen Armen in den Ofen.

Das Zusammendrücken war sicher und rasch. Der Alchemist umfaßte den Tiegel vier Zoll unter dem Rand, versicherte sich, indem er ihn nur einige Zoll in die Höhe hob, daß er ihn gut hielt, machte durch eine kräftige Anstrengung seine Muskeln starr, und nahm den furchtbaren Topf aus seiner Gluth; die Hände der Zange rötheten sich alsbald; dann sah man über den Thon weiße Furchen wie Blitze in einer schwefligen Wolke hinlaufen. Hierauf verdunkelten sich die Ränder des Tiegels in Rothbraun, während der conische Grund noch rosenfarbig und silbern auf dem Halbschatten des Ofens erschien; endlich zischte das rieselnde Metall, auf welchem sich ein violetter, von Goldfalten überkräuselter Rahm gebildet hatte, durch die Rinne des Tiegels und fiel in flammenden Güssen in den schwarzen Model, an dessen Mündung, wüthend und schäumend, die goldene Masse erschien, welche durch ihr Beben des gemeinen Metalles

spottete, das sie umschloß.

»Nun zum zweiten,« sagte Balsamo, indem er zu einem andern Model überging.

Und der zweite Model wurde mit derselben Geschicklichkeit und derselben Kraft gefüllt.

Der Schweiß fiel in großen Tropfen von der Stirne des Operateur: der Zuschauer bekreuzte sich im Schatten.

In der That, es war eine Gemälde von wilder, schreckensvoller Majestät. Von den rothgelben Reflexen der metallischen Flamme beleuchtet, glich Balsamo den Verdammten, welche Michael Angelo und Dante im Grunde ihrer Kessel drehen.

Balsamo athmete nicht zwischen den zwei Operationen, die Zeit drängte.

»Es wird hier einen kleinen Verlust geben,« sagte er, nachdem er den zweiten Model gefüllt hatte; »ich habe die Mischung eine Hundertstelsminute zu lang kochen lassen.«

»Eine Hundertstelsminute!« rief der Cardinal, der sein Erstaunen nicht länger zu verbergen suchte.

»Das ist ungeheuer in der Hermetik, Monseigneur,« versetzte Balsamo naiv; »doch mittlerweile, Eminenz, sind hier zwei Tiegel leer und hier zwei Tiegel voll und hundert Pfund feines Gold.«

Und er ergriff mit Hülfe seiner mächtigen Zange den ersten Model, warf ihn in das Wasser, das lange Zeit schäumte und rauchte, öffnete ihn sodann und zog ein Stück tadelloses Gold heraus, das die Form eines kleinen, an beiden Polen abgeplatteten Zuckerhutes hatte.

»Wir haben beinahe eine Stunde auf die zwei andern Tiegel zu warten,« sagte Balsamo; »will Eure Eminenz einstweilen sich setzen oder frische Luft schöpfen?«

»Ist das Gold?« versetzte der Cardinal, ohne auf die Frage des Operateur zu antworten.

Balsamo lächelte. Der Cardinal war wohl in seinen Händen.

»Sollten Sie daran zweifeln, Monseigneur?«

»Hören Sie, die Wissenschaft hat sich so oft getäuscht . . .«

»Sie sagen nicht Ihren ganzen Gedanken, mein Prinz,« sprach Balsamo, »Sie glauben, ich täusche Sie, und zwar wissentlich, Monseigneur, ich wäre sehr wenig in meinen Augen, wenn ich so handelte, denn mein Ehrgeiz ginge nicht über die Mauern meines Cabinets, das Sie ganz erstaunt verlassen würden, um Ihre Bewunderung bei dem ersten dem besten Goldschläger zu verlieren. Erweisen Sie nur mehr Ehre, mein Prinz, und glauben Sie mir, daß, wenn ich Sie täuschen wollte, dies geschickter und in einem höhern Zwecke geschehen würde. Überdies weiß Eure Eminenz, wie man das Gold prüft?«

»Allerdings, mit dem Probierstein.«

»Monseigneur hat unfehlbar selbst den Versuch gemacht, und wäre es nur mit den im Spiele sehr häufig vorkommenden spanischen Unzen, welche von dem feinsten Golde sind, das man finden kann, unter denen man aber häufig falsche trifft?«

»Das ist mir in der That begegnet.«

»Nun, Monseigneur, hier ist ein Stein und Säure.«

»Nein, ich bin überzeugt.«

»Monseigneur, machen Sie mir das Vergnügen, versichern sie sich, daß diese Stangen nicht nur Gold, sondern auch Gold ohne Beimischung sind.«

Es schien dem Cardinal zu widerstreben, daß er diesen Beweis von Ungläubigkeit geben

sollte; doch er war sichtbar noch nicht überzeugt.

Balsamo rieb selbst die Stange und unterwarf das Resultat dem Versuche seines Gastes.

»Acht und zwanzig Karate,« sagte er, »ich will die zwei andern gießen.«

Zehn Minuten nachher waren die zweihundert Pfund Gold in vier Stangen auf dem durch die Berührung erwärmten Werg ausgebreitet.

»Monseigneur ist im Wagen gekommen, nicht wahr, wenigstens habe ich ihn im Wagen kommen sehen.«

»Ja.«

»Monseigneur wird seinen Wagen nahe an die Thüre fahren lassen und mein Lackei trägt die Stangen in die Carrosse.«

»Hundert tausend Thaler,« murmelte der Cardinal, indem er seine Maske abnahm, als wollte er mit seinen eigenen Augen das Gold zu seinen Füßen liegen sehen.

»Und von diesem, Monseigneur, können Sie sagen, woher es kommt, nicht wahr, denn Sie haben es machen sehen?«

»Oh! Ja, und ich werde es bezeugen.«

»Nein, nein,« sprach rasch Balsamo, »man liebt die Gelehrten in Frankreich nicht: bezeugen Sie nichts, Monseigneur. Oh! wenn ich Theorien machen würde, statt Gold, das wäre etwas Anderes.«

»Was kann ich denn für Sie thun?« sagte der Prinz, während er mühsam eine Stange von fünfzig Pfund mit seinen zarten Händen aufhob.

Balsamo schaute ihn fest an, und brach dann mit Hintansetzung aller Achtung in ein Gelächter aus.

»Was ist denn Lächerliches an dem, was ich Ihnen sage?« fragte der Cardinal.

»Eure Eminenz bietet mir, glaube ich, ihre Dienste an?«

»Allerdings.«

»Wäre es in der That nicht geeigneter, ich würde Ihnen die meinigen anbieten?«

Das Gesicht des Cardinals verdüsterte sich.

»Sie verbinden mich, mein Herr,« sagte er, »und ich beeile mich, dies anzuerkennen; sollte jedoch die Dankbarkeit, die ich für Sie hege, schwerer sein, als ich glaube, so würde ich sie nicht annehmen; es gibt, Gott sei Dank, in Paris noch Wucherer genug, daß ich halb auf Pfand, halb auf meine Unterschrift von heute bis übermorgen, hundert tausend Thaler finde, und schon mein Bischofsring ist vierzig tausend Livres werth.«

Und der Prälat streckte seine frauenartig weiße Hand aus, an deren Fingerring ein Diamant so groß wie eine Haselnuß glänzte.

»Mein Prinz,« sagte Balsamo, sich verbeugend, »Sie haben unmöglich einen Augenblick glauben können, es sei meine Absicht, Sie zu beleidigen.«

Dann fuhr er fort, als ob er mit sich selbst spräche:

»Es ist seltsam, daß die Wahrheit diese Wirkung auf Jeden macht, der sich Prinz nennt.«

»Wie so?«

»Ei! ganz gewiß; Eure Eminenz trägt mir seine Dienste an; ich frage Sie selbst, Monseigneur, von welcher Art können Dienste sein, die mir Eure Eminenz zu leisten im Stande ist.«

»Vor Allem mein Credit bei Hofe.«

»Monseigneur, Monseigneur, Sie wissen wohl, daß Ihr Credit sehr erschüttert ist, und der von Herrn von Choiseul wäre mir beinahe ebenso lieb, obgleich er vielleicht nicht vierzehn Tage mehr Minister zu bleiben hat. Mein Prinz, was den Credit betrifft, wollen wir uns an den meinigen halten. Hier ist schönes und gutes Gold. So oft Eure Eminenz davon will, wird sie es mir den Tag vorher oder an demselben Morgen sagen lassen, und ich werde ihr nach ihrem Wunsche liefern; und mit Gold hat man Alles, nicht wahr, Monseigneur?«

»Nicht Alles,« murmelte der Cardinal, der in den Rang des Schützlings herabgefallen war und nicht einmal seine Beschützerstellung wieder zu erringen suchte.

»Ah! das ist wahr,« sagte Balsamo. „Ich vergaß, daß Monseigneur noch etwas Anderes wünscht, als Gold; ein kostbareres Gut, als alle Reichthümer der Welt; doch das geht die Wissenschaft nichts an, das gehört zum Ressort der Magie. Monseigneur, sprechen Sie ein Wort, und der Alchemist wird dem Magier Platz machen.«

»Ich danke, mein Herr, ich brauche nichts mehr und wünsche nichts mehr,« sagte traurig der Cardinal.

Balsamo näherte sich ihm und sprach:

»Monseigneur, ein junger, schöner, glühender, reicher Prinz, der sich Rohan nennt, kann einem Magier keine solche Antwort geben.«

»Und warum dies?«

»Weil der Magier im Grunde des Herzens liest und das Gegentheil weiß.«

»Ich verlange nichts, ich will nichts, mein Herr,« versetzte der Cardinal beinahe erschrocken.

»Ich hätte im Gegentheil geglaubt, die Wünsche Seiner Eminenz wären so, daß Monseigneur sie sich selbst nicht zu gestehen wage, anerkennend, daß es Wünsche eines Königs sind.«

»Mein Herr,« sprach der Cardinal bebend, »Sie spielen, glaube ich, auf ein paar Worte an, die Sie schon bei der Prinzessin gesagt haben?«

»Ja, ich gestehe es, Monseigneur.«

»Mein Herr, dann haben Sie sich getäuscht, und Sie täuschen sich jetzt abermals.«

»Vergessen Sie, Monseigneur, daß ich ebenso klar sehe, was in Ihrem Herzen in diesem Augenblick vorgeht, als ich klar Ihren Wagen aus dem Kloster der Carmeliterinnen in Saint-Denis herauskommen, durch die Barrière und über das Boulevard fahren und unter den Bäumen fünfzig Schritte von meinem Hause anhalten sah.«

»Dann erklären Sie sich und sagen Sie mir etwas, was mich schlagend berührt.«

»Monseigneur, die Prinzen Ihres Hauses mußten immer eine große, abenteuerliche Liebe haben; Sie arten nicht aus, das ist das Gesetz.«

»Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, Graf,« stammelte der Prinz.

»Im Gegentheil, Sie begreifen mich vortrefflich. Ich hätte mehrere Saiten berühren können, die in Ihnen vibriren, doch warum das Unnöthige? Ich bin gerade auf die losgegangen, welche ich angreifen mußte; oh! diese vibriert tief, dessen bin ich sicher.«

Der Cardinal erhob das Haupt und befragte mit einer letzten Anstrengung des Mißtrauens den so klaren und sichern Blick von Balsamo.

Balsamo lächelte mit einem solchen Ausdruck von Ueberlegenheit, daß der Cardinal die Augen niederschlug.

»Oh! Sie haben Recht, Monseigneur, Sie haben Recht, schauen Sie mich nicht an; denn ich

sehe zu klar, was in Ihrem Herzen vorgeht; denn Ihr Herz ist wie ein Spiegel, der die Form der Gegenstände behaupten würde, die er wiedergestrahlt hat.«

»Stille, Graf von Fönix, stille!« sagte der Cardinal unterjocht.

»Ja, Sie haben Recht, stille; denn der Augenblick ist noch nicht gekommen, eine solche Liebe sehen zu lassen.«

»Noch nicht, haben Sie gesagt?«

»Noch nicht.«

»Diese Liebe hat also eine Zukunft?«

»Warum nicht?«

»Und Sie könnten mir sagen, ob diese Liebe nicht wahnsinnig ist, wie ich geglaubt habe, wie ich noch glaube, wie ich bis zu dem Augenblick glauben werde, wo mir ein Beweis vom Gegentheil gegeben sein wird?«

»Sie verlangen viel, Monseigneur; ich kann Ihnen nichts sagen, ohne in Berührung mit der Person, welche Ihnen diese Liebe einflößt, oder mit irgend einem Gegenstande, der von ihr kommt, gesetzt zu sein.«

»Und was für ein Gegenstand müßte das sein?«

»Zum Beispiel eine Flechte von ihren schönen goldenen Haaren, so klein sie auch wäre.«

»Oh! ja, Sie sind ein tiefer Mann! Ja, Sie haben es gesagt, Sie lesen in den Herzen, wie ich in einem Buche lesen würde.«

»Ach! das sagte mir Ihr armer Urgroßoheim der Chevalier Louis von Rohan, als ich auf der Plattform der Bastille am Fuße des Blutgerüstes, das er so muthig bestieg, von ihm Abschied nahm.«

»Er sagte Ihnen das . . . er sagte Ihnen, Sie seien ein tiefer Mann?«

»Und ich lese in den Herzen. Ja, denn ich hatte ihn vorher davon in Kenntniß gesetzt, der Chevalier von Bréault würde ihn verrathen. Er wollte mir nicht glauben, und der Chevalier von Bréault verrieth ihn.«

»Was für eine sonderbare Vergleichung machen Sie zwischen meinem Ahnherrn und mir?« sagte der Cardinal unwillkürlich erbleichend.

»Das geschieht einzig und allein, um Sie daran zu erinnern, daß Sie vor Allem klug sein sollen, Monseigneur, wenn Sie sich Haare verschaffen wollen, die Sie sich sollen unter einer Krone abschneiden müssen.«

»Gleichviel, wo sie genommen werden müssen, Sie werden sie bekommen, mein Herr.«

»Gut, hier ist Ihr Gold, Monseigneur; ich hoffe, Sie sollen nicht mehr daran zweifeln, daß es gewiß Gold ist?«

»Geben Sie mir eine Feder und Papier.«

»Wozu, Monseigneur?«

»Damit ich Ihnen einen Empfangsschein für die hundert tausend Thaler ausstellen kann, die Sie mir so freundlich leihen.«

»Was denken Sie, Monseigneur? Mir einen Empfangsschein, und warum dies?«

»Ich entlehne häufig, mein lieber Graf,« sprach der Cardinal; »doch ich sage Ihnen, daß ich nie annehme.«

»Wie es Ihnen beliebt, mein Prinz.«

Der Cardinal nahm eine Feder vom Tisch und schrieb mit einer ungeheuren, unleserlichen Schrift einen Schein, dessen Orthographie der Haushälterin eines Meßners in unsern Tagen Angst machen würde.

»Ist es so?« fragte er, indem er ihn Balsamo bot.

»Vollkommen,« versetzte der Graf und steckte den Schein in seine Tasche, ohne nur einen Blick darauf zu werfen.

»Sie lesen ihn nicht, mein Herr?«

»Ich hatte das Wort Eurer Eminenz und das Wort der Rohan ist mehr werth, als ein Pfand.«

»Herr Graf von Fönix,« sprach der Cardinal mit einer von Seiten eines Mannes von diesem Range sehr bezeichnenden Halbverbeugung, »Sie sind äußerst galant, und wenn ich nicht machen kann, daß Sie mein Verpflichteter werden, so erlauben, Sie, daß ich mich glücklich schätze, der Ihrige zu bleiben.«

Balsamo verbeugte sich ebenfalls und zog eine Glocke, bei deren Geräusch Fritz erschien.

Der Graf sagte ein paar Worte deutsch zu ihm.

Fritz bückte sich und hob wie ein Kind, das acht Orangen wegtragen würde, die acht Goldstangen in ihrer Wergumhüllung auf.

»Aber das ist ja ein Hercules?« rief der Cardinal.

»Er ist ziemlich stark, ja, Monseigneur,« erwiderte Balsamo; »doch um die Wahrheit zu sagen, seitdem er in meinem Dienste ist, lasse ich ihn jeden Morgen drei Tropfen von einem Elixir trinken, das mein gelehrter Freund der Doctor Althotas bereitet; er fängt auch an, Nutzen daraus zu ziehen; in einem Jahr wird er die hundert Mark mit einer Hand tragen.«

»Wunderbar! unbegreiflich!« murmelte der Cardinal. »Oh! ich werde dem Verlangen, von Allem dem zu sprechen, nicht widerstehen können.«

»Thun Sie das, Monseigneur, thun Sie das,« versetzte Balsamo lachend; »doch vergessen Sie nicht, daß Sie, wenn Sie von Allem dem sprechen, zugleich die Verbindlichkeit übernehmen, die Flamme meines Scheiterhaufens auszulöschen, sollte das Parlament zufällig Lust bekommen, mich auf der Grève rösten zu lassen.«

Und nachdem er seinen erhabenen Gast bis unter den Thorweg geleitet hatte, nahm er mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung von ihm Abschied.

»Doch Ihr Bedienter, ich sehe ihn nicht?« sagte der Cardinal.

»Er hat das Gold in Ihren Wagen getragen, Monseigneur.«

»Er weiß also, wo er ist?«

»Unter dem vierten Baume rechts, wenn man sich um das Boulevard wendet, das habe ich ihm auf Deutsch gesagt, Monseigneur.«

Der Cardinal hob die Hände zum Himmel empor und verschwand im Schatten.

Balsamo wartete, bis Fritz zurückgekehrt war, und stieg dann, alle Thüren verschließend, wieder in seine Wohnung hinauf.

LX.

Das Lebenselixir.

Balsamo, der allein geblieben war, horchte an der Thüre von Lorenza.

Sie schlief einen gleichmäßigen, sanften Schlaf.

Er öffnete ein wenig den außerhalb angebrachten Schieber und betrachtete sie eine Zeit lang mit einer zarten, süßen Träumerei. Dann stieß er den Schieber wieder zu, durchschritt das von uns geschilderte Zimmer, welches die Wohnung von Lorenza von dem physikalischen Cabinet trennte, und beeilte sich, seine Oefen auszulöschen, wobei er eine ungeheure Röhre öffnete, welche die ganze Wärme durch den Kamin hinausließ.

Hierauf verschloß er sorgfältig in einem Portefeuille von schwarzem Saffianleder den Schein des Cardinals und murmelte:

»Das Wort der Rohan ist gut, doch nur für mich allein, und man muß dort erfahren, wozu ich das Gold der Brüder verwende.«

Diese Worte erloschen auf seinen Lippen, als drei dumpfe Schläge an den Plafond ihn das Haupt zu erheben bewogen.

»Oh! oh!« sagte er. »Althotas ruft mich.«

Als er sodann Luft in das Laboratorium einließ, alle Dinge methodisch ordnete, die Platte wieder auf die Backsteine setzte, verdoppelten sich die Schläge.

»Ah! er wird ungeduldig, das ist ein gutes Zeichen.«

Balsamo nahm eine Vorhangstange und klopfte ebenfalls; dann machte er von der Mauer einen eisernen Ring los, und mittelst einer Feder, die sich abspannte, löste sich eine Fallthüre vom Plafond und senkte sich bis auf den Boden des Laboratoriums.

Balsamo stellte sich auf den Mittelpunkt der Maschine, welche mittelst einer andern Feder sachte wieder hinaufstieg und ihre Last mit derselben Leichtigkeit emporhob, wie die Glorien der Oper die Göttinnen und Götter emporheben, und der Schüler befand sich bei dem Meister.

Die neue Wohnung, des alten Gelehrten mochte acht bis zehn Fuß Höhe bei sechzehn im Durchmesser haben; sie war von oben beleuchtet nach der Weise der Schachte und hermetisch verschlossen auf den vier Façaden.

Dieses Zimmer war, wie man sieht, ein Palast im Vergleich mit seiner Wohnung im Wagen.

Der Greis saß in seinem rollenden Lehnstuhle, am Mittelpunkte eines Marmortisches, der hufeisenartig geschnitten und mit einer ganzen Welt, oder vielmehr mit einem ganzen Chaos von Pflanzen, von Phiolen, von Werkzeugen, von Büchern und Papieren mit kabalistischen Charakteren beladen war. Er war so sehr in seine Arbeit vertieft, daß er sich nicht im Geringsten stören ließ, als Balsamo erschien.

Das Licht einer am Höhenpunkte des Glaswerks befestigten Astrallampe fiel auf seinen nackten, glänzenden Schädel.

Er schüttelte zwischen seinen Fingern eine Flasche von weißem Glas, deren Durchsichtigkeit er prüfte, wie eine Hausfrau am Lichte die Eier untersucht, die sie auf dem Markte kauft.

Balsamo schaute ihn Anfangs stillschweigend an und sagte dann:

»Nun, es gibt also etwas Neues?«

»Ja, ja. Komm, Acharat, Du siehst mich bezaubert, entzückt; ich habe gefunden, ich habe gefunden . . .«

»Was?«

»Was ich suchte, bei Gott!«

»Das Gold?«

»Ah! ja wohl, das Gold! geh doch!«

»Den Diamant?«

»Ei, was schwatzt der Mensch! Gold, Diamant, meiner Treue, das wäre ein schöner Fund, und es würde sich schon der Mühe lohnen, sich zu freuen, wenn ich dergleichen entdeckt hätte!«

»Also habt Ihr Euer Elixir gefunden?« fragte Balsamo.

»Ja, mein Freund, mein Elixir, nämlich das Leben, was sage ich, das Leben? die Ewigkeit des Lebens.«

»Oh! oh!« machte Balsamo betrübt (denn er betrachtete diese Forschung als ein thörichtes Werk), »Ihr beschäftigt Euch abermals mit diesem Traum?«

Doch Althotas beäugelte, ohne auf ihn zu hören, ganz verliebt seine Phiole.

»Endlich,« sagte er, »ist die Combination gefunden: Aristeia-Elixir, zwanzig Gramme; Mercurial-Balsam, fünfzehn Gramme; Goldpräcipitat, fünfzehn Gramme; Essenz von Cedern des Libanon, fünf und zwanzig Gramme.«

»Aber mir scheint, was das Aristeia-Elixir betrifft, so ist das Eure letzte Combination, Meister?«

»Ja, aber es fehlte die Hauptzuthat, die, welche die andern bindet, die, ohne welche die andern nichts sind.«

»Und Ihr habt diese gefunden?«

»Ich habe sie gefunden.«

»Ihr könnt sie Euch verschaffen?«

»Bei Gott!«

»Was ist es?«

»Man muß der bereits in dieser Phiole combinirten Materie die drei letzten Tropfen des Arterienblutes eines Kindes beifügen.«

»Nun!« sprach Balsamo erschrocken, »aber wo werdet Ihr dieses Kind bekommen?«

»Du wirst es mir verschaffen.«

»Ich?«

»Ja, Du.«

»Ihr seid verrückt, Meister.«

»Was sagst Du?« fragte der unempfindliche Greis, während er voll Entzücken seine Zunge auf dem Aeußeren des Fläschchens, wo der schlecht geschlossene Pfropf einen Tropfen Wasser aussickerte, umherspazieren ließ; »nun, was denn? . . .«

»Ihr wollt ein Kind haben, um die drei letzten Tropfen seines Arterienblutes zu nehmen?«

»Ja.'''

»Dazu müßte man aber das Kind tödten?«

»Allerdings muß man es tödten; je schöner es sein wird, desto mehr ist es werth.«

»Unmöglich,« sprach Balsamo die Achseln zuckend, »man nimm! hier die Kinder nicht, um sie zu tödten.«

»Bah!« rief der Greis mit einer grausamen Naivetät, »was macht man denn damit?«

»Man zieht sie auf.«

»Ah! die Welt hat sich also verändert? Vor vier Jahren hat man uns Kinder, so viel wir wollten, für vier Ladungen Pulver und eine halbe Flasche Branntwein angeboten.«

»War dies in Congo, Meister?«

»Ja, es war in Congo. Mir ist es gleichgültig, ob das Kind schwarz ist. Diejenigen, welche man uns anbot, waren, wie ich mich erinnere, sehr niedlich, sehr kraushaarig, sehr spaßhaft.«

»Vortrefflich!« versetzte Balsamo, »doch leider sind wir nicht in Congo, lieber Meister.«

»Ah! wir sind nicht in Congo. Nun! wo sind wir denn?«

»In Paris.«

»In Paris? Wenn wir uns in Marseille einschiffen, können wir in sechs Wochen in Congo sein.«

»Ja, das wäre möglich . . . doch ich muß in Frankreich bleiben.«

»Du mußt in Frankreich bleiben; und warum?«

»Weil ich hier zu thun habe.«

»Du hast in Frankreich zu thun?«

»Ja, Wichtiges.«

Der Greis brach in ein langes, düsteres Gelächter aus.

»Geschäfte,« sagte er, »Geschäfte in Frankreich. Ah! ja, es ist wahr, ich hatte es vergessen; Du mußt Clubs organisiren.«

»Ja, Meister.«

»Du mußt Verschwörungen anzetteln.«

»Ja, Meister.«

»Das nennst Du Deine Geschäfte.«

Und der Greis fing abermals an auf seine höhnische Weise zu lachen.

Balsamo schwieg, während er Kräfte gegen den Sturm sammelte, der sich vorbereitete und den er kommen fühlte.

»Und wie weit sind die Angelegenheiten gediehen, sprich?« sagte der Greis, indem er sich mühsam auf seinem Lehnstuhle umdrehte und seine großen grauen Augen auf seinen Zögling heftete.

Balsamo fühlte diesen Blick wie einen leuchtenden Strahl in sein Inneres dringen.

»Wie weit ich gekommen bin?« fragte er.

»Ja.«

»Ich habe den ersten Stein geschleudert, das Wasser ist getrübt.«

»Welchen Schleim hast Du aufgerührt, sprich, laß hören.«

»Den guten, den philosophischen Schleim.«

»Ah! ja, Du setzest Deine Utopien, Deine hohlen Träume, Deine Nebel in das Spiel: thörichte

Bursche, welche über das Dasein oder Nichtdasein Gottes streiten, statt wie ich es zu versuchen, sich selbst zu Göttern zu machen! Und wer sind die berühmten Philosophen, mit denen Du Dich verbunden hast?«

»Ich habe bereits den größten Dichter und den größten Atheisten der Zeit; in einem der nächsten Tage muß er nach Frankreich, woraus er gleichsam verbannt ist, zurückkehren, um sich als Maurer in der Loge aufnehmen zu lassen, welche ich in der Rue du Pot-de-Fer in dem ehemaligen Hause der Jesuiten organisire.«

»Und er heißt?«

»Voltaire.«

»Ich kenne ihn nicht; wen hast Du noch mehr?«

»Ich soll demnächst eine Unterredung mit dem Mann haben, der die Ideen des Jahrhunderts am meisten in Anregung gebracht und zu Tage gefördert hat, mit dem Verfasser des *Contrat social*.«

»Und er heißt?«

»Rousseau.«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Ich glaube es wohl, Ihr kennt nur Alphons X., Raymond Lulle, Peter von Toledo und den großen Albert.«

»Das sind auch die einzigen Männer, welche wirklich gelebt haben, weil sie allein ihr ganzes Leben lang die große Frage des Seins oder Nichtseins betrieben.«

»Es gibt zwei Arten zu leben, Meister.«

»Ich kenne nur eine: die zu existiren; doch kommen wir auf die zwei Philosophen zurück. Wie nennst Du sie?«

»Voltaire, Rousseau.«

»Gut, ich werde mich dieser Namen erinnern; und Du behauptest, mit Hülfe dieser zwei Männer . . .«

»Bemächtige ich mich der Gegenwart und untergrabe ich die Zukunft.«

»Oh! oh! sie sind also sehr dumm in diesem Lande, daß sie sich durch Ideen gängeln lassen?«

»Im Gegentheil, weil sie zu viel Geist besitzen, haben die Ideen mehr Einfluß auf sie, als die Thatsachen. Und dann habe ich eine Hülfe, welche stärker ist, als alle Philosophen der Erde.«

»Welche?«

»Den Ueberdruß. Es sind etliche sechzehn hundert Jahre, daß die Monarchie in Frankreich dauert, und die Franzosen sind der Monarchie müde.«

»So, daß sie die Monarchie umstoßen werden?«

»Ja!«

«Du glaubst das?«

»Ganz gewiß.«

»Und Du treibst dazu an?«

»Aus allen meinen Kräften.«

»Schwachkopf!«

»Warum?«

»Was wird Dir der Umsturz dieser Monarchie eintragen?«

»Mir nichts; aber Allen das Glück«

»Ich bin heute zufrieden und will gern meine Zeit damit verlieren, daß ich Dir folge. Erkläre mir zuerst, wie Du zum Glück gelangen wirst, und hernach, was das Glück ist.«

»Wie ich dazu gelangen werde?«

»Ja, zum Glück von Allen, oder zum Umsturz der Monarchie, was für Dich das Aequivalent des allgemeinen Glückes ist. Ich höre.«

»Nun, es besteht in diesem Augenblick ein Ministeramt, das der letzte Wall zum Schutze der Monarchie ist; es ist ein verständiges, thätiges, kräftiges Ministerium, welches vielleicht noch zwanzig Jahre diese abgenutzte, schwankende Monarchie zu stützen vermöchte; sie werden mir dasselbe umstürzen helfen.«

»Wer dies? Deine Philosophen?«

»Nein: die Philosophen unterstützen es im Gegentheil.«

»Wie? Deine Philosophen unterstützen ein Ministerium das Deine Monarchie stützt, sie, welche die Feinde der Monarchie sind? Oh! was für Dummköpfe sind die Philosophen!«

»Der Minister ist selbst ein Philosoph.«

»Ah! ich begreife, und sie regieren in der Person dieses Ministers. Dann täuschte ich mich, es sind keine Dummköpfe, es sind Egoisten.«

»Ich will nicht über das streiten, was sie sind,« sprach Balsamo, den die Ungeduld zu fassen anfang, »ich weiß nichts davon; aber so viel weiß ich, daß, wenn dieses Ministerium gestürzt ist, Alle Zeter über das nachfolgende Ministerium schreien werden. Das neue Ministerium wird zuerst die Philosophen und dann das Parlament gegen sich haben; die Philosophen werden schreien, das Parlament wird schreien, das Ministerium wird die Philosophen verfolgen und das Parlament aufheben. Dann bildet sich in der Intelligenz und in der Materie ein dumpfes Bündniß, eine hartnäckige, ausdauernde, beständige Opposition, welche Alles angreifen, zu jeder Stunde graben, unterwühlen, erschüttern wird. An der Stelle der Parlamente wird man Richter ernennen; diese durch das Königthum ernannten Richter werden Alles für das Königthum thun. Man wird sie anklagen, und zwar wegen Käuflichkeit, Bestechung, Ungerechtigkeit. Das Volk wird sich erheben und das Königthum wird die Philosophie gegen sich haben, welche die Intelligenz ist, die Parlamente, die das Bürgerthum sind, und das Volk, welches das Volk ist, nämlich der Hebel, den Archimed suchte und mit welchem man die Welt emporhebt.«

»Nun, wenn Du die Welt emporgehoben hast, muß Du sie auch wieder fallen lassen.«

»Ja, doch wenn sie zurückfällt, wird das Königthum zerschmettert werden.«

»Und wenn es dann zerschmettert ist . . . ich will Deinen falschen Bildern folgen, Deine emphatische Sprache sprechen . . . wenn das wurmstichige Königthum zerschmettert ist, was wird aus seinen Trümmern hervorgehen?«

»Die Freiheit!«

»Ah! die Franzosen werden also frei sein?«

»Das muß unfehlbar eines Tages so kommen.«

»Alle frei?«

»Alle.«

»Es werden dann in Frankreich dreißig Millionen freie Menschen sein?«

»Ja.«

»Und unter diesen dreißig Millionen, glaubst Du, wird sich nicht ein etwas mehr als die Andern mit Gehirn ausgestatteter Mann finden, welcher eines schönen Morgens die Freiheit seiner neun und zwanzig Millionen neunmal hundert neun und neunzig tausend und neun und neunzig Mitbürger confiscirt, um ein wenig mehr Freiheit für sich allein zu haben? Erinnerst Du dich des Hundes, den wir in Medina hatten, und der allein den Theil von allen Andern fraß?«

»Ja, doch eines Morgens haben sich die Andern gegen ihn verbunden und ihn erwürgt.«

»Weil es Hunde waren; Menschen hätten nichts gesagt.«

»Ihr stellt also den Verstand des Menschen unter den des Hundes, Meister?«

»Verdammt! die Beispiele sind wohl vorhanden.«

»Was für Beispiele?«

»Mir scheint, es gab bei den Alten einen gewissen Cäsar Augustus, und bei den Neuern einen gewissen Oliver Cromwell, welche ganz gewaltig in den römischen und in den englischen Kuchen bißen, ohne daß diejenigen, denen sie denselben entrissen, viel gegen sie gesagt oder gethan hätten.«

»Vorausgesetzt, dieser Mann erstünde, so wird er sterblich sein, er wird sterben, und ehe er gestorben ist, wird er sogar denjenigen, welche er unterdrückt hat, Gutes gethan haben, denn er wird die Natur der Aristokratie verändert haben; genöthigt, sich auf Etwas zu stützen, wird er die stärkste Sache, das heißt das Volk gewählt haben. An die Stelle der Gleichheit, welche erniedrigt, wird er die Gleichheit, welche erhebt, gesetzt haben. Die Gleichheit hat keine bestimmte Schranke, es ist ein Niveau, dem die Höhe desjenigen, welcher sie gemacht hat, unterliegt. Das Volk erhebend, wird er aber ein bis auf ihn unbekanntes Princip geheiligt haben. Die Revolution wird die Franzosen frei gemacht haben: das Protectorat eines zweiten Cäsar Augustus oder eines andern Oliver Cromwell wird sie gleich gemacht haben.«

Althotas bewegte sich ungestüm auf seinem Stuhle und rief:

»Oh! was dieser Mensch albern ist! Beschäftigt Euch doch zwanzig Jahre Eures Lebens damit, daß Ihr ein Kind erzieht, daß Ihr ihm Alles beizubringen sucht, was Ihr wißt, damit dieses Kind mit dreißig Jahren kommt und Euch sagt: die Menschen werden gleich sein! . . .«

»Ganz gewiß, die Menschen werden gleich sein, gleich vor dem Gesetze.«

»Und vor dem Tod, Schwachkopf, vor dem Tod, diesem Gesetz der Gesetze, werden sie gleich sein, wenn der Eine mit drei Tagen, der Andere mit hundert Jahren stirbt? Gleich, die Menschen gleich, so lange die Menschen den Tod nicht besiegt haben! Oh! der Dummkopf, der doppelte Dummkopf!«

Und Althotas warf sich zurück, um freier zu lachen, während sich Balsamo, ernst und düster, mit gesenktem Haupte setzte.

Althotas schaute ihn mitleidig an und sprach:

»Ich bin also gleich mit dem Handwerksmann, der in sein rauhes Brod beißt, mit dem Säugling, der sich an seiner Amme stillt, mit dem Greise, der seine Molken trinkt und über seine erloschenen Augen weint? . . . Oh! unglücklicher Sophist, der Du bist, bedenke doch Eines, daß die Menschen nur gleich sein werden, wenn sie unsterblich sind, denn wenn sie unsterblich sind, werden sie Götter sein, und nur die Götter sind gleich.«

»Unsterblich!« murmelte Balsamo, »unsterblich! Chimäre.«

»Chimäre!« rief Althotas, »Chimäre! ja« Chimäre Wie der Dunst, Chimäre wie das Fluidum,

Chimäre wie Alles, was man sucht, was man noch nicht entdeckt hat, und was man entdecken wird. Doch rühre mit mir den Staub der Welten auf, entblöße eine nach der andern diese aufeinandergesetzten Lagen, von denen jede eine Civilisation darstellt, und in diesen menschlichen Lagen, in diesem Detritus von Königreichen, in diesen Erzgängen von Jahrhunderten, welche das Eisen der Forschung der Neuzeit durchschneidet, was liesest Du? Daß die Menschen in allen Zeiten gesucht haben, was ich unter den verschiedenen Titeln des Besten, des Guten, der Vollkommenheit suche. Und wann suchten Sie dies? Zur Zeit von Homer, wo die Menschen zweihundert Jahre lebten, zur Zeit der Patriarchen, wo sie acht Jahrhunderte lebten. Sie haben es nicht gefunden, dieses Beste, dieses Gute, diese Vollkommenheit; denn, wenn sie es gefunden hätten, so wäre diese gebrechliche Welt frisch, jungfräulich und rosig wie die Morgenröthe. Statt dessen das Leiden, der Leichnam, die Verwesung. Ist es süß, das Leiden? ist er schön, der Leichnam? ist sie wünschenswerth, die Verwesung?«

»Nun!« sprach Balsamo, dem Greise antwortend, den ein kurzer, trockener Husten unterbrach, »nun! Ihr sagt, noch Niemand habe dieses Lebenselixir gefunden. Ich sage Euch, Niemand wird es finden.«

»Einfältiger! Niemand hat dieses oder jenes Geheimniß gefunden, folglich wird es Niemand finden. Auf diese Art wäre man nie zu Entdeckungen gekommen. Glaubst Du aber, die Entdeckungen seien neue Dinge, die man erfinde? Nein, es sind vergessene Dinge, die man wiederfindet. Und warum vergessen sich einmal gefundene Dinge? Weil das Leben zu kurz ist, als daß der Erfinder aus seiner Erfindung alle Deductionen ziehen könnte, die sie enthält. Zwanzigmal war man nahe daran, dieses Lebenselixir zu finden. Glaubst Du, der Styx sei eine Phantasie von Homer? Glaubst Du, der beinahe sterbliche Achill, weil er nur an der Ferse verwundbar, sei eine Fabel? Nein, Achill war der Zögling von Chiron, wie Du der meinige bist. Chiron bedeutet erhabener³⁴ oder schlimmer. Chiron war ein Gelehrter, den man unter der Gestalt eines Centauren darstellt, weil seine Wissenschaft den Menschen mit der Kraft und der Leichtigkeit des Pferdes begabt hatte. Nun wohl, er hatte auch beinahe das Elixir der Unsterblichkeit gefunden. Es fehlten ihm vielleicht nur noch wie mir die drei Tropfen Blut, die Du mir verweigerst. Der Mangel dieser drei Tropfen Blut machte Achill an der Ferse verwundbar; ja, der Tod hat einen Zugang gefunden und ist eingedrungen. Ja, ich wiederhole es, Chiron, der universelle Mann, der erhabene Mann, der schlimmere Mann, ist nur ein anderer Althotas verhindert durch einen andern Acharat, das Werk zu vollenden, das die ganze Menschheit gerettet haben würde, indem es dieselbe der Wirkung des göttlichen Fluches entrissen hätte. Nun! was hast Du hiezu zu sagen?«

»Ich sage,« antwortete Balsamo sichtbar erschüttert, »ich sage, daß ich mein Werk habe, und daß Ihr das Eure habt. Erfüllen wir es jeder auf seiner Seite und jeder auf seine Gefahr. Ich werde Euch nicht durch ein Verbrechen unterstützen.«

»Durch ein Verbrechen?«

»Ja, und noch was für ein Verbrechen? Eines von denjenigen, welche eine ganze bebende Bevölkerung auf Euch antreiben; ein Verbrechen, wegen dessen Ihr an einen von den schändlichen Galgen gehängt werdet, vor welchen Eure Wissenschaft ebenso wenig die erhabenen Menschen, als die schlimmen schützen konnte.«

Althotas schlug mit seinen dünnen Händen auf den Marmortisch und rief:

»Stille, stille, sei kein Humanitätsdummkopf, die schlimmste Race von Dummköpfen, welche es in der Welt gibt. Komm und laß uns ein wenig über das Gesetz sprechen, über das brutale,

alberne Gesetz, geschrieben von Thieren Deiner Art, welche ein Tropfen verständig vergossenen Blutes empört, während sie Strome von Lebenssaft vergossen auf den öffentlichen Plätzen, am Fuße der Wälle der Städte, in den Ebenen, die man Schlachtfelder nennt, verleckert macht; von Deinem stets untauglichen und selbstsüchtigen Gesetz, das den Menschen der Zukunft dem Menschen der Gegenwart opfert, und als Wahlspruch die Worte: » ‚Lebe heute, stirb morgen!‘ « genommen hat. Plaudern wir über dieses Gesetz, willst Du?»

»Sagt, was Ihr zu sagen habt, ich höre Euch,« erwiderte Balsamo, immer düsterer werdend.

»Hast Du einen Bleistift, eine Feder? Wir wollen eine kleine Berechnung anstellen.«

»Ich rechne ohne Feder und ohne Bleistift. Sagt, was Ihr zu sagen habt.«

»Laß Deinen Plan hören. Oh! ich erinnere mich . . . Du stürzest ein Ministerium, Du hebst die Parlamente auf, Du setzest ungerechte Richter ein, Du führst einen Bankerott herbei, Du verbreitest den Gährungsstoff zu Empörungen, Du entzündest eine Revolution, Du stürzest eine Monarchie, Du lassest Dein Protectorat sich erheben und wirfst den Protector nieder. Die Revolution wird Dir die Freiheit, das Protectorat die Gleichheit gegeben haben. Sind aber die Franzosen frei und gleich, so ist Dein Werk erfüllt, nicht wahr?»

»Ja, betrachtet Ihr die Sache als unmöglich?»

»Ich glaube nicht an die Unmöglichkeit. Du siehst, daß ich Dir ein schönes Spiel mache!«

»Nun?»

»Warte: einmal ist Frankreich nicht wie England, wo man Alles gemacht hat, was Du machen willst, Du Plagiator; Frankreich ist kein abgesondertes Land , wo man Ministerien stürzen, die Parlamente aufheben, ungerechte Richter einsetzen, einen Bankerott herbeiführen, den Gährungsstoff zu Empörungen verbreiten, Revolutionen entzünden, Monarchien stürzen, Protectorate erheben und Protectoren niederwerfen kann, ohne daß sich die andern Nationen ein wenig in diese Bewegungen mischen. Frankreich ist an Europa festgebunden, wie die Leber an die Eingeweide des Menschen. Es hat Wurzeln bei allen Nationen, Fibern bei allen Völkern; suche die Leber, der großen Maschine auszureißen, die man den europäischen Continent nennt, und zwanzig Jahre, dreißig Jahre, vierzig Jahre vielleicht, wird der ganze Körper beben; doch ich setze die niedrigste Zahl und nehme die zwanzig Jahre an; antworte, ist das zu viel, weiser Philosoph?»

»Nein, es ist nicht zu viel,« sprach Balsamo, »es ist sogar nicht einmal genug.«

»Nun, ich begnüge mich damit. Zwanzig Jahre des Krieges, des erbitterten, tödtlichen, unablässigen Kampfes, ich berechne dies zu zweimal hundert tausend Todten jährlich; das ist nicht zu viel, wenn man sich zu gleicher Zeit in Deutschland, in Italien, in Spanien, was weiß ich wo? schlägt. Zweimal hundert tausend Menschen jährlich, macht in zwanzig Jahren vier Millionen Menschen; gibt man jedem Menschen siebenzehn Pfund Blut, das ist ungefähr die Rechnung der Natur, so macht dies, multiplicirt siebenzehn mit vier, laß sehen . . . das macht acht und sechzig Millionen Pfund Blut vergossen, um zu Deinem Ziele zu gelangen. Ich verlangte von Dir drei Tropfen. Sage nun, wer der Narr, der Wilde, der Cannibale von uns Beiden ist? Du antwortest nicht?»

»Doch, Meister, ich antworte Euch, daß drei Tropfen Blut nichts wären, wenn Ihr mit Gewißheit auf das Gelingen rechnet.«

»Und Du, der Du acht und sechzig Millionen Pfund vergießest, sprich, bist Du deiner Sache sicher? Dann stehe auf und erwidere, die Hand auf Deinem Herzen:

„Meister, mit diesen vier Millionen Leichname, garantire ich das Glück der Menschheit.“

»Meister,« sagte Balsamo einer Antwort ausweichend. »Meister, im Namen des Himmels, sucht etwas Anderes.«

»Ah! Du antwortest nicht, Du antwortest nicht?« rief Althotas triumphierend.

»Meister, Ihr täuscht Euch über die Wirksamkeit des Mittels, es ist unmöglich.«

»Ich glaube, Du rächst mir, ich glaube, Du leugnest mir ab, ich glaube Du strafst mich Lügen,« versetzte Althotas seine grauen Augen mit kaltem Zorn unter den weißen Wimpern rollend.

»Nein, Meister, aber ich überlege, ich, der ich jeden meiner Tage in Berührung mit den Dingen dieser Welt, im Widerspruch mit den Menschen, im Kampf mit den Fürsten lebe, und nicht wie Ihr abgeschlossen in einen Winkel, gleichgültig gegen Alles, was vorgeht, gegen Alles, was sich vertheidigt, oder was Macht an sich reißt, eine reine Abstraction des Gelehrten und des Citators; ich endlich, der ich die Schwierigkeiten kenne, bezeichne sie ganz einfach.«

»Diese Schwierigkeiten würdest Du rasch überwinden, wenn Du wolltest.«

»Sprecht, wenn ich glauben würde.«

»Du glaubst also nicht?«

»Nein.«

»Du versuchst mich, Du versuchst mich!« rief Althotas.

»Nein, ich zweifle.«

»Nun, so laß sehen; glaubst Du an den Tod?«

»Ich glaube an das, was ist, der Tod aber ist.«

Althotas, zuckte die Achseln.

»Der Tod ist also,« sagte er, »das ist ein Punkt, den Du nicht in Abrede ziehst.«

»Das ist eine unzweifelhafte Sache.«

»Das ist eine unbeschränkte, unüberwindliche Sache, nicht wahr?« fügte der alte Gelehrte mit einem Lächeln bei, das seinen Adepten beben machte.

»Oh! ja, Meister, unbesiegbar, unbeschränkt besonders.«

»Und wenn Du einen Leichnam siehst, tritt Dir der Schweiß auf die Stirne, ergreift Dein Herz ein Bedauern.«

»Der Schweiß tritt mir nicht auf die Stirne, weil ich mit allem menschlichen Elend vertraut bin; das Bedauern ergreift mein Herz nicht, weil ich das Leben gering achte; aber ich sage mir in Gegenwart des Leichnams: » ,Tod! Tod! du bist mächtig wie Gott! Du herrschest unumschränkt, o Tod! und Niemand vermag etwas gegen dich!‘ «

Althotas hörte Balsamo stillschweigend und ohne ein anderes Zeichen der Ungeduld an, als daß er ein Zergliederungsmesser zwischen seinen Fingern drehte; als aber sein Zögling seine schmerzlichen, feierlichen Worte vollendet hatte, schaute der Greis lächelnd umher und seine Augen so glühend, daß die Natur keine Geheimnisse für sie zu haben schien, seine Augen hefteten sich auf einen Winkel des Zimmers, wo auf ein paar Strohhalmen liegend ein armer schwarzer Hund zitterte, der einzige, der von drei Thieren derselben Gattung, übrig blieb, welche Althotas auf sein Verlangen für seine Versuche von Balsamo erhalten hatte.

»Nimm diesen Hund und trage ihn auf den Tisch,« sprach Althotas zu Balsamo.

Balsamo gehorchte, er nahm den schwarzen Hund und trug ihn auf den Tisch.

Das Thier, welches sein Geschick zu ahnen schien und sich ohne Zweifel schon unter der Hand des Experimentenmachers befunden hatte, fing an zu schauern, sich zu sträuben und zu heulen, als es die Berührung des Marmors fühlte.

»Eh! eh!« sagte Althotas. »Du glaubst an das Leben, nicht wahr, Du, der Du an den Tod glaubst?«

»Ganz gewiß.«

»Das ist ein Hund, der mir sehr lebend scheint, was sagst Du dazu?«

»Sicherlich, da er schreit, da er sich sträubt, da er Furcht hat.«

»Wie häßlich sind doch die schwarzen Hunde! Suche mir das nächste Mal weiße zu verschaffen.«

»Ich werde dafür besorgt sein.«

»Ah! wir sagen also, dieser sei lebend! Belle, Kleiner,« fügte der Greis mit seinem finsternen Lächeln bei, »belle, um den Herrn Acharat zu überzeugen, daß du lebend bist.«

Und er berührte den Hund mit dem Finger an einer gewissen Muskel und der Hund bellte oder stöhnte vielmehr sogleich.

»Gut, nähere die Glocke; so ist es; bringe den Hund darunter. Ah! ich vergaß, Dich zu fragen, an welchen Tod Du am liebsten glaubst?«

»Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollte, Meister, der Tod ist der Tod.«

»Das ist richtig, sehr richtig, was Du mir da gesagt hast, und es ist auch meine Ansicht. Nun! da der Tod der Tod ist, so mach, geschwinde, Acharat.«

Balsamo drehte ein Rad, das durch eine Röhre, die unter der Glocke mit dem Hunde eingeschlossene Luft frei machte, und allmählig entströmte die Luft mit einem schrillen Pfeifen, Der kleine Hund wurde zuerst unruhig, suchte dann, wühlte, hob den Kopf in die Höhe, athmete geräuschvoll und hastig, und fiel endlich erstickt, angeschwollen, leblos nieder.

»Der Hund ist am Schlag gestorben, nicht wahr?« sagte Althotas, »ein schöner Tod, der nicht lange leiden läßt?«

»Ja.«

»Er ist gewiß todt?«

»Sicherlich.«

»Du scheinst mir nicht ganz überzeugt, Acharat?«

»Doch, im Gegentheil.«

»Oh! Du kennst meine Mittel, nicht wahr? Du setztest voraus, ich habe die Einhauchung gefunden, das andere Problem, das darin besteht, daß man das Leben mit der Luft in einem unberührten Körper kreisen läßt, wie man es in einem Schlauche thun kann, der kein Loch hat?«

»Nein, ich setze nichts voraus; ich glaube nur, daß der Hund todt ist.«

»Gleichviel, zu größerer Sicherheit wollen wir ihn zweimal tödten. Hebe die Glocke auf, Acharat.«

Acharat nahm das kristallene Gefäß weg, der Hund rührte sich nicht; seine Augenlider waren geschlossen, sein Herz schlug nicht mehr.

»Nimm das Zergliederungsmesser, laß den Kehlkopf unberührt, und zerschneide die Wirbelsäule,«

»Einzig und allein, um Euch zu gehorchen.«

»Und auch um dem armen Thiere den Garaus zu machen, wenn es noch nicht ganz todt wäre,« erwiderte Althotas mit jenem Lächeln der den Greisen eigenthümlichen Hartnäckigkeit.

Balsamo machte einen einzigen Zug mit der schneidenden Klinge; der Einschnitt trennte die Wirbelsäule ungefähr zwei Zoll vom kleinen Gehirn und öffnete eine weite, blutige Wunde.

Das Thier oder vielmehr der Leichnam des Thieres blieb unbeweglich.

»Ja, meiner Treue, er war wirklich todt,« sprach Althotas, »nicht eine Fiber bebt, nicht eine Muskel zittert, kein Atom des Fleisches erhebt sich gegen dieses neue Attentat. Nicht wahr, er ist todt, sehr todt?«

»Ich will es anerkennen, so oft als Ihr es anerkannt haben wollt« versetzte Balsamo ungeduldig.

»Und das ist ein träges, erkaltetes, für immer unbewegliches Thier. Nichts hat Gewalt gegen den Tod, hast Du gesagt. Niemand hat die Macht, dem armen Thiere das Leben, oder nur den Anschein des Lebens zurückzugeben?«

»Niemand, wenn nicht Gott!«

»Ja, doch Gott wird nicht so folgewidrig sein, dies zu thun. Wenn Gott tödtet, so hat er, da er die oberste Weisheit ist, einen Grund, oder einen Vortheil, zu tödten. Ein Mörder, ich weiß nicht mehr wie er heißt, ein Mörder sagte dies, und das war gut gesagt. Die Natur hat ein Interesse beim Tod. Dieser Hund ist so todt als möglich, und die Natur hat ihr Interesse an ihm genommen.«

Althotas heftete sein durchdringendes Auge auf Balsamo. Müde, so lange das Geschwätze des Greises ausgehalten zu haben, neigte dieser das Haupt statt jeder Antwort.

»Nun! was würdest Du sagen, wenn dieser Hund das Auge öffnete und Dich anschaute?« fuhr Althotas fort.

»Das würde mich sehr in Erstaunen setzen,« erwiderte Balsamo lächelnd.

»Das würde Dich in Erstaunen setzen? Ah! das ist ein Glück!«

Während der Greis diese Worte mit seinem falschen, finstern Gelächter sprach, zog er den Hund zu einem Apparat, bestehend aus Metallstücken, welche durch Tuchpfropfen getrennt waren; der Mittelpunkt dieses Apparats war in eine Mischung von saurerer Flüssigkeit gesetzt; die zwei Enden, oder die zwei Pole, wie man es nennt, standen aus der Kufe hervor.

»Welches Auge soll er öffnen, Acharat?« fragte der Greis.

»Das rechte.«'

Die zwei nahe an einander gestellten, aber durch ein Stück Seide getrennten Enden wurden auf eine Halsmuskel gedrückt.

Sogleich öffnete sich das rechte Auge des Hundes und schaute Balsamo so starr an, daß dieser erschrocken zurückwich.

»Nun gehen wir auf den Rachen über, willst Du?«

Balsamo antwortete nicht, es hatte ihn ein tiefes Erstaunen ergriffen.

Althotas berührte eine andere Muskel, und statt des Auges, das sich wieder geschlossen hatte, öffnete sich das Maul und ließ weiße, spitzige Zähne sehen, an deren Wurzeln das rothe Fleisch wie im Leben zitterte.

Balsamo wurde bange und er konnte seine Aufregung nicht verbergen.

»Oh! das ist seltsam,« sagte er.

»Siehst Du, wie wenig der Tod ist,« sprach Althotas triumphierend über das Erstaunen seines Zöglings, »ein armer Greis, wie ich, der ihm bald angehören wird, macht, daß er von seinem unerbittlichen Wege abgeht.«

Und plötzlich fügte er mit einem scharfen, nervigen Lachen bei:

»Nimm Dich in Acht, Acharat, das ist ein Hund, der Dich so eben beißen wollte, und Dir nun nachlaufen wird; nimm Dich in Acht.«

Der Hund erhob sich in der That mit seinem durchschnittenen Halse, seinem aufgesperrten Rachen und seinem bebenden Auge rasch auf seine vier Pfoten und schwankte mit dem häßlich hängenden Kopfe auf seinen Beinen.

Balsamo fühlte, wie seine Haare sich sträubten, der Schweiß lief ihm von der Stirne, und er wich zur Eingangsthüre zurück, unentschlossen, ob er fliehen oder bleiben sollte.

»Ruhig, ruhig, Du sollst nicht vor Angst sterben, während ich Dich zu belehren suchte,« sprach Althotas, indem er den Leichnam und die Maschine zurückstieß; »genug der Experimente.«

Sogleich fiel der Leichnam, der mit der Säule im Rapport zu stehen aufhörte, wieder nieder und blieb unbeweglich ausgestreckt.

»Hättest Du das vom Tod geglaubt, Acharat, hättest Du geglaubt, er wäre von so guter Beschaffenheit, sprich?«

»Seltsam, in der That seltsam,« versetzte Acharat, indem er sich dem Greise wieder näherte.

»Du siehst, daß man zu dem gelangen kann, was ich sagte, mein Kind, und daß der erste Schritt gethan ist. Was heißt es, das Leben verlängern, da man bereits den Tod zu vernichten vermag?«

»Aber man vermag es noch nicht,« entgegnete Balsamo, »denn das Leben, das Ihr ihm gegeben habt, war nur ein scheinbares.«

»Wenn uns die Zeit gegönnt ist, werden wir das wirkliche Leben finden. Hast Du nicht in den römischen Dichtern gelesen, daß Cassideus den Leichnamen das Leben zurückgab?«

»Ja, in den Dichtern.«

»Die Römer nannten die Dichter *vates*; vergiß das nicht, mein Freund.«

»Sagt mir jedoch . . .«

»Abermals ein Einwurf?«

»Ja.«

»Wenn Euer Elixir zusammengesetzt wäre und Ihr diesen Hund davon nehmen ließet, so würde er also ewig leben?«

»Ganz gewiß.«

»Und wenn er in die Hände eines Experimentenmachers wie Ihr fiel, der ihn erwürgte?«

»Gut, gut,« rief der Greis freudig und seine Hände an einander schlagend, »hier erwartete ich Dich.«

»Wenn Ihr mich hier erwartet, so antwortet mir.«

»Das will ich gern.«

»Wird das Elixir einen Kamin verhindern, auf einen Kopf zu fallen, eine Kugel, einen Menschen zu durchbohren, ein Pferd, mit einem Fußschlage den Bauch seines Reiters zu öffnen?«

Althotas schaute Balsamo mit demselben Auge an, mit dem ein Fechter seinen Gegner bei einem Stoße, der ihm denselben zu treffen gestattet, anschauen muß.

»Nein! nein, nein!« sagte er, »Du bist in der That ein Logiker, mein lieber Acharat. Nicht der Kamin, nicht die Kugel, nicht der Fußtritt werden sich vermeiden lassen, so lange es Häuser, Flinten und Pferde gibt.«

»Es ist wahr, Ihr werdet die Todten auferwecken.«

»Für den Augenblick, ja; für das Unendliche, nein. An diesem Behufe müßte ich vor Allem die Stelle des Körpers finden, wo die Seele ihren Sitz hat, und dies könnte ein wenig lange dauern; doch ich werde die Seele hindern, aus dem Körper durch die Wunde zu gehen, welche gemacht worden ist.«

»Wie dies?«

»Indem ich sie verschließe.«

»Selbst wenn diese Wunde eine Pulsader durchschneidet?«

»Ganz gewiß.«

»Ah! das möchte ich sehen.«

»Nun, so schau,« sprach der Greis.

Und ehe Balsamo ihn zurückhalten konnte, stach er sich mit einer Lancette in die Ader des linken Armes.

Es war so wenig Blut in dem Körper des Greises übrig, und dieses Blut rollte so langsam, daß es einiger Zeit bedurfte, bis es an die Lippen der Wunde kam. Doch endlich kam es, und sobald dieser Gang geöffnet war, floß es reichlich.

»Großer Gott!« rief Balsamo.«

»Nun! was?« sagte Althotas.

»Ihr seid schwer verwundet.«

»Da Du wie der heilige Thomas bist und nur glaubst, was Du siehst und fühlst, so muß ich Dich sehen und fühlen lassen.«

Er nahm eine kleine Phiole, welche im Bereiche seiner Hand stand, goß einige Tropfen auf die Wunde und sprach:

»Schau nun.«

Vor diesem Wasser, das eine beinahe magische Wirkung hatte, trat das Blut zurück, das Fleisch zog sich, zusammen, schloß die Ader, und die Wunde wurde ein zu enger Stich, als daß das fließende Fleisch, welches man das Blut nennt, hätte durchsickern können.

Balsamo betrachtete den Greis mit dem größten Erstaunen.

»Das habe ich abermals gefunden; was sagst Du dazu, Acharat?«

»Oh! ich sage, Meister, daß Ihr der gelehrteste Mensch seid.«

»Und daß ich dem Tod, wenn ich ihn nicht gänzlich besiegt, wenigstens einen Schlag beigebracht habe, von dem er sich nicht so leicht wieder erheben wird. Siehst Du, mein Sohn, der menschliche Körper hat schwache Knochen, welche brechen können: ich werde diese Knochen so hart machen wie Stahl. Der menschliche Körper hat Blut, das wenn es ausfließt, das Leben mitnimmt: ich werde das Blut verhindern, aus dem Körper zu fließen. Das Fleisch ist weich und leicht zu verletzen: ich werde es unverwundbar machen wie das der Paladine des Mittelalters, auf welchem sich die Spitze der Degen und die Schneide der Aexte abstumpften. Hiezu bedarf es nur

eines Althotas, der dreihundert Jahre lebt. Nun! gib mir, was ich von Dir verlange, und ich werde tausend leben. Oh! mein lieber Acharat, das hängt von Dir ab. Gib mir meine Jugend, gib mir die Kraft meines Körpers, gib mir die Frische meiner Gedanken zurück, und Du wirst sehen, ob ich das Schwert, die Kugel, die einstürzende Mauer, das beißende oder niederwerfende Thier fürchte. In meiner vierten Jugend, Acharat, das heißt ehe ich das Alter von vier Menschen durchlebt, habe ich das Angesicht der Erde erneuert, und ich sage Dir, ich habe für mich und die wiedergeborene Menschheit eine Welt für meinen Gebrauch, eine Welt ohne Kamine, ohne Schwerter, ohne Musketenkugeln, ohne niederschlagende Pferde gemacht, denn die Menschen werden dann begreifen, daß es besser ist, zu leben, sich zu unterstützen, sich zu lieben, als sich zu zerreißen und zu zerstören.«

»Es ist wahr, oder es ist wenigstens möglich, Meister.«

»Nun, so bring mir das Kind.«

»Laßt mich noch nachdenken und denkt selbst nach.«

Althotas schleuderte seinem Adepten einen Blick erhabener Verachtung zu.

»Gehe!« sagte er, »gehe! ich werde Dich später überzeugen; und überdies ist das Blut des Menschen keine so kostbare Zuthat, daß sie sich nicht durch eine andere Materie ersetzen ließe. Gehe! ich werde suchen, ich werde finden. Ich bedarf Deiner nicht, gehe.«

Balsamo stieß mit dem Fuß auf die Fallthüre und stieg in das untere Gemach hinab, stumm, unbeweglich, gebeugt unter dem Genie dieses Mannes, der an unmögliche Dinge zu glauben zwang, während er selbst unmögliche Dinge verrichtete.

LXI.

Die Erkundigung.

Diese so lange, an Ereignissen so fruchtbare Nacht, in der wir, wie die Wolke der mythologischen Götter, von Saint-Denis nach der Muette, von der Muette nach der Rue Coq-Héron, von der Rue Coq-Héron nach der Rue Platrière, von der Rue Platrière nach der Rue Saint-Claude spaziert sind, diese Nacht verwendete Madame Dubarry zu dem Versuche, den Geist des Königs gemäß ihren Absichten einer neuen Politik zu kneten.

Sie verweilte besonders beharrlich bei dem Umstande, wie gefährlich es wäre, die Choiseul Boden bei der Dauphine gewinnen zu lassen.

Der König erwiderte die Achseln zuckend, die Frau Dauphine wäre ein Kind und Herr von Choiseul ein alter Minister, es walte daher keine Gefahr ob, insofern die Eine nicht zu arbeiten, der Andere nicht zu belustigen wüßte.

Entzückt über dieses Witzwort, hatte der König sodann jede weitere Erklärung kurz abgeschnitten.

Nicht dasselbe war bei Madame Dubarry der Fall gewesen, die bei dem König eine gewisse Zerstretheit zu bemerken glaubte.

Ludwig XV. war gefallsüchtig. Sein größtes Glück bestand darin, daß er seine Geliebten eifersüchtig zu machen suchte, vorausgesetzt indessen, daß diese Eifersucht nicht in zu lange Zänkereien und Streitigkeiten überging.

Madame Dubarry war eifersüchtig, einmal aus Eitelkeit und dann aus Furcht. Es hatte ihr zu viel Mühe gemacht, ihre Stellung zu erringen, und die Stellung, die sie nun einnahm, war zu weit entfernt von ihrem Ausgangspunkte, als daß sie es, wie Frau von Pompadour, gewagt hätte, andere Geliebten des Königs zu dulden oder sogar ihm zu suchen, wenn Seine Majestät sich zu langweilen schien, was Ludwig XV. bekanntlich oft begegnete.

Da nun Madame Dubarry, wie gesagt, eifersüchtig war, so wollte sie aus dem Grunde die Zerstreutungen des Königs kennen.

Der König erwiderte die merkwürdigen Worte, von denen er nicht eine Sylbe dachte:

»Ich beschäftige mich viel mit dem Glück meiner Söhnerin und weiß in der That nicht, ob der Herr Dauphin sie glücklich machen wird.«

»Und warum nicht, Sire?«

»Weil Herr Louis in Compiègne, in Saint-Denis und in der Muette viel die andern Frauen und sehr wenig die seinige anzuschauen geschienen hat.«

»In der That, Sire, wenn mir Eure Majestät nicht dergleichen sagte, würde ich es nicht glauben; die Frau Dauphine ist doch hübsch.«

»Sie ist ein wenig mager.«

»Sie ist so jung.«

»Gut, sehen Sie Fräulein von Taverney an, sie hat das Alter der Erzherzogin.«

»Nun?«

»Nun! sie ist vollkommen schön.«

Ein Blitz zuckte in den Augen der Gräfin und machte den König auf seine Unbesonnenheit aufmerksam.

»Doch Sie selbst, liebe Gräfin,« versetzte der König rasch, »Sie, die Sie so sprechen, Sie waren, ich bin es vollkommen überzeugt, Sie waren mit sechzehn Jahren rund wie die Schäferinnen unsers Freundes Boucher.«

Diese kleine Schmeichelei wirkte einigermaßen versöhnend, doch der Schlag war geschehen.

Madame Dubarry ergriff auch wieder die Offensive und sprach mit einer gewissen Ziererei:

»Ah! sie ist also sehr schön, diese Taverney?«

»Ei! weiß ich es?« versetzte Ludwig XV.

»Wie! Sie rühmen sie und sagen, Sie wissen nicht, ob sie schön sei?«

»Ich weiß nur, daß sie nicht mager ist.«

»Sie haben sie also gesehen und prüfend angeschaut?«

»Ah! liebe Gräfin, Sie treiben mich in Fallen. Sie wissen, daß ich ein kurzes Gesicht habe. Eine Masse fällt mir auf; zum Teufel mit den Einzelheiten! Bei der Frau Dauphine habe ich nur Knochen gesehen.«

»Und bei dem Fräulein haben Sie Massen gesehen, wie Sie sagen, denn die Frau Dauphine ist eine ausgezeichnete Schönheit und Fräulein von Taverney eine gemeine Schönheit?«

»Gehen Sie doch,« versetzte der König, demnach wären Sie keine ausgezeichnete Schönheit, Jeanne? Sie scherzen, glaube ich.«

»Gut, ein Compliment,« sagte leise die Gräfin; »leider dient dieses Compliment als Umhüllung für ein anderes, das keines für mich ist.«

Dann sprach sie laut:

»Meiner Treue, es wäre mir sehr lieb, wenn die Frau Dauphine sich etwas appetitliche, reizende Ehrendamen wählen würde; es ist etwas Abscheuliches um einen Hof von alten Frauen.«

»Wem sagen Sie das, theure Freundin? Noch gestern wiederholte ich dies dem Dauphin; doch ihm ist die Sache gleichgültig.«

»Wenn man zum Anfang Fräulein von Taverney nehmen würde?«

»Man nimmt sie, glaube ich,« antwortete Ludwig XV.

»Ah! Sie wissen das, Sire?«

»Ich glaube es wenigstens gehört zu haben.«

»Es ist ein Mädchen ohne Vermögen.«

»Ja, doch sie ist von Geburt. Diese Taverney-Maison-Rouge sind von gutem Hause und alte Diener.«

»Wer begünstigt sie?«

»Ich weiß es nicht, doch ich halte sie für arme Schlucker, wie Sie sagen.«

»Dann ist es nicht Herr von Choiseul, denn sonst würden sie von Pensionen strotzen.«

»Gräfin, Gräfin, sprechen wir nicht Politik, ich bitte Sie.«

»Es heißt also von Politik sprechen, wenn man sagt, die Choiseul richten Sie zu Grunde?«

»Gewiß,« versetzte der König.

Und er stand auf.

Eine Stunde nachher war seine Majestät nach Trianon zurückgekehrt: sie freute sich ungemein, Eifersucht eingeflößt zu haben, sagte aber ganz leise, wie es Herr von Richelieu hätte mit dreißig Jahren thun können:

»Es ist in der That etwas sehr Langweiliges um eifersüchtige Frauen.«

Sobald der König weggegangen war, stand auch Madame Dubarry auf und begab sich in ihr Boudoir, wo Chon, äußerst ungeduldig, Neues zu erfahren, ihrer harrete.

»Nun!« sagte sie, »Du hast in diesen Lagen großes Glück gehabt. Vorgestern der Dauphine vorgestellt, gestern zu ihrer Tafel zugelassen.«

»Das ist wahr. Eine schöne Geschichte!«

»Wie! eine schöne Geschichte? Weißt Du, daß diesen Morgen hundert Wagen Deinem Lächeln auf der Straße nach Luciennes nachjagen?«

»Das ärgert mich.«

»Warum?«

»Weil es verlorene Zeit ist; weder Wagen, noch Leute werden diesen Morgen mein Lächeln bekommen.«

»Oh! oh! Gräfin, das Wetter steht auf Sturm.«

»Meiner Treue, ja! Meine Chocolate, geschwinde meine Chocolate.«

Chon läutete.

Zamore erschien.

»Meine Chocolate,« sagte die Gräfin.

Zamore ging langsam weg, indem er gleichsam seine Schritte zählte und sich gewaltig aufblähte.

»Dieser Bursche will mich also Hungers sterben lassen?« rief die Gräfin; »hundert Peitschenhiebe, wenn er nicht läuft.«

„Ich nicht laufen, ich Gouverneur,« sagte Zamore majestätisch.

»Ah! Du Gouverneur!« rief die Gräfin, und ergriff eine Reitpeitsche mit einem Vermeilknopfe, deren Bestimmung es war, den Frieden unter den kleinen Hunden der Gräfin zu erhalten; »ah! Du Gouverneur! warte, warte, Du sollst es sehen, Gouverneur!«

Bei diesem Anblick entlief Zamore, alle Scheidewände erschütternd, unter einem gewaltigen Geschrei.

»Du bist heute ganz wild, Jeanne,« sagte Chon.

»Nicht wahr, ich habe das Recht dazu?«

»Oh! ganz gewiß. Doch ich lasse Dich allein, meine Liebe.«

»Warum dies?«

»Ich befürchte, Du könntest mich verschlingen.«

Es erschollen drei Schläge an der Thüre des Boudoir.

»Ei, wer klopft jetzt?« sagte die Gräfin voll Ungeduld.

»Der wird gut empfangen werden,« murmelte Chon.

»Es wäre besser, ich würde schlecht empfangen,« sprach Jean und stieß die Thüre mit einer ganz königlichen Breite auf.

»Nun, was könnte geschehen, wenn Sie schlecht empfangen würden? denn das wäre am Ende doch möglich.«

»Es würde geschehen, daß ich nicht wiederkäme.«

»Hernach?«

»Und daß Sie dadurch, daß Sie mich schlecht empfangen, mehr verloren hätten, als ich.«

»Unverschämter!«

»Gut, man ist unverschämt, weil man nicht schmeichelt. Was hat sie denn diesen Morgen, große Chon?«

»Sprich mir nicht davon, Jean, sie ist unzugänglich. Oh! hier kommt die Chocolate.«

»Nun, lassen wir sie in Ruhe. Guten Morgen, meine Chocolate,« sagte Jean, indem er die Platte nahm; »wie befindest du dich, meine Chocolate?«

Und er stellte die Platte in eine Ecke auf einen kleinen Tisch, an den er sich setzte.

»Komm, Chon,« sagte er, »komm: diejenigen, welche zu stolz sind, werden nichts davon haben.«

»Ah! Ihr seid reizend,« sagte die Gräfin, als sie sah, wie Chon durch ein Zeichen mit dem Kopfe Jean bedeutete, er könne allein frühstücken: »Ihr macht die Empfindlichen und seht nicht, daß ich leide.«

»Was hast Du denn?« fragte Jean näher tretend.

»Nein!« rief die Gräfin; »nicht eines von ihnen bekümmert sich um das, was mich beunruhigt.«

»Und was beunruhigt Dich denn?«

Jean rührte sich nicht! er aß seine Törtchen.

»Sollte es Dir an Geld fehlen?« fragte Chon.

»Oh! was das betrifft,« versetzte die Gräfin, »vor mir wird es dem König daran fehlen.«

»So leihe mir tausend Louis d'or,« sprach Jean; »ich brauche sie sehr nothwendig.«

»Tausend Schneller auf Ihre dicke, rothe Nase?«

»Der König behält also entschieden diesen abscheulichen Choiseul?«

»Sie wissen, daß er unabsetzbar ist.«

»Er ist also in die Dauphine verliebt?«

»Ah! Sie nähern sich; seht mir doch diesen Tölpel an, der sich mit Chocolate vollstopft und nicht einmal den kleinen Finger rührt, um mir zu Hülfe zu kommen. Oh! diese zwei Geschöpfe werden noch machen, daß ich vor Aerger sterbe.«

Jean zerschnitt, ohne sich im Geringsten um den hinter ihm tosenden Sturm zu bekümmern, ein zweites Brod, bestrich es mit Butter und schenkte sich eine zweite Tasse Chocolate ein.

»Wie! der König ist verliebt?« rief Chon.

Madame Dubarry machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches sagen wollte:

»Errathen!«

»Und zwar in die Dauphine?« fuhr Chon die Hände faltend fort. »Nun, desto besser, ich denke, er wird kein Blutschänder sein, und Du kannst Dich beruhigen; besser, er ist in diese verliebt, als in eine Andere.«

»Doch wenn er nicht in diese verliebt ist, sondern in eine Andere?«

»Mein Gott!« rief Chon erbleichend. »Oh! mein Gott, mein Gott, was sagst Du mir da?«

»Gut! laß es Dir nun übel werden, es fehlt uns nur noch dieses.«

»Ah! wenn dem so ist, sind wir verloren; und Du leidest das, Jeanne?« murmelte Chon. »Aber in wen ist er denn verliebt?«

»Frage Deinen Herrn Bruder, der vor Chocolate blauroth ist und demnächst hier ersticken wird: er wird es Dir sagen, denn er weiß es, oder vermuthet es wenigstens.«

Jean schaute empor.

»Spricht man mit mir?« sagte er.

»Ja, mein Herr Eifriger, ja, mein Herr Nützlicher,« erwiderte Jeanne, »man fragt Sie nach dem Namen der Person, die den König in Anspruch nimmt.«

Jean verstopfte sich hermetisch den Mund und sprach mit einer Anstrengung, die ihnen mühsam den Durchgang verschaffte, die drei Worte:

»Fräulein von Taverney.«

»Fräulein von Taverney!« rief Chon. »Ah! Barmherzigkeit!«

»Er weiß es, der Henker,« jammerte die Gräfin, indem sie sich an die Lehne ihres Stuhles zurückwarf; »er weiß es und ißt.«

»Oh!« machte Chon, welche sichtbar die Partie ihres Bruders verließ, um in das Lager ihrer Schwester überzugehen.

»In der That,« rief die Gräfin, »ich weiß nicht, warum ich ihm nicht seine großen, gemeinen, noch vom Schlaf aufgedunsenen Augen ausreiße, diesem trägen Burschen! Er steht eben erst auf, meine Liebe, er steht erst auf.«

»Sie täuschen sich,« sagte Jean, »ich bin nicht zu Bette gegangen.«

»Und was haben Sie denn gemacht, abscheulicher Bursche?«

»Ich bin die ganze Nacht und den ganzen Morgen umhergelaufen.«

»Ich sagte es doch . . . oh! wer wird mir besser dienen, als man mir dient? Wer wird mir sagen, was aus ihr geworden ist, wo sie ist?«

»Wo sie ist?« sagte Jean.

»Ja.«

«In Paris, bei Gott!«

»In Paris? . . . Aber wo in Paris?«

»In der Rue Coq-Héron.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Der Kutscher von ihrem Wagen, den ich in den Ställen erwartete und befragte.«

»Und was sagte er Ihnen?«

»Er habe alle Taverney in ein kleines Hotel der Rue Coq-Héron geführt, das in einem Garten liege und an das Hotel d'Armenonville stoße.«

»Ah! Jean, Jean,« rief die Gräfin, »das söhnt mich mit Ihnen aus, mein Freund; doch man sollte einzelne Umstände wissen. Wie lebt sie? wen sieht sie? was macht sie? Empfängt sie Briefe? Dies zu erfahren ist sehr wichtig.«

»Nun! man wird es erfahren.«

»Und wie?«

»Ah! ja wohl. Ich habe gesucht, suchen Sie auch ein wenig.«

»Rue Coq-Héron?« fragte Chon lebhaft.

»Rue Coq-Héron,« wiederholte Jean phlegmatisch.

»Nun! Rue Coq-Héron, es müssen dort Zimmer zu miethen sein?«

»Oh! ein vortrefflicher Gedanke,« rief die Gräfin, »man muß schnell nach der Rue Coq-Héron laufen, Jean, und ein Haus miethen. Man verbirgt dort Jemand. Dieser Jemand sieht aus- und eingehen, manoeuvriren. Geschwinde, geschwinde den Wagen, und nach der Rue Coq-Héron gefahren!«

»Unnöthig, es sind keine Zimmer in der Rue Coq-Héron zu miethen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe mich, bei Gott! erkundigt: doch es gibt . . .«

»Wo dies?«

»In der Rue Platrière.«

»Was ist das, die Rue Platrière?«

»Eine Straße, deren Häuser von hinten auf die Gärten der Rue Coq-Héron gehen.«

»Rasch, rasch,« sagte die Gräfin, »miethen wir eine Wohnung in der Rue Platrière.«

»Sie ist gemiethet,« versetzte Jean.

»Bewunderungswürdiger Mann!« rief die Gräfin. »Küsse mich, Jean.«

Jean wischte sich den Mund ab, küßte Madame Dubarry auf beide Wangen und machte ihr eine ceremoniose Verbeugung, als Zeichen des Dankes für die Ehre, die ihm zu Theil geworden.

»Das ist ein Glück!« sagte Jean.

»Man hat Sie nicht erkannt?«

»Wer Teufels soll mich in der Rue Platrière erkennen?«

»Und Sie haben gemiethet?«

»Eine kleine Wohnung in einem finsternen Hause.«

»Man fragte Sie wohl, für wen?«

»Allerdings.«

»Was haben Sie geantwortet?«

»Für eine junge Witwe, Bist Du Witwe, Chon?«

»Ganz gewiß!« antwortete Chon.

»Vortrefflich,« rief die Gräfin; »Chon wird sich in der gemietheten Wohnung einquartieren; Chon wird lauern, Chon wird wachen; doch man darf keine Zeit verlieren.«

»Ich gehe auch auf der Stelle,« sagte Chon, »die Pferde! die Pferde!«

»Die Pferde!« rief Madame Dubarry und läutete auf eine Weise, daß sie den ganzen Palast der Schönen im Walde aufgeweckt hätte.

Jean und die Gräfin wußten, woran sie sich in Beziehung auf Andrée zu halten hatten.

Sie hatte, nur erscheinend, die Aufmerksamkeit des Königs erregt, Andrée war folglich gefährlich.

»Dieses Mädchen,« sagte die Gräfin, indeß man anspannte, »wäre kein wahres Provinzmädchen, wenn es nicht von seinem Taubenschlage irgend einen verzagten Liebhaber nach Paris mitgebracht hätte; entdecken wir diesen Liebhaber, und schnell eine Heirath. Nichts

wird den König so sehr erkalten, als eine Heirath unter Liebesleuten aus der Provinz.«

»Teufel! im Gegentheile,« versetzte Jean, »wir müssen mißtrauisch sein. Für Seine Allerchristlichste Majestät, das wissen Sie besser, als irgend Jemand, Gräfin, ist es ein höchst leckerer Bissen um eine Neuvermählte; ein Mädchen, das einen Liebhaber hätte, würde Seine Majestät viel mehr ärgern. Der Wagen steht bereit,« fügte er bei.

Chon entfernte sich rasch, nachdem sie Jean die Hand gedrückt und ihre Schwester umarmt hatte.

»Und Jean, warum nimmst Du ihn nicht mit?« sagte die Gräfin.

»Nein, nein, ich gehe meinerseits,« erwiderte Jean. »Erwarte mich in der Rue Platrière, Chon, ich werde der erste Besuch sein, den Du in Deiner neuen Wohnung empfängst.«

»Nachdem Chon weggegangen war, setzte sich Jean wieder an den Tisch und verschlang eine dritte Tasse Chocolate.

Chon begab sich zuerst in das Familienhotel, wechselte die Kleider, und studirte bürgerliche Mienen. Als sie mit sich zufrieden war, hüllte sie ihre aristokratischen Schultern in ein mageres Mäntelchen von schwarzer Seide, ließ eine Portechaise holen, und stieg eine halbe Stunde nachher mit Mademoiselle Sylvie eine steile Treppe hinauf, welche in einen vierten Stock führte.

In diesem vierten Stocke lag die von dem Vicomte gemiethete Wohnung.

Als Chon auf den Ruheplatz des zweiten Stockes kam, wandte sie sich um: es folgte ihr Jemand.

Es war die alte Hauseigenthümerin, welche im ersten Stocke wohnte; sie hatte Geräusch gehört, war aus ihrem Zimmer gegangen und wurde ungemein neugierig, als sie zwei so junge und hübsche Damen in ihrem Hause erscheinen sah.

Sie erhob ihr runzeliges Haupt und erblickte zwei lachende Köpfe.

»Holla! meine Damen,« rief sie, »was suchen Sie hier?«

»Die Wohnung, die mein Bruder für uns gemiethet hat,« erwiderte Chon, indem sie ihre Witwenmiene annahm: »haben Sie ihn nicht gesehen, oder sollten wir uns im Hause täuschen?«

»Nein, nein; es ist im vierten Stocke,« versetzte die alte Hauseigenthümerin; »oh! Arme junge Frau, Wittwe in Ihrem Alter?«

»Ach!« seufzte Chon, die Augen zum Himmel aufschlagend.

»Doch Sie werden sehr gut in der Rue Platrière sein, das ist eine reizende Straße; Sie werden kein Geräusch hören, denn Ihre Wohnung geht nach dem Garten.«

»Das habe ich gewünscht, Madame.«

»Durch die Hausflur können Sie jedoch auf die Straße sehen, wenn die Prozessionen vorüberkommen oder die gelehrten Hunde spielen.«

»Ah! das wird mir eine große Zerstreung gewähren, Madame,« seufzte Chon.

Und sie stieg weiter hinauf.

Die alte Hauseigenthümerin folgte ihr mit den Augen bis zum vierten Stocke und sagte, als Chon die Thüre geschlossen hatte:

»Sie hat das Aussehen einer ehrlichen Person.«

Sobald die Thüre geschlossen war, lief Chon an die Fenster, welche nach dem Garten gingen.

Jean hatte keinen Irrthum begangen; beinahe unter den Fenstern der gemietheten Wohnung war der von dem Kutscher bezeichnete Pavillon.

Bald blieb kein Zweifel mehr, es setzte sich ein junges Mädchen mit einer Stickerei in der Hand an das Fenster des Pavillon: dieses Mädchen war Andrée.

LXII.

Die Wohnung der Rue Platrière.

Chon betrachtete das junge Mädchen kaum einige Augenblicke, als der Vicomte Jean die Treppe zu vier und vier, wie der Schreiber eines Anwalts, heraufspringend, auf der Schwelle der Wohnung der angeblichen Witwe erschien.

»Nun?« fragte er.

»Du bist es, Jean. In der That, Du hast mir Angst gemacht.«

»Was sagst Du?«

»Ich sage, daß ich vortrefflich hier sein werde, um Alles zu sehen, doch leider werde ich nicht Alles hören können.«

»Ah! meiner Treue, Du verlangst zu viel. Doch höre, eine andere Neuigkeit.«

»Was für eine?«

»Eine wundervolle.«

»Bah!«

»Eine unvergleichliche.«

»Was dieser Mensch mit seinen Ausrufungen unausstehlich ist!«

»Der Philosoph . . .«

»Nun, was! der Philosoph?«

»Man mag immerhin sagen:

„Der Weise ist auf Alles vorbereitet,‘ ich bin ein Weiser, und hierauf war ich dennoch nicht vorbereitet.«

»Ich frage, ob das einmal ein Ende finden wird? Genirt Sie etwa dieses Mädchen? Dann gehen Sie in das Nebenzimmer, Mademoiselle Sylvie.«

»Oh! das ist durchaus nicht nöthig, und dieses schöne Kind ist nicht zu viel, im Gegentheil. Bleibe Sylvie, bleibe.«

Und der Vicomte streichelte mit dem Finger das Kinn des hübschen Mädchens, dessen Stirne sich schon bei dem Gedanken faltete, man könnte etwas sagen, was es nicht hören würde.

»Sie bleibe also; doch sprich.«

»Ei! ich thue nichts Anderes, seitdem ich hier bin.«

»Um nichts zu sagen, dann schweige und laß mich schauen: das ist mehr werth.«

»Beruhigen wir uns. Ich ging also, wie ich sagte, vor einem Brunnen vorüber.«

»Gerade hievon sagten Sie kein Wort.«

»Gut, nun unterbrechen Sie mich.«

»Nein.«

»Ich ging also vor dem Brunnen vorüber und erhandelte alles Geräthe für diese abscheuliche Wohnung, als ich plötzlich fühlte, wie der Wasserstrahl meine Strümpfe bespritzte.«

»Wie Interessant Alles dies ist!«

»Aber warten Sie doch, Sie sind zu eilig, meine Liebe; ich schaue und sehe, errathen Sie, was . . .«

»Vorwärts doch.«

»Ich sehe einen jungen Herrn, der mit einem Stück Brod das Rohr des Brunnens verstopfte und durch das Hinderniß, das er dem Wasser entgegensetzte, diese Ausschweifung und Abspringung veranlaßte.«

»Es ist erstaunlich, wie mich Alles interessirt, was Sie mir da erzählen,« versetzte Chon die Achseln zuckend.

»Warten Sie doch . . . ich fluchte heftig, als ich mich bespritzt fühlte; der Mensch mit dem benetzten Brode wandte sich um, und ich sehe . . .«

»Sie sehen . . .?«

»Meinen Philosophen, oder vielmehr unsern Philosophen.«

»Wen denn? Gilbert?«

»In Person: baarhaupt, offene Jacke, schlecht heraufgezogene Strümpfe, Schuhe ohne Schnallen, kurz in einem galanten Negligé.«

»Gilbert . . . und was hat er gesagt?«

»Ich erkenne ihn, er erkennt mich; ich gehe auf ihn zu, er weicht zurück; ich strecke den Arm aus, er öffnet die Beine und läuft wie ein Windhund mitten durch die Wagen und Wasserträger.«

»Sie haben ihn aus dem Gesicht verloren?«

»Ich glaube bei Gott wohl; Sie denken doch nicht, ich habe auch zu laufen angefangen?«

»In der That, ich begreife, das war unmöglich; doch nun ist er verloren.«

»Ah! welch ein Unglück,« entschlüpfte Mademoiselle Sylvie.

»Ja, gewiß,« sagte Jean, »ich bin sein Schuldner für eine gute Ration Steigriemenhiebe, und wenn ich ihn an seinem abgeschabenen Kragen bekommen hätte, so hätte er nicht darauf warten dürfen, das schwöre ich, doch er errieth meine guten Absichten und spielte tüchtig mit den Beinen. Gleichviel, er ist also in Paris und das ist die Hauptsache, denn in Paris findet man Alles, was man sucht, wenn man nicht zu schlecht mit dem Polizeilieutenant steht.«

»Wir müssen ihn haben.«

»Und wenn wir ihn haben, lassen wir ihn fasten.«

»Man schließt ihn ein,« sagte Mademoiselle Sylvie; »nur muß man diesmal einen sichern Ort wählen.«

»Und Sylvie wird an diesen sichern Ort sein Brod und sein Wasser bringen, nicht wahr Sylvie?« versetzte der Vicomte.

»Mein Bruder, scherzen wir nicht,« sprach Chon; »dieser Junge hat die Geschichte mit den Postpferden gesehen. Wenn er Gründe hätte, uns zu grollen, dürfte er zu fürchten sein.«

»Während ich Ihre Treppe heraufstieg, bin ich auch mit mir übereingekommen, Herrn von Sartines aufzusuchen und ihm meinen Fund zu erzählen,« sagte Jean. »Herr von Sartines wird mir antworten, ein Mensch mit bloßem Kopfe, herabhängenden Strümpfen und losen Schuhen, der sein Brod an einem Brunnen benetze, wohne sicherlich nahe bei dem Ort, wo man ihn in einem so seltsamen Anzuge treffe, und er wird sich dann anheischig machen, ihn uns wiederzufinden.«

»Was kann er hier ohne Geld machen?«

»Commissionen.«

»Er! ein Philosoph von dieser unzählbaren Gattung! Stille doch!«

»Er wird eine alte Andächtlerin, seine Verwandtin, gefunden haben, welche ihm die für ihren Mops zu harten Krusten überläßt,« sagte Sylvie.

»Genug, genug, legen Sie die Wäsche in diesen alten Schrank, Sylvie, und Sie, mein Bruder, an unsern Beobachtungsposten.«

Sie näherten sich in der That mir der größten Behutsamkeit dem Fester.

Andrée legte ihre Stickerei bei Seite; sie streckte nachlässig ihre Beine auf einem Lehnstuhle aus, griff dann mit der Hand nach einem Buch, das auf einem Stuhle in ihrem Bereiche lag, öffnete es und begann eine Lecture, welche die Zuschauer für höchst anziehend halten mußten, denn das Mädchen blieb unbeweglich, von dem Augenblick, wo es begonnen hatte.

»Oh! die studirte Person,« sagte Mademoiselle Chon. »Was liest sie denn?«

»Erstes, unentbehrliches Geräthe,« erwiderte der Vicomte, indem er aus seiner Tasche ein Fernrohr zog, das er verlängerte, an die Ecke des Fensters stützte und auf Andrée richtete.

Chon schaute ihm ungeduldig zu.

»Nun, ist sie wirklich hübsch, diese Person?« fragte sie den Vicomte.

»Bewunderungswürdig! es ist ein vollkommenes Mädchen; was für Arme! was für Hände! was für Augen! Lippen, denen zu Liebe der heilige Antonius die Verdammniß gewagt hätte; Füße, o die göttlichen Füße! und der Knöchel . . . welch ein Knöchel unter diesen seidenen Strümpfen!«

»Gut! werden Sie verliebt, es fehlte uns sonst nichts mehr,« sagte Chon verdrießlich.

»Nun, das wäre eben nicht so schlecht gespielt, besonders, wenn sie mich auch ein wenig lieben wollte; das würde unsere arme Gräfin einigermaßen beruhigen.«

»Geben Sie mir diese Lorgnette, und lassen Sie die Possen, wenn es möglich ist . . . Ja, in der That, sie ist sehr hübsch, und sie muß nothwendig einen Geliebten haben . . . Sie liest nicht, sehen Sie . . . das Buch wird ihren Händen entschlüpfen . . . es gleitet . . . nun rumpelt es hinab . . . ich sagte es Ihnen doch, Jean, sie liest nicht, sie träumt.«

»Oder sie schläft.«

»Mit offenen Augen! schöne Augen, bei meiner Treue.«

»In jedem Fall werden wir es von hier aus sehen, wenn sie einen Liebhaber hat,« versetzte Jean.

»Ja, wenn er bei Tag kommt, doch wenn er bei Nacht käme?«

»Teufel! daran dachte ich nicht, und ich hätte doch zuerst daran denken sollen . . . das beweist, wie unschuldig ich bin.«

»Ja, unschuldig wie ein Procurator.«

»Es ist gut, ich bin nun darauf aufmerksam gemacht, und werde etwas erfinden.«

»Aber wie gut ist dieses Glas, ich konnte beinahe in dem Buch lesen.«

»Lesen Sie und sagen Sie mir den Titel. Ich werde vielleicht etwas nach dem Buche errathen.«

Chon rückte neugierig vor, doch sie wich noch schneller zurück, als sie vorgerückt war.

»Nun! was gibt es denn?« fragte der Vicomte.

Chon nahm ihn beim Arm und sagte:

»Schauen Sie vorsichtig, mein Bruder, schauen Sie, wer die Person ist, die sich aus der

Dachluke links neigt. Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht gesehen werden.«

»Oh! oh!« rief Dubarry, »Gott vergebe mir, es ist mein Krustenbenetzer.«

»Er wird sich hinauswerfen.«

»Nein, er hat sich an der Dachtraufe angeklammert.«

»Doch was betrachtet er mit diesen gierigen Augen, mit dieser wilden Trunkenheit?«

»Er lauert.«

Der Vicomte schlug sich vor die Stirne und rief:

»Ich habe es.«

»Was?«

»Er belauert bei Gott die Kleine.«

»Fräulein von Taverney?«

»Ja wohl, das ist der Verliebte des Taubenschlages; sie kommt nach Paris, er läuft ihr nach, Sie nimmt ihr Quartier in der Rue Coq-Héron, er flüchtet sich aus unserem Hause, um in der Rue Platrière zu wohnen.«

»Bei meiner Treue, das ist die Wahrheit,« sprach Chon; »sehen Sie doch diesen Blick, diese Starrheit, dieses schwarzblaue Feuer seiner Augen; er ist verliebt, um darüber wahnsinnig zu werden.«

»Meine Schwester,« versetzte Jean, »geben wir uns nicht mehr die Mühe, die Verliebte zu beobachten, der Verliebte wird unser Geschäft besorgen.«

»Ja, für seine Rechnung.«

»Nein für die unsrige. Nun lassen Sie mich vorbei, ich will Herrn von Sartines ein wenig besuchen. Bei Gott! wir haben Glück. Doch nehmen Sie sich in Acht, Chon, daß Sie der Philosoph nicht sieht; Sie wissen, wie schnell er sich aus dem Staube macht.

LXIII.

Feldzugsplan.

Herr von Sartines war um drei Uhr Morgens nach Hause zurückgekehrt und fühlte sich sehr müde, zugleich aber auch sehr zufrieden mit dem Abend, den er dem König und Madame Dubarry bereitet hatte.

Wiedererwärmt durch die Ankunft der Frau Dauphine hatte die Volksbegeisterung Seine Majestät wiederholt mit Lebehochrufen begrüßt, deren Umfang seit der bekannten Krankheit von Metz sehr vermindert worden war, seit dieser Krankheit, wo man ganz Frankreich in den Kirchen oder auf der Pilgerfahrt gesehen, um die Gesundheit des jungen Ludwig XV. zu erleben, den man damals Ludwig den Vielgeliebten nannte.

Andererseits war Madame Dubarry, welche sonst, wenn sie öffentlich erschien, kaum der Unannehmlichkeit entging, durch einige Zurufe eigenthümlicher Art verletzt zu werden, sehr freundlich durch mehrere Reihen von Zuschauern empfangen worden, die man geschickt in erster Linie aufgestellt hatte, so daß der König in seiner Zufriedenheit Herrn von Sartines ein kleines Lächeln zusandte und der Polizeilieutenant sich eines guten Dankes versichert halten durfte.

Er glaubte auch erst um Mittag aufstehen zu können, was ihm seit langer Zeit nicht mehr begegnet war, und benutzte aufstehend den Urlaubstag, den er sich gab, um ein paar Dutzend neue Perrücken zu probiren, während er die Berichte von der Nacht anhörte, als man ihm bei der sechsten Perrücke und bei dem dritten Theile der Vorlesung den Vicomte Jean Dubarry meldete.

»Gut,« dachte Herr von Sartines, »hier kommt mein Dank. Wer weiß jedoch, die Frauen sind so launenhaft! Lassen Sie den Herrn Vicomte in den Salon eintreten.«

Schon müde durch seinen Morgen, setzte sich Jean in einen Lehnstuhl, und der Polizeilieutenant, der zu ihm in den Salon kam, konnte sich überzeugen, daß sich nichts Aergers in der Unterredung finden würde.

Jean sah in der That strahlend aus.

Die zwei Männer drückten sich die Hand.

»Nun, Vicomte?« fragte Herr von Sartines, »was führt Sie so frühe hierher?«

»Vor Allem,« erwiderte Jean, der die Gewohnheit hatte, immer zuerst der Eitelkeit der Menschen zu schmeicheln, die er schonen mußte, »vor Allem fühle ich das Bedürfniß, Ihnen mein Kompliment über die schöne Anordnung Ihres gestrigen Festes zu machen.«

»Ah! ich danke; geschieht es officiell?«

»Officiell, was Luciennes betrifft.«

»Mehr brauche ich nicht . . . geht nicht dort die Sonne auf?«

»Und sie legt sich auch zuweilen dort nieder,« versetzte Jean und brach in jenes ziemlich gemeine Gelächter aus, das jedoch seiner Person die Treuherzigkeit verlieh, deren er häufig bedurfte.

»Doch außer den Complimenten, die ich Ihnen zu machen habe, komme ich auch noch, um

Sie um einen Dienst zu bitten.«

»Zwei, insofern sie möglich sind.«

»Oh! das werden Sie mir sogleich sagen. Wenn in Paris eine Sache verloren ist, hat man einige Hoffnung, sie wiederzufinden?«

»Wenn sie nichts werth ist, oder wenn sie viel werth ist, ja.«

»Das, was ich suche, ist nicht viel werth,« versetzte Jean den Kopf schüttelnd.

»Was suchen Sie?«

„Ich suche einen kleinen Burschen von ungefähr achtzehn Jahren.«

Herr von Sartines streckte die Hand nach einem Papier aus, nahm einen Bleistift und schrieb.

»Achtzehn Jahre. Wie heißt ihr kleiner Bursche?«

»Gilbert.«

»Was macht er?«

»Ich denke, so wenig als möglich.«

»Woher kommt er?«

»Von Lothringen.«

»Wo war er?«

»Im Dienste der Taverney.«

»Sie haben ihn mitgebracht?«

»Nein, meine Schwester Chon hat ihn, dem Hungertode nahe, auf der Straße aufgehoben, in ihren Wagen gelegt und ihn nach Luciennes geführt, und da . . .«

»Und da?«

»Ich befürchte, der Bursche hat die Gastfreundschaft mißbraucht.«

»Er hat gestohlen?«

»Ich sage das nicht.«

»Doch . . .«

»Ich sage, er hat die Flucht auf eine sonderbare Weise ergriffen.«

»Nun, wollen Sie ihn wieder haben?«

»Haben Sie irgend einen Gedanken in Beziehung auf den Ort, wo er sein kann?«

»Ich traf ihn heute an dem Brunnen, der die Ecke der Rue Platrière bildet, und habe sogar alle Ursache zu glauben, daß er in dieser Straße wohnt. Streng genommen könnte ich sogar das Haus bezeichnen.«

»Ei! wenn Sie das Haus kennen, so ist nichts leichter, als ihn dort aufgreifen zu lassen. Was wollen Sie mit ihm machen, wenn Sie ihn einmal in Ihren Händen haben? wollen Sie ihn nach Charenton, nach Bicêtre bringen lassen?«

»Nein, nicht gerade.«

»Oh! Alles, was Sie wollen; mein Gott, thun Sie sich keinen Zwang an.«

»Nein, dieser Junge gefiel im Gegentheile meiner Schwester, weil er verständig ist, und sie hätte ihn gern bei sich behalten. Es wäre nun reizend, wenn man ihn auf eine sanfte Weise zu ihr zurückbringen könnte.«

»Man wird es versuchen. Sie haben in der Rue Platrière nicht nachgefragt, bei wem er ist?«

»Oh! nein, Sie begreifen, daß ich mich nicht bemerklich machen, nicht die Lage der Dinge

gefährden wollte. Sobald er mich gewährte, machte er sich aus dem Staube, als ob ihn der Teufel holte; hätte er erfahren, ich kenne seinen Aufenthaltsort, so würde er seine Wohnung wohl alsbald anderswo genommen haben.«

»Das ist richtig. Rue Platrière, sagen Sie, am Ende, in der Mitte, am Anfang der Straße?«

»Ungefähr im Drittel.«

»Seien Sie unbesorgt, ich werde Ihnen einen geschickten Menschen dahin schicken.«

»Ah! lieber Lieutenant, ein Mensch, so geschickt er auch sein mag, wird immer ein wenig plaudern.«

»Nein, bei uns plaudert man nicht.«

»Der Kleine ist fein wie Ambra.«

»Ah! ich begreife: verzeihen Sie, daß ich nicht früher darauf gekommen bin; Sie möchten gern, daß ich selbst? . . . Das wird besser sein . . . denn es gibt dabei vielleicht Schwierigkeiten, die Sie nicht vermuthen.«

Obgleich Jean überzeugt war, daß sich der Beamte ein wenig wichtig machen wollte, benahm er ihm doch nichts von der Wichtigkeit seiner Rolle, sondern er erwiderte im Gegentheil:

»Gerade wegen der Schwierigkeiten, die Sie ahnen, wünschte ich Sie persönlich zu haben.«

Herr von Sartines läutete einem Kammerdiener und sagte, als dieser erschien:

»Man spanne meine Pferde an.«

»Ich habe einen Wagen,« versetzte Jean.

»Ich danke, ich ziehe den meinigen vor; der meinige hat kein Wappen und hält die Mitte zwischen einem Fiacre und einer Carrosse. Es ist ein Wagen, den man jeden Monat neu anmalt, weshalb er sich schwer erkennen läßt. Während man nun anspannt, erlauben Sie mir, daß ich mich versichere, ob meine neuen Perrücken zu meinem Kopfe gehen.«

»Thun Sie das,« sprach Jean.

Herr von Sartines rief seinen Perrückenmacher, einen wahren Künstler, der seinem Kunden eine ganze Sammlung von Perrücken brachte: es waren darunter von allen Formen, von allen Farben und von allen Maaßen, Perrücken für Magistratspersonen, Perrücken für Advokaten, Perrücken für Handelsleute, Perrücken für Cavaliere, Herr Von Sartines wechselte zuweilen für die Nachforschungen, die er anzustellen hatte, sein Costüme drei bis viermal im Tage, und er hielt ganz besonders auf die Regelmäßigkeit des Anzuges.

Als der Beamte seine vier und zwanzigste Perrücke probirte, meldete man ihm, der Wagen sei angespannt.

»Werden Sie das Haus erkennen?« fragte Herr von Sartines den Vicomte.

»Bei Gott! ich sehe es von hier aus.«

»Haben Sie den Eintritt untersucht?«

»Es war das Erste, woran ich dachte.«

»Und wie ist dieser Eintritt beschaffen?«

»Es ist ein Gang.«

»Ah! ein Gang, im Drittel der Straße, haben Sie gesagt?«

»Ja, mit einer Thüre, woran eine geheime Feder.«

»Mit einer Thüre mit geheimer Feder! Teufel! wissen Sie das Stockwerk, in welchem der Flüchtling wohnt?«

»In den Mansarden. Uebrigens werden Sie es sehen, denn ich erblicke den Brunnen.«

»Im Schritt, Kutscher,« sprach Herr von Sartines.

Der Kutscher mäßigte den Lauf seiner Pferde; Herr von Sartines hob das Fenster auf.

»Sehen Sie,« sagte Jean, »jenes schmutzige Haus.«

»Ah! richtig,« rief Herr von Sartines, indem er die Hände an einander schlug, »das befürchtete ich.«

»Wie! Sie befürchten etwas?«

»Ach! ja.«

»Und was befürchten Sie?«

»Sie haben Unglück.«

»Erklären Sie sich.«

»Nun wohl, jenes schmutzige Haus, in dem ihr Flüchtling wohnt, ist gerade das Haus von Herrn Rousseau von Genf.«

»Von Rousseau dem Schriftsteller?«

»Ja.«

»Nun! was ist Ihnen daran gelegen?«

»Wie! was mir daran gelegen sei? Ah! man sieht wohl, daß Sie nicht Polizeilieutenant sind, und daß Sie nichts mit den Philosophen zu thun haben.«

»Ah bah! Gilbert bei Herrn Rousseau, welche Wahrscheinlichkeit!«

»Haben Sie nicht gesagt, Ihr junger Mann wäre ein Philosoph?«

»Ja.«

»Nun wohl, Gleich und Gleich gesellt sich gern.«

»Nehmen wir an, er sei bei Herrn Rousseau.«

»Ja, nehmen wir das an.«

»Was wird daraus hervorgehen?«

»Bei Gott, daß Sie ihn nicht bekommen.«

»Warum?«

»Weil Herr Rousseau ein Mann ist, den man ungemein fürchten muß.«

»Warum setzen Sie ihn nicht in die Bastille?«

»Ich habe es dem König eines Tags vorgeschlagen: er wagte es nicht.«

»Wie, er wagte es nicht?«

»Nein, er wollte mir die Verantwortlichkeit dieser Verhaftung überlassen, und ich war meiner Treue nicht muthiger als der König.«

»In der That!«

»Wie ich Ihnen sage; ich schwöre Ihnen, man schaut sich zweimal um, ehe man sich von allen diesen philosophischen Kinnbacken in die Beine beißen läßt; Pest! eine Aufhebung bei Herrn Rousseau, nein, mein lieber Freund, nein.«

»In der That, mein lieber Beamter, ich bemerke eine seltsame Aengstlichkeit an Ihnen; ist der König nicht der König und sind Sie nicht der Polizeilieutenant?«

»In der That, Ihr seid reizend, Ihr Herren. Habt Ihr einmal gesagt: ist der König nicht der König, so glaubt Ihr Alles gesagt zu haben. Hören Sie mich an, mein bester Vicomte: ich würde

lieber Sie bei Madame Dubarry aufheben, als Ihnen Gilbert von Herrn Rousseau wegholen.«

»Wahrhaftig! ich danke für den Vorzug.«

»Ah! meiner Treue, ja, man würde weniger schreien. Sie haben keinen Begriff, wie empfindlich die Oberhaut dieser Schriftsteller ist; sie schreien wegen der geringsten Schramme, als ob man sie rädern würde.«

»Machen wir uns keine Gespenster . . . Ist es sicher, daß Herr Rousseau unsern Flüchtling aufgenommen hat? Gehört dieses Haus mit vier Stockwerken ihm und bewohnt er es allein?«

»Herr Rousseau besitzt keinen Pfennig und hat folglich kein Haus in Paris; es sind vielleicht fünfzehn bis zwanzig Miethsleute in dieser Baracke. Doch nehmen Sie dies als Regel des Verfahrens an: so oft sich ein Unglück mit einer Wahrscheinlichkeit zeigt, zählen Sie darauf; ist es ein Glück, so zählen Sie nicht darauf. Es sind immer neun und neunzig Chancen für das Schlimme und eine einzige für das Gute. Doch warten Sie; ich vermuthete, was uns begegnet, und nahm meine Noten mit.«

»Was für Noten?«

»Meine Noten über Herrn Rousseau. Glauben Sie, daß er einen Schritt thut, ohne daß man weiß, wohin er geht?«

»Ah! wahrhaftig! er ist also wirklich gefährlich?«

»Nein, doch er ist beunruhigend; ein solcher Narr kann jeden Augenblick einen Arm oder einen Schenkel brechen, und man würde sagen, wir haben ihm denselben gebrochen.«

»Ei! wenn er sich nur den Hals umdrehen würde.«

»Gott behüte uns!«

»Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich dies nicht begreife.«

»Das Volk steinigt von Zeit zu Zeit den braven Genfer; doch es behält sich ihn für sich bevor, und wenn er den geringsten Kiesel von unserer Seite bekäme, so würde man uns ebenfalls steinigen.«

»Oh! verzeihen Sie, ich kenne nicht alle diese Geschichten.«

»Wir werden auch mit der ängstlichsten Behutsamkeit zu Werke gehen und wollen die einzige Chance, die uns bleibt, untersuchen, die, daß er nicht bei Herrn Rousseau ist. Verbergen Sie sich im Hintergrund meines Wagens.«

Jean gehorchte und Herr von Sartines befahl dem Kutscher, noch einige Schritte in der Straße vorwärts zu fahren.

Dann öffnete er sein Portefeuille und zog einige Papiere daraus hervor.

»Wir wollen sehen,« sagte er, »ob der junge Mann bei Herrn Rousseau ist. Seit welchem Tage soll es sein?«

»Seit dem 16.«

»17. Man hat Herrn Rousseau um sechs Uhr Morgens im Walde von Meudon Pflanzen sammeln sehen; er war allein.«

»Er war allein!«

»Fahren wir fort. Um zwei Uhr Nachmittags an demselben Tage sammelte er immer noch Pflanzen, jedoch mit einem jungen Menschen.«

»Ah! ah!« machte Jean.

»Mit einem jungen Menschen,« wiederholte Herr von Sartines.

»Hören Sie, das ist es bei Gott! das ist es.«

»He! was sagen Sie dazu? Der junge Mensch ist schwächlich.«

»So ist es.«

»Sie reißen beide Pflanzen aus und legen sie in eine Kapsel von Blech.«

»Teufel! Teufel!« rief Dubarry.

»Das ist noch nicht Alles. Hören Sie: am Abend nimmt er den jungen Menschen mit nach Hause; um Mitternacht ist der junge Mensch noch nicht weggegangen.«

»Gut.«

»18. — Der junge Mensch hat das Haus nicht verlassen und scheint bei Herrn Rousseau einquartiert zu sein.«

»Ich habe noch einen Rest von Hoffnung.«

»Sie sind entschieden Optimist! Gleichviel, theilen Sie mir diese Hoffnung mit.«

»Er hat vielleicht einen Verwandten im Hause.«

»Gut! ich muß Sie befriedigen, oder vielmehr ganz in Verzweiflung bringen. Halt, Kutscher!«

Herr von Sartines stieg aus. Er hatte nicht zehn Schritte gemacht, als er einem grau gekleideten Menschen von ziemlich zweideutiger Miene begegnete.

Sobald dieser Mensch den hohen Beamten erblickte, nahm er seinen Hut ab und setzte ihn wieder auf, ohne daß er ein besonderes Gewicht auf diesen Gruß zu legen schien, obgleich Ehrfurcht und Ergebenheit in seinem Blicke unverkennbar waren.

Herr von Sartines machte ein Zeichen, dieser Mensch näherte sich ihm, empfing leise einige Aufträge und verschwand unter dem Gange von Rousseau.

Der Polizeilieutenant stieg wieder in den Wagen.

Fünf Minuten nachher erschien der graue Mann abermals und näherte sich dem Kutschenschlage.

»Ich wende den Kopf rechts ab, damit man mich nicht sieht,« sagte Dubarry.

Herr von Sartines lächelte, hörte die Meldung seines Agenten an und entließ ihn.

„Nun?“ fragte Dubarry.

»Nun! die Chance war schlecht, wie ich vermuthete; Ihr Gilbert wohnt allerdings bei Herrn Rousseau. Glauben Sie mir, verzichten Sie . . .«

»Ich soll verzichten?«

»Ja, Sie werden nicht wegen einer Laune alle Philosophen von Paris gegen uns in Aufruhr bringen wollen, nicht wahr?«

»Oh, mein Gott! was wird meine Schwester Jeanne sagen.«

»Es liegt ihr also sehr viel an diesem Gilbert?« fragte Herr von Sartines.

»Ja wohl.«

»Nun, so bleiben Ihnen noch die sanften Mittel, bedienen Sie sich der Artigkeit und schmeicheln Sie Herrn Rousseau, und statt ihn sich mit Gewalt entführen zu lassen, wird er Ihnen denselben freiwillig geben.«

»Meiner Treue, es wäre eben so gut, wenn man uns einen Bären zu zähmen geben würde.«

»Es ist vielleicht minder schwierig, als Sie glauben Wir wollen nicht verzweifeln; er liebt die hübschen Gesichter, das der Gräfin gehört zu den schönsten und das von Mademoiselle Chon ist

nicht unangenehm; sprechen Sie, wird die Gräfin dieser Laune ein Opfer bringen?«

»Hundert.«

»Würde sie wohl einwilligen, sich in Herrn Rousseau zu verlieben?«

»Wenn es durchaus geschehen müßte.«

»Das wird vielleicht nützlich sein. Doch um unsere Personen einander zu nähern, müßte man einen Vermittler haben. Kennen Sie irgend einen Bekannten von Rousseau?«

»Herr von Conti.«

»Schlimm, er mißtraut den Prinzen. Man müßte einen Mann von armseligen Verhältnissen, einen Gelehrten, einen Dichter haben.«

»Wir sehen solche Leute nicht.«

»Habe ich nicht bei der Gräfin Herrn von Jussieu getroffen?«

»Den Botaniker?«

»Ja.«

»Meiner Treue, ich glaube wohl; er kommt nach Trianon, und die Gräfin läßt ihn ihre Rabatten plündern.«

»Das ist gut; Jussieu gehört zu seinen Freunden.«

»Dann wird die Sache allein gehen.«

»So ungefähr.«

»Ich bekomme also meinen Gilbert?«

Herr von Sartines dachte einen Augenblick nach und erwiderte sodann:

»Ich fange an zu glauben, ja, und zwar ohne Gewalt, ohne Geschrei; Rousseau wird Ihnen den Burschen an Händen und Füßen gebunden geben.«

»Sie glauben?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Was muß ich zu diesem Behufe thun?«

»Sehr wenig. Sie haben in der Gegend von Meudon oder Marly ein leeres Terrain?«

»Oh! daran fehlt es nicht; ich kenne zehn zwischen Luciennes und Bougival.«

»Nun, so lassen Sie dort, wie soll ich das nennen? eine Mäusefalle für Philosophen bauen.«

»Wie beliebt? Wie haben Sie gesagt?«

»Ich habe gesagt, eine Mäusefalle für Philosophen.«

»Ei! mein Gott! wie baut man denn das?«

»Seien Sie unbesorgt, ich werde Ihnen den Plan dazu geben. Und nun rasch fortgefahren, denn man beobachtet uns. Kutscher, nach dem Hotel!«

LXIV.

Was Herr de la Bauguyon, dem Hofmeister der Kinder von Frankreich, am Abend der Hochzeit von Monseigneur dem Dauphin begegnete.

Die großen Ereignisse der Geschichte sind für den Romantiker, was die riesigen Berge für den Reisenden sind. Er betrachtet sie, er umwandert sie, er begrüßt sie im Vorübergehen, aber er übersteigt sie nicht.

So wollen wir die eindrucksvolle (Zeremonie der Hochzeit der Dauphine in Versailles betrachten, umwandern, begrüßen. Das Ceremoniel von Frankreich ist in einem solchen Falle die einzige Chronik, die man befragen muß.

In der That, nicht in den Herrlichkeiten des Versailles unter Ludwig XV., in der Beschreibung der Hofkleider, der Livreen, der priesterlichen Gewänder würde unsere Geschichte, die bescheidene Zofe, welche auf einem kleinen Nebenwege längs der großen Landstraße der Geschichte von Frankreich hingehet, etwas zu gewinnen finden.

Lassen wir die Ceremonie in den Strahlen der glühenden Sonne eines schönen Maitages sich vollenden, lassen wir die erhabenen Gäste in der Stille sich zurückziehen und sich die Wunder des Schauspiels, dem sie beigewohnt, erzählen und commentiren, und kehren wir zu unseren Ereignissen und zu unseren Personen zurück, welche historisch sicherlich einen Werth haben.

Der König, ermüdet durch die Vorstellung und besonders durch das Mittagmahl, das lange gedauert hatte und nach dem Ceremoniel bei dem Hochzeitmahle des Herrn Dauphin, des Sohnes von Ludwig XIV., geordnet gewesen war, zog sich um neun Uhr in seine Gemächer zurück und behielt nur Herrn de la Bauguyon, den Hofmeister der Kinder von Frankreich, bei sich.

Dieser Herzog, ein großer Freund der Jesuiten, die er mit Hülfe des Ansehens von Madame Dubarry zurückzubringen hoffte, sah einen Theil seiner Aufgabe durch die Heirath des Herrn Herzogs von Berry beendigt.

Dies war nicht der härteste Theil, denn es blieb dem Herrn Hofmeister der Kinder von Frankreich noch die Erziehung des Herrn Grafen von Provence und des Herrn Grafen von Artois durchzuführen, von denen der eine damals fünfzehn, der andere dreizehn Jahre alt war. Der Herr Graf von Provence war mürrisch und unbezähmt; der Herr Graf von Artois unbesonnen und unbezähmbar: und dann war der Dauphin, abgesehen von seinen guten Eigenschaften, die ihn zu einem kostbaren Zögling machten, Dauphin, das heißt, die erste Person von Frankreich nach dem König. Herr de la Bauguyon konnte also viel verlieren, wenn er auf einen solchen Geist den Einfluß verlor, den vielleicht eine Frau zu erlangen im Begriffe war.

Von dem König zu bleiben aufgefordert, konnte Herr de la Bauguyon glauben, Seine Majestät begreife diesen Verlust und wolle ihn durch eine Belohnung entschädigen. Ist eine Erziehung vollendet, so belohnt man gewöhnlich den Hofmeister.

Dieser Umstand veranlaßte den Herrn Herzog de la Bauguyon, einen sehr empfindsamen Menschen, seine Empfindsamkeit zu verdoppeln: während des ganzen Mahles sprach er mit seinem Sacktuch vor den Augen, um darzuthun, wie sehr er den Verlust seines Zöglings beklage. Sobald das Dessert vorüber war, schluchzte er; als er sich endlich aber allein fand, erhob er sich

ruhiger.

Der Ruf des Königs zog abermals das Schnupftuch aus seiner Tasche und die Thräne aus seinen Augen.

»Kommen Sie, mein armer la Bauguyon,« sagte der König, indem er sich bequem auf einer Chaise longue niederließ, »kommen Sie, wir wollen plaudern.«

»Ich bin Eurer Majestät zu Befehl,« antwortete der Herzog.

»Setzen Sie sich, mein Liebster; Sie müssen müde seyn.«

»Mich setzen, Sire?«

»Ja, dorthin, ohne Umstände.«

Und Ludwig XV. bezeichnete dem Herzog ein Tabouret, das so stand, daß die Lichter gerade auf das Gesicht des Hofmeisters fielen, während sie das des Königs im Schatten ließen.

»Nun, lieber Herzog,« sagte Ludwig XV., »nun ist eine Erziehung vollendet.«

»Ja, Sire.« Und la Bauguyon seufzte.

»Eine schöne Erziehung, bei meiner Treue,« fuhr Ludwig XV. fort.

»Seine Majestät ist zu gut.«

»Und die Ihnen Ehre macht, Herzog.«

»Seine Majestät überhäuft mich.«

»Der Herr Dauphin ist, glaube ich, einer von den gelehrten Prinzen Europas?«

»Ich glaube, Sire.«

»Ein guter Historiker?«

»Sehr gut.«

»Ein vortrefflicher Geograph?«

»Sire, der Herr Dauphin zeichnet ganz allein Karten, welche ein Ingenieur nicht machen würde.«

»Er erreicht beinahe die Vollkommenheit?«

»Ah! Sire, das Compliment kommt nicht mir zu, denn ich habe ihn das nicht gelehrt.«

»Gleichviel, er weiß es?«

»Ausgezeichnet.«

»Und die Uhrmacherei, was für eine Geschicklichkeit!«

»Es ist wunderbar, Sire.«

»Seit sechs Monaten laufen alle meine Uhren einander nach wie die vier Räder eines Wagens, ohne sich einholen zu können. Nun! er allein ordnet sie.«

»Das gehört zur Mechanik, Sire, und ich muß abermals gestehen, daß ich keinen Antheil hieran habe.«

»Ja, aber die Mathematik, die Schifffahrt?«

»Oh! Sire, das sind Wissenschaften, zu denen ich allerdings den Herrn Dauphin immer angetrieben habe.«

»Und er ist stark darin. Eines Abends hörte ich ihn mit Herrn von Lapérouse von Grelingen³⁵, von Brigantinen sprechen.«

»Lauter Marine-Ausdrücke, Sire.«

»Er spricht darüber wie Jean Bart.«

»Er ist allerdings sehr stark hierin.«

»Ihnen hat er Alles dies zu verdanken . . .«

»Eure Majestät belohnt mich über meine Verdienste, indem sie mir einen, wenn auch noch so kleinen, Antheil an dem kostbaren Nutzen zuschreibt, den der Herr Dauphin aus dem Studium gezogen hat.«

»In Wahrheit, Herzog, ich glaube, der Herr Dauphin wird wirklich ein guter König, ein guter Regent, ein guter Familienvater werden. Ah! sagen Sie mir, Herr Herzog,« fuhr der König mit einem besonderen Nachdruck auf diese Worte fort, »wird er ein guter Familienvater werden?«

»Ei, Sire,« erwiderte naiver Weise Herr de la Bauguyon, »da alle Tugenden im Keime in dem Herzen des Herrn Dauphin vorhanden sind, so nehme ich an, daß auch diese wie die anderen darin enthalten sein wird.«

»Sie verstehen mich nicht, Herzog,« versetzte Ludwig XV. »Ich frage Sie, ob er ein guter Familienvater sein werde.«

»Sire, ich muß bekennen, ich verstehe Eure Majestät nicht. In welchem Sinne legt sie mir diese Frage vor?«

»In dem Sinne, in dem Sinne . . . Sie haben die Bibel wohl gelesen, Herr Herzog?«

»Gewiß, Sire, ich habe sie gelesen.«

»Nun, Sie kennen die Patriarchen, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Wird er ein guter Patriarch sein?«

Herr de la Bauguyon schaute den König an, als ob er Hebräisch gesprochen hätte, und erwiderte, indem er seinen Hut zwischen den Händen drehte:

»Sire, ein großer König ist Alles, was er will.«

»Verzeihen Sie, Herr Herzog,« versetzte der König, »ich sehe, wir verstehen uns immer noch nicht ganz.«

»Sire, ich thue mein Möglichstes.«

»Ich will deutlicher sprechen: Sie kennen den Dauphin wie Ihr Kind, nicht wahr?«

»Oh! gewiß, Sire.«

»Seinen Geschmack?«

»Ja.«

»Seine Leidenschaften?«

»Oh! was seine Leidenschaften betrifft, Sire, das ist etwas Anderes, hätte Monseigneur gehabt, so wären sie von mir mit der Wurzel ausgerottet worden. Doch glücklicher Weise hatte ich nicht diese Mühe; Monseigneur ist ohne Leidenschaften.«

»Sie haben gesagt, glücklicher Weise?«

»Sire, ist es nicht ein Glück?«

»Er hat also keine?«

»Leidenschaften, nein, Sire.«

»Nicht eine?«

»Nicht eine, dafür stehe ich.«

»Nun, das ist es gerade, was ich befürchtete. Der Dauphin wird ein guter König, ein guter

Regent, aber kein guter Patriarch sein.«

Sire, Sie haben mir keines Wegs befohlen, den Herrn Dauphin zum Patriarchat anzutreiben.«

»Und ich hatte Unrecht. Ich hätte daran denken sollen, daß er sich einmal verheirathen würde. Aber obgleich er keine Leidenschaften hat, verdammen Sie ihn doch nicht ganz und gar?«

»Ich?«

»Ich will damit sagen, Sie halten ihn nicht für unfähig, eines Tags zu bekommen?«

»Sire, ich befürchte ...«

»Wie, Sie befürchten?«

»In der That, Eure Majestät spannt mich auf die Folter,« sagte mit kläglichem Tone der arme Herzog.

»Herr de la Bauguyon,« rief der König, welcher ungeduldig zu werden anfang, »ich frage Sie ganz deutlich, ob der Herr Herzog von Berry ein guter Gatte sein werde. Ich lasse die Befähigung zum Familienvater bei Seite und gebe den Patriarchen auf.«

»Sire, ich wüßte das Eurer Majestät nicht genau zu sagen.«

»Wie, Sie wissen es mir nicht genau zu sagen?«

»Nein, denn ich weiß es selbst nicht.«

»Sie wissen es nicht!« rief Ludwig XV. mit einem Erstaunen, das die Perrücke auf dem Haupte von Herrn de la Bauguyon wackeln machte.

»Sire, der Herr Herzog von Berry lebte unter dem Dache Eurer Majestät in der Unschuld des Kindes, das studirt.«

»Ei, mein Herr, dieses Kind studirt nicht mehr, es heirathet.«

»Sire, ich war der Hofmeister von Monseigneur.«

»Gerade deßhalb, mein Herr, Sie hätten ihn Alles lehren müssen, was er zu wissen braucht.«

Und Ludwig XV. warf sich, die Achseln zuckend, in seinen Stuhl zurück.

»Ich vermuthete es,« fügte er mit einem Seufzer bei.

»Mein Gott, Sire . . .«

»Sie kennen die Geschichte von Frankreich, nicht wahr, Herr de la Bauguyon.«

»Sire, ich habe es stets geglaubt und werde fortfahren, es zu glauben, wenn mir nicht Eure Majestät das Gegentheil sagt.«

»Nun, so müssen Sie wissen, was mir am Tage vor meiner Hochzeit begegnet ist.«

»Nein, Sire, ich weiß es nicht.«

»Ah! mein Gott, Sie wissen also nichts?«

»Wenn Eure Majestät die Gnade haben wollte, mich über diesen Punkt, der mir unbekannt geblieben ist, zu belehren?«

»Hören Sie, und das mag Ihnen für meine zwei anderen Enkel zur Lection dienen, Herzog.«

»Ich höre, Sire.«

»Ich war auch, wie Sie den Dauphin erzogen haben, unter dem Dache meines Großvaters erzogen worden. Ich hatte Herrn von Villeroy, einen braven Mann, aber einen sehr braven Mann, gerade wie Sie, Herzog. Oh! wenn er mich öfter in die Gesellschaft meines Oheims, des Regenten, gelassen hätte: doch nein, die Unschuld des Studiums, wie Sie sagen, Herzog, machte, daß ich das Studium der Unschuld vernachlässigte. Ich heirathete indessen, und wenn ein König

heirathet, Herr Herzog, so ist es wichtig für die Welt.«

»Ob! ja, Sire, ich fange an zu begreifen.«

»In der That, das ist ein Glück. Ich fahre also fort. Der Herr Cardinal ließ mich über meine Neigungen zum Patriarchat ausforschen. Meine Neigungen waren vollkommen null und ich war in dieser Hinsicht von einer Reinheit, daß man hätte befürchten sollen, die Krone von Frankreich werde auf das weibliche Geschlecht übergehen. Zum Glück zog der Herr Cardinal Herrn von Richelieu hierüber zu Rath; die Sache war delicateser Natur, doch Herr von Richelieu war ein großer Meister in solchen Dingen. Herr von Richelieu hatte einen leuchtenden Gedanken. Es gab damals eine Demoiselle Lemaure oder Lemoure, ich weiß nicht mehr genau, welche bewunderungswürdige Bilder malte; man beauftragte sie mit einer Reihenfolge von Scenen, Sie begreifen?«

»Nein, Sire.«

»Wie soll ich das nennen? ländliche Scenen.«

»Also im Genre der Gemälde von Teniers?«

»Besser als das; urdingliche.«

»Urdingliche?«

»Natürliche. Endlich habe ich das Wort gefunden; Sie begreifen diesmal?«

»Wie!« rief Herr de la Bauguyon erröthend, »man wagte es, Eurer Majestät darzubieten . . .«

»Ei! wer spricht denn davon, daß man mir etwas dargeboten habe, Herzog!«

»Doch damit Eure Majestät sehen konnte . . .«

»Mußte meine Majestät schauen; das ist das Ganze.«

»Nun!«

»Nun! ich habe geschaut.«

»Und . . .«

»Und da der Mensch in seinem Wesen Nachahmer ist, so habe ich nachgeahmt.«

»Gewiß, Sire, das Mittel ist ganz vortrefflich, obgleich gefährlich für einen jungen Menschen.«

Der König schaute den Herzog de la Bauguyon mit dem Lächeln an, das man cynisch genannt hätte, wenn es nicht über den geistreichsten Mund der Welt geschwebt wäre.

»Lassen wir die Gefahr für heute,« sagte er, »und kommen wir auf das zurück, was Ihnen noch zu thun übrig bleibt.«

»Ah!«

»Wissen Sie es?«

»Nein, Sire, und Eure Majestät würde mich glücklich machen, wenn sie es mir mittheilen wollte.«

»Nun wohl, so hören Sie: Sie suchen den Herrn Dauphin auf, der die letzten Complimente der Männer empfängt, während die Frau Dauphine die letzten der Frauen entgegennimmt.«

»Ja, Sire.«

»Sie versehen sich mit einem Handleuchter und nehmen den Herrn Dauphin bei Seite.«

»Ja, Sire.«

»Sie bedeuten Ihrem Zögling (der König sprach diese Worte mit einem besondern Nachdruck), Sie bedeuten Ihrem Zögling, sein Zimmer liege am Ende des neuen Corridors.«

»Zu dem Niemand den Schlüssel hat, Sire.«

»Weil ich ihn behalten habe, mein Herr; ich sah vorher, was heute geschieht, hier ist dieser Schlüssel.« Herr de la Bauguyon nahm ihn zitternd. Der König fuhr fort:

»Ihnen will ich wohl sagen, Herr Herzog, daß diese Gallerie ungefähr zwanzig Gemälde enthält, welche ich dahin habe bringen lassen.«

»Ah! Sire, ja, ja.«

»Ja, Herr Herzog, Sie umarmen Ihren Zögling, Sie öffnen ihm die Thüre des Corridors, Sie geben ihm den Leuchter in die Hand, Sie wünschen ihm eine gute Nacht und sagen ihm, er möge zwanzig Minuten brauchen, um die Thüre seines Zimmers zu erreichen; eine Minute für jedes Gemälde.«

»Ah! Sire, ich begreife.«

»Das ist ein Glück, gute Nacht, Herr de la Bauguyon.«

»Eure Majestät hat die Gnade, mich zu entschuldigen.«

»Nicht ganz, denn ohne mich hätten Sie schöne Dinge in meiner Familie gemacht.«

Die Thüre schloß sich hinter dem Herrn Hofmeister.

Der König bediente sich seiner besondern Glocke.

Lebel erschien.

»Meinen Kaffee,« sagte der König. »Ah! Lebel . . .«

»Sire.«

»Wenn Sie mir meinen Kaffee gegeben haben, gehen Sie Herrn de la Bauguyon nach, welcher mich eben verläßt, um dem Herrn Dauphin seine Huldigung darzubringen.«

»Ich gehe, Sire.«

»Warten Sie doch, damit ich Ihnen sage, warum Sie gehen sollen.«

»Es ist wahr, Sire; doch mein Eifer, Seiner Majestät zu gehorchen, ist so groß . . .«

»Sehr gut. Sie werden also Herrn de la Bauguyon folgen.«

»Er ist so angegriffen, so betrübt, daß ich seine Rührung für den Herrn Dauphin befürchte.«

»Und was soll ich thun, Sire, wenn er gerührt wird?«

»Nichts; Sie kommen nur und sagen es mir.«

Lebel stellte den Kaffee neben den König, der ihn langsam zu schlürfen anfang.

Dann verließ der historische Kammerdiener das Zimmer.

Eine Viertelstunde nachher erschien er wieder.

»Nun, Lebel?« fragte der König.

»Sire, Herr de la Bauguyon ging, Monseigneur am Arme haltend, bis in den neuen Corridor.«

»Gut, hernach?«

»Er kam mir nicht sehr gerührt vor, sondern machte im Gegentheil ganz begehrlche kleine Augen.« »Gut, hernach?«

»Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und reichte ihn dem Herrn Dauphin, der die Thüre öffnete und den Fuß in den Corridor setzte.«

»Hernach?«

»Hernach gab der Herr Herzog seinen Leuchter Monseigneur in die Hand und sagte ganz leise zu ihm, doch nicht so leise, daß ich es nicht hätte hören können:

„Monseigneur, das Hochzeitgemach ist am Ende dieser Gallerie, zu der ich Ihnen den Schlüssel zu übergeben habe. Der König wünscht, daß Sie zwanzig Minuten brauchen, um zu jenem Gemach zu gelangen.“

„Wie?“ versetzte der Prinz, „zwanzig Minuten; man braucht kaum zwanzig Secunden.“

„Monseigneur,“ antwortete Herr de la Bauguyon, „hier erlischt meine Vollmacht, ich habe Ihnen keine Lectionen, sondern nur noch einen letzten Rath zu geben: schauen Sie die Wände rechts und links in dieser Gallerie wohl an, und ich stehe Eurer Hoheit dafür, daß sie den Zeitraum dieser zwanzig Minuten anwenden wird.“ «

»Nicht schlecht.«

»Hierauf machte Herr de la Bauguyon eine tiefe Verbeugung, stets begleitet von sehr glühenden Blicken, welche in den Corridor dringen zu wollen schienen; dann verließ er Monseigneur an der Thüre.«

»Und Monseigneur trat wohl ein?«

»Sire, sehen Sie das Licht in der Gallerie; seit wenigstens einer Viertelstunde spaziert es auf und ab.«

»Ah! ah! es verschwindet,« sprach der König, nachdem er einige Augenblicke nach den Scheiben geschaut hatte. »Mir gab man auch zwanzig Minuten, doch ich erinnere mich, nach fünf war ich bei meiner Frau. Ah! sollte man nicht vom Herrn Dauphin glauben, was man vom zweiten Racine sagte: „Es ist der kleine Sohn eines großen Vaters.“ «

LXV.

Die Hochzeitnacht des Herrn Dauphin.

Der Dauphin öffnete die Thüre des Hochzeitgemaches, oder vielmehr des Vorzimmers, das vor demselben kam.

Die Erzherzogin erwartete ihn in einem langen, weißen Nachtgewande in dem vergoldeten Bette, das kaum durch das so leichte Gewicht ihres zarten, schwächlichen Körpers gesenkt wurde: und, seltsamer Weise, wenn man auf ihrer Stirne, durch die Wolke der Traurigkeit, die sie bedeckte, hätte lesen können, so würde man, statt der süßen Erwartung der Braut, die Angst des jungen Mädchens erkannt haben, das von einer von jenen Gefahren bedroht war, welche die nervigen Naturen in Vorgefühlen sehen und zuweilen mit mehr Muth ertragen, als sie dieselben vorhergeföhlt haben.

Neben dem Bette saß Frau von Noailles.

Die Damen standen im Hintergrund, aufmerksam auf die Ehrendame, die ihnen den Rückzug befehlen würde.

Den Gesetzen der Etiquette getreu, erwartete diese unempfindlich die Ankunft des Herrn Dauphin.

Doch es geschah, als ob diesmal alle Gesetze der Etiquette und des Ceremoniels der Böswilligkeit der Umstände hätten weichen müssen, daß die Personen, welche den Herrn Dauphin in das Hochzeitgemach einzuföhren hatten, weil sie nicht wußten, daß Seine Hoheit nach den Anordnungen von König Ludwig XV. durch den neuen Corridor kommen sollte, in einem andern Vorzimmer warteten.

Das Vorzimmer, wo der Herr Dauphin eingetreten, war leer, und da die Thüre, welche in das Schlafgemach ging, ein wenig offen stand, so konnte der Herr Dauphin sehen und hören, was sich in diesem Zimmer begab.

Er wartete, schaute heimlich und horchte verstohlen.

Die Stimme der Frau Dauphine erhob sich rein und harmonisch, obgleich ein wenig zitternd, und fragte:

»Wo wird der Herr Dauphin eintreten?«

»Durch diese Thüre, Madame,« antwortete die Herzogin von Noailles. Und sie bezeichnete die Thüre der gegenüber, wo sich der Herr Dauphin befand.

»Und was hört man durch jenes Fenster?« fügte die Dauphine bei; »man sollte glauben, es wäre das Rauschen des Meeres.«

»Es ist das Geräusch der zahllosen Zuschauer, welche beim Schimmer der Beleuchtung spazieren gehen und das Feuerwerk erwarten.«

»Beleuchtung?« versetzte die Dauphine mit einem traurigen Lächeln; »sie war diesen Abend nicht überflüssig, denn der Himmel ist sehr finster; haben Sie gesehen, Madame?«

In diesem Augenblick machte der Dauphin, des Wartens müde, sachte die Thüre auf, streckte seinen Kopf durch die Oeffnung und fragte, ob er eintreten könnte.

Frau von Noailles stieß einen Schrei aus, denn sie erkannte den Prinzen Anfangs nicht.

Durch die Gemüthsbewegungen, welche sie nach einander erfahren hatte, in jenen Nervenzustand versetzt, wo uns Alles erschreckt, faßte die Frau Dauphine Frau von Noailles beim Arm.

»Ich bin es, Madame,« sagte der Dauphin, »fürchten Sie sich nicht.«

»Aber warum durch diese Thüre?« fragte Frau von Noailles.

»Weil,« antwortete König Ludwig XV., der seinen cynischen Kopf ebenfalls durch die halbgeöffnete Thüre streckte, »weil Herr von Bauguyon, als wahrer Jesuit, sehr gut das Lateinische, die Mathematik und die Geographie versteht und nichts Anderes.«

In Gegenwart des Königs, der so unerwartet erschien, glitt die Frau Dauphine von ihrem Bette herab und stand nun aufrecht und in ihr großes Nachtgewand gehüllt, das sie von den Fußspitzen bis zum Hals so hermetisch verbarg, als die Stola eine römische Dame.

»Man sieht wohl, daß sie mager ist,« murmelte Ludwig XV. »Zum Teufel mit Herrn von Choiseul, der mir unter allen Erzherzoginnen gerade diese da wählt.«

»Eure Majestät mag bemerken,« sagte Frau von Noailles, »daß, was mich betrifft, die Etiquette streng beobachtet worden ist; nur von Seiten von Monseigneur dem Dauphin . . .«

»Ich nehme den Einbruch auf meine Rechnung,« versetzte Ludwig XV., »und das ist nur zu billig, insofern ich ihn habe begehen lassen. Doch da der Umstand, der dazu Anlaß gegeben, sehr ernster Natur ist, so hoffe ich, daß Sie mir vergeben werden.«

»Ich weiß nicht, was Eure Majestät damit sagen will.«

»Wir werden mit einander gehen, Herzogin, und ich erzähle Ihnen das. Nun sehen wir, wie diese Kinder sich niederlegen.«

Die Frau Dauphine entfernte sich einen Schritt vom Bett und faßte Frau von Noailles vielleicht noch mit mehr Schrecken als das erste Mal beim Arm.

»Oh! ich bitte, Madame,« sagte sie, »ich würde vor Scham sterben.«

»Sire,« sprach Frau von Noailles, »die Frau Dauphine bittet Eure Majestät, sie wie eine einfache Bürgerin zu Bette gehen zu lassen.«

»Teufel! Teufel! Sie fordern das, Frau Etiquette?«

»Sire, ich weiß wohl, daß es den Gesetzen des Ceremoniels von Frankreich entgegen ist; doch schauen Sie die Erzherzogin an.«

Marie Antoinette stand bleich an einem Stuhle, stützte sich mit ihrem starren Arme auf die Lehne und hätte einer Bildsäule des Schreckens geglichen, würde man nicht das leichte Klappern ihrer Zähne gehört haben, das den von ihrem Antlitz fließenden kalten Schweiß begleitete.

»Oh! ich will der Dauphine in diesem Punkte nicht widerstreben,« sagte Ludwig XV., der das Ceremoniel ebenso sehr haßte, als Ludwig XIV. ein glühender Anhänger desselben gewesen war. »Ziehen wir uns zurück, Herzogin. Ueberdies gibt es Schlösser an den Thüren, und das wird noch drolliger sein.«

Der Dauphin hörte diese letzten Worte seines Großvaters und erröthete.

Die Dauphine hörte ebenfalls, begriff aber nicht.

Ludwig XV. umarmte seine Söhnerin und ging hinaus, indem er die Herzogin von Noailles mit sich nahm und in jenes spöttische Gelächter ausbrach, das so traurig für diejenigen ist, welche die Heiterkeit des Lachenden nicht theilen.

Die übrigen Anwesenden entfernten sich durch die andere Thüre.

Die jungen Leute fanden sich allein.

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein.

Endlich näherte sich der junge Prinz Marie Antoinette: sein Herz schlug gewaltig; er fühlte, wie der Brust, den Schläfen, den Arterien der Hände das empörte Blut der Jugend und der Liebe zuströmte.

Doch er fühlte auch seinen Großvater hinter der Thüre, und dieser cynische Blick, der bis in den hochzeitlichen Alkoven drang, vereiste abermals den seiner Natur nach sehr schüchternen und linkischen Dauphin.

»Madame,« sagte er, die Erzherzogin anschauend, »sollten Sie leiden? Sie sind sehr bleich, und es ist, als ob Sie zitterten.«

»Mein Herr,« antwortete sie, »ich verberge Ihnen nicht, daß ich eine seltsame Erschütterung empfinde; es muß ein schrecklicher Sturm am Himmel sein: der Sturm hat einen furchtbaren Einfluß auf mich.«

»Ah! Sie glauben, wir seien von einem Orkan bedroht?« sagte der Dauphin.

»Oh! ich bin dessen gewiß; sehen Sie, mein ganzer Körper zittert.«

Der Körper der armen Prinzessin schien wirklich unter elektrischen Schlägen zu beben.

In diesem Augenblick, als sollten ihre Vorhersehungen gerechtfertigt werden, erfüllte ein wüthender Windstoß, einer von jenen mächtigen Hauchen, welche die eine Hälfte der Meere auf die andere schleudern und verheerend über die Gebirge hinfahren, dem ersten Schrei des heranrückenden Sturmes ähnlich, das Schloß mit Lärmen, mit heftigem Gekrache und tiefer Bangigkeit.

Die den Zweigen entrissenen Blätter, die den Bäumen entrissenen Zweige, die von ihren Vasen geschleuderten Statuen, ein langes, unermessliches Geschrei von hundert tausend in den Gärten zerstreuten Zuschauern, ein finsternes, durch die Gänge und Gallerien des Schlosses hinlaufendes Tosen und Brüllen bildeten in diesem Augenblick die wildeste und traurigste Harmonie, welche je an menschliche Ohren vibriert hatte.

Auf das Brüllen und Tosen folgte ein klägliches Geklirre; dies kam von den Scherben, welche in tausend Stücke zerbrochen auf den Marmor der Treppen und der Karnieße fielen und dabei den gestoßenen, nervigen Ton von sich schleuderten, der ächzend durch den Raum hinfliegt.

Der Wind hatte mit demselben Stoße von dem Riegel einen von den schlecht verschlossenen Sommerläden gerissen, der an die Mauer geschlagen, wie der riesige Flegel eines Nachtvogels.

Ueberall, wo die Fenster im Schlosse offen standen, erloschen die Lichter, vernichtet durch diesen Windstoß, Der Dauphin näherte sich dem Fenster, ohne Zweifel, um den Laden wieder zu schließen, doch die Dauphine hielt ihn zurück.

»Oh! mein Herr, ich bitte,« sagte sie, »öffnen Sie dieses Fenster nicht, unsere Kerzen würden erlöschen und ich würde vor Angst sterben.«

Der Dauphin blieb stehen.

Man sah durch den Vorhang, den er zurückgezogen, die düsteren Gipfel der Bäume des Parkes, bewegt und gedreht, als ob der Arm eines unsichtbaren Riesen ihre Stämme inmitten der Finsterniß geschüttelt hätte.

Alle Beleuchtungen erloschen.

Da erblickte man am Himmel Legionen dicker, schwarzer Wolken, welche sich wirbelnd hinrollten, wie zum Angriff vorspringende Schwadronen.

Der Dauphin stand bleich am Fenster und stützte eine Hand auf den Riegel. Die Dauphine fiel einen Seufzer ausstoßend auf einen Stuhl zurück.

»Sie haben sehr bange, Madame?« fragte der Dauphin.

»Oh! ja, doch Ihre Gegenwart beruhigt mich. Oh! was für ein Sturm! was für ein Sturm, mein Herr! Alle Beleuchtung ist ausgelöscht.«

»Ja,« sagte Ludwig, »der Wind weht von Süd-Süd-West und das ist derjenige, welcher die heftigsten Orkane verkündigt. Wenn er so fortfährt, weiß ich nicht, wie man es machen wird, um das Feuerwerk abzubrennen.«

»Oh! mein Herr, für wen sollte man es abbrennen? Niemand wird bei einem solchen Wetter in den Gärten bleiben.«

»Ah! Madame, Sie kennen die Franzosen nicht, sie müssen ihr Feuerwerk haben; dieses wird herrlich sein; der Plan ist mir vom Ingenieur mitgeteilt worden. Ei! sehen Sie, ich täuschte mich nicht: sehen Sie die ersten Raketen.«

In der That, glänzend wie lange Feuerschlangen schossen die Verkündigungsraketen zum Himmel auf; doch zu gleicher Zeit, als hätte der Sturm diese brennenden Strahlen für einen Trotz gehalten, zuckte ein einziger Blitz, der jedoch den Himmel zu spalten schien, zwischen den Kunststücken durch und vermischte sein bläuliches Feuer mit dem rothen Feuer der Raketen.

»Wahrlich,« sprach die Erzherzogin, »es ist eine Ruchlosigkeit von den Menschen, so mit Gott zu kämpfen.«

Die Verkündigungsraketen waren dem allgemeinen Entzünden des Kunstfeuerwerks nur einige Sekunden vorhergegangen; der Ingenieur fühlte, daß er sich beeilen mußte, und legte das Feuer an die ersten Stücke, welche ein ungeheures Freudengeschrei begrüßte.

Doch der Sturm, als fände wirklich ein Kampf zwischen der Erde und dem Himmel statt, als beginge der Mensch, wie es die Erzherzogin gesagt hatte, eine Ruchlosigkeit gegen Gott, der erzürnte Sturm bedeckte mit seinem furchtbaren Brausen das Volksgeschrei, alle Katarakte des Himmels öffneten sich zu gleicher Zeit und ungeheure Regenströme stürzten von der Höhe der Wolken herab.

Der Wind hatte die Beleuchtung ausgelöscht, der Regen löschte das Feuerwerk aus.

»Ah! welch ein Unglück!« sagte der Dauphin, »das Feuerwerk ist gescheitert.«

»Ei, mein Herr,« versetzte traurig Marie Antoinette, »schlug nicht Alles fehl seit meiner Ankunft in Frankreich?«

»Wie so, Madame?«

»Haben Sie Versailles gesehen?«

»Allerdings, Madame. Gefällt Ihnen Versailles nicht?«

»Oh! doch, Versailles würde mir gefallen, wenn es heute wäre, wie es Ihr erhabener Ahnherr Ludwig XIV. hinterlassen hat. Doch in welchem Zustande haben wir Versailles gefunden? Ueberall Trauer, Ruine. Oh! ja, ja, der Sturm setzt sich wohl in Einklang mit dem Feste, das man mir bereitet. Ist es nicht passend, daß ein Orkan kommt, um unserem Volke das Elend unseres Palastes zu verbergen? Wird die Nacht nicht günstig und willkommen sein, welche diese Alleen voll Gras, diese Gruppen schlammiger Tritonen, diese Bassins ohne Wasser und diese verstümmelten Statuen verbirgt? Oh! ja, ja, wehe Südwind; brülle Sturm; häuft euch auf, ihr

dicken Wolken; verbergt vor aller Augen den seltsamen Empfang, den Frankreich einer Tochter der Cäsaren an dem Tage bereitet, wo sie ihre Hand in die Hand seines zukünftigen Königs legt!«

Sichtbar verlegen, denn er wußte nicht, wie er diese Vorwürfe und besonders diese seinem Charakter so ferne exaltirte Schwermuth erwidern sollte, stieß der Dauphin ebenfalls einen langen Seufzer aus.

»Ich mache Ihnen Kummer,« sagte Marie Antoinette, »doch glauben Sie nicht, daß der Stolz aus mir spricht; oh! nein, nein, dem ist nicht so. Warum hat man mir nicht dieses so lachende, so schattige, so blühende Trianon allein gezeigt, dessen Gebüsche leider der Sturm mitleidlos entblättert, dessen Wasser er trübt? ich hätte mich mit dem reizenden Neste begnügt; doch diese Trümmer erschrecken mich, sie widerstreben meiner Jugend, und dennoch wie viele Trümmer wird dieser gräßliche Orkan noch machen!«

Ein neuer Windstoß, noch furchtbarer als der erste, erschütterte den Palast. Die Prinzessin stand erschrocken auf.

»O mein Gott! sagen Sie mir, ob uns keine Gefahr droht, sagen Sie es mir, ich sterbe vor Angst!«

»Es ist keine Gefahr, vorhanden, Madame. Terrassenförmig gebaut, kann Versailles den Blitz nicht anziehen. Wenn er fiel, würde er wahrscheinlich auf die Kapelle fallen, die ein spitziges Dach hat, oder auf das kleine Schloß, das hervorragende Stellen bietet. Sie wissen, daß die Spitzen das elektrische Fluidum anziehen und daß die platten Körper im Gegentheil dasselbe zurückstoßen.«

»Nein!« rief Marie Antoinette, »ich weißes nicht, ich weiß es nicht.«

Ludwig nahm die Hand der Erzherzogin, eine eisige, zitternde Hand.

In diesem Augenblick überströmte ein bleicher Blitz das Gemach mit seinem grünlichen mit Violet durchmischten Scheine. Marie Antoinette stieß einen Schrei aus und drängte den Dauphin zurück.

»Aber, Madame, was gibt es denn?« fragte er.

»Oh!« sagte sie, »Sie kamen mir bei dem Schimmer dieses Blitzes bleich, entstellt, blutig vor. Ich glaubte ein Gespenst zu sehen.«

»Das war der Widerschein des Schwefelfeuers, und ich kann Ihnen erklären . . .«

Ein furchtbarer Donnerschlag, dessen Echos sich stöhnend verlängerten, bis sie, auf dem Höhenpunkte angelangt, sich in der Ferne zu verlieren anfangen, ein furchtbarer Donnerschlag schnitt die wissenschaftliche Erläuterung, welche der junge Mann phlegmatisch seiner königlichen Gemahlin geben wollte, kurz ab.

»Auf, Madame,« sagte er nach kurzem Stillschweigen, »Muth gefaßt, ich bitte Sie; überlassen wir diese Angst dem großen Haufen: die physische Bewegung ist eine von den Bedingungen der Natur. Wir dürfen nicht mehr darüber erstaunen, als über die Ruhe, nur folgen sich die Ruhe und die Bewegung; die Ruhe wird durch die Bewegung gestört, die Bewegung wird durch die Ruhe wieder abgekühlt. Im Ganzen ist das nur ein Sturm, Madame, und ein Sturm ist eine von den allernatürlichsten und häufigsten Erscheinungen der Schöpfung. Ich weiß also nicht, warum man darüber erschrecken sollte.«

»Oh! vereinzelt würde er mich vielleicht auch nicht erschrecken; doch dieser Sturm an unserem Hochzeitstage, erscheint er Ihnen nicht auch als ein furchtbares Vorzeichen in

Verbindung mit denen, welche mich seit meinem Eintritt in Frankreich verfolgen?«

»Was sagen Sie, Madame,« rief der Dauphin unwillkürlich von einem abergläubischen Schrecken ergriffen, »Vorzeichen, sagen Sie?«

»Ja, ja, gräßliche, blutige!«

»Theilen Sie mir diese Vorzeichen mit, Madame; man gesteht mir im Allgemeinen einen vernünftigen, kalten Geist zu; vielleicht habe ich das Glück, die Vorzeichen, welche Sie erschrecken, zu bekämpfen und niederzuschlagen.«

»Mein Herr, die erste Nacht in Frankreich brachte ich in Straßburg zu; man quartierte mich in einem großen Zimmer ein und zündete Kerzen an, weil es finster geworden war; als man diese Kerzen angezündet hatte, zeigte mir ihr Schimmer eine von Blut triefende Wand. Ich hatte jedoch den Muth, mich der Wand zu nähern und diese rothen Tinten aufmerksamer zu betrachten. Die Mauer war mit einer Tapete überzogen, welche die Niedermetzelung der unschuldigen Kinder darstellte. Die Verzweiflung mit den trostlosen Blicken, der Mord mit flammenden Augen, der Blitz des Beiles oder des Schwertes, Thränen, Geschrei der Mütter, Seufzer des Todeskampfes schienen überall und durch einander aus diesen prophetischen Wänden hervorzubrechen, welche, je mehr ich sie anschaute, mir immer lebendiger vorkamen. Oh! vom Schrecken in Eis verwandelt, konnte ich nicht schlafen . . . Und sagen Sie, sprechen Sie, war das nicht ein trauriges Vorzeichen?«

»Für eine Frau des Alterthums vielleicht, Madame, doch nicht für eine Prinzessin unseres Jahrhunderts.«

»Mein Herr, dieses Jahrhundert ist schwer an Unglück, meine Mutter hat es mir gesagt, wie der Himmel, der sich über unsern Häuptern entflammt, schwer ist an Schwefel, Feuer und Verheerung. Oh! darum habe ich so bange, darum erscheint mir jedes Vorzeichen als eine Verkündigung.«

»Madame, keine Gefahr kann den Thron bedrohen, den wir besteigen; wir Könige leben in einer Region oberhalb der Stürme, der Blitz ist zu unseren Füßen, und wenn er auf die Erde fällt, so sind wir es, die ihn schlendern.«

»Ach! ach! das ist es nicht, was man mir geweissagt hat, mein Herr.«

»Und was hat man Ihnen geweissagt?«

»Etwas Furchtbares, Gräßliches.«

»Man hat Ihnen prophezeit?«

»Oder vielmehr mich sehen lassen.«

»Sehen!«

»Ja, ich habe gesehen, gesehen, sage ich Ihnen, und dieses Bild ist in meinem Geiste geblieben, so tief geblieben, daß es keinen Tag gibt, an welchem ich nicht schaure, wenn ich daran denke, keine Nacht, wo ich es nicht im Traume wiedersehe.«

»Können Sie mir nicht sagen, was Sie gesehen? Hat man Stillschweigen von Ihnen gefordert?«

»Nichts hat man von mir gefordert?«

»So sprechen Sie, Madame.«

»Hören Sie, es läßt sich unmöglich beschreiben: es war eine Maschine über der Erde errichtet wie ein Schaffot, doch an diesem Schaffot waren zwei Pfosten wie die einer Leiter angebracht, und zwischen diesen zwei Pfosten glitt ein Messer, ein Hackmesser, ein Beil. Ich sah dies und

sah seltsamer Weise auch meinen Kopf unter diesem Messer. Das Messer fiel zwischen den zwei Pfosten herab und trennte von meinem Leibe den Kopf, der auf die Erde rollte. Dies habe ich gesehen, mein Herr, dies habe ich gesehen.«

»Ein reines Traumgebilde, Madame,« sprach der Dauphin, »ich kenne beinahe alle Werkzeuge, mit denen man den Tod gibt, doch dieses ist nicht vorhanden, beruhigen Sie sich also.«

»Ach!« erwiderte Marie Antoinette, »ich kann den abscheulichen Gedanken nicht vertreiben, und ich thue doch Alles, was ich vermag.«

»Es wird Ihnen gelingen, Madame,« versetzte der Dauphin, indem er sich seiner Gemahlin näherte; »von diesem Augenblick an steht an Ihrer Seite ein liebevoller Freund, ein beständiger Beschützer.«

»Ach! ach!« wiederholte Marie Antoinette, schloß die Augen und sank auf ihren Stuhl zurück.

Der Dauphin näherte sich abermals der Prinzessin und sie konnte der Hauch ihres Gemahls ihre Wange bestreifen fühlen.

In diesem Augenblick öffnete sich sachte die Thüre, durch welche der Dauphin eingetreten war, und ein neugieriger Blick, der Blick von König Ludwig XV. durchdrang den Halbschatten des weiten Gemaches, das nur zwei Kerzen, in Wellen über dem Vermeilleuchter hinfließend, erhellten.

Der alte König öffnete den Mund, ohne Zweifel, um seinem Enkel eine Ermuthigung zuzuflüstern, als ein unbeschreibliches Krachen im Palaste erscholl, diesmal begleitet von dem Blitze, der sonst immer dem Donner vorhergegangen war; zu gleicher Zeit stürzte sich eine Säule von weißer, grün gesprenkelter Flamme vor das Fenster, machte alle Scheiben zerspringen, und zerschmetterte eine unter dem Balcon liegende Statue; dann stieg sie nach einem furchtbaren Zucken zum Himmel auf und verschwand wie ein Meteor.

Die zwei Kerzen erloschen von dem Windstoße umhüllt, der in das Zimmer drang. Erschrocken, wankend, geblendet, wich der Dauphin bis an die Wand zurück, an der er angelehnt blieb.

Die Dauphine sank halb ohnmächtig auf die Stufen ihres Betpultes und blieb hier in der tödtlichsten Erstarrung begraben.

Zitternd glaubte Ludwig XV., die Erde wolle einen Abgrund unter ihm öffnen, und kehrte, gefolgt von Lebel, in seine öden Gemächer zurück.

Während dieser Zeit entfloh in der Ferne, wie eine Schaar erschrockener Vögel, das Volk von Versailles und Paris zerstreut durch die Gärten, auf den Landstraßen und durch das Gehölze, verfolgt in allen Richtungen von einem dichten Hagel, der die Blumen im Garten, das Blätterwerk im Walde, den Weizen auf den Feldern in Stücke zerschlug. Der Schiefer und die zarten Sculpturen an den Gebäuden wurden dem Werke der Verwüstung beigefügt.

Ihre Stirne in ihren Händen, betete die Dauphine schluchzend.

Der Dauphin schaute mit einem düsteren, unempfindlichen Gesichte das Wasser an, das durch die zerbrochenen Scheiben in das Zimmer rieselte und auf dem Boden in bläulichen Lachen die Blitze wiederstrahlte, welche mehrere Stunden lang ohne Unterlaß zuckten.

Dieses ganze Chaos entwirrte sich indessen am Morgen; auf kupferfarbigen Wolken hingleitend, enthüllten die ersten Strahlen des Tages die Verheerungen des nächtlichen Orkans vor den Augen.

Versailles war nicht mehr zu erkennen.

Die Erde hatte die Wasserfluth verschlungen; die Bäume hatten die Feuerfluth aufgezehrt; überall Koth und gekrümmte, zerbrochene, durch die Schlange mit dem brennenden Drucke, die man den Blitz nennt, versengte Stämme.

Ludwig XV., der nicht geschlafen hatte, so groß war sein Schrecken gewesen, ließ sich beim Frühroth von Lebel, welcher ihn nicht verlassen, ankleiden und kehrte durch dieselbe Gallerie zurück, wo beschämt bei dem blassen Schimmer des jungen Tages die uns bekannten Gemälde Grimassen schnitten, Gemälde, welche gemacht worden waren, um von Blumen, Kristallen und entflamnten Candelabern umrahmt zu werden.

Zum dritten Male seit dem vorhergehenden Tage, öffnete Ludwig XV. die Thüre des Hochzeitgemaches und schauerte, als er auf dem Betpulte zurückgeworfen, bleich, mit Augen so geröthet wie die der erhabenen Madonna von Rubens die zukünftige Königin von Frankreich erblickte deren Schmerzen der Schlaf endlich unterbrochen hatte, und deren weißem Gewand die Morgendämmerung mit religiöser Ehrfurcht eine Azurtinte verlieh.

Im Hintergrunde des Zimmers auf einem Stuhle, der an der Wand lehnte, ruhte, die Füße mit den seidenen Schuhen in eine Wasserlache ausgestreckt, der Dauphin von Frankreich, eben so bleich als seine Gemahlin und wie diese den Schweiß des Alps auf der Stirne.

Das Hochzeitbett war wie es der König am Abend zuvor gesehen hatte.

Ludwig XV. runzelte die Stirne, ein Schmerz, den er nie zuvor empfunden, durchzuckte diese von der Selbstsucht vereiste Stirne.

Er schüttelte den Kopf, stieß einen Seufzer ans und kehrte in seine Gemächer zurück, düsterer und erschrockener vielleicht zu dieser Stunde, als er es in der Nacht gewesen war!

LXVI.

Die Feste der Place Louis XV.

An dem darauf folgenden 30sten Mai, nämlich zwei Tage nach der furchtbaren Nacht, nach einer Nacht voll von Vorzeichen und Verkündigungen, wie Marie Antoinette gesagt hatte, feierte Paris ebenfalls das Hochzeitfest seines zukünftigen Königs; die ganze Bevölkerung wandte sich nach der Place Louis XV., wo das Feuerwerk abgebrannt werden sollte, diese Vervollständigung jedes großen öffentlichen Festes, die der Pariser schäkernd hinnimmt, während er derselben nicht entbehren kann.

Der Platz war gut gewählt, sechsmal hundert tausend Zuschauer konnten hier nach Belieben kreisen. Um die Reiterstatue von Ludwig XV. hatte man kreisförmig Gerüste errichtet, so daß der Anblick des Feuers allen Zuschauern des Platzes gestattet war, indem man dieses Feuer zehn bis zwölf Fuß über der Erde erhob.

Die Pariser kamen ihrer Gewohnheit gemäß gruppenweise und suchten lange die besten Stellungen, ein unangreifbares Vorrecht der Zuerstgekommenen. Die Kinder fanden Bäume, die ernsten Männer Weichsteine, die Frauen die Geländer der Gräben und die in freier Luft von zigeunerartigen Speculanten errichteten beweglichen Gerüste, wie man sie bei allen Pariser Festen findet, da eine reiche Einbildungskraft jeden Tag die Speculation zu verändern gestattet.

Gegen sieben Uhr sah man mit den ersten Neugierigen einige Abteilungen von Bogenschützen anlangen.

Der Beaufsichtigungsdienst geschah nicht durch die französischen Garden, denen das Bureau der Stadt das von dem Marschall Obersten Herzog von Biron verlangte Geschenk von tausend Thalern nicht bewilligen wollte.

Dieses Regiment war zugleich gefürchtet und beliebt bei der Bevölkerung, bei der jedes Glied dieses Corps für einen Cäsar und für einen Mandrin galt. Furchtbar auf dem Schlachtfelde, unerbittlich in Erfüllung ihrer Functionen, hatten die französischen Garden in Friedenszeiten und außer dem Dienst einen schrecklichen Banditenruf; in Uniform waren sie schön, muthig, unnahbar, und ihre Evolutionen gefielen den Frauen und machten Eindruck auf die Männer. Aber frei vom Dienst, als einfache Privatleute unter der Menge zerstreut, wurden sie der Schrecken von denjenigen, deren Bewunderung sie am Tage zuvor erregt, und verfolgten diejenigen, welche sie am andern Tage beschützen sollten.

Da aber nun die Stadt in ihrem alten Grolle gegen diese Nachtschwärmer, gegen diese Stammgäste der Spielhäuser einen Grund fand, den französischen Garden die tausend Thaler nicht zu geben, so schickte sie nur ihre eigenen bürgerlichen Bogenschützen unter dem scheinbaren Vorwande jedoch, daß bei einem Familienfeste, wie das, welches sich eben vorbereitete, der gewöhnliche Wächter genügen müßte.

Man sah nun die beurlaubten französischen Garden sich unter die von uns angeführten Gruppen mischen und in ihrer Eigenschaft als Schildbürger alle die kleinen Unordnungen veranlassen, die sie mit dem Kolben, mit den Füßen und dem Ellenbogen, ja sogar mit der Verhaftung unterdrückt haben würden, wenn ihr Anführer, ihr Cäsar Biron, das Recht gehabt

hätte, sie an diesem Abend Soldaten zu nennen.

Das Geschrei der Frauen, das Murren der Bürger, die Klagen der Handelsleute, deren kleines Backwerk und Lebkuchen man gratis verspeiste, bereiteten einen falschen Tumult vor dem wahren Tumult, der natürlich statt haben mußte, wenn sechsmal hundert tausend Neugierige auf diesem Platze versammelt waren, und sie belebten die Scene so, daß gegen acht Uhr Abends auf der Place Louis XV. die Darstellung eines großen Gemäldes von Teniers mit französischen Grimassen zu erwarten war.

Nachdem die Pariser Straßenjungen, zugleich die eifrigsten und die trügsten der bekannten Welt, sich aufgestellt oder aufgehißt hatten, nachdem die Bürger und das Volk Posto gefaßt, kamen die Wagen des Adels und der Finanzen.'

Es war kein Weg vorgeschrieben worden, sie mündeten also ohne Ordnung durch die Rues de la Madeleine und Saint Honoré aus und brachten nach den neuen Gebäuden diejenigen, welche Einladungen für die Fenster und Balcons des Gouverneur erhalten hatten, von wo aus man das Feuerwerk vortrefflich sehen mußte.

Diejenigen Leute mit Wagen, welche keine Einladungen erhalten hatten, ließen ihre Carrossen an der Wendung des Platzes und mischten sich zu Fuß, ihre Bedienten voran, in die bereits geschlossene Menge, welche jedoch stets Jedem, der ihn zu erobern weiß, Platz läßt.

Es war seltsam anzuschauen, mit welcher Scharfsichtigkeit diese Neugierigen in der Nacht ihren Marsch durch jede Ungleichheit des Bodens zu unterstützen wußten. Die sehr breite, aber noch nicht vollendete Straße, welche Rue Royale genannt werden sollte, war da und dort von tiefen Gräben durchschnitten, an deren Rand man Schutt und Graberde aufgehäuft hatte. Jede von diesen kleinen Erhabenheiten hatte ihre Gruppe, ähnlich einer höheren Welle inmitten dieses menschlichen Meeres.

Von Zeit zu Zeit stürzte die Welle, durch die anderen Wogen gestoßen, unter dem Gelächter der Menge nieder, welche sich noch nicht so sehr zusammendrängte, daß Gefahr bei solchen Stürzen gewesen wäre, und daß nicht diejenigen, welche gefallen waren, sich hätten wieder erheben können.

Gegen neun Uhr fingen alle bis dahin divergirende Blicke an, dieselbe Richtung zu nehmen, und hefteten sich nach dem Gerüste des Feuerwerks. Nun begannen die beständig spielenden Ellenbogen alles Ernstes die Unantastbarkeit des Terrainbesitzes gegen die unablässig sich wiederholenden Angriffe zu behaupten.

Dieses Kunstfeuerwerk, eine Erfindung von Ruggieri, war bestimmt, mit dem in Versailles von dem Ingenieur Torr  ausgeführten Feuerwerk zu rivalisiren, eine Rivalität, die der Sturm an jenem Abend leicht gemacht hatte. Man wußte in Paris, daß man in Versailles wenig Nutzen von der königlichen Freigebigkeit, welche fünfzig tausend Franken für dieses Feuerwerk bewilligt, gehabt hatte, da der Regen bei den ersten Raketen das Feuer ausgelöscht, und da das Wetter am Abend des 31sten Mai schön war, so genoßen die Pariser zum Voraus den ihnen gesicherten Triumph über ihre Nachbarn, die Versailler.

Ueberdies erwartete Paris viel mehr von der alten Popularität von Ruggieri als von dem neuen Rufe von Torr .

Weniger launenhaft und unbestimmt, als der seines Collegen, verhi ß der Plan von Ruggieri pyrotechnische Bestrebungen der ausgezeichnetsten Art: die Allegorie, die Königin dieser Epoche, vermählte sich mit dem anmuthigsten architektonischen Style; das Gerüste stellte den

alten Tempel Hymens vor, der bei den Franzosen an Jugend mit dem Tempel des Ruhmes wetteifert; er war getragen von einer riesigen Colonnade und umgeben von einer Brüstung, an deren Ecken Delphine mit weit aufgesperrtem Rachen nur das Signal erwarteten, um Flammenströme auszuspeien. Den Delphinen gegenüber erhoben sich majestätisch und auf ihren Urnen die Loire, die Rhone, die Seine und der Rhein, dieser Fluß, den wir hartnäckig französisch naturalisiren, trotz aller Welt und sogar, wenn wir den neueren Liedern unserer Freunde, der Deutschen, glauben dürfen, gegen seinen eigenen Willen, alle vier, wir sprechen von den Flüssen, alle vier, sagen wir, bereit, statt ihrer Wasser das blaue, das weiße, das graue und das rosenfarbige Feuer in dem Augenblick auszugießen, wo sich die Colonnade entflammen sollte.

Andere Kunststücke sollten sich in demselben Augenblick entzünden und riesige Blumentöpfe auf der Terrasse des Palastes von Hymen bilden.

Auf demselben Palaste endlich, der so verschiedene Dinge zutragen bestimmt war, erhob sich eine leuchtende Pyramide, welche in der Weltkugel endigte; diese Weltkugel, nachdem sie dumpf geblitzt, sollte wie ein Donnerschlag in einer Masse farbiger Girandolen losbrechen. Was den Strauß, das von der Pflicht gebotene und so wichtige Stück betrifft, daß der Pariser ein Feuerwerk nur nach dem Strauße beurtheilt, so hatte ihn Ruggieri von dem Körper der Maschine getrennt; er war auf der Seite des Flusses nach der Statue in einer ganz mit Reservestücken vollgepfropften Bastei angebracht, so daß der Blick durch diese Erhöhung von drei bis vier Klaffern gewinnen mußte, welche den Fuß der Garbe auf ein Piedestal stellte.

Dies sind die Einzelheiten, von denen Paris in Anspruch genommen wurde; seit vierzehn Tagen sahen die Pariser mit großer Bewunderung Ruggieri und seine Gehülfen in der Finsterniß ihrer Gerüste umhergehen und mit seltsamen Geberden von Zeit zu Zeit stille stehen, um ihre Lunten zu befestigen und ihr Zündkraut zu sichern.

Der Augenblick, wo die Laternen auf die Terrassen des Gerüsts gebracht wurden, ein Augenblick, der das baldige Entzünden verkündigte, hatte auch eine lebhaftere Sensation bei der Menge zur Folge und einige Reihen der Unerschrockensten wichen zurück, was eine lange Schwankung bis zu den äußersten Enden der Menge hervorbrachte.

Die Wagen kamen fortwährend an und begannen sich des Platzes selbst zu bemächtigen. Die Pferde stützten ihre Köpfe auf die Schultern der letzten Zuschauer, welche über diese gefährlichen Nachbarn unruhig zu werden anfangen. Bald häufte sich hinter den Wagen die stets wachsende Menge an, so daß die Wagen, hätten sie zurückweichen wollen, dies nicht mehr konnten, da sie sich in dieser compacten und stürmischen Ueberschwemmung eingezwängt fanden. Da sah man mit der Kühnheit des Parisers, der erobert, welche nur ein Seitenstück in der Langmuth des Parisers hat, der sich erobern läßt, da sah auf Felsen, französische Garden, Arbeiter und Lackeien steigen.

Die Beleuchtung der Boulevards warf von ferne ihren rothen Schimmer auf die Köpfe der Tausende von Neugierigen, unter denen das Bajonnet eines bürgerlichen Bogenschützen, funkelnd wie ein Blitz, eben so selten erschien, als es die auf einem abgemähten Felde stehen gebliebenen Aehren sind.

An den Seiten der neuen Gebäude, heut zu Tage das Hotel Grillon und das Garde-Meuble der Krone, hatten die Wagen der Eingeladenen, zwischen denen man vorsichtiger Weise keinen Gang frei gelassen, drei Reihen gebildet, welche sich von einer Seite des Boulevard bis zu den Tuilerien, von der andern des Boulevard bis zur Rue des Champs-Élysées ausbreiteten, indem sie eine Windung machten, wie eine dreimal auf sich selbst zusammengerollte Schlange.

Längs diesen dreifachen Reihen von Carrossen sah man, wie Gespenster am Ufer des Styx, diejenigen Eingeladenen umherirren, welche die Wagen ihrer Vorgänger das große Thor zu erreichen verhinderten; ganz betäubt durch das Geräusch, ängstlich darauf bedacht, besonders was die völlig in Atlaß gekleideten Frauen betrifft, das staubige Pflaster zu vermeiden, stießen sie an die Wogen des Volkes, das sie wegen ihrer Zartheit verspottete, suchten einen Durchgang zwischen den Rädern der Wogen und den Füßen der Pferde, und schlüpfen, wie sie eben konnten, bis zum Orte ihrer Bestimmung, ein Ziel, um das man sie eben so sehr beneidete, als um einen Hafen im Sturme.

Eine von diesen Carrossen kam gegen neun Uhr, das Feuerwerks bestimmten Stunde, um sich ebenfalls Bahn bis zur Thüre des Gouverneur zu brechen. Doch diese schon seit einiger Zeit streitig gemachte Anmaßung war in diesem Augenblick mindestens verwegen, wenn nicht unmöglich geworden. Es hatte sich eine vierte Reihe, die drei ersten verstärkend, zu bilden angefangen, und die Pferde, welche dazu gehörten, wurden, von der Menge bedrängt, von munter wüthend und schleuderten rechts und links Fußtritte aus, welche bereits Unfälle zur Folge gehabt, die sich in dem Geräusch und in der Menge verloren.

An den Federn dieses Wagens hängend, der sich seine Bahn durch die Menge gebrochen, marschirte ein junger Mensch, der alle Hinzukommenden zurückschob, die es versuchten, sich der Wohlthat einer Locomotive zu bemächtigen, die er zu seinen Gunsten confiscirt zu haben schien.

Als der Wagen anhielt, warf sich der junge Mann auf die Seite, jedoch ohne die beschützende Feder loszulassen, an der er sich immer noch mit einer Hand anklammerte. Er konnte also durch den offenen Kutschenschlag das belebte Gespräch der Gebieter des Wagens hören.

Der Kopf einer weiß gekleideten und nur mit einigen natürlichen Blumen frisirten Frau neigte sich aus dem Schlage. Sogleich rief eine Stimme:

»Andrée, Du bist doch ein wahres Landmädchen, neige Dich nicht so hinaus, oder alle Teufel! Du läufst Gefahr, von dem ersten vorübergehenden Bauernlümmel geküßt zu werden. Siehst Du nicht, daß unser Wagen mitten unter diesem Volke ist, als wäre er mitten im Fluße? Wir sind im Wasser, meine Liebe, und zwar im schmutzigen Wasser, und wollen uns nicht damit benetzen.«

Der Kopf des jungen Mädchens zog sich in den Wagen zurück.

»Von hier aus sieht man nichts, mein Herr,« sagte sie, »wenn nur unsere Pferde eine halbe Wendung machen könnten, wir würden durch den Schlag sehen und wären beinahe so gut, als am Fenster des Gouverneur.«

»Drehe, Kutscher,« rief der Baron.

»Es ist unmöglich, Herr Baron,« antwortete der Kutscher, »ich müßte zehn Personen zermalmen.«

»Ei, bei Gott! zermalme sie.«

»Oh! mein Herr,« sprach Andrée.

»Oh! mein Vater!« sagte Philipp.

»Wer ist der Baron da, der die armen Leute zermalmen will?« riefen einige drohende Stimmen.

»Parbleu! ich bin es,« sprach der Baron, indem er sich aus dem Wagen hervorbeugte und dabei ein schräge über die Brust laufendes großes, rothes Ordensband zeigte.

In jener Zeit respectirte man noch die großen Ordensbänder und sogar die großen rothen

Ordensbänder; man brummte aber auf einer absteigenden Tonleiter.

»Warten Sie, mein Vater, ich will aussteigen und sehen, ob es möglich ist, durchzukommen,« sagte Philipp.

»Nimm Dich in Acht, mein Bruder, Du setzest Dich der Gefahr aus, todtgeschlagen zu werden, hörst Du das Gewieher der Pferde?«

»Du kannst wohl sagen das Gebrülle,« versetzte der Baron. »Wir wollen aussteigen, Philipp, sage den Leuten, sie sollen auf die Seite treten, damit wir durchkommen können.«

»Ah! Sie kennen Paris nicht mehr, mein Vater,« entgegnete Philipp. »Diese Gebietermanieren waren ehemals gut, doch heute dürften sie nicht durchdringen, und Sie möchten doch wohl nicht gern Ihre Würde gefährden, nicht wahr, mein Vater?«

»Wenn aber diese Bursche erfahren, wer ich bin?«

»Mein Vater,« erwiderte Philipp lächelnd, »wenn Sie der Dauphin selbst wären, würde man sich Ihretwegen nicht stören lassen; das befürchte ich besonders in diesem Augenblicke, denn das Feuerwerk wird sogleich beginnen.«

»Dann werden wir nichts sehen,« sagte Andrée verdrießlich.

»Das ist bei Gott Dein Fehler,« erwiderte der Baron, »Du hast zwei Stunden zu Deiner Toilette gebraucht.«

»Mein Bruder, könnte ich nicht Deinen Arm nehmen und mich mitten unter diese Leute stellen?« sagte Andrée.

»Ja, ja, meine kleine Dame,« sprachen mehrere Stimmen, gerührt durch die Schönheit von Andrée; »ja, kommen Sie, Sie sind nicht dick und man macht Ihnen Platz.«

»Willst Du, Andrée?« fragte Philipp.

»Gewiß,« erwiderte Andrée und sprang leicht und ohne den>Tritt zu berühren aus dem Wagen.

»Es sei,« sagte der Baron; »doch ich, der ich mich den Teufel um das Feuerwerk bekümmere, ich bleibe hier.«

»Gut, bleiben Sie, sprach Philipp; »wir entfernen uns nicht, mein Vater.«

Die Menge, stets achtungsvoll, wenn keine Leidenschaft sie aufreizt, stets achtungsvoll vor der erhabenen Königin, welche man die Schönheit nennt, die Menge öffnete sich vor Andrée, und ein guter Bürger, mit seiner Familie Besitzer einer Steinbank, ließ seine Frau und seine Tochter etwas auf die Seite treten, daß Andrée einen Platz bei ihnen fand.

Philipp stellte sich zu den Füßen seiner Schwester und diese stützte eine ihrer Hände auf seine Schulter.

Gilbert war ihnen gefolgt und verschlang, vier Schritte von den jungen Leuten stehend, Andrée mit seinen Augen.

»Bist Du gut hier, Andrée?« fragte Philipp.

»Vortrefflich,« antwortete das Mädchen.

»So geht es, wenn man schön ist,« versetzte lächelnd der Vicomte.

»Ja, ja, schon, sehr schön,« murmelte Gilbert.

Andrée hörte diese Worte; doch da sie ohne Zweifel aus dem Munde eines Menschen aus dem Volke kamen, bekümmerte sie sich nicht mehr darum, als ein indischer Gott sich um die Huldigung bekümmert, die ihm ein armer Paria zu Füßen legt.

LXVII.

Das Feuerwerk.

Andrée und ihr Bruder waren kaum festgestellt, als die ersten Raketen in die Wolken aufschossen und ein gewaltiges Geschrei sich aus der Menge erhob, die sich nun einzig und allein der Beschauung dessen hingab, was ihr der Mittelpunkt des Platzes bieten sollte.

Der Anfang des Feuerwerks war prachtvoll und in jeder Beziehung würdig des hohen Rufes von Ruggieri. Die Decoration des Tempels entzündete sich stufenweise und bot dann eine Façade von Feuern. Beifallsgeklatsche erscholl; doch dieses Geklatsche verwandelte sich bald in wüthende Bravos, als aus dem Rachen der Delphine und aus den Urnen der Flüsse Flammenströme hervorstürzten, welche ihre Cascaden von verschiedenfarbigen Feuern kreuzten.

Vom höchsten Erstaunen beim Anblick eines Schauspieles, das nicht seines Gleichen auf der Welt hat, bei dem Anblicke einer vor einem Flammenpalaste vor Freude brüllenden Bevölkerung von siebenmal hundert tausend Seelen suchte Andrée nicht einmal ihre Eindrücke zu verbergen.

Drei Schritte von ihr, durch die herkulischen Schultern eines Lastträgers, der sein Kind in die Luft hob, bedeckt, betrachtete Gilbert Andrée ihretwegen und das Feuerwerk, weil sie es betrachtete.

Gilbert sah Andrée vom Profil; jede Rakete beleuchtete das schöne Antlitz und verursachte ein Beben bei dem jungen Manne; es kam ihm vor, als entstände die allgemeine Bewunderung aus diesem, göttlichen Geschöpfe, das er anbetete.

Andrée hatte Paris nie gesehen und eben so wenig eine solche ungeheure Menge und die Herrlichkeiten eines solchen Festes; die vielfachen Offenbarungen, welche auf ihren Geist eindrangen, betäubten sie.

Plötzlich verbreitete sich ein lebhafter Schimmer, der in einer schrägen Linie vom Flusse herkam. Es war eine mit furchtbarem Krachen zerplatzende Bombe, deren verschiedenartiges Feuer Andres bewunderte.

»Sieh, Philipp, wie schön das ist,« sagte sie.

»Mein Gott,« rief der junge Mann unruhig, ohne ihr zu antworten, »diese letzte Rakete war sehr schlecht gerichtet: sie ist offenbar von ihrer Bahn abgegangen, denn statt ihre Parabel zu beschreiben, ist sie beinahe horizontal fortgeschossen.«

Philipp hatte kaum diese Unruhe geäußert, welche sich auch in der Menge durch ein Beben fühlbar zu machen anfang, als ein Flammenwirbel von der Bastei aufsprang, auf der sich der Strauß und die Reserve des Feuerwerks fanden. Ein Lärmen, dem von hundert Donnern ähnlich, durchkreuzte sich in allen Richtungen auf dem Platze und brachte, als hätte dieses Feuer verheerende Kartätschen enthalten, die am nächsten stehenden Zuschauer, welche einen Augenblick die unerwartete Flamme ihr Gesicht angreifen fühlten, in Verwirrung.

»Schon der Strauß? Schon der Strauß?« riefen die entferntesten Zuschauer. »Noch nicht! Das ist zu früh.«

»Schon!« wiederholte Andrée. »Oh! ja, es ist zu früh.«

»Nein,« sagte Philipp, »es ist nicht der Strauß; es ist ein Unfall, der in einem Augenblick wie

die Wellen des Meeres diese noch ruhige Menge niederwerfen wird. Komm, Andrée, kehren wir zu unserem Wagen zurück, komm.«

»Oh! laß mich noch sehen, Philipp, es ist so schön.«

»Im Gegentheil, Andrée, wir haben keinen Augenblick zu verlieren, folge mir. Das ist das Unglück, das ich ahnete. Eine verlorene Rakete hat die Bastei in Brand gesteckt. Man zermalmt sich schon dort. Hörst Du das Geschrei? Das ist nicht mehr Freudengeschrei, sondern Angstgeschrei. Geschwinde, geschwinde zum Wagen.«

Und Philipp schlang seinen Arm um den Leib seiner Schwester und zog sie nach der Seite seines Vaters fort; an dem furchtbaren Lärmen, der sich hörbar machte, erkannte dieser eine Gefahr, von der er sich keine Rechenschaft geben konnte, neigte sich aus dem Schlage und suchte mit den Augen seine Kinder.

Es war schon zu spät und die Weissagung von Philipp verwirklichte sich. Der aus fünfzehntausend Raketen bestehende Strauß brach los, entstürzte in allen Richtungen und verfolgte die Neugierigen wie feurige Pfeile, die man in die Arena nach den Stieren abschießt, um sie zum Kampfe aufzureizen.

Anfangs erstaunt, dann erschrocken, wichen die Zuschauer mit der Gewalt der Unüberlegtheit vor dem unüberwindlichen Rückschritte von hundert tausend Personen zurück; hundert tausend andere gaben keuchend ihrer Nachhut dieselbe Bewegung; das Gerüste fing Feuer, die Kinder schrieten, die Frauen hoben erstickend ihre Arme empor; die Bogenschützen schlugen rechts und links, in der Meinung sie konnten die Schreier zum Schweigen bringen und die Ordnung durch die Gewalt wiederherstellen. Alle diese Ursachen machten zusammengenommen, daß die Woge, von der Philipp sprach, wie eine Wasserhose auf die Ecke des Platzes fiel, wo er sich befand; statt den Wagen des Barons zu erreichen, wie er hoffte, wurde der junge Mann von der unüberwindlichen Strömung fortgerissen, von der keine Beschreibung einen Begriff zu geben vermöchte, denn, durch die Furcht und den Schmerz schon verzehnfacht, verhundertfachten sich die Kräfte der Einzelnen durch die Beifügung der allgemeinen Kräfte.

Im Augenblick, wo Philipp Andrée fortzog, ließ sich auch Gilbert von der Woge fassen, welche sie mitnahm, doch nach etwa zwanzig Schritten hob eine Bande von Flüchtigen, die sich links in die Rue de la Madeleine wandte, Gilbert in die Höhe und schleppte ihn mit sich, so gewaltig er auch brüllte, als er sich von Andrée getrennt fühlte.

An den Arm von Philipp angeklammert, wurde Andrée in eine Gruppe eingeschlossen, welche das Zusammentreffen mit einem Wagen zu vermeiden suchte, an den zwei wüthende Pferde gespannt waren. Philipp sah ihn rasch und drohend auf sich zukommen; die Pferde schienen Feuer durch die Augen, Schaum durch die Nüstern zu schleudern. Er machte übermenschliche Anstrengungen, um dem Zuge auszuweichen. Doch Alles war vergebens, er sah, wie die Menge hinter ihm sich öffnete, er erblickte die schäumenden Köpfe der zwei wahnsinnigen Thiere, die sich bäumten wie die marmornen Rosse, welche den Eingang der Tuileries bewachen, während der Sklave sie zu bändigen versucht. Philipp ließ den Arm von Andrée los, stieß sie, so viel ihm möglich war, aus dem gefährlichen Pfade und sprang dem Pferd, das sich auf seiner Seite befand, ans Gebiß; das Pferd bäumte sich, Andrée sah ihren Bruder sinken, fallen, verschwinden; sie stieß einen Schrei aus, erhob die Arme, wurde zurückgeworfen, drehte sich im Kreise und befand sich nach einem Augenblick allein, schwankend, fortgetragen, wie die Feder im Winde, ohne der Kraft, die sie anzog, einen Widerstand entgegenzusetzen zu können.

Betäubendes Geschrei, furchtbarer als Kriegsgeschrei, Wiehern von Pferden, ein gräßlicher

Lärmen der Räder, welche bald das Pflaster, bald die Leichname zermalmten, das bleiche Feuer der verbrennenden Gerüste, der düstere Blitz der Säbel, welche einige wüthende Soldaten gezogen hatten, und über Alles dies das blutige Chaos, die eherne Statue von falbem Widerschein beleuchtet und den Vorsitz bei dem Blutbade führend, dies war mehr, als es brauchte, um die Vernunft von Andrée in völlige Verwirrung zu bringen und ihr alle ihre Kräfte zu rauben. Es wären die Kräfte eines Titanen ohnmächtig bei einem solchen Kampfe gewesen, bei einem Kampfe eines Einzelnen gegen Alle mit der Zuthat des Todes.

Andrée stieß einen herzzerreißenden Schrei aus; ein Soldat öffnete sich einen Weg durch die Menge, indem er diese mit seinem Säbel schlug.

Der Säbel glänzte über ihrem Haupte.

Sie faltete die Hände, wie es ein Schiffbrüchiger thut, wenn die letzte Woge über seine Stirne hingeht, rief: »Mein Gott!« und fiel.

Wenn man fiel, war man todt.

Doch diesen furchtbaren, äußersten Schrei hatte Einer gehört, erkannt, aufgefaßt; von Andrée fortgerissen, hatte sich Gilbert ihr durch einen gewaltigen Kampf wieder genähert; von derselben Welle niedergebeugt, welche Andrée verschlungen, erhob er sich wieder, sprang nach dem Säbel, der Andres maschinenmäßig bedroht hatte, packte den Soldaten, als er eben zu schlagen im Begriffe war, an der Gurgel und warf ihn nieder; bei dem Soldaten lag eine junge Frau in weißem Gewande ausgestreckt; er faßte sie und hob sie auf, wie es ein Riese gethan hätte.

Als er diese Gestalt, diese Schönheit, diesen Leichnam vielleicht, an seinem Herzen fühlte, erleuchtete ein Blitz des Stolzes sein Antlitz; das Erhabene in dieser Lage war er, er das Erhabene der Kraft und des Muthes! Er stürzte sich mit seiner Last in einen Menschenstrom, der in seiner Flucht sicherlich eine Mauer umgerissen hätte. Diese Gruppe unterstützte ihn, hob ihn auf, trug ihn, ihn und das junge Mädchen; so ging er oder rollte er vielmehr einige Minuten lang. Plötzlich hielt der Strom an, als bräche er sich an einem Hinderniß, Die Füße von Gilbert berührten die Erde; jetzt erst fühlte er das Gewicht von Andrée, schaute empor, um das Hinderniß zu erforschen und sah sich drei Schritte vom Garde-Meuble.

Die Steinmasse hatte die Fleischmasse zermalmt.

Während dieses Augenblicks eines ängstlichen Haltes hatte er Zeit, Andrée zu betrachten, welche in einen Schlaf, so tief wie der Tod, versunken war: das Herz schlug nicht mehr, die Augen waren geschlossen, das Gesicht bläulich wie eine verwelkende weiße Rose.

Gilbert hielt sie für todt. Er stieß ebenfalls einen Schrei aus, drückte seine Lippen Anfangs auf das Kleid, auf die Hand, dann verschlang er, ermuthigt durch die Gefühllosigkeit, dieses kalte Gesicht, diese unter ihren geschlossenen Lidern aufgeschwollenen Augen. Er erröthete, weinte, brüllte, versuchte es, seine Seele in die Brust von Andrée übergehen zu lassen, und staunte, daß seine Küsse, welche einen Marmor erwärmt hätten, ohne Kraft bei diesem Leichnam blieben.

Plötzlich fühlte Gilbert das Herz unter seiner Hand schlagen.

»Sie ist gerettet!« rief er, indem er diese schwarze, blutige Menge entfliehen sah und die Verwünschungen, das Geschrei, die Seufzer und den Todeskampf der Opfer hörte, »Sie ist gerettet! und ich bin es, der sie gerettet!«

Mit dem Rücken an die Wand gelehnt, die Augen nach der Brücke gerichtet, hatte der Unglückliche nicht zu seiner Rechten geschaut; zu seiner Rechten, vor den Carrossen, welche lange durch die Massen aufgehalten worden waren, die nun, minder fest zusammengepreßt, zu

weichen anfangen, zu seiner Rechten vor den Carrossen, welche bald im Galopp fortbrausten, als ob Kutscher und Pferde von einem allgemeinen Schwindel ergriffen worden wären, flohen zwanzigtausend Unglückliche, die sich gegenseitig verstümmelten, zermalmten.

Instinktartig flohen sie längs den Mauern hin, an denen die Nächsten zerschmettert wurden.

Diese Masse riß alle diejenigen, welche bei dem Garde-Meuble Fuß gefaßt und sich aus dem Schiffbruch gerettet glaubten, mit sich fort oder erstickte sie auf der Stelle. Eine neue Sündfluth von Schlägen, von Körpern, von Leichnamen überströmte Gilbert; er fand eine von den Vertiefungen, welche die Gitter bildeten, und hielt sich daran.

Das Gewicht der Flüchtlinge machte die Mauer erkrachen.

Gilbert fühlte sich keuchend nahe daran, loslassen zu müssen, doch mit einer äußersten Anstrengung alle seine Kräfte zusammenraffend, umschlang er den Leib von Andrée mit seinen Armen und stützte seinen Kopf auf die Brust des Mädchens. Man hätte glauben sollen, er wolle diejenige ersticken, welche er beschützte.

»Fahre wohl, fahre wohl!« murmelte er, indem er mehr in ihr Kleid biß, als dieses küßte.

Dann schlug er die Augen zum Himmel empor, um ihn um einen letzten Blick anzuflehen.

Da bot sich ihm eine seltsame Erscheinung.

Es war auf einem Weichsteine stehend, mit der rechten Hand sich an einem in der Mauer befestigten Ringe haltend, während er mit der linken Hand eine Armee von Flüchtigen zu sammeln schien, ein Mann, der, indeß er dieses ganze wüthende Meer zu seinen Füßen hintoben sah, bald ein Wort ausschleuderte, bald eine Geberde machte. Bei diesem Worte, bei dieser Geberde sah man sodann, wie mitten unter der Menge ein vereinzelter Mensch stehen blieb, eine Anstrengung machte, kämpfte, sich anklammerte, um bis zu diesem Manne zu gelangen. Andere, welche schon bis zu ihm gedrunken waren, schienen in den Neuhinzukommenden Brüder zu erkennen, und diese Brüder unterstützten sie, indem sie dieselben aus der Menge zogen, aufhoben, an sich rissen. So war es diesem Kern von Menschen, die hier gemeinschaftlich kämpften, einem Brückenpfeiler ähnlich, der das Wasser theilt, bereits gelungen, die Menge zu theilen und die Massen der Flüchtlinge im Schach zu halten.

In jedem Augenblick traten neue Kämpfer, welche bei den seltsamen Worten, die er aussprach, bei den von ihm wiederholten sonderbaren Geberden aus der Erde hervorzukommen schienen, zu dem Gefolge dieses Mannes.

Gilbert erhob sich mit einer neuen Kraftanstrengung; er fühlte, daß dort das Heil war, denn dort war die Ruhe und die Macht. Ein letzter Strahl der Flamme des Gerüstes, die sich nur wiederbelebte, um zu sterben, erleuchtete das Antlitz dieses Mannes. Er stieß einen Schrei des Erstaunens aus.

»Oh! ich mag immerhin sterben,« murmelte Gilbert, »doch sie soll leben, Dieser Mann hat die Macht, sie zu retten.«

Und in einem Aufschwunge erhabener Selbstverleugnung hob er das Mädchen in Armen empor und rief:

»Herr Baron von Balsamo! retten Sie Fräulein Andrée von Taverney.«

Balsamo hörte diese Stimme, welche wie die der Bibel aus den Tiefen der Menge hervorrief: er sah über dieser verschlingenden Woge eine weiße Gestalt sich erheben, sprang von seinem Weichsteine zu Boden und rief: »Herbei zu mir!« Sein Gefolge warf Alles nieder, was ihm ein Hinderniß entgensetzte; er ergriff Andrée, welche noch die kraftlos werdenden Arme von

Gilbert unterstützten, nahm sie und trug sie, fortgetrieben durch eine Bewegung der Menge, welche er zu bewältigen aufgehört, rasch weg, ohne daß er Zeit hatte, den Kopf umzuwenden.

Gilbert wollte ein letztes Wort sprechen, vielleicht wollte er sich den Schutz dieses seltsamen Mannes, nachdem er ihn für Andrée erfleht, für sich selbst erbitten, doch er hatte kaum noch die Kraft, seine Lippen auf den herabhängenden Arm des Mädchens zu drücken und aus ihrer krampfhaft zusammengepreßten Hand ein Stück aus dem Kleide dieser neuen Eurydice zu zerren, die ihm die Hölle entriß.

Nach diesem äußersten Kuß, nach diesem letzten Lebewohl, hatte der junge Mann nur noch zu sterben; er versuchte es auch nicht mehr, länger zu kämpfen, schloß die Augen und fiel sterbend auf einen Haufen von Sterbenden.

14 bis 16. Bändchen.

LXVIII.

Das Todtenfeld.

Auf gewaltige Stürme folgt immer die Ruhe, eine furchtbare, aber wiederherstellende Ruhe.

Es war ungefähr zwei Uhr Morgens, große, über Paris hinlaufende, weiße Wolken zeichneten in kräftigen Zügen, unter einem blassen Monde, die Ungleichheiten dieses traurigen Bodens, in dessen Gräbern die entfliehende Menge Tod und Verderben gefunden hatte.

Beim Scheine des Mondes, der sich von Zeit zu Zeit im Schooße der flockigen Wolken verlor, welche das Licht dämpften, erschienen am Rande der Böschungen und in den Pfützen und Aushöhlungen des Platzes Leichname mit zerrissenen Kleidern, die Beine starr, die Stirne bleifarbig, die Hände als Zeichen des Schreckens oder der Bitte ausgestreckt.

Ein gelblicher, stinkender Rauch, der den Trümmern des Gerüstes entströmte, trug noch dazu bei, der Place Louis XV. den Anschein eines Schlachtfeldes zu geben.

Mitten auf diesem blutigen, verheerten Platze zogen in Schlangenwindungen geheimnißvoll und mit raschen Schritten Schatten hin, welche zuweilen stehen blieben, sich bückten und dann entflohen. Dies waren Diebe zu den Todten, als ihrer Beute, hingezogen wie die Raben; sie hatten die Lebendigen nicht plündern können, eilten herbei, um die Leichname zu plündern, und waren ganz erstaunt, daß ihnen ihre Collegen zuvorgekommen. Man sah sie unzufrieden und erschrocken beim Anblick der Bajonnete entfliehen, welche sie bedrohten; doch mitten unter diesen langen Reihen von Todten waren die Diebe und die Wachen nicht die einzigen, die man sich bewegen sah.

Es fanden sich hier mit Laternen versehene Leute, welche man hätte für Neugierige halten können.

Ach! eine traurige Neugierde; es waren die Verwandten und die Freunde, die sich beunruhigten, als sie weder ihre Brüder, noch ihre Freunde, noch ihre Geliebten zurückkehren sahen. Sie kamen von den entferntesten Quartieren, denn die gräßliche Kunde hatte sich verheerend wie ein Orkan über ganz Paris verbreitet, und die Angst hatte sich rasch in Nachforschungen verwandelt.

Dieses Schauspiel war vielleicht noch schauerlicher als das der Katastrophe.

Alle diese Eindrücke traten in den bleichen Gesichtern hervor, von der Verzweiflung derjenigen, welche den vielgeliebten Leichnam wiederfanden, bis zu dem finstern Zweifel desjenigen, welcher einen gierigen Blick nach dem eintönig hinlaufenden Flusse warf.

Man sagte, viele Leichname seien von der Prevoté von Paris, welche, der Unvorsichtigkeit schuldig, die furchtbare Anzahl der Todten, die ihre Unvorsichtigkeit gemacht, verbergen wollte,

in den Fluß geworfen worden.

Haben sie ihr Gesicht mit diesem unfruchtbaren Schauspiel gesättigt, sind sie desselben überdrüssig, so gehen sie, ihre Füße befeuchtet durch das Wasser der Seine, ihre Seele erfüllt von der Bangigkeit, welche der nächtliche Lauf eines Flusses mit sich schleppt, ihre Laterne in der Hand, weiter, um die dem Platze benachbarten Straßen zu durchforschen, wohin sich, wie man sagt, viele Verwundete geschleppt haben, um Hülfe zu suchen und wenigstens dem Schauplatz ihrer Leiden zu entfliehen.

Haben sie unglücklicher Weise unter diesen Leichnamen den beklagten Gegenstand, den verlorenen Freund gefunden, so folgen Schreie auf die herzerreißende Ueberraschung, und ein Schluchzen, das sich auf einem neuen Punkte des blutigen Schauplatzes erhebt, antwortet einem neuen Schluchzen!

Zuweilen vernimmt man einen plötzlichen Lärmen. Eine Laterne fällt und zerbricht, der Lebendige hat sich auf den Todten gestürzt, um ihn zum letzten Male zu umarmen.

Es gibt noch andere Geräusche auf diesem weiten Kirchhof.

Einige Verwundete, deren Glieder durch den Sturz gebrochen wurden, deren Brust durch das Schwert bearbeitet oder durch den Druck der Menge überlastet worden ist, lassen ein gewaltiges Röcheln vernehmen, oder stoßen einen Seufzer in Form eines Gebetes aus, und sogleich laufen diejenigen herbei, welche ihren Freund zu finden hoffen.

Indessen bildet sich am Ende des Platzes beim Garten mit der Aufopferung der populären Nächstenliebe eine Ambulanz. Ein junger Wundarzt, man erkannte wenigstens in ihm einen solchen an der Menge der Instrumente, mit denen er umgeben war, ein junger Wundarzt läßt sich verwundete Männer und Frauen bringen; er verbindet sie, und während er sie verbindet, sagt er zu ihnen von jenen Worten, welche mehr den Haß gegen die Sache, als das Mitleid mit der Wirkung ausdrücken.

Seinen zwei Gehülfen, kräftigen Lastträgern, mit deren Unterstützung er diese blutige Revue vornimmt, ruft er beständig zu: »Die Frauen aus dem Wolke, die Männer aus dem Volke zuerst. Sie sind leicht zu erkennen, beinahe immer mehr verwundet und sicherlich minder geputzt.« Bei diesen mit einer monotonen Schärfe bei jedem Verbinden ausgesprochenen Worten, hat ein junger Mensch mit bleicher Stirne, der unter den Leichnamen sucht, zum zweiten Male den Kopf erhoben.

Aus einer breiten Wunde, die ihm die Stirne durchfurcht, dringen ein paar Tropfen frischrothen Blutes hervor; einer von seinen Armen wird durch seinen Rock gehalten, der ihn zwischen zwei Knöpfen einschließt; sein mit Schweiß bedecktes Gesicht verräth eine beständige und tiefe Aufregung. Bei der Ermahnung des Arztes, die er, wie gesagt, zum zweiten Male hörte, hob er den Kopf in die Höhe, schaute traurig diese verstümmelten Glieder an, welche der Operateur beinahe mit Wonne zu betrachten schien, und sagte:

»Oh! mein Herr, warum wählen Sie die Opfer aus?«

»Weil,« antwortete der Wundarzt, der bei dieser Frage ebenfalls den Kopf in die Höhe hob, »weil Niemand sich der Armen annehmen wird, wenn ich nicht an sie denke, und weil die Reichen immer noch genug bevorzugt sein werden! Senken Sie Ihre Laterne und betrachten sie das Pflaster; Sie finden hundert Arme für einen Reichen oder Adligen. Und auch bei dieser Katastrophe haben die Adligen und Reichen mit einem Glück, das Gott am Ende ermüden wird, den Tribut bezahlt, den sie gewöhnlich bezahlen: einer von tausend.«

Der junge Mann erhob seine Stocklaterne bis zur Höhe seiner blutigen Stirne und sprach, ohne sich zu erzürnen:

»Dann bin ich der Einzige, ich ein, wie so viele Andere, unter dieser Menge verlorener Edelmann, ich, den der Fußtritt eines Pferdes auf der Stirne verwundet hat, der ich mir, in einen Graben fallend, den Arm gebrochen habe. Man laufe den Reichen und den Adeligen nach, sagen Sie; Sie sehen aber wohl, daß ich noch nicht verbunden bin.«

»Sie haben Ihr Hotel, Ihren Arzt, kehren Sie nach Hause zurück, da Sie gehen können.«

»Ich verlange von Ihnen keine Pflege, mein Herr; ich suche meine Schwester, ein schönes junges Mädchen von sechzehn Jahren, das ohne Zweifel getötet worden ist, obgleich es nicht zum Volk gehört. Die Unglückliche hatte ein weißes Kleid und trug ein Collier mit einem Kreuz am Hals; obgleich sie ihr Hotel und ihren Arzt hat, antworten Sie mir aus Mitleid, mein Herr: haben Sie diejenige gesehen, welche ich suche?«

»Mein Herr,« antwortete der junge Wundarzt mit einer fieberhaften Heftigkeit, welche bewies, daß die von ihm ausgedrückten Gedanken seit langer Zeit in seiner Brust gohren, »mein Herr, die Menschenliebe leitet mich, für sie opfere ich mich auf, und wenn ich die Aristokratie auf ihrem Sterbebette liegen lasse, um das leidende Volk aufzuheben, so gehorche ich dem wahren Gesetze dieser Menschenliebe, aus der ich mir meine Göttin gemacht habe. Alles Unglück, was heut zu Tage geschieht, kommt von Euch her, von Euren Mißbräuchen, von Euren Uebergriffen, von Euren Gewaltthaten; tragt also die Folgen Eures Verfahrens. Nein, mein Herr, ich habe Ihre Schwester nicht gesehen.«

Und auf diese donnernde Rede setzte der Wundarzt seine Arbeit wieder fort. Man hatte ihm eine arme Frau gebracht, der durch einen Wagen beide Beine zermalmt worden waren.

»Sagen Sie,« fuhr er, mit diesem Geschrei den entfliehenden Philipp verfolgend, fort, »sagen Sie, sind es die Armen, die ihre Carrossen so in die öffentlichen Feste treiben, daß sie den Reichen die Beine zermalmen?«

Philipp, der zu dem jungen Adel gehörte, welcher den Franzosen die Lafayette und die Lameth gegeben hat, hatte mehr als einmal dieselben Maximen ausgesprochen, die ihn im Munde dieses jungen Mannes erschreckten; ihre Anwendung fiel wie eine Strafe auf ihn selbst zurück.

Mit gebrochenem Herzen entfernte er sich aus der Gegend der Ambulanz, um seine traurige Nachforschung fortzusetzen; vom Schmerz hingerissen, hörte man ihn nach einigen Sekunden mit einer Stimme voll Thränen:

»Andrée! Andrée!« rufen.

In diesem Augenblick ging hastigen Schrittes ein schon alter Mann an ihm vorüber, der einen Rock von grauem Tuch und gewalkte wollene Strümpfe trug, und, sich mit seiner rechten Hand auf einen Stock stützte, während er in der linken eine von jenen Laternen trug, welche aus einem in geöltem Papier eingeschlossenen Lichte gemacht sind.

Als er Philipp seufzen hörte, begriff dieser Mann, was er litt, und murmelte: »Armer junger Mann!«

Doch da er aus einer ähnlichen Veranlassung gekommen zu sein schien, so ging er weiter.

Dann plötzlich, als hätte er es sich zum Vorwurf gemacht, daß er an einem so großen Schmerz vorübergegangen war, ohne daß er einige Tröstungen zu spenden versucht, blieb er stehen und sagte zu Philipp:

»Mein Herr, verzeihen Sie mir, daß ich meinen Schmerz mit dem Ihrigen vermische; doch

diejenigen, welche von demselben Schlage getroffen worden sind, müssen sich auf einander stützen, um nicht zu fallen. Ueberdies . . . können Sie mir nützlich sein. Sie suchen schon lange, denn Ihre Kerze ist dem Erlöschen nahe, Sie müssen also die unheilvollsten Stellen des Platzes kennen.«

»Oh! ja, mein Herr, ich kenne sie.«

»Wohl! ich suche auch Jemand.«

»Dann sehen Sie zuerst in dem großen Graben; dort werden Sie mehr als fünfzig Leichen finden.«

»Gerechter Himmel! fünfzig, so viele Opfer bei einem Feste getödtet!«

»So viele Opfer! mein Herr, ich habe schon tausend Gesichter beleuchtet und meine Schwester noch nicht wieder gefunden!«

»Ihre Schwester?«

»Dort in jener Richtung war sie. Ich habe sie bei einer Bank verloren. Ich habe den Platz wiedergefunden, wo ich sie verloren, aber von ihr keine Spur. Ich will von der Bastei ausgehend abermals zu suchen anfangen.«

»Auf welche Seite ging das Volk, mein Herr?«

»Nach den neuen Gebäuden, nach der Rue de la Madeleine.«

»Dann muß es auf dieser Seite sein.«

»Allerdings, ich suchte auch auf dieser Seite, aber es war daselbst ein furchtbares Gewühle. Dann zog sich zwar die Woge dahin, es ist wahr, aber eine Frau, die den Kopf verloren hat, weiß nicht, wohin sie geht und sucht in allen Richtungen zu entfliehen.«

»Mein Herr, es ist sehr unwahrscheinlich, daß sie gegen den Strom gekämpft hat; ich will auf der Seite der Straßen suchen, kommen Sie mit mir, und beide vereinigt werden wir vielleicht finden . . .«

»Und was suchen Sie? Ihren Sohn?« fragte Philipp schüchtern.

»Nein, mein Herr, sondern ein Kind, das ich beinahe adoptirt habe.«

»Sie haben es allein gehen lassen?«

»Oh! es war schon ein junger Mensch, achtzehn bis neunzehn Jahre alt. Herr seiner Handlungen, wollte er gehen, und ich konnte ihn nicht abhalten. Auch war man so weit entfernt, diese gräßliche Katastrophe zu ahnen! — Doch Ihre Kerze erlischt.«

»Ja, mein Herr.«

»Kommen Sie mit mir, ich werde Ihnen leuchten.« »Ich danke, Sie sind sehr gütig, doch ich würde Sie belästigen.«

»Oh! fürchten Sie das nicht, da ich für mich selbst suchen muß. Der arme Junge kam gewöhnlich pünktlich nach Hause,« sagte der Greis, durch die Straße fortschreitend; »doch diesen Abend hatte ich etwas wie eine Ahnung. Ich wartete auf ihn; es war schon elf Uhr; meine Frau erfuhr von einer Nachbarin, welches Unglück bei diesem Feste vorgefallen war. Ich wartete noch zwei Stunden, immer in der Hoffnung, ihn zurückkommen zu sehen; als er aber nicht kam, dachte ich, es wäre feige von mir, ohne Kunde von ihm einzuschlafen.«

»Wir gehen also nach den Häusern?« fragte der junge Mann.

»Ja, Sie haben es gesagt, die Menge mußte sich nach dieser Seite wenden und hat sich auch dahin gewendet; dahin wird ohne Zweifel auch das unglückliche Kind gelaufen sein! Ein junger

Mensch aus der Provinz, der nicht nur die Gebräuche, sondern auch die Straßen der großen Stadt gar nicht kennt! Es war vielleicht das erste Mal, daß er auf die Place Louis XV. kam.«

»Ach! meine Schwester ist auch aus der Provinz, mein Herr.«

»Gräßliches Schauspiel!« sagte der Greis, sich von einer Gruppe mit einander verschlungener Leichname abwendend.

»Gerade hier muß man suchen,« sprach der junge Mann und näherte entschlossen seine Laterne diesem Haufen von Todten.

»Oh! ich schauere bei diesem Anblick; denn mir, einem einfachen Mann, wie ich bin, verursacht die Verheerung ein Grauen, das ich nicht überwinden kann.«

»Ich hatte dasselbe Grauen, aber diesen Abend habe ich meine Lehre durchgemacht. Sehen Sie, hier ist ein junger Mensch von sechzehn bis achtzehn Jahren; er ist erstickt worden, denn ich sehe keine Wunde an ihm. Ist er es, den Sie suchen?«

Mit einer gewissen Anstrengung näherte der Greis seine Laterne.

»Nein, mein Herr,« sagte er, »wahrhaftig nein; der meinige ist etwas älter, hat schwarze Haare und ein bleiches Gesicht.«

»Ach! sie sind Alle bleich heute Abend,« rief Philipp.

»Ah! sehen Sie,« sprach der Greis, »wir sind nun am Fuße des Garde-Meuble. Sehen Sie diese Spuren des Kampfes, dieses Blut an den Mauern, diese Fetzen auf den eisernen Stangen, diese an den Spießsen der Gitter flatternden, zerrissenen Kleider: man weiß nicht mehr, wohin es ging!«

»Hier durch, sicherlich hier durch,« murmelte Philipp.

»Welche Leiden!«

»Oh! mein Gott!«

»Was?«

»Ein weißer Fetzen unter diesen Leichnamen. Meine Schwester trug ein weißes Kleid. Ich bitte Sie, mein Herr, leihen Sie mir Ihre Laterne.«

Philipp hatte in der That einen Fetzen weißen Stoffes erblickt und ergriffen. Er ließ ihn wieder los, da er nur eine Hand hatte, um die Laterne zu nehmen.

»Es ist ein Stück von einem Frauenkleide, das die Hand eines jungen Menschen festhält!« rief er; »von einem weißen Kleide, dem von Andrée ähnlich. Oh! Andrée, Andrée!«

Und der junge Mann brach in ein herzerreißendes Schluchzen aus.

Der Greis näherte sich ebenfalls.

»Er ist es!« rief er die Arme öffnend.

Dieser Ausruf erregte die Aufmerksamkeit des jungen Mannes.

»Gilbert!« rief Philipp.

»Sie kennen Gilbert, mein Herr?«

»Gilbert suchen Sie?«

Diese zwei Ausrufungen kreuzten sich.

Der Greis faßte die Hand von Gilbert, sie war eiskalt.

Philipp öffnete die Weste des jungen Menschen, schob das Hemd auf die Seite und legte eine Hand auf sein Herz.

»Armer Gilbert!« sagte er.

»Mein theures Kind!« seufzte der Greis.

»Ich athme! er lebt! . . . er lebt! sage ich Ihnen!« rief Philipp.

»Oh! . . . glauben Sie?«

»Ich bin dessen sicher, sein Herz schlägt.«

»Es ist wahr!« sprach der Greis. »Zu Hülfe! zu Hülfe! es ist dort ein Wundarzt.

»Oh! helfen wir ihm selbst; ich habe ihn so eben um seine Hülfe gebeten und er hat sie mir verweigert.«

»Er muß sich wohl meines Kindes annehmen,« rief der Greis außer sich, »er muß. Helfen Sie mir Gilbert zu ihm schaffen, mein Herr.«

»Ich habe nur einen Arm, doch er gehört Ihnen,« erwiderte Philipp.

»Und ich, so alt ich bin, werde stark sein. Vorwärts!«

Der Greis faßte Gilbert bei den Schultern; der junge Mann nahm die zwei Füße unter seinen rechten Arm, und sie wanderten so bis zu der Gruppe, wo der Operateur immer noch seine Arbeit fortsetzte.

»Hülfe! Hülfe!« rief der Greis.

»Die Leute vom Volk zuerst! die Leute vom Volk!« erwiderte der Wundarzt, getreu seiner Maxime und sicher, so oft er so antwortete, ein Gemurmel der Bewunderung in der Gruppe, die ihn umgab, zu erregen.

»Es ist ein Mensch aus dem Volke, den ich hier bringe,« sprach der Greis voll Feuer, während er ein wenig von der allgemeinen Bewunderung, welche dieser Absolutismus des jungen Wundarztes um ihn hervorrief, zu fühlen anfang,

»Dann nach den Frauen,« sagte der Wundarzt; »die Männer haben mehr Stärke als die Frauen, um den Schmerz zu ertragen.«

»Einen einfachen Aderlaß, mein Herr,« sagte der Greis, »ein einfacher Aderlaß wird genügen.«

Ah! Sie sind es abermals, mein Herr Edelmann,« rief er, als er Philipp erblickte, ehe er den Greis erblickt hatte.

Philipp antwortete nicht. Der Greis aber glaubte, diese Worte seien an ihn gerichtet, und entgegnete:

»Ich bin kein Edelmann, ich bin ein Mann aus dem Volk und heiße Jean-Jacques Rousseau.«

Der Arzt gab einen Schrei des Erstaunens von sich, machte ein gebieterisches Zeichen und rief:

»Platz, Platz, dem Mann der Natur! Platz dem Emancipator der Menschheit! Platz dem Bürger von Genf!«

»Ich danke, mein Herr,« sagte Rousseau.

»Sollte Ihnen ein Unfall begegnet sein?« fragte der junge Arzt.

»Nein, aber diesem Kinde, sehen Sie!«

»Ah! auch Sie,« rief der Wundarzt, »auch Sie vertreten die Sache der Menschheit.«

Erschüttert durch diesen unerwarteten Triumph, vermöchte der Greis nur einige unverständliche Worte zu stammeln.

Von tiefem Erstaunen ergriffen, da er sich dem Philosophen gegenüber sah, den er so sehr bewunderte, hielt sich Philipp beiseit.

Man half Rousseau Gilbert, der immer noch ohnmächtig war, auf einen Tisch legen.

In diesem Moment warf Rousseau einen Blick auf denjenigen, dessen Hülfe er in Anspruch nahm. Es war ein junger Mann, ungefähr von dem Alter von Gilbert, bei dem jedoch kein Zug an die Jugend erinnerte. Seine gelbe Gesichtshaut war verwelkt wie die eines Greises, sein mattes Augenlid bedeckte ein Schlangenauge und sein Mund war verdreht, wie es der Mund eines Epileptischen bei seinen Anfällen ist.

Die Aermel bis an den Ellenbogen zurückgeschlagen, die Arme mit Blut bedeckt, ringsumher Stücke von Menschen, schien er mehr ein Henker bei der Arbeit und ein Enthusiast seines Gewerbes zu sein, als ein Arzt, der seinen traurigen und heiligen Beruf erfüllt.

Der Name von Rousseau hatte indessen einen solchen Einfluß auf ihn gehabt, daß er einen Augenblick auf seine gewöhnliche Brutalität zu verzichten schien; er öffnete sachte den Aermel von Gilbert, drückte den Arm mit einer linnenen Binde zusammen und schlug die Ader.

Das Blut floß Anfangs Tropfen um Tropfen, doch nach einigen Sekunden fing dieses edle reine Blut der Jugend an zu springen.

»Gut, gut, man wird ihn retten,« sagte der Operateur; »doch man muß sehr sorgsam zu Werke gehen, denn die Brust ist furchtbar gequetscht worden.«

»Mein Herr,« sprach Rousseau, »ich habe Ihnen nur noch zu danken und Sie zu loben, nicht wegen des Ausschlusses, den Sie zu Gunsten der Armen machen, sondern daß Sie sich so den Armen widmen und aufopfern. Alle Menschen sind Brüder.«

»Selbst die Adelligen, selbst die Aristokraten, selbst die Reichen?« fragte der Wundarzt mit einem Blick, den sein scharfes Auge unter seinem schweren Augenlide glänzen

»Selbst die Adelligen, selbst die Aristokraten, selbst die Reichen, wenn sie leiden,« sprach Rousseau.

»Verzeihen Sie, mein Herr,« sagte der Operateur, »aber ich bin in Baudry bei Neuchatel geboren, ich bin ein Schweizer wie Sie und folglich ein wenig Demokrat.«

»Ein Landsmann!« rief Rousseau; »ein Schweizer. Sagen Sie mir Ihren Namen, wenn es Ihnen gefällig ist, mein Herr.«

»Ein dunkler Name, der Name eines bescheidenen Menschen, der sein Leben den Studien weihet, bis er es wie Sie dem Glück der Menschheit weihen kann: ich heiße Jean Paul Marat.«

»Ich danke, Herr Marat,« sagte Rousseau; »doch während Sie dem Volk Erleuchtung über seine Rechte geben, regen Sie es nicht zur Rache auf, denn wenn es sich je rächt, werden Sie vielleicht selbst über die Repressalien erschrocken sein.«

Marat lächelte auf eine abscheuliche Weise.

»Ah!« sagte er, »wenn dieser Tag kommt, während ich noch lebe, wenn ich das Glück habe, diesen Tag zu sehen . . .«

Rousseau hörte diese Worte und nahm, erschrocken über den Ausdruck, mit dem sie gesprochen wurden, wie der Reisende über das erste Murren eines entfernten Donners erschrickt, Gilbert in seine Arme und suchte ihn fortzutragen.

»Zwei Freiwillige, um Herrn Rousseau zu helfen, zwei Männer aus dem Volk,« sprach der Wundarzt.

»Wir! wir! wir!« riefen zehn Stimmen.

Rousseau hatte nur zu wählen; er bezeichnete zwei kräftige Commissionäre, welche den jungen Menschen in ihre Arme nahmen.

Als er wegging, kam er an Philipp vorbei.

»Mein Herr,« sagte er, nehmen Sie meine Laterne, ich brauche sie nicht mehr.«

»Ich danke, mein Herr,« erwiderte Philipp und ergriff die Laterne, und während Rousseau wieder den Weg nach der Rue Platrière einschlug, setzte er seine Nachforschungen fort.

»Armer junger Mann!« murmelte Rousseau, indem er sich umwandte und ihn in den versperrten Straßen verschwinden sah.

Und er ging schauernd weiter, denn man hörte fortwährend über diesem Trauerfelde die scharfe Stimme des Wundarztes vibrieren und ausrufen:

»Die Leute aus dem Volk! nur die Leute aus dem Volk! wehe den Adeligen, den Reichen und den Aristokraten!«

LXIX.

Die Rückkehr.

Während diese tausend Katastrophen auf einander folgten, entging Herr von Taverney wie durch ein Wunder allen Gefahren.

Unfähig, irgend einen körperlichen Widerstand gegen diese verzehrende Kraft zu entwickeln, welche Alles zerbrach, was ihr begegnete, aber ruhig und gewandt, hatte er sich im Mittelpunkte einer Gruppe zu behaupten gewußt, welche sich nach der Rue de la Madeleine wälzte.

An den Brüstungen des Platzes gequetscht, an den Ecken des Garde-Meuble zermalmt, ließ diese Gruppe auf ihren Seiten einen langen Streifen von Verwundeten und Todten zurück, aber es gelang ihr, obgleich decimirt, ihr Centrum aus der Gefahr hinauszuarbeiten.

Sogleich zerstreute sich die zusammengeballte Schaar von Männern und von Frauen auf dem Boulevard, in der freien Luft, und stieß Freudenschreie aus.

Herr von Taverney befand sich nun, wie alle diejenigen, welche ihn umgaben, ganz außer Gefahr.

Was wir nun sagen, wäre schwer zu glauben, hätten wir nicht seit langer Zeit und zwar auf eine so offene, so wenig zurückhaltende Weise den Charakter des Barons bezeichnet: während dieser ganzen furchtbaren Reise hatte Herr von Taverney, Gott vergebe ihm, durchaus nur an sich gedacht.

Abgesehen davon, daß er nicht sehr zärtlichen Gemüthes, war der Baron ein Mann des Handelns, und in den großen Krisen des Lebens bringen solche Temperamente stets das Sprüchwort von Cäsar: *age quod agis*, in Anwendung.

Sagen wir also nicht, Herr von Taverney sei selbstüchtig gewesen; geben wir nur zu, er sei zerstreut gewesen.

Doch einmal auf dem Pflaster der Boulevards, einmal frei in seinen Bewegungen, einmal dem Tode entgangen, um in das Leben zurückzukehren, einmal seiner sicher, stieß der Baron einen Freudenschrei aus, dem ein anderer Schrei folgte.

Schwächer als der erste, war der zweite Schrei jedoch ein Schrei des Schmerzes.

»Meine Tochter!« sagte er, »meine Tochter!«

Und er blieb unbeweglich, ließ seine Hände an seinem Leibe herabfallen und suchte, die Augen starr und blicklos, in seinen Erinnerungen alle einzelne Umstände dieser Trennung.

»Armer Mann!« murmelten einige mitleidige Frauen.

Und es bildete sich ein Kreis, bereit, ihn zu beklagen, aber besonders, ihn zu befragen.

Herr von Taverney hatte die volksthümlichen Instincte nicht. Es war ihm unbehaglich in diesem Kreise mitleidiger Menschen; er strengte sich an, um ihn zu durchbrechen, durchbrach ihn und, sagen wir es zu seinem Lob, machte ein paar Schritte nach dem Platz.

Doch diese paar Schritte waren die unüberlegte Bewegung der väterlichen Liebe, welche nie ganz im Herzen des Menschen erlischt. Das Raisonement kam sogleich dem Baron zu Hülfe und hielt ihn rasch zurück.

Folgen wir, wenn es beliebt, dem Gange seiner Dialektik.

Vor Allem, Unmöglichkeit, nach der Place Louis XV. zurückzukehren. Es war dort Versperrung, Metzelei, und es wäre ebenso albern gewesen, die Wagen, welche vom Platze kamen, durchschneiden zu wollen, als es wahnsinnig vom Schwimmer wäre, wenn er sich den Rheinfluss bei Schaffhausen hinaufzuarbeiten versuchen würde.

Hätte ihn aber auch ein göttlicher Arm in die Menge zurückgeführt, wie eine Frau unter diesen hundert tausend Frauen wiederfinden? Wie sich nicht abermals und umsonst einem Tod, dem man wunderbar entgangen, aussetzen?

Dann kam die Hoffnung, dieser Schimmer, welcher stets die Fransen der dunkelsten Nacht vergoldet.

War Andrée nicht bei Philipp, an seinem Arme hängend, unter dem Schutz des Mannes und des Bruders?

Er, der Baron, ein schwacher, wankender Greis, wäre ganz einfach fortgerissen worden; doch Philipp, diese glühende, kräftige, lebhaftige Natur, Philipp, dieser stählerne Arm, Philipp, verantwortlich für seine Schwester, dies war unmöglich: Philipp hatte gekämpft und mußte gesiegt haben.

Wie jeder Selbstsüchtige schmückte der Baron Philipp mit allen Eigenschaften, die der Egoismus für sich selbst ausschließt, die er aber bei den Andern sucht und schätzt; nicht edelmüthig, stark, tapfer sein, heißt für den Selbstsüchtigen selbstsüchtig, nämlich, sein Nebenbuhler, sein Gegner, sein Feind sein, es heißt ihm die Vortheile stehlen, die er allein in der Gesellschaft in Anspruch zu nehmen sich berechtigt glaubt.

Als sich Herr von Tavernay so durch sein eigenes Raisonement beruhigt hatte, schloß er, Philipp habe natürlich seine Schwester retten müssen, er habe vielleicht ein wenig Zeit verloren, um seinen Vater zu suchen, um ihn ebenfalls zu retten, aber wahrscheinlich, gewiß sogar habe er den Weg nach der Rue Coq-Héron eingeschlagen, um Andrée, ein wenig betäubt von all diesem Lärmen und Tumult, zurückzuführen.

Er wandte sich also wieder um, ging die Rue des Capucines hinab, erreichte die Place des Conquêtes oder Louis le Grand, heute die Place des Victoires genannt.

Doch kaum war der Baron zwanzig Schritte vom Hotel angelangt, als Nicole, welche als Schildwache vor der Thüre stand, wo sie mit einigen Nachbarinnen plauderte, ausrief:

»Und Herr Philipp! Und Fräulein Andrée! was ist aus ihnen geworden?«

Denn ganz Paris wußte schon von den ersten Flüchtlingen die durch den Schrecken noch übertriebene Katastrophe.

»Oh! mein Gott!« rief der Baron, »sind sie nicht zurückgekehrt, Nicole?«

»Nein, nein, gnädiger Herr, man hat sie nicht gesehen.«

»Sie werden genöthigt gewesen sein, einen Umweg zu machen,« erwiderte der Baron. immer mehr zitternd, je mehr die Berechnungen seiner Logik in Stücke gingen.

Der Baron blieb also auf der Straße, um mit Nicole, welche seufzte, und La Brie, der die Arme zum Himmel erhob, zu warten.

»Ah! hier kommt Herr Philipp,« rief Nicole mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Schreckens, denn Philipp war allein.

Philipp lief in der That in der Dunkelheit der Nacht keuchend, in Verzweiflung, herbei.

»Wo ist meine Schwester?« rief er, als er die Gruppe auf der Schwelle des Hotel erblickte.

»Oh! mein Gott!« machte der Baron bleich und wankend.

»Andrée! Andrée!« rief der junge Mann immer näher kommend; »wo ist Andrée?«

»Wir haben sie nicht gesehen, sie ist nicht hier, Herr Philipp. Oh! mein Gott! mein Gott! theures Fräulein!« rief Nicole und brach in ein Schluchzen aus.

»Und Du bist zurückgekehrt?« sagte der Baron mit einem Zorn, der um so ungerechter erscheinen muß, als wir den Leser den Geheimnissen seiner Logik haben beiwohnen lassen.

Statt jeder Antwort trat Philipp näher auf ihn zu und zeigte sein blutiges Gesicht und seinen gebrochenen Arm, der wie ein dürrer Ast an seiner Seite herabhing.

»Ach! ach!« seufzte der Greis, »Andrée, meine arme Andrée.«

Und er fiel auf die steinerne Bank zurück, welche an die Wand neben dem Hause angelehnt war.

»Ich werde sie todt oder lebendig wieder finden!« rief Philipp mit einer düsteren Miene.

Und er begann wieder seinen Lauf mit einer fieberhaften Behendigkeit, und während er lief, legte er mit seinem rechten Arm seinen linken Arm in die Oeffnung seiner Weste. Dieser unnütze Arm wäre ihm lästig und beschwerlich bei der Rückkehr in die Menge gewesen, und wenn er ein Beil gehabt hätte, würde er ihn in diesem Augenblick abgeschlagen haben.

Da geschah es, daß er auf dem unseligen Todtenfelde, das wir besuchten, Rousseau, Gilbert und den finsternen Operateur fand, der, roth von Blut, viel mehr der höllische Dämon, welcher bei der Metzelei den Vorsitz geführt, als der wohlthätige Genius, der dabei Hülfe leistete, zu sein schien.

Philipp irrte einen Theil der Nacht auf der Place Louis XV. umher. Er konnte sich nicht trennen von diesen Mauern des Garde Meuble, bei dem er Gilbert wiedergefunden, und richtete unablässig seine Augen auf den weißen Mousselinefetzen, den der junge Mensch zerknittert in seiner Hand gehalten hatte.

Endlich als der erste Schimmer des Tags den Osten bleichte, kehrte Philipp, entkräftet, nahe daran, selbst unter diese Leichname zu fallen, welche minder bleich waren, als er, von einem seltsamen Schwindel ergriffen, hoffend, wie es sein Vater gehofft hatte, Andrée wäre nach Hause gekommen oder geführt worden, kehrte Philipp, sagen wir, auf dem Wege nach der Rue Coq-Héron zurück.

Von fern erblickte er an der Thüre dieselbe Gruppe, die er dort gelassen hatte.

Er begriff, daß Andrée nicht wiedererschienen war.

Der Baron erkannte ihn ebenfalls.

»Nun?« rief er Philipp zu.

»Wie! meine Schwester ist nicht zurückgekommen?« fragte dieser.

»Ach!« riefen gleichzeitig der Baron, Nicole und La Brie. »Nichts? keine Nachricht? keine Kunde? keine Hoffnung?«

»Nichts!«

Philipp sank auf die steinerne Bank vor dem Hause; der Baron stieß ein wildes Geschrei aus.

In diesem Augenblick zeigte sich ein Fiacre am Ende der Straße, näherte sich schwerfällig und hielt vor dem Hotel an.

Ein Frauenkopf erschien durch den Kutschenschlag, auf eine Schulter zurückgelehnt und wie ohnmächtig.

Bei diesem Anblick plötzlich erweckt, sprang Philipp dahin.

Der Schlag des Fiacre öffnete sich, und ein Mann stieg, die leblose Andrée in seinen Armen tragend, heraus.

»Todt! todt! Man bringt sie uns zurück,« rief Philipp auf die Kniee fallend.

»Todt!« stammelte der Baron. »Oh! mein Herr, ist sie wirklich todt? . . .«

»Ich glaube nicht, meine Herren,« erwiderte ruhig der Mann, welcher Andrée trug, »Fräulein von Taverney ist, wie ich hoffe, nur ohnmächtig.«

»Oh! der Zauberer! der Zauberer!« rief der Baron.

»Der Herr Graf von Balsamo,« murmelte Philipp.

»Ich bin es, Herr Baron, und fühle mich sehr glücklich, Fräulein von Taverney in dem furchtbaren Gemenge erkannt zu haben.«

»Wo dies?« fragte Philipp.

»Beim Garde-Meuble.«

»Ja,« sagte Philipp. »Plötzlich aber von dem Ausdruck der Freude zu einem düsteren Mißtrauen übergehend, fügte er bei:

»Sie bringen Sie sehr spät zurück, Graf.«

»Mein Herr,« antwortete Balsamo, ohne zu erstaunen, »Sie werden meine Verlegenheit leicht begreifen. Ich wußte die Adresse des Fräuleins, Ihrer Schwester, nicht, und hatte sie durch meine Leute zu der Frau Marquise von Savigny, einer Freundin von mir, bringen lassen, welche bei den Ställen des Königs wohnt. Da erkannte dieser brave Junge, den Sie hier sehen und der mir das Fräulein unterstützen half . . . Kommen Sie, Comtois.«

Balsamo begleitete diese letzten Worte mit einem Zeichen, und ein Mann in königlicher Livree stieg aus dem Fiacre.

»Da erkannte,« fuhr Balsamo fort, »dieser brave Junge, der bei den königlichen Equipagen angestellt ist, das Fräulein, das er eines Abends von der Muette nach Ihrem Hotel geführt hatte. Das Fräulein verdankt dieses glückliche Zusammentreffen seiner wunderbaren Schönheit. Ich ließ ihn mit mir in den Fiacre steigen und habe die Ehre, mit aller schuldigen Achtung das Fräulein von Taverney zurückzubringen, das minder leidend ist, als Sie wohl glauben mögen.«

Und er legte mit der achtungsvollsten Rücksicht das Mädchen in die Arme seines Vaters und der Nicole.

Der Baron fühlte zum ersten Mal eine Thräne am Rande seines Augenlides und ließ, sicherlich in seinem Innern ganz erstaunt über eine solche Empfindsamkeit, diese Thräne frei über seine gerunzelte Wange fließen. Philipp reichte Balsamo die einzige Hand, die er frei hatte.

»Mein Herr,« sagte er, »Sie wissen meine Adresse, Sie wissen meinen Namen; ich bitte Sie, setzen Sie mich in den Stand, für den Dienst, den Sie uns geleistet, erkenntlich zu sein.«

»Ich habe eine Pflicht erfüllt; war ich Ihnen nicht die Gastfreundschaft schuldig?«

Und rasch grüßend, machte er einige Schritte, um sich zu entfernen, ohne das Anerbieten des Barons, bei ihm einzutreten, erwidern zu wollen.

Doch sich umwendend, sagte er noch:

»Verzeihen Sie, ich vergaß, Ihnen die genaue Adresse der Frau Marquise von Savigny zu geben; sie hat ihr Hotel in der Rue Saint-Honoré, nahe bei den Feuillans. Ich sage Ihnen dies, falls Fräulein von Taverney ihr einen Besuch machen zu müssen glauben würde.«

Es lag in diesen Erklärungen, in dieser genauen Angabe der Umstände, in dieser Anhäufung von Beweisen eine Zartheit, welche Philipp und selbst den Baron tief rührte.

»Mein Herr,« sprach der Baron, »meine Tochter verdankt Ihnen das Leben.«

»Ich weiß es, mein Herr, und das macht mich stolz und glücklich,« erwiderte Balsamo.

Und gefolgt von Comtois, der die Börse von Philipp ausschlug, stieg Balsamo wieder in den Fiacre und verschwand.

Beinahe in demselben Moment, und als hätte der Abgang von Balsamo die Ohnmacht des Mädchens aufhören gemacht, öffnete Andrée die Augen.

Doch sie blieb noch einige Sekunden stumm, betäubt, die Blicke verstört.

»Mein Gott. mein Gott!« murmelte Philipp, »sollte sie uns Gott nur Halb zurückgegeben haben, sollte sie wahnsinnig geworden sein!«

Andrée schien diese Worte zu verstehen und schüttelte den Kopf; sie blieb indessen fortwährend stumm und unter der Herrschaft einer Art von Extase.

Sie stand aufrecht und hatte einen ihrer Arme in der Richtung der Straße ausgestreckt, in der Balsamo verschwunden war.

»Auf, auf!« sagte der Baron, »es ist Zeit, daß dies Alles endigt. Hilf Deiner Schwester hineingehen, Philipp.«

Der junge Mann unterstützte Andrée mit seinem gesunden Arm.

Das Mädchen stützte sich auf der andern Seite auf Nicole, schritt vorwärts, doch auf die Weise einer entschlummerten Person, kehrte in das Hotel zurück und erreichte seinen Pavillon.

Hier erhielt sie die Sprache erst wieder.

»Philipp! mein Vater!« sagte sie.

»Sie erkennt uns, sie erkennt uns!« rief Philipp.

»Allerdings erkenne ich Euch; doch, mein Gott, was ist denn vorgefallen?«

Andrée schloß beinahe ihre Augen wieder, doch diesmal nicht zu einer Ohnmacht, sondern zu einem ruhigen, friedlichen Schlaf.

Als Philipp in sein Zimmer zurückkehrte, fand er einen Arzt, den der vorsichtige La Brie in aller Eile geholt hatte, sobald man über Andrée nicht mehr in Unruhe war.

Der Doctor untersuchte den Arm von Philipp; er war nicht gebrochen, sondern nur luxirt. Ein geschickt angewendeter Druck machte die Schulter in die Gliederfuge zurückkehren, aus der sie herausgetreten war. Wonach Philipp, der noch für seine Schwester bange hatte, den Arzt zum Bett von Andrée führte. Der Arzt fühlte ihr den Puls, horchte auf ihren Athem und lächelte.

»Der Schlaf Ihrer Schwester ist ruhig und rein wie der eines Kindes,« sagte er. »Lassen Sie das Fräulein schlafen, Chevalier, es wird nichts Anderes zu thun sein.«

Hinreichend über seinen Sohn und seine Tochter beruhigt, schlief der Baron schon längst.

LXX.

Herr von Jussieu.

Wenn wir uns noch einmal in das Haus der Rue Platrière begeben, wohin Sartines sein Geld schickte, so werden wir dort am Morgen des 31. Mai Gilbert auf einer Matratze im Zimmer von Therese ausgestreckt finden, und um ihn Therese und Rousseau mit mehreren von ihren Nachbarn, welche dieses traurige Muster des großen Ereignisses, über dem noch ganz Paris bebte, betrachten.

Bleich, blutig, hatte Gilbert die Augen geöffnet, und sobald er wieder zum Bewußtsein kam, indem er sich erhob, um sich her zu sehen gesucht, als ob er noch auf der Place Louis XV. wäre.

Zuerst prägte sich eine tiefe Unruhe, dann eine große Freude in seinen Zügen aus; hierauf kam eine andere Wolke der Traurigkeit und verwischte abermals die Freude.

»Leiden Sie, mein Freund?« fragte Rousseau, indem er voll Besorgniß seine Hand nahm.

»Oh! wer hat mich denn gerettet?« fragte Gilbert; »wer hat denn an mich gedacht, an mich, den in der Welt Vereinzelten?«

»Was Sie gerettet hat, mein Kind, war, daß Sie noch nicht todt gewesen sind; derjenige, welcher Sie gerettet hat, ist der, welcher an Alle denkt.«

»Gleichviel, es ist sehr unklug, sich in ein solches Gedränge, in eine solche Menschenmenge zu mischen,« brummelte Therese.

»Ja, ja, es ist sehr unklug,« wiederholten im Chor die Nachbarn.

»Ei! meine Damen,« unterbrach sie Rousseau, »es ist keine Unklugheit, dahin zu gehen, wo keine offene Gefahr droht, und eine offene Gefahr droht nicht bei einem Feuerwerk. Kommt die Gefahr in diesem Fall, so ist man nicht unklug, sondern unglücklich. Wir, die wir sprechen, hätten dasselbe gethan.«

Gilbert schaute umher und wollte reden, als er sah, daß er im Zimmer von Rousseau war. Doch die Anstrengung, mit der er es versuchte, machte, daß ihm das Blut in den Kopf, in den Mund und in die Nasenlöcher stieg.

Rousseau war von dem Arzt der Place Louis XV. zum Voraus hierauf aufmerksam gemacht worden; er erschrak also nicht darüber, sondern er erwartete diese Entwicklung und hatte deshalb seinen Kranken auf eine einzelne Matratze ohne Leintücher legen lassen.

»Sie können nun den armen Knaben ins Bett bringen,« sagte er zu Therese.

»Wo dies?«

»Hier, in mein Bett.«

Gilbert hatte es gehört: seine außerordentliche Schwäche hinderte ihn allein, sogleich zu antworten: doch er strengte sich gewaltig an, öffnete die Augen wieder und sagte:

»Nein, nein, oben!«

»Sie wollen in Ihr Zimmer zurückkehren?«

»Ja, ja, wenn Sie erlauben.

Er vollendete mehr mit den Augen, als mit der Zunge diesen Wunsch, der ihm von einer

Erinnerung dictirt wurde, welche mächtiger war als das Leiden und in seinem Innern den Verstand zu überleben schien.

Rousseau, dieser Mann, der alle Empfindungen im Uebermaße besaß, begriff ohne Zweifel, denn er erwiederte:

»Es ist gut, mein Kind, wir werden Sie nach oben bringen. Er will uns nicht belästigen,« sagte er zu Therese, welche dies mit allen ihren Kräften billigte.

Dem zu Folge wurde beschlossen, Gilbert sogleich in die Dachkammer einzuquartieren, nach der er verlangte. Um die Mitte des Tages kam Rousseau zum Bett seines Schülers, um hier die Zeit zuzubringen, die er gewöhnlich mit dem Sammeln von Lieblingspflanzen verlor. Der junge Mann, der sich wieder ein wenig erholt hatte, erzählte ihm mit leiser, beinahe erloschener Stimme die einzelnen Umstände der Katastrophe.

Er sagte nicht, warum er zu dem Feuerwerk gegangen war; er erwähnte nur einfach, die Neugierde habe ihn nach der Place Louis XV. geführt.

Wenn Rousseau kein Zauberer war, so konnte er nicht mehr vermuthen.

Er gab also Gilbert kein Erstaunen kund, begnügte sich mit den schon gemachten Fragen und empfahl ihm nur die größte Geduld. Er sprach auch nicht von dem Fetzen weißen Stoffes, den man in seiner Hand gesehen und dessen sich Philipp bemächtigt hatte.

Doch dieses Gespräch, das bei Beiden so nahe an dem wirklichen Interesse und der positiven Wahrheit hinstreifte, war darum nicht minder anziehend, und sie gaben sich demselben, der Eine wie der Andere, ganz und gar hin, als plötzlich der Tritt von Therese auf dem Ruheplatz erscholl.

»Jacques!« rief sie, »Jacques!«

»Nun, was gibt es?«

»Ein Prinz, der mich besuchen will,« sagte Gilbert mit einem bleichen Lächeln.

»Jacques!« rief Therese, immer näher kommend.

»Nun! was will man von mir?«

Therese erschien.

»Herr von Jussieu ist unten,« sagte sie; »er hat erfahren, daß man Sie in dieser Nacht dort gesehen und kommt, um sich zu erkundigen, ob Sie verwundet worden seien.«

»Dieser gute Jussieu!« rief Rousseau; »ein vortrefflicher Mann, wie alle diejenigen, welche sich aus Geschmack oder Nothwendigkeit der Natur, dieser Quelle alles Guten, nähern! Seien Sie ruhig, Gilbert, rühren Sie sich nicht, ich komme zurück.«

»Ja, ich danke,« sprach der junge Mann.

Rousseau ging hinaus.

Doch kaum war er außen, als Gilbert, so gut er konnte, aufstand und sich bis zur Dachluke schleppte, von wo aus man das Fenster von Andrée erblickte.

Es war mühsam für einen jungen Mann ohne Kräfte, beinahe ohne Ideen, sich auf den Schämel zu erheben, den Laden der Luke zu öffnen und sich auf das Dach zu stützen. Es gelang jedoch Gilbert; doch sobald er hier war, verdunkelten sich seine Augen, seine Hand zitterte, das Blut kehrte nach seinen Schläfen zurück und er fiel schwerfällig auf den Boden.

In diesem Augenblick öffnete sich die Kammerthüre, und Rousseau trat ein, Herrn von Jussieu voranschreitend, dem er tausend Höflichkeiten erzeugte.

»Nehmen Sie sich in Acht, mein lieber Gelehrter, bücken Sie sich . . . es ist hier eine Stufe,«

sagte Rousseau; »wir treten wahrlich nicht in einen Palast ein.«

»Ich danke: ich habe gute Augen, gute Beine,« erwiderte der gelehrte Botaniker.

»Man will Sie besuchen, mein kleiner Gilbert,« sagte Rousseau, nach dem Bette schauend.

»Ah! mein Gott! wo ist er? Er ist aufgestanden, der Unglückliche!«

Da bemerkte Rousseau, daß der Laden offen war, und wollte sich in väterlichen Verweisen ereifern.

Gilbert erhob sich mit großer Anstrengung und sagte mit beinahe erloschener Stimme:

»Ich bedurfte der Luft.«

Es war nicht möglich, zu zanken; das Leiden trat sichtbar ausgeprägt auf dem verstörten Gesichte hervor.

»Es ist in der That. furchtbar heiß hier,« sagte Herr von Jussieu; »reichen Sie mir Ihren Puls, junger Mann, ich bin auch Arzt.«

»Und zwar ein besserer als viele Andere,« sprach Rousseau; »denn Sie sind zugleich Arzt der Seele und des Körpers.«

»So viel Ehre . . .« sagte Gilbert mit schwacher Stimme, während er sich in seinem ärmlichen Bette den Augen zu entziehen suchte.

»Herr von Jussieu wollte Sie durchaus besuchen,« sprach Rousseau, »und ich habe sein Anerbieten angenommen; nun, mein lieber Doctor, was sagen Sie zu dieser Brust?«

Der geschickte Anatomist befühlte die Knochen und untersuchte die Höhle mit der größten Aufmerksamkeit.

»Der Grund ist gut,« sagte er; »doch wer hat Sie mit solcher Gewalt in seine Arme gedrückt?«

»Ach! mein Herr, der Tod,« sprach Gilbert.

Rousseau schaute den jungen Mann ganz verwundert an.

»Oh! Sie sind gequetscht, mein Kind, sehr gequetscht; doch stärkende Mittel, Luft, Muße, und Alles wird verschwinden.«

»Keine Muße . . . ich will keine haben,« rief Gilbert, indem er Rousseau anschaute.

»Was will er damit sagen?« fragte Herr von Jussieu.

»Gilbert ist ein rüstiger Arbeiter, lieber Herr,« erwiderte Rousseau.

»Einverstanden, doch man arbeitet nicht an solchen Tagen.«

»Um zu leben, arbeitet man alle Tage, denn man lebt alle Tage,« sagte Gilbert.

»Oh! Sie werden nicht viel verzehren, und Ihre Tisanen kosten wenig.«

»So wenig sie auch kosten mögen, mein Herr, so nehme ich doch kein Almosen an,« entgegnete Gilbert.

»Sie sind ein Narr, Sie übertreiben es,« rief Rousseau. »Ich sage Ihnen, daß Sie sich nach der Vorschrift dieses Herrn richten werden, denn er wird Ihr Arzt wider Ihren Willen sein. Glauben Sie, daß er mich gebeten hatte, keinen Arzt zu rufen?« fuhr er, sich an Herrn von Jussieu wendend fort.

»Warum?«

»Weil mich das Geld gekostet hätte und weil er stolz ist.«

»Aber,« erwiderte Herr von Jussieu, der mit der größten Theilnahme diesen ausdrucksvollen, feinen Kopf betrachtete, »so stolz man auch sein mag, so könnte man doch immer nur das Mögliche thun . . . Sie glauben sich im Stande, zu arbeiten, Sie, der Sie, nur weil Sie sich an die

Dachlücke gestellt, auf den Boden gefallen sind?»

»Das ist wahr,« murmelte Gilbert, »ich bin schwach, Ich weiß es.«

»Nun wohl! so ruhen Sie aus, und zwar besonders moralisch, Sie sind der Gast eines Mannes, mit dem alle Welt rechnet, nur sein Gast nicht.«

Sehr glücklich, über diese zarte Artigkeit des vornehmen Herrn, nahm Rousseau seine Hand und drückte sie.

»Und dann,« fügte Herr von Jussieu bei, »dann werden Sie der Gegenstand väterlicher Fürsorge des Königs und der Prinzen werden!«

»Ich!« rief Gilbert.

»Sie, ein armes Opfer dieses Abends. Der Herr Dauphin, als er die Kunde vernahm, gab herzerreißende Schreie von sich. Die Frau Dauphine, welche nach Marly abzureisen sich anschickte, bleibt in Trianon, um mehr in der Nähe zu sein und dadurch den Unglücklichen leichter beistehen zu können.«

»Ah! wahrhaftig?« sagte Rousseau.

»Ja, mein lieber Philosoph, und man spricht hier nur von dem Brief, den der Dauphin an Herrn von Sartines geschrieben hat.«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Das ist zugleich naiv und reizend. Der Dauphin erhält monatlich zweitausend Thaler Pension. Diesen Morgen kam sein Monat nicht an. Der Prinz ging ganz bestürzt auf und ab, fragte mehrere Male nach dem Cassier, und als dieser das Geld brachte, schickte es der Prinz sogleich nach Paris mit zwei reizenden Zeilen an Herrn von Sartines, der mir dieselben auf der Stelle mittheilte.«

»Ah! Sie haben Herrn von Sartines gesehen?« fragte Rousseau mit einer Art von Unruhe, oder vielmehr Mißtrauen.«

»Ja, ich komme so eben von ihm her,« antwortete Herr von Jussieu ein wenig verlegen; »ich hatte ihn um Samen zu bitten; somit,« fügte er rasch bei »somit bleibt die Frau Prinzessin in Versailles, um ihre Kranken und Verwundeten zu pflegen.«

»Ihre Kranken und Verwundeten?« versetzte Rousseau.

»Ja, Herr Gilbert ist nicht der Einzige, der gelitten hat, das Volk hat diesmal nur einen theilweisen Tribut bei der Katastrophe bezahlt; es sollen unter den Verwundeten viele adelige Personen sein.«

Gilbert horchte mit einer unaussprechlichen Angst und Gierde; es war ihm, als müßte jeden Augenblick der Name von Andrée aus dem Munde des erhabenen Naturforschers kommen.

Herr von Jussieu stand auf.

»Die Consultation ist also geschehen?« fragte Rousseau.

»Und unsere Wissenschaft wird fortan bei dem Kranken unnütz sein; Luft, mäßige Bewegung, Spaziergänge im Walde . . . Ah! . . . ich vergaß . . .«

»Was denn?«

»Ich mache nächsten Sonntag einen botanischen Ausflug in den Wald von Marly, sind Sie der Mann, mich zu begleiten, mein vortrefflichster College?«

»Oh!« rief Rousseau, »sagen Sie Ihr unwürdiger Bewunderer.«

»Das ist bei Gott eine schöne Gelegenheit zu einem Spaziergang für unsern Verwundeten . . .

bringen Sie ihn mit«

»So fern?«

»Es ist nur zwei Schritte, überdies führt mich mein Wagen nach Bougival; ich nehme Sie mit. Wir gehen den Chemin-de-la-Princesse nach Luciennes hinauf und erreichen von dort Marly. Botaniker halten jeden Augenblick an; unser Verwundeter trägt unsere Feldstühle; Sie und ich, wir sammeln beide Kräuter, und er wird leben.«

»Was für ein liebenswürdiger Mann sind Sie, mein theurer Gelehrter!« sprach Rousseau.

»Lassen Sie mich gewähren, ich finde mein Interesse hiebei. Sie haben, wie ich weiß, eine große Arbeit über die Moose vorbereitet, und ich, ich tappe hierin etwas im Finstern: Sie werden mich leiten.«

Oh!« machte Rousseau, der seine Freude nicht zu verbergen vermochte.

»Dort.« fügte der Botaniker bei, »dort ein kleines Frühstück, Schatten, herrliche Blumen, das ist abgemacht?«

»Es ist abgemacht . . .«

»Am Sonntag die reizende Partie!«

»Köstlich, Es ist mir, als wäre ich erst fünfzehn Jahre alt; ich genieße zum Voraus das ganze Glück, das mir zu Theil werden wird,« sprach Rousseau mit der Wonne eines Kindes.

»Und Sie, mein kleiner Freund, stärken Sie Ihre Beine bis dahin!«

Gilbert stammelte eine Art von Dank, den Herr von Jussieu nicht hörte, und die beiden Botaniker überließen ihn seinen Gedanken und besonders seinen Befürchtungen.

LXXI.

Das Leben kehrt zurück.

Während Rousseau seinen Kranken völlig beruhigt zu haben glaubte und Therese allen ihren Nachbarinnen erzählte, durch die Vorschriften des gelehrten Arztes, des Herrn von Jussieu, sei Gilbert völlig außer Gefahr, während dieser Periode allgemeinen Vertrauens lief der junge Mann gerade der schlimmsten Gefahr entgegen, der er durch seine Hartnäckigkeit und seine beständigen Träumereien preisgegeben war.

Rousseau konnte nicht so vertrauensvoll sein, hätte er nicht im Grunde seiner Seele ein auf ein philosophisches Raisonement fest gestütztes Mißtrauen gehabt.

Da er wußte, daß Gilbert verliebt war, da er diesen bei einer Rebellion gegen die ärztlichen Verordnungen auf der That ertappt hatte, so dachte er, Gilbert würde in denselben Fehler verfallen, wenn man ihm zu viel Freiheit ließe.

Als guter Familienvater schloß also Rousseau sorgfältiger als je das Vorlogeschloß der Dachkammer von Gilbert, wobei er ihm *in petto* an das Fenster zu gehen gestattete, ihn in Wirklichkeit aber aus der Thüre zu treten verhinderte.

Es läßt sich nicht ausdrücken, welchen Zorn und welche Pläne Gilbert diese Fürsorge einflößte, die seinen Speicher in ein Gefängniß verwandelte.

Bei gewissen Geistern wirkt der Zwang befruchtend.

Gilbert dachte nur noch an Andrée, an das Glück, sie zu sehen und, wäre es auch nur aus der Ferne, die Fortschritte ihrer Wiedergenesung zu beobachten. Nicole, welche Tisanen auf Porzellanplatten trug, Herr von Taverney, der im kleinen Garten auf und abging und dabei wüthend schnupfte, als wollte er seine Geister erwecken, dies war Alles, was Gilbert sah, wenn er mit glühenden Blicken die Tiefe der Zimmer oder die Dicke der Mauern befragte.

Diese einzelnen Umstände, beruhigten ihn indessen ein wenig, denn sie offenbarten eine Krankheit und nicht einen Tod.

»Dort,« sagte er zu sich selbst, »dort hinter jener Thüre, oder hinter jenem Windschirm athmet, seufzt und leidet diejenige, welche ich bis zur Abgötterei liebe; diejenige, welche, wenn sie sich zeigte, den Schweiß von meiner Stirne laufen und meine Glieder zittern machen würde; diejenige, welche mein Dasein an ihr Dasein festgenietet hält, und durch die ich athme, weil sie für uns Beide athmet.«

Und aus seiner Dachluke so weit vorgeneigt, daß die neugierige Chon zwanzigmal in einer Stunde glaubte, er würde sich herausstürzen, nahm Gilbert mit seinem geübten Auge das Maaß der Scheidewände, der Böden, der Tiefe des Pavillon, und setzte sich daraus einen genauen Plan zusammen: dort mußte Herr von Taverney schlafen, dort mußten die Bedientenstube und die Küche sein, dort das für Philipp bestimmte Zimmer, dort das Cabinet, welches Nicole bewohnte, dort endlich das Zimmer von Andrée, das Allerheiligste, wofür er sein Leben hingegeben hätte, wäre es ihm gestattet gewesen, einen Tag auf den Knien an seiner Thüre zu verweilen.

Dieses Allerheiligste war nach den Ideen von Gilbert ein großes Zimmer im Erdgeschoß, mit einem Vorzimmer und durch eine Glathüre von einem vorausgesetzten Cabinet getrennt, wo

Nicole nach den Anordnungen von Gilbert ihr Bett hatte.

»Oh!« sagte zu sich selbst der Verrückte in seinen Anfällen neidischer Wuth, »glücklich sind die Wesen, welche in dem Garten gehen, auf den man aus meinem Fenster und aus denen der Treppe hinabschaut! glücklich die Gleichgültigen, welche den Sand an den Blumenbeeten niedertreten! Dort muß man in der Nacht Fräulein Andrée klagen und seufzen hören.«

Vom Wunsch zur Ausführung ist es weit; doch reiche Phantasien rücken Alles näher zusammen; sie haben ein Mittel hiezu. Im Unmöglichen finden sie das Wirkliche, sie wissen Brücken über die Flüsse zu sprengen und Leitern an die Gebirge anzulegen.

In den ersten Tagen begnügte sich Gilbert mit dem Wünschen.

Dann bedachte er, diese so sehr beneideten Glücklichen seien nur Menschen, begabt wie er mit Beinen, um den Boden im Garten zusammenzutreten, und mit Armen, um die Thüren zu öffnen. Nach und nach stellte er sich das Glück vor, das man fühlen müßte, wenn man versthöhlener Weise in dieses verbotene Haus dringen und das Ohr an die Sommerläden legen würde, durch die das Geräusch aus dem Innern hervordränge.

Bei Gilbert war es zu wenig, gewünscht zu haben, die Ausführung mußte unmittelbar folgen.

Seine Kräfte kehrten übrigens rasch zurück. Die Jugend ist fruchtbar und reich. Nach Verlauf von drei Tagen fühlte sich Gilbert so stark, als er es je gewesen.

Er vermuthete, Rousseau habe ihn eingeschlossen, eines der größten Hindernisse war dadurch besiegt, das Hinderniß, bei Fräulein von Taverney durch die Thüre einzutreten.

Die Thüre ging in der That auf die Rue Coq-Héron. In der Rue Platrière eingeschlossen, konnte Gilbert in keine Straße gelangen und hatte folglich nicht nöthig, irgend eine Thüre zu öffnen.

Es blieben die Fenster.

Das von seiner Dachkammer ging abschüssig auf acht und vierzig Fuß Mauer.

Ohne trunken oder völlig wahnsinnig zu sein, hätte es Niemand gewagt, hier hinabzusteigen.

»Oh! diese Thüren sind nichtsdestoweniger schöne Erfindungen,« wiederholte er, an den Fingern nagend, »und Herr Rousseau, ein Philosoph, verschließt sie mir!«

»Das Schloß abreißen! leicht, ja; doch keine Hoffnung mehr, in das gastfreundliche Haus zurückzukehren.«

»Von Luciennes entfliehen, aus der Rue Platrière entfliehen bleibt immer entfliehen, und das hieße einen Weg einschlagen, um es nicht mehr zu wagen, irgend einem Geschöpf ins Gesicht zu schauen, ohne den Vorwurf der Undankbarkeit oder des Leichtsinns zu befürchten.«

»Nein, Herr Rousseau soll nichts erfahren!«

Und an seiner Luke hockend, fuhr Gilbert fort:

»Mit meinen Beinen und meinen Händen, den natürlichen Werkzeugen des freien Mannes, klammere ich mich an die Ziegel an, ich folge der Dachrinne, welche allerdings sehr schmal, aber gerade und folglich der kürzeste Weg ist; ich gelange, wenn ich überhaupt ankomme, zu der mit der meinigen parallelen Luke.«

»Diese Luke ist aber die der Treppe.«

»Lange ich nicht an, so falle ich in den Garten, das macht Lärmen, man kommt aus dem Pavillon heraus, man hebt mich auf, man erkennt mich, ich sterbe schön, edel, poetisch, man beklagt mich: das ist herrlich!«

»Komme ich an, wie mich Alles glauben läßt, so schlüpfte ich unter die Luke der Treppe, ich steige mit bloßen Füßen die Stockwerke bis zum ersten hinab, das auch sein Fenster auf den Garten hat und fünfzehn Fuß vom Boden entfernt ist. Ich springe.«

»Ach! mehr Kraft, mehr Geschmeidigkeit! Es ist wahr, es ist ein Geländer da, das mich unterstützen wird.«

»Ja, aber dieses Geländer mit dem wurmstichigen Gitterwerk wird zerbrechen, ich werde hinabrumpeln, nicht mehr getödtet, edel, poetisch, sondern weiß von Gyps, schmähhlich und mit dem Anschein eines Birnendiebs; das ist ein abscheulicher Gedanke; Herr von Taverney wird mich vom Hausmeister peitschen oder von La Brie an den Ohren ziehen lassen.«

»Nein! ich habe zwanzig Bindfäden, welche vereinigt einen Strick bilden, nach der Definition von Herrn Rousseau: die Halme machen eine Garbe.«

»Ich entlehne von Madame Therese alle Bindfäden für eine Nacht; ich mache Knoten daran, und habe ich einmal das Fenster im ersten Stock erreicht, so hänge ich den Strick an den kleinen Balcon an und schlüpfte in den Garten.«

Nachdem er die Dachrinne besichtigt, die Fäden, um ihre Länge zu berechnen, abgenommen und die Hohe mit dem Auge gemessen hatte, fühlte sich Gilbert stark und entschlossen.

Er flocht seine Bindfäden so, daß er aus allen zusammen einen Strick machte; dann versuchte er seine Kräfte, indem er sich an den Balken des Dachstuhls anhing, und glücklich, als er sah, daß er nur ein einziges Mal bei diesen Versuchen Blut gespieen hatte, entschloß er sich zum nächtlichen Unternehmen.

Um Herrn Jacques und Therese besser zu täuschen, stellte er sich krank und hütete das Bett bis um zwei Uhr, das heißt, bis zu dem Augenblick, wo Rousseau nach dem Mittagessen sich auf seinen Spaziergang begab, von dem er erst am Abend zurückkehrte.

Gilbert sagte, er habe Lust zu einem Schlaf, der bis zum andern Morgen dauern würde.

Rousseau erwiederte, da er an diesem Abend in der Stadt speise, so mache es ihn glücklich, Gilbert in einer so beruhigenden Verfassung zu sehen.

Man trennte sich auf diese gegenseitigen Versicherungen.

Doch kaum war Rousseau weggegangen, als Gilbert abermals seine Bindfäden losmachte, die er nun kräftig zum erwähnten Gebrauche flocht.

Er untersuchte noch einmal die Dachrinne und die Ziegel, und belauerte sodann den Garten bis zum Abend.

LXXII.

Luftreise.

Gilbert hielt sich so zum Landen im feindlichen Garten bereit — so bezeichnete er in der Stille das Haus von Taverney; — von seiner Dachluke aus erforschte er das Terrain mit der tiefen Aufmerksamkeit eines gewandten Strategen, der eine Schlacht zu liefern im Begriffe ist, als in diesem so stummen, so unempfindlichen Hause eine Scene vorfiel, welche die Aufmerksamkeit des Philosophen erregte.

Ein Stein flog über die Gartenmauer und schlug im Winkel an die Mauer des Hauses.

Gilbert wußte schon, daß es keine Wirkung ohne Ursache gibt, er suchte also die Ursache, da er die Wirkung gesehen hatte.

Aber obgleich er sich weit hinausneigte, konnte doch Gilbert die Person nicht sehen, die von der Straße aus den Stein geschleudert hatte.

Nur begriff er sogleich, daß dieses Manoeuvre mit dem Ereignis; welches vorgefallen war, in Verbindung stand; nur sah er auch vorsichtig einen von den Läden eines Zimmers im Erdgeschoß öffnen, und durch die Oeffnung dieses Ladens kam der aufgeweckte Kopf von Nicole hervor.

Bei dem Anblick von Nicole fuhr Gilbert in seine Mansarde zurück, doch ohne einen Augenblick das flinke Mädchen aus dem Gesicht zu verlieren.

Nicole, nachdem sie mit dem Blick alle Fenster und besonders die des Hauses untersucht hatte, verließ ihren Halbversteck und lief in den Garten, als wollte sie sich dem Geländer nähern, an welchem einige Spitzen in der Sonne trockneten.

Auf den Weg nach diesem Geländer war der Stein gefallen, den Gilbert ebenso wenig als Nicole aus dem Auge ließ, Gilbert sah sie diesen Stein, der für den Augenblick eine so große Wichtigkeit erhielt, mit dem Fuße fortstoßen und immer vor sich her stoßen, bis er am Rande der Rabatte unter dem Geländer war.

Hier hob Nicole ihre Hände in die Höhe, um die Spitzen loszumachen, und ließ eine davon fallen, welche sie langsam aufhob; während sie dieselbe aber aufhob, bemächtigte sie sich zugleich des Steines.

Gilbert errieth noch nichts; als er aber Nicole diesen Stein schälen sah, wie es ein Gourmand mit einer Nuß macht, als er sah, wie sie eine Papierrinde, die er hatte, davon abnahm, da begriff er den Grad der Wichtigkeit dieses Aeroliths.

Es war in der That nicht mehr nicht minder als ein Billet, das Nicole um den Stein gewickelt fand.

Die Listige hatte es bald entfaltet, verschlungen, in ihre Tasche gesteckt, und brauchte dann nicht mehr nach ihren Spitzen zu schauen, die Spitzen waren trocken.

Gilbert schüttelte indessen den Kopf; mit jenem blinden Egoismus der Männer, welche die Frauen geringschätzen, sagte sich Gilbert, Nicole sei wirklich eine lasterhafte Natur, während er einen Beweis der Sittlichkeit und gesunder Politik dadurch abgelegt, daß er so ungestüm und so muthig mit einem Mädchen gebrochen, welches Billets über die Mauern empfangen.

Indem Gilbert, der ein so schönes Raisonement über die Ursachen und Wirkungen gemacht hatte, so urtheilte, verdamnte er eine Wirkung, deren Ursache er vielleicht war.

Nicole ging wieder hinein, kam dann abermals heraus, und hatte diesmal die Hand in ihrer Tasche.

Sie zog einen Schlüssel heraus, Gilbert sah ihn einen Augenblick wie einen Blitz zwischen ihren Fingern glänzen; diesen Schlüssel schob das Mädchen unter der kleinen Gartenthüre durch, welche Thüre die des Gärtners war und am andern Ende der Straßenmauer parallel mit der großen Thüre lag, von der man gewöhnlich Gebrauch machte.

»Gut!« sagte Gilbert, »ich verstehe: ein Bittet und ein Rendez-vous. Nicole verliert ihre Zeit nicht, Nicole hat also einen neuen Liebhaber?«

Gilbert runzelte die Stirne mit dem Aerger eines Mannes, welcher geglaubt hat, sein Verlust müsse eine unersetzliche Leere in dem Herzen der Frau, die er aufgegeben, zurücklassen, indeß er zu seinem großen Erstaunen diese Leere vollkommen ausgefüllt sieht.

»Das könnte mir bei meinen Plänen entgegentreten,« fuhr Gilbert fort, der einen Scheingrund für seine üble Laune suchte. »Gleichviel,« sagte er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, »es ist mir nicht unangenehm, den glücklichen Sterblichen kennen zu lernen, der mir in der Gunst von Mademoiselle Nicole nachfolgt.«

Gilbert besaß bei gewissen Punkten einen vollkommen richtigen Verstand; er berechnete sogleich, daß die Entdeckung, die er gemacht, von der man aber nicht wußte, daß er sie gemacht hatte, ihm bei Nicole einen Vortheil gab, den er bei Gelegenheit benutzen könnte, da er das Geheimniß von Nicole mit einzelnen Umständen wußte, die sie nicht ableugnen konnte, während sie das seinige kaum vermuthete und kein bestimmter Umstand ihrem Verdacht Haltbarkeit gegeben hatte.

Gilbert nahm sich also vor, von seinem Vortheil bei Gelegenheit Gebrauch zu machen.

Während alles dieses Hin- und Hergehens trat endlich die so ungeduldig erwartete Nacht ein.

Gilbert befürchtete nur Eines: Rousseau könnte unvorhergesehen zurückkehren, er könnte ihn auf dem Dach oder auf der Treppe ertappen, oder auch das Zimmer leer finden. Der Zorn des Genfers müßte in diesem Fall furchtbar sein; Gilbert glaubte die Streiche desselben mit Hülfe eines Billets abwenden zu müssen, das er auf den Tisch legte.

Dieses Billet war in folgenden Worten abgefaßt:

»Mein theurer und erhabener Beschützer,

Fassen Sie keine schlimme Meinung von mir, wenn Ich mir, trotz Ihrer Ermahnungen und sogar Ihrer Befehle, auszugehen erlaubt habe. Ich werde bald zurückkehren, begegnet mir nicht ein Unfall, dem ähnlich, welcher mir schon begegnet ist; doch auf die Gefahr eines ähnlichen und sogar noch schlimmeren Unfalls muß ich mein Zimmer auf zwei Stunden verlassen.«

»Ich weiß nicht, was ich bei der Rückkehr sagen werde,« dachte Gilbert; »doch Herr Rousseau wird wenigstens nicht unruhig sein und nicht in Zorn gerathen.«

Der Abend war düster. Es herrschte eine erstickende Hitze, wie dies gewöhnlich bei den ersten warmen Frühlingstagen der Fall ist; der Himmel war mit Wolken überzogen, und um halb neun Uhr hätte auch das geübteste Auge nichts mehr in der Tiefe des Schlundes unterscheiden können, den die Blicke von Gilbert befragten.

Jetzt erst bemerkte der junge Mann, daß er mühsam athmete, daß ein plötzlich hervorbrechender Schweiß seine Stirne und seine Brust übergoß — sichere Zeichen der

Schwäche und der Erschlaffung. Die Klugheit rieth ihm, in diesem Zustand ein Unternehmen nicht zu wagen, wobei die ganze Stärke, die ganze Festigkeit der Organe nothwendig waren, und zwar nicht allein für den Erfolg des Unternehmens, sondern auch für die Sicherheit des Menschen; doch Gilbert hörte nichts von dem, was ihm der physische Instinct rieth.

Der moralische Wille hatte lauter gesprochen, und er war es wie immer, dem der junge Mann folgte.

Der Augenblick war gekommen: Gilbert rollte sein kleines Seil in zwölf Kreisen um seinen Hals, begann mit zitterndem Herzen seine Dachluke zu erklettern, packte fest das Gesimse dieser Luke und machte seinen ersten Schritt in der Rinne nach der Dachluke rechts, welche, wie gesagt, die der Treppe war, und von der andern durch einen Zwischenraum von zwei Klaffern getrennt sein mochte.

Die Füße in einer bleiernen Rinne von höchstens acht Zoll Breite, welche Rinne, obgleich in Zwischenräumen durch eiserne Klammern gehalten, wegen der Weiche des Bleis unter den Tritten nachgab, die Hände auf die Ziegel gestützt, von denen man nur einen Stützpunkt für das Gleichgewicht, aber durchaus keinen Anhaltspunkt für den Fall eines Sturzes verlangen durfte, denn die Finger hatten keine Handhabe: dies war die Lage von Gilbert während seiner Luftreise, welche zwei Minuten, das heißt, zwei Ewigkeiten dauerte.

Doch Gilbert wollte keine Angst haben, und die Willensstärke des jungen Mannes war so groß, daß er keine Angst hatte. Er erinnerte sich, daß er einen Aequilibristen hatte sagen hören, um glücklich auf schmalen Pfaden zu gehen, müsse man nicht zu seinen Füßen, sondern zehn Schritte vor sich sehen und an den Abgrund nie anders als in der Weise des Adlers denken, nämlich man sei gemacht, um darüber zu schweben. Gilbert hatte übrigens diese Lehre schon bei mehreren Besuchen in Anwendung gebracht, die er Nicole abgestattet, derselben Nicole, welche nun so keck war, daß sie sich der Schlüssel und Thüren, statt der Dächer und Kamine bediente.

Er war oft über die Schleußen der Mühlen von Taverney und über die Balken der entblößten Dächer eines alten Schoppen gegangen.

Er kam so ohne ein einziges Zittern an sein Ziel, und sobald er dieses Ziel erreicht hatte, schlüpfte er ganz stolz auf seine Treppe. Als er aber auf dem Ruheplatz war, blieb er plötzlich stehen. Stimmen erschollen in den untern Stockwerken: dies waren die von Therese und gewissen Nachbarinnen, welche sich über das Genie von Herrn Rousseau, über das Verdienst seiner Bücher und die Harmonie seiner Musik unterhielten.

Diese Nachbarinnen hatten die neue Heloise gelesen und fanden dieses Buch schlüpfrig, was sie offenherzig zugestanden. In Erwiederung dieser Kritik bemerkte Ihnen Madame Therese, sie verstünden den philosophischen Theil dieses schönen Buches nicht.

Hierauf hatten die Nachbarinnen nichts zu antworten, wenn nicht etwa, daß sie sich für incompetent in solchen Materien erklärten.

Dieses erhabene Gespräch hatte von einem Ruheplatz zum andern statt, und das Feuer der Discussion war nicht minder heiß, als das der Herde, auf denen das duftende Abendbrod dieser Damen kochte.

Gilbert hörte also die Beweissätze klingen und die Fleischspeisen schmoren.

Mitten unter diesem Tumult ausgesprochen, erregte ihm sein Name einen unangenehmen Schauer.

»Nach meinem Abendbrod,« sagte Therese, »werde ich nachsehen, ob es dem lieben Kind in

seiner Mansarde an nichts fehlt.«

»Dieses liebe Kind« bereitete ihm weniger Vergnügen, als ihm das Versprechen des Besuches Angst machte. Zum Glück bedachte er, daß Therese, wenn sie allein zu Nacht speiste, lange mit ihrer göttlichen Flasche plauderte, daß der Braten schmackhaft zu sein schien, daß die Sitzung nach dem Abendbrod auf zehn Uhr deutete. Es war noch nicht drei Viertel auf acht Uhr. Ueberdies würde sich nach dem Abendessen aller Wahrscheinlichkeit nach der Gang der Ideen von Therese verändert haben, und sie würde an etwas ganz Anderes denken, als an das liebe Kind.

Indessen verstrich die Zeit, zur großen Verzweiflung von Gilbert, als plötzlich einer von den Braten der Gevatterinnen anbrannte . . . es erscholl ein Schrei der bestürzten Köchin, und dieser Schreckenschrei unterbrach das ganze Gespräch.

Jedes stürzte nach dem Schauplatze des Ereignisses.

Gilbert benutzte die kulinarische Besorgniß dieser Damen, um wie ein Sylphe auf die Treppe zu schlüpfen.

Im ersten Stock fand er das Blei geeignet, um seinen Strick anzunehmen; er befestigte ihn daran mit einer Schlinge, stieg auf das Fenster und fing an sich sachte hinabzulassen.

Gilbert hing zwischen dieser bleiernen Rinne und der Erde, als ein rascher Tritt unter ihm im Garten erscholl.

Er hatte Zeit, sich umzudrehen, indem er sich an den Knoten anklammerte, um zu schauen, wer der Ueberlästige wäre.

Es war ein Mann.

Da er von der Seite der kleinen Thüre kam, so zweifelte Gilbert nicht einen Augenblick, es wäre der von Nicole erwartete glückliche Sterbliche.

Er concentrirte seine ganze Aufmerksamkeit bei diesem andern Eindringling, der ihn mitten in seiner gefahrvollen Absteigung aufhielt. An seinem Gang, an einem Stückchen Profil, das sich unter dem Dreispitz skizzirte, an der besondern Weise, wie dieser Dreispitz auf der Ecke eines Ohres saß, das sehr aufmerksam zu sein schien, glaubte Gilbert den trefflichen Beausire, den Gefreiten zu erkennen, dessen Bekanntschaft Nicole in Taverney gemacht hatte.

Beinahe in demselben Augenblick sah er Nicole die Thüre ihres Pavillon öffnen, welche sie auch offen ließ, in den Garten stürzen und rasch wie eine Bachstelze, wenn sie läuft, leicht wie sie, sich nach dem Gewächshause, das heißt nach der Seite wenden, wohin Herr Beausire schon ging.

Dies war offenbar nicht das erste Rendez-vous dieser Art, da weder das Eine noch das Andere das geringste Zögern hinsichtlich des Ortes, der sie vereinigen sollte, kundgab.

»Ich kann nun vollends hinabsteigen,« dachte Gilbert; »denn wenn Nicole ihren Liebhaber zu dieser Stunde empfangen hat, so ist sie ihrer Zeit sicher. Andrée ist also allein, mein Gott! allein . . .«

Man hörte in der That kein Geräusch und sah nur ein schwaches Licht im Erdgeschoß.

Als Gilbert auf den Boden gekommen war, wollte er den Garten nicht schräge durchschneiden; er zog sich an der Mauer hin, erreichte ein Gebüsch, schlich sich gebückt durch dasselbe und kam, ohne daß man eine Vermuthung von Ihm haben konnte, bis zu der Thüre, welche Nicole offen gelassen hatte.

Geschützt durch eine ungeheure Osterluzei, welche sich bis über die Thüre hinaufrankte und

diese üppig umwand, bemerkte er, daß das erste Gelaß, ein ziemlich geräumiges Vorzimmer, wie er dies errathen hatte, völlig leer war.

Dieses Vorzimmer führte in des Innere durch zwei Thüren, von denen die eine geschlossen, die andere offen war; Gilbert vermuthete, die offene Thüre wäre die des Zimmers von Nicole.

Er schlich sachte in dieses Zimmer, wobei er aus Furcht, anzustoßen, denn es war jedes Lichtes beraubt, die Hände vor sich ausstreckte.

Am Ende eines Corridors sah man indessen eine Glasthüre auf dem Lichte des anstoßenden Zimmers die Querleisten abzeichnen, welche die Glasscheiben umschloßen; jenseits dieser Scheiben hing ein Mousselinevorhang.

Während Gilbert in diesem Corridor vorrückte, hörte er eine schwache Stimme in dem erleuchteten Zimmer.

Es war die Stimme von Andrée; alles Blut von Gilbert stoß nach seinem Herzen zurück.

Eine andere Stimme antwortete dieser; es war die von Philipp.

Der junge Mann erkundigte sich voll Besorgniß nach der Gesundheit seiner Schwester.

Gilbert machte behutsam einige Schritte und stellte sich hinter eine von den, von irgend einer Büste überragten, Halbsäulen, welche in jener Zeit die Verzierung der ihrer Tiefe nach doppelten Thüren bildeten.

So in Sicherheit, horchte und schaute er, so glücklich, daß sein Herz vor Freude zerschmolz, so erschrocken, daß ebendasselbe Herz sich in einem Grade zusammenzog, daß es nicht mehr als ein Punkt in seiner Brust war.

Er hörte und sah.

LXXIII.

Der Bruder und die Schwester.

Gilbert hörte und sah, haben wir gesagt.

Gilbert sah Andrée auf ihrem Ruhebett liegen, das Gesicht ganz gegen die Glasthüre, also ganz gegen Ihn gewendet. Diese Thüre war nur angelehnt.

Eine kleine Lampe mit breitem Schirm, welche auf einem nahen Tische stand, der mit Büchern beladen war, was die einzige Zerstreung andeutete, der sich die schöne Kranke hingeben konnte, beleuchtete nur den untern Theil des Gesichtes von Fräulein von Taverney.

Zuweilen indessen, wenn sie sich zurückwarf, um an das Kissen des Ruhebettes angelehnt zu sein, übergieß die Helle ihre unter den Spitzen so weiße und so reine Stirne.

Philipp saß am Fuß dieses Ruhebettes und wandte Gilbert den Rücken zu; sein Arm lag immer noch in der Binde, und jede Bewegung war diesem Arm untersagt. Es war das erste Mal, daß Andrée aufstand; es war das erste Mal, daß Philipp ausging.

Die jungen Leute hatten sich also seit der furchtbaren Nacht nicht wiedergesehen; nur wußte jedes von Beiden, daß der Zustand des andern sich immer mehr besserte, daß es immer mehr seiner Wiedergenesung entgegenging.

Kaum seit einigen Minuten beisammen, plauderten Beide ganz frei, denn sie wußten, daß sie allein waren, und daß sie, wenn Jemand käme, von der Annäherung dieses Jemand's durch den Lärmen des Glöckchens benachrichtigt würden, das an der Thüre angebracht war, welche Nicole offen gelassen hatte.

Doch sie wußten natürlich den Umstand der offen gelassenen Thüre nicht und rechneten auf das Glöckchen.

Gilbert sah und hörte also, wie gesagt, denn durch die offene Thüre konnte er jedes Wort des Gespräches auffassen.

»Somit,« sagte Philipp in dem Augenblick, wo sich Gilbert hinter einen an der Thüre eines Ankleidecabinets flatternden Vorhang schmiegte, »somit athmest Du freier, arme Schwester?«

»Ja, freier, aber stets mit einem leichten Schmerz.«

»Und die Kräfte?«

»Sie sind bei Weitem noch nicht zurückgekehrt; doch konnte ich heute zwei oder dreimal bis zum Fenster gehen. Was für eine gute Sache ist doch die Luft! was für eine schöne Sache sind doch die Blumen! Mir scheint, mit Luft und Blumen kann man nicht sterben.«

»Aber bei allem Dem fühlst Du Dich immer noch schwach, nicht wahr, Andrée?«

»Oh! ja, denn die Erschütterung war furchtbar! Ich wiederhole Dir auch,« fuhr das Mädchen fort, indem es lächelnd den Kopf schüttelte, »ich gehe nur mit großer Schwierigkeit, selbst wenn ich mich auf die Meubles und das Täfelwerk stütze: ohne Stütze biegen sich meine Beine, und es kommt mir immer vor, als würde ich fallen.«

»Auf, auf! Muth gefaßt. Andrée! Die gute Luft und die schönen Blumen, wovon Du so eben sprachst, werden Dich wiederherstellen, und in acht Tagen bist Du im Stand, einen Besuch bei

der Frau Dauphine zu machen, die sich so wohlwollend nach Dir erkundigt, wie ich höre.«

»Ja, ich hoffe es, Philipp; denn die Frau Dauphine scheint in der That sehr gut gegen mich.«

Nach diesen Worten warf sich Andrée zurück, legte die Hand auf ihre Brust und schloß ihre schönen Augen.

Gilbert machte mit ausgestreckten Armen einen Schritt vorwärts.

»Du leidest, meine Schwester?« sagte Philipp, indem er ihre Hand nahm.

»Ja, Krämpfe, und dann steigt mir zuweilen das Blut in die Schläfe und belagert sie.«

»Oh!« sprach Philipp träumerisch, »darüber darf man sich nicht wundern; Du hast eine so schreckliche Prüfung ausstanden und bist auf eine so wunderbare Weise gerettet worden.«

»Wunderbar, das ist das rechte Wort, mein Bruder.«

»Doch was diese wunderbare Rettung betrifft, Andrée,« fuhr Philipp fort, indem er sich seiner Schwester näherte, um seiner Frage mehr Gewicht zu geben, »weißt Du, daß ich noch nicht mit Dir über diese Katastrophe habe sprechen können?«

Andrée erröthete und schien sich unbehaglich zu fühlen.

Philipp bemerkte diese Röthe nicht, oder schien sie wenigstens nicht zu bemerken.

»Ich glaubte doch,« erwiderte das Mädchen, »meine Rückkehr sei von allen Aufklärungen, die Du wünschen konntest, begleitet gewesen; mein Vater war, wie er mir sagt, sehr zufrieden.«

»Ganz gewiß, liebe Andrée, und dieser Mann behandelte die ganze Sache mit einem außerordentlichen Zartgefühl, wenigstens wie es mir schien; allein mehrere Punkte seiner Erzählung kamen mir, nicht verdächtig, aber dunkel vor, das ist das Wort.«

»Wie so, was willst Du damit sagen?« fragte Andrée mit ganz jungfräulicher Unschuld.

»Ja, allerdings.«

»Erkläre Dich.«

»So zum Beispiel,« fuhr Philipp fort, »ist ein Umstand, den ich Anfangs nicht schärfer in's Auge faßte, der mir aber seitdem sehr seltsam vorgekommen ist.«

»Welcher?« fragte Andrée.

»Gerade die Art und Weise, wie Du gerettet worden bist. Erzähle mir das, Andrée.«

Das Mädchen schien sich gegen sich selbst anzustrengen und sprach:

»Oh! Philipp, ich habe es beinahe vergessen, so groß war meine Angst.«

»Gleichviel, meine gute Andrée, sage mir Alles, was Du Dich erinnerst.«

»Mein Gott! Du weißt, mein Bruder, wir wurden ungefähr zwanzig Schritte vom Garde-Meuble getrennt. Ich sah, wie Du nach dem Tuilerien-Garten fortgerissen wurdest, während man mich gegen die Rue Royale schleppte. Einen Augenblick konnte ich noch wahrnehmen, wie Du Dich vergebens anstengtest, um wieder zu mir zu kommen. Ich streckte die Arme nach Dir aus, ich rief: Philipp! Philipp! als ich plötzlich wie von einem Wirbel umschlungen war; aufgehoben, gegen die Gitter fortgetragen, fühlte ich die Woge, die mich nach der Mauer riß, wo sie zerschellen sollte; ich hörte das Geschrei derjenigen, welche man an den Gittern zermalmt; ich begriff, sogleich würde die Reihe, erstickt, vernichtet zu werden, an mich kommen. Ich konnte beinahe die Zahl der Secunden berechnen, die ich noch zu leben hatte, als ich, halb todt, halb wahnsinnig, die Arme und die Augen in einem letzten Gebet zum Himmel erhebend, den Blick eines Mannes glänzen sah, der diese ganze Menge beherrschte, als ob diese Menge ihm gehorchte.«

»Und dieser Mann war der Graf Joseph Balsamo, nicht wahr?«

»Ja, derselbe, den ich schon in Taverney gesehen; derselbe, der mir dort schon einen so seltsamen Schrecken eingeflößt hatte; dieser Mann endlich, der in sich etwas Uebernatürliches zu verbergen scheint; dieser Mann, der meine Augen mit seinen Augen, mein Ohr mit feiner Stimme verzaubert hat, dieser Mann, der mein ganzes Wesen dadurch schauen machte, daß er einfach mit seinem Finger meine Schulter berührte.«

»Fahre fort, fahre fort, Andrée,« sprach Philipp, dessen Gesicht, dessen Stimme immer düsterer wurden.

»Nun! dieser Mann erschien mir über der ganzen Katastrophe schwebend, als ob die menschlichen Schmerzen ihn nicht erreichen könnten. Ich las in seinen Augen, daß er mich retten wollte, daß er es konnte; da ging etwas Außerordentliches in mir, um mich her vor; ganz gelähmt, ganz ohnmächtig, ganz todt, wie ich war, fühlte ich mich von diesem Mann aufgehoben, als ob mich eine unbekannte, geheimnißvolle, unbesiegbare Kraft bis zu ihm trüge; ich fühlte etwas wie Arme, die sich anstrebten, um mich aus diesem Schlunde von geknetetem Fleisch, worin so viele Unglückliche röchelten, hinauszuschieben und mich der Luft, dem Leben zurückzugeben. Oh! Philipp, siehst Du,« fuhr Andrée mit einer gewissen Begeisterung fort, »ich bin es fest überzeugt, es war der Blick dieses Mannes, der mich so anzog. Ich erreichte seine Hand, und war gerettet!«

»Ach!« murmelte Gilbert, »sie hat nur ihn gesehen, und mich, mich, der ich zu ihren Füßen starb, hat sie nicht gesehen!«

Er wischte seine von Schweiß rieselnde Stirne ab.

»So ist die Sache also gegangen?« fragte Philipp.

»Ja, bis zu dem Augenblick, wo ich mich außer Gefahr fühlte; dann, mag sich nun mein ganzes Leben in der letzten Anstrengung, die ich gemacht, zusammengedrängt haben, oder überstieg wirklich der Schrecken, den ich empfunden, das Maaß meiner Kräfte, dann ward ich ohnmächtig.«

»Zu welcher Stunde ist, wie Du denkst, diese Ohnmacht eingetreten?«

»Zehn Minuten, nachdem ich Dich verlassen hatte, mein Bruder.«

»So ist es,« fuhr Philipp fort, »es war ungefähr Mitternacht. Warum bist Du dann erst um drei Uhr zurückgekehrt? Verzeihe mir ein Verhör, das Dir lächerlich vorkommen kann, liebe Andrée, das aber für mich seinen Grund hat.«

»Ich danke, Philipp,« sagte Andrée, indem sie ihrem Bruder die Hand drückte, »ich danke. Vor drei Tagen hätte ich Dir noch nicht antworten können, doch heute, — was ich Dir da sage, wird Dir seltsam vorkommen, heute ist mein inneres Gesicht stärker; es ist mir, als sagte mir ein Wille, der dem meinigen befiehlt, ich soll mich erinnern, und ich erinnere mich.«

»Sprich also, sprich, liebe Andrée, denn ich warte voll Ungeduld. Dieser Mann hob Dich also in seine Arme?«

»In seine Arme?« versetzte Andrée erröthend, »ich erinnere mich dessen nicht genau. Ich weiß nur, daß er mich aus der Menge zog; doch die Berührung seiner Hand brachte bei mir dieselbe Wirkung hervor, wie in Taverney, und kaum hatte er mich berührt, als ich abermals ohnmächtig wurde, oder vielmehr einschief, denn die Ohnmacht hat ihre schmerzlichen Vorspiele, und diesmal führte ich nur die wohlthätigen Eindrücke des Schlafes.«

»In der That, Andrée, Alles, was Du mir da sagst, kommt mir so seltsam vor, daß ich, wenn

eine andere Person als Du mir solche Dinge erzählte, nicht daran glauben würde. Gleichviel, vollende,« fuhr er mit einer Stimme fort, welche mehr der Unruhe bebte, als er es wahrnehmbar werden lassen wollte.

Gilbert verschlang jedes Wort von Andrée, er, der wußte, daß wenigstens bis dahin jedes Wort der Wahrheit entsprach.

»Ich kam wieder zum Bewußtsein,« fuhr das Mädchen fort, »und erwachte in einem reich ausgestatteten Salon. Eine Kammerfrau und eine Dame waren an meiner Seite, schienen aber durchaus nicht unruhig, denn bei meinem Erwachen sah ich wohlwollende, lächelnde Gesichter.«

»Weißt Du, wie viel Uhr es war, Andrée?«

»Es schlug halb ein Uhr.«

»Oh!« machte der junge Mann frei athmend, »es ist gut, fahre fort, Andrée.«

»Ich dankte den Frauen für die Sorge, die sie an mich verschwendeten; doch da ich wußte, wie unruhig Ihr sein müßtet, bat ich sie, mich auf der Stelle zurückführen zu lassen; sie sagten mir, der Graf sei auf den Schauplatz der Katastrophe zurückgekehrt, um auf's Neue Hülfe zu leisten, er würde jedoch mit einem Wagen kommen und mich selbst nach unserem Hotel führen. Nach zwei Stunden hörte ich in der That einen Wagen in der Straße rollen, ein Beben, dem ähnlich, welches ich schon bei der Annäherung dieses Menschen empfunden hatte, erfaßte mich; ich fiel schwankend, betäubt auf ein Sopha: die Thüre ging auf, ich konnte mitten in meiner Blendung abermals denjenigen erkennen, welcher mich gerettet hatte, dann verlor ich zum zweiten Mal das Bewußtsein.«

»Nun wird man mich hinabgebracht, in den Fiacre gesetzt und hierher zurückgeführt haben. Weiterer Umstände erinnere ich mich durchaus nicht, mein Bruder.«

Philipp berechnete die Zeit und sah, daß seine Schwester unmittelbar von der Rue des Ecuries-du-Louvre nach der Rue Coq-Héron geführt worden sein mußte, wie sie von der Place Louis XV. nach der Rue des Ecuries-du-Louvre geführt worden war; und er drückte ihr herzlich die Hand und sagte mit seinem freien, freudigen Stimmtone:

»Ich danke, liebe Schwester, ich danke; alle diese Berechnungen stimmen mit der meinigen überein. Ich werde mich zu der Marquise von Savigny begeben und ihr selbst danken. Nun noch ein Wort von untergeordnetem Interesse.«

»Sprich.«

»Erinnerst Du Dich, mitten unter der Katastrophe das Gesicht eines Bekannten gesehen zu haben.« »Ich? nein.«

»Das des kleinen Gilbert, zum Beispiel?«

»In der That,« sprach Andrée, die ihre Erinnerungen zurückzurufen sich anstrebte, »ja in dem Augenblick, wo wir getrennt wurden, war er zehn Schritte von mir.«

»Sie hatte mich gesehen,« murmelte Gilbert.

»Während ich Dich suchte, Andrée, fand ich das arme Kind.«

»Unter den Todten?« fragte Andrée mit jener scharf hervortretenden Nuance der Theilnahme, welche die Großen für ihre Untergeordneten haben.

»Nein, er war nur verwundet; man hat ihn gerettet, und ich hoffe, daß er davonkommen wird.«

»Oh! desto besser,« sagte Andrée; »und was hatte er?«

»Die Brust eingedrückt.«

»Ja, ja, an der Deinigen, Andrée,« murmelte Gilbert.

»Aber,« fuhr Philipp fort, »was dabei seltsam ist und mich von diesem Kinde zu sprechen veranlaßt, das ist der Umstand, daß ich in seiner durch den Schmerz erstarrten Hand ein Stück von Deinem Kleide fand.«

»Das ist in der That seltsam.«

»Hast Du ihn In Deinem letzten Augenblick nicht gesehen?«

»Im letzten Augenblick, Philipp, sah ich so vieles vor Schrecken und Schmerz, vor Selbstsucht, vor Liebe, vor Mitleid, vor Gierde, vor Unflätigkeit schreckliche Gesichter, daß es mir vorkommt, als hätte ich ein Jahr in der Hölle gelebt; es kann wohl sein, daß ich unter allen diesen Gesichtern, die auf mich die Wirkung machten, als ließe ich alle Verdammte die Revue passiren, den kleinen Burschen gesehen habe, aber ich erinnere mich dessen durchaus nicht.«

»Doch dieses Stück Stoff, das von Deinem Kleide abgerissen wurde, es war wirklich von Deinem Kleid, denn ich habe diesen Umstand mit Nicole bewahrheitet.«

»Wobei Du diesem Mädchen sagtest, aus welcher Ursache Du fragtest?« versetzte Andrée, denn sie erinnerte sich der seltsamen Erklärung, welche sie in Teverney mit ihrer Kammerfrau in Beziehung auf eben diesen Gilbert gehabt hatte.

»Oh! nein. Kurz dieses Stück war in seiner Hand: wie erklärst Du Dir das?«

»Mein Gott, nichts kann leichter sein,« sprach Andrée mit einer Ruhe, welche einen unbeschreiblichen Contrast mit dem furchtbaren Herzklopfen von Gilbert bildete; »wenn er in dem Augenblick bei mir war, wo ich mich so zu sagen durch den Blick dieses Menschen aufgehoben fühlte, so wird er sich an mich angehängt haben, um zugleich mit mir die Hülfe zu benützen, die mir zukam, hiebei dem Ertrinkenden ähnlich, der sich am Gürtel des Schwimmers anklammert.«

»Oh!« murmelte Gilbert mit einer düsteren Verachtung gegen diesen Gedanken des Mädchens; »oh! unedle Auslegung meiner aufopfernden Ergebenheit! Wie diese Leute vom Adel uns Leute vom Volk beurtheilen; oh! Herr Rousseau hat Recht, wir sind mehr werth als sie; unser Herz ist reiner und unser Arm stärker.«

Und als er eine Bewegung machte, um die Unterredung von Andrée und ihrem Bruder wieder aufzufassen, von dem er sich durch dieses Selbstgespräch einen Augenblick, abgewendet hatte, hörte er ein Geräusch hinter sich.

»Mein Gott,« murmelte er, »es ist Jemand im Vorzimmer.«

Die Tritte näherten sich dem Corridor, und Gilbert versteckte sich tiefer im Ankleidecabinet und ließ den Thürvorhang vor sich herabfallen.

»Nun! die tolle Nicole ist also nicht da?« sagte die Stimme des Baron von Taverney, der, mit den Schößen seines Rockes an Gilbert anstreifend, in das Zimmer seiner Tochter eintrat.

»Sie ist ohne Zweifel im Garten,« antwortete Andrée mit einer Ruhe, welche bewies, daß sie keine Ahnung von der Gegenwart eines Dritten hatte; »guten Abend, mein Vater.«

Philipp stand ehrfurchtsvoll auf; der Baron bedeutete Ihm durch ein Zeichen, er möge bleiben, wo er war, nahm selbst einen Stuhl und setzte sich zu seinen Kindern.

»Ah! meine Kinder, sagte er, »es ist sehr weit von der Rue Coq-Héron nach Versailles, wenn man, statt in einer guten Hofequipe dahin zu fahren, nur eine Patache, gezogen von einem Pferde, hat; doch ich habe die Frau Dauphine immerhin gesehen.«

»Ah!« sagte Andrée. »Sie kommen also von Versailles, mein Vater?«

»Ja, die Prinzessin hatte die Güte, mich rufen zu lassen, da sie den Unfall meiner Tochter erfahren.«

»Es geht viel besser bei Andrée, mein Vater,« sprach Philipp.

»Ich weiß es wohl und habe es auch Ihrer königlichen Hoheit gesagt, welche die Gnade hatte, mir zu versprechen, sobald Deine Schwester wiederhergestellt sei, werde sie dieselbe zu sich nach Klein-Trianon berufen, was sie entschieden zu ihrer Residenz gewählt hat und nach ihrem Geschmack einrichten zu lassen beschäftigt ist.«

»Ich! ich! bei Hofe?« fragte Andrée schüchtern.

»Das wird nicht bei Hofe sein, meine Tochter, die Frau Dauphine hat Geschmack an einer häuslichen Lebensweise, der Herr Dauphin selbst haßt den Lärm und das Gepränge; man wird in Trianon im Familienkreise leben; nun dürften, wie ich die Launen Ihrer Hoheit der Frau Dauphine kenne, diese kleinen Familienversammlungen am Ende besser sein, als Parlamentseröffnungen und Ständeversammlung. Die Prinzessin hat Charakter und der Herr Dauphin ist tief, wie man sagt.«

»Oh! täusche Dich nicht, meine Schwester, es wird immer noch der Hof sein,« sprach Philipp mit traurigem Tone.

»Der Hof,« sagte Gilbert mit einer Wuth, einer gedrängten Verzweiflung, »der Hof, das ist ein Gipfel, den ich nicht erreichen, ein Abgrund, in den ich mich nicht stürzen kann; keine Andrée mehr! verloren für mich, verloren!«

Andrée aber erwiderte ihrem Vater:

»Wir haben weder das Vermögen, um an diesem Ort zu wohnen, noch die Erziehung, welche für denjenigen, welcher daselbst wohnt, nothwendig ist. Ich, ein armes Mädchen, was sollte ich unter diesen Damen machen, deren blendenden Glanz ich nur einmal gesehen, deren im Grunde so unbedeutenden, aber funkelnden Geist ich beurtheilt habe? Ach! mein Bruder, wie dunkel sind wir, um unter alle diese Lichter zu gehen!..«

Die Stirne faltend erwiderte der Baron:

»Abermals Albernheiten! ich begreife in der That nicht, warum die Meinigen stets bemüht sind, Alles zu erniedrigen, was von mir kommt oder mich berührt. Dunkel! wahrhaftig, Sie sind toll, mein Fräulein; dunkel! eine Taverney-Maison-Rouge dunkel! Ich bitte, wer wird denn glänzen, wenn nicht Sie? . . . Das Vermögen . . . Bei Gott! man weiß, was das Vermögen bei Hof besagen will; die Sonne der Krone saugt es aus, die Sonne macht es wieder aufblühen; das ist das große Gehen und Kommen der Natur. Ich habe mich zu Grunde gerichtet, gut; ich werde ganz einfach wieder reich werden. Hat der König kein Geld mehr, um es seinen Dienern anzubieten? Glaubst Du, ich werde erröthen über ein Regiment, das man dem ältesten Sohne meines Stammes gibt, Andrée, über eine Mitgift, die man Dir reicht, über eine Apanage, die man mir bewilligt, oder über einen schönen Rentenvertrag, den ich unter meiner Serviette finde, wenn ich im kleinen Kreise speise? Nein, nein, die Thoren haben Vorurtheile, ich habe keine . . . Ueberdies ist das mein Gut — ich nehme es wieder; mache Dir also keine Scrupel. Es bleibt noch Deine Erziehung zu erörtern, Deine Erziehung, von der Du so eben sprachst. Erwinnere Dich, daß kein Fräulein von Hof erzogen ist wie Du; mehr noch, Du hast neben der Erziehung der adeligen Fräulein die solide Bildung der Töchter vom Civilstand, von den Finanzen. Du bist musikalisch, Du zeichnest Landschaften mit Schafen und Kühen, welche Berghem nicht verleugnen würde. Es findet sich Schönheit bei Dir, der König wird nicht ermangeln, dies zu

bemerken. Du hast Conversation, das wird für den Herrn Grafen d'Artois oder für Herrn von Provence sein . . . man wird Dich also nicht nur gern sehen, sondern anbeten . . . Ja, ja,« sagte der Baron, sich die Hände reibend und mit einem so seltsamen Tone lachend, daß Philipp seinen Vater anschaute, denn er glaubte, dieses Lachen komme nicht aus einem menschlichen Munde. »Anbeten! ich habe das Wort gesagt.«

Andrée schlug die Augen nieder; Philipp nahm sie bei der Hand und sprach:

»Der Herr Baron hat Recht, Du bist wohl Alles, was er sagt. Niemand ist würdiger zum Eintritt in Versailles als Du.«

»Ja, aber ich werde von Euch getrennt werden,« erwiderte Andrée.

»Durchaus nicht, durchaus nicht,« unterbrach sie der Baron; »Versailles ist groß, meine Liebe.«

»Ja, doch Trianon ist klein,« entgegnete Andrée, stolz und wenig nachgebend, wenn man hartnäckig gegen sie war.

»Trianon wird immerhin groß genug sein, um Herrn von Taverney ein Zimmer zu bieten; »ein Mann wie ich richtet sich immer ein,« fügte er mit einer Bescheidenheit bei, welche bedeutete: Weiß sich immer einzurichten.

Durchaus nicht beruhigt durch diese Nähe ihres Vaters, wandte sich Andrée gegen Philipp.

»Meine Schwester,« sagte dieser, »Du wirst ohne Zweifel nicht einen Theil von dem bilden, was man den Hof nennt. Statt Dich in ein Kloster zu bringen, wo sie Deine Mitgift bezahlen würde, wird Dich die Frau Dauphine, welche Dich auszuzeichnen die Gnade hatte, mit irgend einer Beschäftigung bei sich behalten. Heut zu Tage ist die Etiquette nicht unbarmherzig, wie zur Zeit von Ludwig XIV., es ist Verschmelzung und Theilbarkeit bei den Stellen; Du kannst der Dauphine als Vorleserin oder als Gesellschaftsdame dienen, sie wird mit Dir zeichnen, sie wird Dich immer bei sich behalten; es ist möglich, daß man Dich nie sehen wird, Du wirst aber darum nicht minder in ihrer unmittelbaren Protection stehen und in diesem Verhältniß viel Neid einflößen. Das ist es, was Du befürchtest, nicht wahr?«

»Ja, mein Bruder.«

»Gut, doch kümmern wir uns nicht um eine solche Kleinigkeit, um ein paar Neidische . . . Mache, daß Du bald wiederhergestellt bist, Andrée, und ich werde das Vergnügen haben, Dich selbst nach Trianon zu führen, so lautet der Befehl der Frau Dauphine.«

»Es ist gut, ich werde gehen, mein Vater.«

»Doch sage,« fuhr der Baron fort, »Du bist bei Geld. Philipp?«

»Wenn Sie brauchen, mein Vater,« erwiderte der junge Mann, »so hätte ich nicht genug, um Ihnen anzubieten, wollen Sie dagegen mir anbieten, so kann ich Ihnen antworten, daß mir genug für mich bleibt.«

»Es ist wahr, Du bist ein Philosoph,« sagte der Baron höhnisch lächelnd. »Und Du, Andrée, bist Du auch philosophisch, und verlangst Du nichts oder brauchst Du etwas?«

»Ich müßte befürchten, Sie zu belästigen, mein Vater.«

»Ah! wir sind hier nicht mehr in Taverney. Der König hat mir fünf hundert Louisd'or zustellen lassen . . . auf Abschlag, wie Seine Majestät sagte. Denke an Deine Toilette, Andrée.«

»Ich danke, mein Vater,« erwiderte freudig das Mädchen.

»Ah! ah!« sagte der Baron, »das sind Extreme. So eben wollte sie nichts und nun würde sie einen Kaiser von China zu Grunde richten. Oh! gleichviel, verlange immerhin; die schönen

Roben werden Dir gut stehen, Andrée.«

Hienach und nach einem sehr zärtlichen Kuß öffnete der Baron die Thüre eines Zimmers, das das seinige von dem seiner Tochter trennte, und verschwand mit den Worten:

»Die verdammte Nicole ist nicht da, um mir zu leuchten!«

»Soll ich läuten, mein Vater?«

»Nein, ich habe La Brie, der in irgend einem Lehnstuhle schläft; gute Nacht, meine Kinder.«

Philipp war ebenfalls aufgestanden.

»Auch Dir gute Nacht, mein Bruder,« sagte Andrée, »ich bin gelähmt vor Müdigkeit. Das ist das erste Mal, daß ich seit meinem Unfall so viel spreche. Gute Nacht, lieber Philipp.«

Und sie reichte Ihre Hand dem jungen Mann, der sie brüderlich küßte, wobei er indessen in diese Brüderlichkeit eine Art von Ehrfurcht mischte, die er stets für seine Schwester gehabt hatte.

Philipp ging hinaus und streifte an den Thürvorhang, hinter welchem Gilbert verborgen war.

»Soll ich Nicole rufen?« sagte er, als er sich entfernte.

»Nein, nein,« rief Andrée, »ich werde mich allein auskleiden; gute Nacht, Philipp.«

LXXIV.

Was Gilbert vorhergesehen hatte.

Als Andrée allein war, erhob sie sich auf ihrem Ruhebett, und ein Schauer durchdrang den ganzen Leib von Gilbert.

Andrée stand; mit ihren alabasterweißen Händen machte sie eine nach der andern die Nadeln ihres Kopfputzes los, während der leichte Nachtmantel, der sie bedeckte, von ihren Schultern schlüpfend, ihren so reinen und anmuthigen Hals, ihre noch bebende Brust und ihre Arme entblößte, welche, nachlässig über dem Kopfe gerundet, der Biegung ihrer Hüften zu Gunsten eines ausgezeichneten, unter dem Battist zitternden Nackens Gewalt anthaten.

Auf den Knien, keuchend, trunken, fühlte Gilbert das Blut wüthend seine Stirne und sein Herz schlagen. Glühende Wogen kreisten in seinen Adern, eine Flammenwolke senkte sich auf sein Gesicht, ein unbekanntes, fieberhaftes Gemurmel summte in seinen Ohren; er war dem Augenblick wilden Irrsinns nahe, der die Menschen in den Schlund des Wahnwitzes stürzt. Er war im Begriff, über die Schwelle des Zimmers von Andrée zu schreiten und zu rufen:

»Oh! ja, Du bist schön, Du bist schön! Doch sei nicht so stolz auf Deine Schönheit, denn Du verdankst sie mir, denn ich habe Dir das Leben gerettet.«

Plötzlich hemmte Andrée ein Knoten ihres Gürtels im Auskleiden, sie wurde ärgerlich, stampfte mit dem Fuße, setzte sich ganz in Unordnung auf das Ruhebett, als ob das leichte Hinderniß, auf das sie gestoßen, hinreichend gewesen wäre, um ihre Kräfte zu lähmen, neigte sich halb entblößt gegen die Klingelschnur und riß ungeduldig daran.

Dieses Geräusch rief Gilbert zur Vernunft zurück. Nicole hatte die Thüre offen gelassen, um zu hören, Nicole würde kommen.

»Fahre hin, Traum, fahre hin, Glück, nichts mehr als ein Bild, nichts mehr als eine Erinnerung, ewig brennend in der Einbildungskraft, ewig gegenwärtig im Grunde des Herzens.«

Gilbert wollte ans dem Pavillon hinausstürzen, doch der Baron hatte bei seinem Eintritt die Thüren des Corridors an sich gezogen. Gilbert, der dieses Hinderniß nicht kannte, brauchte einige Secunden, um sie zu öffnen.

In dem Augenblick, wo er in das Zimmer von Nicole eintrat, kam Nicole. Der junge Mann hörte unter ihren Tritten den Sand des Gartens krachen. Er hatte nur noch Zeit, sich in den Schatten zu stellen, um das Mädchen vorüberzulassen, das, nachdem es die Thüre geschlossen hatte, das Vorzimmer durchschritt und leicht wie ein Vogel in den Corridor eilte.

Gilbert. erreichte das Vorzimmer und suchte hinauszukommen.

Doch während Nicole herbeilief und beständig: »Ich komme, ich komme, mein Fräulein! ich schließe die Thüre!« rief, schloß Nicole wirklich die Thüre, und sie schloß sie nicht nur durch doppeltes Umdrehen, sondern sie steckte auch in ihrer Verwirrung den Schlüssel in die Tasche.

Gilbert versuchte es also vergebens, die Thüre wieder zu öffnen. Er nahm seine Zuflucht zu den Fenstern. Die Fenster waren vergittert; nachdem er fünf Minuten lang geforscht und untersucht hatte, begriff Gilbert, daß es ihm unmöglich war, hinauszukommen.

Der junge Mann kauerte sich in eine Ecke, bewaffnet mit dem festen Entschluß, sich von

Nicole die Thüre öffnen zu lassen.

Diese, nachdem sie für ihre Abwesenheit den nicht zu verwerfenden Vorwand gebraucht hatte, sie habe die Glasrahmen des Treibhauses geschlossen, aus Furcht, die Nachtluft könnte den Blumen des Fräuleins schaden, kleidete Andrée vollends aus und brachte sie in's Bett. Wohl war in der Stimme von Nicole ein Zittern, wohl war eine besondere Bewegung an ihren Händen, wohl verrichtete sie ihren Dienst mit einem ungewöhnlichen Eifer, der einen Rest von Aufregung offenbarte, doch Andrée schaute von dem sanften Himmel, wo ihre Gedanken schwebten, selten auf die Erde herab, und wenn sie herabschaute, so erschienen die untergeordneten Wesen ihren Augen wie Atome.

Sie bemerkte also nichts.

In Gilbert kochte es vor Ungeduld, seitdem ihm der Rückzug abgeschnitten war. Er begehrte nur noch nach Freiheit.

Andrée entließ Nicole nach einer kurzen Plauderei, wobei Nicole die ganze Schmeichelei eines Kammermädchens, das Gewissensbisse hat, entwickelte. Sie fuhr mit den Händen an dem Rande der Decke ihrer Gebieterin hin, sie dämpfte die Lampe, sie zuckerte in dem silbernen Becher den Trank, der auf der alabasternen Nachtlampe lau gemacht wurde, sie wünschte mit ihrer süßesten Stimme ihrer Gebieterin einen guten Abend und verließ das Zimmer auf den Fußspitzen.

Als sie hinausging, schloß sie die Glasthüre.

Dann durchschritt sie trällernd, um glauben zu machen, ihr Geist sei ruhig, das Vorzimmer und ging auf die Thüre nach dem Garten zu.

Gilbert begriff die Absicht von Nicole und fragte sich einen Augenblick, ob er nicht, statt sich zu erkennen zu geben, durch Ueberraschung hinausgehen und den Augenblick, wo die Thüre offen wäre, um zu entfliehen, benützen sollte; doch dann würde man ihn sehen, ohne ihn zu erkennen, man würde ihn für einen Dieb halten, Nicole würde um Hülfe schreien, er hätte nicht Zeit, seinen Strick zu erreichen, und erreichte er ihn auch, so würde man ihn bei seiner Luftreise sehen, was seinen Rückzug verrathen und Scandal machen müßte, einen Scandal, der unfehlbar nur groß bei Leuten sein könnte, welche so schlecht gesinnt wären wie die Taverney gegen den armen Gilbert.

Es ist wahr, er würde Nicole angeben, er würde machen, daß man Nicole wegjagte.

Doch wozu würde ihn das nützen? Gilbert hätte das Uebel angerichtet ohne Nutzen, nur aus Rache. Gilbert war nicht so schwachen Geistes, daß er sich befriedigt fühlte, wenn er sich gerächt hatte, die Rache ohne Nutzen war für ihn mehr als eine schlechte Handlung, es war eine Albernheit.

Als Nicole nahe bei der Ausgangsthüre war, wo sie Gilbert erwartete, trat dieser also plötzlich aus dem Schatten hervor, in welchem er sich verborgen gehalten hatte, und erschien vor dem Mädchen in einem Lichtstrahl, der von der Helle des durch die Scheiben eindringenden Mondes hervorgebracht wurde.

Nicole wollte schreien; doch sie hielt Gilbert für einen Andern und sagte nach einer ersten Bewegung des Schreckens:

»Ah! Sie sind es, welche Unklugheit!«

»Ja, ich bin es,« erwiderte Gilbert ganz leise, doch schreien Sie ebenso wenig meinetwegen, als Sie um eines Andern willen nicht geschrieen hätten.«

Diesmal erkannte ihn Nicole.

»Mein Gott! Gilbert!« rief sie.

»Ich habe Sie gebeten, nicht zu schreien,« sagte kalt der junge Mann.

»Aber was machen Sie denn hier, mein Herr?« fuhr Nicole in ihrem Zorn heraus.

»Ah!« sagte Gilbert mit derselben Ruhe, »so eben nannten Sie mich unklug, und nun sind Sie selbst unkluger als ich.«

»Ja, in der That,« versetzte Nicole, »ich bin sehr gut, daß ich frage, was Sie hier machen.«

»Was mache ich denn hier?«

»Sie kommen, um Fräulein Andrée zu sehen.«

»Fräulein« Andrée?« versetzte Gilbert mit gleicher Ruhe.

»Ja, in die Sie verliebt sind, die aber zum Glück Sie nicht liebt.«

»Wahrhaftig?«

»Nehmen Sie sich jedoch in Acht, Herr Gilbert,« fuhr Nicole mit drohendem Tone fort.

»Ich soll mich in Acht nehmen?«

»Ja.«

»Wovor?«

»Nehmen Sie sich in Acht, daß ich Sie nicht anzeige.«

»Du, Nicole!«

»Ja, ich, und daß ich nicht mache, daß man Sie fortjagt.«

»Versuche es,« sagte Gilbert lächelnd.

»Du forderst mich heraus?«

»Ganz gewiß.«

»Was wird geschehen, wenn ich dem Fräulein, Herrn Philipp, dem Herrn Baron sage, daß ich Dich hier getroffen habe?«

»Es wird geschehen, was Du gesagt hast, nicht daß man mich fortjagt, ich bin, Gott sei Dank! schon ganz und gar fortgejagt, sondern man wird eine Treibjagd auf mich halten, wie auf ein wildes Thier. Nur wird diejenige, welche man fortjagt, Nicole sein.«

»Wie, Nicole?«

»Gewiß, Nicole, Nicole, der man Steine über die Mauern zuwirft.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Herr Gilbert,« sprach Nicole im Tone der Drohung, »man hat in Ihren Händen auf der Place Louis XV. ein Stück von dem Kleide des Fräuleins gefunden.«

»Sie glauben?«

»Herr Philipp hat es seinem Vater gesagt. Er vermuthet noch nichts, doch wenn man ihm hilft, wird er vielleicht bald zu vermuthen anfangen.«

»Und wer wird ihm helfen?«

»Ich.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Nicole, man könnte' auch vermuthen, daß Sie, während Sie sich stellen, als breiteten Sie Spitzen aus, die Steine aufheben, die man Ihnen über die Mauern zuwirft.«

»Das ist nicht wahr,« rief Nicole. Dann von ihrem Leugnen abgehend, fuhr sie fort:

»Uebrigens ist es kein Verbrechen, Billets zu empfangen, es ist kein Verbrechen wie das, sich

hier einzuschleichen, während sich das Fräulein auskleidet. Ah! was sagen Sie dazu, Herr Gilbert?»

»Ich sage, Mademoiselle Nicole, daß es für ein vernünftiges Mädchen, wie Sie sind, auch ein Verbrechen ist, Schlüssel unter den kleinen Thüren der Gärten durchzuschieben.«

Nicole bebte.

»Ich sage,« fuhr Gilbert fort, »wenn ich, der ich Herrn von Taverney, Herrn Philipp und Fräulein Andrée bekannt bin, das Verbrechen beging, mich bei ihr einzuschleichen, da ich der Unruhe nicht widerstehen konnte, welche mir die Gesundheit meiner ehemaligen Gebieter und besonders die von Fräulein Andrée einflößte, die ich dort zu retten versuchte, so gut versuchte, daß mir, wie Sie zugestanden haben, ein Stück von ihrem Kleid in der Hand blieb, ich sage, daß, wenn ich das sehr verzeihliche Verbrechen, mich hier einzuschleichen, beging, Sie das sehr unverzeihliche Verbrechen begangen haben, einen Fremden in das Haus Ihrer Herrschaft einzuführen und diesen Fremden in dem Treibhaus aufzusuchen, wo Sie eine Stunde mit ihm zugebracht haben.«

»Herr Gilbert?»

»Ah! so steht es mit der Tugend, mit der von Mademoiselle Nicole, wollte ich sagen . . . Ah! Sie finden es schlimm, daß ich in Ihrem Zimmer bin, Mademoiselle Nicole, während . . .«

»Herr Gilbert!«

»Sagen Sie also Fräulein Andrée, ich sei jetzt verliebt in sie; ich werde sagen, ich sei verliebt in Sie gewesen, und sie wird mir glauben, denn Sie waren so albern, es ihr in Taverney selbst zu sagen.«

»Gilbert, mein Freund . . .«

»Und man wird Sie fortjagen, Nicole, und, statt nach Trianon zur Dauphine mit dem Fräulein zu gehen, statt die Coquette mit den schönen jungen Herren und reichen Edelleuten zu spielen, wie Sie dies unfehlbar thun, wenn Sie im Hause bleiben, werden Sie mit Ihrem Liebhaber Herrn von Beausire, einem Gefreiten, einem Soldaten, zusammenkommen. Ah! ein schöner Sturz, in der That . . . Nicole, die Geliebte eines französischen Garde!«

Und Gilbert fing an in ein Gelächter ausbrechend zu singen:

»Bei der Garde der Franzosen
Stand der Herzgeliebte mein!«

»Haben Sie Mitleid. Herr Gilbert,« sagte Nicole, »schauen Sie mich nicht so an. Ihr Blick ist boshaft, er glänzt in der Finsterniß. Haben Sie Mitleid, lachen Sie auch nicht mehr, Ihr Lachen macht mir bange.«

»So öffnen Sie mir die Thüre, und kein Wort mehr von dem Allem, Nicole,« sprach Gilbert mit gebieterischem Tone.

Nicole öffnete die Thüre mit einem so heftigen Nervenzittern, daß man ihre Schultern sich bewegen und ihren Kopf wackeln sehen konnte wie den eines alten Weibes.

Gilbert ging zuerst hinaus und sagte, als er sah, daß ihn das Mädchen zur Ausgangsthüre führen wollte:

»Nein, nein; Sie haben Ihre Mittel, um die Leute hier hereinzulassen; ich habe die meinigen, um hinauszukommen. Gehen Sie ins Treibhaus, suchen Sie den theuren Herrn von Beausire auf, der Sie voll Ungeduld erwarten muß, und bleiben Sie bei ihm zehn Minuten länger, als Sie sollten. Ich bewillige diese Belohnung Ihrer Verschwiegenheit.«

»Zehn Minuten, und warum zehn Minuten?« fragte Nicole ganz zitternd.

»Weil ich diese zehn Minuten brauche, um zu verschwinden; gehen Sie, Mademoiselle Nicole, gehen Sie doch; und der Frau von Loth ähnlich, deren Geschichte ich Ihnen in Taverney erzählt habe, als Sie mir Rendezvous in den Heuschobern gaben, drehen Sie sich nicht um, denn es würde Ihnen Schlimmeres begegnen, als in eine Salzsäule verwandelt zu werden. Gehen Sie, schöne Wollüstige, gehen Sie nun, ich habe Ihnen nichts Anderes zu sagen.«

Unterjocht, erschrocken, niedergeschmettert durch diese feste Haltung von Gilbert, welcher ihre ganze Zukunft in seinen Händen hatte, kehrte Nicole mit gesenktem Kopfe in das Treibhaus zurück, wo sie wirklich der Gefreite Beausire in großer Angst erwartete.

Gilbert wandte seinerseits dieselbe Vorsicht an, um nicht gesehen zu werden, erreichte seine Mauer und seinen Strick, half sich durch die Weinranken und das Gitterwerk, gelangte zum ersten Stock der Treppe und kletterte leicht bis zu seiner Mansarde.

Das Glück wollte, daß er bei seinem Aufsteigen Niemand begegnete. Die Nachbarinnen waren schon zu Bette gegangen und Therese saß noch bei Tische.

Gilbert war zu sehr exaltirt durch den Sieg, den er über Nicole davongetragen, um zu befürchten, er könnte auf der Rinne straucheln. Er fühlte Im Gegentheil die Macht in sich, wie das Glück auf einem scharfen Rasirmesser zu gehen, und wäre dieses Rasirmesser auch eine Meile lang gewesen.

Er erreichte also seine Dachluke, schloß das Fenster und zerriß das Billet, das Niemand berührt hatte.

Dann streckte er sich behaglich auf seinem Bette aus.

Eine halbe Stunde nachher hielt Therese wirklich Wort und erkundigte sich durch die Thüre, wie es ihm gehe.

Gilbert antwortete mit einer Danksagung, welche mit dem Gähnen eines Menschen vermischt war, der vor Schlaf beinahe umkommt. Er hatte Eile, sich allein zu finden, ganz allein in der Dunkelheit und in der Stille, um sich mit seinen Gedanken zu sättigen, und mit dem Herzen, mit dem Geist, mit seinem ganzen Wesen die unaussprechlichen Gedanken dieses verzehrenden Tages zu analysiren.

Es verschwand wirklich bald Alles vor seinen Augen, der Baron, Philipp, Nicole, Beausire und er sah im Grunde seiner Erinnerung nur noch Andrée, halb entblößt, die Arme gerundet über ihrem Kopf, und die Nadeln aus ihren Haaren losmachend.

LXXV.

Die Botaniker.

Die von uns erzählten Ereignisse fielen am Freitag Abend vor; zwei Tage nachher also sollte im Walde von Luciennes der Spaziergang stattfinden, auf den sich Rousseau so sehr freute.

Gleichgültig gegen Alles, seitdem er den nahebevorstehenden Abgang von Andrée nach Trianon erfahren, hatte Gilbert den ganzen Tag auf den Rand seiner Luke gestützt zugebracht. Während dieses Tages war das Fenster von Andrée offen geblieben und einige Male hatte sich ihm das Mädchen schwach und bleich, um Luft zu schöpfen, genähert, und Gilbert war es dann vorgekommen, wenn er sie sah, als habe er vom Himmel nichts Anderes zu erbitten, als Andrée bestimmt zu wissen, ewig diesen Pavillon zu bewohnen, für sein ganzes Leben einen Platz in dieser Mansarde zu besitzen und zweimal des Tags das Mädchen zu erblicken, wie er es erblickt hatte.

Der ersehnte Sonntag kam endlich. Rousseau hatte schon am Tage vorher seine Vorbereitungen getroffen; sorgfältig gewichste Schuhe, der graue zugleich warme und leichte Rock waren aus dem Schranke gezogen worden, zur großen Verzweiflung von Therese, welche behauptete, eine Blouse oder ein Leinwandkittel wären für ein solches Geschäft genügend; aber ohne zu antworten, hatte Rousseau nach seinem Gefallen gehandelt; nicht nur sein Anzug, sondern auch der von Gilbert war der strengsten Untersuchung unterworfen worden, und der letztere hatte eine Vermehrung durch tadellose Strümpfe und neue Schuhe erhalten, womit ihn Rousseau überraschte.

Die Toilette des Botanikers war auch frisch; Rousseau halte seine Sammlung von Moosen, welche eine Rolle spielen sollten, nicht vergessen.

Ungeduldig wie ein Kind, ging Rousseau mehr als zwanzigmal ans Fenster, um zu sehen, ob dieser oder jener rollende Wagen nicht der von Herrn von Jussieu sei.

Endlich erblickte er einen gut gefirnisten Kasten, reich geschirrte Pferde und einen breiten, gepuderten Kutscher, der sich vor seiner Thüre aufgestellt hatte. Sogleich sagte er zu Therese:

»Hier ist er! hier ist er!«

Und zu Gilbert:

»Geschwinde, Gilbert, geschwinde! der Wagen wartet auf uns.«

»Nun,« entgegnete Therese mit bitterem Ton, »da Sie es so sehr lieben, in einem Wagen zu fahren, warum haben Sie nicht gearbeitet, um einen zu bekommen, wie Herr von Voltaire!«

»Stille doch!« brummte Rousseau.

»Bei Gott! Sie sagen immer, Sie haben so viel Talent als er.«

»Ich sage das nicht, verstehen Sie?« rief Rousseau voll Aerger; »ich sage . . . ich sage nichts!«

Und seine ganze Freude entfloh, wie dies geschah, so oft dieser feindselige Name an sein Ohr klang.

Zum Glück trat gerade Herr von Jussieu ein.

Er war pommadirt, gepudert, frisch wie der Frühling; ein bewunderungswürdiger Frack von

schwerem indischem Atlaß, linnengrau, eine Weste von lila Taffet, weiße seidene Strümpfe von einer außerordentlichen Feinheit und Schnallen von polirtem Gold bildeten einen Anzug.

Als er bei Rousseau eintrat, füllte er das Zimmer mit einem Wohlgeruch, den Therese einathmete, ohne ihre Bewunderung zu verbergen.

»Wie schön sind Sie!« sagte Rousseau, indem er Therese anschaute und mit den Augen seinen bescheidenen Anzug und seine umfangreiche Ausrüstung des Botanikers mit der so zierlichen Toilette von Herrn von Jussieu verglich.

»Nein, ich habe Angst vor der Hitze, sagte der elegante Botaniker.

»Und die Feuchtigkeit im Wald! Ihre seidenen Strümpfe, wenn wir in den Sümpfen Pflanzen sammeln.«

»Oh! nein, wir werden unsere Orte wählen.« »Und die Wassermoose, wir geben sie also für heute auf?«

»Wir kümmern uns nichts hierum, lieber College.« »Man sollte glauben, Sie gingen auf den Ball und zu den Damen.«

»Warum nicht der Dame Natur mit einem seidenen Strumpfe Ehre anthun?« erwiderte Herr von Jussieu etwas verlegen; »ist es nicht eine Geliebte, bei der es sich schon der Mühe lohnt, einige Kosten für sie aufzuwenden?«

Rousseau ging nicht weiter: sobald Herr von Jussieu die Natur anrief, war er selbst der Meinung, man konnte ihr nie zu viel Ehre anthun.

Was Gilbert betrifft, so schaute dieser Herrn von Jussieu mit neidischem Auge an. Seitdem er so viele junge Elegants die natürlichen Vorzüge, mit denen sie begabt waren, durch die Toilette hatte erhöhen sehen, begriff er den leichtfertigen Nutzen der Eleganz, und er sagte sich ganz leise, dieser Atlaß, dieser Battist, diese Spitzen würden wohl seiner Jugend Reiz verleihen, und wenn er, statt gekleidet zu sein, wie er es war, wie Herr von Jussieu gekleidet wäre und Andrée begegnete, so würde ihn Andrée anschauen.

Man fuhr im starken Trab mit zwei guten dänischen Pferden ab. Eine Stunde nach der Abfahrt stiegen die Botaniker im Bougival aus und wandten sich links auf dem Wege der Kastanienbäume.

Dieser heut zu Tage noch wunderbar schöne Spaziergang war schon zu jener Zeit von einer beinahe gleichen Schönheit, denn schon unter Ludwig XIV. mit Bäumen bewachsen, war derjenige Theil des Bergabhangs, den die Botaniker zu durchwandern sich anschickten, der Gegenstand beständiger Sorgfalt gewesen, seitdem der Fürst Geschmack an Marly gefunden.

Die Kastanienbäume mit den höckerigen Rinden., den riesigen Resten und phantastischen Formen, welche bald in ihren knorrigen Windungen die Schlange nachahmen, die sich um den Stamm windet, bald den Stier, der auf die Schlachtbank des Fleischers niedergeworfen schwarzes Blut ausspeit, der Birnenbaum mit Moos beladen und die Nußbäume, Kolosse, deren Blätterwerk im Juni vom Gelbgrünen zum Blaugrünen übergeht; diese Einsamkeit, diese pittoreske Rauheit des Bodens, der unter dem Schatten der alten Bäume hinaufsteigt, bis sich ein scharfer Kamm am matten Blau des Himmels abhebt; diese ganze zugleich mächtige, liebliche und schwermüthige Natur versenkte Rousseau in ein unaussprechliches Entzücken.

Für Gilbert, der ruhig, aber düster war, lag sein ganzes Leben in dem einzigen Gedanken:

»Andrée verläßt den Pavillon im Garten und geht nach Trianon.«

Auf der Höhe dieses Abhangs, den die drei Botaniker zu Fuß erstiegen, sah man den

viereckigen Pavillon von Luciennes sich erheben. Der Anblick dieses Pavillon, aus dem er entflohen war, veränderte den Lauf der Gedanken von Gilbert, um ihn zu wenig angenehmen Erinnerungen zurückzuführen, in die sich indessen durchaus keine Furcht mischte. Er ging hinten, sah vor sich zwei Beschützer und fühlte sich gut unterstützt; er schaute also Luciennes an, wie ein Schiffbrüchiger aus dem Hafen die Sandbank anschaut, an der sein Fahrzeug gescheitert ist.

Rousseau fing, seinen kleinen Spaten in der Hand, an, den Boden zu betrachten; Herr von Jussieu that dasselbe; nur suchte der erste Pflanzen, während der zweite seine Strümpfe vor der Feuchtigkeit zu bewahren bemüht war.

»Das bewundernswürdige Lepopodium!« sagte Rousseau.

»Reizend,« versetzte Herr von Jussieu; »doch gehen wir weiter, wenn es Ihnen beliebt?«

»Ah! die Lyrimachia Fenella, sie ist gut zu nehmen, sehen Sie.«

»Nehmen Sie, wenn es Ihnen Vergnügen macht.«

»Ah! wir sammeln keine Pflanzen.«

»Doch, doch . . . aber ich glaube, daß wir dort auf dem Plateau Besseres finden werden.«

»Wie es Ihnen gefällig ist. Gehen wir.«

»Wie viel Uhr ist es?« fragte Herr von Jussieu; »ich habe in der Eile, mit der ich mich anleidete, meine Uhr vergessen.«

Rousseau zog aus seiner Tasche eine große silberne Uhr.

»Neun Uhr,« sagte er.

»Wenn wir ein wenig ausruhen; wollen Sie?« fragte Herr von Jussieu.

»Oh! wie schlecht gehen Sie,« rief Rousseau. »So ist es, wenn man mit feinen Schuhen und seidenen Strümpfen Kräuter sammelt.«

»Sehen Sie, ich habe vielleicht Hunger.«

»Nun, so lassen Sie uns frühstücken; das Dorf ist nur eine Viertelstunde entfernt.«

»Nein, wenn's beliebt.«

»Wie! nicht? Haben Sie denn Frühstück in Ihrem Wagen?«

»Sehen Sie dort, in jener Baumgruppe?« sagte Herr von Jussieu, indem er die Hand nach dem Punkte des Horizonts ausstreckte, den er bezeichnen wollte.

Rousseau erhob sich auf die Fußspitzen und hielt seine Hand in Form eines Schildes über seine Augen.

»Ich sehe nichts,« sagte er.

»Wie? Sie bemerken nicht jenes kleine ländliche Dach?«

»Nein.«

»Mit einer Wetterfahne und Wänden von weiß und rothem Stroh, eine Art von Sennbütte?«

»Ja, ich glaube, ja, ein kleines, neues Häuschen.«

»Ein Kiosk, so ist es.«

»Nun?«

»Nun, dort werden wir das bescheidene Frühstück finden, das ich Ihnen versprochen habe.«

»Gut,« sagte, Rousseau. »Haben Sie Hunger, Gilbert?«

Gilbert, der bei diesem Gespräch gleichgültig geblieben war und maschinenmäßig Blumen

vom Heidekraut abriß, erwiderte:

»Wie es Ihnen gefällig ist, mein Herr.«

»Vorwärts also, wenn's beliebt,« sagte Herr von Jussieu; »übrigens hindert uns nichts, unter Weges Pflanzen zu sammeln.«

»Oh!« sprach Rousseau, »Ihr Neffe ist ein eifrigerer Naturforscher als Sie. Ich habe mit ihm im Walde von Montmorency Pflanzen gesammelt. Wir waren unserer wenig; er findet gut, er erklärt gut.«

»Hören Sie, er ist jung: er hat sich einen Namen zu machen.«

»Hat er nicht den Ihrigen, der schon gemacht ist? Ah! College, College, Sie herborisiren als Liebhaber.«

»Aegern Sie sich nicht, mein Philosoph; sehen Sie das schöne *Plantago Monanthes*, haben Sie dergleichen in Ihrem Montmorency?«

»Meiner Treue, nein,« erwiderte Rousseau, »ich habe es vergebens auf das Wort von Tournefort gesucht; in der That, herrlich.«

»Ah! der reizende Schmetterling,« rief Gilbert, der von der Nachhut zur Vorhut übergegangen war.

»Gilbert hat Hunger,« bemerkte Herr von Jussieu.

»Oh! mein Herr, ich bitte um Verzeihung; ich werde ohne Ungeduld warten, bis Sie bereit sind.«

»Um so mehr, als das Kräutersammeln nach dem, Essen nichts für die Verdauung taugt; und dann ist das Auge schwer, der Rücken träge; herborisiren wir also noch einige Augenblicke,« sagte Rousseau; »doch wie heißt dieser Pavillon?«

»Die Mäusefalle,« erwiderte Herr von Jussieu, der sich des von Sartines erfundenen Namens erinnerte.

»Welch ein seltsamer Name!«

»Oh! Sie wissen, auf dem Lande gibt es nur Phantasien.«

»Wem gehört dieses Gut, dieses schattige Gehölze?«

»Ich weiß es nicht genau.«

»Sie kennen aber den Eigenthümer, da Sie hier speisen wollen?« sagte Rousseau, der mit einem Anfang von Verdacht die Ohren spitzte.

»Keines Wegs . . . oder ich kenne vielmehr Jedermann, die Jagdaufseher, die mich hundertmal in ihr Gehölze haben gehen sehen und wissen, daß mich grüßen, mir einen Hasenpfeffer oder ein Salmis von Schnepfen anbieten ihrem Gebieter gefallen heißt; die Leute von allen benachbarten Herrschaften lassen mich hier machen, als wäre ich zu Hause. Ich weiß nicht genau, gehört dieser Pavillon Frau von Mirepoir, oder Frau von Egmont, oder . . . meiner Treue! ich weiß es nicht . . . Doch die Hauptsache, mein lieber Philosoph, und ich denke, Sie werden hiebei auch meiner Ansicht sein, die Hauptsache ist, daß wir Brod, Obst und Pastete finden.«

Der treuherzige Ton, mit dem Herr von Jussieu diese Worte sprach, zerstreute die Wolken, die sich schon auf der Stirne von Rousseau anhäuferten. Der Philosoph schüttelte seine Füße ab, rieb sich die Hände und Herr von Jussieu trat zuerst auf den moosigen Fußpfad, der sich unter den Kastanienbäumen hinschlängelte und zu der kleinen Einsiedelei führte.

Hinter ihm kam Rousseau, beständig Pflanzen sammelnd.

Gilbert, der wieder seinen Posten eingenommen hatte, schloß den Zug; er träumte von Andrée und den Mitteln, sie zu sehen, wenn sie in Trianon wäre.

LXXVI.

Die Philosophen-Mäusefalle.

Auf dem Gipfel des Hügels, den die drei Botaniker ziemlich mühsam erstiegen hatten, erhob sich eines von jenen Häuschen aus ländlichem Holz mit knorrigen Säulen, spitzigem Giebel, Fenstern umrankt von Epheu und Waldreben, wahre Einführungen der englischen Architektur, oder vielmehr der englischen Gärtner, welche die Natur nachahmen, oder gleichsam eine eigene Natur erfinden, was ihren beweglichen Schöpfungen und ihren vegetalen Erfindungen eine gewisse Originalität verleiht.

Die Engländer haben die blauen Rosen erfunden und ihre größte Eitelkeit war stets der Widerspruch gegen alle empfangene Ideen. Sie werden eines Tags die schwarzen Lilien erfinden.

Geräumig genug, um einen Tisch und sechs Stühle zu enthalten, war dieser Pavillon mit Backsteinen geplattet. Diese Backsteine waren mit einer Matte bedeckt, die Wände waren aus kleinen Mosaiken von Kieselsteinen, die man am steilen Ufer des Flusses gewählt, und aus Muscheln aller Art gemacht.

Der Plafond war in halb erhabener Arbeit. Tannenzapfen, Baumstümpfe von einer seltsamen Physiognomie, welche die häßlichsten Profile von Faunen oder wilden Thieren nachahmten, schienen über dem Kopfe der Besuche zu hängen; ferner sah man durch farbige Scheiben, je nachdem man durch ein violette, ein rothes oder ein blaues Glas schaute, hier die Ebene oder den Wald des Vesinet, gefärbt wie durch einen stürmischen Himmel, dort glänzend unter dem brennenden Athem einer Augustsonne, weiter oben kalt und trübe, wie durch einen Decemberreif. Man brauchte nur seine Scheibe zu wählen, das heißt, nach seinem Geschmack zu wählen, um zu schauen.

Dieses Schauspiel ergötzte Gilbert ungemein, und er betrachtete durch alle die rautenförmigen Scheiben das reiche Becken, das sich vor den Blicken vom Gipfel des Hügels von Luciennes herab entwickelt und durch dessen Mitte sich die Seine hinschlingelt.

Auch ein ziemlich interessantes Schauspiel, Herr von Jussieu beurtheilte es wenigstens so, war das reizende Frühstück, das man auf dem hölzernen Tisch mitten im Pavillon aufgetragen hatte.

Die ausgezeichnete Sahn von Marly, die Aprikosen und Pflaumen von Luciennes, die Würste und Crepinettes auf einer Porzellanplatte dampfend, ohne daß man sie einen Bedienten hatte bringen sehen; die lachenden Erdbeeren in einem mit Weinlaub ausgelegten Körbchen, und neben einer von Frische glänzenden Butter das grobe Schwarzbrod der Bauern und das Brod von goldener Grütze, so beliebt bei dem übersättigten Magen der Städtebewohner. Dies war es, was einen Schrei der Bewunderung bei Rousseau veranlagte, der ganz und gar Philosoph, aber ein unschuldiger Feinschmecker war, weil er einen eben so lebhaften Appetit, als bescheidenen Geschmack hatte.

»Welche Thorheit!« sagte er zu Herrn von Jussieu, »Brod und Obst, das war es, was wir brauchten, und als wahre Botaniker und fleißige Forscher hätten wir das Brod essen und die Pflaumen knorpeln müssen, ohne es aufzugeben, die Gebüsche zu durchsuchen und die Gräben zu durchwühlen. Erinnern Sie sich, Gilbert, meines Frühstücks und des Ihrigen in Plessis-

Piquet?«

»Ja, des Brodes und der Kirschen, die mir so köstlich vorkamen.«

»Ganz richtig.«

»So frühstücken die wahren Liebhaber der Natur.«

»Mein lieber Meister,« unterbrach ihn Herr von Jussieu, »wenn Sie mir Verschwendung vorwerfen, so haben Sie Unrecht; nie wurde bescheidener servirt . . .«

»Oh!« rief Rousseau, »Sie setzen den Werth Ihrer Tafel herab, Herr Lucullus.«

»Der meinigen? . . . nein!« antwortete Jussieu.

»Bei wem sind wir denn?« fragte Rousseau mit einem Lächeln, in dem man eben so wohl Unbehaglichkeit, als gute Laune finden konnte; »bei Geistern?«

»Oder bei Feen!« sagte Jussieu und stand mit einem verlorenen Blick nach der Thüre auf.

»Feen!« rief Rousseau heiter. »So sollen sie denn für ihre Gastfreundschaft gesegnet sein. Ich habe Hunger und wir wollen essen, Gilbert.«

Und er schnitt ein sehr ansehnliches Stück Schwarzbrod ab und reichte Brod und Messer seinem Zögling.

Dann suchte er, während er in die feste Kruste biß, ein paar Pflaumen auf dem Teller.

Gilbert zögerte.

»Vorwärts! vorwärts!« sagte Rousseau, »die Feen Würden durch Ihre Zurückhaltung beleidigt werden und glauben, Sie finden ihr Mahl unvollständig.«

»Oder Ihrer unwürdig, meine Herren,« sprach eine silberne Stimme am Eingang des Pavillon, wo sich Arm in Arm zwei frische, schöne Frauen zeigten, welche, ein Lächeln auf den Lippen, Herrn von Jussieu durch ein Zeichen bedeuteten, er möge sich in seinen Begrüßungen mäßigen.

Rousseau, der in einer Hand das angegriffene Brod und in der andern die angebissene Pflaume hatte, wandte sich um; er sah diese zwei Göttinnen, oder sie kamen ihm vielmehr durch die Schönheit und die Jugend so vor; er sah sie, erstaunte, grüßte, schwankte.

»Ah! Frau Gräfin,« rief Jussieu, »Sie hier, Welch eine liebenswürdige Ueberraschung!«

»Guten Morgen, Herr Botaniker,« sprach eine von den Damen mit einer ganz königlichen Anmuth und Vertraulichkeit.

»Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Herrn Rousseau vorstelle,« sagte Jussieu, indem er den Philosophen bei der Hand nahm, in der er das Schwarzbrot, hielt.

,Gilbert hatte die zwei Frauen auch gesehen und erkannt; er riß seine Augen weit auf und schaute, bleich wie der Tod, durch das Fenster des Pavillon mit dem Gedanken, sich hinauszustürzen.

»Guten Morgen, mein kleiner Philosoph,« sagte die andere Dame zu dem vernichteten Gilbert, indem sie ihm einen kleinen Schlag mit ihren drei rosigen Fingern auf die Wange gab.

Rousseau sah und hörte; er wäre vor Zorn beinahe erstickt. Sein Zögling kannte die zwei Göttinnen und war ihnen bekannt.

Gilbert war einer Ohnmacht nahe.

»Erkennen Sie den die Frau Gräfin nicht?« sagte Jussieu zu Rousseau.

»Nein,« erwiderte dieser ganz betäubt; es ist das erste Mal, wie mir scheint . . .«

»Madame Dubarry,« fuhr Jussieu fort.

Rousseau sprang auf, als ob er aus einem glühenden Eisen gegangen wäre.

»Madame Dubarry!« rief er.

»Ich selbst, mein Herr,« sprach die junge Frau mit ihrer ganzen Liebenswürdigkeit; »ich, die ich sehr glücklich bin, einen der erhabensten Denker unserer Zeit bei mir empfangen und von Nahem gesehen zu haben.«

»Madame Dubarry!« wiederholte Rousseau, ohne wahrzunehmen, daß sein zu langes Erstaunen zu einer ernststen Beleidigung wurde . . . »Sie! und ohne Zweifel gehört dieser Pavillon ihr, ohne Zweifel gibt sie mir Frühstück.«

»Sie haben es errathen, mein lieber Philosoph, sie ist es und ihre Frau Schwester,« fuhr Jussieu fort, dem es unwohl war vor diesen Zeichen des Sturms.

»Ihre Schwester, und sie kennt Gilbert!«

»Inniglich, mein Herr,« erwiderte Mademoiselle Chon, mit jener Keckheit, welche weder die Laune von Königen, noch den Aerger von Philosophen achtete.

Gilbert suchte mit den Augen ein Loch, das groß genug wäre, um sich ganz hineinzustürzen, so furchtbar glänzte das Auge von Herrn Rousseau.

»Inniglich,« wiederholte der letztere; »Gilbert kannte Madame inniglich und ich wußte nichts davon; ich war also betrogen, man hinterging mich also!«

Chon und ihre Schwester schauten sich spöttisch lächelnd an.

Herr von Jussieu zerriß eine Mechler Spitze, die wohl vierzig Louis d'or werth war.

Gilbert faltete die Hände, wollte er nun Chon anflehen, sie möge schweigen, oder Rousseau beschwören, er möge freundlicher mit ihm sprechen.

Es schwieg aber im Gegentheil Rousseau und Chon sprach.

»Ja,« sagte sie, »Gilbert und ich sind alte Bekannte; er ist mein Gast gewesen. Nicht wahr, Kleiner? Solltest Du schon undankbar gegen das Zuckerwerk von Luciennes und Versailles sein?«

Das war der letzte Schlag; die Arme von Rousseau verlängerten sich.

»Ah! ah!« machte er, den jungen Menschen schief anschauend, »so ist es, kleiner Unglücklicher!«

»Herr Rousseau,« murmelte Gilbert.

»Sollte man nicht glauben, Du weinest, weil Du von meiner Hand gepflegt worden bist?« fuhr Chon fort. »Ich vermuthete, Du wärest ein Undankbarer.«

»Mademoiselle!« flehte Gilbert.

»Kleiner,« sprach Madame Dubarry, »komm' nach Luciennes zurück, die Confituren und Zamore warten auf Dich; und man wird Dich gut aufnehmen, obgleich Du auf eine seltsame Weise weggegangen bist.«

»Ich danke, Madame,« erwiderte Gilbert trocken, »wenn ich einen Ort verlasse, so geschieht es, weil ich mir nicht mehr dort gefalle.«

»Und warum schlagen Sie das Gute aus, das man Ihnen anbietet?« sagte Rousseau voll Bitterkeit. »Sie haben den Reichthum gekostet, mein lieber Herr Gilbert, Sie müssen sich demselben wieder zuwenden.«

»Aber, mein Herr, wenn ich Ihnen schwöre . . .«

»Gehen Sie! gehen Sie! ich liebe die Menschen nicht, welche weder kalt noch warm sind.«

»Sie haben mich noch nicht angehört . . .«

»Doch.«

»Ich bin aus Luciennes entwichen, weil man mich dort eingeschlossen hielt.«

»Eine Falle. Ich kenne die Schlechtigkeit der Menschen.«

»Aber da ich Sie vorgezogen, da ich Sie als Wirth, als Beschützer, als Herrn angenommen habe . . .« »Heuchelei.«

»Wenn mir am Reichthum gelegen wäre, so würde ich doch das Anerbieten annehmen.«

»Herr Gilbert, man täuscht mich oft einmal, nie zweimal; Sie sind frei; gehen Sie, wohin Sie wollen.«

»Aber wohin? großer Gott!« rief Gilbert in tiefen Schmerz versenkt, weil er für immer sein Fenster und die Nachbarschaft von Andrée und seine ganze Liebe verlören sah; . . . weil er in seinem Stolz schmerzlich verletzt war, daß man ihn im Verdacht eines Verrathes hatte; weil er seine Selbstverleugnung, seinen langen Kampf gegen die Trägheit und die sinnlichen Begierden seines Alters, die er so muthig bewältigt, mißkannt sah.

»Wohin?« sagte Rousseau. »Zuerst zu dieser Dame, welche eine schöne und vortreffliche Person ist.«

»Oh! mein Gott! mein Gott!« rief Gilbert, der seinen Kopf in seinen Händen schüttelte.

»Haben Sie nicht bange,« sagte Herr von Jussieu, tief verletzt als Weltmann durch den seltsamen Ausfall von Rousseau gegen die Damen, »haben Sie nicht bange: man wird für Sie sorgen, und was Sie verlieren, nun! man wird es Ihnen wiederzugeben bemüht sein.«

»Sehen Sie,« sprach Rousseau bitter, »hier ist Herr von Jussieu, ein Freund der Natur, einer von Ihren Genossen,« fügte er mit einer grimassenartigen Anstrengung, um zu lächeln, bei, »er verspricht Ihnen Beistand und Glück, und Sie können auf ihn zählen, denn Herr von Jussieu hat lange Arme.«

Nachdem er so gesprochen, verbeugte sich Rousseau, der nicht mehr seiner Herr, vor den Damen mit Reminiscenzen aus Orosmane, grüßte Herrn von Jussieu, der ganz bestürzt war, und ging, ohne Gilbert nur anzuschauen, tragisch aus dem Pavillon ab.

»Oh! was für ein häßliches Thier ist ein Philosoph,« sagte Chon ganz ruhig, während sie dem Genfer nachschaute, der den Fußpfad hinabging oder vielmehr hinabrumpelte.

»Verlangen Sie, was Sie wollen,« sprach Herr von Jussieu zu Gilbert, der immer noch sein Gesicht in seinen Händen verborgen hielt.

»Ja, verlangen Sie, Herr Gilbert,« fügte die Gräfin mit einem Lächeln an den verlassenen Zögling bei.

Dieser erhob seinen bleichen Kopf, schob die Haare zurück, welche die Thränen und der Schweiß an seine Stirne geklebt hatten, und sprach mit sicherer Stimme:

»Da man mir eine Stelle anbietet, so wünsche ich als Gärtnergehülfe in Trianon einzutreten.«

Chon und die Gräfin schauten sich an, und Chon streifte, indem sie triumphirend mit den Augen blinzelte, mit ihrem Fuß über den Fuß der Gräfin. Diese machte ein Zeichen mit dem Kopf, das sie vollkommen verstand.

»Ist das thunlich, Herr von Jussieu?« fragte die Gräfin; »ich wünsche es.«

»Da Sie es wünschen, Madame, so ist es geschehen,« antwortete er.

Gilbert verbeugte sich und legte eine Hand auf sein Herz, das vor Freude überströmte, nachdem es in Traurigkeit versenkt gewesen war.

LXXVII.

Der Apolog.

In dem kleinen Cabinet in Luciennes, wo wir den Grafen Jean Dubarry, zum großen Mißvergnügen der Gräfin, so viel Chocolate haben verschlingen sehen, nahm der Herr Marschall von Richelieu einen Imbiß mit Madame Dubarry ein, welche, während sie Zamore an den Ohren zupfte, sich immer länger und nachlässiger auf einem Sopha von Atlaß mit Blumen brochirt ausstreckte, während der alte Höfling bei jeder neuen Stellung des verführerischen Geschöpfes ein neues Ach! der Bewunderung hören ließ.

»Oh! Gräfin,« sagte er, sich geberdend wie eine alte Frau, »Ihre Coiffure löst sich auf; Gräfin, Ihre Busenschleife rollt sich ab. Ach! Ihr Pantoffel fällt, Gräfin.«

»Bah! mein lieber Herzog, merken Sie nicht darauf,« erwiderte sie, während sie in der Zerstreung Zamore ein Pfötchen Haare ausrupfte und sich ganz niederlegte — wollüstiger und schöner auf ihrem Sopha als Venus In ihrer Seemuschel.

Wenig empfindlich für alle diese Lagen und Stellungen, erröthete Zamore vor Zorn. Die Gräfin besänftigte ihn dadurch, daß sie eine Hand voll Dragées vom Tisch nahm, die sie ihm in die Tasche steckte.

Zamore aber verzog das Gesicht, drehte seine Tasche um, und leerte die Dragées auf den Boden.

»Ah! kleiner Bursche!« rief die Gräfin, indem sie ein feines Bein ausstreckte, dessen Ende sich mit den phantastischen Hosen des Negers in Verbindung setzte.

»Oh! Gnade!« rief der alte Marschall. »Sie werden ihn tödten, so wahr ich ein Edelmann bin.«

»Warum kann ich nicht heute das tödten, was mir mißfällt,« sagte die Gräfin; »Ich fühle mich unbarmherzig.«

»Ah! ich mißfalle Ihnen also?« sprach der Herzog.

»Oh! nein, Sie nicht, im Gegentheil; Sie sind mein alter Freund, und ich bete Sie an; aber sehen Sie, ich bin in der That toll.«

»Das ist also eine Krankheit, welche Ihnen diejenigen gegeben, die Sie toll machen?«

»Nehmen Sie sich in Acht! Sie reizen mich furchtbar mit Ihren Galanterien, von denen Sie nicht ein Wort glauben.«

»Gräfin! Gräfin! ich fange an zu glauben, nicht, daß Sie toll, sondern daß Sie undankbar sind.«

»Nein, ich bin weder toll, noch undankbar; ich bin . . .«

»Nun, was sind Sie?«

»Ich bin zornig, Herr Herzog.«

»Ah! Wahrhaftig?«

Das setzt Sie in Erstaunen?«

»Nicht im Geringsten, Gräfin; bei meiner Ehre, es ist Grund dazu vorhanden.«

»Sehen Sie, das empört mich an Ihnen, Marschall,«

»Es gibt etwas, was Sie an mir empört, Gräfin?«

»Ja.«

»Und was ist das, wenn es gefällig wäre? Ich bin sehr alt, um mich zu bessern, und dennoch kenne Ich keine Anstrengung, der ich mich nicht unterziehen würde, um Ihnen zu gefallen.«

»Das ist es, daß Sie nicht einmal wissen, um was es sich handelt, Marschall.«

»Oh! doch.«

»Sie wissen, was mich ärgert?«

»Allerdings; Zamore hat den chinesischen Springbrunnen zerbrochen.«

Ein unmerkliches Lächeln schwebte über die Lippen der jungen Frau; doch Zamore, der sich schuldig fühlte, neigte das Haupt voll Demuth, als ob eine schwere Wolke von Ohrfeigen und Nasenstübern am Himmel herbeigezogen wäre.

»Ja,« sagte die Gräfin mit einem Seufzer, »ja, Herzog, Sie haben Recht; das ist es, und Sie sind in der That ein sehr feiner Politiker.«

»Man hat es mir immer gesagt, Madame,« sprach Herr von Richelieu mit einer vor Bescheidenheit ganz zerknirschten Miene.

»Oh! man braucht mir das nicht zu sagen, daß ich es sehe, Herzog; Sie haben den Grund meines Verdrusses sogleich gefunden, ohne rechts oder links zu suchen: das ist herrlich.«

»Vortrefflich; doch das ist noch nicht Alles.«

»Ah! wahrhaftig!«

»Nein. Ich errathe noch etwas Anderes.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Und was errathen Sie?«

»Ich errathe, daß Sie gestern Abend Seine Majestät erwarteten.« »Wo dies?« »Hier.«

»Nun, und hernach?«

»Und daß Seine Majestät nicht gekommen ist,« Die Gräfin erröthete und erhob sich ein wenig auf den Ellenbogen.

»Ah! ah!« machte sie.

»Und ich komme doch von Paris,« sagte der Herzog.

»Was beweist das?«

»Daß ich nichts von dem wissen könnte, was in Versailles vorgefallen ist . . . und dennoch . . .«

»Herzog, mein lieber Herzog, Sie sind heute voll Zurückhaltung. Was Teufels! wenn man angefangen hat, vollendet man auch, oder man fängt gar nicht an.«

»Sie sprechen sehr nach Ihrem Gefallen, Gräfin. Lassen Sie mich wenigstens wieder Athem holen. Woran war ich?«

»Sie waren an . . . dennoch.«

»Ah, ja! es ist wahr, und dennoch weiß ich nicht nur, daß Seine Majestät nicht gekommen ist, sondern ich errathe auch, warum sie nicht gekommen ist.«

»Herzog, ich dachte immer bei mir, Sie wären ein Zauberer, nur fehlte es mir an einem Beweis.«

»Nun! diesen Beweis werde ich Ihnen geben.«

Die Gräfin, welche ein viel größeres Interesse an dem Gespräche nahm, als sie den Anschein haben wollte, ließ den Kopf von Zamore los, dem sie mit ihren weißen zarten Fingern das Haar zerzauste.

»Geben Sie, Herzog, geben Sie,« sagte sie.

»Vor dem Herrn Gouverneur?«

»Verschwinde, Zamore,« sagte die Gräfin zu dem Neger, der, vor Freude toll, mit einem Sprung aus dem Boudoir ins Vorzimmer stürzte.

»Nun ist es gut,« murmelte Richelieu; »doch ich soll also Alles sagen. Gräfin?«

»Wie, dieser Affe Zamore hat Ihnen Zwang angethan?«

»Um die Wahrheit zu sagen, Gräfin, thut mir immer Jemand Zwang an.«

»Ja, Jemand, das begreife ich; doch ist Zamore Jemand?«

»Zamore ist nicht blind, Zamore ist nicht taub, Zamore ist nicht stumm; es ist also Jemand. Ich schmücke mit diesem Namen Jeden, der meines Gleichen in Augen, in Ohren und Sprache ist, nämlich Jeden, der sehen kann, was ich thue, der hören oder wiederholen kann, was ich sage, kurz Jeden, der mich verrathen kann. Nachdem nun diese Theorie festgestellt ist, fahre ich fort.«

»Ja, fahren Sie fort, Herzog, Sie werden mir ein Vergnügen machen.«

»Ein Vergnügen, ich glaube nicht; gleichviel, Ich muß fortfahren. Der König besuchte also gestern Trianon.«

»Das kleine oder das große?« »Das kleine. Die Frau Dauphine war an seinem Arm.«

»Ah!«

»Und die Frau Dauphine, welche reizend ist, wie Sie wissen ...«

»Ach!«

»Machte ihm so viel Schmeicheleien, Papachen hier, Großpapa dort, daß Seine Majestät, deren Herz von Gold ist, nicht widerstehen konnte, daß das Nachtessen auf den Spaziergang folgte, und daß die unschuldigen Spiele auf das Nachtessen folgten. Kurz . . .«

»Kurz,« rief Madame Dubarry bleich vor Ungeduld, »kurz, der König ist nicht nach Luciennes gekommen, nicht wahr, das ist es, was Sie sagen wollen?«

»Ei! mein Gott, ja.«

»Das ist ganz einfach. Seine Majestät hatte dort Alles, was sie liebt.«

»Ah! nein, Sie denken entfernt kein Wort von dem, was Sie sagen; höchstens Alles, was ihr gefällt.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Herzog, das ist noch viel schlimmer: zu Nacht speisen, plaudern, spielen, ist Alles, was der König braucht. Und mit wem hat er gespielt?«

»Mit Herrn von Choiseul.«

Die Gräfin machte eine Bewegung des Aergers.

»Wollen Sie, daß wir nicht mehr hievon sprechen?« fragte Richelieu.

»Im Gegentheile, mein Herr, sprechen wir davon.«

»Sie sind ebenso muthig als geistreich, Madame; greifen wir also den Stier bei den Hörnern an, wie die Spanier sagen.«

»Das ist ein Sprüchwort, das Ihnen Frau von Choiseul nicht verzeihen würde, Herzog.«

»Es ist jedoch nicht auf sie anwendbar. Ich sagte also, Madame, daß Herr von Choiseul, da ich ihn bei seinem Namen nennen muß, mit dem König Karten spielte, und zwar mit so viel Glück,

mit so viel Geschicklichkeit . . .«

»Daß er gewann?«

»Nein, daß er verlor, und daß Seine Majestät tausend Louis d'or im Piquet gewann, ein Spiel, worin Seine Majestät viel Eitelkeit besitzt, in Betracht, daß sie es sehr schlecht spielt.«

»Oh! der Choiseul, der Choiseul,« murmelte Madame Dubarry. »Und Frau von Grammont war dabei, nicht wahr?«

»Das heißt, Gräfin, sie war im Begriff, abzureisen.«

»Die Herzogin?«

»Ja, Ich glaube, sie begeht eine Albernheit.«

»Welche?«

»Da sie sieht, daß man sie nicht verfolgt, schmollt sie; da sie sieht, daß man sie nicht verbannt, verbannt sie sich selbst.«

»Wohin?«

»In die Provinz.«

»Sie wird intriguiren.«

»Was soll sie, bei Gott! Anderes thun? Da sie also in der Abreise begriffen war, so wollte sie ganz natürlich die Dauphine begrüßen, welche sie natürlich sehr liebt. Deshalb war sie in Trianon.«

»Im großen?«

»Allerdings, das kleine ist noch nicht meublirt.«

»Ah! die Frau Dauphine zeigt, indem sie sich mit allen diesen Choiseul umgibt, deutlich, welcher Partie sie sich anschließen will.«

»Nein, Gräfin, übertreiben wir nicht; denn die Herzogin wird am Ende morgen abgereist sein.«

»Und der König hat sich da belustigt, wo ich nicht war!« rief die Gräfin mit einer Entrüstung, in die sich ein gewisser Schrecken mischte.

»Mein Gott! ja; das ist unglaublich, aber es ist dennoch so, Gräfin. Lassen Sie hören, was schließen Sie daraus?«

»Daß Sie sehr gut unterrichtet sind, Herzog.«

»Und das ist Alles?«

»Nein.«

»Vollenden Sie also.«

»Ich schließe noch daraus, daß man den König freiwillig oder mit Gewalt aus den Klauen dieser Choiseul ziehen muß, oder wir sind verloren.«

»Leider!«

»Verzeihen Sie,« sagte die Gräfin; »ich sage wir, beruhigen Sie sich, Herzog, das ist nur auf die Familie anwendbar.«

»Und auf die Freunde, Gräfin, erlauben Sie mir, unter diesem Titel meinen Theil zu nehmen. Also ...«

»Sie gehören also zu meinen Freunden?«

»Ich glaube es Ihnen gesagt zu haben, Madame,«

»Das ist nicht genug.«

»Ich glaube es Ihnen bewiesen zu haben.«
»Das ist besser, und Sie werden mir helfen?«
»Mit meiner ganzen Macht, Gräfin; aber . . .«
»Aber, was?«
»Das Werk ist schwierig, ich verberge es Ihnen nicht.«
»Sind sie denn nicht zu entwurzeln, diese Choiseul?«
»Sie sind wenigstens stark gepflanzt.«
»Sie glauben?«
»Ich glaube es.«
»Es gibt also, was auch der gute Lafontaine sagen mag, weder Wind noch Sturm gegen diese Eiche?«
»Es ist ein großes Genie, der Minister.«
»Gut! nun sprechen Sie wie die Encyklopädisten.«
»Bin ich nicht von der Academie?«
»Oh! Sie sind so wenig davon, Herzog.«
»Es ist wahr, Sie haben Recht, mein Secretaire ist von der Academie und nicht ich. Doch ich beharre nichtsdestoweniger auf meiner Meinung.«
»Daß Herr von Choiseul ein großes Genie ist?«
»Ja wohl.«
»Worin zeigt es sich denn, dieses große Genie? lassen Sie hören.«
»Darin, Madame, daß er eine solche Geschichte mit den Parlamenten und den Engländern angefangen hat, daß der König seiner nicht mehr entbehren kann.«
»Die Parlamente . . . er reizt sie gegen den König auf.«
»Ganz richtig, und darin liegt gerade die Geschicklichkeit.«
»Die Engländer treibt er zum Krieg an.«
»Allerdings, der Friede würde ihn zu Grunde richten.«
»Das ist nicht Genie, Herzog.«
»Was ist es denn. Gräfin?«
»Es ist Hochverrath,«
»Wenn der Hochverrath gelingt, Gräfin, so ist es Genie, wie mir scheint, und zwar vom besten.«
»In dieser Hinsicht, Herzog, kenne ich Jemand, der so geschickt ist, als Herr von Choiseul.«
..Bah!«
»In Beziehung auf die Parlamente wenigstens.«
»Das ist die Hauptsache.«
»Denn dieser Jemand ist Schuld an der Empörung der Parlamente.«
»Sie reizen meine Neugierde, Gräfin.«
»Sie kennen ihn nicht, Herzog?«
»Meiner Treue, nein.«
»Er gehört doch zu Ihrer Familie.«
»Sollte ich einen Mann von Genie in meiner Familie haben? Sprechen Sie vom Cardinal-

Herzog, meinem Oheim?«

»Nein, ich spreche vom Herzog von Aiguillon, Ihrem Neffen.«

»Ah! Herr von Aiguillon, es ist wahr, er hat die Sache von La Chalotais in Schwung gebracht; meiner Treue, es ist ein hübscher Junge; ja, ja, in der That, er hat da ein hübsches Stück Arbeit gemacht. Hören Sie, Gräfin, bei meiner Ehre, das ist ein Mann, mit dem sich eine Frau von Geist verbinden sollte.«

»Begreifen Sie, Herzog,« sagte die Gräfin, »begreifen Sie, daß ich Ihren Neffen nicht kenne?«

»Wahrhaftig, Madame, Sie kennen ihn nicht?«

»Nein, ich habe ihn nie gesehen.«

»Armer Junge! er hat in der That seit Ihrer Thronbesteigung in der Bretagne gelebt. Er mag sich hüten, wenn er Sie sieht, er ist nicht an die Sonne gewöhnt.«

»Was macht mitten unter diesen Schwarzröcken ein Mann von Geist und Geschlecht, wie er?«

»Er wiegelt sie auf, da er nichts Besseres thun kann. Sie begreifen, Gräfin, Jeder nimmt sein Vergnügen, wo er es findet, und es gibt in der Bretagne keine große Lustbarkeiten. Ah! das ist ein thätiger Mann; Teufel! welch einen Diener hätte der König an ihm, wenn er wollte. Gegen ihn würden die Parlamente ihre Unverschämtheit nicht behaupten . . . Ab! er ist wahrhaftig Richelieu, Gräfin; erlauben Sie mir auch . . .«

»Was?«

»Daß ich ihn, sobald er eintrifft, Ihnen vorstelle.«

»Soll er bald nach Paris kommen?«

»Ei! Madame, wer weiß? Vielleicht hat er noch ein Lustrum in seiner Bretagne zu bleiben, wie der Spitzbube Voltaire sagt; vielleicht ist er unter Weges; vielleicht ist er zwei hundert Stunden von hier; vielleicht ist er vor der Barriere.«

Und der Marschall studirte auf dem Gesicht der jungen Frau die Wirkung der letzten Worte, die er gesagt.

Doch nachdem sie einen Augenblick geträumt hatte, sprach die Gräfin:

»Kehren wir zu dem Punkt zurück, wo wir waren.«

»Wohin Sie wollen, Gräfin.«

»Wo waren wir?«

»Bei dem Moment, wo sich Seine Majestät so sehr in Trianon in der Gesellschaft von Herrn von Choiseul gefällt.«

»Und wo wir davon sprachen, daß man den Choiseul fortschicken müsse.«

»Das heißt, wo Sie davon sprachen.«

»Wie,« sagte die Favoritin, »ich habe so großes Verlangen, ihn abgehen zu sehen, daß ich zu sterben Gefahr laufe, wenn er nicht geht; werden Sie mir nicht ein wenig helfen, mein lieber Herzog?«

»Oh! oh!« machte der Herzog sich aufblühend, »das ist, was wir in der Politik eine Eröffnung nennen.«

»Nennen Sie es, wie es Ihnen beliebt, nennen Sie es, wie es Ihnen gutdünkt; doch antworten Sie kategorisch.«

»Das ist ein abscheuliches Umstandswort in einem so schönen und so kleinen Mund.«

»Das heißen Sie antworten, Herzog?«

»Nein, nicht gerade: das heiÙe ich meine Antwort vorbereiten.«
»Ist sie vorbereitet?«
»Warten Sie doch.«
»Sie zögern, Herzog?«
»Nein.«
»Nun! ich höre.«
»Was halten Sie von den Apologen, Gräfin?«
»Das ist etwas Altes.«
»Bah! die Sonne ist auch alt, und wir haben noch nichts Besseres erfunden, um damit zu sehen.«
»Gut also, mit dem Apolog: doch das wird durchsichtig sein.«
»Wie Krystall.«
»Vorwärts.«
»Hören Sie mich, schöne Dame?«
»Ich höre.«
»Nehmen Sie also an, Gräfin . . . Sie wissen, daß man in den Apologen immer annimmt.«
»Gott! wie langweilig sind Sie, Herzog.«
»Sie denken nicht, was Sie sagen, Gräfin, denn nie haben Sie aufmerksamer gehört.«
»Es sei, ich habe Unrecht.«
»Nehmen Sie also an, Sie gehen in Ihrem schönen Garten in Luciennes spazieren, und Sie erblicken eine herrliche Pflaume, eine von jenen Reines-Claudes, die Sie so sehr lieben, weil sie die hochrothen und purpurnen Farben haben, welche den Ihrigen gleichen.«
»Gehen Sie, Schmeichler.«
»Sie bemerken, sage ich, eine von jenen Pflaumen ganz am Ende eines Zweigs, ganz oben auf dem Baum; was machen Sie, Gräfin?«
»Ich schüttle den Baum.«
»Ja, aber vergebens, denn der Baum ist groß, nicht zu entwurzeln, wie Sie so eben sagten, und Sie gewahren bald, daß Sie, ohne ihn zu erschüttern, Ihre kleinen Patschchen an der Rinde verletzen; dann sagen Sie, indem Sie den Kopf auf die liebenswürdige Weise, die nur Ihnen und den Blumen angehört, drehen: Mein Gott, mein Gott! wie gern möchte ich diese Pflaume auf dem Boden sehen; und Sie werden ärgerlich.«
»Das ist ganz natürlich, Herzog.«
»Ich werde Ihnen nicht das Gegentheil sagen.«
»Fahren Sie fort, mein lieber Herzog, Ihr Apolog interessirt mich ungemein.«
»Plötzlich sehen Sie, indem Sie sich umwenden, Ihren Freund, den Herzog von Richelieu, der denkend spazieren geht.«
»An was denkend?«
»Eine schöne Frage, bei Gott! an Sie; und Sie sagen ihm mit Ihrer anbetungswürdigen Flötenstimme: ‚Ah! Herzog! Herzog!‘ «
»Sehr gut!«
» ,Sie sind ein Mann; Sie sind stark; Sie haben Mahon genommen; schütteln Sie mir doch ein

wenig diesen verteuflten Pflaumenbaum, damit ich diese satanische Pflaume bekomme;’ nicht so, Gräfin?«

»Durchaus, Herzog; ich sagte dies ganz leise, während Sie es laut sagten; doch was antworteten Sie?«

»Ich antwortete . . .«

»Ja.«

»Ich antwortete . . . Wie Sie drängen, Herzogin! ich wünsche in der That nichts Anderes, doch schauen Sie, schauen Sie, wie dieser Baum solid ist, wie die Zweige knorrig sind; was Teufels, ich halte auch auf meine Hände, obgleich sie fünfzig Jahre älter sind, als die Ihrigen.«

»Ah!« machte plötzlich die Gräfin, »gut, gut, ich verstehe.«

»Dann setzen Sie den Apolog fort. Was sagen Sie mir?«

»Ich sage Ihnen . . .«

»Mit Ihrer Flötenstimme?«

»Immer.«

»Ich sage Ihnen: mein kleiner Marschall, hören Sie auf, diese Pflaume gleichgültig anzuschauen, welche Sie übrigens nur gleichgültig anschauen, weil sie nicht für Sie ist; wünschen Sie dieselbe mit mir, mein lieber Marschall, begehren Sie mit mir nach ihr, und wenn sie mir gehörig den Baum schütteln, wenn die Pflaume fällt, nun wohl! ...«

»Nun?«

»So essen wir sie mit einander.«

»Bravo!« rief der Herzog in die Hände klatschend.

»Ist es so?«

»Meiner Treue, Gräfin, nur Sie können einen Apolog endigen. Bei meinen Hörnern! wie mein seliger Vater sagte, wie zierlich ist das geschürzt.«

»Sie werden also den Baum schütteln, Herzog?«

»Mit beiden Händen und drei Herzen, Gräfin.«

»Und die Pflaume war wirklich eine Reine-Claude?«

»Man ist nicht vollkommen sicher, Gräfin.«

»Was ist es denn?«

»Mir scheint, es war vielmehr ein Portefeuille oben auf diesem Baum.«

»Uns Beiden also das Portefeuille.«

»Oh! nein, mir allein. Beneiden Sie mich nicht um dieses Maroquin, Gräfin; es werden so viele schöne Dinge mit ihm vom Baume fallen, wenn ich ihn geschüttelt habe, daß Sie nicht wissen, was Sie wählen sollen.«

»Nun. Marschall, ist das eine verabredete Sache?«

»Ich bekomme den Platz von Herrn von Choiseul.«

»Wenn der König will.«

»Will der König nicht Alles, was Sie wollen?«

»Sie sehen wohl, daß dies nicht der Fall ist, da er seinen Choiseul nicht wegschicken will.«

»Oh! ich hoffe, der König wird wohl die Gnade haben, sich seines alten Gefährten zu erinnern.«

»Waffengefährten?«
»Ja, Waffengefährten; die größten Gefahren sind nicht immer im Krieg, Gräfin.«
»Und Sie verlangen nichts von mir für den Herzog von Aiguillon?«
»Meiner Treue, nein; der Bursche wird selbst zu verlangen wissen.«
»Ueberdies werden Sie da sein. Nun ist die Reihe an mir.«
»Die Reihe, was zu thun?«
»Zu verlangen.«
»Ganz richtig.«
»Was werden Sie mir geben?«
»Was Sie wollen.«
»Ich will Alles.«
»Das ist vernünftig.«
»Und ich werde es bekommen?«
»Eine schöne Frage. Doch werden Sie damit zufrieden sein, und nur dieses von mir verlangen?«
»Nur dieses und noch etwas Anderes.«
»Sprechen Sie,«
»Sie kennen Herrn von Taverney?«
»Es ist ein vierzigjähriger Freund von mir.«
»Er hat einen Sohn?«
»Und eine Tochter.«
»Ganz richtig.«
»Hernach?«
»Das ist Alles.«
»Wie, das ist Alles?«
»Ja, das Etwas, was mir noch von Ihnen zu verlangen bleibt, werde ich zu geeigneter Zeit und geeigneten Ortes verlangen.«
»Vortrefflich.«
»Wir sind einverstanden, Herzog?«
»Ja. Gräfin.«
»Es ist unterzeichnet?«
»Viel mehr, es ist beschworen.«
»So werfen Sie mir meinen Baum um.«
»Ich habe Mittel.«
»Welche?«
»Meinen Neffen.«
»Hernach?«
»Die Jesuiten.«
»Ah! ah!«
»Ein ganzes, sehr angenehmes Plänchen, das Ich für jeden Fall entworfen hatte.«

»Darf man es erfahren?«

»Ach! Gräfin.«

»Ja, ja, Sie haben Recht.«

»Sie wissen, das Geheimniß . . .

»Ist die Hälfte des Gelingens; ich vollende Ihren Gedanken.«

»Sie sind anbetungswürdig.«

»Doch ich will den Baum meinerseits auch schütteln.«

»Gut, gut, schütteln Sie, schütteln Sie, Gräfin, das kann nichts schaden.«

»Ich habe mein Mittel.«

»Und Sie halten es für gut?«

»Ich bin dafür bezahlt.«

»Welches?«

»Ah! Sie werden es sehen, Herzog, oder vielmehr . . .«

»Was?«

»Nein, Sie werden es nicht sehen.

Und bei diesen Worten, welche mit einer Feinheit ausgesprochen worden, die nur dieser reizende Mund haben konnte, schlug die tolle Gräfin, als wäre sie gerade zu sich gekommen, rasch die Atlaßwellen ihres Rockes nieder, welche in der Hitze der diplomatischen Verhandlung eine fluchende Bewegung, der des Meeres ähnlich, gemacht hatten.

Der Herzog, der ein wenig Seemann, und folglich mit den Launen des Oceans vertraut war, brach in ein schallendes Gelächter aus, küßte der Gräfin die Hände und errieth, er, der so gut errieth, daß seine Audienz beendet war.

»Wann werden Sie umzuwerfen anfangen, Herzog?« fragte die Gräfin.

»Morgen. Wann werden Sie zu schütteln anfangen?«

Man hörte einen gewaltigen Lärmen von Carrossen im Hof und beinahe zugleich den Ruf: »Es lebe der König!«

»Ich,« antwortete die Gräfin durch das Fenster schauend, »ich werde auf der Stelle anfangen.«
»Bravo.«

»Gehen Sie auf der kleinen Treppe hinab, Herzog, und erwarten Sie mich im Hof, Sie werden meine Antwort in einer Stunde bekommen.«

LXXVIII.

Der Gutgenug Seiner Majestät Ludwig XV.

König Ludwig XV. war nicht so sanftmüthig, daß man alle Tage über Politik mit ihm sprechen konnte.

Die Politik langweilte ihn ungemein, und in seinen schlimmen Tagen entzog er sich mit dem Argument, auf das nichts zu erwiedern war:

»Bah! die Maschine wird wohl so lange dauern als ich.«

Waren die Umstände günstig, so benützte man es; doch es kam selten vor, daß der Monarch nicht seinen Vortheil wieder an sich riß, den er in einem Augenblick guter Laune verloren hatte.

Madame Dubarry kannte Ihren König so gut, daß sie sich, wie die Fischer, die sich aufs Meer verstehen, nie bei schlechtem Wetter einschiffte.

Der Augenblick aber, wo sie der König in Luciennes besuchte, war einer der besten, die man nur immer finden konnte. — Der König hatte am vorhergehenden Tag Unrecht gehabt, er wußte, daß man ihn schmählen würde. Er mußte an diesem Tage leicht einzunehmen sein.

So vertrauensvoll aber das Wildbret sein mag, das man auf dem Anstand erwartet, so findet sich doch immer noch ein gewisser Instinct bei ihm, dem man zu mißtrauen wissen muß. Doch dieser Instinct wird unwirksam gemacht, wenn der Jäger sich zu benehmen weiß.

Man höre, wie die Gräfin Dubarry in Beziehung auf das königliche Wildbret zu Werke ging, das sie in ihre Garne locken wollte.

Sie trug, wie wir bemerkt zu haben glauben, ein sehr zierliches Déshabillé, wie es Boucher seinen Schäferinnen gibt.

Nur hatte sie keine Schminke, denn die Schminke war die Antipathie von König Ludwig XV.

Sobald man seine Majestät gemeldet hatte, sprang die Gräfin nach ihrem Schminketopf und fing an ihre Wangen mit aller Heftigkeit zu reiben.

Der König sah aus dem Vorzimmer, welcher Beschäftigung die Gräfin sich hingab.

»Pfui!« sagte er eintretend; »die Abscheuliche schminkt sich.«

»Ah! guten Morgen, Sire,« sagte die Gräfin, welche vor ihrem Spiegel saß, ohne sich stören zu lassen und ohne sich in ihrer Arbeit zu unterbrechen, selbst als sie der König auf den Hals küßte.

»Sie erwarteten mich also nicht, Gräfin?«

»Warum denn, Sire?«

»Daß Sie sich Ihr Gesicht so beschmutzen.«

»Im Gegentheil, Sire, ich war sicher, der Tag würde nicht vorübergehen, ohne daß ich die Ehre hätte, Eure Majestät zu sehen.«

»Ah! wie Sie mir das sagen, Gräfin.«

»Sie finden?«

»Ja. Sie sind ernst wie Herr Rousseau, wenn er seine Musik hört.«

»Ich habe auch in der That Eurer Majestät etwas Ernstes zu sagen.«

»Ah! gut! Ich sehe Sie kommen, Gräfin.«

»Wahrhaftig!«
»Ja, Vorwürfe.«
»Ich! stille doch, Sire . . . Ich bitte, warum denn?«
»Weil ich gestern nicht gekommen bin.«
»Oh! Sire, Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich nicht die Anmaßung habe, Euere Majestät der Welt entziehen zu wollen.«
»Jeannette, Du ärgerst Dich.«
»Oh! nein, Sire, ich bin schon ganz ärgerlich.«
»Hören Sie, Gräfin, ich versichere Sie, daß ich unablässig an Sie gedacht habe.«
..Bah!«
»Und daß mir dieser Abend ewig zu währen schien.«
»Ich wiederhole, ich spreche durchaus nicht hievon. Eure Majestät bringt ihre Abende zu, wo es ihr beliebt, das geht Niemand etwas an.«
»In der Familie, Madame, in der Familie.«
»Sire, ich habe mich nicht darnach erkundigt.«
»Warum?«
»Bei Gott! Sire, Sie werden zugeben, das wäre unanständig von meiner Seite.«
»Aber wenn Sie mir deshalb nicht grollen,« rief der König, »warum grollen Sie mir denn? denn man muß doch am Ende gerecht sein auf dieser Welt.«
»Ich grolle Ihnen nicht, Sire.«
»Da Sie aber ärgerlich sind?«
»Ich bin ärgerlich, ja, Sire, das ist wahr.«
»Worüber denn?«
»Daß ich ein Gutgenug bin.«
»Großer Gott, Sie?«
»Ja! ich, die Gräfin Dubarry! die hübsche Jeanne, die reizende Jeannette, die verführerische Jeanneton, wie Eure Majestät sagt; ja, ich bin der Gutgenug.«
»Worin denn?«
»Darin, daß ich meinen König, meinen Geliebten habe, wenn Herr von Choiseul und Frau von Grammont nichts mehr von ihm wollen.«
»Oh! oh! Gräfin.«
»Meiner Treue! schlimm genug, ich sage die Dinge, die ich auf dem Herzen habe, gerade heraus. Hören Sie, Sire, man sagt, Frau von Grammont habe oft am Eingang Ihres Schlafzimmers auf Sie gelauert. Ich werde die Gegenspür der edlen Herzogin nehmen; ich werde beim Ausgang lauern, und der erste Choiseul oder die erste Grammont, die in meine Hände fällt . . . meiner Treue! das wird schlimm gehen . . .«
»Gräfin! Gräfin!«
»Was wollen Sie, ich bin eine schlecht erzogene Frau. Ich bin die Geliebte von Blaise, die schöne Bourbonnaise.«
»Gräfin, die Choiseul werden sich rächen.«
»Was ist mir daran gelegen, wenn sie sich nur für meine Rache rächen.«

»Man wird sie bespucken.«

»Sie haben Recht.«

»Ah!«

»Ich habe ein vortreffliches Mittel und will es in Anwendung bringen.«

»Das ist?« fragte der König unruhig,

»Das ist, daß ich ganz einfach gehe.«

Der König zuckte die Achseln.

»Ah! Sie glauben es nicht, Sire?«

»Meiner Treue, nein.«

»Weil Sie sich nicht die Mühe geben, nachzudenken. Sie vermengen mich mit Anderen.«

»Wie so?«

»Allerdings. Frau von Chateauroux wollte Göttin sein; Frau von Pompadour wollte Königin sein; Andere wollten reich, mächtig sein, die Frauen des Hofes durch das Gewicht ihrer Gunstbezeugungen demüthigen. Ich, ich habe keinen von diesen Fehlern.«

»Das ist wahr.«

»Während ich gute Eigenschaften habe.«

»Das ist abermals wahr.«

»Sie denken nicht ein Wort von dem, was Sie sagen.«

»Oh! Gräfin, Niemand ist mehr als ich von Ihrem Werthe überzeugt.«

»Es mag sein, doch hören Sie; was ich sage, kann Ihrer Ueberzeugung keinen Eintrag thun.«

»Sprechen Sie,«

»Einmal bin ich reich und brauche Niemand.«

»Sie wollen es mich bereuen lassen, Gräfin.«

»Sodann habe ich nicht den geringsten Stolz für Alles das, was diesen Damen schmeichelt, nicht das geringste Verlangen nach dem, wonach sie trachten; ich wollte immer vor Allem meinen Liebhaber lieben, wäre dieser Liebhaber ein Musketier, wäre er ein König gewesen. Sobald ich nicht mehr liebe, lege ich auf nichts mehr einen Werth.«

»Wir wollen hoffen, daß Sie auf mich noch einigen Werth legen, Gräfin.«

»Ich bin noch nicht zu Ende.«

»Fahren Sie also fort, Madame.«

»Ich habe Eurer Majestät noch zu sagen, daß ich hübsch, daß ich jung bin, daß ich noch zehn Jahre der Schönheit vor mir habe, daß ich nicht nur die glücklichste, sondern auch die geehrteste Frau der Welt von dem Tage an werde, wo ich nicht mehr die Geliebte Eurer Majestät bin. Sie lächeln, Sire. Dann thut es mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie nicht überlegen. Die anderen Favoritinnen, wenn Sie an ihnen genug hatten und wenn das Volk an ihnen zu viel hatte, jagten Sie fort, und Sie machten dadurch, daß Sie das Volk segnete, welches die in Ungnade Gefallene verfluchte wie früher; ich werde nicht abwarten, bis man mich wegschickt.

Ich verlasse den Platz und verkündige Jedermann, daß ich ihn verlassen habe. Ich gebe den Armen hunderttausend Livres, ich bringe acht Tage, um Buße zu thun, in einem Kloster zu, und ehe ein Monat vergeht, habe ich mein Portrait in allen Kirchen als Seitenstück zur büßenden Magdalena.«

»Oh! Gräfin, Sie sprechen nicht im Ernst,« sagte der König.

»Schauen Sie mich an, Sire, und sehen Sie, ob ich ernsthaft bin oder nicht; ich schwöre Ihnen im Gegentheil, nie in meinem Leben habe ich ernster gesprochen.«

»Sie werden eine solche Niedrigkeit begehen, Jeanne? Sie wissen nicht, daß Sie mir den Stuhl vor die Thüre setzen, Madame.«

»Nein, Sire, denn Ihnen den Stuhl vor die Thüre setzen hieße ganz einfach sagen: wählen Sie zwischen diesem und jenem.«

»Während?«

»Während ich sage: Gott befohlen, Sire, und damit ist's aus.«

Der König erbleichte, doch diesmal vor Zorn.

»Wenn Sie sich so vergessen, Madame, nehmen Sie sich in Acht!«

»Wovor, Sire?«

»Ich schicke Sie in die Bastille.«

»Mich, Sire?«

»Ja, Sie, und in der Bastille langweilt man sich noch mehr als im Kloster.«

»Oh! Sire,« sprach die Gräfin die Hände faltend, »wenn Sie mir diese Gnade erweisen würden . . .«

»Welche Gnade?«

»Mich in die Bastille zu schicken.«

»Nun!«

»Sie würden mich glücklich machen.«

»Wie so?«

»Ja wohl. Mein verborgener Ehrgeiz besteht darin , daß ich populär sein will wie Herr La Chalotais oder Herr von Voltaire. Die Bastille fehlt mir nur hiezu; ein wenig Bastille, und ich bin die seligste der Frauen. Das wird für mich eine Gelegenheit sein, Denkwürdigkeiten über mich, über Ihre Minister, über Ihre Mädchen, über Sie selbst zu schreiben, und so alle Tugenden von Ludwig dem Vielgeliebten auf die entfernteste Nachwelt zu übertragen. Unterzeichnen Sie den Verhaftsbefehl, Sire. Sehen Sie, ich gebe Ihnen selbst Tinte und Feder.«

Und sie schob ein Schreibzeug vor den König, das auf einem Gueridon stand.

So herausgefordert, dachte der König einen Augenblick nach, stand auf und sagte:

»Es ist gut. Leben Sie wohl, Madame.«

»Meine Pferde!« rief die Gräfin. »Leben Sie wohl, Sire.«

Der König machte einen Schritt nach der Thüre.

»Chon!« rief die Gräfin.

Chon erschien.

»Meine Koffer, mein Reisegeräte und Postpferde; rasch, rasch,« sagte die Gräfin.

»Postpferde!« versetzte Chon bestürzt; »guter Gott, was gibt es denn?«

»Meine Liebe, wenn wir nicht so schnell als möglich abreisen, so schickt uns Seine Majestät in die Bastille. Es ist also keine Zeit zu verlieren. Beeile Dich, Chon, beeile Dich.«

Dieser Vorwurf traf Ludwig XV. im Herzen. Er kehrte zur Gräfin zurück, nahm ihre Hand und sprach:

»Gräfin, verzeihen Sie meine Lebhaftigkeit.«

»In der That, Sire, es wundert mich, daß Sie mich nicht auch mit dem Galgen bedroht haben.«

»Oh! Gräfin!«

»Gewiß . . . henkt man die Diebe nicht?«

»Nun?«

»Stehle ich nicht den Platz von Frau von Grammont?«

»Gräfin!«

»Bei Gott! das ist mein Verbrechen, Sire.«

»Hören Sie, Gräfin, seien Sie gerecht: Sie haben mich in Verzweiflung gebracht.«

»Und nun?«

Der König reichte ihr die Hände.

»Wir hatten Beide Unrecht, verzeihen wir uns gegenseitig.«

»Verlangen Sie im Ernste eine Aussöhnung?«

»Bei meiner Treue!«

»Gehe, Chon.«

»Ohne etwas zu befehlen?« fragte die junge Frau ihre Schwester.

»Im Gegentheile. befehl Alles, was ich gesagt habe.«

»Gräfin . . .«

»Aber man warte auf neue Befehle.«

»Ah!«

Chon entfernte sich.

»Sie grollen mir also?« sagte die Gräfin, zum König.

»Auf's Aeüßerste.«

»Bedenken Sie wohl, was Sie sagen, Sire.«

Der König bedachte in der That, konnte aber nicht zurückweichen; und überdies wollte er wissen, wie weit die Forderungen des Siegers gehen würden.

»Reisen Sie,« sagte er.

»Sogleich. Merken Sie wohl auf, Sire; ich war im Begriff, abzureisen, ohne etwas zu verlangen.«

»Ich habe es wohl gesehen.«

»Doch wenn ich bleibe, werde ich etwas verlangen.«

»Was? Man muß nur wissen, was.«

»Ah! Sie wissen es nicht.«

»Nein.«

»Doch, da sie ein Gesicht schneiden.«

»Die Entlassung von Herrn von Choiseul?

»Ganz richtig.«

»Unmöglich. Gräfin.«

»Also meine Pferde.«

»Schlimmer Kopf.«

»Unterzeichnen Sie meinen Verhaftsbefehl für die Bastille oder den Brief, der den Minister

verabschiedet.«

»Es gibt eine Mitte,« sagte der König.

»Ich danke für Ihre Milde, Sire. Ich werde, wie es scheint, abreisen, ohne daß man mich beunruhigt.«

»Gräfin. Sie sind Weib.«

»Zum Glück.«

»Und urtheilen über Politik als wahres eigensinniges und zorniges Weib. Ich habe keinen Grund, Herrn von Choiseul zu entlassen.«

»Ich begreife, das Idol Ihrer Parlamente, denjenigen, welcher sie in ihrer Empörung unterstützt.«

»Man muß doch einen Vorwand haben.«

»Der Vorwand ist der Grund des Schwachen.«

»Gräfin, Herr von Choiseul ist ein ehrlicher Mann und die ehrlichen Leute sind selten.«

»Es ist ein ehrlicher Mann, der Sie an die Schwarzröcke verkauft, welche alles Geld Ihres Königreichs auffressen.«

»Keine Uebertreibung, Gräfin.«

»Die Hälfte also.«

»Mein Gott!« rief Ludwig XV. ärgerlich.

»Doch ich bin im Ganzen sehr dumm,« rief die Gräfin; »was liegt mir an den Parlamenten, an den Choiseul, an der Regierung; was liegt mir sogar am König, mir, seinem Gutgenug!«

»Abermals.«

»Immer, Sire.«

»Geben Sie mir zwei Stunden zum Ueberlegen.«

»Zehn Minuten, Sire. Ich gehe in mein Zimmer, schieben Sie mir die Antwort unter der Thüre durch: dort finden, Sie Tinte, Feder und Papier. Wenn Sie in zehn Minuten nicht geantwortet haben, oder nicht nach meinem Gefallen geantwortet haben, Sire, Gott befohlen! denken Sie nicht mehr an mich, ich werde abgereist sein.«

Um sich eine gute Haltung zu geben, küßte Ludwig XV. der Gräfin die Hand, und diese schleuderte ihm, während sie sich entfernte, ihr herausforderndstes Lächeln zu.

Der König widersetzte sich diesem Rückzug durchaus nicht, und die Gräfin schloß sich in das anstoßende Zimmer ein.

Fünf Minuten nachher streifte ein viereckig zusammengelegtes Papier den seidenen Wulst der Thüre und die Wolle des Teppichs.

Die Gräfin las gierig den Inhalt des Billets, schrieb in der Eile ein paar Worte mit Bleistift und warf diese paar Worte Herrn von Richelieu zu, der im kleinen Hofe, in großer Angst, er könnte gesehen werden, fest wie ein Kranich unter einem Wetterdache stand.

Der Marschall entfaltete das Papier, las, lief in aller Eile, trotz seiner fünf und siebenzig Jahre, weg, kam in den großen Hof, wo er seinen Wagen fand, und rief:

»Kutscher, nach Versailles, was die Pferde laufen können.«

Das Herr von Richelieu aus dem Fenster zugeworfene Billet enthielt folgende Worte:

»Ich habe den Baum geschüttelt, das Portefeuille ist gefallen.«

LXXIX.

Wie König Ludwig XV. mit seinem Minister arbeitet.

Am andern Morgen war großer Lärmen in Versailles, Die Leute begegneten sich nur mit geheimnißvollen Geberden und bezeichnendem Händedrücken, oder indem sie die Arme kreuzten und die Blicke zum Himmel ausschlugen, was ihren Schmerz oder ihr Erstaunen offenbarte.

Um zehn Uhr befand sich Herr von Richelieu mit einer großen Anzahl von Parteigängern im Vorzimmer des Königs in Trianon.

Ganz mit Gold überzogen, ganz blendend, plauderte der Graf Jean mit dem alten Marschall, und er plauderte heiter, wenn man seinem glänzenden Gesicht glauben durfte.

Gegen eilf Uhr kam der König, der sich in sein Arbeitscabinet begab, vorüber: er sprach mit Niemand, Seine Majestät ging sehr schnell.

Fünf Minuten nach eilf Uhr stieg Herr von Choiseul aus seinem Wagen und durchschritt die Gallerie, sein Portefeuille unter dem Arm.

Als er erschien, trat eine große Bewegung unter den Leuten ein, welche sich umwandten, um das Ansehen zu haben, als plauderten sie unter einander und, um den Minister nicht zu grüßen.

Der Herzog schenkte diesem Benehmen keine Aufmerksamkeit; er trat in das Cabinet, wo der König in einem Stoß Papiere blätterte, während er seine Chokolade zu sich nahm.

»Guten Tag, Herzog,« sprach der König freundschaftlich, »sind wir diesen Morgen gut gestimmt?«

»Sire, Herr von Choiseul befindet sich wohl, aber der Minister ist sehr krank und kommt, um Eure Majestät zu bitten, da sie noch von nichts mit ihm spricht, seine Entlassung anzunehmen. Ich danke dem König, daß er mir diese Initiative gestattet hat, es ist eine letzte Gunst, für die ich sehr erkenntlich bin.«

»Wie, Herzog, Ihre Entlassung, was soll das bedeuten?«

»Sire, Eure Majestät hat gestern in die Hände von Madame Dubarry einen Befehl unterzeichnet, der mich meines Amtes entsetzt; diese Neuigkeit läuft schon in ganz Paris und in ganz Versailles umher. Das Uebel ist geschehen, doch ich wollte den Dienst Eurer Majestät nicht verlassen, ohne den Befehl mit der Erlaubniß erhalten zu haben, denn officiell ernannt, kann ich mich nur durch einen officiellen Befehl als entsetzt betrachten.«

»Wie, Herzog!« rief der König lachend, denn die strenge, würdige Haltung vor Herrn von Choiseul imponirte ihm bis zur Furcht. »Wie, Sie, ein Mann von Geist, ein Mann der Form, konnten das glauben?«

»Aber, Sire,« sagte der Minister erstaunt, »Sie haben unterzeichnet . . .«

»Was denn?«

»Einen Brief, den Madame Dubarry besitzt.«

»Ah! Herzog, haben Sie nie den Frieden nöthig gehabt? Sie sind sehr glücklich! . . . es ist wahr, Frau von Choiseul ist ein Muster.«

Beleidigt durch diese Vergleichung, faltete der Herzog die Stirne.

»Eure Majestät,« sagte er, »ist von einem zu festen und zu glücklichen Charakter, um mit den Staatsangelegenheiten das zu vermischen, was sie die häuslichen Angelegenheiten zu nennen beliebt.«

»Choiseul, ich muß Ihnen das erzählen, es ist sehr drollig; Sie wissen, daß man Sie dort ungemein fürchtet.«

»Nämlich, daß man mich haßt, Sire.«

»Wenn Sie wollen; nun! hat mir diese tolle Gräfin nicht die Alternative gestellt: sie in die Bastille zu schicken oder Ihnen für Ihre Dienste zu danken.«

»Sodann, Sire?«

»Herzog, Sie werden mir zugestehen, es wäre ein Unglück gewesen, den Anblick zu verlieren, den Versailles diesen Morgen bot. Seit gestern belustige ich mich damit, daß ich die Staffetten auf den Landstraßen jagen, die Gesichter sich verlängern oder verkürzen sehe. Cotillon III. ist seit gestern Königin von Frankreich. Das ist doch äußerst belustigend.«

»Aber das Ende, Sire?«

»Das Ende, mein lieber Herzog,« sprach Ludwig XV., der nun wieder ernst wurde, »das Ende wird immer dasselbe sein. Sie kennen mich, mein lieber Herzog, ich habe das Aussehen, als gäbe ich nach, und ich gebe nie nach. Lassen Sie die Weiber den kleinen Honigkuchen verschlingen, den ich ihnen von Zeit zu Zeit zuwerfe, wie man es Cerberus that; aber wir, leben wir ruhig, unstörbar, ewig mit einander. Und da wir bei den Erklärungen sind, so behalten Sie diese für sich . . . Welches Gerücht auch im Umlauf sein mag, welchen Brief von mir Sie erhalten mögen . . . unterlassen Sie es nicht, nach Versailles zu kommen . . . So lange Ich Ihnen sage, was ich Ihnen sage, werden wir gute Freunde sein, Herzog.«

Der König reichte dem Minister die Hand und dieser verbeugte sich ohne Dankbarkeit, wie ohne Groll.

»Arbeiten wir nun, wenn es Ihnen beliebt, lieber Herzog.«

»Ich bin zu den Befehlen Eurer Majestät,« erwiderte Choiseul, indem er sein Portefeuille öffnete.

»Um anzufangen, sagen Sie mir vor Allem ein paar Worte über das Feuerwerk.«

»Das war ein großes Unglück, Sire.«

»An wem liegt der Fehler?«

»An Herrn Bignon, dem Prévot der Handelsleute.«

»Das Volk hat viel geschrien?«

»Oh! sehr viel.«

»Dann müßte man Herrn Bignon absetzen.«

»Das Parlament, von dessen Mitgliedern eines beinahe im Gedränge erdrückt worden wäre, hatte sich die Angelegenheit zu Herzen genommen; doch der Herr Generalanwalt Séguier hielt eine sehr eindrucksvolle Rede, um zu beweisen, dieses Unglück sei das Werk des Verhängnisses. Man klatschte Beifall, und es ist nun nichts mehr.«

»Desto besser! Gehen wir zu den Parlamenten über, Herzog, Ah! hier macht man uns einen Vorwurf.«

»Man wirft mir vor, Sire, Ich unterstütze Herrn von Aiguillon nicht gegen Herrn de la

Chalotais; aber wer wirft mir das vor? Dieselben Leute, welche mit Freudenschüssen den Brief Eurer Majestät umhergetragen haben. Bedenken Sie doch, Sire, daß Herr von Aiguillon seine Vollmacht in der Bretagne überschritten hat, daß die Jesuiten wirklich verbannt waren, daß Herr de la Chalotais Recht hatte; daß Eure Majestät selbst durch einen öffentlichen Akt die Unschuld dieses Generalanwalts anerkannt hat. Das Wort des Königs läßt sich aber nicht so zurücknehmen! Seinem Minister gegenüber wohl; aber seinem Volke gegenüber nicht!«

»Mittlerweile fühlen sich die Parlamente stark.«

»Sie sind es in der That. Wie! man hetzt sie, man sperrt sie ein, man überhäuft sie mit Plackereien; und sie sollten nicht stark sein! Ich habe Herrn von Aiguillon nicht angeklagt, daß er die la Chalotais-Sache angefangen, aber ich werde ihm nie verzeihen, daß er dabei Unrecht gehabt hat.«

»Herzog! Herzog! das Uebel ist geschehen, denken wir an das Gegenmittel. Wie kann man die Unverschämten im Zügel halten? . . .«

»Die Intriguen des Herrn Kanzlers müssen aufhören, Herr von Aiguillon darf nicht mehr unterstützt werden, und der Zorn des Parlaments wird schwinden.«

»Aber dann habe ich nachgegeben, Herzog?«

»Eure Majestät wird also durch Herrn von Aiguillon repräsentirt und nicht durch mich?«

Dieses Argument war stark, der König fühlte es.

»Sie wissen,« sagte er, »daß ich nicht gern den Widerwillen meiner Diener erzeuge, selbst wenn sie sich getäuscht haben . . . Doch gehen wir von dieser Angelegenheit ab, die mich betrübt, und der sicherlich die Zeit ihr Recht widerfahren läßt . . . Sprechen wir ein wenig vom Aeußern . . . Man sagt mir, ich werde Krieg bekommen?«

»Sire, wenn Sie Krieg bekommen, so wird es ein loyaler und nothwendiger Krieg sein.«

»Mit den Engländern . . . Teufel!«

»Fürchtet Eure Majestät zufällig die Engländer?«

»Oh! zur See.«

»Eure Majestät beruhige sich; der Herr Herzog von Praslin, mein Vetter, Ihr Seeminister, wird Ihnen sagen, daß er vier und sechzig Linienschiffe hat, ohne diejenigen, welche auf der Werft sind; dabei Material, um zwölf weitere in einem Jahr zu bauen . . . sodann fünfzig Fregatten erster Größe, was eine achtenswerthe Stellung für den Seekrieg ist . . . Was aber den Krieg auf dem Festlande betrifft, so haben wir noch etwas Besseres als dieses, wir haben Fontenoy.«

»Sehr gut; doch warum würde ich mit den Engländern Krieg zu führen haben, mein lieber Herzog? Eine Regierung, welche noch viel geschickter war, als die Ihrige, die des Abbé Dubois, hat den Krieg mit England stets vermieden.«

»Ich glaube es wohl, Sire, der Abbé Dubois bekam monatlich sechsmal hundert tausend Livres von den Engländern.«

»Oh! Herzog.«

»Ich habe den Beweis, Sire.« »Es mag sein, aber worin sehen Sie die Ursachen zum Krieg?«

»England will alle Indien haben; ich mußte Ihren Officieren die strengsten, die feindlichsten Befehle geben. Die erste Collision wird Anlaß zu Reclamationen von Seiten Englands geben, und es ist meine feste Meinung, daß wir denselben nicht entsprechen sollen. Die Regierung Eurer Majestät muß durch die Stärke geachtet sein, wie sie es in Folge der Bestechung war.«

»Ei! gedulden wir uns; in Indien, wer weiß? das ist so fern.«

Der Herzog biß sich auf die Lippen.

»Es ist ein *casus belli*, der uns noch viel näher liegt, Sire,« sagte er.

»Auch noch, was denn?«

»Die Spanier machen Anspruch auf den Besitz der Malouinen und Falklandsinseln . . . Der Hafen von Egmont war von den Engländern willkürlich besetzt worden; die Spanier haben sie mit Gewalt daraus vertrieben, daher die Wuth Englands: es bedroht die Spanier mit den äußersten Maßregeln, wenn man ihm nicht Genugthuung gibt.«

»Nun! aber wenn die Spanier dennoch Unrecht haben, so mögen sie die Sache ausmachen.«

»Sire, und der Familienvertrag? Warum haben Sie auf Unterzeichnung dieses Vertrags gedrungen, der alle Bourbonen Europas enge verbindet und einen Wall gegen die Unternehmungen Englands bildet?«

Der König neigte das Haupt.

»Seien Sie unbesorgt, Sire, Sie haben eine furchtbare Armee, eine imposante Marine, Geld. Ich weiß zu finden, ohne daß ich das Geschrei der Völker erzeuge. Wenn wir Krieg haben, so wird dies eine Veranlassung des Ruhmes für die Regierung Eurer Majestät sein, und ich beabsichtige Vergrößerungen, für die man uns die Entschuldigung und den Vorwand geliefert haben wird.«

»Also den Frieden im Innern, Herzog; wir wollen nicht überall Krieg haben.«

»Aber das Innere ist ruhig,« erwiderte der Herzog, der sich stellte, als verstünde er nicht.

»Nein, nein, Sie sehen wohl, daß dies nicht der Fall ist. Es gibt Leute, welche sagen, sie lieben mich, während ihre Manieren durchaus nicht den Ihrigen gleichen; bringen wir alle diese Systeme in Einklang; seien wir darauf bedacht, mein lieber Herzog, daß ich glücklich lebe.«

»So weit es von mir abhängt, soll Ihr Glück vollkommen sein, Sire.«

»Das heiße ich sprechen. Speisen Sie heute mit mir zu Mittag.«

»In Versailles, Sire?«

»Nein, in Luciennes.«

»Oh! ich bedaure es unendlich; doch meine Familie schwebt in großer Unruhe über die Nachricht, die sich gestern verbreitet hat; man glaubt mich in Ungnade bei Eurer Majestät. Ich kann nicht so viele Herzen leiden lassen.«

»Und diejenigen, von welchen ich spreche, leiden nicht, Herzog? Bedenken Sie doch, wie glücklich wir alle drei zur Zeit der armen Marquise gelebt haben.«

Der Herzog neigte das Haupt, seine Augen verschleierten sich, ein halb unterdrückter Seufzer entschlüpfte seiner Brust.

»Frau von Pompadour,« sagte er, »war eine auf den Ruhm Eurer Majestät sehr eifersüchtige Frau, sie hatte sehr politische Ideen, Ich gestehe, daß ihr Geist mit meinem Charakter sympathisirte. Oft, Sire, habe ich mich bei den großen Unternehmungen, die sie bildete, vorangestellt.«

»Aber sie mischte sich in die Politik, Herzog, und Jedermann machte ihr dies zum Vorwurf.«

»Das ist wahr.«

»Diese ist im Gegentheil sanft wie ein Lamm; sie hat noch nicht einen einzigen geheimen Verhaftsbefehl unterschreiben lassen, nicht einmal gegen die Pamphletisten und Spottliederschreiber. Und man wirft ihr vor, was man bei der Andern sagte. Ah! Herzog, man

könnte einen Ekel vor dem Fortschritt bekommen . . . Auf, schließen Sie Ihren Frieden in Luciennes.«

»Sire, wollen Sie die Gnade haben, die Frau Gräfin Dubarry zu versichern, ich finde, sie sei eine reizende Frau und würdig der ganzen Liebe des Königs; aber . . .«

»Ah! nun kommt ein aber.«

»Aber,« fuhr Herr von Choiseul fort, »ich habe die Ueberzeugung, daß, wenn Eure Majestät Frankreich nothwendig ist, ein guter Minister heutigen Tages Eurer Majestät noch viel nothwendiger ist, als seine reizende Geliebte.«

»Sprechen wir nicht mehr davon, Herzog, und bleiben wir gute Freunde. Aber zanken Sie Frau von Grammont, daß sie nicht mehr gegen die Gräfin complottirt, denn die Frauen würden uns entzweien.«

»Sire, Frau von Grammont will Eurer Majestät zu sehr gefallen, das ist ihr Unrecht.«

»Sie mißfällt mir, wenn sie der Gräfin schadet, Herzog.«

»Frau von Grammont reist auch ab, Sire, man wird sie nicht mehr sehen, das ist ein Feind weniger.«

»So verstehe ich es nicht, Sie gehen zu weit. Doch der Kopf brennt mir, Herzog; wir haben diesen Morgen gearbeitet wie Ludwig XIV. mit Colbert; wir sind vom großen Jahrhundert gewesen, wie die Philosophen sagen. Ah! Herzog, sind Sie Philosoph?«

»Ich bin der Diener Eurer Majestät,« erwiderte Herr von Choiseul.

»Sie entzücken mich, Sie sind ein unbezahlbarer Mann; geben Sie mir Ihren Arm, ich bin ganz betäubt.«

Der Herzog beeilte sich, Seiner Majestät den Arm zu bieten; er errieth, man würde beide Flügel der Thüre öffnen, der ganze Hof wäre in der Gallerie, man würde ihn in dieser glänzenden Lage sehen; nachdem man so viel gelitten, wäre es nicht unangenehm, seine Feinde leiden zu sehen.

Der Huissier öffnete in der That die Thüre und verkündigte den König in der Gallerie.

Immer mit Herrn von Choiseul plaudernd und ihm zulächelnd, durchschritt Ludwig XV., der sich auf dem Arm des Herzogs schwer machte, die Menge, ohne zu bemerken, oder ohne bemerken zu wollen, wie bleich Jean Dubarry und wie roth Herr von Richelieu war.

Aber Herr von Choiseul bemerkte wohl den Unterschied der Farben. Er ging mit gespanntem Knie, mit steifem Hals und glänzenden Augen vor den Höflingen vorüber, die sich ihm ebenso sehr näherten, als sie sich am Morgen von ihm entfernt hatten.

»Herzog,« sagte der König am Ende der Gallerie, »erwarten Sie mich, ich nehme Sie mit nach Trianon. Erinnern Sie sich alles dessen, was ich Ihnen gesagt habe.«

»Ich habe es In meinem Herzen behalten,« erwiderte der Minister, welcher wohl wußte, daß er mit dieser spitzigen Phrase die Seele aller seiner Feinde durchbohrte.

Der König kehrte in seine Gemächer zurück.

Herr von Richelieu durchbrach die Reihen, schloß in seine mageren Hände die Hand des Ministers und sagte:

»Es ist mir längst bekannt, daß ein Choiseul ein zähes Leben hat.«

»Ich danke,« erwiderte der Minister, obgleich er wußte, woran er sich zu halten hatte.

»Doch das alberne Gerücht,« fuhr der Marschall fort.

»Dieses Gerücht hat Seine Majestät, viel lachen gemacht.«

»Man sprach von einem Brief . . .«

»Eine Mystification von Seiten des Königs,« entgegnete der Herzog, der diese Worte der Adresse von Jean zuwarf, welcher die Haltung verlor.

»Wunderbar, wunderbar!« wiederholte der Marschall, während er zum Grafen zurückkehrte, sobald der Herzog von Choiseul verschwunden war und ihn nicht mehr sehen konnte.

Der König stieg die Treppe hinab und rief dabei dem Herzog, der ihm eiligst folgte.

»Ei, ei! wir sind schön betrogen,« sagte der Marschall zu Jean.

»Wohin gehen sie?«

»Nach Klein-Trianon, um über uns zu spotten.«

»Tausend Donner!« murmelte Jean, »Ah! verzeihen Sie, Herr Marschall.«

»Nun ist die Reihe an mir,« sagte dieser, »wir wollen sehen, ob mein Mittel mehr taugen wird, als das der Gräfin.«

LXXX.

Klein-Trianon.

Als Ludwig XIV. Versailles gebaut und die Unbequemlichkeiten der Größe erkannt hatte, als er diese ungeheuren Säle voll von Leibwachen, diese Vorzimmer voll von Höflingen, diese Gänge und Entresols voll von Lackeien, Pagen und Tafeldeckern sah, sagte er sich, Versailles sei wohl das, was Ludwig XIV. habe daraus machen wollen, was Mansard, Le Brun und Le Notre daraus gemacht haben, der Aufenthaltsort eines Gottes, aber nicht die Wohnung eines Menschen.

Der große König, der in seinen verlorenen Augenblicken ein Mensch war, ließ sich sodann Trianon bauen, um zu athmen und sein Leben ein wenig zu verbergen. Doch das Schwert von Achilles, das Achilles ermüdet hatte, mußte ein unerträgliches Gewicht für einen winzigen Nachfolger sein.

Trianon, diese Verkleinerung von Versailles, erschien noch zu pomphaft für Ludwig XV., der sich von dem Architekten Gabriel das kleine Trianon, einen Pavillon von sechzig Quadratfuß, bauen ließ.

Links von diesem Gebäude errichtete man ein langes Viereck, ohne Charakter und ohne Zierrathen. Dies war die Wohnung der Leute vom Dienst und des Hofgesindes. Man zählte hier ungefähr zehn Herrenwohnungen und Platz für fünfzig Bedienten.

Dieses Gebäude kann man noch unversehrt sehen. Es besteht aus einem Erdgeschoß, aus einem Stockwerk und aus Dachkammern. Dieses Erdgeschoß wird geschützt durch einen gepflasterten Graben, der es vom Gebüsch trennt; alle Fenster desselben sind vergittert, wie die des ersten Stockes. Von Trianon aus gesehen, beleuchten diese Fenster eine lange Hausflur, der eines Klosters ähnlich. Acht bis neun Thüren in dieser Hausflur führen in die Wohnungen, welche alle aus einem Vorzimmer mit zwei Cabinets, das eine rechts, das andere links, und einem niedrigen Zimmer, oder sogar auch zwei, beleuchtet vom inneren Hof des Gebäudes, bestehen.

Unter diesem Stock sind die Küchen.

Im Dach die Bedientenzimmer.

Das ist Klein-Trianon.

Fügen wir eine Kapelle, zwanzig Klafter vom Schloß, bei, von der wir keine Beschreibung machen werden, weil wir kein Bedürfniß haben und weil dieses Schloß nur eine Haushaltung aufnehmen kann, wie man heut zu Tage sagen würde.

Die Topographie ist also folgende: ein Schloß, das mit seinen großen Augen auf den Park und den Wald sieht; links auf die Communs³⁶ die ihm nur vergitterte Fenster, Fenster von Hausfluren, oder durch ein dichtes Geländer maskirte Küchen entgegenhalten.

Von Groß-Trianon, dem feierlichen Aufenthaltsorte von Ludwig XV., begab man sich nach dem kleinen durch einen Gemüsegarten, der die zwei Residenzen durch die Vermittlung einer hölzernen Brücke verband.

Durch diesen Gemüse- und Obstgarten, den La Quentine gezeichnet und angepflanzt hatte, führte Ludwig XV. Herrn von Choiseul nach Klein-Trianon, nach der von uns erzählten

anstrengenden Sitzung. Er wollte ihm die von ihm in dem neuen Aufenthaltsorte des Dauphin und der Dauphine eingeführten Verbesserungen zeigen.

Herr von Choiseul bewunderte Alles, deutete Alles mit dem Scharfsinn eines Höflings; er ließ sich vom König sagen, Klein-Trianon werde von Tag zu Tag schöner, reizender zu bewohnen; und der Minister fügte bei, dies sei für Seine Majestät das Familienhaus.

»Die Dauphine,« sagte er, »ist noch ein wenig scheu, wie alle junge Deutsche; sie spricht gut Französisch, doch sie hat Angst vor einem leichten Accent, der französischen Ohren die Oesterreicherin verräth. In Trianon wird sie nur Freunde hören und nur sprechen, wann es ihr beliebt.

»Daraus geht hervor, daß sie gut sprechen wird.«

»Ich habe schon bemerkt,« sagte Herr von Choiseul, »daß Ihre königliche Hoheit vollendet ist und nichts zu thun hat, um sich zu vervollkommen.«

Unter Weges trafen die zwei Reisenden den Herrn Dauphin, der auf einer Wiese stand und die Höhe der Sonne maß.

Herr von Choiseul verbeugte sich sehr tief, und da der Dauphin nicht mit ihm sprach, so sprach er auch nicht.

Der König sagte laut genug, um von seinem Enkel gehört zu werden:

»Louis ist ein Gelehrter, und er hat sehr Unrecht, daß er sich mit den Wissenschaften den Kopf zerbricht, seine Frau wird darunter leiden.«

»Nein,« erwiderte eine sanfte Frauenstimme, die aus einem Gebüsch hervorkam.

Und der König sah die Dauphine auf sich zulaufen, welche mit einem Mann sprach, der mit Papieren, Cirkeln und Bleistiften beladen und vollgestopft war.

»Sire,« sagte die Prinzessin, »Herr Mique, mein Baumeister.«

»Ah!« rief der König, »Sie haben auch diese Krankheit, Madame?«

»Es ist eine Familienkrankheit, Sire.«

»Sie wollen bauen lassen?«

»Ich will diesen großen Park, in welchem sich Jedermann langweilt, ausstatten lassen.«

»Oho! meine Tochter, Sie sagen das sehr laut, der Dauphin könnte Sie hören.«

»Das ist eine zwischen uns verabredete Sache, mein Vater,« entgegnete die Prinzessin.

»Daß Ihr Euch langweilt?«

»Nein, sondern daß wir uns zu belustigen suchen.«

»Und Eure königliche Hoheit will bauen lassen?« fragte Herr von Choiseul.

»Ich will aus diesem Park einen Garten machen lassen, Herr Herzog.«

»Ah! der arme Le Notre,« rief der König.

»Le Notre war ein großer Mann, Sire, für das, was man damals liebte, doch nicht für das, was man jetzt liebt . . .«

»Was lieben Sie, Madame?«

»Die Natur.«

»Ah! wie die Philosophen.«

»Oder wie die Engländer.«

»Gut! sagen Sie das vor Choiseul, und Sie bekommen eine Kriegserklärung. Er wird die vier

und sechzig Linienschiffe und die vierzig Fregatten von Herrn von Praslin, seinem Vetter, auf Sie loslassen.«

»Sire,« sagte die Dauphine, »ich lasse hier einen natürlichen Garten von Herrn Robert, dem geschicktesten Mann der Welt für solche Pläne, zeichnen.«

»Was nennen Sie natürliche Gärten?« fragte der König; »ich glaubte, Bäume und Blumen und selbst Früchte wie diejenigen, welche ich im Vorübergehen pflückte, wären natürliche Dinge.«

»Sire, Sie mögen hundert Jahre bei Ihnen spazieren gehen, und Sie werden nichts Anderes sehen, als gerade Alleeen, oder in einem Winkel von fünf und vierzig Graden, wie der Herr Dauphin sagt, beschnittene Gebüsche, oder Bassins mit Rasen vermählt, welche wiederum mit Perspectives, oder mit rautenförmig gepflanzten Baumgruppen oder mit Terrassen vermählt sind.«

»Nun, das ist also häßlich?«

»Das ist nicht natürlich.«

»Ah! dieses kleine Mädchen liebt die Natur,« sagte der König mit einer mehr jovialen als freudigen Miene. »Wir wollen sehen, was Sie aus meinem Trianon machen werden.«

»Flüsse, Wasserfälle, Brücken, Grotten, Felsen, Wälder, Schluchten, Häuser, Berge, Wiesgründe.«

»Für Puppen?« fragte der König.

»Ach! Sire, für Könige, wie wir sein werden,« erwiderte die Prinzessin, ohne die Röthe zu bemerken, welche die Wangen ihres Großvaters bedeckte, und ohne wahrzunehmen, daß sie sich selbst eine finstere Zukunft weissagte.

»Sie werden also umstürzen; doch was wollen Sie erbauen?«

»Ich erhalte.«

»Ah! es ist noch ein Glück, daß Sie in diese Wälder und auf diese Flüsse Ihre Leute nicht als Huronen, als Eskimos und Grönländer versetzen lassen. Sie hätten da ein natürliches Leben, und Herr Rousseau würde sie die Kinder der Natur nennen . . . Thun Sie das, meine Tochter, und Sie werden von den Encyklopädisten angebetet.«

»Sire, meine Diener hätten zu kalt in diesen Wohnungen.«

»Wo werden Sie dieselben einquartieren, wenn Sie Alles zerstören? Nicht in den Palast; denn dort ist kaum Platz für Euch Beide.«

»Sire, ich behalte die Communs, so wie sie sind.«

Und die Dauphine bezeichnete die Fenster der Hausflur, die wir beschrieben haben.

»Was sehe ich?« sagte der König, indem er eine Hand in Form eines Lichtschirmes über die Augen hielt.

»Eine Frau, Sire,« sagte Herr von Choiseul.

»Ein Fräulein, das ich zu mir nehme,« erwiderte die Dauphine.

»Fräulein von Taverney,« bemerkte Choiseul mit seinem durchdringenden Blick.

»Ah!« rief der König, »Sie haben die Taverney hier?«

»Nur Fräulein von Taverney, Sire.«

»Ein reizendes Mädchen . . . Was machen Sie aus ihr?«

»Meine Vorleserin.«

»Sehr gut,« sprach der König, ohne mit dem Auge das vergitterte Fenster zu verlassen, durch

welches ganz unschuldig und ohne zu vermuthen, daß man sie beobachtete, Fräulein von Taverney schaute.

»Wie bleich ist sie,« sagte Herr von Choiseul.

»Sie wäre beinahe am 31. Mai erstickt worden, Herr Herzog.«

»Wahrhaftig? Armes Mädchen!« sagte der König. »Dieser Herr Bignon verdiente, entlassen zu werden.«

»Sie ist wiederhergestellt,« bemerkte Herr von Choiseul sehr rasch.

»Gott sei Dank. Herr Herzog.« »Ah!« machte der König, »sie entflieht.«

»Sie wird Eure Majestät erkannt haben, und sie ist sehr schüchtern.«

»Sie haben sie schon seit längerer Zeit?«

»Seit gestern, Sire;« als ich mich hier einquartierte, ließ ich sie kommen.«

»Eine traurige Wohnung für ein hübsches Mädchen,« sagte Ludwig XV.; »dieser Teufel Gabriel war sehr ungeschickt: er dachte nicht daran, diese Bäume würden größer werdend das Gebäude verfinstern, und man würde nicht mehr hell darin sehen.«

»Oh! nein, Sire, ich schwöre Ihnen, daß das Gebäude erträglich ist.«

»Nicht möglich,« rief Ludwig XV. »Will Eure Majestät sich selbst versichern?« fragte die Dauphine, eifersüchtig, die Honneurs in ihrem Hause zu machen.

»Es sei. Kommen Sie, Choiseul.« »Sire, es ist zwei Uhr. Ich habe um halb drei Uhr einen Parlamentsrath, und es ist Zeit, nach Versailles zurückzukehren.«

»Gehen Sie, Herzog, gehen Sie, und schütteln Sie mir die Schwarzröcke. Dauphine, zeigen Sie mir die kleinen Wohnungen, wenn es Ihnen gefällig ist.«

»Kommen Sie, Herr Mique,« sagte die Dauphine zu ihrem Baumeister, »Sie werden Gelegenheit haben, einige Rathschläge von Seiner Majestät zu erhalten, die sich so gut auf Alles versteht.«

Der König ging voran, die Dauphine folgte ihm.

Sie stiegen die kleine Freitreppe hinauf, welche nach der Kapelle führte, wobei sie den Weg nach den Höfen auf der Seite ließen.

Die Thüre der Kapelle ist links, rechts die gerade einfache Treppe, welche nach der Flur der Wohnungen führt.

»Wer wohnt hier?« fragte Ludwig XV.

»Noch Niemand, Sire.«

»Es steckt ein Schlüssel in der Thüre.«

»Ah! es ist wahr, Fräulein von Taverney meublirt sich und richtet sich heute ein.«

»Hier?« fragte der König, die Thüre bezeichnend.

»Ja. Sire,«

»Und sie ist zu Hause? Dann treten wir nicht ein.«

»Sire, sie ist so eben hinabgegangen; ich habe sie unter dem Wetterdach des kleinen Hofes der Küchen gesehen.«

»Dann zeigen Sie mir ihre Wohnung als Muster.«

»Nach Ihren Wünschen,« erwiderte die Dauphine.

Und sie führte den König in das einzige Zimmer, dem ein Vorzimmer und zwei Cabinets

vorangingen.

Einige schon geordnete Meubles, Bücher, ein Clavier erregten die Aufmerksamkeit des Königs, besonders aber ein ungeheurer Strauß von schönen Blumen, den Fräulein von Taverney schon in einen japanesischen Topf gestellt hatte.

»Ah!« sagte der König, »was für schöne Blumen! Und Sie wollen Ihren Garten verändern? Wer Teufels liefert Ihren Leuten solche Blumen? . . . Behält man auch noch für Sie?«

»In der That, es ist ein schöner Strauß. Der Gärtner versieht Fräulein von Taverney damit.«

»Wer Ist Gärtner hier?«

»Ich weiß es nicht, Sire. Herr von Jussieu besorgt mir das.«

Der König betrachtete mit neugierigem Auge die ganze Wohnung, schaute auch nach dem Aeußeren, in die Höfe, und entfernte sich sodann.

Seine Majestät durchwanderte den Park und kehrte nach Groß-Trianon zurück; es erwarteten den König seine Equipagen zu einer Jagd im Wagen, von drei bis sechs Uhr Abends.

Der Dauphin maß immer noch die Sonne.

LXXXI.

Die Verschwörung knüpft sich wieder an.

Während der König, um Herrn von Choiseul ganz zu beruhigen und selbst nicht seine Zeit zu verlieren, so in Trianon, in Ermattung der Jagd, spazieren ging, war Luciennes der Mittelpunkt einer Versammlung erschrockener Verschwörer, welche in aller Hast mit ausgebreiteten Flügeln bei Madame Dubarry ankamen, wie Vögel, welche das Pulver des Jägers gerochen haben.

Jean und der Marschall von Richelieu hatten, nachdem sie sich lange in der schlimmsten Laune angeschaut, zuerst ihren Flug genommen.

Die Anderen waren die gewöhnlichen Günstlinge, welche eine sichere Ungnade der Choiseul angelockt hatte, die über die Rückkehr der Gnade erschrocken waren und, da sie den Minister nicht mehr unter ihrer Hand fanden, um sich an ihn anzuhängen, maschinenmäßig nach Luciennes zurückkehrten, um zu sehen, ob der Baum noch fest genug wäre, daß man sich an ihm anklammern könne.

Madame Dubarry hielt nach den Anstrengungen ihrer diplomatischen Arbeit und dem trügerischen Triumph, der dieselbe gekrönt hatte, Siesta, als die Carrosse von Richelieu mit dem Lärmen und der Geschwindigkeit eines Orkans bei ihr ankam.

»Frau Dubarry schläft!« sagte Zamore, ohne sich stören zu lassen,

Jean gab Zamore einen so gewaltigen Fußtritt, den er gerade auf den breitesten Stickereien seines Gouverneurrockes anbrachte, daß der Neger auf dem Boden fortrollte.

Zamore stieß ein durchdringendes Geschrei aus.

Chon lief herbei.

»Sie schlagen den Kleinen schon wieder, grober Geselle,« sagte sie.

»Und ich vernichte Sie selbst, wenn Sie nicht auf der Stelle die Gräfin wecken,« rief Jean mit flammenden Augen.

Doch es war nicht nöthig, die Gräfin zu wecken: bei dem Geschrei von Zamore, bei dem Lärmen der Stimme von Jean, ahnet sie ein Unglück und lief, in ein Nachtgewand gehüllt, herbei.

»Was gibt es?« fragte sie ganz erschrocken, als sie sah, daß sich Jean der Länge nach auf einem Sopha ausgestreckt hatte, um die Aufregung seiner Galle zu beschwichtigen, und daß der Marschall ihr nicht einmal die Hand küßte.

»Es gibt, es gibt,« sagte Jean, »es gibt beim Teufel Immer noch den Choiseul.«

»Wie!'

»Ja, tausend Donner! mehr als je.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Der Herr Graf Dubarry hat Recht.« sprach Richelieu; »es gibt mehr als je den Herzog von Choiseul.«

Die Gräfin zog aus ihrem Busen das Briefchen des Königs.

»Und dieses?« sagte sie lächelnd.

»Haben Sie genau gelesen, Gräfin?« fragte der Marschall.

»Ich denke, ich kann wohl lesen, Herzog,« erwiderte Madame Dubarry.

»Ich zweifle nicht daran, Madame; wollen Sie mir erlauben, auch zu lesen?«

»Oh! gewiß; lesen Sie.«

Der Herzog nahm das Papier, entfaltete es langsam und las:

»Morgen werde ich Herrn von Choiseul für seine Dienste danken. Ich mache mich förmlich hiezu anheischig.

»Ludwig.«

»Ist das klar?« sagte die Gräfin. »Vollkommen klar,« erwiderte der Marschall mit einer Grimasse.

»Nun! wie?« rief Jean.

»Nun! morgen werden wir den Sieg haben, noch ist nichts verloren.«

»Wie, morgen! Der König hat mir das gestern unterzeichnet. Morgen ist folglich heute.«

»Verzeihen Sie, Madame,« entgegnete der Herzog, »da kein Datum dabei steht, so wird morgen stets der Tag sein, der auf denjenigen folgt, wo Sie Herrn von Choiseul abgesetzt sehen wollen. Es ist in der Rue de la Grange-Batelière, hundert Schritt von meinem Hause, eine Schenke, auf deren Schild in rothen Buchstaben die Worte geschrieben stehen: ‚Hier gibt man morgen Credit. Morgen ist nie.‘ «

»Der König hat sich über uns lustig gemacht,« rief Jean wüthend.

»Das ist unmöglich,« murmelte die Gräfin niedergeschlagen; »eine solche Ueberlistung ist unwürdig.«

»Oh! Madame, Seine Majestät ist sehr jovial,« sagte Richelieu.

»Er soll es mir bezahlen, Herzog,« sprach die Gräfin im Ton des Zorns.

»Gräfin, man darf deshalb dem König nicht grollen; man darf Seine Majestät nicht des Betrugs oder der List anklagen, nein, der König hat gehalten, was er versprochen hatte.«

»Oh! gehen Sie,« machte Jean mit einem mehr als gemeinen Drehen der Schulter.

»Was hat er versprochen?« rief die Gräfin, »dem Choiseul zu danken.«

»Das ist es gerade, Madame; ich habe Seine Majestät positiv Herrn von Choiseul für seine Dienste danken hören. Das Wort hat zweierlei Sinn; hören Sie wohl, in der Diplomatie nimmt Jeder denjenigen, welchen er vorzieht. Sie haben den Ihrigen gewählt, der König hat den seinigen gewählt. Auf diese Art ist das Morgen nicht einmal mehr im Streit. Ihrer Ansicht nach mußte der König heute sein Versprechen halten; er hat es gehalten. Ich, der ich mit Ihnen rede, habe den Dank selbst angehört.«

»Herzog, ich glaube, es ist nicht die Stunde, um zu scherzen.«

»Glauben Sie zufällig, ich scherze, Gräfin? Fragen Sie den Grafen Jean.«

»Nein, bei Gott! nein, wir scherzen nicht, der Choiseul ist diesen Morgen umarmt, mit Schmeicheleien und Einladungen vom König überhäuft worden, und zu dieser Stunde gehen Beide in den Trianons Arm in Arm spazieren.«

»Arm in Arm!« wiederholte Chon, die ins Cabinet geschlüpft war und ihre weißen Arme wie ein neues Modell der verzweifelten Niobe emporhob.

»Ja, ich bin hintergangen worden,« sprach die Gräfin, »doch wir werden sehen. Chon, man muß vor Allem meine Jagdequipage abbestellen, ich werde nicht gehen!«

»Gut!« sagte Chon.

»Einen Augenblick Geduld,« rief Richelieu, »keine Uebereilung, kein Schmollen . . . Ah! verzeihen Sie, Gräfin, ich erlaube mir, Ihnen einen Rath zu geben; verzeihen Sie.«

»Thun Sie es immerhin, unumwunden, Herzog. Ich glaube, Ich verliere den Kopf, Sehen Sie, wie das ist: man will nicht Politik treiben und an dem Tag, wo man sich darein mischt, wird man von der Eitelkeit köpflings hineingerissen . . . Sie sagen also . . .«

»Daß Schmollen nicht vernünftig ist. Hören Sie, Gräfin. Die Lage der Dinge ist schwierig. Wenn der König entschieden an den Choiseul hält, wenn er seiner Dauphine einen Einfluß gestattet, wenn er Ihnen so gerade ins Gedicht entgegenhandelt, so müssen Sie . . .«

»Nun!«

»So müssen Sie noch liebenswürdiger werden, als Sie sind, Gräfin. Ich weiß wohl, daß dies nicht möglich ist; aber das Unmögliche wird am Ende Nothwendigkeit in unserer Lage: thun Sie das Unmögliche.«

Die Gräfin dachte nach.

»Denn,« fuhr der Herzog fort, »denn, wenn der König am Ende die deutschen Sitten annehmen würde . . .«

»Wenn er tugendhaft würde!« rief Jean von einem Schrecken erfaßt.

»Wer weiß, Gräfin.« sagte Richelieu. »Die Neuheit ist etwas so Anziehendes.«

»Oh! was das betrifft,« entgegnete die Gräfin mit einem gewissen Zeichen der Ungläublichkeit, »ich glaube das nicht.«

»Man hat noch außerordentlichere Dinge gesehen, Madame, und das Sprüchwort vom Teufel, der Einsiedler geworden ist . . .«

»Man müßte also nicht schmollen.«

»Man müßte es nicht.«

»Aber Ich ersticke vor Zorn.«

»Ich glaube es, bei Gott! wohl: ersticken Sie, Gräfin, doch der König, das heißt, Herr von Choiseul soll es nicht bemerken; ersticken Sie für uns, athmen Sie für sie.«

»Ich sollte also auf die Jagd gehen?«

»Das wäre sehr geschickt.«

»Und Sie, Herzog?«

»Oh! ich, und mußte ich der Jagd auf allen Vieren folgen, ich werde ihr folgen.«

»In meinem Wagen also!« rief die Gräfin, um zu sehen, welches Gesicht ihr Verbündeter machen würde.

»Gräfin,« erwiederte der Herzog mit einer Ziererei, welche seinen Aerger verbarg, »das ist eine so große Ehre . . .«

»Daß Sie es ausschlagen, nicht wahr?«

»Ich? Gott behüte mich.«

»Merken Sie wohl auf, Sie werden sich compromittiren.«

»Er gesteht es zu, er hat die Keckheit, es zu gestehen?« rief Madame Dubarry.

»Gräfin! Gräfin! Herr von Choiseul wird es mir nie verzeihen.«

»Sind Sie denn schon so gut mit Herrn von Choiseul?«

»Gräfin! Gräfin! ich werde mich mit der Frau Dauphine entzweien.«

»Ist es Ihnen lieber, wenn wir den Krieg Jedes seinerseits führen, jedoch ohne das Resultat zu theilen? Noch ist es Zeit. Sie sind nicht compromittirt und können sich noch aus dem Bündniß zurückziehen.«

»Sie mißkennen mich, Gräfin,« sagte der Herzog indem er ihr die Hand küßte. »Haben Sie mich am Tage Ihrer Vorstellung zögern sehen, als es sich darum handelte, ein Staatskleid, einen Friseur und einen Wagen für Sie zu finden? Heute werde ich eben so wenig zögern. Oh! ich bin muthiger als Sie glauben, Gräfin.«

»Abgemacht also. Wir gehen Beide auf die Jagd, und das wird für mich ein Vorwand sein, Niemand zu sehen, Niemand zu hören und mit Niemand zu sprechen.«

«Nicht einmal mit dem König?»

»Im Gegentheile, ich werde ihm Niedlichkeiten sagen, die ihn in Verzweiflung bringen sollen.«

»Bravo! das ist guter Krieg.«

»Aber Sie, Jean, was machen Sie, lassen Sie hören; kommen Sie ein wenig aus Ihren Kissen hervor, in denen Sie sich lebendig vergraben, mein Freund.«

»Was ich mache, wollen Sie wissen?»

»Ja, es wird uns vielleicht zu etwas nützen.«

»Nun, ich denke.«

»Woran?»

»Daran, daß in diesem Augenblick alle Liederdichter der Stadt und des Parlaments uns nach allen möglichen Melodien verarbeiten; daß die *Nouvelles à la main* uns zerstückeln wie Fleisch zu Pasteten; daß der *Gazetier cuirassé* nach uns zielt, wo der Panzer eine Blöße gibt, daß das *Journal des Observateurs* uns bis in das Mark der Knochen beobachtet; kurz, daß wir morgen in einem Zustand sein werden, um selbst bei einem Choiseul Mitleid zu erregen.«

»Und was schließen Sie daraus?» fragte der Herzog.

»Ich schließe daraus, daß ich nach Paris eilen werde, um etwas Charpie und nicht wenig Salbe für alle unsere Wunden zu kaufen. Geben Sie mir Geld, Schwesterchen.«

»Wie viel?» fragte die Gräfin.

»Eine Kleinigkeit, zwei bis dreihundert Louis d'or.«

»Sie sehen, Herzog,« sagte die Gräfin, indem sie sich an Richelieu wandte, »ich bezahle schon die Kriegskosten.«

»Das ist der Anfang des Feldzugs, Gräfin; säen Sie heute, und Sie werden morgen ernten.«

Die Gräfin zuckte die Achseln mit einer unbeschreiblichen Bewegung, ging auf ihr Chiffonnier zu, öffnete es, zog eine Hand voll Kassenbillets hervor und gab diese, ohne zu zählen, Jean, der sie, ebenfalls ohne zu zählen, einen schweren Seufzer ausstoßend, einsackte.

Dann stand Jean auf, streckte sich und reckte die Arme wie ein von Müdigkeit niedergedrückter Mensch, und machte ein paar Schritte im Zimmer.

»So ist es,« sagte er, auf den Herzog und die Gräfin deutend, »diese Leute werden sich auf der Jagd belustigen, während Ich nach Paris galoppire; sie werden hübsche Cavaliere und hübsche Frauen sehen, während ich häßliche Papierkratzer-Gesichter anschauen muß. Ich bin offenbar der Hund des Hauses.«

»Bemerken Sie wohl, Herzog,« sagte die Gräfin, »er wird sich nicht im Geringsten mit uns

beschäftigen; die Hälfte meiner Billets gibt er irgend einem lustigen Mädchen, und den Rest verliert er in einem Spielhaus. Das wird er thun. Und dabei brüllt und heult der Elende! Gehen Sie, Jean, ich verabscheue Sie.«

Jean plünderte drei Confectbüchsen, die er in seine Taschen leerte, stahl von einer Etagère ein chinesisches Figürchen, das Augen von Diamanten hatte, und ging sich aufblühend ab, verfolgt von dem nervigen Geschrei der Gräfin.

»Ein reizender Junge,« sagte Richelieu mit dem Ton, den ein Schmarotzer annimmt, um eines von den furchtbaren Kindern zu loben, auf das er in der Stille alle Donnerwetter herabrufft; »er ist Ihnen theuer, sehr theuer, nicht wahr, Gräfin?«

»Wie Sie sagen, Herzog, er hat mir sein Wohlwollen geschenkt, und das trägt ihm jährlich drei bis viermal hundert tausend Livres ein.«

Die Pendeluhr schlug.

»Halb ein Uhr, Gräfin,« sagte der Herzog; »zum Glück sind Sie beinahe angekleidet; zeigen Sie sich ein wenig Ihren Höflingen, welche glauben könnten, es sei Sonnenfinsterniß, und steigen wir dann schnell in den Wagen; Sie wissen, wie die Jagd geht?«

»Es wurde gestern zwischen Seiner Majestät und mir verabredet, man sollte sich nach dem Wald von Marly begeben und mich im Vorüberfahren mitnehmen.«

»Oh! ich bin sicher, der König hat nichts am Programm verändert.«

»Lassen Sie nun Ihren Plan hören, Herzog, denn die Reihe ist an Ihnen.«

»Madame, ich habe gestern sogleich an meinen Neffen geschrieben, der übrigens, wenn ich meinen Ahnungen glauben darf, schon unter Weges sein muß,«

»Herr von Aiguillon?«

»Ich würde mich sehr wundern, wenn er sich nicht morgen mit meinem Briefe kreuzte, und wenn er nicht morgen, oder spätestens übermorgen hier wäre.«

»Und Sie rechnen auf ihn?«

»Er, Madame, er hat Ideen.«

»Gleichviel, wir sind sehr übel daran, der König würde wohl am Ende nachgeben, doch er hat eine so furchtbare Angst vor den Geschäften.«

»Somit?«

»Somit befürchte ich, er wird nie einwilligen, Herrn von Choiseul zu opfern.«

»Soll ich offenherzig mit Ihnen sprechen, Gräfin?«

»Gewiß.«

»Nun, ich glaube es auch nicht. Der König wird hundert Streiche wie der von gestern machen; Seine Majestät hat so viel Witz. Sie, Gräfin, Sie werden es nicht wagen, seine Liebe durch eine unbegreifliche Halsstarrigkeit zu verlieren.«

Während er diese Worte sprach, schaute der Marschall Madame Dubarry fest an.

»Verdammt! darüber muß man nachdenken.«

»Sie sehen wohl, Gräfin, daß Herr von Choiseul für eine Ewigkeit da ist: um ihn aus seiner Stelle zu vertreiben, brauchte man nichts Geringeres als ein Wunder.«

»Ja, ein Wunder,« wiederholte Jean.

»Und leider verrichten die Menschen keine mehr,« sagte der Herzog.

»Oh!« entgegnete Madame Dubarry, »ich kenne einen, der noch verrichtet.«

»Sie kennen einen Menschen, der Wunder thut, Gräfin?«

»Meiner Treue, ja!«

»Und Sie haben mir das nicht gesagt?«

»Ich denke in diesem Augenblick erst daran, Herzog.«

»Halten Sie diesen Burschen für fähig, uns aus der Klemme herauszuziehen?«

»Ich halte ihn zu Jeglichem fähig.«

»Oh! oh! und welches Wunder hat er bewerkstelligt? sagen Sie mir das ein wenig, Gräfin, damit ich nach der Probe urtheilen kann.«

»Herzog,« sprach Madame Dubarry, indem sie sich Richelieu näherte und unwillkürlich ihre Stimme dämpfte, »es ist ein Mann, mit dem ich vor zehn Jahren auf der Place Louis XV. zusammentraf, wo er mir sagte, ich würde eines Tags Königin von Frankreich werden.«

»In der That, das ist wunderbar, und dieser Mann wäre im Stande, mir zu prophezeien, ich werde eines Tags als erster Minister sterben.«

»Nicht wahr?«

»Oh! ich zweifle nicht einen Augenblick daran. Wie heißt er?«

»Ah! das weiß ich nicht.«

»Er hat Ihnen seine Adresse nicht gegeben?«

»Nein, er sollte selbst kommen und seine Belohnung holen.«

»Was hatten Sie ihm versprochen?«

»Alles, was er fordern würde.«

»Und er ist nicht gekommen?«

»Nein.«

»Gräfin, das ist viel wunderbarer, als seine Weissagung. Wir müssen diesen Menschen offenbar haben.«

»Aber wie sollen wir das machen?«

»Sein Name, Gräfin, sein Name?«

»Er hat zwei.«

»Gehen wir nach der Ordnung zu Werk: der erste?«

»Der Graf von Fönix.«

»Wie, der Mann, den Sie mir am Tage Ihrer Vorstellung gezeigt haben?«

»Ganz richtig.«

»Jener Preuße?«

»Jener Preuße.«

»Oh! Ich habe kein Vertrauen mehr, alle Zauberer, die ich kennen lernte, hatten Namen, welche in i oder in o endigten.«

»Das kommt vortrefflich, Herzog; sein zweiter Name endigt nach Ihrem Gefallen.«

»Wie heißt er?«

»Joseph Balsamo.«

»Haben Sie kein Mittel, ihn wiederzufinden?«

»Ich will darüber nachdenken. Ich glaube, ich weiß Einen, der ihn kennt.«

»Gut. Beeilen Sie sich, Gräfin. Es ist drei Viertel auf ein Uhr.«

»Ich bin bereit. Meinen Wagen.«

Zehn Minuten nachher fahren Madame Dubarry und der Herr Herzog von Richelieu nach dem Sammelplatz der Jagd.

LXXXII.

Die Jagd auf den Zauberer.

Eine lange Reihe von Wagen füllte die Zugänge des Waldes von Marly, wo der König jagte.

Es war das, was man eine Nachmittagsjagd nannte.

In den letzten Zeiten seines Lebens machte König Ludwig XV. wirklich keine Jagd mehr selbstthätig mit. Er begnügte sich, dem Jagen zuzusehen.

Diejenigen von unsern Lesern, welche den Plutarch gelesen haben, werden sich vielleicht jenes Koches von Marcus Antonius erinnern, der von Stunde zu Stunde ein Wildschwein an den Spieß steckte, damit sich unter den fünf bis sechs Schweinen, welche gebraten wurden, stets eines gargekocht für den Augenblick fände, wo sich Marcus Antonius würde zur Tafel setzen.

Marcus Antonius hatte in seiner Statthalterschaft in Kleinasien Geschäfte im Ueberfluß: er mußte Recht sprechen, und da die Cilicier, die Sache wird von Juvenal nachgewiesen, große Diebe waren, so sah sich Marcus Antonius sehr beschäftigt. Er hatte also stets fünf bis sechs Braten am Spieß für den Augenblick, wo ihm seine richterlichen Geschäfte Zeit ließen, ein Stück zu essen.

Dasselbe war bei Ludwig XV. der Fall. Für die Nachmittagsjagden hatte er ein paar Damhirsche in zwei bis drei verschiedenen Stunden lancirt, und je nach seiner Stimmung wählte er ein nahes oder ein entferntes Hallali.

An diesem Tage hatte Seine Majestät erklärt, sie würde bis um vier Uhr jagen. Man hatte also einen seit Mittag lancirten Hirsch gewählt, der bis dahin zu gehen versprach.

Madame Dubarry gelobte sich ihrerseits, dem König so getreulich zu folgen, als der König dem Hirsch zu folgen entschlossen war.

Aber die Jäger denken und der Zufall lenkt.

Eine Combination des Zufalls veränderte diesen schönen Plan von Madame Dubarry.

Madame Dubarry hatte im Zufall einen Gegner gefunden, der beinahe so launenhaft war als sie.

Während die Gräfin, mit Herrn von Richelieu über Politik plaudernd, Seiner Majestät naheilten welche ihrerseits dem Hirsch folgte, und der Herzog und sie einen Theil der Grüße erwiderten, die ihnen auf dem Wege geboten wurden, erblickten sie plötzlich fünfzig Schritte von der Straße unter einem bewunderungswürdigen Dach von grünem Laubwerk eine zerbrochene Caleche, die auf eine klägliche Weise ihre zwei Räder dem Himmel zuwandte, während die zwei Rappen, welche sie hätten ziehen sollen, friedlich der eine an einer Buche, der andere an dem Moose nagten, das sich zu seinen Füßen ausbreitete.

Die Pferde von Madame Dubarry, ein herrliches Gespann, ein Geschenk des Königs, hatten, wie man heut zu Tage sagt, alle andere Wagen distancirt und waren zuerst zu der zerbrochenen Caleche gekommen.

»Ah! ein Unglück,« sagte ruhig die Gräfin.

»Meiner Treue, ja!« sprach der Herzog von Richelieu mit demselben Phlegma, denn bei Hofe

verbraucht man wenig Empfinderei, »meiner Treue, ja, die Caleche ist in Stücken.«

»Ist es ein Todter, was ich dort auf dem Grase sehe?« fragte die Gräfin. »Schauen Sie doch, Herzog.«

»Ich glaube nicht, das rührt sich.«

»Ist es ein Mann oder eine Frau?«

»Ich weiß es nicht. Ich sehe sehr schlecht.«

»Das grüßt.«

»Dann ist es nicht todt.«

Richelieu lüpfte für jeden Fall seinen Dreispitz.

»Aber, Gräfin,« sagte er, »mir scheint . . .«

»Mir auch.«

»Daß es Seine Eminenz der Prinz Louis ist.«

»Der Cardinal von Rohan in Person.«

»Was Teufels macht er dort?« fragte der Herzog.

»Wir wollen sehen,« erwiderte die Gräfin. »Champagne, zu dem zerbrochenen Wagen, vorwärts.«

Der Kutscher der Gräfin verließ sogleich die Straße und fuhr unter die hochstämmigen Bäume.

»Meiner Treue, ja, es ist Monseigneur der Cardinal,« sagte Richelieu.

Es war in der That Seine Eminenz, die sich auf das Gras gelegt hatte, bis einer von ihren Bekannten vorüberkommen würde.

Als der Cardinal Madame Dubarry auf sich zukommen sah, stand er auf und rief:

»Meinen tausendfachen Respect der Frau Gräfin.«

»Wie, Cardinal, Sie?«

»Ich selbst.«

»Zu Fuß?«

»Nein, sitzend.«

»Sollten Sie verwundet sein?«

»Nicht im Geringsten.«

»Und durch welchen Zufall in diesem Zustand?«

»Sprechen Sie mir nicht davon, Madame, diesem Thier von einem Kutscher, einem Schuft, den ich aus England habe kommen lassen, befehle ich, gerade durch das Gehölze zu fahren, um die Jagd einzuholen, und er dreht so kurz, daß er mich umwirft und mir beim Umwerfen meinen besten Wagen zerbricht.«

»Beklagen Sie sich nicht, Cardinal,« sagte die Gräfin, »ein französischer Kutscher hätte Ihnen den Hals oder wenigstens die Rippen gebrochen.«

»Das ist vielleicht wahr.«

»Trösten Sie sich also.«

»Oh! ich habe Philosophie; nur werde ich genöthigt sein, zu warten, und das ist zum Sterben.«

»Wie, Prinz, warten! ein Rohan sollte warten?«

»Er muß wohl.«

»Meiner Treue, nein: ich würde eher aus meinem Wagen aussteigen, als Sie hier lassen.«

»In der That, Madame, Sie beschämen mich.«

»Steigen Sie ein, Prinz, steigen Sie ein.«

»Nein, ich danke, Madame, ich erwarte Soubise, der die Jagd mitmacht und unfehlbar in einigen Augenblicken hier vorüberkommen wird.«

»Wenn er aber einen andern Weg gewählt hat?«

»Gleichviel.«

»Monseigneur, ich bitte Sie.«

»Nein, ich danke, Madame.«

»Aber warum denn?«

»Ich will Sie nicht belästigen.«

»Cardinal, wenn Sie sich weigern, einzusteigen, lasse ich meine Schleppe von einem Bedienten nehmen und laufe wie eine Dryade im Walde umher.«

Der Cardinal lächelte, bedachte, daß ein längerer Widerstand von der Gräfin übel gedeutet werden könnte, und entschloß sich, in ihren Wagen zu steigen.

Der Herzog hatte schon seinen Platz im Fond verlassen und sich auf das Vorderbänkchen gesetzt.

Der Cardinal handelte um die Ehre, aber der Herzog war unbeugsam.

Bald hatten die Pferde der Gräfin die verlorene Zeit wieder eingeholt.

»Verzeihen Sie, Monseigneur,« sagte die Gräfin zum Cardinal, »Eure Eminenz hat sich also mit der Jagd wieder ausgesöhnt?«

»Wie so?«

»Ich sehe Sie zum ersten Mal an dieser Belustigung Theil nehmen.«

»Nein, Gräfin. Ich kam nach Versailles, um die Ehre zu haben, Seiner Majestät meine Huldigung darzubringen, erfuhr aber, sie wäre auf der Jagd; ich hatte in einer wichtigen Angelegenheit mit dem König zu sprechen und eilte ihm nach; doch durch diesen verfluchten Kutscher werde ich nicht nur das Ohr des Königs, sondern auch mein Rendez-vous in der Stadt verfehlen.«

»Sie sehen, Madame,« rief der Herzog lachend, »Monseigneur gesteht Ihnen die Dinge geradezu; Monseigneur hat ein Rendez-vous.«

»Das ich, ich wiederhole es, verfehlen werde,« sprach die Eminenz.

»Kann ein Rohan, ein Prinz, ein Cardinal etwas verfehlen?« fragte die Gräfin.

»Bei Gott!« rief der Prinz, »wenn nicht ein Wunder geschieht.«

Der Herzog und die Gräfin schauten sich an; dieses Wort erinnerte sie an ein kurz vorhergehendes Gespräch.

»Nun! mein Prinz,« sagte die Gräfin, »da Sie von Wunder sprechen, so muß ich Ihnen offenherzig Eines gestehen: daß es mich freut, einen Kirchenfürsten zu treffen, um ihn zu fragen, ob er daran glaube.«

»Woran, Madame?«

»An Wunder,« sagte der Herzog.

»Die Schrift macht sie uns zu einem Glaubensartikel, Madame,« erwiderte der Cardinal, der eine gläubige Miene anzunehmen suchte.

»Oh! ich spreche nicht von alten Wundern,« erwiderte die Gräfin.

»Und von welchen Wundern sprechen Sie denn, Madame?«

»Von modernen Wundern.«

»Diese, ich muß es gestehen, sind seltener,« versetzte der Cardinal. »Doch . . .«

»Doch, was?«

»Meiner Treue! ich habe Dinge gesehen, die, wenn sie nicht wunderbar wären, wenigstens unglaublich erscheinen müßten.«

»Sie haben solche Dinge gesehen, Prinz?«

»Bei meiner Ehre.«

»Aber Sie wissen wohl,« sagte Richelieu lachend, »man behauptet, Seine Eminenz stehe in Verbindung mit Geistern, was vielleicht nicht sehr orthodox ist.«

»Nein, was aber sehr bequem sein muß,« sprach die Gräfin.

»Und was haben Sie gesehen, Prinz?«

»Ich habe geschworen, es geheim zu halten.«

»Oho! das wird ernster.«

»Es ist so, Madame.«

»Wenn Sie aber die Geheimhaltung in Beziehung auf die Zauberei versprochen haben, so haben Sie dieselbe vielleicht nicht hinsichtlich des Zauberers versprochen?«

»Nein.«

»Nun wohl, Prinz, ich muß Ihnen sagen, der Herzog und ich, wir sind ausgegangen, um irgend einen Magier aufzusuchen.«

»Wahrhaftig?«

»Auf Ehre.«

»Nehmen Sie den meinigen.«

»Das ist mir äußerst lieb.«

»Er steht zu Ihren Diensten, Gräfin.«

»Und zu den meinigen auch, Prinz?«

»Und zu den Ihrigen auch, Herzog.«

»Wie heißt er?«

»Graf von Fönix.«

Madame Dubarry und der Herzog schauten sich erbleichend an.

»Das ist seltsam,« sagten sie gleichzeitig.

»Kennen Sie ihn?« fragte der Prinz.

»Nein. Und Sie halten ihn für einen Zauberer?«

»Eher zwei als einmal.«

»Sie haben mit ihm gesprochen?«

»Ganz gewiß.«

»Und Sie fanden ihn?«

»Vollkommen.«

»Bei welcher Gelegenheit?«

»Ah! . . .«

Der Cardinal zögerte.

»Als ich mir von ihm wahrsagen ließ.«

»Und er hat richtig gewahrsagt?«

»Er erzählte mir Dinge aus der andern Welt.«

»Er hat keinen, andern Namen, als den eines Grafen von Fönix?«

»Doch; ich hörte ihn auch noch . . .«

»Sprechen Sie, Monseigneur,« sagte die Gräfin ungeduldig.

»Ich hörte ihn Joseph Balsamo nennen.«

Die Gräfin faltete die Hände und schaute Richelieu an. Richelieu kratzte sich an der Nasenspitze und schaute die Gräfin an.

»Ist er sehr schwarz, der Teufel?« fragte plötzlich Madame Dubarry.

»Der Teufel, Gräfin? ich habe ihn nicht gesehen.«

»Was sagen Sie denn da, Gräfin?« rief Richelieu. »Das wäre eine schöne Gesellschaft für einen Cardinal.«

»Wahrsagt man Ihnen, ohne Ihnen den Teufel zu zeigen?« fragte die Gräfin.

»Oh! gewiß, man zeigt den Teufel nur geringen Leuten; für uns geht man darüber weg.«

»Sagen Sie, was Sie wollen, Prinz,« fuhr Madame Dubarry fort; , es ist immer ein wenig Teufelei dabei.«

»Ich glaube es wohl!«

»Grüne Feuer, nicht wahr? Gespenster, höllische Kessel, welche abscheulich brandicht riechen.«

»Nein, nein, mein Zauberer hat vortreffliche Manieren; es ist ein äußerst galanter Mann, der im Gegentheile sehr gut empfängt.«

»Werden Sie sich nicht Ihr Horoskop von diesem Zauberer stellen lassen, Gräfin?« fragte Richelieu.

»Ich gestehe, ich habe die größte Lust dazu.«

»Thun Sie es, Madame.«

»Aber wo geschieht das?« fragte Madame Dubarry, in der Hoffnung, der Cardinal würde ihr die Adresse geben, die sie suchte.

»In einem schönen und sehr zierlich ausgestatteten Zimmer.«

Die Gräfin hatte Mühe, ihre Ungeduld zu verbergen.

»Gut,« sagte sie., »doch das Haus?«

»Ein anständiges Haus, obgleich von seltsamer Bauart.«

Die Gräfin zitterte vor Aerger, daß man sie so wenig verstand.

Richelieu kam ihr zu Hülfe,

»Sehen Sie denn nicht, Monseigneur,« sagte er, »daß Madame wüthend ist, weil sie noch nicht weiß, wo Ihr Zauberer wohnt.«

»Wo er wohnt, haben Sie gesagt?«

»Ja.«

»Ah! sehr gut,« erwiderte der Cardinal. »Ei! meiner Treue, warten Sie doch . . . ja . . . nein. Im Marais, beinahe an der Ecke des Boulevard, Rue Saint-François, Saint-Anastase . . . nein. Der Name von einem Heiligen ist dabei.«

»Aber von welchem Heiligen? sagen Sie, Sie, der Sie alle Heilige kennen müssen.«

»Im Gegentheile ich kenne sie sehr wenig,« sagte der Cardinal; »aber warten Sie doch, mein Lackei muß das wissen.«

»Richtig,« sagte der Herzog; »man hat ihn hinten aufgenommen; halt, Champagne, halt.«

Und der Herzog zog an der Schnur, die mit dem kleinen Finger des Kutschers in Verbindung stand.

Der Kutscher hielt auf ihren nervigen Hacksen die zwei bebenden Pferde kurz an.

»Olive,« sagte der Cardinal, »bist Du da, Bursche?«

»Ja, Monseigneur.«

»Wo bin ich eines Abends im Marais, sehr fern, gewesen?«

Der Lackei hatte das Gespräch ganz gut gehört, aber er hütete sich wohl, unterrichtet zu scheinen.

»Im Marais?« sagte er, indem er sich eine Miene gab, als suchte er.

»Ja, beim Boulevard.«

»An welchem Tag, Monseigneur?«

»An dem Tag, wo ich von Saint-Denis zurückkam.«

»Von Saint-Denis?« versetzte Olive, um sich wichtig zu machen und sich ein natürlicheres Ansehen zu geben.«

»Ja, von Saint-Denis, ich glaube, der Wagen erwartete mich auf dem Boulevard.«

»Sehr wohl, Monseigneur,« sagte Olive, »ich erinnere mich nun, es kam ein Mann und warf einen schweren Pack in den Wagen.«

»Das ist möglich,« erwiderte der Cardinal; »doch wer spricht hievon, Thier?«

»Was wünscht denn Monseigneur?«

»Den Namen der Straße zu wissen.«

»Rue Saint-Claude.«

»Claude, so ist es!« rief der Cardinal. »Ich hätte auf den Namen eines Heiligen gewettet.«

»Rue Saint-Claude,« wiederholte die Gräfin, indem sie Richelieu einen so ausdrucksvollen Blick zuwarf, daß der Marschall, welcher stets seine Geheimnisse ergründen zu lassen befürchtete, besonders wenn es sich um eine Verschwörung handelte, Madame Dubarry mit den Worten unterbrach:

»Ah! Gräfin, der König.«

»Wo?«

»Dort.«

»Der König! der König!« rief die Gräfin; »links, Champagne, links, daß uns Seine Majestät nicht sieht.«

»Und warum dies, Gräfin?« fragte der Cardinal erschrocken. »Ich glaubte im Gegentheile, Sie würden mich zu Seiner Majestät führen.«

»Ah! es ist wahr, Sie haben Lust, den König zu sehen.«

»Ich komme nur zu diesem Ende, Madame.«

»Nun! man wird Sie zum König führen.«

»Aber Sie?«

»Wir bleiben hier.«

»Gräfin . . .«

»Ich bitte, Prinz, thun Sie sich keinen Zwang an. Jeder hat seine eigene Angelegenheit. Der König ist dort unter jener Gruppe von Kastanienbäumen, Sie haben mit dem König zu thun, vortrefflich; Champagne!«

Champagne hielt kurz an.

»Champagne, lassen Sie uns aussteigen und führen Sie Seine Eminenz zum König.«

»Wie! allein, Gräfin?«

»Sie verlangten nach dem Ohr des Königs, Herr Cardinal.«

»Das ist wahr.«

»Nun! Sie sollen es ganz haben.«

»Ah! Sie sind zu gütig.« rief der Prälat und küßte Madame Dubarry artig die Hand.

»Doch Sie selbst, wohin werden Sie sich zurückziehen?«

»Hier unter diese jungen Eichen.«

»Der König wird Sie suchen.«

»Desto besser.«

»Er wird sehr unruhig sein, wenn er Sie nicht sieht.«

»Das wird ihn peinigen, und das ist es, was ich gerade wünsche.«

»Sie sind anbetungswürdig, Gräfin.«

»Das sagt mir auch der König, wenn ich ihn gepeinigt habe. Champagne, haben Sie Seine Eminenz geführt, so kehren Sie im Galopp zurück.«

»Ja, Frau Gräfin.«

»Guten Tag, Herzog.«

»Auf Wiedersehen, Monseigneur,« sprach der Herzog.

Der Bediente ließ den Fußtritt herab und der Herzog stieg mit der Gräfin aus, welche leicht wie ein dem Kloster entlaufenes Mädchen zu Boden sprang, während der Wagen rasch Seine Eminenz nach dem Hügel führte, wo, Seine allerchristlichste Majestät mit ihren schlechten Augen die boshafte Gräfin suchte, welche außer dem König alle Welt gesehen hatte.

Madame Dubarry verlor keine Zeit. Sie nahm den Arm des Herzogs, zog ihn in den Eichenschlag und sagte hier:

»Wissen Sie, daß ihn Gott abgeschickt hat, diesen lieben Cardinal?«

»Um uns einen Augenblick von ihm zu befreien, ich verstehe das,« erwiderte der Herzog.

»Nein, um uns auf die Spur unseres Mannes zu bringen.«

»Wir werden also zu ihm gehen?«

»Ich glaube wohl. Nur . . .«

»Was, Gräfin?«

»Ich gestehe, ich habe bange.«

»Wovor?«

»Vor dem Zauberer. Oh! ich bin sehr leichtgläubig.«

»Teufel!«

»Und Sie, glauben Sie an Zauberer?«

»Ich sage nicht nein, Gräfin.«

»Meine Geschicke mit der Weissagung.«

»Das ist eine Thatsache, und ich selbst !..« sagte der alte Marschall, indem er sich am Ohr rieb. »Nun, Sie?«

»Ich selbst habe einen gewissen Zauberer kennen lernen.«

»Bah!«

»Der mir eines Tags einen großen Dienst leistete.«

»Welchen?«

»Er hat mich wiedererweckt.«

»Sie wiedererweckt!«

»Gewiß. Ich war todt.«

»Erzählen Sie mir das, Herzog.«

»So verbergen wir uns.«

»Herzog, Sie sind furchtbar feig.«

»Nein, ich bin nur klug.«

»Sind wir gut hier?«

»Ich glaube.«

»Die Geschichte, die Geschichte!«

»Hören Sie. Ich befand mich in Wien. Es war zur Zeit meiner Ambassade, ich bekam am Abend unter einem Scheinwerfer einen gewaltigen Degenstich durch den Leib. Es war der Degen eines Ehemanns, eine teuflermäßig ungesunde Sache. Ich fiel. Man hob mich auf; ich war todt.«

»Wie, Sie waren todt?«

»Meiner Treue, ja, oder es fehlte wenigstens nicht viel. Da geht ein Zauberer vorüber und fragt, wer der Mensch sei, den man wegtrage. Man sagte ihm, ich sei es. Er läßt die Tragbahre anhalten, gießt mir drei Tropfen von ich weiß nicht was auf die Wunde, drei andere auf die Lippen. Das Blut hört auf zu fließen, der Athem kehrt zurück, die Augen öffnen sich wieder, und ich bin geheilt.«

»Das ist ein Wunder Gottes, Herzog.«

»Das erschreckt mich gerade: ich glaube im Gegentheil, es ist ein Wunder des Teufels.«

»Ganz richtig Marschall. Gott hätte einen lockeren Vogel Ihrer Art nicht gerettet; Ehre dem Ehre gebührt. Und er lebt noch, Ihr Zauberer?«

»Ich bezweifle es, wenn er nicht das trinkbare Gold gefunden hat.«

»Wie Sie. Marschall.«

»Sie glauben also an diese Märchen?«

»Ich glaube an Alles. Er war alt?«

»Methusalem in Person.«

»Und er hieß?«

»Ah! er hatte einen herrlichen, griechischen Namen: Althotas!«

»Oh! das ist ein furchtbarer Name, Marschall.«

»Nicht wahr, Madame?«

»Herzog, der Wagen kommt zurück.«
»Vortrefflich,«
»Sind wir entschlossen?«
»Meiner Treue, ja.«
»Wir gehen nach Paris?«
»Nach Paris.«
»In die Rue Saint-Claude?«
»Wenn Sie wollen . . . doch der König wartet.«
»Das würde mich bestimmen, wenn ich nicht schon entschlossen wäre. Er hat mich gepeinigt, nun mag Frankreich wüthen.«
»Aber er wird Sie entführt, verloren glauben.«
»Um so mehr, als man mich mit Ihnen gesehen hat, Marschall.«
»Hören Sie, Gräfin, ich will ebenfalls offenherzig sein: ich habe bange.«
»Wovor?«
»Ich habe bange, Sie könnten das irgend Jemand erzählen, und man dürfte über mich spotten.«
»Dann wird man über uns Beide spotten, da ich mit Ihnen gehe.«
»Gut, Gräfin, ich bin entschlossen. Wenn Sie mich übrigens verrathen, so sage ich ...«
»Was sagen Sie?«
»Sie haben mir eine geheime Zusammenkunft gegeben.«
»Man wird Ihnen nicht glauben, Herzog.«
»Ei, ei, Gräfin! wenn Seine Majestät nicht da wäre.«
»Champagne! Champagne! hier hinter dieses Gebüsch, daß man uns nicht sieht. Germain, öffne den Schlag, Gut. Nun nach Paris, Rue Saint-Claude, im Marais, was die Pferde laufen können.

LXXXIII.

Der Courier.

Es war sechs Uhr Abends.

In dem Zimmer der Rue Saint-Claude, wo wir unsere Leser schon eingeführt haben, saß Balsamo bei der wachen Lorenza und suchte durch Ueberredung diesen gegen alle Bitten widerspänstigen Geist zu bezähmen.

Doch die junge Frau schaute ihn scheel an, wie Dido Aeneas anschaute, als er abzureisen im Begriff war, sprach nur, um ihm Vorwürfe zu machen, und streckte nur ihre Hand aus, um ihn zurückzustoßen.

Sie beklagte sich, daß sie eine Gefangene, eine Sklavin sei und nicht mehr athme, die Sonne nicht mehr sehe, Sie beneidete die ärmsten Geschöpfe, Vögel, Blumen um ihr Schicksal. Sie nannte Balsamo ihren Tyrannen.

Dann vom Vorwurf zum Zorn übergehend, zerriß sie zu Fetzen die reichen Stoffe, die ihr ihr Gatte geschenkt hatte, um durch einen Anschein von Coquetterie die Einsamkeit zu erheitern, die er ihr auferlegte.

Balsamo sprach voll Sanftmuth mit ihr und schaute sie voll Liebe an. Man sah, daß dieses schwache und reizbare Geschöpf einen ungeheuren Platz in seinem Herzen, wenn nicht in seinem Leben, einnahm.

»Lorenza,« sagte er zu ihr, »mein geliebtes Kind, warum zeigen Sie diesen feindseligen, widerstrebenden Geist? Warum wollen Sie nicht mit mir, der ich Sie über allen Ausdruck liebe, als eine sanfte und ergebene Gefährtin leben? Dann hätten Sie nichts mehr zu wünschen, Sie wären frei, sich in der Sonne zu erschließen, wie diese Blumen, von denen Sie so eben sprachen, Ihre Flügel auszubreiten, wie die Vögel, die Sie um ihr Schicksal beneiden; wir gingen dann überall hin miteinander, Sie würden dann nicht nur die Sonne sehen, die Sie so sehr entzückt, sondern auch die scheinbaren Sonnen der Menschen, die Gesellschaften, in welche die Frauen dieses Landes gehen; Sie wären glücklich nach Ihrem Geschmack und würden mich auf meine Weise glücklich machen. Warum wollen Sie dieses Glück nicht, Lorenza, das bei Ihrer Schönheit, bei Ihrem Reichthum so viele Frauen eifersüchtig machen müßte?«

»Weil ich Sie verabscheue,« erwiderte die stolze junge Frau.

Balsamo heftete auf Lorenza einen Blick, in welchem zugleich Zorn und Mitleid ausgedrückt waren, und sprach:

»Leben Sie also, wie Sie sich zu leben verurtheilen, und da Sie so stolz sind, so beklagen Sie sich nicht.«

»Ich würde mich auch nicht mehr beklagen, wenn Sie mich allein ließen; ich würde mich nicht beklagen, wenn Sie mich nicht mit Ihnen zu sprechen nöthigen wollten. Bleiben Sie von mir weg, oder wenn Sie in mein Gefängniß kommen, sagen Sie mir nichts, und ich werde es machen wie die armen Vögel des Südens, die man im Käfig hält: sie sterben, aber sie singen nicht.«

Mit einer gewissen Anstrengung gegen sich selbst erwiderte Balsamo:

»Auf, Lorenza, seien Sie sanft und fügsam; lesen Sie einmal in meinem Herzen, in meinem

Herzen, das Sie über Alles liebt. Wollen Sie Bücher?»

»Nein.«

»Warum dies? Bücher werden Sie zerstreuen.«

»Ich will eine solche Langweile haben, daß ich daran sterbe.«

Balsamo lächelte, oder suchte vielmehr zu lächeln.

»Sie sind toll,« sagte, er, »Sie wissen wohl, daß Sie nicht sterben, so lange ich da bin, um Sie zu pflegen und zu heilen, wenn Sie krank werden.«

»Oh!« rief Lorenza, »Sie werden mich nicht heilen an dem Tag, wo Sie mich erwürgt mit dieser Schärpe am Gitter meines Fensters finden.«

Balsamo schauerte.

»An dem Tag,« fuhr die Wüthende fort, »wo ich dieses Messer geöffnet und mir in's Herz gestoßen haben werde.«

Bleich und von eisigem Schweiß bedeckt, schaute Balsamo Lorenza an und sprach mit drohender Stimme:

»Nein, Lorenza, an diesem Tag werde ich Sie nicht heilen, ich werde Sie wiedererwecken.«

Lorenza stieß einen Schrei des Schreckens aus: sie kannte keine Grenzen der Macht von Balsamo und glaubte an seine Drohung.

Balsamo war gerettet.

»Während sie sich in diese neue Ursache der Verzweiflung, die sie nicht vorhergesehen, versenkte, während sich ihr schwankender Geist in einen unübersteigbaren Kreis von Martern eingeschlossen sah, klang das Glöckchen, mit dem Fritz ein Zeichen gab, an das Ohr von Balsamo.

Es klang dreimal rasch und mit gleichen Schlägen.

»Ein Courier,« sagte er.

Dann nach einem kurzen Zwischenraum erscholl wieder ein Schlag.

»Er hat große Eile,« rief Balsamo.

»Ah!« sagte Lorenza, »Sie werden mich also verlassen!«

Er nahm die kalte Hand der jungen Frau und sprach:

»Noch einmal und zwar zum letzten Mal: leben wir in gutem Einverständnis, leben wir brüderlich, Lorenza; da uns das Schicksal mit einander verbunden hat, machen wir aus dem Schicksal einen Freund und nicht einen Henker.«

Lorenza antwortete nicht. Ihr starres, düsteres Auge schien im Unendlichen einen Gedanken zu suchen, der ihr ewig entging, und den sie vielleicht nicht mehr fand, weil sie ihn zu sehr verfolgt hatte, wie es denjenigen ergeht, deren Auge zu sehnsüchtig nach dem Lichte begehrt hat, nachdem sie lange in der Finsterniß gelebt, so daß sie dann von der Sonne geblendet werden.

Balsamo nahm ihre Hand und küßte sie, ohne daß sie ein Lebenszeichen von sich gab.

Dann machte er einen Schritt nach dem Kamin.

In diesem Augenblick erwachte Lorenza aus ihrer Erstarrung und heftete gierig ihre Augen auf ihn.

»Ja,« murmelte er, »Du willst wissen, wo ich hinausgehe, um eines Tags nach mir hinauszugehen, um zu fliehen, wie Du gedroht hast, und deshalb erwachst Du, deshalb folgst Du mir mit dem Blick.«

Und er fuhr mit der Hand über seine Stirne, als ob er sich selbst einen peinlichen Zwang auferlegte; er streckte dieselbe Hand gegen die junge Frau aus und sprach mit einem gebieterischen Tone, indem er ihr seinen Blick und seine Geberde wie einen Pfeil gegen die Brust und die Augen schleuderte:

»Schlafe.«

Kaum war dieses Wort gesprochen, als sich Lorenza beugte, wie eine Blume auf ihrem Stängel; ihr einen Augenblick schwankender Kopf neigte und lehnte sich auf das Sophakissen. Ihre mattweißen Hände glitten an ihrer Seite herab und streiften an ihrem Atlaßkleide hin.

Balsamo näherte sich der so reizenden Frau und drückte seine Lippen auf ihre schöne Stirne.

Da klärte sich das ganze Antlitz von Lorenza auf, als ob ein Hauch, aus den Lippen der Liebe hervorgegangen, von ihrer Stirne die Wolke, die sie bedeckte, vertrieben hätte. Ihr Mund öffnete sich zitternd, ihre Augen schwammen in wollüstigen Thränen, und sie seufzte, wie jene Engel seufzen mußten, welche in den ersten Tagen der Schöpfung Liebe für die Kinder der Menschen faßten.

Balsamo schaute sie einen Augenblick an wie ein Mensch, der sich seiner Betrachtung nicht entreißen kann; dann, als das Glöckchen abermals erklang, stürzte er nach dem Kamin, drückte an einer Feder und verschwand hinter den Blumen.

Fritz erwartete ihn im Salon mit einem Menschen, der eine Courierjacke und schwere Stiefel mit langen Sporen trug.

Die gemeine Physiognomie dieses Menschen bezeichnete einen Mann aus dem Volk; sein Auge allein errieth ein Theilchen von dem heiligen Feuer, von dem man hätte glauben sollen, es wäre ihm durch einen über dem seinigen erhabenen Geist mitgetheilt worden.

In seiner linken Hand hielt er eine kurze, knotige Peitsche, während er mit seiner rechten Hand Zeichen bildete, welche Balsamo nach einer kurzen Prüfung erkannte und, selbst stumm, dadurch erwiederte, daß er mit seinem Zeigefinger über seine Stirne fuhr.

Sogleich hob der Postillon seine Hand bis zu seiner Brust empor, wo sie ein neues Zeichen bildete, das ein Gleichgültiger nicht erkannt hätte, so sehr glich es der Geberde, die man macht, um einen Knopf zu befestigen.

Auf dieses letzte Zeichen antwortete der Meister durch das Vorzeigen eines Ringes, den er am Finger trug.

Vor diesem furchtbaren Symbol beugte der Abgesandte ein Knie.

»Woher kommst Du?« fragte Balsamo,

»Von Rouen, Meister.«

»Was machst Du?«

»Ich bin Courier im Dienst von Frau von Grammont.«

»Wer hat Dich zu ihr gebracht?«

»Der Wille des Großkophta.«

»Welchen Befehl hast Du erhalten, als Du bei ihr eintratst?«

»Ich sollte kein Geheimniß für den Meister haben.«

»Wohin gehst Du?«

»Nach Versailles.«

»Was bringst Du dahin?«

»Einen Brief,«

»An wen?«

»An den Minister.«

»Gib.«

Der Courier reichte Balsamo einen Brief, den er aus einer ledernen Tasche zog, welche auf seinen Rücken gebunden war.

»Soll ich warten?« fragte er.

»Ja.«

»Ich warte.«

»Fritz!«

Der Deutsche erschien.

»Verbirg Sebastian im Bedientenzimmer.«

»Sa, Herr.«

»Er weiß meinen Namen,« murmelte der Adept mit einer abergläubischen Furcht.

»Er weiß Alles,« erwiderte Fritz, indem er ihn mit sich fortzog.

Balsamo blieb allein: er betrachtete das sehr reine und sehr tiefe Siegel dieses Briefes, das ihm das flehende Auge des Couriers so viel als möglich zu schonen empfohlen zu haben schien.

Dann ging er langsam und nachdenkend zum Zimmer von Lorenza und öffnete die Verbindungsthüre.

Lorenza schlief immer noch, aber ermüdet, entnervt durch die Unthätigkeit. Er nahm ihre Hand, die sie krampfhaft schloß, und legte auf ihr Herz den Brief des Couriers ganz versiegelt, wie er war.

»Sehen Sie?« sagte er zu ihr.

»Ja, ich sehe,« antwortete Lorenza.

»Was ist der Gegenstand, den ich in der Hand halte?«

»Ein Brief.«

»Können Sie ihn lesen?«

»Ich kann es.«

»Lesen Sie ihn also.«

Lorenza sprach, die Augen geschlossen, die Brust keuchend, Wort für Wort folgende Zeilen, welche Balsamo unter ihrem Dictate niederschrieb.

»Lieber Bruder,

Meine Verbannung ist uns, wie ich es vorhergesehen, wenigstens zu etwas gut gewesen. Ich habe diesen Morgen den Präsidenten von Rouen verlassen, er gehört uns, doch noch schüchtern. Ich habe ihn in Ihrem Namen bedrängt. Er entschließt sich endlich und die Vorstellungen seines Collegiums werden in acht Tagen in Versailles sein.

Ich reise unmittelbar nach Rennes ab, um Karadeuc und le Chalotais, welche einschlafen, ein wenig thätig zu machen.

Unser Agent von Caudebec befand sich in Rouen. Ich habe ihn gesehen. England wird nicht auf halbem Wege stehen bleiben, es bereitet eine kräftige Notification für Versailles.

X . . . hat mich gefragt, ob er sie vorbringen solle. Ich habe ihn dazu ermächtigt. Sie erhalten

die letzten Pamphlete von Théveuoit, von Morande und von Delille gegen die Dubarry. Das sind Petarden, die eine Stadt in die Luft sprengen würden!

Es ist mir ein schlimmes Gerücht zu Ohren gekommen, es war Ungnade in der Luft. Doch Sie haben mir noch nicht geschrieben und ich lache darüber. Lassen Sie mich indessen nicht im Zweifel und antworten Sie mir umgehend. Ihr Bote findet mich in Caen, wo ich einige von unseren Herren zu bearbeiten habe.

Gott befohlen, ich umarme Sie.

Herzogin von Grammont.«

Lorenza hielt inne, nachdem sie so gelesen hatte.

»Sie sehen nichts Anderes mehr?« fragte Balsamo.

»Ich sehe nichts mehr.«

»Keine Nachschrift?«

»Nein.«

Balsamo, dessen Stirne sich, während sie las, entrunzelt hatte, nahm von Lorenza den Brief der Herzogin.

»Ein seltsames Stück, das man mir theuer bezahlen würde,« sagte er.

»Oh! wie kann man solche Dinge schreiben!« rief er. »Ja, es sind immer die Frauen, welche die erhabenen Männer ins Verderben bringen. Dieser Choiseul konnte nicht durch eine Armee von Feinden, durch eine Welt von Intriguen gestürzt werden, und nun wirft ihn der Hauch einer Frau, indem er ihn liebkost, nieder. Ja, wir gehen alle durch den Verrath oder die Schwächen der Menschen zu Grunde . . . Wenn wir ein Herz haben und in diesem Herzen eine empfindliche Fiber, so sind wir verloren.«

Während Balsamo diese Worte sprach, schaute er mit unaussprechlicher Zärtlichkeit Lorenza an, welche unter seinem Blicke zitterte.

»Ist das, was ich denke, wahr?« fragte er sie.

»Nein, nein, es ist nicht wahr!« erwiderte sie voll Eifer.

»Du siehst wohl, daß ich Dich zu sehr liebe, um Dir zu schaden, wie alle diese Frauen ohne Verstand und ohne Herz.«

Balsamo ließ sich von den Armen seiner Zauberin umschlingen.

Plötzlich erscholl ein Doppelschlag des Glöckchens von Fritz.

»Zwei Besuche,« sagte Balsamo.

Ein heftiges Klingen des Glöckchens vollendete den telegraphischen Satz von Fritz.

»Wichtige Besuche!« fuhr der Meister fort.

Und er entwand sich den Armen von Lorenza und ging aus dem Zimmer, wo er die immer noch schlafende junge Frau zurückließ.

Balsamo traf den Courier auf seinem Weg; er wartete auf die Befehle des Meisters.

»Hier ist der Brief,« sagte dieser.

»Was soll ich damit machen?«

»Ihn an seine Adresse bringen.«

»Das ist Alles?«

Der Adept schaute den Umschlag und das Siegel an und gab, als er sah, daß Beides so unberührt war, wie er es gebracht hatte, seine Freude kund und verschwand in der Finsterniß.

»Welch ein Unglück, daß ich ein solches Autographon nicht behalten kann,« sagte Balsamo,
»und besonders, daß ich es nicht kann durch sichere Hände in die Hände des Königs gelangen
lassen!«

Fritz erschien nun vor ihm.

»Wer ist da?« fragte Balsamo.

»Eine Frau und ein Mann.«

»Sind sie schon hier gewesen?«

»Nein.«

»Kennst Du sie?«

»Nein.«

»Ist die Frau jung?«

»Jung und hübsch.«

»Der Mann?«

»Sechzig bis fünfundsechzig Jahre.«

»Wo sind sie?«

»Im Salon.«

Balsamo trat ein.

LXXXIV.

Die Beschwörung.

Die Gräfin hatte ihr Gesicht gänzlich unter einem Ueberwurf verborgen; da ihr noch Zeit geblieben war, sich in das Familienhotel zu begeben, so war ihre Tracht die einer gewöhnlichen Bürgerin.

Sie war in einem Fiacre mit dem Marschall gekommen, der sich, noch furchtsamer, grau gekleidet hatte, wie ein höherer Bedienter von gutem Hause.

»Herr Graf,« sprach Madame Dubarry, »erkennen Sie mich?«

»Vollkommen, Frau Gräfin.«

Richelieu blieb zurück.

»Dieser Herr ist mein Intendant,« sagte die Gräfin.

»Sie irren sich, Madame,« entgegnete Balsamo sich verbeugend, »es ist der Herr Marschall Herzog von Richelieu, den ich ganz genau erkenne, und der sehr undankbar wäre, wenn er mich nicht erkennen würde.«

»Wie so?« fragte der Herzog, ganz aus der Fassung gebracht.

»Herr Herzog, ich denke, man ist denjenigen, welche uns das Leben gerettet haben, einige Dankbarkeit schuldig.«

»Ah! ah! Herzog,« rief die Gräfin lachend, »hören Sie, Herzog?«

»Sie haben mir das Leben gerettet, mir, Herr Graf?« fragte Richelieu erstaunt.

»Ja, Monseigneur, in Wien, im Jahr 1725, zur Zeit Ihrer Ambassade.«

»Im Jahr 1725! Damals waren Sie noch nicht geboren, mein lieber Herr.«

Lächelnd erwiderte Balsamo:

»Mir scheint doch, Herr Herzog, da ich Sie sterbend oder vielmehr todt auf einer Tragbahre fand; Sie hatten einen Degenstich durch die Brust bekommen, dergestalt, daß ich Ihnen drei Tropfen von meinem Elixir auf die Wunde goß . . . Hier, sehen Sie, auf der Stelle, wo Sie Ihre, für einen Intendanten etwas reiche Spitze zerkrümpeln.«

»Aber Sie sind höchstens dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt, Herr Graf,« unterbrach ihn der Marschall.

»Ah! Herzog,« rief die Gräfin, »Sie stehen nun vor dem Zauberer, glauben Sie es?«

»Ich bin ganz erstaunt, Gräfin. Aber,« fuhr der Herzog sich an Balsamo wendend fort, »aber dann heißen Sie . . .«

»Oh! wir Zauberer verändern, wie Sie wissen, Herr Herzog, den Namen in allen Generationen; 1725 aber waren die Namen in *us*, in *os* und in *as* in der Mode, und ich würde mich nicht wundern, wenn es mir im Jahr eingefallen wäre, meinen Namen gegen einen griechischen oder lateinischen zu vertauschen . . . Hienach bin ich zu Ihren Befehlen. Frau Gräfin, und auch zu den Ihrigen, Herr Herzog.«

»Graf, wir kommen, um Sie um einen Rath zu fragen, der Marschall und ich.«

»Sie erwiesen mir viel Ehre, Madame, besonders wenn Ihnen dieser Gedanke auf einem

natürlichen Wege gekommen ist.«

»Auf dem allernatürlichsten der Welt; Ihre Weissagung geht mir durch den Kopf, nur bezweifle ich, daß sie sich verwirklicht.«

»Zweifeln Sie nie an dem, was die Wissenschaft sagt.«

»Oh! oh!« machte Richelieu, »unsere Krone steht auf dem Spiel, Graf . . . Es handelt sich hier nicht um eine Wunde, die man mit drei Tropfen Elixir heilt.«

»Nein, sondern um einen Minister, den man mit drei Worten stürzt,« erwiderte Balsamo; »nun, habe ich errathen? sprechen Sie.«

»Vollkommen,« sprach die Gräfin ganz zitternd.

»In der That, Herzog, was sagen Sie zu dem Allem?«

»Oh! staunen Sie nicht über so wenig, Madame,« rief Balsamo; »wer Madame Dubarry und Richelieu unruhig sieht, muß errathen warum ohne Zauberei.«

»Ich werde Sie auch anbeten, wenn Sie uns das Gegenmittel bezeichnen,« sagte der Marschall.

»Gegen die Krankheit, an der Sie leiden?«

»Ja, wir haben den Choiseul.«

»Und Sie möchten gern von ihm geheilt sein?«

»Ganz richtig, großer Zauberer.«

»Herr Graf,« sprach die Gräfin, »Sie werden uns nicht in dieser Verlegenheit lassen: es handelt sich um Ihre Ehre.«

»Ich bin ganz bereit, Ihnen nach meinen besten Kräften zu dienen, Madame; doch möchte ich gern wissen, ob sich der Herr Herzog nicht auf dem Wege hierher einen festen Gedanken gemacht hat.«

»Ich gestehe es, Herr Graf . . . Meiner Treue, es ist reizend, einen Zauberer zu haben, den man Herr Graf nennen kann man braucht dabei nicht von seinen Gewohnheiten abzugehen.«

Balsamo lächelte.

»Auf denn, seien Sie offenherzig,« sagte er.

»Auf Ehre, ich will nichts Anderes,« rief der Herzog.

»Sie wollen mich um einen Rath fragen?«

»So ist es.«

»Ah! Duckmäuser! davon hat er mir nichts gesagt,« rief die Gräfin.

»Ich konnte das nur dem Herrn Grafen sagen, und dies nur in die geheimsten Höhlen des Ohrs,« erwiderte der Marschall.

»Warum, Herzog?«

»Weil Sie bis unter das Weiße der Augen erröthet wären, Gräfin.«

»Ah! ich bin doch neugierig, Marschall, sprechen Sie immerhin, ich habe Schminke, und man wird nichts sehen.«

»Nun wohl!« sagte Richelieu, »hören Sie, woran ich gedacht habe. Nehmen Sie sich in Acht, Gräfin, Ich setze mich über alle Bedenklichkeiten weg.«

»Immer zu.«

»Oh! Sie werden mich, schlagen, wenn ich sage, was ich sagen will.«

»Sie sind nicht gewohnt, geschlagen zu werden, Herr Herzog,« sagte Balsamo zu dem alten

Marschall, der über dieses Compliment entzückt war.

»Wohl also,« sagte er, »hören Sie: möge es Madame nicht mißfallen, Seine Majestät . . . wie soll ich es denn sagen?«

»Er ist doch zum Sterben langsam,« rief die Gräfin.

»Sie wollen es also?«

»Ja.«

»Durchaus?«

»Ja, hundertmal ja.

»Dann wage ich es. Es ist sehr traurig, zu sagen, Herr Graf; aber Seine Majestät ist nicht mehr unterhaltbar. Das Wort ist nicht von mir, Gräfin, es ist von Frau von Maintenon.«

»Darin liegt nichts Verletzendes für mich,« sprach Madame Dubarry.

»Desto besser! desto besser! dann werde ich mich bequemer fühlen. Nun! der Herr Graf, der so gute Elixire findet, müßte . . .«

»Müßte eines finden, das dem König die Fähigkeit, unterhalten zu werden, verleihen würde.«

»Ganz richtig.«

»Ei! Herr Herzog, dies ist eine Kinderei, das ABC des Handwerks. Der erste der beste Charlatan wird einen Liebestrank finden.«

»Dessen Kraft man dem Verdienste von Madame zuschreiben wird,« fügte der Herzog bei.

»Herzog!« rief die Gräfin.

»Ei! ich wußte wohl, Sie würden sich ärgern; doch Sie haben es gewollt.«

»Herr Herzog,« erwiderte Balsamo, »Sie haben Recht gehabt: die Frau Gräfin erröthet, doch wir sagten so eben, es handle sich hier nicht um eine Wunde; nicht um Liebe. Nicht durch einen Liebestrank werden Sie Frankreich von Herr von Choiseul befreien. In der That, liebte der König Madame zehnmal mehr, als er sie liebt, was unmöglich ist, so würde doch Herr von Choiseul den blendenden Einfluß auf seinen Geist behalten, den Madame über sein Herz ausübt.«

»Das ist wahr,« sagte der Marschall, »doch dies war unser einziges Mittel.«

»Sie glauben?«

»Verdammt! finden Sie ein anderes.«

»Oh! mir dünkt, die Sache ist leicht.«

»Leicht, hören Sie, Gräfin! diese Zauberer finden kein Bedenken.«

»Warum ein Bedenken, wenn es sich einfach darum handelt, dem König zu beweisen, daß ihn Herr von Choiseul verräth . . . wohlverstanden, aus dem Gesichtspunkt des Königs, denn Herr von Choiseul glaubt ihn nicht zu verrathen, indem er thut, was er thut.«

»Und was thut er?«

»Sie wissen das eben so gut als ich, Gräfin; er unterstützt die Empörung des Parlaments gegen das königliche Ansehen.«

»Allerdings, doch man müßte wissen, durch welches Mittel.«

»Durch das Mittel von Agenten, welche diese Leute ermuthigen, indem sie ihnen Straflosigkeit versprechen.«

»Wer sind diese Agenten? Das müßte man wissen.»

»Glauben Sie zum Beispiel, Frau von Grammont sei aus einem andern Grunde abgereist, als

um die Warmen zu exaltiren und die Furchtsamen zu erhitzten?«

»Sicherlich ist sie aus keinem andern Grunde abgereist,« rief die Gräfin.

»Ja, aber der König sieht in dieser Reise nur eine einfache Verbannung.«

»Das ist wahr.«

»Wie ihm beweisen, daß etwas Anderes darin liegt, als das was man sehen läßt?«

»Dadurch, daß man Frau von Grammont anklagt.«

»Ah! wenn es sich nur einfach darum handelte, sie anzuklagen,« sagte der Marschall.

»Es handelt sich leider darum, die Angabe zu beweisen,« sprach die Gräfin.

»Und wenn diese Anklage bewiesen, klar bewiesen würde, glauben Sie, Herr von Choiseul würde Minister beiden?«

»Gewiß nicht!« rief die Gräfin.

»Es handelt sich also nur darum,« fuhr Balsamo mit Sicherheit fort, »es handelt sich nur darum, einen Verrath von Herrn von Choiseul zu finden und ihn klar, scharf und greifbar vor den Augen Seiner Majestät herauszustellen.«

Der Marschall warf sich in seinen Stuhl zurück und brach in ein schallendes Gelächter aus.

»Er ist reizend!« rief er, »er findet kein Bedenken, weicht vor nichts zurück! Herrn von Choiseul bei einem Verrath auf der That ertappen . . . das ist Alles . . . nicht mehr . . .«

Balsamo blieb unempfindlich und wartete, bis der Anfall der Heiterkeit beim Marschall vorüber war.

»Auf,« sagte Balsamo sodann, »sprechen, wir im Ernste, und durchgehen wir die Sache noch einmal.«

»Es sei.«

»Steht Herr von Choiseul nicht im Verdacht, er unterstütze die Rebellion des Parlaments?«

»Das ist abgemacht, doch der Beweis?«

»Nimmt man von Herrn von Choiseul nicht an,« sprach Balsamo, »er führe einen Krieg mit England herbei, um sich die Stelle des unentbehrlichen Mannes zu erhalten?«

»Man glaubt es. doch der Beweis?«

»Ist Herr von Choiseul nicht der erklärte Feind der Frau Gräfin, hier, und sucht er sie nicht durch alle mögliche Mittel von dem Thron zu stoßen, den ich ihr versprochen habe?«

»Ah! das ist sehr wahr,« sagte die Gräfin; »doch man müßte es abermals beweisen . . . Oh! wenn ich das könnte!«

»Was braucht man hiezu? Eine Erbärmlichkeit.«

Der Marschall blies über seine Nägel hin.

»Ja, eine Erbärmlichkeit,« sagte er ironisch.

»Einen vertraulichen Brief zum Beispiel,« sprach Balsamo.

»Mehr nicht . . . das ist nicht viel.«

»Einen Brief von Frau von Grammont, nicht wahr, Herr Marschall?« fuhr der Graf fort.

»Zauberer, mein guter Zauberer, finden Sie doch einen,« rief Madame Dubarry.

»Seit fünf Jahren trachte ich darnach; ich habe jährlich hundert tausend Livres ausgegeben und habe es doch nicht zu Stande gebracht.«

»Weil Sie sich nicht an mich gewendet haben, Madame,« sagte Balsamo.

»Wie so?« versetzte die Gräfin.

»Allerdings, wenn Sie sich an mich gewendet hätten . . .«

»Nun?«

»So hätte ich Sie der Verlegenheit entzogen.«

»Sie?«

»Ja. ich.«

»Graf, ist es zu spät?«

Der Graf lächelte.

»Nie.«

»Oh! mein lieber Graf,« rief Madame Dubarry die Hände faltend.

»Sie wollen also einen Brief?«

»Ja«

»Von Frau von Grammont?«

»Wo möglich.«

»Der Herr von Choiseul in den genannten Punkten compromittirt?«

»Ich gebe . . . eines meiner Augen, um ihn zu sehen.«

»Oh! Gräfin, das wäre zu theuer, um so mehr, als ich Ihnen diesen Brief . . .«

»Diesen Brief?«

»Umsonst gebe.«

Balsamo zog aus seiner Tasche ein viereckig zusammengefaltetes Papier.

»Was ist das?« fragte die Gräfin das Papier mit den Augen verschlingend.

»Ja, was ist das?« fragte der Herzog.

»Der Brief, den Sie wünschen.«

Und unter dem tiefsten Stillschweigen las der Graf den zwei erstaunten Zuhörern den Brief vor, den unsere Leser schon kennen.

Während er las, riß die Gräfin die Augen immer weiter auf und fing an die Haltung zu verlieren.

»Teufel, das ist eine Verleumdung, nehmen wir uns in Acht,« murmelte der Herzog, als Balsamo geendigt hatte.

»Herr Herzog, es ist die reine, einfache, buchstäbliche Abschrift eines Briefes der Frau Herzogin von Grammont, den ein Courier diesen Morgen in Rouen in Empfang genommen hat und dem Herzog von Choiseul in Versailles zu überbringen im Begriff ist.«

»Oh! mein Gott!« rief der Marschall, »sprechen Sie wahr, Herr Balsamo?«

»Ich spreche immer die Wahrheit, Herr Marschall.«

»Die Herzogin sollte einen solchen Brief geschrieben haben?«

»Ja. Herr Marschall.«

»Sie sollte so unklug gewesen sein?«

»Ich gestehe, es ist unglaublich, aber es ist so.«

Der alte Herzog schaute die Gräfin an, welche nicht mehr die Kraft hatte, ein Wort auszusprechen.

»Nun!« sagte sie endlich, »verzeihen Sie, Herr Graf, ich muß gestehen, es geht mir wie dem

Herrn Herzog, ich habe Mühe, zu glauben, daß Frau von Grammont, ein Weiberkopf, ihre ganze Stellung und die ihres Bruders durch einen Brief von dieser Stärke gefährdet haben soll . . . Ueberdies muß man einen solchen Brief, um ihn zu kennen, gelesen haben.«

»Und dann,« fügte der Marschall hastig bei, »wenn der Herr auch diesen Brief gelesen hätte, so würde er ihn behalten haben: das ist ein kostbarer Schatz.«

Balsamo schüttelte sanft den Kopf:

»Oh! mein Herr,« sagte er, »dieses Mittel ist gut für diejenigen, welche die Briefe entsiegeln, um Geheimnisse zu erfahren, und nicht für diejenigen, welche, wie ich, durch die Umschläge lesen . . . Pfui doch . . . Welches Interesse sollte ich übrigens haben, Herrn von Choiseul und Frau von Grammont zu Grunde zu richten? Ich denke, Sie kommen, um mich als Freunde um Rath zu fragen; ich antworte Ihnen auf dieselbe Weise. Sie wünschen, daß ich Ihnen einen Dienst leiste, ich leiste ihn . . . Ich hoffe, Sie wollen mir nicht einen Preis für meine Consultation antragen, wie den Wahrsagern des Quay de la Ferraille.«

»Oh! Graf!« rief die Herzogin.«

»Wohl! ich gebe Ihnen einen Rath, und mir scheint, Sie begreifen ihn nicht. Sie drücken den Wunsch gegen mich aus, Herrn von Choiseul zu stürzen, und suchen die Mittel hiezu; ich führe Ihnen eines an, Sie billigen es, ich gebe es Ihnen in die Hand, Sie glauben nicht daran.«

»Weil . . . weil . . . Graf . . . hören Sie.«

»Der Brief ist vorhanden, sage ich Ihnen, da ich ihn abgeschrieben habe.«

»Aber wer hat Sie benachrichtigt, Herr Graf?« rief Richelieu.

»Ah! das ist das große Wort . . . man hat mich benachrichtigt? In einer Minute wollen Sie Alles so genau wissen, als ich, der Arbeiter, der Gelehrte, der Weise, der drei tausend sieben hundert Jahre gelebt hat.«

»Oh! oh!« sprach Richelieu entmuthigt, »Sie verderben mir die gute Meinung, die ich von Ihnen hatte, Graf.«

»Ich bitte Sie nicht, mir zu glauben, Herr Herzog, und ich bin es nicht, der Sie bei der Jagd des Königs aufgesucht hat.«

»Herzog, er hat Recht,« sagte die Gräfin; »Herr von Balsamo, ich bitte Sie, werden Sie nicht ungeduldig.«

»Nie wird der, welcher Zeit hat, ungeduldig, Madame.«

»Seien Sie gut, fügen Sie diese Gunstbezeugung allen denjenigen bei, die Sie mir gewährt haben, und sagen Sie mir, wie Sie die Offenbarung aller dieser Geheimnisse erhalten?«

»Ich nehme keinen Anstand, Madame,« sprach Balsamo so langsam, als suchte er Sylbe für Sylbe seine Antwort, »diese Offenbarung erhalte ich durch eine Stimme.«

»Durch eine Stimme!« riefen gleichzeitig die Gräfin und der Herzog; »eine Stimme sagt Ihnen Alles?«

»Ja, Alles, was ich zu wissen wünsche.«

»Eine Stimme sagte Ihnen, Frau von Grammont habe an ihren Bruder geschrieben?«

»Ich gebe Ihnen die Versicherung, Madame, daß es mir eine Stimme gesagt hat.«

»Das ist wunderbar.«

»Aber Sie glauben nicht daran.«

»Nein, Graf,« erwiederte der Herzog »wie soll man an solche Dinge glauben?«

»Würden Sie jedoch daran glauben, wenn ich Ihnen sagte, was zu dieser Stunde der Courier thut, der den Brief Herrn von Choiseul überbringt?«

»Bei Gott!« rief die Gräfin.

»Ich,« sprach der Herzog, »ich würde daran glauben, wenn ich die Stimme hörte . . . Aber die Herren Nekromanten oder die Magier haben das Vorrecht, daß sie allein das Uebernatürliche sehen und hören.«

Balsamo heftete seine Augen auf Herrn von Richelieu mit einem seltsamen Ausdruck, wobei der Gräfin ein Schauer durch die Adern lief und dem selbstsüchtigen Skeptiker, den man den Herzog von Richelieu nannte, kalt im Genick und im Herzen wurde.

»Ja,« sagte er nach einem langen Stillschweigen, »ich allein sehe und höre die übernatürlichen Gegenstände und Wesen; doch wenn ich es mit Leuten von Ihrem Rang, von Ihrem Geist, Herzog, und von Ihrer Schönheit, Gräfin, zu thun habe, so öffne ich meine Schätze und theile sie. Wäre es Ihnen sehr angenehm, die geheimnißvolle Stimme zu hören, die mich in Kenntniß setzt?«

»Ja,« sprach der Herzog, der seine Fäuste schloß, um nicht zu zittern.

»Ja,« stammelte die Gräfin zitternd.

»Wohl! Herr Herzog, wohl! Frau Gräfin, Sie sollen hören. Welche Sprache soll sie sprechen?«

»Die französische,« antwortete die Gräfin . . . »Ich kenne keine andere und eine andere würde mir zu sehr bange machen.«

»Und Sie, Herr Herzog?«

»Wie Madame, Französisch. Es ist mir daran gelegen, zu wiederholen, was mir der Teufel gesagt hat, und zu sehen, ob er gut erzogen ist, und ob er correct die Sprache meines Freundes, des Herrn von Voltaire, spricht.«

Den Kopf auf die Brust geneigt, schritt Balsamo auf die Thüre zu, welche in den kleinen Salon führte, der, wie man weiß, auf die Treppe ging.

»Erlauben Sie mir,« sagte er, »daß ich Sie einschließe, um Sie nicht zu sehr auszusetzen.«

Die Gräfin erbleichte, näherte sich dem Herzog und nahm seinen Arm.

Als Balsamo beinahe die Thüre der Treppe berührte, schritt er gegen den Punkt des Hauses zu, wo sich Lorenza befand, und sprach in arabischer Sprache mit schallender Stimme die Worte, die wir in der Übersetzung wiedergeben:

»Meine Freundin!.. . hört Ihr mich? . . . wenn Ihr mich hört, so zieht an der Klingelschnur und läutet zweimal.«

Balsamo erwartete die Wirkung seiner Worte, während er den Herzog und die Gräfin anschaute, welche die Augen und die Ohren um so mehr öffneten, als sie nicht verstehen konnten, was der Graf sagte.

Das Glöckchen erklang zweimal.

Die Gräfin zuckte auf ihrem Sopha, und der Herzog wischte sich mit dem Sacktuch die Stirne ab.

»Da Ihr mich hört,« fuhr Balsamo in demselben Tone fort, »drückt an dem marmornen Knopf, der das rechte Auge an der Sculptur des Kamins bildet, und die Platte wird sich öffnen; geht durch diese Platte, durchschreitet mein Zimmer, steigt die Treppe hinab und kommt in das Zimmer, welches an das stößt, wo ich mich befinde.«

Einen Augenblick nachher belehrte ein Geräusch, leicht wie ein unfaßbarer Hauch, wie ein Gespensterflug, Balsamo, daß man seine Befehle verstanden und ausgeführt hatte.

»Was für eine Sprache ist das,« fragte Richelieu, Sicherheit heuchelnd, »die kabalistische Sprache?«

»Ja, Herr Herzog, es ist der Dialekt, dessen man sich gewöhnlich bei Beschwörungen bedient.«

»Sie haben gesagt, wir würden verstehen.«

»Was die Stimme sagen würde, ja; aber nicht, was ich sage.«

»Und der Teufel ist gekommen?«

»Wer hat vom Teufel gesprochen, Herr Herzog?«

»Mir scheint, man beschwört nur den Teufel.«

»Alles, was erhabenerer Geist, übernatürliches Wesen ist, läßt sich beschwören.«

»Und der erhabene Geist, das übernatürliche Wesen . . .«

Balsamo streckte die Hand nach dem Vorhang aus, der die Thüre des anstoßenden Zimmers schloß.

»Steht in unmittelbarer Verbindung mit mir.«

»Ich habe bange,« sagte die Gräfin, »und Sie, Herzog?«

»Meiner Treue, Gräfin, ich gestehe, ich wäre beinahe eben so gern in Mahon oder in Philippsburg.«

»Frau Gräfin, und Sie, Herr Graf, wollen Sie horchen, da Sie durchaus hören wollen,« sprach Balsamo mit strengem Tone.

Und er wandte sich nach der Thüre.

LXXXV.

Die Stimme.

Es herrschte einen Augenblick feierliches Stillschweigen. Dann fragte Balsamo französisch: »Seid Ihr da?«

»Ich bin da,« antwortete eine reine, silberne Stimme, welche, die Tapeten und Thürvorhänge durchdringend, zu den Ohren der Anwesenden mehr wie ein metallischer Klang, als wie eine menschliche Stimme tönte.

»Pest! das wird interessant,« sagte der Herzog; »und dies Alles ohne Kerzen, ohne Magie, ohne bengalisches Feuer.«

»Das ist furchtbar,« murmelte die Gräfin.

»Gebt wohl Acht auf meine Fragen,« fuhr Balsamo fort.

»Ich höre mit meinem ganzen Wesen.«

»Sagt mir vor Allem, wie viel Personen in diesem Augenblick bei mir sind?«

»Zwei.«

»Von welchem Geschlecht?«

»Ein Mann und eine Frau.«

»Lest in meinem Geiste den Namen des Manns.«

»Der Herr Herzog von Richelieu.«

»Und den der Frau,«

»Die Frau Gräfin Dubarry.«

»Ah! ah!« murmelte der Herzog, »das ist stark.«

»Ich muß gestehen,« sagte zitternd die Gräfin, »ich habe nichts Aehnliches gesehen.«

»Gut,« sprach Balsamo; »lest nun den ersten Satz des Briefes, den ich in der Hand habe.«

Die Stimme gehorchte.

Die Gräfin und der Herzog schauten sich mit einem Erstaunen an, das an Bewunderung zu grenzen anfang.

»Was ist aus dem Brief, den ich unter Eurem Dictat geschrieben habe, geworden?«

»Er wird fortgetragen.«

»Wohin?«

»Nach Westen.«

»Ist er fern?«

»Oh! ja, sehr fern.«

»Wer trägt ihn?«

»Ein Mensch mit einer grünen Jacke, einer Pelzmütze und Courierstiefeln.«

»Ist er zu Fuß oder zu Pferd?«

»Er ist zu Pferd?«

»Was für ein Pferd reitet er?«

»Einen Schecken.«

»Wo seht Ihr ihn?«

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein.

»Schaut,« sprach Balsamo gebieterisch.

»Auf einer mit Bäumen bepflanzten Landstraße.«

»Auf welcher Landstraße?«

»Ich weiß es nicht, alle Straßen gleichen sich.«

»Wie! nichts deutet Euch an, welche Straße es ist, nicht ein Pfosten, eine Inschrift, nichts?«

»Wartet, wartet: es fährt ein Wagen an dem Reiter vorüber, er kreuzt ihn, auf mich zukommend.« »Was für ein Wagen?«

»Ein schwerer Wagen, voll von Geistlichen und Militären.«

»Eine Patsche,« murmelte Richelieu.

»Dieser Wagen hat keine Inschrift?« fragte Balsamo.

»Doch,« antwortete die Stimme.

»Leset.«

»Auf dem Wagen lese ich Versailles mit gelben, beinahe verwischten Buchstaben.«

»Verlaßt den Wagen und folget dem Courier.«

»Ich sehe ihn nicht mehr.«

»Warum seht Ihr ihn nicht mehr?«

»Weil sich die Straße dreht.«

»Dreht Euch mit der Straße und holet ihn wieder ein.«

»Oh! er reitet mit der ganzen Kraft seines Pferdes, er schaut auf seine Uhr.«

»Was seht Ihr vor dem Pferd?«

»Eine lange Allee, herrliche Gebäude, eine große Stadt.«

»Folget immer.«

»Ich folge.«

»Nun?«

»Der Courier schlägt sein Pferd mit verdoppelten Streichen; das Thier ist in Schweiß gebadet; seine Hufeisen machen auf dem Pflaster einen Lärm, daß sich alle Vorübergehende umwenden. Ah! der Courier reitet in eine lange Straße, welche abwärts geht. Er wendet sich rechts. Er hemmt den Gang seines Pferdes. Er hält vor der Thüre eines großen Hotels an.«

»Hier müßt Ihr ihm aufmerksam folgen, hört Ihr.«

Die Stimme stieß einen Seufzer aus.

»Ihr seid müde, ich begreife das.«

»Oh! gelähmt.«

»Diese Müdigkeit verschwinde, ich will es haben.«

»Ah!«

»Nun?«

»Ich danke.«

»Seid Ihr noch müde?«

»Nein.«

»Seht Ihr den Courier immer noch?«

»Wartet: ja, ja; er steigt eine große steinerne Treppe hinauf. Ein Bedienter in einer blauen Livree mit Gold geht ihm voran. Er durchschreitet große, ganz vergoldete Salons. Er kommt zu einem beleuchteten Cabinet. Der Lackei öffnet die Thüre und entfernt sich.«

»Was seht Ihr?«

»Der Courier verbeugt sich.«

»Vor wem?«

»Wartet. Er verbeugt sich vor einem Mann, der an einem Schreibtisch sitzt und der Thüre den Rücken zuwendet.«

»Wie ist dieser Mann gekleidet?«

»Oh! in großer Toilette und als ginge er auf einen Ball.«

»Hat er eine Decoration?«

»Er trägt ein großes blaues Band über die Brust.«

»Sein Gesicht?«

»Ich sehe es nicht . . . Ah!«

»Was?«

»Er wendet sich um.«

»Was für eine Physiognomie hat er?«

»Einen lebhaften Blick, unregelmäßige Züge, schöne Zähne.«

»Welches Alter?«

»Fünf und fünfzig bis acht und fünfzig Jahre.«

»Der Herzog!« flüsterte die Gräfin dem Marschall zu, »es ist der Herzog.«

Der Marschall machte mit dem Kopf ein Zeichen, welches bedeutete:

»Ja, er ist es; doch hören Sie.«

»Sodann?« befahl Balsamo.

»Der Courier übergibt dem Mann mit dem blauen Band . . .«

»Ihr könnt sagen dem Herzog: es ist ein Herzog.«

»Der Courier,« fuhr die gehorsame Stimme fort, »übergibt dem Herzog einen Brief, den er aus einer ledernen Tasche zieht, welche er auf seinem Rücken trägt. Der Herzog entsiegelt und liest ihn mit großer Aufmerksamkeit.«

»Hernach?«

»Er nimmt eine Feder, ein Blatt Papier und schreibt.«

»Er schreibt!« murmelte Richelieu. »Teufel, wenn man erfahren könnte, was er schreibt, das wäre schön.«

»Sagt mir, was er schreibt,« sprach Balsamo.

»Ich kann nicht.«

»Weil Ihr zu fern seid. Tretet in das Cabinet ein. Seid Ihr dort?«

»Ja.«

»Neigt Euch über seine Schulter.«

»Es ist geschehen.«

»Leset Ihr nun?«

»Die Schrift ist schlecht, fein, hakelig.«

»Leset. ich will es.«

Die Gräfin und Richelieu hielten den Athem an sich.

»Leset,« wiederholte Balsamo mit noch gebieterischerem Tone.

» ‚Meine Schwester,‘ « sagte die Stimme zitternd und zögernd.

»Das ist die Antwort,« flüsterten gleichzeitig der Herzog von Richelieu und die Gräfin.

» ‚Meine Schwester,‘ « fuhr die Stimme fort, » ‚beruhigen Sie sich: die Krise hat stattgefunden, es ist wahr; sie war schwer, das ist abermals wahr; doch sie ist vorübergegangen. Ich erwarte den morgigen Tag voll Ungeduld, denn morgen gedenke ich meinerseits die Offensive zu ergreifen, und Alles läßt mich auf einen entscheidenden Sieg hoffen. Gut, was das Parlament von Rouen, gut, was Mylord X . . ., gut, was die Petarde betrifft. Morgen, nachdem ich mit dem König gearbeitet habe, werde ich meinem Brief eine Nachschrift beifügen und sie Ihnen durch denselben Courier schicken.‘ «

Die linke Hand ausgestreckt, schien Balsamo mühsam der Stimme jedes Wort zu entreißen, während er mit seiner rechten Hand hastig die Zeilen notirte, welche Herr von Choiseul in seinem Cabinet schrieb.

»Ist das Alles?« fragte Balsamo.

»Es ist Alles.«

»Was macht der Herzog nun?«

»Er legt das Papier, auf das er geschrieben hat, zweimal zusammen, und dann noch zweimal, und steckt es in eine kleine rothe Brieftasche, die er aus der linken Seite seines Rockes zieht.«

»Sie hören,« sagte Balsamo zu der in das tiefste Erstaunen versunkenen Gräfin.

»Und sodann verabschiedet er den Courier, mit dem er noch spricht.«

»Was sagt er ihm?«

»Ich habe nur das Ende des Satzes gehört.«

»Und das war?«

» ‚Um ein Uhr am Gitter von Trianon.‘ « Der Courier verbeugt sich und geht ab.«

»So ist es,« sprach Richelieu, »er bestellt den Courier auf das Ende der Arbeit, wie er in seinem Briefe gesagt hat.«

Balsamo machte ein Zeichen mit der Hand, um Stillschweigen zu befehlen.

»Was macht nun der Herzog?« fragte er.

»Er steht auf. Er hält in der Hand den Brief, den man ihm übergeben hat. Er geht gerade auf sein Bett zu, schlüpft hinter dasselbe, drückt an einer Feder, die ein eisernes Kästchen öffnet, wirft den Brief hinein, und schließt das Kästchen wieder.«

»Oh!« riefen gleichzeitig der Herzog und die Gräfin ganz bleich, »oh! das ist in der That Zauberei.«

»Wissen Sie nun Alles, was Sie zu wissen wünschen, Madame?« fragte Balsamo.

»Herr Graf,« erwiderte Madame Dubarry, die sich Ihm schauernd näherte, »Sie haben mir einen Dienst geleistet, den ich mit zehn Jahren deines Lebens bezahlen würde, oder den ich vielleicht nie werde bezahlen können. Verlangen Sie, was Sie wollen.«

»Oh! Madame, Sie wissen, daß wir schon in Rechnung stehen.«

»Sagen Sie, was Sie wünschen.«

»Die Zeit ist noch nicht gekommen.«

»Nun, wenn sie gekommen ist, und wäre es eine Million . . .«

Balsamo lächelte.

»Ei! Gräfin,« rief der Marschall, »es wäre eher an Ihnen, eine Million vom Grafen zu verlangen. Ein Mann der weiß, was er weiß, und besonders, der sieht, was er sieht, entdeckt der nicht das Gold und die Diamanten in den Eingeweiden der Erde, wie er den Gedanken im Herzen des Menschen entdeckt?«

»Dann werfe ich mich in meiner Ohnmacht nieder,« sprach die Gräfin.

»Nein, Gräfin, Sie werden sich eines Tags Ihrer Schuld gegen mich entledigen. Ich gebe Ihnen Gelegenheit dazu.«

»Graf,« sprach der Herzog zu Balsamo, »Ich bin unterjocht, besiegt, vernichtet . . . ich glaube.«

»Wie der heilige Thomas geglaubt hat, nicht wahr? Das nennt man nicht glauben, das nennt man sehen.«

»Nennen Sie es, wie Sie wollen; doch Ich thue förmlich Abbitte, und wenn man mir fortan von Zauberern spricht, nun, so werde ich wissen, was ich zu sagen habe.«

Balsamo lächelte,

»Wollen Sie mir nun erlauben?« sagte er zur Gräfin.

»Sprechen Sie.«

»Mein Geist ist ermüdet. Lassen Sie mich ihm seine Freiheit durch eine magische Formel wiedergeben.«

»Thun Sie das, mein Herr.«

»Lorenza,« sagte Balsamo arabisch, »ich danke; ich liebe Dich; kehre auf Dein Zimmer auf demselben Wege zurück, auf dem Du gekommen bist, und erwarte mich. Gehe, meine Vielgeliebte.«

»Ich bin sehr müde,« erwiderte die Stimme in italienischer Sprache, noch sanfter als während der Beschwörung; »beeile Dich, Acharat.«

»Ich gehe.«

Und man hörte die Tritte sich mit demselben Streifen entfernen.

Nach einigen Minuten, als er sich vom Abgang von Lorenza überzeugt hatte, verbeugte sich Balsamo tief, aber mit einer majestätischen Würde vor den zwei Besuchen, welche beide erschrocken, beide überwältigt von der Woge stürmischer Gedanken, die sie überströmte, mehr wie trunkene Leute, als wie mit Vernunft begabte Wesen zu ihrem Fiacre zurückkehrten.

LXXXVI.

Ungnade.

Am andern Tag schlug die große Glocke von Versailles eilf Uhr, als König Ludwig XV. durch die an sein Zimmer anstoßende Gallerie schritt und mit trockener Stimme: »Herr de la Brillièrè!« rief.

Der König war bleich und schien bewegt; je mehr er sich Mühe gab, diese Unruhe zu verbergen, desto mehr trat sie in der Verlegenheit seines Blickes und in der Spannung seiner gewöhnlich unempfindlichen Gesichtsmuskeln hervor.

Als bald herrschte ein eisiges Stillschweigen in den Reihen der Höflinge, unter denen man den Herrn Herzog von Richelieu und den Grafen Jean Dubarry, Beide ruhig, Beide Gleichgültigkeit und Unwissenheit heuchelnd, bemerkte.

Der Herzog de la Brillièrè näherte sich und nahm aus den Händen des Königs einen Geheimbrief, den Seine Majestät ihm reichte.

»Ist der Herr Herzog, von Choiseul in Versailles?« fragte der König.

»Sire, seit gestern; er ist Nachmittags um zwei Uhr von Paris zurückgekehrt.«

»Ist er in seinem Hotel, ist er im Schloß?«

»Er ist im Schloß, Sire.«

»Gut,« sagte der König; »überbringen Sie ihm diesen Befehl, Herzog.«

Ein langer Schauer durchlief die Reihen der Zuschauer, die sich alle flüsternd beugten, wie die Aehren unter dem Wehen des Sturmwindes.

Der König faltete die Stirne, als wollte er diese Scene durch den Schrecken verstärken, und kehrte stolz in sein Cabinet zurück gefolgt von seinem Kapitän der Gardien und dem Commandanten der Chevauxlegers.

Alle Blicke folgten Herrn de la Brillièrè, der, selbst unruhig über das Geschäft, das er zu verrichten hatte, langsam den Hof des Schlosses durchschritt und sich in die Wohnung des Herzogs von Choiseul begab.

Während dieser Zeit kamen alle Gespräche, drohend oder schüchtern, zum Ausbruch um den alten Marschall her, der mehr als die Andern den Erstaunten spielte, wodurch sich aber in Folge eines gewissen köstlichen Lächelns Niemand täuschen ließ.

Herr de la Brillièrè kam zurück und war sogleich umzingelt.

»Nun?« fragte man ihn.

»Es war ein Verbannungsbefehl.«

»Verbannungsbefehl?«

»Ja, in bester Form.«

»Sie haben ihn gelesen, Herzog?«

»Ich habe ihn gelesen.«

»Positiv?«

»Beurtheilen Sie.«

Und der Herzog sprach folgende Worte, die er mit dem unerschütterlichen Gedächtniß, das die Höflinge bildet, behalten hatte:

»Mein Vetter, die Unzufriedenheit, die mir Ihre Dienste verursachen, nöthigt mich, Sie nach Chanteloup zu verbannen, wohin Sie sich in 24 Stunden begeben werden. Ich hätte Sie weiter geschickt, wäre nicht die besondere Achtung, welche ich für Frau von Choiseul hege, deren Gesundheit mir äußerst wichtig ist. Nehmen Sie sich in Acht, daß mich Ihr Benehmen nicht einen andern Entschluß fassen läßt.«

Ein langes Gemurmel durchlief die Gruppe, welche den Herzog de la Brilliére umgab.

»Und was hat Ihnen Herr von Saint-Florentin geantwortet?« fragte Richelieu, der dem Herzog absichtlich weder seinen neuen Titel, noch seinen neuen Namen gab.

»Er hat mir geantwortet:

‚Herr Herzog, ich bin überzeugt von dem Vergnügen, das es Ihnen bereitet, mir diesen Brief zu überbringen.‘ «

»Das war hart, mein armer Herzog,« sagte Jean.

»Was wollen Sie, Herr Graf, man bekommt nicht einen solchen Ziegel auf den Kopf, ohne ein wenig zu schreien.«

»Und was wird er thun, wissen Sie es?« fragte Richelieu.

»Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er gehorchen,«

»Hm!« machte der Marschall.

»Hier ist der Herzog,« rief Jean, der am Fenster Wache stand.

»Kommt er hierher?« fragte der Herzog de la Brilliére.

»Ich sagte es Ihnen, Herr von Saint-Florentin.«

»Er durchschreitet den Hof,« fuhr Jean fort.

»Allein?«

»Ganz allein, sein Portefeuille unter dem Arm.«

»Ah! mein Gott!« murmelte Richelieu, »soll die Scene von gestern wieder anfangen?«

»Sprechen Sie mir nicht davon, es schauert mich,« sagte Jean.

Er hatte noch nicht vollendet, als der Herzog von Choiseul, den Kopf hoch, das Auge sicher, am Eingang der Gallerie erschien, mit einem klaren und ruhigen Blicke alle seine Feinde oder diejenigen, welche sich im Fall der Ungnade als solche erklären würden, niederschmetternd.

Niemand erwartete nach dem, was vorgefallen, diesen Schritt, Niemand widersetzte sich also.

»Sind Sie sicher, daß Sie gut gelesen haben, Herzog?« fragte Jean.

»Bei Gott!«

»Und er kommt nach einem Brief, wie der, den Sie uns vorsagten!«

»Ich begreife das nicht, bei meinem Ehrenwort!«

»Der König wird ihn in die Bastille werfen lassen.«

»Das wird ein erschreckliches Aergerniß geben.«

»Ich möchte ihn beinahe beklagen.«

»Ah! mm tritt er beim König ein. Das ist unerhört.«

Ohne auf eine Art von Widerstand, den ihm der Huissier mit ganz verblüfftem Gesicht entgegensetzte, Achtung zu geben, drang der Herzog in der That bis in das Cabinet des Königs,

der, als er ihn sah, einen Schrei des Erstaunens von sich gab.

Der Herzog hielt in der Hand seinen Geheimbrief; er zeigte ihn dem König mit einem beinahe lächelnden Gesicht und sprach:

»Sire, wie mir Eure Majestät gestern zum Voraus zu bemerken die Gnade hatte, habe ich so eben einen neuen Brief erhalten.«

»Ja, mein Herr,« erwiderte der König.

»Und da Eure Majestät mir gestern zu sagen geruhte, ich sollte nie als ernst einen Brief betrachten, der nicht durch das ausdrückliche Wort des Königs ratificirt wäre, so komme ich, um mir eine Erklärung zu erbitten.«

»Sie wird kurz sein, Herr Herzog,« sprach der König, »Heute ist der Brief gültig.«

»Gültig, ein für einen ergebenen Diener so verletzender Brief?«

»Ein ergebener Diener, mein Herr, läßt seinen Herrn nicht eine lächerliche Rolle spielen.«

»Sire,« sagte mit stolzem Tone der Minister, »ich glaubte am Thron geboren zu sein und die Majestät desselben zu verstehen.«

»Mein Herr,« entgegnete der König, »ich will Sie nicht schmachten lassen. Sie haben gestern im Cabinet Ihres Hotels in Versailles einen Courier von Frau von Grammont erhalten.«

»Das ist wahr, Sire.«

»Er hat Ihnen einen Brief übergeben.«

»Sire, ist es einem Bruder und einer Schwester verboten, Briefe zu wechseln?«

»Warten Sie, wenn's beliebt, ich weiß den Inhalt dieses Briefes.«

»Oh! Sire.«

»Hier ist er . . .; ich habe mir die Mühe gemacht, ihn eigenhändig abzuschreiben.«

Und der König reichte dem Herzog eine genaue Abschrift des Briefes, den er erhalten hatte.

»Sire!«

»Leugnen Sie nicht, Herr Herzog, Sie haben den Brief in ein eisernes Kästchen eingeschlossen, das im Gang hinter Ihrem Bett angebracht ist.«

Der Herzog wurde bleich wie ein Gespenst.

»Das ist noch nicht Alles,« fuhr der König unbarmherzig fort, »Sie haben Frau von Grammont geantwortet. Den Inhalt dieses Briefes weiß ich ebenfalls; er ist hier in Ihrem Portefeuille und erwartet, um abzugehen, nur eine Nachschrift, die Sie, wenn Sie mich verlassen, beifügen sollen..Sie sehen, daß ich unterrichtet bin, nicht wahr?«

Der Herzog wischte seine von eisigem Schweiß befeuchtete Stirne ab, verbeugte sich, ohne ein Wort zu erwidern, und verließ das Cabinet, schwankend, als ob ihn der Schlag getroffen hätte.

Ohne die frische Luft, die ihm in's Gesicht strömte, wäre er rücklings niedergestürzt.

Doch er war ein Mann von mächtigem Willen. Sobald er in der Gallerie war, raffte er seine ganze Stärke zusammen, durchschritt, die Stirne hoch, die Reihe der Höflinge und trat in seine Wohnung, um verschiedene Papiere zu verschließen und zu verbrennen.

Eine Viertelstunde nachher verließ er das Schloß in seiner Carrosse.

Die Ungnade von Herrn von Choiseul war ein Donnerschlag, der Frankreich entzündete.

In der That, durch die Duldsamkeit des Ministers unterstützt, erklärten die Parlamente, der Staat habe seine festeste Säule verloren. Der Adel hing an ihm als an einem der Seinigen. Die

Geistlichkeit war von diesem Mann geschont worden, dessen persönliche Würde, zuweilen bis zum Hochmuth gesteigert, seinen ministeriellen Verrichtungen ein priesterliches Ansehen gab.

Die encyclopädistische oder philosophische Partei, welche schon sehr zahlreich und besonders sehr stark war, weil sie bei den Unterrichteten, den Aufgeklärten und bei den vom Geiste des Widerspruchs beseelten Leuten rekrutirte, stieß ein lautes Geschrei aus, als sie die Regierung den Händen des Ministers entgehen sah, der Voltaire beweihrauchte, die Encyclopädie pensionirte und, sie in nützlicher Richtung entwickelnd, die Ueberlieferung von Frau von Pompadour, dieses weibliches Mäcens der Männer des Mercure und der Philosophie, bewahrte.

Das Volk hatte viel mehr Recht als alle die Unzufriedenen. Es beklagte sich auch das Volk und zwar ohne zu ergründen, aber es berührte wie immer die große Wahrheit, den wunden Fleck.

Aus dem allgemeinen Gesichtspunkt betrachtet, war Herr von Choiseul ein schlechter Minister und ein schlechter Bürger; beziehungsweise aber war er ein Muster der Tugend, der Sittlichkeit und der Vaterlandsliebe.

Wenn das Volk, das auf dem Lande Hungers starb, von den Verschwendungen Seiner Majestät, von den zu Grunde richtenden Launen von Madame Dubarry hörte, wenn man ihm unmittelbar Nachrichten, wie *l'Homme aux quarante écus*, oder Rathschläge wie den *Contrat social*, sodann insgeheim Offenbarungen wie die *Nouvelles à la main*, oder die *Idées singulières d'un bon citoyen* zusandte, da erschrak das Volk, daß es wieder in die unreinen Hände der Favoritin, welche minder achtenswerth als die Frau eines Kohlenbrenners, wie Bauveau sagte, in die Hände der Günstlinge der Favoritin fallen sollte, und erstaunte, müde so vieler Leiden, die Zukunft schwärzer zu sehen, als es die Vergangenheit gewesen war.

Nicht als hätte das Volk, das Antipathien hatte, sehr scharf hervortretende Sympathien gehabt. Es liebte die Parlamente nicht, weil die Parlamente, seine natürlichen Beschützer, es stets verlassen hatten, um müßige Fragen des Vorsitzes oder selbstsüchtiger Interessen zu verhandeln; weil sich diese Parlamente, schlecht beleuchtet durch den falschen Widerschein der königlichen Allgewalt, eingebildet hatten, sie seien etwas wie eine Aristokratie zwischen dem Adel und dem Volk.

Es liebte den Adel nicht aus Instinct und aus Erinnerung. Es fürchtete das Schwert eben so sehr, als es die Kirche haßte. Nichts konnte es bei der Entlassung von Herrn von Choiseul berühren, aber es hörte die Klagen des Adels, der Geistlichkeit und des Parlaments, und seinem eigenen Murren beigefügt, bildete dieses Geräusch einen Lärmen, der es berauschte . . .

Ganz Paris, das Wort läßt sich hier durch einen Beweis rechtfertigen, begleitete bis zu den Thoren den Verbannten, der nach Chanteloup abreiste.

Da Volk bildete Spaliere auf dem Wege der Carrosse; die Parlamentsmitglieder und die Leute vom Hof, die vom Herzog nicht mehr hatten empfangen werden können, stellten ihre Equipagen vor den Reihen des Volkes auf, um ihn im Vorüberfahren zu grüßen und ein Zeichen des Abschieds von ihm zu erhalten.

Das dichteste Gedränge war an der Barrière d'Enser, von wo aus die Straße nach Touraine führt. Es war hier ein solcher Zustrom von Fußgängern, Reitern und Wagen, daß die Circulation mehrere Stunden unterbrochen wurde. Als es dem Herzog gelang, durch die Barrière hinauszukommen, sah er sich von mehr als hundert Wagen begleitet, welche gleichsam eine Glorie für den seinigen bildeten.

Zurufungen und Seufzer folgten ihm. Er hatte zu viel Geist und zu viel Kenntniß von der Lage

der Dinge, um nicht zu begreifen, daß all dieser Lärmen weniger ein Beklagen war, das seiner Person galt, als Befürchtungen hinsichtlich der Unbekannten, die sich aus seinen Trümmern erheben würden.

Eine Postchaise kam im Galopp auf der versperrten Landstraße einher, und ohne eine gewaltige Anstrengung des Kutschers hätten sich die von Staub und Schweiß weißen Pferde in das Gespann von Herrn von Choiseul gestürzt.

Ein Kopf neigte sich aus dieser Chaise, wie sich Herr von Choiseul aus seinem Wagen neigte.

Herr von Aiguillon verbeugte sich tief vor dem gefallenem Minister, dessen Erbschaft er einthun wollte. Herr von Choiseul warf sich in den Wagen zurück: eine einzige Secunde hatte die Lorbeeren seiner Niederlage vergiftet.

Doch in demselben Augenblick und ohne Zweifel als Entschädigung, kreuzte ein Wagen mit dem Wappen von Frankreich, der, gezogen von acht Pferden, auf der Verzweigung der Straße von Sevres nach Saint-Cloud fuhr und, sei es aus Zufall, oder war es Folge der Versperrung, nicht die Landstraße benutzte, dieser königliche Wagen, sagen wir, kreuzte die Carrosse von Herrn von Choiseul.

Die Dauphine saß mit ihrer Ehrendame, Frau von Noailles, auf dem Hintersitz.

Fräulein Andrée von Taverney war auf dem Vordersitz.

Roth vor Vergnügen und Glorie, neigte sich Herr von Choiseul tief grüßend aus dem Schlag.

»Gott befohlen, Madame,« sagte er mit zitternder Stimme.

»Auf Wiedersehen, Herr von Choiseul,« rief die Dauphine mit einem kaiserlichen Lächeln und mit majestätischer Verachtung aller Etiquette.

»Es lebe Herr von Choiseul!« schrie eine enthusiastische Stimme nach diesen Worten der Dauphine.

Fräulein Andrée wandte sich rasch beim Tone dieser Stimme um.

»Aufgepaßt!« riefen die Stallmeister der Prinzessin und nöthigten Gilbert, der sich ganz bleich und sehgerig vorgedrängt hatte, bis an den Graben der Straße zurückzuweichen.

Es war in der That unser Held, der in einer philosophischen Begeisterung; Es lebe Herr von Choiseul! gerufen hatte.

LXXXVII.

Der Herr Herzog von Aiguillon.

So viel man in Paris und auf der Straße nach Chanteloup Grimassen und rothe Augen zur Schau trug, eben so viele glänzende, lächelnde Gesichter brachte man nach Luciennes. In Luciennes thronte diesmal nicht mehr eine Sterbliche, die schönste und angebetetste der Sterblichen, wie die Höflinge und Dichter sagten, sondern eine wahre Gottheit, welche Frankreich regierte.

Am Abend des Tages, an welchem Herr von Choiseul in Ungnade fiel, bedeckte sich auch die Straße mit denselben Equipagen, welche am Morgen dem verbannten Minister nachgefahren waren; mehr noch, man sah alle Parteigänger des Kanzlers, der Bestechung und der Günstlingschaft, was einen ansehnlichen Zug bildete.

Doch Madame Dubarry hatte ihre Polizei; Jean wußte, ungefähr auf einen Baron, den Namen derjenigen, welche die letzten Blumen dem abgeschiedenen Choiseul zugeworfen hatten,« er sagte diese Namen der Gräfin und sie wurden unbarmherzig ausgeschlossen, während der Muth der Andern gegen die öffentliche Meinung eine Belohnung durch ein Lächeln der Protection und den vollständigen Anblick der Gottheit des Tags erhielt.

Nach der großen Reihe der Wagen und des allgemeinen Gedränges, fand der besondere Empfang statt. Richelieu, der Held des Tages, allerdings der geheime und besonders bescheidene Held, sah den Wirbel der Besuche und Bittsteller vorüberziehen und nahm den letzten Stuhl im Boudoir ein.

Gott weiß, wie man sich freute und sich Glück wünschte! Das Drücken der Hände, das kleine halberstickte Gelächter, das enthusiastische Trippeln schienen die Sprache der Bewohner von Luciennes geworden zu sein.

»Man muß gestehen,« sagte die Gräfin, »der Graf von Balsamo oder von Fönix, wie Sie ihn nennen wollen, Herzog, ist der erste Mann dieser Zeit. Es wäre sehr Schade, wenn man die Zauberer noch verbrennen würde.«

»Ja, Gräfin, ja, es ist ein sehr großer Mann,« erwiderte Richelieu.

»Und ein sehr schöner Mann. Ich habe eine Laune für diesen Mann, Herzog . . .«

»Sie werden mich eifersüchtig machen,« sprach lachend Richelieu, den es überdies drängte, dem Gespräch eine ernstere Wendung zu geben . . . Er wäre ein furchtbarer Polizeiminister, dieser Herr Graf von Fönix.«

»Ich dachte auch daran,« sagte die Gräfin. »Nur ist er unmöglich.«

»Warum, Gräfin?«

»Weil er seine Collegen unmöglich machen würde.«

»Wie so?«

»Da er Alles weiß, alle ihre Spiele sieht . . .«

Herr von Richelieu erröthete unter seiner Schminke.

»Gräfin,« erwiderte er, »ich wünschte, sollte er mein College sein, er wäre immer bei meinem Spiele betheilig, und er würde Ihnen die Karten mittheilen, Sie würden dabei stets den

Herzbuben auf den Knien vor der Dame und zu den Füßen des Königs sehen.«

»Es gibt Niemand, der mehr Geist hat als Sie, mein lieber Herzog,« versetzte die Gräfin. »Doch sprechen wir ein wenig von unserem Ministerium . . . Ich glaubte, Sie hätten Ihren Neffen benachrichtigen lassen?«

»Aiguillon? Er ist angekommen, Madame, und zwar unter den Anspielen, die ein römischer Seher für die günstigsten erklärt haben würde: sein Wagen hat den des abfahrenden Herrn von Choiseul gekreuzt.«

»Das ist in der That ein günstiges Vorzeichen,« sprach die Gräfin; »er wird also kommen?«

»Madame, ich habe mir überlegt, daß Herr von Aiguillon, wenn er in Luciennes von aller Welt und in einem Augenblick, wie dieser, gesehen würde, zu allen Arten von Commentaren Anlaß geben müßte, und ich habe ihn deshalb gebeten, unten im Dorf zu bleiben, bis ich ihn nach Ihren Befehlen rufe.«

»Rufen Sie ihn also, Marschall, und zwar auf der Stelle, denn wir sind nun beinahe allein.«

»Um so lieber, als wir uns völlig verständigt haben, nicht wahr, Gräfin?«

»Durchaus, ja, Herzog. Sie ziehen . . . den Krieg den Finanzen vor, nicht wahr? Oder wünschen Sie die Marine zu haben?«

»Ich ziehe den Krieg vor, Madame; dabei kann ich am meisten Dienste leisten.«

»Das ist richtig. In diesem Sinne werde ich also mit dem König sprechen. Sie haben keine Antipathie?«

»Gegen wen?«

»Gegen diejenigen von Ihren Collegen, welche der König vorschlagen wird?«

»Ich bin der Mann der Welt, mit dem am wenigsten schwierig zu leben ist; doch Sie werden mir erlauben, daß ich meinen Neffen rufen lasse, da Sie ihm die Gunst, ihn zu empfangen, gewähren wollen.«

Richelieu näherte sich dem Fenster; der letzte Schein der Abenddämmerung beleuchtete noch den Hof. Er machte ein Zeichen einem seiner bedienten, der dieses Fenster bewachte und auf sein Signal sogleich weglief.

Man fing indessen an bei der Gräfin die Lichter anzuzünden.

Zehn Minuten nach dem Abgang des Bedienten fuhr ein Wagen in den ersten Hof. Die Gräfin wandte rasch ihre Augen dem Fenster zu.

Richelieu gewahrte diese Bewegung, die ihm als ein vortreffliches Vorzeichen für die Angelegenheiten von Herrn von Aiguillon und folglich für die seinigen erschien.

»Sie mag den Oheim wohl leiden, sie findet Geschmack am Neffen,« sagte er zu sich selbst; »wir werden die Herren hier sein.«

Während er sich an diesen chimärischen Dünsten weidete, vernahm man ein schwaches Geräusch an der Thüre und die Stimme des Kammerdieners meldete den Herzog von Aiguillon.

Er war ein sehr schöner und sehr anmuthiger Herr, der in einer ebenso reichen, als zierlichen und wohlverstandenen Kleidung erschien. Herr von Aiguillon hatte die Tage der frischen Jugend hinter sich, aber er gehörte zu jenen Männern, welche durch den Blick und den Willen bis zum hinfalligen Alter jung sind.

Die Sorgen der Regierung hatten nicht eine Runzel auf seine Stirne gebracht; sie hatte nur die natürliche Falte vergrößert, die bei den Dichtern und den Staats-Männern die Zufluchtstätte tiefer

Gedanken zu sein scheint. Er hielt gerade und hoch seinen schönen Kopf voll Feinheit und Schwermuth, als ob er wüßte, daß der Haß von zehn Millionen Menschen auf diesem Kopf lastete, aber als hätte er auch zugleich beweisen wollen, diese Last übersteige seine Kräfte nicht.

Herr von Aiguillon hatte die schönsten Hände der Welt, von jenen Händen, welche selbst noch unter der Woge der Spitzen weiß und zart erscheinen. Man hatte in jener Zeit eine besondere Vorliebe für ein gut gebautes Bein; das des Herzogs war ein Muster nerviger Zierlichkeit und aristokratischer Form. Man fand bei ihm die Lieblichkeit des Dichters, den Adel des vornehmen Herrn, die Geschmeidigkeit und das Markige eines Musketiers. Für die Gräfin war es ein dreifaches Ideal: sie fand in einem einzigen Modell drei Typen, welche diese schöne Sinnliche aus Instinct lieben mußte.

Durch eine bemerkenswerthe Seltsamkeit, oder besser gesagt, in Folge einer Verkettung durch die geschickte Taktik von Herrn von Aiguillon combinirter Umstände hatten sich diese zwei Helden des öffentlichen Hasses, die Favoritin und der Höfling, noch nicht von Angesicht zu Angesicht bei Hofe mit allen ihren Vorzügen gesehen.

Herr von Aiguillon hatte sich in der That seit drei Jahren viel in der Bretagne oder in seinem Cabinet beschäftigt; er war wenig verschwenderisch mit seiner Person bei Hofe gewesen, da er wohl wußte, es würde eine günstige oder ungünstige Krise eintreten. Im ersten Fall wäre es besser, den von ihm Regierten die Vortheile des Unbekannten anzubieten, im zweiten, zu verschwinden, ohne zu starke Spuren zurückzulassen, um später leicht mit einem neuen Gesicht aus dem Schlunde hervorgehen zu können.

Und dann war ein anderer Grund bei allen diesen Berechnungen vorherrschend; dieser gehört zum Felde des Romans, ist jedoch der bessere.

Ehe Madame Dubarry Gräfin war und jede Nacht mit ihren Lippen die Krone von Frankreich berührte, war sie ein hübsches, lachendes, angebetetes Geschöpf gewesen; sie war geliebt gewesen, ein Glück, auf das sie nicht mehr rechnen durfte, seitdem man sie fürchtete.

Unter allen den reichen, mächtigen und schönen jungen Leuten, welche Jeanne Vaubernier den Hof gemacht, unter allen den Reimschmieden, welche an das Ende von zwei Versen die Worte *Lange* und *Ange* angehängt hatten, war der Herzog von Aiguillon in der ersten Reihe gestanden; aber mag nun der Herzog die Sache nicht eifrig genug betrieben haben, mag Mademoiselle Lange nicht so leicht zugänglich gewesen sein, als ihre Verleumder behaupteten, mag endlich, und dies benimmt weder dem Einen noch der Andern ein Verdienst, mag endlich die plötzliche Liebe des Königs die Herzen getheilt haben, welche sich zu verständigen im Begriff waren, Herr von Aiguillon hatte Verse, Akrosticha und duftende Sträuße wieder eingeschoben; Mademoiselle Lange hatte ihre Thüre in der Rue des Petits-Champs geschlossen; der Herzog war, seine Seufzer erstickend, nach der Bretagne gezogen und Mademoiselle Lange sandte alle die ihrigen gen Versailles an den Herrn Baron von Gonneffe, nämlich an den König von Frankreich.

Daraus ging hervor, daß das plötzliche Verschwinden von Herrn von Aiguillon Anfangs Madame Dubarry sehr wenig beschäftigte, weil sie Furcht vor der Vergangenheit hatte; als sie aber in der Folge die schweigsame Haltung ihres ehemaligen Anbeters wahrnahm, wurde sie neugierig, dann erstaunte sie, und gut gestellt, um die Menschen zu beurtheilen, urtheilte sie, dieser sei wahrhaft ein Mann von Geist.

Es war viel, diese Auszeichnung durch die Gräfin; doch es war nicht Alles, es sollte vielleicht der Augenblick kommen, wo sie in Herrn von Aiguillon einen Mann von Herz erkennen würde.

Es ist nicht zu leugnen, die arme Mademoiselle Lange hatte Gründe, die Vergangenheit zu fürchten. Ein Musketier, ein ehemals glücklicher Liebhaber, wie er sagte, war eines Tags bis nach Versailles gedrungen, um von Mademoiselle Lange ein wenig von ihren früheren Gunstbezeugungen zu fordern, und diese rasch durch eine ganz königliche Höhe unterdrückten Worte hatten nichtsdestoweniger das schamhafte Echo des Pallastes von Frau von Maintenon lästern gemacht.

Man hat gesehen, daß der Marschall bei seinem ganzen Gespräche mit Madame Dubarry nie das Kapitel einer Bekanntschaft seines Neffen mit Mademoiselle Lange berührte. Dieses Stillschweigen von Seiten eines Mannes, der wie der alte Herzog gewohnt war, die schwierigsten Dinge der Welt zu sagen, setzte Madame Dubarry sehr in Erstaunen und beunruhigte sie sogar.

Sie erwartete also voll Ungeduld Herrn von Aiguillon, um endlich zu erfahren, woran sie sich zu halten hätte und ob der Marschall discret oder unwissend gewesen sei.

Der Herzog trat ein.

Ehrfurchtsvoll mit Leichtigkeit und seiner sicher genug, um zwischen der Königin und der gewöhnlichen Frau von Hof zu grüßen, unterjochte er sich mit einem Schlag eine Protection, welche ganz geneigt war, das Gute vollkommen, und das Vollkommene wunderbar zu finden.

Herr von Aiguillon nahm sodann die Hand seines Oheims, der auf die Gräfin zuging und mit seiner einschmeichelndsten Stimme zu ihr sagte:

»Das ist der Herr Herzog von Aiguillon, Madame; es ist nicht mein Neffe, sondern einer Ihrer leidenschaftlichsten Diener, den ich Ihnen vorzustellen die Ehre habe.«

Die Gräfin schaute den Herzog bei diesen Worten an, und sie schaute ihn an, wie es die Frauen thun, nämlich mit Augen, denen nichts entgeht; sie sah nur zwei ehrfurchtsvoll geneigte Stirnen, und zwei Gesichter, welche ruhig und heiter nach dem Gruß wieder auftauchten.

»Ich weiß,« erwiderte Madame Dubarry, »daß Sie den Herrn Herzog lieben, Marschall; Sie sind mein Freund. Ich werde den Herrn bitten aus Achtung vor seinem Oheim diesen in Allem nachzuahmen, was er Angenehmes für mich thun wird.«

»Das ist das Benehmen, das ich mir längst vorgezeichnet habe, Madame,« sprach der Herzog von Aiguillon mit einer neuen Verbeugung.

»Sie haben in der Bretagne sehr gelitten?« fragte die Gräfin.

»Ja, Madame und ich bin noch nicht zu Ende,« erwiderte Herr von Aiguillon.

»Ich glaube doch, mein Herr; überdies ist hier Herr von Richelieu, der Sie mächtig unterstützen wird.«

Aiguillon schaute Richelieu wie erstaunt an.

»Ah!« sagte die Gräfin, »ich sehe, daß der Marschall noch nicht einmal Zeit gehabt hat, mit Ihnen zu reden; das ist ganz einfach, Sie kommen so eben von der Reise. Nun! Sie müssen sich hundert Dinge zu sagen haben. Ich lasse Sie allein, Marschall. Herr Herzog, Sie sind hier zu Hause.«

Die Gräfin zog sich nach diesen Worten zurück.

Doch sie hatte einen Plan. Die Gräfin ging nicht sehr weit. Hinter dem Boudoir öffnete sich ein großes Cabinet, wo sich der König häufig, wenn er nach Luciennes kam, unter chinesischen Spielereien aller Art aufhielt. Er zog dieses Cabinet dem Boudoir vor, weil man aus demselben Alles hörte, was im anstoßenden Zimmer gesprochen wurde.

Madame Dubarry war also sicher, daß sie von hier aus die ganze Unterredung des Marschalls

und seines Neffen hören konnte; nach diesem wollte sie sich über den letzteren eine unwiderrufliche Meinung bilden.

Doch der Herzog war nicht zu dupiren; er kannte einen großen Theil der Geheimnisse jeder königlichen oder ministeriellen Oertlichkeit. Horchen, während man sprach, war eines von seinen Mitteln, sprechen, während man horchte, war eine von seinen Listen.

Er beschloß also, noch ganz warm von dem Empfang, der Aiguillon von Madame Dubarry zu Theil geworden war, die Sache bis zum Ende zu treiben und der Favoritin, unter der Wohlthat ihrer vermeintlichen Abwesenheit, einen ganzen Plan kleinen geheimen Glückes und großer Macht mit Intriguen vermengt zu bezeichnen, ein doppelt leckerer Köder, dem eine hübsche Frau und besonders eine Frau von Hofe beinahe nie widersteht.

Er ließ den Herzog niedersitzen und sagte zu ihm: »Sie sehen, Herzog, ich bin hier einheimisch.« »Ja, mein Herr, ich sehe es.«

»Ich habe das Glück gehabt, mir die Gunst dieser reizenden Frau zu erwerben, die man hier als Königin betrachtet, und die es in der That auch ist. Ich sage Ihnen, Herzog,« fuhr Richelieu fort, »was ich Ihnen nicht auf offener Straße mittheilen konnte, ist, daß mir Madame Dubarry ein Portefeuille versprochen hat.«

»Ah!« sagte Aiguillon, das ist man Ihnen schuldig.«

Ich weiß nicht, ob man es mir schuldig ist, doch ich weiß, daß es mir etwas spät zukommt; müde, wie ich sein werde, gedenke ich mich mit Ihnen zu beschäftigen, Aiguillon.«

»Ich danke, Herr Herzog, Sie sind ein guter Verwandter, und ich habe mehr als einen Beweis davon.«

»Sie haben nichts in Absicht, Aiguillon?«

»Durchaus nicht, wenn nicht, daß man mich nicht meines Titels als Herzog und Pair entsetzen soll, wie es diese Herren vom Parlament verlangen.«

»Sie haben irgendwo Stützen?«

»Ich? nicht eine.«

»Sie wären also ohne den gegenwärtigen Umstand gefallen?«

»Der Länge nach, Herr Herzog.«

»Ah! Sie sprechen wie ein Philosoph. Was Teufels, ich behandle Dich auch streng, mein armer Aiguillon, und ich spreche mit Dir mehr als Minister, denn als Oheim.«

»Mein Oheim, Ihre Güte erfüllt mich mit Dankbarkeit.«

»Wenn ich Dich von dort, und zwar so schnell hierher berufen habe, so begreifst Du, daß dies geschehen ist, um Dich eine gute Rolle spielen zu lassen . . . Sprich, hast Du zuweilen über diejenige nachgedacht, welche Herr von Choiseul zehn Jahre hindurch spielte?«

»Ja, gewiß; sie war schön.«

»Schön, verständigen wir uns; schön, so lange er mit Frau von Pompadour den König beherrschte und die Jesuiten verbrennen ließ; traurig, sehr traurig, als er sich, nachdem er sich wie ein Dummkopf mit Frau von Dubarry, welche zwanzig Pompadours werth ist, entzweit hatte, in vier und zwanzig Stunden vor die Thüre setzen ließ . . . Du antwortest nicht?«

»Ich höre, mein Herr, und suche, worauf Sie abzielen.«

»Du liebst sie, nicht wahr, diese erste Rolle von Choiseul?«

»Gewiß.«

»Nun wohl, mein lieber Freund, ich bin entschlossen, diese Rolle zu spielen.«

Aiguillon wandte sich ungestüm gegen seinen Oheim und rief:

»Sprechen Sie im Ernst?«

»Ja, warum nicht?«

»Sie wollen der Liebhaber von Madame Dubarry werden?«

»Ah! Teufel! Du gehst zu rasch; doch ich sehe, daß Du mich begriffen hast. Ja, Choiseul war sehr glücklich, er beherrschte den König und beherrschte seine Geliebte; er liebte, wie man sagt, Madame Pompadour . . . Im Ganzen, warum nicht? . . . Doch nein, ich kann nicht der geliebte Liebhaber sein, Dein kaltes Lächeln sagt es mir wohl; Du schaust mit Deinen jungen Augen meine gerunzelte Stirne, meine gebogenen Kniee und meine vertrocknete Hand an, die einst so schön war. Statt zu sagen, da ich von der Rolle von Choiseul sprach, ich werde sie spielen, hätte ich sagen müssen: wir werden sie spielen.«

»Mein Oheim!«

»Nein, ich kann nicht von dieser Frau geliebt sein; ich weiß jedoch, ich sage es Dir . . . und zwar ohne Furcht, weil sie es nicht erfahren kann, ich würde diese Frau über Alles lieben; . . . aber!«

Aiguillon faltete die Stirne.

»Aber? . . .« fuhr er fort.

»Ich habe einen herrlichen Plan entworfen; die Rolle, die mir mein Alter unmöglich macht, werde ich entzweitrennen.«

»Ah! ah!« machte Aiguillon, »einer von den Meinigen wird Madame Dubarry lieben. Bei Gott! eine schöne Aufgabe, eine vollendete Frau!«

Hier erhob Richelieu die Stimme.

»Du begreifst, nicht Fronsac, ein unglücklicher, ausgearteter Mensch, ein Einfaltspinsel, ein Feiger, ein Schuft, ein Schlucker . . . Sprich, Herzog, Du sollst es sein.«

»Ich?« rief Aiguillon, »sind Sie verrückt, mein Oheim?«

»Verrückt! Wie! Du liegst noch nickt zu den Füßen desjenigen, welcher Dir diesen Rath gibt? Wie! Du zerschmilzest nicht vor Freude, Du brennst nicht vor Dankbarkeit! Wie! Du bist nicht schon nach der Art und Weise, wie sie Dich empfangen hat, verliebt . . . wahnsinnig vor Liebe? . . . Ah! ah!« rief der alte Marschall, »seit Alcibiades hat es nur einen Richelieu in der Welt gegeben, es wird nur einen geben . . . ich sehe das wohl.«

»Oheim!« erwiderte der Herzog mit einer geheuchelten oder wirklichen Bewegung, — in ersterem Fall war sie vortrefflich gespielt — »mein Oheim, ich begreife, welchen Nutzen Sie aus der Stellung ziehen könnten, von der Sie sprechen; Sie würden mit dem Ansehen von Herrn von Choiseul regieren, und ich wäre der Liebhaber, der Ihnen dieses Ansehen verschaffen würde; ja, der Plan ist würdig des geistreichsten Mannes von Frankreich, aber Sie haben, als Sie ihn entwarfen, nur Eines vergessen.«

»Was denn? . . .« rief Richelieu voll Unruhe . . . »Würdest Du Madame Dubarry nicht lieben? Ist es das? . . . Narr! dreifacher Narr! Unglücklicher! Ist es das?«

»Ah! nein, das ist es nicht, mein Oheim,« rief Aiguillon, als hätte er gewußt, daß keines dieser Worte verloren gehen sollte; »Madame Dubarry, die ich kaum kenne, erschien mir als die schönste und reizendste der Frauen; ich würde im Gegentheil Madame Dubarry glühend lieben, Ich würde sie zu sehr lieben: hierin liegt nicht die Frage.«

»Worin liegt die Frage denn?«

»Hier, Herr Herzog: Madame Dubarry wird mich nie lieben und die erste Bedingung einer solchen Verbindung ist Liebe; wie soll inmitten dieses glänzenden Hofes, im Schooße der Huldigungen einer an Schönheiten aller Art fruchtbaren Jugend die schöne Gräfin gerade denjenigen auszeichnen, welcher kein Verdienst hat, denjenigen, der schon nicht mehr jung ist, und den der Kummer niederbeugt; denjenigen, welcher sich vor Aller Augen verbirgt, weil er fühlt, daß er bald verschwinden wird? . . . Mein Oheim, wenn ich Madame Dubarry zur Zeit meiner Jugend und meiner Schönheit gekannt hätte, damals, als die Frauen an mir Alles liebten, was man an einem jungen Mann liebt, so hätte sie mich im Zustand einer Erinnerung bewahren können. Das ist viel; doch nichts, weder Vergangenheit, noch Gegenwart, noch Zukunft! Mein Oheim, wir müssen auf diese Chimäre Verzicht leisten; nur haben Sie mir das Herz durchbohrt, indem sie mir dieselbe so süß und golden darstellten.«

Während dieser Tirade, die der Herzog mit einem Feuer sprach, um das ihn Molö beneidet hätte, biß sich Richelieu auf die Lippen und sagte ganz leise:

»Hat der Bursche errathen, daß uns die Gräfin behorcht? Teufel! wie gewandt ist er. Es ist ein Meister. Dann nehmen wir uns in Acht!«

Richelieu hatte Recht, die Gräfin horchte, und jedes der Worte von Aiguillon drang tief in Ihr Herz; sie trank mit langen Zügen den Zauber dieses Geständnisses, sie erquickte sich an dem ausgesuchten Zartgefühl desjenigen, der, selbst gegen einen innigen Vertrauten, das Geheimniß ihrer früheren Verbindung, aus Furcht, einen Schatten auf ein vielleicht noch geliebtes Bild zu werfen, nicht verrathen hatte.

»Du weisest mich also zurück?« sagte Richelieu. »Oh! was das betrifft, ja, mein Oheim, denn leider betrachte ich die Sache als unmöglich.«

»Versuche es wenigstens, Unglücklicher!«

»Und wie?«

»Du gehörst nun zu den Unseren; . . . Du wirst die Gräfin alle Tage sehen; gefalle ihr, bei Gott!«

»In einer eigennützigen Absicht? Nein, nein . . . wenn ich das Unglück hätte, ihr zu gefallen, würde ich bei diesem bitteren Gedanken bis an's Ende der Welt fliehen, denn ich würde mich meiner schämen.«

»Richelieu kratzte sich abermals am Kinn und sagte zu sich selbst:

»Die Sache ist abgemacht, oder Aiguillon ist ein Dummkopf.«

Plötzlich hörte man Lärmen in den Höfen und einige Stimmen riefen: »Der König!«

»Teufel!« sagte Richelieu, »der König darf mich nicht hier sehen, ich entfliehe.«

»Aber mich,« versetzte der Herzog.

»Du, das ist etwas Anderes, er muß Dich sehen. Bleibe . . . bleibe, und wirf um Gotteswillen nicht den Stiel der Axt nach.«

»Morgen,« sagte noch Richelieu, und stahl sich dann auf der kleinen Treppe weg.

LXXXVIII.

Der Antheil des Königs.

Als der Herzog von Aiguillon allein war, fühlte er sich Anfangs ziemlich verlegen; er hatte vollkommen Alles begriffen, was ihm sein Oheim sagte, vollkommen begriffen, daß Madame Dubarry horchte, vollkommen begriffen endlich, daß es sich für einen Mann von Geist darum handelte, bei dieser Veranlassung ein Mann von Herz zu sein und allein die Partie zu spielen, bei der der alte Herzog sein Verbündeter zu sein suchte.

Die Ankunft des Königs unterbrach sehr glücklich die Erklärung, welche nothwendiger Weise aus dem ganz puritanischen Benehmen von Herrn von Aiguillon erfolgt wäre.

Der Marschall war nicht der Mann, der lange Zeit Dupe blieb, und besonders der in einem übertriebenen Schimmer die Tugend eines Andern auf Kosten der seinigen glänzen ließ.

Aiguillon war aber allein geblieben und hatte somit Zeit, nachzudenken.

Der König kam in der That. Schon hatten seine Pagen die Thüre des Vorzimmers geöffnet und Zamore stürzte dem Monarchen entgegen, um Bonbons zu fordern . . . eine rührende Vertraulichkeit, welche Ludwig XV. in seinen Augenblicken düsterer Laune mit empfindlichen Nasenstübern, oder mit einem für den jungen Afrikaner sehr unangenehmen Reiben des Ohrs bezahlte.

Seine Majestät begab sich in das Cabinet der chinesischen Spielsachen, und, was Herrn von Aiguillon überzeugte, daß Madame Dubarry nicht ein Wort von der Unterredung mit seinem Oheim verloren hatte, war der Umstand, daß er, Aiguillon, vollkommen von den ersten Worten das ganze Gespräch des Königs mit der Gräfin hörte. Seine Majestät schien müde, wie ein Mensch, der eine ungeheure Last aufgehoben hätte; Atlas war minder entkräftet nach seinem Tagewerk, wenn er den Himmel zwölf Stunden lang auf seinen Schultern getragen hatte.

Ludwig XV. ließ sich von seiner Geliebten danken, Beifall spenden, liebkosen; er ließ sich den ganzen Gegenschlag der Entlassung von Herrn von Choiseul erzählen, und das belustigte ihn ungemein.

Da wagte sich Madame Dubarry heraus. Es war schön Wetter für die Politik und überdies fühlte sie sich muthig genug, einen von den vier Welttheilen in Aufruhr zu setzen.

»Sire,« sagte sie, »Sie haben zertrümmert, das ist gut; Sie haben zerstört, das ist herrlich; doch nun handelt es sich darum, wieder aufzubauen.«

»Oh! das ist geschehen,« sagte der König nachlässig, »Sie haben ein Ministerium?«

»Ja!«

»Wie, so mit einem Mal, ohne Athem zu holen?«

»Oh! die gehirnlosen Leute . . . oh! Sie Weib, das Sie sind! Nimmt man nicht, wie Sie einst sagten, ehe man seinen Koch wegjagt, einen neuen an?«

»Wiederholen Sie mir noch einmal, daß Sie das Cabinet gebildet haben.«

Der König erhob sich von dem breiten Sopha, auf den er sich mehr gelegt, als gesetzt hatte, wobei er als Hauptkissen die Schultern der schönen Gräfin benützte.

»Jeannette,« sagte er, »wenn man sieht und hört, wie Sie sich beunruhigen, sollte man denken, Sie kennen mein Ministerium, um es zu tadeln, oder Sie haben mir ein anderes vorzuschlagen.«

»Das wäre nicht so albern,« bemerkte die Gräfin.

»Wahrhaftig? . . . Sie haben ein Ministerium?«

»Sie haben wohl eines, Sie!« entgegnete Madame Dubarry.

»Oh! ich, das ist meine Aufgabe, Gräfin . . . Lassen Sie Ihren Candidaten ein wenig hören.«

»Nein, sagen Sie mir die Ihrigen.«

»Ich will es wohl, um Ihnen ein Beispiel zu geben.«

»Für die Marine zuerst, wobei der liebe Herr von Praslin war?«

»Ah! etwas Neues, Gräfin, ein reizender Mann, der nie das Meer gesehen hat.«

»Gehen Sie doch!«

»Auf Ehre! das ist eine herrliche Erfindung. Ich werde mich populär machen, man wird mich auf den entferntesten Meeren bekränzen, im Bildniß natürlich.«

»Aber wer denn, Sire, wer?«

»Wetten wir, daß Sie es unter Tausend nicht errathen?«

»Ein Mann, dessen Wahl Sie populär macht . . . meiner Treue nein.«

»Ein Mann vom Parlament, meine Liebe, ein erster Präsident des Parlaments von Besançon.«

»Herr von Boyen.«

»Er selbst; Teufel, wie gelehrt sind Sie! . . . Sie kennen diese Leute.«

»Ich muß wohl, Sie sprechen mir alle Tage vom Parlament. Oh! doch dieser Mensch weiß nicht, was ein Ruder ist.«

»Desto besser. Herr von Praslin kannte sein Gewerbe zu gut, und kostete mich zu viel mit seinen Schiffsbauten.«

»Aber bei den Finanzen, Sire?«

»Ah! bei den Finanzen, das ist etwas Anderes; ich wähle einen speciellen Mann.«

»Einen Finanzmann?«

»Nein . . . einen Militär, die Finanzmänner zehren mich schon zu lange auf.«

»Aber beim Krieg, großer Gott?«

»Beruhigen Sie sich, ich stelle einen Finanzmann an, Terray, das ist ein Rechnungsklauber; er wird Fehler in allen Additionen von Herrn von Choiseul finden. Ich hatte den Gedanken, für den Krieg einen vortrefflichen Mann, einen Reinen, wie Sie sagen, zu suchen, nur um den Philosophen zu gefallen.«

»Gut! wen denn, Voltaire?«

»Beinahe . . . den Chevalier du Muy . . . einen Cato.«

»Oh! mein Gott! Sie erschrecken mich.«

»Es war schon gethan . . . ich hatte den Mann kommen lassen, seine Bestallung war unterzeichnet, er dankte mir, als mir mein guter oder mein schlimmer Genius, entscheiden Sie selbst, Gräfin, den Gedanken eingab, ihm zu sagen, er möge diesen Abend nach Luciennes kommen, um mit uns zu speisen und zu plaudern.«

»Pfui! wie abscheulich!«

»Ah! Gräfin, das ist es gerade, was mir du Muy geantwortet hat.«

»Er hat Ihnen das gesagt?«

»Mit anderen Worten; er sagte mir, dem König zu dienen sei sein heißestes Verlangen, Madame Dubarry dienen sei unmöglich.«

»Er ist hübsch, Ihr Philosoph.«

»Sie begreifen, Gräfin, ich reichte ihm die Hand . . . um sein Patent zurückzunehmen, das ich mit einem geduldigen Lächeln in Stücke zerriß. Und der Chevalier verschwand. Ludwig XIV. hätte diesen Burschen in einem der schmutzigen Löcher der Bastille verfaulen lassen; aber ich bin Ludwig XV. und habe ein Parlament, das mir die Peitsche gibt, statt daß ich sie ihm gebe.«

»Gleichviel, Sire,« sagte die Gräfin, indem sie ihren königlichen Geliebten mit Küssen bedeckte. »Sie sind ein vollkommener Mann.«

»Das wird nicht alle Welt sagen. Terray wird verwünscht.«

»Wer ist es nicht? Und bei den auswärtigen Angelegenheiten?«

»Den braven Bertin, den Sie kennen.«

»Nein.«

»Den Sie also nicht kennen.«

»Doch in dem Allem sehe ich keinen guten Minister.«

»Es mag sein; sagen Sie mir die Ihrigen.«

»Ich werde nur einen nennen.«

»Sie nennen mir nichts; Sie haben Angst.«

»Der Marschall.«

»Welcher Marschall?« fragte der König mit einer Grimasse.

»Der Herzog von Richelieu.«

»Dieser Greis? dieses nasse Huhn?«

»Gut! der Sieger von Mahon ein nasses Huhn!«

»Ein alter Unzüchter?«

»Sire, Ihr Gefährte.«

»Ein unsittlicher Mensch, der alle Weiber in die Flucht jagt.«

»Ja, seitdem er ihnen nicht mehr nachläuft.«

»Sprechen Sie mir nie mehr von Richelieu, er ist mir unausstehlich; dieser Sieger von Mahon hat mich in alle Spielhäuser von Paris geführt; . . . man hat Lieder auf uns gemacht. Nein, nein! Richelieu, ich gerathe außer mir, wenn ich nur diesen Namen höre.«

»Sie hassen sie also sehr?«

Wen?«

»Die Richelieu.«

»Ich verwünsche sie.«

»Alle?«

»Alle. Da ist der schöne Herzog und Pair, Herr von Fronsac; er hat zehnmal Galgen und Rad verdient.«

»Ich gebe ihn preis; doch es finden sich noch andere Richelieu auf der Welt.«

»Ah! ja, Aiguillon.«

»Nun?«

Man beurtheile, ob bei diesen Worten das Ohr des Neffen auf das Boudoir gerichtet war.

»Diesen müßte ich mehr Hassen als die Andern, denn er bringt mir Alles auf den Nacken, was es in Frankreich an Schreibern gibt, doch es ist eine Schwäche, von der Ich mich nicht heilen kann: er ist kühn und mißfällt mir nicht.«

»Es ist ein Mann von Geist!« rief die Gräfin.

»Ein muthiger Mann und hartnäckig in Vertheidigung der königlichen Vorrechte. Ein wahrer Pair!«

»Ja, ja, hundertmal ja! Machen Sie etwas aus ihm.«

Da schaute der König die Gräfin die Arme kreuzend an.

»Wie ist es möglich, Gräfin, daß Sie mir dergleichen in dem Augenblick vorschlagen, wo ganz Frankreich von mir die Verbannung und Entsetzung des Herzogs verlangt?«

Madame Dubarry kreuzte die Arme ebenfalls und erwiderte:

»So eben nannten Sie Herrn von Richelieu ein nasses Huhn . . . Dieser Name kommt Ihnen von Rechts wegen zu.«

»Oh! Gräfin.«

»Sie sind nun sehr stolz, weil Sie Herrn von Choiseul weggeschickt haben.«

»Ei! das war nicht leicht.«

»Sie haben es gethan, gut, und nun weichen Sie vor den Folgen zurück.«

»Ich?«

»Allerdings. Was thun Sie, indem Sie den Herzog entlassen?«

»Ich gebe dem Parlament einen Fußtritt auf den Hintern.«

»Und Sie wollen nicht zwei geben? Was Teufels! heben Sie Ihre zwei Beine auf, wohlverstanden, eines nach dem andern. Das Parlament wollte Choiseul behalten; schicken Sie Choiseul weg. Es will Aiguillon wegschicken; behalten Sie Aiguillon.«

»Ich schicke ihn nicht weg.«

»Behalten Sie ihn, beträchtlich verbessert und vermehrt.«

»Sie wollen ein Ministerium für diesen Störenfried?«

»Ich will eine Belohnung für denjenigen, welcher Sie auf die Gefahr, seine Würden und sein Vermögen zu verlieren, vertheidigt hat.«

»Sagen Sie sein Leben, denn man wird eines Morgens Ihren Herzog in Gesellschaft Ihres Freundes Maupeou steinigen.«

»Sie würden Ihre Vertheidiger sehr ermuthigen, wenn sie Sie hörten.«

»Sie geben es mir wohl zurück, Gräfin.«

»Sagen Sie das nicht, die Thatsachen sprechen.«

»Ah! warum diese Wuth für Aiguillon?«

»Wuth! ich kenne ihn nicht; ich habe ihn heute gesehen und zum ersten Mal mit ihm gesprochen.«

»Ah! das ist etwas Anderes; dann ist es Ueberzeugung, und ich achte alle Ueberzeugungen, da ich nie solche gehabt habe.«

»So geben Sie Herrn von Richelieu etwas im Namen von Aiguillon, da Sie Aiguillon nichts geben wollen.«

»Richelieu! nichts, nichts, nichts, niemals!«

»Herrn von Aiguillon also, da Sie Richelieu nichts geben.«

»Wie! ihm ein Portefeuille geben? In diesem Augenblick ist es unmöglich.«

»Ich begreife das; doch später . . . bedenken Sie, daß er ein Mann von Mitteln, von Thätigkeit ist, und daß Sie mit Terray, Aiguillon und Maupeou die drei Köpfe von Cerberus haben werden. Bedenken Sie auch, daß Ihr Ministerium ein Scherz ist und keine Dauer haben kann.«

»Sie täuschen sich, Gräfin, es wird drei Monate dauern.«

»In drei Monaten halte ich Sie bei Ihrem Wort.«

»Oh! oh! Gräfin.«

»Das ist abgemacht; doch ich brauche nun etwas für die Gegenwart.«

»Aber ich habe nichts.«

»Sie haben Chevauxlegers; Herr von Aiguillon Ist ein Officier. das, was man einen Degen nennt; geben Sie ihm Ihre Chevauxlegers.«

»Gut, es sei, er soll sie haben.«

»Ich danke!« rief die Gräfin entzückt vor Freude, »ich danke!«

Und Herr von Aiguillon konnte einen ganz plebejischen Kuß auf den Wangen Seiner Majestät des Königs Ludwig XV. schallen hören.

»Geben Sie mir nun Abendbrod, Gräfin,« sagte der König.

»Nein,« erwiderte sie, »es findet sich nichts hier; Sie haben mich mit der Politik todtgeschlagen . . . Meine Leute haben Feuerwerk und Reden gemacht, aber nichts in der Küche.«

»So kommen Sie nach Marly; ich nehme Sie mit.«

»Unmöglich ; mein armer Kopf zerspringt in Stücke.«

»Migräne?«

»Unbarmherzig.«

»Dann müssen Sie sich niederlegen, Gräfin.«

»Das werde ich thun, Sire.«

»Leben Sie wohl also.«

»Nämlich auf Wiedersehen.«

»Ich sehe ein wenig aus wie Herr von Choiseul und man schickt mich fort.«

»Indem man Sie zurückgeleitet, indem man Ihnen huldigt, Ihnen schmeichelt,« rief die tolle Frau, und schob ganz sachte den König nach der Thüre, bis er am Ende außen war, wobei sie fortwährend geräuschvoll lachte und sich auf jeder Stufe der Treppe umwandte.

Von dem Säulengang herab streckte die Gräfin einen Leuchter aus.

»Sagen Sie, Gräfin,« rief der König, wieder eine Stufe hinaufsteigend.

»Sire?«

»Wenn der arme Marschall nur nicht stirbt.«

»Woran?«

»An seinem zurückgetretenen Portefeuille.«

»Wie schlimm sind Sie!« sagte die Gräfin, die ihn mit einem letzten Gelächter begleitete.

Seine Majestät aber entfernte sich sehr zufrieden mit ihrem Witz über den Herzog, den sie

wirklich verwünschte.

Als Madame Dubarry in ihr Boudoir zurückkehrte, fand sie Aiguillon auf den Knien vor der Thüre, die Hände gefaltet, die Augen glühend auf sie geheftet.

Sie erröthete.

»Ich bin gescheitert,« sagte sie; »der arme Marschall . . .«

»Oh! ich weiß Alles,« erwiderte er, »man hört . . . Meinen Dank, Madame, meinen Dank.«

»Ich glaube, daß ich Ihnen dies schuldig war,« sprach sie mit einem sanften Lächeln; »doch stehen Sie auf, Herzog, sonst muß ich denken, Sie haben eben so viel Gedächtniß als Geist.«

»Das kann wohl sein, Madame, mein Oheim hat es Ihnen gesagt, ich bin nichts als Ihr leidenschaftlicher Diener.«

»Und der des Königs; morgen müssen Sie Seiner Majestät Ihre Huldigung darbringen; stehen Sie auf, ich bitte Sie.«

Und Sie reichte ihm ihre Hand, die er ehrfurchtsvoll küßte.

Die Gräfin war sehr bewegt, wie es schien, denn sie fügte kein Wort mehr bei.

Herr von Aiguillon blieb ebenso stumm, ebenso unruhig als sie; am Ende erhob Madame Dubarry das Haupt und sprach abermals:

»Armer Marschall. »man wird ihm diese Niederlage mittheilen müssen.«

Herr von Aiguillon betrachtete diese Worte als eine entschiedene Entlassung und verbeugte sich.

»Madame,« sagte er, »ich will mich zu ihm begeben.«

»Oh! Herzog, jede schlimme Nachricht muß so schnell als möglich verkündigt werden; thun Sie etwas Besseres, speisen Sie, statt zum Marschall zu gehen, mit mir zu Nacht.«

Der Herzog fühlte, wie ein Duft von Jugend und Liebe das Blut seines Herzens entzündete.

»Sie sind kein Weib!« rief er, »Sie sind . . .«

»Der Engel, nicht wahr,« flüsterte ihm der brennende Mund der Gräfin zu, die ihn streifte, um leiser mit ihm zu sprechen, und ihn zur Tafel zog.

An diesem Abend mußte sich Herr von Aiguillon als sehr glücklich betrachten, denn er nahm seinem Onkel das Portefeuille weg und speiste den Antheil des Königs.

17 bis 20. Bändchen.

LXXXIX.

Die Vorzimmer des Herrn Herzogs von Richelieu.

Herr von Richelieu hatte, wie alle Höflinge, ein Hotel in Versailles, eines in Paris, ein Haus in Marly, eines in Luciennes; mit einem Wort, eine Wohnung bei jeder von den Wohnungen oder Stationen des Königs.

Seine Aufenthaltsorte vervielfältigend, hatte Ludwig jedem Mann von Rang, der durch die großen oder kleinen Entrées bevorzugt war, die Verpflichtung auferlegt, sehr reich zu sein, um nach gleichen Verhältnissen dem Gange seines Hauses und den Ausgeburten seiner Laune folgen zu können.

Herr von Richelieu bewohnte im Augenblick der Entlassung der Herren von Choiseul und von Praslin sein Hotel in Versailles; dahin hatte er sich am Tage vorher, nachdem er seinen Neffen Madame Dubarry vorgestellt, bringen lassen.

Man hatte Richelieu im Walde von Marly mit der Gräfin gesehen, man hatte ihn in Versailles gesehen, nachdem der Minister in Ungnade gefallen, man wußte von seiner geheimen und langen Audienz in Luciennes; dies war nebst den Indiscretionen von Jean Dubarry genug, daß der ganze Hof Herrn von Richelieu seine Huldigung darzubringen sich verpflichtet glaubte.

Der alte Marschall sollte also seinerseits den Weihrauch der Lobeserhebungen, der Schmeicheleien und der Liebkosungen einathmen, welchen jeder Interessirte ohne Unterscheidung vor dem Götzen des Tags anzündete.

Herr von Richelieu erwartete indessen nicht Alles, was ihm begegnen sollte; doch er erhob sich am Morgen des Tages, zu dem wir nunmehr gelangt sind, mit dem festen Entschluß, seine Nasenlöcher gegen den Weihrauch zu verstopfen, wie einst Ulysses sein Ohr mit Wachs gegen den Gesang der Sirenen verstopfte.

Das Resultat sollte für ihn erst am andern Tag eintreten; es sollte wirklich am andern Tage erst die Ernennung des neuen Ministeriums vom König selbst bekannt gemacht und veröffentlicht werden.

Das Erstaunen des Marschalls war also groß, als er beim Erwachen, oder vielmehr durch ein gewaltiges Geräusch von Wagen erweckt von seinem Kammerdiener erfuhr, die Höfe des Hotel seien wie die Vorzimmer und Salons überfüllt.

»Oh! oh!« sagte er, »ich mache Lärmen, wie es scheint.«

»Es ist sehr frühzeitig, Herr Marschall.« sagte der Kammerdiener, als er sah, mit welcher Hast der Herzog seine Nachtmütze von sich warf.

»Fortan,« sprach der Herzog, »fortan gibt es keine Stunde mehr für mich, erinnern Sie sich dessen.«

»Ja, Monseigneur.«

»Was hat man den Besuchen geantwortet?«

»Monseigneur sei noch nicht aufgestanden.«

»Ganz einfach?«

»Ganz einfach.«

»Das ist eine Albernheit; man hätte beifügen sollen, ich habe sehr lange gewacht, oder vielmehr, ich müsse . . . Sagen Sie, wo ist Rafté ?«

»Herr Rafté schläft,« antwortete der Kammerdiener.

»Wie, er schläft! man wecke den Unglücklichen.«

»Gut, gut!« sagte ein noch frischer Greis, welcher lächelnd auf der Schwelle erschien, »hier ist Rafté, was will man von ihm?«

Die ganze Aufgeblasenheit des Herzogs fiel vor diesen Worten.

»Ah! ich sagte doch, Du schlafest nicht mehr.«

»Und wenn ich geschlafen hätte, wäre das zum Erstaunen gewesen? Es ist kaum Tag.«

»Aber mein lieber Rafté, Du siehst, daß ich nicht mehr schlafe.«

»Das ist etwas Anderes, Sie sind Minister, Sie; wie sollten Sie schlafen?«

»Ah! ich glaube, Du willst mich zanken,« sagte der Marschall, während er vor dem Spiegel Grimassen machte; »bist Du nicht zufrieden?«

»Ich! was habe ich davon? Sie werden sich sehr ermüden und krank sein. In Folge hievon werde ich sodann den Staat regieren, und das ist durchaus nicht belustigend, Monseigneur.«

»Oh! wie alt bist Du geworden, Rafté.«

»Ich bin gerade vier Jahre jünger als Sie, Monseigneur. Oh! ja, ich bin alt.«

Der Marschall stampfte vor Ungeduld mit dem Fuß.

»Bist Du durch das Vorzimmer gekommen?« fragte er.

»Wer ist dort?«

»Jedermann.«

»Was sagt man?«

»Sie erzählen sich gegenseitig, was sie von Ihnen verlangen wollen.«

»Das ist ganz natürlich. Doch von meiner Ernennung, hast Du nicht hievon sprechen hören?«

»Oh! ich will Ihnen lieber nicht wiederholen, was man davon sagt.«

»Den Teufel! schon die Kritik?«

»Und zwar unter denjenigen, welche Ihrer bedürfen! Wie wird es erst bei denjenigen sein, deren Sie bedürfen, Monseigneur!«

»Ah! höre, Rafté,« rief der Marschall, der sich den Anschein gab, als lachte er, »wenn Jemand behaupten wollte, Du schmeichelst mir . . .«

»Ei! Monseigneur,« entgegnete Rafté, »warum haben Sie sich an den Karren angespannt, den man das Ministerium nennt? Sie sind es also müde, glücklich, zu sein und zu leben?«

»Mein Lieber, ich habe Alles gekostet, nur das nicht.«

»Sie haben nie Arsenik gekostet, warum verschlingen Sie nicht aus Neugierde in Ihrer Chocolate?«

»Rafté, Du bist nur ein Träger; Du erräthst, daß Du als mein Secretaire viele Geschäfte haben

wirst, und weichst zurück . . . ; Du hast es übrigens selbst gesagt.«

Der Marschall ließ sich sorgfältig ankleiden.

»Gib mir eine militärische Tournure,« empfahl er dem Kammerdiener »und reiche mir meine militärischen Orden.«

»Es scheint, wir sind beim Krieg?« fragte Rafté.

»Mein Gott, ja, es scheint, wir sind hiebei.«

»Ah!« fuhr Rafté fort, »ich habe die Ernennung des Königs nicht gesehen, das ist nicht in Ordnung.«

»Sie wird ohne Zweifel kommen.«

»Ohne Zweifel ist heute das offizielle Wort.«

»Wie unangenehm bist Du alternd geworden, Rafté. Du bist Formalist und Purist; wenn ich das gewußt hätte, so hätte ich Dich nicht meine Eintrittsrede bei der Academie machen lassen, dadurch bist Du Pedant geworden.«

»Hören Sie doch, Monseigneur, da wir die Regierung bilden, so müssen wir regelmäßig zu Werke gehen . . . Es ist seltsam.«

»Was ist seltsam?«

»Der Herr Graf de la Vaudraye, der auf der Straße mit mir gesprochen hat, sagte mir, es sei noch nichts für das Ministerium geschehen.«

Lächelnd erwiderte Richelieu:

»Herr de la Vaudraye hat Recht . . . Doch Du bist also schon ausgegangen?«

»Bei Gott! ich mußte wohl; der wüthende Lärmen von Carrossen weckte mich auf, ich ließ mich ankleiden, nahm auch meine militärischen Orden und machte einen Gang durch die Stadt.«

»Ah! Herr Rafté belustigt sich auf meine Kosten?«

»Oh! Monseigneur, Gott bewahre mich; ich sage dies nur . . .«

»Warum?«

»Weil ich auf meinem Spaziergang noch Jemand begegnete.«

»Wem?«

»Dem Secretaire des Abbé Terray.«

»Nun?«

»Er sagte mir, sein Herr habe das Portefeuille des Kriegs.«

»Oh! oh!« versetzte Richelieu mit seinem ewigen Lächeln.

»Was schließt Monseigneur daraus?«

»Daß, wenn Herr Terray das Portefeuille des Kriegs hat, ich es nicht bekomme; daß, wenn er es nicht hat, ich es vielleicht bekomme.«

Rafté hatte für sein Gewissen genug gethan; es war dies ein kühner, unermüdlicher, ehrgeiziger Mann, ebenso geistreich als sein Herr, und viel mehr bewaffnet als er. Als Rafté seinen Herrn so sicher sah, glaubte er, er habe nichts mehr zu befürchten.

»Auf, Monseigneur,« sagte er, »beeilen Sie sich, lassen Sie nicht zu lange warten, das wäre ein schlimmes Vorzeichen.«

»Ich bin bereit; doch ich frage noch einmal, wer ist da?«

»Hier ist die Liste.«

Und er reichte eine lange Liste seinem Herrn, der zu seiner großen Zufriedenheit die ersten Namen des Adels, der Geistlichkeit und der Finanzen las.

»Wenn ich populär würde, wie, Rafté?«

»Wir leben in der Zeit der Wunder,« erwiderte dieser.

»Ah! Taverney!« rief der Marschall, der fortwährend las . . . »was will er hier?«

»Ich weiß es nicht, Herr Marschall; doch beeilen Sie sich, treten Sie ein.«

Und der Secretaire zwang beinahe seinen Herrn in den großen Salon zu gehen.

Richelieu mußte zufrieden sein. Der Empfang, der ihm zu Theil wurde, wäre nicht unter dem Ehrgeiz und der Eitelkeit eines Prinzen von Geblüt gewesen.

Doch die ganze, so zarte, so geschickte, so schlaue Artigkeit jener Zeit und jener Gesellschaft wurde schlecht vom Zufall bedient, der Richelieu eine herbe Mystification vorbehielt.

Aus Schicklichkeit und aus Achtung vor der Etiquette enthielt sich diese ganze Menge, vor Richelieu das Wort Ministerium auszusprechen; einige kühnere Männer gingen bis zu dem Wort Compliment; diese wußten, daß man leicht über das Wort hinschlüpfen mußte, und daß Richelieu kaum darauf antwortete.

Für Jedermann war dieser Besuch bei Sonnenaufgang eine einfache Demonstration, wie man zum Beispiel zum Neujahr Glück wünscht.

In jener Zeit war es nicht selten, daß die unfaßbaren Nuancen durch Massen und einstimmig begriffen wurden.

Einige Höflinge wagten es, während des Gesprächs einen Wunsch, eine Hoffnung auszudrücken.

Der Eine sagte, er hätte sein Gouvernement näher bei Paris gewünscht.

Hierüber plauderte er mit einem Mann, dessen Ansehen beinahe so groß war, als das des Herrn von Richelieu.

Ein Anderer behauptete, er sei dreimal von Herrn von Choiseul bei Beförderungen zum Ordensritter übergangen worden; er rechnete auf das gefällige Gedächtniß von Herrn von Richelieu, um das des Königs aufzufrischen, nun, da sich kein Hinderniß mehr dem guten Willen Seiner Majestät entgegenstellte.

Kurz, hundert mehr oder minder gierige Forderungen, alle aber mit außerordentlicher Kunst umhüllt, wurden zu den entzückten Ohren des Marschalls gebracht.

Allmählig entfernte sich die Menge; man wollte, wie man sagte, den Herrn Marschall seinen wichtigen Geschäften überlassen.

Ein einziger Mann blieb im Salon.

Er hatte sich nicht mit den Andern genähert, er hatte nichts verlangt, er hatte sich nicht einmal selbst vorgestellt.

Als die Reihen gelichtet waren, ging dieser Mann, ein Lächeln auf den Lippen, auf den Herzog zu.

»Ah; ah! Herr von Taverney,« sagte der Marschall; »entzückt! entzückt!«

»Ich wartete, Herzog, um Dir mein Compliment zu machen, und zwar ein wirkliches Compliment, ein aufrichtiges Compliment.«

»Ah! wahrhaftig; und worüber denn?« erwiderte gleichsam geheimnißvoll Richelieu, den die Zurückhaltung seiner Besuche selbst in die Nothwendigkeit, discret zu sein, versetzt hatte.

»Mein Compliment zu Deiner neuen Würde, Herzog.«

»St! st!« machte der Marschall, »wir wollen nicht hierüber sprechen . . . es ist noch nichts geschehen, es ist nur eine Sage.«

»Aber, mein lieber Marschall, es sind viele Leute meiner Ansicht, denn Deine Salons waren voll.«

»Ich weiß nicht warum.«

»Oh! ich weiß es wohl.«

»Wer denn, was denn?«

»Ein einziges Wort von mir . . .«

»Welches?«

»Gestern hatte ich in Trianon die Ehre, Seiner Majestät meinen Hof zu machen. Der König sprach mit mir von meinen Kindern und sagte am Ende zu mir: ‚Ich glaube, Sie kennen Herrn von Richelieu; machen Sie ihm Ihre Complimente.‘ «

»Ah! Seine Majestät hat Ihnen das gesagt,« erwiderte Richelieu mit funkelndem Stolz, als ob diese Worte das officielle Patent gewesen wären, dessen Uebersendung Rafté verdächtigte, oder dessen Verzögerung er beklagte.

»Somit vermuthete ich die Wahrheit,« fuhr Taverney fort; »das war nicht schwierig, wenn man den Eifer von ganz Versailles sah, und ich lief herbei, um Dir, gehorsam dem König, meine Complimente zu machen und, meinem Privatgeföhle gehorchend, unsere alte Freundschaft zu empfehlen.«

Der Herzog war bis zum Rausche gelangt: das ist ein Naturfehler, vor dem sich die besten Geister nicht immer hüten können. Er sah in Taverney nur einen von jenen Bittstellern letzten Ranges, arme, auf dem Wege der Gunst verspätete Leute, die man durchaus nicht zu beschützen braucht, die durch ihr Wissen völlig unnütz. sind, und denen man es zum Vorwurf macht, daß sie nach zwanzig Jahren aus ihrer Finsterniß auferstehen, um sich an der Glückssonne eines Andern zu wärmen.

»Ich sehe, was dies ist,« sprach der Marschall ziemlich hart, »man will etwas von mir verlangen.«

»Du hast es gesagt.«

»Ah!« machte Richelieu, der sich setzte oder vielmehr in seinen Sopha versenkte.

»Ich sagte Dir, ich habe zwei Kinder,« fuhr Taverney geschmeidig und listig fort, denn er bemerkte die Erkaltung seines Freundes und näherte sich ihm nur um so eifriger. »Ich habe eine Tochter, die ich ungemein liebe, denn sie ist ein Muster der Tugend und der Schönheit. Diese ist bei der Frau Dauphine untergebracht, welche sie in besondere Werthschätzung genommen hat. Von ihr, von meiner schönen Andrée, spreche ich nicht, Herzog, ihr Weg ist gemacht, ihr Glück ist in gutem Zug; hast Du meine Tochter gesehen? Habe ich sie Dir nicht irgendwo vorgestellt? Hast Du nicht von ihr sprechen hören?«

»Bah! ich weiß nicht,« machte Richelieu mit gleichgültigem Tone; »vielleicht.«

»Gleichviel,« fuhr Taverney fort, »meine Tochter ist also untergebracht. Ich, siehst Du, brauche nichts, denn der König hat mir eine Pension gegeben, von der ich leben kann. Doch ich gestehe, ich hätte gern irgend eine Rente gehabt, um Maison-Rouge wieder aufzubauen, wohin ich mich am Ende zurückziehen will; mit Deinem Ansehen, mit dem meiner Tochter . . .«

»Ei!« machte ganz leise Richelieu, der verloren, wie er war, in die Betrachtung seiner eigenen

Größe nicht bis dahin gehört hatte und durch die Worte: »das Ansehen meiner Tochter,« plötzlich erweckt wurde; . . . »ei! ei! Deine Tochter . . . das ist eine junge Schönheit, welche die gute Gräfin in Schatten stellt; es ist ein kleiner Scorpion, der sich unter den Flügeln der Dauphine erwärmt, um irgend Jemand in Luciennes zu beißen. Ah! ah! wir wollen nicht schlimmer Freund sein, und was die Dankbarkeit betrifft, so wird die liebe Gräfin, die mich zum Minister gemacht hat, sehen, ob ich sie im Falle der Roth verletze.«

Dann sprach er mit hochmüthigem Tone zum Baron von Taverney:

»Fahren Sie fort.«

»Meiner Treue, ich komme zum Ziele,« sagte dieser, entschlossen, in seinem Innern über den geckenhaften Marschall zu lachen, wenn er nur von ihm das erhalten würde, was er haben wollte; »ich denke also nur noch an meinen Sohn Philipp, der einen sehr schönen Namen führt, dem es aber stets an Gelegenheit fehlen wird, diesen Namen glänzen zu machen, wenn ihm Niemand hilft. Philipp ist ein braver und bedachtsamer Junge, vielleicht ein wenig zu bedachtsam, doch das ist eine Folge seiner beengten Lage: das Pferd, das man zu kurz hält, bückt den Kopf, wie Du weißt.«

»Was geht das mich an,« dachte der Marschall mit den unzweideutigsten Zeichen des Aergers und der Ungeduld.

»Ich müßte,« fuhr Taverney unbarmherzig fort, »ich müßte einen hochgestellten Mann, wie Du bist, haben, damit Philipp eine Compagnie bekäme . . . Die Frau Dauphine hat ihn bei ihrem Einzug in Straßburg zum Kapitän ernennen lassen; ja, aber es fehlen ihm nur hundert tausend Livres, um eine schöne Compagnie in irgend einem bevorzugten Cavalieregiment zu bekommen. Mache, daß ich dies erhalte, mein alter Freund.«

»Ihr Sohn,« sagte Richelieu, »ist der junge Mann, der der Frau Dauphine einen Dienst geleistet hat, nicht wahr?«

»Einen großen!« rief Taverney; »er hat auf der letzten Station die Pferde Ihrer königlichen Hoheit zurückgehalten, welche der Dubarry mit Gewalt nehmen wollte.«

»O weh!« sagte Richelieu in seinem Innern, »das ist es gerade; das Verhaßteste, was es unter den Feinden der Gräfin gibt . . . Er kommt schon an, dieser Taverney! er nimmt als Gnadentitel die Titel förmlichen Ausschlusses.«

»Sie antworten mir nicht, Herzog,« sprach Taverney ein wenig erbittert durch das hartnäckige Stillschweigen des Marschalls.

»Dies Alles ist unmöglich, mein lieber Herr Taverney,« erwiederte der Marschall, der nun aufstand, um damit zu bezeichnen, die Audienz sei beendet.

»Unmöglich? eine solche Erbärmlichkeit unmöglich? Das sagt mir ein alter Freund!«

»Warum nicht? . . . Ist es ein Grund, weil man Freund ist, wie Sie sagen, daß man den Einen zu einer Ungerechtigkeit, den Andern zu einem Mißbrauch des Wortes Freundschaft zu veranlassen sucht? Sie haben mich zwanzig Jahre nicht besucht, ich war nichts; nun bin ich Minister, und Sie kommen.«

»Herr von Richelieu, Sie sind es, der in diesem Augenblick eine Ungerechtigkeit begeht.«

»Nein, mein Lieber, nein; ich will nicht, daß Sie sich in den Vorzimmern umherschleppen; ich bin ein wahrer Freund, folglich . . .«

»Sie haben einen Grund, um mich abzuweisen?«

»Ich!« rief Richelieu, sehr unruhig über den Verdacht, den Taverney haben konnte; »ich!

einen Grund . . .«

»Ja, ich habe Feinde.«

Der Herzog konnte antworten, was er dachte, damit offenbarte er aber dem Baron, daß er Madame Dubarry aus Dankbarkeit schonte, damit gestand er, daß er Minister durch den Weg einer Favoritin war, und dies hätte der Marschall nicht um ein Kaiserreich zugestanden; er antwortete daher eiligst dem Baron:

»Sie haben keinen Feind, mein lieber Freund; doch ich, ich habe; sogleich und ohne Prüfung der Ansprüche solche Gunstbezeugungen bewilligen, hieße mich der Gefahr aussetzen, daß man sagte, ich fahre fort wie Choiseul. Mein Lieber, ich will Spuren meiner Thätigkeit in den öffentlichen Angelegenheiten zurücklassen. Seit zwanzig Jahren brüte ich über Fortschritten; sie werden zu Tage ausgehen; das Günstlingswesen richtet Frankreich zu Grunde, ich will mich mit dem Verdienst beschäftigen. Die Schriften unserer Philosophen sind Fackeln, deren Licht meine Augen nicht vergebens erblickt haben sollen; alle Finsterniß der vergangenen Tage ist verschwunden, und es war die höchste Zeit für das Wohl des Staates . . . Ich werde auch die Ansprüche Ihres Sohnes prüfen, nicht mehr und nicht minder als die des ersten, des besten Bürgers; ich werde dieses Opfer meinen Ueberzeugungen bringen, ein schmerzliches Opfer allerdings, jedoch vielleicht nur eines Menschen zum Nutzen von dreimal hundert tausend anderen . . . Scheint mir Ihr Sohn, Herr Philipp von Taverney, meine, Gunst zu verdienen, so soll er sie haben, nicht weil sein Vater mein Freund ist, nicht weil er sich nach dessen Namen nennt, sondern weil es ein Mann von Verdienst sein wird: das ist mein Plan, nach dem ich verfahren werde.«

»Nämlich Ihr Cursus der Philosophie,« erwiderte der alte Baron, der sich vor Wut die Spitze der Finger zernagte und auf seinem Groll das ganze Gewicht einer Unterredung lasten ließ, die ihn so viel Unterwürfigkeit, so viel kleine Feigheiten gekostet hatte

»Philosophie, es mag sein, mein Herr, das ist ein schönes Wort.«

»Das von vielen Dingen freispricht, nicht wahr, Herr Marschall?«

»Sie sind ein schlechter Höfling,« erwiderte Richelieu mit kaltem Lächeln.

»Die Leute von meinem Stand sind nur Höflinge des Königs!«

»Ei! was Ihren Stand betrifft, Herr Rafté, mein Secretaire, hat tausend solche täglich in meinen Vorzimmern,« sprach Richelieu, »und sie kommen, ich weiß nicht aus welchem Loch der Provinz, wo man unhöflich gegen vorgebliche Freunde zu sein lernt, während man über den Einklang predigt.«

»Oh! ich weiß wohl, daß ein Maison-Rouge, dessen Adel in die Kreuzzüge zurückgeht, sich nicht so gut auf den Einklang versteht, als Vignerot der Spielmann.«

Der Marschall hatte mehr Geist als Taverney.

Er konnte ihn zum Fenster hinauswerfen lassen, aber er begnügte sich, die Achseln zu zucken und zu erwidern:

»Sie sind noch zu weit zurück, mein Herr aus den Kreuzzügen; Sie sind erst bei der verleumderischen Denkschrift der Parlamente im Jahr 1720, und Sie haben die nicht gelesen, welche die Herzoge und Pairs darauf machten. Gehen Sie in meine Bibliothek, mein lieber Herr, Rafté wird sie Ihnen zu lesen geben.«

Und als er so seinen Gegner mit dieser feinen Erwiderung abwies, öffnete sich die Thüre und ein Mann trat geräuschvoll ein und rief:

»Wo ist er, der liebe Herzog?«

Dieser Mann mit geröthetem Gesicht, mit Augen erweitert durch die Zufriedenheit, mit Armen gerundet durch das Wohlbehagen, war nicht mehr und nicht weniger als Jean Dubarry.

Beim Anblick des Eintretenden wich Taverney vor Erstaunen und Aerger zurück.

Jean sah diese Geberde, er erkannte diesen Kopf und wandte den Rücken.

»Ich glaube zu verstehen und entferne mich,« sprach ruhig der Baron, »ich lasse den Herrn Minister in vollkommener Gesellschaft.«

Und er ging mit edlem Anstand hinaus.

XC.

Entzauberung.

Wüthend über diesen Abgang voll Herausforderung, machte Jean zwei Schritte hinter dem Baron, zuckte aber dann die Achseln und kehrte zum Marschall zurück.

»Sie empfangen das in Ihrem Hause?« sagte er.

»Ei!, mein Herr, Sie täuschen sich, ich jage das im Gegentheil fort.«

»Sie wissen, wer dieser Herr ist?«

»Leider! ja.«

»Aber wissen Sie es auch genau?«

»Es ist ein Taverney.«

»Es ist ein Herr, der seine Tochter in das Bett des Königs bringen will.«

»Gehen Sie doch!«

»Ein Herr, der uns ausstechen will und alle Wege zu diesem Ende einschlägt . . . Ja, doch Jean ist da, und Jean sieht klar.«

»Sie glauben, er wolle . . .«

»Nicht wahr, das ist sehr schwer zu sehen? . . . Partei des Dauphin, mein Lieber . . . und man hat seinen kleinen Totschläger.«

»Bah!«

»Man hat einen jungen Menschen, der ganz dazu dressirt ist, den Leuten in die Waden zu beißen, einen Raufer, der Jean, dem armen Jean, Degenstiche in die Schulter gibt . . .«

»Ihnen? . . . Es ist also ein persönlicher Feind von Ihnen, mein lieber Graf?« fragte Richelieu, der den Erstaunten spielte.

»Ja wohl, es ist mein Gegner bei der Angelegenheit des Relai. Sie wissen? . . .«

»Ah! Sie sehen, welche Sympathie! ich wußte das nicht und ließ ihn mit allen seinen Bitten abfahren; nur würde ich ihn, hätte ich es gewußt, nicht abgewiesen, sondern fortgejagt haben. Seien Sie unbesorgt, Graf, nun ist dieser würdige Raufer unter meiner Faust, und er soll das spüren.«

»Ja, Sie können machen, daß er den Geschmack an Angriffen. auf der Landstraße verliert . . . Doch ich habe Ihnen noch nicht meinen Glückwunsch ausgesprochen.«

»Ja wohl, Graf; es scheint, die Sache ist definitiv entschieden.«

»Oh! ganz und gar . . . Erlauben Sie, daß ich Sie umarme?«

»Von ganzem Herzen.«

»Meiner Treue. man hat einen bösen Standpunkt gehabt; doch das Böse ist nichts, wenn man durchdringt. Sie sind zufrieden, nicht wahr?«

»Soll ich offenherzig mit Ihnen sprechen? . . . ja, ich glaube, ich werde nützlich fein können . . .«

»Zweifeln Sie nicht daran; doch es ist ein starker Schlag, und man wird brüllen.«

»Bin ich im Publicum nicht beliebt?«

»Sie? . . . Man ist weder für Sie noch gegen Sie; er ist verhaßt.«

»Er? . . .« versetzte Richelieu erstaunt; »wer, er?«

»Ganz gewiß,« erwiderte Jean. »Oh! die Parlamente werden sich empören, das ist eine Wiederholung der Peitsche von Ludwig XIV.; sie sind gepeitscht, Herzog. sie sind es!

»Erklären Sie mir . . .«

»Das erklärt sich durch den Haß der Parlamente gegen den Urheber ihrer Verfolgung.«

»Ah! Sie glauben, daß . . .«

»Ich bin dessen gewiß, wie ganz Frankreich. Gleichviel, Herzog, Sie haben sehr wohl daran gethan, ihn kommen zu lassen, so lange die Luft noch ganz warm war.«

»Wen denn? . . . aber wen denn, Graf? Ich stehe auf Dornen und begreife nicht ein Wort von dem, was Sie mir da sagen.«

»Ich spreche von Herrn von Aiguillon, von Ihrem Neffen.«

»Nun, hernach?«

»Ich sage, daß Sie sehr wohl daran gethan haben, ihn kommen zu lassen.«

»Ah! sehr wohl, sehr wohl . . . er werde mir helfen, wollen Sie sagen.«

»Er wird uns Allen helfen . . . Sie wissen, daß er auf's Beste mit Jeannette steht?«

»Wahrhaftig?«

»Auf's Beste. Sie haben schon mit einander gesprochen und verstehen sich vortrefflich, darauf wette ich.«

»Sie wissen das?«

»Das ist leicht. Jeannette ist die trägste Schläferin der Welt.«

»Ah!«

»Und sie verläßt das Bett nie vor neun Uhr, zehn Uhr oder eilf Uhr.«

»Ja; und dann?«

»Nun, diesen Morgen in Luciennes war es höchstens sechs Uhr, als ich den Wagen von Herrn von Aiguillon wegfahren sah.«

»Um sechs Uhr!« rief Richelieu lächelnd.

»Am Morgen, diesen Morgen?«

»Am Morgen, diesen Morgen. Sie können sich denken, um so frühzeitig auszustehen und zu einer solchen Stunde Audienz zu geben, muß Jeanne in Ihren teuren Neffen vernarrt sein.«

»Ja, ja,« sagte Richelieu, sich die Hände reibend; »um sechs Uhr. Bravo! Aiguillon!«

»Die Audienz muß um fünf Uhr angefangen haben . . . In der Nacht! das ist wunderbar! . . .«

»Das ist wunderbar! . . .« wiederholte der Marschall. »In der That wunderbar, mein lieber Jean!«

»Und Ihr drei seid nun wie Orastes, Pilades und noch ein anderer Pilades.«

In diesem Augenblick, und indeß sich der Marschall auf das Freudigste die Hände rieb, trat Aiguillon in den Salon.

Der Neffe verbeugte sich vor dem Oheim mit einer Miene des Bedauerns, welche für Richelieu genügte, wenn nicht um die Wahrheit zu begreifen, doch wenigstens um den größeren Theil derselben zu errathen.

Er erlebte, als ob er eine tödliche Wunde erhalten hätte: sogleich kam ihm der Gedanke, daß es bei Hof weder Freunde noch Verwandte gebe, und daß Jeder seinen Vortheil an sich reiße.

»Ich war ein großer Dummkopf,« sagte er zu sich selbst. »Nun, Herr von Aiguillon?« fragte er, einen schweren Seufzer unterdrückend.

»Nun, Herr Marschall?«

»Das ist ein starker Schlag für die Parlamente,« sprach Richelieu, die Worte von Jean wiederholend.

Aiguillon erröthete.

»Sie wissen?« sagte er.

»Der Herr Graf hat mir Alles mitgetheilt, selbst Ihren Besuch in Luciennes, an diesem Morgen vor Tagesanbruch; Ihre Ernennung ist ein Triumph für meine Familie.«

»Glauben Sie mir, Herr Marschall, zu meinem ganzen Bedauern.

»Was Teufels sagt er da?« murmelte Jean, die Arme kreuzend.

»Wir verstehen uns,« unterbrach ihn Richelieu, »wir verstehen uns.«

»Das ist etwas Anderes; aber ich verstehe ... Ihr Bedauern nicht; ah! Doch, ja, weil er nicht sogleich als Minister anerkannt werden wird. Ja, ja ... sehr gut.«

»Ah! Es wird ein Interim stattfinden,« sagte der Marschall, der die Hoffnung, diesen ewigen Gast des Ehrgeizigen und des Liebenden in sein Herz zurückkehren fühlte.

»Einen Interim, ja, Herr Marschall.«

»Aber mittlerweile,« rief Jean, »ist er so ziemlich gut bezahlt: das schönste Commando von Versailles.«

»Ah!« sagte Richelieu, von einer neuen Wunde durchdrungen, »ein Commando?«

»Herr Dubarry übertreibt vielleicht,« sprach der Herzog von Aiguillon.

»Aber was für ein Commando ist es denn?«

»Die Chevauxlegers des Königs.«

Richelieu fühlte, wie abermals Blässe sein runzliges Gesicht überströmte.

»Oh! ja,« sagte er mit einem Lächeln, dessen Ausdruck nichts zu schildern vermöchte, »ja, das ist sehr wenig für einen so reizenden Mann; doch was wollen Sie, Herzog, das schönste Mädchen der Welt kann nur geben, was es hat, und wäre es die Geliebte des Königs.«

Jean schaute die schönen Murillo des Marschalls an.

Richelieu schlug seinem Neffen auf die Schulter und fuhr fort:

»Zum Glück haben Sie das versprechen eines nahe bevorstehenden Avancement . . . Meine Glückwünsche, Herzog, meine aufrichtigen Glückwünsche . . . Ihre Gewandtheit, Ihre Geschicklichkeit in Unterhandlungen kommen Ihrem Glück gleich . . . Gott befohlen, ich habe Geschäfte, vergessen Sie mich nicht, so lange Sie in Gunst stehen, mein lieber Minister.«

Aiguillon antwortete nur:

»Sie, das bin ich, Herr Marschall, ich, das sind Sie.«

Und er verbeugte sich vor seinem Oheim und ging hinaus, die ihm natürliche Würde behauptend, indem er sich so aus einer der schwierigsten Lagen seines mit so vielen Schwierigkeiten besäten Lebens herauszog.

»Was gut an ihm ist,« sagte Richelieu hastig, als er weggegangen war, zu Jean, der nicht wußte, was er von dem Austausch von Höflichkeiten zwischen Oheim und Neffen halten sollte,

»was bewunderungswürdig an Aiguillon ist, das ist seine Naivität. Er ist ein Mann von Geist und unschuldig, er kennt den Hof und ist ehrlich wie ein junges Mädchen.«

»Und dann liebt er Sie!«

»Wie ein Lamm.«

»Ei! mein Gott!« rief Jean, »das ist eher Ihr Sohn, als Herr von Fonsac.«

»Meiner Treue, ja, Graf . . .«

Während Richelieu dies antwortete, ging er ganz aufgeregt um seinen Lehnstuhl; er suchte und fand nicht.

»Marschall,« sprach Jean voll Schlaueit, »wir Vier werden mit einander das berühmte Bündel des Alterthums bilden; Sie wissen das, welches man nicht zerreißen konnte.«

»Wir Vier? Wie soll ich das verstehen, mein lieber Herr Jean?«

»Jeanne die Macht, Aiguillon das Ansehen, Sie den Rath und ich die Wachsamkeit.«

»Sehr gut! sehr gut!«

»Dann komme man und greife Jeanne an! Ich fordere Alles und Alle heraus.«

»Bei Gott!« rief Richelieu, dessen Gehirn kochte.

»Man stelle nun Nebenbuhler entgegen!« rief Jean, trunken von seinen Plänen und seinen siegreichen Ideen.

»Oh!« sprach Richelieu, indem er sich vor den Kopf schlug.

»Was denn! was ergreift Sie denn, lieber Marschall?«

»Nichts, ich finde Ihren Bündnißgedanken vortrefflich.«

»Nicht wahr?«

»Und ich trete mit Händen und Füßen in Ihre Meinung ein.«

»Bravo!«

»Wohnt Taverney mit seiner Tochter in Trianon?«

»Nein, er wohnt in Paris.«

»Ist sie schön, diese Tochter, lieber Graf?«

»Wäre sie schön wie Kleopatra, oder wie . . . Jeanne, ich fürchte sie nicht mehr, sobald wir verbunden sind.«

»Sie sagen, Taverney wohne in Paris, in der Rue Saint-Honoré, glaube ich?«

»Ich habe nicht gesagt in der Rue Saint-Honoré: er wohnt in der Rue Coq-Héron. Haben Sie zufällig eine Idee, um die Taverney zu züchtigen?«

»Ich glaube, ja, Graf, ich glaube, ich habe eine Idee.«

»Sie sind ein unvergleichlicher Mann; ich verlasse Sie und verschwinde, um ein wenig zu erfahren, was man in der Stadt spricht.«

»Adieu also, Graf . . . Ah! Sie haben mir das neue Ministerium nicht genannt.«

»Oh! Zugvögel: Terray, Bertin, ich weiß nicht mehr wer . . . Das Interim, bis Herr von Aiguillon, der vertagte Minister, auftritt.«

»Der es auch vielleicht unbestimmte Zeit ist,« dachte Richelieu, während er Jean sein anmuthigstes Lächeln als Abschiedsschmeichelei zusandte.

Jean ging weg. Rafté trat wieder ein. Er hatte Alles gehört und wußte, wie die Dinge standen: sein ganzer Verdacht hatte sich verwirklicht. Er sagte nicht ein Wort zu seinem Herrn, denn er

kannte ihn zu gut.

Er rief nicht einmal den Kammerdiener, sondern kleidete ihn selbst aus und führte ihn zu seinem Bett, in das sich der alte Marschall alsbald versenkte, nachdem er eine Pille genommen hatte, die ihn sein Secretaire verschlucken ließ.

Rafté schloß die Vorhänge und ging hinaus. Das Vorzimmer war voll von eifrigen, horchenden Bedienten. Rafté nahm den ersten Kammerdiener beim Arm und sagte zu ihm:

»Pflege wohl den Herrn Marschall, er leidet. Er hat diesen Morgen einen heftigen Aerger gehabt; er mußte dem König ungehorsam sein.«

»Dem König ungehorsam sein?« rief der Kammerdiener erschrocken.

»Ja, Seine Majestät schickte Monseigneur ein Portefeuille; der Marschall wußte, daß dies durch die Vermittlung der Dubarry geschah, und er schlug es aus! Oh! das ist herrlich, und die Pariser sind ihm einen Triumphbogen schuldig; der Schlag war hart und unser Herr ist krank; pflege ihn wohl!«

Nach diesen paar Worten, von denen er wußte, wie gewichtig sie waren, wenn sie in Umlauf kamen, kehrte Rafté in sein Cabinet zurück.

Eine Viertelstunde nachher kannte ganz Versailles das edle Benehmen und die hochherzige Vaterlandsliebe des Marschalls, der einen tiefen Schlaf auf der Volksthümlichkeit schlief, die ihm sein Secretaire erbaut hatte.

XCI.

Das kleine Couvert des Herrn Dauphin.

An demselben Tag verließ Fräulein von Taverney um drei Uhr ihr Zimmer, um sich zu der Frau Dauphine zu begeben, welche sich vor der Mittagstafel vorlesen zu lassen pflegte.

Der Abbé, der erste Vorleser J. K. H. übte diese Function nicht mehr. Er hielt sich an die höhere Politik, seit gewissen diplomatischen Intrigen, bei denen er ein schönes Talent für dergleichen Angelegenheiten entwickelt hatte.

Fräulein von Taverney verließ ihr Zimmer ziemlich geputzt, um sich an ihren Posten zu begeben. Sie mußte, wie alle Gäste von Trianon, mit den Schwierigkeiten einer etwas ungestümen Einquartierung kämpfen. Sie hatte nichts organisirt, weder ihre Bedienung, noch die Ausstattung ihres kleinen Mobiliars, und sie wurde vorläufig von einer Kammerfrau von Frau von Noailles angekleidet, von dieser wunderlichen Dame, welche die Dauphine Madame l'etiquette nannte.

Andrée trug ein Kleid von blauer Seide mit langer, spitzig zulaufender Taille, wie der Leib einer Spinne; dieses Kleid öffnete und theilte sich vorn, um ein Unterkleid von Mousseline mit drei Reihen gestickter Einsätze sehen zu lassen; kurze, ebenfalls gestickte Aermel von festonirter und von den Schultern übereinandergesetzter Mousseline begleiteten das gestickte Halstuch, das schamhaft den Busen des Mädchens verbarg. Fräulein Andrée hatte einfach ihre schönen Haare mit einem blauen, ihrem Kleide ähnlichen Band aufgeschlagen; diese Haare, welche von ihren Wangen auf ihren Hals und auf ihre Schultern in langen, dicken Locken herabfielen, erhöhten viel mehr als die Federn, die Zitternadeln und sie Spitzen, die man, damals trug, die stolze und zugleich bescheidene Miene des schönen Mädchens mit der matten, reinen Gesichtshaut, welche die Schminke nie besteckt hatte.

Während sie ging, steckte Andrée in ihre Fäustlinge die zartesten und gerundetsten Finger, die man sehen konnte, während sie in den Sand des Gartens die Spitze des hohen Absatzes ihrer Pantoffeln von zartblauem Atlaß eindrückte.

Sie erfuhr, als sie in den Pavillon von Trianon kam, die Frau Dauphine mache einen Spaziergang mit ihrem Baumeister und ihrem Obergärtner. Man hörte jedoch im oberen Stock das Rad der Drehbank schwirren, auf der der Herr Dauphin ein Sicherheitsschloß für eine Lade machen ließ, die er besonders liebte.

Um zu der Dauphine zu gelangen, ging Andrée durch den Blumengarten, wo, trotz der vorgerückten Jahreszeit, bei Nacht sorgfältig bedeckte Blumen ihr bleiches Haupt emporstreckten, um die flüchtigen Strahlen einer Sonne einzusaugen, welche noch bleicher war als sie. Und da schon der Abend anbrach, denn in dieser Jahreszeit kommt die Nacht um sechs Uhr, so waren Gärtner damit beschäftigt, daß sie gläserne Glocken auf die empfindlichsten Pflanzen jeder Rabatte setzten.

An der Biegung einer Allee von grünen Bäumen, welche, zu Hecken geschnitten und von bengalischen Rosenstöcken begränzt, nach einem schönen Rasenstück ausmündeten, erblickte plötzlich Andrée einen von diesen Gärtnern, der sich, als er sie sah, auf seinen Spaten erhob und

sie mit einer gewandteren und verständigeren Artigkeit grüßte, als es die Artigkeit des Volkes ist.

Sie schaute und erkannte in diesem Arbeiter Gilbert, dessen Hände trotz der Arbeit noch weiß genug waren, um Herrn von Taverney zur Verzweiflung zu gereichen.

Andrée erröthete unwillkürlich; es kam ihr vor, als wäre die Gegenwart von Gilbert das Resultat einer seltsamen Gefälligkeit des Schicksals.

Gilbert verdoppelte seinen Gruß und Andrée erwiderte ihn, während sie ihres Weges ging.

Doch sie war ein zu redliches und zu muthiges Geschöpf, um einer Bewegung ihres Gemüths zu widerstehen und eine Frage ihres unruhigen Geistes ohne Antwort zu lassen.

Sie wandte sich um, und Gilbert, der schon bleich geworden war und ihr mit finsterem Blicke folgte, kehrte plötzlich wieder zum Leben zurück und machte einen Sprung, um sich ihr zu nähern.

»Sie hier?« sagte Andrée mit kaltem Tone.

»Ja, mein Fräulein.«

»Durch welchen Zufall?«

»Mein Fräulein, man muß wohl leben und ehrlich leben.«

»Wissen Sie, daß Sie Glück haben?«

»Oh! viel, mein Fräulein,« rief Gilbert.

»Wie beliebt?«

»Ich sage, mein Fräulein, daß ich, wie Sie denken, viel Glück habe.«

»Wer hat Sie hier in den Dienst gebracht?«

»Herr von Jussieu, ein Beschützer von mir.«

»Ah!« versetzte Andrée erstaunt, »Sie kennen Herrn von Jussieu?«

»Er war der Freund von meinem ersten Beschützer, von meinem Herrn, von Herrn Rousseau.«

»Guten Muth, Herr Gilbert,« sagte Andrée, die sich weiter zu gehen anschickte.

»Sie befinden sich besser, mein Fräulein?« fragte Gilbert mit einer so zitternden Stimme, daß man errieth, sie habe sich ermüdet auf dem Weg von seinem Herzen, von dem sie jede Vibrirung offenbarte.

»Besser? Wie so?« sagte Andrée kalt.

»Der Unfall? . . .«

»Ah! ja . . .; ich danke, Herr Gilbert, ich befinde mich besser, es war nichts.«

»Oh! Sie wären beinahe umgekommen,« sprach Gilbert, im höchsten Maße erschüttert, »die Gefahr war furchtbar.«

In diesem Augenblick dachte Andrée, es wäre wohl Zeit, das Gespräch mit einem Arbeiter mitten im königlichen Park abzukürzen.

»Guten Tag, Herr Gilbert,« sagte sie.

»Will das Fräulein nicht eine Rose annehmen?« fragte Gilbert zitternd und mit Schweiß bedeckt.

»Mein Herr,« entgegnete Andrée, »Sie bieten mir an, was nicht Ihnen gehört.«

Erstaunt niedergeschmettert, erwiderte Gilbert nichts. Er beugte das Haupt, und als ihn Andrée mit einer gewissen Freude, daß sie ihre Ueberlegenheit kundgegeben, anschaute, erhob er sich wieder, riß einen ganzen blühenden Zweig von dem schönen Rosenstock ab, und fing an

die Rosen mit einer edlen Kaltblütigkeit zu entblättern, welche ihren Eindruck auf das Mädchen nicht verfehlte.

Sie war zu billig und zu gut, um nicht einzusehen, daß Sie willkürlich einen Niedrigeren beleidigt hatte, dem nur das Verbrechen einer Artigkeit zur Last fiel. Sie setzte auch, wie alle stolze Menschen, die sich eines Unrechts schuldig fühlen, ihren Spaziergang fort, ohne ein Wort beizufügen, während vielleicht eine Entschuldigung oder eine Genugthuung auf ihren Lippen schwebte.

Gilbert fügte auch kein Wort bei; er warf den Rosenzweig weg und nahm wieder seinen Spaten; doch in seiner Natur war der Stolz mit der List verbunden; er bückte sich, ohne Zweifel, um zu arbeiten, aber auch, um Andrée weggehen zu sehen, welche an der Biegung einer Allee zurückzuschauen sich nicht erwehren konnte. Sie war Weib.

Gilbert begnügte sich mit dieser Schwäche, um sich zu sagen, er habe bei diesem neuen Streit den Sieg davon getragen.

»Sie ist weniger stark als ich, und ich werde sie beherrschen,« sagte er zu sich selbst. »Stolz auf ihre Schönheit, aus ihren Namen, auf ihr wachsendes Glück, anmaßend durch meine Liebe, die sie vielleicht erräth, ist sie nur um so wünschenswerther für den armen Arbeiter, der zittert, wenn er sie anschaut. Oh! dieses Zittern, diesen eines Mannes unwürdigen Schauer, ah! die Feigheiten, die sie mich zu begehen zwingt, sie soll sie eines Tags bezahlen; ich habe genug gearbeitet,« fügte er bei, »ich habe den Feind besiegt. Ich, der ich hätte schwächer sein müssen, weil ich liebe, ich bin zehnmal stärker gewesen.«

Er wiederholte noch einmal diese Worte mit einer wilden Freude und mit einer Hand auf seiner gescheiterten Stirne, von der er seine schönen schwarzen Haare zurückstrich; er stieß kräftig seinen Spaten in die Rabatte, eilte wie ein Reh durch eine Reihe von Cypressen und Eibenbäumen, durchschritt, leise wie der Wind, eine Gruppe von Pflanzen unter Glocken, von denen er, trotz der wüthenden Geschwindigkeit seines Laufes, nicht eine berührte, und stellte sich am Ende der Diagonale auf, die er beschrieben hatte, um den Weg zu vermeiden, dem Andrée folgte.

Hier sah er sie in der That abermals nachdenkend und beinahe gedemüthigt, ihre schönen Augen zur Erde niedergeschlagen, ihre Hand, feucht und träge, sachte auf ihrem rauschenden Kleide geschaukelt; er hörte sie, hinter den dichten Hagenbuchen verborgen, zweimal seufzen, als ob sie mit sich selbst spräche. Endlich ging sie so nahe an den Blumen vorüber, daß Gilbert, seinen Arm ausstreckend, den von Andrée hätte berühren können, wie es ihm ein wahnsinniges, schwindelartiges Fieber zu thun rieth.

Doch er faltete die Stirne mit einer Bewegung des Willens, die dem Haße glich, legte eine krampfhaft zusammengezogene Hand an sein Herz und sagte zu sich selbst:

»Abermals feig . . .« Dann fügte er leise bei:

»Sie ist auch so schön!«

Gilbert wäre vielleicht lange in seiner Betrachtung verharret, denn die Allee war ausgedehnt und der Gang von Andrée sehr langsam und abgemessen; aber diese Allee hatte Gegenalleen, aus denen ein Ueberlästiger hervorkommen konnte, und der Zufall behandelte Gilbert so schlimm, daß wirklich ein Ueberlästiger aus der ersten Seitenallee links, nämlich der Baumgruppe gegenüber, wo sich Gilbert verborgen hielt, hervorkam.

Dieser Ueberlästige ging methodischen und abgemessenen Schrittes einher; er trug den Kopf

hoch, hielt seinen Hut unter dem rechten Arm und die linke Hand auf dem Degen. Er hatte einen Sammetrock unter einem mit Zobelpelz gefütterten Mantel und streckte beim Marschiren ein Bein, das er schön, und eine Fußbiege aus, die er hoch besaß, wie ein Racemensch.

Dieser Herr erblickte, während er einherschritt, Andrée, und die Tournure des Mädchens kam ihm ohne Zweifel angenehm vor, denn er verdoppelte den Schritt, schräge einschneidend, um sich auf der Linie zu finden, der Andrée folgte, und sie so bald als möglich zu kreuzen.

Als Gilbert diese Person erblickte, stieß er unwillkürlich einen kleinen Schrei aus und entfloh wie eine Amsel, die man unter dem Sumach erschreckt hat.

Dem Ueberlästigen gelang sein Manoeuvre er war ohne Zweifel daran gewöhnt, und ehe drei Minuten vergingen, schritt er Andrée voran, der er drei Minuten zuvor in ziemlich großer Entfernung gefolgt war.

Als Andrée diesen Schritt hinter dem ihrigen hörte, trat sie zuerst ein wenig auf die Seite, um den Mann vorübergehen zu lassen; als er vorübergegangen war, schaute sie nach seiner Seite.

Der Herr schaute auch und zwar mit allen seinen Augen; er blieb sogar stehen, um besser zu sehen, und sagte sich umwendend, nachdem er gesehen hatte, mit ganz liebenswürdigem Tone:

»Ah! mein Fräulein, ich bitte, wohin laufen Sie so rasch?«

Beim Ton dieser Stimme erhob Andrée den Kopf und sah dreißig Schritte hinter sich zwei Officiere von den Garden, welche langsam gingen; sie sah unter dem Zobelpelz desjenigen, welcher sie angesprochen hatte, das blaue Band und sagte ganz bleich, ganz erschrocken über dieses unerwartete Zusammentreffen und die huldvolle Unterbrechung, indem sie sich tief verbeugte:

»Der König!«

»Mein Fräulein,« fuhr Ludwig XV. näher hinzutretend fort, »verzeihen Sie, ich habe so schlechte Augen, daß ich genöthigt bin, Sie um Ihren Namen zu fragen.

»Fräulein von Taverney,« flüsterte Andrée so verwirrt, so zitternd, daß sie sich kaum selbst hörte.

»Ah! ah! Sie machen eine glückliche Reise in Trianon, mein Fräulein,« sagte der König.

»Ich wollte mich zu Ihrer königlichen Hoheit der Frau Dauphine begeben, die mich erwartet,« erwiderte Andrée, immer mehr zitternd.

»Mein Fräulein, ich werde Sie zu ihr geleiten,« sagte Ludwig XV., »denn ich bin im Begriff, meiner Tochter als Landnachbar einen Besuch zu machen.«

Andrée fühlte es wie eine Wolke über ihr Gesicht hinziehen und in wirbelnden Wellen mit ihrem Blut bis in ihr Herz hinabsteigen. In der That, eine solche Ehre für das arme Mädchen, der Arm des Königs, dieses souveränen Herrn Aller, eine so unerwartete, so unglaubliche Huld, eine Gunst, um die sie ein ganzer Hof beneidet hätte!

Sie machte auch eine so tiefe und so fromm schüchterne Verbeugung, daß der König sich verbunden glaubte, sie noch einmal zu grüßen. Fiel es Ludwig XV. ein, sich Ludwig XIV. zu erinnern, so geschah es stets in Fragen des Ceremoniels und der Höflichkeit. Diese Ueberlieferungen der Höflichkeit kamen übrigens von ferner her, sie kamen von Heinrich IV.

Er bot also seine Hand Andrée, diese legte das äußerste Ende ihrer brennenden Finger auf den Handschuh des Königs, und Beide setzten ihren Gang nach dem Pavillon fort, wo der König, wie man ihm gesagt hatte, die Dauphine mit ihrem Baumeister und mit ihrem Obergärtner finden sollte.

Wir können versichern, daß Ludwig XV., der übrigens nicht gern viel feilschte, den längsten Weg wählte, um Andrée nach Klein-Trianon zu führen. Es ist eine Tatsache, daß die zwei Officiere, welche hinter ihm gingen, den Irrthum Seiner Majestät bemerkten und sich im Stillen darüber beklagten, denn sie waren leicht gekleidet, und das Wetter wurde kalt.

Sie kamen spät an, da sie die Dauphine nicht an dem Punkt fanden, wo man sie zu finden hoffte; Marie Antoinette war weggegangen, um den Dauphin nicht warten zu lassen, der gern zwischen sechs und sieben Uhr Abendbrod nahm.

Ihre königliche Hoheit traf also genau zur bestimmten Stunde ein, und da der Dauphin, der sehr pünktlich war, schon auf der Schwelle des Salon stand, um rascher im Speisesaal zu sein, wenn der Haushofmeister erscheinen würde, so warf die Dauphine ihren Mantel einer Kammerfrau zu, nahm heiter den Arm des Dauphin und zog ihn in den Speisesaal.

Die Tafel war für die zwei erhabenen Wirthe bestellt.

Sie nahmen jedes die Mitte des Tisches ein und ließen so das obere Ende frei, das man seit gewissen Ueberraschungen des Königs nie mehr besetzte, sogar nicht einmal mehr bei einer Tafel voll von Gästen.

An diesem oberen Ende nahm das Couvert des Königs, mit seinem Tafelbesteck, einen großen Raum in Anspruch, aber der Haushofmeister, der nicht mehr auf diesen Gast rechnete, servirte von dieser Seite.

Hinter dem Stuhl der Dauphine, mit dem nothwendigen Raum, daß die Bedienten kreisen konnten, stand mit ihrer ganzen Steifheit Frau von Noailles, welche jedoch Alles, was man an Liebenswürdigkeit auf dem Gesichte, bei Gelegenheit eines Abendbrods, haben muß, angenommen hatte.

Bei Frau von Noailles waren die anderen Damen, denen ihre Stellung bei Hofe das Recht einräumte oder die Gunst gewährte, dem Abendbrod Ihrer königlichen Hoheiten beizuwohnen.

Dreimal in der Woche speiste Frau von Noailles an derselben Tafel mit dem Herrn Dauphin und der Frau Dauphine. Doch an den Tagen, wo sie nicht hier speiste, hätte sie sich wohl gehütet, dem Abendbrod nicht beizuwohnen: es war dies zugleich ein Mittel gegen die Ausschließung an vier Tagen von sieben zu protestiren.

Der Herzogin von Noailles gegenüber hielt sich auf einer ungefähr gleichen Stufe der Herr Herzog von Richelieu.

Auch er war ein strenger Beobachter des Wohlanstands, nur blieb seine Etiquette allen Augen unsichtbar, da sie sich beständig unter der vollkommensten Eleganz und zuweilen sogar unter dem feinsten Spott verbarg.

Aus diesem Gegensatz zwischen dem Kammerherrn und der ersten Ehrendame Ihrer königlichen Hoheit der Frau Dauphine ging hervor, daß das Gespräch, immerwährend von Frau von Noailles verlassen, unablässig von Herrn von Richelieu wieder aufgenommen wurde.

Der Marschall hatte alle Höfe Europas besucht und bei jedem derselben den Ton der Eleganz angenommen, der sich am besten für seine Natur eignete, so daß er, bewunderungswürdig in Takt und Schicklichkeitsgefühl, zugleich alle Anekdoten kannte, die sich an der Tafel junger Infanten und beim kleinen Abendbrod von Madame Dubarry erzählen ließen.

Er bemerkte an diesem Abend, daß die Dauphine mit Appetit speiste und daß der Dauphin schlang. Er dachte, sie würden ihm beim Gespräch nicht Widerpart halten, und man könne ganz wohl Frau von Noailles eine Stunde vorempfangenen Fegefeuers zubringen lassen.

Er fing an von Philosophie, von Theater zu sprechen, ein doppelter Gegenstand der Conversation, der der ehrwürdigen Herzogin doppelt widerwärtig war.

Er erzählte die Veranlassung von einem der letzten philanthropischen Einfälle des Philosophen von Ferney, wie man damals schon den Verfasser der Henriade nannte, und als er sah, daß die Herzogin gehörig abgemattet war, veränderte er den Text und setzte Alles auseinander, was er in seiner Eigenschaft als Kammerherr Stachelndes hatte, um die gewöhnlichen Damen Komödiantinnen des Königs mehr oder minder schlecht spielen zu lassen.

Die Dauphine liebte die Künste, sie hatte ein vollständiges Costume der Klytemnestra Mademoiselle Rancourt geschickt; sie hörte also Herrn von Richelieu nicht nur mit Nachsicht, sondern sogar mit Vergnügen an.

Da sah man, wie die arme Ehrendame mit Hintansetzung der Etiquette sich heftig auf ihrer Stufe geberdete, sich laut schneuzte und ihr erhabenes Haupt schüttelte, ohne an die Puderwolke zu denken, welche bei jeder ihrer Bewegungen ihre Stirne umhüllte, wie bei jedem Stoß des Nordostwinds eine Schneewolke den Gipfel des Montblanc umhüllt.

Doch es war nicht Alles damit gethan, daß man die Frau Dauphine belustigte, man mußte auch dem Herrn Dauphin gefallen. Richelieu verließ also die Frage des Theaters, für welche der Erbe der Krone Frankreichs nie eine große Sympathie gehabt hatte, um von humanitärer Philosophie zu sprechen. Er offenbarte in Beziehung auf die Engländer die ganze Wärme, welche Rousseau wie ein lebendiges Fluidum auf die Person von Eduard Bomston wirft.

Frau von Noailles haßte aber die Engländer ebenso sehr als die Philosophen.

Ein neuer Gedanke war eine Anstrengung für sie, und eine Anstrengung störte die Oekonomie ihrer ganzen Person; Frau von Noailles, welche sich zur Erhaltung geschaffen fühlte, heulte bei den neuen Gedanken wie die Hunde bei den Masken.

Richelieu hatte einen doppelten Zweck, indem er dieses Spiel spielte: er folterte Madame l'etiquette, was der Frau Dauphine ein merkliches Vergnügen bereitete, und fand da und dort einige tugendhafte Lehrsprüche, einige Axiome aus der Mathematik, welche vom Herrn Dauphin, einem Prinzen, der die exacten Dinge liebte, freudig aufgenommen wurden.

Er machte also vortrefflich seinen Hof, wobei er mit allen seinen Augen Jemand suchte, den er hier zu sehen hoffte, den er aber nicht fand, als ein Ruf unten von der Treppe in das sonore Gewölbe aufstieg und von zwei anderen Stimmen zuerst auf dem Ruheplatz und dann auf der Treppe selbst wiederholt wurde.

»Der König!«

Bei diesem magischen Wort erhob sich Frau von Noailles, als ob eine Stahlfeder sie von ihrer Stufe aufgeschnellt hätte. Richelieu stand langsam auf, der Dauphin wischte sich hastig den Mund mit seiner Serviette ab. und stellte sich vor seinen Platz, das Gesicht nach der Thüre gewendet.

Die Frau Dauphine eilte dem König auf die Treppe entgegen, um ihm die Honneurs des Hauses zu machen.

XCII.

Die Haare der Königin.

Der König hielt Fräulein von Taverney noch bei der Hand, als er auf den Ruheplatz kam, und erst auf diesem Platz grüßte er sie so artig, so lang, daß Richelieu Zeit hatte, den Gruß zu sehen, das Huldvolle desselben zu bewundern und sich zu fragen, an welche glückliche Sterbliche er wohl gerichtet gewesen.

Seine Unwissenheit dauerte nicht lange. Ludwig XV. nahm den Arm der Dauphine, welche Alles gesehen und Andrée schon vollkommen erkannt hatte.

»Meine Tochter,« sagte er, »ich komme ohne Umstände und bitte Sie um Abendbrod. Ich habe den ganzen Park durchwandert und unter Weges Fräulein von Taverney getroffen, die ich mir Gesellschaft zu leisten bat.«

»Fräulein von Taverney,« murmelte Richelieu beinahe betäubt durch diesen unvorhergesehenen Schlag . . . »Bei meiner Treue! ich habe zu viel Glück!«

»Somit,« sagte anmuthreich die Dauphine, »somit werde ich dem Fräulein, das der Saumseligkeit schuldig war, nicht nur keine Vorwürfe machen, sondern ich werde ihm danken, daß es uns Eure Majestät gebracht hat.«

Roth wie eine von den schönen Kirschen, welche mitten unter Blumen den Tafelaufsatz verzierten, verbeugte sich Andrée, ohne zu antworten.

»Teufel! Teufel! sie ist in der That schön.« sprach Richelieu zu sich selbst; »und der alte Bursche, der Taverney, hat nicht mehr von ihr gesagt, als sie verdient.«

Schon saß der König bei Tische, nachdem er die Begrüßung des Herrn Dauphin entgegengenommen hatte. Wie sein Großvater mit einem gefälligen Appetit ausgerüstet, machte der Monarch dem improvisirten Mahl, das der Haushofmeister wie durch Zauber vor ihm aufstellte, alle Ehre.

Doch während der König, der der Thüre den Rücken zuwandte, speiste, schien er irgend etwas, oder vielmehr irgend Jemand zu suchen.

Fräulein von Taverney, welche kein Vorrecht genoß, da ihre Stellung bei der Frau Dauphine noch nicht fest bestimmt, war nicht in den Speisesaal eingetreten und hatte sich nach einer tiefen Verbeugung in Erwiderung der des Königs in das Zimmer der Frau Dauphine begeben, welche sich von ihr schon einige Male, ehe sie sich zu Bett begeben, hatte vorlesen lassen.

Die Frau Dauphine begriff, daß es seine schöne Reisegefährtin war, was der Blick des Königs suchte.

»Herr von Coigny,« sagte sie zu einem jungen Officier von den Garden, der hinter dem König stand, »ich bitte Sie, lassen Sie, mit der Erlaubniß von Frau von Noailles, Fräulein von Taverney eintreten: wir wollen heute Abend von der Etiquette abgehen.«

Herr von Coigny ging hinaus und kam einen Augenblick nachher mit Andrée zurück, welche diese Reihenfolge ungewöhnlicher Gunstbezeugungen nicht begreifen konnte und ganz zitternd eintrat.

»Nehmen Sie Ihren Platz hier, mein Fräulein,« sagte die Dauphine, »neben der Frau

Herzogin.«

Andrée stieg schüchtern auf die Stufe; sie war so verwirrt, daß sie die Keckheit hatte, sich auf nur einen Fuß von der Ehrendame zu setzen.

Sie bekam auch einen so niederschmetternden Blick von dieser, daß die Arme, als wäre sie mit einer stark geladenen Leydner Flasche in Berührung gesetzt worden, mindestens vier Fuß zurückwich.

König Ludwig XV. schaute sie an und lächelte.

»Ah!« dachte der Herzog von Richelieu, »ich brauche mir kaum die Mühe zu machen, mich darein zu mischen, die Dinge gehen beinahe von selbst ihren Gang.«

Der König wandte sich um und erblickte den Marschall, der ganz bereit war, diesen Blick auszuhalten.

»Guten Abend, Herr Herzog,« sagte Ludwig XV., »führen Sie eine friedliche Ehe mit Frau von Noailles?«

»Sire,« erwiderte der Marschall, »die Frau Herzogin erweist mir immer die Ehre, mich wie einen unbesonnenen Burschen zu mißhandeln.«

»Sind Sie auch auf der Straße nach Chanteloup gewesen, Herzog?«

»Ich, Sire! meiner Treue, nein, hiezuhin bin ich zu glücklich durch die Güte Eurer Majestät für mein Hause.«

Der König erwartete diesen Schlag nicht; er schickte sich an, zu spotten, man kam ihm entgegen.

»Was habe ich denn gethan, Herzog?«

»Sire, Eure Majestät hat das Commando ihrer Chevauxlegers dem Herrn Herzog von Aiguillon übertragen.«

»Ja, das ist wahr, Herzog.«

»Und hiezuhin bedurfte es der ganzen Energie, der ganzen Gewandtheit Eurer Majestät, denn es ist beinahe ein Staatsstreich.«

Man war am Ende des Mahls; der König wartete einen Augenblick und stand von der Tafel auf.

Das Gespräch hätte ihn in Verlegenheit bringen können, aber Richelieu war entschlossen, seine Beute nicht loszulassen. Als sich der König in eine Plauderei mit der Dauphine, Frau von Noailles und Fräulein von Taverny einließ, manoeuvrte Richelieu so geschickt, daß er sich bald wieder im Mittelpunkt der Conversation fand, die er nach seinem Belieben lenkte.

»Sire,« sprach der Herzog, »Eure Majestät weiß, daß die glücklichen Erfolge kühn machen.«

»Wollen Sie uns damit sagen, Sie seien kühn, Herzog?«

»Nein, ich will Eure Majestät um eine neue Gnade bitten, nach der, welche mir der König zu erweisen geruht hat; einer meiner Freunde, ein alter Diener Eurer Majestät, hat einen Sohn bei den Gendarmen. Der junge Mann ist voll Verdienst, aber arm. Er hat von einer erhabenen Prinzessin ein Kapitänspatent erhalten, doch es fehlt ihm eine Compagnie.«

»Die Prinzessin ist meine Tochter?« fragte der König sich gegen die Dauphine umwendend.

»Ja, Sire,« erwiderte Richelieu, »und der Vater dieses jungen Mannes heißt Baron von Taverny.«

»Mein Vater!« rief Andrée unwillkürlich, »Philipp! für Philipp, Herr Herzog, bitten Sie um

eine Compagnie?»

Dann sich schämend, daß sie so die Etiquette vergessen, machte Andrée einen Schritt rückwärts, mit Purpur übergossen und die Hände gefaltet.

Der König wandte sich, um die Röthe, die Erschütterung des schönen Mädchens zu bewundern; er kehrte auch zu Richelieu mit einem wohlwollenden Blick zurück, der den Höfling belehrte, wie angenehm sein Gesuch war, der Gelegenheit wegen, die es bot.

»In der That,« sagte die Dauphine, »dieser junge Mann ist reizend, und ich hatte die Verbindlichkeit übernommen, sein Glück zu machen . . . Wie unglücklich sind doch die Fürsten, . . . wenn Gott ihnen den Willen gibt, so benimmt er ihnen das Gedächtniß oder die Ueberlegung; mußte ich nicht bedenken, daß dieser junge Mann arm, daß es nicht genug war, ihm die Epaulette zu geben, daß man ihm auch die Compagnie geben muß.«

»Ei! Madame, wie hätte Eure Hoheit das wissen sollen?«

»Oh ! ich wußte es,« sagte rasch die Dauphine mit einer Geberde, welche Andrée an das so kahle, so bescheidene und dennoch so glückliche Haus ihrer Kindheit erinnerte; »ja, ich wußte es und glaubte Alles dadurch gethan zu haben, daß ich Herrn Philipp von Taverney einen Grad gab . . . Nicht wahr, er heißt Philipp, mein Fräulein?«

»Ja, Madame.«

Der König schaute alle diese so edlen, so offenen Gesichter an; dann heftete er seinen Blick auf das von Richelieu, der sich auch mit einem Reflex von Edelmuth beleuchtete, den er ohne Zweifel von seiner erhabenen Nachbarin entlehnte.

»Ah! Herzog,« sagte er mit halber Stimme, »ich werde mich mit Luciennes entzweien.«

Dann fügte er lebhaft gegen Andrée bei:

»Sagen Sie, es mache Ihnen Vergnügen, mein Fräulein.«

»Ah! Sire,« sprach Andrée, die Hände faltend, »ich flehe Sie an.«

»Bewilligt,« sagte Ludwig XV.; »Sie wählen eine Compagnie für den armen jungen Mann, Herzog, und ich gebe die Mittel, wenn sie nicht schon ganz bezahlt und ganz vacant ist.«

Diese gute Handlung erfreute alle Anwesenden: sie trug dem König ein himmlisches Lächeln von Andrée, sie trug Richelieu einen Dank von diesem schönen Mund ein, von dem er ja seiner Jugend, eitel und habgierig, wie er war, noch mehr verlangt hätte.

Es kamen hinter einander mehrere Besuche; unter ihnen der Cardinal von Rohan, der, seitdem die Dauphine in Trianon wohnte, beständig hier seinen Hof machte.

Aber der König hatte den ganzen Abend hindurch nur Rücksichten und angenehme Worte für Richelieu. Er ließ sich sogar von ihm begleiten, als er von der Dauphine Abschied nahm, um nach seinem Trianon zurückzukehren. Der alte Marschall folgte dem König bebend vor Freude.

Während Seine Majestät mit dem Herzog und seinen zwei Officieren durch die düsteren Alleen wanderte, welche nach dem Palast ausmündeten, wurde Andrée von der Dauphine entlassen.

»Sie müssen diese gute Kunde nach Paris schreiben und können sich zurückziehen, mein Fräulein,« sagte die Prinzessin.

Und einen Bedienten voran, der eine Laterne trug, ging das Mädchen über die Esplanade von hundert schritten, welche Trianon von den Communs trennt.

Vor ihr sprang von Gebüsch zu Gebüsch im Blätterwerk ein Schatten, der jeder Bewegung des

Mädchens mit funkelnden Augen folgte: dies war Gilbert.

Als Andrée die Freitreppe erreicht hatte und die steinernen Stufen hinaufzusteigen anfang, kehrte der Bediente in die Vorzimmer von Trianon zurück.

Gilbert schlüpfte seinerseits nun auch in das Vorhaus, kam in die Höfe der Stallungen und kletterte auf einer kleinen Treppe, so steil wie eine Leiter, in seine Mansarde hinauf, welche gegenüber den Fenstern des Zimmers von Andrée in einer Ecke der Gebäude lag.

Er sah, wie Andrée eine Kammerjungfer von Frau Noailles, welche ihr Zimmer in demselben Gange hatte, rief. Als aber dieses Mädchen bei Andrée eintrat, fielen die Fenstervorhänge wie ein undurchdringlicher Schleier zwischen die glühenden Wünsche des jungen Mannes und den Gegenstand seiner Gedanken.

Im Pallast blieb nur noch Herr von Rohan, der seine Galanterie bei der Frau Dauphine verdoppelte, die ihn aber ziemlich kalt behandelte.

Der Prälat befürchtete am Ende unbescheiden zu sein, um so mehr, als sich der Herr Dauphin schon zurückgezogen hatte. Er verabschiedete sich also von Ihrer königlichen Hoheit mit den Merkmalen der tiefsten und zartesten Ehrfurcht.

In dem Augenblick, wo er in seine Carrosse stieg, näherte sich ihm eine Kammerfrau der Dauphine und trat beinahe bis in den Wagen.

»Hier,« sagte sie und steckte dem Prälaten ein seidenes Papierchen in die Hand, dessen Berührung ihn schauern machte.

»Hier,« erwiderte der Cardinal und legte in die Hand dieser Frau eine schwere Börse, welche leer eine anständige Belohnung gewesen wäre.

Ohne Zeit zu verlieren, befahl der Cardinal dem Kutscher, nach Paris zu fahren und an der Barrière neue Befehle einzuholen.

Auf dem ganzen Weg befühlte und küßte er in der Dunkelheit des Wagens wie ein trunkener Verliebter den Inhalt des Papiers.

Sobald er an der Barrière war, rief er:

»Rue Saint-Claude.«

Bald durchschritt er den geheimnißvollen Hof und fand den kleinen Salon wieder, wo sich Fritz, der Einführer mit den schweigsamen Manieren, aufhielt.

Balsamo ließ eine Viertelstunde auf sich warten und gab dem Cardinal als Grund seines Zögerns die vorgerückte Stunde an, die ihm zu glauben gestattete, es würde kein Besuch mehr zu ihm kommen.

Es war in der That beinahe zwölf Uhr.

»Das ist wahr, Herr Baron,« sagte der Cardinal, »und ich bitte um Vergebung, daß ich Sie so störe. Doch erinnern Sie sich, mir eines Tags gesagt zu haben, um gewisser Geheimnisse sicher zu sein . . .«

»Bedürfe ich der Haare von der Person, von der wir damals sprachen,« unterbrach ihn Balsamo, der schon das Papierchen in den Händen des naiven Prälaten gesehen hatte.

»Ganz richtig, Herr Baron.«

»Und Sie bringen diese Haare, Monseigneur?«

»Hier sind sie. Glauben Sie, daß man sie nach dem Experiment wieder bekommen könnte?«

»Wenn nicht das Feuer nöthig wäre, in welchem Fall . . .«

»Allerdings, allerdings,« sagte der Cardinal; »ich werde mir andere zu verschaffen wissen. Kann ich eine Auflösung haben?«

»Heute?«

»Sie wissen, ich bin ungeduldig.«

»Man muß es zuerst versuchen, Monseigneur.«

Balsamo nahm die Haare und stieg hastig zu Lorenza hinauf.

»Ich werde also das Geheimniß dieser Monarchie erfahren,« sagte er auf dem Wege zu sich selbst, »ich werde also den verborgenen Plan Gottes erfahren!«

Er schläferete von der andern Seite der Wand, ohne nur die geheimnißvolle Thüre geöffnet zu haben, Lorenza ein. Die junge Frau empfing ihn daher mit einer zärtlichen Umarmung.

Balsamo entriß sich mühsam ihren Armen. Es wäre schwierig zu sagen gewesen, was dem armen Baron schmerzlicher war, die Vorwürfe der schönen Italienerin, wenn sie wachte, oder ihre Liebkosungen, wenn sie schlief.

Endlich, als es ihm gelungen war, die Kette zu lösen, welche die schönen Arme der jungen Frau um seinen Hals geschlungen hatten, sprach er, indem er ihr das Papier in die Hand steckte:

»Meine theure Lorenza, kannst Du mir sagen, von wem diese Haare sind?«

Lorenza nahm sie, legte sie auf ihre Brust und sodann auf ihre Stirne; obgleich ihre beiden Augen offen waren, sah sie während ihres Schlafes durch die Brust und durch die Stirne.

»Oh!« sprach sie, »es ist eine erhabene Person, von der man sie entwendet hat.«

»Nicht wahr . . . Sage, eine glückliche Person?«

»Sie kann es sein.«

»Suche wohl, Lorenza.«

»Ja, sie kann es sein; es ruht noch kein Schatten auf ihrem Leben.«

»Sie ist jedoch verheirathet?«

»Oh!« machte Lorenza mit einem süßen Lächeln.

»Nun! was? was will meine Lorenza damit sagen?«

»Sie ist verheirathet, lieber Balsamo,« fügte die junge Frau bei, »und dennoch . . .«

»Und dennoch . . .«

»Und dennoch? . . .«

Lorenza lächelte abermals.

»Ich bin auch verheirathet,« sagte sie.

»Allerdings.«

»Und dennoch . . .«

Balsamo schaute Lorenza mit tiefem Erstaunen an; trotz des Schlafes der jungen Frau, breitete sich eine schamhafte Röthe über ihrem Antlitz aus.

»Und dennoch?« wiederholte Balsamo, »vollende.«

Sie schlang abermals ihre Arme um den Hals ihres Geliebten und sprach, ihr Gesicht an seiner Brust verbergend:

»Und dennoch bin ich Jungfrau.«

»Und diese Frau, diese Prinzessin, diese Königin,« rief Balsamo, »obgleich verheirathet?«

»Diese Frau, diese Prinzessin, diese Königin,« wiederholte Lorenza, »ist eben so rein und

jungfräulich als ich; reiner und jungfräulicher sogar, denn sie liebt nicht wie ich.«

»Oh! Verhängniß!« murmelte Balsamo. »Ich danke, Lorenza, ich weiß Alles, was ich wissen wollte.«

Er küßte sie, steckte die Haare vorsichtig in seine Tasche, schnitt Lorenza ein kleines Bündel von ihren schwarzen Haaren ab, verbrannte es am Licht und sammelte die Asche in dem Papier, in welchem die Haare der Dauphine enthalten gewesen waren.

Dann stieg er wieder hinab und weckte, während er ging, die junge Frau auf.

Ganz zitternd vor Ungeduld, wartete, zweifelte der Prälat.

»Nun! Herr Baron?« sagte er.

»Nun! Monseigneur.«

»Das Orakel?«

»Das Orakel hat gesagt, Sie könnten hoffen.«

»Es hat dies gesagt?« rief der Prinz entzückt.

»Schließen Sie wenigstens, wie es Ihnen beliebt, Monseigneur, da das Orakel gesagt hat, diese Frau liebe ihren Gemahl nicht.«

»Oh!« machte Herr von Rohan freudetrunken.

»Was die Haare betrifft, so mußte ich sie verbrennen, um die Offenbarung durch die Essenz zu erhalten; hier ist die Asche, die ich Ihnen gewissenhaft zurückgebe, nachdem ich sie gesammelt, als ob jedes Theilchen eine Million werth wäre.«

»Ich danke, mein Herr, ich danke, nie werde ich mich meiner Schuld gegen sie entledigen können.«

»Sprechen wir nicht hievon, Monseigneur; ich empfehle Ihnen nur Eines, verschlucken Sie die Asche nicht im Wein, wie es zuweilen die Verliebten thun, das ist eine so gefährliche Sympathie, daß Ihre Liebe unheilbar würde, während das Herz der Liebenden erkaltete.«

»Ah! ich werde mich wohl hüten,« rief der Prälat beinahe erschrocken. »Gute Nacht, Herr Baron, gute Nacht.«

Zwanzig Minuten nachher kreuzte der Wagen Seiner Eminenz an der Ecke der Rue des Petits-Champ den Wagen von Herrn von Richelieu, den er beinahe in eines von den ungeheuren Löchern geworfen hätte, welche durch die Erbauung eines Hauses ausgehöhlt worden waren.

Die beiden Herren erkannten sich.

»Ei! Prinz!« rief Richelieu mit einem Lächeln.

„Ei Herzog! erwiederte Herr Louis von Rohan einen Finger auf den Mund legend.

Und sie fuhren in entgegengesetzter Richtung weiter.

XCIII.

Herr von Richelieu schätzt Nicole.

Herr von Richelieu begab sich geraden Wegs nach dem kleinen Hotel von Herrn von Taverney in der Rue Coq-Héron.

Vermöge des Privilegiums, das wir auf halbe Rechnung mit dem hinkenden Teufel besitzen, und das uns die Leichtigkeit gibt, in jedes geschlossene Haus einzudringen, wissen wir vor Herrn von Richelieu, daß der Baron vor seinem Kamin, die Füße auf ungeheuren Feuerblöcken, unter denen ein Rest von Gluth hinstarb, Nicole predigte, wobei er sie zuweilen am Kinn nahm, obgleich das Mädchen immer wieder auf eine Rebellische und verächtliche Weise das Gesicht verzog.

Nicole würde sich in die Liebkosung ohne die Predigt gefügt haben, oder sie hätte vielmehr die Predigt ohne Liebkosung vorgezogen, was wir nicht genau zu behaupten vermögen.

Das Gespräch drehte sich zwischen dem Herrn und der Dienerin um einen wichtigen Punkt, nämlich darum, daß Nicole zu gewissen Stunden des Abends nie pünktlich beim Läuten der Glocke kam, daß sie immer etwas im Garten oder im Treibhaus zu tun hatte, und daß sie überall, mit Ausnahme dieser zwei Orte, den Dienst schlecht versah.

Worauf Nicole, sich mit einer ganz reizenden, ganz wollüstigen Anmuth hin und herdrehend, erwiderte:

»Schlimm genug! . . . ich langweile mich hier: man hatte mir versprochen, ich dürfe mit dem Fräulein nach Trianon gehen.«

Hierauf hatte ihr Herr von Taverney freundlich das Kinn und die Wangen streicheln zu müssen geglaubt, ohne Zweifel, um sie zu zerstreuen.

Nicole aber verfolgte ihr Thema, wies jeden Trost zurück und beklagte ihr unglückliches Schicksal.

»Es ist wahr!« seufzte sie, »ich bin zwischen vier abscheulichen Wänden, ich habe keine Gesellschaft, ich habe beinahe keine Luft, es war mir eine Aussicht auf Unterhaltung und auf eine Zukunft eröffnet.«

»Was denn?« sagte der Baron.

»Trianon!« erwiderte Nicole; »Trianon, wo ich Welt gesehen, wo ich Luxus gesehen, wo ich angeschaut hätte und angeschaut worden wäre.«

»Oh! oh! kleine Nicole,« rief der Baron.

»Ei! mein Herr, ich bin Weib und so viel werth als eine Andere.«

»Bei Gott! das nenne ich sprechen,« sagte halblaut der Baron. »Das lebt, das rührt sich, oh! wenn ich jung, wenn ich reich wäre!«

Und er konnte sich nicht enthalten, einen Blick der Bewunderung und der Gierde auf so viel Jugend, Saft und Schönheit zu werfen.

Nicole träumte und wurde zuweilen ungeduldig.

»Vorwärts, gnädiger Herr,« sagte sie, »gehen Sie zu Bette, daß ich mich auch niederlegen

kann.

»Noch ein Wort, Nicole.«

Plötzlich machte die Klingel der Hausthüre Taverney beben und Nicole aufspringen.

»Wer kann noch um halb zwölf Uhr Abends kommen?« sagte der Baron; »sieh nach, meine Kleine.«

Nicole öffnete, fragte nach dem Namen des Besuches und ließ die Hausthüre angelehnt.

Durch diese Oeffnung entschlüpfte ein Schalten, der vom Hof kam, nicht ohne hinreichend Lärmen zu machen, daß der Marschall denn er war es sich umwandte und die Flucht sah.

Nicole ging ihm, die Kerze in der Hand und mit ganz strahlendem Gesicht voran.

»Halt! halt! halt!« sagte der Marschall, der ihr lächelnd in den Salon folgte, »dieser alte Schelm von einem Taverney, sprach nur von seiner Tochter.«

Der Herzog war einer von den Menschen, welche nicht zweimal zu schauen brauchen, um gesehen, und zwar vollständig gesehen zu haben.

Der entfliehende Schalten machte, daß er an Nicole, daß Nicole an den Schatten dachte. Er verrieth aus dem hübschen Gesichte von dieser, was der Schatten hier gemacht hatte, und sobald er das so boshafte Auge, die so weißen Zähne und den so feinen Wuchs der Soubrette gesehen hatte, brauchte er nichts mehr über ihren Charakter und ihren Geschmack zu erfahren.

Nicole meldete nicht ohne Herzklopfen beim Eingang des Salon:

»Der Herr Herzog von Richelieu!«

Dieser Name war bestimmt, an diesem Abend Sensation zu machen. Er brachte auch eine solche Wirkung auf den Baron hervor, daß er sich aus seinem Lehnstuhl erhob und gerade auf die Thüre zuing, ohne seinem Ohr glauben zu können.

Doch ehe er die Thüre erreicht hatte, erblickte er Herrn von Richelieu im Halbschalten der Hausflur.

»Der Herzog! . . .« stammelte er.

»Ja, theurer Freund, der Herzog selbst,« erwiderte Richelieu mit seinem liebenswürdigsten Tone. »Oh! das setzt Dich in Erstaunen, nach dem Besuch von neulich.

Und dennoch kann nichts wahrer sein. Gib mir nun die Hand, wenn es Dir beliebt.«

»Herr Herzog, Sie überhäufen mich . . .«

»Du bist nicht vernünftig, mein Lieber,« sagte der alte Marschall, während er seinen Hut und seinen Stock Nicole reichte, um sich bequemer in ein Fauteuil niederlassen zu können, »Du faselst, Du machst ungereimtes Zeug; es scheint, Du kennst Deine Welt nicht mehr.«

»Mir scheint,« entgegnete Taverney sehr bewegt, »Dein Empfang neulich war so bezeichnend, daß man sich nicht darin täuschen konnte.«

»Höre, mein alter Freund,« sagte Richelieu, »damals hast Du Dich benommen wie ein Schüler, und ich wie ein Pedant. Du willst sprechen, ich werde Dir die Mühe ersparen; Du wärest im Stande, eine Albernheit zu sagen, und ich, Dir mit einer andern zu antworten. Springen wir also von neulich auf heute über. Weißt Du, warum ich diesen Abend komme?«

»Wahrhaftig nicht.«

»Ich bringe Dir die Compagnie, die Da vorgestern von mir verlangtest und die der König Deinem Sohn gegeben hat. Was Teufels, begreife doch die Nuancen; vorgestern war ich Quasiminister, verlangen war eine Ungerechtigkeit; heute, da ich das Portefeuille ausgeschlagen

habe und wieder der einfache Richelieu von ehemals bin, wäre es thöricht von mir, nicht zu verlangen. Ich habe verlangt, ich habe erhalten, ich bringe.«

»Herzog, ist das wirklich wahr, diese Güte von Deiner Seite?«

»Ist eine natürliche Wirkung meiner Freundschaft. Der Minister weigerte sich, Richelieu bittet und gibt.«

»Ah! Herzog, Du bezauberst mich, Du bist also ein wahrer Freund?«

»Bei Gott!«

»Aber der König, der König, der mir eine solche Gunst erzeigt.«

»Wenn mich nicht Alles täuscht, weiß der König nicht nur was er thut, sondern er weiß sogar sehr gut, was er thut.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß Seine Majestät ohne Zweifel in diesem Augenblick einen Grund hat, Madame Dubarry zu mißfallen, und daß Du mehr diesem Grund, als meinem Einfluß, die Gnade, die er Dir bewilligt, zuschreiben muß.«

»Du glaubst?«

»Ich bin dessen sicher, ich helfe dabei. Du weißt, daß ich wegen dieser Person das Portefeuille ausgeschlagen habe.«

»Man hat es mir gesagt; aber . . .«

»Aber Du glaubst nicht daran. Immer zu, sprich es gerade aus.«

»Nun! ich muß gestehen . . .«

»Damit willst Du sagen, Du habest mich ohne Bedenklichkeiten gekannt, nicht wahr?«

»Damit will ich wenigstens sagen, daß ich Dich ohne Vorurtheil gekannt habe.«

»Mein Lieber, ich werde alt, und ich liebe die hübschen Frauen nur für mich . . . Und dann habe ich noch andere Gedanken . . . Doch kommen wir auf Deinen Sohn zurück, es ist ein reizender Junge?«

»Er steht sehr schlecht mit Dubarry, der zu Dir kam, als ich mich bei Dir einzufinden so ungeschickt war.«

»Ich weiß es, und deshalb bin ich nicht Minister.«

»Gut.«

»Ganz gewiß, mein Freund.«

»Du hast das Portefeuille ausgeschlagen, um meinem Sohn nicht zu mißfallen?«

»Wenn ich das Dir sagte, würdest Du es nicht glauben; es ist dem nicht so. Ich habe es ausgeschlagen, weil die Forderungen der Dubarry, welche mit der Ausschließung Deines Sohnes anfangen, auf Ungeheuerlichkeiten aller Art hinausgelaufen wären.«

»Du bist also mit diesen Leuten entzweit?«

»Ja oder nein: sie fürchten mich, ich verachte sie, das gleicht sich aus.«

»Das ist heldenmüthig, aber unklug.«

»Warum denn?«

»Die Gräfin hat Ansehen.«

»Bah!« machte Richelieu.

»Wie Du das sagst?«

»Ich sage das wie ein Mensch, der die Schwäche seiner Lage fühlt, und der, wenn es sein müßte, den Minirer an den guten Ort stellen würde, um den Platz zu sprengen.«

»Ich sehe die Wahrheit, Du leistest meinem Sohn einen Dienst, um die Dubarry ein wenig zu reizen.«

»Sehr viel deshalb, und Deine Scharfsichtigkeit irrt sich nicht; Dein Sohn dient mir als Granate, durch ihn zünde ich an . . . Doch sprich, Baron, hast Du nicht auch eine Tochter?«

»Ja . . .«

»Jung?«

»Sechzehn Jahre.«

»Schön?«

»Wie Venus.«

»Sie wohnt in Trianon!«

»Du kennst sie also?«

»Ich habe den Abend mit ihr zugebracht und eine Stunde mit dem König von ihr gesprochen.«

»Mit dem König?« rief Taverney, dessen Wangen sich mit Purpur übergoßen.

»In Person?«

»Der König hat von meiner Tochter gesprochen, von Fräulein Andrée von Taverney?«

»Die er mit den Augen verschlingt, ja, mein Lieber.«

»Ah! wahrhaftig?«

»Ich ärgere Dich, daß ich Dir das sage?«

»Nein, gewiß nicht; der König ehrt mich, wenn er meine Tochter anschaut . . . Aber . . .«

»Was aber?«

»Der König . . .«

»Hat schlechte Sitten, willst Du das sagen?«

»Gott behüte mich, daß ich schlimm von Seiner Majestät spreche, sie hat wohl das Recht, Sitten zu haben, wie es ihr beliebt.«

»Nun! was bedeutet denn dieses Erstaunen? Willst Du etwa machen, daß Fräulein Andrée nicht eine vollkommene Schönheit ist, und daß sie daher der König nicht mit verliebten Augen anschaut?«

Taverney, antwortete nicht, er zuckte nur die Achseln und versank in eine Träumerei, in der ihn der unbarmherzig forschende Blick von Richelieu verfolgte.

»Gut, ich errathe, was Du sagen würdest, wenn Du, statt leise zu denken, laut sprächest,« fuhr der alte Marschall fort, indem er sein Fauteuil näher zu dem des Barons rückte; »Du würdest sagen, der König sei an schlechte Gesellschaft gewöhnt, er encanaillisire sich, wie man bei den Porcherons sagt, und werde sich deshalb wohl hüten, seine Augen diesem edlen Mädchen mit der schamhaften Haltung, mit der keuschen Liebe zuzuwenden, und folglich den Schatz an Anmuth und Reizen aller Art nicht bemerken, er, der nur Geschmack an ausgelassenen Späßen, an lockeren Liebäugeleien und Kammerjungfernwitzen finde.«

»Herzog, Du bist entschieden ein großer Mann.«

»Warum dies?«

»Weil Du richtig errathen hast.«

»Gestehe jedoch, Baron,« fuhr Richelieu fort, »es wäre Zeit, daß unser Herr uns nicht mehr zwänge, uns Edelleute, uns Pairs und Gefährten des Königs von Frankreich, die platte, gemeine Hand einer Courtisane dieser Art zu küssen; es wäre Zelt, daß er uns in unserer Luft versammelte und, nachdem er von der Chateauroux, welche Marquise und von einem Holze war, aus dem man Herzoginnen macht, auf die Pompadour, die Frau und Tochter eines Pächters, und von der Pompadour auf die Dubarry, welche ganz einfach Jeanneton heißt, gefallen war, nicht von der Dubarry auf irgend eine Maritorne aus der Küche, oder auf eine Goton aus dem Bauernvolk fiel; es ist demüthigend für uns, Baron, für uns, die wir eine Krone am Helm haben, das Haupt vor solchen Weibsbildern zu beugen.«

»Oh! das sind gut gesprochene Wahrheiten,« murmelte Taverney; »und wie klar ist es, daß durch die neuen Manieren diese Leere bei Hof entstanden ist!«

»Keine Königin mehr, keine Frauen mehr; keine Frauen mehr, keine Courtisanen mehr; der König unterhält eine Grisette, und das Volk ist auf dem Thron vertreten durch Mademoiselle Jeanne Vaubernier, Wäscherin von Paris.«

»Und das ist doch so . . .«

»Siehst Du, Baron,« unterbrach ihn der Marschall, »es wäre eine schöne Rolle für eine Frau von Geist, welche zu dieser Stunde in Frankreich regieren wollte.«

»Allerdings,« sagte Taverney, dessen Herz gewaltig schlug; »doch leider ist der Platz genommen.«

»Für eine Frau,« fuhr der Marschall fort, »welche, ohne die Laster dieser Buhlerin zu haben, die Kühnheit, die Berechnung und den Blick derselben hätte; für eine Frau, welche ihr Glück so weit emportreiben würde, daß man noch von ihr spräche, selbst wenn die Monarchie nicht mehr bestünde. Weißt Du, ob Deine Tochter Geist hat, Baron?«

»Viel, und besonders gesunden Verstand.«

»Sie ist sehr schön!«

»Nicht wahr?«

»Schön auf jene reizende, wollüstige Weise, die den Männern so sehr gefällt, schön durch jene Reinheit, jene Blüthe der Jungfräulichkeit, die selbst den Frauen Ehrfurcht einflößt . . . Man muß diesen Schatz wohl bewahren, mein alter Freund.«

»Du sprichst mir hierüber mit einem Feuer . . .«

»Ich! ich bin närrisch in sie verliebt und würde sie morgen ohne meine vier und siebenzig Jahre heirathen; doch ist sie dort gut gestellt? hat sie wenigstens den Luxus, der einer so schönen Blume gebührt? . . . Bedenke, Baron, diesen Abend ist sie allein nach Hause gegangen, ohne Kammerfrauen, ohne Jäger, mit einem Lackei des Dauphin, der eine Laterne vor ihr hertrug.«

»Was willst Du, Herzog, Du weißt, ich bin nicht reich.«

»Reich oder nicht reich, mein Lieber, Deine Tochter muß wenigstens eine Kammerfrau haben.«

Taverney seufzte.

»Ich weiß es wohl,« sagte er, »sie muß eine haben, oder sie müßte vielmehr eine haben.«

»Wie! hast Du keine?«

Der Baron antwortete nicht.

»Wer war denn das hübsche Mädchen, das Du vorhin bei Dir hattest?« fuhr Richelieu fort;

»meiner Treue, hübsch und fein.«

»Ja. aber . . .«

»Was, Baron?«

»Ich kann sie gerade nicht nach Trianon schicken.«

»Warum denn? Mir scheint, sie taugt im Gegentheil vortrefflich zu diesem Geschäft; das wird eine ganz zierliche Soubrette sein.«

»Du hast also ihr Gesicht nicht angeschaut, Herzog?«

»Ich habe nichts Anderes gethan.«

»Du hast sie angeschaut und ihre seltsame Aehnlichkeit nicht herausgefunden?«

»Mit?«

»Mit . . . Suche, sieh einmal! . . . Kommen Sie hierher. Nicole.«

Nicole trat ein; sie hatte als wahre Marton an der Thüre gehorcht.

Der Herzog nahm sie bei beiden Armen und schloß in die seinigen die Kniee des Mädchens, das der freche Blick des vornehmen Herrn durchaus nicht einschüchterte und nicht eine Secunde beengte.

»Ja,« sagte er, »ja, sie hat eine Aehnlichkeit, es ist wahr.«

»Du weißt, mit wem, und Du siehst, daß es folglich unmöglich ist, das Glück unseres Hauses einer solchen Ungeschicklichkeit des Zufalls auszusetzen. Es ist sehr angenehm, daß dieser kleine, schlecht gestickte Strumpf von einer Mademoiselle Nicole der vornehmsten Dame von Frankreich gleicht.«

»Oh! oh!« rief mit spitzigem Tone Nicole, indem sie sich losmachte, um Herrn von Taverney besser widersprechen zu können, »ist es gewiß, daß der kleine, schlecht gestickte Strumpf genau der vornehmen Dame gleicht? Hat die vornehme Dame auch die niedrige Schulter, das lebhaftige Auge, das runde Bein und den fleischigen Arm dieses kleinen, schlecht geflickten Strumpfes? In jedem Fall, Herr Baron,« vollendete sie zornig, »wenn Sie mich so herabschätzen, so geschieht es nicht auf eine Probe, wie mir scheint!«

Nicole war roth vor Wuth und folglich von einer glänzenden Schönheit.

Der Herzog drückte abermals ihre schönen Hände, schloß zum zweiten Mal ihre Kniee ein und sagte mit einem Blicke voll von Liebkosungen und Versprechungen:

»Baron, Nicole hat sicherlich nicht ihres Gleichen bei Hofe; ich wenigstens denke das. Was die vornehme Dame betrifft, mit der sie, ich gestehe es, einen Anschein von Aehnlichkeit hat, so wollen wir alle Eitelkeit bei Seite setzen. Sie haben blonde Haare von einer bewunderungswürdigen Farbe, Mademoiselle Nicole, Sie haben Augenbrauen und eine Nase von einer ganz kaiserlichen Zeichnung; nun wohl, setzen Sie sich eine Viertelstunde vor eine Toilette, und diese Unvollkommenheiten, der Herr Baron beurtheilt sie so, werden verschwinden. Nicole, mein Kind, möchten Sie gern in Trianon sein?«

»Oh!« rief Nicole, deren ganze Seele voll Begierde und Verlangen in diese einzige Sylbe überging.

»Sie werden also nach Trianon kommen, meine Liebe, Sie werden dahin kommen und ihr Glück machen, ohne in irgend einer Hinsicht dem Glück Anderer Eintrag zu thun. Baron. ein letztes Wort.«

»Sprich, mein lieber Herzog.«

»Gehe, mein schönes Kind, und laß uns einen Augenblick plaudern,« sagte Richelieu.

Nicole ging hinaus, der Herzog näherte sich dem Baron und sprach zu ihm:

»Wenn ich so in Dich dringe, Deiner Tochter eine Kammerfrau zu schicken, so geschieht es, weil es dem König Vergnügen machen wird. Seine Majestät liebt die Armuth nicht und die hübschen Gesichter jagen ihm keine Angst ein. Kurz, ich verstehe mich darauf.«

»Nicole, gehe also nach Trianon, da Du denkst, es werde dem König Vergnügen machen,« erwiderte der Baron mit seinem Aegipans-Lächeln.

»Wenn Du mir die Erlaubniß dazu gibst, so nehme ich sie mit, sie kann den Wagen benützen.«

»Doch ihre Aehnlichkeit mit der Frau Dauphine! man müßte das überlegen, Herzog.«

»Ich habe es überlegt. Diese Aehnlichkeit wird unter den Händen von Rafté in einer Viertelstunde verschwinden, dafür stehe ich Dir . . . Schreibe also eine Zeile an Deine Tochter, Baron, um ihr zu sagen, welches Gewicht Du darauf legest, daß sie eine Kammerfrau habe, und daß diese Kammerfrau Nicole heiße.« . »Du glaubst, es sei dringend, daß sie Nicole heiße?«

»Ich glaube es.«

»Daß eine andere als Nicole?«

»Den Platz nicht so gut ausfüllen würde; bei meiner Ehre, das glaube ich.«

»Dann schreibe ich auf der Stelle.«

Und der Baron schrieb sogleich einen Brief, den er Richelieu übergab.

»Und die Instructionen, Herzog?«

»Ich übernehme es, sie Nicole zu geben. Sie ist verständig.«

Der Baron lächelte.

»Du willst sie mir also anvertrauen, nicht wahr?« sagte Richelieu.

»Meiner Treue! das ist Deine Sache, Herzog; Du hast sie Dir von mir erbeten, ich gebe sie Dir; mache damit, was Du kannst.«

»Mademoiselle, kommen Sie mit mir,« sagte der Herzog aufstehend, »kommen Sie geschwinde.«

Nicole ließ sich das nicht wiederholen. Ohne den Baron nur um seine Einwilligung zu fragen, machte sie in fünf Minuten ein Päckchen Kleidungsstücke zusammen und eilte mit so leichten Schritten, daß man hätte glauben sollen, sie stiege, zu dem Kutscher von Monseigneur.

Richelieu nahm sodann Abschied von seinem Freund, der ihm seinen Dank für den Dienst wiederholte, den er Philipp von Taverney geleistet hatte.

Von Andrée kein Wort, davon ließ sich jetzt nicht mehr sprechen.

XCIV.

Verwandlung.

Nicole fühlte sich unaussprechlich wohlbehaglich; Taverney zu verlassen, um sich nach Paris zu begeben, war für sie kein so großer Triumph gewesen, als Paris gegen Trianon vertauschen zu dürfen.

Sie benahm sich so artig gegen den Kutscher von Herrn von Richelieu, daß der Ruf der neuen Kammerfrau am andern Tag in allen Remisen und in allen etwas aristokratischen Vorzimmern von Versailles und Paris gemacht war.

Als man zum Pavillon de Hanovre kam, nahm Herr von Richelieu die Kleine bei der Hand und führte sie selbst in den ersten Stock, wo ihn Herr Rafté erwartete, der viele Briefe für Rechnung seines gnädigsten Herrn schrieb.

Unter allen Attributen des Herrn Marschalls spielte der Krieg die größte Rolle, und Rafté war wenigstens in der Theorie ein so geschickter Kriegsmann geworden, daß Polybius und der Chevalier von Fobard, wären sie noch am Leben gewesen, sich sehr glücklich geschätzt hätten, einen von den kleinen Aufsätzen über Fortification und Manoeuvres zu erhalten, wie Rafté jede Woche einen schrieb.

Rafté war also mit dem Entwurf eines Kriegsplanes gegen die Engländer auf dem Mittelländischen Meer beschäftigt, als der Marschall eintrat und zu ihm sprach:

»Höre, Rafté, schaue mir dieses Kind an.«

Rafté schaute und erwiderte mit einer äußerst bezeichnenden Bewegung der Lippen:

»Sehr liebenswürdig.«

»Ja, aber die Aehnlichkeit? Rafté, ich spreche von der Aehnlichkeit.«

»Ah! es ist wahr; ah. Teufel!«

»Nicht wahr, Du findest?«

»Das ist außerordentlich, das wird ihr zum Verderben oder zum Glück gereichen.«

»Zuerst zum Verderben; doch wir wollen die Sache in Ordnung bringen; sie hat blonde Haare, wie Du siehst, Rafté; doch nicht wahr, das ist nicht von Bedeutung?«

»Man braucht sie nur schwarz zu machen, Monseigneur,« erwiderte Rafté, der die Gewohnheit angenommen hatte, den Gedanken seines Herrn zu vervollständigen und oft sogar ganz für ihn zu denken.

»Komm an meine Toilette, Kleine,« sprach der Marschall, »dieser Herr ist äußerst geschickt, er wird aus Dir die schönste und unkenntlichste Soubrette Frankreichs machen.«

Zehn Minuten hernach färbte wirklich Rafté mit einer Composition, der sich der Marschall jede Woche bediente. um seine weißen Haare unter seiner Perücke zu schwärzen, so dunkel wie Gagath die schönen aschblonden Haare von Nicole; dann fuhr er über ihre dicken blonden Augenbrauen mit einer am Feuer einer Kerze geschwärzten Nadel; er gab so ihrer munteren Physiognomie eine so phantastische Färbung, ihren lebhaften klagen Augen ein so glühendes und zuweilen so düsteres Feuer. daß man hätte glauben sollen, eine Fee komme durch die Kraft

der Beschwörung aus einem magischen Schranke hervor, in dem sie ihr Zauberer gefangen gehalten.

»Nun, meine Schöne,« sprach Richelieu, nachdem er der erstaunten Nicole einen Spiegel gegeben, »schauen Sie, wie reizend und besonders wie wenig Sie die Nicole von vorhin sind, Sie haben keine Königin mehr zu fürchten, sondern nur ein Glück zu machen.«

»Oh! gnädigster Herr,« rief das Mädchen.

»Ja, und man braucht sich zu diesem Ende nur zu verständigen.«

Nicole erröthete und schlug die Augen nieder, die Listige erwartete ohne Zweifel Worte, wie sie Herr von Richelieu so gut zu sagen wußte.

Der Herzog begriff das und sprach, um jedes Mißverständniß kurz abzuschneiden:

»Setzen Sie sich in dieses Fauteuil, mein liebes Kind, hier neben Herrn Rafté; öffnen Sie Ihre Ohren und hören Sie mich. Oh! vor Herrn Rafté brauchen wir uns keinen Zwang anzuthun, seien Sie unbesorgt; er wird uns im Gegentheil seinen Rath geben. Nicht wahr, Sie hören mich?«

»Ja, gnädigster Herr,« stammelte Nicole, die sich schämte, daß sie sich aus Eitelkeit so getäuscht hatte.

Das Gespräch von Herrn von Richelieu mit Rafté und Nicole dauerte eine volle Stunde, wonach der Herzog die kleine Person mit dem Kammermädchen des Hotel schlafen gehen ließ.

Rafté setzte sich wieder an sein militärisches Memoire, Herr von Richelieu legte sich zu Bette, nachdem er Briefe durchblättert hatte, die ihn von allen Schritten der Provinzparlamente gegen Herrn von Aiguillon und die Dubarry Cabale unterrichteten.

Am andern Morgen führte einer seiner Wagen ohne Wappen Nicole nach Trianon, setzte sie vor dem Gitter mit ihrem kleinen Päckchen ab und verschwand.

Die Stirne hoch, den Geist frei und Hoffnung in den Augen, klopfte Nicole, nachdem sie sich zuvor erkundigt hatte, an die Thüre der Commune.

Es war zehn Uhr Morgens; schon aufgestanden und angekleidet, schrieb Andrée an ihren Vater, um ihn von dem glücklichen Ereigniß des vorhergehenden Tags zu unterrichten, zu dessen Bote sich, wie wir gesehen, Herr von Richelieu gemacht hatte.

Unsere Leser haben nicht vergessen, daß eine steinerne Freitreppe von den Gärten nach der Kapelle von Klein-Trianon führt, daß auf dem Ruheplatz dieser Kapelle eine Treppe rechts in den ersten Stock hinaufsteigt, nämlich zu den Zimmern der Damen vom Dienst, welche Zimmer ein langer, von den Gärten aus erleuchteter Corridor wie eine Allee begrenzt.

Das Zimmer von Andrée war das erste rechts in diesem Corridor. Es war ziemlich geräumig, gut beleuchtet vom großen Hof der Ställe, und vor demselben kam ein kleines Zimmer, an dessen Seiten je rechts und links ein Cabinet.

Ungenügend, wenn man die gewöhnlichen Ansprüche der Genossen eines glänzenden Hofes in Betracht zieht, wurde dieses Zimmer eine reizende Zelle, sehr wohnlich und sehr lachend als ein Winkel, um sich dahin nach den Aufregungen der Welt, die den Pallast bevölkerte, zurückzuziehen. Dahin konnte sich auch eine ehrgeizige Seele flüchten, um die Beschimpfungen oder Täuschungen des Tages mit sich zu verzehren; hier konnte auch in der Stille und Einsamkeit, nämlich in der Absonderung von aller Größe, eine demüthige und melancholische Seele ausruhen.

In der That, keine höheren Mächte, keine Pflichten, keine Repräsentation mehr, wenn man einmal diese Freitreppe überschritten und die Treppe der Kapelle erstiegen hatte. Ebenso viel

Ruhe als im Kloster, ebenso viel materielle Freiheit als im Leben des Gefängnisses. Der Sklave des Palastes kehrte als Herr in sein Zimmer zurück.

Eine sanfte, stolze Seele wie die von Andrée fand sich befriedigt in allen diesen kleinen Rechnungen, nicht weil sie von einem getäuschten ehrgeizigen Bestreben oder von den Anstrengungen einer ungesättigten Laune ausruhen wollte, sondern Andrée konnte mehr nach ihrer Bequemlichkeit denken in dem engen Gevierte ihres Zimmers, als in den reichen Salons von Trianon, auf diesen Platten, die ihr Fuß mit so großer Schüchternheit betrat, daß man es hätte für Schrecken halten sollen.

Aus diesem dunklen Winkel, wo sie sich an ihrem Platze fühlte, betrachtete das Mädchen ohne Unruhe alle Größen, welche den Tag hindurch ihre Augen geblendet hatten. Inmitten ihrer Blumen, mit ihrem Klavier, umgeben von deutschen Büchern, welche eine so süße Gesellschaft für Leute sind, die mit dem Herzen lesen, forderte Andrée das Schicksal heraus, ihr einen Kummer zu schicken oder eine Freude zu rauben.

»Hier,« sagte sie, wenn sie sich am Abend, nach Erfüllung ihrer Pflichten, in ihr Hausgewand mit den weiten Falten hüllte und mit ihrer ganzen Seele und mit ihrer ganzen Lunge athmete, »hier besitze ich ungefähr Alles, was ich bis zu meinem Tod besitzen werde. Vielleicht bin ich eines Tags reich, aber nie werde ich mich ärmer finden; stets werden Blumen, Musik und ein schönes Blatt vorhanden sein, um die Einsamen zu erquicken.«

Andrée hatte die Erlaubniß erhalten, in ihrem Zimmer zu frühstücken, wenn es ihr gutdünkte. Diese Erlaubniß war ihr sehr kostbar. Sie konnte auf diese Art bis um Mittag zu Hause bleiben, wenn sie die Dauphine nicht zu einer Vorlesung oder zu einem Morgenspaziergang rufen ließ. War sie so an schönen Tagen frei, so ging sie am Morgen mit einem Buche aus und durchwanderte allein die Waldungen, die von Trianon bis Versailles gehen; nachdem sie so zwei Stunden spazieren gegangen war, nachgesonnen und geträumt hatte, kehrte sie zurück, um zu frühstücken, häufig, ohne irgend einen Herrn, irgend einen Lackei, einen Menschen, oder eine Livree gesehen zu haben.

Fing die Wärme an, unter dem dicken Blätterwerk durchzudringen, so hatte Andrée ihr kleines, durch die doppelte Luft des Fensters und der Gangthüre so frisches Zimmer. Ein kleiner mit Kattun überzogener Sopha, vier ähnliche Stühle, ihr keusches Bett mit rundem Himmel, von dem Vorhänge, ebenfalls von Kattun, herabfielen, zwei chinesische Vasen auf dem Kamin, ein viereckiger Tisch mit messingenen Füßen: hieraus bestand dieses kleine Universum, auf dessen Grenzen Andrée alle ihre Hoffnungen, alle ihre Wünsche beschränkte.

Andrée saß, wie gesagt, in ihrem Zimmer und schrieb ihrem Vater, als ein kleines bescheidenes Klopfen an die Thüre des Corridor ihre Aufmerksamkeit erregte.

Sie hob den Kopf in die Höhe, da sie die Thüre sich öffnen sah, und stieß einen leichten Schrei des Erstaunens aus, als das strahlende Gesicht von Nicole, aus dem kleinen Vorzimmer hereinkommend, erschien.

XCV.

Wie, was den Einen Freude bereitet, den Andern zur Verzweiflung gereicht.

»Guten Morgen, mein Fräulein, ich bin es,« sagte Nicole mit einem heiteren Knix, welcher jedoch bei der Kenntniß, die dieses Mädchen von dem Charakter seiner Gebieterin hatte, nicht ganz von Unruhe frei war.

»Sie hier! und durch welchen Zufall?« sagte Andrée, die ihre Feder niederlegte, um dem Gespräch, das sich so entspann, besser folgen zu können.

»Das Fräulein vergaß mich und ich bin gekommen.«

»Wenn ich Sie vergaß, Mademoiselle, so hatte ich meine Gründe hiezu. Wer hat Ihnen erlaubt, zu kommen?«

»Der Herr Baron ohne Zweifel, mein Fräulein, antwortete Nicole, indem sie mit ziemlich unzufriedener Miene die schönen schwarzen Augbrauen zusammenzog, die sie der Großmuth von Herr Rafté zu verdanken hatte.

»Mein Vater braucht Sie in Paris und ich brauche Sie hier nicht. Sie können zurückkehren, mein Kind.«

»Oh! das Fräulein hat gar keine Anhänglichkeit,« sagte Nicole. »Ich glaubte dem Fräulein mehr gefallen zu haben . . . Man liebe doch, daß man es einem auf diese Art zurückgibt!« fügte Nicole philosophisch bei.

Und ihre schönen Augen strengten sich ganz gewaltig an, um eine Thräne an ihre Augenlider zu ziehen.

Es lag genug Herzlichkeit und Empfindung in dem Vorwurf, um das Mitleid von Andrée rege zu machen.

»Mein Kind,« sprach sie, »man bedient mich und ich kann mir nicht erlauben, das Haus der Frau Dauphine mit einem Mund mehr zu überladen.«

»Gut! als ob dieser Mund so groß wäre!« sagte Nicole mit einem reizenden Lächeln.

»Gleichviel, Nicole, Deine Gegenwart hier ist unmöglich.«

»Wegen der Aehnlichkeit?« fragte das Mädchen, »Sie haben also mein Gesicht nicht angeschaut, mein Fräulein?«

»Du kommst mir in der That verändert vor.«

»Ich glaube es wohl; ein schöner Herr, derjenige, welcher Herrn Philipp einen Grad verschafft hat, kam gestern zu uns, und als er sah, daß der Herr Baron traurig war, weil er Sie ohne Kammerfrau lassen sollte, meinte er, nichts wäre leichter, als mich von weiß in schwarz zu verwandeln. Er nahm mich mit. ließ mich frisiren, wie Sie mich sehen, und hier bin ich.«

Lächelnd erwiederte Andrée:

»Du liebst mich also sehr, da Du Dich um jeden Preis in Trianon einschließen willst, wo ich beinahe gefangen bin?«

Nicole warf einen raschen, aber verständigen Blick umher.

»Dieses Zimmer ist nicht heiter,« sagte sie, »doch Sie bleiben nicht beständig hier?«

»Ich, allerdings,« erwiderte Andrée, »doch Du?«

»Nun, ich?«

»Du wirst nicht in den Salon zur Frau Dauphine gehen; Du wirst weder Spiel, noch Spaziergang, noch Cercle haben; Du, die Du immer hier bleiben wirst, läufst Gefahr, vor Langweile zu sterben.«

»Oh!« sagte Nicole, »es wird wohl ein Fensterchen geben, und man wird wohl ein Winkelchen dieser Welt, und wäre es nur durch den Rahmen einer Thüre, sehen können. Sieht man, so kann man gesehen werden . . . Das ist Alles, was ich brauche.«

»Ich wiederhole Dir, Nicole, nein; ich kann Dich nicht ohne einen ausdrücklichen Befehl aufnehmen.«

»Von wem?«

»Von meinem Vater.«

»Ist das Ihr letztes Wort?«

»Ja, es ist mein letztes.«

Nicole zog aus ihrem Koller den Brief des Baron von Taverney.

»Gut,« sagte sie, »da meine Bitten und meine Ergebenheit keine Wirkung hervorbringen, so wollen wir sehen, ob die Empfehlung, die ich Ihnen hier übergebe, mehr Macht hat.«

Andrée las den Brief, welcher also abgefaßt war:

»Ich weiß, und man bemerkt, meine liebe Andrée, daß Du in Trianon nicht den Staat hältst, welchen zu halten Dein Rang gebieterisch vorschreibt; Du solltest zwei Kammerfrauen und einen Bedienten haben, wie ich zwanzig tausend Livres Rente; doch da ich mich mit tausend Livres begnüge, so ahme mich nach und nimm Nicole, welche für sich allein so viel werth ist, als alles Gesinde, das Dir nothwendig wäre.

Nicole ist behende, verständig und ergeben; sie wird rasch den Ton und die Manieren der Oertlichkeit annehmen; Du wirst besorgt sein müssen, ihren guten Willen, nicht anzustacheln, sondern ihm Fesseln anzulegen. Behalte sie also und glaube nicht, daß ich ein Opfer bringe. Solltest Du das glauben, so erinnere Dich, daß Seine Majestät, welche die Güte hatte, an uns zu denken, als sie Dich sah, bemerkte, — ein guter Freund hat mir dies anvertraut, — es fehle Dir an Toilette und Repräsentation. Bedenke dies wohl; es ist von hoher Wichtigkeit.

Dein wohlgewogener Vater.«

Dieser Brief versetzte Andrée in eine schmerzliche Verlegenheit.

Sie sollte also bis in ihre neue Wohlfahrt durch eine Armuth verfolgt werden, welche sie allein nicht als einen Mangel fühlte, während ihr Alles dieselbe als einen Flecken vorwarf.

Sie war im Begriff, ihre Feder im Zorn zu zerstoßen und den angefangenen Brief zu zerreißen, um dem Baron irgend eine schöne philosophische Tirade voll von Uneigennützigkeit zu erwidern, welche Philipp mit beiden Händen unterschrieben hätte.

Doch es kam ihr vor, als sähe sie das ironische Lächeln des Barons, wenn er ihr Meisterwerk lesen würde, und sogleich verschwand ihr ganzer Entschluß. Sie begnüge sich also, dem Baron durch einen Paragraph zu antworten, den sie den Neuigkeiten beifügte, welche sie ihm von Trianon meldete.

»Mein Vater,« fügte sie bei. »Nicole erscheint in diesem Augenblick und ich nehme sie auf Ihren Wunsch an; was Sie mir aber über dieselbe geschrieben haben, bringt mich in

Verzweiflung. Sollte ich minder lächerlich mit diesem kleinen Dorfmädchen als Kammerfrau sein, als ich es allein unter diesen Reichen des Hofes war? Nicole wird unglücklich sein, wenn sie mich gedemüthigt sieht, sie wird mir schlechten Dank dafür wissen, denn die Diener sind stolz oder demüthig für sich, je nach dem Luxus oder der Einfachheit ihrer Gebieter. Was die Bemerkung Seiner Majestät betrifft, mein Vater, so erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß der König zu viel Geist besitzt, um mir meine Unmacht, die große Dame zu spielen, zu verargen, und daß Seine Majestät überdies zu viel Herz hat, um meine Armuth wahrzunehmen oder zu kritisiren, statt sie in einen Wohlstand zu verwandeln, zu dem Ihr Name und Ihre Verdienste in Aller Augen berechtigten würden.«

Dies war die Antwort des Mädchens, und man muß gestehen, daß diese reine Unschuld, daß dieser edle Stolz sehr leicht gegen die Schlaueit und die Verdorbenheit ihrer Versucher Recht hatte.

Andrée sprach nicht mehr von Nicole. Sie behielt sie, so daß diese — sie wußte warum — auf der Stelle ein kleines Bett in dem Cabinet rechts, das auf das Vorzimmer ging, aufschlug und sich ganz winzig, ganz luftig, ganz zart machte, um in keiner Hinsicht ihre Gebieterin durch ihre Gegenwart in diesem bescheidenen Winkel zu belästigen; man hätte glauben sollen, sie wolle das Rosenblatt nachahmen, das die persischen Gelehrten auf ein Gefäß voll Wasser fallen ließen, um zu zeigen, man könne noch etwas beifügen, ohne den Inhalt überströmen zu machen.

Andrée ging gegen ein Uhr nach Trianon ab. Nie war sie rascher und reizender angekleidet gewesen. Nicole hatte sich übertroffen: Gefälligkeiten, Aufmerksamkeiten und Bestrebungen, nichts hatte bei ihrem Dienste gefehlt.

Als Fräulein von Taverney weggegangen war, fühlte sich Nicole Herrin des Platzes und nahm eine genaue Revue vor. Alles unterlag ihrer Untersuchung, von den Briefen bis zum letzten Flitterkram der Toilette, vom Kamin bis zum geheimsten Winkel der Cabinets.

Und dann schaute sie durch das Fenster, um die Luft der Nachbarschaft ein wenig zu prüfen.

Unten ein geräumiger Hof, wo die Reitknechte die Luxuspferde der Frau Dauphine striegelten. Reitknechte, pfui doch! Nicole wandte den Kopf ab.

Rechts eine Reihe von Fenstern auf der Höhe des Fensters von Andrée. Einige Köpfe erschienen daran, Köpfe von Kammerjungfern und Bohnern. Nicole ging verächtlich zu einer andern Untersuchung über.

Gegenüber hielt der Musikmeister in einem großen Zimmer mit Choristen und Instrumentisten eine Probe zu einer Messe für den heiligen Ludwig.

Während Nicole ausstübte, trällerte sie zu ihrer Belustigung auf ihre Weise, so daß der Musikmeister sich zerstreute und die Choristen unverschämt falsch sangen.

Doch dieser Zeitvertreib genügte nicht lange für die Eitelkeit von Mademoiselle Nicole; als Meister und Schüler sich gehörig gestritten und getäuscht hatten, ging die kleine Person zur Revue des oberen Stockwerks über. Alle Fenster waren geschlossen, überdies waren es Mansarden.

Nicole fing wieder an auszustäuben; doch einen Augenblick nachher war eine von diesen Mansarden offen, ohne daß man hatte sehen können, durch welchen Mechanismus, denn Niemand erschien.

Jemand hatte indessen dieses Fenster geöffnet; dieser Jemand hatte Nicole gesehen und blieb nicht, um sie anzuschauen: das war ein sehr unverschämter Jemand.

So dachte wenigstens Nicole; um es nicht zu verfehlen, das Gesicht eines Unverschämten zu studiren, kehrte auch Nicole, welche so gewissenhaft studirte, bei dem geringsten Gang, den sie im Zimmer von Andrée machte, hartnäckig zu dem Fenster zurück, um einen Blick nach der Mansarde zu werfen, nämlich nach diesem offenen Auge, das den Respect gegen sie verfehlte, indem es sie in Ermangelung der Augensterne seines Blickes entbehren ließ. Einmal glaubte sie zu bemerken, man sei entflohen, als sie sich genähert: dies war nicht glaublich und sie glaubte es auch nicht.

Ein anderes Mal erhielt sie hierüber beinahe Sicherheit, da sie den Rücken des Flüchtigen gesehen, der durch eine schnellere Rückkehr, als er sie erwartet, überrascht worden war.

Da bediente sich Nicole einer List: sie verbarg sich hinter dem Vorhang und ließ dabei das Fenster weit offen, um keinen Verdacht zu erregen.

Sie wartete lange, doch endlich erschienen schwarze Haare, dann furchtsame Hände, welche einen vorsichtig geneigten Körper stützten, und endlich zeigte sich deutlich und ganz offen das Gesicht: Nicole wäre beinahe rückwärts gefallen und zerkrümpelte völlig den Vorhang.

Es was das Gesicht von Herrn Gilbert, der oben aus dieser Mansarde herabschaute.

Als Gilbert den Vorhang zittern sah, begriff er die List und erschien nicht wieder.

Mehr noch, das Fenster der Mansarde schloß sich.

Kein Zweifel, Gilbert hatte Nicole gesehen, er war erstaunt gewesen, er hatte sich von der Gegenwart dieser Feindin überzeugen wollen, und war, als er sich selbst entdeckt sah, voll Unruhe und Zorn entflohen.

So wenigstens erklärte sich Nicole die Scene.

Gilbert hätte in der That lieber den Teufel als Nicole gesehen; er schmiedete sich tausend Schrecknisse aus der Ankunft dieser Aufpasserin. Er hatte einen alten Sauerteig der Eifersucht gegen sie: sie wußte sein Geheimniß vom Garten der Rue Coq-Héron.

Gilbert entflohen voll Unruhe, nicht allein voll Unruhe, sondern voll Zorn, und indem er sich vor Wuth in die Finger biß.

»Was liegt mir nun,« sagte er zu sich selbst, »was liegt mir nun an der albernem Entdeckung, auf die ich so stolz war! . . . Mag Nicole dort einen Liebhaber haben, das Uebel ist geschehen, und man wird sie deshalb hier nicht wegschicken, während sie, wenn sie sagt, was ich in der Rue Coq-Héron gethan habe, machen kann, daß man mich aus Trianon wegschickt. Ich habe Nicole nicht in den Händen, Nicole hat mich in den Hängen. Oh! Wuth!«

Und die ganze Eitelkeit von Gilbert diente als Aufstachelungsmittel für seinen Haß und machte all sein Blut mit einer unerhörten Heftigkeit kochen.

Es kam ihm vor, als hätte Nicole durch ihren Eintritt in dieses Zimmer mit einem teuflischen Lächeln alle die glücklichen Träume daraus vertrieben, welche Gilbert von seiner Mansarde jeden Tag mit seinen Wünschen, mit seiner glühenden Liebe und mit seinen Blumen dahin sandte. Hatte Gilbert zu viel zu denken, um sich bis dahin mit Nicole zu beschäftigen, oder hatte er diesen Gedanken durch den Schrecken entfernt, den sie ihm einflößte? Das werden wir nicht entscheiden. Mit Gewißheit aber können wir versichern, daß der Anblick von Nicole für ihn eine wesentlich unangenehme Ueberraschung war.

Er fühlte wohl, es würde sich der Krieg zwischen ihm und Nicole früher oder später erklären; doch da Gilbert ein kluger und politischer Mann war, so sollte dieser Krieg nach seinem Willen nicht eher beginnen, als bis er im Stande wäre, ihn gut und energisch zu führen.

Er beschloß also, den Todten nachzumachen, bis ihm der Zufall eine günstige Gelegenheit geben würde, aufzuerstehen, oder bis Nicole aus Schwäche oder aus Bedürfniß einen Schritt gegen ihn wagte, durch den sie ihre Vortheile verlieren würde.

Deshalb hielt er sich, ganz Auge, ganz Ohr für Andrée, aber ohne Unterlaß vorsichtig, wachsam auf dem Laufenden über die inneren Angelegenheiten des ersten Zimmers vom Corridor, ohne daß ihm Nicole ein einziges Mal in den Gärten zu begegnen im Stande war. Zum Unglück von Nicole war diese nicht vorwurfsfrei, und wäre sie es auch für die Gegenwart gewesen, so fand sich doch in ihrer Vergangenheit ein Stein des Anstoßes, über den man sie stolpern machen konnte.

Dies geschah nach Verlauf von acht Tagen.

Gilbert, der am Abend, der in der Nacht lauerte, erblickte endlich durch das Gitter eine Hutfeder, die ihm nicht unbekannt war. Diese Feder plauderte zu Nicole von den unaufhörlichen Zerstreungen, denn es war die von Herrn Beausire, welcher dem Hofe folgend von Paris nach Trianon ausgewandert war.

Lange Zeit spielte Nicole die Grausame, lange ließ sie Herrn Beausire in der Kälte schnattern, oder in der Hitze zerschmelzen, und diese Tugend brachte Gilbert in Verzweiflung; eines Abends jedoch, da Herr Beausire ohne Zweifel die Gränzen der mimischen Eloquenz überschritten und die Ueberredung gefunden hatte, benützte Nicole den Augenblick, wo Andrée im Pavillon mit Frau von Noailles speiste, um in den Hof hinabzugehen, und mit Herrn Beausire zusammenzukommen, der seinem Freund, dem Stallaufseher, ein kleines irländisches Pferd dressiren half.

Vom Hof ging man in den Garten, und vom Garten in die schattige Allee, welche nach Versailles führt.

Gilbert folgte dem Liebespaar mit der wilden Freude eines Tigers, der eine Spur wittert. Er zählte ihre Schritte, ihre Seufzer, lernte auswendig, was er von ihren Worten hörte, und man muß glauben, daß er mit dem Resultat sehr zufrieden war, denn am andern Morgen zeigte er sich frei von allem Zwang, wohlüberlegt und trällernd an seiner Mansarde, ohne daß er mehr von Nicole gesehen zu werden befürchtete, sondern im Gegentheil mit einer Miene, als trotzte er ihrem Blick. Diese stopfte an einem gestickten seidenen Fäustling ihrer Gebieterin; bei dem Lärmen seines Singens schaute sie empor und erblickte Gilbert.

Ihre erste Kundgebung war ein gewisses verächtliches Mundverziehen, das gar sauer aussah und auf eine Stunde nach ihrer feindseligen Stimmung roch . . . Doch Gilbert hielt diesen Blick und diese Miene mit einem seltsamen Lächeln aus und legte so viel Herausforderndes in seine Haltung und seine Art und Weise zu singen, daß Nicole den Kopf senkte und erröthete.

»Sie hat mich begriffen,« sagte Gilbert; »das ist Alles, was ich wünschte.«

Seitdem sing er immer wieder dasselbe Manoeuvre an, und es war nun Nicole, welche zitterte; sie kam so weit, daß sie sich eine Zusammenkunft mit Gilbert wünschte, um ihr Herz von der Last zu erleichtern, das die ironischen Blicke des jungen Gärtners darauf geworfen hatten.

Gilbert bemerkte, daß man ihn suchte. Er konnte sich in dem kleinen trockenen Husten, der beim Fenster ertönte, wenn ihn Nicole in seiner Mansarde wußte, er konnte sich im Hin- und Hergehen des Mädchens im Corridor nicht täuschen, wenn es vermuthen durfte, er würde herabkommen oder hinaufgehen.

Einen Augenblick war er sehr glücklich durch diesen Triumph, den er ganz und gar seiner

Charakterstärke und seinem Geist des Benehmens zuschrieb. Nicole lauerte so scharf auf ihn, daß sie ihn eines Tags seine Treppe hinaufsteigen sah; sie rief ihm, aber er antwortete nicht.

Nicole trieb ihre Neugierde und ihre Furcht noch weiter; sie zog eines Abends ihre hübschen Pantoffeln mit den hohen Absätzen, eine Erbschaft von Andrée, aus und wagte sich zitternd und rasch in den Dachstuhl, in dessen Hintergrund man die Thüre von Gilbert erblickte.

Es war noch hell genug, daß der Letztere, von dem Herannahen des Mädchens unterrichtet, Nicole deutlich durch die Spalten der Bretter unterscheiden konnte.

Sie klopfte an seine Thüre, wohl wissend, daß er im Zimmer war.

Gilbert antwortete nicht.

Es war dies indessen eine gefahrvolle Versuchung für ihn. Er konnte nach seinem Gefallen diejenige demüthigen, welche zu ihm kam, um sich seine Vergebung zu erbitten. Er war allein, glühend und schauernd jede Nacht bei der Erinnerung an Taverney, das Auge an die Thüre gedrückt, die bezaubernde Schönheit dieses wollüstigen Mädchens verschlingend; übermäßig aufgereizt durch die vorläufige Empfindung seiner Eitelkeit, erhob er schon die Hand, um den Riegel zu ziehen, den er mit seiner gewöhnlichen Vorsicht und Umsicht vorgeschoben hatte, um nicht überrascht zu werden.

»Nein,« sagte er zu sich selbst, »nein, es ist nur Berechnung bei ihr; aus Furcht und aus Interesse will sie mich bitten. Sie würde also etwas dabei gewinnen; wer weiß, was ich verlöre?«

Und auf diese Betrachtung hin, ließ er seine Hand wieder an seiner Seite herabfallen. Nicole aber entfernte sich, die Stirne faltend, nachdem sie zwei oder dreimal ein die Thüre geklopft hatte,

Gilbert bewahrte sich also alle seine Vortheile; Nicole verdoppelte ihre List, um die ihrigen nicht gänzlich zu verlieren. Endlich beschränkten sich so viele Pläne und Gegenmienen auf folgende Worte, welche die zwei kriegführenden Parteien eines Abends vor der Thüre der Kapelle, wo sie der Zufall zusammenführte, austauschten:

»Ah! guten Abend, Herr Gilbert; Sie sind also hier?«

»Ei! guten Abend, Mademoiselle Nicole; Sie sind also in Trianon?«

»Wie Sie sehen, als Kammerjungfer des Fräuleins.«

»Und ich als Gärtnergehülfe.«

Hienach machte Nicole Gilbert einen schönen Knix, dieser grüßte sie wie ein Mann von Hof, und sie trennten sich.

Gilbert stieg in seine Wohnung hinauf und stellte sich, als ginge er seines Wegs.

Nicole kam aus ihrer Wohnung herab und setzte ihren Weg fort; nur kehrte Gilbert leise um und folgte Nicole, denn er dachte, sie würde wieder Herrn Beausire aufsuchen.

Unter dem Schatten der Allee wartete wirklich ein Mann; Nicole näherte sich ihm; es war schon zu düster, daß Gilbert Herrn Beausire erkennen konnte, und der Mangel der Feder machte ihn so neugierig, daß er Nicole nach ihrer Wohnung zurückkehren ließ und dem Unbekannten vom Rendezvous bis zum Gitter von Trianon folgte.

Es war nicht Herr Beausire, sondern ein Mann von einem gewissen Alter, mit der Tournure eines vornehmen Herrn und einem trotz vorgerückter Jahre lebhaften Gang; als sich ihm Gilbert, der mit einer großen Unverschämtheit beinahe unter seiner Nase vorüberging, näherte, erkannte er den Herzog von Richelieu.

»Pest!« sagte er, »nach dem Gefreiten der Marschall von Frankreich! Mademoiselle Nicole

steigt im Grad.«



XCVI.

Die Parlamente.

Während alle diese untergeordneten, unter den Linden und in den Blumen von Trianon ausgebrüteten Intriguen ein ziemlich belebtes Dasein für die Milben dieser kleinen Welt bildeten, öffneten die großen Intriguen der Stadt als drohende Stürme ihre weiten Flügel über dem Pallaste der Themis, wie Herr Jean Dubarry mythologischer Weise seiner Schwester schrieb.

Die Parlamente, ein entarteter Ueberrest der alten französischen Opposition, hatten unter der launenhaften Hand von Ludwig XV. wieder Luft geschöpft; doch seitdem war ihr Protector, Herr von Choiseul, gefallen; sie fühlten die Gefahr herannahen und schickten sich an, sie durch so energische Maßregeln, als es die Umstände erlaubten, zu beschwören.

Jede große allgemeine Erschütterung entzündet sich durch eine persönliche Frage, wie die großen Schlachten von ganzen Heeren mit den Gefechten vereinzelter Blänkler beginnen.

Seit Herr de la Chalotais, Herrn von Aiguillon um den Leib fassend, den Kampf der dritten Partei gegen die Feudalität persönlich gemacht hatte, beharrte der öffentliche Geist hiebei und duldete es nicht, daß die Frage verrückt wurde.

Der König aber, den das Parlament von Bretagne und von ganz Frankreich unter eine Sündfluth von mehr oder minder unterwürfigen und kindlichen Vorstellungen getaucht hatte, der König hatte in Folge des Einflusses von Madame Dubarry der Feudalität gegen die dritte Partei durch die Ernennung von Herrn von Aiguillon zum Commandeur seiner Chevauxlegers Recht gegeben.

Herr Jean Dubarry hatte sich ganz richtig darüber ausgedrückt, es war ein harter Backenstreich für die lieben und getreuen Herren Räthe vom Parlamentshof.

Wie würde dieser Backenstreich aufgenommen werden? Dies war die Frage, die sich der Hof und die Stadt jeden Morgen bei Sonnenaufgang stellten.

Die Leute vom Parlament sind geschickte Leute, und da, wo viele Andere in Verlegenheit gerathen, sehen sie klar.

Sie fingen damit an, daß sie sich unter sich über die Anwendung und das Resultat des Backenstreichs verständigten, wonach sie, als es sich bestimmt herausgestellt hatte, daß der Backenstreich gegeben und empfangen worden war, folgenden Entschluß faßten:

Der Parlamentshof wird sich über das Benehmen des Exgouverneur der Bretagne berathen und sofort seine Ansicht aussprechen.

Doch der König parirte den Schlag dadurch, daß er den Pairs und Prinzen das Verbot einschärfte, sich in den Palast zu begeben, um irgend einer Herrn von Aiguillon betreffenden Berathung beizuwohnen; diese Herren gehorchten buchstäblich.

Entschlossen, seine Sache selbst abzumachen, erließ das Parlament nun einen Spruch, in welchem es erklärte, daß der Herzog von Aiguillon verdächtig und beschuldigt verschiedener Handlungen und Thatsachen, welche seine Ehre besteckten, von seinen Functionen als Pair suspendirt werde, bis er sich durch ein vom Pairshof in den Formen und mit allen durch die Gesetze und Ordonanzen des Königreichs, welche nichts ergänzen könne, vorgeschriebenen

Feierlichkeiten ausgesprochenes Urtheil völlig von den seine Ehre besteckenden Anklagen und Verdachtsgründen gereinigt habe.

Doch ein solcher Spruch im Parlamentshof vor den Interessirten gegeben und in die Register eingetragen war noch nichts, es bedurfte der Oeffentlichkeit, des allgemeinen Bekanntwerdens; es bedurfte jenes Scandals, den das Lied in Frankreich zu erheben nie sich scheut, wodurch das Lied souverän wird und Menschen und Ereignisse beherrscht. Man mußte diesen Bescheid zur Macht des Liedes emportreiben.

Paris wollte nichts Anderes, als sich bei dem Scandal betheiligen; wenig geneigt für den Hof, wenig für das Parlament, erwartete dieses in beständiger Aufwallung begriffene Paris einen guten Stoss zum Lachen, als Uebergang von all den Gegenständen der Thränen, die man ihm seit hundert Jahren lieferte.

Der Spruch war also in gehöriger Form abgefaßt; das Parlament ernannte Commissäre, um ihn vor ihren Augen drucken zu lassen. Man zog zehn tausend Exemplare davon ab, deren Vertheilung in einem Augenblick angeordnet war.

Wonach, da den Formen gemäß der Hauptbetheiligte von dem, was der Parlamentshof mit ihm machte, unterrichtet werden mußte, ebendieselben Commissäre sich nach dem Hotel des Herrn Herzogs von Aiguillon begaben, der zu einer gebieterischen Zusammenkunft so eben in Paris eingetroffen war. Diese Zusammenkunft hatte keinen andern Zweck, als eine nothwendig gewordene, offene und unumwundene Erklärung zwischen dem Herzog und dem Marschall, seinem Oheim.

Durch die Thätigkeit von Rafté hatte ganz Versailles in einer Stunde den edlen Widerstand des alten Herzogs gegen die Befehle des Königs in Beziehung auf das Portefeuille von Herrn von Choiseul erfahren. Durch Versailles erfuhr ganz Paris und ganz Frankreich dieselbe Neuigkeit, so daß sich Herr von Richelieu seit einiger Zeit auf den Schild der Volksthümlichkeit erhoben sah, von wo aus er Madame Dubarry und selbst seinem theuren Neffen politische Grimassen machte.

Diese Stellung war nicht gut für den bereits schon sehr unpopulären Herrn von Aiguillon. Der Marschall, so verhaßt beim Volk, aber gefürchtet, weil er der lebendige Ausdruck des unter Ludwig XV. so geachteten und so achtenswerthen Adels war; der Marschall, so veränderlich, daß man ihn, nachdem er eine Partei erwählt hatte, ohne Schonung darüber herfallen sah, wenn es die Umstände erlaubten, oder wenn ein Witz daraus entspringen konnte, Richelieu, sagen wir, war ein ärgerlicher Freund, um ihn zu behalten, um so mehr, als die schlimmere Seite seiner Feindschaft darin bestand, daß er an sich hielt, um das zu machen, was er Ueberraschungen nannte.

Der Herzog von Aiguillon hatte seit seiner Zusammenkunft mit Madame Dubarry zwei Blößen am Panzer. Da er errieth, was Alles Richelieu an Groll und Rachgier unter der scheinbaren Gleichheit seiner Laune verbarg, so that er, was man im Falle eines Sturmes thun muß: er zersprengte die Wettersäule mit Kanonenschüssen, überzeugt, die Gefahr wäre minder groß, wenn man sich ihr entgegenwerfen würde.

Er bemühte sich also, seinen Oheim überall aufzusuchen, um eine ernste Unterredung mit ihm zu pflegen; doch nichts war so schwierig, seitdem der Marschall seinen Wunsch gewittert hatte.

Es begannen Märsche und Gegenmärsche; sobald der Marschall seinen Neffen von fern erblicke, schoß er ihm wie einen Pfeil ein Lächeln zu, und umgab sich sogleich mit Leuten, welche jede Verbindung unmöglich machten; er trotzte so dem Feinde wie in einer

uneinnehmbaren Festung.

Der Herzog von Aiguillon zersprengte die Wettersäule.

Aber Rafté, der an seinem kleinen Fenster im Hotel, das auf den Hof ging, Schildwache stand, erkannte die Livree des Herzogs und benachrichtigte seinen Herrn.

Der Herzog drang bis in das Schlafzimmer des Marschalls; er fand hier Rafté, der mit einem ganz von Vertraulichkeit angeschwollenen Lächeln die Indiscretion beging, diesem Neffen zu erzählen, sein Oheim habe die Nacht außerhalb des Hotels zugebracht.

Herr von Aiguillon biß sich auf die Lippen und nahm einen guten Rückzug.

Sobald er zu Hause war, schrieb er an den Marschall und bat ihn um eine Audienz.

Der Marschall konnte vor einer Antwort nicht zurückweichen. Er konnte, wenn er antwortete, die Audienz nicht verweigern, und wenn er die Audienz bewilligte, wie sollte er eine gute Erklärung verweigern? Herr von Aiguillon glich zu sehr jenen höflichen, artigen Raufnern, welche ihre schlimmen Absichten unter einer bewunderungswürdigen Freundlichkeit verbergen, ihren Mann unter Verbeugungen auf den Kampfplatz führen und hier ohne Barmherzigkeit niederstechen.

Der Marschall war nicht eitel genug, um sich eine Illusion zu machen, er kannte die ganze Stärke seines Neffen. Einmal ihm gegenüber, würde ihm dieser Widersacher entweder eine Verzeihung oder eine Einräumung entreißen. Richelieu aber verzieh nie, und Einräumungen einem Feinde gegenüber sind stets Todfehler in der Politik.

Er stellte sich also beim Empfang des Briefes von Aiguillon, als hätte er Paris auf mehrere Tage verlassen.

Rafté, den er über diesen Punkt um Rath fragte, sprach seine Ansicht dahin aus:

»Wir sind auf dem Weg, Herrn von Aiguillon zu Grunde zu richten. Unsere Freunde in den Parlamenten machen das Geschäft ab. Kann Herr von Aiguillon, der dies vermuthet, Ihrer vor der Explosion habhaft werden, so wird er Ihnen das Versprechen entreißen, ihm im Falle eines Unglücke beizustehen, denn Ihre Empfindlichkeit ist eine von denjenigen, welche Sie nicht laut vor einem Familieninteresse können geltend machen; weigern Sie sich im Gegentheil, so geht Herr von Aiguillon, nennt Sie seinen Feind, schreibt Ihnen das Uebel zu, und er geht erleichtert, wie man es immer ist, so oft man die Ursache des Uebels gefunden hat, wenn auch das Uebel nicht geheilt ist.«

»Das ist vollkommen richtig,« erwiderte Richelieu, »doch ich kann mich nicht ewig verbergen. Wie viele Tage vor der Explosion?«

»Sechs, gnädigster Herr.«

»Ist das sicher?«

Rafté zog aus seiner Tasche einen Brief von einem Rath im Parlament. Dieser Brief enthielt nur folgende zwei Zellen:

»Es ist entschieden, daß der Spruch gefällt werden soll. Donnerstag wird die letzte von dem Gerichtscollegium anberaumte Frist sein.«

»Dann ist nichts einfacher,« sagte der Marschall. »Schicke dem Herzog seinen Brief mit einem Billet von Deiner Hand zurück,«

»Herr Herzog!«

» ,Sie werden die Abreise des Herrn Marschalls nach *** erfahren haben. Diese Luftveränderung ist von dem Arzt des Herrn Herzogs, der ihn ein wenig ermüdet findet, als

unerlässlich errachtet worden. Wenn Sie, wie ich nach dem glaube, was Sie mir kürzlich zu sagen mich beehrten, den Herrn Marschall zu sprechen wünschen, so kann ich Sie versichern, daß Donnerstag Abend der Herr Herzog, von *** zurückkehrend, in seinem Hotel in Paris schlafen wird, wo Sie ihn unfehlbar finden.' «

»Und nun,« fügte der Marschall bei, »nun verbirg mich irgendwo bis Donnerstag.«

Rafté befolgte pünktlich diese Instruction. Das Billet wurde geschrieben und abgesandt. Das Versteck war bald gefunden, nur ging der Herr Herzog von Richelieu, der sich ungemein langweilte, eines Abends aus, um Nicole in Trianon zu sprechen. Er wagte nichts, oder er glaubte nichts zu wagen, da er wußte, daß der Herr Herzog von Aiguillon im Pavillon von Luciennes war.

Aus diesem Manoeuvre ging hervor, daß Herr von Aiguillon, wenn er etwas vermuthete, wenigstens dem Schlag, von dem er bedroht war, nicht zuvorkommen konnte, da ihm der Degen seines Feindes entging, dem er hätte müssen begegnen können.

Die Frist von Donnerstag befriedigte ihn, er reiste an diesem Tag von Versailles in der Hoffnung ab, endlich diesen ungreifbaren Widersacher zu treffen und zu bekämpfen.

Es war, wie gesagt, an dem Tag, wo das Parlament seinen Spruch erlassen hatte.

Eine noch dumpfe, aber für den Pariser, der das Niveau seiner Wellen so gut kennt, verständliche Gährung herrschte in den großen Straßen, durch welche der Wagen von Herrn von Aiguillon fuhr.

Man schenkte ihm keine Aufmerksamkeit, denn er war so vorsichtig, in einem Wagen ohne Wappen mit zwei Grauschimmeln zu fahren, als ob es sich um ein Liebesabenteuer handelte.

Er sah wohl da und dort geschäftige Leute, die sich ein . Papier zeigten, es unter vielen Gesticulationen lasen und in Gruppen wirbelten, wie Ameisen um ein Stückchen Zucker, das zur Erde gefallen ist; doch es war dies die Zeit der harmlosen Bewegungen: das Volk gruppirt sich so wegen einer Getreidetaxe, wegen eines Artikels der holländischen Zeitung, wegen eines Verses von Voltaire, oder wegen eines Liedes gegen die Dubarry oder gegen Herrn von Maupeou.

Herr von Aiguillon begab sich geradezu nach dem Hotel von Herrn von Richelieu. Er fand nur Rafté.

Der Herr Marschall, sagte dieser, werde jeden Augenblick erwartet: irgend eine Zögerung der Post halte ihn an den Barrieren zurück.

Herr von Aiguillon beschloß zu warten, während er einige böse Laune gegen Rafté kundgab, denn er nahm die Entschuldigung als eine neue Niederlage.

Es war noch viel schlimmer, als ihm Rafté erwiederte: der Marschall würde, wenn er zurückkäme, in Verzweiflung sein, daß man Herrn von Aiguillon habe warten lassen; er dürfte überdies nicht in Paris schlafen, wie es Anfangs verabredet gewesen; ohne Zweifel würde er nicht allein vom Lande zurückkommen und nur durch Paris fahren und dabei die Neuigkeiten von seinem Hotel mitnehmen. Herr von Aiguillon dürfte deshalb wohl daran thun, nach Hause zurückzukehren, wo ihn sodann der Marschall im Vorbeifahren einen Augenblick aufsuchen würde.

»Hören Sie, Rafté,« sagte Herr von Aiguillon, der während dieser dunklen Erklärung sehr düster geworden war, »Sie sind das Gewissen meines Oheims, antworten Sie als ehrlicher Mann. Man hintergeht mich, nicht wahr, und der Herr Marschall will mich nicht sehen. Unterbrechen

Sie mich nicht, Rafté, Sie sind oft für mich ein guter Rath gewesen, und ich konnte für Sie sein, was ich abermals sein werde, ein guter Freund; soll ich nach Versailles zurückkehren?«

»Herr Herzog, auf Ehre, Sie werden, ehe eine Stunde vergeht, den Besuch des Herrn Marschalls empfangen.«

»Da warte ich aber lieber hier, da er zurückkommen wird.«

»Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, er werde vielleicht nicht allein kommen.«

»Ich verstehe . . . und ich habe Ihr Wort, Rafté.«

Hienach entfernte sich der Herzog ganz träumerisch, aber mit einer so edlen und so anmuthigen Miene, daß das Gesicht des Marschalls, als er nach dem Abgang seines Neffen aus einem mit einer Glasthüre versehenen Cabinet hervorkam, gerade den Gegensatz davon bildete.

Der Marschall lächelte wie einer von jenen häßlichen Dämonen, welche Callot in seine Versuchungen eingestreut hat.

»Er vermuthet nichts, Rafté,« sagte er.

»Nichts, Monseigneur.«

»Wie viel Uhr ist es?«

»Die Stunde thut nichts zur Sache, Monseigneur, man muß warten, bis unser kleiner Anwalt vom Chatelet mich benachrichtigt hat. Die Commissäre sind noch beim Drucken.«

Rafté hatte noch nicht vollendet, als ein Kammerdiener durch eine geheime Thüre einen ziemlich fettigen, ziemlich häßlichen, ziemlich schwarzen Menschen, eine von jenen lebendigen Federn eintreten ließ, gegen welche Herr Dubarry eine so heftige Antipathie äußerte.

Rafté schob den Marschall ins Cabinet und ging diesem Menschen lächelnd entgegen,

»Ah! Sie sind es, Meister Flageot!« sagte er, »Ihr Besuch entzückt mich.«

»Ihr Diener, Herr von Rafté; nun, die Sache ist gethan.«

»Es ist gedruckt?«

»Und fünftausendmal abgezogen. Die ersten Proben laufen schon durch die Stadt, die andern trocknen.«

»Welch ein Unglück, lieber Herr Flageot, welche Verzweiflung für die Familie des Herrn Marschalls.«

Um sich des Antwortens, daß heißt des Lügens zu überheben, zog Herr Flageot aus seiner Tasche eine große silberne Dose, aus der er langsam eine Prise spanischen Taback schnupfte.

»Und was macht man hernach?« fuhr Rafté fort.

»Die Form, lieber Herr Rafté. Sicher des Abzugs und der Vertheilung, werden die Herren Commissäre unmittelbar in den Wagen steigen, der sie vor der Thüre der Druckerei erwartet, um den Spruch dem Herrn Herzog von Aiguillon mitzutheilen, welcher sich gerade, sehen Sie das Glück, nämlich das Unglück, Herr Rafté, in seinem Hotel in Paris befindet, wo man mit seiner Person wird sprechen können.«

Rafté machte eine ungestüme Bewegung, um auf einem Schrank einen ungeheuren Aktensack zu erreichen, den er Meister Flageot mit den Worten übergab:

»Hier sind die Aktenstücke, von denen ich sprach, mein Herr: Monseigneur der Marschall hat das größte Vertrauen zu Ihren Einsichten und überläßt Ihnen diese Angelegenheit, welche sehr vortheilhaft für Sie sein muß. Ich danke Ihnen für Ihre guten Dienste bei diesem beklagenswerthen Conflict von Herrn von Aiguillon mit dem allmächtigen Parlament von Paris,

meinen Dank für Ihren guten Rath.«

Und er schob Meister Flageot, der über seine Aktenlast entzückt war, sanft, aber mit einer gewissen Hast nach der Thüre des Vorzimmers.

Dann befreite er sogleich den Marschall aus seinem Gefängniß und sagte zu ihm:

»Vorwärts, gnädigster Herr, zu Wagen! Sie haben keine Zeit zu verlieren, wenn Sie der Vorstellung beiwohnen wollen. Lassen Sie Ihre Pferde rascher gehen, als die der Herren Commissäre.«

XCVII.

Worin nachgewiesen wird, daß der Weg zum Ministerium nicht mit Rosen bestreut ist.

Die Pferde von Herrn von Richelieu gingen rascher, als die der Herren Commissäre, und der Marschall fuhr folglich zuerst in den Hof des Hotel Aiguillon.

Der Herzog erwartete seinen Oheim nicht mehr und schickte sich an, nach Luciennes zurückzufahren, um Madame Dubarry mitzuthemen, der Feind habe sich entlarvt; doch der Huissier, der den Marschall meldete, erweckte diesen entmuthigten Geist aus seiner Erstarrung.

Der Herzog lief seinem Oheim entgegen und nahm seine Hände mit einer Affectation von Zärtlichkeit, welche ganz daß Maaß der Furcht hielt, die er gehabt hatte.

Der Marschall gab sich hin wie der Herzog: das Gemälde war rührend. Man sah jedoch Herrn von Aiguillon den Augenblick der Erklärungen beschleunigen, während ihn der Marschall, so gut er konnte, verschob, indem er bald ein Gemälde, bald ein Bronze, bald ein Tapetenwerk anschaute, und sich dabei über eine tödtliche Müdigkeit beklagte.

Der Herzog schnitt den Rückzug seinem Oheim kurz ab, indem er ihn in einen Lehnstuhl einschloß, wie Herr von Billars den Prinzen Eugen in Marchiennes eingeschlossen hatte, und als Angriff zu ihm sagte:

»Mein Oheim, ist es wahr, daß Sie, der geistreichste Mann von Frankreich, mich schlecht genug beurtheilt haben, um zu glauben, ich treibe den Egoismus nicht für uns Beide?«

Es ließ sich nicht mehr zurückweichen. Richelieu faßte seinen Entschluß.

»Was sagst Du da,« erwiderte er. »und worin siehst Du, daß ich Dich gut oder schlecht beurtheilt habe, mein Lieber?«

»Mein Oheim. Sie schmollen mit mir?«

»Ich, worüber?«

»Oh! keine solche Ausweichungen, Herr Marschall; Sie vermeiden mich, während ich Ihrer bedarf, damit ist Alles gesagt.«

»Auf Ehre, ich begreife nicht.«

»So will ich es Ihnen erklären. Der König wollte Sie nicht zum Minister ernennen, und da ich annahm, ich nämlich die Chevauxlegers, so vermuthen Sie, ich habe Sie verlassen, verrathen. Die liebe Gräfin, die Sie so sehr in ihrem Herzen trägt!«

Hier horchte Richelieu, doch nicht allein auf die Worte seines Neffen.

»Du sagst mir, sie trage mich im Herzen, die liebe Gräfin?« fragte er.

»Und ich werde es beweisen.«

»Mein Theurer, ich bezweifle es nicht. Ich lasse Dich kommen, um mit mir am Rad zu treiben. Du bist jünger, folglich stärker; es gelingt Dir, ich scheitere; das ist in der Ordnung, und bei meiner Treue, ich begreife nicht, warum Du alle diese Bedenklichkeiten fassest; hast Du in meinen Interessen gehandelt, so billige ich es hundertmal; hast Du gegen mich gehandelt, nun! so werde ich Dir den Puff zurückgeben . . . Verdient dies, daß man sich darüber erklärt?«

»Mein Oheim, in der That . . .«

»Du bist ein Kind, Herzog. Deine Stellung ist herrlich: Pair von Frankreich, Herzog, Commandant der Chevauxlegers, in sechs Wochen Minister, muß Du über jeder gemeinen Erbärmlichkeit stehen; der Erfolg spricht frei, mein liebes Kind. Nimm an . . . ich liebe die Apologe . . . nimm an, wir seien die zwei Maulthiere aus der Fabel . . . Aber was höre ich denn da unten?«

»Nichts, mein Oheim, fahren Sie fort.«

»Doch, ich höre einen Wagen im Hof.«

»Mein Oheim, unterbrechen Sie sich nicht, ich bitte Sie; Ihre Rede interessirt mich über alle Maßen; ich liebe auch die Apologe.«

»Nun wohl, mein lieber, ich wollte Dir sagen, Du werdest im Glück nie den Vorwurf Dir gegenüber finden, nie den Aerger der Neidischen zu befürchten haben; doch wenn Du hinkst, wenn Du lahm gehst . . . ah! Teufel! nimm Dich in Acht, von diesem Augenblick greift der Wolf an; doch siehst Du, ich sagte es Dir wohl, es ist Geräusch in Deinen Vorzimmern; man kommt ohne Zweifel, um Dir das Portefeuille zu überbringen. Die kleine Gräfin wird für Dich im Alkoven gearbeitet haben.«

Der Huissier trat ein.

»Die Herren Commissäre des Parlaments,« sagte er unruhig.

»Sieh!« machte Richelieu.

»Commissäre der Parlaments hier? Was will man von mir?« erwiderte der Herzog, wenig beruhigt durch das Lächeln seines Oheims.

»Auf Befehl des Königs!« sprach eine sonore Stimme am Ende des Vorzimmers.

»Oh! oh!« rief Richelieu.

Herr von Aiguillon stand ganz bleich auf und trat auf die Schwelle des Salon, um selbst die zwei Commissäre einzuführen, hinter denen zwei Huissiers mit unempfindlichen Gesichtern und dann eine Legion von erschrockenen Dienern erschienen.

»Was will man von mir?« fragte der Herzog mit bewegter Stimme.

»Haben wir die Ehre, mit dem Herrn Herzog von Aiguillon zu sprechen?« sagte einer von den Commissären.

»Ich bin der Herzog von Aiguillon, ja, meine Herren.«

Sogleich zog der Commissär mit einer tiefen Verbeugung aus seinem Gürtel eine Akte in guter Form, die er mit lauter und verständlicher Stimme vorlas. Es war der ausführliche und vollständige Spruch, der den Herzog von Aiguillon als ernstlich verdächtig und beschuldigt verschiedener Handlungen und Thatsachen, die seine Ehre befleckten, erklärte und ihn von seinen Functionen als Pair des Reiches suspendirte.

Der Herzog hörte diese Vorlesung. wie ein vom Blitz getroffener Mensch das Rollen des Donners hört. Er rührte sich nicht mehr als eine Bildsäule auf einem Piedestal und streckte nicht einmal die Hand aus, um die Abschrift des Spruches zu nehmen, die ihm der Commissär des Parlaments bot.

Es war der Marschall, der, ebenfalls stehend, aber munter und behende, das Papier nahm und den Gruß der Räthe erwiderte.

Diese waren schon fern, als der Herzog noch in demselben Erstaunen verharrete.

»Das ist ein harter Schlag,« sagte Richelieu; »Du bist nicht mehr Pair von Frankreich, das ist

demüthigend.«

Der Herzog wandte sich gegen seinen Oheim um, als ob er jetzt erst das Leben und den Gedanken wieder bekommen hätte.

»Du warst nicht hierauf gefaßt?« sagte Richelieu mit demselben Ton.

»Und Sie, mein Oheim?« entgegnete Aiguillon.

»Wie soll man vermuthen, das Parlament werde so hart auf den Günstling des Königs und der Favoritin einschlagen . . . Diese Leute werden machen, daß man sie zu Staub zermalmt.«

Der Herzog setzte sich, die Hand auf seiner brennenden Wange.

»Siehst Du,« fuhr der alte Marschall, den Dolch tiefer in die Wunde drückend, fort, »wenn Dich das Parlament der Pairie entsetzt, weil Du zum Commandeur der Chevauxlegers ernannt worden bist, so wird es am Tage Deiner Ernennung zum Minister Deine Verhaftung decretiren und Dich zum Feuertod verurtheilen.«

Der Herzog hielt diesen furchtbaren Spott mit der Standhaftigkeit eines Helden aus; sein Unglück erhöhte ihn, es läuterte seine Seele.

Richelieu glaubte, diese Sündhaftigkeit wäre Unempfindlichkeit, Unverstand vielleicht, und die Stiche wären nicht tief genug gegangen.

»Da Du nicht mehr Pair bist,« sagte er, »so bist Du vielleicht weniger dem Haß dieser Schwarzröcke ausgesetzt . . . flüchte Dich auf einige Jahre in die Dunkelheit. Siehst Du übrigens, die Dunkelheit, Deine Schutzwache, wird Dir zukommen, ohne daß Du es willst: Deiner Functionen als Pair entsetzt, gelangst Du schwieriger zum Ministerium, das wird Dich aus der Verlegenheit ziehen, während Du, wenn Du kämpfen willst, mein Freund . . . Du hast Madame Dubarry für Dich, sie trägt Dich im Herzen und das ist eine solide Stütze.«

Herr von Aiguillon stand auf. Er gab dem Marschall nicht einmal einen Blick des Zornes für alle die Leiden zurück, die er ihn ausstehen ließ.

»Sie haben Recht, mein Oheim,« erwiderte er ruhig, »und Ihre Weisheit leuchtet in dieser letzten Ansicht durch. Die Frau Gräfin Dubarry, der Sie mich vorzustellen die Güte hatten, und der Sie so viel Gutes mit so viel Heftigkeit von mir sagten, daß Jedermann in Luciennes davon Zeugschaft leisten kann, die Frau Gräfin Dubarry wird mich vertheidigen. Sie liebt mich, Gott sei Dank, sie ist muthig und hat jede Gewalt über den Geist Seiner Majestät. Ich danke, mein Oheim, für Ihren Rath und flüchte mich in denselben, wie in einen Rettungshafen. Meine Pferde, Bourguignon, nach Luciennes!«

Der Marschall blieb gleichsam in einem untermalten Lächeln.

Herr von Aiguillon verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor seinem Oheim und entfernte sich aus dem Salon, wo er den Marschall sehr intrigürt und über Alles verwirrt durch die Erbitterung zurückließ, mit der er in dieses edle, lebendige Fleisch gebissen hatte.

Es lag einiger Trost für den alten Marschall in der tollen Freude der Pariser, als sie am Abend die zehn tausend Exemplare vom Spruch lasen, die man sich auf den Straße aus den Händen riß. Doch er konnte sich eines Seufzers nicht erwehren, als ihm Rafté Rechenschaft von seinem Abend abforderte.

Er erzählte ihm denselben jedoch, ohne etwas zu verschweigen.

»Der Stoß ist also parirt?« fragte der Secretaire.

»Ja oder nein, Rafté; doch der Stoß ist nicht tödtlich und wir haben in Trianon etwas Besseres, was ich nicht einzig und allein gepflegt zu haben mir zum Vorwurf mache. Wir haben zwei

Hasen gejagt, Rafté . . . das ist eine große Thorheit . . .«

»Warum, wenn man den guten nimmt?« erwiderte Rafté.

»Ei! mein Lieber, der gute, erinnere Dich dessen, ist stets derjenige, welchen man nicht genommen hat, und für den, welchen man nicht hat, würde man immer den andern, nämlich den, welchen man in seinen Händen hält, geben.«

Rafté zuckte die Achseln, und dennoch hatte Herr von Richelieu nicht Unrecht.

»Sie glauben, Herr von Aiguillon werde da herauskommen?« sagte er.

»Glaubst Du, daß der König herauskommt, Einfaltspinsel?«

»Oh! der König macht überall ein Loch; doch es handelt sich nicht mehr um den König, so viel ich weiß.«

»Wo der König durchkommt, wird auch Madame Dubarry durchkommen, welche so nahe am König hält . . . Und wo Madame Dubarry durchgekommen ist, wird auch Herr von Aiguillon durchkommen. Doch Du verstehst Dich nicht auf Politik.«

»Monseigneur, das ist nicht die Ansicht von Meister Flageot.«

»Gut! was sagt dieser Meister Flageot? Und wer ist das vor Allem?«

»Es ist ein Anwalt, gnädigster Herr.«

»Hernach?«

»Nun! Herr Flageot behauptet, der König selbst werde sich nicht herausziehen.«

»Oh, oh! wer wird dem Löwen ein Hinderniß entgegenstellen?«

»Monseigneur, die Ratte wird es sein.«

»Meister Flageot also?«

»Er sagt, ja.«

»Und Du glaubst es?«

»Ich glaube immer einem Anwalt, der das Böse zu thun verspricht.«

»Wir werden sehen, Rafté, welche Mittel Meister Flageot besitzt.«

»Das sage ich mir auch, Monseigneur.«

»Komm zum Abendbrod, damit ich mich niederlegen kann. Es hat mich ganz umgedreht, sehen zu müssen, daß mein armer Neffe nicht mehr Pair von Frankreich ist und nicht Minister werden soll. Man ist Oheim, Rafté, oder ist es nicht.«

Herr von Richelieu seufzte ein wenig und lachte sodann.

»Sie haben doch wohl das, was man braucht um Minister zu sein.« sagte Rafté.

XCVIII.

Herr von Aiguillon nimmt sich seine Genugthuung.

Am andern Morgen nach dem Tage, wo der furchtbare Spruch des Parlaments Paris und Versailles mit Lärmen erfüllt hatte, als Jedermann in großer Erwartung lebte, was die Folge dieses Spruches sein würde, sah Herr von Richelieu, der sich nach Versailles begeben und sein regelmäßig unregelmäßiges Lehen wieder begonnen hatte, Rafté einen Brief in der Hand haltend bei sich eintreten.

Der Secretaire roch an diesem Brief und wog ihn mit einer Unruhe ab, die sich rasch seinem Herrn mittheilte.

»Was ist das wieder, Rafté?« fragte der Marschall.

»Monseigneur, ich bilde mir ein, es ist etwas nicht sehr Angenehmes in diesem Briefe enthalten.«

»Warum bildest Du Dir das ein?«

»Weil der Brief von Herrn von Aiguillon ist.«

»Ah! ah!« machte der Herzog, »von meinem Neffen.«

»Ja, Herr Marschall; am Ende der Sitzung des königlichen Rathes kam ein Huissier der Kammer und brachte mir dieses Schreiben für Sie; seit zehn Minuten drehe ich es hin und her und kann mich nicht erwehren, eine schlimme Nachricht darin zu sehen.«

Der Herzog streckte die Hand aus.

»Gib,« sagte er, »ich bin muthig.«

»Ich bemerke Ihnen,« unterbrach ihn Rafté, »daß der Huissier, als er mir das Papier übergab, aus vollem Halse lachte.«

»Teufel! das ist beunruhigend; gib immerhin,« erwiderte der Marschall.

»Und daß er beifügte: ‚der Herr Herzog von Aiguillon empfiehlt, dem Herrn Marschall diese Botschaft auf der Stelle zu übergeben.‘ «

»Schmerz! du kannst nicht verlangen, daß ich behaupte, du seist ein Uebel!« rief der alte Marschall, das Siegel mit fester Hand erbrechend.

Und er las.

»Ei! ei! Sie machen Grimassen,« sagte Rafté, der als Beobachter die Hände auf den Rücken legte.

»Ist es möglich!« murmelte Richelieu unter dem Lesen.

»Das ist ernst, wie es scheint?«

»Du siehst ganz entzückt aus?«

»Gewiß, ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe.«

Der Marschall las weiter.

»Der König ist gut,« sagte er nach einem Augenblick.

»Er ernennt Herr von Aiguillon zum Minister?«

»Noch etwas Besseres.«

»Oh! oh! was denn?«

»Lies und erkläre.«

Rafté las den Brief ebenfalls; er war eigenhändig vom Herzog geschrieben und in folgenden Worten abgefaßt:

»Mein lieber Oheim,

Ihr Rath hat Früchte getragen: ich habe meinen Kummer der vortrefflichen Freundin Ihres Hauses, der Frau Gräfin Dubarry, anvertraut, welche mein Geständniß in den Busen Seiner Majestät niederzulegen die Güte hatte. Der König war entrüstet über die Gewaltthätigkeit der Herren vom Parlamente gegen mich, der ich mich so getreulich seinem Dienste gewidmet habe, und noch in seinem Rath vom heutigen Tage hat Seine Majestät den Spruch des Parlaments cassirt und mich beauftragt, meine Functionen als Pair von Frankreich fortzusetzen; mein lieber Oheim, da ich weiß, welche ein großes Vergnügen Ihnen diese Nachricht bereitet, so überschicke ich Ihnen den Inhalt der Entscheidung, welche Seine Majestät heute im Rathe genommen hat. Ich habe sie durch einen Secretaire abschreiben lassen, und Sie erhalten Mittheilung davon von irgend Jemand in der Welt.

Wollen Sie der Versicherung meiner zärtlichen Ehrfurcht glauben, mein lieber Oheim, und mich fortwährend mit Ihrer Gunst und Ihren guten Rathschlägen erfreuen.

»Herzog, von Aiguillon.«

»Er treibt noch obendrein sein Gespötte mit mir,« rief Richelieu.

»Meiner Treue, ich glaube es auch, Monseigneur.«

»Der König! der König! er wirft sich in das Wespennest!«

»Sie wollten gestern nicht glauben.«

»Ich habe nicht gesagt, er würde sich nicht hineinwerfen, Herr Rafté, ich habe gesagt, er würde sich herausziehen . . . Du siehst aber, daß er sich herauszieht.«

»Das Parlament ist unleugbar geschlagen.«

»Und ich auch.«

»Für den Augenblick, ja.«

»Für immer! Gestern halte ich ein Vorgefühl, und Du tröstetest mich so sehr, daß mir nothwendig Unannehmlichkeiten zustoßen mußten.«

»Gnädigster Herr. Sie lassen sich ein wenig zu früh entmuthigen, wie mir scheint.«

»Meister Rafté, Sie sind ein Dummkopf. Ich bin geschlagen und werde die Buße bezahlen. Sie begreifen vielleicht nicht Alles, was Unangenehmes für mich darin liegt, daß ich zu dieser Stunde das Gelächter von Luciennes bin: der Herzog verspottet mich in den Armen von Madame Dubarry, Mademoiselle Chon und Herr Jean Dubarry, verhöhnen mich, und der Neger stopft sich voll mit Bonbons und schlägt mir dabei ein Schnippchen. Alle Teufel! ich habe einen guten Charakter, doch diese ganze Geschichte macht mich wüthend.« »Wüthend, Monseigneur?« »Ich habe das Wort gesagt, wüthend.« »Dann hätten Sie nicht thun sollen, was Sie gethan haben,« erwiederte philosophisch Rafté.

»Sie haben mich dazu angetrieben, mein Herr Secretaire.«

»Ich?«

»Ja. Sie.«

»Ei! was liegt mir daran, ob Herr von Aiguillon Pair von Frankreich ist, oder nicht ist, frage ich Sie. Monseigneur? Ihr Neffe thut mir keinen Eintrag, wie mir scheint.«

»Herr Rafté, Sie sind ein Unverschämter.« »Das sagen Sie mir seit neun und vierzig Jahren, gnädigster Herr.«

»Und ich werde es Ihnen wiederholen.«

»Nicht neun und vierzig Jahre, das beruhigt mich.«

»Rafté, so nehmen Sie meine Interessen?«

»Die Interessen Ihrer kleinen Leidenschaften, Herr Herzog, nein, niemals . . . Obgleich Sie ein Mann von Geist sind, begehen Sie doch Albernheiten, die ich einem Pedanten, wie ich bin, nicht verzeihen würde.«

»Erklären Sie sich, Herr Rafté, und wenn ich Unrecht habe, werde ich es zugestehen.«

»Sie bedurften gestern einer Rache, nicht wahr? Sie wollten die Demüthigung Ihres Neffen sehen. Sie wollten ihm gleichsam den Spruch des Parlaments überbringen und die Zuckungen und Bebungen Ihres Opfers anschauen, wie Herr von Crebillon, der Sohn, sagt. Ei! Herr Marschall, dergleichen Schauspiele bezahlt man theuer; solche Befriedigungen kosten viel . . . Sie sind reich, bezahlen Sie, Herr Marschall, bezahlen Sie.«

»Was hätten Sie an meiner Stelle gethan, lassen Sie hören, mein Herr Schöngeist?«

»Nichts . . . ich hätte gewartet, ohne ein Lebenszeichen von mir zu geben.«

Ein Knurren des Marschalls war dessen Antwort.

»Nun,« fuhr Rafté fort, »das Parlament war gehörig von Ihnen beohrfeigt, um zu thun, was es gethan hat; als der Spruch gefällt war, boten Sie Ihre Dienste Ihrem Neffen an, der nichts vermuthet hatte.«

»Das war schön und gut, und ich gebe zu, daß ich Unrecht hatte; doch dann hätten Sie mich warnen sollen.«

»Ich, das Vollbringen des Schlimmen verhindern! Sie nehmen mich für einen Andern, Herr Marschall; Sie wiederholen gegen Jedermann, ich sei Ihre Creatur, Sie haben mich dressirt, und Sie wollen, ich soll nicht entzückt fein, wenn ich eine Albernheit begehen oder ein Unglück kommen sehe! . . . Stille doch!«

»Es wird also ein Unglück geschehen, Herr Zauberer?«

»Welches?«

»Sie werden hartnäckig sein, und Herr von Aiguillon wird das Gelenk zwischen dem Parlament und Madame Dubarry fassen; an diesem Tag wird er Minister, und Sie werden verbannt . . . oder in der Bastille sein.«

Der Marschall warf aus Wuth den ganzen Inhalt seiner Tabaksdose auf den Teppich.

»In der Bastille!« rief er, die Achseln zuckend: »ist Ludwig XV. Ludwig XIV.?«

»Nein; doch Madame Dubarry wird, durch Herrn von Aiguillon verdoppelt, Frau von Maintenon an Stärke gleichkommen. Nehmen Sie sich in Acht, ich kenne heut zu Tage keine Prinzessin von Geblüt, die Ihnen Bonbons und den Gänsepfeffer dahin, bringen wird.«

»Das sind genug Vorzeichen,« erwiederte der Marschall nach langem Stillschweigen . . . »Sie lesen in der Zukunft; doch sprechen Sie von der Gegenwart, wenn's beliebt?«

»Der Herr Marschall ist zu weise, als daß man ihm Rachsschläge geben könnte.«

»Sprich doch, alter Bursche, willst Du auch meiner spotten?«

»Merken Sie wohl auf, Herr Marschall, Sie verwechseln die Data; einen Menschen, der vierzig Jahre vorüber ist, nennt man nicht mehr Bursche, und ich bin sieben und sechzig.«

»Gleichviel . . . ziehe mich da heraus, und zwar geschwinde, geschwinde.«

»Durch einen Rath?«

»Durch was Du willst.«

»Es ist noch nicht Zeit.«

»Du scherzest offenbar.«

»Gefiele es Gott! . . . Wenn ich scherzte, so wären die Umstände scherzhafter Natur, und leider sind sie dies nicht.«

»Wie ist es mit dieser Niederlage . . . es ist nicht Zeit?«

»Nein, Monseigneur, es ist nicht Zeit. Wenn die Eröffnung des königlichen Bescheids nach Paris gelangt wäre, dann etwa . . . Wollen wir einen Courier an den Herrn Präsidenten d'Aligre abschicken?«

»Daß man noch mehr über uns spottet.«

»Welche lächerliche Eitelkeit, Herr Marschall, Sie konnten machen, daß ein Heiliger den Kopf verlöre . . . Lassen Sie mich meinen Plan einer Landung in England vollenden und tauchen Sie vollends in Ihre Portefeuille-Intrigue, da das Geschäft halb abgemacht ist.«

Der Marschall kannte die schwarze Laune von Herrn Rafté; er wußte, daß der Secretaire, wenn sich einmal seine Melancholie erklärt hatte, nicht mehr mit eisernen Stangen zu berühren war.

»Ruhig, schmolle mir nicht,« sagte er, »und wenn ich Dich nicht verstehe, so mache Dich verständlich.«

»Monseigneur will also, daß ich ihm einen Plan des Benehmens vorzeichne.«

»Gewiß, da Du behauptest, ich wisse mich nicht selbst zu benehmen.«

»Wohl, es sei, hören Sie.«

»Ich höre.«

»Gut,« sprach Rafté mit mürrischem Tone, »Sie schicken an Herrn d'Aligre den Brief von Herrn von Aiguillon und fügen den vom König in seinem Rath gefaßten Bescheid bei. Sie warten, bis sich das Parlament hierüber versammelt und berathen hat, was augenblicklich geschehen wird; wonach Sie in Ihre Carrosse steigen und Ihrem Anwalt, Meister Flageot, einen kleinen Besuch machen werden.«

»Wie beliebt!« rief Richelieu, den dieser Name wie am Tage vorher aufspringen machte. »Abermals Herr Flageot; was Teufels hat Meister Flageot in dem Allem zu schaffen, und was werde ich bei einem Meister Flageot thun?«

»Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, Monseigneur, Meister Flageot sei Ihr Anwalt.«

»Nun, und hernach?«

»Wenn er Ihr Anwalt ist, hat er Aktenpäckchen . . . Prozesse von Ihnen, Sie erkundigen sich nach Ihrem Prozeß.«

»Morgen?«

»Ja, Herr Marschall, morgen.«

»Aber das ist Ihr Geschäft. Herr Rafté.«

»Nein, nein . . . Wenn Herr Flageot ein einfacher Papierkratzer wäre, gut, dann könnte ich mit

ihm als mit meines Gleichen verhandeln; doch da von morgen an Meister Flageot ein Attila, eine Geißel der Könige, nicht mehr, nicht minder ist, so ist ein Herzog und Pair, ein Marschall von Frankreich, nicht zu viel, um mit diesem Allmächtigen zu verhandeln.«

»Dies Alles ist seltsam, oder spielen wir Komödie?«

»Sie werden morgen sehen, ob es ernst ist, Monseigneur.«

»Aber sage mir doch, was mir bei Deinem Herrn Flageot begegnen wird?«

»Ich würde darüber sehr ärgerlich werden; . . . Sie würden mir morgen beweisen wollen, Sie haben Alles zum Voraus errathen . . . Guten Abend, Herr Marschall. Erinnern Sie sich an Folgendes: ein Courier an Herrn d'Aligre sogleich, ein Besuch bei Herrn Flageot morgen. Ah! die Adresse. Der Kutscher weiß sie, er hat mich seit acht Tagen oft genug dahin geführt.«

XCIX.

Worin der Leser einen seiner alten Bekannten wiederfinden wird, den er verloren glaubte, und den er vielleicht nicht bedauerte.

Der Leser wird uns vielleicht fragen, warum Meister Flageot, der eine so majestätische Rolle spielen soll, Anwalt statt Advokat genannt wurde; da der Leser Recht hat, so wollen wir seiner Frage entsprechen.

Die Vacanzen wiederholten sich seit einiger Zeit im Parlament, und die Advokaten sprachen so wenig, daß es nicht der Mühe werth war, davon zu sprechen.

Meister Flageot, der den Augenblick vorhersah, wo man gar nicht mehr plaidiren würde, traf einige Anordnungen mit Meister Guildon, dem Anwalt, der ihm Schreibstube und Kundschaft gegen die Summe von fünf und zwanzigtausend Franken, einmal bezahlt, abtrat. So kam es, daß Meister Flageot Anwalt war. Fragt man uns nun, wie er die fünf und zwanzigtausend Livres bezahlt habe, so antworten wir: dadurch, daß er Mademoiselle Marguerite heirathete, der diese Summe als Erbschaft gegen das Ende des Jahres 1770. drei Monate vor der Verbannung von Herrn von Choiseul. zufiel.

Meister Flageot hatte sich seit langer Zeit durch die Beharrlichkeit, mit der er zur Partei der Opposition hielt, bemerkbar gemacht. Sobald er Anwalt war, verdoppelte er seine Heftigkeit, und durch diese Heftigkeit erlangte er einen gewissen Ruf. Dieser Ruf, verbunden mit der Veröffentlichung einer mordbrennerischen Denkschrift über den Streit von Herrn von Aiguillon mit Herrn de la Chalotais, erregte die Aufmerksamkeit von Herrn Rafté, der sich über die Angelegenheiten des Parlaments im Laufenden erhalten mußte.

Doch trotz seiner neuen Würde und seiner zunehmenden Wichtigkeit, verließ Meister Flageot die Rue du Petit-Lion-Saint-Sauveur nicht. Es wäre zu grausam für Mademoiselle Marguerite gewesen, sich nicht von den Nachbarinnen Madame Flageot nennen zu hören und sich nicht durch die Schreiber von Meister Guildon, welche in den Dienst des neuen Anwalts übergegangen waren, respectirt zu sehen.

Man erräth, was Herr von Richelieu litt, als er durch Paris fuhr, durch das stinkende Paris dieser Zone, um zu dem abscheulichen Loch zu gelangen, welches das Bauhernamt von Paris mit dem Namen einer Straße schmückte.

Vor der Thüre von Meister Flageot wurde der Wagen von Herrn von Richelieu durch einen andern Wagen aufgehalten, der ebenfalls vorfuhr.

Der Marschall erblickte einen weiblichen Kopfputz, der aus diesem Wagen ausstieg, und da ihm seine fünf und siebenzig Jahre das Handwerk eines Galant nicht entleidet hatten, so beeilte er sich, seine Füße in den schwarzen Koth zu tauchen, um dieser Dame, welche allein ausstieg, seine Hand zu bieten.

Doch der Marschall hatte an diesem Tag Unglück, ein dürres Bein, das sich auf den Fußtritt ausstreckte, verrieth eine alte Frau. Ein runzliges, unter einer rothen Linie braungelbes Gesicht bewies ihm vollends, daß diese Frau nicht nur alt, sondern hinfällig war.

Es ließ sich jedoch nicht mehr zurückweichen; der Marschall hatte die Bewegung gemacht,

und die Bewegung war gesehen worden; überdies war Herr von Richelieu nicht jung. Die Prozeßkrämerin, denn welche Frau in einem Wagen würde in diese Straße gekommen sein, wäre sie nicht eine solche gewesen; die Prozeßkrämerin, sagen wir, ahmte indessen das Zögern des Herzogs nicht nach, sie legte ihre Pfote mit einem furchtbaren Lächeln in die Hand von Richelieu.

»Ich habe dieses Gesicht irgendwo gesehen,« sagte leise der Marschall.

Und dann fragte er laut:

»Geht Madame auch zu Meister Flageot hinauf?«

»Ja, Herr Herzog,« erwiderte die Alte.

»Ah! ich habe die Ehre, Ihnen bekannt zu sein?« rief unangenehm überrascht der Herzog, indem er auf der Schwelle des schwarzen Ganges stehen blieb.

»Wer kennt nicht den Herrn Marschall Herzog von Richelieu?« erwiderte sie, »man müßte keine Frau sein.«

»Diese Meerkatze glaubt also, sie sei eine Frau,« murmelte der Sieger von Mahon.

Und er verbeugte sich auf das Allerartigste und fügte bei:

»Darf ich wohl meinerseits fragen, mit wem ich zu sprechen die Ehre habe?«

»Ich bin die Gräfin von Bearn, Ihre Dienerin,« erwiderte die Alte, indem sie einen tiefen Hofbückling auf dem kothigen Boden des Ganges, drei Zoll von der offenen Thüre eines Kellers, machte, wobei der Marschall boshafter Weise hoffte, er würde sie bei ihrer dritten Biegung verschwinden sehen.

»Entzückt, Madame, entzückt,« sprach er. »ich sage dem Himmel tausendfachen Dank für den Zufall; Sie haben also auch Prozesse, Frau Gräfin?«

»Ei! Herzog, ich habe nur einen einzigen; doch welch einen Prozeß! Haben Sie denn nicht davon sprechen hören?«

»Doch wohl, doch; der große Prozeß . . . es ist wahr, verzeihen Sie. Wie Teufels konnte ich das vergessen?«

»Gegen die Saluces.«

»Gegen die Saluces, ja, Frau Gräfin; der Prozeß, auf den man das Lied gemacht hat«

»Ein Lied? ...« versetzte die Alte gereizt, »welches Lied?«

»Nehmen Sie sich in Acht, Madame, es ist hier eine Vertiefung,« sagte der Herzog, als er sah, die Alte würde offenbar nicht in das Loch stürzen; »fassen Sie das Geländer, nämlich den Strick.«

Die Alte stieg die ersten Stufen hinauf. Der Herzog folgte ihr.

»Ja ein ziemlich drolliges Lied,« sagte er.

»Ein ziemlich drolliges Lied über meinen Prozeß?«

»Bei Gott! Ich mache Sie selbst zur Richterin ... doch kennen Sie es vielleicht?«

»Keines Wegs.«

»Es ist auf die Melodie der Bourbonnaise; es ist gesagt:

»Madame la comtesse,

Faites-moi politesse

Je suis dans l'embarras«³⁷

»Verstehen Sie, Madame Dubarry spricht.«

»Das ist unverschämt gegen Sie.«

»Was wollen Sie, die Liederschreiber ... sie achten nichts. Götter, wie schmutzig ist dieser Strick! Dann antworten Sie folgendes:

»Je suis vieille et têtue
Un gros procès me tue;
Qui ,e la gagnera?«³⁸

»Ei! mein Herr, das ist schändlich!« rief die Gräfin; »man beleidigt nicht auf diese Art eine Frau von Stand.«

»Madame, entschuldigen Sie mich, wenn ich falsch gesungen habe, diese Treppe erhitzt mich . . . Ah! wir sind nun an Ort und Stelle; erlauben Sie mir, daß ich an diesem Rehfuß ziehe.«

Die Alte ließ brummend den Herzog vorangehen.

Der Marschall läutete, und Madame Flageot, welche, weil sie Anwältin geworden, darum nicht Thürhüterin und Köchin zu sein aufgehört hatte, öffnete.

Als die zwei Clienten in das Cabinet von Herrn Flageot eingeführt wurden, fanden sie einen Mann, der wüthend mit den Händen focht, während er, die Feder in den Zähnen, seinem ersten Schreiber einen furchtbaren Aufsatz dictirte.

»Mein Gott! Meister Flageot. was gibt es denn?« rief die Gräfin, bei deren Stimme sich der Anwalt umdrehte.

»Ah! Madame, Ihr Diener von ganzem Herzen. Einen Stuhl für die Frau Gräfin von Bearn. Der Herr ist mit Ihnen, Madame? . . . Ei! wenn ich mich nicht täusche, der Herr Herzog von Richelieu bei mir! . . . Noch einen Stuhl, Bernardet!«

»Meister Flageot,« sagte die Gräfin, »wie steht es mit meinem Prozeß, ich bitte Sie?«

»Ah! gnädige Frau, in diesem Augenblick beschäftige ich mich damit!«

»Sehr gut, Meister Flageot, sehr gut.«

»Und zwar auf eine Weise, Frau Gräfin, welche, wie ich hoffe, Lärmen machen wird.«

»Hm! nehmen Sie sich in Acht . . .«

»Oh! Frau Gräfin, man braucht nichts mehr zu schonen.«

»Wenn Sie sich mit mir beschäftigen, so können Sie dem Herrn Herzog Audienz geben.«

»Herr Herzog, entschuldigen Sie mich,« sagte Meister Flageot; doch Sie sind zu artig, um nicht zu begreifen.«

»Ich begreife, Meister Flageot. ich begreife.«

»Nun gehöre ich ganz Ihnen.«

»Seien Sie unbesorgt, ich werde Ihre Güte nicht mißbrauchen: Sie werden wissen, was mich zu Ihnen führt?«

»Die Actenpäckchen, welche mir Herr Rafté kürzlich zugestellt hat.«

»Einige Actenstücke in Beziehung auf meinen Prozeß über . . . auf meinen Prozeß über . . . was Teufels. Sie müssen wissen, welchen Prozeß ich meine, Meister Flageot.«

»Ihren Prozeß über das Gut Chapenat.«

»Ich sage nicht nein . . . Und Sie werden ihn mir gewinnen? Das wäre sehr artig von Ihnen.«

»Herr Herzog, das ist eine auf die lange Bank geschobene Angelegenheit.«

»Gut! und warum?«

»Sie wird nicht vor einem Jahr zur Verhandlung kommen.« ,

»Der Grund, wenn's beliebt?«

»Die Umstände, Herr Herzog, die Umstände . . . Sie kennen den Spruch Seiner Majestät?«

»Ich glaube, ja . . . welchen? Seine Majestät erläßt viele Sprüche.«

»Denjenigen, welcher den unsern für nichtig erklärt.«

»Sehr gut. Hernach?«

»Nun wohl, Herr Herzog, wir werden darauf antworten. indem wir unsere Schiffe verbrennen.«

»Indem Sie Ihre Schiffe verbrennen, mein Lieber, verbrennen Sie die Schiffe des Parlaments? Das ist nicht ganz klar, und ich wußte nicht, daß das Parlament Schiffe hat.«

»Die erste Kammer weigert sich vielleicht einzuregistriren?« fragte Frau von Bearn, welche der Prozeß von Herrn von Richelieu durchaus nicht von dem ihrigen abbrachte.

»Noch besser.«

»Die zweite auch?«

»Das wäre nichts . . . Die zwei Kammern haben den Beschluß gefaßt, kein Urtheil zu fällen, ehe der König Herrn von Aiguillon zurückgenommen hat.«

»Bah !« rief der Marschall in die Hände schlagend.

»Kein Urtheil mehr fällen . . . wie?« fragte die Gräfin bewegt.

»Aber die Prozesse, Madame.«

»Man sollte kein Urtheil in meinen! Prozeß fällen!« rief Frau von Bearn mit einem Schrecken, den sie nicht einmal zu verbergen suchte.

»Eben so wenig im Ihrigen, Madame, als in dem des Herrn Herzogs.«

»Aber das ist ungerecht, das ist Rebellion gegen die Befehle Seiner Majestät.«

»Madame.« erwiderte der Anwalt majestätisch, »der König hat sich vergessen, wir vergessen auch.«

»Herr Flageot, Sie werden machen, daß man Sie in die Bastille setzt, das sage ich Ihnen.« .

»Ich gehe singend dahin, Madame, und wenn ich gehe, folgen mir alle meine Collegen Palmen tragend.«

»Er ist rasend!« sagte die Gräfin zu Richelieu.

»Wir sind alle so,« erwiderte der Anwalt.

»Oh! oh!« machte der Marschall, »das wird seltsam.«

»Aber mein Herr, Sie sagten mir so eben, Sie beschäftigen sich mit mir,« sprach Frau von Bearn.

»Ich habe es gesagt und es ist wahr. Sie, Madame, sind das erste Beispiel, das ich in meiner Erzählung aufführe; hier ist der Paragraph, der Sie betrifft.«

Und er entriß den Händen eines Schreibers das begonnene Factum, klemmte seine Nase mit seiner Brille zusammen und las mit Emphase:

»Ihr Stand zu Grunde gerichtet, ihr Vermögen gefährdet, ihre Pflichten mit Füßen getreten. Seine- Majestät begreift, wie sehr sie haben leiden müssen . . . So hatte der Exponent eine wichtige Angelegenheit in feinen Händen, von der das Vermögen eines der ersten Häuser des Königreichs abhängt; durch feine Bemühungen, durch seinen Fleiß, durch sein Talent, er wagt es zu behaupten, nahm diese Angelegenheit einen guten Gang und das Recht der hochgeborenen und hochmächtigen Dame Angelique Charlotte Véronique Gräfin von Bearn sollte anerkannt,

ausgesprochen werden, als sich der Sturm der Zwietracht erhob . . .«

»Dabei bin ich geblieben, Madame,« sagte der Anwalt, sich in die Brust werfend, »und ich glaube, daß diese rednerische Figur schlagend wirken wird.

»Herr Flageot,« sagte die Gräfin von Bearn, »es sind vierzig Jahre, daß ich zum ersten Mal Ihren Herrn Vater, einen würdigen Mann, in meinem Prozeß arbeiten ließ; ich übertrug Ihnen meine Kundschaft und Sie haben zehn bis zwölf tausend Livres mit meinen Angelegenheiten gewonnen; Sie hätten vielleicht noch einmal so viel damit gewonnen.«

»Schreiben Sie, schreiben Sie dies Alles,« sagte Flageot rasch zu seinem Schreiber, »das ist eine Zeugschaft, es ist ein Beweis: man wird es in die Bestätigung einfügen.«

»Nun aber,« unterbrach ihn die Gräfin, »nun entziehe ich Ihnen meinen Prozeß; von diesem Augenblick an haben Sie mein Vertrauen verloren.«

Durch diese Ungnade wie vom Donner gerührt, blieb Meister Flageot einen Augenblick ganz verblüfft: doch er erhob sich wieder unter dem Streich wie ein Märtyrer, der seinen Gott bekennt, und sprach:

»Es sei, Bernardet, geben Sie die Acten Madame zurück, und Sie werden den Thatumstand aufzeichnen,« fügte er bei, »daß der Exponent sein Gewissen seinem Vermögen vorgezogen hat.«

»Verzeihen Sie, Gräfin,« flüsterte der Marschall Frau von Bearn in's Ohr, »aber Sie haben nicht überlegt, wie mir scheint.«

»Was, Herr Herzog?«

»Sie entziehen Ihren Prozeß diesem braven Protestanten, aber warum denn?«

»Um ihn einem andern Advokaten zu übergeben,« rief die Gräfin.

Meister Flageot schlug die Augen mit einem düsteren Lächeln der Selbstverleugnung, stoischer Resignation zum Himmel auf.

»Aber,« fuhr der Herzog, immer der Gräfin ins Ohr sprechend, fort, »da es entschieden ist, daß die Kammern kein Urtheil fällen werden, meine liebe Dame, so wird ein anderer Anwalt nicht mehr für Sie vermögen, als Meister Flageot.«

»Das ist also eine Ligue?«

»Bei Gott! glauben Sie, Meister Flageot wäre so dumm, allein als Protestant aufzutreten, um allein seine Etüde zu verlieren, wenn seine Collegen es nicht wie er machen und ihn folglich unterstützen würden!«³⁹

»Aber Sie, Herr Herzog, was thun Sie?«

»Ich erkläre, daß Meister Flageot ein sehr ehrlicher Anwalt ist, und daß meine Acten eben so gut bei ihm als bei mir liegen . . . Dem zu Folge lasse ich ihm dieselben, während ich ihn bezahle, wohlverstanden, als ob er fortfahren würde.«

»Herr Marschall,« rief Meister Flageot, »mit Recht sagt man, Sie seien ein edler Geist, ein großmüthiger Mann! Ich werde Ihren Ruhm verbreiten, Herr Herzog.«

»Sie überhäufen mich mit Güte, mein lieber Herr Anwalt,« erwiderte Richelieu sich verbeugend.

»Bernardet,« rief der Anwalt voll Begeisterung seinem Schreiber zu, »als Schluß der Rede fügen Sie eine Lobeserhebung des Herrn Marschall von Richelieu bei.

»Nein, nein, Meister Flageot, ich bitte Sie,« entgegnete rasch der Marschall; »Teufel! was

wollen Sie da machen? Ich liebe die Geheimhaltung bei dem, was man gute Handlungen zu nennen pflegt . . . Beleidigen Sie mich nicht, Meister Flageot; Sehen Sie, ich würde leugnen, ich würde Sie Lügen strafen, meine Bescheidenheit ist sehr empfindlich. Nun, Gräfin, was sagen Sie?«

»Ich sage, daß in meinem Prozeß ein Urtheil gesprochen werden wird, daß ich ein Urtheil brauche.«

»Und ich sage, daß, wenn man in Ihrem Prozeß ein Urtheil fällt, Madame, der König zuvor die Schweizer, die Chevauxlegers und zwanzig Kanonen in den großen Saal geschickt haben wird,« erwiderte Meister Flageot mit einer kriegerischen Miene, welche die alte Prozeßkrämerin vollends verblüffte.

»Sie glauben also nicht, daß sich der König aus dieser Klemme herausziehen kann?« fragte Richelieu leise Meister Flageot.

»Unmöglich, Herr Marschall; das ist ein unerhörter Fall; keine Gerechtigkeit mehr in Frankreich ist gerade, als ob es kein Brod mehr gäbe.«

»Glauben Sie?«

»Sie werden es sehen.«

»Aber der König wird aufgebracht werden.«

»Wir sind zu Allem entschlossen.«

»Selbst zur Verbannung?«

»Selbst zum Tod, Herr Marschall; weil man eine Robe trägt, hat man darum doch nicht minder ein Herz.«

Und Meister Flageot schlug kräftig an seine Brust.

In der That,« sagte Richelieu zu seiner Gefährtin: »ich glaube, das ist ein schlimmer Standpunkt für das Ministerium.«

»Oh! ja,« erwiderte nach kurzem Stillschweigen die alte Gräfin, »und es ist sehr traurig für mich, die ich mich in nichts von Allem dem, was vorgeht, mische, laß ich in diesen Conflict verwickelt werde.«

»Meiner Ansicht nach. Madame,« sagte der Marschall, »existirt in der Welt irgend Jemand, der Ihnen bei dieser Angelegenheit helfen könnte, irgend Jemand sehr Mächtiges . . . doch wird diese Person wollen?«

»Wäre es zu viel Neugierde, Herr Herzog, wenn ich Sie nach dem Namen dieser Macht fragen würde?«

»Ihre Pathin,« sagte der Herzog.

»Oh! oh! Madame Dubarry?«

»Sie selbst.«

»Das ist im Ganzen wahr . . .; Sie geben mir einen Gedanken.«

Der Herzog biß sich auf die Lippen.

»Sie würden nach Luciennes gehen?« sagte er.

»Ohne zu schwanken.«

»Aber die Gräfin Dubarry wird die Opposition des Parlaments nicht brechen.«

»Ich werde ihr sagen, daß ich meinen Prozeß entschieden sehen will, und da sie mir nach dem Dienste, den ich ihr geleistet habt, nichts verweigern kann, so wird sie dem König sagen, daß ihr

die Sache gefalle. Seine Majestät wird mit dem Kanzler sprechen, und der Herr Kanzler hat einen langen Arm, Herr Herzog . . . Meister Flageot, machen Sie mir das Vergnügen, meine Sache wohl zu studiren; sie wird eher, als sie glauben, zur Einregistrirung kommen: das sage ich Ihnen.«

Meister Flageot schüttelte den Kopf mit einer Ungläubigkeit, welche die Gräfin nicht von ihrer Meinung abzubringen vermochte.

Mittlerweile hatte der Herzog überlegt.

»Nun wohl, da Sie nach Luciennes gehen, Madame, wollen Sie die Güte haben? dort meine unterthänige Achtung zu bezeugen?«

»Sehr gern, Herr Herzog.«

»Wir sind Unglücksgefährten; Ihr Prozeß leidet, der meinige leidet auch; was Sie für den Ihrigen thun, thun Sie auch für mich . . . Ueberdies können Sie dort bestätigen, welches Mißvergnügen mir diese viereckigen Parlamentsköpfe bereiten, und beifügen, ich habe Ihnen den Rath gegeben, sich an die Gottheit von Luciennes zu wenden.«

»Ich werde nicht ermangeln, dies zu thun, Herr Herzog . . . Leben Sie wohl, meine Herren.«

»Erweisen Sie mir die Ehre, meine Hand bis zu Ihrem Wagen anzunehmen. Noch einmal, Gott befohlen, Meister Flageot, ich überlasse Sie Ihren Geschäften.«

Der Marschall führte die Gräfin an ihren Wagen.

»Rafté hatte Recht,« sagte er, »die Flageots werden eine Revolution machen. Gott sei Dank! ich bin nun von beiden Seiten gestützt . . . Ich bin vom Hof und bin Parlamentär. Madame Dubarry wird sich in die Politik einlassen und ganz allein fallen; widersteht sie, so habe ich meine kleine Mine in Trianon. Dieser Teufel von einem Rafté ist offenbar von meiner Schule, und ich mache ihn am Tage, wo ich Minister werde, zu meinem Cabinetschef.«

C.

Worin sich die Dinge immer mehr verwirren.

Frau von Bearn benützte buchstäblich den Rath von Richelieu; zwei und eine halbe Stunde, nachdem sie der Herzog verlassen hatte, befand sie sich im Vorzimmer in Luciennes, in Gesellschaft von Zamore.

Man hatte sie schon seit einiger Zeit nicht mehr bei Madame Dubarry gesehen; ihre Gegenwart erregte auch eine große Neugierde in dem Boudoir der Gräfin, als man ihren Namen hier meldete.

Herr von Aiguillon verlor seine Zeit auch nicht, und er complottirte eben mit der Favoritin, als Chon Gehör für Frau von Bearn verlangte.

Der Herzog wollte sich entfernen, Madame Dubarry hielt ihn zurück.

»Nein,« sagte sie, »es ist mir lieber, wenn Sie da sind, falls meine Almosensammlerin ein Anlehen bei mir machen wollte; Sie werden mir sehr nützlich sein, denn sie wird weniger verlangen.«

Der Herzog blieb.

Frau von Bearn nahm mit einem dem Umständen entsprechenden Gesicht der Gräfin gegenüber den Lehnstuhl, den diese ihr anbot, und als die ersten Höflichkeiten ausgetauscht waren, fragte Madame Dubarry:

»Darf ich wissen, welcher erfreuliche Zufall Sie hierherführt, Madame?«

»Ah! Madame,« erwiderte die alte Prozeßkrämerin, »ein großes Unglück.«

»Was denn, Madame?«

»Eine Neuigkeit, welche Seine Majestät sehr betrüben wird.«

»Sprechen Sie geschwinde, Madame.«

»Die Parlamente . . .«

»Ah! ah!« brummelte der Herzog von Aiguillon.

»Der Herr Herzog von Aiguillon,« sagte hastig die Gräfin, ihren Gast der Alten vorstellend, aus Furcht, es könnte ein Mißgriff geschehen.

Doch die alte Gräfin war so fein wie alle Höflinge mit einander und sie machte nur Mißgriffe mit gutem Vorbedacht, und wenn ihr der Mißgriff nützlich schien.

»Ja,« sagte sie, »ich kenne die Schändlichkeiten dieser Schreiberseelen und weiß, wie wenig sie Achtung vor dem Verdienst und der Geburt haben.«

Dieses Compliment, das gerade auf den Herzog losgedrückt wurde, zog der alten Dame eine schöne Verbeugung von diesem zu; sie stand auf und erwiderte dieselbe.

»Aber,« fuhr sie fort, »es handelt sich nicht mehr um den Herrn Herzog, es handelt sich um die ganze Bevölkerung. Die Parlamente weigern sich, zu functioniren.«

»In der That!« rief Madame Dubarry sich auf den Sopha zurückwerfend, »es wird keine Gerechtigkeit mehr in Frankreich geben . . . Nun! hernach . . . welche Veränderung wird das hervorbringen?«

Der Herzog lächelte . . . Statt die Sache scherzhaft zu nehmen, verdüsterte Frau von Bearn ihr verdrießliches Gesicht noch mehr.

»Das ist ein großes Unglück, Madame,« sagte sie.

»Ah! wahrhaftig?« erwiderte die Favoritin.

»Man sieht wohl, Frau Gräfin, daß Sie so glücklich sind, keinen Prozeß zu haben.«

»Hm!« machte Herr von Aiguillon, um die Aufmerksamkeit von Madame Dubarry zu erregen, welche endlich die Absicht der Prozeßkrämerin begriff.

»Ach! Madame,« rief sie auf der Stelle, »es ist wahr, Sie erinnern mich daran, daß, wenn ich keinen Prozeß habe, Sie einen wichtigen Prozeß haben.«

»Oh! ja ! . . . Madame, und jeder Verzug richtet zu Grunde.«

»Arme Dame!«

»Frau Gräfin, der König müßte einen Beschluß fassen.«

»Ei! Madame, Seine Majestät ist sehr geneigt, sie wird die Herren Rätthe verbannen, und dann ist Alles abgemacht.«

»Madame, das ist dann nur eine Vertagung auf unbestimmte Zeit.«

»Wissen Sie ein anderes Mittel, Madame? wollen Sie es uns nennen?«

Die Prozeßkrämerin verbarg sich unter ihrem Kopffutz, wie der verscheidende Cäsar unter seiner Toga.

»Es gäbe wohl ein Mittel,« sagte Herr von Aiguillon, »doch Seine Majestät würde sich vielleicht scheuen, es anzuwenden.«

»Welches?« sprach die Alte voll Angst.

»Das gewöhnliche Mittel des Königthums, wenn es in Frankreich ein wenig zu sehr genirt ist: nämlich ein Lit de justice⁴⁰ zu halten und zu sagen: Ich will! während alle Opponenten denken: Ich will nicht.«

»Ein vortrefflicher Gedanke!« tief Frau von Bearn mit Begeisterung.

»Aber man dürfte es nicht bekannt werden lassen,« bemerkte Herr von Aiguillon feiner Weise und mit einer Geberde, welche Frau von Bearn begriff.

»Oh! Madame,« sprach nun die Alte, »Madame, Sie, die Sie so viel über Seine Majestät vermögen, bringen Sie es dahin, daß sie sagt: Ich will, daß man den Prozeß von Frau von Bearn entscheide. Ueberdies wissen Sie, daß dies eine versprochene und zwar längst versprochene Sache ist.«

Herr von Aiguillon kniff sich die Lippen, grüßte Madame Dubarry mit dem Blick und verließ das Boudoir. Er hatte im Hof den Wagen des Königs gehört.

»Hier kommt der König!« sprach Madame Dubarry indem sie aufstand, um die Alte zu entlassen.

»Oh! Madame, warum erlauben Sie mir nicht, daß ich mich Seiner Majestät zu Füßen werfe?«

»Um ein Lit de justice von ihm zu verlangen.« erwiderte rasch die Gräfin, »das will ich wohl. Bleiben Sie hier, Madame, da dies Ihr Wunsch ist.«

Kaum hatte Frau von Bearn ihren Kopffutz zurecht gerichtet, als der König eintrat.

»Ah?« sagte er. »Sie haben Besuch, Gräfin? . . .«

»Frau von Bearn, Sire.«

»Sire, Gerechtigkeit!« rief die alte Dame, während sie eine tiefe Verbeugung machte.

»Oho!« rief Ludwig XV. mit einem für Jeden, der ihn nicht kannte, unverständlichen Spott; »sollte Sie Jemand beleidigt haben, Madame?«

»Sire, ich verlange Gerechtigkeit.«

»Gegen wen?«

»Gegen das Parlament.«

»Ah, gut! . . .« sagte der König, seine Hände an einander schlagend; »Sie beklagen sich über meine Parlamente. Ei! machen Sie mir doch das Vergnügen, sie zur Vernunft zu bringen. Ich habe mich auch darüber zu beklagen und verlange ebenfalls Gerechtigkeit von Ihnen,« fügte er, den Bückling der Gräfin nachahmend, bei.

»Sire, Sie sind der König, Sie sind der Herr.«

»Der König, ja; der Herr nicht immer.«

»Sire, sprechen Sie Ihren Willen aus.«

»Dies thue ich jeden Abend, Madame; und sie sprechen auch jeden Morgen ihren Willen aus. Da aber diese beiden Willen schnurstracks einander entgegengesetzt sind, so ist es bei uns wie bei der Erde und dem Mond, die sich immer einander nachlaufen, ohne sich je zu treffen.«

»Sire, Ihre Stimme ist mächtig genug, um alles Geschrei dieser Menschen zu übertäuben.«

»Sie täuschen sich, ich bin nicht Advokat, ich, und sie sind es. Sage ich ja, so sagen sie nein, und so ist es unmöglich, sich zu verständigen . . . Ah! wenn ich ja gesagt habe, und Sie finden ein Mittel, sie zu verhindern, nein zu sagen, so schließe ich ein Bündniß mit Ihnen.«

»Sire, dieses Mittel habe ich.«

»Nennen Sie es mir sogleich.«

»Das werde ich thun, Sire. Halten Sie ein Lit de justice.«

»Das ist eine andere Verlegenheit,« sprach der König, »ein Lit de justice . . . bedenken Sie wohl, Madame, das ist gleichsam eine Revolution.«

»Es ist ein Mittel, diesen rebellischen Leuten ins Gesicht zu sagen, daß Sie der Herr sind. Sie wissen, Sire, daß der König, wenn er so seinen Willen kundgibt, allein das Recht hat, zu sprechen, Niemand antwortet. Sie sagen ihnen: Ich will, und sie werden das Haupt neigen.«

»Der Gedanke ist allerdings prachtvoll,« sagte die Gräfin Dubarry.

»Prachtvoll, ja,« erwiderte Ludwig XV.; »gut, nein.«

»Das ist doch schön,« fuhr Madame Dubarry mit Wärme fort, »der Cortége, die Edelleute, die Pairs, alle Haustruppen des Königs, dann eine ungeheure Menge Volks, und endlich das Lit de justice selbst, bestehend aus fünf mit goldenen Lilien bestreuten Kopfkissen . . . Das wäre eine schöne Ceremonie.«

»Sie glauben,« sagte der König, ein wenig in seiner Ueberzeugung erschüttert.

»Und das prächtige Gewand des Königs, der mit Hermelin gefütterte Mantel, die Diamanten der Krone, das goldene Scepter, diese ganze Herrlichkeit, wie sie einem erhabenen und schönen Gesichte gebührt. Oh! Sie wären strahlend, Sire.«

»Man hat seit langer Zeit kein Lit de justice mehr gesehen,« sprach Ludwig XV. mit einer geheuchelten Gleichgültigkeit.

»Seit Ihrer Kindheit, Sire,« sagte Frau von Bearn; »die Erinnerung an Ihre glänzende Schönheit ist in Aller Herzen geblieben.«

»Und dann,« fügte Madame Dubarry bei, »und dann wäre es eine schöne Gelegenheit für den

Herrn Kanzler, seine strenge, einschneidende Beredtsamkeit zu entwickeln, um diese Leute unter der Wahrheit, unter der Würde, unter dem Ansehen niederzuschmettern.«

»Ich muß die erste Uebelthat des Parlaments abwarten, dann werde ich sehen,« sagte Ludwig XV.

»Was können Sie denn Ungeheuerlicheres erwarten, als schon geschehen ist?«

»Was hat es denn gethan?«

»Sie wissen es nicht?«

»Es hat Herrn von Aiguillon ein wenig an den Ohren genommen, das ist kein Fall, der das Henken verdient, obgleich,« sagte der König, Madame Dubarry anschauend, »obgleich der liebe Herzog zu meinen Freunden gehört. Haben aber die Parlamente den Herzog etwas geschüttelt, so habe ich ihre Bosheit durch meinen Spruch von gestern oder vorgestern, ich weiß es nicht mehr, wieder gut gemacht. Wir stehen also gleich auf gleich.«

»Nun, Sire,« sagte rasch Madame Dubarry, »die Frau Gräfin kam hierher und theilte uns mit, die schwarzen Herren haben diesen Morgen schöne Streiche gemacht.«

»Wie so?« fragte der König die Stirne faltend.

»Sprechen Sie, Madame, der König erlaubt es,« sagte die Favoritin.

»Sire, die Herren Rätthe haben beschlossen, keinen Parlamentshof mehr zu halten, bis ihnen Seine Majestät ihr Recht habe angedeihen lassen.«

»Wie beliebt? Sie täuschen sich, Madame, das wäre eine Handlung des Aufruhrs, und mein Parlament wird es hoffentlich nicht wagen, sich zu empören.«

»Sire, ich versichere Sie.«

»Oh! Madame, das sind Gerüchte.«

»Will mich Eure Majestät hören?«

»Sprechen Sie, Gräfin.«

»Nun wohl! mein Anwalt hat mir diesen Morgen die Acten von meinem Prozeß zurückgegeben; er plaidirt nicht mehr, da man nicht mehr richtet.«

»Gerüchte, sage ich Ihnen; Versuch, Vogelscheuche.«

Und während der König so sprach, ging er ganz bewegt im Boudoir auf und ab.

»Sire, wird Eure Majestät Herrn von Richelieu mehr glauben als mir? Nun! man hat in meiner Gegenwart Herrn von Richelieu seine Prozeßakten wie mir zurückgegeben, und Herr von Richelieu hat sich ganz zornig entfernt.«

»Man kratzt an der Thüre,« sagte der König, um das Gespräch zu verändern.

»Es ist Zamore, Sire.«

Zamore trat ein.

»Ein Brief,« sagte er.

»Sie erlauben, Sire,« fragte die Gräfin.

»Ah! mein Gott!« rief sie plötzlich.

»Was denn?«

»Vom Herrn Kanzler, Sire, Herr von Meaupeou: da er wußte, daß Eure Majestät mich besuchen wollte, bittet er um meine Vermittlung, um einen Augenblick Audienz zu erhalten.«

»Was gibt es denn wieder?«

»Lassen Sie Herrn von Meaupeou eintreten.«

Die Gräfin von Bearn stand auf und wollte Abschied nehmen.

»Sie sind nicht zu viel, Madame,« sagte der König. »Guten Tag, Herr von Meaupeou, was gibt es Neues?«

»Sire,« sprach der Kanzler sich verbeugend, »das Parlament belästigte Sie: Sie haben kein Parlament mehr.«

»Wie so? Sind sie Alle todt? Haben sie Arsenik verschlungen?«

»Gefiele es dem Himmel! . . . Nein, Sire, sie leben, doch sie wollen nicht mehr Sitzung halten und geben ihre Entlassungen ein; ich habe sie so eben in Masse empfangen.«

»Die Räthe?«

»Nein, Sire, die Entlassungen.«

»Ich sagte Ihnen doch, Sire, es wäre ernst,« sprach die Gräfin mit halber Stimme.

»Sehr ernst,« erwiderte Ludwig XV. ungeduldig. »Nun! Herr Kanzler, was haben Sie gethan?«

»Sire, ich bin gekommen, um die Befehle Eurer Majestät einzuholen.«

»Verbannen wir diese Leute, Meaupeou.«

»Sire, sie werden in der Verbannung eben so wenig zu Gericht sitzen.«

»Schärfen wir ihnen ein, daß sie richten . . . Nah! die Einschärfungen sind verbraucht . . .«

»Ah! Sire, diesmal muß man Willen zeigen.«

»Ja, Sie haben Recht.«

»Muth,« sagte leise Frau von Bearn zu Frau von Dubarry.

»Und den Herrn zeigen, nachdem man zu oft den Vater gezeigt hat!« rief die Gräfin.

»Kanzler,« sprach der König langsam, »ich weiß nur noch ein Mittel: es ist ernst, aber wirksam. Ich will ein Lit de justice halten; diese Leute sollen einmal gehörig zittern.«

»Ah!« rief der Kanzler, »das heiße ich sprechen; sie mögen sich biegen oder brechen!«

»Madame,« fügte der König sich an die alte Gräfin wendend bei, »Sie sehen, wenn in Ihrem Prozeß kein Urtheil gefällt wird, so ist es nicht meine Schuld.«

»Sire, Sie sind der größte König der Welt.«

»Oh! ja . . .« sprachen im Echo die Gräfin, Chon und der Kanzler.

»Das sagt übrigens die Welt nicht,« murmelte der König.

CI.

Das Lit de justice.

Es fand statt, dieses Lit de justice mit allem Gepränge, das einerseits der königliche Stolz und andererseits die Intriguen heischten, die den Herrn zu diesem Staatsstreich antrieben.

Die königlichen Haustruppen wurden unter die Waffen gestellt, eine Menge von Bogenschützen, Soldaten von der Scharwache und Polizeienten waren bestimmt, den Herrn Kanzler zu beschützen, der wie ein General an einem entscheidenden Tag seine geheiligte Person für den Erfolg des Unternehmens aussetzen sollte.

Der Herr Kanzler war sehr verhaßt; er wußte es, und wenn ihn seine Eitelkeit einen Mord befürchten ließ, so konnten ihm die über die Stimmung des Publicums besser unterrichteten Leute eine schöne und gute Beschimpfung oder wenigstens ein Auszischen prophezeien.

Dieselbe Einnahme war auch Herrn von Aiguillon gesichert, der auf eine dumpfe Weise den durch die Debatten des Parlaments etwas vervollkommenen Volksinstinct zurückstieß. Der König heuchelte Heiterkeit; er war indessen nicht ruhig. Aber man sah ihn sich in seinem prachtvollen königlichen Gewand bewundern und unmittelbar die Betrachtung anstellen, nichts beschütze so sehr, als die Majestät.

Er hätte können beifügen: Und die Liebe der Völker; doch das war eine Phrase, die man ihm so oft in Metz während seiner Krankheit wiederholt hatte, daß er sie nicht, ohne des Plagiats beschuldigt zu werden, wiederholen zu können glaubte.

Die Dauphine, für die dieses Schauspiel neu war und die es im Grunde vielleicht zu sehen wünschte, nahm am Morgen ihre königliche Miene an, und diese behielt sie auch auf dem ganzen Weg zur Zeremonie, was die öffentliche Meinung sehr günstig für sie stimmte.

Madame Dubarry war muthig. Sie besaß das Vertrauen, das die Jugend und die Schönheit verleihen. Hatte man übrigens nicht Alles von ihr gesagt und was war noch beizufügen? Sie erschien strahlend, als ob ein Reflex des erhabenen Glanzes ihres Liebhabers auf sie überspränge.

Der Herr Herzog von Aiguillon marschirte kühn unter der Zahl der Pairs, die dem König vorangingen. Sein Gesicht voll Adel und Charakter offenbarte keine Spur von Kummer und Unzufriedenheit. Er trug den Kopf nicht als Triumphator. Wenn man ihn so erscheinen sah, hätte Niemand die Schlacht errathen, die sich der König und die Parlamente auf dem Boden seiner Persönlichkeit geliefert.

Man zeigte ihn sich im Volk mit dem Finger; man schleuderte ihm furchtbare Blicke aus den Reihen der Parlamentsmitglieder zu, und das war Alles.

Der Saal des Parlaments war zum Ueberströmen voll, Interessirte und Interessante bildeten eine Summe von mehr als dreitausend Personen.

Durch die Stäbe der Huissiers, durch die Stöcke und die Massen der Bogenschützen im Zaume gehalten, verrieth die Menge ihre Gegenwart nur durch das unübersetzbare Gesumme, das keine Stimme ist, das nichts articulirt, sich aber dennoch hörbar macht und richtig das Geräusch der Volkswogungen genannt werden könnte.

Dieselbe Stille in dem großen Saal, als das Geräusch der Tritte aufgehört, als Jeder seinen Platz genommen und der König majestätisch und düster seinem Kanzler das Wort zu ergreifen befohlen hatte.

Die Parlamentsmitglieder wußten zum Voraus, was ihnen das Lit de justice bringen sollte. Sie begriffen, warum man sie zusammenberufen hatte. Das geschah, um sie wenig gemäßigte Willensmeinungen hören zu lassen; aber sie kannten die Langmuth, um nicht zu sagen die Schüchternheit des Königs, und wenn sie bange hatten, so war es mehr vor den Folgen des Lit de justice, als vor der Sitzung selbst.

Der Kanzler nahm das Wort. Er war ein Schönredner. Der Eingang seiner Rede war geschickt, und die Liebhaber vom demonstrativen Styl fanden hier eine reichliche Weide.

Indessen artete die Rede in einen so scharfen Verweis aus, daß dem Adel das Lächeln auf die Lippen trat, und die Parlamentsmitglieder sich ziemlich unbehaglich zu fühlen angingen.

Der König befahl durch den Mund des Kanzlers, alle Angelegenheiten der Bretagne, an denen er genug habe, kurz abzurechnen. Er befahl dem Parlament, sich mit dem Herrn Herzog von Aiguillon auszusöhnen, dessen Dienst ihm wohlgefalle; den Dienst des Gerichts nicht mehr zu unterbrechen, mittelst dessen Alles gehen würde, wie im glücklichen goldenen Zeitalter, wo die Bäche hinliefen, indem sie Reden in fünf Punkten murmelten, wo die Bäume mit Säcken voll von Prozeßakten im Bereiche der Herren Advocaten oder Anwälte beladen waren, welche sie als ihnen gehörige Früchte zu pflücken das Recht hatten.

Diese Leckerbissen söhnten das Parlament eben so wenig mit Herrn von Meaupeou, als mit dem Herrn Herzog von Aiguillon aus. Aber die Rede war gehalten und keine Antwort möglich.

Im höchsten Maße aufgebracht, nahmen alle Parlamentsmitglieder mit jener bewunderungswürdigen Gemeinschaftlichkeit, welche den constituirten Körpern so viel Stärke verleiht, eine ruhige und gleichgültige Haltung an, die Seiner Majestät und der aristokratischen Welt der Tribunen mißfiel.

Die Frau Dauphine erleichte vor Zorn. Sie fand sich zum ersten Mal in Gegenwart des Volkswiderstands und berechnete kalt die Macht desselben.

Sie war in das Lit de justice mit der Absicht gekommen, dem Entschluß, den man hier fassen oder verkündigen würde, wenigstens dem Aeußeren nach, sehr entgegengesetzt zu sein, allmählig fühlte sie sich aber hungerissen, gemeinschaftliche Sache mit den Leuten ihrer Race und ihrer Kaste zu machen, so daß, wie der Kanzler immer tiefer in das parlamentäre Fleisch einbiß, dieser junge Stolz sich entrüstete, seine Zähne so wenig scharf zu sehen; es kam ihr vor, als würde sie Worte gefunden haben, welche diese Versammlung wie eine Herde Ochsen unter dem Treibstachel aufspringen gemacht hätten. Kurz, sie fand den Kanzler zu schwach und die Parlamentsmitglieder zu stark.

Ludwig XV. war Physiognom, wie es alle Selbstsüchtigen wären, wären sie nicht zugleich träge und selbstsüchtig. Er schaute umher, um die Wirkung seines Willens übertragen durch Worte, die ihm ziemlich beredt vorkamen, zu beobachten.

Die Blässe und die gekniffenen Lippen der Dauphine offenbarten ihm sogleich, was in dieser Seele vorging.

Als Gegengewicht beobachtete er das Gesicht von Madame Dubarry; statt des triumphirenden Lächelns, das er darauf zu finden erwartete, sah er nur eine heftige Begierde, die Blicke des Königs auf sich zu ziehen, als wollte sie beurtheilen, was er dächte.

Nichts schüchtert schwache Geister so sehr ein, als wenn sie durch den Geist und den Willen Anderer überflügelt werden. Sehen sie sich durch einen schon gefaßten Entschluß beobachtet, so schließen sie daraus, sie haben nicht genug gethan, sie werden lächerlich sein, oder seien es schon gewesen, man habe das Recht, mehr von ihnen zu verlangen, als sie gethan.

Dann gehen sie zu Extremen über, der Schüchterne wird brüllend, und eine plötzliche Kundgebung verräth die Wirkung dieser Reaction, hervorgebracht durch die Furcht auf eine minder starke Furcht.

Der König brauchte den Worten seines Kanzlers nicht ein Wort beizufügen, dies war nicht der Etiquette gemäß, es war nicht einmal nothwendig. Aber bei dieser Gelegenheit war er vom schwatzhaften Dämon besessen, er machte ein Zeichen mit der Hand und bedeutete dadurch, daß er sprechen wolle.

Plötzlich verwandelte sich die Aufmerksamkeit in ein tiefes Erstaunen. Man sah alle Köpfe der Parlamentäre sich mit der Präcision der Bewegung einer Reihe unterrichteter Soldaten gegen das Lit de justice umwenden.

Die Prinzen, die Pairs, die Militäre fühlten sich bewegt. Es war nicht anders möglich: nach so vielen guten Dingen, welche gesagt worden, mußte Seine allerchristlichste Majestät nothwendig eine gute Ueberflüßigkeit sprechen. Ihre Achtung verhinderte sie, auf eine andere Weise zu bezeichnen, was aus dem Mund des Königs kommen konnte.

Man sah Herrn von Richelieu, wie er, der sich augenscheinlich fern von seinem Neffen gehalten hatte, sich in diesem Augenblick den opponirendsten Parlamentsmitgliedern näherte, sich ihnen besonders durch den Blick und die geheimnißvolle Verwandtschaft des Einverständnisses näherte.

Aber sein Blick, der meuterisch zu werden anfang, begegnete dem klaren Blick von Madame Dubarry. Richelieu besaß mehr als irgend Jemand die kostbare Kunst der Uebergänge; er ging vom ironischen Ton zum bewundernden über und wählte die Gräfin zum Durchschnittspunkt zwischen den Diagonallinien der beiden Extreme.

Es war also ein Lächeln des Glückwunsches und der Artigkeit, was er im Vorübergehen an Madame Dubarry richtete; doch diese ließ sich nicht dadurch bethören, um so mehr, als der alte Marschall, der seine Correspondenz mit den Parlamentsmitgliedern und den Prinzen von der Opposition anzuspinnen begonnen hatte, diese fortzusetzen sich genöthigt sah, um nicht zu scheinen, was er in Wirklichkeit war.

Wie viel Perspectives in einem Tropfen Wasser bietet dieser Ocean für den Beobachter! wie viel Jahrhunderte in einer Secunde bietet diese unumfaßbare Ewigkeit! Alles, was wir hier sagen, ging in der Zeit vor, welche Seine Majestät König Ludwig XV. brauchte, um sich zum Sprechen und zum Oeffnen des Mundes vorzubereiten.

»Sie haben gehört,« sprach er mit fester Stimme, »Sie haben gehört, was Ihnen mein Kanzler von meinen Willensmeinungen zu wissen gethan hat. Seien Sie darauf bedacht, dieselben zu vollziehen, denn dies sind meine Gesinnungen und ich werde nie eine Aenderung eintreten lassen.«

Ludwig XV. ließ diese letzten Worte mit dem Geräusch und der Stärke des Donners fallen.

Die ganze Versammlung war auch buchstäblich vom Donner gerührt.

Ein Schauer durchlief alle Parlamentsmitglieder, ein Schauer, der sich unmittelbar der Menge mittheilte, wie der elektrische Funke rasch bis an das Ende des Drahtes läuft. Derselbe Schauer

berührte auch die Anhänger des Königs. Das Erstaunen und die Bewunderung waren auf allen Stirnen und in allen Herzen.

Elektrisiert, konnte sich Madame Dubarry nicht enthalten, aufzustehen, und sie würde in die Hände geklatscht haben, hätte sie nicht die natürliche Furcht abgehalten, beim Ausgang gesteinigt zu werden, oder am andern Tag hundert Lieder, das eine immer gehässiger als das andere, zu erhalten.

Ludwig XV. durfte sich von diesem Augenblick an seines Triumphes erfreuen.

Die Parlamentsmitglieder beugten ihre Stirne stets mit derselben Gemeinschaftlichkeit.

Der König erhob sich auf seinen mit Lilien gestickten Kissen.

Sogleich erhoben sich auch der Kapitän der Gardes, der Commandant der Haustruppen und alle Edelleute.

Die Trommeln rasselten, die Trompeten schmetterten außen. Das beinahe schweigsame Beben des Volkes bei der Ankunft verwandelte sich in ein Tosen, welches in der Ferne, von den Soldaten und Bogenschützen unterdrückt, erlosch.

Der König durchschritt stolz den Saal, ohne auf seinem Wege etwas Anderes zu sehen, als gebeugte Stirnen.

Herr von Aiguillon schritt fortwährend Seiner Majestät voran, ohne seinen Triumph zu mißbrauchen.

Als der Kanzler vor die Thüre des Saales kam und in der Ferne dieses Volk sah, erschrak er über alle diese Blitze, welche trotz der Entfernung bis zu ihm gelangten; er sagte zu den Bogenschützen:

»Schließt Euch mir an.«

Herr von Richelieu, vor dem sich der Herzog von Aiguillon ehrfurchtsvoll verbeugte, sagte zu seinem Neffen:

»Das sind sehr tiefe Stirnen, Herzog, sie werden sich eines Tags teuflermäßig hoch erheben müssen. Nehmen Sie sich in Acht.«

Madame Dubarry, welche in diesem Augenblick mit ihrem Schwager, mit der Marschallin von Mirepoir und mehreren Damen durch den Gang kam, hörte die Worte des alten Marschalls, und da sie im Ganzen weniger Groll, als Lust zu einer raschen Erwiederung hatte, so sprach sie:

»Oh! es ist nichts zu befürchten, Marschall, haben Sie die Worte Seiner Majestät nicht gehört? Der König sagte, wie mir scheint, er würde nie eine Aenderung eintreten lassen.«

»In der That furchtbare Worte, Madame,« entgegnete der alte Herzog mit einem Lächeln; »doch diese armen Parlamentsmitglieder haben zum Glück für Sie nicht gesehen, daß der König, als er sagte, er würde nie eine Aenderung eintreten lassen, Sie anschaute.«

Und er endigte dieses Madrigal mit einer jener unnachahmlichen Verbeugungen, welche man heut zu Tage nicht einmal mehr auf dem Theater zu machen weiß.

Madame Dubarry war Frau, und keines Wegs politisch, sie sah nur das Compliment, da wo Herr von Aiguillon vollkommen den scharfen Witz und die Drohung fühlte.

Sie antwortete auch mit einem Lächeln, während sich ihr Verbündeter auf die Lippen biß und erbleichte, als er den Groll des Marschalls fortdauern sah.

Die Wirkung des Lit de justice war unmittelbar günstig für die königliche Sache. Aber häufig betäubt ein großer Schlag nur, und es ist zu bemerken, daß nach den Betäubungen das Blut mit

mehr Stärke und Reinheit fließt.

Dies war wenigstens die Betrachtung, welche, als sie den König mit seinem prunkhaften Gefolge abgehen sah, eine kleine Gruppe einfach gekleideter und als Beobachter an der Ecke des Quai aux fleurs und der Rue de la Barillerie aufgepflanzter Leute anstellte.

Diese Leute waren ihrer drei. Der Zufall hatte sie an dieser Ecke zusammengeführt, und von hier aus schienen sie mit großer Theilnahme die Eindrücke der Menge verfolgt zu haben, und ohne sich zu kennen, hatten sie sich, sobald sie durch einige ausgetauschte Worte mit einander in Berührung gebracht waren, Rechenschaft von der Sitzung gegeben, ehe diese ihr Ende erreichte.

»Die Leidenschaften sind sehr gereift,« sprach einer von ihnen, ein Greis mit glänzenden Augen und sanftem, ehrlichem Gesicht . . . »Ein Lit de justice ist ein großes Werk.«

»Ja,« erwiderte voll Bitterkeit lächelnd ein junger Mann, »ja, wenn das Werk streng die Worte verwirklicht.«

»Mein Herr,« sagte der Greis sich umwendend, »mir scheint, ich kenne Sie. Ich habe Sie, glaube ich, schon gesehen?«

»In der Nacht vom 31. Mai. Sie täuschen sich nicht, Herr Rousseau.«

»Ah! Sie sind jener junge Wundarzt, mein Landsmann, Herr Marat.«

»Ja, mein Herr, Ihnen zu dienen.«

Die zwei Männer verbeugten sich gegenseitig.

Der Dritte hatte noch nicht das Wort genommen. Es war auch ein junger Mann von edlem Antlitz, der während dieser ganzen Ceremonie nur die Haltung der Menge beobachtete.

Der junge Wundarzt ging zuerst weg; er wagte sich kühn mitten unter das Volk, das ihn, weniger dankbar als Rousseau, schon vergessen hatte, in dessen Andenken er sich jedoch eines Tags zurückzurufen gedachte.

Der andere junge Mann wartete, bis er weggegangen war, und sagte dann, sich an Rousseau wendend:

»Sie gehen nicht, mein Herr?«

»Oh! ich bin zu alt, um mich in das Gedränge zu wagen.«

»Dann,« sagte der Unbekannte, die Stimme dämpfend, »dann diesen Abend in der Rue Platrière, Herr Rousseau; fehlen Sie nicht!«

Der Philosoph bebte, als ob sich ein Gespenst vor ihm erhoben hätte. Sein gewöhnlich bleiches Gesicht wurde leichenfarbig; er wollte diesem Mann, antworten, aber er war schon verschwunden.

CII.

Vom Einfluß der Worte des Unbekannten auf J. J. Rousseau.

Nachdem er diese seltsamen, von einem Mann, den er nicht kannte, ausgesprochenen Worte gehört hatte, durchschritt Rousseau zitternd und unglücklich die Gruppen und machte sich Raum, ohne daß er sich erinnerte, daß er alt war und die Menge fürchtete. Bald hatte er den Pont Notre-Dame erreicht; dann durchschritt er, immer träumend und sich selbst befragend, das Quartier der Grève, durch das er mehr unmittelbar zu dem seinigen gelangte.

»So ist denn,« sagte er zu sich selbst, »dieses Geheimniß, das jeder Eingeweihte mit Gefahr seines Lebens bewahrt, im Besitz des Ersten des Besten. Dies gewinnen die geheimnißvollen Verbindungen, wenn sie durch das Siebtuch des Volkes gehen. Ein Mensch kennt mich, er weiß, daß ich sein Verbündeter und vielleicht sein Mitschuldiger dort sein werde . . . Ein solcher Zustand der Dinge ist albern und unerträglich.«

Während Rousseau diese Worte sprach, ging er sehr schnell, er, der sich gewöhnlich so vorsichtig benahm, besonders seit seinem Unfall in der Rue Ménil-Montant.

»So,« fuhr der Philosoph fort. »so hätte ich gern aus dem Grunde die Pläne menschlicher Wiedergeburt kennen mögen, welche gewisse Geister beabsichtigen, die sich mit dem Titel Illuminaten schmücken; ich hätte die Thorheit begangen, zu glauben, es können gute Gedanken aus Deutschland, aus diesem Lande des Biers und der Nebel, kommen; ich werde meinen Namen mit dem einiger Thoren oder einiger Ränkeschmiede, denen er als Mantel, um ihre Dummheiten zu bedecken, dienen wird, compromittirt haben. Oh! nein, das soll nicht so sein: nein, ein Blitz hat mir den Abgrund gezeigt; ich werde mich nicht mit heiterem Herzen hineinwerfen.«

Und er stand einen Augenblick stille und unbeweglich mitten in der Straße und schöpfte, auf seinen Stock gestützt, Athem.

»Es war indessen,« fuhr der Philosoph fort, »eine schöne Chimäre: die Freiheit in der Sklaverei, die Zukunft ohne Erschütterung und ohne Geräusch erobert; das geheimnißvolle Garn aufgespannt, während des Schlafes der Tyrannen der Erde . . . ; das war zu schön und ich bin ein Thor gewesen, daß ich daran glaubte.«

»Ich will keine Befürchtungen, keinen Verdacht, keinen Argwohn, das ist eines freien Geistes und eines unabhängigen Körpers unwürdig.«

Er war bei diesen Worten und hatte seinen Lauf wieder fortgesetzt, als der Anblick von einigen Agenten von Herrn von Sartines, welche mit ihren aufgesperrten Augen umherschweiften, den freien Geist erschreckte und dem unabhängigen Körper einen solchen Impuls gab, daß er sich in der tiefsten Tiefe des Schattens der Pfeiler, unter denen er fortschritt, verlor.

Von hier aus bis nach der Rue Platrière war es nicht mehr weit; Rousseau durchmaß den Raum mit großer Schnelligkeit, eilte seine Stockwerke hinauf, athmend wie ein Hirsch, den man forcirt, und fiel auf einen Stuhl in seinem Zimmer, ohne daß er ein Wort auf alle Fragen von Therese antworten konnte.

Endlich gab er sich Rechenschaft von seiner Erschütterung: es war der Lauf, die Wärme, die

Nachricht vom Zorn des Königs im Lit de justice, ein Anstoß des Schreckens im Volk, ein Gegenschlag von dem, was vorgefallen war.

Therese erwiderte knurrend, dies sei kein Grund, um das Essen kalt werden zu lassen, und überdies dürfe ein Mann nicht ein nasses Huhn sein, das beim geringsten Lärmen scheu werde.

Rousseau hatte auf letzteres Argument, das er so oft mit anderen Ausdrücken laut ausgesprochen, nichts zu erwidern.

Therese fügte bei, diese Philosophen, diese Leute der Einbildungskraft seien wohl alle dieselben . . .; in ihren Schriften stoßen sie unablässig mit aller Gewalt ins Horn; sie verkündigen, daß sie vor nichts Furcht haben, Gott und die Menschen seien ihnen wenig; aber bei dem geringsten Bellen des kleinsten Hündchens rufen sie um Hülfe, bei dem unbedeutendsten Fieberanfall schreien sie: »Mein Gott! ich bin todt!«

Es war dies eines von den Lieblingsthemen von Therese, dasjenige, welches ihre Beredtsamkeit am meisten glänzen machte, das, worauf Rousseau, von Natur schüchtern, die schlechtesten Antworten fand. Rousseau ließ mich bei den Tönen dieser scharfen Musik seinen Gedanken, der gewiß so viel werth war, als der von Therese, verstummen trotz aller Schmähungen, welche diese Frau an ihn verschwendete.

»Das Glück besteht aus Wohlgerüchen und aus Gesumme,« sagte er; »das Geräusch und der Geruch sind aber conventionelle Dinge . . . Wer kann mit Bestimmtheit behaupten, daß die Zwiebel minder gut riecht als die Rose und daß der Pfau minder schön singt als die Nachtigall?«

Nach diesem Axiom, das eben so wohl als ein Paradoxon gelten konnte, begab man sich zu Tisch und speiste.

Rousseau setzte sich nach seinem Mittagsbrode nicht, wie gewöhnlich, an sein Clavier. Er ging zwanzigmal in seinem Zimmer auf und ab und schaute hundertmal durch das Fenster, um das Antlitz der Rue Platrière zu studiren.

Therese wurde sodann von einem jener Eifersuchtsanfalle erfaßt, wie sie aus Widerspruchsgeist die eigensinnigen Leute, nämlich diejenigen Leute haben, welche die am wenigsten eifersüchtigen auf der Erde sind.

Denn wenn es eine Affectation gibt, welche unangenehm ist, so ist es die eines Fehlers; für die guten Eigenschaften mag es noch hingehen.

Therese, welche die Mannheit, die Leibesbeschaffenheit, den Geist und die Gewohnheiten von Rousseau tief verachtete, Therese, die ihn alt, häßlich und leidend fand, befürchtete nicht, man könnte ihr ihren Mann entführen; sie dachte nicht, die Frauen dürften ihn mit anderen Augen anschauen, als sie selbst. Doch da es eine der leckersten Martern für eine Frau ist, die Marter durch die Eifersucht, so bereitete sie sich zuweilen dieses Vergnügen.

Als sie sah, daß sich Rousseau häufig dem Fenster näherte, träumte und nicht an einem Platz zu bleiben vermochte, sagte sie:

»Gut! ich begreife Ihre ganze Aufregung; Sie haben so eben Jemand verlassen.«

Rousseau schaute sie mit erschrockener Miene an, was ein Anzeichen mehr für sie war.

»Jemand, den Sie wiederzusehen suchen,« fuhr sie fort.

»Wie beliebt?« sagte Rousseau.

»Wir haben Rendez-vous, wie es scheint?«

»Oh!« rief Rousseau, der nun begriff, daß von Eifersucht die Rede war, »Rendez-vous, Sie sind toll, Therese!«

»Ich weiß wohl, daß dies eine Thorheit wäre,« erwiderte sie; »gehen Sie, gehen Sie mit Ihrer Pappendeckelgesichtsfarbe, mit Ihrem trockenen Husten, mit Ihrem Herzklopfen, machen Sie Eroberungen: das ist ein gutes Mittel, sich weiter zu bringen.«

»Therese, Sie wissen wohl, daß dem nicht so ist,« sprach Rousseau ärgerlich; »lassen Sie mich doch ruhig träumen.«

»Sie sind ein Leichtfertiger,« sagte Therese mit dem größten Ernste der Welt.

Rousseau erröthete, als ob man ihm eine Wahrheit oder ein Compliment gesagt hätte.

Therese glaubte sich nun berechtigt, ein furchtbares Gesicht zu zeigen, die Wirthschaft umzukehren, die Thüren klappern zu lassen und mit der Ruhe von Rousseau zu spielen, wie die Kinder mit den metallenen Ringen spielen, die sie in Schachteln schließen und dann mit gewaltigem Geräusch schütteln.

Rousseau flüchtete sich in sein Cabinet. Dieser Lärm hatte seine Ideen etwas geschwächt.

Er bedachte, daß es ohne Zweifel gefährlich wäre, der geheimnißvollen Zeremonie, von der der Fremde an der Ecke des Quai gesprochen, nicht beizuwohnen. »Gibt es Strafen gegen die Ausplauderer, so muß es auch gegen die Lauen oder gegen die Nachlässigen geben,« dachte er.

»Ich habe noch immer bemerkt, daß die großen Gefahren eben so wenig sind, als die großen Drohungen; die Fälle der Strafanwendung oder der Vollziehung sind bei solchen Umständen höchst selten; aber vor den kleinen Rachehandlungen, vor den duckmäuserischen Streichen, vor den Mystificationen und anderer kleiner Münze muß man sich hüten.

»Eines Tags werden sich die Brüder Maurer dadurch für meine Verachtung bezahlt machen, daß sie einen Strick auf meiner Treppe ausspannen; ich werde ein Bein und die acht bis zehn Zähne brechen, die mir bleiben; oder sie halten einen Bruchstein bereit, den sie mir auf den Kopf fallen lassen, wenn ich an einem Gerüste hingehe; besser noch, es wird in ihrer Maurerei einen Pamphletisten geben, der ganz in meiner Nähe lebt, auf meinem Ruheplatz vielleicht, und durch seine Fenster in mein Zimmer schaut. Das ist nicht unmöglich, da die Versammlungen in der Rue Platrière selbst stattfinden . . . Dieser Schelm wird nun Plattheiten über mich schreiben, die mich in ganz Paris lächerlich machen . . . Habe ich nicht überall Feinde?«

Einen Augenblick nachher änderte Rousseau seinen Gedanken.

»Nun,« sagte er zu sich selbst, »wo ist der Muth. wo ist die Ehre? Ich werde vor mir selbst Angst haben. Ich werde in meinem Spiegel das Gesicht eines Feiglings und eines Schelms sehen . . . Nein, dem soll nicht so sein . . . Sollte sich das Weltall zu meinem Unglück verbinden, sollte das Gewölbe dieser Straße über mir einstürzen, ich gehe . . . Schöne Betrachtungen übrigens, welche die Furcht erzeugt. Seit meiner Rückkehr drehe ich mich, wie ich bemerke, wegen des Zusammentreffens mit jenem Menschen, beständig in einem Kreise von Ungereimtheiten. Ich zweifle an Allen und an mir selbst! Das ist nicht logisch . . . Ich kenne mich, ich bin kein Enthusiast: wenn ich Wunder in der beabsichtigten Verbindung zu sehen glaubte, so war dies der Fall, weil es dabei Wunder gibt . . . Wer sagt mir, ich werde nicht der Regenerator des Menschengeschlechts sein, ich, den man aufgesucht, ich, den die geheimnißvollen Agenten einer unbegrenzten Gewalt auf den Glauben an meine Schriften um Rath gefragt haben! ich sollte zurückweichen, wenn es sich darum handelt, mein eigenes Werk zu vollenden und die Anwendung an die Stelle der Theorie zu setzen!«

Rousseau belebte sich.

»Was kann es Schöneres geben! Die Zeitalter schreiten voran . . . die Völker treten aus ihrer

Verdampfung hervor, der Schritt folgt dem Schritt in der Dunkelheit, die Hand folgt der Hand im Schatten; es erhebt sich die ungeheure Pyramide, auf welche als Kranz die zukünftigen Jahrhunderte die Büste von Rousseau, dem Bürger von Genf, setzen werden, der, um zu thun, wie er es gesagt, seine Freiheit, sein Leben eingesetzt hat, und seinem Wahlspruch: *Vitam impendere vero*, treu gewesen ist.

Hienach setzte sich Rousseau entzückt an sein Clavier und steigerte sich vollends seine Phantasie mit den hochtrabendsten, breitesten und kriegerischsten Melodien, die er den Saiten seines sonoren Instrumentes entreißen konnte. Es wurde Nacht. Müde, ihren Gefangenen gemartert zu haben, schlief Therese auf ihrem Stuhl; Rousseau, dessen Herz gewaltig schlug, nahm seinen neuen Rock, als wollte er auf Liebesabenteuer ausgehen; er studirte einen Augenblick im Spiegel das Spiel seiner schwarzen Augen, die er lebhaft und sprechend fand, was ihm äußerst erfreulich war.

Er stützte sich auf seinen Rohrstock und verließ das Zimmer, ohne Therese geweckt zu haben.

Als Rousseau aber unten an die Treppe kam und mit seiner Hand das Schloß der Thüre, die sich nach der Straße öffnete, hatte spielen lassen, fing er damit an, daß er hinausschaute, um sich über den Zustand der Oertlichkeit zu versichern.

Es fuhr kein Wagen vorbei; die Straße war wie gewöhnlich voll von Müßiggängern, die einander anschauten, wie dies noch der Brauch ist, während viele vor den Scheiben der Buden stehen blieben, um die hübschen Ladenmädchen zu beäugeln.

Ein Mensch mehr blieb also in diesem Strudel völlig unbemerkt. Rousseau stürzte sich hinein; er hatte keinen langen Weg zu machen.

Ein Sänger mit einer schrillen Geige stand vor der Thüre, die man Rousseau bezeichnet hatte. Diese Musik, für welche die Ohren jedes wahren Parisers empfänglich sind, erfüllte die Straße mit Echos, die die letzten Noten des Refrain wiederholten, der von der Violine oder von dem Sänger selbst vorgetragen wurde. Nichts konnte also ungünstiger für die Circulation sein, als die Verstopfung, welche an diesem Ort der Kreis der Zuschauer bildete. Alle Vorübergehende mußten sich nothwendig rechts oder links um die Gruppe wenden; diejenigen, welche sich links wandten, schlugen den Weg durch die Straße ein, die, welche sich rechts wandten, zogen sich längs dem bezeichneten Hause hin et vice versa.

Rousseau bemerkte, daß mehrere von diesen Vorübergehenden sich auf dem Wege verloren, als ob sie durch irgend eine Fallthüre versunken wären. Er dachte, diese Leute wären in derselben Absicht gekommen wie er, und beschloß, ihr Manoeuvre nachzuahmen: das war leicht!

Nachdem er hinter die Gruppe der Zuhörer, als wollte er ebenfalls hier stehen bleiben, gegangen war, lauerte er auf die erste Person, die er in den offenen Gang eintreten sah. Furchtsamer als diese, weil er ohne Zweifel mehr zu wagen hatte, wartete er, bis sich die Gelegenheit zehnmal gut zeigte.

Er wartete nicht lange. Ein Cabriolet, das vom Ende der Straße herbeifuhr, schnitt den Kreis entzwei und bewerkstelligte ein Zurückdrängen der zwei Hemisphären nach den Häusern. Rousseau befand sich auf der Schwelle des Ganges selbst; er brauchte nur weiter zu gehen . . . Unser Philosoph beobachtete, daß alle Neugierige, mit dem Cabriolet beschäftigt, dem Hause den Rücken zuwandten; er benützte seine Vereinzelung und verschwand in der Tiefe des schwarzen Ganges.

Nach einigen Secunden erblickte er ein Licht, unter welchem ein Mensch friedlich sitzend, wie

ein Kaufmann, nachdem er den Tag hindurch Waaren verkauft, eine Zeitung las, oder zu lesen sich anstellte.

Bei dem Geräusch der Tritte von Rousseau, schaute dieser Mensch empor und legte sichtbar seinen Finger auf seine ganz durch die Lampe beleuchtete Brust.

Rousseau erwiderte diese symbolische Geberde dadurch, daß er einen Finger auf seine Lippen legte.

Sogleich stand dieser Mensch auf, öffnete eine Thüre zu seiner Rechten, eine unsichtbare Thüre, so künstlich war sie in dem Täfelwerk angebracht, und zeigte Rousseau eine sehr steile Treppe, die sich unter die Erde versenkte.

Rousseau trat ein; die Thüre schloß sich geräuschlos, aber rasch.

Rousseau stieg mit Hülfe seines Stockes die Stufen hinab. Er fand es schlimm, daß ihm die Verbündeten als erste Probe die Gefahr, sich den Hals und die Beine zu brechen, auferlegten.

Doch die Treppe war, wenn auch steil, darum doch nicht lang. Rousseau zählte siebzehn Stufen. und sogleich wurde er von einer großen Wärme überströmt, die ihm in die Augen und ins Gesicht kam.

Diese feuchte Wärme war der Hauch einer gewissen Anzahl im Gewölbe versammelter Menschen.

Rousseau bemerkte die mit roth und weißer Leinwand tapezierten Wände, auf denen mehrere, ohne Zweifel mehr symbolische als wirkliche, Arbeitsinstrumente abgebildet waren. Eine einzige Lampe hing vom Gewölbe herab und warf einen finstern Schimmer auf die ziemlich ehrlichen Gestalten, welche auf hölzernen Bänken sitzend mit leiser Stimme unter sich plauderten.

Er sah weder Erde, noch einen getäfelten Boden, noch einen Teppich, sondern nur eine dichte Binsenmatte, welche den Ton der Tritte dumpfer machte.

Rousseau brachte bei seinem Eintritt durchaus keine Wirkung hervor.

Niemand schien seine Ankunft zu bemerken.

Fünf Minuten vorher wünschte sich Rousseau nichts Anderes, als einen solchen Eintritt, und als dieser stattgefunden halte, war er ärgerlich, daß es ihm so gut gelungen.

Er sah einen Platz leer auf einer der letzten Bänke; er setzte sich darauf so bescheiden, als er konnte, hinter alle Anderen.

Er zählte drei und dreißig Köpfe in der Versammlung. Ein Schreibtisch, der auf einer Estrade stand, erwartete einen Präsidenten.

CIII.

Die Loge der Rue Platrière.

Rousseau bemerkte, daß die Gespräche der Anwesenden sehr discret und zurückhaltend waren. Viele rührten ihre Lippen nicht. Kaum drei bis vier Paare tauschten einige Worte aus.

Diejenigen, welche nicht sprachen, suchten sogar ihr Gesicht zu verbergen, was nicht schwer zu bewerkstelligen war, in Folge der großen Masse von Schatten, welche die Estrade des Präsidenten warf, den man erwartete.

Die Zufluchtstätte von diesen, welche die Furchtsamen zu sein schienen, war hinter der Estrade.

Dagegen machten sich zwei oder drei Mitglieder der Körperschaft viel Bewegung, um ihre Collegen zu erkennen. Sie gingen hin und her, sprachen mit einander und verschwanden häufig nach und nach durch eine Thüre, welche mittelst eines schwarzen Vorhangs mit rothen Flammen maskirt war.

Bald erklang ein Glöckchen. Ein Mann verließ einfach die Ecke der Bank, wo er bis jetzt mit den andern Maurern vermischt gewesen war, und nahm Platz auf der Estrade ein.

Nachdem er einige Zeichen mit der Hand und mit den Fingern gemacht halte, welche Zeichen von allen Anwesenden wiederholt wurden, und denen er sodann ein noch deutlicheres beifügte, erklärte er die Sitzung als eröffnet.

Dieser Mann war Rousseau durchaus unbekannt: unter dem Aeußeren eines wohlhabenden Handwerksmanns verbarg er viel Geistesgegenwart, unterstützt von einem so leichten Vortrag, als man ihn hätte bei einem Redner finden mögen.

Seine Rede war kurz und bündig. Er erklärte, die Loge habe sich versammelt, um zur Aufnahme eines neuen Bruders zu schreiten.

»Ihr werdet nicht staunen,« sagte er, »daß wir uns in dem Local versammelt haben, wo die gewöhnlichen Proben nicht versucht werden können; die Proben sind den Häuptern als überflüssig erschienen. Der Bruder, um dessen Aufnahme es sich handelt, ist eine von den Fackeln der Philosophie der Zeitgenossen, es ist ein tiefer Geist, der uns durch die Ueberzeugung und nicht durch die Furcht treu sein wird.

»Auf denjenigen, welcher die Geheimnisse der Natur und alle die des menschlichen Herzens erforscht und ergründet hat, vermöchte man nicht auf dieselbe Weise Eindrücke hervorzubringen, wie auf den einfachen Sterblichen, von dem wir die Hülfe seiner Arme, seines Willens und seines Geldes verlangen. Um die Mitwirkung dieses ausgezeichneten Geistes, dieses redlichen und energischen Charakters zu erlangen, werden uns sein Versprechen oder sein Beitritt genügen.«

Der Redner endigte so seinen Antrag, und schaute dann umher, um die Wirkung desselben wahrzunehmen.

Bei Rousseau war die Wirkung eine magische: der Genfer kannte die vorbereitenden Geheimnisse der Maurerei; er hatte sie mit einem für erleuchtete Geister sehr natürlichen Widerwillen angesehen; diese, da sie so unnöthig waren, ganz albernem Concessionen, welche

die Häupter von den Aufzunehmenden forderten, daß man nämlich Angst heucheln soll, während man weiß, daß man nichts zu fürchten hat, erschienen ihm als das Uebermaß der Knabenhaftigkeit und müßigen Aberglaubens.

Mehr noch, der schüchterne Philosoph, ein Feind aller individuellen Schaustellung, hätte sich unglücklich gefühlt, seine Person als Schauspiel für Leute, die er nicht kannte, und die ihn, dies war gewiß, mit mehr oder minder gutem Glauben mystificirten, hingeben zu sollen.

Daß er sich von den Proben freigesprochen sah, gereichte ihm deshalb in mehr als einer Hinsicht zur Befriedigung. Er kannte die Strenge der Gleichheit vor den Gesetzen der Maurerei, und eine Ausnahme zu seinen Gunsten bildete somit einen Triumph.

Er war im Begriff, durch einige Worte auf die freundliche Rede des Präsidenten zu antworten, als sich eine Stimme aus der Versammlung erhob.

»Wenn Ihr,« sprach diese Stimme, welche eine scharfe, vibrirende war, »wenn Ihr Euch verpflichtet glaubt, als Fürsten einen Menschen, wie wir sind, zu behandeln, wenn Ihr ihn von der körperlichen Pein freisprecht, als ob das Streben nach Freiheit durch das Leiden des Körpers nicht eines unserer Symbole wäre, so werdet Ihr doch wenigstens, wie wir hoffen, nicht einen kostbaren Titel einem Unbekannten übertragen, ohne ihn nach dem Ritus befragt und sein Glaubensbekenntnis; erhalten zu haben.«

Rousseau drehte sich, um das Gesicht der angreifenden Person zu sehen, die so hart auf den Wagen des Triumphators einschlug.

Er erkannte zu seinem großen Erstaunen den jungen Wundarzt, den er am Morgen auf dem Ouai our Fleurs getroffen hatte.

Das Gefühl seines guten Glaubens, ein Gefühl der Verachtung gegen den kostbaren Titel vielleicht, hinderte ihn, zu antworten.

»Sie haben gehört?« sagte der Präsident, indem er sich an Rousseau wandte.

»Vollkommen,« antwortete der Philosoph, dem seine eigene Stimme einen leichten Schauer bereitete, als er sie unter diesem düsteren Kellergewölke ertönen hörte. »Ich wundere mich indessen viel mehr über diese Aufforderung, da ich sehe, von wem sie gemacht wird. Wie, ein Mensch, dessen Standesaufgabe es ist, das zu bekämpfen, was man das körperliche Leiden nennt, und so seinen Brüdern, welche ebensowohl die gewöhnlichen Menschen, als die Maurer sind, Hülfe zu leisten; wie, dieser Mensch kommt und predigt hier die Nützlichkeit physischer Leiden! . . . Er schlägt einen seltsamen Weg ein, um das Geschöpf zum Glück, den Kranken zur Heilung zu führen.«

»Es handelt sich hier nicht um Diesen oder Jenen,« entgegnete lebhaft der junge Mann. »Ich bin dem Aufzunehmenden unbekannt, wie er mir unbekannt ist. Ich bin logisch und behaupte, daß er Unrecht gehabt hat, das Ansehen der Person geltend zu machen. Ich kannte diesen nicht,« — und er deutete auf Rousseau den Philosophen, — »er wolle in mir den Praktiker nicht erkennen. So sollen wir vielleicht das ganze Leben neben einander gehen, ohne daß je ein Blick, eine Geberde unsere dennoch enge Gemeinschaft verräth. Ich wiederhole also, wenn man dem Aufzunehmenden die Proben ersparen zu müssen geglaubt hat, so ist doch Grund vorhanden, ihm wenigstens die Frage vorzulegen.«

Rousseau antwortete nicht. Der Präsident las auf seinem Gesicht den Ekel, den dieser Streit bei ihm erregte, und sein Bedauern, sich in dieses Unternehmen eingelassen zu haben.

»Bruder,« sprach er mit Würde zu dem jungen Mann, »wollen Sie schweigen, wenn der Chef

spricht, und sich nicht herausnehmen, leichthin seine Handlungen zu tadeln, welche unumschränkt sind.«

»Ich habe das Recht zu interpelliren,« erwiderte mit sanfterem Tone der junge Mann.

»Zu interpelliren, ja; zu tadeln, nein. Der Bruder, welcher in den Bund eintritt, ist so bekannt, daß wir nicht in unsere Maurerverhältnisse ein lächerliches und unnützes Geheimniß zu legen brauchen. Alle gegenwärtige Brüder wissen seinen Namen, und sein Name ist eine Gewährung. Da er jedoch, dessen bin ich sicher, selbst die Gleichheit liebt, so bitte ich ihn, sich über die Frage zu erklären, die ich einzig der Form wegen an ihn stelle.

»Was suchen Sie in der Verbindung?«

Rousseau machte zwei Schritte, ließ, als er von der Menge getrennt stand, ein träumerisches, schwermüthiges Auge auf der Versammlung umherlaufen und sprach:

»Ich suche darin, was ich nicht darin finde: Wahrheit, nicht Sophismen. Warum würdet Ihr mich mit Dolchen, die nicht eindringen, mit Giften, die nur klares Wasser sind, und mit Fallthüren umgeben, unter denen Matratzen ausgebreitet liegen? Ich kenne die Quelle der menschlichen Kräfte. Ich kenne die Stärke meiner physischen Feder: wenn Ihr sie brecht, so ist es nicht der Mühe werth, daß Ihr mich zum Bruder wählt; todt würde ich Euch nicht dienen: Ihr wollt mich also nicht tödten, verwunden noch weniger, und alle Praktiker der Welt würden es nicht dahin bringen, daß ich die Einweihung gut fände, während welcher man mir ein Glied gebrochen hätte.

»Ich habe mehr als Ihr Alle meine Lehre in den Schmerzen durchgemacht; ich habe den Körper sondirt und die Seele befühlt. Willigte ich ein, zu Euch zu kommen, als man mich darum bat, (er legte einen besonderen Nachdruck auf dieses Wort,) so glaubte ich nützlich sein zu können. Ich gebe also ich empfangen nicht.

»Ach! ehe Ihr etwas vermöget, um mich zu vertheidigen, ehe Ihr mir durch Eure eigenen Mittel die Freiheit gebt, wenn man mich einkerkert, Brod, wenn man mich aushungert, Trost, wenn man mich betrübt, ehe Ihr etwas seid, sage ich, wird dieser Bruder, den Ihr heute zulaßt, wenn es der Herr erlaubt,« fügte er, sich gegen Marat umwendend, bei, »wird dieser Bruder seinen Tribut der Natur bezahlt haben, denn der Fortschritt ist hinkend, denn das Licht ist langsam, und aus dem Ort, in den er dann gefallen ist, wird ihn keiner von Euch herausziehen.«

»Sie täuschen sich, erhabener Freund,« sprach eine weiche und zugleich eindringliche Stimme, welche Rousseau sanft anzog: »es ist mehr, als Sie denken, in dem Bündniß, dem Sie beitreten wollen; es ist darin die ganze Zukunft der Welt; die Zukunft, wie Sie wissen, ist die Hoffnung, ist die Wissenschaft; die Zukunft ist Gott, der sein Licht der Welt geben muß, da er es ihr zu geben versprochen hat, Gott aber vermochte nicht zu lügen.

Erstaunt, über diese erhabene Sprache, schaute Rousseau und erkannte den noch jungen Mann, der ihn am Morgen beim Lit de justice hierher beschieden hatte.

Mit einer gewissen Sorgfalt, und besonders mit großer Distinction schwarz gekleidet, hielt er sich an eine Seite der Estrade angelehnt, und durch einen milden Schimmer beleuchtet, glänzte sein Antlitz in seiner ganzen Schönheit, in seiner ganzen Anmuth, in seinem ganzen natürlichen Ausdruck.

»Ah!« sprach Rousseau, »die Wissenschaft, ein bodenloser Abgrund! Sie sprechen mir von Wissenschaft! Trost, Zukunft, Zusage; ein Anderer spricht mir von Materie, Strenge, Gewalt; welchem soll ich glauben? Es wird also in der Versammlung der Brüder sein, wie unter den

verzehrenden Wölfen der Welt, die sich unter uns bewegt. Wölfe und Lämmer! Höret also mein Glaubensbekenntnis), da Ihr es nicht in meinen Büchern gelesen habt.«

»Ihre Bücher!« rief Marat, »Ihre Bücher sind erhaben, einverstanden; Sie sind nützlich aus demselben Gesichtspunkt wie Pythagoras, wie Solon, wie Cicero, der Sophist. Sie geben das Gute an, aber ein künstliches, ungreifbares, unzugängliches Gute; Sie gleichen demjenigen, der gern eine ausgehungerte Menge mit Luftblasen füttern möchte, welche die Sonne mehr oder Minder in den Regenbogenfarben schimmern läßt.«

»Haben Sie die großen Erschütterungen der Natur sich ohne Vorbereitungen bewerkstelligen sehen?« fragte Rousseau, die Stirne faltend; »haben Sie den Menschen, dieses gewöhnliche und dennoch erhabene Ereigniß, entstehen sehen? Haben Sie ihn entstehen sehen, ohne daß er neun Monate Substanz und Leben an den Flanken seiner Mutter angehäuft hatte? Ah! Sie wollen, daß ich die Welt durch Handlungen regenerire. Das nenne ich nicht regeneriren, mein Herr, das nenne ich revolutioniren!«

»Also,« entgegnete heftig der junge Wundarzt, »also wollen Sie keine Unabhängigkeit! also wollen Sie keine Freiheit!«

»Im Gegentheil,« erwiderte Rousseau, »denn die Unabhängigkeit ist mein Idol, denn die Freiheit ist meine Göttin. Ich will nur eine sanfte, strahlende Freiheit, welche erwärmt und belebt. Ich will eine Gleichheit, welche die Menschen durch die Freundschaft und nicht durch die Furcht einander näher bringt. Ich will die Erziehung, die Unterweisung jedes Elements des gesellschaftlichen Körpers, wie der Mechaniker die Harmonie, wie der Ebenist⁴¹ die Vereinigung, das vollkommene Zusammenhalten, die absolute Vermischung jedes Theiles seiner Arbeit will. Ich wiederhole, ich will das, was ich geschrieben habe: den Fortschritt, den Einklang, die innige, gegenseitige Ergebenheit.«

Marat ließ über seine Lippen ein Lächeln der Verachtung schweben.

»Ja,« sagte er, »die Bäche von Milch und Honig, die elysäischen Felder von Virgil, Träume eines Dichters, aus denen die Philosophie gern eine Wirklichkeit machen möchte.«

Rousseau erwiderte nichts. Es kam ihm zu hart vor, daß er seine Mäßigung vertheidigen sollte, er, den man in ganz Europa einen heftigen Neuerer genannt hatte.

Er setzte sich in der Stille nieder, nachdem er zur Befriedigung seiner schüchternen und naiven Seele mit dem Blick den jungen Mann, der ihn so eben vertheidigt, befragt und dessen stillschweigende Billigung erhalten hatte.

Der Präsident stand auf.

»Sie haben gehört?« sagte er zu Allen.

»Ja,« antwortete die Versammlung, doch mit einer gewissen Zurückhaltung, welche nicht gerade Einhelligkeit bezeichnete.

»Leisten Sie den Schwur,« sprach der Präsident zu Rousseau.

»Es wäre mir unangenehm,« erwiderte der Philosoph mit einem gewissen Stolz, »es wäre mir unangenehm, wenn ich einigen Mitgliedern dieses Bundes mißfiele, und ich muß abermals meine Worte von vorhin wiederholen, sie sind der Ausdruck meiner Ueberzeugung. Wäre ich ein Redner, so würde ich sie auf eine ergreifende Weise entwickeln; aber meine Zunge ist rebellisch und wird stets zur Verrätherin an meinen Gedanken, wenn ich eine unmittelbare Uebersetzung von ihr fordere.

»Ich will sagen, daß ich mehr für die Welt und für Sie fern von dieser Versammlung thue, als

ich beständig ihre Gebräuche ühend thun würde; überlassen Sie mich also meinen Arbeiten, meiner Schwäche, meiner Vereinzelung. Ich habe es gesagt, ich neige mich zum Grabe, Kummer, Gebrechen, Dürftigkeit treiben mich täglich dahin; Sie können dieses große Werk der Natur nicht verzögern; verlassen Sie mich, ich bin nicht gemacht, um mit den Menschen zu gehen, ich hasse sie und fliehe sie; ich diene ihnen jedoch, weil ich selbst Mensch bin, und weil ich sie mir, indem ich ihnen diene, besser träume, als sie sind. Nun haben Sie meinen ganzen Gedanken; ich werde nicht ein Wort mehr sagen.«

»Sie weigern sich also, den Eid zu leisten?« fragte Marat mit einer gewissen Erschütterung.

»Ich weigere mich durchaus; ich will nicht zum Bund gehören: zu viele Beweise bestätigen mir, daß ich dabei unnütz wäre.«

»Bruder,« sprach der Unbekannte mit der versöhnenden Stimme, »erlauben Sie mir, daß ich Sie so nenne, denn wir sind wirklich Brüder, außerhalb jeder Combination des menschlichen Geistes. Bruder! geben Sie nicht einem Augenblick natürlichen Aergers nach; opfern Sie ein wenig von Ihrem gerechten Stolz; thun Sie für uns, was Ihnen widerstrebt. Ihre Rathschläge, Ihre Ideen, Ihre Gegenwart, das ist das Licht! Versenken Sie uns nicht in die doppelte Nacht Ihrer Abwesenheit und Ihrer Weigerung.«

»Sie täuschen sich,« sprach Rousseau, »ich nehme Ihnen nichts, da ich nie mehr geben werde, als ich aller Welt, dem ersten, dem besten Leser, der ersten Auslegung der Zeitung gegeben habe; wollen Sie den Namen und das Wesen von Rousseau . . .«

»Wir wollen es!« sagten höflich mehrere Stimmen.

»Dann nehmen Sie eine Sammlung meiner Werke, stellen Sie die Bände auf den Tisch Ihres Präsidenten, und wenn Sie zum Abstimmen schreiten, und es ist die Reihe an mir, meine Stimme abzugeben, so öffnen Sie mein Buch, und Sie werden meine Meinung, meine Sentenz finden.«

Rousseau machte einen Schritt, um wegzugehen.

»Einen Augenblick Geduld,« sagte der Wundarzt, »der Wille ist frei und der des erhabenen Philosophen wie jeder andere; doch es wäre durchaus nicht in der Ordnung, Zugang in unser Allerhelligstes einem Profanen gestattet zu haben, der, da er nicht einmal durch eine stillschweigende Bedingung gebunden wäre, ohne ein unehrlicher Mensch zu sein, unsere Geheimnisse enthüllen könnte.«

Rousseau gab ihm sein mitleidiges Lächeln zurück.

»Sie verlangen einen Eid der Verschwiegenheit von mir?« fragte er.

»Sie haben es gesagt.«

»Ich bin bereit.«

»Wollen Sie die Formel vorlesen, ehrwürdiger Bruder,« sprach Marat.

Der ehrwürdige Bruder las in der That folgende Formel:

»Ich schwöre in Gegenwart des großen, ewigen Gottes, des Erbauers des Weltalls, meiner Oberen und der achtenswerthen Versammlung, die mich umgibt, nie etwas von dem, was unter meinen Augen vorgeht, zu enthüllen, bekannt zu machen, oder zu schreiben, indem ich mich selbst dazu verurtheile, daß ich im Falle einer Unklugheit nach den Gesetzen des großen Stifters, aller meiner Oberen und dem Zorn meiner Väter bestraft werde.«

Rousseau streckte schon die Hand aus, als der Unbekannte, der die Debatte mit einem gewissen Ansehen, das ihm Niemand streitig machte, obgleich er unter der Menge verborgen war, angehört und verfolgt hatte, als der Unbekannte, sagen wir, sich dem Präsidenten näherte,

und ihm ein paar Worte ins Ohr sagte.

»Das ist wahr,« erwiderte der Ehrwürdige.

Und er fügte bei:

»Sie sind ein Mann, nicht ein Bruder, ein Mann von Ehre, der uns gegenüber nur die Stellung eines Nebenmenschen einnimmt. Wir entsagen also hier unserer Eigenschaft, um einfach Ihr Ehrenwort von Ihnen zu verlangen, daß Sie Alles vergessen, was zwischen uns vorgefallen ist.«

»Wie einen Traum am Morgen, ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre,« erwiderte Rousseau nicht ohne eine gewisse Erschütterung.

Nach diesen Worten ging er hinaus und viele Mitglieder folgten ihm.

CIV.

Rechenschaftsbericht.

Nach dem Abgang der Mitglieder zweiten und dritten Rangs blieben sieben Verbündete in der Loge. Es waren die sieben Chefs.

Sie erkannten sich unter einander mittelst der Zeichen, welche ihre Einweihung in einen höhern Grad bewiesen.

Ihre erste Sorge war es, die Thüren zu schließen; als man die Thüren geschlossen hatte, offenbarte sich ihr Präsident durch Vorzeigung eines Ringes, worauf die geheimnißvollen Buchstaben L. P. D. eingegraben waren.

Dieser Präsident war mit der obersten Correspondenz des Ordens beauftragt. Er stand in Verbindung mit den anderen Häuptern, welche die Schweiz, Rußland, Amerika, Schweden, Spanien und Italien bewohnten.

Er brachte einige von den wichtigsten Schreiben, die er von feinen Collegen erhalten hatte, um sie dem Kreise der höheren Eingeweihten mitzutheilen, welche über den Anderen und unter ihm standen.

Wir haben diesen Chef erkannt, es war Balsamo.

Der wichtigste von diesen Briefen, enthielt eine bedrohliche Mittheilung: er kam von Schweden und Swedenborg halte ihn geschrieben.

»Wachet im Süden, Brüder,« sagte er; »unter seinem brennenden Einfluß ist ein Verräther wiedererwärmt worden. Dieser Verräther wird Euch zu Grunde richten.

Wachet in Paris, Brüder, der Verräther wohnt daselbst; die Geheimnisse des Ordens sind in seinen Händen, ein Gefühl des Hasses treibt ihn an.

Ich höre die Anzeige mit dumpfem Flug, mit murmelnder Stimme. Ich sehe eine schreckliche Rache, aber vielleicht wird sie zu spät kommen. Mittlerweile wachet, Brüder, wachet! Zuweilen genügt eine verrätherische, wenn auch schlecht unterrichtete Zunge, unsere so geschickt angesponnenen Pläne von Grund aus zu zerstören.«

Die Brüder schauten sich mit stummem Erstaunen an. Die Sprache des wilden Illuminaten, seine Gabe der Weissagung, der viele auffallende Beispiele ein imposantes Ansehen verliehen, trugen nicht wenig dazu bei, den Ausschuß, bei welchem Balsamo den Vorsitz führte, zu verdüstern.

Er selbst, der Vertrauen zu der Hellsichtigkeit von Swedenborg hatte, vermochte dem ernsten und schmerzlichen Eindruck, der ihn ergriff, nachdem er das Schreiben gelesen, nicht zu widerstehen.

»Brüder,« sprach er, »der inspirirte Prophet täuscht sich selten. Wachet also, wie er es Euch empfiehlt. Ihr wißt es wie ich, der Kampf entspinnt sich. Seien wir nicht besiegt durch die lächerlichen Feinde, deren Macht wir in voller Sicherheit untergraben. Vergeßt es nicht, sie haben zu ihrer Verfügung die Ergebenheit feiler, lohnsüchtiger Leute. Das ist eine mächtige Waffe unter den Seelen, die nicht weiter sehen, als bis zu den Grenzen des irdischen Lebens. Brüder, mißtrauen wir den besoldeten Verräthern.«

»Diese Befürchtungen kommen mir knabenhaft vor.« sprach eine Stimme; »Jeden Tag nehmen wir zu an Stärke, und wir werden geleitet von glänzenden Geistern und kräftigen Händen.«

Balsamo verbeugte sich, um dem Schmeichler für sein Lob zu danken.

»Ja; aber wie es unser erhabener Präsident gesagt hat, der Verrath schleicht sich überall ein,« entgegnete ein Bruder, der kein anderer war, als der Wundarzt Marat, trotz seiner Jugend zu einem höheren Grade vorgerückt, welcher in dieser Eigenschaft zum ersten Mal an der Sitzung des berathenden Ausschusses Theil nahm. »Bedenkt, Brüder, daß man den Köder verdoppelnd den Fang um so bedeutender macht. Kann Herr von Sartines mit einem Sack Thaler die Enthüllung von einem unserer dunklen Brüder erkaufen, so kann der Minister mit einer Million oder der Hoffnung auf eine Würde einen von unseren Oberen erkaufen. Bei uns aber weiß der dunkle Bruder nichts. Er kennt höchstens einige Namen unter seinen Collegen, und diese Namen stellen keine Sache dar. Es ist eine bewunderungswürdige Ordnung, die Ordnung unserer Constitution, aber sie ist ungeheuer aristokratisch: die Unteren wissen nichts, vermögen nichts, man versammelt sie, um ihnen Nichtswürdigkeiten zu sagen oder sie sagen zu lassen; und dennoch tragen sie mit ihrer Zeit, mit ihrem Geld zur Festigkeit und Haltbarkeit unseres Baues bei. Bedenkt wohl, der Handlanger bringt nur den Stein und den Mörtel, aber werdet Ihr ohne Stein und ohne Mörtel das Haus machen? Dieser Handlanger erhält nur einen geringfügigen Lohn, und dennoch betrachte ich ihn als dem Baumeister gleich, dessen Plan das ganze Werk schasst und belebt; und ich betrachte ihn als seines Gleichen, weil er ein Mensch ist, und weil jeder Mensch so viel werth ist, als ein anderer Mensch in den Augen des Philosophen, in Betracht, daß er seinen Antheil an Armuth und Elend trägt wie ein Anderer, und er sogar mehr als ein Anderer dem Fallen eines Steines oder dem Einstürzen eines Gerüstes ausgesetzt ist.«

»Ich unterbreche Sie, Bruder,« sprach Balsamo. »Sie verlassen die Frage, die uns allein beschäftigen muß. Ihr Fehler, Bruder, besteht dann, daß Sie den Eifer übertreiben und die Verhandlungen generalisiren. Es handelt sich heute nicht darum, zu wissen, ob unsere Constitution gut oder schlecht ist, sondern es handelt sich darum, die Festigkeit, die Reinheit dieser Constitution zu erhalten. Wollte ich mit Ihnen streiten, so würde ich Ihnen antworten, nein, das Organ, das die Bewegung empfängt, steht nicht gleich mit dem Genie des Schöpfers; nein, der Arbeiter steht nicht gleich mit dem Baumeister; nein, das Gehirn steht nicht gleich mit dem Arm.«

»Wenn Herr von Sartines einen von unsern Brüdern von den letzten Graden packt,« rief Marat voll Wärme, »wird er ihn minder in der Bastille verfaulen lassen, als Sie und mich?«

»Einverstanden, aber es wird Schade für den einzelnen Menschen und nicht für den Orden sein, der bei uns vor allem Anderem kommen muß; so lange das Haupt eingekerkert ist, macht die Verschwörung einen Stillstand; so lange der General fehlt, verliert die Armee die Schlacht.

»Brüder, wacht also über dem Heile der Führer.«

»Ja, aber sie sollen ihrerseits über dem unsrigen wachen.«

»Das ist ihre Pflicht.«

»Und ihre Fehler sollen doppelt bestraft werden.«

»Noch einmal, mein Bruder, Sie entfernen sich von den Constitutionen des Ordens. Verkennen Sie nicht, daß der Schwur, der die Mitglieder unseres Vereins bindet, einer und derselbe ist und auf Alle dieselben Strafen anwendet.«

»Die Großen werden sich denselben immer entziehen.«

»Das ist nicht die Meinung der Großen, Brüder; höret das Ende des Briefes unseres Propheten Swedenborg, eines der Großen unter uns; er fügt bei:

Das Uebel wird von einem der Großen kommen, von einem der sehr Großen des Ordens, oder wenn es nicht gerade von ihm kommt, so wird darum der Fehler nicht minder ihm zur Last zu legen sein; erinnert Euch, daß das Feuer und das Wasser Schuldgenossen sein können; das eine gibt das Licht, das andere die Offenbarung.

Wacht, Brüder, über Allem und über Allen, wacht!«

»Nun,« sprach Marat, der von der Rede von Balsamo und aus dem Briefe von Swedenborg diejenige Seite nahm, aus welcher er Nutzen ziehen wollte, »nun, so laßt uns den Schwur wiederholen, der uns bindet, wir wollen uns verpflichten, ihn in seiner ganzen Strenge zu halten, wer auch derjenige sein mag, welcher verrathen, oder den Verrath veranlaßt haben wird.«

Balsamo sammelte sich einen Augenblick, stand von seinem Sitze auf, und sprach die geheiligten Worte, welche unsere Leser schon einmal gesehen haben, mit langsamer, feierlicher, furchtbarer Stimme:

»Im Namen des gekreuzigten Sohnes schwöre ich, die fleischlichen Bande zu brechen, welche mich an Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Gattin, Verwandte, Freunde, Geliebte, Könige, Häupter, Wohlthäter oder an irgend ein Wesen binden, dem ich Treue, Gehorsam, Dankbarkeit oder Dienstbarkeit gelobt habe.

Ich schwöre dem Haupte, das ich nach den Statuten des Ordens anerkenne, zu enthüllen, was ich gesehen, gethan, aufgefaßt, gelesen oder gehört, erfahren oder errathen habe, und sogar das, was sich meinen Augen nicht bieten würde, zu erforschen und zu erspähen.

Ich werde das Gift, das Eisen und das Feuer ehren als Mittel, um die Erde durch den Tod oder die Verblendung der Feinde der Wahrheit und der Freiheit zu reinigen.

Ich unterzeichne das Gesetz des Stillschweigens; ich willige ein, wie vom Blitz getroffen zu sterben an dem Tag, wo ich eine Strafe verdient habe, und ich erwarte, ohne mich zu beklagen, den Messerstoß, der mich, an welchem Orte der Erde ich auch sein mag, treffen wird.«

Hienach wiederholten die sieben Männer, aus denen die düstere Versammlung bestand, Wort für Wort diesen Schwur, stehend und mit entblößtem Haupt.

Als aber die sacramentalen Worten erschöpft waren, sprach Balsamo:

»Wir sind nun geschützt und wollen nicht mehr Zwischenfälle in unsere Verhandlungen mischen. Ich habe dem Ausschusse Rechenschaft über die Hauptereignisse des Jahres abzulegen.

Meine Führung der Angelegenheiten Frankreichs wird erleuchteten und eifrigen Geistern, wie Ihr seid, einiges Interesse bieten.

Ich fange an.

Frankreich liegt im Mittelpunkt von Europa, wie das Herz im Mittelpunkte des Körpers liegt. In seinen Bewegungen muß man die Ursache der ganzen Ungemächlichkeit des allgemeinen Organismus sehen. Ich bin also nach Frankreich gekommen und habe mich Paris genähert, wie sich der Arzt dem Herzen nähert: ich habe auscultirt, ich habe befühlt, ich habe Versuche gemacht. Als ich vor einem Jahr zu ihr trat, mattete sich die Monarchie ab; heute tödten sie die Laster. Ich mußte die Wirkung dieser tödtlichen Ausschweifungen beschleunigen und begünstigte sie deshalb.

Ein Hinderniß fand sich auf meinem Wege, dieses Hinderniß war ein Mensch, dieser Mensch

war nicht der Erste, wohl aber der Mächtigste des Staats nach dem König.

Er war mit einigen von den Eigenschaften begabt, welche den anderen Menschen gefallen. Er war zu stolz, doch er wandte seinen Stolz auf seine Werke an; er wußte die Knechtschaft des Volkes zu mildern, indem er es glauben, zuweilen sogar sehen ließ, daß es einen Theil des Staats bildet; und indem er es zuweilen über sein eigenes Elend um Rath fragte, pflanzte er eine Standarte auf, um welche sich die Massen stets versammeln, den Nationalgeist.

Er haßte die Engländer die als natürlichen Feinde von Frankreich; er haßte die Favoritin als natürliche Feindin der Arbeiterclassen. Diesen Menschen, wäre er ein Usurpator, wäre er einer der Unseren gewesen, wäre er auf unsern Wegen gegangen, hätte er in unsern Zwecken gehandelt, würde ich geschont, würde ich in der Gewalt erhalten, würde ich mit allen Mitteln, die ich für meine Schützlinge schaffen kann, unterstützt haben, denn statt das wurmstichige Königreich noch einmal zu übertünchen, hätte er es am bestimmten Tag mit uns gestürzt. Doch er gehörte zur aristokratischen Classe, doch er war mit der Ehrfurcht vor dem ersten Rang, den er nicht an sich zu reißen, vor der Monarchie, die er nicht anzugreifen wagte, geboren; er schonte das Königthum, während er den König verachtete; er that mehr, er diente als Schild für dieses Königthum, nach welchem sich unsere Streiche richteten. Voll Achtung vor diesem lebendigem, den Eingriffen der königlichen Prærogative entgegengestellten Damm, erhielten sich das Parlament und das Volk in einem gemäßigten Widerstand, sicher, wie sie waren, einer mächtigen Hülfe, wenn der Augenblick gekommen wäre.

Ich begriff die Lage der Dinge und unternahm den Sturz von Herrn von Choiseul.

Dieses mächtige Werk, an welchem seit zehn Jahren so viel Haß und so viele Interessen arbeiteten, habe ich in wenigen Monaten, durch Mittel, welche Euch zu nennen unnütz wäre, begonnen und beendet. Durch ein Geheimnis, das eine meiner Kräfte ist, eine um so bedeutendere Kraft, als sie ewig vor den Augen Aller verborgen bleiben und sich nie anders als durch die Wirkung zeigen wird, habe ich Herrn von Choiseul gestürzt, vertrieben, und in sein Gefolge einen langen Zug von Ausbrüchen des Bedauerns, von Enttäuschungen, von Leidwesen, von Weheklagen und Aeußerungen des Zornes angehängt.

Nun trägt die Arbeit ihre Früchte; ganz Frankreich verlangt Choiseul und erhebt sich, um ihn wiederzubekommen, wie die Waisen ihre Arme zum Himmel empor, strecken, wenn ihnen Gott ihren Vater genommen hat.

Die Parlamente bedienen sich des einzigen Rechtes, das sie haben, der Trägheit; sie hören auf zu functioniren. Bei einem wohl organisirten Körper, wie es ein Stand ersten Ranges sein muß, wirkt die Lähmung eines wesentlichen Organs tödtlich; das Parlament ist aber beim gesellschaftlichen Körper das, was der Magen beim menschlichen Körper ist; arbeiten die Parlamente nicht mehr, so wird das Volk, das Eingeweide des Staates, auch nicht mehr arbeiten, und folglich nicht mehr bezahlen, und das Gold, nämlich das Blut, wird ihnen fehlen.

Man wird ohne Zweifel kämpfen wollen; doch wer wird gegen das Volk kämpfen? Nicht die Armee, diese Tochter des Volks, die das Brod des Feldbauers ißt, den Wein des Winzers trinkt. Es werden die Haustruppen, die privilegierten Corps, die Garden, die Schweizer, die Musketiere, kaum fünf bis sechstausend Mann bleiben! Was wird diese Handvoll Pygmäen machen, wenn das Volk sich wie ein Riese erhebt?«

»Es erhebe sich, es erhebe sich!« riefen mehrere Stimmen.

»Ja, ja, ans Werk!« rief Marat.

»Junger Mann, ich habe Sie noch nicht um Rath gefragt,« sprach Balsamo mit kaltem Tone.

»Diesen Aufruhr der Massen,« fuhr er fort, »diese Empörung durch ihre Anzahl gegen den vereinzelt Mächtigen stark gewordener Schwacher würden minder solide, minder reife, minder erfahrene Geister auf der Stelle hervorrufen und selbst mit einer Leichtigkeit erlangen, die mich erschreckt. Ich habe überlegt, ich habe studirt. Ich bin in das Volk selbst hinabgestiegen und habe es unter seinen Kleidern mit seiner Beharrlichkeit, mit seiner Plumpheit, die ich entlehnte, so von Nahem gesehen, daß ich mich zum Volk machte. Ich kenne es also heute. Ich werde mich also in Beziehung auf dasselbe nicht mehr täuschen. Es ist stark, aber es ist unwissend; es ist reizbar, doch es ist ohne Groll; mit einem Wort, es ist noch nicht reif für den Aufruhr, so wie ich ihn verstehe, und so wie ich ihn haben will. Es fehlt ihm der Unterricht, der die Ereignisse unter dem doppelten Lichte des Beispiels und der Nützlichkeit erschauen lassen würde: es fehlt ihm das Gedächtnis, seiner eigenen Erfahrung.

Es gleicht jenen kühnen jungen Leuten, die ich in Deutschland bei den öffentlichen Festen voll Eifer zum Gipfel eines Mastbaums, den der Amtmann mit einem Schinken und einem silbernen Becher schmücken ließ, habe hinaufsteigen sehen; sie arbeiteten sich ganz heiß vor Verlangen empor und legten den Weg mit überraschender Geschwindigkeit zurück; wenn sie aber das Ziel erreicht hatten, wenn es sich darum handelte, den Arm auszustrecken, um den Preis zu nehmen, da verließ sie die Kraft, und sie sanken wieder hinab unter dem Gezische der Menge.

Das erste Mal geschah ihnen dies, wie ich gesagt habe; das zweite Mal schonten sie ihre Kräfte und ihren Athem; aber indem sie sich mehr Zeit nahmen, scheiterten sie durch die Langsamkeit, wie ihnen dies durch die Hast widerfahren war: das dritte Mal endlich hielten sie die Mitte zwischen der Hast und der Langsamkeit und diesmal gelang es ihnen. Dies ist der Plan, den ich beabsichtige. Versuche, stets Versuche, welche unablässig dem Ziele näher bringen, bis zu dem Tage, wo die Unfehlbarkeit des Gelingens dasselbe zu erreichen uns gestatten wird.«

Balsamo hörte auf zu sprechen und schaute, während er aufhörte, die Versammlung an, in der alle Leidenschaften der Jugend und der Unerfahrenheit kochten.

»Sprechen Sie, Bruder,« sagte er zu Marat, der sich mehr als Alle ungestüm geberdete.

»Ich werde kurz sein,« sprach Marat; »die Versuche schläfern die Völker ein, wenn sie dieselben nicht gar entmuthigen. Die Versuche, das ist die Theorie von Herrn Rousseau dem Genfer, einem großen Dichter, aber langsamen und schüchternen Geist, einem unnützen Würger, den Plato aus seiner Republik weggejagt hätte! Warten! immer warten! Seit der Emancipation der Gemeinden, seit der Empörung der Maillotins⁴² wartet Ihr nun siebenhundert Jahre! Zählt die Generationen, welche in Erwartung gestorben sind, und wagt es noch, als Wahlspruch der Zukunft das unselige Wort: Warten! zu nehmen!

Herr Rousseau spricht uns von Opposition, wie man sie im großen Jahrhundert machte, wie sie bei den Marquisen und zu den Füßen des Königs Molière mit seinen Komödien, Boileau mit seinen Satyren und Lafontaine mit seinen Fabeln machte.

»Eine armselige, gebrechliche Opposition, welche nicht um eine Sohle breit die Sache der Menschheit vorwärts gebracht hat. Die kleinen Kinder recitiren diese verschleierte Theorien, ohne sie zu begreifen, und schlafen ein, indem sie dieselben recitiren. Rabelais hat auch Politik auf Eure Art getrieben; doch vor dieser Politik lacht man und verbessert sich nicht. Habt Ihr seit dreihundert Jahren einen einzigen Mißbrauch aufheben sehen? Genug mit den Dichtern! genug mit den Theoretikern! Werke, Handlungen! Seit drei Jahrhunderten überlassen wir Frankreich der Medicin und es ist Zeit, daß die Chirurgie nun ebenfalls einschreite, das Skalpiermesser und

die Säge in der Hand. Die Gesellschaft ist vom Brand ergriffen, thun wir dem Brand mit dem Eisen Einhalt. Derjenige kann warten, welcher vom Tische aufsteht, um sich auf einen weichen Teppich zu legen, von dem er die Rosenblätter durch den Hauch seiner Sklaven wegschaffen läßt, denn der befriedigte Magen theilt dem Gehirn kitzelnde Dünste mit, die es erquickern und ergötzen; doch der Hunger, doch die Armuth, doch die Verzweiflung stillen sich nicht, erleichtern sich nicht, trösten sich nicht durch Strophen, Sentenzen und kleine Fabeln. Sie erheben ein gewaltiges Geschrei aus ihren großen Leiden; taub ist derjenige, der diese Weheklage nicht hört; verflucht sei der, der nicht darauf antwortet. Eine Empörung, und sollte sie auch erstickt werden, wird die Geister mehr erleuchten, als tausend Jahre von Lehren, mehr als drei Jahrhunderte von Beispielen; sie wird die Könige erleuchten, wenn sie dieselben nicht stürzt; das ist viel, das ist genug!«

Ein schmeichelhaftes Gemurmel entströmte einigen Lippen.

»Wo sind unsere Feinde?« fuhr Marat fort; »über uns: sie bewachen das Thor des Palastes, sie umgeben die Stufen des Throns; auf diesem Thron ist das Palladium, das sie mit mehr Sorgsamkeit und Furcht hüten, als es die Trojaner thaten. Dieses Palladium, das sie allmächtig, reich, unverschämt macht, ist das Königthum. Zu diesem Königthum kann man nicht gelangen, ohne über den Leib derjenigen zu schreiten, welche es hüten, wie man nicht zum General gelangen kann, ohne die Bataillons niederzuwerfen, die ihn beschützen. Nun! viele Bataillons sind niedergeworfen worden, erzählt uns die Geschichte, viele Generale sind gefangen genommen worden, von Darius bis auf König Johann, von Regulus bis Duguesclin.

»Werfen wir die Garde nieder, und wir kommen bis zum Idol. Schlagen wir zuerst die Schildwachen, und wir werden sodann den Anführer schlagen. Gegen die Höflinge, gegen die Adligen, gegen die Aristokraten sei der erste Angriff gerichtet, gegen die Könige der letzte. Zählt die privilegierten Köpfe: kaum zweimalhunderttausend; geht, ein schneidendes Stäbchen in der Hand, in dem schönen Garten spazieren, den man Frankreich nennt, und schlägt diese zweimalhunderttausend Köpfe ab, wie es Tarquinius mit den Mohnköpfen von Latium that, und Alles wird abgemacht sein, und Ihr werdet nur noch zwei Mächte einander gegenüber haben: Volk und Königthum. Dann versuche es das Königthum, dieses Emblem, mit dem Volk, diesem Riesen, zu kämpfen, und Ihr sollt sehen. Wenn die Zwerge einen Coloß niederwerfen wollen, so beginnen sie mit dem Piedestal; wenn die Holzhauer die Eiche fällen wollen, greifen sie den Fuß an. Holzhauer, Holzhauer! laßt uns die Art nehmen; greifen wir die Eiche bei ihren Wurzeln an, und die alte Eiche mit der stolzen Stirne wird alsbald den Sand küssen.«

»Und auf Sie fallen, Sie zermalmen wie Pygmäen, Unglücklicher!« rief Balsamo mit einer Donnerstimme. »Ah! Sie ziehen gegen die Dichter zu Felde, und Sie sprechen in Metaphern, welche noch poetischer und bilderreicher sind, als die ihrigen! Bruder, Bruder,« fuhr er gegen Marat fort, »Sie haben diese Phrasen, sage ich Ihnen, aus einem Roman genommen, den Sie in Ihrer Mansarde ausarbeiten.«

Marat erröthete.

»Wißt Ihr, was eine Revolution ist?« fuhr Balsamo fort; »ich habe zweihundert gesehen, und kann es Euch sagen; ich habe die Revolution des alten Egypten, ich habe die von Assyrien gesehen, ich habe die Empörungen von Griechenland, von Rom, sowie die der letzten Zeiten des römischen Reiches gesehen. Ich habe die des Mittelalters gesehen, wo sich die Völker auf einander stürzten, Osten auf Westen, Westen auf Osten, und sich erwürgten, ohne sich zu verstehen. Seit den Hirtenkönigen bis auf uns haben ungefähr zweihundert Revolutionen

stattgefunden. Und so eben beklaget Ihr Euch, daß Ihr Sklaven seid, die Revolutionen dienen also zu nichts. Warum dies? Diejenigen, welche die Revolutionen machten, waren alle vom selben Schwindel befallen: sie beeilten sich zu sehr. Beeilt sich Gott, der bei den Revolutionen der Welt den Vorsitz führt, wie das Genie bei den Revolutionen der Menschen präsidiert?

Werft die Eiche nieder, werft sie nieder! ruft Ihr, und Ihr berechnet nicht, daß die Eiche, welche eine Secunde braucht; um zu fallen, ebenso viel Boden, wenn sie gefallen ist, bedeckt, als ein Pferd im Galopp in dreißig Secunden durchliefe. Diejenigen nun, welche die Eiche fällten, waren, da sie nicht Zeit hatten, ihren unvorhergesehenen Sturz zu vermelden, verloren, zerschmettert, vernichtet unter ihrem ungeheuren Astwerk. Das ist es, was Ihr wollt, nicht wahr? Ihr werdet es nicht von mir erhalten. Wie Gott, habe ich zwanzig, dreißig, vierzig Menschenalter zu leben gewußt. Wie Gott, bin ich ewig. Wie Gott, werde ich geduldig sein. Ich trage mein Schicksal, das Eurige, das der Welt in dem hohlen Raume dieser Hand. Niemand wird machen, daß ich diese Hand voll donnernder Wahrheiten öffne, wenn ich nicht sie zu öffnen einwillige. Ich weiß, sie enthält den Blitz; wohl! der Blitz wird darin wohnen, wie in der allmächtigen Rechten Gottes.

Meine Herren, meine Herren! verlassen wir diese zu erhabenen Höhen und steigen wir wieder auf die Erde herab.

Meine Herren, ich sage es Euch einfach und mit Ueberzeugung, es ist noch nicht Zeit: der gegenwärtig regierende König ist ein schwacher Reflex des großen Königs, den das Volk noch verehrt, und es liegt in dieser verschwindenden Majestät etwas, was noch hinreichend blendet, um die Blitze Eures kleinen Hasses, Eurer Rachgier aufzuwiegen. Dieser ist als König geboren, er wird als König sterben; seine Race ist frech, aber rein. Seinen Ursprung könnt Ihr auf seiner Stirne, in einer Geberde, in seiner Stimme lesen. Dieser wird immer der König sein . . . Schlagt ihm den Kopf ab, und es wird geschehen, was bei Carl I. geschehen ist; seine Henker werden sich vor ihm niederwerfen und die Höflinge seines Unglücks, wie Lord Capell, werden das Beil küssen, das den Kopf ihres Herrn vom Rumpfe getrennt hat.

Ihr wißt aber Alle, meine Herren, England hat sich übereilt. König Carl I. starb auf dem Blutgerüste, das ist wahr, aber König Carl II., sein Sohn, ist auf dem Thron gestorben.

Wartet, wartet, meine Herren, denn die Zeiten werden nun günstig.

Ihr wollt die Lilien zerstören. Das ist unserer Aller Wahlspruch: *Lilia pedibus destrue*. Doch nicht eine einzige Wurzel darf der Blume des heiligen Ludwig die Hoffnung lassen, noch einmal aufzublühen. Ihr wollt das Königthum zerstören! Damit das Königthum für immer zerstört sei, muß es in seinem äußeren Blendwerk, wie in seinem inneren Wesen geschwächt sein. Ihr wollt das Königthum zerstören! Wartet, bis das Königthum nicht mehr ein Priesterthum, sondern ein Geschäft ist; bis es nicht mehr in einem Tempel, sondern in einer Bude geübt wird. Das, was das Heiligste bei dem Königthum ist, nämlich die seit Jahrhunderten durch Gott und die Völker autorisirte gesetzliche Uebertragung des Throns geht für immer verloren! Hört! hört! diese unüberwindliche, unübersteigliche Schranke, welche zwischen uns, die Leute von Nichts, und diese gleichsam göttlichen Geschöpfe gesetzt ist, diese Gränze, welche die Völker nie zu überspringen wagten, und die man die Legitimität nennt, dieses Wort, so glänzend wie ein Leuchthurm, das bis heute das Königthum vor einem Schiffbruch geschützt hat, dieses Wort wird erlöschen unter dem Hauch des geheimnißvollen Verhängnisses.

Die Dauphine, nach Frankreich berufen, um das Geschlecht der Könige durch die Mischung mit kaiserlichem Blute fortzupflanzen, die Dauphine, seit einem Jahr mit dem Erben des Thrones

von Frankreich verheirathet . . . Nähert Euch, meine Herren, denn ich befürchte, über Euren Kreis hinaus den Lärmen meiner Worte dringen zu lassen.«

»Nun?« fragten voll Bangigkeit die sechs Häupter.

»Nun, meine Herren, die Dauphine ist noch Jungfrau!«

Ein düsteres Gemurmel, das alle Könige der Welt in die Flucht gejagt hätte, so viel gehässige Freude und rachsüchtigen Triumph enthielt es, entströmte wie ein tödtlicher Dunst diesem engen Kreis von sechs Köpfen, die sich beinahe berührten, beherrscht von dem von Balsamo, der sich von seiner Estrade zu ihnen herabneigte.

»Bei diesem Zustand der Dinge,« fuhr Balsamo fort, »bieten sich zwei Hypothesen, welche unserer Sache gleich günstig sind.

Die erste ist die, daß die Dauphine unfruchtbar bleibt, und dann erlischt das Geschlecht, dann läßt die Zukunft unseren Freunden weder Kämpfe, noch Schwierigkeiten, noch Unruhen. Es wird bei dieser zum Voraus für den Tod bezeichneten Race geschehen, was in Frankreich geschehen ist, so oft sich drei Könige auf dem Thron folgten. Was bei den Söhnen von Philipp dem Schönen: Ludwig dem Zänker, Philipp dem Langen und Carl IV., geschehen ist, welche ohne Nachkommenschaft gestorben sind, nachdem sie alle drei regiert hatten. Was bei den drei Söhnen von Heinrich II.: Franz II., Carl IX. und Heinrich III., geschehen ist, welche ohne Nachkommenschaft gestorben sind, nachdem sie alle drei regiert hatten. Wie sie, werden der Herr Dauphin, der Herr Graf von Provence und der Herr Graf von Artois alle drei regieren, und alle drei ohne Kinder sterben, wie die Andern gestorben sind; das ist das Gesetz des Verhängnisses.

Dann, wie nach Carl IV., dem Letzten von dem Geschlechte Capets, Philipp VI. von Valois, ein Seitenverwandter der vorhergehenden Könige, kam, wie nach Heinrich III., dem Letzten des Geschlechts der Valois, Heinrich VI. von Bourbon, ein Seitenverwandter des vorhergehenden Geschlechtes kam, so wird nach dem Grafen von Artois, der in das Buch des Verhängnisses als der letzte der Könige der älteren Linie eingetragen steht, vielleicht irgendein Cromwell oder ein Wilhelm von Oranien kommen, der dem Geschlecht oder der natürlichen Ordnung der Erbfolge ganz fremd ist.

Dies gibt uns die erste Hypothese.

Die zweite ist die, daß die Frau Dauphine nicht unfruchtbar bleibt. Und das ist die Falle, in die unsere Feinde stürzen werden, während sie uns hineinzuworfen glauben. Oh! wenn die Dauphine nicht unfruchtbar bleibt, wenn sich dann Alle bei Hofe freuen und das Königthum in Frankreich befestigt wähnen, dann können wir uns auch freuen, denn wir werden ein so furchtbares Geheimniß besitzen, daß kein Blendwerk, keine Macht, keine Anstrengungen Stand halten können gegen die Verbrechen, die dieses Geheimniß enthalten, bei dem Unglück, das für die zukünftige Königin aus dieser Fruchtbarkeit entspringen wird; denn den Erben, den sie dann dem Thron schenkt, werden wir leicht ungesetzlich machen, denn diese Fruchtbarkeit werden wir leicht für ehebrecherisch erklären. So daß im Vergleich mit dem trügerischen Glück, das ihnen der Himmel bewilligt zu haben scheinen wird, die Unfruchtbarkeit noch eine Wohlthat Gottes gewesen wäre. Deshalb enthalte ich mich, meine Herren; deshalb warte ich, meine Brüder, deshalb halte ich es für unnütz, heute schon die Leidenschaften des Volks zu entfesseln, die ich wirksamer anwenden werde, wenn die Zeit gekommen ist.

»Meine Herren, Ihr kennt nun die Arbeit dieses Jahrs; Ihr seht den Fortschritt unserer Minen. Ueberzeugt Euch also, daß es uns nur gelingen wird mit dem Genie und dem Muthe der Einen,

welche die Augen und das Gehirn, mit der Ausdauer und der Arbeit der Anderen, welche die Arme, mit dem Glauben und der Ergebenheit wieder Anderer, welche das Herz sein werden.

Seid vor Allem von der Nothwendigkeit eines blinden Gehorsams durchdrungen, welcher bewirkt, daß Euer Chef selbst sich dem Willen und den Statuten des Ordens opfern wird, an dem Tag, wo es die Statuten verlangen.

Hienach, meine Herren und vielgeliebte Brüder, würde ich die Sitzung aufheben, bliebe mir nicht noch ein Gutes zu thun und ein Schlimmes zu bezeichnen.

Der große Schriftsteller, der diesen Abend zu uns gekommen ist und einer der Unsrigen geworden wäre, ohne den unzeitigen Eifer von einem unserer Brüder, der diese schüchterne Seele erschreckt hat, dieser große Schriftsteller hatte Recht vor unserer Versammlung, und ich beklage es als ein Unglück, daß ein Fremder Recht hat vor einer Mehrzahl von Brüdern, welche unsere Vorschriften schlecht und unsern Zweck gar nicht kennen.

Mit den Sophismen seiner Bücher über die Wahrheiten unseres Bundes triumphirend, stellt Rousseau ein Grundlaster dar, das ich mit Feuer und Schwert ausrotten würde, wenn ich nicht hoffen könnte, es durch die Ueberzeugung zu heilen. Die Eitelkeit von einem unserer Brüder hat sich auf eine ärgerliche Weise entwickelt. Durch ihn sind wir im Streite unterlegen; ich hoffe, es wird sich kein ähnlicher Fall mehr ereignen, oder ich mußte zu den Mitteln der Disciplin meine Zuflucht nehmen.

Nun, meine Herren, verbreitet den Glauben durch die Sanftmuth und die Ueberzeugung; verschafft ihm Eingang durch die Lehre, nöthigt ihn nicht auf, treibt ihn nicht in die widerspänstigen Gemüther mit Art und Schlägel ein, wie es die Inquisitoren mit den Keilen der Henker thun. erinnert Euch, daß wir nur groß sein werden, nachdem wir als gut anerkannt worden sind, und daß man uns nur als gut anerkennen wird, wenn wir besser erscheinen, als Alles, was uns umgibt; erinnert Euch auch, daß unter uns die Großen, die Guten und die Besten nichts sind ohne die Wissenschaft, die Kunst und den Glauben; nichts sind neben denjenigen, welche Gott mit einem besonderen Siegel bezeichnet hat, daß sie den Menschen gebieten und ein Reich regieren.

Meine Herren, die Sitzung ist aufgehoben.«

Nachdem er diese Worte gesprochen, bedeckte Balsamo das Haupt und hüllte sich in seinen Mantel.

Jeder von den übrigen Eingeweihten entfernte sich seinerseits allein und schweigsam, um keinen Verdacht zu erregen.

CV.

Der Leib und die Seele.

Der Letzte, welcher bei dem Meister zurückblieb, war Marat, der Wundarzt.

Er näherte sich demüthig und sehr bleich dem furchtbaren Redner, dessen Macht unbegrenzt war.

»Meister,« fragte er, »habe ich wirklich einen Fehler begangen?«

»Einen großen, mein Herr,« erwiederte Balsamo, »und das Schlimmste dabei ist, daß Sie ihn nicht begangen zu haben glauben.«

»Ja, ich gestehe es, ich glaube nicht nur keinen Fehler begangen, sondern ich glaube sogar so gesprochen zu haben, wie es sich geziemt.«

»Hochmuth! Hochmuth!« murmelte Balsamo, »Hochmuth, zerstörender Dämon. Die Menschen bekämpfen das Fieber in den Adern der Kranken, die Pest im Wasser und in der Luft; aber sie lassen den Hochmuth so tiefe Wurzeln in ihrem Herzen schlagen, daß es ihnen nicht gelingt, ihn auszurotten.«

„Oh! Meister,« entgegnete Marat, »Sie haben eine sehr traurige Meinung von mir. Bin ich denn wirklich so wenig, daß ich nicht unter meines Gleichen zählen kann? Habe ich die Frucht meiner Arbeiten so schlecht gepflückt, daß ich unfähig bin, ein Wort zu sagen, ohne der Unwissenheit beschuldigt zu werden? Bin ich ein so lauer Adept, daß man meine Ueberzeugung verdächtigt? Dessen kann ich mir doch wenigstens bewußt sein, daß ich durch eine aufopfernde Ergebenheit für die Sache des Volks lebe.«

»Mein Herr,« erwiederte Balsamo, »weil das Princip des Guten in Ihnen gegen das Princip des Bösen kämpft, das mir eines Tags den Sieg davon tragen zu müssen scheint, werde ich Sie von diesen Fehlern zu säubern suchen. Soll es mir gelingen, hat nicht schon der Hochmuth in Ihnen die Oberhand über jedes andere Gefühl gewonnen, so wird es mir in einer Stunde gelingen.«

»In einer Stunde?« sagte Marat.

»Ja. Wollen Sie mir diese Stunde schenken?«

»Wo werde ich Sie sehen?«

»Meister, es ist an mir, Sie an dem Ort aufzusuchen, den Sie Ihrem Diener bestimmen wollen.«

»Nun wohl!« sprach Balsamo, »ich werde zu Ihnen kommen.«

»Ueberlegen Sie, welche Verbindlichkeit Sie übernehmen; ich bewohne eine Mansarde in der Rue des Cordeliers. Eine Mansarde, verstehen Sie,« sagte Marat mit einer Affectation stolzer Einfachheit, mit einer Prahlerei von Armuth, »während Sie . . .«

»Während ich? . . .«

»Während Sie, wie man sagt, einen Pallast bewohnen.«

Balsamo zuckte die Achseln, wie es ein Riese thun würde, der von seiner Höhe herab den Zorn eines Zwerges mäße.

»Gut, es sei,« erwiederte er, »ich werde Sie in Ihrer Mansarde besuchen.«

»Wann dies, mein Herr?«

»Morgen.«

»Um welche Stunde?«

»Am Morgen.«

»Ich gehe bei Tagesanbruch nach meinem Amphitheater und von da ins Hospital.«

»Das ist es gerade, was ich brauche. Ich würde Sie gebeten haben, mich dahin zu führen, hätten Sie es mir nicht vorgeschlagen.«

»Sie verstehen, sehr frühzeitig, ich schlafe wenig,« sagte Marat.

»Und ich schlafe gar nicht,« entgegnete Balsamo. »Bei Tagesanbruch also.«

»Ich werde Sie erwarten.«

Hienach trennten sie sich, denn sie hatten die Thüre erreicht, welche nach der Straße ging, die im Augenblick ihres Abgangs so düster und verödet aussah, als sie im Augenblick ihres Eintritts bevölkert und geräuschvoll gewesen war.

Balsamo schlug den Weg links ein und verschwand bald.

Marat ahmte ihn nach und schritt mit seinen langen, mageren Beinen gegen rechts fort.

Balsamo war pünktlich. Morgens um sechs Uhr klopfte er am andern Tag an der Thüre des Ruheplatzes an, der, der Mittelpunkt eines langen Corridors, auf den sechs Thüren gingen, der letzte Stock eines alten Hauses der Rue des Cordeliers war.

Marat hatte, wie man wohl sah, Alles vorbereitet, um seinen erhabenen Gast würdig zu empfangen. Das magere Bett von Nußbaumholz, die Commode mit hölzernem Aufsatz glänzten vor Reinlichkeit unter dem wollenen Lumpen einer Haushälterin, welche ihre Arme gewaltig auf diesen wurmstichigen Meubles anstrengte.

Marat selbst unterstützte thätig diese Frau und erfrischte in einem blauen Fayencetopf bleiche, verwelkte Blumen, den Hauptschmuck der Mansarde.

Er hielt noch einen linnenen Scheuerlappen unter dem Arm, woraus hervorging, daß er die Blumen erst berührt hatte, nachdem er mit den Meubles beschäftigt gewesen war.

Da der Schlüssel in der Thüre stak und Balsamo ohne anzuklopfen eingetreten war, überraschte er Marat bei seiner Beschäftigung.

Als Marat den Meister erblickte, erröthete er gewaltig und mehr, als es sich für einen wahren Stoiker geziemte.

»Sie sehen, mein Herr,« sagte er, indem er etwas hinterhältisch seinen Scheuerlappen hinter einen Vorhang warf, »ich bin Wirthschafter und helft dieser guten Frau. Ich wähle die Arbeit, welche vielleicht nicht gerade die eines guten Plebejers, aber auch nicht ganz die eines vornehmen Herrn ist.«

»Das ist die Sache eines armen jungen Mannes, der die Reinlichkeit liebt, nichts Anderes,« sprach Balsamo mit kaltem Tone. »Werden Sie bald bereit sein, mein Herr? Sie wissen, daß meine Augenblicke gezählt sind.«

»Ich ziehe meinen Rock an, mein Herr . . . Frau Grivette, meinen Stock, das ist meine Portière, mein Herr, es ist mein Kammerdiener, es ist meine Köchin, es ist mein Intendant, und sie kostet mich einen Thaler monatlich.«

»Ich lobe die Sparsamkeit,« sprach Balsamo; »es ist der Reichthum der Armen, es ist die Weisheit der Reichen.«

»Meinen Hut, meinen Stock,« sagte Marat.

»Strecken Sie die Hand aus,« versetzte Balsamo; »hier ist Ihr Hut, und ohne Zweifel ist der Stock, der neben Ihrem Hute steht, der Ihrige.«

»Oh! verzeihen Sie, mein Herr, ich bin ganz verwirrt.«

»Sind Sie bereit?«

»Ja, mein Herr; meine Uhr, Frau Grivette.«

Frau Grivette drehte sich um und um, antwortete aber nicht.

»Sie bedürfen keiner Uhr, um nach dem Amphitheater und ins Hospital zu gehen; man würde vielleicht lange brauchen, um sie zu finden, und das würde uns aufhalten.«

»Es liegt mir jedoch viel an meiner Uhr, mein Herr, denn sie ist vortrefflich, und ich habe sie mir nur mit Hülfe vieler Ersparnisse erkaufte.«

»In Ihrer Abwesenheit wird sie Frau Grivette suchen,« erwiderte Balsamo lächelnd, »und wenn sie gut sucht, wird die Uhr bei Ihrer Rückkehr gefunden sein.«

»Ah! gewiß,« sprach Frau Grivette, »sie wird wieder gefunden sein, wenn sie der Herr nicht anderswo gelassen hat, denn hier geht nichts verloren.«

»Sie sehen wohl,« sagte Balsamo. »Vorwärts, mein Herr, vorwärts.«

Marat wagte es nicht, länger hiebei zu verharren, und folgte Balsamo brummelnd.

Als sie vor der Thüre waren, sagte Balsamo:

»Wohin gehen wir zuerst?«

»Nach dem Amphitheater, wenn Sie wollen, Meister; ich habe ein Subject bezeichnet, das diese Nacht an einer Gehirnhautentzündung sterben mußte; ich habe Beobachtungen an seinem Gehirn zu machen, und möchte nicht gern, daß meine Kameraden es mir wegnähmen.«

»Gehen wir also nach dem Amphitheater, Herr Marat.«

»Um so mehr, als es nur zwei Schritte von hier ist als das Amphitheater an das Hospital anstoßt, und als wir nur hinein und wieder herausgehen; Sie können mich auch vor der Thüre erwarten.«

»Im Gegentheil, ich wünsche mit hineinzugehen; Sie werden mir Ihre Meinung über das Subject sagen.«

»Als es ein Körper war?«

»Nein, seitdem es ein Leichnam ist.«

»Holla! nehmen Sie sich in Acht.« rief Marat lächelnd; »ich könnte einen Point vor Ihnen voraus bekommen, denn ich kenne diesen Theil meines Gewerbes und bin, wie die Leute sagen, ein ziemlich geschickter Anatomist.«

»Hochmuth, Hochmuth, stets Hochmuth,« murmelte Balsamo.

»Was sagen Sie?« fragte Marat,

»Ich sage, wir werden das sehen, mein Herr. Treten wir ein.«

Marat trat zuerst in den engen Gang, der zu diesem Amphitheater führte, das am Ende der Rue Hautefeuille lag.

Balsamo folgte ihm, ohne zu zögern, bis in den langen, schmalen Saal, wo man auf einem Marmortisch zwei Leichname, einen männlichen und einen weiblichen, ausgestreckt sah.

Die Frau war jung gestorben. Der Mann war alt und kahl; ein abscheuliches Schweißtuch bedeckte den Leib, ließ aber ihre Gesichter halb entblößt.

Beide lagen neben einander auf diesem eisigen Bett, sie, die sich vielleicht nie in der Welt gesehen hatten, und deren Seelen nun, nach der Ewigkeit wandernd, sehr erstaunt sein mußten, wenn sie ihre sterblichen Hüllen in einer solchen Nachbarschaft erblickten.

Mit einer einzigen Bewegung warf Marat das grobe Leintuch ab, das die zwei Unglücklichen bedeckte, welche der Tod vor dem Scalpirmesser des Chirurgen gleich gemacht hatte.

Die zwei Leichname waren nackt.

»Der Anblick der Todten widerstrebt Ihnen nicht?« fragte Marat mit seinem gewöhnlichen Prahlen.

»Er betrübt mich,« erwiderte Balsamo.

»Mangel an Gewohnheit,« sagte Marat. »Ich, der ich dieses Schauspiel alle Tage sehe, empfinde dabei weder Traurigkeit, noch Ekel. Wir Praktiker leben mit den Todten und unterbrechen ihretwegen nicht eine einzige Function unseres Lebens.«

»Das ist ein trauriges Vorrecht Ihres Gewerbes.«

»Und dann,« fügte Marat bei. »warum mich betrüben oder Ekel bekommen? Im ersten Fall habe ich die Ueberzeugung, im zweiten die Gewohnheit.«

»Setzen Sie mir Ihre Ideen auseinander, ich verstehe Sie schlecht.« sagte Balsamo. »Zuerst die Ueberlegung.«

»Es sei. Warum sollte ich erschrecken? warum sollte ich Furcht haben vor einem trägen Körper, vor einer Bildsäule, die von Fleisch ist, statt von Stein, von Marmor oder von Granit zu sein?«

»Nicht wahr, es ist in der That nichts in einem Leichnam?«

»Durchaus nichts.«

»Sie glauben?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Aber in einem lebendigen Körper.«

»Darin ist die Bewegung,« sprach Marat mit stolzem Tone.

»Und die Seele, mein Herr, Sie sprechen nicht von der Seele?«

»Ich habe Sie nie in den Körpern gesehen, die ich mit meinem Zergliederungsmesser durchwühlte.«

»Weil Sie nur Leichname durchwühlen.«

»Ah! doch, mein Herr, ich habe viel an lebendigen Körpern operirt.«

»Und Sie haben nicht mehr in ihnen gefunden, als in den Leichnamen?«

»Ja, ich habe den Schmerz gefunden; ist es der Schmerz, was Sie die Seele nennen?«

»Sie glauben also nicht daran?«

»Woran?«

»An die Seele.«

»Ich glaube daran, weil es mir frei steht, sie die Bewegung zu nennen, wenn ich will.«

»Das ist sehr gut; Sie glauben an die Seele, mehr wollte ich nicht wissen; es thut mir wohl, daß Sie daran glauben.«

»Einen Augenblick Geduld, mein Herr, verständigen wir uns,« sagte Marat mit seinem vipernartigen Lächeln. »Wir Praktiker sind ein wenig Materialisten.«

»Diese Körper sind sehr kalt,« sagte Balsamo träumerisch, »und diese Frau war sehr schön.«

»Ja wohl.«

»Gewiß war eine schöne Seele in diesem Körper.«

»Ah! darin beging derjenige, welcher sie schuf, einen Irrthum. Schöne Scheide, gemeine Klinge. Dieser Körper, Meister, war der einer nichtsnutzigen Person, welche von Saint-Lazare herkam, als sie im Hotel-Dieu an einer Hirnentzündung starb. Ihre Chronik ist lang und ziemlich ärgerlich. Wenn Sie Seele die Bewegung nennen, welche dieses Geschöpf handeln machte, so thun Sie unseren Seelen Unrecht, die von demselben Wesen sein müssen, da sie von derselben Quelle ausgegangen sind.«

»Eine Seele, die man hätte heilen müssen,« sprach Balsamo, »eine Seele, welche in Ermangelung des einzigen Arztes, der unentbehrlich, eines Arztes der Seele, zu Grunde gegangen ist.«

»Ah, ah! mein Meister, das ist abermals eine von Ihren Theorien. Es gibt nur Aerzte für den Körper,« entgegnete Marat, mit einem bitteren Lachen. »Und hören Sie, Meister, Sie haben in diesem Augenblick ein Wort auf den Lippen, das Molière oft in seinen Komödien gebraucht hat, und dieses Wort macht Sie lächeln.«

»Nein, Sie täuschen sich und können nicht wissen, worüber ich lächle. Was wir für den Augenblick schließen, ist, daß diese Körper leer sind, nicht wahr?«

»Und unempfindlich,« sprach Marat, der den Kopf der jungen Frau in die Höhe hob und geräuschvoll wieder auf den Marmor fallen ließ, ohne daß der Körper nur sich rührte oder zitterte.

»Sehr gut,« sagte Balsamo, »gehen wir nun ins Hospital.«

»Einen Augenblick Geduld, Meister, ich bitte, nicht ehe ich vom Rumpf diesen Kopf getrennt habe, der mir Lust macht, weil er der Sitz einer merkwürdigen Krankheit gewesen ist. Sie erlauben?«

»Gewiß.«

Marat öffnete sein Behältniß, nahm daraus ein Incisionsmesser und hob aus einer Ecke einen großen hölzernen ganz mit Blutflecken besprengelten Schlägel auf.

Dann machte er mit geübter Hand einen kreisförmigen Einschnitt, der alles Fleisch und alle Muskeln vom Hals trennte; als er den Knochen erreichte, schob er sein Messer zwischen zwei Gelenke der Wirbelsäule und that mit dem Schlägel einen kräftigen Schlag darauf.

Der Kopf rollte auf den Tisch und vom Tisch auf den Boden, und Marat war genöthigt, wieder mit seinen feuchten Händen darnach zu greifen.

Balsamo wandte sich ab, um dem Triumphator nicht zu viel Freude zu gewähren.

»Eines Tages.« sagte Marat, der den Meister bei einer Schwäche zu fassen glaubte, »eines Tages wird sich ein Philanthrop mit dem Tod beschäftigen, wie sich die Andern mit dem Leben beschäftigen, er wird eine Maschine erfinden, welche den Kopf mit einem Schlage ablöst und die Vernichtung augenblicklich macht, was keine von den anderen Todesarten thut; das Rad, die Viertheilung und das Hängen sind Hinrichtungen, welche barbarischen Völkern und nicht gebildeten Nationen gehören. Eine erleuchtete Nation wie Frankreich muß strafen, und nicht sich rächen. Denn die Gesellschaft, welche rädert, henkt oder viertheilt, rächt sich an dem Verbrecher durch das Leiden, ehe sie ihn mit dem Tode bestraft, was nach meiner Ansicht zur Hälfte zu viel ist.«

»Und nach meiner auch. Doch was verstehen Sie unter diesem Instrument?«

»Ich verstehe darunter eine Maschine kalt und unempfindlich wie das Gesetz selbst. Der mit der Bestrafung beauftragte Mensch bekommt Eindrücke bei dem Anblick von seines Gleichen und verfehlt oft seine Streiche, wie es bei Chalais und beim Herzog von Montmouth geschehen ist. Bei einer Maschine, zum Beispiel bei zwei Armen von Eichenholz, die ein Messer in Bewegung setzen würden, wäre dies nicht so.«

»Und Sie glauben, mein Herr, weil dieses Messer mit der Schnelligkeit des Blitzes zwischen der Base des Hinterhauptes und den Muskeln durchfahren würde, wäre der Tod augenblicklich und der Schmerz rasch?«

»Der Tod wäre ohne Widerspruch augenblicklich, da das Eisen mit einem Schlage die Nerven, welche die Bewegung geben, durchschneiden würde. Der Schmerz wäre rasch, weil das Eisen das Gehirn, das der Sitz der Gefühle ist, vom Herzen, welches der Mittelpunkt des Lebens ist, trennen würde.«

»Mein Herr,« sprach Balsamo, »die Todesstrafe der Enthauptung besteht in Deutschland.«

»Ja, aber durch das Schwert, und ich habe Ihnen gesagt, die Hand eines Menschen kann zittern.«

»Eine solche Maschine besteht in Italien: ein eichener Körper setzt sie in Bewegung und man nennt sie die Mannaja.«

»Nun?«

»Nun! mein Herr, ich Habe gesehen, wie vom Scharfrichter enthauptete Verbrecher ohne Kopf sich von dem Stuhle erhoben, auf dem sie saßen, fortwankten und zehn Schritte von da niederfielen. Ich habe Köpfe aufgehoben, welche an den Fuß der Mannaja rollten wie dieser Kopf, den Sie an den Haaren halten, vorhin vom Tisch hinabrollte, und als ich einem solchen Kopf den Namen ins Ohr sagte, mit dem man ihn im Leben getauft hatte, sah ich seine Augen sich öffnen und sich in ihrer Höhle drehen, indem sie suchten, wer sie auf der Erde gerufen während dieses Uebergangs von der Zeit in die Ewigkeit.«

»Eine Nervenbewegung, nichts Anderes.«

»Sind die Nerven nicht die Organe der Empfindung?«

»Was schließen Sie daraus, mein Herr?«

»Ich schließe daraus, es wäre besser, wenn der Mensch, statt eine Maschine zu suchen, welche tödtete, um zu bestrafen, ein Mittel suchen würde, um zu strafen, ohne zu tödten. Diejenige Gesellschaft, welche dieses Mittel findet, wird, glauben Sie mir, die erleuchtetste und beste der Gesellschaften sein.«

»Abermals Utopien! stets Utopien!« rief Marat.

»Diesmal haben Sie vielleicht Recht,« sprach Balsamo; »die Zeit wird uns vielleicht erleuchten . . . haben Sie nicht vom Hospital gesprochen? . . . Gehen wir dahin!«

»Gehen wir!«

Und er hüllte den Kopf der jungen Frau in sein Taschentuch, dessen vier Ecken er sorgfältig zusammenknüpfte.

»Nun bin ich sicher, daß meine Kameraden nur das haben werden, was ich übrig lasse,« sagte Marat weggehend.

Man schlug den Weg nach dem Hotel-Dieu ein; der Träumer und der Wundarzt gingen nebeneinander.

»Sie haben diesen Kopf sehr kalt und sehr geschickt abgeschnitten, mein Herr,« sagte Balsamo; »sind Sie mehr bewegt, wenn es sich um Lebende, als wenn es sich um Todte handelt? Rührt Sie das Leiden mehr, als die Unbeweglichkeit? Sind Sie mitleidiger bei Körpern, als bei Leichnamen?«

»Nein, das wäre ein Fehler, wie es beim Henker ein Fehler ist, wenn er für Eindrücke empfänglich ist. Man tödtet eben so gut einen Menschen, wenn man ihm den Schenkel schlecht abschneidet, als wenn man ihm den Kopf schlecht abschlägt. Ein guter Wundarzt muß mit seiner Hand und nicht mit seinem Herzen operiren, obgleich er in seinem Herzen wohl weiß, daß er für ein Leiden von einem Augenblick Jahre des Lebens und der Gesundheit gibt. Das ist die schöne Seite unseres Gewerbes, Meister.«

»Ja, mein Herr, doch bei den Lebendigen finden Sie hoffentlich die Seele?«

»Ja, wenn Sie mit mir zugeben, daß die Seele die Bewegung oder das Empfindungsvermögen ist; ja, gewiß, ich finde sie, und zwar sehr beschwerlich, denn sie tödtet mehr Kranke, als mein Zergliederungsmesser tödtet.«

Man hatte die Schwelle des Hotel-Dieu erreicht. Sie traten in das Hospiz ein. Bald kam Balsamo, geführt von Marat, der seine düstere Bürde nicht abgelegt hatte, in den Saal der Operationen, wo sie den Oberwundarzt und die Zöglinge der Chirurgie fanden.

Die Krankenwärter brachten einen jungen Menschen, der in der vorhergehenden Woche von einem schweren Wagen niedergeworfen worden war, dessen Rad ihm den Fuß zermalmt hatte. Eine erste Operation, die man in der Eile an dem durch den Schmerz erstarrten Glied vorgenommen hatte, war ungenügend gewesen, das Uebel hatte sich rasch entwickelt und die Operation wurde dringend nothwendig.

Auf dem Schmerzenslager ausgestreckt, schaute der Unglückliche mit einer Bangigkeit, welche Tiger gerührt hätte, diese Bande von Hungrigen an, die auf den Augenblick seines Märtyrthums, auf seinen Todeskampf vielleicht, lauerten, um die Wissenschaft des Lebens zu studiren, ein wunderbares Phänomen, hinter dem sich das Phänomen des Todes verbirgt.

Er schien jeden von den Wundärzten, von den Zöglingen und Krankenwärttern um einen Trost, um ein Lächeln, um eine Freundlichkeit zu bitten; aber er begegnete überall nur der Gleichgültigkeit mit seinem Herzen, dem Stahl mit seinen Augen.

Ein Ueberrest von Wuth und Stolz machte ihn stumm. Er sparte alle seine Kräfte für die Schreie auf, die ihm bald der Schmerz entreißen sollte.

Doch als er auf seiner Schulter die obgleich gefällige, aber schwer lastende Hand des Wärters fühlte, als er fühlte, wie ihn die Arme der Gehülfen wie die Schlangen Laokoons umfaßten, als er die Stimme des Operateur sagen hörte: »Muth gefaßt!« da wagte es der Unglückliche, das Stillschweigen zu brechen und mit kläglicher Stimme zu fragen:

»Werde ich viel leiden?«

»Oh! nein, seien Sie unbesorgt,« antwortete Marat mit einem falschen Lächeln, das liebevoll für den Kranken, ironisch für Balsamo war.

Marat sah, daß ihn Balsamo verstanden hatte, er näherte sich ihm und sagte:

»Das ist eine furchtbare Operation; der Knochen ist voll Sprünge und empfindlich, um Mitleid zu erregen. Er wird nicht an seinem Uebel, wohl aber am Schmerz sterben: so viel wird seine Seele bei diesem Lebendigen werth sein.«

»Warum operiren Sie ihn dann? warum lassen Sie ihn nicht ruhig sterben?«

»Weil es Pflicht des Wundarztes ist, die Heilung zu versuchen, selbst wenn ihm diese Heilung unmöglich scheint.«

»Und Sie sagen, er werde leiden?«

»Gräßlich.«

»Durch den Fehler seiner Seele?«

»Durch den Fehler seiner Seele, welche für seinen Körper zu zart ist.«

»Warum operieren Sie dann nicht an der Seele? Die Ruhe der einen wäre vielleicht die Heilung des andern.«

»Das habe ich auch gethan,« sprach Marat, während man den Patienten zu binden fortfuhr.

»Sie haben seine Seele vorbereitet?«

»Ja.«

»Wie dies?«

»Wie man dies thut, durch Worte. Ich habe zur Seele, zum Verstand, zum Empfindungsvermögen, zu der Sache gesprochen, die den griechischen Philosophen zu den Worten veranlassen: ‚Schmerz, du bist kein Uebel,‘ und das ist die Sprache, die sich für diese Sache geziemt. Ich habe zu ihm gesagt: ‚Sie werden nicht leiden.‘ Es bleibt nun der Seele überlassen, nicht zu leiden; das geht sie an. Das bis jetzt bekannte Mittel, was die Fragen der Seele betrifft, ist die Lüge. Warum ist auch diese verteufelte Seele an den Körper gebunden! So eben, als ich diesen Kopf abschnitt, sagte der Körper nichts. Die Operation war jedoch schwer. Doch was wollen Sie! die Bewegung hatte aufgehört, das Empfindungsvermögen war erloschen, die Seele war entflohen, wie Ihr Spiritualisten sagt. Deshalb hat jener Kopf, als ich ihn abschnitt, nichts gesagt, deshalb ließ mich jener Körper, den ich enthauptete, machen, während dieser Körper, den die Seele noch bewohnt, allerdings nur noch auf kurze Zeit bewohnt, aber dennoch bewohnt, in einem Augenblick furchtbare Schreie ausstoßen wird. Verstopfen Sie Ihre Ohren, Meister. Verstopfen Sie dieselben, Sie, der Sie für diese Connexität der Seelen und der Körper empfindlich sind, welche stets Ihre Theorie todtschlagen wird, bis zu dem Tage, wo Ihre Theorie dazu gelangt ist, daß sie den Körper von der Seele absondert.«

»Und Sie glauben, es werde nie zu dieser Absonderung kommen?«

»Versuchen Sie es,« erwiderte Marat, »die Gelegenheit ist schön.«

»Wohl,« sprach Balsamo. »Sie haben Recht, die Gelegenheit ist schön, ich versuche es.«

»Ja, versuchen Sie es.«

»Ja.«

»Wie dies?«

»Dieser junge Mann soll nicht leiden, er interessirt mich.«

»Sie sind ein erhabener Meister,« entgegnete Marat, »doch Sie sind weder Gott der Vater, noch Gott der Sohn, und Sie werden diesen Burschen nicht zu leiden verhindern.«

»Und wenn er nicht litte, würden Sie an seine Heilung glauben?«

»Sie wäre möglicher, doch sie wäre nicht sicher.«

Balsamo warf auf Marat einen unbeschreiblichen Blick des Triumphes und stellte sich vor den jungen Mann, dessen angstvollen und schon in die Qualen des Schreckens getauchten Augen er begegnete.

»Schlafen Sie,« sagte er, nicht allein mit seinem Mund, sondern mehr noch mit seinem Blick,

mit seinem Willen, mit der ganzen Wärme seines Blutes, mit dem ganzen Fluidum seines Körpers.

In diesem Augenblick fing der Oberwundarzt an, den kranken Schenkel zu befühlen und die Zöglinge auf die Intensität des Uebels aufmerksam zu machen.

Doch bei dem Befehl von Balsamo schwankte der junge Mann, der sich aufgesetzt hatte, einen Augenblick in den Armen der Gehülften, sein Kopf neigte sich, seine Augen schloßen sich.

»Es ist ihm übel,« sagte Marat.

»Nein, mein Herr.«

»Sehen Sie denn nicht, daß er das Bewußtsein verliert?«

»Nein, er schläft.«

»Wie, er schläft?«

»Ja.«

Jedermann wandte sich gegen den fremden Arzt um, den man für einen Narren hielt.

Ein Lächeln der Ungläubigkeit schwebte über die Lippen von Marat.

»Ist es gewöhnlich, daß man während der Ohnmacht spricht?«

»Nein.«

»Nun, so befragen Sie ihn und er wird Ihnen antworten.«

»He! junger Mann!« rief Marat.

»Oh! Sie brauchen nicht so laut zu schreien,« sagte Balsamo. »Sprechen Sie mit Ihrer gewöhnlichen Stimme.«

»Sagen Sie uns ein wenig, was Sie haben.«

»Man hat mir zu schlafen befohlen, und ich schlafe,« antwortete der Patient.

Die Stimme war völlig ruhig und bildete einen seltsamen Contrast mit der Stimme, die man einige Augenblicke zuvor gehört hatte.

Alle Anwesenden schauten sich an.

»Nun binden Sie ihn los,« sagte Balsamo.

»Unmöglich,« erwiderte der Oberwundarzt, »eine einzige Bewegung, und die Operation kann mißlingen.«

»Er wird sich nicht rühren.«

»Wer gibt mir hierüber Gewißheit?«

»Ich und er. Fragen Sie ihn.«

»Kann man Sie frei lassen, mein Freund?«

»Man kann das.«

»Und versprechen Sie, daß Sie sich nicht rühren werden?«

»Ich verspreche es, wenn Sie mir befehlen.«

»Ich befehle es Ihnen.«

»Meiner Treue,« sagte der Oberwundarzt, »Sie sprechen mit einer solchen Sicherheit, mein Herr, daß ich den Versuch zu machen Lust habe.«

»Machen Sie ihn und fürchten Sie nichts.«

»Binden Sie ihn los,« rief der Oberwundarzt.

Die Gehülften gehorchten.

Balsamo stellte sich zu den Häupten des Kranken und sprach:

»Von diesem Augenblick rühren Sie sich nicht mehr, wenn ich es nicht befehle.«

Eine auf einem Grabe liegende Bildsäule wäre nicht unbeweglicher gewesen, als es der Kranke bei dieser Ermahnung wurde.

Der Wundarzt nahm sein Messer; doch in dem Augenblick, wo er sich desselben bedienen wollte, zögerte er.

»Schneiden Sie, mein Herr, schneiden Sie, sage ich Ihnen,« sprach Balsamo mit der Miene eines inspirirten Propheten.

Wie Marat, wie der Kranke, wie alle Welt beherrscht, näherte der Oberwundarzt den Stahl dem Fleisch.

Das Fleisch zischte, aber der Kranke stieß keinen Seufzer aus, machte keine Bewegung.

»Was ist Ihre Heimath, mein Freund?« fragte Balsamo.

»Ich bin Bretagner, mein Herr,« antwortete der Kranke lächelnd.

»Und Sie lieben Ihr Land?«

»Oh! mein Herr, es ist so schön!«

Der Wundarzt machte während dieser Zeit die kreisförmigen Einschnitte, durch die man bei Amputationen den Knochen bloß zu legen anfängt.

»Haben Sie Ihre Heimath jung verlassen?« fragte Balsamo.

»Mit zehn Jahren, mein Herr.« Die Einschnitte waren gemacht, der Wundarzt legte die Säge an den Knochen.

»Mein Freund,« sagte Balsamo, »singen Sie mir doch das Lied, das die Salzsieder von Batz singen, wenn sie nach vollbrachtem Tagewerk nach Hause kehren. Ich erinnere mich nur des ersten Verses:

»Meinem schaumbedeckten Salze . . .«

Die Säge schnitt in den Knochen ein.

Doch bei der Aufforderung von Balsamo lächelte der Kranke und fing an, melodisch, langsam, in Extase, wie ein Liebender oder wie ein Dichter zu singen:

Meinem schaumbedeckten Salze,
Meines Teiches Himmelbau,
Und dem heiß durchglühten Torfe,
Meinem Weizen auf der Au;

Meinem Vater, meiner Gattin,
Meinen Kindern liebe reich;
Meiner Mutter Grabesschlummer
Unter duftendem Gesträuch;

Allen Heil, da bin ich wieder,
Heil! mein Tag, er ist vollbracht,
Und das Fest folgt nach der Arbeit,
Lieb' nach kurzer Trennungsnacht.

Das Bein fiel auf das Bett, während der Kranke noch sang.

CVI.

Der Leib und die Seele. (Fortsetzung.)

Jeder schaute den Patienten mit Erstaunen, den Arzt mit Bewunderung an.

Einige sagten, Beide seien Narren.

Marat übertrug diese Meinung in das Ohr von Balsamo.

»Der arme Teufel hat durch die Angst den Geist verloren,« sagte er; »deshalb leidet er nicht mehr.«

»Ich glaube nicht,« erwiderte Balsamo, »und weit entfernt, den Geist verloren zu haben, würde er uns, dessen bin ich sicher, wenn ich ihn befragte, soll er sterben, den Tag seines Todes, soll er leben, die Zeit sagen, die seine Wiedergenesung dauern wird.«

Marat war bereit, die allgemeine Meinung zu theilen, nämlich die Meinung, daß Balsamo eben so verrückt sei, als der Patient.

Der Wundarzt unterband indessen eifrig die Arterien, aus denen das Blut in Wellen entströmte.

Balsamo zog aus seiner Tasche einen Flacon, goß auf einen Pfropfen von Charpie einige Tropfen von dem Wasser, das der Flacon enthielt und bat den Oberwundarzt, diese Charpie auf die Arterien zu legen.

Der Oberwundarzt gehorchte mit einer gewissen Neugierde.

Dies war einer der berühmtesten Praktiker jener Zeit, ein wahrhaft in die Wissenschaft verliebter Mann, der keines ihrer Geheimnisse zurückwies und für den der Zufall nur der Gutgenug des Zweifels war.

Er drückte den kleinen Pfropf auf die Arterie, welche bebte, kochte und das Blut nur noch Tropfen für Tropfen herausließ.

Nun konnte er die Arterie mit der größten Leichtigkeit unterbinden.

Als bald erhielt Balsamo einen wahren Triumph, und Jeder fragte ihn, wo er studirt habe und von welcher Schule er sei.

»Ich bin ein deutscher Arzt von der Göttinger Schule und habe selbst die Entdeckung gemacht, die Sie hier sehen. Ich wünsche jedoch, meine Herren und theure Collegen, daß diese Entdeckung noch ein Geheimniß bleibe, denn ich habe große Angst vor dem Scheiterhaufen, und das Parlament von Paris dürfte sich vielleicht noch einmal für das Vergnügen, einen Zauberer zum Feuertod zu verurtheilen, entscheiden.«

Der Oberwundarzt blieb ganz träumerisch.

Marat träumte und dachte nach.

Er nahm jedoch zuerst wieder das Wort und sprach:

»Sie behaupteten so eben,« sagte er, »wenn Sie diesen Menschen über die Folge der Operation befragten, so würde er sicherlich antworten, obgleich diese Folge noch in der Zukunft verborgen sei?«

»Ich behaupte es noch!,« sprach Balsamo.

»Nun, so wollen wir sehen.«

»Wie heißt dieser arme Teufel?«

»Er heißt Havard,« antwortete Marat.

Balsamo wandte sich gegen den Patienten um, dessen Mund noch die letzten Noten seines Liedes wie klagend trällerte.

»Nun, mein Freund,« fragte er, »was weissagen Sie über den Zustand dieses armen Havard?«

»Was ich über seinen Zustand weissage?« erwiderte der Kranke; »warten Sie, ich muß von der Bretagne, wo ich war, nach dem Hotel-Dieu zurückkehren, wo er ist.«

»Ganz richtig: treten Sie ein, schauen Sie ihn an, und sagen Sie mir die Wahrheit über ihn.«

»Oh! er ist krank, sehr krank: man hat ihm das Bein abgeschnitten.«

»In der That?« sagte Balsamo.

»Ja.«

»Und die Operation ist gut gelungen?«

»Vortrefflich; aber . . .«

Das Gesicht des Kranken verdüsterte sich.

»Aber . . .« versetzte Balsamo.

»Aber.« fuhr der Kranke fort, »er hat eine schreckliche Prüfung durchzumachen . . . Das Fieber.«

»Und wann wird es kommen?«

»Diesen Abend um sieben Uhr.«

Alle Anwesenden schauten sich an.

»Und dieses Fieber?« fragte Balsamo.

»Oh! es wird ihn sehr krank machen; er wird jedoch diesen ersten Anfall überwinden.«

»Sie sind dessen sicher?«

»Oh! ja.«

»Aber nach diesem ersten Anfall wird er gerettet sein?«

»Ach! nein,« sprach der Verwundete seufzend.

»Das Fieber wird also wiederkommen?«

»Oh! ja, und furchtbarer als je; armer Havard,« fuhr er fort, »armer Havard, er hat eine Frau und Kinder.«

Und seine Augen füllten sich mit Thränen.

»Seine Frau soll also Witwe, seine Kinder sollen also Waisen werden?« fragte Balsamo.

»Warten Sie! warten Sie!«

Er faltete die Hände.

»Nein, nein,« sagte er.

Sein Gesicht klärte sich in einem erhabenen Glauben auf.

»Nein, seine Frau und seine Kinder haben so viel gebetet, daß sie Gnade für ihn von Gott erhielten.«

»Er wird also genesen?«

»Ja.«

»Sie hören, meine Herren.« sprach Balsamo, »er wird genesen.«

»Fragen Sie ihn, in wie viel Tagen,« sagte Marat.

»In wie viel Tagen?«

»Ja, Sie haben gesagt, er würde die Wandlungen und die Zeit seiner Wiedergenesung angeben.«

»Sehr gern frage ich ihn hierüber.«

»So thun Sie es.«

»Und wann glauben Sie, daß Havard geheilt ist?« fragte Balsamo.

»Oh! die Wiedergenesung wird lange dauern, warten Sie: einen Monat, sechs Wochen, zwei Monate; er ist vor fünf Tagen hereingekommen und wird zwei Monate und vierzehn Tage nach seinem Eintritt wieder hinauskommen.«

»Und zwar geheilt?«

»Ja.«

»Aber,« sagte Marat, »unfähig, zu arbeiten und folglich seine Frau und seine Kinder zu ernähren?«

Havard faltete abermals die Hände.

»Oh! Gott ist gut, und Gott wird hiefür sorgen.«

»Und wie wird Gott sorgen?« fragte Marat. »Da ich heute gerade im Zuge des Lernens bin, so möchte ich auch dies erfahren.«

»Gott hat an sein Bett einen wohlthätigen Mann geschickt, der Mitleid mit ihm bekommen und gesagt hat: ‚Ich will, daß es dem armen Havard an nichts fehle.‘ «

Alle Anwesenden schauten sich an; Balsamo lächelte.

»In der That, wir wohnen einem seltsamen Schauspiel bei,« sagte der Oberwundarzt, während er zugleich die Hand des Kranken ergriff, seine Brust untersuchte und seine Stirne befühlte; »dieser Mensch träumt.«

»Sie glauben?« sagte Balsamo. Und er schleuderte dem Kranken einen Blick voll Macht und Energie zu und sprach:

»Erwachen Sie, Havard.«

Der junge Mann öffnete die Augen nicht ohne Anstrengung und schaute mit einem tiefen Erstaunen alle Anwesenden an, welche, zuvor drohend, nun harmlos für ihn geworden waren.

»Nun!« sagte er mit schmerzlichem Ton, »man hat mich also noch nicht operirt? Man wird mich also abermals leiden lassen?«

Balsamo nahm rasch das Wort. Er befürchtete eine Erschütterung des Kranken.

Doch es war nicht nöthig, daß er sich beeilte. Niemand wäre ihm zuvorgekommen, das Erstaunen aller Anwesenden war zu groß.

»Mein Freund,« sagte er, »beruhigen Sie sich; der Herr Oberwundarzt hat an Ihrem Bein eine Operation vorgenommen, welche allen Anforderungen Ihrer Lage Genüge leistet. Es scheint, mein armer Junge, Sie sind ein wenig schwach von Geist, denn Sie sind vor dem ersten Angriff ohnmächtig geworden.«

»Oh! desto besser,« sagte heiter der Bretagner, »ich habe nichts gefühlt, mein Schlaf ist sogar sanft und erquickend gewesen. Welch ein Glück, man wird mir das Bein nicht abschneiden!«

Doch in dieser Sekunde richtete der Unglückliche seine Blicke auf sich selbst: er sah das Bett voll Blut, er sah sein verstümmeltes Bein.

Er stieß einen Schrei aus und wurde diesmal wirklich ohnmächtig.

»Befragen Sie ihn nun, und Sie werden sehen, ob er antwortet,« sprach Balsamo kalt zu Marat.

Dann führte Balsamo den Oberwundarzt, während die Krankenwärter den unglücklichen jungen Mann wieder in sein Bett trugen, in eine Ecke des Zimmers und sprach zu ihm:

»Mein Herr, Sie haben gehört, was Ihr armer Kranker gesagt hat?«

»Ja, er würde genesen.«

»Er hat auch noch etwas Anderes gesagt: er hat gesagt, Gott würde sich seiner erbarmen und ihm die Mittel schicken, um seine Frau und seine Kinder zu ernähren.«

»Nun?«

»Nun, mein Herr, er hat die Wahrheit über diesen Punkt, wie über den andern gesprochen; nur übernehmen Sie es, der Vermittler der Mildthätigkeit zwischen dem Kranken und Gott zu sein: hier ist ein Diamant, der ungefähr einen Werth von zwanzigtausend Livres hat; wenn Sie unsern Kranken geheilt sehen, verkaufen Sie den Edelstein und übergeben Sie ihm das Geld; mittlerweile aber, da die Seele, wie sich Ihr Zögling, Herr Marat, geäußert hat, einen großen Einfluß auf den Körper ausübt, sagen Sie Havard, sobald er wieder zum Bewußtsein gelangt ist, sagen Sie ihm, seine Zukunft und die seiner Kinder sei gesichert.«

»Aber, mein Herr,« erwiderte der Wundarzt, der den Ring, welchen ihm Balsamo bot, anzunehmen zögerte, »wenn er nicht geheilt wird?«

»Er wird geheilt werden!«

»Auch muß ich Ihnen einen Empfangsschein geben.«

»Mein Herr! . . .«

»Nur unter dieser Bedingung nehme ich ein Juwel von diesem Werthe an.«

»Machen Sie es, wie es Ihnen beliebt, mein Herr.«

»Ihr Name, wenn ich fragen darf?«

»Graf von Fönix.«

Der Wundarzt ging in ein anstoßendes Zimmer, während Marat, verwirrt, vernichtet, aber noch gegen die Augenscheinlichkeit, gegen die Unleugbarkeit kämpfend, sich Balsamo näherte.

Nach Verlauf von fünf Minuten kehrte der Wundarzt zurück; er hielt in seiner Hand ein Papier, das er Balsamo übergab.

Es war in folgenden Worten abgefaßt:

»Ich habe von dem Herrn Grafen von Fönix einen Diamant erhalten, dessen Werth er selbst auf zwanzigtausend Livres anschlägt, um den Preis desselben einem Manne Namens Havard an dem Tag zu übergeben, wo er das Hotel-Dieu verlassen wird.

Den 15. Sept. 1771.

Guillotin. D.M.«

Balsamo grüßte den Doctor, nahm den Empfangsschein und ging gefolgt von Marat hinaus.

»Sie vergessen Ihren Kopf,« sagte Balsamo, für den die Zerstretheit des jungen Zöglings der Chirurgie ein Triumph war.

»Ah! es ist wahr,« sagte dieser.

Und er hob seine traurige Bürde auf.

Sobald sie auf der Straße waren, gingen Beide sehr rasch und ohne ein Wort zu sprechen; als sie in die Rue des Cordeliers kamen, stiegen sie mit einander die steile Treppe hinauf, welche in die Mansarde führte.

Vor der Loge der Portière, wenn überhaupt das Loch, das sie bewohnte, den Namen einer Loge verdient, war Marat, der das Verschwinden seiner Uhr nicht vergessen hatte, stehen geblieben und hatte nach Frau Grivette gefragt.

Ein Kind von sieben bis acht Jahren, bleich, kränklich, schwächling, antwortete ihm mit seiner kreischenden Stimme ,

»Mama ist ausgegangen: sie hat gesagt, wenn der Herr zurückkäme, sollte man ihm diesen Brief geben.«

»Nein, mein kleiner Freund,« erwiderte Marat, »sage ihr, sie soll ihn mir selbst bringen.«

»Gut, mein Herr.«

Hienach gingen Marat und Balsamo weiter.

»Ah!« sagte Marat indem er Balsamo einen Stuhl bezeichnete und selbst auf einen Schämelfiel, »ich sehe, daß der Meister schöne Geheimnisse hat.«

»Ich bin vielleicht tiefer als ein Anderer in das Vertrauen der Natur und Gottes eingedrungen,« erwiderte Balsamo.

»Oh!« rief Marat, »wie sehr beweist die Wissenschaft die Allmacht des Menschen, und wie muß man stolz darauf sein, daß man Mensch ist.«

»Das ist wahr, und Arzt, müßten Sie beifügen.«

»Ich bin auch stolz auf Sie, Meister,« sprach Marat.

»Und dennoch,« entgegnete Balsamo lächelnd, »dennoch bin ich nur ein armer Arzt der Seelen.«

»Oh! sprechen wir nicht mehr hievon, mein Herr, Sie haben das Blut des Verwundeten durch materielle Mittel aufgehalten.«

»Ich glaubte, meine schönste Kur wäre die, daß ich ihn zu leiden verhindert habe; es ist wahr, Sie versicherten mich, er wäre ein Narr.«

»Er war es sicherlich einen Augenblick.«

»Was nennen Sie Narrheit? Ist es nicht eine Abstraction der Seele?«

»Oder des Geistes,« erwiderte Marat.

»Streiten wir nicht mehr hierüber; die Seele dient mir, das Wort zu nennen, das ich suche. Sobald die Sache gefunden ist, liegt mir wenig daran, wie Sie sie nennen.«

»Ah! dann sind wir in unserer Ansicht verschieden, mein Herr; Sie behaupten die Sache gefunden zu haben und nicht mehr das Wort zu suchen; ich behaupte, daß Sie Beides mit einander suchen, das Wort und die Sache.«

»Wir werden sogleich hierauf zurückkommen. Sie sagten also, die Narrheit sei eine augenblickliche Abstraction des Geistes?«

»Sicherlich.«

»Eine unwillkührliche, nicht wahr?«

»Ja . . . ich habe einen Narren in Bicêtre gesehen, der in sein eisernes Gitter biß und dabei rief: ‚Koch, deine Fasanen sind gut, aber sie sind schlecht zubereitet.‘ «

»Aber Sie geben doch zu, daß diese Narrheit wie eine Wolke am Geist vorübergeht, und daß der Geist, wenn diese Wolke vorübergegangen ist, seine erste Klarheit wieder annimmt?«

»Das geschieht beinahe nie.«

»Sie haben aber doch unsern Amputirten bei vollkommener Vernunft nach seinem Narrenschlaf gesehen.«

»Ich habe es gesehen, aber nicht begriffen, als ich es sah; das ist ein ausnahmsweiser Fall, eine von jenen Seltsamkeiten, welche die Hebräer Wunder nannten.«

»Nein, mein Herr,« sprach Balsamo, »es ist einzig und allein die Abstraction der Seele, die doppelte Trennung der Materie und des Geistes: der Materie, einer trägen Sache, eines Staubes, der zum Staub zurückkehren wird; der Seele, eines göttlichen Funken, der einen Augenblick in die Blendlaterne eingeschlossen ist, die man den Körper nennt, und der, ein Sohn des Himmels, nach dem Falle des Körpers wieder zum Himmel zurückkehren wird.«

»Also haben Sie einen Augenblick die Seele aus dem Leib gezogen?«

»Ja, mein Herr, ich habe ihr befohlen, den elenden Ort zu verlassen, wo sie war; ich habe sie aus dem Schlund des Leidens gezogen, wo sie der Schmerz zurückhielt, um sie in die reinen, freien Regionen wandern zu lassen. Was ist dann dem Wundarzt geblieben? Was Ihrem Zergliederungsmesser blieb, als Sie der todten Frau den Kopf nahmen, den Sie hier haben, nichts als träges Fleisch, Materie, Thon.«

»Und in wessen Namen haben Sie so über diese Seele verfügt?«

»Im Namen desjenigen, welcher alle Seelen mit einem Hauch geschaffen hat: Seelen der Welten, Seelen der Menschen . . . im Namen Gottes.«

»Sie leugnen also den freien Willen?«

»Ich,« sagte Balsamo; »was thue ich denn in diesem Augenblick? Ich zeige Ihnen einerseits den freien Willen, andererseits die Abstraction. Ich lege Ihnen einen Sterbenden vor Augen, der allen Schmerzen überlassen ist; dieser Mensch hat eine stoische Seele, er geht der Operation entgegen, er fordert sie heraus, er erträgt sie, aber er leidet. Dies in Betreff des freien Willens. Wenn ich aber an diesem Sterbenden vorübergehe, ich, der Abgesandte Gottes, ich, der Prophet, ich, der Apostel, und wenn ich, vom Mitleid für diesen Menschen als für meines Gleichen ergriffen, durch die Macht, die mir Gott verliehen hat, die Seele aus seinem leidenden Körper nehme, so wird dieser blinde, träge, unempfindliche Körper für die Seele ein Schauspiel, das sie fromm und barmherzig von der Höhe ihrer durchsichtigen Sphäre herab betrachtet. Haben Sie Havard nicht gehört?

Wenn Havard von sich selbst sprach, sagte er: ‚Dieser arme Havard!‘ er sagte nicht mehr ich; diese Seele hatte in der That nichts mehr mit dem Körper zu schaffen, sie, die auf halbem Weg zum Himmel war.«

»Doch demnach ist der Mensch Nichts mehr,« sprach Marat, »und ich kann nicht mehr zu den Tyrannen sagen: ‚Ihr habt Macht über meinen Leib, doch Ihr vermögt nichts über meine Seele.‘ «

»Ah! nun gehen Sie von der Wahrheit zu den Sophismen über; mein Herr, ich habe Ihnen schon gesagt, daß dies Ihr Fehler ist. Gott leiht die Seele dem Körper, es ist wahr; doch es ist darum nicht minder wahr, daß, so lange die Seele diesen Körper besitzt, zwischen ihnen eine Einigkeit, ein Einfluß des einen auf das andere, eine Suprematie der Materie über die Idee oder der Idee über die Materie stattfindet, je nachdem Gott in Absichten, die uns unbekannt sind, gestattet hat, daß der Körper König oder die Seele Königin sein soll; doch es ist nicht minder

wahr, daß der Hauch, der den Bettler belebt, so rein ist, als der, welcher den König sterben macht. Das ist das Dogma, das Sie predigen müssen, Sie, der Apostel der Gleichheit. Beweisen Sie die Gleichheit der zwei geistigen Wesen, da Sie die Gleichheit mit Hülfe alles dessen, was in der Welt geheiligt ist, wie die heiligen Bücher und die Traditionen, die Wissenschaft und der Glaube, feststellen können. Was liegt Ihnen an der Gleichheit zweier Materien, mit der Gleichheit der Körper fliegen sie nur vor den Menschen; mit der Gleichheit der Seele fliegen sie vor Gott. So eben sagte Ihnen dieser arme Verwundete, dieses unwissende Kind aus dem Volk in Beziehung auf sein Uebel Dinge, welche keiner unter den Aerzten zu sagen gewagt hätte. Warum dies? Weil seine Seele, für den Augenblick von den Fesseln des Körpers entbunden, über der Erde schwebte und von oben herab ein Geheimniß sah, das uns unsere Undurchsichtigkeit entzieht.«

Marat drehte seinen Tottenkopf auf dem Tisch hin und her und suchte eine Antwort, die er nicht fand.

»Ja,« murmelte er endlich, »ja, es ist etwas Uebernatürliches darunter.«

»Natürliches, im Gegentheil, mein Herr, hören Sie auf, übernatürlich Alles das zu nennen, was aus den Functionen und der Bestimmung der Seele entspringt. Natürlich sind diese Functionen; bekannt, das ist etwas Anderes.«

»Uns unbekannt, Meister, müssen diese Functionen keine Geheimnisse für Sie sein. Den Peruanern fremd, war das Pferd den Spaniern, die es gezähmt hatten, wohl bekannt.«

»Es wäre hochmüthig von mir, zu sagen: ich weiß. Ich bin demüthig, mein Herr, und sage: ich glaube.«

»Und was glauben Sie?«

»Ich glaube, daß das Gesetz der Welt, das erste, das mächtigste von allen, das des Fortschrittes ist. Ich glaube, daß Gott Alles nur mit dem Zweck der Wohlfahrt oder der Sittlichkeit geschaffen hat. Nur geht, da das Leben dieser Welt unberechnet und unberechenbar ist, der Fortschritt langsam. Unser Planet zählte nach der Aussage der Schriften sechzig Jahrhunderte, als die Druckerei erfunden wurde, um wie ein ungeheurer Leuchthurm die Vergangenheit zu bescheinen und die Zukunft aufzuklären: mit der Druckerei keine Dunkelheit, keine Vergessenheit mehr; die Druckerei ist das Gedächtniß der Welt. Wohl! Guttenberg hat die Druckerei erfunden, und ich habe das Vertrauen wieder gefunden.«

»Ah!« sagte Marat ironisch, »Sie werden es vielleicht dahin bringen, daß Sie in den Herzen lesen?«

»Warum nicht?«

»Dann werden Sie in die Brust des Menschen das kleine Fenster einsetzen, welches die Alten so sehr daran zu sehen wünschten.«

»Es bedarf dessen nicht, mein Herr; ich werde die Seele vom Leib absondern; und die Seele, diese reine, diese unbefleckte Tochter Gottes, wird mir alle die Schändlichkeiten dieser sterblichen Hülle nennen, die sie zu beleben verurtheilt ist.«

»Sie werden materielle Geheimnisse enthüllen?«

»Warum nicht?«

»Sie werden mir, zum Beispiel, sagen, wer mir meine Uhr gestohlen hat?«

»Sie erniedrigen die Wissenschaft zu einem traurigen Niveau, mein Herr; doch gleichviel, die Größe Gottes beweist sich eben so gut durch das Sandkorn, als durch den Berg, durch die Milbe,

als durch den Elephanten. Ja, ich werde Ihnen sagen, wer Ihnen die Uhr gestohlen hat.«

In diesem Augenblick klopfte man schüchtern an die Thüre; es war die Haushälterin von Marat, welche, so eben zurückgekehrt, nach dem Befehl des jungen Wundarztes den Brief brachte.

CVII.

Die Portière von Marat.

Die Thüre öffnete sich und Dame Grivette trat ein.

Diese Frau, die wir nicht zu schildern die Zeit gehabt haben, weil ihre Gestalt eine von denjenigen ist, welche der Maler auf den letzten Plan verbannt, so lange er derselben nicht bedarf, diese Frau schreitet nun auf dem beweglichen Gemälde dieser Geschichte vor und verlangt ihren Platz in dem ungeheuren Panorama, das wir vor den Augen unserer Leser zu entrollen unternommen haben; ein Panorama, in welches wir wenn unser Genie unserem Willen gleichkäme, Alles vom Bettler bis zum König, von Caliban bis zu Ariel, von Ariel bis zu Gott einrahmen würden.

Wir wollen es also versuchen, Frau Grivette zu schildern, die sich aus ihrem Schatten losmacht und auf uns zuschreitet.

Es war eine lange, dürre Creatur, gelb von Farbe, mit blauen, schwarz umgränzten Augen, ein furchtbarer Typus des Verfalls, dem in der Stadt unter den Verhältnissen der Armuth, beständiger Ohnmacht und körperlicher, wie sittlicher Entartung diese Geschöpfe unterliegen, welche Gott schön geschaffen hat, und die herrlich geworden wären in ihrer völligen Entwicklung, wie es in diesem Fall alle die Geschöpfe der Luft, des Himmels und der Erde sind, wenn der Mensch aus ihrem Leben nicht eine lange Hinrichtung gemacht hat, wenn er nämlich nicht ihren Fuß durch die Fessel und ihren Magen durch den Hunger oder mit einer Nahrung ermüdet hat, die beinahe ebenso unselig ist, als es nur immer der Mangel an aller Nahrung sein könnte.

So wäre die Portière von Marat eine schöne Frau gewesen, hätte sie nicht seit ihrem fünfzehnten Jahre einen erbärmlichen Winkel ohne Luft und ohne Licht bewohnt, hätte das Feuer ihrer natürlichen Instinkte, genährt durch diese Ofenwärme, oder durch eine eisige Kälte, mit Maaß gebrannt. Sie hatte lange, magere Hände, die durch den Faden der Näherin von kleinen Einschnitten durchfurcht, durch das Seifenwasser des Waschhauses mit Sprüngen bedeckt, durch die Kohlengluth der Küche geröstet und gegerbt worden waren; doch dessen ungeachtet Hände, man sah es an der Form, nämlich an der unverilgbaren Spur der göttlichen Muskel, Hände, die man königliche Hände genannt haben würde, hätten sie statt der Blasen des Besen die des Scepters gehabt.

Dieser arme menschliche Körper ist unleugbar nur das Aushängeschild unseres Gewerbes.

Der Geist, der über dem Körper erhaben war und folglich besser als dieser Widerstand geleistet hatte, wachte in dieser Frau wie eine Lampe; er beleuchtete gleichsam den Körper mittelst eines durchsichtigen Reflexes, und man sah zuweilen zu den trüben Augen einen Strahl des Verstandes, der Schönheit, der Jugend, der Liebe, alles dessen endlich, was es Herrliches in der menschlichen Natur gibt, aufsteigen.

Balsamo schaute lange diese Frau, oder vielmehr diese seltsame Natur an, welche übrigens bei dem ersten Anblick einem beobachtenden Auge aufgefallen wäre.

Die Portière trat also, den Brief in der Hand haltend, ein und sprach mit einer süßlichen

Stimme, mit der Stimme eines alten Weibes, denn die zur Armuth verurtheilten Frauen sind mit dreißig Jahren alt:

»Herr Marat, hier ist der Brief, den Sie verlangt haben.«

»Es ist nicht der Brief, was ich zu haben wünschte, sondern Sie wollte ich sehen,« sagte Marat.

»Wohl! Ihre Dienerin, Herr, Marat, hier bin ich,« Frau Grivette machte einen Knix. »Was wünschen Sie?«

»Ich wünsche etwas über meine Uhr zu erfahren.« antwortete Marat, »Sie vermuthen es wohl.«

»Ah, bei Gott! ich kann nicht sagen, was aus Ihrer Uhr geworden ist. Ich habe sie gestern den ganzen Tag an ihrem Nagel am Kamin hängen sehen.«

»Sie täuschen sich, sie war gestern den ganzen Tag in meiner Tasche; erst um sechs Uhr Abends, da ich ausging, da ich mich unter eine große Menschenmenge begab und befürchtete, man könnte sie mir stehlen, legte ich sie unter den Leuchter.«

»Wenn Sie Ihre Uhr unter den Leuchter gelegt haben, so muß sie noch dort sein.«

Und die Portière hob mit einer geheuchelten Treuherzigkeit, von der sie nicht vermuthete, sie wäre so mächtig verrätherisch, von den zwei Leuchtern, welche auf dem Kamin standen, gerade denjenigen auf, unter dem Marat seine Uhr verborgen hatte.

»Ja, das ist wohl der Leuchter,« sagte der junge Mann, »aber wo ist die Uhr?«

»In der That, sie ist nicht mehr hier.«

»Haben Sie dieselbe nicht hierhin gelegt, Herr Marat?«

»Aber wenn ich Ihnen sage . . .«

»Suchen Sie wohl.«

»Oh! ich habe wohl gesucht,« erwiederte Marat mit einem zornigen Blick.

»Sie werden sie verloren haben.«

»Aber wenn ich Ihnen sage, daß ich sie gestern selbst hier unter diesen Leuchter gelegt habe.«

»Dann wird Jemand hereingekommen sein,« sagte Frau Grivette, »Sie empfangen so viele Menschen, so viele Unbekannte.«

»Ausflüchte! Ausflüchte!« rief Marat, der sich immer mehr erhitzte; »Sie wissen wohl, daß gestern Niemand hereingekommen ist. Nein, nein, meine Uhr hat denselben Weg genommen, wie der silberne Knopf von meinem letzten Stock, wie der Ihnen wohlbekannt kleine silberne Löffel wie mein Messer mit zwei Klingen! Man bestiehlt mich, Frau Grivette, man bestiehlt mich, Ich habe Vieles ertragen doch das werde ich nicht ertragen, nehmen Sie sich in Acht!«

»Aber mein Herr,« entgegnete Frau Grivette, »wollen Sie mich zufällig beschuldigen?«

»Sie müssen meine Sachen bewachen?«

»Ich habe nicht allein den Schlüssel.«

»Sie sind die Portière.«

»Sie geben mir einen Thaler monatlich und möchten gern von zehn Dienstboten bedient werden.«

»Es liegt mir nichts daran, ob ich gut oder schlecht bedient werde, aber es liegt mir viel daran, daß man mich nicht bestiehlt.«

»Mein Herr, ich bin eine ehrliche Frau!«

»Eine ehrliche Frau, die ich dem Polizeicommissär übergeben werde, wenn meine Uhr in einer Stunde nicht wieder gefunden ist.«

»Dem Polizeicommissär?«

,Ja.«

»Dem Polizeicommissär eine ehrliche Frau, wie ich bin?«

»Eine ehrliche Frau, eine ehrliche Frau?«

»Ja, und über die nichts zu sagen ist, verstehen Sie?«

»Genug, Frau Grivette.«

»Ah! ich vermuthete schon, als Sie ausgingen, Sie hätten mich im Verdacht.«

»Ich habe Sie im Verdacht seit dem Verschwinden meines Stockknopfes.«

»Nun wohl! ich werde Ihnen auch etwas sagen, Herr Marat.«

»Was?«

»Daß ich mich während Ihrer Abwesenheit berathen habe.«

»Mit wem?«

»Mit meinen Nachbarn.«

»Worüber?«

»Darüber, daß Sie mich im Verdacht haben.«

»Ich hatte Ihnen aber noch nichts gesagt.«

»Ich sah es wohl.«

»Und die Nachbarn? Ich bin begierig, zu erfahren, was die Nachbarn gesagt haben.«

»Sie haben gesagt, wenn Sie mich im Verdacht hätten, und wenn Sie unglücklicher Weise Ihren Verdacht irgend Jemand mittheilen würden, so müßten Sie bis zum Ende gehen.«

»Nun!«

»Nämlich beweisen, daß die Uhr genommen worden ist.«

»Sie ist genommen worden, da sie hier war und nicht mehr hier ist.«

»Ja, aber durch mich, durch mich genommen, verstehen Sie. Vor dem Gericht muß man Beweise haben; man wird Ihnen nicht auf das Wort glauben, Herr Marat . . . Sie sind nicht mehr als wir, Herr Marat.«

Balsamo schaute ruhig, wie immer, dieser ganzen Scene zu. Er sah, daß Marat, obgleich sich seine Ueberzeugung nicht geändert hatte, seinen Ton herabstimmte.

»So zwar,« fuhr die Portière fort, »daß ich, wenn Sie meiner Ehrlichkeit nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn Sie mir nicht Genugthuung und Ehrenerklärung geben, daß ich den Polizeicommissär aufsuchen werde, wie es mir unser Hauseigenthümer so eben gerathen hat.«

Marat biß sich auf die Lippen. Er wußte, daß ihn hiebei wirklich eine Gefahr bedrohte. Der Hauseigenthümer war ein reicher alter Kaufmann, der sich von den Geschäften zurückgezogen. Er wohnte im dritten Stock und die Scandalchronik des Quartiers behauptete, er habe zehn Jahre früher die Portière, welche damals Köchin bei seiner Frau war, sehr begünstigt.

Marat aber, der häufig geheimnißvolle Besuche hatte; Marat, ein ziemlich wenig geordneter junger Mann; Marat, der gewissermaßen im Verborgenen lebte; Marat, den Leuten der Polizei etwas verdächtig, wollte nicht einen Handel mit dem Polizeicommissär bekommen, der ihn in die Hände von Herrn von Sartines gebracht hätte, welcher es gar sehr liebte, die Papiere von jungen Leuten, wie Marat, zu lesen, und die Urheber dieser schönen Schriften in die Häuser der

Ueberlegung zu schicken, die man Vincennes, die Bastille, Charenton und Bicêtre nannte.

Marat stimmte also seinen Ton herab; doch in demselben Maß, in dem er den selbigen herabstimmte, stimmte die Portière den ihrigen hinauf. Dadurch erfolgte, daß diese nervige, hysterische Frau wie eine Flamme aufloderte, die einen Luftzug gefunden hat.

Drohungen, Schwüre, Schreie, Thränen, Alles wandte sie an: es war ein Sturm.

Da dachte Balsamo, es wäre nun Zeit, in's Mittel zu treten; er machte einen Schritt gegen diese Frau, welche drohend mitten im Zimmer stand, streckte zwei Finger gegen ihre Brust aus und sprach, nicht mit den Lippen, sondern mit seinen Augen, mit seinem Geist, mit seinem ganzen Willen ein Wort aus, das Marat nicht hören konnte.

Sogleich schwieg Frau Grivette; sie wankte, verlor das Gleichgewicht, ging, die Augen furchtbar weit aufgesperrt, rückwärts und fiel auf das Bett, ohne ein Wort zu sprechen.

Bald schloßen und öffneten sich ihre Augen; doch diesmal, ohne daß man den Augenstern sah; ihre Zunge bewegte sich krampfhaft; der Rumpf rührte sich nicht, und dennoch zitterten ihre Hände, als würden sie vom Fieber geschüttelt.

»Oh! oh!« sagte Marat, »wie der Verwundete im Hospital.«

»Ja.«

»Sie schläft also?«

»Stille!« erwiderte Balsamo.

Dann sich an Marat wendend, sprach er:

»Mein Herr, das ist der Augenblick, wo Ihr ganzer Unglaube aufhören wird; heben Sie diesen Brief auf den die Frau brachte und sich entschlüpfen ließ, als sie fiel.«

Marat gehorchte.

»Nun?« fragte er.

»Warten Sie.«

Und er nahm den Brief aus den Händen von Marat und fragte die Schlafende:

»Wissen Sie, von wem dieser Brief kommt?«

»Nein, mein Herr.«

Balsamo näherte den geschlossenen Brief dieser Frau.

»Lesen Sie ihn für Herrn Marat, der zu wissen wünscht, was er enthält.«

»Sie kann nicht lesen.« sprach Marat.

»Ja, aber Sie können lesen?«

»Gewiß.«

»Nun, so lesen Sie ihn, und sie wird ihrerseits lesen, nach Maßgabe, wie sich die Worte Ihrem Geiste einprägen.«

Marat entsiegelte den Brief und las, während Frau Grivette, stehend und bebend unter dem allmächtigen Willen von Balsamo, nach Maßgabe, wie Marat sie selbst las, folgende Worte wiederholte:

»Mein lieber Hypokrates,

Appelles hat sein erstes Portrait gemacht; er hat es um fünfzig Franken verkauft; man verspeist heute die fünfzig Franken in der Schenkstube der Rue Saint-Jacques. Bist Du dabei?

Es versteht sich, daß man einen Theil davon vertrinkt.

Dies war wortgetreu, was sich in dem Brief geschrieben fand.

Marat ließ das Papier fallen.

»Nun!« sagte Balsamo, »Sie sehen, daß Frau Grivette auch eine Seele hat, und daß diese Seele wacht, wenn sie selbst schläft.«

»Und zwar eine seltsame Seele,« sprach Marat, »eine Seele, welche lesen kann, während es der Leib nicht kann.«

»Weil die Seele Alles vermag, weil die Seele durch die Ueberlegung reproduciren kann. Versuchen Sie es, sie diesen Brief lesen zu lassen, wenn sie wieder erwacht ist, wenn nämlich der Körper die Seele mit seinem Schatten umhüllt hat, und Sie werden sehen.«

Marat blieb ohne Wort; seine ganze materialistische Philosophie empörte sich in ihm, fand aber keine Erwiderung.

»Wir wollen nun zu dem übergehen, was Sie am meisten interessirt,« fuhr Balsamo fort, »nämlich zu dem, was aus Ihrer Uhr geworden ist.«

»Frau Grivette,« sprach Balsamo, »wer hat die Uhr von Herrn Marat genommen?«

Die Somnambule machte eine Geberde heftigen Leugnens und sagte:

»Ich weiß es nicht.«

»Sie wissen es vollkommen,« erwiderte Balsamo, »und Sie werden es auch sagen.«

Dann mit einem noch stärkeren Willen:

»Sprechen Sie, wer hat die Uhr von Herrn Marat genommen?«

»Frau Grivette hat die Uhr von Herrn Marat nicht gestohlen. Warum glaubt Herr Marat, sie habe ihm seine Uhr gestohlen?«

»Wenn sie es nicht ist, wer hat die Uhr gestohlen, sagen Sie?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie sehen,« sagte Marat, »das Gewissen ist eine undurchdringliche Zufluchtstätte.«

»Wohl! da Sie nur noch diesen letzten Zweifel haben, mein Herr, so sollen Sie überzeugt werden,« sprach Balsamo.

Dann sich gegen die Portière umwendend:

»Sagen Sie es, ich will es haben.«

»Ah! ah!« rief Marat, »verlangen Sie nicht das Unmögliche.«

»Sie haben gehört,« sprach Balsamo, »ich sagte, ich wolle es haben.«

Unter dem Ausdruck dieses gebieterischen Willens fing die unglückliche Frau nun an, wie wahnsinnig die Hände und Arme zu verdrehen; ein Beben, dem der Epilepsie ähnlich, durchlief ihren ganzen Leib; ihr Mund nahm einen häßlichen Ausdruck der Angst und der Schwäche an; sie warf sich zurück, erstarrte wie in einer schmerzhaften Convulsion und fiel auf das Bett.

»Nein, nein,« sagte sie, »ich will lieber sterben.«

»Wohl!« rief Balsamo mit einem Zorn, der die Flamme aus seinen Augen springen machte, »Du wirst sterben, wenn es sein muß, aber Du wirst sprechen . . . Dein Stillschweigen und Deine Hartnäckigkeit wären für uns hinreichende Anzeichen; doch für einen Ungläubigen bedarf es eines unwidersprechlichen, unverwerflichen Beweises. Sprich, ich will es haben, wer hat die Uhr

genommen?«

Die Nervenaufreizung hatte den höchsten Grad erreicht; Alles, was die Somnambule an Kraft und Macht besaß, reagirte gegen den Willen von Balsamo; unartikulierte Schreie kamen aus ihrem Mund, ein röthlicher Schaum befranzte ihre Lippen.

»Sie wird einen epileptischen Anfall bekommen,« sagte Marat.

»Befürchten Sie das nicht, es ist der Dämon der Lüge, der in ihr haust und nicht heraus will.«

Dann wandte sich Balsamo gegen die Frau, warf ihr Alles ins Gesicht, was seine Hand an Fluidum fassen konnte, und sagte:

»Sprich, wer hat die Uhr genommen?«

»Frau Grivette,« antwortete die Somnambule mit kaum verständlicher Stimme.

»Und wann hat sie sie genommen?«

»Gestern Abend.«

»Wo war sie?«

»Unter dem Leuchter.«

»Und was hat sie damit gemacht?«

»Sie hat sie in die Rue Saint-Jacques getragen.«

»An welchen Ort der Rue Saint-Jacques?«

»In Nro. 29.«

»In welchen Stock?«

»In den fünften.«

»Zu wem?«

»Zu einem Schustergesellen.«

»Wie heißt er?«

»Simon.«

»Wer ist dieser Mensch?«

Die Somnambule schwieg.

»Wer ist dieser Mensch?«

Die Somnambule schwieg.

»Wer ist dieser Mensch?« wiederholte Balsamo.

Dasselbe Stillschweigen.

Balsamo streckte seine mit Fluidum geschwängerte Hand gegen sie ans, und durch diesen furchtbaren Angriff vernichtet, hatte die Unglückliche nur noch die Kraft, zu murmeln:

»Ihr Liebhaber.«

Marat stieß einen Schrei des Erstaunens aus.

»Stille,« sagte Balsamo; »lassen Sie das Gewissen reden.«

Da wandte er sich abermals an die völlig zitternde und mit Schweiß übergossene Frau und fragte:

»Und wer hat Frau Grivette diesen Diebstahl gerathen?«

»Niemand. Sie hob zufällig den Leuchter auf, sah die Uhr, und der Teufel führte sie in Versuchung.«

»Geschah es aus Noth?«

»Nein, denn sie hat die Uhr nicht verkauft.«

»Sie hat sie also verschenkt?«

»Ja.«

»An Simon?«

Die Somnambule machte eine Anstrengung.

»An Simon.«

Dann bedeckte sie ihr Gesicht mit ihren beiden Händen und vergoß einen Strom von Thränen.

Balsamo warf einen Blick auf Marat, der mit offenem Mund, die Haare in Unordnung, die Augenlider weit aufgesperrt, dieses furchtbare Schauspiel betrachtete.

»Nun, mein Herr,« sagte er, »Sie sehen endlich den Kampf der Seele mit dem Körper. Sie sehen das Gewissen bezwungen wie in einer Schanze, die es für uneinnehmbar hielt. Sie sehen, daß Gott nichts in dieser Welt vergessen hat, und daß er Alles in Allem ist. Leugnen Sie also nicht mehr das Gewissen, leugnen Sie nicht mehr die Seele; leugnen Sie nicht mehr das Unbekannte, junger Mann! leugnen Sie besonders den Glauben nicht, der die höchste Macht ist; und da Sie Ehrgeiz haben, studiren Sie, Herr Marat; sprechen Sie wenig und denken Sie viel, und lassen Sie sich nicht verleiten, leichtsinnig ihre Oberen zu beurtheilen. Leben Sie wohl, es ist Ihnen durch meine Worte ein sehr weites Feld geöffnet; durchforschen Sie dieses Feld, das Schätze enthält. Gott befohlen! Glückliche, sehr glücklich, wenn Sie den Dämon des Unglaubens, der in Ihnen ist, besiegen können, wie ich den Dämon der Lügen, der in dieser Frau ist, überwunden habe.«

Und er entfernte sich nach diesen Worten, welche die Röthe der Scham dem jungen Mann in die Wangen steigen machten.

Marat dachte nicht einmal daran, von ihm Abschied zu nehmen.

Nachdem er sich aber von seinem tiefen Erstaunen ein wenig erholt hatte, gewahrte er, daß Frau Grivette noch auf seinem Bette schlief.

Dieser Schlaf kam ihm gräßlich vor. Marat würde eine Leiche auf seinem Bette vorgezogen haben, und hätte auch Herr von Sartines ihren Tod auf seine Weise erklären sollen.

Er schaute diese verdrehten Augen, diese Zuckungen an, und bekam bange.

Seine Angst nahm noch zu, als sich der lebendige Leichnam erhob, seine Hand ergriff und zu ihm sagte:

»Kommen Sie mit mir, Herr Marat.«

»Wohin?«

»In die Rue Saint Jacques.«

»Warum?«

»Kommen Sie, kommen Sie; er befiehlt mir, Sie zu führen.«

Marat, der auf einen Stuhl gesunken war, stand auf.

Da öffnete Frau Grivette, immer noch schlafend, die Thüre und ging die Treppe hinab, wie es ein Vogel oder eine Katze gethan hätte, nämlich indem sie kaum die Stufen streifte.

Marat folgte ihr; er befürchtete, sie könnte fallen und beim Fallen den Hals brechen.

Als sie unten an die Treppe gekommen war, schritt sie über die Thürschwelle und ging durch die Straße, stets gefolgt von dem jungen Mann, den sie so bis an das Haus und zu dem bezeichneten Speicher führte.

Sie klopfte an die Thüre; Marat fühlte, wie sein Herz so gewaltig schlug, daß er glaubte, man müßte es hören.

Ein Mann war im Speicher; er öffnete, und Marat erkannte in diesem Mann einen Arbeiter von fünf und zwanzig bis dreißig Jahren, den er zuweilen in der Loge seiner Portière gesehen hatte.

Als er Frau Grivette, gefolgt von Marat, erblickte, wich er zurück.

Doch die Somnambule ging gerade auf das Bett zu, schob ihre Hand unter das magere Kopfkissen und zog die Uhr hervor während der Schuster Simon, bleich vor Schrecken, nicht ein Wort zu sprechen wagte und mit irrem Auge alle, auch die geringsten Geberden dieser Frau verfolgte, die er für wahnsinnig hielt.

Kaum hatte sie die Hand von Marat berührt, dem sie die Uhr zurückgab, als sie einen tiefen Seufzer ausstieß und murmelte:

»Ich erwache, ich erwache.«

Alle ihre Nerven spannten sich in der That ab, wie ein vom Block gelassenes Kabel; ihre Augen nahmen wieder den Lebensfunken an, und da sie sich Marat gegenüber, die Hand in seiner Hand und noch die Uhr, den unverwerflichen Beweis des Verbrechens, haltend, fand, stürzte sie ohnmächtig auf den Boden des Speichers nieder.

»Sollte das Gewissen wirklich bestehen?« fragte sich Marat, während er den Zweifel im Herzen und die Träumerei in den Augen das Zimmer verließ.

CVIII.

Der Mensch und seine Werke.

Während Marat so gut angewendete Stunden hinbrachte und über das Gewissen und das doppelte Leben philosophirte, war ein anderer Philosoph in der Rue Platrière damit beschäftigt, daß er Stück für Stück seinen vorgehenden Abend wieder aufbaute und sich befragte, ob er wirklich ein so großer Schuldiger sei, oder ob er es nicht sei. Die Arme weicht auf den Tisch gestützt, den Kopf schwer auf die linke Schulter geneigt, dachte Rousseau nach.

Er hatte weit geöffnet vor sich seine politischen und philosophischen Bücher Emile und den Contrat social . . . Von Zeit zu Zeit, wenn es der Gedanke erforderte, bückte er sich, um in diesen Büchern, die er auswendig wußte, zu blättern.

»Ah! guter Gott,« sagte er, als er einen Satz von Emile über die Freiheit des Gewissens las, »das sind mordbrennerische Phrasen. Gerechter Himmel, welche Philosophie! Ist je in der Welt ein Brandstifter, wie ich, erschienen?«

»Wie!« fügte er die Hände über sein Haupt erhebend bei, »ich habe solche Schreie gegen den Thron, den Altar und die Gesellschaft ausgestoßen . . .

Ich wundere mich nicht, wenn einige düstere, gedrängte Leidenschaften ihren Nutzen aus meinen Sophismen gezogen und sich auf den Pfaden verirrt haben, die ich ihnen mit rhetorischen Blumen bestreute. Ich bin ein Störer der Gesellschaft gewesen . . .«

Er stand sehr bewegt auf und ging dreimal in seinem kleinen Zimmer auf und ab. Dann sprach er:

»Ich habe nachtheilig von den Leuten der Gewalt geredet, welche die Tyrannei gegen die Schriftsteller üben. Ich Narr, ich Barbar, der ich war! diese Leute haben hundertmal Recht.

Was bin ich, wenn nicht ein für den Staat gefährlicher Mensch? Mein Wort, hinausgeschleudert, um die Massen zu erleuchten, - das nahm ich mir wenigstens zum Vorwand, - mein Wort, sage ich, ist eine Fackel, welche das ganze Weltall in Brand stecken wird.

Ich habe Reden über die Ungleichheit der Lebensverhältnisse, Projecte über allgemeine Verbrüderung und Erziehungspläne ausgestreut, und ich ernte Leidenschaften des Uebermuths so wilder Art, daß sie die Richtung der Gesellschaft völlig umkehren, innere Kriege, im Stande die Welt zu entvölkern, und so rohe Sitten, daß sie die Civilisation um zehn Jahrhunderte zurückweichen machen würden . . . Oh! ich bin ein sehr großer Verbrecher.«

Er las abermals eine Seite von seinem Vicaire Savoyard.

»Ja, das ist es: Vereinigen wir uns, um uns mit unserem Glück zu beschäftigen . . . Ich habe es geschrieben! Geben wir unsern Tugenden die Stärke, welche Andere ihren Lastern geben. Ich habe das abermals geschrieben.«

Und Rousseau geberdete sich verzweifelter als je.

»Durch meinen Fehler,« sagte er, »sind also die Brüder den Brüdern gegenübergestellt; eines Tags wird eines von diesen unterirdischen Gewölben von der Polizei überfallen werden, man wird das ganze Nest der Leute ausnehmen, welche geschworen haben, sich im Fall eines Verraths aufzufressen, und es wird sich einer finden, der frecher ist als die Andern und aus seiner

Tasche mein Buch zieht und spricht:

„Worüber beklagt Ihr Euch? Wir sind die Adepten von Herrn Rousseau; wir machen einen Cursus der Philosophie.“ Oh! wie wird da Voltaire lachen! Es ist nicht zu befürchten, daß sich dieser Höfling in solche Wespennester steckt!«

Der Gedanke, Voltaire würde über ihn spotten, brachte den Genfer Philosophen in einen gewaltigen Zorn.

»Ich ein Verschwörer!« murmelte er, »ich werde offenbar kindisch, bin ich nicht in der That ein Verschwörer!«

Er war so weit, als Therese eintrat, ohne daß er es sah. Sie brachte das Frühstück.

Sie bemerkte, daß er aufmerksam ein Stück von seinen *Réveries d'un solitaire* las.

»Gut,« sagte sie, indem sie geräuschvoll die heiße Milch auf das Buch selbst stellte, »mein Hoffärtiger beschaut sich in seinem Spiegel. Der Herr liest seine Bücher. Herr Rousseau bewundert sich.«

»Ruhig, Therese.« sprach der Philosoph. »Geduld, laß mich, ich lache nicht.«

»Oh! ja, das ist herrlich, nicht wahr?« rief sie, ihn verspottend . . . »Sie versetzen sich in Extase! Wie viel Eitelkeit, wie viele Fehler haben doch die Schriftsteller, und uns armen Frauen lassen sie so wenig hingehen! Wenn es mir einfällt, mich in meinem Spiegelchen zu beschauen, zankt der Herr und nennt mich gefallsüchtig.«

Sie fuhr in diesem Tone fort, ihn zum Unglücklichsten der Menschen zu machen, als wäre Rousseau hiezu nicht schon sehr reich von der Natur begabt gewesen.

Er trank seine Milch, ohne sein Brod einzutunken.

Er wiederkäute.

»Gut, Sie denken nach,« sagte sie; »Sie wollen abermals ein Buch voll nichtswürdiger Dinge machen . . .«

Rousseau bebte.

»Sie träumen von Ihren idealen Frauen,« sprach Therese, »und Sie werden ein Buch schreiben, das die jungen Mädchen nicht zu lesen wagen, - oder gar Entweihungen, die durch die Hand des Henkers verbrannt werden.«

Der Märtyrer schauerte, Therese hatte den rechten Fleck getroffen.

»Nein,« erwiderte er, »ich werde nichts mehr schreiben, was arge Gedanken veranlassen könnte . . . ich will im Gegentheile ein Buch machen, das alle ehrliche Leute mit freudigem Entzücken lesen sollen.«

»Oh! oh!« rief Therese, während sie die Tasse wegnahm, »das ist unmöglich, Ihr Geist ist voll von unzüchtigen Dingen . . . Kürzlich erst hörte ich Sie eine Stelle aus ich weiß nicht was lesen, und Sie sprachen von Frauen, die Sie anbeten . . . Sie sind ein Satyr! ein Magier!«

Der Ausdruck Magier war eine der abscheulichsten Schmähungen aus dem Wörterbuch von Therese: dieser Ausdruck machte Rousseau stets schauern.

»Ruhig, ruhig, meine liebe Freundin,« sagte er; »Sie werden gewiß zufrieden sein . . . Ich will schreiben, ich habe ein Mittel gefunden, die Welt zu regeneriren, ohne bei den Veränderungen, welche stattfinden werden, das Leiden eines einzigen Menschen zu veranlassen. Ja, ja, diesen Plan werde ich zur Reife bringen. Großer Gott! keine Revolution, meine gute Therese, keine Revolution!«

»Gut, wir werden sehen,« sagte Therese; »horch! man läutet.«

Therese kam einen Augenblick nachher mit einem hübschen jungen Mann zurück, den sie im ersten Zimmer zu warten bat.

Sie trat dann wieder bei Rousseau ein, der sich schon mit einem Bleistift Noten machte, und sagte.

»Schließen Sie alle diese Abscheulichkeiten rasch ein. Es will Sie Jemand besuchen.«

»Wer ist es?«

»Ein Herr von Hofe.«

»Er hat Ihnen seinen Namen nicht genannt?«

»Ah! was wollen Sie denn, empfangen Sie etwa Unbekannte?«

»So sagen Sie, wer es ist.«

»Herr von Coigny.«

»Herr von Coigny!« rief Rousseau; »Herr von Coigny, der Cavalier von Seiner königlichen Hoheit dem Dauphin!«

»Das muß so sein: ein reizender Junge, ein sehr liebenswürdiger Mann.«

»Ich komme, Therese.«

Rousseau warf eiligst einen Blick in den Spiegel, stäubte seinen Rock aus, wischte seine Pantoffeln ab, die nichts Anderes waren, als alte, durch den Gebrauch zerfressene Schuhe, und trat in das Speisezimmer, wo ihn der Cavalier erwartete.

Dieser hatte sich nicht gesetzt. Er betrachtete mit einer gewissen Neugierde die getrockneten Pflanzen, welche Rousseau auf Papier geklebt und in Rahmen von schwarzem Holz aufbewahrt hatte.

Bei dem Geräusch der Glasthüre wandte er sich um und fragte mit einer äußerst höflichen Verbeugung:

»Habe ich die Ehre, mit Herrn Rousseau zu sprechen?«

»Ja, mein Herr,« antwortete der Philosoph mit einem verdrießlichen Ton, welcher indessen eine gewisse Bewunderung für die merkwürdige Schönheit und Eleganz seines Besuches nicht ausschloß.

Herr von Coigny war in der That einer der liebenswürdigsten und schönsten Männer Frankreichs. Für ihn war ohne Zweifel die Tracht jener Zeit ersonnen worden . . . um die Feinheit und Rundung seines vollkommenen Beines glänzen zu lassen, um in ihrem ganzen anmuthigen Umfang seine breiten Schultern und seine tiefe Brust zu zeigen, um seinem so gut gestellten Kopf die majestätische Miene, seinen Händen die Weiße des Elfenbeins zu verleihen.

Diese prüfende Beschauung befriedigte Rousseau, der das Schöne als wahrer Künstler überall bewunderte, wo er es fand.

»Mein Herr,« fragte er, »was steht zu Dienst?«

»Man hat es Ihnen wohl gesagt,« erwiderte der Kavalier, »ich bin der Graf von Coigny. Ich füge dem bei, daß ich im Auftrage der Frau Dauphine komme.«

Rousseau verbeugte sich ganz roth; Therese betrachtete in einer Ecke des Speisezimmers, die Hände in den Taschen, mit wohlgefälligen Augen den schönen Boten der größten Prinzessin Frankreichs.

»Was verlangt Ihre königliche Hoheit?« sagte Rousseau. »Aber nehmen Sie doch einen Stuhl,

mein Herr, wenn es Ihnen beliebt.«

Rousseau setzte sich selbst. Herr von Coigny nahm einen Strohstuhl und ahmte ihn nach.

»Hören Sie, mein Herr, wie sich die Sache verhält. Als Seine Majestät kürzlich in Trianon speiste, offenbarte sie einige Sympathie für Ihre Musik, welche reizend ist. Seine Majestät sang Ihre besten Melodien; die Frau Dauphine, die Seiner Majestät in allen Dingen zu gefallen sucht, dachte, es wäre für den König ein Vergnügen, eine Ihrer komischen Opern in Trianon auf dem Theater darstellen zu sehen . . .«

Rousseau machte eine tiefe Verbeugung.

»Ich komme also, mein Herr, um Sie im Auftrag der Frau Dauphine zu bitten . . .«

»Oh! mein Herr,« unterbrach ihn Rousseau, »meine Erlaubniß hat hiebei nichts zu thun. Meine Stücke und die damit verbundenen Arien gehören dem Theater, das sie zur Darstellung gebracht hat. Sie müssen sie von den Komödianten verlangen, und I. K. H. die Frau Dauphine wird hiebei nicht mehr Hindernisse finden, als bei mir. Die Komödianten werden sehr glücklich sein, vor Seiner Majestät und dem ganzen Hof zu spielen.«

»Das ist es nicht gerade, was ich mir von Ihnen zu erbitten beauftragt bin, mein Herr,« entgegnete Herr von Coigny. »I. K. H. die Frau Dauphine will dem König eine vollständigere und seltenere Unterhaltung geben. Sie kennt alle Ihre Opern, mein Herr . . .«

Eine abermalige Verbeugung von Rousseau.

»Und sie singt sie sehr gut.«

Rousseau kniff sich die Lippen.

»Das ist viel Ehre,« stammelte er.

»Da nun,« fuhr Herr von Coigny fort, »da nun mehrere Damen des Hofes vortreffliche Tonkünstlerinnen sind und zum Entzücken singen, da mehrere Cavaliere sich ebenfalls mit einem gewissen Erfolg mit der Musik beschäftigen, so soll die Oper, welche die Frau Dauphine unter den Ihrigen auswählen würde, von dieser Gesellschaft von Cavalieren und Damen, deren Hauptpersonen Ihre K. Hoheiten wären, vorgetragen und gespielt werden.«

Rousseau sprang gleichsam auf seinem Stuhl.

»Mein Herr,« sagte er, »ich versichere Sie, daß dies für mich eine unschätzbare Ehre ist, und ich bitte Sie, der Frau Dauphine meinen unterthänigsten Dank ausdrücken zu wollen.«

»Oh! das ist nicht Alles, mein Herr,« entgegnete Herr von Coigny mit einem Lächeln.

»Ah!«

»Die so gebildete Truppe ist allerdings vornehmer als die andere, aber minder erfahren. Der Blick, die Rathsschläge des Meisters sind unerläßlich; die Ausführung muß würdig des erhabenen Zuschauers, der die königliche Loge einnehmen wird, würdig auch des erhabenen Autors sein.«

Rousseau stand auf, um sich zu verbeugen; diesmal hatte ihn das Compliment gerührt: er grüßte Herrn von Colgny auf das Anmuthigste.

»Aus diesem Grunde, mein Herr,« sagte der Cavalier, »bittet Sie I. K. H. nach Trianon kommen und die Generalprobe des Werkes halten zu wollen.«

»Oh!« sagte Rousseau . . . I. K. H. denkt nicht daran . . . Ich in Trianon!«

»Nun!« versetzte Herr von Coigny mit der allernatürlichsten Miene der Welt.

»Oh! mein Herr, Sie sind ein Mann von Geschmack, ein Mann von Geist; Sie haben einen feineren Takt als viele Andere; antworten Sie mir nun, die Hand auf dem Gewissen: Rousseau

der Philosoph, Rousseau der Geächtete, Rousseau der Menschenfeind bei Hofe, ist das nicht, daß die ganze Gesellschaft sich darüber halb zu Tode lachen würde?»

»Mein Herr,« erwiderte Herr von Coigny mit kaltem Tone, »ich weiß nicht, warum das Gelächter und die Spöttereien des albernen Haufens, der Sie verfolgt, den Schlaf eines gebildeten Mannes und eines Schriftstellers, der für den ersten des Königreichs gelten kann, stören sollte. Haben Sie diese Schwäche, Herr Rousseau, so verbergen Sie dieselbe wohl, sie allein dürfte vielen Leuten Anlaß zum Lachen geben. Was das betrifft, was man sagen wird, so werden Sie zugeben, daß man allerdings darauf Rücksicht nehmen muß, sobald es sich um das Vergnügen und den Wunsch von Personen, wie I. K. H. die Frau Dauphine, die präsumtive Erbin von Frankreich, handelt.«

»Gewiß,« sagte Rousseau, »gewiß.«

»Sollte es ein Ueberrest falscher Scham sein?« sprach Herr von Coigny; »sollten Sie, weil Sie gegen die Könige streng gewesen sind, um leutseliger zu sein befürchten? Ah! Herr Rousseau, Sie haben dem Menschengeschlecht Lehren gegeben, aber Sie hassen es hoffentlich nicht . . . Ueberdies werden Sie Damen aufnehmen, welche von kaiserlichem Blut sind.«

»Mein Herr, Sie bedrängen mich mit viel Artigkeit, doch bedenken Sie meine Lage; ich lebe zurückgezogen, allein, unglücklich.«

Therese machte eine Grimasse.

»Man höre, unglücklich . . .« sagte sie; »er ist schwierig.«

»Es wird immer, was ich auch thun mag, auf meinem Gesicht und in meinen Manieren eine für die Augen des Königs und der Prinzessinnen, welche nur die Freude und die Zufriedenheit suchen, unangenehme Spur zurückbleiben . . . Was würde ich sagen? . . . Was würde ich thun? . . .«

»Man würde sagen, Sie zweifeln an sich selbst; aber hat derjenige, welcher die Neue Heloise und die Bekenntnisse geschrieben, nicht mehr Geist, um zu sprechen, zu handeln, als wir anderen Alle, so viel wir unserer sind?«

»Ich versichere Sie, mein Herr, daß es mir unmöglich ist.«

»Dieses Wort ist bei den Fürsten nicht bekannt.«

»Deshalb, mein Herr, werde ich zu Hause bleiben.«

»Mein Herr, Sie werden mir, dem vermessenen Boten, der ich es übernommen habe, die Frau Dauphine zufrieden zu stellen, nicht einen tödtlichen Kummer bereiten und mich zu nöthigen, beschämt, besiegt nach Versailles zurückzukehren; dies wäre eine solche Pein für mich, daß ich mich sogleich selbst verbannen würde. Hören Sie, mein lieber Herr Rousseau, thun Sie für mich, für einen Mann voll tiefer Sympathie für alle Ihre Werke, was Ihr großes Herz bittenden Königen verweigern würde.«

»Mein Herr, Ihre vollkommene Liebfreundlichkeit geht mir zu Herzen; Ihre Beredtsamkeit ist unwiderstehlich, und Sie haben eine Stimme, die mich mehr bewegt, als ich zu sagen vermöchte.«

»Sie lassen sich rühren?«

»Nein, ich kann nicht; nein, entschieden nicht; meine Gesundheit widersetzt sich einer Reise.«

»Eine Reise! oh! Herr Rousseau, was denken Sie? fünf Viertelstunden zum Fahren.«

»Für Sie, für Ihre raschen Pferde.«

»Alle Pferde des Hofes stehen zu Ihrer Verfügung, Herr Rousseau. Ich bin von der Frau

Dauphine beauftragt, Ihnen zu sagen, daß in Trianon ein Zimmer für Sie bereit ist, denn man will nicht, daß Sie so spät nach Paris zurückkehren. Der Herr Dauphin, der alle Ihre Werke auswendig kennt, hat überdies vor seinem Hofe gesagt, er lege einen Werth darauf, in seinem Palast das Zimmer zu zeigen, das Herr Rousseau innegehabt habe.«

Therese stieß einen Schrei der Bewunderung, nicht für Rousseau, sondern für den guten Prinzen aus.

Rousseau konnte diesem letzten Zeichen des Wohlwollens nicht widerstehen. »Ich muß mich also ergeben,« sagte er, »denn nie bin ich so gut angegriffen worden.«

»Man faßt Sie beim Herzen,« erwiderte Herr von Coigny; »durch den Geist wären Sie nicht zu erobern.«

»Ich werde mich also den Wünschen I. K. H. fügen.«

»Oh! mein Herr, empfangen Sie meinen ganzen persönlichen Dank. Erlauben Sie mir, daß ich mich in Beziehung auf die Frau Dauphine enthalte, sie würde es mir verargen, wenn ich ihr in der Erkenntlichkeit, die sie gegen Sie aussprechen will, zuvorgekommen wäre. Ueberdies wissen Sie, mein Herr, daß es an dem Mann ist, einer jungen und anbetungswürdigen Frau zu danken, welche ihm entgegenzukommen die Güte hat.«

»Das ist wahr,« sagte Rousseau lächelnd. »Doch die Greise haben ein Vorrecht bei hübschen Frauen: man bittet sie.«

»Herr Rousseau, Sie werden mir also wohl die Stunde bezeichnen, und ich schicke Ihnen meinen Wagen, oder ich hole Sie vielmehr selbst ab, um Sie dahin zu führen.«

»Was das betrifft, nein, mein Herr,« sagte Rousseau. »Es sei, ich komme nach Trianon, doch überlassen Sie es mir, nach meiner Bequemlichkeit dahin zu gehen; bekümmern Sie sich von diesem Augenblick an nicht mehr um mich. Ich komme, das genügt, sagen Sie mir die Stunde.«

»Wie! Sie gestatten es nicht, daß ich Sie einführe? es ist wahr, ich wäre dessen unwürdig, und ein Name wie der Ihrige kündigt sich wohl allein an.«

»Mein Herr, ich weiß wohl, daß Sie bei Hofe mehr sind, als ich an irgend einem Orte der Welt bin . . . Ich schlage auch Ihr Anerbieten nicht gegen Sie persönlich aus; aber ich liebe meine Bequemlichkeit; ich will dahin gehen, als ob ich eine Promenade machte, und kurz . . . das ist mein Ultimatum.«

»Ich verbeuge mich, mein Herr, und werde mich wohl hüten, Ihnen in irgend einer Hinsicht zu mißfallen. Die Probe wird diesen Abend um sechs Uhr beginnen.«

»Sehr gut, um drei Viertel auf sechs Uhr bin ich in Trianon.«

»Aber mit welchen Mitteln?«

»Das geht mich an; sehen Sie, das ist mein Wagen.«

Er zeigte sein noch gut geformtes Bein, das er mit einer gewissen Eitelkeit bekleidete.

»Fünf Lieues,« sagte Herr von Coigny ganz erschrocken; »Sie werden gelähmt sein, der Atem wird ermüdend, nehmen Sie sich in Acht.«

»Dann habe ich auch meinen Wagen und meine Pferde, einen brüderlichen Wagen, eine volksthümliche Carrosse, die dem Nachbar so gut gehört als mir, wie die Luft, die Sonne und das Wasser, eine Carrosse, welche fünfzehn Sous kostet.«

»Ah! mein Gott! die Patache; Sie machen mir einen Schauer.«

»Die für Sie so harten Bänke kommen mir wie ein Sybaritenbett vor. Ich finde sie mit

Flaumfedern und Rosenblättern gefüllt. Diesen Abend, mein Herr, diesen Abend.«

Als sich Herr von Coigny so entlassen sah, faßte er seinen Entschluß und stieg, nach vielen Danksagungen, mehr oder minder genauen Anzeigen und wiederholten Dienstanerbietungen, die schwarze Treppe hinab, wobei ihn Rousseau bis auf den Ruheplatz und Therese bis mitten auf die Treppe begleitete.

Herr von Coigny erreichte seinen Wagen, der ihn auf der Straße erwartete, und fuhr wieder ganz in der Stille nach Versailles.

Therese kehrte zurück und schloß die Thüre mit einer gewitterschweren Laune, welche Rousseau einen Sturm weissagte.

CIX.

Die Toilette von Rousseau.

Als Herr von Coigny weggegangen war, setzte sich Rousseau, in dessen Gedanken dieser Besuch eine Veränderung gebracht hatte, mit einem großen Seufzer in einen kleinen Lehnstuhl und sagte mit schläfrigen Tone:

»Ah! welche Langweile! Wie ermüden mich doch die Leute mit ihren Verfolgungen!«

Therese, welche eben wieder eintrat, faßte diese Worte im Fluge auf, stellte sich Rousseau gegenüber und sprach:

»Sie sind ein Hochmütiger!«

»Ich?« machte Rousseau erstaunt.

»Ja. Sie sind ein eitler Mensch, ein Heuchler.«

»Ich?«

»Sie . . . Sie sind entzückt, an den Hof gehen zu dürfen, und verbergen Ihre Freude unter einer falschen Gleichgültigkeit.«

»Ah! mein Gott!« rief die Achseln zuckend Rousseau, den es demüthigte, daß man ihn so gut errathen hatte.

»Wollen Sie mich nicht glauben machen, es sei keine große Ehre für Sie, den König die Melodien hören zu lassen, die Sie hier wie ein Faulenzer auf Ihrem Spinett kratzen.«

Rousseau schaute seine Frau mit zornigem Auge an.

»Sie sind eine Alberne,« sagte er, »es ist keine Ehre für einen Mann wie ich, vor einem König zu erscheinen. Wem verdankt er es, daß er auf dem Thron ist? Einer Laune der Natur, die ihn von einer Königin hat geboren werden lassen; doch ich bin würdig, vor einen König gerufen zu werden, um ihn zu ergötzen; das verdanke ich meiner Arbeit und dem Talent, das ich mir durch die Arbeit erworben habe.«

Therese war nicht die Frau, die sich so schlagen ließ.

»Ich wünschte wohl, Herr von Sartines würde Sie so sprechen hören, es gäbe für Sie ein Stübchen in Bicêtre oder eine Zelle in Charenton.«

»Weil dieser Herr von Sartines ein Tyrann im Solde eines Tyrannen ist,« sagte Rousseau, »und weil der Mensch mit seinem Genie allein wehrlos gegen die Tyrannen bleibt; aber wenn Herr von Sartines mich verfolgte . . .«

»Nun! hernach?« sagte Therese.

»Ah! ja,« seufzte Rousseau, »ich weiß, daß meine Feinde glücklich wären; ja!«

»Warum haben Sie Feinde? Weil Sie boshaft sind, weil Sie Jedermann angegriffen haben. Ah! Herr von Voltaire hat Freunde, das ist schön.«

»Es ist wahr,« sprach Rousseau mit einem Lächeln von englischem Ausdruck.

»Aber Herr von Voltaire ist ein Edelmann, er ist der vertraute Freund des Königs von Preußen, er hat Pferde, er ist reich, er hat sein Schloß Ferney . . . Und dies Alles verdankt er seinem Verdienst . . . Man sieht ihn auch nicht, wenn er nach Hofe geht, den Hochmütigen spielen; er

ist wie zu Hause.«

»Und Sie glauben, ich werde nicht wie zu Hause sein? Sie glauben, ich wisse nicht, woher das Geld kommt, das man dort verschwendet, und ich lasse mich durch die Ehrerbietung bethören, die man dem Herrn zollt? Ei! gute Frau, die Sie über Alles in den Tag hinein urtheilen, bedenken Sie doch, daß ich, wenn ich den Verächtlichen spiele, dies thue, weil ich verachte; bedenken Sie, daß wenn ich den Luxus dieser Höflinge verachte, dies geschieht, weil sie den Luxus gestohlen haben.«

»Gestohlen!« rief Therese mit einer unbeschreiblichen Entrüstung.

»Ja, gestohlen! Ihnen, mir, Jedermann. Alles Gold, das sie auf ihren Kleidern tragen, müßte auf die Köpfe der Unglücklichen vertheilt sein, denen es an Brod fehlt. Darum gehe ich, der ich dies Alles bedenke, nur mit Widerstreben an den Hof.«

»Ich sage nicht, das Volk sei glücklich,« entgegnete Therese; »doch der König ist am Ende der König.

»Nun! ich gehorche ihm, was will er mehr?«

»Ah! Sie gehorchen, weil Sie Furcht haben. Sie müssen nicht sagen, Sie gehen mit Widerwillen irgendwohin und Sie seien ein muthiger Mann, sonst antworte ich, Sie seien ein Heuchler und das gefalle Ihnen sehr.«

»Ich habe vor nichts Furcht,« sprach Rousseau mit stolzem Tone.

»Gut! so sagen Sie doch ein wenig dem König den vierten Theil von dem, was Sie mir so eben erzählt haben.«

»Ich werde es sicherlich thun, wenn es mein Gefühl heischt.«

»Sie?«

»Ja, ich, bin ich je zurückgewichen?«

»Bah! Sie wagen es nicht, einer Katze einen Knochen zu nehmen, an dem sie nagt, aus Furcht, von ihrer Kralle gepackt zu werden; wie wird es sein, wenn Sie von Garden und Militären umgeben sind? . . . Sie sehen, ich kenne Sie, als ob ich Ihre Mutter wäre . . . Sie werden sich sogleich frisch rasiren, pommadiren, adonisiren, Sie werden den Niedlichen spielen, Sie werden Ihr kleines, interessantes Augenblinzeln annehmen, weil Sie ganz winzige und ganz runde Augen haben, die man, wenn Sie dieselben auf eine natürliche Weise öffnen würden, sehen müßte, während Sie blinzeln glauben machen, sie seien so groß wie Thorwege; Sie werden von mir Ihre seidenen Strümpfe verlangen, Sie werden Ihren chocoladefarbigem Rock mit den stählernen Knöpfen anziehen, die schöne neue Perücke aufsetzen und einen Fiacre nehmen, und mein Philosoph wird sich von den schönen Damen anbeten lassen . . . und morgen, ah! morgen, da wird es ein Entzücken, ein Schmachten sein; Sie werden verliebt zurückkommen, Sie werden seufzend kleine Zeilen schreiben und Ihren Kaffee mit Ihren Thränen besprengen . . . Oh! wie ich Sie kenne!«

»Sie täuschen sich, meine Gute,« erwiederte Rousseau, »ich sage Ihnen, man thut mir Gewalt an, daß ich nach Hofe gehe. Ich werde gehen, weil ich im Ganzen den Scandal befürchte, wie ihn jeder ehrliche Bürger fürchten muß. Uebrigens gehöre ich nicht zu denjenigen, welche sich weigern, die Suprematie eines Bürgers in einer Republik anzuerkennen; was aber das betrifft, daß ich entgegenkomme, daß ich den Höfling spiele, daß ich meinen neuen Rock an den Flittern dieser Herrn vom königlichen Pallast abreibe, nein, nein, das werde ich nicht thun, und wenn Sie mich hiebei erwischen, so spotten Sie über mich nach Belieben.«

»Sie ziehen also nicht Ihren Frack an?« sagte Therese höhnisch.

»Nein.«

»Sie werden nicht Ihre neue Perücke aufsetzen?«

»Nein.«

»Sie werden nicht mit Ihren kleinen Augen blinzeln?«

»Ich sage Ihnen, daß ich dahin gehe wie ein freier Mensch, ohne Assestation und ohne Furcht; ich gehe an den Hof, wie ich auf das Theater gehen würde, und ob mich die Komödianten gut oder übel finden, darum kümmere ich mich nichts.«

»Oh! Sie werden sich wenigstens rasiren,« sagte Therese, »Ihr Bart ist einen halben Fuß lang.«

»Ich sage Ihnen, daß ich gar nichts an meinem Aeußern verändern werde.«

Therese lachte so geräuschvoll, daß sich Rousseau ganz dadurch betäubt fühlte und in ein anderes Zimmer ging.

Doch sie war mit ihren Verfolgungen noch nicht zu Ende, sie hatte solche von allen Farben und von allen Stoffen.

Sie zog aus dem Schranke die Staatskleider, die frische Wäsche und die mit ängstlicher Sorgfalt blank gewichsten Schuhe. Sie breitete alle diese schönen Dinge auf dem Bett und den Stühlen von Rousseau aus. Doch dieser schien ihr nicht die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

Da sagte Therese:

»Nun, es ist Zeit, daß Sie sich ankleiden. Eine Hoftoilette braucht lange . . . Sie werden nicht mehr Muße haben, bis zur bestimmten Stunde nach Versailles zu kommen.«

»Ich habe Ihnen gesagt, Therese, daß ich mich so gut finde,« erwiderte Rousseau, »das ist die Kleidung, in der ich mich täglich vor meinen Mitbürgern zeige.«

»Stille! stille!« sagte Therese, um ihn in Versuchung zu führen, »sträuben Sie sich nicht, Jacques, machen Sie nicht eine Albernheit . . . Ihre Kleider sind hier. Ihr Rasirmesser liegt bereit, ich habe den Barbier benachrichtigen lassen, wenn Sie sich Ihrer Nerven wegen heute nicht selbst rasiren können.«

»Ich danke, meine Gute,« erwiderte Rousseau, »ich werde mich nur ein wenig bürsten und meine Schuhe nehmen, weil man nicht in Pantoffeln ausgeht.«

»Sollte er zufällig Willen haben?« fragte sich Therese.

Und sie stachelte ihn bald durch die Gefallsucht, bald durch die Ueberredung, bald durch die Heftigkeit ihrer Spöttei. Doch Rousseau kannte sie; er sah die Falle, er fühlte, daß er, sobald er nachgegeben hätte, unbarmherzig von seiner Hofmeisterin geschmäht und lächerlich gemacht werden würde. Er wollte also nicht nachgeben und hütete sich, die schönen Kleider anzuschauen, die das erhöhten, was er sein natürlich gutes Aussehen nannte.

Therese belauerte ihn. Sie hatte nur noch ein Mittel, dies war der Blick, den Rousseau, wenn er ausging, in den Spiegel zu werfen nie versäumte, denn der Philosoph war übermäßig reinlich, wenn es in der Reinlichkeit ein Uebermaß geben kann.

Doch Rousseau nahm sich fortwährend wohl in Acht, und da er den ängstlichen Blick von Therese wahrgenommen hatte, so wandte er dem Spiegel den Rücken zu. Es kam die Stunde; der Philosoph hatte sich den Kopf mit Allem vollgestopft, was er dem König Unangenehmes, Spruchreiches sagen könnte.

Er recitierte einige Brocken, während er die Schnallen auf seinen Schuhen befestigte, warf seinen Hut unter seinen Arm, nahm seinen Stock und zog, einen Augenblick benutzend, wo ihn Therese nicht sehen konnte, mit beiden Händen an seinem Rock und an seiner Weste, um die Falten daran zu tilgen.

Therese kehrte zurück und reichte ihm ein Sacktuch, das er in seine weite Tasche steckte; sie begleitete ihn auf den Ruheplatz und sagte hier:

»Hören Sie, Jacques, seien Sie vernünftig, Sie sind abscheulich so, Sie sehen aus wie ein Falschmünzer.«

»Adieu,« sagte Rousseau.

»Sie sehen aus wie ein nichtsnutziger Mensch, mein Herr, geben Sie wohl Acht.«

»Geben Sie auf das Feuer Acht,« erwiderte Rousseau, »rühren Sie meine Papiere nicht an.«

»Ich versichere Sie, Sie sehen aus wie ein Polizeispion,« rief Therese in Verzweiflung.

Rousseau erwiderte nichts; er stieg trällernd die Stufen hinab, bürstete, die Dunkelheit benützend, seinen Hut mit seinem Aermel, schüttelte seinen Leinwandjabot mit seiner linken Hand und improvisierte sich eine rasche, aber verständige Toilette.

Unten trotzte er dem Koth der Rue Platrière, doch nur auf den Spitzen seiner Schuhe; er erreichte die Champs-Elysées, wo die ehrlichen Wagen aufgestellt waren, welche, Patachen genannt, noch vor zehn Jahren von Paris nach Versailles die auf die Sparsamkeit angewiesenen Reisenden hauderten oder vielmehr räderten.

CX.

Die Coulissen von Trianon.

Die Umstände der Reise sind gleichgültig, Rousseau mußte den Weg nothwendig mit einem Schweizer, einem Commis, einem Bürger und einem Abbé machen.

Er kam um halb sechs Uhr Abends an. Der Hof war schon in Trianon versammelt; man präludirte in Erwartung des Königs, denn vom Autor war entfernt nicht die Rede.

Einige Personen wußten wohl, Herr Rousseau von Genf würde die Probe dirigiren; aber es war nicht interessanter, Herrn Rousseau, als Herrn Rameau, Herrn Marmontel oder irgend eines von den interessanten Thieren zu sehen, deren Anblick die Leute von Hof in ihrem Salon oder in ihrem kleinen Haus bezahlten.

Rousseau wurde durch den Officianten vom Dienst empfangen, dem Herr von Coigny ihn zu benachrichtigen empfohlen hatte, sobald der Genfer angekommen wäre.

Der Cavalier lief mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit herbei und empfing Rousseau mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit. Doch kaum hatte er einen Blick auf den Philosophen geworfen, als er in ein Erstaunen gerieth und sich einer zweiten genaueren Betrachtung nicht erwehren konnte.

Rousseau war staubig, zerkrümpelt, bleich, und von seiner Bläße stach ein Eremitenbart ab, wie nie ein Cermonienmeister einen ähnlichen in den Spiegeln von Versailles hatte widerscheinen sehen.

Rousseau fühlte sich sehr beklommen unter dem Blick von Herrn von Coigny, und noch mehr beklommen, als er sich dem Schauspielsaale näherte und diesen Ueberfluß an schönen Gewändern, aufgeblasenen Spitzen, Diamanten und blauen Ordensbändern erblickte, die auf der Vergoldung des Saals die Wirkung eines Blumenstraußes in einem ungeheuren Korbe hervorbrachten.

Rousseau fühlte sich auch unwohl, als er diese feine, mit Ambra geschwängerte, für seine plebejischen Sinne berauschende Atmosphäre einathmete.

Man mußte indessen vorwärts gehen und mit seiner Kühnheit bezahlen. Viele Blicke hefteten sich auf ihn, da er gleichsam einen Flecken in dieser Gesellschaft bildete.

Herr von Coigny, der ihm immer voranschritt, führte ihn zum Orchester, wo die Musiker seiner harreten.

Hier fand er sich ein wenig erleichtert, und während man seine Musik spielte, dachte er ernstlich, er schwebe da in der größten Gefahr, es sei geschehen, und alle Raisonnements der Welt vermöchten nichts.

Die Frau Dauphine war schon in Scene mit ihrem Costume als Colette; sie erwartete ihren Colin.

Herr von Coigny wechselte in seiner Loge sein Costume.

Plötzlich sah man den König unter einem Kreise gebeugter Köpfe eintreten.

Ludwig XV. lächelte und schien von der besten Laune belebt.

Der Dauphin setzte sich zu seiner Rechten und der Graf von Provence zu seiner Linken.

Die fünfzig Personen, welche die Versammlung, eine vertraute Versammlung, bildeten, nahmen auf eine Geberde des König Platz.

»Nun! fängt man nicht an?« fragte Ludwig XV.

»Sire,« erwiderte die Dauphine, »die Schäfer und die Schäferinnen sind noch nicht angekleidet.: wir erwarten sie.«

»Man könnte im Straßenkleid siguriren,« sagte der König.

»Nein, Sire,« entgegnete die Dauphine vom Theater herab, »wir wollen die Kleider und Costumes bei Licht probiren, um die Wirkung sicher kennen zu lernen.«

»Ganz richtig, Madame,« sprach der König; »dann wollen wir ein wenig spazierengehen.«

Ludwig XV. stand auf, um im Corridor und auf der Scene umherzugehen. Er war dabei sehr unruhig, daß er Madame Dubarry nicht kommen sah.

Als der König aus seiner Loge weggegangen war, betrachtete Rousseau schwermüthig und mit gepreßtem Herzen diesen leeren Saal und seine eigene Vereinzlung.

Dies bildete einen seltsamen Contrast mit dem Empfang, den er gefürchtet hatte.

Er hatte sich eingebildet, alle Gruppen würden sich vor ihm öffnen, die Neugierde der Hofleute wäre lästiger und gewichtiger, als die der Pariser; er hatte die Fragen, die Vorstellungen befürchtet; und nun schenkte ihm Niemand irgend eine Aufmerksamkeit.

Er dachte, sein langer Bart sei noch nicht lang genug, Lumpen wären nicht mehr bemerkt worden, als seine alten Kleider. Er wünschte sich Glück, daß er nicht so lächerlich gewesen war, nach Eleganz zu trachten.

Doch im Grunde von dem Allem fühlte er sich sehr gedemüthigt, daß er sich auf das Verhältniß eines Orchesterdirigenten angewiesen sah.

Plötzlich näherte sich ihm ein Officiant und fragte ihn, ob er nicht Herr Rousseau sei.

»Ja, mein Herr,« antwortete er.

»Die Frau Dauphine wünscht Sie zu sprechen, mein Herr,« sagte der Officiant.

Rousseau stand sehr bewegt auf.

Die Dauphine erwartete ihn. Sie hielt in ihrer Hand die Ariette von Colette:

J'ai perdu tout mon bonheur.⁴³

Sobald sie Rousseau sah, ging sie auf ihn zu.

Der Philosoph verbeugte sich sehr demuthsvoll, wobei er sich sagte, er grüße eine Frau und nicht eine Prinzessin.

Die Dauphine war ihrerseits freundlich und gnädig gegen den scheuen Philosophen, wie sie es gegen den vollendetsten Edelmann Europas gewesen wäre.

Sie bat ihn um seinen Rath über die Beugung der Stimme, die bei dem dritten Verse:

Colin me delaisse . . .⁴⁴

anzuwenden wäre.

Rousseau entwickelte eine Theorie der Declamation und der Gesangssprache, welche durch die geräuschvolle Ankunft des Königs und einiger Höflinge unterbrochen wurde.

Die erste Bewegung, das erste Gefühl des Königs, als er diese vernachlässigte Person entwickelte, war genau dasselbe, das Herr von Coigny kundgegeben hatte; nur kannte Herr von Coigny Rousseau und Ludwig XV. kannte ihn nicht.

Er schaute also unsern freien Mann sehr lang an, während er die Complimente und den Dank der Frau Dauphine empfang.

Dieser Blick, in dem seine ganz königliche Autorität ausgeprägt war; dieser Blick, der sich vor Keinem zu senken pflegte, brachte eine unbeschreibliche Wirkung auf Rousseau hervor, dessen Auge unsicher und schüchtern war.

Die Dauphine wartete, bis der König seine Betrachtung vollendet hatte, trat dann gegen Rousseau vor und sagte:

»Will mir Eure Majestät erlauben, daß ich ihr unsern Autor vorstelle?«

»Ihren Autor?« erwiderte der König, der sich den Anschein gab, als suchte er in seinem Gedächtniß.

Rousseau stand während dieses Gesprächs auf glühenden Kohlen. Das Auge des Königs durchlief nach und nach und verbrannte wie ein Sonnenstrahl unter dem Linsenglas diesen langen Bart, diesen zweifelhaften Jabot, diesen Staub und diese schlecht frisirte Perücke des größten Schriftstellers seines Reichs.

Die Dauphine bekam Mitleid mit dem Philosophen.

»Herr Jean Jacques Rousseau, Sire,« sagte sie, »der Autor der reizenden Oper, die wir vor Eurer Majestät spielen werden.«

Der König hob den Kopf empor.

»Ah!« sagte er kalt, »Herr Rousseau, ich grüße Sie.«

Und er schaute ihn fortwährend an, als wollte er ihm alle Unvollkommenheiten seines Anzugs darthun.

Rousseau fragte sich, wie man einen König von Frankreich begrüße, ohne ein Höfling zu sein, aber auch ohne Unhöflichkeit, denn er gestand sich, daß er im Hause dieses Fürsten war.

Doch während er sich solche Raisonsnements machte, sprach der König zu ihm mit jener durchsichtigen Leichtigkeit der Fürsten, welche Alles gesagt haben, haben sie demjenigen, mit welchem sie reden, etwas Angenehmes oder etwas Unangenehmes gesagt.

Rousseau sprach nicht, er war wie versteinert; alle Phrasen, die er für den Tyrannen vorbereitet, hatte er vergessen.

»Herr Rousseau,« sagte der König zu ihm. Während er beständig seinen Rock und seine Perücke anschaute, »Sie haben eine reizende Musik gemacht, die mir sehr angenehme Augenblicke bereitet.«

Si des Galans de la ville
J'eusse écouté des discours
Ah! qu'il m'eût été facile
De former d'autres amours⁴⁵

»Das ist reizend,« rief der König, als er geendigt hatte.

Rousseau verbeugte sich.

»Ich weiß nicht, ob ich gut singen werde,« sagte die Frau Dauphine.

Rousseau wandte sich gegen die Prinzessin, um ihr in dieser Hinsicht einen Rath zu geben.

Aber der König begann rasch abermals und sang die Romanze von Colin:

Dans ma cabane obscure
Toujours soucis nouveaux
Vent, soleil et froidure

Toujours peine et travaux.⁴⁶

Seine Majestät sang furchtbar für einen Musiker. Halb geschmeichelt durch das Gedächtnis des Monarchen halb verletzt durch seinen abscheulichen Vortrag, machte Rousseau die Miene des Affen, der an einer Zwiebel knaubelt und der auf der einen Seite weint, während er auf der anderen lacht.

Die Dauphine verharrte in ihrem Ernst mit der unstörbaren Kaltblütigkeit, die man nur bei Hofe trifft.

Der König fuhr, ohne sich um etwas zu bekümmern, fort:

Colette ma bergère,
Si tu viens habiter,
Colin dans sa chaumière
N'a rien à regretter.⁴⁷

Rousseau fühlte, wie ihm die Röthe ins Gesicht stieg.

»Sagen Sie mir, Herr Rousseau,« fragte der König, »ist es wahr, daß Sie sich zuweilen als Armenier kleiden?«

Rousseau wurde noch röther, und seine Zunge verwickelte sich in einem Schlund dergestalt, daß sie in diesem Augenblick nicht für ein Königreich hätte funktionieren können.

Der König sang weiter, ohne seine Antwort abzuwarten:

Ah!, pour l'ordinaire
L'amour ne sait guère
Ce qu'il permet, ce qu'il défend.⁴⁸

»Sie wohnen glaube ich, in der Rue Platrière?« fragte der König.

Rousseau machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopf . . . Doch dies war der letzte Rest seiner Kräfte . . . Nie hatte er in seinem Inneren so sehr um Hilfe gerufen.

Der König trällerte:

C'est un enfant,
C'est un enfant ...⁴⁹

»Man sagt, sie stehen sehr schlecht mit Voltaire, Herr Rousseau?«

Nun verlor Rousseau das wenige, was er noch an Kopf besaß; er verlor auch alle Haltung. Der König schien kein großes Mitleid mit ihm zu haben; er fuhr in seiner unbändigen Melomanie fort und entfernte sich, während er noch:

Allons danser sous les ormeaux
Animez vos jeunes filettes.⁵⁰

mit einer Orchesterbegleitung sang, welche Apollo umgebracht hätte, wie der letztere den Marsyas umbrachte.

Rousseau blieb allein, mitten im Foyer. Die Dauphine hatte ihn verlassen, um letzte Hand an ihre Toilette zu legen.

Rousseau erreichte wankend, tappend wieder den Corridor; doch in der Mitte stieß er sich an einem von Diamanten, Blumen und Spitzen blendendem Paar, das den Corridor füllte, obgleich der junge Mann sehr zärtlich den Arm der jungen Frau umschloß.

Die junge Frau mit ihren zitternden Spitzen, mit ihrem riesigen Kopfputz, mit ihrem Fächer und ihren Wohlgerüchen, war strahlend wie ein Gestirn. Rousseau war von ihr gestoßen worden.

Schlank, zart, reizend, sein blaues Band auf seinem englischen Jabot zerknitternd, ließ der

junge Mann ein schallendes Gelächter von gewinnender Offenherzigkeit vernehmen, das er dann wieder durch ein kurzes, absichtliches Schweigen oder ein Geflüster unterbrach, worüber die Dame ebenfalls laut lachte, was zusammengenommen zeigte, daß die beiden im besten Einverständnis mit einander waren.

Rousseau erkannte die Frau Gräfin Dubarry in dieser schönen Dame, in diesem verführerischen Geschöpf; und sobald er sie gesehen hatte, sah er, gemäß seiner Gewohnheit, sein ganzes Wesen in eine einzige Betrachtung zusammenzudrängen, sah er ihren Gefährten nicht mehr.

Der junge Mann mit dem blauen Band war kein Anderer, als der Graf von Artois, der ganz heiteren Herzens mit der Geliebten seines Großvaters tollte.

Als Madame Dubarry die schwarze Gestalt von Rousseau erblickte, schrie sie:

»Ah! mein Gott!«

»Was gibt es?« fragte der Graf von Artois, der den Philosophen ebenfalls anschaute. Und schon streckte er die Hand aus, um seiner Gefährtin sachte Platz zu machen.

»Herr Rousseau!« rief Madame Dubarry.

»Rousseau von Genf?« sagte der Graf von Artois mit dem Tone eines Schülers in den Ferien.

»Ja, Monseigneur,« erwiderte die Gräfin.

»Ah! guten Abend, Herr Rousseau,« sprach der Muthwillige, als er sah, wie Rousseau einen verzweifelten Versuch machte, um sich den Durchgang zu erzwingen, »guten Abend . . . wir werden Ihre Musik hören.«

»Monseigneur . . .« stammelte Rousseau, der das blaue Band erblickte.

»Ah! reizende Musik, ganz im Einklang mit dem Geiste und dem Herzen ihres Urhebers,« sagte die Gräfin.

Rousseau schaute empor und versengte seinen Blick im Feuerblick der Gräfin.

»Madame,« sagte er in übler Laune.

»Ich werde Colin spielen, Madame,« rief der Graf von Artois, »und ich bitte Sie, Frau Gräfin, spielen Sie Colette.«

»Von Herzen gern, Monseigneur; doch ich, die ich keine Künstlerin bin, werde es nie wagen, die Musik des Meisters zu profaniren.«

Rousseau hätte sein Leben gegeben, um noch einmal schauen zu dürfen, aber die Stimme, aber der Ton, aber die Schmeichelei, aber die Schönheit hatten jedes eine Angel in sein Herz gelegt.

Er wollte fliehen.

»Herr Rousseau,« sagte der Prinz, indem er ihm den Weg versperrte, »Sie sollen mich die Rolle von Colin lehren.«

»Ich würde es nicht wagen, den Herrn zu bitten, mir seinen Rath für die von Colette zu geben,« sagte die Gräfin, welche eine Schüchternheit heuchelte, die den Philosophen vollends niederschlug.

Die Augen des Letzteren fragten indessen warum.

»Der Herr haßt mich,« sagte sie zu dem Prinzen mit ihrer bezaubernden Stimme.

»Gehen Sie doch,« rief der Graf von Artois, »Sie! wer kann Sie hassen, Madame?«

»Sie sehen es wohl,« sprach die Gräfin.

»Herr Rousseau ist ein zu anständiger Mann und macht zu hübsche Sachen, um eine so

reizende Frau zu fliehen,« sagte der Graf von Artois.

Rousseau stieß einen gewaltigen Seufzer aus, als wäre er den Geist aufzugeben im Begriff gewesen, und er entfloh durch die schmale Oeffnung, die der Graf von Artois unvorsichtiger Weise zwischen ihm und der Wand ließ.

Doch Rousseau hatte kein Glück an diesem Abend; er machte nicht vier Schritte, ohne auf eine neue Gruppe zu stoßen.

Diesmal bestand die Gruppe aus zwei Männern, einem alten und einem jungen. Der eine trug das blaue Band, dies war der jüngere; der andere, der ungefähr fünf und fünfzig Jahre alt sein mochte, war roth gekleidet und ganz bleich von strenger Lebensart.

Diese zwei Männer hörten den lustigen Grafen von Artois schreien und aus Leibeskräften lachen.

»Ah! Herr Rousseau, Herr Rousseau, ich werde sagen, die Frau Gräfin habe Sie in die Flucht geschlagen, und in der That, Niemand wird es glauben wollen.«

»Rousseau!« sagten die zwei Männer.

»Halte ihn auf, mein Bruder!« rief der Prinz immer noch lachend; »halten Sie ihn auf, Herr de la Vauguyon.«

Rousseau sah ein, an welcher Klippe sein Unstern ihn scheitern gemacht hatte.

»Der Herr Graf von Provence und der Hofmeister der Kinder von Frankreich!«

Der Graf von Provence versperrte Rousseau auch den Weg.

»Guten Abend, mein Herr,« sagte er mit seiner pedantischen Stimme.

Rousseau verbeugte sich ganz verwirrt und murmelte:

»Ich werde nicht hinauskommen.«

»Ah! es ist mir sehr lieb, daß ich Sie finde,« sprach der Prinz mit dem Ton eines Lehrers, der einen fehlenden Schüler suchte und ihn nun wieder findet.

»Abermals alberne Complimente,« dachte Rousseau. »Was diese Großen doch fad sind!«

»Ich habe Ihre Uebersetzung des Tacitus gelesen, mein Herr.«

»Ah! es ist wahr,« sagte Rousseau zu sich selbst, »dieser ist ein Gelehrter, ein Pedant.«

»Wissen Sie, daß Tacitus sehr schwer zu übersetzen ist?«

»Monseigneur, ich habe dies in einer kleinen Vorrede geschrieben.«

»Ich weiß es wohl; Sie sagen dort, Sie verstehen das Lateinische nur mittelmäßig.«

»Monseigneur, das ist wahr.«

»Warum übersetzen Sie dann den Tacitus, Herr Rousseau?«

»Monseigneur, es ist eine Stylübung.«

»Ah! Herr Rousseau, Sie haben Unrecht gehabt, imperatoria brevitare mit: eine ernste und bündige Rede, zu übersetzen.

Rousseau suchte unruhig in seinem Gedächtniß.

»Ja,« sagte der junge Prinz mit der Wichtigkeit eines alten Gelehrten, der einen Fehler in Saumaire hervorhebt; »ja, Sie haben so übersetzt. Es ist in dem Paragraphen, wo Tacitus erzählt, Piso habe eine Rede an seine Soldaten gehalten . . .«

»Nun, Monseigneur?«

»Herr Rousseau, imperatoria brevitare bedeutet mit der Bündigkeit eines Generals, oder eines

Mannes, der zu befehlen gewohnt ist. Die Bündigkeit des Befehlens . . . das ist der Ausdruck, nicht wahr, Herr de la Vauguyon?»

»Ja, Monseigneur,« antwortete der Hofmeister.

Rousseau antwortete nichts. Der Prinz fügte bei:

»Das ist ein schöner Widersinn, Herr Rousseau . . . Oh! ich werde noch einen andern finden.«

Rousseau erbleichte.

»Ah! Herr Rousseau, es ist in dem Paragraphen, der sich auf Cecina bezieht. Er fängt also an: At in superiore Germania. Sie wissen, man entwirft das Portrait von Cecina und Tacitus sagt: cito sermone.«

»Ich erinnere mich vollkommen, Monseigneur.«

»Sie haben das übersetzt: gut sprechend.«

»Allerdings, Monseigneur, und ich glaube . . .«

»Cito sermone besagt: der schnell spricht, nämlich leicht spricht.«

»Habe ich gesagt: gut sprechend?«

»Dann hätte es heißen müssen decoro, oder ornato oder eleganti sermone; cito ist ein malerisches Beiwort, mein Herr! Es ist wie bei der Schilderung der Sittenveränderung von Otto. Tacitus sagt: Delata voluptate, dissimulata luxuria, cunetaque ad imperii decorem composita.«

»Ich habe übersetzt durch: auf andere Zeiten das Gepränge und die Schwelgerei verschiebend, setzte er Jedermann dadurch in Erstaunen, daß er den Ruhm des Reiches wiederherzustellen bemüht war.«

»Mit Unrecht, Herr Rousseau, mit Unrecht. Einmal haben Sie eine einzige Phrase aus drei kleinen Phrasen gemacht, was Sie nöthigte, dissimulate luxuria schlecht zu übersetzen; sodann haben Sie einen Widersinn in dem letzten Gliede der Phrase gemacht. Tacitus wollte nicht sagen, der Kaiser Otto habe sich bemüht, den Ruhm des Reiches wiederherzustellen, er wollte sagen, seine Leidenschaften nicht mehr befriedigend und seine schwelgerischen Gewohnheiten verstellend, habe er Alles geschlichtet, Alles zu ordnen sich beeifert, Allem eine neue Wendung gegeben; Sie verstehen, Herr Rousseau? er habe Alles zum Ruhm des Reiches angewendet. Das ist der Sinn, er ist zusammengesetzt; der Ihrige ist zu beschränkt, nicht wahr, Herr de la Vauguyon?«

Rousseau schwitzte und keuchte unter diesem unbarmherzigen Druck.

Der Prinz ließ ihn einen Augenblick athmen und sagte dann:

»Sie sind in der Philosophie viel größer.«

Rousseau verbeugte sich.

»Nur ist Ihr Emile ein gefährlicher Löwe.«

»Gefährlich, Monseigneur?«

»Ja, durch die Menge falscher Ideen, die er den kleinen Bürgern geben wird.«

»Monseigneur, sobald ein Mensch Vater ist, entspricht er den Bedingungen meines Buches, mag er der Größte, mag er der Letzte des Königreiches sein . . . Vater sein . . . ist . . .«

»Sagen Sie, Herr Rousseau,« fragte plötzlich der boshafte Prinz, »Ihre Bekenntnisse sind ein sehr unterhaltendes Buch . . . Wie viel haben Sie denn im Ganzen Kinder gehabt?«

Rousseau erbleichte, wankte und schaute den jungen Henker mit einem Auge voll Zorn und Verwunderung an, dessen Ausdruck die boshafte Laune des Grafen von Provence verdoppelte.

Der Prinz entfernte sich, ohne die Antwort abzuwarten; er hielt seinen Lehrer am Arm und verfolgte seine Commentare über die Werke des Mannes, den er durch seinen scharfen Tadel niedergeschmettert hatte.

Rousseau, der allein geblieben war, erwachte allmählig aus seiner Betäubung, als er die ersten Takte seiner Ouverture vom Orchester spielen hörte.

Schwankend wandte er sich nach dieser Seite, und als er seinen Sitz erreicht hatte, sagte er zu sich selbst:

»Ich Narr, ich Dummkopf, ich Feiger, der ich bin, nun habe ich die Antwort gefunden, die ich diesem grausamen kleinen Pedanten hätte geben sollen.

„Monseigneur,“ hätte ich zu ihm sagen sollen, „es ist von einem jungen Mann nicht liebevoll, einen armen Greis so zu plagen.“ «

Er war so weit und ganz zufrieden mit seiner Phrase, als die Frau Dauphine und Herr von Coigny ihr Duett begannen. Der Philosoph wurde von seinen peinlichen Gedanken durch das Leiden des Musikers abgebracht; nach dem Herzen hatte das Ohr seine Folter auszustehen.

CXI.

Die Probe.

Sobald die Probe begonnen hatte und die Aufmerksamkeit durch das Schauspiel selbst erregt war, hörte Rousseau auf, bemerkt zu werden.

Er war es, der um sich her beobachtete. Er hörte vornehme Herren, die unter der Kleidung von Landleuten falsch sangen, und sah Damen, welche wie Schäferinnen unter Hofgewändern coquettirten.

Die Frau Dauphine sang richtig, aber sie war eine schlechte Schauspielerin; sie hatte überdies so wenig Stimme, daß man sie kaum hörte. Der König hatte sich, um Niemand einzuschüchtern, in eine dunkle Loge geflüchtet, wo er mit den Damen plauderte.

Der Herr Dauphin soufflirte die Worte der Oper, welche königlich schlecht ging.

Rousseau faßte den Entschluß, nicht mehr zu horchen, aber es war ihm schwer, nicht mehr zu hören. Es wurde ihm jedoch ein Trost zu Theil: er erblickte ein köstliches Gesicht unter den erhabenen Comparsen, und das Landmädchen, das der Himmel mit diesem schönen Gesicht ausgestattet hatte, sang mit der schönsten Stimme von der ganzen Truppe.

Rousseau drängte also seine ganze Aufmerksamkeit wieder in einem Punkte zusammen, betrachtete gierig über sein Pult die reizende Figurantin und öffnete seine beiden Ohren, um die ganze Melodie ihrer Stimme in sich zu ziehen.

Die Dauphine, welche den Autor so aufmerksam sah, überredete sich leicht durch sein Lächeln, durch seine sterbenden Augen, er finde die Ausführung der guten Stücke befriedigend, neigte sich, um ein Compliment zu bekommen, denn sie war Weib, gegen das Pult und sagte:

»Ist es schlecht so, Herr Rousseau?«

Ganz erstarrt, erwiederte Rousseau nichts.

»Ah! wir haben gefehlt, und Herr Rousseau wagt es nicht, es zu sagen,« sprach die Dauphine.
»Ich bitte, sagen Sie es gerade heraus.«

Die Blicke von Rousseau verließen die schöne Person nicht mehr, welche die Aufmerksamkeit nicht bemerkte, deren Gegenstand sie war.

»Ah!« sagte die Dauphine, indem sie der Richtung des Blickes unseres Philosophen folgte,
»Fräulein von Taverney hat einen Fehler gemacht! . . .«

Andrée erröthete, sie sah, wie sich Aller Augen auf sie richteten.

»Nein! nein!« rief Rousseau, »nicht das Fräulein, denn das Fräulein singt wie ein Engel.«

Madame Dubarry schoß auf den Philosophen einen Blick ab, der spitziger war als ein Wurfspieß.

»Finden Sie, daß dieses Mädchen gut singt?« fragte Madame Dubarry den König, den die Worte von Rousseau sichtbar betroffen hatten.

»Ich höre es nicht,« sagte Ludwig XV.; »bei einem Ensemble muß man hierzu Musiker sein.«

Indessen bewegte sich Rousseau in seinem Orchester, um den Chor

Colin revient à sa bergère

Célébrons un retour si beau.⁵¹

singen zu lassen.

Als er sich nach einem Versuch umwandte, gewährte er Herrn von Jussieu, der ihn äußerst freundlich grüßte.

Es war kein geringes Vergnügen für den Genfer, daß ihn den Hof ein Mann von Hof dirigiren sah, der ihn durch die Ueberlegenheit seiner Stellung ein wenig gedemüthigt hatte.

Er erwiderte seinen Gruß auf eine ceremoniöse Weise und schaute wieder Andrée an, welche das Lob noch schöner gemacht hatte.

Die Probe nahm ihren Fortgang und Madame Dubarry ward von einer gräßlichen Laune; sie hatte zweimal Ludwig XV. ertappt, wie er durch das Schauspiel bei den schönen Dingen, die sie ihm sagte, zerstreut war.

Das Schauspiel war nothwendig für die Eifersüchtige nur Andrée, was die Frau Dauphine nicht abhielt, viele Complimente einzuernten und sich von einer reizenden Heiterkeit zu zeigen.

Der Herr Herzog von Richelieu umflatterte sie mit der Leichtigkeit eines Jünglings, und es war ihm gelungen, im Hintergrund des Theaters einen Kreis von Lachern zu bilden, dessen Mittelpunkt die Dauphine war, und der die Partei Dubarry wüthend beunruhigte.

»Es scheint, Fräulein von Taverney hat eine sehr hübsche Stimme,« sagte er ganz laut.

»Reizend,« versetzte die Dauphine, »und ohne meinen Egoismus hätte ich sie die Colette spielen lassen, da ich aber diese Rolle zu meiner Belustigung gewählt habe, so überlasse ich sie Niemand.«

»Ah! Fräulein von Taverney, würde sie nicht besser singen, als Eure königliche Hoheit,« sprach Richelieu, »und . . .«

»Das Fräulein ist eine vortreffliche Tonkünstlerin,« sprach Rousseau tief durchdrungen.

»Vortrefflich,« sagte die Dauphine, »und sie ist es, wenn ich es gestehen soll, die mich meine Rolle lehrt . . . und dann tanzt sie zum Entzücken, und ich tanze sehr schlecht.«

Man kann sich denken, welche Wirkung diese Gespräche auf Madame Dubarry und auf dieses ganze Volk von Neugierigen, von Neuigkeitskrämern, von Intriganten und Neidischen hervorbrachte; Jeder erntete ein Vergnügen, indem er eine Wunde machte, oder empfing den Schlag mit Schmerz und Scham. Es gab keine Gleichgültige, Andrée vielleicht ausgenommen.

Von Richelieu angestachelt, ließ die Dauphine am Ende Andrée die Romanze:

J'ai perdu mon serviteur,
Colin me delaisse.⁵²

singen.

Man sah, wie der König mit seinem Kopf mit so lebhaften Bewegungen des Vergnügens den Takt gab, daß alle Schminke von Madame Dubarry in kleinen Schuppen. abfiel, wie dies die Malerei in der Feuchtigkeit thut.

Boshafter als ein Weib, weidete sich Richelieu an seiner Rache. Er näherte sich Taverney, dem Vater, und diese zwei Greise bildeten eine Gruppe von Statuen, die man die Heuchelei und die Sittenverderbniß, ein Verbindungsprojekt ausheckend, hätte nennen können.

Ihre Freude wurde um so lebhafter, je mehr sich die Stirne von Madame Dubarry allmählig verdüsterte. Sie füllte das Maß derselben bis zum Rand, als sie mit einer Art von Zorn aufstand, was ganz gegen die Regeln war, da der König noch saß.

Die Höflinge fühlten den Sturm wie die Ameisen und sie beeilten sich, Schutz bei den Stärkeren zu suchen. Man sah auch die Dauphine mehr von ihren Freunden umgeben, Madame Dubarry mehr von den ihrigen umschmeichelt.

Allmählig ging das Interesse der Probe von seiner natürlichen Linie ab und zu einer andern Ideenordnung über. Es handelte sich nicht mehr um Colette oder Colin, und viele Zuschauer dachten, es wäre vielleicht bald an Madame Dubarry zu singen:

J'ai perdu mon serviteur,

Colin me delaisse

»Siehst Du,« sagte Richelieu leise zu Taverney, »siehst Du den betäubenden Sieg Deiner Tochter?«

Und er zog ihn in den Corridor und stieß eine Glasthüre auf, von der er einen Neugierigen herabfallen machte, welcher sich an das Fenster gehängt hatte, um in den Saal zu sehen.

»Die Pest über diesen Burschen,« brummte Herr von Richelieu, während er seinen Aermel abstäubte, den der Gegenschlag der Thüre getroffen hatte, und besonders, als er sah, daß der Neugierige wie die Arbeiter des Schlosses gekleidet war.

Es war in der That einer, der sich, einen Blumenkorb unter dem Arm, hinter den Glasscheiben aufgehißt hatte, um seine Augen in den Saal zu tauchen, wo er das ganze Schauspiel gesehen.

Er wurde in den Gang zurückgestoßen und wäre beinahe rücklings gefallen; aber wenn er nicht fiel, so wurde doch wenigstens sein Korb umgeworfen.

»Ah! ich kenne diesen Burschen,« sagte Taverney mit einem zornigen Blick.

»Wer ist es?« fragte der Herzog.

»Was machst Du hier, Schuft?« fragte Taverney.

Gilbert, denn er war es, und der Leser hat ihn auch schon erkannt, erwiderte stolz:

»Sie sehen, ich schaue.«

»Statt Deine Arbeit zu verrichten?« rief Richelieu.

»Meine Arbeit ist schon verrichtet,« sagte Gilbert demüthig zum Herzog, jedoch ohne Taverney eines Blickes zu würdigen.

»Ich soll also diesen Taugenichts überall finden,« rief Taverney.

»Stille! stille! mein Herr,« unterbrach ihn eine sanfte Stimme . . . »mein kleiner Gilbert ist ein guter Arbeiter und ein sehr anstelliger Botaniker.«

Taverney wandte sich um und sah Herrn von Jussieu, der Gilbert die Wangen streichelte.

Er erröthete vor Zorn und entfernte sich.

»Die Bedienten hier,« murmelte er.

»St!« sagte Richelieu zu ihm, »Nicole ist auch wohl da . . . schau' . . . in der Ecke jener Thüre, dort, die kleine muntere Dirne verliert keinen Blick.«

Nicole erhob in der That hinter zwanzig andern Bedienten von Trianon ihren reizenden Kopf, und ihre durch das Erstaunen und die Bewunderung weit aufgerissenen Augen schienen Alles doppelt zu sehen.

Gilbert erblickte sie und wandte sich auf eine andere Seite.

»Komm, komm,« sagte der Herzog zu Taverney. »ich glaube, daß Dich der König sprechen will, er sucht.«

Und die zwei Freunde entfernten sich in der Richtung der Loge des Königs.

Völlig aufrecht stehend, correspondirte Madame Dubarry mit Herrn von Aiguillon, welcher ebenfalls stand.

Dieser verlor mit seinem Auge keine Bewegung seines Oheims.

Rousseau, der allein geblieben war, bewunderte Andrée; er war, wenn man uns diesen Ausdruck gestatten will, damit beschäftigt, sich in sie zu verlieben.

Die erhabenen Schauspieler kleideten sich in ihren Logen aus, wo Gilbert die Blumen erneuert hatte.

Taverney, der im Gang allein geblieben war, seitdem sich Herr von Richelieu wieder zum König zurückbegeben hatte, fühlte, wie sein Herz in der Erwartung bald erstarrte, bald in heißen Flammen aufloderte. Endlich kam der Herzog zurück und legte einen Finger auf seine Lippen.

Taverney erleichte vor Freude und ging seinem Freund entgegen, der ihn unter die königliche Loge fortzog.

Hier hörten sie, was wenige Menschen hören konnten.

Madame Dubarry sagte zum König:

»Darf ich Eure Majestät beim Abendbrod erwarten?«

Und der König antwortete:

»Ich fühle mich ermüdet, entschuldigen Sie mich, Gräfin.«

In demselben Augenblick kam der Dauphin, er trat beinahe auf die Füße der Gräfin, ohne daß er sie zu sehen schien, und fragte den König:

»Sire, wird uns Eure Majestät die Ehre erweisen, in Trianon zu Nacht zu speisen.«

»Nein, mein Sohn; ich sagte es so eben Madame; ich fühle mich ermüdet; Eure ganze Jugend würde mich betäuben . . . Ich werde allein zu Nacht speisen.«

Der Dauphin verbeugte sich und kehrte zurück, Madame Dubarry bückte sich bis an den Gürtel und ging ganz zitternd vor Zorn weg.

Der König machte nun Richelieu ein Zeichen.

»Herzog,« sagte er, »ich habe von einer gewissen Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen. die Sie angeht.«

»Sire.«

»Ich bin nicht zufrieden gewesen . . . Sie sollen mir Aufklärung geben . . . hören Sie . . . ich speise allein zu Nacht, Sie werden mir Gesellschaft leisten.«

Und der König schaute Taverney an.

»Sie kennen, glaube ich, diesen Edelmann, Herzog?«

»Herrn von Taverney? Ja, Sire.«

»Ah! der Vater der reizenden Sängerin?«

»Ja, Sire.«

»Hören Sie mich, Herzog.«

Der König bückte sich, um Richelieu ins Ohr zu sprechen.

Taverney preßte sich die Nagel in die Haut, um keine Aufregung zu verrathen.

Einen Augenblick nachher ging Richelieu an Taverney vorbei und sagte zu ihm:

»Folge mir, ohne daß es den Anschein hat, als geschähe es absichtlich.«

»Wohin?« fragte Taverney.

»Komm immerhin.«

Der Herzog entfernte sich.

Taverney folgte ihm auf zwanzig Schritte bis in die Gemächer des Könige.

Der Herzog trat in das Zimmer ein; Taverney blieb im Vorzimmer.

CXII.

Das Schmuckkästchen.

Herr von Taverney wartete nicht lange. Richelieu fragte den Kammerdiener Seiner Majestät nach dem, was der König auf seiner Toilette zurückgelassen, und kam bald wieder mit einem Gegenstand heraus, den der Baron Anfangs unter der seidenen Hülle, die ihn bedeckte, nicht unterscheiden konnte.

Aber der Marschall benahm seinem Freunde die Unruhe, er führte ihn gegen die Gallerie.

»Baron,« sagte er, sobald er sich mit ihm allein sah, »Du scheinst mir zuweilen an meiner Freundschaft für Dich zu zweifeln?«

»Seit unserer Aussöhnung nicht mehr,« erwiderte Taverney.

»Dann hast Du an Deinem Glück und an dem Deiner Kinder gezweifelt?«

»Oh! was das betrifft, ja.«

»Nun! Du hattest Unrecht. Dein Glück und das Deiner Kinder macht sich mit einer Schnelligkeit, die Dir den Schwindel bereiten müßte,«

»Bah!« versetzte Taverney, welcher einen Theil der Wahrheit im Helldunkel erblickte, der sich aber Gott nicht anvertraut hätte, und sich folglich vor dem Teufel wohl hütete; »wie macht sich das Glück meines Kindes so schnell?«

»Haben wir nicht schon Herrn Philipp als Kapitän einer vom König bezahlten Compagnie?«

»Ah! das ist wahr, und das habe ich Dir zu verdanken.«

»Keines Wegs. Dann werden wir Fräulein von Taverney vielleicht als Marquise haben . . .«

»Ah! ich bitte Dich!« rief Taverney, »wie, meine Tochter . . .«

»Höre, Taverney, der König ist voll Geschmack; die Schönheit, die Anmuth und die Tugend, wenn sie vom Talent begleitet sind, entzücken Seine Majestät t . . . Fräulein von Taverney vereinigt aber nun alle diese Vorzüge in sehr hohem Grade . . . Der König ist also entzückt von Fräulein von Taverney.«

»Herzog,« erwiderte Taverney, indem er eine für den Marschall mehr als groteske Miene der Würde annahm. »Herzog, wie erklärst Du das Wort: entzückt?«

Richelieu liebte die Anmaßung nicht, er erwiderte also seinem Freund ganz trocken:

»Baron, ich bin nicht stark in der Linguistik, ich kenne sogar die Orthographie sehr wenig. Entzückt bedeutete für mich immer übermäßig zufrieden, hörst Du . . . Bist Du übermäßig unwillig darüber, daß Du den König mit der Schönheit, mit dem Talent, mit dem Verdienst Deiner Kinder übermäßig zufrieden siehst, so brauchst Du nur zu sprechen . . . Ich kehre zu Seiner Majestät zurück.«

Hiebei drehte sich Richelieu mit einer ganz jugendlichen Leichtigkeit auf den Absätzen um.

»Herzog, Du hast mich nicht wohl verstanden,« rief der Baron, indem er ihn zurückhielt. »Alle Teufel! Du bist lebhaft.«

»Warum sagst Du mir, Du seist nicht zufrieden.«

»Ei! ich habe das nicht gesagt.«

»Du verlangst von mir Erläuterungen über das Belieben Seiner Majestät . . . Die Pest über den Dummkopf!«

»Ich wiederhole, Herzog, ich habe den Mund hierüber nicht geöffnet. Ich bin ganz gewiß zufrieden.«

»Ah! Du . . . Nun, wer wird unzufrieden sein? . . . Deine Tochter?«

»Ei! ei!«

»Mein Lieber, Du hast Deine Tochter wie eine Wilde erzogen.«

. »Mein Lieber, das Fräulein, meine Tochter, hat sich ganz allein erzogen; Du begreifst wohl, daß ich mich zu diesem Ende nicht übermäßig angestrengt habe . . . Ich halte genug, daß ich in meinem Loch Taverney leben mußte; die Tugend ist bei ihr ganz allein gewachsen.«

»Und man sagt, die Leute vom Lande verstehen es, das Unkraut auszureißen. Kurz, Deine Tochter ist ein Zierasse.«

»Du täuschest Dich, es ist eine Taube.«

Richelieu machte eine Grimasse.

»Nun! Dein armes Kind braucht nur einen guten Gatten zu suchen, denn die Gelegenheiten, Glück zu machen, werden bei einem solchen Mangel sehr selten sein.«

Taverney schaute den Herzog unruhig an.

»Gut für sie,« fuhr dieser fort, »daß der König so sterblich in Madame Dubarry verliebt ist, und daher nie im Ernst auf Andere aufmerksam sein wird.«

Die Unruhe von Taverney verwandelte sich in Angst.

»Ihr könnt also ruhig sein, Du und Deine Tochter,« sprach Richelieu. »Ich werde Seiner Majestät die nöthigen Vorstellungen machen, und der König wird nicht entfernt darauf beharren.«

»Auf was denn, guter Gott!« rief Taverney ganz blaß und den Arm seines Freundes schüttelnd.

»Fräulein Andrée ein kleines Geschenk zu machen, mein lieber Baron.«

»Ein kleines Geschenk! Was ist es denn?« fragte Taverney voll Gierde und Hoffnung.

»Oh! beinahe nichts,« versetzte Richelieu mit nachlässigem Tone; »sieh, dies . . .«

Und er enthüllte ein Schmuckkästchen aus der Seide.

»Ein Schmuckkästchen!«

»Einige Erbärmlichkeiten . . . ein Halsband von einigen tausend Livres, das Seine Majestät, erfreut dadurch, daß sie ihr Lieblingslied singen hörte, der Sängerin schenken wollte . . . Doch da Deine Tochter so scheu ist, sprechen wir nicht mehr davon.«

»Herzog, Du denkst das nicht, das hieße den König beleidigen!«

»Allerdings hieße das den König beleidigen: aber ist das nicht immer die Eigenschaft der Jugend, daß sie irgend Jemand oder irgend Etwas beleidigt?«

»Oh! Herzog, sei ruhig,« sagte Taverney, »das Kind ist nicht so unvernünftig.«

»So sprichst Du, aber nicht sie.«

»Ja, aber ich weiß wohl, was sie sagen oder thun wird.«

»Die Chinesen sind sehr glücklich,« sagte Richelieu.

»Warum?« fragte Taverney erstaunt.

»Weil sie viele Canäle und Flüsse in ihrem Land haben.«

»Herzog, Du veränderst das Gespräch, bring' mich nicht in Verzweiflung, rede mit mir.«

»Ich rede mit Dir, Baron, und verändere das Gespräch durchaus nicht.«

»Wie kommst Du auf die Chinesen, welche Beziehung haben ihre Flüsse zu meiner Tochter?«

»Eine sehr große . . . Die Chinesen, sage ich Dir, haben das Glück, daß sie, ohne daß man ihnen den geringsten Vorhalt darüber macht, ihre Töchter, die zu tugendhaft sind, ertränken können.«

»Oh! Herzog, man muß auch billig sein. Denke Dir, Du habest eine Tochter.«

»Bei Gott! ich habe eine; und wollte man mir sagen, sie sei zu tugendhaft, so wäre das sehr boshaft.«

»Du würdest sie lieber anders haben, nicht wahr?«

»Oh! ich, ich mische mich nicht in die Angelegenheiten meiner Kinder, wenn sie einmal acht Jahre vorüber sind.«

»Höre mich wenigstens. Wenn der König mich beauftragte, Deiner Tochter ein Halsband anzubieten, und Deine Tochter würde sich bei Dir beklagen?«

»Oh! mein Freund, keine Vergleichen. Ich habe beständig bei Hofe gelebt; Du hast als Hurone gelebt, das läßt sich nicht vergleichen . . . Was Tugend für Dich ist, ist für mich Albernheit; siehst Du, — erfahre dies, um Dich darnach zu richten, nichts ist widerwärtiger, als den Leuten zu sagen: ‚Was hätten Sie unter diesen oder jenen Umständen gethan?‘ Und dann täuschst Du Dich in Deinen Vergleichen, mein Lieber, es handelt sich keines Wegs darum, daß ich Deiner Tochter ein Halsband anbieten soll.«

»Du hast es mir gesagt.«

»Ich, ich habe kein Wort davon gesagt. Ich äußerte nur, der König habe mir befohlen, ein Schmuckkästchen für Fräulein von Taverney, deren Stimme ihm gefallen, in seinem Zimmer zu holen; aber ich sagte nicht ein einziges Mal, Seine Majestät habe mich beauftragt, es der jungen Person anzubieten.«

»Dann weiß ich wahrhaftig nicht mehr, wo mir der Kopf steht,« rief der Baron in Verzweiflung. »Ich begreife nicht ein Wort. Du sprichst in Räthseln. Warum sollte der König dieses Halsband geben, wenn nicht, um ein Geschenk damit zu machen, warum sollte er Dich damit beauftragen, wenn nicht, daß Du es überreichst?«

Richelieu stieß einen gewaltigen Schrei aus, als ob er eine Spinne erblickte.

»Ah!« machte er, »puh! puh! der Hurone . . . pfui, das häßliche Thier.«

»Wer dies?«

»Du, mein guter Freund, Du, mein Getreuer; Du fällst aus dem Mond, mein armer Baron.«

»Ich weiß nicht mehr . . .«

»Nein, Du weißt nichts. Mein Lieber, wenn ein König einer Frau ein Geschenk macht und ertheilt Herrn von Richelieu diesen Auftrag, so ist dieses Geschenk nobel und der Auftrag wird gut besorgt, erinnere Dich dessen. Ich übergebe dieses Schmuckkästchen nicht, mein Lieber; das war das Geschäft von Herrn Lebel. Hast Du Herrn Lebel gekannt?«

»Wen beauftragst Du denn damit?«

»Mein Freund,« sagte Richelieu, indem er Taverney auf die Schulter klopfte und diese Geberde mit einem teuflischen Lächeln begleitete, »wenn ich es mit einer so bewunderungswürdigen Tugend wie Fräulein Andrée zu thun habe, so bin ich so moralisch als

nicht Einer; wenn ich mich einer Taube nähere, wie Du sagst, so riecht nichts bei mir nach dem Raben; wenn ich zu einer Jungfrau abgesandt werde, so spreche ich mit dem Vater . . . Ich spreche mit Dir, Taverney, und händige Dir das Schmuckkästchen ein, damit Du es Deiner Tochter gibst . . . Willst Du nun . . .«

Er reichte ihm das Kästchen.

»Oder willst Du nicht?«

Es zog es zurück.

»Oh! sage doch dies Alles auf der Stelle,« rief der Baron; »sage, ich sei von Seiner Majestät beauftragt, dieses Geschenk zu übergeben: es ist ganz legitim und wird ganz väterlich, es reinigt sich . . .«

»Um dies zu denken, müßtest Du Seine Majestät im Verdacht haben, sie hege schlimme Absichten,« sprach Richelieu mit ernstem Tone. »Das würdest Du aber nie wagen, nicht wahr?«

»Gott behüte mich! Doch die Welt . . . nämlich meine Tochter.«

Richelieu zuckte die Achseln.

»Nimmst Du, ja oder nein?« sagte er.

Taverney streckte rasch seine Hand aus.

»So bist Du moralisch?« sagte er zu dem Herzog mit einem Lächeln, das ein Zwilling von dem war, welches Richelieu an ihn gerichtet hatte.

»Findest Du nicht, Baron, daß es eine reine Moralität ist, den Vater, der Alles reinigt, wie Du sagtest, zwischen dem Entzücken des Monarchen und dem Zauber Deiner Tochter ins Mittel treten zu lassen? . . . Herr Jean Jacques Rousseau von Genf, der vorhin hier umher schweifete, mag sein Urtheil über uns fällen; er wird Dir sagen, daß der selige Joseph unlauter gegen mich war.«

Richelieu sprach diese wenigen Worte mit einem Phlegma, mit einer Vornehmheit, mit einer Geziertheit, die Taverney mit seinen Einwendungen zum Schweigen brachten und ihm glauben halfen, er müßte überzeugt sein.

Er ergriff die Hand seines erhabenen Freundes, drückte sie und sprach:

»Durch Deine zarte Behandlung der Sache wird meine Tochter in den Stand gesetzt, das Geschenk anzunehmen.«

»Quelle und Ursprung des Glücks, von dem ich Dir am Anfang unserer langweiligen Abhandlung über die Tugend sagte.«

»Ich danke, lieber Herzog, ich danke von ganzem Herzen.«

»Noch ein Wort . . .; verbirg sorgfältig vor den Freunden von Dubarry die Kunde von dieser Gunst. Madame Dubarry wäre fähig, den König zu verlassen und zu entfliehen.«

»Der König würde uns deshalb grollen!«

»Ich kann Dir das nicht sagen; doch die Gräfin wüßte uns keinen Dank dafür. Ich, was mich betrifft, wäre verloren . . . sei also verschwiegen.«

»Fürchte nichts. Ueberbringe aber dem König meinen unterthänigsten Dank.«

»Und den Deiner Tochter . . . ich werde es nicht versäumen . . . Doch die Gunstbezeugungen haben damit noch nicht ihr Ende erreicht . . . Du wirst dem König selbst danken, mein Freund; Seine Majestät ladet Dich zum Abendbrod ein.«

»Mich?«

»Dich, Taverney, wir sind unter uns. Seine Majestät, Du und ich, wir werden mit einander von der Tugend Deiner Tochter plaudern. Gott befohlen, Taverney, ich sehe Dubarry mit Herrn von Aiguillon; man soll uns nicht beisammen erblicken.«

Er sprach es und verschwand leicht wie ein Page am Ende der Galerie und ließ Taverney mit seinem Kästchen zurück, wie ein deutsches Kind, das mit dem Spielzeug erwacht, welches ihm während seines Schlafes am Weihnachtsabend das Christkind in die Hand gesteckt hat.

CXIII.

Das kleine Abendbrod von König Ludwig XV.

Der Marschall fand Seine Majestät in dem kleinen Saal, wohin ihr mehrere Höflinge gefolgt waren, welche lieber das Abendbrod entbehren, als auf Andere den zerstreuten Blick ihres Souverain fallen lassen wollten.

Aber Ludwig XV. hatte, wie es schien, an diesem Abend etwas Anderes zu thun, als diese Herren anzuschauen. Er entließ Jedermann und sagte, er würde nicht zu Nacht speisen, oder wenn er speiste, würde er es allein thun. Alle seine Gäste waren somit verabschiedet, und da sie Monseigneur dem Dauphin zu mißfallen befürchteten, wenn sie der Fäte nicht beiwohnen würden, die er nach der Probe gab, so entflogen sie alsbald, wie eine Schar von Schmarotzertauben, und nahmen ihren Lauf zu demjenigen, welchen man ihnen zu sehen gestattete, bereit, zu versichern, sie seien ihm zu Liebe aus dem Salon Seiner Majestät ausgerissen.

Ludwig XV., den sie mit so großer Eile verließen, war weit entfernt, an sie zu denken. Die Kleinlichkeit dieses ganzen Schwarms von Höflingen hätte ihn unter andern Umständen lächeln gemacht; doch diesmal erweckte sie kein Gefühl bei dem Monarchen, der so spöttisch war, daß er nie eine Schwäche des Geistes oder des Körpers bei seinem besten Freunde schonte, vorausgesetzt, daß Ludwig XV. je einen Freund hatte.

Nein, in diesem Augenblick schenkte Ludwig XV. seine ganze Aufmerksamkeit einem Wagen, der vor der Thüre der Communs in Trianon stand, und dessen Kutscher, um seine Pferde zu peitschen, nur zu warten schien, bis sich das Gewicht des Herrn in dem vergoldeten Kasten fühlbar machte.

Dieser Wagen war der von Madame Dubarry, beleuchtet von Kerzen. Zamore saß beim Kutscher und ließ seine Füße vorwärts und rückwärts gehen, wie es der Sitz einer Strickschaukel thut.

Endlich erschien Madame Dubarry, die sich ohne Zweifel in der Hoffnung, eine Botschaft vom König zu bekommen, länger in den Gängen aufgehalten hatte, am Arm des Herrn Herzogs von Aiguillon. Man konnte ihren Zorn, oder wenigstens ihren Aerger an der Raschheit ihres Ganges wahrnehmen. Sie heuchelte zu viel Entschlossenheit, um nicht den Kopf verloren zu haben.

Jean kam, sehr verdrießlich und den Hut ganz unter dem zerstreuten Druck seines Armes geplattet, hinter der Gräfin; er hatte diesem Schauspiel nicht beigewohnt, Monseigneur der Dauphin hatte ihn einzuladen vergessen; aber er war ein wenig wie ein Lackei in das Vorzimmer gegangen und kam wenigstens eben so nachdenkend als Hippolyt zurück; er ließ seinen Jabot auf einer silbernen Weste mit rosa Blumen flattern und schaute nicht einmal seine zerfetzten Manchetten an, welche sich mit seinen traurigen Gedanken in Einklang zu setzen schienen.

Jean hatte seine Schwägerin bleich und bestürzt gesehen und daraus geschlossen, die Gefahr sei groß. Jean war in der Diplomatie nur muthig gegen die Körper, nie gegen die Gespenster.

Der König sah von seinem Fenster aus und hinter einem Vorhang verborgen, diese ganze

traurige Procession, welche sich in den Wagen der Gräfin versenkte; dann, als der Schlag geschlossen, als der Lackei hinten auf den Wagen gestiegen war, schüttelte der Kutscher seine Zügel und die Pferde eilten im Galopp fort.

»Oh! oh!« sagte der König, »ohne daß sie mich zu sehen, ohne daß sie mich zu sprechen sucht, die Gräfin ist wüthend.«

Und er wiederholte laut:

»Ja, die Gräfin ist wüthend!«

Richelieu, der ins Zimmer geschlüpft war, wie ein erwarteter Mensch, griff diese Worte auf und sprach:

»Wüthend, Sire, und worüber? Darüber, daß Eure Majestät sich einen Augenblick belustigt, oh! das ist schlimm von der Gräfin.«

»Herzog,« erwiderte Ludwig XV., »ich belustige mich nicht, im Gegentheil, ich bin müde und suche auszuruhen. Die Musik greift meine Nerven an; würde ich auf die Gräfin gehört haben, so hätte ich mit ihr in Luciennes soupiren, essen und besonders trinken müssen. Die Weine der Gräfin sind abscheulich, ich weiß nicht, aus welchen Trauben sie fabricirt sind, aber es wird einem übel dabei; meiner Treue, ich will lieber hier meiner Gemächlichkeit pflegen.«

»Und Eure Majestät hat hundertmal Recht,« sagte der Herzog.

»Die Gräfin wird sich überdies zerstreuen! Bin ich ein so liebenswürdiger Gesellschafter? Sie mag es immerhin sagen, ich glaube es nicht.«

»Ah! diesmal hat Ihre Majestät Unrecht,« entgegnete der Marschall.

»Nein, Herzog, in der That, nein, ich zähle meine Tage und denke nach.«

»Sire, die Frau Gräfin begreift, daß sie in keiner Hinsicht eine bessere Gesellschaft haben könnte, und das ist es, was sie wüthend macht.«

»Wahrhaftig, Herzog, ich weiß nicht, wie Sie es anstellen, Sie behandeln die Frauen immer, wie wenn Sie noch zwanzig Jahre alt wären. In diesem Alter wählt der Mann; aber in den Jahren, in denen ich bin . . .«

»Nun, Sire?«

»Ist es die Frau, welche ihre Berechnung macht.«

Der Marschall brach in ein Gelächter aus.

»Ah! Sire,« sagte er, »ein Grund mehr, und wenn Ihre Majestät glaubt, die Gräfin zerstreue sich, so wollen wir uns trösten.«

»Ich sage nicht, sie zerstreue sich, Herzog; ich sage sie werde am Ende Zerstreung suchen.«

»Ah! ich möchte nicht gegen Eure Majestät behaupten, das habe man nie gesehen.«

Der König stand sehr unruhig auf.

»Wen habe ich noch da?« fragte er.

»Ihren ganzen Dienst, Sire.«

Der König dachte einen Augenblick nach.

»Aber Sie,« sagte er, »haben Sie Jemand?«

»Ich habe Rafté.«

»Gut.«

»Was soll er thun, Sire?«

»Herzog, er sollte sich erkundigen, ob Madame Dubarry wirklich nach Luciennes

zurückkehrt.«

»Die Gräfin ist weggefahren, wie mir scheint.«

»Scheinbar, ja.«

»Aber wohin soll sie denn gehen, Sire?«

»Wer weiß, die Eifersucht macht sie toll, Herzog.«

»Sire, sollte es nicht vielmehr Eure Majestät sein?«

»Wie, was?«

»Eifersüchtig.«

»Herzog!«

»In der That, das wäre demüthigend für uns Alle, Sire.«

»Ich, eifersüchtig?« rief Ludwig XV. mit einem gezwungenen Gelächter; »wahrhaftig, Herzog, sprechen Sie im Ernst?«

Richelieu glaubte in der That nicht. Man muß sogar gestehen, daß er der Wahrheit sehr nahe kam, denn er dachte im Gegentheil, der König wüßte nur zu wissen, ob sich Madame Dubarry wirklich in Luciennes befinde, um sicher zu sein, sie würde nicht mehr nach Trianon zurückkehren.

»Es ist also beschlossen, Sire,« sagte er laut; »ich schicke Rafté auf Entdeckung aus?«

»Schicken Sie ihn, Herzog.«

»Was macht nun Eure Majestät vor dem Abendbrod?«

»Nichts, wir speisen sogleich zu Nacht. Haben Sie die fragliche Person benachrichtigt?«

»Ja, sie ist im Vorzimmer Eurer Majestät«

»Was hat sie gesagt?«

»Sie hat unterthänigst gedankt.«

»Und die Tochter?«

»Man hat noch nicht mit ihr gesprochen.«

»Herzog, Madame Dubarry ist eifersüchtig und sie könnte wohl zurückkommen.«

»Ah! Sire, das wäre zu schlechter Geschmack und ich halte sie einer solchen Ungeheuerlichkeit nicht fähig.«

»Herzog sie ist zu Allem in solchen Augenblicken fähig, und besonders, wenn sich der Haß mit der Eifersucht verbindet, Sie verwünscht Sie; ich weiß nicht, ob Sie hievon in Kenntniß gesetzt sind?«

Richelieu verbeugte sich.

»Ich weiß, daß sie mir diese Ehre erweist. Sire.«

»Sie verwünscht auch Herrn von Taverney.«

»Wenn Eure Majestät gut zählen wollte, so würde sie sicherlich eine dritte Person finden, die sie noch mehr als mich, mehr als Herrn von Taverney verwünscht.«

»Wen denn?«

»Fräulein Andrée.«

»Ah!« sagte der König; »das finde ich ganz natürlich.«

»Dann . . .«

»Ja, aber dessen ungeachtet muß man darüber wachen, daß Madame Dubarry heute Nacht

nicht irgend einen Scandal macht.«

»Im Gegentheile, und das beweist gerade die Nothwendigkeit dieser Maßregel.«

»Hier kommt der Haushofmeister; stille! geben Sie Rafté Ihre Befehle, und kommen Sie mit dem Bewußten zu mir ins Speisezimmer.«

Ludwig XV. stand auf und ging in den Speisesaal, während sich Richelieu durch die entgegengesetzte Thüre entfernte.

Fünf Minuten nachher kehrte er in Begleitung des Barons zum König zurück.

Der König wünschte Taverney freundlich einen guten Abend. Der Baron war ein Mann von Geist; er antwortete auf jene gewissen Leuten eigenthümliche Weise, welche bewirkt, daß es den Königen und Fürsten bei diesen, indem sie erkennen, daß sie zu ihrer Welt gehören, behaglich ist.

Man setzte sich zu Tisch und speiste.

Ludwig XV. war ein schlechter König, aber ein sehr angenehmer Mann; seine Gesellschaft war, wenn er wollte, voll Reiz für die Trinker, für die Plauderer und für die Wollüstlinge.

Der König hatte endlich das Leben viel unter seinen erfreulichen Seiten studirt.

Er aß mit gutem Appetit, befahl, daß man seinen Gästen gehörig zu trinken einschenke, und brachte das Gespräch auf die Musik.

Richelieu faßte den Ball im Fluge auf.

»Sire,« sprach er, »wenn die Musik die Männer in Einklang setzt, wie unser Balletmeister behauptet, und wie Eure Majestät zu denken scheint, wird sie dasselbe von den Frauen sagen?«

»Oh! Herzog,« erwiderte der König, »sprechen wir nicht von den Frauen. Seit dem trojanischen Krieg bis auf unsere Tage haben die Frauen stets eine der Musik entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht; Sie besonders, Sie haben zu große Rechnungen mit ihnen zu bereinigen, um ein solches Gespräch auf das Tapet zu bringen: da ist Eine unter Anderen, und das ist nicht die am mindesten gefährlichste von Allen, mit der Sie in offener Fehde stehen.«

»Die Gräfin, Sire! ist das meine Schuld?«

»Ganz gewiß.«

»Ah! Eure Majestät wird mir wohl erklären . . .«

»Mit zwei Worten und mit großem Vergnügen,« sagte der König spöttisch.

»Ich höre, Sire.«

»Sie bietet Ihnen das Portefeuille von ich weiß nicht welchem Departement an, und Sie schlagen es aus, weil sie, wie Sie sagen, nicht durchaus beim Volk beliebt ist.«

»Ich?« versetzte Richelieu ziemlich verlegen über die Richtung, die daß Gespräch nahm.

»Bei Gott! so behauptet das öffentliche Gerücht,« sagte der König mit der ihm eigenthümlichen geheuchelten Treuherzigkeit. »Ich weiß nicht mehr, wer mir das mitgetheilt hat . . . Die Zeitung ohne Zweifel.«

»Wohl! Sire,« sprach Richelieu, die Freiheit benützend, die den Gästen die ungewöhnliche Heiterkeit des erhabenen Wirthes gestattete, »ich gestehe, daß diesmal das öffentliche Gerücht und die Zeitungen etwas minder Albernes berichtet haben, als sie sonst zu berichten pflegen.«

»Wie!« rief der König, »Sie haben wirklich ein Ministerium ausgeschlagen?«

Richelieu befand sich, wie man leicht begreift, in einer sehr delicatesen Stellung. Der König wußte besser als irgend Jemand, daß er gar nichts ausgeschlagen hatte. Aber Taverney sollte

fortwährend glauben, was ihm Richelieu gesagt hatte; es handelte sich also bei dem Herzog darum, sehr geschickt zu antworten, um der Mystification des Königs zu entgehen, ohne sich dem Vorwurf der Lüge auszusetzen, den der Baron schon in seinem Lächeln und auf den Lippen hatte.

»Sire,« sagte Richelieu, »halten wir uns nicht an die Wirkungen, sondern an die Ursache. Ob ich ein Portefeuille ausgeschlagen oder nicht ausgeschlagen habe, ist ein Staatsgeheimniß, das Eure Majestät nicht unter Gläsern bekannt zu machen braucht, aber die Ursache, aus der ich das Portefeuille ausgeschlagen hätte, wenn mir ein Portefeuille angeboten worden wäre: das ist das Wesentliche.«

»Oh! oh! Herzog, und diese Ursache ist kein Staatsgeheimniß, wie es scheint,« rief der König lachend.

»Nein, Sire, und besonders nicht für Eure Majestät, die für mich und meinen Freund, den Baron von Taverney, in diesem Augenblick, ich bitte die Gottheit um Verzeihung, der liebenswürdigste sterbliche Amphytrion ist, den man sehen kann; ich habe also keine Geheimnisse für meinen König. Ich gebe ihm meine ganze Seele hin, denn ich möchte nicht, daß man sagen würde, der König von Frankreich habe nicht einen Diener, der die ganze Wahrheit gegen ihn ausspreche.«

»Lassen Sie hören,« erwiderte der König, während Taverney ziemlich unruhig, weil er befürchtete, Richelieu könnte zu viel sagen, sich die Lippen biss und sein Gesicht ängstlich nach dem des Königs componirte, »die Wahrheit, Herzog.«

»Sire, es sind in Ihren Staaten zwei Mächte, denen ein Minister gehorchen mußte: die erste ist Ihr Wille, die zweite ist der der vertrautesten Freunde, welche Eure Majestät zu wählen geruht; die erste Macht ist unwiderstehlich, Niemand darf daran denken, sich derselben zu entziehen; die zweite ist noch heiliger, weil sie Pflichten des Herzens Jedem auferlegt, der Ihnen dient, Sire. Sie heißt Ihr Vertrauen; ein Minister muß, um ihm zu gehorchen, den Günstling oder die Favoritin des Königs lieben.«

»Herzog,« sagte der König lachend, »das ist eine sehr schöne Maxime, die ich gern aus Ihrem Munde kommen sehe; aber ich fordere Sie auf, dies mit zwei Trompetern auf dem Pont-Neuf auszurufen.«

»Ah! Sire,« erwiderte Richelieu, »ich weiß wohl, daß die Philosophen darüber die Waffen ergreifen würden; doch ich glaube nicht, daß ihr Geschrei von einigem Gewicht bei Eurer Majestät und bei mir sein dürfte. Die Hauptsache ist, daß die zwei überwiegenden Willen des Reichs zufriedengestellt werden. Nun! einer gewissen Person, Sire, — ich sage es Eurer Majestät, und sollte auch meine Ungnade, das heißt mein Tod daraus erfolgen, — den Willen von Madame Dubarry vermöchte ich nicht zu unterzeichnen.«

Ludwig XV. schwieg.

»Es war mir ein Gedanke gekommen,« fuhr Richelieu fort; »ich schaute eines Tags am Hofe Eurer Majestät umher, und sah wahrhaftig so viele schöne adelige Fräulein, so viele strahlende Frauen von Stand, daß mir, wäre ich König von Frankreich gewesen, eine Wahl zu treffen unmöglich geschienen hätte.«

Der König wandte sich gegen Taverney, der, da er fühlte, daß er ganz sachte in die Sache hereingezogen wurde, vor Angst und Hoffnung zitterte, während er mit seinen Augen und mit seinem Hauche die Beredtsamkeit des Marschalls unterstützte, als hätte er das mit seinem Glück

befrachtete Schiff gegen den Hafen getrieben.

»Sagen Sie, ist das auch Ihre Ansicht, Baron?« fragte der König.

»Sire,« antwortete Taverney, das Herz ganz angeschwollen, »der Marschall scheint mir seit einigen Augenblicken Eurer Majestät vortreffliche Dinge zu sagen.«

»Sie sind also seiner Meinung bei dem, was er von den schönen Mädchen spricht?«

»Sire, mir dünkt, daß es wirklich sehr schöne am Hofe von Frankreich gibt.«

»Sie sind also seiner Meinung, Baron?«

»Ja. Sire.«

»Und Sie würden mich wie er ermahnen, eine Wahl unter den Schönheiten des Hofes zu treffen.«

»Ich würde es wagen, zu gestehen, daß ich der Ansicht des Marschalls bin, Sire, wenn ich glauben dürfte, daß es auch die Ansicht Eurer Majestät ist.«

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, während dessen der König Taverney wohlgefällig anschaute.

»Meine Herren,« sagte er, »es unterliegt keinem Zweifel, daß ich Ihrem Rathe folgen würde, wenn ich erst dreißig Jahre zählte. Ich hätte eine leicht begreifliche Neigung dazu; aber ich bin jetzt ein wenig zu alt, um leichtgläubig zu sein.«

»Leichtgläubig! ich bitte, erklären Sie mir das Wort, Sire.«

»Leichtgläubig sein, mein lieber Herzog, bedeutet glauben; nichts aber würde mich gewisse Dinge glauben machen.«

»Welche?«

»Daß man in meinem Alter Liebe einflößen könne.«

»Ah! Sire!« rief Richelieu, »bis jetzt dachte ich, Eure Majestät sei der artigste Edelmann ihres Reiches, aber mit tiefem Schmerz sehe ich, daß ich mich getäuscht habe.«

»Worin?« fragte der König lachend.

»Darin, daß ich alt bin wie Methusalem, ich, der ich 94 geboren bin. Bedenken Sie wohl, Sire, daß ich sechzehn Jahre mehr zähle, als Eure Majestät.«

Das war eine geschickte Schmeichelei vom Herzog. Ludwig XV. bewunderte stets das Alter dieses Mannes, der so viel Jugend in seinem Dienst getödtet hatte; denn mit diesem Beispiel vor Augen konnte er dasselbe Alter wie er zu erreichen hoffen.

»Es mag sein,« sagte Ludwig XV., »aber ich hoffe, Sie werden nicht so eitel sein, zu glauben, man liebe Sie um Ihretwillen. Herzog?«

»Wenn ich das glaubte, Sire, so würde ich mich auf der Stelle mit zwei Frauen entzweien, die mir noch diesen Morgen das Gegentheil gesagt haben.«

»Nun!« sprach Ludwig XV., »wir werden sehen; wir werden sehen, Herr von Taverney; die Jugend verjüngt, das ist wahr . . .«

»Ja, Sire, und das edle Blut ist eine heilsame Infusion, abgesehen davon, daß bei einer Veränderung ein reicher Geist wie der Eurer Majestät immer gewinnt und nie verliert.«

»Ich erinnere mich jedoch,« bemerkte Ludwig XV., »daß mein Großvater, als er alt wurde, den Frauen nicht mehr mit derselben Kühnheit und Entschiedenheit den Hof machte.«

»Ah! ah! Sire.« sagte Richelieu. »Eure Majestät weiß, welche Achtung ich für den seligen König hege, der mich zweimal in die Bastille geschickt hat; doch dies kann mich nicht abhalten,

zu bemerken, daß sich zwischen dem reifen Alter von Ludwig XIV. und dem reifen Alter von Ludwig XV. keine Vergleichung machen läßt. Was Teufels! Eure allerchristlichste Majestät treibt, während sie ihren Titel als ältester Sohn der Kirche ehrt, den Ascetismus nicht so weit, daß sie darüber ihre Menschlichkeit vergißt.«

»Meiner Treue! nein,« rief Ludwig XV., »ich gestehe das, da ich weder meinen Arzt, noch meinen Beichtvater hier habe.«

»Wohl, Sire, der König, Ihr Großvater, setzte oft durch sein Uebermaß religiösen Eifers und durch seine zahllosen Kasteiungen Frau von Maintenon, welche doch älter war, als er, in Erstaunen. Ich wiederhole, Sire, läßt sich der Mensch mit dem Menschen vergleichen, wenn man von Ihren beiden Majestäten spricht?«

Der König war an diesem Abend sehr guter Laune; die Worte von Richelieu waren eben so viele Wassertropfen, welche aus der Verjüngungsquelle herabfielen.

Richelieu dachte, der Augenblick sei gekommen; er stieß mit seinem Knie an das Knie von Taverney.

»Sire,« sprach dieser. »Eure Majestät geruhe, meinen Dank für das prächtige Geschenk anzunehmen, das sie meiner Tochter gemacht hat.«

»Sie brauchen mir hierfür nicht zu danken,« erwiderte der König; »Fräulein von Taverney gefällt mir wegen ihrer bescheidenen, anstandsvollen Grazie . . . Ich wollte, meine Töchter hätten noch ihre Häuser zu besetzen; gewiß, Fräulein Andrée, — nicht wahr, so heißt sie?«

»Ja, Sire,« antwortete Taverney entzückt, daß der König den Taufnamen seiner Tochter wußte.

»Ein hübscher Name. Gewiß. Fräulein Andrée wäre die erste auf der Liste gewesen. Mittlerweile halten Sie sich versichert, Baron, daß Ihre Tochter meine ganze Protection genießen wird . . . ich glaube, sie ist nicht reich ausgestattet!«

»Leider, nein, Sire.«

»Wohl! ich werde mich mit ihrer Verheirathung beschäftigen.«

Taverney verbeugte sich sehr tief.

»Eure Majestät wird also die Güte haben, einen Gatten für sie zu suchen, denn ich gestehe, daß bei unsere r Armuth, welche beinahe Elend ist . . .«

»Ja, ja, seien Sie hierüber unbesorgt,« sagte Ludwig XV.; »aber sie ist sehr jung, wie mir scheint, und das hat keine Eile.«

»Um so weniger, Sire, als Eure Majestät das Heirathen verabscheut.«

»Sehen Sie das . . .« sprach Ludwig XV., indem er sich die Hände rieb und Richelieu anschaute. »Nun! halten Sie sich in jedem Fall an mich, wenn Sie in Verlegenheit sind, mein lieber Herr von Taverney.«

Nach diesen Worten stand Ludwig XV. auf und sagte, sich an den Herzog wendend:

»Marschall!«

Der Herzog näherte sich dem König.

»Ist die Kleine zufrieden gewesen?«

»Womit?«

»Mit dem Schmuckkästchen.«

»Eure Majestät verzeihe mir, daß ich leise spreche; doch der Vater horcht, und er soll nicht hören, was ich Ihnen sage, Sire.«

»Nein.«

»Sprechen Sie also.«

»Sire, es ist wahr, die Kleine hat einen wahren Abscheu vor dem Heirathen; einer Sache bin ich aber sicher: vor Eurer Majestät hat sie keinen Abscheu.«

Nachdem er dies mit einer Vertraulichkeit gesagt, die dem König gerade durch das Uebermaß der Offenherzigkeit gefiel, lief der Marschall mit seinen kleinen Schritten wieder zu Taverney, der sich aus Ehrfurcht auf die Schwelle der Gallerie zurückgezogen halte.

Beide entfernten sich durch die Gärten.

Der Abend war herrlich. Zwei Lackeien gingen ihnen voran; sie hielten in einer Hand Fackeln, während sie mit der andern die blühenden Sträucher auf die Seite schoben; man sah die Fenster von Trianon noch im Feuer durch den Schweiß der von der Trunkenheit der fünfzig Gäste der Frau Dauphine entflammten Scheiben.

Die Musik Seiner Majestät belebte den Menuet, denn nach dem Abendbrod hatte man getanzt und man tanzte noch.

In einem dichten Gebüsch von Flieder und Schneeballen kniete Gilbert auf der Erde und betrachtete das Spiel der Schatten hinter den durchsichtigen Vorhängen.

Wäre der Himmel auf die Erde gefallen, er würde diesen Beschauer, welcher ganz und gar von der Schönheit berauscht war, der er in allen Krümmungen und Biegungen des Tanzes folgte, nicht zerstreut haben.

Als jedoch Richelieu und Taverney an dem Gebüsch hinstreiften, in welchem dieser Nachtvogel verborgen war, veranlaßte Gilbert der Ton ihrer Stimmen und ein gewisses Wort besonders, den Kopf in die Höhe zu heben.

Dieses Wort war für ihn unendlich wichtig und bezeichnend.

Der Marschall, der sich auf den Arm seines Freundes stützte und sich an sein Ohr neigte, sagte zu ihm:

»Alles wohl überlegt, Alles wohl erwogen, Baron, es ist hart, dies Dir zu sagen, doch Du mußt Deine Tochter schnell in ein Kloster abgehen lassen.«

»Und warum dies?« fragte der Baron.

»Weil der König,« antwortete der Marschall, »weil der König, darauf wollte ich wetten, sterblich in Fräulein von Taverney verliebt ist.«

Bei diesen Worten wurde Gilbert bleicher als die stockigen Schneeballen, die auf seine Schulter und auf seine Stirne fielen.

CXIV.

Ahnungen.

Am andern Tage, als eben die zwölfte Stunde aus der Uhr von Trianon schlug, rief Nicole Andréé, die ihr Zimmer noch nicht verlassen hatte, zu:

»Mein Fräulein, mein Fräulein, Herr Philipp!«

Dieser Ruf kam unten von der Treppe.

Ganz erstaunt, zugleich aber ganz freudig, schloß Andréé ihr mousselinenes Morgenkleid und lief dem jungen Mann entgegen, der wirklich im Hof von Trianon vom Pferde gestiegen war und sich bei einigen Dienstboten nach der Stunde erkundigte, zu der er seine Schwester sprechen könne.

Andrée öffnete also selbst die Thür und fand sich alsbald Philipp gegenüber, den die dienstfertige Nicole aus dem Hof geholt hatte und die Stufen hinauf geleitete.

Das Mädchen warf sich seinem Bruder an den Hals und Beide traten in das Zimmer, gefolgt von Nicole.

Jetzt erst bemerkte Andréé, daß Philipp ernster aussah, als gewöhnlich, daß sogar sein Lächeln nicht von Traurigkeit frei war, daß er seine zierliche Uniform mit der ängstlichsten Pünktlichkeit trug und einen Reisemantel unter seinem linken Arm zusammengefaltet hielt.

»Was gibt es denn, Philipp?« fragte sie sogleich mit jenem Instinct zarter Seelen, für die ein Blick eine hinreichende Offenbarung ist.

»Meine Schwester,« sprach Philipp, »ich habe diesen Morgen Befehl erhalten, mich zu meinem Regimente zu begeben.«

»Und Du wirst gehen?«

»Ich gehe.«

»Oh!« rief Andréé, die in diesem schmerzlichen Schrei ihren ganzen Muth und einen Theil ihrer Kräfte aushauchte.

Und obgleich diese Abreise etwas ganz Natürliches war, worauf sie gefaßt sein mußte, fühlte sie sich doch so gelähmt durch die Mitteilung, daß sie sich an dem Arm ihres Bruders zu halten genöthigt war.

»Mein Gott,« fragte Philipp erstaunt, »diese Abreise betrübt Dich also so sehr, Andréé? Du weißt doch, daß dies in dem Leben eines Soldaten eines der allgewöhnlichsten Ereignisse ist.«

»Ja, ja, gewiß,« murmelte das Mädchen; »und wohin gehst Du, mein Bruder?«

»Meine Garnison ist in Rheims; Du siehst, ich habe keine sehr weite Reise zu unternehmen. Freilich kehrt das Regiment von dort, aller Wahrscheinlichkeit nach, nach Straßburg zurück.«

»Ach!« rief Andréé, »und wann reisest Du ab?«

»Der Befehl schärft mir ein, sogleich aufzubrechen.«

»Du kommst also, um von mir Abschied zu nehmen?«

»Ja, meine Schwester.«

»Abschied!«

»Hast Du mir etwas Besonderes zu sagen, Andrée?« fragte Philipp, beunruhigt durch diese übertriebene Traurigkeit, für welche sie keine andere Ursache hatte, als seinen Abgang.

Andrée verstand, daß mit diesen Worten Nicole gemeint war, welche die Scene mit einem Erstaunen betrachtete, dessen Beweggrund der außerordentliche Schmerz von Andrée sein mochte.

In der That. der Abgang von Philipp, nämlich der eines Officiers nach seiner Garnison, war keine Katastrophe, welche so viele Thränen verursachen mußte.

Andrée begriff zugleich das Gefühl von Philipp und das Erstaunen von Nicole; sie nahm ein Mantelet, warf es auf ihre Schulter, führte ihren Bruder gegen die Treppe und sagte zu ihm:

»Komm bis zum Gitter des Gartens, Philipp, ich werde Dich durch den bedeckten Gang zurückgeleiten. In der That, ich habe Dir sehr viel zu sagen, mein Bruder.«

Diese Worte waren für Nicole ein Befehl, abzugehen; sie schob sich längs der Wand hin und kehrte in das Zimmer ihrer Gebieterin zurück, während diese mit Philipp die Treppe hinabging.

Andrée stieg die Treppe hinab, welche sich an der Capelle vorbeizieht, und schritt durch den Ausgang, der noch heute in den Garten führt; doch obgleich beständig durch den unruhigen Blick von Philipp befragt, blieb sie lange an seinem Arm hängen, ließ sie ihren Kopf an seiner Schulter angelehnt, ohne ein Wort zu sprechen.

Dann überwältigte es plötzlich ihr Herz, ihr Antlitz bedeckte sich mit einer Todtenblässe, ein langes Schluchzen stieg zu ihren Lippen empor und Thränenwogen verdunkelten ihre Augen.

»Meine liebe Schwester, meine gute Andrée,« rief Philipp, »in des Himmels Namen, was hast Du denn?«

»Mein Freund, mein einziger Freund,« sprach Andrée, »Du gehst von hinnen, Du lässest mich allein in dieser Welt, in die ich gestern erst eingetreten bin, und Du fragst mich, warum ich weine. Ah! bedenke doch, Philipp, ich habe meine Mutter bei meiner Geburt verloren; es ist abscheulich, es zu sagen, doch ich habe nie einen Vater gehabt. Allen kleinen Kummer, den mein Herz empfand, Alles, was mein Geist an kleinen Geheimnissen enthielt, habe ich Dir, Dir allein anvertraut. Wer lächelte mir zu? wer liebte mich? wer wiegte mich, als ich noch ein Kind war? Du. Wer beschützte mich, seitdem ich groß geworden bin? Du. Wer machte mich glauben, die Geschöpfe Gottes seien nicht allein in diese Welt geworfen worden, um zu leiden? Du, Philipp, abermals Du. Denn ich habe Nichts und Niemand geliebt, seitdem ich auf der Welt bin, Dich ausgenommen, und Niemand hat mich geliebt, als Du. Oh! Philipp! Philipp!« fuhr Andrée schwermüthig fort, »Du wendest den Kopf ab, und ich lese in Deinen Gedanken. Du sagst, ich sei jung, ich sei schön, und habe Unrecht, nicht auf die Zukunft und die Liebe zu rechnen. Ach! Du siehst wohl, Philipp, es ist nicht hinreichend, schön und jung zu sein, da sich Niemand um mich bekümmert.«

»Die Frau Dauphine ist gut, wirst Du sagen, mein Freund. Ganz gewiß; sie ist vollkommen, in meinen Augen wenigstens, und ich betrachte sie als eine Gottheit; aber hauptsächlich weil ich sie in diese übermenschliche Sphäre stelle, habe ich Achtung für sie und keine Zuneigung. Die Zuneigung aber, Philipp, ist das für mein Herz so nothwendige Gefühl, welches, stets in mein Herz zurückgedrängt, dieses bricht . . . Mein Vater . . . Ei! mein Gott, mein Vater, ich lehre Dich nichts Neues, Philipp, mein Vater ist für mich nicht nur kein Beschützer oder Freund, sondern er macht mir sogar bange, wenn er mich anschaut. Ja, ja, ich habe bange, Philipp, bange vor ihm, besonders seitdem ich Dich abreisen sehe. Bange, wovor? ich weiß es nicht. Ei, mein

Gott! haben die Vögel, welche vor den brüllenden Herden entfliehen, nicht auch bange vor dem Sturm, wenn dieser herannaht?«

»Das ist Instinct, wirst Du sagen; doch warum solltest Du unserer unsterblichen Seele den Instinct des Unglücks verweigern! Alles gelingt seit einiger Zeit unserer Familie; ich weiß es wohl . . . Du bist nun Kapitän: ich bin in dem Hause der Dauphine untergebracht und gehöre beinahe zu ihrer vertrauten Umgebung; mein Vater soll gestern Abend mit dem König allein gespeist haben. Nun, Philipp, ich wiederhole Dir, und müßte ich Dir auch wahnsinnig erscheinen, dies Alles erschreckt mich mehr, als unsere sanfte Armuth und unsere Dunkelheit in Taverney.«

»Und dennoch warst Du dort auch allein, liebe Schwester,« erwiderte Philipp traurig; »ich war auch nicht dort, um Dich zu trösten.«

»Ja, aber ich war dort wenigstens allein, allein mit meinen Erinnerungen aus der Kindheit; es kam mir vor, als wäre mir dieses Haus, wo meine Mutter gelebt, geathmet hatte, wo sie gestorben war, den Schutz der Heimath schuldig, wenn ich mich so ausdrücken darf; Alles war mir dort süß, schmeichelnd, befreundet. Ich sah Dich mit Ruhe weggehen und mit Freude zurückkehren. Aber ob Du weggingst, ob Du zurückkamst, mein Herz war nicht ganz bei Dir, es hing an jenem theuren Haus, an meinem Garten, an meinen Blumen, an jener Gesammtheit, von der Du einst nur einen Theil bildetest; heute bist Du Alles, Philipp, und wenn Du mich verlässest, verläßt mich Alles.«

»Und Du hast doch heute eine Protection, die viel mächtiger ist, als die meinige,« sagte Philipp.

»Das ist wahr.«

»Eine schöne Zukunft.«

»Wer weiß . . .«

»Warum zweifelst Du daran?«

»Ich weiß es nicht.«

»Es ist Undank gegen Gott.«

»Oh! nein, der Himmel weiß, ich bin nicht undankbar gegen den Herrn, und ich danke ihm Morgens und Abends . . . Doch mir ist es, als ob, statt mein Dankgebet zu empfangen, jeden Abend, wenn ich die Kniee beuge, eine Stimme von Oben mir zuriefe: »Nimm Dich in Acht, Mädchen, nimm Dich in Acht!«

»Doch wovor sollst Du Dich denn in Acht nehmen? Ich will mit Dir voraussetzen, es bedrohe Dich ein Unglück. Hast Du eine Ahnung von diesem Unglück? Weißt Du, was zu thun ist, um ihm Trotz bietend entgegenzutreten, oder was zu thun ist, um es zu vermeiden?«

»Ich weiß nichts, Philipp, wenn nicht, daß mein Leben nur noch an einem Faden hängt, daß nichts mehr für mich glänzt jenseits des Augenblicks, der Deine Abreise bezeichnet. Mir scheint mit einem Wort, man hat mich während Meines Schlafs auf einen Absturz gewälzt, der zu jäh ist, als daß ich mich erwachend aufhalten könnte; daß ich erwacht bin, daß ich den Abgrund sehe, daß ich dennoch fortgezogen werde, daß ich, da Du abwesend, da Du nicht mehr da bist, um mich zurückzuhalten, verschwinden und zerschellen werde.«

»Theure Schwester, gute Andrée,« sprach Philipp, unwillkürlich bewegt durch diesen Ton voll so wahren Angst, »Du übertreibst Deine Zärtlichkeit, für die ich Dir danke. Ja. Du verlierst Deinen Freund, doch nur für den Augenblick: ich werde nicht so fern sein, daß Du mich nicht

zurückrufen könntest, wenn es nothwendig wäre; bedenke überdies, daß Dich, mit Ausnahme Deiner Chimären, nichts bedroht.«

Andrée blieb vor ihrem Bruder stehen und sprach:

»Philipp, Du, der Da ein Mann bist, der Du mehr Kraft hast als ich, woher kommt es, daß Du in diesem Augenblick eben so traurig erscheinst, als ich es selbst bin? Laß hören, mein Bruder, wie erklärst Du das?«

»Das ist leicht zu erklären, theure Schwester,« erwiderte Philipp, indem er Andrée aufhielt, welche schweigend weiter gegangen war. »Wir sind nicht nur Bruder und Schwester durch das Blut, wir sind es auch durch die Seele und durch die Gefühle; wir leben in einem Einvernehmen, das für mich, besonders seit unserer Ankunft in Paris, eine süße Gewohnheit geworden ist. Ich breche diese Kette, theure Freundin, oder man bricht sie vielmehr, und der Schlag macht sich in meinem Herzen fühlbar. Ich bin daher traurig, doch nur für den Augenblick. Ich, Andrée, ich sehe über unsere Trennung hinaus; ich glaube nicht an ein Unglück, wenn nicht an das, daß wir uns einige Monate lang, ein Jahr vielleicht, nicht mehr sehen werden; ich füge mich darein, und sage Dir nicht Lebewohl, sondern auf Wiedersehen.«

Trotz dieser tröstlichen Rede antwortete Andrée nur durch Schluchzen und Thränen.

»Theure Schwester,« rief Philipp, als er den Ausdruck dieser Traurigkeit sah, die ihm unbegreiflich vorkam, »theure Schwester, Du hast mir nicht Alles gesagt, Du verbirgst mir Etwas; sprich, in Himmels Namen, sprich!«

Und er nahm sie in seine Arme, zog sie ganz nahe zu sich heran, und drückte sie an seine Brust, um in ihren Augen zu lesen.

»Mein Gott.« sagte sie, »nein, nein, Philipp, ich schwöre es Dir, Du weißt Alles und hast mein Herz in Deinen Händen.«

»Wohl, Andrée, ich bitte Dich, fasse Muth, betrübe mich nicht so.«

»Du hast Recht,« sagte sie, »ich bin toll. Höre, ich habe nie einen sehr starken Geist gehabt, Du weißt das besser, als irgend Jemand, Philipp; ich habe immer befürchtet, immer geträumt, immer geseufzt; doch ich bin nicht berechtigt, mit meinen schmerzlichen Chimären einen so zärtlich geliebten Bruder zu verbinden, besonders da er mich beruhigt und mir beweist, ich habe Unrecht mit meiner Angst. Du hast Recht, Philipp, es ist wahr, es ist sehr wahr; Alles ist für mich hier vollkommen. Philipp, verzeihe mir; Du siehst, ich trockne meine Augen, ich weine nicht mehr, ich lächle. Philipp, ich sage Dir nicht mehr Lebewohl, ich sage auf Wiedersehen.«

Und sie umarmte zärtlich ihren Bruder und suchte ihm eine letzte Thräne zu verbergen, die an ihrem Augenlid zitterte und wie eine Perle auf die goldene Nestel des jungen Officiers fiel.

Philipp schaute sie mit jener unendlichen Zärtlichkeit an, welche zugleich die des Bruders und des Vaters ist.

»Andrée,« sagte er, »ich liebe Dich so. Sei muthig. Ich reise, doch der Courier wird Dir jede Woche einen Brief von mir bringen. Ich bitte Dich, mache, daß ich ebenfalls jede Woche einen von Dir erhalte.«

»Ja, Philipp, ja, und das wird mein einziges Glück sein. Doch, nicht wahr, Du hast meinen Vater benachrichtigt?«

»Wovon?«

»Von Deiner Abreise.«

»Liebe Schwester, der Baron hat im Gegentheile diesen Morgen mir selbst den Befehl des

Ministers überbracht. Herr von Taverney ist nicht wie Du, Andrée; er wird mich leicht entbehren, wie es scheint: er kam mir über meine Abreise glücklich vor, und er hat im Ganzen Recht; hier kann ich nicht aufrücken, während sich im Gegentheil dort Gelegenheiten bieten werden.«

»Mein Vater ist glücklich. Dich abreisen zu sehen?« murmelte Andrée. »Hast Du Dich nicht getäuscht, Philipp?«

»Er hat Dich,« antwortete Philipp, die Frage umgehend, »und das ist ein Trost, meine Schwester.«

»Glaubst Du, Philipp? Er steht mich nie.«

»Meine Schwester, er hat mich beauftragt, Dir zu sagen, daß er noch heute, sogleich nach meinem Abgang, nach Trianon kommen werde. Er liebt Dich, glaube mir, nur liebt er Dich auf seine Weise.«

»Was hast Du denn, Philipp. Du scheinst verlegen?«

»Liebe Andrée, es hat so eben geschlagen. Wieviel Uhr ist es?«

»Drei Viertel auf ein Uhr.«

»Meine liebe Schwester, was mich verlegen macht, ist, daß ich schon eine Stunde unter Weges sein sollte, und daß wir nun an dem Gitter sind, wo mein Pferd steht . . . also . . .«

Andrée nahm ein ruhiges Gesicht an, ergriff die Hand ihres Bruders und sprach mit einem Ton, der zu fest war, daß er nicht eine Bewältigung der Stimme verrathen hätte:

»Gott befohlen also, mein Bruder.«

Philipp umarmte sie zum letzten Mal.

»Auf Wiedersehen!« sagte er, »erinnere Dich Deines Versprechens.«

»Welches Versprechens?«

»Einen Brief wenigstens jede Woche.«

»Oh! Du verlangst es.«

Und sie sprach diese Worte mit einer äußersten Anstrengung: das arme Kind hatte keine Stimme mehr.

Philipp grüßte sie mit einer Geberde und entfernte sich.

Andrée folgte ihm mit den Augen und hielt ihren Athem an sich, um ihre Seufzer zurückzudrängen.

Philipp stieg zu Pferde, rief ihr von der andern Seite des Gitters noch ein Lebewohl zu und sprengte fort.

Andrée blieb unbeweglich stehen, so lange sie ihn sehen konnte.

Dann, als er verschwunden war, wandte sie sich ab, lief wie eine verwundete Hirschkuh bis in den Schatten, erblickte eine Bank und hatte nur noch die Kraft, diese zu erreichen und ohne Puls, ohne Leben, ohne Blick darauf zu sinken.

Dann entwand sich der Tiefe ihrer Brust ein langes, unendlich schmerzliches Schluchzen, und sie rief:

»Oh! mein Gott, mein Gott, warum lässest Du mich so allein auf der Erde?«

Und sie verbarg ihr Gesicht in ihren Händen und ließ in ihre weißen Finger die schweren Thränen entströmen, die sie nicht mehr zurückzuhalten versuchte.

In diesem Augenblick ertönte ein leichtes Geräusch hinter den Hagebuchen; Andrée glaubte einen Seufzer gehört zu haben. Sie wandte sich erschrocken um, eine traurige Gestalt erhob sich

vor ihr.

Es war Gilbert.

21 bis 24. Bändchen.

CXV.

Der Roman von Gilbert.

Es war Gilbert, haben wir gesagt, eben so bleich, ebenso trostlos, eben so niedergeschlagen, als Andrée.

Bei dem Anblick eines Fremden, denn von Anfang erkannte sie ihn durch den Schleier der Thränen, der ihren Blick verdunkelte, nicht, trocknete Andrée rasch ihre Augen, als erröthete das stolze Mädchen darüber, daß es geweint hatte. Sie gab sich im Gegentheil eine feste Haltung und verlieh wieder die Unbeweglichkeit ihren bleichen Wangen, welche einen Augenblick zuvor noch der Schauer der Verzweiflung beben gemacht hatte.

Gilbert, brauchte viel länger als sie, um wieder Ruhe zu gewinnen, und seine Züge behielten den schmerzlichen Ausdruck, den Fräulein von Taverney, so bald sie ihre Augen aufschlug, in seiner Haltung und in seinem Blick wahrnehmen konnte.

»Ah! es ist abermals Herr Gilbert,« sagte Andrée mit dem leichten Ton, den sie jedes Mal annahm, so oft sie glaubte, der Zufall bringe sie in die Nähe des jungen Mannes.

Gilbert antwortete nichts; er war noch zu heftig bewegt.

Der Schmerz, der den Leib von Andrée schauern machte, hatte den seinigen geschüttelt.

Andrée fuhr also fort; sie wollte das letzte Wort dieser Erscheinung haben.

»Aber was haben Sie denn, Herr Gilbert?« fragte sie; »was schauen Sie mich denn mit dieser so betrübten Miene an? Es muß Sie etwas traurig machen; sagen Sie, was macht Sie denn traurig?«

»Sie wünschen es zu wissen?« fragte schwermüthig Gilbert, der die unter dieser scheinbaren Theilnahme verborgenen Ironie fühlte.

»Ja . . .«

»Nun! es macht mich traurig, Sie leiden zu sehen, mein Fräulein,« erwiederte Gilbert.

»Und wer hat Ihnen gesagt, daß ich leide, mein Herr?«

»Ich sehe es.«

»Ich leide nicht, Sie täuschen sich, mein Herr,« sagte Andrée und fuhr zum zweiten Mal mit ihrem Sacktuch über ihr Gesicht.

Gilbert fühlte, wie das Gewitter heranzog; er beschloß, es durch seine Demuth abzuwenden.

»Verzeihen Sie, mein Fräulein,« sprach er, »ich habe Ihre Klagen gehört.«

»Ah! Sie horchten . . . noch besser . . .«

»Mein Fräulein, es ist der Zufall,« stammelte Gilbert, denn er fühlte, daß er log.

»Der Zufall! Ich bin in Verzweiflung, Herr Gilbert, daß Sie der Zufall in meine Nähe geführt

hat; doch ich wiederhole, in welcher Hinsicht konnten Sie die Klagen, die Sie hörten, traurig machen, sagen Sie es mir, ich bitte Sie?«

»Es ist mir unmöglich, eine Frau weinen zu sehen,« erwiderte Gilbert mit einem Ton, der Andrée ganz ungemein mißfiel.

»Sollte ich zufällig eine Frau für den Herrn Gilbert sein?« entgegnete das hochmüthige Mädchen. »Ich bittle um keines Menschen Theilnahme, doch um die von Herrn Gilbert vielleicht recht weniger, als um die von irgend Jemand.«

»Mein Fräulein,« sagte Gilbert den Kopf schüttelnd, »Sie haben Unrecht, daß Sie mich so hart behandeln; ich habe Sie traurig gesehen; ich habe mich darüber betrübt; ich habe Sie sagen hören, wenn Herr Philipp abgegangen, wären Sie allein auf der Welt: nein, nein, mein Fräulein, denn ich bin geblieben, und nie hat ein ergebeneres Herz für Sie geschlagen. Nein, ich wiederhole, nie wird Fräulein von Taverney allein in der Welt sein, so lange mein Kopf denken, so lange mein Herz schlagen, so lange mein Arm sich ausstrecken kann.«

Gilbert war in der That schön an Stärke, Adel und Hingebung, während er diese Worte sprach, obgleich er es mit der ganzen Einfachheit that, welche die wahrste Ehrfurcht heischte.

Doch es war einmal abgemacht, daß Alles an diesem armen jungen Mann Andrée mißfallen, sie beleidigen und zu verwundenden Erwidierungen antreiben sollte, als wäre jede von seinen Kundgebungen der Ehrfurcht eine Verletzung, jede von seinen Bitten eine Herausforderung gewesen. Zuerst wollte sie aufstehen, um eine härtere Geberde mit einem freieren Wort zu finden; doch ein Nervenschauer hielt sie auf ihrer Bank zurück. Ueberdies bedachte sie, daß sie stehend in größerer Entfernung gesehen und zwar mit Gilbert sprechend gesehen werden könnte. Sie blieb also auf ihrer Bank, denn einmal für allemal wollte sie unter ihrem Fuß das Insekt zertreten, das überlästig wurde.

Andrée erwiderte daher:

»Ich glaubte Ihnen schon gesagt zu haben, Herr Gilbert, daß Sie mir ungemein mißfallen, daß Ihre Stimme mich ärgere, daß ihre philosophischen Manieren meinen Widerwillen erregen. Warum, da ich Ihnen dies gesagt habe, wollen Sie hartnäckig mit mir sprechen?«

»Mein Fräulein,« erwiderte Gilbert bleich, aber an sich haltend, »man ärgert eine redliche Frau nicht, wenn man Sympathie für sie an den Tag legt. Ein redlicher Mann kommt jedem menschlichen Geschöpf gleich, und ich, den Sie mit so viel Erbitterung mißhandeln, ich verdiene vielleicht mehr als irgend ein Anderer die Sympathie, welche Sie, wie ich sehe, zu meinem tiefen Bedauern nicht für mich empfinden.«

Bei dem zweimal wiederholten Wort Sympathie riß Andrée die Augen weit auf und heftete sie auf eine verächtliche Weise auf Gilbert.

»Sympathie!« sagte sie, »Sympathie von Ihnen gegen mich! In der That, ich täuschte mich in Ihnen. Ich hielt Sie für einen Unverschämten, doch Sie sind weniger als dieser: Sie sind ein Narr.«

»Ich bin weder unverschämt, noch ein Narr,« entgegnete Gilbert mit einer scheinbaren Ruhe, welche den uns bekannten Stolz große Ueberwindung kosten mußte. »Nein, mein Fräulein, durch die Natur bin ich Ihres Gleichen und durch den Zufall sind Sie mir verpflichtet geworden.«

»Abermals der Zufall?« versetzte Andrée spöttisch.

»Die Vorsehung, hätte ich vielleicht sagen sollen. Nie würde ich hievon gesprochen haben; aber Ihre Beleidigungen erwecken mein Gedächtniß,«

»Ihnen verpflichtet? Ihnen verpflichtet, glaube ich? »Wie haben Sie das gesagt, Herr Gilbert?«

»Ich würde mich an Ihrer Stelle des Undanks schämen; und Gott, der Sie so schön gemacht, hat Ihnen, um Ihre Schönheit auszugleichen, so viele andere Fehler außer diesem gegeben.«

Diesmal stand Andrée auf.

»Verzeihen Sie mir,« sagte Gilbert, »zuweilen reizen Sie mich auch zu sehr, und dann vergesse ich alle Theilnahme, die Sie mir einflößen.«

Andrée brach in ein schallendes Gelächter aus, um den Zorn von Gilbert bis zu seinem Paroxysmus anzustacheln; doch zu ihrem großen Erstaunen flammte Gilbert noch nicht auf. Er kreuzte die Arme über seiner Brust, behielt den feindseligen und hartnäckigen Ausdruck seines Feuerblickes und wartete geduldig das Ende dieses beleidigenden Gelächters ab.

»Mein Fräulein,« sprach sodann Gilbert kalt zu Andrée, »wollen Sie diese einzige Frage beantworten. Achten Sie Ihren Vater?«

»Ich glaube in der That, Sie fragen mich, Herr Gilbert?« rief das Mädchen mit dem äußersten Hochmuth.

»Ja, Sie achten Ihren Vater,« fuhr Gilbert fort, »doch nicht wegen seiner guten Eigenschaften, wegen seiner Tugenden; nein, ganz einfach, weil er Ihnen das Leben gegeben hat. Ein Vater, leider müssen Sie das wissen, mein Fräulein, ist nicht unter einem einzigen Titel achtenswerth; doch dies ist am Ende ein Titel, Mehr noch: für diese einzige Wohlthat des Lebens (Gilbert belebte sich ebenfalls durch ein verächtliches Mitleid) für diese einzige Wohlthat sind Sie verbunden, den Wohlthäter zu lieben. Wohl, mein Fräulein, ist dies als Grundsatz festgestellt, warum beleidigen Sie mich? Warum stoßen Sie mich zurück? Warum hassen Sie mich, mich, der ich Ihnen allerdings das Leben nicht gegeben, aber gerettet habe?«

»Sie,« rief Andrée, »Sie haben mir das Leben gerettet?«

»Ah! Sie haben nicht einmal daran gedacht, oder Sie haben es vielmehr vergessen; das ist sehr natürlich, denn es ist bald ein Jahr. Wohl, mein Fräulein, dann muß ich Sie davon unterrichten, oder Sie daran erinnern. Ja, ich habe Ihnen das Leben gerettet, indem ich das meinige preisgab.«

»Herr Gilbert,« sprach Andrée sehr bleich, »Sie werden wenigstens die Güte haben, mir zu sagen, wo und kann?«

»An dem Tag, mein Fräulein, wo hunderttausend Personen einander erdrückten, als sie vor wildbrausenden Pferden, vor Säbeln, welche die Menge niedermähten, flohen und den Boden des Platzes mit zahllosen Leichnamen und Verwundeten bestreut ließen.«

»Ah! am 31. Mai.«

»Ja, mein Fräulein.«

Andrée erholte sich und nahm wieder ihr spöttisches Lächeln an.

»Und an diesem Tag, behaupten Sie, haben Sie Ihr Leben preisgegeben, um das meinige zu retten, Herr Gilbert?«

»Ich habe schon die Ehre gehabt, dies Ihnen zu sagen.«

»Sie sind also der Herr Baron von Balsamo? Ich bitte Sie um Verzeihung, denn ich wußte es nicht.«

»Nein, ich bin nicht der Herr Baron von Balsamo,« erwiderte Gilbert die Augen entflammt und die Lippen bebend, »ich bin das arme Kind aus dem Volk, ich bin Gilbert, der so toll, so albern, so unglücklich ist, Sie zu lieben; der, weil er Sie wie ein Wahnsinniger, wie ein Wüthender liebte, Ihnen in der Menge gefolgt ist; ich bin Gilbert, der, einen Augenblick von

Ihnen getrennt, Sie an dem gräßlichen Schrei wiedererkannte, als Sie den Boden verloren; Gilbert, der bei Ihnen niederfiel und Sie mit seinen Armen umschlang, bis zwanzigtausend Arme, auf die seinigen drückend, seine Kraft gebrochen hatten; Gilbert, der sich an den steinernen Pfeiler warf, wo Sie zerquetscht werden sollten, um Ihnen die weichere Stütze seines Leichnams zu bieten; Gilbert, der, als er in der Menge den seltsamen Mann erblickte, welcher den andern Menschen zu befehlen schien, und dessen Namen Sie ausgesprochen haben, alle seine Kräfte, all sein Blut, seine ganze Seele zusammenraffte und Sie in seinen sterbenden Armen aufhob, damit dieser Mann Sie erblickte, Sie faßte, Sie rettete; Gilbert endlich, der von Ihnen, die er einem glücklichern Retter abtrat, nur einen Fetzen Ihres Kleides behielt, den er an seine Lippen drückte, und es war Zeit, denn das Blut floß alsbald nach seinem Herzen, nach seinen Schläfen und nach seinem Gehirn; die rollende Masse der Henker und der Opfer bedeckte ihn wie eine Woge und begrub ihn, während Sie, wie ein Engel der Auferstehung, aus seinem Abgrund zum Himmel aufstiegen.«

Gilbert hatte sich ganz und gar geoffenbart, nämlich wild, naiv, erhaben in seiner Entschlossenheit, wie in seiner Liebe. Trotz ihrer Geringschätzung konnte auch Andrée nicht umhin, ihn mit Erstaunen anzuschauen. Einen Augenblick währte er, seine Erzählung sei unwiderstehlich gewesen, wie die Wahrheit, wie die Liebe. Doch der arme Gilbert rechnete ohne die Ungläubigkeit, dieses Mißtrauen des Hasses. Andrée aber, welche Gilbert haßte, hatte sich von keiner der siegreichen Beweisführungen dieses verachteten Liebhabers erschüttern lassen. Anfangs antwortete sie nichts; sie schaute Gilbert an, und etwas wie ein Kampf entspann sich in ihrem Innern.

Der junge Mann, dem es bei diesem eisigen Stillschweigen unwohl war, sah sich auch genöthigt, in Form eines Schlußes beizufügen:

»Mein Fräulein, hassen Sie mich nun nicht mehr so sehr, als Sie es gethan haben, denn das wäre nicht nur Ungerechtigkeit, sondern auch Undank, wie ich Ihnen vorhin gesagt habe, und wie ich Ihnen nun wiederhole.«

Doch bei diesen Worten hob Andrée ihren stolzen Kopf in die Höhe und sprach mit dem Tone der grausamsten Gleichgültigkeit:

»Herr Gilbert, ich bitte, wie lange sind Sie bei .Herrn Rousseau in der Lehre geblieben?«

»Mein Fräulein,« erwiderte Gilbert naiv, »ich glaube, drei Monate, die Tage meiner Krankheit in Folge des Erstickens am 21. Mai nicht zu rechnen.«

»Sie irren sich,« entgegnete sie, »ich bitte Sie nicht, mir zu sagen, ob Sie in Folge von Erstickung krank gewesen oder nicht gewesen . . . das krönt vielleicht auf eine künstliche Weise Ihre Erzählung; doch mir ist wenig daran gelegen. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie, da Sie sich nur drei Monate bei dem berühmten Schriftsteller aufhielten, die Zeit sehr gut benutzt haben, und daß der Zögling mit dem ersten Schlage Romane macht, welche beinahe derer würdig sind, die sein Lehrer veröffentlicht.«

Gilbert, der mit Ruhe zugehört hatte, weil er glaubte, Andrée würde auf die leidenschaftlichen Dinge, die er gesagt, ernste Dinge erwidern, fiel von der ganzen Höhe seiner Treuherzigkeit unter dem Streiche dieser blutigen Ironie herab.

»Ein Roman,« murmelte er entrüstet, »Sie behandeln als Roman, was ich Ihnen gesagt habe?«

»Ja, mein Herr,« erwiderte Andrée, »ein Roman; nur haben Sie mich nicht genöthigt, ihn zu lesen, und dafür weiß ich Ihnen Dank; leider aber muß ich tief bedauern, nicht bezahlen zu

können, was er werth ist, denn ich würde es vergebens versuchen, da Ihr Roman unbezahlbar ist.«

»Das ist es also, was Sie mir antworten?« stammelte Gilbert, das Herz zusammengeschnürt, die Augen erloschen.

»Ich antworte Ihnen gar nicht, mein Herr,« sagte Andrée, indem sie ihn zurückschob, um an ihm vorübergehen zu können.

In diesem Augenblick erschien Nicole am Ende der Allee und rief von hier aus ihrer Gebieterin, um nicht zu ungestüm das Gespräch zu unterbrechen, dessen einen Theil sie nicht erkannt hatte, weil sie Gilbert durch die Schatten nicht genau zu betrachten vermochte.

Als sie aber näher kam, sah sie den jungen Mann[^] erkannte ihn und war ganz erstaunt. Sie bereute es nun daß sie nicht einen Umweg gemacht, um zu hören, was Gilbert Fräulein von Taverney zu sagen gehabt haben könnte.

Mit einer sanften Stimme, als wollte sie Gilbert den Stolz besser begreiflich machen, mit dem sie zu ihm gesprochen, wandte sich Andrée an Nicole und fragte diese:

»Was gibt es denn, mein Kind?«

»Der Herr Baron von Taverney und der Herr Herzog von Richelieu sind so eben eingetroffen, um das Fräulein zu besuchen..«

»Wo sind sie?«

»In der Wohnung des Fräuleins.«

»Komm.«

Nicole folgte ihr, doch nicht ohne bei ihrem Abgang einen ironischen Blick auf Gilbert zu werfen, der, weniger bleich als leichenfarbig, weniger bewegt als wahnsinnig, weniger zornig als wüthend, die Faust in der Richtung der Allee, durch die sich seine Feindin entfernte, ausstreckte und er die Zähne fletschend murmelte:

»Oh! Geschöpf ohne Herz, Leib ohne Seele! ich habe Dir das Leben gerettet, ich habe meine Liebe zusammengedrängt, ich habe jedes Gefühl schweigen gemacht, welches das verletzen konnte, was ich Deine Unschuld nannte, denn für mich, in meinem Wahnsinn, warst Du eine heilige Jungfrau, wie es die Jungfrau im Himmel ist . . . Nun habe ich Dich von Nahem gesehen, Du bist nicht mehr als ein Weib, und ich bin ein Mann . . . Oh! früher oder später werde ich mich rächen, Andrée von Taverney; zweimal habe ich Dein Leben in meinen Händen gehalten und zweimal habe ich Dich geschont und geachtet; Andrée von Taverney, nimm Dich beim dritten Male in Acht! . . . Auf Wiedersehen, Andrée!«

Und er entfernte sich durch das Gebüsch springend, wie ein verwundeter junger Wolf, der sich immer wieder umdreht und seine scharfen Zähne und seinen blutigen Augenstern zeigt.

CXVI.

Der Vater und die Tochter.

Vom Ende der Allee erblickte Andrée wirklich den Marschall und ihren Vater, welche sie erwartend vor dem Vestibule auf und abgingen.

Die zwei Freunde schienen außerordentlich heiter zu sein; sie gingen Arm in Arm; man hatte bei Hofe Orestes und Pylades noch nicht so getreu dargestellt gesehen.

Beim Anblick von Andrée wurden die zwei Greise noch freundlicher und machten sich gegenseitig auf ihre, durch den Zorn und die Schnelligkeit des Ganges erhöhte, strahlende Schönheit aufmerksam.

Der Marschall verbeugte sich vor Andrée, wie er es nur vor der erklärten Frau von Pompadour hätte thun können. Diese Nuance entging Taverney nicht, der das rüber entzückt war, aber sie setzte Andrée durch jene Mischung von Ehrfurcht und galanter Freiheit in Erstaunen, denn der gewandte Hofmann verstand es, so viele Einzelheiten in einen Gruß zu legen, als Covrelle französische Sätze in ein einziges türkisches Wort zu legen wußte.

Andrée machte eine Gegenverbeugung, welche eben so ceremoniös für ihren Vater, als für den Marschall war; dann lud sie Beide auf eine anmuthreiche Weise ein, in ihr Zimmer zu kommen.

Der Marschall bewunderte die elegante Reinlichkeit, den einzigen Luxus der Ausstattung und der Architektur dieses Winkels. Mit Blumen, mit ein wenig weißer Mousseline hatte Andrée aus ihrem traurigen Zimmer nicht einen Palast, wohl aber einen Tempel gemacht.

Er setzte sich auf ein großes, mit grünem Sitz überzogenes, Fauteuil unter ein chinesisches Horn, aus dem in Traubenform duftende Acacien- und Ahornblüthen vermisch mit Iris und bengalischen Rosen herabfielen.

Taverney nahm ein ähnliches Fauteuil ein; Andrée setzte sich auf einen Feldstuhl und stützte ihren Ellenbogen auf das Clavier, das ebenfalls mit Blumen in einer sächsischen Vase geschmückt war.

»Mein Fräulein,« sprach der Marschall, »ich habe Ihnen im Auftrag des Königs alle Komplimente zu sagen, welche gestern bei sämmtlichen Zuhörern der Probe durch Ihre bezaubernde Stimme und Ihr musikalisches Talent hervorgerufen worden sind. Seine Majestät befürchtete Eifersüchtige unter den Herren und Damen zu machen, wenn sie Ihr Lob zu laut aussprechen würde, und beauftragte deshalb mich, Ihnen auszudrücken, welch ein großes Vergnügen Sie ihm bereitet haben.«

Völlig erröthend war Andrée so schön, daß der Marschall fortfuhr, als spräche er für seine eigene Rechnung:

»Der König versicherte mich, er habe an seinem Hofe Niemand gesehen, der so die Gaben des Geistes und die des Aeußeren vereinige.«

»Sie vergessen die des Herzens,« sagte Taverney ganz hingerissen: »Andrée ist das beste Mädchen.«

Der Marschall glaubte einen Augenblick, sein Freund wolle weinen. Voll Bewunderung für diesen Aufwand an väterlicher Empfindsamkeit, rief er:

»Das Herz! Sie allein vermögen die Zärtlichkeit zu beurtheilen, welche das Herz des Fräuleins in sich schließen kann. Warum bin ich nicht erst fünf und zwanzig Jahre, ich würde mein Leben und meine ganze Habe zu ihren Füßen legen.«

Andrée verstand es noch nicht, die Huldigung eines Höflings leicht aufzunehmen. Richelieu erhielt von ihr nur ein Gemurmel ohne Bedeutung.

»Mein Fräulein,« sagte er, »der König wollte Sie bitten, ihm einen Beweis seiner Zufriedenheit zu gestatten, und er hat den Herrn Baron, Ihren Vater, beauftragt, Ihnen denselben zu überreichen. Was soll ich nun Seiner Majestät von Ihnen antworten?«

»Mein Herr,« erwiderte Andrée, die ihr Benehmen nur als eine Folge der jeder Unterthanin ihrem König schuldigen Achtung entwickelte, »wollen Sie die Güte haben, Seine Majestät meiner ganzen Dankbarkeit zu versichern. Sagen Sie Seiner Majestät, sie sei allzu gnädig, wenn sie sich mit mir beschäftigt, und ich fühle mich sehr unwürdig der Aufmerksamkeit eines so mächtigen Monarchen.«

Richelieu schien ganz begeistert von dieser Antwort, die das Mädchen mit fester Stimme und ohne Zögern sprach.

Er nahm ihre Hand, küßte sie ehrfurchtsvoll, verschlang sie mit seinen Blicken und sagte:

»Eine königliche Hand, ein Feenfuß . . . Der Geist, der Wille, die Unschuld . . . Ah! Baron, welch ein Schatz!.. Es ist nicht eine Tochter, was Sie da haben, es ist eine Königin . . .«

Und nach diesem Wort nahm er Abschied, ließ Taverney bei Andrée, Taverney, der sich unmerklich vor Stolz und Hoffnung aufblähte.

Wer ihn gesehen hätte, diesen Philosophen der alten Theorie, diesen Skeptiker, diesen Verächter, wie er mit langen Zügen die Luft der Gunst aus ihrem am Mindesten athembaren Morast einschlürfte, würde sich gesagt haben, Gott habe aus demselben Schlamm den Geist und das Herz von Herrn von Taverney geknetet.

Taverney allein hätte über diese Veränderung Antwort geben können:

»Ich habe mich nicht verändert, sondern die Zeit«

Er blieb also bei Andrée sitzen . . . etwas verlegen, denn das Mädchen mit seiner unerschöpflichen Lauterkeit heftete auf ihn zwei Blicke so tief wie das Meer in seinem tiefsten Abgrund.

»Hat Herr von Richelieu nicht gesagt, Seine Majestät habe Ihnen einen Beweis ihrer Zufriedenheit anvertraut? Ich bitte, was ist es?«

»Ah!« sagte Taverney zu sich selbst, »sie ist interessirt . . . Das hätte ich nicht geglaubt. Desto besser, Satan, desto besser.«

Langsam zog er aus seiner Tasche das Schmuckkästchen, das ihm am Tage zuvor Richelieu gegeben hatte, wie die guten Papas aus ihrem Sack Spielzeug oder Bonbons ziehen, welche die Augen des Kindes aus ihrer Tasche reißen, ehe die Hände sich bewegt haben.

»Hier,« sprach er.

»Ah! Juwelen,« sagte Andrée.

»Sind sie nach Deinem Geschmack?«

Es war eine Garnitur von Perlen von bedeutendem Werth. Zwölf große Diamanten verbanden unter sich die Reihen dieser Perlen; ein Schloß von Diamanten, Ohrenringe und eine Reihe Diamanten für die Haare gaben diesem Geschenk einen Werth von wenigstens dreißig tausend Thalern.

»Mein Gott! mein Vater!« rief Andrée.

»Nun!«

»Das ist zu schön . . . der König hat sich geirrt . . . Ich würde mich schämen, wenn ich das trüge . . . Hätte ich die Toiletten, die sich mit dem Reichthum dieser Diamanten vergleichen ließen?«

»Ich bitte, beklage Dich doch,« sagte Taverney spöttisch.

»Mein Herr, Sie verstehen mich nicht. Ich bedaure es, daß ich diese Juwelen nicht tragen kann, weil Sie zu schön sind.«

»Der König, der Dir den Schmuck geschenkt hat, ist ein so huldvoller Herr, daß er Dir auch die Kleider schenken wird.«

»Aber diese Güte des Königs . . .«

»Glaubst Du nicht, daß ich sie durch meine Dienste verdient habe?« sagte Taverney.

»Ah! verzeihen Sie, mein Herr, es ist wahr,« erwiderte Andrée, den Kopf neigend, ohne jedoch völlig überzeugt zu sein.

Nachdem sie einen Augenblick nachgedacht hatte, schloß sie das Kästchen wieder und sagte:

»Ich werde diese Diamanten nicht tragen.«

»Warum nicht?« rief Taverney voll Unruhe.

»Weil Sie, mein Vater, und mein Bruder, des Nothwendigen bedürfen, und weil dieser Ueberfluß meine Augen verletzt, seitdem ich an Ihre Beengung denke.«

Taverney drückte ihr lächelnd die Hand und sprach:

»Oh! meine Tochter, kümmere Dich nichts um dieses. Der König hat mehr für mich gethan, als für Dich. Wir stehen in Gunst, liebes Kind. Es wäre weder die Sache einer ehrerbietigen Unterthanin, noch die einer dankbaren Frau, vor Seiner Majestät ohne den Schmuck zu erscheinen, den sie Dir zu schenken die Gnade gehabt hat.«

»Ich werde gehorchen, mein Vater.«

»Ja, aber Du mußt mit Vergnügen gehorchen . . . Diese Juwelen scheinen nicht nach Deinem Geschmack zu sein.«

»Ich verstehe mich nicht auf Diamanten.« »Wisse also, daß die Perlen allein fünfzig tausend Livres werth sind.«

Andrée faltete die Hände.

»Mein Herr,« sagte sie, »es ist sonderbar, daß mir der König ein solches Geschenk macht; bedenken Sie das wohl.«

»Ich verstehe Sie nicht, mein Fräulein,« versetzte Taverney mit trockenem Ton.

»Wenn ich diese Edelsteine trage, wird die Welt darüber staunen, das versichere ich Sie.«

»Warum,« sagte Taverney mit demselben Ton und mit einem gebieterischen kalten Blick, der den von Andrée sich senken machte.

»Ein Bedenken . . .«

»Mein Fräulein, Sie werden mir zugeben, es ist noch viel seltsamer, daß ich Bedenklichkeiten da bei Ihnen sehen muß, wo ich selbst keine sehe . . . Sind die unschuldigen jungen Mädchen vorhanden, um das Uebel zu erkennen und wahrzunehmen, wenn es auch so gut verborgen ist, daß es Niemand wahrgenommen hätte? Soll ein naives Mädchen, soll eine Jungfrau die alten Grenadiere, wie ich bin erröthen machen?«

Andrée verbarg ihre Verwirrung in ihren schönen, weißen Händen.

»Oh! mein Bruder,« flüsterte sie ganz leise, »warum bist Du schon so ferne?«

Hörte Taverney dieses Wort, errieth er es mit seinem uns wohlbekannten wunderbaren Scharfsinn? wir vermöchten es nicht zu sagen; doch er veränderte sogleich den Ton, nahm die beiden Hände von Andrée und sagte:

»Laß hören, Kind, ist Dein Vater nicht ein wenig Dein Freund?«

Ein sanftes Lächeln ging durch die Schatten, von denen die schöne Stirne von Andrée bedeckt war, zu Tage aus.

»Bin ich nicht da, um Dich zu lieben, um Dir zu rathen? fühlst Du Dich nicht stolz, zu dem Glück Deines Bruders und zu dem meinigen beitragen zu können?«

»Oh! doch,« erwiderte Andrée.

Der Baron heftete auf seine Tochter einen ganz von Liebkosungen glühenden Blick,

»Wohl!« sprach er, »Du wirst, wie so eben Herr von Richelieu sagte, die Königin von Taverney sein . . . Der König hat Dich ausgezeichnet, die Dauphine auch,« fügte er lebhaft bei; »im vertrauten Umgang mit diesen hohen Personen wirst Du unsere Zukunft bauen, indem Du ihr Leben glücklich machst . . . Freundin der Dauphine, Freundin . . . des Königs . . . welche Herrlichkeit! . . . Du hast ausgezeichnete Talente und eine Schönheit ohne Gleichen; Du hast einen gesunden, von Habgier und Ehrgeiz freien Geist . . . Oh! mein Kind, welche Rolle kannst Du spielen . . . Erinnerst Du Dich des kleinen Mädchens, das die letzten Augenblicke von Karl VI. versüßt hat? . . . Der Name dieses Mädchens wurde gesegnet in Frankreich. Erinnerst Du Dich der Agnes Sorel, welche die Ehre der Krone Frankreichs wiederherstellte? . . . Alle guten Franzosen verehren ihr Andenken . . . Andrée, Du wirst die Stütze und der Stab des Alters unseres glorreichen Monarchen sein . . . Er wird Dich lieben wie seine Tochter, und Du wirst in Frankreich regieren durch das Recht der Schönheit, des Muthes und der Treue.«

Andrée that ihre Augen vor Erstaunen ganz weit auf. Der Baron aber fuhr fort, ohne ihr Zeit zum Nachdenken zu lassen:

»Die verworfenen Frauen, die den Thron entehren, wirst Du mit einem einzigen Blick verjagen; Deine Gegenwart wird den Hof reinigen. Deinem hochherzigen Einfluß wird der Adel des Reiches die Wiederkehr der schönen Sitten, der Artigkeit, der reinen Galanterie zu verdanken haben. Meine Tochter, Du kannst, Du wirst ein wiedergebärendes Gestirn für dieses Land und eine Krone der Verherrlichung für unsern Namen sein.«

»Aber was werde ich dann zu diesem Ende thun müssen?« fragte Andrée ganz verwirrt.

Der Baron träumte einige Augenblicke und erwiderte dann:

»Andrée, ich habe Dir oft gesagt, man muß in dieser Welt die Leute tugendhaft zu sein, dadurch zwingen, daß man sie die Tugend lieben macht. Verdrießlich, traurig, Sentenzen predigend, jagt die Tugend diejenigen in die Flucht, die am Sehnsüchtigsten sich ihr zu nähern wünschen. Verleihe der Deinigen alle Köder der Coquetterie, des Lasters sogar. Das ist leicht für ein geistreiches und starkes Mädchen, wie Du bist. Mache Dich so schön, daß der Hof nur von Dir spricht. Mache Dich so angenehm in den Augen des Königs, daß er Deiner nicht entbehren kann. Mache Dich so geheimnißvoll, so zurückhaltend gegen Alle, nur den König ausgenommen, daß man Dir schnell alle Gewalt beimißt, die Du unfehlbar erlangen muß.«

»Diesen legten Rath verstehe ich nicht ganz,« sagte Andrée.

»Laß mich Dich leiten und führe aus, ohne zu begreifen, was für ein weises und edles

Geschöpf wie Du, besser ist . . . Ah! damit Du den ersten Punkt ausführen kannst, muß ich Deine Börse füllen . . . nimm diese hundert Louis d'or und setze Deine Toilette auf eine Weise in den Stand, die des Ranges würdig ist, zu dem Du berufen bist, seitdem Seine Majestät uns auszuzeichnen die Gnade gehabt hat.«

Taverney gab seiner Tochter hundert Louis d'or, küßte ihr die Hand und ging hinaus.

Rasch schlug er wieder den Weg durch die Allee ein, durch welche er gekommen war, ohne zu bemerken, daß Nicole in der Tiefe des Gebüsches eine eifrige Unterredung mit einem vornehmen Herrn pflog, der ihr ins Ohr sprach.

CXVII.

Was Althotas brauchte, um sein Elixir zu vollenden.

Am andern Tag nach dieser Unterredung, gegen vier Uhr Nachmittags las Balsamo in seinem Cabinet in der Rue Saint-Claude einen Brief, den ihm Fritz gebracht hatte.

Dieser Brief war ohne Unterschrift: er drehte ihn in seinen Händen hin und her.

»Ich kenne diese Handschrift,« sagte er: »lang, unregelmäßig, ein wenig zitternd und mit vielen orthographischen Fehlern.«

Und er las noch einmal:

»Herr Graf!

»Eine Person, die Sie einige Zeit vor dem Sturze des letzten Ministeriums um Rath gefragt hat, und die schon lange zuvor Ihren Rath in Anspruch genommen hatte, wird sich heute bei Ihnen einfinden, um eine neue Konsultation zu erhalten. Werden Ihnen Ihre zahlreichen Geschäfte erlauben, dieser Person eine halbe Stunde zwischen vier und fünf Uhr Abends zu schenken?«

Als er zum zweiten oder dritten Mal bis zum Ende gelesen hatte, versank Balsamo wieder in sein Nachsuchen.

»Es ist nicht der Mühe werth, Lorenza über so Geringes um Rath zu fragen; weiß ich übrigens nicht selbst zu errathen? Die Handschrift ist lang, ein Zeichen der Aristokratie; unregelmäßig und zitternd, ein Zeichen des Alters; voll von Schreibfehlern: das ist von einem Hofmann.

»Ah! ich Dummkopf, der ich bin, es ist von dem Herrn Herzog von Richelieu. Gewiß werde ich eine halbe Stunde für Sie haben, Herr Herzog, eine Stunde, einen Tag, Nehmen Sie meine Zeit und machen Sie die Ihrige daraus. Sind Sie nicht, ohne es zu wissen, einer meiner geheimnißvollen Agenten, einer meiner vertrauten Dämonen? Verfolgen wir nicht dasselbe Werk? Erschüttern wir nicht die Monarchie durch eine und dieselbe Anstrengung, Sie, indem Sie sich zu ihrer Seele, ich, indem ich mich zu ihrem Feinde mache?

»Kommen Sie, Herr Herzog, kommen Sie.«

Und Balsamo zog seine Uhr, um zu sehen, wie lange er noch auf den Herzog zu warten hätte.

In diesem Augenblick erklang ein Glöckchen im Karnieß des Plafond.

»Was gibt es denn?« fragte Balsamo bebend; »Lorenza ruft mich. Sie will mich sehen. Sollte ihr etwas Unangenehmes widerfahren sein? Oder wäre es einer von jenen Umschlägen des Charakters, von denen ich schon so oft Zeuge und Opfer gewesen bin? Gestern war sie sehr nachdenkend, sehr fügsam, sehr sanft; gestern war sie, wie ich sie gern sehe. Armes Kind!«

Dann schloß er sein gesticktes Hemd, schob sein Spitzenjabot unter seinen Schlafrock, warf einen letzten Blick in den Spiegel, um zu sehen, ob seine Frisur nicht zu sehr in Unordnung sei, und ging nach der Treppe, nachdem er durch ein ähnliches Läuten das Verlangen von Lorenza erwiedert hatte.

Doch seiner Gewohnheit gemäß, blieb Balsamo in dem Zimmer stehen, das vor dem der jungen Frau kam, wandte sich mit gekreuzten Armen nach der Seite, wo er vermuthete, daß sie

sein möchte, und befahl ihr mit jener Willensstärke, welche kein Hinderniß kennt, zu entschlummern.

Dann schaute er durch einen beinahe unmerklichen Spalt des Tüfelwerks, als ob er an sich selbst gezweifelt, oder als ob er seine Vorsichtsmaßregeln verdoppeln zu müssen geglaubt hätte.

Lorenza war auf einem Canapé eingeschlafen, wo sie ohne Zweifel, schwankend unter dem Willen ihres Beherrschers, eine Stütze gesucht hatte. Ein Maler hätte keine poetischere Haltung für sie finden können. Gepreßt und keuchend unter der Last des raschen Fluidums, das ihr Balsamo zugesandt hatte, glich Lorenza einer von jenen schönen Arianen von Vanloo, deren Brust angeschwollen, deren Rumpf voll Wogungen und Erschütterungen, deren Kopf ganz die Beute der Verzweiflung oder der Müdigkeit ist.

Balsamo trat auf seinem gewöhnlichen Wege ein und blieb vor ihr stehen, um sie zu betrachten, doch sogleich weckte er sie auf: sie war zu gefährlich so.

Kaum hatte sie die Augen geöffnet, als sie einen Blitz aus ihren Augensternen springen ließ; dann, als wollte sie ihre noch fluthenden Gedanken feststellen, glättete sie mit ihren flachen Händen ihre Haare, trocknete ihre von Liebe feuchten Lippen, wühlte in der Tiefe ihres Gedächtnisses und sammelte ihre zerstreuten Erinnerungen.

Balsamo schaute sie mit einer Art von Angst an. Seit langer Zeit war er an den ungestümen Uebergang von der Sanftmuth der Liebenden zu einer Aufwallung des Zorns, des Hasses gewöhnt. Die Reflexion dieses Tages, an die er nicht gewöhnt war, die Kaltblütigkeit, mit der ihn Lorenza empfing, statt wie sonst in Aeüßerungen des Hasses auszubrechen, verkündigten ihm, daß es sich diesmal um etwas handelte, was vielleicht ernster war, als Alles, was er bis dahin gesehen hatte.

Lorenza richtete sich auf, schüttelte den Kopf, heftete einen langen Blick auf Balsamo und sprach:

»Ich bitte, wollen Sie sich zu mir setzen.«

Balsamo bebte bei dieser Stimme voll ungewohnter Sanftheit.

»Mich setzen?« sagte er; »Du weißt wohl, daß ich keinen andern Wunsch habe, als mein Leben zu Deinen Füßen zuzubringen.«

»Mein Herr,« erwiderte Lorenza mit demselben Ton, »ich bitte Sie, sich zu setzen, obschon ich nicht lange mit Ihnen zu reden habe; doch mir scheint, ich werde besser mit Ihnen sprechen, wenn Sie sitzen.«

»Heute wie immer, meine geliebte Lorenza, werde ich nach Deinen Wünschen thun.«

Und er setzte sich auf ein Fauteuil neben Lorenza, welche auf einem Sopha saß.

»Mein Herr,« sagte sie, auf Balsamo Augen von einem englischen Ausdruck heftend, »ich habe Sie gerufen, um mir eine Gnade von Ihnen zu erbitten.«

»Oh! meine Lorenza,« rief Balsamo immer mehr entzückt, »Alles, was Du willst, sprich nur, Alles.«

»Nur Eines, doch ich sage Ihnen zum Voraus, daß ich es glühend wünsche.«

»Sprich, Lorenza, sprich, und sollte es mich mein ganzes Vermögen, sollte es mich die Hälfte meines Lebens kosten,«

»Es wird Sie nichts kosten, mein Herr, als eine Minute von Ihrer Zeit,« erwiderte die junge Frau.

Bezaubert durch die ruhige Wendung, welche das Gespräch nahm, machte sich Balsamo schon

mit seiner thätigen Einbildungskraft einen Entwurf von den Wünschen, welche Lorenza gebildet haben konnte, und besonders von denjenigen, welche er zu erfüllen vermöchte.

»Sie wird mich,« sagte er, »um eine Dienerin, oder um eine Gesellschafterin bitten. Dieses Opfer, das ein ungeheures ist, da es mein Geheimniß und meine Freunde gefährdet, werde ich ihr bringen, denn das arme Kind ist in seiner Einsamkeit sehr unglücklich.«

»Sprich geschwinde,« sagte er laut und mit einem Seufzer voll Liebe.

»Mein Herr,« sprach sie, »Sie wissen, daß ich vor Traurigkeit und Langweile sterbe.«

Balsamo neigte den Kopf und seufzte abermals, doch diesmal um seine Beistimmung zu bezeichnen.

»Meine Jugend,« fuhr Lorenza fort, »verzehrt sich; meine Tage sind ein langes Schluchzen, meine Nächte eine beständige Angst. Ich werde alt in der Einsamkeit und im Leiden.«

»Dieses Leben,« erwiderte Balsamo, »ist das, welches Du Dir selbst gemacht hast, und es hängt nicht von mir ab, daß dieses Leben, das durch Deine Schuld so trübselig geworden, nicht den Neid einer Königin erregt.«

»Es mag sein. Sie sehen auch, daß ich zu Ihnen zurückkehre.«

»Ich danke, Lorenza.«

»Sie sind ein guter Christ, wie Sie mir zuweilen gesagt haben, obgleich . . .«

»Obgleich Sie mich für eine verlorene Seele halten . . . wollten Sie sagen. Ich vollende Ihren Gedanken, Lorenza.«

»Halten Sie sich nur an das, was ich sage, mein Herr, und setzen Sie nichts Anderes voraus, ich bitte Sie.«

»Fahren Sie fort.«

»Wohl! statt mich in den Abgrund des Zornes und der Verzweiflung versinken zu lassen, bewilligen Sie mir, da ich Ihnen zu nichts nütze bin . . .«

Sie hielt inne, um Balsamo anzuschauen, aber schon hatte er seine Selbstbeherrschung wieder erlangt, und sie begegnete nur einem kalten Blick und einer gefalteten Stirne.

Sie belebte sich unter diesem beinahe drohenden Auge und fuhr fort:

»Bewilligen Sie mir, nicht die Freiheit, ich weiß, daß mich ein Geheimniß Gottes, oder vielmehr Ihr Wille, der mir allmächtig erscheint, zur Gefangenschaft für mein ganzes Leben verurtheilt, bewilligen Sie mir, daß ich menschliche Gesichter sehen, daß ich den Ton einer andern Stimme als der Ihrigen hören darf; bewilligen Sie mir endlich auszugehen, mein Dasein zu beurkunden.«

»Ich sah diesen Wunsch vorher, Lorenza,« sagte Balsamo, indem er sie bei der Hand nahm, »und Du weißt, dieser Wunsch ist seit langer Zeit auch der meinige.«

»Also!« rief Lorenza.

»Aber,« fuhr Balsamo fort, »Du hast mich selbst gewarnt. Wie ein Wahnsinniger — jeder Mensch, der liebt, ist wahnsinnig, — habe ich Dich einen Theil meiner Geheimnisse in der Wissenschaft und in der Politik ergründen lassen. Du weißt, daß Althotas den Stein der Weisen gefunden hat, und das Lebenselixir sucht: dies in Betreff der Wissenschaft. Du weißt, daß ich und meine Freunde gegen die Monarchien der Welt conspiriren; dies in Betreff der Politik. Das eine von diesen Geheimnissen kann bewirken, daß ich wie ein Zauberer verbrannt werde, das andere kann machen, daß man mich wie einen des Hochverraths Schuldigen rädert. Du aber Hast

mich bedroht, Lorenza, Du hast mir gesagt, Du würdest Alles in der Welt versuchen, um Deine Freiheit wieder zu erlangen, und sobald Du diese Freiheit wieder erlangt, wäre der erste Gebrauch, den Du davon machen würdest, der, daß Du mich Herrn von Sartines anzeigtest. Hast Du das gesagt?«

»Was willst Du! zuweilen gerathe ich in Verzweiflung, und dann . . . nun! dann werde ich toll.«

»Bist Du zu dieser Stunde ruhig, bist Du vernünftig, Lorenza? Können wir mit einander reden?«

»Ich hoffe es.«

»Wenn ich Dir diese Freiheit gebe, die Du von mir verlangst, werde ich in Dir eine ergebene, unterwürfige Frau, ein beständiges und sanftes Gemüth finden? Du weißt, daß dies mein glühendster Wunsch ist, Lorenza?«

Die junge Frau schwieg,

»Wirst Du mich lieben?« vollendete Balsamo mit einem Seufzer.

»Ich will nur das versprechen, was ich halten kann,« antwortete Lorenza; »weder die Liebe noch der Haß hängen von uns ab. Ich hoffe, Gott wird zur Belohnung des guten Benehmens von Ihrer Seite gestatten, daß der Haß verschwinde, und daß die Liebe komme.«

»Leider ist es nicht genug mit einem solchen Versprechen, Lorenza, daß ich Dir vertraue. Ich muß einen unbeschränkten, heiligen Schwur haben, dessen Bruch ein Verbrechen gegen Gott ist, einen Schwur, der Dich in dieser und in jener Welt bindet, der Deinen Tod in dieser und Deine Verdammniß in jener nach sich zieht.«

Lorenza schwieg.

»Willst Du diesen Schwur leisten?«

Lorenza ließ ihren Kopf in ihre beiden Hände fallen und ihr Busen schwoll an, unter dem Druck entgegengesetzter Gefühle.

»Leiste mir diesen Eid, Lorenza, so wie ich ihn Dir vorspreche, mit der Feierlichkeit, mit der ich Dich umgeben werde, und Du bist frei.«

»Was soll ich schwören, mein Herr?«

»Schwöre, daß nie, unter keinem Vorwand, etwas von dem, was Du über die Wissenschaft von Althotas erlernt hast, über Deine Lippen kommen wird.«

»Ja, ich werde das schwören.«

»Schwöre, daß nichts von dem, was Du in Beziehung auf unsere politischen Versammlungen wahrgenommen hast, je ausgesagt werden wird.«

»Ich werde es abermals schwören.«

»Mit dem Eid und in der Form, die ich angeben werde?«

»Ja; ist das Alles?«

»Nein, schwöre mir, und das ist die Hauptsache, Lorenza, denn mit den andern Eiden ist.nur mein Leben verknüpft, von diesem aber hängt mein Glück ab . . . Schwöre mir, daß Du Dich nie, sei es unter dem Antrieb eines fremden Willens, sei es unter dem Antrieb Deines eigenen Willens, Dich von mir trennen wirst, Lorenza . . . Schwöre, und Du bist frei.«

Die junge Frau bebte, als ob ein eiskalter Stahl in ihr Herz eingedrungen wäre.

»Und unter welcher Form soll dieser Eid geleistet werden?«

»Wir gehen mit einander in eine Kirche, Lorenza; wir nehmen das Abendmahl mit derselben Hostie. Auf diese ganze Hostie schwörst Du, nie etwas in Beziehung auf Althotas, nie etwas in Beziehung auf meine Freunde zu enthüllen. Du schwörst, Dich nie von mir zu trennen. Wir brechen die Hostie entzwei, nehmen jedes die Hälfte davon und schwören beim Herrn, Du, daß Du mich nie verrathen wirst, ich, daß ich Dich stets glücklich machen werde.«

»Nein,« sagte Lorenza, »ein solcher Schwur ist ein Verbrechen gegen Gott.«

»Ein Schwur ist nie ein Verbrechen gegen Gott, Lorenza,« erwiderte Balsamo traurig, »nie, wenn er nicht mit der Absicht, ihn nicht zu halten, geleistet wird.«

»Ich werde diesen Schwur nicht leisten,« sprach Lorenza, »ich hätte zu sehr bange, meine Seele dem Verderben zu überantworten.«

»Ich wiederhole Dir, nicht indem Du ihn leistest, sondern indem Du zur Verrätherin daran wirst, Überantwortest Du Deine Seele dem Verderben.«

»Ich werde es nicht thun.«

»Dann fasse Geduld, Lorenza,« sprach Balsamo ohne Zorn, aber mit einer tiefen Traurigkeit.

Die Stirne von Lorenza verdüsterte sich, wie ein mit Blumen bedeckter Wiesgrund sich verdunkelt, wenn zwischen ihm und dem Himmel eine Wolke hinzieht.

»Du weisest mich also zurück,« sagte sie.

»Nein, Lorenza, Du thust dies im Gegentheile.«

Eine nervige Bewegung deutete an, welche Ungeduld die junge Frau bei diesen Worten unterdrückte.

»Höre, Lorenza,« sprach Balsamo, »höre, was ich für Dich thun kann, und das ist viel, glaube mir.«

»Sprechen Sie,« erwiderte die junge Frau mit einem bitteren Lächeln. »Wir wollen sehen, wie weit sich diese Großmuth erstreckt, der Sie einen so großen Werth beilegen.«

»Gott, der Zufall, oder das Verhängnis, wie Du willst, Lorenza, haben uns mit unauflöselichen Banden mit einander verknüpft; suchen wir sie also nicht in diesem Leben zu brechen, da sie der Tod allein brechen kann.«

»Ich weiß das,« sprach Lorenza voll Ungeduld.

»Wohl, in acht Tagen, Lorenza, obgleich es mich viel Ueberwindung kostet, und was ich auch dabei wage, indem ich thue, was ich thue, in acht Tagen sollst Du eine Gesellschafterin haben.«

»Wo dies?«

»Hier.«

»Hier!« rief sie, »hinter diesen Gittern, hinter diesen unerbittlichen Thüren, hinter diesen ehernen Pforten, eine Kerkergefährtin! Oh! Sie denken nicht daran, mein Herr, das ist es nicht, was ich von Ihnen verlange.«

»Lorenza, es ist Alles, was ich bewilligen kann.«

Die junge Frau machte eine noch schärfere Geberde der Ungeduld.

»Meine Freundin! meine Freundin!« sagte Balsamo voll Sanftmuth, »zu zwei werdet Ihr leicht die Last dieses nothwendigen Unglücks tragen. «

»Sie täuschen sich, mein Herr, ich habe bis jetzt nur unter meinem eigenen Schmerz und nicht unter dem eines Andern gelitten. Diese Prüfung fehlt mir und ich begreife, daß Sie mich dieselbe ausstehen lassen wollen. Ja, Sie wollen zu mir ein Opfer, wie ich, bringen, das ich abmagern,

bleich werden vor Schmerz, wie ich, verscheiden sehen werde, das ich, wie ich es gethan habe, an diese Wand, an diese Thüre schlagen sehen werde, an diese verhaßte Thüre, die ich tausendmal des Tags befrage, wie sie sich öffne, wenn sie Ihnen Durchgang gewährt; und wenn das Opfer, meine Gefährtin, ihre Nägel am Marmor und am Holz, um es zu sprengen, oder eine Spalte zu bereiten, abgestumpft haben wird, wenn sie, wie ich, ihre Augenlider mit ihren Thränen abgenutzt haben wird; wenn sie todt sein wird. wie ich todt bin und Sie zwei Leichname statt eines haben, so werden Sie in Ihrer höllischen Güte sagen: »»Diese zwei Kinder belustigen sich; sie leisten sich Gesellschaft; sie sind glücklich,« »Oh! nein, nein, tausendmal nein!«

Und sie stampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden.

Balsamo suchte sie abermals zu beschwichtigen.

»Sanft, ruhig,« sagte er; »ich bitte, laß uns vernünftig sein.«

»Er verlangt Ruhe, er verlangt Vernunft von mir; der Henker verlangt Sanftmuth von dem armen Sünder, den er peinigt, Ruhe von dem Unschuldigen, den er martert.«

»Ja, ich verlange Ruhe und Sanftmuth von Dir, denn Dein Zorn, Lorenza, ändert nichts an unserem Schicksal, es macht dasselbe nur noch schmerzhafter. Nimm an, was ich Dir biete, Lorenza, ich gebe Dir ein Landgut, das die Slaverei lieben wird, weil ihm diese Slaverei Deine Freundschaft gegeben hat. Du sollst nicht ein trauriges, klägliches Gesicht sehen, wie Du es befürchtest, sondern im Gegentheil ein Lächeln und eine Heiterkeit, die Deine Stirne entrunzeln werden. Auf, meine gute Lorenza, nimm an, was ich Dir biete, denn ich schwöre Dir, ich kann Dir nicht mehr bieten.«

»Das heißt, Sie werden eine Lohndienerin in meine Nähe bringen und ihr sagen, es sei hier eine Wahnsinnige, eine kranke, arme, zum Sterben verurtheilte Frau; Sie werden die Krankheit erfinden, und der Lohndienerin sagen: Schließt Euch mit dieser Wahnsinnigen ein, pflegt sie und ich werde Euch für Eure Warte bezahlen, sobald die Wahnsinnige todt ist.«

»Oh! Lorenza, Lorenza,« flüsterte Balsamo, »Nein, das ist es nicht, und ich täusche mich, nicht wahr?« fuhr Lorenza höhnisch fort; »ich errathe schlecht; was wollen Sie, ich bin so unwissend; ich kenne die Welt und das Herz der Welt so schlecht. Nein, Sie werden zu dieser Frau sagen: ‚Wacht, die Wahnsinnige ist gefährlich; benachrichtigt mich von allen ihren Handlungen, von allen ihren Gedanken; wacht über ihrem Leben, über ihrem Schlaf;‘ und Sie werden ihr Gold geben, so viel sie will, denn das Gold kostet Sie nichts, Sie machen es selbst.«

»Lorenza, Du redest irre: in des Himmels Namen, Lorenza, lies besser in meinem Herzen. Dir eine Gesellschafterin geben, meine Freundin, heißt so große Interessen gefährden, daß Du darüber zittern würdest, wenn Du mich nicht haßtest . . . Dir eine Gesellschafterin geben, heißt, wie ich Dir schon gesagt habe, meine Sicherheit, meine Freiheit, mein Leben wagen, und dennoch wage ich dies Alles, um Dir einen Verdruß zu ersparen.«

»Verdruß!« rief Lorenza, auf jene wilde furchtbare Weise lachend, welche Balsamo schauern machte . . . »er nennt das Verdruß.«

»Nun wohl, ja, Schmerzen, Du hast Recht, Lorenza, es sind brennende Schmerzen. Ja, Lorenza, ich wiederhole es Dir, habe Geduld, und es wird ein Tag kommen, wo alle diese Schmerzen ihr Ende nehmen, ein Tag, wo Du frei, ein Tag, wo Du glücklich sein wirst.«

»Wollen Sie mir erlauben, mich in ein Kloster zurückzuziehen,« sagte sie, »ich werde das Gelübde ablegen.«

»In ein Kloster?«

»Ich werde beten, für Sie zuerst, und für mich hernach. Ich werde wohl eingeschlossen sein, das ist wahr, doch ich habe am Ende einen Garten, Luft, Raum, einen Kirchhof, um unter den Gräbern spazieren zu gehen und zum Voraus den Platz für das meinige zu suchen. Ich werde Gefährtinnen haben, die durch ihr eigenes Unglück und nicht durch das meinige unglücklich sind. Erlauben Sie mir, daß ich mich in ein Kloster zurückziehe und ich leiste Ihnen alle Eide, die Sie haben wollen. Ein Kloster, Balsamo, ein Kloster, mit gefalteten Händen bitte ich Sie darum.«

»Lorenza! Lorenza! wir können uns nicht trennen. Wir sind gebunden, hörst Du wohl, gebunden, für diese Welt, verlange nichts von mir, was die Grenzen dieses Hauses überschreitet.«

Balsamo sprach diese Worte mit so entschiedenem und bei seiner Entschiedenheit doch so zurückhaltendem Tone, daß Lorenza nicht weiter in ihn drang,

»Sie wollen also nicht?« sagte sie niedergeschlagen.

»Ich kann nicht.«

»Das ist unwiderruflich?«

»Unwiderruflich, Lorenza.«

»Wohl, etwas Anderes,« sagte sie mit einem Lächeln.

»Oh! meine gute Lorenza, lächle abermals; abermals so und mit einem solchen Lächeln wirst Du machen, daß ich thue, was Du haben willst.«

»Ja, nicht wahr, ich werde machen, daß Sie thun, was ich Haben will, vorausgesetzt, ich thue, was Ihnen beliebt. Gut . . . ich werde so viel als möglich vernünftig sein.«

»Sprich, Lorenz, sprich,«

»So eben sagten Sie zu mir: ‚Lorenza, Du wirst eines Tags nicht mehr leiden, Du wirst frei, Du wirst glücklich sein.‘ «

»Oh! ich habe das gesagt und ich schwöre beim Himmel, daß ich diesen Tag mit derselben Ungeduld erwarte, wie Du,«

»Wohl! dieser Tag kann sogleich kommen, Balsamo,« sagte die junge Frau mit einem liebkosenden Ausdruck, den ihr Gatte während ihres Schlafs nie bei ihr gesehen hatte. »Ich bin müde, sehen Sie, oh! sehr müde; Sie begreifen das, noch so jung, habe ich so viel gelitten! Wohl! mein Freund, denn Sie sagen, Sie seien mein Freund, hören Sie mich, diesen glücklichen Tag, geben Sie mir ihn sogleich,«

»Ich höre,« sagte Balsamo mit einer unaussprechlichen Unruhe.

»Ich beendige meine Rede mit der Bitte, die ich von Anfang an Sie hätte richten sollen, Acharat.« Die junge Frau schauerte.

»Sprich, meine Freundin.«

»Oft habe ich bemerkt, wenn Sie Versuche an unglücklichen Thieren machten, und mir sagten, diese Versuche seien nothwendig für die Menschheit, daß Sie das Geheimniß des Todes hätten, sei es durch einen Tropfen Gift, sei es durch eine geöffnete Ader, und daß dieser Tod sanft war, daß dieser Tod die Schnelligkeit des Blitzes hatte, daß diese unglücklichen, unschuldigen, wie ich zum Leiden der Gefangenschaft verurtheilten Geschöpfe, plötzlich durch den Tod die erste Wohlthat, die sie seit ihrer Geburt empfangen hatten, befreit waren. Nun! . . .«

Sie hielt erbleichend inne.

»Nun! Lorenza?« wiederholte Balsamo.

»Was Sie zuweilen im Interesse der Wissenschaft unglücklichen Thieren gegenüber thun, thun Sie es mir gegenüber, um den Gesetzen der Menschheit zu gehorchen; thun Sie es für eine Freundin, welche Sie mit ihrer ganzen Seele segnen wird, für eine Freundin, welche Ihre Hände mit unendlicher Dankbarkeit küssen wird, wenn Sie ihr bewilligen, was sie verlangt. Thun Sie es, Balsamo, für mich, die ich vor Ihnen auf den Knien liege, für mich, die ich Ihnen bei meinem letzten Seufzer mehr Liebe und Freude verspreche, als Sie in mir während meines ganzen Lebens erblühen gemacht haben, für mich, die ich Ihnen ein offenes, strahlendes Lächeln in dem Augenblick zusage, wo ich die Erde verlasse. Balsamo, bei der Seele Ihrer Mutter, bei dem Blut unseres Gottes, bei Allem, was es Süßes, Feierliches, Heiliges in der Welt der Lebendigen und der Todten gibt, beschwöre ich Sie, tödten Sie mich!«

»Lorenza!« rief Balsamo, die junge Frau, welche bei diesen letzten Worten aufgestanden war, in seine Arme schließend, »Lorenza, Du sprichst im Fieberwahn; ich Dich tödten? Dich, meine Liebe, mein Leben!«

Lorenza machte sich durch eine gewaltige Anstrengung aus den Armen von Balsamo los und fiel auf die Kniee.

»Ich werde nicht eher ausstehen, als bis Du mir meine Bitte bewilligt hast, Töde mich ohne Erschütterung, ohne Schmerz, ohne Todeskampf; gewähre mir, da Du sagst, Du liebest mich, die Gnade, mich einzuschläfern, wie Du mich oft eingeschläfert hast; nur nimm mir das Erwachen, denn das ist die Verzweiflung,«

»Lorenza, meine Freundin, mein Gott! siehst Du nicht, daß Du mir das Herz durchbohrst. Wie! Du bist in diesem Grad unglücklich? Auf, Lorenza, erhole Dich, überlaß Dich nicht der Verzweiflung. Ach! Du hassest mich allzu sehr?«

»Ich hasse die Sklaverei, den Zwang, die Einsamkeit; und da Sie mich zur Sklaverei, zum Unglück und zur Einsamkeit verurtheilen, so hasse ich Sie!«

»Aber ich, ich liebe Dich zu sehr, um Dich sterben zu sehen, Lorenza; Du wirst also nicht sterben, und ich werde die schwierigste von allen Kuren machen, die ich je gemacht habe, meine Lorenza; ich werde machen, daß Du das Leben liebst,«

»Nein, nein, unmöglich, Sie haben gemacht, daß ich den Tod liebe.«

»Lorenza, habe Mitleid, meine Lorenza; ich verspreche Dir, daß binnen Kurzem . . .«

»Den Tod oder das Leben!« rief die junge Frau, die sich stufenweise in ihrem Zorn berauschte. »Heute ist der äußerste Tag; willst Du mir das Leben, das heißt, die Freiheit, willst Du mir den Tod, das heißt, die Ruhe geben?«

»Das Leben, meine Lorenza, das Leben.«

»Die Freiheit also,« Balsamo schwieg.

»Den Tod, den süßen Tod. den Tod durch einen Liebestrank, durch einen Nadelstich, den Tod während des Schlafes; die Ruhe! die Ruhe! die Ruhe!«

»Das Leben und die Geduld, Lorenza,«

Lorenza brach in ein gräßliches Gelächter aus, machte einen Sprung rückwärts und zog aus ihrer Brust ein Messer, mit scharfer spitziger Klinge, das wie ein Blitz in ihrer Hand funkelte.

Balsamo stieß einen Schrei aus; doch es war zu spät: als er auf sie losstürzte, als er die Hand erreichte, hatte die Waffe schon ihren Zug gemacht und war auf die Brust von Lorenza zurückgefallen. Balsamo war von dem Blitz erschreckt worden, der Anblick des Blutes blendete ihn.

»Er stieß einen furchtbaren Schrei aus, faßte Lorenza um den Leib, suchte mitten in ihrem Laufe die Waffe, welche zum zweiten Mal zurückzufallen im Begriffe war und faßte sie mit der vollen Hand.

Lorenza zog das Messer mit einer heftigen Anstrengung zurück und die schneidende Klinge glitt zwischen den Fingern von Balsamo durch.

Das Blut sprang aus seiner verstümmelten Hand.

Statt den Kampf fortzusetzen, streckte Balsamo diese blutige Hand über der jungen Frau aus und sprach mit einer unwiderstehlichen Stimme:

»Schlafe, Lorenza, schlafe, ich will es haben.«

Doch diesmal war die Aufreizung so groß, daß der Gehorsam minder schnell erfolgte, als gewöhnlich.

»Nein, nein,« murmelte Lorenza schwankend, während sie sich noch einmal zu treffen suchte. »Nein, ich werde nicht schlafen.«

»Schlafe, sage ich Dir,« wiederholte Balsamo, indem er einen Schritt gegen sie machte, »schlafe, ich befehle es Dir.«

Nun war die Willenskraft von Balsamo so gewaltig, daß jede Gegenwirkung besiegt wurde; Lorenza stieß einen Seufzer ans, das Messer entschlüpfte ihr, sie wankte und sank auf den Sopha,

Die Augen allein blieben offen, aber das düstere Feuer dieser Augen erbleichte allmählig und sie schloßen sich. Der krampfhaft zusammengezogene Hals spannte sich ab, der Kopf neigte sich auf die Schulter, wie es der Kopf eines verwundeten Vogels thut; ein Nervenschauer durchlief ihren ganzen Leib. Lorenza war entschlummert.

Nun erst konnte Balsamo die Kleider von Lorenza öffnen. Er untersuchte ihre Wunde und sie kam ihm leicht vor. Das Blut entströmte indessen reichlich,

Balsamo drückte auf das Auge des Löwen; die Feder spielte, die Platte öffnete sich; er löste das Gegengewicht, das die Falle von Althotas herabsinken machte, stellte sich auf diese Falle und stieg in das Laboratorium des Greises hinauf.

»Ah! Du bist es, Acharat,« sagte dieser, der immer in seinem Lehnstuhl saß, »Du weißt, daß ich in acht Tagen hundert Jahre alt bin. Du weißt, daß ich bis dahin das Blut eines Kindes oder einer Jungfrau brauche.«

Aber Balsamo hörte ihn nicht; er lief nach dem Schrank, wo sich die magischen Balsamo befanden, ergriff eine von diesen Phiolen, deren Wirksamkeit er so oft erprobt halte, stellte sich wieder auf die Falle, stieß mit dem Fuß darauf, und sank hinab.

Althotas ließ seinen Lehnstuhl bis zur Oeffnung der Falle rollen, in der Absicht, ihn bei den Kleidern zu ergreifen.

»Du hörst, Unglücklicher,« sagte er, »wenn ich in acht Tagen nicht ein Kind, oder eine Jungfrau habe, um mein Elixir zu vollenden, so bin ich todt.«

Balsamo wandte sich um; die Augen des Greises schienen mitten in seinem Gesicht mit den unbeweglichen Muskeln zu flammen; man hätte glauben sollen, die Augen allein leben.

»Ja, ja.« antwortete Balsamo, »ja, man wird Dir geben, was Du verlangst.«

Dann ließ er die Feder los, und die Falle stieg wieder hinauf, und paßte sich, wie eine Zierrath, an den Plafond an.

Sobald dies geschehen, eilte er in das Zimmer von Lorenza, in welches er kaum eingetreten

war, als das Glöckchen von Fritz wieder erklang.

»Herr von Richelieu,« murmelte Balsamo; »oh! meiner Treue, obgleich er Herzog und Pair ist, muß er doch warten.«

CXVIII.

Die zwei Wassertropfen des Herrn Herzogs von Richelieu.

Der Herzog von Richelieu verließ um halb fünf Uhr das Haus der Rue Saint-Claude.

Was er bei Balsamo gemacht hatte, erklärt sich ganz natürlich aus dem, was man lesen wird.

Herr von Taverney, speiste bei seiner Tochter zu Mittag: die Frau Dauphine hatte an diesem Tag Andrée ganz Urlaub gegeben, damit sie ihren Vater bei sich empfangen könnte.

Man war beim Nachtisch, als Herr von Richelieu eintrat. Stets der Ueberbinger guter Nachrichten, theilte er seinem Freund mit, der König habe am Morgen erklärt, daß er Philipp nicht mehr eine Compagnie, sondern ein Regiment zu schenken gedenke.

Taverney äußerte seine Freude auf eine geräuschvolle Weise und Andrée dankte dem Marschall mit einem innigen Erguß.

Das Gespräch war ganz das, was es nach dem, was vorgefallen, sein mußte. Richelieu sprach beständig vom König, Andrée beständig von ihrem Bruder, Taverney beständig von Andrée.

Diese bemerkte im Verlauf der Unterhaltung, sie sei ganz vom Dienst bei der Frau Dauphine frei: Ihre Königliche Hoheit empfangen zwei deutsche Prinzen von ihrer Familie und um ohne allen Zwang einige Stunden hinzubringen, die sie an den Hof von Wien erinnern würden, habe Marie Antoinette gar keinen Dienst bei sich haben wollen, nicht einmal den ihrer Ehrendamen, wodurch ein solcher Schauer bei Frau von Noailles erregt worden sei, daß diese sich dem König zu Füßen geworfen habe.

Taverney war, wie er sagte, entzückt über diese Freiheit von Andrée, um mit ihr über so viele, ihr Glück und ihren Ruf betreffende Dinge plaudern zu können. Auf diese Bemerkung erklärte Richelieu, er werde sich entfernen, um dem Vater und der Tochter eine größere Vertraulichkeit zu gestatten, was Fräulein von Taverney nicht annehmen wollte. Richelieu blieb also.

Richelieu war gerade zu einer moralischen Abhandlung gestimmt: er schilderte sehr beredt das Unglück, in das der Adel von Frankreich dadurch versunken sei, daß er sich habe dem schmählichen Joche der Zufallsfavoritinnen, der Contrebandeköniginnen unterwerfen müssen, statt den Favoritinnen früherer Zeiten huldigen zu dürfen, welche, beinahe eben so adelig als ihre erhabenen Liebhaber, den Fürsten durch ihre Schönheit und ihre Liebe, und die Unterthanen durch ihre Geburt, durch ihren Geist und durch ihren reinen Patriotismus beherrschten.

Andrée war erstaunt, so viele Aehnlichkeit zwischen den Worten von Richelieu und denen zu finden, welche sie der Baron von Taverney seit einigen Tagen hören ließ, Richelieu warf sich dann in eine Theorie der Tugend, eine so geistreiche, so heidnische, so französische Theorie, daß Fräulein von Taverney zuzugestehen genöthigt war, sie sei ganz und gar nicht tugendhaft nach den Theorien von Herrn von Richelieu und die wahre Tugend, wie sie der Marschall verstehe, sei die von Frau von Chateauroux, von Fräulein de la Valliere und von Fräulein von Fosseuse.

Von Folgerungen zu Folgerungen, von Beweisen zu Beweisen, wurde Richelieu so klar, daß Andrée am Ende gar nichts mehr verstand.

Das Gespräch wurde auf diesem Fuß ungefähr bis um sieben Uhr Abends fortgesetzt.

Um sieben Uhr stand der Marschall auf; er war, wie er sagte, genöthigt, dem König in

Versailles den Hof zu machen.

Als er im Zimmer hin und herging, um seinen Hut zu holen, traf er Nicole, welche immer da, wo sich Herr von Richelieu befand, etwas zu thun hatte.

»Kleine,« sagte er zu ihr, indem er ihr auf die Schulter klopfte, »Du wirst mich zurückbegleiten; Du sollst mir einen Strauß tragen, den Frau von Noailles in ihren Blumenbeeten hat pflücken lassen und der Frau Gräfin von Egmonte schickt.

Nicole machte einen Knix, wie die Bauernmädchen in den komischen Opern von Herrn Rousseau.

Wonach der Marschall vom Vater und der Tochter Abschied nahm, mit Taverney einen bezeichnenden Blick wechselte, sich vor Andrée wie ein Jüngling verbeugte und wegging.

Wenn es uns der Leser gütigst erlaubt, lassen wir den Baron und Andrée über die Philipp bewilligte neue Gunst plaudern und folgen dem Marschall. Dies wird für uns ein Mittel sein, zu erfahren, was er in der Rue Saint-Claude machte, wo er, wie man sich erinnert, in einem so furchtbaren Augenblick eingetroffen war.

Auch überbot die Moral des Barons noch die seines Freundes des Marschalls und könnte wohl Ohren erschrecken, welche, minder rein als die von Andrée etwas davon verstehen würden.

Richelieu stieg also, sich auf die Schulter von Nicole stützend, die Treppe hinab und sagte, sobald er mit ihr bei dem Blumenbeet war, indem er ihr fest ins Gesicht schaute!

»Ah! wir haben also einen Liebhaber?«

»Ich, Herr Marschall?« rief Nicole, welche ganz erröthend einen Schritt rückwärts machte.

»Wie!« sagte Herr von Richelieu, »Bist Du nicht zufällig Nicole Legay?«

»Doch, Herr Marschall,«

»Nun wohl! Nicole Legay hat einen Liebhaber.«

»Oh! was sagen Sie da!«

»Meiner Treue, ja, einen gewissen, ziemlich gut gedrechselten Burschen, den sie in der Rue Coq-Héron empfing, und der ihr in die Gegend von Versailles gefolgt ist.«

»Herr Herzog, ich schwöre Ihnen . . .«

»Eine Art von Gefreiten, Namens . . . Soll ich Dir sagen, wie der Liebhaber von Mademoiselle Nicole Legay heißt?«

Die letzte Hoffnung von Nicole war, daß der Marschall den Namen dieses glücklichen Sterblichen nicht wisse.

»Sagen Sie es immerhin, Herr Marschall, da Sie einmal im Zuge sind,« erwiderte sie.

»Er heißt Herr von Beausire und straft seinen Namen , nicht zu sehr Lügen,« sprach der Marschall.

Nicole faltete die Hände mit einer geheuchelten Pruderie, welche nicht den geringsten Eindruck auf den alten Marschall hervorbrachte.

»Es scheint, wir geben ihm Rendez-vous in Trianon,« sagte er. »Teufel! in einem königlichen Schloß, das ist ernst; man wird für solche leichtsinnige Streiche weggejagt, mein schönes Kind, und Herr von Sartines schickt alle aus den königlichen Schlössern weggejagte Mädchen in die Salpêtrière.«

Nicole fing an, unruhig zu werden.

»Gnädigster Herr,« sagte sie, »ich schwöre Ihnen, wenn sich Herr von Beausire rühmt, er sei

mein Geliebter, so ist er ein erbärmlicher Geck, denn in der That, ich bin sehr unschuldig.«

»Ich leugne das nicht; doch sprich, ja oder nein, hast Du Rendez-vous gegeben?«

»Herr Herzog, ein Rendezvous ist kein Beweis.«

»Hast Du Rendez-vous gegeben, ja oder nein? antworte.«

»Gnädigster Herr . . .«

»Du hast gegeben, gut; ich tadle Dich deshalb nicht, mein theures Kind; ich liebe die hübschen Mädchen, die ihre Schönheit circuliren lassen und habe die Circulation stets nach Kräften unterstützt; nur warne ich Dich theilnehmend als Dein Freund. als Dein Beschützer.«

»Man hat mich also gesehen?« fragte Nicole.

»Offenbar, da ich es weiß.«

»Gnädigster Herr,« sprach Nicole mit entschlossenem Tone, »es ist nicht möglich, man hat mich nicht gesehen.«

»Ich weiß es nicht, doch das Gerücht ist im Umlauf, und das ist für Deine Gebieterin nachtheilig, und Du begreifst, da ich noch mehr der Freund der Familie Taverney, als der Familie Legay bin, so ist es meine Pflicht, von dem, was vorgeht, dem Baron ein paar Worte zu sagen.«

»Ah! gnädigster Herr,« rief Nicole, erschrocken über die Wendung, die das Gespräch nahm, »Sie richten mich zu Grunde, selbst da ich unschuldig bin, wird man mich auf den bloßen Verdacht hin fortjagen.«

»Nun! armes Kind, dann jagt man Dich fort, denn irgend ein böser Geist, der etwas gegen diese ganz unschuldigen Rendez-vous einzuwenden fand, hat zu dieser Stunde schon Frau von Noailles in Kenntniß gesetzt.«

»Großer Gott! Frau von Noailles!«

»Ja, Du siehst, daß die Sache dringend wird,« Nicole schlug in Verzweiflung ihre Hände an einander.

»Das ist ein Unglück, ich weiß es wohl,« sagte Richelieu; »doch was willst Du machen?«

»Und Sie, der Sie sich so eben meinen Beschützer nannten, Sie, der Sie mir bewiesen haben, daß Sie es waren, können Sie mich nicht mehr beschützen?« fragte Nicole mit der einschmeichelnden Schlaueit einer dreißigjährigen Frau,

»Bei Gott! das kann ich wohl,«

»Nun, gnädigster Herr? . . .«

»Ja, aber ich will nicht.«

»Oh! Herr Herzog.«

»Ja, Du bist hübsch, ich weiß es wohl, und Deine schönen Augen sagen mir alle möglichen Dinge; aber ich werde ein wenig blind, meine arme Nicole, und ich verstehe die Sprache der schönen Augen nicht mehr. Früher hätte ich Dir eine Zufluchtstätte in dem Pavillon de Hanovre vorgeschlagen, doch wozu sollte das heute nützen, man würde nicht einmal mehr darüber schwatzen.«

»Sie haben mich aber doch schon in den Pavillon de Hanovre mitgenommen,« sagte Nicole ärgerlich.

»Ah! es ist undankbar von Dir, Nicole, mir zum Vorwurf zu machen, daß ich Dich in mein Haus mitgenommen habe, während dies von mir doch nur geschah, um Dir einen Dienst zu leisten; denn gestehe, ohne das Wasser von Herrn Rafté, der eine reizende Brünnette aus Dir

gemacht hat, wärest Du nicht nach Trianon hineingekommen, was doch vielleicht besser war, als hinausgejagt zu werden; aber warum des Teufels gibst Du auch Herrn von Beausire nur so Rendez-vous und zwar vollends am Gitter der Stallungen?»

»Sie wissen also auch noch das!« rief Nicole, welche wohl sah, daß sie ihre Taktik verändern und sich dem Marschall auf Gnade und Ungnade ergeben mußte.

»Bei Gott! Du siehst wohl, daß ich es weiß, und Frau von Noailles weiß es auch. Du sollst sogar heute Abend Rendez-vous haben . . .«

»Das ist richtig, Herr Herzog, doch so wahr ich Nicole heiße, ich komme nicht.«

»Gewiß, denn Du bist gewarnt; doch Herr von Beausire wird kommen, er, der nicht gewarnt ist, und man wird ihn fassen. Dann, da er natürlich nicht für einen Dieb, den man henkt, oder für einen Spion, den man prügelt, gelten will, so wird er lieber sagen, um so mehr, als die Sache nicht unangenehm zu gestehen ist, er wird sagen: Ich bin der Geliebte von der kleinen Nicole.«

»Herr Herzog, ich will ihn warnen lassen.«

»Unmöglich, armes Kind; ich frage Dich, durch wen? Etwa durch den, welcher Dich angezeigt hat?»

»Ach! das ist wahr,« versetzte Nicole, die nun die Verzweifelte spielte.

»Wie schön ist doch die Reue!« rief der Herzog.

Nicole verbarg ihr Gesicht in ihren beiden Händen, wobei sie jedoch darauf bedacht war, zwischen ihren Fingern Raum genug zu lassen, um nicht eine Geberde, nicht einen Blick von Richelieu zu verlieren.

»Du bist in der That anbetungswürdig,« sagte der Herzog, dem keines von diesen kleinen weiblichen Spielen entging; »warum zähle ich nicht fünfzig Jahre weniger! Doch gleichviel, bei Gott! Nicole, ich werde Dich aus der Verlegenheit ziehen.«

»Oh! Herr Herzog, wenn Sie thun, was Sie sagen, so soll meine Dankbarkeit . . .«

»Ich will diese nicht, Nicole. Ich leiste Dir im Gegentheile einen Dienst ohne Interesse.«

»Ah! Das ist sehr schön von Ihnen, Herr Herzog, und ich danke Ihnen aus dem Grunde meiner Seele.«

»Danke mir noch nicht . . . Du weißt noch nichts . . . was Teufels, warte erst, bis Du weißt.«

»Oh! mir ist Alles recht lieb, wenn mich nur Fräulein Andrée nicht fortjagt!«

»Ah; es ist Dir also ungeheuer viel daran gelegen, in Trianon bleiben zu dürfen?»

»Ueber Alles, Herr Herzog,«

»Wohl! Nicole, mein hübsches Mädchen, streiche diesen ersten Punkt von Deiner Schreibtafel.«

»Aber wenn ich nicht entdeckt bin, Herr Herzog?»

»Entdeckt oder nicht entdeckt, Du wirst nichtsdestoweniger gehen.«

»Oh! warum dies?»

»Ich will es Dir sagen: weil es, wenn Du von Frau von Noailles entdeckt bist, kein Ansehen mehr gibt, selbst nicht einmal das des Königs, das Dich retten kann.«

»Ah! wenn ich den König sehen könnte.«

»Kleine, in der That, das würde nur noch fehlen! Sodann weil, wenn Du nicht entdeckt bist, ich Dich wegbringen werde.«

»Sie?»

»Auf der Stelle.«
»Wahrlich, Herr Herzog, ich verstehe das nicht.«
»Es ist, wie ich Dir zu sagen das Vergnügen habe.«
»Und das ist Ihre Protection.«
»Wenn Du sie nicht haben willst, so ist es immer noch Zeit; sprich ein Wort, Nicole.«
»Oh! doch, Herr Herzog, im Gegentheile, ich will sie haben.«
»Ich bewillige sie Dir.«
»Nun?«
»Höre also, was ich thun werde.«
»Sprechen Sie, gnädigster Herr.« »Statt Dich fortjagen und einsperren zu lassen, mache ich Dich frei und reich,«
»Frei und reich?«
»Ja,«
»Und was muß ich thun, um frei und reich zu werden? sagen Sie es geschwinde, Herr Marschall,« »Beinahe nichts.«
»Aber Herr Herzog . . .«
»Was ich Dir vorschreiben werde.«
»Ist es sehr schwierig?«
»Eine Kinderarbeit.«
»Es ist also etwas zu thun?«
»Ah! bei Gott . . . Du kennst den Wahlspruch dieser Welt: nicht umsonst.«
»Und was zu thun ist, ist für mich oder für Sie?«
Der Herzog schaute Nicole an.
»Teufel!« sagte er, »was das Lärchen verschmitzt ist.«
»Vollenden Sie, Herr Herzog.«
»Wohl! es ist für dich;« antwortete er muthig.
»Ah! ah!« sagte Nicole, welche, da sie begriff, daß der Marschall ihrer bedurfte, diesen schon nicht mehr fürchtete, und deren scharfer Geist thätig arbeitete, um die Wahrheit unter den Umschweifen zu entdecken, mit denen sie der Herzog aus Gewohnheit umhüllte; »Was werde ich also für mich Thun, gnädiger Herr?«
»Höre: Herr von Beausire kommt um halb acht Uhr?«
»Ja Herr Marschall, das ist seine Stunde.«
»Es ist sieben Uhr und zehn Minuten.«
»Das ist abermals wahr.«
»Wenn ich will, so wird er gepackt.«
»Ja, aber sie wollen nicht?«
»Nein, du suchst ihn auf und sagst zu ihm . . .«
»Ich sage ihm? . . .«
»Aber vor Allem . . . liebst du diesen Jungen, Nicole?«
»Da ich ihm Rendez-vous gebe . . .«
»Das ist kein Grund! Du kannst ihn heirathen wollen: die Weiber haben so seltsame Launen«

Nicole schlug ein Gelächter auf.

Ich, heirathen!« rief sie . . . »ha! ha! ha!«

Richelieu war ganz erstaunt! er hatte selbst bei Hofe nicht viele Frauen von dieser Stärke gefunden.

»Nun, es sei, Du willst nicht Heirathen-; doch du liebst ihn also: desto besser.«

»Gut. Nehmen wir an, ich liebe Herrn von Beausire, Herr Herzog, und gehen wir weiter.«

»Teufel, welche Springerin!«

»Ganz gewiß, Sie begreifen, was mich interessirt?«

»Nun?«

»Zu wissen, was ich noch zu thun habe.«

»Da Du ihn liebst, so wirst Du wohl mit ihm fliehen.«

»Wenn Sie es durchaus wollen, so wird es sein müssen.«

»Oh! oh! ich will nichts; warte einen Augenblick, Kleine.«

Nicole sah ein, daß sie zu schnell zu Werke ging und daß sie weder das Geheimniß noch das Geld ihres gewaltigen Gegners in den Händen hatte.

Sie bog sich also, entschlossen, sich später wieder zu erheben.

»Gnädigster Herr, ich erwarte Ihre Befehle,« sagte sie.

»Gut! Du suchst Herrn von Beausire auf und sagst zu ihm: ‚Wir sind entdeckt; doch ich habe einen Beschützer, der uns rettet, Dich von Saint-Lazare, mich von der Salpêtrière. Laß uns gehen.‘ «

Nicole schaute Richelieu an.

»Laß uns gehen?« wiederholte sie.

»Richelieu begriff den so freien und ausdrucksvollen Blick,

»Bei Gott!« sagte er, »es versteht sich, daß ich für die Reisekosten Sorge.«

Nicole verlangte keine andere Aufklärung; sie mußte wohl Alles wissen, da man sie bezahlte.

Der Marschall fühlte den Schritt, den Nicole vorwärts gethan hatte, und beeilte sich seinerseits, Alles zu sagen, was er zu sagen hatte, wie man sich beeilt zu bezahlen, wenn man verloren hat, um später der Unannehmlichkeit des Bezahls überhoben zu sein.

»Weißt Du, an was Du denkst, Nicole?« sagte er.

»Meiner Treue, nein,« antwortete das Mädchen; »doch Sie, der Sie so viele Dinge wissen, Herr Marschall, ich wette, Sie haben es errathen?«

»Nicole,« sagte er, »Du denkst, wenn Du fliehst, könnte Dich Deine Gebieterin, sollte sie zufällig Deiner bedürfen, in der Nacht rufen, und da sie Dich nicht fände, Lärm machen, was Dich der Gefahr, wieder erwischt zu werden, aussetzen würde.«

»Nein,« erwiederte Nicole, »daran dachte ich nicht, weil ich, Alles wohl erwogen, Herr Herzog, lieber hier bleiben will.«

»Aber wenn man Herrn von Beausire faßt?«

»Nun, so wird man ihn fassen.«

»Aber wenn er gesteht?«

»So wird er gestehen.«

»Ah!« sagte Herr von Richelieu, der unruhig zu werden anfang, »dann bist Du verloren.«

»Nein, denn Fräulein Andrée ist gut, und da sie mich im Grunde liebt, so wird sie mit dem König über mich sprechen; und wenn man Herrn von Beausire etwas thut, so wird man doch mir nichts thun.«

Der Marschall biß sich auf die Lippen.

»Und ich, Nicole,« erwiderte er, »ich sage Dir, daß Du einfältig bist; daß Fräulein Andrée mit dem König nicht gut steht, und daß ich Dich auf der Stelle wegführen lasse, wenn Du mich nicht hörst, wie Du mich nach meinem Willen hören sollst; verstehst Du, kleine Schlange?«

»Oh! oh! gnädigster Herr, ich habe weder einen glatten, noch einen eckigen Kopf; ich höre, doch ich mache mir meinen Vorbehalt.«

»Gut. Du gehst also auf der Stelle und verabredest mit Herrn von Beausire einen Plan zu Deiner Flucht.«

»Aber Herr Marschall, wie soll ich fliehen, da Sie mir selbst sagen, das Fräulein könne erwachen, nach mir verlangen, mich rufen, was weiß ich? lauter Dinge, an die ich Anfangs nicht dachte, die Sie aber vorhergesehen haben, gnädigster Herr, Sie, der Sie ein Mann von Erfahrung.sind.«

Richelieu biß sich zum zweiten Mal auf die Lippen, doch diesmal stärker, als das erste Mal.

»Wenn ich daran gedacht habe, Du närrisches Mädchen,« sagte er, »so habe ich auch daran gedacht, wie man einem solchen Fall begegnen konnte.«

»Und wie wollen Sie es verhindern, daß Fräulein Andrée mich ruft?«

»Dadurch, daß ich sie aufzuwachen verhindere.«

»Bah! sie wacht in jeder Nacht zehnmal auf; unmöglich.«

»Sie hat also dieselbe Krankheit wie ich?« sagte Richelieu ganz ruhig.

»Wie Sie?« wiederholte Nicole lachend.

»Allerdings, ich wache auch zehnmal auf; nur gebrauche ich ein Mittel gegen diese Schlaflosigkeit. Sie wird es machen, wie ich, und wenn sie es nicht so macht, nun, so wirst Du es für sie machen.«

»Wie dies, ich bitte, lassen Sie hören, gnädigster Herr?«

»Was nimmt Deine Gebieterin jeden Abend vor Schlafengehen zu sich?«

»Was sie zu sich nimmt?«

»Ja, es ist heut zu Tage Mode, so dem Durst zuvorzukommen; die Einen nehmen Orangenade oder Limonade, Andere Melissenwasser, wieder Andere . . .«

»Das Fräulein trinkt am Abend vor Schlafengehen ein Glas reines Wasser, zuweilen wohl auch Zuckerwasser mit Orangenblüthe, wenn ihre Nerven krank sind.«

»Oh! vortrefflich,« sagte Richelieu, gerade wie ich; nun, mein Mittel wird ihr vollkommen zusagen.«

»Wie so?«

»Gewiß, ich gieße einen gewissen Tropfen von einem gewissen Saft in meinen Trank und schlafe die ganze Nacht.«

Nicole suchte und träumte, worauf diese Diplomatie des Marschalls hinauslaufen dürfte.

»Du antwortest nicht?« sagte er.

»Ich denke, das Fräulein hat nicht von Ihrem Wasser.«

»Ich werde Dir davon geben.«

»Ah! ah!« dachte Nicole, welche endlich Licht in dieser Nacht erschaute.

»Du gießest zwei Tropfen in das Glas Deiner Gebieterin, zwei Tropfen, hörst Du, nicht mehr, nicht weniger, und sie wird schlafen; sie wird Dich so nicht rufen und Du hast Zeit zu Deiner Flucht.«

»Oh! wenn nur das zu thun ist, das ist nicht schwierig.«

»Du wirst also diese zwei Tropfen in das Glas gießen?«

»Gewiß.«

»Du versprichst es mir?«

»Mir scheint, es liegt in meinem Interesse, dies zu thun, und dann werde ich das Fräulein so gut einschließen . . .«

»Nein,« entgegnete Richelieu hastig. »Das mußt Du gerade nicht thun, Du wirst im Gegentheil die Thüre ihres Zimmers offen lassen.«

»Oh!« machte Nicole gleichsam mit einem inneren Ausbruch.

»Sie hatte begriffen; Richelieu fühlte es wohl.«

»Ist das Alles?« fragte sie.

»Durchaus Alles. Du kannst nun gehen und Deinem Gefreiten sagen, daß er Anstalten zum Aufbruch trifft.«

»Leider, gnädigster Herr, werde ich nicht nöthig haben, ihm zu sagen, er soll seine Börse Mitnehmen.«

»Du weißt wohl, daß dies meine Sache ist.«

»Ja, ich erinnere mich, daß der Herzog die Güte hatte . . .«

»Wie viel brauchst Du, Nicole?«

»Wozu?«

»Um diese zwei Tropfen Wasser einzugießen.«

»Um diese zwei Tropfen Wasser einzugießen, nichts, gnädiger Herr, da Sie mich versichern, es geschehe in meinem Interesse; es wäre nicht billig, daß Sie mein Interesse bezahlen würden. Doch um die Thüre des Fräuleins offen zu lassen, Herr Herzog . . . ah! ich sage Ihnen zum Voraus, dazu brauche ich eine runde Summe.«

»Mach' ein Ende, nenn Deine Zahl.«

»Ich brauche zwanzigtausend Franken, gnädigster Herr.«

Richelieu bebte.

»Nicole, Du wirst weit kommen,« seufzte er.

»Ich muß wohl, Herr Herzog, denn ich fange an, wie Sie glauben, daß man mir nachsetzen wird. Doch mit Ihren zwanzigtausend Franken wird es rasch gehen.«

»Benachrichtige Herrn von Beausire, Nicole, und ich werde Dir sodann Dein Geld bezahlen.«

»Herr Herzog, Beausire ist sehr ungläubig, und er wird mir das, was ich ihm sage, nicht glauben wollen, wenn ich ihm nicht Beweise gebe.«

Richelieu zog aus seiner Tasche eine Handvoll Kassenbillets und sagte:

»Nimm dies auf Abschlag, und in dieser Börse sind hundert Doppellouis d'or.«

»Der Herr Herzog wird seine Rechnung machen und mir zustellen, was er mir noch schuldig ist, wenn ich mit Herrn von Beausire gesprochen habe.«

»Nein, bei Gott! ich will es sogleich abmachen. Du bist ein sparsames Mädchen, Nicole, und das wird Dir Glück bringen.«

Wonach Richelieu die versprochene Summe sowohl in Kassenbillets als in ganzen und in halben Louis d'or voll machte.

»Hier, ist es so?« sagte er.

»Ich glaube wohl. Nun fehlt mir noch die Hauptsache, gnädigster Herr.«

»Der Saft?«

»Ja, der Herr Herzog hat ohne Zweifel ein . . . Flacon?«

»Ja, ich habe den meinigen, den ich immer bei mir trage.«

Nicole lächelte.

»Und dann,« sagte sie, »dann schließt man Trianon jeden Abend und ich habe keinen Schlüssel.«

»Aber ich, ich habe einen, als erster Cavalier.«

»Ah! wahrhaftig.«

»Hier ist er.«

»Wie sich das Alles glücklich macht,« sagte Nicole; man sollte glauben, es wäre eine Reihenfolge von Wundern. Nun Gott befohlen, Herr Herzog.«

»Wie, Gott befohlen?«

»Gewiß, ich werde den Herrn Herzog nicht mehr sehen, da ich während des ersten Schlafes von Fräulein Andrée aufbreche.«

»Das ist richtig, Gott befohlen. Nicole.«

Und ins Fäustchen lachend, verschwand Nicole in der Dunkelheit, welche immer dichter zu werden anfang.

»Es gelingt mir abermals,« sprach Richelieu, »doch in der That, es ist, als fände mich das Glück allmählig zu alt, und als diene es mir wider seinen Willen. Ich bin von dieser Kleinen geschlagen worden; aber gleichviel, wenn ich nur die Schläge zurückgebe.«

CXIX.

Die Flucht.

Nicole war ein gewissenhaftes Mädchen. Sie hatte das Geld von Herrn von Richelieu empfangen, sie hatte es zum Voraus empfangen, man mußte dieses Vertrauen dadurch erwidern, daß man es verdiente.

Sie lief geraden Wegs nach dem Gitter, wo sie zwanzig Minuten vor acht Uhr, statt um halb acht Uhr ankam.

An die militairische Disciplin gewöhnt, war Herr von Beausire ein pünktlicher Mann: er wartete seit zehn Minuten.

Seit zehn Minuten hatte auch ungefähr Herr von Taverney seine Tochter verlassen, und sobald Herr von Taverney weggegangen, war Andrée allein geblieben. Diese aber hatte, sobald sie allein, ihre Vorhänge geschlossen.

Gilbert betrachtete, oder verschlang vielmehr von seiner Mansarde aus Andrée. Nur wäre es schwierig gewesen, zu sagen, ob die Blicke, die er auf das Mädchen heftete, von Liebe, oder von Haß funkelten.

Als die Vorhänge zugezogen waren, hatte Gilbert nichts mehr zu sehen. Dem zu Folge schaute er auf eine andere Seite.

Als er auf eine andere Seite schaute, erblickte er die Hutfeder von Herrn von Beausire, und erkannte den Gefreiten, der, um die Langweile des Wartens zu vertreiben, ein Liedchen pfeifend auf und abging.

Nach Verlauf von zehn Minuten, nämlich um sieben Uhr vierzig Minuten, erschien Nicole: sie sprach ein paar Worte mit Herrn von Beausire, dieser machte eine Kopfbewegung zum Zeichen, daß er verstehe, und entfernte sich in der Richtung der tiefen Allee, welche nach Klein-Trianon führte.

»Ah! ah!« machte Gilbert, »der Herr Gefreite und die Kammerfrau haben etwas zu sagen oder zu thun, wobei sie Zeugen befürchten: gut!«

Gilbert war nicht neugierig in Beziehung auf Nicole, nur suchte er, da er eine natürliche Feindin in ihr fühlte, gegen ihre Sittlichkeit eine Menge von Beweisen zu sammeln, mit denen er siegreich den Angriff zurückschlagen könnte, wenn ihn Nicole angreifen würde.

Gilbert zweifelte nicht daran, der Feldzug mußte sich jeden Augenblick eröffnen, und als vorsichtiger Soldat häufte er Munition für den Krieg auf.

Ein Rendez-vous von Nicole mit einem Mann in Trianon selbst war eine von den Waffen, welche Nicole aufzuheben nicht versäumen konnte, besonders wenn man, wie es Nicole that, die Unklugheit hatte, sie zu seinen Füßen fallen zu lassen. Gilbert wollte folglich den Beweis mit seinen Augen sammeln, um ihn dem der Ohren beizufügen, und im Flug einen compromittirenden Satz auffassen, den er siegreich im Augenblick des Kampfes gegen das Mädchen richten könnte.

Er ging also rasch von seiner Mansarde herab, schlug den Weg durch den Gang der Küchen ein, und erreichte den Garten auf der kleinen Treppe der Capelle; sobald Gilbert im Garten war,

hatte er nichts mehr zu befürchten; er kannte alle Winkel desselben, wie ein Fuchs seinen Bau kennt.

Er schlüpfte also unter die Linden, dann längs dem Spalier hin und erreichte ein Gebüsch, das sich zwanzig Schritt von dem Ort erhob, wo er Nicole zu finden hoffte.

Nicole war wirklich da.

Kaum hatte sich Gilbert in seinem Gebüsch eingenistet, als ein seltsames Geräusch an sein Ohr drang: es war das Geräusch des Goldes auf dem Stein, es war der metallische Klang, von dem nichts, wenn nicht die Wirklichkeit einen richtigen Begriff zu geben vermag.

Gilbert schlüpfte wie eine Schlange bis an die terrassenförmige Mauer, die von einer Reihe von Fliederbüschen überragt wurde, welche im Monat Mai ihren Wohlgeruch verbreiteten und ihre Blüten auf die Vorübergehenden herabschüttelten, wenn diese an der Mauer der tiefen Allee, die das große Trianon von dem kleinen trennt, hingingen.

Als Gilbert bei diesem Punkte angelangt war, sahen seine, an die Finsterniß gewöhnten Blicke, Nicole, welche auf einen Stein, der sich diesseits des Gitters, und kluger Weise außer dem Bereiche der Hand von Herrn von Beausire befand, die Börse leerte, die ihr Herr von Richelieu gegeben hatte.

Die Louis d'or rieselten springend und glänzend daraus, während Herr von Beausire, das Auge entzündet, und die Hand zitternd, aufmerksam Nicole und die Goldstücke anschaute, ohne zu begreifen, wie die eine die andern besaß.

Nicole sprach:

»Mehr als einmal,« sagte sie, »haben Sie mir den Vorschlag gemacht, mich zu entführen, mein lieber Herr von Beausire.«

»Und sogar Sie zu heirathen,« rief der Gefreite ganz begeistert.

»Oh! was den letzteren Punkt betrifft, mein lieber Herr,« sagte das Mädchen, »so wollen wir ihn später verhandeln; für den Augenblick ist fliehen die Hauptsache, können wir in zwei Stunden fliehen?«

»In zehn Minuten, wenn Sie wollen.«

»Nein: ich habe zuvor noch etwas zu thun, und was ich zu thun habe, erfordert zwei Stunden.«

»In zwei Stunden, wie in zehn Minuten bin ich zu Ihren Befehlen, theure Seele.«

»Gut; nehmen Sie fünfzig Louis d'or (das Mädchen zählte fünfzig Louis d'or und reichte sie durch das Gitter Herrn von Beausire, der die Goldstücke ohne sie zu zählen, in seine Westentasche schob); und in anderthalb Stunden sind Sie mit einem Wagen hier.«

»Aber . . .« entgegnete Beausire.

»Oh! wenn Sie nicht wollen, nehmen wir an, es sei nichts zwischen uns verabredet worden, und geben Sie mir meine fünfzig Louis d'or wieder.«

»Ich weiche nicht zurück, theure Nicole.; ich befürchte nur die Zukunft.«

»Für wen?«

»Für Sie.«

»Für mich?«

»Ja. Sind die fünfzig Louis d'or verschwunden, und am Ende verschwinden sie doch wohl, so werden Sie zu beklagen sein, Sie werden es bereuen, Trianon verlassen zu haben, Sie . . .«

»Oh! wie zartfühlend sind Sie; haben Sie nicht bange, ich gehöre nicht zu den Frauen, die man

unglücklich macht, lassen Sie jedes Bedenken; wenn die fünfzig Louis d'or ausgegeben sind, werden wir übrigens sehen.«

Und Nicole ließ andere fünfzig in der Börse klingen.

Die Augen von Beausire phosphorescirten.

»Für Sie würde ich mich in einen feurigen Ofen stürzen,« sagte er.

»Gut! gut! man verlangt nicht so viel von Ihnen, Herr von Beausire; es ist also abgemacht in anderthalb Stunden den Wagen, in zwei Stunden die Flucht.«

»Es ist abgemacht,« rief Beausire, indem er die Hand von Nicole ergriff und an sich zog, um sie durch das Gitter zu küssen.

»Stille doch!« sagte Nicole, »sind Sie verrückt . . .«

»Nein, ich bin verliebt.«

»Hm!« machte Nicole.

»Sie glauben mir nicht, theures Herz?«

»Doch, ich glaube Ihnen; sorgen Sie hauptsächlich für gute Pferde.«

»Oh! ja.«

Sie trennten sich.

Doch nach Verlauf einer Secunde drehte sich Beausire ganz geschäftig um.

»Bst! bst!« machte er.

»Was denn?« fragte Nicole, welche schon ziemlich fern war, und die Hand vor dem Mund hielt, um ihre Stimme ohne Lärmen zu dem gewünschten Punkte gelangen zu lassen.

»Und das Gitter?«, fragte Beausire, »Sie werden also durch das Gitter gehen?«

»Wie dumm ist er!« murmelte Nicole, welche in diesem Augenblick nur zehn Schritte von Gilbert entfernt war.

Dann sagte sie laut:

»Ich habe den Schlüssel.«

Beausire ließ ein Ah! der Bewunderung vernehmen, und entfloh in aller Eile.

Nicole kam mit gesenktem Kopf und mit flinken Beinen zu ihrer Gebieterin zurück.

Gilbert, der nun allein war, stellte sich folgende vier Fragen:

»Warum entflieht Nicole mit Beausire, den sie nicht liebt?«

»Warum besitzt Nicole eine so bedeutende Geldsumme?«

»Warum hat Nicole den Schlüssel vom Gitter?«

»Warum kehrt Nicole, die sogleich fliehen könnte, zu ihrer Herrin zurück?«

Wohl fand Gilbert ein Antwort auf die Frage: »Warum hat Nicole Geld?« Aber auf die anderen fand er keine.

Bei dieser Verneinung seines Scharfsinns wurde auch seine natürliche Neugierde, oder daß Mißtrauen, daß sich bei ihm gebildet hatte, so mächtig erregt, daß er die Nacht, so kalt sie auch war, in freier Luft unter den feuchten Bäumen zuzubringen beschloß, um die Entwicklung diese Scene abzuwarten, deren Anfang er gesehen hatte.

Andrée hatte ihren Vater bis an die Schranken von Groß-Trianon geleitet. Sie kam allein und nachdenkend zurück, als Nicole in aller Eile aus der Allee hervortrat welche zu dem Gitter führte, wo sie alle Maßregeln mit Herrn von Beausire verabredet hatte.

Nicole blieb stehen, sobald sie ihre Gebieterin erblickte, stieg dann auf ein Zeichen, das ihr Andrée machte, hinter dieser die Treppe hinauf, und folgte ihr in ihr Zimmer.

Es mochte in diesem Augenblick halb neun Uhr Abends sein. Die Nacht war rascher und dichter als gewöhnlich gekommen, weil eine große, schwarze Wolke, von Süden nach Norden laufend, den Himmel überzogen hatte, so daß man jenseits Versailles über den großen Waldungen, so weit das Auge reichte, das finstere Tuch allmählig, alle kurz zuvor noch auf ihrer azurnen Kuppel funkelnden Sterne verhüllen sehen konnte.

Ein niedrig streichender Wind fegte den Boden und sandte glühende Stöße den durstigen Blumen zu, welche ihr Haupt neigten, als wollen sie vom Himmel das Almosen des Regens oder des Thaus erflehen.

Diese Drohung der Atmosphäre hatte den Gang von Andrée durchaus nicht beschleunigt — im Gegentheil, traurig und tiefträumerisch setzte sie wie mit Bedauern den Fuß auf jede Stufe der Treppe, welche nach ihrem Zimmer führte, und sie blieb bei jedem Fenster stehen, um zu schauen, ob der Himmel mit ihrer Traurigkeit harmonire und um die Rückkehr in ihre kleine Wohnung zu verzögern.

Ungeduldig, ärgerlich, befürchtend, eine Laune ihrer Gebieterin könnte sie über die Stunde aufhalten, brummte Nicole ganz leise eine jener Verwünschungen, mit denen die Dienstboten nie ihre Gebieter verschonen, welche so unklug sind, sich die Befriedigung einer Laune auf Kosten der Laune ihrer Diener zu erlauben,

Andrée stieß die Thüre ihres Zimmers auf, sank auf ein Fauteuil und befahl Nicole, das Fenster, das nach dem Hofe ging halb zu öffnen.

Nicole gehorchte.

Dann kehrte sie mit der Miene der Theilnahme, der sich die Schmeichlerin so gut zu bedienen wußte, zu ihrer Gebieterin zurück und sagte:

»Ich befürchte, das Fräulein ist diesen Abend ein wenig krank; das Fräulein hat rothe, geschwollene, nichts desto weniger aber glänzende Augen. Ich glaube, das Fräulein bedarf sehr der Ruhe.«

»Du glaubst?« fragte Andrée, welche nicht gehört hatte.

Und sie streckte nachlässig ihre Füße auf ein gesticktes Kissen aus.

Nicole betrachtete diese Stellung als einen Befehl ihrer Gebieterin, sie zu entkleiden, und fing an, die Bänder und Blumen ihres Kopfputzes zu lösen, — eine Art von Gebäude, das die geschickteste Zerstörerinnen vor einer guten Viertelstunde nicht herunter brachte.

Andrée sprach während dieser ganzen Arbeit nicht ein Sterbenswörtchen. Ihrer Willkühr überlassen, machte Nicole ihr Geschäft mit der größten Eile ab und zerrte Andrée, ohne diese schreien zu machen, so sehr war sie in ihre Gedanken vertieft, nach Gefallen an ihren Haaren.

Als die Nachttoilette beendet war, gab Andrée ihre Befehle für den andern Tag. Man mußte am Morgen nach Versailles gehen, um einige Bücher zu holen, welche Philipp für seine Schwester dahin hatte bringen lassen; man sollte den Stimmer benachrichtigen, er habe sich nach Trianon zu begeben, um das Clavier in Stand zu setzen.

Nicole antwortete ruhig, wenn man sie in der Nacht nicht weckte, so würde sie frühzeitig aufstehen, und vor dem Erwachen des Fräuleins würden alle Aufträge besorgt sein.

»Morgen werde ich auch schreiben,« fuhr Andrée mit sich selbst sprechend fort; »ja, ich werde Philipp schreiben, das wird mich ein wenig erleichtern.«

»In jedem Fall,« dachte Nicole, »in jedem Fall besorge ich den Brief nicht.«

Und bei dieser Betrachtung dachte auch Nicole, die noch nicht völlig verdorben war, mit einem traurigen Gefühle daran, daß sie zum ersten Male ihre vortreffliche Gebieterin, in deren Nähe ihr Geist und ihr Herz erweckt worden waren, verlassen wollte. Die Erinnerung an Andrée war bei ihr mit so vielen Erinnerungen verknüpft, daß jene berühren, die ganze Kette, welche von diesem Tag bis zu den ersten Tagen ihrer Kindheit hinaufging, schütteln hieß.

Während diese dem Character und der Lebenslage nach so sehr verschiedenen Kinder neben einander dachten, ohne daß ihre Ideen in irgend einem Zusammenhange standen, entfloh die Zeit und die Uhr von Klein-Trianon, welche immer der von Groß-Trianon vorging, schlug die neunte Stunde.

Beausire mußte beim Rendez-vous sein, und Nicole hatte nur noch eine halbe Stunde, um sich zu ihrem Liebhaber zu begeben.

Sie kleidete ihre Gebieterin so rasch, als sie konnte, vollends aus, nicht ohne einige Seufzer entschlüpfen zu lassen, denen Andrée keine Aufmerksamkeit schenkte. Sie reichte ihr ein langes Nachtgewand, und als Andrée, immer noch in Gedanken versunken, unbeweglich und die Augen am Plafond umherirrend blieb, zog Nicole aus ihrer Brust den Flacon von Richelieu, warf zwei Stücke Zucker in ein Glas mit dem nöthigen Wasser, um ihn schmelzen zu machen, und goß dann, ohne zu zögern und mit der in diesem so jungen Herzen schon so starken Willenskraft zwei Tropfen Saft aus dem Flacon in dieses Wasser, das sich sogleich trübte und eine leichte Opalfärbung annahm, die sich allmählig wieder verlor.

»Mein Fräulein,« sagte Nicole, »das Glas Wasser ist bereit, die Kleider sind zusammengelegt, die Nachtlampe ist angezündet, Sie wissen, daß ich früh aufstehen muß; darf ich mich nun schlafen legen?«

»Ja,« antwortete Andrée zerstreut.

Nicole verbeugte sich, stieß einen letzten Seufzer aus, der wie die andern verloren ging, und zog die Thüre, die nach dem kleinen Vorzimmer führte, hinter sich zu. Doch statt zu sich in die Zelle zu gehen, welche, wie man weiß, an den Corridor stieß und durch das Vorzimmer von Andrée erhellt war, entfloh sie leicht und ließ die Thüre des Corridor am Sims werk angelehnt, so daß die Instructionen von Richelieu vollständig befolgt waren.

Sodann stieg sie, um die Aufmerksamkeit der Nachbarn nicht zu erregen, die Treppe, welche in den Garten führte, auf den Fußspitzen hinab, sprang über die Freitreppe und lief zu Herrn Beausire an das Gitter.

Gilbert hatte seinen Beobachtungsposten nicht verlassen. Er hatte Nicole sagen hören, sie würde in zwei Stunden zurückkommen; er wartete. Da jedoch die Stunde seit zehn Minuten vorüber war, so fing er an zu befürchten, sie würde nicht kommen.

Plötzlich sah er sie herbeilaufen, als ob sie verfolgt würde.

Sie näherte sich dem Gitter und reichte durch die Stangen Beausire den Schlüssel; Beausire öffnete die Thüre, Nicole eilte hinaus und das Gitter schloß sich wieder mit einem schweren Knarren.

Dann wurde der Schlüssel in das Gras im Graben geworfen, gerade unterhalb der Stelle, wo sich Gilbert befand; der junge Mann hörte ihn mit einem matten Ton fallen und bemerkte die Stelle, wohin er gefallen war.

Nicole und Beausire gewannen während dieser Zeit Raum; Gilbert hörte, wie sie sich

entfernten, und vernahm, nicht das Geräusch eines Wagens, wie ihn Nicole verlangt hatte, sondern das Stampfen eines Pferdes, das nach einigen Augenblicken, die ohne Zweifel unter den Vorwürfen von Nicole hingingen, welche gern wie eine Herzogin in einer Carrosse weggefahren wäre, die Erde mit seinen vier Hufen schlug, welche bald auf dem Pflaster der Landstraße schollen.

Gilbert athmete.

Gilbert war frei; Gilbert war von Nicole, von seiner Feindin befreit. Andrée blieb allein; vielleicht hatte Nicole bei ihrem Abgang den Schlüssel in der Thüre stecken lassen.

Dieser Gedanke machte den brausenden jungen Mann mit aller Wuth der Furcht und der Ungewißheit, der Neugierde und des Verlangens aufspringen.

Und in umgekehrter Richtung dem Weg folgend, auf dem Nicole gekommen war, lief er nach dem Pavillon der Comunes.

CXX.

Das doppelte Gesicht.

Als Andrée allein war, erwachte sie allmählig aus der moralischen Betäubung, welche sie befallen hatte; und während Nicole auf dem Kreuz hinter Herrn von Beausire floh, kniete sie nieder und verrichtete ein inbrünstiges Gebet für Philipp, das einzige Wesen auf der Welt, das sie mit einer wahren und tiefen Zuneigung liebte.

Sie betete in ihrem innigen Vertrauen auf Gott.

Die Gebete von Andrée bestanden gewöhnlich nicht aus einer Reihenfolge mit einander verknüpfter Worte; es war eine Art von göttlicher Extase, in der sich die Seele bis zum Herrn erhob und in ihm sich vermischte.

In diesem leidenschaftlichen Flehen des von der Materie entbundenen Geistes war keine Beimischung von Egoismus. Andrée gab sich gewissermaßen selbst auf, dem Schiffbrüchigen gleich, der die Hoffnung verloren hat und nicht mehr für sich, sondern nur noch für seine Frau und seine Kinder, welche Waisen werden sollen, betet.

Dieser innige Schmerz war bei Andrée seit der Abreise ihres Bruders entstanden; und dennoch war er nicht ohne eine Mischung: wie ihr Gebet, bestand er aus zwei verschiedenen Elementen, von denen das eine für Andrée nicht sehr verständlich war.

Es war wie eine Ahnung, wie das fühlbare Herannahen eines bevorstehenden Unglücks. Es war eine Empfindung, den Stichen einer vernarbten Wunde ähnlich. Der anhaltende Schmerz ist verschwunden, aber die Erinnerung daran überlebt ihn lange, und macht auf die Gegenwart des Uebels aufmerksam, wie es einst die Wunde selbst that.

Andrée suchte sich nicht einmal Rechenschaft von dem zu geben, was sie fühlte; ganz nur mit dem Andenken an Philipp beschäftigt, führte sie auf diesen geliebten Bruder die Gesammtheit der Eindrücke zurück, die sie bewegten.

Dann stand sie auf, wählte ein Buch aus ihrer bescheidenen Bibliothek, stellte das Licht in die Nähe ihrer Hand und legte sich zu Bette.

Das Buch, das sie gewählt, oder vielmehr auf den Zufall genommen hatte, war nicht geeignet, ihre Aufmerksamkeit rege zu erhalten, es schläferete sie im Gegentheil ein. Bald breitete sich eine Anfangs durchsichtige, aber immer dichter werdende Wolke über ihrem Gesichte aus. Sie kämpfte einen Augenblick gegen den Schlaf, faßte zwei oder dreimal ihren flüchtigen Gedanken wieder auf, der ihr dann abermals entging, rückte mit dem Kopf vor, um das Licht auszublasen, erblickte das von Nicole bereitete Glas Wasser, streckte den Arm aus, nahm es mit einer Hand, rührte mit der andern den halb geschmolzenen Zucker mit einem Löffelchen um, und näherte, schon unter dem Druck des Schlafes, das Glas ihrem Mund.

Plötzlich und als ihre Lippen bereits den Trank berührten, machte eine seltsame Erschütterung ihre Hand zittern; eine zugleich feuchte und brennende Last fiel auf ihr Gehirn und Andrée erkannte mit Schrecken an den Wogungen des Fluidums, das über ihre Nerven hinlief, den übernatürlichen Einbruch unbekannter Empfindungen, der schon mehrere Male ihre Kräfte besiegt und ihre Vernunft gelähmt hatte.

Sie hatte nur noch Zeit, das Glas auf den Teller zu stellen und beinahe in demselben Augenblick verlor sie, ohne eine andere Klage als einen Seufzer, der ihrem leicht geöffneten Mund entschlüpfte, den Gebrauch der Stimme, des Gesichtes, des Verstandes und fiel, wie vom Blitz getroffen, von einer tödtlichen Schlagsucht heimgesucht, auf ihr Bett.

Doch diese Vernichtung war nur der augenblickliche Uebergang von einem Dasein zum andern.

Von todt, wie sie war, mit ihren Augen, welche für immer geschlossen zu sein schienen, erhob sie sich plötzlich wieder, öffnete die Augen mit einer furchtbaren Starrheit und stieg wie eine Marmorstatue, die aus ihrem Grabe steigen würde, von ihrem Bett herab.

Es unterlag keinem Zweifel, Andrée schlief jenen wunderbaren Schlaf, der schon mehrere Male ihr Leben unterbrochen hatte.

Sie durchschritt das Zimmer, öffnete die Glashüre und ging in den Corridor mit der strengen, festen Haltung eines belebten Marmors.

Die Treppe lag vor ihr, Stufe für Stufe, ohne zu zählen und ohne Hast, stieg Andrée hinab und erschien auf der Freitreppe.

Als Andrée den Fuß auf die oberste Stufe setzte, um hinabzusteigen, setzte Gilbert den Fuß auf die unterste, um hinaufzusteigen.

Gilbert sah also diese weiße, feierliche Frau einerschreiten, als ob sie auf ihn zukäme.

Er wich von ihr zurück und gelangte zurückweichend in eine Gruppe von Hagebuchen.

Er erinnerte sich, Andrée schon so im Schlosse Taverney gesehen zu haben.

Andrée ging an Gilbert vorüber, streifte ihn beinahe und sah ihn nicht.

Verwirrt, gelähmt, sank der junge Mann auf sein unter ihm gebogenes Bein nieder: er hatte bange.

Da er nicht wußte, welchem Umstand er diesen seltsamen Ausgang von Andrée zuschreiben sollte, so folgte er ihr mit den Augen; aber seine Vernunft war verrückt, sein Blut peitschte stürmisch seine Schläfe, er war dem Wahnsinn näher als dem kalten Verstand, den der Beobachter braucht.

Er blieb daher auf dem Gras, mitten unter Blätterwerk gekauert, und lauerte, wie er es that, seitdem diese unselige Liebe in sein Herz eingedrungen war.

Plötzlich war ihm das Geheimniß dieses Ausgangs erklärt. Andrée war nicht toll, nicht irre. Andrée ging mit diesem kalten leichenartigen Schritte zu einem Rendezvous.

Ein Blitz durchfurchte den Himmel.

Gilbert gewahrte bei dem bläulichen Schimmer dieses Blitzes einen unter der dunklen Lindenallee verborgenen Mann und so rasch auch die Gewitterflamme gewesen war, so hatte er doch sein bleiches Gesicht und seine in Unordnung gebrachten Kleider von dem schwarzen Hintergrunde sich abheben sehen.

Andrée ging auf diesen Mann zu, der einen Arm gegen sie ausgestreckt hielt, als wollte er sie zu sich heranziehen.

Es war, als ob ein glühendes Eisen durch das Herz von Gilbert führe und ihn emporzöge, damit er besser sehen könne.

In diesem Augenblick zuckte ein anderer Blitz am Himmel hin.

Gilbert erkannte Balsamo, mit Schweiß und Staub bedeckt, Balsamo, der mit Hülfe eines

geheimen Einverständnisses in Trianon eingedrungen war, Balsamo endlich, der Andrée so unüberwindlich, so unselig an sich zog, wie die Schlange den Vogel anzieht.

Zwei Schritte von ihm blieb Andrée stehen.

Er nahm ihre Hand. Andrée bebte am ganzen Leib. »Sehen Sie?« sagte er.

»Ja,« antwortete Andrée, »doch indem Sie sich mir so näherten, hätten Sie mich beinahe getötet.«

»Verzeihen Sie,« erwiderte Balsamo; »aber ich habe den Kopf verloren, ich gehöre nicht mehr mir an, ich werde wahnsinnig, ich sterbe.«

»Sie leiden in der That,« sagte Andrée, von dem Leiden von Balsamo durch die Berührung seiner Hand unterrichtet.«

»Ja, ja, ich leide, und ich komme, um Trost bei Ihnen zu suchen. Sie allein können mich retten.«

»Fragen Sie mich,«

»Ich frage Sie zum zweiten Male, sehen Sie?«

»Oh! vollkommen.«

»Wollen Sie mir nach Hause folgen, können Sie es?« »Ich kann es, wenn Sie mich durch den Geist führen wollen.«

»Kommen Sie.«

»Ah!« sprach Andrée, »wir gelangen nach Paris, wir folgen dem Boulevard, wir vertiefen uns in eine Straße, welche nur durch eine einzige Laterne beleuchtet ist.«

»So ist es: lassen Sie uns eintreten.«

»Wir sind in einem Vorzimmer. Es ist eine Treppe rechts; doch Sie ziehen mich nach der Wand fort: die Wand öffnet sich; es bieten sich Stufen . . .«

»Steigen Sie hinauf,« rief Balsamo, »das ist unser Weg.«

»Ah!« nun sind wir in einem Zimmer: es sind hier Löwenhäute, Waffen. Ah! die Kaminplatte öffnet sich,«

»Gehen wir durch; wo sind Sie?«

»In einem seltsamen Zimmer, in einem Zimmer ohne Ausgänge, dessen Fenster vergittert sind; oh! wie Alles in diesem Zimmer in Unordnung ist!«

»Aber leer, leer, nicht wahr?«

»Leer.«

»Können Sie die Person sehen, die es bewohnte?«

»Ja, wenn man mir einen Gegenstand gibt, den sie berührt hat, der von ihr kommt, oder ihr gehört.«

»Kommen Sie, hier sind von ihren Haaren.«

Andrée nahm die Haare und näherte sich ihrer Person.

»Oh! ich erkenne sie,« sprach sie; »ich habe diese Frau schon gesehen; sie floh nach Paris?.«

»So ist es, so ist es; können Sie mir sagen, was sie seit zwei Stunden gemacht hat, und wie sie geflohen ist?«

»Warten Sie, ja: sie liegt auf einem Sopha; sie hat die Brust halb entblößt und unterhalb dem Busen ist eine Wunde.«

»Sehen Sie, Andrée, sehen Sie, verlassen Sie sie nicht.«

»Sie ist eingeschlafen; sie erwacht, sie sucht um sich her; sie zieht ein Sacktuch hervor; sie steigt auf einen Stuhl; sie befestigt das Sacktuch an den Gitterstangen ihres Fenster?. Oh! mein Gott!«

»Sie will also wirklich sterben?«

»Oh! ja, sie ist entschlossen. Doch dieser furchtbare Tod! sie läßt das Sacktuch an die Stangen angebunden . . . Steige herab, arme Frau!«

»Was?«

»Oh! wie sie weint, wie sie leidet, wie sie die Hände ringt; sie sucht eine Mauerecke, um sich den Schädel zu zerschmettern.«

»Oh! mein Gott! mein Gott! murmelte Balsamo.

»Oh! sie stürzt gegen den Kamin! der Kamin stellt zwei marmorne Löwen dar; sie wird sich die Hirnschaale an dem Löwenkopf zerschmettern!«

»Hernach . . . hernach . . . sehen Sie, Andrée, ich will es.«

»Sie bleibt stehen.«

Balsamo athmete.

»Sie schaut.«

»Was schaut sie?« sagte Balsams.

»Sie hat Blut an dem Löwenauge wahrgenommen.« »Mein Gott, mein Gott!« murmelte Balsamo.

»Ja, Blut, und dennoch hat sie sich nicht gestoßen. Oh! das ist seltsam, dieses Blut ist nicht das der Frau, es ist das Ihrige.«

»Dieses Blut ist das meinige?« rief Balsamo ganz außer sich.

, Ja, das Ihrige, das Ihrige. Sie haben sich mit einem Messer, mit einem Dolch in die Finger geschnitten, und Ihren blutigen Finger auf das Löwenauge gedrückt. Ich sehe Sie.«

»Ss ist wahr, es ist wahr. Aber wie flieht sie?«

»Warten Sie, warten Sie, ich sehe sie das Blut betrachten, nachdenken und dann ihren Finger auf die Stelle drücken, auf die Sie den Ihrigen gedrückt hatten. Ah! das Auge des Löwen gibt nach, eine Feder spielt. Die Kaminplatte öffnet sich.«

»Ich Unvorsichtiger!« rief Balsamo, »ich unselig Unvorsichtiger, ich unglücklicher Narr, der ich bin. Ich habe mich selbst verrathen.«

Andrée schwieg.

»Und sie geht hinaus,« fuhr Balsamo fort, »sie flieht?«

»Oh! man muß der armen Frau verzeihen, sie war so unglücklich.«

»Wo ist sie, wohin geht sie, folgen Sie ihr, Andrée, ich will es.«

»Warten Sie, sie bleibt einen Augenblick in dem Zimmer mit den Waffen und Pelzen stehen; ein Schrank ist offen, eine gewöhnlich in diesem Schranke eingeschlossene Caffette steht auf einem Tisch. Sie erkennt die Cassette und nimmt sie.«

»Was enthält diese Cassette?«

»Ihre Papiere, glaube ich.«

»Wie sieht sie aus?«

»Sie ist mit blauem Sammet überzogen, hat silberne Nägel, silberne Beschläge und ein silbernes Schloß.«

»Oh!« rief Balsamo voll Zorn, mit dem Fuße stampfend, »sie hat also diese Cassette genommen?«

»Ja, ja, sie. Sie wählt die Treppe, welche in's Vorzimmer führt, sie öffnet die Thüre, sie zieht die Kette, mit der man die Hausthüre öffnet und geht hinaus.«

»Ist es schon spät?«

»Es muß spät sein, denn es ist Nacht.«

»Desto besser, dann ist sie wohl kurz vor meiner Rückkehr weggegangen und ich werde vielleicht Zeit haben, sie wieder einzuholen; folgen Sie ihr, Andrée.«

»Sobald sie aus dem Hause ist, läuft sie wie toll, wie toll erreicht sie das Boulevard . . . Sie läuft . . . sie läuft, ohne anzuhalten . . .«

»In welcher Richtung?«

»Gegen die Bastille.«

»Sie sehen sie immer noch?«

»Ja, sie ist wie eine Wahnsinnige, sie stößt sich an den Vorübergehenden. Endlich bleibt sie stehen, sie sucht zu erfahren, wo sie ist . . . sie fragt.«

»Was sagt Sie? Hören Sie, Andrée, hören Sie und verlieren Sie in des Himmels Namen nicht eines von ihren Worten. Sie haben gesagt, sie frage?«

»Ja, einen schwarz gekleideten Mann.«

»Was fragt sie ihn?«

»Sie fragt ihn nach der Adresse des Polizeilieutenant.« »Oh! es war also keine leere Drohung. Nennt er sie ihr?« »Ja.«

»Was macht sie?«

»Sie kehrt um und schlägt den Weg durch eine Straße ein, welche schräg geht; sie schreitet über einen großen Platz,«

»Place Royal, das ist der Weg, Lesen Sie in ihrer Absicht?«

»Eilen Sie, eilen Sie; sie will Sie anzeigen. Wenn sie vor Ihnen an Ort und Stelle kommt, wenn sie Herrn von Sartines sieht, sind Sie verloren.«

Balsamo stieß einen furchtbaren Schrei aus, stürzte in das Gebüsch, eilte durch eine kleine Thüre, welche ihm eine Art von Schatten öffnete und wieder schloß, und schwang sich auf sein Pferd Dscherid, das vor der Thüre die Erde stampfte.

Zugleich durch die Stimme und die Sporen gestachelt, schoß das Thier wie ein Pfeil in der Richtung von Paris fort und man hörte nur noch seinen Hufschlag auf dem Pflaster, auf dem es hinflog,

Andrée war kalt, stumm, bleich stehen geblieben. Aber als hätte Balsamo ihr Leben mit fortgenommen, sank sie bald zusammen und fiel auf den Boden.

In seinem Eifer nur darauf bedacht, Lorenza zu verfolgen, hatte Balsamo wirklich Andrée zu wecken vergessen.

CXXI.

Starrkrampf.

Andrée sank nicht, wie wir gesagt haben, auf einmal, sondern in Abstufungen nieder, die wir zu beschreiben versuchen wollen.

Allein, verlassen, von der inneren Kälte erfaßt, welche auf alle wüthende Erschütterungen des Nervensystems folgt, fing Andres bald an zu wanken und zu beben, wie bei dem Beginnen eines epileptischen Anfalls.

Gilbert war immer noch da, steif, unbeweglich, vorwärts geneigt und den Blick starr auf sie geheftet. Aber für Gilbert, der in den magnetischen Erscheinungen völlig unwissend war, gab es weder Schlaf noch Gewaltthat. Er hatte nichts, oder beinahe nichts von dem Gespräch mit Balsamo gehört. Andrée schien nur zum zweiten Mal in Trianon wie in Taverney dem Rufe dieses Mannes zu gehorchen, der einen so furchtbaren und so seltsamen Einfluß über sie gewonnen hatte; für Gilbert faßte sich Alles in den Worten zusammen: Fräulein Andrée hat, wenn nicht einen Liebhaber, doch wenigstens einen Mann, den sie liebt, und mit dem sie Zusammenkünfte hält.

Das Gespräch zwischen Andrée und Balsamo halte, obgleich es mit leiser Stimme stattgefunden, allen Anschein eines Streites gehabt. Fliehend, verwirrt, wahnsinnig, schien Balsamo ein in Verzweiflung gerathener Liebender zu sein; allein geblieben, unbeweglich, stumm, hatte Andrée das Aussehen einer verlassenenen Geliebten.

In diesem Augenblick geschah es, daß er sie wanken, die Hände ringen und sich um sich selbst drehen sah; dann stieß sie einigemale ein dumpfes Geräusch aus, das ihre gepreßte Brust zerriß; sie strengte sich an, oder vielmehr die Natur strengte sich an, nach Außen die schlecht abgewogene Masse von Fluidum zu werfen, die ihr während des magnetischen Schlafes das doppelte Gesicht gegeben hatte, dessen Erscheinungen wir in dem vorhergehenden Kapitel sich offenbaren sahen.

Aber die Natur wurde besiegt; es gelang Andrée nicht, diesen Ueberrest von Balsamo bei ihr vergessenen Willens abzuschütteln. Sie konnte die geheimnißvollen, unentwirrbaren Bande nicht lösen, die sie ganz und gar gefesselt hatten, und durch den Kampf gerieth sie in jene Convulsionen, von welchen einst die Pythien auf dem Dreifuß vor dem Volk religiöser Frager, das im Säulengang des Tempels summt und umherschwärmt, befallen wurde.

Andrée verlor das Gleichgewicht und fiel, einen schmerzlichen Seufzer ausstoßend, auf den Sand nieder, als ob sie von dem Blitz getroffen worden wäre, der in diesem Augenblick das Himmelsgewölbe zerriß.

Doch noch hatte sie den Boden nicht berührt, als Gilbert mit der Behendigkeit und der Stärke des Tigers auf sie zustürzte, sie in seine Arme nahm, und, ohne zu bemerken, daß er eine Last zu halten hatte, in das Zimmer trug, das sie kaum zuvor verlassen, um dem Ruf von Balsamo zu gehorchen, und wo noch die Kerze bei dem aus einander gemachten Bett brannte.

Gilbert fand alle Thüren offen, wie sie Andrée gelassen hatte.

Als er eintrat, gieß er sich am Sopha und legte natürlich das kalte, leblose Mädchen darauf.

Alles war in ihm Fieber bei der Berührung dieses leblosen Körpers geworden, seine Nerven bebten, sein Blut kochte.

Sein erster Gedanke war indessen keusch und rein: man mußte vor Allem diese schöne Natur zum Leben zurückrufen; er suchte mit den Augen die Flasche, um Andrée ein paar Tropfen Wasser ins Gesicht zu spritzen.

Doch in diesem Augenblick, und als sich seine zitternde Hand nach dem schlanken Hals der kristallinen Karasse ansstreckte, kam es ihm vor, als ob ein zugleich fester als leichter Tritt, die von Holz und Backstein gebaute Treppe, welche in das Zimmer von Andrée führte, krachen machte.

Es war nicht Nicole, da Nicole mit Herrn von Beausire die Flucht ergriffen hatte; es war nicht Balsamo, da Balsamo im Galopp auf Dscherid weggesprengt war.

Es konnte nur ein Fremder sein.

Ertappte man Gilbert, so wurde er weggejagt. Andrée war für ihn wie die Königinnen von Spanien, die ein Unterthan nicht einmal berühren darf, um ihnen das Leben zu retten.

Alle diese Gedanken stürzten wie ein scharfer Hagelschauer auf den Geist von Gilbert in weniger Zeit herab, als dieser unselige Schritt brauchte, um sich auf eine andere Stufe zu stellen.

Die Entfernung dieses Schrittes, der immer näher kam, konnte Gilbert nicht genau berechnen, einen solchen Lärmen machte in diesem Augenblick der Sturm am Himmel; aber mit großer Kaltblütigkeit und einer wunderbaren Klugheit ausgerüstet, begriff der junge Mann, daß sein Platz nicht hier und daß es vor Allem für ihn wichtig war, nicht gesehen zu werden.

Er blies rasch die Kerze aus, welche das Zimmer von Andrée beleuchtete, und warf sich in das Cabinet, das Nicole bewohnt hatte. So gestellt, sah er durch die Glashüre dieses Cabinets zugleich in das Zimmer von Andrée und in das Vorzimmer.

In diesem Vorzimmer brannte eine Nachtlampe auf einem kleinen Nachttisch. Gilbert hatte Anfangs den Gedanken, sie wie die Kerze auszublasen, aber es blieb ihm nicht Zeit dazu; der Schritt krachte auf dem Boden des Corridor, ein etwas gepreßtes Athemholen machte sich bemerkbar, die Gestalt eines Mannes erschien auf der Schwelle, schlüpfte schüchtern in das Vorzimmer, stieß die Thüre wieder zu und schloß sie mit dem Riegel.

Gilbert hatte nur Zeit, sich in das Cabinet von Nicole zu werfen und die Glashüre an sich zu ziehen.

Gilbert hielt seinen Athem an sich und horchte mit allen seinen Ohren.

Der Sturm brauste feierlich in den Wolken, schwere Regentropfen peitschten die Glasscheiben von Andrée und die des Corridors, wo auch ein offengelassenes Fenster auf seinen Angeln ächzte und von Zeit zu Zeit vom Wind zurückgestoßen, der sich im Corridor sing, mit großem Lärmen an seinen Rahmen schlug.

Aber der Aufruhr der Natur und der äußere Lärmen, so furchtbar sie auch sein mochten, waren nichts für Gilbert; alle seine Gedanken, sein ganzes Leben, seine ganze Seele drängte sich in seinem Blick zusammen, und sein Blick war an diesem Mann festgenietet.

Dieser Mann ging durch das Vorzimmer, kam auf zwei Schritte an Gilbert vorbei und trat ohne Zögern in das Zimmer ein.

Gilbert sah ihn tappend auf das Bett von Andrée zugehen, eine Geberde des Erstaunens machen, als er das Bett verlassen fand, und beinahe in demselben Augenblick mit dem Arm an das auf dem Tisch stehende Licht stoßen.

Das Licht fiel, und Gilbert hörte wie die krystallene Tille auf dem Marmor des Tisches zerbrach.

Dann rief der Mann zweimal mit dumpfer Stimme: »Nicole! Nicole!«

»Wie, Nicole!« fragte sich Gilbert aus seinem Versteck, »Warum ruft dieser Mensch Nicole, da er Andrée rufen müßte?«

Als aber keine Stimme auf die seinige antwortete, hob der Unbekannte das Licht vom Boden auf, ging auf den Fußspitzen in das Vorzimmer und zündete es an der Nachtlampe an.

Da concentrirte Gilbert seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen seltsamen, nächtlichen Besuch; seine Augen wandten eine so mächtige Willenskraft auf, daß sie eine Mauer durchdrungen hätten.

Plötzlich schauerte Gilbert und machte, so gut er auch verborgen war, einen Schritt rückwärts.

Bei dem Scheine der zwei sich verbindenden Flammen hatte Gilbert bebend und halb tod vor Bestürzung in dem Mann, der das Licht in der Hand hielt, den König erkannt.

Nun war ihm Alles erklärlich. Die Flucht von Nicole, das zwischen ihr und Beausire getheilte Geld und die offen gelassene Thüre, und Richelieu und Taverney, und die ganze geheimnißvolle, unselige Intrigue, deren Mittelpunkt das Mädchen war.

Gilbert begriff, warum der König Nicole gerufen hatte, Nicole, die Vermittlerin dieses Verbrechens, welche, wie Judas mit aller Gefälligkeit ihre Gebieterin verkauft und preisgegeben hatte.

Doch bei dem Gedanken an das, was der König in diesem Zimmer wollte, bei dem Gedanken an das, was vor ihm vorgehen sollte, stieg Gilbert das Blut in die Augen und blendete ihn.

Er hatte Lust zu schreien; doch die Furcht, dieses unüberlegte, seltsame, unwiderstehliche Gefühl, die Furcht, die er noch vor dem Mann voll Blendwerk hegte, den man den König von Frankreich nannte, fesselte die Zunge von Gilbert in seinem Hals.

Ludwig XV. war indessen, die Kerze in der Hand, in das Zimmer zurückgekehrt.

Kaum befand er sich hier, als er Andrée in einem Nachtgewand von weißer Mousseline erblickte, Andrée, mehr entblößt als verhüllt, Andrée, deren Kopf auf die Lehne des Sophas zurückgesunken war, während ein Bein auf dem Kissen ruhte und das Andere steif und ohne Bekleidung auf den Teppich herabfiel.

Der König lächelte bei diesem Anblick. Die Kerze beleuchtete dieses Lächeln, aber alsbald trat ein Lächeln, beinahe so unheilschwanger als das königliche auf dem Gesichte von Andrée hervor.

Ludwig XV. murmelte ein paar Worte, welche Gilbert als Liebesworte deutete; dann stellte der König sein Licht auf den Tisch, warf, sich umwendend, einen Blick nach dem entflammten Himmel, kniete vor dem Mädchen nieder und küßte seine Hand.

Gilbert wischte den über seine Stirne rieselnden Schweiß ab. Andrée rührte sich nicht.

Als der König fühlte, wie eiskalt diese Hand war, nahm er sie in die seinige, um sie wieder zu erwärmen; er umschlang mit seinem andern Arm diesen so schönen und so zarten Leib und neigte sich, um in das Ohr von Andrée eine von den Liebesschmeicheleien zu flüstern, wie man sie in das Ohr von entschlummerten Zungen Mädchen zu flüstern pflegt.'

In diesem Augenblick näherte sich sein Gesicht Andrée dergestalt, daß es das des jungen Mädchens streifte.

Gilbert betastete sich und athmete, als er in der Tasche seiner Jacke das Heft eines langen

Messers fühlte, das ihm zum Ausputzen der Hagenbuchen diene.

Das Gesicht war eisig wie die Hand.

Der König erhob sich; seine Augen wandten sich dem nackten Fuß von Andrée zu, diesem Fuß, welcher so weiß und klein war, wie der von Aschenbrödel. Der König nahm ihn zwischen seine beiden Hände und schauerte: dieser Fuß war kalt wie der einer Marmorstatue.

Gilbert, vor dem so viele Schönheiten entblößt waren, Gilbert, den die königliche Lüsternheit gleichsam mit einem Diebstahl an ihm selbst bedrohte, Gilbert knirschte mit den Zähnen und öffnete das Messer, das er bis dahin festgehalten hatte.

Doch schon hatte der König den Fuß von Andrée wieder losgelassen, wie er es mit ihrer Hand, wie er es mit ihrem Gesicht gethan, und erstaunt über den Schlaf des Mädchens, den er Anfangs einer gefallsüchtigen Pruderie zuschrieb, suchte er sich von dieser tödtlichen Kälte, die sich der äußeren Theile dieses schönen Körpers bemächtigt, Rechenschaft zu geben, und er fragte sich, ob wirklich das Herz noch schlage, da Hand, Fuß und Gesicht so eiskalt seien.

Er schob das Nachtgewand von Andres auf die Seite, entblößte ihre jungfräuliche Brust, und befragte mit seiner zugleich furchtsamen und cynischen Hand das Herz, das er stumm fand unter diesem Fleisch, welches eiskalt war wie der Alabaster, dessen Weiße und runde Form es halte.

Gilbert schlüpfte halb aus der Thüre, sein Messer in der Hand, das Auge funkelnd, die Zähne an einander gepreßt, entschlossen, wenn der König seine Unternehmungen fortsetzen würde, ihn zu erdolchen, und sich selbst zu erdolchen.

Plötzlich machte ein furchtbarer Donnerschlag alles Geräthe des Zimmers und sogar den Sopha erzittern, vor dem Ludwig XV. kniete; ein neuer, violetter, schweflicher Blitz warf auf das Gesicht von Andrée eine so bläuliche und lebhaft Flamme, daß Ludwig XV., erschrocken über diese Bläße, über diese Unbeweglichkeit und dieses Stillschweigen zurückweichend murmelte:

»In der That, dieses Mädchen ist todt.«

In demselben Augenblick durchlief bei dem Gedanken, er habe einen Leichnam umarmt, ein Schauer die Adern des Königs. Er nahm die Kerze, kehrte zu Andrée zurück und schaute sie bei dem Scheine der zitternden Flamme an. Als er diese violetten Lippen, diese schwarz umkreisten Augen, diese zerstreuten Haare, diesen Hals sah, den kein Athem aufhob, stieß er einen Schrei aus, ließ sein Licht fallen, wankte und stolperte durch das Vorzimmer, an dessen Scheidewand er sich in seinem Schrecken stieß.

Sogleich hörte man seine hastigen Schritte auf der Treppe und dann auf dem Sand des Gartens; bald aber trug der Wind, der im Raume wirbelte und die einzelnen Bäume drehte, Geräusch und Tritte in seinem stürmischen, mächtigen Athem fort.

Nun trat Gilbert, das Messer in der Hand, stumm und düster aus seinem Versteck hervor. Er ging bis auf die Schwelle des Zimmers von Andrée und betrachtete einige Secunden lang das schöne, immer noch in seinen tiefen Schlaf versunkene Mädchen.

Während dieser Zeit brannte die auf den Boden geworfene Kerze auf dem Teppich fort, und beleuchtete den so zarten Fuß und das so reine Bein dieses anbetungswürdigen Leichnams.

Gilbert schloß langsam sein Messer, während sein Gesicht unmerklich den Charakter einer unerbittlichen Entschlossenheit annahm, wonach er an der Thüre horchte, durch welche der König weggegangen war.

Er horchte über eine volle Minute.

Dann schloß er, wie es der König gethan hatte, die Thüre, und stieß den Riegel vor.

Dann blies er die Nachtlampe im Vorzimmer aus.

Dann endlich kehrte er mit derselben Langsamkeit, mit demselben düsteren Feuer in den Augen in das Zimmer, von Andrée zurück und setzte den Fuß auf die Kerze, deren Flamme über den Boden hinwogte.

Eine plötzliche Dunkelheit löschte das unselige Lächeln aus, das auf seinen Lippen erschienen war.

»Andrée! Andrée!« murmelte er, »ich habe Dir gelobt, daß Du mir, wenn Du das dritte Mal in meine Hände fallest, nicht entkommen würdest, wie die zwei ersten Male. Andrée! Andrée! Du hast mich beschuldigt, ich nahm einen Roman, wohl, dieser furchtbare Roman braucht einen furchtbaren Schluß.«

Und die Arme ausgestreckt, ging er gerade auf den Sopha zu, auf dem Andrée, immer noch kalt, unbeweglich und jedes Gefühls beraubt, lag.

CXXII.

Der Wille.

Wir haben Balsamo wegeilen sehen.

Dscherid trug ihn mit der Geschwindigkeit des Blitzes fort. Bleich vor Ungeduld und Angst, auf der flatternden Mähne liegend, athmete der Reiter durch seine halb geöffneten Lippen die Luft ein, die Luft, die sich vor der Brust des Renners theilte, wie sich das Wasser unter dem raschen Vordertheil des Schiffes spaltet.

Hinter ihm verschwanden, wie phantastische Erscheinungen die Bäume und die Häuser. Kaum erblickte er im Vorbeijagen den auf seiner Achse ächzenden, schweren Wagen, dessen gewichtige fünf Pferde scheu wurden, als sich ihnen dieses lebendige Meteor näherte, von dem sie nicht begreifen konnten, daß es zu derselben Race gehören sollte wie sie.

Balsamo machte auf diese Art ungefähr eine Meile, mit einem so sehr entflamnten Gehirn, mit so funkelnden Augen, mit so glühendem, geräuschvollem Athem, daß ihn die Dichter unserer Zeit mit jenen furchtbaren, von Feuer und Dampf schwangern Geistern, welche die schweren, rauchenden Maschinen beleben und auf einer Eisenbahn hinfliegen machen, verglichen hätten. Roß und Reiter jagten in einigen Secunden durch Versailles; die wenigen, auf den Straßen umherirrenden Einwohner hatten nur einen Streifen von Funken vorüberziehen sehen.

Balsamo ritt noch eine Meile mit derselben Hast fort; Dscherid hatte nicht eine Viertelstunde gebraucht, um diese zwei Meilen zurückzulegen, und diese Viertelstunde war ein Jahrhundert gewesen.

Plötzlich durchzuckte ein Gedanke seinen Geist.

Er hielt auf seinen nervigen Häcksen den Renner mit den stählernen Muskeln kurz an.

Dscherid bog sich, während er hielt, auf den Hinterbeinen und drückte die Vorderfüße in den Sand ein.

Roß und Reiter athmeten einen Augenblick.

Während Balsamo athmete, erhob er den Kopf,

Dann fuhr er mit dem Sacktuch über feine von Schweiß triefenden Schläfe und, die Nasenlöcher erweitert im Hauche des Windes, ließ er in die Nacht folgende Worte fallen:

»Oh! armer Wahnsinniger, der Du bist, weder der Lauf Deines Pferdes, noch Dein glühendes Verlangen werden je die Geschwindigkeit des Blitzes oder die Schnelligkeit des elektrischen Funkens erlangen und dennoch ist es das, was Du brauchst, um das über Deinem Haupte schwebende Unglück zu beschwören; Du brauchst die rasche Wirkung, den unmittelbaren Schlag, den allmächtigen Stoß, der die Bäume lähmt, deren Thätigkeit Du fürchtest, der die Zunge bindet, vor deren Lauf Du bange hast; Du brauchst in der Entfernung den besiegenden Schlaf, der Dir wieder den Besitz der Sklavin verleiht, die ihre Fesseln gebrochen hat. Oh! wenn sie je wieder in meine Gewalt kommt . . .«

Und mit den Zähnen knirschend machte Balsamo eine verzweifelte Geberde.

»Oh! Du magst immerhin wollen, Balsamo, Du magst immerhin rennen,« rief er, »Lorenza ist schon an Ort und Stelle; sie ist im Begriff zu sprechen, sie hat vielleicht gesprochen. Oh! elende

Frau! oh! alle Strafen werden noch zu sanft sein, um Dich zu züchtigen.«

»Laß einmal sehen,« fuhr Balsamo, die Stirne gerunzelt, die Augen starr, das Kinn in seiner flachen Hand, fort, »laß einmal sehen: die Wissenschaft ist ein Wort, oder sie ist eine Thatsache; die Wissenschaft vermag oder vermag nicht; ich, ich will! . . . Versuchen wir es . . . Lorenza, Lorenza! ich will, daß Du schläfst; Lorenza, an welchem Ort Du auch sein magst, schlafe, schlafe; ich will es, ich rechne darauf!«

»Oh! nein, nein,« murmelte er entmuthigt, »nein, ich lüge; nein, ich glaube nicht daran; nein, ich wage es nicht, darauf zu rechnen, und der Wille ist doch Alles. Oh! ich will doch sehr fest, ich will mit aller Macht meines Wesens. Durchschneide die Lüfte nach meinem höchsten Willen, durchziehe alle diese antipathischen oder gleichgültigen Willensströmungen; durchdringe die Mauern, die Du wie eine Kugel durchbohren muß; verfolge sie überall, wo sie sein mag; gehe, schlage, vernichte, Lorenza, ich will, daß Du schläfst! Lorenza, ich will, daß Du stumm bist.« .

Und er streckte einige Augenblicke seinen Gedanken nach diesem Ziele aus, er drückte ihn in sein Gehirn, als wollte er ihm mehr Schwung geben, wenn er gegen Paris springen würde; und nach dieser geheimnißvollen Operation, zu der ohne Zweifel alle göttlichen und von Gott, dem Herrn und Meister aller Dinge belebten Atome beitrugen, ließ Balsamo, die Zähne noch an einander geschlossen, die Fäuste noch geballt, Dscherid wieder die Zügel, doch diesmal ohne ihn das Knie oder den Sporn fühlen zu lassen.

Es war, als wollte sich Balsamo selbst überzeugen.

Da marschirte der edle Renner friedlich, nach der stillschweigenden Erlaubniß, die ihm sein Herr gab, und setzte mit der seiner Race eigenthümlichen Zartheit, einen beinahe schweigenden Fuß, so leicht war er, auf das Pflaster der Landstraße auf.

Während dieser ganzen Zeit, welche oberflächlichen Blicken verloren vorgekommen wäre, entwarf Balsamo einen ganzen Vertheidigungsplan; er war damit in dem Augenblick zu Ende, wo Dscherid das Pflaster von Sévres berührte.

Sobald er vor das Gitter des Parkes kam, hielt er an und schaute umher, als ob er Jemand erwartete.

»Es trat in der That ein Mensch unter einem Thorweg hervor und ging auf ihn zu.

»Bist Du es, Fritz?« fragte Balsamo.

»Ja, Meister.«

»Hast Du Dich erkundigt?«

»Ja.«

»Ist Madame Dubarry in Paris oder in Luciennes?«

»Sie ist in Paris.«

Balsamo schlug einen triumphirenden Blick zum Himmel auf.

»Wie bist Du hierhergekommen?«

»Mit Sultan.«

»Wo ist er?«

»Im Hof dieses Wirthshauses.«

»Gesattelt?«

»Gesattelt.«

»Es ist gut, halte Dich bereit.«

Fritz band Sultan los. Dies war eines von jenen braven deutschen Pferden von gutem Charakter, welche wohl nie wenig bei forcirten Märschen murren, aber nichts desto weniger gehen, so lang sie noch Athem in ihren Flanken haben, und ihrem Herrn der Sporn am Absatz bleibt.

Fritz kam zu Balsamo zurück.

Dieser schrieb unter der Laterne, welche die Herren Beamten der Klauensteuer die ganze Nacht hindurch für ihre siscalischen Operationen angezündet hielten.

»Reite nach Paris zurück, sagte Balsamo zu Fritz, »übergib, wo sie auch sein mag, dieses Billet Madame Dubarry in Person; Du hast hiezu eine halbe Stunde, wonach Du in die Rue Saint-Claude zurückkehrst, wo Du die Signora Lorenza zu erwarten hast, welche unfehlbar nach Hause kommt; Du läßt sie vorbei, ohne ihr etwas zu sagen, und ohne ihr das geringste Hinderniß entgegenzusetzen: gehe, und erinnere Dich hauptsächlich, daß Dein Auftrag in einer halben Stunde besorgt sein muß.«

»Es ist gut, er wird besorgt sein,« sagte Fritz.

Und während er Balsamo diese beruhigende Antwort gab, griff er zugleich mit dem Sporn und der Peitsche Sultan an, der, erstaunt über diesen ungewohnten Angriff, ein schmerzliches Gewieher ausstoßend, abging.

Balsamo aber, welcher sich allmählig wieder erholte, schlug den Weg nach Paris ein. wo er drei Viertelstunden hernach mit beinahe frischem Gesicht und ruhigem, oder vielmehr nachdenklichem Auge ankam.

Dies war so, weil Balsamo Recht hatte: so rasch auch Dscherid, dieser wiehernde Sohn der Wüste sein mochte, so war doch Dscherid im Vorzug, und sein Wille allein konnte so rasch gehen, als die ihrem Gefängniß entsprungene Lorenza.

Von der Rue Saint-Claude war sie nach dem Boulevard gegangen, wo sie bald, indem sie sich rechts wandte, die Wälle der Bastille erblickte; aber stets eingeschlossen, kannte Lorenza Paris nicht: überdies war ihr Hauptzweck, das verfluchte Haus zu fliehen, in welchem sie nur einen Kerker erblickte, ihre Rache kam erst in zweiter Linie.

Sie gelangte so ganz unruhig, ganz bedrückt, in den Faubourg Saint-Antoine, als ein junger Mann auf sie zutrat, der ihr seit einigen Minuten voll Erstaunen gefolgt war.

Lorenza, eine Italienerin aus der Gegend von Rom, welche beinahe immer ein ausnahmsweises Leben, außerhalb aller Gewohnheiten der Mode, aller Trachten und aller Gebräuche der Zeit gelebt hatte, Lorenza kleidete sich mehr wie eine Frau aus dem Orient, als wie eine Europäerin, nämlich stets weit, stets kostbar, wodurch sie sehr wenig den reizenden, wie die Wespen in einen langen Leib geschnürten und ganz von Seide und Mousseline rauschenden Puppen glich, unter denen man vergebens einen Körper suchte, so groß war ihr Bestreben, immateriell zu erscheinen.

Lorenza hatte also von der Tracht der damaligen Französinnen nichts beibehalten oder vielmehr angenommen, als die Schuhe mit zwei Zoll hohen Absätzen, diese unmögliche Chauffure, welche dem Fuß eine Biegung verlieh, die Zartheit der Knöchel hervorhob und in diesem nur sehr wenig mythologischen Jahrhundert, die Flucht der von den Alpheen verfolgten Arethusen unmöglich machte.

Der Alpheus, der unsere Arethusa verfolgte, holte sie also leicht ein; er hatte diese göttlichen Beine unter ihren Röcken von Atlaß und Spitzen, er hatte diese Haare ohne Puder und diese von

einem seltsamen Feuer glänzenden Augen unter einem um den Kopf und den Hals gewickelten Mantelet gesehen; er glaubte in Lorenza eine für irgend eine Maskerade, oder für ein Liebesrendezvous verkleidete Frau zu erblicken, die sich, in Ermangelung eines Fiacre zu Fuß in ein kleines Haus der Vorstadt begeben.

Er näherte sich also, trat, den Hut in der Hand, an die Seite von Lorenza und sagte:

»Mein Gott! Madame, mit dieser Fußbekleidung, welche Sie im Marschieren hindert, werden Sie nicht weit gehen können; wollen Sie meinen Arm annehmen, bis wir einen Wagen finden, so werde ich die Ehre haben, Sie zu begleiten, wohin Sie gehen.«

Lorenza blieb stehen, wandte ungestüm den Kopf um, schaute mit ihrem schwarzen tiefen Auge denjenigen an, welcher ihr ein Anerbieten machte, das viele Frauen für eine Unverschämtheit gehalten hätten und sagte:

»Ja, das will ich wohl.«

Der junge Mann reichte ihr artig den Arm.

»Wohin gehen wir, Madame?« fragte er.

»In das Hotel des Polizeilieutenant.«

Der junge Mann bebte,

»Zu Herrn von Sartines?« fragte er.

»Ich weiß nicht, ob er Herr von Sartines heißt, aber ich will mit demjenigen sprechen, welcher Polizeilieutenant ist.«

Der junge Mann fing an, nachzudenken.

Diese junge und schöne Frau, welche in einer seltsamen Tracht um acht Uhr Abends, eine Cassette unter dem Arm haltend, in den Straßen von Paris umherlief und nach dem Hotel des Polizeilieutenant fragte, dem sie den Rücken zuwandte, kam ihm verdächtig vor.

»Ah! Teufel!« sagte er, »das Hotel des Herrn Polizeilieutenant ist nicht hier.«

»Wo ist es denn?«

»Im Faubourg Saint-Germain.«

»Und welchen Weg hat man nach dem Faubourg Saint-Germain zu nehmen?«

»Dorthin, Madame,« antwortete der junge Mann ruhig und immer artig; »und wenn Sie wollen, so werden wir beim ersten Wagen, den wir treffen . . .«

»Ja, das ist es, einen Wagen, Sie haben Recht.«

Der junge Mann führte Lorenza nach dem Boulevard zurück und rief einen Fiacre, sobald er einen solchen erblickte.

Der Kutscher folgte dem Ruf.

»Wohin soll ich Madame führen?« fragte er.

»In das Hotel von Herrn von Sartines?« sagte der junge Mann.

Und mit einem Reste von Höflichkeit, oder vielmehr Erstaunen, öffnete er den Schlag, verbeugte er sich vor Lorenza und schaute ihr, nachdem er ihr hatte einsteigen helfen, nach, als sie sich entfernte, wie man es im Traum bei einer Erscheinung thut.

Voll Ehrerbietung, als er den furchtbaren Namen hörte, peitschte der Kutscher seine Pferde und fuhr in der angegebenen Richtung fort.

Da kam Lorenza über die Place-Royale, da geschah es, daß Andrée in ihrem magnetischen Schlaf sie sah und hörte, und Balsamo angab, was sie sah.

In zwanzig Minuten war Lorenza vor der Thüre des Hotels.
»Soll ich warten, meine schöne Dame?« fragte der Kutscher.
»Ja,« antwortete Lorenza maschinenmäßig. Und mit leichten Schritten trat sie unter das Portal des prachtvollen Gebäudes.

CXXIII.

Das Hotel von Herrn von Sartines.

Sobald Lorenza in den Hof kam, sah sie sich umgeben von einer Welt von Gefreiten und Soldaten.

Sie wandte sich an den französischen Garde, der am nächsten bei ihr stand und bat ihn, sie zum Polizeilieutenant zu führen; dieser Garde verwies sie an den Schweizer, der, als er die so schöne fremdartige, so reich gekleidete Frau erblickte, welche eine prachtvolle Cassette unter ihrem Arm hielt, sogleich einsah, es dürfte dies kein müßiger Besuch sein, und Lorenza auf einer großen Treppe bis in ein Vorzimmer führte, wo jeder, der kam, nach einer scharfsinnigen Befragung durch diesen Schweizer zu jeder Stunde des Tags und der Nacht eine Aufklärung, eine Anzeige oder ein Verlangen bei Herrn von Sartines anbringen konnte.

Es versteht sich von selbst, daß die zwei ersten Klassen von Besuchen günstiger aufgenommen wurden als die letzte.

Von einem Huissier befragt, antwortete Lorenza nur die Worte:

»Sind Sie Herr von Sartines?«

Der Huissier war sehr erstaunt, daß man seinen schwarzen Rock und seine stählerne Kette mit dem gestickten Frack und der Wolkenperücke des Polizeilieutenants verwechseln konnte; da aber ein Lieutenant sich nie ärgert, wenn man ihn Hauptmann nennt, da er einen fremdartigen Accent in den Worten dieser Frau erkannte, da ihr festes und sicheres Auge nichts von dem einer Wahnsinnigen hatte, so war er überzeugt, die Unbekannte bringe etwas Wichtiges in dem Kistchen, das sie so sorgfältig unter ihrem Arm gedrückt hielt.

Doch da Herr von Sartines ein kluger und argwöhnischer Mann war, da man ihm Fallen mit Reizen gestellt hatte, welche nicht minder zu fürchten waren, als die der schönen Italienerin, so hielt man gut Wache um ihn.

Lorenza hatte daher die Ausforschung, die Verhöre und ängstlichen Fragen eines halben Dutzend von Schreibern und Bedienten auszuhalten.

Das Resultat von allen diesen Fragen und Antworten war, Herr von Sartines sei noch nicht zurückgekehrt und Lorenza müsse warten.

Da verschloß sich die junge Frau in ein düsteres Stillschweigen und ließ ihre Augen an den kahlen Wänden des geräumigen Vorzimmers umherirren.

Endlich vernahm man den Klang eines Glöckchens: ein Wagen rollte in den Hof und ein zweiter Huissier verkündigte Lorenza, Herr von Sartines erwarte sie.

Lorenza stand auf und durchschritt zwei Säle voll von Menschen mit verdächtigen Gesichtern und in Trachten, welche noch viel seltsamer waren als die ihrige; dann wurde sie in ein großes, achteckiges durch eine Anzahl von Kerzen erleuchtetes Cabinet eingeführt.

Ein Mann von fünfzig bis fünf und fünfzig Jahren, in einem Schlafrock, eine ungeheure, von Puder und Frisur ganz wollreiche Perücke auf dem Kopf, saß arbeitend vor einem Meuble von hoher Form, dessen oberer Theil, einem Schranke ähnlich, durch zwei Füllungen mit Spiegelgläsern geschlossen war, in denen der Arbeiter, ohne sich stören zu lassen, diejenigen,

welche in sein Cabinet kamen, sah, und ihr Gesicht studiren konnte, ehe sie Zeit gehabt hatten, es nach dem seinigen zu componiren.

Der untere Theil dieses Meuble bildete einen Secretär; eine Anzahl Schubladen von Rosenholz waren in der Mitte angebracht; jede von diesen Schubladen enthielt Buchstaben des Alphabets und Herr von Sartines schloß darin die Papiere und Geheimschriften ein, die Niemand zu seinen Lebzeiten lesen konnte, denn das Meuble öffnete sich nur für ihn allein, und die Niemand nach seinem Tode hätte entziffern können, würde er nicht in einer Schublade, die noch geheimer war als die andern, den Schlüssel der Geheimschrift gefunden haben.

Dieser Schrank enthielt unter den Spiegeln seines obern Theiles zwölf gleichmäßig durch einen unsichtbaren Mechanismus geschlossene Schubladen: ausdrücklich vom Regenten erbaut zu Aufbewahrung von chemischen oder politischen Geheimnissen, war dieses Meuble vom Prinzen Dubois geschenkt, und von Dubois, dem Polizeilieutenant, Herrn Dombreval, hinterlassen worden; von dem letzteren hatte Herr von Sartines das Meuble und das Geheimniß erhalten; Herr von Sartines bediente sich desselben jedoch erst nach dem Tode des Schenkers und zwar, nachdem er zuvor die ganze Einrichtung des Schloßes hatte verändern lassen.

Dieses Meuble hatte einigen Ruf in der Welt, und schloß zu gut, wie man sagte, als daß Herr von Sartines nur seine Perücken hätte darin aufbewahren sollen.

Die Mißvergnügten, und es gab solche in jener Zeit in großer Anzahl, behaupteten, wenn man durch die Füllungen dieses Meuble hätte lesen können, so würde man sicherlich in einem von seinen Schubladen, die berühmtesten Verträge gefunden haben, kraft welcher Seine Majestät König Ludwig XV., durch die Vermittlung seines getreuen Agenten, des Herrn von Sartines, mit Getreide wucherte.

Der Herr Polizeilieutenant sah also in dem Spiegel das bleiche ernste Gesicht von Lorenza, welche, ihr Kistchen unter dem Arm, auf ihn zuschritt.

Mitten im Cabinet blieb die junge Frau stehen.

Diese Tracht, dieses Gesicht, dieser Gang, fielen ihm auf.

»Wer sind Sie?« fragte er, ohne sich umzuwenden, während er jedoch in den Spiegel schaute; »was wollen Sie von mir?«

»Bin ich vor Herrn von Sartines, dem Polizeilieutenant?«

»Ja,« antwortete dieser mit kurzem Tone.

»Wer gibt mir die Gewißheit?«

Herr von Sartines wandte sich um.

»Wird es für Sie ein Beweis sein, daß ich der Mann bin, den Sie suchen, wenn ich Sie ins Gefängniß schicke?«

Lorenza antwortete nicht.

Sie schaute nur mit jener unbeschreiblichen Würde der Frauen ihres Landes umher, um den Stuhl zu suchen, den ihr Herr von Sartines nicht anbot.

Er sah sich durch diesen einzigen Blick besiegt, denn er war ein gut erzogener Mann, der Herr Graf d'Alb von Sartines.

»Setzen Sie sich,« sagte er ungestüm,

Lorenza setzte sich in ein Fauteuil.

»Sprechen Sie rasch,« sagte der Beamte, »lassen Sie hören, was wollen Sie?«

»Mein Herr,« erwiderte die junge Frau, »ich komme um mich unter Ihren Schutz zu stellen.«
Herr von Sartines schaute sie mit dem ihm eigenthümlichen hinterhältischen Blick an.

»Ah! ah!« machte er.

»Mein Herr,« fuhr Lorenza fort, »ich bin meiner Familie entführt und durch eine lügnerische Heirath einem Mann unterjocht worden, der mich seit drei Jahren bedrückt und vor Schmerz sterben läßt.«

Herr von Sartines schaute das edle Gesicht an und fühlte sich bewegt durch diese Stimme von einem Ausdruck, der so sanft war, daß man ihn hätte für Musik halten sollen.

»Aus welchem Lande sind Sie?« fragte er.

»Ich bin eine Römerin.«

»Wie heißen Sie?«

»Lorenza.«

»Lorenza . . . und?«

»Lorenza Feliciani.«

»Ich kenne diese Familie nicht. Sind Sie Demoiselle?«

Demoiselle bedeutete in jener Zeit ein Mädchen von vornehmem Stand. In unseren Tagen fühlt sich eine Frau adelig genug, sobald sie sich verheirathet, und sie will nicht mehr anders genannt werden, als Madame.

»Ich bin Demoiselle,« antwortete Lorenza.

»Und hernach? was verlangen Sie?«

»Ich verlange Gerechtigkeit von dem Manne, der mich eingesperrt, von aller Welt abgesondert hat.«

»Das geht mich nichts an,« erwiderte der Polizeilieutenant; »Sie sind seine Frau?«

»Er sagt es wenigstens.«

»Wie, er sagt es?«

»Ja, doch ich erinnere mich dessen nicht, da die Heirath während meines Schlafes vollzogen worden ist.«

»Pest! Sie haben einen harten Schlaf.«

»Wie beliebt?«

»Ich sage, das gehe mich nichts an; wenden Sie sich an einen Anwalt, und führen Sie Prozeß; ich mische mich nicht gern in eheliche Angelegenheiten.«

Wonach Herr von Sartines eine Geberde machte, welche bedeutete: gehen Sie.

Lorenza rührte sich nicht.

»Nun?« fragte Herr von Sartines ganz erstaunt.

»Ich bin noch nicht zu Ende,« sagte sie, »und wenn ich hierherkomme, so müssen Sie begreifen, daß ich dies nicht thue, um mich über einen unbedeutenden Gegenstand zu beklagen; ich thue es, um mich zu rächen. Ich habe Ihnen mein Vaterland genannt; die Frauen meines Landes rächen sich und klagen nicht.«

»Das ist etwas Anderes,« sagte Herr von Sartines, »doch beeilen Sie sich, schöne Dame, meine Zeit ist mir kostbar.«

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich komme, um Sie um Ihren Schutz zu bitten; werde ich ihn

haben?«

»Schutz, gegen wen?«

»Gegen den Mann, an dem ich mich rächen will,«

»Er ist also mächtig?«

»Mächtiger als ein König,«

»Erklären wir uns, meine liebe Dame . . . Warum sollte ich Ihnen meinen Schutz gegen einen Mann bewilligen, der Ihrer Ansicht nach mächtiger ist, als der König, und zwar für eine Handlung, welche vielleicht ein Verbrechen ist. Haben Sie sich an diesem Mann zu rächen, so rächen Sie sich an ihm . . . Das ist mir gleichgültig, nur lasse ich Sie, wenn Sie ein Verbrechen begehen, verhaften, wonach wir weiter sehen werden . . . Das ist der Handel.«

»Nein, mein Herr,« entgegnete Lorenza, »nein, Sie werden mich nicht verhaften lassen, denn meine Rache ist von großem Nutzen für Sie, für den König, für Frankreich. Ich räche mich dadurch, daß ich die Geheimnisse dieses Mannes enthülle.«

»Ah! ah! Dieser Mann hat Geheimnisse,« sagte Herr von Sartines, unwillkürlich interessiert.

»Große Geheimnisse, mein Herr.«

»Welcher Art?«

»Politische.«

»Sprechen Sie.«

»Sagen Sie zuvor, werden Sie mich beschützen?«

»Welchen Schutz verlangen Sie von mir?« fragte der Beamte mit einem kalten Lächeln: »Geld oder Gewogenheit?«

»Mein Herr, ich verlange in ein Kloster einzutreten, und in diesem unbekannt, verborgen zu leben. Ich verlange, daß dieses Kloster mein Grab werde; daß aber mein Grab von Niemand in der Welt verletzt werden könne.«

»Ah!« rief der Beamte, »das ist keine sehr große Forderung. Sie sollen das Kloster haben, sprechen Sie.«

»Sie geben mir also Ihr Wort, mein Herr?«

»Mir scheint, ich habe es Ihnen schon gegeben.«

»Dann nehmen Sie dieses Kistchen,« sprach Lorenza, »es enthält Geheimnisse, die Sie für die Sicherheit des Königs und des Reiches zittern machen werden.«

»Sie kennen diese Geheimnisse?«

»Oberflächlich; doch ich weiß, daß sie bestehen.«

»Und daß sie wichtig sind?«

»Daß Sie furchtbar sind.«

»Politische Geheimnisse, sagen Sie?«

»Haben Sie nie gehört, es bestehe eine geheime Gesellschaft?«

»Ah! die Maurer?«

»Die der Unsichtbaren.«

»Ja, aber ich glaube nicht daran.«

»Wenn Sie dieses Kistchen geöffnet haben, werden Sie daran glauben.«

»Ah! wir wollen sehen,« rief Herr von Sartines lebhaft.

Und er nahm das Kistchen aus den Händen von Lorenza.

Doch plötzlich, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, stellte er es wieder auf den Schreibtisch.

»Nein,« sagte er mißtrauisch, »öffnen Sie das Kistchen selbst.«

»Ich habe den Schlüssel nicht.«

»Wie, Sie haben den Schlüssel nicht? Sie bringen mir ein Kistchen, das die Ruhe eines Königreichs enthält, und vergessen den Schlüssel!«

»Ist es denn schwer, ein Schloß zu öffnen?«

»Nein, wenn man es kennt.«

Dann nach einem Augenblick fuhr er fort:

»Wir haben Schlüssel für alle Schlösser; man wird Ihnen einen Bund geben, und Sie werden selbst öffnen,« fügte er bei, indem er sie fest anschaute.

»Geben Sie,« sagte Lorenza ganz einfach.

Herr von Sartines reichte der jungen Frau einen Bund kleiner Schlüssel von allen möglichen Formen.

Sie nahm ihn.

Herr von Sartines berührte ihre Hand, sie war kalt wie eine Marmorhand.

»Aber warum haben Sie den Schlüssel vom Kistchen nicht mitgebracht?« sagte er.

»Weil der Herr des Kistchens sich nie von ihm trennt.«

»Und der Herr dieses Kistchens, der Mann, der mächtiger ist, als ein König, wer ist es?«

»Was er ist, vermag Niemand zu sagen; die Zeit, die er gelebt hat, weiß nur die Ewigkeit; die Thaten, die er vollbringt, sieht nur Gott allein.«

»Aber sein Name, sein Name?«

»Ich habe ihn seinen Namen zehnmal verändern sehen.«

»Doch wie heißt der, unter welchem Sie ihn kennen?«

»Acharat.«

»Und er wohnt?«

»In der Rue Saint . . .«

Plötzlich bebte, schauerte Lorenza und ließ das Kistchen, das sie in einer Hand, und die Schlüssel, die sie in der andern hielt, fallen; sie strengte sich an, um zu antworten, ihr Mund verdrehte sich in einer schmerzhaften Konvulsion; sie fuhr mit ihren beiden Händen an ihren Hals, als ob die Worte, welche eben aus ihrer Kehle hervorzugehen im Begriff waren, sie ersticken wollten; dann hob sie ihre zitternden Arme zum Himmel empor und fiel, ohne daß sie einen Laut zu artikulieren vermochte, in ihrer ganzen Höhe auf den Boden des Cabinets.

»Arme Kleine,« murmelte Herr von Sartines, »was Teufels widerfährt ihr denn? Sie ist wahrhaftig sehr hübsch.«

»Ah! unter dieser Rache steckt wohl eifersüchtige Liebe.«

Er läutete sogleich, und hob selbst die junge Frau auf, welche mit ihren starren Augen und ihren unbeweglichen Lippen tod und schon von diesem Leben geschieden zu sein schien.

Zwei Bedienten traten ein.

»Nehmt diese junge Frau und tragt sie in das nächste Zimmer,« sagte er. »Seid bemüht, daß

sie wieder zum Bewußtsein kommt, wendet aber durchaus keine Gewalt an. Geht.«
Gehorsam trugen die Bedienten Lorenza weg.

CXXIV.

Das Kistchen.

Als Herr von Sartines allein war, nahm er das Kistchen und drehte es hin und her wie ein Mensch, der den Werth einer Entdeckung zu schätzen weiß.

Dann streckte er die Hand aus und hob den Schlüsselbund auf, welcher den Händen von Lorenza entfallen war.

Er probirte alle Schlüssel, keiner paßte.

Er zog drei oder vier andere ähnliche Bunde aus einer Schublade.

Diese Bunde enthielten Schlüssel von allen Größen: wohl verstanden Schlüssel von Schränken und Kistchen; man kann wohl sagen, daß Herr von Sartines vom ganz gewöhnlichen, bis zum mikroskopischen Schlüssel, ein Muster von allen bekannten Schlüsseln, besaß.

Er probirte zwanzig, fünfzig, hundert, keiner ließ sich nur umdrehen. Der Beamte errieth, daß das Schloß nur ein Anschein von einem Schloß, und daß folglich seine Schlüssel nur Trugbilder von Schlüsseln waren.

Dann nahm er aus derselben Schublade einen kleinen Meißel, einen kleinen Hammer und sprengte mit seiner weißen, unter einer großen Mechler-Spitze steckenden Hand, das Schloß, den getreuen Hüter des Kistchens.

Sogleich erschien vor seinen Blicken ein Bündel Papiere, statt der niederschmetternden Maschine, die er darin zu finden befürchtete, oder statt der Gifte, deren Aroma sich tödtlich ausströmen, und Frankreich seines wichtigsten Beamten berauben sollte.

Das erste, was dem Polizeilieutenant in die Augen sprang, waren folgende, von einer sichtbar verstellten Hand geschriebenen Worte:

»Meister, es ist Zeit, den Namen Balsamo aufzugeben.«

Es war keine Unterschrift dabei, sondern es fanden sich nur die drei Buchstaben: L.P.D.

»Ah! ah!« sagte Herr von Sartines, die Locken seiner Perücke umdrehend, »wenn ich die Handschrift nicht kenne, so kenne ich doch wie ich glaube, den Namen Balsamo, suchen wir beim B.«

Er öffnete nun eine von seinen vier und zwanzig Schubladen und zog ein kleines Register daraus hervor, in welchem in alphabetischer Ordnung mit einer feinen Schrift voll Abkürzungen drei bis vierhundert Namen eingeschrieben standen, denen sehr auffallende Federstriche vorangesetzt oder angehängt waren.

»Oh! oh!« murmelte er, »das über Balsamo ist lang.«

Und er las das ganze Blatt mit unzweideutigen Zeichen der Unzufriedenheit.

Dann legte er das kleine Register wieder in seine Schublade, um die Untersuchung des Kistchens fortzusetzen.

Er kam nicht weit, ohne von einem tiefen Eindruck ergriffen zu werden. Bald fand er eine Note voll von Namen und geheimen Ziffern.

Die Note kam ihm wichtig vor; sie war an den Rändern sehr abgenutzt und ganz mit Zeichen

überladen, die man mit dem Bleistift gemacht hatte. Herr von Sartines läutete:

»Der Gehülfe der Kanzlei, sogleich,« sagte er. »Lassen Sie ihn von den Bureaux durch meine Wohnung gehen, um Zeit zu ersparen.«

Der Bediente entfernte sich wieder.

Zehn Minuten nachher erschien ein Schreiber, die Feder in der Hand, den Hut unter dem Arm, ein dickes Register unter dem andern, Aermel von schwarzer Sarsche über den Aermeln seines Rockes, auf der Schwelle des Cabinets.

Herr von Sartines erblickte ihn in seinem Spiegelschrank, reichte ihm das Papier über seine Schulter und sagte:

»Entziffern Sie mir das.«

»Sehr wohl, gnädigster Herr,« antwortete der Schreiber.

Dieser Räthsellöser war ein kleiner, hagerer Mann mit dünnen Lippen, durch das Forschen und Suchen zusammengezogenen Augenbraunen, mit bleichen, oben und unten spitzigem Kopf, scharfem Kinn, zurücklaufender Stirne, vorspringenden Backenknochen und eingefallenen trüben Augen, die sich nur zuweilen belebten.

Herr von Sartines nannte ihn la Fouine.

»Setzen Sie sich,« sagte der Beamte, als er sah, daß er mit seinem Wörterbuch, mit seinem Zifferncoder, seiner Note und feiner Feder, in Verlegenheit war.

La Fouine setzte sich bescheiden auf ein Tabouret, drückte seine Füße an einander, und fing an auf seinem Schooß zu schreiben, wobei er in seinem Wörterbuch und in seinem Gedächtniß mit einer unempfindlichen Physiognomie blätterte und suchte.

Nach fünf Minuten hatte er geschrieben.

§

»Befehl, drei tausend Brüder in Paris zu versammeln.«

§

»Befehl, drei Kreise und sechs Logen zu bilden.

§

»Befehl, eine Leibwache für den Großkophta zu bilden und ihm vier Wohnsitze auszuwirken, wovon einer in einem königlichen Hause.

§

»Befehl, fünfmalhundert tausend Franken für eine Polizei zu seiner Verfügung zu stellen.«

§

»Befehl, in den ersten der Pariser Kreise die ganze Blüthe der Literatur und der Philosophie einzureihen.«

§

»Befehl, die Magistratur zu gewinnen, oder in Sold zu nehmen und sich besonders des Polizeilieutenants, durch Bestechung, durch Gewalt, oder durch List zu versichern.«

La Fouine hielt einen Augenblick inne, nicht als ob der arme Mensch nachgedacht hätte, davor hütete er sich wohl, denn das wäre ein Verbrechen gewesen, sondern, weil seine Seite voll, und die Tinte noch frisch war, weshalb er, ehe er fort fuhr ein wenig warten mußte.

Voll Ungeduld riß Herr von Sartines das Blatt aus seinen Händen und las.

Bei dem letzten Paragraphen trat ein solcher Aus druck von Schrecken in seinen Zügen

hervor, daß er erlebte, sich im Spiegel seines Schrankes erleben zu sehen.

Er gab das Blatt dem Schreiber nicht zurück, sondern reichte ihm ein ganz weißes.

Der Commis fing wieder an zu schreiben und zu entziffern, was er übrigens mit einer für die Ziffermacher furchtbaren Leichtigkeit ausführte.

Diesmal las Herr von Sartines über seine Schulter,

Er las wie folgt:

§

»In Paris den Namen Balsamo, der zu sehr bekannt zu werden anfängt, ablegen, und dafür den eines Grafen von Fö . . . annehmen.«

Der Rest des Namens war unter einem Tintenkleck begraben.

In dem Augenblick wo Herr von Sartines die fehlenden Sylben suchte, welche das Wort bilden sollten, erscholl außen die Klingel und ein Bedienter trat ein und meldete:

»Der Herr Graf von Fönix.«

Herr von Sartines stieß einen Schrei aus, faltete auf die Gefahr, das harmonische Gebäude seiner Perücke zu zerstören, die Hände über dem Kopf und entließ eiligst seinen Schreiber durch eine Geheimthüre.

Dann nahm er seinen Platz vor seinem Schreibtisch wieder ein und hieß den Bedienten den Gemeldeten einführen.

Einige Secunden nachher erblickte Herr von Sartines in seinem Spiegel das strenge Profil des Grafen, den er schon einmal flüchtig bei Hofe am Tage der Vorstellung von Madame Dubarry gesehen hatte.

Balsamo trat ohne irgend ein Zögern ein.

Herr von Sartines stand auf, machte dem Grafen eine kalte Verbeugung, kreuzte ein Bein über das andere und lehnte sich auf eine ceremonielle Weise an seinem Fauteuil an.

Mit dem ersten Blick hatte der Beamte die Ursache und den Zweck dieses Besuches durchschaut.

Mit dem ersten Blick hatte auch Balsamo die offene und zur Hälfte auf den Schreibtisch vor Herrn von Sartines ausgeleerte Cassette wahrgenommen.

Sein Blick, so flüchtig er auch über dem Kistchen hinstreifte, entging doch dem Polizeilieutenant nicht.

»Welchem Zufall verdanke ich die Ehre Ihrer Gegenwart, Herr Graf?« fragte Sartines.

»Mein Herr,« antwortete Balsamo mit einem äußerst freundlichen Lächeln, »ich habe die Ehre gehabt allen Souverains von Europa, allen Ministern, allen Gesandten vorgestellt zu werden, doch ich habe Niemand gefunden, der mich bei Ihnen vorgestellt hätte, und stelle mich daher selbst vor.«

»Wahrhaftig, mein Herr,« sagte der Polizeilieutenant, »Sie erscheinen äußerst erwünscht, denn ich glaube, wenn Sie nicht selbst gekommen wären, würde ich die Ehre gehabt haben, Sie hierher rufen zu lassen.«

»Ah! sehen Sie, wie sich das gut trifft,« sagte Balsamo.

Herr von Sartines verbeugte sich mit einem spöttischen Lächeln.

»Mein Herr,« fuhr Balsamo fort, »wäre ich vielleicht so glücklich, Ihnen nützlich sein zu können?«

Diese Worte wurden ausgesprochen, ohne daß ein Schatten einer Unruhe oder Gemüthsbewegung sein lächelndes Gesicht verdüsterte.

»Sie sind viel gereist, Herr Graf?« fragte der Polizeilieutenant.

»Sehr viel, mein Herr.«

»Ah!«

»Sie wünschen vielleicht irgend eine geographische Auskunft? Ein Mann von Ihrem Geiste beschäftigt sich nicht allein mit Frankreich, er umfaßt ganz Europa, die Welt . . .«

»Geographisch ist nicht das Wort, Herr Graf, moralisch wäre richtiger.«

»Ich bitte, thun Sie sich weder wegen des einen, noch wegen des andern Zwang an, mein Herr; ich bin ganz zu Ihren Diensten.«

»Nun wohl! Herr Graf, denken Sie sich, ich suche einen sehr gefährlichen Menschen, meiner Treue, einen Menschen, der zugleich Atheist . . .«

»Oh!«

»Verschwörer.«

»Oh!«

»Fälscher.«

»Oh!«

»Der Ehebrecher, Falschmünzer, Empyriker, Charlatan, Chef einer Secte ist, einen Menschen, dessen Geschichte ich in meinen Registern und in der Cassette, die Sie hier sehen, überall habe.«

»Oh! ja, ich begreife, Sie haben die Geschichte, aber Sie haben den Mann nicht . . .«

»Nein.«

»Teufel! das wäre wichtiger, wie mir scheint.«

»Allerdings; doch Sie werden sehen, daß wir ihn demnächst bekommen. Proteus hat nicht mehr Gestalten, als dieser Mann; Jupiter hat nicht mehr Namen als dieser geheimnißvolle Reisende. Acharat in Egypten, Balsamo in Italien, Somini in Sardinien, Marquis Anna in Malta. Marquis Pellegrini in Corsica; endlich Graf von . . .«

»Graf von?« fragte Balsamo.

»Diesen letzten Namen, mein Herr, konnte ich nicht lesen, aber ich bin überzeugt, Sie werden mir helfen, denn es ist nicht möglich, daß Sie diesen Mann nicht auf Ihren Reisen, in einem von den Ländern, die ich Ihnen so eben anführte, kennen gelernt haben.«

»Wollen Sie mich ein wenig belehren,« sagte Balsamo vollkommen ruhig.

»Ah! ich verstehe, Sie wünschen eine Art von Signalement, nicht wahr, Herr Graf?«

»Ja, mein Herr, wenn es Ihnen gefällig wäre.«

»Wohl!« sprach Herr von Sartines, ein forschendes Auge auf Balsamo heftend, »es ist ein Mann von Ihrem Alter, von Ihrem Wuchs, von Ihrer Haltung, bald vornehmer Herr, Gold ausstreudend, bald Charlatan, die natürlichen Geheimnisse suchend, bald dunkles Mitglied einer mysteriösen Bruderschaft, welche in der Finsterniß den Königen den Tod und den Thronen den Einsturz schwört.«

»Oh! das ist sehr unbestimmt,« sagte Balsamo.

»Wie, sehr unbestimmt?«

»Wenn Sie wüßten, wie viele Menschen ich gefunden habe, die diesem Portrait gleichen!«

»Wahrhaftig?«

»Ganz gewiß; Sie würden wohl daran thun, etwas schärfer zu bezeichnen, wenn ich Ihnen helfen soll. Wissen Sie vor Allem, welches Land er vorzugsweise bewohnt?«

»Er bewohnt alle.«

»Aber, zum Beispiel, in diesem Augenblick?«

»In diesem Augenblick ist er in Frankreich.«

»Und was macht er in Frankreich?«

»Er leitet eine ungeheure Verschwörung.«

»Ah! das ist eine Auskunft, so ist es gut! und wenn Sie wissen, welche Verschwörung er leitet, so haben Sie einen Faden, an dessen Ende Sie aller Wahrscheinlichkeit nach Ihren Mann finden werden.«

»Ich glaube das wie Sie.«

»Nun, wenn Sie das glauben, warum verlangen Sie einen Rath von mir? das ist unnöthig.«

»Ah! ich frage Sie noch weiter um Rath.«

»Worüber?«

»Werde ich ihn verhaften lassen, ja oder nein?«

»Ja oder nein?«

»Ja oder nein.«

»Ich begreife das nein nicht, Herr Polizeilieutenant, denn wenn er conspirirt . . .«

»Ja; aber wenn er durch einen Namen, durch einen Titel ein wenig geschützt ist . . .«

»Ah! ich verstehe. Aber durch welchen Namen, durch welchen Titel? Sie müßten mir das sagen, damit ich Sie in Ihren Nachforschungen unterstützen könnte, mein Herr.«

»Ei! Herr Graf, ich habe Ihnen schon gesagt, ich weiß den Namen, unter dem er sich verbirgt, aber . . .

»Aber Sie wissen denjenigen nicht, unter welchem er sich zeigt, nicht wahr?«

»Ganz richtig, sonst . . .«

»Sonst würden Sie ihn verhaften lassen?«

»Auf der Stelle.«

»Wohl, mein lieber Herr von Sartines, es trifft sich glücklich, wie Sie mir vorhin sagten, daß ich gerade in diesem Augenblick komme, denn ich kann Ihnen den Dienst leisten, den Sie von mir verlangen.«

»Sie?«

»Ja.«

»Sie werden mir seinen Namen sagen?«

»Ja.«

»Den Namen unter dem er sich zeigt?«

»Ja.«

»Sie kennen ihn also.«

»Genau.«

»Und wie heißt dieser Name?« fragte Herr von Sartines in Erwartung einer Lüge.

»Graf von Fönix.«

»Wie! der Name, unter dem Sie sich haben melden lassen?«

»Ja, der Name, unter dem ich mich habe melden lassen.«

»Ihr Name?«

»Mein Name.«

»Dieser Acharat, dieser Somini, dieser Marquis von Anna, dieser Marquis von Pellegrini sind Sie also?«

»Ja,« antwortete Balsamo ganz einfach, »ich selbst,«

Herr von Sartines brauchte eine Minute, um sich von der Blendung zu erholen, die ihm diese freche Offenherzigkeit verursachte.

»Sie sehen, ich hatte es errathen,« sagte er. »Ich kannte Sie, ich wußte, daß Balsamo und der Graf von Fönix nur eine Person sind.«

»Ah! ich gestehe, Sie sind ein großer Minister,« sprach Balsamo.

»Und Sie ein großer Unvorsichtiger,« erwiderte Herr von Sartines. indem er sich nach seinem Glöckchen wandte.

»Unvorsichtiger, warum?«

»Weil ich Sie verhaften lasse.«

»Gehen Sie doch,« versetzte Balsamo, zwischen das Glöckchen und den Polizeilieutenant tretend.

»Verhaftet man mich?«

»Bei Gott! ich frage Sie, was wollen Sie machen, um mich daran zu verhindern?«

»Sie fragen mich das?«

»Ja.«

»Mein lieber Polizeilieutenant, ich zerschmettere Ihnen die Hirnschale.«

Und Balsamo zog aus seiner Tasche eine reizende, in Vermeil gefaßte Pistole, die man für eine Arbeit von Benvenuto Cellini hätte halten können, so kunstreich war sie ciselirt; diese Pistole richtete er ruhig nach dem Gesicht von Herrn von Sartines, der erbleichend in einen Lehnstuhl sank.

»Gut,« sagte Balsamo, indem er einen andern Stuhl zu dem des Polizeilieutenants zog und sich setzte, »gut, nun, da wir sitzen, können wir ein wenig plaudern.«

CXXV.

Plauderei.

Herr von Sartines brauchte einen Augenblick, um nach einer solchen Bestürzung wieder Fassung zu gewinnen. Er hatte, als hätte er hineinschauen wollen, den drohenden Schlund der Pistole gesehen; er hatte sogar auf seiner Stirne die Kälte ihres eisernen Ringes gefühlt.

Endlich erholte er sich,

»Mein Herr,« sagte er, »ich habe einen Vortheil vor Ihnen; da ich wußte, mit wem ich sprach, so nahm ich die Vorsichtsmaßregeln nicht, die man gegen gewöhnliche Missethäter nimmt,«

»Oh! mein Herr,« erwiderte Balsamo, »nun erzürnen Sie nicht, und die schweren Worte überströmen; Sie bemerken also nicht, wie ungerecht Sie sind: ich komme, um Ihnen einen Dienst zu leisten.«

Herr von Sartines machte eine Bewegung.

»Einen Dienst, ja, mein Herr,« fuhr Balsamo fort, »und Sie täuschen sich ganz und gar in meinen Absichten; Sie sprechen mir, von Verschwörern gerade in dem Augenblick, wo ich komme, um Ihnen eine Verschwörung anzuzeigen.«

Aber Balsamo mochte sagen, was er wollte, Herr von Sartines schenkte den Worten dieses gefährlichen Besuches keine große Aufmerksamkeit; so daß er bei dem Worte Verschwörung, das ihn in gewöhnlichen Zeilen urplötzlich aufgeweckt hätte, kaum die Ohren spitzte.

»Sie begreifen, mein Herr, da Sie so gut wissen, wer ich bin, Sie begreifen, sage ich, meinen Auftrag in Frankreich. Von Seiner Majestät dem großen Friedrich abgesandt, nämlich mehr oder minder geheimer Botschafter Seiner preußischen Majestät, bin ich neugierig — denn wer Botschafter sagt, sagt neugierig — mir, dem Neugierigen aber sind die Dinge, welche vorkommen, nicht unbekannt, und eines von diesen Dingen, die ich am besten kenne, ist der Kornwucher.«

So einfach Balsamo diese Worte gesprochen hatte, so wirkten sie doch gewaltiger auf den Polizeilieutenant, als alle andern, denn sie machten Herrn von Sartines aufmerksam.

Er hob langsam den Kopf in die Höhe.

»Was meinen Sie mit der Kornangelegenheit?« fragte er, eben so viel Sicherheit heuchelnd, als Balsamo am Anfang dieser Unterredung entwickelt hatte; »wollen Sie mich nun ebenfalls belehren, mein Herr?«

»Sehr gern. Hören Sie also.«

»Ich höre.«

»Oh! Sie brauchen es mir nicht zu sagen. Sehr geschickte Speculanten haben Seine Majestät den König von Frankreich überredet, er müßte Speicher zu Aufbewahrung des Getreides seiner Völker für den Fall einer Hungersnoth bauen lassen. Man baute also Speicher; während man in der Arbeit begriffen war, sagte man sich, es wäre besser, sie groß zu machen; man sparte nichts daran, weder die Steine, noch den Mörtel und machte sie sehr groß.«

»Hernach?«

»Hernach mußte man sie füllen, leere Speicher waren unnütz; man füllte sie also.«

»Nun, mein Herr?« fragte Herr von Sartines, der noch nicht klar einsah, worauf Balsamo abzielte.

»Sie errathen, daß man, um sehr große Speicher zu füllen, ein sehr großes Quantum Getreide einlegen mußte. Ist das nicht wahrscheinlich?«

»Gewiß.«

»Ich fahre fort; viel Korn der Circulation entzogen, ist ein Mittel, das Volk auszuhungern; denn bemerken Sie wohl, jeder der Circulation entzogene Werth kommt einem Mangel der Production gleich, Tausend Säcke Korn auf dem Speicher sind tausend Säcke weniger auf dem Platz, Multipliciren Sie diese tausend Säcke nur mit zehn, so steigt das Getreide sogleich im Preis.«

Herr von Sartines wurde von einem Reiz zum Husten befallen.

Balsamo hielt inne und wartete ruhig, bis der Husten vorüber war. Sobald ihm aber der Polizeilieutenant Muße ließ, fuhr er fort:

»Der Speculant auf dem Speicher bereichert sich also durch den Zuwachs des Werthes; ist das klar?«

»Vollkommen klar; doch, wie ich sehe, hätten Sie die Absicht, mir eine Verschwörung oder ein Verbrechen anzuzeigen, dessen Urheber Seine Majestät wäre?«

»Ganz richtig . . . Sie begreifen . . .«

»Das ist keck, mein Herr, und ich bin wahrlich neugierig, zu erfahren, wie der König Ihre Anklage aufnehmen wird; ich befürchte, das Resultat wird nicht ganz das sein, welches ich im Auge hatte, als ich vor Ihrer Ankunft in den Papieren dieser Cassette blätterte; nehmen Sie sich in Acht, mein Herr, das dürfte immerhin für Sie auf die Bastille hinauslaufen.«

»Ah! das verstehen Sie abermals nicht.«

»Wie so?«

»Mein Gott! wie schlecht beurtheilen Sie mich, und wie Unrecht thun Sie mir, daß Sie mich für einen Dummkopf halten. Wie, Sie bilden sich ein, ich, ein Botschafter, ein Neugieriger, wolle den König angreifen . . . was Sie da sagen, wäre das Werk eines Einfaltspinsels. Ich bitte, hören Sie mich also bis zum Ende.«

Herr von Sartines machte eine Bewegung mit dem Kopf.

»Diejenigen, welche diese Verschwörung gegen das französische Volk entdeckt haben . . . (verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen von Ihrer kostbaren Zeit nehme, mein Herr, doch Sie werden sogleich sehen, daß dies keine verlorene Zeit ist), Diejenigen, welche diese Verschwörung gegen das französische Volk entdeckt haben, sind Oekonomen, sehr fleißige, sehr gewissenhafte Leute, welche ihre Loupe forschend auf diesen schmutzigen Handel richteten und dabei bemerkten, der König spiele nicht allein. Sie wissen wohl, daß Seine Majestät ein genaues Register von den Kornpreisen auf den verschiedenen Märkten hält; Sie wissen wohl, daß sich Seine Majestät die Hände reibt, wenn ihm das Steigen acht bis zehn tausend Thaler eingebracht hat; Sie wissen aber auch, daß an der Seite Seiner Majestät ein Mensch ist, dessen Stellung den Handel erleichtert, ein Mensch, der ganz natürlich in Folge gewisser Dienstverrichtungen, — Sie begreifen, es ist ein Beamter, — die Einkäufe, die Ankunft des Getreides, die Einkassierungen überwacht, ein Mensch endlich, der als Mittelsperson für den König dient; die Oekonomen aber, die Leute mit der Loupe, wie ich sie nenne, halten sich, in Betracht, daß es keine Dummköpfe sind, nicht an den König, sondern an den erwähnten Menschen, mein lieber Herr, an den Beamten, an den

Agenten, der für Seine Majestät wuchert.«

Herr von Sartines suchte seiner Perücke wieder das Gleichgewicht zu geben, doch das war vergebens.

»Ich komme nun zur Sache,« fuhr Balsamo fort. »Eben so, wie Sie, der Sie eine Polizei haben, wußten, daß ich der Herr Graf von Fönix bin, weiß ich, daß Sie Herr von Sartines sind.«

»Nun, und Was hernach?« erwiderte der Polizeilieutenant verlegen; »ja, ich bin Herr von Sartines, das ist leicht zu wissen.«

»Wohl! aber begreifen Sie doch, dieser Herr von Sartines ist gerade der Mann mit den Einkaufbüchern, mit den Wuchergeschäften, mit den Einkassierungen, derjenige, welcher, weiß es nun der König nicht, oder hat er Kenntniß davon, mit den Magen von sieben und zwanzig Millionen Franzosen, die ihm seine Functionen unter den bestmöglichen Bedingungen zu ernähren vorschreiben, Handel treibt. Stellen Sie sich nun ein wenig die Wirkung einer solchen Entdeckung vor! Sie sind wenig beliebt beim Volk; der König ist kein Mann von sehr zarter Natur; sobald das Geschrei der Ausgehungerten Ihren Kopf fordert, wird Seine Majestät, um jeden Verdacht einer Connivenz mit Ihnen, wenn eine solche stattfindet, zu entfernen, oder um Gerechtigkeit zu üben, wenn keine Genossenschaft obwaltet, wird Seine Majestät, sage ich, sich beeilen, Sie an einen Galgen hängen zu lassen, dem von Enguerrand von Marigny ähnlich, Sie erinnern sich?«

»Nicht genau,« erwiderte Herr von Sartines sehr bleich, »und Sie beweisen, wie mir scheint, einen schlechten Geschmack, mein Herr, daß Sie vom Galgen mit einem Mann von meiner Stellung sprechen.«

»Oh! wenn ich davon spreche, mein lieber Herr,« sagte Balsamo, »so geschieht es, weil es mir vorkommt, als ob ich ihn noch sähe, diesen armen Enguerrand. Ich schwöre Ihnen, es war ein vollkommener Edelmann aus der Normandie, von einem sehr alten und sehr adeligen Hause. Er war Kammerherr von Frankreich, Kapitän des Louvre, Intendant der Finanzen und der Gebäude; er war Graf von Longueville, was eine bedeutendere Grafschaft ist, als Ihre Grafschaft Alby. Nun, mein Herr, ich habe ihn an dem Galgen von Montfancon hängen sehen, den er hatte erbauen lassen, und das war, Gott sei Dank! nicht mein Fehler, denn oft wiederholte ich ihm: ‚Enguerrand, mein lieber Enguerrand, nehmt Euch in Acht, Ihr schneidet so breit in die Finanzen ein, daß Euch Karl von Valois nicht verzeihen wird.‘ Er hörte nicht auf mich, und starb elendiglich. Ach! wenn Sie wüßten, wie viele Polizeipräfecten ich gesehen habe, von Pontius Pilatus, der Jesus Christus verurtheilte, bis auf Herrn Bertin von Bellile, Grafen von Bourdeilhes, Herrn von Brantome, Ihren Vorgänger, der die Laternen eingeführt und die Sträuße verboten hat.«

Herr von Sartines stand auf; vergebens suchte er die Aufregung zu verbergen, der er preisgegeben war.

»Nun, so klagen Sie mich an, wenn Sie wollen,« sagte er; »was liegt mir an der Aussage eines Menschen, wie Sie sind, der an nichts hängt.«

»Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr,« entgegnete Balsamo, »diejenigen, welche das Aussehen haben, als hingen sie an nichts, hängen gerade oft an Allem, und wenn ich mit allen ihren Einzelheiten die Geschichte dieses Kornwuchers meinen Correspondenten oder Friedrich schreibe, der, wie Sie wissen, ein Philosoph ist; wenn Friedrich eiligst die Sache mit Bemerkungen von seiner Hand Herrn Arouet von Voltaire schreibt; wenn dieser mit seiner Feder, die Sie hoffentlich wenigstens dem Rufe nach kennen, ein drolliges Märchen in der Art

des Mannes mit den vierzig Thalern gemacht hat; wenn Herr d'Alembert, dieser vortreffliche Arithmetiker, berechnet hat, daß man mit dem durch Sie dem öffentlichen Unterhalt entzogenen Getreide hundert Millionen Menschen drei bis vier Jahre lang hätte nähren können; wenn Helvetius herausgestellt hat, daß der Preis dieses Getreides, in Sechs-Livres-Thaler verwandelt und in Stößen aufgehäuft, bis zum Mond reichen, oder in Kassenbillets neben einander gelegt, sich bis St. Petersburg ausdehnen könnte; wenn diese Berechnung Herrn de la Harpe ein schlechtes Drama, Diderot ein Gespräch von einem Familienvater und Jean Jacques Rousseau von Genf, der nicht schlecht beißt, wenn er anfängt, eine furchtbare Auslegung dieses Gesprächs mit Commentaren, Herrn Caron von Beaumarchais — Gott behüte Sie, daß Sie diesem auf die Füße treten, — eine Denkschrift, Herrn Grimm einen kleinen Brief, Herrn von Holbach einen langen Ausfall, Herrn von Marmontel, der Sie tödten wird, indem er Sie schlecht vertheidigt, ein liebenswürdiges moralisches Märchen eingegeben hat; wenn man hievon im Cafö de la Régence, im Palais Royale, bei Audinot, bei den großen Tänzern des Königs spricht, welche, wie Sie wissen, von Herrn Nicolet unterhalten werden; ah! Herr Graf von Alby, dann werden Sie ein noch ganz anders kranker Polizeilieutenant sein, als es der arme Enguerrand von Martigny, an seinem Galgen hängend, war, denn er nannte sich unschuldig, und dies mit einer so innigen Ueberzeugung seines Gewissens, daß ich ihm bei meinem Ehrenwort glaubte, als er es mir sagte.«

Ohne den Anstand länger zu berücksichtigen, nahm Herr von Sartines bei diesen Worten seine Perücke vom Kopf, und wischte sich seinen, ganz von Schweiß überströmten Schädel ab.

»Wohl, es mag sein,« sagte er. »Doch dies Alles wird mich von nichts abhalten. Richten Sie mich zu Grunde, wenn Sie können. Sie haben Ihre Beweise, ich habe die meinigen. Behalten Sie Ihr Geheimniß, ich behalte die Cassette.«

»Ei! mein Herr.« erwiderte Balsamo, »das ist abermals ein tiefer Irrthum, in den ich zu meinem großen Erstaunen einen Mann von Ihrer Stärke verfallen sehe; diese Cassette . . .«

»Nun, diese Cassette?«

»Werden Sie nicht behalten.«

»Oh!« rief Herr von Sartines mit einem spöttischen Gelächter, »es ist wahr, ich vergaß, daß der Herr Graf von Fönix ein Stegreifritter ist, der die Leute mit gewaffneter Hand ausplündert. Ich sah Ihre Pistole nicht mehr, weil Sie sie wieder in die Tasche gesteckt hatten. Entschuldigen Sie mich, Herr Botschafter.«

»Ei, mein Gott! es handelt sich hier nicht um Pistolen, Herr von Sartines; Sie glauben sicherlich nicht, ich wolle Ihnen mit Gewalt dieses Kistchen entreißen, daß ich, sobald ich auf der Treppe wäre, Ihre Klingel ertönen und Sie selbst: Diebe! schreien hören würde. Nein! wenn ich sage, Sie werden das Kistchen nicht behalten, so meine ich damit, Sie werden es mir ganz freiwillig selbst zurückgeben.«

»Ich!« rief der Polizeilieutenant, indem er seine Faust mit solcher Gewalt auf den streitigen Gegenstand drückte, daß er ihn beinahe zerbrochen hätte.

»Ja. Sie.«

»Spotten Sie immerhin, mein Herr; doch was das Kistchen betrifft, so sage ich Ihnen, daß Sie es nur mit meinem Leben bekommen sollen. Und habe ich dieses Leben nicht tausendmal gewagt? Bin ich es nicht bis zum letzten Blutstropfen dem Dienste Seiner Majestät schuldig? Tödten Sie mich, das steht in Ihrer Macht; doch der Lärmen würde Rächer herbeiziehen und ich

hätte noch genug Stimme, um Sie aller Ihrer Verbrechen zu überweisen. Ah! ich soll Ihnen dieses Kistchen zurückgeben,« fügte er mit einem bitteren Gelächter bei, »und wenn es die Hölle forderte, gäbe ich es nicht zurück.«

»Ich werde mich auch nicht der Vermittlung höllischer Mächte bedienen; die Vermittlung der Person, welche in diesem Augenblick an Ihr Hofthor klopfen läßt, wird mir genügen.«

Es erschollen in der That drei Schläge.

»Die Vermittlung der Person, deren Wagen, wie Sie hören, in diesem Augenblick in Ihren Hof fährt,« fuhr Balsamo fort.

»Es ist, wie es scheint, ein Freund von Ihnen, der mir die Ehre seines Besuches gönnt?«

»Wie Sie sagen, ein Freund von mir.« Der Polizeilieutenant hatte eine Geberde erhabener Verachtung noch nicht vollendet, als ein Diener voll Eifer die Thüre öffnend meldete, die Frau Gräfin Dubarry bitte Monseigneur um eine Audienz.

Herr von Sartines bebte und schaute verblüfft Balsamo an, der seine ganze Selbstbeherrschung zu Hülfe rief, um dem ehrenwerthen Staatsbeamten nicht in's Gesicht zu lachen.

In diesem Augenblick trat hinter dem Diener eine Frau, welche keiner Erlaubnis zu bedürfen glaubte, ganz rasch und duftend ein; es war die schöne Gräfin, deren wogende Röcke mit einem sanften Rauschen an der Thüre des Cabinets anstreiften.

»Sie, gnädige Frau, Sie!« murmelte Herr von Sartines, der mit einem Reste von Schrecken das noch offene Kästchen in seine Hände genommen hatte und an seine Brust gedrückt hielt.

»Guten Morgen, Sartines,« sagte die Gräfin mit ihrem heiteren Lächeln; dann sich an Balsamo wendend, fügte sie bei: »Guten Morgen, lieber Graf,«

Und sie reichte dem letztern ihre Hand; Balsamo neigte sich vertraulich auf diese weiße Hand, und drückte seine Lippen dahin, wo so oft die königlichen Lippen geruht hatten.

Bei dieser Bewegung fand Balsamo Zeit, der Gräfin drei bis vier Worte zuzuflüstern, welche Herr von Sartines nicht hören konnte.

»Ah! gut, da ist mein Kistchen!« rief die Gräfin.

»Ihr Kistchen!« stammelte Herr von Sartines.

»Allerdings mein Kistchen. Sieh da, Sie haben es geöffnet, Sie thun sich wenig Zwang an.«

»Aber Frau Gräfin . . .«

»Oh! das ist reizend . . . ich dachte es mir doch. Man stahl mir mein Kistchen, da sagte ich zu mir selbst: ich muß zu Herrn von Sartines gehen, er wird es mir wieder finden. Sie warteten meine Forderung nicht ab, und haben es vorher schon gefunden; ich danke.«

»Und der Herr hat es, wie Sie sehen, sogar geöffnet,« sagte Balsamo.

»Ja, wahrhaftig! . . . hat man dergleichen je erlebt? Das ist abscheulich, Sartines.«

»Gnädige Frau, unbeschadet der vollen Achtung, die ich für Sie habe, muß ich befürchten, daß Sie sich imponiren lassen,« sprach der Polizeilieutenant.

»Imponiren lassen, mein Herr,« fragte Balsamo, »sagen Sie dieses Wort zufällig in Beziehung auf mich?«

»Ich weiß, was ich weiß,« erwiderte Herr von Sartines.

»Und ich weiß nichts,« sagte Madame Dubarry ganz leise zu Balsamo; »lassen Sie hören, was gibt es, lieber Graf? Sie haben sich auf mein Versprechen, Ihnen die erste Bitte zu bewilligen, die Sie an mich richten würden, berufen. Ich halte mein Wort wie ein Mann, und hier bin ich.«

»Frau Gräfin,« antwortete Balsamo laut, »Sie haben mir vor wenigen Tagen diese Cassette und Alles, was sie enthält, anvertraut.«

»Ganz gewiß,« sprach Madame Dubarry, mit ihrem Blick den Blick des Grafen erwidernnd.

»Ganz gewiß!« rief Herr von Sartines, »Sie sagen ganz gewiß, gnädige Frau?«

»Ja wohl, und die Frau Gräfin hat diese Worte laut genug ausgesprochen, daß Sie dieselben hören konnten.«

»Eine Cassette, welche vielleicht zehn Verschwörungen enthält!«

»Ah! Herr von Sartines, Sie wissen wohl, daß Sie mit diesem Wort kein Glück haben, wiederholen Sie es also nicht. Die Frau Gräfin verlangt ihr Kistchen von Ihnen, geben Sie es ihr einfach zurück.«

»Sie verlangen es zurück, gnädige Frau?« sagte Herr von Sartines, vor Zorn zitternd.

»Ja, lieber Polizeilieutenant.«

»Aber erfahren Sie wenigstens . . .«

Balsamo schaute die Gräfin an.

»Ich habe nichts zu erfahren, was ich nicht schon wüßte,« entgegnete Madame Dubarry; »geben Sie mir das Kistchen zurück; ich habe mich nicht umsonst hieher bemüht, verstehen Sie?«

»Im Namen des lebendigen Gottes, im Namen der Interessen Seiner Majestät, Madame!«

Balsamo machte eine Geberde der Ungeduld.

»Dieses Kistchen, mein Herr!« sagte die Gräfin mit kurzem Tone, »dieses Kistchen, ja oder nein! Bedenken Sie es wohl, ehe Sie nein sagen.«

»Wie es Ihnen beliebt, gnädige Frau,« antwortete Herr von Sartines demuthsvoll.

Und er reichte der Gräfin das Kistchen, in das Balsamo schon wieder alle die auf dem Schreibtisch zerstreuten Papiere hineingeschoben hatte.

Madame Dubarry wandte sich mit einem reizenden Lächeln gegen den letzteren und sagte zu ihm:

»Graf, wollen Sie mir dieses Kistchen bis zu meinem Wagen tragen, und mir Ihre Hand geben, daß ich nicht allein durch alle diese mit so gemeinen Gesichtern meublirten Vorzimmer gehen muß. Ich danke, Sartines.«

Und Balsamo wandte sich schon mit seiner Beschützerin nach der Thüre, als er Herrn von Sartines sich nach der Klingel wenden sah.

»Frau Gräfin,« sprach Balsamo, seinen Feind mit dem Blick zurückhaltend, »haben Sie die Güte, Herrn von Sartines, der mir ungeheuer darüber böse ist, daß ich Ihr Kistchen von ihm zurückverlangt habe, haben Sie die Güte, ihm zu sagen, wie sehr Sie in Verzweiflung wären, wenn mir ein Unglück durch das Benehmen des Herrn Polizeilieutenants widerführe, und wie Sie ihm sehr schlechten Dank dafür wüßten.«

Die Gräfin lächelte Balsamo zu und sprach

»Sie hören, was der Herr Graf sagt, Herr von Sartines, es ist die reine Wahrheit; der Herr Graf ist ein vortrefflicher Freund von mir, und ich würde Sie tödtlich hassen, wenn Sie ihm in irgend einer Hinsicht mißfällig wären. Adieu, Sartines!«

Und ihre Hand in der von Balsamo, welcher das Kistchen trug, verließ Madame Dubarry das Cabinet des Polizeilieutenants.

Herr von Sartines ließ sie Beide weggehen, ohne die Wuth zu offenbaren, welche Balsamo bei ihm ausbrechen zu sehen erwartete.

»Gehe!« murmelte der besiegte Staatsbeamte, »gehe, Du hast das Kistchen, aber ich habe die Frau!«

Und um sich zu entschädigen, läutete er, daß alle Glocken hätten zerspringen müssen.

CXXVI.

Worin Herr von Sartines zu glauben anfängt, Balsamo sei ein Zauberer.

Bei dem hastigen Klingeln der Glocke von Herrn von Sartines lief ein Huissier herbei.

»Nun!« fragte der Polizeilieutenant, »diese Frau?«

»Welche Frau, Monseigneur?«

»Die Frau, welche hier ohnmächtig geworden ist, und die ich Euch anvertraut habe.«

»Monseigneur, sie befindet sich sehr wohl,« erwiderte der Huissier.

»Gut; bringt sie mir.«

»Wo soll ich sie suchen, Monseigneur?«

»Wie? in diesem Zimmer.«

»Sie ist nicht mehr da, Monseigneur.«

»Sie ist nicht mehr da! wo ist sie denn?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ist sie weggegangen?«

Ja.«

«Ganz allein?«

»Ja.«

»Aber sie konnte sich nicht aufrecht halten.«

»Monseigneur, es ist wahr, sie blieb einige Augenblicke ohnmächtig; doch fünf Minuten nachdem Herr von Fönix in das Cabinet von Monseigneur eingeführt war, erwachte sie aus dieser seltsamen Ohnmacht, gegen die weder Essenzen, noch Riechsalze irgend etwas vermochten. Da öffnete sie die Augen, stand mitten unter uns auf und athmete mit einer zufriedenen Miene.«

»Hernach?«

»Hernach wandte sie sich gegen die Thüre, und da Monseigneur nicht sie zurückzuhalten befohlen hatte, so ging sie weg.«

»Sie ist weggegangen!« rief Herr von Sartines, »Ah! Ihr Unglückliche, die Ihr alle seid. ich lasse Euch insgesamt in Bicêtre verfaulen! Geschwinde, geschwinde, man schicke mir meinen ersten Agenten.«

Der Huissier ging rasch hinaus, um diesem Befehl zu gehorchen.

»Der Elende ist ein Zauberer,« murmelte der unglückliche Staatsbeamte. »Ich bin Polizeilieutenant des Königs, er ist Polizeilieutenant des Teufels.«

Der Leser hat ohne Zweifel schon begriffen, was sich Herr von Sartines nicht erklären konnte. Sogleich nach der Scene mit der Pistole und während der Polizeilieutenant sich wieder zu erholen suchte, hatte sich Balsamo, diesen Augenblick der Unterbrechung benützend, orientirt und, indem er sich nach und nach gegen die vier Himmelsgegenden, sicher, in einer derselben Lorenza zu treffen, gewendet, der jungen Frau auszustehen, hinauszugehen und auf demselben Weg, den sie schon gewählt hatte, nämlich durch die Rue Saint-Claude, zurückzukehren

befohlen.

Sobald dieser Wille sich im Geiste von Balsamo festgestellt hatte, entstand eine magnetische Strömung zwischen ihm und der jungen Frau, welche dem Befehl gehorchend, den sie durch anschauende Erkenntniß erhielt, aufstand und sich entfernte, ohne daß Jemand sich ihrem Abgang zu widersetzen wagte.

Herr von Sartines legte sich noch an demselben Abend zu Bette und ließ sich zur Ader: der Aufruhr war zu stark gewesen, als daß er ihn ungestraft ertragen konnte, und hätte die Sache noch eine Viertelstunde länger gedauert, so wäre er, wie der Arzt versicherte, einem Schlagflusse unterlegen.

Während dieser Zeit hatte Balsamo die Gräfin an ihren Wagen zurückgeführt und es versucht, sich von ihr zu verabschieden; doch sie war nicht die Frau, die ihn so hätte weggehen lassen, ohne wo möglich Aufklärung von ihm über das seltsame Ereigniß, das vor ihren Augen vorgefallen war, zu erlangen,

Sie bat also den Grafen, zu ihr einzusteigen; der Graf gehorchte und ein Reitknecht führte Dscherid an der Hand nach.

»Sie sehen, Graf, ob ich redlich bin,« sprach sie, »und ob ich, wenn ich Jemand Freund nannte, das Wort mit dem Mund oder mit dem Herzen gesagt habe. Ich wollte nach Luciennes zurückkehren, wo mich der König, wie er mir sagte, morgen früh besuchen sollte; doch da kam Ihr Brief, und ich ließ Ihnen zu Liebe Alles im Stich. Viele wären über die Worte Verschwörungen und Verschwörer, die uns Herr von Sartines in's Gesicht warf, erschrocken; doch ich schaute Sie an, ehe ich handelte, und entsprach Ihren Wünschen.«

»Madame,« erwiderte Balsamo, »Sie haben mich reichlich für den kleinen Dienst bezahlt, den ich Ihnen zu leisten im Stande war; doch bei mir geht nichts verloren; ich weiß dankbar zu sein, und das sollen Sie erfahren. Glauben Sie indessen nicht, daß ich ein Strafbarer, ein Verschwörer bin, wie Herr von Sartines sagt. Dieser theure Staatsbeamte hat aus den Händen von irgend Jemand, der mich verräth, dieses Kistchen bekommen, das voll von meinen chemischen und hermetischen Geheimnissen ist, von Geheimnissen, Frau Gräfin, die ich Ihnen mittheilen will, damit sie diese unsterbliche, diese glänzende Schönheit, diese blendende Jugend behalten . . . Als nun der theure Herr von Sartines die Ziffern meiner Formeln sah, rief er die Kanzlei zu Hülfe, welche, um sich nicht auf einem Mangel an Kenntnissen ertappen zu lassen, meine Ziffern auf ihre Weise auslegte. Ich glaube Ihnen schon einmal gesagt zu haben, Madame: das Handwerk ist noch nicht frei von allen Gefahren, die es im Mittelalter umgeben haben; nur aufgeklärte und junge Geister, wie der Ihrige, sind ihm günstig. Kurz, Frau Gräfin, Sie haben mich aus einer Verlegenheit gerettet; ich bezeuge Ihnen dies und werde Ihnen meine Dankbarkeit beweisen.«

»Aber was hätte er Ihnen denn gethan, wenn ich Ihnen nicht zu Hülfe gekommen wäre?«

»Er hätte mich, um dem König Friedrich, den Seine Majestät haßt, einen Streich zu spielen, in Vincennes oder in der Bastille eingesperrt. Ich weiß wohl, ich wäre wieder herausgekommen durch das Verfahren, das ich anwende, um den Stein unter dem Hauch zu schmelzen; doch ich hätte dabei mein Kistchen verloren, das, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, viele seltsame und unbezahlbare Formeln enthält, welche durch einen glücklichen Zufall von der Wissenschaft der ewigen Finsterniß entrissen worden sind.«

»Ah! Graf, Sie beruhigen mich und entzücken mich zugleich, Sie versprechen mir also einen Verjüngungstrank?«

»Ja.«

»Und wann werden Sie ihn mir geben?«

»Oh! wir haben keine Eile. Sie werden ihn in zwanzig Jahren von mir verlangen, schöne Gräfin. Ich denke, Sie haben jetzt keine Lust, wieder ein Kind zu werden.«

»Sie sind in der That ein bezaubernder Mann; doch noch eine letzte Frage, und ich lasse Sie, denn sie scheinen mir große Eile zu haben.«

»Sprechen Sie, Gräfin.«

»Sie sagten mir, es habe Sie Jemand verrathen: ist es ein Mann oder eine Frau?«

»Eine Frau.«

»Ah! ah! Liebe!«

»Ach! ja, verdoppelt durch eine Eifersucht, welche bis zur Wuth geht und die schönen Wirkungen hervorbringt, die Sie gesehen haben. Es ist eine Frau, welche mich, da sie es nicht wagte, mir einen Dolchstoß zu geben, weil sie weiß, daß man mich nicht tödten kann, in einem Gefängniß begraben oder zu Grunde richten wollte.«

»Wie, zu Grunde richten?«

»Sie glaubte es wenigstens.«

»Graf, ich lasse halten,« sagte die Gräfin lachend. »Ist es denn das Quecksilber, das in Ihren Adern läuft, was Ihnen die Unsterblichkeit verleiht. welche macht, daß man Sie anzeigt, statt Sie zu tödten? .. Wollen Sie hier aussteigen, oder soll ich Sie nach Hause führen, wählen Sie?«

»Nein, Madame, es wäre zu viel Güte von Ihnen, wenn Sie mir zu Liebe von Ihrem Wege abgingen. Ich habe hier mein Pferd Dscherid.«

»Ah! das wunderbare Thier, das dem Wind an Schnelligkeit zuvorkommen soll.«

»Ich sehe, daß es Ihnen gefällt. Frau Gräfin.«

»Es ist in der That ein herrlicher Renner.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen denselben unter der Bedingung anzubieten, daß Sie ihn allein reiten.«

»Oh! nein, ich danke; ich reite nicht, oder reite wenigstens nur sehr furchtsam. Ihre Absicht hat für mich einen eben so großen Werth, als das Geschenk selbst, Leben Sie wohl, lieber Graf, vergessen Sie in zehn Jahren nicht meinen Verjüngungstrank.«

»Ich habe zwanzig Jahre gesagt.«

»Graf, Sie kennen das Sprüchwort: besser ich habe, als ich hätte. Sie können mir ihn sogar in fünf Jahren geben . . . man weiß nicht, was geschieht.«

»Wann es Ihnen beliebt, Gräfin, Sie wissen, daß ich ganz der Ihrige bin.«

»Ein letztes Wort, Graf.«

»Ich höre, Madame.«

»Ich muß ein großes Zutrauen zu Ihnen haben, daß ich es an Sie richte.«

Balsamo, der schon ausgestiegen war, überwand seine Ungeduld und näherte sich wieder der Gräfin.

»Man sagt überall,« fuhr Madame Dubarry fort, »der König habe eine Neigung für die kleine Taverney?«

»Ah! Frau Gräfin, das ist möglich!«

»Eine sehr lebhaftige Neigung, wie man behauptet, Graf, Sie müssen mir das sagen, wenn es

wahr ist. Schonen Sie mich nicht, Graf, behandeln Sie mich als Freundin, ich beschwöre Sie; Graf, sagen Sie mir die Wahrheit.«

»Madame, ich werde mehr thun,« erwiderte Balsamo, »ich stehe Ihnen dafür, daß Fräulein Andrée nie die Geliebte des Königs wird.«

»Und warum dies?« rief Madame Dubarry.

»Weil ich es nicht will,« antwortete Balsamo.

»Oh!« machte Madame Dubarry ungläubig.

»Sie zweifeln daran?«

»Ist das nicht erlaubt?«

»Zweifeln Sie nie an der Wissenschaft, Madame. Sie haben mir geglaubt, als ich Ja sagte, glauben Sie mir auch, wenn ich Nein sage.«

»Sie haben also Mittel . . .«

Lächelnd hielt sie inne,

»Vollenden Sie.«

»Mittel, welche im Stande sind, den Willen des Königs zu Nichte zu machen oder seine Laune zu bekämpfen?«

Balsamo lächelte.

»Ich schaffe Sympathien,« sagte er.

»Ja, ich weiß das.«

»Sie glauben auch daran.«

»Ich glaube daran.«

»Wohl, ich werde sogar Widerwillen und im Fall der Roth Unmöglichkeiten schaffen. Seien Sie also uns besorgt, Gräfin, ich wache.«

Balsamo breitete alle diese Fetzen von Phrasen mit einer Zerstretheit aus, welche Madame Dubarry nicht, wie sie es that, für Divination gehalten haben würde, hätte sie den ganzen fieberhaften Durst gekannt, mit dem Balsamo so schnell als möglich Lorenza wieder zu finden trachtete.

»Ah! Graf,« sprach sie, »Sie sind offenbar nicht nur mein Glücksprophet, sondern auch mein Schutzengel. Graf, merken Sie wohl auf: ich werde Sie vertheidigen, vertheidigen Sie mich. Lassen Sie uns ein Bündniß schließen.«

»Es sei,« sagte Balsamo,

Und er küßte der Gräfin abermals die Hand.

Dann schloß er den Schlag des Wagens, den die Gräfin in den Champs-Elysées hatte halten lassen, bestieg sein Pferd, das vor Freude wieherte, und verschwand bald im Schatten der Nacht.

»Nach Luciennes!« rief Madame Dubarry getröstet.

Balsamo ließ diesmal ein schwaches Pfeifen hören, preßte leicht die Kniee an, und Dscherid sprengte im Galopp fort.

Fünf Minuten nachher war er im Vorhause in der Rue Saint Claude und schaute Fritz an.

»Nun?« fragte er voll Angst.

»Ja, Herr,« antwortete der Diener, der in seinem Blick zu lesen gewohnt war.

»Ist sie zurückgekehrt?«

»Sie ist oben.«

»In welchem Zimmer?«

»In dem Zimmer mit den Pelzen.«

»In welchem Zustand?«

»Oh! sehr müde; sie lief so rasch, daß ich, der ich sie kommen sah, weil ich auf sie lauerte, nicht einmal Zeit hatte, ihr entgegen zu gehen.«

»In der That!«

»Oh! ich war ganz erschrocken darüber; sie kam hierher wie ein Sturmwind, stieg die Treppe hinauf, ohne Athem zu schöpfen, und fiel plötzlich, als sie ins Zimmer eintrat, auf die große, schwarze Löwenhaut. Dort werden Sie sie finden.«

Balsamo ging hastig hinauf und fand in der That Lorenza, welche sich kraftlos gegen die ersten Konvulsionen einer Nervenkrise sträubte. Schon zu lange lastete das Fluidum auf ihr, und es nöthigte sie zu gewaltsamen Acten. Sie litt, sie seufzte; es war, als ob ein Berg auf ihrer Brust läge, und als ob sie ihn mit beiden Händen wegzuschieben versuchte.

Balsamo schaute sie einen Augenblick mit einem vor Zorn funkelnden Auge an, nahm sie in seine Arme und trug sie in ihr Zimmer, dessen geheimnißvolle Thüre sich hinter ihm schloß.

CXXVII.

Das Lebenselixir.

Man weiß, in welcher Stimmung Balsamo in das Zimmer von Lorenza zurückgekehrt war. Er schickte sich an, sie aufzuwecken, um ihr die Vorwürfe zu machen, die sein dumpfer Zorn ausbrütete, und er war entschlossen, sie nach dem Rathe dieses Zornes zu bestrafen, als eine dreifache Erschütterung des Plafond ihm verkündigte, Althotas habe seine Rückkehr wahrgenommen und wolle ihn sprechen.

Er wartete indessen noch, denn er hoffte, er habe sich entweder getäuscht, oder das Signal sei nur ein zufälliges gewesen, als der ungeduldige Greis seine Aufforderung Schlag auf Schlag wiederholte, so daß Balsamo, befürchtete er nun, Althotas konnte, wie dies schon einige Male geschehen war, herabkommen, oder Lorenza dürfte, durch einen dem seinigen entgegengesetzten Einfluß aufgeweckt, von einem neuen Umstand Kenntniß bekommen, welcher für ihn nicht minder gefährlich wäre, als seine politischen Geheimnisse, so daß Balsamo, sagen wir, nachdem er, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Lorenza mit einer abermaligen Ladung von Fluidum belastet hatte, wegging, um sich zu Althotas zu begeben.

Es war Zeit, daß er kam, die Fallthüre war schon auf halbem Weg vom Plafond, Althotas hatte seinen rollenden Stuhl verlassen und zeigte sich, auf den beweglichen Theil des Bodens gekauert, der sich erhob und hinabsank.

Er sah Balsamo aus dem Zimmer von Lorenza kommen.

In dieser Stellung war der Greis zugleich furchtbar und häßlich anzuschauen.

Sein weißes Gesicht, das noch lebendig zu sein schien, hatte an einigen Stellen purpurne Flecken vom Feuer des Zornes; seine mageren, knochigen, skelettartigen Hände zitterten und klapperten; seine tiefliegenden Augen schienen in ihren Höhlen umherzuschweifen, und er stieß in einer selbst seinem Zögling, unbekanntem Sprache die heftigsten Schmähungen gegen diesen aus.

Als er von seinem Lehnstuhl aufgestanden war, um die Feder spielen zu lassen, schien er nur mit Hülfe seiner zwei langen, mageren, spinnenartigen Arme zu leben und sich zu bewegen; er ging, wie gesagt, aus seinem für Alle, mit Ausnahme von Balsamo, unzugänglichen Zimmer und war im Begriff, sich in das untere Zimmer zu begeben.

Daß dieser schwache, sonst so träge Greis seinen Lehnstuhl, eine verständige Maschine, die ihm jede Anstrengung ersparte, verließ, daß er sich entschloß, einen der Acte des gewöhnlichen Lebens auszuführen, daß er sich der Sorge und Anstrengung unterzog, eine solche Veränderung in seinen Gewohnheiten zu bewerkstelligen, dazu bedurfte es einer ganz außerordentlichen Aufregung, die ihn seinem beschaulichen Leben entreißen und in das wirkliche Leben zurückzukehren zwingen mußte.

Gleichsam auf der That ertappt, zeigte sich Balsamo zuerst erstaunt, dann unruhig,

»Ah!« rief Althotas. »Du bist hier. Taugenichts; Du bist hier, Undankbarer; Du bist hier, Treulos, der Du Deinen Meister verlässest.«

Balsamo raffte gemäß seiner Gewohnheit, wenn er mit dem Greise sprach, seine ganze Geduld

zusammen.

»Mir scheint, mein Freund, Ihr habt so eben erst gerufen,« erwiderte er mit sanftem Tone.

»Dein Freund!« rief Althotas, »Dein Freund! gemeines, menschliches Geschöpf! Ich glaube, Du sprichst mit mir in der Stellung von Deines Gleichen. Ein Freund für Dich, ich glaube wohl. Mehr als Freund, Vater; Vater, der Dich ernährt, der Dich erzogen, der Dich unterrichtet, der Dich bereichert hat. Aber Freund für mich, oh, nein! denn Du hast mich verlassen, denn Du hungerst mich aus, denn Du ermordest mich.«

»Ruhig, Meister, Ihr bringt Eure Galle in Aufruhr, Ihr verderbt Euer Blut und macht Euch krank.«

»Krank! Hohn! Bin ich je krank gewesen, wenn nicht, da Du mich wider meinen Willen an einigen von den Erbärmlichkeiten der schmutzigen menschlichen Lebensverhältnisse Theil nehmen machtest? Krank! hast Du vergessen, daß ich die Anderen heile?«

»Nun, ich bin hier, Meister,« entgegnete Balsamo mit kaltem Tone, »verlieren wir nicht die Zeit umsonst,«

»Ja, ich rathe Dir, mich hieran zu erinnern; die Zeit, die Zeit, die Du mich zu sparen nöthigst, mich, für den dieser jedem andern Geschöpf zugemessene Stoff weder ein Ende, noch eine Gränze haben sollte; ja, meine Zeit geht vorüber; ja, meine Zeit verliert sich; ja, meine Zeit fällt, wie die Zeit der Andern, Minute für Minute in die Ewigkeit, während meine Zeit die Ewigkeit selbst sein müßte.«

»Sprecht, Meister,« sagte Balsamo mit unstörbarer Geduld, während er die Fallthüre bis auf den Boden niederließ, während er sich zu ihm setzte und an der Feder drückte, wodurch er wieder auf sein Zimmer beschränkt war; »sprecht, was wollt Ihr haben? Ihr sagt, ich hungere Euch aus; aber seid Ihr nicht mehr in Eurer Quarantaine völliger Enthaltsamkeit?«

»Ja, ja, allerdings, das Werk der Wiedergeburt hat seit zwei und dreißig Tagen begonnen.«

»Dann sagt mir, worüber Ihr Euch beklagt? Ich sehe hier zwei Flaschen Regenwasser, und das ist das einzige, das Ihr trinkt.«

»Allerdings; doch bildest Du Dir ein, ich sei ein Seidenwurm, um allein das große Werk der Verjüngung und Verwandlung zu vollführen? Bildest Du Dir ein, ich, der ich keine Kräfte mehr habe, werde allein mein Lebenselixir zu Stande bringen können? Bildest Du Dir ein, auf der Seite liegend, erschlafft durch die erfrischenden Getränke, welche meine einzige Nahrung sind, werde ich, wenn Du mir nicht hilfst, genug Geistesgegenwart haben, um, meinen Mitteln und Quellen allein überlassen, die ängstliche Arbeit meiner Wiedergeburt zum Ziele zu führen, bei der ich, wie Du wohl weißt, Unglücklicher, von einem Freund unterstützt werden muß?«

»Ich bin da, Meister, ich bin da; auf, antwortet,« sagte Balsamo, während er beinahe wider seinen Willen den Greis in einen Lehnstuhl setzte, wie er es mit einem unartigen Kinde hätte thun können; »auf, antwortet; es hat Euch nicht an destillirtem Wasser gefehlt, da ich, wie ich vorhin sagte, zwei bis drei volle Flaschen hier sehe; dieses Wasser ist, wie Ihr wißt, im Mai gesammelt worden; hier sind auch Eure Zwiebacke von Gerste und Sesam, ich habe Euch selbst die Weißen Tropfen gegeben, die Ihr verordnet habt.«

»Ja, aber das Elixir! das Elixir ist noch nicht fertig; Du erinnerst Dich dessen nicht, Du warst nicht dabei: es war Dein Vater, der treuer als Du gewesen ist; doch bei meinem letzten Fünfzigsten machte ich das Elixir einen Monat vorher. Ich hatte mich auf den Berg Ararat zurückgezogen. Ein Jude lieferte mir für sein Gewicht in Silber ein Christenkind, das noch an

feiner Mutter saugte; ich ließ ihm nach der Vorschrift zur Ader, nahm die drei letzten Tropfen von seinem Arterienblut, und in einer Stunde war mein Elixir, dem nur noch diese Beimischung fehlte, fertig; meine Fünfziger-Wiedergeburt ging auch vortrefflich vor sich; meine Haare und meine Zähne fielen aus, während der Convulsionen, welche auf die Einsaugung dieses herrlichen Elixirs folgten, aber sie kamen wieder, die Zähne, ich weiß es wohl, ziemlich schlecht, weil ich die Vorsichtsmaßregel, das Elixir in meinen Schlund durch eine goldene Röhre laufen zu lassen, vernachlässigte. Doch meine Haare und meine Nägel wuchsen wieder in dieser zweiten Jugend, und ich fing an wieder aufzuleben, als ob ich erst vierzehn Jahr alt wäre. Nun aber bin ich abermals alt geworden, nun stehe ich dem letzten Ziele nahe, und wenn das Elixir nicht bei der Hand, wenn es nicht in dieser Flasche eingeschlossen ist, wenn ich nicht alle Sorgfalt auf dieses Werk verwende, wird die Wissenschaft eines Jahrhunderts mit mir vernichtet und dieses wunderbare, erhabene Geheimniß, das ich besitze, wird für den Menschen, der in mir und durch mich die Gottheit berührt, verloren sein. Oh! wenn ich meinen Zweck verfehle, oh! wenn ich mich täusche, Acharat, so bist Du, Du allein Schuld, und mein Zorn, nimm Dich in Acht, wird furchtbar sein.«

Nachdem er diese letzten Worte gesprochen, welche etwas wie einen bläulichen Funken aus seinem sterbenden Augensterne hervorspringen machten, wurde der Greis von einem Krampf geschüttelt, auf den ein heftiger Hustenanfall folgte.

Balsamo war sogleich auf das Eifrigste um ihn bemüht.

»Der Greis kam wieder zu sich; seine Bläße war Leichenfarbe geworden. Dieser unbedeutende Anfall hatte seine Kräfte dergestalt erschöpft, daß man hätte glauben sollen, er müsse sterben.

»Laßt hören, Meister,« sagte Balsamo zu ihm, »sprecht aus, was Ihr wollt.«

»Was ich will . . .« erwiderte er, Balsamo starr anschauend.

»Ja . . .«

»Vernimm, was ich will.«

»Sprecht, ich höre Euch und gehorche, wenn das, was Ihr wünscht, möglich ist.«

»Möglich . . . möglich . . .« murmelte der Greis mit verächtlichem Ton. »Alles ist möglich, Du weißt es wohl,«

»Ja, gewiß, mit der Zeit und der Wissenschaft.«

»Die Wissenschaft habe ich, die Zeit, ich bin auf dem Punkt, sie zu besiegen; meine Kräfte sind beinahe gänzlich verschwunden; die weißen Tropfen haben die Austreibung eines Theils der Nebenreste der gealterten Natur bewirkt. Jenem Saft der Bäume im Monat Mai ähnlich, steigt die Jugend unter der früheren Rinde empor und treibt, so zu sagen, das alte Holz ab. Du wirst bemerken, Acharat, daß die Symptome vortrefflich sind; meine Stimme ist geschwächt, mein Gesicht hat um drei Viertel nachgelassen; ich fühle, daß sich meine Vernunft in Zwischenräumen verwirrt; der Uebergang von der Kälte zur Wärme ist für mich unbemerkt geworden; es ist also dringend, daß ich mein Elixir vollende, damit ich am Tage meines zweiten Fünfzigsten ohne Verzug von hundert Jahren zu zwanzig übergehe; meine Ingredienzen für dieses Elixir sind bereitet, die Röhre ist verfertigt; es fehlen nur noch die drei letzten Blutstropfen, wie ich es Dir gesagt habe.«

Balsamo machte eine Bewegung des Widerwillens.

»Es ist gut,« sagte Althotas, »verzichten wir auf das Kind, da dies so schwierig ist, und da Du Dich lieber mit Deiner Geliebten einschließen, als es mir suchen willst.«

»Ihr wißt wohl, Meister, daß Lorenza nicht meine Geliebte ist,« erwiderte Balsamo.

»Oh! oh! oh!« rief Althotas, »Du denkst, Du konntest mir imponiren, wie der Menge; Du willst mich an das unbefleckte Geschöpf glauben machen, und bist ein Mensch!«

»Ich schwöre Euch, Meister, daß Lorenza so keusch ist, als die heilige Mutter Gottes; ich schwöre Euch, daß ich Liebe, Begierden, irdische Wollust, Alles meiner Seele geopfert habe, denn auch ich habe mein Werk der Wiedergeburt, nur soll es, statt sich auf mich allein anzuwenden, auf die ganze Welt angewendet werden.«

»Narr, armer Narr!« rief Althotas; »ich glaube, er spricht wieder von wimmelnden Milben, von Ameisenrevolutionen, während ich von ewigen Leben, von der ewigen Jugend spreche.«

»Die sich nur um den Preis eines furchtbaren Verbrechens erlangen läßt, und auch dann . . .«

»Du zweifelst, ich glaube, Du zweifelst, Unglücklicher.«

»Nein, Meister; doch da Ihr auf Euer Kind Verzicht leistet, so sagt, was Ihr wollt.«

»Ich muß das erste unschuldige Geschöpf haben, das Dir unter die Hand fällt: männlich oder weiblich, gleichviel, doch weiblich wäre besser: ich habe das wegen der Verwandtschaft der Geschlechter entdeckt; finde es mir und beeile Dich, denn es bleiben mir nicht mehr als acht Tage.«

»Es ist gut, Meister,« sprach Balsamo; »ich werde sehen, ich werde suchen.«

Ein neuer Blitz furchtbarer als der erste zuckte aus den Augen des Greises.

»Du wirst sehen, Du wirst suchen,« rief er; »oh! das ist also Deine Antwort. Ich war darauf gefaßt und weiß nicht, warum ich mich darüber wundere. Und seit wann, Du erbärmlicher Wurm, spricht das Geschöpf so zu seinem Schöpfer? Ah! Du stehst, daß ich ohne Kräfte bin. Ah! Du siehst, daß ich liege, Du siehst, daß ich flehe, und bist albern genug, zu glauben, ich sei Deiner Willkühr anheimgegeben? Ja, oder nein, Acharat, und zeige in Deinen Augen weder Verlegenheit, noch Lüge, denn ich sehe Dich und lese in Deinem Herzen; denn ich richte Dich und werde Dich verfolgen.«

»Meister,« erwiderte Balsamo, »nehmt Euch in Acht, Euer Zorn wird Euch schaden.«

»Antworte! antworte!«

»Ich vermag meinem Meister nur das zu sagen, was wahr ist; ich werde sehen, ob ich Euch das, was Ihr zu haben wünscht, verschaffen kann, ohne uns zu schaden, ja, ohne uns zu Grund zu richten. Ich werde einen Menschen suchen, der das Geschöpf an uns verkauft, dessen wir bedürfen; doch ich will das Verbrechen nicht auf mich nehmen. Das ist Alles, was ich Euch sagen kann.«

»Das ist äußerst zart!« rief Althotas mit einem bitteren Gelächter.

»Es ist so, Meister.« sprach Balsamo.

Althotas strengte sich so mächtig an, daß er sich mit Hülfe seiner beiden Arme, die er auf die seines Lehnstuhles stützte, völlig aufrichtete.

»Ja oder nein?« fragte er.

»Meister, ja, wenn ich finde, nein, wenn ich nicht finde.«

»Du wirst mich also dem Tod preisgeben, Elender, Du wirst drei Tropfen Blut von einem erbärmlichen, nichtswürdigen Thier, wie das Geschöpf ist, das ich brauche, sparen, um in den ewigen Abgrund das vollkommene Geschöpf, das ich bin, fallen zu lassen. Höre, Acharat, ich verlange nichts mehr von Dir,« sagte der Greis mit einem gräßlich anzuschauenden Lächeln,

»nein, ich verlange durchaus nichts mehr, ich werde warten; doch wenn Du mir nicht gehorchst, so bediene ich mich selbst; wenn Du mich verlässest, so helfe ich mir selbst. Du hast mich gehört, nicht wahr? Gehe nun.«

Ohne etwas auf diese Drohung zu antworten, bereitete Balsamo um den Greis, was dieser nothwendig brauchte; er stellte in seine Nähe den Trank und die Speise und entledigte sich jeder Sorge, die ein wachsamer Diener für seinen Herrn, ein ergebener Sohn für seinen Vater gehabt hätte; dann aber von einem andern Gedanken in Anspruch genommen, als von dem, welcher Althotas marterte, ließ er die Fallthüre nieder, um hinabzusteigen, ohne zu bemerken, daß ihm das spöttische Auge des Greises beinahe so weit folgte, als sein Geist und sein Herz gingen.

Althotas lächelte noch wie ein böser Geist, als Balsamo schon der immer noch schlafenden Lorenza gegenüberstand.

CXXVIII.

Kampf.

Hier blieb Balsamo stehen, das Herz von schmerzlichen Gefühlen angeschwollen.

Wir sagen schmerzlich und nicht mehr heftig.

Die Scene, welche zwischen ihm und Althotas stattgefunden, hatte vielleicht, indem sie ihn die Nichtigkeit aller menschlichen Dinge ins Auge fassen ließ, jeden Zorn aus ihm verjagt. Er erinnerte sich des Verfahrens des griechischen Philosophen, der das ganze Alphabet hersagte, ehe er auf die Stimme der schwarzen Gottheit, der Rathgeberin des Achilles, hörte.

Nachdem er einen Augenblick in kalter, stummer Betrachtung vor dem Canapé gestanden hatte, auf dem Lorenza lag, sagte er:

»Hier bin ich, traurig, aber entschlossen und meine Lage klar durchschauend; Lorenza haßt mich; Lorenza drohte mir, mich zu verrathen, und hat mich verrathen; mein Geheimniß gehört nicht mehr mir; ich habe es in den Händen dieser Frau gelassen, die es in den Wind streut; ich gleiche dem Fuchs, der aus der Falle mit den stählernen Zähnen nur den Knochen seines Beines gezogen, aber Fleisch und Haut darin gelassen hat, so daß der Jäger am andern Tag sagen kann:

„Der Fuchs ist hier gefangen worden, ich werde ihn todt oder lebendig erkennen.“

»Und dieses unerhörte Unglück, dieses Unglück, das selbst Althotas nicht begreifen kann, weshalb ich es ihm nicht einmal erzählt habe, dieses Unglück, das alle meine Hoffnungen auf Glück in diesem Lande, und folglich auf dieser Welt, deren Seele Frankreich ist, zertrümmert, diesem hier eingeschlafenen Geschöpf, dieser schönen Statue mit dem süßen Lächeln habe ich es zu verdanken. Diesem finsternen Engel verdanke ich die Schmach und den Ruin, bis ich ihm auch vollends die Gefangenschaft, die Verbannung und den Tod zu verdanken habe.

»Es ist also,« fuhr er sich belebend fort, »es ist also die Summe des Guten durch die des Bösen überschritten worden, und Lorenza ist mir schädlich.

»O Schlange mit den anmuthigen Windungen, die aber ersticken, mit dem goldenen Mund, der aber voll von Gift ist, schlafe, denn ich werde genöthigt sein, Dich zu tödten, wenn Du erwachst.«

Und mit einem düsteren Lächeln näherte sich Balsamo der jungen Frau, deren Augen, von Mattigkeit belastet, sich in demselben Maß gegen ihn erhoben, in dem er sich ihr näherte, wie sich die Sonnenblumen bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne öffnen.

»Oh!« sagte Balsamo, »ich werde doch auf immer diese Augen schließen müssen, die mich zu dieser Stunde so zärtlich anschauen, diese schönen Augen voll von Blitzen, sobald sie nicht mehr voll Liebe sind.

Lorenza lächelte sanft, und während sie lächelte, zeigte sie die so süße, so reine Reihe ihrer Perlzähne.

Und sein Herz füllte sich mit einem tiefen Kummer, dem sich seltsamer Weise ein unbestimmtes Verlangen beimischte.

»Nein,« murmelte er, »nein, ich habe umsonst geschworen. Ich habe umsonst gedroht; nein, ich werde nie den Muth haben, sie zu tödten; nein, sie wird leben, aber sie wird leben, ohne je

mehr wach zu sein; sie soll dieses scheinbare Leben leben, das für sie das Glück fein wird, während das andere die Verzweiflung ist. Könnte ich sie glücklich machen! Was liegt am Uebrigen; sie wird nur ein Dasein haben, das, welches ich ihr gebe, das, in dem sie mich liebt, das von welchem sie in diesem Augenblick lebt.«

Und er erwiderte mit einem zärtlichen Blick den verliebten Blick von Lorenza, während er langsam seine Hand auf ihren Kopf senkte.

Lorenza, welche in dem Geiste von Balsamo wie in einem offenen Buche zu lesen schien, gab in diesem Augenblick einen langen Seufzer von sich, erhob sich sachte und mit jenem anmuthigen Zögern des Schlafes und legte ihre weißen, weichen Arme um die Schultern von Balsamo, der ihren duftenden Hauch auf zwei Finger von seinen Lippen fühlte.

»Oh! nein, nein,« rief Balsamo, indem er mit seiner Hand über seine glühende Stirne und seine geblendeten Augen fuhr; »nein, dieses berauschte Leben würde zum Wahnsinn führen; nein, ich vermöchte nicht immer zu widerstehen, und mit ihr, mit diesem versuchenden Dämon, mit dieser Sirene würden mir der Ruhm, die Macht, die Unsterblichkeit entgehen. Nein, nein, sie wird erwachen, ich will es, es muß sein.«

Verwirrt, außer sich, hatte Balsamo nur noch die Kraft, Lorenza zurückzuschieben, die sich von ihm losmachte und wie ein schwebender Schleier, wie ein Schatten, wie eine Schneeflocke auf den Sopha fiel.

Die verschmitzteste Coquette hätte, um sich den Blicken ihres Geliebten darzubieten, keine berausendere Stellung wählen können.

Verwirrt, außer sich, hatte Balsamo die Kraft, sich einige Schritte zu entfernen; doch wie Orpheus wandte er sich um; wie Orpheus war er verloren!

»Oh!« dachte er, »wenn ich sie aufwecke, beginnt der Kampf wieder; wenn ich sie aufwecke, wird sie sich tödten oder mich tödten, oder mich zwingen, sie zu tödten. Abgrund! Abgrund!«

»Ja, das Geschick dieser Frau sieht geschrieben, es ist mir, als läse ich es in feurigen Charakteren! Tod, Liebe . . . Lorenza! Lorenza! es ist Deine Vorherbestimmung, zu lieben und zu sterben. Lorenza! Lorenza! ich halte Dein Leben und Deine Liebe in meinen Händen.«

Statt jeder Antwort stand die Zauberin auf, ging gerade auf Balsamo zu, fiel zu seinen Füßen nieder und schaute ihn mit ihren in Schlaf und Wollust gebadeten Augen an; sie nahm eine von seinen Händen und drückte sie an ihr Herz.

»Tod!« sagte sie ganz leise, mit ihren Lippen so feucht und glänzend als die Koralle, wenn sie aus dem Meer hervortritt, »Tod aber Liebe!«

Balsamo machte, den Kopf zurückgeworfen, die Hand auf seinen Augen, zwei Schritte rückwärts.

Keuchend folgte ihm Lorenza auf den Knien.

»Tod!« wiederholte sie mit ihrer berausenden Stimme, »aber Liebe!Liebe! Liebe!«

Balsamo vermochte nicht länger zu widerstehen; eine Flammenwolke umhüllte ihn.

»Oh!« sagte er, »das ist zu viel; so lange ein menschliches Wesen kämpfen kann, habe ich es gethan. Teufel oder Engel der Zukunft, wer Du auch sein magst, Du sollst befriedigt werden: lange genug habe ich der Eigenliebe und dem Hochmuth alle edle Leidenschaften, die in mir brausen, geopfert. Oh! nein, nein, ich habe nicht das Recht, mich so gegen das einzige menschliche Gefühl zu empören, das im Grunde meines Herzens gährt. Ich liebe diese Frau; ich liebe sie; und diese leidenschaftliche Liebe thut mehr gegen sie, als der furchtbarste Haß thun

würde. Diese Liebe gibt ihr den Tod; oh! ich Feiger, ich Wahnsinniger, der ich bin, ich weiß mich nicht einmal mit meinen Wünschen einen Vergleich zu treffen. Wie! wenn ich den letzten Seufzer von mir gebe, wenn ich vor Gottes Thron zu erscheinen mich anschicken werde . . . ich, der Betrüger, ich, der falsche Prophet, wenn ich meinen Mantel des künstlichen Scheins und der Heuchelei vor dem obersten Richter abstreife, werde ich mir nicht eine einzige edle Handlung, nicht ein Glück zuzugestehen haben, das mich durch die Erinnerung unter ewigen Leiden zu trösten vermöchte.

»Oh! nein, nein, Lorenza, ich weiß wohl, daß ich Dich liebend die Zukunft verliere. Ich weiß wohl, daß mein Offenbarungsendel zum Himmel hinaufsteigen wird, sobald die Frau in meine Arme herabsteigt.

»Aber Du willst es, Lorenza, Du willst es.«

»Mein Vielgeliebter!« seufzte sie.

»Du nimmst also dieses scheinbare Leben statt des wirklichen Lebens an?«

»Auf den Knien bitte ich Dich darum, flehe ich Dich darum an; dieses Leben ist die Liebe, ist das Glück.«

»Und es wird Dir genügen, sobald Du einmal meine Frau bist, denn stehe, ich liebe Dich glühend.«

»Oh! ich weiß es wohl, da ich in Deinem Herzen lese.«

»Und nie wirst Du mich, weder vor Gott, noch vor den Menschen anklagen, ich habe Deinen Willen überrumpelt, ich habe Dein Herz getäuscht.«

»Nie, nie; oh! vor den Menschen, vor Gott werde ich Dir im Gegentheil danken, daß Du mir die Liebe, das einzige Gut, die einzige Perle, den einzigen Demant dieses Lebens gegeben hast.«

»Nie wirst Du den Verlust Deiner Flügel beklagen, arme Taube; denn wisse, Du wirst fortan nicht mehr in den glänzenden Räumen, bei Jehovah, den Strahl des Lichtes suchen, den er einst auf die Stirne seiner Propheten setzte. Ach! ach! werde ich die Zukunft wissen, den Menschen befehlen wollen, so wird mir Deine Stimme nicht mehr antworten; ich hatte in Dir zugleich die geliebte Frau und den Hülfe leistenden Genius, ich werde fortan nur noch Eines von Beiden haben und dabei . . .«

»Ah! Du zweifelst, Du zweifelst,« rief Lorenza; »ich sehe den Zweifel wie einen schwarzen Flecken auf Deinem Herzen.«

»Du wirst mich immer lieben, Lorenza?«

»Immer, immer!«

Balsamo fuhr mit seiner Hand über seine Stirne. »Wohl! es sei,« sagte er. »Uebrigens . . .«

Er blieb einen Augenblick in seinen Gedanken versunken.

»Bedarf ich übrigens durchaus Dieser?« fuhr er fort. »Ist sie allein auf der Welt? Nein, nein; während Diese mich glücklich macht, wird die Andere fortfahren, mich reich und mächtig zu machen. Andrée, Andrée ist auch prädestinirt, auch erleuchtet, auch sehend wie Du. Andrée ist jung, rein, keusch, und ich liebe Andrée nicht, und dennoch ist mir Andrée während ihres Schlafes unterworfen wie Du; ich habe in Andrée ein Opfer, um Dich zu ersetzen, und für mich ist Andrée die niedrige Seele des Arztes, welche zu Experimenten dienen kann; sie fliegt ebenso weit, noch weiter vielleicht als Du, in die Schatten des Unbekannten. Andrée! Andrée! ich nehme Dich für mein Königthum. Lorenza, komm in meine Arme: ich behalte Dich als meine Geliebte. Mit Andrée bin ich mächtig, mit Lorenza bin ich glücklich. Erst von dieser Stunde an ist mein

Leben vollständig; und, abgesehen von der Unsterblichkeit, habe ich den Traum von Althotas verwirklicht; abgesehen von der Unsterblichkeit, bin ich den Göttern gleich!«

Und er hob Lorenza auf und öffnete seine keuchende Brust, an die sich Lorenza so eng anschmiegte, als der Epheu an die Eiche.

CXXIX.

Liebe.

Ein anderes Leben hatte für Balsamo begonnen, ein bis dahin dieser thätigen, unruhigen, vielseitigen Existenz unbekanntes Leben. Seit drei Tagen gab es für ihn keinen Zorn, keine Befürchtungen, keine Eifersucht mehr; seit drei Tagen hatte er nicht mehr von Politik, von Verschwörungen, von Verschwörern sprechen hören. Bei Lorenza, die er nicht einen Augenblick verließ, vergaß er die ganze Welt. Diese seltsame, unerhörte Liebe, welche gleichsam über der Menschheit schwebte, diese Liebe voll Trunkenheit und Geheimniß, diese gespenstische Liebe, denn er konnte sich nicht verbergen, daß er mit einem Wort seine sanfte Geliebte in eine unversöhnliche Feindin verwandeln würde, diese Liebe, durch eine unerklärliche Laune der Wissenschaft dem Haß entrissen, versetzte Balsamo in eine Glückseligkeit, welche ebenso sehr der Verwunderung, als dem Delirium entsproßte.

Mehr als einmal, wenn er in diesen drei Tagen aus der Schlaftrunkenheit der Liebe erwachte, schaute Balsamo seine stets lächelnde, stets extatische Gefährtin an, denn in dem Dasein, das er ihr geschaffen hatte, ließ er sie von ihrem scheinbaren Leben durch die Extase, einen ebenfalls lügnerischen Schlaf, ausruhen, und wenn er sie dann ruhig, sanft, glücklich sah, wenn sie ihn mit den zärtlichsten Namen rief und ganz laut von ihrer geheimnißvollen Wollust träumte, fragte er sich, ob Gott nicht gegen den modernen Titanen, der ihm seine Geheimnisse zu rauben versucht habe, ärgerlich geworden sei, ob er nicht Lorenza den Gedanken, ihn durch eine Lüge zu täuschen, zugeschickt habe, um seine Wachsamkeit einzuschläfern wenn diese Wachsamkeit eingeschläfert wäre, zu entfliehen und nur der rächenden Eumenide ähnlich wiederzuerscheinen.

In diesen Augenblicken zweifelte Balsamo an der durch die Ueberlieferung aus dem Alterthum erhaltenen Wissenschaft, für die er als Beweis nur Beispiele hatte.

Aber diese beständige Flamme, dieser Durst nach Liebkosungen beruhigten ihn wieder.

»Wenn sich Lorenza verstellt hätte, wenn sie mich zu fliehen beabsichtigte, so würde sie Gelegenheiten, mich zu entfernen, auffinden, Beweggründe zur Einsamkeit suchen; doch hievon weit entfernt, sind es stets ihre Arme, die mich wie mit einer unauflöselichen Kette umschließen; es ist stets ihr brennender Blick, der zu mir sagt: Gehe nicht; es ist stets ihre sanfte Stimme, die zu mir spricht: Bleibe.«

Dann gewann Balsamo wieder sein Vertrauen zu sich selbst und zur Wissenschaft.

Warum sollte in der That das magische Geheimniß, dem er seine ganze Macht zu verdanken hatte, plötzlich, ohne Uebergang, eine Chimäre, gut in den Wind hinzugeben wie eine verschwundene Erinnerung, wie den Rauch eines erloschenen Feuers, geworden sein? Nie war Lorenza in Beziehung auf ihn klarer, hellsehender gewesen; alle Gedanken, die sich in seinem Geiste bildeten, alle Eindrücke, die sein Herz beben machten, brachte Lorenza auf der Stelle wieder hervor.

Es war indessen noch nicht entschieden, ob diese Hellsichtigkeit nicht auf Sympathie beruhte, ob außer ihm und der jungen Frau, jenseits des von ihrer Liebe gezogenen Kreises, des Kreises, den ihre Liebe mit Licht übergießt, diese war der neuen Aera so klar schauenden Augen noch die

Finsterniß durchdringen konnten.

Balsamo wagte es nicht, eine entscheidende Probe zu machen; er hoffte immer, und die Hoffnung bildete einen Sternenkrantz für sein Glück,

Zuweilen sagte Lorenza mit sanfter Schwermuth zu ihm:

»Acharat, Du denkst an eine andere Frau, als an mich, an eine Frau aus dem Norden, mit blonden Haaren und blauen Augen; Acharat, Acharat, diese Frau geht stets neben mir in Deinem Geist.«

Dann schaute Balsamo Lorenza zärtlich an und fragte:

»Du siehst das in mir?«

»Oh! ja, so klar, als ich in einem Spiegel sehen würde.«

»Dann weißt Du, ob ich aus Liebe an diese Frau denke,« erwiderte Balsamo; »lies, lies in meinem Herzen, theure Lorenza.«

»Nein,« sprach sie den Kopf schüttelnd; »nein, ich weiß es wohl, doch Du theilst Deinen Geist zwischen uns Beiden, wie zur Zeit, wo Lorenza Feliciani Dich quälte, die böse Lorenza, welche schläft, und die Du nicht wecken willst.«

»Nein, meine Liebe, nein,« rief Balsamo, »ich denke nur an Dich, mit dem Herzen wenigstens; sieh ein wenig, ob ich nicht seit unserem Glück Alles vergessen, Alles vernachlässigt habe: Studien, Politik, Arbeiten.«

»Und Du hast Unrecht, denn in diesen Arbeiten kann ich Dich unterstützen,« entgegnete Lorenza.

»Wie?«

»Ja, hast Du Dich nicht früher ganze Stunden in Deinem Laboratorium eingeschlossen?«

»Gewiß, doch ich verzichte auf alle diese leeren Versuche; das wären eben so viele Stunden von meinem Dasein abgeschnitten, denn während dieser Zeit würde ich Dich nicht sehen.«

»Und warum sollte ich Dir nicht bei Deinen Arbeiten wie bei Deiner Liebe folgen? Warum sollte ich Dich nicht mächtig machen, wie ich Dich glücklich gemacht habe?«

»Weil meine Lorenza wahrhaftig schön ist, weil aber meine Lorenza nicht studirt hat . . . Gott verleiht Schönheit und Liebe, aber das Studium verleiht nur die Wissenschaft allein.«

»Die Seele weiß Alles.«

»Du siehst also wirklich mit den Augen der Seele?«

»Ja,«

»Und Du kannst mich, sagst Du, bei dieser großen Forschung nach dem Steine der Weisen leiten?« »Ich glaube es.«

»Komm also.«

Und Balsamo umschlang mit seinem Arm den Leib der jungen Frau und führte sie in sein Laboratorium.

Der riesige Ofen, den seit vier Tagen Niemand unterhalten hatte, war erloschen.

Die Tiegel waren auf ihren Gluthpfannen erkaltet.

Lorenza schaute alle diese seltsamen Werkzeuge, die letzten Combinationen der verscheidenden Alchemie ohne Erstaunen an; sie schien die Bestimmung von jedem derselben zu kennen.

»Du suchst Gold zu machen?« sagte sie lächelnd.

»Ja.«

»Alle diese Tiegel enthalten Präparate von verschiedenen Graden.«

»Alle eingestellt, alle verloren; doch ich bedaure es nicht.«

»Und Du hast Recht, denn Dein Gold wird stets nur gefärbter Mercur sein; Du wirst es vielleicht solid machen, aber nicht verwandeln.«

»Aber man kann doch Gold machen?«

»Nein.«

»Und Daniel von Siebenbürgen hat doch um zwanzig tausend Dukaten an Cosmus I. das Recept für die Verwandlung der Metalle verkauft?«

»Daniel von Siebenbürgen hat Cosmus I. betrogen.«

»Doch der Sachse Payken, der von Karl II. zum Tod verurtheilt wurde, hat sein Leben dadurch erkaufte, daß er ein Stück Blei in eine Goldstange verwandelte, aus der man vierzig Dukaten machte, während man dabei noch von dieser Goldstange so viel nahm, als man zu einer Medaille brauchte, welche zur Verherrlichung des geschickten Alchemisten geschlagen wurde.«

»Der geschickte Alchemist war ein geschickter Escamoteur. Er vertauschte nur die Goldstange mit dem Blei. Die sicherste Manier, Gold zu machen, Acharat, besteht für Dich darin, daß Du, wie Du es thust, die Reichthümer, die Dir Deine Sklaven von allen vier Welttheilen bringen, zu Goldstangen schmilzst.«

Balsamo blieb nachdenkend.

»Die Verwandlung der Metalle ist also unmöglich?« fragte er.

»Unmöglich.«

»Aber der Diamant zum Beispiel?«

»Ah! der Diamant, das ist etwas Anderes,« sagte Lorenza.

»Man kann also Diamant machen?«

»Ja, denn Diamant machen heißt nicht die Verwandlung eines Körpers in einen andern bewerkstelligen; Diamant machen heißt die einfache Veränderung eines bekannten Elements versuchen.«

»Aber Du kennst also das Element, aus dem sich der Diamant bildet?«

»Allerdings, der Diamant ist die Krystallisirung der reinen Kohle.«

Balsamo blieb betäubt; ein scharfes, unerwartetes, unerhörtes Licht sprang in seine Augen; er bedeckte sie mit seinen beiden Händen, als ob er von dieser Flamme geblendet worden wäre.

»Oh mein Gott!« sprach er, »mein Gott, Du thust zu viel für mich. Irgend eine Gefahr bedroht mich. Mein Gott! was ist der kostbare Ring, den ich in das Meer werfen kann, um Deine Eifersucht zu besiegen? Genug, genug für heute, Lorenza, genug,«

»Gehöre ich nicht Dir? Befiehl, gebiete.«

»Ja, Du gehörest mir, komm, komm.«

Und Balsamo zog Lorenza aus dem Laboratorium, durchschritt das Zimmer der Pelze und kehrte, ohne auf ein leichtes Krachen zu merken, das er über seinem Haupte vernahm, mit Lorenza in die vergitterte Stube zurück.

»Du bist also mit Deiner Lorenza zufrieden, mein vielgeliebter Balsamo?« fragte die junge Frau.

»Oh! rief Balsamo, »Was befürchtest Du denn? Sprich.

Balsamo faltete die Hände und schaute Lorenza mit einem Ausdruck von Angst an, den sich ein Zuschauer, der nicht in seiner Seele zu lesen im Stande gewesen wäre, nicht wohl hätte erklären können.

»Oh!« murmelte er, »und ich hätte diesen Engel beinahe getödtet, und ich wäre beinahe vor Verzweiflung gestorben, ehe ich das Problem, glücklich und zugleich mächtig zu sein, gelöst; und ich vergaß, daß die Grenzen des Möglichen beinahe immer den, von den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft gezogenen Horizont überschreiten, daß die meisten Wahrheiten, welche Thatfachen geworden sind, damit anfangen, daß man sie als Visionen betrachtete . . . Und ich glaubte Alles zu wissen und wußte nichts.«

Die junge Frau lächelte göttlich.

»Lorenza! Lorenza!« fuhr Balsamo fort, »es ist also der geheimnißvolle Plan des Schöpfers verwirklicht, der die Frau aus dem Fleisch des Mannes entstehen läßt und ihnen sagt, sie haben Beide zusammen nur ein Herz. Eva ist für mich wiedererweckt; Eva, welche nicht ohne mich denken wird, und deren Leben an dem Faden hängt, den ich in der Hand halte; das ist zu viel, mein Gott, für ein einziges Geschöpf, und ich erliege der Last Deiner Wohlthat.«

Und er fiel auf die Kniee und umfaßte anbetend diese süße Schönheit, die ihm zulächelte, wie, man nicht auf Erden lächelt.

»Nein,« sagte er, »nein, Du wirst mich nicht verlassen; unter Deinem Blick, der die Finsterniß durchdringt, werde ich in voller Sicherheit leben; Du wirst mich in den mühsamen Forschungen unterstützen, die Du allein, wie Du sagtest, vervollständigen konntest, und die ein Wort von Dir leicht und fruchtbar machen wird; Du wirst mir sagen, ob ich nicht Gold machen kann, weil das Gold ein homogener Stoff, ein Urelement ist; Du wirst mir sagen, in welchem Theilchen seiner Schöpfung Gott es verborgen hat; Du wirst mir sagen, wo die tausendjährigen Schätze in den ungeheuren Tiefen des Oceans vergraben liegen. Ich werde mit Deinen Augen die Perle in der schimmernden Muschel sich runden und den Gedanken des Menschen unter den kothigen Lagen seines Fleisches sich ausdehnen und größer werden sehen. Ich werde mit Deinen Ohren das dumpfe Graben des Wurmes, der den Boden unterhöhlt, und die Tritte meines Feindes, der sich mir nähert, hören. Ich werde groß sein wie Gott und glücklicher als Gott, denn Gott hat im Himmel nicht seines Gleichen und keine Gefährtin, denn Gott ist allmächtig, aber er ist allein in seiner göttlichen Majestät und theilt mit keinem andern Wesen, das göttlich wie er wäre, diese Allmacht, durch die er Gott ist.«

Lorenza lächelte fortwährend, und indeß sie lächelte, erwiderte sie die Worte durch glühende Liebkosungen.

»Und dennoch,« flüsterte sie, als ob sie im Schädel ihres Geliebten jeden Gedanken gesehen hätte, der die Fibern dieses unruhigen Gehirnes bewegte, »und dennoch zweifelst Du, Acharat. Du zweifelst, wie Du gesagt hast, ob ich den Kreis unserer Liebe überschreiten, Du zweifelst, ob ich in der Entfernung sehen könne; doch Du tröstest Dich, indem Du Dir sagst, daß, wenn ich nicht sehe, sie sehen werde.«

»Wer, sie?«

»Die blonde Frau; soll ich Dir ihren Namen sagen?«

»Ja.«

»Warte . . . Andrée.«

»Oh! das ist es. Ja, Du liesest in meinem Geiste; ja, eine letzte Furcht beunruhigt mich. Siehst

Du immer durch den Raum, Und wäre der Raum auch von materiellen Hindernissen durchschnitten?«

»Versuche es.«

»Gib mir die Hand, Lorenza.«

Die junge Frau ergriff leidenschaftlich die Hand von Balsamo.

»Kannst Du mir folgen?«

»Ueberallhin,«

»Komm.«

Und durch den Geist von Lorenza die Rue Saint-Claude verlassend, zog Balsamo den Geist von Lorenza mit sich fort.

»Wo sind wir?« fragte er Lorenza.

»Wir sind auf einem Berg,« antwortete die junge Frau.

»Ja, so ist es,« sprach Balsamo, bebend vor Freude; »doch was siehst Du?«

»Vor mir? links oder rechts?«

»Vor Dir.«

»Ich sehe ein weites Thal, mit einem Wald auf einer, einer Stadt auf der andern Seite und einem Fluß, der sie trennt und sich am Horizont verliert, nachdem er sich längst der Mauer eines großen Schloßes hingezogen hat.«

»So ist es, Lorenza. Dieser Wald ist der des Bésinet; diese Stadt ist Saint-Germain, dieses Schloß ist das Schloß Maisons. Laß uns in den Pavillon eintreten, der hinter uns ist.«

»Treten wir ein.«

»Was siehst Du?«

»Ah! vor Allem einen kleinen seltsam gekleideten Neger, der Zuckerwerk nascht.«

»Zamore, so ist es. Gehen wir weiter.«

»Ich sehe einen leeren Salon mit glänzender Ausstattung, über den Thüren Gemälde, Göttinnen und Amoretten vorstellend.«

»Der Salon ist leer?«

»Ja,«

»Gehen wir weiter.«

»Ah! wir sind in einem bewunderungswürdigen Boudoir von blauem Atlaß mit Blumen in natürlichen Farben brochirt.«

»Ist es auch leer?«

»Nein, eine Frau liegt auf einem Sopha,«

»Wer ist diese Frau, «

»Warte.«

»Kommt es Dir nicht vor, als hättest Du sie schon gesehen?«

»Ja, hier. Es ist die Frau Gräfin Dubarry,«

»So ist es, Lorenza, so ist es; Du wirst mich närrisch machen. Was thut diese Frau?«

»Sie denkt an Dich, Balsamo.«

»An mich?«

»Ja.«

»Du kannst also in ihrem Geiste lesen?«

»Ja, denn ich wiederhole Dir, sie denkt an Dich,«

»Und in welcher Hinsicht?«

»Du hast Ihr ein Versprechen geleistet.«

»Ja, welches?«

»Du hast ihr das Schönheitswasser versprochen, das Venus, um sich an Sappho zu rächen, dem Phaon schenkte.«

»So ist es, so ist es. Und was thut sie, während sie denkt?«

»Sie faßt einen Entschluß,«

»Welchen?«

»Warte; sie streckt ihre Hand nach ihrer Glocke aus; sie läutet, eine andere junge Frau tritt ein.«

»Braun? blond?«

»Braun.«

»Groß? klein?«

»Klein.«

»Das ist ihre Schwester. Höre, was sie sagt.«

»Sie will, daß man ihre Pferde anspanne.«

»Um wohin zu fahren?«

»Hierher.«

»Bist Du dessen sicher?«

»Sie gibt den Befehl dazu. Ah! man gehorcht; ich sehe die Pferde, den Wagen; in zwei Stunden wird sie hier sein.«

Balsamo fiel auf die Kniee.

»Oh!« rief er, »wenn sie in zwei Stunden wirklich hier ist, so habe ich Dich um nichts mehr zu bitten, mein Gott, als Du mögest meinem Glück Dein Mitleid angedeihen lassen.«

»Armer Freund,« sprach Lorenza, »Du befürchtetest also?«

»Ja, ja.«

»Und was konntest Du befürchten? Die Liebe, die das körperliche Dasein vervollständigt, vervollständigt auch das moralische Dasein. Wie jede edle Leidenschaft, bringt die Liebe der Gottheit näher, und von Gott geht alles Licht aus.«

»Lorenza, Lorenza, Du wirst mich vor Freude wahnsinnig machen,« sprach Balsamo und ließ seinen Kopf auf den Schooß der jungen Frau fallen.

Balsamo wartete auf einen neuen Beweis, um vollkommen glücklich zu sein.

Dieser Beweis war die Ankunft von Madame Dubarry.

Die zwei Stunden des Wartens waren kurz; das Zeitmaß war für Balsamo völlig verschwunden.

Plötzlich bebte die junge Frau, sie hielt die Hand von Balsamo.

»Du zweifelst noch,« sagte sie, »und Du möchtest gern wissen, wo sie in diesem Augenblick ist?«

»Ja, das ist wahr,« antwortete Balsamo.

»Sie folgt dem Boulevard in scharfem Lauf der Pferde, sie naht, sie fährt in die Rue Saint-Claude, sie hält vor dem Hofthor, sie klopft.«

Das Zimmer, in welchem sich Beide befanden, war so abgelegen, daß der Lärm des messingenen Klopfers nicht bis zur Thüre drang.

Doch auf ein Knie erhoben, horchte Balsamo nichtsdestoweniger.

Zwei Glockenschläge von Fritz machten ihn beben; zwei Schläge waren, wie man sich erinnert, das Signal eines wichtigen Besuches.

»Oh!« sagte er, »es ist also wahr.«

»Versichere Dich, Balsamo, aber komm rasch zurück.«

Balsamo eilte nach dem Kamin.

»Laß mich Dich bis zur Treppenthüre begleiten,« sagte Lorenza.

»Komm.«

Beide gingen wieder durch das Zimmer mit den Pelzen.

»Du wirst dieses Zimmer nicht verlassen?« fragte Balsamo.

»Nein, da ich Dich erwarte. Oh! sei unbesorgt, die Lorenza, die Dich liebt, ist, Du weißt es wohl, nicht die Lorenza, die Du fürchtest, Uebrigens . . .«

Lächelnd hielt sie inne.

»Was?« fragte Balsamo.

»Siehst Du denn nicht in meiner Seele, wie ich in der Deinigen sehe?«

»Ach! nein.«

»Uebrigens befiehl mir, zu schlafen bis zu Deiner Rückkehr; befiehl mir, unbeweglich auf diesem Sopha zu bleiben, und ich werde schlafen und unbeweglich bleiben.

»Es sei, meine geliebte Lorenza, schlafe und erwarte mich.«

Schon gegen den Schlaf kämpfend, drückte Lorenza in einem letzten Kuß ihre Lippen auf die Lippen von Balsamo, sank dann wankend auf den Sopha zurück und flüsterte:

»Auf baldiges Wiedersehen, mein Balsamo, nicht wahr?«

Balsamo grüßte sie mit der Hand; Lorenza schlief schon.

Aber so schön, so rein mit ihren langen aufgelösten Haaren, mit ihrem leicht geöffneten Mund, mit der fieberhaften Röthe ihrer Wangen und ihren schwimmenden Augen, — so weit entfernt, einem Weibe zu gleichen, daß Balsamo zu ihr zurückkehrte, sie bei der Hand nahm, ihre Arme und ihren Hals küßte, ihre Lippen jedoch nicht zu küssen wagte.

Abermals erschollen zwei Schläge; die Dame wurde ungeduldig oder Fritz befürchtete, sein Herr habe ihn nicht gehört.

Balsamo eilte nach der Thüre.

Als er sie hinter sich schloß, glaubte er ein zweites Krachen, dem, welches er schon gehört, ähnlich zu vernehmen; er öffnete die Thüre wieder, schaute umher und sah nichts.

Nichts, als Lorenza ausgestreckt und keuchend unter der Last ihrer Liebe.

Balsamo schloß die Thüre und lief nach dem Salon, — ohne Unruhe, ohne Furcht, ohne Vorgefühl, das Paradies im Herzen mit sich tragend.

Balsamo täuschte sich, es war nicht allein die Liebe, was die Brust von Lorenza bedrückte und ihren Athem keuchend machte.

Es war eine Art von Traum, der aus der Lethargie, in die sie versunken war, hervorzugehen schien, eine dem Tode benachbarte Lethargie.

Lorenza träumte, und es kam ihr vor, als sähe sie in dem häßlichen Spiegel der finsternen Träume mitten in der Dunkelheit, welche Alles zu verdüstern begann, den eichenen Plafond sich kreisförmig öffnen und etwas wie eine große Einsetzrose sich losmachen und mit einer langsamen, abgemessenen, gleichmäßigen, von einem unheimlichen Pfeifen begleiteten Bewegung herabsinken; es kam ihr vor, als fehlte es ihr allmählig an Luft, als wäre sie unter dem Drucke dieses beweglichen Kreises dem Ersticken nahe.

Es kam ihr endlich vor, als rührte sich auf dieser beweglichen Fallthüre ein ungestaltetes Ding wie der Caliban des Sturmes, ein Ungeheuer mit menschlichem Gesicht, -- ein Greis, dessen Augen und Arme allein lebten, und der sie mit seinen Schrecken einjagenden Augen anschaute und seine fleischlosen Arme nach ihr ausstreckte.

Und sie, sie, die Arme krümmte sich und rang vergebens, ohne fliehen zu können, ohne die Gefahr zu errathen, die sie bedrohte, ohne etwas zu fühlen, wenn nicht den Druck zweier lebenden Klammern, die an ihrem Ende ihr weißes Kleid packten, sie von ihrem Sopha aufnahmen und auf die Fallthüre legten, die sich langsam, langsam zum Plafond erhob, mit dem peinlichen Knirschen des Eisens, das sich am Eisen reibt, und mit einem häßlichen, scharfen Gelächter, das aus dem schauerhaften Munde dieses Ungeheuers mit dem menschlichen Gesicht, das sie ohne Erschütterung und ohne Schmerz zum Himmel emportrug, zu kommen schien.

CXXX.

Der Liebestrank.

Es war, wie es Lorenza vorhergesagt, Madame Dubarry, welche an die Thüre geklopft hatte.

Die schöne Courtisane war in den Salon eingeführt worden. Sie blätterte in Erwartung von Balsamo in jenem merkwürdigen Buch vom Tod, das in Mainz gestochen worden ist, und dessen mit wunderbarer Kunst gezeichnete Blätter den Tod allen Handlungen des menschlichen Lebens beiwohnend zeigen, wie er an der Thüre des Ballsaales wartet, wo der Mann die Hand der Frau gedrückt hat, die er liebt, wie er ihn in die Tiefe des Wassers, in dem er sich badet, hinabzieht oder sich in dem Lauf der Flinte verbirgt, die er auf die Jagd mitnimmt.

Madame Dubarry war an dem Blatt, das eine schöne Frau darstellt, die sich schmückt und im Spiegel beschaut, als Balsamo rasch die Thüre öffnete und sie mit dem Lächeln des Glückes, das auf seinem Gesichte verbreitet war, begrüßte.

»Verzeihen Sie, Madame, daß ich Sie habe warten lassen, aber ich hatte die Entfernung schlecht berechnet, oder ich kannte schlecht die Geschwindigkeit Ihrer Pferde und glaubte sie noch auf der Place Louis XV.«

»Wie,« fragte die Gräfin, »Sie wußten also, ich werde kommen?«

»Ja, Madame, vor ungefähr zwei Stunden habe ich gesehen, daß Sie in Ihrem Boudoir von blauem Atlaß Befehl zum Anspannen gaben.«

»Und Sie sagen, ich sei in meinem Boudoir von blauem Atlaß gewesen?«

»Mit Blumen in natürlichen Farben brochirt. Ja, Gräfin, Sie lagen auf einem Sopha. Ein glücklicher Gedanke ging durch Ihren Kopf; Sie sagten sich, wir wollen den Grafen von Fönix besuchen; dann läuteten Sie.«

»Und wer kam herein?«

»Ihre Schwester, Gräfin. Ist es so? Sie baten sie, Ihre Befehle zu besorgen, welche auch sogleich vollzogen wurden.«

»In der That, Graf, Sie sind ein Zauberer. Schauen Sie so jeden Augenblick des Tags in mein Boudoir? Davon müßten Sie mich in Kenntniß setzen.«

»Oh! seien Sie unbesorgt, Gräfin, ich schaue nur durch die offenen Thüren.«

»Und indem Sie durch die offenen Thüren schauten, sahen Sie, daß ich an Sie dachte?«

»Gewiß, und zwar in guter Absicht.«

»Ah! Sie haben Recht, lieber Graf: ich hege für Sie die legen Absichten der Welt; doch gestehen Sie, daß Sie mehr verdienen als Absichten, Sie, der Sie so gut, so nützlich sind, Sie, der Sie bestimmt scheinen, in meinem Leben die Rolle des Vormunds zu spielen, und das ist die schwierigste, die ich kenne.«

»In der That, Madame, Sie machen mich sehr glücklich! ich konnte Ihnen also von einigem Nutzen sein

»Wie! ... Sie sind Wahrsager und errathen nicht?«

»Lassen Sie mir wenigstens das Verdienst der Bescheidenheit.«

»Es sei, mein lieber Graf; ich will folglich zuerst mit Ihnen von dem sprechen, was ich für Sie gethan habe.«

»Das werde ich nicht dulden, Madame; ich bitte, sprechen wir im Gegentheil von Ihnen.«

»Wohl, mein lieber Graf; fangen Sie vor Allem damit an, daß Sie mir den Stein leihen, der unsichtbar macht; denn ich glaubte auf meiner Fahrt, so rasch sie auch war, einen von den geheimen Bedienten von Herrn von Richelieu zu erkennen.«

»Und dieser Bediente, Madame?«

»Folgte meinem Wagen mit einem Läufer.«

»Was denken Sie hievon? In welcher Absicht ließ Ihnen der Herzog wohl folgen?«

»In der Absicht, mir irgend einen boshaften Streich seiner Art zu spielen. So bescheiden Sie auch sind, Herr Graf von Fönix, so sehen Sie doch, daß Ihnen Gott hinreichend persönliche Vorzüge geschenkt hat, um einen König eifersüchtig . . . auf meine Besuche bei Ihnen und auf Ihre Besuche bei mir zu machen.«

»Herr von, Richelieu, Madame, kann bei keinem Zusammentreffen gefährlich für Sie sein.«

»Aber er war es, lieber Graf, er war es doch vor dem Ereigniß.«

Balsamo begriff, daß hier ein Geheimniß obwaltete, welches ihm Lorenza noch nicht geoffenbart hatte. Er wagte sich dem zu Folge nicht auf den Boden des Unbekannten und beschränkte sich darauf, daß er mit einem Lächeln antwortete.

»Er war es,« wiederholte die Gräfin, »und ich wäre beinahe das Opfer des gut angesponnenen Complottes geworden, bei dem Sie auch betheilt waren, Graf.«

»Ich! bei einem Complot gegen Sie? Nie, Madame!«

»Hatten denn nicht Sie Herrn von Richelieu den Zaubersrank gegeben?«

»Welchen Zaubersrank?«

»Einen Trank, der rasend verliebt macht.«

»Nein, Madame, diese Liebestränke bereitet Herr von Richelieu selbst, denn seit langer Zeit kennt er das Recept; ich habe ihm nur ein einfaches narkotisches Mittel gegeben.«

»Ah! wahrhaftig?«

»Auf Ehre.«

»Und der Herr Herzog, warten Sie doch . . . An welchem Tag hat Sie der Herr Herzog um dieses narkotische Mittel gebeten? Erinnern Sie sich des Datums, mein Herr, es ist von Wichtigkeit.«

»Madame, es war vorigen Sonnabend, einen Tag, ehe ich die Ehre hatte, durch Fritz an Sie das kleine Billet zu überschicken, in welchem ich Sie mich bei Herrn von Sartines aufzusuchen bat.«

»Am Vorabend dieses Tages?« rief die Gräfin, »am Vorabend des Tages, wo man den König zu der kleinen Taverney gehen sah! Oh! nun ist mir Alles erklärt.«

»Wenn Ihnen Alles erklärt ist, so müßte Sie sehen, daß ich nur an dem narkotischen Mittel Theil habe.« »Ja, es ist das narkotische Mittel, was mich gerettet hat.«

Balsamo wartete diesmal, er wußte von nichts.

»Madame,« erwiderte er, »ich fühle mich glücklich, daß ich Ihnen, selbst ohne Absicht, zu etwas dienlich bin.«

»Oh! Sie sind immer vortrefflich gegen meine Person. Doch Sie vermögen noch mehr für mich, als Sie bis jetzt gethan haben. Oh! Doctor, ich bin sehr krank gewesen, um poetisch zu

sprechen, und zu dieser Stunde glaube ich kaum an meine Wiedergenesung.«

»Madame,« sprach Balsamo, »der Doctor, da es sich hier um einen Doctor handelt, verlangt immer die einzelnen Umstände der Krankheit zu wissen, die er zu behandeln hat. Wollen Sie mir also die Umstände bei dem, was Sie erfahren haben, auf das Genauste angeben, und wenn es Ihnen möglich ist, kein Symptom vergessen.«

»Nichts kann einfacher sein, lieber Doctor, oder lieber Zauberer, wie Sie wollen. Am Vorabend des Tages, wo dieses narkotische Mittel angewendet wurde, schlug es Seine Majestät aus, mich nach Luciennes zu begleiten. Sie blieb unter dem Vorwand der Müdigkeit in Trianon, diese lügnerische Majestät, und zwar, wie ich seitdem erfahren habe, um mit dem Herzog von Richelieu und dem Baron von Taverney allein zu Nacht zu speisen.«

»Ah! ah!«

»Sie begreifen nun ebenfalls. Während dieses Abendbrodes wurde der Liebestrank dem König eingegeben. Er hatte schon eine Neigung für Fräulein Andrée; man wußte, daß er mich am andern Tag nicht besuchen würde. In Beziehung auf diese Kleine sollte also der Trank wirken.«

»Nun?«

»Er wirkte auch.«

»Was geschah sodann?«

»Das ist schwer genau zu wissen. Wohlunterrichtete Leute sahen Seine Majestät sich nach den Communs, das heißt nach der Wohnung von Fräulein Andrée wenden.«

»Ich weiß, wo sie wohnt; doch hernach?«

»Ah! hernach; Teufel! wie rasch Sie fragen, Graf. Man folgt nicht ohne Gefahr einem König, der sich verbirgt.«

»Doch endlich?«

»Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß Seine Majestät in einer abscheulich stürmischen Nacht, bleich, zitternd und mit einem Fieber, das ans Delirium grenzte, nach Trianon zurückkam.«

»Und Sie glauben, es sei nicht allein der Sturm gewesen, was dem König bange gemacht?« fragte Balsamo lächelnd.

»Nein, denn der Kammerdiener hörte ihn mehrere Male ausrufen: ‚Todt! tod! tod!‘ «

»Oh! oh!«

»Das war das narkotische Mittel,« fuhr Madame Dubarry fort; »nichts macht dem König so sehr bange, als die Todten, und nach den Todten das Bild des Todes. Er fand Fräulein von Taverney in einen seltsamen Schlaf versunken und wird sie für tod gehalten haben.«

»Ja, ja, in der That tod,« sprach Balsamo, der sich nun erinnerte, daß er, ohne Lorenza wieder aufzuwecken, entflohen war, »todt, oder wenigstens allen Anschein des Todes darbietend. So ist es! so ist es! Hernach, Madame, hernach?«

»Niemand erfuhr also, was in dieser Nacht, oder vielmehr am Anfang dieser Nacht vorfiel. Als der König in seine Gemächer zurückkehrte, wurde er von einem heftigen Fieber und von einem Nervenzittern befallen, was erst am andern Tag vorüberging, als es der Frau Dauphine einfiel, beim König öffnen zu lassen und Seiner Majestät eine schöne, lachende Gestalten beleuchtende Sonne zu zeigen. Da verschwanden alle die unbekanntenen Visionen mit der Nacht, die sie erzeugt hatte.

»Um Mittag ging es beim König besser, er nahm etwas Fleischbrühe zu sich und aß ein Flügelchen von einem Rebhuhn, und am Abend . . .«

»Und am Abend?« wiederholte Balsamo.

»Nun, am Abend kam Seine Majestät, welche ohne Zweifel nach dem Schrecken des vorhergehenden Tages nicht in Trianon bleiben wollte, am Abend kam Seine Majestät zu mir nach Luciennes, wo ich, mein lieber Graf, meiner Treue wahrnahm, daß Herr von Richelieu beinahe ein ebenso großer Zauberer ist, als Sie.«

Das triumphirende Gesicht der Gräfin, ihre Geberde voll Anmuth und Schelmerei vollendeten ihren Gedanken und beruhigten völlig Balsamo in Beziehung auf die Macht, welche die Favoritin immer noch über den König ausübte.

»Sie sind also zufrieden mit mir, Madame?« sagte er.

»Begeistert von Ihnen, das schwöre ich, Graf! Sie haben mir, als Sie von den Unmöglichkeiten sprachen, die Sie geschaffen, streng die Wahrheit gesagt.«

Und sie reichte ihm als Beweis ihres Dankes die so weiße, so zarte, so duftende Hand, die nicht so frisch war, wie die von Andrée, deren Wärme aber auch ihre Beredtsamkeit besaß.

»Und nun zu Ihnen, Graf,« sprach sie.

Balsamo verbeugte sich wie ein Mensch, der zu hören bereit ist.

»Haben Sie mich vor einer großen Gefahr bewahrt,« fuhr Madame Dubarry fort, »so glaube ich Sie vor einer nicht geringeren Gefahr beschützt zu haben.«

»Ich,« erwiderte Balsamo, seine Unruhe verbergend, »ich bedarf dessen nicht, um Ihnen dankbar zu sein; wollen Sie mir jedoch sagen? . . .«

»Ja, das fragliche Kistchen.«

»Nun. Madame?«

»Es enthielt Geheimschriften, welche Herr von Sartines von allen seinen Schreibern übersetzen ließ; alle unterzeichneten ihre abgesondert gemachte Uebersetzung und alle Übersetzungen gaben dasselbe Resultat. Und so ist Herr von Sartines diesen Morgen, während ich gerade dort war, nach Versailles gekommen und hat alle diese Uebersetzungen nebst dem Wörterbuch der diplomatischen Geheimschriften mitgebracht.«

»Ah! ah! Und was hat der König gesagt?«

»Der König schien Anfangs erstaunt, dann erschrocken. Man findet leicht Gehör bei Seiner Majestät, wenn man ihr von Gefahren spricht. Seit dem Federmesserstich von Damiens gibt es ein Wort, mit welchem Jedermann bei Ludwig XV. durchdringt: ‚Nehmen Sie sich in Acht!‘ «

»Herr von Sartines hat mich also der Complotirung beschuldigt?«

»Herr von Sartines versuchte es Anfangs, mich weggehen zu machen; doch ich weigerte mich und erklärte, da Niemand dem König anhänglicher sei, als ich, so habe Niemand das Recht, mich zu entfernen, wenn man ihm von einer Gefahr sage. Herr von Sartines drang dennoch auf meine Entfernung; doch ich widerstand, und der König sagte lächelnd, indem er mich auf eine gewisse Art anschaute, die ich gar wohl verstehe!

„Lassen Sie die Gräfin hier, Sartines, ich kann ihr heute nichts verweigern.“

Sie begreifen, Graf, da ich da war, befürchtete Herr von Sartines, der sich wohl unseres so scharf ausgesprochenen Abschieds erinnerte, er befürchtete, sage ich, mir zu mißfallen, wenn er Sie anklagen würde. Er stützte sich auf die schlimme Gesinnung des Königs von Preußen gegen

Frankreich, auf die Neigungen der Geister, sich des Uebernatürlichen zu bedienen, um den Gang ihrer Rebellion zu erleichtern. Er klagte mit einem Wort viele Leute an und bewies, immer seine Zifferschriften in der Hand, diese Leute seien schuldig.«

»Schuldig, welches Verbrechens?«

»Welches Verbrechens? . . . Graf, soll ich das Staatsgeheimnis, sagen?«

»Das unser Geheimniß ist, Madame. Oh! Sie wagen nichts dabei! Ich habe, wie mir scheint, ein Interesse, nicht zu sprechen.«

»Ja, Graf, ich weiß es, ein großes Interesse. Herr von Sartines wollte also beweisen, eine zahlreiche, mächtige, von muthigen, gewandten, entschlossenen Adepten gebildete Secte untergrabe auf eine dumpfe Weise die Seiner königlichen Majestät schuldige Ehrfurcht, indem sie gewisse Gerüchte über den König verbreite.«

»Welche Gerüchte?«

»Sie sage zum Beispiel, Seine Majestät hungere sein Volk aus.«

»Was antwortete der König darauf?«

»Der König antwortete, wie er immer antwortet, durch einen Scherz.«

Balsamo athmete.

»Und was für ein Scherz war das?« fragte er.

» ,Da man mich beschuldigt, ich hungere mein Volk aus,‘ sagte er, ,so habe ich nur eine Antwort auf diese Anschuldigung zu geben: Nähren wir es.‘

,Wie dies, Sire?‘ fragte Herr von Sartines.

,Ich übernehme für meine Rechnung die Verköstigung aller derjenigen, welche dieses Gerücht verbreiten, und biete Ihnen überdies freie Wohnung in der Bastille an.‘ «

Balsamo fühlte einen leichten Schauer seine Adern durchlaufen, doch er blieb lächelnd:

»Hernach?« sagte er.

»Hernach schien mich der König durch ein Lächeln um Rath zu fragen. ,Sire,‘ sprach ich sodann, ,man wird mich nie glauben machen, alle diese kleinen schwarzen Ziffern, welche Ihnen Herr von Sartines überbringt, wollen besagen, Sie seien ein schlechter König.‘

Da schrie der Polizeilieutenant laut auf.

,Ebensowenig, als Sie mir je beweisen werden, die Schreiber Ihrer Kanzlei verstehen zu lesen,‘ fügte ich bei.«

»Und was sagte der König, Gräfin?« fragte Balsamo.

»Ich könnte Recht haben, aber Herr von Sartines hätte nicht Unrecht.«

»Und sodann?«

»Sodann fertigte man viele geheime Verhaftsbefehle aus, unter denen Herr von Sartines, wie ich deutlich sah, einen gegen Sie einschieben wollte. Doch ich gab nicht nach und hielt ihn mit einem einzigen Wort zurück.

,Mein Herr,‘ sagte ich ganz laut und in Gegenwart des Königs, ,verhaften Sie ganz Paris, wenn es Ihnen gutdünkt, das ist Ihres Amtes; aber man lasse es sich nicht einfallen, einen einzigen von meinen Freunden zu berühren . . . oder!‘

,Hoho!‘ rief der König, ,sie wird ärgerlich; hüten Sie sich, Sartines.‘

,Aber, Sire, das Interesse des Königreichs . . .‘

,Oh! Sie sind kein Sully,‘ erwiderte ich, roth vor Zorn, ,und ich bin keine Gabriele.‘

„Madame, man will den König ermorden, wie man Heinrich IV. ermordet hat.“

Diesmal erbleichte der König, zitterte er, fuhr er mit der Hand über seine Stirne.

Ich hielt mich für besiegt.

„Sire,“ sagte ich, „man muß den Herrn fortfahren lassen, denn seine Commis haben ohne Zweifel auch in allen diesen Ziffern gelesen, ich conspirire gegen Sie.“

Und ich ging hinaus.

Teufel! das war am andern Tag nach dem Liebestrank, Graf. Der König zog meine Gegenwart der von Herrn Sartines vor und lief mir nach.

„Ah! ich bitte, Gräfin, ärgern Sie sich nicht,“ sagte er.

„Dann jagen Sie diesen gemeinen Menschen fort, Sire; er riecht nach dem Gefängniß.“

„Gehen Sie, Sartines, gehen Sie,“ sagte der König die Achseln zuckend.

„Und ich verbiete Ihnen in Zukunft nicht nur, bei mir zu erscheinen, sondern auch, mich zu grüßen,“ fügte ich bei.

Da verlor unser Polizeilieutenant den Kopf; er kam auf mich zu und küßte mir demüthig die Hand.

„Wohl, es sei,“ sagte er, „sprechen wir nicht mehr davon, schöne Dame; doch Sie richten den Staat zu Grund. Ihr Schützling, da Sie es durchaus so wollen, soll von meinen Agenten verschont werden.“ «

Balsamo schien in eine tiefe Träumerei versunken.

»Wie!« sagte die Gräfin, »Sie danken mir nicht einmal, daß ich Ihnen die Bekanntschaft mit der Bastille erspart habe, was vielleicht ungerecht, aber darum nicht minder unangenehm gewesen wäre?«

Balsamo antwortete nicht; er zog nur aus seiner Tasche ein Fläschchen, das einen blutrothen Saft enthielt.

»Nehmen Sie, Madame,« sagte er; »für die Freiheit, die Sie mir schenken, schenke ich Ihnen zwanzig Jahre Jugend mehr.«

Die Gräfin schob das Fläschchen in ihren Schnürleib und entfernte sich freudig und triumphirend.

Balsamo blieb träumerisch.

»Sie waren vielleicht ohne die Coquetterie eines Weibes gerettet,« sagte er nach einiger Zeit.
»Der kleine Fuß dieser Courtisane stürzt sie in die tiefste Tiefe des Abgrunds.

»Gott ist entschieden mit uns!«

CXXXI.

Das Blut.

Madame Dubarry hatte noch nicht die Thüre des Hauses hinter sich schließen sehen, als Balsamo wieder die Geheimentreppe hinaufstieg und in das Zimmer mit den Pelzen zurückkehrte.

Die Unterredung mit der Gräfin hatte lange gedauert und sein Eifer rührte von zwei Ursachen her.

Die erste war das sehnsüchtige Verlangen, Lorenza zu sehen; die zweite war die Furcht, die junge Frau dürfte ermüdet sein; denn in dem neuen Leben, das er ihr gemacht hatte, konnte es keinen Platz für die Langweile geben; ermüdet dadurch, daß sie, wie ihr dies zuweilen begegnete, vom magnetischen Schlaf zur Extase übergehen konnte.

Auf die Extase folgten beinahe immer Nervenkrisen, wenn der Dazwischentritt des wiederherstellenden Fluidums nicht ein befriedigendes Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Functionen des Organismus herbeiführte.

Nachdem Balsamo die Thüre geschlossen, warf er rasch seine Blicke auf den Sopha, auf dem er Lorenza gelassen hatte.

Sie war nicht mehr da.

Nur die feine Mante von Kaschemir, worauf goldene Blumen gestickt, welche sie gewöhnlich wie eine Schärpe umhüllte, war allein auf den Polstern als ein Zeugniß für ihre Anwesenheit in diesem Zimmer und für ihr Ruhen auf diesem Sopha zurückgeblieben.

Balsamo heftete, unbeweglich, die starren Augen auf den leeren Sopha. Vielleicht hatte sich Lorenza durch einen seltsamen Geruch, der sich in dem Zimmer, aus dem sie weggegangen, verbreitet zu haben schien, belästigt gefühlt; vielleicht hatte sie sich mit einer maschinenmäßigen Bewegung die Gewohnheiten des wirklichen Lebens zugeeignet und instinctartig ihren Platz verändert.

Balsamo dachte zuerst, Lorenza wäre in das Laboratorium zurückgekehrt, wohin er sie einen Augenblick zuvor begleitet hatte.

Er trat in das Laboratorium ein. Beim ersten Anblick schien es leer; doch im Schatten des riesigen Ofens, hinter den Vorhängen mit Personen aus dem Orient, könne sich eine Frau leicht verbergen.

Er hob also die Vorhänge auf, er ging rings um den Ofen; doch nirgends konnte er eine Spur der Anwesenheit von Lorenza finden.

Es blieb das Zimmer der jungen Frau, wohin sie ohne Zweifel zurückgekehrt war.

Dieses Zimmer war für sie in ihrem wachen Zustand nur ein Gefängniß.

Er lief dahin und fand die Platte geschlossen.

Doch dies diente durchaus nicht zum Beweis, daß sich Lorenza nicht in ihr Zimmer begeben. In der That, es widersetzte sich nichts dem, daß Lorenza in ihrem hellsehenden Schlaf sich des Mechanismus erinnert und, sich desselben erinnernd, den Erscheinungen eines in ihrem Geiste schlecht verwischten Traumes gehorcht hatte.

Balsamo drückte an der Feder.

Das Zimmer war leer wie das Laboratorium: Lorenza schien nicht einmal hineingekommen zu sein.

Ein schmerzlicher Gedanke, ein Gedanke, der, wie man sich erinnert, schon einmal sein Herz gefoltert hatte, verjagte nun alle Vermuthungen, alle Hoffnungen des durch die Liebe Beglückten.

Lorenza habe eine Rolle gespielt; sie habe sich gestellt, als schliefe sie; sie habe so jedes Mißtrauen, jede Wachsamkeit, jede Unruhe im Geiste ihres Gatten beseitigt, und bei der ersten Freiheit, die sich ihr geboten, sei sie abermals entflohen, — durch eine erste, oder vielmehr durch eine zweite Erfahrung sicher über das, was sie thun sollte.

Balsamo fuhr bei diesem Gedanken auf und läutete Fritz.

Dann, als ob dieser für seine Ungeduld zu sehr zögerte, stürzte er ihm entgegen und rief, sobald er ihn auf der Geheimentreppe traf:

»Die Signora?«

»Was ist es, Meister?« fragte Fritz, der an dem Beben von Balsamo wahrnahm, daß etwas Außerordentliches vorging.

»Hast Du sie gesehen?«

»Nein, Meister.«

»Sie ist nicht weggegangen?«

»Von wo?«

»Vom Haus?«

»Es ist Niemand weggegangen, als die Gräfin, hinter der ich die Thüre geschlossen habe.«

Balsamo flieg wie ein Wahnsinniger wieder die Treppe hinauf. Er bildete sich ein, die tolle junge Frau, welche in ihrem Schlafe so sehr von dem verschieden war, was , sie im Wachen that, habe einen ihrer Augenblicke kindischen Muthwillens, sie lese aus irgend einem Winkel, wo sie verborgen, die Angst in seinem Herzen und belustige sich damit, daß sie ihn erschrecken wolle, um ihn nachher wieder zu beruhigen.

Dann begann eine sorgfältige Untersuchung.

Nicht ein Winkel wurde verschont, nicht ein Schrank vergessen, nicht ein Windschirm am Platz gelassen. Es war in dieser Nachforschung von Balsamo etwas vom Menschen, der durch die Leidenschaft verblendet ist, vom Narren, der nicht mehr sieht, vom Trunkenen, der wankt. Er hatte nur noch die Kraft, die Arme zu öffnen und auszurufen: »Lorenza! Lorenza!« in der Hoffnung, das angebetete Geschöpf würde sich Plötzlich mit einem Freudenschrei darein stürzen.

Doch nur ein Stillschweigen allein, ein finsternes, hartnäckiges Stillschweigen antwortete seinem ausschweifenden Gedanken und seinem wahnsinnigen Ruf.

Laufen, alles Geräthe umkehren, zu den Mauern sprechen, Lorenza rufen, schauen, ohne zu sehen, horchen, ohne zu hören, beben, ohne zu leben, schauern, ohne zu denken, dies war der Zustand, in welchem Balsamo drei Minuten, das heißt drei Jahrhunderte im Todeskampf hinbrachte.

Aus diesem wirren Treiben ging er halb verrückt hervor; er tauchte seine Hand in ein Gefäß mit eiskaltem Wasser, befeuchtete sich damit die Schläfe, drückte eine von seinen Händen mit

der andern zusammen, als wollte er sich zur Unbeweglichkeit zwingen, und vertrieb durch den Willen das lästige Geräusch jenes Schlagens vom Blut gegen den Schädel, ein unseliges, unablässiges, monotones Geräusch, das, wenn es Bewegung und Stille ist, das Leben anzeigt, wenn es aber stürmisch und bemerkbar wird, den Tod oder den Wahnsinn bezeichnet.

»Wir wollen vernünftig urtheilen,« sagte er; »Lorenza ist nicht mehr da; keine falsche Vorspiegelungen gegen mich selbst; Lorenza ist nicht mehr da, folglich ist sie weggegangen, ja, sie ist weggegangen.«

Und er schaute noch einmal umher und rief noch einmal:

»Weggegangen!« wiederholte er. »Vergebens behauptet Fritz, er habe sie nicht gesehen. Sie ist weggegangen, sicherlich weggegangen.

Zwei Fülle bieten sich dar:

Entweder hat er wirklich nichts gesehen, was im Ganzen wohl möglich ist, denn der Mensch kann sich irren; oder er hat gesehen und ist von Lorenza bestochen worden.

Bestochen! Fritz!

Warum nicht! Vergebens spricht seine frühere Treue gegen diese Annahme. Wenn Lorenza, wenn die Liebe, wenn die Wissenschaft in diesem Grad täuschen und lügen konnten, warum sollte die so gebrechliche, so fehlbare Natur eines menschlichen Geschöpfes nicht ebenfalls täuschen?

»Oh! ich werde Alles, Alles erfahren! Bleibt mir nicht Fräulein von Taverney? Ja, durch Andrée werde ich den Verrath von Fritz, durch Andrée werde ich den Verrath von Lorenza erfahren . . . Oh! diesmal, da die Liebe lügenhaft gewesen, da die Wissenschaft ein Irrthum, da die Treue eine Falle gewesen sein wird . . . oh! diesmal wird Balsamo ohne Mitleid, ohne Rückhalt strafen, wie ein mächtiger Mensch, der sich rächt, nachdem er die Barmherzigkeit verjagt und den Stolz bewahrt hat.

Es ist nun nichts mehr Anderes zu thun, als so schnell als möglich wegzugehen, Fritz nichts ahnen zu lassen und nach Trianon zu laufen.«

Und Balsamo nahm seinen Hut, der zu Boden gefallen war, und stürzte nach der Thüre.

Doch plötzlich blieb er stehen . . .

»Oh!« sagte er, »mein Gott! der arme Greis . . . ich hatte ihn vergessen . . . vor Allem muß ich Althotas sehen; während dieses Anfalls von Fieberwahn, so lange dieser ungeheuerliche Liebeskrampf dauerte, habe ich den unglücklichen Greis sich selbst überlassen. Ich bin undankbar, ich bin unmenschlich gewesen.«

Und mit jenem Fieber, das zu dieser Stunde alle seine Bewegungen belebte, näherte sich Balsamo der Feder, welche den Plafond spielen machte. Das bewegliche Gerüste kam sogleich und rasch herab.

Balsamo stellte sich darauf und fing an mit Hülfe des Gegengewichts hinaufzusteigen; doch ganz und gar von der Unruhe seines Geistes und Herzens erfüllt und ohne an etwas Anderes, als an Lorenza, zu denken.

Kaum berührte er das Niveau des Zimmers von Althotas, als die Stimme des Greises an sein Ohr traf und ihn seiner schmerzlichen Träumerei entzog.

Doch zum großen Erstaunen von Balsamo waren seine ersten Worte kein Vorwurf, wie er erwartete: es war ein Ausbruch natürlicher und einfacher Heiterkeit, was ihn empfing.

Der Schüler schaute mit erstauntem Blick zum Meister empor.

Der Greis war in seinen Stuhl mit den Federn zurückgelehnt; er athmete geräuschvoll und mit Wonne, als ob jeder Zug einen Lebenstag gewänne; seine Augen, voll von einem düsteren Feuer, dessen Ausdruck sich jedoch durch ein um seine Lippen schwebendes Lächeln milderte, seine Augen hefteten sich auf eine bedrückende Weise auf seinen Besuch.

Balsamo raffte seine Kräfte zusammen und sammelte seine Gedanken, um den Meister, der gegen die Schwächen der Menschheit so wenig nachsichtig war, seine Unruhe nicht wahrnehmen zu lassen.

Während dieser Minute, in der er sich zu fassen suchte, fühlte Balsamo einen seltsamen Druck auf seiner Brust lasten. Die Luft war ohne Zweifel verdorben durch eine zu beständige Einathmung, durch einen schweren faden, lauen, üblen Geruch; derselbe Geruch, den er schon unten gespürt hatte, obgleich in einem schwächeren Grad, schwamm in der Luft und hatte, ähnlich jenen Dünsten, welche aus den Seen und Sümpfen im Herbst bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang aufsteigen, einen Körper angenommen und die Scheiben getrübt.

In dieser dichten, herben Atmosphäre wurde es Balsamo übel, sein Kopf gerieth in Verwirrung, ein Schwindel ergriff ihn, und er fühlte, der Athem und die Kräfte würden ihn zugleich verlassen.

»Meister,« sprach er, während er einen festen Stützpunkt suchte und seine Brust zu erweitern bemüht war, »Meister, Ihr könnt nicht hier leben, man athmet hier nicht mehr.«

»Findest Du?«

»Oh!«

»Ich athme doch hier sehr gut, und ich lebe hier, wie Du siehst,« erwiderte Althotas mit freudigem Ton.

»Meister! Meister!« sprach Balsamo, immer mehr betäubt, »merkt wohl auf und laßt mich ein Fenster öffnen, es steigt von diesem Boden wie ein Blutdampf auf.«

»Blut! Ah! Du findest? ... Blut?« rief Althotas, in ein Gelächter ausbrechend.

»Oh! ja, ja, ich fühle die Miasmen, welche sich aus einem frisch getödteten Körper ausdünsten . . . ich könnte sie wägen, so schwer sind sie für mein Gehirn und für mein Herz.«

»Das ist so,« sagte der Greis mit seinem höhnischen Lachen, »das ist so, ich habe es schon bemerkt; Du hast ein zartes Herz und ein sehr schwächliches Gehirn, Acharat.«

»Meister,« sprach Balsamo, den Finger gegen den Greis ausstreckend, »Meister, Ihr habt Blut an Euren Händen; Meister, es ist Blut auf diesem Tisch; Meister, es ist überall Blut, sogar in Euren Augen, die wie zwei Flammen glänzen; Meister, dieser Geruch, den man hier einathmet, dieser Geruch, der mir den Schwindel bereitet, dieser Geruch, der mich erstickt, ist Blutgeruch.«

»Nun, und was dann?« versetzte Althotas ruhig; »spürst Du zum ersten Mal diesen Geruch?«

»Nein.«

»Hast Du mich nie meine Experimente machen sehen? Hast Du nie selbst solche gemacht?«

»Aber menschliches Blut!« rief Balsamo, indem er mit der Hand über seine von Schweiß tiefende Stirne fuhr.

»Ah! Du hast einen feinen Geruch,« sagte Althotas. »Ich hätte nicht geglaubt, man könnte das Blut eines Menschen von dem Blut irgend eines Thieres unterscheiden.«

»Das Blut eines Menschen!« murmelte Balsamo.

Und als er ganz schwankend, um sich daran zu halten, den Vorsprung irgend eines Geräthes

suchte, erblickte er schauernd ein weites kupfernes Becken, dessen glänzende Wände die purpurne Farbe von frisch vergossenem Blut wiederstrahlten.

Das ungeheure Gefäß war halb voll.

Balsamo wich erschrocken zurück.

»Oh! dieses Blut, woher kommt es?« rief er.

Althotas antwortete nicht; doch sein Blick verlor nichts von den Schwankungen, von der Verwirrung, vom Schrecken von Balsamo, Plötzlich stieß dieser ein wildes Gebrülle aus.

Dann sich bückend, als ob er eine Beute fassen wollte, stürzte er auf einen Punkt des Zimmers zu und hob vom Boden ein seidenes, mit Silber brochirtes Band auf, an welchem eine lange schwarze Haarflechte hing.

Nach diesem schmerzlichen Geschrei trat ein tödtliches Stillschweigen in dem Zimmer des Greises ein.

Balsamo hob langsam das Band auf, betrachtete schauernd die Haare, deren Ende eine goldene Nadel auf einer Seite an das Band befestigt hielt, während sie auf der andern, scharf abgeschnitten, eine Franse zu sein schienen, welche an ihren äußersten Theilen eine Blutwohle gestreift hätte, denn die rothen, schäumenden Tropfen perlten am Ende dieser Franse.

Je mehr Balsamo seine Hand aufhob, desto mehr zitterte diese Hand.

Je fester Balsamo seinen Blick auf das befleckte Band heftete, desto leichenfarbiger wurden seine Wangen.

»Oh! woher kommt dies?« murmelte er, doch laut genug, daß sein Wort eine Frage für einen Andern, als für ihn selbst, wurde.

»Dies?« sagte Althotas.

»Ja, dies.«

»Es ist ein um Haare gewickeltes seidenes Band.«

»Aber diese Haare, diese Haare, in was sind sie getaucht worden?«

»Du siehst es wohl, in Blut.«

»In welches Blut?«

»Ei! in das Blut, das ich für mein Elixir brauchte, in das Blut, das Du mir verweigertest und das ich mir wegen Deiner Weigerung selbst verschaffen mußte.«

»Aber diese Haare, diese Flechte, dieses Band, woher habt Ihr sie? das ist nicht der Kopfputz eines Kindes.«

»Wer sagt Dir denn, ich habe ein Kind erwürgt?« fragte ruhig Althotas.

»Braucht Ihr nicht für Euer Elixir das Blut eines Kindes?« rief Balsamo. »Habt Ihr mir das nicht gesagt?«

»Oder einer Jungfrau, Acharat, oder einer Jungfrau.«

Und Althotas streckte seine abgemagerte Hand über dem Arm des Lehnstuhles aus und nahm eine Phiole, an deren Inhalt er voll Wonne nippte.

Daun sprach er mit dem allernatürlichsten Ton und mit seinem liebevollsten Ausdruck:

»Das ist gut von Dir, Acharat; Du bist weise und vorsichtig gewesen, daß Du diese Frau unter meinen Boden, beinahe in den Bereich meiner Hand brachtest; die Menschheit hat sich nicht darüber zu beklagen, das Gesetz hat nichts einzuwenden. Ei! ei! Du hast mir nicht die Jungfrau geliefert, ohne die ich gestorben wäre; nein, ich habe sie genommen. Ich danke Dir, mein lieber

Zögling, ich danke Dir, mein kleiner Acharat.«

Und er setzte abermals die Phiole an seine Lippen.

Balsamo ließ die Haarflechte fallen, die er in der Hand hielt; ein gräßliches Licht hatte seine Augen geblendet.

Vor ihm stand der Tisch des Greises, dieser ungeheure Tisch, stets voll von Kräutern, Büchern und Phiolen, dieser Tisch war bedeckt mit einem langen Tuch von weißem Damast mit dunkeln Blumen, auf das die Lampe von Althotas ihren reichlichen Schimmer so ergoß, daß sich düstere Formen hervorhoben, welche Balsamo Anfangs nicht bemerkt hatte.

Balsamo nahm eines von den Enden des Tuches und zog es heftig an sich.

Doch da sträubten sich seine Haare, sein offener Mund konnte nicht mehr den gräßlichen Schrei von sich geben, der in der Tiefe seiner Kehle erstickte.

Er hatte unter diesem Tuche den Leichnam von Lorenza erblickt, von Lorenza, welche auf dem Tisch ausgestreckt lag . . . den Kopf leichenbleich, aber dennoch lächelnd, und zurückhängend, als würde er durch das Gewicht seiner langen Haare hinabgezogen.

Eine breite Wunde öffnete sich klaffend über dem Schlüsselbein, ohne daß mehr ein Tropfen Blutes daraus hervorfloß.

Die Hände waren starr und die Augen unter violetten Lidern geschlossen.

»Ja, Blut, jungfräuliches Blut, die drei letzten Tropfen Arterienblut von einer Jungfrau; das ist es, was ich brauchte,« sprach der Greis, indem er sich zum dritten Mal seiner Phiole bediente.

»Elender!« rief Balsamo, dessen Verzweiflungsgeschrei sich durch jede seiner Poren ausströmte; »stirb also, denn seit vier Tagen war sie meine Geliebte, meine Frau! Du hast sie umsonst gemordet . . .«

»Sie war keine Jungfrau mehr! . . .«

Die Augen von Althotas zitterten, als ob sie eine elektrische Erschütterung in ihre Höhlen zurückspringen gemacht hatte; seine Augensterne erweiterten sich furchtbar; sein Zahnfleisch knirschte in Ermanglung der Zähne; es entschlüpfte seiner Hand die Phiole, fiel auf den Boden und zersprang in tausend Stücke, während er ganz bestürzt, vernichtet, zugleich im Herzen und im Gehirn getroffen, in seinen Lehnstuhl zurücksank.

Balsamo aber neigte sich schluchzend über den Leib von Lorenza, küßte ihre blutigen Haare und fiel ohnmächtig nieder.

CXXXII.

Der Mensch und Gott.

Die Stunden, diese seltsamen Schwestern, die sich bei der Hand halten und mit einem so langsamen Flug für den unglücklichen, mit einem so raschen für den glücklichen Menschen vorübergehen, sanken stillschweigend, ihre schweren Flügel zusammenziehend, auf dieses Zimmer voll von Schluchzen und Seufzern herab.

Auf der einen Seite der Tod, auf der andern der Todeskampf.

In der Mitte die Verzweiflung, schmerzlich wie der Todeskampf, tief wie der Tod.

Balsamo hatte kein Wert mehr von sich gegeben, seit dem gräßlichen Schrei, der seine Kehle zerrissen.

Seit dieser niederschmetternden Offenbarung, welche die wilde Freude von Althotas durchschnitten, hatte Balsamo sich nicht bewegt.

Der häßliche Greis, der so gewaltsam in das Leben zurückgeworfen wurde, wie es Gott den Menschen gemacht hat, schien eben so sehr aus seiner Sphäre herausgeschleudert, in diesem für ihn neuen Element, als es der Vogel ist, der, von einem Bleikorn getroffen, aus einer Wolke herab auf einen See fällt, auf dessen Oberfläche er sich sträubt, ohne daß es ihm seine Flügel aufzuschwellen gelingt.

Die Bestürzung dieses leichenbleichen, verstörten Gesichtes offenbarte den unermesslichen Umfang seiner Enttäuschung.

Althotas nahm sich in der That nicht mehr die Mühe, zu denken, seitdem seine Gedanken das Ziel, nach dem sie sich wandten, ein Ziel, von dem sie glaubten, es wäre fest und unerschütterlich wie der Felsen, wie Rauch hatten verschwinden sehen.

Seine düstere, stille Verzweiflung hatte etwas vom Stumpfsinn. Für einen Geist, der nicht gewohnt, seinigen zu messen, wäre dieses Stillschweigen vielleicht ein Anzeichen der Forschung gewesen; für Balsamo, der ihn übrigens nicht einmal anschaute, war es der Todeskampf der Macht, der Vernunft, des Lebens.

Althotas trennte sich mit seinem Blick nicht von dieser zerbrochenen Phiole, dem Bilde der Nichtigkeit seiner Hoffnungen; es war, als zählte er diese tausend Trümmer die, sich zerstreund, sein Leben um ebenso viele Tage vermindert hätten; es war, als hätte er mit dem Blick diesen auf dem Boden ausgebreiteten kostbaren Trank einsaugen wollen, und als hätte er einen Augenblick an die Unsterblichkeit geglaubt.

Zuweilen auch, wenn der Schmerz dieser Enttäuschung zu lebhaft war, schlug der Greis sein trübes Auge zu Balsamo auf; von Balsamo ging dann sein Blick zu Lorenza über.

Dann glich er jenen in der Falle gefangenen Thieren, welche der Jäger am Morgen am Beine festgepackt findet, die er lange mit dem Fuß, ohne daß sie den Kopf umdrehen, plagt, welche aber, wenn er sie mit seinem Jagdmesser sticht, schief ihr blutiges, ganz mit Haß, Rache, Vorwurf und Erstaunen beladenes Auge erheben.

»Ist es möglich,« sagte dieser noch in seiner Stumpfheit so ausdrucksvolle Blick, »ist es glaublich, daß mir so viel Unglück, so viele Niederlagen von Seiten eines Wesens zukommen,

das so geringfügig ist, wie der Mensch, den ich vier Schritte von mir zu den Füßen eines Gegenstandes von so gewöhnlicher Art, wie dieses todte Weib, niedergekniet sehe? ist es nicht eine Verkehrung der Natur, ein Umsturz der Wissenschaft, eine Entkräftung der Vernunft, daß der so plumpe Zögling den so erhabenen Meister getäuscht hat? ist es nicht ungeheuerlich, daß das Staubkörnchen das Rad des stolzen, raschen Wagens in seinem allmächtigen, unsterblichen Lauf aufgehalten hat?«

Bei Balsamo, der gelähmt, vernichtet, ohne Stimme, ohne Bewegung, beinahe ohne Leben war, hatte noch kein menschlicher Gedanke die blutigen Dünste seines Gehirns durchbrochen.

Lorenza, seine Lorenza! Lorenza, seine Frau, sein Idol, dieses für ihn als Engel und als Geliebte doppelt kostbare Geschöpf, Lorenza, das heißt das Vergnügen und der Ruhm, die Gegenwart und die Zukunft, die Kraft und der Glaube, Lorenza, das heißt Alles, was er liebte, was er wünschte, Alles, was er in der Welt erstrebte, Lorenza war auf immer für ihn verloren!

Er weinte nicht mehr, er schrie nicht mehr, er seufzte nicht einmal mehr. Er hatte kaum Zeit, sich darüber zu wundern, daß ein so furchtbares Unglück über sein Haupt hereingebrochen war. Er glich jenen Unglücklichen, welche die Ueberschwemmung in ihrem Bett mitten in der Finsterniß packt, welche träumen, das Wasser habe sie erreicht, welche aufwachend und eine tosende Woge über ihrem Kopfe gewahrend nicht einmal mehr die Zeit haben, einen Schrei auszustoßen, wenn sie vom Leben zum Tod übergehen.

Drei Stunden lang glaubte sich Balsamo in die tiefsten Abgründe des Todes versenkt; durch seinen ungeheuren Schmerz hielt er das, was ihm begegnete, für einen von jenen finstern Träumen, welche die Hingeschiedenen in der ewigen, schweigsamen Nacht der Gräfte heimsuchen.

Für ihn gab es keinen Althotas mehr, das heißt keinen Haß, keine Rache mehr.

Für ihn gab es keine Lorenza, das heißt kein Leben, keine Liebe mehr.

Nur Schlaf, Nacht und Vernichtung!

So verging die Zeit düster, schweigsam, endlos in diesem Gemache, wo das Blut erkaltete, nachdem es seinen Befruchtungstheil den Atomen, die ihn fordern, zugesandt hatte.

Plötzlich, mitten in der stillen Nackt, erscholl dreimal ein Glöckchen.

Ohne Zweifel wußte Fritz, daß sich sein Herr bei Althotas befand, denn es ertönte ein Glöckchen im Zimmer selbst.

Aber es mochte immerhin dreimal mit einem seltsam starken Geräusch erklingen, der Ton verlor sich im Raum.

Balsamo hob nicht einmal den Kopf in die Höhe.

Nach einigen Augenblicken erscholl dasselbe scharfe Klingeln zum zweiten Mal, doch ohne Balsamo mehr, als das erste Mal, seiner Betäubung zu entreißen.

Dann nach einem abgemessenen Zwischenraum, der jedoch minder entfernt war, als der, welcher das erste Klingeln vom zweiten getrennt hatte, ließ die gereizte Glocke ein drittes Mal einen vielfachen Lärmen von kreischenden und ungeduldigen Tönen in das Zimmer springen.

Balsamo hob, ohne zu beben, langsam seine Stirne empor und befragte den Raum mit der kalten Feierlichkeit eines Todten, der aus seinem Grabe ersteht.

'So mußte Lazarus umherschauen, als ihn die Stimme Christi dreimal rief.

Die Glocke hörte nicht auf zu klingeln.

Seine immer mehr zunehmende Energie erweckte endlich den Verstand bei dem Geliebten von

Lorenza.

Er machte seine Hand von der Hand des Leichnams los.

Alle Wärme hatte seinen Körper verlassen, ohne in den von Lorenza überzugehen.

»Eine große Neuigkeit oder eine große Gefahr,« sagte Balsamo zu sich selbst.

»Wenn es nur eine große Gefahr ist!«

Und er erhob sich vollends gänzlich.

»Doch warum sollte ich diesem Ruf entsprechen?« fuhr er fort, ohne die unheimliche Wirkung seiner Worte, unter diesem düsteren Gewölbe, in diesem Leichenzimmer wahrzunehmen; »kann mich noch etwas auf dieser Welt interessieren oder erschrecken?«

Als wollte sie ihm antworten, schlug nun die Glocke so heftig mit ihrem ehernen Schlägel an ihre bronzenen Flanken, daß der Schlägel sich losmachte und auf eine gläserne Retorte fiel, welche, mit einem metallischen Geräusch zerbrechend, den Boden mit ihren Trümmern bestreute.

Balsamo widerstand nicht länger: es war überdies wichtig, daß Niemand, selbst nicht einmal Fritz, ihn da aufsuchte, wo er war.

Er ging also mit ruhigem Schritt auf die Feder zu, drückte daran und stellte sich auf die Fallthüre, welche langsam hinabsank und ihn mitten im Zimmer der Pelze absetzte.

Als er am Sopha vorüberkam, streifte er an der Mante, welche von den Schultern von Lorenza gefallen war, als sie der unbarmherzige Greis, unempfindlich wie der Tod, in seinen Armen aufhob.

Es bereitete diese Berührung Balsamo einen schmerzlichen Schauer.

Er nahm die Mante und küßte sie, während er sein Geschrei mit dem Stoffe derselben erstickte.

Dann öffnete er die Treppenthüre.

Auf den obersten Stufen wartete Fritz ganz bleich, ganz keuchend, Fritz, der in einer Hand ein Licht hielt und mit der andern in seiner Angst und in seiner Ungeduld fortwährend krampfhaft an der Klingelschnur zog.

Beim Anblick seines Herrn stieß er einen Schrei der Zufriedenheit, und dann einen zweiten Schrei des Erstaunens und Schreckens aus.

Doch Balsamo, der die Ursache dieses doppelten Schreis nicht kannte, antwortete nur durch eine stumme Frage.

Friß sagte nichts, doch er, der gewöhnlich so ehrfurchtsvoll war, wagte es, seinen Herrn bei der Hand zu nehmen und vor den großen venetianischen Spiegel zu führen, der über dem Kamin angebracht war, durch den man in das Zimmer von Lorenza ging.

»Oh! sehen Sie, Excellenz,« sagte er, indem er ihm sein eigenes Bild in dem Krystall zeigte.

Balsamo bebte.

Dann zog ein Lächeln, jenes Lächeln, das der Sohn eines unaussprechlichen, unheilbaren Schmerzes ist, über seine Lippen hin.

Er hatte in der That Fritz begriffen.

Balsamo war in einer Stunde um zwanzig Jahre älter geworden; kein Glanz mehr in den Augen, kein Blut mehr unter der Haut, ein Ausdruck von Betäubung und Stumpfsinn über allen seinen Zügen ausgebreitet, ein blutiger Schaum seine Lippen befransend, ein großer Blutfleck

auf dem so feinen Batist seines Hemdes.

Balsamo schaute sich selbst einen Augenblick an, ohne daß er sich zu erkennen vermochte, dann tauchte er entschlossen seine Augen in die Augen des seltsamen Menschen, den der Spiegel zurückwarf.

»Ja, Fritz, ja.« sagte er, »ja. Du hast Recht.«

Als er aber die unruhige Miene des treuen Dieners bemerkte, fragte er:

»Doch warum hast Du mich gerufen?«

»Oh! Meister, für sie.«

»Sie?«

»Ja,«

»Sie! wer dies?«

»Excellenz,« flüsterte Fritz, seinen Mund dem Ohr von Balsamo nähernd, »sie, die fünf Meister.« Balsamo bebte.

»Alle?« fragte er.

»Ja, alle.«

»Und sie sind da?«

»Da.«

»Allein?«

»Nein; jeder mit einem bewaffneten Bedienten, der im Hof wartet.«

»Und sie sind mit einander gekommen?«

»Mit einander, ja, Meister; und sie werden ungeduldig, deshalb habe ich so oft und so stark geklingelt.«

Ohne nur unter einer Falte seines Spitzenjabot den Blutflecken zu verbergen, ohne daß er die Unordnung in seinem Anzug ein wenig zu verbessern suchte, fing Balsamo an die Treppe hinabzusteigen, nachdem er Fritz gefragt hatte, ob seine Gäste in den Salon oder in das große Cabinet eingeführt worden seien.

»In den Salon,« antwortete Fritz seinem Herrn folgend.

Unten an der Treppe aber wagte er es, seinen Herrn aufzuhalten, und fragte:

»Hat mir Eure Excellenz Befehle zu geben?«

»Ich habe keinen Befehl für Dich, Fritz,«

»Eure Excellenz . . .,« fuhr Fritz stammelnd fort.

»Nun?« fragte Balsamo mit unendlicher Sanftmuth.

»Begibt sich Eure Excellenz unbewaffnet zu ihnen?«

»Unbewaffnet, ja.«

»Selbst ohne ihren Degen?«

»Warum sollte ich denn meinen Degen nehmen?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete der treue Diener, die Augen niederschlagend, »aber ich dachte, ich glaubte, ich befürchtete . . .«

»Es ist gut, gehe, Fritz.«

Fritz machte einige Schritte, um zu gehorchen, doch er kehrte wieder zurück.

»Hast Du nicht gehört?« fragte Balsamo.

»Excellenz, ich wollte Ihnen nur sagen, Ihre Doppelpistolen seien in dem ebenholzernen Kistchen auf dem vergoldeten Guéridon.«

»Gehe, sage ich Dir,« erwiderte Balsamo.

Und er trat in den Salon.

CXXXIII.

Das Gericht.

Fritz hatte wohl Recht, die Gäste von Balsamo waren in der Rue Saint-Claude nicht mit einer friedlichen Ausrüstung und ebensowenig mit einem wohlwollenden Aeußern erschienen.

Fünf Männer zu Pferd geleiteten den Reisewagen, in welchem die Herren ankamen; fünf Männer von stolzer, düsterer Miene, bis unter die Zähne bewaffnet, schloßen das Hofthor und bewachten es, während sie ihre Herren zu erwarten schienen.

Ein Kutscher, zwei Lackeien auf dem Bocke dieses Wagens hatten unter ihrem Mantel Hirschfänger und Mousquetons. Alle diese Leute schienen vielmehr zu einer Expedition, als zu einem Besuche in die Rue Saint-Claude gekommen zu sein.

Dieser nächtliche Ueberfall von furchtbaren Leuten, welche Fritz erkannt hatte, diese Erstürmung des Hotels jagten auch Anfangs dem Deutschen einen unsäglichen Schrecken ein. Er beabsichtigte, Jedermann den Eingang zu verwehren, als er durch ein Gitter an der Thüre die Escorte erblickte und die Waffen errieth; doch diese allmächtigen Zeichen, ein unleugbarer Beweis für die Rechte der Ankömmlinge, gestatteten ihm keinen Widerstand mehr. Kaum waren die Fremden Herren des Platzes, als sie sich, wie geschickte Kapitäne, an jedem Ausgange des Hauses aufstellten, ohne daß sie sich nur die Mühe nahmen, ihre schlimmen Absichten zu verbergen. Die angeblichen Diener im Hof und in den Gängen, die angeblichen Herren im Salon weissagten Fritz nichts Gutes: deshalb sein stürmisches Klingeln. Ohne sich zu wundern, ohne sich vorzubereiten, trat Balsamo in den Salon ein, welchen Fritz, um den Fremden die Ehre zu erweisen, wie sie jedem Gaste gebührt, anständig beleuchtet hatte.

Er sah in Fauteuils die fünf Gäste sitzen, von denen keiner, als er erschien, aufstand.

Er, der Herr des Hauses, begrüßte sie höflich, als er sie alle gesehen hatte.

Nun erst standen sie auf und erwiederten ernst seinen Gruß.

Er setzte sich auf einen Stuhl ihnen gegenüber, ohne daß er die seltsame Anordnung dieser Versammlung bemerkte oder zu bemerken schien..

Die fünf Fauteuils bildeten in der That einen Halbkreis, dem der Tribunale des Alterthums ähnlich, wobei der Präsident die Beisitzer überschaute und der Stuhl von Balsamo dem des Präsidenten gegenüberstehend den Platz einnahm, welchen man gewöhnlich dem Angeklagten in den Concilien, oder Gerichtssälen gab.

Balsamo nahm nicht zuerst das Wort, wie er es unter allen andern Umständen gethan hätte; er schaute, ohne gut zu sehen, immer in Folge jener schmerzlichen Schlafsucht, die ihm nach dem Schlag geblieben war.

»Du hast uns verstanden, wie es scheint, Bruder,« sagte der Präsident, oder vielmehr derjenige, welcher den mittleren Stuhl inne hatte. »Du hast indessen gezögert, zu kommen, und wir beriethen uns schon, ob wir nicht nach Dir schicken sollten.«

»Ich verstehe Euch nicht,« erwiederte Balsamo ganz einfach.

»Das glaubte ich nicht, als ich Dich uns gegenüber den Platz und die Haltung eines Angeklagten nehmen sah.«

»Eines Angeklagten?« stammelte Balsamo. Und er zuckte die Achseln und fügte bei:

»Ich begreife nicht.«

»Wir werden es Dir begreiflich machen, und das wird keine Schwierigkeit sein, wenn ich Deiner bleichen Stirne, Deinen erloschenen Augen, Deiner zitternden Stimme glauben darf: man sollte meinen, Du hörtest nicht.«

»Doch, ich höre,« antwortete Balsamo, den Kopf schüttelnd, als wollte er die Gedanken, die ihn belagerten, abfallen machen.

»Bruder,« fuhr der Präsident fort, »erinnerst Du Dich, daß Dir bei einer seiner letzten Mittheilungen der oberste Ausschuß die Nachricht von einem Verrathe gegeben hat, den eine von den großen Stützen des Ordens beabsichtigte?«

»Vielleicht . . . ja . . . ich sage nicht nein.«

»Du antwortest, wie es sich für ein stürmisches und beunruhigtes Gewissen geziemt. Doch erhole Dich . . . laß Dich nicht niederschlagen, antworte mit der Klarheit, mit der Genauigkeit, die Dir eine furchtbare Lage gebietet; antworte mit der gewissen Voraussetzung, Du könntest uns überzeugen, denn wir bringen weder Vorurtheile noch Haß hierher; wir sind das Gesetz, und dieses spricht nur, nachdem der Richter gehört hat.«

Balsamo erwiederte nichts.

»Ich wiederhole Dir, Balsamo, und einmal gegeben, wird meine Kunde sein wie der Aufruf, den die Kämpfenden gegenseitig ergehen lassen, ehe sie einander angreifen: ich werde Dich mit redlichen, aber mächtigen Waffen angreifen, vertheidige Dich.«

Als die Anwesenden das Phlegma und die Unbeweglichkeit von Balsamo wahrnahmen, schauten sie einander nicht ohne Erstaunen an, richteten aber bald wieder ihre Augen auf den Präsidenten.

»Du hast mich gehört, nicht wahr?« fragte der Letztere.

Balsamo machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen.

»Ich habe als ein Bruder voll Redlichkeit, voll Wohlwollen Deinen Geist in Kenntniß gesetzt und Dich beinahe den Zweck Deines Verhörs ahnen lassen. Du bist gewarnt, hüte Dich, ich fange an.

»Nachdem jene Mittheilung ergangen war,« fuhr der Präsident fort, »ordnete der Bund fünf von seinen Mitgliedern ab, um in Paris die Schritte desjenigen zu überwachen, den man uns als Verräther bezeichnete.

»Unsere Offenbarungen sind keinem Irrthum unterworfen; wir haben sie gewöhnlich, wie Du selbst, weißt, von ergebenen Agenten unter den Menschen, von sichern Anzeichen unter den Dingen, oder von Symptomen und unfehlbaren Merkmalen unter den geheimnißvollen Combinationen, welche die Natur bis jetzt nur uns enthüllt hat. Einer von uns aber hatte seine Vision in Beziehung auf Dich; wir wissen, daß er sich nie getäuscht; wir sind auf unserer Hut gewesen und haben Dich bewacht.«

Balsamo hörte dies Alles, ohne das geringste Zeichen von Ungeduld oder nur des Verstehens von sich zu geben. Der Präsident fuhr fort:

»Es war nichts Leichtes, einen Menschen, wie Du bist, zu überwachen; Du hast überall Eingang, es ist Dein Auftrag, überall Fuß zu fassen, wo unsere Feinde ein Haus oder irgend eine Gewalt haben. Du hast zu Deiner Verfügung alle Deine natürlichen Quellen und Mittel, die ungeheuer sind, sowie die, welche Dir der Bund gibt, um seine Sache siegen zu machen. Lange

schwebten wir im Zweifel, als wir Feinde wie einen Richelieu, eine Dubarry, einen Rohan zu Dir kommen sahen. Ueberdies hast Du in der letzten Versammlung der Rue Platrière eine Rede gehalten, eine Rede voll geschickter Paradoxen, die uns glauben machte, Du spielst dadurch eine Rolle, daß Du mit der unverbesserlichen Race, um deren Ausrottung auf Erden es sich handelt, Umgang pflegest, ihr schmeichelst. Wir ehrten eine Zeit lang die Geheimnisse Deines Benehmens, in der Hoffnung auf ein glückliches Resultat; doch endlich kam die Enttäuschung.«

Balsamo verharrte in seiner Unempfindlichkeit, so daß der Präsident am Ende ungeduldig wurde.

»Vor drei Tagen,« sagte er, »wurden fünf geheime Verhaftsbefehle ausgefertigt. Herr von Sartines hatte sie vom König verlangt; ausgefüllt, sobald sie unterzeichnet waren, wurden sie noch an demselben Tage fünf von unseren Hauptagenten, treuen, ergebenen Brüdern, welche in Paris wohnen, präsentirt. Alle fünf traf die Verhaftung; zwei brachte man nach der Bastille in den geheimsten Gewahrsam, zwei nach Vincennes in die Oubliette, einen nach Bicêtre in die tödtlichste von allen Zellen. Warst Du mit diesem Umstande bekannt?«

»Nein,« antwortete Balsamo.

»Das muß uns seltsam erscheinen, da wir wissen, in welcher Verbindung Du mit den Mächtigen des Reiches stehst. Doch vernimm, was noch seltsamer ist.«

Balsamo horchte.

»Um diese fünf treuen Freunde verhaften zu lassen, mußte Herr von Sartines die einzige Note, welche die fünf Namen der Opfer lesbar enthielt, unter den Augen gehabt haben. Diese Note war vom obersten Rath im Jahr 1769 an Dich gerichtet, und Du selbst mußtest die neuen Mitglieder aufnehmen und ihnen unmittelbar den Rang geben, den ihnen der oberste Rath verlieh.«

Balsamo bedeutete durch eine Geberde, er erinnere sich dessen nicht.

»Ich will Dein Gedächtnis unterstützen. Die fünf Personen, um die es sich handelt, waren durch fünf arabische Charaktere dargestellt, und die Charaktere entsprachen auf der Dir mitgetheilten Note den Namen und Chiffren der neuen Brüder.«

»Gut,« sagte Balsamo.

»Du erkennst es an?«

»Was Ihr wollt.«

Der Präsident schaute seine Beisitzer an, damit sie von diesem Geständnisse Kenntniß nähmen.

»Nun!« fuhr er fort: »auf eben dieser Note, auf der einzigen, hörst Du wohl, welche die Brüder hatte gefährden können, stand ein sechster Name; Erinnerst Du Dich dessen?«

Balsamo antwortete nichts.

»Dieser Name war Graf von Fönix.«

»Einverstanden,« sagte Balsamo.

»Warum, wenn die fünf Namen der Brüder auf fünf geheimen Verhaftsbefehlen figurirten, warum wird der Deinige geachtet, geliebt, mit gnädigem Ohre bei Hof oder in den Vorzimmern der Minister gehört? Wenn unsere Brüder das Gefängniß verdienten, so verdienst Du es auch: was hast Du hierauf zu erwiedern?«

»Nichts.«

»Ah! ich errathe Deine Einwendung, Du kannst sagen, die Polizei habe durch die ihr

eigenthümlichen Mittel die Namen der dunkleren Brüder ergattert, aber sie habe den Deinigen, den Namen eines Botschafters, eines mächtigen Mannes respectiren müssen; Du wirst sogar sagen, sie habe nicht einmal Verdacht gegen einen solchen Namen haben können.«

»Ich werde gar nichts sagen.«

»Dein Stolz währt länger, als Deine Ehre; die Polizei hat diese Namen nur dadurch entdeckt, daß sie die vertrauliche Note gelesen, welche der oberste Rath an Dich gerichtet, und sie hat dieselbe auf folgende Art gelesen Du hattest sie in ein Kistchen eingeschlossen. Ist das wahr?«

»Es ist wahr.«

»Eines Tags ging eine Frau mit einem Kistchen unter ihrem Arm aus Deinem Hause. Unsere Ueberwachungsagenten sahen sie und folgten ihr bis zum Hotel des Polizeilieutenants im Faubourg Saint-Germain. Wir konnten das Unglück in seiner Quelle ersticken, denn wenn wir uns des Kistchens bemächtigten, wenn wir diese Frau festnahmen, war Alles für uns sicher. Doch wir gehorchten den Artikeln der Constitution, welche die geheimen Mittel zu ehren gebietet, durch die gewisse Verbündete der Sache dienen, sollten diese Mittel sogar den Anschein von Verrath oder Unklugheit haben.«

Balsamo schien diese Behauptung zu bestätigen, jedoch durch eine so wenig ausgeprägte Geberde, daß ohne seine vorhergehende Unbeweglichkeit diese Geberde völlig unbemerkbar gewesen wäre.

»Diese Frau gelangte bis zum Polizeilieutenant und Alles wurde entdeckt. Ist das wahr?«

»Vollkommen wahr,«

Der Präsident stand auf.

»Wer war diese Frau?« rief er; »schön, leidenschaftlich, mit Leib und Seele Dir ergeben, zärtlich von Dir geliebt, so geistreich, so gewandt, so geschmeidig, als einer von den Engeln der Finsterniß, die den Menschen unterstützen, daß er im Bösen siege . . . Lorenza Feliciani war diese Frau, Balsamo!«

Balsamo entschlüpfte ein Schrei der Verzweiflung,

»Du bist überwiesen,« sagte der Präsident.

»Schließt,« sprach Balsamo.

»Ich habe noch nicht vollendet. Eine Viertelstunde, nachdem sie beim Polizeilieutenant eingetreten war, kamst Du auch dahin. Sie hatte den Verrath ausgesät, Du wolltest die Belohnung ernten. Als gehorsame Magd hatte sie die Begründung des Verbrechens auf sich genommen; Du kamst, um dem schändlichen Werke einen letzten Anstrich zu geben. Lorenza ging allein wieder hinaus. Ohne Zweifel wolltest Du sie verleugnen und Dich nicht dadurch, daß Du sie begleitetest, gefährden; Du kamst triumphirend mit Madame Dubarry heraus, welche dahin gerufen worden war, um aus Deinem Munde die Anzeigen zu sammeln, die Du Dir bezahlen lassen wolltest. Du stiegst in den Wagen dieser Buhlerin, wie der Fährmann in den Nachen mit der sündhaften Maria der Aegypterin; Du ließest die Noten zurück, die uns bei Herrn von Sartines Verderben bereiteten. Aber Du nahmst das Kistchen mit, das Dich bei uns ins Verderben stürzen konnte. Zum Glück haben wir gesehen! das Liebt Gottes fehlt uns nicht bei guter Gelegenheit.«

Balsamo verbeugte sich, ohne etwas zu sagen.

»Ich kann nun schließen,« fügte der Präsident bei.

»Zwei Strafbare sind dem Orden bezeichnet worden: eine Frau, Deine Genossin, welche,

vielleicht unschuldig, aber factisch der Sache durch Enthüllung unserer Geheimnisse Schaden zugefügt hat; zweitens Du, der Meister, Du, der Großkophta, Du, der leuchtende Strahl, der Du so feig warst, Dich hinter eine Frau zu stellen, damit man den Verrath minder klar sehen möchte.«

Balsamo erhob langsam sein bleiches Haupt und heftete auf die Abgeordneten einen Blick funkelnd von all' dem Feuer, das seit dem Anfange des Verhørs in seiner Brust kochte.

»Warum klagst Du diese Frau an?« sagte er.

»Ah! wir wissen, daß Du sie zu vertheidigen suchen wirst; wir wissen, daß Du sie bis zur Vergötterung liebst; wir wissen, daß Du sie Allem vorziehst. Es ist uns bekannt, daß es Dein Schatz des Wissens, des Glücks, des Vermögens, daß sie für Dich ein viel kostbareres Werkzeug ist, als die ganze Welt.«

»Ihr wißt das?« fragte Balsamo.

»Ja, wir wissen es, und wir werden Dich vielmehr durch sie, als durch Dich schlagen.«

»Vollendet . . .«

Der Präsident stand auf.

»Höre den Spruch:

»Joseph Balsamo ist ein Verräther; er hat seine Schwüre gebrochen; aber sein Wissen ist ungeheuer, es ist dem Bunde nützlich, Balsamo soll leben für die Sache, die er verrathen; er gehört seinen Brüdern, obgleich er sie verleugnet hat.«

»Ah! ah!« rief Balsamo wild und düster.

»Ein ewiges Gefängniß wird den Bund gegen neue Treulosigkeiten von ihm beschützen, während es zugleich den Brüdern den Nutzen, den er aus jedem von seinen Mitgliedern zu erwarten berechtigt ist, zu ziehen gestatten soll.

»Was Lorenza Feliciani betrifft, so soll eine furchtbare Strafe . . .«

»Wartet,« sprach Balsamo mit der größten Ruhe in seinem Tone . . . »Ihr vergeßt, daß ich mich nicht vertheidigt habe; der Angeschuldigte muß in seiner Rechtfertigung gehört werden . . . Ein Wort wird mir genügen, ein einziger Beweis; wartet eine Minute auf mich, ich will Euch den Beweis bringen, den ich Euch verspreche.«

Die Abgeordneten beriethen sich einen Augenblick.

»Oh! Ihr fürchtet, ich könnte mich tödten,« sagte Balsamo mit einem bitteren Lächeln . . . »wenn ich das hätte thun wollen, so wäre es geschehen. In diesem Ringe ist etwas enthalten, was Euch alle Fünf zu tobten hinreichen würde, wenn ich ihn öffnete; Ihr befürchtet, ich könnte entfliehen; laßt mich begleiten, wenn Euch das genehm ist.«

»Gehe!« sprach der Präsident.

Balsamo verschwand auf eine Minute; dann hörte man ihn schwerfällig wieder die Treppe herabsteigen: er trat ein.

Er hielt auf seiner Schulter den starren, kalten, farblosen Leichnam von Lorenza, deren weiße Hand gegen den Boden hing.

»Diese Frau,« rief er, »diese Frau, die mein Schatz, mein einziges Gut, mein Leben war, diese Frau, welche, wie Ihr sagt, verrathen hat, hier ist sie, nehmt sie! Gott hat nicht auf Euch erwartet, um zu strafen,« fügte er bei.

Und durch eine Bewegung rasch wie der Blitz ließ er den Leichnam aus seinen Armen

gleiten und wälzte ihn auf den Boden bis zu den Füßen der Richter, welche die kalten Haare und die trägen Hände der Todten in ihrem tiefen Schrecken streiften, während man die schauderhaft rothe Wunde mitten an ihrem schwanenweißen Halse klaffen sah.

»Sprecht nun Euer Urtheil,« fügte Balsamo bei.

Von einem tiefen Grauen, von einer schwindelartigen Furcht erfaßt, stießen die Richter einen gräßlichen Schrei aus und entflohen in unbeschreiblicher Verwirrung. Bald hörte man die Pferde im Hofe wiehern und stumpfen; die Thüre knarrte auf ihren Angeln; dann lagerte sich wieder das Stillschweigen, das feierliche Schweigen bei der Todten, bei der Verzweiflung.

CXXXIV.

Der Mensch und Gott.

Während die hier von uns erzählte furchtbare Scene zwischen Balsamo und den fünf Meistern vorfiel, veränderte sich scheinbar im übrigen Hause nichts; der Greis sah nur Balsamo zurückkehren und den Leichnam von Lorenza forttragen, und diese neue Erscheinung rief bei ihm das Gefühl alles dessen, was um ihn her vorging, zurück.

Als er Balsamo auf seine Schultern den Körper laden und in die unteren Stockwerke hinabsteigen sah, glaubte er, es sei der letzte, der ewige Abschied dieses Mannes, dessen Herz er gebrochen, und es erfaßte ihn die Angst vor einer Verlassenheit, welche für ihn, für ihn besonders, die Schauer des Todes vermehrte.

Da er nicht wußte, in welcher Absicht sich Balsamo entfernte, da er nicht wußte, wohin er gegangen war, so fing er an zu rufen:

»Acharat! Acharat!«

Dies war sein Name in seiner Kinderzeit: er hoffte, es wäre derjenige, welcher am meisten Einfluß auf den Mann bewahrt hätte.

Balsamo ging indessen immer weiter hinab, und als er ganz unten war, dachte er nicht mehr daran, die Fallthüre hinaufsteigen zu lassen, und verlor sich in den Tiefen des Corridors.

»Ah!« rief Althotas, »so ist der Mensch, ein blindes, undankbares Thier; komm zurück, Acharat, komm zurück; ah! Du ziehst den lächerlichen Gegenstand, den man Weib nennt, der Vollendung der Menschheit, die ich vertrete, vor; Du ziehst das Bruchstück des Lebens der Unsterblichkeit vor.«

»Doch nein!« rief er nach einem Augenblick, »nein, der Ruchlose hat seinen Meister betrogen, er hat wie ein gemeiner Schuft mit meinem Vertrauen gespielt; er befürchtete, mich leben zu sehen, mich, der ich ihn in der Wissenschaft so weit übertreffe; er wollte das mühsame Werk erben, das ich beinahe bis zum Ziel geführt hatte; er hat mir eine Falle gestellt, mir, seinem Meister, seinem Wohlthäter. Oh! Acharat.«

Und allmählig entflamte der Zorn des Greises, seine Wangen nahmen eine fieberhafte Färbung an: in seinen kaum geöffneten Augen belebte sich wieder der düstere Glanz jener phosphorescirenden Lichter, welche die ruchlosen Kinder in die Augenhöhlen eines Totenkopfes stellen.

Da rief er:

»Komm zurück, Acharat, komm zurück; nimm Dich in Acht: Du weißt wohl, daß ich Beschwörungen kenne, welche das Feuer hervorrufen und die übernatürlichen Geister erwecken; ich habe Satan, denjenigen, welchen die Magier Phegor nannten, in den Bergen von Gab heraufbeschworen, und genöthigt, seine finsternen Abgründe zu verlassen, ist mir Satan erschienen; ich habe mit den sieben Engeln, den Dienern des göttlichen Zorns, auf demselben Berg gesprochen, wo Moses die Gesetzestafeln erhielt; ich habe einzig und allein durch den Act meines Willens den großen Dreifuß mit den sieben Flammen angezündet, den Trajan den Juden stahl: nimm Dich in Acht, Acharat. nimm Dich in Acht!«

Doch nichts antwortete ihm.

Da gerieth sein Kopf immer mehr in Verwirrung:

»Du siehst also nicht,« sagte er mit erstickter Stimme, »Du siehst nicht, daß mich der Tod wie ein gewöhnliches Geschöpf zu packen im Begriff ist: Du kannst zurückkommen, Acharat; ich werde Dir kein Leid zufügen; komm zurück; ich verzichte auf das Feuer, Du hast nichts von dem schlimmen Geist zu befürchten, Du hast nichts von den sieben rächenden Engeln zu befürchten; ich verzichte auf die Rache, und ich könnte Dir doch einen solchen Schrecken einjagen, daß Du stumpfsinnig und kalt würdest, wie der Marmor, denn ich vermag das Kreisen des Blutes aufzuhalten, Acharat: komm also zurück, ich werde Dir kein Leid zufügen; siehst Du, ich kann Dir im Gegentheil so viel Gutes thun . . . Acharat, statt mich zu verlassen, wache über meinem Leben, und alle meine Schätze, alle meine Geheimnisse gehören Dir; mache nur, daß ich lebe, Acharat, mache, daß ich lebe, damit ich sie Dir mittheilen kann; schau! . . . schau! . . .«

Und er bezeichnete mit den Augen und mit einem zitternden Finger die Millionen von Gegenständen, von Papieren und Rollen, welche zerstreut in dem weiten Gemache umherlagen.

Dann wartete er und beobachtete die immer raschere Abnahme seiner Kräfte.

»Ah! Du kommst nicht zurück,« fuhr er fort; »ah! Du glaubst, ich werde so sterben; Du glaubst, durch diesen Mord werde Alles Dir gehören, denn Du tödtetest mich. Wahnsinniger, wenn Du selbst die Handschriften zu lesen vermöchtest, die meine Augen allein entziffern konnten, wenn Dir selbst für ein zwei oder dreimal hundertjähriges Leben der Geist meine Wissenschaft, den Gebrauch aller der von mir gesammelten Materialien geben würde . . . Nein, hundertmal nein, Du würdest mich nicht beerben; Acharat, kehre zurück, kehre einen Augenblick zurück, und wäre es nur, um dem Untergang dieses Hauses beizuwohnen, wäre es nur, um das schöne Schauspiel zu betrachten, das ich Dir bereite. Acharat! Acharat! Acharat!«

Nichts antwortete ihm, denn während dieser Zeit erwiederte Balsamo die Anschuldigung der Meister dadurch, daß er ihnen den Leichnam der ermordeten Lorenza zeigte; und das Geschrei des verlassenen Greises wurde immer durchdringender und die Verzweiflung verdoppelte seine Kräfte und sein heiseres Gebrülle trug, sich in den Gängen verlierend, den Schrecken fernhin, wie es das Brüllen des Tigers thut, der seine Kette gebrochen hat oder durch das Gitter seines Käfigs entwichen ist.

»Ah! Du kommst nicht zurück,« schrie Althotas; »ah! Du verachtetest mich; ah! Du rechnest auf meine Schwäche; wohl, Du sollst es sehen; Feuer! Feuer! Feuer!«

Er stieß dieses Geschrei mit einer solchen Wuth aus, daß Balsamo, von seinen erschrockenen Gästen befreit, mitten in seinem Schmerz dadurch erweckt wurde; er nahm die todte Lorenza in seine Arme, stieg wieder die Treppe hinauf, legte den Leichnam auf den Sopha, wo er zwei Stunden zuvor im Schlummer geruht hatte, stellte sich auf den beweglichen Boden und erschien plötzlich vor den Augen von Althotas.

»Ah! endlich,« rief der Greis freudetrunken, »Du Hast Furcht! Du hast gesehen, daß ich mich rächen könnte, Du bist gekommen, und Du hast wohl daran gethan, zu kommen, denn noch einen Augenblick, und ich hätte dieses Zimmer in Brand gesteckt.«

Balsamo schaute ihn an und zuckte die Achseln, doch ohne ihm ein Wort zu erwiedern.

»Ich habe Durst,« rief Althotas; »ich habe Durst, gib mir zu trinken, Acharat.«

Balsamo antwortete nicht, rührte sich nicht; er schaute den Sterbenden an, als ob er nichts von seinem Todeskampfe hätte verlieren wollen.

»Hörst Du mich?« brüllte Althotas.

Dasselbe Stillschweigen, dieselbe Unbeweglichkeit von Seiten des düsteren Zuschauers.

»Hörst Du mich, Acharat?« schrie der Greis, seine Kehle zerreißend, um diesem letzten Ausbruch seines Zornes Durchgang zu verschaffen; »mein Wasser, gib mir mein Wasser!«

Das Gesicht von Althotas zersetzte sich rasch.

Kein Feuer mehr in seinem Blick, nur noch ein düsterer, höllischer Schimmer; kein Blut mehr unter seiner Haut, keine Geberde, beinahe kein Athem mehr; seine langen, so nervigen Arme, in denen er Lorenza wie ein Kind fortgetragen hatte, hoben sich auf, aber trage und schlaff wie die Glieder des Polypen; sein Zorn hatte die wenigen Kräfte vollends verzehrt, welche einen Augenblick in ihm durch die Verzweiflung wiedererweckt worden waren.

»Ah!« sagte er, »ah! Du findest, ich sterbe nicht schnell genug; ah! Du willst mich vor Durst sterben machen! Ah! Du hütetest gierig mit Deinen Blicken meine Manuscripte, meine Schätze! Ah! Du glaubst sie schon zu besitzen! warte! warte!«

Und mit einer äußersten Anstrengung zog Althotas unter den Kissen seines Lehnstuhles ein Fläschchen hervor, das er entpfropfte. Bei der Berührung der Luft schoß eine flüssige Flamme aus der gläsernen Vorlage, und einem magischen Geschöpfe ähnlich schüttelte Althotas diese Flamme um sich her.

Die um den Lehnstuhl des Greises aufgehäuften Manuscripte, die im Zimmer zerstreuten Bücher, die mit so viel Mühe den Pyramiden von Cheops und den ersten Nachgrabungen in Herculaneum entrissenen Papierrollen fingen sogleich mit der Schnelligkeit des Pulvers Feuer; eine Flammenmasse breitete sich auf dem marmornen Boden aus und bot den Augen von Balsamo etwas den feurigen Kreisen der Hölle, von denen Dante spricht, Aehnliches.

Althotas erwartete ohne Zweifel, Balsamo würde sich mitten in die Flamme stürzen, um diese erste Erbschaft zu retten, die der Greis mit sich vernichtete; doch er täuschte sich; Balsamo blieb ruhig, er stellte sich abgesondert auf den beweglichen Boden, so daß ihn die Flamme nicht erreichen konnte.

Diese Flamme umhüllte Althotas; doch statt ihn zu erschrecken, war es, als ob sich der Greis in seinem Element befände, und als ob ihm die Flamme, wie sie es bei dem an unsern alten Schlössern ausgehauenen Salamander thut, einen Kitzel bereitete, statt ihn zu brennen.

Balsamo schaute ihn fortwährend an; die Flamme erreichte das Täfelwerk und umschloß völlig den Greis; sie kroch nach dem Fuß des Lehnstuhls von massivem Eichenholz, in dem er saß, und obgleich sie die unteren Theile seines Körpers schon verzehrte, schien er es seltsamer Weise doch nicht zu fühlen.

Im Gegentheil, bei der Berührung dieses Feuers, das wohl ein läuterndes war, spannten sich die Muskeln des Sterbenden nach und nach ab, und eine unbekannt Heiterkeit übergießte wie eine Maske alle Züge seines Gesichtes. In dieser äußersten Stunde vom Leib gesondert, schien der alte Prophet auf seinem Feuerstuhl im Begriff, zum Himmel aufzusteigen. Allmächtig in dieser Stunde, vergaß der Geist die Materie, und sicher, daß er nichts mehr zu erwarten hatte, schwang er sich energisch zu den höheren Sphären empor, zu denen ihn das Feuer zu entführen schien.

Von diesem Augenblick faßten die Augen von Althotas, welche beim ersten Reflex des Feuers ihr Leben wiederzufinden schienen, einen unbestimmten, verlorenen Gesichtspunkt, der weder der Himmel noch die Erde war, der aber den ruhigen Horizont durchdringen zu wollen schien; wie eine letzte Stimme der Erde, ließ der alte Magier dumpf seinen Abschied an die Macht, an

das Leben, an die Hoffnung entströmen.

»Auf, auf!« sprach er, »ich sterbe ohne Kummer; ich habe Alles auf Erden besessen; ich habe Alles gekannt; ich habe Alles vermocht, was dem menschlichen Geschöpf zu vermögen gegeben ist; ich war nahe daran, die Unsterblichkeit zu erreichen.«

Balsamo ließ ein düsteres Gelächter hören, dessen unheimliches Geräusch die Aufmerksamkeit des Greises rege machte.

Da schleuderte ihm Althotas durch die Flammen, die gleichsam einen Schleier für ihn bildeten, einen Blick voll wilder Majestät zu.

»Ja. Du hast Recht,« sagte er, »ich hatte Eines nicht vorhergesehen, ich hatte Gott nicht vorhergesehen.«

Und als ob dieses mächtige Wort seine ganze Seele entwurzelt hätte, sank Althotas in seinen Lehnstuhl zurück; er hatte Gott diesen letzten Athemzug gegeben, den er ihm zu entziehen gehofft.

Balsamo stieß einen Seufzer aus und stieg, ohne daß er dem kostbaren Scheiterhaufen, auf den sich dieser andere Zoroaster zum Sterben gelegt, irgend Etwas zu entziehen versuchte, wieder zu Lorenza hinab, ließ die Feder der Fallthüre los, die sich rasch an den Plafond anpaßte, und verbarg so vor seinen Augen den ungeheuren glutherfüllten Ofen, der über ihm toste und kochte, wie der Krater eines Vulkans.

Die ganze Nacht hindurch zischte und brauste die Flamme über dem Haupte von Balsamo wie ein Orkan, ohne daß Balsamo, unempfindlich gegen jede Gefahr bei dem unempfindlichen Leibe von Lorenza, irgend etwas that, um das Feuer auszulöschen, oder um ihm zu entfliehen; doch nachdem sie Alles verzehrt, nachdem sie das Backsteingewölbe, dessen kostbare Zierrathen sie vernichtete, ganz nackt und kahl gelegt hatte, erlosch die Flamme, und Balsamo hörte ihr letztes Brüllen, das, dem von Althotas ähnlich, sich in Klagen verwandelte und in Seufzern hinstarb.

CXXXV.

Worin man wieder auf die Erde herabsteigt.

Der Herr Herzog von Richelieu war im Schlafzimmer seines Hotels in Versailles, wo er seine Vanillechocolade in Gesellschaft von Herrn Rafté trank, der ihm eben Rechenschaft ablegte.

Sehr mit seinem Gesicht beschäftigt, das er aus der Ferne in einem Spiegel betrachtete, schenkte der Herzog den mehr oder minder genauen Rechnungen seines Secretaire nur eine geringe Aufmerksamkeit.

Plötzlich verkündigte ein gewisses Geräusch von Schuhen, welche im Vorzimmer krachten, einen Besuch, und der Herzog verschlang rasch vollends seine Chocolate, während er unruhig nach der Thüre schaute.

Es gab Stunden, wo Herr von Richelieu wie jene alten Coquetten nicht gern Jedermann empfing.

Der Kammerdiener meldete Herrn von Taverney.

Der Herzog war ohne Zweifel im Begriff, irgend eine Ausflucht zur Antwort zu geben, wodurch auf einen andern Tag, oder wenigstens auf eine andere Stunde der Besuch seines Freundes verschoben worden wäre, doch so-bald die Thüre offen war, stürzte der ungestüme Greis ins Zimmer, reichte im Vorbeigehen dem Marschall eine Fingerspitze und begrub sich hastig in eine ungeheure Bergère, welche mehr unter dem Stoß, als unter seinem Gewicht ächzte.

Richelieu sah seinen Freund wie einen von jenen phantastischen Menschen vorüberschießen, an deren Dasein uns Hoffmann seitdem glauben gemacht hat. Er hörte das Krachen der Bergère, er hörte einen ungeheuren Seufzer, wandte sich gegen seinen Gast um und fragte:

»Ei! Baron, was gibt es denn Neues, Du scheinst mir traurig wie der Tod.«

»Traurig,« versetzte Taverney, »traurig?«

»Bei Gott! mir scheint, es war doch kein Freudenseufzer, was Du da von Dir gegeben hast.«

Der Baron schaute den Marschall mit einer Miene an, welche besagen wollte, so lange Rafté da wäre, könnte er keine Erklärung über diesen Seufzer geben.

Rafté begriff, ohne daß er sich umzuwenden die Mühe hatte, denn wie sein Herr schaute auch er zuweilen in den Spiegel, und da er begriff, so entfernte er sich bescheiden.

Der Baron folgte ihm mit den Augen und sprach, sobald die Thüre hinter ihm geschlossen war:

»Sage nicht traurig, Herzog, sage unruhig, grausam unruhig.«

»Bah!«

»In der That,« rief Taverney die Hände faltend, »ich rathe Dir den Erstaunten zu spielen. Seit einem Monat speisest Du mich mit unbestimmten Worten ab, als da sind: Ich habe den König nicht gesehen; oder auch: Der König hat mich nicht gesehen; oder wohl: Der König schmolzt mit mir. Alle Teufel! Herzog, so antwortet man einem alten Freunde nicht. Ein Monat, begreifst Du, das ist eine Ewigkeit!«

Die Achseln zuckend, erwiderte Richelieu:

»Nun, was soll ich Dir denn antworten, Baron?«

»Ei! die Wahrheit.«

»Gottes Donner! ich habe Dir die Wahrheit gesagt, ich schreie Dir die Wahrheit in die Ohren, doch Du willst sie durchaus nicht glauben.«

»Wie, Du, ein Herzog und Pair, ein Marschall von Frankreich, ein Kammerherr, willst mich glauben machen, Du sehest den König nicht, Du, der Du alle Morgen zum Lever gehst . . . Stille doch!«

»Ich habe es Dir gesagt und wiederhole Dir, es ist nicht glaublich, aber es ist dennoch so; seit drei Wochen gehe ich jeden Tag zum Lever, ich, der Herzog und Pair, ich, der Marschall von Frankreich, ich, der Kammerherr! . . .«

»Und der König spricht nicht mit Dir,« unterbrach ihn Taverney, »und Du sprichst nicht mit dem König, und ich soll mir einen solchen Bären aufbinden lassen!«

»Ei! Baron, mein Lieber, Du wirst unverschämt, zärtlicher Freund; Du strafst mich in der That Lügen, als ob wir vierzig Jahre weniger zählten und noch einen leichten Degen führen würden.«

»Oh! darüber könnte man rasend werden, Herzog.«

»Ah! das ist etwas Anderes, werde rasend, mein Lieber, werde rasend, ich bin schon rasend.«

»Du bist rasend?«

»Es ist wohl Grund dazu vorhanden. Wenn ich Dir sage, daß mich der König seit jenem Tag nicht mehr angeschaut hat, wenn ich Dir sage, daß mir Seine Majestät beständig den Rücken zuwendet; wenn ich Dir sage, daß mir der König, so oft ich ihm angenehm zulächeln zu müssen glaubte, mit einer abscheulichen Grimasse geantwortet hat, daß ich endlich müde bin, mich in Versailles schimpflich behandeln zu lassen! Sprich, was soll ich dann thun?«

Taverney zerbiß sich grausam die Nägel während dieser Antwort des Herzogs.

»Das begreife ich durchaus nicht,« sprach er endlich.

»Ich auch nicht, Baron.«

»Ist es in der That glaublich, daß der König mit Deiner Angst seinen Spaß treibt? denn im Ganzen . . .«

»Ja, das sage ich mir auch, Baron. Denn im Ganzen . . .«

»Höre, Herzog, wir müssen aus dieser Verlegenheit herauskommen, wir müssen nothwendig einen geschickten Schritt thun, durch den sich Alles aufklärt.«

»Baron, Baron,« erwiderte Richelieu, »es ist gefährlich, die Erklärungen von Königen herauszufordern.«

»Denkst Du?«

»Ja, Soll ich es Dir sagen?«

»Sprich.«

»Ich mißtraue Einem.«

»Und was denn?« fragte hochmühhig der Baron.

»Ah! Du ärgerst Dich.«

»Ich habe wohl Grund dazu, wie mir scheint.«

»So sprechen wir nicht mehr davon.«

»Im Gegentheile sprechen wir davon; doch erkläre Dich.«

»Du hast den Teufel im Leibe mit Deinen Erklärungen: wahrlich, das ist eine Monomanie.

Nimm Dich in Acht.«

»Ich finde Dich in der That herrlich, Herzog; Du siehst, daß alle unsere Pläne stille stehen, daß eine unerklärliche Stockung im Gange meiner Angelegenheiten eingetreten ist, und Du rächst mir, zu warten.«

»Laß hören, welche Stockung?«

»Hier vor Allem.«

»Ein Brief.«

»Ja, von meinem Sohn.«

»Ah! vom Obersten.«

»Ein schöner Oberster!«

»Gut! was weiter!«

»Seit einem Monat wartet Philipp in Rheims auf die Ernennung, die ihm der König versprochen hat; diese Ernennung kommt nicht, und das Regiment wird in zwei Tagen aufbrechen.«

»Teufel! das Regiment bricht auf!«

»Ja, nach Straßburg.«

»So daß Philipp, wenn er in zwei Tagen das Patent nicht erhalten hat . . .«

»Nun?«

»In zwei Tagen hier sein wird.«

»Ja, ich begreife, man hat den armen Jungen vergessen; das geht gewöhnlich so bei den Bureaux, welche eingerichtet sind, wie die des neuen Ministeriums. Ah! wäre ich Minister geworden, so müßte das Patent abgegangen sein.«

»Hm!« versetzte Taverney.

»Was sagst Du?«

»Ich sage, ich glaube nicht ein Wort davon.«

»Warum?«

»Wenn Du Minister geworden wärest, hättest Du Philipp zu fünfhundert Teufeln geschickt.«

»Ho!«

»Und seinen Vater auch.«

»Ho! ho!«

»Und seine Schwester noch viel weiter.«

»Es ist ein Vergnügen, mit Dir zu plaudern, Taverney, Du bist voll Witz; doch gehen wir hierüber weg.«

»Das ist mir ganz lieb; aber mein Sohn kann nicht darüber weggehen; seine Stellung ist nicht haltbar. Herzog, Du mußt durchaus den König sehen.«

»Ich thue nichts Anderes, sage ich Dir.«

»Und ihn sprechen.«

»Ei! mein Lieber, die Menschen können nicht mit dem König sprechen, wenn er nicht mit ihnen spricht.«

»Ihn nöthigen.«

»Ah! ich bin nicht der Papst.«

»Dann muß ich mich entschließen, mit meiner Tochter zu sprechen; denn dies Alles ist verdächtig, Herr Herzog.«

Dieses Wort wirkte magisch.

Richelieu hatte Taverney erforscht, er wußte, daß er schlaue und verschlagene war, wie Herr Lafare oder Herr Nocé, seine Jugendfreunde, deren schöner Ruf sich unversehrt erhalten hatte. Er fürchtete das Bündniß des Vaters und der Tochter; er fürchtete etwas Unbekanntes, was ihm Ungnade zuziehen würde.

»Aergere Dich nicht,« sagte er; »ich werde noch einen Schritt versuchen. Doch ich brauche einen Vorwand.«

»Diesen Vorwand hast Du.«

»Ich?«

»Allerdings.«

»Welchen?«

»Der König hat ein Versprechen geleistet.«

»Wem?«

»Meinem Sohne. Und dieses Versprechen . . .«

»Nun?«

»Man kann ihn daran erinnern.«

»In der That, das ist eine Hinterthüre.«

»Hast Du den Brief?«

»Ja.«

»Gib ihn mir.«

Taverney zog ihn aus seiner Westentasche und reichte ihn dem Herzog, dem er zugleich Kühnheit und Vorsicht empfahl.

»Feuer und Wasser,« sprach Richelieu; »man sieht wohl, daß wir ausschweifen. Gleichviel, der Wein ist abgezogen, man muß ihn trinken.«

Er läutete.

»Man kleide mich an und spanne an,« sprach der Herzog mit unruhiger Miene:

»Willst Du meiner Toilette beiwohnen, Baron?«

Taverney begriff, es würde seinem Freunde sehr unangenehm sein, wenn er ja sagte, und erwiderte daher:

»Nein, mein Lieber, es ist mir unmöglich, ich habe einen Gang in der Stadt zu machen; nenne mir irgend einen Ort, wo wir zusammenkommen wollen.«

»Im Schloß.«

»Gut, im Schloß.«

»Es ist von Belang, daß Du Seine Majestät auch siehst.«

»Glaubst Du?« sagte Taverney entzückt.

»Ich verlange es; Du sollst Dich selbst überzeugen, wie pünktlich ich mein Wort halte.«

»Ich zweifle nicht daran; doch da Du es nun einmal so haben willst . . .«

»So ist das Dir eben so lieb?«

»Offenherzig gesprochen. ja.«

»Wohl also! in der Spiegelgalerie um eilf Uhr, während ich beim König eintrete.«

»Gott befohlen.«

»Ohne Groll, mein lieber Baron,« sagte Richelieu, dem äußerst viel daran lag, sich nicht einen Feind zu machen, dessen Stärke man nicht kannte.

Taverney stieg wieder in seinen Wagen und fuhr weg, um sodann allein und nachdenkend einen langen Spaziergang im Garten zu machen, während Richelieu, der Sorge seiner Kammerdiener überlassen, sich nach Bequemlichkeit verjüngte, eine wichtige Beschäftigung, welche dem erhabenen Sieger von Mahon nicht weniger als zwei Stunden wegnahm.

Das war indessen immer noch weniger Zeit, als ihm Taverney in seinem Geiste bewilligt hatte, und der Baron, der auf der Lauer stand, sah auf den Schlag eilf Uhr den Marschall vor der Freitreppe des Pallastes halten, wo die Officiere vom Dienst Richelieu begrüßten, während ihn die Huissiers einführten.

Das Herz von Taverney schlug gewaltig; er verließ seinen Spaziergang und begab sich langsam, langsamer, als sein glühender Geist es gestatten wollte, in die Spiegelgalerie, wo viele wenig begünstigte Höflinge, Officiere mit Bittschriften, und kleine ehrgeizige Edelleute wie Bildsäulen auf dem schlüpfrigen Boden standen, der ein ganz geeignetes Piedestal für diese Classe in Fortuna verliebter Menschen bildete.

Taverney verlor sich seufzend in der Menge, war dabei jedoch so vorsichtig, einen Winkel zu wählen, wo er im Bereiche des Marschalls wäre, wenn dieser von Seiner Majestät heraus käme.

»Oh!« murmelte er zwischen den Zähnen, »daß ich verurtheilt bin, mit den Strohjunkern und mit diesen schmutzigen Federhüten zusammen zu sein; ich, der ich noch vor einem Monat unter vier Augen mit Seiner Majestät zu Nacht speiste.«

Und aus seiner zusammengezogenen Stirne ging mehr als ein schändlicher Verdacht hervor, der die arme Andrée erröthen gemacht hätte.

CXXXVI.

Das Gedächtniß der Könige.

Richelieu hatte sich, seinem Versprechen gemäß, muthig unter dem Blick Seiner Majestät in dem Moment aufgestellt, wo ihr Herr von Condé das Hemd reichte.

Als der König den Marschall erblickte, machte er eine so ungestüme Bewegung, um sich abzuwenden, daß das Hemd beinahe auf den Boden gefallen wäre und daß der Prinz erstaunt zurückwich.

»Verzeihen Sie, mein Vetter,« sagte Ludwig XV., um dem Prinzen zu beweisen, diese ungestüme Bewegung habe nichts Persönliches gegen ihn.

Richelieu begriff auch vollkommen, daß der Zorn seiner Person galt.

Doch da er mit dem festen Entschlusse, diesen ganzen Zorn, wenn es nöthig wäre, hervorzurufen, um dadurch eine ernste Erklärung herbeizuführen, gekommen war, so machte er eine Frontveränderung wie bei Fontenoy und stellte sich an den Ort, wo der König, wenn er in sein Cabinet ging, vorüberkommen mußte.

Als der König den Marschall nicht mehr sah, plauderte er wieder frei und freundlich fort; er kleidete sich an, entwarf den Plan zu einer Jagd in Marly und berieth sich lange mit seinem Vetter, denn die Herren von Condé standen stets im Ruf, gute Jäger zu sein.

Doch in dem Augenblick, wo er in sein Cabinet gehen wollte, und als sich schon Alles entfernt hatte, erblickte er Richelieu, der mit einer ihm eigenthümlichen Anmuth die reizendste Verbeugung machte, welche seit Lauzun, — bekanntlich wußte dieser so gut zu grüßen, — gemacht worden war.

Ludwig XV. blieb, beinahe aus der Fassung gebracht, stehen.

»Immer noch hier, Herr von Richelieu?« fragte er.

»Zu den Befehlen Eurer Majestät, ja, Sire.«

»Sie verlassen also Versailles nicht?«

»Seit vierzig Jahren, Sire, habe ich mich selten durch etwas Anderes, als durch den Dienst Eurer Majestät bewogen entfernt.«

Der König blieb vor dem Marschall stehen und sagte:

»Lassen Sie hören, Sie wollen etwas von mir, nicht wahr?«

»Ich, Sire,« entgegnete Richelieu lächelnd, »ei! was denn?«

»Aber Sie verfolgen mich, Herzog, ich muß das doch, bei Gott! wohl bemerken.«

»Ja, Sire, mit meiner Liebe und mit meiner Ehrfurcht. Ich danke, Sire.«

»Oh! Sie geben sich den Anschein, als verstünden Sie mich nicht; doch Sie verstehen mich vortrefflich. Nun, so wissen Sie es denn, Herr Marschall, ich habe Ihnen nichts zu sagen.«

»Nichts. Sire?«

»Durchaus nichts.«

Richelieu bewaffnete sich mit einer völligen Gleichgültigkeit und sprach:

»Sire, ich habe stets das Glück gehabt, mir in meinem Gewissen sagen zu können, meine

Beharrlichkeit beim König sei uneigennützig gewesen, und das ist ein großer Punkt in den vierzig Jahren, deren ich gegen Eure Majestät erwähnte; selbst die Neidischen werden nie behaupten, der König habe mir je irgend Etwas bewilligt. Mein Ruf ist glücklicher Weise in dieser Hinsicht gegründet.«

»Ei! Herzog, verlangen Sie für sich, wenn Sie etwas brauchen, aber verlangen Sie rasch.«

»Sire, ich brauche durchaus nichts, und für den Augenblick beschränke ich mich darauf, daß ich Eure Majestät bitte . . .«

»Was?«

»Gnädigst zur Danksagung einen Mann zulassen zu wollen ...«

»Wen denn?«

»Sire, einen Mann, der eine große Verpflichtung gegen den König hat.«

»Aber sprechen Sie doch!«

»Sire, einen Mann, dem von Eurer Majestät die außerordentliche Ehre zu Theil geworden ist . . . Ah! wenn man die Ehre gehabt hat, sich an den Tisch Eurer Majestät zu setzen, wenn man die so delicate Conversation, die so reizende Heiterkeit, welche aus Eurer Majestät den göttlichsten Tischgenossen macht, einmal gekostet hat, dann Sire, vergißt man nie mehr, und man nimmt rasch eine so süße Gewohnheit an.«

»Sie sind ein Schönredner, Herr von Richelieu.«

»Oh! Sire!«

»Kurz, von wem sprechen Sie?«

»Von meinem Freunde Taverney.«

»Von Ihrem Freunde!« rief der König.

»Verzeihen Sie, Sire.«

»Taverney!« sprach der König mit einem gewissen Schrecken, der den Herzog sehr in Erstaunen setzte.

»Warum nicht, Sire, es ist ein alter Kriegskamerad.«

Er hielt einen Augenblick inne.

»Ein Mann, der unter Viliars mit mir gedient hat.«

Er hielt abermals inne.

»Sie wissen wohl, Sire, man nennt Freund in dieser Welt Alles, was man kennt, Alles, was nicht feindlich ist; es ist ein artiges Wort, das häufig keine Bedeutung hat.«

»Ein gefährdendes Wort, Herzog,« entgegnete der König mit verdrießlicher Miene, »ein Wort, dessen man sich mit Vorsicht bedienen muß.«

»Die Rathschläge Eurer Majestät sind Weisheitslehren. Herr von Taverney also . . .«

»Herr von Taverney ist ein unsittlicher Mensch.«

»Ah! Sire, ich vermuthete es, so wahr ich ein Edelmann bin.«

»Ein Mensch ohne Zartgefühl, Herr Marschall.«

»Was sein Zartgefühl betrifft, Sire, so werde ich vor Eurer Majestät nicht davon sprechen; ich verbürge mich nur für das, was ich kenne.«

»Wie! Sie verbürgen sich nicht für das Zartgefühl Ihres Freundes, eines alten Dieners, eines Mannes, der mit Ihnen unter Villars diente, eines Mannes, den Sie mir vorgestellt haben? Sie kennen ihn doch wohl?«

»Ihn, gewiß, Sire; doch sein Zartgefühl nicht. Sully sagte zu Ihrem Ahnherrn, Heinrich IV., er habe sein Fieber in einen grünen Rock gekleidet herauskommen sehen; ich gestehe in Demuth, daß ich nie wußte, wie das Zartgefühl von Taverney sich kleidete.«

»Nun wohl, Marschall, ich sage Ihnen, daß es ein garstiger Mensch ist, der eine garstige Rolle gespielt hat.«

»Oh! wenn mir Eure Majestät das sagt . . .«

»Ja, mein Herr, ich sage es!«

»Wohl!« sprach Richelieu, »es ist mir unendlich lieb, wenn Eure Majestät sich so äußert. Nein, ich gestehe, Taverney ist keine Blüthe des Zartgefühls, und ich habe das wohl bemerkt; doch, Sire, so lange Eure Majestät nicht die Gnade hatte, mich mit ihrer Meinung hierüber bekannt zu machen . . .«

»Hören Sie diese Meinung, mein Herr, ich verabscheue ihn.«

»Ah! der Spruch ist gefällt, Sire? zum Glück hat dieser Unglückliche eine mächtige Fürsprache bei Eurer Majestät für sich.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Hat der Vater das Unglück gehabt, dem König zu mißfallen . . .«

»Und zwar sehr.«

»Ich sage nicht nein, Sire.«

»Was sagen Sie denn?«

»Ich sage, daß ein gewisser Engel mit blauen Augen und blonden Haaren . . .«

»Ich verstehe Sie nicht, Herzog.«

»Das ist begreiflich, Sire.«

»Ich wünschte Sie aber zu verstehen.«

»Ein Profaner wie ich, Sire, zittert bei dem Gedanken, eine Ecke des Schleiers zu lüften, unter welchem so viele reizende Liebesgeheimnisse verborgen sind; doch ich wiederhole, welchen Dank ist Taverney derjenigen schuldig, die zu seinen Gunsten die königliche Entrüstung mildert! Oh! ja! ja, Fräulein Andrée muß ein Engel sein.«

»Fräulein Andrée ist ein kleines Ungeheuer in physischer Hinsicht, wie ihr Vater eines in moralischer ist!« rief der König.

»Bah!« rief Richelieu im höchsten Maße erstaunt, »wir täuschten uns alle, und dieser schöne Anschein . . .«

»Sprechen Sie mir nie mehr von diesem Mädchen, Herzog, ein Schauer überläuft mich, wenn ich nur daran denke.«

Richelieu faltete heuchlerisch seine Hände.

»Oh! mein Gott, wie kann doch das Aeußere trügen. Wenn Eure Majestät, der erste Kenner und Schätzer des Königreichs, wenn Eure Majestät, die Unfehlbarkeit in Person, mich nicht dessen versichern würde, wie könnte ich es glauben? . . . Wie! Sire, in diesem Grade mißstaltet?«

»Mehr als dies, mein Herr, von einer gräßlichen Krankheit befallen; . . . ein Hinterhalt, Herzog. Doch um Gottes willen, kein Wort mehr über sie, Sie machen mich sterben.«

»Oh! Himmel!« rief Richelieu, »ich werde den Mund nicht mehr öffnen, Sire. Eure Majestät sterben machen! Oh! welcher Jammer! Welche Familie! Wie unglücklich muß der arme Junge

sein!«

»Von wem sprechen Sie?«

»Oh! diesmal von einem getreuen, von einem aufrichtigen, von einem ergebenen Diener Eurer Majestät. Oh! das ist ein wahres Muster, Sire, und diesen haben Sie gut beurtheilt. Diesmal, dafür stehe ich, diesmal ist Ihre Gnade nicht falsch angebracht gewesen.«

»Aber von wem reden Sie denn, Herzog? Vollenden Sie, ich habe Eile.«

»Ich spreche von dem Sohn des Einen, Sire, und von dem Bruder der Andern. Ich spreche von Philipp von Taverney, von dem braven jungen Mann, dem Eure Majestät ein Regiment geschenkt hat.«

»Ich habe Jemand ein Regiment geschenkt?«

»Ja, Sire, ein Regiment, das Philipp von Taverney allerdings noch erwartet, das Sie ihm aber immerhin geschenkt haben.«

»Ich?«

»Ich glaube wohl, Sire.

»Sie sind ein Narr!«

»Bah!«

»Ich habe gar nichts geschenkt, Marschall!«

»Wahrhaftig?«

»In was des Teufels mischen Sie sich denn?«

»Aber, Sire . . .«

»Geht das Sie an?«

»Entfernt nicht.«

»Sie haben also geschworen, mich mit diesem einfältigen Burschen in Verzweiflung zu bringen!«

»Entschuldigen Sie, Sire; es kam mir vor, doch ich sehe nun, daß ich mich getäuscht habe, es kam mir vor, als hätte Eure Majestät versprochen . . .«

»Das ist nicht meine Sache, Herzog. Ich habe einen Kriegsminister. Ich verschenke kein Regiment. Ein Regiment! Da hat man Ihnen einen schönen Bären aufgebunden. Ah! Sie sind der Advocat dieser Brut und haben mir mit Ihrem Geschwätz alles Blut in Aufruhr gebracht.«

»Oh! Sire.«

»Ja, in Aufruhr. Der Teufel hole den Advocaten, ich werde den ganzen Tag nicht verdauen.«

Nach diesen Worten wandte der König dem Herzog den Rücken zu, flüchtete sich ganz wüthend in sein Cabinet und ließ Richelieu unglücklicher zurück, als man es zu sagen vermöchte.

»Ah! diesmal weiß man, woran man sich zu halten hat,« brummte der Marschall.

Und er stäubte sich mit seinem Sacktuch ab, denn in der Hitze des Gefechts hatte er sich ganz bepudert, und wandte sich nach der Gallerie, in deren Ecke sein Freund mit verzehrender Ungeduld wartete.

Kaum erschien der Marschall, als der Baron einer Spinne ähnlich, welche auf ihre Beute losstürzt, den frischen Neuigkeiten entgegenlief.

»Nun, wie steht es?« fragte er, die Augen und das Herz in gespannter Erwartung.

»Wie es stehe, mein Herr?« erwiderte Richelieu, indem er sich mit hochmüthigem Munde

und mit einem verächtlichen Angriff auf seinen Jabot aufrichtete; »es steht so, daß ich Sie bitte, mich nicht mehr anzureden.«

Taverney schaute den Herzog ganz bestürzt an.

»Ja,« fuhr Richelieu fort, »Sie haben dem König sehr mißfallen, und wer dem König mißfällt, beleidigt mich.«

Taverney blieb unbeweglich in seinem Erstaunen, als ob seine Füße im Marmor Wurzel gefaßt hätten.

Richelieu ging indessen weiter.

Sobald er an die Thüre der Spiegelgalerie kam, wo ihn sein Kammerdiener erwartete, rief er:

»Nach Luciennes.«

Und er verschwand.

CXXXVII.

Die Ohnmachten von Andrée.

Als Taverney wieder zu sich gekommen war und das erkannt hatte, was er sein Unglück nannte, begriff er, es sei der Augenblick gekommen, eine ernste Erklärung mit der ersten Ursache so vieler Besorgnisse herbeizuführen.

Kochend vor Zorn und Entrüstung, wandte er sich dem zu Folge nach der Wohnung von Andrée.

Andrée legte eben die letzte Hand an ihre Toilette und hob ihre gerundeten Arme in die Höhe, um hinter dem Ohr zwei widerspänstige Haarflechten zu befestigen.

Sie hörte den Tritt ihres Vaters ins Vorzimmer in dem Augenblick, wo sie, ihr Buch unter dem Arm, über die Schwelle ihres Zimmers zu schreiten im Begriff war.

»Ah! guten Morgen Andrée,« sagte Herr von Taverney, »Du gehst aus?«

»Ja, mein Vater.«

»Allein?«

»Wie Sie sehen.«

»Du bist also immer noch allein?«

»Seit dem Verschwinden von Nicole habe ich kein Kammermädchen mehr angenommen.«

»Aber Du kannst Dich nicht ankleiden, Andrée, das schadet Dir; ein Frauenzimmer, das so angezogen ist, macht kein Glück bei Hofe; ich hatte Dir etwas ganz Anderes empfohlen, Andrée.«

»Verzeihen Sie, mein Vater, die Frau Dauphine erwartet mich.«

»Ich versichere Dich, Andrée,« fuhr Taverney fort, der sich, während er sprach, immer mehr erhitzte, »ich versichere Dich, daß Du mit dieser Einfachheit am Ende hier lächerlich wirst.«

»Mein Vater . . .«

»Die Lächerlichkeit tödtet überall, und mehr noch, als anderswo, bei Hofe.«

»Ich werde auf das, was Sie sagen, bedacht sein. Doch in Rücksicht auf den Eifer, mit dem ich mich zu ihr begeben, weiß mir die Frau Dauphine für den Augenblick sicherlich Dank, wenn ich mich minder elegant kleide.«

»Gehe also und komm, ich bitte Dich, sobald Du frei wirst, zurück, denn ich habe in einer wichtigen Angelegenheit mit Dir zu reden.«

»Ja, mein Vater,« sagte Andrée.

Und sie suchte wegzugehen.

Der Baron betrachtete sie von allen Seiten und rief:

»Warte doch, Du kannst nicht so weggehen; Du hast Deine Schminke vergessen und bist von einer zurückstoßenden Bläße.«

»Ich, mein Vater?« versetzte Andrée stille stehend.

»In der That, an was denkst Du denn, wenn Du nicht in den Spiegel schaust? Deine Wangen sind weiß wie Wachs, Deine Augen sind einen halben Fuß umkreist. Man geht nicht so aus,

wenn man nicht gar den Leuten bange machen will.«

»Ich habe nicht mehr Zeit, irgend etwas an meiner Toilette zu ändern.«

»Wahrlich, das ist abscheulich,« rief Tavernay die Achseln zuckend; »es gibt nur ein solches Frauenzimmer in der Welt, und das ist meine Tochter: welch ein Unglück! Andrée! Andrée!«

Doch Andrée war schon unten an der Treppe.

Sie wandte sich um.

»Sage wenigstens,« rief Tavernay, »sage wenigstens, Du seist krank; mache Dich interessant, alle Teufel! wenn Du Dich nicht schön machen willst.«

»Oh! was das betrifft, mein Vater . . . das wird mir leicht sein; ich kann sagen, ich sei krank, ohne zu lügen, denn ich fühle mich wirklich in diesem Augenblick leidend.«

»Gut.« brummte der Baron, »das fehlte uns nur noch, krank!«

Dann fügte er zwischen den Zähnen bei:

»Die Pest komme über diesen Zieraffen.«

Und er kehrte in das Zimmer seiner Tochter zurück, wo er sich ängstlich damit beschäftigte, Alles aufzusuchen, was ihn in seinen Muthmaßungen unterstützen und eine bestimmte Ansicht bei ihm feststellen könnte.

Während dieser Zeit ging Andrée über die Esplanade und längs den Blumenbeeten hin. Sie hob zuweilen den Kopf in die Höhe, um in der Lust kräftigeren Athem zu holen, denn der Duft der Blüthen stieg ihr zu gewaltig ins Gehirn und erschütterte jede Fiber desselben.

So angegriffen, schwankend unter der Sonne und nach einem Stützpunkte um sich her suchend, kam Andrée, indem sie ein unbekanntes Uebel bekämpfte, bis in die Vorzimmer von Trianon, wo Frau von Noailles, welche auf der Schwelle des Cabinets der Dauphine stand, Andrée mit dem ersten Worte begreiflich machte, es sei die Stunde und man erwarte sie.

Der Abbé ***, der Titularvorleser der Prinzessin, frühstückte in der That mit Ihrer königlichen Hoheit, welche häufig den Personen ihres vertrauteren Umgangs eine solche Gnade erwies.

Der Abbé rühmte die Vortrefflichkeit jener Butterbrode, welche die deutschen Hausfrauen so geschickt um eine Tasse Kaffee mit Sahne aufzuhäufen wissen.

Der Abbé sprach, statt zu lesen, und erzählte der Dauphine alle Neuigkeiten von Wien, die er bei den Zeitungsschreibern und den Diplomaten gesammelt hatte, denn in jener Zeit trieb man die Politik in der freien Luft ebenso gut, als in den geheimsten Winkeln der Kanzleien, und es kam nicht selten vor, daß man im Ministerium Neuigkeiten erfuhr, welche diese Herren vom Palais Royal oder von den Alleen von Versailles errathen, wenn nicht geschaffen hatten.

Der Abbé sprach besonders von den letzten Gerüchten über eine heimliche Meuterei in Beziehung auf die Fruchttheurung, eine Meuterei, welche, wie er sagte, von Herrn von Sartines ganz kurz dadurch gehemmt worden sei, daß er fünf von den bedeutendsten Wucherern habe in die Bastille bringen lassen.

Andrée trat ein: die Dauphine hatte auch ihre Tage der Laune und der Migräne; der Abbé hatte sie interessirt: das Buch von Andrée, das nach der Plauderei kam, langweilte sie.

Dem zu Folge sagte sie zu ihrer Vorleserin, sie möge in Zukunft pünktlicher sein und nicht mehr auf sich warten lassen; sie fügte bei, was an und für sich gut sei, sei es hauptsächlich zur geeigneten Zeit.

Verwirrt durch diesen Vorwurf und besonders durchdrungen von der Ungerechtigkeit

desselben, erwiderte Andrée nichts, obgleich sie hätte sagen können, sie sei durch ihren Vater aufgehalten worden und sie habe langsam gehen müssen, weil sie sich leidend fühle.

Doch nein, beängstigt, bedrückt, neigte sie das Haupt, schloß, als ob sie sterben wollte, die Augen und verlor das Gleichgewicht.

Ohne Frau von Noailles wäre sie gefallen.

»Wie wenig Haltung haben Sie doch, mein Fräulein!« flüsterte ihr Frau Etiquette zu.

Andrée antwortete nicht.

»Aber Herzogin, es ist ihr unwohl,« rief die Dauphine, rasch aufstehend und auf Andrée zueilend.

»Nein, nein,« entgegnete Andrée lebhaft, die Augen voll Thränen, »nein, Eure Hoheit, ich befinde mich wohl oder wenigstens besser.«

»Aber sie ist weiß wie ihr Sacktuch, sehen Sie doch, Herzogin. Das ist mein Fehler, ich habe Sie gezankt; armes Kind, setzen Sie sich, ich will es haben.«

»Madame . . .

»Wenn ich es befehle . . . Geben Sie dem Fräulein Ihren Sessel, Abbé.«

Andrée setzte sich und unter dem sanften Einfluß dieser Güte erheiterte sich ihr Geist, färbten sich ihre Wangen wieder.

»Können Sie nun lesen, mein Fräulein?« fragte die Dauphine.

»Oh! ja, gewiß; ich hoffe es wenigstens.«

Andrée öffnete das Buch an der Stelle, wo sie am Tag zuvor zu lesen aufgehört hatte, und begann mit einer Stimme, der sie Ruhe zu verleihen suchte, um sie so verständlich und angenehm, als möglich, zu machen.

Doch kaum hatten ihre Augen zwei bis drei Seiten durchlaufen, als die kleinen schwarzen Atome vor ihren Blicken zu hüpfen, zu wirbeln, zu zittern anfangen und völlig unentzifferbar wurden.

Andrée erbleichte abermals; ein kalter Schweiß stieg aus ihrer Brust auf ihre Stirne, und der schwarze Kreis, den Taverney den Augenlidern seiner Tochter so bitter zum Vorwurf gemacht hatte, vergrößerte sich dergestalt, daß die Dauphine, welche bei dem Zögern von Andrée aufgeschaut hatte, ausrief:

»Abermals! . . . sehen Sie, Herzogin, in der That, das Kind ist krank, es verliert das Bewußtsein.«

Und diesmal nahm die Dauphine selbst ihre Zuflucht zu einem Fläschchen mit Riechsalz, das sie ihrer Vorleserin an die Nase hielt. So wiederbelebt, wollte Andrée das Buch aufzuheben suchen, aber vergebens; ihren Händen war ein Nervenzittern geblieben, das einige Minuten nichts zu beschwichtigen vermochte.

»Herzogin,« sagte die Dauphine, »Andrée ist entschieden leidend, und sie soll ihr Uebel nicht dadurch erschweren, daß sie hier bleibt.«

»Dann muß das Fräulein rasch nach Hause zurückkehren,« sprach die Herzogin.

»Und warum dies, Madame?«

»Weil so die Pocken anfangen,« antwortete die Ehrendame mit einer tiefen Verbeugung.

»Die Pocken?«

»Ja, plötzliche Ohnmachten, Schauer . . .«

Der Abbé glaubte sich wesentlich betheiligte bei der Gefahr, welche Frau von Noailles bezeichnete, denn er hob die Sitzung auf und machte sich, begünstigt durch die Freiheit, die ihm das Unwohlsein einer Frau gestattete, auf den Fußspitzen so geschickt davon, daß Niemand sein Verschwinden bemerkte.

Als Andres sich gleichsam in den Armen der Dauphine sah, gab ihr die Scham, daß sie in diesem Grad eine so hohe Prinzessin beunruhigt habe, wieder Kräfte, oder vielmehr Muth; sie näherte sich dem Fenster, um zu athmen.

»Sie müssen nicht so Luft schöpfen, mein liebes Fräulein,« sagte die Frau Dauphine; »kehren Sie in Ihre Wohnung zurück, ich werde Sie begleiten lassen.«

»Oh! ich versichere Sie, Madame, ich habe mich völlig erholt,« erwiderte Andrée; »ich werde wohl allein nach Hause gehen, da mir Eure Hoheit gnädigst erlaubt, mich entfernen zu dürfen.«

»Ja, ja, und seien Sie unbesorgt,« sagte die Dauphine, »man wird Sie nicht mehr zanken, da Sie so empfindlich sind, liebes Mädchen!«

Gerührt von dieser Güte, welche einer schwesterlichen Freundschaft glich, küßte Andrée ihrer Beschützerin die Hand und verließ das Gemach, während ihr die Dauphine unruhig mit den Augen folgte.

Als sie unten an den Stufen war, rief ihr die Dauphine aus dem Fenster zu:

»Kehren Sie nicht sogleich nach Hause zurück, mein Fräulein; gehen Sie ein wenig unter den Blumenbeeten spazieren, die Sonne wird Ihnen wohl thun.«

»Oh! mein Gott, Madame, wie viel Huld und Gnade!« sagte Andrée.

»Und dann haben Sie die Güte, mir den Abbé zurückzuschicken, der dort in einem Gevierte von holländischen Tulpen einen Cursus der Botanik macht.«

Um zu dem Abbé zu gelangen, sah sich Andrée zu einem Umweg genöthigt; sie durchschritt das Blumenbeet.

Sie ging gesenkten Hauptes, noch ein wenig beschwert vom Gewicht der seltsamen Betäubungen, welche sie seit dem Morgen leiden machten; sie schenkte weder den Vögeln, die sich scheu auf den Hecken und blühenden Gesträuchen verfolgten, noch den Bienen, die auf dem Thymian und den Fliederbüschen summteten, irgend eine Aufmerksamkeit.

Sie gewahrte nicht einmal zwanzig Schritte von sich zwei Männer, welche mit einander sprachen, und von denen der eine ihr mit einem unruhigen, ängstlichen Blick folgte.

Diese zwei Männer waren Gilbert und Herr von Jussieu.

Der erstere stützte sich auf seinen Spaten und horchte auf den gelehrten Professor, der ihm erläuterte, wie die leichten Pflanzen so zu begießen wären, daß das Wasser nur die Erde durchdränge, ohne darin stehen zu bleiben.

Gilbert schien die Auseinandersetzung gierig anzuhören und Herr von Jussieu fand diesen Eifer für die Wissenschaft ganz natürlich, denn die Erläuterung war eine von denjenigen, welche bei einem öffentlichen Cursus den lauten Beifall auf den Bänken der Schüler hervorrufen; war nun aber nicht vollends für einen armen Gärtnergehülften die Lection eines so großen Lehrers, in Gegenwart der Natur selbst gegeben, ein unschätzbares Glück?

»Sehen Sie, mein Kind,« sagte Herr von Jussieu, »Sie haben hier vier Erdarten, und wenn ich wollte, würde ich noch zehn andere entdecken, welche mit den Haupterarten vermischt sind. Aber für den Gärtnerlehrling wäre die Unterscheidung etwas zu fein. Doch immerhin ist es

gewiß, daß der Blumist die Erde kosten muß, wie der Gärtner die Früchte zu kosten hat. Sie verstehen mich, nicht wahr, Gilbert?»

»Ja, mein Herr,« antwortete Gilbert, die Augen starr, den Mund halb geöffnet, denn er hatte Andrée gesehen, und so, wie er stand, konnte er ihr nachschauen, ohne bei dem Professor den Verdacht zuzulassen, seine Erläuterung werde nicht andächtig gehört und begriffen.

Getäuscht durch das gespannte Gesicht von Gilbert fuhr Herr von Jussieu fort:

»Um die Erde zu kosten, schließen Sie eine Hand voll in ein geflochtenes Körbchen ein, gießen Sie sachte ein paar Tropfen Wasser darauf und kosten Sie dieses Wasser, wenn es, filtrirt durch die Erde selbst, unter dem Körbchen herauskommt. Der salzige, oder herbe, oder fade, oder wohlriechende Geschmack gewisser natürlicher Essenzen wird sich vortrefflich den Säften der Pflanzen aneignen, die sie darin wachsen lassen wollen, denn in der Natur, sagt Herr Rousseau, Ihr ehemaliger Patron, ist Alles nur Analogie, Verähnlichung, Anstreben zur Gleichartigkeit.«

»Oh! mein Gott!« rief Gilbert, indem er die Arme vor sich ausstreckte. »Was gibt es denn?«

»Sie wird ohnmächtig, mein Herr, sie wird ohnmächtig!«

»Wer denn? Sind Sie ein Narr?«

»Sie, sie.«

»Sie?«

»Ja, eine Dame,« antwortete Gilbert rasch.

Und sein Schrecken und seine Bläße würden ihn ebenso sehr verrathen haben, als das Wort sie, hätte Herr von Jussieu nicht die Augen von ihm abgewendet, um der Richtung seiner Hand zu folgen.

Und als er dieser Richtung folgte, sah Herr von Jussieu wirklich Andrée, welche sich hinter eine Hagenbuchenlaube geschleppt hatte, und als sie sich hier befand, auf eine Bank gefallen war, wo sie unbeweglich und nahe daran, den letzten Hauch von Gefühl, den sie noch übrig hatte, zu verlieren, liegen blieb.

Dies war die Stunde, in der der König der Frau Dauphine seinen Besuch zu machen pflegte und, vom großen Trianon nach dem kleinen gehend, aus dem Obstgarten hervorkam.

Seine Majestät trat also plötzlich hervor.

Sie hielt in der Hand eine blutrothe Pfirsich und fragte sich als wahrer selbstüchtiger König, ob es nicht für das Glück Frankreichs besser wäre, wenn diese Pfirsich von Seiner Majestät, statt von der Frau Dauphine verzehrt würde.

Der Eifer, mit dem Herr von Jussieu auf Andrée zulief, welche der König mit seinem, schwachen Gesicht kaum unterschied und gar nicht erkannte, das erstickte Geschrei von Gilbert, das den tiefsten Schrecken andeutete, beschleunigten die Schritte Seiner Majestät.

»Was gibt es denn?« fragte Ludwig XV., der sich der Hagenbuchenlaube näherte, von welcher er nur noch durch die Breite einer Allee getrennt war.

»Der König!« rief Herr von Jussieu, während er das Mädchen mit seinen Armen unterstützte.

»Der König!« murmelte Andrée, völlig in Ohnmacht sinkend.

»Aber wer ist denn das?« wiederholte Ludwig XV., »eine Frau? was begegnet denn dieser Frau?«

»Sire, eine Ohnmacht.«

»Ah! ah!« machte Ludwig XV.

»Sie ist ohne Bewußtsein, Sire,« fügte Herr von Jussieu bei und deutete auf das Mädchen, das starr und unbeweglich auf der Bank ausgestreckt war, auf die er es niedergelegt hatte.

Der König trat näher hinzu, erkannte Andrée und rief schauernd:

»Abermals! . . . Oh! das ist erschrecklich, wenn man solche Krankheiten hat, bleibt man zu Hause; es ist nicht anständig, jeden Tag so vor den Leuten zu sterben.«

Und hienach kehrte Ludwig XV. um und eilte nach dem Pavillon von Klein-Trianon, während er tausend unangenehme Dinge gegen Andrée murmelte.

Herr von Jussieu, der die Vorgänge nicht kannte, blieb einen Augenblick ganz erstaunt, dann wandte er sich um und rief, als er Gilbert zehn Schritte von sich in der Stellung des Schreckens und der Furcht sah:

»Komm hierher, Gilbert; Du bist stark; Du wirst Fräulein von Taverney, nach Hause tragen.«

»Ich!« rief Gilbert schauernd, »ich sie tragen, sie berühren! Nein! nein, sie würde mir das nie verzeihen; nein, nie.«

Und er entfloh ganz verwirrt und schrie um Hülfe.

CXXXVIII.

Der Doctor Louis.

Ein paar Schritte von dem Ort, wo Andrée ohnmächtig geworden war, arbeiteten zwei Gärtnergehülfen, welche auf das Geschrei von Gilbert herbeiliefen und gemäß dem Befehl von Herrn von Jussieu Andrée nach ihrer Wohnung trugen, während Gilbert von fern und den Kopf gesenkt diesem trügen, schlaffen Körper folgte, wie der Mörder hinter dem Leichnam seines Opfers geht.

Als Herr von Jussieu an die Freitreppe der Communs gelangte, nahm er den Gärtnern ihre Last ab; Andrée hatte die Augen aufgeschlagen.

Der Lärmen der Stimmen und das bezeichnende eifrige Treiben, das um jeden Unfall her stattfindet, lockte Herrn von Taverney aus dem Zimmer: er sah, wie sich seine Tochter, noch schwankend, zu erheben suchte, um unterstützt von Herrn von Jussieu die Treppe hinaufsteigen.

Er lief hinzu und fragte wie der König:

»Was gibt es? was gibt es?« ,

»Nichts, mein Vater,« erwiderte Andrée noch schwach, »ein Unwohlsein, eine Migräne.«

»Das Fräulein ist Ihre Tochter, mein Herr?« sagte Herr von Jussieu, den Baron grüßend.

»Ja, mein Herr.«

»Ich kann also das Fräulein in keinen besseren Händen lassen; doch in des Himmels Namen, fragen Sie einen Arzt um Rath.«

»Oh! es ist nichts,« sprach Andrée.

Und Taverney wiederholte:

»Gewiß, es ist nichts.«

»Ich wünsche es,« sagte Herr von Jussieu; »doch in der That, das Fräulein ist sehr bleich.«

Und nachdem er Andrée bis oben auf die Freitreppe die Hand gegeben hatte, verabschiedete sich Herr von Jussieu.

Der Vater und die Tochter blieben allein. Taverney, der während der Abwesenheit von Andrée sicherlich die Zeit zu guten Betrachtungen benützt hatte, nahm Andrée, welche stehen geblieben war, bei der Hand, führte sie zu einem Sopha, ließ sie niedersitzen und setzte sich neben sie.

»Verzeihen Sie, mein Herr,« sagte Andrée, »haben Sie die Güte, das Fenster zu öffnen, es fehlt mir an Luft.«

»Ich wollte ein wenig ernst mit Dir sprechen, Andrée, und in diesem Käfig, den man Dir als Wohnung gegeben hat, hört man einen Hauch von allen Seiten; doch gleichviel, ich werde leise reden.«

Und er öffnete das Fenster.

Dann setzte er sich wieder den Kopf schüttelnd zu seiner Tochter und sprach:

»Man muß gestehen, der König, der uns Anfangs so viel Theilnahme bezeugte, legt keinen Beweis von Galanterie dadurch ab, daß er Dich in einer solchen Keiche⁵³ wohnen läßt.«

»Mein Vater,« erwiderte Andrée, »es gibt keine Wohnung in Trianon; Sie wissen, daß hierin

der große Mangel dieser Residenz liegt.«

»Wenn es keine Wohnung für Andere gäbe, so würde ich das am Ende begreifen, meine Tochter,« sagte der Baron mit einem einschmeichelnden Lächeln, »aber für Dich . . . das begreife ich in der That nicht.«

»Sie haben eine zu gute Meinung von mir, und leider ist nicht Jedermann wie Sie,« erwiderte Andrée lächelnd.

»Im Gegentheil, Alle, die Dich kennen, sind wie ich.«

Andrée verneigte sich, wie sie es gethan hätte, um einem Fremden zu danken; denn diese Complimente von Seiten ihres Vaters fingen an sie zu beunruhigen.

»Und,« fuhr Taverney mit demselben süßlichen Ton fort, »und der König kennt Dich?«

Während er dies sagte, schoß er auf das Mädchen einen ganz unerträglich forschenden Blick.

»Der König kennt mich kaum,« entgegnete Andrée auf das Allernatürlichste, »ich glaube, ich bin wenig für ihn.«

Diese Worte machten den Baron aufspringen.

»Wenig!« rief er; »in der That. ich begreife nicht, was Du da sagst: wenig! ei! Du schlägst Deine Person wahrhaftig zu einem geringen Preis an.«

Andrée schaute ihrem Vater ganz erstaunt ins Gesicht.

»Ja, ja,« fuhr der Baron fort, »ich sage und wiederhole es, Du bist von einer Bescheidenheit, welche bis zum Vergessen der persönlichen Würde geht.«

»Oh! mein Herr, Sie übertreiben Alles: es ist wahr, der König hat an dem Unglück Ihrer Familie Theil genommen! der König hat die Gnade gehabt, etwas für uns zu thun; doch es gibt so viel Unglück um den Thron Seiner Majestät, seiner königlichen Hand entströmt so viel Freigebigkeit, daß uns das Vergessen nothwendig nach der Wohlthat treffen mußte.«

Taverney schaute seine Tochter fest und nicht ohne eine gewisse Bewunderung für ihre Zurückhaltung und ihre undurchdringliche Discretion an.

»Höre,« sagte er, indem er sich ihr näherte, »Dein Vater wird der erste Bittsteller sein, der sich an Dich wendet, und unter diesem Titel hoffe ich, daß Du ihn nicht zurückweist.«

Andrée schaute nun ihren Vater an wie eine Frau, die eine Erklärung verlangt..

»Höre,« fuhr er fort, »wir bitten Dich Alle, vermittele für uns, thue etwas für unsere Familie.«

»In welcher Hinsicht sagen Sie mir denn das? Was soll ich denn thun?« rief Andrée ganz verwundert über den Ton und den Sinn dieser Worte.

»Bist Du geneigt, ja oder nein, etwas für mich und Deinen Bruder zu verlangen?«

»Mein Herr,« antwortete Andrée, »ich werde Alles thun, was Sie mir zu thun befehlen; doch fürchten Sie in der That nicht, wir dürften zu gierig erscheinen? Schon hat mir der König einen Schmuck zum Geschenk gemacht, der, wie Sie sagen, mehr als hundert tausend Livres Werth ist. Seine Majestät hat überdies meinem Bruder ein Regiment versprochen; wir verschlingen auf diese Art einen beträchtlichen Theil der Wohlthaten des Hofes.«

Taverney konnte sich eines scharfen, verächtlichen Gelächters nicht erwehren.

»Sie finden also, das sei hinreichend bezahlt, mein Fräulein?« sagte er.

»Ich weiß, mein Herr, daß Ihre Dienste großen Werth haben,« antwortete Andrée.

»Ei! wer Teufels spricht denn von meinen Diensten?« rief Taverney ungeduldig.

»Aber wovon sprechen Sie denn?«

»In der That, Du spielst mit mir ein Spiel alberner Verstellung!«

»Mein Gott! was habe ich denn zu verstellen?« fragte Andrée.

»Ich weiß Alles, meine Tochter.«

»Was wissen Sie?«

»Alles, sage ich Dir.«

»Was Alles, mein Herr?«

Und das Gesicht von Andrée bedeckte sich mit einer instinctartigen Röthe in Folge dieses plumpen Angriffs auf das schamhafteste Gewissen.

Die Achtung des Vaters vor der Tochter hielt Taverney auf dem so jähe gewordenen Abhang seines Verhöres zurück.

»Immerhin! so lange es Dir beliebt,« sagte er; »Du willst, wie es scheint, die Zurückhaltende, die Geheimnißvolle spielen! Es sei. Du laß Deinen Vater und Deinen Bruder in der Dunkelheit, in der Vergessenheit versumpfen, gut: doch erinnere Dich meiner Worte: wenn man die Herrschaft nicht von Anfang an an sich reißt, so setzt man sich der Gefahr aus, sie nie zu bekommen,« sprach Taverney und machte eine Pirouette auf dem Absatz.

»Ich verstehe Sie nicht, mein Vater,« sagte Andrée.

»Doch ich verstehe mich,« erwiderte Taverney.

»Das ist nicht hinreichend, wenn man zu zwei spricht.«

»Wohl! ich werde klarer reden; wende die ganze Diplomatie an, mit der Du von der Natur, als mit einer Familientugend, ausgestattet bist, um, während sich die Gelegenheit bietet, das Glück Deiner Familie und das Deinige zu machen, und das erste Mal, wo Du den König siehst, sage ihm, Dein Bruder erwarte das Patent, und Du verwelkest in einer Wohnung ohne Luft und ohne Licht. Mit einem Wort, sei nicht so lächerlich, zu viel Liebe oder zu viel Uneigennützigkeit zu haben.«

»Aber, mein Herr . . .«

»Sage dies dem König schon diesen Abend.«

»Wo soll ich es denn dem König sagen?«

»Und füge bei, es sei nicht einmal schicklich für Seine Majestät, hierher . . .«

In dem Augenblick, wo Taverney ohne Zweifel im Begriff war, den Sturm, der sich dumpf in der Brust von Andrée anhäuften, zum Ausbruch zu bringen und die Erklärung hervorzurufen, die das Geheimniß enthüllt hätte, hörte man Tritte auf der Treppe.

Der Baron unterbrach sich sogleich und lief an's Geländer, um nachzuschauen, wer zu seiner Tochter käme.

Andrée sah zu ihrem Staunen, daß ihr Vater sich nahe an die Wand zurückzog.

Beinahe in demselben Augenblick trat die Dauphine, gefolgt von einem schwarz gekleideten Mann, der sich auf einen langen Stock stützte, in das kleine Gemach.

»Eure Hoheit!« rief Andrée, alle ihre Kräfte zusammenraffend, um der Dauphine entgegen zu gehen.

»Ja, kleine Kranke,« erwiderte die Prinzessin, »ich bringe Ihnen den Trost und den Arzt. Kommen Sie, Doctor. Ah! Herr von Taverney,« fuhr die Prinzessin fort, als sie den Baron erkannte, »Ihre Tochter ist leidend und Sie sorgen nicht für das Kind.«

»Madame,« stammelte Taverney.

»Kommen Sie, Doctor,« wiederholte die Prinzessin mit jener bezaubernden Güte, die nur ihr eigenthümlich war; »kommen Sie, befühlen Sie den Puls, fragen Sie diese matten Augen und nennen Sie mir die Krankheit meines Schützlings.«

»O Madame, wie viel Güte!« flüsterte das Mädchen. »Wie hätte ich es gewagt, Eure königliche Hoheit zu empfangen . . .«

»In diesem elenden Nest, wollen Sie sagen, liebes Kind; schlimm genug für mich, die ich Sie so schlecht untergebracht habe, doch ich werde hierauf bedacht sein. Auf, mein Kind, geben Sie Ihre Hand Herrn Louis, meinem Arzt, und nehmen Sie sich in Acht: er ist ein Philosoph, der erräth, während er zugleich als Gelehrter sieht.«

Lächelnd reichte Andrée ihre Hand dem Doctor.

Dieser, ein noch junger Mann, dessen verständige Physiognomie Alles hielt, was die Dauphine von ihm versprach, hatte seit seinem Eintritt in das Zimmer ohne Unterlaß zuerst die Kranke, dann die Oertlichkeit, dann das seltsame Vätergesicht betrachtet, das Verlegenheit, aber keineswegs Unruhe verrieth.

Der Gelehrte wollte sehen, der Philosoph hatte vielleicht schon errathen.

Der Doctor Louis studirte lange den Puls von Andrée und befragte sie über das, was sie fühle.

»Einen tiefen Ekel vor jeder Speise,« antwortete Andrée, »plötzliche Zuckungen, rasch in den Kopf steigende Hitze, Krämpfe, Zittern, Ohnmachten.«

Während Andrée so sprach, wurde der Doctor immer düsterer.

Er ließ am Ende die Hand des Mädchens los und wandte die Augen ab.

»Nun, Doctor?« fragte die Prinzessin den Arzt, »quid? wie die Consultanten sagen. Ist das Kind krank, und verurtheilen Sie es zum Tod?«

Der Doctor richtete seine Augen wieder auf Andrée und schaute sie noch einmal stille prüfend an.

»Madame,« sagte er, »die Krankheit des Fräuleins ist eine äußerst natürliche.«

»Und gefährlich?«

»Gewöhnlich nicht,« antwortete der Doctor lächelnd.

»Ah! sehr gut,« sagte die Prinzessin, die nun wieder freier athmete, »quälen Sie die Arme nicht zu sehr.«

»Oh! ich werde sie gar nicht quälen, Madame.«

»Wie! Sie verordnen nichts?«

»Es ist bei der Krankheit des Fräuleins durchaus nichts zu machen.«

»Wahrhaftig?«

»Nein, Madame.«

»Nichts?«

»Nichts.«

Um eine längere Erklärung zu vermeiden, verabschiedete sich der Doctor von der Prinzessin unter dem Vorwand, seine Kranken warten auf ihn.

»Doctor, Doctor,« sprach die Prinzessin, »wenn Sie mir das nicht nur, um mich zu beruhigen, sagen, so bin ich mehr krank als Fräulein von Taverney; bringen Sie mir also bei Ihrem Besuch diesen Abend unfehlbar das Zuckerwerk, das Sie mir versprochen haben, um mich schlafen zu machen.«

»Madame, ich werde es selbst bereiten, sobald ich nach Hause komme.«

Und er ging ab.

Die Dauphine blieb bei ihrer Vorleserin und sprach mit einem wohlwollenden Lächeln:

»Seien Sie unbesorgt, meine liebe Andrée, Ihre Krankheit bietet nichts Beunruhigendes, da der Doctor Louis geht, ohne Ihnen etwas zu verschreiben.«

»Desto besser, Madame,« erwiderte Andrée, »denn nichts wird dann meinen Dienst bei Eurer königlichen Hoheit unterbrechen, und diese Unterbrechung war es, was ich über Alles befürchtete; möge es indessen dem gelehrten Doctor nicht mißfallen, ich leide sehr, Madame, das schwöre ich Ihnen.«

»Ein Uebel, über das der Arzt lacht, kann nicht wohl ein großes Leiden sein. Schlafen Sie also, mein Kind; ich will Ihnen Jemand zu Ihrer Bedienung schicken, denn ich sehe, daß Sie allein sind. Wollen Sie mich begleiten, Herr von Taverny.«

Und sie reichte Andrée die Hand und entfernte sich, nachdem sie die Kranke ihrem Versprechen gemäß getröstet hatte.

CXXXIX.

Die Wortspiele von Herrn von Richelieu.

Der Herr Herzog von Richelieu hatte sich, wie wir gesehen, nach Luciennes mit jener raschen Entschlossenheit und mit jener Sicherheit des Geistes begeben, welche den Botschafter in Wien und den Sieger von Mahon charakterisirten.

Er kam mit freudiger, freier Miene an, stieg wie ein junger Mensch die Stufen der Freitreppe hinauf, zerrte Zamore an den Ohren, wie in den schönen Tagen ihres guten Einvernehmens, und erzwang gleichsam die Thüre des bekannten Boudoir von blauem Atlas, wo die arme Lorenza Madame Dubarry hatte Befehle zu ihrer Fahrt nach der Rue Saint-Claude geben sehen.

Die Gräfin lag auf ihrem Sopha und ertheilte Herrn von Aiguillon ihre Morgenbefehle.

Beide wandten sich bei dem Geräusch um und waren nicht wenig erstaunt, als sie den Marschall erblickten.

»Ah! Herr Herzog,« rief die Gräfin.

»Ah! mein Oheim,« sagte Herr von Aiguillon.

»Ja wohl, Madame; ja wohl, mein Neffe.«

»Wie, Sie sind es?«

»Ich bin es, ich selbst in Person.«

»Besser spät, als gar nicht,« sagte die Gräfin.

»Madame,« sprach der Marschall, »wenn man altert, wird man launenhaft.«

»Damit wollen Sie sagen, Sie seien wieder für Luciennes eingenommen?«

»Mit einer großen Liebe, die mich nur aus Laune verlassen hatte. Es ist ganz so und Sie haben meinen Gedanken vortrefflich vollendet.«

»Somit kommen Sie zurück . . .«

»Somit komme ich zurück; so ist es,« sagte Herr von Richelieu, indem er sich mit aller Bequemlichkeit in das beste Fauteuil niederließ, das er mit dem ersten Blick unterschieden hatte.

»Oh! oh!« rief die Gräfin, »es gibt vielleicht noch etwas Anderes, was Sie nicht sagen; die Laune ist nicht für einen Mann wie Sie.«

»Gräfin, Sie haben Unrecht, mich zu schmähen, ich bin besser als mein Ruf; und wenn ich zurückkehre, sehen Sie, so geschieht es . . .«

»Es geschieht?« fragte die Gräfin.

»Von ganzem Herzen.«

Herr von Aiguillon und die Gräfin brachen in ein Gelächter aus.

»Wie glücklich sind wir, daß wir ein wenig Geist haben, um allen Geist zu begreifen, den Sie besitzen.«

»Wie so?«

»Ja, ich schwöre Ihnen, daß Schwachköpfe nicht begreifen, völlig verblüfft bleiben und ganz anderswo die Ursache dieser Rückkehr suchen würden; in der That, so wahr ich Dubarry heiße, nur Sie, mein lieber Herzog, verstehen es, Eintritte und Abgänge zu machen; Molé, Molé selbst

ist ein hölzerner Schauspieler in Vergleichung mit Ihnen.«

»Sie glauben also nicht, daß mich das Herz zurückführt,« rief Richelieu. »Gräfin, Gräfin, nehmen Sie sich in Acht, Sie geben mir eine schlimme Meinung von Ihnen; oh! lachen Sie nicht, mein Neffe, oder ich nenne Sie Pierre⁵⁴ und baue nichts auf Sie.«

»Nicht einmal ein kleines Ministerium?« fragte die Gräfin.

Und zum zweiten Mal brach die Gräfin mit einer Treuherzigkeit, die sie nicht einmal zu verkleiden suchte, in ein Gelächter aus.

»Gut, schlagen Sie, schlagen Sie,« sprach Richelieu, »ich werde es Ihnen nicht zurückgeben, ich bin leider zu alt und habe keine Wehr mehr; mißhandeln Sie mich, Gräfin, das ist nun ein gefahrloses Vergnügen.«

»Nehmen Sie sich im Gegentheil in Acht, Gräfin,« sagte Herr von Aiguillon: »wenn mein Oheim noch einmal von seiner Schwäche spricht, sind wir verloren. Nein, Herr Herzog, wir werden uns nicht schlagen, denn so schwach Sie sind oder zu sein behaupten, würden Sie die Stöße mit Wucher zurückgeben; nein, hören Sie die volle Wahrheit, man sieht Sie mit Freude zurückkommen.«

»Ja,« rief die tolle Gräfin, »und zu Ehren dieser Rückkehr schießt man Böller los, läßt man Raketen steigen, und Sie wissen, Herzog . . .«

»Ich weiß nichts, Madame,« erwiderte der Marschall mit der Naivetät eines Kindes.

»Nun wohl! bei den Feuerwerken wird immer eine Perücke durch die Funken versenkt, werden immer einige Hüte durch die Stäbe durchlöchert.«

Der Herzog fuhr mit der Hand nach seiner Perücke und schaute seinen Hut an.

»So ist es, so ist es,« sagte die Gräfin; »doch Sie kommen zu uns zurück, und Alles steht auf's Beste; ich für meine Person bin, wie Ihnen Herr von Aiguillon sagte, von einer tollen Heiterkeit; wissen Sie warum?«

»Gräfin, Gräfin, Sie werden mir abermals eine Bosheit sagen?«

»Ja, doch das wird die letzte sein.«

»Sprechen Sie.«

»Ich bin heiter, Marschall, weil Ihre Rückkehr schönes Wetter verkündigt.«

Richelieu verbeugte sich.

»Ja,« fuhr die Gräfin fort, »Sie sind wie die poetischen Vögel, welche die Ruhe vorhersagen; wie heißt man diese Vögel? Sie müssen es wissen, Herr von Aiguillon, Sie, der Sie Verse machen.«

»Alcyons⁵⁵, Madame.«

»Ganz richtig! Ah! Marschall, ich hoffe, Sie werden sich nicht ärgern, ich vergleiche Sie mit einem Vogel, der einen sehr hübschen Namen hat.«

»Ich werde mich um so weniger ärgern, Madame,« erwiderte Richelieu mit seiner kleinen Grimasse, welche die Zufriedenheit bezeichnete, und die Zufriedenheit von Richelieu weissagte immer irgend eine gute Abscheulichkeit, »ich werde mich um so weniger ärgern, als die Vergleichung genau ist.«

»Sehen Sie!«

»Ja, ich bringe gute, vortreffliche Nachrichten.«

»Ah!« machte die Gräfin.

»Welche?« fragte Aiguillon.

»Teufel! mein lieber Herzog, Sie sind sehr eilig,« sagte die Gräfin; »lassen Sie doch dem Marschall Zeit, sie zu machen.«

»Nein, der Teufel soll mich holen, ich kann sie Ihnen sogleich sagen; sie sind völlig gemacht und sogar von altem Datum.«

»Marschall, wenn Sie abgedroschene Dinge vorbringen . . .«

»Ah! man kann das nehmen oder lassen, Gräfin.«

»Wohl! es sei, nehmen wir.«

»Gräfin, es scheint, der König ist in die Falle gegangen.«

»In die Falle?«

»Ja, vollkommen.«

»In welche Falle?«

»In die, welche Sie ihm gestellt haben.«

»Ich,« versetzte die Gräfin, »ich habe dem König eine Falle gestellt?«

»Bei Gott! Sie wissen es wohl.«

»Nein, bei meinem Wort, ich weiß es nicht.«

»Ah! Gräfin, es ist nicht liebenswürdig von Ihnen, mich so zu mystificiren.«

»Wahrhaftig, Marschall, ich verstehe Sie nicht; ich bitte, erklären Sie sich.«

»Ja, mein Oheim, erklären Sie sich,« sprach Herr von Aiguillon, der irgend eine boshafte Absicht unter dem zweideutigen Lächeln des Marschalls errieth; »die Frau Gräfin wartet und ist ganz unruhig.«

Der alte Herzog wandte sich gegen seinen Neffen um.

»Bei Gott!« sagte er, »es wäre drollig, wenn Sie die Frau Gräfin nicht in's Vertrauen gezogen hätten, mein lieber Aiguillon; ah! in diesem Fall wäre es noch viel tiefer, als ich glaubte.«

»Mich, mein Oheim?«

»Ihn?«

»Allerdings Dich; allerdings ihn! Lassen Sie uns offenherzig sein, Gräfin: ist er von Ihnen bei Ihren kleinen Verschwörungen gegen Seine Majestät beigezogen worden . . . dieser arme Herzog, der eine so große Rolle dabei gespielt hat?«

Madame Dubarry erröthete: es war so frühe, daß sie weder Schminke, noch Schönplästerchen aufgelegt hatte; erröthen war also möglich.

Doch erröthen war sehr gefährlich.

»Sie schauen mich Beide mit Ihren schönen, großen, erstaunten Augen an,« sagte Richelieu; »ich muß Sie also über Ihre eigenen Angelegenheiten unterrichten.«

»Unterrichten Sie immerhin,« riefen gleichzeitig der Herzog und die Gräfin.

»Wohl, der König wird mit seinem wunderbaren Scharfsinn Alles ergründet und Angst bekommen haben.«

»Was wird er ergründet Haben?« fragte die Gräfin; »wahrhaftig, Marschall, Sie machen mich vor Ungeduld sterben.«

»Ihr scheinbar gutes Einvernehmen mit meinem schönen Neffen hier.«

Herr von Aiguillon erbleichte und schien mit seinem Blick zur Gräfin zu sagen:

»Sehen Sie, ich war sicher, es würde eine Bosheit zu Tage kommen.«

Die Frauen sind muthiger in solchen Fällen, viel muthiger als die Männer. Die Gräfin ging sogleich in den Kampf ein.

»Herzog,« sprach sie, »ich fürchte die Räthsel, wenn Sie die Rolle des Sphinx spielen; denn mir scheint, ich werde dann, etwas früher, etwas später, unfehlbar verschlungen werden; benehmen Sie mir die Unruhe, und wenn es ein Scherz ist, erlauben Sie mir, ihn schlecht zu finden.«

»Schlecht, Gräfin. Er ist im Gegentheile vortrefflich,« rief Richelieu; »wohl verstanden, nicht der meinige, sondern der Ihrige.«

»Ich verstehe durchaus nicht, Marschall,« sagte Madame Dubarry, indem sie sich die Lippen mit einer Ungeduld kniff, die ihr muthwilliger kleiner Fuß noch viel sichtbarer offenbarte.

»Oh! keine Eitelkeit, Gräfin.« fuhr Richelieu fort. »Gut, gut, Sie befürchteten, der König könnte seine Neigung Fräulein von Taverny zuwenden. Ah! bestreiten Sie das nicht, das ist für mich bis zur Unleugbarkeit nachgewiesen.«

»Oh! es ist wahr, ich verstelle mich nicht.«

»Nun, da Sie das befürchteten, so wollten Sie so viel als möglich Seine Majestät stacheln.«

»Ich will es nicht in Abrede ziehen. Hernach?«

»Wir kommen zur Sache, Gräfin, wir kommen zur Sache; doch um Seine Majestät, deren Haut etwas zähe ist, zu reizen, bedurfte es eines sehr feinen Stachels ...⁵⁶ Ah! ah! da ist mir meiner Treue ein boshafte Wortspiel entschlüpft. Verstehen Sie?«

Und der Marschall schlug ein Gelächter auf, oder stellte sich, als lachte er, um während dieser krampfhaften Heiterkeit die ängstliche Physiognomie seiner zwei Opfer besser zu beobachten.

»Welches Wortspiel finden Sie hierin, mein Oheim?« fragte Aiguillon, der sich zuerst wieder faßte und eine gewisse Naivetät heuchelte.

»Du hast es nicht verstanden?« sagte der Marschall; »ah! desto besser, es war abscheulich. Nun wohl! die Frau Gräfin beabsichtigte also, den König eifersüchtig zu machen, und hatte hiezu einen vornehmen Herrn von gutem Aussehen, von Geist, kurz ein Wunder der Natur gewählt.«

»Wer sagt das?« rief die Gräfin wüthend, wie alle diejenigen, welche mächtig sind und Unrecht haben.

»Wer das sagt? Alle Welt, Madame.«

»Alle Welt ist Niemand, Sie wissen das wohl, Herzog.«

»Im Gegentheile, Madame; alle Welt sind hunderttausend Seelen für Versailles allein; es sind sechsmal hundert tausend für Paris; es sind fünf und zwanzig Millionen für Frankreich; und bemerken Sie wohl, ich rechne das Haag, Hamburg, Rotterdam, London, Berlin nicht, wo so viele Zeitungen geschrieben, als in Paris Witze gemacht werden.«

»Und man sagt in Versailles, in Paris, in Frankreich, in Rotterdam, im Haag, in Hamburg, in London und in Berlin? . . .«

»Man sagt, Sie seien die geistreichste, die reizendste Frau Europas; man sagt, in Folge der vortrefflich ausgedachten Kriegslist, mit der Sie dem Anscheine nach einen Liebhaber angenommen . . .«

»Einen Liebhaber! ich bitte, worauf gründet man diese alberne Anschuldigung?«

»Anschuldigung! was sagen Sie, Gräfin, Bewunderung. Man weiß, daß im Grunde nichts

daran ist, aber man bewundert die Kriegslust. Worauf man diese Bewunderung, diese Begeisterung gründe? Man gründet sie auf Ihr von Geist funkelndes Benehmen, auf Ihre gescheite Taktik; man gründet sie darauf, daß Sie sich mit einer wunderbaren Kunst stellten, als blieben Sie die Nacht allein, Sie wissen, die Nacht, wo ich bei Ihnen war, wo der König bei Ihnen war und wo Herr von Aiguillon bei Ihnen war, die Nacht, wo ich mich als der erste entfernte, wo der König als der zweite und Herr von Aiguillon als der dritte wegging . . .

»Vollenden Sie.«

»Darauf, daß Sie sich stellten, als blieben Sie allein mit Aiguillon, wie wenn er Ihr Liebhaber wäre, als ob Sie ihn am Morgen geräuschlos weggehen ließen, immer wie wenn er Ihr Liebhaber wäre; und dies auf eine Art, daß ein paar Dummköpfe, ein paar Fliegenschnapper, wie ich zum Beispiel, es sehen sollten, um es von den Dächern herabzuschreien: so daß es der König erfahren, Angst bekommen und schnell, schnell, um Sie nicht zu verlieren, die kleine Taverney verlassen haben wird.«

Madame Dubarry und Herr von Aiguillon wußten nicht mehr, welche Haltung sie annehmen sollten.

Richelieu beengte sie indessen weder durch seine Blicke, noch durch seine Geberden; seine Tabaksdose und sein Jabot schienen im Gegentheil seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

»Denn,« fuhr der Marschall fort, während er zugleich seinem Jabot Schneller gab, »es scheint gewiß, daß der König die Kleine verlassen hat.«

»Herzog,« sprach Madame Dubarry, »ich erkläre Ihnen, daß ich nicht ein Wort von allen Ihren Phantasien verstehe, und ich bin von Einem fest überzeugt, davon, daß der König, wenn man hievon mit ihm spräche, eben so wenig davon verstehen würde.«

»Wahrhaftig!« rief der Herzog.

»Ja, wahrhaftig; und Sie schreiben mir und die Welt schreibt mir viel mehr Einbildungskraft zu, als ich habe; nie wollte ich die Eifersucht Seiner Majestät durch die von Ihnen genannten Mittel reizen.«

»Gräfin!«

»Ich schwöre es Ihnen.«

»Gräfin, die vollkommene Diplomatie, und es gibt keine besseren Diplomaten als die Frauen, die vollkommene Diplomatie gesteht nie, welche List sie gebraucht hat; denn es findet sich ein Axiom in der Politik, ich kenne es, ich, der ich Botschafter war, ein Axiom, welches sagt: Nenne Niemand das Mittel, mit dem es dir einmal gelungen ist, denn es kann dir zweimal mit demselben gelingen.«

»Aber Herzog . . .«

»Es ist mit dem Mittel gelungen und der König steht ganz schlecht mit allen Taverney.«

»In der That, Herzog,« rief Madame Dubarry, »Sie haben ein Art und Weise, die Dinge vorauszusetzen, die nur Ihnen eigenthümlich ist.«

»Ah! Sie glauben nicht, der König sei mit den Taverney entzweit?« versetzte Richelieu, den Streit umgehend.

»Das ist es nicht, was ich sagen will.«

Richelieu suchte die Hand der Gräfin zu nehmen.

»Sie sind ein Vogel,« rief er.

»Und Sie eine Schlange.«

»Ah! es ist gut, ein andermal wird man sich beeilen, Ihnen angenehme Nachrichten zu bringen, um so belohnt zu werden.«

»Mein Oheim, täuschen Sie sich nicht,« erwiderte rasch Herr von Aiguillon, der das ganze Gewicht des Manoeuvres von Richelieu gefühlt hatte, »Niemand schätzt Sie so sehr, als die Frau Gräfin, und sie sagte mir das noch in dem Augenblick, wo man Sie meldete.«

»Es ist wahr,« sprach der Marschall, »ich liebe meine Freunde ungemein; ich wollte Ihnen auch zuerst die Versicherung Ihres Sieges bringen, Gräfin. Wissen Sie, daß Vater Taverney seine Tochter an den König zu verkaufen beabsichtigte?«

»Ich denke, das ist geschehen,« entgegnete Madame Dubarry.

»Oh! Gräfin, wie gewandt ist dieser Mensch! Er ist eine Schlange; stellen Sie sich vor, daß ich mich durch seine Mährchen von Freundschaft, von alter Waffenbrüderschaft hatte einschläfern lassen. Man faßt mich immer beim Herzen, und dann, wie sollte man in der That glauben, dieser Provinz-Aristides werde absichtlich nach Paris kommen, um Jean Dubarry, das heißt, dem geistreichsten der Männer das Gras unter dem Fuß abzuschneiden? In der That, nur meine Ergebenheit für Ihre Interessen, Gräfin, konnte mir ein wenig gesunden Verstand und Hellsichtigkeit geben: auf Ehre, ich war blind . . .«

»Und das ist vorüber, wenigstens wie Sie sagen?« fragte Madame Dubarry.

»Oh! ganz und gar vorüber, dafür stehe ich Ihnen. Ich habe diesen würdigen Lieferanten so ablaufen lassen, daß er nun seinen Entschluß gefaßt haben muß, und daß wir Herren des Gebietes sind.«

»Aber der König?«

»Der König?«

»Ja,«

»Ueber drei Punkte habe ich Seine Majestät Beichte gehört.«

»Der erste Punkt ist?«

»Der Vater.«

»Der zweite?«

»Die Tochter.«

»Und der dritte?«

»Der Sohn. Seine Majestät geruhte den Vater einen . . . Wohldiener, seine Tochter einen Zieraffen zu nennen; den Sohn aber hat Seine Majestät gar nicht genannt, denn sie erinnerte sich seiner durchaus nicht mehr.«

»Sehr gut, wir sind also von dieser ganzen Race befreit?«

»Ich glaube wohl.«

»Ist es der Mühe werth, das in sein Loch zurückzuschicken?«

»Ich denke nicht: denn damit ist es vorbei.«

»Und Sie sagen, dieser Sohn, dem der König ein Regiment versprochen . . .«

»Ah! Sie haben ein besseres Gedächtniß als der König, Gräfin. Es ist wahr, Herr Philipp ist ein sehr hübscher Junge, der Ihnen viele und zwar sehr mörderische Liebesblicke zusandte. Er ist nun zwar weder mehr Oberster, noch Kapitän, noch Bruder der Favoritin; aber es bleibt ihm noch übrig, daß er von Ihnen ausgezeichnet worden ist.«

Indem der alte Herzog dies sagte, wollte er seinen Neffen mit den Nägeln der Eifersucht am Herzen wund kratzen.

Doch Herr von Aiguillon dachte in diesem Augenblick nicht an Eifersucht.

Er suchte sich von dem Schritt des alten Herzogs Rechenschaft zu geben und die wahre Ursache seiner Rückkehr zu ergründen.

Nach einigem Ueberlegen hoffte er, der Wind der Gunst habe Richelieu allein nach Luciennes getrieben.

Er machte Madame Dubarry ein Zeichen, das der alte Herzog in einem Spiegel bemerkte, während er seine Perücke zurecht richtete, und sogleich lud die Gräfin Richelieu ein, die Chocolate mit ihr zu nehmen.

Herr von Aiguillon verabschiedete sich unter tausend an seinen Oheim gerichteten und von diesem erwiederten artigkeiten.

Der Marschall blieb allein mit der Gräfin an dem Guéridon, das Zamore beladen hatte.

Der alte Herzog schaute diesem ganzen Treiben der Favoritin zu und murmelte dabei ganz leise:

»Vor zwanzig Jahren hätte ich nach der Uhr gesehen und gesagt: in einer Stunde muß ich Minister sein, und ich wäre es gewesen.

»Welch ein albernes Ding ist es doch um das Leben,« fuhr er immer mit sich selbst sprechend fort: »während des ersten Theils stellt man den Körper in den Dienst des Geistes; während des zweiten wird der Geist, der allein überlebt hat, der Knecht des Körpers: das ist einfältig.«

»Lieber Marschall,« unterbrach die Gräfin den inneren Monolog ihres Gastes, »nun, da wir wohl Freunde, da wir besonders unter vier Augen sind, sagen Sie mir, warum Sie sich so viel Mühe gegeben haben, um diesen kleinen Zieraffen in das Bett des Königs zu bringen?«

»Meiner Treue, Gräfin,« antwortete Richelieu, während er mit dem Ende seiner Lippen an seiner Tasse Chocolate nippte, »das habe ich mich selbst gefragt: ich weiß es nicht.«

CXL.

Rückkehr.

Herr von Richelieu wußte, wie es mit Philipp stand, und er hatte mit gutem Gewissen seine Rückkehr verkündigen können, denn er hatte ihn am Morgen, als er von Versailles wegfuhr, um sich nach Luciennes zu begeben, auf der Landstraße in der Richtung gegen Trianon begegnet und war nahe genug an ihm vorübergekommen, um auf seinem Gesichte alle Symptome der Traurigkeit und Unruhe wahrzunehmen.

Nachdem Philipp jeden Grad der Gunst, sodann der Gleichgültigkeit und Vergessenheit durchgemacht, nachdem er Anfangs bis zum Ueberdruß die Zeichen der Freundschaft von allen auf sein Avancement eifersüchtigen Officieren sowohl, als auch die Aufmerksamkeiten seiner Oberen erhalten hatte, nachdem er in demselben Maß, in welchem die Ungnade mit ihrem Hauche dieses glänzende Glück getrübt, die Freundschaften sich in Kälte, die Aufmerksamkeiten in eine zurückstoßende Behandlung hatte verwandeln sehen, nahm der Schmerz in seinem so zarten Gemüth alle Charaktere tiefen Kummers an.

Philipp sehnte sich nach seiner Lieutenantsstelle in Straßburg in jener Zeit zurück, wo die Dauphine in Frankreich eingezogen war; er sehnte sich nach seinen Freunden, nach seines Gleichen, nach seinen Kameraden zurück. Er sehnte sich besonders nach dem ruhigen, reinen Innern des väterlichen Hauses, nach dem Herde zurück, dessen Oberpriester la Brie war. Jedes peinliche Gefühl fand seinen Trost in der Stille und im Vergessen, diesem Schlafe thätiger Geister; dann hatte die Einsamkeit von Taverney, welche von dem Verfall der Dinge, wie vom Ruin der einzelnen Menschen zeugte, etwas Philosophisches, was mit mächtiger Stimme zu dem Herzen des jungen Mannes sprach.

Aber was Philipp hauptsächlich beklagte, war, daß er nicht mehr den Arm seiner Schwester und ihren beinahe immer so richtigen Rath hatte, einen Rath, der mehr aus dem Stolz, als aus der Erfahrung hervorging. Denn edle Seelen haben das Merkwürdige und Ausgezeichnete, daß sie unwillkürlich und gerade durch ihre Natur über dem Gemeinen, dem Gewöhnlichen schweben, und häufig eben durch ihre Erhabenheit der unsanften Berührung, der Verletzung, den Fallen entgehen, was den Insekten von geringerer Klasse, so geschickt sie auch im Koth zu laviren und mit List zu Werke zu gehen wissen mögen, nicht immer gelingt.

Sobald sich Philipp seiner Lage überdrüssig fühlte, faßte ihn die Entmuthigung, und der junge Mann fand sich so unglücklich in seiner Vereinzelung, daß er nicht glauben wollte, Andrée, diese Hälfte von ihm, könnte in Versailles glücklich sein, während er, die Hälfte von Andrée, so grausam in Rheims litt.

Er schrieb also dem Baron den uns bekannten Brief, in welchem er ihm seine nahe bevorstehende Ankunft mittheilte. Dieser Brief setzte Niemand in Erstaunen, und besonders nicht den Baron; worüber dieser sich wunderte, war im Gegentheil, daß Philipp die Geduld gehabt hatte, so lange zu warten, während er auf glühenden Kohlen stand und seit vierzehn Tagen Richelieu, so oft er ihn sah, bat, auf's Gerathewohl eine Entscheidung der Sache herbeizuführen.

Als Philipp das Patent in der Frist, die er selbst festgestellt, nicht erhielt, nahm er von seinen Officieren Abschied, ohne daß er ihre Verachtung und ihren Hohn zu bemerken schien, was indessen Beides durch die Höflichkeit, damals noch eine französische Tugend, und durch die natürliche Achtung, welche ein Mann von Herz stets einflößt, verschleiert war.

Zur Stunde, wo er abzureisen mit sich selbst übereingekommen war, bis zu welcher Stunde er auch mit mehr Furcht, als Verlangen die Ankunft seines Patents erwartet hatte, stieg Philipp dem zu Folge zu Pferde und schlug den Weg nach Paris ein.

Die drei Tagemärsche, die er zu machen hatte, kamen ihm von einer tödtlichen Länge vor, und je mehr er sich näherte, desto erschreckendere Verhältnisse nahmen das Stillschweigen seines Vaters und besonders das seiner Schwester an, die ihm wenigstens zweimal in der Woche zu schreiben versprochen hatte.

Philipp kam, wie gesagt, gegen zwei Uhr in Versailles an, als Herr von Richelieu eben von dort wegfuhr. Er hatte seinen Marsch einen Theil der Nacht fortgesetzt und nur ein paar Stunden in Melun geschlafen; er war so beklommen, daß er Herrn von Richelieu in seinem Wagen nicht sah und nicht einmal die Livrée erkannte.

Er wandte sich gerade nach dem Gitter des Parks, wo er am Tage seiner Abreise von Andrée Abschied genommen hatte, wo damals das Mädchen, ohne einen Grund der Betrübniß, denn die Wohlfahrt der Familie stand auf einer erfreulichen Höhe, die prophetischen Dünste einer unbegreiflichen Traurigkeit in sein Gehirn steigen fühlte.

Auch Philipp war an jenem Tage auf eine abergläubige Weise von den Schmerzen von Andrée berührt worden; doch allmähig, da der Geist wieder seine Selbstbeherrschung gewonnen, hatte er das Joch abgeschüttelt, und durch einen seltsamen Zufall war es Philipp, der, im Ganzen ohne Grund, zu derselben Stelle derselben Bangigkeit preisgegeben zurückkehrte, und zwar leider, ohne daß er in seinem Innern einen wahrscheinlichen Trost für diese unüberwindliche Traurigkeit fand, welche eine Ahnung zu sein schien, da sie keine Ursache hatte.

In dem Augenblick, wo sein Pferd das Geräusch mit den Funken aus den Kieselsteinen der Allee hervorspringen machte, kam Jemand, ohne Zweifel durch dieses Geräusch angelockt, aus den geschnittenen Buchenwänden hervor.

Es war Gilbert, der ein Gartenmesser in der Hand hielt.

Der Gärtner erkannte seinen ehemaligen Herrn.

Philipp erkannte seinerseits Gilbert.

Gilbert irrte so seit einem Monat umher; seit einem Monat wußte er wie eine Seele im Fegefeuer nicht, wo er Halt machen sollte.

Gewandt, wie er in Ausführung seiner Gedanken war, suchte er an diesem Tag emsig Standpunkte in den Alleen, um den Pavillon oder das Fenster von Andrée zu erschauen, und um beständig einen Blick auf dieses Haus zu haben, ohne daß ein anderer Blick seine Bangigkeiten, seinen Schauer und seine Seufzer wahrnahm.

Das Gartenmesser in der Hand, um sich eine gewisse Haltung zu geben, lief er zwischen Buschwerk und Rabatten umher, schnitt bald mit Blüthen beladene Zweige ab, unter dem Vorwand, sie vom Ungeziefer zu reinigen, riß bald die ganz gesunde Rinde von jungen Linden, unter dem Vorwand, das Harz und den Gummi wegzunehmen, wobei er stets horchte, stets schaute, wünschte und sich sehnte.

Der junge Mann war seit dem abgelaufenen Monat sehr bleich geworden; die Jugend ließ sich

in seinem Gesicht nur noch an dem seltsamen Feuer seiner Augen und an der matten und ununterbrochenen Weiße seiner Haut erkennen; doch sein durch die Verstellung zusammengezogener Mund, sein schiefer Blick, die bebende Beweglichkeit seiner Gesichtsmuskeln gehörten schon den düsteren Jahren des reifen Alters an.

Gilbert erkannte, wie gesagt, Philipp und machte, indem er ihn erkannte, eine Bewegung, um in's Gebüsch zurückzukehren.

Doch Philipp ritt auf ihn zu und rief:

»Gilbert! he! Gilbert!«

Die erste Bewegung von Gilbert war es gewesen, zu entfliehen; noch eine Secunde, und der Schwindel des Schreckens und jenes Delirium ohne eine mögliche Erklärung, das die Alten, die für Alles eine Ursache suchten, dem Gott Pan zuschrieben, bemächtigten sich seiner und rissen ihn wie einen Narren durch die Alleen, durch die Gebüsch, durch die Buchenhecken und sogar in die Bassins fort.

Ein Wort voll Sanftmuth, das Philipp sprach, wurde zum Glück von dem scheuen Kinde gehört und begriffen.

»Du kennst mich also nicht, Gilbert?« rief ihm Philipp zu.

Gilbert begriff seine Thorheit und blieb stehen.

Dann kehrte er um, aber langsam und mißtrauisch.

»Nein, Herr Chevalier,« sagte der junge Mann ganz zitternd, »nein, ich erkannte Sie nicht; ich hielt Sie für einen von den Aufsehern, und da ich nicht bei meiner Arbeit bin, so befürchtete ich, wahrgenommen und zur Bestrafung aufgezeichnet zu werden.«

Philipp begnügte sich mit dieser Erklärung, stieg ab, schlang den Zügel seines Pferdes um seinen Arm, legte die andere Hand auf die Schulter von Gilbert, der sichtbar zitterte, und fragte:

»Was hast Du denn, Gilbert?«

»Nichts, gnädiger Herr,« antwortete dieser.

Philipp lächelte traurig und sprach:

»Du liebst uns nicht, Gilbert.«

Der junge Mann bebte zum zweiten Mal.

»Ja, ich begreife,« fuhr Philipp fort, »mein Vater hat Dich hart und ungerecht behandelt; doch ich, Gilbert?«

»Oh! Sie,« murmelte der junge Mann.

»Ich habe Dich stets geliebt, unterstützt.«

»Das ist wahr.«

»Vergiß also das Böse um des Guten willen; meine Schwester ist auch stets gut gegen Dich gewesen.«

»Oh! was das betrifft, nein,« erwiederte rasch der junge Mann mit einem Ausdruck, den Niemand hätte begreifen können; denn er enthielt eine Anklage gegen Andrée, eine Entschuldigung für ihn selbst, denn er brach wie der Stolz hervor, während er zugleich wie ein Gewissensbiß seufzte.

»Ja, ja,« sagte Philipp, »ja, ich verstehe, meine Schwester ist ein wenig hoffärtig, doch im Grunde ist sie gut.«

Dann nach einer Pause, denn dieses ganze Gespräch fand nur statt, um ein Wiedersehen zu

verzögern, das ihn eine Ahnung fürchten machte, fragte Philipp:

»Weißt Du, wo sie in diesem Augenblick ist, meine gute Andrée?«

Dieser Name berührte auf's Schmerzlichsste das Innere von Gilbert; er antwortete mit erstickter Stimme:

»Zu Hause, gnädiger Herr, wie ich glaube. Doch, wie soll ich es wissen . . .«

»Allein wie immer, und sich langweilend; arme Schwester!« unterbrach ihn Philipp.

»Allein in dieser Welt, ja, gnädiger Herr, aller Wahrscheinlichkeit nach, denn seit der Flucht von Nicole . . .«

»Wie, Nicole ist entflohen?«

»Ja, mit ihrem Liebhaber.«

»Mit ihrem Liebhaber?«

»Wenigstens so viel ich vermuthete,« sagte Gilbert, der einsah, daß er zu weit gegangen war. »Man sprach so in den Communs.«

»Wahrhaftig, Gilbert, das ist mir ganz unbegreiflich,« versetzte Philipp immer unruhiger. »Man muß Dir die Worte entreißen. Sei doch ein wenig liebenswürdiger. Du hast Geist, es fehlt Dir nicht an natürlichem Anstand, verdirb diese guten Eigenschaften nicht durch ein geheucheltes zurückstoßendes Wesen, durch eine Ungeschlachtheit, die sich für Deinen Stand nicht geziemt, die sich für keinen geziemen würde.«

»Aber, gnädiger Herr, ich weiß dies Alles, was Sie mich fragen, nicht, und wenn Sie nachdenken wollen, so werden Sie einsehen, daß ich es nicht wissen kann. Ich arbeite den ganzen Tag in den Gärten, und was man im Schloß thut, ist mir fremd.«

»Gilbert, Gilbert, ich glaubte, Du hättest Augen.«

»Ich?«

»Ja, und Du nähmest Antheil an denjenigen, welche meinen Namen führen: denn wie schlecht am Ende auch die Gastfreundschaft in Taverney gewesen ist, so hast Du sie doch genossen.«

»Ich interessire mich auch ungemein für Sie, Herr Philipp,« sagte Gilbert mit weicherem Stimmtone, denn die Milde von Philipp und ein anderes Gefühl, das dieser nicht begreifen konnte, hatten dieses scheue Herz besänftigt; »ja, ich liebe Sie, und deshalb sage ich Ihnen, daß Fräulein Andrée sehr krank ist.«

»Sehr krank! meine Schwester sehr krank!« rief Philipp voll Heftigkeit; »meine Schwester sehr krank, und Du hast mir das nicht sogleich gesagt!«

Und während er seinen abgemessenen Gang in einen raschen Lauf verwandelte, fragte er:

»Mein Gott, was fehlt ihr denn?«

»Oh! man weiß es nicht«

»Aber wie kam es? . . .«

»Ich weiß nur, daß sie heute dreimal mitten unter den Blumenbeeten ohnmächtig geworden ist, und zu dieser Stunde hat sie der Arzt der Frau Dauphine schon besucht und der Herr Baron ebenfalls.«

Philipp hörte nicht mehr; seine Ahnungen hatten sich verwirklicht, und der wahren Gefahr gegenüber fand er wieder seinen Muth.

Er ließ sein Pferd in den Händen von Gilbert und lief in der größten Eile nach dem Gebäude der Communs.

Als Gilbert allein war, führte er rasch das Pferd in den Stall und entfloh wie jene scheuen oder schädlichen Vögel, welche nie im Bereiche des Menschen bleiben wollen.

CXLI.

Der Bruder und die Schwester.

Philipp fand seine Schwester auf dem kleinen Sopha liegend, von dem wir schon zu sprechen Gelegenheit gehabt haben.

Als der junge Mann in das Vorzimmer kam, bemerkte er, daß Andrée alle Blumen sorgfältig entfernt hatte, sie, die dieselben so sehr liebte; denn seit ihrem Unwohlsein verursachten ihr die Blumen unerträgliche Schmerzen und sie schrieb dieser Reizung der Gehirnfibern alle die Unpäßlichkeiten zu, die bei ihr seit vierzehn Tagen auf einander gefolgt waren.

In dem Augenblick, wo Philipp eintrat, träumte Andrée; ihre mit einer Wolke beladene Stirne war schwerfällig gesenkt und ihre Augen irrten in ihrer schmerzhaften Höhle. Ihre Hände hingen zu Boden, und obgleich in dieser Lage das Blut hätte hinabfallen müssen, waren doch ihre Hände so weiß, wie die eines Wachsbildes.

Ihre Unbeweglichkeit war so groß, daß sie scheinbar nicht mehr lebte, und daß man, um sich zu überzeugen, sie sei nicht todt, ihren Athem hören mußte.

Philipp war immer rascher gegangen seit dem Augenblick, wo ihm Gilbert gesagt hatte, seine Schwester sei krank, so daß er ganz keuchend unten an die Treppe kam; doch hier hatte er einen Halt gemacht, die Vernunft war wieder zu ihm zurückgekehrt, und er war die Stufen mit ruhigerem Schritte hinaufgestiegen, so daß er an der Schwelle des Zimmers nur noch den Fuß geräuschlos und beinahe ohne Bewegung aufsetzte, als wäre er ein Sylphe gewesen.

Er wollte sich durch sich selbst mit jener den Leuten, welche lieben, eigenthümlichen Besorgniß von der Krankheit durch die Symptome Rechenschaft geben. Er kannte Andrée als so zart und so gut, daß er wußte, sie würde sogleich, nachdem sie ihn gesehen und gehört, ihrer Geberde und ihrer Haltung Zwang anthun, um ihn nicht zu beunruhigen.

Philipp öffnete daher bei seinem Eintritt die Glathüre so sachte, daß es Andrée nicht hörte, und er befand sich mitten im Zimmer, ehe sie etwas vermuthete.

Philipp hatte also Zeit, sie anzuschauen, ihre Blässe, diese Unbeweglichkeit, diese Leblosigkeit wahrzunehmen; er sah den seltsamen Ausdruck dieser Augen, die sich in den leeren Raum versenkten, und beängstigter, als er es sein zu können glaubte, faßte er sogleich den Gedanken, das Geistige habe einen bedeutenden Antheil an den Leiden seiner Schwester.

Bei diesem Anblick, der einen Schauer in seinem Herzen erregte, konnte Philipp eine Bewegung des Schreckens nicht bewältigen.

Andrée schlug die Augen auf und erhob sich, einen gewaltigen Schrei ausstoßend, wie eine Todte, welche wieder erwacht; und ebenfalls ganz keuchend, hing sie sich ihrem Bruder an den Hals.

»Du, Philipp, Du,« sagte sie; und die Kraft verließ sie, ehe sie mehr zu sagen vermochte.

Was hätte sie auch Anderes sagen sollen, da sie nur dieses dachte?

»Ja, ja, ich,« antwortete Philipp, indem er sie umarmte und unterstützte, denn er fühlte, wie sie in seinen Armen zusammensank; »ich komme zurück und finde Dich krank. Ah! theure Schwester, was hast Du denn?«

Andrée lachte auf eine nervige Weise, welche Philipp mehr wehe that, als beruhigte, wie dies die Kranke wollte.

»Was ich habe, fragst Du mich? sehe ich denn krank aus, Philipp?«

»Oh! ja, Andrée, Du bist ganz bleich und zitternd.«

»Woran hast Du denn das gesehen? Ich bin nicht einmal unpäßlich; mein Gott! wer hat Dich denn so schlecht unterrichtet? wer hat die Albernheit begangen, Dich zu ängstigen? Wahrhaftig, ich weiß nicht, was Du damit sagen willst, ich befinde mich ganz vortrefflich, abgesehen von einigen leichten Schwindeln, welche vorübergehen werden, wie sie gekommen sind.«

»Aber Du bist so bleich, Andrée . . .«

»Habe ich denn gewöhnlich viel Farbe?«

»Nein, Du lebst wenigstens, während Du heute . . .«

»Es ist nichts.«

»Siehe Deine Hände, so eben glühten sie noch, und nun sind sie kalt wie das Eis.«

»Das ist ganz einfach, Philipp, als ich Dich eintreten sah . . .«

»Nun! . . .«

»Fühlte ich mich von einer so lebhaften Freude ergriffen, daß sich das Blut nach dem Herzen zurückzog . . . nichts Anderes.«

»Aber Du wankst, Andrée, Du hältst Dich an mir.«

»Nein, ich umarme Dich nur; willst Du nicht, daß ich Dich umarme, Philipp?«

»Oh! theure Andrée!«

Und er preßte das Mädchen an sein Herz.

In demselben Augenblick fühlte Andrée, daß sie ihre Kräfte abermals verließen; vergebens suchte sie sich an dem Halse ihres Bruders zu halten, ihre Hand sank starr und beinahe tott herab, und sie fiel wieder auf den Sopha, weißer als die Mousselinevorhänge, auf denen sich ihr reizendes Antlitz hervorhob.

»Siehst Du, siehst Du, daß Du mich getäuscht hast.« rief Philipp. »Ah! theure Schwester Du leidest, Du befindest Dich unwohl.«

»Den Flacon! den Flacon!« murmelte Andrée, während sie den Ausdruck ihres Gesichtes zu einem Lächeln zwang, das sie bis in den Tod begleitete.

Und ihr mattes Auge und ihre kaum erhobene Hand bezeichneten Philipp einen Flacon, der auf einem Tischchen in der Nähe des Fensters stand.

Philipp stürzte nach diesem Tischchen, die Augen beständig auf seine Schwester geheftet, die er nur mit Bedauern verließ.

Dann öffnete er das Fenster, kehrte rasch zu dem Mädchen zurück und hielt den Flacon unter die krampfhaft zusammengezogene Nase von Andrée.

»Gut, gut,« sagte sie, in langen Zügen Luft und Leben einathmend; »Du siehst, daß ich wieder erwacht bin; sprich, hältst Du mich für sehr krank?«

Doch Philipp dachte nicht einmal daran, zu antworten, er schaute seine Schwester an.

Andrée erholte sich allmählig, richtete sich auf ihrem Sopha auf, nahm zwischen ihre feuchten Hände die Hand von Philipp, und da nun ihr Blick sich milderte, da das Blut wieder in ihre Wangen stieg, erschien sie schöner, als sie je gewesen war.

»Ah! mein Gott,« sagte sie, »Du siehst wohl, Philipp, daß es vorbei ist, und ich wette, ohne die

Ueberraschung, die Du mir in so guter Absicht bereitet, wären die Krämpfe nicht wieder gekommen und ich wäre genesen; doch so vor mich treten, Du begreifst wohl, Philipp, vor mich, die ich Dich so sehr liebe, Dich, der Du die bewegende Kraft, das Ereigniß meines Lebens bist, das hieße mich tödten wollen, selbst wenn ich mich wohl befände.«

»Ja, dies Alles ist sehr freundlich und artig, Andrée; doch mittlerweile sage mir, welchem Umstand Du dieses Unwohlsein zuschreibst?«

»Was weiß ich, Freund, der Rückkehr des Frühlings, der Jahreszeit der Blumen; Du weißt, wie leicht meine Nerven angegriffen werden; schon gestern hat mich der Geruch des persischen Flieders im Garten beinahe erstickt: Du weißt wie diese herrlichen Blumen, die sich im Frühlingswind schaukeln, berauschende Düfte verbreiten; nun! gestern . . . oh! mein Gott! Philipp, ich will nicht mehr daran denken, denn das Uebel würde mich, glaube ich, wieder erfassen.«

»Ja. Du hast Recht, und vielleicht ist es das; die Blumen sind sehr gefährlich; Du erinnerst Dich, daß es mir, als ich noch ein Kind war, einmal einfiel, mein Bett mit einem Gewinde von Flieder zu umgeben, den ich von der Hecke abschnitt . . . es sei dies so hübsch wie ein Ruhealtar, sagten wir damals; doch am andern Tag erwachte ich nicht, Du weißt es; am andern Tag hielt mich Jedermann für todt, nur Du nicht, die Du nie begreifen wolltest, ich habe Dich so verlassen, ohne Dir Lebewohl zu sagen, und Du allein warst es, arme Andrée . . . Du magst damals kaum sechs Jahre alt gewesen sein . . . Du allein warst es, die mich durch Küsse und Thränen ins Leben zurückrief.«

»Und durch Luft, Philipp, denn die Luft ist es, was man unter solchen Umständen braucht; an Luft scheint es mir immer zu fehlen.«

»Ah! meine Schwester, meine Schwester, Du erinnerst Dich dessen wohl nicht mehr, und hast Dir Blumen in Dein Zimmer bringen lassen.«

»Nein, Philipp, nein, es sind wahrhaftig vierzehn Tage, daß kein Maßliebchen mehr hierhergekommen ist; ich, die ich die Blumen so sehr liebte, habe seltsamer Weise einen Abscheu dagegen gefaßt. Doch lassen wir die Blumen. Ich hatte also die Migräne; Fräulein von Taverney hatte die Migräne, lieber Philipp, und was für eine glückliche Person ist Fräulein von Taverney! denn um dieser Migräne willen, welche eine Ohnmacht herbeiführte, interessirten sich die Stadt und der Hof für ihr Schicksal.«

»Wie so?«

»Allerdings, die Frau Dauphine hatte die Güte, mich zu besuchen. Oh! Philipp! welch eine reizende Beschützerin, welch eine zarte Freundin ist die Frau Dauphine! sie pflegte mich, sie hätschelte mich, sie brachte mir ihren ersten Arzt, und als dieser gewichtige Mann, dessen Sprüche unfehlbar sind, mir den Puls fühlte und die Augen und die Zunge beschaute, weißt Du, welches äußerste Glück ich da hatte?«

»Nein.«

»Es fand sich ganz einfach, daß ich nicht im Geringsten krank war, der Doctor Louis hatte mir nicht den unbedeutendsten Trank zu verordnen, nicht eine einzige Pille zu verschreiben, er, der jeden Tag, wie man sagt, Arme und Beine abschneidet, daß es Schauer erregt; Du siehst also, Philipp, ich befinde mich ganz wohl. Sprich nun, was hat Dich erschreckt?«

»Der alberne kleine Gilbert, bei Gott!«

»Gilbert?« versetzte Andrée mit einer sichtbaren Regung des Aergers.

»Ja, er hat mir gesagt, Du seist sehr krank.«

»Und Du hast diesem kleinen Dummkopf, diesem Müßiggänger, der zu nichts taugt, als um das Böse zu thun oder zu sagen, geglaubt?«

»Andrée, Andrée?«

»Nun?«

»Du erbleichst abermals.«

»Nein, dieser Gilbert reizt mich; ist es nicht genug, daß ich ihm auf meinem Weg begegne, ich muß auch noch von ihm hören, wenn er nicht da ist?«

»Ah! Du wirst abermals ohnmächtig.«

»Oh! ja, ja, mein Gott! . . . es ist aber auch . . .«

Und die Lippen von Andrée erbleichten und ihre Stimme stockte.

»Das ist seltsam,« murmelte Philipp.

Andrée strengte sich an und sprach:

»Nein, es ist nichts; merke nicht auf alle diese Blendungen, auf diese Nebel, Du siehst, ich bin wieder auf meinen Beinen, Philipp; wenn Du mir glauben willst, machen wir einen Gang mit einander, und in zehn Minuten bin ich genesen.«

»Ich glaube, Du täuschest Dich über Deine eigenen Kräfte, Andrée?«

»Nein, die Rückkehr von Philipp würde mir die Gesundheit geben, und wäre ich auch sterbend; wollen wir ausgehen, Philipp?«

»Sogleich, liebe Andrée,« sprach Philipp, der seine Schwester sachte zurückhielt; »Du hast mich noch nicht völlig beruhigt . . . setze Dich.«

»Es sei.«

Andrée sank wieder auf den Sopha und zog Philipp, den sie an der Hand hielt, zu sich.

»Und warum,« fuhr sie fort, »warum sieht man Dich so plötzlich, ohne daß Du eine Nachricht von Dir gegeben?«

»Antworte mir zuerst, liebe Andrée, warum Du mir zu schreiben aufgehört hast?«

»Ja, es ist wahr; doch erst seit einigen Tagen.«

»Seit vierzehn Tagen, Andrée.«

Andrée neigte das Haupt.

»Nachlässige!« sagte Philipp mit einem sanften Vorwurf.

»Nein, aber Leidende, Philipp, Du hast Recht, mein Unwohlsein geht auf den Tag zurück, wo Du Nachricht von mir zu erhalten aufgehört hast; seit jenem Tag haben mir die liebsten Dinge eine Anstrengung, einen Widerwillen bereitet.«

»Nun, ich bin mitten unter dem Allem sehr erfreut über das Wort, das Du vorhin gesagt hast.«

»Welches Wort?«

»Du hast gesagt, Du seist sehr glücklich; desto besser, denn wenn man hier an Dich denkt und Dich liebt, ist doch nicht dasselbe für mich der Fall.«

»Für Dich?«

»Ja, für mich, der ich hier völlig, selbst sogar von meiner Schwester, vergessen wurde.«

»Oh! Philipp.«

»Solltest Du es glauben, meine liebe Andrée, daß ich seit meiner Abreise, die man mir als so

dringend bezeichnet hatte, keine Nachricht von dem angeblichen Regiment habe, von dem ich Besitz ergreifen sollte, und das mir der König durch Herrn von Richelieu und selbst durch meinen Vater versprechen ließ?«

»Oh! das wundert mich nicht,« sagte Andrée.

»Wie, das wundert Dich nicht?«

»Nein. Wenn Du wüßtest, Philipp . . . Herr von Richelieu und mein Vater sind ganz verwirrt, sie scheinen zwei Körper ohne Seele zu sein. Ich kann das Leben von allen diesen Leuten nicht begreifen. Am Morgen läuft mein Vater seinem alten Freund, wie er ihn nennt, nach; er treibt ihn nach Versailles zum König, dann kommt er zurück, um ihn hier zu erwarten, wo er seine Zeit damit hinbringt, daß er Fragen an mich richtet, die ich nicht verstehe. Der Tag vergeht, keine Nachricht. Da geräth Herr von Taverney in seinen großen Zorn. Der Herzog hintertreibt, der Herzog verräth, sagt er. Was hintertreibt der Herzog? wen verräth er? das frage ich Dich, denn ich weiß nichts davon, und ich gestehe, es liegt mir auch nichts daran, es zu erfahren. Herr von Taverney lebt so wie ein Verdammter in seinem Fegefeuer, indem er immer Etwas, was man ihm nicht bringt, Einen, der nie kommt, erwartet.«

»Doch der König, Andrée, der König?«

»Wie, der König?«

»Ja, der König, der uns so geneigt war?«

Andrée schaute furchtsam umher.

»Was hast Du?«

»Höre, der König, — laß uns leise sprechen, — ich halte den König für launenhaft, Philipp. Seine Majestät bezeugte mir Anfangs viel Theilnahme, wie Dir, wie unserem Vater, wie der Familie; doch plötzlich erkaltete diese Theilnahme, ohne daß ich errathen konnte, wie oder warum. Es ist eine Thatsache, daß mich Seine Majestät nicht mehr anschaut, daß sie mir sogar den Rücken zuwendet, und daß sie noch gestern, als ich beim Blumenbeet ohnmächtig wurde . . .«

»Ah! Du siehst, Gilbert hatte Recht, Du bist ohnmächtig geworden, Andrée?«

»Dieser elende kleine Herr Gilbert hatte in der That nöthig, Dir das zu sagen, es vielleicht aller Welt zu sagen. Was geht es ihn an, ob ich ohnmächtig werde, oder nicht werde. Ich weiß wohl, lieber Philipp,« fügte Andrée lachend bei, »es ist nicht schicklich, in einem königlichen Haus in Ohnmacht zu fallen, doch man wird nicht zu seinem Vergnügen ohnmächtig, und ich habe es nicht absichtlich gethan.«

»Ei! wer tadelt Dich denn deshalb?«

»Der König.«

»Der König?«

»Ja, Seine Majestät kam gerade aus Großtrianon durch den Obstgarten im unglückseligen Augenblick hervor. Ich lag ganz albern, ganz einfältig auf einer Bank in den Armen des guten Herrn von Jussieu ausgestreckt, der mir nach Kräften beistand, als mich der König erblickte. Du weißt, Philipp, die Ohnmacht raubt nicht jede Vorstellung, jedes Bewußtsein von dem, was um uns her vorgeht. Als mich der König erblickte, glaubte ich, so unempfindlich ich scheinbar war, ein Runzeln der Stirne, einen Blick des Zorns und einige sehr unverbindliche Worte, die der König zwischen den Zähnen brummelte, zu bemerken; dann entfernte sich Seine Majestät in aller Eile, sehr geärgert, wie ich glauben muß, darüber, daß ich mir in seinen Gärten unwohl zu

werden erlaubt hatte. Doch in der That, Philipp, ich war nicht daran Schuld.«

»Armes Mädchen,« rief Philipp, liebevoll seiner Schwester die Hände drückend, »ich glaube wohl, daß Du nicht daran Schuld warst; doch hernach?«

»Das ist das Ganze, mein Freund; und Herr Gilbert hätte mich mit seinen Erläuterungen verschonen müssen.«

»Ah! nun schmähest Du abermals das arme Kind.«

»Ja wohl, übernimm Du doch die Vertheidigung von diesem reizenden Jungen.«

»Andrée, ich bitte Dich, sei nicht so hart gegen Gilbert, Du verletzt ihn auf das Empfindlichste, Du gehst mit einer schmerzlichen Heftigkeit gegen ihn zu Werk, wie ich selbst gesehen habe . . . Oh! mein Gott, mein Gott! Andrée, was hast Du wieder?«

Diesmal fiel Andrée rückwärts auf die Kissen des Sopha, ohne ein Wort von sich zu geben; diesmal konnte sie der Flacon nicht zu sich bringen; man mußte warten, bis die Blendung vorüber und der Kreislauf wiederhergestellt war.

»Offenbar,« flüsterte Philipp, »offenbar, meine Schwester, leidest Du so, daß Du Menschen erschreckst, welche muthiger sind, als ich, wenn es sich um Deine Schmerzen handelt; Du magst sagen, was Du willst, diese Unpäßlichkeit scheint mir nicht so leicht behandelt werden zu dürfen, als Du vorgibst.«

»Aber Philipp, da der Doctor erklärt hat . . .«

»Der Doctor überzeugt mich nicht und wird mich nie überzeugen, wenn ich ihn nicht selbst gesprochen habe. Wo sieht man diesen Doctor?«

»Er kommt jeden Tag nach Trianon.«

»Zu welcher Stunde? etwa am Morgen?«

»Morgens und Abends, wenn er den Dienst hat.«

»Hat er gegenwärtig den Dienst?«

»Ja, mein Freund, und auf den Schlag sieben Uhr, denn er ist sehr pünktlich, wird er die Freitreppe hinaufgehen, die nach der Wohnung der Frau Dauphine führt.«

»Gut,« sagte Philipp ruhiger, »ich werde bei Dir warten.«

CXLII.

Mißgriff.

Philipp verlängerte das Gespräch, scheinbar ohne Absicht, während er aus dem Augenwinkel seine Schwester beobachtete, welche genug Selbstbeherrschung zu gewinnen suchte, um ihn nicht durch neue Ohnmachten zu beängstigen.

Philipp sprach viel von seinen Täuschungen, vom Vergessen des Königs, von der Unbeständigkeit von Herrn von Richelieu, und als man sieben Uhr schlagen hörte, ging er ungestüm weg, ohne sich viel darum zu bekümmern, daß Andrée errathen dürfte, was er thun wollte.

Er schritt gerade auf den Pavillon der Königin zu und blieb entfernt genug, um nicht von den Leuten vom Dienst angerufen zu werden, nahe genug stehen, daß Niemand vorübergehen könnte, ohne daß er, Philipp, die vorübergehende Person erkannte.

Er war noch keine fünf Minuten da, als er die steife, beinahe majestätische Gestalt des Doctors, den Andrée ihm bezeichnet hatte, auf sich zukommen sah. Der Tag neigte sich, und so schwer ihm auch das Lesen werden mußte, blätterte doch der würdige Doctor in einer kurz zuvor erst in Cöln erschienenen Abhandlung über Magenlähmung. Allmählig wurde es immer dunkler um ihn her, und der Doctor errieth schon mehr, als er las, da fing ein wandelnder und undurchsichtiger Körper vollends das auf, was den Augen des gelehrten Arztes noch an Licht blieb.

Er schaute empor, sah einen Mann vor sich und sagte:

»Was gibt es?«

»Verzeihen Sie, mein Herr,« erwiderte Philipp, »habe ich die Ehre, mit dem Herrn Doctor Louis zu reden?«

»Ja, mein Herr,« antwortete der Doctor sein Buch schließend.

»Dann ein Wort, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr.«

»Mein Herr, entschuldigen Sie mich, mein Dienst ruft mich zu der Frau Dauphine. Es ist die Stunde, wo ich mich zu ihr begeben muß, und ich kann nicht auf mich warten lassen.«

»Mein Herr . . . (hier macht Philipp eine Bewegung der Bitte, um sich dem Weitergehen des Doctors zu widersetzen), mein Herr, die Person, für welche ich Ihre Bemühung in Anspruch nehme, ist im Dienst der Frau Dauphine. Sie leidet ungemein, während die Frau Dauphine nicht krank ist.«

»Von wem sprechen Sie?« fragte der Doctor.

»Von einer Person, bei der Sie von der Frau Dauphine selbst eingeführt worden sind.«

»Ah! ah! sollte zufällig von Fräulein Andrée von Taverney die Rede sein?«

»Ganz richtig, mein Herr.«

»Ah! ah!« machte der Doctor, den Kopf erhebend, um den jungen Mann anzuschauen.

»Sie wissen also, daß sie leidend ist?«

»Ja, Krämpfe, nicht wahr?«

»Beständige Ohnmachten, ja, mein Herr. Heute ist sie im Verlauf von einigen Stunden drei bis viermal in meinen Armen ohnmächtig geworden.«

»Geht es schlimmer bei der jungen Dame?«

»Ach! ich weiß es nicht; doch Sie begreifen, Doctor, wenn man die Leute liebt . . .«

»Sie lieben Fräulein Andrée von Taverney?«

»Oh! mehr als mein Leben, Doctor.«

Philipp sprach diese Worte mit einer solchen Begeisterung brüderlicher Liebe, daß sich der Doctor in ihrer Bedeutung täuschte.

»Ah! ah!« sagte er, »Sie sind also . . .«

Zögernd hielt der Doctor inne.

»Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?« fragte Philipp.

»Sie sind also der . . .«

»Wer soll ich denn sein, mein Herr?«

»Ei! bei Gott! der Liebhaber,« erwiderte der Doctor voll Ungeduld.

Philipp machte zwei Schritte rückwärts, fuhr mit der Hand nach der Stirne und wurde bleich wie der Tod.

»Mein Herr,« sagte er, »nehmen Sie sich in Acht, Sie beleidigen meine Schwester.«

»Ihre Schwester? Fräulein von Taverney ist Ihre Schwester?«

»Ja, mein Herr, und ich glaube nichts gesagt zu haben, was auf Ihrer Seite zu einem so seltsamen Mißgriff Anlaß geben konnte.«

»Entschuldigen Sie mich, mein Herr, die Stunde, in der Sie mich angehen, das geheimnißvolle Wesen, mit dem Sie das Wort an mich richteten . . . ich glaubte, ich vermuthete, eine zärtlichere Theilnahme, als die brüderliche . . .«

»Oh! mein Herr, ein Geliebter oder ein Gatte wird meine Schwester nicht tiefer und inniger lieben, als ich sie liebe.«

»Sehr gut, in diesem Fall begreife ich, daß Sie meine Vermuthung verletzt hat, und ich bitte Sie um Entschuldigung; wollen Sie mir erlauben, mein Herr . . .«

Hier machte der Doctor eine Bewegung, um vorüberzugehen.

»Doctor,« sprach Philipp, »ich flehe Sie an, verlassen Sie mich nicht, ohne mich über den Zustand meiner Schwester beruhigt zu haben.«

»Aber was hat Sie denn bei diesem Zustand beunruhigt?«

»Ei! mein Gott, das, was ich selbst gesehen.«

»Sie haben Symptome gesehen, welche eine Unpäßlichkeit offenbaren . . .«

»Eine ernste, Doctor?«

»Je nachdem.«

»Hören Sie, Doctor, es liegt in dem Allem etwas Seltsames . . . man wollte glauben, Sie wollen, Sie mögen mir nicht antworten.«

»Nehmen Sie lieber an, mein Herr, ungeduldig wie ich bin, mich zur Frau Dauphine zu begeben, die mich erwartet . . .«

»Doctor, Doctor,« sprach Philipp, mit der Hand über seine von Schweiß triefende Stirne fahrend, »Sie hielten mich für den Liebhaber von Fräulein von Taverney.«

»Ja, doch Sie haben mich enttäuscht.«

»Sie denken also, Fräulein von Tavernes habe einen Geliebten?«

»Verzeihen Sie, ich bin Ihnen keine Rechenschaft von meinen Gedanken schuldig.«

»Doctor, haben Sie Mitleid mit mir; Doctor, es ist Ihnen ein furchtbares Wort entschlüpft, ein Wort, das in meinem Herzen geblieben ist, wie die abgebrochene Klinge eines Dolches; Doctor, suchen Sie mich nicht auf eine andere Fährte zu bringen; vergebens sind Sie ein zarter und gewandter Mann; Doctor, was für eine Krankheit ist es, über die Sie dem Geliebten Auskunft schuldig waren, während Sie dieselbe vor einem Bruder verbergen wollen? Doctor, ich flehe Sie an, antworten Sie mir.«

»Ich bitte Sie im Gegentheil, mich der Antwort zu überheben, mein Herr, denn aus der Art und Weise, wie Sie mich fragen, ersehe ich, daß Sie nicht Ihrer Herr sind.«

»Oh! mein Gott, Sie begreifen also nicht, mein Herr, daß mich jedes Ihrer Worte weiter gegen den Abgrund treibt, den ich zu erschauen zittere.«

»Mein Herr!«

»Doctor,« rief Philipp mit neuer Heftigkeit, »Sie sagen also hiemit, Sie haben mir ein so furchtbares Geheimniß zu enthüllen, daß ich meiner ganzen Kaltblütigkeit, meines ganzen Muthes bedürfe, um es anzuhören?«

»Ich weiß nicht, durch welche Voraussetzung Sie sich so verwirren lassen, Herr von Taverney; ich habe nichts von dem Allem gesagt.«

»Oh! Sie thun hundertmal mehr, als wenn Sie mir etwas sagen würden! . . . Sie lassen mich Dinge glauben! Oh! das ist nicht menschenfreundlich, Doctor; Sie sehen, daß ich mir das Herz vor Ihnen zermartere; Sie sehen, daß ich bitte, daß ich stehe; sprechen Sie doch; hören Sie, ich schwöre Ihnen, ich habe kaltes Blut, ich habe Muth . . . Diese Krankheit, diese Schande vielleicht . . . Oh! mein Gott! Sie unterbrechen mich nicht, Doctor!«

»Herr von Taverney, ich habe weder der Frau Dauphine, noch Ihrem Vater, noch Ihnen etwas gesagt; fragen Sie mich nichts mehr.«

»Ja, ja; . . . doch Sie sehen, daß ich Ihr Stillschweigen deute; Sie sehen, daß ich Ihrem Gedanken auf dem düstern, unseligen Weg, wo er sich vertieft, folge; halten Sie mich wenigstens auf, wenn ich irre gehe.«

»Leben Sie wohl, mein Herr,« sprach der Doctor.

»Oh! Sie werden mich nicht so verlassen, ohne mir ja oder nein zu sagen. Ein Wort, ein einziges Wort, das ist Alles, was ich von Ihnen verlange.«

Der Doctor blieb stehen.

»Mein Herr,« sagte er, »so eben, und das hat den unseligen Mißgriff herbeigeführt, der Sie beleidigt . . .«

»Sprechen wir nicht mehr hievon.«

»Im Gegentheil, sprechen wir hievon; so eben sagten Sie mir, Fräulein von Taverney sei Ihre Schwester. Doch etwas vorher haben Sie mir mit einer Begeisterung, die meinen Irrthum veranlaßte, gesagt, Sie lieben Fräulein Andrée mehr als Ihr Leben.«

»Das ist wahr.«

»Wenn Ihre Liebe für sie so groß ist, so muß sie dieselbe durch eine Erwiderung belohnen.«

»Oh! mein Herr, Andrée liebt mich, wie mich Niemand auf dieser Welt liebt.«

»Wohl! dann kehren Sie zu ihr zurück, befragen Sie sie auf dem Wege, wo ich sie zu verlassen genöthigt bin, und wenn Sie Fräulein Andrée liebt, wie Sie sie lieben, so wird sie Ihre Fragen beantworten. Es gibt viele Dinge, die man einem Freunde sagt, die man aber einem Arzte nicht sagt; sie wird sich vielleicht herbeilassen, Ihnen zu sagen, was ich Sie nicht um einen Finger meiner Hand durch eine Aeußerung von mir vermuthen lassen möchte. Guten Abend, mein Herr.«

Und der Doctor machte abermals eine Bewegung gegen den Pavillon.

»Oh! nein, nein, das ist unmöglich!« rief Philipp, wahnsinnig vor Schmerz und jedes seiner Worte durch ein Schluchzen unterbrechend; »nein, Doctor, ich habe schlecht gehört; nein, Sie können mir das nicht gesagt haben.«

Der Doctor machte sich sachte los und sprach mit einem sanften, mitleidvollen Wesen:

»Thun Sie, was ich Ihnen gerathen habe, Herr von Taverney, und glauben Sie mir, es ist das Beste, was Sie thun können.«

»Oh! bedenken Sie doch, Ihnen glauben heißt auf die Religion meines ganzen Lebens verzichten, heißt einen Engel anklagen und Gott versuchen, Doctor; wenn Sie verlangen, daß ich glauben soll, beweisen Sie wenigstens, beweisen Sie.«

»Gott befohlen, mein Herr.«

»Doctor!« rief Philipp in Verzweiflung.

»Nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie mit dieser Heftigkeit sprechen, werden Sie bekannt machen, was ich Jedermann zu verschweigen mir gelobt hatte, und was ich gern auch vor Ihnen verborgen hätte.«

»Ja, ja, Sie haben Recht, Doctor,« sagte Philipp mit so leiser Stimme, daß der Hauch erstarb, wie er von seinen Lippen kam; »doch die Wissenschaft kann sich täuschen, und Sie gestehen, daß Sie sich selbst zuweilen getäuscht haben.«

»Selten, mein Herr,« erwiderte der Doctor; »ich bin ein Mann von ernsten Studien, und mein Mund sagt nicht ja, sagen nicht meine Augen und mein Geist, ich habe gesehen, ich weiß, ich bin sicher Ja, gewiß, Sie haben Recht, mein Herr, zuweilen konnte ich mich täuschen, wie sich jedes schwache Geschöpf täuscht; doch aller Wahrscheinlichkeit nach ist es diesmal nicht der Fall. Ruhe, mein Herr, und trennen wir uns.«

Aber Philipp konnte sich nicht so fügen; er legte seine Hand auf den Arm des Doctors mit einer Miene so tiefen Flehens, daß dieser stehen blieb.

»Eine letzte Bitte, mein Herr,« sagte Philipp; »Sie sehen, in welcher Verwirrung sich mein Geist befindet; ich fühle etwas wie Wahnsinn in mir; um zu wissen, ob ich leben oder sterben soll, bedarf ich einer Bestätigung der Wirklichkeit, die mich bedroht. Ich kehre zu meiner Schwester zurück, ich werde nur mit ihr sprechen, wenn Sie sie noch einmal gesehen haben . . . überlegen Sie . . .«

»Es ist Ihre Sache, zu überlegen, mein Herr, denn ich habe dem, was ich gesagt, kein Wort mehr beizufügen.«

»Mein Herr, versprechen Sie mir . . . mein Gott! das ist eine Bitte, die der Henker dem Opfer nicht abschlagen würde . . . versprechen Sie mir, nach Ihrem Besuch bei Ihrer Hoheit der Frau Dauphine zu meiner Schwester zu kommen; Doctor, im Namen des Himmels versprechen Sie mir das!«

»Es ist unnöthig, mein Herr; doch da Ihnen so viel daran gelegen ist, so ist es meine Pflicht,

Ihrem Wunsch zu entsprechen; sobald ich die Frau Dauphine verlasse, besuche ich Ihre Schwester.«

»Oh! Dank, Dank. Ja, kommen Sie, und Sie werden dann selbst zugestehen, daß Sie sich getäuscht haben.«

»Ich wünsche es von ganzem Herzen, mein Herr, und wenn ich mich getäuscht, werde ich es mit Freuden bekennen. Guten Abend.«

Endlich freigegeben, entfernte sich der Doctor und ließ Philipp auf der Esplanade zurück, Philipp, der vor Fieber zitterte, von kaltem Schweiß Übergossen war, und im Taumel des Wahnsinns weder den Ort, wo er sich befand, noch den Mann, mit dem er gesprochen, noch das Geheimniß, das er erfahren, mehr kannte.

Einige Minuten lang schaute er, ohne zu begreifen, den Himmel, der sich allmählig mit Sternen besäte, und den Pavillon an, dessen Fenster sich beleuchteten.

CXLIII.

Verhör.

Sobald Philipp wieder zum Bewußtsein kam, sobald es ihm wieder sich zum Herrn seiner Vernunft zu machen gelungen war, wandte er sich nach der Wohnung von Andrée.

Doch in demselben Maß, in welchem er dem Pavillon näher kam, verschwand allmählig das Gespenst seines Unglücks; es kam ihm vor, als hätte er einen Traum gehabt, und nicht als hätte er einen Augenblick mit der Wirklichkeit gekämpft. Je mehr er sich vom Doctor entfernte, desto ungläubiger wurde er gegen seine Drohungen. Sicherlich hatte sich die Wissenschaft getäuscht, aber die Tugend war nicht gefallen.

Hatte ihm nicht der Doctor dadurch vollkommen Recht gegeben, daß er zu seiner Schwester zurückzukehren versprochen?

Als aber Philipp Andrée gegenüberstand, war er so verändert, so bleich, so entsetzt, daß nun seine Schwester über ihn in Besorgniß gerieth und sich fragte, wie in so kurzer Zeit eine solche Veränderung an ihm habe vorgehen können.

Nur Eines konnte eine solche Wirkung auf Philipp hervorgebracht haben.

»Mein Gott! mein Bruder,« fragte Andrée, »ich bin also sehr krank?«

»Warum?« versetzte Philipp.

»Weil die Berathung mit dem Doctor Louis Dich erschreckt hat.«

»Nein, meine Schwester, der Doctor ist nicht unruhig, und Du hast mir die Wahrheit gesagt. Ich habe sogar große Mühe gehabt, ihn zu bestimmen, wiederzukommen.«

»Ah! er kommt?«

»Ja, er kommt; das wird Dir nicht unangenehm sein. Andrée?«

Philipp tauchte seine Blicke in die des Mädchens, während er diese Worte sprach.

»Nein,« antwortete sie ganz einfach, »wenn Dich nur dieser Besuch ein wenig beruhigt, mehr verlange ich nicht; doch sage mir mittlerweile, woher kommt Deine furchtbare Blässe, die mich so sehr erschreckt?«

»Das beunruhigt Dich, Andrée?«

»Du fragst!«

»Du liebst mich also zärtlich, Andrée?«

»Was meinst Du?«

»Ich frage Dich, Andrée, ob Du mich immer noch liebst, wie in unserer Jugendzeit?«

»Oh! Philipp! Philipp!«

»Ich bin also für Dich eines der kostbarsten Wesen, die Du auf Erden hast?«

»Oh! das kostbarste, das einzige,« rief Andrée. Dann fügte sie erröthend und verwirrt bei:
»Entschuldige, Philipp, ich vergaß . . .«

»Nicht wahr, unser Vater, Andrée?«

»Ja.«

Philipp nahm seine Schwester bei der Hand und sprach, indem er sie zärtlich anschaute:

»Andrée, glaube nicht, daß ich Dich je tadeln würde, wenn Dein Herz eine Zuneigung in sich schloße, welche weder die Liebe wäre, die Du für Deinen Vater hegst, noch die, die Du für mich hast . . .«

Dann ihr näher rückend, fuhr er fort:

»Du bist in einem Alter, Andrée, wo das Herz der Mädchen lebhafter zu ihnen spricht, als sie es selbst wollen, und Du weißt, eine göttliche Vorschrift gebietet dem Weibe Vater und Mutter zu verlassen, um dem Mann zu folgen.«

Andrée schaute Philipp einen Augenblick an, als spräche er eine fremde Sprache, die sie gar nicht verstünde.

Dann lachte sie mit einer Naivetät, die nichts wiederzugeben vermöchte, und rief:

»Mein Mann! hast Du nicht von meinem Mann gesprochen, Philipp? Ei! mein Gott! er muß noch geboren werden, oder ich kenne ihn wenigstens nicht.«

Bewegt durch diesen so wahren Ausruf von Andrée, näherte sich ihr Philipp, schloß ihre Hand in die seinigen und sagte:

»Ehe man einen Mann hat, meine gute Andrée, hat man einen Bräutigam, einen Geliebten.«

Andrée schaute Philipp ganz erstaunt an und duldete es, daß der junge Mann seine gierigen Augen bis in die Tiefe ihres klaren jungfräulichen Blickes tauchte, in dem sich ihre ganze Seele spiegelte.

»Meine Schwester,« sprach Philipp, »seit Deiner Geburt hast Du mich für Deinen besten Freund gehalten; ich habe Dich meinerseits als meine einzige Freundin betrachtet; Du weißt, nie verließ ich Dich den Spielen meiner Kameraden zu Liebe. Wir sind mit einander groß geworden und nichts hat unser blindes gegenseitiges Vertrauen gestört; Andrée, warum mußtest Du Dich seit einiger Zeit so ohne alle Gründe und zuerst gegen mich verändern?«

»Ich habe mich gegen Dich verändert, Philipp? Erkläre Dich. In der That, ich begreife nichts von dem, was Du mir sagst, seitdem Du zurückgekommen bist.«

»Ja, Andrée,« sprach der junge Mann, während er sie an seine Brust preßte; »ja, meine süße Schwester, die Leidenschaften der Jugend sind auf die Neigungen der Kindheit gefolgt, und Du hast mich nicht mehr gut oder nicht mehr sicher genug gefunden, um mir Dein von der Liebe bewältigtes Herz zu zeigen.«

»Mein Bruder, mein Freund,« erwiderte Andrée immer mehr erstaunt, »was sagst Du mir denn da? Was sprichst Du denn zu mir von Liebe?«

»Andrée, ich greife muthig eine Frage voll Gefahr für Dich, voll Bangigkeit für mich selbst an. Ich weiß wohl, daß ich mich in Deinem Geist zu Grunde richte, wenn ich mir Dein Vertrauen in diesem Augenblick erbitte oder es von Dir fordere; doch ich will lieber, und glaube mir, es ist grausam für mich, dies zu sagen, ich will lieber fühlen, daß Du mich weniger liebst, als Dich dem Unglück bloßgestellt lassen, welches Dich bedroht, einem furchtbaren Unglück, wenn Du in dem Stillschweigen verharrst, das ich beklage und dessen ich Dich einem Bruder, einem Freund gegenüber nicht für fähig gehalten hätte.«

»Mein Bruder, mein Freund,« sagte Andrée, »ich schwöre Dir, daß ich Deine Vorwürfe durchaus nicht begreife.«

»Andrée, soll ich sie Dir begreiflich machen?«

»Oh! ja, gewiß.«

»Doch wenn ich, durch Dich ermuthigt, mit zu viel Schärfe spreche, wenn ich die Röthe auf Deiner Stirne hervorrufe, wenn ich die Scham auf Deinem Herzen lasten mache, dann schreibe es nur Dir selbst zu, Dir, die Du mich durch ungerechtes Mißtrauen genöthigt hast, bis im Grunde Deiner Seele zu wühlen, um ihr Dein Geheimniß zu entreißen.«

»Thue es, Philipp, und ich schwöre Dir, daß ich Dir nicht über das, was Du thun wirst, grollen werde.«

Philipp schaute seine Schwester an, stand ganz bewegt auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Es war zwischen der Anschuldigung, die er in seinem Innern gegen sie erhob, und der Ruhe des Mädchens ein so seltsamer Widerspruch, daß er nicht wußte, bei welchem Gedanken er beharren sollte.

Andrée schaute ihrerseits ihren Bruder mit Erstaunen an und erkaltete allmähig in der Berührung dieser Feierlichkeit, welche so sehr von dem sanften brüderlichen Ansehen verschieden war.

Ehe Philipp wieder das Wort genommen hatte, stand Andrée ebenfalls auf und schlang ihren Arm um den ihres Bruders.

Dann blickte sie ihn mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an und sagte:

»Höre, Philipp, schau mich an, wie ich Dich anschau!«

»Oh! sehr gern,« erwiderte der junge Mann, seine glühenden Augen auf Andrée heftend; »was willst Du mir sagen?«

»Ich will Dir sagen, Philipp, daß Du immer ein wenig eifersüchtig auf meine Freundschaft gewesen bist: das ist ganz natürlich, da ich meinerseits eifersüchtig auf Deine Bemühungen und Deine Zuneigung war; nun! schau mich an, wie ich Dir gesagt habe.«

Das Mädchen lächelte.

»Siehst Du ein Geheimniß in meinen Augen?« fuhr sie fort.

»Ja, ja, ich sehe eines,« erwiderte Philipp, »Du liebst Jemand?«

»Ich!« rief das Mädchen mit einem so natürlichen Erstaunen, daß die geschickteste Komödiantin sicherlich nicht im Stande gewesen wäre, den Ton dieses einzigen Wortes nachzuahmen.

Und sie lachte abermals.

»Ich liebe Jemand?« versetzte sie.

»Dann liebt man Dich?«

»Meiner Treue, das ist schlimm, denn in Betracht, daß sich die unbekannte Person nie gezeigt und folglich nie erklärt hat, ist dies eine rein verlorene Liebe.«

Nun, da er seine Schwester mit so viel Treuherzigkeit über diese Frage lachen und scherzen sah, da er das so durchsichtige Blau ihrer Augen, ihre so unschuldsvolle, so reine Haltung wahrnahm, sagte sich Philipp, der das Herz von Andrée mit einer gleichmäßigen Bewegung an seinem Herzen schlagen fühlte, ein Monat Abwesenheit könne keine solche Veränderung im Charakter eines tadellosen Mädchens hervorbringen; der Verdacht gegen die arme Andrée sei unwürdig, die Wissenschaft lüge; er gestand sich, der Doctor Louis habe eine Entschuldigung, da er weder die Reinheit, noch die trefflichen Instincte von Andrée kenne, da er glauben dürfe, sie gleiche allen den adeligen Mädchen, welche, geblendet durch unwürdige Beispiele oder fortgerissen durch die frühreife Hitze eines verdorbenen Blutes, der Jungfrauschaft ohne Bedauern, ohne Stolz entsagen.

Ein letzter Blick, den er auf Andrée warf, erklärte Philipp die Fehlbarkeit des Doctors. und er fühlte sich über seine Erklärung so glücklich, daß er seine Schwester umarmte wie jene Märtyrer, die, indem sie die Reinheit der Jungfrau Maria bekannten, zugleich auch ihren Glauben an ihren göttlichen Sohn bekannten.

In der Zeit dieser Wogungen seines Innern hörte Philipp auf der Treppe die Tritte des Doctor Louis, der getreu seinem Versprechen im Hause erschien.

Andrée bebte: in der Lage, in der sie sich befand, wurde Alles für sie ein Ereigniß.

»Wer kommt da?« fragte sie.

»Der Doctor Louis wahrscheinlich,« antwortete Philipp.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre, und der von Philipp mit so viel Angst erwartete Arzt trat in der That in das Zimmer ein.

Es war, wie gesagt, einer von den ernstesten, redlichen Männern, für welche die Wissenschaft ein Priesterthum ist, dessen Geheimnisse sie mit religiöser Ehrfurcht studiren.

In dieser ganz materialistischen Zeit suchte der Doctor Louis, eine seltene Erscheinung, unter den Krankheiten des Körpers die Krankheiten der Seele zu entdecken; er schritt geradezu und rücksichtslos auf diesem Wege fort, kümmerte sich wenig um Gerüchte und Hindernisse, und sparte seine Zeit, dieses Erbtheil der emsigen Leute, mit einem Geize, der ihn oft gegen die Müßigen und Schwätzer grob werden ließ.

Deshalb hatte er Philipp bei ihrem ersten Zusammentreffen auf eine so ungeschlachte Weise behandelt; er hatte ihn für einen von jenen nur mit galanten Abenteuern beschäftigten Höflingen gehalten, die dem Arzt schmeicheln, um sich Complimente über ihre Liebesheldenthaten machen zu lassen, und die ganz stolz darauf sind, daß sie eine Verschwiegenheit zu bezahlen haben. Sobald sich aber die Medaille drehte und der Doctor statt des mehr oder minder verliebten Gecken das düstere und bedrohliche Antlitz des Bruders erscheinen sah; sobald an der Stelle einer Unannehmlichkeit ein Unglück sichtbar wurde, fühlte sich der philosophische Arzt bewegt, und bei den letzten Worten von Philipp sagte der Doctor zu sich selbst:

»Ich konnte mich nicht nur täuschen, sondern ich wollte, ich hätte mich getäuscht.«

Deshalb hatte er dann auch, selbst ohne die dringende Bitte von Philipp, Andrée zu besuchen beschlossen, um sich durch eine schärfere, entscheidendere Prüfung über die Wahrscheinlichkeiten Rechenschaft zu geben, die ihm die erste Untersuchung geliefert.

Er trat also ein, und sein erster Blick, diese Besitznahme des Arztes und des Beobachters, heftete sich schon aus dem Vorzimmer auf Andrée, die er nicht mehr verließ.

War es durch den Anblick des Doctors veranlagte Aufregung, war es eine natürliche Erscheinung. Andrée wurde gerade von einem der Anfälle erfaßt, welche Philipp erschreckt hatten, und sie wankte und fuhr mit einer schmerzlichen Geberde mit ihrem Sacktuch an ihre Lippen.

Philipp, der ganz mit dem Empfang des Doctors beschäftigt war, hatte nichts gesehen.

»Doctor,« sagte er, »seien Sie willkommen und verzeihen Sie mir mein etwas brutales Wesen; als ich Sie vor einer Stunde anredete, war ich eben so aufgereggt, als ich in dieser Minute ruhig bin.«

Der Doctor hörte einen Augenblick auf, Andrée anzuschauen, und lenkte seine Beobachtung auf den jungen Mann, dessen freudiges Lächeln er analysirte.

»Sie haben mit Ihrer Fräulein Schwester gesprochen, wie ich es Ihnen gerathen?« fragte er.

»Ja, Doctor, ja.«

»Sie sind beruhigt?«

»Ich habe den Himmel mehr und die Hölle weniger im Herzen.«

Der Doctor nahm die Hand von Andrée und fühlte dem Mädchen lange den Puls.

Philipp schaute ihm zu und schien zu sagen:

»Oh! thun Sie es, Doctor, ich fürchte nun die Erklärungen des Arztes nicht mehr.«

»Nun! mein Herr?« fragte er mit triumphirender Miene.

»Herr Chevalier,« erwiderte der Arzt, »wollen Sie mich mit Ihrer Schwester allein lassen.«

Ganz einfach ausgesprochen, schlugen diese Worte den Stolz des jungen Mannes nieder.

»Wie! abermals?« sagte er.

Des Doctor machte eine Geberde.

»Es ist gut, ich verlasse Sie, mein Herr,« sprach Philipp mit düsterer Miene.

Dann zu seiner Schwester:

»Andrée sei redlich und offen gegen den Doctor.«

Das Mädchen zuckte die Achseln, als könnte es nicht einmal begreifen, was man zu ihm sagte.

Philipp fuhr fort:

»Während er Dich über Deine Gesundheitsumstände befragt, werde ich einen Gang im Park machen. Die Stunde, auf die ich mein Pferd bestellt habe, ist noch nicht gekommen, so daß ich Dich vor meinem Abgang noch einmal sehen und einen Augenblick mit Dir sprechen kann.«

Und er drückte Andrée die Hand und suchte dabei zu lächeln.

Aber es war für das Mädchen etwas Krampfhaftes, Gezwungenes in diesem Händedruck und in diesem Lächeln.

Der Doctor geleitete Philipp mit ernster Miene bis zur Thüre, die er schloß.

Wonach er zurückkam und sich auf denselben Sopha setzte, auf dem Andrée saß.

CXLIV.

Die Consultation.

Es herrschte außen das tiefste Stillschweigen.

Nicht ein Windhauch durchzog die Luft, nicht eine menschliche Stimme ertönte: die Natur war vollkommen ruhig.

Andererseits war der ganze Dienst von Trianon beendet.

Die Leute von den Ställen und Küchen waren in ihre Zimmer zurückgekehrt; der kleine Hof war öde und verlassen.

Andrée fühlte sich wohl im Grunde ihres Herzens bewegt durch die Wichtigkeit, welche Philipp und der Arzt ihrer Krankheit gaben.

Sie wunderte sich wohl über die Seltsamkeit der Rückkehr des Doctor Louis, der am Morgen die Krankheit für unbedeutend und die Anwendung von Arzneimitteln für unnöthig erklärt hatte; aber bei ihrer tiefen Unschuld war der glänzende Spiegel ihrer Seele nicht einmal getrübt durch den Hauch des Verdachts, der gegen Sie entstanden.

Plötzlich, nachdem er das Licht der Lampe auf sie gerichtet, nahm der Arzt ihre Hand wie ein Freund oder wie ein Beichtvater, und nicht mehr den Puls wie ein Arzt.

Diese unerwartete Bewegung setzte die empfindliche Andrée sehr in Erstaunen; sie war einen Augenblick nahe daran, ihre Hand zurückzuziehen.

»Mein Fräulein,« fragte der Arzt, »haben Sie mich wiederzusehen gewünscht, oder habe ich, indem ich hierherkam, nur dem Wunsche Ihres Bruders nachgegeben?«

»Mein Herr,« antwortete Andrée, »mein Bruder kehrte zurück und kündigte mir an, Sie würden wiederkommen; doch nach dem, was Sie mir diesen Morgen über die Bedeutungslosigkeit meiner Krankheit zu sagen die Güte hatten, würde ich mir nicht die Freiheit genommen haben, Sie abermals zu bemühen.«

Der Doctor verbeugte sich und fuhr fort:

»Ihr Bruder schien erhitzt, eifersüchtig auf seine Ehre und in gewissen Punkten unnachsichtig; deshalb wollten Sie sich ohne Zweifel ihm nicht eröffnen?«

Andrée schaute den Doctor an, wie sie Philipp angeschaut hatte.

»Auch Sie, mein Herr,« sprach Sie mit stolzer Miene.

»Verzeihen Sie, mein Fräulein, lassen Sie mich vollenden.«

Andrée machte eine Geberde, welche Geduld, oder vielmehr Resignation andeutete.

»Es ist also natürlich,« fuhr der Doctor fort, »daß Sie, den Schmerz des jungen Mannes bemerkend und seinen Zorn ahnend, hartnäckig Ihr Geheimniß bewahrten; doch mir gegenüber, mein Fräulein, der ich, glauben Sie es mir, ebenso sehr der Arzt der Seelen, als der des Körpers bin, mir gegenüber, der ich sehe und weiß, der ich Ihnen folglich die Hälfte des peinlichen Weges der Enthüllung erspare, kann ich mit Recht mehr Offenherzigkeit erwarten.«

»Mein Herr,« erwiederte Andrée, »hätte ich nicht das Gesicht meines Bruders sich verfinstern und den Charakter eines wahren Schmerzes annehmen sehen, befragte ich nicht Ihr ehrwürdiges

Aeußeres und den Ruf des Ernstes, in dem Sie stehen, so würde ich glauben, Sie seien Beide mit einander übereingekommen, eine Komödie auf meine Kosten zu spielen und mich in Folge der Consultation bewogen durch die Furcht, die Sie mir eingeflößt, eine sehr schwarze und sehr bittere Arznei nehmen zu lassen.«

Die Stirne faltend sprach der Doctor:

»Mein Fräulein, ich flehe Sie an, verharren Sie nicht auf diesem Wege der Verstellung.«

»Der Verstellung!« rief Andrée.

»Ist es Ihnen lieber, wenn ich sage Heuchelei?«

»Mein Herr, Sie beleidigen mich!« rief das Mädchen.

»Sagen Sie, ich errathe Sie.«

»Mein Herr!«

Andrée stand auf; doch der Doctor nöthigte sie sachte, sich wieder zu setzen.

»Nein!« fuhr er fort, »nein, mein Kind, ich beleidige Sie nicht, ich diene Ihnen; und wenn ich Sie überzeuge, rette ich Sie! . . . Es werden mich also weder Ihr zorniger Blick, noch die geheuchelte Entrüstung, die Sie belebt, in meinem Entschluß wankend machen.«

»Mein Gott! was wollen Sie, was verlangen Sie denn?«

»Gestehen Sie, oder ich bekomme bei meiner Ehre eine erbärmliche Meinung von Ihnen.«

»Mein Herr, noch einmal, mein Bruder ist nicht da, um mich zu vertheidigen, und ich sage Ihnen, daß Sie mich verletzen, daß ich Sie nicht verstehe, und fordere Sie auf, sich klarer, schärfer über diese vorgebliche Krankheit zu erklären.«

»Zum letzten Mal, mein Fräulein,« sprach der Doctor ganz erstaunt, »wollen Sie mir den Schmerz, Sie erröthen zu machen, ersparen?«

»Ich begreife Sie nicht, ich begreife Sie nicht, ich begreife Sie nicht,« wiederholte Andrée dreimal, und schaute dabei den Doctor mit Augen an, welche von Frage, von Herausforderung, und beinahe von Drohung funkelten.

»Nun! ich, ich begreife Sie, mein Fräulein; Sie zweifeln an der Wissenschaft und hoffen Ihren Zustand vor Jedermann zu verbergen; doch Sie täuschen sich, mit einem einzigen Worte schlage ich Ihren ganzen Stolz zu Boden: Sie sind schwanger! . . .«

Andrée stieß einen furchtbaren Schrei aus und fiel rückwärts auf den Sopha.

Auf diesen Schrei folgte das Geräusch der Thüre, welche heftig aufgestoßen wurde, und Philipp sprang, den Degen in der Faust, das Auge blutig, die Lippen zitternd, mitten ins Zimmer.

»Elender! Sie lügen!« rief er dem Doctor zu.

Der Doctor wandte sich langsam gegen den jungen Mann um, ohne den Puls von Andrée zu verlassen, welche halb todt unter seiner Hand bebte, und sprach mit einer verächtlichen Miene:

»Was ich gesagt habe, habe ich gesagt, mein Herr, und, entblößt oder in der Scheide, wird mich Ihr Degen nicht zu einer Lüge bewegen.«

»Doctor,« murmelte Philipp und ließ seinen Degen fallen.

»Sie haben gewünscht, daß ich durch eine zweite Untersuchung meine erste Beobachtung noch einmal prüfe, ich habe es gethan; die Gewißheit hat sich nun in mir festgestellt, und nichts wird sie meinem Herzen entreißen. Ich bedaure es lebhaft, junger Mann, denn Sie haben mir ebenso viel Theilnahme eingeflößt, als mir dieses Mädchen Abneigung durch seine Beharrlichkeit in der Lüge einflößt.«

Andrée blieb unbeweglich; doch Philipp machte eine Bewegung.

»Ich bin Familienvater, mein Herr,« fuhr der Doctor fort, »ich begreife, was Sie Alles leiden können, leiden müssen. Ich biete Ihnen meine Dienste an, wie ich Ihnen meine Verschwiegenheit gelobe. Mein Wort ist heilig, mein Herr, und Jedermann wird Ihnen sagen, daß ich mehr an meinem Wort, als an meinem Leben hänge.«

»Oh! mein Herr, es ist unmöglich!«

»Ich weiß nicht ob es unmöglich ist, aber es ist wahr. Gott befohlen, Herr von Taverney.«

Und der Doctor ging mit demselben langsamen, ruhigen Schritt weg, nachdem er liebevoll den jungen Mann angeschaut hatte, der sich vor Schmerz krümmte, und in dem Augenblick, wo sich die Thüre schloß, von den tiefsten Qualen ergriffen zwei Schritte von Andrée auf einen Stuhl sank.

Sobald sich der Arzt entfernt hatte, stand Philipp auf, schloß die Thüre der Hausflur, die des Zimmers, die Fenster, näherte sich Andrée, die ihn mit Erstaunen diese düsteren Vorkehrungen treffen sah, und sprach, die Arme über der Brust kreuzend:

»Du hast mich schändlich und albern getäuscht; schändlich, weil ich Dein Bruder bin, weil ich die Schwäche gehabt habe, Dich zu lieben, Dich Allem vorzuziehen, Dich höher als Alles zu schätzen, und weil dieses Vertrauen von meiner Seite wenigstens das Deinige in Ermanglung von Zärtlichkeit hervorrufen mußte; albern, weil heute das abscheuliche Geheimnis; das uns entehrt, in der Macht eines Dritten ist, weil es sich trotz Deiner Verschloßenheit vielleicht andern Augen geoffenbart hat, weil ich Dich endlich, wenn Du mir gleich am Anfang die Lage, in der Du Dich befindest, gestanden hättest, wenn nicht aus Zuneigung, doch wenigstens aus Selbstsucht vor der Schande bewahrt haben würde, denn indem ich Dich rettete, schonte ich mich. Hierin und dadurch hast Du Dich hauptsächlich verfehlt. Deine Ehre, so lange Du nicht verheirathet bist, gehört gemeinschaftlich denjenigen, deren Namen Du führst, das heißt befleckt. Ich bin nun nicht mehr Dein Bruder, da Du mir diesen Titel abgeleugnet hast; ich bin ein Mann, der dabei betheilt ist, Dir durch jedes mögliche Mittel das ganze Geheimniß zu entreißen, damit aus diesem Geständniß irgend eine Genugthuung für mich hervorgehe. Ich trete also voll Zorn und Entschlossenheit vor Dich und sage Dir: da Du schändlich genug warst, Deine Hoffnung auf eine Lüge zu setzen, so sollst Du bestraft werden, wie man die Schändlichen bestraft. Gestehe mir also Dein Verbrechen, oder . . .«

»Drohungen!« rief die stolze Andrée, »Drohungen einem Weibe!«

Und sie stand bleich und selbst drohend auf.

»Ja, Drohungen, nicht einem Weibe, sondern einem Geschöpf ohne Treu' und Glauben, ohne Ehre.«

»Drohungen!« fuhr Andrée fort, welche allmählig in Verzweiflung gerieth; »Drohungen mir, die ich nichts weiß, die ich nichts begreife, die ich Euch Alle wie blutgierige Narren anschau, die sich verbunden haben, um mich vor Kummer, wenn nicht vor Scham sterben zu machen!«

»Ja,« rief Philipp, »ja, stirb also, wenn Du nicht gestehst; stirb auf der Stelle, Gott richte Dich, und ich werde Dich schlagen!«

Und der junge Mann raffte krampfhaft seinen Degen auf und setzte rasch wie der Gedanke die Spitze seiner Schwester auf die Brust.

»Gut, gut, tödte mich,« rief Andrée, ohne daß sie über den Blitz erschrak, der aus der Klinge hervorzuckte, ohne daß sie den Schmerz des Stiches zu vermeiden suchte.

Und sie stürzte vor, wie vom Wahnsinn erfaßt, und ihr Sprung war so lebhaft, daß ihr der Degen die ganze Brust durchbohrt hätte, ohne den jähen Schrecken von Philipp und den Anblick einiger Tropfen Blutes, welche die um den Hals seiner Schwester gelegte Mousseline befleckten.

Der junge Mann war mit seinen Kräften und mit seinem Zorn zu Ende; er wich zurück, ließ das Eisen seinen Händen entschlüpfen, fiel schluchzend auf die Kniee, umschlang mit seinen Armen den Leib des Mädchens und rief:

»Andrée! Andrée! nein, nein, ich werde sterben. Du liebst mich nicht mehr, Du kennst mich nicht mehr, ich habe nichts mehr auf dieser Welt zu thun. Oh! Du liebst einen Andern so sehr, Andrée, daß Du den Tod einem in meinen Busen ergossenen Geständniß vorziehst? Oh! Andrée, nicht Du sollst sterben, ich werde sterben!«

Und er machte eine Bewegung, um zu fliehen; doch schon hatte ihn Andrer mit ihren beiden zitternden Händen am Halse gefaßt, schon bedeckte sie ihn mit Küssen, schon benetzte sie ihn mit ihren Thränen.

»Nein, nein,« rief sie. »Du hattest von Anfang Recht: Tödtete mich! tödtete mich, Philipp! denn man sagt, ich sei schuldig. Doch Du, der Du so edel, so rein, so gut bist, Du, den Niemand anklagt, lebe und beklage mich nur, statt mich zu verfluchen.«

»Wohl, meine Schwester,« sprach der junge Mann, »im Namen des Himmels, im Namen unserer früheren Freundschaft, befürchte nichts, weder für Dich, noch für denjenigen, welchen Du liebst; dieser, wer er auch sein mag, wird mir heilig sein, und wäre es mein grausamster Feind, wäre es der Letzte der Menschen. Doch ich habe keinen Feind, Andrée; doch Du bist so edlen Herzens und Geistes, daß Du Deinen Geliebten gut gewählt haben mußt. Ich werde den Mann Deiner Wahl aufsuchen, ich werde ihn meinen Bruder nennen. Du sagst nichts; eine Heirath zwischen Dir und ihm ist also unmöglich? Willst Du das sagen? Gut! es sei, ich werde mich fügen, ich werde meinen ganzen Schmerz für mich behalten, ich werde diese gebieterische Stimme der Ehre, welche Blut fordert, ersticken. Ich verlange nichts mehr von Dir, nicht einmal mehr den Namen dieses Mannes. Es sei, dieser Mann hat Dir gefallen, er ist mir theuer. Nur werden wir Frankreich verlassen und mit einander fliehen. Der König hat Dir, wie man mir sagt, einen reichen Schmuck geschenkt; wir verkaufen ihn; wir schicken die Hälfte des Preises unserem Vater. Mit der anderen Hälfte leben wir unbekannt; ich werde dann Alles für Dich sein, Andrée. Du wirst Alles für mich sein. Ich, ich liebe Niemand; Du siehst, daß ich Dir ergeben bin. Andrée, Du siehst, was ich thue; Du siehst, daß Du auf meine Freundschaft rechnen kannst; sprich, wirst Du mir nach dem, was ich Dir gesagt habe, abermals Dein Vertrauen verweigern? Sprich, wirst Du mich nicht Deinen Bruder nennen?«

Andrée hatte Alles, was der junge Mann gesagt, stillschweigend angehört. Nur das Schlagen ihres Herzens allein bezeichnete das Leben, nur ihr Blick deutete die Vernunft an.

»Philipp,« erwiderte sie nach einem langen Stillschweigen, »Du dachtest, ich liebe Dich nicht, armer Junge; Du dachtest, ich habe einen andern Mann geliebt; Du dachtest, ich habe das Gesetz der Ehre vergessen, ich, die ich ein Mädchen von edlem Blute bin und begreife, welche Pflichten dieses Wort hinsichtlich der Verirrungen auferlegt! . . . Mein Freund, ich verzeihe es Dir; ja, ja, vergebens hast Du mich für ehrlos gehalten, vergebens hast Du mich schändlich genannt; ja, ja, ich verzeihe Dir; doch ich werde Dir nicht verzeihen, wenn Du mich für so gottlos, für so niederträchtig hältst, daß Du glaubst, ich könnte Dir einen falschen Eid schwören. Ich schwöre Dir, Philipp, bei dem Gott, der mich hört, bei der Seele meiner Mutter, die mich leider, wie es scheint, nicht genug beschützt hat; ich schwöre Dir bei meiner glühenden Liebe für

Dich, daß nie ein Liebesgedanke meine Vernunft irregeleitet, daß nie ein Mann zu mir gesagt hat: ‚Ich liebe Dich;‘ daß nie ein Mund meine Hand geküßt hat; daß ich rein an Geist, jungfräulich an Wünschen bin, und dies wie am Tage meiner Geburt . . . Nun, Philipp, nun nehme Gott meine Seele, Du hast meinen Leib in Deinen Händen.«

»Es ist gut,« sprach Philipp nach langem Stillschweigen, »es ist gut, Andrée, ich danke Dir. Nun sehe ich klar bis in die Tiefe Deines Herzens. Ja, Du bist rein, unschuldig, theures Opfer; doch es gibt Zaubertränke, vergiftete Liebestränke; es wird Dir einer eine schändliche Falle gestellt haben; was der Lebenden Niemand hätte entreißen können, wird man Dir während Deines Schlafes geraubt haben. Du bist in eine Falle gerathen, Andrée; doch nun sind wir einig und folglich stark. Nicht wahr, Du wirst mir die Sorge für Deine Ehre und die Deiner Rache anvertrauen?«

»Oh! ja, ja,« sprach Andrée mit einem düsteren Feuer; »ja, ja, denn wenn Du mich rächst, wirst Du mich wegen eines Verbrechens rächen!«

»Wohl!« fuhr Philipp fort, »hilf mir, unterstütze mich. Suchen wir mit einander, steigen wir Stunde für Stunde die abgelaufenen Tage hinauf, folgen wir dem hilflichen Faden der Erinnerung, und bei dem ersten Knoten dieses dunklen Gewebes . . .«

»Oh! das will ich, das will ich, laß uns suchen.«

»Sprich, hast Du Einen bemerkt, der Dir folgte, Dich belauerte?«

»Nein.«

»Niemand hat Dir geschrieben?«

»Niemand.«

»Kein Mann hat Dir gesagt, er liebe Dich?«

»Keiner.«

»Die Frauen haben hiefür einen merkwürdigen Instinct; hast Du in Ermangelung von Briefen, in Ermangelung eines Geständnisses bemerkt, daß Einer nach Dir . . . beehrte?«

»Ich habe nie dergleichen bemerkt.«

»Liebe Schwester, suche in den Umständen Deines Lebens, in den geheimsten Einzelheiten.«

»Leite mich.«

»Hast Du einen Spaziergang allein gemacht?«

»Nie, so viel ich mich erinnere, wenn nicht um zur Frau Dauphine zu gehen.«

»Wenn Du Dich in den Park, in den Wald begabst?«

»Nicole begleitete mich immer.«

»Ah! was Nicole betrifft, sie hat Dich verlassen?«

»Ja,«

»An welchem Tag?«

»Am Tag Deiner Abreise, wie ich glaube.«

»Es war ein Mädchen von verdächtigen Sitten. Hast Du die einzelnen Umstände ihrer Flucht erfahren? Suche wohl.«

»Nein, ich weiß nur, daß sie mit einem jungen Mann weggegangen ist, der sie liebte.«

»Was war Deine letzte Beziehung zu diesem Mädchen?«

»Oh! mein Gott, gegen neun Uhr trat sie wie gewöhnlich in mein Zimmer; sie kleidete mich aus, sie bereitete mir mein Zuckerwasser und ging wieder weg.«

»Du hast nicht bemerkt, daß sie irgend Etwas in dieses Wasser mischte?«

»Nein; überdies hätte dieser Umstand keine Wichtigkeit, denn ich erinnere mich, daß ich in dem Augenblick, wo ich das Glas an meine Lippen setzte, eine seltsame Empfindung hatte.«

»Welche?«

»Dieselbe, die mich eines Tags in Taverney ergriff.«

»In Taverney?«

»Ja, bei der Durchreise des Fremden.«

»Welches Fremden?«

»Des Grafen von Balsamo.«

»Des Grafen von Balsamo? Und was für ein Gefühl war dies?«

»Oh! etwas wie ein Schwindel, wie eine Blendung, worauf ich alle meine Sinne verlor.«

»Und Du hast diesen Eindruck in Taverney empfunden, sagst Du?«

»Ja.«

»Unter welchen Umständen?«

»Ich war an meinem Klavier, ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe, ich schaute vor mich hin und erblickte den Grafen in einem Spiegel. Von diesem Augenblick an erinnere ich mich keines Umstandes mehr, wenn nicht, daß ich an meinem Klavier wieder erwachte, ohne die Zeit, die ich geschlafen hatte, ermessen zu können.«

»Sprich, ist dies das einzige Mal, daß Du diese seltsame Empfindung gehabt hast?«

»Ich hatte sie noch einmal, am Tage oder vielmehr in der Nacht des Feuerwerks. Ich wurde von dieser ganzen Menge auf dem Punkt, zermalmt, vernichtet zu werden, fortgerissen; ich raffte alle meine Kräfte zusammen, um zu kämpfen; plötzlich spannten sich meine steif gewordenen Arme ab, eine Wolke umhüllte meine Augen, doch ich hatte noch Zeit, durch diese Wolke denselben Mann zu sehen.«

»Den Grafen Balsamo?«

»Ja.«

»Und Du entschliefst?«

»Ich entschlief oder wurde ohnmächtig. Du weißt, wie er mich forttrug und wie er mich zu meinem Vater brachte.«

»Ja, ja; und in jener Nacht, in der Nacht der Flucht von Nicole hast Du ihn wiedergesehen?«

»Nein; doch ich empfand alle Symptome, welche seine Gegenwart andeuteten: dasselbe seltsame Gefühl, dieselbe Blendung, denselben Schwindel, dieselbe Betäubung, denselben Schlaf.« »Denselben Schlaf?«

»Ja, einen Schlaf mit Schwindel, dessen geheimnißvollen Einfluß ich erkannte, während ich kämpfte, und dem ich unterlegen bin.«

»Großer Gott!« rief Philipp, »fahre fort, fahre fort.«

»Ich entschlief.«

»Wo dies?«

»Auf meinem Bett, dessen bin ich sicher, und ich fand mich wieder auf dem Teppich, allein, leidend und eiskalt wie eine Todte, welche aus dem Grabe aufersteht. Als ich erwachte, rief ich Nicole, doch vergebens; Nicole war verschwunden.«

»Und dieser Schlaf war derselbe?«

»Ja.«

»Derselbe wie in Taverney? derselbe wie am Tag der Festlichkeiten ?«

»Ja. ja.«

»Die zwei ersten Male hattest Du, ehe Du unterlagst, diesen Joseph Balsamo, diesen Grafen von Fönix gesehen?«

»Vollkommen.«

»Und das dritte Mal sahst Du ihn nicht wieder?«

»Nein,« sprach Andrée voll Angst, denn sie fing an zu begreifen, »nein, doch ich errieth ihn.«

»Gut!« rief Philipp; »nun sei ruhig, sei unbesorgt, sei stolz, Andrée; ich kenne das Geheimniß; ich danke Dir, liebe Schwester, ich danke Dir! Ah ! wir sind gerettet!«

Philipp nahm Andrée in seine Arme, drückte sie zärtlich an sein Herz und stürzte, fortgerissen durch das Ungestüm seines Entschlusses, aus dem Zimmer, ohne warten oder hören zu wollen; er lief in den Stall, sattelte selbst sein Pferd, schwang sich auf seinen Rücken und schlug in aller Hast den Weg nach Paris ein.

25 bis 27. Bändchen.

CXLV.

Das Gewissen von Gilbert.

Alle diese von uns erzählten Ereignisse hatten einen furchtbaren Gegenschlag auf Gilbert hervorgebracht.

Die sehr zweideutige Empfindlichkeit dieses jungen Mannes wurde auf eine zu harte Probe gestellt, da er von irgend einer verborgenen Stelle aus, die er in einem Winkel der Gärten zu wählen wußte, jeden Tag die Fortschritte der Krankheit auf dem Gesichte und im Gang von Andrée wahrnahm; da diese Bläße, die ihn am Tage vorher beunruhigt hatte, am andern Tag noch viel bezeichnender, viel verrätherischer erschien, wenn sich Fräulein von Taverney bei den ersten Strahlen des Tags an ihr Fenster stellte. Wer dann den Blick von Gilbert beobachtet hätte, würde darin die charakteristischen Züge der Gewissensfolter, welche zu einer classischen Zeichnung bei den Malern des Alterthums geworden ist, nicht verkannt haben.

Gilbert liebte die Schönheit von Andrée und durch die Gegenwirkung haßte er sie. Diese glänzende Schönheit begründete in Verbindung mit so vielen andern Vorzügen eine neue Abgrenzungslinie zwischen ihm und dem Mädchen; doch diese Schönheit erschien ihm auch als ein neuer Schag für die Eroberung . . . Dies waren die Gründe seiner Liebe und seines Hasses, seines Verlangens und seiner Verachtung.

Doch von dem Tage, wo sich diese Schönheit trübte, wo die Züge von Andrée die Verräther eines Leidens oder einer Scham wurden; von dem Tage endlich, wo eine Gefahr für Andrée, eine Gefahr für Gilbert vorhanden war, veränderte sich die Lage der Dinge gänzlich, und Gilbert, ein ausgezeichnet richtiger Geist, veränderte mit dieser Lage auch den Gesichtspunkt.

Sein erstes Gefühl, wir müssen es sagen, war eine tiefe Traurigkeit. Nicht ohne Schmerz sah er die Schönheit, die Gesundheit seiner Geliebten verwelken. Er fühlte es als einen köstlichen Stolz, diese so hoffärtige, gegen ihn so verächtliche Frau zu beklagen und alle Schmach, mit der sie ihn bedeckt, durch Mitleid zu erwiedern.

Wir wollen indessen Gilbert nicht hiedurch entschuldbar finden, der Stolz rechtfertigt nichts. Bei der Art und Weise, wie er die Lage nun in's Auge zu fassen sich zur Gewohnheit machte, war der Stolz hauptsächlich im Spiele. So oft Fräulein von Taverney, bleich, leidend, gebückt, wie ein Gespenst vor den Augen von Gilbert erschien, sprang das Herz von diesem, das Blut stieg ihm in die Augenlider, wie es die Thränen thun, und er preßte an seine Brust eine krampfhafte, unruhige Hand, welche die Empörung seines Gewissens zurückzudrängen suchte.

»Durch mich ist sie verloren,« murmelte er, und nachdem er sie mit einem wüthenden, verzehrenden Blick angeschaut hatte, entfloh er, während er sie immer wiederzusehen und seufzen zu hören glaubte.

Dann empfand er in seinem Innern einen der brennendsten Schmerzen, die der Mensch zu

ertragen vermag. Seine wüthende Liebe bedurfte einer Erleichterung, und zuweilen hätte er sein Leben geopfert, um berechtigt zu sein, vor Andrée auf die Kniee zu fallen, ihre Hand zu nehmen, sie zu trösten, sie in's Leben zurückzurufen, wenn sie bewußtlos hingesunken war. Seine Ohnmacht bei diesen Gelegenheiten war für ihn eine Strafe, deren Martern nichts in der Welt zu beschreiben vermöchte.

Gilbert ertrug dieses Märtyrthum drei Tage.

Am ersten Tag bemerkte er die Veränderung, die langsame Zersetzung, welche bei Andrée vorging. Da, wo noch Niemand etwas sah, errieth, erklärte er, der Schuldige, Alles. Mehr noch: nachdem er den Gang des Uebels studirt hatte, berechnete er genau die Epoche, wo die Krise eintreten würde. Der Tag der Ohnmachten ging für ihn in Bangigkeiten, in Schweiß, in schwankenden Schritten, sicheren Anzeichen eines gefolterten, rebellischen Gewissens, vorüber. Alles dieses Hin- und Hergehen, diese Miene der Gleichgültigkeit oder des Eifers, diese Aufwallungen der Sympathie oder des Hohnes, welche Gilbert als Meisterwerke der Verstellung und der Taktik betrachtete, hätte der geringste Schreiber des Chatelet, der unterste Schließer von Saint-Lazare so vollkommen analysirt und übersetzt, als la Fouine von Herrn von Sartines die in Ziffern geschriebenen Correspondenzen las und übersetzte.

Man sieht nicht einen Menschen bis zur Athemlosigkeit laufen, dann plötzlich stille stehen, unartikulierte Töne ausstoßen, dann mit einem Schlag in das schwärzeste Stillschweigen versinken; man sieht nicht auf unbedeutende Geräusche in der Luft horchen, an der Erde kratzen, oder mit einer Art von Wuth die Bäume zerhauen, ohne stille zu stehen und zu sagen:

»Dieser ist ein Narr, wenn er nicht ein Verbrecher ist.«

Nach dem ersten Ausbruch der Gewissensbisse war Gilbert vom Mitleid zur Selbstsucht übergegangen. Er fühlte, die so häufigen Ohnmachten von Andrée würden nicht Jedermann als eine natürliche Krankheit erscheinen, und man würde nach der Ursache forschen.

Gilbert erinnerte sich sodann der so brutalen und raschen Formen der Gerichte, der Verhöre, der Nachforschungen, der der übrigen Welt unbekanntem Analogien, welche auf die Spur eines Verbrechens diese bemittelten Leithunde aller Arten von Diebstählen, die einen Menschen entehren können, diese Leithunde, genannt Untersuchungsrichter, bringen.

Der Diebstahl aber, den Gilbert begangen hatte, erschien in moralischer Hinsicht als der gehässigste und strafbarste.

Er zitterte also im Ernste, denn er befürchtete, die Leiden von Andrée könnten eine Untersuchung hervorrufen.

Dem Verbrecher jenes berühmten Gemäldes ähnlich, den der Engel der Reue mit dem bleichen Feuer seiner Fackel verfolgt, wandte Gilbert von nun an seine Blicke unablässig auf Alles, was ihn umgab. Jedes Geräusch, jedes Flüstern wurde ihm verdächtig. Er horchte auf jedes Wort, das man in seiner Gegenwart aussprach, und so unbedeutend es war, schien es ihm doch eine Beziehung zu Fräulein von Tavernay oder zu ihm zu haben.

Er sah Herrn von Richelieu zum König, Herrn von Tavernay zu seiner Tochter gehen. Es kam ihm vor, als nähme das Haus an diesem Tag ein ungewöhnliches Aussehen der Verschwörung und des Argwohns an.

Es war noch viel schlimmer, als er den Arzt der Dauphine sich nach dem Zimmer von Andrée wenden sah.

Gilbert gehörte zu jenen Skeptikern, die an gar nichts glauben. Es war ihm wenig an den

Menschen und am Himmel gelegen; doch er erkannte als Gott die Wissenschaft und verkündigte ihre Allmacht.

In gewissen Augenblicken hätte Gilbert den unfehlbaren Scharfsinn des höchsten Wesens geaugnet; nie aber würde er an der Hellsichtigkeit des Arztes gezweifelt haben. Die Ankunft des Doctor Louis bei Andrée war ein Schlag, von dem sich der Geist Gilberts nicht erholte.

Jede Arbeit unterbrechend und stumm wie eine Bildsäule gegen die Ermahnungen seiner Obern, lief er nach seinem Zimmer. Hier, hinter dem armseligen Vorhang, den er angebracht hatte, um seine Spähereien zu verkleiden, schärfte er alle seine Sinne in der Absicht, ein Wort, eine Geberde zu erlauern, die ihm das Resultat der Berathung offenbaren würden.

Nichts erleuchtete ihn. Er erblickte nur einmal das Gesicht der Dauphine, welche ans Fenster trat, um durch die Scheiben in den Hof zu schauen, den sie vielleicht noch nie gesehen hatte.

Er konnte auch wahrnehmen, wie der Doctor Louis das Fenster öffnete, um ein wenig Luft in das Zimmer einzulassen. Doch Gilbert vermochte nicht zu hören, was er sagte, er vermochte das Spiel der Physiognomie nicht zu sehen: ein dichter Vorhang fiel am Fenster herab und benahm ihm jede Möglichkeit, die Scene zu beobachten.

Man kann sich die Angst des jungen Mannes denken. Der Arzt mit dem Luchsauge hatte das Geheimniß entdeckt. Der Ausbruch mußte stattfinden; nicht unmittelbar, denn Gilbert nahm mit Recht an, die Gegenwart der Dauphine wäre ein Hinderniß dagegen, doch sogleich, zwischen dem Vater und der Tochter, nach dem Abgang der zwei fremden Personen.

Trunken vor Schmerz und Ungeduld, schlug Gilbert seinen Kopf an die Wände der Mansarde.

Er sah Herrn von Taverney mit der Frau Dauphine weggehen, und der Doctor war schon weggegangen.

»Die Erklärung wird zwischen Herrn von Taverney und der Dauphine stattfinden,« sagte er zu sich selbst.

Der Baron kehrte nicht zu seiner Tochter zurück; Andrée blieb allein zu Hause und brachte die Zeit auf einem Sopha zu, bald bei einer Lecture, welche sie Migräne und Krämpfe zu unterbrechen zwangen, bald in einer solchen Versunkenheit und Unempfindlichkeit, daß Gilbert diesen Zustand für Extase hielt, wenn er eine solche Periode durch den Zwischenraum des Vorhangs, den der Wind aufhob, erschaute.

Ermüdet durch Schmerzen und Gemüthsbewegungen entschlummerte Andrée. Gilbert benützte diese Frist, um auswärts die Gerüchte und Commentare zu sammeln.

Diese Zeit war ihm kostbar, weil er sie zu Betrachtungen verwenden konnte.

Die Gefahr war so drohend, daß er sie durch einen raschen heldenmüthigen Entschluß bekämpfen mußte.

Dies war der erste Stützpunkt, auf welchem dieser gerade durch seine Feinheit schwankende Geist wieder Federkraft und Ruhe gewann.

Doch welchen Entschluß sollte er fassen? Eine Veränderung ist unter solchen Umständen eine Offenbarung. Die Flucht . . . Ah! ja! die Flucht, mit dieser Thatkraft der Jugend, mit dieser Stärke der Verzweiflung und der Angst, welche die Kräfte eines Menschen verdoppeln und sie der eines Heeres gleichmachen . . . Sich bei Tag verbergen, bei Nacht marschiren, und endlich anlangen . . .

Wo?

An welchem Ort sich so gut verbergen, daß der rächende Arm der Gerechtigkeit des Königs

nicht dahin zu reichen vermöchte?

Gilbert kannte die Sitten des Landes. Was hält man in beinahe öden, wilden Gegenden, denn an die Städte war nicht zu denken, was hält man in einem Flecken, in einem Dorfe von dem Fremden, der eines Tags kommt und sein Brod bittet, oder den man im Verdacht hat, er stehle es? Und dann kannte sich Gilbert auswendig; ein merkwürdiges Gesicht, ein Gesicht, das fortan das unverilgbare Gepräge eines furchtbaren Geheimnisses an sich tragen mußte, würde die Aufmerksamkeit des ersten des besten Beobachters erregen. Fliehen war schon eine Gefahr, doch entdeckt werden war eine Schmach.

Floh Gilbert, so mußte man ihn für schuldig halten; er verwarf diese Idee; und als hätte sein Geist gerade nur Kräfte gehabt, um eine Idee zu finden, fand der Unglückliche nach der Flucht den Tod.

Es war das erste Mal, daß er hieran dachte, die Erscheinung des düsteren Gespenstes, das er heraufbeschwor, verursachte ihm keine Angst.

»Es wird immer noch Zeit sein, an den Tod zu denken, wenn alle Mittel erschöpft sind,« sprach er zu sich selbst. »Ueberdies ist es eine Feigheit, sich zu tödten, wie Herr Rousseau sagt; leiden ist edler.«

Bei diesem Paradoron erhob Gilbert das Haupt und fing wieder an in den Gärten umherzuirren.

Er war im ersten Schimmer der Sicherheit begriffen, als plötzlich Philipp durch seine Ankunft alle seine Ideen niederwarf und ihn in eine neue Reihe von Verlegenheiten und Bangigkeiten stürzte.

Der Bruder! der Bruder herbeigerufen, es war also ganz richtig! Die Familie war entschlossen, zu schweigen, aber mit allen den Nachforschungen, mit dem scharfen Nachspüren, mit den peinlichen Umständen, welche für Gilbert die ganze Bedeutsamkeit des Folterapparats der Conciergerie, des Chatelet und der Tournelles hatten. Man würde ihn vor Andrée schleppen, man würde ihn nöthigen, niederzuknieen, demüthig sein Verbrechen zu bekennen und ihn wie einen Hund mit dem Stock oder mit dem Messer tödten. Eine gesetzliche Rache, deren Straflosigkeit zum Voraus in einer Menge vorhergehender Abenteuer lag.

König Ludwig XV. zeigte sich sehr nachsichtig gegen den Adel bei solchen Veranlassungen.

Und dann war Philipp der furchtbarste Rächer, den Fräulein von Taverney hätte herbeirufen können; Philipp, der einzige der Familie, der für Gilbert Gefühle eines Menschen, und beinahe eines Gleichgestellten geäußert hatte, würde Philipp den Schuldigen nicht ebenso sicher mit einem Wort, als mit dem Eisen tödten, wäre dieses Wort:

»Gilbert, Du hast unser Brod gegessen, und Du entehrst uns!«

Wir haben auch Gilbert bei der ersten Erscheinung von Philipp entweichen sehen; als er zurückkehrte, gehorchte er nur seinem Instinkt, um sich nicht selbst anzuklagen, und von diesem Augenblick drängte er alle seine Kräfte nach einem Ziele zusammen: nach dem Widerstand.

Er folgte Philipp, sah ihn zu Andrée hinaufgehen und mit dem Doctor Louis sprechen; er bespähete Alles, er beurtheilte Alles, er begriff die Verzweiflung von Philipp, Er sah diesen Schmerz wachsen und größer werden: seine furchtbare Scene mit Andrée errieth er aus dem Spiel der Schatten hinter dem Vorhang.

»Ich bin verloren,« dachte er; seine Vernunft verwirrte sich; er ergriff ein Messer, um Philipp zu tödten, den er an seiner Thür? erscheinen zu sehen erwartete . . . oder um sich selbst zu

tödteten, wenn es sein müßte.

Philipp söhnte sich im Gegentheil mit seiner Schwester aus. Gilbert sah ihn auf den Knien, die Hände von Andrée küssend. Dies war eine neue Hoffnung, ein Hafen der Rettung. War Philipp noch nicht mit einem Wuthgeschrei heraufgekommen, so war dies der Fall, weil Andrée den Namen des Schuldigen durchaus nicht kannte. Wußte sie, der einzige Zeuge, der einzige Ankläger, nichts, so wußte Niemand etwas. Wenn Andrée . . . tolle Hoffnung! . . . wußte und nichts gesagt hatte, so war es mehr als Rettung, es war Glück, es war Triumph.

Von diesem Augenblick schwang sich Gilbert entschlossen bis zum Niveau der Lage der Dinge empor. Nichts hielt ihn mehr in seinem Gange auf, sobald er seinen Scharfblick wieder erlangt hatte.

»Wo sind die Spuren, wenn Fräulein von Taverney mich nicht anklagt?« sagte er; »und ich Narr, der ich bin, würde sie mich des Erfolges, oder des Verbrechens anschuldigen? Sie hat mir das Verbrechen nicht vorgeworfen, nichts hat mir seit drei Wochen angedeutet, sie hasse oder vermeide mich mehr als früher.

Wenn sie also die Ursache nicht gekannt hat, so verräth nichts in der Wirkung mehr mich, als einen Andern. Ich habe den König selbst im Zimmer von Fräulein Andrée gesehen. Ich würde es im Nothfall vor dem Bruder bezeugen, und trotz alles Leugnens Seiner Majestät würde man mir glauben . . . Ja, doch dies wäre ein sehr gefährliches Spiel . . . Ich werde schweigen; der König hat zu viele Mittel, um seine Unschuld zu beweisen, oder meine Zeugschaft niederzuschlagen. Doch habe ich nicht in Ermanglung des Königs, dessen Name bei dem Allem nur unter der Gefahr eines ewigen Gefängnisses oder des Todes angerufen werden kann, den unbekanntem Mann, der Fräulein von Taverney in derselben Nacht in den Garten hinabsteigen machte? . . . Wie wird sich dieser vertheidigen? Wie sollte man ihn errathen, wie sollte man ihn wiederfinden, wenn man ihn erriethe? Dieser ist nur ein gewöhnlicher Mensch, ich bin so viel werth als er und werde mich stets gut gegen ihn vertheidigen. Uebrigens denkt man nicht an mich. Gott allein hat mich gesehen.« fügte er voll Bitterkeit lachend bei. »Doch dieser Gott, der so oft meine Thränen und meine Schmerzen sah, ohne etwas zu sagen, warum sollte er die Ungerechtigkeit begehen, mich bei dieser Gelegenheit zu verrathen, der ersten, die er mir glücklich zu sein geboten hat?

»Ueberdies, wenn das Verbrechen besteht, ist es ihm zuzuschreiben und nicht mir, und Herr von Voltaire beweist auf das Klarste, daß es keine Wunder mehr gibt. Ich bin gerettet, ich bin ruhig, mein Geheimniß gehört mir, die Zukunft gehört mir.

Nach diesen Betrachtungen, oder vielmehr nach dieser Uebereinkunft mit seinem Selbstvertrauen, packte Gilbert seine Gartengeräthschaften zusammen und nahm sein Abendbrod mit seinen Kameraden. Er war heiter, sorglos, herausfordernd sogar. Er hatte Reue, er hatte Angst gehabt, das ist eine Schwäche, die ein Mann, ein Philosoph, schleunigst tilgen mußte. Nur rechnete er ohne sein Gewissen. Gilbert schlief nicht.

CXLVI.

Zwei Schmerzen.

Gilbert hatte die Lage der Dinge vernünftig beurtheilt, als er von dem Unbekannten sprechend, den er im Garten an dem Abend wahrgenommen, der so unselig für Fräulein von Taverney gewesen war, sagte:

»Wird man ihn wiederfinden?«

Philipp wußte in der That durchaus nicht, wo Joseph Balsamo, Graf von Fönix, wohnte.

Aber er erinnerte sich jener Dame von Stand, der Marquise von Savigny, zu der Andrée am 31. Mai, um eine Pflege zu erhalten, geführt worden war.

Die Stunde war nicht so vorgerückt, daß man nicht bei dieser Dame erscheinen konnte, welche in der Rue Saint-Honoré wohnte. Philipp bewältigte alle Aufregung seines Geistes und seiner Sinne; er ging zu der Dame hinauf, und die Kammerfrau gab ihm sogleich und ohne alles Zögern die Adresse von Balsamo in der Rue Saint-Claude im Marais.

Philipp folgte auf der Stelle der angegebenen Adresse.

Aber nicht ohne eine tiefe Bewegung berührte er den Klopfer dieses verdächtigen Hauses, worin seiner Vermuthung nach auf ewig die Ruhe und die Ehre der armen Andrée begraben waren. Doch seinen Willen zu Hülfe rufend, hatte er bald die Entrüstung, die Empfindlichkeit überwunden, um sich unversehrt die Kräfte zu erhalten, deren er zu bedürfen glaubte.

Er klopfte an das Haus mit ziemlich sicherer Hand, und die Thüre öffnete sich nach der Sitte des Ortes.

Philipp trat, sein Pferd am Zügel führend, in den Hof ein. Doch er hatte nicht vier Schritte gemacht, als Fritz, aus dem Vorhause hervortretend, auf der Schwelle erschien und ihn mit der Frage:

»Was will der Herr?« aufhielt.

Philipp bebte wie bei einem unvorhergesehenen Hindernis. Er schaute den Deutschen die Stirne faltend an, als hätte er nicht einfach die Pflicht eines Dieners erfüllt.

»Ich will mit dem Herrn vom Hause, mit dem Grafen von Fönix sprechen,« antwortete Philipp, während er den Zaum seines Pferdes durch einen Ring schlang und auf das Haus zuing, in das er sogleich eintrat.

»Der Herr ist nicht zu Hause,« sagte Fritz, der jedoch Philipp mit jener Höflichkeit des gut gezogenen Dieners vorüberließ.

Philipp schien Alles vorhergesehen zu haben, nur diese einfache Antwort nicht.

Er blieb einen Augenblick verblüfft und fragte dann:

»Wo werde ich ihn finden?«

»Ich weiß es nicht, mein Herr.«

»Ihr müßt es aber wissen?«

»Ich bitte um Verzeihung, mein Herr legt mir keine Rechenschaft ab.«

»Mein Freund, ich muß Euren Herrn diesen Abend sprechen.«

»Ich bezweifle, daß dies möglich ist.«

»Es betrifft eine höchst wichtige Angelegenheit.«

Fritz verbeugte sich, ohne zu antworten.

»Er ist also ausgegangen?« fragte Philipp.

»Ja, mein Herr.«

»Er wird ohne Zweifel nach Hause kommen?«

»Ich glaube nicht, mein Herr.«

»Ah! Ihr glaubt nicht?«

»Nein.«

»Sehr gut,« rief Philipp mit einem Anfang von Fieber; »mittlerweile meldet Eurem Herrn . . .«

»Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen der Herr sei nicht hier,« erwiderte Fritz mit einer unstörbaren Ruhe.

»Ich weiß, was Verbote werth sind, mein Freund, und das Eurige ist achtbar; doch es läßt sich in der That nicht auf mich anwenden, dessen Besuch Euer Herr nicht vorhersehen konnte, und der ich ausnahmsweise komme.«

»Das Verbot dehnt sich auf Jedermann aus, mein Herr,« entgegnete Fritz unbesonnener Weise.

»Ah! da man Euch ein Verbot gegeben hat, so ist Euer Herr zu Hause.«

»Nun, und hernach?« sagte Fritz, den so viel Zudringlichkeit ungeduldig zu machen anfing.

»Nun! ich werde warten.«

»Der Herr ist nicht hier, sage ich Ihnen, das Haus ist vor einiger Zeit in Brand gerathen und in Folge davon unbewohnbar geworden.«

»Du bewohnst es doch, Du,« entgegnete Philipp, ebenfalls ungeschickt.

»Ich bewohne es als Wächter.«

Philipp zuckte die Achseln wie ein Mensch, der nicht ein Wort von dem, was man ihm sagt, glaubt.

Fritz fing an zornig zu werden und rief:

»Ob übrigens der Herr Graf zu Hause oder nicht zu Hause ist, pflegt man doch weder in seiner Abwesenheit, noch in seiner Anwesenheit mit Gewalt bei ihm einzudringen, und wenn Sie sich nicht in die Gewohnheiten des Hauses fügen, so werde ich gezwungen sein . . .«

Fritz hielt inne.

»Wozu?« fragte Philipp sich vergessend.

»Sie hinauszuerwerfen,« antwortete Fritz ruhig.

»Du?« rief Philipp, das Auge funkelnd.

»Ich,« erwiderte Fritz, der mit dem seiner Nation eigenthümlichen Charakter in demselben Maß, in welchem sein Zorn stieg, allen Anschein der Kaltblütigkeit wiedererlangte.

Und er machte einen Schritt gegen den jungen Mann, der ganz außer sich nach seinem Degen griff.

Ohne sich durch den Anblick des Eisens einschüchtern zu lassen, ohne um Hülfe zu rufen (vielleicht war er auch allein), nahm er von der Wand, woran eine Trophäe aufgehängt war, einen Spieß, an der ein kurzes, aber spitziges Eisen, stürzte auf Philipp, mehr als

Stockschwinger, denn als Fechter, los und machte mit dem ersten Schlag den kleinen Degen in Stücke zerspringen.

Philipp stieß einen Schrei des Grimms aus, eilte auch nach der Trophäe und suchte irgend eine Waffe zu ergreifen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Geheimthüre der Hausflur, und der Graf hob sich aus dem dunklen Rahmen hervor.

»Was gibt es denn, Fritz?« fragte er.

»Nichts, mein Herr,« erwiderte der Diener, indem er den Spieß senkte, aber sich wie eine Barriere vor seinen Herrn stellte, der ihn, auf den Stufen der Geheimentreppe stehend, um den halben Leib überragte.

»Herr Graf von Fönix,« sprach Philipp, »ist es eine Sitte Ihres Landes, daß die Lackeien einen Edelmann mit dem Spieß in der Hand empfangen, oder ist das eine besondere Vorschrift in Ihrem edlen Hause?«

»Zurück, Fritz,« sagte Balsamo.

Fritz senkte seinen Spieß und stellte ihn auf ein Zeichen seines Herrn in eine Ecke der Flur.

»Wer sind Sie, mein Herr?« fragte der Graf, der Philipp bei dem Schein der Lampe, die das Vorhaus beleuchtete, nicht gut zu erkennen vermochte.

»Einer, der Sie durchaus sprechen will.«

»Der will?«

»Ja.«

»Das ist ein Wort, das Fritz entschuldigt, mein Herr, denn ich will Niemand sprechen, und wenn ich in meinem Hause bin, gestehe ich Niemand das Recht zu, mich sprechen zu wollen; aber,« fügte Balsamo mit einem Seufzer bei, »ich verzeihe Ihnen, unter der Bedingung jedoch, daß Sie sich entfernen und nicht langer meine Ruhe stören.«

»In der That,« rief Philipp, »es steht Ihnen gut an, Ruhe zu verlangen, Ihnen, der Sie mir die meinige geraubt haben.«

»Ich habe Ihnen Ihre Ruhe geraubt?« fragte der Graf.

»Ich bin Philipp von Taverney!« rief der junge Mann, im Glauben, riefte Erwiederung würde für das Gewissen des Grafen Alles beantworten.

»Philipp von Taverney?« sagte der Graf. »Mein Herr, ich bin bei Ihrem Vater gut aufgenommen worden, Sie sollen auch bei mir gut aufgenommen werden.«

»Das ist ein Glück,« murmelte Philipp.

»Wollen Sie die Güte, haben, mir zu folgen, mein Herr.«

Balsamo schloß die Thüre der Geheimentreppe, ging Philipp voran und führte ihn in den Salon, wo wir nothwendiger Weise einige Scenen von dieser Geschichte, und besonders die neuste von allen, die hier vorgefallen, die mit den fünf Meistern, sich entwickeln sahen.

Der Salon war beleuchtet, als ob man Jemand erwartet hätte; doch dies war offenbar in Folge von einer der verschwenderischen Gewohnheiten des Hauses der Fall.

»Guten Abend, Herr von Taverney,« sagte Balsamo mit einem sanften und verschleierten Ton, der Philipp die Augen zu ihm aufzuschlagen veranlaßte.

Doch bei dem Anblick von Balsamo machte Philipp einen Schritt rückwärts.

Der Graf war in der That nur noch ein Schatten von sich selbst; seine hohlen Augen hatten

kein Licht mehr; abmagernd hatten seine Wangen den Mund mit zwei Falten umgeben, und kahl und knochig verlieh der Gesichtswinkel dem ganzen Kopf eine Aehnlichkeit mit einem Totenkopf.

Philipp war ganz bestürzt. Balsamo gewährte seine Verwunderung, und ein Lächeln von einer tödtlichen Traurigkeit schwebte über seine bleichen Lippen hin.

»Mein Herr,« sagte er, »ich habe mich wegen meines Dieners zu entschuldigen; doch er befolgte in der That nur die ihm ertheilte Vorschrift, und Sie, erlauben Sie mir diese Bemerkung, Sie waren im Unrecht, daß Sie Zwang anwenden wollten.«

»Mein Herr,« entgegnete Philipp, »Sie wissen wohl, es gibt im Menschenleben außerordentliche Lagen, und ich befinde mich in einer dieser Lagen.«

Balsamo antwortete nicht.

»Ich wollte Sie sehen,« fuhr Philipp fort, »ich wollte Sie sprechen; um bis zu Ihnen zu dringen, würde ich dem Tod getrotzt haben.«

Balsamo schaute Philipp fortwährend stillschweigend an und schien eine Aufklärung über die Worte des jungen Mannes zu erwarten, ohne daß er die Kraft oder die Neugierde hatte, eine solche zu fordern.

»Ich habe Sie,« fügte Philipp bei, »ich habe Sie endlich, und wir werden uns erklären, wenn es Ihnen beliebt; doch wollen Sie zuerst diesen Menschen entlassen.«

Und er bezeichnete mit dem Finger Fritz, der den Thürvorhang aufgehoben hatte, als wollte er seinen Herrn nach seinen letzten Befehlen in Beziehung auf den überlästigen Besuch fragen.

Balsamo heftete auf Philipp einen Blick, mit dem er seine Absichten durchdringen wollte; doch da er sich nun einem Mann gegenüberfand, der ihm an Rang und Würde gleichkam, so hatte Philipp seine Ruhe und seine Stärke wieder gewonnen; er war undurchdringlich.

Mit einer einfachen Bewegung des Kopfes oder der Augenbrauen vielmehr entließ Balsamo Fritz, und die zwei Männer setzten sich einander gegenüber, Philipp den Rücken dem Kamin zugewendet, Balsamo den Ellenbogen auf ein Tischchen gestützt.

»Sprechen Sie rasch und klar, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr,« sagte Balsamo, »denn ich höre Sie nur aus Wohlwollen an!, und ich bemerke Ihnen zum Voraus, daß ich bald müde sein werde.«

»Ich werde sprechen, wie ich muß, und so, wie ich es für geeignet erachte,« erwiederte Philipp, »und ohne Ihr Belieben werde ich mit einem Verhör beginnen.«

Bei diesen Worten machte ein furchtbares Stirnefalten einen elektrischen Blitz aus den Augen von Balsamo hervorspringen.

Dieses Wort erweckte solche Erinnerungen in ihm, daß Philipp gebebt haben würde, wenn er gewußt hätte, was sich tief in dem Herzen dieses Mannes bewegte.

Nach einem Augenblick des Stillschweigens, den er dazu anwandte, seine Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen, sagte Balsamo!

»Fragen Sie.«

»Mein Herr,« sprach Philipp, »nie erklärten Sie mir genau die Verwendung Ihrer Zeit in der bekannten Nacht vom 31. Mai, von dem Augenblick an, wo Sie meine Schwester mitten aus den Sterbenden und Todten, mit denen der ganze Platz gefüllt war, fortschleppten.«

»Was soll das bedeuten?« fragte Balsamo.

»Das soll bedeuten, daß mir Ihr Benehmen in jener Nacht stets verdächtig gewesen, und daß es mir jetzt mehr als je verdächtig ist.«

»Verdächtig?«

»Ja, und daß es aller Wahrscheinlichkeit nicht das eines Mannes von Ehre gewesen ist.«

»Mein Herr, ich verstehe Sie nicht; Sie müssen bemerken, daß mein Kopf angegriffen, geschwächt ist, und daß mich diese Schwäche natürlich ungeduldig macht.«

»Mein Herr!« rief Philipp aufgebracht über den Ton voll Stolz und Ruhe, den Balsamo gegen ihn behauptete.

»Mein Herr!« fuhr Balsamo in demselben Ton fort, »seitdem ich die Ehre gehabt habe, Sie zu sehen, ist mir großes Unglück widerfahren; mein Haus ist theil weise abgebrannt und verschiedene kostbare, hören Sie wohl, sehr kostbare Gegenstände sind mir verloren gegangen: in Folge des Kammers bin ich etwas verwirrt geblieben; ich bitte Sie also, seien Sie sehr klar, oder ich werde sogleich von Ihnen Abschied nehmen.«

»Oh! nein, mein Herr, nein; Sie werden nicht so leicht von mir Abschied nehmen, wie Sie sagen; ich werde Ihren Kummer ehren, wenn Sie sich gegen den meinen mitleidig zeigen; auch mir ist Unglück widerfahren, größeres als Ihnen, dessen bin ich sicher.«

»Balsamo lächelte mit jenem verzweifelten Lächeln, das Philipp schon über seine Lippen hatte schweben sehen.

»Ich, mein Herr,« fuhr Philipp fort, »ich habe die Ehre meiner Familie verloren.«

»Nun, mein Herr, was vermag ich bei diesem Unglück?« fragte Balsamo.

»Was Sie dabei vermögen?« rief Philipp mit funkelnden Augen.

»Ja.«

»Sie können mir wiedergeben, was ich verloren habe.«

»Ah! Sie sind verrückt, mein Herr,« rief Balsamo.

Und er streckte die Hand nach der Glocke aus.

Doch er machte diese Geberde auf eine so gelassene Weise und mit so wenig Zorn, daß ihn Philipp sogleich zurückhielt.

»Ich soll verrückt sein?« rief Philipp mit stockender Stimme; »aber begreifen Sie denn nicht, daß es sich um meine Schwester handelt, um meine Schwester, die Sie am 31. Mai ohnmächtig in Ihren Armen gehalten, die Sie in ein Ihrer Behauptung nach ehrenhaftes, nach meiner Ansicht schändliches Haus geführt haben . . . kurz um meine Schwester, deren Ehre ich mit dem Degen in der Hand von Ihnen fordere.«

Balsamo zuckte die Achseln.

»Ei! guter Gott!« murmelte er, »wie viel Umwege, um zu einer so einfachen Sache zu kommen.«

»Unglücklicher!« rief Philipp.

»Was für eine bejammernswürdige Stimme haben Sie,« sprach Balsamo mit derselben traurigen Ungeduld. »Sie betäuben mich: wollen Sie mir nicht sagen, ich habe Ihre Schwester beleidigt?«

»Ja. Feiger.«

»Abermals ein unnützer Schrei und eine unnütze Schmähung; wer Teufels sagt Ihnen denn, ich habe Ihre Schwester beleidigt?«

Philipp zögerte; der Ton, mit dem Balsamo diese Worte gesprochen hatte, setzte ihn in Erstaunen. Es war der höchste Grad von Unverschämtheit oder der Schrei eines reinen Gewissens.

»Wer es mir gesagt habe?« versetzte der junge Mann.

»Ja, das frage ich Sie.«

»Meine Schwester selbst, mein Herr.«

»Ei! mein Herr, Ihre Schwester . . .«

»Was wollten Sie sagen?« rief Philipp mit einer drohenden Geberde.

»Ich wollte sagen, mein Herr, Sie geben mir wahrhaftig einen sehr traurigen Begriff von Ihnen und von Ihrer Schwester. Wissen Sie, es ist die häßlichste Speculation der Welt, die Speculation, welche gewisse Frauen mit ihrer Unehre machen. Sie aber sind, die Drohung auf den Lippen, gekommen, wie die großmäuligen Brüder der italienischen Komödie, um mich, den Degen in der Hand, zu zwingen, entweder Ihre Schwester zu heirathen, was beweist, daß sie sehr eines Gatten bedarf, oder Ihnen Geld zu geben, weil Sie wissen, daß ich Gold mache; mein Herr, Sie haben sich getäuscht: Sie bekommen kein Geld und Ihre Schwester bleibt unverheirathet.«

»Dann werde ich von Ihnen das Blut bekommen, das Sie in den Adern haben, wenn Sie haben,« rief Philipp.

»Nein, nicht einmal dieses, mein Herr.«

»Wie?«

»Das Blut, das ich habe, bewahre ich, und ich hätte, wenn ich wollte, um es zu vergießen, ein ernsteres Geschäft, als das, welches Sie mir anbieten. Thun Sie mir also den Gefallen, mein Herr, kehren Sie ruhig zurück, und wenn Sie Lärmen machen, werde ich, da mir dieser Lärmen im Kopf wehe thut, Fritz rufen; Fritz wird kommen, und auf ein Zeichen von mir bricht er Sie entzwei wie ein Rohr. Sie haben mich verstanden.«

Diesmal läutete Balsamo, und als ihn Philipp daran verhindern wollte, öffnete er ein Kästchen von Ebenholz, das auf dem Guéridon stand, nahm daraus eine Doppelpistole und spannte.

»Das ist mir ganz lieb,« rief Philipp, »tödteten Sie mich.«

»Warum sollte ich Sie tödten?«

»Weil Sie mich entehrt haben.«

Der junge Mann sprach diese Worte mit einem solchen Ausdruck von Wahrheit, daß ihn Balsamo mit einem Auge voll Sanftmuth anschaute und sagte:

»Wäre es möglich, sollten Sie in gutem Glauben handeln?«

»Sie zweifeln? Sie zweifeln an dem Wort eines Edelmanns?«

»Ich will annehmen,« fuhr Balsamo fort, »Fräulein von Taverney allein habe den unwürdigen Gedanken gefaßt, sie habe Sie angetrieben: ich will Ihnen also eine Genugthuung geben. Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß mein Benehmen gegen Ihre Schwester in der Nacht vom 31. Mai tadellos gewesen ist, daß weder das Ehrgefühl, noch ein menschliches Tribunal, noch die göttliche Gerechtigkeit irgend etwas der vollkommenen Biederkeit Entgegengesetztes daran zu finden vermöchten; glauben Sie mir.«

»Mein Herr!« rief der junge Mann erstaunt.

»Sie wissen, daß ich ein Duell nicht fürchte, nicht wahr, das liest sich in den Augen? Was meine Schwäche betrifft, so täuschen Sie sich hierin nicht, sie ist nur scheinbar. Ich habe

allerdings wenig Blut im Gesicht, doch meine Muskeln haben nichts von ihrer Stärke verloren. Wollen Sie einen Beweis sehen?«

Und Balsamo hob mit einer Hand und ohne alle Anstrengung eine ungeheure Vase von Bronze auf, welche auf einem Meuble von Boule stand.

»Wohl! es sei, mein Herr,« sagte Philipp, »ich glaube Ihnen, was den 31. Mai betrifft; doch das ist eine Ausflucht, die Sie anwenden, Sie geben Ihr Wort unter der Garantie eines Irrthums in Beziehung auf den Tag, Sie haben meine Schwester seitdem wiedergesehen!«

Balsamo zögerte ebenfalls.

»Es ist wahr,« sagte er, »ich habe sie wiedergesehen.«

Und einen Augenblick aufgeklärt, verdüsterte sich seine Stirne wieder auf eine furchtbare Weise.

»Ah! Sie bemerken wohl.« rief Philipp.

»Nun! was beweist es gegen mich, daß ich Ihre Schwester wiedergesehen habe?«

»Dies beweist, daß Sie dieselbe in den unerklärlichen Schlaf versetzt haben, von dem sie sich schon dreimal bei Ihrer Annäherung befallen fühlte, und daß Sie diese Unempfindlichkeit benützten, um die Geheimhaltung des Verbrechens zu erlangen.«

»Ich frage Sie noch einmal, wer sagt dies?« rief Balsamo.

»Meine Schwester.«

»Woher weiß sie es, da sie schlief?«

»Ah! Sie gestehen also, sie eingeschläfert zu haben?«

»Mehr noch, ich gestehe, sie selbst eingeschläfert zu haben.«

»Eingeschläfert?«

»Ja,«

»Und in welcher Absicht, wenn nicht um sie zu entehren?«

..Ach! in welcher Absicht!« sagte Balsamo und ließ sein Haupt auf seine Brust sinken.

»Sprechen Sie. sprechen Sie.«

»In der Absicht, sie ein Geheimniß enthüllen zu lassen, das mir theurer war, als das Leben.«

»Oh! List, Ausflucht!«

»Und in jener Nacht,« fuhr Balsamo fort, der mehr seinen eigenen Gedanken verfolgte, als das beleidigende Verhör von Philipp beantwortete, »in jener Nacht ist Ihre Schwester? . . .«

»Entehrt worden, ja, mein Herr.«

»Entehrt?«

»Meine Schwester ist Mutter!«

Balsamo stieß einen Schrei aus.

»Oh! es ist wahr, es ist wahr,« sagte er, »ich erinnere mich, ich bin weggegangen, ohne sie aufzuwecken.«

»Sie gestehen, Sie gestehen!« rief Philipp.

»Ja, und irgend ein Schändlicher wird in dieser gräßlichen Nacht, oh! für uns Alle gräßlichen Nacht, ihren Schlaf benützt haben.«

»Ah! wollen Sie meiner spotten, mein Herr?«

»Nein, ich will Sie überzeugen.«

»Das wird schwierig sein.«

»Wo befindet sich in diesem Augenblick Ihre Schwester?«

»Da, wo Sie dieselbe entdeckt haben.«

»In Trianon?«

»Ja.«

»Ich werde mit Ihnen nach Trianon gehen, mein Herr.«

Philipp blieb unbeweglich vor Erstaunen.

»Mein Herr,« sprach Balsamo, »ich habe einen Fehler begangen, doch ich bin rein von jedem Verbrechen; ich habe das Kind im magnetischen Schlaf gelassen. Wohl, zur Entschädigung für diesen Fehler, den Sie mir gerechter Weise vergeben müssen, werde ich Sie mit dem Namen des Schuldigen bekannt machen.«

»Sagen Sie ihn, sagen Sie ihn!«

»Ich weiß ihn nicht.«

»Wer weiß ihn denn?«

»Ihre Schwester.«

»Aber sie hat sich geweigert, ihn mir zu nennen.«

»Vielleicht, doch sie wird ihn mir sagen.«

»Meine Schwester?«

»Werden Sie Ihrer Schwester glauben, wenn Sie Jemand anklagt?«

»Ja, denn meine Schwester ist ein Engel der Reinheit.«

Balsamo läutete.

»Fritz, einen Wagen,« sagte er, als er den Deutschen erscheinen sah.

Philipp schritt wie ein Wahnsinniger im Salon auf und ab.

»Sie versprechen mir, mich den Schuldigen wissen zu lassen?« rief er.

»Mein Herr,« sagte Balsamo, »Ihr Degen ist im Streit zerbrochen, wollen Sie mir erlauben, Ihnen einen andern anzubieten?«

Und er nahm von einem Stuhl einen herrlichen Degen mit einem Griff von Vermeil und steckte ihn in die Kuppel von Philipp.

»Aber Sie?« sagte der junge Mann.

»Ich, mein Herr,« erwiderte Balsamo, »ich brauche keine Waffen; meine Vertheidigung ist in Trianon, und mein Vertheidiger werden Sie sein, wenn Ihre Schwester gesprochen hat.«

Eine Viertelstunde nachher stiegen sie in den Wagen, und Fritz führte sie im scharfen Galopp zweier vortrefflicher Pferde auf der Straße nach Versailles fort.

CXLVII.

Der Weg nach Trianon.

Alle diese Gänge und diese ganze Erklärung hatten Zeit weggenommen, so daß es beinahe zwei Uhr Morgens war, als man aus der Rue Saint-Claude wegfuhr.

Man brauchte eine und eine Viertelstunde, um Versailles zu erreichen, und zehn Minuten, um von da nach Trianon zu gelangen, so daß die zwei Männer erst um halb vier Uhr am Orte ihrer Bestimmung ankamen.

Während des zweiten Theils der Fahrt übergieß schon die Morgenröthe mit ihrer rosenrothen Tinte die frischen Waldungen und Hügel von Sèvres. Als ob ein Schleier langsam vor ihren Augen aufgehoben worden wäre, hatten sich die Teiche von Ville-d'Avray und die entfernteren von Buc, Spiegeln ähnlich, beleuchtet.

Dann waren endlich vor ihren Blicken die Colonnaden und die Dächer schon bepurpurt von den Strahlen einer noch unsichtbaren Sonne erschienen.

Eine Scheibe, worauf sich ein Flammenstrahl spiegelte, funkelte von Zeit zu Zeit und durchbohrte mit seinem Licht den bläulich gefärbten Morgennebel.

Als sie zu dem Ende der Allee gelangten, welche von Versailles nach Trianon führt, ließ Philipp den Wagen halten und sagte, sich an Balsamo wendend, der auf der ganzen Fahrt ein düsteres Stillschweigen beobachtet hatte:

»Mein Herr, ich befürchte, wir werden genöthigt sein, hier einen Augenblick zu warten. Man öffnet die Thore von Trianon nicht vor fünf Uhr Morgens, und wenn ich dem Befehl zuwider handelte, dürfte unsere Ankunft den Aufsehern und Wächtern verdächtig erscheinen.

Balsamo antwortete nicht, bewies aber durch eine Bewegung des Kopfes, daß er dem Vorschlag beirat.

»Ueberdies,« fuhr Philipp fort, »überdies wird mir dieser Verzug Zeit lassen, Ihnen einige Betrachtungen mitzuthemen, die ich während der Fahrt angestellt habe.«

Balsamo schaute Philipp mit einem ganz von Ueberdruß und Gleichgültigkeit beladenen Blick an und erwiderte:

»Ganz wie es Ihnen beliebt, mein Herr, sprechen Sie, ich höre.«

»Sie sagten mir, mein Herr,« fuhr Philipp fort, »Sie haben in der Nacht vom 31. Mai meine Schwester bei der Frau Marquise von Savigny niedergelegt.«

»Sie haben sich selbst hievon versichert, da Sie dieser Dame einen Danksagungsbesuch machten.«

»Sie fügten bei, da ein Diener aus den Ställen des Königs Sie von der Wohnung der Marquise zu uns, nämlich nach der Rue Coq-Héron, begleitet habe, so seien Sie nicht mit ihr allein gewesen; ich habe Ihnen dies auf Ihr Ehrenwort geglaubt.«

»Und Sie haben wohl daran gethan, mein Herr.«

»Doch indem ich meine Gedanken auf neuere Umstände lenkte, war ich genöthigt, mir zu sagen, daß Sie vor einem Monat in Trianon, um mit ihr in jener Nacht zu sprechen, wo Sie sich

in den Garten einzuschleichen Mittel fanden, in ihr Zimmer haben kommen müssen?»

»Ich bin nie in Trianon in das Zimmer Ihrer Schwester gekommen, mein Herr.«

»Hören Sie doch! . . . Sehen Sie, ehe wir vor das Antlitz von Andrée treten, müssen alle Dinge klar sein.«

»Klären Sie die Dinge auf, Herr Chevalier, das ist mir ganz lieb, denn wir sind zu diesem Behufe gekommen.

»Nun wohl, an jenem Abend, überlegen Sie Ihre Antwort, denn das, was ich Ihnen sagen werde, ist positiv, da ich es aus dem Munde meiner Schwester habe, an jenem Abend, sage ich, hatte sich meine Schwester frühzeitig niedergelegt; Sie haben sie also im Bett überrascht.«

Balsamo schüttelte verneinend den Kopf.

»Sie leugnen; nehmen Sie sich in Acht,« rief Philipp.

»Ich leugne nicht, mein Herr; Sie fragen, und ich antworte.«

»Ich fahre fort zu fragen, fahren Sie fort zu antworten.«

Balsamo wurde nicht ärgerlich, sondern machte im Gegentheile Philipp ein Zeichen, daß er warte.

»Als Sie zu meiner Schwester hinaufgingen,« fuhr Philipp sich immer mehr erhitzend fort, »als Sie dieselbe überraschten und durch Ihre höllische Macht einschlieferten, lag Andrée im Bett und las; sie fühlte den Ueberfall jener Schlafsucht, welche Ihre Gegenwart immer über sie verhängt, und verlor das Bewußtsein. Sie sagen aber, Sie haben nichts gethan, als sie befragt, nur, fügen Sie bei, nur haben Sie bei Ihrem Abgang sie aufzuwecken vergessen, und dennoch,« sprach Philipp, Balsamo am Faustgelenk fassend und es krampfhaft pressend, »und dennoch lag meine Schwester, als sie am andern Tag wieder zum Bewußtsein kam, nicht mehr in ihrem Bett, sondern halb nackt am Fuß ihres Sopha . . . Antworten Sie auf diese Anschuldigung und nehmen Sie keine Ausflüchte.«

Während dieser Aufforderung vertrieb Balsamo wie ein Mensch, den man sich selbst erweckt, einen nach dem andern die schwarzen Gedanken, welche seinen Geist verdüsterten.

»In der That, mein Herr,« sagte er, »Sie hätten nicht auf diesen Gegenstand zurückkommen und so einen ewigen Streit mit mir suchen müssen. Ich habe mich aus Nachgiebigkeit und aus Theilnahme für Sie hierher begeben; mir scheint, Sie vergessen das. Sie sind jung, Sie sind Officier, Sie haben die Gewohnheit, von oben herab und die Hand auf einem Degenknopf zu sprechen: dies Alles läßt Sie bei ernstern Umständen falsch schließen. Ich habe dort bei mir mehr gethan, als ich hätte thun müssen, um Sie zu überzeugen und ein wenig Ruhe von Ihnen zu erlangen. Sie fangen wieder an, nehmen Sie sich in Acht; denn wenn Sie mich ermüden, werde ich entschlummern in der Tiefe meines Kammers, gegen den der Ihrige, das schwöre ich Ihnen, nur toller Zeitvertreib ist; und wenn ich so schlafe, mein Herr, dann wehe dem, der mich erweckt! Ich bin nicht in das Zimmer Ihrer Schwester eingetreten, das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann; Ihre Schwester hat mich aus eigenem Antrieb, woran, ich gestehe es, mein Wille einen großen Antheil hatte, Ihre Schwester, sage ich, hat mich im Garten aufgesucht.«

Philipp machte eine Bewegung, doch Balsamo hielt ihn zurück.

»Ich habe Ihnen einen Beweis versprochen,« fuhr er fort, »ich werde Ihnen denselben geben. Wollen Sie ihn sogleich haben? Gut. Gehen wir lieber nach Trianon hinein, als daß wir die Zeit mit unnützen Worten verlieren. Ziehen Sie es vor, zu warten, so warten wir, doch schweigend und ohne Aufregung, wenn es Ihnen beliebt?«

Nachdem Balsamo dies mit der unsern Lesern bekannten Miene gesagt hatte, löschte er den flüchtigen Blitz seines Blickes aus und versank wieder in sein Nachsinnen.

Philipp gab ein dumpfes Brüllen von sich, wie es das wilde Thier thut, das sich zu beißen anschickt; dann plötzlich die Haltung und den Gedanken wechselnd, sagte er:

»Diesen Menschen muß man überreden, oder durch irgend eine Ueberlegenheit beherrschen; fassen wir Geduld.«

Doch da es ihm unmöglich war, bei Balsamo geduldig zu bleiben, so fing er an, in der grünen Allee auf und ab zu gehen, in der der Wagen angehalten hatte.

Nach zehn Minuten fühlte Philipp, daß es ihm unmöglich war, länger zu warten.

Er zog es daher vor, sich das Gitter vor der Stunde öffnen zu lassen, auf die Gefahr, Verdacht zu erregen.

»Ueberdies,« murmelte Philipp, einen Gedanken fortspinnend, der sich wiederholt seinem Geist dargeboten hatte, »welchen Verdacht kann überdies der Portier schöpfen, wenn ich sage, ich sei durch die Gesundheitsumstände meiner Schwester so sehr beunruhigt worden, daß ich in Paris einen Arzt geholt habe und diesen schon bei Sonnenaufgang hierherbringe?«

Sich für diese Idee entscheidend, die durch sein Verlangen, sie in Ausführung zu bringen, allmählig alle ihre Gefahren verloren hatte, lief er nach dem Wagen.

»Ja, mein Herr,« sagte er, »Sie hatten Recht, es ist unnütz, länger zu warten, kommen Sie, kommen Sie.«

Doch er mußte diese Aufforderung wiederholen; erst das zweite Mal legte Balsamo den Mantel ab, in den er gehüllt war, schloß seinen Ueberrock mit den Knöpfen von polirtem Stahl und verließ den Wagen.

Philipp schlug einen Fußpfad ein, der ihn mit aller Ersparung schräger Linien an das Gitter des Parkes führte.

»Gehen wir geschwinde,« sagte er zu Balsamo.

Und sein Schritt wurde in der That so rasch, daß Balsamo Mühe hatte, ihm zu folgen.

Das Gitter öffnete sich; Philipp gab dem Portier seine Erklärung, und die zwei Männer traten ein.

Als das Gitter wieder hinter ihnen geschlossen war, blieb Philipp abermals stehen und sagte:

»Mein Herr, ein letztes Wort. Wir sind an Ort und Stelle; ich weiß nicht, welche Fragen Sie meiner Schwester vorlegen werden; ersparen Sie ihr wenigstens die Einzelheit der furchtbaren Scene, welche während ihres Schlafes hat vorgefallen können. Schonen Sie die Reinheit der Seele, da es um die Jungfräulichkeit des Leibes geschehen ist.«

»Mein Herr,« erwiderte Balsamo, »hören Sie mich an: Ich bin im Park nie weiter gekommen, als bis zu jener Gruppe hochstämmiger Bäume, welche Sie dort gegenüber von den Gebäuden sehen, wo Ihre Schwester wohnt. Ich bin folglich nie in das Zimmer von Fräulein von Taverney eingedrungen, wie ich Ihnen schon zu sagen die Ehre gehabt habe. Was die Scene betrifft, deren Wirkung auf den Geist Ihrer Fräulein Schwester Sie befürchten, so wird diese Wirkung nur durch Sie, und zwar auf eine entschlummerte Person hervorgebracht werden, denn jetzt schon und auf dieser Stelle werde ich dem Fräulein befehlen, in den magnetischen Schlaf zu versinken.«

Balsamo blieb stehen, kreuzte die Arme, wandte sich nach dem Pavillon, den Andrée bewohnte, und verharrte einen Augenblick in völliger Unbeweglichkeit, die Stirne gefaltet und

mit dem über seinem ganzen Antlitz verbreiteten Ausdruck des allmächtigen Willens.

»Hören Sie,« sagte er, indem er seine Arme wieder fallen ließ, »Fräulein Andrée muß zu dieser Stunde eingeschlafen sein.«

Das Gesicht von Philipp drückte Zweifel aus.

»Ah! Sie glauben mir nicht,« fuhr Balsamo fort, »gut! warten Sie. Um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht nöthig gehabt habe, bei ihr einzutreten, will ich ihr befehlen, ganz eingeschlafen, wie sie ist, zu uns unten an die Stufen zu kommen, gerade an die Stelle, wo ich sie bei unserem letzten Zusammensein gesprochen habe.«

»Es sei,« sagte Philipp; »wenn ich dies sehe, werde ich Ihnen glauben.«

»Treten wir noch näher hinzu und warten wir hinter jenen Hagenbuchen.«

Philipp und Balsamo stellten sich an den bezeichneten Platz.

Balsamo streckte die Hand nach dem Zimmer von Andrée aus.

Doch er hatte kaum diese Haltung angenommen, als sich ein leichtes Geräusch in den nahen Hagenbuchen hörbar machte.

»Ein Mensch,« sagte Balsamo, »nehmen wir uns in Acht.«

»Wo dies?« fragte Philipp, während er mit den Augen denjenigen suchte, welchen ihm der Graf bezeichnete. »Dort, im Gebüsch links,« antwortete dieser. »Ah! ja, es ist Gilbert, ein ehemaliger Diener von uns.«

»Haben Sie etwas von diesem jungen Menschen zu befürchten?«

»Nein, ich glaube nicht, doch gleichviel, halten Sie inne, mein Herr, wenn Gilbert aufgestanden ist, können auch Andere aufgestanden sein.«

Mittlerweile entfernte sich Gilbert, der, als er Philipp und Balsamo beisammen sah, instinctartig begriff, daß er verloren war.

»Nun, mein Herr,« fragte Balsamo, »wozu entscheiden Sie sich?«

»Mein Herr,« sagte Philipp, der unwillkürlich jenen magnetischen Zauber empfand, den dieser Mann um sich her verbreitete, »wenn Ihre Macht wirklich so groß ist, daß Sie Fräulein von Taverney bis zu uns führen können, so offenbaren Sie dieselbe durch irgend ein Zeichen; doch führen Sie meine Schwester nicht an einen freien Ort, wie dieser ist, wo der Erste der Beste Ihre Fragen und die Antworten des Fräuleins hören kann.«

»Es war Zeit,« sagte Balsamo, indem er den jungen Mann am Arm ergriff und ihm am Fenster der Flur der Communs Andrée zeigte, welche schon weiß und ernst aus ihrem Zimmer heraustrat und, dem Befehle von Balsamo gehorchend, die Treppe herabzusteigen sich anschickte.

»Halten Sie sie auf,« sagte Philipp, zu gleicher Zeit erstaunt und verblüfft.

»Es sei,« sprach Balsamo.

Der Graf streckte den Arm in der Richtung von Fräulein von Taverney aus und, diese blieb sogleich stehen.

Dann, nach einem Halt von einem Augenblick, drehte sie sich um, wie der steinerne Gast, und kehrte in ihr Zimmer zurück.

Philipp stürzte ihr nach; Balsamo folgte ihm.

Philipp trat beinahe gleichzeitig mit seiner Schwester in ihr Zimmer; er nahm das Mädchen in seine Arme und setzte es nieder.

Einige Augenblicke nach Philipp trat Balsamo ein und schloß die Thüre hinter sich.

Doch so rasch auch der Zwischenraum, der diese Eintritte trennte, gewesen war, so hatte doch ein dritter Mensch Zeit gehabt, sich zwischen den zwei Männern einzuschleichen und das Cabinet von Nicole zu erreichen, wo er sich, wohl begreifend, daß sein Leben von dieser Unterredung abhing, verbarg.

Dieser Dritte war Gilbert.

CXLVIII.

Offenbarung.

Balsamo schloß die Thüre hinter sich und fragte in dem Augenblick, wo Philipp seine Schwester mit einer Mischung von Neugierde und Angst betrachtete, auf der Schwelle erscheinend:

»Sind Sie bereit, Chevalier?«

»Ja, mein Herr, ja,« stammelte Philipp ganz zitternd.

»Wir können also anfangen, Ihre Schwester zu befragen?«

»Wenn es Ihnen beliebt,« antwortete Philipp, der mit seinem Athem das Gewicht, das seine Brust bedrückte, aufzuheben suchte.

»Doch vor Allem schauen Sie Ihre Schwester an,« sprach Balsamo.

»Ich schaue sie an, mein Herr.«

»Nicht wahr. Sie glauben, daß sie schläft?«

»Ja.«

»Und daß sie folglich kein Bewußtsein von dem hat, was hier vorgeht.«

Philipp antwortete nicht; er machte nur eine Geberde des Zweifels.

Da ging Balsamo auf den Herd zu und zündete eine Kerze an, mit der er an den Augen von Andrée vorüberfuhr, ohne daß sie ihre Lider durch die Wirkung der Flamme senkte.

»Ja, ja, sie schläft, das ist sichtbar,« sprach Philipp, »doch, mein Gott! Welch einen seltsamen Schlaf!«

»Nun, so will ich sie befragen,« fuhr Balsamo fort, »oder vielmehr, da Sie eine Furcht äußerten, ich könnte irgend eine indiscrete Frage an Ihre Schwester richten, so fragen Sie selbst, Chevalier.«

»Aber ich habe sie so eben angeredet. Ich habe sie berührt: sie schien mich nicht zu hören, sie schien mich nicht zu fühlen.«

»Sie waren nicht im Rapport mit ihr; ich will dies bewerkstelligen.«

Balsamo nahm die Hand von Philipp und legte sie in die von Andrée.

Sogleich lächelte das Mädchen und murmelte:

»Ah! Du bist es, mein Bruder.«

»Sie sehen,« sagte Balsamo, »sie erkennt Sie nun.«

»Ja, das ist seltsam.«

»Fragen Sie, sie wird antworten.«

»Aber wenn sie sich wach nicht erinnerte, wie wird sie sich entschlummert erinnern?«

»Das ist eines der Geheimnisse der Wissenschaft,« antwortete Balsamo. Und er stieß einen Seufzer aus und setzte sich in einen Lehnstuhl, der in einer Ecke stand.

Philipp blieb unbeweglich, seine Hand in der Hand von Andrée. Wie sollte er seine Fragen beginnen, deren Resultat für ihn die Gewißheit seiner Schande und die Offenbarung eines Schuldigen wäre, nach dem seine Rache vielleicht nicht greifen könnte?

Audrée befand sich in einem Zustand der Ruhe, der der Extase nahe kam, und ihre Physiognomie deutete eher Sorglosigkeit, als jedes andere Gefühl an.

Ganz bebend gehorchte Philipp nichtsdestoweniger dem ausdrucksvollen Blick von Balsamo, der ihm sagte, er möge sich bereit halten.

Doch in demselben Maß, in dem er an sein Unglück dachte, in dem sein Gesicht sich verdüsterte, bedeckte sich das von Andrée mit einer Wolke, und sie fing damit an, daß sie ihm sagte:

»Ja, Du hast Recht, Bruder, das ist ein großes Unglück für die Familie.«

Andrée übersetzte so den Gedanken, den sie im Geist ihres Bruders las.

Philipp war auf diesen Eingang nicht gefaßt: er schauerte und fragte, ohne genau zu wissen, was er sagte:

»Welches Unglück?«

»Ah! Du weißt es wohl, mein Bruder.«

»Zwingen Sie Ihre Schwester, zu sprechen, und sie wird sprechen.«

»Wie kann ich sie zwingen?«

»Sie brauchen nur zu wollen, daß sie spricht.«

Philipp schaute seine Schwester an, während er einen inneren Willen bildete.

Andrée erröthete.

»Oh!« sagte das Mädchen, »wie schlimm ist es von Dir, Philipp, daß Du glaubst, Andrée habe Dich getäuscht.«

»Du liebst also Niemand?« fragte Philipp.

»Niemand.«

»Dann ist es also kein Mitschuldiger, sondern ein Schuldiger, den man zu bestrafen hat.«

»Ich verstehe Dich nicht, mein Bruder.«

Philipp schaute den Grafen an, als wollte er ihn um Rath fragen.

»Dringen Sie schärfer in sie,« sagte Balsamo,

»Ich soll in sie dringen?«

»Ja, fragen Sie unumwunden.«

»Ohne Achtung vor dem Schamgefühl dieses Kindes?«

»Oh! seien Sie unbesorgt, bei ihrem Erwachen wird sie sich keines Umstandes mehr erinnern.«

»Aber wird sie meine Frage beantworten können?«

»Sehen Sie gut?« fragte Balsamo Andrée.

Andrée bebte beim Ton dieser Stimme; sie wandte ihren Blick ohne Strahl gegen Balsamo und erwiderte:

»Minder gut, als wenn Sie mich fragen würden; doch ich sehe.«

»Wohl, meine Schwester,« fragte Philipp, »wenn Du siehst, so erzähle mir in ihren einzelnen Umständen die Nacht Deiner Ohnmacht.«

»Fangen Sie nicht mit der Nacht vom 31. Mai an, mein Herr?« sagte Balsamo; »Ihr Verdacht ging, wie mir scheint, zu jener Nacht zurück, und die Stunde, Alles zugleich aufzuklären, ist gekommen.«

»Nein, mein Herr,« erwiderte Philipp, »das ist unnöthig, und seit einem Augenblick glaube ich an Ihr Wort. Derjenige, welcher über eine Macht wie die Ihrige verfügt, macht nicht davon Gebrauch, um zu einem gemeinen Ziele zu gelangen. Meine Schwester,« wiederholte Philipp, »erzähle mir Alles, was in jener Nacht Deiner Ohnmacht vorgefallen ist.«

»Ich erinnere mich nicht mehr,« sagte Andrée.

»Sie hören, Herr Graf?«

»Sie muß sich erinnern, sie muß sprechen; befehlen Sie es ihr.«

»Aber wenn sie im Schlaf begriffen war?«

»Die Seele wachte.«

Da stand Balsamo auf, streckte die Hand gegen Andrée aus und sprach mit einem Falten der Stirne, das eine Verdopplung des Willens und der Thätigkeit andeutete:

»Erinnern Sie sich, ich will es.«

»Ich erinnere mich.«

»Oh!« machte Philipp, seine Stirne abwischend.

»Was wollen Sie wissen?«

»Alles.«

»Von welchem Augenblick an?«

»Von dem Augenblick, wo Sie sich niederlegten.«

»Sie sehen sich selbst?« fragte Balsamo.

»Ja, ich sehe mich; ich halte in der Hand das von Nicole bereitete Glas . . . Oh! mein Sott!«

»Was? was gibt es?«

»Oh! die Elende!«

»Sprich, meine Schwester, sprich!«

»Dieses Glas enthält ein Gebräu; wenn ich es trinke, bin ich verloren.«

»Ein Gebräu!« rief Philipp, »in welcher Absicht?«

»Warte! warte!«

»Zuerst das Gebräu.«

»Ich wollte es an die Lippen setzen; doch in diesem Augenblick . . .«

»Nun?«

»Erschien der Graf.«

»Welcher Graf?«

»Er,« sprach Andrée, ihre Hand nach Balsamo ausstreckend.

»Und dann?«

»Dann setzte ich das Glas nieder und entschlief.«

»Hernach, hernach?« fragte Philipp.

»Ich stand auf und begab mich zu ihm.«

»Wo war der Graf?«

»Unter den Linden, meinem Fenster gegenüber.«

»Und der Graf ist nie in Dein Zimmer gekommen, meine Schwester?«

»Nie.«

Ein Blick von Balsamo an Philipp gerichtet sagte diesem klar:

»Sie sehen, ob ich Sie täuschte, mein Herr?«

»Und Du sagst, Du habest Dich zu dem Grafen begeben?«

»Ja, ich gehorche ihm, wann er mich ruft.«

»Was wollte der Graf von Dir?«

Andrée zögerte.

»Sprechen Sie, sprechen Sie,« rief Balsamo, »ich werde nicht horchen.«

Und er sank in seinen Lehnstuhl zurück und begrub seinen Kopf in seinen Händen, als wollte er es verhindern, daß der Schall der Worte von Andrée zu ihm gelangte.

»Sprich, was wollte der Graf von Dir?« wiederholte Philipp.

»Er wollte eine Auskunft von mir verlangen . . .«

Sie hielt abermals inne; es war, als befürchtete sie das Herz des Grafen zu brechen.

»Fahre fort, meine Schwester, fahre fort,« sprach Philipp.

»Ueber eine Person, die aus seinem Hause entwichen war, und —« Andrée dämpfte die Stimme — »und die seitdem gestorben ist.«

So leise Andrée diese Worte aussprach, so hörte sie Balsamo doch, oder er errieth sie wenigstens, denn er gab einen schwermüthigen Seufzer von sich.

Philipp schwieg einen Augenblick und sagte dann abermals:

»Fahren Sie fort, fahren Sie fort, Ihr Bruder will Alles wissen; Ihr Bruder muß Alles wissen. Was that dieser Mann, als er die Auskunft von Ihnen erhalten hatte, die er zu haben wünschte?«

»Er entfloh.«

»Und ließ Dich im Garten?« fragte Philipp.

»Ja.«

»Was machtest Du sodann?«

»Da er sich von mir entfernte, da sich die Kraft entfernte, die mich unterstützt hatte, fiel ich nieder.« »Ohnmächtig?«

»Nein, immer in einen Schlaf versunken, jedoch in einen bleiernen Schlaf.«

»Kannst Du Dich erinnern, was während dieses Schlafes geschah?«

»Ich werde mich bemühen.«

»Nun, was ist geschehen, sprich?«

»Ein Mensch kam aus einem Gebüsch hervor, nahm mich in seine Arme und trug mich fort.«

»Wohin?«

»Hierher, in mein Zimmer.«

»Ah! . . . Und siehst Du diesen Menschen?«

»Warte . . . ja . . . ja . . . oh!« fuhr Andrée mit einem Gefühl des Mißbehagens und des Ekels fort, »oh! es ist abermals der kleine Gilbert.«

»Gilbert?«

»Ja«

»Was machte er?«

»Er legte mich auf diesen Sopha.«

»Hernach?«

»Warte.«

»Siehe, siehe, ich will, daß Du siehst.«

»Er horcht . . . er geht ins andere Zimmer . . . er weicht wie erschrocken zurück . . . er tritt in das Cabinet von Nicole . . . Mein Gott! mein Gott!«

»Was?«

»Ein Mann folgt ihm; und ich kann nicht aufstehen, kann mich nicht vertheidigen, schreien, ich schlafe!«

»Wer ist dieser Mann?«

»Mein Bruder! mein Bruder!« stammelte Andrée, und ihr Gesicht drückte den tiefsten Schmerz aus.

»Sagen Sie, wer ist dieser Mann,« befahl Balsamo, »ich will es!«

»Der König,« flüsterte Andrée, »es ist der König.«

Philipp schauerte.

»Ah!« murmelte Balsamo, »ich vermuthete es.«

»Er nähert sich mir,« fuhr Andrée fort, »er spricht mich an, er nimmt mich in seine Arme, er küßt mich. Oh! mein Bruder! mein Bruder!«

Schwere Thränen entstürzten den Augen von Philipp, während seine Hand krampfhaft den Griff des Degens preßte, den ihm Balsamo gegeben hatte.

»Sprechen Sie, sprechen Sie!« fuhr der Graf mit immer mehr gebieterischem Tone fort.

»Oh! welch ein Glück! er wird unruhig . . . er hält inne . . . er schaut mich an . . . er hat Angst . . . Andrée ist gerettet.«

Philipp athmete keuchend jedes Wort ein, das aus dem Mund seiner Schwester kam.

»Gerettet! Andrée ist gerettet!« wiederholte er maschinenmäßig.

»Warte, mein Bruder, warte!« sprach Andrée. Und als wollte sie sich daran aufrecht halten, suchte Andrée die Unterstüzung des Armes von Philipp.

»Hernach! hernach!« fragte Philipp.

»Ich hatte vergessen.«

»Was?«

»Dort, dort, im Cabinet von Nicole, ein Messer in der Hand . . .«

»Ein Messer in der Hand?«

»Ich sehe ihn, er ist bleich wie der Tod . . .«

»Wer?«

»Gilbert.«

Philipp hielt den Athem an sich.

»Er folgt dem König,« fuhr Andrée fort, »er schließt die Thüre hinter ihm; er setzt den Fuß auf die Kerze, die auf dem Teppich brennt; er schreitet auf mich zu. Oh!«

Andrée richtete sich im Arm ihres Bruders auf. Jede Muskel ihres Körpers erstarrte, als ob sie hätte brechen sollen.

»Oh! der Elende,« sagte sie endlich.

Und sie sank kraftlos zurück.

»Mein Gott! mein Gott!« rief Philipp.

»Er ist es, er ist es!« murmelte Andrée.

Dann erhob sie sich bis an das Ohr ihres Bruders und sprach, das Auge funkelnd, die Hand bebend:

»Nicht wahr, Philipp, Du wirst ihn tödten?«

»Ah, ja!« rief der junge Mann aufspringend.

Und er stieß hinter sich an einen mit Porzellangefäßen beladenen Tisch, den er umwarf.

Die Gefäße zerbrachen.

Mit dem Lärmen dieses Sturzes vermischten sich ein dumpfes Geräusch und eine plötzliche Erschütterung der Scheidewände, dann stieß Andrée einen Schrei aus, der Alles beherrschte.

»Was ist das?« fragte Balsamo, »eine Thüre ist geöffnet worden?«

»Behorchte man uns?« rief Philipp, nach seinem Degen greifend.

»Er war es,« sprach Andrée, »abermals er.«

»Wer denn?«

»Gilbert, immer Gilbert. Ah! Du wirst ihn tödten, nicht wahr, Philipp, Du wirst ihn tödten?«

»Oh! ja, ja, ja,« rief der junge Mann.

Und er stürzte, den Degen in der Faust, in's Vorzimmer, während Andrée auf den Sopha zurücksank.

Balsamo eilte dem jungen Mann nach, hielt ihn am Arm zurück und sagte:

»Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr: was ein Geheimniß ist, würde öffentlich werden; es ist Tag und das Echo der königlichen Häuser ist geräuschvoll.«

»Oh! Gilbert, Gilbert,« murmelte Philipp; »und er war hier verborgen, er hörte uns, ich konnte ihn tödten! Oh! wehe dem Unglücklichen.«

»Ja, doch stillgeschwiegen; Sie werden diesen jungen Mann wiederfinden, mein Herr; mit Ihrer Schwester müssen Sie sich beschäftigen, mein Herr. Sie sehen, sie fängt an so vieler Erschütterungen müde zu werden.«

»Oh! ja, ich begreife, was sie leidet, nach dem, was ich selbst leide; dieses Unglück ist so gräßlich, so wenig wieder gut zu machen! Oh! ich werde daran sterben!«

»Sie werden im Gegentheile für sie leben, Chevalier, denn sie bedarf Ihrer, da sie nur Sie hat: lieben Sie das unglückliche Mädchen, beklagen Sie es, erhalten Sie es. Und nun,« fügte er bei, nachdem er einige Secunden geschwiegen hatte, »und nun bedürfen Sie meiner wohl nicht mehr?«

»Nein, mein Herr; verzeihen Sie mir meinen Verdacht; verzeihen Sie mir meine Beleidigungen; und dennoch kommt das ganze Uebel von Ihnen her.«

»Ich entschuldige mich nicht, Chevalier; doch Sie vergessen, was Ihre Schwester gesagt hat.«

»Was hat sie gesagt? mein Kopf verwirrt sich.«

»Wäre ich nicht gekommen, so hätte sie den von Nicole bereiteten Trank getrunken, und dann wäre es der König gewesen. Hätten Sie das Unglück minder groß gefunden?«

»Nein, mein Herr, es wäre immer gleich groß gewesen, und ich sehe, wir waren verdammt . . . Wecken Sie meine Schwester auf, mein Herr.«

»Aber sie wird mich sehen, sie wird vielleicht begreifen, was vorgefallen; es ist besser, ich wecke sie auf, wie ich sie eingeschläfert habe, aus der Entfernung.«

»Dank! Dank!«

»Dann sage ich Ihnen Lebewohl, mein Herr.«

»Noch ein Wort, Graf. Sie sind ein Mann von Ehre?«

»Oh! die Gehelmmhaltung, meinen Sie?«

»Graf . . .«

»Oh! das ist eine überflüssige Ermahnung; einmal weil ich ein Mann von Ehre bin; sodann weil ich entschlossen bin, nichts mehr mit den Menschen gemein zu haben; ich will die Menschen und ihre Geheimnisse vergessen; zählen Sie indessen auf mich, wenn ich Ihnen je nützlich sein kann. Doch nein, nein, ich kann Ihnen zu nichts nützen, ich habe keine Bedeutung mehr auf Erden. Gott befohlen, mein Herr, Gott befohlen.«

Nachdem Balsamo so gesprochen, verbeugte er sich vor Philipp, schaute noch einmal Andrée an, deren Kopf sich mit allen Symptomen des Schmerzes und der Müdigkeit rückwärts neigte, und murmelte:

»O Wissenschaft, wie viele Opfer für ein werthloses Resultat!«

Er verschwand.

Je mehr er sich entfernte, desto mehr belebte sich Andrée; sie hob ihren bleischweren Kopf in die Höhe, schaute ihren Bruder mit erstaunten Augen an und flüsterte:

»Oh Philipp! was ist denn vorgefallen?«

Philipp unterdrückte das Schluchzen, das ihn beinahe erstickte, lächelte heldenmüthig und antwortete:

»Nichts, meine Schwester.«

»Nichts?«

»Nein.«

»Und dennoch ist es mir, als hätte ich geträumt.«

»Geträumt? Und was hast Du geträumt, theure, gute Andrée?«

»Oh! der Doctor Louis, der Doctor Louis, mein Bruder!«

»Andrée!« rief Philipp, indem er ihr die Hand drückte, »Andrée! Du bist rein wie das Licht des Tages; doch Du klagst Dich an, Du stürzest Dich ins Verderben; ein furchtbares Geheimniß ist uns Beiden auferlegt. Ich will den Doctor Louis aufsuchen, daß er der Frau Dauphine sagt, das unerbittliche Heimweh habe Dich befallen, nur der Aufenthalt in Taverney vermöge Dich zu heilen, und dann reisen wir ab, sei es nach Taverney, sei es nach irgend einem andern Ort der Welt; Beide hienieden vereinzelt, uns liebend, uns tröstend . . .«

»Ader, mein Bruder,« sprach Andrée, »wenn ich rein bin, wie Du sagst?«

»Liebe Andrée, ich werde Dir dies Alles erklären; mittlerweile halte Dich zur Abreise bereit.«

»Aber mein Vater?«

»Mein Vater,« erwiederte Philipp mit düsterer Miene, »mein Vater, das ist meine Sache, ich werde ihn vorbereiten.«

»Er wird uns also begleiten?«

»Mein Vater, oh! unmöglich, unmöglich: wir zwei, Andrée, wir zwei allein, sage ich Dir.«

»Oh! wie erschreckst Du mich, Freund; wie machst Du mir bange, mein Bruder; wie leide ich, Philipp!«

»Gott ist am Ziele von Allem, Andrée,« sprach der junge Mann; »Muth also: ich laufe zum Doctor; was Dich krank macht, Andrée, ist der Kummer, Taverney verlassen zu haben, ein Kummer, den Du der Frau Dauphin? zu Liebe verbargst. Auf! auf! sei stark, meine Schwester: es

handelt sich um unserer Beider Ehre.«

Und er küßte hastig seine Schwester, denn es erstickte ihn beinahe.

Dann hob er seinen Degen auf, den er hatte fallen lassen, steckte ihn mit einer zitternden Hand in die Scheide und stürzte nach der Treppe.

Eine Viertelstunde nachher klopfte er an die Thüre des Doctor Louis, der, so lange sich der Hof in Trianon aufhielt, in Versailles wohnte.

CXLIX.

Der kleine Garten des Doctor Louis.

Der Doctor Louis, vor dessen Thüre wir Philipp gelassen haben, ging in einem kleinen, zwischen vier Mauern liegenden Garten spazieren, der früher zu einem Ursulinerinnen-Kloster gehörte, das man in ein Futtermagazin für die Herren Dragoner des Königs verwandelt hatte.

Der Doctor Louis las die Probebogen eines neuen Werkes, das er eben drucken ließ, und bückte sich von Zeit zu Zeit, um von dem Weg, auf dem er ging, oder von den Rabatten, die zu seiner Rechten und zu seiner Linken hinliefen, das Unkraut auszureißen, das seinen Instinct der Symmetrie und Ordnung verletzte.

Eine einzige Dienerin, eine etwas mürrische Person, wie alle Dienstboten eines Mannes der Arbeit, der nicht gestört sein will, besorgte die ganze Haushaltung des Doctors.

Bei dem Geräusch, das der unter der Hand von Philipp schallende eiserne Klopfer machte, näherte sie sich der Thüre und öffnete sie ein wenig.

Doch statt mit der Dienerin zu unterhandeln, stieß der junge Mann die Thüre auf und trat ein. Sobald er auf diese Art Herr des Ganges war, erblickte er den Garten und im Garten den Doctor.

Ohne auf die Fragen und das Geschrei der wachsamten Hüterin des Hauses Rücksicht zu nehmen, eilte er dann in den Garten.

Als der Doctor seine Tritte hörte, schaute er auf.

»Ah! ah! Sie sind es,« sagte er.

»Verzeihen Sie, Doctor, daß ich so gewaltsam bei Ihnen eingedrungen bin und Sie in Ihrer Einsamkeit störe; doch der Augenblick, den Sie vorhergesehen, ist erschienen; ich bedarf Ihrer und komme, um mir Ihren Beistand zu erbitten.«

»Ich habe Ihnen meinen Beistand versprochen und wiederhole mein Versprechen,« erwiderte der Doctor.

Philipp verbeugte sich, zu bewegt, um die Unterredung zu beginnen.

Der Doctor begriff sein Zögern.

»Wie befindet sich die Kranke?« fragte er unruhig, denn er befürchtete, es dürfte irgend eine Katastrophe aus diesem Drama entsprungen sein.

»Sehr gut, Gott sei Dank, Doctor, und meine Schwester ist ein so würdiges und so ehrliches Mädchen, daß es in der That ein Unrecht von Gott wäre, wenn er ihr Leiden und Gefahr schicken würde.«

Der Doctor schaute Philipp fragend an; seine Worte kamen ihm wie eine Reihenfolge von Verleugnungen des vorhergehenden Tages vor.

»Sie ist also das Opfer eines Ueberfalls oder einer List gewesen?«

»Ja, Doctor, das Opfer eines unerhörten Ueberfalls, das Opfer einer schändlichen List.«

Der Arzt faltete die Hände, schlug die Augen zum Himmel auf und sprach:

»Ach! wir leben in dieser Hinsicht in einer furchtbaren Zeit, und ich glaube, es ist dringend, daß nun die Aerzte der Nationen kommen, wie seit langer Zeit die der einzelnen Menschen

gekommen sind.«

»Ja,« sagte Philipp, »ja, sie mögen kommen, Niemand wird ihre Ankunft mit freudigerem Gesicht begrüßen, als ich; doch mittlerweile . . .«

Philipp unterbrach sich und machte eine Geberde der Drohung.

»Ah! mein Herr,« sprach der Doctor, »Sie gehören, wie ich sehe, zu denjenigen, welche die Genugthuung für das Verbrechen in der Gewaltthat und im Mord suchen.«

Ja, Doctor, ja,« antwortete Philipp ruhig, »ja, ich gehöre zu diesen.«

»Ein Zweikampf,« seufzte der Doctor, »ein Zweikampf, der die Ehre Ihrer Schwester nicht wiederherstellt, falls Sie den Schuldigen tödten, und der sie in Verzweiflung stürzt, wenn Sie getödtet werden. Ah! ich glaubte, Sie besäßen einen vernünftigen Geist, ein verständiges Herz; es kam mir vor, als hätten Sie den Wunsch ausgedrückt, es möchte diese ganze Sache geheim gehalten werden.«

Philipp legte seine Hand auf den Arm des Doctors und erwiderte:

»Mein Herr, Sie irren sich seltsam über mich; ich habe ein ziemlich festes Urtheil, das aus einer tiefen Ueberzeugung und aus einem makellosen Gewissen hervorgeht; ich will nicht mir Gerechtigkeit verschaffen, sondern Gerechtigkeit üben; ich will nicht dadurch, daß ich mich der Gefahr, getödtet zu werden, preisgebe, meine Schwester der Verlassenheit und dem Tod aussetzen, sondern sie rächen, indem ich den Elenden tödte.«

»Sie, ein Edelmann, werden ihn tödten, Sie werden einen Mord begehen!«

»Mein Herr, hätte ich ihn zehn Minuten vor dem Verbrechen wie einen Dieb in das Zimmer schleichen sehen, in das er vermöge seiner erbärmlichen Lebensverhältnisse nicht einmal einen Fuß zu setzen berechtigt war, und ich würde ihn dann getödtet haben, so hätte Jeder gesagt, ich habe wohl daran gethan, warum sollte ich ihn nun schonen? hat ihn das Verbrechen vielleicht geheiligt?«

»Dieses blutige Vorhaben ist also in Ihrem Geiste beschloßen, in Ihrem Herzen festgestellt?«

»Beschloßen, festgestellt! Sicherlich finde ich ihn eines Tags, obwohl er sich verbirgt, und ich sage Ihnen, mein Herr, an diesem Tag tödte ich ihn ohne Mitleid, ohne mir ein Gewissen daraus zu machen, wie einen Hund.«

»Dann begehen Sie ein Verbrechen, das dem, welches begangen worden, gleichkommt, ja vielleicht noch Verabscheuenswerther ist, denn weiß man je, wohin ein unkluges Wort oder eine einem Weibe entschlüpfte gefallsüchtige Geberde das Verlangen und die Neigung des Menschen führen können? ermorden! während Sie andere mögliche Genugthuungen haben, während eine Heirath . . .«

Philipp erhob das Haupt und entgegnete:

»Wissen Sie nicht, daß die Taverney-Maison-Rouge aus den Kreuzzügen herkommen? daß meine Schwester adelig ist wie eine Infantin oder eine Erzherzogin?«

»Ja, ich begreife, und der Schuldige ist es nicht; es ist ein Bauernkerl, ein gemeiner Bursche, wie Ihr Leute von Geschlecht sagt. Ja, ja,« fuhr er mit bitterem Lächeln fort, »ja, Gott hat Menschen von einem gewissen geringeren Thon gemacht, um von anderen Menschen von zarterem Thon getödtet zu werden. Oh! ja, mein Herr, Sie haben Recht, tödten Sie, tödten Sie!«

Und der Doctor wandte Philipp den Rücken zu, und riß wieder da und dort Unkraut in seinem Garten aus.

Philipp kreuzte die Arme und sprach:

»Doctor, es handelt sich hier nicht um einen Verführer, den eine Gefallsüchtige mehr oder minder ermuthigt hat: es handelt sich nicht um einen herausgeforderten Menschen, wie Sie meinten, sondern um einen elenden, bei uns aufgezogenen Burschen, der, nachdem er zwanzig Jahre das Brod der Barmherzigkeit gegessen, bei Nacht einen scheinbaren Schlaf, eine Ohnmacht, so zu sagen einen Tod mißbrauchend, auf eine feige, verrätherische Weise die reinste, die heiligste der Frauen, der er bei Tag nicht ins Gesicht zu schauen wagte, befleckt hat; vor einem Gericht wäre dieser Schuldige sicherlich zum Tod verurtheilt worden; nun! ich werde ihn richten, so unparteiisch als ein Tribunal, und ich werde ihn tödten; Doctor, werden Sie, den ich für so edelmüthig und so groß hielt, werden Sie mich diesen Dienst erkaufen lassen, oder mir eine Bedingung auferlegen? Werden Sie, indem Sie mir ihn leisten, es machen wie diejenigen, welche, wenn sie einen Andern verbinden, sich selbst zu verbinden und zu befriedigen suchen? Wenn dem so ist, so sind Sie nicht der Weise, den ich bewundert habe, Sie sind nur ein gewöhnlicher Mensch, und trotz der Verachtung, die Sie mir so eben bezeigten, stehe ich höher als Sie, ich der ich Ihnen ohne einen Hintergedanken mein ganzes Geheimniß anvertraut habe.«

»Sie sagen,« erwiderte der Doctor nachdenkend, »Sie sagen, der Schuldige sei entflohen?«

»Ja, Doctor, ohne Zweifel hat er errathen, die Aufklärung würde stattfinden; er hat erlauscht, daß man ihn anklagte, und sogleich hat er die Flucht ergriffen.«

»Gut. Was wünschen Sie nun, mein Herr?« fragte der Doctor.

»Ihren Beistand, um meine Schwester von Versailles zu entfernen, um in einem noch dichterem, noch stummerem Schatten das furchtbare Geheimniß zu begraben, das uns entehrt, wenn es an den Tag kommt.«

»Ich werde Ihnen nur eine einzige Frage stellen.«

Philipp empörte sich.

»Hören Sie mich an,« fuhr der Doctor mit einer Geberde fort, welche Ruhe heischte, »hören Sie mich an. Ein christlicher Philosoph, aus dem Sie einen Beichtvater gemacht haben, ist genöthigt, Ihnen die Bedingung, nicht für den geleisteten Dienst, sondern Kraft des Rechts des Gewissens aufzuerlegen. Die Menschenfreundlichkeit ist eine Function, mein Herr, und keine Tugend. Sie sprechen davon, daß Sie einen Menschen tödten wollen; ich muß Sie daran verhindern, wie ich durch jedes mir zu Gebot stehende Mittel, selbst durch Gewalt, die Vollbringung des an Ihrer Schwester begangenen Verbrechens verhindert hätte. Ich beschwöre Sie also, mein Herr, mir einen Eid zu leisten.«

»Oh! nie! nie!«

»Sie werden es thun,« rief der Doctor mit großer Heftigkeit, »Sie werden es thun, Blutmensch; erkennen Sie überall die Hand Gottes und verfälschen Sie nie das Gewicht derselben. Der Schuldige, sagen Sie, war unter Ihrer Hand?«

»Ja, Doctor, die Thüre öffnend, wenn ich seine Anwesenheit hätte errathen können, wäre ich ihm gegenübergestanden.«

»Nun wohl! er ist geflohen, er zittert, seine Strafe beginnt. Ah! Sie lächeln, was Gott thut, kommt Ihnen schwach vor! die Gewissensfolter erscheint Ihnen unzulänglich! warten Sie, warten Sie doch! Sie werden bei Ihrer Schwester bleiben, und Sie versprechen mir, den Schuldigen nie zu verfolgen. Wenn Sie ihn treffen, das heißt, wenn Gott Ihnen denselben preisgibt . . . nun, ich bin auch ein Mensch, und Sie werden dann sehen!«

»Hohn! wird er mir nicht beständig folgen?«

»Ei! mein Gott, wer weiß! der Mörder flieht, der Mörder sucht einen Schlupfwinkel, der Mörder fürchtet das Schaffot, und dennoch zieht, als ob es magnetisirt wäre, das Eisen der Gerechtigkeit den Schuldigen an, der sich unselig unter die Hand des Henkers beugt. Handelt es sich gegenwärtig darum, zu vernichten, was Sie auf eine so mühselige Weise zu thun unternommen haben? Für die Welt, in der Sie leben, und der Sie die Unschuld Ihrer Schwester nicht erklären können, für alle die neugierigen Müßiggänger werden Sie den Menschen tödten, und Sie werden ihre Neugierde doppelt füttern, einmal durch das Geständniß des Attentats, und dann durch das Aergerniß der Strafe. Nein, nein, glauben Sie mir, schweigen Sie und begraben Sie dieses Unglück.«

»Oh! wer kann wissen, wenn ich diesen Elenden getödtet habe, ob ich ihn meiner Schwester wegen getödtet?«

»Sie werden doch wohl eine Ursache für diesen Mord suchen müssen.«

»Gut, es sei, Doctor, ich werde gehorchen, ich werde den Schuldigen nicht verfolgen, doch Gott wird gerecht sein; oh ja, Gott wendet die Straflosigkeit wie einen Köder an, Gott wird mir den Verbrecher zusenden.«

»Dann wird ihn Gott verurtheilt haben. Geben Sie mir Ihre Hand, mein Herr.«

»Hier ist sie.«

»Was soll ich für Fräulein von Taverney thun? Sprechen Sie.«

»Doctor, Sie müßten für sie bei der Frau Dauphine einen Vorwand finden, mittelst dessen sie sich auf einige Zeit entfernen könnte: Heimweh, Luft, eine andere Lebensweise . . .«

»Das ist leicht.«

»Ja, das ist Ihre Sache, und ich verlasse mich auf Sie. Dann führe ich meine Schwester von hier weg, nach irgend einem Winkel Frankreichs, nach Taverney zum Beispiel, fern von Aller Augen, fern von allem Verdacht.«

»Nein, nein, mein Herr, das wäre unmöglich; die Arme bedarf der fortwährenden Pflege, der beständigen Tröstung; sie wird allen Beistand der Wissenschaft nöthig haben. Lassen Sie mich also für sie in der Nähe von hier, in einem mir bekannten Kanton, einen Winkel finden, der hundertmal verborgener, hundertmal sicherer ist, als es die wilde Gegend wäre, wohin Sie sie führen würden.«

»Oh! Doctor, Sie glauben?«

»Ja, ich glaube, und zwar mit Recht; der Argwohn strebt immer darnach, sich von den Mittelpunkten zu entfernen, wie es jene sich vergrößernde Kreise thun, welche durch das Fallen eines Steines ins Wasser veranlaßt werden; der Stein entfernt sich aber nicht, und wenn die Wellungen verschwunden sind, findet kein Blick die in der Tiefe des Wassers begrabene Ursache.«

»Dann schreiten Sie ans Werk, Doctor.«

»Noch heute, mein Herr.«

»Benachrichtigen Sie die Frau Dauphine.«

»Noch diesen Morgen.«

»Und was das Uebrige betrifft? . . .«

»In vierundzwanzig Stunden sollen Sie meine Antwort haben.«

»Oh! Dank, Dank, Doctor, Sie sind ein Gott für mich.«

»Nun, junger Mann, nun, da Alles unter uns verabredet ist, erfüllen Sie Ihre Sendung, kehren Sie zu Ihrer Schwester zurück, trösten, beschützen Sie sie.«

»Gott befohlen, Doctor!«

Der Doctor folgte Philipp mit den Augen, bis der junge Mann verschwunden war, setzte seinen Spaziergang wieder fort, las in den Probebogen und reinigte sein Gärtchen.

CL.

Der Vater und der Sohn.

Als Philipp zu seiner Schwester zurückkam, fand er sie sehr bewegt, sehr unruhig.

»Freund,« sagte sie, »ich dachte in Deiner Abwesenheit an Alles, was mir seit einiger Zeit begegnet ist; das ist ein Abgrund, der den ganzen Rest meiner Vernunft verschlingen wird. Sprich, Du hast den Doctor Louis gesehen?«

»Ich komme so eben von ihm, Andrée.«

»Dieser Mensch hat eine furchtbare Klage gegen mich erhoben: ist sie gerecht?«

»Er hat sich nicht getäuscht, meine Schwester.«

Andrée erbleichte, und ein Nervenanstrengung zog ihre so zarten, so weißen Finger krampfhaft zusammen.

»Der Name,« sagte sie, »der Name des Elenden, der mich zu Grunde gerichtet hat?«

»Meine Schwester, Du sollst ihn nun und nimmermehr erfahren.«

»Oh! Philipp, Du sprichst nicht die Wahrheit, Philipp, Du belügst Dein eigenes Gewissen. Ich muß diesen Namen erfahren, damit ich, so schwach ich auch bin, und obschon ich nur das Gebet für mich habe, betend gegen den Ruchlosen den ganzen Zorn Gottes waffnen kann . . . Der Name dieses Menschen, Philipp!«

»Meine Schwester, sprechen wir nie mehr hievon.«

Andrée ergriff seine Hand, schaute ihm ins Gesicht und sprach:

»Oh! das sagst Du mir, Du, der Du ein Schwert an Deiner Seite hast!«

Philipp erbleichte bei dieser Bewegung der Wuth und entgegnete, seinen eigenen Grimm zurückdrängend:

»Andrée, ich kann Dir nicht mittheilen, was ich selbst nicht weiß. Das Geheimniß ist mir durch das Schicksal geboten, das uns niederbeugt; dieses Geheimniß, dessen auch nur theilweise Offenbarung die Ehre unserer Familie gefährden würde, macht eine letzte Gunst des Himmels für Alle unverletzlich.«

»Einen Mann ausgenommen, Philipp . . . einen Mann, der spottet, einen Mann, der uns trotzt! . . . oh! mein Gott! einen Mann, der uns vielleicht in seinem finsternen Schlupfwinkel höllisch verhöhnt.«

Philipp ballte die Fäuste, schaute den Himmel an und antwortete nicht.

»Dieser Mann,« rief Andrée mit doppelter Entrüstung, »ich kenne ihn vielleicht . . . Erlaube mir, Philipp, ihn Dir zu nennen; ich habe Dir schon seinen seltsamen Einfluß auf mich bezeichnet; ich glaubte Dich zu ihm geschickt zu haben . . .«

»Dieser Mann ist unschuldig, ich habe es gesehen, ich habe den Beweis davon . . . suche also nicht mehr, Andrée, suche nicht mehr . . .«

»Philipp, steigen wir mit einander über den Stand dieses Manns hinauf, willst Du? Gehen wir bis zu den ersten Rangstufen der Mächtigen dieses Reiches . . . gehen wir bis zum König!«

Philipp umschloß mit seinen Armen das in seiner Unwissenheit und in seiner Entrüstung so

erhabene Kind.

»Stille,« sagte er, »alle diejenigen, welche Du wach nennst, hast Du entschlummert genannt; alle diejenigen, welche Du mit dem Ungestüm der Tugend anlagst, hast Du gerechtfertigt, als Du das Verbrechen beinahe begehen sahst.«

»Ich habe den Schuldigen genannt?« rief sie mit flammenden Augen.

»Nein,« erwiderte Philipp, »nein. Frage mich nicht mehr; ahme mich nach, unterwirf Dich dem Verhängniß, das Unglück ist unwiederbringlich; es verdoppelt sich für Dich durch die Straflosigkeit des Verbrechers. Doch hoffe . . . hoffe . . . Gott steht über Allen, Gott behält den unglücklichen Unterdrückten eine traurige Freude vor, die man die Rache nennt.«

»Die Rache! . . .« murmelte sie, selbst erschrocken über den furchtbaren Nachdruck, den Philipp auf dieses Wort gelegt hatte.

»Mittlerweile ruhe aus, meine Schwester, von all dem Kummer, von all der Schmach, die Dir meine tolle Neugierde verursacht hat. Wenn ich gewußt hätte! oh! wenn ich gewußt hätte!«

Und er verbarg seinen Kopf mit einer gräßlichen Verzweiflung in seinen Händen. Dann sich plötzlich erhebend, sprach er mit einem Lächeln:

»Worüber sollte ich mich beklagen? meine Schwester ist rein, sie liebt mich! nie hat sie das Vertrauen oder die Freundschaft verrathen. Meine Schwester ist jung wie ich, gut wie ich, wir werden mit einander leben, mit einander alt werden . . . Zu zwei werden wir stärker sein, als die ganze Welt!«

Während er so von Trost sprach, verdüsterte sich Andrée immer mehr; sie neigte ihre bleiche Stirne gegen die Erde und nahm die Haltung und den starren Blick der dumpfen Verzweiflung an, welche Philipp so muthig abgeschüttelt hatte.

»Du sprichst immer nur von uns Zweien,« sagte sie, ihr so durchdringendes blaues Auge auf das bewegliche Antlitz ihres Bruders heftend.

»Von wem soll ich denn sonst sprechen, Andrée?« entgegnete der junge Mann, den Blick fühlend.

»Wir haben einen Vater: wie wird er seine Tochter behandeln?«

»Ich habe Dir schon gesagt,« erwiderte Philipp mit kaltem Ton, »Du sollst jeden Kummer, jede Furcht vergessen, wie der Wind einen Morgendunst verjagt, jedes Andenken und jede Zuneigung verjagen, wären es nicht mein Andenken und meine Zuneigung . . . In der That, meine liebe Andrée, Du wirst von Niemand in dieser Welt geliebt, wenn nicht von mir; ich werde von Niemand geliebt, als von Dir. Warum sollten wir arme, verlassene Waisen uns einem Joch der Verwandtschaft oder der Dankbarkeit unterziehen? Haben wir Wohlthaten empfangen, haben wir den Schutz eines Vaters gefühlt? . . . Oh!« fügte er mit bitterem Lächeln bei, »Du kennst aus dem Grund meinen Gedanken, Du kennst den Zustand meines Herzens . . . Müßtest Du denjenigen, von welchem Du sprichst, lieben, so würde ich sagen: Liebe ihn! Ich schweige, Andrée; enthalte Dich.«

»Mein Bruder, ich muß also glauben . . .«

»Meine Schwester, bei großen Unglücksfällen hört der Mensch unwillkürlich die Worte ertönen, die er in seiner Kindheit wenig verstanden hat: »Fürchte Gott! . . .« Oh! ja, Gott hat sich grausam in unsere Erinnerung zurückgerufen: Ehre Deinen Vater . . . Oh! meine Schwester, der stärkste Beweis von Ehrerbietung, den Du dem Deinigen geben kannst, ist, daß Du ihn aus Deinem Gedächtnis tilgst.«

»Es war richtig,« flüsterte Andrée mit düsterer Miene, während sie auf ihren Stuhl zurücksank.

»Meine Freundin, verlieren wir die Zeit nicht mit unnützen Worten: packe Alles zusammen, was Dir gehört; der Doctor Louis wird sich zur Frau Dauphine begeben und sie von Deiner Abreise in Kenntniß setzen; die Gründe, die er anzuführen hat, weißt Du . . . es ist das Bedürfnis! einer Luftveränderung . . . ein unerklärliches Leiden . . . Triff alle Vorkehrungen zur Abreise.«

Andrée stand auf.

»Die Meubles?« fragte sie.

»Oh nein, nein! Wäsche, Kleider, Juwelen.«

Andrée gehorchte.

Sie nahm zuerst die Wäsche aus den Schränken, die Kleider aus der Garderobe, wo sich Gilbert verborgen hatte; dann holte sie einige Schmuckkästchen, die sie in den Hauptkoffer legen wollte.

»Was ist das?« fragte Philipp.

»Es ist das Kästchen mit dem Schmuck, den Seine Majestät mir bei meiner Vorstellung in Trianon zu schicken die Gnade gehabt hat.«

Philipp erbleichte, als er den Reichthum des Geschenkes sah.

»Mit diesen Juwelen allein werden wir überall anständig leben,« sprach Andrée . . . »Ich habe sagen hören, schon die Perlen seien hunderttausend Livres werth.«

Philipp verschloß das Kästchen.

»Sie sind in der That zu kostbar,« sagte er.

Doch das Kästchen wieder aus den Händen von Andrée nehmend, fügte er bei:

»Meine Schwester, ich glaube, Du hast noch andere Edelsteine.«

»Oh! lieber Freund, sie sind nicht würdig, mit diesen verglichen zu werden; doch sie schmückten vor fünfzehn Jahren die Toilette unserer guten Mutter . . . Die Uhr, die Armspangen, die Ohrgehänge sind mit Brillanten besetzt. Es ist auch das Portrait dabei. Mein Vater wollte das Ganze verkaufen, weil, wie er sagte, nichts mehr in der Mode wäre.«

»Und dennoch ist dies Alles, was uns bleibt,« sprach Philipp, »es ist unsere einzige Hilfsquelle. Meine Schwester, wir lassen die Gegenstände von Gold einschmelzen, wir verkaufen die Edelsteine des Portraits; wir werden für dies Alles zwanzigtausend Livres bekommen, was eine für Unglückliche hinreichende Summe ist.«

»Aber dieser Perlenschmuck gehört mir!« entgegnete Andrée.

»Berühre diese Perlen nie, Andrée, sie würden Dich brennen. Jede von ihnen ist von einer seltsamen Natur, meine Schwester, sie machen Flecken auf den Stirnen, die sie berühren . . .«

Andrée schauerte.

»Ich behalte dieses Kästchen, um es demjenigen zurückzugeben, welcher ein Recht darauf hat. Ich sage Dir, das ist nicht unser Gut; nein, und wir haben nicht Lust, Anspruch darauf zu machen, nicht wahr?«

»Wie es Dir beliebt, mein Bruder,« erwiderte Andrée ganz schauernd vor Scham.

»Liebe Schwester, kleide Dich zum letzten Mal für Deinen Besuch bei der Frau Dauphine an; sei sehr ruhig, sehr ehrfurchtsvoll, sehr gerührt, daß Du Dich von einer so edlen Beschützerin entfernen sollst.«

»Oh! ja, sehr gerührt,« flüsterte Andrée bewegt; »das ist ein großer Schmerz bei meinem Unglück.«

»Ich gehe nach Paris, meine Schwester, und kehre gegen Abend zurück; sobald ich komme, führe ich Dich fort; bezahle hier Alles, was Du noch schuldig bist.«

»Nichts, nichts; ich hatte Nicole, sie ist entlaufen . . . Ah! ich vergaß den kleinen Gilbert.«

Philipp bebte, seine Augen entflammten sich.

»Du bist Gilbert etwas schuldig?« rief er.

»Ja,« erwiderte Andrée mit ganz natürlichem Tone, »er hat mir seit dem Anfang der Jahreszeit Blumen geliefert. Ich bin aber, wie Du mir selbst gesagt hast, zuweilen ungerecht und hart gegen diesen Jungen gewesen, der im Ganzen höflich war, und ich will ihn nun belohnen.«

»Suche Gilbert nicht auf,« murmelte Philipp.

»Warum . . . er muß im Garten sein; ich werde ihn übrigens rufen lassen.«

»Nein! nein! Du würdest eine kostbare Zeit verlieren . . . Ich werde ihn ihm Gegentheil, wenn ich durch die Allee gehe, treffen, ihn sprechen und bezahlen.«

»Dann ist es gut.«

»Ja, Gott befohlen; diesen Abend also.«

Philipp küßte seiner Schwester die Hand . . . sie warf sich in seine Arme. Er unterdrückte sogar die Schläge seines Herzens bei diesem weichen Umfängen, und fuhr ohne Verzug nach Paris, wo ihn der Wagen vor der Thüre des kleinen Hotel der Rue Coq-Héron absetzte.

Philipp wußte, daß er seinen Vater hier traf. Seit seinem seltsamen Bruch mit Richelieu hatte der Greis das Leben in Versailles unerträglich gefunden, und er suchte, wie alle von Thätigkeit überströmenden Geister, der moralischen Erstarrung durch die Aufregungen der Ortsveränderung zu begegnen.

Als Philipp am Thorweg läutete, durchmaß der Baron mit furchtbaren Flüchen den kleinen Garten des Hotel und den an diesen Garten stoßenden Hof.

Er bebte bei dem Geräusch der Klingel und öffnete selbst.

Da er Niemand erwartete, so brachte ihm dieser unvorhergesehene Besuch eine Hoffnung: der Unglückliche hing sich an seinem Sturz in allen Zweigen an.

Er empfing daher Philipp zugleich mit dem Gefühl eines Aergers und einer Neugierde.

Doch er hatte nicht sobald das Gesicht des Ankommenden erschaut, als ihm diese düstere Bläße, diese Starrheit der Linien und das krampfhaftes Zusammenziehen des Mundes die Quelle der Fragen vereisten, die er zu öffnen sich anschickte.

»Du!« sagte er nur, »und durch welchen Zufall?«

»Ich werde die Ehre haben, es Ihnen zu erklären, mein Herr,« erwiderte Philipp.

»Gut! ist es wichtig?«

»Ziemlich wichtig, ja, mein Herr.«

»Dieser Junge hat immer so ceremoniose Formen, daß man darüber in Unruhe geräth . . . Ist es ein Unglück oder ein Glück, was Du mir bringst?«

»Es ist ein Unglück,« sprach Philipp mit ernstem Ton.

Der Baron wankte.

»Sind wir ganz allein?« fragte Philipp.

»Ja.«

»Wollen wir in das Haus eintreten, mein Herr?«

»Warum nicht in freier Luft, unter diesen Bäumen . . .«

»Weil es gewisse Dinge gibt, die sich nicht im Lichte des Himmels sagen lassen.«

Der Baron schaute seinen Sohn an, und gehorchte seiner stummen Geberde, während er zugleich Unempfindlichkeit, ein Lächeln sogar heuchelte. Er folgte ihm in das untere Zimmer, dessen Thüre Philipp schon geöffnet hatte.

Als die Thüren sorgfältig geschlossen waren, erwartete Philipp eine Geberde seines Vaters, um das Gespräch zu beginnen, und sagte dann, nachdem sich der Baron bequem in das beste Fauteuil des Zimmers gesetzt hatte:

»Mein Herr, meine Schwester und ich sind im Begriff, von Ihnen Abschied zu nehmen.«

»Wie so?« fragte der Baron sehr erstaunt. »Du willst Dich entfernen . . . und der Dienst?«

»Es gibt keinen Dienst mehr für mich: Sie wissen, daß sich die Versprechungen des Königs zum Glück nicht verwirklicht haben.«

»Das ist ein: zum Glück, das ich nicht begreife.«

»Mein Herr . . .«

»Erkläre es mir: wie kannst Du glücklich sein, daß Du nicht Oberster eines schönen Regiments geworden bist? Solltest Du die Philosophie so weit treiben?«

»Ich treibe sie weit genug, um nicht die Schande dem Glück vorzuziehen. Doch gehen wir, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr, nicht in Betrachtungen dieser Art ein . . .«

»Gehen wir im Gegentheil darein ein!«

»Ich flehe Sie an . . .« erwiderte Philipp mit einer Festigkeit, welche bedeutete: ich will nicht!

Der Baron faltete die Stirne.

»Und Deine Schwester? . . . Vergißt sie auch ihre Pflichten? Ihr Dienst bei Madame . . .«

»Das sind Pflichten, die sie andern unterordnen muß, mein Herr.«

»Von welcher Natur, wenn's beliebt?«

»Von der gebieterischsten Notwendigkeit.«

Der Baron stand auf.

»Es ist eine alberne Gattung von Menschen,« brummelte er, »die Gattung der Räthselmacher.«

»Ist wirklich Alles, was ich da sage, ein Räthsel für Sie?«

»Durchaus,« erwiderte der Baron mit einer Entschiedenheit, welche Philipp in Erstaunen setzte.

»Ich werde mich also erklären: meine Schwester geht, weil sie auch gezwungen ist, zu fliehen, um eine Schande zu vermeiden.

Der Baron brach in ein Gelächter aus und rief:

»Bei Gott! was für Musterkinder habe ich doch! Der Sohn läßt die Hoffnung auf ein Regiment im Stich, weil er die Schande befürchtet. Die Tochter gibt eine Hofstelle auf, weil sie Furcht vor der Schande hat. Wahrhaftig, ich bin in das Jahrhundert von Brutus und Lucretia zurückgekehrt. Wenn in meiner Zeit, allerdings einer schlechten Zeit, die nicht den Werth der schönen Tage der Philosophie hatte, ein Mann von fern eine Schande kommen sah, und er trug wie Du einen Degen, und er hatte wie Du Unterricht bei zwei Fechtmeistern und drei Profoßen genommen, so spießte er die erste Schande an seine Degenspitze.«

Philipp zuckte die Achseln.

»Ja, was ich da sage, ist ziemlich armselig für einen Philosophen, der nicht gern Blut fließen sieht.

Doch die Officiere sind am Ende nicht gerade geboren, um Philanthropen zu sein.«

»Mein Herr, ich Habe so sehr wie Sie das Bewußtsein der Nothwendigkeiten, welche der Ehrenpunkt auferlegt; doch das vergossene Blut süht nicht . . .«

»Phrasen . . . Phrasen eines . . . Philosophen!« rief der Greis, dergestalt aufgebracht, daß er beinahe majestätisch wurde. »Ich glaube, ich wollte sagen eines Feigherzigen.«

»Sie haben wohl daran gethan, es nicht zu sagen,« rief Philipp bleich und bebend.

Der Baron hielt stolz den unversöhnlichen und drohenden Blick seines Sohnes aus.

»Ich sagte,« fuhr er fort, »und meine Logik ist nicht so schlecht, als man mich gern glauben machen möchte; ich sagte, alle Schande in dieser Welt komme nicht von einer Handlung, sondern von einem Wort her. Ah! so ist es . . . Sei ein Verbrecher vor Tauben, vor Blinden, oder vor Stummen, wirst Du entehrt sein? . . . Du wirst mir mit dem albernen Vers antworten:

Der Frevel macht die Schand' und nicht das Hochgericht.

Das ist Kindern oder Weibern gut zu sagen, aber mit einem Mann spricht man beim Teufel eine andere Sprache . . . Ich aber bildete mir ein, einen Mann geschaffen zu haben . . . Sieht nun der Blinde, hat der Taube hören können, spricht der Stumme, so schlägst Du auf das Stichblatt Deines Degens, durchbohrst dem Einen die Augen, dem Andern das Trommelfell, und schneidest dem Letzten die Zunge ab! . . . So erwiedert einen Angriff der Schande ein Edelmann vom Namen Taverney Maison-Rouge.«

»Ein Edelmann von diesem Namen, mein Herr, weiß immer bei den Dingen, die er zu thun hat, daß es das Erste ist, keine entehrende Handlung zu begehen: deshalb werde ich auf Ihre Argumente nichts antworten. Nur geschieht es zuweilen, daß die Schmach aus einem unvermeidlichen Unglück entsteht: das ist der Fall, in dem wir, meine Schwester und ich, uns befinden.«

»Ich gehe zu Deiner Schwester über. Wenn nach meinem System der Mann nie eine Sache fliehen darf, die er bekämpfen und besiegen kann, so muß die Frau auch festen Fußes warten. Wozu nützt die Tugend, mein Herr Philosoph, wenn nicht, um die Angriffe des Lasters zurückzuschlagen? . . .« fügte Taverney bei und brach abermals in ein Gelächter aus.

»Fräulein von Taverney hat sehr bange gehabt, nicht wahr? . . . Sie fühlt sich also schwach . . . Dann . . .«

Philipp trat ganz nahe auf seinen Vater zu und sprach:

»Mein Herr, Fräulein von Taverney ist nicht schwach gewesen, man hat sie überwältigt! sie ist unterlegen, sie ist in eine Falle gerathen!«

»In eine Falle? . . .«

»Ja. Ich bitte, behalten Sie ein wenig von der Wärme, die Sie vorhin belebte, um die Elenden zu brandmarken, welche feige den Untergang dieser fleckenlosen Ehre complottirt haben.«

»Ich begreife nicht . . .«

»Sie werden begreifen . . . Ein Feiger, sage ich, hat Jemand in das Zimmer von Fräulein von Taverney eingeführt.«

Der Baron erbleichte.

»Ein Feiger.« fuhr Philipp fort, »wollte, daß der Name Taverney . . . der meinige . . . der Ihrige, mein Herr, von einem untilgbaren Flecken beschmutzt würde . . . Nun! wo ist Ihr Jünglingsdegen, um ein wenig Blut zu vergießen! Lohnt es sich der Mühe?«

»Herr Philipp . . .«

»Ah! seien Sie unbesorgt, ich klage Niemand an; ich kenne Niemand . . . Das Verbrechen ist in der Finsternis angesponnen, in der Finsternis ausgeführt worden; die Folge davon wird auch in der Finsternis verschwinden . . . ich will es! ich, der ich die Ehre meines Hauses auf meine Weise verstehe.«

»Aber woher weißt Du?« rief der Baron, der sich von seinem Erstaunen durch den Köder eines schändlichen Ehrgeizes, einer gemeinen Hoffnung erholte.

»Das wird mich keine von den Personen fragen, welche meine Schwester, Ihre Tochter, in einigen Monaten sehen werden, Herr Baron!«

»Aber, Philipp!« rief der Greis, mit Augen voll Freude, »dann sind das Glück und die Ehre des Hauses nicht verschwunden; dann triumphiren wir.«

»Dann sind Sie wirklich der Mensch, für den ich Sie hielt,« sprach Philipp mit dem tiefsten Ekel; »Sie haben sich selbst verrathen, und es hat Ihnen an Geist vor dem Richter gefehlt, nachdem es Ihnen vor dem Sohn an Herz mangelte.«

»Unverschämter!«

»Genug!« erwiderte Philipp. »Fürchten Sie sich, wenn Sie so laut sprechen, den leider zu unempfindlichen Schatten meiner Mutter aufzuwecken, die, wenn sie lebte, über ihrer Tochter gewacht haben würde.«

Der Baron schlug die Augen vor der blendenden Helle nieder, welche aus den Blicken seines Sohnes hervorsprang.

»Meine Tochter,« sagte er nach einigen Secunden, »meine Tochter wird mich nicht ohne meinen Willen verlassen.«

»Meine Schwester wird Sie nie wieder sehen,« entgegnete Philipp.

»Sagt sie das?«

»Sie schickt mich, um es Ihnen zu erklären.«

Der Baron wischte mit einer zitternden Hand seine weiß gewordenen, feuchten Lippen ab.'

»Es sei!« sagte er. Dann die Achseln zuckend, rief er:

»Ich habe Unglück mit meinen Kindern: ein Dummkopf und eine einfältige Dirne!« Philipp erwiderte nichts.

»Gut, gut,« fuhr Taverney fort, »ich bedarf Ihrer nicht mehr; gehen Sie, wenn die These gesprochen ist.«

»Ich habe Ihnen noch zwei Dinge zu sagen.«

»Sagen Sie.«

»Einmal hat Ihnen der König einen Perlenschmuck gegeben.«

»Ihrer Schwester, mein Herr.«

»Ihnen, mein Herr . . . Uebrigens ist daran wenig gelegen. Meine Schwester trägt keine solche Juwelen . . . Fräulein von Taverney ist keine Buhlerin und bittet Sie, den Schmuck dem zurückzustellen, der ihn gegeben hat, oder ihn zu behalten, da Sie Seine Majestät, die so viel für unsere Familie gethan, vor den Kopf zu stoßen befürchten werden.«

Philipp reichte das Schmuckkästchen seinem Vater. Dieser nahm es, öffnete es, schaute die Perlen an und warf es dann in einen Wandkorb.

»Hernach?« sagte er.

»Hernach, mein Herr, da wir nicht reich sind, da Sie Alles bis auf das Gut unserer Mutter ausgegeben oder verpfändet haben, was ich Ihnen nicht zum Vorwurf mache, Gott soll mich behüten . . .«

»Das wäre noch besser,« sagte der Baron mit den Zähnen knirschend.

»Kurz, da wir nur Taverney haben, was von dieser mäßigen Erbschaft herrührt, so bitten wir Sie, zwischen Taverney und dem kleinen Hotel, in dem wir uns in diesem Augenblick befinden, zu wählen. Bewohnen Sie das eine, und wir werden uns in das andere zurückziehen.«

Der Baron zerknitterte sein Spitzenjabot mit einer Wuth, die sich nur durch die Beweglichkeit seiner Finger, durch die Feuchtigkeit seiner Stirne und das Zittern seiner Lippen verrieth; selbst Philipp bemerkte es nicht, denn er hatte den Kopf abgewandt.

»Taverney ist mir lieber,« erwiderte der Baron.

»Dann behalten wir das Hotel.«

»Wie Sie wollen, mein Herr.«

»Wann werden Sie abreisen?«

»Noch diesen Abend . . . nein, auf der Stelle.«

Philipp verbeugte sich.

»In Taverney?« fuhr der Baron fort, »erscheint man mit dreitausend Livres Rente als König . . . Ich werde zweimal König sein.«

Er streckte die Hand nach dem Wandkorb aus, um das Schmuckkästchen zu nehmen, das er in seine Tasche schob.

Dann wandte er sich nach der Thüre. Doch plötzlich drehte er sich wieder um und sagte mit einem abscheulichen Lächeln:

»Philipp, ich erlaube Dir, mit unserem Namen die erste philosophische Abhandlung, die Du herausgibst, zu unterzeichnen. Was Andrée betrifft, so rathe ihr, ihr erstes Werk Louis oder Louise zu nennen; das ist ein Name, der Glück bringt.«

Und er entfernte sich mit einem Hohngelächter.

Das Auge blutig, die Stirne in Flammen, drückte Philipp seine Hand krampfhaft an das Stichblatt seines Degens und murmelte:

»Mein Gott! bewillige mir die Geduld, gewähre mir die Vergessenheit.«

CLI.

Der Gewissensfall.

Nachdem er mit der ängstlichen Sorgfalt, die ihn charakterisirte, einige Seiten seiner Träumereien eines einsamen Spaziergängers abgeschrieben hatte, beendigte Rousseau sein einfaches Frühstück.

Obgleich ihm von Herrn von Gerardin ein Ruhesitz in den köstlichen Gärten von Ermenonville angeboten worden war, bewohnte Rousseau, da er zögerte, sich der Sklaverei der Großen zu unterwerfen, wie er in seiner menschenfeindlichen Monomanie sagte, immer noch das uns bekannte Haus der Rue Platrière.

Therese hatte ihrerseits die kleine Haushaltung in Ordnung gebracht und ihren Korb genommen, um auszugehen und Einkäufe zu machen.

Es war neun Uhr Morgens. Therese fragte ihrer Gewohnheit gemäß Rousseau, was er zum Mittagsbrod zu haben wünsche. Rousseau entschlug sich seiner Träumerei, erhob langsam den Kopf und schaute Therese an, wie ein halbwacher Mensch.

»Alles, was Sie wollen, wenn nur Kirschen und Blumen dabei sind,« antwortete er.

»Man wird sehen, ob dies nicht zu theuer ist,« sagte Therese.

»Wohl verstanden!«

»Denn ich weiß nicht, ob das, was Sie machen, nichts taugt, aber mir scheint, man bezahlt Sie nicht mehr wie früher.«

»Sie täuschen sich, Therese, man bezahlt mir denselben Preis; aber ich werde müde und arbeite weniger, und dann ist mein Buchhändler um einen halben Band gegen mich im Verzug.«

»Sie werden sehen, daß dieser noch Bankerott macht.«

»Wir wollen hoffen, daß dies nicht geschieht, es ist ein ehrlicher Mann.«

»Ein ehrlicher Mann, ein ehrlicher Mann . . . wenn Sie das gesagt haben, glauben Sie Alles gesagt zu haben.«

»Ich habe wenigstens viel gesagt,« erwiderte Rousseau lächelnd, »denn ich sage es nicht von Jedermann.«

»Darüber darf man sich nicht wundern, Sie sind so mürrisch.«

»Therese, wir entfernen uns von der Frage.«

»Ja, Sie wollen Ihre Kirschen, Feinschmecker; ja, Sie wollen Ihre Blumen. Sybarite!«

»Warum nicht, meine gute Haushälterin,« erwiderte Rousseau mit einer Engelsgeduld, »mein Herz und mein Kopf sind so krank, daß ich mich, da ich nicht ausgehen kann, wenigstens daran ergötzen will, daß ich ein wenig von dem sehe, was Gott mit vollen Händen auf die Felder austreut.«

Rousseau war in der That bleich und angegriffen und seine trägen Hände blätterten in einem Buch, das seine Augen nicht lasen.

Therese schüttelte den Kopf.

»Es ist gut, es ist gut,« sagte sie. »ich gehe auf eine Stunde aus, erinnern Sie sich, daß ich den

Schlüssel unter die Strohmatte lege, und daß, wenn Sie ihn brauchen . . .«

»Oh! ich gehe nicht aus.«

»Ich weiß wohl, daß Sie nicht ausgehen werden, da Sie sich nicht aufrecht halten können; doch ich sage Ihnen dies, damit Sie ein wenig auf die Leute Achtung geben, welche kommen dürften, und damit Sie öffnen, wenn man läutet, denn wenn man läutet, können Sie sicher sein, daß ich es nicht bin.«

»Ich danke, meine gute Therese, ich danke, gehen Sie.«

Die Haushälterin entfernte sich ihrer Gewohnheit gemäß brummend; doch das Geräusch ihrer schwerfälligen Tritte war noch lange auf der Treppe hörbar.

Sobald aber die Thüre geschlossen war, benützte Rousseau die Einsamkeit, um sich behaglich auf seinem Stuhl auszustrecken, schaute den Vögeln zu, welche am Fenster ein wenig Brodkrume pickten, und ergötzte sich an der Sonne, welche zwischen den Kaminen der Nachbarhäuser durchdrang.

Jung und rasch, fühlte sein Geist nicht sobald die Freiheit, als er seine Flügel öffnete, wie es die Sperlinge nach ihrem heitern Mahle thaten.

Plötzlich knarrte die Eingangsthüre auf ihren Angeln und entriß den Philosophen seinem süßen Behagen.

»Wie,« sagte er zu sich selbst, »schon zurück! . . . sollte ich eingeschlafen sein, während ich nur zu träumen glaubte?«

Rousseau wandte dieser Thüre den Rücken zu; überzeugt, Therese käme zurück, rührte er sich nicht einmal.

Es trat eine kurze Stille ein.

Mitten unter dieser Stille sagte eine Stimme, welche den Philosophen beben machte:

»Verzeihen Sie, mein Herr.«

Rousseau wandte sich rasch um und rief:

»Gilbert!«

»Ja, Gilbert . . . ich bitte noch einmal um Verzeihung, Herr Rousseau.«

Rousseau heftete sein Auge starr auf den jungen Mann.

Es war in der That Gilbert.

Doch Gilbert, hager und die Haare zerstreut, unter seinen unordentlichen Kleidern nur schlecht seine zitternden, abgemagerten Glieder verbergend, Gilbert mit einem Wort, dessen Anblick Rousseau beben machte und ihm einen Ausruf des Mitleids entriß, der einer Angst glich.

Gilbert hatte den stieren, leuchtenden Blick ausgehungertes Raubvögel; ein Lächeln geheuchelter Schüchternheit bildete einen Widerspruch mit diesem Blick, wie es mit dem Obertheil eines ernstesten Adlerkopfes das Untertheil eines höhnischen Fuchskopfes thun würde.

»Was wollen Sie hier?« rief lebhaft Rousseau, der die Unordnung nicht liebte und sie bei Andern als das Anzeichen einer schlimmen Absicht betrachtete.

»Mein Herr, ich habe Hunger,« antwortete Gilbert, Rousseau bebte, als er den Ton dieser Stimme hörte, welche das furchtbarste Wort der menschlichen Sprache hervorbrachte.

»Und wie sind Sie hereingekommen? die Thüre war geschlossen.«

»Mein Herr, ich weiß, daß Frau Therese gewöhnlich den Schlüssel unter die Strohmatte legt, ich wartete, bis Frau Therese weggegangen war, denn sie liebt mich nicht und hätte sich

vielleicht geweigert, mich zu empfangen oder bei Ihnen einzuführen; da ich dann wußte, Sie wären allein, ging ich herauf, nahm den Schlüssel aus seinem Versteck, und hier bin ich.«

Rousseau erhob sich auf den beiden Armen seines Lehnstuhls.

»Hören Sie mich,« sagte Gilbert, »hören Sie mich nur einen einzigen Augenblick, ich schwöre Ihnen, daß ich Gehör verdiene.«

»Sprechen Sie,« erwiderte Rousseau, von tiefem Erstaunen beim Anblick dieses Gesichts ergriffen, das keinen Ausdruck der der Gesamtheit der Menschen gemeinschaftlichen Gefühle mehr bot.

»Ich hätte Ihnen vor Allem sagen müssen, ich sei in eine solche Noth versetzt, daß ich nicht mehr wisse, ob ich stehlen, mich umbringen, oder noch etwas Schlimmeres thun soll.«

Bei diesen Worten erhob sich Rousseau vollends und machte sich einen Wall aus seinem Schreibtisch.

»Oh! seien Sie unbesorgt, mein Lehrer und mein Beschützer,« sprach Gilbert mit einem Ton voll Sanftmuth, ich glaube, wenn ich es recht bedenke, daß ich nicht nöthig haben werde, mich selbst umzubringen, und daß ich wohl ohne dieses sterbe; denn seit acht Tagen, da ich aus Trianon entflohen bin, laufe ich in den Waldungen und auf den Feldern umher, ohne etwas Anderes, als rohe Gemüse und wilde Früchte zu essen. Ich bin entkräftet und falle vor Müdigkeit und Hunger um. Was das Stehlen betrifft, so werde ich es nicht bei Ihnen versuchen, denn ich liebe Ihr Haus zu sehr, Herr Rousseau. Was aber das Dritte anbelangt, oh! um es zu vollführen ...«

»Nun?«

»Bedürfte es bei mir eines Entschlusses, den ich hier suche.«

»Sind Sie verrückt?«

»Nein, mein Herr; doch ich bin sehr unglücklich, sehr in Verzweigung, und ich hätte mich diesen Morgen in der Seine ertränkt, wäre nicht eine Betrachtung bei mir eingetreten.«

»Welche?«

»Sie haben geschrieben:

» ‚Der Selbstmord ist ein Diebstahl an der Menschheit begangen.‘ «

Rousseau schaute den jungen Mann an, als wollte er sagen:

»Sind Sie so eitel, zu glauben, ich habe, als ich dies geschrieben, an Sie gedacht?«

»Oh! ich begreife,« murmelte Gilbert.

»Ich glaube nicht,« entgegnete Rousseau.

»Sie wollen sagen: Wäre der Tod von Dir Elendem, der Du nichts bist, der Du nichts besitzt, der Du nichts vermagst, ein Ereigniß?«

»Es handelt sich nicht um dieses,« sprach Rousseau, der sich schämte, errathen worden zu sein; »doch ich denke, Sie haben Hunger.«

»Ja, ich äußerte das.«

»Nun! da Sie wußten, wo der Schlüssel zur Thüre liegt, so wissen Sie auch, wo das Brod ist: gehen Sie an den Speiseschrank, nehmen Sie Brod und entfernen Sie sich.«

Gilbert rührte sich nicht.

»Wenn Sie nicht Brod brauchen, sondern Geld, so halte ich Sie nicht für so böse, daß Sie einen Greis, der Ihr Beschützer war, in dem Haus, das Ihnen Zuflucht gegeben, mißhandeln

würden. Begnügen Sie sich also mit dem Wenigen. Hier ...«

Und er suchte in seiner Tasche und reichte ihm etwas Münze.

Gilbert hielt seine Hand zurück.

»Oh!« sprach er mit brennendem Schmerz, »es ist weder von Geld, noch von Brod die Rede; Sie haben nicht begriffen, was ich meinte, als ich des Selbstmords erwähnte. Wenn ich mich nicht tödte, so ist dies so, weil nun mein Leben vielleicht Jemand nützlich sein kann, weil mein Tod Jemand berauben würde. Sie, der Sie alle socialen Gesetze, alle natürlichen Verpflichtungen kennen, sagen Sie, gibt es in dieser Welt ein Band, das einen Menschen, der sterben will, an das Leben zu fesseln vermag?«

»Es gibt viele,« sprach Rousseau.

»Ist Vater sein eines von diesen Banden; Schauen Sie mich an, während Sie mir antworten, Herr Rousseau, damit ich die Antwort in Ihren Augen sehe.«

»Ja,« stammelte Rousseau, »ja, sicherlich. Wozu aber diese Frage von Ihnen?«

»Mein Herr, Ihre Worte werden ein Ausspruch für mich sein . . . wägen Sie dieselben wohl ab, ich beschwöre Sie. Mein Herr, ich bin so unglücklich, daß ich mich gern tödten möchte; aber . . . aber ich habe ein Kind.«

Rousseau fuhr vor Erstaunen in seinem Stuhle auf.

»Oh! spotten Sie meiner nicht,« sagte Gilbert mit demüthigem Ton; »Sie würden nur einen Ritz an meinem Herzen zu machen glauben, während Sie es wie mit einem Dolche öffneten: ich wiederhole Ihnen, ich habe ein Kind.«

Rousseau schaute ihn an, ohne zu antworten.

»Sonst wäre ich schon todt,« fuhr Gilbert fort; »in diesem Zweifel sagte ich mir, Sie würden mir einen guten Rath geben, und ging hierher.«

»Aber warum habe ich denn Ihnen Rathschläge zu geben?« fragte Rousseau; »haben Sie mich um Rath gefragt, als Sie den Fehler begingen?«

»Mein Herr, dieser Fehler . . .«

Gilbert näherte sich Rousseau mit einem seltsamen Ausdruck.

»Nun?« sagte dieser.

»Es gibt Leute, die diesen Fehler ein Verbrechen nennen.«

»Verbrechen! ein Grund mehr, daß Sie nicht mit mir hätten sprechen sollen. Ich bin ein Mensch wie Sie und kein Beichtvater! Was Sie mir da sagen, wundert mich indessen nicht; ich habe immer vorhergesehen, es würde eine schlechte Wendung bei Ihnen nehmen; Sie sind eine schlimme Natur.«

»Nein, mein Herr,« entgegnete Gilbert, schwermüthig den Kopf schüttelnd, »nein, Sie täuschen sich; mein Geist ist falsch, oder vielmehr verfälscht; ich habe viele Bücher gelesen, die mir die Gleichheit der Kasten, den Stolz des Geistes, den Adel der Instincte predigten; diese Bücher, mein Herr, waren von so erhabenen Namen unterzeichnet, daß ein armer Bauer wie ich wohl irregeleitet werden konnte . . . Ich richtete mich dadurch zu Grunde.«

»Ah! ah! ich sehe, worauf Sie abzielen, Herr Gilbert.«

«Ich?«

»Ja; Sie klagen meine Lehre an . . . Doch haben Sie nicht den freien Willen?«

»Ich klage nicht an, mein Herr, ich sage Ihnen, daß ich gelesen habe; was ich anklage, ist

meine Leichtgläubigkeit, ich habe geglaubt, und mich vergangen; es gibt zwei Ursachen meines Verbrechens: Sie sind die erste, und ich komme vor Allem zu Ihnen; ich werde sodann zu der zweiten gehen, doch hernach und wenn es Zeit ist.«

»Sprechen Sie, was verlangen Sie von mir?«

»Weder ein Almosen, noch Obdach, noch Brod, obschon ich verlassen, nackt und hungrig bin; nein, ich verlange von Ihnen eine moralische Stütze, ich verlange eine Sanction Ihrer Lehre, ich bitte Sie, mir durch ein Wort meine ganze Stärke wiederzugeben, welche nicht durch die Ermattung meiner Arme und Beine, sondern durch den Zweifel in meinem Kopf und in meinem Herzen gebrochen ist. Herr Rousseau, ich beschwöre Sie also, mir zu sagen, ob das, was ich seit acht Tagen fühle, der Schmerz des Hungers in den Muskeln meines Magens, oder ob es die Marter der Gewissensbisse in den Organen meines Geistes ist. Ich habe durch ein Verbrechen ein Kind gezeugt; sagest Sie mir nun, muß ich mir in bitterer Verzweiflung die Haare ausraufen, mich im Sande wälzen und ausrufen: Gnade! oder soll ich lachen, wie die Frau in der Schrift, und sagen: Ich habe gethan, wie die Welt thut; ist unter den Menschen einer, der besser als ich, so steinige er mich? Mit einem Dort, Herr Rousseau, Sie, der Sie fühlen mußten, was ich gefühlt habe, beantworten Sie diese Frage, sagen Sie, ist es natürlich, daß ein Vater sein Kind verläßt?«

Gilbert hatte nicht sobald dieses Wort gesprochen, als Rousseau so bleich wurde, wie Gilbert selbst nicht war, alle Fassung verlor und stammelte:

»Mit welchem Recht sprechen Sie so mit mir?«

»Weil ich in Ihrem Hause, Herr Rousseau, in der Mansarde, wo Sie mir Gastfreundschaft gewährten, das las, was Sie über diesen Gegenstand geschrieben haben; weil Sie erklärten, die in der Armuth geborenen Kinder gehören dem Staat, der für sie sorgen müsse; weil ich Sie endlich stets für einen ehrlichen Mann gehalten habe, obgleich Sie sich nicht scheuten, die Kinder zu verlassen, die Ihnen geboren worden sind.«

»Unglücklicher!« rief Rousseau, »Du hast mein Buch gelesen und führst eine solche Sprache gegen mich!«

»Nun?«

»Du bist nichts, als ein schlimmer Kopf verbunden mit einem schlimmen Herzen.«

»Herr Rousseau!«

»Du hast schlecht in meinen Büchern gelesen, wie Du schlecht im menschlichen Leben liesest! Du hast nur die Oberfläche der Blätter gesehen, wie Du nur die des Gesichtes siehst! Ah! Du glaubst mich Deines Verbrechens mitschuldig zu machen, indem Du mir die Bücher anführst, die ich geschrieben habe, indem Du mir sagst: Sie gestehen, dies gethan zu haben, folglich kann ich es auch thun! Doch Unglücklicher! was Du nicht weißt, was Du nicht in meinen Büchern gelesen, nicht errathen hast, ist, daß ich das ganze Leben desjenigen, welchen Du zum Beispiel genommen, dieses Leben der Armuth und der Leiden, gegen ein goldenes, üppiges Dasein, gegen ein Leben voll Prunk und Lustbarkeit vertauschen konnte. Habe ich weniger Talent, als Herr von Voltaire, und konnte ich nicht ebenso viel erzeugen, als er? Konnte ich nicht, weniger Fleiß darauf verwendend, als ich es thue, meine Bücher ebenso theuer verkaufen, als er die seinigen verkauft, und das Geld zwingen, in meine Kasse zu rollen, indem ich ohne Unterlaß eine halb volle Kiste zur Verfügung meiner Buchhändler hielt? Das Gold zieht das Gold an: weißt Du das nicht? Ich hätte auch einen Palast gehabt, ich hätte auch muntere Pferde, ich hätte auch einen Wagen gehabt, um eine junge und schöne Geliebte spazieren zu führen, und glaube

mir, dieser Luxus würde in mir die Quelle einer unversiegbaren Poesie nicht vertrocknet haben. Sprich, habe ich nicht Leidenschaften? Schau meine Augen an, welche noch mit sechzig Jahren im Feuer der Jugend und des Verlangens glänzen! Du, der Du meine Bücher gelesen oder abgeschrieben hast, sprich, erinnerst Du Dich nicht, daß trotz der Abnahme der Jahre, trotz sehr schwerer Uebel, mein Herz, stets jung, um besser zu leiden, alle übrigen Kräfte meiner Organisation geerbt zu haben scheint? Von Gebrechen niedergebeugt, die mich zu gehen verhindern, fühle ich mich kräftiger und lebensvoller, um den Schmerz in mir aufzunehmen und zu verzehren, als ich es je in der Blüthe meiner Jahre gewesen bin, um die seltenen Glückseligkeiten zu empfangen, die ich von Gott erhalten habe.«

»Ich weiß dies Alles, mein Herr,« sprach Gilbert, »Ich habe Sie von Nahem gesehen und begriffen.«

»Wenn Du mich von Nahem gesehen, wenn Du mich begriffen, hat dann nicht mein Leben für Dich eine Bedeutung, die es für Andere nicht hat? Diese Selbstverleugnung, welche nicht in meiner Natur liegt, sagt sie Dir nicht, ich habe sühnen wollen ...«

»Sühnen!« murmelte Gilbert.

»Hast Du nicht begriffen,« fuhr der Philosoph fort, »daß ich, nachdem mich diese Armuth Anfangs gezwungen, einen übertriebenen Entschluß zu fassen, hernach keine andere Entschuldigung mehr für diesen Entschluß gefunden habe, als die Uneigennützigkeit und die Ausdauer in der Armuth? Hast Du nicht begriffen, daß ich meinen Geist durch die Demüthigung bestraft habe? Denn mein Geist hauptsächlich war schuldig; mein Geist, der seine Zuflucht zu Paradoxen genommen, um sich zu rechtfertigen, während ich andererseits mein Herz durch die Fortdauer der Reue bestrafte.«

»Oh!« rief Gilbert, »so antworten Sie mir! so stürzt Ihr Philosophen, die Ihr dem Menschengeschlecht geschriebene Lehren zuschleudert, Euch in die Verzweiflung, indem Ihr uns verdammt, wenn wir Euch nachahmen; ei! was liegt mir an Ihrer Demüthigung, sobald sie geheim ist, an Ihrer Reue, sobald sie verborgen bleibt.

Oh! wehe, wehe Ihnen, wehe! und mögen die in Ihrem Namen begangenen Verbrechen auf Ihr Haupt zurückfallen!«

»Auf mein Haupt, sagst Du, der Fluch und die Strafe zugleich, denn Du vergissegst die Strafe, oh! das wäre zu viel! Du, der Du gesündigt hast wie ich, verdammt Du Dich auch so streng, wie mich?«

»Noch strenger,« antwortete Gilbert, »denn meine Bestrafung wird furchtbar sein; doch nun, da ich an nichts mehr glaube, werde ich mich durch meinen Gegner, oder vielmehr durch meinen Feind tödten lassen! ein Selbstmord, den mein Elend mir rath, den mein Gewissen mir verzeiht, denn nun ist mein Tod nicht mehr ein an der Menschheit begangener Diebstahl, und Sie haben da eine Phrase geschrieben, die Sie nicht dachten.«

»Halt ein, Unglücklicher,« rief Rousseau, »halt ein! hast Du nicht Böses genug mit der einfältigen Leichtgläubigkeit gethan? mußt Du noch mehr mit dem albernen Skepticismus thun? Du hast mir von einem Kind gesprochen, Du hast mir gesagt, Du Wärest Vater, oder Du solltest Vater werden?«

»Ich habe es gesagt.«

»Weißt Du, was das heißt?« murmelte Rousseau mit leiser Stimme, »weißt Du, was es heißt, mit sich nicht in den Tod, sondern in die Schmach Geschöpfe fortzureißen, welche geboren sind,

frei und rein die volle Luft der Tugend einzuathmen, die Gott als Mitgift jedem Menschen gibt, der aus dem Schooß seiner Mutter hervorkommt? Höre doch, wie gräßlich meine Lage ist: als ich meine Kinder verließ, sah ich ein, daß die Gesellschaft, welche jede Ueberlegenheit verletzt, mir dieses Unrecht wie einen entehrenden Vorwurf ins Gesicht schleudern würde; da rechtfertigte ich mich mit Paradoxen; da wandte ich zehn Jahre meines Lebens dazu an, Rathschläge den Müttern für die Erziehung ihrer Kinder, ich, der ich nicht Vater zu sein gewußt hatte, dem Vaterland für die Bildung kräftiger und ehrlicher Bürger zu geben, ich, der ich schwach und verdorben war. Der Henker, der die Gesellschaft, das Vaterland und die Waise rächt, bemächtigte sich dann eines Tages, da er sich meiner nicht bemächtigen konnte, meines Buches und verbrannte es als eine lebendige Schmach für das Land, dessen Luft dieses Buch vergiftet hatte. Wähle, errathe, urtheile: habe ich beim Handeln gut gethan? habe ich in den Büchern schlecht gethan? Du antwortest nicht; Gott selbst wäre in Verlegenheit, Gott, der in seinen Händen die unbeugsame Wagschale zwischen Recht und Unrecht hält. Wohl! ich habe ein Herz, das diese Frage löst, und dieses Herz sagt mir hier in der Tiefe meiner Brust: Wehe Dir, unnatürlicher Vater, der Du Deine Kinder verlassen hast; wehe Dir, wenn Du der jungen Buhldirne begegnest, die an der Ecke eines Kreuzweges schamlos lacht, denn diese ist vielleicht Deine verlassene Tochter, welche der Hunger in die Schande gestürzt hat; wehe Dir, wenn Du auf der Straße den Dieb triffst, den man noch von seiner Beute beschwert verhaftet, denn dieser ist vielleicht Dein verlassener Sohn, den der Hunger zum Verbrechen angetrieben hat!«

Bei diesen Worten sank Rousseau, der sich erhoben hatte, wieder in seinen Lehnstuhl zurück.

»Und dennoch,« fuhr er mit einer gebrochenen Stimme fort, die den Ausdruck eines Gebetes hatte, »und dennoch bin ich nicht so schuldig gewesen, als man glauben könnte; ich habe eine herzlose Mutter, welcher die halbe Schuld zur Last fiel, vergessen sehen, wie die Thiere vergessen, und ich sagte mir: Gott hat gestattet, daß die Mutter vergißt, also muß sie vergessen. Nun, ich täuschte mich in jenem Augenblick, und heute, da Du mich Dir hast sagen hören, was ich nie einem Menschen gesagt habe, heute bist Du nicht mehr berechtigt, Dich zu täuschen.«

»Demnach,« fragte der junge Mann, die Stirne faltend, »demnach würden Sie Ihre Kinder nie verlassen haben, wenn Sie Geld gehabt hätten, um sie zu ernähren?«

»Nur das streng Notwendige . . . nein, nie, das schwöre ich Ihnen.«

Bei diesen Worten streckte Rousseau feierlich seine Hand zum Himmel empor.

»Sind zwanzig tausend Livres hinreichend, um sein Kind zu ernähren?« fragte Gilbert.

»Ja, das ist genug.«

»Ich danke, mein Herr, ich weiß nun, was ich zu thun habe.«

»Und in jedem Fall können Sie als ein junger Mann, wie Sie sind, mit Ihrer Arbeit Ihr Kind ernähren,« sagte Rousseau, »Doch Sie sprachen von einem Verbrechen: man sucht Sie, man verfolgt Sie vielleicht.«

»Ja, mein Herr.«

»Nun, so verbergen Sie sich hier, die kleine Dachkammer ist immer noch frei.«

»Sie sind ein Mann, den ich liebe, mein Lehrer, und Ihr Anerbieten erfüllt mich mit Freude, rief Gilbert, »ich bitte Sie in der That nur um ein Obdach, das mich schützt, mein Brod werde ich mir verdienen, — Sie wissen, ich bin kein Träger.«

»Nun also,« sagte Rousseau mit unruhiger Miene, »wenn dies so abgemacht ist, so gehen Sie hinauf, damit Therese Sie nicht hier sieht, sie kommt nicht mehr in den Speicher hinauf, weil wir

seit Ihrem Abgang nichts mehr dort aufbewahren; Sie finden Ihren Strohsack oben, richten Sie sich ein, so gut Sie können.«

»Ich danke, mein Herr, ich werde auf diese Art glücklicher sein, als ich es verdiene.«

»Ist das nun Alles, was Sie wünschen?« fragte Rousseau, der Gilbert gleichsam mit dem Blick aus dem Zimmer trieb.

»Nein, mein Herr, noch ein Wort, wenn Sie erlauben.«

»Sprechen Sie.«

»Sie beschuldigten mich eines Tags in Luciennes, ich habe Sie verrathen; ich habe Niemand verrathen, mein Herr, ich folgte meiner Liebe.«

»Reden wir nicht mehr hievon; ist dies Alles?«

»Ja; sagen Sie mir nur noch, Herr Rousseau: wenn man die Adresse von Jemand in Paris nicht weiß, ist es möglich, sich dieselbe zu verschaffen?«

»Gewiß, wenn diese Person bekannt ist.«

»Diejenige, welche ich meine, ist sehr bekannt.«

»Ihr Name?«

»Der Herr Graf Joseph Balsamo.«

Rousseau schauerte; er hatte die Versammlung in der Rue Platrière nicht vergessen.

»Was wollen Sie von diesem Mann?« fragte er.

»Etwas ganz Einfaches. Ich beschuldigte Sie, meinen Herrn und Meister, Sie seien moralisch die Ursache meines Verbrechens, weil ich glaubte, ich habe nur dem Gesetz der Natur gehorcht.«

»Und ich habe Sie enttäuscht?« rief Rousseau zitternd bei dem Gedanken an eine solche Verantwortlichkeit.

»Sie haben mich wenigstens aufgeklärt.«

»Nun, was wollen Sie mir sagen?«

»Mein Verbrechen habe nicht nur eine moralische, sondern auch eine physische Ursache gehabt.«

»Und dieser Graf von Balsamo ist die physische Ursache, nicht wahr?«

»Ja. Ich habe Beispiele nachgeahmt, ich habe eine Gelegenheit ergriffen und hierin, ich erkenne es nun, wie ein wildes Thier gehandelt, und nicht wie ein Mensch. Das Beispiel sind Sie; die Gelegenheit ist der Herr Graf von Balsamo. Wo wohnt er, wissen Sie es?«

»Ja.«

»So geben Sie mir seine Adresse.«

»Rue Saint-Claude im Marais.«

»Ich danke . . . ich gehe auf der Stelle zu ihm.«

»Nehmen Sie sich in Acht, mein Kind,« rief Rousseau, Gilbert zurückhaltend, »das ist ein mächtiger und tiefer Mann.«

»Seien Sie unbesorgt, Herr Rousseau, ich bin entschlossen, und Sie haben mich Selbstbeherrschung gelehrt.«

»Geschwinde, geschwinde, gehen Sie hinauf,« rief Rousseau, »ich höre die Gangthüre schließen; ohne Zweifel kommt Therese zurück; verbergen Sie sich in Ihrer Dachkammer, bis sie hier herein ist, dann gehen Sie aus.«

»Ich bitte, geben Sie mir den Schlüssel.«

»Er hängt wie gewöhnlich am Nagel in der Küche.«

»Guten Tag, mein Herr.«

»Nehmen Sie Brod, ich werde Ihnen Arbeit für diese Nacht geben.«

»Ich danke,« sagte Gilbert und schlich so leicht weg, daß er sich in seiner Dachkammer befand, ehe Therese den ersten Stock hinaufgestiegen war.

CLII.

Der Gewissensfall. (Fortsetzung.)

Mit der kostbaren Anweisung versehen, die ihm Rousseau gegeben hatte, brauchte Gilbert nicht lange, um sein Vorhaben auszuführen.

Therese hatte nicht sobald die Thüre ihres Zimmers geschlossen, als der junge Mann, der von der Thüre seiner Mansarde aus alle ihre Bewegungen beobachtet hatte, die Treppe mit einer Schnelligkeit hinabstieg, als ob er durchaus nicht durch ein langes Fasten geschwächt worden wäre. Gilbert hatte den Kopf voll von Gedanken der Hoffnung, des Grolls, und hinter dem Allem schwebte ein rächender Schatten, der ihn mit seinen Klagen und Anschuldigungen stachelte. Er kam in die Rue Saint-Claude in einem schwer zu beschreibenden Zustand.

Als er in den Hof eintrat, geleitete Balsamo den Prinzen von Rohan, den eine Pflicht der Artigkeit zu seinem großmüthigen Alchemisten geführt hatte, bis zur Thüre zurück.

Während aber der Prinz herausging und zum letzten Mal stehen blieb, um seine Danksagung gegen Balsamo zu wiederholen, schlüpfte der arme, zerlumpte Bursche hinein, ohne daß er sich umzuschauen wagte.

Der Wagen des Prinzen erwartete diesen auf dem Boulevard; der Prälat durchschritt leicht den Raum, der ihn von seiner Carrosse trennte, die sich rasch entfernte, sobald der Schlag geschlossen war, Balsamo folgte ihm mit einem schwermüthigen Blick und wandte sich nach der Freitreppe, sobald der Wagen verschwand.

Auf dieser Freitreppe erblickte er eine Art von Bettler in flehender Stellung.

Balsamo ging auf ihn zu; obgleich sein Mund stumm war, fragte doch sein ausdrucksvoller Blick:

»Ich bitte um eine Viertelstunde Gehör, Herr Graf,« sprach der junge Mann mit den zerlumpten Kleidern.

»Wer sind Sie, mein Freund?« fragte Balsamo mit außerordentlicher Sanftheit.

»Erkennen Sie mich nicht mehr?«

»Nein; doch gleichviel, kommen Sie,« erwiederte Balsamo, ohne sich um die zerlumpten Kleider, das seltsame Aussehen und das Belästigende des Bittstellers zu bekümmern.

Und er ging ihm voran und führte ihn in das erste Zimmer, wo er sich niedersetzte und, ohne Ton und Gesicht zu verändern, zu ihm sagte:

»Sie fragten mich, ob ich Sie nicht erkenne?«

»Ja. Herr Graf.«

»In der That, es kommt mir vor, als hätte ich Sie irgendwo gesehen.«

»In Taverney, mein Herr, als Sie am Tage vor der Ankunft der Dauphine dahin kamen.«

»Was machten Sie in Taverney?«

»Ich wohnte dort.«

»Als Diener der Familie?«

»Nein, als Hausgenosse.«

»Sie haben Taverney verlassen?«

»Ja, vor ungefähr drei Monaten.«

»Und Sie kamen?«

»Nach Paris, wo ich Anfangs bei Herrn Rousseau studirte, wonach ich in den Gärten von Trianon durch die Verwendung von Herrn von Jussieu als Gärtnergehülfe angestellt wurde.«

»Sie führen mir da einen schönen Namen an, mein Freund: was wollen Sie?«

»Ich werde es Ihnen sagen,« erwiderte er, und heftete dann, eine Pause machend, einen Blick auf Balsamo, dem es nicht an Festigkeit gebrach.

»Sie erinnern sich, daß Sie in der Nacht des großen Sturmes, Freitag vor sechs Wochen, nach Trianon gekommen sind?« fuhr er dann fort.

Bis jetzt ernst, wurde Balsamo düster.

»Ja, ich erinnere mich,« antwortete er; »sollten Sie mich gesehen haben?«

»Ich habe Sie gesehen.«

»Dann kommen Sie, um sich das Geheimniß bezahlen zu lassen?« sagte Balsamo mit drohendem Tone.

»Nein, mein Herr, denn ich habe noch ein viel größeres Interesse als Sie, dieses Geheimniß zu bewahren.«

»Sie sind derjenige, welchen man Gilbert nennt?«

»Ja, Herr Graf.«

Balsamo schaute mit seinem tiefen, verzehrenden Blick den jungen Mann an, dessen Namen eine so furchtbare Anschuldigung mit sich führte.

Er, der sich auf die Menschen verstand, war erstaunt über die Sicherheit seiner Haltung, über die Würde seiner Rede.

Gilbert hatte sich an einen Tisch gestellt, auf den er sich nicht stützte; eine seiner zarten, obgleich sie an ländliche Arbeiten gewöhnt, weißen Hände war in seiner Brust verborgen; die andere fiel anmuthig an seiner Seite herab.

»Ich sehe an Ihrer Haltung, was Sie hier wollen,« sprach Balsamo; »Sie wissen, daß eine furchtbare Anschuldigung gegen Sie von Fräulein von Taverney vorgebracht worden ist, die ich mit Hülfe der Wissenschaft die Wahrheit zu sagen gezwungen habe; Sie kommen, um mir diese Zeugschaft, diese Enthüllung eines Geheimnisses, das ohne mich in der Finsterniß wie in einem Grab verborgen geblieben wäre, zum Vorwurf zu machen?«

Gilbert schüttelte nur den Kopf.

»Sie hätten jedoch Unrecht,« fuhr Balsamo fort; »denn angenommen, ich hatte Sie anzeigen wollen, ohne durch mein eigenes Interesse, da man mich beschuldigte, dazu genöthigt zu sein; angenommen, ich hätte Sie als Feind behandelt, ich hätte Sie angegriffen, während ich mich nur auf meine Vertheidigung beschränkte, dies Alles angenommen, wären Sie doch nicht berechtigt, irgend Etwas zu sagen, denn Sie haben in der That eine schändliche Handlung begangen.«

Gilbert wühlte mit seinen Nägeln in seiner Brust, aber er antwortete nicht.

»Der Bruder wird Sie verfolgen, die Schwester wird Sie tödten lassen,« sagte Balsamo, »wenn Sie so unklug sind, in den Straßen von Paris, wie Sie dies thun, spazieren zu gehen.«

»Oh! daran ist mir nichts gelegen,« entgegnete Gilbert.

»Wie, es ist Ihnen nichts daran gelegen?«

»Ja; ich liebte Fräulein Andrée; ich liebte sie, wie sie nie von einem Menschen geliebt sein wird; doch sie verachtete mich, mich, der ich so ehrfurchtsvolle Gefühle für sie hegte; sie verachtete mich, der ich sie schon zweimal in meinen Armen gehalten, ohne daß ich es nur wagte, meine Lippen dem Saum ihres Kleides zu nähern.«

»So ist es, und Sie haben sie diese Ehrfurcht bezahlen lassen; Sie haben sich für ihre Verachtung gerächt; wodurch? Durch einen hinterlistigen Streich.«

»Oh! nein, nein, der hinterlistige Streich kommt nicht von mir; es ist mir eine Gelegenheit, das Verbrechen zu begehen, geboten worden.«

»Durch wen?«

»Durch Sie.«

Balsamo fuhr auf, als ob ihn eine Schlange gestochen hätte, und rief: »Durch mich!«

»Durch Sie, ja, mein Herr, durch Sie,« wiederholte Gilbert; »Sie haben Fräulein Andrée eingeschlafert und sind dann entflohen; je weiter Sie sich entfernten, desto schwächer wurden ihre Beine, und sie fiel am Ende zu Boden. Ich nahm sie in meine Arme, um sie in ihr Zimmer zurückzutragen; ich fühlte ihr Fleisch an meinem Fleisch, ein Marmor wäre lebendig geworden! . . . ich, ich gab meiner Liebe nach. Bin ich denn so strafbar, als man sagt, mein Herr, das frage ich Sie, Sie, die Ursache meines Unglücks?«

Balsamo heftete seinen traurigen, mitleidvollen Blick auf Gilbert und erwiderte:

»Du hast Recht, mein Kind; ich bin die Ursache Deines Verbrechens und des Unglücks dieses Mädchens gewesen.«

»Und statt ein Mittel dagegen anzuwenden, haben Sie, der Sie so mächtig sind und so gut sein müßten, das Unglück des Mädchens erschwert und den Tod über das Haupt des Schuldigen verhängt.«

»Das ist wahr, und Du sprichst vernünftig. Siehst Du, junger Mann, seit einiger Zeit bin ich ein verfluchtes Geschöpf, und alle meine Pläne nehmen, wenn sie aus meinem Gehirn hervorgehen, schädliche und bedrohliche Formen an; das steht im Zusammenhang mit Unglücksfällen, die ich zu erfahren hatte, und die Du nicht begreifst. Es ist dies indessen kein Grund, daß ich die Anderen leiden mache; laß hören, was verlangst Du?«

»Ich verlange von Ihnen das Mittel, Alles, Verbrechen und Unglück, wieder gut zu machen, Herr Graf.«

»Du liebst dieses Mädchen?«

»Oh! ja.«

»Es gibt viele Arten von Liebe. Mit welcher Liebe liebst Du sie?«

»Ehe ich sie besaß, liebte ich sie bis zum Wahnsinn; heute liebe ich sie mit Gewissensbissen, mit Wuth. Ich würde vor Schmerz sterben, wenn sie mich mit Zorn empfinde; ich würde vor Freude sterben, wenn sie mir ihre Füße zu küssen erlaubte.«

»Sie ist adelig, aber arm,« sagte Balsamo nachdenkend.

»Ja.«

»Doch ihr Bruder ist ein Mann von Herz und, wie ich glaube, wenig von den leeren Vorrechten des Adels angesteckt. Was würde geschehen, wenn Du von diesem Bruder seine Schwester zur Ehe verlangtest?«

»Er würde mich tödten!« antwortete Gilbert kalt; »doch da ich den Tod mehr wünsche, als

fürchte, so werde ich das Verlangen stellen, wenn Sie mir dazu rathen.«

Balsamo dachte nach und erwiderte dann: »Du bist ein Mensch von Geist, und man sollte sogar glauben, Du wärest ein Mann von Herz, obgleich Deine Handlungen, abgesehen von meiner Mitschuld, wahrhaft strafbar sind. Suche nicht Herrn Philipp von Taverney, den Sohn, sondern den Baron von Taverney, seinen Vater, auf und sage ihm, hörst Du wohl, an dem Tag, wo er Dir seine Tochter zu heirathen erlaube, werdest Du Fräulein Andrée eine Mitgift bringen.«

»Ich kann das nicht sagen, Herr Graf; ich habe nichts.«

»Und ich sage Dir, daß Du ihr als Mitgift hunderttausend Thaler bringst, die ich Dir schenke, um das Unglück und das Verbrechen, wie Du es vorhin nanntest, wieder gut zu machen.«

»Er wird mir nicht glauben, denn er weiß, daß ich arm bin.«

»Wenn er Dir nicht glaubt, zeige ihm diese Kassenbillets, und sobald er sie sieht, wird er nicht mehr daran zweifeln.«

Während Balsamo diese Worte sprach, öffnete er die Schublade eines Tisches und zählte dreißig Kassenbillets, jedes von zehntausend Livres.

Dann, übergab er sie Gilbert und fragte den jungen Mann:

»Ist das Geld? Lies.«

Gilbert warf einen gierigen Blick auf die Papiere, die er in der Hand hielt, und erkannte die Wahrheit dessen, was ihm Balsamo sagte.

Ein Blitz der Freude glänzte in seinen Augen.

»Wäre es möglich?« rief er. »Doch nein, eine solche Großmuth wäre zu erhaben!«

»Du bist mißtrauisch.« sagte Balsamo, »Du hast Recht; doch gewöhne Dich daran, Dir die Gegenstände Deines Mißtrauens besser auszuwählen. Nimm also diese hunderttausend Thaler und gehe zu Herrn von Taverney.«

»Mein Herr,« sprach Gilbert, »so lange mir eine solche Summe nur auf ein einfaches Wort gegeben wird, glaube ich nicht an die Wirklichkeit des Geschenks.«

Balsamo nahm eine Feder und schrieb:

»Ich schenke Gilbert als Mitgift am Tag, wo er seinen Heirathsvertrag mit Fräulein von Taverney unterzeichnen wird, die Summe von hunderttausend Thalern, die ich ihm zum Voraus in der Hoffnung auf eine glückliche Unterhandlung gegeben habe.

Joseph Balsamo.«

»Nimm dieses Papier, gehe und zweifle nicht mehr.« Gilbert empfing das Papier mit zitternder Hand.

»Mein Herr,« sagte er, »wenn ich Ihnen ein solches Glück zu verdanken habe, so werden Sie der Gott sein, den ich auf Erden anbeate.«

»Es gibt nur einen Gott, den Du anbeten muß, und dieser bin nicht ich,« entgegnete Balsamo mit ernstem Tone. »Gehe, mein Freund.«

»Eine letzte Bitte, mein Herr.«

»Welche?«

»Schenken Sie mir fünfzig Livres.«

»Du bittest mich um fünfzig Livres, während Du dreimalhunderttausend in den Händen hast?«

»Diese dreimalhunderttausend Livres gehören mir erst an dem Tage, wo Fräulein Andrée mich zu heirathen einwilligt.«

»Was willst Du mit fünfzig Livres machen?«

»Einen anständigen Rock kaufen, mit dem ich vor dem Baron erscheinen kann.«

»Hier, mein Freund, nimm,« sagte Balsamo.

Und er gab ihm die gewünschten fünfzig Livres, entließ ihn sodann durch ein Zeichen mit dem Kopf, und kehrte mit demselben langsamen, traurigen Schritt in seine Gemächer zurück.

CLIII.

Die Pläne von Gilbert.

Als sich Gilbert auf der Straße befand, ließ er seine fieberhafte Phantasie sich abkühlen, die ihn bei den letzten Worten des Grafen nicht nur über das Wahrscheinliche, sondern auch über das Mögliche hinaus fortgerissen hatte.

In der Rue Pastourel setzte er sich auf einen Weichstein, schaute umher, ob ihn Niemand bespähte, und zog aus seiner Tasche die durch das Zusammenpressen der Hand ganz zerknitterten Kassenbillets.

Es war ihm ein furchtbarer Gedanke gekommen, ein Gedanke, der ihm den Schweiß auf die Stirne trieb.

»Wir wollen doch bedenken,« sagte er, die Billets betrachtend, »wir wollen bedenken, ob mich dieser Mensch nicht getäuscht, ob er mir nicht eine Falle gestellt hat, ob er mich nicht einem gewissen Tod, unter dem Vorwand, mir ein gewisses Glück zu verschaffen, entgegenschickt; wir wollen sehen, ob er für mich nicht das thut, was man für das Schaf thut, welches man auf die Schlachtbank lockt, indem man ihm eine Handvoll frisches Gras bietet. Ich habe sagen hören, es sei eine große Anzahl von falschen Kassenbillets im Umlauf, mit denen die Wüstlinge des Hofes zuweilen die Mädchen von der Oper betrügen. Wir wollen sehen, ob mich der Graf nicht für einen Thoren gehalten hat.«

Und er nahm aus dem kleinen Bündel ein Billet von zehntausend Livres, trat bei einem Kaufmann ein und fragte nach der Adresse eines Banquier, um es dem Auftrage seines Herrn gemäß zu wechseln.

Der Kaufmann schaute das Billet an, drehte es mit Bewunderung, denn die Summe war pomphaft und sein Laden äußerst bescheiden, hin und her, und bezeichnete in der Rue Sainte-Avoie den Geldmann, dessen Gilbert bedurfte.

Das Billet war also gut.

Ganz freudig, ließ Gilbert sogleich seiner Einbildungskraft die Zügel schießen, verschloß sorgfältiger als zuvor die Kassenbillets in seinem Sacktuch und kaufte in der Rue Sainte-Avoie, als er hier einen Trödler erblickte, dessen Auslage ihm verführerisch vorkam, für fünfundzwanzig Livres, das heißt für einen von den beiden Louis d'or, die ihm Balsamo geschenkt hatte, ein vollständiges Kleid von kastanienbraunem Tuch, das sich ihm durch seine Reinlichkeit empfahl, ein Paar etwas abgetragene schwarze seidene Strümpfe und Schuhe mit glänzenden Schnallen; auch fügte er ein ziemlich feines Leinwandhemd diesem mehr anständigen, als reichen Anzug bei, in welchem sich Gilbert durch einen Blick, den er in den Spiegel des Trödlers warf, bewunderte.

Dann ließ er seine alten Kleidungsstücke, gleichsam als Nachschuß zu den fünfundzwanzig Livres, zurück, steckte sein kostbares Sacktuch ein, und ging vom Laden des Trödlers in den eines Friseur, der in einer Viertelstunde den so merkwürdigen Kopf des Schützlings von Balsamo vollends zierlich und sogar schön machte.

Als alle diese Operationen ausgeführt wann, trat Gilbert bei einem Bäcker ein, der in der Nähe

der Place Louis XV. wohnte, und kaufte für zwei Sous Brod, das er, rasch der Straße nach Versailles folgend, verzehrte.

An einem Brunnen, den er unter Wegs traf, hielt er an, um zu trinken.

Dann ging er wieder weiter und schlug alle Anerbietungen der Kutscher aus, welche nicht begriffen, warum ein so reinlich gekleideter junger Mensch fünfzehn Sous auf Kosten seiner Eiweißwiche sparte.

Was würden sie erst gesagt haben, hätten sie gewußt, daß dieser junge Mensch, der so zu Fuße ging, dreimal hundert tausend Livres bei sich trug?

Doch Gilbert hatte seine Gründe, warum er zu Fuße ging: einmal wegen seines festen Entschlusses, nicht um einen Liard das streng Nothwendige zu überschreiten, und dann, weil er das Bedürfniß fühlte, allein zu sein, um sich bequemer der Pantomime und den Monologen überlassen zu können.

Gott allein weiß, was an glücklichen Entwicklungen in dem Kopf dieses jungen Mannes vorging, während der dritthalb Stunden, die er marschirte.

In dieser Zeit hatte er mehr als vier Meilen zurückgelegt, und zwar ohne die Entfernung wahrzunehmen, ohne die geringste Müdigkeit zu fühlen, so mächtig war die Organisation dieses jungen Menschen.

Alle seine Pläne waren entworfen, und er hatte sich über die Art und Weise, sein Gesuch anzubringen, entschieden.

Den Vater Taverney wollte er mit prunkhaften Worten angehen; wenn er dann die Genehmigung des Barons erlangt hätte, würde er vor Fräulein Andrée mit einer Sprache von solcher Beredtsamkeit erscheinen, daß sie ihm nicht nur verzeihen, sondern auch Achtung und Zuneigung für den Urheber der pathetischen Rede, die er vorbereitet, bekommen müßte.

Je mehr er hieran dachte, desto mehr gewann die Hoffnung die Oberhand vor der Furcht, und es schien Gilbert unmöglich, ein Mädchen würde in der Lage, in der sich Andrée befand, die von der Liebe gebotene Genugthuung nicht annehmen, wenn sich diese Liebe mit einer Summe von hunderttausend Thalern zeigte.

Gilbert war, während er diese Luftschlösser baute, naiv und ehrlich wie das einfachste Kind der Patriarchen; er vergaß alles Böse, das er gethan hatte, was vielleicht von einem ehrlicheren Herzen zeugte, als man glauben mag.

Als alle seine Batterien vorbereitet waren, kam er, das Herz in einem Schraubstock, auf dem Gebiete von Trianon an. Einmal hier, war er für Alles bereit: für die erste Wuth von Philipp, welche indessen sein edelmüthiger Schritt besänftigen sollte; für die erste Verachtung von Andrée, welche seine Liebe unterwerfen müßte; für die ersten Beleidigungen des Barons, den sein Geld bestechen würde.

So entfernt Gilbert auch von der Gesellschaft gelebt hatte, so errieth er doch instinctartig, daß dreimal hundert tausend Livres in der Tasche ein sicherer Panzer sind; was er am meisten befürchtete, war der Anblick der Leiden von Andrée; gegen dieses Unglück allein hatte er bange vor seiner Schwäche, einer Schwäche, die ihn eines Theils der für den Erfolg seiner Sache nothwendigen Mittel beraubt hätte.

Er trat in den Garten ein und schaute nicht ohne einen gewissen Hochmuth alle die Arbeiter an, welche gestern noch seine Kameraden waren, heute aber unter ihm standen.

Die erste Frage, die er machte, bezog sich auf den Baron von Taverney, Er wandte sich

natürlich an den Aufwärter vom Dienst in den Communs.

»Der Baron ist nicht in Trianon,« antwortete dieser.

Gilbert zögerte einen Augenblick und fragte dann:

»Und Herr Philipp?«

»Oh! Herr Philipp ist mit Fräulein Andrée abgereist.«

»Abgereist!« rief Gilbert erschrocken.

»Ja.«

»Fräulein Andrée ist also abgereist?«

»Seit fünf Tagen.«

»Nach Paris?«

Der Aufwärter machte eine Bewegung, welche besagen wollte:

»Ich weiß es nicht.«

»Wie, Sie wissen es nicht?« rief Gilbert. »Fräulein Andrée ist abgereist, ohne daß man weiß, wohin? Sie kann doch nicht ohne Ursache abgereist sein.«

»Ei! welche Albernheit,« erwiderte der Aufwärter mit geringer Ehrfurcht vor Gilberts kastanienbraunem Kleid; »sicherlich hat sie sich nicht ohne Ursache entfernt.«

»Aber warum hat sie sich entfernt?«

»Um eine Luftveränderung vorzunehmen.«

»Eine Luftveränderung?« wiederholte Gilbert.

»Ja, es scheint die Luft von Trianon war schlecht für ihre Gesundheit, und auf Verordnung des Arztes hat sie auch Trianon verlassen.«

Es war unnöthig, mehr zu fragen; der Aufwärter der Communs hatte offenbar Alles gesagt, was er über Fräulein von Taverney wußte.

Und dennoch konnte Gilbert in seinem Erstaunen nicht an das, was er hörte, glauben. Er lief nach dem Zimmer von Andrée und fand die Thüre geschlossen.

Bruchstücke von Glas, Heu und Strohhalme, die im Corridor umherlagen, boten seinem Blick alle Resultate eines Auszugs.

Gilbert kehrte in sein altes Zimmer zurück, das er so fand, wie er es verlassen hatte.

Das Fenster von Andrée stand offen, um Luft in die Wohnung einzulassen; sein Auge konnte bis in's Vorzimmer tauchen.

Die Wohnung war vollkommen leer.

Gilbert überließ sich sodann dem heftigsten Schmerz; er stieß seinen Kopf an die Wand, rang die Hände und wälzte sich auf dem Boden.

Dann stürzte er wie ein Wahnsinniger aus der Mansarde, eilte die Treppe hinab, als ob er Flügel hätte, drang, die Hände in seinen Haaren, in den Wald ein und sank mit Schreien und Verwünschungen mitten im Heidekraut, das Leben und die, welche es ihm geschenkt, verfluchend, nieder.

»Oh! es ist vorbei, es ist vorbei,« murmelte er. »Gott will nicht, daß ich sie wiederfinde; Gott will, daß ich vor Reue, Verzweiflung und Liebe sterbe; so werde ich mein Verbrechen sühnen, so werde ich diejenige rächen, welche ich verletzt habe.

Wo mag sie sein?

In Taverney! Oh ! ich werde gehen, ich werde gehen! ich werde bis an das Ende der Welt gehen, ich werde bis zu den Wolken hinaufsteigen, wenn es sein muß. Oh! ich werde ihre Spur wiederfinden und sie verfolgen, und müßte ich auf der Hälfte des Weges vor Hunger und Müdigkeit niederstürzen!«

Doch allmählig in seinem Schmerz durch den Ausbruch dieses Schmerzes erleichtert, erhob sich Gilbert, athmete freier, schaute mit etwas minder stierem Gesicht umher und schlug mit langsamen Schritten wieder den Weg nach Paris ein.

Diesmal brauchte er fünf Stunden, um ihn zurückzulegen.

»Der Baron,« sagte er zu sich selbst mit einem gewissen Anschein von Vernunft, »der Baron hat Paris vielleicht nicht verlassen, und ich werde ihn sprechen. Fräulein Andrée ist geflohen. Sie konnte in der That nicht in Trianon bleiben; doch wohin sie auch gegangen sein mag, ihr Vater muß es wissen; ein Wort von ihm wird mir ihre Spur andeuten, und dann wird er seine Tochter zurückrufen, wenn es mir gelingt, seinen Geiz zu überzeugen.«

Gestärkt durch diesen neuen Gedanken, kam Gilbert nach Paris Abends um sieben Uhr zurück, das heißt in dem Augenblick, wo die Kühle die Spaziergänger nach den Champs-Élysées lockte, wo Paris zwischen den ersten Nebeln des Abends und den ersten Feuern jenes scheinbaren Tages schwebt, der ihm einen Tag von vierundzwanzig Stunden macht.

In Folge des von ihm gefaßten Entschlusses ging der junge Mann gerade auf die Thüre des kleinen Hauses der Rue Coq-Héron zu und klopfte ohne einen Augenblick zu zögern an.

Nur ein Stillschweigen antwortete ihm.

Er verdoppelte die Stöße des Klopfers, doch ohne daß der zehnte mehr Erfolg hatte, als der erste.

Da entschwand ihm dieses letzte Mittel, auf das er gerechnet hatte. Wahnsinnig vor Wuth in seine Hände beißend, um seinen Körper dafür zu bestrafen, daß er weniger litt, als sein Geist, wandte sich Gilbert ungestüm um die Straßenecke, drückte an der Feder der Thüre von Rousseau und stieg die Treppe hinauf.

Das Sacktuch, das die dreißig Kassenbillets enthielt, enthielt auch den Schlüssel vom Speicher.

Gilbert stürzte hinein, wie er sich in die Seine gestürzt hätte, wenn sie an diesem Ort gelaufen wäre.

Dann, da der Abend schön war und die Lämmerwolken im Azur des Himmels spielten, da ein süßer Wohlgeruch von den Linden und den Kastanienbäumen in der Abenddämmerung ausstieg, da die Fledermaus mit ihren schweigsamen Flügeln an die Scheibe des Fensterchens schlug, näherte sich Gilbert, durch alle diese Empfindungen zum Leben zurückgerufen, der Dachluke; er sah mitten unter den Bäumen den weißen Gartenpavillon hervortreten, wo er einst Andrée wiedergefunden, die er für immer verloren geglaubt, er fühlte sein Herz brechen und sank beinahe ohnmächtig, seine Augen in einer schwankenden, einfälligen Beschauung verloren, auf die Lehne der Dachrinne.

CLIV.

Worin Gilbert sieht, daß es leichter ist, ein Verbrechen zu begehen, als ein Vorurtheil zu besiegen.

Je mehr die schmerzliche Empfindung abnahm, die sich Gilberts bemächtigt hatte, desto klarer und schärfer wurden seine Gedanken.

Die immer dichter werdende Finsterniß verhinderte ihn mittlerweile, etwas zu unterscheiden; da erfaßte ihn ein unüberwindliches Verlangen, die Bäume, das Haus, die Gänge zu sehen, was die Dunkelheit in eine Masse vermengt hatte, über der die Luft wie über einem Abgrund schwebte.

Er erinnerte sich, daß er sich eines Abends, in glücklicheren Zeiten, hatte wollen Kunde von Andrée verschaffen, sie sehen, sogar sprechen hören, und daß er sich mit Gefahr seines Lebens, noch leidend an der Krankheit, die auf den 31. Mai folgte, an der Dachrinne vom ersten Stock bis auf den seligen Boden des Gartens hatte hinabgleiten lassen.

Damals war es äußerst gefährlich, in dieses Haus einzudringen, das der Baron bewohnte, wo Andrée so gut bewacht wurde, und dennoch, trotz dieser Gefahr, erinnerte sich Gilbert, wie süß die Lage gewesen, und wie freudig, als er den Ton ihrer Stimme hörte, sein Herz geschlagen hatte.

»Wenn ich wieder anfinde, wenn ich zum letzten Mal die Erinnerung suchte, wo die Gegenwart war; wenn ich noch einmal, auf den Knien, auf dem Sande der Alleen die angebetete Spur suchen würde, die dort die Tritte meiner Geliebten zurücklassen mußten.«

Dieses Wort, dieses furchtbare Wort, wenn es gehört worden wäre, artikulierte Gilbert beinahe laut, denn es machte ihm ein seltsames Vergnügen, es auszusprechen.

Gilbert unterbrach sein Selbstgespräch, um einen tiefen Blick auf die Stelle zu heften, wo, wie er nur noch errieth, der Pavillon sein mußte.

Dann, nach einem Augenblick des Schweigens und Forschens, fügte er bei:

»Nichts deutet an, daß der Pavillon von anderen Miethsleuten bewohnt wird, weder Lichter, noch Geräusch, noch offene Thüren; gehen wir!«

Gilbert hatte ein Verdienst: die Raschheit der Ausführung, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte. Er öffnete die Thüre seiner Mansarde, ging tappend wie ein Sylphe an der Thüre von Rousseau vorbei, und ließ sich, als er den ersten Stock erreicht hatte, von dort muthig bis in den Garten hinab, auf die Gefahr, eine alte Hose aus dem am Morgen noch so frischen Beinkleid zu machen.

Als er unten am Spalier war, durchlief er alle die Gemüthsbewegungen seines ersten Besuches im Pavillon, ließ den Sand unter seinen Tritten krachen und erkannte die kleine Thüre, durch welche Nicole Herrn von Beausire eingeführt hatte.

Endlich ging er auf die Freitreppe zu, um seine Lippen auf den messingenen Knopf des Sommerladens zu drücken, denn er sagte sich, ohne Zweifel habe die Hand von Andrée diesen Knopf berührt. Das Verbrechen von Gilbert hatte ihm eine Art von Religion aus seiner Liebe gemacht.

Plötzlich machte ein Geräusch, das aus dem Innern kam, den jungen Mann beben, ein schwaches, dumpfes Geräusch, wie das eines leichten Trittes auf dem Stubenboden.

Gilbert wich zurück.

Sein Kopf war leichenbleich, und seit acht bis zehn Tagen dergestalt gefoltert, daß er, als er ein Licht erblickte, das durch die Thüre drang, währte, der Aberglaube, dieser Sohn des Unverstandes und der Reue, zünde eine von jenen unheimlichen Fackeln an, und diese Fackel scheine auf die Latten der Sommerläden durch. Er währte, mit Schrecknissen beladen, rufe seine Seele eine andere Seele hervor, und die Stunde von einer jener Verblendungen der Sinne, wie sie alle Narren und ausschweifend leidenschaftliche Menschen haben, sei gekommen.

Und dennoch kamen die Tritte und das Licht immer näher. Gilbert sah und hörte, ohne zu glauben; doch plötzlich und in dem Augenblick, wo der junge Mann sich näherte, um durch die Latten zu schauen, öffnete sich der Laden, er wurde durch den Schlag an die Wand zurückgeworfen, stieß einen gewaltigen Schrei aus und fiel auf seine Kniee nieder.

Was ihn niederwarf, war weniger der Schlag, als der Anblick: in diesem Haus, das er verlassen glaubte, an dessen Thüre er, ohne daß man ihm öffnete, geklopft hatte, sah er Andrée erscheinen.

Das Mädchen, denn Andrée war es und nicht ein Schatten, stieß einen Schrei aus, wie Gilbert; minder erschrocken, denn ohne Zweifel erwartete sie Jemand, fragte Fräulein von Taverney sodann:

»Was gibt es? Wer sind Sie? was wünschen Sie?«

»Oh! ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein,« murmelte Gilbert, das Gesicht demüthig gegen den Boden gewendet.

»Gilbert, Gilbert hier!« rief Andrée mit einer Verwunderung, die von Furcht und Zorn frei war; »Gilbert in diesem Garten! Was wollen Sie hier, mein Freund?«

Diese letzte Benennung klang schmerzlich bis in der Tiefe des Herzens von Gilbert.

»Oh!« sagte er mit bewegter Stimme, »schmettern Sie mich nicht nieder, mein Fräulein, seien Sie barmherzig, ich habe so viel gelitten!«

Andrée schaute Gilbert ganz erstaunt und wie eine Frau an, welche durchaus nicht begreift, was eine solche Demuth bedeuten soll, und sprach:

»Stehen Sie vor Allem auf und erklären Sie mir, wie Sie hierherkommen.«

»Oh! mein Fräulein,« rief Gilbert, »ich werde nicht eher aufstehen, als bis Sie mir verzeihen haben.«

»Was haben Sie denn gegen mich gethan, daß ich Ihnen verzeihen soll? Sprechen Sie, erklären Sie sich; jedenfalls,« fuhr sie mit einem schwermüthigen Lächeln fort, »jedenfalls muß, da die Beleidigung nicht groß sein kann, die Verzeihung leicht sein. Philipp hat Ihnen den Schlüssel gegeben.«

»Den Schlüssel?«

»Allerdings, es war verabredet, daß ich Niemand in seiner Abwesenheit öffnen sollte, und da Sie hereingekommen sind, so muß er wohl die Mittel erleichtert haben, wenn Sie nicht etwa über die Mauern kletterten.«

»Ihr Bruder, Herr Philipp?« stammelte Gilbert; »nein, nein, nicht er; doch es handelt sich nicht um Ihren Bruder, mein Fräulein . . . Sie sind also nicht abgereist? Sie haben also Frankreich nicht verlassen? O Glück, unerwartetes Glück!«

Gilbert hatte sich auf ein Knie erhoben und dankte, die Arme geöffnet, dem Himmel mit

einem seltsamen Vertrauen.

Andrée neigte sich zu ihm herab, schaute ihn unruhig an und sagte:

.Sie sprechen wie ein Narr, Herr Gilbert, und Sie Werden mein Kleid zerreißen; ich bitte Sie, lassen Sie doch mein Kleid los und machen Sie dieser Komödie ein Ende.«

Gilbert stand auf und erwiderte:

»Nun sind Sie zornig; doch ich darf mich nicht darüber beklagen, denn ich habe es verdient; ich weiß wohl, daß ich nicht so hätte erscheinen sollen; doch was wollen Sie? es war mir völlig unbekannt, daß Sie diesen Pavillon bewohnen; ich glaubte ihn leer, verödet; was ich hier suchte, war nichts Anderes, als die Erinnerung an Sie . . . Der Zufall allein . . . In der That, ich weiß nicht mehr, was ich sage; entschuldigen Sie mich; ich wollte mich vor Allem an Ihren Herrn Vater wenden; doch er war verschwunden.«

Andrée machte eine Bewegung.

»An meinen Vater,« sagte sie, »und warum an meinen Vater?«

Gilbert täuschte sich in dieser Frage und erwiderte:

»Oh! weil ich Sie zu sehr fürchte; und dennoch weiß ich wohl, daß es besser ist, wenn Alles unter uns verhandelt wird; das ist das sicherste Mittel, Alles wieder gut zu machen.«

»Gut machen! was soll das bedeuten?« fragte Andrée, »sprechen Sie, was soll gut gemacht werden?«

Gilbert schaute sie mit Augen voll Liebe und Demuth an.

»Oh! erzürnen Sie sich nicht,« sagte er; »ich weiß, es ist eine große Vermessenheit von mir, von mir, der ich so wenig bin, es ist eine große Vermessenheit, sage ich, die Augen so hoch zu erheben; doch das Unglück ist geschehen.«

Andrée machte eine Bewegung.

»Das Verbrechen, wenn Sie wollen,« fuhr Gilbert fort, »ja, das Verbrechen, denn es war wirklich ein großes Verbrechen. Doch klagen Sie wegen dieses Verbrechens das Verhängniß an, mein Fräulein, aber nie mein Herz.«

»Ihr Herz . . . Ihr Verbrechen . . . das Verhängniß . . . Sie sind wahnsinnig, Herr Gilbert, und machen mir bange.«

»Oh! unmöglich kann ich Ihnen mit so viel Ehrfurcht, mit so viel Reue, die Stirne gebeugt und die Hände gefaltet, ein anderes Gefühl einflößen, als Mitleid. Mein Fräulein, hören Sie, was ich Ihnen sagen werde, und es ist eine heilige Verpflichtung, die ich im Angesicht Gottes und der Menschen übernehme; mein ganzes Leben soll der Sühnung der Verirrung eines Augenblicks geweiht sein; Ihr zukünftiges Glück soll so groß sein, daß es alle vergangene Schmerzen tilgt, mein Fräulein . . .« Gilbert zögerte.

»Mein Fräulein, geben Sie Ihre Einwilligung zu einer Heirath, welche eine strafbare Verbindung heiligen wird.«

Andrée machte einen Schritt rückwärts.

»Nein, nein,« sagte Gilbert, »ich bin kein Wahnsinniger; suchen Sie nicht zu fliehen, entreißen Sie mir nicht Ihre Hände, die ich küsse; haben Sie Gnade, haben Sie Mitleid, willigen Sie ein, meine Frau zu werden.«

»Ihre Frau!« rief Andrée, die nun glaubte, sie selbst würde wahnsinnig.

»Oh!« fuhr Gilbert mit herzerreißendem Schluchzen fort, »oh! sagen Sie mir, daß Sie mir

jene gräßliche Nacht verzeihen; sagen Sie, mein Unterfangen habe Ihren Abscheu erregt, sagen Sie aber auch, Sie verzeihen meiner Reue, sagen Sie, meine so lange unterdrückte Liebe rechtfertige mein Verbrechen.«

»Elender!« rief Andrée mit wilder Wuth, »Du warst es also? Oh! mein Gott, mein Gott!«

Und sie griff nach ihrem Kopf und preßte ihn zwischen ihren Händen, als wollte sie ihren empörten Geist zu fliehen verhindern.

Gilbert wich stumm und wie versteinert vor diesem schönen, bleichen Medusenhaupt zurück, das zugleich Schrecken und Erstaunen ausdrückte.

»Mein Gott! war mir dieses Unglück vorbehalten!« rief das Mädchen, einer wachsenden Exaltation preisgegeben; »soll ich so unglücklich sein, meinen Namen doppelt geschändet zu sehen: geschändet durch das Verbrechen, geschändet durch den Verbrecher? Antworte, Feiger! antworte, Elender! Du warst es also?«

»Sie wußte es nicht,« murmelte Gilbert vernichtet.

»Zu Hülfe! zu Hülfe!« rief Andrée, in ihr Zimmer zurückkehrend: »Philipp! Philipp! Philipp herbei!«

Gilbert, der ihr düster und in Verzweiflung gefolgt war, schaute umher und suchte mit den Augen entweder einen Platz, um edel unter den Streichen, die er erwartete, zu fallen, oder eine Waffe, um sich zu vertheidigen.

Doch Niemand kam auf den Ruf von Andrée. Andrée war allein in der Wohnung.

»Allein! oh! allein!« rief das Mädchen unter Zuckungen der Wuth, »Hinaus, Elender! versuche nicht den Zorn Gottes!«

Gilbert erhob sachte das Haupt und sprach:

»Ihr Zorn ist für mich der furchtbarste; haben Sie Mitleid, mein Fräulein, schlagen Sie mich nicht so nieder.«

Und er faltete flehend die Hände.

»Mörder! Mörder! Mörder!« schrie Andrée.

»Sie wollen mich also nicht hören!« rief Gilbert; »hören Sie mich doch wenigstens zuerst an und lassen Sie mich hernach tödten, wenn Sie wollen.«

»Dich anhören, auch noch diese Qual! . . . Und was wirst Du sagen!«

»Was ich so eben sagte: daß ich ein Verbrechen begangen habe, ein Verbrechen, das sehr entschuldbar Jedem erscheinen muß, der in meinem Herzen zu lesen vermag, und daß ich die Genugthuung für dieses Verbrechen bringe.«

»Oh! das ist also der Sinn des Wortes, das mich schauern machte, ehe ich es begriff . . . eine Heirath! . . . Ich glaube, Sie haben dieses Wort ausgesprochen?«

»Mein Fräulein!« stammelte Gilbert.

»Eine Heirath!« fuhr das Mädchen mit wachsender Heftigkeit fort, »Oh! es ist nicht Zorn, was ich gegen Sie fühle; es ist Verachtung, es ist Haß; bei dieser Verachtung ist ein so niedriges und so furchtbares Gefühl, daß ich nicht begreife, wie man lebend den Ausdruck so ertragen kann, wie ich Ihnen denselben in's Gesicht schleudere.«

Gilbert erbleichte, zwei Thränen des Grimms glänzten an den Fransen seiner Augenlider.

»Mein Fräulein,« sagte er ganz bebend, »ich bin in der That nicht so wenig, daß ich nicht den Verlust Ihrer Ehre wieder gut zu machen im Stande wäre.«

Andrée richtete sich auf und erwiderte mit stolzer Miene:

»Wenn es sich um eine verlorene Ehre handelte, mein Herr, so wäre dies Ihre Ehre und nicht die meinige. So wie ich bin, ist meine Ehre unversehrt, und wenn ich Sie heirathete, würde ich mich entehren.«

»Ich glaubte nicht,« entgegnete Gilbert mit kaltem, einschneidendem Ton, »ich glaubte nicht, daß eine Frau, wenn sie Mutter geworden ist, etwas Anderes in Betracht ziehen dürfe, als die Zukunft ihres Kindes.«

»Und ich, ich denke nicht, daß Sie es wagen, sich hierum zu bekümmern,« sagte Andrée, deren Augen funkelten.

»Ich bekümmere mich im Gegentheil darum,« erwiderte Gilbert, der sich allmählig unter dem erbitterten Fuß, der ihn niedertrat, erhob. »Ich bekümmere mich im Gegentheil darum, denn dieses Kind soll nicht Hungers sterben, wie dies oft in den Häusern der Adelligen geschieht, wo die Mädchen ihre Ehre auf ihre Weise verstehen. Die Menschen stehen einander an Werth gleich; Männer, welche selbst mehr werth waren, als die Anderen, haben diesen Grundsatz ausgesprochen. Daß Sie mich nicht lieben, begreife ich, denn Sie sehen mein Herz nicht; daß Sie mich verachten, begreife ich abermals, denn Sie wissen nicht, was ich denke; doch daß Sie mir das Recht verweigern, mich um mein Kind zu bekümmern, werde ich nie begreifen. Ach! indem ich Sie zu heirathen suchte, entsprach ich nicht einem Verlangen, einer Leidenschaft, einem Ehrgeiz; ich erfüllte meine Pflicht, ich verurtheilte mich, Ihr Mann zu sein, ich gab Ihnen mein Leben . . . Ei! mein Gott, Sie würden nie meinen Namen geführt haben, wenn Sie hätten wollen, Sie hätten mich fortwährend als Gärtner Gilbert behandelt, und das wäre billig gewesen, doch Ihr Kind müßten Sie nicht opfern. Hier sind dreimal hunderttausend Livres, die mir mein edelmüthiger Beschützer, der mich anders beurtheilte, als Sie, als Mitgift gegeben hat. Wenn ich Sie heirathe, gehört dieses Geld mir; für mich aber brauche ich nichts, als ein wenig Luft, wenn ich lebe, und ein Grab in der Erde, um meinen Körper darin zu verbergen, wenn ich sterbe. Was ich mehr habe, gebe ich meinem Kind; sehen Sie, hier sind dreimal hunderttausend Livres.«

Und er legte auf den Tisch die Masse der Billets, beinahe unter die Hand von Andrée.

»Mein Herr,« sagte diese, »Sie irren sich gewaltig, Sie haben kein Kind.«

..Ich?«

»Von welchem Kind sprechen Sie denn? fragte Andrée.

»Von dem, dessen Mutter Sie sind, Haben Sie nicht vor zwei Personen, vor Ihrem Bruder Philipp, vor dem Grafen Balsamo bekannt, Sie seien in andern Umständen, und ich Unglücklicher sei der Vater?«

»Ah! Sie haben das gehört,« rief Andrée; »nun! desto besser, desto besser; dann vernehmen Sie, was ich Ihnen antworte: Sie haben mir schändlicher Weise Gewalt angethan; Sie haben mich während meines Schlafs besessen; Sie haben mich durch ein Verbrechen besessen; es ist wahr, ich bin Mutter; doch mein Kind hat nur eine Mutter, hören Sie wohl? Es ist wahr, Sie haben mich geschändet, doch Sie sind nicht der Vater meines Kindes.«

Und sie ergriff die Billets und warf sie verächtlich so aus dem Zimmer, daß sie fliegend das bleiche Gesicht des unglücklichen Gilbert streiften.

Da erfaßte ihn eine Bewegung so düsterer Wuth, daß der gute Engel von Andrée noch einmal für sie zittern mußte.

Doch diese Wuth wurde gerade durch ihre Heftigkeit im Zaume gehalten, und der junge Mann

ging an Andrée vorbei, ohne ihr einen Blick zuzuwerfen.

Er hatte nicht sobald die Schwelle überschritten, als sie ihm nachstürzte und Türen, Fenster und Läden schloß, als ob sie durch diese ungestüme Handlung das Weltall zwischen die Gegenwart und die Vergangenheit setzen würde!

CLV.

Der Entschluß.

Wie Gilbert in seine Wohnung zurückkehrte, wie er, ohne vor Wuth und Schmerz zu sterben, die Qualen der Nacht aushalten konnte, wie er nicht wenigstens mit grauen Haaren aufstand, dies dem Leser zu erklären, wollen wir nicht unternehmen.

Als es Tag war, fühlte Gilbert ein heftiges Verlangen, Andrée zu schreiben, um ihr alle die so stichhaltigen, so redlichen Beweise auseinanderzusetzen, welche in der Nacht seinem Gehirn entsprungen waren; doch er hatte schon an zu vielen Umständen den unbeugsamen Charakter des Mädchens erfahren, und es blieb ihm keine Hoffnung mehr. Schreiben war überdies eine Einräumung, welche seinem Stolz widerstrebte. Der Gedanke, sein Brief würde zerknittert, ungelesen vielleicht weggeworfen werden, er würde nur dazu dienen, eine Meute erbitterter, unverständiger Feinde auf seine Fährte zu bringen, dieser Gedanke war ein Grund, daß er nicht schrieb.

Gilbert dachte nun, ein Schritt von ihm würde besser aufgenommen werden vom Vater, der ein Habsüchtiger und ein Ehrgeiziger, vom Bruder, der ein Mann von Herz sei und dessen erste Bewegung er allein zu fürchten habe. »Aber,« sagte er sich, »wozu soll es nützen, daß mich Herr von Taverney oder Herr Philipp unterstützt, wenn Andrée mich mit ihrem ewigen: Ich kenne Sie nicht! verfolgt.

»Es ist gut,« fügte er in seinem Innern bei; »nichts bindet mich mehr an diese Frau; sie selbst ist bemüht gewesen, die Bande zu zerreißen, die uns einigten.«

Er sagte dies, während er sich vor Schmerz auf seinem Lager wälzte, während er sich voll Wuth der geringsten Einzelheiten des Gesichts, der Stimme von Andrée erinnerte; er sagte dies, während er eine unaussprechliche Marter ausstand, denn er liebte bis zum Wahnsinn.

Als die Sonne, schon hoch am Horizont, in seine Mansarde drang, erhob sich Gilbert schwankend mit der letzten Hoffnung, seine Feindin im Garten oder im Pavillon zu erblicken.

Dies war noch eine Freude im Unglück.

Doch plötzlich überfluthete eine bittere Woge des Aergers, der Reue, des Zornes seinen Geist: er erinnerte sich Alles dessen, was ihn das Mädchen an Ekel, an Verachtung hatte ausstehen lassen, und sprach, indem er mitten im Speicher durch einen Befehl, den der Wille strenge der Materie gab, stehen blieb:

»Nein! nein, Du wirst nicht an's Fenster gehen, um zu schauen; nein, Du wirst Dir nicht mehr das Gift einträufeln, an dem Du gern sterben möchtest. Es ist eine Grausame, die nie, wenn Du die Stirne vor ihr beugtest, Dir zulächelte, nie ein Wort des Trostes oder der Freundschaft an Dich richtete, die ein Vergnügen darin fand, mit ihren Nägeln Dein noch von Unschuld und keuscher Liebe erfülltes Herz zu zerreißen. Es ist ein Geschöpf ohne Ehre und ohne Religion, das seinem Kind den Vater, seine natürliche Stütze, verleugnet, und das arme kleine Geschöpf der Vergessenheit, dem Elend, dem Tod vielleicht überantwortet, weil dieses Kind den Schooß entehrt, in dem es empfangen worden ist. Nein, Gilbert, so strafbar Du auch sein magst, so verliebt und feig Du auch bist, ich verbiete Dir, an diese Dachluke zu gehen und einen einzigen

Blick in der Richtung des Pavillon auszusenden; ich verbiete Dir, Mitleid mit dem Schicksal jener Frau zu bekommen, und die Federn Deiner Seele durch den Gedanken an Alles, was vorgefallen ist, zu schwächen. Nütze Dein Leben, wie das Vieh, in der Arbeit und der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse ab; verbrauche die Zeit, welche zwischen der Schmach und der Rache vergehen wird, und erinnere Dich stets, daß das einzige Mittel, Dich selbst zu achten und Dich über diesen hoffärtigen Adeligen zu halten, darin besteht, daß Du Dich adeliger benimmst als sie.«

Bleich, zitternd, von seinem Herzen nach dem Fenster gezogen, gehorchte er dennoch dem Befehl des Geistes, Man hätte ihn können allmähig, langsam, als ob seine Füße auf dem Speicher Wurzel gefaßt hätten, Schritt für Schritt nach der Treppe zugehen sehen. Endlich ging er hinaus, um sich zu Balsamo zu begeben.

Doch plötzlich sich eines Andern besinnend, sagte er: »Ich Narr! ich elender Hirnloser, der ich bin, ich sprach, glaube ich, von Rache, und welche Rache werde ich üben?

Die Frau tödten? Oh! nein, sie würde glücklich, mich durch eine Beleidigung mehr zu brandmarken, fallen! Sie öffentlich entehren? Oh! das wäre die Sache eines Feiglings! . . . Gibt es einen empfindlichen Platz in der Seele dieses Geschöpfes, wo mein Nadelstich so schmerzlich trifft, als ein Dolchstoß? . . . Die Demüthigung ist es, was sie haben muß, denn sie ist noch stolzer als ich.

Sie demüthigen . . . ich . . . wie? Ich habe nichts, ich bin nichts, und sie wird ohne Zweifel verschwinden. Sicherlich würden sie meine Gegenwart, häufige Erscheinungen, ein Blick der Verachtung oder der Herausforderung grausam bestrafen. Ich weiß wohl, daß die Mutter ohne Gemüth eine Schwester ohne Herz wäre, und mir, ihren Bruder zuschicken würde, um mich zu tödten; doch wer hält mich ab, einen Menschen tödten zu lernen, wie ich vernünftig schließen oder schreiben gelernt habe; wer hält mich ab, Philipp niederzuschlagen, ihn zu entwaffnen, dem Rächer wie der Beleidigten in's Gesicht zu lachen? Nein, dieses Mittel ist ein Komödienmittel; derjenige zählt auf seine Geschicklichkeit und seine Erfahrung, welcher nicht den Dazwischentritt Gottes oder des Zufalls berechnet hat . . . Allein, ich allein, mit meinem nackten Arm, mit einer der Einbildungskraft entkleideten Vernunft, mit der Stärke der mir durch die Natur und meinen Willen gegebenen Muskeln werde ich die Pläne dieser Unglücklichen zu Nichte machen . . . Was will Andrée, was besitzt sie, was stellt sie zu ihrer Vertheidigung und zu meiner Schmach voran? . . . Suchen wir.«

Und er beugte sich auf den Rand des Mauervorsprungs und versank, das Auge starr, in tiefes Nachsinnen.

»Was Andrée gefallen kann,« sagte er, »ist das, was ich hasse. Ich muß also Alles zerstören, was ich hasse . . . Zerstören! oh! nein . . . meine Rache führe mich nie zum Bösen! sie zwingt mich nie, das Eisen oder das Feuer anzuwenden! Was bleibt mir dann? Ich muß die Ursache der Ueberlegenheit von Andrée suchen; ich muß sehen, durch welche Fessel sie zugleich mein Herz und meinen Arm zurückhalten will. Oh! sie nicht mehr sehen! oh! nicht mehr von ihr angeschaut werden! oh! auf zwei Schritte an dieser Frau vorübergehen, wenn sie lächelnd, mit ihrer frechen Schönheit, ihr Kind an der Hand führen wird, ihr Kind, das mich nie kennen lernen soll . . . Himmel und Erde!«

Gilbert begleitete diesen Satz mit einem wüthenden Faustschlag an die Wand und mit einer noch furchtbareren Verwünschung, welche zum Himmel entflog.

»Ihr Kind! das ist das ganze Geheimniß, Sie darf nie dieses Kind besitzen, das sie den Namen

Gilbert verfluchen lehren würde. Sie muß im Gegentheil erfahren, daß dieses Kind in der Verwünschung des Namens Andrée aufwachsen wird! Mit einem Wort, dieses Kind, das sie nicht lieben, das sie vielleicht Plagen würde, denn sie hat ein böses Herz, dieses Kind, mit dem man mich beständig geißeln würde, darf Andrée nie sehen, und sie soll, wenn sie es verloren hat, ein Gebrülle ausstoßen, ähnlich dem der Löwinen, die man ihrer Jungen beraubt!«

Gilbert erhob sich schön vor Zorn und wilder Freude.

»Das ist es,« sagte er, die Faust gegen den Pavillon von Andrée ausstreckend; »Du hast mich zur Schmach, zur Vereinzlung, zur Reue, zur Liebe verurtheilt . . . ich verurtheile Dich zum Leiden ohne Frucht, zur Vereinzlung, zur Schmach, zur Angst, zum Haß ohne Rache. Du wirst mich suchen, ich werde geflohen sein; Du wirst dein Kind rufen, und solltest Du es zerreißen, wenn Du es wiederfändest; aber ich werde wenigstens eine Wuth des Verlangens in Deiner Seele entzündet haben; ich werde eine Klinge ohne Griff in Dein Herz gestoßen haben. Ja, ja, das Kind!

Ich werde das Kind haben, Andrée; ich werde nicht Dein Kind, wie Du sagst, sondern mein Kind haben. Gilbert wird sein Kind haben! einen durch seine Mutter adeligen Sohn.«

Und er belebte sich unmerklich in den Entzückungen eines Freudenrausches.

»Auf!« sagte er, »es handelt sich nicht um gemeinen Aerger, oder um kleine schäferliche Lamentationen; es handelt sich um ein schönes und gutes Complott. Ich habe nicht mehr meinem Blick zu befehlen, den Pavillon nicht zu suchen, sondern ich muß meine ganze Kraft, meine ganze Seele aufbieten, daß sie wachen, um den Erfolg meines Unternehmens zu sichern.«

»Andrée,« sprach er, indem er sich feierlich dem Fenster näherte, »ich werde Tag und Nacht wachen; Du wirst keine Bewegung mehr machen, ohne daß ich sie bespähe, Du wirst keinen Schmerzensschrei mehr ausstoßen, ohne daß ich Dir einen noch schärferen Schmerz verspreche; Du wirst nicht das leichteste Lächeln mehr auf Deine Lippen treten lassen, ohne daß ich mit einem höhnischen und beleidigenden Gelächter darauf antworte. Du bist meine Beute; ein Theil von Dir gehört mir; ich wache, ich wache.«

Dann näherte er sich der Dachluke und sah, wie sich die Läden des Pavillon öffneten, worauf der Schatten von Andrée, ohne Zweifel durch einen Spiegel zurückgeworfen, an den Vorhängen und an der Decke des Zimmers hinschlüpfte.

Endlich kam Philipp, der früher aufgestanden war, aber in seinem Zimmer, das hinter dem von Andrée lag, gearbeitet hatte.

Gilbert bemerkte, wie belebt das Gespräch der Geschwister war. Sicherlich war von ihm und von der Scene am vorhergehenden Tag die Rede. Philipp ging mit einer Art von Verlegenheit auf und ab. Die Ankunft von Gilbert hatte vielleicht etwas an den Einquartierungsplänen verändert; vielleicht wollte man anderswo den Frieden, die Dunkelheit, die Vergessenheit suchen.

Bei diesem Gedanken wurden die Augen von Gilbert leuchtende Strahlen, welche den Pavillon entzündet hätten und bis in den Mittelpunkt der Erde gedrungen wären!

Doch beinahe in demselben Augenblick trat ein Dienstmädchen durch die Gartenthüre ein; es kam mit irgend einer Empfehlung. Andrée nahm das Mädchen an, denn es brachte sogleich sein kleines Päckchen mit Kleidungsstücken in dem Zimmer unter, das einst Nicole bewohnt hatte; dann bestätigten verschiedene Einkäufe von Meubles, Gerätschaften, Mundvorräthen, Gilbert in der Voraussetzung, der Bruder und die Schwester haben hier eine friedliche Wohnung genommen.

Philipp untersuchte mit der größten Sorgfalt die Schlösser der Gartenthüre. Was aber hauptsächlich Gilbert bewies, man habe den Verdacht, er sei mittelst eines Nachschlüssels, den ihm vielleicht Nicole gegeben, hereingekommen, war der Umstand, daß der Schlosser in Philipps Gegenwart das Schloß veränderte.

Das war die erste Freude, welche Gilbert seit allen diesen Ereignissen erlebte.

Er lächelte spöttisch und sagte:

»Arme Leute . . . sie sind nicht sehr gefährlich; sie halten sich an das Schloß und ahnen nicht einmal, ich könne die Kraft gehabt haben, hineinzuklettern! Welch einen armseligen Begriff haben sie von Dir, Gilbert, Desto besser. Ja, stolze Andrée,« fügte er bei, »trotz der Schlösser Deiner Thüre könnte ich, wenn ich wollte, zu Dir dringen . . . Aber endlich ist das Glück auch auf meiner Seite; ich verachte Dich . . . und wenn nicht die Phantasie . . .«

Er pirouettirte auf den Absätzen, die galanten Herren des Hofes nachahmend.

»Doch nein,« fuhr er bitter fort, »das ist meiner würdiger; ich will nichts mehr von Ihnen! . . . Schlafen Sie ruhig! ich habe etwas Besseres, als Ihren Besitz, um Sie nach Belieben zu quälen; schlafen Sie!«

Er verließ die Dachluke und stieg, nachdem er einen Blick auf seine Kleider geworfen hatte, die Treppe hinab, um sich zu Balsamo zu begeben.

CLVI.

Am fünfzehnten December.

Gilbert fand bei Fritz keine Schwierigkeit, um bei Balsamo eingeführt zu werden.

Der Graf ruhte auf einem Sopha, wie es die reichen und müßigen Leute thun, von der Anstrengung, eine ganze Nacht geschlafen zu haben, aus; das dachte wenigstens Gilbert, als er ihn zu einer solchen Stunde so ausgestreckt sah.

Man muß glauben, daß der Kammerdiener Befehl erhalten hatte, Gilbert, sobald er sich zeigen würde, einzuführen, denn er brauchte nicht einmal seinen Namen zu sagen oder den Mund zu öffnen.

Als er in den Salon eintrat, erhob sich Balsamo leicht auf seinen Ellenbogen und schloß sein Buch, das er, ohne es zu lesen, offen in der Hand hielt.

»Hoho!« sagte er, »das ist ein Bursche, der sich verheirathet.«

Gilbert antwortete nicht.

»Es ist gut,« fuhr der Graf fort, indem er wieder seine gleichgültige Haltung annahm, »Du bist glücklich, und Du bist beinahe erkenntlich. Sehr schön! Du kommst, um mir zu danken; da? ist Ueberfluß, Behalte das für neue Bedürfnisse. Die Danksagungen sind eine Münze, welche viele Leute befriedigt, wenn sie mit einem Lächeln ausgetheilt wird. Gehe, mein Freund, gehe.«

Es lag in diesen Worten und in dem Ton, mit dem, sie Balsamo aussprach, etwas tief Trauriges, was Gilbert zugleich wie ein Vorwurf und wie eine Offenbarung berührte.

»Nein,« sagte er, »nein, Sie täuschen sich, mein Herr; man heirathet mich gar nicht.«

»Oh!« rief der Graf, »was willst Du dann hier? Was ist geschehen?«

»Es ist geschehen, daß man mir die Thüre gewiesen hat,« antwortete Gilbert.

Der Graf wandte sich völlig um.

»Du hast Dich ungeschickt benommen, mein Lieber.«

»Nein, Herr Graf, ich glaube wenigstens nicht.«

»Wer hat Dich abgewiesen?«

»Das Fräulein.«

»Das war sicher; warum hast Du nicht mit dem Vater gesprochen?«

»Weil es das Verhängniß nicht wollte.«

»Ah! wir sind Fatalist?«

»Ich besitze das Mittel nicht, Glauben zu haben.«

Balsamo faltete die Stirne, schaute Gilbert mit einer Art von Neugierde an und erwiederte:

»Sprich nicht so von Dingen, die Du nicht kennst; bei den gemachten Männern ist das Albernheit; bei den Kindern ist es Uebermuth. Ich erlaube Dir, Hochmuth zu haben, doch nicht ein Einfaltspinsel zu sein; sage mir, Du besitzt nicht das Mittel, ein Dummkopf zu sein, und ich werde es billigen. Zur Sache, was hast Du gethan?«

»Hören Sie; ich wollte wie die Dichter träumen, statt zu handeln; ich wollte unter den Bäumen spazieren gehen, wo mir das Vergnügen zu Theil geworden, von der Liebe zu träumen, und

plötzlich stellte sich die Wirklichkeit vor mich, ohne daß ich vorbereitet war; die Wirklichkeit hat mich auf der Stelle getödtet.«

»Ganz natürlich, Gilbert, denn ein Mensch in der Lage, in der Du Dich befindest, gleicht den Leuten der Vorhut einer Armee: solche Leute dürfen nur mit der Muskete in der rechten Faust und mit der Blendlaterne in der linken marschiren.«

»Kurz, ich bin gescheitert; Fräulein Andrée nannte mich einen Ruchlosen, einen Mörder, und sagte mir, sie würde mich umbringen lassen.«

»Gut, aber ihr Kind!«

»Sie sagte mir, ihr Kind gehöre ihr und nicht mir.«

»Hernach?«

»Hernach habe ich mich entfernt.«

»Ah!«

Gilbert schaute empor und fragte: »Was hätten Sie gethan?«

»Ich weiß es noch nicht; sage mir, was willst Du thun?«

»Sie für die Demüthigung bestrafen, die sie mich hat ausstehen lassen.«

»Das ist ein Wort.«

»Nein, mein Herr, das ist ein Entschluß.«

»Aber Du hast Dir vielleicht Dein Geheimniß entreißen lassen . . . Dein Geld?«

»Mein Geheimniß gehört mir, und ich lasse es mir von Niemand nehmen; das Geld gehört Ihnen, und ich bringe es zurück.«

Hiebei öffnete Gilbert seine Weste und zog die dreißig Kassenbillets heraus, die er auf dem Tisch von Balsamo ausbreitete und pünktlich zählte.

Der Graf nahm sie und legte sie zusammen, während er beständig Gilbert beobachtete, dessen Gesicht nicht die geringste Gemüthsbewegung verrieth.

»Er ist ehrlich, er ist nicht geizig, er hat Geist, Festigkeit . . . Das ist ein Mann,« dachte er.

»Nun, Herr Graf,« sprach Gilbert, »nun habe ich Ihnen Rechenschaft über die zwei Louis d'or abzulegen, die Sie mir gegeben.«

»Uebertreibe nichts,« erwiderte Balsamo; »es ist schön, hunderttausend Thaler zurückzugeben, es ist kindisch, achtundvierzig Livres zurückgeben zu wollen.«

»Ich wollte sie Ihnen nicht zurückgeben, sondern nur Ihnen sagen, was ich mit diesen Louis d'or gemacht habe, damit Sie wüßten, ich brauche noch mehr.«

»Das ist etwas Anderes, Du verlangst also?«

»Ich bitte.«

»Wozu?«

»Um etwas von dem zu thun, was Sie so eben ein Wort nannten.«

»Gut. Du willst Dich rächen?«

»Ich glaube auf eine edle Weise.«

»Ich zweifle nicht daran, aber grausam, nicht wahr?«

»Das ist so.«

»Wie viel brauchst Du?«

»Zwanzigtausend Livres.«

»Und Du wirst diese junge Frau nicht berühren?«

»Ich werde sie nicht berühren.«

»Ihren Bruder?«

»Ebenso wenig, und auch ihren Vater nicht.«

»Du wirst sie nie verleumden?«

»Ich werde nie den Mund öffnen, um ihren Namen auszusprechen.«

»Gut, ich verstehe Dich, Doch es kommt am Ende auf Eines heraus, ob man eine Frau mit dem Stahl erdolcht, oder ob man sie durch beständige Verhöhnung tödtet . . . Du willst sie verhöhnen, indem Du Dich zeigst, indem Du ihr folgst, indem Du sie durch ein Lächeln voll Beleidigung und Haß niederbeugst.«

»Ich will so wenig von dem thun, was Sie sagen, daß ich im Gegentheil komme, um Sie, falls mich die Lust erfaßte, Frankreich zu verlassen, um ein Mittel zu bitten, über das Meer zu fahren, ohne daß es mich etwas kostet.«

»Meister Gilbert,« sprach Balsamo mit seinem zugleich scharfen und einschmeichelnden Ton, der jedoch weder Schmerz, noch Freude enthielt, »Meister Gilbert, mir scheint, Sie sind nicht consequent bei Ihrer Schaustellung von Uneigennützigkeit. Sie verlangen von mir zwanzigtausend Livres, und von diesen zwanzigtausend Livres können Sie nicht tausend nehmen, um sich einzuschiffen?«

»Nein, mein Herr, und zwar aus zwei Gründen.«

»Lassen Sie diese Gründe hören.«

»Einmal werde ich wirklich am Tag, wo ich mich einschiffe, nicht mehr einen Pfennig haben; denn merken Sie wohl, Herr Graf, nicht für mich bitte ich um diese Summe, sondern vielmehr, um einen Fehler wieder gut zu machen, den Sie mir erleichterten.«

»Ah! Du bist zähe!« rief Balsamo.

»Weil ich Recht habe; ich verlange das Geld, um gut zu machen, und nicht um zu leben oder mich zu trösten; nicht ein Sou von diesen zwanzigtausend Livres wird in meine Tasche fallen; sie haben ihre Bestimmung.«

»Dein Kind; ich sehe das . . .«

»Mein Kind, ja, mein Herr,« erwiderte Gilbert mit einem gewissen Stolz.

»Aber Du?«

»Ich, ich bin stark, frei und verständig; ich werde stets leben; ich will leben!«

»Oh! Du wirst leben! Nie hat Gott einen Willen von dieser Stärke Seelen gegeben, welche frühzeitig die Erde verlassen müssen. Gott kleidet warm die Pflanzen, welche langen Wintern trotzen sollen; er gibt stählerne Panzer den Herzen, welche lange Prüfungen durchzumachen haben. Doch Du hast, wie mir scheint, zwei Gründe angegeben, warum Dir keine tausend Livres übrig bleiben einmal das Zartgefühl.«

»Dann die Klugheit. An dem Tag, wo ich Frankreich verlasse, werde ich genöthigt sein, mich zu verbergen . . . Nicht also, indem ich einen Kapitän in einem Hafen aufsuche und ihm Geld gebe, denn ich denke, so macht man es, nicht, indem ich mich selbst verkaufe, wird es mir gelingen, mich zu verbergen.«

»Du nimmst also an, ich könne Dir verschwinden helfen?«

»Ich weiß, daß Sie es können.«

»Wer hat es Dir gesagt?«

»Oh! Sie haben über zu viel übernatürliche Mittel zu verfügen, um nicht auch das ganze Arsenal der natürlichen Mittel zu besitzen. Ein Zauberer ist nie seiner so sicher, daß er nicht irgend einen guten Rettungshafen hätte.«

»Gilbert,« sprach plötzlich Balsamo, indem er seine Hand über dem jungen Mann ausstreckte, »Du bist ein abenteuerlicher und kühner Geist; Du bist von Gutem und Schlimmem zusammengesetzt, wie ein Weib! Du bist stoisch und redlich, ohne Ziererei; ich werde aus Dir einen großen Mann machen; bleibe bei mir . . . Ich glaube, daß Du der Dankbarkeit fähig bist; bleibe hier, sage ich Dir, dieses Haus ist eine sichere Zufluchtstätte, überdies verlasse ich Europa in einigen Monaten, und nehme Dich dann mit.«

Gilbert horchte und erwiderte:

»In einigen Monaten würde ich nicht nein antworten, doch heute muß ich sagen: Ich danke, Herr Graf, Ihr Vorschlag ist blendend für einen Unglücklichen; doch ich weise ihn von mir.«

»Die Rache eines Augenblicks ist wohl nicht eine Zukunft von fünfzig Jahren werth.«

»Mein Herr, meine Phantasie oder meine Laune sind für mich immer mehr werth, als das Weltall, im Augenblick, wo ich diese Phantasie oder diese Laune habe. Ueberdies bleibt mir außer der Rache noch eine Pflicht zu erfüllen.«

»Hier sind Deine zwanzigtausend Livres,« sprach Balsamo ohne Zögern.

Gilbert nahm die zwei Kassenbillets, schaute seinen Wohlthäter an und sagte:

»Sie verbinden wie ein König.«

»Oh! besser, hoffe ich; denn ich verlange nicht einmal, daß man mir ein Andenken bewahrt.«

»Gut, doch ich bin dankbar, wie Sie vorhin sagten, und wenn meine Aufgabe erfüllt ist, werde ich Ihnen diese zwanzigtausend Livres bezahlen.«

»Wie dies?«

»Indem ich mich auf so viel Jahre in Ihren Dienst gebe, als ein Diener braucht, um seinem Herrn zwanzigtausend Livres zu bezahlen.

»Du bist auch diesmal unlogisch, Gilbert. Du sagtest mir vor einem Augenblick: ‚Ich verlange von Ihnen zwanzigtausend Livres, die Sie mir schuldig sind.‘ «

»Das ist wahr; doch Sie haben mein Herz gewonnen.«

»Es freut mich,« sprach Balsamo ohne irgend einen Ausdruck, »Du wirft also mir gehören, wenn ich will?«

»Ja.«

»Was kannst Du thun?«

»Nichts; doch es liegt Alles in mir.«

»Richtig.«

»Aber ich will in meiner Tasche ein Mittel haben, Frankreich in zwei Stunden zu verlassen, wenn es nöthig wäre.«

»Ah! Du lassest meinen Dienst im Stich?«

»Ich werde zu Ihnen zurückzukehren im Stande sein.«

»Und ich werde Dich aufzufinden wissen. Doch machen wir ein Ende; das lange Sprechen ermüdet mich: rücke den Tisch vor.«

»Gut.«

»Reiche mir die Papiere, welche in jenem Carton sind.«

»Hier.«

Balsamo nahm die Papiere und las mit halber Stimme folgende Zeilen von einem Blatt, das mit drei Unterschriften, oder vielmehr mit drei seltsamen Schriftzügen bedeckt war.

»Am 15. December, im Havre, nach Boston, der Adonis.«

»Was denkst Du von Amerika, Gilbert?«

»Daß es nicht Frankreich ist, und daß es mir sehr angenehm sein wird, in einem gegebenen Augenblick über's Meer nach irgend einem Land zu gehen, das nicht Frankreich ist.«

»Gut! . . . Ist der fünfzehnte December nicht der gegebene Augenblick, von dem Du sprichst?«

Gilbert rechnete nachdenkend an den Fingern und erwiederte dann:

»Ganz genau.«

Balsamo nahm eine Feder und schrieb auf ein weißes Blatt nur folgende zwei Zeilen:

»Nehmen Sie auf dem Adonis einen Passagier auf.

Joseph Balsamo.«

»Aber dieses Papier ist gefährlich,« sprach Gilbert, während er es anschaute, »und ich, der ich ein Lager suche, konnte wohl die Bastille finden.«

»Dadurch, daß man Geist hat, gleicht man oft einem Dummkopf,« sprach der Graf. »Der Adonis, mein lieber Herr Gilbert, ist ein Handelsschiff, dessen Hauptrheder ich bin.«

»Verzeihen Sie, Herr Graf,« sagte Gilbert sich verbeugend, »ich bin ein Elender, dem es zuweilen im Kopf schwindelt; doch nie zweimal hinter einander; verzeihen Sie und glauben Sie an meine ganze Dankbarkeit.«

»Gehen Sie, mein Freund.

»Leben Sie wohl, Herr Graf.«

»Auf Wiedersehen,« sprach Balsamo und drehte ihm den Rücken zu.

CLVII.

Die letzte Audienz.

Im November, mehrere Monate nach den von uns erzählten Ereignissen, verließ Philipp von Taverney frühzeitig am Morgen für die Jahreszeit, nämlich beim Grauen des Tages, das Haus, das er mit seiner Schwester bewohnte. Schon waren unter den noch brennenden Laternen alle die kleinen Pariser Gewerbsthätigkeiten erwacht: die kleinen dampfenden Kuchen, welche der Krämer vom Land wie einen köstlichen Schmaus in der frischen Morgenluft verzehrt, die Tragekörbe, beladen mit Gemüse, die Karren voll von Fischen und Austern, welche nach der Halle eilen . . . und in dieser Bewegung der fleißigen Menge herrschte eine Art von Zurückhaltung, den Arbeitern auferlegt durch die Achtung vor dem Schlaf der Reichen.

Philipp durchschritt eilig das volkreiche Quartier, das er bewohnte, um die ganz öden Champs-Élysées zu erreichen.

Die Blätter drehten sich vergelbt am Gipfel der Bäume; die meisten lagen ausgestreut in den Alleen des Cours-la-Reine, und zu dieser Stunde verlassen, waren die Kugelspiele unter dem dichten Teppich des rauschenden Blätterwerkes verborgen.

Der junge Mann trug, wie die wohlhabendsten Bürger von Paris, einen Frack mit breiten Schößen, ein Beinkleid und Strümpfe von Seide, und einen Degen; seine sehr sorgfältige Frisur bewies, daß er sich lange vor Tag den Händen des Perruquier, der höchsten Quelle aller Schönheit jener Zeit, überlassen hatte.

Als Philipp wahrnahm, daß der Morgenwind seine Frisur in Unordnung zu bringen und den Puder zu zerstreuen anfing, schaute er auch mit einem höchst mißvergnügten Blick in der Allee der Champs-Élysée umher, um zu scheu, ob sich nicht schon einer von den für den Dienst auf dieser Straße bestimmten Miethwagen auf den Weg begeben habe.

Er wartete nicht lange; ein abgenutzter, anbrüchiger, verwitterter, von einer magern isabellfarbigen Stute gezogener Wagen fing an auf dem Wege einherzuholpern; mit wachsamem, verdrießlichem Auge suchte sein Kutscher in der Ferne einen Reisenden unter den Bäumen, wie einst Aeneas eines von seinen Schiffen auf den Wellen des thyrenischen Meeres.

Als der Automedon Philipp erblickte, ließ er seine Stute die Peitsche kräftiger fühlen, so daß der Wagen bald den Reisenden einholte.

»Richtet es so ein, daß ich auf den Punkt neun Uhr in Versailles bin, und Ihr sollt einen halben Thaler bekommen.« sagte Philipp zu dem Kutscher.

Philipp hatte wirklich um neun Uhr bei der Dauphine eine von den Morgenaudienzen, die sie zu geben anfing. Die Prinzessin, welche frühzeitig aufstand und sich aller Gesetze der Etiquette überhob, pflegte am Morgen die Arbeiten zu besuchen, die sie in Trianon ausführen ließ, und wenn sie auf ihrem Weg die Bittsteller fand, denen sie eine Audienz bewilligt hatte, verhandelte sie mit ihnen rasch mit einer Geistesgegenwart und einer Freundlichkeit, welche die Würde, zuweilen sogar den Stolz, nicht ausschloßen, sobald sie wahrnahm, daß man sich in den Ergüssen ihres Zartgefühls täuschte.

Philipp hatte Anfangs beschlossen, den Weg zu Fuß zu machen, denn er war auf die härteste

Einschränkung angewiesen; doch das Gefühl der Eitelkeit, oder vielmehr nur das einer Achtung, welche jeder Militär dem Oberen gegenüber nie für sein Aeußeres verliert, nöthigte den Zungen Mann, einen Tag der Ersparnisse zu verwenden, um sich in anständiger Kleidung nach Versailles zu begeben.

Philipp gedachte zu Fuß zurückzukehren. Von zwei entgegengesetzten Punkten ausgehend, begegneten sich der Patricier Philipp und der Plebejer Gilbert, wie man sieht, auf derselben Stufe der Leiter.

Philipp sah wieder mit gepreßtem Herzen dieses ganze magische Versailles, wo so viele goldene und rosige Träume ihn mit ihren Verheißungen bezaubert hatten. Er sah wieder mit gebrochenem Herzen Trianon, eine Erinnerung des Unglücks und der Schmach. Auf den Schlag neun Uhr ging er, versehen mit seinem Audienzbrief, längs dem kleinen Blumenbeet bei den Zugängen des Pavillon hin.

Er erblickte in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten die Prinzessin, welche, obgleich das Wetter nicht kalt war, in einen Marderpelz gehüllt, mit ihrem Baumeister sprach; einem kleinen Hut auf dem Kopf, wie die Damen von Watteau, trat die Gestalt der jungen Dauphine auf den Reihen der Bäume hervor. Zuweilen gelangte der Ton ihrer silbernen, vibrirenden Stimme bis zu Philipp und erregte in ihm Gefühle, welche gewöhnlich Alles verwischen, was in einem verwundeten Herzen Kummer ist.

Mehrere Personen, denen, wie Philipp, Audienzen bewilligt waren, zeigten sich nach und nach vor der Thüre des Pavillon, in dessen Vorzimmer ein Huissier sie holte, wenn die Reihe sie traf. Diese Personen stellten sich am Weg der Prinzessin auf, so oft sie mit Mique in verkehrter Richtung zurückkam, und empfingen ein Wort von Marie Antoinette oder sogar die besondere Gunst einiger einzeln ausgetauschten Worte.

Dann wartete die Prinzessin, bis sich ein anderer Besuch zeigte.

Philipp war der letzte. Er hatte schon die Augen der Prinzessin sich nach ihm wenden sehen, als suchte sie ihn zu erkennen; da erröthete er und war bemüht, an seinem Platz die bescheidenste und geduldigste Haltung anzunehmen.

Endlich kam der Huissier und fragte ihn, ob er nicht auch vortrete, da die Prinzessin bald in ihre Wohnung zurückkehren werde und, einmal zurückgekehrt, Niemand mehr empfangen.

Philipp trat also vor. Die Dauphine verlor ihn, während der ganzen Zeit, die er brauchte, um die Entfernung von hundert Schritten zurückzulegen, nicht aus dem Blick, und er wählte den günstigsten Moment, um seine ehrfurchtsvolle Verbeugung gut anzubringen.

Die Dauphine wandte sich gegen den Huissier um und fragte:

»Wie ist der Name dieses Herrn?«

Der Huissier las den Audienzzettel und erwiderte:

»Herr Philipp von Tavernay,

»Es ist wahr,« sprach die Prinzessin . . . Und sie heftete auf den jungen Mann einen längeren und neugierigeren Blick.

Philipp wartete halb gebückt.

»Guten Morgen, Herr von Tavernay,« sagte Marie Antoinette. »Wie befindet sich Fräulein Andrée?«

»Ziemlich schlecht, Madame,« erwiderte der junge Mann; »doch meine Schwester wird sehr glücklich über diesen Beweis der Theilnahme sein, die ihr Eure königliche Hoheit zu bezeigen

geruht.«

Die Dauphine antwortete nicht; sie hatte viel Leiden in dem abgemagerten, bleichen Gesicht von Philipp gelesen; sie erkannte sehr schwer unter dem bescheidenen Kleid des Bürgers den schönen Officier, der ihr zuerst auf dem Boden Frankreichs als Führer gedient hatte.

»Herr Mique,« sagte sie, indem sie sich dem Baumeister näherte, »wir sind also über die Verzierung des Tanzsaales einverstanden; die Anlage des nahen Gehölzes ist entschieden. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie so lange in der Kälte aufgehalten habe.«

Dies war der Abschied. Mique verbeugte sich und ging weg.

Die Dauphine grüßte sogleich alle Personen, welche in der Entfernung warteten, und diese zogen sich schleunigst zurück. Philipp glaubte, dieser Gruß betreffe auch ihn wie die Andern, und schon litt sein Herz, als die Prinzessin an ihm vorüberging und zu ihm sprach:

»Sie sagten, mein Herr, Ihre Schwester sei krank?«

»Wenn nicht krank, Madame, doch wenigstens angegriffen,« erwiderte Philipp rasch.

»Angegriffen!« rief die Dauphine mit Theilnahme; »eine so schöne Gesundheit!«

Philipp verbeugte sich. Die junge Prinzessin warf ihm einen von jenen forschenden Blicken zu, wie man sie bei einem Mann von ihrem Stamm, einen Adlerblick genannt hätte. Dann nach einer Pause sagte sie:

»Erlauben Sie, daß ich ein wenig gehe, der Wind ist kalt.«

Sie machte einige Schritte; Philipp blieb an seinem Platz.

»Wie! Sie folgen mir nicht,« rief Marie Antoinette sich umwendend.

Philipp war mit zwei Sprüngen neben ihr.

»Warum haben Sie mich denn nicht früher von dem Zustand von Fräulein Andrée unterrichtet, für die ich mich interessirte?«

»Ach!« rief Philipp, »Eure Hoheit hat das rechte Wort gesprochen . . . Eure Hoheit interessirte sich für meine Schwester . . . aber nun . . .«

»Ich interessire mich noch für sie, mein Herr . . . doch mir scheint, Fräulein von Taverney hat meinen Dienst sehr frühzeitig verlassen.«

»Die Nothdurft. Madame,« sagte Philipp ganz leise.

»Wie! dieses Wort ist gräßlich; die Nothdurft! . . . Erklären Sie mir dieses Wort, mein Herr.«

Philipp antwortete nicht.

»Der Doctor Louis,« fuhr die Dauphine fort, »hat mir erzählt, die Luft von Versailles sei nachtheilig für die Gesundheit von Fräulein von Taverney; diese Gesundheit würde sich durch den Aufenthalt im väterlichen Hause wiederherstellen . . . Dies ist Alles, was man mir gesagt hat . . . Ihre Schwester machte mir einen einzigen Besuch vor ihrer Abreise. Sie war bleich, sie war traurig; ich muß gestehen, daß sie viel Ergebenheit für mich bei diesem letzten Zusammensein kundgab, denn sie vergoß reichliche Thränen.«

»Aufrichtige Thränen, Madame,« sprach Philipp, dessen Herz gewaltig schlug, »Thränen, welche nicht vertrocknet sind.«

»Ich glaubte zu sehen,« fuhr die Prinzessin fort, »Ihr Herr Vater habe seine Tochter genöthigt, an den Hof zu gehen, und dieses Kind sehne sich ohne Zweifel nach Ihrer Heimath, irgend eine Zuneigung . . .«

»Madame,« entgegnete Philipp hastig, »meine Schwester sehnt sich nur nach Eurer Hoheit.«

»Und sie leidet . . . Eine seltsame Krankheit, welche von der Luft der Heimath geheilt werden sollte, und nun von der Luft der Heimath erschwert wird.«

»Ich werde Eure Hoheit nicht täuschen,« sagte Philipp; »die Krankheit meiner Schwester ist ein tiefer Kummer, welcher sie in einen Zustand versetzt hat, der an die Verzweiflung grenzt, Fräulein von Taverney liebt jedoch nichts in der Welt, als Eure Hoheit und mich! doch sie fängt an, Gott allen Zuneigungen vorzuziehen und bei der Audienz, um die ich nachzusuchen die Ehr! gehabt habe, Madame, beabsichtigte ich, Sie um Ihre Protection in Beziehung auf diesen Wunsch meiner Schwester zu bitten.«

Die Dauphine schaute empor.

»Sie will in ein Kloster treten, nicht wahr?«

»Ja, Madame.«

»Und Sie werden das dulden, Sie, der Sie dieses Kind lieben?«

»Ich glaube ihre Lage vernünftig zu beurtheilen, Madame, und dieser Rath rührt von mir her. Ich liebe jedoch meine Schwester so sehr, daß mein Rath nicht verdächtig sein kann, und daß ihn die Welt nicht dem Geiz zuschreiben wird. Ich habe nichts dabei zu gewinnen, daß Andrée in's Kloster tritt, denn wir besitzen Beide nichts.«

Die Dauphine blieb stehen, warf abermals verstohlen einen Blick auf Philipp und sprach dann:

»Das meinte ich so eben, als Sie mich nicht verstehen wollten, mein Herr; Sie sind nicht reich?«

»Eure Hoheit . . .«

»Keine falsche Scham, mein Herr; es handelt sich um das Glück dieses armen Mädchens; antworten Sie mir aufrichtig, wie ein ehrlicher Mann, was Sie sicherlich sind.«

Das glänzende, redliche Auge von Philipp begegnete dem der Prinzessin und senkte sich nicht.

»Ich werde antworten, Madame,« sprach er.

»Nun! will Ihre Schwester aus Nothdurft diese Welt verlassen? Sie spreche! Guter Gott! die Fürsten sind unglücklich . . . Gott hat ihnen ein Herz gegeben, das Mißgeschick zu beklagen, aber er hat ihnen jene hehre Scharfsichtigkeit verweigert, die das Unglück unter dem Schleier der Verschämtheit erräth. Antworten Sie also offenherzig: ist es das?«

»Nein. Madame,« antwortete Philipp mit Festigkeit; »doch meine Schwester wünscht in das Kloster von Saint-Denis einzutreten, und wir besitzen nur das Drittel der Mitgift.«

»Die Mitgift beträgt sechzigtausend Livres!« rief die Prinzessin; »Sie haben also nur zwanzigtausend Livres?«

»Kaum, Madame; doch wir wissen, daß Eure Hoheit mit einem Wort und ohne die Börse zu ziehen, eine Kostgängerin in's Kloster bringen kann.«

»Gewiß kann ich das.«

»Das ist die einzige Gnade, um die ich Eure Hoheit zu bitten wage, wenn sie nicht schon Jemand ihre Vermittlung bei Frau Louise von Frankreich zugesagt hat.«

»Sie versetzen mich in ein seltsames Erstaunen,« sprach Marie Antoinette; »wie! in meiner Nähe so viel edle Armuth! Ei! Oberster, es ist schlimm, daß man mich so getäuscht hat.«

»Ich bin nicht Oberster, Madame,« erwiederte Philipp mit sanftem Tone: »ich bin nichts als ein ergebener Diener Eurer Hoheit.«

»Nicht Oberster, sagen Sie? Und seit wann?«

»Ich bin es nie gewesen, Madame.«

»Der König hat in meiner Gegenwart ein Regiment für Sie versprochen . . .«

»Dessen Patent nie ausgefertigt worden ist.«

»Aber Sie hatten einen Grad . . .«

»Den ich aufgegeben habe, weil ich in Ungnade gefallen bin, Madame.«

»Warum?«

»Ich weiß es nicht.«

»Oh!« rief die Dauphine mit tiefer Traurigkeit, »oh! der Hof!«

Da lächelte Philipp schwermüthig und sprach:

»Sie sind ein Engel des Himmels, Madame, und ich bedaure es ungemein, daß ich nicht dem Hause Frankreich diene, um Gelegenheit zu haben, für Sie zu sterben.«

Ein so lebhafter und so glühender Blitz zuckte in den Augen der Dauphine, daß Philipp sein Gesicht in seinen Händen verbarg. Die Prinzessin suchte ihn nicht einmal zu trösten, oder dem Gedanken zu entziehen, der ihn in diesem Augenblick beherrschte.

Stumm und mühsam athmend, entblätterte sie ein paar bengalische Rosen, die sie mit ihrer nervigen, unruhigen Hand von ihrem Stängel riß.

Philipp kam wieder zu sich und sprach:

»Wollen Sie mir vergeben, Madame.«

Marie Antoinette erwiderte nichts auf diese Worte.

»Ihre Schwester wird schon morgen, wenn sie will, in Saint-Denis eintreten,« sagte sie mit fieberhafter Hast, »und Sie, Sie stehen in einem Monat an der Spitze eines Regiments.«

»Madame, wollen Sie noch die Gnade haben, mich in meinen letzten Erklärungen anzuhören?« erwiderte Philipp. »Meine Schwester nimmt die Wohlthat Eurer königlichen Hoheit an, ich muß sie ausschlagen.«

»Sie schlagen es aus?«

»Ja, Madame, ich habe eine Schmach vom Hof erlitten . . . Die Feinde, die sie über mich verhängten, würden Mittel finden, mich noch stärker zu treffen, sollten sie mich höher gestellt sehen.«

»Wie! selbst mit meiner Protection?«

»Besonders mit Ihrer huldreichen Protection, Madame,« antwortete Philipp entschieden.

»Es ist wahr!« murmelte die Prinzessin erbleichend.

»Und dann, Madame; nein . . . ich vergaß, ich vergaß, indem ich mit Ihnen sprach, daß es kein Glück mehr auf Erden gibt; . . . ich vergaß, daß ich, in den Schatten zurückgetreten, diesen nicht mehr verlassen darf: im Schatten betet ein Mensch von Herz und erinnert sich.«

Philipp sprach diese Worte mit einem Ton, der die Prinzessin beben machte.

»Es wird ein Tag kommen,« sagte sie, »wo ich das Recht habe, auszusprechen, was ich in diesem Augenblick nur denken darf. Mein Herr, Ihre Schwester kann, wann es ihr beliebt, in Saint-Denis eintreten.«

»Ich danke, Madame, ich danke.«

»Was Sie betrifft . . . ich will, daß Sie eine Bitte an mich richten . . .«

»Aber, Madame . . .«

»Ich will es.«

Philipp sah die behandschuhte Hand der Prinzessin sich gegen ihn senken; diese Hand blieb wie in der Erwartung schweben; vielleicht drückte sie den Willen aus.

Der junge Mann kniete nieder, nahm die Hand und legte langsam, mit angeschwollenem, zitterndem Herzen seine Lippen darauf.

»Lassen Sie Ihre Bitte hören,« sagte die Dauphine so bewegt, daß sie ihre Hand nicht zurückzog.

Philipp beugte das Haupt. Eine Woge bitterer Gedanken überfluthete ihn, wie den Schiffbrüchigen im Sturm. . . . Er blieb einige Secunden stumm und unbeweglich, dann erhob er sich, entfärbt und die Augen erloschen, und sagte:

»Einen Paß, um Frankreich an dem Tag zu verlassen, an dem meine Schwester in das Kloster von Saint-Denis eintreten wird.«

Die Dauphine wich wie erschrocken zurück; dann, als sie diesen ganzen Schmerz sah, den sie ohne Zweifel begriff, den sie vielleicht theilte, fand sie nichts Anderes zu erwiedern, als die beinahe unverständlichen Worte:

»Es ist gut!«

Und sie verschwand in einer Allee von Cypressen, den einzigen Bäumen, welche unversehrt ihr ewiges Blätterwerk, den Schmuck der Gräber, bewahrt hatten.

CLVIII.

Das Kind ohne Vater.

Der Tag der Schmerzen, der Tag der Schmach nahte endlich heran. Trotz der immer häufigeren Besuche des Doctor Louis, trotz der liebevollen Sorgfalt und der Tröstungen von Philipp wurde Andrée von Stunde zu Stunde düsterer, wie die Verurtheilten, welche ihre letzte Stunde bedroht.

Der unglückliche Bruder fand zuweilen Andrée träumerisch und schauernd; ihre Augen waren trocken; ganze Tage kam kein Wort über ihre Lippen; dann stand sie oft plötzlich auf, ging zwei oder dreimal mit hastigen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab, und versuchte es, wie Dido, sich aus sich selbst, das heißt, aus ihrem Schmerzen herauszuwerfen.

Eines Abends, als er sie bleicher, unruhiger sah, als er bemerkte, daß ihre Nerven mehr als gewöhnlich angegriffen waren, schickte Philipp zum Doctor und ließ ihn bitten, noch in der Nacht zu kommen.

Dies war am 29. November, Philipp hatte die Kunst geübt, das Wachen von Andrée sehr zu verlängern; er hatte sich mit ihr in die traurigsten, in die geheimsten Gegenstände des Gesprächs eingelassen, in diejenigen, welche das Mädchen fürchtete, wie der Verwundete die Annäherung einer rohen und schweren Hand für seine Wunde fürchtet.

Sie saßen beim Feuer, die Magd hatte, als sie nach Versailles ging, um den Doctor zu holen, die Läden zu schließen vergessen, so daß der Widerschein der Lampe sanft den Schneeteppich beleuchtete, den die erste Winterkälte auf dem Sand des Gartens ausgebreitet hatte.

Philipp ließ den Augenblick kommen, wo der Geist von Andrée sich zu beschwichtigen anfang; dann sagte er ohne Eingang:

»Liebe Schwester, hast Du endlich Deinen Entschluß gefaßt?«

»Worüber?« erwiderte Andrée mit einem schmerzlichen Seufzer.

»Ueber . . . Dein Kind, meine Schwester.«

Andrée bebte.

»Der Augenblick naht heran,« fuhr Philipp fort.

»Mein Gott!«

»Und ich würde mich nicht wundern, wenn morgen . . .«

»Morgen!«

»Heute sogar, liebe Schwester.«

Andrée wurde so bleich, daß Philipp erschrocken ihre Hand nahm und sie küßte.

Doch sie faßte sich sogleich wieder und sprach:

»Mein Bruder, ich werde gegen Dich nicht mit jener Heuchelei zu Werke gehen, welche gemeine Seelen entehrt. Das Vorurtheil des Guten ist bei mir mit dem Vorurtheil des Bösen vermischt. Was böse ist, kenne ich nicht mehr, seitdem ich dem, was gut ist, mißtraue. Beurtheile mich also nicht strenger, als man eine Tolle beurtheilt, wofern Du nicht lieber im Ernst die Philosophie nehmen willst, die ich Dir skizziren werde, und die der vollkommene, einzige Ausdruck meiner Gefühle, sowie der Inbegriff meiner Empfindungen ist.«

»Was Du auch sagen, was Du auch thun magst, Andrée, Du wirst immer für mich die theuerste, die geehrteste der Frauen sein.«

»Ich danke, mein einziger Freund. Ich darf wohl behaupten, daß ich dessen, was Du mir versprichst, nicht unwürdig bin. Philipp, ich bin Mutter; doch Gott hat gewollt, ich glaube es wenigstens,« fügte sie erröthend bei, »daß die Mutterschaft bei dem Geschöpf ein dem der Befruchtung bei der Pflanze ähnlicher Zustand sein soll. Die Frucht kommt erst nach der Blüthe. Während des Blühens hat sich die Pflanze vorbereitet, umwandelt; denn die Blüthe ist nach meiner Ansicht die Liebe.«

»Du hast Recht, Andrée.«

»Ich!« fuhr das Mädchen lebhaft fort . . . »ich habe weder Vorbereitung, noch Umwandlung gekannt; ich bin eine Abweichung von der Regel; ich habe nicht geliebt, ich habe nicht gewünscht; bei mir sind Geist und Herz so jungfräulich als der Körper . . . Und dennoch! . . . trauriges Wunder . . . was ich nicht gewünscht was ich nicht einmal geträumt habe, schickt mir Gott, er, der nie Früchte dem Baum gegeben hat, der unfruchtbar zu bleiben geschaffen war . . . Wo sind bei mir die Fähigkeiten, die Instincte, wo sind sogar die Mittel? . . . Die Mutter, welche Geburtsschmerzen leidet, kennt und würdigt ihr Loos; ich weiß nichts, ich zittere, zu denken, ich gehe diesem letzten Tag entgegen, als ob ich auf's Schaffot ginge . . . Philipp, ich bin verdammt! . . .«

»Andrer, meine Schwester!«

»Philipp,« fuhr sie mit unbeschreiblicher Heftigkeit fort, »fühle ich nicht, daß ich dieses Kind hasse? . . . Oh! ja, ich hasse es; mein ganzes Leben, wenn ich fortlebe, Philipp, werde ich mich des Tages erinnern, wo unter meinem Herzen zum ersten Mal der Todfeind erwachte, den ich in mir trage; ich schauere noch, wenn ich mich erinnere, daß das, den Müttern so süße, Leben dieses unschuldigen Geschöpfes in meinem Blut ein Fieber des Zorns entzündete und die Gotteslästerung auf meine bis dahin so reinen Lippen steigen machte. Philipp, ich bin eine schlechte Mutter! Philipp, ich bin verflucht!«

»Im Namen des Himmels, gute Andrée, beruhige Dich; verwirre Dein Herz nicht durch Deinen Geist. Dieses Kind ist Dein Leben und das Blut Deines Herzens; dieses Kind, ich liebe es, denn es kommt von Dir.«

»Du liebst es!« rief sie wüthend und leichenbleich . . . »Du wagst es, mir zu sagen, Du liebest meine Schande und die Deinige; Du wagst es, mir zu erklären, Du liebest diese Erinnerung an ein Verbrechen, diese Darstellung des feigen Verbrechens . . . Wohl! Philipp, ich habe es Dir gesagt, ich bin nicht feig, ich bin nicht falsch; ich hasse das Kind, weil es nicht mein Kind ist und ich es nicht gerufen habe! Ich verwünsche es, weil es vielleicht seinem Vater gleichen wird . . . Sein Vater! oh! ich werde eines Tags sterben, während ich diesen gräßlichen Namen ausspreche! Mein Gott!« rief sie, indem sie sich auf die Kniee warf, »ich kann dieses Kind nicht bei seiner Geburt tödten, denn Du hast ihm Leben gegeben . . . Ich konnte mich nicht selbst tödten, während ich es unter dem Herzen trug, denn Du hast den Selbstmord wie den Mord verpönt; doch ich bitte Dich, ich flehe Dich an, ich beschwöre Dich, wenn Du gerecht bist, mein Gott, wenn Du Dich des Jammers dieser Welt erbarmst, wenn Du nicht beschlossen hast, daß ich vor Verzweiflung sterben soll, nachdem ich von Schmach und Thränen gelebt habe, mein Gott! nimm dieses Kind wieder zu Dir, mein Gott! tödte dieses Kind! mein Gott! befreie mich! räche mich!«

Schrecklich in ihrem Zorn und erhaben in ihrem Aufschwung zu Gott, schlug sie ihre Stirne an

das marmorne Gesimse, trotz des Widerstrebens von Philipp, der sie in seine Arme schloß.

Plötzlich öffnete sich die Thüre: die Magd kehrte mit dem Doctor zurück, der mit dem ersten Blick die ganze Scene errieth.

»Madame,« sagte er mit jener Ruhe des Arztes, welche stets den Einen den Zwang, den Anderen die Unterwerfung auferlegt; »Madame, übertreiben Sie sich nicht die Schmerzen der Arbeit, welche bald eintreten muß. Ihr,« sprach er zu der Magd, »haltet Alles bereit, was ich Euch unter Weges genannt habe.«

»Sie,« sagte er zu Philipp, »seien Sie vernünftiger, als Madame, und verbinden Sie, statt ihre Befürchtungen oder Schwächen zu theilen, Ihre Ermahnungen mit den meinigen.«

Andrée erhob sich beinahe beschämt . . . Philipp setzte sie in einen Lehnstuhl.

Man sah nun die Kranke erröthen und sich mit einem schmerzlichen Zusammenziehen zurückwerfen; ihre Hände klammerten sich krampfhaft an den Fransen des Lehnstuhls an, und die erste Klage ging über ihre bleichen Lippen.

»Dieser Schmerz, dieser Fall, dieser Zorn haben die Krise beschleunigt,« sagte der Doctor. »Begeben Sie sich in Ihr Zimmer, Herr von Taverney, und Muth gefaßt!«

Das Herz angeschwollen, stürzte Philipp auf Andrée zu, welche gehört hatte, zitterte und sich trotz ihres Schmerzes erhob, um ihre Arme um den Hals ihres Bruders zu schlingen.

Sie umschlang ihn kräftig, drückte ihre Lippen auf die kalte Wange des jungen Mannes und sagte ganz leise:

»Lebe wohl! . . . lebe wohl! . . . lebe wohl! ...

»Doctor! Doctor!« rief Philipp in Verzweiflung, »hören Sie?«

Louis trennte die zwei Unglücklichen mit sanfter Gewalt, setzte Andrée wieder in den Lehnstuhl, führte Philipp in sein Zimmer, schob die Riegel vor, welche das Zimmer von Andrée bewachten, schloß Vorhänge und Thüren und begrub so, sie zusammendrängend, diese ganze Scene, welche vom Arzte zur Frau, von Gott zu Beiden vorgehen sollte.

Um drei Uhr Morgens öffnete der Doctor die Thüre, hinter der Philipp weinte und flehte, und sprach:

»Ihre Schwester hat einen Sohn geboren.«

Philipp faltete die Hände.

»Treten Sie nicht ein,« sagte der Arzt, »sie schläft.«

»Sie schläft . . . oh! Doctor, ist es auch wahr, daß sie schläft?«

»Wenn es anders wäre, mein Herr, würde ich es Ihnen sagen: Ihre Schwester hat einen Sohn geboren; doch dieser Sohn hat seine Mutter nicht verloren . . . Sehen Sie übrigens selbst.«

Philipp streckte den Kopf vor.

»Hören Sie sie athmen?«

»Oh! ja, ja,« murmelte Philipp, den Arzt umarmend.

»Sie wissen nun, daß wir eine Amme bestellt haben. Ich habe sie, als ich am Point-du-Jour vorbeikam, wo diese Frau wohnt, benachrichtigt, damit sie sich bereit halten sollte . . . Doch Sie allein können sie hierher bringen . . . Sie allein darf man sehen. . . . Benützen Sie den Schlaf der Kranken und gehen Sie mit dem Wagen ab, der mich gebracht hat.«

»Aber Sie, Doctor, Sie?«

»Ich habe auf der Place-Royal einen verzweifelten Kranken und will die Nacht vollends an

seinem Bett zubringen, um die Anwendung der Mittel und ihre Wirkung zu überwachen.«

»Die Kälte, Doctor.«

»Ich habe meinen Mantel.«

»Die Stadt ist unsicher.«

»Zwanzigmal hat man mich seit zwanzig Jahren in der Nacht angehalten: ich antwortete stets: ‚Mein Freund, ich bin Arzt und begeben Sie mich zu einem Kranken . . . Wollt Ihr meinen Mantel? nehmt ihn; doch tödtet mich nicht, denn ohne mich wird mein Kranker sterben.‘ Und bemerken Sie wohl, dieser Mantel hat zwanzig Dienstjahre. Die Diebe haben mir ihn stets gelassen.«

»Guter Doctor! . . . Morgen, nicht wahr?«

»Morgen um acht Uhr bin ich hier. Gott befohlen.«

Der Doctor gab der Magd einige Vorschriften und schärfte ihr besonders viel Wachsamkeit bei der Kranken ein. Er wollte das Kind neben seiner Mutter liegen lassen. Philipp, der sich der letzten Kundgebungen seiner Schwester erinnerte, bat ihn, es zu entfernen.

Louis brachte das Kind selbst in das Zimmer der Magd und ging dann durch die Rue Montorgueil weg, während der Fiacre Philipp nach dem Roule brachte.

Die Magd entschlummerte im Lehnstuhl neben ihrer Gebieterin.

CLIX.

Die Entwendung.

In den Zwischenräumen des erquickenden Schlafes, der auf große Anstrengungen folgt, scheint der Geist eine doppelte Macht erlangt zu haben: die Fähigkeit, das Wohlbehagen der Lage zu schätzen, und die Fähigkeit, über dem Körper zu wachen, dessen Lähmung dem Tode ähnlich ist.

Zum Gefühl des Lebens zurückgekehrt, öffnete Andrée die Augen und sah an ihrer Seite die schlummernde Magd, Sie hörte das muntere Geknister des Herdes und bewunderte das Stillschweigen des Zimmers, wo Alles wie sie ruhte.

Diese Einsicht war nicht ganz das Wachen und ebenso wenig war es ganz der Schlaf. Andrée fand ein Vergnügen daran, diesen Zustand der Unentschiedenheit, milder Schläfrigkeit zu verlängern; sie ließ die Ideen, eine nach der andern, in ihrem ermüdeten Gehirn wiedererstehen, als hätte sie den raschen Einbruch ihrer vollen Vernunft befürchtet.

Plötzlich gelangte ein entferntes, schwaches, kaum bemerkbares Wimmern durch die dicke Scheidewand an ihr Ohr.

Dieses Wimmern versetzte Andrée wieder in jenes Leben, unter dem sie so sehr gelitten hatte. Es verlieh ihr wieder jene gehässige Bewegung, welche seit einigen Monaten ihre Unschuld und ihre Herzensgüte trübte, wie der Stoß einen Trank in den Gefäßen trübt, worin die Hefe schlummert.

Von diesem Augenblick gab es für Andrée keinen Schlaf, keine Ruhe mehr; sie erinnerte sich, sie haßte. Doch die Kraft der Empfindungen entspricht gewöhnlich den körperlichen Kräften. Andrée fand jene Stärke nicht mehr, die sie in der Scene am Abend mit Philipp geoffenbart hatte.

Das Geschrei des Kindes traf Anfangs ihr Gehirn wie ein Schmerz, dann wie eine Beengung. Sie kam dazu, daß sie sich fragte, ob Philipp, indem er das Kind mit seiner gewöhnlichen Zartheit entfernt habe, nicht der Vollstrecker eines etwas grausamen Willens gewesen sei.

Der Gedanke an das Böse, das man einem Geschöpf wünscht, widerstrebt dem Innern nie so sehr, als das Schauspiel des Bösen. Andrée, die dieses unsichtbare Kind, diese Idealität verfluchte, Andrée, welche den Tod des Kleinen wünschte, wurde verletzt, als sie den unglücklichen Knaben schreien hörte.

»Das Kind leidet,« dachte sie; und sogleich antwortete sie sich: »Warum sollte ich mich für seine Leiden interessiren . . . ich . . . das unglücklichste der menschlichen Geschöpfe!«

Das Kind stieß abermals einen schärferen, schmerzlicheren Schrei aus. Da bemerkte Andrée, daß diese Stimme in ihr eine unruhige Stimme zu erwecken schien, und sie fühlte ihr Herz wie durch ein unsichtbares Band zu dem verlassenen, seufzenden Wesen hingezogen.

Was Andrée geahnet hatte, verwirklichte sich. Die Natur hatte eine ihrer Vorbereitungen vollbracht; der körperliche Schmerz, dieses mächtige Band, hatte das Herz der Mutter gleichsam an die geringste Bewegung ihres Kindes gelöthet. »Dieses Kind,« dachte Andrée, »diese arme Waise, die in diesem Augenblick schreit, soll nicht um Rache gegen mich zum Himmel schreien. Gott hat in diese kleinen, kaum aus dem Schooße hervorgegangenen Geschöpfe die beredteste der Stimmen gelegt! . . . Man kann sie tödten, das heißt, man kann sie vom Leiden befreien; aber

man hat nicht das Recht, eine Marter über sie zu verhängen . . . Hätte man das Recht hiezu, so Würde ihnen Gott nicht so zu klagen gestattet haben.«

Andrée erhob den Kopf und wollte ihrer Magd rufen, doch ihre schwache Stimme war nicht im Stande, die robuste Bäuerin zu wecken: schon wimmerte das Kind nicht mehr.

»Ohne Zweifel,« dachte Andrée, »ohne Zweifel ist die Amme gekommen, denn ich höre das Geräusch der ersten Thüre . . . Ja, man geht im nächsten Zimmer . . . und das kleine Geschöpf klagt nicht mehr; ein seltsamer Schutz breitet sich schon über ihm aus und beschwichtigt seinen ungestalten Verstand. Oh! diejenige ist also die Mutter, welche für das Kind Sorge trägt . . . Für einige Thaler wird das Kind, das aus meinem Schooße hervorgegangen ist, eine Mutter finden; und später, wenn es an mir vorübergeht, die ich so viel gelitten, an mir, deren Leben ihm das Leben bereitet hat, wird dieses Kind mich nicht anschauen, und: Meine Mutter! zu einer Lohndienerin sagen, welche edelmüthiger in ihrer eigennützigen Liebe ist, als ich in meinem gerechten Groll.

»Das soll nicht so sein . . . ich habe gelitten, ich habe das Recht erkaufte, diesem Geschöpf in's Gesicht zu sehen; ich habe das Recht, es zu nöthigen, mich wegen meiner Sorge zu lieben und mich wegen meiner Schmerzen und meines Opfers zu achten.«

Sie machte eine entschiedeneren Bewegung, raffte ihre Kräfte zusammen und rief:

»Marguerite! Marguerite!«

Die Magd erwachte schwerfällig und ohne sich von dem Stuhle zu rühren, an den sie eine beinahe lethargische Schlagsucht gefesselt hielt.

»Hört Ihr mich?« sagte Andrée.

»Ja, Madame, ja,« sprach Marguerite, welche nun zu begreifen anfang.

Und sie näherte sich dem Bette.

»Will Madame trinken?«

»Nein.«

»Madame will vielleicht wissen, wie viel Uhr es ist?«

Nein, nein,« erwiderte Andrée, ohne daß ihre Augen die Thüre des anstoßenden Zimmers verließen.

»Ah! ich begreife . . . Madame will wissen, ob ihr Bruder zurückgekommen ist?«

Man sah Andrée gegen ihren Wunsch mit der ganzen Schwäche einer hoffärtigen Seele, mit der ganzen Energie eines warmen und edlen Herzens kämpfen.

»Ich will,« stammelte sie endlich, »ich will . . . Oeffnet diese Thüre, Marguerite.«

»Ja, Madame . . . Ah! wie es da kalt hereinkommt! . . . Der Wind, Madame! . . . Welch ein Wind! . . .«

Der Wind fing sich in der That im Zimmer von Andrée und machte die Flammen der Kerze und der Nachtlampe flackern.

»Die Amme wird eine Thüre oder ein Fenster offen gelassen haben. Seht nach, Marguerite, seht nach . . . Das Kind muß kalt haben.«

Marguerite wandte sich nach dem anstoßenden Zimmer.

»Ich will es zudecken, Madame,« sagte sie.

»Nein, nein!« murmelte Andrée mit kurzer, stockender Stimme, »bringt es mir.«

Marguerite blieb mitten im Zimmer stehen und entgegnete:

»Madame, Herr Philipp hat befohlen, das Kind dort zu lassen, ohne Zweifel aus Furcht, Madame zu belästigen oder eine Erschütterung bei ihr zu verursachen.«

»Bringt mir mein Kind!« rief die junge Mutter mit einem Erguß, der ihr Herz brechen mußte; denn aus ihren Augen, welche unter den Leiden trocken geblieben waren, stürzten zwei Thränen, über die im Himmel die guten Schutzengel der kleinen Kinder lächeln mußten.

Marguerite eilte ins andere Zimmer. Andrée setzte sich auf und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

Die Magd kehrte sogleich mit erstauntem Gesicht zurück.

»Nun?« fragte Andrée.

»Madame, es ist also Jemand hier gewesen?«

»Wie, Jemand? . . . Wer? . . .«

»Madame, das Kind ist nicht mehr da.«

»Ich habe allerdings vorhin Geräusch, Tritte gehört,« sagte Andrée . . . «Die Amme wird gekommen sein, während wir schliefen; sie wollte Euch nicht aufwecken . . . Aber mein Bruder, wo ist er? Seht in seinem Zimmer nach.«

Marguerite lief in das Zimmer von Philipp. Niemand ! . . .

»Das ist seltsam,« sagte Andrée mit einem Herzklopfen, »sollte mein Bruder schon wieder ausgegangen sein, ohne mich zu sehen?«

»Ah! Madame.« rief plötzlich die Magd.

»Was gibt es?«

»Man hat die Hausthüre geöffnet!«

»Seht nach! seht nach!«

»Herr Philipp kommt zurück. Treten Sie ein, treten Sie ein!«

Philipp kam in der That. Hinter ihm trat eine in einen groben Mantel von gestreiftem Wollzeug gehüllte Bäuerin mit jenem wohlwollenden Lächeln ein, mit dem der Lohndiener jede neue Herrschaft begrüßt.

»Meine Schwester! meine Schwester! hier bin ich,« sagte Philipp, rasch im Zimmer erscheinend.

»Guter Bruder! . . . wie viel Mühe, wie viel Sorgen verursache ich Dir! Ah! da ist die Amme! Ich befürchtete sehr, sie wäre weggegangen.«

»Weggegangen? . . . sie kommt erst.«

»Sie kommt zurück, willst Du sagen. Nein . . . ich habe sie wohl vorhin gehört, so leise und sachte sie auch gegangen ist.«

»Ich weiß nicht, was Du meinst, meine Schwester; Niemand . . .«

»Oh! ich danke Dir, Philipp,« sprach Andrée, indem sie ihn an sich zog und auf jedes Wort einen besonderen Nachdruck legte; »ich danke Dir, daß Du mich so gut errathen hast und dieses Kind, nicht ohne daß ich es gesehen, geküßt, fortnehmen wolltest! . . . Philipp, Du kennst mein Herz . . . Ja, ja, sei unbesorgt, ich werde mein Kind lieben.«

Philipp nahm die Hand von Andrée und bedeckte sie mit Küssen.

»Sage der Amme, sie soll es mir zurückgeben,« fügte die junge Mutter bei.

»Aber, mein Herr,« sprach die Magd, »Sie wissen wohl, daß das Kind nicht mehr da ist.«

»Wie! was sagt Ihr?« rief Philipp.

Andrée schaute ihren Bruder mit erschrockenen Augen an.

Der junge Mann lief nach dem Bett der Magd; er suchte, fand nichts und stieß einen furchtbaren Schrei aus.

Andrée folgte seinen Bewegungen im Spiegel; sie sah ihn bleich, die Arme schlaff, zurückkehren, sie begriff einen Theil der Wahrheit, antwortete wie ein Echo mit einem Seufzer auf den Schrei ihres Bruders und sank bewußtlos auf ihr Kopfkissen zurück.

Philipp war weder auf dieses neue Unglück, noch auf diesen ungeheuren Schmerz gefaßt, doch er raffte seine ganze Energie zusammen und rief Andrée durch Liebkosungen, durch Tröstungen und Thränen in's Leben zurück.

»Mein Kind!« flüsterte Andrée, »mein Kind!«

»Retten wir die Mutter,« sagte Philipp zu sich selbst. »Meine Schwester, meine gute Schwester, wir sind alle verrückt, wie es scheint; wir vergessen, daß der gute Doctor das Kind mitgenommen hat?«

»Der Doctor!« rief Andrée mit dem Schmerz des Zweifels, mit der Freude der Hoffnung.

»Ja wohl, ja wohl . . . Ah! man verliert ganz den Kopf hier.«

»Philipp! Du schwörst mir? . . .«

»Liebe Schwester, Du bist nicht vernünftiger, als ich? . . . Wie soll denn dieses Kind verschwunden sein?«

Und er heuchelte ein Gelächter, das Amme und Magd ansteckte.

Andrée belebte sich wieder.

»Doch ich hörte . . .« sagte sie.

Was?«

»Tritte.«

Philipp schauerte.

»Unmöglich, Du schiefst.«

»Nein! nein! ich war sehr wach; ich habe gehört! . . . ich habe gehört! . . .«

»Nun? Du hast den guten Doctor gehört, der hinter mir, weil er für die Gesundheit des Kindes befürchtete, zurückgekommen und das Kind mit fortgenommen haben wird . . . er sprach auch mit mir davon.«

»Du beruhigst mich.«

»Warum sollte ich Dich nicht beruhigen, das ist so einfach.«

»Aber was thue ich hier?« fragte die Amme.

»Es ist richtig . . . Der Doctor erwartet Euch in Eurem Hause.«

»Oh!«

»Bei sich also.«

»Diese Marguerite schlief so fest, daß sie nichts von dem, was der Doctor gesagt hat, gehört haben wird, oder hat der Doctor nichts sagen wollen.«

Andrée wurde ruhiger nach dieser furchtbaren Erschütterung.

Philipp entließ die Amme und schickte die Magd mit einem Befehle weg.

Dann nahm er eine Lampe, untersuchte sorgfältig die anstoßende Thüre, fand eine Thüre, die nach dem Garten ging, offen, sah Fußstapfen im Schnee und folgte diesen Fußstapfen bis zur

Gartenthüre, wo sie ausmündeten.

»Männertritte!« rief er, »das Kind ist entwendet worden! wehe! wehe!«

CLX.

Das Dorf Haramont.

Diese Fußstapfen im Schnee waren die von Gilbert, der seit seiner letzten Zusammenkunft mit Balsamo seinem Spähergeschäft oblag und sich zu seiner Rache vorbereitete.

Es hatte ihn nichts große Mühe gekostet. Durch viele süße Worte und kleine Gefälligkeiten war es ihm gelungen, sich nicht nur eine Aufnahme bei der Haushälterin von Rousseau zu verschaffen, sondern sich sogar bei ihr beliebt zu machen. Das Mittel war einfach. Von den dreißig Sous täglich, welche Rousseau seinem Abschreiber aussetzte, erhob der mäßige Gilbert dreimal wöchentlich einen Livre, den er zum Ankauf eines für Therese bestimmten Geschenkes verwendete. Bald war dies ein Band für ihre Haube, bald irgend ein Naschwerk, oder eine Flasche süßer Wein. Empfänglich für Alles, was ihrem Geschmacke oder ihrer kleinen Eitelkeit schmeichelte, hätte sich die gute Dame am Ende mit den Ausrufungen begnügt, welche Gilbert bei Tische von sich gab, um ihr culinairisches Talent zu loben.

Es war nämlich dem Genfer Philosophen gelungen, seinem jungen Schützling Zulassung bei Tische zu verschaffen, und seit den zwei letzten Monaten hatte sich Gilbert, so begünstigt, zwei Louis d'or zu seinem Schatz gesammelt, der neben den zwanzigtausend Livres von Balsamo unter dem Strohsack ruhte.

Doch welches Dasein! welche Starrheit in der Richtung des Benehmens und des Willens! Gilbert stand bei Tagesanbruch auf und fing damit an, daß er mit seinem untrüglichen Auge die Lage von Andrée untersuchte, um die geringste Veränderung zu erkennen, welche in der so düsteren und so regelmäßigen Existenz der Klausnerin eingetreten sein könnte.

Nichts entging dann seinem Blick: weder der Sand im Garten, auf dem sein durchdringendes Auge die Eindrücke des Fußes von Andrée maß, noch die Falte der mehr oder minder hermetisch geschlossenen Vorhänge, deren theilweise Oeffnung für Gilbert ein sicheres Anzeichen von der Laune der Gebieterin war; denn in ihren Tagen des Hinschmachtens entzog sich Andrée sogar dem Anblick des Sonnenlichts . . . Auf diese Art wußte Gilbert, was in der Seele und was im Hause vorging.

Er hatte auch Mittel gefunden, sich alle Schritte von Philipp zu erklären, und mir der Berechnung, die er zu machen wußte, täuschte er sich weder über die Absicht beim Ausgang, noch über den Erfolg bei der Rückkehr.

Er trieb sogar seine ängstliche Späherei so weit, daß er Philipp folgte, als er den Doctor Louis in Versailles aufsuchte. Dieser Besuch in Versailles beunruhigte wohl ein wenig in seinen Gedanken den Späher; als er aber zwei Tage nachher den Doctor heimlich durch die Rue Coq-Héron in den Garten schleichen sah, begriff er, was zwei Tage vorher ein Geheimniß für ihn gewesen war.

Gilbert wußte jedes Datum, und es war ihm folglich nicht unbekannt, daß der Augenblick, der alle seine Hoffnungen verwirklichen sollte, herannahte. Er hatte so viel Vorsichtsmaßregeln getroffen, als man braucht, um den Erfolg eines von Schwierigkeiten strotzenden Unternehmens zu sichern. Man höre, wie sein Plan entworfen war.

Die zwei Louis d'or dienten ihm dazu, daß er im Faubourg Saint-Denis ein Cabriolet mit zwei Pferden miethete. Dieser Wagen sollte am Tag, wo er ihn verlangen würde, zu seiner Verfügung stehen.

Gilbert hatte überdies während eines Urlaubs von drei bis vier Tagen, den er genommen, die Umgegend von Paris durchforscht. Während dieses Urlaubs hatte er auch eine kleine Stadt im Soissonais besucht, die achtzehn Meilen von Paris entfernt und von einem ungeheuren Wald umgeben war.

Dieses Städtchen hieß Villers-Cotterets. Sobald er daselbst ankam, begab er sich zu Meister Niquet, dem einzigen Notar des Ortes.

Gilbert stellte sich dem genannten Notar als der Sohn des Verwalters eines vornehmen Herrn vor. Dieser vornehme Herr war wohlwollend für das Kind von einer seiner Bäuerinnen gesinnt, und hatte Gilbert beauftragt, eine Amme für dieses Kind zu suchen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde sich die Freigebigkeit des vornehmen Herrn nicht auf die Monate beschränken, wo das Kind bei der Amme wäre, sondern er würde überdies in die Hände von Meister Niquet noch eine weitere Summe niederlegen.

Da bezeichnete ihm Meister Niquet, der der Besitzer von drei schönen Jungen war, in einem eine Meile von Villers-Cotterets gelegenen Dörfchen, Namens Haramont, die Tochter der Amme seiner drei Söhne, welche, nachdem sie sich gesetzlich in seiner Schreibstube verheirathet hatte, das Gewerbe ihrer Frau Mutter fortführte.

Diese brave Frau hieß Madeleine Pitou und erfreute sich eines Sohnes von vier Jahren, der alle Symptome einer guten Gesundheit bot; sie hatte überdies abermals geboren, und stand so zur Verfügung von Gilbert an dem Tag, wo es ihm ihr den Säugling zu bringen oder zu schicken belieben würde.

Nachdem alle diese Anordnungen getroffen waren, kehrte Gilbert, stets pünktlich, zwei Stunden vor Ablauf des erbetenen Urlaubs nach Paris zurück.

Man wird uns nun fragen, warum Gilbert das Städtchen Villers-Cotterets im Vorzug vor einer andern Stadt gewählt habe. Hiebei, wie unter andern Umständen, handelte Gilbert unter dem Einfluß von Rousseau.

Rousseau nannte eines Tages den Wald von Villers-Cotterets als einen der reichsten in Beziehung auf Vegetation, den es gebe, und in diesem Wald führte er drei bis vier wie Nester im tiefsten Dunkel des Blätterwerks verborgene Dörfer an.

Es war folglich unmöglich, das Kind von Gilbert in einem dieser Dörfer zu entdecken.

Haramont besonders war Gilbert entsprechend erschienen, obgleich Rousseau, der Menschenfeind, Rousseau der Einsiedler, jeden Augenblick wiederholte:

»Haramont ist das Ende der Welt; Haramont ist die Wüste: man kann dort leben und sterben, wie der Vogel, auf dem Zweig, so lange er lebt, unter dem Blatt wenn er stirbt.«

Gilbert hörte auch den Philosophen die Einzelheiten vom Innern der Hütte zeichnen und mit jenen Feuerzügen, womit er die Natur belebte, Alles, vom Lächeln der Amme bis zum Blöken der Ziege, von dem Appetit erregenden Geruch der rohen Kohlsuppen bis zu den Düften der wilden Maulbeerbäume und des veilchenartigen Heidekrauts, schildern.

»Dorthin werde ich gehen,« sagte Gilbert zu sich selbst; »mein Kind soll unter dem Schatten groß werden, wo der Meister Wünsche und Seufzer ausgeathmet hat.«

Für Gilbert war eine Phantasie eine unveränderliche Regel, besonders wenn sich diese

Phantasie unter dem Anschein moralischer Nothwendigkeit darbot.

Seine Freude war also groß, als Meister Niquet, seinen Wünschen entgegenkommend, ihm Haramont als ein Dorf nannte, das seinen Absichten entspreche.

Sobald Gilbert nach Paris zurückgekehrt war, beschäftigte er sich mit dem Cabriolet.

Das Cabriolet war nicht schön, wohl aber solid, und mehr brauchte es nicht. Die Pferde waren untersetzte Thiere aus dem Perche; der Postillon ein plumper Stalltölpel; doch für Gilbert war es die Hauptsache, ans Ziel zu gelangen und besonders keine Neugierde zu erregen.

Seine Fabel hatte übrigens Meister Niquet durchaus kein Mißtrauen eingeflößt; mit seinen neuen Kleidern sah er gefällig genug aus, um dem Sohn eines Verwalters von gutem Haus zu gleichen, oder einem verkleideten Kammerdiener eines Herzogs oder eines Pair.

Seine Mittheilung flößte ebenso wenig Mißtrauen dem Kutscher ein, denn es war dies die Zeit der Vertraulichkeiten zwischen Volk und Edelmann; man empfing damals das Geld mit einer gewissen Dankbarkeit, und ohne Erkundigungen einzuziehen.

Dabei waren in jener Zeit zwei Louis d'or so viel Werth, als jetzt vier, und vier Louis d'or gewinnt man auch in unsern Tagen immerhin gern.

Der Kutscher machte sich also verbindlich, wenn er zwei Stunden zuvor in Kenntniß gesetzt würde, den Wagen Gilbert zur Verfügung zu stellen.

Dieses Unternehmen hatte für den jungen Mann alle die Reize, welche die Einbildungskraft der Dichter und die Phantasie der Philosophen den schönen Dingen und den schönen Entschlüssen leihen. Das Kind einer grausamen Mutter entziehen, das heißt, Schmach und Trauer im Lager der Feinde austreuen; dann mit verändertem Gesicht in eine Hütte bei tugendhaften Landleuten, wie sie Rousseau schilderte, eintreten und auf eine Wiege eine bedeutende Summe niederlegen; wie ein Schutzgott von diesen armen Leuten betrachtet werden; für einen vornehmen Mann gelten . . . das war mehr, als es brauchte, um den Stolz, den Groll, die Nächstenliebe, den Haß gegen die Feinde zu befriedigen.

Endlich kam der unselige Tag. Er folgte auf zehn andere Tage, welche Gilbert in Bangigkeiten, auf zehn Nächte, die er schlaflos zugebracht hatte. Trotz der strengen Kälte lag er bei offenem Fenster im Bett, und jede Bewegung von Andrée oder von Philipp correspondirte mit seinem Ohr, wie mit der Klingel die Hand, welche an der Schnur zieht.

Er sah an diesem Tag Philipp und Andrée am Kamin mit einander reden: er sah die Magd, welche die Läden zu schließen vergaß, hastig nach Versailles gehen. Er lief sogleich zu seinem Kutscher, um ihn zu benachrichtigen, blieb vor dem Stall während der ganzen Zeit, da man anspannte, biß sich in die Hände und preßte seine Füße krampfhaft auf das Pflaster, um die Ungeduld zu unterdrücken. Endlich bestieg der Postillon sein Pferd und Gilbert sprang in das Cabriolet, das er an der Ecke einer öden Gasse, in der Nähe der Halle, halten ließ.

Dann kehrte er zu Rousseau zurück, schrieb einen Brief des Abschieds an den guten Philosophen, einen des Dankes an Therese, und meldete Beiden, eine kleine Erbschaft rufe ihn nach dem Süden, doch er würde wieder kommen . . . Alles ohne bestimmte Anzeige. Sein Geld in seiner Tasche, sein langes Messer in seinem Aermel, wollte er sich hierauf an der Röhre in den Garten hinablassen, als ihn ein Gedanke zurückhielt. Der Schnee! . . . Seit drei Tagen zu sehr umhergetrieben, hatte Gilbert nicht hieran gedacht. Auf dem Schnee würde man seine Spuren sehen . . . Da diese Spuren nach dem Hause von Rousseau zuliefen, so würden Philipp und Andrée ohne allen Zweifel Nachforschungen anstellen lassen, und da die Entwendung des

Kindes mit dem Verschwinden von Gilbert zusammenträfe, so müßte dieses ganze Geheimniß entdeckt werden.

Es war also durchaus nothwendig, den Weg durch die Rue Coq-Héron zu machen und durch die kleine Gartenthüre hineinzugehen, für welche Gilbert seit einem Monat einen Hauptschlüssel besaß, eine Thüre, von der ein gebahnter Pfad ausging, wo folglich seine Füße keine Spuren zurücklassen würden.

Er verlor keinen Augenblick und kam gerade in der Stunde an, wo der Fiacre, der den Doctor Louis brachte, vor dem Haupteingang des kleinen Hotels hielt.

Gilbert öffnete vorsichtig die Thüre, sah Niemand und verbarg sich an der Ecke des Pavillon beim Treibhaus.

Es war eine furchtbare Nacht; er konnte Alles hören; Seufzen, Stöhnen, durch die Qualen entrissenes Geschrei; er hörte sogar das erste Gewimmer des Sohnes, der ihm geboren worden war.

Auf den kahlen Stein gelehnt, empfing er, ohne es zu fühlen, allen Schnee, der klein und dicht vom schwarzen Himmel fiel. Sein Herz klopfte am Heft des Messers, das er verzweiflungsvoll an seine Brust preßte. Sein starres Auge hatte die Farbe des Bluts, das Licht des Feuers.

Endlich kam der Doctor heraus; endlich wechselte Philipp die letzten Worte mit dem Doctor.

Da näherte sich Gilbert dem Laden, seine Spur auf dem Schneeteppich bezeichnend, der unter seinen Füßen bis an die Knöchel krachte. Er sah Andrée in ihrem Bett schlummern. Marguerite im Lehnstuhl eingeschlafen; er suchte das Kind bei seiner Mutter, erblickte es aber nicht.

Er begriff sogleich, wandte sich nach der Thüre der Freitreppe, öffnete sie nicht ohne ein Geräusch, das ihn erschreckte, drang bis zum Bett, das Nicole als Lager gedient hatte, und legte tappend seine eisigen Finger auf das Gesicht des armen Kindes, dem der Schmerz die Schreie entriß, welche Andrée hörte.

Dann wickelte er das neugeborene Kind in eine wollene Decke und trug es fort, wobei er die Thüre halb offen ließ, um das so gefährliche Geräusch nicht zu wiederholen.

Eine Minute nachher erreichte er die Straße durch den Garten; er lief nach seinem Cabriolet, jagte den Postillon heraus, der unter dem Verdeck eingeschlafen war, schloß den ledernen Vorhang, während jener zu Pferde stieg, und rief:

»Einen halben Louis d'or für Dich, wenn wir in einer Viertelstunde vor der Barrière sind.«

Gut gegriff, schlugen die Pferde sogleich einen Galopp an.

CLXI.

Die Familie Pitou.

Auf dem Weg erschreckte Gilbert Alles. Das Knarren der Wagen, welche dem seinigen folgten, oder ihm voranfuhrten, das Stöhnen des Windes in den dürren Bäumen, alle Geräusche kamen ihm wie eine organisirte Verfolgung, oder wie Schreie vor, von denjenigen ausgestoßen, welchen das Kind genommen worden war.

Nichts war indessen bedrohlich. Der Postillon that muthig seine Pflicht, und die zwei Pferde kamen dampfend in Dammartin zu der von Gilbert bestimmten Stunde, nämlich vor Tagesanbruch an.

Gilbert gab seinen halben Louis d'or, wechselte Pferde und Postillon, und die rasche Fahrt wurde fortgesetzt.

Während des ganzen ersten Theiles der Reise fühlte das Kind, sorgfältig in die Decke gehüllt und von Gilbert selbst beschützt, die Wirkung der Kälte nicht und gab nicht einen einzigen Schrei von sich. Sobald, der Tag erschien und Gilbert in der Ferne das Land erblickte, wurde er muthiger und stimmte, um die Klagen zu übertönen, welche das Kind hören zu lassen anfang, eines von jenen ewigen Liedern an, wie er sie in Taverney bei der Rückkehr von den Jagden sang.

Das Knarren der Achse, das Aechzen der Hängriemen, das Eisenwerk des ganzen Wagens, die Schellen der Pferde bildeten ihm ein teuflisches Accompagnement, dessen Gewalt der Postillon dadurch erhöhte, daß er mit dem Liede von Gilbert die Töne einer durchaus nicht verführerischen Bourbonnaise vermischte.

Daraus ging hervor, daß der letzte Führer entfernt nicht vermuthete, Gilbert habe ein Kind in seinem Cabriolet bei sich. Er hielt seine Pferde vor Villers-Cotterets an und empfing, wie dies verabredet war, den Preis für die Fahrt, nebst einem Sechs-Livres-Thaler; dann nahm Gilbert seine sorgfältig in die Decke gehüllte Bürde, stimmte sein Lied so ernst als möglich an, entfernte sich rasch, sprang über einen Graben und verschwand auf einem mit Blättern bestreuten Fußpfad, der sich rechts von der Straße abwandte und nach dem Dorfe Haramont hinabließ.

Das Wetter war kälter geworden. Seit einigen Stunden fiel kein Schnee mehr; der Boden vor ihm war mit Gebüsch und dornigem Gestrüppe bedeckt. Darüber hoben sich ohne Blätter und traurigen Anblicks die Bäume des Waldes hervor, durch deren Astwerk das bleiche Azur eines noch nebeligen Himmels glänzte.

Die so frische Luft, die Düfte der Eichen, die Eisperlen, welche an den Enden der Zweige hingen, diese ganze Freiheit, diese ganze Poesie berührten auf das Lebhafteste die Einbildungskraft des jungen Mannes.

Er ging raschen und stolzen Schrittes durch die kleine Schlucht, ohne zu straucheln, ohne zu suchen, denn er befragte mitten unter den Baumgruppen den Glockenthurm des Fleckens und den blauen Rauch der Kamine, der durch das gräuliche Gitterwerk der Zweige zog. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde sprang er über einen von Epheu und vergelbter Kresse begrenzten Bach, und ersuchte an der ersten Hütte die Kinder eines Feldarbeiters, ihn zu Madeleine Pitou zu

führen.

Stumm und aufmerksam, ohne verduzt oder unbeweglich zu sein, wie andere Bauern, standen die Kinder auf, schauten dem Fremden in die Augen und führten ihn, sich an der Hand haltend, bis zu einem ziemlich großen Bauernhaus von gutem Aussehen, das am Rande des Baches lag, der an den meisten Häusern des Dorfes hinlief.

Dieser Bach hatte sehr durchsichtiges und durch das erste Schmelzen des Schnees etwas angelaufenes Wasser. Eine hölzerne Brücke, das heißt, ein breites Brett verband die Straße mit den aus Erde gemachten Stufen, welche nach dem Hause führten.

Eines von den Kindern, die ihm den Weg zeigten, bedeutete Gilbert mit dem Kopf, hier wohne Madeleine Pitou.

„Hier?“ wiederholte Gilbert. Das Kind senkte sein Kinn ohne ein Wort zu artikulieren.

»Madeleine Pitou?« fragte Gilbert das Kind abermals.

Und als dieses seine stumme Bejahung wiederholt hatte, ging Gilbert über die kleine Brücke und öffnete die Thüre der Hütte, während die Kinder, die sich wieder bei der Hand genommen, aus Leibeskräften schauten, was bei Madeleine dieser schöne Herr mit dem braunen Frack und den Schnallenschuhen machen dürfte.

Gilbert hatte übrigens im Dorf noch keine andere lebendige Geschöpfe gesehen, als diese Kinder . . . Haramont war wirklich die so sehr gewünschte Einöde.

Sobald die Thüre geöffnet war, traf ein Schauspiel voll Zauber, für die ganze Welt im Allgemeinen und für einen Philosophenlehrling insbesondere, die Blicke von Gilbert.

Eine kräftige Bäuerin stillte ein hübsches Kind von einigen Monaten, während vor ihr knieend ein anderes Kind, ein starker Junge von vier bis fünf Jahren, mit lauter Stimme ein Gebet sprach.

An einer Ecke des Kamins bei einem Fenster, oder vielmehr bei einem Loch, das in einer Mauer angebracht und mit einer Scheibe geschlossen war, spann eine Bäuerin von fünfunddreißig bis sechsenddreißig Jahren Flachs; sie hatte ihr Rädchen auf ihrer Rechten, einen hölzernen Schemel unter ihren Füßen, und auf diesem Schemel lag ein guter fetter Pudel.

Als dieser Hund Gilbert erblickte, bellte er auf eine ziemlich gastfreundschaftliche Weise, und nur gerade so viel, als er brauchte, um seine Wachsamkeit darzuthun. Das betende Kind wandte sich um, brach den Satz des Pater kurz ab, und die zwei Frauen gaben eine Art von Ausruf von sich, der zwischen dem Erstaunen und der Freude die Mitte hielt.

Gilbert fing damit an, daß er der Amme zulächelte.

»Gute Frau Madeleine,« sagte er, »ich grüße Euch.«

Die Bäuerin machte einen Sprung und erwiderte:

»Der Herr kennt meinen Namen?«

»Wie Ihr seht; doch ich bitte, laßt Euch nicht stören. Statt eines Säuglings, den Ihr da habt, werdet Ihr zwei haben?«

Und er legte auf die plumpe Wiege des Bauernkindes das kleine Städterkind, das er mitgebracht hatte.

»Oh! wie hübsch es ist!« «rief die spinnende Bäuerin.

»Ja, Schwägerin Angelique, sehr hübsch,« sagte Madeleine.

»Diese Frau ist Eure Schwägerin?« fragte Gilbert, indem er die Spinnerin bezeichnete.

»Ja, meine Muhme, meine Muhme Gelique,« murmelte der kleine Bursche, der sich, ohne

aufgefordert zu sein, in das Gespräch mischte.

»Schweige, mein Engel, schweige,« sagte die Mutter, »Du unterbrichst den Herrn.«'

»Was ich Euch vorzuschlagen habe, ist sehr einfach, gute Frau. Das Kind, das Ihr hier seht, ist der Sohn eines Pächters meines Herrn . . . eines zu Grunde gerichteten Pächters . . . Mein Herr, der Pathe dieses Kindes, will, daß es auf dem Land aufgezogen und zu einem guten Feldarbeiter gebildet werden soll; . . . gute Gesundheit . . . gute Sitten . . . Wollt Ihr das Kind übernehmen?«

»Aber, Herr . . .«

»Gestern geboren, hat es noch keine Nahrung bekommen,« unterbrach sie Gilbert. »Es ist übrigens der Säugling, von dem Meister Niquet, der Notar von Villers-Cotterets, mit Euch sprechen mußte.«

Madeleine ergriff sogleich das Kind und gab ihm die Brust mit einem edlen Ungestüm, das Gilbert tief rührte.

»Man hat mich nicht getäuscht,« sagte er, »Ihr seid eine brave Frau. Ich vertraue Euch also dieses Kind im Namen meines Herrn. Ich sehe, daß es hier glücklich sein wird, und es soll in diese Hütte einen Glückstraum für den bringen, den es hier findet. Wie viel habt Ihr monatlich für die Kinder von Meister Niquet von Villers-Cotterets genommen?«

»Zwölf Livres, Herr; doch Herr Niquet ist reich, und er fügte wohl hie und da einige Livres für den Zucker und den Unterhalt bei.«

»Mutter Madeleine,« sprach Gilbert stolz, »für dieses Kind hier werden Euch zwanzig Livres monatlich bezahlt, und das macht jährlich zweihundert und vierzig Livres.«

»Jesus!« rief Madeleine, »oh! ich danke, Herr!«

»Hier für das erste Jahr,« sagte Gilbert, und er breitete auf dem Tisch zehn schöne Louis d'or aus, worüber die zwei Weiber ihre Augen weit aufsperrten, während der kleine Engel Pitou rasch seine verwüstende Hand danach ausstreckte.

»Aber, mein Herr, wenn das Kind nicht am Leben bliebe?« fragte schüchtern die Amme.

»Das wäre ein großes Unglück, ein Unglück, das sich nicht ereignen wird,« erwiderte Gilbert. »Hiemit sind also die Ammenmonate abgemacht, seid Ihr zufrieden?«

»Oh! ja, Herr.«

»Gehen wir zur Bezahlung eines Kostgeldes für die anderen Jahre über.«

»Das Kind würde bei uns bleiben?«

»Wahrscheinlich.«

»Dann würden wir ihm Vater und Mutter sein?«

Gilbert erbleichte.

»Ja,« sprach er mit erstickter Stimme.

»Der arme Kleine ist also verlassen, Herr?«

Gilbert war auf diese Gemüthsbewegung, auf diese Fragen nicht gefaßt. Er erholte sich indessen und antwortete:

»Ich habe Euch nicht Alles gesagt; der arme Vater ist vor Schmerz gestorben.«

Die zwei Weiber falteten ausdrucksvoll die Hände.

»Und die Mutter?« fragte Angelique.

»Oh! die Mutter . . . die Mutter,« erwiderte Gilbert, mühsam athmend, »nie durfte ihr Kind, das geboren war oder das geboren werden sollte, auf sie zählen.«

Sie sprachen so, als der Vater Pitou mit ruhigem, freudigem Gesicht vom Felde nach Hause kam. Es war eine von den biedereren, von Gesundheit und Freundlichkeit strotzenden Naturen, wie sie Greuze bei seinen guten Bildern gemalt hat.

Mit einigen Worten war er auf dem Laufenden. Er begriff übrigens aus Eitelkeit die Dinge, besonders diejenigen, welche er nicht begriff . . .

Gilbert setzte auseinander, das Kostgeld des Kindes sollte bezahlt werden, bis es ein Mann geworden und fähig wäre, allein mit Hülfe seiner Vernunft und seiner Arme zu leben.

»Gut,« sprach Pitou; »ich glaube, wir werden dieses Kind lieben, denn es ist niedlich.«

»Er auch!« riefen Angelique und Madeleine, »er findet es wie wir.«

»Ich bitte, kommt mit mir zu Meister Niquet; ich werde bei ihm das erforderliche Geld hinterlegen, um Euch zufrieden zu stellen, und damit das Kind glücklich sein kann.«

»Sogleich, Herr,« erwiderte der Vater Pitou. Und er stand auf.

Da nahm Gilbert von den guten Weibern Abschied und näherte sich der Wiege, in welche man den Ankömmling zum Nachtheil des Kindes vom Hause gelegt hatte.

Er bückte sich mit düsterer Miene über die Wiege und bemerkte, zum ersten Mal seinem Sohn in's Gesicht schauend, daß dieser Andrée glich.

Dieser Anblick brach sein Herz; er war genöthigt, sich die Nägel in's Fleisch zu pressen, um eine Thräne zurückzudrängen, welche von diesem Herzen zum Augenlid aufstieg.

Er drückte, selbst zitternd, einen schüchternen Kuß auf die Wange des Neugeborenen, und trat schwankend zurück.

Der Vater Pitou stand schon auf der Schwelle, seinen mit Eisen beschlagenen Stock in der Hand und sein schönes Wamms über den Rücken geworfen.

Gilbert gab dem dicken Engel Pitou, der ihm unter den Beinen umherkroch, einen halben Louis d'or, und die zwei Weiber erbat sich, mit der rührenden Vertraulichkeit der Landleute die Ehre, ihn umarmen zu dürfen.

So viele Gemüthsbewegungen griffen diesen achtzehnjährigen Vater so sehr an, daß er in Kurzem unterlegen wäre. Bleich, zitternd, fing er an den Kopf zu verlieren.

»Gehen wir,« sagte er zu Pitou.

»Wie Sie wünschen, Herr,« erwiderte der Bauer voranschreitend.

Und sie entfernten sich.

Plötzlich schrie Madeleine von der Schwelle aus: »Herr! Herr!«

»Was gibt es?« fragte Gilbert.

»Sein Name! sein Name! Wie sollen wir den Knaben nennen?«

»Er heißt Gilbert!« antwortete der junge Vater mit männlichem Stolz.

CLXII.

Die Abreise.

Das Geschäft bei dem Notar war bald in Ordnung gebracht. Gilbert hinterlegte unter seinem Namen einige hundert weniger als zwanzig tausend Livres, bestimmt, die Kosten der Erziehung und des Unterhalts des Kindes zu tragen, so wie auch, um ihm eine häusliche Niederlassung zu gestatten, wenn es das Mannesalter erreicht hätte.

Gilbert bestimmte Erziehung und Unterhalt auf die Summe von fünfhundert Livres jährlich, fünfzehn Jahre hindurch, und verordnete, daß der Rest des Geldes auf irgend eine Ausstattung, oder auf den Ankauf eines Etablissement oder eines Gutes verwendet werden sollte.

Nachdem er so an das Kind gedacht hatte, dachte Gilbert an die Pflegeeltern. Es war sein Wille, daß zweitausend vierhundert Livres den Pitou von dem Kind, sobald es das achtzehnte Jahr erreicht hätte, gegeben werden sollten. Bis dahin sollte Meister Niquet ihnen nur das jährliche Kostgeld bis zum Betrag von fünfhundert Livres ausbezahlen.

Meister Niquet sollte das Interesse des Geldes als Lohn für seine Mühe genießen.

Gilbert ließ sich einen Empfangschein in guter Form für das Geld von Niquet, für das Kind von Pitou geben: Pitou controlirte die Unterschrift von Niquet für die Summe, Niquet die von Pitou für das Kind; so daß Gilbert gegen die Mittagsstunde abreisen konnte, wobei er Niquet in Bewunderung dieser frühreifen Weisheit, Pitou im Jubel über ein so unerwartetes Glück zurückließ.

An der Markung des Dorfes Haramont kam es Gilbert vor, als trennte er sich von der ganzen Welt; nichts hatte für ihn mehr Bedeutung, nichts mehr Verheißung. Er hatte sich vom sorglosen Leben des jungen Mannes geschieden und eine von den ernstesten Handlungen vollbracht, welche die Menschen ein Verbrechen nennen konnten, welche Gott mit einer schweren Strafe belegen konnte.

Doch im Vertrauen auf seine eigenen Ideen, auf seine eigenen Kräfte, hatte Gilbert indessen den Muth, sich den Armen von Meister Niquet zu entreißen, der ihn begleitet, der eine lebhafteste Freundschaft für ihn gefaßt hatte, und ihn durch tausend und aber tausend Verführungsmittel versuchte.

Doch der Geist ist launenhaft; die menschliche Natur ist Schwächen unterworfen. Je mehr ein Mensch Willen, Federkraft hat, desto mehr ermißt er, in die Ausführung von Unternehmungen geworfen, die Entfernung, die ihn schon von seinem ersten Schritt trennt. Dann werden die Muthigsten unruhig, dann sagen sie sich wie Cäsar: »Habe ich schon den Rubicon überschritten?«

Als sich Gilbert allein am Saume des Waldes fand, wandte er noch einmal seine Blicke nach den Bäumen mit den röthlichen Gipfeln, die ihm ganz Haramont mit Ausnahme des Kirchturmes verbargen. Dieses reizende Gemälde des Glücks und des Friedens versetzte ihn in eine Träumerei voll Kummer und zugleich voll Wonne.

»Ich Narr, der ich bin,« sagte er, »wohin gehe ich? Wendet sich Gott nicht mit Zorn in der Tiefe des Himmels ab? Wie! ein Gedanke hat sich mir geboten; wie! ein Mann von Gott erweckt,

um das Böse zu veranlassen, das ich gethan, hat eingewilligt, dieses Böse wieder gut zu machen, und ich bin heute der Besitzer eines Schatzes und meines Kindes! Mit zehntausend Livres, — wobei zehntausend andere dem Kind vorbehalten bleiben, kann ich hier wie ein glücklicher Feldbauer, unter diesen guten Landleuten, im Schooße dieser erhabenen und fruchtbaren Natur leben. Ich kann mich auf immer in eine süße Glückseligkeit begraben; arbeiten und denken; diese Welt vergessen und mich vergessen lassen; ich kann, ungeheures Glück! mein Kind selbst erziehen, und so meine Arbeit genießen.«

»Warum nicht? sind mir nicht diese guten Möglichkeiten durch Gott geschickt? Sind sie nicht die Entschädigung für alle meine vergangenen Leiden? Oh! ja, ich kann mit diesem Kind theilen, das ich selbst erzogen haben werde, wobei ich das Geld verdiene, das man Miethlingen geben müßte. Ich kann Meister Niquet gestehen, daß ich sein Vater bin. Ich kann Alles!«

Und sein Herz füllte sich allmählig mit einer unsäglichen Freude und mit einer Hoffnung, die er noch nie gekostet hatte, selbst nicht in den lachendsten Trugbildern seiner Träume.

Plötzlich erwachte der Wurm, der im Grunde dieser schönen Frucht schlummerte, und zeigte sein scheußliches Haupt; es war dies die Reue, es war die Schaam, es war das Unglück.

»Ich kann nicht,« sagte Gilbert erbleichend zu sich selbst, »Ich habe das Kind dieser Frau gestohlen, wie ich ihr ihr Glück gestohlen habe . . . Ich habe diesem Mann das Geld gestohlen, um, wie ich sagte, eine Genugthuung damit zu leisten . . . ich bin nicht mehr berechtigt, mir selbst ein Glück damit zu machen; ich bin nicht mehr berechtigt, das Kind zu behalten, da es eine Andere nicht haben wird. Es gehört uns Beiden, dieses Kind, oder Niemand.«

Und nach diesen Worten, die so schmerzlich einschnitten wie tiefe Wunden, erhob sich Gilbert in Verzweiflung; sein Gesicht drückte die düstersten, die gehässigsten Leidenschaften aus.

»Es sei!« sagte er, »ich werde unglücklich sein; es sei! ich werde leiden; es sei! es wird mir an Allem und an Allen fehlen; doch die Theilung, die ich mit dem Guten machen mußte, will ich auch mit dem Bösen machen. Mein Erbgut ist fortan die Rache und das Unglück, Sei unbesorgt, Andrée, ich werde getreulich mit Dir theilen.«

Er wandte sich nach rechts, und drang, nachdem er durch einen Augenblick der Ueberlegung sich orientirt hatte, in die Wälder ein, um die Straße nach der Normandie zu erreichen, die er nach seiner Berechnung in vier Tagesmärschen treffen mußte.

Er besaß neun Livres und einige Sous. Sein Aeusseres war anständig, sein Gesicht ruhig. Ein Buch unter dem Arme, glich er sehr einem Studenten von Familie, der in das väterliche Haus zurückkehrt.

Er nahm die Gewohnheit an, bei Nacht auf den schönen Wegen zu marschiren und bei Tag in den Wiesgründen unter den Sonnenstrahlen zu schlafen. Nur zweimal belästigte ihn der Wind so sehr, daß er sich gezwungen sah, in eine Hütte einzutreten, wo er auf einem Stuhl am Herde auf's Allerbeste schlief, ohne zu bemerken, daß die Nacht gekommen war.

Er hatte immer eine Entschuldigung und eine Bestimmung. »Ich gehe nach Rouen zu meinem Oheim,« sagte er; »ich wollte als ein junger Mensch die Reise zu Fuß machen, um mich zu zerstreuen.«

Kein Verdacht von Seiten der Bauern; das Buch verlieh damals eine geachtete Haltung. Wenn Gilbert auf diesem oder jenem mehr zusammengezogenen Mund einen Zweifel schweben sah, sprach er von einem Seminar nach dem ihn sein Beruf hinziehe. Dies war ein vollständiger

Ableiter für jeden schlimmen Gedanken.

So vergingen acht Tage, während welcher Gilbert wie ein Bauer lebte, zehn Sous täglich ausgab und zehn Landmeilen zurücklegte. Er kam in der That nach Rouen, und hier hatte er nicht mehr nöthig, sich zu erkundigen, oder den Weg zu suchen. Das Buch, das er bei sich trug, war ein reich eingebundenes Exemplar der Neuen Heloise. Rousseau hatte ihm ein Geschenk damit gemacht und seinen Namen auf das erste Blatt des Buches geschrieben.

Nunmehr auf vier Livres und einen Sou beschränkt, riß er dieses Blatt, das er sorgfältig aufbewahrte, heraus und verkaufte das Buch an einen Buchhändler, der ihm drei Livres dafür gab.

So gelangte der junge Mann nach drei weiteren Tagen in's Angesicht vom Havre, wo er das Meer bei Sonnenuntergang erblickte.

Seine Schuhe befanden sich in einem nicht sehr entsprechenden Zustand für einen jungen Mann, der bei Tag eitler Weise seidene Strümpfe anzog, um durch die Städte zu wandeln; doch Gilbert hatte abermals einen Gedanken. Er verkaufte seine seidenen Strümpfe, oder vertauschte sie vielmehr gegen ein paar tadellose Schuhe, was die Dauerhaftigkeit betrifft . . . von der Eleganz sprechen wir nicht.

Diese letzte Nacht brachte er in Harfleur zu, wo er für Wohnung und Speise sechzehn Sous zu bezahlen hatte. Er aß hier zum ersten Mal in seinem Leben Austern. »Ein Gericht der Reichen für den ärmsten der Menschen,« sagte er zu sich selbst, »so wahr ist es, daß Gott immer nur das Gute gemacht hat, während die Menschen das Böse gemacht haben, nach dem Grundsatz von Rousseau.«

Um zehn Uhr Morgens, am 13. December erreichte Gilbert das Havre, und mit dem ersten Blick erschaute er den Adonis, eine schöne Brigg von dreihundert Tonnen, die sich im Bassin schaukelte.

Der Hafen war verlassen. Gilbert trat auf die schmale, nur aus ein paar Brettern bestehende Brücke, die nach dem Schiffe führte.

Ein Schiffsjunge näherte sich ihm, um ihn zu befragen.

»Ich wünschte den Kapitän zu sprechen,« sagte Gilbert. Der Schiffsjunge machte ein Zeichen nach dem Zwischendeck, und alsbald rief eine Stimme von unten: »Laßt ihn herabkommen.«

Gilbert ging hinab. Man führte ihn in ein kleines Zimmer, das ganz von Acajouholz gebaut und mit der größten Einfachheit meublirt war.

Ein Mann von dreißig Jahren, bleich, nervig, mit lebhaftem, unruhigem Auge, las eine Zeitung an einem Acajoutisch.

»Was will der Herr?« fragte er Gilbert.

Gilbert bedeutete diesem Mann durch ein Zeichen, er möge seinen Schiffsjungen entfernen, und dieser ging auch wirklich sogleich ab.

»Sie sind der Kapitän des Adonis, mein Herr?« sagte Gilbert.

»Ja, mein Herr.«

»Dann ist dieses Papier an Sie gerichtet.«

Er reichte dem Kapitän das Billet von Balsamo.

Kaum hatte der Kapitän die Handschrift gesehen, als er hastig zu Gilbert mit einem äußerst freundlichen Lächeln sagte?

»Ah! Sie auch . . . so jung! gut! gut!«

Gilbert verbeugte sich nur.

»Sie wollen? . . .

»Nach Amerika.«

»Sie reisen ab?«

»Wann Sie selbst reisen werden.«

»Gut. In acht Tagen also.«

»Was werde ich während dieser acht Tage machen, Kapitän?«

»Haben Sie einen Paß?«

»Nein.«

»Dann kommen Sie diesen Abend an Bord zurück, nachdem Sie den ganzen Tag außerhalb der Stadt, in Saint-Adresse zum Beispiel, spazieren gegangen sind.«

»Ich muß essen und habe kein Geld mehr.«

»Sie werden hier zu Mittag und zu Nacht speisen.«

»Und hernach?«

»Sind Sie einmal eingeschifft, so kehren Sie nicht mehr an's Land zurück; sie bleiben hier verborgen; Sie reisen ab, ohne den Himmel wieder gesehen zu haben . . . Sobald Sie zwanzig Meilen weit von hier in See sind, steht es Ihnen frei, zu thun, was Sie wollen.«

»Gut.«

»Thun Sie also Alles, was Ihnen zu thun übrig bleibt.«

»Ich habe einen Brief zu schreiben.«

»Schreiben Sie ihn.«

»Wo?«

»Auf diesem Tisch . . . Hier haben Sie Federn, Tinte und Papier; die Post ist in der Vorstadt. Der Schiffsjunge wird Sie führen.«

»Ich danke, Kapitän!«

Als Gilbert allein war, schrieb er einen kurzen Brief, auf den er die Aufschrift setzte:

»Fräulein Andrée von Taverney; Paris, Rue Coq-Héron, N. 9, beim ersten Thorweg von der Rue Platrière an.«

Dann schob er diesen Brief in seine Tasche, aß, was ihm der Kapitän selbst vorsetzte, und folgte dem Schiffsjungen, der ihn nach der Post führte, wo er den Brief abgab.

Den ganzen Tag schaute Gilbert vom steilen Ufer aus nach dem Meer hinaus.

Als die Nacht einbrach kehrte er zurück. Der Kapitän wartete auf ihn und ließ ihn in das Schiff eintreten.

CLXIII.

Der letzte Abschied von Gilbert.

Philipp hatte eine furchtbare Nacht zugebracht: die Tritte auf dem Schnee bewiesen ihm auf das Augenscheinlichste, daß sich Jemand in das Haus eingeschlichen hatte, um das Kind zu entwenden; aber wen anklagen? Kein anderes Merkmal gab ihm Licht in seinem Verdacht.

Philipp kannte seinen Vater so genau, daß er nicht an einer Mitschuld von seiner Seite bei dieser Angelegenheit zweifelte. Herr von Taverney hielt Ludwig XV. für den Vater dieses Kindes; er mußte einen großen Werth auf dieses lebendige Zeugniß einer vom König an Madame Dubarry begangenen Untreue legen. Der Baron mußte ebenfalls glauben, Andrée würde früher oder später ihre Zuflucht zur Gunst nehmen, und sie würde dann sehr theuer das Hauptmittel ihres zukünftigen Glückes wieder an sich kaufen.

Auf eine ganz frische Offenbarung des väterlichen Charakters gegründet, trösteten diese Betrachtungen einigermaßen Philipp, der das Kind wiederzuerlangen für möglich hielt, da er die Räuber kannte.

Er lauerte daher um acht Uhr auf die Ankunft des Doctor Louis, dem er, auf der Straße auf- und abgehend, das furchtbare Ereigniß der Nacht erzählte.

Der Doctor war ein Mann von gutem Rath; er untersuchte die Spuren im Garten und trat, nach einiger Ueberlegung, den Vermuthungen von Philipp bei.

»Der Baron ist mir hinreichend bekannt, daß ich ihn nicht dennoch ein anderes Interesse, ein unmittelbares Interesse zu der Entwendung des Kindes bestimmt haben?«

»Welches Interesse, Doctor?«

»Das des wahren Vaters.«

»Oh!« rief Philipp, »ich hatte einen Augenblick diesen Gedanken; doch der Unglückliche hat nicht einmal Brod für sich selbst: er ist ein Narr, ein Exaltirter, zu dieser Stunde ein Flüchtling, der vor meinem Schatten bange haben muß . . . Täuschen wir uns nicht, Doctor, der Elende hat dieses Verbrechen begangen, weil sich ihm Gelegenheit geboten; doch nun, da ich vom Zorn mehr entfernt bin, obgleich ich dieses Verbrechen hasse, glaube ich, daß ich ein Zusammentreffen mit ihm vermeiden würde, um ihn nicht zu tödten. Ich glaube, er muß Gewissensbisse fühlen, die ihn bestrafen; ich glaube, daß der Hunger und die Landstreicherei mich eben so wirksam an ihm rächen, als mein Degen.«

»Sprechen wir nicht mehr davon,« sagte der Doctor.

»Theurer, vortrefflicher Freund, wollen Sie nur die Güte haben, noch zu einer Lüge einzuwilligen: denn vor Allem müssen wir Andrée beruhigen; Sie werden ihr sagen, Sie seien gestern über die Gesundheit des Kindes unruhig gewesen, Sie seien in der Nacht zurückgekommen, um es zu holen und zu seiner Amme zu bringen. Das ist die erste Fabel, die mir in den Kopf gekommen, und die ich für Andrée improvisirt habe.«

»Ich will das sagen; doch Sie werden das Kind suchen.«

»Ich habe ein Mittel, es aufzufinden. Ich bin entschlossen, Frankreich zu verlassen; Andrée tritt in das Kloster von Saint-Denis; ich gehe zu Herrn von Taverney; ich sage ihm, ich wisse

Alles; ich nöthige ihn, als ob er ein Fremder wäre, mir den Ort zu entdecken, wo das Kind verborgen ist. Seinen Widerstand überwinde ich durch die Drohung einer öffentlichen Bekanntmachung, durch die Drohung mit dem Beistand der Frau Dauphine.«

»Und was werden Sie mit dem Kind machen, wenn Ihre Schwester im Kloster ist?«

»Ich thue es zu einer Amme, die Sie mir empfehlen . . . dann ins Colleg, und wenn es groß ist, nehme ich es zu mir, wenn ich lebe.«

»Und Sie glauben, die Mutter werde einwilligen, Sie zu verlassen, ihr Kind zu verlassen?«

»Andrée wird fortan ihre Einwilligung zu Allem geben, was mir genehm ist. Sie weiß, daß ich einen Schritt bei der Frau Dauphine gemacht habe, die mir ihr Wort gegeben, und wird mich nicht dem aussetzen, daß ich mich gegen die unserer Beschützerin schuldige Achtung verfehle.«

»Ich bitte, lassen Sie uns zu der armen Mutter gehen,« sagte der Doctor.

Und er ging in der That zu Andrée hinein, welche, getröstet durch die Bemühungen von Philipp, sanft schlief.

Ihr erstes Wort war eine Frage an den Doctor, der schon durch eine lachende Miene geantwortet hatte.

Andrée gewann von da an eine vollkommene Ruhe, was ihre Wiedergenesung so sehr beschleunigte, daß sie zehn Tage nachher aufstand und zur Stunde, wo die Sonne auf die Scheiben fiel, im Gewächshause auf- und abgehen konnte.

Zur Zeit dieses ersten Spazierganges kam Philipp, der sich auf einige Tage entfernt hatte, nach dem Hause der Rue Coq-Héron mit einem so düstern Gesicht zurück, daß der Doctor, der ihm die Thüre öffnete, ein großes Unglück ahnete.

»Wie ist es?« fragte er, »weigert sich der Vater, das Kind zurückzugeben?«

»Der Vater,« antwortete Philipp, »ist von einem heftigen Fieber befallen worden, das ihn drei Tage nach seiner Abreise von Paris an sein Bett fesselte, und der Vater schwebte in der äußersten Gefahr, als ich ankam; ich hielt diese ganze Krankheit für eine List, für eine Finte, für einen Beweis seiner Theilnahme an der Entwendung. Ich drang in ihn, ich drohte, Herr von Taverney schwor mir bei Christus, er verstehe nicht, was ich wolle.«

»Somit kommen Sie ohne Nachricht zurück?«

»Ja, Doctor.«

»Und überzeugt von der Wahrhaftigkeit des Barons?«

»Beinahe überzeugt.«

»Schlauer als Sie, hat er sein Geheimniß nicht preisgegeben?«

»Ich drohte ihm, die Hülfe der Dauphine anzurufen, und der Baron erbleichte. ‚Richte mich zu Grunde, wenn Du willst,‘ sagte er; ‚entehre Deinen Vater und Dich, das wird eine Tollheit sein, die zu keinem Resultat führt. Ich weiß nicht, was Du meinst.‘ «

»Und so . . .«

»So komme ich in Verzweiflung zurück.«

In diesem Augenblick hörte Philipp die Stimme seiner Schwester rufen:

»Ist nicht Philipp gekommen?«

»Großer Gott! hier ist sie . . . Was soll ich sagen?« flüsterte Philipp.

»Stille!« erwiederte der Doctor.

Andrée trat in das Zimmer und küßte ihren Bruder mit einer freudigen Zärtlichkeit, welche das

Herz des jungen Mannes in Eis verwandelte.

»Nun!« fragte sie, »woher kommst Du?«

»Ich komme vor Allem von meinem Vater, wie ich Dir vorher gesagt habe.«

»Befindet sich der Herr Baron wohl?«

»Ja, Andrée; doch das ist nicht der einzige Besuch, den ich gemacht habe . . . Ich habe auch mehrere Personen wegen Deines Eintritts in Saint-Denis besucht. Gott sei Dank, es ist nun Alles vorbereitet, Du bist gerettet, und Du kannst Dich nun auf eine verständige und entschiedene Weise mit Deiner Zukunft beschäftigen.«

Andrée näherte sich ihrem Bruder und sagte mit einem zärtlichen Lächeln:

»Theurer Freund, meine Zukunft beschäftigt mich nicht mehr, und meine Zukunft soll überhaupt Niemand beschäftigen . . . Die Zukunft meines Kindes ist Alles für mich, und ich werde mich einzig und allein dem Sohn widmen, den mir Gott geschenkt hat. Dies ist mein Entschluß, den ich unwiderruflich gefaßt habe, seitdem ich nach der Rückkehr meiner Kräfte nicht mehr an der Festigkeit meines Geistes zweifeln konnte. Für meinen Sohn leben, durch Entbehrungen leben, arbeiten sogar, wenn es nöthig ist; aber ihn Tag und Nacht nicht verlassen, das ist die Zukunft, die Ich mir vorgezeichnet habe. Kein Kloster, keine Selbstsucht mehr; ich gehöre Jemand: Gott will nichts mehr von mir!«

Der Doctor schaute Philipp an, als wollte er ihn fragen:

»Nun, was habe ich vorhergesehen?«

»Meine Schwester!« rief der junge Mann, »meine Schwester, was sagst Du?«

»Klage mich nicht an, Philipp, das ist nicht eine Laune einer schwachen und eitlen Frau; ich werde Dich nicht belästigen, ich werde Dir keinen Zwang auferlegen.«

»Aber . . . Andrée, ich kann nicht in Frankreich bleiben; ich habe kein Vermögen, keine Zukunft mehr; ich kann wohl einwilligen, Dich am Fuß eines Altars zurückzulassen, aber in der Welt, in der Armuth, bei der Arbeit, Andrée . . . gib wohl Acht.«

»Ich habe Alles vorhergesehen . . . ich liebe Dich aufrichtig, Philipp; doch wenn Du mich verlässest, verschlucke ich meine Thränen und flüchte mich zu der Wiege meines Sohnes.«

Der Doctor näherte sich und sagte: »Das ist Uebertreibung, das ist Wahnsinn.«

»Ah! Doctor, was wollen Sie? . . . Mutter sein ist ein Zustand des Wahnsinns . . . Doch diesen Wahnsinn hat mir Gott geschickt. So lange das Kind meiner bedarf, beharre ich bei meinem Entschluß.«

Philipp und der Doctor wechselten plötzlich einen Blick.

»Mein Kind,« sagte der Doctor zuerst, »ich bin kein sehr beredter Prediger, aber ich glaube mich zu erinnern, daß Gott zu lebhaftem Anhänglichkeit an das Geschöpf verbietet.«

»Ja, meine Schwester,« fügte Philipp bei.

»Doctor, Gott verbietet einer Mutter nicht, ihren Sohn lebhaft zu lieben, wie ich glaube.«

»Verzeihen Sie mir, meine Tochter, der Philosoph, der Arzt versucht es, den Abgrund zu ermessen, den der Theolog für die menschlichen Leidenschaften gräbt. Bei jeder Vorschrift, welche von Gott kommt, suchen Sie die Ursache, nicht die moralische, denn das ist zuweilen eine Subtilität der Vervollkommnung, suchen Sie den materiellen Grund. Gott verbietet einer Mutter, ihr Kind übermäßig zu lieben, weil das Kind eine schwächliche, zarte, allen Uebeln, allen Leiden ausgesetzte Pflanze ist, und weil ein ephemeres Geschöpf lebhaft lieben sich der

Verzweiflung aussetzen heißt.«

»Doctor, warum sagen Sie mir das? Und Du, Philipp, warum schaust Du mich mit diesem Mitleid, mit dieser Blässe an?«

»Liebe Andrée,« erwiderte der junge Mann, »befolge meinen Rath, den Rath eines zärtlichen Freundes; Deine Gesundheit ist wiederhergestellt, tritt sobald als möglich in das Kloster von Saint-Denis ein.«

»Ich! . . . Ich habe Dir gesagt, daß ich meinen Sohn nicht verlassen werde.«

»So lang er Ihrer bedürfe,« sprach der Doctor mit sanftem Ton.

»Mein Gott!« rief Andrée, »was ist es? sprechen Sie; etwas Trauriges . . . Grausames?«

»Nehmen Sie sich in Acht,« flüsterte der Doctor Philipp zu; »sie ist noch zu schwach, um einen entscheidenden Schlag zu ertragen.«

»Mein Bruder, Du antwortest nicht; erkläre Dich.«

»Liebe Schwester, Du weißt, daß ich auf der Rückkehr durch Point-du-Jour gekommen bin, wo Dein Sohn bei einer Amme ist.«

»Ja . . . und?«

»Das Kind ist ein wenig krank.«

»Krank . . . das liebe Kind! Geschwinde, Marguerite, . . . einen Wagen! ich will mein Kind sehen.«

»Unmöglich!« rief der Doctor; »Sie sind nicht im Stand, auszugehen oder eine Fahrt zu ertragen.«

»Sie haben mir noch diesen Morgen gesagt, es wäre dies möglich; Sie sagten mir morgen, nach der Ankunft von Philipp, könnte ich den armen Kleinen besuchen . . .«

»Ich hatte eine bessere Ansicht von Ihrem Gesundheitszustand.«

»Sie täuschen mich.«

Der Doctor schwieg.

»Marguerite!« wiederholte Andrée, »man gehorche mir . . . einen Wagen!«

»Aber das kann Dir den Tod bringen,« unterbrach sie Philipp.

»Nun, so werde ich sterben! . . . es liegt mir nicht so viel am Leben! . . .«

Marguerite wartete und schaute abwechselnd ihre Gebieterin, ihren Herrn und den Doctor an.

»Wenn ich befehle . . .« rief Andrée, deren Wangen sich mit einer plötzlichen Röthe bedeckten.

»Theure Schwester!«

»Ich höre nichts mehr, und wenn man mir einen Wagen verweigert, gehe ich zu Fuß.«

»Andrée,« sagte Philipp, indem er sie in seine Arme nahm, »Du wirst nicht gehen, nein, Du brauchst nicht dahin zu gehen.«

»Mein Kind ist todt!« stammelte Andrée kalt und ließ ihre Arme an dem Lehnstuhl hinabfallen, in den Philipp und der Doctor sie gesetzt hatten.

Philipp antwortete nur dadurch, daß er eine von ihren kalten, trägen Händen küßte . . . Allmähig verlor der Hals von Andrée seine Starrheit; sie ließ ihren Kopf auf ihren Busen fallen und vergoß reichliche Thränen.

»Gott hat gewollt, daß wir dieses neue Unglück erfahren; Gott, der so gerecht, so groß ist; Gott, der vielleicht andere Absichten mit Dir hatte; Gott, der ohne Zweifel urtheilte, die

Gegenwart dieses Kindes an Deiner Seite wäre eine unverdiente Strafe . . .«

»Aber . . .« seufzte die arme Mutter, »aber warum hat Gott dieses unschuldige Geschöpf leiden lassen?«

»Gott hat es nicht leiden lassen, mein Kind,« erwiderte der Doctor; »es ist in der Nacht seiner Geburt gestorben . . . Beklagen Sie es nicht mehr, als den Schatten, der vorüberzieht und verschwindet.«

»Seine Schreie, die ich hörte? . . .«

»Waren sein Abschied vom Leben.«

Andrée verbarg ihr Gesicht in ihren Händen, während die zwei Männer, ihre Gedanken in einen beredten Blick vermengend, ihrer frommen List Beifall spendeten.

Plötzlich kehrte Marguerite, einen Brief in der Hand, zurück . . . Dieser Brief war an Andrée gerichtet, und die Aufschrift lautete wie folgt:

»An Fräulein Andrée von Taverney, Rue Coq-Héron, die erste Thüre nach Rue Plastrière.«

Philipp zeigte ihn dem Doctor über dem Kopf von Andrée, welche nicht mehr weinte, aber in ihre Schmerzen versunken war.

»Wer kann ihr hierher schreiben,« dachte Philipp; »Niemand kennt ihre Adresse, und die Handschrift ist nicht die unseres Vaters.«

»Geben Sie ihr den Brief,« unterbrach ihn der Doctor, »das wird eine Zerstreung für die tiefe Träumerei sein, die mich beunruhigt.«

»Hier ist ein Brief für Dich, Andrée,« sagte Philipp.

Ohne zu überlegen, ohne zu widerstehen, ohne sich zu wundern, zerriß Andrée den Umschlag und entfaltete, nachdem sie ihre Augen getrocknet, das Papier, um zu lesen; doch kaum hatte sie die drei Zeilen durchlaufen, aus denen der Brief bestand, als sie einen gewaltigen Schrei ausstieß, wie eine Wüthende auffuhr und, während ihre Arme und ihre Füße in einem furchtbaren Krampf erstarrten, schwer wie eine Bildsäule in die Hände von Marguerite fiel, die ihr zusprang.

Philipp hob den Brief auf und las:

Auf der See, am 15. Dec. 17 . . .

»Ich reise! vertrieben durch Sie, und Sie werden mich nicht mehr sehen; doch ich nehme mein Kind mit, das Sie nie seine Mutter nennen wird.

Gilbert.«

Philipp zerknitterte das Papier mit einem Gebrüll! der Wuth.

»Oh!« rief er mit den Zähnen knirschend, »ich hatte das Verbrechen des Zufalls beinahe verziehen; doch dieses Verbrechen des Willens soll bestraft werden . . . Bei Deinem leblosen Haupte, Andrée, schwöre ich, den Elenden zu tödten, sobald er sich vor mir zeigt. Es wird Gottes Wille sein, daß ich ihn treffe, denn sein Maß ist voll. Doctor, wird Andrée zu sich kommen?«

»Ja, ja!«

»Doctor, Andrée muß morgen in das Kloster von Saint-Denis eintreten; übermorgen muß ich im nächsten Seehafen sein . . . Der Feige ist entflohen . . . ich weite ihn verfolgen . . . Ich muß dieses Kind haben . . . Doctor, was ist der nächste Seehafen?«

»Das Havre.«

»In sechs und dreißig Stunden bin ich im Havre,« rief Philipp.

CLXIV.

An Bord.

Von diesem Augenblick war das Haus von Andrée schweigsam und düster wie ein Grab.

Die Nachricht von dem Tod ihres Sohnes hätte Andrée vielleicht getödtet. Es wäre einer von jenen dumpfen, langsamen Schmerzen gewesen, welche beständig untergraben. Der Brief von Gilbert war ein so heftiger Schlag, daß er übermäßig in der edlen Seele von Andrée Alles aufregte, was darin an Kräften und angreifenden Gefühlen blieb.

Wieder zu sich gekommen, suchte sie mit den Blicken ihren Bruder, und der Zorn, den sie in seinen Augen las, war eine neue Quelle des Muthes für sie.

Sie wartete, bis ihre Kräfte genug wiederhergestellt waren, daß ihre Stimme nicht mehr zitterte; dann nahm sie die Hand von Philipp und sagte:

»Mein Bruder, Du sprachst diesen Morgen vom Kloster von Saint-Denis, wo mir die Frau Dauphine eine Zelle bewilligt hat.«

»Ja. Andrée.«

»Du wirst mich noch heute dahin führen, wenn es Dir beliebt?«

»Ich danke, meine Schwester.«

»Sie, Doctor,« fuhr Andrée fort, »für so viel Güte, Aufopferung, Menschenfreundlichkeit wäre ein Dank eine unfruchtbare Belohnung. Ihr Lohn, Doctor, kann sich nicht auf der Erde finden.«

Sie ging auf ihn zu, küßte ihn und sprach:

»Dieses kleine Medaillon enthält mein Bildniß, das meine Mutter machen ließ, als ich zwei Jahre alt war; es muß meinem Sohn gleichen; behalten Sie es, Doctor, damit es zuweilen von dem Kind spricht, das Sie an das Tageslicht gebracht haben, und von der Mutter, die durch Ihre Sorge gerettet worden ist.«

Nach diesen Worten vollendete Andrée, ohne selbst gerührt zu werden, ihre Anstalten zur Reise, und Abends um sechs Uhr trat sie, ohne daß sie es wagte, den Kopf zu erheben, durch die Pforte des Klosters von Saint-Denis ein, an dessen Gitter Philipp, unfähig, seine Erschütterung zu bemeistern, ihr ein vielleicht ewiges Lebewohl sagte.

Plötzlich verließen die Kräfte die arme Andrée, und sie kehrte hastig und mit offenen Armen zu ihrem Bruder zurück; auch er streckte seine Arme gegen sie aus; sie trafen zusammen trotz des kalten Hindernisses, das ihnen das Gitter entgegenstellte, und auf ihren brennenden Wangen vermengten sich ihre Thränen.

»Lebe wohl!« flüsterte Andrée, deren Schmerz in Schluchzen ausbrach.

»Lebe wohl!« erwiderte Philipp, seine Verzweiflung erstickend.

»Wenn Du je meinen Sohn wiederfindest, gestatte es nicht, daß ich sterbe, ohne ihn umarmt zu haben,« sagte Andrée ganz leise.

»Sei unbesorgt . . . Gott befohlen!«

Andrée entriß sich den Armen ihres Bruders und entfernte sich, unterstützt von einer Laienschwester, indem sie beständig in der tiefen Finsterniß des Klosters nach ihm schaute. So

lange sie ihn sehen konnte, machte sie ihm Zeichen mit dem Kopf, dann mit ihrem Sacktuch, das sie schwang. Endlich empfing er ein letztes Lebewohl, welches sie, ihm vom Hintergrund des dunklen Weges zuwarf. Und eine eiserne Thüre fiel mit einem unheimlichen Geräusch zwischen sie, und Alles war vorbei.

Philipp nahm die Post in Saint-Denis selbst; seinen Mantelsack auf dem Kreuz des Pferdes, eilte er die ganze Nacht, den ganzen folgenden Tag fort, und kam im Havre in der Nacht dieses andern Tages an. Er nahm sein Nachtlager in dem ersten Gasthof, der sich an der Straße fand, und erkundigte sich am andern Morgen bei Tagesanbruch im Hafen nach den nächsten Abfahrten für Amerika.

Man antwortete ihm, die Brigg Adonis laufe noch an demselben Tag für New-York aus. Philipp suchte den Kapitän auf, der eben die letzten Vorkehrungen traf, ließ sich von diesem als Passagier aufnehmen, und bezahlte den Preis für die Ueberfahrt; dann schrieb er ein letztes Mal an die Frau Dauphine, um ihr seine ehrfurchtsvolle Ergebenheit und seinen Dank auszusprechen, schickte sein Gepäck in sein Zimmer an Bord, und schiffte sich selbst zur Stunde der Fluth ein.

Es schlug vier Uhr auf dem Thurm von Franz I., als der Adonis aus dem Canal mit seinen Marssegeln und Focksegeln auslief. Das Meer war dunkelblau, der Himmel roth am Horizont. Auf die Verschanzung gelehnt, schaute Philipp, nachdem er die wenigen Passagiere, seine Reisegefährten, begrüßt hatte, nach der Küste von Frankreich, die sich immer mehr in violette Dünste hüllte, je mehr die Brigg neue Segel einsetzend rasch gegen rechts an der Hève vorüberfuhr und die hohe See erreichte.

Bald sah Philipp nichts mehr, nicht die Küste von Frankreich, nicht die Passagiere, nicht den Ocean. Die finstere Nacht hatte Alles in ihre großen Flügel begraben, und Philipp schloß sich in das kleine Bett seines Zimmers ein, um die Abschrift des an die Dauphine gesandten Briefes zu lesen, der ebensowohl für ein Gebet an den Schöpfer gerichtet, als für einen an Geschöpfe gerichteten Abschied gelten konnte.

»Madame,« hatte er geschrieben, »ein Mann ohne Hoffnung und ohne Stütze entfernt sich von Ihnen mit dem Bedauern, so wenig für Ihre zukünftige Majestät gethan zu haben. Dieser Mann zieht hinaus in die Stürme und Ungewitter des Meeres, während Sie in den Gefahren und Qualen der Regierung zurückbleiben. Jung, schön, angebetet, umgeben von ehrfurchtsvollen Freunden und vergötternden Dienern, werden Sie denjenigen vergessen, den Ihre königliche Hand huldvoll über die Menge erhoben hatte; ich werde Sie nie vergessen; ich gehe in eine neue Welt, um die Mittel zu studiren, Ihnen wirksamer auf Ihrem Thron zu dienen. Ich vermache Ihnen meine Schwester, eine arme, verlassene Blume, welche keine andere Sonne mehr haben wird, als Ihren Blick. Haben Sie die Gnade, sich zuweilen bis zu ihr herabzulassen, und im Schooße Ihrer Freude, Ihrer Allmacht, im Zusammenklang einstimmiger Wünsche, zählen Sie, ich beschwöre Sie, den Segen eines Verbannten, den Sie nicht hören werden, und der Sie vielleicht nie mehr sieht.«

Nachdem er bis zu Ende gelesen, schnürte sich das Herz von Philipp zusammen. Das schwermüthige Geräusch des ächzenden Schiffes, das Tosen der Wellen, die sich aufspringend an den Lichtpforten brachen, bildeten eine Gesammtheit, welche lachendere Phantasien verüstert hätte.

Die Nacht ging lang und schmerzlich für den jungen Mann hin. Ein Besuch, den ihm am Morgen der Kapitän machte, versetzte ihn nicht in eine befriedigende geistige Lage. Dieser Officier erklärte ihm, die meisten Passagiere fürchten das Meer und bleiben in ihrem Zimmer,

die Ueberfahrt verspreche kurz zu sein, aber unangenehm wegen der Heftigkeit des Windes.

Philipp nahm von nun an die Gewohnheit an, mit dem Kapitän zu Mittag zu speisen, sich sein Frühstück ins Zimmer bringen zu lassen, und da er sich selbst nicht sehr gegen die Ungemächlichkeit des Meeres abgehärtet fühlte, pflegte er einige Stunden, in seinen großen Officiersmantel gehüllt, auf dem Oberlauf liegend zuzubringen. Die übrige Zeit wandte er dazu an, daß er sich einen Plan für sein zukünftiges Benehmen machte und seinen Geist durch eine solide Lectüre unterstützte. Zuweilen traf er die Passagiere, seine Reisegefährten. Dies waren zwei Damen, welche eine Erbschaft im Norden von Amerika einziehen wollten, und vier Männer, von denen der eine, schon alt, zwei Söhne bei sich hatte. Diese sechs Passagiere hatten die ersten Zimmer inne. Auf der andern Seite erblickte Philipp einmal einige Menschen von geringerem Stande, so weit sich dies nach Haltung und Kleidung beurtheilen ließ; er fand hiebei nichts, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Je mehr sich die Leiden durch die Gewohnheit milderten, desto mehr gewann Philipp Heiterkeit, wie der Himmel. Einige schöne, reine, sturmfreie Tage verkündigten den Passagieren, daß man sich den gemäßigteren Breiten nähere. Dann blieb man länger auf dem Verdeck. Philipp, der es sich zum Gesetz gemacht, mit Niemand sich in ein Gespräch einzulassen, der selbst dem Kapitän seinen Namen verborgen hatte, damit man auf keinen der Gegenstände, auf die er einzugehen befürchtete, zu reden käme, Philipp, sagen wir, hörte nun von seinem Zimmer aus, selbst bei Nacht, Tritte über seinem Kopf; er hörte sogar die Stimme des Kapitäns, der ohne Zweifel mit einem Passagier auf und abging. Dies war ein Grund für ihn, nicht hinaufzusteigen. Er öffnete dann seine Lichtpforte, um ein wenig frische Luft einzuathmen, und erwartete den andern Morgen. Ein einziges Mal in der Nacht, als er weder sprechen, noch spazieren gehen hörte, stieg er auf das Verdeck. Die Nacht war lau, der Himmel bewölkt, und hinter dem Schiff sah man im Sog, mitten unter Wirbeln, tausende von phosphorescirenden Körnern entstehen. Diese Nacht hatte ohne Zweifel den Passagieren zu stürmisch und schwarz geschienen, denn Philipp sah keinen derselben auf dem Verdeck. Nur auf dem Vordertheil des Schiffes, über das Bugspriet gelehnt, schlief oder träumte eine schwarze Gestalt, welche Philipp mit Mühe in der Finsterniß unterschied, irgend ein Passagier der zweiten Kajüte, ohne Zweifel ein armer Verbannter, der sich nach dem Hafen Amerikas sehnd vorwärts schaute, während Philipp den Hafen von Frankreich betrauerte.

Philipp betrachtete lang diesen in seiner Beschauung unbeweglichen Reisenden; dann erfaßte ihn die Morgenkälte, und er schickte sich an, in seine Kajüte zurückzukehren. . . . Der Passagier am Vordertheil betrachtete indessen den Himmel, der sich zu bleichen anfang. Philipp hörte den Kapitän und wandte sich um.

»Sie wollen frische Luft schöpfen, Kapitän?« sagte er.

»Mein Herr, ich stehe so eben auf.«

»Ihre Passagiere sind Ihnen zuvorgekommen, wie Sie sehen.«

»Sie; doch die Officiere sind frühzeitig wie die Matrosen.«

»Oh! nicht ich allein,« entgegnete Philipp; »sehen Sie dort jenen Menschen, der so tief träumt, nicht wahr, es ist auch einer von Ihren Passagieren?«

Der Kapitän schaute und schien erstaunt.

»Wer ist dieser Mensch?« fragte Philipp.

»Ein . . . Kaufmann,« antwortete der Kapitän verlegen.

»Der dem Glück nachjagt?« murmelte Philipp; »die Brigg geht zu langsam für ihn.«

Statt etwas zu erwidern, ging der Kapitän zu dem Passagier, sagte ihm ein paar Worte, und Philipp sah ihn im Zwischendeck verschwinden.

»Sie haben seinen Traum gestört,« sprach Philipp zum Kapitän, als dieser zu ihm zurückkam, »mich belästigte er nicht.«

»Nein, mein Herr; ich habe ihn nur darauf aufmerksam gemacht, daß die Morgenkälte in diesen Gegenden gefährlich ist; die Passagiere zweiter Classe haben nicht, wie Sie, gute Mäntel.«

»Wo sind wir, Kapitän?«

»Mein Herr, wir werden morgen die Azoren sehen und an einer derselben etwas frisches Wasser einnehmen, denn es wird sehr heiß.«

CLXV.

Die Azoren.

Zu der vom Kapitän bestimmten Stunde erblickte man vom Vordertheil des Schiffes, sehr fern in der blendenden Sonne, die Küsten einiger nordöstlich gelegenen Inseln.

Dies waren die Azoren.

Der Wind ging nach dieser Seite; die Brigg lief gut. Man kam um drei Uhr Nachmittags völlig ins Angesicht der Inseln.

Philipp sah die hohen Spiralen der Hügel mit den seltsamen Formen und dem düsteren Anblick, Felsen geschwärzt wie durch die Thätigkeit vulkanischen Feuers, Ausschnitte mit leuchtenden Kämmen und tiefen Abgründen.

Sobald man die erste von diesen Inseln bis auf einen Kanonenschuß erreicht hatte, legte die Brigg bei, und die Mannschaft schickte sich zu einer Landung an, um einige Tonnen frisches Wasser einzunehmen, wie es der Kapitän bewilligt hatte.

Alle Passagiere versprachen sich den Genuß eines Ausflugs auf dem Lande. Nach zwanzig Tagen und zwanzig Nächten einer angreifenden Schifffahrt den Fuß auf einen unbeweglichen Boden setzen, ist ein Vergnügen, das nur diejenigen zu schätzen wissen, welche eine weite Seereise gemacht haben.

»Meine Herren,« sagte der Kapitän zu den Passagieren, die er unentschlossen zu sehen glaubte, »Sie können sich fünf Stunden auf dem Lande aufhalten. Benützen Sie die Gelegenheit. Sie finden auf dieser kleinen, völlig unbewohnten Insel Quellen von siedendem Wasser und Quellen von Eiswasser, wenn Sie Naturforscher sind; Kaninchen und Rothhühner, wenn Sie Jäger sind.«

Philipp nahm seine Flinte, Pulver und Blei.

»Aber Sie, Kapitän,« sagte er, »Sie bleiben an Bord? Warum kommen Sie nicht mit uns?«

»Weil dort,« erwiderte der Officier, nach dem Meer deutend, »weil dort ein Schiff von verdächtigem Aussehen kommt; ein Schiff, das mir seit ungefähr vier Tagen folgt; ein schlimmes Gesicht von einem Schiff, wie wir sagen, und so muß ich Alles beobachten, was es thun wird.«

Zufrieden mit dieser Erklärung, bestieg Philipp ein Boot und ging nach dem Lande ab.

Die Damen, mehrere Passagiere vom Vordertheil oder vom Hintertheil wagten es nicht, hinabzusteigen, oder sie warteten, bis die Reihe an sie kam.

Man sah die zwei Boote mit den freudigen Matrosen und den noch viel freudigeren Passagieren abfahren.

Das letzte Wort des Kapitäns war:

»Um acht Uhr, meine Herren, wird Sie das letzte Boot abholen, merken Sie sich das wohl, denn die Säumigen müßten zurückgelassen werden.

Als alle Welt, Naturforscher und Jäger, gelandet hatten, traten die Matrosen sogleich in eine Höhle ein, welche hundert Schritte vom Ufer entfernt lag und eine Krümmung bildete, als wollte sie die Sonnenstrahlen fliehen.

Eine frische Quelle von azurnem, ausgezeichnetem Wasser glitt unter den moosbewachsenen Felsen hin und verlor sich, ohne aus der Grotte selbst herauszukommen, auf einem Boden von feinem beweglichem Sand.

Hier verweilten die Matrosen, sagen wir, und füllten ihre Tonnen, die sie bis zum Ufer wälzten.

Philipp schaute ihnen zu. Er bewunderte den bläulichen Schatten dieser Höhle, die Frische, das sanfte Gemurmel des von Cascade zu Cascade gleitenden Wassers; er staunte, zuerst die undurchdringlichste Finsterniß und die heftigste Kälte gefunden zu haben, während nach einigen Minuten die Temperatur mild schien und der Schatten mit weichen, geheimnißvollen Hellen durchmengt war. So war er Anfangs mit ausgestreckten Händen und sich an den Felswänden stoßend den Matrosen gefolgt, ohne sie zu sehen; allmählig aber hob sich jedes Gesicht, jede Wendung erleuchtet von der Finsterniß ab, und Philipp zog das Licht dieser Grotte dem des Himmels vor, das am Tag in diesen Gegenden so scharf und hart ist.

Mittlerweile hörte er die Stimmen seiner Gefährten sich in der Ferne verlieren. Ein paar Flintenschüsse erschollen in den Bergen, dann erlosch das Geräusch, und Philipp blieb allein.

Die Matrosen hatten ihrerseits ihre Aufgabe erfüllt und sollten nicht mehr in die Grotte zurückkommen.

Philipp ließ sich nach und nach von dem Zauber dieser Einsamkeit und vom Wirbel seiner Gedanken hinreißen; er streckte sich auf dem weichen Sand aus, lehnte sich an die mit aromatischen Kräutern bedeckten Felsen an und träumte.

So verliefen die Stunden. Er hatte die Welt vergessen. Neben ihm lag seine Flinte auf dem Stein, und um gemächlicher ruhen zu können, hatte er aus seinen Taschen die Pistolen gezogen, die ihn nie verließen.

Seine ganze Vergangenheit kam langsam, feierlich zu ihm zurück, wie eine Lehre oder ein Vorwurf. Seine ganze Zukunft entfloh unfreundlich, wie jene scheuen Vögel, die man zuweilen mit dem Blick, nie mit der Hand berührt.

Während Philipp so träumte, träumte, lachte, hoffte man ohne Zweifel hundert Schritte von ihm. Er hatte eine unwillkührliche Vorstellung von dieser Bewegung, und mehr als einmal kam es ihm vor, als hörte er den Ruderschlag von den Booten, die nach dem Ufer hin oder an Bord zurück Passagiere führten, die Einen müde des Vergnügens auf der Insel, die Andern gierig, es auch zu genießen.

Doch er war in seiner Betrachtung nicht gestört worden, mochte der Eingang der Grotte von den Einen nicht wahrgenommen worden sein, mochten die Andern es nicht der Mühe werth erachtet haben, in dieselbe einzudringen.

Plötzlich stellte sich ein schüchterner, unentschiedener Schatten zwischen das Tageslicht und die Höhle, auf die Schwelle selbst, Philipp sah einen Menschen, die Hände voraus, den Kopf gesenkt, nach dem murmelnden Wasser zu gehen. Dieser Mensch stieß sich sogar einmal an den Felsen, als sein Fuß auf dem Gras ausglitschte.

Da erhob sich Philipp und reichte ihm die Hand, um ihm auf den guten Weg zu helfen. Bei dieser Bewegung der Gefälligkeit trafen seine Finger die Hand des Reisenden in der Finsterniß.

»Hieher,« sagte er freundlich; »hier ist das Wasser, mein Herr.«

Beim Ton dieser Stimme erhob der Unbekannte hastig den Kopf, als wollte er antworten, und zeigte dabei entblößt sein Gesicht in dem blauen Halbschatten der Grotte.

Aber Philipp stieß plötzlich einen Schrei des Entsetzens aus und machte einen Sprung rückwärts.

Der Unbekannte gab seinerseits einen Schrei bei Schreckens von sich und wich zurück.

»Gilbert!«

..Philipp!«

Diese zwei Worte erschollen zu gleicher Zeit wie ein unterirdischer Donner.

Dann hörte man nur noch etwas wie das Geräusch eines Streites. Philipp hatte mit seinen beiden Händen seinen Feind am Kragen gepackt und zog ihn nach dem Hintergrund der Höhle.

Gilbert ließ sich fortschleppen, ohne eine einzige Klage von sich zu geben. An die Felsen des Umkreises angelehnt, konnte er nicht mehr zurückweichen.

»Elender! endlich habe ich Dich!« brüllte Philipp, »Gott überliefert Dich mir . . . Gott ist gerecht!«

Gilbert war leichenbleich und machte nicht eine Geberde; er ließ seine Arme an seinen Seiten herabfallen.

»Oh! der feige Bösewicht,« rief Philipp; »er hat nicht einmal den Instinct des wilden Thieres, das sich vertheidigt!«

Doch Gilbert erwiderte mit einer Stimme voll Sanftmuth:

»Mich verteidigen! warum?«

»Es ist wahr, Du weißt wohl, daß Du in meiner Gewalt bist . . . Du weißt, daß Du die furchtbarste Strafe verdient hast. Alle Deine Verbrechen sind erwiesen. Du Hast eine Frau durch die Schmach erniedrigt und Du hast sie durch die Unmenschlichkeit umgebracht. Es war für Dich wenig, eine Jungfrau zu beflecken, und Du wolltest eine Mutter ermorden.«

Gilbert antwortete nicht, Philipp, der sich allmählig im Feuer seines eigenen Zornes berauschte, legte abermals die Hände an Gilbert. Gilbert leistete keinen Widerstand.

»Du bist also kein Mann,« rief Philipp, indem er ihn mit dem heftigsten Grimm schüttelte, »Du hast nur das Gesicht eines Mannes . . . Wie! nicht einmal Widerstand! Aber Du siehst wohl, ich erwürge Dich, wehre Dich also! vertheidige Dich . . . feiger Mörder!«

Gilbert fühlte, wie die scharfen Finger seines Feindes in seinen Hals eindringen; er richtete sich auf, stemmte sich an und warf, stark wie ein Löwe, Philipp mit einer einzigen Bewegung seiner Schultern fern von sich . . . dann kreuzte er die Arme und sprach:

»Sie sehen wohl, daß ich mich vertheidigen könnte, wenn ich wollte; doch wozu, nun, da Sie nach Ihrer Flinte laufen; ich will lieber von einem einzigen Schuß getödtet, als von Nägeln zerrissen und von schmähhlichen Schlägen niedergeworfen werden.«

Philipp hatte in der That seine Flinte ergriffen, doch bei diesen Worten stieß er sie zurück und murmelte:

»Nein, nein.«'

Dann fragte er laut:

»Wohin gehst Du? . . . woher bist Du gekommen?«

»Ich bin Passagier auf dem Adonis.«

»Du verbirgst Dich also, Du hattest mich gesehen?'

»Ich wußte nicht, daß Sie an Bord waren.«

»Du lügst.«

»Ich lüge nicht.«

»Wie kommt es denn, daß ich Dich nie gesehen habe?«

»Weil ich mein Zimmer nur bei Nacht verließ.«

»Du siehst! Du verbirgst Dich!«

»Allerdings.«

»Vor mir?«

»Nein, sage ich Ihnen, ich gehe nach Amerika mit einem Auftrag und soll nicht gesehen werden. Der Kapitän hat mich deshalb abgesondert einquartiert.«

»Du verbirgst Dich, sage ich Dir, um mir Deine Person zu entziehen . . . und besonders, um mir das Kind zu verbergen, das Du gestohlen hast.«

»Das Kind!« rief Gilbert.

»Ja, Du hast es gestohlen und fortgenommen, um Dir daraus eines Tags eine Waffe zu machen, durch die Du irgend einen Vortheil ziehen willst, Elender!«

Gilbert schüttelte den Kopf.

»Ich habe das Kind genommen,« sagte er, »damit es Niemand seinen Vater verachten oder verleugnen lehre.«

Philipp schöpfte einen Augenblick Athem und sprach dann:

»Wenn dies wahr wäre, wenn ich es glauben könnte, wärest Du minder ruchlos, als ich dachte; doch Du hast gestohlen, warum solltest Du nicht lügen?«

»Gestohlen! ich gestohlen?«

»Du hast das Kind gestohlen.«

»Es ist mein Sohn! es gehört mir! Man stiehlt nichts, mein Herr, wenn man sein Eigenthum zurücknimmt.«

»Höre,« sprach Philipp, bebend vor Zorn, »vorhin kam mir der Gedanke, Dich zu tödten. Ich hatte es geschworen, ich war berechtigt dazu.«

Gilbert antwortete nicht.

»Nun erleuchtet mich Gott. Gott hat Dich auf meinen Weg geworfen, als wollte er mir sagen: die Rache ist unnütz; man darf sich nur rächen, wenn man von Gott verlassen ist . . . Ich werde Dich nicht tödten; ich werde nur das Gebäude des Unglücks, das Du aufgerichtet, zerstören . . . Dieses Kind ist Deine Quelle für die Zukunft, Du wirst mir dieses Kind sogleich zurückgeben.«

»Aber ich habe es nicht,« entgegnete Gilbert. »Man nimmt ein Kind von vierzehn Tagen nicht mit auf die See.«

»Du mußtest wohl eine Amme für dasselbe finden: warum solltest Du nicht die Amme mitgenommen haben?«

»Ich sage Ihnen, daß ich das Kind nicht mitgenommen habe.«

»Dann hast Du es in Frankreich gelassen? An welchem Ort hast Du es gelassen?«

Gilbert schwieg.

»Antworte! wo hast Du es zu einer Amme gethan, und mit welchen Mitteln?«

Gilbert schwieg.

»Ah! Elender. Du trottest mir,« rief Philipp; »Du fürchtest Dich nicht, meinen Zorn wieder zu erwecken . . . Willst Du mir sagen, wo das Kind meiner Schwester ist?«

Willst Du mir dieses Kind zurückgeben?«

»Mein Kind gehört mir,« murmelte Gilbert.

»Bösewicht! Du siehst wohl, daß Du sterben mußt?«

»Ich will mein Kind nicht zurückgeben.«

»Gilbert, höre, ich spreche sanft mit Dir; Gilbert, ich werde die Vergangenheit zu vergessen, ich werde Dir zu verzeihen suchen, Gilbert; Du begreifst meine Großmuth, nicht wahr? . . . Ich verzeihe Dir! . . . Alles, was Du an Schande und Unglück über unser Haus gebracht hast, verzeihe, ich Dir; das ist ein großes Opfer; gib mir das Kind zurück. Willst Du mehr? . . . Willst Du, daß ich den gerechten Widerwillen von Andrée zu besiegen suche, daß ich für Dich vermittele? Nun! . . . ich werde es thun, . . . gib mir das Kind zurück . . . Noch ein Wort . . . Andrée liebt wahnsinnig ihren Sohn . . . Deinen Sohn . . . sie wird sich durch Deine Reue rühren lassen, ich verspreche, ich gelobe es Dir; doch gib das Kind zurück, Gilbert, gib es zurück.«

Gilbert kreuzte seine Arme, heftete einen Blick voll düsteren Feuers aus Philipp und sprach:

»Sie haben mir nicht geglaubt, ich glaube Ihnen nicht; nicht als wären Sie nicht ein ehrlicher Mann, sondern weil ich den Abgrund der Kastenvorurtheile erforscht habe. Es ist keine Rückkehr, keine Verzeihung mehr möglich. Wir sind Todfeinde . . . Sie sind der Stärkere, seien Sie Sieger . . . Ich verlange Ihre Waffe nicht, verlangen Sie nicht die meinige . . .«

»Du gestehst also, daß es eine Waffe ist?«

»Gegen die Verachtung, ja; gegen die Undankbarkeit, ja; gegen die Beleidigung, ja!«

»Ich frage Dich noch einmal, Gilbert, willst Du!« rief Philipp, Schaum auf dem Mund.

»Nein.«

»Nimm Dich in Acht.«

»Nein.«

»Ich will Dich nicht ermorden: es soll Dir die Möglichkeit gegeben sein, den Bruder von Andrée zu tödten, Ein Verbrechen mehr! . . . Ah! ah! das ist verlockend. Nimm diese Pistole; hier ist eine andere; zählen wir jeder bis drei und schießen wir!«

Und er warf eine Pistole zu den Füßen von Gilbert, Der junge Mann blieb unbeweglich und erwiderte: »Ein Duell ist gerade das, was ich ausschlage.«

»Du willst lieber, daß ich Dich tödte!« rief Philipp, wahnsinnig vor Wuth und Verzweiflung.

»Ich will lieber von Ihnen getödtet werden.«

»Ueberlege . . . mein Kopf gerräth in Verwirrung.«

»Ich habe überlegt.«

»Ich bin in meinem Recht, Gott muß mich freisprechen.«

»Ich weiß es . . . tödten Sie mich.«

»Zum letzten Male, willst Du Dich schlagen?«

»Nein.«

»Du weigerst Dich, Dich zu vertheidigen.«

»Ja.«

»Nun! so stirb wie ein Bösewicht, von dem ich die Erde säubere; stirb wie ein Ruchloser, stirb wie ein Bandit, stirb wie ein Hund!« rief Philipp.

Und er drückte seine Pistole auf Gilbert ab. Dieser streckte die Arme aus, neigte sich zuerst

rückwärts, dann vorwärts und fiel endlich auf sein Gesicht, ohne einen Schrei von sich zu geben. Philipp fühlte den Sand unter seinem Fuße sich mit lauem Blute schwängern; er verlor ganz und gar die Vernunft und stürzte aus der Höhle.

Vor ihm war das Ufer; eine Barke wartete; man hatte die Stunde der Abfahrt vom Bord auf acht Uhr angekündigt; es war acht Uhr und einige Minuten.

»Ah!« Sie sind da, Herr,« sagten die Matrosen; »Sie sind der Letzte; Jeder ist an Bord zurückgefahren; was haben Sie geschossen?«

Bei diesem Wort verlor Philipp das Bewußtsein.

Man brachte ihn so nach dem Schiffe, das sich eben segelfertig machte.

»Ist Jedermann zurück?« fragte der Kapitän.

»Hier bringen wir den letzten Passagier,« antworteten die Matrosen. »Er muß einen Fall gemacht haben, denn er ist so eben ohnmächtig geworden.«

Der Kapitän befahl ein entscheidendes Manoeuvre, die Brigg entfernte sich rasch von den Azoren, gerade in dem Augenblick, wo das unbekannte Schiff, das sie so lange beunruhigt hatte, unter amerikanischer Flagge in den Hafen einlief.

Der Kapitän des Adonis wechselte ein Signal mit diesem Schiff, setzte dann, wenigstens scheinbar beruhigt, seine Fahrt nach dem Westen fort und verlor sich bald im Schatten der Nacht.

Erst am andern Tag bemerkte man, daß ein Passagier an Bord fehlte.

Ende von Joseph Balsamo.

Epilog.

Der 9. Mai.

Am 9, Mai das Jahres 1774 um acht Uhr Abends bot Versailles das seltsamste und interessanteste Schauspiel.

Seit dem ersten Tag des Monats hütete König Ludwig XV., von einer furchtbaren Krankheit befallen, deren ernste Bedeutung die Aerzte ihm nicht zu gestehen wagten, das Bett, und fing an mit den Augen um sich her die Wahrheit oder die Hoffnung zu suchen.

Der Arzt Bordeu hatte beim König eine äußerst bösartige Blatternkrankheit bezeichnet, und der Arzt la Martinière, der sie wie sein College erkannte, war der Meinung, man müsse den König davon in Kenntniß setzen; damit er geistig und materiell, als König und als Christ, Maßregeln für sein Heil und für das seines Reiches treffe. »Der allerchristlichste König,« sagte er, »müßte sich die letzte Oelung geben lassen.«

La Martinière vertrat die Partei des Dauphin, die Opposition. Bordeu behauptete, schon durch das Zugeständniß der Schwere des Uebels würde man den König tödten, und er seinerseits weiche vor einem Königsmord zurück.

Bordeu vertrat die Partei Dubarry.

Die Religion zum König berufen hieß in der That die Favoritin austreiben. Wenn Gott durch eine Thüre eintritt, muß der Teufel wohl durch die andere hinausgehen.

Während aller dieser inneren Spaltungen der Facultät, der Familie und der Parteien quartierte sich die Krankheit bequem in diesem gealterten, abgenutzten, durch die Schwelgerei verdorbenen Körper ein; sie befestigte sich darin dergestalt, daß weder Mittel, noch Verordnungen sie daraus verjagen konnten.

Schon bei den ersten Anfällen des Uebels, das von einer Untreue von Ludwig XV. herrührte, zu der Madame Dubarry gefällig die Hand gereicht hatte, sah der König um sein Bett her seine beiden Töchter, die Favoritin und die am meisten in Gunst stehenden Höflinge sich versammeln. Man lachte noch und unterstützte sich.

Plötzlich erschien in Versailles das strenge und düstere Gesicht von Madame Louise von Frankreich; sie verließ ihre Zelle in Saint-Denis, um ihrem Vater auch Trost und Pflege zu spenden.«

Sie trat bleich und finster ein, wie die Bildsäule des Verhängnisses; es war nicht mehr eine Tochter für ihren Vater, eine Schwester für ihre Schwestern; sie glich den Prophetinnen des Alterthums, welche an den unheilvollen Tagen des Mißgeschicks erschienen und den verblendeten Königen zuriefen: Wehe! wehe! wehe!

Sie fiel in Versailles zu einer Stunde ein, wo Ludwig die Hände von Madame Dubarry küßte und sie wie sanfte Liebkosungen auf seine kranke Stirne, auf seine entflammten Wangen legte.

Bei ihrem Anblick entfloh Alles, die Schwestern flüchteten sich in das anstoßende Zimmer, Madame Dubarry beugte das Knie und lief in ihre Wohnung, die bevorzugten Höflinge wichen bis in die Vorzimmer zurück, die zwei Aerzte allein blieben an der Ecke des Kamins.

»Meine Tochter!« murmelte der König, indem er seine durch den Schmerz und das Fieber

geschlossenen Augen öffnete.

»Ihre Tochter, ja. Sire.«

»Sie kommt . . .«

»Im Auftrage Gottes?«

Der König erhob sich mit einem leichten Lächeln.

»Denn Sie vergessen Gott,« fuhr Frau Louise fort.

»Ich! . . .«

»Ich will Sie an ihn erinnern.«

»Meine Tochter! ich bin dem Tod nicht so nahe, daß eine Ermahnung dringend sein müßte. Meine Krankheit ist leicht: eine Steife, etwas Entzündung . . .«

»Eure Krankheit, Sire,« unterbrach ihn die Prinzessin, »ist diejenige, welche nach der Etiquette um das Bett Seiner Majestät die großen Prälaten des Reiches versammeln soll. Wird ein Mitglied der königlichen Familie von den Blattern befallen, so müssen ihm sogleich die Sterbesacramente gegeben werden.«

»Madame! . . .« rief der König sehr bewegt, sehr bleich, »was sagen Sie?«

»Madame!« riefen die Aerzte voll Schrecken.

»Ich sage, Eure Majestät ist von den Blattern befallen,« fuhr die Prinzessin fort.

Der König stieß einen Schrei aus und entgegnete:

»Die Aerzte haben es nicht gesagt.«

»Sie wagen es nicht; ich erschau für Eure Majestät ein anderes Reich, als Frankreich. Nähern Sie sich Gott, Sire, und lassen Sie alle Ihre Jahre vor Ihrem innern Gesicht vorübergehen.«

»Die Blattern!« murmelte Ludwig XV., »eine tödtliche Krankheit! . . . Bordeu! la Martinière . . . ist es wahr?«

Die zwei Aerzte schauten zu Boden.

»Ich bin also verloren,« wiederholte der König mehr als je erschrocken.

»Man kann von allen Krankheiten genesen, Sire, besonders wenn man die Ruhe seines Geistes bewahrt,« sprach Bordeu, der die Initiative ergriff.

»Gott gibt die Ruhe des Geistes und die Rettung des Körpers,« entgegnete die Prinzessin.

»Madame,« sagte Bordeu kühn, obgleich mit leiser Stimme, »Sie tödten den König!«

Die Prinzessin würdigte ihn keiner Antwort. Sie nahm die Hand des Kranken, bedeckte sie mit Küssen und sprach:

»Sire, brechen Sie mit der Vergangenheit und geben Sie Ihren Völkern ein Beispiel. Niemand warnte Sie; Sie liefen Gefahr, für die Ewigkeit verloren zu sein. Versprechen Sie, als Christ zu leben, wenn Sie leben; sterben Sie als Christ, wenn Gott Sie zu sich ruft.«

Sie endigte diese Worte mit einem neuen Kuß, den sie auf die königliche Hand drückte, und kehrte wieder langsamen Schrittes nach den Vorzimmern zurück. Hier ließ sie ihren langen schwarzen Schleier auf ihr Gesicht nieder, ging feierlich die Stufen hinab, stieg in den Wagen und hinterließ ein Erstaunen, einen Schrecken, wovon nichts einen Begriff zu geben vermöchte.

Der König erholte sich erst wieder durch Befragung der Aerzte; doch er war tief erschüttert und sprach:

»Ich will nicht, daß die Scenen von Metz mit der Frau Herzogin von Chateauroux sich wiederholen; man lasse Frau von Aiguillon holen und bitte sie, Madame Dubarry nach Rueil zu

führen.«

Dieser Befehl war das Signal zum Ausbruch. Bordeu wollte einige Worte sprechen, doch der König hieß ihn schweigen. Bordeu sah überdies seinen Collegen bereit, dem Dauphin Alles zu melden; Bordeu wußte den Ausgang der Krankheit des Königs; er kämpfte nicht, verließ das königliche Gemach und benachrichtigte Madame Dubarry von dem Schlag, der sie traf.

Erschrocken über den unheilschwangern und beleidigenden Anblick, den schon alle Gesichter boten, beeilte sich die Gräfin, zu verschwinden. In einer Stunde war sie außerhalb Versailles, und die Herzogin von Aiguillon, eine getreue und dankbare Freundin, führte die in Ungnade Gefallene nach dem Schlosse Rueil, das ihr durch Erbschaft vom großen Richelieu zugefallen war.

Bordeu verschloß die Thüre des Königs der ganzen königlichen Familie unter dem Vorwand der Ansteckung. Das Zimmer von Ludwig XV. war fortan vermauert: es sollte nichts mehr Eintritt haben, als die Religion und der Tod.

Der König bekam an demselben Tag die letzte Oelung, und diese Nachricht verbreitete sich in Paris, wo die Ungnade der Favoritin schon ein an allen Orten besprochenes Ereigniß war.

Der ganze Hof ließ sich bei dem Dauphin melden, der seine Thüre schloß und nicht einen Menschen empfing.

Doch am andern Tag befand sich der König besser, und er schickte den Herzog von Aiguillon zu Madame Dubarry ab, um ihr seine Complimente zu überbringen.

Dieser andere Tag war der 9. Mai 1774.

Der Hof verließ in aller Eile den Pavillon des Dauphin und wandte sich in einem solchen Strom nach Rueil, wo die Favoritin wohnte, daß man seit der Verbannung, von Herrn von Choiseul nach Chanteloup keine solche Reihe von Carrossen gesehen hatte.

So standen die Dinge. Wird der König am Leben bleiben, und ist Madame Dubarry immer noch Königin?

Wird der König sterben, und ist Madame Dubarry nichts Anderes, als eine schmähhliche, verruchte Courtisane?

Deshalb bot Versailles am 9. Mai des Jahres 1774 um acht Uhr Abends ein so seltsames, ein so interessantes Schauspiel.

Auf dem Platze vor dem Palast hatten sich einige Gruppen an den Gittern gebildet, gutmüthige Gruppen, bestehend aus Leuten, die es drängte, die Neuigkeiten zu erfahren.

Es waren Bürger von Versailles oder Paris, welche mit aller erdenklichen Höflichkeit sich nach dem König bei den Gardes-du-corps erkundigten, die die Hände auf dem Rücken schweigsam im Ehrenhof auf- und abgingen.

Allmählig zerstreuten sich die Gruppen: die Leute von Paris nahmen Platz in den Patachen, um friedlich nach Hause zurückzukehren; sicher, die Nachrichten von erster Hand zu erhalten, kehrten die Leute von Versailles ebenfalls in ihre Wohnungen zurück.

Man sah in der Stadt nur noch die Patrouillen der Schaarwache, die ihre Pflichten ein wenig schlaffer als gewöhnlich verrichteten, und diese riesige Welt, die man den Palast von Versailles nennt, begrub sich nach und nach in Nacht und in Stillschweigen.

An der Ecke der mit Bäumen besetzten Straße, welche dem Palast gegenüberliegt, saß auf einer steinernen Bank und unter dem schon üppigen, dichten Blätterwerk der Kastanienbäume an diesem Abend ein Mann von vorgerücktem Alter, das Gesicht gegen das Schloß gewendet,

wobei ein Stock seinen beiden Händen als Stütze diente, während er seinen nachdenkenden, poetischen Kopf auf seine Hände stützte.

Es war ein gebeugter Greis von kränklichem Aussehen, dessen Auge jedoch noch eine Flamme schleuderte, und dessen Geist noch glühender loderte, als seine Augen.

Er hatte sich so sehr in seine Betrachtung, in seine Seufzer vertieft, daß er am Ende des Platzes einen andern Mann nicht sah, der, nachdem er neugierig nach den Gittern geschaut und die Gardes-du-corps befragt hatte, schräge über die Esplanade schritt und gerade auf die Bank zuzuging, mit der Absicht, darauf zu ruhen.

Der Andere war ein junger Mann mit hervorspringenden Backenknochen, eingedrückter Stirne, mit einer Adlernase und höhnischem Lächeln. Während er auf die Bank zuzuging, gab er, obgleich allein, ein Hohngelächter von sich, das wohl das Echo zu einem geheimen Gedanken bildete.

Drei Schritte von der Bank erblickte er den Greis und trat ein wenig beiseit, während er ihn mit seinem verdächtigen Lachen zu recognosciren suchte; nur mochte er befürchten, man könnte seinem Blick eine Deutung geben, und er näherte sich mit einer ungestümen Bewegung und fragte:

»Der Herr schöpft frische Luft?«

Der Greis schaute empor.

»Ei!« rief der junge Mann, »das ist mein erhabener Meister.«

»Und Sie sind mein junger Arzt,« sagte der Greis. »Wollen Sie mir erlauben, mich an Ihre Seite zu setzen?«

»Sehr gern, mein Herr,« erwiderte der Greis. Und er machte dem Andern Platz.

»Es scheint, es geht besser mit dem König,« sagte der junge Mann; »man freut sich.«

Und er schlug ein neues Gelächter auf.

Der Greis antwortete nicht.

»Den ganzen Tag sind die Carrossen von Paris nach Rueil, und von Rueil nach Versailles gerollt,« fuhr der junge Mann fort . . . »Die Gräfin Dubarry wird den König heirathen, so bald er wiederhergestellt ist.«

Und er beendigte seinen Satz mit einem neuen Gelächter, das noch viel geräuschvoller war, als das erste.

Der Greis antwortete auch diesmal noch nicht.

»Verzeihen Sie mir, wenn ich auf diese Art lache,« sprach der junge Mann mit einer Bewegung voll nervöser Reizbarkeit, »sehen Sie, ein guter Franzose liebt seinen König, und mein König befindet sich besser.«

»Scherzen Sie nicht so über diesen Gegenstand, mein Herr,« entgegnete der Greis mit mildem Tone, »der Tod eines Menschen ist immer ein Unglück für irgend Jemand, und der Tod eines Königs ist oft ein großes Unglück für Alle.«

»Selbst der Tod von Ludwig XV.?« unterbrach ihn der junge Mann mit ironischem Ton. »Oh! mein lieber Meister, Sie, ein so mächtiger Philosoph, Sie behaupten eine solche These . . . Oh! ich kenne die Energie und die Gewandtheit Ihrer Paradoxen, doch dieses lasse ich Ihnen nicht hingehen.«

Der Greis schüttelte den Kopf.

»Und überdies,« fügte der junge Mann bei, »warum an den Tod des Königs denken? Wer spricht davon? Der König hat die Blattern . . . Wir wissen alle, was dies bedeutet; er hat Bordeu und la Martinière, geschickte Leute, bei sich . . . Ich wette, daß Ludwig der Vielgeliebte abermals davonkommt, mein lieber Meister; nur erstickt diesmal das französische Volk nicht in den Kirchen, um neuntägige Gebete zu verrichten, wie zur Zeit seiner ersten Krankheit . . . Hören Sie, Alles nutzt sich ab.«

»Stille!« versetzte der Greis bebend, »stille! denn ich sage Ihnen, Sie sprechen von einem Mann, über den Gott in diesem Augenblick seinen Finger ausstreckt.«

Erstaunt über diese seltsame Sprache, schaute der junge Mann von der Seite den Greis an, dessen Augen die Façade des Schlosses nicht verließen.

»Sie haben also genauere Nachrichten?« fragte er.

»Schauen Sie,« sprach der Greis, indem er nach einem der Fenster des Palastes deutete; »was sehen Sie dort?«

»Ein beleuchtetes Fenster . . . meinen Sie das?«

»Ja . . . doch wie beleuchtet?«

»Durch eine Kerze, welche in einer kleinen Laterne steckt.«

»Ganz richtig.«

»Nun?«

»Nun! junger Mann, wissen Sie, was die Flamme dieser Kerze vorstellt?«

»Nein, mein Herr.«

»Sie stellt das Leben des Königs vor.«

Der junge Mann schaute den Greis noch schärfer an, als wollte er sich versichern, daß er seine volle Vernunft besitze.

»Einer von meinen Freunden,« fuhr der Greis fort, »Herr von Jussieu, hat die Kerze dorthin gestellt, und sie wird brennen, so lange der König lebt.«

»Es ist also ein Signal?«

»Ein Signal, das der Nachfolger von Ludwig XV., hinter einem Vorhang verborgen, nicht aus den Augen läßt. Dieses Signal, das Ehrgeizige von dem Augenblick unterrichten wird, wo ihre Regierung beginnt, unterrichtet auch einen armen Philosophen, wie ich bin, von dem Augenblick, wo Gott auf ein Jahrhundert und ein Dasein haucht.«

Der junge Mann bebte ebenfalls und näherte sich auf der Bank seinem Gegenredner.

»Oh!« sagte der Greis, »betrachten Sie wohl diese Nacht, junger Mann; sehen Sie, was sie an Wolken und Stürmen in sich schließt; die Morgenröthe, welche darauf folgen wird, erschau ich ohne Zweifel, denn ich bin nicht alt genug, um den nächsten Tag nicht zu erleben. Doch eine Regierung wird vielleicht beginnen, die Sie bis zu ihrem Ende sehen, und die wie diese Nacht Geheimnisse in sich schließt, die ich nicht mehr erschau . . . Es ist also nicht ohne Interesse für mich, das Feuer jener zitternden Kerze, deren Sinn ich Ihnen so eben erklärt habe.«

»Es ist wahr,« murmelte der junge Mann, »es ist Wahr, mein Meister.«

»Ludwig XIV.« fuhr der Greis fort, »hat drei und siebenzig Jahre regiert; wie viel Jahre wird Ludwig XV. regieren?«

»Ah!« rief der junge Mann, mit dem Finger nach dem Fenster deutend, das mit einem Schläge in Finsterniß versunken war.

»Der König ist todt!« sprach der Greis und stand mit einer Art von Schrecken auf.

Und Beide beobachteten einige Minuten lang ein tiefes Stillschweigen.

Plötzlich fuhr eine Carrosse, mit acht Pferden bespannt, in großer Eile aus dem Hof des Palastes. Zwei Piquers ritten, Jeder eine Fackel in der Hand haltend, voran.

Im Wagen fuhren der Dauphin, Marie Antoinette und Madame Elisabeth, die Schwester des Königs.

Das Licht der Fackeln beleuchtete auf eine unheimliche Weise ihre bleichen Gesichter. Der Wagen fuhr zehn Schritte von der Bank an den zwei Männern vorüber.

»Es lebe der König Ludwig XVI., es lebe die Königin!« rief der junge Mann mit einer so einschneidenden Stimme, daß man hätte glauben sollen, er wolle diese neue Majestät eher schmähen, als begrüßen.

Der Dauphin dankte; die Königin zeigte ihr ernstes, trauriges Gesicht. Der Wagen verschwand.

»Mein lieber Herr Rousseau,« sagte sodann der junge Mann, »nun ist Madame Dubarry Witwe!«

»Morgen wird sie verbannt sein,« sprach der Greis. »Gott befohlen, Herr Marat . . .«

Ende des Epilogs.

Anmerkung.

Die erste Abtheilung der Denkwürdigkeiten eines Arztes, die von der Hochzeit von Marie Antoinette bis zum Jahr 1774 abgelaufene Zeit umfassend, ist beendet.

Die zweite Abtheilung, welche Alexandre Dumas seinen Lesern binnen kurzem verspricht, wird die sechs Jahre von 1788 bis 1794, nämlich von der Einnahme der Bastille bis zum Ende der Schreckensregierung, enthalten.

Dann sollen nach und nach das Directorium, das Kaiserreich und die Restauration kommen; alle diese Ereignisse der Mitzeit werden so vor den Augen des Publicums vorübergehen, dessen Neugierde so lebhaft durch das Lesen der ersten Abtheilung der Denkwürdigkeiten eines Arztes erregt worden ist.

Wie bis jetzt, so wird auch in Zukunft diese Uebertragung der Denkwürdigkeiten eines Arztes in's Deutsche auf's Schnellste dem Original folgen.

Fußnoten

- [1] Zerstöre die Lilien mit den Füßen. — Die drei Buchstaben L. P. D. waren wirklich die Devise der Illuminaten.
- [2] Ich sage dir, du sollst ruhig bleiben, Dämon.
- [3] Montesquieu.
- [4] Helvetius.
- [5] Jean Jacques Rousseau.
- [6] Bekanntlich ist die Seide eine schlechte Leiterin und stößt die Electricät zurück. Es ist beinahe unmöglich, eine Person, welche Seide an sich trägt, zu magnetisiren.
- [7] Schwester Anna, die Prophetin.
- [8] Boule, 1732 in sehr dürftigen Umständen in Paris gestorben, berühmt wegen seiner Fertigkeit, in Holz zu schneiden. Der Uebers.
- [9] Eine Dame von hinreichend vornehmem Stande, um vorstellen zu können.
- [10] In Frankreich hatte ein solcher Rittmeisterrang.
- [11] Frankreich, es ist dein Geschick, dem Weibe unterworfen zu sein . . .
- [12] Freunde. kennt Ihr das lächerliche Schild, das ein Maler von St. Lucas für die Parfümeurs macht? Er bringt in eine Flasche in Form von Pillen Boynes, Mauveou, Terray unter ihren eigenen Farben, er fügt Herrn von Sartines bei und betitelt das Ganze: Vier-Räuber-Essig!
- [13] Mein Herr von der Polizei, habe ich nicht eine glatte Haut? Thun Sie mir den Gefallen und unterrichten Sie den König davon.
- [14] Avoir le tabouret heißt in der Hofsprache die Erlaubnis haben, sich in der Gegenwart des Monarchen oder seiner Gemahlin zu setzen.
- [15] Ein amerikanischer Affe.
- [16] La cour du roi Pétaud, dieser Ausdruck bezeichnet im Allgemeinen einen Ort, ein Haus, wo Niemand weiß, wer Koch oder Kellner ist. Der Uebers.
- [17] Loque Fetzen, Chiffe ein dünner, schlechter Zeug, Graille Krähe
- [18] In Paris, der großen Stadt, haben Knaben, Frauen, Mädchen insgesamt ein schwaches Herz, und sie stoßen Seufzer aus! Ah! ah! ah! ah! Der Geliebten von Blaise ist es gar unwohl, sie liegt krank im Bette. Ah! ah! ah!
- [19] Leider ist der Doppelsinn des Wortes »le vice« daß Laster und »vice« gleichbedeutend mit dem auch in unserer Sprache ein: heimisch gewordenen »vice« nicht wiederzugeben
- [20] Dumas nennt Jean Dubarry bald den Bruder, bald den Schwager von Madame Dubarry. Nach der Geschichte wurde Marie Jeanne Gomart de Baubernier als Mademoiselle Lange von dem Grafen Jean Dubarry dem König vorgestellt und dann sogleich an den Bruder von Jean, den Grafen Guillaume Dubarry verbeirathet. Hienach war Jean Dubarry der Schwager von Madame Dubarry, der Favoritin von Ludwig XV., und die Bezeichnung Bruder und Schwester ist mehr als eine Folge des vertraulichen Verhältnisses von Jean und Jeanne und als eine Eigenthümlichkeit der Sprachweise von Dumas zu betrachten.
- [21] Das *en cas* des Königs war ein kalter Imbiß, der im Schlafzimmer bereit stand, falls Seine

Majestät in der Nacht Hunger bekäme.

[22] Déesse des plaisirs, tendre mère des Grâces,
Pourquoi veux-tu mêler aux fêtes de Paphos
Les noirs soupçons, les honteuses disgrâces ?
Pourquoi médites-tu la perte d'un héros ?
Ulysse est cher à la patrie,
Il est l'appui d'Agamemnon ;
Sa politique active et son vaste génie,
Enchaînent la valeur de la fière Ilion.
Soumets les dieux à ton empire,
Vénus, sur tous les cœurs, règne par la beauté ;
Cueille, dans un riant délire,
Les roses de la volupté,
Mais à nos yeux daigne sourire,
Et rends le calme à Neptune agité.
Ulysse, ce mortel aux Troyens formidable,
Que-tu poursuis de ton courroux,
Pour la beauté n'est redoutable
Qu'en soupirant à ses genoux.

[23] Ich habe meinen Diener verloren, ich habe mein ganzes Glück verloren.

[24] Die heilige Ansteckung oder Naturgeschichte des Aberglaubens; System der Natur, oder Gesetze der physischen und moralischen Welt; Gott und die Menschen, Rede über die Wunder Jesu Christi, Instructionen des Kapuziners von Ragusa an den Bruder Pediculoso bei seiner Abreise nach dem heiligen Land.

[25] Ein schmaler Wagen, in welchen sich nur zwei Personen gegenüber sitzen können.

[26] Eine Schlosserarbeit zum Verschließen der Fenster.

[27] Träumereien eines einsamen Spaziergängers.

[28] Ich habe meinen Diener verloren.

[29] Der Dorfwahrsager.

[30] Zu den Farrenkräutern gehörige Pflanzen.

[31] Würde diese Adresse ins Deutsche übertragen, wonach es: An den Herrn Baron von Taverney-Maison-Rouge in seinem Schlosse, durch Pierrefitte, hieße, so fände sich ein bedeutend größerer Mangel an Buchstaben des Alphabets.

[32] Eine an der Wand befestigte Pendeluhr.

[33] O Jugend Frühling des Alters,
O Frühling Jugend des Jahres.

[34] Daß Chiron oder vielmehr Cheiron erbabener bedeuten soll, ist uns bis jetzt nicht bekannt gewesen, und dürfte schwer zu begründen sein; schlimmer dagegen bedeutet es allerdings.

[35] Greling, das kleinste und schwächste Kabeltau auf den Schiffen.], von Wänden [Wand, das Tauwerk, womit die Mastbäume festgehalten werden.

[36] Die Communs nannte man am französischen Hofe die verschiedenen Kellereien, Küchen, Speisekammern für das Hofgesinde, auch das Gebäude, worin die Hausofficianten wohnten und arbeiteten.

[37] Frau Gräfin, seien Sie artig – ich bin in Verlegenheit.

[38] Ich bin alt und halsstarrig; ein großer Prozeß tödtet mich; wer wird ihn mir gewinnen?

[39] Etüde: In Frankreich Schreibstube des Advokaten mit Kundschaft.

- [40] Eine feierliche Sitzung des Königs von Frankreich, worin er dem Parlament vom Throne aus persönlich den Befehl ertheilte, ein Edict zu registriren, gegen welches sich das Parlament ablehnend erklärt hatte, welche Registrirung sodann geschah. Es war dies stets eine Handlung der Gewalt.
- [41] Kunstschler.
- [42] Eine aufrührerische Partei in Paris unter Carl VI.
- [43] All mein Glück hab' ich verloren.
- [44] Colin verlässt mich...
- [45] Hätte ich auf die Reden der Galans in der Stadt gehört, so wäre es mir leicht gewesen, andere Liebschaften anzufangen.
- [46] In meiner dunklen Hütte stets neue Sorgen, Wind, Sonn' und Kälte, stets Müh und Arbeit.
- [47] Colette, meine Schäferin, bewohnst du sie mit mir, so wird Colin in seiner Hütte nichts mehr vermissen.
- [48] Ah! Gewöhnlich weiß die Liebe kaum, was sie erlaubt, was sie verbietet.
- [49] Es ist ein Kind, es ist ein Kind . . .
- [50] Laßt uns unter den Ulmen tanzen, feuert eure Mädchen an.
- [51] Colin kehrt zu seiner Schäferin zurück, feiern wir eine so schöne Rückkehr.
- [52] Meinen Diener hab' ich verloren und Colin verlässet mich.
- [53] Verwahrungsort für Straffällige bei kleineren Delikten.
- [54] Das Wortspiel Pierre - Peter und Pierre - Stein ist unübersetzbar.
- [55] Eisvögel.
- [56] Abermals ein unübersetzbares Wortspiel:(Auguillon bedeutet der Stachel.)

Alexandre Dumas



*Das Halsband
der Königin*

Denkwürdigkeiten eines Arztes

Von
Alexander Dumas

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin

Aus dem Französischen
von
Dr. August Zoller.



Stuttgart.
Frank'sche Verlagsbuchhandlung.
1849.

Druck der K. Hofdruckerei zu Gutenberg in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis

Denkwürdigkeiten eines Arztes

Das Halsband der Königin

Erstes bis viertes Bändchen

Die Weissagungen

Prolog

1. Ein alter Edelmann und ein alter Haushofmeister

2 Lapérouse

I. Zwei unbekannte Frauen.

II. Das Innere eines Hauses.

III. Jeanne von La Mothe Valois.

IV. Bélus.

V. Straße nach Versailles

VI. Der Befehl.

VII. Der Alkoven der Königin.

VIII. Das kleine Lever der Königin.

IX. Der Schweizer-Teich.

X. Der Versucher.

XI. Der Suffren

XII. Herr von Charny.

XIII. Die hundert Louisd'or der Königin.

XIV. Meister Fingret.

XV. Der Cardinal von Rohan

XVI. Mesmer und Saint-Martin.

XVII. Der Bottich

XVIII. Mademoiselle Oliva.

Fünftes bis neuntes Bändchen

XIX. Herr Beausire.

XX. Das Gold.

XXI. Das kleine Haus

XXII. Einige Worte über die Oper.

XXIII. Der Opernball

XXIV. Sappho.

XXV. Die Academie des Herrn von Beausire.

XXVI. Der Gesandte.

XXVII. Die Herren Böhmer und Bossange.

XXVIII. Bei der Gesandtschaft.

XXIX. Der Handel.

XXX. Das Haus des Zeitungsschreibers.

XXXI. Wie zwei Freunde Feinde werden.

XXXII. Das Haus der Rue Saint-Gilles.

XXXIII. Das Haupt der Familie Taverney.
XXXIV. Der Vers des Herrn von Provence.
XXXV. Die Prinzessin von Lamballe.
XXXVI. Bei der Königin.
XXXVII. Ein Alibi.
XXXVIII. Herr von Crosne.
XXXIX. Die Versucherin.
XL. Ein doppelter Ehrgeiz, der für eine doppelte Liebe gelten will.
XLI. Worin man die Gesichter unter der Maske zu sehen anfängt.
XLII. Worin Herr Ducorneau durchaus nichts von dem, was vorgeht, begreift.
XLIII. Illusionen und Wirklichkeiten.
XLIV. Worin Mademoiselle Oliva sich zu fragen anfängt, was man mit ihr wolle.
XLV. Das öde Haus.
XLVI. Jeanne als Beschützerin.
XLVII. Jeanne als Schützlingin.
XLVIII. Das Portefeuille der Königin.
XLIX. Worin man den Doctor Louis wiederfindet.
L. Aegri Somnia.
LI. Worin nachgewiesen wird, daß die Öffnung des Herzens viel schwieriger ist, als die des Körpers.
Zehntes und elftes Bändchen
LII. Delirium.
LIII. Genesung.
LIV. Zwei blutende Herzen.
LV. Ein Finanzminister.
LVI. Wiedergefundene Illusionen. – Verlorenes Geheimniß.
LVII. Gläubiger und Schuldner.
LVIII. Haushaltungsrechnungen.
LIX. Marie Antoinette als Königin. Frau von La Mothe als Weib.
LX. Der Empfangschein Böhmers und die Verschreibung der Königin.
LXI. Die Gefangene.
LXII. Das Observatorium.
LXIII. Die zwei Nachbarinnen.
LXIV. Rendezvous.
LXV. Die Hand der Königin.
LXVI. Frau und Königin.
Zwölftes bis fünfzehntes Bändchen
LXVII. Weib und Dämon.
LXVIII. Die Nacht.
LXIX. Der Abschied.
LXX. Die Eifersucht des Cardinals.
LXXI. Die Flucht.
LXXII. Der Brief und der Empfangschein.
LXXIII. König kann ich nicht, Prinz mag ich nicht, Rohan bin ich.
LXXIV. Fechtkunst und Diplomatie.

LXXV. Edelmänn, Cardinal und Königin.
LXXVI. Erklärungen.
LXXVII. Die Verhaftung.
LXXVIII. Die Protocolle.
LXXIX. Eine letzte Anschuldigung.
LXXX. Die Brautbewerbung.
LXXXI. Saint-Denis.
LXXXII. Ein todtes Herz.
LXXXIII. Worin es sich erklärt, warum der Baron fett wurde.
LXXXIV. Der Vater und die Braut.
LXXXV. Nach dem Drachen die Natter.
LXXXVI. Wie es kam, daß Herr von Beausire, während er den Hasen jaget, selbst von den Agenten des Herrn von Crosne gejagt wurde.
LXXXVII. Die Turteltauben werden in den Käfig gebracht.
LXXXVIII. Herr von Crosne.
LXXXIX. Herr von Breteuil.
XC. Eine letzte Hoffnung.
XCI. Die Taufe des kleinen Beausire.
XCII. Das Schemelchen.
XCIII. Von einem Gitter und einem Abbé.
XCIV. Der Spruch.
XCV. Die Execution.
XCVI. Die Hochzeit.

Erstes bis viertes Bändchen

Die Weissagungen

Prolog

1.

Ein alter Edelmann und ein alter Haushofmeister

In den ersten Tagen des Monats April 1784, gegen ein Viertel auf vier Uhr Nachmittags, stieß der betagte Marschall von Richelieu, unser alter Bekannter, nachdem er seine Augenbrauen mit einer wohlriechenden Tinctur gefärbt hatte, mit der Hand den Spiegel zurück, den ihm sein Kammerdiener, der Nachfolger, aber kein Ersatzmann des getreuen Rafté, vorhielt, schüttelte den Kopf mit jener Miene, die nur ihm eigenthümlich war, und sagte:

»So, nun bin ich gut.«

Und er erhob sich aus seinem Lehnstuhl und stäubte mit einer ganz jugendlichen Geberde mit dem Finger die Atome weißen Puders ab, die von seiner Perrücke auf sein Beinkleid von himmelblauem Sammet gefallen waren. Dann, nachdem er, die Fußbiege ausstreckend, ein paar Gänge durch sein Ankleidecabinet gemacht hatte, rief er:

»Mein Haushofmeister!«

Nach fünf Minuten erschien der Haushofmeister im Galakleid.

Der Marschall nahm eine ernste Miene an, wie die Lage der Dinge es erheischte, und sprach:

»Mein Herr, ich setze voraus, daß Sie ein gutes Diner gemacht haben.«

»Ja, Monseigneur.«

»Nicht wahr, ich habe Ihnen die Liste der Gäste übergeben lassen?«

»Und ich habe die Zahl wohl behalten; neun Couverts, ist es nicht so, Monseigneur?«

»Es ist ein großer Unterschied unter den Couverts, mein Herr!«

»Ja, Monseigneur... aber...«

Der Marschall unterbrach den Haushofmeister mit einer durch Majestät gemäßigten Bewegung der Ungeduld:

»Aber... ist keine Antwort, mein Herr, und so oft ich das Wort *aber* höre, und ich habe es seit achtundachtzig Jahren oft gehört, nun wohl! so oft ich dieses Wort gehört – es thut mir sehr leid, Ihnen dieß sagen zu müssen – ist es immer der Vorläufer einer Albernheit gewesen.«

»Monseigneur!...«

»Vor Allem, um wie viel Uhr lassen Sie mich speisen?«

»Monseigneur, die Bürgersleute speisen um zwei Uhr, die Robe¹ um drei Uhr, der Adel um 4 Uhr.«

»Und ich, mein Herr?«

»Monseigneur wird heute um fünf Uhr speisen.«

»Ho! ho! um fünf Uhr!«

»Ja, Monseigneur, wie der König.«

»Und warum wie der König?«

»Weil auf der Liste, die Monseigneur mir zu übergeben die Gnade gehabt hat, ein Königsname steht.«

»Keineswegs, mein Herr, Sie täuschen sich; unter meinen heutigen Gästen sind nur einfache Edelleute.«

»Monseigneur beliebt ohne Zweifel mit seinem unterthänigsten Diener zu scherzen, und ich danke Ihnen für die Ehre, die er mir erweist. Doch der Herr Graf von Haga, der zu den Gästen von Monseigneur gehört...«

»Nun?«

»Der Graf von Haga ist ein König.«

»Ich kenne keinen König, der sich so nennt.«

»Dann verzeihe mir Monseigneur,« sprach der Haushofmeister sich verbeugend, »aber ich glaubte, ich muthmaßte...«

»Es ist nicht Ihr Auftrag, zu glauben, mein Herr! Es ist nicht Ihre Pflicht, zu muthmaßen; Sie haben nichts Anderes zu thun, als die Befehle zu lesen, die ich Ihnen gebe, ohne irgendeinen Commentar beizufügen. Will ich, daß man etwas wisse, so sage ich es; sage ich es nicht, so will ich, daß man es nicht wisse.«

Der Haushofmeister verbeugte sich zum zweiten Mal, und dießmal vielleicht ehrfurchtsvoller, als wenn er mit einem regierenden König gesprochen hätte.

»Sie werden also,« fuhr der alte Marschall fort, »Sie werden, da ich nur Edelleute bei Tisch habe so gut sein, mich zu meiner gewöhnlichen Stunde, das heißt, um vier Uhr speisen zu lassen.«

Bei diesem Befehl verdüsterte sich die Stirn des Haushofmeisters, als hätte er ein Todesurtheil aussprechen hören. Er erbleichte und beugte sich unter dem Schlag. Bald aber erhob er sich wieder mit dem Muth der Verzweiflung und sprach:

»Es mag geschehen, was Gottes Wille ist, doch Monseigneur wird erst um fünf Uhr speisen.«

»Warum und wie dieß« rief der Marschall, rasch sich aufrichtend.

»Weil es materiell unmöglich ist, daß Monseigneur früher speist.«

»Mein Herr,« sagte der alte Marschall, indem er voll Stolz seinen noch lebhaften und jungen Kopf schüttelte, »Sie sind, glaube ich, nun zwanzig Jahre in meinem Dienst?«

»Einundzwanzig Jahre, Monseigneur, einen Monat und zwei Wochen darüber.«

»Wohl, mein Herr, diesen einundzwanzig Jahren einem Monat und zwei Wochen werden Sie nicht einen Tag, nicht eine Stunde mehr beifügen. Hören Sie?« sagte der Greis, seine dünnen Lippen zusammenpressend und seine gemalte Stirne faltend, »schon diesen Abend werden Sie sich einen Herrn suchen. Ich will nicht, daß das Wort unmöglich in meinem Hause

ausgesprochen wird. Ich mag in meinem Alter nicht die Lehre dieses Wortes durchmachen. Ich habe keine Zeit zu verlieren.«

Der Haushofmeister verbeugte sich zum dritten Mal und erwiderte:

»Diesen Abend nehme ich von Monseigneur Abschied, doch ich werde wenigstens bis zum letzten Augenblick meinen Dienst gethan haben, wie es anständig ist.«

Und er machte zwei Schritte rückwärts gegen die Thüre.

»Was nennen Sie, *wie es anständig ist?*« rief der Marschall. »Erfahren Sie, mein Herr, daß die Dinge hier gethan werden müssen, *wie es mir anständig ist*, das ist der Anstand. Ich will aber um vier Uhr speisen, und wenn ich um vier Uhr speisen will, *ist es mir nicht anständig*, daß Sie mich um fünf Uhr speisen lassen.«

»Herr Marschall,« sprach trocken der Haushofmeister, »ich habe als Kellermeister beim Herrn Prinzen von Soubise, als Intendant beim Herrn Prinzen Cardinal Louis von Rohan gedient. Beim Ersten speiste Seine Majestät der selige König von Frankreich einmal im Jahr; bei dem Zweiten speiste Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich einmal im Monat. Ich weiß also, wie man Souveräne behandelt, Monseigneur. Bei Herrn von Soubise nannte sich der König Ludwig XV. vergebens Baron von Genesse, er blieb immer ein König; bei Herrn von Rohan nannte sich der Kaiser Joseph vergebens Graf von Bartenstein, er blieb immer der Kaiser. Heute empfängt der Herr Marschall einen Gast, der sich vergebens Graf von Haga nennt: der Graf von Haga ist nichtsdestoweniger der König von Schweden. Ich verlasse diesen Abend das Hotel des Herrn Marschalls, oder der Herr Graf von Haga wird hier wie ein König behandelt.«

»Und das ist es gerade, was ich Ihnen durchaus verbiete, halsstarriger Mensch; der Graf von Haga will das strengste, undurchsichtigste Incognito. Daran erkenne ich Eure albernen Eitelkeiten, meine Herren von der Serviette! Es ist nicht die Krone, was Ihr ehrt, Euch selbst verherrlicht Ihr mit unsern Thalern.«

»Ich denke nicht, daß Monseigneur im Ernst mit mir von Geld spricht,« entgegnete bitter der Haushofmeister.

»Nein, mein Herr,« sagte der Marschall beinahe gedemüthigt; mein Gott! wer Teufels spricht von Geld? Ich bitte, gehen Sie nicht von der Frage ab, und ich wiederhole, daß von keinem König hier die Rede sein soll.«

»Aber, Herr Marschall, was glauben Sie von mir? Denken Sie denn, ich werde blindlings zu tappen? Es soll keinen Augenblick von einem König die Rede sein.«

»Seien Sie also nicht hartnäckig und lassen Sie sich um vier Uhr speisen.«

»Nein, Herr Marschall, um vier Uhr wird das, was ich erwarte, nicht angekommen sein.«

»Was erwarten Sie? einen Fisch, wie Herr Vatel?«

»Herr Vatel, Herr Vatel,« murmelte der Haushofmeister.

»Nun, sind Sie ärgerlich über die Vergleichung?«

»Nein, aber wegen eines unglücklichen Degenstichs, den er sich durch den Leib versetzt hat, ist Herr Vatel unsterblich geworden!«

»Ah! ah! und Sie finden, Ihr College habe den Ruhm zu wohlfeil bezahlt?«

»Nein, Monseigneur, aber wie viele Andere leiden mehr als er bei unserem Gewerbe, und verschlucken Schmerzen und Demüthigungen, die hundertmal schlimmer sind als ein Degenstich, werden aber darum doch nicht unsterblich!«

»Ei! mein Herr, wissen Sie nicht, daß man, um unsterblich zu werden, von der Academie oder

totd sein muß?«

»Monseigneur, wenn es sich so verhält, so ist es besser, ganz lebendig zu sein und seinen Dienst zu thun. Ich werde nicht sterben, und mein Dienst wird verrichtet werden, wie es der von Vatel geworden wäre, hätte der Prinz von Condé die Geduld gehabt, eine halbe Stunde zu warten.«

»Ah! Sie versprechen ein Wunder, das ist geschickt.«

»Nein, Monseigneur, kein Wunder.«

»Aber was erwarten Sie denn?«

»Soll ich es Monseigneur sagen?«

»Meiner Treue, ja, ich bin neugierig.«

»Wohl, Monseigneur, ich erwarte eine Flasche Wein.«

»Eine Flasche Wein? erklären Sie sich, die Sache fängt an, mich zu interessiren.«

»Hören Sie, um was es sich handelt, Monseigneur. Seine Majestät der König von Schweden, verzeihen Sie, Seine Excellenz der Graf von Haga, wollte ich sagen, trinkt nie andern Wein als Tokayer.«

»Nun! bin ich so entblößt, daß ich nicht einmal Tokayer im Keller habe? Dann müßte man den Kellermeister fortjagen.«

»Nein, Monseigneur, Sie haben im Gegentheil noch ungefähr sechzig Flaschen.«

»Glauben Sie denn, der Graf von Haga trinke einundsechzig Flaschen bei seinem Mittagmahle?«

»Geduld, Monseigneur; als der Herr Graf von Haga zum ersten Mal nach Frankreich kam, war er nur Kronprinz; er speiste damals beim seligen König, der zwölf Flaschen Tokayer von Seiner Majestät dem Kaiser von Oestreich bekommen hatte. Sie wissen, daß der Tokayer erster Qualität für den Keller der Kaiser vorbehalten wird, und daß selbst die Souveräne von diesem Gewächs nur so viel trinken, als Seine Majestät der Kaiser ihnen zu schenken die Güte hat.«

»Ich weiß es.«

»Wohl, Monseigneur, von diesen zwölf Flaschen, von denen der Kronprinz kostete, und deren Wein er vortrefflich kennt, sind heute nur noch zwei übrig.«

»Ha! ha!«

»Die eine ist noch in den Kellern König Ludwigs XVI.«

»Und die andere?«

»Ah! das ist es, Monseigneur,« erwiderte der Haushofmeister mit einem triumphirenden Lächeln; denn er fühlte, daß nach dem langen Streit, den er ausgehalten, der Augenblick des Sieges herankam, »die andere, die andere wurde entwendet.«

»Durch wen?«

»Durch einen meiner Freunde, den Kellermeister des verstorbenen Königs, der große Verbindlichkeiten gegen mich hatte.«

»Ah! ah! Und er gab sie Ihnen?«

»Sicherlich, ja, Monseigneur,« sprach der Haushofmeister voll Stolz.

»Und was machten Sie damit?«

»Ich legte sie sorgfältig in den Keller meines Herrn.«

»Ihres Herrn? Wer war zu jener Zeit Ihr Herr?«

»Der Herr Cardinal Prinz Louis von Rohan.«

»Ah! mein Gott! in Straßburg?«

»In Saverne.«

»Und Sie haben Jemand abgeschickt, um diese Flasche für mich holen zu lassen?« rief der alte Marschall.

»Für Sie, Monseigneur,« antwortete der Haushofmeister mit dem Tone, den er gewählt hätte, um zu sagen: »Undankbarer.«

Der Herzog von Richelieu ergriff die Hand des alten Dieners und rief:

»Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr; Sie sind der König der Haushofmeister.«

»Und Sie jagten mich weg!« erwiderte dieser mit einer unübersetzbaren Bewegung des Kopfes und der Schultern.

»Ich bezahle Ihnen diese Flasche mit hundert Pistolen.«

»Und hundert Pistolen, die der Herr Marschall für die Reisekosten zu bezahlen haben wird, das macht zweihundert Pistolen. Doch Monseigneur muß gestehen, daß dieß nichts ist.«

»Ich werde Alles gestehen, was Ihnen beliebt, mein Herr; mittlerweile verdopple ich von heute an Ihren Gehalt.«

»Aber Monseigneur war mir hiefür nichts schuldig; ich habe nur meine Pflicht gethan.«

»Und wann wird Ihr Hundert-Pistolen-Courier ankommen?«

»Monseigneur mag urtheilen, ob ich meine Zeit verloren habe: an welchem Tag hat Monseigneur das Diner befohlen?«

»Ich glaube, vor drei Tagen.«

»Ein Courier, der mit verhängten Zügeln reitet, braucht vierundzwanzig Stunden, um an Ort und Stelle zu kommen, und vierundzwanzig Stunden zur Rückkehr.«

»Es blieben Ihnen vierundzwanzig Stunden übrig. Fürst der Haushofmeister, was haben Sie mit vierundzwanzig Stunden gemacht?«

»Ah! Monseigneur, ich habe sie verloren. Der Gedanke kam mir erst einen Tag, nachdem Sie mir die Liste Ihrer Gäste gegeben. Berechnen wir nun die Zeit, welche das Geschäft erfordert, und Sie werden sehen, Monseigneur, daß ich, wenn ich um Verzug bis fünf Uhr bitte, nur die streng nothwendige Zeit verlange.«

»Wie! die Flasche ist noch nicht hier?«

»Nein, Monseigneur.«

»Guter Gott! und wenn Ihr College in Saverne Herrn von Rohan eben so ergeben wäre, als Sie es mir sind?«

»Nun, Monseigneur?«

»Wenn er die Flasche verweigerte, wie Sie es selbst gethan hätten?«

»Ich, Monseigneur?«

»Ja, ich denke, Sie würden eine solche Flasche nicht hergeben, wenn sie sich in meinem Keller fände.«

»Ich bitte Monseigneur unterthänigst um Verzeihung; wenn ein College, der einen König zu bewirthen hätte, zu mir käme und mich um Ihre beste Flasche Wein bäte, so würde ich sie ihm auf der Stelle geben.«

»Ha! ha!« machte bei Marschall mit einer leichten Grimasse.

»Wenn man unterstützt, wird man unterstützt, Monseigneur.«

»Somit bin ich beinahe beruhigt,« sprach der Marschall mit einem Seufzer; »doch wir haben noch einen schlimmen Fall zu befürchten.«

»Welchen?«

»Wenn die Flasche zerbricht.«

»Ah! Monseigneur. es gibt kein Beispiel, daß je ein Mensch eine Flasche von zweitausend Livres zerbrochen hat.«

»Ich hatte Unrecht, sprechen wir nicht mehr davon; um welche Stunde wird Ihr Courier ankommen?«

»Schlag vier Uhr.«

»Wer hindert uns dann, um vier Uhr zu speisen?« versetzte der Cardinal, halsstarrig wie ein castilianisches Maulthier.

»Monseigneur, mein Wein braucht eine Stunde um auszuruhen; und dazu bedarf es noch eines Verfahrens, dessen Erfinder ich bin, sonst müßte er drei Tage haben.«

Auch dießmal geschlagen, verbeugte sich der Marschall vor seinem Haushofmeister, um seine Niederlage zu bezeichnen.

»Ueberdieß,« fuhr der Haushofmeister fort, »überdieß werden die Gäste von Monseigneur, da sie wissen, daß sie die Ehre haben, mit dem Herrn Grafen von Haga zu speisen, erst um halb fünf Uhr kommen.«

»Ah! noch ein Grund!«

»Allerdings, Monseigneur; nicht wahr, die Gäste von Monseigneur sind Herr von Launay. die Frau Gräfin Dubarry, Herr von Lapérouse, Herr von Favras, Herr von Condorcet, Herr von Cagliostro und Herr von Taverney?«

»Nun?«

»Nun, Monseigneur, gehen wir der Ordnung nach zu Werke: Herr von Launay kommt von der Bastille und braucht von Paris bei dem Eis, das auf den Straßen liegt, drei Stunden.«

»Ja, aber er wird sogleich nach dem Mittagessen der Gefangenen, das heißt um zwölf Uhr, abfahren; ich kenne das.«

»Verzeihen Sie, Monseigneur, seitdem der Herr Marschall in der Bastille gewesen, hat sich die Stunde des Mittagessens verändert; die Bastille speist um ein Uhr.«

»Mein Herr, man lernt alle Tage, und ich danke Ihnen. Fahren Sie fort!

»Madame Dubarry kommt von Luciennes, einer fortwährenden Senkung der Straße beim Glatteis.«

»Ah! das wird sie nicht verhindern, pünktlich zu sein. Seitdem sie nur noch die Favoritin eines Herzogs ist, spielt sie die Königin höchstens gegen Barone. Doch verstehen Sie mich wohl. Ich wollte frühzeitig speisen, wegen Herrn von Lapérouse, der heute Abend abreist und sich nicht gern verspäten wird.«

»Monseigneur, Herr von Lapérouse ist beim König; er plaudert mit Seiner Majestät über Geographie und Kosmographie. Der König wird Herrn von Lapérouse nicht sobald loslassen.«

»Das ist möglich.«

»Das ist sicher, Monseigneur; ebenso wird es bei Herrn von Favras sein, der beim Herrn Grafen von Provence ist, und dort ohne Zweifel über das Stück des Herrn Barons von

Beaumarchais spricht.«

»Ueber *Figaro's Hochzeit*?«

»Ja, Monseigneur.«

»Wissen Sie, daß Sie ganz gelehrt sind?

»In meinen verlorenen Augenblicken lese ich, Monseigneur.«

»Wir haben Herrn von Condorcet, der in seiner Eigenschaft als Geometer wohl seine Ehre in die Pünktlichkeit setzen könnte.«

»Ja, aber er wird sich in eine Rechnung vertiefen, und wenn er weggeht, wird er um eine halbe Stunde im Verzug sein. Was den Grafen von Cagliostro betrifft, so kennt dieser Herr, da er ein Fremder ist und erst seit Kurzem in Paris wohnt, wahrscheinlich das Leben in Versailles noch nicht vollkommen und wird auf sich warten lassen.«

»Ah! Sie haben, abgesehen von Taverney, alle meine Gäste genannt, und zwar in einer Ordnung des Aufzählens, welche seiner und meines armen Rasté würdig wäre.«

Der Haushofmeister verbeugte sich und erwiderte dann:

»Ich habe von Herrn von Taverney nicht gesprochen, weil dieser ein alter Freund ist und sich nach den Gebräuchen richten wird. Monseigneur, ich glaube wohl, dieß sind die acht Couverts von heute Abend.«

»Vollständig. Wo lassen Sie uns speisen?«

»Im großen Speisesaal, Monseigneur.«

»Wir werden dort erfrieren.«

»Es ist seit drei Stunden eingeheizt, und ich habe die Atmosphäre auf achtzehn Grade geregelt.«

»Sehr gut! Doch es schlägt halb.«

Der Marschall warf einen Blick auf seine Pendeluhr.

»Es ist halb fünf Uhr mein Herr.«

»Ja, Monseigneur, und eben tritt ein Pferd in den Hof ein; das ist meine Flasche Tokayer.«

»O! könnte ich noch zwanzig Jahre so bedient werden!« sprach der alte Marschall, zu seinem Spiegel zurückkehrend, während der Haushofmeister nach seiner Tischgeräthkammer eilte.

»Zwanzig Jahre!« sagte eine heitere Stimme, die den Marschall beim ersten Blick, den er in den Spiegel warf, unterbrach, »zwanzig Jahre! ich wünsche sie Ihnen, mein lieber Marschall; dann werde ich aber sechzig zählen, Herzog, und sehr alt sein.«

»Sie, Gräfin!« rief der Marschall, »Sie die Erste! Mein Gott! wie sind Sie doch stets so schön und frisch!«

»Sagen Sie, ich sei erfroren.«

»Ich bitte, gehen Sie in's Boudoir.«

»O! wir Beide allein, Marschall?«

»Zu Drei,« erwiderte eine schmetternde Stimme.

»Taverney!« rief der Marschall. »Die Pest über diesen Freudenstörer,« flüsterte er der Gräfin in's Ohr.

»Geck!« murmelte Madame Dubarry, ein Gelächter aufschlagend.

Und alle Drei gingen in das anstoßende Zimmer.

In demselben Augenblick verkündigte das dumpfe Rollen mehrerer Wagen auf dem schneebedeckten Pflaster dem Marschall die Ankunft der Geladenen, und bald nachher nahmen, unterstützt durch die Pünktlichkeit des Haushofmeisters, um den eirunden Tisch des Speisesaales Platz: neun Lakaien, schweigsam, wie Schatten, behend ohne Hast, zuvorkommend ohne Aufdringlichkeit, auf den Teppichen hinschlüpfend, zwischen den Gästen durchgehend, ohne je an ihren Armen anzustreifen, ohne je an ihre Fauteuils zu stoßen, Fauteuils, begraben in einer Masse von Pelzen, worein die Beine der Gäste bis an die Kniekehlen einsanken; das war es, was die Geladenen des Marschalls mit den milden Feuern der Oefen, dem Geruche der Fleische, dem Dufte der Weine und dem Gesumme der ersten Plaudereien nach der Suppe genossen.

Kein Geräusch außen, die Läden hatten Dämpfer; kein Geräusch im Innern, ausgenommen das, welches die Gäste machten; Teller, die den Platz wechselten, ohne daß man sie tönen hörte, Silberzeug, das ohne einen einzigen Klang von den Buffets auf den Tisch überging; ein Haushofmeister, dessen Geflüster man nicht einmal hören konnte ... er gab seine Befehle mit den Augen.

So fühlten sich die Gäste nach Verlauf von zehn Minuten ganz allein in diesem Saale; so unfühlbare Sklaven mußten in der That stumm sein.

Herr von Richelieu war der Erste, der dieses feierliche Stillschweigen, das so lange dauerte als die Suppe, dadurch unterbrach, daß er zu seinem Nachbar zur Rechten sagte:

»Der Herr Graf trinkt nicht?«

Derjenige, an welchen er diese Worte richtete, war ein Mann von achtundreißig Jahren, blond von Haaren, klein von Wuchs, hoch von Schultern; sein hellblaues Auge war zuweilen lebhaft, häufig melancholisch: der Adel war in unverwerflichen Zügen auf seine edle offene Stirne geschrieben.

»Ich trinke nur Wasser,« antwortete er.

»Ausgenommen bei König Ludwig XV.,« entgegnete der Herzog. »Ich habe die Ehre gehabt, mit dem Herrn Grafen dort zu speisen, und damals hat er wohl Wein getrunken.«

»Sie rufen da eine herrliche Erinnerung in mir zurück, Herr Marschall; ja, im Jahre 1771 war es Tokayerwein vom kaiserlichen Gewächs.«

»Es war von demselben Wein, den mein Haushofmeister in diesem Augenblick Ihnen einzuschicken die Ehre hat, Herr Graf,« erwiderte Richelieu, sich verbeugend.

Der Graf von Haga hob das Glas bis zur Höhe seiner Augen empor und betrachtete es bei der Helle der Kerzen.

Der Wein funkelte im Glase wie ein flüssiger Rubin.

»Es ist wahr, Herr Marschall, ich danke,« sagte er.

Der Graf sprach die Worte: *ich danke*, mit einem so edlen und anmuthigen Tone, daß die Anwesenden electrirt mit einer einzigen und gleichzeitigen Bewegung aufstanden und riefen: »Es lebe Seine Majestät!«

»Gewiß,« erwiderte der Graf von Haga: »Es lebe Seine Majestät der König von Frankreich!

Sind Sie nicht meiner Ansicht, Herr von Lapérouse?»

»Herr Graf,« erwiderte der Capitän mit dem zugleich freundlichen und ehrfurchtsvollen Ausdruck des Mannes, der mit gekrönten Häuptern zu sprechen gewohnt ist, »ich habe den König vor einer Stunde verlassen, und er war so voll Güte gegen mich, daß Niemand lauter: Es lebe der König! rufen wird, als ich es thue. Da ich mich in einer Stunde in eine Postchaise werfen werde, um die See zu erreichen, wo mich die zwei Versorgungsschiffe erwarten, die der König zu meiner Verfügung stellt, so bitte ich um Erlaubniß, so bald ich einmal draußen bin, rufen zu dürfen: Es lebe ein anderer König, dem ich sehr gern dienen würde, hätte ich nicht einen so guten Herrn!«

Nach diesen Worten erhob Lapérouse sein Glas und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Grafen von Haga.

»Bei der Gesundheit, die Sie ausbringen wollen, sind wir Alle bereit einzustimmen, mein Herr,« sagte Madame Dubarry, die zur Linken des Marschalls saß. »Aber unser Altersdechant, wie man im Parlament sagen würde, muß diese Gesundheit ausbringen.«

»Ist dieses Wort an Dich gerichtet, Taverney, oder an mich?« fragte der Marschall lachend und seinen alten Freund anschauend.

»Ich glaube nicht,« erwiderte eine neue Person, die dem Marschall von Richelieu gegenüber saß.

»Was glauben Sie nicht, Herr von Cagliostro?« sagte der Graf von Haga, indem er seinen durchdringenden Blick auf den Redner heftete.

»Ich glaube nicht, Herr Graf, daß Herr von Richelieu unser Altersdechant ist,« antwortete Cagliostro, sich verbeugend.

»Oh! das ist gut, es scheint, Du bist es, Taverney,« rief der Marschall.

»Ah! ich zähle acht Jahre weniger, als Du. Ich bin von 1704,« erwiderte der alte Herr.

»Unartiger Bursche.« sagte der Marschall, »er verräth meine acht und achtzig Jahre.«

»Wahrhaftig, Herr Herzog, Sie sind achtundachtzig Jahre alt?« rief Herr von Condorcet.

»Ah! mein Gott, ja. Die Rechnung ist leicht zu machen, und gerade deßhalb ist sie eines Algebraisten von Ihrer Stärke unwürdig, Herr Marquis. Ich bin aus dem vorigen Jahrhundert, aus dem großen Jahrhundert, wie man es nennt, 1696, das ist ein Datum.«

»Unmöglich!« rief Herr von Launay.

»Oh! wenn Ihr Vater hier wäre, mein Herr Gouverneur der Bastille,« entgegnete Richelieu, »er würde nicht »unmöglich« sagen, er, der mich im Jahr 1714 als Kostgänger hatte.«

»Der Altersdechant,« sprach Herr von Favras, »das erkläre ich, ist der Wein, den sich der Herr Graf von Haga in diesem Augenblick einschenkt.«

»Ein Tokayer von hundert und zwanzig Jahren, Sie haben Recht, Herr von Favras,« erwiderte der Graf. »Diesem Tokayer käme die Ehre zu, die Gesundheit des Königs auszubringen.«

»Einen Augenblick Geduld,« rief Cagliostro, indem er seinen großen, von Stärke und Verstand funkelnden Kopf über die Tafel erhob, »ich mache Anspruch darauf.«

»Sie machen diesem Tokayer gegenüber auf das Altersvorrecht Anspruch?« fragten die Gäste im Chor.

»Ganz gewiß,« erwiderte voll Ruhe der Graf, »denn ich selbst habe ihn in seiner Flasche versiegelt.«

»Sie?«

»Ja, ich, und zwar am Tage des Sieges, den im Jahr 1664 Montecuculi über die Türken davon trug.«

Diese Worte, welche Cagliostro mit einem unstörbaren Ernst ausgesprochen hatte, wurden mit einem ungeheuren Gelächter aufgenommen.

»Nach dieser Rechnung sind Sie so etwa hundert und dreißig Jahre alt,« sagte Madame Dubarry, »denn Sie mußten doch wohl zehn Jahre alt sein, als Sie diesen guten Wein in seine dicke Flasche füllten.«

»Ich zählte mehr als zehn Jahre, als ich diese Operation vornahm, Madame, denn zwei Tage nachher erhielt ich von Sr. Majestät, dem Kaiser von Oestreich, den ehrenvollen Auftrag, Montecuculi Glück zu wünschen, der durch den Sieg bei St. Gotthard den Tag von Espek in Slavonien gerächt hatte, wo die Ungläubigen die Kaiserlichen, meine Freunde und meine Waffengefährten von 1536, so gewaltig schlugen.«

»Ei!« sagte der Graf von Haga, ebenso kalt, als es Cagliostro that, »der Herr war damals mindestens zehn Jahre alt, da er dieser merkwürdigen Schlacht persönlich beiwohnte.«

»Eine furchtbare Niederlage, Herr Graf!« erwiderte Cagliostro mit einer Verbeugung.

»Minder grausam jedoch, als die Niederlage bei Crecy,« entgegnete Condorcet lächelnd.

»Es ist wahr, mein Herr,« sprach Cagliostro, ebenfalls lächelnd, »die Niederlage bei Crecy war etwas Schreckliches in der Hinsicht, daß nicht bloß eine Armee geschlagen wurde, sondern Frankreich. Wir müssen indessen zugeben, daß diese Niederlage kein ganz redlicher Sieg von Seiten Englands war. König Eduard hatte Kanonen, ein Philipp von Balois völlig unbekannter Umstand, oder vielmehr ein Umstand, an den Philipp von Balois nicht glauben wollte, obschon ich ihn darauf aufmerksam machte, obschon ich ihm sagte, ich habe mit meinen eigenen Augen die vier Feldstücke gesehen, welche Eduard von den Venetianern gekauft.«

»Ah! ah!« rief Madame Dubarry, »ah! Sie haben Philipp von Balois gekannt?«

»Madame, ich hatte die Ehre, einer der fünf Herren zu sein, die seine Escorte bildeten, als er das Schlachtfeld verließ. Ich kam nach Frankreich mit dem armen, alten König von Böhmen, der blind war und sich in dem Augenblick tödten ließ, wo man ihm sagte, Alles sei verloren.«

»Oh! mein Gott, mein Herr!« sagte Lapérouse, »Sie können nicht glauben, wie sehr ich es bedaure, daß Sie nicht, statt der Schlacht bei Crecy, der von Actium beigewohnt haben.«

»Und warum dieß, mein Herr?«

»Ah! weil Sie mir hätten einzelne nautische Umstände mittheilen können, die mir trotz der schönen Erzählung Plutarchs stets dunkel geblieben sind.«

»Welche Umstände meinen Sie? es würde mich sehr glücklich machen, wenn ich Ihnen von einigem Nutzen sein könnte.«

»Sie waren also dabei?«

»Nein, ich war damals in Aegypten. Die Königin Cleopatra hatte mich beauftragt, die Bibliothek in Alexandria wieder herzustellen, eine Sache, die ich besser als irgend ein Anderer auszuführen vermochte, da ich die besten Schriftsteller des Alterthums persönlich gekannt hatte.«

»Und Sie haben die Königin Cleopatra gesehen, Herr von Cagliostro?« rief Madame Dubarry.

»Wie ich Sie sehe, Madame.«

»War sie so hübsch, als man sagt?«

»Frau Gräfin, Sie wissen, die Schönheit ist etwas Relatives. Eine reizende Königin in Aegypten, hätte Cleopatra in Paris nur eine liebenswürdige Grisette sein können.«

»Sprechen Sie nicht schlimm von den Grisetten, Herr Graf.«

»Gott behüte mich!«

»Cleopatra war also...«

»Klein, mager, lebhaft, geistreich, mit großen, mandelartig geschlitzten Augen, einer griechischen Nase, Perlzähnen, einer Hand wie die Ihrige, aber zu schwach, um das Scepter zu halten. Sehen Sie, hier ist ein Diamant, den sie mir geschenkt; sie hatte denselben von ihrem Bruder Ptolomäus erhalten und trug ihn am Daumen.«

»Am Daumen?« rief Madame Dubarry.

»Ja, das war eine ägyptische Mode, und ich kann ihn, wie Sie sehen, kaum an meinen kleinen Finger stecken.«

Und er zog den Ring ab und reichte ihn Madame Dubarry.

Es war ein herrlicher Diamant, der, so wunderbar war sein Wasser, so geschickt sein Schnitt, dreißig- bis vierzigtausend Franken werth sein mochte.

Der Diamant machte die Runde um die Tafel und kam zu Cagliostro zurück, der ihn ruhig wieder an seinen Finger steckte.

»Ah! ich sehe es wohl,« rief er, »Sie sind ungläubig; unselige Ungläubigkeit, die ich mein ganzes Leben zu bekämpfen hatte! Philipp von Valois wollte mir nicht glauben, als ich ihm sagte, er möge Eduard einen Rückzug öffnen; Cleopatra wollte mir nicht glauben, als ich ihr sagte, Antonius würde geschlagen werden. Die Trojaner wollten mir nicht glauben, als ich ihnen in Beziehung auf das hölzerne Pferd sagte: Cassandra ist inspirirt! höret auf Cassandra.«

»Oh! das ist wunderbar!« rief Madame Dubarry, die sich vor Lachen krümmte, »ich habe in der That noch nie einen zugleich so ernsten und so belustigenden Mann gesehen, wie Sie.«

»Ich versichere Sie,« sagte Cagliostro, sich verbeugend, »Jonathan war noch viel belustigender, als ich. Oh! der herrliche Geselle! Als er von Saul getödtet wurde, wäre ich aber auch beinahe darüber verrückt geworden.«

»Wissen Sie, Graf,« sprach der Herzog von Richelieu, »wissen Sie, daß Sie, wenn Sie fortfahren, den armen Taverney verrückt machen werden, der eine solche Angst vor dem Tod hat, daß er Sie mit ganz bestürzten Augen anschaut, indem er Sie für unsterblich hält. Sprechen Sie aufrichtig: Sind Sie es, oder sind Sie es nicht?«

»Unsterblich?«

»Unsterblich.«

»Ich weiß es nicht, doch was ich weiß, ist, daß ich Eines versichern kann.«

»Was?« fragte Taverney, der gierigste von allen Zuhörern.

»Daß ich alle Dinge gekannt und mit allen Personen Umgang gepflogen habe, die ich Ihnen so eben angeführt.«

»Sie haben Montecuculi gekannt?«

»Wie ich Sie kenne, Herr von Favras, und sogar noch genauer; denn das ist das zweite oder dritte Mal, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen, während ich mit dem großen Strategiker, von dem wir sprechen, beinahe ein Jahr unter demselben Zelte lebte.«

»Sie haben Philipp von Valois gekannt?«

»Wie ich Ihnen zu sagen die Ehre hatte, Herr von Condorcet; als er aber nach Paris zurückgekehrt war, verließ ich Frankreich und begab mich wieder nach Böhmen.«

»Cleopatra?«

»Ja, Frau Gräfin, Cleopatra. Ich sagte Ihnen, sie habe schwarze Augen gehabt, wie Sie, und einen Hals, der beinahe so schön gewesen, als der Ihrige.«

»Aber, Graf, Sie wissen nicht, wie mein Hals ist.«

»Sie haben einen Hals wie Cassandra, und damit der Aehnlichkeit Nichts mangelt, hatte Cassandra wie Sie, oder Sie haben wie Cassandra ein kleines, schwarzes Mal in der Höhe der sechsten linken Rippe.«

»Ah! Graf, Sie sind einmal ein Zauberer.«

»Ei! nein, Madame,« entgegnete lächelnd der Marschall von Richelieu, »ich habe es ihm gesagt.«

»Und woher wissen Sie es?«

Der Marschall spitzte die Lippen und erwiderte:

»Hm! das ist ein Familiengeheimniß.«

»Es ist gut, es ist gut!« rief Madame Dubarry. »Wahrlich, Marschall, man hat sehr Recht, sich einer doppelten Lage Roth zu bedienen, wenn man zu Ihnen kommt.«

Dann wandte sie sich gegen Cagliostro und sprach:

»In der That, mein Herr, Sie besitzen also das Geheimniß, zu verjüngen, denn mit Ihren drei- bis viertausend Jahren sehen Sie kaum wie ein Vierziger aus.«

»Ja, Madame, ich besitze das Geheimniß, zu verjüngen.«

»Oh! so verjüngen Sie mich.«

»Sie, Madame, das ist unnöthig. Das Wunder ist geschehen. Man hat das Alter, das man zu haben scheint, und Sie sind höchstens dreißig Jahre alt.«

»Das ist eine Galanterie.«

»Nein, Madame, es ist eine Thatsache.«

»Erklären Sie sich.«

»Das ist ganz leicht. Sie haben mein Verfahren für sich selbst benützt.«

»Wie so?«

»Sie haben von meinem Elixir genommen.«

»Ich?«

»Sie selbst, Gräfin. Oh! Sie haben das nicht vergessen.«

»Oh! oh!«

»Gräfin, erinnern Sie sich eines Hauses in der Rue Saint-Claude? erinnern Sie sich, in dieses Haus in gewissen, Herrn von Sartines betreffenden Angelegenheiten gekommen zu sein? erinnern Sie sich, einem meiner Freunde, Namens Joseph Balsamo, einen Dienst geleistet zu haben? erinnern Sie sich, daß Ihnen Joseph Balsamo ein Geschenk mit einem Fläschchen Elixir machte, wobei er Ihnen jeden Morgen drei Tropfen zu nehmen empfahl? erinnern Sie sich, seine Vorschrift bis zum letzten Jahre befolgt zu haben, zu welcher Zeit das Fläschchen leer war? Erinnern Sie sich aller dieser Umstände nicht mehr, Gräfin, so wäre dieß in der That nicht mehr Vergeßlichkeit, sondern Undank.«

»Oh! Herr von Cagliostro, Sie sagen mir da Dinge...«

»Die nur Ihnen allein bekannt sind, ich weiß es wohl. Worin läge aber das Verdienst, ein Zauberer zu sein, wenn man die Geheimnisse seines Nächsten nicht wüßte?«

»Joseph Balsamo hatte also, wie Sie, das Recept dieses wunderbaren Elixirs?«

»Nein, Madame, da er aber einer meiner besten Freunde war, schenkte ich ihm drei bis vier Fläschchen.«

»Und er hat noch davon?«

»Oh! das weiß ich nicht. Seit drei Jahren ist der arme Balsamo verschwunden. Ich sah ihn zum letzten Mal in America, an den Ufern des Ohio; er unternahm eine Expedition nach den Rocky Mountains, und seitdem hörte ich sagen, er sei gestorben.«

»Genug, genug, Graf!« rief der Marschall; »ich bitte, lassen Sie die Galanterien. Das Geheimniß, Graf, das Geheimniß!«

»Sprechen Sie im Ernste, mein Herr?« fragte der Graf von Haga.

»Ganz im Ernste, Sire. Verzeihen Sie, ich will sagen, Herr Graf,« erwiderte Cagliostro, und dabei verbeugte er sich auf eine Weise, durch die er andeutete, der Irrthum, den er begangen, sei ganz freiwillig geschehen.

»Madame ist also nicht alt genug, um verjüngt zu werden?« sagte der Marschall.

»Wahrhaftig, nein.«

»Nun, so will ich Ihnen einen andern Gegenstand bezeichnen. Hier ist mein Freund Taverney. Was sagen Sie zu ihm? Sieht er nicht aus, als wäre er ein Zeitgenosse von Pontius Pilatus? Vielleicht ist es aber bei ihm gerade das Gegentheil, und er ist zu alt?«

Cagliostro schaute den Baron an und erwiderte:

»Nein.«

»Oh! mein lieber Graf,« rief Richelieu, »wenn Sie diesen verjüngen, so erkläre ich Sie für einen Zögling Medea's.«

»Sie wünschen es?« fragte Cagliostro, indem er sich mit dem Wort an den Herrn des Hauses und mit den Augen an das ganze Auditorium wandte.

Jeder machte ein bejahendes Zeichen.

»Und Sie wie die Andern, Herr von Taverney?«

»Ich mehr als die Andern, bei Gott!« rief der Baron.

»Nun! das ist leicht,« sprach Cagliostro.

Und er steckte zwei Finger in die Tasche und zog ein achteckiges Fläschchen heraus.

Dann nahm er ein noch reines Krystallglas und goß ein paar Tropfen von der Flüssigkeit darein, die das Fläschchen enthielt.

Hierauf vermengte er diese paar Tropfen mit einem halben Glas gefrorenen Champagner und reichte den Trank, so bereitet, dem Baron.

Aller Augen waren seinen geringsten Bewegungen gefolgt; alle Anwesenden saßen mit offenem Munde da.

Der Baron nahm das Glas, doch in dem Augenblick, wo er es an seine Lippen führen wollte, zögerte er.

Alles brach beim Anblick diese Zögerns in ein so geräuschvolles Gelächter aus, daß Cagliostro ungeduldig wurde.

»Beeilen Sie sich, Baron,« rief er, »oder Sie lassen einen Trank verloren gehen, von dem jeder Tropfen hundert Louisd'or werth ist.«

»Teufel!« sagte Richelieu, der zu scherzen suchte, »das ist etwas Anderes, als der Tokayer.«

»Ich muß also trinken?« fragte der Baron beinahe zitternd.

»Oder das Glas einem Andern geben, mein Herr, damit das Elixir irgend Einem etwas nützt.«

»Gib!« sagte der Herzog von Richelieu, die Hand ausstreckend.

Der Baron roch an seinem Glas, und ohne Zweifel bestimmt durch den starken balsamischen Duft, durch die schöne Rosenfarbe, welche die paar Tropfen Elixir dem Champagner mitgetheilt hatten, verschluckte er den Zaubertrank.

In demselben Augenblick war es ihm, als schüttelte ein Schauer seinen Körper und machte alles alte und langsame Blut, das von den Füßen bis zum Herzen in seinen Adern schlummerte, gegen die Oberhaut zurückfließen. Seine gerunzelte Haut spannte sich aus; schlaff bedeckt durch den Schleier ihrer Lider, erweiterten sich seine Augen, ohne daß der Wille daran Theil nahm; der Augapfel spielte lebhaft und groß, das Zittern seiner Hände machte einer nervigen Festigkeit Platz, seine Stimme kräftigte sich, und wieder elastisch geworden, wie in den schönsten Tagen seiner Jugend, richteten sich seine Kniee zugleich mit den Lenden auf, und zwar, als ob der Trank im Hinabsinken seinen ganzen Körper von einem Ende zum andern wiedergeboren hätte.

Ein Schrei des Erstaunens, der Bewunderung besonders erscholl im Gemach. Taverney, der mit dem Ende des Zahnfleisches aß, wurde hungrig. Er griff kräftig nach Teller und Messer, legte sich von einem Ragout vor, der zu seiner Rechten stand, zermalmte Rebhühnerknochen, und sagte, er fühle seine zwanzigjährigen Zähne wieder wachsen.

Er aß, lachte, trank und schrie eine halbe Stunde lang vor Freude, und während dieser halben Stunde schauten ihn die andern Gäste nur ganz verwundert an; dann sank er allmählig zusammen, wie eine Lampe, der das Oel ausgeht. Zuerst in seiner Stirne gruben sich die einen Augenblick verschwundenen alten Falten in neuen Ringeln ein, seine Augen verschleierten und verdunkelten sich. Er verlor den Geschmack; dann wölbte sich sein Rücken. Sein Appetit verschwand; seine Kniee fingen wieder an zu zittern.

»Oh!« machte er seufzend.

»Nun?« fragten alle Gäste.

»Nun! fahre hin, Jugend!«

Und er stieß einen tiefen Seufzer aus, in Begleitung von zwei Thränen, die seine Augenlider befeuchteten.

Instinctartig und bei dem Anblick des im Anfang verjüngten und durch diesen Umschlag der Jugend wieder älter gewordenen Greises drang ein Seufzer, dem ähnlich, welchen Taverney ausgestoßen, aus der Brust jedes Gastes hervor.

»Das ist ganz einfach, meine Herren,« sprach Cagliostro, »ich habe dem Baron nur fünfunddreißig Tropfen Lebenselixir eingegossen, und er hat sich nur um fünfunddreißig Minuten verjüngt.«

»Oh! noch einmal! noch einmal, Graf!« rief der Greis voll Gierde.

»Nein, denn eine zweite Probe würde Sie vielleicht tödten,« erwiderte Cagliostro.

Von allen Gästen hatte Madame Dubarry, welche die Eigenschaft des Elixirs kannte, die Einzelheiten dieser Scene am begierigsten verfolgt.

In gleichem Maße, wie die Jugend und das Leben die Arterien des alten Taverney

anschwellten, folgte das Auge der Gräfin in den Arterien dem Fortschritt der Jugend und des Lebens. Sie lachte, sie klatschte Beifall, sie wurde gleichsam wiedergeboren durch den Anblick. Als der Erfolg des Trankes seinen Höhepunkt erreicht hatte, wäre die Gräfin beinahe auf die Hand Cagliostro's losgestürzt, um ihm das Fläschchen zu entreißen.

In diesem Augenblick aber, da Taverney schneller alterte, als er wieder jung geworden war, sprach sie traurig:

»Ach! ich sehe es wohl, Alles ist eitel, Alles ist Chimäre. Das wunderbare Geheimniß hat fünfunddreißig Minuten gedauert.«

»Das heißt,« versetzte der Graf von Haga, »um sich eine Jugend von zwei Jahren zu geben, müßte man einen Fluß austrinken.«

Alle lachten.

»Nein,« entgegnete Condorcet, »die Rechnung ist einfach: fünfunddreißig Tropfen für fünfunddreißig Minuten, das ist eine Erbärmlichkeit von drei Millionen hundert und dreiundfünfzig tausend und sechs Tropfen, wenn man ein Jahr jung bleiben will.«

»Eine Ueberschwemmung,« sagte Lapérouse.

»Und dennoch,« sagte die Gräfin, »ist es, nach Ihrer Ansicht, nicht so bei mir gewesen, da eine kleine Flasche, die mir Ihr Freund Joseph Balsamo geschenkt, eine Flasche, etwa viermal so groß als Ihr Flacon, genügte, um bei mir das Fortschreiten der Zeit zehn Jahre lang aufzuhalten.«

»Ganz richtig, Madame, und Sie allein berühren mit dem Finger die geheimnißvolle Wirklichkeit. Der Mensch, der gealtert und zu sehr gealtert hat, bedarf dieser Quantität, wenn eine unmittelbare und mächtige Wirkung hervorgebracht werden soll. Aber eine Frau von dreißig Jahren, wie Sie waren, Madame, oder ein Mann von vierzig Jahren, wie ich war, Madame, als wir dieses Lebenselixir zu trinken anfangen ... diese Frau und dieser Mann, noch voll Frische und Jugend, brauchen nur zehn Tropfen von diesem Wasser bei jeder Periode der Abnahme zu trinken, und mittelst dieser zehn Tropfen wird die Person, welche sie trinkt, die Jugend und das Leben auf ewig in demselben Grade des Reizes fesseln.«

»Was nennen Sie die Periode der Abnahme?« fragte der Graf von Haga.

»Die natürlichen Perioden, Herr Graf. Im Naturzustande nehmen die Kräfte des Menschen bis zum fünfunddreißigsten Jahre zu. Hier angelangt, macht er einen Stillstand bis zum vierzigsten Jahre. Von vierzig fängt er an abzunehmen, aber beinahe unmerkbar bis zu fünfzig. Hernach rücken sich die Perioden näher und beschleunigen sich bis zum Todestag. Im Zustand der Civilisation, das heißt, wenn der Körper durch die Ausschweifungen, die Sorgen und Krankheiten aufgezehrt wird, bleibt das Wachsthum mit dreißig Jahren stillestehen. Die Abnahme fängt mit fünfunddreißig Jahren an. Dann muß man, mag man nun ein Mensch der Natur oder ein Mensch der Studien sein, die Natur in dem Augenblick, wo sie stillsteht, ergreifen, um sich ihrer Bewegung der Abnahme zu widersetzen, im Augenblick, wo diese Bewegung sich zu bewerkstelligen versuchen wird. Derjenige, welcher, im Besitz des Geheimnisses dieses Elixirs, wie ich es bin, den Angriff so zu combiniren weiß, daß er ihn erhascht und ohne Rückkehr zu sich selbst aufhält, der wird leben, wie ich lebe, stets jung, oder wenigstens jung genug, um zu thun, was ihm in diesem Leben zu thun zukommt.«

»Ei! mein Gott! Herr von Cagliostro,« rief die Gräfin, »warum haben Sie denn, als es in Ihrer Gewalt lag, Ihr Alter zu wählen, nicht zwanzig Jahre statt vierzig gewählt?«

»Frau Gräfin,« antwortete Cagliostro lächelnd, »weil es mir immer zusagt, eher ein

vierzigjähriger gesunder, vollständiger Mann zu sein, als ein unverständiger junger Mensch von zwanzig Jahren.«

»Ha! ha!« lachte die Gräfin.

»Ei! gewiß! Madame,« fuhr Cagliostro fort, »mit zwanzig Jahren gefällt man den Frauen von dreißig, mit vierzig Jahren beherrscht man die Frauen von zwanzig und die Männer von vierzig.«

»Ich gebe nach, mein Herr,« sagte die Gräfin. »Wie sollte ich auch mit einem lebendigen Beweis streiten?«

»So bin ich also verurtheilt? sprach Taverney mit kläglichem Tone. »Bei mir ist es zu spät gewesen?«

»Herr von Richelieu war geschickter als Sie,« versetzte Lapérouse mit seemännischer Offenherzigkeit, »ich habe immer sagen hören, der Herr Marschall besitze ein gewisses Recept.«

»Das ist ein Gerücht, das die Frauen verbreitet haben, sagte lachend der Graf von Haga.

»Ist das ein Grund, um nicht daran zu glauben?« fragte Madame Dubarry.

Der alte Marschall erröthete, er, der kaum zu erröthen vermochte.

Und alsbald rief er:

»Meine Herren, wollen Sie wissen, worin mein Recept bestanden hat?«

»Ja, gewiß, wir wollen es wissen.«

»Nun wohl, darin, daß ich mich schonte.«

»Ha! ha!« lachte die Gesellschaft.

»Es ist so,« sagte der Marschall.

»Ich würde dieses Recept bestreiten.« erwiderte die Gräfin, »hätte ich nicht so eben die Wirkung des Receptes von Herrn von Cagliostro gesehen. Halten Sie sich nur gut, Herr Zauberer, ich bin mit meinen Fragen noch nicht zu Ende.«

»Immer zu, Madame, immer zu.«

»Sie sagten, als Sie zum ersten Mal von Ihrem Elixir Gebrauch gemacht, seien Sie vierzig Jahre alt gewesen?«

»Ja, Madame...«

»Und Sie haben seit jener Zeit, nämlich seit der Belagerung Troja's...«

»Ein wenig früher, Madame.«

»Gut; Sie haben Ihre vierzig Jahre erhalten?«

»Sie sehen es.«

»Aber, mein Herr,« sagte Condorcet, »Sie beweisen uns dann mehr, als Ihr Theorem zuläßt.«

»Was beweise ich Ihnen, Herr Marquis?«

»Sie beweisen uns nicht nur die Fortdauer der Jugend, sondern auch die Erhaltung des Lebens; denn wenn Sie seit dem trojanischen Kriege vierzig Jahre alt sind, so sind Sie nie gestorben.«

»Das ist wahr, Herr Marquis, ich bin nie gestorben, ich gestehe es in Demuth.«

»Sie sind aber doch nicht unverwundbar wie Achilles, und wenn ich sage unverwundbar wie Achilles – Achilles war nicht unverwundbar, da ihn Paris mit einem Pfeil in die Ferse tödtete.«

»Nein, ich bin nicht unverwundbar, und das zu meinem großen Bedauern,« sagte Cagliostro.

»Dann können Sie getödtet werden, eines gewaltsamen Todes sterben.«

»Leider ja.«

»Wie haben Sie es gemacht, um seit dreitausend fünfhundert Jahren den Unfällen zu entgehen?«

»Das ist ein Glücksfall, Madame; wollen Sie meiner Schlußkette folgen?«

»Ich folge ihr.«

»Wir folgen ihr.«

Und mit unzweideutigen Zeichen der Theilnahme stützte sich Jeder mit dem Ellenbogen auf den Tisch und horchte.

Cagliostro's Stimme brach das Stillschweigen.

»Was ist die erste Bedingung des Lebens?« fragte er, indem er mit einer zierlichen, leichten Geberde zwei schöne, weiße Hände, beladen mit Ringen, enthüllte, worunter der der Königin Cleopatra wie ein Polarstern glänzte. »Die Gesundheit, nicht wahr?«

»Ja, gewiß,« antworteten alle Stimmen.

»Und die Bedingung der Gesundheit ist?«

»Diät,« sagte der Graf von Haga.

»Sie haben Recht, Herr Graf, die Diät ist es, was die Gesundheit erhält. Nun denn! warum sollten diese Tropfen von meinem Elixir nicht die bestmögliche Diät bilden?«

»Wer weiß es?«

»Sie, Graf.«

»Ja, allerdings, aber...«

»Nicht andere?« versetzte Madame Dubarry.

»Madame, das ist eine Frage, die wir sogleich behandeln werden. Ich habe stets die Diät meiner Tropfen befolgt, und da sie die Verwirklichung des ewigen Traums der Menschen aller Zeiten sind, da sie das sind, was die Alten unter dem Namen Jugendwasser, die Neuern unter dem Namen Lebenselixir suchten, so habe ich beständig meine Jugend, folglich meine Gesundheit, folglich mein Leben bewahrt. Das ist klar.«

»Es nützt sich jedoch Alles ab, Graf, der schönste Körper wie die andern.«

»Der eines Paris, wie der eines Vulkan,« sagte die Gräfin.

»Sie haben ohne Zweifel Paris gekannt, Herr von Cagliostro?«

»Genau, Madame; es war ein sehr hübscher Junge; im Ganzen aber verdient er nicht, was Homer von ihm sagt und was die Frauen von ihm denken. Vor Allem war er roth.«

»Roth! oh pfui! wie abscheulich!« rief die Gräfin.

»Leider war Helena nicht Ihrer Ansicht, Madame,« erwiderte Cagliostro. »Doch kommen wir auf unser Elixir zurück.«

»Ja, ja,« riefen alle Stimmen.

»Sie behaupten also, Alles nütze sich ab. Herr von Taverney? Gut. Sie wissen aber auch, daß Alles sich wieder ausgleicht, sich regenerirt oder sich ersetzt, wie Sie wollen. Das bekannte Messer des heiligen Hubert, das so oft die Klinge und den Griff gewechselt hat, ist ein Beispiel hievon, denn trotz dieses doppelten Wechsels ist es das Messer vom heiligen Hubert geblieben. Der Wein, den die Mönche von Heidelberg in ihrem Keller aufbewahren, ist immer derselbe Wein, man gießt aber jedes Jahr ein Quantum neuen in das Riesenfaß. Der Wein der Mönche von Heidelberg ist daher immer rasch, klar und schmackhaft, während der von Opimus und mir in irdenen Amphoren versiegelte Wein, als ich hundert Jahre später davon kosten wollte, nur noch

ein dicker Koth war, der vielleicht gegessen, aber nicht getrunken werden konnte.

»Nun denn! statt das Beispiel von Opimus zu befolgen, habe ich dasjenige errathen, welches die Mönche von Heidelberg geben mußten. Ich habe meinen Körper dadurch erhalten, daß ich jedes Jahr neue Principien darein goß, welche den Auftrag hatten, die alten Elemente zu regeneriren. Jeden Morgen hat ein junges und frisches Atom in meinem Blut, in meinem Fleisch, in meinen Knochen ein abgenutztes, träges Theilchen ersetzt. Ich habe die Trümmer wieder belebt, durch welche der gewöhnliche Mensch allmählig die ganze Masse seines Seins überwältigen läßt: ich habe alle die Soldaten in meinen Zügeln gehalten, die Gott der menschlichen Natur gegeben, um sich gegen die Zerstörung zu vertheidigen. Soldaten, welche der große Haufen verabschiedet oder im Müsiggang erlahmen läßt, habe ich zu einer beständigen Arbeit gezwungen, welche die Eingießung eines stets neuen Reizmittels erleichterte, sogar heischte; eine Folge von diesem unablässigen Studium des Lebens ist, daß mein Geist, meine Geberden, meine Nerven, mein Herz, meine Seele nie ihre Functionen verlernt haben; und da sich Alles in der Welt verkettet, da denjenigen eine Sache am besten gelingt, welche diese Sache immer treiben, so bin ich natürlich geschickter, als jeder Andere gewesen, um die Gefahren eines Daseins von dreitausend Jahren zu vermeiden, und zwar weil es mir gelungen ist, aus Allem eine solche Erfahrung zu ziehen, daß ich die Nachtheile jeder Lage vorhersehe und ihre Gefahren fühle. So werden Sie mich nie vermögen, in ein Haus einzutreten, das vom Einsturz bedroht ist. Oh! nein, ich habe schon zu viele Häuser gesehen, um nicht mit dem ersten Blick die guten von den schlechten zu unterscheiden. Sie werden mich nicht bewegen, mit einem ungeschickten Tölpel zu jagen, der seine Flinte schlecht handhabt. Seit Kephales, der seine Frau Prokris tödtete, bis auf den Regenten, der dem Herrn Prinzen das Auge austach, habe ich zu viele Ungeschickte gesehen; Sie werden mich im Kriege nicht veranlassen, diesen oder jenen Posten einzunehmen, den der erste Beste einnehmen würde, insofern ich im Augenblick alle geraden Linien und alle parabolischen Linien, die auf eine tödtliche Weise nach diesem Posten zulaufen, berechnet haben werde. Sie sagen mir, man sehe eine verlorene Kugel nicht vorher? Ich antworte Ihnen, ein Mann, der eine Million Flintenschüsse vermieden, sei nicht entschuldbar, wenn er sich durch eine verlorene Kugel tödten lasse. Ah! machen Sie keine Geberde der Ungläubigkeit, denn ich bin hier als ein lebendiger Beweis. Ich sage Ihnen nicht, ich sei unsterblich; ich sage Ihnen nur, ich wisse das, was Niemand weiß, nämlich den Tod zu vermeiden, wenn er durch einen Zufall kommt. So würde ich, zum Beispiel, um keinen Preis der Welt hier allein mit Herrn von Launay bleiben, denn er denkt, wenn er mich in einer seiner Zellen in der Bastille hätte, so würde er meine Unsterblichkeit mit Hilfe des Hungers versuchen. Ich würde eben so wenig mit Herrn von Condorcet zusammenbleiben, denn er hat in diesem Augenblick den Gedanken, den Inhalt des Ringes, den er am Zeigefinger der linken Hand trägt, in mein Glas zu werfen, und dieser Inhalt ist Gift. Alles ohne irgend eine boshafte Absicht, sondern nur aus wissenschaftlicher Neugierde, um ganz einfach zu erfahren, ob ich daran sterben würde.«

Die zwei Personen, welche Cagliostro genannt hatte, machten eine Bewegung.

»Sie können es frei gestehen, Herr von Launay; wir sind kein Gerichtshof, und überdieß bestraft man die Absicht nicht. Lassen Sie hören, haben Sie gedacht, was ich gesagt habe? Und Sie, Herr Condorcet, tragen Sie wirklich in Ihrem Ring ein Gift, das Sie mir gern im Namen Ihrer vielgeliebten Gebieterin, der Wissenschaft, einflößen möchten?«

»Meiner Treue,« antwortete Herr von Launay, lachend und zugleich erröthend, »ich gestehe,

daß Sie Recht hatten, Herr Graf, es war eine Tollheit. Doch diese Tollheit ging mir gerade in dem Augenblick, wo Sie mich anschuldigten, durch den Kopf.«

»Und ich,« sagte Condorcet, »ich will nicht minder offenherzig sein. Ich dachte wirklich, wenn Sie von dem kosteten, was in meinem Ring enthalten ist, gäbe ich nicht einen Obol mehr für Ihre Unsterblichkeit.«

Ein Schrei der Bewunderung war um den ganzen Tisch hörbar.

Dieses Geständniß bestätigte nicht die Unsterblichkeit, wohl aber den Scharfsinn des Grafen von Cagliostro.

»Sie sehen wohl,« sagte Cagliostro ruhig, »Sie sehen, daß ich errathen habe. Nun denn! ebenso ist es mit Allem, was geschehen soll. Die Gewohnheit zu leben hat mir mit dem ersten Blick die Vergangenheit und die Zukunft der Leute, die ich sehe, enthüllt.

»Meine Unfehlbarkeit in dieser Hinsicht ist so groß, daß sie sich auf die Thiere, auf die träge Materie erstreckt. Steige ich in meinen Wagen, so sehe ich an der Miene der Pferde, daß sie durchgehen werden, an der Miene des Kutschers, daß er mich umwerfen oder mit mir hängen bleiben wird; schiffe ich mich auf einem Fahrzeuge ein, so errathe ich, der Capitän werde ein unwissender Tropf oder ein Starrkopf sein, und folglich nicht das erforderliche Manöver machen können oder wollen. Ich vermeide dann den Kutscher wie den Capitän; ich lasse die Pferde wie das Schiff. Ich leugne den Zufall nicht, ich verringere ihn. Statt ihm hundert Chancen zu lassen, wie es alle Welt thut, benehme ich ihm neunundneunzig. Hiebei kommt es mir sehr zu Statten, daß ich dreitausend Jahre gelebt habe.«

»Ah,« sagte Lapérouse lachend unter dem durch die Worte Cagliostro's veranlaßten Enthusiasmus oder Aerger, »dann müßten Sie mich bis zu den Schiffen begleiten, auf denen ich die Reise um die Welt machen soll. Sie würden mir dadurch einen ausgezeichneten Dienst leisten.«

Cagliostro antwortete nicht.

»Herr Marschall,« fuhr lachend der Seemann fort, »da der Herr Graf von Cagliostro, und ich begreife das, eine so gute Gesellschaft nicht verlassen will, so müssen Sie *mir* erlauben, dieß zu thun. Verzeihen Sie, Herr Graf von Haga, verzeihen Sie, Madame, aber es hat sieben Uhr geschlagen, und ich habe dem König versprochen, um ein Viertel auf acht Uhr in den Wagen zu steigen. Da nun der Herr Graf von Cagliostro nicht Lust hat, meine zwei Versorgungsschiffe zu sehen, so sage er mir wenigstens, was mir zwischen Versailles und Brest begegnen wird. Von Brest bis zum Pol erlasse ich es ihm, das ist meine Sache. Aber bei Gott! von Versailles bis Brest ist er mir ein Gutachten schuldig.«

Cagliostro schaute Lapérouse noch einmal an, und zwar mit einem so melancholischen Auge, mit einer zugleich so sanften und schwermüthigen Miene, daß die Mehrzahl der Gäste seltsam davon berührt wurde. Der Seefahrer aber bemerkte nichts; er nahm von den Gästen Abschied, seine Diener hüllten ihn in einen schweren, weiten Pelzüberrock, und Madame Dubarry steckte ihm in seine Tasche einige jener dem Reisenden so angenehmen, herzstärkenden Mittel, an die dieser beinahe nie selbst denkt, indeß sie ihn während der langen Nächte einer Reise in einer eisigen Atmosphäre an die abwesenden Freunde erinnern.

Immer lachend verbeugte sich Lapérouse ehrfurchtsvoll vor dem Grafen von Haga und reichte dem Marschall die Hand.

»Gott befohlen, mein lieber Lapérouse,« sagte der Herzog von Richelieu.

»Nein, Herr Herzog, auf Wiedersehen,« entgegnete Lapérouse. »Es ist in der That, als ob ich für die Ewigkeit abreiste: ganz einfach eine Reise um die Welt, vier bis fünf Jahre Abwesenheit, nicht mehr; darum braucht man nicht von einander Abschied zu nehmen.«

»Vier bis fünf Jahre!« rief der Marschall. »Ei! mein Herr, warum sagen Sie nicht vier bis fünf Jahrhunderte? Die Tage sind in meinem Alter Jahre, und so wiederhole ich: Gott befohlen!«

»Bah! fragen Sie den Wahrsager,« erwiderte Lapérouse lachend; »er verspricht Ihnen noch zwanzig Jahre. Nicht wahr, Herr von Cagliostro? Ah! Graf, warum haben Sie mir nicht früher von Ihren göttlichen Tropfen gesagt? Ich hätte um jeden Preis eine Tonne auf der *Astrolabium* eingeschifft. Dieß ist der Name meines Schiffes, meine Herren. Madame, noch einen Kuß auf Ihre schöne Hand, sicherlich die schönste, die ich von hier bis zu meiner Rückkehr zu sehen bestimmt bin. Auf Wiedersehen!«

Und er entfernte sich.

Cagliostro beobachtete stets dasselbe Stillschweigen von schlimmer Vorbedeutung.

Man hörte die Tritte des Capitäns auf den hallenden Stufen der Freitreppe, seine beständig heitere Stimme im Hofe und seine letzten Grüße an die zu einem letzten Lebewohl versammelten Personen.

Dann schüttelten die Pferde ihre mit Schellen beladenen Köpfe, der Kutschenschlag schloß sich mit dumpfem Geräusch und die Räder ächzten auf dem Straßenpflaster.

Lapérouse hatte den ersten Schritt der geheimnißvollen Reise gemacht, von der er nicht mehr zurückkehren sollte.....

Jedermann horchte.

Als man nichts mehr hörte, fanden sich alle Blicke wie durch eine höhere Macht auf Cagliostro zurückgelenkt.

Es war in diesem Augenblicke in den Zügen dieses Menschen eine pythische Erleuchtung sichtbar, welche die Gäste beben machte.

Ein seltsames Stillschweigen dauerte einige Minuten fort.

Der Graf von Haga unterbrach es zuerst.

»Warum haben Sie ihm nicht geantwortet, mein Herr?«

Diese Frage war der Ausdruck der allgemeinen Bangigkeit.

Cagliostro bebte, als ob ihn die Worte des Grafen seiner inneren Betrachtung entzogen hätten.

»Weil,« antwortete er, »weil ich ihm eine Lüge oder etwas Hartes hätte sagen müssen.«

»Warum?«

»Weil ich hätte zu ihm sprechen müssen: Herr von Lapérouse, der Herr Herzog von Richelieu hat Recht, Ihnen »Lebewohl« und nicht »Auf Wiedersehen« zu sagen.

»Ei! ei!« versetzte Richelieu erbleichend, »Herr von Cagliostro, was des Teufels sagen Sie da von Lapérouse?«

»Oh! beruhigen Sie sich, Herr Marschall,« erwiderte Cagliostro lebhaft, »nicht für Sie ist die Weissagung traurig.«

»Wie!« rief Madame Dubarry, »der arme Lapérouse, der mir so eben die Hand geküßt...«

»Wird sie Ihnen nicht nur nicht mehr küssen, sondern er wird auch diejenigen nicht mehr sehen, welche er diesen Abend verlassen,« antwortete Cagliostro, während er aufmerksam sein Glas Wasser anschaute, in dem durch die Art, wie es gestellt war, leuchtende Schichten von einer

Opalfarbe, schräge durchschnitten von den umstehenden Gegenständen, spielten.

Ein Schrei der Verwunderung kam aus Aller Mund hervor.

Jeden Augenblick steigerte sich das Interesse des Gesprächs; aus der ernsten, feierlichen, beinahe ängstlichen Miene, womit die Anwesenden, theils mit dem Blick, theils mit der Stimme, Cagliostro befragten, hätte man annehmen sollen, es handle sich um unfehlbare Weissagungen eines antiken Orakels.

Unter dieser Befangenheit der Gäste des Herzogs erhob sich Herr von Favras, das allgemeine Gefühl zusammenfassend, machte ein Zeichen und ging auf den Zehen in die Vorzimmer, um zu horchen, ob nicht einer der Bedienten laure.

Aber das Haus des Herrn Marschalls von Richelieu war, wie gesagt, ein wohlbestelltes Haus, und Herr von Favras fand im Vorzimmer nur einen alten Intendanten, der streng wie eine Schildwache auf einem verlorenen Posten die Zugänge des Speisesaales zur feierlichen Stunde des Nachtisches vertheidigte.

Er kam zurück, setzte sich nieder und bedeutete den Gästen, sie seien allein.

»Wenn es so ist,« sprach Madame Dubarry, die Versicherung des Herrn von Favras erwidern, als wäre sie laut gegeben worden, »wenn es so ist, erzählen Sie uns, was des armen Lapérouse hart.«

»Immer zu, Herr von Cagliostro,« sagten die Männer.

»Ja, wir bitten Sie wenigstens darum.«

»Wohl, Herr von Lapérouse geht ab, wie er Ihnen gesagt hat, in der Absicht, die Welt zu umsegeln und die Reisen Cooks, des armen Cook, fortzusetzen, der, wie Sie wissen, auf den Sandwichsinseln ermordet worden ist.«

»Ja! ja! wir wissen es,« machten nicht sowohl alle Stimmen als vielmehr alle Köpfe.

»Alles weissagt der Unternehmung einen glücklichen Erfolg. Herr von Lapérouse ist ein guter Seemann; überdieß hat ihm König Ludwig XVI. seine Reise geschickt vorgezeichnet.«

»Ja,« unterbrach ihn der Graf von Haga, »der König von Frankreich ist ein geschickter Geograph; nicht wahr, Herr von Condorcet?«

»Ein geschickterer Geograph, als es für einen König nöthig ist,« erwiderte der Marquis. »Die Könige sollten Alles nur nach der Oberfläche kennen, dann ließen sie sich vielleicht durch die Menschen leiten, die den Grund kennen.«

»Das ist eine Lection, Herr Marquis,« sagte lächelnd der Graf von Haga.

Erröthend entgegnete Condorcet:

»Oh! nein, es ist eine einfache Betrachtung, ein einfacher philosophischer Satz.«

»Er reist also ab,« sagte Madame Dubarry, die sich beeiferte, jedes Privatgespräch abzurechnen, das von dem Wege, den das allgemeine Gespräch genommen, hätte ablenken können.

»Er reist also ab,« wiederholte Cagliostro. »Glauben Sie aber nicht, daß er, so eilfertig er Ihnen geschienen hat, sogleich in See geht; nein, ich sehe ihn viel Zeit in Brest verlieren.«

»Das ist Schade,« fügte Condorcet, »es ist die Zeit der Abfahrten. Es ist sogar schon ein wenig spät, Februar oder März wäre besser gewesen.«

»Oh! werfen Sie ihm diese paar Monate nicht vor, Herr von Condorcet, er lebt wenigstens während dieser Zeit, er lebt und hofft.«

»Ich denke, man hat ihm doch wohl gute Gesellschaft gegeben?« fragte Richelieu.

»Ja,« erwiderte Cagliostro, »derjenige, welcher das zweite Schiff befehligt, ist ein ausgezeichnete Officier. Ich sehe ihn noch jung, abenteuerlich, leider muthig.«

»Wie, leider?«

»Nun wohl! ein Jahr nachher suche ich diesen Freund und sehe ihn nicht mehr,« sprach Cagliostro, ängstlich sein Glas befragend. »Niemand von Ihnen ist mit Herrn von Langlé verwandt?«

»Nein.«

»Niemand kennt ihn?«

»Nein.«

»Nun denn! der Tod wird mit ihm anfangen. Ich sehe ihn nicht mehr.«

Ein Gemurmel des Schreckens drang aus der Brust aller Anwesenden hervor.

»Aber er ... er ... Lapérouse?« fragten mehrere keuchende Stimmen.

»Er schwimmt auf der See, er landet, er schifft sich wieder ein. Ein Jahr, zwei Jahre glücklicher Schifffahrt. Man erhält Nachrichten von ihm.² Und dann...«

»Und dann?«

»Die Jahre vergehen.«

»Nun?«

»Der Ocean ist groß. Der Himmel ist düster, da und dort tauchen immer frische Länder empor, da und dort werden Gestalten, so häßlich wie die Ungeheuer des griechischen Archipels sichtbar. Sie belauern das Schiff, das, von der Strömung fortgerissen, im Nebel zwischen den Riffen hinflieht, dann der Sturm, der Sturm, gastlicher als das Gestade, dann unheilvolle Feuer. Oh! Lapérouse, Lapérouse! Wenn Du mich hören könntest, würde ich zu Dir sagen: Du segelst ab wie Christoph Columbus, um eine Welt zu entdecken; mißtraue unbekanntem Inseln!«

Er schwieg.

Ein eisiger Schauer durchlief die Versammlung, während über den Tisch noch seine letzten Worte vibrirten.

»Warum hatten Sie ihn aber nicht gewarnt?« rief der Graf von Haga, der wie die Anderen dem Einfluß dieses außerordentlichen Menschen erlag, welcher nach seiner Laune alle Herzen bewegte.

»Ja, ja,« sprach Madame Dubarry. »Warum ihm nicht nacheilen, warum ihn nicht einholen? Das Leben eines Mannes wie Lapérouse ist wohl die Reise eines Couriers werth, mein lieber Marschall.«

Der Marschall begriff und stand halb auf, um zu läuten.

Cagliostro streckte den Arm aus.

Der Marschall sank in seinen Lehnstuhl zurück.

»Ach! jeder Rath wäre unnütz,« fuhr Cagliostro fort, »der Mensch, der das Verhängniß vorhersieht, ändert das Verhängniß nicht. Herr von Lapérouse würde lachen, wenn er meine Worte gehört hätte, wie die Söhne des Priamus bei der Weissagung Cassandra's lachten; aber sehen Sie, Sie lachen selbst, Herr Graf von Haga, und das Lachen wird auch Ihre Gefährten anstecken. Oh! thun Sie sich keinen Zwang an, Herr von Condorcet, thun Sie sich keinen Zwang an, Herr von Favras; ich habe nie einen gläubigen Zuhörer gefunden.«

»Oh! wir glauben,« riefen Madame Dubarry und der alte Herzog von Richelieu.

»Ich glaube,« murmelte Taverney.

»Ich auch,« sagte der Graf von Haga verbindlich.

»Ja,« sprach Cagliostro, »Sie glauben, Sie glauben, weil es sich um Herrn von Lapérouse handelt; handelte es sich aber um Sie, so würden Sie nicht glauben.«

»Oh!«

»Davon bin ich fest überzeugt.«

»Ich muß gestehen,« sprach der Graf von Haga, »was mich glauben machen könnte, wäre, wenn Herr von Cagliostro zu Herrn von Lapérouse gesagt hätte: »Hüten Sie sich vor unbekanntem Inseln.« Er hätte sich davor gehütet. Das war immer eine Chance.«

»Ich versichere Sie, mein Herr Graf, und würde er mir auch geglaubt haben – sehen Sie, wie furchtbar diese Offenbarung gewesen wäre – so hätte in Gegenwart der Gefahr, beim Anblick der unbekanntem Inseln, der Unglückliche, an meine Prophezeiung glaubend, den geheimnißvollen Tod, der ihn bedroht, herannahen gefühlt, ohne ihm entfliehen zu können. Nicht Einen Tod, tausend Tode würde er erlitten haben, denn es heißt tausend Tode erleiden, wenn man mit der Verzweiflung an seiner Seite in der Finsterniß umhergeht. Bedenken Sie wohl, die Hoffnung, die ich ihm benommen hätte, ist der letzte Trost, den der Unglückliche unter dem Messer bewahrt, wenn ihn schon das Messer berührt, wenn ihn die Schärfe des Stahls berührt, wenn sein Blut fließt. Erlischt das Leben, so hofft der Mensch doch noch.«

»Es ist wahr,« sagten mit leiser Stimme einige Anwesende.

»Ja,« sprach Condorcet, »der Schleier, der das Ende unseres Lebens bedeckt, ist das einzige wahre Gute, das Gott dem Menschen auf der Erde gewährt hat.«

»Nun, wie dem auch sein mag,« sagte der Graf von Haga, »wenn ich zufällig von einem Mann wie Sie hörte: Mißtrauen Sie diesem oder jenem Menschen, dieser oder jener Sache – so würde ich die Warnung für gut annehmen und dem Rathgeber danken.«

Cagliostro schüttelte sanft den Kopf und begleitete diese Geberde mit einem Lächeln.

»In der That, Herr von Cagliostro,« fuhr der Graf von Haga fort, »geben Sie mir einen Wink, und ich werde Ihnen dankbar sein.«

»Sie möchten gern, daß ich *Ihnen* sagte, was ich Herrn von Lapérouse nicht sagen wollte?«

»Ja, das möchte ich.«

Cagliostro machte eine Bewegung, als ob er sprechen wollte; doch er hielt wieder an sich und sagte nur:

»Oh! nein, Herr Graf, nein.«

»Ich bitte Sie inständig.«

Cagliostro wandte den Kopf ab und erwiderte:

»Nie! nie!«

»Nehmen Sie sich in Acht,« sagte lächelnd der Graf, »Sie werden mich abermals ungläubig machen.«

»Die Ungläubigkeit ist der Angst vorzuziehen.«

»Herr von Cagliostro,« sprach der Graf mit ernstem Ton, »Sie vergessen Eines.«

»Was?« fragte der Prophet voll Ehrfurcht.

»Daß, wenn es Menschen gibt, welche ohne Nachtheil über ihr Geschick im Ungewissen sein

können, andere dagegen vorhanden sind, welche die Zukunft wissen mochten, weil ihr Geschick nicht nur für sie selbst, sondern für Millionen von Menschen von Gewicht und Bedeutung ist.«

»Einen Befehl also,« versetzte Cagliostro. »Nein, ich werde Nichts ohne einen Befehl thun.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Eure Majestät befehle, und ich werde gehorchen,« erwiderte Cagliostro mit leiser Stimme.

»Ich befehle Ihnen, mir mein Schicksal zu offenbaren, Herr von Cagliostro,« sprach der König mit einer Majestät voll Höflichkeit.

Zu gleicher Zeit, wo der Graf von Haga sich als König behandeln ließ und durch Ertheilung eines Befehls sein Incognito brach, stand der Herzog von Richelieu auf, verbeugte sich ehrerbietig vor dem Fürsten und sagte:

»Ich danke für die Ehre, die der König von Schweden meinem Hause angethan hat: Eure Majestät wollen den Ehrenplatz einnehmen. Von diesem Augenblick kann er nur Ihnen gehören, Sire.«

»Bleiben wir, bleiben wir, wie wir sind, Herr Marschall, und verlieren wir nicht ein Wort von dem, was mir der Herr Graf von Cagliostro sagen wird.«

»Den Königen sagt man die Wahrheit nicht, Sire.«

»Bah! ich bin nicht in meinem Königreich. Nehmen Sie Ihren Platz wieder ein, Herr Herzog; sprechen Sie, Herr von Cagliostro, ich beschwöre Sie darum.«

Cagliostro schaute sein Glas an; Kügelchen, denen ähnlich, welche den Champagner durchziehen, stiegen vom Boden zur Oberfläche auf, das Wasser schien sich, durch seinen mächtigen Blick angezogen, unter seinem Willen zu rühren.

»Sire, sagen Sie mir nur, was Sie wissen wollen, ich bin bereit zu antworten,« sprach Cagliostro.

»Sagen Sie mir, welchen Todes ich sterben werde.«

»Durch einen Schuß.«

Die Stirne Gustavs strahlte.

»Ah! in einer Schlacht,« sagte er, »den Tod eines Soldaten. Ich danke Ihnen, Herr von Cagliostro, ich danke tausendmal. Oh! ich sehe Schlachten vorher, und Gustav Adolph und Karl XII. haben mir gezeigt, wie Schwedenkönige sterben.«

Cagliostro neigte das Haupt, ohne zu antworten.

Der Graf von Haga faltete die Stirne.

»Ho! ho!« sagte er, »wird der Schuß nicht in einer Schlacht geschehen?«

»Nein, Sire.«

»Bei einem Aufruhr, ja das ist auch möglich.«

»Nicht bei einem Aufruhr.«

»Wo denn?«

»Auf einem Ball, Sire.«

Der König wurde träumerisch.

Cagliostro, der aufgestanden war, setzte sich wieder und ließ seinen Kopf in seine beiden Hände fallen, in denen er sich begrub.

Alle erbleichten um den Urheber der Prophezeiung und um den Gegenstand derselben.

Herr von Condorcet trat näher zu dem Glase Wasser, worin der Wahrsager die schlimme

Vorbedeutung gelesen hatte, nahm es beim Fuß, hob es bis zu der Höhe seines Auges empor und prüfte sorgfältig die glänzenden Rauten und den geheimnißvollen Inhalt.

Man sah dieses verständige, aber kalt forschende Auge von dem doppelten, festen und flüssigen Krystall die Lösung eines Problems fordern, dem seine Vernunft nur den Werth einer rein physischen Speculation einräumte.

Der Gelehrte berechnete in der That die Tiefe, die leuchtenden Zusammenziehungen und microscopischen Augen des Wassers. Er, der für Alles eine Ursache haben wollte, fragte sich nach der Ursache und dem Vorwand dieser Charlatanerie, auf Menschen vom Range derjenigen, welche die Tafel umgaben, von einem Menschen ausgeübt, dem man ein außerordentliches Gewicht nicht absprechen konnte.

Ohne Zweifel fand er die Lösung seines Problems nicht, denn er hörte auf, das Glas prüfend zu betrachten, stellte es wieder auf den Tisch und sprach mitten unter dem durch die Wahrsagung Cagliostro's hervorgebrachten Erstaunen:

»Nun, ich werde unseren erhabenen Propheten auch bitten, seinen magischen Spiegel zu befragen. Leider,« fügte er bei, »leider bin ich kein mächtiger Herr, ich befehle nicht, und mein dunkles Leben gehört nicht Millionen von Menschen.«

»Mein Herr,« versetzte der Graf von Haga, »Sie befehlen im Namen der Wissenschaft und Ihr Leben ist nicht nur für ein Volk, sondern für die ganze Menschheit von Bedeutung.«

»Ich danke, Herr Graf; doch Ihre Ansicht über diesen Punkt ist vielleicht nicht die des Herrn von Cagliostro.«

Cagliostro erhob das Haupt wie ein gespornter Renner.

»Doch, Marquis,« sprach er mit einem Anfang nervöser Reizbarkeit, die man in alten Zeiten dem Einfluß des Gottes, von dem er gleichsam besessen war, zugeschrieben hätte, »doch, Sie sind ein mächtiger Herr im Reiche der Intelligenz. Schauen Sie mir in's Gesicht; auch Sie wünschen im Ernst, daß ich Ihnen weissage?«

»Im Ernst, Herr Graf,« erwiderte Condorcet, »bei meiner Ehre, man kann es nicht ernstlicher wünschen.«

»Nun wohl! Marquis,« sprach Cagliostro mit dumpfem Tone, indem er das Augenlid über seinen starren Blick senkte, »Sie werden an dem Gift sterben, das Sie in dem Ring an Ihrem Finger tragen. Sie werden sterben...«

»Aber wenn ich ihn wegwürfe?« unterbrach ihn Condorcet.

»Werfen Sie ihn weg.«

»Sie gestehen also, daß dieß sehr leicht ist.«

»Werfen Sie ihn weg, sage ich Ihnen.«

»Oh! ja, Marquis!« rief Madame Dubarry, »ich bitte, werfen Sie das abscheuliche Gift weg, werfen Sie es weg, und wäre es nur, um diesen unseligen Propheten, der uns Alle mit seinen Wahrsagungen betrübt, ein wenig Lügen zu strafen. Denn wenn Sie es wegwerfen, so ist es gewiß, daß Sie nicht durch dieses vergiftet werden, und da Herr von Cagliostro behauptet, es werde durch dieses geschehen, so wird Herr von Cagliostro wohl oder übel gelogen haben.«

»Die Frau Gräfin hat Recht,« sagte der Graf von Haga.

»Bravo! Gräfin!« rief Richelieu. »Auf, Marquis, werfen Sie das Gift weg; das wird um so besser sein, als ich nun, da ich weiß, daß Sie den Tod eines Menschen in der Hand tragen, zittern werde, so oft wir mit einander trinken. Der Ring kann sich von selbst öffnen. He! he!«

»Und zwei Gläser, die zusammenstoßen, sind sehr nahe bei einander,« sagte Taverney.
»Werfen Sie es weg, Marquis, werfen Sie es weg.«

»Dieß ist vergeblich,« erwiderte Cagliostro, »Herr von Condorcet wird es nicht wegwerfen.«

»Nein,« sprach der Marquis, »ich werde es nicht von mir lassen, doch nicht, weil ich das Geschick unterstützen will, sondern weil Cabanis mir dieses Gift componirt hat, das ganz einzig, nemlich eine Substanz ist, die durch den Zufall ihre Tüchtigkeit erlangt hat, und weil er diesen Zufall vielleicht nie wieder finden wird, darum werde ich das Gift nicht wegwerfen. Triumphiren Sie, wenn Sie wollen, Herr von Cagliostro.«

»Das Geschick findet immer seine getreuen Agenten, um es im Vollzug seiner Sprüche zu unterstützen,« sprach Cagliostro.

»So werde ich durch Gift sterben,« sagte der Marquis. »Wohl! es sei. Es stirbt nicht Jeder, der will, durch Gift. Es ist ein bewunderungswürdiger Tod, den Sie mir prophezeien, ein wenig Gift auf die Spitze meiner Zunge, und ich bin vernichtet. Das ist nicht der Tod plus, sondern das Leben minus, wie wir in der Algebra sagen.«

»Es ist nicht mein Wille, daß Sie leiden, mein Herr,« erwiderte Cagliostro mit kaltem Tone.

Und er machte ein Zeichen, durch das er bedeutete, er wünsche hiebei stehen zu bleiben, wenigstens mit Herrn von Condorcet.

»Mein Herr,« sprach nun der Marquis von Favras, indem er sich über die Tafel ausstreckte, als wollte er Cagliostro entgegenkommen, »wir haben nun einen Schiffbruch, einen Schuß und eine Vergiftung, die mir das Wasser im Mund zusammenlaufen machen. Werden Sie nicht die Güte haben, mir auch einen Tod ähnlicher Art zu weissagen?«

»Oh! Herr Marquis,« erwiderte Cagliostro, der sich unter der Ironie zu beleben anfing, »Sie hätten in der That Unrecht, wenn Sie auf diese Herren eifersüchtig wären; denn so wahr ich ein Edelmann bin, Sie werden etwas Besseres haben.«

»Etwas Besseres?« rief Herr von Favras lachend, »nehmen Sie sich in Acht, Sie versprechen allzu viel; etwas Besseres als das Meer, das Feuer und das Gift? Das ist schwierig!«

»Es bleibt der Strang, Herr Marquis,« erwiderte Cagliostro mit freundlichem Tone.

»Der Strang ... ho! ho! was sagen Sie mir da!«

»Ich sage Ihnen, daß Sie gehenkt werden« antwortete Cagliostro mit einer Art von prophetischer Wuth, über die er nicht mehr Meister war.

»Teufel! gehenkt!« rief die Versammlung.

»Sie vergessen, daß ich Edelmann bin,« entgegnete Favras, etwas abgekühlt; »und wollen Sie zufällig von einem Selbstmord sprechen, so sage ich Ihnen zum Voraus, daß ich mich bis zum letzten Augenblick genugsam zu achten gedenke, um mich keines Strickes zu bedienen, so lange ich noch einen Degen habe.«

»Ich spreche nicht von einem Selbstmord, mein Herr.«

»Sie sprechen von einer Hinrichtung?«

»Ja.«

»Sie sind ein Fremder, und in dieser Eigenschaft verzeihe ich Ihnen.«

»Was?«

»Ihre Unwissenheit. In Frankreich köpft man die Edelleute.«

»Sie werden diese Angelegenheit mit Ihrem Henker abmachen,« erwiderte Cagliostro, Herrn

von Favras unter dieser brutalen Antwort niederschmetternd.

Es trat ein Augenblick banger Unruhe in der Versammlung ein.

»Wissen Sie, daß ich jetzt zittere!« sagte Herr von Launay, »meine Vorgänger haben so traurig gewählt, daß ich Schlimmes für mich vorhersehe, wenn ich denselben Sack durchwühle, wie sie.«

»Dann seien Sie vernünftiger, als sie, und wollen Sie die Zukunft nicht kennen; gut oder übel, ehren wir das Geheimniß Gottes.«

»Oh! oh! Herr von Launay,« sagte Madame Dubarry, »ich hoffe, Sie werden so viel Muth haben, als diese Herren.«

»Ich hoffe es auch, Madame,« erwiderte der Gouverneur, sich verbeugend.

Dann wandte er sich an Cagliostro und sprach:

»Mein Herr, ich beschwöre Sie, beschenken Sie mich nun auch mit einem Horoskop.«

»Das ist leicht,« antwortete Cagliostro, »ein Streich mit dem Beil auf den Kopf, und Alles ist abgethan.«

Hier erscholl ein Schrei des Schreckens im Saal. Die Herren von Richelieu und Taverney baten Cagliostro, nicht weiter zu gehen; doch die weibliche Neugierde gewann die Oberhand.

»Wenn man Sie hört, Graf, würde das ganze Weltall eines gewaltsamen Todes sterben,« sagte Madame Dubarry. »Wir sind zu acht, und von acht haben Sie bereits fünf zum Tode verurtheilt.«

»Ja, Sie begreifen wohl, daß dieß zum Voraus beschlossen worden ist, und daß wir darüber lachen, Madame,« sprach Herr von Favras, der wirklich zu lachen suchte.

»Gewiß lachen wir darüber, ob es nun wahr oder falsch ist,« versetzte der Graf von Haga.

»Oh! ich würde wohl auch lachen, denn ich möchte der Gesellschaft nicht gern durch meine Feigheit Schande machen,« sprach Madame Dubarry. »Doch leider bin ich nur ein Weib und werde nicht einmal die Ehre haben, in Beziehung auf einen unseligen Ausgang in Ihren Rang gestellt zu werden. Ein Weib, das stirbt in seinem Bett. Ach! mein Tod, der Tod einer traurigen und vergessenen alten Frau, wird die schlimmste von allen Todesarten sein, nicht wahr, Herr von Cagliostro?«

Indem sie diese Worte sprach, zögerte sie; sie gab nicht nur durch ihre Worte, sondern auch durch ihre Miene dem Wahrsager einen Vorwand, sie zu beruhigen; Cagliostro beruhigte sie aber nicht.

Die Neugierde war größer, als die Angst, und trug den Sieg über diese davon.

»Auf, Herr von Cagliostro, antworten Sie mir doch!« rief Madame Dubarry.

»Was soll ich Ihnen antworten? Sie befragen mich nicht.«

Die Gräfin zögerte.

»Aber...« sagte sie.

»Nun, Madame,« sprach Cagliostro, »wollen Sie mich befragen? Ja oder Nein!«

Die Gräfin strengte sich an, um ihre Furcht zu überwinden, und rief, nachdem sie in einem Lächeln der Gesellschaft Muth geschöpft hatte:

»Nun wohl! ja, ich wage es, sagen Sie, wie Jeanne von Vaubernier, Gräfin Dubarry endigen wird.«

»Auf dem Blutgerüst, Madame,« antwortete der finstere Prophet.

»Sie scherzen, nicht wahr, mein Herr?« stammelte die Gräfin, mit einem flehenden Blick.

Aber man hatte Cagliostro auf's Aeüßerste getrieben und er sah diesen Blick nicht.

»Und warum scherzen?« fragte er.

»Weil man, um das Blutgerüste zu besteigen, getödtet, gemordet, ein Verbrechen begangen haben muß, während ich aller Wahrscheinlichkeit nach nie ein Verbrechen begehen werde. Nicht wahr, Sie scherzen?«

»Ei! mein Gott, ja,« erwiderte Cagliostro, »es ist ein Scherz, wie Alles, was ich prophezeit habe.«

Die Gräfin brach in ein Gelächter aus, das ein geschickter Beobachter ein wenig zu scharf gefunden hätte, um es für natürlich halten zu können.

»Auf! Herr von Favras,« sagte sie, »bestellen wir unsern Trauerwagen.«

»Oh! das wäre für Sie vergeblich, Gräfin,« sprach Cagliostro.

»Und warum dieß, mein Herr?«

»Weil Sie auf einem Karren nach dem Schaffot fahren werden.«

»Pfui! wie abscheulich!« rief Madame Dubarry. »Oh! der abscheuliche Mensch! Marschall, wählen Sie ein andermal Gäste von besserer Laune, oder ich komme nicht mehr zu Ihnen.«

»Entschuldigen Sie mich, Madame. Sie, wie die Andern, haben es gewollt,« versetzte Cagliostro.

»Ich, wie die Andern; nicht wahr, Sie werden mir wenigstens Zeit bewilligen, meinen Beichtvater zu wählen?«

»Das wäre ganz überflüssig, Gräfin,« erwiderte Cagliostro.

»Wie so?«

»Der Letzte, der mit einem Beichtvater das Schaffot besteigt, wird...«

»Wird?« fragte die ganze Versammlung.

»Wird der König von Frankreich sein.«

Cagliostro sprach diese letzteren Worte mit einem so dumpfen, so traurigen Ton, daß es die Anwesenden wie ein Todeshauch umwehte und all ihr Mut in Eis verwandelte.

Es trat ein Stillschweigen von einigen Minuten ein.

Während dieses Stillschweigens näherte Cagliostro seine Lippen dem Glase Wasser, in dem er seine unheilvollen Prophezeiungen gelesen. Doch kaum hatte er es mit dem Munde berührt, als er es mit einem unüberwindlichen Widerwillen zurückschob, wie er etwa einen bitteren Kelch zurückgeschoben hätte.

Wählend er diese Bewegung vollbrachte, richtete er seine Augen auf Taverney.

»Oh!« rief der Baron, im Glauben, er wolle sprechen, »sagen Sie mir nicht, was aus mir werden wird; ich frage Sie nicht darnach.«

»Wohl! ich frage Sie an seiner Stelle,« sprach Richelieu.

»Sie, Herr Marschall,« antwortete Cagliostro, »beruhigen Sie sich, Sie sind der Einzige von uns, der in seinem Bette sterben wird.«

»Der Caffee, meine Herren,« rief der alte Marschall, entzückt über diese Wahrsagung. »Der Caffee.«

Alle standen auf.

Doch ehe man in den Salon ging, näherte sich der Graf von Haga Cagliostro und sprach zu ihm:

»Mein Herr, ich gedenke nicht meinem Schicksal zu entfliehen, doch sagen Sie mir, was ich mißtrauen soll.«

»Einem Muff, Sire,« antwortete Cagliostro.

Herr von Haga entfernte sich.

»Und ich?« fragte Condorcet.

»Einem Pfannenkuchen.«

»Gut, ich verzichte auf die Eier.«

Und er folgte dem Grafen.

»Und ich,« sprach Herr von Favras, »wovor habe ich mich zu fürchten?«

»Vor einem Brief.«

»Gut, ich danke.«

»Und ich?« fragte Herr von Launay.

»Vor der Einnahme der Bastille.«

»Oh! nun bin ich ruhig.«

Und er entfernte sich lachend.

»Nun ist die Reihe an mir,« sagte die Gräfin ganz ängstlich.

»Sie, schöne Gräfin, mißtrauen Sie der Place Louis XV.«

»Ach!« erwiderte Madame Dubarry, »ich habe mich schon eines Tags dort verirrt und sehr darunter gelitten. An diesem Tag hatte ich den Kopf verloren.«

»Nun, Sie werden ihn abermals verlieren, aber nicht mehr finden.«

Madame Dubarry stieß einen Schrei aus und entfloh zu den andern Gästen in den Salon.

Cagliostro wollte der Gesellschaft folgen.

»Einen Augenblick Geduld,« sprach Richelieu, »nur mir und Taverney haben Sie Nichts gesagt, mein lieber Zauberer.«

»Herr von Taverney hat mich gebeten, ihm Nichts zu sagen, und Sie, Herr Marschall, haben Nichts von mir verlangt.«

»Oh! ich bitte Sie abermals,« rief Taverney mit gefalteten Händen.

»Doch könnten Sie uns nicht, um die Macht Ihres Genies zu beweisen, etwas sagen, was wir zwei allein wissen?«

»Was?« fragte Cagliostro lächelnd.

»Nun denn! was dieser brave Taverney in Versailles macht, statt ruhig auf seinem schönen Gute Maison-Rouge zu leben, das der König für ihn vor drei Jahren wiedererkauft hat?«

»Das ist ganz einfach,« antwortete Cagliostro; »vor zehn Jahren wollte der Herr Baron seine Tochter, Fräulein Andrée, König Ludwig XV. geben; doch es ist dem Herrn nicht gelungen.«

»Ho! ho!« murrte Taverney.

»Heute will der Herr seinen Sohn, Philipp von Taverney, Marie Antoinette geben. Fragen Sie ihn, ob ich lüge.«

»Bei meiner Treue,« rief Taverney, »der Teufel soll mich holen, wenn dieser Mensch kein Zauberer ist.«

»Ho! ho!« versetzte der Marschall, »sprich nicht so leichthin vom Teufel.«

»Schrecklich! schrecklich!« murmelte Taverney.

Und er wandte sich, um Cagliostro zum letzten Mal um Discretion anzuflehen. Doch dieser war verschwunden.

»Gehen wir in den Salon, Taverney,« sagte der Marschall; »man würde den Caffee ohne uns nehmen, oder wir würden den Caffee kalt bekommen, was noch schlimmer wäre.«

Und er lief in den Salon.

Doch der Salon war verschlossen; nicht Einer von den Gästen hatte den Muth gehabt, dem Urheber so düsterer Weissagungen noch einmal in's Gesicht zu schauen.

Die Kerzen brannten auf den Candelabern; der Caffee rauchte in der Kanne; das Feuer knisterte im Kamin.

Alles vergeblich.

»Meiner Treue, mein alter Freund, es scheint, wir werden den Caffee unter vier Augen nehmen. Was Teufels, wohin bist Du denn gekommen?« sagte Richelieu.

Und er schaute nach allen Seiten, aber der kleine Greis hatte sich, wie die Andern, aus dem Staube gemacht.

»Gleichviel,« sagte der Marschall, spöttisch lächelnd wie Voltaire, indem er seine trockenen, weißen, ganz mit Ringen beladenen Hände an einander rieb, »ich werde der einzige von allen meinen Tischgenossen sein, der in seinem Bette stirbt. He! he! in meinem Bett. Graf von Cagliostro, ich bin kein Ungläubiger. Nicht wahr, in meinem Bett werde ich sterben, in meinem Bett, und zwar so spät als möglich? Holla! mein Kammerdiener und meine Tropfen!«

Der Kammerdiener trat mit einem Fläschchen in der Hand ein, und der Marschall und er gingen in's Schlafzimmer.

I.

Zwei unbekannte Frauen.

Den Winter von 1784, dieses Ungeheuer, das ein Sechstel von Frankreich verschlang, konnten wir, obgleich er vor den Fenstern stürmte, beim Herrn Herzog von Richelieu in dem so warmen und mit Wohlgerüchen geschwängerten Speisesaal, wo wir waren, nicht sehen.

Etwas Rauhreif an den Scheiben ist der Luxus der Natur dem Luxus der Menschen beigefügt. Der Winter hat seine Diamanten, seinen Puder und seine Silberstickereien für den Reichen, der unter seinem Pelzwerk vergraben oder in seinem Wagen verwahrt, oder in den Watten und Samnten einer geheizten Wohnung eingemummt ist. Jeder Frost ist ein Gepränge, jedes Unwetter eine Decorationsveränderung, die der Reiche durch seine Fensterscheiben von dem großen und ewigen Maschinisten, den man Gott nennt, ausführen sieht.

In der That, wer warm hat, kann die schwarzen Bäume bewundern und einen Reiz in den düstern Perspectivesn der vom Winter einbalsamirten Ebenen finden.

Derjenige, welcher die süßen Wohlgerüche des Mittagmahles, das seiner harret, zu seinem Gehirn emporsteigen fühlt, kann von Zeit zu Zeit durch ein halbgeöffnetes Fenster den scharfen Duft des Nordostwinds und den eisigen Dunst des Schnees einschlürfen.

Derjenige endlich, welcher nach einem Tag ohne Leiden, wenn Millionen von seinen Mitbürgern gelitten haben, unter Eiderdunen, in seinen Leintüchern, in einem warmen Bett sich ausstreckt, der kann, wie jener Egoist des Lucretius, den Voltaire verherrlicht, finden, Alles sei gut in dieser besten der möglichen Welten.

Derjenige aber, welcher friert, sieht Nichts mehr von all' diesen Herrlichkeiten der Natur, die ebenso reich sind in ihrem Weißen, als in ihrem grünen Mantel.

Derjenige, welcher Hunger hat, sucht die Erde und flieht den Himmel: den Himmel ohne Sonne und folglich ohne Lächeln für den Unglücklichen.

In der Epoche nun, zu der wir gelangt sind, nämlich gegen die Mitte des Monats April, seufzten dreimalhunderttausend Unglückliche, vor Kälte und Hunger sterbend, in Paris allein, wo man unter dem Vorwand, keine Stadt enthalte mehr Reiche, nicht die geringsten Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um es zu verhindern, daß die Armen durch die Kälte und die Noth umkamen.

Seit vier Monaten trieb ein eherner Himmel die Unglücklichen der Dörfer in die Städte, wie gewöhnlich der Winter die Wölfe aus den Wäldern in die Dörfer treibt.

Kein Brod, kein Holz mehr.

Kein Brod mehr für die Menschen, welche die Kälte auszustehen hatten, kein Holz mehr, um Brod zu backen.

Alle Vorräthe, die eingebracht worden waren, hatte Paris in einem Monat aufgezehrt; der Prevot der Handelsleute, ein unvorsichtiger und unfähiger Mann, verstand es nicht einmal, nach Paris, das seiner Fürsorge anvertraut war, zweimalhunderttausend in einem Umkreise von zehn Meilen um die Hauptstadt verfügbare Klafter Holz hereinzuschaffen.

Als Entschuldigung nannte er, wenn es gefror, das Eis, das die Pferde am Gehen verhindere;

wenn es aufthaute, die Unzulänglichkeit der Wagen und Pferde. Ludwig XVI., stets gut, stets menschenfreundlich, stets zuerst berührt von den physischen Bedürfnissen des Volkes, dessen sociale Bedürfnisse ihm eher entgingen, fing damit an, daß er zweimalhunderttausend Livres zum Miethen von Wagen und Pferden anwies; dann nahm er die einen und die andern zwangsweise in Requisition.

Der Verbrauch fuhr indessen fort, das Ankommende wegzuraffen. Man mußte die Käufer taxiren. Niemand war berechtigt, vom allgemeinen Holzhof Anfangs mehr als eine Fuhre, dann mehr als eine halbe Fuhre wegzunehmen. Man sah nun den Schweif der Käufer vor dem Thor der Holzhöfe sich verlängern, wie er sich später vor den Thüren der Bäcker verlängern sollte.

Der König verausgabte all sein Geld in Almosen. Er erhob drei Millionen von den Einnahmen des Octroi, und verwendete diese drei Millionen auf die Erleichterung der Unglücklichen, wobei er erklärte, jeder Drang müsse weichen und schweigen vor dem Drang der Kälte und des Hungers.

Die Königin gab ihrerseits fünfhundert Louisd'or von ihren Ersparnissen. Man verwandelte die Klöster, die Hospitäler, die öffentlichen Gebäude in Zufluchtsorte, und jeder Thorweg öffnete sich auf den Befehl seiner Gebieter, nach dem Beispiel der königlichen Schlösser, um in die Höfe der Hotels den Armen, die sich um ein großes Feuer kauerten, Zugang zu gewähren.

Man hoffte so das gute Thauwetter zu erreichen.

Doch der Himmel war unbeugsam! Jeden Abend breitete sich ein kupferrother Schleier über dem Firmament aus; die Sterne glänzten trocken und kalt, wie das Feuer einer Pechpfanne bei einer Beerdigung, und das nächtliche Gefrieren verdichtete abermals den bleichen Schnee, den die Mittagssonne ein wenig flüssig gemacht hatte, in einen Diamantsee.

Am Tag häuften Tausende von Arbeitern mit Hacke und Schaufel den Schnee und das Eis längs den Häusern auf, so daß ein doppelter, dichter, feuchter Wall die Hälfte der größtentheils schon zu engen Straßen versperrte. Gewichtige Wagen mit glitschenden Rädern, wankende, jeden Augenblick niederstürzende Pferde, zogen diese eisigen Mauern für den Vorübergehenden weg, welcher der dreifachen Gefahr des Fallens, des Zusammenstoßens und des Einstürzens ausgesetzt war.

Bald wurden die Schnee- und Eishaufen so groß, daß die Buden dadurch maskirt, die Durchgänge verstopft waren, und daß man darauf verzichten mußte, das Eis wegzunehmen, da die Kräfte und Mittel der Fuhren nicht mehr genügten.

Das ohnmächtige Paris erklärte sich für besiegt und ließ den Winter gewähren. So vergingen December, Januar, Februar und März; zuweilen verwandelte ein Thauwetter von zwei bis drei Tagen ganz Paris, dem es an Gossen und Abhängen gebracht, in einen Ocean.

In solchen Augenblicken konnte man sich nur schwimmend durch gewisse Straßen durcharbeiten. Pferde kamen vom Wege ab und ertranken. Die Carrossen wagten sich nicht mehr hinein; sie hätten sich in Schiffe verwandelt.

Seinem Character getreu, machte Paris Lieder auf den Tod durch das Thauwetter, wie es Lieder über den Hungertod gemacht hatte. Man ging in Procession nach den Hallen, um die Fischweiber ihre Waaren verkaufen und ihren Kunden mit ungeheuren ledernen Stiefeln nachlaufen zu sehen, wobei sie Hosen in den Stiefeln und die Röcke bis zum Gürtel aufgeschlagen hatten; Alles lachend, gesticulirend und einander in dem Sumpf, den sie bewohnten, mit Koth bespritzend; da aber das Thauwetter ephemer war, da das Eis

undurchsichtiger und hartnäckiger folgte, da die Seen vom vorhergehenden Tag am andern Tag schlüpfriger Crystall wurden, so ersetzten Schlitten die Wagen und fuhren, angetrieben von Schlittschuhläufem oder gezogen von scharf beschlagenen Pferden, auf den Chausseen der in glatte Spiegel verwandelten Straßen. Die Seine war, mehrere Fuß tief gefroren, der Sammelplatz der Müßiggänger geworden, die sich im Rennen, im Niederfallen durch Ausglitschen, im Schlittschuhlaufen, kurz in Spielen aller Art übten und, durch diese Gymnastik erwärmt, so bald die Müdigkeit sie zur Ruhe zwang, zum nächsten Feuer liefen, damit der Schweiß nicht auf ihren Gliedern gefror.

Man sah den Augenblick vorher, wo, da der Verkehr zu Wasser unterbrochen, zu Lande unmöglich geworden, die Lebensmittel nicht mehr ankommen würden und Paris, dieser riesige Körper, in Ermangelung von Nahrung unterliegen müßte, wie jene Cetaceen, die, nachdem sie ihre Bezirke entvölkert, in den Polareisen eingeschlossen bleiben und an Entkräftung sterben, weil es ihnen nicht möglich gewesen ist, wie die kleinen Fische, ihre Beute, durch die Spalten zu entkommen und gemäßigtere Zonen, fruchtbarere Wasser zu erreichen.

Der König versammelte in dieser verzweiflungsvollen Lage seinen Rath. Er beschloß, die Bischöfe, die Aebte, die Mönche, die sich gar zu wenig um ihre Residenz bekümmerten, die Gouverneure, die Intendanten der Provinzen, die Paris zu ihrem Gouvernementssitz gemacht hatten, die Magistrate endlich, welche die Oper und die Gesellschaft ihren mit Lilien verzierten Amtsstühlen vorzogen, aus Paris zu verbannen, d. h. zur Rückkehr nach ihren Provinzen aufzufordern.

Man sollte auch noch alle adeligen Gutsbesitzer der Provinzen auffordern, sich in ihre Schlösser einzusperren. Aber Herr Lenoir, der Polizeilieutenant, bemerkte dem König, da alle diese Leute nicht dazu verpflichtet seien, so könne man sie nicht zwingen, Paris von einem Tag auf den andern zu verlassen; sie würden daher, um sich zu entfernen, mit einer Langsamkeit zu Werke gehen, welche theils dem bösen Willen, theils der Schwierigkeit der Wege zuzuschreiben wäre, und so müßte das Thauwetter eintreten, ehe man den Vortheil der Maßregel erlangt hätte, indeß alle möglichen Unannehmlichkeiten daraus hervorgegangen wären.

Das Mitleid des Königs, das die Cassen trocken legte, die Barmherzigkeit der Königin, die ihre Sparbüchse erschöpfte, hatten die sinnreiche Dankbarkeit des Volkes erregt, das durch ephemere Monumente das Andenken an die Wohlthaten heiligte, die Ludwig XVI. und die Königin den Dürftigen hatten zufließen lassen. Wie einst die Soldaten dem siegreichen Feldherrn Trophäen mit den Waffen des Feindes errichteten, von dem der Feldherr sie befreit hatte, so errichteten die Pariser auf dem Schlachtfeld selbst, auf dem sie gegen den Feind kämpften, dem König und der Königin Obeliske von Schnee und Eis. Jeder trug dazu bei, der Tagelöhner gab seine Arme, der Handwerker seine Industrie, der Künstler sein Talent, und die Obeliken erstanden zierlich, kühn und solid an jeder Ecke der Hauptstraßen, und der arme Schriftsteller, den die Wohlthat des Königs in seiner Mansarde aufgesucht hatte, brachte die Opfergabe einer mehr noch mit dem Herzen als mit dem Geist abgefaßten Inschrift herbei.

Am Ende des März trat das Thauwetter ein, aber ungleichmäßig, unvollständig, mit Wiederholungen des Gefrierens, welche die Noth, den Schmerz und den Hunger bei der Pariser Bevölkerung vermehrten, während sie zugleich die Schneemonumente aufrecht und fest erhielten.

Nie war das Elend so groß gewesen als in dieser letzten Periode; Zwischenblicke einer schon lauen Sonne ließen die Nächte des Frostes und des Nordostwindes noch kälter erscheinen; die

großen Eislagen waren geschmolzen und in die Seine abgelaufen, welche an allen Theilen austrat. Doch in den ersten Tagen des April zeigte sich eine jener Erneuerungen der Kälte, von denen wir gesprochen; die Obeliske, an denen schon jener Schweiß herabgelaufen war, der ihren Tod weissagt, die Obeliske befestigten sich, halb geschmolzen, abermals ungestalt und vermindert; eine schöne Schneelage bedeckte die Boulevards und die Quais, und man sah wieder die Schlitten mit ihren muntern Rossen erscheinen. Das war herrlich auf den Boulevards und den Quais. Doch in den Straßen wurden die Kutschen und Cabriolets der Schrecken der Fußgänger, die sie nicht kommen hörten, die Ihnen häufig, durch die Eismauern verhindert, nicht ausweichen konnten, die endlich am häufigsten unter die Räder fielen, wenn sie fliehen wollten.

In wenigen Tagen bedeckte sich Paris mit Verwundeten und Sterbenden. Hier ein auf dem Glatteis gebrochenes Bein, dort eine durch die Gabeldeichsel eines Cabriolets, das in seinem raschen Lauf auf dem Eise nicht hatte anhalten können, eingedrückte Brust. Da fing die Polizei an, sich damit zu beschäftigen, daß sie Diejenigen, welche der Kälte, dem Hunger oder den Überschwemmungen entgangen waren, vor den Rädern bewahrte. Man ließ die Reichen, welche die Armen zermalmten, Bußen bezahlen. In jener Zeit, wo die Aristocratie herrschte, gab es sogar Aristocratie in der Art, die Pferde zu führen; ein Prinz von Geblüt fuhr mit verhängten Zügeln, und ohne: Aufgepaßt! zu rufen; ein Herzog und Pair, ein Edelmann und eine Operntänzerin in gestrecktem Trab; ein Präsident und ein Banquier im Trab; ein Petitmaitre in seinem Cabriolet fuhr selbst wie auf der Jagd, und der Jockey, der hinten obenstand, rief: »Aufgepaßt!« wenn der Herr einen Unglücklichen angehakt oder niedergeworfen hatte.

Und dann raffte sich auf, wer konnte, wie Mercier sagt; insofern aber der Pariser die schönen Schlitten mit Schwanenhälsen auf dem Boulevard hineilen sah, insofern er in ihren Marder- oder Zobelpelzen die Damen des Hofes bewunderte, welche wie Meteore auf des Eises glänzenden Furchen fortgezogen wurden, insofern die goldenen Schellen, die Purpurgarne, und die Federbüsche der Pferde die neben all diesen schönen Dingen staffelförmig aufgestellten Kinder belustigten, vergaß der Pariser Bürger die Sorglosigkeit der Polizeileute und die Brutalitäten der Kutscher, während der Arme seinerseits, wenigstens für einen Augenblick, sein Elend vergaß, denn in jener Zeit war er noch gewohnt, von den reichen Leuten oder von denen, die sich den Anschein davon gaben, in Schutz genommen zu werden.

Unter den von uns mitgetheilten Umständen sah man acht Tage nach dem Mittagmahle des Herrn von Richelieu zu Versailles, in Paris bei einer schönen, aber kalten Sonne vier elegante Schlitten hereinfahren, welche über den verhärteten Schnee hinglitten, der den Cours-la-Reine und das Ende der Boulevards von den Champs-Elysées an bedeckte. Außerhalb Paris kann der Schnee lange seine jungfräuliche Weise bewahren, da die Füße des Wanderers selten sind. In Paris dagegen berauben hunderttausend Füße täglich den glänzenden Mantel des Winters rasch seiner Jungfräulichkeit und schwärzen ihn.

Die Schlitten, welche dumpf über die Straße hinglitten, hielten zuerst auf dem Boulevard an, das heißt, sobald der Koth auf den Schnee folgte. Die Sonne des Tages hatte in der That die Atmosphäre erweicht, und das augenblickliche Aufthauen begann; wir sagen augenblicklich, denn die Reinheit der Luft verhieß für die Nacht jenen eisigen Nordostwind, der im April die ersten Blätter und die ersten Blüten versengt.

In dem Schlitten, der voran fuhr, befanden sich zwei Männer, in den weiten braunen doppelkragigen Reiserock von Tuch gekleidet; der einzige Unterschied, den man unter ihren Kleidern bemerkte, war der, daß der eine Knöpfe und Galonen von Gold, der andere Galonen

und Knöpfe von Seide hatte.

Diese zwei Männer, gezogen von einem Rappen, dessen Nüstern einen dichten Rauch ausströmten, fuhren vor einem andern Schlitten, auf den sie von Zeit zu Zeit ihre Blicke warfen, als überwachten sie ihn.

In diesem zweiten Schlitten saßen zwei Damen, so gut in Pelz eingehüllt, daß Niemand ihre Gesichter hätte sehen können. Man dürfte sogar beifügen, es wäre schwierig gewesen, zu sagen, welchem Geschlechte diese zwei Personen angehörten, hätte man sie nicht an der Höhe ihres Kopfputzes erkannt, auf dessen Gipfel ein kleiner Hut seine Federn schüttelte.

Von dem kolossalen Gebäude dieses mit geflochtenen Bändern durchwirkten Kopfputzes fiel eine Wolke von weißem Puder hinab, wie im Winter eine Reifwolke von den Zweigen herabfällt, die der Nordost schüttelt.

Diese zwei Damen, welche dicht beisammen saßen, unterhielten sich miteinander, ohne auf die zahlreichen Zuschauer zu achten, die sie auf dem Boulevard vorüberfahren sahen.

Wir haben vergessen, zu bemerken, daß sie nach kurzem Zögern weiter gefahren waren.

Die Eine von ihnen, die größere und majestätischere, drückte an ihre Lippen ein Sacktuch von feinem, gesticktem Batist und hielt den Kopf gerade und fest trotz des Nordosts, der den Schlitten in seinem raschen Laufe durchschnitt. Es hatte fünf Uhr auf der Kirche Saint-Croix-d'Antin geschlagen, und die Nacht fing an, sich auf Paris herabzusenken, und mit der Nacht die Kälte.

In diesem Augenblick hatten die Equipagen ungefähr die Porte Saint-Denis erreicht.

Die Dame vom Schlitten, dieselbe, welche ein Sacktuch vor den Mund hielt, machte den zwei Männern der Vorhut, die sich, den Gang des Rappen beschleunigend, weiter vom Schlitten der zwei Damen entfernten, ein Zeichen. Dann wandte sich dieselbe Dame gegen die Nachhut um, welche aus zwei andern Schlitten, jeder geführt von einem Kutscher ohne Livree, bestand, und ihrerseits dem Zeichen gehorchend, das sie verstanden hatten, verschwanden die zwei Kutscher in der Rue Saint-Denis, in deren Tiefen sie sich verloren.

Der Schlitten der zwei Männer gewann, wie gesagt, einen bedeutenden Vorsprung vor den zwei Damen und verschwand am Ende in den ersten Nebeln des Abends.

Als der zweite Schlitten auf das Boulevard de Menilmontant kam, hielt er an; hier waren die Spaziergänger selten, die Nacht hatte sie zerstreut; überdieß wagten sich in dieses abgelegene Quartier wenige Bürger ohne Stocklaternen und ohne Geleite, seitdem der Winter die Zähne von drei- bis viertausend Bettlern geschärft hatte, welche ganz sachte in Diebe verwandelt worden waren.

Die Dame, die wir schon als Befehle ertheilend bezeichnet haben, berührte mit der Fingerspitze die Schulter des Kutschers, der den Schlitten führte.

Der Schlitten hielt an.

»Weber,« sagte sie, »wie viel braucht Ihr Zeit, um das Euch bekannte Cabriolet zu bringen?«

»Madame nimmt das Cabriolet?« fragte der Kutscher mit einem scharfen deutschen Accent.

»Ja, ich werde durch die Straßen zurückkommen, um die Feuer zu sehen. Die Straßen sind aber noch kothiger, als die Boulevards, und man würde schlecht im Schlitten fahren. Und dann habe ich ein wenig kalt bekommen; Sie auch, nicht wahr Kleine?« sagte die Dame, sich an ihre Begleiterin wendend.

»Ja, Madame,« antwortete diese.

»Ihr hört also, Weber, oder Ihr wißt, mit dem Cabriolet?«

»Gut, Madame.«

»Wie viel Zeit braucht Ihr?«

»Eine halbe Stunde.«

»Es ist gut. Schauen Sie auf Ihre Uhr, Kleine.«

Die jüngere von den zwei Damen suchte in ihrem Pelz und schaute dann auf ihrer Uhr mit großer Schwierigkeit nach der Stunde, denn die Nacht verfinsterte sich, wie gesagt, immer mehr.

»Drei Viertel auf sechs Uhr,« antwortete sie.

»Um drei Viertel auf sieben Uhr also, Weber.«

Und, nachdem sie diese Worte gesagt, sprang die Dame leicht aus dem Schlitten, gab ihrer Freundin die Hand und fing an, sich zu entfernen, während der Kutscher mit Geberden ehrfurchtsvoller Verzweiflung laut genug, um von seiner Gebieterin gehört zu werden, murmelte:

»Unklugheit, oh! mein Gott, welche Unklugheit!«

Die zwei Frauen lachten, hüllten sich in ihre Pelze, deren Kragen bis zur Höhe ihrer Ohren gingen, und durchschritten die Gegenallee des Boulevard, wobei sie sich damit belustigten, daß sie den Schnee unter ihren kleinen, mit Pelzstiefelchen bekleideten Füßen krachen ließen.

»Sie, die Sie gute Augen haben, Andrée,« sagte diejenige von den Damen, welche die ältere zu sein schien, und dennoch nicht über dreißig bis zweiunddreißig Jahre zählen mochte, »suchen Sie doch an dieser Ecke den Namen der Straße zu lesen.«

»Rue du Pont-aux-Choux, Madame,« antwortete die junge Dame lachend.

»Welche Straße ist das? Rue du Pont-aux-Choux? Oh! mein Gott! wir sind verloren. Rue du Pont-aux-Choux! Man sagte mir, die zweite Straße rechts. Aber Andrée, wie es hier so gut nach heißem Brod riecht!«

»Das ist kein Wunder, wir sind hier vor der Thüre eines Bäckers,« erwiderte ihre Begleiterin,

»Nun wohl, fragen wir, wo die Rue Saint-Claude ist.«

Und diejenige, welche gesprochen, machte eine Bewegung nach der Thüre.

»Oh! gehen Sie nicht hinein,« sagte rasch die andere Frau, »lassen Sie mich.«

»Die Rue Saint-Claude, meine niedlichen Damen,« sprach eine muntere Stimme, »Sie wollen wissen, wo die Rue Saint-Claude ist?«

Die zwei Damen wandten sich zu gleicher Zeit und mit einer einzigen Bewegung in der Richtung der Stimme um und erblickten in der Thür des Bäckers lehnend einen Gesellen, der nur in seine Jacke gehüllt war und, trotz der eisigen Kalte, welche eben herrschte, eine entblößte Brust und entblößte Beine hatte.

»Oh! ein nackter Mensch!« rief die jüngere von den beiden Frauen. »Sind wir denn in Oceanien?«

Und sie machte einen Schritt rückwärts und verbarg sich hinter ihrer Gefährtin.

»Sie suchen die Rue Saint-Claude?« fuhr der Bäckergehilfe fort, der die Bewegung nicht begriff, welche die jüngere der zwei Damen gemacht hatte, und an seine Tracht gewöhnt, dieser entfernt nicht die Centrifugalkraft, deren Resultat wir gesehen, zuschrieb.

»Ja, mein Freund, die Rue Saint-Claude,« antwortete die ältere von den zwei Frauen, welche selbst eine starke Lachlust bewältigte.

»Oh! die ist nicht schwer zu finden, und überdieß will ich Sie führen,« sagte der heitere,

bemehlte Junge, und die That mit dem Worte verbindend, fing er an, seine mageren Beine zu öffnen, an deren Ende zwei Schlappen, so weit wie Schiffe, hingen.

»Nein, nein!« versetzte die ältere von den beiden Frauen, welche ohne Zweifel nicht gern mit einem solchen Führer getroffen werden wollte; »bezeichnen Sie uns nur die Straße, ohne sich zu bemühen, und wir werden Ihrer Andeutung folgen.«

»Die erste Straße rechts, Madame,« erwiderte der Führer, indem er sich bescheiden zurückzog.

»Ich danke,« sagten gleichzeitig die zwei Frauen.

Und sie enteilten, ihr Gelächter unter ihren Aermeln erstickend, in der bezeichneten Richtung.

II.

Das Innere eines Hauses.

Ohne das Gedächtniß unseres Lesers in allzu große Unkosten zu versetzen, dürfen wir hoffen, daß er diese Rue Saint-Claude, welche östlich an das Boulevard, westlich an die Rue de St.-Louis stößt, bereits kennt; er hat in der That mehr als eine von den Personen, welche in dieser Geschichte eine Rolle gespielt oder spielen werden, sie zu einer andern Zeit durchlaufen sehen, nämlich zur Zeit, da der große Physiker Joseph Balsamo mit seiner Sibylle Lorenza und seinem Lehrer Althotas hier wohnte.

Im Jahre 1784, wie im Jahre 1770, in welcher Epoche wir zum ersten Mal unsere Leser dahin führten, war die Rue Saint-Claude eine gute, ehrliche Straße, nicht sehr hell, das ist wahr, nicht sehr reinlich, das ist auch wahr, wenig besucht, wenig mit Bauten geschmückt, wenig bekannt. Doch sie hatte ihren heiligen Namen und ihren Rang als Straße des Marais, und als solche beherbergte sie in den drei bis vier Häusern, die ihren Effectivstand bildeten, mehrere arme Rentiers, mehrere arme Handelsleute und mehrere auf den Etats des Kirchspiels vergessene neue Arme.

Außer diesen drei bis vier Häusern gab es wohl noch an der Ecke des Boulevards ein Hotel von großartigem Aussehen, mit dem sich die Rue Saint-Claude als mit einem aristocratischen Gebäude hätte brüsten können. Aber dieses Gebäude, dessen hohe Fenster, über der Mauer des Hofes, sich an einem Festtage allein mit dem Widerschein seiner Candelaber und seiner Kronleuchter erhellt hätten, dieses Gebäude, sagen wir. war das schwärzeste, stummste und verschlossenste von allen Häusern des Quartiers.

Die Thüre öffnete sich nie; die mit ledernen Polstern verstopften Fenster hatten auf jedem Blatte der Jalousien, auf jeder Leiste der Laden eine Staublage, von der Physiologen und Geologen behauptet hätten, sie gehe auf zehn Jahre zurück.

Zuweilen näherte sich ein Pflastertreter, der gerade vorüberging, ein Neugieriger oder ein Nachbar dem Thorweg und betrachtete durch das weite Schloß das Innere des Gebäudes.

Da erblickte er nichts als Grasbüschel zwischen den Pflastersteinen, Schimmel und Moos auf den Platten. Zuweilen durchschritt eine ungeheure Ratte, die souveräne Gebieterin dieser verlassenen Domäne, ruhig den Hof und versenkte sich in den Keller, eine sehr überflüssige Bescheidenheit, da sie zu ihrer unumschränkten Verfügung so bequeme Salons und Cabinets hatte, wo die Katzen sie nicht beunruhigen konnten.

War es ein Vorübergehender oder ein Neugieriger, so setzte er, nachdem er sich von der Einsamkeit des vor ihm stehenden Gebäudes überzeugt, seine Wanderung fort; war es aber ein Nachbar, so blieb er, da er ein viel größeres Interesse an dem Hotel hatte, beinahe immer lange genug auf seinem Beobachtungsposten, daß ein anderer Nachbar, durch eine ähnliche Neugierde angelockt, sich neben ihn stellte, und dann knüpfte sich ein Gespräch an, dessen Hauptinhalt, wenn auch nicht die Details, wir mit ziemlicher Sicherheit angeben können.

»Nachbar,« sagte derjenige, welcher nicht hineinschaute, zu dem Hineinschauenden, »was sehen Sie denn im Hause des Herrn Grafen von Balsamo?«

»Nachbar,« antwortete der Hineinschauende, »ich sehe die Ratte.«

»Ah! wollen Sie erlauben,« sagte der zweite Neugierige.

Und er stellte sich ebenfalls an das Schlüsselloch.

»Sehen Sie sie?« fragte der aus dem Besitz Verdrängte den im Besitz Befindlichen.

»Ja,« antwortete dieser, »ich sehe sie. Ah! mein Herr, sie ist fett geworden.«

»Sie glauben?«

»Ja, ich bin dessen sicher.«

»Ich glaube wohl, nichts stört sie.«

»Und es müssen, was man auch sagen mag, sicherlich noch gute Brocken in dem Hause übrig sein.«

»Gute Brocken, sagen Sie?«

»Ah! gewiß. Herr von Balsamo ist zu schnell verschwunden, um nicht etwas vergessen zu haben.«

»Ei! Nachbar, was soll man vergessen, wenn ein Haus halb verbrannt ist?«

»Sie können im Ganzen Recht haben, Nachbar.«

Und nachdem man die Ratte noch einmal angeschaut, trennte man sich, erschrocken darüber, daß man so viel über einen so geheimnißvollen und heikeln Gegenstand gesagt hatte.

Seit dem Brand dieses Hauses oder eines Theils vom Hause war Balsamo wirklich verschwunden, keine Wiedererscheinung hatte stattgefunden und das Hotel war verlassen geblieben.

Lassen wir es ganz düster und ganz feucht mit seinen schneebedeckten Terrassen und seinem von den Flammen ausgezackten Dach wiedererstehen, dieses alte Hotel, an dem wir nicht vorübergehen wollen, ohne uns dabei wie bei einem alten Bekannten aufzuhalten; dann betrachten wir, während wir die Straßen durchschreiten, um von links nach rechts zu gehen, dicht neben einem durch eine Mauer geschlossenen Gärtchen, ein schmales, hohes Haus, das sich, einem langen weißen Thurm ähnlich, von dem blaugrauen Grund des Himmels abhebt.

Auf dem First dieses Hauses ragt ein Kamin wie ein Blitzableiter empor, und gerade im Zenith dieses Kamins wirbelt und funkelt ein glänzender Stern.

Der letzte Stock des Hauses würde sich unbemerkt im Raume verlieren, ohne einen Lichtstrahl, der zwei Fenster von dreien röthet, welche die Façade bilden.

Die anderen Stockwerke sind düster und traurig. Schlafen die Miethleute schon? sparen sie unter ihren Decken sowohl die theuren Lichter, als das in diesem Jahre so seltene Holz? So viel ist gewiß, daß die vier Stockwerke kein Lebenszeichen von sich geben, während der fünfte nicht nur lebt, sondern sogar mit einer gewissen Affectation strahlt.

Klopfen wir an die Thüre; steigen wir die finstere Treppe hinauf; sie endigt bei diesem fünften Stock, wo wir zu thun haben. Eine einfache an die Mauer angelehnte Leiter führt zum obersten Stockwerk.

Ein Rehfuß hängt an der Thüre; eine Strohmatte und eine hölzerne Schale zieren die Treppe.

Sobald die erste Thüre geöffnet ist, treten wir in eine dunkle, kahle Stube ein; es ist diejenige, deren Fenster nicht erleuchtet ist. Diese Stube dient als Vorzimmer und führt in eine andere, deren Ausstattung und nähere Umstände unsere ganze Aufmerksamkeit verdienen.

Platten statt eines getäfelten Fußbodens, plump angemalte Thüren, drei Lehnstühle von

weißem Holz mit gelbem Sammet überzogen, ein armseliger Sopha, dessen Kissen unter den Falten die Spuren einer von Alter erzeugten Abmagerung tragen.

Zwei an der Wand hängende Portraits ziehen sogleich die Blicke auf sich. Ein Licht und eine Lampe, das eine auf einem dreifüßigen Tischchen, die andere auf dem Kamin stehend, verbinden ihre Feuer so, daß sie aus diesen zwei Portraits zwei Lichtbrennpunkte machen.

Mit der Faltenmütze auf dem Kopf, mit dem langen, bleichen Gesicht, dem matten Auge, der Krause am Hals empfiehlt sich das erstere von den Portraits durch die Kennbarkeit; es ist das ähnliche Bildniß Heinrichs III., Königs von Frankreich und Polen.

Unten liest man eine Inschrift mit schwarzen Buchstaben auf eine schlecht vergoldete Rahme gezeichnet:

Henry de Valois

Das zweite Portrait, das in neuerer Zeit vergoldet worden und ebenso frisch in seinen Malereien erscheint, als das andere veraltet ist, stellt eine junge Frau mit schwarzem Auge, feiner, gerader Nase, hervorspringenden Backenknochen und behutsamen Mund vor. Ihr Kopf ist geschmückt oder vielmehr schwer gedrückt von einem Gebäude von Haaren und seidenen Bändern, neben dem die Faltenmütze Heinrichs III. sich wie ein Maulwurfshaufen gegen eine Pyramide ausnimmt.

Unter diesem Portrait liest man ebenfalls in schwarzen Buchstaben:

Jeanne de Valois

Und wenn man, nachdem man den erloschenen Herd, die armseligen baumwollenen Vorhänge des mit vergilbtem grünen Damast bedeckten Bettes betrachtet hat, wissen will, welche Beziehung diese Portraits zu den Bewohnern des fünften Stockes haben, so braucht man sich nur zu einem kleinen eichenen Tisch umzuwenden, auf welchem eine einfach gekleidete Frau, die sich mit dem linken Ellenbogen auflehnt, mehrere versiegelte Briefe übersieht und die Adressen derselben controlirt.

Diese junge Frau ist das Original des Portraits.

Drei Schritte von ihr, in einer halb neugierigen, halb ehrerbietigen Haltung, gekleidet wie eine Duenna von Greuze, wartet und schaut eine kleine alte Kammerfrau von sechzig Jahren.

»Jeanne von Valois,« sagte die Inschrift.

Doch wenn diese Dame eine Valois war, wie ertrug Heinrich III., der sybaritische König, der Wollüstling, selbst nur im Gemälde das Schauspiel eines solchen Elends, bei dem es sich nicht nur um eine Person seines Geschlechts, sondern auch um seinen Namen handelte?

Die Dame vom fünften Stock strafte übrigens den Ursprung, den sie sich gab, persönlich durchaus nicht Lügen. Sie hatte weiße, zarte Hände, die sie von Zeit zu Zeit unter ihren gekreuzten Armen erwärmte. Sie hatte einen kleinen, feinen, schmalen Fuß, bekleidet mit einem Pantoffel von noch zierlichem Sammet, den sie auch dadurch zu erwärmen suchte, daß sie damit auf den Boden schlug, der so glänzend und kalt war wie das Eis, das Paris bedeckte.

Wenn dann der Nordost unter den Thüren und durch die Spalten der Fenster piff, schüttelte die Zofe traurig die Schultern und schaute den feuerlosen Kamin an.

Was die Dame, die Herrin der Wohnung, betrifft, so zählte sie fortwährend die Briefe und las die Adressen.

Jedesmal nachdem sie eine Adresse gelesen, machte sie eine Bewegung.

»Frau von Misery,« murmelte sie, »erste Staatsdame Ihrer Majestät. Hier darf ich nur sechs

Louisd'or rechnen, denn man hat mir schon gegeben.«

Und sie stieß einen Seufzer aus.

»Madame Patrix, erste Kammerfrau Ihrer Majestät, zwei Louisd'or.

»Herr von Ormesson, eine Audienz.

»Herr von Calonne, einen Rath.

»Herr von Rohan, einen Besuch, und wir werden darauf bedacht sein, daß er ihn uns erwidert,« sagte lächelnd die junge Frau.

»Wir haben also für die nächsten acht Tage nur acht Louisd'or sicher,« fuhr sie mit demselben singenden Tone fort.

Und sie richtete den Kopf auf und sagte:

»Frau Clotilde, putzen Sie doch das Licht.«

Die Alte gehorchte und setzte sich ernst und aufmerksam wieder an ihren Platz.

Diese Art von Inquisition, deren Gegenstand sie war, schien die junge Frau zu ermüden.

»Meine Liebe,« sagte sie, »suchen Sie doch, ob nicht ein Stümpchen von einer Wachskerze übrig ist. Ich hasse es, Talglichter zu brennen.«

»Es ist keines mehr vorhanden,« erwiderte die Alte.

»Sehen Sie immerhin nach.«

»Wo denn?«

»Im Vorzimmer.«

»Es ist dort sehr kalt.«

»Ah! hören Sie, man läutet eben,« sagte die junge Frau.

»Madame täuscht sich,« erwiderte die hartnäckige Alte.

»Ich glaube es. Frau Clotilde.«,

Und da sie sah, daß die Alte widerstand, gab sie nach, leicht murrend jedoch, wie Personen, welche aus irgend einer Ursache geringere Rechte über sich eingeräumt haben, die ihnen nicht mehr gehören sollten.

Dann setzte sie ihre Berechnung fort.

»Acht Louisd'or, von denen ich drei für Quartier schuldig bin.«

Sie nahm die Feder und schrieb.

»Drei Louisd'or. Fünf Herrn von La Mothe versprochen, um ihm den Aufenthalt in Bar-sur-Aube erträglich zu machen... Armer Teufel! unsere Heirath hat ihn nicht bereichert; doch Geduld!«

Und sie lächelte abermals, doch indem sie sich dießmal in einem Spiegel betrachtete, der zwischen den zwei Portraits angebracht war.

»Nun,« sprach sie weiter, »Fahrten von Versailles nach Paris und von Paris nach Versailles. Fahrten einen Louisd'or.«

Und sie schrieb diese neue Zahl zu der Colonne der Ausgaben.

»Nun Lebensunterhalt für acht Tage, einen Louisd'or.«

Sie schrieb abermals.

»Toilette, Fiaker, Geschenke an die Portiers der Häuser, wo ich sollicitire: vier Louisd'or. Ist das wohl Alles? addiren wir.«

Doch mitten unter dem Addiren unterbrach sie sich und rief:

»Man läutet, sage ich Ihnen!«

»Nein, Madame, erwiderte die Alte wie erstarrt an ihrem Platze. »Es ist nicht hier, es ist unten im vierten.«

»Vier, sechs, elf, vierzehn Louisd'or: sechs weniger als ich brauche, um meine Garderobe zu erneuern und dieses alte Thier zu bezahlen, damit ich es endlich einmal entlassen kann!«

Dann rief sie plötzlich voll Zorn:

»Ich sage Ihnen, man läutet, Unglückliche.«

Dießmal, man muß es gestehen, hätte sich das ungelehrigste Ohr nicht weigern können, den Ruf von Außen zu verstehen: kräftig gezogen, bebte die Klingel in der Ecke und vibrirte so lange, daß der Schläger wenigstens ein dutzendmal an die Wände der Glocke anschlug.

Bei dem Geräusch und während die Alte, endlich erweckt, nach dem Vorzimmer lief, raffte ihre Gebieterin, behend wie ein Eichhörnchen, die auf dem Tische zerstreuten Briefe und Papiere zusammen, warf das Ganze in eine Schublade und setzte sich, nach einem raschen Blick im Zimmer umher, um sich zu versichern, daß hier Alles in Ordnung sei, auf den Sopha, wo sie die demüthige und traurige Haltung einer leidenden, aber in ihr Schicksal ergebenen Person annahm.

Nur, bemerken wir dieß sogleich, ruhten die Glieder allein. Thätig, unruhig, wachsam befragte das Auge den Spiegel, in dem die Eingangsthüre sichtbar war, während das lauschende Ohr den geringsten Ton aufzufassen sich bereit hielt.

Die Duenna öffnete die Thüre und man hörte ein paar Worte im Vorzimmer flüstern.

Dann fragte eine frische und liebliche, dabei aber sehr feste Stimme:

»Wohnt hier die Frau Gräfin La Mothe?«

»Die Frau Gräfin La Mothe Valois?« wiederholte nälend Clotilde.

»Sie ist es, meine gute Frau. Ist Frau von La Mothe zu Hause?«

»Ja, Madame, sie ist zu leidend, um auszugehen.«

Während dieses Gesprächs, von dem sie kein Wort verlor, schaute die angebliche Kranke in den Spiegel und sah, daß eine Frau Clotilde befragte, und daß diese Frau aller Wahrscheinlichkeit nach einer hohen Classe der Gesellschaft angehörte.

Sie verließ sogleich den Sopha und ging zum Lehnstuhl, um den Ehrenplatz der Fremden zu überlassen.

Während sie diese Bewegung ausführte, konnte sie nicht bemerken, daß sich der weibliche Besuch auf dem Ruheplatz umgedreht hatte, und zu einer andern Person, welche im Schatten geblieben sagte:

»Sie können eintreten, Madame, es ist hier.«

Die Thüre schloß sich wieder, und die zwei Frauen, die wir nach der Rue Saint-Claude fragen sahen, treten in die erste Stube der Gräfin La Mothe Valois ein.

»Wen soll ich der Frau Gräfin melden?« fragte Clotilde, indem sie neugierig, obgleich mit Respect, das Licht vor den Gesichtern der zwei Frauen hin- und herspazieren ließ.

»Melden Sie eine Dame vom guten Werk,« erwiderte die Aeltere.

»Von Paris?«

»Nein, von Versailles.«

Clotilde ging zu ihrer Gebieterin hinein, und die Fremden, die ihr folgten, befanden sich in

dem Zimmer, das in dem Augenblick erleuchtet wurde, wo Jeanne von Valois sich mühsam von ihrem Stuhl erhob, um ihre zwei Gäste sehr höflich zu begrüßen.

Clotilde rückte die zwei anderen Stühle vor und zog sich dann in das Vorzimmer mit einer weisen Langsamkeit zurück, welche errathen ließ, daß sie das bevorstehende Gespräch an der Thüre belauschen würde.

III.

Jeanne von La Mothe Valois.

Die erste Sorge von Jeanne von La Mothe, als sie schicklicher Weise die Augen aufschlagen konnte, war, zu sehen, mit welchen Gesichtern man es zu thun hatte.

Die ältere der beiden Frauen mochte, wie gesagt, dreißig bis zweiunddreißig Jahre alt sein; sie war von merkwürdiger Schönheit, obgleich ein über ihr ganzes Gesicht verbreiteter Anstrich von Hochmuth natürlich ihrer Physignomie einen Theil des Zaubers, den sie haben konnte, nehmen mußte. So urtheilte wenigstens Jeanne nach dem Wenigen, was sie von den Zügen des Besuches erblickte.

Einen der Lehnstühle dem Sopha vorziehend, hatte sie den Lichtstrahl, der aus der Lampe hervorsprang, dadurch von sich fern gehalten, daß sie in eine Ecke des Zimmers zurückwich, und über ihre Stirne die Tafftkaputze ihres Mantels vorzog, wodurch ein Schatten auf ihr Gesicht geworfen wurde.

Doch die Haltung des Kopfes war so stolz, das Auge so lebhaft und so natürlich erweitert, daß man, wäre jede Einzelheit verschwunden, nach ihrem Gesamtmaß hätte erkennen müssen, die Dame sei von schönem und besonders von edlem Stamme.

Ihre Gefährtin, minder schüchtern, scheinbar wenigstens, obgleich vier bis fünf Jahre jünger, verbarg ihre wirkliche Schönheit nicht.

Ein in Beziehung auf Haut und Farbe bewunderungswürdiges Gesicht, ein Kopffputz, der die Schläfe entblößt ließ und das vollkommene Eirund der Maske hervorhob; zwei große blaue Augen, ruhig bis zur Heiterkeit, hellsehend bis zur Tiefe, ein Mund von lieblicher Zeichnung, dem die Natur die Offenherzigkeit, dann die Erziehung und die Etikette die Discretion gegeben hatten; eine Nase, welche, was die Form betrifft, die der Venus von Medicis um nichts zu beneiden gehabt hätte; das ist es, was der rasche Blick von Jeanne auffaßte. Sodann konnte die Gräfin, noch zu andern Einzelheiten überschweifend, bei der jüngeren von den zwei Frauen endlich eine Hand wahrnehmen: eine Taille zarter und biegsamer als die ihrer Gefährtin, eine Brust breiter und von reicherer Rundung als die der älteren, die ebenso fleischig als die der andern Dame nervig und fein war.

Jeanne von Valois machte alle diese Bemerkungen in einigen Secunden, das heißt, in weniger Zeit, als wir gebraucht haben, um sie hier zu bezeichnen.

Als sodann diese Wahrnehmungen gemacht waren, fragte sie sanft, welchem glücklichen Umstand sie den Besuch der Damen zu verdanken habe.

Die zwei Frauen schauten sich an und auf ein Zeichen der älteren sagte die jüngere:

»Madame, denn Sie sind, glaube ich, verheirathet?«

»Ich habe die Ehre, Madame, die Frau des Herrn Grafen von La Mothe, eines vortrefflichen Edelmanns, zu sein.«

»Nun, wohl, wir, Frau Gräfin, sind die Superiorinnen einer Stiftung zu guten Werken. Man hat uns hinsichtlich Ihrer Lage Dinge gesagt, die unsere Theilnahme erregen, und wir wollen dem zu Folge genauere Erkundigungen über Sie und Ihre Verhältnisse einziehen.«

Jeanne wartete einen Augenblick und sprach dann, als sie die Zurückhaltung der älteren Frau bemerkte:

»Meine Damen, Sie sehen hier das Portrait Heinrichs III., das heißt, des Bruders meines Ahnherrn; denn ich bin wirklich aus dem Blut der Valois, wie man Ihnen vielleicht gesagt hat.«

Und sie wartete auf eine neue Frage, indem sie ihre Gäste mit einer Art von stolzer Demuth anschaute.

»Madame,« sprach nun die ernste und zugleich sanfte Stimme der älteren von den zwei Frauen: Madame, ist es wahr, daß Ihre Frau Mutter Verwalterin eines Hauses, genannt Fontette bei Bar-sur-Seine, gewesen ist?«

Jeanne erröthete bei dieser Erinnerung, erwiderte aber sogleich, ohne sich stören zu lassen:

»Das ist Wahrheit, Madame, meine Mutter war Verwalterin eines Hauses, genannt Fontette.«

»Ah!« machte die Andere.

»Und da Marie Jossel, meine Mutter, von seltener Schönheit war,« fuhr Jeanne fort, »so verliebte sich mein Vater in sie und heirathete sie. Durch meinen Vater bin ich von edlem Geschlecht; Madame, mein Vater war ein Saint-Rémy von Valois, ein directer Abkömmling der Valois, welche regiert haben.«

»Wie sind Sie aber zu diesem Grad von Armuth herabgesunken, Madame?« fragte die ältere der zwei Frauen.

»Ach! das ist leicht zu begreifen.«

»Ich höre.«

»Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß nach der Thronbesteigung Heinrichs IV., durch den die Krone Frankreichs vom Hause Valois auf das Haus Bourbon überging, erstere Familie noch einige Sprößlinge hatte, welche allerdings im Dunkel blieben, doch unbestreitbar von dem gemeinschaftlichen Geschlecht der vier Brüder abstammten, die sämmtlich ein so unseliges Ende nahmen.«

Die Damen machten ein Zeichen, das wie eine Beipflichtung gelten konnte.

Jeanne fuhr fort:

»Befürchtend, sie könnten, trotz ihrer Dunkelheit, die neue königliche Familie in Schatten stellen, vertauschten die Sprößlinge der Valois diesen ihren Namen mit dem Namen Rémy, den sie von einem Gut entlehnten, und man findet sie von Ludwig XIII. an unter diesem Namen in der Genealogie bis zum vorletzten Valois, meinem Großvater, der, da er die Monarchie befestigt und die ältere Linie vergessen sah, sich nicht länger eines ruhmwürdigen Namens, seiner einzigen Apanage, berauben zu dürfen glaubte. Er nahm also wieder den Namen Valois an und schleppte ihn im Schatten der Armuth in seiner Provinz fort, ohne daß es Jemand vom Hofe Frankreichs einfiel, daß außerhalb des Strahlenkreises des Throns ein Abkömmling der älteren, wenn nicht glorreichsten, doch wenigstens unglücklichsten Könige der Monarchie vegetirte.«

Jeanne unterbrach sich bei diesen Worten.

Sie hatte einfach und mit einer Mäßigung, die man bemerkt, gesprochen.

»Sie haben ohne Zweifel Ihre Beweise in guter Ordnung?« fragte die ältere der zwei Damen mit sanftem Tone, indem sie einen tiefen Blick auf diejenige heftete, welche sich die Abkömmlingin der Valois nannte.

»Ja. Madame,« erwiderte diese mit einem bitteren Lächeln, »die Beweise fehlen mir nicht. Mein Vater hatte sie machen lassen und hinterließ sie mir sterbend in Ermangelung einer andern

Erbschaft. Doch wozu sollen die Beweise einer unnützen Wahrheit, oder einer Wahrheit, die Niemand anerkennen will, dienen?«

»Ihr Vater ist gestorben?« fragte die jüngere der zwei Damen.

»Ach, ja.«

»In der Provinz?«

»Nein.«

»In Paris also?«

»Ja.«

»In dieser Wohnung?«

»Nein, Madame; mein Vater, Baron von Valois, ein Abkömmling des Bruders von Heinrich III., ist vor Armuth und Hunger gestorben.«

»Unmöglich!« riefen die zwei Frauen gleichzeitig.

»Und nicht hier, nicht in diesem dürftigen Winkel, nicht auf seinem armseligen Bett! Nein, mein Vater ist an der Seite der Elendesten und Leidendsten gestorben. Mein Vater ist im Hotel Dieu in Paris gestorben.«

Die zwei Frauen stießen einen Schrei des Erstaunens aus, der einem Schreckensschrei glich. Zufrieden mit der Wirkung, die sie durch die Kunst hervorgebracht, womit sie ihre Sätze gebildet und die Entwicklung herbeigeführt hatte, saß Jeanne unbeweglich, mit niedergeschlagenen Augen und herabhängenden Händen da.

Die ältere der zwei Damen schaute sie aufmerksam und mit Verstand an, und da sie in diesem zugleich so einfachen und so natürlichen Schmerz durchaus keine Symptome von Charlatanerei und Gemeinheit fand, so nahm sie wieder das Wort und sprach:

»Nach dem, was Sie mir sagen, haben Sie großes Unglück erlitten, und der Tod Ihres Herrn Vaters besonders...«

»Oh! wenn ich Ihnen mein Leben erzählte, Madame, so würden Sie sehen, daß der Tod meines Vaters nicht zu dem größten Unglück, das über mich ergangen, zu rechnen ist.«

»Wie, Madame, Sie betrachten den Tod Ihres Vaters als ein geringeres Unglück?« versetzte die Dame mit strengem Stirnrunzeln.

»Ja, Madame, und wenn ich dieß sage, spreche ich als fromme Tochter; denn mein Vater ist durch den Tod von allen Uebeln befreit worden, die ihn auf dieser Erde heimsuchten und die seine unglückliche Familie fortwährend bedrücken. Mitten unter dem Schmerz, den mir sein Tod verursacht, gewährt es mir eine gewisse Freude, denken zu können, mein Vater sei todt, und der Abkömmling der Könige sei nicht mehr darauf angewiesen, sein Brod zu betteln.«

»Sein Brod zu betteln?«

»Oh! ich sage es, ohne mich zu schämen, denn an unserem Unglück ist weder mein Vater Schuld, noch habe ich es verschuldet.«

»Doch Ihre Frau Mutter...«

»Mit derselben Offenherzigkeit, mit der ich Ihnen so eben sagte, ich danke Gott, daß er meinen Vater zu sich gerufen, beklage ich mich über Gott, daß er meine Mutter hat leben lassen.«

Die zwei Frauen schauten sich beinahe bebend bei diesen seltsamen Worten an.

»Wäre es eine Unbescheidenheit, Madame, Sie um eine ausführlichere Erzählung Ihres

Unglücks zu bitten?« sagte die Aeltere.

»Die Unbescheidenheit, Madame, käme von mir, da ich Ihre Ohren mit der Erzählung von Schmerzen ermüden würde, die Ihnen nur gleichgültig sein können.«

»Ich höre, Madame,« erwiderte die ältere der zwei Damen, an welche ihre Gefährtin sogleich einen Blick in Form einer Ermahnung zur Vorsicht richtete.

Frau von La Mothe war wirklich der gebieterische Ausdruck dieser Stimme aufgefallen und sie schaute die Dame voll Erstaunen an.

»Ich höre also,« wiederholte diese mit einer minder starken Betonung, »ich höre, wenn Sie so gefällig sein wollen, zu sprechen.«

Und einer Bewegung des Mißbehagens, das ohne Zweifel von der Kälte herrührte, nachgebend, schüttelte diejenige, welche gesprochen, mit einem Beben der Schultern den Fuß, der bei der Berührung des feuchten Bodens erstarrte.

Die Jüngere schob ihr dann eine Art von Fußteppich zu, der sich unter ihrem Stuhl befand, eine Aufmerksamkeit, welche ihrerseits ihre Gefährtin durch einen Blick tadelte.

»Behalten Sie diesen Teppich für sich, meine Schwester, Sie sind zarter, als ich.«

»Verzeihen Sie, Madame, ich bedaure es auf das Schmerzlichste, daß ich Sie frieren sehen muß; doch das Holz ist noch um sechs Livres theurer geworden, so daß die Fuhre siebenzig Livres kostet, und mein Vorrath ist vor acht Tagen zu Ende gegangen.«

»Sie sagten, Sie seien unglücklich, daß Sie eine Mutter haben?« sprach die ältere der zwei Damen.

»Ja, ich begreife, eine solche Blasphemie fordert eine Erläuterung, nicht war, Madame?« sagte Jeanne. »Ich werde mich erklären, da Sie es Ihrer Aeußerung nach wünschen.«

Die ältere Dame machte ein Zeichen mit dem Kopf.

»Ich sagte Ihnen schon, Madame, mein Vater habe eine Mißheirath gemacht.«

»Ja, indem er seine Hausverwalterin heirathete.«

»Nun wohl! statt beständig stolz und dankbar für die Ehre zu sein, die man ihr erwies, fing Marie Jossel, meine Mutter, damit an, daß sie meinen Vater zu Grunde richtete, was übrigens keine Schwierigkeit war, indem sie auf Kosten des Wenigen, was ihr Mann besaß, ihre Begierden und Bedürfnisse befriedigte. Dann, nachdem sie ihn dahin gebracht hatte, daß er sein letztes Stück Land verkaufen mußte, überredete sie ihn, nach Paris zu gehen, um die Rechte in Anspruch zu nehmen, die seinem Namen gebührten. Mein Vater war leicht zu verführen, er rechnete wohl auch auf die Gerechtigkeit des Königs.

»Außer mir hatte mein Vater noch einen Sohn und eine Tochter. Unglücklich wie ich, vegetirt der Sohn auf den letzten Rangstufen der Armee; die Tochter, meine arme Schwester, wurde am Vorabend der Abreise meines Vaters nach Paris vor dem Hause eines Pächters, ihres Pathen, abgesetzt.

»Diese Reise erschöpfte das wenige Geld, das uns blieb. Mein Vater müdete sich in unnützen, fruchtlosen Gesuchen ab. Kaum sah man ihn zu Hause erscheinen, wo er, das Elend zurückbringend, ebenfalls nichts als Elend fand. Meine Mutter, die ein Opfer brauchte, erbitterte sich gegen mich. Sie fing damit an, daß sie mir meinen Antheil am Mahle zum Vorwurf machte. Ich aß allmählig lieber Brod oder gar Nichts, als daß ich mich an unsern dürftigen Tisch setzte; aber es gebrach meiner Mutter nicht an Vorwänden zum Strafen; beim geringsten Fehler, bei einem Fehler, über den eine andere Mutter gelächelt hätte, schlug mich die meinige; Nachbarn,

die mir einen Dienst zu leisten glaubten, machten meinen Vater auf die schlimme Behandlung, deren Gegenstand ich war, aufmerksam. Mein Vater suchte mich gegen meine Mutter in Schutz zu nehmen, aber er bemerkte nicht, daß er durch seine Protection meine Feindin seit jenem Augenblick in eine ewige Stiefmutter verwandelte. Ach! ich konnte ihm keinen Rath in meinem eigenen Interesse geben, ich war zu jung, zu sehr Kind. Ich vermochte mir Nichts zu erklären. Ich empfand die Wirkungen, ohne daß ich die Ursachen zu errathen suchte. Ich kannte den Schmerz und nicht mehr.

»Mein Vater wurde krank und war Anfangs genöthigt, das Zimmer zu hüten. Da hieß man mich die Stube verlassen, unter dem Vorwand, meine Gegenwart ermüde ihn, und ich wisse das der Jugend inwohnende gebieterische Bedürfniß der Bewegung auch nicht zu unterdrücken. Sobald ich aus der Stube war, gehörte ich wie zuvor meiner Mutter. Sie lehrte mich eine Phrase, wobei ich stets Schläge und Püffe bekam; wenn ich dann diese demüthigende Phrase, die ich instinctartig durchaus nicht behalten wollte, auswendig wußte, wenn meine Augen von meinen Thränen geröthet waren, ließ sie mich vor die Hausthüre treten, und von der Thüre sandte sie mich auf den ersten Vorübergehenden, der gut aussah, ab mit dem Befehl, ihm die erwähnte Phrase vorzusagen, wenn ich nicht auf den Tod geschlagen werden wollte.«

»Oh! gräßlich! gräßlich!« murmelte die jüngere der zwei Damen.

»Und wie lautet diese Phrase?«

»Diese Phrase lautete,« fuhr Jeanne fort: »»Mein Herr, haben Sie Mitleid mit einer kleinen Waise, welche in gerader Linie von Heinrich von Valois abstammt.««

»Oh! pfui!« rief die ältere mit einer Geberde des Ekels.

»Und welche Wirkung brachte diese Phrase bei denjenigen hervor, an die sie gerichtet war?« fragte die ältere.

»Die Einen hörten mich an und hatten Mitleid; die Andern erzürnten sich und drohten mir; wieder Andere noch mildherziger als die Ersten, machten mich darauf aufmerksam, daß ich große Gefahr laufe, wenn ich solche Worte spreche, die in ungünstig gestimmte Ohren fallen können. Doch ich, ich kannte nur Eine Gefahr, die, meiner Mutter ungehorsam zu sein. Ich hatte nur Eine Furcht, die, geschlagen zu werden.«

»Und was geschah?«

»Oh! mein Gott, Madame, was meine Mutter hoffte; ich brachte ein wenig Geld nach Hause und mein Vater konnte die schreckliche Aussicht, die seiner harrete, um einige Tage hinausschieben.«

Das Gesicht der jüngeren Dame zog sich zusammen, der älteren traten Thränen in die Augen.

»Endlich, welche Erleichterung es auch meinem Vater brachte, empörte mich dieses häßliche Gewerbe. Eines Tages setzte ich mich, statt den Vorübergehenden nachzulaufen und sie mit meiner gewöhnlichen Phrase zu verfolgen, an den Fuß eines Meilensteins, wo ich einen Theil des Tags wie vernichtet blieb. Am Abend kehrte ich mit leeren Händen zurück. Meine Mutter schlug mich dergestalt, daß ich Tags darauf krank wurde.«

»Da war mein Vater, jedes Mittels beraubt, genöthigt, in's Hotel Dieu abzugehen, wo er starb.«

»Oh! Welch eine furchtbare Geschichte!« murmelten die beiden Damen.

»Aber was machten Sie dann, als Ihr Vater todt war?« fragte die jüngere.

»Gott hatte Mitleid mit mir. Einen Monat nach dem Tode meines armen Vaters entfernte sich

unsere Mutter mit einem Soldaten, ihrem Liebhaber, aus Paris, und ließ uns, meinen Bruder und mich, im Stich.«

»Sie blieben Waisen!«

»Oh! Madame, wir waren, im Gegensatz zu Anderen, nur Waisen, so lange wir eine Mutter hatten. Die öffentliche Wohlthätigkeit adoptirte uns. Da uns aber das Betteln widerstrebte, so bettelten wir nur nach Maßgabe unserer Bedürfnisse. Gott befiehlt seinen Geschöpfen, daß sie zu leben suchen.«

»Ach!«

»Was soll ich Ihnen sagen, Madame? Eines Tags hatte ich das Glück, einem Wagen zu begegnen, der langsam das Faubourg Saint Marcel hinauf fuhr; vier Lakaien standen hintenauf, eine noch junge Frau saß darin; ich streckte die Hand nach ihr aus; sie befragte mich; meine Antwort und mein Name setzten sie in Erstaunen, sie war aber ungläubig. Ich gab Adresse und Auskunft. Schon am andern Tag wußte sie, daß ich nicht gelogen hatte; sie nahm sich meines Bruders und meiner an, brachte meinen Bruder zu einem Regiment und mich in ein Nähhaus. Wir waren beide vor dem Hunger geschützt.«

»Ist diese Dame nicht Frau von Boulainvilliers?«

»Sie selbst.«

»Sie ist, glaube ich, gestorben?«

»Ja, und ihr Tod hat mich wieder in den Abgrund gestürzt.«

»Doch ihr Gatte lebt noch, er ist reich.«

»Ihrem Gatten habe ich alles Unglück als Mädchen zu verdanken, wie ich meiner Mutter alles Unglück als Kind zu verdanken habe. Ich war groß, vielleicht schön geworden; er bemerkte es und wollte einen Preis auf seine Wohlthaten setzen; ich weigerte mich. Mittlerweile starb Frau von Boulainvilliers, und ich, die sie an einen braven und redlichen Militär, Herrn von La Mothe, verheirathet hatte, fand mich, da ich von meinem Mann getrennt lebte, nach ihrem Tod noch verlassenener, als ich nach dem Tod meines Vaters gewesen war.

»Dieß ist meine Geschichte, Madame; ich habe abgekürzt: die Leiden haben immer ihre Längen, mit denen man glückliche Menschen verschonen muß, und wären Sie auch so wohlthätigen Sinnes, wie Sie zu sein scheinen, meine Damen.«

Ein langes Stillschweigen folgte auf diese letzte Periode der Geschichte der Frau von La Mothe.

Die ältere der beiden Frauen brach es zuerst und fragte:

»Und Ihr Mann, was macht er?«

»Mein Mann ist in Garnison in Bar-sur-Aube, Madame; er dient bei der Gendarmerie und wartet auch auf bessere Zeiten.«

»Aber Sie haben bei Hofe sollicitirt?«

»Gewiß.«

»Durch Titel nachgewiesen, mußte der Name Valois Sympathie erwecken!«

»Ich weiß nicht, Madame, welche Gefühle mein Name erwecken konnte, denn ich habe auf keines meiner Gesuche eine Antwort erhalten.«

»Sie haben jedoch die Minister, den König und die Königin gesehen?«

»Niemand. Ueberall vergebliche Versuche,« erwiderte Frau von La Mothe.

»Sie können doch nicht betteln?«

»Nein, Madame, ich habe die Gewohnheit verlernt. Aber...«

»Aber was?«

»Ich kann verhungern, wie mein Vater.«

»Sie haben kein Kind?«

»Nein, Madame, und mein Mann, wenn er sich für den Dienst des Königs tödten läßt, wird wenigstens seinerseits ein glorreiches Ende für sein Elend finden.«

»Können Sie, Madame, ich bedaure auf diesem Gegenstand beharren zu müssen, können Sie die rechtskräftigen Beweise Ihrer Genealogie liefern?«

Jeanne stand auf, suchte in einem Schrank und zog einige Papiere heraus, die sie der Dame reichte.

Da sie aber den Augenblick benützen wollte, wo diese Damen, um die Papiere zu untersuchen, sich dem Lichte nähern und ihr Gesicht ganz enthüllen würden, ließ Jeanne ihr Manöver durch die Sorgfalt errathen, mit der sie den Docht der Lampe abschnitt, um die Helle zu verdoppeln.

Da drehte die Dame vom Guten Werke, als ob das Licht ihre Augen verletzte, der Lampe und folglich Frau von La Mothe den Rücken zu.

In dieser Stellung durchging sie alle Stücke, eines nach dem andern.

»Das sind aber nur Abschriften von Urkunden und ich sehe kein authentisches Stück dabei,« sagte sie.

»Die Originale sind an sicherem Orte aufbewahrt, und ich werde sie beibringen.«

»Wenn sich eine ansehnliche Gelegenheit bieten würde, nicht wahr?« sagte lächelnd die Dame.

»Allerdings, Madame, eine ansehnliche Gelegenheit, wie die, welche mir die Ehre Ihres Besuches verschafft; doch die Documente, von denen Sie sprechen, sind so kostbar für mich, daß...«

»Ich verstehe, Sie können sie nicht dem Ersten Besten übergeben.«

»Oh! Madame!« rief die Gräfin, welche endlich das würdevolle Antlitz der Beschützerin erschaut hatte; »oh! Madame, mir scheint, für mich sind Sie nicht die Erste Beste.«

Und sie öffnete sogleich einen andern Schrank, in dem eine Geheimschublade spielte, und zog die Originale der Beweisstücke heraus, welche sorgfältig in einem alten Portefeuille mit dem Wappen der Valois eingeschlossen waren.

Die Dame nahm sie und sprach nach einer Prüfung voll Verstand und Aufmerksamkeit:

»Sie haben Recht, diese Titel sind vollkommen in Ordnung; verfehlen Sie nicht, sie geeigneten Ortes zu überreichen.«

»Und was werde ich Ihrer Meinung nach dadurch erlangen, Madame?«

»Ohne Zweifel eine Pension für Sie und ein Avancement für Herrn von La Mothe, wenn dieser sich einigermaßen selbst empfiehlt.«

»Mein Mann ist ein Muster von Ehrenhaftigkeit, und nie hat er sich gegen die Pflichten des Militärdienstes verfehlt.«

»Dieß genügt, Madame,« sprach die Dame, während sie die Kaputze ganz über ihr Gesicht vorschlug.

Frau von La Mothe folgte ängstlich jeder dieser Bewegungen.

Sie sah sie in ihrer Tasche stöbern, aus der sie zuerst ein gesticktes Sacktuch zog, das ihr zum Verbergen ihres Gesichtes gedient hatte, als sie im Schlitten die Boulevards entlang fuhr.

Auf das Sacktuch folgte ein Röllchen von einem Zoll im Durchmesser und drei bis vier Zoll lang.

Die Dame legte das Röllchen auf den Nähtisch und sprach:

»Das Bureau vom guten Werk bevollmächtigt mich, Madame, Ihnen in Erwartung von Besserem diese geringe Unterstützung anzubieten.«

»Drei-Livres-Thaler,« dachte sie; »das müssen wenigstens fünfzig oder sogar hundert sein. Das sind hundertundfünfzig oder dreihundert Livres, die uns vom Himmel herab zufallen. Für hundert ist es sehr kurz, für fünfzig aber ist es sehr lang.«

Während sie diese Beobachtungen anstellte, waren die zwei Damen in die erste Stube gegangen, wo Frau Clotilde auf einem Stuhl bei einem Licht schlief, dessen rother, rauchiger Docht sich in einer Lache von flüssigem Unschlitt erhob.

Der scharfe, stinkende Geruch versetzte derjenigen von den zwei Damen, welche das Röllchen auf den Nähtisch gelegt hatte, den Athem. Sie fuhr rasch in ihre Tasche und zog einen Flacon heraus.

Doch auf den Ruf von Jeanne erwachte Frau Clotilde und ergriff mit ihren Händen den Rest des Lichtes. Sie hielt es wie ein Leuchtfeuer über die dunklen Stufen, trotz der Einwendungen der beiden Damen, die man durch diese Dienstfertigkeit zugleich vergiftete.

»Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen, Frau Gräfin!« riefen sie und eilten die Treppe hinab.

»Wo könnte ich die Ehre haben, Ihnen zu danken, meine Damen?« fragte Jeanne von Valois.

»Wir werden es Ihnen zu wissen thun,« erwiderte die ältere der beiden Damen, so rasch als möglich hinabsteigend.

Und das Geräusch ihrer Tritte verlor sich in der Tiefe der unteren Stockwerke.

Frau von Valois kehrte voll Ungeduld zu erfahren, ob ihre Beobachtungen sich als wahr erweisen werden, in ihre Wohnung zurück. Während sie aber durch die erste Stube schritt, stieß ihr Fuß an einen Gegenstand, der von der Strohmatten, die dazu diente, die Thür unten zu verstopfen, auf den Boden rollte.

Sich bücken, den Gegenstand aufheben, an die Lampe laufen, dieß war die erste Eingebung der Gräfin von La Mothe.

Es war eine runde, glatte und ziemlich einfach guillochirte goldene Büchse.

Diese Büchse enthielt einige Kügelchen von duftender Chocolate: aber so glatt sie auch war, so hatte diese Büchse doch sichtbar einen doppelten Boden, dessen Feder die Gräfin einige Zeit nicht finden konnte.

Endlich fand sie die Feder und ließ sie spielen.

Sogleich erschien ein ernstes, von kräftiger Schönheit und gebieterischer Majestät glänzendes Frauenportrait vor ihren Augen.

Ein deutscher Kopfputz, ein herrliches, dem eines Ordens ähnliches Halsband verliehen dem Portrait dieser Physiognomie eine Erstaunen erregende Seltsamkeit.

Eine Chiffre, bestehend aus den zwei in einem Lorbeerkränz verschlungenen Buchstaben *M* und *T*, nahm den unteren Theil der Büchse ein.

Nach der Aehnlichkeit dieses Portraits mit dem Gesichte der jungen Dame, ihrer Wohlthäterin,

vermuthete Frau von La Mothe, es sei das Portrait einer Mutter oder einer Großmutter, und es muß hier bemerkt werden, ihre erste Regung war an die Treppe zu laufen, um die Damen zurückzurufen.

Die Thüre vom Gang schloß sich.

Sie lief an's Fenster, um die Damen zurückzurufen, da es zu spät war, sie einzuholen.

Doch am Ende der in die Rue Saint-Louis einmündenden Rue Saint-Claude war ein rasches Cabriolet der einzige Gegenstand, den sie erblickte.

Als die Gräfin keine Hoffnung mehr hatte, ihre zwei Beschützerinnen zurückzurufen, betrachtete sie abermals die Büchse und gelobte sich, dieselbe nach Versailles zu schicken; dann nahm sie die auf dem Nähtischchen liegen gebliebene Rolle und sagte:

»Ich täuschte mich nicht, es sind nur fünfzig Thaler.«

Und das ausgeleerte Papier fiel auf den Boden.

»Louisd'or! Doppellousdor!« rief die Gräfin. »Fünfzig Doppellousdor! zweitausend vierhundert Livres!«

Und die gierigste Freude malte sich in ihren Augen, während Frau Clotilde, ganz verblüfft beim Anblick einer größern Summe als sie je gesehen, mit aufgesperrem Mund und gefalteten Händen dastand.

»Hundert Louisd'or!« wiederholte Frau von La Mothe... »Diese Damen sind also sehr reich? Oh! ich werde sie wiederfinden!«

IV.

Bélus.

Frau von La Mothe täuschte sich nicht, wenn sie glaubte, das Cabriolet, das sie hatte verschwinden sehen, habe die wohlthätigen Damen entführt.

Die zwei Damen hatten wirklich unten vor dem Hause ein Cabriolet gefunden, wie man es damals baute, nämlich mit hohen Rädern, leichtem Kasten, erhabenem Spritzleder und einem bequemen Sitzchen für den Jokey, der sich hinten hielt.

Dieses Cabriolet, bespannt mit einem herrlichen irischen Pferd mit kurzem Schweif, fleischigem Kreuz, und von braunrother Farbe, war nach der Rue Saint-Claude von demselben Bedienten, dem Führer des Schlittens, gebracht worden, den die ältere Dame, wie wir oben bemerkt, Weber genannt hatte.

Weber hielt das Pferd am Gebiß, als die Damen kamen: er suchte die Ungeduld des hitzigen Thiers zu mäßigen, das mit einem nervigen Fuß den Schnee stampfte, der sich seit der Wiederkehr der Nacht allmählig verhärtete.

Sobald die beiden Damen erschienen, sagte Weber:

»Madame, ich hatte Scipio bestellen lassen, der sehr sanft und leicht zu führen ist; doch Scipio hat sich gestern Abend verrenkt; es blieb nur noch Bélus und Bélus ist schwierig.«

»Oh! für mich, Ihr wißt das, Weber,« erwiderte die ältere der zwei Damen, »für mich ist das ohne Belang; ich habe eine kräftige Hand und bin an das Fahren gewöhnt.«

»Ich weiß, daß Madame sehr gut fährt, aber die Wege sind äußerst schlecht. Wohin fährt Madame?«

»Nach Versailles.«

»Ueber die Boulevards also?«

»Nein, Weber, es gefriert und die Boulevards werden voll Glatteis sein. Die Straßen müssen, da Tausende von Fußgängern den Schnee erwärmen, weniger Widerstand bieten. Geschwind, Weber, geschwind!«

Weber hielt das Pferd, während die Damen behend in das Cabriolet stiegen; dann schwang er sich hinten auf und meldete, daß er seinen Sitz eingenommen.

Die ältere der beiden Damen wandte sich nun an ihre Gefährtin und sagte:

»Was denken Sie von dieser Gräfin, Andrée?«

Und während sie so sprach, ließ sie dem Pferd die Zügel schießen, und dieses jagte wie ein Blitz um die Ecke der Rue Saint-Louis.

Es war dieß der Augenblick, wo Frau von La Mothe das Fenster öffnete, um die beiden Damen zurückzurufen.

»Madame,« erwiderte diejenige von den zwei Frauen, welche man Andrée nannte, »ich denke, Frau von La Mothe ist arm und unglücklich.«

»Gut erzogen, nicht wahr?«

»Ja, ohne Zweifel.«

»Sie sind kalt in Bezug auf diese Frau, Andrée.«

»Sie hat, wenn ich es Ihnen gestehen soll, etwas Verschmitztes in ihrer Physiognomie, was mir mißfällt.«

»Oh! ich weiß, Sie sind mißtrauisch, Andrée, und um Ihnen zu gefallen, muß man Alles vereinigen. Ich, ich finde diese kleine Gräfin interessant und einfach in ihrem Stolz, wie in ihrer Demuth.«

»Es ist sehr erfreulich für sie, Madame, daß sie das Glück gehabt hat, Ihnen zu gefallen.«

»Aufgepaßt!« rief die Dame lebhaft, indem sie ihr Pferd, das einen Lastträger umzuwerfen im Begriff war, auf die Seite zog.

»Aufgepaßt!« schrie Weber mit einer Stentorsstimme.

Und das Cabriolet fuhr weiter.

Nun hörte man die Verwünschungen des Menschen, der den Rädern entgangen war, und mehrere echoartig brummende Stimmen erhoben sogleich ein gegen das Cabriolet äußerst feindseliges Geschrei.

Doch in wenigen Secunden brachte Bélus zwischen seine Gebieterin und den Lästler den ganzen Raum, der sich von der Rue Sainte-Catherine bis zur Place Baudoyer erstreckt.

Hier bildet der Weg bekanntlich eine Gabel, aber die geschickte Führerin warf sich entschlossen in die Rue de la Tixeranderie, eine volkreiche, schmale und sehr wenig aristocratische Straße.

Trotz der sehr wiederholten »Aufgepaßt!« die sie von sich gab, trotz des Brüllens von Weber, hörte man daher nichts als wüthende Ausrufungen der Fußgänger.

»Oh! das Cabriolet! ... Nieder mit dem Cabriolet!«

Bélus blieb unaufhaltsam, und seine Führerin ließ ihn trotz ihrer kindlich zarten Hand rasch und ausnehmend geschickt in den Lachen flüssigen Schnees oder auf den noch gefährlicheren Eisanhäufungen laufen, welche Gossen und Schlaglöcher bildeten.

Es geschah indessen wider alles Erwarten kein Unglück; eine glänzende Laterne sandte ihre Strahlen voraus, und dieß war ein Luxus der Vorsicht, den die Polizei den Cabriolets jener Zeit nicht vorgeschrieben hatte.

Es geschah also kein Unglück, sagen wir. Kein Wagen wurde angehakt, kein Meilenstein gestreift, kein Vorübergehender berührt; es war dieß ein Wunder, und dennoch folgten sich die Schreie und Drohungen unablässig.

Das Cabriolet fuhr mit derselben Geschwindigkeit und demselben Glück durch die Rue Médéric, die Rue Saint-Martin und die Rue Aubry-le-Boucher.

Unsere Leser denken vielleicht, als sich das aristocratische Gefährt den civilisirten Quartieren genähert, werde der Haß gegen dasselbe minder heftig geworden sein. Aber im Gegentheil; kaum kam Bélus in die Rue de la Feronnerie, als Weber, beständig durch das Geschrei des Pöbels verfolgt, Gruppen auf dem Wege des Cabriolets erblickte. Mehrere Personen machten sogar Miene, ihm nachzulaufen, um es einzuholen.

Weber wollte indessen seine Gebieterin nicht beunruhigen. Er bemerkte, wie viel Kaltblütigkeit und Gewandtheit sie entwickelte, wie geschickt sie durch alle diese träge oder lebendige Hindernisse durchschlüpfte, die dem Pariser Kutscher zugleich zur Verzweiflung und zum Triumph gereichen.

Fest auf seinen stählernen Haxen war Bélus nicht einmal ausgeglitscht, so sehr wußte die

Hand, die ihn führte, die Abhänge und Gefährlichkeiten des Terrains für ihn vorherzusehen.

Man murrte nicht mehr um das Cabriolet her, man schrie: die Dame, welche die Zügel hielt, bemerkte es, und da sie diese Feindseligkeit einer alltäglichen Ursache, wie der Strenge der Zeiten oder auch der Mißstimmung zuschrieb, so beschloß sie, die Prüfung abzukürzen.

Sie schnalzte mit der Zunge, und bei dieser Aufmunterung allein bebte Bélus und ging vom kurzen Trab in den gestreckten über.

Die Buben flohen, die Fußgänger warfen sich auf die Seite.

Das: »Aufgepaßt! aufgepaßt! hörte nicht auf.

Das Cabriolet berührte beinahe das Palais-Royal und war an der Rue du Coq-Saint-Honoré vorübergefahren, vor welcher der schönste Schneeobelisk noch ziemlich stolz seinen durch das Aufthauen verminderten Gipfel, einer Stange Gerstenzucker ähnlich, welche die Kinder durch Saugen in Spitzen verwandeln, emporstreckte.

Ueber diesem Obelisk prangte ein Büschel von allerdings etwas verwitterten Bändern, welche eine Tafel hielten, auf die der öffentliche Schreiber des Quartiers mit großen Buchstaben folgende Strophe gezeichnet hatte, die zwischen zwei Laternen gaukelte:

Reine dont la beauté surpasse les appas,
Près d'un roi bienfaisant occupe ici ta place:
Si ce frêle édifice est de neige et de glace,
Nos coeurs pour toi ne le sont pas.³

Hier stieß Bélus zum ersten Mal auf ernstliche Schwierigkeiten. Das Monument, das man eben beleuchtete, hatte eine Menge von Neugierigen herbeigelockt; die Neugierigen bildeten eine Masse und man konnte im Trab nicht durch diese Masse kommen.

Bélus war also genöthigt, im Schritt zu gehen.

Aber man hatte Bélus wie der Blitz herbeischießen sehen, man hörte das Geschrei, das ihn verfolgte, und das Cabriolet schien, obgleich es beim Anblick des Hindernisses angehalten hatte, die schlimmste Wirkung hervorzubringen.

Die Menge öffnete sich indessen abermals.

Aber hinter dem Obelisk kam eine andere Ursache der Zusammenschaarung.

Die Gitter des Palais-Royal waren offen, und im Hofe erwärmten ungeheure Gluthpfannen ein ganzes Heer von Bettlern, unter welche die Bedienten des Herrn Herzogs von Orléans Suppen in irdenen Näpfen austheilten.

Doch die Leute, welche aßen und sich wärmten, waren immer noch weniger zahlreich, als diejenigen, welche ihnen beim Essen und Trinken zuschauten. In Paris ist es eine Gewohnheit: für einen Schauspieler, was er auch thun mag, gibt es immer einen Zuschauer.

Das Cabriolet, nachdem es das erste Hinderniß überwunden, war daher genöthigt, beim zweiten anzuhalten, wie ein Schiff mitten in der Brandung.

Sogleich gelangten die Schreie, welche die beiden Frauen bisher nur wie ein unbestimmtes, verworrenes Geschrei gehört hatten, deutlich aus der Menge zu ihren Ohren.

Man rief:

»Nieder mit dem Cabriolet! nieder mit den Zerquetschern!«

»Ist dieses Geschrei auf uns gemünzt?« fragte die ältere Dame ihre Gefährtin.

»Ich fürchte es in der That, Madame,« erwiderte diese.

»Haben wir denn Jemand niedergefahren?«

»Niemand.«

»Nieder mit dem Cabriolet! nieder mit den Zerquetschern!«

Der Sturm bildete sich, das Pferd wurde am Zügel gefaßt, und Bélus, der wenig Geschmack an der Berührung dieser rohen Hände fand, stampfte und schäumte furchtbar.

»Zum Commissär! zum Commissär!« rief eine Stimme.

Die beiden Frauen schauten sich mit dem höchsten Erstaunen um.

Alsbald wiederholten tausend Stimmen:

»Zum Commissär. Zum Commissär.«

Indessen kamen die neugierigen Köpfe unter dem Verdeck des Cabriolets hervor.

Die Commentare liefen in der Menge umher.

»Ah! es sind Frauen,« sagte eine Stimme.

»Ja, Puppen von Soubise, Frauenzimmerchen von Hennin.«

»Tänzerinnen von der Oper, die sich berechtigt glauben, die armen Leute niederzufahren, weil sie zehntausend Livres monatlich haben, um die Spalkkosten zu bezahlen.«

Diese letzte Geißelung wurde mit einem wüthenden Hurrah aufgenommen.

Dieses brachte eine verschiedenartige Wirkung auf die zwei Frauen hervor. Die Eine zog sich zitternd und bleich in den Hintergrund des Cabriolets zurück. Die Andere streckte entschlossen, mit gefalteter Stirne und zusammengepreßten Lippen den Kopf vor.

»Oh! Madame, was machen Sie?« rief ihre Gefährtin sie zurückziehend.

»Zum Commissär! zum Commissär!« riefen die Erbitterten, »man muß sie kennen lernen!«

»Oh! Madame, wir sind verloren,« sagte die jüngere der beiden Frauen ihrer Gefährtin in's Ohr.

»Muth, Andrée, Muth!« erwiderte die Andere.

»Man wird Sie sehen, vielleicht erkennen!«

»Schauen Sie durch das Fensterchen, ob Weber immer noch hinten auf dem Cabriolet ist.«

»Er sucht hinabzusteigen, doch man belagert ihn; er vertheidigt sich. Ach! nun kommt er.«

»Weber! Weber!« sagte die Dame deutsch, »macht, daß wir aussteigen können.«

Weber gehorchte und öffnete mit Hilfe zweier Schulterstöße, wodurch er die Angreifenden zurücktrieb, das Spritzleder des Cabriolets.

Die zwei Frauen sprangen leicht zu Boden.

Mittlerweile fiel die Menge das Pferd und das Cabriolet an, dessen Kasten sie zu zerbrechen anfing.

»Aber was gibt es denn um Gottes willen?« fragte die ältere Dame deutsch; »versteh Ihr, was das bedeuten soll, Weber?«

»Meiner Treue, nein, Madame,« erwiderte der Diener, dem es in dieser Sprache viel behaglicher war, als in der französischen, während er nach allen Seiten mächtige Fußtritte austheilte, um seine Herrin frei zu machen.

»Das sind keine Menschen, das sind wilde Thiere,« fuhr die Dame immer deutsch fort; »was werfen sie mir denn vor?«

Alsbald antwortete eine artige Stimme, welche seltsam mit den Drohungen und Schmähworten contrastirte, deren Gegenstand die Damen waren, im reinsten Deutsch:

»Sie werfen Ihnen vor, Madame, daß Sie der Polizeiverordnung trotzen, die diesen Morgen in Paris erschienen ist und bis zum Frühjahr das Fahren der Cabriolets verbietet, die schon bei gutem Pflaster gefährlich sind, aber tödtlich werden, wenn es gefriert und man den Rädern nicht ausweichen kann.«

Die Dame wandte sich um, um zu sehen, woher diese artige Stimme mitten unter all diesen drohenden Stimmen käme.

Sie erblickte einen jungen Officier, der, um sich ihr zu nähern, sicherlich ebenso muthig hatte kämpfen müssen, als Weber, um sich auf seinem Platze zu behaupten.

Das liebeizende, ausgezeichnete Gesicht, die martialische Stimme des jungen Mannes gefielen der Dame und diese erwiderte sogleich deutsch:

»Oh! mein Gott! mein Herr, ich wußte nichts von dieser Verordnung, durchaus nichts.«

»Sie sind fremd, Madame?« fragte der junge Officier.

»Ja, mein Herr; doch sagen Sie mir, was soll ich thun? man zertrümmert mein Cabriolet.«

»Sie müssen es zertrümmern lassen, Madame, und mittlerweile verschwinden. Das Volk von Paris ist wüthend gegen die Reichen, welche den Luxus im Angesicht des Elends zur Schau tragen, und kraft der diesen Morgen erlassenen Verordnung wird man Sie zum Commissär führen.«

»Oh! wie,« rief die jüngere der beiden Damen, »wie!«

»Dann benützen Sie die Oeffnung, die ich in der Menge machen werde, und verschwinden Sie,« versetzte der junge Officier.

Diese Worte wurden mit einem leichten Ton gesprochen, der den Fremden begreiflich machte, der Offizier habe die Commentare des Volks über die von den Herren von Soubise und Hennin unterhaltenen Mädchen gehört.

Doch es war dieß nicht der Augenblick, um empfindlich zu sein.

»Geben Sie mir Ihren Arm bis zu einem Fiaker, mein Herr,« sprach die ältere der beiden Damen mit einem Ton voll Autorität.

»Ich wollte Ihr Pferd sich bäumen lassen, und in dem nothwendig durch diese Bewegung hervorgebrachten Getümmel wären Sie entflohen, denn,« fügte der junge Mann bei, der gern die Verantwortlichkeit eines gewagten Patronats von sich ablehnen wollte, »denn das Volk wird müde, uns eine Sprache sprechen zu hören, die es nicht versteht.«

»Weber,« rief die Dame mit starker Stimme, »laß Bélus sich bäumen, daß die ganze Menge erschrickt und beiseit geht.«

»Und dann, Madame...«

»Und dann bleibe, während wir uns entfernen.«

»Und wenn sie den Kasten zertrümmern?«

»Sie mögen ihn zertrümmern, was ist daran gelegen? rette Bélus, wenn Du kannst, und Dich besonders, das ist das Einzige, was ich Dir empfehle.«

»Gut, Madame,« erwiderte Weber.

Und in demselben Augenblick kitzelte er den reizbaren Irländer, der mitten im Hofe aufsprang und die Leidenschaftlichsten, die sich am Zügel und an der Gabeldeichsel angeklammert hatten, niederwarf.

Groß waren in diesem Augenblick der Schrecken und die Verwirrung.

»Ihren Arm, mein Herr,« sagte nun die Dame zu dem Officier; »kommen Sie, Kleine,« fügte sie bei, indem sie sich an Andrée wandte.

»Vorwärts, muthige Frau,« flüsterte der Officier. Und er bot auf der Stelle und mit einer wirklichen Bewunderung derjenigen, welche ihn darum ersuchte, seinen Arm.

In einigen Minuten hatte er die zwei Frauen auf den nächsten Platz geführt, wo Fiakerkutscher, auf ihren Sitzen schlafend, der Kundschaft entgegenharrten, während ihre Pferde mit halbgeschlossenen Augen und gesenkten Köpfen auf die magern Abendrationen warteten.

V.

Straße nach Versailles

Die beiden Damen befanden sich außerhalb der Angriffe der Menge. Doch es war zu befürchten, daß einige Neugierige, die ihnen gefolgt, sie erkennen und eine Scene erneuern möchten, der ähnlich, welche so eben stattgefunden und der sie dießmal vielleicht mit mehr Schwierigkeit entkommen würden.

Der junge Officier begriff diese Alternative: man sah es an der Thätigkeit, womit er den auf seinem Sitz mehr angefrorenen als eingeschlafenen Kutscher aufzuwecken bemüht war.

Es herrschte eine so furchtbare Kälte, daß gegen die Gewohnheit der Kutscher, die darin wetteifern, daß sie einander durch alle möglichen Mittel die Kunden zu stehlen suchen, keiner von den Kutschern zu vierundzwanzig Sous die Stunde sich rührte, nicht einmal derjenige, an welchen man sich wandte.

Der Officier nahm den Kutscher am Kragen seines armseligen Oberrocks und schüttelte ihn so gewaltig, daß er ihn seiner Erstarrung entriß.

»Hollah! he!« rief ihm der junge Mann in's Ohr, als er sah, daß er ein Lebenszeichen von sich gab.

»Hier, Herr, hier,« sagte der Kutscher, noch träumend und wie ein Trunkener auf seinem Sitze wankend.

»Wohin wollen Sie, meine Damen?« fragte der Officier immer deutsch.

»Nach Versailles,« antwortete die ältere der zwei Frauen in derselben Sprache.

»Nach Versailles!« rief der Kutscher, »Sie haben gesagt, nach Versailles?«

»Allerdings.«

»Oh! ja wohl, nach Versailles. Vier und eine halbe Meile, bei einem solchen Eis! Nein, nein, nein.«

»Man wird gut bezahlen.« versetzte die ältere Dame.

»Man wird bezahlen,« wiederholte der Officier französisch dem Kutscher.

»Und wie viel wird man bezahlen?« fragte dieser von seinem Bock herab, denn er schien kein ungeheures Vertrauen zu haben. »Damit ist es nicht abgemacht, mein Officier, daß man nach Versailles fährt; ist man einmal dort, so muß man auch zurückkehren.«

»Einen Louisd'or, ist das genug?« sagte die jüngere der Damen, fortwährend deutsch sprechend, zu dem Officier.

»Man bietet Dir einen Louisd'or,« wiederholte der junge Mann.

»Ein Louisd'or, das ist nicht mehr als billig,« brummte der Kutscher, »denn ich laufe Gefahr, daß meine Pferde die Beine brechen.«

»Bursche! Du hast nur ein Recht auf drei Livres für die Fahrt von hier bis zum Schlosse der Muetten, was die Hälfte des Weges ist. Du siehst also, daß Du bei dieser Berechnung, wenn man Dir die Hin- und Herfahrt bezahlt, nur zwölf Livres ansprechen kannst, und statt zwölf sollst Du vierundzwanzig bekommen.«

»Oh! handeln Sie nicht,« sagte die ältere von den zwei Damen; »zwei Louisd'or, drei, zwanzig, wenn er nur auf der Stelle abgeht und, ohne anzuhalten, fortfährt.«

»Ein Louisd'or genügt,« entgegnete der junge Officier.

Dann kehrte er zu dem Kutscher zurück und rief ihm zu:

»Vorwärts, Bursche, von Deinem Bocke herab und öffne den Schlag.«

»Ich will zuerst bezahlt sein,« versetzte der Kutscher.

»Du willst!«

»Das ist mein Recht.«

Der Officier machte eine Bewegung vorwärts.

»Bezahlen wir voraus, bezahlen wir,« sagte die ältere der Damen.

Und sie stöberte rasch in ihrer Tasche. »Oh! mein Gott,« sprach sie leise zu ihrer Gefährtin, »ich habe meine Börse nicht.«

»Wahrhaftig?«

»Und Sie, Andrée, haben Sie die Ihrige?«

Die jüngere Dame stöberte ebenfalls mit derselben Angst.

»Ich... ich auch nicht.«

»Suchen Sie in allen Ihren Taschen.«

»Vergebens,« rief die junge Frau voll Aerger, denn sie sah den Officier ihnen während dieser Erörterung mit dem Auge folgen, und der pöbelhafte Kutscher öffnete schon den Mund, um zu lächeln, denn er wünschte sich Glück zu dem, was er vielleicht leise eine glückliche Vorsicht nannte.

Die Damen suchten umsonst, weder die eine, noch die andere fand einen Sou.

Der Officier sah sie ungeduldig werden, erröthen, erbleichen; die Lage der Dinge verwickelte sich.

Die Damen waren eben im Begriff, eine Kette oder irgend ein Juwel als Pfand zu geben, als der Officier, um ihnen jeden Verdruß zu ersparen, der ihr Zartgefühl verletzt hätte, einen Louisd'or aus der Tasche zog und ihn dem Kutscher reichte.

Dieser nahm den Louisd'or, beschaute ihn, wog ihn auf der Hand, während eine der beiden Damen dem Officier dankte: dann öffnete er seinen Kutschenschlag und die Dame stieg, gefolgt von ihrer Gefährtin ein.

»Und nun, Bursche,« sagte der junge Mann zu dem Kutscher, »führe diese Damen und zwar tüchtig und redlich besonders, hörst Du?«

»Oh! Sie brauchen mir das nicht zu empfehlen, das versteht sich von selbst.«

Während dieses kurzen Gesprächs beriethen sich die Damen.

Sie sahen in der That ihren Führer, ihren Beschützer bereit, sie zu verlassen.

»Madame,« sagte leise die jüngere zu ihren Gefährtin, »er darf sich nicht entfernen.«

»Warum das? fragen wir ihn nach seinem Namen und seiner Adresse: morgen schicken wir ihm seinen Louisd'or mit einem Wörtchen des Dankes, das Sie ihm schreiben werden.

»Nein, Madame, nein, ich flehe Sie an, behalten wir ihn; wenn der Kutscher unredlich ist, wenn er unter Weges Schwierigkeiten macht ... Bei einer solchen Witterung sind die Wege schlecht; an wen könnten wir uns wenden, um Beistand zu verlangen?«

»Oh! wir haben seine Nummer und den Buchstaben der Regie.«

»Sehr gut, Madame, und ich leugne nicht, daß Sie ihn später kennen und lahm schlagen lassen würden; mittlerweile aber kommen Sie heute Nacht nicht nach Versailles, und was wird man dann sagen, großer Gott!«

Die ältere von den zwei Damen dachte nach.

»Es ist wahr,« sagte sie.

Doch schon verbeugte sich der Officier, um Abschied zu nehmen.

»Mein Herr, mein Herr,« sagte Andrée in deutscher Sprache, »erlauben Sie nur noch ein Wort.«

»Zu Ihren Befehlen, Madame, erwiderte der Officier, sichtbar mißstimmt, während er indessen in seiner Miene und im Ton seiner Stimme die äußerste Höflichkeit beobachtete.

»Mein Herr,« fuhr Andrée fort, »nach den vielen Diensten, die Sie uns schon geleistet, können Sie uns eine Gefälligkeit nicht abschlagen.«

»Sprechen Sie!«

»Nun denn! wir müssen Ihnen gestehen, wir haben bange vor dem Kutscher, der die Unterhandlung auf eine so ärgerliche Weise angefangen hat.«

»Sie haben Unrecht, wenn Sie Besorgnisse hegen,« erwiderte der Officier. »Ich weiß seine Nummer 107, den Buchstaben der Regie Z. Sollte er Ihnen eine Unannehmlichkeit bereiten, so wenden Sie sich an mich.«

»An Sie?« entgegnete Andrée, die sich vergaß, französisch; »wie sollen wir uns an Sie wenden, da wir nicht einmal Ihren Namen kennen?«

Der junge Mann machte einen Schritt rückwärts.

»Sie sprechen französisch!« rief er ganz erstaunt, »Sie sprechen französisch und verdammen mich seit einer halben Stunde, deutsch zu radebrechen! Oh! wahrhaftig, Madame, das ist boshaft!«

»Entschuldigen Sie, mein Herr,« erwiderte französisch die andere Dame, die ihrer verblüfften Gefährtin muthig zu Hilfe kam. »Sie sehen wohl, daß wir, ohne vielleicht Fremde zu sein, in Paris in einem Fiaker besonders nicht heimisch sind. Sie sind Weltmann genug, um zu begreifen, daß wir uns nicht in einer natürlichen Stellung befinden. Uns nur zur Hälfte verbinden, hieße uns unverbindlich begegnen. Minder discret sein, als Sie es bis jetzt gewesen sind, hieße indiscret sein. Wir urtheilen gut von Ihnen, mein Herr; wollen Sie nicht schlecht von uns urtheilen, und wenn Sie uns einen Dienst erweisen können, nun! so thun Sie es ohne Rückhalt, oder erlauben Sie uns, Ihnen zu danken und einen andern Beistand zu suchen.«

»Madame,« antwortete der Officier, betroffen von dem zugleich edlen und reizenden Ton der Unbekannten, »verfügen Sie über mich.«

»Dann haben Sie die Gefälligkeit, zu uns einzusteigen.«

»In den Fiaker?«

»Und uns zu begleiten.«

»Bis Versailles?«

»Ja, mein Herr.«

Ohne etwas zu erwidern, stieg der Officier ein, nahm Platz auf dem Vordersitz und rief dem Kutscher: »Vorwärts!« zu.

Sobald die Kutschenschläge geschlossen, die Mäntelchen und Pelze zu gemeinschaftlicher

Benützung gelegt waren, schlug der Fiaker den Weg durch die Rue Saint-Thomas du Louvre ein, und fuhr dann über die Place du Carroussel und die Glacis entlang.

Der Officier kauerte sich, seinen Ueberrock sorgfältig über seinen Schooß ausgebreitet, in eine Ecke, der älteren von den zwei Damen gegenüber.

Es herrschte das tiefste Stillschweigen im Innern.

Der Kutscher, wollte er nun getreulich dem Vertrag nachkommen, oder hielt ihn die Gegenwart des Officiers durch eine ehrerbietige Furcht im Kreise der Redlichkeit, der Kutscher ließ seine mageren Rosse mit Beharrlichkeit auf dem schlüpfrigen Pflaster der Quais und des Conférence-Weges laufen.

Der Hauch der drei Reisenden erwärmte indessen unmerklich den Fiaker. Ein zarter Geruch verdichtete die Luft und führte nach dem Gehirn des jungen Mannes Eindrücke, welche sich mit jedem Augenblick günstiger für seine Gefährtinnen gestalteten.

»Es sind,« dachte er, »es sind Frauen, die sich bei einem Rendezvous verspätet haben und nun, ein wenig erschrocken, ein wenig beschämt, nach Versailles zurückkehren.

»Warum,« sprach der Officier in seinem Innern weiter, »warum fahren diese Frauen, wenn es Damen von einiger Distinction sind, in einem Cabriolet, und warum fahren sie besonders selbst?«

»Oh! darauf gibt es eine Antwort.«

»Das Cabriolet war zu eng für drei Personen, und zwei Frauen werden sich keinen Zwang anthun, um einen Lakai zu sich sitzen zu lassen.

»Doch weder bei der Einen noch bei der Andern Geld! ein ärgerlicher Einwurf, der Ueberlegung verdient.

»Ohne Zweifel hatte der Lakai die Börse. Das Cabriolet, das nun in Stücke gegangen sein muß, war von einer vollkommenen Eleganz. Und das Pferd! ... wie ich mich auf Pferde verstehe, hatte es einen Werth von hundertundfünfzig Louisd'or.

»Nur reiche Frauen können ein solches Cabriolet und ein solches Pferd ohne Bedauern preisgeben. Der Mangel an Geld bedeutet also durchaus Nichts.

»Ja, doch die Manie, eine fremde Sprache zu sprechen, wenn man Französin ist!

»Gut; doch dieß beweist gerade eine ausgezeichnete Erziehung. Es ist nicht natürlich für Abenteurerinnen, daß sie Deutsch mit einer ganz germanischen Reinheit und Französisch wie Pariserinnen sprechen.«

»Ueberdieß ist eine angeborne Distinction bei diesen Frauen bemerkbar.

»Die Bitte der jüngeren war rührend.

»Das Ersuchen der älteren war edel, gebieterisch.

»Dann, wahrhaftig,« fuhr der junge Mann fort, während er seinem Degen im Fiaker eine solche Richtung gab, daß er seine Nachbarinnen nicht belästigte, »sollte man nicht glauben, es sei gefährlich für einen Militär, zwei Stunden in einem Fiaker mit zwei hübschen Frauen zuzubringen?

»Hübsch und discret,« fügte er bei; denn sie reden nicht und warten, daß ich ein Gespräch anknüpfe.«

Die zwei Frauen dachten ohne Zweifel an den jungen Officier, wie der junge Officier an sie dachte; denn in dem Augenblick, wo er seine Gedanken vollends abgeschlossen hatte, wandte

sich die eine der beiden Damen an ihre Gefährtin und sagte englisch:

»Meine liebe Freundin, dieser Kutscher führt uns wahrhaftig wie Todte; wir werden nie nach Versailles kommen. Ich wette, unser armer Gefährte langweilt sich zum Sterben.«

»Unsere Unterhaltung ist auch nicht sehr belustigend,« erwiderte lächelnd die jüngere.

»Finden Sie nicht auch, daß er das Aussehen eines durchaus anständigen Menschen hat?«

»Gewiß, Madame.«

»Ueberdieß haben Sie bemerkt, daß er Marine-Uniform trägt?«

»Ich verstehe mich nicht viel auf Uniformen.«

»Wohl! er trägt, wie ich Ihnen sage, die Uniform eines Marine-Officiers, und alle Officiere der Marine sind von gutem Haus; die Uniform steht ihm schön, und er ist ein hübscher Cavalier, nicht wahr?«

Die junge Frau wollte antworten und wahrscheinlich ihrer Gefährtin beipflichten, als der Officier eine Geberde machte, die ihr den Mund schloß.

»Verzeihen Sie, meine Damen,« sagte er in vortrefflichem Englisch, »ich glaube, Ihnen bemerken zu müssen, daß ich das Englische ziemlich leicht spreche und verstehe; doch Spanisch verstehe ich nicht, und wenn Sie dieser Sprache mächtig sind und sich darin unterhalten wollen, so sind Sie wenigstens sicher, daß ich den Sinn Ihrer Worte nicht zu erfassen vermag.«

»Mein Herr,« erwiderte die Dame lachend, »wir wollten nicht schlimm von Ihnen sprechen, wie Sie bemerken konnten; wir thun uns auch keinen Zwang mehr an und sprechen nun Französisch, wenn wir uns etwas zu sagen haben.«

»Ich danke für diese Gunst, Madame; sollte übrigens meine Gegenwart Sie belästigen...«

»Sie können das nicht voraussetzen, mein Herr, da *wir* Sie gebeten haben.«

»Aufgefordert sogar,« sagte die jüngere von den zwei Frauen.

»Beschämen Sie mich nicht, Madame, und verzeihen Sie mir einen Augenblick der Unentschiedenheit; nicht wahr, Sie kennen Paris? Paris ist voll vor Schlingen, Täuschungen und Widerwärtigkeiten.«

»Sie hielten uns also für? – Sagen Sie es offenherzig.«

»Der Herr hat uns ganz einfach für Schlingen gehalten.«

»Oh! meine Damen,« erwiderte der junge Mann, sich demüthigend, »ich schwöre Ihnen, daß mir nichts dergleichen eingefallen ist.«

»Verzeihen Sie, was gibt es denn? der Fiaker hält an.«

»Was ist geschehen?«

»Ich will nachsehen, meine Damen.«

»Ich glaube, wir werden umgeworfen, nehmen Sie sich in Acht, mein Herr,« sagte die jüngere Dame.

Und ihre Hand streckte sich mit ungestümer Bewegung aus und verweilte auf der Schulter des jungen Mannes.

Der Druck dieser Hand machte ihn beben.

Durch einen ganz natürlichen Antrieb suchte er sie zu fassen, schon aber hatte sich Andrée, die einer ersten Bewegung der Angst nachgegeben, wieder in den Hintergrund des Fiakers zurückgeworfen.

Der Officier, den nun nichts mehr zurückhielt, sprang aus dem Wagen und fand den Kutscher

beschäftigt, eines von seinen Pferden aufzuheben, das sich in der Deichsel und den Strängen verwickelte.

Man war in der Nähe der Brücke von Sèvres.

Durch die Hilfe, die der Officier dem Kutscher leistete, war das arme Thier bald wieder auf seinen Beinen.

Der Kutscher, der sich zu einem liebenswürdigen Kunden Glück wünschte, ließ seine Peitsche, ohne Zweifel in der doppelten Absicht, seine Rosse und sich selbst wieder zu beleben, lustig knallen.

Doch man hätte glauben sollen, die durch den offenen Schlag eindringende Kälte habe das Gespräch vereist und die zunehmende Vertraulichkeit gefrieren gemacht, worin der junge Mann einen Reiz zu finden anfang, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Man erkundigte sich einfach bei ihm nach dem Vorfall; er erzählte, was sich ereignet hatte.

Dieß war Alles und das Stillschweigen lastete abermals auf dem reisenden Trio.

Der Officier, den diese warme, zitternde Hand ungemein in Anspruch genommen hatte, wollte wenigstens einen Fuß dafür haben.

Er streckte daher das Bein aus, doch so geschickt er auch war, er traf nichts, oder vielmehr, wenn er etwas traf, so hatte er den Schmerz, das, was er vor sich getroffen, fliehen zu sehen.

Einmal sogar, als er am Fuß der älteren von diesen beiden Frauen anstriefte, sagte diese mit der größten Kaltblütigkeit:

»Nicht wahr, ich beenge Sie furchtbar, mein Herr? verzeihen Sie.«

Der junge Mann erröthete bis über die Ohren und wünschte sich Glück, daß die Nacht finster genug war, um seine Röthe zu verbergen.

Dann war Alles gesagt, und hier endigten die Unternehmungen.

Wieder stumm, unbeweglich und ehrerbietig geworden, als befände er sich in einem Tempel, fürchtete er sich zu athmen, und machte sich klein wie ein Kind.

Allmähig aber und unwillkürlich bemächtigte sich ein seltsamer Eindruck seines ganzen Geistes, seines ganzen Wesens.

Er fühlte die zwei reizenden Frauen, ohne sie zu berühren, er sah sie, ohne sie zu sehen; nach und nach gewöhnte er sich daran, in ihrer Nähe zu leben, und es kam ihm vor, als verschmelze sich ein Theilchen von ihrem Dasein mit dem seinigen. Um Alles in der Welt hätte er das erloschene Gespräch wieder anknüpfen mögen, allein er wagte es nicht, denn er fürchtete die Alltäglichkeiten, er, der es beim Abgang verachtete, nur eines von den einfachsten Worten der Weltsprache anzubringen. Er besorgte, albern oder frech vor diesen Frauen zu erscheinen, denen er eine Stunde zuvor viel Ehre zu erweisen glaubte, wenn er ihnen das Almosen eines Louisd'or und eine Artigkeit spende.

Mit einem Wort – alle Sympathien in diesem Leben erklären sich durch die Verwandtschaft der zu geeigneter Zeit in Berührung gesetzten Fluida, und so war es auch hier: ein mächtiger Magnetismus, den Düften und der jugendlichen Wärme dieser drei durch den Zufall zusammengebrachten Körper entströmt, beherrschte den jungen Mann, erschloß ihm den Geist und erweiterte zugleich sein Herz.

So entstehen, leben und sterben zuweilen binnen einigen Augenblicken die ächtesten, wonnigsten und glühendsten Leidenschaften.

Sie haben den Zauber, weil sie ephemere sind, sie haben die Stärke, weil sie im Raume

gehalten werden.

Der Officier sagte nicht ein einziges Wort mehr. Die Damen sprachen leise unter sich.

Da indessen sein Ohr beständig offen war, so faßte er unzusammenhängende Worte auf, welche jedoch seiner Einbildungskraft einen Sinn boten.

Er hörte:

»Die vorgerückte Stunde ... die Thore ... der Vorwand für die Fahrt...«

Der Fiaker hielt abermals an.

Dießmal war es weder ein gefallenes Pferd, noch ein zerbrochenes Rad. Nach drei Stunden muthiger Anstrengung hatte sich der brave Kutscher die Arme erwärmt, das heißt, er hatte seine Rosse vor Schweiß triefen gemacht und Versailles erreicht, dessen lange, düstere, öde Alleen unter dem röthlichen Schimmer einiger durch den Reif weiß gewordenen Laternen wie eine doppelte Procession schwarzer, fleischloser Schatten erschienen.

Der junge Mann begriff, daß man angelangt war. Durch welchen Zauber war ihm die Zeit so kurz vorgekommen?

Der Kutscher neigte sich gegen das Vorderfenster und sagte:

»Herr, wir sind in Versailles.«

»Wo soll er anhalten, meine Damen?« fragte der Officier.

»Auf der Place d'Armes.«

»Nach der Place d'Armes,« rief der junge Mann dem Kutscher zu.

»Ich soll nach der Place d'Armes fahren?« fragte dieser.

»Ja, da man es Dir sagt.«

»Es wird ein kleines Trinkgeld geben?« versetzte grinsend der Auvergnat.

»Immer zu.«

Die Peitschenhiebe fingen wieder an.

»Ich muß doch sprechen,« dachte der Officier. »Ich werde für einen Dummkopf gelten, nachdem ich für einen frechen Menschen gegolten habe.«

»Meine Damen,« sagte er, nicht ohne abermals zu zögern, »Sie sind nun zu Hause.«

»Durch Ihren edelmüthigen Beistand.«

»Welche Mühe haben wir Ihnen gemacht!« sprach die jüngere der beiden Damen.

»O! ich habe das mehr als vergessen. Madame.«

»Aber wir, mein Herr, wir werden es nicht vergessen. Ihr Name, wenn es gefällig wäre, mein Herr?«

»Mein Name? Oh!«

»Es ist dieß das zweite Mal, daß man Sie darum bittet. Nehmen Sie sich in Acht!«

»Und nicht wahr, Sie wollen uns kein Geschenk mit einem Louisd'or machen?«

»Oh! wenn dem so ist,« versetzte der Officier etwas gereizt, »so gebe ich nach: ich bin der Graf von Charny, dabei, wie Madame bemerkt hat, Officier in der königlichen Marine.«

»Charny!« wiederholte die ältere der beiden Damen in einem Ton, mit dem sie etwa gesagt hätte: »Es ist gut, ich werde es nicht vergessen.«

»Georges, Georges von Charny,« fügte der Officier bei.

»Georges,« murmelte die jüngere Dame.

»Und Sie wohnen?«

»Hotel des Princes, Rue de Richelieu.«

Der Fiaker hielt an.

Die ältere von den Damen öffnete selbst den Schlag zu ihrer Linken, sprang behend zur Erde und reichte ihrer Gefährtin die Hand.

Der junge Mann aber, der ihnen zu folgen sich anschickte, rief:

»Meine Damen, nehmen Sie wenigstens meinen Arm an, Sie sind noch nicht zu Hause, und die Place d'Armes ist keine Wohnung,«

»Rühren Sie sich nicht von der Stelle,« sagten gleichzeitig die zwei Frauen.

»Wie, ich soll mich nicht rühren?«

»Nein, bleiben Sie im Fiaker.«

»Aber allein gehen, bei Nacht, bei diesem Wetter? unmöglich!«

»Gut, nachdem Sie sich beinahe geweigert haben, uns zu verbinden, wollen Sie uns durchaus zu sehr verbinden,« versetzte mit heiterem Tone die ältere der beiden Damen.

»Aber...«

»Es gibt kein Aber. Seien Sie bis an's Ende ein artiger und biederer Cavalier. Ich danke Ihnen, Herr von Charny. Ich danke Ihnen aus dem Grund meines Herzens, und da Sie ein artiger und biederer Cavalier sind, wie ich Ihnen so eben sagte, so verlangen wir nicht einmal Ihr Wort von Ihnen.«

»Mein Wort? wofür?«

»Daß Sie den Schlag schließen und den Kutscher nach Paris zurückkehren heißen; was Sie thun werden, nicht wahr, ohne nach uns umzuschauen.«

»Sie haben Recht, meine Damen, und mein Wort wäre unnütz. Kutscher, mein Freund, kehren wir zurück.«

Und der junge Mann drückte dem Kutscher noch einen Louisd'or in seine plumpe Hand.

Der würdige Auvergnat bebte vor Freude.

»Alle Teufel,« sagte er, »die Pferde mögen darüber krepiren, wenn sie wollen.«

»Ich glaube das wohl, sie sind bezahlt,« murmelte der Officier.

Der Fiaker rollte, und er rollte rasch. Er erstickte durch das Geräusch der Räder einen Seufzer des jungen Mannes, einen wollüstigen Seufzer, denn der Sybarite hatte sich auf die noch von den zwei unbekanntten Schönen warmen Kissen gelegt.

Sie aber waren auf derselben Stelle geblieben, und erst als der Fiaker verschwunden, wandten sie sich nach dem Schloß.

VI.

Der Befehl.

In dem Augenblick, wo sie weiter gingen, trugen heftige Windstöße an das Ohr der Reisenden die drei Viertel, die es in der St. Ludwigs-Kirche schlug.

»Oh! mein Gott, drei Viertel auf zwölf Uhr,« riefen gleichzeitig die zwei Frauen.

»Alle Gitter sind geschlossen,« fügte die jüngere bei.

»Oh! das bekümmert mich wenig, liebe Andrée, denn wäre das Gitter auch offen geblieben, so würden wir doch sicher nicht durch den Ehrenhof eingetreten sein. Geschwind, geschwind, gehen wir durch die Réservoirs.«

Beide wandten sich nach der Rechten des Schlosses.

Bekanntlich ist hier ein besonderer Gang, der nach den Gärten führt.

Man kam zu diesem Gang.

»Das kleine Thor ist geschlossen, Andrée,« sagte unruhig die ältere.

»Klopfen wir an, Madame.«

»Nein, rufen wir. Laurent muß mich erwarten, ich habe ihn benachrichtigt, ich würde vielleicht spät zurückkommen.«

»Nun, so will ich rufen.«

Andrée näherte sich der Thüre.

»Wer ist da?« fragte eine Stimme im Innern, die nicht einmal wartete, bis man rief.

»Oh! das ist nicht die Stimme von Laurent,« sprach erschrocken die junge Frau.«

»In der That, nein.«

Die andere Frau näherte sich ebenfalls.

»Laurent,« flüsterte sie durch das Thor.

Keine Antwort.

»Laurent,« wiederholte die Dame und klopfte zugleich an.

»Es ist kein Laurent hier,« erwiderte barsch die Stimme.

»Oeffnen Sie immerhin, mag es nun Laurent oder nicht Laurent sein,« rief Andrée mit dringlichem Tone.

»Ich öffne nicht.«

»Aber, mein Freund, Sie wissen nicht, daß uns Laurent zu öffnen pflegt.«

»Ich kümmerge mich den Teufel um Laurent, ich habe meinen Befehl.«

»Wer sind Sie denn?«

»Wer ich bin?«

»Ja.«

»Und Sie?« fragte die Stimme.

Die Frage war ein wenig brutal, doch es ließ sich nicht feilschen, man mußte antworten.

»Wir sind Damen vom Gefolge Ihrer Majestät. Wir wohnen im Schloß und möchten gern in

unsere Wohnung zurückkehren.«

»Wohl! ich, meine Damen, ich bin ein Schweizer von der ersten Compagnie Salischamade, und ich werde ganz das Gegentheil von Laurent thun, ich werde Sie vor der Thüre lassen.«

»Oh!« murmelten die zwei Frauen, von denen die eine der andern voll Zorn die Hände drückte.

Dann, sich bewältigend, sagte sie:

»Ich begreife, daß Sie Ihre Vorschrift beobachten, das ist die Pflicht eines guten Soldaten und Sie sollen sich nicht dagegen verfehlen. Aber ich bitte Sie, erweisen Sie mir nur den Gefallen, Laurent, der nicht fern sein kann, zu benachrichtigen.«

»Ich kann meinen Posten nicht verlassen.«

»Schicken Sie Jemand.«

»Ich habe Niemand.«

»Ich bitte inständig.«

»Ei! alle Wetter, Madame, schlafen Sie in der Stadt. Ist das nicht eine schöne Geschichte! Oh! wenn man mir das Thor der Kaserne vor der Nase schlösse, ich würde wohl ein Lager finden.«

»Grenadier, hören Sie, sprach entschlossen die ältere der beiden Frauen. »Zwanzig Louisd'or für Sie, wenn Sie öffnen.«

»Und zehn Jahre Kettenstrafe; ich danke. Achtundvierzig Livres jährlich, das ist nicht genug.«

»Ich lasse Sie zum Sergenten ernennen.«

»Ja, und der, welcher mir den Befehl gegeben hat, läßt mich erschießen; ich danke.«

»Wer hat Ihnen denn diesen Befehl gegeben?«

»Der König.«

»Der König!« wiederholten die beiden Frauen erschrocken; »oh! wir sind verloren.«

Die Jüngere schien ganz außer sich zu sein.

»Sagen Sie,« fragte die Aeltere, »gibt es keine andern Thore?«

»Oh! Madame, wenn man dieses geschlossen hat, hat man die andern auch geschlossen.«

»Und wenn wir Laurent an diesem Thor nicht finden, welches das seinige ist, wo glauben Sie, daß wir ihn finden?«

»Nirgends, das ist eine abgekartete Sache.«

»Es ist wahr, und Sie haben Recht. Andrée, Andrée, das ist ein furchtbarer Streich vom König.«

Die Dame betonte die letzten Worte mit einer beinahe drohenden Verachtung.

Das Thor der Reservoirs war in der Dicke einer Mauer angebracht, welche tief genug war, um aus dieser Nische eine Art von Vorhaus zu bilden.

Eine steinerne Bank lief an beiden Seiten hin.

Die Damen sanken darauf in einen Zustand der Aufregung, der an Verzweiflung grenzte.

Man sah unter dem Thor einen leuchtenden Strahl; man hörte hinter dem Thor die Tritte des Schweizers, der sein Gewehr bald aufnahm, bald niedersetzte.

Jenseits dieses dünnen Hindernisses von Eichenholz die Rettung; diesseits die Schande, ein Aergerniß, beinahe der Tod.

»Oh! morgen! morgen! wenn man es erfährt!« murmelte die ältere der beiden Frauen.

»Aber Sie werden die Wahrheit sagen?«

»Wird man es glauben?«

»Sie haben Beweise. Madame, der Soldat wird nicht die ganze Nacht wachen,« sagte die junge Frau, die in demselben Maße Muth zu fassen schien, wie ihre Gefährtin ihn verlor; »in einer oder der andern Stunde wird man ihn ablösen, und sein Nachfolger ist vielleicht gefälliger. Warten wir.«

»Ja, aber die Patrouillen werden nach Mitternacht vorüberkommen; man wird mich da außen wartend und mich verbergend finden. Das ist schändlich! Hören Sie, Andrée, das Blut steigt mir zu Kopfe und erstickt mich.«

»Oh! Muth gefaßt, Madame; Sie sind gewöhnlich so stark, ich war vorhin noch so schwach, und nun muß ich Sie unterstützen!«

»Darunter steckt ein Komplott, Andrée, wir sind die Opfer desselben. Das ist noch nie geschehen, nie ist dies Thor geschlossen worden. Ich werde darüber sterben, Andrée, ich sterbe!«

Und sie warf sich rückwärts, als ob sie wirklich erstickte.

In demselben Augenblick erschollen auf dem zu dieser Stunde so wenig betretenen dumpfen weiten Pflaster von Versailles Schritte.

Gleichzeitig vernahm man eine Stimme, eine leichte, heitere Stimme, die Stimme eines singenden jungen Mannes.

Er sang eines von den manierirten Liedern, welche der Epoche angehören, die wir zu schildern versuchen.

Die Damen lauschten.

»Diese Stimme!« riefen sie.

»Ich kenne sie,« sagte die ältere.

»Es ist die von...«

»Er ist es!« sagte Andrée der Dame in's Ohr, deren Unruhe sich so stark geoffenbart hatte, »er ist es, er wird uns retten.«

In diesem Augenblick trat ein junger Mann, in einen weiten Pelzüberrock gehüllt, in die Nische ein, klopfte, ohne die Frauen zu sehen, an die Thüre und lief:

»Laurent!«

»Mein Bruder!« sagte die ältere der beiden Frauen, den jungen Mann an der Schulter berührend.

»Die Königin!« rief dieser, indem er einen Schritt zurückwich und seinen Hut in die Hand nahm.

»So! Guten Abend, mein Bruder⁴.«

»Guten Abend, Madame; guten Abend, meine Schwester, Sie sind nicht allein?«

»Nein, Fräulein Andrée von Taverney ist bei mir.«

»Ah! schön! guten Abend, mein Fräulein.«

»Hoheit,« murmelte Andrée sich verbeugend.

»Sie gehen aus, meine Damen?« fragte der junge Mann. – »Nein.« – »Sie kommen also nach Hause?« – »Wir möchten gern nach Hause kommen.« – »Haben Sie Laurent nicht gerufen?« – »Doch.« – »Nun?« – »Rufen Sie Laurent ebenfalls ein wenig; und Sie werden sehen.« – »Ja, ja, rufen Sie, Hoheit, und Sie werden sehen.«

Der junge Mann, in dem man ohne Zweifel den Grafen von Artois erkannt hat, näherte sich ebenfalls der Thür, klopfte an und rief:

»Laurent!«

»Gut! nun fängt der Spaß wieder an,« sprach die Stimme des Schweizers; »ich sage Ihnen, daß ich, wenn Sie mich länger quälen, den Officier rufen werde.«

»Was ist das?« fragte der junge Mann verblüfft, indem er sich gegen die Königin umwandte.

»Ein Schweizer, den man an die Stelle von Laurent gesetzt hat.«

»Wer hat dieß gethan?« – »Der König.« – »Der König!« – »Der Schweizer hat es uns selbst so eben gesagt.« – »Und mit einem Befehl?« – »Mit einem sehr strengen wie es scheint.« – »Teufel! capituliren wir!« – »Wie dieß?« – »Geben wir dem Burschen Geld.« – »Ich habe ihm geboten und er hat es ausgeschlagen.« – »Bieten wir ihm die Gallonen an.« – »Ich habe sie ihm angeboten.« – »Und?« – »Er wollte nichts hören.« – »Dann gibt es nur ein Mittel.« – »Welches?« – »Ich werde Lärmen machen.« – »Sie werben uns compromittiren; mein lieber Carl, ich flehe Sie an.« – »Ich werde Sie nicht im geringsten compromittiren.« – »Ah!« – »Sie treten beiseit, ich klopfte wie ein Tauber, ich schreie wie ein Blinder, man wird mir am Ende öffnen und Sie gehen hinter mir hinein.« – »Versuchen Sie es.«

Der junge Prinz rief abermals Laurent, dann klopfte er, dann machte er mit seinem Degengriff einen solchen Lärm, daß der Schweizer wüthend schrie:

»Ah! es ist so. Nun wohl! ich rufe meinen Officier.«

»Ei! bei Gott! rufe ihn, Bursche! Das ist es, was ich schon seit einer Viertelstunde verlange.«

Nach einem Augenblicke hörte man Schritte jenseits der Thüre. Die Königin und Andrée stellten sich hinter den Grafen von Artois, bereit, den Durchgang zu benützen, der ohne Zweifel geöffnet werden würde.

Man hörte den Schweizer die ganze Ursache dieses Lärmens erklären.

»Nein Lieutenant, es sind Damen mit einem Manne, der mich Bursche genannt hat. Sie wollen mit Gewalt herein.«

»Nun, was ist darüber zu wundern, daß wir hinein zu kommen wünschen, da wir aus dem Schlosse sind?«

»Das kann ein natürlicher Wunsch sein, mein Herr, doch es ist verboten,« erwiderte der Officier.

»Verboten! Durch wen?«

»Durch den König.«

»Verzeihen Sie, der König kann nicht wollen, daß ein Officier des Schlosses auswärts schläft.«

»Mein Herr, es ist nicht meine Sache, die Absichten des Königs zu untersuchen; ich bin nur verpflichtet, zu thun, was mir der König befiehlt.«

»Hören Sie, Lieutenant, öffnen Sie ein wenig die Thüre, daß wir anders als durch ein Brett sprechen können.«

»Mein Herr, ich wiederhole, daß ich den Befehl habe, das Thor geschlossen zu halten. Wenn Sie aber Officier sind, wie Sie sagen, müssen Sie wissen, was ein Befehl bedeutet.«

»Lieutenant, Sie sprechen mit dem Obersten eines Regiments.«

»Mein Oberst, entschuldigen Sie, doch mein Befehl ist sehr bestimmt.«

»Der Befehl gilt nicht für Prinzen. Mein Herr, ein Prinz schläft nicht auswärts, ich bin Prinz.«

»Mein Prinz, Sie bringen mich in Verzweiflung, aber der König hat befohlen.«

»Hat Ihnen der König befohlen, seinen Bruder wie einen Bettler oder einen Dieb wegzujagen? Ich bin der Graf von Artois, mein Herr. Alle Teufel! Sie wagen viel, daß Sie mich so vor der Thüre frieren lassen.«

»Monseigneur Graf von Artois,« erwiderte der Lieutenant, »Gott ist mein Zeuge, daß ich all' mein Blut für Eure Königliche Hoheit hingeben würde, doch der König hat mir die Ehre erwiesen, mir, indem er mir die Bewachung dieser Thüre anvertraute, zu sagen, ich dürfe Niemand einlassen, selbst nicht ihn, den König, sollte er sich nach elf Uhr einfinden. Ich bitte Sie also um Verzeihung, Monseigneur, ich bin Soldat, und wenn ich an Ihrer Stelle vor diesem Thor Ihre Majestät die Königin vor Kälte erstarrt sähe, ich würde Ihrer Majestät antworten, was ich zu meinem Schmerz Ihnen antworten mußte.«

Hierauf murmelte der Officier ein äußerst ehrfurchtsvolles Gute Nacht und kehrte langsam nach seinem Posten zurück.

Der Soldat, der mit geschultertem Gewehr dicht am Verschlag stand, wagte nicht mehr zu athmen, und sein Herz schlug so stark, daß der Graf von Artois, der sich ebenfalls am Thor anlehnte, das Pulsiren fühlte.

»Wir sind verloren,« sagte die Königin zu ihrem Schwager, indem sie ihn an der Hand nahm.

Dieser erwiderte nichts.

»Es ist bekannt, daß Sie ausgegangen sind?« fragte er.

»Ach! ich weiß es nicht.«

»Vielleicht hat der König auch nur gegen mich diesen Befehl gegeben. Der König weiß, daß ich bei Nacht ausgehe und zuweilen spät zurückkomme. Die Frau Gräfin von Artois wird etwas erfahren und sich bei Seiner Majestät beklagt haben; daher dieser tyrannische Befehl!«

»Oh! nein, nein, mein Bruder; ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Zartheit, mit der Sie mich zu beruhigen suchen, aber die Maßregel ist meinerwegen oder vielmehr gegen mich getroffen worden.«

»Unmöglich, meine Schwester, der König hat zu viel Achtung...«

»Mittlerweile bin ich vor der Thüre, und ein abscheulicher Scandal wird aus einer ganz unschuldigen Sache entstehen. Ah! ich weiß wohl, ich habe einen Feind beim König.«

»Es ist möglich, daß Sie einen Feind beim König haben, Schwesterchen. Ich aber habe eine Idee.«

»Eine Idee? lassen Sie geschwind hören.«

»Eine Idee, worüber Ihr Feind sich ärgern wird, wie ein Esel, der an seinem Halfter aufgeheult ist.«

»Oh! wenn Sie uns nur von der Lächerlichkeit dieser Lage erretten, mehr verlange ich nicht.«

»Ob ich Sie erretten werde! ich hoffe es wohl. Oh! ich bin nicht alberner als er, obgleich er gelehrter ist als ich.«

»Wer, er?«

»Ei! bei Gott! der Herr Graf von Provence!«

»Uh! Sie erkennen also wie ich, daß er mein Feind ist?«

»Ei! ist er nicht der Feind von Allem, was jung, von Allem, was schön, von allem dem, was

kann, was er nicht kann?«

»Mein Bruder, Sie wissen etwas über diesen Befehl?«

»Vielleicht; doch vor Allem bleiben wir nicht unter diesem Thor, es ist eine Hundekälte hier. Kommen Sie mit mir, Schwester.«

»Wohin?«

»Sie werden es sehen, an einen Ort, wo es wenigstens minder kalt ist. Kommen Sie; und unter Wegs sage ich Ihnen, was ich von dem Thorschluß denke. Ah! Herr von Provence, mein theurer und unwürdiger Bruder! Geben Sie mir Ihren Arm, meine Schwester; nehmen Sie meinen andern Arm, Fräulein von Taverney, und wenden wir uns rechts.«

Man brach auf.

»Und Sie sagten also, Herr von Provence?« fragte die Königin.

»Ah! ja wohl. Diesen Abend, nach dem Mahle des Königs, kam er in das große Cabinet; der König hatte im Verlaufe des Tages viel mit dem Grafen von Haga gesprochen, und man hatte Sie nicht gesehen.«

»Um zwei Uhr bin ich nach Paris abgefahren.«

»Ich wußte es wohl, erlauben Sie mir, Ihnen das zu sagen, liebe Schwester. Der König dachte eben so wenig an Sie, als an Harun al Raschid und seinen Großvezier Giaffar, und unterhielt sich über Geographie. Ich hörte ziemlich ungeduldig zu, denn ich hatte auch auszugehen. Ah! verzeihen Sie, wir gingen ohne Zweifel nicht aus derselben Ursache aus, somit hatte ich Unrecht...«

»Immerzu, immerzu.«

»Wenden wir uns links.«

»Wohin führen Sie uns denn?«

»Nur noch zwanzig Schritte. Nehmen Sie sich in Acht, es liegt hier ein Schneehaufen. Ah! Fräulein von Taverney, wenn Sie meinen Arm loslassen, werden Sie fallen, das sage ich Ihnen zum Voraus. Kurz, um auf den König zurückzukommen, er dachte nur an die Längen und Breiten, als Herr von Provence zu ihm sagte: »Ich möchte doch gern der Königin meine Ehrfurcht bezeigen.«

»Oh! oh!« machte Marie Antoinette.

»Die Königin speist in ihren Zimmern zu Nacht,« erwiderte der König.

»Ah! ich glaubte, sie wäre in Paris,« fügte mein Bruder bei.

»Nein, sie ist zu Hause,« antwortete ruhig der König.

»Ich komme von ihrer Wohnung her, und man hat mich dort nicht empfangen,« entgegnete der Graf von Provence.

»Da sah ich, wie der König die Stirne faltete. Er entließ uns, meinen Bruder und mich, und erkundigte sich wohl, als wir weggegangen waren. Ludwig ist eifersüchtig, wie Sie wissen, wenn ihn gerade der Schuß ankommt; er wird Sie haben sehen wollen, man hat ihm wohl den Eintritt verweigert, und er hat dann etwas gemuthmaßt.«

»Ganz richtig, Frau von Misery hatte den Befehl.«

»So ist es; und um sich Ihrer Abwesenheit zu versichern, wird er die strenge Verordnung erlassen haben, die uns hinausschließt.«

»Oh! Sie müssen gestehen, Graf, das ist ein abscheulicher Streich.«

»Ich gestehe es, doch wir sind an Ort und Stelle.«

»Dieses Haus?«

»Mißfällt Ihnen, meine Schwester?«

»Oh! ich sage das nicht, es entzückt mich im Gegentheil. Doch Ihre Leute?«

»Nun?«

»Wenn sie mich sehen.«

»Meine Schwester, treten Sie immerhin ein, und ich bürgе Ihnen dafür, daß Niemand Sie sieht.«

»Nicht einmal der, welcher mir die Thüren öffnet?« fragte die Königin.

»Nicht einmal der.«

»Unmöglich.«

»Wir wollen es versuchen,« erwiderte lachend der Graf von Artois.

Und er näherte seine Hand der Thüre.

Die Königin hielt seinen Arm zurück.

»Ich flehe Sie an, mein Bruder, nehmen Sie sich in Acht.«

Der Prinz drückte mit seiner andern Hand in eine zierlich geschnitzte Füllung.

Die Thüre öffnete sich.

Die Königin konnte eine Bewegung der Angst nicht unterdrücken.

»Treten Sie doch ein, meine Schwester, ich beschwöre Sie,« sagte der Prinz; »Sie sehen wohl, daß bis jetzt Niemand da ist.«

Die Königin schaute Fräulein von Taverney wie eine Person an, die sich der Gefahr aussetzen will; dann trat sie über die Schwelle mit einer jener Geberden, welche den Damen so reizend zu Gesicht stehen und besagen wollen:

»Unter der Obhut Gottes.«

Die Thüre schloß sich geräuschlos hinter ihr.

Sie befand sich dann in einem Vorhaus von Stuck mit marmornen Unterlagen: die Platten bildeten ein Mosaik, Blumensträucher vorstellend, während auf marmornen Wandtischchen hundert niedrige, buschige Rosenstöcke ihre, um diese Jahreszeit so seltenen, wohlriechenden Blumenblätter aus ihren japanesischen Gefäßen regnen ließen.

Eine sanfte Wärme, ein süßer Duft fesselten die Sinne dermaßen, daß die zwei Damen, als sie in das Vorhaus kamen, nicht nur einen Theil ihrer Befürchtungen, sondern auch einen Theil ihrer Bedenklichkeiten vergaßen.

»Nun ist es gut; nun sind wir unter Obdach, und das Obdach ist sogar ziemlich bequem, wenn ich es Ihnen gestehen soll,« sagte die Königin. »Doch wäre es nicht ersprießlich, wenn Sie sich mit Einem beschäftigten, mein Bruder?«

»Womit?«

»Damit, daß Sie Ihre Diener entfernen.«

»Oh! das läßt sich leicht machen.«

Und der Prinz ergriff ein Glöckchen, das in der Auskehlung einer Säule stand, und ließ es nur einmal ertönen, dieser einzige Anschlag vibrirte aber geheimnißvoll in den Tiefen der Treppe.

Die zwei Frauen gaben einen schwachen Angstschrei von sich.

»Auf diese Art entfernen Sie Ihre Leute, mein Bruder?« fragte die Königin; »ich hätte im Gegentheil geglaubt, Sie würden dieselben so herbeirufen.«

»Läutete ich zum zweiten Mal, so würde allerdings Jemand kommen; da ich aber nur einmal geläutet habe, so können Sie unbesorgt sein, meine Schwester, Niemand wird kommen.«

Die Königin lachte.

»Sie sind ein Mann der Vorsicht,« sagte sie.

»Sie können nun nicht in einem Vorhaus wohnen, meine Schwester,« fuhr der Prinz fort, »wollen Sie sich die Mühe nehmen, hinaufzugehen?«

»Gehorchen wir,« sprach die Königin; »der Hausgeist scheint mir nicht zu böswillig zu sein.«

Und sie stieg hinauf.

Der Prinz ging ihr voran.

Man hörte nicht einen einzigen Tritt auf den Ambusson-Teppichen, mit denen die Treppe geschmückt war.

Im ersten Stock angelangt, ließ der Prinz ein zweites Glöckchen ertönen, bei dessen Geräusch die Königin und Fräulein von Taverney, da sie nicht darauf aufmerksam gemacht worden waren, abermals bebten.

Doch ihr Erstaunen verdoppelte sich, als sie die Thüren dieses Stockes sich allein öffnen sahen.

»In der That, Andrée,« sagte die Königin, »ich fange an zu zittern; und Sie?«

»Ich, Madame, werde, so lange Eure Majestät vorangeht, voll Vertrauen folgen.«

»Meine Schwester, nichts kann einfacher sein, als das, was hier vorgeht,« sagte der junge Prinz: »Die Thüre Ihnen gegenüber ist die Ihrer Wohnung. Sehen Sie?«

Und er bezeichnete der Königin ein reizendes Plätzchen, dessen Beschreibung wir nicht unterlassen dürfen.

Ein kleines Vorzimmer von Rosenholz mit zwei Etagèren von Boule, Plafond von Boucher, Fußboden von Rosenholz ging in ein Boudoir von weißem Caschemir, gestickt mit Blumen, aus der Hand gearbeitet von den geschicktesten Stickerinnen.

Die Ausstattung dieses Zimmers war eine Tapiserie mit kleinem Seidenstich, mit jener Kunst nüancirt, welche aus einer Gobelins-Tapete in jener Zeit ein Meisterstück machte.

Nach dem Boudoir ein schönes, blaues Schlafzimmer mit Spitzen und Seide von Tours geschmückt, ein kostbares Bett in einem dunklen Alkoven, ein blendendes Feuer in einem Kamin von weißem Marmor, zwölf wohlriechende Kerzen, die auf Candelabern von Clodion brannten, ein Windschirm von lasurblauem Lack mit feinen goldenen Verzierungen in chinesischem Styl – dieß waren die Wunder, welche vor den Augen der Damen erschienen, als sie schüchtern in diesen eleganten Winkel eintraten.

Kein lebendes Wesen zeigte sich; überall Wärme, Licht, ohne daß man in irgend einer Hinsicht die Ursachen so vieler glücklichen Wirkungen errathen konnte.

Die Königin, welche schon mit einer gewissen Zurückhaltung in das Boudoir eingetreten war, blieb einen Augenblick auf der Schwelle des Schlafzimmers.

Der Prinz entschuldigte sich sehr verbindlich wegen der Nothwendigkeit, die ihn antreibe, seine Schwester in ein ihrer unwürdiges Vertrauen zu ziehen.

Die Königin antwortete durch ein Halblächeln, das viel mehr ausdrückte, als alle Worte, die

sie hätte aussprechen können.

»Meine Schwester,« fügte der Graf von Artois bei, »Sie sehen hier meine Junggesellenwohnung; ich komme allein herein, und zwar immer allein.«

»Beinahe immer,« sagte Marie Antoinette.

»Nein, immer.«

»Ah!« sagte die Königin.

»Ueberdieß,« fuhr er fort, »überdieß finden sich in diesem Boudoir ein Sopha und eine Bergère, worauf ich sehr oft, wenn mich die Nacht auf der Jagd überraschte, so gut als in meinem Bett geschlafen habe.«

»Ich begreife, daß die Frau Gräfin von Artois zuweilen unruhig ist,« sagte die Königin.

»Allerdings, doch gestehen Sie, meine Schwester, daß die Frau Gräfin, wenn sie über mich unruhig ist, heute Nacht sehr Unrecht haben wird.«

»Heute Nacht, ich leugne es nicht, doch die anderen Nächte...«

»Meine Schwester, wer einmal Unrecht hat, hat immer Unrecht.«

»Fassen wir uns kurz,« sagte die Königin, während sie sich auf ein Fauteuil setzte. »Ich bin furchtbar müde, und Sie, meine arme Andrée?«

»Oh! ich, ich breche vor Müdigkeit zusammen, und wenn Eure Majestät mir erlaubt...«

»Sie erbleichen in der That, mein Fräulein,« rief der Graf von Artois.

»Immerzu, meine Liebe,« sprach die Königin, »setzen Sie sich, legen Sie sich sogar nieder, der Herr Graf von Artois tritt uns diese Wohnung ab, nicht wahr, Carl?«

»Als volles Eigenthum, Madame.«

»Einen Augenblick, Graf, ein letztes Wort.«

»Nun?«

»Wenn Sie weggehen, wie sollen wir Sie zurückrufen?«

»Sie bedürfen meiner nicht; einmal hier einquartiert, verfügen Sie über das ganze Haus.«

»Es hat also noch andere Zimmer als dieses?«

»Allerdings; es hat vor Allem ein Speisezimmer, zu dessen Besuch ich Sie einlade.«

»Ohne Zweifel mit einer vollkommen besetzten Tafel?«

»Ei! gewiß, worauf Fräulein von Taverney, die mir dessen sehr zu bedürfen scheint, eine Kraftbrühe, ein Hühnerflügelchen und etwas Xeres finden wird, und wo Sie, meine Schwester, verschiedene Sorten von gekochten Früchten finden, die Sie so sehr lieben.«

»Und dieß Alles ohne Bedienten?«

»Ohne den geringsten.«

»Wir werden sehen. Doch hernach.«

»Hernach?«

»Ja, um in das Schloß zurückzukehren.«

»Sie dürfen gar nicht daran denken, in der Nacht zurückzukehren, da der Befehl gegeben ist. Doch der für die Nacht gegebene Befehl fällt mit dem Eintritt des Tages; um sechs Uhr öffnen sich die Thore. Gehen Sie um drei Viertel auf sechs Uhr von hier weg. Sie finden in den Schränken Mäntel von allen Farben und Formen, wenn Sie sich verkleiden wollen; gehen Sie in's Schloß hinein, wie ich Ihnen sage, begeben Sie sich in Ihr Gemach, legen Sie sich zu Bette und

bekümmern Sie sich nicht um das Uebrige.«

»Aber Sie?«

»Wie, ich?«

»Ja, was werden Sie thun?«

»Ich verlasse das Haus.«

»Wie, wir vertreiben Sie, mein armer Bruder?«

»Es wäre nicht schicklich, daß ich die Nacht unter einem Dache mit Ihnen zugebracht hätte, meine Schwester.«

»Aber Sie müssen doch ein Lager haben, und wir berauben Sie des Ihrigen.«

»Oh! es bleiben mir noch drei ähnliche.«

Die Königin lachte.

»Und er sagt, die Frau Gräfin von Artois habe Unrecht, wenn sie sich beunruhige; ich werde sie in Kenntniß setzen,« sprach sie mit einer reizenden Geberde der Drohung.

»Dann werde ich dem König Alles sagen,« versetzte der Prinz in demselben Tone.

»Er hat Recht, wir sind von ihm abhängig.«

»Ganz und gar: das ist demüthigend: doch was kann man machen?«

»Sich unterwerfen. Sie sagen also, um morgen früh wegzugehen, um Niemand zu begegnen?«

– »Einmal läuten an der Säule unten.« – »An welcher? an der rechts oder an der links?« –

»Gleichviel.« – »Die Thüre wird sich öffnen?« – »Und wieder schließen.« – »Ganz allein?« –

»Ganz allein.«

– »Ich danke. Gute Nacht, mein Bruder.« – »Gute Nacht, meine Schwester.«

Der Prinz verbeugte sich. Andrée schloß die Thüre hinter ihm und er verschwand.

VII.

Der Alkoven der Königin.

Am andern Tag, oder vielmehr an demselben Morgen, denn unser letztes Capitel endigte Nachts um zwei Uhr, an demselben Morgen, sagen wir, klopfte Ludwig XVI. in veilchenblauem Hauskleid, ohne Orden und ohne Puder, kurz so, wie er aus dem Bette gekommen, an die Thüre des Vorzimmers der Königin.

Eine Frau vom Dienst öffnete diese Thüre ein wenig und sagte, als sie den König erkannte:

»Sire...«

»Die Königin?« fragte der König mit barschem Ton.

»Ihre Majestät schläft, Sire.«

Der König machte eine Geberde, als wollte er die Frau entfernen. Doch diese wich nicht von der Stelle.

»Nun!« sagte der König, »wollen Sie sich wohl rühren? Sie sehen, daß ich hinein will.«

Der König hatte in gewissen Augenblicken eine Raschheit der Bewegung, die seine Feinde Brutalität nannten.

»Die Königin schläft,« entgegnete schüchtern die Frau vom Dienst.

»Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie mir Platz machen sollen,« erwiderte der König.

Und bei diesen Worten schob er wirklich die Frau auf die Seite und ging vorbei.

Als er vor die Thüre des Schlafzimmers kam, sah er Frau von Misery, die erste Kammerfrau der Königin, welche die Messe in ihrem Gebetbuche las.

Diese Dame stand auf, sobald sie den König erblickte.

»Sire,« sprach sie mit leiser Stimme und unter tiefer Verneigung, »Ihre Majestät hat noch nicht gerufen.«

»Ah! wahrhaftig!« versetzte der König mit einer spöttischen Miene.

»Sire, es ist, glaube ich, kaum halb sieben Uhr, und Ihre Majestät läutet nie vor sieben Uhr.«

»Und Sie wissen bestimmt, daß die Königin in ihrem Bette ist? Sie wissen bestimmt, daß sie schläft?«

»Ich möchte nicht behaupten, daß Ihre Majestät schläft; aber ich weiß bestimmt, daß sie in ihrem Bette ist.«

»Sie ist dort?«

»Ja, Sire.«

Der König konnte sich nicht mehr bewältigen. Er ging gerade auf die Thüre zu und drehte den vergoldeten Knopf mit einer geräuschvollen Hast.

Das Zimmer der Königin war dunkel, wie mitten in der Nacht; Läden und Vorhänge erhielten darin, hermetisch geschlossen, die dichteste Finsterniß.

Eine in der entferntesten Ecke des Zimmers auf einem Tischchen brennende Nachtlampe ließ den Alkoven der Königin völlig in Schatten getaucht und die ungeheuren weißen Seidenvorhänge mit goldenen Lilien hingen in wogenden Falten auf das ungeordnete Bett herab.

Der König ging mit raschen Schritten auf das Bett zu.

»Oh! Frau von Misery,« rief die Königin, »welchen Lärmen machen Sie... Sie haben mich nun aufgeweckt.«

Der König blieb erstaunt stehen und murmelte:

»Es ist nicht Frau von Misery.«

»Ah! Sie sind es, Sire,« versetzte die Königin, indem sie sich erhob.

»Guten Morgen, Madame,« sprach der König mit sauersüßem Tone.

»Was für ein guter Wind führt Sie hieher, Sire?« fragte die Königin. »Frau von Misery! Frau von Misery, öffnen Sie doch die Fenster.«

Die Frauen traten ein und öffneten nach der Gewohnheit, die ihnen Marie Antoinette beigebracht hatte, sogleich Thüren und Fenster, um die frische Luft einzulassen, welche die Königin beim Erwachen voll Wonne einschlürfte.

»Sie schlafen mit gutem Appetit,« sagte der König, nachdem er seinen forschenden Blick überall hatte umherlaufen lassen.

»Ja, Sire, ich habe lange gelesen, und würde folglich, wenn mich Eure Majestät nicht geweckt hätte, noch schlafen.«

»Woher kommt es, daß Sie gestern nicht empfangen haben, Madame?«

»Wen empfangen? Ihren Bruder, Herrn von Provence?« versetzte die Königin mit einer Geistesgegenwart, die dem Argwohn des Königs entgegentrat.

»Ganz richtig, meinen Bruder; er wollte Sie begrüßen, und man hat ihn nicht eingelassen.«

»Nun?«

»Man sagte ihm, Sie seien abwesend.«

»Hat man ihm das gesagt?« fragte nachlässig die Königin, »Frau von Misery! Frau von Misery!«

Frau von Misery erschien an der Thüre; sie hielt auf einer goldenen Platte eine Anzahl von Briefen an die Königin.

»Ihre Majestät ruft mich?« fragte Frau von Misery.

»Ja. Hat man gestern Herrn von Provence gesagt, ich sei vom Schlosse abwesend?«

Um nicht vor dem König vorüberzugehen, drehte sich Frau von Misery um diesen und reichte der Königin die Platte mit den Briefen. Sie hielt unter ihrem Finger einen dieser Briefe, dessen Handschrift die Königin erkannte.

»Antworten Sie dem König, Frau von Misery,« fuhr Marie Antoinette mit derselben Nachlässigkeit fort, »sagen Sie Seiner Majestät, was man gestern Herrn von Provence erwidert hat, als er vor meiner Thüre erschien; ich meinerseits erinnere mich dessen nicht mehr.«

»Sire,« sagte Frau von Misery, während die Königin den Brief entsiegelte, »Monseigneur der Graf von Provence kam gestern, um Ihrer Majestät seinen Respect zu bezeigen, und ich antwortete ihm, Ihre Majestät empfangen nicht.«

»Auf wessen Befehl?«

»Auf Befehl der Königin.«

»Ah!« machte der König.

Während dieser Zeit hatte die Königin den Brief entsiegelt und folgende Zeilen gelesen:

»Sie sind gestern von Paris zurückgekommen und um acht Uhr Abends in das Schloß

eingetreten, Laurent hat Sie gesehen.«

Mit derselben gleichgültigen Miene entsiegelte die Königin sodann ein halbes Dutzend Billet-Briefe und Bittschriften, welche unter ihren Eiderdunen lagen.

»Nun?« fragte sie zum König aufschauend.

»Ich danke, Madame,« sagte dieser zu der ersten Kammerfrau.

Frau von Misery entfernte sich.

»Verzeihen Sie, Sire,« sprach die Königin, »geben Sie mir über einen Punkt Aufklärung.«

»Ueber welchen?«

»Steht es mir frei oder nicht frei, Herrn von Provence zu sehen?«

»Oh! vollkommen frei, Madame, aber...«

»Was wollen Sie? sein Geist ermüdet mich; überdieß liebt er mich nicht; es ist wahr, ich gebe es ihm zurück. Ich erwartete seinen verdrießlichen Besuch und legte mich um acht Uhr in's Bett, um diesen Besuch nicht zu empfangen. Was haben Sie denn, Sire?«

»Nichts, nichts.« – »Man sollte glauben, Sie zweifeln.« – »Aber...« – »Was, aber?« – »Aber ich glaubte Sie gestern in Paris.« – »Um wie viel Uhr?« – »In den Stunden, wo Sie zu Bette gegangen zu sein behaupten.« – »Allerdings, ich bin nach Paris gefahren. Kommt man etwa nicht von Paris zurück?« – »Doch. Es hängt Alles von der Stunde ab, zu der man zurückkommt.« – »Ah, ah! Sie wollen genau die Stunde wissen, zu der ich von Paris zurückgekommen bin?« – »Ja.« – »Das ist ganz leicht, Sire!«

Die Königin rief:

»Frau von Misery!«

Die Kammerfrau erschien wieder.

»Wie viel Uhr war es, als ich gestern von Paris zurückkam, Frau von Misery?« fragte die Königin.

»Ungefähr acht Uhr, Eure Majestät.«

»Ich glaube nicht,« versetzte der König, »Sie müssen sich täuschen, Frau von Misery, erkundigen Sie sich.«

Die Kammerfrau drehte sich steif und unempfindlich nach der Thüre um und sagte:

»Madame Duval!«

»Madame!« erwiderte eine Stimme.

»Um wie viel Uhr ist Ihre Majestät gestern Abend von Paris zurückgekehrt?«

»Es mochte acht Uhr sein,« antwortete die zweite Kammerfrau.

»Sie müssen sich täuschen, Madame Duval,« sagte Frau von Misery.

Madame Duval neigte sich aus dem Fenster des Vorzimmers und rief:

»Laurent?«

»Wer ist das, Laurent?« fragte der König.

»Der Concierge des Thores, durch das Ihre Majestät gestern zurückgekommen ist,« antwortete Frau von Misery.

»Laurent,« rief Madame Duval, »um welche Stunde ist Ihre Majestät gestern Abend nach Hause gekommen?«

»Gegen acht Uhr,« erwiderte der Concierge unten von der Terrasse.

Der König ließ den Kopf sinken.

Frau von Misery entließ Madame Duval, die sodann Laurent entließ.

Die beiden Gatten blieben allein.

Ludwig XVI. schämte sich und strengte sich gewaltig an, diese Scham zu verbergen.

Aber statt über den Sieg zu frohlocken, den sie davon getragen, sagte die Königin mit kaltem Ton zu Ludwig:

»Nun, Sire, was wünschen Sie noch zu wissen?«

»Oh! nichts,« rief der König, seiner Frau die Hände drückend, »nichts.«

»Aber...«

»Verzeihen Sie, Madame, ich weiß nicht recht, was mir durch den Kopf gegangen ist. Sehen Sie, meine Freude, sie ist so groß als meine Reue. Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse? Schmollen Sie nicht, bei meinem Wort, ich wäre in Verzweiflung.«

Die Königin zog ihre Hand aus der des Königs zurück.

»Nun! was machen Sie, Madame?« fragte der König.

»Sire,« erwiderte Marie Antoinette, »eine Königin von Frankreich lügt nicht.«

»Nun?« fragte der König erstaunt.

»Damit will ich sagen, daß ich nicht gestern Abend um acht Uhr zurückgekommen bin.«

Der König wich erstaunt zurück.

»Damit will ich sagen, daß ich erst diesen Morgen um sechs Uhr nach Hause gekommen bin,« fuhr die Königin mit derselben Kaltblütigkeit fort.

»Madame!«

»Und daß ich ohne den Herrn Grafen von Artois, der mir ein Asyl angeboten und mich in ein ihm gehöriges Haus einquartirt hat, wie eine Bettlerin vor der Thüre geblieben wäre.«

»Ah! Sie waren nicht nach Hause gekommen,« sagte der König mit düsterer Miene, »ich hatte also Recht?«

»Sire, ich bitte um Verzeihung, Sie ziehen aus dem, was ich gesagt habe, den Schluß eines Arithmetikers, aber nicht den Schluß eines galanten Mannes.«

»Inwiefern, Madame?«

»Insofern Sie, um sich zu versichern, ob ich früh oder spät nach Hause gekommen, nicht nöthig hatten, Befehle zu geben, sondern nur mich aufsuchen und fragen durften: »Um welche Stunde sind Sie zurückgekommen, Madame?«

»Ah!« machte der König.

»Es ist Ihnen nicht mehr erlaubt, zu zweifeln; Ihre Spione waren getäuscht, oder bestochen, Ihre Thore forcirt oder geöffnet, Ihre Besorgnisse waren bekämpft worden, Ihren Verdacht hatte man zerstreut; ich sah, daß Sie sich schämten, gegen eine in ihrem Recht befindliche Frau Gewalt gebraucht zu haben. Ich konnte fortfahren, mich an meinem Siege zu weiden. Aber ich finde Ihr Benehmen schmäglich für einen König, unanständig für einen Edelmann, und will mir die Befriedigung, Ihnen das zu bemerken, nicht versagen.«

Der König stäubte seinen Jabot ab, wie ein Mensch, der auf eine Erwiderung sinnt.

»Oh! Sie mögen machen, was Sie wollen, mein Herr, es wird Ihnen nicht gelingen, Ihr Benehmen gegen mich zu entschuldigen.«

»Im Gegentheil, es wird mir leicht gelingen,« versetzte der König. »Vermuthete zufällig

irgend Jemand im Schloß, Sie wären nicht nach Haus gekommen? Nun wohl, wenn Jedermann wußte, Sie seien zurückgekehrt, so konnte Niemand glauben, mein Befehl, die Thore zu schließen, sei gegen Sie gerichtet. Ob man ihn den Ausschweifungen des Herrn Grafen von Artois oder irgend eines Andern zugeschrieben, darum bekümmere ich mich, wie Sie begreifen, nicht.«

»Weiter, Sire!«

»Ich fasse mich kurz und sage, wenn ich den Schein gegen Sie gerettet, Madame, habe ich Recht, und Sie haben Unrecht, indem Sie nicht so viel für mich thaten, und wenn ich Ihnen ganz einfach eine geheime Lection geben wollte, wenn Ihnen die Lection frommt, was ich nach der Gereiztheit, die Sie gegen mich kundgeben, glaube, nun, so habe ich abermals Recht, und ich nehme nichts von dem zurück, was ich gethan.«

Die Königin hatte die Antwort ihres erhabenen Gemahls angehört, indem sie sich allmählig beruhigte; aber sie wollte alle ihre Kräfte für den Kampf bewahren, der ihrer Meinung nach, statt beendigt zu sein, kaum anfang.

»Sehr gut!« sagte sie. »Sie entschuldigen sich also nicht, daß Sie die Tochter Maria Theresia's, Ihre Frau, die Mutter Ihrer Kinder wie die nächste beste Person vor der Thüre Ihres Hauses schmachten ließen. Nein, das ist Ihrer Ansicht nach ein ganz königlicher Scherz voll attischen Salzes, dessen Moral seinen Werth verdoppelt. In Ihren Augen ist es also nur eine ganz natürliche Sache, daß Sie die Königin von Frankreich gezwungen haben, die Nacht in dem kleinen Hause zuzubringen, wo der Graf von Artois die Operndämchen und die galanten Frauen Ihres Hofes empfängt? Oh! das ist nichts, nein, ein König schwebt über all diesen Erbärmlichkeiten, besonders ein philosophischer König. Und Sie sind Philosoph, Sire! Bemerken Sie wohl, daß Herr von Artois hiebei die schöne Rolle gespielt hat. Bemerken Sie, daß er mir einen ausgezeichneten Dienst geleistet. Bemerken Sie wohl, daß ich dießmal dem Himmel zu danken gehabt habe, daß mein Schwager ein ausschweifender Mensch ist, da seine Ausschweifung meiner Schmach zum Deckmantel gedient hat, da seine Laster meine Ehre geschützt haben.«

Der König erröthete und bewegte sich geräuschvoll auf seinem Stuhle hin und her.

»Oh!« fuhr die Königin mit einem bitteren Lächeln fort, »ich weiß wohl, daß Sie ein moralischer König sind, Sire. Aber haben Sie bedacht, auf welches Resultat Ihre Moral hinausläuft? Niemand hat erfahren, daß ich nicht zurückgekehrt, sagen Sie? Und Sie selbst haben mich hier geglaubt! Werden Sie sagen, Herr von Provence, Ihr Aufhetzer, habe es geglaubt? Werden Sie sagen, meine Frauen, die Sie diesen Morgen auf meinen Befehl belogen, haben es geglaubt? Werden Sie sagen, Laurent, vom Grafen von Artois und mir erkaufte, habe es geglaubt? Ah! der König hat immer Recht, doch die Königin kann auch Recht haben. Nehmen wir diese Gewohnheit an, wollen Sie? Sie, daß Sie mir Spione und Schweizer Wachen zuschicken, und ich, daß ich Ihre Schweizer und Ihre Spione besteche, und ich sage Ihnen, ehe ein Monat vergeht, denn Sie kennen mich und wissen, daß ich nicht an mich halten werde, nun wohl! die Majestät des Thrones und die Würde der Ehe, wir addiren das Alles eines Morgens, wie zum Beispiel heute, zusammen, und werden sehen, was uns Beide dieß kostet.«

Diese Worte hatten offenbar eine große Wirkung auf denjenigen hervorgebracht, an den sie gerichtet waren.

»Sie wissen,« sprach der König mit bebender Stimme, »Sie wissen, daß ich aufrichtig bin, und daß ich mein Unrecht stets gestehe. Wollen Sie mir beweisen, daß Sie Recht haben, wenn Sie

von Versailles im Schlitten mit Ihren Cavalieren wegfahren? Eine tolle Truppe, die Sie unter den meisten Umständen, unter denen wir leben, compromittirt? Wollen Sie mir beweisen, daß Sie Recht haben, wenn Sie mit ihnen in Paris verschwinden, wie Masken auf einem Ball, und erst in der Nacht, scandalös spät, wieder erscheinen, während sich meine Lampe bei der Arbeit verzehrt und alle Welt schläft? Sie sprechen von der Würde der Ehe, von der Majestät des Thrones und Ihren Eigenschaften als Mutter? Ist das, was Sie gethan haben, einer Gattin, einer Königin, einer Mutter angemessen?«

»Ich erwidere Ihnen hierauf zwei Worte, und ich sage zum Voraus, ich werde Ihnen noch verächtlicher antworten, als ich bis jetzt gethan habe, denn mir scheint in der That, daß gewisse Theile Ihrer Anklage nur meine Verachtung verdienen.

»Ich habe Versailles im Schlitten verlassen, um schneller nach Paris zu kommen; ich bin mit Fräulein von Tavernay weggefahren, deren Ruf, Gott sei Dank! einer der reinsten des Hofes ist, und habe mich nach Paris begeben, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß der König von Frankreich, dieser Vater der großen Familie, dieser philosophische König, diese moralische Stütze aller Gewissen, er, der die fremden Armen ernährt, die Bettler erwärmt und die Liebe des Volkes durch seine Wohlthätigkeit verdient hat, ich wollte mich überzeugen, sage ich, daß der König eine Person aus seiner eigenen Familie, eine Abkömmlingin eines der Könige, welche Frankreich regiert, Hungers sterben, in der Vergessenheit verfaulen, allen Angriffen des Lasters und der Dürftigkeit ausgesetzt ließ.«

»Ich!« versetzte der König erstaunt.

»Ich stieg in eine Art von Speicher hinauf,« fuhr die Königin fort, »und sah die Enkelin eines großen Fürsten ohne Feuer, ohne Licht, ohne Geld; ich gab diesem Opfer der Vergessenheit, der königlichen Gleichgültigkeit hundert Louisd'or. Und da ich mich, über die Nichtigkeit unserer Größen nachdenkend, verspätete, denn auch ich bin zuweilen Philosophin, da es hart gefroren war und die Pferde auf dem Eise schlecht gehen, besonders die Fiaker-Pferde...«

»Die Fiaker-Pferde!« rief der König. »Sie sind im Fiaker zurückgekommen?«

»Ja, Sire, in Nro. 167.«

»Ho! ho!« murmelte der König, indem er sein rechtes, über das linke gekreuztes Bein schaukelte, was bei ihm das Symptom einer lebhaften Ungeduld war; »im Fiaker!«

»Ja, und ich durfte noch von Glück sagen, daß ich diesen Fiaker fand,« erwiderte die Königin.

»Madame,« unterbrach sie der König, »Sie haben wohl gethan; Sie haben stets edle Eingebungen, die sich vielleicht nur zu leicht erschließen; daran aber ist die Wärme des Edelmuths Schuld, wodurch Sie sich auszeichnen.«

»Ich danke, Sire,« erwiderte die Königin mit spöttischem Ton.

»Bedenken Sie wohl,« fuhr der König fort, »daß ich Sie nicht im Verdacht von etwas gehabt habe, was nicht vollkommen loyal und ehrlich gewesen wäre; der Schritt allein und das abenteuerliche Aussehen der Königin haben mir nicht gefallen; Sie haben das Gute gethan wie immer, doch indem Sie Andern Gutes erwiesen, haben Sie Mittel gefunden, Ihnen selbst Schlimmes zuzufügen. Das ist es, was ich Ihnen zum Vorwurf mache. Nun habe ich eine Vergeßlichkeit wieder gut zu machen, ich habe über dem Geschick einer Familie von Königen zu wachen. Ich bin bereit: nennen Sie mir diese Mißgeschicke, und meine Wohlthaten werden nicht auf sich warten lassen.«

»Der Name Valois, Sire, ist, denke ich, berühmt genug, daß er Ihrem Gedächtniß gegenwärtig

sein muß.«

»Ah!« rief Ludwig mit einem schallenden Gelächter, »ich weiß nun, was Sie beschäftigt. Die kleine Valois, nicht wahr, eine Gräfin von ... Warten Sie doch...«

»Von La Mothe.«

»Von La Mothe, ganz richtig, ihr Mann ist Gendarm?«

»Ja, Sire.«

»Und die Frau ist eine Intrigantin. Oh! ärgern Sie sich nicht; sie setzt Himmel und Erde in Bewegung, sie überläuft die Minister, sie quält meine Tanten, sie erdrückt mich selbst mit Eingaben, mit Bittschriften, mit genealogischen Beweisführungen.«

»Ei! Sire, daraus geht nur hervor, daß sie bis jetzt vergebens reclamirt hat.«

»Ich läugne es nicht.«

»Ist sie ein Valois oder ist sie keine?«

»Ich glaube wohl, daß sie eine ist.«

»Nun denn! eine Pension, eine anständige Pension für sie, ein Regiment für ihren Mann, kurz einen entsprechenden Hausstand, für Sprößlinge von königlichem Stamm.«

»Oh! sachte, Madame, sachte! Teufel! wie rasch Sie zu Werke gehen! Die kleine Valois wird mir immerhin genug Federn ausrupfen, ohne daß Sie bemüht sind, ihr beizustehen. Sie hat ihren Schnabel, die kleine Valois.«

»Oh! ich befürchte nichts für Sie, Ihre Federn halten fest.«

»Eine anständige Pension, da danke ich! Wissen Sie, wie furchtbar sie diesen Winter meiner Cassette zur Ader gelassen hat? Ein Regiment diesem Gendarmen, der die Speculation gemacht, eine Valois zu heirathen? Ich habe kein Regiment mehr zu vergeben, Madame, nicht einmal an diejenigen, welche es bezahlen oder verdienen. Einen Hausstand würdig der Könige, von denen sie abstammen, diesen Bettlern! Gehen Sie doch! während wir Könige selbst nicht einmal mehr einen reicher Privatleute würdigen Hausstand haben! Der Herr Herzog von Orléans hat seine Pferde und seine Maulthiere nach England geschickt, um sie verkaufen zu lassen, und zwei Drittel seines Haushalts aufgehoben. Ich habe mein Wolfszeug aufgegeben. Herr von Saint-Germain hat auch meine Haustruppen verabschieden lassen. Wir Alle, groß und klein, leben von Entbehrungen, meine Liebe.«

»Aber, Sire, Valois können nicht Hungers sterben.«

»Sagten Sie mir nicht, Sie haben hundert Louisd'or gegeben?«

»Ein schönes Almosen!«

»Es ist königlich.«

»Geben Sie eben so viel.«

»Ich werde mich wohl hüten. Was Sie gegeben, ist genug für uns Beide.«

»Eine kleine Pension also!«

»Keineswegs, nichts Fixes; diese Leute werden Ihnen genug für sich selbst auspressen; sie gehören zu der Familie der Nagethiere. Habe ich Lust zu geben, nun, so werde ich geben ohne Vorgänge, ohne Verpflichtungen für die Zukunft. Mit einem Wort, ich werde geben, wenn ich zu viel Geld habe. Die kleine Valois, doch wahrlich, ich kann Ihnen nicht Alles erzählen, was ich von ihr weiß. Ihr gutes Herz hat sich in der Falle fangen lassen, meine liebe Antoinette. Ich bitte Ihr gutes Herz um Vergebung.«

Indem er so sprach, reichte Ludwig seine Hand der Königin, die sie, einer innern Bewegung nachgebend, ihren Lippen näherte.

Doch plötzlich stieß sie seine Hand wieder zurück und rief:

»Sie sind nicht gut gegen mich. Ich grolle Ihnen.«

»Sie grollen mir, Sie! Nun wohl! ich... ich...«

»Oh! ja, sagen Sie mir, Sie seien mir nicht böse, Sie, der Sie mir die Thore von Versailles verschließen lassen; Sie, der Sie um halb sieben Uhr Morgens in mein Vorzimmer kommen; der Sie meine Thüre mit Gewalt öffnen und mit wüthenden Augen bei mir eintreten.«

Der König lachte.

»Nein,« sagte er, »ich grolle Ihnen nicht.«

»Sie grollen mir nicht? gut.«

»Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen beweise, daß ich Ihnen nicht einmal grollte, als ich hierher kam!«

»Zuerst will ich den Beweis von dem haben, was Sie sagen.«

»Oh! das ist leicht,« erwiderte der König, »ich habe den Beweis in der Tasche.«

»Bah!« rief die Königin neugierig, indem sie sich aufsetzte, »Sie haben mir etwas zu geben? Oh! dann sind Sie wirklich sehr liebenswürdig; doch verstehen Sie wohl, ich glaube Ihnen nicht, wenn Sie den Beweis nicht sogleich vorlegen. Oh! keine Ausflüchte. Ich wette, daß Sie abermals versprechen wollen.«

Mit einem Lächeln voll Güte steckte der König nun seine Hand in seine Tasche, wobei er mit der Langsamkeit zu Werke ging, die das Kind für sein Spielzeug, das Thier für seine Leckerbissen, die Frau für ihr Geschenk vor Ungeduld zittern macht. Dann zog er aus seiner Tasche ein rothes, künstlich gemodeltes und vergoldetes Safianetui.

»Ein Etui!« rief die Königin, »oh! lassen Sie sehen.«

Der König legte das Etui auf das Bett.

Die Königin ergriff es rasch und zog es an sich.

Kaum hatte sie das Etui geöffnet, als sie, berauscht, geblendert, ausrief:

»Oh! wie schön ist das! mein Gott! wie schön ist das!«

Der König fühlte etwas wie einen Schauer der Freude sein Herz kitzeln.

»Sie finden?« sagte er.

Die Königin war nicht im Stande, zu antworten, sie keuchte nur.

Dann zog sie aus dem Etui ein Halsband von so großen, so reinen, so leuchtenden, so geschickt zusammengestellten Diamanten, daß es ihr vorkam, als sehe sie über ihre schönen Hände einen Fluß von Phosphor und Flammen laufen.

Das Halsband wogte wie die Ringe einer Schlange, von der jede Schuppe ein Blitz gewesen wäre.

»Oh! das ist herrlich,« sagte die Königin, als sie die Sprache endlich wieder fand. »Herrlich,« wiederholte sie mit Augen, die sich, sei es nun bei der Berührung dieser glänzenden Diamanten, sei es, weil sie dachte, keine Frau der Erde könne ein solches Halsband haben, immer mehr belebten.

»Sie sind also zufrieden?« fragte der König.

»Begeistert, Sire. Sie machen mich zu glücklich.«

»Wahrhaftig?«

»Sehen Sie doch diese erste Reihe, die Diamanten haben die Größe von Haselnüssen.«

»In der That.«

»Und zusammengestellt! Man vermöchte sie nicht von einander zu unterscheiden. Wie die Stufenfolge der Größen geschickt geordnet ist! Wie geistreich sind die Proportionen der Verschiedenheiten zwischen der ersten und zweiten und der zweiten und dritten Reihe! Der Juwelier, der diese Diamanten verbunden und dieses Halsband gemacht hat, ist ein Künstler.«

»Es sind zwei.«

»Dann wette ich, es sind die Herren Böhmer und Bossange.«

»Sie haben es errathen.«

»Wahrlich, nur Sie können es wagen, solche Unternehmungen zu machen. Wie schön ist das, oh! Sire, wie schön!«

»Madame,« versetzte der König, »nehmen Sie sich in Acht, Sie bezahlen dieß Halsband viel zu theuer.«

»Oh!« rief die Königin, »oh! Sire!«

Und plötzlich verdüsterte und neigte sich ihre schöne Stirne.

Diese Veränderung in ihrem Gesicht ging so rasch vor sich und verschwand dann so rasch wieder, daß der König nicht einmal Zeit hatte, sie zu bemerken.

»Gönnen Sie mir ein Vergnügen,« sagte er.

»Welches?«

»Dieses Collier an Ihren Hals zu legen.«

Die Königin hielt ihn zurück.

»Nicht wahr,« sagte sie, »es ist sehr theuer?«

»Meiner Treue, ja,« erwiderte der König lachend, »doch, wie gesagt, Sie haben mehr dafür bezahlt, als es werth ist, und es wird erst an seinem Platze, nämlich an Ihrem Hals, seinen wahren Werth erlangen.«

So sprechend näherte sich Ludwig der Königin, in seinen Händen die beiden Enden des prachtvollen Halsbandes haltend, um es mittelst der Agraffe, die selbst aus einem großen Diamant gemacht war, zu befestigen.

»Nein, nein,« sagte die Königin, »keine Kinderei. Legen Sie dieses Halsband wieder in sein Etui, Sire.«

Und sie schüttelte den Kopf.

»Sie weigern sich, mich es zuerst an Ihnen sehen zu lassen?«

»Oh! Gott verhüte, daß ich Ihnen diese Freude versage, wenn ich es annähme; aber...«

»Aber...« sagte der König erstaunt.

»Aber weder Sie, Sire, noch irgend Jemand wird ein Collier von diesem Preis an meinem Halse sehen.«

»Sie werden es nicht tragen, Madame?«

»Nie.«

»Sie schlagen es mir ab?«

»Ich weigere mich, mir eine Million, vielleicht anderthalb Millionen an den Hals zu hängen,

denn ich schätze dieses Halsband zu fünfzehnmal hunderttausend Livres, ist es nicht so?»

»Ich läugne es nicht,« erwiderte der König.

»Ich weigere mich, an meinen Hals anderthalb Millionen zu hängen, während die Cassen des Königs leer sind, während der König genöthigt ist, Unterstützungen abzulehnen und zu den Armen zu sagen: Ich habe kein Geld mehr, Gott stehe Euch bei!«

»Wie, Sie sagen das im Ernste?«

»Sire, Herr von Sartines sagte mir eines Tages, um fünfzehnmal hunderttausend Livres könne man ein Linienschiff haben, und in der That, Sire, der König von Frankreich bedarf mehr eines Linienschiffs, als die Königin von Frankreich eines Halsbandes.«

»Oh!« rief der König entzückt und die Augen von Thränen befeuchtet, »oh, was Sie hier gethan haben, ist erhaben ... Ich danke, ich danke, Antoinette ... Sie sind eine gute Frau.«

Und um auf eine würdige Weise seiner herzlichen, bürgerlichen Kundgebung die Krone aufzusetzen, umschlang er ihren Hals und küßte sie.

»Oh! wie wird man Sie in Frankreich segnen, Madame, wenn man das Wort erfährt, das Sie gesprochen haben!« rief Ludwig.

Die Königin seufzte.

»Es ist noch Zeit,« sagte der König lebhaft. »Ein Seufzer des Bedauerns?«

»Nein, Sire, ein Seufzer der Erleichterung; schließen Sie dieses Etui und geben Sie es dem Juwelier zurück.«

»Ich habe schon meinen Zahlungstermin bestimmt, das Geld liegt bereit; sprechen Sie, was soll ich thun? Seien Sie nicht so uneigennützig, Madame.«

»Nein, ich habe es mir wohl überlegt. Sire, ich will dieses Halsband entschieden nicht haben; doch ich will etwas Anderes.«

»Teufel! meine sechszehnmals hunderttausend Livres werden geschmälert.«

»Sechszehnmals hunderttausend Livres! Ah! ah! so theuer war das?

»Meiner Treue, Madame, es ist mir das Wort entfahren, und ich nehme es nicht zurück.«

»Beruhigen Sie sich, was ich nun von Ihnen erbitte, wird nicht so viel kosten.«

»Was wünschen Sie?«

»Daß Sie mich noch einmal nach Paris gehen lassen.«

»Oh! das ist leicht, und besonders nicht theuer.«

»Warten Sie, warten Sie.«

»Teufel!«

»Nach Paris, auf die Place Vendôme.«

»Teufel! Teufel!«

»Zu Herrn Mesmer.«

Der König kratzte sich am Ohr.

»Nun,« sagte er, Sie haben eine Phantasie von sechszehnmals hunderttausend Livres ausgeschlagen; ich kann diese wohl durchgehen lassen. Gehen Sie also zu Herrn Mesmer; doch ich stelle ebenfalls eine Bedingung.«

»Welche?«

»Sie werden sich von einer Prinzessin von Geblüt begleiten lassen.«

Die Königin dachte nach.

»Ist Ihnen Frau von Lamballe genehm?« sagte sie.

»Frau von Lamballe, gut.«

»Abgemacht.«

»Ich unterzeichne.«

»Meinen Dank.«

»Und auf der Stelle,« sprach der König, »auf der Stelle werde ich mein Linienschiff bestellen, und ich taufe es: *Das Halsband der Königin*. Sie sind die Pathin, Madame, dann schicke ich es Lapérouse.«

Der König küßte seiner Frau die Hand, und verließ ganz freudig das Gemach.

VIII.

Das kleine Lever der Königin.

Kaum war der König weggegangen, als die Königin aufstand und an's Fenster trat, um die scharfe, eiskalte Morgenluft einzuathmen.

Der Tag kündigte sich glänzend und voll von jenem Reize an, den der Eintritt des Frühlings gewissen Apriltagen verleiht. Auf den Frost der Nacht folgte die sanfte Wärme einer schon fühlbaren Sonne. Der Wind hatte sich seit dem vorhergehenden Tag von Nord zu Ost gedreht.

Blieb er in dieser Richtung, so war es mit dem Winter, mit diesem furchtbaren Winter von 1784 vorbei.

Schon sah man in der That am rosenfarbigen Horizont den gräulichen Dunst hervortreten, der nichts Anderes ist, als die vor der Sonne fliehende Feuchtigkeit.

In den Garten fiel der Rauhreif allmählig von den Aesten und die kleinen Vögel fingen an, frei auf die schon gebildeten Knospen ihre zarten Klauen zu setzen.

Unter dem Frost gebeugt, wie jene armen Blüten, von denen Dante spricht, erhob die Aprilblume, der Goldlack, ihr schwärzliches Haupt aus dem Schooße des kaum geschmolzenen Schnees, und unter den Blättern des Veilchens, dichten, harten, breiten Blättern, schoß die längliche Knospe der geheimnißvollen Blüthe ihre elliptischen Kelchblätter, die bei ihr dem Erschließen und dem Wohlgeruch vorangehen.

In den Baumgängen auf den Statuen, an den Gittern glitt das Eis in raschen Diamanten herab; es war noch nicht Wasser, es war aber auch nicht mehr Eis.

Alles verkündigte den geheimen Kampf des Frühlings gegen die aufgehäuften Wirkungen der Kälte; Alles weissagte die nahe bevorstehende Niederlage des Winters.

»Wenn wir das Eis benützen wollen, müssen wir uns, glaube ich, beeilen,« rief die Königin, die Atmosphäre befragend. »Nicht wahr, Frau von Misery,« fügte sie bei, indem sie sich umwandte, »denn der Frühling tritt hervor?«

»Eure Majestät hatte schon lange Lust, eine Partie auf dem Schweizer-Teich zu machen,« erwiderte die erste Kammerfrau.

»Nun denn, wir werden diese Partie noch heute machen! denn morgen wäre es vielleicht zu spät,« sagte die Königin.

»Um welche Stunde soll die Toilette Eurer Majestät statthaben?«

»Sogleich; ich werde leicht frühstücken und dann ausfahren.«

»Sind dieß die einzigen Befehle Eurer Majestät?«

»Man erkundige sich, ob Fräulein von Taverney aufgestanden ist, und sage ihr, ich wünsche sie zu sprechen.«

»Fräulein von Taverney ist schon im Boudoir Eurer Majestät,« erwiderte die Kammerfrau.

»Schon?« fragte die Königin, die besser als irgend Jemand wußte, um welche Zeit sich Andrée niedergelegt hatte.

»O! Madame, sie wartet schon über zwanzig Minuten.«

»Führen Sie sie ein.«

Andrée trat wirklich ein, als der Schlag von neun Uhr im Marmorhof ertönte.

Bereits sorgfältig angekleidet wie jede Frau des Hofes, die nicht das Recht hatte, sich bei der Gebieterin im Negligé zu zeigen, erschien Fräulein von Taverney lächelnd und beinahe unruhig.

Die Königin lächelte auch, was Andrée beruhigte.

»Genug, meine gute Misery,« sprach die Königin, »schicken Sie mir Leonard und meinen Schneider.«

Sie folgte Frau von Misery mit den Augen und sagte, als die Thür hinter ihr geschlossen war:

»Nichts, der König war allerliebste, er hat gelacht und ist entwaффnet worden.«

»Hat er erfahren?«

»Sie begreifen, daß man nicht lügt, wenn man nicht Unrecht hat und Königin von Frankreich ist.«

»Es ist wahr, Madame,« erwiderte Andrée erröthend.

»Und dennoch scheint es, meine liebe Andrée, daß wir ein Unrecht gehabt haben.«

»Ein Unrecht, Madame? ohne Zweifel mehr als eines.«

»Wohl möglich; doch das erste besteht darin, daß wir Frau von La Mothe beklagten; der König kann sie nicht leiden; ich gestehe indessen, daß sie mir gefallen hat.«

»Oh! Eure Majestät ist eine zu gute Richterin, als daß man sich nicht vor Ihren Sprüchen beugen sollte.«

»Hier ist Leonard,« sagte Madame Misery, die nun wieder eintrat.

Die Königin setzte sich vor ihre Toilette von Vermeil, und der berühmte Friseur begann seinen Dienst.

Die Königin hatte die schönsten Haare der Welt, und ihre Eitelkeit bestand darin, daß sie diese Haare bewundern ließ.

Leonard wußte das, und statt rasch zu Werke zu gehen, wie er es bei jeder Frau gethan hätte, ließ er der Königin die Zeit und das Vergnügen, sich selbst zu bewundern.

An diesem Tag war Marie Antoinette zufrieden, freudig sogar; sie strahlte von Schönheit. Von ihrem Spiegel ging sie zu Andrée über, der sie die zärtlichsten Blicke zusandte.

»Sie sind nicht ausgezahlt worden,« sagte die Königin, »Sie, die Freie, Stolze, Sie, vor der sich alle Welt ein wenig fürchtet, weil Sie, wie die göttliche Minerva, zu weise sind.«

»Ich, Madame?« stammelte Andrée.

»Ja, ja, Sie, die unerbittliche Strenge gegen alle leichtfertigen Herrlein des Hofes. Oh! mein Gott! wie glücklich preise ich Sie, daß Sie noch ein Mädchen sind, und besonders, daß Sie sich glücklich fühlen, dieß zu sein.«

Andrée erröthete, suchte zu lächeln und erwiderte:

»Es ist ein Gelübde, das ich gethan habe.«

»Und das Sie halten werden, meine schöne Vestalin?« fragte die Königin.

»Ich hoffe es.«

»Ah!« rief die Königin, »was fällt mir ein...«

»Was, Eure Majestät?«

»Daß Sie, ohne verheirathet zu sein, doch seit gestern einen Herrn haben.«

»Einen Herrn, Madame?«

»Ja, Ihren theuren Bruder. Wie heißt er ... Philipp, glaube ich.«

»Ja, Madame, Philipp.«

»Er ist angekommen?«

»Seit gestern, wie Eure Majestät mir zu sagen die Gnade hatte.«

»Und Sie haben ihn noch nicht gesehen? Wie selbstüchtig bin ich doch! ich entzog Sie ihm gestern, um Sie nach Paris mitzunehmen. Das ist in der That unverzeihlich.«

»Oh! Madame,« erwiderte Andrée lächelnd, »ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen und Philipp auch.«

»Ist das sicher?« – »Ich stehe dafür.« – »Für Sie?« – »Für mich und für ihn.« – »Wie ist er?« – »Immer schön und gut, Madame.« – »Wie alt ist er nun?« – »Zweiunddreißig Jahre.«

»Armer Philipp! wissen Sie, daß ich ihn nun bald vierzehn Jahre kenne, und daß ich ihn von diesen vierzehn Jahren neun bis zehn nicht gesehen habe?«

»Will Eure Majestät die Gnade haben, ihn zu empfangen, so wird er glücklich sein, Eure Majestät zu versichern, daß die Abwesenheit den Gefühlen ehrfurchtsvoller Ergebenheit, die er für die Königin hegt, keinen Eintrag gethan hat.«

»Kann ich ihn sogleich sehen?«

»In einer Viertelstunde wird er zu den Füßen Eurer Majestät sein, wenn Eure Majestät es erlaubt.«

»Gut! gut! ich erlaube es, ich will es sogar.«

Die Königin vollendete kaum, als ein lebhaftes, rasches, geräuschvolles Wesen auf den Teppich des Ankleidezimmers sprang und ein lachendes, spöttisches Gesicht in demselben Spiegel zeigte, worin Marie Antoinette dem ihrigen zulächelte.

»Mein Bruder Artois,« sagte die Königin, »Sie haben mir in der That bange gemacht.«

»Einen guten Morgen Eurer Majestät,« erwiderte der junge Prinz, »wie hat Eure Majestät die Nacht zugebracht?«

»Sehr schlecht; ich danke, mein Bruder.«

»Und den Morgen?«

»Sehr gut.«

»Das ist die Hauptsache. Ich vermuthete soeben, die Prüfung sei glücklich überstanden worden, denn ich begegnete dem König, der mir köstlich zulächelte. Das ist das Vertrauen.«

Die Königin lachte; der Graf von Artois, der nicht mehr wußte, lachte auch, doch aus einem ganz andern Grund.

»Aber was fällt mir ein!« sagte er, »ich gedankenloser Mensch! Ich habe Fräulein von Taverney nicht einmal befragt, wie sie ihre Zeit angewendet.«

Die Königin schaute in ihren Spiegel, durch dessen Reflexe ihr nichts von dem, was im Zimmer geschah, entging.

Leonard hatte sein Werk beendet, und von ihrem Frisirmantel von indischem Mousseline befreit, zog die Königin ihr Morgenkleid an.

Die Thüre öffnete sich.

»Ah!« sagte Marie Antoinette zum Grafen von Artois, »wenn Sie sich bei Andrée nach Etwas erkundigen wollen, hier ist sie.«

Andrée trat wirklich in demselben Augenblick ein; sie hielt an ihrer Hand einen schönen Cavalier, braun von Antlitz, mit schwarzen Augen, in denen ein tiefes Gepräge von Adel und Schwermuth unverkennbar, einen kräftigen Soldaten mit verständiger Stirne, einen Mann von ernster Haltung, einem von jenen schönen Portraits ähnlich, wie Coypel und Gainsborough sie gemalt haben.

Philipp von Taverney trug einen dunkelgrauen Rock, fein mit Silber gestickt, doch dieses Grau schien schwarz, dieses Silber schien Eisen zu sein; die weiße Halsbinde, der mattweiße Jabot stachen von der dunkelfarbigem Weste ab und der Puder der Frisur hob die männliche Energie der Gesichtshaut und der Züge hervor.

Philipp trat, eine Hand in der seiner Schwester, die andere um seinen Hut gerundet, vor.

»Eure Majestät,« sprach Andrée, indem sie sich ehrerbietig verneigte, »hier ist mein Bruder.«

Philipp verbeugte sich ernst und langsam.

Als er den Kopf wieder erhob, hatte die Königin noch nicht aufgehört, in ihren Spiegel zu schauen. Sie sah allerdings in ihrem Spiegel Alles eben so gut, als wenn sie Philipp in's Gesicht geschaut hätte.

»Guten Morgen, Herr von Taverney,« sagte die Königin.

Und sie wandte sich um.

Sie war schön in jenem königlichen Glanz, der um ihren Thron her die Freunde des Königthums und die Anbeter des Weibes blendete. Sie hatte die Macht der Schönheit, und, man verzeihe uns diese Umkehrung des Gedankens, sie besaß die Schönheit der Macht.

Als Philipp sie lächeln sah, als er dieses durchsichtige, zugleich stolze und sanfte Auge auf sich geheftet fühlte, da erbleichte er und ließ an seiner ganzen Person die lebhafteste Aufregung gewahr werden.

»Herr von Taverney,« fuhr die Königin fort, »es scheint, Ihren ersten Besuch haben Sie uns gemacht? Meinen Dank hiefür!«

»Eure Majestät hat die Gnade, zu vergessen, daß es an mir ist, zu danken,« erwiderte Philipp.

»Wie viele Jahre sind vergangen, seitdem wir uns nicht mehr gesehen? ach! die schönste Zeit des Lebens.«

»Für mich, ja, Madame; doch nicht für Eure Majestät, für die alle Tage schöne Tage sind.«

»Sie haben also viel Geschmack an America gefunden, Herr von Taverney, daß Sie dort geblieben sind, während alle Welt zurückkehrte?«

»Madame,« erwiderte Philipp, »Herr von Lafayette bedurfte, als er die neue Welt verließ, eines vertrauten Officiers, dem er einen Theil vom Commando der Hilfstruppen übergeben konnte, Herr von Lafayette hat dem zu Folge mich dem General Washington vorgeschlagen, der auch die Güte hatte, mich anzunehmen.«

»Es scheint, es kommen aus der neuen Welt, von der Sie sprechen, viele Helden zu uns zurück,« sprach die Königin.

»Eure Majestät sagt dieß nicht in Beziehung auf mich,« entgegnete Philipp lächelnd.

»Warum nicht?« versetzte die Königin.

Dann sich an den Grafen von Artois wendend:

»Betrachten Sie doch die schöne Miene und das martialische Aussehen des Herrn von Taverney, mein Bruder.«

Als Philipp sich so mit dem Grafen von Artois, den er nicht kannte, in Berührung gebracht sah, machte er einen Schritt gegen ihn und bat den jungen Prinzen durch eine Geberde um Erlaubniß, ihn begrüßen zu dürfen.

Der Graf machte ein Zeichen mit der Hand. Philipp verbeugte sich.

»Ein schöner Officier,« rief der junge Prinz, »ein edler Cavalier, dessen Bekanntschaft zu machen ich mich glücklich schätze. Was sind Ihre Absichten bei Ihrer Rückkehr nach Frankreich?«

Philipp schaute seine Schwester an.

»Sire,« sagte er, »das Interesse meiner Schwester beherrscht das meinige. Was sie will, daß ich thun soll, werde ich thun.«

»Es ist aber auch noch, wie ich glaube, Herr von Taverney Vater da?« versetzte der Graf von Artois.

»Gleichviel,« unterbrach ihn rasch die Königin, »es ist mir lieber, wenn Andrée unter dem Schutze ihres Bruders und ihr Bruder unter Ihrer Protection steht. Herr Graf, Sie werden sich des Herrn von Taverney annehmen. Nicht wahr, das ist abgemacht?«

Der Graf von Artois machte ein Zeichen der Einwilligung.

»Wissen Sie, daß uns sehr enge Bande vereinigen?« fuhr die Königin fort.

»Sehr enge Bande! Sie ... meine Schwester! Oh! ich bitte, erzählen Sie mir das.«

»Ja, Herr Philipp von Taverney war der erste Franzose, der sich meinen Augen bot, als ich in Frankreich ankam, und ich gelobte mir aufrichtig, das Glück des ersten Franzosen zu machen, den ich treffen würde.«

Philipp fühlte, wie ihm die Röthe zur Stirne stieg; er biß sich auf die Lippen, um unempfindlich zu bleiben.

Andrée schaute ihn an und senkte dann ihren Kopf.

Marie Antoinette erhaschte einen der Blicke, welche Bruder und Schwester mit einander wechselten. Wie hätte sie errathen sollen, was Alles ein solcher Blick an schmerzlichen angehäuften Geheimnissen verbarg!

Marie Antoinette wußte Nichts von den Ereignissen, die wir in der ersten Abtheilung dieser Geschichte erzählt haben.

Die Königin schrieb die sichtbare Traurigkeit, die sie wahrnahm, einer andern Ursache zu. Warum sollte Herr von Taverney, während sich so viele Leute im Jahre 1774 in die Dauphine verliebten, nicht auch ein wenig an dieser epidemischen Liebe für die Tochter Maria Theresia's gelitten haben?

Nichts ließ diese Vermuthung als unwahrscheinlich betrachten: nicht einmal die im Spiegel vorgenommene Inspection der Schönheit des Mädchens, das nun Frau und Königin geworden.

Marie Antoinette schrieb daher den Seufzer Philipps einer vertraulichen Mittheilung dieser Art zu, die der Bruder der Schwester gemacht; sie lächelte dem Bruder und liebte die Schwester mit ihren freundlichsten Blicken. Sie hatte nicht ganz errathen, sie hatte sich nicht ganz getäuscht; und bei dieser unschuldigen Coketterie, in der Niemand ein Verbrechen sieht, war die Königin stets Weib; sie setzte ihren Ruhm darein, geliebt zu sein. Gewisse Seelen haben dieses Anstreben zur Sympathie von Allem, was sie umgibt. Das sind nicht die am wenigsten edeln Seelen dieser Welt.

Ach! Du arme Königin, es wird ein Augenblick kommen, wo Du dieses Lächeln gegen die

Leute, die Dich lieben, das man Dir zum Vorwurf macht, vergebens an die Leute, die Dich nicht mehr lieben, richten wirst!

Der Graf von Artois näherte sich Philipp, während sich die Königin mit Andrée über den Besatz eines Jagdkleides berieth.

»Sagen Sie mir im Ernste,« sprach der Graf von Artois, »ist Herr von Washington wirklich ein großer General?«

»Ein großer Mann, ja, Monseigneur.«

»Und welchen Effect machten die Franzosen dort?«

»Denselben im Guten, den die Engländer im Bösen machten.«

»Einverstanden; Sie sind ein Anhänger der neuen Ideen, mein lieber Herr Philipp von Taverney. Haben Sie aber Eines wohl bedacht?«

»Was, Monseigneur? Ich gestehe, daß ich dort auf dem Rasen der Lager, in den Savannen am Ufer der großen Seen oft Zeit gehabt habe, über viele Dinge nachzudenken.«

»Nun denn! darüber zum Beispiel, daß Sie, indem Sie dort Krieg führten, dieß weder gegen die Indianer, noch gegen die Engländer thaten.«

»Gegen wen denn, Monseigneur?«

»Gegen uns.«

»Oh! Monseigneur, ich werde Sie nicht Lügen strafen; das ist wohl möglich.«

»Sie gestehen...«

»Ich gebe den unglücklichen Gegenschlag eines Ereignisses zu, das die Monarchie gerettet hat.«

»Ja, doch ein Gegenschlag kann tödtlich für diejenigen sein, die vom ursprünglichen Unfall genesen waren.«

»Leider, Monseigneur.«

»Darum halte ich die Siege der Herren Washington und von Lafayette für kein so großes Glück, wie man das behauptet. Das ist Selbstsucht, ich will es nicht in Abrede ziehen, doch glauben Sie mir, es ist nicht Egoismus für mich allein.«

»Oh! Monseigneur.«

»Und wissen Sie, warum ich Sie mit allen meinen Kräften unterstützen werde?«

»Monseigneur, was auch die Ursache sein mag, ich werde Eurer Königlichen Hoheit den innigsten Dank wissen.«

»Mein lieber Herr von Taverney, Sie gehören nicht zu denjenigen, welche die Trompete auf unseren Gassen heroisirt hat. Sie haben Ihren Dienst muthig durchgemacht, Sie haben sich aber nicht unablässig in das Mundstück der Trompete gesteckt, man kennt Sie in Paris nicht, darum liebe ich Sie. Im andern Fall ... Oh! meiner Treue ... Herr von Taverney, im andern Fall ... sehen Sie, ich bin Egoist.«

Hierauf küßte der Prinz der Königin lachend die Hand, grüßte Andrée mit einer freundlichen, viel liebevolleren Miene, als das bei Frauen seine Gewohnheit war, die Thüre öffnete sich und er verschwand.

Die Königin brach nun mit einem gewissen Ungestüm ihr Gespräch mit Andrée ab, wandte sich gegen Philipp um und fragte ihn:

»Haben Sie Ihren Vater gesehen, mein Herr?«

»Ich fand ihn, ehe ich hierher kam, in den Vorzimmern; meine Schwester hatte mich benachrichtigen lassen.«

»Warum haben Sie Ihren Vater nicht zuerst besucht?«

»Ich schickte meinen Kammerdiener und mein geringfügiges Gepäck zu ihm, Madame; Herr von Taverney schickte mir aber den Burschen mit dem Befehl zurück, mich zuerst zum König oder zu Eurer Majestät zu begeben.«

»Und Sie haben gehorcht?«

»Ich fühlte mich glücklich, zu gehorchen, Madame; ich konnte auf diese Art meine Schwester umarmen.«

»Das Wetter ist herrlich,« rief die Königin mit einer freudigen Bewegung. »Frau von Misery, morgen wird der Schnee geschmolzen sein, ich brauche sogleich einen Schlitten.«

Die erste Kammerfrau ging weg, um den Befehl zu vollziehen.

»Und meine Chocolate hierher,« fügte die Königin bei.

»Eure Majestät wird nicht frühstücken,« rief Frau von Misery; »oh! Eure Majestät hat gestern schon nicht zu Nacht gespeist.«

»Sie täuschen sich, meine liebe Misery, wir haben zu Nacht gespeist. Fragen Sie Fräulein von Taverney.«

»Und zwar sehr gut,« erwiderte Andrée.

»Dessen ungeachtet werde ich meine Chocolate zu mir nehmen,« sagte die Königin. »Geschwind, geschwind, meine gute Misery: diese schöne Sonne lockt mich an. Es werden viele Leute auf dem Schweizer-Teich sein.«

»Gedenkt Eure Majestät Schlittschuh zu laufen?« fragte Philipp.

»Oh! Sie werden über uns spotten, Herr Americaner,« rief die Königin, »Sie, der Sie die ungeheuren Seen durchlaufen haben, auf denen man mehr Meilen macht, als wir hier Schritte machen.«

»Madame,« erwiderte Philipp, »hier hat Eure Majestät ihre Lust an der Kälte und am Weg, dort stirbt man daran.«

»Oh! da kommt meine Chocolate. Andrée, Sie werden eine Tasse nehmen!«

Andrée erröthete vor Vergnügen und verbeugte sich.

»Sie sehen, Herr von Taverney, ich bin immer dieselbe, die Etikette ekelt mich an, wie früher. Erinnern Sie sich der früheren Zeit, Herr Philipp, haben Sie sich verändert?«

»Nein, Madame,« erwiderte er mit kurzem Ton, »nein, ich habe mich nicht verändert, wenigstens nicht, was das Herz betrifft.«

»Wenn Sie dasselbe Herz bewahrt haben, so danken wir Ihnen, da das Herz gut war, auf unsere Weise,« sprach heiter die Königin. »Eine Tasse für Herrn von Taverney, Frau von Misery.«

»Oh! Madame,« rief Philipp ganz verwirrt, »es kann Eurer Majestät nicht Ernst sein; eine solche Ehre einem armen, dunkeln Soldaten, wie ich!«

»Einem alten Freund!« rief die Königin, »so ist es. Dieser Tag macht mir alle Wohlgerüche der Jugend zu Gehirn steigen; dieser Tag findet mich glücklich, frei, stolz und toll ... Dieser Tag erinnert mich an meine ersten Tage in meinem geliebten Trianon, an die muthwilligen Streiche, die wir, Andrée und ich, machten; dieser Tag erinnert mich an meine Rosen, an meine

Erdbeeren, an mein Eisenkraut, an die Vögel, die ich in meinen Blumenbeeten zu bespähen suchte. An Alles, bis auf meine lieben Gärtner, deren gute Gesichter immer eine neue Blume, eine schmackhafte Frucht bedeuteten, an Herrn von Jussieu, an das Original Rousseau, der todt ist. Dieser Tag, sage ich Ihnen, dieser Tag macht mich toll. Aber was haben Sie, Andrée? Sie sind roth. Was haben Sie, Herr Philipp? Sie sind bleich?«

Das Gesicht der zwei jungen Leute hatte wirklich diese grausame Erinnerung, in der die unbestimmte Gestalt von Gilbert schwebte, schlecht ausgehalten.

Aber beide riefen bei den letzten Worten der Königin ihren Muth zu Hilfe.

»Entschuldigen Sie mich, Madame, ich habe mir den Gaumen verbrannt,« sagte Andrée,

»Und ich, Madame,« sprach Philipp, »ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß mich Eure Majestät beehrt, wie einen vornehmen Mann.«

»Gut, gut,« unterbrach ihn Marie Antoinette, indem sie selbst Chocolate in die Tasse Philipps goß, »Sie sind ein Soldat, wie Sie gesagt haben, und als solcher an das Feuer gewöhnt; verbrennen Sie sich muthig mit der Chocolate, ich habe nicht Zeit, zu warten.«

Hiebei lachte die Königin. Philipp nahm aber die Sache im Ernst, wie es ein Landmann hätte thun können; nur daß er aus Heldenmuth vollbrachte, was dieser aus Verlegenheit gethan haben würde.

Die Königin verlor ihn nicht aus dem Blick: ihr Gelächter verdoppelte sich.

»Sie haben einen vollkommenen Character,« sagte sie.

Und sie stand auf.

Schon hatten ihr ihre Frauen einen reizenden Hut, einen Hermelinmantel und Handschuhe gegeben.

Die Toilette Andrée's war eben so schnell gemacht.

Philipp nahm seinen Hut unter den Arm und folgte den Damen.

»Herr von Taverney,« sagte die Königin, »Sie dürfen mich nicht verlassen. Ich will heute, aus Politik, einen Americaner confisciren. Gehen Sie zu meiner Rechten, Herr von Taverney.«

Taverney gehorchte; Andrée trat an die Linke der Königin.

Als die Königin die große Treppe hinabging, als die Trommeln den Feldmarsch rasselten, als die Töne der Trompeten der Gardes-du-Corps und das Klirren der Gewehre, die man bereit hielt, vom Winde der Vorhallen getragen, in den Palast hinaufstiegen, da machten dieses königliche Gepränge, diese Ehrfurcht Aller, diese Anbetungen, die dem Herzen der Königin gezollt wurden und unter Wegs Taverney begegneten, da machten, sagen wir; diese Triumphe den zuvor schon verwirrten Kopf Taverney's schwindeln; ein Fieberschweiß perlte auf seiner Stirne; seine Schritte waren unsicher. Ohne den Wirbel der Kälte, der seine Augen und seine Lippen traf, wäre er sicherlich ohnmächtig geworden.

Es war dieß für den jungen Mann nach so vielen traurig im Kummer und in der Verbannung aufgezehrten Tagen eine zu plötzliche Rückkehr zu den Freuden des Stolzes und des Herzens.

Während sich auf dem Wege der von Schönheit strahlenden Königin die Stirnen beugten und die Gewehre präsentirt wurden, blieb ein kleiner Greis, den die Befangenheit die Etikette vergessen ließ, den Kopf vorgestreckt, das Auge auf Taverney und auf die Königin geheftet, unbeweglich, statt seinen Kopf und seine Blicke zu senken.

Sobald die Königin sich entfernte, brach der kleine Greis aus seiner Reihe, mit dem Spalier, das sich um ihn her auflöste, und man sah ihn so hastig laufen, als es ihm seine kleinen,

siebenzigjährigen Beine erlaubten.



IX.

Der Schweizer-Teich.

Jedermann kennt das in der schönen Jahreszeit bläuliche, schillernde, im Winter weiße, runzelige Viereck, das man noch heute den Schweizer-Teich nennt.

Eine Allee von Linden, die ihre röthlichen Arme freudig in der Sonne ausstrecken, begränzt jedes Ufer des Teiches; diese Allee ist von Spaziergängern jedes Alters und jedes Rangs bevölkert, die sich an dem Schauspiel der Schlitten und der Schlittschuhläufer ergötzen.

Die Toiletten der Frauen bieten das glänzende Gemische des ein wenig beengenden Luxus vom alten Hof und der etwas launenhaften Ungezwungenheit der neuen Mode.

Die hohen Frisuren, die dunkeln Schleier, jugendliche Stirnen beschattend, die Stoffhüte in großer Mehrheit, die Pelzmäntel und die weiten Falten der seidenen Kleider bilden ein wunderliches Gemenge mit den orangefarbigem Rücken, den himmelblauen Ueberröcken, den gelben Livreen und den großen weißen Leviten.

Die blau und rothen Bedienten durchschneiden diese ganze Menge wie Klatschrosen und Kornblumen, die der Wind zwischen den Aehren oder auf dem Klee wogen läßt.

Zuweilen ward ein Schrei in der Versammlung hörbar; Saint-Georges, der kühne Schlittschuhläufer, hat einen so vollkommenen Kreis ausgeführt, daß ein Geometer, der denselben messen würde, keinen merklichen Fehler fände.

Während die Ufer des Teiches mit einer solchen Anzahl von Zuschauern bedeckt sind, daß sie durch die Berührung erwärmen und von fern aussehen, wie ein buntscheckiger Teppich, über dem ein Dunst schwebt, der des Hauches, dessen sich die Kälte bemächtigt, bietet der Teich selbst, zu einem dichten Eisspiegel geworden, den geschmücktesten und besonders beweglichsten Anblick.

Hier ist es ein Schlitten, den drei ungeheure Molosser, nach russischer Manier angespannt, über das Eis hinfliegen machen.

In eine Sammetdecke gekleidet, darauf Wappen gestickt, auf dem Kopf flatternde Federn, gleichen die Hunde jenen chimärischen Thieren in den Teufelsszenen von Callot ober den Hexenbildern von Goya.

Nachlässig in seinem Schlitten sitzend, der mit Tigerfellen ausgestopft ist, neigt sich ihr Gebieter, Herr von Lauzun, auf die Seite, um frei zu athmen, was er wahrscheinlich nicht vermöchte, wenn er dem Strome des Windes folgen würde.

Einzelne Schlitten von bescheidenem Aussehen suchen da und dort sich abzusondern. Eine ohne Zweifel der Kälte wegen verlarvte Dame fährt in einem dieser Schlitten, während ein schöner Schlittschuhläufer in weitem Sammtüberrock mit goldenen Schnüren und Litzen sich auf die Lehnen neigt, um dem Schlitten, den er zugleich antreibt und lenkt, einen rascheren Impuls zu geben.

Die Worte werden zwischen der verlarvten Dame und dem Schlittschuhläufer im Sammetüberrock im Bereiche des Hauches ausgetauscht, und Niemand könnte diese Rendezvous unter dem Himmelsgewölbe im Angesicht von ganz Versailles tadeln.

Was ist den Andern daran gelegen, was sie sagen, da man sie sieht? was ist ihnen daran gelegen, daß man sie sieht, da man sie nicht hört? Sie führen offenbar inmitten dieser ganzen Welt ein abgesondertes Leben; sie ziehen durch die Menge wie Wandervögel. Wohin gehen sie? Nach der unbekanntem Welt, welche jede Seele sucht und die man das Glück nennt. Plötzlich entsteht unter diesen Sylphen, die mehr gleiten als gehen, eine große Bewegung, erhebt sich ein gewaltiger Tumult.

Es ist nämlich die Königin beim Schweizer-Teich erschienen, man hat sie erkannt und schickt sich an, ihr den Platz zu überlassen; doch durch ein Zeichen mit der Hand bedeutet sie Jedem, er möge bleiben. Der Ruf: es lebe die Königin! ertönt; die ertheilte Erlaubniß benützend bilden die fliegenden Schlittschuhläufer und die Schlitten, die man treibt, wie durch eine electriche Bewegung einen Kreis um die Stelle, wo die erhabene Fürstin angehalten hat.

Die allgemeine Aufmerksamkeit ist auf sie gerichtet.

Die Männer nähern sich durch geschickte Manöver; die Frauen machen sich mit einer ehrfurchtsvollen Wohlständigkeit zurecht; Jeder findet ein Mittel, sich mit der Gruppe der Cavaliere und der hohen Officiere zu vermischen, welche der Königin ihre Huldigung darbringen.

Unter den Hauptpersonen, die das Publikum wahrgenommen hat, ist eine sehr bemerkenswerthe, die, statt dem allgemeinen Impuls zu folgen und der Königin entgegen zu kommen, sobald sie ihre Toilette und ihre Umgebung erkennt, ihren Schlitten verläßt und sich in eine Gegenallee wirft, wo sie mit den Leuten ihres Gefolges verschwindet.

Der Graf von Artois, den man unter der Zahl der leichtesten und zierlichsten Schlittschuhläufer gewahrte, durcheilte nicht zuletzt den Raum, der ihn von seiner Schwägerin trennte.

Er küßte ihr die Hand und flüsterte ihr zugleich zu:

»Sehen Sie, wie unser Bruder, Herr von Provence, uns aus dem Wege geht.«

So sprechend, deutete er mit dem Finger auf die Königliche Hoheit, die mit großen Schlitten in das mit Reif bedeckte Gehölz ging, um auf einem Umweg ihren Wagen aufzusuchen.

»Er will nicht, daß ich ihm Vorwürfe mache,« sagte die Königin.

»Oh! was die Vorwürfe betrifft, die er erwartet, so ist das meine Sache, und nicht darum fürchtet er Sie.«

»Seines Gewissens wegen also?« fragte die Königin mit ernstem Tone.

»Aus einem andern Grund, meine Schwester.«

»Warum denn?«

»Ich will es Ihnen sagen. Er hat erfahren, daß Herr von Suffren, der glorreiche Sieger, diesen Abend ankommen soll, und da die Nachricht wichtig ist, so will er Sie dieselbe nicht wissen lassen.«

Die Königin sah um sich her einige Neugierige, deren Ohren der Respect nicht so sehr entfernte, daß sie nicht die Worte ihres Schwagers hören konnten. »Herr von Taverny,« sagte sie, »haben Sie die Güte, für meinen Schlitten besorgt zu sein, und wenn Ihr Vater da ist, umarmen Sie ihn; ich gebe Ihnen für eine Viertelstunde Urlaub.«

Der junge Mann verbeugte sich und durchschritt die Menge, um den Befehl der Königin zu vollziehen.

Auch die Menge hatte begriffen, sie hat zuweilen wunderbare Instincte; sie erweiterte den

Kreis, und die Königin und der Graf von Artois waren bequemer gestellt.

»Mein Bruder,« sagte nun die Königin, »ich bitte, erklären Sie mir, was mein Schwager dabei gewinnt, daß er mir die Ankunft des Herrn von Suffren nicht mittheilt?«

»Oh! meine Schwester, ist es denn möglich, daß Sie, Weib, Königin und Feindin, die Absicht dieser schlaun Politik nicht sogleich auffassen? Herr von Suffren kommt an, Niemand weiß es bei Hofe. Herr von Suffren ist der Held der indischen Meere und hat folglich auf einen prachtvollen Empfang in Versailles Anspruch zu machen. Herr von Suffren kommt also an. Dem König ist seine Ankunft unbekannt; der König vernachlässigt ihn, ohne es zu wissen, und folglich, ohne es zu wollen; Sie ebenso, meine Schwester. Während dieser Zeit empfängt Herr von Provence, der die Ankunft des Herrn von Suffren weiß, ganz im Gegentheil den siegreichen Seemann, lächelt ihm zu, schmeichelt ihm, macht Verse auf ihn und wird, indem er sich an den Helden Indiens anhängt, der Held Frankreichs.«

»Das ist klar,« sagte die Königin.

»Ich glaube wohl, bei Gott!«

»Sie vergessen nur einen Punkt, mein lieber Zeitungsmann.«

»Welchen?«

»Woher wissen Sie dieses ganze schöne Project unseres lieben Bruders und Schwagers?«

»Woher ich es weiß! Das ist ganz einfach! wie ich Alles weiß, was er thut. Da ich bemerkte, daß Herr von Provence es sich zur Aufgabe machte, Alles in Erfahrung zu bringen, was ich thue, so bezahle ich Leute, die mir Alles sagen, was er thut. Oh! das kann mir dereinst nützlich sein, meine Schwester, – und Ihnen auch.«

»Ich danke für Ihr Bündniß, mein Bruder; doch der König?«

»Oh! der König ist benachrichtigt.«

»Durch Sie?«

»Nein, durch seinen Marineminister, den ich zu ihm geschickt habe. Sie begreifen; dieß Alles geht mich Nichts an; ich bin zu leichtfertig, zu sehr Verschwender, zu tollköpfig, um mich um Dinge von dieser Wichtigkeit zu bekümmern.«

»Und der Marineminister wußte auch nichts von der Ankunft des Herrn von Suffren in Frankreich?«

»Ei! mein Gott, meine liebe Schwester, nicht wahr, Sie haben in den vierzehn Jahren, seit Sie Dauphine oder Königin von Frankreich sind, genug Minister kennen gelernt, um zu wissen, daß eine wichtige Sache diesen Herrn stets unbekannt ist? Nun denn! ich habe den unsern in Kenntniß gesetzt, und er ist enthusiastirt.«

»Ich glaube es wohl.«

»Sie begreifen, meine Schwester, das ist ein Mensch, der mir sein Leben lang dankbar sein wird, und ich bedarf gerade seiner Dankbarkeit.«

»Wozu?«

»Um ein Anlehen zu negociiren.«

»Oh!« rief die Königin lachend, »nun verderben Sie mir Ihre schöne Handlung.«

»Meine Schwester,« erwiderte der Graf von Artois mit ernster Miene, »Sie müssen Geld nöthig haben, und ich stelle, so wahr ich ein Sohn Frankreichs bin, die Hälfte der Summe, die ich erhalten werde, zu Ihrer Verfügung.«

»Oh! mein Bruder,« rief Marie Antoinette, »behalten Sie das Ganze; ich brauche, Gott sei Dank, in diesem Augenblicke nichts.«

»Teufel! warten Sie nicht so lange, um meine Zusage in Anspruch zu nehmen.«

»Warum dieß?«

»Weil ich, wenn Sie länger warten würden, nicht mehr im Stande sein dürfte, mein Versprechen zu halten.«

»Nun, in diesem Fall werde ich es auch so einrichten, daß ich irgend ein Staatsgeheimniß entdecke.«

»Meine Schwester, Sie bekommen kalt,« versetzte der Graf von Artois. »Ihre Wangen werden blau, das muß ich Ihnen sagen.«

»Hier kehrt Herr von Taverney mit meinem Schlitten zurück.« – »Dann bedürfen Sie meiner nicht mehr?« – »Nein.« – »So jagen Sie mich fort, ich bitte Sie.« – »Warum? Bilden Sie sich etwa ein, Sie beengen mich in irgend einer Hinsicht?« – »Nein; aber ich bedarf meiner Freiheit.« – »Gott befohlen also!« – »Auf Wiedersehen, theure Schwester.« – »Wann?« – »Diesen Abend.« – »Was ist denn diesen Abend?« – »Es ist noch Nichts, aber es wird Etwas sein.« – »Was denn?« – »Große Gesellschaft beim Spiel des Königs.« – »Warum dieß?« – »Weil der Herr Minister heute Abend Herrn von Suffren bringen wird.« – »Sehr gut. Heute Abend also.«

Bei diesen Worten grüßte der junge Prinz seine Schwägerin mit der ihm angeborenen anmuthsvollen Artigkeit und verschwand in der Menge.

Taverney Vater hatte seinem Sohne nachgeschaut, während er sich von der Königin entfernte, um sich mit dem Schlitten zu beschäftigen.

Bald aber war sein wachsamer Blick zu der Königin zurückgekehrt.

Das belebte Gespräch zwischen Marie Antoinette und ihrem Schwager bereitete ihm einige Unruhe, denn dieses Gespräch schnitt die seinem Sohn kurz zuvor von der Königin erwiesene Vertraulichkeit entzwei.

Er beschränkte sich auch darauf, daß er Philipp eine freundliche Geberde machte, als dieser vollends die zur Abfahrt des Schlittens unerläßlichen Vorbereitungen traf; und als der junge Mann nach der Vorschrift der Königin seinen Vater umarmen wollte, den er zehn Jahre nicht umarmt hatte, wies ihn dieser zurück und sagte:

»Später, später; komm nach Deinem Dienst heim, dann wollen wir plaudern.«

Philipp entfernte sich, und der Baron sah zu seiner Freude, daß der Graf von Artois von der Königin Abschied genommen hatte.

Diese stieg in den Schlitten und ließ Andrée mit sich einsteigen; als aber zwei große Heiducken erschienen, um den Schlitten anzutreiben, sagte sie:

»Nein, nein, ich will nicht auf diese Art fahren; laufen Sie nicht Schlittschuh, Herr von Taverney?«

»Verzeihen Sie, Madame,« erwiderte Philipp.

»Geben Sie dem Herrn Chevalier Schlittschuhe,« befahl die Königin,

Dann wandte sie sich zu ihm um und fügte bei:

»Ich weiß nicht, was mir sagt, Sie laufen so gut Schlittschuh als Saint-Georges.«

»Früher schon lief Philipp sehr zierlich,« sagte Andrée.

»Und nun kennen Sie keinen Nebenbuhler mehr, nicht wahr, Herr von Taverney?«

»Madame,« antwortete Philipp, »da Eure Majestät dieses Zutrauen zu mir hat, so werde ich thun, was ich nur immer vermag.«

So sprechend, hatte sich Philipp schon mit Schlittschuhen, so scharf und einschneidend, wie Klingen, versehen.

Er stellte sich hierauf hinter den Schlitten, gab ihm mit einer Hand den Impuls und die Fahrt begann.

Man sah nun ein seltsames Schauspiel.

Saint-Georges, der König der Gymnasten, Saint-Georges, der zierliche Mulatte, der Mann der Mode, der in allen Leibesübungen Ausgezeichnete, Saint-Georges erhielt einen Nebenbuhler in dem jungen Mann, der es wagte, sich neben ihm auf die Laufbahn zu werfen.

Augenblicklich umschwebte er auch den Schlitten der Königin mit so ehrerbietigen, so reizenden Verbeugungen, daß nie ein auf dem Boden von Versailles sehr fester Höfling sich so verführerisch angestellt hatte. Er beschrieb um den Schlitten die raschesten und richtigsten Kreise; er umschlang ihn mit einer Reihe von wunderbar verschlungenen Ringen, so daß die neue krumme Linie immer der Ankunft des Schlittens zuvorkam, der ihn hinter sich ließ, worauf er mit einem kräftigen Schlittschuhstoß Alles wieder gewann, was er durch den Umkreis verloren hatte.

Keiner konnte, auch nur mit dem Blick, ohne betäubt und geblendet zu werden, diesem Manöver folgen.

Hierdurch angespornt, faßte Philipp einen verwegenen Entschluß; er trieb den Schlitten mit einer so furchtbaren Geschwindigkeit an, daß Saint-Georges, statt sich vor ihm zu befinden, seinen Kreis hinter ihm vollendete, und als die Schnelligkeit des Schlittens vielen Leuten Angstschreie auspreßte, welche die Königin hätten erschrecken können, sagte er:

»Wenn Eure Majestät es wünscht, werde ich anhalten oder wenigstens langsamer fahren.«

»Oh! nein, nein,« rief die Königin mit dem Ungestüm, mit dem sie bei der Arbeit, wie bei dem Vergnügen zu Werke ging, »nein, ich habe keine Angst. Schneller, wenn Sie können, Chevalier, schneller!«

»Oh! desto besser! Ich danke für die Erlaubniß, Madame. Ich halte Sie gut, verlassen Sie sich auf mich.«

Und als seine kräftige Hand sich abermals am Triangel der Lehne befestigte, war die Bewegung so gewaltig, daß der ganze Schlitten zitterte.

Es war als hätte er ihn mit ausgestrecktem Arm aufgehoben.

Dann legte er seine zweite Hand an den Schlitten, was er bis jetzt zu thun verachtet hatte, und riß die Maschine fort, die ein Spielzeug unter seinen stählernen Armen geworden war.

Von diesem Augenblick an kreuzte er jeden der Kreise von Saint-Georges durch noch größere Kreise, so daß sich der Schlitten wie der geschmeidigste Mensch bewegte und sich seiner ganzen Länge nach hin und her drehte, als handelte es sich um die einfachen Sohlen, auf denen Saint-Georges das Eis bearbeitete. Trotz des Gewichts, trotz der Ausdehnung, hatte sich der Schlitten der Königin zum Schlittschuh gemacht. Er drehte sich, er flog, er wirbelte wie ein Tänzer.

Anmuthiger, feiner, pünktlicher in seinen Wendungen, fing Saint-Georges an, unruhig zu werden; er lief schon seit einer Stunde Schlittschuh. Als ihn Philipp ganz in Schweiß gebadet sah, als er die Anstrengungen seiner bebenden Kniebeugungen wahrnahm, beschloß er, ihn durch die Ermattung niederzukämpfen.

Er veränderte den Lauf, verzichtete auf die Kreise, die ihm die Mühe machten, den Schlitten jedesmal aufzuheben, und trieb die Equipage gerade aus.

Der Schlitten schoß rascher als ein Pfeil fort.

Saint-Georges hätte ihn mit einem einzigen Stoße bald eingeholt, aber Philipp ergriff den Augenblick, wo der zweite Impuls den Schwung des ersten vervielfältigt; er trieb auf eine noch unberührte Eislage und zwar von solcher Starrheit, daß er selbst zurückblieb.

Samt-Georges rannte fort, um den Schlitten einzuholen. Aber alle seine Kräfte zusammenraffend, glitt Philipp so fein auf der äußersten Krümmung des Schlittschuhs, daß er Saint-Georges voranfuhr und seine beiden Hände auf den Schlitten legte. Mit einer herculischen Bewegung drehte er hierauf den Schlitten völlig um und trieb ihn abermals in entgegengesetzter Richtung an, während Saint-Georges, durch eine äußerste Anstrengung fortgerissen, im Laufe nicht anhalten konnte und, einen unwiederbringlichen Raum verlierend, ganz in der Entfernung blieb.

Die Luft erscholl von einem solchen Beifallsgeschrei, daß Philipp vor Scham erröthete.

Er war jedoch sehr erstaunt, als die Königin, nachdem sie selbst in die Hände geklatscht hatte, sich gegen ihn umwandte und mit dem Ausdruck einer wollüstigen Beklemmung zu ihm sagte:

»Oh! Herr von Taverney, nun, da der Sieg Ihnen geblieben ist, Gnade! Gnade! Sie würden mich tödten!«

X.

Der Versucher.

Auf diesen Befehl oder vielmehr auf diese Bitte der Königin zog Philipp seine stählernen Muskeln zusammen, klammerte sich auf seinen Kniebeugen fest, und der Schlitten hielt kurz an, wie das arabische Pferd, das im Sande der Ebene auf seinen Häcksen bebt.

»Und nun ruhen Sie aus,« sagte die Königin, während sie ganz schwankend aus dem Schlitten stieg. »Ich hätte in der That nie geglaubt, daß die Geschwindigkeit so berauschend ist. Sie hätten mich beinahe toll gemacht.«

Und sie stützte sich wirklich ganz wankend auf Philipps Arm.

Ein Beben des Erstaunens, das diese ganze goldbetreßte, buntscheckige Menge durchlief, verkündigte ihr, daß sie abermals einen jener Fehler gegen die Etikette begangen hatte, die in den Augen der Eifersucht und des Knechtsinnes so unverzeihlich sind.

Ganz betäubt durch dieses Uebermaß von Ehre zitterte Philipp stärker und war beschämter, als wenn seine Fürstin ihn öffentlich beleidigt hätte.

Er schlug die Augen nieder; sein Herz pochte, daß die Brust beinahe zersprungen wäre.

Eine seltsame Aufregung, ohne Zweifel von ihrer Fahrt herrührend, erfaßte auch die Königin, denn sie zog ihren Arm sogleich wieder zurück, nahm den des Fräuleins von Taverney und forderte einen Stuhl.

Man brachte ihr einen kleinen Feldstuhl.

»Verzeihen Sie, Herr von Taverney,« sagte sie zu Philipp.

Dann fügte sie plötzlich leise bei:

»Mein Gott! es ist doch ein großes Unglück, unablässig von Neugierigen und Einfaltspinseln umgeben zu sein.«

Die gewöhnlichen Kavaliere und die Ehrendamen hatten ihre Nähe wieder erreicht, und verschlangen mit ihren Augen Philipp, der, um seine Röthe zu verbergen, seine Schlittschuhe aufschnürte.

Nachdem dieß geschehen war, wich Philipp zurück, um den Höflingen den Platz zu überlassen.

Die Königin blieb einige Augenblicke nachdenklich. Dann erhob sie das Haupt und sprach:

»Oh! ich fühle, daß ich mich erkälten würde, wenn ich so unbeweglich bliebe; noch eine Fahrt.«

Und sie stieg wieder in den Schlitten.

Philipp wartete auf einen Befehl, aber vergebens.

Da traten zwanzig Edelleute heran.

»Nein, meine Herren, ich danke Ihnen; meine Heiducken,« sagte sie.

Dann, als die Bedienten an ihren Posten waren, sprach sie zu diesen:

»Sachte, nur sachte.«

Und sie schloß die Augen und überließ sich einer inneren Träumerei.

Der Schlitten entfernte sich, wie es die Königin befohlen hatte, sachte, gefolgt von einer Menge von Gierigen, Neugierigen und Eifersüchtigen.

Philipp blieb allein und wischte die Schweißtropfen von seiner Stirne.

Er suchte mit den Augen Saint-Georges, um ihn über seine Niederlage durch irgend ein redliches Compliment zu trösten.

Doch dieser hatte eine Botschaft vom Herzog von Orléans, seinem Protector, erhalten und war schon vom Schlachtfeld abgegangen.

Ein wenig traurig, ein wenig müde und beinahe selbst erschrocken über das Vorgefallene, blieb Philipp unbeweglich an seinem Platz und schaute dem Schlitten der Königin nach, als er etwas seine Seite streifen fühlte.

Er wandte sich um und erkannte seinen Vater.

Ganz zusammengeschrumpft wie eine Hoffmann'sche Figur, ganz in Pelze gehüllt wie ein Samojede, hatte der kleine Greis seinen Sohn mit dem Ellenbogen gestoßen, um die Hände nicht aus seinem Muff thun zu müssen, den er an seinem Kragen trug.

Seine Augen blitzten vor Freude.

»Du umarmst mich nicht, mein Sohn?« sagte er.

Er sprach diese Worte mit dem Ton, den der Vater des griechischen Athleten annehmen mußte, wenn er dem Sohn für den Sieg dankte, den er im Circus davongetragen.

»Mein lieber Vater, von ganzem Herzen,« erwiderte Philipp.

Aber es ließ sich begreifen, daß keine Harmonie zwischen dem Ton der Worte und ihrer Bedeutung herrschte.

»Gut, gut, und nun, da Du mich umarmt hast, geh geschwind!« sagte der Baron.

Und er schob seinen Sohn vorwärts.

»Wohin soll ich denn gehen, mein Herr?« fragte Philipp.

»Dorthin, bei Gott.«

»Dorthin?«

»Ja, zur Königin.«

»Oh! nein! mein Vater, ich danke.«

»Wie, nein! Wie, ich danke! Bist Du verrückt? Du willst nicht die Königin wieder einholen?«

»Nein, das ist unmöglich; es kann nicht Ihr Ernst sein, mein Vater.«

»Wie! unmöglich, die Königin einzuholen, die Dich erwartet?«

»Die mich erwartet?«

»Ja, ja, die Königin, die nach Dir begehrt?«

»Die nach mir begehrt?« sprach Taverney, den Baron starr anschauend.

Und er fügte kalt bei:

»In der That, mein Vater, ich glaube, Sie vergessen sich.«

»Bei meinem Ehrenwort, das ist zum Erstaunen!« rief der Greis, indem er sich aufrichtete und mit dem Fuß stampfte. »Ah! Philipp, mache mir das Vergnügen, und sage mir ein wenig, ob Du verrückt bist?«

»Mein Herr,« erwiderte der Chevalier traurig, »wahrlich, ich fürchte eine Gewißheit zu erlangen.«

»Welche?«

»Daß Sie meiner spotten, oder daß...«

»Oder daß?«

»Verzeihen Sie, mein Vater, – daß Sie närrisch werden.«

Der Greis packte seinen Sohn mit einer so energischen, nervösen Bewegung beim Arme, daß der junge Mann vor Schmerz die Stirne faltete.

»Hören Sie, Herr Philipp,« sagte der Greis, »ich weiß wohl, America ist ein von Frankreich sehr weit entferntes Land.«

»Ja, mein Vater, weit entfernt,« wiederholte Philipp; »aber ich begreife nicht, was Sie damit sagen wollen. Ich bitte, erklären Sie sich doch.«

»Ein Land, wo es weder einen König noch eine Königin gibt.«

»Noch Unterthanen.«

»Sehr gut! Auch keine Unterthanen, Herr Philosoph; ich leugne das nicht. Dieser Punkt interessirt mich keineswegs und ist mir sehr gleichgültig; was mir aber nicht gleichgültig ist, was mich peinigt, was mich demüthigt, ist, daß ich auch eine Gewißheit zu erlange fürchte.«

»Welche, mein Vater? Ich denke, daß in jedem Fall unsere Gewißheiten sehr von einander verschieden sind.«

»Die meinige ist die, daß Du ein Einfaltspinsel bist, mein Sohn. Und das ist einem großen Burschen von Deinem Körperbau nicht erlaubt. Aber sieh, sieh doch dorthin!«

»Ich sehe, mein Herr.«

»Nun! die Königin wendet sich um, und zwar zum dritten Mal. Ja, mein Herr, die Königin hat sich dreimal umgedreht. Und schau doch! sie dreht sich abermals um; sie sucht wen? den Herrn Einfaltspinsel, den Herrn Puritaner, den Herrn von America. Oh!...«

Und der kleine Greis biß, nicht mehr mit den Zähnen, sondern mit dem Zahnfleisch, auf den grauen hirschledernen Handschuh, der zwei Hände, wie die seinige, aufgenommen hätte.

»Wohl, mein Herr,« sprach der junge Mann, »wenn es wahr wäre, was aber nicht wahrscheinlich ist, daß die Königin mich suchte?«

»Oh!« rief der Greis, mit dem Fuß stampfend, »er hat gesagt, wenn es wahr wäre! Oh! dieser Mensch ist nicht von meinem Blut, dieser Mensch ist kein Taverney.«

»Ich bin nicht von Ihrem Blut!« murmelte Philipp.

Dann sprach er ganz leise und die Augen zum Himmel erhoben:

»Soll ich Gott dafür danken?«

»Mein Herr,« rief der Greis, »ich sage Ihnen, daß die Königin nach Ihnen verlangt; ich sage Ihnen, daß die Königin Sie sucht.«

»Sie haben ein gutes Gesicht, mein Vater,« erwiderte Philipp trocken.

»Höre,« fuhr der Greis sanfter fort, indem er seine Ungeduld zu mäßigen suchte, »laß mich Dir etwas erklären. Es ist wahr, Du hast Deine Gründe, aber ich, ich habe die Erfahrung. Sprich, Philipp, bist Du ein Mann, oder bist Du keiner?«

Philipp zuckte leicht die Achseln und erwiderte nichts.

Als der Greis sah, daß er vergebens auf eine Antwort wartete, heftete er seine Augen, mehr aus Verachtung als aus Bedürfnis, auf seinen Sohn, und gewahrte nun die ganze Würde, die ganze undurchdringliche Zurückhaltung, den ganzen unerklärlichen Willen, womit dieses

Gesicht, leider! für das Gute bewaffnet war.

Er unterdrückte seinen Schmerz, strich sich mit dem Aermel über seine rothe Nasenspitze und sagte mit einer Stimme, so süß wie die von Orpheus, als er zu den thessalischen Felsen sprach:

»Philipp, mein Freund, höre mich.«

»Ei!« erwiderte der junge Mann, »mir scheint, ich thue seit einer Viertelstunde nichts Anderes, mein Vater.«

»Oh!« dachte der Greis, »ich will Dich von Deiner Höhe herabfallen machen, Herr Americaner, Du hast wohl Deine schwache Seite, Koloß. Laß mich diese Seite mit meinen alten Klauen packen, und Du sollst sehen.«

Dann sprach er laut:

»Du hast Eines nicht bemerkt.«

»Was?«

»Etwas, was Deiner Naivetät Ehre macht.«

»Sagen Sie es, mein Herr.«

»Es ist ganz einfach: Du kommst von America. Du bist in einem Augenblick abgereist, wo es nur noch einen König gab, und keine Königin mehr, außer etwa die Dubarry, eine nicht sehr achtbare Majestät; Du kommst zurück. Du siehst eine Königin, und sagst zu Dir: Achten wir sie.«

»Allerdings.«

»Armes Kind!« rief der Greis.

Und er erstickte in seinem Aermel zugleich einen Husten und ein Gelächter.

»Wie!« fragte Philipp, »Sie beklagen mich, weil ich das Königthum achte, Sie, ein Taverney Maison-Rouge, Sie, einer der guten Edelleute Frankreichs?«

»Warte doch, ich spreche nicht vom Königthum, ich spreche von der Königin.«

»Und Sie machen einen Unterschied?«

»Bei Gott! Was ist das Königthum, mein Lieber? eine Krone. Teufel! das rührt man nicht an! Was ist die Königin? eine Frau. Oh! eine Frau, das ist etwas Anderes, das rührt man an.«

»Das rührt man an!« rief Philipp erröthend vor Zorn und dieses Wort mit einer so stolzen Geberde begleitend, daß ihn keine Frau hätte sehen können ohne ihn zu lieben, keine Königin ohne ihn anzubeten.

»Du glaubst das nicht? Nun!« fuhr der kleine Greis mit einem beinahe grimmigen Ausdruck fort, so viel Cynismus legte er in das Lächeln, das zugleich auf seinem Gesichte hervortrat, »nun! so frage Herrn von Coigny, frage Herrn von Lauzun, frage Herrn von Vaudreuil.«

»Stille, stille, mein Vater,« rief Philipp mit dumpfem Tone, »oder ich werde für diese drei Blasphemien, da ich Sie nicht dreimal mit meinem Schwerte dafür schlagen kann, mich selbst schlagen, das schwöre ich Ihnen, und zwar ohne Mitleid, auf der Stelle!«

Taverney machte einen Schritt rückwärts, und drehte sich auf dem Absatz um, wie es Richelieu seinen Aermel schüttelnd mit dreißig Jahren gethan hätte.

»Oh! wahrhaftig,« sagte er, »das Thier ist dumm, das Pferd ist ein Esel, der Adler eine Gans, der Hahn ein Kapaun. Guten Abend, Du hast mich ergötzt. Ich hielt mich für den Ahnherrn, für den Kassander, und nun bin ich der Adonis, der Apollo. Guten Abend.«

Und er pirouettirte noch einmal auf seinen Absätzen.

Philipp war düster geworden; er hielt den Greis bei der halben Wendung an und sagte:

»Nicht wahr, mein Vater, Sie haben nicht im Ernste gesprochen? denn ein Edelmann von so gutem Geschlecht wie Sie kann unmöglich solchen Verläumdungen, die von den Feinden, nicht nur der Königin, sondern auch des Königthums, ausgestreut worden sind, länger Glauben beimessen.«

»Er zweifelt noch, der doppelte Dummkopf,« rief Taverney.

»Sie haben nicht mit mir gesprochen, wie Sie vor Gott sprechen?«

»Wahrhaftig!«

»Vor Gott, dem Sie sich jeden Tag nähern?«

Der junge Mann hatte das von ihm so verächtlich abgebrochene Gespräch wieder aufgenommen.

Das war ein Sieg für den Baron. Er trat näher zu ihm und sagte:

»Mir scheint, ich bin ein ziemlich guter Edelmann, mein Herr Sohn, und ich lüge nicht immer!«

Dieses *immer* war ein wenig lächerlich, Philipp lachte jedoch nicht.

»Mein Herr,« sprach er, »es ist also Ihre Meinung, die Königin habe Liebhaber gehabt?«

»Eine schöne Neuigkeit.«

»Diejenigen, welche Sie angeführt?«

»Und Andere, was weiß ich? Befrage die Stadt und den Hof; man muß von America zurückkommen, um nicht zu wissen, was man sagt.«

»Und wer sagt das? gemeine Pamphletisten!«

»Ho! ho! hältst Du mich etwa für einen Zeitungsschreiber?«

»Nein! und das ist gerade das Unglück, daß Menschen wie Sie dergleichen Schändlichkeiten wiederholen, die sich sonst wie die schädlichen Dünste auflösen würden, welche zuweilen die schönste Sonne verdunkeln. Sie und die Leute von Stand geben solchen Schmähungen, indem Sie dieselben wiederholen, eine erschreckliche Haltbarkeit! Oh! mein Herr, aus Religion wiederholen Sie dergleichen Dinge nicht.«

»Ich wiederhole sie dennoch.«

»Und warum thun Sie das?«

»Ei!« erwiderte der Greis, indem er sich am Arm seines Sohnes anklammerte und ihn mit seinem dämonischen Gelächter anschaute, »um Dir zu beweisen, daß ich nicht Unrecht hatte, wenn ich zu Dir sagte: Philipp, die Königin wendet sich um; Philipp, die Königin sucht Dich; Philipp, die Königin begehrt nach Dir; Philipp, lauf, lauf, die Königin wartet auf Dich.«

»Oh!« rief der junge Mann, sein Gesicht in seinen Händen verbergend, »um Gottes willen, mein Vater, schweigen Sie, Sie würden mich wahnsinnig machen.«

»In der That, Philipp, ich begreife Dich nicht,« sagte der Greis. »Ist es ein Verbrechen zu lieben? Das beweist, daß man Herz hat; und fühlt man nicht in den Augen dieser Frau, in ihrer Stimme, ihrem Benehmen ihr Herz? Sie liebt; liebt sie Dich? ich weiß es nicht; einen Andern, es ist möglich; glaube aber in diesem Augenblick meiner alten Erfahrung, sie liebt oder fängt an, Einen zu lieben, sage ich Dir, doch Du bist ein Philosoph, ein Puritaner, ein Quäker, ein Americaner; Du liebst nicht, laß sie also schauen, laß sie sich umwenden, laß sie warten, beleidige sie, verachte sie, stoße sie zurück, Philipp, das heißt Joseph von Taverney.«

Nach diesen Worten, die er mit einer derben Ironie betonte, entfloh der Greis, da er sah, welche Wirkung er hervorgebracht, wie der Versucher, nachdem er den ersten Rath zum Verbrechen gegeben.

Philipp blieb mit betäubtem Herzen und pochendem Hirne allein; er dachte nicht mehr daran, daß er seit einer halben Stunde an dieselbe Stelle gefesselt gewesen war, daß die Königin ihre Spazierfahrt beendet hatte, daß sie zurückkam, daß sie ihn anschaute und ihm, aus ihrem Gefolge heraus, im Vorüberfahren zurief:

»Sie müssen nun ausgeruht haben, Herr von Taverney! Kommen Sie doch, nur Sie allein vermögen eine Königin königlich spazieren zu führen. Treten sie auf die Seite, meine Herren.«

Philipp lief geblendet, betäubt, trunken auf sie zu.

Indem er die Hand auf die Lehne des Schlittens legte, war es ihm als brenne er; die Königin war nachlässig auf ihrem Sitze zurückgeworfen; die Finger des jungen Mannes hatten Marie Antoinette's schöne Hände gestreift.

XI.

Der Suffren

Gegen alle Gewohnheiten des Hofes war das Geheimniß von Ludwig XVI. und dem Grafen von Artois getreulich bewahrt worden.

Niemand wußte, zu welcher Stunde und wie Herr von Suffren kommen sollte.

Der König hatte sein Spiel für den Abend angekündigt.

Um sieben Uhr trat er mit den Prinzen und Prinzessinnen seiner Familie ein.

Die Königin führte Madame Noyale, die erst sieben Jahre alt war, bei der Hand.

Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend.

Während der Präliminarien der Versammlung, in dem Augenblick, wo Jedermann Platz nahm, näherte sich der Graf von Artois sachte der Königin und sprach zu ihr:

»Meine Schwester, schauen Sie umher.«

»Nun wohl, ich schaue.«

»Was sehen Sie?«

Die Königin ließ ihre Blicke im Kreise umherlaufen, durchsuchte die Massen, sondirte die leeren Räume und erwiderte, als sie überall Freunde, überall Diener erblickte, worunter Andrée und ihr Bruder:

»Ich sehe angenehme und besonders sehr befreundete Gesichter.«

»Schauen Sie nicht, wen wir haben, meine Schwester, schauen Sie, wer uns fehlt.«

»Ah! es ist meiner Treue wahr!« rief Marie Antoinette.

Der Graf von Artois lachte.

»Abermals abwesend,« sagte die Königin. «Oh! wird er mich immer so fliehen?«

»Nein, der Scherz währt nur länger. Monsieur ist an die Barrière von Fontainebleau abgegangen, um den Bailli von Suffren zu erwarten.«

»Dann sehe ich nicht ein, warum Sie lachen, mein Bruder.«

»Sie sehen nicht ein, warum ich lache?«

»Allerdings, wenn Monsieur den Bailli von Suffren bei der Barrière erwartet, so ist er feiner als Sie gewesen, denn er wird ihn zuerst sehen und vor Jedermann beglückwünschen.«

»Ah! liebe Schwester,« entgegnete der Prinz lachend, »Sie haben einen sehr kleinen Begriff von unserer Diplomatie. Es ist wahr, Monsieur hat sich an die Barrière von Fontainebleau begeben, um den Bailli zu erwarten, aber wir haben Jemand, der ihn auf der Station von Villejuif erwartet.«

»Wahrhaftig?«

»So daß sich Monsieur allein an der Barrière erkälten wird, indeß auf einen Befehl des Königs Herr von Suffren Paris umfährt und unmittelbar nach Versailles kommt, wo wir ihn erwarten.«

»Das ist vortrefflich ausgedacht.«

»Nicht schlecht, und ich bin ziemlich zufrieden mit mir. Machen Sie Ihr Spiel, meine

Schwester.«

Es waren in diesem Augenblick im Spielsaal wenigstens hundert Personen vom höchsten Rang, Herr von Condé, Herr von Penthièvre, Herr de la Trémouille, die Prinzessinnen.

Der König allein bemerkte, daß der Graf von Artois die Königin lachen machte, und um ein wenig an ihrem Komplott Theil zu nehmen, sandte er ihnen einen äußerst bezeichnenden Blick zu.

Die Nachricht von der Ankunft des Kommandeur von Suffren hatte sich, wie wir gesagt, nicht verbreitet, und dennoch hatte man eine Art von Ahnung, die über den Geistern schwebte, nicht unterdrücken können.

Man fühlte etwas Verborgenes, was erscheinen, etwas Neues, was sich erschließen sollte; es war ein unbekanntes Interesse, das sich durch diese ganze Welt verbreitete, wo das geringste Ereigniß Wichtigkeit gewinnt, sobald der Herr die Stirne gefaltet hat, um zu mißbilligen, oder den Mund bewegt, um zu lächeln.

Der König, der um einen Sechs-Livres-Thaler zu spielen pflegte, um das Spiel der Prinzen und der Herren des Hofes zu mäßigen, der König bemerkte nicht, daß er Alles, was er an Geld in der Tasche hatte, auf den Tisch legte.

Ganz ihrer Rolle sich hingebend, ging die Königin mit List zu Werke und lockte die Aufmerksamkeit des Kreises durch den Eifer ab, mit dem sie ihr Spiel betrieb.

Philipp, der zu der Parthie zugelassen war und seinen Platz seiner Schwester gegenüber hatte, verschlang mit allen seinen Sinnen zugleich den unerhörten, Staunen erregenden Eindruck dieser Gunst, die ihn unversehens wieder erhitzte.

Die Worte seines Vaters kamen ihm wieder in's Gedächtniß. Er fragte sich, ob der Greis, der drei bis vier Regierungen von Favoritinnen gesehen, nicht wirklich ganz genau die Geschichte der Zeiten und der Sitten kenne.

Er fragte sich, ob der Puritanismus, der eine Aehnlichkeit mit der religiösen Anbetung hat, nicht eine Lächerlichkeit mehr sei, die er aus entfernten Ländern mitgebracht.

War die so poetische, so schöne, gegen ihn so schwesterliche Königin nicht im Ganzen nur eine furchtbare Cokette, die eine Leidenschaft mehr ihren Erinnerungen einzureihen wünschte, wie ein Entomolog ein Insect oder einen Schmetterling mehr in seinem Kästchen anheftet, ohne sich darum zu kümmern, was das arme Thier leidet, dessen Herz eine Nadel durchsticht?

Und dennoch war die Königin keine gewöhnliche Frau, kein alltäglicher Character: ein Blick von ihr bedeutete etwas, zumal da sie nie einen Blick fallen ließ, ohne das Gewicht desselben zu berechnen.

»Coigny, Vaudreuil,« wiederholte Philipp, »haben die Königin geliebt, und sind von ihr geliebt worden. Oh! warum ist diese Verläumdung so finster, warum dringt nicht ein Lichtstrahl in diesen tiefen Abgrund, den man ein Frauenherz nennt, und der noch tiefer ist, wenn er das Herz einer Königin ist?«

Und als Philipp diese zwei Namen genugsam in seinem Geiste hin- und hergeworfen hatte, erblickte er am Ende des Tisches die Herren von Coigny und Vaudreuil, die durch eine seltsame Laune des Zufalls, die Augen auf einen andern Punkt gerichtet, als den, wo sich die Königin befand, sorglos, um nicht zu sagen vergeßlich, neben einander saßen.

Philipp sagte sich, diese zwei Menschen können unmöglich geliebt haben und so ruhig sein, geliebt worden sein und so vergessen haben. Oh! wenn die Königin ihn liebte, er würde vor

Glück wahnsinnig werden; wenn sie ihn vergäße, nachdem sie ihn geliebt, er würde sich vor Verzweiflung tödten.

Von den Herren von Coigny und Vaudreuil ging er zur Königin Marie Antoinette über.

Und beständig träumend befragte er diese so reine Stirne, diesen so gebieterischen Mund, diesen so majestätischen Blick; er verlangte von allen Schönheiten dieses Weibes die Enthüllung des Geheimnisses der Königin.

»Oh! nein! Verläumdungen, nichts als Verläumdungen können alle diese schwankenden Gerüchte sein, die beim Volk in Umlauf zu kommen anfangen, und denen die Interessen, die Gehässigkeiten oder die Intriguen des Hofes allein ihre Haltbarkeit verleihen.«

Philipp war so weit in seinen Betrachtungen gekommen, als es drei Viertel auf acht Uhr im Saale der Garden schlug.

In diesem Saale erschollen hastige Schritte. Die Gewehrkolben stießen auf die Platten. Ein Geräusch von Stimmen erregte, durch die ein wenig geöffnete Thüre eindringend, die Aufmerksamkeit des Königs, der, um besser zu hören, den Kopf zurückwarf und dann der Königin ein Zeichen machte.

Diese begriff die Andeutung und hob die Sitzung sogleich auf.

Jeder Spieler raffte, was er vor sich hatte, zusammen, und wartete, um einen Entschluß zu fassen, bis die Königin den ihrigen errathen ließ.

Die Königin ging in den großen Empfangsaal.

Der König war vor ihr dahin gekommen.

Ein Adjutant des Marineministers, Herr von Castries, näherte sich dem König und sagte ihm ein paar Worte in's Ohr.

»Gut,« erwiderte der König, »gehen Sie.«

Dann fügte er gegen die Königin gewendet bei:

»Alles geht gut.«

Jeder befragte seinen Nachbar mit dem Blick, denn das »Alles geht gut« gab den sämtlichen Anwesenden viel zu denken.

Plötzlich trat der Marschall von Castries in den Saal und sprach laut:

»Geruht Seine Majestät den Herrn Bailli von Suffren, der von Toulon ankommt, zu empfangen?«

Bei diesem mit lauter, triumphirender, freudiger Stimme ausgesprochenen Namen entstand ein unaussprechlicher Tumult in der Versammlung.

»Ja, mein Herr, mit großem Vergnügen,« antwortete der König.

Herr von Castries ging hinaus.

Es fand beinahe eine Massenbewegung gegen die Thüre statt, durch welche Herr von Castries verschwunden war.

Um die Sympathie Frankreichs für Herrn von Suffren zu erklären, um das Interesse begreiflich zu machen, das ein König, eine Königin, Prinzen von königlichem Geblüt in den Genuß der Erstlinge eines Blickes von Herrn von Suffren setzten, werden wenige Worte genügen. Suffren ist ein eigentlich französischer Name, wie Turenne, wie Catinat, wie Jean Bart.

Seit dem Kriege mit England, oder vielmehr seit der letzten Periode der Kämpfe, die dem Frieden vorhergegangen waren, hatte der Herr Commandant von Suffren sieben große

Seeschlachten geliefert, ohne eine Niederlage zu erleiden; er hatte Trinquemale und Gondelour genommen, die französischen Besitzungen gesichert, das Meer gesäubert und den Nabob Hander Ali gelehrt, daß Frankreich die erste Macht Europa's sei. Er hatte mit der Ausübung des Seemannsgewerbes die ganze Diplomatie eines feinen und redlichen Unterhändlers, die ganze Tapferkeit und die ganze Tactik eines Soldaten, die ganze Routine eines Administrators zu vermählen gewußt. Kühn, unermüdlich, stolz, wenn es sich um die Ehre der französischen Flagge handelte, hatte er zu Wasser und zu Land die Engländer dergestalt ermüdet, daß diese hoffärtigen Seeleute es nie wagten, einen begonnenen Sieg zu vollenden, oder einen Angriff auf Suffren zu versuchen, wenn der Löwe seine Zähne zeigte.

Dann, nach dem Treffen, in dem er sein Leben mit der Sorglosigkeit des letzten Matrosen preisgegeben, hatte man ihn menschlich, großmüthig, mitleidig gesehen; das seit Jean Bart und Duguay-Trouin ein wenig in Vergessenheit gerathene Urbild eines ächten Seemanns war es, was Frankreich im Bailli von Suffren wieder fand.

Wir wollen es nicht versuchen, die geräuschvolle Begeisterung zu schildern, welche seine Ankunft unter den zu dieser Gesellschaft in Versailles zusammenberufenen Edelleuten hervorrief.

Suffren war ein Mann von sechsundfünfzig Jahren, stark, kurz, mit feurigem Auge und leichter, edler Geberde. Behend trotz seiner Beileibtheit, majestätisch trotz seiner Geschwindigkeit, trug er stolz seine Frisur oder vielmehr seine Mähne; wie ein Mensch, der gewohnt ist, aller Schwierigkeiten zu spotten, hatte er das Mittel gefunden, sich in seiner Postchaise ankleiden und frisiren zu lassen.

Er trug einen blauen, goldgestickten Rock, eine rothe Weste, blaue Beinkleider, und hatte den militärischen Kragen beibehalten, auf dem sich sein mächtiges Kinn wie die notwendige Ergänzung seines kolossalen Kopfes rundete.

Als er in den Saal der Garden eintrat, sagte Jemand ein Wort zu Herrn von Castries, der ungeduldig auf- und abging, und alsbald rief dieser:

»Herr von Suffren, meine Herren!«

Sogleich sprangen die Garden nach ihren Mousquetons und stellten sich von selbst in Linie auf, als hätte es sich um den König von Frankreich gehandelt, und sobald der Bailli vorüber war, formirten sie sich in guter Ordnung zu vier und vier, gleichsam um ihm als Geleite zu dienen.

Er drückte Herrn von Castries die Hand und suchte ihn zu umarmen; doch der Marineminister schob ihn sanft zurück und sprach:

»Nein, mein Herr, nein, ich will des Glücks, Sie zuerst zu umarmen, den Mann, der dessen würdiger ist, als ich, nicht berauben.«

Und auf diese Art fühlte er Herrn von Suffren bis zu Ludwig XVI.

»Herr Bailli,« rief der König ganz strahlend, sobald er ihn erblickte, »seien Sie in Versailles willkommen. Sie bringen dahin den Ruhm, Sie bringen Alles, was die Helden ihren Zeitgenossen auf Erden geben. Ich spreche nicht von der Zukunft, das ist Ihr Eigenthum. Umarmen Sie mich, Herr Bailli.«

Herr von Suffren hatte das Knie gebeugt, der König hob ihn auf und umarmte ihn so herzlich, daß ein langes Beben der Freude und des Triumphes die ganze Versammlung durchlief.

Ohne die dem König schuldige Achtung würden alle Anwesenden in Bravos und Beifallsrufe ausgebrochen sein.

Der König wandte sich gegen die Königin und sprach:

»Madame, das ist Herr von Suffren, der Sieger von Trinquemale und Gondelour, der Schrecken unserer Nachbarn, der Engländer, *mein* Jean Bart.«

»Mein Herr,« sagte die Königin, »ich habe Ihnen kein Lob zu spenden. Erfahren Sie nur, daß Sie keinen Kanonenschuß für den Ruhm Frankreichs gethan haben, ohne daß mein Herz vor Bewunderung und Dankbarkeit für Sie geschlagen.«

Die Königin hatte kaum geendigt, als der Graf von Artois mit seinem Sohne, dem Herzog von Angoulême, sich näherte und zu diesem sagte:

»Mein Sohn, Du siehst einen Helden. Schau ihn wohl an, das ist etwas Seltenes.«

»Monseigneur,« antwortete der junge Prinz seinem Vater, »kürzlich las ich die großen Männer von Plutarch, aber ich sah sie nicht. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Herrn von Suffren gezeigt haben.«

Es erhob sich ein Gemurmel um den Prinzen. Der Knabe konnte wahrnehmen, daß er ein Wort gesagt hatte, das bleiben würde.

Der König nahm Herrn von Suffren nun beim Arm und schickte sich an, ihn in sein Cabinet zu nehmen, um mit ihm über seine Reise und seine Expedition zu sprechen.

Herr von Suffren leistete aber einen ehrfurchtsvollen Widerstand und sprach:

»Sire, wollen Sie mir erlauben, da Eure Majestät so viel Güte für mich hat...«

»Oh!« rief der König, »Sie wünschen, Herr von Suffren?«

»Sire, einer meiner Officiere hat einen so schweren Fehler gegen die Disciplin begangen, daß ich dachte, Eure Majestät allein könne Richter in dieser Sache sein.«

»Oh! Herr von Suffren, ich hoffte, Ihre erste Bitte werde eine Gunst und nicht eine Bestrafung betreffen.«

»Sire, Eure Majestät wird, wie ich zu sagen die Ehre hatte, selbst beurtheilen, was zu thun ist.«

»Ich höre.«

»Bei dem letzten Gefecht commandirte der Officier, von dem ich spreche, den Sévère.«

»Oh! das Schiff, das die Flagge strich,« sagte der König, die Stirne faltend.

»Sire, der Capitän des Sévère hatte in der That seine Flagge gestrichen,« antwortete Herr von Suffren, »und schon schickte Sir Hugues, der englische Admiral, ein Boot ab, um die Prise mit seinen Leuten zu bemannen; als aber der Lieutenant des Schiffes, der die Kanonen des Zwischendecks überwachte, wahrnahm, daß das Feuer aufhörte, und den Befehl erhielt, die Kanonen schweigen zu lassen, stieg er auf das Verdeck; er sah, daß die Flagge gestrichen und der Capitän bereit war, sich zu ergeben. Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, Sire, aber bei diesem Anblick empörte sich Alles, was er von französischem Blut in sich hatte. Er nahm die Flagge, die sich im Bereich seiner Hand befand, griff nach einem Hammer, befahl das Feuer wieder zu beginnen und nagelte die Flagge über den Wimpel. Durch dieses Ereigniß, Sire, wurde der Sévère Eurer Majestät erhalten.«

»Ein schöner Zug, sagte der König.

»Eine wackere Handlung,« sprach die Königin.

»Ja, Sire, ja, Madame; aber eine schwere Rebellion gegen die Disciplin. Der Capitän hatte befohlen, der Lieutenant mußte gehorchen. Ich bitte Sie um Begnadigung dieses Officiers, Sire, ich bitte Sie um so dringender darum, als er mein Neffe ist.«

»Ihr Neffe!« rief der König, »und Sie haben mir nichts davon gesagt?«

»Dem König, nein; doch ich hatte die Ehre, dem Herrn Marine-Minister meinen Bericht abzustatten, und ersuchte ihn dabei, Eurer Majestät nichts zu sagen, bevor ich die Begnadigung des Schuldigen erlangt hätte.«

»Bewilligt! bewilligt!« rief der König, »und ich verspreche zum Voraus jedem Sünder gegen die Disciplin, der so die Ehre der Flagge und des Königs von Frankreich zu rächen weiß, meinen Schutz. Sie hätten mir diesen Offner vorstellen sollen, Herr Bailli.«

»Er ist hier,« erwiderte Herr von Suffren, »und da Eure Majestät erlaubt...«

Dann sich umwendend:

»Nähern Sie sich, Herr von Charny.«

Die Königin bebte, dieser Name erweckte in ihrem Geiste eine Erinnerung, welche zu frisch war, um schon verwischt zu sein.

Da trennte sich ein junger Officier von der um Herrn von Suffren gebildeten Gruppe und erschien plötzlich vor den Augen des Königs.

Ganz begeistert von der Erzählung seiner schönen That, hatte die Königin ihrerseits eine Bewegung gemacht, um dem jungen Mann entgegen zu gehen.

Aber beim Namen und beim Anblick des Seemanns, den Herr von Suffren dem König vorstellte, blieb sie stehen, erbleichte und gab ein kleines Gemurmel von sich.

Fräulein von Taverney erbleichte auch und schaute voll Angst die Königin an.

Ohne etwas zu sehen, ohne etwas anzuschauen, ohne daß sein Gesicht irgend eine andere Bewegung als Ehrfurcht ausdrückte, verbeugte sich Herr von Charny vor dem König, der ihm die Hand zum Kusse reichte, dann kehrte er bescheiden und zitternd unter den gierigen Blicken der Versammlung in den Kreis der Officiere zurück, die ihn geräuschvoll beglückwünschten und mit Schmeicheleien erdrückten.

Da trat ein Augenblick des Stillschweigens und der Aufregung ein, in dem man den König strahlend, die Königin lächelnd und unentschlossen, und Philipp, dem die Bewegtheit der Königin nicht entgangen war, unruhig und fragend sehen konnte.

»Auf! auf!« sagte endlich der König, »kommen Sie Herr von Suffren, kommen Sie, daß wir plaudern; ich sterbe vor Verlangen, Sie zu hören und Ihnen zu beweisen, wie viel ich an Sie gedacht habe.«

»Sire, so viel Güte...«

»Oh! Sie werden meine Karten sehen, Herr Bailli, Sie werden jede Phase Ihrer Expedition zum Voraus durch meine Sorgfalt errathen sehen. Kommen Sie, kommen Sie.«

Nachdem er hierauf, Herr von Suffren mit sich fortziehend, einige Schritte gemacht hatte, wandte er sich plötzlich gegen die Königin um und sagte:

»Oh! Madame, ich lasse, wie Sie wissen, ein Schiff von hundert Kanonen bauen, ich habe meine Ansicht über den Namen, den es bekommen soll, geändert; statt es zu nennen, wie wir gesagt habe, nicht wahr, Madame...«

Marie Antoinette, die sich wieder ein wenig gefaßt hatte, griff den Gedanken des Königs im Fluge auf und antwortete:

»Ja, ja, wir nennen es den *Suffren*, und ich werde mit dem Herrn Bailli die Pathin sein.«

Bis dahin zurückgehaltene Rufe: Es lebe der König! es lebe die Königin! brachen mit Gewalt

hervor.

»Es lebe der *Suffren!*« fügte der König mit großer Zartheit bei, denn Niemand konnte in Gegenwart des Königs rufen: Es lebe Herr von Suffren! während die ängstlichsten Beobachter der Etikette rufen konnten: »Es lebe das Schiff Seiner Majestät!«

»Es lebe der Suffren!« wiederholte die Versammlung voll Begeisterung.

Der König machte ein Zeichen des Dankes dafür, daß man seine Gedanken so gut begriffen, und führte den Bailli mit sich fort.

XII.

Herr von Charny.

Sobald der König verschwunden war, gruppirt sich Alles, was sich von Prinzen und Prinzessinnen im Saale befand, um die Königin.

Der Bailli hatte seinem Neffen durch ein Zeichen zu warten befohlen, und nach einer Verbeugung, welche Gehorsam andeutete, war dieser in der Gruppe, wo wir ihn gesehen, geblieben.

Die Königin, welche mit Andrée mehrere bezeichnende Blicke gewechselt hatte, verlor den jungen Mann beinahe nicht mehr aus dem Auge, und so oft sie ihn anschaute, sagte sie zu sich selbst:

»Er ist es, es läßt sich nicht bezweifeln.«

Fräulein von Taverney antwortete dann mit einer Pantomime, die der Königin keinen Zweifel übrig lassen sollte, denn sie bedeutete:

»Oh! mein Gott, ja, Madame; er ist es, er ist es ganz gewiß.«

Philipp bemerkte, wie gesagt, die Bewegtheit der Königin; er sah sie und fühlte, wenn nicht die Ursache doch wenigstens den unbestimmten Sinn davon.

Nie täuscht sich derjenige, welcher liebt, über den Eindruck derjenigen, die er liebt.

Er errieth also, die Königin sei von einem seltsamen, geheimnißvollen, Jedermann, sie und Andrée ausgenommen, unbekanntem Ereigniß betroffen worden.

Die Königin hatte wirklich die Haltung verloren und eine Zuflucht hinter ihrem Fächer gesucht, während sie gewöhnlich alle Welt zwang, die Augen niederzuschlagen.

Während sich der junge Mann fragte, worauf diese Bewegtheit der Königin hinauslaufen dürfte, während er die Gesichter der Herren von Coigny und Vaudreuil zu sondiren suchte, um sich zu versichern, ob sie keinen Antheil an diesem Geheimniß hätten, und er sah, daß sie sich ganz gleichgültig mit Herrn von Haga unterhielten, der nach Versailles gekommen war, um seine Aufwartung zu machen, trat ein Mann im majestätischen Cardinalsgewand, gefolgt von Officianten und Prälaten, in den Salon.

Die Königin erkannte Herrn Ludwig von Rohan, sie sah ihn von einem Ende des Saals am andern, und wandte sogleich den Kopf ab, ohne daß sie sich auch nur die Mühe nahm, das Falten ihrer Stirne zu verbergen.

Der Prälat durchschritt die ganze Versammlung, ohne Jemand zu grüßen, und ging gerade auf die Königin zu, vor der er sich mehr als ein Weltmann, der eine Frau, denn als ein Unterthan, der eine Königin grüßt, verbeugte.

Dann richtete er ein äußerst galantes Compliment an Ihre Majestät, doch sie wandte kaum den Kopf um, murmelte ein paar eiskalt ceremoniöse Worte und setzte ihr Gespräch mit Frau von Lamballe und Frau von Polignac fort.

Der Prinz Ludwig schien den schlechten Empfang der Königin nicht bemerkt zu haben. Er beendigte seine Verbeugungen, drehte sich ohne Hast um und wandte sich mit aller Anmuth

eines vollkommenen Hofmanns an Mesdames, die Tanten des Königs, mit denen er sich lange unterhielt, in Betracht daß ihm kraft des bei Hofe üblichen Schaukelspieles hier ein ebenso wohlwollender Empfang zu Theil wurde, als der der Königin eisig gewesen war.

Der Cardinal Ludwig von Rohan war ein Mann in der Kraft des Alters, von imposanter Gestalt und edler Haltung; seine Züge drückten Verstand und Sanftmuth aus; er hatte einen feinen, bedachtsamen Mund und eine bewunderungswürdige Hand; seine etwas entblößte Stirne deutete den Mann der Studien an, und bei dem Prinzen von Rohan fand sich wirklich das Eine und das Andere.

Er war ein Mann, dem die Frauen huldigten, welche die Galanterie ohne Geckenhaftigkeit und ohne Geräusch liebten; seine Freigebigkeit war sprichwörtlich und er hatte wirklich das Mittel gefunden, sich mit einem Einkommen von sechzehnmal hunderttausend Livres für arm zu halten.

Der König liebte ihn, weil er gelehrt war, die Königin dagegen haßte ihn.

Die Gründe dieses Hasses sind nie genau bekannt geworden, aber sie unterliegen zwei Arten von Commentaren.

Einmal sollte der Prinz Ludwig als Botschafter in Wien, wie man sagte, dem König Ludwig XV. über Maria Theresia Briefe voll Ironie geschrieben haben, die Marie Antoinette diesem Diplomaten nie hätte verzeihen können.

Sodann, und dieß ist menschlicher und besonders wahrscheinlicher, sollte der Botschafter in Beziehung auf die Heirath der jungen Erzherzogin mit dem Dauphin an den König Ludwig XV., der den Brief laut bei einem Abendbrod bei Madame Dubarry vorgelesen, gewisse, für die Eitelkeit der damals sehr magern jungen Frau ungünstige Details geschrieben haben.

Diese Angriffe hätten Marie Antoinette tief verletzt, die sich nicht öffentlich als Opfer derselben anerkennen konnte, und sie hatte geschworen, den Urheber früher oder später dafür zu bestrafen.

Darunter fand sich natürlich eine ganz politische Intrigue.

Die Botschafterstelle in Wien war Herrn von Breteuil zu Gunsten des Herrn von Rohan entzogen worden.

Zu schwach, um offen gegen den Prinzen zu kämpfen, hatte Herr von Breteuil dann das angewandt, was man in der Diplomatie Geschicklichkeit nennt. Er hatte sich die Abschriften oder sogar die Originale des Prälaten, der damals Botschafter in Wien war, verschafft und, indem er wirklich von dem Prälaten geleistete Dienste durch die Feindseligkeiten gegen die österreichische Kaiserfamilie aufwog, in der Dauphine einen Bundesgenossen gefunden, entschlossen, eines Tags den Herrn Prinzen von Rohan zu Grunde zu richten.

Dieser Haß brütete dumpf bei Hofe fort und machte die Stellung des Cardinals sehr schwierig.

So oft er die Königin sah, hatte er den eisigen Empfang zu ertragen, von dem wir einen Begriff gegeben haben.

Doch über die Verachtung erhaben, war er nun wirklich stark oder riß ihn ein unwiderstehliches Gefühl hin, seiner Feindin Alles zu verzeihen, versäumte Ludwig von Rohan keine Gelegenheit, sich Marie Antoinette zu nähern, und hiezu fehlt es ihm nicht an Mitteln: Ludwig von Rohan war Großalmosenier des Hofes.

Nie hatte er sich beklagt, nie hatte er sich gegen Jemand ausgesprochen. Ein kleiner Kreis von Freunden, unter denen man den Baron von Planta, einen deutschen Officier, seinen innigen Vertrauten, auszeichnete, diente dazu, ihn über die königlichen Zurückstößungen zu trösten,

wenn die Damen des Hofes, die sich im Punkt der Strenge gegen den Cardinal nicht alle nach dem Muster der Königin richteten, dieses glückliche Resultat nicht bewerkstelligt hatten.

Der Kardinal war wie ein Schatten über das lachende Gemälde hingezogen, das in der Einbildungskraft der Königin spielte. Kaum hatte er sich entfernt, als sich Marie Antoinette wieder erheiterte und zur Frau Prinzessin von Lamballe sagte:

»Wissen Sie, daß die That dieses jungen Officers, des Neffen des Herrn Bailli, eine der merkwürdigsten dieses Krieges ist? Wie heißt er doch?«

»Herr von Charny, glaube ich,« antwortete die Prinzessin.

Dann sich gegen Andrée umwendend, fragte sie:

»Ist es nicht so, Fräulein von Taverney?«

»Charny, ja, Eure Hoheit,« erwiderte Andrée.

»Herr von Charny,« fuhr die Königin fort, »muß uns diese Episode selbst erzählen, ohne daß er einen einzigen Umstand übergehen darf. Man suche ihn. Ist er noch hier?«

Ein Officier ging eiligst weg, um den Befehl der Königin zu vollziehen.

In demselben Augenblick, wo sie umherschaute, gewahrte sie Philipp, und ungeduldig, wie immer, rief sie ihm zu:

»Herr von Taverney, sehen Sie doch nach.«

Philipp erröthete; vielleicht dachte er, er hätte dem Wunsche seiner Fürstin zuvorkommen müssen. Er schickte sich also an, den glücklichen Officier aufzusuchen, den er seit seiner Vorstellung nicht mit dem Auge verlassen hatte.

Das Suchen war ihm daher sehr leicht.

Herr von Charny kam nach einem Augenblick zwischen den Boten der Königin.

Der Kreis erweiterte sich vor ihm; die Königin konnte ihn nun mit größerer Aufmerksamkeit prüfen, als ihr dieß am Abend zuvor möglich gewesen war.

Es war ein junger Mann von sieben- bis achtundzwanzig Jahren, von schlankem, geradem Wuchs, mit breiten Schultern und vollkommenem Bein. Sein feines und zugleich sanftes Gesicht nahm einen seltsamen Character von Energie an, so oft er sein großes, blaues Auge mit dem tiefen Blick erweiterte; er war, merkwürdigerweise für einen Mann, der kurz zuvor die Kriege in Indien mitgemacht, ebenso weiß von Teint, als Philipp braun. Von einer bewunderungswürdigen Zeichnung, spielte sein nerviger Hals in einer Binde von weniger glänzender Weise, als seine schöne Haut.

Als er sich der Gruppe näherte, in deren Mittelpunkt die Königin sich befand, hatte er noch auf keine Weise kundgegeben, daß er Fräulein von Taverney oder die Königin selbst kenne.

Umgeben von Officieren, die ihn befragten und denen er höflich antwortete, schien er vergessen zu haben, daß er mit einem König gesprochen, daß eine Königin ihn angeschaut.

Diese Höflichkeit, diese Zurückhaltung waren ganz geeignet, ihn noch viel bemerkbarer für die Königin zu machen, welche so zartfühlend war in Allem, was das Benehmen betraf.

Herr von Charny hatte vollkommen Recht, vor Andern sein Erstaunen bei dem so unerwarteten Anblick der Damen vom Fiaker zu verbergen. Es war das höchste Maß von Klugheit und zarter Biederkeit, wo möglich sie selbst nicht wissen zu lassen, daß sie erkannt worden waren.

Natürlich und mit einer angemessenen Schüchternheit gleichsam belastet geblieben, erhob

sich der Blick des Herrn von Charny nicht eher, als bis ihn die Königin angeredet hatte.

»Herr von Charny,« sagte sie, »diese Damen wünschen, und es ist dieß ein sehr natürlicher Wunsch, da ich ihn auch hege, diese Damen wünschen die Affaire des Schiffes in allen ihren Einzelheiten zu kennen: ich bitte, erzählen Sie uns das.«

»Madame,« erwiderte der Seemann unter einem tiefen Stillschweigen, »ich bitte Eure Majestät flehentlich, nicht aus Bescheidenheit, sondern aus Menschlichkeit, mich von dieser Erzählung freizusprechen; was ich als Lieutenant des Sévère gethan habe, gedachten zu gleicher Zeit wie ich zehn Officiere, meine Cameraden, zu thun; ich schritt zuerst zur Ausführung, das ist mein ganzes Verdienst. Dem Geschehen die Wichtigkeit einer an Ihre Majestät gerichteten Erzählung zu geben, nein, Madame, das ist unmöglich, und Ihr großes Herz, Ihr Königliches Herz besonders, wird es begreifen. Der Commandant des Sévère ist ein braver Officier, der an diesem Tag den Kopf verloren hatte. Ach! Madame, Sie können es die Muthigsten sagen hören, man ist nicht alle Tage tapfer; er brauchte zehn Minuten, um sich zu erholen; unser Entschluß uns nicht zu ergeben, hat ihm die Frist verliehen und der Muth ist bei ihm wiedergekehrt; von diesem Augenblick an war er der Tapferste von uns Allen; darum beschwöre ich Eure Majestät, das Verdienst meiner Handlung nicht zu übertreiben, das wäre eine Gelegenheit, den armen Officier niederzuschmettern, der tagtäglich seine Vergeßlichkeit einer Minute beweint.«

»Gut, gut,« sagte die Königin, gerührt und strahlend vor Freude, da sie das günstige Gemurmel hörte, das die edelmüthigen Worte des jungen Officiers um sie her hervorgerufen hatten, »gut, Herr von Charny, Sie sind ein redlicher Mann, als einen solchen kannte ich Sie.«

Bei diesen Worten erhob der Officier das Haupt; eine ächt jugendliche Röthe bepurpurte sein Antlitz; seine Augen gingen mit einer Art Angst von der Königin zu Andrée über. Er fürchtete den Anblick dieser so edelmüthigen und in ihrem Edelmuth so schüchternen Natur.

Herr von Charny war in der That noch nicht beim Ende.

»Denn,« fuhr die unerschrockene Königin fort, »denn mögen Sie allesammt erfahren, daß Herr von Charny, dieser junge Officier, der sich gestern erst ausgeschifft, dieser Unbekannte uns sehr bekannt war, ehe er uns heute Abend vorgestellt wurde, und daß er allen Frauen bekannt zu sein und von allen bewundert zu werden verdient.«

Man sah, daß die Königin sprechen, daß sie eine Geschichte erzählen wollte, aus der Jeder einen kleinen Scandal, ein kleines Geheimniß auflesen konnte. Man bildete einen Kreis, man horchte, man drängte sich zusammen.

»Meine Damen,« sprach die Königin, »stellen Sie sich vor, daß Herr von Charny ebenso nachsichtig gegen die Damen ist, als unbarmherzig gegen die Engländer. Man hat mir von ihm eine Geschichte erzählt, die ihm, ich erkläre es Ihnen zum Voraus, in meinen Augen die größte Ehre macht.«

»Oh! Madame,« stammelte der junge Officier.

Man erräth, daß die Worte der Königin und die Gegenwart des Mannes, an welchen sie gerichtet waren, die Neugierde nur verdoppelten.

Ein Schauer durchlief das ganze Auditorium.

Die Stirne mit Schweiß bedeckt, hätte Charny ein Jahr seines Lebens dafür gegeben, wäre er noch in Indien gewesen.

»Man höre, wie sich die Sache verhält,« fuhr die Königin fort. »Zwei Damen von meiner Bekanntschaft hatten sich verspätet und waren in ein Gedränge gerathen. Sie liefen eine große

Gefahr, Herr von Charny kam in diesem Augenblick zufällig oder vielmehr glücklicher Weise vorüber. Er trieb die Menge auf die Seite, nahm die zwei Damen, ohne sie zu kennen, und obgleich es schwer war, ihren Rang zu unterscheiden, unter seinen Schutz und begleitete sie sehr weit, ich glaube zwei Meilen von Paris.«

»Ach! Eure Majestät übertreibt,« versetzte Herr von Charny lachend und beruhigt durch die Wendung, die die Erzählung genommen.

»Nun, so sagen wir fünf Meilen und sprechen wir nicht mehr davon,« unterbrach der Graf von Artois, der sich plötzlich in das Gespräch mischte.

»Gut, mein Bruder,« fuhr die Königin fort; »das Schönste dabei aber war, daß Herr von Charny nicht einmal den Namen der zwei Damen zu erfahren suchte, denen er diesen Dienst geleistet hatte, daß er sie an der Stelle, die sie ihm bezeichneten, absetzte, daß er sich entfernte, ohne nur den Kopf umzuwenden, so daß sie seinen schützenden Händen entkamen, ohne auch nur einen Augenblick beunruhigt worden zu sein.«

Man schrie, man bewunderte. Charny wurde von zwanzig Damen zugleich mit Complimenten überschüttet.

»Nicht wahr, das ist schön?« endigte die Königin; »ein Ritter von der Tafelrunde hätte es nicht besser gemacht.«

»Das ist herrlich!« rief der Chor.

»Herr von Charny,« sprach die Königin, »der König ist ohne Zweifel damit beschäftigt, Herrn von Suffren, Ihren Oheim, zu belohnen; ich, meinerseits, möchte gern etwas für den Neffen dieses großen Mannes thun.«

Sie reichte ihm die Hand.

Und während Charny bleich vor Freude seine Lippen darauf drückte, begrub sich Philipp, bleich vor Schmerz, in die weiten Vorhänge des Salons.

Andrée war ebenfalls erbleicht, und dennoch konnte sie nicht errathen, was Alles ihr Bruder litt.

Die Stimme des Grafen von Artois brach diese Scene ab, welche so interessant für einen Beobachter gewesen wäre.

»Ah! mein Bruder Provence,« rief er; »kommen Sie doch, mein Herr, kommen Sie; Sie haben ein schönes Schauspiel versäumt, den Empfang des Herrn von Suffren; es war in der That ein Augenblick, den die französischen Herzen nie vergessen werden. Wie, Teufels, haben Sie was versäumt, mein Bruder, ein Mann von so außerordentlicher Pünktlichkeit!«

Monsieur preßte die Lippen zusammen, grüßte die Königin zerstreut und antwortete mit einer Alltagsphrase.

Dann sagte er leise zu Herrn von Favras, seinem Capitän der Gardien:

»Wie kommt es, daß er in Versailles ist?«

»Ei! Monseigneur,« antwortete dieser, »ich frage mich das seit einer Stunde und habe es noch nicht begriffen.«

XIII.

Die hundert Louisd'or der Königin.

Nun, da wir unsere Leser die Bekanntschaft mit den Hauptpersonen dieser Geschichte haben machen oder erneuern lassen, nachdem wir sie sowohl in das kleine Haus des Grafen von Artois, als in den Palast König Ludwigs XVI. eingeführt, wollen wir sie wieder in das Haus der Rue Saint-Claude führen, wo die Königin von Frankreich incognito erschienen und mit Andrée von Taverney in den vierten Stock hinauf gestiegen war.

Sobald die Königin verschwunden war, zählte Frau von La Mothe, wie wir wissen, voll Freude die hundert Louisd'or, die ihr auf eine so wunderbare Weise vom Himmel zugefallen, einmal um's andere.

Fünzig schöne Doppellouis von acht und vierzig Livres, die auf dem armseligen Tisch ausgebreitet und in den Reflexen der Lampe strahlend, durch ihre aristociatische Gegenwart all' die dürrtigen Dinge in der elenden Dachstube zu demüthigen schienen.

Nach dem Vergnügen, zu haben, kannte Frau von La Mothe kein größeres, als das, sehen zu lassen. Der Besitz war nichts für sie, wenn er nicht Neid erregte.

Es war ihr schon seit ewiger Zeit widrig, ihre Kammerfrau zur Vertrauten ihres Elends zu haben; sie beeilte sich daher, sie zur Vertrauten ihres Glückes zu machen.

Sie rief Frau Clotilde, die im Vorzimmer geblieben war, gab dem Licht der Lampe geschickt eine solche Richtung, daß das Gold auf dem Tische glänzte, und sprach:

»Clotilde!«

Die Haushälterin machte einen Schritt in's Zimmer.

»Kommen Sie hierher und schauen Sie,« fügte Frau von La Mothe bei.

»Oh! Madame!« rief die Alte, die Hände faltend und den Hals vorstreckend.

»Sie waren besorgt wegen Ihres Lohnes?« sagte die Gräfin.

»Oh! Madame, nie habe ich ein Wort hierüber gesagt. Ich fragte die Frau Gräfin nur, wann sie mich bezahlen könnte, und das war natürlich, da ich seit drei Monaten nichts erhalten hatte.«

»Glauben Sie, daß das hinreicht, um Sie zu bezahlen?«

»Herr Jesus! Madame, wenn ich hätte, was da liegt, so wäre ich reich für mein ganzes Leben.«

Frau von La Mothe schaute die Alte an, zuckte mit einer Geberde unaussprechlicher Verachtung die Achseln und sagte:

»Es ist ein Glück, daß sich gewisse Leute des Namens erinnern, den ich führe, während ihn diejenigen, welche sich desselben erinnern müßten, vergessen.«

»Und wozu werden Sie all' dieß Geld verwenden?« fragte Frau Clotilde.

»Zu Allem!«

»Was ich am wesentlichsten fände, Madame, wäre meiner Ansicht nach, daß Sie meine Küche einrichten würden, denn, nicht wahr, nun, da Sie Geld haben, werden Sie Gäste bewirthen?«

»St!« machte Frau von La Mothe, »man klopft.«

»Madame täuscht sich,« entgegnete die Alte, die mit ihren Schritten stets sehr sparsam war.

»Ich sage Ihnen aber, daß man klopft.«

»Oh! ich versichere Madame...«

»Sehen Sie nach.«

»Ich habe nichts gehört.«

»Ja, wie vorhin; vorhin hatten Sie auch nichts gehört: nun! wenn die zwei Damen hinweggegangen wären, ohne hereinzukommen!«

Dieser Grund schien überzeugend für Frau Clotilde, denn sie wandte sich der Thüre zu.

»Hören Sie?« rief Frau von La Mothe.

»Oh! es ist wahr,« sagte die Alte, »ich gehe, ich gehe.«

Frau von La Mothe strich eilig die fünfzig Doppellouis vom Tisch auf ihre Hand, warf sie in eine Schublade, stieß diese wieder zu und murmelte:

»O Vorsehung! noch hundert Louisd'or.«

Diese Worte wurden mit einem Ausdruck skeptischer Gierde gesprochen, der Voltaire lächeln gemacht hätte.

Mittlerweile öffnete man die Thüre des Ruheplatzes und der Tritt eines Mannes wurde im ersten Zimmer hörbar.

Der Unbekannte und Frau Clotilde wechselten ein Paar Worte, ohne daß die Gräfin den Sinn davon auffassen konnte.

Dann schloß man die Thüre wieder, die Tritte verloren sich auf der Treppe und die Alte kehrte mit einem Brief in der Hand zurück.

»Hier!« sagte sie, der Gebieterin den Brief reichend.

Die Gräfin betrachtete aufmerksam die Schrift, den Umschlag und das Siegel; dann schaute sie empor und sagte:

»Ein Bedienter?« – »Ja, Madame.« – »Was für eine Livree?« – »Er hatte keine.« – »Ein Vertrauter also?« – »Ja.«

»Ich kenne dieses Wappen,« sprach Frau von La Mothe, während sie das Siegel noch einmal anschaute.

Dann näherte sie dieses Siegel der Lampe und sagte:

»Roth mit neun durchbrochenen goldenen Rauten: wer hat Roth mit neun durchbrochenen goldenen Rauten?«

Sie suchte einen Augenblick in ihren Erinnerungen, doch vergebens.

»Sehen wir immerhin den Brief an,« murmelte sie.

Und nachdem sie ihn sorgfältig geöffnet, um das Siegel nicht zu zerbrechen, las sie:

»Madame, die Person, an die Sie ein Gesuch gerichtet haben, wird Sie morgen Abend besuchen, wenn es Ihnen beliebt, Ihre Thüre für sie zu öffnen.«

»Und das ist Alles?«

Die Gräfin strengte abermals ihr Gedächtniß an.

»Ich habe an so viele Personen geschrieben,« sagte sie.

»An alle Welt.

»Ist die Person, die mir antwortet, ein Mann oder eine Frau?«

»Die Handschrift besagt nichts ... unbedeutend ... eine wahre Secretärshandschrift.

»Dieser Styl? ein gönnerhafter Styl ... flach und alt.«

Dann wiederholte sie:

»»Die Person, an die Sie ein Gesuch gerichtet haben...««

»In dieser Phrase liegt die Absicht, zu demüthigen. Es kommt gewiß von einer Frau.«

Sie fuhr fort:

»»Wird Sie morgen Abend besuchen, wenn es Ihnen beliebt, Ihre Thüre für sie zu öffnen.««

»Eine Frau hätte gesagt: Wird Sie morgen Abend erwarten.

»Doch die Damen von gestern, sie sind wohl gekommen, und es waren vornehme Damen.

»Keine Unterschrift.

»Wer hat denn Roth mit neun durchbrochenen goldenen Rauten?

»Oh!« rief die Gräfin plötzlich, »habe ich denn den Kopf verloren? die Rohan, bei Gott!«

»Ja, ich habe an Herrn von Guéménée und an Herrn von Rohan geschrieben: der Eine von ihnen antwortet mir, das ist ganz einfach.

»Doch der Wappenschild ist nicht in vier Felder getheilt, der Brief ist vom Cardinal.

»Oh! der Cardinal, dieser Galan, dieser Weiberknecht, dieser Ehrgeizige; er wird Frau von La Mothe besuchen, wenn Frau von La Mothe ihm ihre Thüre öffnet.

»Gut! er mag ruhig sein, die Thüre wird ihm geöffnet werden.

»Und wann ist das? Morgen Abend.«

Sie versank in eine Träumerei.

»Eine Dame vom Guten Werke, die hundert Louisd'or gibt, kann in einer Dachstube empfangen werden; sie kann auf meinem kalten Boden frieren, sie kann leiden auf meinen Stühlen, die so hart sind, wie der Rost des heiligen Lorenz, abgesehen vom Feuer. Aber ein Kirchenfürst, ein Boudoirmann, ein Herzenüberwinder? Nein, nein, die Armuth, die ein solcher Almosenier besucht, braucht mehr Luxus, als gewisse Reiche haben.«

Die Gräfin wandte sich nun gegen die Haushälterin um, die ihr Bett vollends zurecht machte, und sagte:

»Frau Clotilde, vergessen Sie nicht, mich morgen frühzeitig zu wecken.«

Um behaglicher denken zu können, bedeutete die Gräfin hierauf der Alten durch ein Zeichen, sie möge sie allein lassen.

Frau Clotilde fachte wieder das Feuer an, das man in der Asche begraben hatte, um der Stube ein elenderes Aussehen zu geben, schloß die Thüre und zog sich in den Dachwinkel zurück, wo sie ihre Lagerstätte hatte.

Jeanne von Valois wachte, statt zu schlafen, die ganze Nacht hindurch. Sie schrieb mit dem Bleistifte beim Schein der Nachtlampe Bemerkungen und versank erst, nachdem sie des kommenden Tages sicher war, gegen drei Uhr Morgens in die Ruhe des Schlummers, aus dem Frau Clotilde, welche kaum mehr als sie geschlafen hatte, sie mit dem ersten Dämmerlichte erweckte.

Gegen acht Uhr hatte sie ihre Toilette beendet, die aus einem zierlichen seidenen Kleid und einem geschmackvollen Kopfputz bestand.

Zugleich als vornehme Dame und als hübsche Frau beschuht, das Schönplästerchen auf dem linken Backenbein, die gestickte Militaire am Faustgelenke, ließ sie eine Art von Karren von dem Platze holen, wo man dergleichen Locomotiven fand, nämlich von der Rue du Pont-aux-

Choux.

Sie würde eine Sänfte vorgezogen haben, aber diese hätte man zu fern herholen müssen.

Der Karren, ein vollendeter Stuhl, bespannt mit einem kräftigen Auvergnaten, erhielt Befehl, die Frau Gräfin nach der Place Royale zu führen, wo unter den südlichen Arcaden in dem alten Erdgeschoß eines verlassenen Hotels Meister Fingret, Tapezierer und Decorateur, wohnte, bei dem ältere und neuere Möbel zum Verkauf und zur Vermiethung wohlfeil zu finden waren.

Der Auvergnat karnte seine Kundin rasch von der Rue Saint-Claude nach der Place Royale.

Zehn Minuten nach ihrem Abgang gelangte die Gräfin in die Magazine von Meister Fingret, wo wir sie sogleich in Bewunderung und Auswahl begriffen in einer Art von Pandämonium finden, das wir zu skizziren suchen wollen.

Man stelle sich fünfzig Fuß lange und ungefähr dreißig Fuß breite Remisen mit einer Höhe von siebenzehn Fuß vor; an den Wänden allerlei Tapeten aus den Zeiten Heinrichs IV. und Ludwigs XIII., an den durch die Menge der aufgehängten Gegenstände verborgenen Decken Kronleuchter mit Girandolen, die an ausgestopfte Eidechsen, Kirchenlampen und fliegende Fische anstoßen.

Auf dem Boden aufgehäufte Teppiche und Matten, Möbel mit gedrehten Säulen, mit vierkantigen Füßen, geschnitzte Schenktische von Eichenholz, Wandtische nach der Mode Ludwigs XV. mit vergoldeten Pfoten, Sophas mit rosa Damast oder Utrechter Sammet überzogen, Ruhebetten, große lederne Lehnstühle, wie Sully sie liebte, Schränke von Ebenholz mit Füllungen in Relief und messingenen Stäbchen, Tische von Boule mit Blättern von Schmelz oder Porzellan, Triktrake, Putztische mit vollständiger Ausrüstung, Commoden mit eingeleger Arbeit von Instrumenten oder Blumen.

Lagerstätten von Rosen- oder Eichenholz mit Eckenden oder Baldachin-Vorhängen von allen Formen, von allen Dessins, von allen Stoffen sich verhalfternd, sich vermengend, sich verwählend oder sich zerstoßend in den Halbschatten der Remise.

Claviere, Spinette, Harfen, ägyptische Klappern auf einem Tischchen; der Hund Marlborough ausgestopft und mit Augen von Schmelz.

Sodann Weißzeug von allen Qualitäten: Damenkleider neben Sammetröcken hängend, Degenriffe von Stahl, von Silber, von Perlmutter.

Hohe Leuchter, Portraits von Ahnherren und Ahnfrauen, Bilder Grau in Grau, eingerahmte Stiche, und alle die Nachahmungen von Vernet, wie sie damals in der Mode, von jenem Vernet, zu dem die Königin so anmuthreich und so fein sagte:

»Entschieden, Herr Vernet, sind Sie der einzige Mann in Frankreich, der den Regen und das Wetter machen kann.«

XIV.

Meister Fingret.

Das Alles ist es, was die Augen und folglich die Einbildungskraft der wenig Begüterten in den Magazinen des Meisters Fingret auf der Place Royale verführte.

Lauter Waaren, die nicht ganz neu waren, wie es der Schild redlich sagte, die aber vereinigt einander Werth gaben und am Ende eine viel beträchtlichere Gesamtsumme darstellten, als die hochmüthigsten Schacherer verlangt haben würden.

Frau von La Mothe bemerkte erst, als sie zur Betrachtung aller dieser Reichthümer zugelassen war, was ihr in der Rue Saint-Claude fehlte.

Es fehlte ihr ein Salon, um Sophas, Fauteuils und Bergères zu enthalten.

Ein Speisezimmer, um Schränke, Etagères und Anrichtetisch aufzunehmen.

Ein Boudoir für die Zitzvorhänge, die Nipptische und die Feuerschirme.

Was ihr, wenn sie Salon, Speisezimmer und Boudoir hatte, noch fehlte, das war das Geld, um die Möbel zu bekommen, die sie in diese neue Wohnung stellen sollte.

Doch mit den Tapezierern von Paris ist jederzeit leicht eine Uebereinkunft zu treffen gewesen, und wir haben nie sagen hören, eine hübsche junge Frau sei auf der Schwelle einer Thüre gestorben, die sie sich nicht habe öffnen lassen können.

In Paris miethet man, was man nicht kauft, und die Möbelvermiether sind es, die das Sprüchwort: »Sehen ist haben,« in Umlauf brachten.

In der Hoffnung auf eine mögliche Miethet warf Frau von La Mothe, nachdem sie Maße genommen, ihr Auge auf ein Möbel von goldgelber Seide, das ihr beim ersten Anblick gefiel.

Um Alles zu ordnen, müßte man den dritten Stock, bestehend aus einem Vorzimmer, einem Speisezimmer, einem kleinen Salon und einem Schlafzimmer miethen.

So daß man im dritten Stock die Almosen der Cardinäle und im vierten die der Unterstützungsanstalten in Empfang nehmen würde, das heißt im Luxus die der Leute, welche Wohlthätigkeit aus Prahlerei üben, in der Armuth die Geschenke der mit Vorurtheilen Behafteten, die nicht gerne denjenigen geben, für welche der Empfang kein Bedürfniß ist.

Nachdem die Gräfin so ihren Entschluß gefaßt, wandte sie ihre Augen nach der dunklen Seite der Remise, nämlich nach derjenigen, wo sich die Reichthümer am glänzendsten boten, nach der Seite der Krystalle, der Goldrahmen, der Spiegel.

Sie sah hier, mit ungeduldiger Miene und etwas unverschämtem Lächeln, mit der Mütze in der Hand, einen Pariser Bürgersmann, der auf den an einander gedrückten Nägeln seiner beiden Zeigefinger einen Schlüssel herumschnellen ließ.

Dieser würdige Aufseher der Gelegenheitswaaren war kein Anderer, als Herr Fingret, dem seine Commis den Besuch einer schönen Dame gemeldet hatten.

Man konnte im Hofe dieselben Commis sehen, kurz und eng in Bure und Camelot gekleidet, ihre kleinen Waden in etwas grellen Strümpfen. Sie waren beschäftigt, mit den älteren Möbeln die minder alten zu restauriren, oder besser gesagt, Sophas, Lehnstühle und antike Polster zu

plündern und das Roßhaar und die Federn herauszuziehen, die zum Ausstopfen ihrer Nachfolger dienen sollten.

Der Eine krämpelte das Roßhaar, vermengte es großmüthig mit Werg und stopfte ein neues Geräthe damit voll.

Der Andere bauchte gute Fauteuils.

Der Dritte bügelte mit aromatischen Wassern gereinigte Stoffe aus.

Und mit diesen alten Ingredienzien richtete man die so schönen Möbel zurecht, welche Frau von La Mothe in diesem Augenblick bewunderte.

Da Herr Fingret bemerkte, daß seine Kundin die Operationen seiner Commis sehen und die Gelegenheit in einem minder günstigen Lichte anschauen konnte, als es für seine Interessen ersprießlich war, so schloß er eine Glastüre, die nach dem Hofe ging, aus Furcht, wie er sagte, der Staub könnte blendend sein für Madame...

Bei diesem »Madame« hielt er inne.

Es war dieß eine Frage.

»Die Frau Gräfin von La Mothe Valois,« erwiderte Jeanne nachlässig.

Bei diesem wohlklingenden Titel sah man nun Herrn Fingret seine Finger lösen, den Schlüssel in die Tasche stecken und sich der Gräfin nähern.

»Oh!« sprach er, »es ist nichts hier, was für Madame taugt. Ich habe Neues, Schönes, Prächtiges! Die Frau Gräfin darf nicht denken, weil es auf der Place Royale ist, habe das Haus von Meister Fingret nicht eben so schöne Möbel als der Tapezierer des Königs. Wollen Sie gefälligst dieß Alles lassen, Madame, und sehen wir im andern Magazin nach.«

Jeanne erröthete.

Alles, was sie hier gesehen, kam ihr sehr schön vor, so schön, daß sie nicht einmal hoffen durfte, es kaufen zu können.

Ohne Zweifel geschmeichelt, daß sie von Herrn Fingret so gut beurtheilt wurde, konnte sie sich der Furcht nicht erwehren, er beurtheile sie zu gut.

Sie verwünschte ihren Stolz und bereute, daß sie sich nicht als einfache Bürgersfrau angekündigt hatte.

Doch aus jeder schlimmen Lage zieht sich ein gewandter Geist mit Vortheil heraus.

»Nichts Neues, mein Herr,« sagte sie, »ich will nichts Neues haben.«

»Madame will ohne Zweifel eine Wohnung für Freunde möbliren?«

»Ganz richtig, eine Wohnung für Freunde, und Sie begreifen, daß für eine solche Wohnung...«

»Vortrefflich, Madame wähle,« erwiderte Fingret, schlau wie ein Handelsmann von Paris, welcher seine Eitelkeit nicht darein setzt, daß er eher Altes als Neues verkauft, wenn er aus dem Einen so viel gewinnen kann, als aus dem Andern.

»Dieses kleine goldfarbige Möbel zum Beispiel?« fragte die Gräfin.

»Oh! das ist unbedeutend, es hat nur zehn Stücke.«

»Das Zimmer ist mittelmäßig,« entgegnete die Gräfin.

»Das Möbel ist ganz neu, wie Madame sehen kann.«

»Nun, und eine Gelegenheitswaare?«

»Allerdings,« versetzte Herr Fingret lachend; »doch so wie es ist, ist es achthundert Livres werth.«

Dieser Preis machte die Gräfin beben; wie, sollte sie gestehen, die Erben der Valois begnüge sich mit einem Gelegenheitsmöbel, könne aber die achthundert Livres nicht bezahlen?

Sie entschloß sich zu einer schlechten Laune und rief:

»Es ist nicht vom Kaufen die Rede, mein Herr. Woraus entnehmen Sie, ich wolle dergleichen alten Kram kaufen? Es handelt sich nur um ein Miethen und dabei...«

Fingret machte ein saures Gesicht, denn unmerklich verlor seine Kundin an ihrem Werthe. Es handelte sich nicht mehr um den Verkauf eines neuen Möbels, oder nur eines Gelegenheitsmöbels, sondern bloß um eine Miethe.

»Sie wünschen dieses ganze goldgelbe Möbel zu miethen,« sagte er, »für ein Jahr etwa?«

»Nein, für einen Monat. Ich habe Jemand aus der Provinz zu möbliren.«

»Das macht hundert Livres im Monat,« sagte Meister Fingret.

»Sie scherzen, mein Herr, denn bei dieser Rechnung würde mein Möbel nach Ablauf von acht Monaten mir gehören.«

»Einverstanden, Frau Gräfin.«

»Nun und dann?«

»Wenn es Ihnen gehörte, würde es nicht mehr mir gehören, und folglich hätte ich mich nicht um die Auffrischung und Wiederherstellung zu bekümmern, lauter Dinge, welche Geld kosten.«

Frau von La Mothe dachte nach.

»Hundert Livres,« sagte sie zu sich selbst, »das ist viel; doch man muß die Sache mit Vernunft betrachten: entweder wird das in einem Monat zu theuer sein und dann gebe ich dem Tapezierer die Möbel zurück und lasse ihm eine große Meinung, oder ich kann in einem Monat ein neues Möbel bestellen. Ich gedachte fünf- bis sechshundert Livres aufzuwenden, machen wir die Sache großartig; geben wir hundert Thaler aus.«

»Ich behalte dieses goldfarbige Möbel für einen Salon mit allen ähnlichen Vorhängen,« sprach sie laut.

»Gut, Madame.«

»Und die Teppiche?«

»Hier sind sie.«

»Was werden Sie für ein anderes Zimmer geben?«

»Diese grünen Stühle ohne Lehne, diesen Schrank von Eichenholz, diesen Tisch mit gedrehten Füßen, diese grünen Damastvorhänge.«

»Gut; und für ein Schlafzimmer?«

»Ein breites, schönes Bett, vortreffliches Bettzeug, eine Bettdecke von Sammet, rosa und mit Silber gestickt, blaue Vorhänge, eine etwas gothische, aber reich vergoldete Kamingarnitur.«

»Toilette?«

»Mit Spitzen von Mecheln. Schauen Sie selbst, Madame. Commode von äußerst zarter, eingeleger Arbeit, ein ähnliches Nähtischchen, Sopha mit Stickerei, ebenso die Stühle, eleganter Kamin, kommt aus dem Schlafzimmer der Frau von Pompadour in Choisy.«

»Dieß Alles um welchen Preis?«

»Für einen Monat?«

»Ja.«

»Vierhundert Livres.«

»Ah! Herr Fingret, ich bitte, halten Sie mich nicht für eine Grisette. Man blendet Leute meines Standes nicht mit Lappen. Wollen Sie gefälligst bedenken, daß vierhundert Livres monatlich viertausend achthundert Livres im Jahr ausmachen, und daß ich um diesen Preis ein ganz möbliertes Hotel bekäme.«

Meister Fingret kratzte sich hinter dem Ohr.

»Sie verleiden mir die Place Royale,« fuhr die Gräfin fort.

»Das brächte mich in Verzweiflung.«

»Beweisen Sie es mir. Ich will für dieses ganze Mobiliar nur hundert Thaler geben.«

Jeanne sprach diese letzten Worte mit so viel würdevoller Hoheit, daß der Handelsmann abermals an die Zukunft dachte.

»Es sei, Madame,« sagte er.

»Und zwar unter einer Bedingung.«

»Und welcher, Madame?«

»Daß dieß Alles heute Nachmittag um drei Uhr nach der Wohnung, die ich Ihnen bezeichnen werde, gebracht und in dieser geordnet ist.«

»Es ist zehn Uhr, Madame, bedenken Sie wohl, es schlägt eben zehn Uhr.«

»Ja oder nein.«

»Wohin soll es kommen?«

»Nach der Rue Saint-Claude, im Marais.«

»Gut, gut.«

Der Tapezierer öffnete die Hofthüre und rief: »Sylvain! Lanbry! Rémy!«

Drei von seinen Gehilfen eilten herbei, entzückt, einen Vorwand zu haben, um ihre Arbeit zu unterbrechen, einen Vorwand, um die schöne Dame zu sehen.

»Die Tragbahnen, meine Herren, die Handwagen.«

»Rémy, Sie packen das goldgelbe Möbel auf; Sylvain, das Vorzimmer in den Wagen, während Sie, der Sie sehr pünktlich sind, das Schlafzimmer zu besorgen haben.«

»Setzen wir die Rechnung auf und ich unterzeichne den Empfang, Madame, wenn es Ihnen genehm ist.«

»Hier sind sechs Doppellouis und ein einfacher Louisd'or! geben Sie mir heraus.«

»Hier sind zwei Sechs-Livres-Thaler, Madame.«

»Von denen ich einen diesen Herren schenke, wenn das Geschäft beendet ist.«

Nach diesen Worten reichte sie dem Tapezierer ihre Adresse und kehrte zu dem Schubkarren zurück, auf dem sie gekommen war.

Eine Stunde später hatte sie die Wohnung im dritten Stock gemiethet, und es waren noch nicht zwei Stunden vergangen, als schon der Salon, das Vorzimmer und das Schlafzimmer gleichzeitig möblirt wurden.

Der Sechs-Livres-Thaler war von den Herren Laudry, Rémy und Sylvain in zehn Minuten verdient.

Nachdem die Wohnung so verwandelt war, nachdem man die Fensterscheiben gereinigt und die Kamine mit Feuer versehen hatte, begab sich Jeanne an ihre Toilette; sie weidete sich an dem Glück, auf einem guten Teppich zu wandeln, an der warmen Atmosphäre, die von den wattirten Wänden zurückströmte, sie athmete mit Entzücken den Duft einiger Lackviolen ein, welche

freudig ihren Stengel in japanesischen Vasen, ihren Kopf in dem lauen Dunst des Zimmers badeten.

Meister Fingret hatte die goldenen Arme nicht vergessen, welche die Kerzen tragen, und auf den beiden Seiten der Spiegel waren die Lichter mit Glasgirandolen angebracht, die unter dem Feuer der Wachslichter in allen Farben des Regenbogens spielen.

Feuer, Blumen, Kerzen, duftende Rosen, Alles wandte Jeanne zur Verschönerung des Paradieses an, das sie für Seine Exzellenz bestimmte.

Sie war sogar dafür besorgt, daß die Thüre des Schlafzimmers, mit absichtlicher Koketterie halb geöffnet, ein schönes, sanftes, rothes Feuer blicken ließ, in dessen Reflexen die Füße des Fauteuils, das Bettgestell und die Feuerböcke der Frau von Pompadour, Köpfe von Chimären, worauf der reizende Fuß der Marquise geruht, glänzten.

Darauf beschränkte sich die Coketterie von Jeanne nicht.

Wenn das Feuer das Innere dieses Zimmers hervorhob, wenn die Wohlgerüche die Frau verriethen, so verrieth die Frau eine Abstammung, eine Schönheit, einen Geist, einen Geschmack, würdig einer Eminenz.

Jeanne behandelte ihre Toilette mit einer Sorgfalt, über die Herr von La Mothe, ihr abwesender Gatte, Rechenschaft von ihr verlangt hätte. Die Frau war würdig der Wohnung und des von Meister Fingret gemietheten Mobiliars.

Nachdem sie ein nur leichtes Mahl eingenommen, um ihre ganze Geistesgegenwart zu besitzen und ihre elegante Blässe zu bewahren, begrub sich Jeanne in einen großen Fauteuil beim Feuer in ihrem Schlafzimmer.

Ein Buch in der Hand, einen Pantoffel auf einem Tabouret, wartete sie, zugleich auf das Picken der Unruhe ihrer Pendeluhr und das entfernte Geräusch der Wagen horchend, welche selten die Ruhe der Einöde des Marais störten.

Sie wartete, die Glocke schlug neun Uhr, zehn Uhr, elf Uhr; Niemand kam, Niemand im Wagen, Niemand zu Fuß.

Elf Uhr! das ist doch die Stunde der galanten Prälaten, die ihren Wohlthätigkeitssinn bei einem Souper im Faubourg geschärft haben und, da sie nur zwanzigmal ihre Räder drehen zu lassen brauchen, sich Beifall spenden, daß sie um einen so wohlfeilen Preis menschenfreundlich und religiös sind.

Es schlug mit düsteren Tönen Mitternacht bei den Filles du Calvaire.

Weder Prälat noch Wagen, die Kerzen fingen an zu erbleichen, einige überströmten in durchsichtigen Lachen ihre Schalen von vergoldetem Kupfer.

Unter Seufzern wieder angefacht, hatte sich das Feuer in Kohlenglut und dann in Asche verwandelt. Es herrschte eine africanische Hitze in den zwei Zimmern.

Die alte Dienerin, die sich aufgeputzt hatte, brummte und beklagte ihre Haube mit den anspruchsvollen Bändern, deren Knoten, die sich mit ihrem Kopfe beugten, wenn sie vor ihrer Kerze im Vorzimmer entschlief, nicht unberührt, sei es von den Beleckungen der Flamme, sei es von den Angriffen des flüssigen Wachses, wieder in die Höhe kamen.

Um halb ein Uhr stand Jeanne ganz wüthend von ihrem Lehnstuhle auf, den sie mehr als hundertmal am Abend verlassen hatte, um das Fenster zu öffnen und ihre Blicke in die Tiefen der Straßen zu tauchen.

Das Quartier war ruhig, wie vor der Erschaffung der Welt.

Sie ließ sich entkleiden, schlug das Abendbrod aus und entließ die Alte, deren Fragen ihr lästig zu werden anfangen.

Und allein, inmitten ihrer seidenen Tapeten, unter ihren schönen Vorhängen, in ihrem vortrefflichen Bett, schlief sie nicht besser, als am Tage vorher, denn am vorhergehenden Tage war ihre Sorglosigkeit glücklicher, sie entsprang aus der Hoffnung.

Doch indem sie sich dem schlimmen Geschick entgegen wandte, indem sie sich gegen dasselbe anstremmte, fand Jeanne eine Entschuldigung für den Cardinal.

Einmal die, daß der Kardinal Großalmosenier sei, daß er tausend Geschäfte habe, welche beunruhigend und folglich viel wichtiger seien als irgend ein Besuch in der Rue Saint-Claude.

Dann eine andere Entschuldigung:

Er kennt die kleine Gräfin von Valois nicht, eine sehr tröstliche Entschuldigung für Jeanne. Oh! gewiß, sie würde sich nicht getröstet haben, hätte Herr von Rohan sein Wort nach einem ersten Besuche gebrochen.

Dieser Grund, den Jeanne sich selbst angab, bedurfte eines Beweises, um ganz gut zu erscheinen.

Jeanne vermochte sich nicht zu bezwingen; sie sprang ganz weiß in ihrem Nachtgewande aus dem Bett, zündete die Kerzen an der Nachtlampe an und betrachtete sich lange im Spiegel.

Nach der Prüfung lächelte sie, blies die Lichter aus und legte sich wieder zu Bette.

Die Entschuldigung war gut.

XV.

Der Cardinal von Rohan

Ohne sich entmuthigen zu lassen, begann Jeanne am andern Tage wieder die Wohnungstoilette und die Frauentoilette.

Der Spiegel hatte sie belehrt, Herr von Rohan würde kommen, hätte er nur ein wenig von ihr sprechen hören.

Es schlug sieben Uhr und das Feuer des Salons brannte in seiner ganzen Pracht, als ein Wagen den Abhang der Rue Saint-Claude herabrollte.

Jeanne hatte noch nicht Zeit gehabt, sich an das Fenster zu stellen und ungeduldig zu werden.

Aus dem Wagen stieg ein Mann in weitem Ueberrock; sobald die Hausthüre wieder hinter diesem Mann geschlossen war, fuhr der Wagen in eine benachbarte Gasse, um die Rückkehr des Gebieters zu erwarten.

Bald ertönte die Klingel, und das Herz der Frau von La Mothe schlug so gewaltig, daß man es hätte hören können.

Aber Jeanne schämte sich, daß sie einer unvernünftigen Gemüthsbewegung nachgab, befahl ihrem Herzen Stillschweigen und legte so gut als möglich eine Stickerei auf dem Tisch, eine neue Composition auf dem Clavier, eine Zeitung auf der Ecke des Kamins zurecht.

Nach einigen Secunden meldete Clotilde der Frau Gräfin:

»Die Person, welche vorgestern geschrieben.«

»Laßt sie eintreten,« erwiderte Jeanne.

Ein leichter Tritt, krachende Schuhe, ein schöner Mann in Sammet und Seide gekleidet, den Kopf hochtragend und in diesem kleinen Gemach dem Anschein nach mehr als zehn Fuß hoch, dieß war es, was Jeanne wahrnahm, als sie sich zum Empfang erhob.

Das von der *Person* beobachtete *Incognito* hatte sie unangenehm berührt.

Sie beschloß auch den ganzen Vortheil einer Frau, welche überlegt hat, zu benützen, und fragte mit einer Verbeugung nicht eines Schützlings, sondern einer Beschützerin:

»Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?«

Der Prinz schaute die Thüre des Salons an, vor welcher die Alte verschwunden war, und antwortete:

»Ich bin der Cardinal von Rohan.«

Was Frau von La Mothe, die sich den Anschein gab, als erröthete sie und als würde sie ganz verwirrt vor lauter Demuth, mit einer Verneigung erwiderte, wie man sie nur vor den Königen macht.

Dann rückte sie ein Fauteuil vor, und statt sich auf einen Sessel zu setzen, wie die Etikette es verlangt hätte, nahm sie in dem großen Lehnstuhl Platz.

Als der Cardinal sah, daß man sich's bequem machen konnte, legte er seinen Hut auf den Tisch, schaute Jeanne, die ihn ebenfalls anschaute, in's Gesicht und sagte:

»Es ist also wahr, Mademoiselle...«

»Madame,« unterbrach ihn Jeanne.

»Verzeihen Sie ... Ich vergaß ... Es ist also wahr, Madame.«

»Mein Mann nennt sich Graf von La Mothe, Monseigneur.«

»Richtig, richtig, Gendarme des Königs oder der Königin.«

»Ja, Monseigneur.«

»Und Sie, Madame, Sie sind eine geborene Valois?«

»Valois, ja, Monseigneur.«

»Ein großer Name,« sprach der Cardinal, die Beine kreuzend, »ein seltener, erloschener Name.«

Jeanne errieth den Zweifel des Kardinals.

»Erloschen,« sagte sie, »nein, Monseigneur, da ich ihn führe und einen Bruder habe, der Baron Valois ist.«

»Anerkannt?«

»Es bedarf keiner Anerkennung, Monseigneur; mag mein Bruder reich oder arm sein, er wird darum nicht minder das sein, als was er geboren ist, Baron von Valois.«

»Madame, ich bitte, erzählen Sie mir ein wenig diese Erbschaft. Sie interessiren mich, ich liebe die Wappenkunst.«

Jeanne erzählte einfach, nachlässig, was der Leser schon weiß.

Der Cardinal horchte und schaute.

Er gab sich nicht die Mühe, seine Eindrücke zu verbergen. Wozu? er glaubte weder an das Verdienst noch an den Stand von Jeanne; er sah sie hübsch, arm; er schaute, das war genug.

Jeanne, welche Alles bemerkte, errieth den schlimmen Gedanken des zukünftigen Protector's.

»Somit sind Sie wirklich unglücklich gewesen?« sagte Herr von Rohan mit gleichgültigem Wesen.

»Ich beklage mich nicht, Monseigneur.«

»Man hat mir in der That die Schwierigkeiten Ihrer Lage bedeutend übertrieben.«

Er schaute umher.

»Diese Wohnung ist bequem, angenehm möblirt.«

»Für eine Grisette allerdings,« entgegnete Jeanne hart und ungeduldig, das Treffen zu beginnen; »ja, Monseigneur.«

Der Cardinal machte eine Bewegung.

»Wie?« sagte er, »Sie nennen diese Einrichtung eine Grisetteneinrichtung?«

»Monseigneur,« erwiderte sie, »ich glaube nicht, daß Sie dieses Mobiliar eine Prinzessinneneinrichtung nennen können.«

»Und Sie sind Prinzessin,« sagte er mit einer von jenen unmerklichen Ironien, welche nur die ausgezeichneten Geister oder die Leute von sehr hohem Geschlecht ohne entschiedene Unverschämtheit mit ihrer Sprache zu vermischen das Geheimniß besitzen.

»Ich bin als eine Valois geboren, wie Sie als ein Rohan, das ist Alles, was ich weiß,« sagte sie.

Diese Worte sprach sie mit so sanfter Majestät des Unglücks, das sich empört, mit so viel Majestät des Weibes, das sich verkannt fühlt, sie waren zugleich so harmonisch und so würdig, daß der Fürst nicht dadurch verletzt, der Mensch aber bewegt wurde.

»Madame,« sagte er, »ich vergaß, daß mein erstes Wort eine Entschuldigung hätte sein sollen. Ich schrieb Ihnen gestern, ich würde hieher kommen, doch ich hatte in Versailles beim Empfang von Herrn Suffren zu thun und mußte auf das Vergnügen, Sie zu sehen, verzichten.«

»Monseigneur erweist mir noch zu viel Ehre, daß er heute an mich gedacht hat, und der Herr Graf von La Mothe, mein Gatte, wird noch lebhafter die Verbannung beklagen, in der ihn die Noth hält, da ihn diese Verbannung hindert, sich eines so erhabenen Besuches zu erfreuen.«

Das Wort Gatte erregte die Aufmerksamkeit des Cardinals.

»Sie leben allein, Madame?« sagte er.

»Ganz allein, Monseigneur.«

»Das ist schön von Seiten einer jungen und hübschen Frau.«

»Das ist einfach, Monseigneur, von Seiten einer Frau, die in jeder andern Gesellschaft, als in der, von welcher ihre Armuth sie entfernt, nicht an ihrem Platze wäre.«

Der Cardinal schwieg.

»Es scheint,« sagte er nach einer Pause, »es scheint, die Genealogen ziehen Ihre Abstammung nicht in Zweifel?«

»Wozu dient mir das?« erwiderte Jeanne mit verächtlichem Tone, während sie mit einer reizenden Geberde die kleinen, rund gekräuselten, gepuderten Haarlocken von ihren Schläfen aufhob.

Der Cardinal rückte sein Fauteuil näher hinzu, als wollte er mit seinen Füßen das Feuer erreichen.

»Madame,« sagte er, »ich möchte gern wissen, wozu ich Ihnen nützlich sein könnte.«

»Zu nichts, Monseigneur.«

»Wie, zu nichts?«

»Eure Eminenz überhäuft mich mit Ehre.«

»Sprechen wir offener.«

»Ich vermöchte nicht offener zu sein, als ich es bin, Monseigneur.«

»Sie beklagten sich so eben,« sagte der Cardinal umherschauend, als wollte er Jeanne daran erinnern, daß sie ihr Mobiliar eine Grisetteneinrichtung genannt habe.

»Ja, es ist wahr, ich beklagte mich.«

»Nun, also. Madame...«

»Nun, Monseigneur, ich sehe, daß mir Eure Eminenz ein Almosen spenden will, nicht wahr?«

»Oh! Madame...«

»Nichts Anderes. Almosen habe ich empfangen, werde aber nicht ferner empfangen.«

»Was soll dieß bedeuten?«

»Monseigneur, ich bin seit einiger Zeit genug gedemüthigt; es ist mir nicht mehr möglich zu widerstehen.«

»Madame, Sie irren sich. Im Unglück ist man nicht entehrt...«

»Selbst mit dem Namen, den ich führe? sagen Sie, würden Sie betteln, Herr von Rohan?«

»Ich spreche nicht von mir,« erwiderte der Cardinal in einer gewissen, mit Stolz gemischten Verlegenheit.

»Monseigneur, ich kenne nur zwei Arten, Almosen zu verlangen: im Wagen oder an einer

Kirchenthüre; mit Gold und Sammet oder in Lumpen. Wohl denn! vor Kurzem erwartete ich nicht die Ehre Ihres Besuches; ich glaubte mich vergessen.«

»Ah! Sie wußten also, daß ich es war, der geschrieben?«

»Habe ich nicht Ihr Wappen auf dem Siegel des Briefes gesehen, womit Sie mich beehrten?«

»Sie stellten sich jedoch, als erkannten Sie mich nicht.«

»Weil Sie mir nicht die Ehre erwiesen, sich melden zu lassen.«

»Wohl! dieser Stolz gefällt mir,« sprach lebhaft der Cardinal, indem er mit wohlgefälliger Aufmerksamkeit die feurigen Augen und die hoffärtige Physiognomie von Jeanne anschaute.

»Ich sagte also,« fuhr diese fort, »ich sagte, ich habe, ehe ich Sie gesehen, den Entschluß gefaßt, den elenden Mantel, der meine Armuth verschleiert, der die Nacktheit meines Namens bedeckt, liegen zu lassen und in Lumpen, wie jede christliche Bettlerin, um mein Brod nicht den Stolz, sondern die Menschenliebe der Vorübergehenden anzuflehen.«

»Ihre Mittel sind hoffentlich noch nicht erschöpft?«

Jeanne antwortete nicht.

»Sie haben irgend ein Gut, und wäre es auch mit Hypotheken belastet; Familienschmuck? Dieses zum Beispiel.«

Er deutete auf eine Büchse, mit der die weißen und zarten Finger der jungen Frau spielten.

»Dieses?« sagte sie.

»Eine originelle Büchse, bei meinem Wort. Erlauben Sie?«

»Ah! ein Porträt.«

Er nahm sie.

Als bald machte er eine Bewegung des Erstaunens.

»Sie kennen das Original dieses Porträts?« fragte Jeanne.

»Es ist Maria Theresia.«

»Maria Theresia?«

»Ja, die Kaiserin von Oestreich.«

»Wahrhaftig!« rief Jeanne. »Sie glauben, Monseigneur?«

Der Cardinal schaute noch einmal die Büchse an und fragte dann:

»Woher haben Sie das?«

»Von einer Dame, die vorgestern hier war.«

»Bei Ihnen?«

»Bei mir.«

»Von einer Dame...«

Der Cardinal betrachtete die Büchse mit neuer Aufmerksamkeit.

»Ich irre mich, Monseigneur,« sagte die Gräfin, »es waren zwei Damen.«

»Und eine von den zwei Damen hat Ihnen diese Büchse gegeben?« fragte der Cardinal mißtrauisch.

»Nein, sie hat sie mir nicht gegeben.«

»Wie kommt sie dann in Ihre Hände?«

»Sie hat sie bei mir vergessen.«

Der Cardinal versank dermaßen in Gedanken, daß die Gräfin von Valois darüber besorgt

wurde und dachte, sie thue wohl daran, auf ihrer Hut zu sein.

Dann erhob der Cardinal das Haupt, schaute die Gräfin aufmerksam an und sagte:

»Und wie heißt diese Dame? Nicht wahr, Sie verzeihen mir, daß ich diese Frage an Sie richte? ich schäme mich dessen und komme mir vor wie ein Richter.«

»Monseigneur, die Frage ist in der That seltsam.«

»Indiscret vielleicht; aber seltsam...«

»Seltsam, ich wiederhole es. Wenn ich die Dame kennte, welche die Bonbonniere hier hat liegen lassen...«

»Nun!«

»So hätte ich sie ihr schon zurückgeschickt. Ohne Zweifel ist ihr daran gelegen, und ich möchte nicht gern ihren freundlichen Besuch durch eine Unruhe von achtundvierzig Stunden belohnen.«

»Ah! Sie kennen sie nicht...«

»Nein, ich weiß nur, daß es die Superiorin einer Stiftung zu guten Werken ist.«

»Von hier?«

»Von Versailles.«

»Von Versailles ... die Superiorin einer Wohlthätigkeitsanstalt...«

»Monseigneur, ich empfangen Frauen, die Frauen demüthigen eine arme Frau nicht, indem sie ihr Unterstützung bringen, und diese Dame, die durch menschenfreundliche Mittheilungen über meine Lage in Kenntniß gesetzt war, legte hundert Louisd'or auf mein Kamin, als sie mich besuchte.«

»Hundert Louisd'or!« sagte der Cardinal mit Erstaunen; dann, als er sah, er könnte die Empfindlichkeit von Jeanne verletzen, denn diese machte wirklich eine Bewegung, fügte er bei:

»Verzeihen Sie, Madame, ich wundere mich nicht, daß man Ihnen diese Summe gegeben hat. Sie verdienen im Gegentheil alle Fürsorge wohlthätiger Leute, und Ihre Geburt macht es für sie zum Gesetz, Ihnen nützlich zu sein. Nur der Titel: Dame vom guten Werke, setzte mich in Erstaunen; die Damen vom guten Werke pflegen kleinere Almosen zu spenden. Könnten Sie mir nicht das Porträt dieser Dame geben, Gräfin?«

»Das ist schwierig, Monseigneur,« erwiderte Jeanne, um die Neugierde des Cardinals zu stacheln.

»Wie, schwierig, da sie hier gewesen ist?«

»Allerdings. Die Dame, welche ohne Zweifel nicht erkannt sein wollte, verbarg ihr Gesicht in einer ziemlich weiten Kaputze; überdieß war sie in Pelze gehüllt. Doch...«

Die Gräfin gab sich das Ansehen, als besinne sie sich.

»Doch...« wiederholte der Cardinal. – »Doch glaubte ich zu sehen ... Ich behaupte nicht, Monseigneur.« – »Was glaubten Sie zu sehen?« – »Blaue Augen.« – »Der Mund?« – »Klein, obgleich die Lippen ein wenig dick, besonders die Unterlippe.« – »Von hohem oder mittlerem Wuchs?« – »Von mittlerem Wuchs.« – »Die Hände?« – »Vollkommen.« – »Der Hals?« – »Lang und dünn.« – »Die Physiognomie?« – »Streng und edel.« – »Der Accent?« – »Etwas gehemmt. Doch, Sie kennen vielleicht diese Dame, Monseigneur?«

»Wie sollte ich sie kennen, Frau Gräfin?« fragte lebhaft der Prälat.

»Nach der Art, wie Sie mich befragen, Monseigneur, oder sogar durch die Sympathie, welche

alle Arbeiter guter Werke für einander hegen.«

»Nein, Madame, nein, ich kenne sie nicht.«

»Wenn Sie jedoch irgend eine Vermuthung hätten?«

»In welcher Hinsicht?«

»Etwa eine Vermuthung, die Ihnen dieses Porträt einflöste?«

»Ah!« erwiderte rasch der Cardinal, der befürchtete, er habe zu viel errathen lassen, »ja, allerdings, dieses Porträt...«

»Nun, dieses Porträt, Monseigneur?«

»Nun! es kommt mir immer vor, als wäre dieses Porträt...?«

»Nicht wahr, das der Kaiserin Maria Theresia?«

»Ich glaube, ja.«

»Somit denken Sie...«

»Ich denke, daß Sie den Besuch von irgend einer deutschen Dame empfangen haben, einer von denjenigen etwa, welche eine Unterstützungsanstalt gegründet...«

»In Versailles?«

»In Versailles, ja, Madame.«

Der Cardinal schwieg hierauf.

Doch man sah klar, daß er noch zweifelte, und daß die Gegenwart der Büchse im Hause der Gräfin sein ganzes Mißtrauen wieder erweckt hatte.

Nur war das, was Jeanne nicht völlig unterschied, was sie vergebens zu erklären suchte, der Grund des Gedankens des Cardinals, ein sichtbar für sie unvortheilhafter Gedanke, der in nichts Geringerem bestand, als darin, daß er sie im Verdacht hatte, sie wolle ihm durch äußern Schein eine Falle stellen.

Man konnte wirklich erfahren haben, welches Interesse der Cardinal an den Angelegenheiten der Königin nahm; es war dieß ein Hofgerücht, das entfernt nicht im Zustand eines Halbgeheimnisses geblieben, und wir haben sogar angeführt, wie sehr gewisse Feinde sich Mühe gaben, die Erbitterung zwischen der Königin und ihrem Großalmosenier zu unterhalten.

Dieses Porträt von Maria Theresia, diese Büchse, deren sie sich gewöhnlich bediente – der Cardinal hatte sie hundertmal in ihren Händen gesehen – wie fand sich das in den Händen der Bettlerin Jeanne?

War die Königin wirklich selbst in diese armselige Wohnung gekommen?

Und wenn sie gekommen, war sie Jeanne unbekannt geblieben? aus welchem Grunde verheimlichte sie die Ehre, die ihr zu Theil geworden?

Der Prälat zweifelte.

Er zweifelte schon am Tage vorher. Der Name Valois hatte ihn auf seiner Hut zu sein gelehrt, und nun handelte es sich nicht mehr um eine arme Frau, sondern um eine von einer Königin, die ihre Wohlthaten persönlich brachte, unterstützte Prinzessin.

War Marie Antoinette auf diese Weise mildthätig?

Während der Cardinal so zweifelte, fühlte sich Jeanne die ihn nicht aus dem Blicke verlor, und der keines von den Gefühlen des Prinzen entging, auf der Folter. Für die mit einem Hintergedanken belasteten Gewissen ist der Zweifel derjenigen, die man gern mit der reinen Wahrheit überzeugen möchte, ein wirkliches Märtyrthum.

Das Stillschweigen war für Beide peinlich. Der Cardinal brach es durch eine neue Frage.

»Und die Dame, die Ihre Wohlthäterin begleitete, haben Sie dieselbe bemerkt? Können Sie mir sagen, wie sie aussah?«

»Oh! diese habe ich genau gesehen,« antwortete die Gräfin; »sie ist groß und schön, hat ein entschlossenes Gesicht, einen herrlichen Teint, reiche Formen.«

»Und die andere Dame hat sie nicht genannt?«

»Doch, einmal, bei ihrem Taufnamen.«

»Und ihr Taufname heißt?«

»Andrée.«

»Andrée!« rief der Cardinal. Und er bebte.

Diese Bewegung entging der Gräfin La Mothe so wenig, als die andern.

Der Cardinal wußte nun, woran er sich zu halten hatte, der Name Andrée benahm ihm alle Zweifel.

Man wußte in der That, daß die Königin zwei Tage vorher mit Fräulein von Taverney in Paris gewesen. Eine gewisse Geschichte von einer Verzögerung, von einem geschlossenen Thor, von einem ehelichen Streit zwischen dem König und der Königin war in Versailles in Umlauf gekommen.

Der Cardinal athmete.

Es fand sich weder eine Falle noch ein Complot in der Rue Saint-Claude. Frau von La Mothe kam ihm schön und rein vor, wie der Engel der Unschuld.

Man mußte jedoch eine letzte Probe machen. Der Prinz war Diplomat.

»Gräfin,« sagte er, »ich muß gestehen, Eines wundert mich ganz besonders.«

»Was, Monseigneur?«

»Daß Sie sich mit Ihrem Namen und Ihren Titeln nicht an den König gewendet haben.«

»An den König?«

»Ja.«

»Monseigneur, ich habe zwanzig Eingaben, zwanzig Bittschriften an den König abgeschickt.«

»Ohne Erfolg?«

»Ohne Erfolg.«

»In Ermangelung des Königs würden alle Prinzen des Königlichen Hauses Ihre Reclamationen angenommen haben. Der Herr Herzog von Orléans zum Beispiel ist mildthätig, und dann liebt er es oft, das zu thun, was der König nicht thut.«

»Ich habe bei Seiner Hoheit dem Herzog von Orléans ansuchen lassen, doch vergebens.«

»Vergebens! Das setzt mich in Erstaunen.«

»Warum? Ist man nicht reich oder wird man nicht empfohlen, so geht jedes Gesuch im Vorzimmer der Fürsten verloren.«

»Da ist noch Monseigneur, bei Graf von Artois. Die verschwenderischen Leute verrichten zuweilen bessere Handlungen, als die wohlthätigen Leute.«

»Es war bei Monseigneur dem Grafen von Artois wie bei Seiner Hoheit dem Herzog von Orléans, wie bei Seiner Majestät dem König von Frankreich.«

»Doch Mesdames, die Tanten des Königs? Oh! Gräfin, diese mußten Ihnen, wenn mich nicht

Alles täuscht, günstig antworten.«

»Nein, Monseigneur.«

»Oh! ich kann nicht glauben, daß Madame Elisabeth, die Schwester des Königs, ein unempfindliches Herz gehabt hat.«

»Es ist wahr, auf meine Bitte hat Ihre Königlich Hoheit mir versprochen, mich zu empfangen, doch ich weiß nicht, wie es gekommen ist, nachdem sie meinen Mann empfangen hatte, wollte sie, wie dringend ich auch bat, Nichts mehr von sich hören lassen.«

»Das ist in der That seltsam,« sagte der Cardinal.

Dann rief er plötzlich und als tauchte dieser Gedanke erst in diesem Augenblick in seinem Geiste auf:

»Aber, mein Gott! wir vergessen...«

»Was?«

»Die Person, an die Sie sich vor Allem hätten wenden müssen.«

»An wen hätte ich mich wenden müssen?«

»An die Gnadenspenderin, an diejenige, welche nie eine verdiente Unterstützung versagt hat, an die Königin.«

»An die Königin?«

»Ja, an die Königin. Haben Sie sie gesehen?«

»Nie,« antwortete Jeanne mit vollkommener Einfachheit.

»Wie, Sie haben der Königin kein Gesuch überreicht?«

»Nie.«

»Sie haben nicht von Ihrer Majestät eine Audienz zu erlangen gesucht?«

»Ich habe mich bemüht, doch ist es mir nicht gelungen.«

»Sie haben es wenigstens versucht, sich ihr auf den Weg zu stellen, um bemerkt und an den Hof berufen zu werden. Das war ein Mittel.«

»Nein, wahrhaftig, ich bin in meinem Leben nur zweimal in Versailles gewesen, und habe nur zwei Personen dort gesehen, den Herrn Doctor Louis, der meinen unglücklichen Vater im Hotel Dieu behandelt hatte, und den Herrn Baron von Taverney, dem ich empfohlen war.«

»Und was hat Ihnen Herr von Taverney gesagt? Er war vollkommen im Stande, Ihnen Zugang zu der Königin zu verschaffen.«

»Er hat mir gesagt, ich sei sehr ungeschickt.«

»Warum?«

»Daß ich als einen Anspruch auf das Wohlwollen des Königs eine Verwandtschaft geltend mache, welche natürlich Seiner Majestät widrig sein müsse, da ein armer Verwandter nie gefalle.«

»Das ist der selbstsüchtige, brutale Baron,« sagte der Prinz.

Dann überlegt er sich wieder den Besuch Andrée's bei der Gräfin und dachte:

»Es ist seltsam, der Vater weist die Bittstellerin zurück, und die Königin führt die Tochter zu ihr. In der That, aus diesem Widerspruch muß etwas hervorgehen.«

»So wahr ich ein Edelmann bin,« sprach er dann, »ich bin ganz erstaunt, daß ich sagen höre, eine Bittstellerin, eine Frau vom ersten Adel, habe weder den König noch die Königin gesehen.«

»Höchstens gemalt,« sagte Jeanne lächelnd.

»Wohl denn,« rief der Cardinal, dießmal überzeugt von der Unwissenheit und Aufrichtigkeit der Gräfin, »ich werde Sie, wenn es sein muß, selbst nach Versailles führen und die Thüren für Sie öffnen lassen.«

»Oh! Monseigneur, welche Güte!« rief die Gräfin im höchsten Grad erfreut.

Der Cardinal näherte sich ihr und sprach:

»Gräfin, binnen Kurzem muß sich nothwendig alle Welt für Sie interessiren.«

»Ach! Monseigneur,« sagte Jeanne mit einem anbetungswürdigen Seufzer, »glauben Sie das aufrichtig?«

»Oh! ich bin davon überzeugt.«

»Ich glaube, Sie schmeicheln mir,« sagte Jeanne.

Und dabei schaute sie ihn fest an.

Diese plötzliche Veränderung mußte mit Recht die Gräfin in Erstaunen setzen, die der Cardinal zehn Minuten vorher mit einer ächt prinzlichen Vornehmheit behandelt hatte.

Wie der Pfeil eines Bogenschützen abgeschossen, traf Jeanne's Blick den Cardinal in sein Herz oder in seine Sinnlichkeit. Er enthielt das Feuer des Ehrgeizes oder des Verlangens; aber es war Feuer.

Herr von Rohan, der sich auf die Frauen verstand, mußte sich zugestehen, er habe wenige so verführerische gesehen.

»Ah! Bei meiner Treue,« sagte er zu sich selbst mit dem ewigen Hintergedanken der durch die Diplomatie erzogenen Hofleute, »ah! bei meiner Treue, es wäre ein zu außerordentlicher oder zu glücklicher Fall, wenn ich zugleich eine ehrliche Frau, die das Aussehen einer Verschmitzten hat, und im Elend eine allmächtige Beschützerin fände.«

»Monseigneur,« unterbrach ihn die Sirene, »Sie beobachten bisweilen ein Stillschweigen, das mich beunruhigt; verzeihen Sie mir, daß ich es Ihnen sage.«

»Wie soll ich das verstehen, Gräfin?« fragte der Cardinal.

»Monseigneur, ein Mann, wie Sie, verfehlt sich gegen die Höflichkeit nur bei zwei Arten von Frauen.«

»Oh! mein Gott, was wollen Sie mir sagen, Gräfin? Bei meinem Wort, Sie erschrecken mich.« Er nahm sie bei der Hand.

»Ja,« sprach die Gräfin, »bei zwei Arten von Frauen, ich habe es gesagt und wiederhole es.«

»Lassen Sie hören, bei welchen?«

»Bei Frauen, die man zu sehr liebt, und bei Frauen, die man nicht genug schätzt.«

»Gräfin, Gräfin, Sie machen mich erröthen. Ich hätte der Höflichkeit gegen Sie ermangelt?«

»Gewiß.«

»Sagen Sie das nicht, es wäre entsetzlich.«

»Wahrhaftig, Monseigneur, denn Sie können mich nicht zu sehr lieben, und ich habe Ihnen, bis jetzt wenigstens, nicht das Recht gegeben, mich zu wenig zu schätzen.«

Der Cardinal nahm Jeanne's Hand und erwiderte:

»Oh! Gräfin. Sie sprechen in der That, als wären Sie gegen mich aufgebracht.«

»Nein, Monseigneur, denn Sie haben meinen Zorn noch nicht verdient.«

»Und ich werde ihn nie verdienen, Madame, von diesem Tage an, wo ich das Vergnügen gehabt habe, Sie zu sehen und Sie kennen zu lernen.«

»Oh! mein Spiegel, mein Spiegel!« dachte Jeanne.

»Und von diesem Tage an wird meine teilnehmende Sorge Sie nicht mehr verlassen.«

»Oh! Monseigneur, genug, genug,« sagte die Gräfin, die ihre Hand nicht aus den Händen des Cardinals zurückgezogen hatte.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Sprechen Sie mir nicht von Ihrer Protection.«

»Gott verhüte, daß ich je das Wort Protection ausspreche. Oh! Madame, nicht Sie würde es demüthigen, sondern mich.«

»Dann nehmen wir Eines an, Herr Cardinal, was mir unendlich schmeicheln würde.«

»Wenn dem so ist, so nehmen wir das Eine an.«

»Nehmen wir an, Sie haben Frau von La Mothe Valois einen Höflichkeitsbesuch gemacht. Nicht wahr?«

»Natürlich nichts Geringeres als das,« erwiderte der galante Cardinal.

Und er hob Jeanne's Finger an seine Lippen und drückte einen ziemlich langen Kuß darauf.

Die Gräfin zog ihre Hand zurück.

»Oh! Höflichkeit,« sagte der Cardinal mit dem feinsten Geschmack und dem größten Ernst.

Jeanne gab ihre Hand zurück, die der Cardinal dießmal ganz ehrfurchtsvoll küßte.

»O! so ist es sehr gut, Monseigneur.«

Der Cardinal verbeugte sich; die Gräfin aber fuhr fort:

»Wenn ich wüßte, daß ich einen ob auch noch so geringen Theil an dem so erhabenen und so sehr in Anspruch genommenen Geiste eines Mannes, wie Sie sind, besäße, oh! ich schwöre Ihnen, das könnte mich ein Jahr trösten.«

»Ein Jahr! Das ist sehr kurz ... hoffen wir mehr, Gräfin.«

»Nun! ich sage nicht nein, Herr Cardinal,« erwiderte sie lächelnd.

Herr Cardinal ganz kurz war eine Vertraulichkeit, deren sich Frau von La Mothe zum zweiten Male schuldig machte. Reizbar in seinem Stolz, hätte sich der Cardinal darüber wundern können, aber die Dinge hatten einen Grad erreicht, daß er sich nicht nur nicht darüber wunderte, sondern sogar damit, wie mit einer Gunst, zufrieden war.

»Oh! Vertrauen,« rief er, während er noch näher auf sie zurückte. »Das ist gut, das ist gut.«

»Ja, ich habe Vertrauen. Monseigneur, denn ich fühle in Eurer Eminenz...«

»Sie sagten vorhin Herr, Gräfin.«

»Sie müssen mir verzeihen, Monseigneur, ich kenne den Hof nicht. Ich sage also, ich habe Vertrauen, weil Sie im Stande sind, einen abenteuerlichen, muthigen Geist, wie der meinige, und ein ganz reines Herz zu begreifen. Trotz der Prüfungen der Armuth, trotz der Kämpfe, welche niedrige Feinde gegen mich gekämpft haben, wird Eure Eminenz in mir, das heißt in meinem Gespräche, zu nehmen wissen, was Ihrer würdig ist. Im Uebrigen wird mir Eure Eminenz Nachsicht gewähren.«

»Somit sind wir Freunde, Madame. Das ist unterzeichnet, beschworen.«

»Mir ist es ganz lieb.«

Der Cardinal stand auf und ging auf Frau von La Mothe zu; da er aber die Arme für einen

einfachen Schwur ein wenig zu weit offen hatte, so wich ihm die Gräfin leicht und geschmeidig aus.

»Freundschaft zu Drei,« sagte sie mit einem unnachahmlichen Ausdruck von Spott und Unschuld.

»Wie, Freundschaft zu Drei?« fragte der Cardinal.

»Allerdings, gibt es nicht in der Welt einen armen Gendarmen, einen Verbannten, den man den Grafen von La Mothe nennt?«

»Oh! Gräfin, welch ein beklagenswerthes Gedächtniß besitzen Sie!«

»Ich muß wohl von ihm sprechen, da Sie nicht von ihm sprechen.«

»Wissen Sie, warum ich nicht von ihm spreche?«

»Sagen Sie es mir.«

»Weil er immerhin selbst genug sprechen wird; glauben Sie mir, die Ehemänner vergessen sich nie.«

»Und wenn er von sich spricht?«

»Dann wird man von Ihnen, man wird von uns sprechen.«

»Wie so?«

»Man wird Zum Beispiel sagen, der Herr Graf von La Mothe habe es gut oder habe es schlecht gefunden, daß der Herr Cardinal von Rohan drei-, vier- oder fünfmal in der Woche Frau von La Mothe in der Rue Saint-Claude besuche.«

»Aber werden Sie mir so viel sagen, Herr Cardinal, drei-, vier- oder fünfmal in der Woche?«

»Wo wäre dann die Freundschaft, Gräfin? Ich sagte fünfmal und irrte mich. Sechs- oder siebenmal mußte ich sagen, die Schalttage nicht gerechnet.«

Jeanne lachte.

Der Cardinal bemerkte, daß sie zum ersten Mal seinen Scherzen die Ehre erwies, und fühlte sich auch dadurch geschmeichelt.

»Werden Sie es verhindern, daß man spricht?« sagte sie. »Sie wissen wohl, daß dieß unmöglich ist.« – »Ja,« erwiderte er. – »Und wie?« – »Ah! das ist eine ganz einfache Sache; mit Recht oder mit Unrecht kennt mich das Volk von Paris.« – »Oh! gewiß, und zwar mit Recht, Monseigneur.« – »Aber Sie ist es so unglücklich nicht zu kennen.« – »Nun!« – »Stellen wir die Frage anders.« – »Stellen Sie sie, das heißt...« – »Wie Sie wollen. Wenn Sie zum Beispiel...« – »Vollenden Sie.« – »Wenn Sie ausgingen, statt daß Sie mich ausgehen machten.« – »Ich soll in Ihr Hotel gehen, Monseigneur?« – »Sie gingen wohl zu einem Minister.« – »Ein Minister ist kein Mann, Monseigneur.« – »Sie sind anbetungswürdig. Nun wohl! es handelt sich nicht um mein Hotel, ich habe ein Haus.« – »Ein kleines Haus⁵, drücken wir uns deutlich aus.« – »Nein, ein Haus, das Ihnen gehört.« – »Oh!« rief die Gräfin, »ein Haus, das mir gehört. Und wie dieß? Ich wußte nichts von diesem Haus.«

Der Cardinal, der sich wieder gesetzt hatte, stand auf.

»Morgen früh um zehn Uhr werden Sie die Adresse davon erhalten.«

Die Gräfin erröthete, der Cardinal nahm artig ihre Hand.

Und dießmal war der Kuß zugleich ehrerbietig, zärtlich und kühn.

Beide grüßten sich sodann mit dem Reste von lächelnder Ceremonie, welche eine nahe bevorstehende Vertraulichkeit bezeichnet.

»Leuchten Sie Monseigneur,« rief die Gräfin.

Die Alte kam und leuchtete.

Der Prälat ging hinaus.

»Mir scheint, ich habe da einen großen Schritt in der Welt vorwärts gemacht,« dachte Jeanne.

»Ah! ah!« dachte der Cardinal, während er in seinen Wagen stieg, »ich habe ein doppeltes Geschäft gemacht. Diese Frau besitzt zu viel Geist, um nicht die Königin einzunehmen, wie sie mich eingenommen hat.«

XVI.

Mesmer und Saint-Martin.

Es gab eine Zeit, wo Paris ganz geschäftslos und voll Muße in Leidenschaft für Fragen glühte, welche in unsern Tagen das Monopol der Reichen sind, die man die Unnützen, und der Gelehrten, die man die Faullenzer nennt.

Im Jahre 1782, das heißt in der Zeit, zu der wir gelangt sind, war die Modefrage, die Frage, die obenauf schwamm, die in der Luft schwebte, die in allen ein wenig erhabenen Köpfen festhielt, wie die Dünste an den Bergen, der Mesmerismus, eine mystische Wissenschaft, schlecht definiert durch ihre Erfinder, die, da sie das Bedürfniß nicht fühlten, eine Entdeckung schon bei ihrer Geburt volksthümlich zu machen, diese den Namen eines Mannes, das heißt, einen aristokratischen Titel annehmen ließen, statt eines von den aus dem Griechischen geschöpften wissenschaftlichen Namen, mit deren Hilfe die schamhafte Bescheidenheit der modernen Gelehrten heut zu Tage jedes scientivische Element verallgemeinert.

Wozu sollte es in der That im Jahre 1784 nützen, eine Wissenschaft zu democratisiren? Das Volk, das seit mehr als anderthalb Jahrhunderten von denen, die es regierten, nicht zu Rathe gezogen worden war, zählte es für Etwas im Staat? nein: das Volk war die fruchtbare Erde, die da einbrachte, es war die reiche Ernte, die man schnitt, der Herr der Erde aber war der König, und die Schnitter waren der Adel.

Heute hat sich Alles geändert: Frankreich gleicht einer uralten Sanduhr; neunhundert Jahre hat sie die Stunde des Königthums angegeben; die mächtige Hand des Herrn hat sie umgedreht; Jahrhunderte hindurch wird sie die Aera des Volks bezeichnen.

Im Jahre 1784 war also der Name eines Mannes eine Empfehlung. Heute würde im Gegentheil der höhere Werth einem von Dingen herrührenden Manne zuerkannt werden.

Doch lassen wir heute, um den Blick auf gestern zu werfen. Was ist bei der Rechnung der Ewigkeit diese Entfernung von einem halben Jahrhundert? nicht einmal so groß wie die zwischen dem gestrigen Tage und dem morgigen bestehende.

Der Doctor Mesmer war in Paris, wie Marie Antoinette selbst, da sie den König um Erlaubniß bat, ihm einen Besuch zu machen, uns mitgetheilt hat. Man erlaube uns also, ein paar Worte über Doctor Mesmer zu sagen, dessen Name, heute nur noch im Gedächtniß einer kleinen Anzahl von Adepten, in der Zeit, die wir zu schildern versuchen, in Aller Mund war.

Der Doctor Mesmer hatte im Jahre 1777 aus Deutschland, diesem Land der nebeligen Träume, eine ganz von Wolken und Blitzen angeschwollene Wissenschaft gebracht. Beim Schimmer dieser Blitze sah der Gelehrte nichts, als die Wolken, die über seinem Kopfe ein düsteres Gewölbe bildeten; der große Haufen sah nur die Blitze.

Mesmer war in Deutschland zuerst mit einer These über den Einfluß der Planeten aufgetreten. Er hatte zu begründen gesucht, die Himmelskörper üben mittelst der Kraft, die ihre gegenseitige Anziehung hervorbringt, einen Einfluß auf die belebten Körper und besonders auf das Nervensystem durch die Vermittelung eines zarten Fluidums aus, welches das ganze Weltall erfülle. Diese erste Theorie war aber sehr abstract. Um sie zu begreifen, mußte man in die

Wissenschaft eines Galilei und Newton eingeweiht sein. Es war eine Mischung von großen astronomischen Wahrheiten mit den astrologischen Träumereien, die, wie gesagt, nicht volkstümlich, sondern nur aristocratisch werden konnte. Denn hiezu hätte sich die Adelskörperschaft in eine gelehrte Gesellschaft verwandeln müssen. Mesmer gab daher dieses System auf, um sich in das der Magnete zu werfen.

Die Magnete wurden in jener Zeit stark studirt; ihre sympathetischen oder antipathetischen Eigenschaften verliehen den Mineralien ein Leben beinahe dem menschlichen ähnlich, indem sie ihnen die zwei großen Leidenschaften des menschlichen Lebens, die Liebe und den Haß, gaben. Demzufolge schrieb man den Magneten erstaunliche Kräfte, Heilung der Krankheiten zu. Mesmer verband die Wirksamkeit der Magnete mit seinem ersten System und versuchte zu sehen, was er aus dieser Zufügung ziehen könnte.

Zu seinem Unglück fand Mesmer, als er nach Wien kam, einen Nebenbuhler, der sich schon festgestellt hatte. Dieser Nebenbuhler hieß Hall und behauptete, Mesmer habe ihm sein Verfahren gestohlen. Sobald dieß Mesmer sah, erklärte er, als ein Mann von Phantasie, er gebe die Magnete als unnütz auf und werde nicht mehr mit dem mineralischen Magnetismus, sondern mit dem animalischen heilen.

Dieses Wort, als ein neues ausgesprochen, bezeichnete indessen keine neue Entdeckung; den Alten bekannt, bei den ägyptischen Einweihungen und dem griechischen Pythismus angewendet, hatte sich der Magnetismus im Mittelalter im Zustand der Überlieferung erhalten; einige gesammelte Fetzen von dieser Wissenschaft hatten die Hexenmeister des dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts gebildet; Viele, die man verbrannte, bekannten sich mitten in den Flammen zu der seltsamen Religion, deren Märtyrer sie waren.

Urbain Grandier war nichts Anderes als ein Magnetiseur.

Mesmer hörte von den Wundern dieser Wissenschaft sprechen.

Joseph Balsamo, der Held eines unserer Bücher, hatte eine Spur von seinem Durchzug in Deutschland und besonders in Straßburg zurückgelassen. Mesmer forschte nach dieser Wissenschaft, welche so zerstreut und flatternd war, wie jene Irrlichter, die des Nachts über die Teiche hinlaufen; er machte eine vollständige Theorie, ein gleichförmiges System daraus, dem er den Namen Mesmerismus gab.

Zu diesem Punkte gelangt, theilte Mesmer sein System der Academie der Wissenschaften von Paris, der königlichen Gesellschaft von London und der Academie von Berlin mit; die zwei ersten antworteten nicht einmal, die dritte sagte, er sei ein Narr.

Mesmer erinnerte sich des griechischen Philosophen, der die Bewegung leugnete und den sein Gegner dadurch, daß er ging, in Verwirrung brachte. Er kam nach Frankreich, nahm aus den Händen des Doctors Storck und des berühmten Augenarztes Wenzel ein Mädchen von siebenzehn Jahren, das mit einer Leberkrankheit und mit dem schwarzen Star behaftet war, und nach einer Behandlung von drei Monaten war die Kranke geheilt, sah die Blinde hell.

Diese Kur hatte viele Leute überzeugt, und unter andern einen Arzt Namens Deslon: aus einem Feinde wurde nun ein Apostel.

Von diesem Augenblick an nahm Mesmers Ruf immer mehr zu; die Academie hatte sich gegen den Neuerer erklärt, der Hof erklärte sich für ihn: es wurden Unterhandlungen vom Ministerium angeknüpft, um Mesmer zu veranlassen, die Menschheit durch Veröffentlichung seiner Lehre zu bereichern. Der Doctor machte seinen Preis; Herr von Breteuil bot ihm im

Namen des Königs eine Leibrente von zwanzigtausend Livres und eine Besoldung von zehntausend, um drei von der Regierung bezeichnete Personen zur Ausübung seines Verfahrens heranzubilden. Aber entrüstet über die königliche Sparsamkeit schlug Mesmer das aus und reiste mit einigen seiner Kranken nach den Heilquellen von Spaa ab.

Eine unerwartete Katastrophe bedrohte Mesmer, Deslon, sein Schüler, Deslon, der Besitzer des großen Geheimnisses, das Mesmer um dreißigtausend Livres jährlich zu verkaufen sich geweigert hatte, Deslon eröffnete in seinem Hause eine öffentliche Behandlung durch die Mesmer'sche Methode.

Mesmer erfuhr diese schmerzliche Kunde; er schrie über Diebstahl, Verrath, Betrug; er glaubte ein Narr zu werden. Da hatte einer seiner Kranken, Herr von Bergasse, den glücklichen Einfall, mit der Wissenschaft des ausgezeichneten Professors eine Commandite zu errichten; es wurde ein Ausschuß von hundert Personen mit einem Capital von dreimalhundert und vierzigtausend Livres unter der Bedingung gebildet, daß er seine Lehren den Actionären enthülle. Mesmer machte sich zu dieser Enthüllung anheischig, nahm das Capital in Empfang und kehrte nach Paris zurück.

Die Stunde war günstig. Es gibt Augenblicke im Alter der Völker, diejenigen, welche die Epoche der Verwandlung berühren, wo die ganze Nation wie vor einem unbekanntem Hindernisse stehen bleibt, zögert und den Abgrund fühlt, an dessen Rand sie gelangt ist, den sie erräth, ohne ihn zu sehen.

Frankreich befand sich in einem dieser Augenblicke; es bot den Anblick einer Gesellschaft, deren Geist bewegt ist; man war gleichsam in einem scheinbaren Glück erstarrt, dessen Ende man nur dunkel erschaut, wie man, am Saume eines Waldes anlangend, die Ebene durch die Zwischenräume der Bäume erräth. Diese Ruhe, welche nichts Beständiges, nichts Rechtes hatte, ermüdete; man suchte überall Aufregungen, und die Neuigkeiten, wie sie auch beschaffen sein mochten, wurden gut aufgenommen. Man war zu frivol, um sich, wie früher, mit ernstesten Fragen der Regierung und des Molinismus zu beschäftigen. Aber man stritt sich über die Musik, man nahm Partei für Gluck oder für Piccini, man passionirte sich für die Musik, man entflammte für die Denkwürdigkeiten von Beaumarchais.

Die Erscheinung einer neuen Oper nahm mehr Phantasien in Anspruch, als der Friedensvertrag mit England und die Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten. Kurz, es war eine jener Perioden, wo die Geister durch die Philosophen zum Wahren, das heißt zur Entzauberung hingeführt, der Durchsichtigkeit des Möglichen müde werden, die den Grund jeder Sache erscheinen läßt und durch einen Schritt vorwärts die Grenzen der wirklichen Welt zu überschreiten sucht, um in die Welt der Träume und Fictionen einzutreten.

In der That, wenn es bewiesen ist, daß die sehr klaren, sehr durchsichtigen Wahrheiten die einzigen sind, die sich schnell volkstümlich machen, so ist es nicht minder bewiesen, daß die Mysterien eine allmächtige Anziehungskraft auf das Volk ausüben.

Das französische Volk wurde daher auf eine unwiderstehliche Weise durch das seltsame Geheimniß des Mesmerischen Fluidums hingerissen, das nach der Behauptung der Aerzte den Kranken Gesundheit, den Narren Geist und den Weisen Narrheit verlieh.

Ueberall bekümmerte man sich um Mesmer. Was hatte er gethan? an wem hatte er seine göttlichen Wunder verrichtet? welchem vornehmen Mann hatte er das Gesicht und die Kraft wieder gegeben? welcher von einer durchwachten Nacht oder vom Spiel ermatteten Dame hatte er die Nerven wieder geschmeidig gemacht? welches Mädchen hatte er die Zukunft in einer

magnetischen Krise vorhersehen lassen?

Die Zukunft! dieses große Wort aller Zeiten, dieses große Interesse aller Geister, die Lösung aller Probleme. Was war denn die Gegenwart?

Ein Königthum ohne Strahlen, ein Adel ohne Gewicht, ein Land ohne Handel, ein Volk ohne Rechte, eine Gesellschaft ohne Vertrauen.

Von der auf ihrem Throne besorgten und vereinzelt königlichen Familie an bis zu der in ihrer Dachkammer ausgehungerten Plebejerfamilie Armuth, Schmach, Angst.

Andere zu vergessen; um nur an sich zu denken; aus neuen, fremden, unbekanntenen Quellen die Sicherheit eines längeren Lebens und einer während dieser Daseinsverlängerung unsterblichen Gesundheit zu schöpfen; dem geizigen Himmel etwas zu entreißen, war das nicht der Gegenstand eines leicht begreiflichen Anstrebens zu dem Unbekannten, von dem Mesmer eine Falte enthüllte?

Voltaire war todt, und es fand sich in Frankreich kein einziges lautes Gelächter mehr, das Lachen von Beaumarchais ausgenommen, das noch bitterer war als das des Meisters. Rousseau war todt; es gab in Frankreich keine religiöse Philosophie mehr. Rousseau wollte Gott aufrecht halten; seitdem aber Rousseau nicht mehr lebte, mochte es Niemand wagen, um nicht unter der Last erdrückt zu werden.

Der Krieg war früher eine ernste Beschäftigung für die Franzosen gewesen. Die Könige unterhielten auf ihre Rechnung den nationalen Heldenmuth; nun war der einzige französische Krieg ein amerikanischer Krieg, um den sich überdieß der König persönlich nicht bekümmerte. Schlug man sich denn nicht wirklich für die unbekanntene Sache, welche die Amerikaner Unabhängigkeit nennen, ein Wort, das die Franzosen durch eine Abstraktion mit *Freiheit* übersetzen?

Dabei hatte dieser entfernte Krieg, dieser Krieg nicht nur eines andern Volks, sondern einer andern Welt, sein Ende erreicht.

War es, Alles wohl erwogen, nicht besser, sich mit Mesmer, diesem deutschen Arzt, zu beschäftigen, der zum zweiten Mal seit sechs Jahren Frankreich in Leidenschaft versetzte, als mit Lord Cornwallis oder mit Herrn Washington, die so weit entfernt waren, daß man wahrscheinlich niemals den Einen oder den Andern zu sehen bekam?

Indeß man Mesmer, der anwesend war, sehen, berühren und, was der höchste Ehrgeiz von drei Vierteln von Paris war, von ihm berührt werden konnte.

Dieser Mann also, der bei seiner Ankunft von Niemand, nicht einmal von der Königin, seiner Landsmännin, unterstützt worden war, während er sogar die Leute seiner Heimath unterstützte, dieser Mann, der ohne den Doctor Deslon, welcher ihn seitdem verrathen, in der Dunkelheit geblieben wäre, beherrschte wahrhaft die öffentliche Meinung und ließ den König, von dem man nie gesprochen, Herrn von Lafayette, von dem man noch nicht sprach, und Herrn von Necker, von dem man nicht mehr sprach, weit hinter sich.

Und als hätte dieses Jahrhundert sich's zur Aufgabe gemacht, jedem Geist nach seiner Fähigkeit, jedem Herzen nach seiner Sympathie, jedem Körper nach seinen Bedürfnissen zu geben, erhob sich Mesmer, dem Mann des Materialismus, gegenüber Saint-Martin, der Mann des Spiritualismus, dessen Lehre alle Seelen getröstet hatte, welche die Positivität des deutschen Doctors verwundete.

Man denke sich den Atheisten mit einer Religion, milder als die Religion selbst; man denke

sich einen Republicaner voll von Artigkeiten und Rücksichten gegen die Könige, einen Edelmann liberal und zärtlich gegen das Volk; man denke sich den dreifachen Angriff dieses mit der logischsten, verführerischsten Beredsamkeit begabten Mannes gegen die Culte der Erde, die er wahnsinnig nennt, einzig und allein aus dem Grunde, weil sie göttlich sind.

Man denke sich endlich Epikur weiß gepudert, in gesticktem Frack, in einer Weste mit Flittern, in Atlasbeinkleidern, mit seidenen Strümpfen und rothen Absätzen; Epikur nicht mit dem Sturze der Götter zufrieden, an die er nicht glaubt, sondern die Regierungen erschütternd, die er wie die Culte behandelt, weil sie nie übereinstimmen und beinahe immer nur auf das Unglück der Menschen auslaufen; gegen das Gesellschaftliche Gesetz wirkend, das er mit dem einzigen Worte: »es bestraft auf gleiche Weise ungleiche Vergehen, es bestraft die Wirkung, ohne die Ursache zu würdigen,« entkräftet.

Man denke sich nun, dieser Versucher, der sich den Titel: »der unbekannte Philosoph« gibt, vereinige, um die Menschen in einen Kreis von verschiedenartigen Ideen zu bannen, alle Reize, welche die Einbildungskraft den Versprechungen eines moralischen Paradieses beizufügen vermag, und statt zu sagen, die Menschen seien sich gleich, was eine Albernheit ist, erfinde er folgende Formel, welche eben dem Munde, der sie läugnet, entsprungen zu sein scheint:

Alle verständige Menschen sind Könige.

Und dann gebe man sich Rechenschaft von einer solchen Moral, welche plötzlich mitten in eine Gesellschaft ohne Hoffnungen, ohne Führer fiel, in eine Gesellschaft, die ein mit Ideen, das heißt mit Klippen besäter Archipel war. Man erinnere sich, daß in jener Zeit die Frauen zärtlich und toll, die Männer gierig nach Macht, Ehrenstellen und Vergnügungen waren, daß die Könige die Krone hängen ließen, auf die sich zum ersten Mal, im Schatten verloren, ein zugleich neugieriger und drohender Blick heftete – wird man es dann noch wunderbar finden, daß sie Proselyten fand, diese Lehre, die zu den Seelen sprach:

»Wählt unter euch die erhabene Seele, aber die Seele, die erhaben ist durch die Liebe, durch die Leutseligkeit, durch den mächtigen Willen, sehr zu lieben, sehr glücklich zu machen. Hat sich dann diese Seele zum Menschen gemacht, geoffenbart, so beugt euch, vernichtet euch, alle ihr untergeordneten, niedrigen Seelen, um der Dictatur dieser Seele Raum zu lassen, deren Aufgabe es ist, euch wieder einzusetzen in euer wesentliches Princip, das heißt in die Gleichheit der Leiden im Schooße der gezwungenen Ungleichheit der Fähigkeiten und Verrichtungen.«

Dem füge man bei, daß sich der unbekannte Philosoph mit Mysterien umgab, daß er den Schatten wählte, um im Frieden fern von Spähern und Schmarotzern die große sociale Theorie zu erörtern, welche die Politik der Welt werden konnte.

»Höret mich,« sagte er, »getreue Seelen, gläubige Herzen, höret mich und suchet mich zu verstehen, oder vielmehr, höret mich nur, wenn ihr Interesse und Begierde habt, mich zu verstehen, denn es wird euch Anstrengung kosten, und ich gebe meine Geheimnisse denen nicht preis, die den Schleier nicht davon abreißen werden.

»Ich sage Dinge, die ich nicht zu sagen scheinen will, darum werde ich oft Anderes zu sagen scheinen, als ich sage.«

Und Saint-Martin hatte Recht, und er hatte wirklich um sein Werk die schweigsamen, düsteren, auf keine Ideen eifersüchtigen Vertheidiger, ein geheimnißvolles Coenaculum, dessen dunkle und religiöse Mysticität Niemand durchdrang.

So arbeiteten an der Verherrlichung sowohl der Seele als der Materie, während sie von der

Vernichtung Gottes und der Vernichtung der Religion Christi träumten, diese zwei Männer, welche alle intelligenten, alle auserwählten Naturen Frankreichs in zwei Lager vertheilt hatten.

So gruppirten sich um den Bottich Mesmers, aus dem das Wohlergehen hervorsprang, das ganze Leben der Sinnlichkeit, der ganze elegante Materialismus dieser entarteten Nation, während sich um das Buch der Irrthümer und der Wahrheit die frommen, wohlthätigen, liebenden Seelen vereinigten, die, nachdem sie Chimären genossen, jetzt nach Wirklichkeit dürsteten.

Ob nun unter diesen privilegierten Sphären die Ideen divergirten oder in Verwirrung geriethen, ob die daraus entschlüpfenden Geräusche sich in Donner verwandelten, wie sich die Schimmer in Blitze verwandelt hatten, immerhin wird man den Zustand des Anflugs begreifen, in dem die subalterne Gesellschaft, das heißt, das Bürgerthum und das Volk, was man später den dritten Stand nannte, verblieb, dieser Stand, der nur errieth, daß man sich mit ihm beschäftigte, und der in seiner Ungeduld und in seiner Resignation vor Verlangen brannte, wie Prometheus das heilige Feuer zu stehlen und damit eine Welt zu beleben, welche die seinige wäre und worin er seine Angelegenheiten selbst handhaben würde.

Die Conspirationen im Zustand von Unterredungen, die Associationen im Zustand von gesellschaftlichen Kreisen, die socialen Parteien im Zustand von Quadrillen, nämlich der Bürgerkrieg und die Anarchie, das ist es, was unter dem Allem dem Denker erschien, der das zweite Leben dieser Gesellschaft noch nicht sah.

Ach! heute, da die Schleier zerrissen, heute, da die Völkerprometheuse zehnmal durch das Feuer, das sie selbst gestohlen, niedergeworfen worden sind, sagt uns, was der Denker in dem Ende dieses seltsamen achtzehnten Jahrhunderts sehen konnte, außer etwas dem Aehnliches, was nach Cäsars Tod und vor Augusts Throngelung vorfiel.

Augustus war der Mann, der die heidnische Welt von der christlichen Welt trennte, wie Napoleon der Mann war, der die feudale Welt von der demokratischen Welt trennte.

Vielleicht haben wir unsere Leser in eine Abschweifung geworfen und nachgezogen, die ihnen ein wenig lang vorkommen mußte, aber es wäre in der That schwierig gewesen, diese Epoche zu schildern, ohne mit der Feder die ernstesten Fragen zu berühren, die das Fleisch und das Leben derselben sind.

Nun ist der Versuch gemacht, der Versuch eines Kindes, das mit seinem Nagel den Rost von einer antiken Statue abkratzen würde, um unter diesem Roste eine zu drei Vierteln verwischte Inschrift zu lesen.

Kehren wir zum äußeren Ansehen zurück. Wollten wir uns länger mit der Wirklichkeit beschäftigen, so würden wir zu viel für den Romandichter, zu wenig für den Geschichtschreiber sagen.

XVII.

Der Bottich

Das Gemälde, das wir im vorhergehenden Capitel sowohl von der Zeit, in der man lebte, als von den Menschen, mit denen man sich in diesem Augenblick beschäftigte, zu entwerfen gesucht haben, kann in den Augen unserer Leser den unerklärlichen Eifer der Pariser für das Schauspiel der von Herrn Mesmer öffentlich bewerkstelligten Curen rechtfertigen.

König Ludwig XVI., der, wenn er auch nicht sehr begierig in Betreff der Neuigkeiten war, die in seiner guten Stadt Paris Aufsehen erregten, dieselben doch wenigstens zu würdigen wußte, hatte der Königin, unter der Bedingung, daß sich der erhabene Besuch von einer Prinzessin begleiten lasse, die Erlaubniß gegeben, einmal ebenfalls das zu sehen, was die ganze Welt gesehen.

Es begab sich dieß zwei Tage nach dem Besuch, den der Herr Cardinal von Rohan bei Frau von La Mothe gemacht hatte.

Das Wetter war milder geworden und ein kräftiges Aufthauen eingetreten. Eine Armee von Gassenkehrern, glücklich und stolz, mit dem Winter ein Ende zu machen, fegte mit dem Feuereifer der Soldaten, die einen Laufgraben eröffnen, den letzten, ganz beschmutzten und in schwarzen Bächen hinschmelzenden Schnee in die Gossen.

Blau und durchsichtig beleuchtete sich der Himmel mit den ersten Sternen, als Frau von La Mothe in eleganter Kleidung und von allem Anschein des Reichthums umgeben, in einem Fiaker, den Frau Clotilde so neu als möglich gewählt hatte, auf der Place Vendôme erschien, wo sie an einem Hause von großartigem Aussehen, dessen hohe Fenster an der ganzen Façade glänzend erleuchtet waren, anhielt.

Dieses Haus war das von Doctor Mesmer.

Außer dem Fiaker von Frau La Mothe hielten viele Equipagen oder Chaisen vor diesem Hause, und außer diesen Equipagen oder Chaisen gingen zwei bis drei hundert Neugierige im Koth umher und warteten auf das Herauskommen der geheilten Kranken oder auf den Eintritt der zu heilenden Kranken.

Diese – beinahe insgesamt reich und mit Titeln versehen – kamen in ihren mit Wappen geschmückten Wagen an, ließen sich von ihren Lakaien herausheben und tragen, und die in Pelze gewickelten oder in Atlasmäntel gehüllten Ballen neuer Art waren kein geringer Trost für die ausgehungerten, halbnackten Unglücklichen, die vor der Thüre auf den schlagenden Beweis lauerten, daß Gott die Menschen krank mache, ohne ihren Stammbaum um Rath zu fragen.

War einer von diesen Kranken mit bleicher Gesichtsfarbe und matten Gliedern unter dem großen Thor verschwunden, so entstand ein Gemurmeln unter den Anwesenden, und es kam selten vor, daß diese neugierige und verständige Menge, die vor der Thüre der Ballsäle und unter den Säulenlauben der Theater die ganze vergnügungssüchtige Aristocratie sich drängen sah, was *ihr* Vergnügen war, nicht diesen an einem Arm oder Bein gelähmten Herzog oder jenen Marschall erkannte, dem die Füße den Dienst versagten, weniger wegen der Strapazen bei militärischen Märschen, als wegen Erstarrung in Folge von Besuchen bei den Damen der Oper

oder der italienischen Comödie.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Menge mit ihren Forschungen nicht bei den Männern stehen blieb.

Auch die Frau, die man in den Armen ihrer Heiducken, mit hängendem Kopf und glanzlosen Augen, gleich wie die römischen Damen, die sich nach dem Mahle von ihren Thessaliern herumtragen ließen, hatte vorüberkommen sehen, auch diese Dame, welche Nervenleiden unterworfen, oder durch Ausschweifungen und Nachtwachen geschwächt war, und von den Modecomödianten oder von den kräftigen Engeln, von denen Madame Dugazon so wunderbare Erzählungen zu machen wußte, nicht hatte geheilt oder wieder erweckt werden können, verlangte von Mesmers Bottich, was sie vergebens anderswo gesucht hatte.

Und man glaube nicht, daß wir hier zu unserem Vergnügen die Sittenverderbniß übertreiben. Man muß zugestehen, daß in jener Zeit ein Wettstreit zwischen den Damen des Hofes und den Demoisellen des Theaters stattfand. Die letztern nahmen den Frauen der vornehmen Welt ihre Liebhaber und ihre Männer, jene stahlen den Theaterfräulein ihre Cameraden und ihre selbstgemachten Vetter.

Einige dieser Damen waren eben so bekannt, als die Männer, und ihre Namen kreisten in der Menge auf eine nicht minder geräuschvolle Art; aber viele, und ohne Zweifel waren dieß nicht diejenigen, deren Namen das geringste ärgerliche Aufsehen erregt hatte, viele entgingen an dem genannten Abend wenigstens dem Lärmen und der Oeffentlichkeit, da sie, das Gesicht mit einer Atlasmaske bedeckt, zu Mesmer kamen.

An demselben Tage, der die Mitte des Faschings bezeichnete, fand nämlich ein Maskenball in der Oper statt, und diese Damen gedachten die Place-Vendome nur zu verlassen, um sich unmittelbar nach dem Palais-Royal zu begeben.

Mitten durch die Menge, die sich in Klagen, in Gespötte, in Bewunderung und besonders in Gemurre ausließ, schritt die Frau Gräfin von La Mothe, eine Larve vor dem Gesicht, aufrecht und fest, und ohne andere Spuren von ihrem Durchzug zurückzulassen als die auf dem Wege oft wiederholten Worte:

»Ah! diese muß nicht sehr krank sein.«

Man täusche sich hierin nicht, diese Worte schloßen keineswegs die Commentare aus.

Denn wenn Frau von La Mothe nicht krank war, was machte sie bei Mesmer?

Wäre die Menge, wie wir, mit den Ereignissen vertraut gewesen, die wir erzählt, so hätte sie gefunden, nichts sei einfacher, als diese Wahrheit.

Frau von La Mothe hatte wirklich viel über ihre Unterredung mit dem Herrn Cardinal von Rohan und besonders über die ganz eigenthümliche Aufmerksamkeit nachgedacht, womit der Cardinal die bei ihr vergessene oder vielmehr verlorene Büchse mit dem Porträt beehrt hatte.

Und da in dem Namen der Eigenthümerin dieser Büchse die ganze Enthüllung der plötzlichen Liebfreundlichkeit des Cardinals lag, so hatte Frau von La Mothe zwei Mittel ausgesonnen, um diesen Namen zu erfahren.

Zuerst nahm sie ihre Zuflucht zum einfacheren.

Sie ging nach Fontainebleau, um sich beim Wohlthätigkeitsbüro der deutschen Damen zu erkundigen.

Hier erhielt sie, wie man sich leicht denken kann, keine Auskunft.

Es waren der deutschen Damen, die in Versailles wohnten, sehr viele, in Folge der offenen

Sympathie, welche die Königin für ihre Landsmänninnen hegte: man zählte hundert und fünfzig bis zweihundert.

Alle waren sehr wohlthätig, doch es hatte keine den Gedanken gehabt, ein Schild an das Wohlthätigkeitsbureau zu hängen.

Vergebens erkundigte sich daher Jeanne nach den zwei Damen, die sie besucht hatten; vergebens sagte sie, eine von den zwei Namen heiße Andrée. Man kannte in Versailles keine deutsche Dame dieses Namens, der überdieß sehr wenig deutsch war.

Die Nachforschungen führten also auf dieser Seite kein Resultat herbei.

Wenn sie Herrn von Rohan unmittelbar nach dem Namen fragte, den er muthmaßte, so zeigte sie ihm, daß sie Gedanken über ihn hatte, und es sah aus als ob sie das Vergnügen und das Verdienst einer aller Welt zum Trotz und außer allen Möglichkeiten gemachten Entdeckung sich selbst zueignen wollte.

Da aber Geheimniß in dem Schritte dieser Damen bei Jeanne, Geheimniß in dem Erstaunen und den Halbsagereien des Herrn von Rohan gewesen war, so mußte man mit Geheimniß zu dem Schlüssel von so vielen Räthseln gelangen.

Es lag überdieß in Jeanne's Charakter eine gewaltige Neigung zu diesem Kampf mit dem Unbekannten.

Sie hatte in Paris sagen hören, es habe seit einiger Zeit ein Mann, ein Erleuchteter, das Mittel gefunden, aus dem Körper des Menschen die Krankheiten und Schmerzen auszutreiben, wie einst Christus die Teufel aus dem Leib der Besessenen ausgetrieben.

Sie wußte, daß dieser Mann nicht nur die körperlichen Uebel heilte, sondern daß er auch der Seele das schmerzliche Geheimniß entriß, das sie unterwühlte. Man hatte unter seiner allmächtigen Beschwörung den hartnäckigen Willen seiner Klienten sich erweichen und in eine slavische Gelehrigkeit verwandeln sehen.

In dem Schlaf, der auf die Schmerzen folgte, nachdem der gelehrte Arzt die aufgeregteste Organisation, dadurch, daß er sie in die völligste Vergessenheit versenkt, beschwichtigt hatte, stellte sich also die über die Ruhe, welche sie dem Zauberer zu verdanken hatte, entzückte Seele ganz und gar zur Verfügung dieses neuen Gebieters; er leitete fortan alle ihre Operationen; er lenkte alle Fäden derselben; auch erschien ihm jeder Gedanke dieser dankbaren Seele übertragen durch eine Sprache, die gegen die menschliche Sprache den Vorzug oder den Nachtheil hatte, daß sie nie log.

Mehr noch, aus dem Leib, der ihr als Gefängniß diente, auf den ersten Befehl desjenigen, der sie für den Augenblick beherrschte, hervortretend, lief diese Seele in der Welt umher, vermengte sich mit den andern Seelen, sondirte sie ohne Unterlaß, durchforschte sie unbarmherzig und ging so gut zu Werke, daß sie, wie der Jagdhund, der das Wild aus dem Gebüsch heraustreibt, worin es sich verbirgt, da es sich hier in Sicherheit glaubt, am Ende dieses Geheimniß aus dem Herzen herauskommen machte, wo es begraben war, es verfolgte, einholte und schließlich zu den Füßen des Gebieters niederlegte – ein getreues Bild des Falken oder des wohldressirten Sperbers, der unter den Wolken für Rechnung des Falkners, seines Herrn, den Reiher, das Rebhuhn oder die seinem grausam knechtischen Gehorsam bezeichnete Lerche sucht.

Daher die Enthüllung einer Menge von wunderbaren Geimnissen.

So fand Frau von Duras ein bei der Amme gestohlenes Kind wieder, Frau von Chantons einen faustgroßen englischen Hund, für den sie alle Kinder der Erde gegeben hätte, und Herr von

Vaudreuil eine Haarlocke, für die er ein halbes Vermögen gegeben haben würde.

Diese Geständnisse waren von *Sehern* oder *Seherinnen* in Folge magnetischer Operationen des Doctors Mesmer gemacht worden.

Man konnte auch in dem Hause des berühmten Doctors die Geheimnisse wählen, welche am meisten geeignet waren, diese übernatürliche Divinationsgabe zu üben, und Frau von La Mothe zählte wohl darauf, sie würde, wenn sie einer Sitzung beiwohnte, den Phönix ihrer seltsamen Nachforschungen treffen und durch seine Vermittlung die Eigenthümerin der Büchse entdecken, die in diesem Augenblick den Gegenstand der glühendsten Wünsche ihres Innern bildete.

Darum begab sie sich in so großer Hast in den Saal, wo sich die Kranken versammelten.

Dieser Saal – wir bitten unsere Leser um Verzeihung – heischt eine ganz besondere Beschreibung.

Wir nehmen sie ohne Umschweife in Angriff.

Die Wohnung theilte sich in zwei Hauptsäle.

Hatte man die Vorzimmer durchschritten und die nothwendigen Pässe dem Huissier vom Dienst vorgezeigt, so wurde man in einen großen Salon eingelassen, dessen Fenster, hermetisch verschlossen, das Licht und die Luft bei Tage, das Geräusch und die Luft bei der Nacht auffingen und zurückhielten.

Mitten im Salon, unter einem Kronleuchter, dessen Kerzen nur eine gedämpfte und beinahe sterbende Helle gaben, bemerkte man eine große, mittelst eines Deckels geschlossene Kufe.

Diese Kufe hatte nichts Zierliches in ihrer Form; sie war nicht geschmückt, keine Draperie verbarg die Nacktheit ihrer metallenen Seiten.

Diese Kufe war es, was man den Bottich Mesmers nannte.

Welche Eigenschaft enthielt dieser Bottich? nichts ist leichter zu erklären.

Er war beinahe ganz angefüllt mit Wasser, das mit schwefeligen Bestandteilen geschwängert war, und dieses Wasser concentrirte seine Miasmen unter dem Deckel, um damit wiederum methodisch auf dem Grunde des Bottichs in umgekehrten Stellungen aufgereichte Flaschen zu sättigen.

So fand eine Kreuzung mysteriöser Strömungen statt, deren Einfluß die Kranken ihre Heilung verdankten.

An den Deckel war ein eiserner Ring angelöthet, der eine lange Schnur hielt, deren Bestimmung wir kennen lernen, wenn wir einen Blick auf die Kranken werfen.

Diese, die wir so eben in's Hotel eintreten sahen, saßen bleich und schmachkend in Lehnstühlen, die um die Kufe her aufgestellt waren.

Männer und Frauen erwarteten, mit einander vermischt, gleichgültig, ernst oder unruhig, das Resultat des Versuches.

Ein Bedienter nahm das Ende der langen, am Deckel des Bottichs befestigten Schnur und rollte sie ringförmig um die kranken Glieder, so daß alle durch dieselbe Kette Gebundenen gleichzeitig die Wirkungen der im Bottich enthaltenen Electricität empfangen.

Um sodann auf seine Weise die Thätigkeit der an jede Natur übertragenen thierischen Fluida zu unterbrechen, waren die Kranken auf die Empfehlung des Arztes dafür besorgt, daß sie einander mit dem Ellenbogen oder den Schultern oder mit den Füßen berührten, so daß der rettende Bottich gleichzeitig allen Körpern seine mächtige Wärme und Wiedergeburt zusandte.

Sie bot allerdings ein seltsames Schauspiel, diese ärztliche Zeremonie, und man wird nicht darüber staunen, daß sie die Neugierde der Pariser in so hohem Grade erregte.

Zwanzig bis dreißig Kranke um diese Kufe gereiht; ein Bedienter, stumm wie die Umhersitzenden und sie mit einer Schnur umschlingend, wie einst Laokoon und seine Söhne von ihren Schlangen umwunden waren; dann dieser Mensch selbst, der sich in aller Stille wegschlich, nachdem er den Kranken die eisernen Stangen bezeichnet hatte, welche, in gewisse Löcher der Kufe eingefügt, der heilsamen Thätigkeit des Mesmer'schen Fluidums als mehr unmittelbar örtliche Leiter dienen sollten.

Und vor Allem begann, sobald die Sitzung eröffnet war, eine gewisse sanfte und eindringliche Wärme im Saale zu kreisen; sie erweichte die ein wenig gespannten Fibern der Kranken; sie stieg stufenweise vom Boden zur Decke auf und schwängerte sich mit zarten Wohlgerüchen, unter deren Dunst sich die widerspenstigen Gehirne beschwert neigten.

Dann sah man die Kranken dem ganz wollüstigen Eindruck dieser Atmosphäre sich hingeben, als plötzlich eine sanfte, vibrirende Musik, ausgeführt von unsichtbaren Instrumenten und unsichtbaren Musikern, sich wie eine milde Flamme inmitten dieser Wohlgerüche und dieser Wärme verlor.

Rein wie der Krystall, an dessen Rand sie ihren Ursprung nahm, traf diese Musik die Nerven mit einer unwiderstehlichen Macht. Man hätte glauben sollen, es wäre eines von jenen unbekanntem und geheimnißvollen Geräuschen, welche selbst die Thiere in Erstaunen setzen und entzücken, eine Klage des Windes, in den sonoren Schneckenwinden der Felsen.

Bald verbanden sich mit den Tönen der Harmonie wohlklingende Stimmen, gruppirt wie eine Masse von Blumen deren Noten, verstreut wie Blätter, den Anwesenden auf die Köpfe fielen.

Auf allen den Gesichtern, die das Erstaunen Anfangs belebt hatte, trat allmählig die materielle Befriedigung, der an allen ihren empfindlichen Stellen geschmeichelt wurde, hervor. Die Seele gab nach; sie verließ den Zufluchtsort, wo sie sich verbirgt, wenn die Leiden des Körpers sie belagern, und frei und freudig sich in der ganzen Organisation verbreitend bezähmte sich die Materie und verwandelte sich.

Dieß war bei Augenblick, wo jeder von den Kranken eine an den Deckel der Kufe angefügte eiserne Stange in seine Finger genommen hatte und diese Stange auf seine Brust, auf sein Herz, oder auf seinen Kopf, den specielleren Sitz der Krankheit richtete.

Man stellt sich nun die Glückseligkeit vor, die auf allen Gesichtern an die Stelle des Leidens und der Bangigkeit trat; man denke sich die selbstsüchtige Schlaftrunkenheit dieser absorbirenden Befriedigungen, das von Seufzern unterbrochene Stillschweigen, das auf der ganzen Versammlung lastet, und man wird die möglichst genaue Idee von der Scene haben, die wir zwei Drittelsjahrhunderte vor dem Tage, wo sie stattfand, skizzirt haben.

Nun einige besondere Worte über die theilnehmenden Personen.

Vor Allem zerfielen diese Personen in zwei Classen.

Die einen Kranken, die sich wenig um das bekümmerten, was man den menschlichen Respect nennt, – eine von den Leuten von mittelmäßiger Lebensstellung tief verehrte Grenze, aber stets übersprungen von den sehr Großen oder sehr Kleinen, die Einen, sagen wir, wahre Theilnehmer, waren nur in diesen Salon gekommen, um geheilt zu werden, und sie suchten mit ganzem Herzen zu diesem Ziel gelangen.

Die Anderen, Skeptiker oder einfache Neugierige, an seiner Krankheit leidend, waren in das

Haus Mesmers gedrungen, wie man in ein Theater eintritt, hatten sie sich nun Rechenschaft von der Wirkung geben wollen, deren man in der Umgebung des Zauberbottichs theilhaftig wurde, oder war es ihre Absicht nur, als Zuschauer einfach dieses neue physische System zu studiren, und beschäftigten sie sich nur damit, daß sie die Kranken und sogar diejenigen anschauten, welche an der Cur theilnahmen, während sie sich wohl befanden.

Unter den ersten leidenschaftlichen Adepten Mesmers, an seine Lehre vielleicht durch die Dankbarkeit gebunden, bemerkte man eine junge Frau von schönem Wuchse, von schönem Gesicht, vielleicht etwas ausschweifend gekleidet, die, der Thätigkeit des Fluidums unterworfen und sich selbst mittelst der Stange die stärksten Dosen auf den Kopf und den Oberleib zulenkend, ihre schönen Augen zu verdrehen anfang, als ob Alles in ihr schmachtete, während ihre Hände unter diesem ersten Nervenkitzel bebten, der den übermächtig werdenden Einfluß des magnetischen Fluidums anzeigt.

Warf sich ihr Kopf auf die Lehne des Stuhles zurück, so konnten die Anwesenden nach Belieben diese bleiche Stirne, diese krampfhaften Lippen und diesen schönen, allmählig durch den rascheren Strom und Rückstrom des Blutes gemarmorten Hals anschauen.

Unter den Anwesenden, von denen Viele ihre Augen mit Erstaunen auf diese junge Frau hefteten, theilten sich dann ein paar Köpfe, die sich gegen einander neigten, eine ohne Zweifel seltsame Idee mit, welche die gegenseitige Aufmerksamkeit dieser Neugierigen verdoppelte.

Unter der Zahl dieser Neugierigen war Frau von La Mothe; keine Erkennung fürchtend oder vielleicht auch sich nicht darum bekümmern, hielt sie die Atlasmaste, die sie auf ihr Gesicht gesetzt hatte, um die Menge zu durchschreiten, in der Hand.

Durch die Art, wie sie sich gestellt hatte, entging sie übrigens beinahe allen Blicken.

Sie stand bei der Thüre an einen Pfeiler angelehnt, war durch eine Draperie verschleiert, und sah von hier aus Alles, ohne gesehen zu werden.

Doch unter Allem, was sie sah, war das, was ihr am meisten der Aufmerksamkeit würdig schien, ohne Zweifel das Antlitz der durch das Mesmer'sche Fluidum electricisirten jungen Frau.

Dieses Gesicht war ihr in der That so sehr aufgefallen, daß sie seit mehreren Minuten, gefesselt durch eine unüberwindliche Gierde, zu sehen und zu erfahren, an ihrem Platze blieb.

»Oh!« murmelte sie, ohne mit den Augen von der schönen Kranken zu lassen, »das ist – es läßt sich nicht bezweifeln – die Dame vom guten Werke, die mich eines Abends besucht hat, die seltsame Ursache aller Theilnahme, die mir Herr von Rohan bezeigt.«

Und fest überzeugt, sie täusche sich nicht, begierig den Zufall zu benützen, der für sie that, was ihre Nachforschungen nicht hatten thun können, trat sie näher hinzu.

Doch in diesem Augenblick schloß die junge Convulsionärin ihre Augen, zog ihren Mund krampfhaft zusammen und schlug mit ihren beiden Händen schwach die Luft.

Mit ihren beiden Händen, die, es muß hier bemerkt werden, nicht jene feinen, zarten, wachsartig weißen Hände waren, welche Frau von La Mothe in ihrer Wohnung einige Tage zuvor bewundert hatte.

Die Ansteckung der Crise war electricisch bei der Mehrzahl der Kranken, das Gehirn hatte sich gesättigt mit Geräuschen und Wohlgerüchen. Die ganze Nervenaufrichtung war angestrebt. Durch das Beispiel ihrer jungen Gefährtin fortgerissen, fingen bald Männer und Frauen an, Seufzer, Gemurmel, Schreie von sich zu geben, bewegten Arme, Beine und Köpfe, und überließen sich frei und ohne Widerstand dem Anfall, dem der Meister den Namen Crise gegeben hatte.

In diesem Augenblick erschien ein Mann im Saale, ohne daß ihn Jemand hatte eintreten sehen, ohne daß Jemand sagen konnte, wie er eingetreten.

Kam er wie Phöbus aus der Kufe hervor? War er, ein Apollo des Wassers, der balsamische und harmonische Dunst des Saales, der sich verdichtete? So viel ist immerhin gewiß, daß er sich plötzlich anwesend fand, und daß sein lila Kleid, sanft und frisch für das Auge, und sein schönes, bleiches, verständiges und heiteres Antlitz den ein wenig göttlichen Character dieser Erscheinung nicht Lügen strafen.

Er hielt in der Hand einen langen Stab, der auf den gepriesenen Bottich gestützt, oder vielmehr so zu sagen an diesem befestigt war.

Er machte ein Zeichen, die Thüren öffneten sich, zwanzig kräftige Diener liefen herbei, ergriffen behend und geschickt jeden von den Kranken, die auf ihren Stühlen das Gleichgewicht zu verlieren angingen, und trugen sie in weniger als einer Minute in den anstoßenden Saal.

In dem Augenblick, wo diese Operation vorging, welche besonders durch den Paroxysmus wüthender Glückseligkeit, dem sich die junge Convulsionärin hingab, anziehend geworden war, hörte Frau von La Mothe, die mit den Neugierigen bis zu diesem neuen, für die Kranken bestimmten Saal vorgerückt war, einen Mann schreien:

»Oh! sie ist es, sie ist es!«

Frau von La Mothe wollte eben diesen Mann fragen:

»Wer sie?«

Da erschienen plötzlich im ersten Saal, an einander gelehnt, zwei Frauen, denen in einiger Entfernung ein Mann folgte, der ganz das Aussehen eines vertrauten Dieners hatte, obgleich er das Kleid eines Bürgers trug.

Die Haltung dieser zwei Frauen, der einen besonders, fiel der Gräfin dergestalt auf, daß sie einen Schritt gegen dieselbe machte.

Ein gewaltiger Schrei, der aus dem zweiten Saal und von den Lippen der Convulsionärin kam, zog in diesem Augenblick Jedermann nach der Verzückten hin.

Als bald rief der Mann, der schon gesagt hatte: »Sie ist es!« und der sich in der Nähe der Frau von La Mothe befand, mit dumpfem, geheimnißvollem Ton:

»Aber, meine Herren, schauen Sie doch, es ist die Königin!«

Bei diesem Worte bebte Jeanne.

»Die Königin!« riefen gleichzeitig mehrere erschrockene und erstaunte Stimmen.

»Die Königin bei Mesmer!«

»Die Königin in einer Crise!« wiederholten andere Stimmen.

»Oh! das unmöglich!« sagte der Eine.

»Schauen Sie,« erwiderte ruhig der Unbekannte, »kennen Sie die Königin, ja oder nein?«

»In der That,« murmelten die meisten Anwesenden, »die Aehnlichkeit ist unglaublich.«

Frau von La Mothe hatte eine Maske, wie alle Frauen, die, wenn sie von Mesmer weggingen, sich auf den Ball im Opernhause begeben wollten.

Sie konnte also, ohne Gefahr zu laufen, sich erkundigen.

»Mein Herr,« fragte sie den Mann der Ausrufungen, der einen umfangreichen Körper, ein volles, gefärbtes Gesicht und funkelnde, scharf beobachtende Augen hatte, »sagen Sie nicht, die Königin sei hier?«

»Oh! Madame, es ist nicht zu bezweifeln,« erwiderte der Unbekannte.

»Und wo dieß?«

»Jene junge Frau, die Sie dort auf veilchenblauen Kissen in einer so heftigen Crise erblicken, daß sie ihre Entzückungen nicht mäßigen kann, ist die Königin.«

»Aber, mein Herr, worauf gründen Sie die Idee, diese Frau sei die Königin?«

»Ganz einfach darauf, Madame, daß diese Frau die Königin ist,« erwiderte unstörbar der Anschuldigende.

Und er verließ Jeanne, um die Kunde in den Gruppen zu begründen und zu verbreiten.

Jeanne wandte sich von dem fast empörenden Schauspiel ab, das die Epileptische bot. Doch kaum hatte sie ein paar Schritte nach der Thüre gemacht, als sie sich von Angesicht zu Angesicht den zwei Damen gegenüber befand, die, bis sie zu den Convulsionären übergehen sollten, nicht ohne ein lebhaftes Interesse den Bottich, die Stangen und den Deckel anschauten.

Kaum hatte Jeanne das Gesicht der älteren von den zwei Damen gesehen, als sie ebenfalls einen Schrei ausstieß.

»Was gibt es?« fragte diese.

Jeanne riß rasch die Maske ab und fragte:

»Erkennen Sie mich?«

Die Dame machte eine Bewegung, bewältigte sie aber beinahe in demselben Augenblick wieder.

»Nein,« antwortete sie mit einer gewissen Befangenheit.

»Wohl, ich erkenne Sie, und will Ihnen einen Beweis hievon geben.«

Bei dieser Anrufung preßten sich die Damen ängstlich einander an.

Jeanne zog aus ihrer Tasche die Büchse und sagte:

»Sie haben das bei mir liegen lassen.«

»Aber wenn dem so wäre,« fragte die Aeltere, »warum sind Sie so bewegt?«

»Ich bin erschrocken über die Gefahr, die Eure Majestät hier läuft.«

»Erklären Sie sich.«

»Oh! nicht eher, als bis Sie diese Maske vorgenommen haben.«

Und sie reichte ihre Maske der Königin, doch diese zögerte, da sie sich unter ihrer Haube hinlänglich verborgen glaubte.

»Ich bitte, es ist kein Augenblick zu verlieren,« fuhr Jeanne fort.

»Thun Sie es, thun Sie es, Madame,« sagte leise die zweite Frau zur Königin.

Die Königin setzte maschinenmäßig die Larve auf ihr Gesicht.

»Und nun kommen Sie,« sprach Jeanne.

Und sie zog die zwei Frauen so rasch fort, daß sie erst bei der Hausthüre, wo sie sich in einigen Secunden befanden, anhielten.

»Aber was ist es denn?« fragte die Königin athmend.

»Eure Majestät ist von Niemand gesehen worden?«

»Ich glaube nicht.«

»Desto besser.«

»Werden Sie uns wohl erklären...«

»Für den Augenblick glaube Eure Majestät ihrer getreuen Dienerin, wenn diese ihr sagt, sie laufe die größte Gefahr.«

»Was für eine Gefahr ist es denn?«

»Ich werde die Ehre haben, Ew. Majestät Alles zu sagen, wenn sie mir eines Tags eine Stunde Audienz zu bewilligen geruht. Doch die Sache ist lang, Ew. Majestät kann erkannt, kann bemerkt werden.«

Und als sie wahrnahm, daß die Königin einige Ungeduld kundgab, sagte sie zu der Prinzessin von Lamballe:

»Oh! Madame, ich flehe Sie an, verbinden Sie sich mit mir, um Ihre Majestät zu bewegen, daß sie sich entfernt und zwar auf der Stelle.«

Die Prinzessin machte eine flehende Geberde.

»Gehen wir, da Sie es wollen,« sprach die Königin.

Dann wandte sie sich gegen Frau von La Mothe um und sagte:

»Sie haben mich um eine Audienz gebeten.«

»Ich strebe nach der Ehre, Eurer Majestät eine Erklärung über mein Benehmen zu geben.«

»Wohl, bringen Sie mir diese Büchse zurück, und fragen Sie nach dem Concierge Laurent, er wird unterrichtet sein.«

Hierauf rief sie deutsch nach der Straße hinaus:

»Kommen Sie hieher, Weber!«

Rasch näherte sich ein Wagen, die zwei Prinzessinnen sprangen hinein.

Frau von La Mothe blieb bei der Thüre, bis sie die Carrosse aus dem Gesicht verloren hatte.

»Oh!« sagte sie ganz leise, »es war gut, daß ich gethan, was ich gethan, auch für die Folge, ... überlegen wir.«

XVIII.

Mademoiselle Oliva.

Der Mann, der die angebliche Königin den Blicken der Anwesenden bezeichnet hatte, schlug während dieser Zeit einem von den Zuschauern, einem Menschen mit gierigem Auge und abgetragenen Kleid, auf die Schulter und sagte zu ihm:

»Für Sie, der Sie ein Journalist sind, ist dieß ein schöner Stoff zu einem Artikel.«

»Wie so?« erwiderte der Zeitungsschreiber.

»Wollen Sie den Hauptinhalt davon?«

»Gern.«

»Hören Sie: »Ueber die Gefahr als Unterthan eines Landes geboren zu sein, dessen König von der Königin beherrscht wird, welche Königin die Crisen liebt.««

Der Zeitungsschreiber lachte.

»Und die Bastille?« entgegnete er.

»Bah! bah! hat man nicht die Anagramme, mit deren Hilfe man alle königliche Censoren vermeidet? Ich frage Sie, ob Ihnen je ein Censor verboten wird, die Geschichte des Prinzen Silou und der Prinzessin Etteniotna, Beherrscherin von Narfec, zu erzählen. Nun, was sagen Sie?«

»Oh! ja,« rief der Zeitungsschreiber entflammt, »die Idee ist bewundernswürdig.«

»Und ich bitte Sie, zu glauben, daß einem Capitel, betitelt: »*Die Crisen der Prinzessin Etteniotna bei dem Fakir Remsem,*« eine sehr günstige Aufnahme in den Salons zu Theil würde.«

»Ich glaube es, wie Sie.«

»Gehen Sie und schreiben Sie uns das mit Ihrer besten Tinte.«

Der Journalist drückte dem Unbekannten die Hand.

»Soll ich Ihnen einige Nummern schicken?« fragte er; »ich thue es mit großem Vergnügen, wenn Sie mir gefälligst Ihren Namen sagen wollen.«

»Gewiß, ja! Dieser Gedanke entzückt mich, und von Ihnen ausgeführt, wird er hundert Procent gewinnen. Wie viel Exemplare lassen Sie gewöhnlich von Ihren Pamphleten abziehen?«

»Zweitausend.«

»Erweisen Sie mir einen Gefallen.«

»Gern.«

»Nehmen Sie diese fünfzig Louisd'or und lassen Sie sechstausend drucken.«

»Wie, mein Herr! oh! Sie sind allzu gütig. Darf ich wenigstens den Namen eines so großmüthigen Beschützers der Wissenschaften kennen?«

»Sie sollen ihn erfahren, wenn ich bei Ihnen tausend Exemplare zu zwei Livres das Stück holen lasse – in acht Tagen, nicht wahr?«

»Ich werde Tag und Nacht daran arbeiten, mein Herr.«

»Und es sei belustigend.«

»Daß ganz Paris bis zu Thränen darüber lacht ... eine Person ausgenommen.«

»Nicht wahr, die Blut weinen wird?«

»Oh! mein Herr, wie viel Geist haben Sie?«

»Sie sind sehr gut. Ah! datiren Sie den Artikel von London.«

»Wie immer.«

»Mein Herr, ich bin Ihr Diener.«

Hiemit entließ der dicke Unbekannte den Zeitungsschreiber, der mit seinen fünfzig Louisd'or in der Tasche leicht wie ein Vogel von schlimmer Vorbedeutung entfloh.

Der Unbekannte, der allein, oder vielmehr ohne Gefährten geblieben war, schaute noch einmal im Saale der Elisen nach der jungen Frau; an die Stelle der Ekstase war bei dieser eine gänzliche Entkräftung getreten, und eine Kammerfrau, bestimmt für die Damen in der Arbeit der Krise, schlug züchtiger Weise die etwas indiscreten Röcke nieder.

Er bemerkte in dieser zarten Schönheit jene feinen, wollüstigen Züge, die edle Grazie jenes sich hingebenden Schlummers, kehrte dann um und sagte zu sich selbst:

»Die Aehnlichkeit ist offenbar zum Erschrecken; Gott, der sie geschaffen, hatte seine Absichten; er hat zum Voraus jene dort, der diese hier gleicht, verurtheilt.«

In dem Augenblick, wo er diesen drohenden Gedanken vollendete, erhob sich die junge Frau von ihren Kissen und war, indem sie sich der Hilfe des Armes von einem schon aus der Extase erwachten Nachbar bediente, bemüht, ein wenig Ordnung in ihre die Gesetze des Wohlanstandes stark verletzende Toilette zu bringen.

Sie erröthete ein wenig, als sie sah, welche Aufmerksamkeit ihr die Anwesenden schenkten, und antwortete mit coкетter Höflichkeit auf die ernsten und zugleich artigen Fragen Mesmers; dann streckte sie ihre runden Arme und ihre hübschen Beine aus, wie eine Katze, die aus dem Schlaf erwacht, durchschritt die drei Salons und erntete dabei, ohne einen einzigen zu verlieren, die theils spöttischen, theils begehrliehen, theils scheuen Blicke ein, die ihr die Anwesenden zusandten.

Was sie aber dergestalt in Erstaunen setzte, daß sie darüber lächeln mußte, war der Umstand, daß ihr, als sie an einer in einer Ecke des Salons flüsternden Gruppe vorüberging, statt meuterischer Blicke oder galanter Redensarten eine Ladung ehrfurchtsvoller Verbeugungen zu Theil wurde, die kein französischer Hofmann steifer und ernster hätte finden können, um die Königin zu begrüßen.

Diese erstaunte, ehrerbietige Gruppe war in der That von dem unermüdlichen Unbekannten zusammengebracht worden, der, hinter der Gruppe verborgen, zu ihr sagte:

»Gleichviel, gleichviel, meine Herren, es ist nichtsdestoweniger die Königin von Frankreich; verbeugen wir uns, verbeugen wir uns tief.«

Die kleine Person, der Gegenstand von so viel Respect, ging mit einer gewissen Bangigkeit durch die letzte Hausflur und kam in den Hof.

Hier suchten ihre matten Augen einen Fiaker oder eine Sänfte; sie fand keines von beiden; doch ungefähr nach einer Minute der Unentschlossenheit, als sie schon ihren niedlichen Fuß auf das Pflaster setzte, näherte sich ihr ein großer Lakai und sagte:

»Der Wagen von Madame.«

»Ich habe keinen Wagen,« entgegnete die junge Frau.

»Madame ist in einem Fiaker gekommen?«

»Ja.«

»Von bei Rue Dauphine?«

»Ja.«

»Ich werde Madame nach Hause führen.«

»Gut, führen Sie mich,« sprach die kleine Person mit einer sehr ungezwungenen, entschlossenen Miene, ohne daß sie nur eine Minute die Unruhe behalten hatte, welche ein so unvorhergesehener Antrag bei jeder andern Frau verursacht hätte.

Der Lakai machte ein Zeichen, auf das sogleich eine hübsche Carrosse antwortete, von der die Dame aufgenommen wurde.

Der Lakai hob den Fußtritt auf und rief dem Kutscher zu:

»Rue Dauphine.«

Die Pferde entfernten sich rasch: als sie den Pont-Neuf erreicht hatte, bedauerte die kleine Dame, die viel Geschmack an dieser Art der Fortbewegung fand, ungemein, daß sie nicht am Jardin des Plantes wohnte.

Der Wagen hielt an. Der Fußtritt sank nieder; schon streckte der wohlunterrichtete Lakai die Hand aus, um von der Dame den Hauptschlüssel zu empfangen, mittelst dessen die Bewohner von dreißigtausend Häusern in Paris, die keine Hotels waren und weder Hausmeister noch Schweizer hatten, heimkehrten.

Der Lakai öffnete also die Thüre, um die Finger der kleinen Dame zu schonen; dann in dem Augenblick, wo diese in den finstern Gang eindrang, grüßte er sie und schloß die Thüre wieder.

Die Carrosse rollte weiter und verschwand.

»Das ist wahrhaftig ein angenehmes Abenteuer,« rief die junge Frau. »Es ist sehr galant von Herrn Mesmer. O! wie müde bin ich! Er wird sich vorhergesehen haben. Er ist ein sehr großer Arzt.«

So sprechend, gelangte sie zum zweiten Stockwerk des Hauses, auf einen Ruheplatz, der von zwei Thüren beherrscht war.

Sobald sie geklopft hatte, öffnete ihr eine Alte.

»Oh! guten Abend. Mutter; ist das Nachtessen bereit?«

»Ja, es wird sogar kalt.«

»Ist er da?«

»Nein, noch nicht; doch der Herr ist da.«

»Welcher Herr?«

»Der, welchen Sie heute Abend nothwendig sprechen müssen.«

»Ich?«

»Ja. Sie.«

Diese Unterredung fand in einem kleinen, mit Glasscheiben versehenen Vorzimmer statt, das den Ruheplatz von einer großen, nach der Straße gehenden Stube trennte.

Durch das Fensterwerk sah man deutlich die Lampe, die diese Stube erhellte, deren Anblick, wenn nicht befriedigend, doch wenigstens erträglich war.

Alte Vorhänge von einer gelben Seide, welche die Zeit stellenweise geädert und abgebleicht hatte, einige Stühle von grünlichem Utrechter Sammet, ein großer Schrank mit zwölf Schubladen

und mit eingelegter Arbeit, ein alter gelber Sopha, das waren die Herrlichkeiten des Gemaches.

Sie erkannte diesen Mann nicht, aber unsere Leser werden ihn wohl erkennen: es war derjenige, welcher die Neugierigen in Beziehung auf die angebliche Königin aufgewiegelt und die fünfzig Louisd'or für das Pamphlet gegeben hatte.

Die junge Frau öffnete ungestüm die Glathüre, und kam bis zum Sopha, auf dem sie ruhig einen mehr fetten als mageren Mann von gutem Aussehen sitzen sah, dessen sehr schöne weiße Hand mit einem äußerst reichen Spitzenjabot spielte.

Die junge Frau hatte nicht Zeit, das Gespräch zu beginnen.

Dieser seltsame Mensch machte eine Art von Gruß, halb Bewegung, halb Verbeugung, heftete einen glänzenden Blick voll Wohlwollen auf seine Wirthin und sprach:

»Ich weiß, um was Sie mich ersuchen wollen, doch ich werde Ihnen besser antworten, wenn ich Sie selbst befrage. Sie sind Mademoiselle Oliva?«

»Ja, mein Herr.«

»Eine reizende, äußerst nervöse und für das System Messmers eingenommene Frau?«

»Ich komme gerade von ihm.«

»Sehr gut! das erklärt Ihnen nicht, wie mir Ihre schönen Augen sagen, warum Sie mich auf Ihrem Sopha finden, und das ist es doch, was Sie besonders zu wissen wünschen.«

»Sie haben richtig errathen, mein Herr.«

»Wollen Sie mir den Gefallen erweisen, sich zu setzen; wenn Sie stehen blieben, wäre ich genöthigt, mich auch zu erheben; dann würden wir nicht bequem plaudern.«

»Sie können sich schmeicheln, sehr außerordentliche Manieren zu haben,« erwiderte die junge Frau, die wir fortan Mademoiselle Oliva nennen werden, da sie auf diesen Namen zu antworten sich herbeiließ.

»Mademoiselle, ich habe Sie vorhin bei Mesmer gesehen und so gefunden, wie ich Sie wünschte.«

»Mein Herr!«

»Oh! erschrecken Sie nicht; ich sage Ihnen nicht, ich habe Sie reizend gefunden; nein, das würde auf Sie die Wirkung einer Liebeserklärung machen, und das ist nicht meine Absicht. Ich bitte, weichen Sie nicht zurück, Sie nöthigen mich, zu schreien, wie ein Tauber.«

»Was wollen Sie denn?« versetzte Oliva naiv.

»Ich weiß, daß Sie gewohnt sind, sich schön nennen zu hören,« fuhr der Unbekannte fort; »ich, der ich dieß übrigens auch denke, habe Ihnen etwas Anderes vorzuschlagen.«

»Mein Herr, Sie sprechen wahrhaftig in einem Ton mit mir...«

»Brausen Sie nicht auf, ehe Sie mich gehört haben... Ist Jemand hier verborgen?«

»Niemand ist hier verborgen, aber...«

»Wenn Niemand hier verborgen ist, so sprechen wir ohne Scheu. Was würden Sie zu einem kleinen Bündniß zwischen uns sagen?«

»Ein Bündniß ... Sie sehen wohl...«

»Sie verwechseln abermals. Ich sage Ihnen nicht, Bund, sondern Bündniß. Ich spreche nicht von Liebe, sondern von Geschäften.«

»Was für Geschäfte meinen Sie?« fragte Oliva, deren Neugierde sich durch ein sichtbares Erstaunen verrieth.

»Was thun Sie den ganzen Tag?«

»Aber...«

»Seien Sie ohne Furcht; es fällt mir nicht ein, Sie zu tadeln; sagen Sie mir, was Ihnen beliebt.«

»Ich thue Nichts, oder mindestens so wenig, als möglich.«

»Sie sind träge.«

»Oh!«

»Sehr gut.«

»Oh! Sie sagen, sehr gut.«

»Allerdings. Was macht es mir, daß Sie träge sind? Gehen Sie gern spazieren?«

»Sehr gern.«

»Lieben Sie die Schauspiele, die Bälle?«

»Stets.«

»Das Wohlleben?«

»Ganz besonders.«

»Wenn ich Ihnen fünfundzwanzig Louisd'or monatlich geben wollte, würden Sie es ausschlagen?«

»Mein Herr!«

»Meine liebe Demoiselle Oliva, Sie fangen wieder an zu zweifeln. Es war doch unter uns verabredet, daß Sie sich nicht erzürnen sollten. Ich sagte fünfundzwanzig Louisd'or, wie ich fünfzig gesagt hätte.«

»Fünfzig wären mir lieber, als fünfundzwanzig, doch was ich fünfzig vorziehe, das ist das Recht, mir meinen Geliebten zu wählen.«

»Zum Henker! ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nicht Ihr Liebhaber sein will: hören Sie mich also ruhig an.«

»Nun denn auch zum Henker, was soll ich thun, um Ihre fünfzig Louisd'or zu verdienen?«

»Haben wir gesagt: fünfzig?«

»Ja.«

»Gut, fünfzig. Sie empfangen mich bei sich, Sie machen mir das möglichst freundliche Gesicht, Sie geben mir den Arm, wenn ich es wünsche, Sie erwarten mich, wo ich Sie mich erwarten heiße.«

»Aber ich hab einen Liebhaber, mein Herr,« – »Nun, was dann?« – »Wie, was dann?« – »Ja, jagen Sie ihn zum Teufel!« – »Oh! man jagt Beausire nicht fort, wie man will.« – »Soll ich Ihnen dabei helfen?« – »Nein, ich liebe ihn.« – »Oh!« – »Ein wenig.« – »Das ist gerade zu viel.« – »Es ist so.« – »So will ich mir den Beausire gefallen lassen.« – »Sie sind bequem, mein Herr.« – »Unter dem Vorbehalte der Wiedervergeltung; sind Ihnen die Bedingungen genehm?« – »Sie sind es mir, wenn Sie mir dieselben vollständig gesagt haben.« – »Hören Sie, meine Liebe, ich habe Alles gesagt, was ich für den Augenblick zu sagen hatte.« – »Bei Ihrem Ehrenwort?« – »Bei meinem Ehrenwort. Doch Sie begreifen Eines?« – »Was?« – »Daß, wenn ich zufällig nöthig hätte, daß Sie wirklich meine Geliebte wären ...« – »Ah! sehen Sie! man hat das nie nöthig, mein Herr.« – »Doch es zu scheinen.« – »Das will ich mir auch gefallen lassen.« – »Gut, abgemacht also.« – »Topp!« – »Hier ist der erste Monat zum Voraus.«

Er reichte ihr eine Rolle von fünfzig Louisd'or, ohne nur das Ende ihrer Finger zu berühren.

Und da sie zögerte, ließ er die Rolle in die Tasche ihres Rockes gleiten, ohne diese so runden und so beweglichen Hüften, welche die Feinschmecker Spaniens nicht verachtet hätten, wie er, auch nur zu streifen.

Kaum war das Gold auf den Grund der Tasche gelangt, als ein zweimaliges Klopfen an die Hausthüre Oliva nach dem Fenster springen machte.

»Guter Gott!« rief sie, »entfliehen Sie geschwind, er ist es.«

»Er. Wer?«

»Beausire ... mein Liebhaber; rühren Sie sich doch.«

»Oh! meiner Treue, mir gleichviel.«

»Wie, gleichviel? er wird Sie in Stücke hauen.«

»Bah!«

»Hören Sie, wie er klopft; er wird die Thüre sprengen.«

»Lassen Sie ihm öffnen; warum des Teufels geben Sie ihm denn keinen Hauptschlüssel?«

Hiermit streckte sich der Unbekannte auf dem Sopha aus und sagte leise:

»Ich muß diesen Burschen sehen und ihn beurtheilen.«

Das Klopfen wurde fortgesetzt, darunter mischten sich Flüche, welche noch viel höher hinaufstiegen, als bis zum zweiten Stockwerk.

»Gehen Sie, Mutter, öffnen Sie,« sagte Oliva ganz wüthend. »Und was Sie betrifft, mein Herr, mir gleichviel, wenn Ihnen ein Unglück widerfährt.«

»Wie Sie sagen, gleichviel,« erwiderte der unempfindliche Unbekannte, ohne sich vom Sopha zu rühren.

Oliva horchte bebend auf dem Ruheplatz.

Fünftes bis neuntes Bändchen

XIX.

Herr Beausire.

Oliva warf sich einem wüthenden Menschen entgegen, der mit ausgestreckten Händen, bleichem Gesicht und in ungeordnetem Anzug, heisere Verwünschungen ausstoßend, in die Wohnung hereinstürzte.

»Beausire, was gibt es, Beausire?« sagte sie mit einer Stimme, die nicht erschrocken genug klang, um dem Muthe dieses Weibes Eintrag zu thun.

»Laß mich los!« rief der Eintretende, während er sich mit roher Gewalt von der Umschlingung Oliva's befreite.

Und mit einem sich steigernden Ton fuhr er fort:

»Ah! weil ein Mann hier ist, öffnete man mir die Thüre nicht. Ah! ah!«

Der Unbekannte war erwähnter Maßen in ruhiger, unbeweglicher Haltung auf dem Sopha geblieben, in einer Haltung, welche Herrn Beausire wie Unentschlossenheit oder sogar wie Schrecken vorkommen mußte.

Mit einem Zähnefletschen von schlimmer Vorbedeutung trat er vor den Unbekannten und rief:

»Ich denke, Sie werden mir antworten, mein Herr!«

»Was soll ich Ihnen sagen, mein lieber Herr Beausire?« erwiderte der Andere.

»Was machen Sie hier, und vor Allem, wer sind Sie?«

»Ich bin ein ruhiger Mann, gegen den Sie furchtbare Augen machen, und dann plauderte ich mit dieser Dame in allen Ehren.«

»Ja, ja, gewiß in allen Ehren,« murmelte Oliva.

»Willst Du wohl schweigen!« brüllte Beausire.

»Stille, stille!« sagte der Unbekannte, »schnauzen Sie Madame nicht so heftig an, sie ist vollkommen unschuldig, und wenn Sie übler Laune sind...«

»Ja, das bin ich.«

»Er wird im Spiel verloren haben,« flüsterte Oliva.

»Mord und Teufel, ich bin ausgeplündert!« brüllte Beausire.

»Und es wäre Ihnen nicht unangenehm, jetzt auch Jemand auszuplündern,« versetzte lächelnd der Unbekannte. »Das läßt sich begreifen, mein lieber Herr Beausire.«

»Genug der schlechten Späße! Und nun machen Sie mir das Vergnügen und packen Sie sich.«

»Oh! Herr Beausire, Nachsicht!«

»Tod und alle Teufel der Hölle! Stehen Sie auf und gehen Sie, oder ich zerschmettere den Sopha und Alles, was darauf ist.«

»Ah! Mademoiselle, Sie haben mir nichts davon gesagt, daß Herr Beausire solche närrische Grillen hat. Mein Gott! welches Ungestüm!«

Außer sich, machte Beausire eine große Comödienbewegung und beschrieb, um den Degen zu ziehen, mit den Armen und der Klinge einen Kreis von wenigstens zehn Fuß im Umfang.

»Ich sage Ihnen noch einmal,« rief er. »stehen Sie auf, aber ich nagle Sie an die Lehne.«

»Wahrhaftig, man ist sehr unangenehm.« erwiderte der Unbekannte, während er sachte und nur mit der linken Hand den kleinen Degen, den er hinter sich auf dem Sopha verborgen hatte, aus der Scheide zog.

Oliva stieß durchdringende Schreie aus.

»Ah! Mademoiselle, schweigen Sie,« sprach der ruhige Mann, der endlich den Degen in der Faust hatte, ohne daß er von seinem Sitze aufgestanden war; »schweigen Sie, denn es werden zwei Dinge geschehen, einmal werden Sie Herrn Beausire betäuben und er wird sich spießen lassen; dann wird die Scharwache heraufkommen, Sie packen und geraden Weges nach Saint-Lazare führen.«

Oliva ersetzte die Schreie durch eine äußerst ausdrucksvolle Pantomime.

Es war ein seltsames Schauspiel. Auf der einen Seite führte Herr Beausire, beschmutzt, betrunken, zitternd vor Wuth, Stöße ohne Richtung, ohne Taktik auf einen undurchdringlichen Gegner.

Auf der andern ein Mann auf dem Sopha sitzend, eine Hand auf dem Knie ausgestreckt, die andere bewaffnet, mit Behendigkeit parirend, ohne zu stoßen, und dergestalt lachend, daß Saint-Georges selbst darüber erschrocken wäre.

Beständig durch die Paraden des Gegners herumgetrieben, war Beausire's Degen keinen Augenblick im Stande, die Linie zu behaupten.

Beausire fing an müde zu werden, zu schnaufen, doch der Zorn hatte einer unwillkürlichen Angst Platz gemacht; er bedachte, daß es, wenn dieser gefällige Degen sich ausstrecken und ernstlich ihm zu Leibe gehen wollte, um ihn, Beausire, geschehen wäre. Ein Bangen erfaßte ihn, er kam aus der Lage und berührte nur noch das äußerste Ende des Degens seines Gegners. Dieser faßte ihn kräftig in Terz, wand ihm den Degen aus der Hand und schnellte ihn wie eine Feder in die Luft.

Der Degen flog durch das Zimmer, durchbrach eine Fensterscheibe und verschwand außen.

Beausire wußte nicht mehr, welche Haltung er beobachten sollte.

»Ei! Herr Beausire,« sagte der Unbekannte, »wenn Ihr Degen mit der Spitze niederfällt und Jemand durchsticht, sind Sie ein Mann des Todes!«

Zum Bewußtsein zurückgerufen, lief Beausire nach der Thüre und stürzte die Treppe hinab, um seine Waffe wieder zu erwischen und einem Unglück zuvorzukommen, das ihn mit der Polizei entzweit hätte.

Mittlerweile ergriff Oliva die Hand des Siegers und sprach zu ihm:

»Oh! mein Herr, Sie sind sehr muthvoll; doch Herr Beausire ist ein Schurke, und wenn Sie bleiben, gefährden Sie mich; sobald Sie weggegangen sind, wird er mich sicherlich schlagen.«

»Dann bleibe ich.«

»Nein, nein, ich bitte inständig; wenn er mich schlägt, schlage ich ihn auch, und ich bin immer die Stärkere, doch das ist so, weil ich nichts zu schonen habe. Ich flehe Sie an, entfernen Sie sich.«

»Haben Sie Eines wohl im Auge, meine Schönste; gehe ich von hier weg, so lauert er mir unten oder auf der Treppe auf; man wird sich wieder schlagen; auf einer Treppe parirt man nicht immer mit so großer Sicherheit wie auf einem Canapee.«

»Nun, und dann?«

»Dann tödte ich Meister Beausire oder er tödtet mich.«

»Großer Gott! das ist wahr, wir hätten einen schönen Spectakel im Hause.«

»Dieß ist zu vermeiden: ich bleibe also.«

»Um des Himmels willen, entfernen Sie sich, gehen Sie in den oberen Stock hinauf, bis er wieder zu mir hereingekommen ist. Im Glauben, Sie hier zu finden, wird er nirgends suchen. Sobald er in meine Wohnung eingetreten ist, hören Sie mich die Thüre doppelt verschließen. Ich werde meinen Mann eingesperrt und den Schlüssel in meine Tasche gesteckt haben. Nehmen Sie dann Ihren Rückzug, indeß ich mich muthig schlage, um die Zeit auszufüllen.«

»Sie sind ein reizendes Mädchen, auf Wiedersehen!«

»Auf Wiedersehen! wann dieß?«

»Heute Nacht, wenn es Ihnen beliebt.«

»Wie, heute Nacht! Sind Sie verrückt?«

»Bei Gott, ja, heute Nacht. Ist nicht Ball im Opernhause?«

»Bedenken Sie, daß die Mitternachtsstunde schon geschlagen hat.«

»Ich weiß es wohl, doch was ist daran gelegen?«

»Man braucht Dominos.«

»Beausire wird holen, wenn Sie ihn durchgeprügelt haben.«

»Sie haben Recht,« versetzte Oliva lachend.

»Leben Sie wohl! Meinen Dank!«

Und sie schob ihn nach dem Ruheplatz.

»Gut! er schließt die Thüre unten,« sagte der Unbekannte.

»Es ist nur ein Riegel innen. Gehen Sie ... er kommt herauf.«

»Doch wenn zufällig Sie geschlagen würden, wie konnten Sie mir es sagen lassen?«

Sie überlegte und antwortete dann:

»Sie müssen Bediente haben.«

»Ja, ich werde einen unter Ihre Fenster stellen.«

»Gut, und er wird in die Luft schauen, bis ihm ein Billetchen auf die Nase fällt.«

»So sei es. Gott befohlen!«

Der Unbekannte stieg in die oberen Stockwerke hinauf. Das ließ sich sehr leicht thun, die Treppe war finster, und Oliva bedeckte, indem sie mit lauter Stimme Beausire rief, das Geräusch der Tritte ihres neuen Mitschuldigen.

»Willst Du wohl kommen, Hirnverrückter!« rief sie Beausire zu, der nicht heraufging, ohne Betrachtungen über die moralische und physische Ueberlegenheit dieses Eindringlings anzustellen, welcher sich auf eine so unverschämte Weise in der Wohnung eines Andern eingeknistet hatte.

Er gelangte indessen zu dem Stockwerk, wo ihn Oliva erwartete.

Er hatte den Degen in der Scheide und dachte über eine Rede nach, die er halten wollte.

Oliva nahm ihn bei den Schultern, stieß ihn in das Vorzimmer und schloß die Thüre doppelt, wie sie es versprochen hatte.

Der Unbekannte konnte, während er sich zurückzog, den Anfang eines Streites hören, in welchem durch ihren schallenden Ton, dem der Blechinstrumente im Orchester ähnlich, jene Schläge sich hervorheben, die man gewöhnlich und onomatopoetisch Kläpse nennt.

Mit den Kläpsen vermischten sich Schreie und Vorwürfe. Beausire's Stimme donnerte, die von Oliva erschütterte die Wände.

»In der That,« sagte der Unbekannte, indem er sich entfernte, »man hätte nie glauben sollen, daß diese Frau, welche die Ankunft des Gebieters vorhin so sehr verlegen machte, eine solche Widerstandskraft besäße.

Der Unbekannte verlor die Zeit nicht damit, daß er dem Ende der Scene folgte.

»Es waltet zu viel Wärme im Anfang der Scene ob, als daß die Entwicklung fern sein sollte.«

Er wandte sich um die Ecke der Rue d'Anjou-Dauphine, wo sein Wagen, der sich rückwärts in dieses Gäßchen hineingearbeitet hatte, seiner harrte.

Rasch sagte er ein Wort zu einem seiner Bedienten; dieser eilte weg, faßte Posto den Fenstern Oliva's gegenüber und verbarg sich im dichten Schatten einer kleinen Arcade, die den Gang eines alterthümlichen Hauses überdeckte.

So gestellt, konnte der Mann, der die beleuchteten Fenster sah, durch die Beweglichkeit der Silhouetten Alles beurtheilen, was im Innern vorging.

Die Anfangs sehr regsamen Bilder wurden allmählig ein wenig ruhig. Endlich blieb nur noch eines.

XX.

Das Gold.

Man vernehme, was hinter diesen Vorhängen vorgegangen.

Zuerst war Beausire erstaunt, die Thüre mit dem Riegel verschließen zu sehen.

Dann erstaunt, Oliva so laut rufen zu hören.

Endlich noch mehr erstaunt, in das Zimmer einzutreten und seinen gewaltigen Nebenbuhler nicht darin zu finden.

Nachforschungen, Drohungen, Anforderung; da sich der Mensch verbarg, so hatte er Angst; hatte er Angst, so siegte Beausire.

Oliva nöthigte ihn, seine Nachforschungen einzustellen und auf ihre Frage zu antworten.

Ein wenig angefahren, nahm Beausire selbst einen stolzen Ton an.

Oliva, die ihr Schuldbewußtsein verloren hatte, weil der sichtbare Gegenstand des Verbrechens verschwunden war, *quia corpus delicti aberat*, wie der Text sagt, Oliva schrie so laut, daß Beausire, um sie zum Schweigen zu bringen, ihr die Hand auf den Mund drückte oder wenigstens drücken wollte.

Doch er täuschte sich; Oliva verstand die überredende und versöhnende Geberde Beausire's anders. Dieser raschen Hand, die sich nach ihrem Gesichte wandte, setzte sie eine Hand entgegen, die ebenso behend und leicht war, als kurz zuvor der Degen des Unbekannten gewesen.

Diese Hand parirte Quart und Terz, fuhr gerade aus und schlug Beausire auf die Wange.

Beausire that mit der rechten Hand einen Gegenschlag, der die beiden Hände Oliva's niederschlug und ihre linke Wange unter einem ärgerlichen Geräusch röthete.

Dieß war die Stelle der Verhandlung, welche der Unbekannte bei seinem Abgang vernommen hatte.

Eine so begonnene Erklärung führt, wie wir sagten, rasch eine Entwicklung herbei, eine Entwicklung indessen, die, so gut sie auch darzustellen sein mag, einer Menge von Vorbereitungen bedarf, um dramatische Wirkung zu haben.

Oliva erwiderte die Ohrfeige Beausire's durch ein schweres und gefährliches Wurfgeschöß: einen Porzellankrug; Beausire setzte dem Wurfgeschöß die radförmige Bewegung eines Stockes entgegen, der mehrere Tassen zerbrach, eine Kerze abstieß und am Ende die Schulter der jungen Frau traf.

Wüthend sprang diese auf Beausire los und preßte ihm die Gurgel zusammen. Der Unglückliche war genöthigt, zu packen, was er an der drohenden Oliva finden konnte.

Er zerriß einen Rock. Empfindlich für diese Schmach und diesen Verlust, ließ Oliva los und schleuderte Beausire zu Boden. Schäumend erhob er sich wieder.

Da sich jedoch der Werth eines Feindes nach der Vertheidigung ermißt, und die Vertheidigung sich stets Achtung erwirbt, selbst beim Sieger, so knüpfte Beausire, der viel Respect vor Oliva bekommen hatte, die mündliche Verhandlung da wieder an, wo er sie gelassen.

»Du bist ein abscheuliches Geschöpf,« sagte er, »Du richtest mich zu Grunde.«

»Du richtest mich zu Grunde,« erwiderte sie.

»Oh! ich richte sie zu Grunde! Sie hat nichts.«

»Sage, ich habe nichts mehr. Sage, Du habest Alles, was ich besessen, verkauft und verfressen, vertrunken und verspielt.«

»Und Du wagst es, mir meine Armuth vorzuwerfen?«

»Warum bist Du arm? Das ist ein Laster.«

»Ich werde Dir die Deinigen alle auf einmal abgewöhnen.«

»Durch Schläge etwa?«

Und Oliva schwang eine ziemlich schwere Feuerzange, bei deren Anblick Beausire zurückwich.

»Das fehlte Dir noch, Liebhaber anzunehmen!« sagte er.

»Und Du, wie nennst Du denn alle die Schufte, die in den Spielhäusern, wo Du Deine Tage und Nächte zubringst, bei Dir sitzen?«

»Ich spiele, um zu leben.«

»Und das gelingt Dir ganz hübsch: wir müssen verhungern; meiner Treu, eine reizende Industrie!«

»Und Du mit der Deinigen bist genöthigt, zu flennen, wenn man Dir ein Kleid zerreißt, weil Du nicht die Mittel hast, Dir ein anderes zu kaufen. Eine schöne Industrie, bei Gott!«

»Eine bessere, als die Deinige,« rief Oliva wüthend, »hier der Beweis.«

Und sie nahm aus ihrer Tasche eine Handvoll Gold und warf sie im Zimmer umher.

Die Louisd'or rollten auf ihren Rändern und zitterten auf ihren Flächen; die einen verbargen sich unter den Schränken, die anderen setzten ihre klingenden Evolutionen bis zu den Thüren fort. Wieder andere blieben bald ermüdet platt liegen und ließen ihre Bilder wie Feuerfitter glänzen.

Als Beausire diesen Metallregen auf dem Holz der Geräte und auf dem Boden des Zimmers klingen hörte, wurde er wie von einem Schwindel, wir müßten eigentlich sagen, wie von einem Gewissensbiß ergriffen.

»Louisd'or, Doppellouisd'or!« rief er niedergeschmettert.

Oliva hielt zwischen ihren Fingern eine zweite Handvoll von diesem Metall. Sie schleuderte sie Beausire, der dadurch geblendet wurde, in's Gesicht und in die offenen Hände.

»Ho! ho!« rief er. »Wie reich sie ist, diese Oliva!«

»Das trägt mir meine Industrie ein,« erwiderte cynisch das Weib, während es mit einem gewaltigen Pantoffelschlage zugleich das Gold, das auf dem Boden umherlag, und Beausire, der niederkniete, um es zusammenzuraffen, zurückstieß.

»Sechzehn, siebenzehn, achtzehn,« sagte Beausire kichernd vor Freude.

»Elender!« brummte Oliva.

»Neunzehn, einundzwanzig, zweiundzwanzig.«

»Erbärmlicher Schlingel!«

»Dreiundzwanzig, vierundzwanzig, fünfundzwanzig.«

»Schuft.«

Hatte er nun gehört, war er erröthet, ohne zu hören, Beausire stand auf.

»Gut,« sprach er mit einem so ernstesten Tone, daß nichts so sehr dem Komischen gleichen konnte, »gut, Mademoiselle, Sie machten also Ersparnisse, indem Sie es mir am Nothwendigen fehlen ließen.«

Etwas verwirrt, fand Oliva keine Antwort.

»Mich,« fuhr der Bursche fort, »mich ließen Sie mit zerrissenen Strümpfen, mit einem rothen Hut und aufgeschlitztem Futter umhergehen, während Sie Louisd'or in Ihrer Kasse aufbewahrten? Woher kommen diese Louisd'or? von dem Verkauf, den ich mit meinen Kleidern vornahm, als ich mein trauriges Geschick mit dem Ihrigen verband.«

»Schurke!« murmelte Oliva leise.

Und sie schleuderte ihm einen Blick voll Verachtung zu. Er erzürnte sich nicht darüber.

»Ich verzeihe Dir,« sprach er, »nicht Deinen Geiz, aber Deine Sparsamkeit.«

»Und vorhin wolltest Du mich umbringen.«

»Vorhin hatte ich Recht, jetzt hätte ich Unrecht.«

»Warum, wenn's beliebt?«

»Weil Du jetzt eine wahre Haushälterin bist, Du trägst der Haushaltung Etwas ein.«

»Ich sage Dir, Du bist ein Schuft.«

»Meine geliebte Oliva!«

»Und Du wirst mir das Gold zurückgeben.«

»Oh! meine Theuerste!«

»Du wirst es mir zurückgeben, oder ich renne Dir Deinen Degen durch den Leib.«

»Oliva!«

»Ja oder nein!«

»Nein, Oliva, ich werde nie zugeben, daß Du mir den Degen durch den Leib rennst.«

»Rühre Dich nicht, oder ich durchbohre Dich. Das Geld!«

»Schenke es mir!«

»Ah! Elender! ah! niedrige Creatur! Du bettelst. Du flehst mich um den Ertrag meiner schlechten Aufführung an! Ah! das nennt man einen Mann; ich habe Euch stets verachtet, Alle verachtet, hörst Du wohl? ... mehr noch den, der gibt, als den, welcher empfängt.«

»Derjenige, welcher gibt, kann geben,« erwiderte Beausire mit ernstem Tone, »er ist glücklich. Ich habe Dir auch gegeben, Nicole.«

»Ich will nicht, daß man mich Nicole nennt.«

»Verzeih! Oliva. Ich sagte also, ich habe Dir gegeben, so lange ich gekonnt.«

»Schöne Freigebigkeit, silberne Ringe, sechs Louisd'or, zwei seidene Kleider, drei gestickte Sacktücher.«

»Das ist viel für einen Soldaten.«

»Schweig; die Ringe hattest Du einem Andern gestohlen, um sie mir anzubieten; die Louisd'or hat man Dir geborgt, und Du hast sie nie zurückgegeben; die seidene Kleider...«

»Oliva! Oliva!«

»Gib mir mein Geld zurück.«

»Was willst Du dafür?«

»Das Doppelte.«

»Gut, es sei,« erwiderte der Bursche voll Ernst. »Ich gehe in's Spielhaus der Rue de Bussy und bringe Dir nicht bloß das Doppelte, sondern das Fünffache.«

Er machte ein paar Schritte gegen die Thüre. Sie packte ihn am Schooß seines mürben Rockes.

»Ah!« sagte er, »gut, der Rock ist zerrissen.«

»Desto besser, Du wirst einen neuen haben.«

»Sechs Louisd'or, Oliva, sechs Louisd'or! Gut, daß in der Rue de Bussy die Banquiers und Pointeurs im Punkte der Toilette nicht sehr streng sind.«

Oliva faßte ruhig den andern Rockschooß und riß ihn ebenfalls ab. Beausire wurde wüthend.

»Tod und Teufel,« schrie er, »Du machst, daß ich Dich umbringe. Die freche Person entkleidet mich ganz. Ich kann nicht mehr ausgehen.«

»Im Gegentheile, Du wirst auf der Stelle gehen.«

»Das wäre seltsam, ohne Rock.«

»Du ziehst Deinen Winterüberrock an.«

»Durchlöchert, geflickt?«

»Du ziehst ihn nicht an, wenn Dir das lieber ist. Doch Du wirst gehen.«

»Nie.«

Oliva nahm aus ihrer Tasche, was sie noch an Gold übrig hatte, ungefähr vierzig Louisd'or, und ließ sie zwischen ihren beiden zusammengehaltenen Händen springen.

Beausire wäre beinahe närrisch geworden; er kniete abermals nieder.

»Befiehl!« rief er, »befiehl!«

»Du läufst nach dem Capucin-Magique in der Rue de Seine, man verkauft dort Dominos für den Maskenball.«

»Nun?« – »Du kaufst mir einen vollständigen.« – »Gut.« – »Für Dich einen schwarzen, für mich einen weißen von Atlas.« – »Ja.« – »Und ich gebe Dir hiefür nur zwanzig Minuten.« – »Wir gehen auf den Ball?« – »Auf den Ball.« – »Und Du führst mich auf das Boulevard zum Abendbrot?« – »Gewiß; doch unter einer Bedingung.« – »Unter welcher?« – »Daß Du gehorsam bist.« – »Oh! immer, immer.« – »Auf, zeige Deinen Eifer.« – »Ich laufe.« – »Wie, Du bist noch nicht weggegangen?« – »Aber die Kosten...« – »Du hast fünfundzwanzig Louisd'or.« – »Wie, ich habe fünfundzwanzig Louisd'or? Woher nimmst Du das?« – »Die Goldstücke, die Du aufgerafft hast.« – »Oliva, Oliva, das ist nicht schön von Dir.« – »Was willst Du damit sagen?« – »Oliva, Du hattest sie mir geschenkt.«

»Ich sage nicht, Du sollst sie nicht bekommen; doch wenn ich sie Dir jetzt gäbe, würdest Du nicht zurückkehren. Geh also und kehre rasch wieder.«

»Sie hat bei Gott Recht,« sagte der Bursche etwas verwirrt. »Es war meine Absicht, nicht zurückzukommen.«

»Fünfundzwanzig Minuten, hörst Du wohl?« rief sie.

»Ich gehorche.«

In diesem Augenblick geschah es, daß der den Fenstern gegenüber im Hinterhalt liegende Bediente eine der beiden redenden Personen verschwinden sah.

Es war Herr Beausire, der mit einem Rock ohne Schooß herunter kam, hinter welchem der Degen frech baumelte, während das Hemd unter der Weste wie zur Zeit Ludwigs XIII.

aufgebauscht war.

Der Taugenichts nahm seine Richtung nach der Rue de Seine, und Oliva schrieb mittlerweile rasch auf ein Papier folgende Worte, welche die ganze Episode zusammenfaßten:

»Der Friede ist unterzeichnet, die Theilung gemacht, der Ball angenommen. Um zwei Uhr werden wir im Opernhause sein. Ich habe einen weißen Domino und auf der linken Schulter ein blaues Band.«

Oliva rollte das Papier um einen Scherben von dem zerbrochenen Porzellankrug, streckte den Kopf zum Fenster hinaus und warf das Billet auf die Straße.

Der Bediente stürzte auf seine Beute los, hob sie auf und entfloh.

Es ist beinahe gewiß, daß Herr Beausire nicht mehr als dreißig Minuten brauchte, um zurückzukehren; es folgten ihm zwei Schneidergesellen, welche um den Preis von achtzehn Louis d'or zwei Dominos von ausgezeichnetem Geschmack brachten, wie man sie im Capucin-Magique bei dem guten Arbeiter, dem Lieferanten Ihrer Majestät der Königin und der Hofdamen verfertigte.

XXI.

Das kleine Haus

Wir haben Frau von La Mothe bei der Thür des Hotels gelassen, von wo aus sie mit den Augen dem rasch verschwindenden Wagen der Königin folgte.

Als die Form des Wagens sichtbar, als sein Rollen vernehmbar zu sein aufhörte, kehrte Jeanne ebenfalls in ihre Miethkutsche zurück und begab sich nach Hause, um einen Domino und eine andere Larve zu nehmen und zugleich zu sehen, ob nichts Neues in ihrer Wohnung vorgefallen.

Frau von La Mothe hatte auf diese so glückliche Nacht eine Erfrischung für alle Gemüthsbewegungen des Tages zugesagt. Als starke Frau, wie sie war, hatte sie beschlossen, den Mann zu spielen, wie man zu sagen pflegt, und dem zu Folge alle Wonnen des Unvorhergesehenen zu schlürfen.

Aber eine Widerwärtigkeit harrete ihrer beim ersten Schritt, den sie auf diesem für lebhaft und lang im Zaume gehaltene Phantasien so verführerischen Wege machte.

Ein Bedienter wartete auf sie beim Hausmeister.

Dieser Bediente gehörte dem Herrn Prinzen von Rohan und brachte von Seiner Eminenz ein in folgenden Worten abgefaßtes Billet:

»Frau Gräfin,

Ohne Zweifel haben Sie nicht vergessen, daß wir Geschäfte mit einander abzumachen haben. Sie haben vielleicht ein kurzes Gedächtnis; ich vergesse nie, was mir gefallen.

Ich habe die Ehre, Sie da zu erwarten, wohin der Ueberbringer Sie führen wird, wenn es Ihnen genehm ist.«

Der Brief war mit dem Hirtenkreuz unterzeichnet.

Anfangs ärgerlich über diesen Querstrich, dachte Frau von La Mothe einen Augenblick nach und entschied sich dann mit jener Raschheit des Entschlusses, die sie characterisirte.

»Steigen Sie mit meinem Kutscher auf oder geben Sie ihm die Adresse,« sagte sie zu dem Bedienten.

Der Bediente stieg mit dem Kutscher auf den Bock, Frau von La Mothe stieg in den Wagen.

Zehn Minuten genügten, um die Gräfin zum Eingang des Faubourg Saint-Antoine in eine neuerdings geebnete Vertiefung zu führen, wo große Bäume, so alt wie die Vorstadt selbst, vor Aller Augen eines jener hübschen, unter Ludwig XV. mit dem äußern Geschmack des sechzehnten und dem unvergleichlichen Comfort des achtzehnten Jahrhunderts erbauten Häuser verbargen.

»Ho! ho! ein kleines Haus,« murmelte die Gräfin: »das ist sehr natürlich von Seiten eines vornehmen Prinzen, aber sehr demüthigend für den Namen Valois! ... Nun!«

Dieses Wort, aus dem die Resignation einen Seufzer oder die Ungeduld eine Ausrufung gemacht hat, enthüllte Alles, was an verzehrendem Ehrgeiz und toller Gierde in ihrem Geiste schlummerte.

Doch sie hatte nicht so bald die Schwelle des Hauses überschritten, als ihr Entschluß gefaßt

war.

Man führte sie von Zimmer zu Zimmer, das heißt von Ueberraschung zu Ueberraschung, bis zu einem kleinen, äußerst geschmackvollen Speisesaal.

Hier fand sie den Cardinal allein und wartend.

Seine Eminenz durchblätterte Broschüren, welche ungemein einer Sammlung von jenen Pamphleten glichen, die es in jener Zeit zu Tausenden regnete, wenn der Wind von Holland oder von England kam.

Als der Cardinal sie erblickte, stand er auf.

»Ah! Sie hier? ich danke, Frau Gräfin,« rief er.

Und er trat auf sie zu, um ihr die Hand zu küssen.

Die Gräfin wich mit einer hochmüthigen und verletzten Miene zurück.

»Was haben Sie denn, Madame?« fragte der Cardinal.

»Monseigneur, nicht wahr, Sie sind nicht gewohnt, ein solches Gesicht bei den Frauen zu sehen, denen Eure Eminenz die Ehre erweist sie hieher zu rufen?«

»Oh! Frau Gräfin...«

»Wir sind in Ihrem kleinen Hause, nicht wahr, Monseigneur?« sagte die Gräfin, mit einem verächtlichen Blicke umherschauend.

»Aber, Madame...«

»Monseigneur, ich hoffte, Eure Eminenz würde die Gnade haben, sich zu erinnern, in welchem Stande ich geboren bin. Ich hoffte, Eure Eminenz würde die Gnade haben, sich zu erinnern, daß mir Gott, wenn er mich arm gemacht, doch wenigstens den Stolz meines Ranges gelassen hat.«

»Ah! ah! Gräfin, ich hielt Sie für eine Frau von Geist,« versetzte der Cardinal.

»Wie es scheint, Monseigneur, nennen Sie jede gleichgültige Frau, die zu Allem, selbst zur Schande lacht, eine Frau von Geist; diesen Frauen, ich bitte Eure Eminenz um Verzeihung, pflege ich einen andern Namen zu geben.«

»Nein, Gräfin, Sie täuschen sich, Frau von Geist nenne ich jede Frau, welche hört, wenn man zu ihr spricht, oder welche nicht spricht, ehe sie gehört hat.«

»Ich höre, reden Sie.«

»Ich habe mich mit Ihnen über ernste Dinge zu besprechen.«

»Und zu diesem Ende haben Sie mich in ein Speisezimmer kommen lassen?«

»Ja; wäre es Ihnen lieber gewesen, wenn ich Sie in einem Boudoir erwartet hätte, Gräfin?«

»Die Unterscheidung ist zart.«

»So glaube ich, Gräfin.«

»Es handelt sich also nur darum, mit Monseigneur zu Nacht zu speisen?«

»Nichts Anderes.«

»Eure Eminenz darf überzeugt sein, daß ich von dieser Ehre gebührender Maßen durchdrungen bin.«

»Sie spotten, Gräfin?«

»Nein, ich lache.«

»Sie lachen?«

»Ja, wäre es Ihnen lieber, wenn ich mich ärgerte? Ah! Monseigneur, Sie sind von einer wunderlichen Laune, wie es scheint.«

»Oh! Sie sind reizend, wenn Sie lachen, und nichts könnte mir angenehmer sein, als Sie beständig lachen zu sehen. Doch Sie lachen in diesem Augenblick nicht. Oh! nein, nein; es ist Zorn hinter diesen schönen Lippen, welche die Zähne zeigen.«

»Nicht im Geringsten, Monseigneur, und der Speisesaal beruhigt mich.«

»Vortrefflich!«

»Und ich hoffe, daß Sie wohl hier speisen werden.«

»Wie, daß ich wohl hier speisen werde! Und Sie?«

»Ich, ich habe keinen Hunger.«

»Wie, Madame, Sie weisen mich vom Abendbrot zurück?«

»Was beliebt?«

»Sie jagen mich fort?«

»Ich verstehe Sie nicht, Monseigneur.«

»Hören Sie, liebe Gräfin!«

»Ich höre.«

»Wären Sie weniger zornig, so würde ich Ihnen sagen, Sie mögen machen, was Sie wollen, Sie können es nicht verhindern, daß Sie reizend seien; da ich aber bei jedem Compliment verabschiedet zu werden fürchten muß, so enthalte ich mich.«

»Sie fürchten verabschiedet zu werden? In der That, Monseigneur, ich bitte Eure Eminenz um Verzeihung, aber Sie werden unverständlich.«

»Was vorgeht, ist doch so klar und durchsichtig.«

»Entschuldigen Sie meine Verblendung.«

»Nun wohl! neulich haben Sie mich mit großem Mißbehagen empfangen: Sie fanden Ihre Wohnung durchaus nicht passend für eine Person von Ihrem Rang und Ihrem Namen. Das zwang mich, meinen Besuch abzukürzen; das machte Sie ein wenig kalt gegen mich. Ich dachte damals, wenn ich Sie in die Ihnen gebührende Lebenslage versetzte, so würde ich dem Vogel, den der Physiker unter die Luftpumpe stellt, die Luft wiedergeben.«

»Und dann?« fragte die Gräfin ängstlich, denn sie fing an, zu verstehen.

»Dann, damit Sie mich mit Behagen empfangen könnten, damit ich Sie meinerseits besuchen könnte, ohne mich zu compromittiren oder Sie selbst zu compromittiren...«

Der Cardinal schaute die Gräfin fest an.

»Nun?« fragte diese.

»Nun, ich hoffte, Sie würden die Güte haben, dieses enge Haus anzunehmen. Sie begreifen, ich sage nicht, kleines Haus.«

»Annehmen, ich? Sie schenken mir dieses Haus, Monseigneur?« rief die Gräfin, deren Herz zugleich vor Stolz und Gierde schlug.

»Sehr wenig, zu wenig, Gräfin; doch wollte ich Ihnen mehr geben, so würden Sie nicht annehmen.«

»Ohl weder mehr, noch weniger, Monseigneur,« sprach die Gräfin.

»Was sagen Sie, Madame?«

»Ich sage, es sei unmöglich, daß ich ein solches Geschenk annehme.«

»Unmöglich! Und warum?«

»Ganz einfach, weil es unmöglich ist.«

»Oh! sprechen Sie dieses Wort nicht bei mir aus, Gräfin.«

»Warum?«

»Weil ich bei Ihnen nicht daran glauben will.«

»Monseigneur!«

»Madame, das Haus gehört Ihnen, die Schlüssel liegen hier auf einer Vermeilplatte. Ich behandle Sie als einen Triumphator. Sehen Sie hierin abermals eine Beleidigung?«

»Nein, doch...«

»Sie nehmen an?«

»Monseigneur, ich habe es Ihnen gesagt.«

»Wie, Madame, Sie schreiben an die Minister und bitten um eine Pension; Sie nehmen von zwei unbekanntenen Damen hundert Louisd'or an!«

»Das ist ein großer Unterschied, Monseigneur. Wer empfängt...«

»Wer empfängt, verbindet, Gräfin,« sprach der Prinz mit edlem Tone. »Sehen Sie, ich habe Sie in Ihrem Speisesaal erwartet: ich habe weder das Boudoir, noch die Salons, noch die Zimmer gesehen, ich setze nur voraus, daß dies Alles vorhanden ist.«

»Ah! Monseigneur, ich bitte um Verzeihung, denn Sie nöthigen mich, zu gestehen, daß es keinen zarteren Mann gibt, als Sie.«

Und die Gräfin, die sich so lange Zwang angethan, erröthete vor Freude bei dem Gedanken, sagen zu können: Mein Haus.

Dann, als sie plötzlich sah, daß sie sich hinreißen ließ, sagte sie auf eine Geberde, die der Prinz machte, indem sie einen Schritt zurückwich:

»Monseigneur, ich bitte Eure Eminenz um ein Abendbrod.«

Der Cardinal legte einen Mantel ab, dessen er sich noch nicht entledigt hatte, rückte einen Stuhl für die Gräfin herbei, und begann in einem Civilrock, der ihm vortrefflich stand, seinen Dienst als Haushofmeister.

Das Abendbrod war in einem Augenblick aufgetragen.

Während die Diener in das Vorzimmer kamen, hatte Jeanne wieder eine Maske auf das Gesicht gesetzt.

»Ich müßte mich maskiren,« sagte der Cardinal, »denn Sie sind zu Hause, denn Sie sind inmitten Ihrer Leute, denn ich bin ein Fremder.«

Jeanne lachte, behielt aber nichtsdestoweniger ihre Maske. Und obgleich von der Freude und dem Erstaunen im höchsten Grade aufgeregt, that sie doch dem Abendbrod alle Ehre.

Der Cardinal, wir haben es bei verschiedenen Gelegenheiten gesagt, war ein Mann von großem Herzen und wahren Geist.

Die lange Gewohnheit der civilisirtesten Höfe Europa's, von Königinnen regierter Höfe, die Gewohnheit der Frauen, welche in jener Zeit alle politischen Fragen verwickelten, aber häufig auch lösten, diese Erfahrung, so zu sagen durch den Weg des Blutes übertragen und durch ein persönliches Studium vervielfältigt, alle diese heut zu Tage so seltenen und auch damals schon seltenen Eigenschaften machten aus dem Prinzen einen Mann, der für die Diplomaten, seine Nebenbuhler, oder für seine Geliebten äußerst schwer zu durchdringen war.

Seine guten Manieren und seine große Höflichkeit waren ein Panzer, den nichts durchbrechen konnte.

Der Cardinal glaubte sich dieser von Ansprüchen aufgeblähten Provinzdame sehr überlegen, die ihm, da sie unter ihrem falschen Stolz ihre Habgier nicht hatte verbergen können, als eine leichte Eroberung erschien – von Dauer vielleicht wegen ihrer Schönheit, wegen ihres Geistes, wegen eines gewissen herausfordernden Wesens, das viel mehr die übersättigten als die unschuldigen Männer verführt. Schwerer zu durchdringen, als er selbst durchdringend war, täuschte sich der Cardinal diesmal vielleicht; so viel ist aber gewiß, daß ihm Jeanne, schön wie sie war, kein Mißtrauen einflößte.

Das war das Verderben dieses erhabenen Mannes. Er machte sich nicht nur minder stark, als er war, er machte sich zum Pygmäen; zwischen Maria Theresia und Jeanne war der Unterschied zu groß, als daß ein Rohan von diesem Schlag sich die Mühe gegeben hätte, zu kämpfen.

Sobald der Kampf begonnen hatte, hütete sich Jeanne, welche ihre scheinbar geringere Kraft fühlte, wohl, ihre wirkliche Überlegenheit sehen zu lassen; sie spielte beständig die gefallsüchtige Provinzialin, sie spielte das einfältige Weib, um sich einen auf seine Stärke vertrauenden und darum in seinen Angriffen schwachen Gegner zu erhalten.

Der Cardinal, der bei ihr alle Bewegungen erlauert hatte, die sie nicht zu bewältigen im Stande gewesen war, hielt sie für berauscht von der Gegenwart, die er ihr geschaffen; sie war es in der That, denn die Gegenwart stand nicht nur über ihren Hoffnungen, sondern sogar über ihren Anmaßungen.

Nur vergaß er, daß er unter dem Ehrgeiz und dem Stolz einer Frau wie Jeanne war.

Was bei ihr bald den Rausch vertrieb, war die Reihenfolge neuer Wünsche und Begierden, welche unmittelbar an die Stelle der alten traten.

»Auf!« sagte der Cardinal, während er der Gräfin ein Glas Cyperwein in einen kleinen Crystallkelch mit goldenen Sternen goß, »auf, da Sie Ihren Vertrag mit mir unterzeichnet haben, schmollen Sie nicht mehr, Gräfin.«

»Ihnen schmollen, oh! nein.«

»Sie werden mich also zuweilen ohne zu großes Widerstreben hier empfangen?«

»Nie werde ich so undankbar sein, zu vergessen, daß Sie hier in Ihrem Hause sind, Monseigneur.«

»In meinem Hause, Tollheit!«

»Nein, nein, in Ihrem Hause, sehr in Ihrem Hause.«

»Ah! wenn Sie mir entgegen sind ... nehmen Sie sich in Acht!«

»Nun! was wird geschehen?« – »Ich werde Ihnen andere Bedingungen auferlegen.« – »Ah! nehmen Sie sich ebenfalls in Acht!« – »Wovor?« – »Vor Allem.« – »Sprechen Sie.« – »Ich bin in meinem Hause.« – »Und...«

»Und wenn ich Ihre Bedingungen unvernünftig finde, so rufe ich meine Leute.«

Der Cardinal lachte.

»Nun! Sie sehen?« sagte sie.

»Ich sehe gar nichts,« erwiderte der Cardinal.

»Doch, Sie sehen wohl, daß Sie meiner spotteten.«

»Wie so?«

»Sie lachen!«

»Das ist der Augenblick, wie mir scheint.«

»Ja, es ist der Augenblick, denn Sie wissen wohl, daß, wenn ich meine Leute rief, diese nicht kämen.«

»Oh! doch, der Teufel soll mich holen.«

»Pfui! Monseigneur.«

»Was habe ich denn gethan?«

»Sie haben geflucht, Monseigneur.«

»Ich bin nicht mehr Cardinal hier, Gräfin; ich bin bei Ihnen, das heißt im Glück.«

Und er lachte abermals.

»Ah! das ist entschieden ein vortrefflicher Mensch,« dachte die Gräfin.

»Ei! sagen Sie,« sprach plötzlich der Cardinal, als ob ein Gedanke, der sehr weit von seinem Geiste entfernt gewesen, zufällig in diesen zurückgekehrt wäre, »was erzählten Sie mir doch neulich von jenen zwei wohlthätigen Damen, von den zwei Deutschen?«

»Von den zwei Damen mit dem Porträt?« erwiderte Jeanne, welche, da sie die Königin gesehen, die Parade erlangte und sich zum Gegenstoß bereit hielt.

»Ja, von den Damen mit dem Porträt.«

»Monseigneur,« antwortete Jeanne, den Cardinal anschauend, »Sie kennen sie ebenso gut und sogar besser als ich, darauf wette ich.«

»Ich? Oh! Gräfin, Sie thun mir Unrecht. Wüshten Sie nicht, wie es schien, zu wissen, wer sie sind?«

»Allerdings, mich dünkt, es ist sehr natürlich, daß man seine Wohltäterinnen kennen zu lernen wünscht.«

»Nun, wenn ich wüßte, wer sie sind, so wüßten Sie es auch schon.«

»Herr Cardinal, Sie kennen diese Damen, sage ich Ihnen.«

»Nein.«

»Noch ein Nein, und ich nenne Sie einen Lügner.«

»Oh! und ich räche mich für die Beleidigung.«

»Wie? wenn ich fragen darf.«

»Durch einen Kuß.«

»Mein Herr Botschafter am Hofe zu Wien, mein Herr Freund der Kaiserin Maria Theresia, mir scheint, wenn es nicht sehr unähnlich ist, mußten Sie das Porträt Ihrer Freundin erkennen.«

»Wie, in der That, Gräfin, es war das Porträt Maria Theresia's?«

»Oh! spielen Sie doch den Unwissenden, Herr Diplomat.«

»Nun denn, wenn dem so wäre, wenn ich die Kaiserin Maria Theresia erkannt hätte, wohin würde uns das führen?«

»Ist das Porträt Maria Theresia's von Ihnen erkannt worden, so müssen Sie einen Verdacht in Beziehung auf die Damen haben, denen ein solches Porträt gehört.«

»Aber warum soll ich denn das wissen?« versetzte der Cardinal ziemlich unruhig.

»Ah! weil es nicht sehr gewöhnlich ist, das Porträt einer Mutter – denn bemerken Sie wohl, daß dieses Porträt das Porträt einer Mutter und nicht einer Kaiserin ist – in anderen Händen zu

sehen, als in denen...«

»Vollenden Sie.«

»Als in denen einer Tochter.«

»Die Königin!« rief Louis von Rohan mit einer Wahrheit der Betonung, von der Jeanne bethört wurde. »Die Königin! Ihre Majestät wäre bei Ihnen gewesen?«

»Wie! hatten Sie nicht errathen, daß sie es war, mein Herr?«

»Mein Gott! nein,« sprach der Cardinal in vollkommen einfachem Ton; »es ist in Deutschland Gewohnheit, daß die Porträts der regierenden Fürsten von Familie zu Familie übergehen. Ich, zum Beispiel, der ich mit Ihnen spreche, bin weder der Sohn, noch der Bruder, noch sogar ein Verwandter Maria Theresia's und habe dennoch ein Porträt von ihr bei mir.«

»Sie haben ein Porträt von ihr bei sich, Monseigneur?«

»Sehen Sie,« sprach kalt der Cardinal.

Und er zog aus seiner Tasche eine Tabatière und zeigte sie Jeanne.

»Sie sehen wohl,« fügte er bei, »daß, wenn ich dieses Porträt habe, während ich mich doch, wie ich Ihnen sagte, nicht der Ehre erfreue, von der kaiserlichen Familie zu sein, ein Anderer als ich es bei Ihnen vergessen haben kann, ohne deßhalb dem erhabenen Hause Oesterreich anzugehören.«

Jeanne schwieg verlegen. Sie besaß alle Instincte bei Diplomatie, aber die Praxis fehlte ihr noch.

»Ihrer Ansicht nach,« fuhr der Prinz Louis fort, »Ihrer Ansicht nach ist es also die Königin Marie Antoinette, die Ihnen einen Besuch gemacht hat?«

»Die Königin mit einer andern Dame.«

»Frau von Polignac?«

»Ich weiß es nicht.«

»Frau von Lamballe?«

»Eine sehr schöne und sehr ernste junge Frau.«

»Fräulein von Taverney vielleicht?«

»Es ist möglich, ich kenne sie nicht.«

»Hat Ihre Majestät Ihnen einen Besuch gemacht, so sind Sie nun der Protection der Königin sicher. Das ist ein großer Schritt zu Ihrem Glück.«

»Ich denke so, Monseigneur.«

»Ist Ihre Majestät, verzeihen Sie mir diese Frage, freigebig gegen Sie gewesen?«

»Sie hat mir ungefähr hundert Louisd'or gegeben.«

»Oh! Ihre Majestät ist nicht reich, besonders in diesem Augenblick.«

»Das verdoppelt meine Dankbarkeit.«

»Und hat sie Ihnen eine besondere Theilnahme bezeigt?«

»Eine ziemlich lebhaft.«

»Dann geht Alles gut,« sprach nachdenkend der Prälat, der den Schützling vergaß, um an die Beschützerin zu denken, »Sie haben nur Eines zu thun.«

»Was?«

»Sich Eintritt in Versailles zu verschaffen.«

Die Gräfin lächelte.

»Ah! verhehlen wir es nicht, Gräfin, hierin liegt die wahre Schwierigkeit.«

Der Cardinal lächelte ebenfalls.

»In der That,« sagte er, »Ihr Leute aus der Provinz zweifelt nie an Etwas. Weil Sie Versailles mit Gittern, die sich öffnen, und mit Treppen, die man hinaufsteigt, gesehen haben, bilden Sie sich ein, Jedermann öffne diese Gitter und Jedermann steige die Treppen hinauf. Haben Sie alle die Ungeheuer von Erz, Marmor oder Blei gesehen, mit denen der Park und die Terrassen von Versailles ausgestattet sind?«

»Ja, Monseigneur.«

»Die Hippogryphen, die Chimären, die Gorgonen und andere böartige Thiere, die es dort zu Hunderten gibt; nun wohl! denken Sie sich zehnmal mehr boshafte lebendige Thiere zwischen den Fürsten und ihren Wohlthaten, als Sie künstliche Ungeheuer zwischen den Blumen des Gartens und den Vorübergehenden gesehen haben.«

»Eure Eminenz würde mir wohl zum Durchgang durch die Reihen dieser Ungeheuer verhelfen, wenn sie mir den Weg versperrten?«

»Ich würde es versuchen, doch es dürfte mir viel Beschwerden machen. Und vor Allem, wenn Sie meinen Namen aussprechen, wenn Sie Ihren Talisman entdeckten, so wäre er Ihnen nach Verlauf von zwei Besuchen unnütz geworden.«

»Zum Glück bin ich von dieser Seite durch die unmittelbare Protection der Königin gesichert,« sagte die Gräfin, »und wenn ich in Versailles eindringe, so komme ich mit dem guten Schlüssel hinein.«

»Welchen Schlüssel meinen Sie, Gräfin?«

»Ah! Herr Cardinal, das ist mein Geheimniß ... Nein, ich irre mich; wenn es mein Geheimniß wäre, so würde ich es Ihnen sagen, denn vor meinem lebenswürdigen Beschützer will ich nichts verborgen halten.«

»Es gibt hier ein Aber, Gräfin?«

»Leider ja, Monseigneur, es gibt ein Aber ... da es aber nicht mein Geheimniß ist, so bewahre ich es. Es genüge Ihnen, zu wissen...«

»Was denn?«

»Daß ich mich morgen nach Versailles begeben werde; daß man mich empfangen, und zwar, ich habe alle Ursache, dieß zu glauben, gut empfangen wird, Monseigneur.«

Der Cardinal schaute die junge Frau an, deren Entschiedenheit ihm wie eine etwas unmittelbare Folge der ersten Dünste des Abendbrods vorkam.

»Gräfin,« sagte er lachend, »wir werden sehen, ob Sie hinein kommen.«

»Werden Sie die Neugierde so weit treiben, daß Sie mir folgen lassen?«

»Ganz gewiß.«

»Ich widerrufe nicht.«

»Mißtrauen Sie, Gräfin; von morgen an erkläre ich Ihre Ehre dabei betheilig, daß Ihnen der Eintritt in Versailles gestattet wird.«

»In die kleinen Gemächer, ja, Monseigneur.«

»Ich versichere Sie, Gräfin, daß Sie ein lebendiges Räthsel für mich sind.«

»Eines von den kleinen Ungeheuern, die den Park von Versailles bewohnen?«

»Oh! nicht wahr, Sie halten mich für einen Mann von Geschmack?«

»Ja, gewiß, Monseigneur.«

»Wohl denn, da ich hier vor Ihnen kniee, da ich Ihre Hand nehme und küsse, so kann ich nicht mehr glauben, ich drücke meine Lippen auf einen Greif oder lege meine Hand auf den Schwanz eines Schuppenfisches.«

»Monseigneur,« erwiderte Jeanne mit kaltem Tone, »ich bitte Sie inständig, erinnern Sie sich, daß ich weder eine Grisette noch ein Mädchen von der Oper bin, das heißt, daß ich ganz mir gehöre, wenn ich nicht meinem Gatten gehöre, und daß ich mich jedem Menschen in diesem Königreich gleich fühle, frei und nach meinem eigenen Willen, so bald es mir beliebt, den Mann, der mir zu gefallen gewußt hat, nehmen werde. Achten Sie mich also ein wenig, Monseigneur, Sie werden damit den Adel achten, dem wir Beide angehören.«

Der Cardinal erhob sich und sprach:

»Ah! gut, Sie wollen, daß ich Sie im Ernste liebe?«

»Ich sage das nicht, Herr Cardinal, aber ich will Sie lieben. Glauben Sie mir, wenn der Augenblick gekommen ist, werden Sie es leicht errathen. Ich werde es Ihnen zu wissen thun, falls Sie es nicht selbst wahrnehmen würden, denn ich fühle mich jung genug, leidlich genug, um einige Avancen von meiner eigenen Seite nicht fürchten zu müssen. Ein ehrlicher Mann wird mich nicht zurückstoßen.«

»Gräfin,« sprach der Cardinal, »ich versichere Sie, daß Sie mich lieben werden, wenn es nur von mir abhängt«

»Wir werden sehen.«

»Nicht wahr, Sie hegen schon Freundschaft für mich?«

»Mehr.«

»Wahrhaftig, dann haben wir den halben Weg zurückgelegt.«

»Machen wir nicht Meilenschritte, gehen wir.«

»Gräfin, Sie sind eine Frau, die ich anbeten würde...«

Und er seufzte.

»Die ich anbeten würde?...« sagte sie erstaunt, »wenn?...«

»Wenn Sie es erlaubten,« beeilte sich der Cardinal zu antworten.

»Monseigneur, ich werde es Ihnen vielleicht erlauben, wenn mir das Glück lange genug zugelächelt hat, daß Sie es sich erlassen, vor mir auf die Kniee zu fallen und mir so vor der Zeit die Hände zu küssen.«

»Wie?«

»Ja, wenn ich einmal über Ihren Wohlthaten stehe, werden Sie nicht mehr argwöhnen, ich wünsche Ihre Besuche aus irgend einem Interesse; Ihre Absichten auf mich werden einen edleren Character annehmen, ich werde dabei gewinnen, Monseigneur, und Sie werden nichts dabei verlieren.«

Sie stand abermals auf, denn sie hatte sich wieder gesetzt, um ihre Moral besser vorzutragen.

»Damit schließen Sie mich in Unmöglichkeiten ein,« sprach der Cardinal.

»Wie so?«

»Sie verhindern mich, Ihnen den Hof zu machen.«

»Nicht im Geringsten; gibt es, um einer Frau den Hof zu machen, nur das Mittel der

Kniebeugung und des Blendwerks?«

»Fangen wir rasch an, Gräfin. Was wollen Sie mir gestatten?«

»Alles, was mit meinem Geschmack und mit meinen Pflichten verträglich ist.«

»Ho! ho! Sie nehmen da die zwei unbestimmtesten Gebiete, die es auf der Welt gibt.«

»Sie haben Unrecht gehabt, mich zu unterbrechen, Monseigneur, ich war im Begriff, ein drittes beizufügen.«

»Guter Gott! welches?«

»Das meiner Launen.«

»Ich bin verloren.«

»Sie weichen zurück?«

Der Cardinal unterlag in diesem Augenblick viel weniger der Richtung seines eigenen Gedankens, als der Zaubermacht dieses herausfordernden Weibes.

»Nein,« sagte er, »ich werde nicht zurückweichen.«

»Weder vor meinen Pflichten?«

»Noch vor Ihrem Geschmack, noch vor Ihren Launen.«

»Der Beweis?«

»Sprechen Sie.«

»Ich will heute Abend auf den Opernball gehen.«

»Das ist Ihre Sache, Gräfin, Sie sind frei wie die Luft, und ich weiß nicht, was Sie abhalten sollte, auf den Opernball zu gehen.«

»Einen Augenblick Geduld, Monseigneur, Sie sehen nur die Hälfte meines Wunsches; die andere ist, daß Sie auch dahin kommen.«

»Ich! in die Oper ... oh! Gräfin!«

Und der Cardinal machte eine Bewegung, welche, ganz einfach für einen gewöhnlichen Privatmann, für einen Rohan von diesem Rang ein ungeheurer Sprung war.

»Oh! wie Sie mir schon zu gefallen suchen!« sagte die Gräfin.

»Ein Cardinal geht nicht auf den Opernball, Gräfin; das ist, als schlüge ich Ihnen vor, in eine Gassenschenke zu gehen.«

»Nicht wahr, ein Cardinal tanzt auch nicht?«

»Oh! ... nein!«

»Nun, warum habe ich denn gelesen, der Herr Cardinal von Richelieu habe eine Sarabande getanzt?«

»Vor Anna von Oesterreich,« entschlüpfte dem Prinzen.

»Es ist wahr, nur vor einer Königin,« sprach Jeanne, den Cardinal fest anschauend. »Wohl! Sie würden das vielleicht für eine Königin thun...«

Der Prinz konnte sich, so gewandt, so stark er auch war, des Erröthens nicht erwehren.

Hatte das boshafte Geschöpf Mitleid mit seiner Verlegenheit, dünkte es ihm zuträglich, dieses Mißbehagen nicht zu verlängern, rasch fügte die Gräfin bei:

»Warum sollte ich mich nicht verletzt fühlen, wenn Sie mich mit Betheuerungen überströmen und ich doch sehen muß, daß Sie mich weniger schätzen, als eine Königin, wenn es sich darum handelt, unter einem Domino und unter einer Larve verborgen zu sein, wenn es sich darum

handelt, in meinen Augen mit einer Gefälligkeit, die ich nicht genug anzuerkennen vermöchte, einen jener Riesenschritte zu thun, mit denen sich Ihr Meilenschritt von vorhin nie zu messen vermöchte?«

Glücklich, so wohlfeilen Kaufes durchzukommen, glücklich besonders über den beständigen Sieg, den ihn die Geschicklichkeit Jeanne's bei jeder Unbesonnenheit davon tragen ließ, ergriff der Cardinal die Hand der Gräfin und drückte sie voll Inbrunst.

»Für Sie Alles, selbst das Unmögliche,« sprach er.

»Meinen Dank, Monseigneur, der Mann, der dieses Opfer für mich gebracht hat, ist ein sehr kostbarer Freund, ich entbinde Sie der Frohne, nun, da Sie sich derselben unterzogen haben.«

»Nein, nein, nur derjenige kann den Lohn fordern, welcher seine Aufgabe vollbracht hat. Gräfin, ich folge Ihnen, doch im Domino.«

»Wir fahren in die Rue Saint-Denis, die in der Nähe des Opernhauses ist; ich trete verlarvt in ein Magazin und laufe für Sie Domino und Maske; Sie kleiden sich im Wagen...«

»Gräfin, wissen Sie, daß dieß eine reizende Partie ist?«

»Oh! Monseigneur, Sie sind von einer Güte gegen mich, die mich ganz verwirrt. Doch, da fällt mir eben ein, vielleicht hätte Eure Eminenz im Hotel Rohan einen Domino gefunden, der mehr nach Ihrem Geschmack gewesen wäre, als der, welchen wir laufen wollten.«

»Das ist eine unverzeihliche Bosheit, Gräfin. Wenn ich auf den Opernball gehe, so glauben Sie mir Eines...«

»Was, Monseigneur?«

»Daß ich eben so erstaunt sein werde, mich dort zu sehen, als Sie es waren, unter vier Augen mit einem andern Mann, als Ihrem Gatten, zu Nacht zu speisen.«

Jeanne fühlte, daß sie nichts zu antworten hatte; sie dankte.

Ein Wagen ohne Wappen nahm vor der kleinen Hausthüre die zwei Flüchtlinge auf und schlug in scharfem Trab den Weg nach den Boulevards ein.

XXII.

Einige Worte über die Oper.

Die Oper, dieser Tempel des Vergnügens in Paris, war im Juni 1781 abgebrannt.

Zwanzig Personen waren unter den Trümmern umgekommen, und da dieses Unglück sich seit achtzehn Jahren zum zweiten Mal ereignete, so erschien der gewöhnliche Ort der Oper, das Palais Royal, als unheilvoll für die Pariser Freuden, und eine königliche Ordonnanz wies ihr eine andere Stelle in einem minder centralen Quartier an.

Sie gereichte den Nachbarinnen zur Beängstigung, diese Stadt von Leinwand und weißem Holz, von Cartons und Malereien. Gesund und wohlbehalten entflamte die Oper die Herzen der Geldmänner und der Leute vom Stand, sie brachte Vermögen und Rang in andere Hände. Die Oper im Brand konnte ein Quartier, die ganze Stadt zerstören. Es handelte sich nur um einen Windstoß.

Die Oertlichkeit, die man wählte, war die Porte Saint-Martin. Der König, den es peinigte, daß seine gute Stadt Paris lange der Oper entbehren sollte, wurde traurig, wie er es immer wurde, wenn die Getreidezufuhren nicht ankamen, oder wenn der Brodpreis sieben Sous für vier Pfund überstieg.

Man mußte den ganzen alten Adel und die ganze junge Rechtsgelehrsamkeit, das ganze Militär und die ganze Geldaristocratie durch diese Leere am Abend aus dem Geleise gebracht sehen, man mußte auf den Promenaden die ihres Zufluchtsortes beraubten Gottheiten von den untersten Stufen bis zur ersten Sängerin umherirren sehen.

Um den König und auch ein wenig die Königin zu trösten, ließ man Ihre Majestäten einen Baumeister, Herrn Lenoir, sehen, der Wunderdinge versprach.

Dieser wackere Mann hatte neue Pläne, ein so vollkommenes Circulationssystem, daß selbst im Fall eines Brandes Niemand in den Gängen erstickt werden konnte. Er öffnete acht Thüren für die Flüchtlinge, abgesehen von einem ersten Stock mit fünf breiten und so niedrigen Fenstern, daß selbst die Feigsten auf das Boulevard springen konnten, ohne etwas Anderes als Verrenkungen zu befürchten.

Herr Lenoir gab, um den schönen Saal von Moreau und die Gemälde von Durameaux zu ersetzen, ein Gebäude von sechsundneunzig Fuß Façade auf dem Boulevard, eine Façade, geschmückt mit acht Karnatiden, die an Pfeiler angelehnt waren, um drei Eintrittsthore zu bilden; acht auf der Unterlage ruhende Säulen; ein Basrelief über den Capitälern, einen Balcon mit drei durch Archivolten verzierten Kreuzstöcken.

Die Scene sollte sechsunddreißig Fuß Oeffnung, das Theater zweiundsiebzig Fuß Tiefe und vierundachtzig in seiner Breite von einer Mauer zur andern haben.

Die Foyers sollten mit Spiegeln von einfacher, aber edler Decoration geschmückt werden.

In der ganzen Breite des Saales, unter dem Orchester, wollte Herr Lenoir einen Raum von zwölf Fuß für ein ungeheures Reservoir und zwei Hauptpumpen bestimmen, für deren Bedienung zwanzig Mann aufgestellt sein sollten.

Um das Maß voll zu machen, verlangte der Baumeister fünfundsiebenzig Tage und

fünfundsiebenzig Nächte, worauf der Saal dem Publicum übergeben werden sollte, nicht eine Stunde mehr oder weniger.

Dieser letzte Artikel schien eine Gasconnade zu sein; man lachte Anfangs viel darüber, aber der König machte seine Berechnung mit Herrn Lenoir und bewilligte Alles.

Herr Lenoir schritt zum Werke und hielt sein Versprechen. Der Saal war in der verabredeten Frist vollendet.

Doch das Publicum, das nie befriedigt oder beruhigt ist, bedachte nun, der Saal sei von Holz gebaut, das einzige Mittel, schnell zu bauen, die Schnelligkeit sei aber eine Bedingung der Schwäche und die neue Oper folglich nicht solid. Dieses Theater, nach dem man so sehr geseufzt, das die Neugierigen Balken für Balken sich hatten erheben sehen, dieses Monument, zu dem jeden Abend ganz Paris geströmt war, um seine Zunahme zu beschauen und sich zum Voraus seinen Platz darin zu bestimmen – Niemand wollte hinein, als es vollendet war. Die Verwegensten, die Wahnsinnigsten nahmen ihre Billets zu der ersten Vorstellung von *Adele von Panthieu*, Musik von Piccini, machten aber zu gleicher Zeit ihr Testament.

Als der Baumeister dieß sah, nahm er seine Zuflucht zum König, der ihm eine Idee gab.

»Die Feigherzigen in Frankreich sind die Leute, welche bezahlen,« sagte Seine Majestät; »diese wollen Ihnen wohl eine Rente von zehntausend Livres geben und sich im Gedränge ersticken lassen, aber sie wollen sich nicht der Gefahr aussetzen, unter den einstürzenden Plafonds begraben zu werden. Lassen Sie mir diese Leute und laden Sie nur die Muthigen ein, welche nicht bezahlen. Die Königin hat mir einen Dauphin geschenkt, die Stadt schwimmt in Freude. Lassen Sie ankündigen, zur frohen Feier der Geburt meines Sohnes werde die Oper durch ein Schauspiel mit freiem Eintritt eröffnet, und wenn zweitausendfünfhundert zusammengehäufte Personen, das heißt eine Mittelsumme von dreimalhunderttausend Pfund ihnen nicht genügen, um die Solidität zu beweisen, so bitten Sie alle diese kräftigen Bursche, sich ein wenig zu tummeln; Sie wissen, Herr Lenoir, daß sich das Gewicht verfünffacht, wenn es um vier Zoll fällt. Ihre zweitausendfünfhundert Brave werden fünfzehntausend Centner wiegen, wenn Sie sie tanzen lassen; geben Sie also einen Ball nach dem Schauspiel.«

»Sire, ich danke,« erwiderte der Architect.

»Zuvor bedenken Sie aber, das wird schwer sein.«

»Sire, ich bin meiner Sache sicher und werde auf diesen Ball gehen.«

»Ich,« sagte der König, »ich verspreche Ihnen, der zweiten Vorstellung beizuwohnen.«

Der Baumeister befolgte den Rath des Königs. Man spielte *Adele von Ponthieu* vor dreitausend Plebejern, welche mehr Beifall klatschten, als Könige.

Die Plebejer waren es wohl zufrieden nach dem Schauspiel zu tanzen und sich bedeutend zu belustigen. Sie verzehnfachten ihr Gewicht, statt es zu verfünffachen.

Nichts rührte sich im Saal.

Hätte man ein Unglück zu fürchten gehabt, so wäre es bei den nachfolgenden Vorstellungen gewesen, denn die Furchtsamen der hohen Stände füllten diesen Saal, in den sich drei Jahre nach seiner Eröffnung der Herr Cardinal von Rohan und Frau von La Mothe zum Ball begaben.

Dieß war der Eingang, den wir unsern Lesern schuldeten; nun aber suchen wir unsere Personen wieder auf.

XXIII.

Der Opernball

Der Ball hatte seinen höchsten Glanzpunkt erreicht, als der Cardinal Louis von Rohan und Frau von La Mothe verstohlen, der Prälat wenigstens, unter die Tausende von Masken und Dominos aller Art schlüpfen.

Sie waren bald von der Menge umhüllt, unter der sie verschwanden, wie in den großen Wirbeln die einen Augenblick von den Spaziergängern am Ufer bemerkten, dann aber von der Strömung fortgerissenen Wirbelchen verschwinden.

Seite an Seite, so viel man sich in einem solchen Gedränge neben einander halten konnte, versuchten es zwei Dominos, ihre Kräfte vereinigend, der Gewalt zu widerstehen; da sie aber sahen, daß es ihnen nicht gelang, so entschlossen sie sich, eine Zuflucht unter der Loge der Königin zu nehmen, wo die Menge weniger zusammengedrängt war und wo ihnen überdies die Wand einen Anlehnungspunkt bot.

Schwarzer Domino und weißer Domino, der eine groß, der andere von mittlerer Gestalt; der eine Mann, der andere Weib; der eine die Arme bewegend, der andere den Kopf hin und her drehend.

Diese zwei Dominos überließen sich offenbar einem sehr belebten Gespräch.

Horchen wir.

»Ich sage Dir, Oliva, daß Du Jemand erwartest,« wiederholte der Größere, »Dein Hals ist kein Hals mehr, er ist die Stütze einer Wetterfahne, die sich nicht nur nach jedem Winde, sondern nach Jedem, der da kommt, dreht.«

»Nun! und dann?«

»Wie! und dann?«

»Ja, was ist da zu staunen, daß mein Kopf sich dreht? Bin ich nicht deßhalb hier?«

»Ja, wenn Du ihn aber den Andern verdrehst!«

»Ei! warum geht man denn in's Opernhaus?«

»Aus tausend Gründen.«

»Oh ja, die Männer, doch die Frauen kommen nur aus einem einzigen.«

»Aus welchem?«

»Ich habe es Dir schon gesagt, um so viel als möglich Köpfe zu verdrehen. Du hast mich auf den Opernball geführt. Ich bin jetzt da, füge Dich.«

»Mademoiselle Oliva!«

»Oh! stimme nicht Deinen hochmüthigen Ton an. Es ist Dir längst bekannt, daß mir das nicht bange macht, und enthalte Dich besonders, mich bei meinem Namen zu nennen. Du weißt, daß es nichts Geschmackloseres gibt, als die Leute auf einem Opernball bei ihrem Namen zu nennen.«

Der schwarze Domino machte eine Geberde des Zorns, die plötzlich durch die Ankunft eines blauen, ziemlich dicken, ziemlich großen Dominos von schöner Tournure unterbrochen wurde.

»Sachte, sachte, mein Herr,« sagte der Ankömmling, »lassen Sie doch Madame sich nach ihrem Belieben belustigen. Was Teufel! es ist nicht alle Tage Mittfasten und man kommt nicht bei allen Mittfasten auf den Opernball.«

»Mischen Sie sich in das, was Sie angeht,« entgegnete brutal der schwarze Domino.

»Ei! mein Herr!« versetzte der blaue Domino, »erinnern Sie sich doch ein- für allemal, daß ein wenig Höflichkeit nie etwas verdirbt.«

»Ich kenne Sie nicht,« antwortete der schwarze Domino, »warum des Teufels sollte ich mich mit Ihnen geniren?«

»Sie kennen mich nicht, es mag sein; aber...«

»Aber, was?«

»Aber ich kenne Sie, Herr von Beausire.«

Als er seinen Namen aussprechen hörte, er, der so leicht die Namen Anderer aussprach, bebte der schwarze Domino, eine Empfindung, die an den wiederholten Zuckungen seiner seidenen Capuze sichtbar war.

»Oh! haben Sie keine Angst, Herr von Beausire,« sprach die Maske, »ich bin nicht das, was Sie denken.«

»Ei! bei Gott, was denke ich denn? Werden Sie, der Sie die Namen errathen, sich nicht hiemit begnügen, oder sollten Sie die Anmaßung haben, auch die Gedanken errathen zu wollen?«

»Warum nicht?«

»Dann errathen Sie doch ein wenig, was ich denke. Ich habe noch nie einen Zauberer gesehen, und es würde mir wahrhaftig Vergnügen machen, einen zu treffen.«

»Oh! was Sie von mir verlangen, ist nicht so schwierig, daß ich damit einen Titel verdienen sollte, den Sie so leicht zu bewilligen scheinen.«

»Sagen Sie es immerhin.«

»Nein, finden Sie etwas Anderes.«

»Das genügt mir. Errathen Sie.«

»Sie wollen es?«

»Ja.«

»Wohl, Sie haben mich für einen Agenten des Herrn von Crosne gehalten.«

»Des Herrn von Crosne?«

»Ja, Sie kennen, bei Gott! nichts Anderes, des Herrn von Crosne, des Polizeilieutenant.«

»Mein Herr...«

»Gemach, mein lieber Herr Beausire; man sollte in bei That glauben, Sie suchten einen Degen an Ihrer Seite.«

»Gewiß suche ich ihn.«

»Alle Teufel! Welch eine kriegerische Natur! Doch fassen Sie sich, mein lieber Herr Beausire, Sie haben Ihren Degen zu Hause gelassen, und daran haben Sie wohl gethan. Sprechen wir von etwas Anderem. Wollen Sie mir gefälligst den Arm von Madame überlassen?«

»Den Arm von Madame?«

»Ja, von Madame. Das geschieht, wie mir scheint, auf dem Opernball. Oder sollte ich etwa aus Ostindien kommen?«

»Allerdings geschieht das, mein Herr, wenn es dem Cavalier gefällig ist.«

»Es genügt zuweilen, daß es der Dame beliebt, mein lieber Herr von Beaufire.«
»Verlangen Sie den Arm auf längere Zeit?«
»Ah! mein lieber Herr Beausire, Sie sind sehr neugierig: vielleicht auf zehn Minuten, vielleicht auf eine Stunde, vielleicht für die ganze Nacht.«
»Gehen Sie doch, mein Herr, Sie spotten meiner.«
»Lieber Herr, antworten Sie ja oder nein. Ja oder nein, wollen Sie mir den Arm von Madame geben?«
»Nein.«
»Ah! ah! spielen Sie nicht den Trotzkopf.«
»Warum?«
»Weil es, da Sie eine Maske haben, unnöthig ist, zwei zu nehmen.«
»Mein Gott, mein Herr!...«
»Sehen Sie, wie Sie sich erzürnen, während Sie doch vorhin so sanft waren.«
»Wo dieß?«
»In der Rue Dauphine.«
»Rue Dauphine?« rief Beausire erstaunt.
Oliva brach in ein Gelächter aus.
»Schweigen Sie, Madame,« fletschte der schwarze Domino sie an.
Dann sich gegen den blauen Domino wendend:
»Ich begreife nicht, was Sie mir da sagen. Quälen Sie mich auf eine ehrliche Weise, wenn es Ihnen möglich ist.«
»Mein lieber Herr, mir scheint, nichts ist ehrlicher, als die Wahrheit, nicht so, Mademoiselle Oliva?«
»Ei! ei!« versetzte diese, »Sie kennen mich also auch?«
»Hat dieser Herr Sie nicht so eben ganz laut bei Ihrem Namen genannt?«
»Und die Wahrheit,« sagte Beausire, wieder auf das vorhergehende Gespräch zurückkommend, »und die Wahrheit ist...«
»Daß Sie in dem Augenblick, wo Sie diese arme Dame umzubringen im Begriff waren, denn Sie wollten sie vor einer Stunde umbringen, beim Klange von etlichen und zwanzig Louisd'or inne gehalten haben.«
»Genug, mein Herr.«
»Es sei; geben Sie mir aber den Arm von Madame, da Sie genug haben.«
»Oh! ich sehe wohl« murmelte Beausire, »ich sehe, daß Madame und Sie...«
»Nun, Madame und ich?«
»Sie verstehen sich.«
»Ich schwöre Ihnen, daß das nicht der Fall ist.«
»Oh! wie kann man so sprechen?« rief Oliva.
»Und überdieß...« fügte der blaue Domino bei.
»Wie, überdieß?«
»Wenn wir uns verstehen würden, so wäre es nur zu Ihrem Besten.«
»Zu meinem Besten?«

»Gewiß.«

»Wenn man etwas behauptet, beweist man es auch,« sprach Beausire mit einem Cavalierston.

»Gern.«

»Ah! ich wäre begierig.«

»Gut,« fuhr der blaue Domino fort, »ich werde also beweisen, daß Ihre Gegenwart hier Ihnen ebenso schädlich ist, als Ihre Abwesenheit für Sie nützlich wäre.«

»Für mich?«

»Ja, für Sie.«

»Ich bitte, in welcher Hinsicht?«

»Nicht wahr, Sie sind Mitglied einer gewissen Academie?«

»Ich?«

»Oh! ärgern Sie sich nicht, ich spreche nicht von der französischen Academie.«

»Academie... Academie...« brummte der Ritter Oliva's.

»Rue du Pot-de-Fer, einen Stock über dem Erdgeschoß; ist es so, mein lieber Herr von Beausire?«

»St!«

»Bah!«

»Ja, stille! Oh! wie unangenehm machen Sie sich doch!«

»Man sagt das nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil das nicht Ihr Ernst ist. Kommen wir also auf die Academie zurück.«

»Nun?«

Der blaue Domino zog seine Uhr, eine schöne, mit Brillanten verzierte Uhr, auf die sich Beausire's Augensterne wie zwei entflammte Linsen hefteten.

»Nun?« wiederholte der Letztere.

»Wohl, in einer Viertelstunde, mein lieber Herr von Beausire, wird man in Ihrer Academie der Rue du Pot-de-Fer ein kleines Project verhandeln, das darauf abzielt, einen Vortheil von zwei Millionen den wahren Verbündeten zu geben, von denen Sie Einer sind, Herr von Beausire.«

»Und von denen Sie auch Einer sind, sind Sie nicht gar etwa...«

»Vollenden Sie.«

»Sind Sie nicht gar ein Polizeispion?«

»Ich hielt Sie in der That für einen Mann von Geist, Herr von Beausire, zu meinem Schmerz sehe ich aber, daß Sie nur ein Dummkopf sind; wäre ich von der Polizei, so hätte ich Sie schon zehnmal wegen gewisser Angelegenheiten verhaftet, die minder ehrenhaft sind, als die Speculation mit den zwei Millionen, die man in der Academie in einigen Minuten verhandeln wird.«

Beausire dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

»Zum Teufel, wenn Sie nicht Recht haben!«

Doch sich anders besinnend, fügte er bald bei:

»Ah! mein Herr, Sie schicken mich in die Rue du Pot-de-Fer.«

»Ich schicke Sie in die Rue du Pot-de-Fer,«

»Ich weiß wohl warum.«

»Sprechen Sie.«

»Um mich dort packen zu lassen. Doch ich bin kein solcher Narr.«

»Abermals eine Dummheit.«

»Mein Herr...«

»Natürlich, denn wenn ich die Macht habe zu thun. was Sie sagen, wie ich die noch größere Macht habe zu errathen, was in Ihrer Academie angesponnen wird, warum bitte ich Sie dann um die Erlaubniß, mich mit Madame zu unterhalten? Nein. In diesem Fall ließe ich Sie auf der Stelle verhaften, und wir wären Ihrer entledigt, Madame und ich; dagegen will ich Alles bloß durch Sanftmuth und Ueberredung erringen, das ist mein Wahlspruch.«

»Ah!« rief plötzlich Beausire, indem er Oliva's Arm losließ, »Sie waren vor zwei Stunden auf dem Sopha von Madame! Rasch! antworten Sie.«

»Welchen Sopha meinen Sie?« fragte der blaue Domino, den Oliva leicht in die Spitze des kleinen Fingers kneipte, »ich kenne, was Sophas betrifft, nur den von Herrn Crebillon Sohn.«

»Im Ganzen ist mir das gleich,« sagte Beausire, »Ihre Gründe sind gut, mehr brauche ich nicht. Ich sage gut, vortrefflich hätte ich sagen sollen. Nehmen Sie also den Arm von Madame, und wenn Sie einem wackeren Mann schlimm mitgespielt haben, so schämen Sie sich.«

Der blaue Domino lachte über den Titel wackerer Mann, womit sich Beausire so freigebig beehrte; dann schlug er ihm auf die Schulter und sprach:

»Schlafen Sie ruhig; indem ich Sie dorthin schicke, mache ich Ihnen ein Geschenk von einem Antheil von wenigstens hunderttausend Livres; denn wenn Sie heute Abend nicht in die Akademie gingen, so würden Sie nach der Gewohnheit Ihrer Verbündeten von der Theilung ausgeschlossen, während, wenn Sie dahin gehen...«

»Gut! es sei, alles Glück!« murmelte Beausire.

Und er grüßte mit einer Pirouette und verschwand.

Der blaue Domino nahm Besitz von dem durch Beausire's Verschwinden erledigten Arm Oliva's.

»Jetzt haben wir Beide es mit einander zu thun,« sagte diese. »Ich ließ Sie ganz nach Belieben den armen Beausire quälen, aber ich bemerke Ihnen zum Voraus, daß ich schwer außer Fassung zu bringen sein werde, da ich Sie kenne. Da es sich nun um eine Fortsetzung handelt, so finden Sie mir hübsche Dinge, oder...«

»Ich kenne keine hübscheren Dinge, als Ihre Geschichte, meine liebe Mademoiselle Nicole,« erwiderte der blaue Domino, indem er auf eine angenehme Weise den runden Arm der jungen Frau preßte, die bei dem Namen, den ihr die Maske in's Ohr geflüstert, einen unterdrückten Schrei von sich gab.

Doch als eine Person, die sich nicht leicht durch Ueberrumpelung fangen ließ, erholte sie sich bald wieder und fragte:

»O mein Gott! was für ein Name ist das? Nicole! ... Soll ich damit gemeint sein? Wollen Sie mich zufällig mit diesem Namen bezeichnen? In diesem Fall scheitern Sie gleich beim Auslaufen aus dem Hafen, Sie scheitern beim ersten Felsen. Ich heiße nicht Nicole.«

»Nun weiß ich es, nun heißen Sie Nicole. Nicole roch zu sehr nach der Provinz. Es ist mir bekannt, es sind zwei Weiber in Ihnen, Oliva und Nicole. Wir werden sogleich von Oliva sprechen, zuerst aber sprechen wir von Nicole. Haben Sie die Zeit vergessen, wo Sie auf diesen

Namen antworteten? Ich glaube es nicht. Ah! mein liebes Kind, wenn man einen Namen als Mädchen geführt hat, so ist es immer dieser, welchen man wo nicht äußerlich, doch wenigstens im Grunde seines Herzens hehlt, was auch der andere Name sein mag, den man anzunehmen genöthigt gewesen, um den ersten vergessen zu machen. Arme Oliva! Glückliche Nicole!«

Eine Woge von Masken stieß in diesem Augenblick wie vom Sturme gepeitscht an die mit den Armen verschlungenen Spaziergänger, und Nicole oder Oliva war gleichsam wider Willen genöthigt, sich noch enger als zuvor an ihren Gefährten anzuschmiegen.

»Sehen Sie,« sagte dieser, »sehen Sie die ganze buntscheckige Menge; sehen Sie alle diese Gruppen, die sich unter den Capuzen pressen, um die Worte der Galanterie oder der Liebe, die sie austauschen, zu verschlingen; sehen Sie diese Gruppen, die sich theils mit Gelächter, theils mit Vorwürfen zusammenballen oder auflösen. Alle diese Leute haben vielleicht ebenso viel Namen als Sie, und es sind Viele unter ihnen, die ich in Erstaunen setzen würde, wenn ich ihnen die Namen sagte, deren sie sich erinnern, während sie glauben, man habe sie vergessen.«

»Sie haben gesagt: arme Oliva...«

»Ja.«

»Sie halten mich also nicht für glücklich!«

»Es wäre schwer für Sie, mit einem Menschen wie Beausire glücklich zu sein.«

Oliva stieß einen Seufzer aus.

»Ich bin es auch nicht,« sagte sie.

»Sie lieben ihn jedoch?«

»Oh! mit Vernunft.«

»Wenn Sie ihn nicht lieben, verlassen Sie ihn.«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil ich ihn nicht so bald verlassen hätte, als ich es bedauern würde.«

»Sie würden es bedauern?«

»Ich fürchte.«

»Und was würden Sie denn an einem Trunkenbold, einem Spieler, einem Menschen, der Sie schlägt, einem Gauner, der eines Tages auf der Grève gerädert werden wird, bedauern?«

»Sie werden vielleicht nicht begreifen, was ich Ihnen sage.«

»Sagen Sie es immerhin.«

»Ich würde den Lärm bedauern, den er um mich her macht.«

»Das hätte ich errathen sollen. So ist es, wenn man seine Jugend mit schweigsamen Leuten zugebracht hat.«

»Sie kennen meine Jugend?«

»Vollkommen.«

»Ah! mein lieber Herr,« sagte Oliva lächelnd und mit einem herausfordernden Kopfschütteln.

»Sie zweifeln?«

»Oh! ich zweifle nicht, ich bin meiner Sache gewiß.«

»Wir wollen also von Ihrer Jugend plaudern, Mademoiselle Nicole.«

»Plaudern wir, doch ich bemerke Ihnen sogleich, daß ich nichts entgegen werde.«

»Oh! ich bedarf dessen nicht.«

»Sprechen Sie.«

»Ich beginne nicht mit Ihrer Kindheit, einer Zeit, die im Leben nicht zählt, ich fasse Sie bei der Mannbarkeit in dem Augenblick auf, wo Sie wahrnahmen, daß Gott ein Herz, um zu lieben, in Sie gelegt habe.«

»Um wen zu lieben?«

»Um Gilbert zu lieben.«

Bei diesem Wort, bei diesem Namen durchlief ein Schauer alle Adern der jungen Frau, und der blaue Domino fühlte sie an seinem Arm beben.

»Oh! mein Gott, woher wissen Sie denn?...« sagte sie.

Und sie hielt plötzlich inne und schob durch ihre Maske und mit einer unbeschreiblichen Bewegung ihre Augen auf den blauen Domino.

Der blaue Domino blieb stumm.

Oliva oder vielmehr Nicole stieß einen Seufzer aus.

»Ah! mein Herr,« sprach sie, ohne daß sie länger zu kämpfen suchte, »Sie haben da einen an Erinnerungen für mich sehr fruchtbaren Namen ausgesprochen. Sie kennen also diesen Gilbert?«

»Ja, da ich mit Ihnen von ihm spreche.«

»Ah!«

»Ein reizender Junge, bei meiner Treue! Sie liebten ihn?«

»Er war schön? ... nein ... das ist er nicht ... aber ich fand ihn schön. Er war voll Geist. Er war meines Gleichen durch die Geburt. Doch nein, dießmal besonders täusche ich mich. Gleich! nein, nie. So lange es Gilbert will, wird keine Frau seines Gleichen sein.«

»Selbst...«

»Selbst wer?«

»Selbst nicht Fräulein von Ta...!«

»Oh! ich weiß, was Sie damit sagen wollen,« unterbrach ihn Nicole, »oh! Sie sind sehr gut unterrichtet, mein Herr: ja, er liebte höher, als die arme Nicole.«

»Sie sehen, ich halte inne.«

»Ja, ja, Sie wissen furchtbare Geheimnisse, mein Herr,« versetzte Oliva bebend; »was ist nun...«

Sie schaute den Unbekannten an, als könnte sie durch seine Maske lesen.

»Was ist nun aus ihm geworden?«

»Ich glaube, Sie könnten das besser sagen, als irgend Jemand.«

»Großer Gott! warum?«

»Weil, wenn er Ihnen von Taverney nach Paris gefolgt ist, Sie ihm von Paris nach Trianon gefolgt sind.«

»Ja, das ist wahr, doch das ist schon vor zehn Jahren geschehen. Ich spreche auch nicht von jener Zeit, sondern von den zehn Jahren, welche abgelaufen sind, seitdem ich entflohen bin und er verschwunden ist. Mein Gott! in zehn Jahren ereignen sich so viele Dinge.«

Der blaue Domino schwieg.

»Ich bitte Sie inständig,« sprach Nicole beinahe flehend, »sagen Sie mir, was aus Gilbert

geworden ist? Sie schweigen, Sie wenden den Kopf ab. Vielleicht verwundet, betrübt Sie diese Erinnerung?»

Der blaue Domino hatte wirklich den Kopf, nicht abgewendet, aber geneigt, als wäre das Gewicht seiner Erinnerungen zu schwer gewesen.

»Als Gilbert Fräulein von Taverney liebte...« sagte Oliva.

»Leiser die Namen,« flüsterte der blaue Domino, »haben Sie nicht bemerkt, daß ich selbst sie nicht ausspreche?«

»Als er so verliebt war,« fuhr Oliva mit einem Seufzer fort, »daß jeder Baum von Trianon seine Liebe kannte.«

»Sie lieben ihn nicht mehr?«

»Im Gegentheil, mehr als je, und diese Liebe war es, die mich zu Grunde richtete. Ich bin schön, ich bin stolz, und wenn ich will, bin ich trotzig. Ich würde eher meinen Kopf auf den Block legen, daß man mir ihn abschläge, als daß ich von mir sagen ließe, ich habe den Kopf gebeugt.«

»Sie haben Herz, Nicole.«

»Ja, ich hatte ... in jener Zeit,« sagte das Mädchen seufzend.

»Unser Gespräch macht Sie traurig?«

»Nein, im Gegentheil, es thut mir wohl, wieder zu meiner Jugend zurückzugehen. Es ist mit dem Leben, wie mit den Bächen: der trübste Bach hat eine reine Quelle. Fahren Sie fort und merken Sie nicht auf einen armen verlorenen Seufzer, der aus meiner Brust hervordringt.«

»Ah!« erwiderte der blaue Domino mit einem sanften Wiegen, das ein unter der Maske erschlossenes Lächeln verrieth: »von Ihnen, von Gilbert und von einer andern Person, mein armes Kind, weiß ich Alles, was Sie selbst wissen können.«

»Dann sagen Sie mir, warum Gilbert aus Trianon entflohen ist,« rief Oliva; »und wenn Sie mir's sagen...«

»Werden Sie überzeugt sein? Nun denn, ich sage es Ihnen nicht, und Sie werden noch besser überzeugt sein.«

»Wie so?«

»Wenn Sie mich fragen, warum Gilbert Trianon verlassen habe, so ist es nicht eine Wahrheit, die Sie durch meine Antwort bestätigen wollen, es ist eine Sache, die Sie nicht wissen und die Sie zu erfahren wünschen.«

»Ganz richtig.«

Plötzlich bebte sie noch heftiger als zuvor, faßte krampfhaft seine Hände und stammelte:

»Mein Gott! mein Gott!«

»Was haben Sie?«

Nicole schien sich zu erholen und den Gedanken zu entfernen, der sie zu dieser Kundgebung veranlaßt hatte.

»Nichts.«

»Doch, Sie wollten mich etwas fragen.«

»Ja, sagen Sie mir ganz offenherzig, was aus Gilbert geworden ist.«

»Haben Sie nicht sagen hören, er sei gestorben?«

»Ja, doch...«

»Wohl! er ist todt!«

»Todt?« wiederholte Nicole mit einer Miene des Zweifels.

Dann sagte sie mit einem plötzlichen Zucken:

»Mein Herr, ich bitte Sie, thun Sie mir einen Gefallen.«

»Zwei, zehn, so viel Sie wollen, meine liebe Nicole.«

»Nicht wahr, ich habe Sie vor zwei Stunden in meinem Hause gesehen, denn Sie waren es?«

»Allerdings!«

»Vor zwei Stunden suchten Sie sich nicht vor mir zu verbergen?«

»Keines Wegs, ich suchte mich im Gegentheil sehr sichtbar zu machen.«

»Oh! ich Thörin, die ich bin, ich, die ich Sie oft angeschaut habe! Thöricht, toll, albern, Weib, nichts als Weib, wie Gilbert sagte.«

»Lassen Sie doch Ihre schönen Haare. Schonen Sie sich!«

»Nein, ich will mich dafür bestrafen, daß ich Sie angeschaut, ohne Sie gesehen zu haben.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Wissen Sie, was ich mir von Ihnen erbitte?«

»Bitten Sie.«

»Nehmen Sie Ihre Maske ab.«

»Hier? unmöglich.«

»Oh! es ist nicht die Furcht, von anderen Blicken als den meinigen gesehen zu werden, was Sie abhält; denn dort, hinter jener Säule, im Schatten der Gallerie, würde Sie Niemand sehen, als ich.«

»Was hält mich denn ab?«

»Sie befürchten, ich erkenne Sie!«

»Ich?«

»Und rufe aus: ›Sie sind es, es ist Gilbert!««

»Ah! Sie haben wohl gesagt: Thörin! Thörin!«

»Nehmen Sie Ihre Maske ab.«

»Gut! es sei; doch unter einer Bedingung.«

»Sie ist zum Voraus bewilligt.«

»Unter der, daß Sie, wenn ich will, Ihre Maske ebenfalls abnehmen...«

»Ich werde sie abnehmen. Thue ich es nicht, so reißen Sie mir sie ab.«

Der blaue Domino ließ sich nicht lange bitten; er ging nach dem dunklen Ort, den ihm die junge Frau bezeichnet hatte; hier löste er seine Maske und stellte sich vor Oliva, die ihn eine Minute mit dem Blick verschlang.

»Ach! nein,« sagte sie, während sie mit dem Fuß auf den Boden stampfte und mit den Nägeln in das Innere ihrer Hände einschnitt. »Ach! nein, es ist nicht Gilbert.«

»Und wer bin ich?«

»Was liegt mir daran, sobald Sie nicht er sind?«

»Und wenn es Gilbert gewesen wäre?« fragte der Unbekannte, indem er seine Maske wieder festband.

»Wenn es Gilbert gewesen wäre!« rief das Mädchen voll Leidenschaft.

»Ja!«

»Wenn er zu mir gesagt hätte: ›Nicole! Nicole, erinnere Dich an Taverner-Maison-Rouge.«
Oh! dann!...«

»Dann?«

»Sehen Sie, dann hätte es keinen Beausire in der Welt mehr gegeben.«

»Mein liebes Kind, ich habe Ihnen gesagt, Gilbert sei todt.«

»Nun, das ist vielleicht besser,« seufzte Oliva.

»Ja, Gilbert hätte Sie nicht geliebt, so schön Sie auch sind.«

»Wollen Sie damit sagen, Gilbert habe mich verachtet?«

»Nein, er fürchtete Sie vielmehr.«

»Das ist möglich. Ich hatte etwas von seiner eigenen Natur in mir, und er kannte sich so gut, daß ich ihm bange machte.«

»Es ist also, wie Sie gesagt, besser, daß er todt ist.«

»Warum meine Worte wiederholen ... in Ihrem Munde verletzen Sie mich. Sagen Sie, warum ist es besser, daß er todt ist?«

»Weil Sie heute, meine liebe Oliva – Sie sehen, ich gebe Nicole auf – weil Sie heute, meine liebe Oliva, eine ganz glückliche, reiche, glänzende Zukunft in Aussicht haben.«

»Glauben Sie?«

»Ja, wenn Sie entschlossen sind, Alles zu thun, um zu dem Ziel zu gelangen, das ich Ihnen verspreche.«

»Oh! seien Sie unbesorgt.«

»Nur müssen Sie nicht seufzen, wie Sie vorhin geseufzt haben.«

»Gut! ich würde um Gilbert seufzen, und da es keine zwei Gilbert in der Welt gab, da Gilbert todt ist, so werde ich nicht mehr seufzen.«

»Gilbert war jung? ei hatte die Fehler und die guten Eigenschaften der Jugend. Heute...«

»Gilbert ist heute nicht älter, als vor zehn Jahren.«

»Gewiß nicht, da Gilbert todt ist.«

»Sie sehen wohl, er ist todt; die Gilbert altern nicht, sie sterben.«

»Oh!« rief der Unbekannte, »o Jugend! o Muth! o Schönheit! ewige Keime der Liebe, der Tapferkeit, der Ergebenheit, wer dich verliert, verliert wahrhaft das Leben. Die Jugend ist das Paradies, sie ist der Himmel, sie ist Alles. Was uns Gott hernach gibt, ist nur der traurige Ersatz für die Jugend. Je mehr er den Menschen gibt, nachdem die Jugend einmal verloren ist, desto mehr hat er sie entschädigen zu müssen geglaubt. Aber, großer Gott! nichts ersetzt die Schätze, die diese Jugend an den Menschen verschwendete!«

»Gilbert hätte gedacht, was Sie so gut sagen; doch genug über diesen Gegenstand.«

»Ja, sprechen wir von Ihnen.«

»Sprechen wir, von was Sie wollen.«

»Warum sind Sie mit Beausire entflohen?«

»Weil ich Trianon verlassen wollte, und weil ich mit irgend Einem entfliehen mußte. Es war mir unmöglich, länger für Gilbert ein Nothnagel, ein verachteter Ueberrest zu bleiben.«

»Zehn Jahre der Treue aus Hochmuth,« sagte der blaue Domino, »oh, wie theuer haben Sie

diese Eitelkeit bezahlt!«

Oliva lachte.

»Oh! ich weiß wohl, worüber Sie lachen,« sagte der Unbekannte mit ernstem Tone: »Sie lachen darüber, daß ein Mensch, der Alles zu wissen behauptet, Sie einer zehnjährigen Treue beschuldigt, während Sie sich nicht bewußt sind, daß Sie sich einer solchen Lächerlichkeit schuldig gemacht. Oh! mein Gott! wenn von der materiellen Treue die Rede ist, armes junges Weib, so weiß ich, woran ich mich in diesem Punkte zu halten habe. Ja, ich weiß, daß Sie mit Beausire in Portugal gewesen sind; von da haben Sie sich nach Indien ohne Beausire mit einem Fregatte-Capitän begeben, der Sie in seiner Cajüte verbarg und in Chandernagor auf dem Festlande sitzen ließ, als er nach Europa zurückkehrte. Ich weiß, daß Sie zwei Millionen Rupien in dem Hause eines Nabobs auszugeben hatten, der Sie hinter drei Gittern einschloß. Ich weiß, daß Sie entflohen, indem Sie über diese Gitter auf die Schultern eines Slaven sprangen. Ich weiß, daß Sie reich, denn Sie nahmen zwei Armspangen von seinen Perlen, zwei Diamanten und drei große Rubine mit, nach Frankreich zurückkamen und in Brest landeten, wo Ihr böser Genius Sie beim Ausschiffen Beausire wiederfinden ließ, der beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, als er Sie wieder erkannte, so bronzirt und abgemagert Sie auch im Vaterlande erschienen, arme Verbannte!«

»Oh, mein Gott! wer sind Sie denn, daß Sie alle diese Dinge wissen?« rief Nicole.

»Ich weiß endlich, daß Beausire Sie mit sich nahm, Ihnen bewies, daß er Sie liebe, Ihre Edelsteine verkaufte und Sie wieder in Armuth versetzte. Ich weiß, daß Sie ihn lieben, daß Sie es wenigstens sagen, und da die Liebe die Quelle alles Wohlergehens ist, so müssen Sie die glücklichste Frau von der Welt sein.«

Oliva neigte das Haupt, stützte ihre Stirne auf ihre Hand, und durch die Finger dieser Hand sah man zwei Thränen rollen, flüssige Perlen, kostbarer vielleicht, als die ihrer Armspangen, die aber dennoch Niemand Beausire hätte abkaufen wollen.

»Und diese so stolze, diese so glückliche Frau haben Sie heute Abend mit fünfzig Louisd'or gewonnen,« sagte Oliva.

»Oh! das ist zu wenig, Madame, ich weiß es wohl!« erwiderte der Unbekannte mit jener ausgezeichneten Anmuth und mit der feinen Höflichkeit, die den Mann von vollkommenem Anstand nie verläßt, spräche er selbst mit der geringsten der Courtisanen.

»Oh! das ist im Gegentheil viel zu theuer, und ich schwöre Ihnen, es hat mich seltsam in Erstaunen gesetzt, daß eine Frau wie ich noch fünfzig Louisd'or werth sein sollte.«

»Sie sind wohl mehr werth, als dieses, und ich werde es Ihnen beweisen. Oh! antworten Sie mir nicht, denn Sie verstehen mich nicht, und dann;...« fügte der Unbekannte bei, indem er sich auf die Seite neigte.

»Und dann?«

»Ich bedarf in diesem Augenblick meiner ganzen Aufmerksamkeit.«

»Also soll ich schweigen?«

»Nein, im Gegentheil, sprechen Sie mit mir.«

»Worüber?«

»Oh! worüber Sie wollen. Mein Gott, sagen Sie mir die müßigsten Dinge der Welt, mir gleichviel, wenn wir nur beschäftigt aussehen.«

»Gut ... doch Sie sind ein sonderbarer Mensch.«

»Geben Sie mir den Arm und lassen Sie uns gehen.«

Und sie gingen unter die Gruppen, wobei Oliva ihrer zarten Taille eine weiche Rundung, ihrem selbst unter der Capuze hübschen Kopf und ihrem selbst unter dem Domino biegsamen Hals Bewegungen gab, die jeder Kenner mit Begierde betrachtete, denn auf dem Opernball folgte in jener Zeit galanter Heldenthaten jeder Vorübergehende mit dem Auge dem Gang einer Frau eben so neugierig, als heut zu Tage ein paar Liebhaber dem Schritte eines schönen Pferdes folgen.

Nach einigen Minuten wagte Oliva eine Frage.

»Stille!« sagte der Unbekannte; »oder vielmehr sprechen Sie; wenn Sie wollen, so viel Sie wollen, nöthigen Sie mich aber nicht, zu antworten. Nur verstellen Sie Ihre Stimme, wenn Sie sprechen, halten Sie den Kopf aufrecht und kratzen Sie sich mit Ihrem Fächer am Hals.«

Sie gehorchte.

In diesem Augenblick kamen unsere zwei Spaziergänger zu einer ganz parfümirten Gruppe, in deren Mitte ein Mann von zierlichem Wuchs und freier, geschmeidiger Tournure zu drei Gefährten sprach, die ihm ehrerbietig zuzuhören schienen.

»Wer ist dieser junge Mann?« fragte Oliva, »oh! der reizende perlgraue Domino!«

»Es ist der Herr Graf von Artois,« antwortete der Unbekannte; »doch, ich bitte, sprechen Sie nicht mehr.«

In der Minute, wo Oliva, ganz erstaunt über den großen Namen, den ihr blauer Domino ausgesprochen, auf die Seite trat, um besser zu sehen, wobei sie sich, nach der mehrere Male wiederholten Empfehlung, ganz aufrecht hielt, flüchteten sich zwei andere Dominos, die sich von einer geschwätzigen, geräuschvollen Gruppe trennten, an den Umfang des Saales, zu einer Stelle, wo die Bänke fehlten.

Es war hier eine Art von verödeter Insel, zu der in Zwischenräumen die Spaziergänger kamen, die vom Centrum nach dem Umkreis zurückgedrängt wurden.

»Lehnen Sie sich an diesen Pfeiler an, Gräfin,« sagte ganz leise eine Stimme, die auf den blauen Domino Eindruck machte.

Und beinahe in demselben Augenblick durchschritt ein orangefarbiger Domino, der durch die Keckheit seines Ganges und seiner Haltung mehr den nützlichen Mann, als den angenehmen Höfling verrieth, die Menge und sagte zu dem blauen Domino:

»Er ist es.«

»Gut,« erwiderte dieser. Und er entließ mit einer Geberde den gelben Domino.

»Hören Sie mich,« flüsterte er dann Oliva in's Ohr, »meine gute kleine Freundin, fangen wir an, uns ein wenig zu belustigen.«

»Das ist mir lieb, denn Sie haben mich zweimal traurig gestimmt, einmal, indem Sie mir Beausire raubten, der mich immer lachen machte, und das zweite Mal, da Sie von Gilbert sprachen, der mich so oft weinen gemacht hat.«

»Ich werde für Sie sowohl Gilbert als Beausire sein,« sprach der blaue Domino mit ernstem Tone.

»Oh!« seufzte Nicole.

»Verstehen Sie mich wohl, ich verlange von Ihnen nicht, daß Sie mich lieben; ich verlange nur, daß Sie das Leben so hinnehmen, wie ich es Ihnen machen werde, daß heißt, die Erfüllung aller Ihrer Phantasien vorausgesetzt, daß Sie von Zeit zu Zeit die meinigen unterzeichnen. Ich

will Ihnen nun eine sagen.«

»Welche?«

»Der schwarze Domino, den Sie dort sehen, ist einer von meinen Freunden, ein Deutscher.«

»Ah!«

»Ein Falscher, der es unter dem Vorwand einer Migräne ausgeschlagen hat, auf den Ball zu kommen.«

»Und dem Sie auch gesagt haben, Sie werden nicht dahin gehen?«

»Ganz richtig.«

»Er hat eine Frau bei sich?«

»Ja.«

»Wer ist sie?«

»Ich kenne sie nicht. Sie nähern sich uns, nicht wahr? Wir geben uns den Anschein, als wären Sie eine Deutsche; Sie öffnen den Mund nicht, weil man an Ihrem Accent erkennen könnte, daß Sie eine reine Pariserin sind.«

»Sehr gut. Und Sie werden ihn plagen?«

»Oh! dafür stehe ich Ihnen ... Fangen Sie an, mir ihn mit dem Ende Ihres Fächers zu bezeichnen!«

»So?«

»Ja, sehr gut, und flüstern Sie mir in's Ohr.«

Oliva gehorchte mit einer Gelehrigkeit und einem Verstand, daß ihr Gefährte ganz darüber entzückt war.

Der schwarze Domino, der Gegenstand dieser Kundgebung, wandte dem Saal den Rücken zu; er plauderte mit der Dame, die ihn begleitete. Diese, deren Augen unter der Maske funkelten, erblickte die Geberde Oliva's.

»Sehen Sie, Monseigneur,« sagte sie leise, »es sind dort zwei Masken, die sich mit uns beschäftigen.«

»Oh! seien Sie ohne Furcht, Gräfin; es ist nicht möglich, daß man uns erkennt. Lassen Sie mich, da wir nun auf dem Wege der Verderbniß sind, lassen Sie mich Ihnen wiederholen, daß nie eine Gestalt bezaubernder war, als die Ihrige, nie ein Blick so brennend; erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen...«

»Alles, was man unter der Maske sagt.«

»Nein, Gräfin, Alles, was man unter...«

»Vollenden Sie nicht. Sie würden sich die Verdammniß zuziehen ... und dann, was eine noch größere Gefahr ist, unsere zwei Spione würden es hören.«

»Zwei Spione!« rief der Cardinal, den dieses Wort ergriff.

»Ja, nun fassen sie ihren Entschluß, sie nähern sich.«

»Verstellen Sie Ihre Stimme gut, Gräfin, wenn man Sie zum Sprechen veranlaßt.«

»Und Sie die Ihrige, Monseigneur.«

Oliva und ihr blauer Domino näherten sich in der That.

Dieser wandte sich an den Cardinal und sagte:

»Maske.«

Und er neigte sich an das Ohr Oliva's, die ihm ein bestätigendes Zeichen machte.

»Was willst Du?« fragte der Cardinal mit verstellter Stimme.

»Die Dame, die mich begleitet, beauftragt mich, mehrere Fragen an Dich zu richten,« antwortete der blaue Domino.

»Beeile Dich,« sagte Herr von Rohan.

»Und sie mögen sehr indiscret sein,« fügte Frau von La Mothe mit einer Flötenstimme bei.

»So indiscret, daß Du sie nicht hören sollst, Naseweis,« erwiderte der blaue Domino.

Und er neigte sich abermals an das Ohr Oliva's, die dasselbe Spiel spielte.

Hierauf richtete der Unbekannte in einem tadellosen Deutsch die Frage an den Cardinal:

»Monseigneur, sind Sie in die Frau verliebt, die Sie begleitet?«

Der Cardinal bebte.

»Haben Sie nicht Monseigneur gesagt?« erwiderte er.

»Ja, Monseigneur.«

»So täuschen Sie sich, und ich bin nicht der, für welchen Sie mich halten.«

»Oh! Herr Cardinal, leugnen Sie es nicht, es ist vergebens; wenn ich Sie auch nicht selbst kennen würde, so beauftragt mich doch die Dame, der ich als Kavalier diene, Ihnen zu sagen, daß sie Sie vollkommen wiedererkennt.«

Er neigte sich an Oliva's Ohr und flüsterte ihr zu:

»Machen Sie ein Zeichen der Bejahung. Machen Sie dieses Zeichen, so oft ich Ihnen den Arm drücke.«

Sie machte das Zeichen.

»Sie setzen mich in Erstaunen,« sagte der Cardinal ganz verwirrt; »wer ist die Dame, die Sie begleitet?«

»Oh! Monseigneur, ich glaubte, Sie hätten sie schon erkannt. Meine Begleiterin hat Sie wohl errathen. Freilich die Eifersucht...«

»Madame ist eifersüchtig über mich!« rief der Cardinal.

»Wir sagen das nicht,« erwiderte der Unbekannte mit einem gewissen Hochmuth.

»Was sagt man Ihnen da?« fragte lebhaft Frau von La Mothe, der dieses deutsche, das heißt für sie unverständliche Gespräch im höchsten Grade zuwider war.

»Nichts, nichts.«

Frau von La Mothe stampfte vor Ungeduld mit dem Fuß.

»Madame,« sagte dann der Cardinal zu Oliva, »ich bitte, ein Wort von Ihnen, und ich verspreche, Sie mit diesem einzigen Wort zu errathen.«

Herr von Rohan hatte deutsch gesprochen. Oliva verstand kein Wort und neigte sich zu dem blauen Domino.

»Ich beschwöre Sie, Madame, sprechen Sie nicht!« rief dieser.

Das Geheimniß reizte die Neugierde des Cardinals. Er fügte bei:

»Wie! ein einziges deutsches Wort! das würde Madame sehr wenig gefährden.«

Der blaue Domino, der sich stellte, als hätte er Befehle von Oliva erhalten, erwiderte sogleich:

»Herr Cardinal, vernehmen Sie die eigenen Worte dieser Dame: »»Derjenige, dessen Geist nicht beständig wacht, derjenige, dessen Einbildungskraft nicht fortwährend die Gegenwart des

geliebten Gegenstandes ersetzt, derjenige liebt nicht; er hätte Unrecht es zu sagen.««

Der Cardinal schien betroffen von dem Sinn dieser Worte. Seine ganze Haltung drückte im höchsten Grad das Erstaunen, die Ehrfurcht, die Exaltation der Zuneigung aus; dann fielen seine Arme wieder nieder, und er murmelte französisch:

»Es ist unmöglich.«

»Was denn unmöglich?« rief Frau von La Mothe, welche gierig diese paar im ganzen Gespräche entschlüpften Worte auffing.

»Nichts, Madame, nichts.«

»Monseigneur, in der That, ich glaube, Sie lassen mich eine traurige Rolle spielen,« sagte sie voll Aerger.

Und sie verließ den Arm des Cardinals. Dieser nahm ihn nicht nur nicht wieder, sondern er schien es nicht einmal bemerkt zu haben, so groß war sein Eifer bei der deutschen Dame.

»Madame,« sagte er zu der Letzteren, die sich immer noch steif und unbeweglich hinter ihrem Atlaswall hielt, »die Worte, die mir Ihr Begleiter in Ihrem Namen gesagt hat, sind deutsche Verse die ich in einem Hause gelesen habe, das Ihnen vielleicht bekannt ist?«

Der Unbekannte drückte Oliva den Arm.

»Ja,« machte sie mit dem Kopf.

Der Cardinal bebte.

»Dieses Haus,« fragte er zögernd, »heißt es nicht Schönbrunn?«

»Ja,« erwiderte Oliva.

»Sie waren von einer erhabenen Hand auf einen Tisch von Kirschbaumholz mit einem goldenen Stichel geschrieben.«

»Ja,« machte Oliva.

Der Cardinal hielt inne. Es ging eine Art von Revolution in ihm vor. Er wankte und streckte die Hand aus, um einen Stützpunkt zu suchen.

Frau von La Mothe lauerte in einer Entfernung von zwei Schritten auf den Ausgang dieser seltsamen Scene.

Der Cardinal legte seinen Arm auf den des blauen Domino und sprach:

»Und die Fortsetzung lautet:

»»Aber derjenige, welcher überall den geliebten Gegenstand sieht, der ihn aus einer Blume, aus einem Wohlgeruch, unter undurchdringlichen Schleiern erräth, der kann schweigen, seine Stimme ist in seinem Herzen, es genügt zu seinem Glück, daß ein anderes Herz ihn versteht.««

»Ah! man spricht Deutsch hier!« sagte plötzlich eine junge, frische Stimme, die aus einer Gruppe hervorkam, welche sich zum Cardinal gesellt hatte. »Sehen wir das ein wenig an ... Sie verstehen Deutsch, Marschall?«

»Nein, Monseigneur.«

»Aber Sie, Charny?«

»Oh! ja, Eure Hoheit.«

»Der Herr Graf von Artois,« sagte Oliva, indem sie sich fester an den blauen Domino anschmiegte, denn die vier Masken hatten sie auf eine etwas ungezwungene Weise umschlossen.

In diesem Augenblick brach das Orchester in rauschende Fanfaren aus, und der Staub des Bodens stieg vermisch mit dem Puder der Frisuren in regenbogenfarbigen Wolken bis über die

entflammten Kronleuchter hinauf, die diesen Ambra-Nebel vergoldeten.

Bei der Bewegung, welche die Masken machten, fühlte sich der blaue Domino gestoßen.

»Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren!« sagte er mit einem Tone gebietender Würde.

»Mein Herr,« erwiderte der Prinz, noch immer verlarvt, »Sie sehen, daß man uns bedrängt. Entschuldigen Sie uns, meine Damen.«

»Gehen wir, gehen wir, Herr Cardinal,« sagte leise Frau von La Mothe.

Plötzlich wurde die Capuze Oliva's zerknittert, von einer unsichtbaren Hand rückwärts gezogen, ihre gelöste Maske fiel herab; ihre Züge erschienen eine Secunde im Halbschatten des Simswerks, das die erste Gallerie über dem Parterre bildete.

Der blaue Domino stieß einen Schrei geheuchelter Angst aus, Oliva einen Schrei des Schreckens.

Drei bis vier Schreie des Erstaunens antworteten auf diesen doppelten Ausruf.

Der Cardinal wurde beinahe ohnmächtig. Wäre er in diesem Augenblicke gefallen, so würde er auf die Kniee gefallen sein. Frau von La Mothe hielt ihn aufrecht.

Eine von der Strömung fortgezogene Woge von Masken hatte den Grafen von Artois vom Cardinal und von Frau von La Mothe getrennt.

Der blaue Domino, der rasch wie der Blitz die Capuze Oliva's niedergeschlagen und die Maske wieder befestigt hatte, näherte sich dem Cardinal, drückte ihm die Hand und sprach:

»Mein Herr, das ist ein unersetzbares Unglück; Sie sehen, daß die Ehre dieser Dame Ihrer Gnade anheimgegeben ist...«

»Oh! mein Herr,« murmelte der Prinz Louis, sich verbeugend. Und er fuhr über seine von Schweiß triefende Stirne mit einem Sacktuch, das in seiner Hand zitterte.

»Gehen wir geschwind,« sagte der blaue Domino zu Oliva.

Und sie verschwanden.

»Ich sehe nun, was der Herr Cardinal für unmöglich hielt,« sprach Frau von La Mothe zu sich selbst; »er glaubte, diese Frau sei die Königin, und das ist die Wirkung, welche diese Aehnlichkeit auf ihn hervorbringt. Gut, abermals eine Beobachtung, die wir zu bewahren haben.«

»Wollen Sie, daß wir den Ball verlassen, Gräfin?« fragte Herr von Rohan mit schwacher Stimme.

»Wie es Ihnen beliebt, Monseigneur,« antwortete Jeanne ruhig.

»Ich sehe hier kein großes Interesse, nicht wahr?«

»Oh! nein, ich sehe auch keines.«

Und sie bahnten sich mühsam einen Weg durch die Plaudernden. Der Cardinal, der hoch gewachsen war, schaute überall umher, ob er die verschwundene Vision nicht fände.

Aber blaue, rothe, gelbe, grüne und graue Dominos wirbelten nun vor seinen Augen in dem leuchtenden Dunst und vermischten ihre Nuancen wie die Farben des Prisma. Alles war aus der Ferne blau für den armen Herrn: nichts war es in der Nähe.

In diesem Zustand erreichte er den Wagen, der ihn und die Gräfin erwartete.

Dieser Wagen rollte seit fünf Minuten, und noch hatte der Prälat kein Wort an Jeanne gerichtet.

XXIV.

Sappho.

Frau von La Mothe, die sich nicht vergaß, entzog den Prälaten seiner Träumerei.

»Wohin fühlt mich dieser Wagen?« fragte sie.

»Gräfin, seien Sie unbesorgt,« rief der Cardinal; »Sie sind von Ihrem Hause ausgegangen. Wohl denn! der Wagen führt Sie dahin zurück.«

»Mein Haus ... im Faubourg?«

»Ja, Gräfin ... Ein sehr kleines Haus, um so viele Reize zu enthalten.«

Indem er diese Worte sprach, ergriff der Prinz eine von Jeanne's Händen und erwärmte sie mit einem galanten Kuß.

Die Carrosse hielt vor dem kleinen Hause, wo so viele Reize zu weilen versuchen sollten.

Jeanne sprang leicht aus dem Wagen; der Prälat schickte sich an, sie nachzuahmen.

»Es lohnt sich nicht der Mühe, Monseigneur,« flüsterte ihm dieser weibliche Dämon zu.

»Wie, Gräfin, es lohnt sich nicht der Mühe, einige Stunden bei Ihnen zuzubringen?«

»Und schlafen, Monseigneur?« sagte Jeanne.

»Ich glaube wohl, daß Sie mehrere Schlafzimmer in Ihrem Hause finden werden, Gräfin.«

»Für mich, ja, aber für Sie?«

»Für mich nicht?«

»Noch nicht,« erwiderte sie mit einer so anmuthigen und herausfordernden Miene, daß die Weigerung einem Versprechen gleichkam.

»Gott befohlen also!« sagte der Cardinal, der, auf das Lebhafteste gereizt, einen Augenblick die ganze Scene vom Ball vergaß.

»Auf Wiedersehen, Monseigneur.«

»Es ist mir im Ganzen lieber so,« sagte er, während er sich entfernte.

Jeanne trat allein in ihr neues Haus.

Sechs Lakaien, deren Schlaf durch das Klopfen des Läufers unterbrochen worden war, stellten sich in Reihe und Glied in der Hausflur auf.

Jeanne schaute sie alle mit jener Miene ruhiger Ueberlegenheit an, die das Glück nicht jedem Reichen verleiht.

»Und die Kammerfrauen?« fragte sie.

Einer von den Bedienten trat ehrerbietig vor und antwortete:

»Zwei Frauen warten im Zimmer, Madame.«

»Rufet sie.«

Der Bediente gehorchte. Zwei Frauen traten nach einigen Minuten ein.

»Wo schlafen Sie gewöhnlich?« fragte Jeanne.

»Wir sind noch nicht mit der Einrichtung bekannt,« antwortete die Aeltere; »wir werden schlafen, wo es der gnädigen Frau beliebt.«

»Die Schlüssel zu den Zimmern?«

»Hier sind sie, gnädige Frau.«

»Gut, für diese Nacht werden Sie außer dem Hause schlafen.«

Die Frauen schauten ihre Gebieterin mit Erstaunen an.

»Sie haben ein Lager auswärts?«

»Allerdings, Madame, doch es ist ein wenig spät; will indessen die gnädige Frau allein sein...«

»Diese Herren werden Sie begleiten,« fügte die Gräfin bei, indem sie die Bedienten entließ, welche noch zufriedener waren, als die Kammerfrauen.

»Und wann sollen wir zurückkommen?« fragte schüchtern Einer von ihnen.

»Morgen um die Mittagsstunde.«

Die sechs Bedienten und die zwei Frauen schauten sich einen Moment an; doch durch das gebieterische Auge Jeanne's im Schach gehalten, wandten sie sich insgesamt nach der Thüre.

Jeanne führte sie zurück, ließ sie hinaus und fragte, ehe sie die Thüre wieder schloß:

»Ist noch Jemand im Hause?«

»Mein Gott! nein, gnädige Frau, es wird Niemand mehr hier sein. Doch die gnädige Frau kann unmöglich so verlassen bleiben. Es muß doch wenigstens eine Kammerjungfer in der Gesindewohnung oder sonst wo im Hause wachen,«

»Ich brauche Niemand.«

»Es kann Feuer auskommen, die gnädige Frau kam sich unwohl befinden.«

»Gute Nacht, geht Alle,« sprach die Gräfin.

Und sie zog ihre Börse.

»Hier etwas zum Eintritt in meinen Dienst.«

Ein freudiges Gemurmel, ein Dank von Bedienten aus guter Gesellschaft war die einzige Erwiderung, das letzte Wort der Diener. Alle verschwanden, indem sie sich bis zur Erde verbeugten.

Jeanne hörte sie von jenseits der Thüre; sie wiederholten einander, das Schicksal habe ihnen eine phantastische Gebieterin gegeben.

Als sich das Geräusch der Stimmen und die Tritte in der Ferne gedämpft hatten, schob Jeanne die Riegel vor und rief mit einer triumphirenden Miene:

»Allein! ich bin allein in meinem Hause!«

Sie ergriff einen dreiarmigen Leuchter, zündete die Lichter an den Kerzen an, die in der Hausflur brannten, und schloß gleichmäßig die Riegel der massiven Thüre dieses Vorzimmers.

Dann begann eine stumme und seltsame Scene, die einen der nächtlichen Zuschauer, welche die Fiktionen des Dichters über den Städten und Palästen haben schweben lassen, auf's Lebhafteste interessirt haben würde.

Jeanne untersuchte ihre Staaten; sie bewunderte Stück für Stück dieses ganze Haus, dessen kleinste Einzelheit in ihren Augen einen ungeheuren Werth erlangte, seitdem die Selbstsucht an die Stelle der Neugierde des Vorübergehenden getreten war.

Ganz getäfelt und verkleidet, enthielt das Erdgeschoß den Badesaal, die Küchenstuben, die Speisezimmer, drei Salons und zwei Empfangscabinette.

Das Mobiliar dieser großen Zimmer war nicht reich wie das der Guimard, oder cokett wie das der Freunde des Herrn von Soubise, aber es hatte das Ansehen des Luxus eines vornehmen

Mannes; es war nicht neu. Das Haus hätte Jeanne weniger gefallen, wäre es am Tage vorher ausdrücklich für sie möblirt worden.

Alle diese alterthümlichen, von den Modedamen verachteten Reichthümer, diese wunderbaren Möbel von geschnitztem Ebenholz, diese Kronleuchter mit cristallinen Girandolen, deren vergoldete Aeste aus dem Schooße rosenfarbiger Kerzen glänzende Lilien warfen, diese gothischen Uhren, Meisterwerke in Ciselur und Email; diese ungeheuren japanesischen Töpfe, voll von den seltensten Blumen; diese Thürgemälde, Grau in Grau oder in Farben von Watteau oder Boucher, versetzten die neue Eigenthümerin in unsägliche Extasen.

Hier trugen auf einem Kamin zwei vergoldete Tritone Garben von Korallen, in deren Zweigen als Früchte alle Phantasien und Juwelierkünste jener Zeit hingen. Dort, auf einer Console von vergoldetem Holz, worauf eine weiße Marmorplatte, diente ein ungeheurer Elephant von Celadon, mit Saphir-Berlocken in den Ohren, einem mit Parfümerien und Flacons gefüllten Thurm als Stütze.

Frauenbücher glänzten vergoldet und ausgemalt auf Etageren von Rosenholz, die Ecken mit goldenen Arabesken.

Ein ganzes Möbel von feinen Gobelin tapeten, ein Meisterwerk der Geduld, das die Manufactur selbst hunderttausend Livres gekostet hatte, füllte einen kleinen grau und goldenen Salon, in dem jedes Feld eine von Vernet oder Greuze gemalte Füllung war. Das Arbeitscabinet war voll der besten Porträts von Chardin, der feinsten Erzeugnisse von gebrannter Erde von Clodion.

Alles zeugte, nicht von dem Eifer, den ein reicher Emporkömmling anwendet, um seine Laune oder die seiner Geliebten zu befriedigen, sondern von der langen geduldigen Arbeit jener seit Jahrhunderten Reichen, welche auf die Schätze ihrer Väter Schätze für ihre Kinder häufen.

Jeanne untersuchte zuerst die Gesammtheit, sie zählte die Stücke ab, dann gab sie sich Rechenschaft von den Einzelheiten.

Und da ihr Domino sie beengte, ihr Fischbeinleib sie preßte, so trat sie in ihr Schlafzimmer, kleidete sich rasch aus und zog ein Gewand von wattirter Seide an, ein reizendes Kleidungsstück, das unsere Mütter, die nicht sehr scrupulös waren, wenn es sich darum handelte, die nützlichen Dinge zu benennen, mit einem Namen bezeichneten, denn wir nicht mehr schreiben können.

Schauernd, halbnackt in dem Atlas, der ihrem Busen und ihrer Taille schmeichelte, ihr feines, nerviges Bein gerundet in den Falten ihres kurzen Rockes, stieg sie mit ihrem Licht in der Hand muthig die Stufen hinauf.

Vertraut mit der Einsamkeit, sicher, daß sie nicht einmal mehr den Blick eines Bedienten zu fürchten hatte, sprang sie von Zimmer zu Zimmer und ließ nach dem Belieben des Windes, der unter den Thüren blies, ihren feinen battistenen Nachtmantel flattern, welcher zehnmal in zehn Minuten bis zu ihrem reizenden Knie emporgehoben wurde.

Und wenn sie, um einen Schrank zu öffnen, den Arm in die Höhe hob, wenn sich das Kleid verschob und die weiße Rundung der Schulter bis zum Ursprung des Armes sehen ließ, den einer von jenen röthlichen Lichtstrahlen vergoldete, mit welchen der Pinsel von Rubens so vertraut war, dann mußten sich die unsichtbaren, unter den Tapeten und hinter den Füllungen verborgenen Geister freuen, daß sie den reizenden Gast, der sie zu besitzen glaubte, in ihrem Besitz hatten.

Nach all diesen hastigen Gängen, nachdem ihre Kerze zu drei Vierteln abgebrannt war, kehrte

sie erschöpft, keuchend in ihr Schlafzimmer zurück, das mit blauem Atlas, worauf große chimärische Figuren gestickt, ausgeschlagen war.

Sie hatte Alles gesehen, Alles gezählt, Alles mit dem Blick und durch die Berührung geliebt, es blieb ihr nichts mehr zu bewundern, als sie selbst.

Sie stellte ihren Leuchter auf ein Tischchen von Sèvres mit goldener Gallerie, und plötzlich heftete sich ihr Blick auf einen marmornen Endymion, eine zarte, wollüstige Figur von Bouchardon, welche liebestrunken auf einen Untersatz von rothbraunem Phorphyr zurücksank.

Jeanne schloß die Thüre und die Portièren ihres Zimmers, zog die dichten Vorhänge zu, stellte sich dann wieder vor die Statue und verschlang mit den Blicken diesen schönen Geliebten Phöbe's, die ihm den letzten Kuß gab, als sie wieder zum Himmel aufstieg. In Gluth verwandelt, erwärmte das rothe Feuer dieses Zimmer, wo Alles lebte, das Vergnügen ausgenommen.

Jeanne fühlte ihre Füße sacht in die hohe, so weiche Wolle des Teppichs einsinken; ihre Beine wankten, bogen sich unter ihr; eine Mattigkeit, die nicht Ermüdung oder Schlaf war, bedrängte ihren Busen und ihre Augenlider mit der Zartheit der Berührung eines Liebenden, während ein Feuer, das nicht die Wärme des Herdes war, von ihren Füßen zu ihrem Leib aufstieg und beim Aufsteigen in ihren Adern die ganze lebendige Electricität zusammenwand, die man beim Thier das Vergnügen, beim Menschen die Liebe nennt.

In diesem Moment seltsamer Empfindungen erblickte Jeanne sich selbst in einem Pfeilerspiegel, der hinter dem Endymon angebracht war. Ihr Kleid war von ihren Schultern auf den Teppich herabgeglitten. Der so feine Batist war, vom schweren Atlas gezogen, bis zur Hälfte der weißen, gerundeten Arme niedergesunken.

Zwei schwarze Augen, sanft durch die Weichheit ihres Wesens, glänzend vor Verlangen, die zwei Augen Jeanne's trafen Jeanne in der tiefsten Tiefe des Herzens; sie fand sich schön, sie fühlte sich jung und glühend; sie gestand sich, von Allem, was sie umgab, sei nichts, nicht einmal Phöbe, so würdig geliebt zu werden. Sie näherte sich dem Marmor, um zu sehen, ob der Endymion sich belebte, und ob er um der Sterblichen willen die Göttliche hintansetzen würde.

Diese Entzückung berauschte sie; sie neigte den Kopf auf ihre Schulter mit unbekanntem Schauern, drückte ihre Lippen auf ihr lebendes Fleisch, und da sie nicht aufgehört hatte, ihren Blick in die Augen zu tauchen, die sie im Spiegel riefen, so verschwammen plötzlich ihre Augen, ihr Kopf rollte mit einem Seufzer auf ihre Brust, und Jeanne sank eingeschlafen, leblos auf das Bett, dessen Vorhänge sich über ihr niederließen.

Die Kerze schleuderte eine letzte Flammensuckung aus einer Lache flüssigen Wachses empor und strömte dann ihren letzten Wohlgeruch mit ihrer letzten Helle aus.

XXV.

Die Academie des Herrn von Beausire.

Beausire hatte den Rath des blauen Domino buchstäblich genommen und sich an den Ort begeben, den man seine Academie nannte.

Lüstern gemacht durch die ungeheure Zahl von zwei Millionen, hatte der würdige Freund Oliva's ganz besonders bange vor der Art von Ausschließung, die sich seine Collegen dadurch erlaubt, daß sie ihm keine Mittheilung von einem so vortheilhaften Plan machten.

Er wußte, daß man sich unter Leuten von der Academie nicht besonders viel mit Gewissenszweifeln trägt, und das war für ihn ein Grund, sich zu beeilen, denn die Abwesenden haben immer Unrecht, wenn sie aus Zufall abwesend sind, und noch viel mehr, wenn man ihre Abwesenheit benutzen will.

Beausire hatte sich unter den Verbündeten der Akademie einen Ruf als furchtbarer Mann erworben. Das war weder zum Erstaunen, noch schwierig; Beausire war Gefreiter gewesen; er hatte die Uniform getragen; er wußte eine Hand auf die Hüfte, die andere auf das Stichblatt seines Degens zu setzen. Er hatte die Gewohnheit, beim geringsten Wort seinen Hut auf seine Augen niederzudrücken. Lauter Manieren, die für nur mittelmäßig beherzte Leute erschreckend genug sind, besonders wenn diese Leute den Lärmen eines Duells und die Neugierde der Justiz zu fürchten haben.

Beausire gedachte sich also für die Verachtung, die man gegen ihn kundgegeben, dadurch zu rächen, daß er seinen Genossen vom Spielhause der Rue du Pot-de-Fer etwas Angst machen würde.

Von der Porte Saint-Martin bis zur Saint-Sulpice-Kirche ist es weit; doch Beausire war reich; er warf sich in einen Fiaker und versprach dem Kutscher fünfzig Sous, das heißt ein Gnadengeschenk von einem Livre. Die Fahrt bei der Nacht kostete nach dem Tarif jener Zeit, was sie heute bei Tag kostet.

Die Pferde entfernten sich rasch. Beausire verlieh sich ein wüthendes Gesicht, und in Ermangelung eines Hutes, den er nicht hatte, da er einen Domino trug, in Ermangelung des Degens setzte er sich eine Miene zusammen, händelsüchtig genug, um jeden verspäteten Wanderer, der ihm begegnete, zu beunruhigen.

Sein Eintritt in die Academie brachte einen gewissen Eindruck hervor.

Es fanden sich hier im ersten Salon, einem schönen, ganz grauen Salon mit Kronleuchtern und vielen Spieltischen, etwa zwanzig Spieler, welche Bier und Syrup tranken und zähnefletschend sieben bis acht abscheulich geschminkten Weibern zulächelten, welche die Karten anschauten.

Man spielte Pharo am ersten Tisch; die Einsätze waren mager, die Belebtheit nach Maßgabe der Einsätze.

Bei der Ankunft des Domino, der sich an seiner Capuze rieb, während er sich in den Falten des Rockes aufblähte, kicherten einige Weiber, was halb als Spott, halb als Anlockung betrachtet werden konnte. Herr Beausire war ein Schönling und die Damen mißhandelten ihn nicht.

Er trat indessen vor, als ob er nichts gesehen, nichts gehört hätte, und erwartete, sobald er

beim Tisch war, stillschweigend eine Erwiderung auf seine schlechte Laune.

Einer der Spieler, ein zweideutiger Finanzmann, dessen Gesicht es nicht an einer gewissen Treuherzigkeit gebrach, war die erste Stimme, welche Beausire ansprach.

»Alle Wetter, Chevalier,« sagte dieser brave Mann, »Sie kommen mit einem sehr verdrießlichen Gesicht vom Ball.«

»Es ist wahr,« sagten die Damen.

»Ei, lieber Chevalier!« rief ein anderer Spieler, »verwundet Sie der Domino am Kopf?«

»Es ist nicht der Domino, was mich verwundet,« antwortete Beausire mit hartem Tone.

»Ah! ah!« sagte der Banquier, der eben ein Dutzend Louisd'or zusammengeschaufelt hatte, »der Herr Chevalier von Beausire hat eine Untreue an uns begangen: sehen Sie nicht, daß er auf dem Opernball gewesen ist? in der Gegend des Opernhauses hat er einen guten Einsatz gefunden und verloren.«

Jeder lachte oder bemitleidete, je nach seinem Character; die Frauen hatten Mitleid.

»Es ist nicht wahr, daß ich eine Untreue an meinen Freunden begangen habe,« entgegnete Beausire, »dazu bin ich unfähig. Eine Untreue, ich! Das taugt für gewisse Leute von meiner Bekanntschaft, Treulosigkeiten gegen ihre Freunde zu begehen.«

Und um seinen Worten mehr Gewicht zu geben, nahm er Zuflucht zu einer Geberde, das heißt, er wollte seinen Hut auf seinen Kopf drücken. Zu seinem Unglück plattete er nur ein Stück Seide, was ihm eine lächerliche Breite gab, so daß er statt einer ernsten Wirkung nur eine komische hervorbrachte.

»Was wollen Sie damit sagen, lieber Chevalier?« fragten einige von den Verbündeten.

»Ich weiß, was ich damit sagen will,« antwortete Beausire.

»Aber das genügt uns nicht,« erwiderte der heitere Alte.

»Das geht Sie nichts an, Sie, mein Herr Finanzmann!« entgegnete Beausire tölpelhaft.

Ein ziemlich ausdrucksvoller Blick belehrte Beausire, seine Phrase sei übel angebracht gewesen. Man durfte in der That in dieser Gesellschaft keine Grenzscheidung zwischen denjenigen, welche bezahlten, und denjenigen, welche das Geld einsackten, vornehmen,

Beausire begriff das, aber er war einmal verrannt; die falschen Beherzten halten schwerer inne, als die erprobten Beherzten.

»Ich glaubte Freunde hier zu haben,« sagte er.

»Ja,« antworteten mehrere Stimmen.

»Wohl! ich habe mich getäuscht.«

»Worin?«

»Darin, daß viele Dinge ohne mich geschehen.«

Ein neues Zeichen vom Banquier, neue Bethuerungen von Seiten derjenigen Verbündeten, welche anwesend waren.

»Es genügt, daß ich es weiß,« versetzte Beausire, »und die falschen Freunde sollen bestraft werden.«

Er suchte den Griff seines Degens, fand aber nichts, als seine Hosentasche, welche voll von Louisd'or war und einen verrätherischen Ton von sich gab.

»Ho! ho!« liefen zwei Damen, »Herr von Beausire ist heute Abend in guter Stimmung.«

»Ja, wohl,« sagte der Banquier hinterhältisch; »mir scheint, daß er, wenn er verloren, nicht

Alles verloren hat, und daß, wenn er eine Untreue gegen die Legitimen begangen hat, dieß keine Untreue ohne Umkehr ist. Auf, setzen Sie, lieber Chevalier.«

»Ich danke!« erwiderte Beausire trocken, »da Jeder behält, was er hat, so behalte ich auch.«

»Was Teufels willst Du damit sagen?« flüsterte ihm einer der Spieler in's Ohr.

»Wir werden uns sogleich erklären.«

»Spielen Sie doch!« rief der Banquier.

»Einen einfachen Louisd'or,« sagte eine Dame, indem sie Beausire die Schulter streichelte, um sich so viel als möglich seiner Hosentasche zu nähern.

»Ich spiele nur um Millionen,« sprach Beausire voll Kühnheit, »und wahrhaftig, ich begreife nicht, daß man hier um elende Louisd'or spielt. Millionen!... Auf, meine Herren, da es sich um Millionen handelt, ohne daß man es vermuthet, fort mit den Einsätzen von einem Louisd'or! Millionen, Millionäre!«

Beausire hatte den Augenblick der Exaltation erreicht, der den Menschen über die Grenzen des gemeinen Menschenverstandes hinaustreibt. Eine Trunkenheit, gefährlicher als die vom Weine, belebte ihn. Plötzlich erhielt er von hinten an die Beine einen Stoß, der heftig genug war, daß er sich sogleich unterbrach.

Er wandte sich um und sah an seiner Seite eine große, olivenfarbene, steife, löcherige Figur mit schwarzen Augen, welche leuchteten wie glühende Kohlen.

Auf die zornige Geberde Beausire's antwortete dieser seltsame Mensch durch einen ceremoniösen Gruß, begleitet mit einem Blick so lang wie ein Raufdegen.

»Der Portugiese!« sagte Beausire, erstaunt über diese Begrüßung von Seiten eines Mannes, der ihm so eben einen Stoß gegeben hatte.

»Der Portugiese!« wiederholten die Damen. Und sie verließen Beausire, um den Fremden zu umflattern.

Dieser Portugiese war in der That der Liebling der Damen, denen er unter dem Vorwand, er spreche nicht Französisch, beständig Leckereien brachte, die zuweilen in ein Kassenbillet von fünfzig bis sechzig Livres eingewickelt waren.

Beausire kannte den Portugiesen als einen der Verbündeten. Der Portugiese verlor beständig bei den Stammgästen des Spielhauses. Er bestimmte seine Sätze auf ungefähr hundert Louisd'or in der Woche, und regelmäßig nahmen ihm die Stammgäste seine hundert Louisd'or ab.

Das war der Lockvogel der Gesellschaft. Während er sich hundert goldene Federn ausrupfen ließ, plünderten die andern Genossen die angeköderten Spieler.

Die Verbündeten betrachteten daher den Portugiesen als den nützlichen Mann, die Stammgäste als den angenehmen Mann. Beausire hegte für ihn die stillschweigende Hochachtung, die sich stets an das Unbekannte anschließt, sollte auch das Mißtrauen einen Antheil daran haben.

Beausire, der also den kleinen Fußtritt empfangen, den ihm der Portugiese an die Waden ertheilt hatte, wartete, schwieg und setzte sich.

Der Portugiese nahm beim Spiel Platz, legte zwanzig Louisd'or auf den Tisch, und in zwanzig Coups, die einen Kampf von einer Viertelstunde kosteten, war er von seinen zwanzig Louisd'or durch sechs hungrige Pointeurs befreit, welche einen Augenblick die Krallen des Banquiers und der anderen Genossen vergaßen.

Es schlug drei Uhr Morgens. Beausire leerte vollends ein Glas Bier.

Zwei Bedienten traten ein, der Banquier ließ sein Geld in den doppelten Boden des Tisches fallen, denn die Statuten der Verbindung hatten so sehr das Gepräge des Vertrauens gegen die Mitglieder, daß man nie einem von ihnen die vollständige Verwaltung des Fonds der Gesellschaft übertrug.

Das Geld fiel am Ende der Sitzung durch eine kleine Oeffnung in den doppelten Grund des Tisches, und es war als Nachschrift diesem Artikel der Gesellschaftsstatuten beigefügt, daß der Banquier nie lange Aermel haben dürfe, wie er auch nie Geld bei sich tragen könne.

Was bedeutete, daß man ihm verbot, zwanzig Louisd'or in die Aermel schlüpfen zu lassen, und daß sich die Gesellschaft das Recht vorbehielt, ihn zu durchsuchen, um ihm das Geld wegzunehmen, das er in seine Tasche spazieren zu lassen gewußt hatte.

Die Bedienten, sagen wir, brachten den Mitgliedern der Gesellschaft die Oberröcke, die Mäntel und die Degen; mehrere von den glücklichen Spielern gaben den Damen den Arm; die unglücklichen stiegen in eine Sänfte, was damals in diesen friedlichen Quartieren noch Mode war, und es wurde Nacht im Spielsaal.

Beausire hatte sich zum Schein auch in seinen Domino gehüllt, als wollte er eine ewige Reise antreten; aber er ging nicht über den ersten Stock hinab, sondern kehrte, sobald die Hausthüre wieder geschlossen war, in den Salon zurück, in den auch zwanzig von den Verbündeten zurückgekehrt waren.

»Endlich werden wir uns erklären,« sagte Beausire.

»Zünden Sie Ihre Zuglaterne wieder an und sprechen Sie nicht so laut,« erwiderte kalt und in gutem Französisch der Portugiese, der seinerseits eine auf dem Tisch stehende Laterne ansteckte.

Beausire brummte ein paar Worte, auf die Niemand Acht gab. Der Portugiese setzte sich an den Platz des Banquier. Man untersuchte, ob die Läden, die Vorhänge, die Thüren gut geschlossen seien. Man setzte sich sachte, die Ellenbogen auf dem Tisch, mit einer verzehrenden Neugierde.

»Ich habe eine Mittheilung zu machen,« sagte der Portugiese; »glücklicher Weise bin ich zu rechter Zeit eingetroffen, denn Herrn von Beausire juckt heute Abend die Zunge ganz unmäßig ...«

Beausire wollte aufschreien.

»Friede! Friede!« sagte der Portugiese; »keine verlorenen Worte! Sie haben Worte ausgesprochen, welche mehr als unklug sind. Sie hatten Kenntniß von meinem Gedanken, gut! Sie sind ein Mann von Geist, Sie können ihn errathen haben, doch meiner Ansicht nach darf es die Eitelkeit nie dem Interesse zuvorthun.«

»Ich verstehe nicht,« versetzte Beausire.

»Wir verstehen nicht,« sprach die ehrenwerthe Versammlung.

»Doch wohl: Herr von Beausire wollte beweisen, er habe zuerst das Geschäft gefunden.«

»Welches Geschäft?« fragten die Betheiligten.

»Das Geschäft mit den zwei Millionen!« rief Beausire mit mächtigem Nachdruck.

»Zwei Millionen!« wiederholten die Verbündeten.

»Vor Allem,« fiel hastig der Portugiese ein, »Sie übertreiben; das Geschäft kann sich unmöglich so hoch belaufen, das werde ich Ihnen sogleich beweisen.«

»Niemand weiß hier, was Sie meinen!« rief der Banquier.

»Ja, wir sind aber nichtsdestoweniger ganz Ohr,« fügte ein Anderer bei.

»Sprechen Sie zuerst,« sagte Beausire.

»Das will ich wohl,« erwiderte der Portugiese.

Und er schenkte sich ein Glas Orgeatsyrup ein, das er ruhig trank, ohne etwas an seinem Wesen als eiskalter Mann zu ändern.

»Erfahren Sie,« sprach er, »ich sage es nicht wegen des Herrn von Beausire, daß das Halsband nicht mehr als fünfzehnmal hunderttausend Livres werth ist.«

»Oh! wenn es sich um ein Halsband handelt!« versetzte Beausire.

»Ja, mein Herr, ist das nicht Ihr Geschäft?«

»Vielleicht.«

»Er spielt den Diskreten, nachdem er der Indiscrete gewesen ist.«

Und der Portugiese zuckte die Achseln.

»Zu meinem Bedauern sehe ich Sie einen Ton annehmen, der mir mißfällt.« sprach Beausire mit dem Ausdruck eines Hahns, der sich auf seine Sporen erhebt.

»*Mira! mira!*« sprach der Portugiese kalt wie Marmor, »Sie werden nachher sagen, was Sie sagen wollen, ich sage vorher, was ich zu sagen habe, und die Zeit drängt, denn Sie müssen wissen, daß der Gesandte spätestens in acht Tagen ankommt.«

»Das wird verwickelt,« dachte die Versammlung, bebend vor Interesse, »das Halsband, die fünfzehnmal hunderttausend Livres, ein Gesandter... was ist das?«

»Vernehmen Sie Alles mit zwei Worten,« sprach der Portugiese. »Die Herren Böhmer und Bossange haben der Königin ein Halsband von Diamanten im Werth von fünfzehnmal hunderttausend Livres anbieten lassen. Die Königin hat es ausgeschlagen. Die Juweliere wissen nicht, was sie damit thun sollen und verbergen es. Sie sind sehr in Verlegenheit, denn dieses Halsband kann nur durch ein königliches Vermögen erkaufte werden; nun wohl! ich habe die königliche Person gefunden, die dieses Halsband kaufen und aus dem Kasten der Herren Böhmer und Bossange herausbringen wird.«

»Das ist?« fragten die Verbündeten.

»Es ist meine allergnädigste Gebieterin, die Königin von Portugal.«

Bei diesen Worten warf sich der Portugiese gehörig in die Brust.

»Wir begreifen weniger als je,« sagten die Verbündeten.

»Ich begreife gar nicht mehr,« dachte Beausire.

»Erklären Sie sich rein heraus, mein lieber Herr Manoel,« sagte er, »denn die Privatzwistigkeiten müssen vor dem öffentlichen Interesse weichen. Sie sind der Vater der Idee, ich muß es offenherzig anerkennen. Ich verzichte auf jedes Recht der Vaterschaft, aber um Gottes willen! Seien Sie klar.«

»Gut, gut,« erwiderte Manoel. Und er leerte einen zweiten Napf Orgeat. »Ich will die Frage durchsichtig machen.«

»Wir sind schon sicher, daß ein Halsband von fünfzehnmal hunderttausend Livres existirt,« sagte der Banquier. »Das ist ein wichtiger Punkt.«

»Und dieses Halsband befindet sich im Kasten der Herren Böhmer und Bossange. Das ist der zweite Punkt,« fügte Beausire bei.

»Aber Don Manoel hat gesagt, Ihre Majestät die Königin von Portugal kaufe das Halsband.

Das führt uns irre.«

»Es kann doch nichts klarer sein,« versetzte der Portugiese. »Sie brauchen nur meinen Worten Aufmerksamkeit zu schenken. Der Gesandtschaftsposten ist erledigt; es findet ein Interim statt; der neue Gesandte, Herr von Suza, kommt frühestens in acht Tagen.«

»Gut,« sagte Beausire.

»Wer verhindert es, daß dieser Gesandte, den es drängt, Paris zu sehen, in acht Tagen ankommt und sich installiert?«

Die Anwesenden schauten einander mit offenem Munde an.

»Begreifen Sie doch,« rief Beausire lebhaft, »Don Manoel will Ihnen sagen, es könne ein falscher oder ein wahrer Gesandter kommen.«

»Ganz richtig,« fügte der Portugiese bei. »Hätte der Gesandte, der sich einfinden wird, Lust zu dem Halsband für Ihre Majestät die Königin von Portugal, wäre er nicht berechtigt dazu?«

»Bei Gott!« riefen die Anwesenden.

»Und dann unterhandelt er mit den Herren Böhmer und Bossange. Das ist das Ganze.«

»Das Ganze!«

»Nur muß man bezahlen, wenn man unterhandelt hat,« bemerkte der Banquier vom Pharo.

»Oh! bei Gott! ja,« erwiderte der Portugiese.

»Die Herren Böhmer und Bossange werden das Halsband nicht in die Hände eines Gesandten übergehen lassen, und wäre es auch ein ächter Suza, ohne gute Garantien zu haben.«

»O! ich habe wohl an eine Garantie gedacht,« antwortete der zukünftige Gesandte.

»Welche?«

»Der Gesandtschaftsposten ist verlassen, haben wir gesagt?«

»Ja.«

»Es ist nur noch ein Kanzler vorhanden, ein braver Mensch von einem Franzosen, der die portugiesische Sprache so schlecht als irgend Jemand in der Welt spricht und entzückt ist. wenn die Portugiesen Französisch mit ihm sprechen, weil er sich dann nicht plagen muß; wenn die Franzosen Portugiesisch mit ihm reden, weil er glänzt.«

»Nun?« fragte Beausire.

»Nun! meine Herren, wir erscheinen vor diesem braven Mann mit dem ganzen Aeußern der neuen Gesandtschaft.«

»Das Aeußere ist gut.« entgegnete Beausire, »doch die Papiere sind mehr werth.«

»Man wird die Papiere haben,« erwiderte Don Manoel laconisch.

»Es wäre vergeblich zu bezweifeln, daß Don Manoel ein kostbarer Mann ist,« sagte Beausire.

»Sobald das Aeußere und die Papiere den Kanzler von der Identität der Gesandtschaft überzeugt haben, setzen wir uns auf dem Posten fest ...«

»Ho! ho! das ist stark.« unterbrach ihn Beausire.

»Es ist nothwendig!« fuhr der Portugiese fort.

»Es ist ganz einfach,« versicherten die anderen Verbündeten.

»Aber der Kanzler?« warf Beausire ein.

»Wir haben es gesagt: Ueberzeugt.«

»Wäre er zufällig minder gläubig, so würde man ihn zehn Minuten, ehe er zweifelte, entlassen.

Ich denke, ein Gesandter hat das Recht, mit seinem Kanzler zu wechseln?«

»Offenbar.«

»Wir sind also Herren der Gesandtschaft, und unsere erste Operation ist, daß wir den Juwelieren Böhmer und Bossange einen Besuch machen.«

»Nein, nein,« entgegnete Beausire lebhaft, »Sie scheinen mir einen Hauptpunkt nicht zu kennen, der mir vollkommen bekannt ist, da ich an den Höfen gelebt habe. Eine Operation, wie Sie es nennen, wird nicht von einem Gesandten vorgenommen, ohne daß er, vor jedem andern Schritt, in feierlicher Audienz empfangen worden ist, und hierin liegt eine Gefahr. Der berühmte Riza Bey, der in der Eigenschaft eines Gesandten des Schach von Persien Ludwig XIV. vorgestellt wurde und die Dreistigkeit hatte, Seiner allerchristlichsten Majestät für dreißig Franken Türkisse anzubieten, Riza Bey, sage ich, war sehr stark in der persischen Sprache, und der Teufel soll mich holen, wenn es in Frankreich Gelehrte gab, welche im Stande waren, ihn zu überweisen, er komme nicht von Ispahan. Aber wir würden sogleich erkannt werden. Man würde uns auf der Stelle sagen, wir sprechen das Portugiesische in reinem Gallisch, und zum Vorstellungsgeschenk schickte man uns in die Bastille. Nehmen wir uns in Acht.«

»Ihre Einbildungskraft reißt Sie zu weit fort, lieber College,« sagte der Portugiese, »wir werden uns nicht allen diesen Gefahren entgegenwerfen; wir bleiben jeder in unserm Hotel.«

»Dann wird Herr Böhmer nicht so fest glauben, daß wir Gesandte, daß wir Portugiesen seien, als dieß notwendig wäre.«

»Herr Böhmer wird begreifen, wir seien mit dem ganz einfachen Auftrag, das Halsband zu kaufen, nach Frankreich gekommen, da der Gesandte gewechselt worden, während wir unter Weges gewesen. Es ist uns nur der Befehl, ihn zu ersetzen, zugestellt worden. Nun, diesen Befehl zeigt man, wenn es sein muß, Herrn Bossange, dann wird man ihn auch wohl dem Herrn Kanzler der Gesandtschaft gezeigt haben; nur muß man bemüht sein, diesen Befehl den Ministern nicht zu zeigen, denn die Minister sind neugierig, sie sind mißtrauisch, sie würden uns mit einer Menge kleiner Einzelheiten belästigen.«

»Oh! ja,« rief die Versammlung, »setzen wir uns nicht mit dem Ministerium in Verbindung.«

»Verlangen aber die Herren Böhmer und Bossange ...«

»Was?« fragte Manoel.

»Eine Abschlagszahlung,« antwortete Beausire.

»Das würde die Sache verwickelt machen,« sagte der Portugiese verlegen.

»Denn,« fuhr Beausire fort, »denn es ist gebräuchlich, daß ein Gesandter mit Creditbriefen, wenn nicht mit baarem Geld, ankommt.«

»Das ist richtig,« sagten die Verbündeten.

»Die Angelegenheit würde hier scheitern,« fügte Beausire bei.

»Sie finden immer Mittel, das Geschäft scheitern zu machen,« entgegnete Manoel mit einer eisigen Schärfe. »Sie werden keine finden, um es gelingen zu machen.«

»Gerade weil ich solche finden will, erhebe ich Schwierigkeiten,« erwiderte Beausire. »Und... halt, halt, ich finde sie.«

Alle Köpfe näherten sich in einem Kreise.

»In jeder Kanzlei ist eine Casse.«

»Ja, eine Casse und ein Credit.«

»Sprechen wir nicht vom Credit,« erwiderte Beausire; »nichts ist so theuer, um es sich zu verschaffen. Um Credit zu bekommen, müßten wir Pferde, Equipagen, Bediente, Möbel und Geräthe aller Art haben, was die Grundlage jedes möglichen Credits ist. Reden wir von der Casse. Was denken Sie von der Ihrer Gesandtschaft?

»Ich betrachtete meine Gebieterin, Ihre Allergläubigste Majestät, immer als eine herrliche Königin. Sie muß die Dinge gut gemacht haben.«

»Das werden wir sehen; und dann nehmen wir an, es sei nichts in der Casse.«

»Das ist möglich,« sprachen seufzend die Verbündeten.

»Dann gibt es keine Verlegenheit mehr, denn sogleich fragen wir, der Gesandte, die Herren Böhmer und Bossange, wer ihr Correspondent in Lissabon sei, und wir unterzeichnen, stempeln, siegeln ihnen Wechsel auf diesen Correspondenten für die verlangte Summe.«

»Ah! das ist gut,« sagte Don Manoel majestätisch, von der Erfindung eingenommen, »ich war nicht zu den Details hinabgestiegen.«

»Welche köstlich sind,« rief der Banquier vom Pharo, indem er mit der Zunge über seine Lippen hinstrich.

»Nun laßt uns bedacht sein, die Rollen unter uns aufzuthemen,« sprach Beausire. »Ich sehe Don Manoel im Gesandten.«

»Oh! gewiß, ja,« rief im Chor die Versammlung.

»Und ich sehe Herrn von Beausire in meinem Secretär-Dolmetscher,« fügte Don Manoel bei.

»Wie so?« fragte Beausire ein wenig ängstlich.

»Ich darf kein Wort Französisch sprechen, ich, der ich Herr von Suza bin; denn ich kenne ihn, diesen Herrn, und wenn er spricht, was selten vorkommt, so ist es höchstens das Portugiesische, seine Muttersprache. Sie, im Gegentheil, Herr von Beausire, der Sie gereist sind, der Sie eine große Uebung in den Pariser Unterhandlungen haben, der Sie das Portugiesische angenehm sprechen ...«

»Schlecht,« unterbrach Beausire.

»Genug, daß man Sie nicht für einen Pariser hält.«

»Das ist wahr ... Aber ...«

»Und dann,« fügte Don Manoel, sein schwarzes Auge auf Beausire heftend, bei, »den nützlichsten Agenten der größte Vortheil.«

»Gewiß!« sprachen die Verbündeten.

»Abgemacht, ich bin Secretär-Dolmetscher.«

»Sprechen wir sogleich hiervon,« unterbrach der Banquier; »wie wird man die Sache vertheilen?«

»Ganz einfach,« antwortete Don Manoel, »wir sind unser zwölf.«

»Ja, zwölf,« wiederholten die Verbündeten, die sich zählten.

»In Zwölftheln also,« sagte Don Manoel, »mit dem Vorbehalt indessen, daß Gewisse unter uns anderthalb Theile bekommen sollen; ich, zum Beispiel, als Vater der Idee und als Gesandter: Herr von Beausire, weil er den Streich gewittert hatte und von Millionen sprach, als er hierher kam.«

Beausire machte ein Zeichen der Beipflichtung.

»Und endlich auch anderthalb Theile demjenigen, welcher die Diamanten verkaufen wird,«

fügte der Portugiese bei.

»Oh!« riefen einstimmig die Verbündeten, »diesem nichts, nichts als einen halben Theil.«

»Warum denn?« fragte Don Manoel erstaunt; »dieser scheint mir viel zu wagen.«

»Ja,« sagte der Banquier, »aber er wird die Weinkäufe, die Prämien, die Rimessen bekommen, wodurch ihm ein herrliches Stück zufällt.«

Alle lachten; diese ehrlichen Leute verstanden sich vortrefflich.

»So ist also die Hauptsache geordnet,« sprach Beausire, »morgen die einzelnen Punkte, es ist spät.«

Er dachte an Oliva, welche auf dem Ball allein mit dem blauen Domino geblieben war, für den, so leicht er auch Louisd'or verschenkte, der Liebhaber von Nicole sich nicht durch ein blindes Vertrauen eingenommen fühlte.

»Nein, nein, endigen wir sogleich,« riefen die Verbündeten, »was sind die einzelnen Punkte?«

»Ein Reisewagen mit dem Wappen von Suza,« antwortete Beausire.

»Das Malen und besonders das Trocknen wird zu viel Zeit kosten,« entgegnete Manoel.

»Ein anderes Mittel also,« rief Beausire. »Der Wagen des Herrn Gesandten wird unter Weges gebrechen und er genöthigt gewesen sein, den seines Secretärs zu nehmen.«

»Sie haben also einen Wagen, Sie?« fragte der Portugiese.

»Ich habe den ersten besten.«

»Aber Ihr Wappen?«

»Das erste beste.«

»Oh! das vereinfacht Alles. Viel Staub, viele Kothspritzer auf den Feldern bei der Stelle, wo das Wappen angebracht ist, und der Kanzler wird nichts sehen, als Staub und Kothspritzer.«

»Aber der übrige Theil der Gesandtschaft?« fragte der Banquier.

»Wir kommen am Abend an, das ist bequemer für ein Debüt, und Sie, Sie treffen am andern Morgen ein, wenn wir schon Alles vorbereitet haben.«

»Sehr gut!«

»Jeder Gesandte braucht, außer seinem Secretär, einen Kammerdiener,« bemerkte Manoel, »eine delicate Function.«

»Mein Herr Commandeur,« sprach der Banquier, indem er sich an einen der Schlauköpfe wandte, »Sie werden die Rolle des Kammerdieners übernehmen.«

Der Commandeur verbeugte sich.

»Und die Gelder für die Einkäufe?« sagte Don Manoel; »ich bin auf dem Trockenen.«

»Ich habe Geld,« sprach Beausire, »aber es gehört meiner Geliebten.«

»Wie viel ist in der Casse?« fragten die Verbündeten.

»Ihre Schlüssel, meine Herren,« rief der Banquier.

Jeder von den Verbündeten zog aus seiner Tasche ein Schlüsselchen, das einen der zwölf Riegel öffnete, mit denen der doppelte Grund des trefflichen Tisches verschlossen war, so daß in dieser ehrlichen Gesellschaft keiner die Casse ohne die Erlaubniß seiner elf Collegen untersuchen konnte.

Man schritt zur Beurkundung.

»Hundert und achtundneunzig Louisd'or außer dem Reservefonds,« sagte der Banquier, der

überwacht worden war.

»Geben Sie diese Summe Herrn von Beausire und mir,« sprach Manoel, »das ist nicht zu viel.«

»Geben Sie uns zwei Drittel, lassen Sie das übrige Drittel dem Rest der Gesandtschaft,« sprach Beausire mit einer Großmuth, durch die er alle Stimmen für sich gewann.

»Auf diese Art bekommen Don Manoel und Beausire hundert und zweiunddreißig Louisdor, und sechsundsechzig bleiben für die Andern.«

Man trennte sich, nachdem man sich auf den andern Tag Rendez-vous gegeben hatte; Beausire rollte hastig seinen Domino unter seinen Arm und lief nach der Rue Dauphine, wo er Mlle. Oliva im Besitz alles dessen, was sie an alten Tugenden und neuen Louisd'or hatte, wiederzufinden hoffte.

XXVI.

Der Gesandte.

Am andern Tag, gegen Abend, kam ein Reisewagen, genug bestaubt, genug mit Koth bespritzt, daß Niemand das Wappen unterscheiden konnte, durch die Barrière de l'Enfer.

Die vier Pferde, die ihn führten, liefen in größter Eile; die Postillone sputeten sich, als ob sie einen Fürsten bedienten.

Der Wagen hielt vor einem Hotel von ziemlich hübschem Aussehen in der Rue de la Jussienne an.

Vor der Thüre dieses Hotels warteten zwei Männer, der eine in einer Kleidung, welche durch ihren Glanz die Ceremonie verkündigte, der andere in einer Art von Alltagslivree, wie sie jeder Zeit die öffentlichen Officianten der verschiedenen Pariser Administrationen gehabt haben.

Mit anderen Worten, der Letztere glich einem Portier im Prachtgewand.

Der Wagen fuhr in das Hotel hinein, dessen Thüren sogleich wieder mehreren Neugierigen vor der Nase zugemacht wurden.

Der Mann im Staatskleid näherte sich sehr ehrfurchtsvoll dem Kutschenschlag und begann mit einer meckernden Stimme eine Rede in portugiesischer Sprache.

»Wer sind Sie?« fragte aus dem Innern eine etwas trotzige Stimme ebenfalls Portugiesisch, nur sprach diese Stimme ein vortreffliches Portugiesisch.

»Der unwürdige Kanzler der Gesandtschaft, Excellenz.«

»Sehr gut. Wie schlecht sprechen Sie unsere Sprache, mein lieber Kanzler! Sagen Sie, wo steigt man aus?«

»Hier, gnädigster Herr, hier.«

»Ein trauriger Empfang,« rief der edle Don Manoel, der sich gewaltig in die Brust warf, während er sich auf seinen Kammerdiener und seinen Secretär stützte.

»Eure Excellenz wird mir gnädigst verzeihen,« sagte der Kanzler in seiner schlechten Sprache, »der Courier Seiner Excellenz ist erst heute Mittag um zwei Uhr bei der Gesandtschaft abgestiegen, um Ihre Ankunft zu melden. Ich war abwesend, gnädigster Herr, abwesend in Geschäften der Gesandtschaft. Bei meiner Rückkehr fand ich sogleich den Brief Eurer Excellenz. Ich hatte nur noch Zeit, die Zimmer zu öffnen; man beleuchtet sie.«

»Gut. gut.«

»Ah! es ist eine große Freude, die erhabene Person unseres neuen Gesandten zu sehen.«

»Stille! lassen wir nichts bekannt werden, bis neue Befehle von Lissabon eingetroffen sind. Wollen Sie nur die Güte haben, mich in mein Schlafzimmer zu führen, ich falle um vor Müdigkeit. Sie werden sich mit meinem Secretär besprechen, er soll Ihnen meine Befehle mittheilen.«

Der Kanzler verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor Beausire; dieser erwiderte die Verbeugung durch einen freundlichen Gruß und sagte mit einer höflich ironischen Miene:

»Sprechen Sie Französisch, mein lieber Herr, das wird Ihnen bequemer sein, und mir ist es

auch genehm.«

»Ja, ja,« murmelte der Kanzler, »es wird bequemer für mich sein, denn ich muß gestehen, Herr Secretär, meine Aussprache ...«

»Ich sehe es wohl,« erwiderte Beausire mit Dreistigkeit.

»Ich benütze diese Gelegenheit, da ich in Ihnen einen so liebenswürdigen Mann finde,« sprach der Kanzler mit hastigem Erguß, »ich benütze die Gelegenheit, sage ich, um Sie zu fragen, ob Sie glauben, Herr von Suza werde mir nicht böse sein, daß ich das Portugiesische so radebreche.«

»Keineswegs, wenn Sie das Französische rein sprechen.«

»Ich!« sagte der Kanzler freudig; »ich, ein Pariser aus der Rue Saint-Honoré?«

»Oh! das ist zum Entzücken!« rief Beausire. »Wie heißen Sie? Ducorneau, glaube ich?«

»Ducorneau, ja, Herr Secretär, ein ziemlich glücklicher Name, denn er hat eine spanische Endung, wenn man will. Der Herr Secretär wußte meinen Namen, das ist sehr schmeichelhaft für mich.«

»Ja, Sie sind dort sehr gut angeschrieben, so gut angeschrieben, daß Ihr Ruf uns abgehalten hat, einen Kanzler von Lissabon mitzubringen.«

»Oh! wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig, und welch ein Glück ist für mich die Ernennung des Herrn von Suza!«

»Oh! ich glaube, der Herr Gesandte läutet.«

»Laufen wir!«

Man lief in der That. Der Herr Gesandte hatte sich, eifrigst unterstützt von seinem Kammerdiener, schon ausgekleidet und einen prachtvollen Schlafrock angezogen. In Eile gerufen, war ein Barbier mit ihm beschäftigt. Einige dem Anschein nach ziemlich reiche Schachteln und Reisenecessaires schmückten die Tische und Consoles.

Ein großes Feuer flammte im Kamin.

»Treten Sie ein, treten Sie ein, Herr Kanzler,« rief der Gesandte, der sich in einen ungeheuern Lehnstuhl mit Polstern, ganz nach der Quere vor dem Kamin, begraben hatte.

»Der Herr Gesandte wird ärgerlich werden, wenn ich ihm französisch antworte,« sagte leise der Kanzler zu Beausire.

»Nein, nein, immer zu.«

Ducorneau machte sein Compliment in französischer Sprache.

»Ah! das ist sehr bequem, Sie sprechen das Französische bewunderungswürdig, Herr du Corno.«

»Er hält mich für einen Portugiesen,« dachte der Kanzler, trunken vor Freude.

Und er drückte Beausire die Hand.

»Wohlan! kann man zu Nacht speisen?«

»Gewiß, ja, Eure Excellenz. Ja, das Palais-Royal ist zwei Schritte von hier, und ich kenne einen vortrefflichen Traiteur, der Eurer Excellenz ein gutes Abendbrod bringen würde.«

»Als ob es für Sie wäre, Herr du Corno.«

»Ja, gnädigster Herr ... Und ich, wenn es Eure Excellenz erlaubt, würde mir die Freiheit nehmen, ein Paar Flaschen von einem Landwein anzubieten, wie Eure Excellenz keinen in Porto selbst gefunden haben wird.«

»Ei! unser Kanzler hat also einen guten Keller?« sagte Beausire munter.

»Das ist mein einziger Luxus,« erwiderte demüthig der brave Mann, dessen lebhaftige Augen, dicke, runde Backen und blüthenreiche Nase Beausire und Don Manoel zum ersten Mal beim Schein der Kerzen sehen konnten.

»Thun Sie, wie es Ihnen beliebt, Herr du Corno,« sagte der Gesandte; »bringen Sie uns von Ihrem Wein, und speisen Sie mit uns zu Nacht.«

»Eine solche Ehre ...«

»Ohne Etikette, heute bin ich noch ein Reisender, ich werde erst morgen der Gesandte sein. Und dann werden wir von den Geschäften sprechen.«

»Oh! der gnädige Herr wird mir doch erlauben, daß ich einen Blick auf meine Toilette werfe.«

»Sie sind herrlich,« sagte Beausire.

»Empfangstoilette, nicht Gala,« erwiderte Ducorneau.

»Bleiben Sie, wie Sie sind, und widmen Sie unseren Anstalten die Zeit, die Sie brauchen würden, um das Galakleid anzuziehen.«

Entzückt verließ Ducorneau den Gesandten und lief eiligst weg, um zehn Minuten für den Appetit Seiner Excellenz zu gewinnen.

Während dieser Zeit ließen die drei Schelme das Mobiliar und die übrigen Gegenstände ihrer neuen Gewalt die Revue passiren.

»Schläft dieser Kanzler im Hotel?« fragte Don Manoel.

»Nein: der Bursche hat einen guten Keller und muß irgendwo eine hübsche Frau oder eine Grisette haben. Es ist ein alter Junggeselle.«

»Der Portier?«

»Man wird sich seiner entledigen müssen.«

»Ich übernehme das.«

»Die anderen Bedienten des Hotel?«

»Miethbediente, deren Stelle unsere Verbündeten morgen einnehmen werden.«

»Was sagt die Küche? was die Vorrathskammer?«

»Todt! todt! der frühere Gesandte erschien nie im Hotel. Er hatte sein Haus in der Stadt.«

»Was sagt die Casse?«

»Was die Casse betrifft, so müssen wir den Kanzler befragen; das ist delicat.«

»Das übernehme ich,« sagte Beausire, »wir sind schon die besten Freunde der Welt.«

»Stille! er kommt.«

Ducorneau kam wirklich athemlos zurück. Er hatte den Traiteur in der Rue des-Bons-Enfants benachrichtigt, aus seinem Cabinet sechs Flaschen von ehrwürdigem Aussehen genommen, und sein freudiges Gesicht verkündigte alle die guten Geneigtheiten, welche die zwei Sonnen, Natur und Diplomatie, zu combiniren wissen, um das zu vergolden, was die Cyniker die menschliche Façade nennen.

»Eure Excellenz wird nicht in den Speisesaal hinabgehen?« fragte er.

»Nein, nein, wir speisen auf dem Zimmer, unter uns, am Kamin.«

»Der gnädigste Herr erfüllt mich mit Freude. Hier ist der Wein.«

»Topase!« sagte Beausire, indem er eine der Flaschen zur Höhe einer Kerze emporhob.

»Setzen Sie sich, Herr Kanzler, während mein Kammerdiener den Tisch deckt.«

Ducorneau setzte sich.

»An welchem Tag sind die letzten Depeschen angekommen?« fragte der Gesandte.

»Am Vorabend bei Abreise Ihres ... des Vorgängers Eurer Excellenz.«

»Wohl! die Gesandtschaft ist in gutem Zustand?«

»Oh! ja, gnädigster Herr.«

»Keine schlechten Geldangelegenheiten?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Keine Schulden? ... Oh! sprechen Sie. Wenn solche vorhanden wären, so würden wir damit anfangen, daß wir sie bezahlten. Mein Vorgänger ist ein wackerer Mann, für den ich mich solidarisch verbindlich mache.«

»Gott sei Dank, der gnädige Herr wird das nicht nöthig haben; die Credite sind angewiesen worden, und am andern Tage nach der Abreise des vorigen Gesandten kamen hunderttausend Livres hier an.«

»Hunderttausend Livres!« riefen, ganz erschrocken vor Freude, gleichzeitig Beausire und Don Manoel.

»In Gold,« sagte der Kanzler.

»In Gold,« wiederholte der Gesandte, der Secretär und sogar der Kammerdiener.

»Somit,« sagte Beausire, seine Aufregung bewältigend, »somit enthält die Casse ...«

»Einmal hunderttausend dreihundert und achtundzwanzig Livres, Herr Secretär.«

»Das ist wenig,« sprach Don Manoel kalt; »doch Ihre Majestät hat zum Glück Fonds zu unserer Verfügung gestellt. Ich sagte Ihnen ja, mein Lieber,« fuhr er, sich an Beausire wendend, fort, »ich sagte Ihnen, es würde uns in Paris daran fehlen.«

»Ja, wenn Eure Excellenz nicht ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen hätte,« erwiderte Beausire ehrerbietig.

Von dieser wichtigen Mittheilung des Kanzlers an nahm die Heiterkeit der Gesandtschaft beständig zu.

Ein gutes Abendbrod, bestehend aus einem Salmen, ungeheuren Krebsen, Schwarzfleisch und Cremes, vermehrte die Begeisterung der portugiesischen Herren nicht wenig.

Ducorneau, dem man es behaglich gemacht, aß wie zehn Granden Spaniens und zeigte seinen Vorgesetzten, wie ein Pariser aus der Rue Saint-Honoré die Weine von Porto und Xeres als Weine von Brie oder Tonnerre behandelte.

XXVII.

Die Herren Böhmer und Bossange.

Herr Ducorneau segnete noch den Himmel, daß er ihm einen Gesandten geschickt, der die französische Sprache der portugiesischen und die portugiesischen Weine den französischen vorzog; er schwamm in jener köstlichen Glückseligkeit, die der befriedigte und dankbare Magen dem Gehirn bereitet, als ihn Herr von Suza zum Schlafengehen ermahnte.

Ducorneau stand auf, und in einer sehr gefährlichen Reverenz, die sich an eben so vielen Möbeln anhing wie der Zweig eines wilden Rosenstocks an Blättern in einem Gebüsch, erreichte der Kanzler die Thüre und die Straße.

Beausire und Don Manoel hatten dem Wein der Gesandtschaft nicht genug zugesprochen, um sogleich dem Schlafe zu unterliegen.

Ueberdieß mußte der Kammerdiener nach seinen Herren ebenfalls zu Nacht speisen, ein Geschäft, das der *Commandeur* mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit den von dem Herrn Gesandten und seinem Secretär gegebenen Vorschriften gemäß vollführte.

Der ganze Plan für den nächsten Tag war entworfen. Die drei Verbündeten nahmen eine Recognoscirung im Hotel vor, nachdem sie sich versichert hatten, daß der Portier schlief.

Durch die Thätigkeit des nüchternen Ducorneau ging am andern Morgen die Gesandtschaft aus ihrer Lethargie hervor. Schreibtische, Mappen, Schreibzeuge, Galakleider, im Hofe tänzelnde Pferde zeigten das Leben da an, wo am Tage zuvor noch Alles still und todt gewesen war.

Rasch verbreitete sich das Gerücht im Quartier, eine hohe Person, mit wichtigen Geschäften beauftragt, sei in der Nacht von Portugal angekommen.

Dieses Gerücht, das unsern drei Schelmen Credit geben sollte, war für sie eine Quelle immer neuer Beängstigungen.

Die Polizei der Herren von Crosne und von Breteuil hatte in der That große Ohren, die sie bei einer solchen Vorkommenheit gut zu schließen sich wohl hüten mußte; sie hatte Argus-Augen, die sie sicherlich nicht zumachte, wenn es sich um die Herren Diplomaten von Portugal handelte.

Don Manoel bemerkte aber Beausire, mit Kühnheit könnte man es verhindern, daß die Nachforschungen der Polizei vor acht Tagen zu Verdachten, die Verdachte vor vierzehn Tagen zu Gewißheiten würden, daß folglich vor zehn Tagen, was der Mittelzeitpunkt, nichts die Verbindung in ihrer Bewegung beengen würde, welche Verbindung, um gut zu Werke zu gehen, ihre Operationen vor Ablauf von sechs Tagen beendigt haben mußte.

Die Morgenröthe war eben angebrochen, als zwei Miethwagen das Gepäcke der neun Bursche, welche das Personal der Gesandtschaft zu bilden bestimmt waren, in's Hotel brachten.

Sie wurden von Beausire sehr rasch in ihre Stellen eingesetzt. Einen verwendete man bei der Casse, den Andern bei den Archiven, ein Dritter nahm die Stelle des bisherigen Portier ein, dem Ducorneau selbst unter dem Vorwand, er verstehe nicht Portugiesisch, den Abschied gab. Das Hotel war also von dieser Garnison bevölkert, welche die Zugänge jedem Profanen verwehren sollte.

Die Polizei ist im höchsten Grade profan gegen diejenigen, welche politische oder andere

Geheimnisse haben.

Gegen Mittag stieg Don Manoel, genannt Suza, sehr elegant gekleidet, in einen anständigen Wagen, den Beausire um 500 Livres für einen Monat, wobei er vierzehn Tage vorausbezahlte, gemiethet hatte.

Er fuhr nach dem Hause der Herren Böhmer und Bossange in Gesellschaft seines Secretärs und seines Kammerdieners.

Der Kanzler erhielt den Befehl, unter seinem Couvert und wie gewöhnlich in Abwesenheit der Gesandten alle Geschäfte in Beziehung auf Pässe, Entschädigungen und Unterstützungen zu besorgen, mit dem Auftrage jedoch, nur mit dem Gutheißen des Herrn Secretärs Zahlungen zu machen oder Rechnungen zu berichtigen.

Diese Herren wollten die Summe von hunderttausend Livres, die Hauptwurzel der ganzen Operation, unberührt erhalten.

Man belehrte den Herrn Gesandten, die Juweliere der Krone wohnen auf dem Quai de l'Ecole, wo sie gegen ein Uhr Nachmittags vorfahren.

Der Kammerdiener klopfte bescheiden an die Thüre des Juweliers, welche mittelst starker Schlösser verschlossen und wie eine Gefängnißthüre mit großen breiten Nägeln versehen war.

Die Kunst hatte diese Nägel so angebracht, daß sie mehr oder minder angenehme Zeichnungen bildeten. Nur war erwiesen, daß nie Bohrer, Säge oder Feile ein Stück Holz hätte angreifen können, ohne sich einen Zahn auf einem Stück Eisen zu zerbrechen.

Ein Schieber, vor welchem ein Gitter, öffnete sich, und eine Stimme fragte den Kammerdiener, was er zu wissen wünsche.

»Der Herr Gesandte von Portugal will die Herren Böhmer und Bossange sprechen,« antwortete der Kammerdiener.

Als bald erschien ein Gesicht im ersten Stock, dann vernahm man hastige Schritte auf der Treppe. Die Thüre wurde geöffnet.

Don Manoel stieg mit vornehmer Langsamkeit aus dem Wagen.

Beausire war zuerst ausgestiegen, um Seiner Excellenz den Arm anzubieten.

Der Mann, der den beiden Portugiesen mit so großem Eifer entgegenkam, war Herr Böhmer selbst, der, als er den Wagen halten gehört, durch die Fensterscheiben hinausgeschaut hatte und, als das Wort *Gesandter* zu seinen Ohren gedrungen, fortgeeilt war, um Seine Excellenz nicht warten zu lassen.

Der Juwelier verwickelte sich ganz in Entschuldigungen, während Don Manoel die Treppe hinaufstieg.

Herr Beausire bemerkte, daß hinter ihnen eine stämmige alte Magd Schlösser und Riegel schloß, wovon ein großer Luxus an der Hausthüre vorhanden war.

Da Herr Beausire diese Beobachtungen geflissentlich zu machen schien, so sagte Herr Böhmer zu ihm:

»Verzeihen Sie, mein Herr, wir sind bei unserem unglücklichen Gewerbe dergestalt gefährdet, daß jede Vorsichtsmaßregel in unserem Hause zur Gewohnheit geworden ist.«

Don Manoel war gleichgültig geblieben; Böhmer sah es und wiederholte ihm selbst die Worte, auf welche Beausire ein angenehmes Lächeln gesendet hatte. Als aber der Gesandte sein Gesicht eben so wenig beim ersten Male, als beim zweiten veränderte, sagte Böhmer, aus der Fassung gebracht:

»Verzeihen Sie, Herr Gesandter ...«

»Seine Excellenz spricht nicht Französisch und kann Sie nicht verstehen, mein Herr,« erwiderte Beausire; »ich will ihm aber Ihre Entschuldigung übersetzen, wofern Sie nicht,« fügte er eiligst bei, »wofern Sie nicht selbst Portugiesisch sprechen, mein Herr.«

»Nein, mein Herr, nein.«

»Ich werde also für Sie sprechen.«

Und Beausire wälzte einige portugiesische Worte zu Don Manoel, die dieser in derselben Sprache erwiderte.

»Seine Excellenz der Herr Graf von Suza, Gesandter Ihrer Allergläubigsten Majestät, nimmt gnädigst Ihre Entschuldigungen an, mein Herr, und beauftragt mich, Sie zu fragen, ob es wahr sei, daß Sie ein schönes Halsband von Diamanten noch in Ihrem Besitze haben.«

Böhmer hob den Kopf in die Höhe und schaute Beausire wie ein Mann an, der seine Leute zu messen weiß.

Beausire hielt den Angriff als geschickter Diplomat aus.

»Ein Halsband von Diamanten,« sprach Böhmer langsam, »ein sehr schönes Halsband.«

»Das, welches Sie der Königin von Frankreich angeboten und wovon Ihre Allergläubigste Majestät hat sprechen hören,« fügte Beausire bei.

»Der Herr ist bei der Gesandtschaft angestellt?« fragte Böhmer.«

»Ich bin der Privatsecretär des Herrn Gesandten.«

Don Manoel hatte sich als vornehmer Mann gesetzt und schaute die Malereien eines zierlich schönen Zimmers an, das auf den Quai ging.

Eine herrliche Sonne beleuchtete die Seine, und die ersten Pappelbäume zeigten ihre zartgrünen Schützlinge über dem noch vom Aufthauen angeschwollenen und gelben Wasser.

Don Manoel ging von der Betrachtung der Gemälde auf die der Landschaft über.

»Mein Herr,« sprach Beausire, »es scheint, Sie haben nicht ein Wort von dem, was ich Ihnen gesagt habe, gehört.«

»Wie, mein Herr!« erwiderte Böhmer, etwas verblüfft durch den lebhaften Ton von Beausire.

»Ich sehe, daß Seine Excellenz ungeduldig wird, Herr Juwelier.«

»Verzeihen Sie, mein Herr,« sagte Böhmer, »ich darf mein Halsband nicht zeigen, ohne daß mein Associé, Herr Bossange, anwesend ist.«

»Nun, so lassen Sie Ihren Associé kommen.«

Don Manoel näherte sich und begann mit seiner eisigen Miene, der es nicht an einer gewissen Majestät gebrach, in portugiesischer Sprache eine Anrede, bei welcher Beausire wiederholt respektvoll sein Haupt verneigte.

Dann drehte er den Rücken und setzte seine Beschauung an den Fensterscheiben fort.

»Mein Herr, Seine Excellenz sagt zu mir, sie warte schon zehn Minuten, und sie sei nicht gewohnt, irgendwo zu warten, nicht einmal bei den Königen.«

Böhmer verbeugte sich, ergriff eine Klingelschnur und zog daran.

Nach einer Minute trat eine andere Gestalt in das Zimmer. Es war Herr Bossange, der Associé.

Böhmer setzte ihm die Sache mit ein paar Worten aus einander. Bossange warf einen Blick auf die zwei Portugiesen und verlangte dann von Böhmer seinen Schlüssel, um die Casse zu öffnen.

»Mir scheint,« dachte Beausire, »die ehrlichen Leute nehmen eben so viele

Vorsichtsmaßregeln gegen einander, als die Diebe.«

Nach zehn Minuten kam Herr Bossange zurück und brachte ein Etui in seiner linken Hand; seine rechte war unter seinem Rock verborgen. Beausire sah sehr deutlich das Relief von zwei Pistolen.

»Wir können gut aussehen,« sagte Don Manoel ernst in portugiesischer Sprache, »aber diese Kaufleute halten uns eher für Spitzbuben, als für Gesandte.«

Und während er diese Worte sprach, schaute er die Juweliere scharf an, um in ihren Gesichtern die geringste Bewegung zu erhaschen, falls sie Portugiesisch verstehen sollten.

Nichts erschien, nichts als ein Halsband, so wunderbar schön, daß der Glanz ihn blendete.

Vertrauensvoll gab man das Etui in die Hände von Don Manoel, doch rasch und zornig sprach dieser zu seinem Secretär:

»Mein Herr, sagen Sie diesen Burschen, sie machen Mißbrauch von der Erlaubniß, die ein Kaufmann hat, dumm zu sein. Sie zeigen mir Straß, während ich die Diamanten von ihnen verlange. Sagen Sie ihnen, ich werde mich beim französischen Ministerium beklagen und im Namen meiner Königin Unverschämte, die einen Gesandten Portugals mystificiren, in die Bastille werfen lassen.«

So sprechend, schleuderte er das Etui mit umgekehrter Hand auf das Comptoir.

Beausire hatte nicht nöthig, alle diese Worte zu übersetzen, die Pantomime genügte.

Böhmer und Bossange überstürzten sich in Entschuldigungen und sagten, in Frankreich zeige man Modelle von Diamanten, falschen Schmuck, Alles, um ehrliche Leute zu befriedigen, aber um nicht Diebe anzulocken oder in Versuchung zu führen.

Herr von Suza machte eine energische Geberde und ging unter den Augen der erschrockenen Kaufleute auf die Thüre zu.

»Seine Excellenz beauftragt mich, Ihnen zu sagen« fuhr Beausire fort, »er sei ärgerlich, daß Leute, die den Titel Juweliere der Krone von Frankreich führen, einen Gesandten nicht von einem Schuft zu unterscheiden wissen, und Seine Excellenz kehrt in ihr Hotel zurück.«

Die Herren Böhmer und Bossange machten sich ein Zeichen und verbeugten sich, wobei sie abermals ihre ganze Achtung betheuerteten.

Herr von Suza trat ihnen beinahe auf die Füße und ging hinaus.

Die Kaufleute schauten sich offenbar ängstlich an und bückten sich beinahe bis auf den Boden.

Beausire folgte stolz seinem Gebieter.

Der Alte öffnete die Schlösser der Thüre.

»Nach dem Gesandtschaftshotel, Rue de la Jussienne!« rief Beausire dem Kammerdiener zu.

»Nach dem Gesandtschaftshotel!« rief der Kammerdiener dem Kutscher zu.

Böhmer horchte beim Schieber.

»Ein verfehltes Geschäft,« brummte der Bediente.

»Ein abgemachtes Geschäft,« sagte Beausire; »In einer Stunde werden diese Tölpel bei uns sein.«

Der Wagen rollte fort, als ob er von acht Rossen gezogen würde.

XXVIII.

Bei der Gesandtschaft.

Bei ihrer Rückkehr in's Gesandtschaftshotel fanden diese Herren Ducorneau, der ruhig in seiner Schreibstube zu Mittag speiste.

Beausire bat ihn, zum Gesandten hinaufzugehen, und sprach folgende Worte zu ihm:

»Sie begreifen, lieber Kanzler, daß ein Mann, wie Herr von Suza, nicht ein gewöhnlicher Mann ist.«

»Ich habe es bemerkt,« erwiderte der Kanzler.

»Seine Excellenz will in Paris einen ausgezeichneten Platz unter den Reichen und den Leuten von Geschmack einnehmen,« fuhr Beausire fort; »damit sage ich Ihnen, daß der Aufenthalt in diesem gemeinen Hotel in der Rue Jussienne für Seine Excellenz unerträglich ist; dem zu Folge würde es sich darum handeln, eine andere Privatwohnung für Herrn von Suza zu finden.«

»Das wird den diplomatischen Verkehr erschweren,« entgegnete der Kanzler; »wir werden der Unterschriften wegen viel zu laufen haben.«

»Seine Excellenz wird Ihnen einen Wagen geben, mein lieber Herr Ducorneau,« antwortete Beausire.

Ducorneau wäre vor Freude beinahe in Ohnmacht gefallen.

»Mir einen Wagen!« rief er.

»Es ist ärgerlich, daß Sie nicht daran gewöhnt sind,« fuhr Beausire fort, »ein würdiger Gesellschafts-Kanzler muß seinen Wagen haben; doch hievon zu geeigneter Zeit. Legen wir dem Kanzler für den Augenblick Rechenschaft von dem Zustand der auswärtigen Angelegenheiten ab; die Casse, wo ist sie?«

»Hier oben, in der Wohnung des Gesandten!«

»So fern von Ihnen?«

»Eine Sicherheitsmaßregel, mein Herr; es ist schwieriger für die Diebe, im ersten Stock einzudringen, als hier im Erdgeschosse.«

»Diebe,« versetzte Beausire mit verächtlichem Tone, »wegen einer so kleinen Summe!«

»Hunderttausend Livres!« rief Ducorneau. »Teufel! man sieht wohl, daß Herr von Suza reich ist! Es sind keine hunderttausend Livres in allen Gesandtschafts-Cassen.«

»Wollen wir die Untersuchung und Beurkundung vornehmen?« sagte Beausire; »ich habe Eile, an meine Geschäfte zu gehen.«

Die Casse wurde gestürzt, und es fanden sich die hunderttausend Livres in schöner, klingender Münze, halb Silber, halb Gold.

Ducorneau bot seinen Schlüssel; Beausire schaute ihn eine Zeit lang an, um die sinnreichen Guillochuren und die complicirten Kleeblatt-Züge zu bewundern.

Er hatte geschickt einen Abdruck mit Wachs genommen.

Dann gab er ihn dem Kanzler zurück und sagte zu diesem:

»Herr Ducorneau, er ist besser in Ihren Händen, als in den meinigen; gehen wir zum Herrn

Gesandten.«

Man fand Don Manoel unter vier Augen mit der nationalen Chocolate. Er schien sehr von einem mit Ziffern bedeckten Papier in Anspruch genommen. Als er seinen Kanzler erblickte, fragte er:

»Kennen Sie die Geheimschrift der früheren Korrespondenz?«

»Nein, Eure Excellenz.«

»Nun! Sie sollen fortan eingeweiht sein, mein Herr; Sie werden mich dadurch einer Menge langweiliger Details überheben; ah! wie ist es mit der Casse?« fragte er Beausire.

»Im besten Zustand, wie Alles, was zum Ressort von Herrn Ducorneau gehört,« erwiderte Beausire.

»Die hunderttausend Livres?«

»Liquid, mein Herr.«

»Gut, setzen Sie sich, Herr Ducorneau; Sie sollen mir eine Auskunft geben.«

»Ich bin zu den Befehlen Eurer Excellenz,« sagte der Kanzler strahlend.

»Hören Sie, wie sich die Sache verhält: Staatsangelegenheit, Herr Ducorneau.«

»Oh! ich höre, gnädiger Herr,« sprach der würdige Kanzler.

Und er rückte seinen Stuhl näher hinzu.

»Eine wichtige Angelegenheit, bei der ich Ihrer Erleuchtung bedarf. Kennen Sie ehrliche Juweliere in Paris?«

»Da sind die Herren Böhmer und Bossange, Juweliere der Krone,« antwortete der Kanzler.

»Gerade diese sind es, deren ich mich nicht bedienen will,« sprach Don Manoel, »ich verlasse sie eben, um sie nie wieder zu sehen.«

»Haben sie das Unglück gehabt, die Unzufriedenheit Eurer Excellenz zu erregen?«

»In hohem Grade, Herr Corno.«

»Oh! wenn ich etwas minder zurückhaltend sein dürfte, wenn ich es wagte ...«

»Wagen Sie es.«

»Ich würde fragen, worin diese Leute, die in ihrem Gewerbe im besten Rufe stehen ...«

»Es sind wahre Juden, Herr Corno, und ihr schlechtes Benehmen hat zur Folge, daß sie eine oder zwei Millionen verlieren.«

»Oh!« rief Ducorneau gierig.

»Ich war von Ihrer Allergetreuesten Majestät abgesandt, um ein Halsband von Diamanten zu kaufen.«

»Ja, ja, das bekannte Halsband, das der selige König für Madame Dubarry bestellt hatte, ich weiß, ich weiß.«

»Sie sind ein kostbarer Mann, Sie wissen Alles. Nun! ich wollte also das Halsband kaufen; da die Sachen aber so gehen, so kaufe ich es nicht.«

»Soll ich einen Schritt thun?«

»Herr Corno!«

»Einen diplomatischen, sehr diplomatischen, gnädigster Herr?«

»Das wäre gut, wenn Sie diese Leute kennen würden.«

»Bossange ist ein entfernter Verwandter von mir.«

Don Manoel und Beausire schauten sich an.

Es trat ein Stillschweigen ein.

Plötzlich öffnete einer der Bedienten die Thüre und meldete:

»Die Herren Böhmer und Bossange.«

Don Manoel stand rasch auf und rief mit zorniger Stimme:

»Schicken Sie diese Leute weg!«

Der Bediente machte einen Schritt, um zu gehorchen.

»Nein, jagen Sie sie selbst fort, Herr Secretär,« fügte der Gesandte bei.

»Um Gottes willen!« sprach Ducorneau flehend, »lassen Sie mich den Befehl Seiner Excellenz vollziehen; ich werde ihn mildern, da ich ihn nicht aufheben kann.«

»Thun Sie es, wenn Sie wollen,« sagte Don Manoel mit gleichgültigem Tone.

Beausire näherte sich ihm in dem Augenblick, wo Ducorneau hinauseilte.

»Ah! diese Sache ist also zu scheitern bestimmt,« sagte Don Manoel.

»Nein, Ducorneau wird das Geschäft wieder in's Geleise bringen.«

»Er wird es vollends in Verwirrung bringen. Unglücklicher; wir haben nur Portugiesisch bei den Juwelieren gesprochen. Sie sagten, ich verstehe kein Wort Französisch, Ducorneau wird Alles verderben.«

»Ich laufe nach.«

»Es ist vielleicht gefährlich, wenn Sie sich zeigen, Beausire.«

»Sie werden sehen, daß dieß nicht der Fall ist; geben Sie mir Vollmacht.«

»Bei Gott!«

Beausire ging hinaus.

Ducorneau hatte unten Böhmer und Bossange getroffen, deren Haltung sich seit ihrem Eintritt im Gesandtschaftshotel im Sinne der Höflichkeit, wenn auch nicht in dem des Vertrauens gänzlich geändert hatte.

Sie rechneten wenig auf den Anblick eines bekannten Gesichtes und bewegten sich sehr steif in den ersten Zimmern.

Als Bossange Herrn Ducorneau erblickte, gab er einen Schrei freudigen Erstaunens von sich.

»Sie hier!« sagte er.

Und er näherte sich, um ihn zu umarmen.

»Ah! ah! Sie sind sehr liebenswürdig,« sprach Ducorneau. »Sie haben die Güte, mich hier anzuerkennen, mein Herr Vetter, der reiche Kauz. Etwa, weil ich bei einer Gesandtschaft bin?«

»Meiner Treue! ja,« erwiderte Bossange, »verzeihen Sie mir, wenn wir ein wenig fremd waren, und thun Sie mir einen Gefallen.«

»Ich bin deßwegen hierher gekommen.«

»Oh! ich danke. Sie sind also der Gesandtschaft beigegeben?«

»Ja.«

»Eine Auskunft!«

»Welche, und worüber?«

»Ueber die Gesandtschaft selbst.«

»Ich bin der Kanzler derselben.«

»Oh! vortrefflich. Wir wollen mit dem Gesandten sprechen.«

»Ich komme in seinem Auftrage.«

»In seinem Auftrage! um uns was zu sagen?«

»Daß er Sie auffordere, sein Hotel zu verlassen, und zwar rasch, meine Herren.«

Die zwei Juweliere schauten sich bestürzt an.

»Weil Sie,« sprach Ducorneau mit gewichtiger Miene, »weil Sie ungeschickt und unverständlich gewesen sind, wie es scheint.«

»Hören Sie uns doch an.«

»Das ist unnöthig,« sagte plötzlich Beausire, der kalt und stolz auf der Schwelle des Zimmers erschien. »Herr Ducorneau, Seine Excellenz hat Sie beauftragt, diese Herren wegzuschicken, thun Sie das.«

»Herr Sekretär ...«

»Gehorchen Sie!« rief Beausire mit verächtlichem Tone.

Und er ging vorüber.

Der Kanzler nahm seinen Verwandten bei der rechten Schulter, den Associé des Verwandten bei der linken Schulter und schob Beide sachte hinaus.

»Das ist ein verfehltes Geschäft,« sagte er.

»Wie empfindlich doch diese Fremden sind,« murmelte Böhmer, der ein Deutscher war.

»Wenn man Herr von Suza heißt und neunmal hunderttausend Livres Einkünfte hat, mein lieber Vetter,« sagte der Kanzler, »so ist man berechtigt, zu sein, was man will.«

»Ah!« seufzte Bossange, »ich habe es Ihnen wohl gesagt, Böhmer, Sie sind zu starr in den Geschäften.«

»Ei!« erwiderte der hartnäckige Deutsche, »bekommen wir sein Geld nicht, so bekommt er unser Halsband nicht.«

Man näherte sich der Hausthüre.

Ducorneau lachte. »Wißt Ihr, was ein Portugiese ist?« sagte er verächtlich; »wißt Ihr, was ein Gesandter ist, Ihr Bürgerleute, die Ihr seid? Nein. Nun wohl, ich will es Euch sagen. Der Lieblingsgesandte einer Königin, Herr Potemkin, kaufte jedes Jahr am ersten Januar für die Königin einen Korb Kirschen, der hunderttausend Thaler kostete, tausend Livres die Kirsche: nicht war, das ist hübsch? Wohl! Herr von Suza wird die Bergwerke Brasiliens kaufen, um in den Gängen einen Diamant zu finden, der so groß ist, als die Eurigen alle zusammen. Das kostet ihn zwanzig Jahre von seinen Einkünften, zwanzig Millionen; doch, was ist ihm daran gelegen, er hat keine Kinder ... Verstanden!«

Und er war im Begriff, die Thüre zuzumachen; da besann sich Bossange eines Bessern und sagte zu ihm:

»Bringen Sie das wieder in Ordnung, und Sie bekommen ...«

»Hier ist man unbestechlich,« erwiderte Ducorneau.

Und er schloß die Thüre.

An demselben Abend erhielt der Graf folgenden Brief:

»Euere Excellenz!

»Ein Mann, der Ihre Befehle erwartet und die ehrerbietigen Entschuldigungen Ihrer

unterthänigen Diener zu überbringen wünscht, ist vor der Thüre ihres Hotels; auf ein Zeichen Eurer Excellenz wird er in die Hände eines Ihrer Leute das Halsband niederlegen, dem das Glück zu Theil geworden ist, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

»Genehmigen Sie, gnädigster Herr, die Versicherung tiefer Ehrfurcht u. s. w. u. s. w.

»*Böhmer und Bossange.*«

»Nun!« sprach Don Manoel, nachdem er diesen Brief gelesen hatte, »das Halsband gehört uns.«

»Nein, nein,« entgegnete Beausire, »es gehört uns erst, wenn wir es gekauft haben; kaufen wir es?«

»Wie?«

»Eure Excellenz versteht das Französische nicht, das ist abgemacht; vor Allem aber entledigen wir uns des Herrn Kanzlers.«

»Wie?«

»Auf die allereinfachste Art; man muß ihm eine wichtige diplomatische Sendung geben, das übernehme ich.«

»Sie haben Unrecht, er wird hier unsere Bürgschaft sein.«

»Er wird sagen, Sie sprechen Französisch wie Herr Bossange und ich.«

»Er wird es nicht sagen, wenn ich ihn darum bitte.«

»Gut, er bleibe, lassen Sie den Mann mit den Diamanten eintreten.«

Der Mann wurde eingeführt; es war Herr Böhmer in Person, Böhmer, der die tiefsten Bücklinge schnitt und die demüthigsten Entschuldigungen stammelte: worauf er seine Diamanten überreichte und Miene machte, sie zur Prüfung zurückzulassen.

Don Manoel behielt sie.

»Genug der Proben,« sagte Beausire, »Sie sind ein mißtrauischer Kaufmann; Sie müssen ehrlich sein. Setzen Sie sich hierher und lassen Sie uns sprechen, da Ihnen der Herr Gesandte verzeiht.«

»Ach! welche Mühe hat man, was muß man ausstehen, um zu verkaufen!« seufzte Böhmer.

»Welche Mühe macht man sich, um zu stehlen!« dachte Beausire.

XXIX.

Der Handel.

Nun verstand sich der Herr Gesandte dazu, das Halsband im Einzelnen zu untersuchen.

Herr Böhmer zeigte begierig jedes Stück und hob jede Schönheit hervor.

»Ueber die Gesammtheit dieser Steine,« sagte Beausire, mit dem Don Manoel portugiesisch gesprochen hatte, »über die Gesammtheit weiß der Herr Gesandte nichts zu sagen, diese ist befriedigend. Was die Diamanten selbst betrifft, so ist nicht dasselbe der Fall: Seine Excellenz hat zehn ein wenig gepickte, ein wenig fleckige gezählt.«

»Oh!« machte Böhmer.

»Seine Excellenz,« unterbrach ihn Beausire, »versteht sich besser als Sie auf Diamanten; die adeligen Portugiesen spielen in Brasilien mit Diamanten, wie hier die Kinder mit Glas.«

Don Manoel legte wirklich den Finger auf mehrere Diamanten hinter einander, und machte mit bewunderungswürdiger Scharfsicht die unscheinbaren Fehler bemerkbar, die vielleicht sogar ein Kenner nicht getadelt hätte.

»So aber, wie es ist,« sprach Böhmer, etwas erstaunt darüber, daß er in einem so vornehmen Herrn einen so feinen Juwelier erblickte, »so wie es ist, ist dieses Halsband die schönste Verbindung von Diamanten, die es in diesem Augenblick in Europa gibt.«

»Das ist wahr,« erwiderte Don Manoel, und auf ein Zeichen fügte Beausire bei:

»Wohl, Herr Böhmer, hören Sie, wie sich die Sache verhält. Ihre Majestät die Königin von Portugal hat von dem Halsband sprechen gehört; sie hat Seine Excellenz beauftragt, über den Ankauf zu unterhandeln, nachdem der Herr Gesandte die Diamanten gesehen. Die Diamanten sagen Seiner Excellenz zu; was verlangen Sie für das Halsband?«

»Sechzehnmal hunderttausend Livres.«

Beausire wiederholte seinem Gesandten die Zahl.

»Das ist um hunderttausend Livres zu theuer,« sprach Don Manoel.

»Gnädiger Herr,« erwiderte Böhmer, »man kann den Nutzen bei einem Gegenstand von dieser Bedeutung nicht genau berechnen; es waren, um einen Schmuck von diesem Werth zu verfertigen, Nachforschungen und Reisen erforderlich, über die man erschrecken würde, wenn man sie könnte, wie ich.«

»Hunderttausend Livres zu theuer,« wiederholte der zähe Portugiese.

»Und wenn Ihnen der Herr Gesandte dieß sagt,« fügte Beausire bei, »so muß es bei ihm Ueberzeugung sein, denn Seine Excellenz handelt nie.«

Böhmer schien ein wenig erschüttert. Nichts beruhigt argwöhnische Kaufleute so sehr, als ein Käufer, der handelt.

Nachdem er einen Augenblick gezögert, sprach er:

»Ich kann unmöglich eine Preisherabsetzung unterschreiben, welche die Differenz des Gewinns oder Verlustes zwischen meinem Associé und mir bildet.«

Don Manoel hörte die Übersetzung von Beausire und stand auf.

Beausire schloß das Etui und gab es Böhmer.

»Ich werde indessen mit Herrn Bossange reden,« sagte der Letztere; »ist das Euer Excellenz genehm?«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Beausire.

»Ich will damit sagen, der Herr Gesandte scheine fünfzehnmal hunderttausend Livres für das Halsband geboten zu haben.«

»Ja.«

»Bleibt Seine Excellenz bei ihrem Preis?«

»Seine Excellenz geht nie von dem, was sie gesagt hat, zurück,« erwiderte Beausire, »aber Seine Excellenz weicht nicht immer vor dem Verdruß zurück, zu handeln oder mit sich handeln zu lassen.«

»Herr Secretär, begreifen Sie nicht, daß ich mit meinem Associé sprechen muß?«

»Oh! vollkommen, Herr Böhmer.«

»Vollkommen,« erwiderte in portugiesischer Sprache Don Manoel, zu welchem die Aeußerung Böhmers gelangt war; »aber für mich ist auch eine rasche Lösung nothwendig.«

»Wohl! gnädiger Herr, wenn mein Associé die Herabsetzung annimmt, so nehme ich sie zum Voraus an.«

»Gut.«

»Der Preis ist also nun fünfzehnmal hunderttausend Livres.«

»Es sei.«

»Es bleibt nur noch,« sagte Böhmer, »abgesehen von der Ratification des Herrn Bossange ...«

»Natürlich.«

»Es bleibt nur noch die Zahlungsweise.«

»Sie werden in dieser Hinsicht nicht die geringste Schwierigkeit haben,« erwiderte Beausire.
»Wie wollen Sie bezahlt sein?«

»Ei! in baarem Gelde, wenn es möglich ist!« rief Böhmer lachend.

»Was nennen Sie baares Geld?« fragte Beausire kalt.

»Oh! ich weiß wohl, daß Niemand anderthalb Millionen in klingender Münze zu geben hat!« rief Böhmer seufzend.

»Und Sie würden selbst darüber in Verlegenheit sein, Herr Böhmer.«

»Herr Secretär, ich werde indessen nie in den Verkauf ohne Barzahlung einwilligen.«

»Das ist nicht mehr als billig,« erwiderte Beausire.

Und er wandte sich gegen Don Manoel und fragte:

»Wie viel würde Euere Excellenz Herrn Böhmer baares Geld geben?«

»Hunderttausend Livres,« antwortete der Portugiese.

»Hunderttausend Livres bei Unterzeichnung des Kaufes,« sagte Beausire zu Böhmer.

»Und das Uebrige?« fragte dieser.

»In der Zeit, die eine Tratte braucht, um von Paris nach Lissabon zu gehen, wenn Sie nicht lieber den von Lissabon nach Paris abgeschickten Avis abwarten wollen.«

»Oh!« erwiderte Böhmer, »wir haben einen Correspondenten in Lissabon; schreiben wir ihm ...«

»Gut,« sagte Beausire, spöttisch lachend, »schreiben Sie ihm; fragen Sie ihn, ob Herr von Suza zahlungsfähig und ob Ihre Majestät die Königin für vierzehnmal hunderttausend Livres gut sei.«

»Mein Herr,« stammelte Böhmer ganz verwirrt.

»Nehmen Sie an, oder ziehen Sie andere Bedingungen vor?«

»Die, welche der Herr Secretär mir zuerst stellen wollte, scheinen mir annehmbar. Sollen Raten bei der Bezahlung stattfinden?«

»Drei Raten, jede von fünfmalhunderttausend Livres, und daraus ginge für Sie eine schöne Reise hervor.«

»Eine Reise nach Lissabon?«

»Warum nicht? In drei Monaten anderthalb Millionen eincassiren, das lohnt sich doch der kleinen Mühe.«

»Oh! gewiß, aber ...«

»Ueberdieß reisen Sie auf Kosten der Gesandtschaft, und ich, oder der Herr Kanzler, wir werden Sie begleiten.«

»Ich würde die Diamanten bei mir haben?«

»Ohne allen Zweifel, wenn Sie es nicht vorziehen, die Tratten von hier abzuschicken und die Diamanten allein gehen zu lassen.«

»Ich weiß nicht ... ich ... glaube ... die Reise wäre unnöthig, und ...«

»Das ist auch meine Ansicht. Man würde hier unterzeichnen. Sie würden Ihre hunderttausend Livres baar Geld hier in Empfang nehmen, den Verkauf unterzeichnen und die Diamanten Ihrer Majestät überbringen ... Wer ist Ihr Correspondent?«

»Die Herren Nunez Balboa und Gebrüder.«

Don Manoel schaute empor und sprach lächelnd:

»Das sind meine Banquiers.«

»Das sind die Banquiers Seiner Excellenz,« sagte Beausire ebenfalls lächelnd.

Böhmer schien zu strahlen; sein Gesicht hatte keine Wolke behalten; er verbeugte sich, als wollte er danken und Abschied nehmen.

Plötzlich führte ihn eine Betrachtung zurück.

»Was gibt es?« fragte Beausire unruhig.

»Das Wort ist gegeben?« sagte Böhmer.

»Ja gegeben.«

»Abgesehen ...«

»Abgesehen von der Ratifikation des Herrn Bossange, das haben wir gesagt.«

»Abgesehen von einem andern Fall,« fügte Böhmer bei.

»Ah! ah!«

»Mein Herr, das ist ganz zarter Natur, und die Ehre des portugiesischen Namens ist ein zu mächtiges Gefühl, als daß Seine Excellenz meinen Gedanken nicht begreifen sollte.«

»Welche Umschweife! Zur Sache!«

»Hören Sie. Das Halsband ist Ihrer Majestät der Königin von Frankreich angeboten worden.«

»Die es ausgeschlagen hat. Weiter?«

»Wir können das Halsband nicht für immer aus Frankreich weggehen lassen, ohne die Königin davon zu benachrichtigen; und die Ehrfurcht, die Loyalität sogar fordern, daß wir Ihrer Majestät der Königin den Vorzug geben.«

»Das ist richtig,« sprach Don Manoel mit Würde. »Ich wollte, ein portugiesischer Kaufmann würde ebenso sprechen, wie Herr Böhmer.«

»Ich bin sehr glücklich und sehr stolz, daß Seine Excellenz mir beizustimmen die Gnade hat. Folgendes sind also die zwei vorhergesehenen Fälle: Ratifikation der Bedingungen durch Bossange, zweite und definitive abschlägige Antwort Ihrer Majestät der Königin von Frankreich. Hiezu bitte ich Sie um drei Tage.«

»Von unserer Seite,« sagte Beausire, »hunderttausend Livres baar Geld, drei Tratten von fünfmal hunderttausend Livres in Ihre Hände gelegt, das Diamantkästchen dem Herrn Kanzler der Gesandtschaft oder mir übergeben, die wir geneigt sind, Sie nach Lissabon zu den Herren Nunez Balboa und Gebrüder zu begleiten. Vollständige Zahlung in drei Monaten. Reisekosten frei.

»Ja, Ew. Excellenz, ja, mein Herr,« sprach Böhmer sich verbeugend.

»Oh!« sagte Don Manoel, der nur Portugiesisch sprach.

»Was denn?« versetzte Böhmer, nun ebenfalls unruhig.

»Als Nadelgeld,« sprach der Gesandte, »einen Ring von tausend Pistolen für meinen Secretär, einen für meinen Kanzler, Ihren Reisegefährten, Herr Juwelier.«

»Das ist nur zu billig, gnädiger Herr,« murmelte Böhmer »ich hatte diese Ausgabe schon in meinem Geiste gemacht.«

Don Manoel entließ den Juwelier mit der Geberde eines vornehmen Herrn.

Die zwei Verbündeten blieben allein.

»Wollen Sie mir erklären,« sagte Don Manoel mit einer gewissen Heftigkeit zu Beausire, »erklären Sie mir, was für einen Teufelsgedanken Sie gehabt haben, daß die Diamanten nicht hier ausgeliefert werden sollen? Eine Reise nach Portugal, sind Sie verrückt? Konnte man nicht den Juwelieren die hunderttausend Livres geben und ihre Diamanten dagegen nehmen?«

»Sie nehmen Ihre Gesandtenrolle zu sehr im Ernst,« erwiderte Beausire. »Sie sind noch nicht ganz Herr von Suza für Herrn Böhmer.«

»Würde er unterhandelt haben, wenn er Verdacht gehabt hätte?«

»So lange es Ihnen beliebt. Es ist möglich, er hätte nicht unterhandelt; aber jeder Mensch, der fünfzehnmal hunderttausend Livres besitzt, glaubt sich über allen Königen und allen Gesandten der Welt. Jeder Mensch, der fünfzehnmal hunderttausend Livres gegen Papierstücke tauscht, will wissen, ob diese Papiere etwas werth sind.«

»Sie gehen also nach Portugal, Sie, der Sie gar nicht Portugiesisch verstehen? Ich sage Ihnen, Sie sind verrückt.«

»Keines Wegs. Sie werden selbst dahin gehen.«

»Oh! nein!« rief Don Manoel, »ich, nach Portugal zurückkehren, ich habe zu vortreffliche Gründe! Nein, nein.«

»Ich erkläre Ihnen, daß Böhmer seine Diamanten nie gegen Papiere gegeben hätte.«

»Papiere mit der Unterschrift eines Suza!«

»Ich sagte ja, er hält sich für Suza!« rief Beausire, in die Hände klatschend.

»Ich will lieber sagen hören, das Geschäft sei verfehlt.«

»Entfernt nicht. Kommen Sie hierher, Herr Commandeur,« sprach Beausire zu dem Kammerdiener, der auf der Schwelle erschien. »Nicht wahr, Sie wissen, um was es sich handelt?«

»Ja.«

»Sie behorchten mich?«

»Gewiß.«

»Sehr gut. Sind Sie der Ansicht, ich habe eine Dummheit begangen?«

»Ich bin der Ansicht, daß Sie hunderttausendmal Recht haben.«

»Sagen Sie, warum?«

»Herr Böhmer hätte nie aufgehört, das Hotel der Gesandtschaft und den Gesandten zu überwachen.«

»Nun?« fragte Don Manoel.

»Mit seinem Geld in der Hand, seinem Etui an der Seite wird Herr Böhmer keinen Verdacht haben und ruhig nach Portugal abreisen.«

»Wir werden nicht so weit gehen, Herr Gesandter,« sagte der Kammerdiener, »nicht wahr, Herr Chevalier von Beausire?«

»Oh! das ist ein Junge von Geist!« rief der Liebhaber Oliva's.

»Erklären Sie Ihren Plan,« sprach Don Manoel ziemlich kalt.

»Fünzig Meilen von Paris,« sagte Beausire, »zeigt dieser Junge von Geist, mit einer Maske vor dem Gesicht, unserem Postillon ein paar Pistolen; er raubt uns unsere Tratten, unsere Diamanten, prügelt Herrn Böhmer durch, und Alles ist abgethan.«

»Ich verstand das nicht so,« sagte der Kammerdiener. »Ich sah Herrn Beausire sich mit Herrn Böhmer nach Portugal einschiffen.«

»Sehr gut.«

»Herr Böhmer liebt, wie alle Deutsche, das Meer und geht auf dem Verdeck spazieren. An einem Tag, wo das Schiff schwankt, neigt er sich hinaus und fällt. Man glaubt, das Etui sei mit ihm hinabgefallen. Warum sollte die See nicht für fünfzehnmal hunderttausend Livres Diamanten behalten, während sie die indischen Galionen behalten hat?«

»Ah! ja, ich begreife,« sagte der Portugiese.

»Das ist ein Glück,« brummte Beausire.

»Nur,« versetzte Don Manoel, »nur wird man dafür, daß man Diamanten entwendet, in die Bastille geworfen, dafür, daß man den Herrn Juwelier hat in's Meer schauen lassen, gehenkt.«

»Hat man Diamanten gestohlen, so kann man festgenommen werden,« entgegnete der Commandeur; »dafür aber, daß man diesen Menschen ertränkt, kann man nicht eine Minute in Verdacht kommen.«

»Wir werden überdieß sehen, wenn wir einmal dort sind,« sagte Beausire. »Nun zu unseren Rollen. Betreiben wir die Gesandtschaft als Muster-Portugiesen, damit man von uns sage: Waren sie nicht ächte Gesandte, so sahen sie wenigstens so aus. Das ist immerhin schmeichelhaft. Warten wir die drei Tage ab.«

XXX.

Das Haus des Zeitungsschreibers.

Es war am Tage, nachdem die Portugiesen mit Böhmer das Geschäft gemacht hatten, und drei Tage nach dem Opernball, dem wir einige von den Hauptpersonen dieser Geschichte beiwohnen sahen.

In der Rue Montorgueil, im Hintergrunde eines durch ein Gitter geschlossenen Hofes, erhob sich ein kleines, langes, schmales Haus, geschützt vor dem Geräusch der Straße durch Läden, welche an das Provinzleben erinnerten.

Im Hintergrunde dieses Hofes bot das Erdgeschoß, das man mittelst einer Sondirung der verschiedenen Furten von zwei oder drei stinkenden Pfützen suchen mußte, eine Art von halboffener Bude, wenn man das Hinderniß des Gitters überwunden und den Raum des Hofes durchschritten hatte.

Es war dieß das Haus eines ziemlich bekannten Journalisten, eines Zeitungsschreibers, wie man damals sagte. Der Redacteur bewohnte den ersten Stock. Das Erdgeschoß diente zur Aufhäufung der Zeitungslieferungen, welche mit Nummern versehen waren. Die zwei andern Stockwerke gehörten ruhigen Leuten, welche sehr wohlfeil die Unannehmlichkeit bezahlten, mehrere Male im Hofe geräuschvollen Szenen beizuwohnen, die dem Zeitungsschreiber durch Polizeianten, durch beleidigte Privatleute oder durch Schauspieler, welche er als Heloten behandelt hatte, gemacht wurden.

An diesem Tage schloßen die Miethleute vom Hause mit dem Gitter, so nannte man es im Quartier, ihre vorderen Fenster, um besser das Gezänke des Zeitungsschreibers zu hören, der, wenn er verfolgt wurde, sich gewöhnlich in die Rue des Vieux-Augustins durch einen Ausgang flüchtete, welcher auf gleichem Boden mit seinem Zimmer lag.

Eine Geheimthüre öffnete und schloß sich wieder, der Lärm hörte auf; der bedrohte Mensch war verschwunden; die Angreifer befanden sich allein vor vier Füsiliern der französischen Garde, welche eine Magd in der Eile bei dem Posten in der Halle requirirt hatte.

Es geschah wohl zuweilen, daß die Angreifenden, wenn sie Niemand fanden, gegen den sie ihren Zorn losbrechen lassen konnten, sich an die befeuchteten Papierwische des Erdgeschosses hielten und eine Anzahl schuldiger Papiere zerrissen, zerstampften oder verbrannten, wenn sich unglücklicher Weise Feuer in der Gegend befand.

Aber was ist ein Stück Zeitung für eine Rache, welche Stücke von der Haut des Zeitungsschreibers fordert?

Abgesehen von diesen Szenen war die Ruhe des Hauses mit dem Gitter beinahe sprichwörtlich.

Herr Reteau ging Morgens aus, machte seine Runde auf den Quais, auf den Plätzen und den Boulevards. Er fand die Lächerlichkeiten, die Laster, schrieb Noten dazu, zeichnete sie nach der Natur und nahm sie ganz porträtirt in seine nächste Nummer auf.

Die Zeitung erschien wöchentlich.

Das heißt vier Tage hindurch machte Herr Reteau seine Artikeljagd, die drei andern Tage ließ

er drucken, und der Tag, an dem er die Nummer veröffentlichte, war für seine Belustigung bestimmt.

Das Blatt war an dem Tag, von dem wir sprechen, erschienen, gerade zweiundsiebenzig Stunden nach dem Opernball, wo Mlle. Oliva so viel Vergnügen am Arm eines blauen Domino gefunden hatte.

Herr Reteau stand um acht Uhr auf und empfing von seiner alten Magd die noch feuchte und unter ihrem graurothen Umschlag stinkende Nummer des Tages.

Er beeilte sich, diese Nummer mit der Sorgfalt zu lesen, die ein zärtlicher Vater darauf verwendet, daß er die guten Eigenschaften oder Fehler seines geliebten Sohnes die Revue passieren läßt.

Als er geendigt hatte, sagte er zu der Alten:

»Aldegonde, das ist eine hübsche Nummer, hast Du sie gelesen?«

»Nein, noch nicht, meine Suppe ist noch nicht fertig,« antwortete die Alte.

»Ich bin mit dieser Nummer zufrieden,« sagte der Zeitungsschreiber, indem er über seinem mageren Bett seine noch viel magereren Arme erhob.

»Ja,« versetzte Aldegonde, »doch wissen Sie, was man in der Druckerei sagt?«

»Was sagt man?«

»Man sagt, sicherlich werden Sie dießmal der Bastille nicht entgehen.«

Reteau setzte sich auf und sprach mit ruhigem Tone:

»Aldegonde, Aldegonde! mach mir eine gute Suppe und mische Dich nicht in die Literatur.

»Oh! immer derselbe!« rief die Alte, »frech wie ein Spatz!«

»Ich kaufe Dir Ohringe mit der heutigen Nummer,« sprach der Zeitungsschreiber, während er sich in sein zweideutig weißes Leintuch hüllte. »Hat man schon viele Exemplare gekauft?«

»Noch nicht, und meine Ohringe werden nicht sehr glänzend sein, wenn das so fortgeht. Erinnern Sie sich der guten Nummer gegen Herrn von Broglie? Es war noch nicht zehn Uhr, als man schon hundert Nummern verkauft hatte.«

»Und ich war dreimal durch die Rue des Vieux-Augustins passirt,« sagte Reteau; »jedes Geräusch machte mir Fieber; diese Militäre sind so roh.«

»Daraus schließe ich,« fuhr die alte zähe Aldegonde fort, »daß die heutige Nummer nicht so viel Werth sein wird, als die des Herrn von Broglie.«

»Es mag sein; doch ich werde nicht so viel zu laufen haben und in Ruhe meine Suppe essen. Weißt Du warum, Aldegonde?«

»Meiner Treue, nein, Herr.«

»Statt einen Menschen anzugreifen, greife ich einen Körper an; statt einen Militär anzugreifen, greife ich eine Königin an.«

»Die Königin! Gott sei gelobt,« murmelte die Alte; »dann seien Sie unbesorgt, greifen Sie die Königin an, so werden Sie im Triumph getragen; wir verkaufen die Nummern, und ich bekomme meine Ohringe.«

»Man läutet,« sagte Reteau, der wieder in sein Bett zurückgekehrt war.

Die Alte lief nach der Bude, um den Besuch zu empfangen. Nach einem Augenblick kam sie leuchtend, triumphirend wieder herauf.

»Tausend Exemplare auf einmal, tausend: das ist eine Bestellung.«

»In wessen Namen?« fragte Reteau lebhaft.

»Ich weiß es nicht.«

»Ich muß es wissen, lauf geschwind.«

»Oh! wir haben Zeit; es ist keine Kleinigkeit, tausend Nummern zu zählen, mit Schnur zu umbinden und aufzuladen.«

»Lauf geschwind, sage ich Dir, und frage den Bedienten ... ist es ein Bedienter?«

»Es ist ein Commissionär, ein Auvergnate, mit seinem Reff.«

»Gut! forsche ihn aus, frage ihn, wohin er diese Nummern trage.«

Aldegonde beeilte sich; ihre plumpen Beine machten die hölzerne Treppe ächzen und ihre fragende Stimme ertönte unablässig durch die Bretter.

Der Commissionär erwiderte, er trage diese Nummern nach der Rue Neuve-Saint-Gilles im Marais zu dem Grafen von Cagliostro.

Der Zeitungsschreiber machte einen Freudensprung, der sein Lager beinahe umgestürzt hätte. Er stand auf und beschleunigte selbst die Expedition, die der Sorge eines einzigen Commis, einer Art von hungrigem Schatten, noch durchsichtiger als die gedruckten Blätter, anvertraut war. Die tausend Exemplare wurden auf das Reff des Auvergnaten geladen und dieser verschwand, gebückt unter seiner Last, durch das Gitter.

Herr Reteau schickte sich an, für die nächste Nummer den günstigen Erfolg von dieser aufzuzeichnen und einige Zeilen dem edelmüthigen Mann zu widmen, der die Gnade gehabt, tausend Nummern von einem angeblich politischen Pamphlet zu nehmen. Herr Reteau, sagen wir, wünschte sich Glück, eine so vortreffliche Bekanntschaft gemacht zu haben, als die Klingel abermals im Hofe ertönte.

»Noch einmal tausend Exemplare,« sagte Aldegonde, angelockt durch die erste Gunst des Schicksals. »Ah! Herr, darüber darf man sich nicht wundern; sobald es sich um die Oesterreicherin handelt, macht alle Welt Chorus.«

»Stille! stille, Aldegonde: sprich nicht so laut, das ist eine Beleidigung, die mir die Bastille eintragen würde, welche Du mir geweissagt hast.«

»Nun! was,« versetzte die Alte mit bissigem Ton, »ja oder nein, ist sie die Oesterreicherin?«

»Das ist ein Wort, welches wir Journalisten in Umlauf bringen, mit dem man aber nicht verschwenderisch umgehen darf.«

Abermaliges Läuten.

»Sieh nach, Aldegonde, ich glaube nicht, daß dieß ist, um Nummern zu kaufen.«

»Warum glauben Sie das?« fragte die Alte hinabsteigend.

»Ich weiß es nicht; mir scheint, ich sehe einen Menschen von unheilverkündendem Gesicht am Gitter.«

Aldegonde stieg fortwährend hinab, um zu öffnen.

Herr Reteau schaute mit einer Aufmerksamkeit, die man begreifen wird, nachdem wir den Menschen und seine Officin geschildert haben.

Aldegonde öffnete in der That einem einfach gekleideten Mann, der sich erkundigte, ob man den Redacteur der Zeitung zu Hause finde.

»Was haben Sie ihm zu sagen?« fragte Aldegonde etwas mißtrauisch.

Und sie machte die Thüre kaum ein wenig auf, bereit, sie beim ersten Anschein von Gefahr

wieder zuzuschlagen.

Der Mann ließ Thaler in seiner Tasche klingen.

Dieser Metallton erweiterte das Herz der Alten.

»Ich komme,« sagte er, »um die tausend Exemplare der heutigen Zeitung zu bezahlen, die man im Namen des Herrn Grafen von Cagliostro geholt hat.«

»Ah! wenn es so ist, treten Sie ein.«

Der Mann ging durch das Gitter; doch er hatte es noch nicht wieder geschlossen, als hinter ihm ein anderer Besuch, ein großer junger Mann von schönem Aussehen, dieses Gitter mit den Worten: »Verzeihen Sie, mein Herr!« zurückhielt.

Und ohne anders um Erlaubniß zu bitten, schlüpfte er hinter dem vom Grafen von Cagliostro abgesandten Bezahler herein.

Ganz nur mit dem Gewinn beschäftigt, bezaubert durch den Klang der Thaler, kam Aldegonde zu ihrem Gebieter.

»Ah!« sagte sie, »Alles geht gut. Hier sind die fünfhundert Livres von dem Herrn mit den tausend Exemplaren.«

»Empfangen wir sie auf eine noble Weise,« sprach Reteau, Larive in seiner neuesten Schöpfung parodirend.

Und er drapirte sich mit einem ziemlich schönen Schlafrock, den er der Freigebigkeit oder vielmehr der Angst von Madame Dugazon zu verdanken hatte, welcher er seit ihrem Abenteuer mit dem Kunstreiter Astley viele Geschenke aller Art entlockte.

Der Bezahler des Grafen von Cagliostro erschien, legte ein Säckchen mit Sechs-Livres-Thalern auf den Tisch und zählte davon bis hundert, die er in zwölf Haufen setzte.

Reteau zählte sehr genau nach und schaute, ob die Stücke nicht beschnitten waren. Als er die Rechnung richtig fand, dankte er, gab eine Quittung und entließ mit einem freundlichen Lächeln den Zahler, bei dem er sich boshafter Weise nach dem Befinden des Herrn Grafen von Cagliostro erkundigte.

Der Mann mit den Thalern dankte wie für ein ganz natürliches Compliment und zog sich zurück.

»Sagen Sie dem Herrn Grafen, ich erwarte ihn bei seinem ersten Wunsche,« sagte Reteau, »und fügen Sie bei, er möge ruhig sein, ich wisse ein Geheimniß zu bewahren.«

»Es ist unnöthig,« erwiderte der Zahler, »der Herr Graf von Cagliostro ist unabhängig, er glaubt nicht an den Magnetismus; er will, daß man über Herrn Mesmer spotte, und verbreitet das Abenteuer mit der Kufe zu seinem kleinen Vergnügen.«

»Gut!« murmelte eine Stimme auf der Thürschwelle, »wir werden bemüht sein, daß man auch auf Kosten des Herrn von Cagliostro lacht.«

Und Herr Reteau sah in seinem Zimmer eine Person erscheinen, die ihm noch viel finsterer als die erste vorkam.

Es war, wie gesagt, ein kräftiger junger Mann, doch Reteau theilte keines Wegs die Ansicht, die wir über sein gutes Aussehen ausgesprochen haben.

Er hatte in der That die linke Hand auf dem Knopf eines Degens und die rechte Hand auf dem Knopf eines Stockes.

»Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?« fragte Reteau mit einem gewissen Zittern, das ihn

bei jeder etwas schwierigen Gelegenheit befiel.

Daraus geht hervor, daß Reteau, da die schwierigen Gelegenheiten nicht selten waren, oft zitterte.

»Sind Sie Herr Reteau?« fragte der Unbekannte.

»Ich bin es.«

»Der sich de Villette nennt?«

»Ich bin es, mein Herr.«

»Zeitungsschreiber?«

»Das bin ich immer.«

»Verfasser dieses Artikels?« sagte kalt der Unbekannte, indem er aus seiner Tasche eine noch frische Nummer der Zeitung des Tages zog.

»Ich bin in Wirklichkeit nicht der Verfasser, sondern der Veröffentlichter.«

»Sehr gut; das kommt genau auf dasselbe heraus, denn wenn Sie nicht den Muth besaßen, den Artikel zu schreiben, so hatten Sie doch wenigstens die Feigheit, ihn erscheinen zu lassen. Ich sage, Feigheit,« fuhr der Unbekannte mit kaltem Tone fort, »denn als Edelmann bin ich bemüht, meine Ausdrücke selbst in dieser Baracke abzumessen. Doch Sie dürfen das, was ich sage, nicht buchstäblich nehmen, denn was ich sage, drückt meinen Gedanken nicht aus. Drückte ich meinen Gedanken aus, so würde ich sagen: Derjenige, welcher den Artikel geschrieben hat, ist ein Schandbube; derjenige, welcher ihn veröffentlicht hat, ist ein Elender.«

»Mein Herr!« rief Reteau erbleichend.

»Ah! bei Gott! das ist eine schlimme Geschichte, es ist wahr,« fuhr der junge Mann fort, der sich immer mehr belebte, je mehr er sprach. »Aber hören Sie doch, mein Herr Schmierer, jedes Ding hat seine Zeit; soeben haben Sie die Thaler erhalten, nun sollen Sie die Prügel bekommen,«

»Oh! wir wollen sehen!« rief Reteau.

»Und was wollen wir sehen?« versetzte mit kurzem, ganz militärischem Ton der junge Mann, der, während er diese Worte sprach, auf seinen Gegner zuing.

Doch Reteau war nicht bei dem ersten Fall dieser Art; er kannte die Gelegenheit seines Hauses, er brauchte sich nur umzuwenden, um eine Thüre zu finden, durch diese hinauszuschlüpfen, den Flügel zuzuschlagen, sich desselben als eines Schildes zu bedienen und von da in ein anliegendes Zimmer zu eilen, das nach dem erwähnten Nebenausgang ausmündete, der auf die Rue des Vieux-Augustins führte.

Sobald er hier war, war er auch in Sicherheit: er fand ein anderes Gitter, das er mit einem Umdrehen des Schlüssels – und der Schlüssel war immer bereit – öffnete, wonach er aus Leibeskräften entlaufen konnte.

Dieser Tag war aber ein Unglückstag für den armen Zeitungsschreiber, denn in dem Augenblick, wo er die Hand an den Schlüssel legte, erblickte er durch die Oeffnung in der Mauer einen andern Mann, der ihm, ohne Zweifel vergrößert durch die Aufregung des Blutes, wie ein Hercules vorkam, und der, unbeweglich, drohend, zu warten schien, wie der hesperische Drache auf die Esser der goldenen Aepfel wartete.

Reteau wäre gern umgekehrt, aber der junge Mann mit dem Stock, derjenige, welcher zuerst vor seinen Augen erschienen war, hatte mit einem Fußtritt die Thüre eingestoßen, war ihm gefolgt und durfte nun, da Reteau durch den Anblick der anderen, ebenfalls mit Stock und Degen bewaffneten Schildwache zurückgehalten wurde, nur die Hand ausstrecken, um ihn zu packen.

Reteau fand sich zwischen zwei Feuern gefaßt, oder vielmehr zwischen zwei Stöcken, in einem kleinen, dunkeln, dumpfen Hofe, der zwischen den letzten Zimmern der Wohnung und dem glückseligen Gitter lag, das auf die Rue des Vieux-Augustins ging, d. h. wenn der Weg unbesetzt gewesen wäre, Rettung und Freiheit gebracht hätte.

»Mein Herr, lassen Sie mich gehen, ich bitte Sie,« sagte Reteau zu dem jungen Mann, der das Gitter bewachte.

»Mein Herr!« rief der junge Mann, der Reteau verfolgte, »mein Herr, nehmen Sie diesen Elenden fest.«

»Seien Sie unbesorgt, Herr von Charny, er wird nicht durchkommen,« erwiderte der junge Mann vom Gitter.

»Herr von Taverney, Sie hier!« rief Charny, denn er war es wirklich, der sich zuerst bei Reteau hinter dem Bezahler und durch die Rue Montorgueil eingefunden hatte.

Beiden war am Morgen, als sie die Zeitung gelesen, derselbe Gedanke gekommen, weil sie dasselbe Gefühl im Herzen trugen, und ohne denselben auch nur entfernt einander mitzutheilen, hatten sie diesen Gedanken in Ausführung gebracht. Sie wollten zu dem Zeitungsschreiber gehen, Genugthuung von ihm verlangen und ihn durchprügeln, im Fall er keine geben wollte.

Nur empfand Jeder von ihnen, als er den Andern erblickte, eine Regung übler Laune; Jeder errieth einen Nebenbuhler in dem Mann, der dasselbe Gefühl, wie er, gehabt hatte.

Herr von Charny sprach daher mit einem ziemlich verdrießlichen Ausdruck die fünf Worte: »Herr von Taverney, Sie hier?«

»Ich selbst,« erwiderte Philipp mit demselben Ausdruck der Stimme, während er seinerseits eine Bewegung gegen den flehenden Zeitungsschreiber machte, der seine beiden Arme durch das Gitter streckte, »ich selbst, doch mir scheint, ich bin zu spät gekommen. Nun wohl, ich werde nur dem Feste beiwohnen, wofern Sie nicht die Güte haben, mir die Thüre zu öffnen.«

»Dem Feste,« murmelte erschrocken der Zeitungsschreiber, »dem Feste, was sagen Sie da? Wollen Sie mich etwa erwürgen, meine Herren?«

»Oh!« erwiderte Charny, »das Wort ist stark. Nein, mein Herr, wir wollen Sie nicht erwürgen, aber wir werden Sie befragen und dann sehen. Sie erlauben, Herr von Taverney, daß ich nach meinem Gutdünken gegen diesen Menschen verfare?«

»Gewiß, mein Herr.« erwiderte Philipp, »Sie haben den Vortritt, da Sie zuerst gekommen sind.«

»Lehnen Sie sich an die Wand und rühren Sie sich nicht,« sprach Charny zu dem Zeitungsschreiber, während er zugleich mit der Geberde dankte. »Sie gestehen also, mein lieber Herr, daß Sie gegen die Königin das kurzweilige Märchen, so nennen Sie es, das diesen Morgen in Ihrer Zeitung erschienen ist, geschrieben und veröffentlicht haben?«

»Mein Herr, es ist nicht gegen die Königin.«

»Ah! das fehlte nur noch.«

»Ah! Sie sind sehr geduldig, mein Herr!« rief Philipp von der andern Seite des Gitters.

»Seien Sie unbesorgt,« erwiderte Charny, »der Bursche wird durch das Warten nicht verlieren.«

»Ja,« murmelte Philipp, »aber ich warte auch.«

Charny antwortete nicht, wenigstens nicht Taverney. Aber wandte sich gegen den unglücklichen Reteau und sagte:

»Etteniotna ist umgekehrt Antoinette ... Oh! lügen Sie nicht, mein Herr, das wäre so gemein, daß ich Sie, statt Sie zu schlagen oder anständig umzubringen, bei lebendigem Leibe schinden würde. Antworten Sie also und zwar kategorisch. Ich frage Sie, ob Sie der einzige Urheber dieses Pamphlets sind?«

»Ich bin kein Angeber,« erwiderte Reteau, sich aufrichtend.

»Sehr gut! damit sagen Sie, daß Sie einen Mitschuldigen haben; vor Allem der Mann, der Ihnen tausend Exemplare von dieser Schmähschrift abkaufen ließ, der Graf von Cagliostro, wie Sie vorhin sagten, wohl! der Graf wird für sich selbst bezahlen, wenn Sie für Ihre Person bezahlt haben werden.«

»Mein Herr, ich klage ihn nicht an,« jammerte der Zeitungsschreiber, der sich dem Doppelzorn dieser zwei Männer auszusetzen fürchtete, abgesehen von dem Zorn Philipps, welcher jenseits des Gitters erbleichte.

»Da ich Sie aber zuerst in meinen Händen habe, so werden Sie auch zuerst bezahlen.«

Und er hob seinen Stock in die Höhe.

»Mein Herr, wenn ich einen Degen hätte,« heulte der Zeitungsschreiber.

Charny ließ seinen Stock sinken. »Herr Philipp,« sagte er, »ich bitte Sie, leihen Sie diesem Burschen Ihren Degen.«

»Oh! keineswegs, ich leihe meinen ehrlichen Degen diesem Menschen nicht; hier ist mein Stock, wenn Sie nicht genug an dem Ihrigen haben. Doch nach meinem Gewissen kann ich nichts Anderes für ihn und für Sie thun.«

»Alle Wetter! einen Stock,« sagte Reteau außer sich; »wissen Sie, mein Herr, daß ich ein Edelmann bin?«

»So leihen Sie mir Ihren Degen,« sagte Charny, indem er den seinigen dem erbleichenden Zeitungsschreiber vor die Füße warf. »Ich werde dadurch quitt sein, daß ich diesen nicht mehr berühre.«

Philipp hatte keine Einwendung mehr zu machen. Er zog seinen Degen aus der Scheide und reichte ihn durch das Gitter Charny.

Charny nahm ihn mit einer Verbeugung.

»Ah! Du bist Edelmann,« sagte er, sich gegen Reteau umwendend, »Du bist Edelmann und schreibst über die Königin von Frankreich solche Schändlichkeiten! Wohl! so hebe diesen Degen auf und beweise, daß Du Edelmann bist.«

Aber Reteau rührte sich nicht; es war, als hätte er eben so sehr Angst vor dem Degen, der zu seinen Füßen lag, als vor dem Stock, der einen Augenblick über seinem Haupte geschwebt hatte.

»Alle Teufel!« rief Philipp außer sich, »öffnen Sie mir doch dieses Gitter.«

»Verzeihen Sie, mein Herr,« erwiderte Charny, »Sie haben zugestanden, daß dieser Herr zuerst mir gehöre.«

»So machen Sie schnell ein Ende, denn es drängt mich, auch anzufangen.«

»Ich mußte zuerst alle Mittel erschöpfen, ehe ich zu diesem Aeußersten greife, denn ich finde, daß es beinahe eben so viel kostet, Prügel zu geben, als zu empfangen; da aber der Herr die Stockschläge entschieden den Degenstichen vorzieht, so soll er nach seinem Gefallen bedient werden.«

Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein von Reteau ausgestoßener Schrei verkündigte,

daß Charny die That mit den Worten verbunden hatte. Fünf bis sechs gut aufgemessene Schläge, von denen jeder einen dem Schmerz, den er hervorbrachte, gleichkommenden Schrei entriß, folgten auf den ersten.

Diese Schreie zogen die alte Aldegonde herbei; doch Charny kümmerte sich eben so wenig um ihre Schreie, als er sich um die ihres Herrn bekümmerte.

Während dieser Zeit zernagte sich Philipp, der sich wie Adam jenseits des Paradieses befand, die Finger und ging wie ein Bär, welcher das rohe Fleisch vor seinem Gitter riecht, im Ringe umher.

Endlich hielt Charny, des Prügelns müde, inne, und Reteau, der an seiner Prügelsuppe mehr als genug hatte, warf sich zu Boden.

»Mein Herr!« rief Philipp, »sind Sie fertig?«

»Ja.« sagte Charny.

»Wohl! so geben Sie mir nun meinen Degen zurück, der Ihnen unnütz gewesen ist, und öffnen Sie mir gefälligst.«

»Oh! mein Herr,« flehte Reteau, der einen Vertheidiger in dem Manne sah, welcher seine Rechnung mit ihm abgeschlossen.

»Sie begreifen, daß ich den Herrn nicht vor der Thüre lassen kann,« erwiderte Charny; »ich werde ihm also öffnen.«

»Oh! das ist ein Mord!« rief Reteau, »tödteten Sie mich auf der Stelle mit einem Degenstich, und damit sei es vorbei.«

»Beruhigen Sie sich,« sagte Charny, »ich glaube, dieser Herr wird Sie nicht einmal anrühren.«

»Und Sie haben Recht,« sprach Philipp, der eben eingetreten war, mit erhabener Verachtung. »Sie sind geprügelt worden, das ist gut und wie der juridische Grundsatz sagt: *non bis in idem*, aber es sind Nummern von der Auflage übrig, und es ist wichtig, sie zu zerstören.«

»Ah! sehr gut!« rief Charny, »Sie sehen, es ist besser, zu zwei als allein zu sein; ich hätte es vielleicht vergessen; doch durch welchen Zufall waren Sie vor diesem Gitter, Herr von Taverney?«

»Hören Sie,« erwiderte Philipp. »Ich habe mich in dem Quartier nach den Gebräuchen dieses Schuftes erkundigt und erfahren, es sei seine Gewohnheit, zu entfliehen, wenn man ihm den Daumen auf das Auge drücke. Ich ließ mich über seine Mittel zur Flucht unterrichten und dachte, wenn ich mich durch die Geheimthüre einfände, statt durch die gewöhnliche Thüre zu kommen, so würde ich meinen Fuchs in seinem Bau fangen. Derselbe Rachedanke war Ihnen gekommen, nur hatten Sie, eiliger als ich, weniger vollständige Erkundigungen eingezogen. Sie sind durch die allgemeine Thüre eingetreten, und er war nahe daran, Ihnen zu entkommen, als Sie zum Glück mich hier fanden.«

»Und ich freue mich darüber! Kommen Sie, Herr von Taverney ... dieser Bursche soll uns zu seiner Presse führen.«

»Meine Presse ist nicht hier,« sagte Reteau.

»Lüge!« rief Charny drohend.

»Nein, nein,« entgegnete Philipp, »Sie sehen, daß er Recht hat, die Lettern sind schon abgelegt; es ist nur noch die Auflage vorhanden. Die Auflage aber muß, außer den an Herrn von Cagliostro verkauften Exemplaren, vollständig sein.«

»Dann soll er diese Auflage in unserer Gegenwart zerreißen; nein, er soll sie verbrennen, das

ist sicherer.«

Philipp billigte diese Art der Befriedigung und schob Reteau nach der Bude fort.

XXXI.

Wie zwei Freunde Feinde werden.

Aldegonde, welche ihren Herrn hatte schreien hören und die Thüre verschlossen fand, war indessen weggelaufen, um die Wache zu holen. Doch ehe sie zurückkam, hatten Philipp und Charny Zeit gehabt, ein glänzendes Feuer mit den ersten Nummern der Zeitung anzuzünden und dann zerrissen die andern Blätter darauf zu werfen, die in Brand geriethen, sobald die Flamme sie berührte.

Die Nachrichter waren bei den letzten Nummern, als die Wache hinter Aldegonde am Ende des Hofes erschien, und zugleich mit der Wache hundert Straßenjungen und Gevatterinnen aller Art.

Die ersten Gewehre erschollen auf den Platten des Vorhauses, als die letzte Nummer der Zeitung flammte.

Zum Glück kannten Philipp und Charny den Weg, den Reteau ihnen unkluger Weise gezeigt hatte; sie eilten durch den geheimen Gang, schoben die Riegel vor, traten durch das Gitter in die Rue des Vieux-Augustins hinaus, schloßen das Gitter dreifach und warfen den Schlüssel in die erste Rinne, die sich fand.

Mittlerweile schrie Reteau, der frei geworden war:

»Zu Hülfe! Meuchler! Mörder! zu Hülfe!« und Aldegonde, welche die Fensterscheiben von den Reflexen des brennenden Papiers sich entflammen sah, schrie: »Feuer! Feuer!«

Die Fusiliere kamen; da sie aber die zwei jungen Leute weggegangen und das Feuer erloschen fanden, so hielten sie es nicht für geeignet, ihre Nachforschungen weiter fortzusetzen; sie ließen Reteau sich den Rücken mit Kampferspiritus einreiben und kehrten nach dem Wachhause zurück.

Aber stets neugieriger als die Wache, lagerte die Menge bis Nachmittag im Hofe des Herrn Reteau, immer in der Hoffnung, daß die Scene vom Morgen sich wiederholen würde. Aldegonde blasphemirte in ihrer Verzweiflung den Namen Marie Antoinette, indem sie diese die Oesterreicherin hieß, und segnete Herrn von Cagliostro, den sie den Beschützer der Wissenschaften nannte.

Als Taverney und Charny sich auf der Rue des Vieux-Augustins befanden, sagte Charny:

»Mein Herr, darf ich nun, da unsere Execution abgethan ist, hoffen, daß ich das Glück haben werde, Ihnen in etwas zu Diensten sein zu können?«

»Ich danke tausendmal, mein Herr, ich wollte eben dieselbe Frage an Sie richten, mein Herr; ich war nach Paris in Privatangelegenheiten gekommen, die mich wahrscheinlich einen Theil des Tages hier aufhalten werden.«

»Und ich auch, mein Herr.«

»Erlauben Sie also, daß ich Abschied von Ihnen nehme und mir zu der Ehre, sie getroffen zu haben, Glück wünsche.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen dasselbe Compliment zu machen und beizufügen, es würde mich ungemein freuen, wenn die Angelegenheit, wegen deren Sie hierher gekommen sind, einen

glücklichen Verlauf nähme.«

Und die zwei Männer grüßten sich mit einem Lächeln und einer Höflichkeit, wobei leicht zu sehen war, daß bei all den Worten, die sie ausgetauscht, die Lippen allein im Spiele gewesen.

Als sie sich verließen, wandten sie sich den Rücken zu; Philipp ging gegen die Boulevards hinauf, Charny ging am Fluß hinab.

Beide wandten sich zwei- bis dreimal um, bis sie sich aus dem Gesichte verloren hatten. Dann nahm Charny, der, wie gesagt, am Fluß hinabgegangen war, den Weg durch die Rue Beaurepaire, dann nach der Rue Beaurepaire durch die Rue du Renard, dann die Rue du Grand-Hurleur, die Rue Jean-Robert, die Rue des Gravilliers, die Rue Pastourel, die Rue d'Anjou, du Perche, Culture Sainte-Catherine, Saint-Anastase und Saint-Louis.

Hier angelangt ging er die Rue Saint-Louis hinab und schritt nach der Rue Neuve-Saint-Gilles zu.

Als er sich aber dieser Straße näherte, fiel sein Auge auf einen jungen Mann, der ebenfalls die Rue Saint-Louis hinaufging, und den er zu erkennen glaubte. Er blieb einige Male zweifelnd stehen, doch bald verschwand der Zweifel. Der Hinaufgehende war Philipp.

Philipp, der seinerseits den Weg durch die Rue Mauconseil, die Rue aux Ours, die Rue du Grenier-Saint Lazare, die Rue Michel-le-Comte, die Rue des Vieilles-Audriettes, die Rue de l'Homme-Armé, die Rue des Rosiers genommen hatte, war an dem Hotel Lamoignon vorbeigegangen und endlich durch die Rue Saint-Louis an der Ecke der Rue de l'Egout Sainte-Catherine herausgekommen.

Die zwei jungen Leute fanden sich beim Eingang der Rue Neuve-Saint-Gilles zusammen.

Beide blieben stehen und schauten sich mit Augen an, die sich dießmal nicht die Mühe nahmen, ihre Gedanken zu verbergen.

Jeder hatte dießmal denselben Gedanken, nemlich zum Grafen von Cagliostro zu gehen und Genugthuung zu verlangen.

Zu dieser Stelle gelangt, konnte weder der Eine noch der Andere mehr an dem Vorhaben desjenigen zweifeln, welchem er sich abermals gegenüber befand.

»Herr von Charny,« sagte Philipp, »ich habe Ihnen den Verkäufer gelassen, Sie könnten mir wohl den Käufer lassen. Ich ließ Sie die Stockschläge austheilen, lassen Sie mich die Degenstiche geben.«

»Mein Herr,« erwiderte Charny, »ich glaube, Sie haben diese Galanterie gegen mich gehabt, weil ich der Erste war, und aus keinem andern Grund.«

»Ja; aber hierher komme ich zu gleicher Zeit mit Ihnen, und hier, das sage ich Ihnen sogleich, werde ich nichts einräumen.«

»Und wer sagt Ihnen, daß ich eine Einräumung von Ihnen verlange? ich werde nur mein Recht vertheidigen.«

»Und Ihrer Ansicht nach, Herr von Charny, besteht Ihr Recht in was? ...«

»Darin, daß ich Herrn von Cagliostro die tausend Exemplare, die er von diesem Elenden gekauft hat, verbrennen lasse.«

»Sie werden sich erinnern, mein Herr, daß ich zuerst den Gedanken gehabt habe, sie in der Rue Montorgueil zu verbrennen.«

»Wohl! es sei, Sie haben dieselben in der Rue Montorgueil verbrennen lassen, ich lasse sie in der Rue Neuve-Saint-Gilles zerreißen.«

»Alles, was ich für Sie thun kann, mein Herr, ist, daß ich mich dem Schicksal überlasse; ich werde einen Louisd'or in die Luft werfen; wer gewinnt, hat den Vorgang.«

»Ich danke Ihnen, mein Herr; im Allgemeinen habe ich wenig Glück, und vielleicht werde ich so unglücklich sein, zu verlieren.«

Und Philipp machte einen Schritt vorwärts.

Charny hielt ihn zurück.

»Mein Herr,« sagte er, »ein Wort, und ich glaube, daß wir uns verständigen werden.«

Philipp wandte sich lebhaft um. Es lag in Charny's Stimme ein Ausdruck der Drohung, der ihm gefiel.

»Ah!« sagte er. »es sei.«

»Wenn wir, um von Herrn von Cagliostro Genugthuung zu verlangen, durch das Bois de Boulogne gingen, so wäre dieß, ich weiß es wohl, der längste Weg, aber ich glaube, das würde unserer Differenz ein Ende machen. Der Eine von uns würde ohne Zweifel auf dem Wege bleiben, und derjenige, welcher zurückkäme, hätte Niemand Rechenschaft abzulegen.«

»In der That, mein Herr,« erwiderte Philipp, »Sie kommen meinem Gedanken entgegen: ja, das ist es, was Alles ausgleicht. Wollen Sie mir sagen, wo wir uns wiederfinden werden?«

»Wenn Ihnen meine Gesellschaft nicht zu unerträglich ist ...«

»Wie so?«

»So brauchten wir uns nicht zu trennen. Ich habe meinem Wagen Befehl gegeben, mich auf der Place-Royale zu erwarten, und das ist, wie Sie wissen, nur zwei Schritte von hier.«

»Sie würden mir also wohl gütigst einen Platz geben?«

»Oh! mit dem größten Vergnügen.«

Und die zwei jungen Leute, die sich beim ersten Blick als Nebenbuhler gefühlt, die bei der ersten Gelegenheit Feinde geworden, fingen an, ihre Schritte zu verlängern, um die Place-Royale zu erreichen. An der Ecke der Rue du Pas-de-la-Mule erblickten sie den Wagen Charny's. Dieser machte, ohne daß er sich die Mühe nahm, weiter zu gehen, dem Bedienten ein Zeichen. Der Wagen näherte sich. Charny lud Philipp ein, neben ihm Platz zu nehmen, und der Wagen fuhr in der Richtung der Champs-Élysées ab.

Ehe Charny in den Wagen stieg, hatte er ein paar Worte auf ein Blatt seiner Briefftasche geschrieben und diese paar Worte durch seinen Bedienten in sein Hotel in Paris tragen lassen.

Die Pferde des Herrn von Charny waren vortrefflich, in weniger als einer halben Stunde befanden sie sich im Bois de Boulogne.

Charny ließ seinen Kutscher halten, sobald er in dem Wäldchen einen passenden Ort gefunden hatte.

Das Wetter war herrlich, die Luft ein wenig frisch, schon saugte die Sonne mit Gewalt den ersten Wohlgeruch der Veilchen und der jungen Fliederschößlinge am Rande der Wege und unter dem Saume des Gehölzes ein.

Auf den vergoldeten Blättern des vorhergehenden Jahres stieg das Gras stolz mit seinen beweglichen Halmen empor, die Goldviolen ließen ihre duftenden Häupter längs der alten Mauern herabfallen.

»Es ist heute schönes Wetter für einen Spaziergang, nicht wahr, Herr von Taverney?« sagte Charny.

»Ein schönes Wetter, ja, mein Herr.«

Und Beide stiegen aus.

»Fahre ab, Dauphin,« sagte Charny zu seinem Kutscher.

»Mein Herr,« sprach Taverney, »Sie haben vielleicht Unrecht, Ihren Wagen wegzuschicken, einer von uns könnte wohl desselben bedürfen, um zurückzugehen.«

»Vor Allem, mein Herr, Geheimhaltung,« erwiderte Charny, »Geheimhaltung dieser ganzen Angelegenheit; einem Lakai anvertraut, läuft sie Gefahr, morgen Gegenstand der Gespräche von ganz Paris zu sein.«

»Ganz wie es Ihnen beliebt, mein Herr, aber der Bursche, der uns gebracht hat, weiß sicherlich schon, um was es sich handelt. Dergleichen Menschen kennen die Manieren des Adels zu genau, um nicht zu vermuthen, daß, wenn sich Edelleute in das Wäldchen von Boulogne, von Vincennes oder Satory führen lassen, und zwar so, wie wir uns führen ließen, dieß nicht geschieht, um eine einfache Promenade zu machen. Ich wiederhole also, Ihr Kutscher weiß schon, woran er sich zu halten hat. Ich nehme nun an, er wisse es nicht. Er wird mich oder Sie verwundet, getödtet vielleicht sehen, und das wird genug für ihn sein, daß er begreift, obgleich ein wenig spät. Ist es nicht besser, ihn zu behalten, um denjenigen von uns, der nicht zurückkehren kann, mitzunehmen, als einen von uns in der Verlegenheit des Alleinseins zu lassen?«

»Sie haben Recht, mein Herr,« erwiderte Charny.

Dann wandte er sich gegen seinen Kutscher um und rief diesem zu:

»Dauphin, halt! Du wirst hier warten.«

Dauphin hatte vermuthet, man würde ihn zurückrufen; er hatte seine Pferde nicht angetrieben und war folglich nicht über den Bereich der Stimme hinausgekommen.

Dauphin hielt also an und da er, wie Philipp vorhergesehen, vermuthete, was vorgehen sollte, so machte er es sich auf seinem Sitze bequem, um durch die noch blätterlosen Bäume die Scene zu sehen, bei der ihm sein Herr eine der spielenden Personen sein zu müssen schien.

Philipp und Charny gingen in das Wäldchen hinein; nach Verlauf von fünf Minuten waren sie in der bläulichen Halbtinte, welche die Horizonte desselben gleichsam mischte, verloren.

Philipp, der voranging, traf unter seinem Fuß einen trockenen harten Platz; dieser Platz bildete ein langes, für die Sache, welche die jungen Leute herbeiführte, wunderbar geeignetes Viereck.

»Unbeschadet Ihrer Ansicht, Herr von Charny, scheint mir dieß eine vortreffliche Stelle zu sein.«

»Vortrefflich, mein Herr,« erwiderte Charny, während er seinen Rock auszog. Philipp legte seinen Rock ebenfalls ab, warf seinen Hut auf die Erde und zog vom Leder.

»Mein Herr,« sprach Charny, dessen Degen noch in der Scheide war, »zu jedem Andern, als zu Ihnen, würde ich sagen: Chevalier, ein Wort, wenn nicht der Entschuldigung, doch wenigstens der Milde, und nun sind wir gute Freunde, aber zu Ihnen, aber zu einem Braven, der aus America, das heißt, aus einem Lande kommt, wo man sich so gut schlägt, kann ich nur ...«

»Und ich,« erwiderte Philipp, »ich würde sagen: Mein Herr! ich habe Ihnen gegenüber vielleicht den Anschein eines Unrechts, aber zu Ihnen, zu dem braven Seemann, der eines Abends die Bewunderung des ganzen Hofes durch eine so glorreiche Waffenthat bildete, zu Ihnen, mein Herr von Charny, kann ich nichts anderes sagen als: Herr Graf, erweisen Sie mir die Ehre, sich auszulegen.«

Der Graf verbeugte sich und zog ebenfalls seinen Degen.

»Mein Herr, ich glaube, wir berühren uns, weder der Eine noch der Andere, bei der wahren Ursache des Streites.«

»Ich begreife Sie nicht, Graf,« erwiderte Philipp.

»Oh! Sie begreifen mich im Gegentheile, und zwar vollkommen, und da Sie aus einem Lande kommen, wo man nicht zu lügen versteht, so sind Sie erröthet, als Sie mir sagten, Sie begreifen mich nicht.«

»Ausgelegt!« wiederholte Philipp.

Die Degen kreuzten sich.

Bei den ersten Ausfällen bemerkte Philipp, daß er eine bedeutende Überlegenheit über seinen Gegner hatte; doch statt ihm einen neuen Eifer zu verleihen, schien diese Sicherheit ihn gänzlich abzukühlen.

Da diese Überlegenheit Philipp seine ganze Kaltblütigkeit lieh, so entsprang hieraus, daß sein Spiel bald so ruhig wurde, als wäre er in einem Fechtsaale gewesen und als hätte er statt eines Degens ein Rappier in der Hand.

Philipp beschränkte sich auf das Pariren, und der Kampf dauerte über eine Minute, ohne daß er einen Stoß gethan hatte.

»Sie schonen mich, mein Herr,« sagte Charny, »darf ich Sie fragen, aus welchem Grunde?«

Und eine rasche Finte markirend, fiel er weit gegen Philipp aus.

Aber Philipp umkreiste den Degen seines Gegners in einem noch viel rascheren Contre, und der Stoß war parirt.

Ogleich die Parade Taverney's den Degen Charny's von der Linie abgebracht hatte, that Taverney doch keinen Gegenstoß.

Charny wiederholte sein Manöver, Taverney vereitelte es abermals durch eine einfache Parade; Charny sah sich genöthigt, sich rasch zu erheben.

Charny war jünger, glühender besonders, er schämte sich, daß sein Blut so gewaltig kochte, während sein Gegner völlig ruhig blieb; er wollte ihn nöthigen, aus dieser Ruhe hinauszutreten.

»Ich sagte Ihnen, mein Herr, weder der Eine, noch der Andere von uns habe die wahre Ursache des Duells berührt.«

Philipp antwortete nicht.

»Die wahre Ursache, ich will Sie Ihnen nennen: Sie haben Streit mit mir gesucht, denn der Streit rührt von Ihnen her; Sie haben aus Eifersucht Streit mit mir gesucht.«

Philipp blieb stumm.

»Sprechen Sie,« sagte Charny, den Philipps Kaltblütigkeit immer mehr aufregte, »welches Spiel spielen Sie, Herr von Taverney? Ist es Ihre Absicht, mir die Hand zu ermüden? Das wäre eine Ihrer unwürdige Berechnung. Alle Teufel! tödten Sie mich, wenn Sie können, aber tödten Sie mich wenigstens in voller Verteidigung.«

Philipp schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Ja, mein Herr, der Vorwurf, den Sie mir machen, ist ein verdienter; ich habe Streit mit Ihnen gesucht und ich habe Unrecht gehabt.«

»Es handelt sich jetzt nicht mehr um das, mein Herr; Sie haben den Degen in der Hand, bedienen Sie sich Ihres Degens zu etwas Anderem, als zum Pariren, oder, wenn Sie mich nicht

besser angreifen, vertheidigen Sie sich weniger.«

»Mein Herr,« erwiderte Philipp, »ich gebe mir die Ehre, Ihnen zum zweiten Male zu sagen, daß ich Unrecht gehabt habe und daß ich es bereue.«

Aber Charny's Blut war zu sehr entflammt, als daß er die Großmuth seines Gegners begriffen hätte; er nahm sie als eine Beleidigung auf.

»Ah!« sagte er, »ich begreife, Sie wollen mir gegenüber Großmuth üben, nicht wahr, so ist es, Chevalier? Heute Abend oder morgen gedenken Sie einigen schönen Damen zu sagen, Sie haben mich auf den Kampfplatz geführt und mir hier das Leben geschenkt.«

»Mein Herr Graf,« entgegnete Philipp, »ich befürchte in der That, daß Sie ein Narr werden.«

»Sie wollten Herrn von Cagliostro tödten, um der Königin zu gefallen, nicht wahr? und um der Königin noch sicherer zu gefallen, wollen Sie mich auch umbringen, aber durch die Lächerlichkeit.«

»Ah! das ist ein Wort zu viel,« rief Philipp, die Stirne faltend. »Und dieses Wort beweist mir, daß Ihr Herz nicht so edel ist, als ich glaubte.«

»Wohl! so durchbohren Sie dieses Herz!« rief Charny. indem er sich gerade in dem Augenblick bloßgab, wo Philipp rasch seinen Degen losmachte und ausfiel.

Der Degen glitt an den Rippen hin und öffnete eine blutige Furche unter dem feinen Leinwandhemd.

»Endlich bin ich verwundet!« rief Charny freudig. »Nun werde ich, wenn ich Sie tödte, die schöne Rolle haben.«

»Ah! mein Herr! Sie sind entschieden verrückt; Sie werden mich nicht tödten und nur eine alltägliche Rolle haben, denn Sie werden ohne Ursache und ohne Nutzen verwundet sein, da Niemand weiß, warum wir uns geschlagen haben.«

Charny that einen so raschen, geraden Stoß, daß Philipp kaum noch zur rechten Zeit zur Parade kam; als er aber zur Parade kam, band er den Degen und schleuderte ihn mit einer kräftigen Drehung zehn Schritte von seinem Gegner weg.

Sogleich stürzte er auf diesen Degen zu und zerbrach ihn mit einem Tritt seines Absatzes.

»Herr von Charny,« sagte er, »Sie haben mir nicht zu beweisen, daß Sie ein Braver sind; Sie hassen mich also ungemein, da Sie sich mit einer solchen Erbitterung mit mir zu schlagen suchten?«

Charny antwortete nicht; er erbleichte sichtbar.

Philipp schaute ihn ein paar Secunden an, um ein Geständniß oder ein Leugnen bei ihm hervorzurufen.

»Ah! mein Herr Graf,« sagte er, »das Loos ist geworfen, wir sind Feinde.«

Charny wankte. Philipp eilte auf ihn zu, um ihn zu halten; doch der Graf stieß seine Hand zurück.

»Ich danke,« sagte er, »ich hoffe, bis zu meinem Wagen gehen zu können.«

»Nehmen Sie wenigstens dieses Sacktuch, um das Blut zu hemmen.«

»Gern.«

Und er nahm das Sacktuch.

»Und meinen Arm, mein Herr; bei dem geringsten Hinderniß, auf das Sie stoßen, werden Sie, wankend wie Sie sind, fallen, und Ihr Fall wird Ihnen einen unnöthigen Schmerz verursachen.«

»Der Degen hat nur das Fleisch durchstoßen. Ich fühle nichts in meiner Brust.«

»Desto besser, mein Herr.«

»Und ich hoffe bald geheilt zu sein.«

»Abermals desto besser. Doch wenn Sie Ihre Heilung durch Ihre Wünsche beschleunigen, um diesen Kampf wieder anzufangen, sage ich Ihnen zum Voraus, daß Sie in mir schwer einen Gegner finden werden.«

Charny suchte zu antworten, aber die Worte erstarben auf seinen Lippen; er wankte, und Philipp hatte kaum Zeit, ihn in seinen Armen aufzufangen.

Dann hob er ihn wie ein Kind in die Höhe und trug ihn halb ohnmächtig bis zu seinem Wagen.

Dauphin, der durch die Bäume gesehen hatte, was vorging, kürzte allerdings den Weg dadurch ab, daß er seinem Herrn entgegenkam.

Man legte Charny in den Wagen, er dankte Philipp mit einem Kopfnicken.

»Fahren Sie im Schritt, Kutscher,« sagte Philipp.

»Aber Sie, mein Herr?« murmelte der Verwundete.

»Oh! kümmern Sie sich nicht um mich.«

Und er grüßte ebenfalls und schloß den Kutschenschlag.

Philipp schaute dem Wagen nach, wie er sich langsam entfernte; sobald er aber an der Biegung einer Allee verschwunden war, schlug er selbst den kürzesten Weg nach Paris ein.

Doch er drehte sich noch ein letztes Mal um; da erblickte er den Wagen, der, statt wie er nach Paris zurückzukehren, seine Richtung nach Versailles nahm und sich unter den Bäumen verlor. Und er sprach die vier Worte, die nach einem tiefen Nachsinnen tief aus seinem Herzen gerissen wurden;

»Sie wird ihn beklagen,«

XXXII.

Das Haus der Rue Saint-Gilles.

Vor der Thüre des Aufsehers fand Philipp einen Miethwagen und sprang hinein.

»Rue Neuve-Saint-Gilles,« sagte er zum Kutscher, »und rasch gefahren.«

Ein Mann, der sich so eben geschlagen und eine siegreiche Miene behalten hat, ein kräftiger Mann, dessen Gestalt den Adel verkündigt, ein Mann in bürgerlicher Kleidung, dessen Tournure einen Militär verräth, das war mehr als es brauchte, um den ehrlichen Kutscher anzueifern, dessen Peitsche, wenn nicht, wie der Dreizack Neptuns, das Scepter der Welt, doch wenigstens für Philipp ein sehr wichtiges Scepter war.

Der Kutscher zu vierundzwanzig Sous durchflog also den Raum und brachte Philipp ganz bebend nach der Rue Saint-Gilles vor das Hotel des Grafen von Cagliostro.

Das Hotel war von einer großen äußern Einfachheit, von einer großen Majestät der Linien, wie die Mehrzahl der unter Ludwig XIV. errichteten Gebäude, nach den verschrobenen, bizarren Bauten von Marmor oder Backstein, welche unter der Regierung Ludwigs XIII. bei der Renaissance errichtet wurden.

Ein großer, mit zwei Pferden bespannter Wagen schaukelte sich auf seinen weichen Federn in einem geräumigen Ehrenhofe.

Der Kutscher schief auf seinem Bock, in einen weiten, mit Fuchspelz ausgeschlagenen Oberrock gehüllt; zwei Bediente, von denen einer einen Hirschfänger trug, gingen schweigsam auf der Freitreppe auf und ab.

Außer diesen handelnden Personen erschien kein Lebenszeichen im Hotel.

Der Fiaker Philipps, obgleich nur Fiaker, hatte Befehl erhalten, hinein zu fahren; er rief den Portier an, und dieser machte sogleich die Angel des massiven Thores krächzen.

Philipp sprang zu Boden, eilte gegen die Freitreppe und wandte sich zugleich an die beiden Bedienten mit der Frage:

»Der Herr Graf von Cagliostro?«

»Der Herr Graf ist im Begriff auszufahren,« antwortete einer der Bedienten.

»Ein Grund mehr, daß ich mich beeile,« sagte Philipp, »denn ich muß ihn nothwendig sprechen, ehe er ausfährt. Melden Sie den Chevalier Philipp von Taverney.«

Und er folgte dem Lakai so hastig, daß er zu gleicher Zeit mit ihm in den Salon kam.

»Der Chevalier Philipp von Taverney!« wiederholte nach dem Bedienten eine zugleich männliche und sanfte Stimme. »Lassen Sie ihn eintreten.«

Philipp trat unter dem Einflusse einer gewissen Gemüthsbewegung, welche diese so ruhige Stimme in ihm veranlaßt hatte, ein.

»Entschuldigen Sie, mein Herr,« sagte Philipp, indem er einen Mann von hohem Wuchse, von ungewöhnlicher Stärke und Frische begrüßte, der keine andere Person war, als diejenige, welche wir nach und nach an der Tafel des Marschalls von Richelieu, bei der Kufe Mesmers, im Zimmer von Mademoiselle Oliva und auf dem Opernball erscheinen sahen.

»Sie entschuldigen, mein Herr! Und worüber?« erwiderte er.

»Darüber, daß ich Sie im Ausfahren abhalte.«

»Sie hätten sich entschuldigen müssen, wenn Sie später gekommen wären, Chevalier.«

»Warum?«

»Weil ich Sie erwartete.«

Philipp faltete die Stirne.

»Wie, Sie erwarteten mich?«

»Ja, ich war von Ihrem Besuche in Kenntniß gesetzt.«

»Von *meinem* Besuche waren Sie in Kenntniß gesetzt?«

»Ja, seit zwei Stunden. Nicht wahr, es müssen etwa zwei Stunden sein, daß Sie hieher kommen wollten, als ein von Ihrem Willen unabhängiger Zufall Sie nöthigte, die Ausführung Ihres Vorhabens zu verzögern?«

Philipp zog die Fäuste zusammen; er fühlte, daß dieser Mann einen seltsamen Einfluß auf ihn gewann.

Aber ohne im Mindesten die Nervenbewegungen zu bemerken, welche Philipp schüttelten, sagte der Graf:

»Ich bitte Sie, setzen Sie sich, Herr von Taverney.«

Und er rückte Philipp einen Lehnstuhl zu, der vor dem Kamin stand.

»Dieser Lehnstuhl ist für Sie hieher gestellt worden,« fügte er bei.

»Lassen wir die Scherze, Herr Graf,« erwiderte Philipp mit einer Stimme, welche er so ruhig zu machen suchte, als die von Cagliostro war, aus der er aber ein leichtes Zittern nicht zu entfernen vermochte.

»Ich scherze nicht; ich erwartete Sie, sage ich Ihnen.«

»Genug jetzt der Charlatanerie, mein Herr; sind Sie ein Wahrsager, so bin ich doch nicht gekommen, um Ihre Wahrsagerkunst auf die Probe zu stellen; sind Sie ein Wahrsager, desto besser für Sie, denn Sie wissen schon, was ich Ihnen sagen will, und können sich zum Voraus schützen.«

»Mich schützen ...« versetzte der Graf mit einem seltsamen Lächeln, »und wovor, wenn es beliebt?«

»Errathen Sie, wenn Sie ein Wahrsager sind.«

»Gut. Um Ihnen Vergnügen zu machen, will ich Ihnen die Mühe, mir den Beweggrund Ihres Besuches auseinander zu setzen, ersparen: Sie kommen, um Streit mit mir zu suchen.«

»Sie wissen das?«

»Allerdings.«

»So wissen Sie auch, aus welcher Veranlassung!« rief Philipp.

»Wegen der Königin. Nun ist aber die Reihe an Ihnen. Fahren Sie fort, ich höre Sie.«

Diese letzten Worte wurden nicht mehr mit dem höflichen Ausdruck des Wirthes, sondern mit dem trockenen, kalten Tone des Gegners gesprochen.

»Sie haben Recht, mein Herr,« sagte Philipp, »und das ist mir lieber.«

»So kommt die Sache vortrefflich.«

»Mein Herr, es gibt ein gewisses Pamphlet ...«

»Es gibt viele Pamphlete, mein Herr.«

»Veröffentlicht durch einen gewissen Zeitungsschreiber.«

»Es gibt viele Zeitungsschreiber.«

»Warten Sie ... dieses Pamphlet ... wir werden uns mit dem Zeitungsschreiber später beschäftigen.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, mein Herr,« unterbrach Cagliostro mit einem Lächeln,
»Sie haben sich schon mit ihm beschäftigt.«

»Es ist gut, ich sagte also, es gebe ein gewisses gegen die Königin gerichtetes Pamphlet.«

Cagliostro machte ein Zeichen mit dem Kopf.

»Sie kennen dieses Pamphlet?«

»Ja, mein Herr.«

»Sie haben sogar tausend Exemplare davon gekauft?«

»Ich leugne es nicht.«

»Diese tausend Exemplare sind zum großen Glück nicht in Ihre Hände gelangt.«

»Was bringt Sie auf diesen Gedanken, mein Herr?«

»Daß ich dem Commissionär, der den Ballen trug, begegnet bin, daß ich ihn bezahlt und in mein Haus geschickt habe, wo mein Bedienter, zuvor benachrichtigt, ihn empfangen mußte.«

»Warum besorgen Sie Ihre Angelegenheiten nicht selbst bis zum Ende?«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, sie würden besser besorgt.«

»Ich habe meine Angelegenheiten nicht bis zum Ende abgemacht, weil ich, während mein Bedienter diese tausend Exemplare Ihrer sonderbaren Bibliomanie zu entziehen beschäftigt war, den Rest der Ausgabe zerstörte.«

»Sie sind also sicher, daß die für mich bestimmten tausend Exemplare nicht zu mir gekommen sind?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Sie täuschen sich, mein Herr.«

»Wie so?« versetzte Taverney mit einer Beklemmung des Herzens, »und warum sollten sie nicht bei mir sein?«

»Weil sie hier sind,« erwiderte ruhig der Graf, indem er sich an den Kamin anlehnte.

Philipp machte eine drohende Geberde.

»Ah! Sie glauben,« sprach der Graf so phlegmatisch, als Nestor, »Sie glauben, ich, ein Wahrsager, wie Sie mich nennen, lasse so ein Spiel mit mir treiben? Sie glaubten einen Gedanken gehabt zu haben, als Sie den Commissionär bestachen? Wohl! ich habe einen Intendanten; mein Intendant hat auch einen Gedanken gehabt. Ich bezahle ihn hiefür; er hat errathen; das ist ganz natürlich, daß der Intendant eines Wahrsagers erräth; er hat errathen, daß Sie zu dem Zeitungsschreiber kommen, dem Commissionär begegnen und ihn bestechen würden; er folgte dem Commissionär und drohte ihm, er werde ihn zur Herausgabe des Geldes zwingen, das er von Ihnen erhalten: der Mann bekam Angst, und statt seinen Weg nach Ihrem Hause fortzusetzen, folgte er meinem Intendanten hierher. Sie bezweifeln das?«

»Ich bezweifle es.«

»*Vides pedes, vides manus!* hat Jesus zum heiligen Thomas gesagt. Ich sage Ihnen, Herr von

Taverney: Sehen Sie den Schrank und befühlen Sie die Broschüren.«

So sprechend, öffnete er einen bewunderungswürdig geschnitzten Schrank von Eichenholz, und in dem Hauptfach zeigte er dem erbleichenden Chevalier die noch von dem schimmligen Geruch des feuchten Papiers geschwängerten tausend Exemplare der Broschüre.

Philipp näherte sich dem Grafen. Dieser rührte sich nicht, obgleich die Haltung des Chevalier äußerst drohend war.

»Mein Herr,« sagte Philipp, »Sie scheinen mir ein muthiger Mann zu sein, ich fordere Sie auf, mir mit dem Degen in der Hand Genugthuung zu geben.«

»Genugthuung, wofür?« fragte der Graf.

»Für die der Königin widerfahrene Beleidigung, eine Beleidigung, deren Sie sich mitschuldig machen, indem Sie auch nur ein Exemplar von diesem Blatt behalten.«

»Mein Herr,« erwiderte Cagliostro, ohne seine Stellung zu verändern, »Sie sind in der That in einem Irrthum begriffen, der mir leid thut. Ich liebe die Neuigkeiten, die ärgerlichen Gerüchte, die ephemeren Dinge. Ich sammle dergleichen, um mich später an tausend Dinge zu erinnern, die ich ohne diese Vorsicht vergessen würde. Ich habe diese Zeitungen gekauft; wie können Sie ersehen, daß ich durch diesen Kauf irgend Jemand beleidigt habe?«

»Sie haben mich beleidigt!«

»Sie?«

»Ja, mich! mich, mein Herr; verstehen Sie?«

»Nein, bei meiner Ehre, ich verstehe nicht.«

»Ich frage Sie, warum sind Sie mit einem solchen Eifer darauf bedacht, eine so garstige Broschüre zu kaufen?«

»Ich habe es Ihnen schon gesagt, die Manie der Sammlungen.«

»Ist man ein Mann von Ehre, mein Herr, so sammelt man keine Schändlichkeiten.«

»Sie werden mich entschuldigen, mein Herr, ich bin nicht Ihrer Ansicht über die Betitelung dieser Broschüre: es ist vielleicht ein Pamphlet, aber es ist keine Schändlichkeit.«

»Sie werden wenigstens gestehen, daß es eine Lüge ist?«

»Sie täuschen sich abermals, mein Herr, denn Ihre Majestät die Königin ist bei Mesmers Kufe gewesen.«

»Das ist falsch, mein Herr.«

»Sie wollen damit sagen, ich habe gelogen?«

»Ich will es nicht sagen, ich sage es.«

»Wohl! da es so ist, so antworte ich Ihnen mit einem einzigen Wort: Ich habe sie gesehen.«

»Sie haben sie gesehen?«

»Wie ich Sie sehe, mein Herr.«

Philipp schaute dem Grafen in's Gesicht; er wollte mit seinem so treuherzigen, so edlen, so schönen Blick gegen den leuchtenden Blick von Cagliostro kämpfen, doch dieser Kampf ermüdete ihn am Ende, er wandte das Gesicht ab und rief:

»Nun denn, ich beharre nicht minder auf der Behauptung, daß Sie lügen.«

Cagliostro zuckte die Achseln, als ob er von einem Narren beleidigt worden wäre.

»Hören Sie mich nicht?« sprach Philipp mit dumpfem Tone.

»Im Gegentheile, mein Herr, ich habe kein Wort von dem, was Sie sagen, verloren.«

»Nun wissen Sie nicht, was die Beschuldigung einer Lüge heißt?«

»Doch, mein Herr,« erwiderte Cagliostro, »es gibt sogar ein französisches Sprichwort, welches sagt: auf die Beschuldigung einer Lüge gebühre eine Ohrfeige.«

»So wundere ich mich über Eines.«

»Worüber?«

»Daß ich Ihre Hand noch nicht zu meinem Gesicht sich erheben sah, während Sie Edelmann sind und das französische Sprichwort kennen.«

»Ehe mich Gott zum Edelmann gemacht und das französische Sprichwort gelehrt hat, hat er mich zum Menschen gemacht und mir meines Gleichen zu lieben befohlen.«

»Mein Herr, Sie verweigern mir also Genugthuung mit bewaffneter Hand?«

»Ich bezahle nur, was ich schuldig bin.«

»Sie werden mir also auf eine andere Weise Genugthuung geben?«

»Wie dies?«

»Ich werde Sie nicht schlimmer behandeln, als ein Mann von Adel einen andern behandeln soll; ich verlange nur von Ihnen, daß Sie in meiner Gegenwart alle in diesem Schrank vorhandenen Exemplare verbrennen.«

»Und ich, ich weigere mich dessen.«

»Bedenken Sie wohl ...«

»Ich habe bedacht.«

»Sie werden mich in die Notwendigkeit versetzen, gegen Sie zu verfahren, wie ich gegen den Zeitungsschreiber verfahren bin.«

»Ah! Stockschläge,« sagte Cagliostro lachend und ohne daß er sich mehr rührte, als eine Bildsäule gethan hätte.

»Weder mehr noch weniger, mein Herr; oh, Sie werden Ihre Leute nicht rufen.«

»Ich? ah! bah! warum sollte ich meine Leute rufen? das geht sie nichts an, ich werde wohl meine Sachen selbst abmachen. Ich bin stärker, als Sie; Sie bezweifeln es? Ich schwöre es Ihnen. Bedenken Sie es also *Ihrerseits*. Nähern Sie sich mit Ihrem Stocke, so nehme ich Sie beim Hals und beim Rückgrat und schleudere Sie zehn Schritte von mir, und zwar, verstehen Sie wohl, dieß so oft, als Sie wieder an mich zu kommen versuchen werden.«

»Spiel des englischen Lord, das heißt Reffträgerspiel. Wohl! es sei, mein Herr Hercules; ich nehme es an.«

Und außer sich vor Wuth, warf sich Philipp auf Cagliostro, doch plötzlich steifte dieser seine Arme wie zwei stählerne Klammern, packte den Chevalier am Hals und am Gürtel und schleuderte ihn ganz betäubt auf einen Haufen von Polster, die auf einem Sopha in einer Ecke des Salons lagen.

Nach dieser Probe wunderbarer Stärke stellte er sich wieder vor den Kamin und nahm seine vorige Haltung an, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Philipp erhob sich bleich und schäumend, doch die Rückkehr kalter Beurtheilung gab ihm rasch seine moralischen Fähigkeiten wieder. Er stand auf, richtete seinen Rock und seine Manchetten zurecht und sprach mit düsterem Tone:

»Sie sind in der That so stark wie vier Männer, mein Herr, doch Ihre Logik ist nicht so nervig, als Ihre Faustgelenke. Indem Sie mich behandelten, wie Sie es so eben gethan, vergaßen Sie, daß

ich, besiegt, gedemüthigt, für immer Ihr Feind, das Recht erlangt habe, Ihnen zu sagen: Den Degen in die Hand, Graf, oder ich tödte Sie.«

Cagliostro rührte sich nicht.

»Den Degen in die Hand, sage ich Ihnen, oder Sie sind ein Mann des Todes,« fuhr Philipp fort.

»Mein Herr, Sie sind noch nicht nahe genug bei mir, daß ich Sie behandle, wie das erste Mal,« erwiderte der Graf, »und ich werde mich nicht der Gefahr aussetzen, verwundet, sogar getödtet zu werden, wie der arme Gilbert.«

»Gilbert!« rief Philipp wankend, »Sie sprechen da...

»Zum Glück haben Sie dießmal kein Schießgewehr, sondern einen Degen.«

»Mein Herr!« rief Philipp, »Sie sprechen da einen Namen aus ...«

»Ja, nicht wahr, der ein furchtbares Echo in Ihren Erinnerungen erweckt hat?«

»Mein Herr!«

»Einen Namen, den Sie nicht mehr zu hören glaubten, denn Sie waren allein mit dem armen Jungen in jener Grotte der Azorischen Inseln, als Sie ihn ermordeten, nicht wahr?«

»Oh!« rief Philipp, »vertheidigen Sie sich! vertheidigen Sie sich!«

»Wenn Sie wüßten,« entgegnete Cagliostro, Philipp anschauend, »wenn Sie wüßten, wie leicht es wäre, den Degen aus Ihren Händen fallen zu machen!«

»Mit Ihrem Degen?«

»Ja, vor Allem mit meinem Degen, wenn ich wollte.«

»Auf denn! auf denn!«

»Oh! ich werde mich nicht dem aussetzen, ich habe ein sichereres Mittel!«

»Ich sage Ihnen zum letzten Mal, den Degen in die Hand, oder Sie sind ein Mann des Todes!« rief Philipp, gegen den Grafen springend.

Doch dießmal von der kaum drei Zoll von seiner Brust entfernten Degenspitze bedroht, nahm der Graf aus seiner Tasche ein Fläschchen, entpfropfte es und spritzte Philipp den Inhalt in's Gesicht.

Kaum hatte die Flüssigkeit den Chevalier berührt, als dieser wankte, den Degen fallen ließ, sich um sich selbst drehte, auf die Kniee fiel, als hätten seine Beine die Kraft verloren, ihn zu tragen, und einige Secunden lang gänzlich den Gebrauch seiner Sinne verlor.

Cagliostro verhinderte ihn, ganz und gar zu Boden zu fallen, hob ihn auf, übergab ihm seinen Degen in der Scheide, setzte ihn in einen Lehnstuhl, wartete, bis seine Vernunft völlig wiedergekehrt war, und sagte dann:

»In Ihrem Alter macht man keine Tollheiten mehr; hören Sie also auf, närrisch zu sein wie ein Kind, und hören Sie mich.«

Philipp schüttelte sich, stemmte sich an, vertrieb die Ermattung, die sich seines Gehirnes bemächtigt hatte, und murmelte:

»Oh! mein Herr, ist es das, was Sie eines Edelmanns Waffen nennen?«

Cagliostro zuckte die Achseln und erwiderte:

»Sie wiederholen immer dieselbe Phrase. Wenn wir Leute vom Adel unsern Mund weit geöffnet haben, um das Wort Edelmann durchzulassen, so ist Alles gesagt. Was nennen Sie eines Edelmanns Waffen? Etwa Ihren Degen, der Sie so schlecht gegen mich bedient hat? Oder Ihr

Schießgewehr, das Sie so gut gegen Gilbert bedient hat? Was macht die erhabenen Männer, Chevalier? Glauben Sie, es sei das klangvolle Wort: Edelmann? Nein. Es ist vor Allem die Vernunft, sodann die Stärke und endlich die Wissenschaft. Dieß Alles habe ich Ihnen gegenüber benützt; mit meiner Vernunft habe ich Ihren Beleidigungen Trotz geboten, im Glauben, daß Sie mich anhörten; mit meiner Stärke habe ich Ihrer Stärke getrotzt; mit meiner Wissenschaft habe ich zugleich Ihre körperlichen und moralischen Kräfte ausgelöscht; es bleibt nur noch übrig, Ihnen zu beweisen, daß Sie, indem Sie mit Drohungen im Munde hierher kamen, zwei Fehler begingen.«

»Sie haben mich vernichtet,« erwiderte Philipp, »ich kann mich nicht mehr bewegen, Sie haben sich zum Herrn meiner Muskeln und meines Geistes gemacht und fragen mich nun, ob ich Sie anhören will, während ich nichts Anderes thun kann?«

Da nahm Cagliostro ein goldenes Fläschchen, das ein auf dem Kamin stehender Aesculap von Bronze hielt, und sprach mit einer Sanftheit voll Adel:

»Riechen Sie an diesem Fläschchen, Chevalier.«

Philipp gehorchte; die Dünste, die sein Gehirn verdunkelten, zerstreuten sich, und es kam ihm vor, als ob die Sonne, in die Wände seines Schädels herabsteigend, alle Ideen darin erleuchtete.

»Oh! ich werde wiedergeboren!« sagte er.

»Und Sie fühlen sich wohl, das heißt frei und stark?«

»Ja.«

»Mit der Erinnerung an das Vorgefallene?«

»Oh! ja!«

»Und da ich es mit einem Manne von Herz zu thun habe, der Geist besitzt, so gewährt mir diese Erinnerung, die bei Ihnen wiederkehrt, jeden Vortheil bei dem, was zwischen uns vorgegangen ist?«

»Nein,« sagte Philipp, »denn ich handelte kraft eines Lebensprincips, kraft eines heiligen Princip.«

»Was thaten Sie denn?«

»Ich vertheidigte die Monarchie.«

»Sie, Sie vertheidigten die Monarchie?«

»Ja, ich.«

»Sie, ein Mann, der nach America gegangen ist, um die Republik zu vertheidigen! Ei! mein Gott, seien Sie doch offenherzig, oder es ist nicht die Republik, was Sie dort vertheidigten, oder es ist nicht die Monarchie, was Sie hier vertheidigen.«

Philipp schlug die Augen nieder.

»Lieben,« fuhr Cagliostro fort, »lieben Sie diejenigen, welche Sie verachten; lieben Sie diejenigen, welche Sie vergessen; lieben Sie diejenigen, welche Sie hintergehen ... es ist das Eigenthümliche großer Seelen, daß sie in ihren großen Zuneigungen verrathen werden; es ist das Gesetz Jesu Christi, Böses mit Gutem zu vergelten. Sie sind ein Christ, Herr von Taverney.«

»Mein Herr!« rief Philipp ganz erschrocken, daß er Cagliostro so in der Vergangenheit und in der Gegenwart lesen sah, »kein Wort mehr, denn wenn ich das Königthum nicht vertheidige, so vertheidige ich die Königin, d. h. eine achtungswerthe, unschuldige Frau, achtungswerth noch, wenn sie es nicht mehr wäre, denn es ist ein göttliches Gesetz, die Schwachen zu vertheidigen.«

»Die Schwachen! Nennen Sie eine Königin ein schwaches Wesen? eine Frau, vor welcher achtundzwanzig Millionen lebendiger denkender Wesen das Knie beugen? oh! gehen Sie!«

»Mein Herr! man verleumdet sie.«

»Was wissen Sie davon?«

»Ich will es glauben.«

»Sie denken, das sei Ihr Recht?«

»Allerdings.«

»Wohl! *mein* Recht ist, das Gegentheil zu glauben.«

»Sie handeln wie ein böser Geist.«

»Wer sagt Ihnen das?« rief Cagliostro, dessen Auge plötzlich funkelte und Philipp mit Glanz übergoß, »woher kommt die Vermessenheit, zu glauben, Sie haben Recht und ich habe Unrecht? Woher kommt die Kühnheit, Ihr Princip dem meinigen vorzuziehen? Sie vertheidigen das Königthum! Wohl! wenn ich die Menschheit vertheidigte? Sie sagen: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist; ich sage: Gebt Gott, was Gottes ist. Republikaner von America, Ritter vom Cincinnatusorden, ich erinnere Sie an die Liebe zu den Menschen, an die Liebe zur Gleichheit. Sie gehen auf den Völkern, um den Königinnen die Hände zu küssen; *ich*, ich trete die Königinnen mit Füßen, um die Völker um einen Grad zu erhöhen. Ich störe Sie nicht in Ihren Anbetungen, stören Sie mich nicht in meiner Arbeit. Ich lasse Ihnen das große Licht des Tages, die Sonne des Himmels und die Sonne der Höfe; lassen Sie mir den Schatten und die Einsamkeit. Sie begreifen die Stärke meiner Sprache, wie Sie vorhin die Stärke meiner Individualität begriffen haben. Sie sagten zu mir: Stirb, da Du den Gegenstand meiner Verehrung beleidigt hast; ich sage: Lebe, obschon Du meine Anbetungen bekämpfst, und wenn ich dieß sage, so geschieht es, weil ich mich mit meinem Princip stark fühle, weil weder Sie, noch die Ihrigen, so sehr Sie sich auch anstrengen mögen, mich nur einen Augenblick in meinem Gange aufhalten werden.«

»Mein Herr! Sie erschrecken mich,« sagte Philipp; »mit Ihrer Hilfe bin ich vielleicht der Erste in diesem Land, der die Tiefe des Abgrundes erblickt, dem das Königthum zuläuft.«

»Seien Sie klug, wenn Sie den Absturz gesehen haben.«

»Sie, der Sie mir dieß sagen,« erwiderte Philipp, bewegt durch den väterlichen Ton, mit dem Cagliostro zu ihm gesprochen hatte, »Sie, der Sie mir so furchtbare Geheimnisse enthüllen, Sie ermangeln noch des Edelmuthes; denn Sie wissen wohl, daß ich mich in den Schlund werfen werde, ehe ich diejenigen, welche ich vertheidige, hineinfallen sehe.«

»Wohl denn! ich werde Sie gewarnt haben und wasche mir, wie jener Präfect des Tiberius, die Hände, Herr von Taverney.«

»Wohl! ich!« rief Philipp, mit einer fieberhaften Heftigkeit auf Cagliostro zulaufend, »ich, der ich nur ein schwacher und Ihnen gegenüber untergeordneter Mensch bin, ich werde mich gegen Sie der Waffen des Schwachen bedienen, ich werde Sie mit feuchtem Auge, mit zitternder Stimme und gefalteten Händen ansprechen; ich werde Sie anflehen, mir nur dießmal Gnade für den Gegenstand Ihrer Verfolgung zu gewähren. Ich werde Sie für mich bitten, hören Sie wohl, für mich, der ich mich, ich weiß nicht warum, nicht daran gewöhnen kann, in Ihnen einen Feind zu sehen; ich werde Sie erweichen, ich werde Sie überzeugen, ich werde es endlich bei Ihnen erlangen, daß Sie mich nicht dem Gewissensbiß preisgeben, den Untergang der armen Königin gesehen und ihn nicht beschworen zu haben. Kurz, mein Herr, nicht wahr, ich werde es bei Ihnen

dahin bringen, daß Sie das Pamphlet verbrennen, das einer Frau Thränen auspressen wird; ich werde das von Ihnen erlangen, oder, bei meiner Ehre, bei der unseligen Liebe, die Sie so wohl kennen, mit diesem gegen Sie ohnmächtigen Degen durchbohre ich mir das Herz zu Ihren Füßen.«

»Ah!« murmelte Cagliostro, indem er Philipp mit Augen voll beredten Schmerzes anschaute: »ah! warum sind sie nicht Alle, wie Sie sind! ich würde ihnen gehören und sie wären nicht verloren!«

»Oh! mein Herr! ich bitte Sie, antworten Sie auf meine Frage.«

»Zählen Sie,« erwiderte Cagliostro nach einem Stillschweigen, »zählen Sie, ob die tausend Exemplare wirklich da sind, und verbrennen Sie dieselben bis auf das letzte.«

Philipp fühlte, daß sein Herz zu seinen Lippen aufstieg; er lief zu dem Schrank, zog die Broschüren heraus, warf sie in's Feuer, drückte Cagliostro voll Innigkeit die Hand und sprach:

»Gott befohlen, mein Herr, hundertmal Dank für das, was Sie für mich gethan haben.«

Und er entfernte sich.

»Ich war dem Bruder,« sagte Cagliostro, als er ihn weggehen sah, »ich war dem Bruder diese Entschädigung für das schuldig, was die Schwester ausgestanden hatte.«

Und die Achseln zuckend, rief er:

»Meine Pferde!«

XXXIII.

Das Haupt der Familie Taverney.

Während diese Dinge sich in der Rue Neuve-Saint-Gilles ereigneten, ging Herr von Taverney, Vater, in seinem Garten spazieren, gefolgt von zwei Lakaien, die einen Lehnstuhl schoben.

Es gab in Versailles und gibt vielleicht noch einige jener alten Hotels mit französischen Gärten, die, durch eine knechtische Nachahmung des Geschmackes und der Ideen des Gebieters, im Kleinen an das Versailles von Le Nôtre und Mansard erinnerten.

Mehrere Höflinge, Herr de la Feuillade war das Muster von ihnen, hatten sich in verjüngtem Maßstäbe eine unterirdische Orangerie, einen Schweizer-Teich und Apollo-Bäder bauen lassen.

Man fand auch den Ehrenhof und die Trianons, Alles in einem fünfhundertstels Maßstab: jedes Bassin war von einem Eimer Wasser dargestellt.

Herr von Taverney hatte dasselbe gethan, seitdem von S. M. Ludwig XV. die Trianons beliebt worden waren. Das Haus in Versailles hatte seine Trianons, seine Obstgärten und seine Blumenbeete bekommen. Seitdem S. M. König Ludwig XVI. seine Schlosserwerkstätte und seine Drechselbank eingerichtet, besaß Herr von Taverney seine Schmiede und seine Hobelbank. Seitdem Marie-Antoinette englische Gärten, künstliche Flüsse, Prairien und Schweizerhütten gezeichnet, hatte Herr von Taverney in einer Ecke seines Gartens ein Trianon für Puppen und einen Bach für junge Enten gemacht.

In dem Augenblick, wo wir ihn auffassen, schlürfte er indessen die Sonne in der einzigen Allee vom großen Jahrhundert ein, die ihm blieb, in einer Allee von Linden mit den langen Fasern, so roth wie der Eisendraht, der aus dem Feuer kommt. Er ging in kurzen Schritten, die Hände im Aermel, und alle fünf Minuten näherte sich ihm der Stuhl, der von den Bedienten geschoben wurde, um ihm nach der Leibesübung Ruhe anzubieten.

Er genoß, der großen Sonne zublinzelnd, diese Ruhe, als vom Hause ein Portier herbeilief und ihm zurief:

»Der Herr Chevalier!«

»Mein Sohn!« sagte der Greis mit stolzer Freude.

Dann wandte er sich und sprach, als er Philipp erblickte, der dem Portier folgte:

»Mein lieber Chevalier!«

Und durch eine Geberde entließ er die Bedienten.

»Komm, Philipp, komm,« fuhr der Baron fort, »Du erscheinst zu rechter Zeit, mein Geist ist voll freudiger Gedanken. Ei! was für ein Gesicht machst Du denn? Du schmollst?«

»Ich, mein Vater, nein.«

»Du weißt schon das Resultat der Sache?«

»Welcher Sache?«

Der Greis wandte sich um, als wollte er sehen, ob man horchte.

»Sie können sprechen, Niemand horcht, mein Herr,« sagte Philipp.

»Ich meine die Geschichte vom Ball.«

»Ich begreife noch weniger.«

»Vom Opernball.«

Philipp erröthete, der boshafte Greis bemerkte es.

»Unkluger!« sagte er, »Du machst es wie die schlechten Seeleute: sobald sie günstigen Wind haben, setzen sie alle Segel ein. Auf, setze Dich auf diese Bank und höre meine Moral.«

»Mein Herr ...«

»Du treibst Mißbrauch, Du schneidest zu scharf durch; während Du einst so schüchtern, so zart, so zurückhaltend warst, compromittirtest Du sie jetzt.«

Philipp stand auf.

»Von wem sprechen Sie, mein Herr?«

»Von ihr, bei Gott, von ihr.«

»Wer ist das?«

»Ah! Du glaubst, ich wisse nichts von Deinem muthwilligen Streich, von dem Streich, den Ihr Beide auf dem Opernball machtet? das ist hübsch.«

»Mein Herr, ich betheure Ihnen ...«

»Aergere Dich nicht; was ich Dir sage, sage ich Dir zu Deinem Besten; Du hast keine Vorsicht, was Teufels, man wird Dich erwischen! Man hat Dich dießmal mit ihr auf dem Ball gesehen, man wird Dich ein anderes Mal anderswo sehen.«

»Man hat mich gesehen?«

»Bei Gott! hattest Du, ja oder nein, einen blauen Domino?«

Taverney wollte aufschreien, er habe keinen blauen Domino, und man täusche sich, er sei nicht auf dem Ball gewesen, er wisse nicht, welchen Ball sein Vater meine; aber es widerstrebt gewissen Herzen, sich bei so delicaten Umständen zu vertheidigen; nur diejenigen vertheidigen sich energisch, welche wissen, daß man sie liebt, und daß sie, indem sie sich vertheidigen, dem Freund, der sie anschuldigt, einen Dienst thun.

»Wozu soll es nützen, daß ich meinem Vater Erklärungen gebe?« dachte Philipp, »überdieß muß ich Alles wissen.«

Er neigte das Haupt, wie ein Schuldiger, der gesteht.

»Du siehst wohl,« fuhr der Greis triumphirend fort, »Du bist erkannt worden, dessen war ich sicher. Herr von Richelieu, der Dich ungemein liebt, und der, trotz seiner einundachtzig Jahre, auf dem Ball war, Herr von Richelieu forschte nach, wer der blaue Domino sein könnte, dem die Königin den Arm gab, und er fand nur Dich, den er im Verdacht haben konnte; denn er hat alle andern gesehen, und Du weißt, ob er sich darauf versteht, der Herr Marschall.«

»Daß man mich im Verdacht gehabt hat. begreife ich,« erwiderte Philipp mit kaltem Tone; »daß man aber die Königin erkannt hat, das ist noch viel auffallender.«

»Es war nicht schwer, sie zu erkennen, da sie die Maske abnahm! Oh! siehst Du, das übersteigt jede Einbildungskraft. Eine solche Verwegenheit! Diese Frau muß rasend in Dich verliebt sein.«

Philipp erröthete. Weiter zu gehen und das Gespräch im Gang zu erhalten, war ihm unmöglich geworden.

»Wenn es nicht Verwegenheit ist,« fuhr Taverney fort, »so kann es nur ein sehr ärgerlicher Zufall sein. Nimm Dich in Acht, es gibt Eifersüchtige, und zwar Eifersüchtige, die zu fürchten

sind. Es ist ein beneideter Posten, der Posten des Günstlings der Königin, besonders wenn die Königin der wahre König ist,« fügte Vater Taverney bei.

Und er nahm langsam eine Prise Tabak.

»Du wirst mir meine Moral verzeihen, nicht wahr, Chevalier? Verzeih' sie mir, mein Lieber. Ich hege Dankbarkeit gegen Dich, und ich möchte es gern verhüten, daß der Hauch des Zufalls, da es nun einmal der Zufall ist, das Gerüste zerstöre, welches Du so geschickt aufgebaut hast.«

Philipp erhob sich in Schweiß gebadet, die Fäuste krampfhaft zusammengezogen. Er schickte sich an wegzugehen, um das Gespräch abubrechen, mit der Freude, mit der man einer Schlange das Wirbelbein abbricht; doch ein Gefühl hielt ihn zurück, ein Gefühl schmerzlicher Neugierde, eine jener wüthenden Begierden, das Schlimme zu erfahren, ein unbarmherziger Stachel, der die liebevollen Herzen antreibt.

»Ich sagte also, man beneide uns,« sprach der Greis; »das ist ganz einfach. Wir haben indessen den Gipfel noch nicht erreicht, zu dem Du uns hinaufsteigen machst. Dir gebührt der Ruhm, Dir haben wir es zu verdanken, daß der Name Taverney über seine demüthige Quelle emporgesprungen ist. Nur sei klug, sonst werden wir nicht zum Ziele gelangen und Deine Pläne werden unter Wegs scheitern. Es wäre in der That Schade. Wir gehen wacker voran.«

Philipp wandte sich ab, um den tiefen Ekel, die blutige Verachtung zu verbergen, die seinen Zügen in diesem Augenblick einen Ausdruck verlieh, worüber der Greis erstaunt, vielleicht erschrocken wäre.

»In einiger Zeit wirst Du eine hohe Stelle verlangen,« sagte der Greis, sich belebend. »Du lässest mir irgendwo, doch nicht zu fern von Paris, eine königliche Lieutenance geben; Du lässest sodann Taverney-Maison-Rouge zu einer Pairie erheben; Du lässest mich bei der nächsten Promotion des Ordens in die Liste aufnehmen. Du kannst Herzog, Pair und Generallieutenant werden. In zwei Jahren lebe ich noch, dann lässest Du mir ...«

»Genug! genug!« brummte Philipp.

»Oh! wenn Du mich für befriedigt hältst, ich bin es nicht. Du hast ein ganzes Leben; ich habe nur ein paar Monate. Diese Monate müssen mir die traurige, mittelmäßige Vergangenheit bezahlen. Uebrigens habe ich mich nicht zu beklagen, Gott schenkte mir zwei Kinder. Das ist viel von einem Mann ohne Vermögen; doch wenn meine Tochter für unser Haus unnütz geblieben ist, so machst Du es wieder gut. Du bist der Baumeister des Tempels. Ich sehe in Dir den großen Taverney, den Helden. Du flößest mir Respekt ein, und siehst Du, das ist etwas. Allerdings ist Dein Benehmen gegen den Hof bewunderungswürdig. Oh! ich habe noch nichts Geschickteres gesehen.«

»Was denn?« versetzte der junge Mann, den es beunruhigte, daß er sich von dieser Schlange gelobt sah.

»Dein Benehmen ist herrlich. Du zeigst keine Eifersucht. Du lässest das Feld scheinbar Jedermann frei und behauptest es in Wirklichkeit. Das ist stark, aber es zeugt von Beobachtung.«

»Ich verstehe nicht,« entgegnete Philipp, immer mehr gereizt.

»Keine Bescheidenheit, siehst Du, das ist Wort für Wort das Benehmen des Herrn von Potemkin, der die Welt durch sein Glück in Erstaunen setzte. Er sah, daß Katharina die Eitelkeit besonders bei ihren Liebschaften liebte; daß sie, wenn man sie frei ließe, von Blume zu Blume flattern und dann zu der fruchtbarsten und schönsten zurückkehren würde; daß sie, wenn man sie verfolgte, über jeden Bereich hinaus entfliehen würde. Er faßte seinen Entschluß. Er war es, der

der Kaiserin die neuen Günstlinge, die sie auszeichnete, angenehmer machte; indem er sie auf einer Seite gelten ließ, behielt er sich ihre verwundbare Seite vor; er ermüdete die Fürstin mit den vorübergehenden Launen, statt sie seiner eigenen Vorzüge überdrüssig zu machen. Indem er das ephemere Reich der Günstlinge, die man ironisch die zwölf Cäsaren nennt, vorbereitete, machte Potemkin seine Herrschaft ewig, unzerstörbar.«

»Aber das sind unbegreifliche Schändlichkeiten,« murmelte der arme Philipp, indem er seinen Vater erstaunt ansah.

Der Greis fuhr unsterblich fort:

»Nach Potemkins System wirst Du indessen einen kleinen Fehler begehen. Er gab die Ueberwachung nicht zu sehr auf, und Du erschlafst. Freilich ist die französische Politik nicht die russische.«

Bei diesen Worten, mit einer Affectation von Feinheit gesprochen, die selbst den stärksten diplomatischen Kopf aus seinem Gange gebracht hätte, glaubte Philipp, sein Vater delirire, und antwortete nur mit einem nicht ehrfurchtsvollen Achselzucken.

»Ja, ja,« sagte der Greis, »Du glaubst, ich habe Dich nicht errathen? Du sollst es sehen.«

»Sprechen Sie, mein Herr.«

Taverney kreuzte sich die Arme.

»Wirst Du mir etwa sagen,« sprach er, »daß Du Deinen Nachfolger nicht heranziehst?«

»Meinen Nachfolger?« versetzte Philipp erbleichend.

»Wirst Du mir sagen, Du wissest nicht, welche Entschiedenheit in den Liebesgedanken der Königin liegt, wenn sie besessen ist, und in der Voraussicht der Veränderung von ihrer Seite wollest Du nicht völlig geopfert, aus dem Besitze gesetzt werden? was immer bei der Königin geschieht, denn sie kann nicht die Gegenwart lieben und die Vergangenheit dulden.«

»Sie sprechen hebräisch, mein Herr Baron.«

Der Greis brach in jenes scharfe, unheimliche Gelächter aus, das Philipp, wie der Ruf eines bösen Geistes, beben machte.

»Du wirst mich glauben machen, daß es nicht Tactik sei, Herrn von Charny zu schonen?«

»Charny?«

»Ja, Deinen zukünftigen Nachfolger, den Mann, der Dich, wenn er einmal regiert, verbannen lassen kann, wie Du die Herren von Coigny, von Vaudreuil und Andere verbannen lassen kannst.«

Das Blut stieg Philipp gewaltig zu den Schläfen, und er rief noch einmal:

»Genug, mein Herr! genug; ich schäme mich in der That, daß ich so lange zugehört habe! Wer sagt, die Königin von Frankreich sei eine Messaline, der ist ein verbrecherischer Verleumder.«

»Gut! sehr gut!« rief der Greis. »Du hast Recht, das ist Deine Rolle; doch ich versichere Dich, daß uns Niemand hören kann.«

»Oh!«

»Und was Charny betrifft, Du siehst, daß ich Dich ergründet habe. So geschickt auch Dein Plan sein mag, siehst Du, das Errathen liegt im Blute der Taverney. Fahre fort, Philipp, fahre fort. Schmeichle Charny; besänftige, tröste ihn, hilf ihm sanft und ohne Unannehmlichkeit vom Zustande des Grases zum Zustande der Blume übergehen und sei versichert, er ist ein Edelmann, der Dir später, wenn er in der Gunst steht, vergelten wird, was Du für ihn gethan hast.«

Nach diesen Worten machte Herr von Taverney, ganz stolz auf die Auseinandersetzung seiner Scharfsicht, einen kleinen Luftsprung, der an den jungen Mann, und zwar an den durch sein Glück frech gewordenen jungen Mann erinnerte.

Philipp packte ihn beim Aermel, hielt ihn wüthend auf und rief:

»So ist es, wohl! mein Herr, Ihre Logik ist bewunderungswürdig.«

»Ich habe errathen, nicht wahr, und Du bist mir deßhalb böse? Bah! Du verzeihst mir meiner Aufmerksamkeit wegen. Ich liebe übrigens Charny, und es freut mich sehr, daß Du so gegen ihn verführst.«

»Ihr Herr von Charny ist zu dieser Stunde so sehr mein Günstling, mein Liebling, mein von mir geätzter Vogel, daß ich ihm in der That soeben einen Fuß von dieser Klinge durch die Rippen gestoßen habe.«

Und Philipp zeigte seinem Vater seinen Degen.

»Wie!« versetzte Taverney, erschrocken bei dem Anblick dieser flammenden Augen, bei der Kunde von diesem kriegerischen Ausfall, »sagst Du nicht, Du habest Dich mit Herrn von Charny geschlagen?«

»Und ich habe ihn gespießt! Ja.«

»Großer Gott!«

»Das ist meine Manier, meine Nachfolger zu besänftigen, zu pflegen und zu schonen,« fügte Philipp bei; »nun, da Sie dieselbe kennen, wenden Sie Ihre Theorie auf meine Praxis an.«

Und er machte eine verzweifelte Bewegung, um zu entfliehen. Der Greis klammerte sich an seinen Arm an.

»Philipp! Philipp! sage mir, daß Du scherztest.«

»Nennen Sie das einen Scherz, wenn Sie wollen, doch es ist geschehen.«

Der Greis schlug die Augen zum Himmel auf, murmelte ein paar zusammenhangslose Worte, verließ seinen Sohn und lief bis in sein Vorzimmer.

»Geschwind! geschwind! ein Berittener! man eile zu Herrn von Charny, der verwundet worden ist, man erkundige sich nach ihm und vergesse nicht, zu sagen, man komme in meinem Auftrage! Dieser Verräther Philipp,« sprach er, während er in seine Wohnung zurückkehrte, »ist er nicht der Bruder seiner Schwester! Und ich, der ich ihn für gebessert hielt! Oh! es gab nur Einen Kopf in der Familie, den meinigen.«

XXXIV.

Der Vers des Herrn von Provence.

Während alle diese Ereignisse in Paris und in Versailles vorfielen, befand sich der König, ruhig wie gewöhnlich, seitdem er seine Flotten siegreich und den Winter besiegt wußte, in seinem Cabinet, mitten unter kleinen Karten und Weltkarten, kleinen mechanischen Plänen, und beschäftigte sich damit, neue Furchen auf dem Meere für die Schiffe des Herrn von Lapérouse zu ziehen.

Ein leichtes Klopfen an der Thüre entzog ihn seinen durch ein gutes Vesperbrod, das er zu sich genommen, ganz erhitzten Träumereien.

In diesem Augenblick machte sich eine Stimme hörbar.

»Darf ich hinein, mein Bruder?« fragte sie.

»Der Herr Graf von Provence, der Unwillkommene!« brummte der König, indem er ein offenes Buch voll der größten Figuren von sich schob.

»Treten Sie ein,« sagte er.

Ein dicker, kurzer, rothbackiger Mann mit lebhaften Augen trat ein; sein Schritt war zu ehrfurchtsvoll für einen Bruder, zu vertraulich für einen Unterthanen.

»Sie erwarteten mich nicht, mein Bruder,« sprach er.

»Meiner Treue, nein.«

»Ich störe Sie?«

»Nein, doch sollten Sie mir etwas Interessantes zu sagen haben?«

»Ein Gerücht, so drollig, so grotesk ...«

»Ah! ah! eine Verleumdung.«

»Meiner Treue, ja, mein Bruder.«

»Die Sie belustigt hat?«

»Oh! ihrer Seltsamkeit wegen.«

»Irgend eine Bosheit gegen mich?«

»Gott ist mein Zeuge, daß ich, wenn dem so wäre, nicht lachen würde.«

»Gegen die Königin also?«

»Sire, stellen Sie sich vor, daß man mir im Ernste, ganz im Ernste gesagt hat ... oh! ich lasse Sie hundertmal, ich lasse Sie tausendmal rathen.«

»Mein Bruder, seitdem mein Lehrer mich diese oratorische Vorsicht als Muster des Genre bei Frau von Sévigné hat bewundern lassen, bewundere ich sie nicht mehr ... Zur Sache.«

»Wohl! mein Bruder,« sprach der Graf von Provence, etwas abgekühlt durch diesen brutalen Empfang, »man sagt, die Königin habe einmal auswärts geschlafen, ha! ha! ha!« Und er strengte sich an, zu lachen.

»Das wäre sehr traurig, wenn es wahr wäre,« sagte der König voll Ernst.

»Aber das ist nicht wahr mein Bruder?«

»Nein.«

»Es ist ebenso nicht wahr, daß man die Königin vor dem Thore des Reservoirs hat warten sehen?«

»Nein.«

»Sie wissen, an dem Tag, wo Sie das Thor um eilf Uhr zu schließen befahlen.«

»Ich weiß nicht.«

»Wohl! stellen Sie sich vor, mein Bruder, das Gerücht behauptet ...«

»Was ist das, das Gerücht? wo ist es? wer ist es?«

»Das ist ein tiefer Zug, mein Bruder, ein sehr tiefer. In der That, wer ist das Gerücht? Wohl! dieses unfaßbare, unbegreifliche Wesen, welches man Gerücht nennt, behauptet, man habe die Königin mit dem Grafen von Artois Arm in Arm eine halbe Stunde nach Mitternacht an diesem Tage gesehen.«

»Wo?«

»Auf dem Weg nach einem Hause, das Herr von Artois besitzt, hinter den Ställen. Hat Eure Majestät nicht von dieser seltsamen Geschichte sprechen hören?«

»Doch wohl, mein Bruder, ich muß davon gehört haben.«

»Wie so, Sire?«

»Ja, haben Sie nicht etwas gemacht, damit ich davon sprechen höre?«

»Ich?«

»Sie.«

»Was denn, Sire, was habe ich gemacht?«

»Einen Quatrain z. B., der im *Mercure* abgedruckt worden ist.«

»Einen Quatrain?« versetzte der Graf, röther als bei seinem Eintritt.

»Man erklärt Sie für einen Liebling der Musen.«

»Nicht in dem Grade, um ...«

»Um einen Quatrain zu machen, der mit dem Verse endigt:

»*Hélène n'en dit rien au bon roi Ménelas*⁶.«

»Ich, Sire?«

»Leugnen Sie es nicht, hier ist das Autograph des Gedichtes; Ihre Handschrift! Ich verstehe mich schlecht auf Poesie, aber auf Handschriften, oh! wie ein Experter.«

»Sire, eine Thorheit zieht eine andere nach sich.«

»Herr von Provence, ich versichere Sie, daß nur auf Ihrer Seite eine Thorheit stattgefunden, und ich wundere mich, daß ein Philosoph diese Thorheit begangen hat; behalten wir diese Betitelung für Ihr Gedicht.«

»Sire, Eure Majestät ist hart gegen mich.«

»Die Strafe der Wiedervergeltung, mein Bruder! Statt Ihr Gedicht zu machen, hätten Sie sich über das Geschehene unterrichten lassen können; ich habe das gethan; und statt des Quatrain gegen Ihre Schwägerin, folglich gegen mich, würden Sie ein Madrigal für sie geschrieben haben. Sie werden am Ende sagen, das sei kein Gegenstand, der begeistere; aber eine schlechte Epistel ist mir immer lieber, als eine gute Satyre. Horaz sagt das auch, Horaz, Ihr Dichter.«

»Sire, Sie beugen mich nieder.«

»Wären Sie der Unschuld der Königin nicht sicher gewesen, wie ich es bin,« fuhr der König mit Heftigkeit fort, »so hätten Sie wohl daran gethan, Ihren Horaz wieder zu lesen. Hat er nicht die schönen Worte gesagt? verzeihen Sie, ich radebreche das Lateinische:

*Rectius hoc est:
Hoc faciens vivam melius, sic dulcis amicis
Occurram.*

»Das ist besser; wenn ich das thue, werde ich redlicher sein; wenn ich es thue, werde ich gut gegen meine Freunde sein.«

»Sie, mein Bruder, würden das zierlicher übersetzen.«

Und der gute König, nachdem er diese Lection mehr als Vater, denn als Bruder gegeben, wartete, daß der Schuldige eine Rechtfertigung begänne.

Der Graf sann eine Zeit lang über seine Antwort nach, doch dieß nicht gerade wie ein verlegener Mensch, sondern mehr wie ein Redner, der Delicatessen sucht.

»Sire, sagte er, »so streng auch der Spruch Eurer Majestät ist, ich habe ein Mittel der Entschuldigung, und darf hoffen, daß Sie mir verzeihen werden.«

»Sprechen Sie, mein Bruder.«

»Nicht wahr. Sie beschuldigen mich, ich habe mich getäuscht, und nicht, ich habe eine schlimme Absicht gehabt?«

»Einverstanden.«

»Wenn dem so ist, so wird Eure Majestät, welche weiß, daß derjenige, welcher sich nicht täuscht, kein Mensch ist, zugeben, daß ich mich nicht grundlos getäuscht habe.«

»Nie werde ich Ihren Geist anklagen, denn er ist groß und erhaben, mein Bruder.«

»Wohl, Sire, warum sollte ich mich nicht dadurch getäuscht haben, daß ich Alles anhöre, was preisgegeben wird? Wir Prinzen, wir leben in der Luft der Verleumdung, wir sind damit geschwängert. Ich sage nicht, ich habe geglaubt, ich sage, man habe mir erzählt.«

»Ah! gut, wenn dem so ist; doch ...«

»Das Gedicht? Oh! die Dichter sind bizarre Wesen; und dann, ist es nicht besser, durch eine sanfte Kritik, die eine Warnung sein kann, als durch eine gefaltete Stirne zu antworten? Drohende Stellungen in Verse gebracht beleidigen nicht, Sire; es ist nicht wie bei den Pamphleten, in Beziehung auf welche man so heftige Zwangsmaßregeln von Eurer Majestät verlangte; Pamphlete wie das, welches ich selbst Eurer Majestät zeigen werde.«

»Ein Pamphlet!«

»Ja, Sire: ich brauche nothwendig einen Haftbefehl gegen den elenden Verfasser dieser Schändlichkeit.«

Der König erhob sich ungestüm und rief:

»Lassen Sie hören!«

»Ich weiß nicht, ob ich soll, Sire ...«

»Gewiß, Sie müssen; es ist hiebei nichts zu schonen. Haben Sie dieses Pamphlet?«

»Ja, Sire.«

»Geben Sie.«

Der Graf von Provence zog aus seiner Tasche ein Exemplar von der Geschichte Etteniotna's, ein unseliges Beweisstück, das der Degen Philipps, der Stock Charny's, das Feuer Cagliostro's

der Circulation nicht entzogen hatten.

Der König warf die Augen auf das Papier, wie Jemand, der gewohnt ist, die interessanten Stellen eines Buches oder einer Zeitung zu lesen.

»Schändlichkeit!« sagte er, »Schändlichkeit!«

»Sie sehen, Sire, daß man behauptet, meine Schwägerin sei bei der Kufe von Mesmer gewesen.«

»Nun wohl! ja, sie ist dort gewesen!«

»Sie ist dort gewesen!« rief der Graf von Provence.

»Mit meiner Genehmigung.«

»Oh! Sire!«

»Und nicht wegen ihrer Gegenwart erhebe ich eine Anschuldigung gegen ihre Weisheit, da ich ihr den Gang nach der Place Vendôme erlaubt hatte.«

»Eure Majestät hat aber der Königin nicht erlaubt, sich der Kufe zu nähern, um in eigener Person zu versuchen ...«

Der König stampfte mit dem Fuße. Der Graf hatte diese Worte gerade in dem Moment ausgesprochen, wo die Augen Ludwigs XVI. die für Marie Antoinette beleidigendste Stelle durchliefen, die Geschichte von ihrer vorgeblichen Krise, von ihren Verdrehungen, von ihrer wollüstigen Unordnung, von allem dem endlich, was den Besuch Oliva's bei Mesmer bezeichnet hatte.

»Unmöglich! unmöglich!« sagte der König, der bleich geworden war. »Oh! die Policei muß wissen, was sie hiebei zu thun hat!«

Er läutete.

»Herr von Crosne,« rief er, »man hole mir Herrn von Crosne!«

»Sire, es ist heute der Tag des Wochenberichts, Herr von Crosne wartet im Oeil-de-Boeuf.«

»Er trete ein.«

»Erlauben Sie mir, mein Bruder,« sagte der Graf von Provence mit heuchlerischem Tone. Und er machte Miene, wegzugehen.

»Bleiben Sie,« sprach Ludwig XVI. zu ihm. »Ist die Königin schuldig, wohl! *mein Herr*, so gehören Sie zur Familie und dürfen es wissen; ist sie unschuldig, so müssen Sie es ebenfalls wissen, da Sie meine Gemahlin im Verdacht hatten.«

Herr von Crosne trat ein.

Als dieser Beamte Herrn von Provence beim König sah, begann er damit, daß er den zwei Größten des Reiches seine Huldigung darbrachte; dann wandte er sich an den König und sprach:

»Der Bericht ist fertig, Sire.«

»Vor Allem, mein Herr,« sagte Ludwig XVI., »erklären Sie mir, wie in Paris ein so schändliches Pamphlet gegen die Königin veröffentlicht werden konnte?«

»Etteniotna?« fragte Herr von Crosne.

»Ja.«

»Wohl, Sire, das ist ein Zeitungsschreiber Namens Reteau.«

»Ja. Sie wissen seinen Namen und haben ihn nicht an der Veröffentlichung verhindert, oder nach der Veröffentlichung verhaftet!«

»Sire, nichts war leichter, als ihn zu verhaften: ich will Eurer Majestät den Einsperrungsbefehl

ganz ausgefertigt in meinem Portefeuille zeigen.«

»Warum ist dann die Verhaftung nicht erfolgt?«

Herr von Crosne wandte sich gegen Herrn von Provence.

»Ich verabschiede mich von Eurer Majestät,« sprach dieser langsam.

»Nein, nein,« erwiderte der König. »Ich habe Ihnen schon gesagt, Sie sollen bleiben. Bleiben Sie.«

Der Graf verbeugte sich.

»Sprechen Sie, Herr von Crosne; sprechen Sie offenherzig, ohne Rückhalt: sprechen Sie rasch und unumwunden.«

»Wohl, also,« sagte der Policei-Lieutenant, »ich habe den Zeitungsschreiber Reteau nicht verhaften lassen, weil ich ganz nothwendig, ehe ich diesen Schritt that, eine Erklärung mit Eurer Majestät gehabt haben mußte.«

»Ich ersuche Sie darum.«

»Sire, es wäre vielleicht besser, diesem Zeitungsschreiber einen Sack Geld zu geben und ihn fortzuschicken, daß er anderswo, sehr fern von hier, gehenkt würde.«

»Warum?«

»Sire, weil, wenn diese Elenden eine Lüge sagen, das Publicum, dem man es beweist, sehr erfreut ist, sie peitschen, ihnen die Ohren abschneiden, sie sogar aufhängen zu sehen. Wenn sie aber unglücklicher Weise eine Wahrheit aufgreifen ...«

»Eine Wahrheit?«

Herr von Crosne verbeugte sich.

»Ja, ich weiß es. Die Königin ist in der That bei der Kufe Mesmers gewesen. Sie ist dort gewesen, das ist ein Unglück, wie Sie sagen, aber ich habe es ihr erlaubt.«

»Oh! Sire!« rief Herr von Crosne.

Dieser Ausruf des ehrfurchtsvollen Unterthanen fiel dem König noch mehr auf, als er ihm aus dem Munde des eifersüchtigen Verwandten aufgefallen war.

»Die Königin ist aber darum nicht verloren, denke ich,« sprach er.

»Nein, Sire, aber compromittirt.«

»Herr von Crosne, lassen Sie hören, was hat Ihnen Ihre Policei gesagt?«

»Sire, viele Dinge, die bei aller Achtung, welche ich Eurer Majestät schuldig bin, bei aller ehrfurchtsvollen Anbetung, die ich für die Königin hege, mit einigen Angaben des Pamphlets im Einklang stehen.«

»Im Einklang, sagen Sie?«

»Hören Sie, wie. Eine Königin von Frankreich, die in der Tracht einer gewöhnlichen Frau, angelockt von den magnetischen Bizarrerien Mesmers, in diese zweideutige Gesellschaft geht, und die allein geht ...«

»Allein!« rief der König.

»Ja, Sire.«

»Sie täuschen sich, Herr von Crosne.«

»Ich glaube nicht, Sire.«

»Sie haben schlechte Berichte.«

»So genaue, Sire, daß ich die Einzelheiten der Toilette Ihrer Majestät, die Gesamterscheinung ihrer Person, ihre Schritte, ihre Geberden, ihre Schreie angeben kann.«

»Ihre Schreie!«

Der König erbleichte und zerknitterte die Broschüre.

»Ihre Seufzer sogar sind von meinen Agenten aufgezeichnet worden,« fügte Herr von Crosne schüchtern bei.

»Ihre Seufzer! Die Königin hätte sich dergestalt vergessen! ... Die Königin hätte so wohlfeil meine Ehre als König, ihre Ehre als Frau gegeben!«

»Das ist unmöglich,« sprach der Graf von Provence, »das wäre mehr als scandalös, und Ihre Majestät ist unfähig ...«

Diese Worte waren mehr eine neue Anklage, als eine Entschuldigung. Der König fühlte das. Alles in ihm empörte sich.

»Mein Herr,« sprach er zum Policei-Lieutenant, »Sie behaupten, was Sie gesagt haben?«

»Ach! bis zum letzten Worte, Sire.«

»Ihnen, mein Bruder,« sagte Ludwig XVI., indem er mit dem Sacktuch über seine von Schweiß befeuchtete Stirne fuhr, »Ihnen bin ich einen Beweis für meine Erklärung schuldig. Die Ehre der Königin ist die Ehre meines ganzen Hauses. Ich gebe sie nie preis. Ich habe der Königin erlaubt, zur Kufe Mesmers zu gehen, sie aber zugleich beauftragt, eine sichere, tadellose, sogar fromme Person mitzunehmen.«

»Ah!« versetzte Herr von Crosne, »wenn es so gewesen wäre ...«

»Ja,« sprach der Graf von Provence, »wenn eine Dame wie Frau von Lamballe z. B. ...«

»Ganz richtig, mein Bruder, es ist die Frau Prinzessin von Lamballe, die ich der Königin bezeichnet hatte.«

»Leider, Sire, ist die Prinzessin nicht mitgenommen worden.«

»Wohl,« fügte der König bei, »wenn der Ungehorsam so weit gegangen ist, so muß ich bestrafen, und ich werde strafen.«

Ein ungeheurer Seufzer schloß ihm die Lippen, nachdem er ihm das Herz zerrissen.

»Nur,« fügte er leiser bei, »nur bleibt mir ein Zweifel; diesen Zweifel theilen Sie nicht, das ist natürlich; Sie sind nicht der König, der Gatte, der Freund derjenigen, welche man anschuldigt ... diesen Zweifel, ich will ihn aufklären.«

Er läutete; der Officier vom Dienst erschien.

»Man sehe nach, ob die Frau Prinzessin von Lamballe nicht bei der Königin oder in ihrer Wohnung ist,« sagte der König.

»Sire, Frau von Lamballe geht in dem kleinen Garten mit Ihrer Majestät und einer andern Dame spazieren.«

»Bitten Sie die Frau Prinzessin, sogleich heraufzukommen.«

Der Officier trat ab.

»Nun, meine Herren, noch zehn Minuten; bis dahin kann ich keinen Entschluß fassen.«

Gegen seine Gewohnheit faltete Ludwig XVI. seine Stirne und warf auf die zwei Zeugen seines tiefen Schmerzes einen beinahe drohenden Blick.

Die zwei Zeugen schwiegen. Herr von Crosne war von einer wirklichen Traurigkeit erfüllt, Herr von Provence heuchelte eine Traurigkeit, die sich dem Gotte Momus in Person mitgetheilt

hätte.

Ein leichtes Rauschen von Seidestoff hinter den Thüren verkündigte dem König die Ankunft der Prinzessin von Lamballe.

XXXV.

Die Prinzessin von Lamballe.

Die Prinzessin von Lamballe trat ein, schön und ruhig, die Stirne entblößt, die zerstreuten Locken ihrer hohen Frisur stolz hinter die Schläfe zurückgeworfen, ihre Augbrauen schwarz und fein, wie zwei Sepiastriche, ihre Augen blau, durchsichtig, ausgedehnt, voll Perlmutter, die Nase gerade und rein, ihre Lippen keusch und wollüstig zugleich: all diese Schönheit auf einem Körper von unvergleichlicher Schönheit entzückte und beherrschte zugleich.

Die Prinzessin brachte mit und um sich jenen Duft von Tugend, Anmuth, Unkörperlichkeit, den Lavallière ehe sie in Gunst gekommen und seitdem sie in Ungnade gefallen, verbreitete.

Als der König sie lächelnd und bescheiden erscheinen sah, fühlte er sich von Schmerz durchdrungen.

»Ach!« dachte er, »was aus diesem Munde hervorgeht, wird eine Verurteilung sein, gegen welche keine Appellation möglich ist.«

»Setzen Sie sich, Prinzessin.« sprach er, indem er sich tief vor ihr verbeugte.

Herr von Provence näherte sich, um ihr die Hand zu küssen.

Der König sammelte sich.

»Was wünscht Eure Majestät von mir?« fragte die Prinzessin mit der Stimme eines Engels.

»Eine Mittheilung, Madame, eine genaue Mittheilung, meine Cousine.«

»Ich warte, Sire.«

»An welchem Tag sind Sie in Gesellschaft der Königin nach Paris gefahren? Besinnen Sie sich wohl!«

Herr von Crosne und der Graf von Provence schauten sich erstaunt an.

»Sie begreifen, meine Herren,« sagte der König, »Sie zweifeln nicht, *ich* zweifle noch; ich frage folglich wie ein Mensch, der zweifelt.«

»Am Mittwoch, Sire,« erwiderte die Prinzessin.

»Sie verzeihen mir,« fuhr Ludwig XVI. fort, »aber, meine Cousine, ich wünsche die Wahrheit zu hören.«

»Sie werden sie hören, Sire, indem Sie mich fragen.«

»Was machten Sie in Paris, meine Cousine?«

»Ich ging zu Herrn Mesmer, auf der Place Vendôme, Sire.«

Die zwei Zeugen bebten, der König erröthete vor Aufregung.

»Allein?« fragte er.

»Nein, Sire, mit Ihrer Majestät der Königin.«

»Mit der Königin? Sie sagen, mit der Königin!« rief Ludwig XVI, indem er sie gierig bei den Händen nahm.

»Ja, Sire.«

Herr von Provence und Herr von Crosne näherten sich erstaunt.

»Eure Majestät hatte der Königin Erlaubniß dazu gegeben,« sprach Frau von Lamballe; »wenigstens sagte mir das Ihre Majestät.«

»Und Ihre Majestät hatte Recht, meine Cousine. Nun ... athme ich wieder auf; denn Frau von Lamballe lügt nie.«

»Nie, Sire,« erwiderte die Prinzessin mit sanftem Tone.

»Oh! nie!« rief Herr von Crosne mit der achtungsvollsten Ueberzeugung. »Doch dann erlauben Sie mir, Sire ...«

»Oh! ja, ich erlaube Ihnen, Herr von Crosne; fragen, verhören Sie, ich setze meine arme Prinzessin auf das Schemelchen des Verbrechers, ich überlasse sie Ihnen.«

Frau von Lamballe lächelte und erwiderte:

»Ich bin bereit; doch die Folter ist aufgehoben, Sire.«

»Ja, ich habe sie für die Anderen aufgehoben, aber man hat sie nicht für mich aufgehoben,« sagte der König mit einem Lächeln.

»Madame,« sprach der Policei-Lieutenant, »haben Sie die Güte, dem König zu sagen, was Sie mit Ihrer Majestät bei Herrn Mesmer machten, und vor Allem: wie war die Königin gekleidet?«

»Ihre Majestät trug ein Kleid von perlgrauem Taft, eine Mante von gestickter Mousseline, einen Muff von Hermelin, einen Hut von rosa Sammet, mit großen schwarzen Bändern.«

Dieses Signalement widersprach dem für Oliva angegebenen gänzlich.

Herr von Crosne offenbarte ein lebhaftes Erstaunen, der Graf von Provence biß sich auf die Lippen.

Der König rieb sich die Hände.

»Und was hat die Königin bei ihrem Eintritt gethan?« fragte er.

»Sire, Sie haben Recht, zu sagen, bei ihrem Eintritt, denn kaum waren wir eingetreten ...«

»Mit einander?«

»Ja, Sire, mit einander; kaum waren wir in den ersten Salon eingetreten, wo uns Niemand hatte wahrnehmen können, so groß war die Aufmerksamkeit, die man den magnetischen Geheimnissen widmete, als eine Frau sich Ihrer Majestät näherte, ihr eine Maske bot und sie anflehte, nicht weiter zu gehen.«

»Und Sie gingen nicht weiter?« fragte lebhaft der Graf von Provence.

»Nein, mein Herr.«

»Und Sie haben die Schwelle des ersten Salons nicht überschritten?« fragte Herr von Crosne.

»Nein, mein Herr.«

»Und Sie haben den Arm der Königin nicht verlassen?« fragte der König mit einem Reste von Angst.

»Nicht eine Secunde; der Arm Ihrer Majestät war unablässig auf den meinigen gestützt.«

»Nun!« rief plötzlich der König, »was denken Sie hievon. Herr von Crosne? Was sagen Sie hiezu, mein Bruder?«

»Das ist außerordentlich, übernatürlich,« sprach Herr von Provence, der eine Heiterkeit heuchelte, welche mehr als jeder Zweifel seinen ganzen Aerger über den Widerspruch offenbarte.

»Darin ist nichts Uebernatürliches,« erwiderte eilig Herr von Crosne, dem die sehr natürliche Freude des Königs eine Art von Gewissensbiß bereitete; »was die Frau Prinzessin gesagt hat,

kann nur die Wahrheit sein.«

»Daraus geht hervor ...« sagte Herr von Provence.

»Daraus geht hervor, Monseigneur, daß meine Agenten sich getäuscht haben.«

»Sprechen Sie im Ernste?« fragte Herr von Provence mit demselben Nervenzittern.

»Ganz im Ernste, Monseigneur, meine Agenten haben sich getäuscht; Ihre Majestät hat gethan, was Frau von Lamballe so eben gesagt, und nichts Anderes. Was den Zeitungsschreiber betrifft: wenn ich von den vollkommen wahren Worten der Frau Prinzessin überzeugt bin, so muß es dieser Kerl auch sein, und ich lasse den Befehl abgehen, ihn sogleich einzusperren.«

Frau von Lamballe drehte den Kopf hin und her, mit der Freundlichkeit der Unschuld, die sich mit mehr Neugierde als Furcht erkundigt.

»Einen Augenblick Geduld,« sprach der König, »es wird immer noch Zeit sein, den Zeitungsschreiber festnehmen zu lassen. Sie haben von einer Frau gesprochen, welche die Königin am Eingang des Salons zurückgehalten: Prinzessin, sagen Sie uns, wer diese Frau war?«

»Ihre Majestät scheint sie zu kennen; Sire, ich sage sogar, gerade weil ich nicht lüge, Ihre Majestät kennt sie, ich weiß es.«

»Cousine, ich muß diese Frau sprechen, das ist unerlässlich. Dort liegt die ganze Wahrheit; dort nur ist der Schlüssel des Geheimnisses.«

»Das ist auch meine Meinung,« sagte Herr von Crosne, gegen den sich der König gewandt hatte.

»Geschwätz,« murmelte der Graf von Provence. »Es ist eine Frau die den Eindruck des Gottes der Konfliktlösung auf mich macht.«

»Meine Cousine,« sprach er laut, »die Königin hat Ihnen gestanden, Sie kenne diese Frau?«

»Ihre Majestät hat mir nicht gestanden, sie hat mir erzählt.«

»Ja, ja, verzeihen Sie.«

»Mein Bruder will Ihnen damit sagen,« unterbrach der König, »wenn die Königin diese Frau kenne, so wissen Sie ihren Namen auch.«

»Es ist Frau von La Mothe-Valois.«

»Die Intrigantin!« rief der König ärgerlich.

»Diese Bettlerin!« sagte der Graf. »Teufel! Teufel! sie wird schwer zu befragen sein; sie ist sein.«

»Wir werden so fein sein als sie,« sprach Herr von Crosne. »Und überdieß bedarf es, seit der Erklärung der Frau von Lamballe, keiner Feinheit. Ich werde auch auf das erste Wort des Königs ...«

»Nein, nein,« sprach Ludwig XVI. entmuthigt, »ich bin müde, diese schlechte Gesellschaft um die Königin zu sehen. Die Königin ist so gut, daß der Vorwand der Dürftigkeit Alles zu ihr führt, was es an zweideutigen Leuten beim niedrigsten Adel des Königreiches gibt.«

»Frau von La Mothe ist wirklich eine Valois,« entgegnete Frau von Lamballe.

»Mag sie sein, was sie will, meine Cousine, sie soll keinen Fuß hierher setzen. Ich will lieber die unermeßliche Freude entbehren, die mir die vollständige Freisprechung der Königin gemacht hätte, ja, ich will lieber auf diese Freude verzichten, als dieser Creatur in's Gesicht sehen.«

»Und dennoch werden Sie diese Frau sehen!« rief die Königin, welche, bleich vor Zorn, die Thüre des Cabinets öffnete und sich, schön von Adel und Entrüstung, vor den geblendeten

Augen des Grafen von Provence zeigte, der sich linkisch hinter dem gegen ihn zurückgeschobenen Thürflügel verbeugte.

»Ja, Sire,« fuhr die Königin fort, »es handelt sich nicht darum, zu sagen: Ich will diese Creatur gern sehen, oder ich fürchte, diese Creatur zu sehen, diese Creatur ist eine Zeugin, welche der Verstand meiner Ankläger ...«

Sie schaute ihren Schwager an.

»Und die Freimüthigkeit meiner Richter ...«

Und sie wandte sich gegen den König und Herrn von Crosne.

»Welcher endlich ihr eigenes Gewissen, so entartet es auch sein mag, einen Schrei der Wahrheit entreißen wird. Ich, die Angeklagte, verlange, daß man sie höre, und man wird sie hören.«

»Madame,« erwiderte der König hastig, »Sie begreifen wohl, daß man Frau von La Mothe nicht holen lassen wird, um ihr die Ehre zu erweisen, für oder gegen Sie aussagen zu dürfen. Ich lege Ihre Ehre nicht mit der Wahrhaftigkeit dieser Frau in die Wagschale.«

»Man wird Frau von La Mothe nicht holen lassen, Sire, denn sie ist hier.«

»Hier!« rief der König, indem er sich umwandte, als wäre er auf eine Schlange getreten, »hier!«

»Sire, ich hatte, wie Sie wissen, eine unglückliche Frau besucht, welche einen berühmten Namen führt. An diesem Tag, an welchem man, wie Sie wissen, so viele Dinge gesagt hat ...«

Und sie schaute fest über die Achsel den Grafen von Provence an, der gern hundert Fuß unter der Erde gewesen wäre, während sein breites Gesicht einen grimassenhaften Ausdruck der Anschmiegun annahm.

»Nun?« fragte Ludwig XVI.

»Nun! Sire, an diesem Tage ließ ich bei Frau von La Mothe ein Porträt, eine Büchse liegen. Sie bringt sie mir heute zurück und sie ist hier.«

»Nein, nein ... ich bin überzeugt!« rief der König, »und das ist mir lieber.«

»Oh! ich bin nicht befriedigt,« sprach die Königin; »ich will sie einführen. Warum übrigens dieses Widerstreben? wer ist sie denn? was hat sie denn gethan? Wenn ich es nicht weiß, so belehren Sie mich. Auf, Herr von Crosne, sprechen Sie, der Sie Alles wissen ...«

»Ich weiß nichts, was dieser Dame nachtheilig wäre,« erwiderte der Beamte.

»Wahrhaftig?«

»Gewiß. Sie ist nur arm; ein wenig ehrgeizig vielleicht.«

»Der Ehrgeiz, das ist die Stimme des Blutes. Haben Sie nur dieses gegen sie einzuwenden, so kann sie der König wohl zulassen, um Zeugniß abzulegen.«

»Ich weiß nicht,« erwiderte Ludwig XVI., »aber ich habe Ahnungen, Instincte; ich fühle, daß diese Frau ein Unglück, eine Widerwärtigkeit in meinem Leben veranlassen wird ... und das ist genug.«

»Oh! Sire, Aberglauben! Hole sie geschwind,« sagte die Königin zur Prinzessin von Lamballe.

Nach fünf Minuten trat Jeanne ganz bescheiden, ganz verschämt, aber vornehm in ihrer Haltung wie in ihrem Anzug, in das Cabinet des Königs ein.

Unüberwindlich in seiner Antipathie, hatte der König der Thüre den Rücken zugewendet. Die zwei Ellenbogen auf seinem Schreibtische, den Kopf in seinen Händen, schien er ein Fremder

mitten unter den Anwesenden.

Der Graf von Provence schoß auf Jeanne so forschende und belästigende Blicke ab, daß, wenn die Bescheidenheit von Jeanne eine ächte gewesen wäre, diese Frau alle Fassung verloren und kein Wort aus dem Munde gebracht hätte.

Aber es brauchte etwas Anderes, um Jeanne's Gehirn zu stören und zu beunruhigen.

Weder König, noch Kaiser mit ihren Sceptern, noch der Papst mit seiner Tiare, noch himmlische Mächte, noch Mächte der Finsterniß hätten auf diesen ehernen Geist durch Furcht oder Verehrung eingewirkt.

»Madame,« sprach die Königin, indem sie die Gräfin hinter den König führte, »ich bitte Sie, sagen Sie gefälligst, was Sie am Tage meines Besuches bei Herrn Mesmer gethan haben; wollen Sie es von Punkt zu Punkt sagen.«

Jeanne schwieg.

»Kein Verschweigen, keine Schonung. Nichts als die Wahrheit, so wie sie in Ihrem Gedächtniß ist.«

Nach diesen Worten setzte sich die Königin in einen Lehnstuhl, um nicht durch ihren Blick einen Einfluß auf die Zeugin zu üben.

Welche Rolle für Jeanne! Für sie, die schon errathen hatte, daß ihre Souveränin ihrer bedurfte, für sie, welche fühlte, daß Marie Antoinette in falschem Verdachte stand, und daß man sie, ohne sich von der Wahrheit zu entfernen, rechtfertigen konnte.

Jede Andere hätte bei dieser Ueberzeugung dem Vergnügen nachgegeben, die Unschuld der Königin durch die Uebertreibung der Beweise darzuthun.

Jeanne war aber eine so verschmitzte, so feine und so starke Natur, daß sie sich innerhalb des reinen Ausdrucks der Thatsache hielt.

»Sire,« sprach sie, »ich ging zu Herrn Mesmer aus Neugierde, wie ganz Paris dahin geht. Das Schauspiel kam mir ein wenig plump vor. Ich wandte mich um, als ich plötzlich auf der Schwelle der Eingangsthüre Ihre Majestät erblickte, die ich zwei Tage vorher, ohne sie zu kennen, zu sehen die Ehre gehabt hatte, Ihre Majestät, deren Freigebigkeit mir ihren Rang verrathen hat. Als ich ihre erhabenen Züge sah, die nie meinem Gedächtnisse entschwenden werden, da schien es mir, die Gegenwart Ihrer Majestät sei nicht an ihrem Orte in jenem Haus, wo viele Leiden und Heilungen als Schauspiele ausgestellt werden. Ich bitte Ihre Majestät in Demuth um Verzeihung, daß ich es gewagt habe, so frei über ihr Benehmen zu denken, aber es war ein Blitz, ein weiblicher Instinct; ich bitte auf den Knien um Verzeihung, wenn ich die Linie der Ehrfurcht, die ich den geringsten Bewegungen Ihrer Majestät schuldig bin, überschritten habe.«

Eine tiefe Gemüthsbewegung heuchelnd, den Kopf senkend und durch eine unerhörte Kunst beinahe zu der Stockung des Athems gelangt, welche den Thränen vorhergeht, hielt sie inne.

Herr von Crosne war dadurch ergriffen. Frau von Lamballe fühlte sich zum Herzen dieser Frau hingezogen, die zugleich zart, schüchtern, geistreich und gut zu sein schien.

Herr von Provence war betäubt.

Die Königin dankte Jeanne durch einen Blick, den der Blick der Gräfin nachsuchte oder vielmehr duckmäuserisch belauerte.

»Nun! Sire, Sie haben gehört,« sagte die Königin.

Der König rührte sich nicht.

»Ich bedurfte des Zeugnisses dieser Frau nicht,« sagte er.

»Man hat mich sprechen heißen, und ich mußte gehorchen,« warf Jeanne schüchtern ein.

»Genug!« sprach Ludwig XVI. mit brutalem Tone; »wenn die Königin etwas sagt, so braucht sie keine Zeugen, um ihre Aussagen zu controliren. Hat die Königin meine Billigung, so braucht sie von Niemand Etwas zu verlangen, und sie hat meine Billigung.«

Nach diesen Worten, welche Herrn von Provence niederschlugen, stand er auf.

Die Königin ermangelte nicht, ein verächtliches Lächeln beizufügen.

Der König wandte seinem Bruder den Rücken zu und küßte Marie Antoinette, sowie der Prinzessin von Lamballe die Hand.

Er entließ die letztere, indem er sie um Verzeihung bat, daß er sie, wie er beifügte, um Nichts belästigt habe.

An Frau von La Mothe richtete er weder ein Wort, noch einen Blick; da er aber an ihr vorübergehen mußte, um zu seinem Lehnstuhl zurückzukehren, und da er die Königin zu beleidigen fürchtete, wenn er es in ihrer Gegenwart an Höflichkeit gegen eine von ihr empfangene Dame fehlen ließe, so zwang er sich zu einem kurzen Gruß gegen Jeanne, den diese ohne Hast durch eine tiefe Verbeugung erwiderte, die ihren ganzen Anstand geltend zu machen fähig war.

Frau von Lamballe verließ zuerst das Cabinet, dann Frau von La Mothe, welche die Königin vor sich herschob, endlich die Königin, die einen letzten, beinahe liebkosenden Blick mit dem König wechselte.

Und dann hörte man in der Flur die drei Frauenstimmen, die sich zischelnd entfernten.

»Mein Bruder,« sprach nun Ludwig XVI. zum Grafen von Provence, »ich halte Sie nicht mehr zurück. Ich muß meine Wochenarbeit mit dem Herrn Policeilieutenant beendigen. Ich danke Ihnen jedoch, daß Sie dieser vollständigen und glänzenden Rechtfertigung Ihrer Schwägerin Ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben. Es ist leicht zu sehen, daß Sie sich ebensosehr darüber freuen, als ich, und das will nicht wenig sagen. Nun ist die Reihe an uns Beiden, Herr von Crosne. Ich bitte Sie, setzen Sie sich hierher.«

Der Graf von Provence verbeugte sich, beständig lächelnd, und ging hinaus, als er die Damen nicht mehr hörte und sich außer dem Bereiche eines boshaften Blickes oder eines bitteren Wortes glaubte.

XXXVI.

Bei der Königin.

Als die Königin das Cabinet Ludwigs XVI. verlassen hatte, untersuchte sie die ganze Tiefe der Gefahr, die sie gelaufen war.

Sie wußte zu würdigen, mit welcher Zartheit und Zurückhaltung Jeanne bei ihrer improvisirten Angabe zu Werke gegangen war, sie wußte auch den wahrhaft merkwürdigen Takt zu schätzen, mit dem sie nach dem günstigen Erfolge im Schatten blieb.

Jeanne, die durch ein unerhörtes Glück mit dem ersten Schlag in jene vertraulichen Geheimnisse eingeweiht worden war, nach denen die Höflinge zehn Jahre lang jagen, ohne sie zu erreichen, und folglich sicher darauf rechnen konnte, fortan von großem Gewicht an einem für die Königin bedeutungsvollen Tage zu sein, verrieth hierüber nicht jene Freude, welche die hoffärtige Empfindlichkeit der Großen auf den Gesichtern von Untergeordneten zu errathen weiß.

Statt das Anerbieten Jeanne's, der Königin ihre Ehrfurcht zu bezeigen und dann wegzugehen, anzunehmen, hielt daher Marie Antoinette Frau von La Mothe durch ein lebenswürdiges Lächeln zurück und sagte zu ihr:

»Es ist ein wahres Glück, Gräfin, daß Sie mich abgehalten haben mit der Prinzessin von Lamballe bei Mesmer einzutreten, denn sehen Sie die Anschwärzung, man hat mich bei der Thüre oder im Vorzimmer gesehen und dieß zum Anlaß genommen, um zu behaupten, ich sei in dem gewesen, was Sie den Saal der Crisen nennen, nicht so?«

»Den Saal der Crisen, ja, Madame.«

»Aber,« sprach Frau von Lamballe, »wie kommt es, daß, wenn die Anwesenden wußten, die Königin sei da, die Agenten des Herrn von Crosne sich getäuscht haben? Darin liegt das Geheimniß meiner Ansicht nach; die Agenten des Policeilieutenants versichern in der That, die Königin sei im Saale der Crisen gewesen.«

»Das ist wahr,« sprach die Königin nachdenkend. »Und es waltet kein Interesse von Seiten des Herrn von Crosne ob, der ein ehrlicher Mann ist und mich liebt, doch die Agenten können bestochen worden sein, meine liebe Lamballe. Ich habe Feinde, wie Sie sehen. Dieses Gerücht muß indessen immer auf etwas beruhen. Sagen Sie uns die einzelnen Umstände, Gräfin. Vor Allem stellt mich die schändliche Broschüre berauscht, bezaubert, dergestalt magnetisirt dar, daß ich alle weibliche Würde verloren haben soll. Was ist Wahrscheinliches hieran? Ist wirklich an jenem Tag eine Frau dort gewesen? ...«

Jeanne erröthete. Das Geheimniß stellte sich hier abermals dar, das Geheimniß, von dem ein einziges Wort ihren unseligen Einfluß auf das Geschick der Königin zerstören konnte.

Enthüllte Jeanne dieses Geheimniß, so verlor sie die Gelegenheit, Ihrer Majestät nützlich, sogar unentbehrlich zu sein. Diese Lage richtete ihre Zukunft zu Grunde; sie blieb zurückhaltend, wie das erste Mal.

»Madame,« sagte sie, »es war wirklich eine sehr bewegte Frau dort, die sich durch ihre Verdrehungen und ihr Delirium ungemein zur Schau stellte. Doch mir scheint ...«

»Es scheint Ihnen,« fiel die Königin rasch ein, »diese Frau war eine Frau vom Theater oder das, was man ein Weltmädchen nennt, und nicht die Königin von Frankreich, nicht wahr?«

»Gewiß nicht. Madame.«

»Gräfin, Sie haben dem König sehr gut geantwortet, und nun ist es an mir, für Sie zu sprechen. Lassen Sie hören, wie weit sind Sie mit Ihren Angelegenheiten? zu welcher Zeit gedenken Sie Ihre Rechte zur Anerkennung zu bringen? Doch ist nicht Jemand hier, Prinzessin?«

Frau von Misery trat ein.

»Will Eure Majestät Fräulein von Taverney empfangen?« fragte die Kammerfrau.

»Sie! sicherlich. Oh! das ceremoniöse Ding! nie würde sie sich gegen die Etikette verfehlen. Andrée! Andrée! kommen Sie doch.«

»Eure Majestät ist zu gut gegen mich,« sprach diese, indem sie sich anmuthig verbeugte.

Und sie erblickte Jeanne, welche, da sie die zweite Dame vom Unterstützungsbureau erkannte, eine Röthe und eine Bescheidenheit auf Kommando sich zu Hilfe rief.

Die Prinzessin von Lamballe benützte die Verstärkung, die der Königin zugekommen, um nach Sceaux zum Herzog von Penthièvre zurückzukehren. Andrée setzte sich an die Seite von Marie Antoinette und heftete ihren ruhigen, forschenden Blick auf Frau von La Mothe.

»Nun! Andrée,« sagte die Königin, »hier ist die Dame, die wir am letzten Tage des Eises besuchten.«

»Ich habe sie erkannt,« erwiderte Andrée sich verneigend.

Schon hochmüthig, beeilte sich Jeanne, auf den Zügen Andrée's ein Symptom von Eifersucht zu suchen, doch sie fand nichts als völlige Gleichgültigkeit.

Andrée, mit denselben Leidenschaften, wie die Königin, Andrée, eine Frau und erhaben über alle Frauen an Güte, an Geist und an Großmuth, wenn sie glücklich gewesen wäre, Andrée verschloß sich in ihre undurchdringliche Verstellung, welche der ganze Hof für die stolze Schamhaftigkeit der jungfräulichen Diana hielt.

»Wissen Sie,« sprach die Königin zu ihr, »wissen Sie, was man dem König über mich sagte?«

»Oh! man mußte ihm Alles sagen, was es Schlimmes gibt,« erwiderte Andrée, »gerade weil man ihm nicht zu sagen vermöchte, was Gutes an Ihnen ist.«

»Das ist das schönste Wort, das ich gehört,« sprach Jeanne einfach. »Ich sage, das schönste, weil es in seiner ganzen Stärke das Gefühl wiedergibt, welches das meines Lebens ist, und das mein schwacher Geist nie so auszudrücken vermocht hätte.«

»Ich werde Ihnen die Sache erzählen, Andrée.«

»Oh! ich weiß sie,« sagte diese; »der Herr Graf von Provence hat sie so eben erzählt, und eine Freundin von mir hat zugehört.«

»Das ist ein glückliches Mittel, die Lüge zu verbreiten, nachdem man der Wahrheit gehuldigt hat,« sprach zornig die Königin. »Doch lassen wir das. Ich war eben mit der Gräfin an der Auseinandersetzung ihrer Lage. Wer protegirt Sie, Gräfin?«

»Sie, Madame,« erwiderte Jeanne muthig, »Sie, die Sie mir erlauben, Ihnen die Hand zu küssen.«

»Sie hat Gemüth, und ich liebe ihre Ergüsse,« sagte Marie Antoinette zu Andrée.

Andrée antwortete nicht.

»Madame,« fuhr Jeanne fort, »wenige Personen haben es gewagt, mich zu protegiren, als ich

in der Noth und in der Dunkelheit war; nun aber, wenn man mich einmal in Versailles gesehen, wird sich alle Welt um das Recht streiten, der Königin, ich will sagen, einer Person angenehm zu sein, die Ihre Majestät eines Blickes zu würdigen die Gnade gehabt hat.«

»Wie!« rief die Königin, indem sie sich setzte; »Niemand war muthig oder verdorben genug, Sie zu protegiren?«

»Ich hatte Anfangs Frau von Boulainvilliers,« antwortete Jeanne, »eine wackere Frau; dann Herrn von Boulainvilliers, einen verdorbenen Beschützer; doch seit meiner Verheirathung Niemand, oh! Niemand!« sagte sie mit einer äußerst geschickten Uebergang. »Oh! verzeihen Sie, ich vergaß einen braven Mann, einen edelmüthigen Prinzen ...«

»Einen Prinzen! wen denn, Gräfin?«

»Den Herrn Cardinal von Rohan.«

Die Königin machte eine ungestüme Bewegung gegen Jeanne.

»Mein Feind!« sagte sie lächelnd.

»Feind Eurer Majestät! Er! der Cardinal!« rief Jeanne. »Oh! Madame!«

»Man sollte glauben, Gräfin, Sie wundern sich darüber, daß eine Königin einen Feind hat. Wie sieht man doch, daß Sie nicht bei Hofe gelebt haben!«

»Madame, der Cardinal betet Eure Majestät an, wenigstens glaubte ich das zu wissen, und wenn ich mich nicht getäuscht habe, so kommt seine Ehrfurcht für die erhabene Gemahlin des Königs seiner Ergebenheit gleich.«

»Oh! ich glaube Ihnen, Gräfin,« erwiderte Marie Antoinette, die sich wieder ihrer gewöhnlichen Heiterkeit überließ, »ich glaube Ihnen theilweise. Ja, so ist es, der Cardinal betet mich an.«

Und so sprechend wandte sie sich mit einem treuherzigen Gelächter gegen Andrée von Taverney.

»Nun! Gräfin, ja, der Cardinal betet mich an, und darum ist er mein Feind.«

Jeanne von La Mothe heuchelte das Erstaunen einer Frau aus der Provinz.

»Ah! Sie sind der Schützling des Herrn Prinzen Erzbischofs Louis von Rohan?« fuhr die Königin fort. »Erzählen Sie uns das, Gräfin.«

»Das ist ganz einfach, Madame. Seine Excellenz hat mich auf die großmüthigste, zarteste Weise mit der geistreichsten Freigebigkeit unterstützt.«

»Sehr gut. Der Prinz Louis ist verschwenderisch, das kann man ihm nicht streitig machen. Denken Sie nicht, Andrée, der Herr Cardinal könnte wohl auch einige Anbetung für diese hübsche Gräfin fühlen? Wie? Gräfin, sagen Sie es uns.«

Marie Antoinette fing wieder ihr freudiges, treuherziges, glückliches Gelächter an, wozu indeß die fortwährend ernste Andrée sie nicht ermutigte.

»Diese geräuschvolle Heiterkeit muß nothwendig bloß scheinbar sein,« dachte Jeanne. »Wir wollen sehen.«

»Madame,« sprach sie mit einer ernsten Miene und einem Ausdruck inniger Rührung, »ich habe die Ehre Eure Majestät zu versichern, daß Herr von Rohan ...«

»Es ist gut, es ist gut,« unterbrach die Königin. »Da Sie so eifrig für ihn sind ... da Sie seine Freundin sind ...«

»Oh! Madame,« machte Jeanne mit einem köstlichen Ausdruck von Schamhaftigkeit und

Ehrfurcht.

»Gut! liebe Kleine, gut,« fuhr die Königin mit einem sanften Lächeln fort; »aber fragen Sie ihn doch einmal, was er mit gewissen Haaren gethan, welche er mir durch einen Friseur hat stehlen lassen, den dieser Spaß theuer zu stehen kam, denn ich jagte ihn fort.«

»Eure Majestät setzt mich in Erstaunen,« sagte Jeanne. »Wie! Herr von Rohan hätte dieß gethan?«

»Ah! ja ... die Anbetung, immer die Anbetung. Nachdem er mich in Wien verwünscht, nachdem er Alles angewendet, Alles versucht hatte, um die zwischen dem Könige und mir beabsichtigte Heirath abzubrechen, bemerkte er eines Tages, daß ich Frau und seine Königin war; daß er, ein großer Diplomat, eine Schule durchgemacht, und daß er immerhin mit mir viel zu kämpfen bekommen würde. Da hatte er bange für seine Zukunft, der liebe Prinz, und er machte es dann, wie alle Leute von seinem Gewerbe, die denjenigen am meisten schmeicheln, vor welchen sie sich am meisten fürchten; und da er wußte, daß ich jung war, da er mich für albern und eitel hielt, so verwandelte er sich in den Seladon. Nach den Seufzern und den schmachtenden Gesichtern hat er sich in die Anbetung versetzt, wie Sie sagen. Er betet mich an, nicht wahr, Andrée?«

»Madame!« erwiderte diese sich verbeugend.

»Ja. Andrée will sich auch nicht gefährden; doch ich, ich wage es; das Königthum muß doch zu etwas nütz sein, Gräfin; ich weiß und Sie wissen, daß der Cardinal mich anbetet. Das ist eine abgemachte Sache; sagen Sie ihm, sagen Sie ihm, ich grolle ihm darum nicht.«

Diese Worte, welche eine bittere Ironie enthielten, berührten tief das brandige Herz Jeanne's von La Mothe.

Wäre sie edel, rein und redlich gewesen, so hätte sie hierin nichts gesehen, als die stolze Verachtung der Frau mit dem erhabenen Herzen, die gänzliche Geringschätzung einer großen Seele gegen die niedrigen Intriguen, die sich unter ihr bewegen. Diese Art von Frauen, diese so seltenen Engel vertheidigen ihren Ruf nie gegen die Hinterhalte, die ihnen auf Erden gelegt werden.

Sie wollen ihn nicht einmal ahnen, den Koth, an dem sie sich beschmutzen, den Vogelleim, an dem sie die glänzendsten Federn ihrer Flügel hängen lassen.

Jeanne, eine gemeine und verdorbene Natur, erblickte einen großen Aerger bei der Königin in der Kundgebung dieses Zornes über das Benehmen des Herrn Cardinals von Rohan. Sie erinnerte sich der Gerüchte des Hofes, Gerüchte mit ärgerlichen Sylben, die sich aus dem Innern des Schlosses bis in die Tiefe der Vorstädte von Paris verbreitet und so viel Echo gefunden hatten.

Der Cardinal, der die Frauen wegen ihres Geschlechtes liebte, hatte zu Ludwig XV., welcher die Frauen auch auf diese Art liebte, gesagt, die Dauphine sei nur eine unvollständige Frau. Man kennt die seltsamen Ausdrücke Ludwigs XV. im Augenblick der Verheirathung seines Enkels und seine Fragen an einen gewissen neuen Botschafter.

Jeanne, eine vollständige Frau, wie es nur eine geben konnte, ein Weib vom Scheitel bis zu den Zehen, eitel auf ein einziges von ihren Haaren, die sie auszeichneten, Jeanne, die das Bedürfniß zu gefallen und durch alle ihre Vorzüge zu siegen empfand, konnte nicht glauben, eine Frau denke anders, als sie, über diese zarte Materie.

»Ihre Majestät hat einen Aerger,« sagte sie zu sich selbst. »Wenn sie aber einen Aerger hat, so muß noch etwas Anderes obwalten.«

Bedenkend, daß der Anstoß die Einsicht erzeugt, fing sie an, Herrn von Rohan mit all dem Geiste zu vertheidigen, mit dem die Natur als gütige Mutter sie so reichlich begabt hatte.

Die Königin hörte zu.

»Sie hört zu,« sagte Jeanne zu sich selbst.

Und getäuscht durch ihre schlimme Natur, bemerkte Jeanne nicht einmal, daß die Königin aus Edelmuth zuhörte, weil es bei Hofe gebräuchlich ist, daß nie ein Mensch Gutes von denjenigen spricht, von denen der Gebieter Schlimmes denkt.

Dieser Eingriff in die Traditionen, dieses Abgehen von den Gewohnheiten des Schlosses machten die Königin zufrieden und beinahe glücklich.

Marie Antoinette sah ein Herz da, wohin Gott nur einen trockenen, verdorbenen Schwamm gelegt hatte.

Das Gespräch ging so auf dem Fuße wohlwollender Vertraulichkeit von Seiten der Königin fort. Jeanne war auf Nadeln, sie fühlte sich verlegen, denn sie wußte nicht mehr, wie sie wegkommen sollte, ohne entlassen zu werden; sie, die so eben noch diese schöne Rolle der Fremden hatte, welche um Abschied bittet; doch plötzlich erscholl eine muntere, geräuschvolle, junge Stimme im anstoßenden Cabinet.

»Der Graf von Artois!« sagte die Königin.

Andrée stand sogleich auf. Jeanne schickte sich an, wegzugehen, aber der Prinz war so rasch in das Zimmer, wo sich die Königin befand, eingedrungen, daß der Abgang beinahe unmöglich wurde. Frau von La Mothe that jedoch das, was man auf dem Theater einen Abgang nehmen nennt.

Der Prinz blieb stehen, als er diese hübsche Person sah, und grüßte sie.

»Die Frau Gräfin von La Mothe,« sagte die Königin, Jeanne dem Prinzen vorstellend.

»Ah! ah!« versetzte der Graf von Artois. »Ich will Sie nicht vertreiben, Frau Gräfin.«

Die Königin machte Andrée ein Zeichen, und diese hielt Jeanne zurück.

Das Zeichen wollte besagen: Ich hatte Frau von La Mothe ein Geschenk zu machen; ich habe nicht die Zeit dazu gehabt, verschieben wir es auf später.

»Sie sind also von der Wolfsjagd zurückgekehrt?« sagte die Königin, indem sie dem Prinzen nach der englischen Mode, die damals schon in Gunst kam, die Hand reichte.

»Ja, meine Schwägerin, und ich habe eine gute Jagd gemacht, denn ich habe sieben erlegt, und das ist ungeheuer,« erwiderte der Prinz.

»Sie haben selbst so viel erlegt?«

»Ich bin dessen nicht ganz sicher,« rief er lachend, »doch man hat es mir gesagt. Wissen Sie indessen, meine Schwägerin, daß ich siebenhundert Livres verdient habe?«

»Bah! und wie?«

»Sie werden wissen, daß man hundert Livres für jeden Kopf von diesen furchtbaren Thieren bezahlt. Das ist viel, doch ich gebe von ganzem Herzen zweihundert für jeden Kopf von einem Zeitungsschreiber. Und Sie, meine Schwägerin?«

»Ah!« sagte die Königin, »Sie wissen schon die Geschichte?«

»Herr von Provence hat sie mir erzählt.«

»Nun sind es drei,« versetzte Marie Antoinette: »Herr von Provence ist ein unerschrockener, unermüdlicher Erzähler. Sagen Sie uns das doch ein wenig.«

»So daß Sie weißer scheinen als Hermelin, weißer als Venus Aphrodite. Es gibt wohl noch einen andern Namen, der mit ène endigt, die Gelehrten könnten Ihnen denselben sagen, mein Bruder von Provence z. B.«

»Es ist darum nicht minder wahr, daß er Ihnen das Abenteuer erzählt hat?«

»Vom Zeitungsschreiber? Ja, meine Schwägerin. Doch Eure Majestät ist mit Ehren daraus hervorgegangen. Man könnte sogar, wenn man einen Calembourg machen wollte, wie Herr von Bièvre jeden Tag macht, sagen: Die Sache der Kufe ist gewaschen.«

»Oh! das abscheuliche Wortspiel.«

»Meine Schwägerin, mißhandeln Sie nicht einen Paladin, der seine Lanze und seinen Arm zu Ihrer Verfügung gestellt hat. Zum Glück brauchen Sie Niemand. Ah! liebe Schwägerin, Sie haben ein wahres Glück.«

»Sie nennen das Glück! Hören Sie ihn an, Andrée.«

Jeanne lachte; der Graf, der sie unablässig anschaute, verlieh ihr Muth. Man sprach zu Andrée, Jeanne antwortete.

»Das ist Glück,« wiederholte der Graf von Artois, »denn es konnte am Ende wohl sein, meine liebe Schwägerin, erstens daß Frau von Lamballe nicht bei Ihnen gewesen wäre.«

»Würde ich allein dahin gegangen sein?«

»Zweitens daß Frau von La Mothe sich nicht dort vorgefunden hätte, um Sie am Eintritt zu verhindern.«

»Ah! Sie wissen, daß die Frau Gräfin dort war?«

»Meine Schwägerin, wenn der Herr Graf von Provence erzählt, so erzählt er Alles. Es konnte endlich sein, daß sich Frau von La Mothe zu geeigneter Zeit nicht in Versailles befunden hätte, um Zeugschaft abzulegen. Ohne Zweifel werden Sie mir sagen, die Tugend und die Unschuld seien wie ein Veilchen, das nicht gesehen zu werden braucht, um gekannt zu werden; doch was das Veilchen betrifft, meine Schwägerin, so macht man Sträuße daraus, wenn man es sieht, und man wirft es weg, wenn man seinen Wohlgeruch eingethmet hat. Das ist meine Moral.«

»Sie ist schön.«

»Ich nehme sie, wie ich sie finde, und ich habe Ihnen bewiesen, daß Sie Glück gehabt.«

»Schlecht bewiesen.«

»Soll ich es besser beweisen?«

»Das wird nicht überflüssig sein.«

»Ei! Sie sind ungerecht, daß Sie das Schicksal anklagen,« sagte der Graf, der sich um und um drehte, um auf einen Sopha neben der Königin zu fallen, »denn am Ende gerettet bei dem bekannten Sprung aus dem Cabriolet ...«

»Eins,« sagte die Königin, an ihren Fingern zählend.

»Gerettet bei der Kufe.«

»Gut, ich zähle das. Zwei. Weiter?«

»Und gerettet bei der Geschichte auf dem Ball,« sagte er ihr in's Ohr.

»Welchen Ball meinen Sie?«

»Den Opernball.«

»Wie beliebt?«

»Ich sage den Opernball, meine Schwägerin.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

Er lachte.

»Welch ein Dummkopf bin ich, daß ich mit Ihnen von einem Geheimniß spreche!«

»Ein Geheimniß! In der That, mein Schwager, man sieht, daß Sie vom Opernball sprechen, denn ich bin ganz verwirrt.«

Die Worte: Ball, Oper, trafen Jeanne's Ohr, und sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit.

»Stille davon!« sagte der Prinz.

»Nein, nein, durchaus nicht! Erklären wir uns,« erwiderte die Königin. »Sie sprechen von einer Geschichte im Opernhause; was ist das?«

»Ich flehe Ihr Mitleid an, meine Schwägerin.«

»Graf, ich beharre darauf, daß ich es wissen will.«

»Und ich beharre darauf, daß ich schweige.«

»Wollen Sie mich ärgerlich machen?«

»Keines Wegs. Ich denke, ich habe genug gesagt, daß Sie begreifen.«

»Sie haben gar nichts gesagt.«

»Oh! nun quälen Sie mich, mein Schwesterchen ... seien Sie aufrichtig.«

»Bei meinem Ehrenwort, ich scherze nicht.«

»Wollen Sie, daß ich spreche?«

»Auf der Stelle.«

»Nicht hier, anderswo,« sagte er, auf Jeanne und Andrée deutend.

»Hier! hier! es können nie zu viel Leute für eine Erklärung anwesend sein.«

»Nehmen Sie sich in Acht, meine Schwägerin.«

»Ich will es wagen.«

»Sie waren nicht auf dem letzten Opernball?«

»Ich!« rief die Königin; »ich auf dem Opernball?«

»Ich bitte, leise.«

»Oh! nein, schreien wir das, mein Schwager! ich sei auf dem Opernball gewesen, sagen Sie?«

»Gewiß, ja, Sie waren dort.«

»Sie haben mich vielleicht gesehen?« versetzte sie mit Ironie, aber bis dahin scherzend.

»Ich habe Sie gesehen.«

»Mich! mich!«

»Sie! Sie!«

»Das ist stark.«

»Das habe ich mir auch gesagt.«

»Warum behaupten Sie nicht auch vollends, Sie haben mit mir gesprochen? das wäre noch drolliger.«

»Bei meiner Treue, ich war eben im Begriff, Sie anzureden, als ein Schwarm von Masken uns trennte.«

»Sie sind verrückt!«

»Ich war fest überzeugt, Sie würden mir das sagen. Ich hätte mich dem nicht aussetzen sollen, das ist mein Fehler.«

Die Königin stand plötzlich auf und machte in großer Aufregung ein paar Schritte im Zimmer. Der Graf schaute sie mit erstaunter Miene an.

Jeanne drückte sich die Nägel in's Fleisch, um eine gute Haltung zu beobachten.

Die Königin blieb wieder stehen und sagte zu dem jungen Prinzen:

»Mein Freund, scherzen wir nicht, ich habe einen so schlimmen Character, daß Sie sehen, ich verliere schon die Geduld; gestehen Sie geschwind, daß Sie sich auf meine Kosten haben belustigen wollen, und ich werde sehr glücklich sein.«

»Ich gestehe Ihnen das, wenn Sie wollen, meine Schwägerin.«

»Seien Sie ernst, Carl.«

»Ernst wie ein Fisch.«

»Ich bitte inständig, sagen Sie mir, nicht wahr, Sie haben dieses Märchen geschmiedet?«

Er schaute blinzeln die Damen an und antwortete dann:

»Ich habe geschmiedet, wollen Sie mich entschuldigen.«

»Sie haben mich nicht verstanden, mein Schwager,« wiederholte die Königin mit großer Heftigkeit. »Ich frage Sie, ja oder nein, nehmen Sie vor diesen Damen zurück, was Sie gesagt haben? Lügen Sie nicht, schonen Sie mich nicht.«

Andrée und Jeanne verschwanden hinter der Gobelinstapete.

»Nun! meine liebe Schwägerin,« sprach der Prinz mit leiser Stimme, als sie nicht mehr da waren, »ich habe die Wahrheit gesagt; warum warnten Sie mich nicht früher.«

»Sie haben mich auf dem Opernball gesehen?«

»Wie ich Sie jetzt sehe, und Sie haben mich auch gesehen?«

Die Königin stieß einen Schrei aus, rief Jeanne und Andrée, lief selber weg, um sie von der andern Seite der Tapete zu holen, nahm jede von ihnen bei einer Hand und zog sie rasch Beide herein.

»Meine Damen, der Herr Graf von Artois behauptet, er habe mich im Opernhause gesehen,« sagte sie.

»Oh!« murmelte Andrée.

»Es ist nicht mehr Zeit zurückzuweichen,« fuhr die Königin fort. »Beweisen Sie, beweisen Sie ...«

»Hören Sie,« sprach der Prinz. »Ich war mit dem Marschall von Richelieu, mit Herrn von Calonne, mit ... mein Gott, mit einer ganzen Gesellschaft. Ihre Maske ist abgefallen.«

»Meine Maske!«

»Ich wollte Ihnen sagen: das ist mehr als verwegen, meine Schwägerin! da waren Sie verschwunden, fortgezogen von dem Cavalier, der Ihnen den Arm reichte.«

»Der Cavalier! Oh! mein Gott! Sie machen mich toll.«

»Ein blauer Domino,« fügte der Prinz bei.

Die Königin fuhr mit ihrer Hand über die Stirne.

»An welchem Tag war dieß?« fragte sie.

»Am Sonnabend, am Tag vor meiner Abfahrt zur Jagd. Sie schliefen noch am Morgen, als ich aufbrach, sonst hätte ich Ihnen da schon gesagt, was ich Ihnen so eben gesagt habe.«

»Mein Gott, mein Gott! Um welche Stunde haben Sie mich gesehen?«

»Es mochte zwischen zwei und drei Uhr sein.«

»Es ist entschieden, entweder bin ich verrückt oder sind Sie es.«

»Ich wiederhole Ihnen, daß ich es bin; ich werde mich getäuscht haben ... doch ...«

»Doch? ...«

»Kümmern Sie sich nicht so sehr, man hat nichts erfahren ... Einen Augenblick glaubte ich, Sie wären mit dem König, doch Ihr Begleiter sprach Deutsch, und der König versteht nur Englisch.«

»Deutsch ... ein Deutscher! Oh! ich habe einen Beweis, mein Schwager. Am Sonnabend legte ich mich um elf Uhr zu Bette.«

Der Graf verbeugte sich lächelnd wie ein ungläubiger Mensch.

Die Königin läutete.

»Frau von Misery wird Ihnen Alles sagen.«

Der Graf lachte.

»Warum rufen Sie nicht auch Laurent, den Portier? er wird auch Zeugschaft ablegen. Ich habe diesen Lauf gegossen, Schwesterchen, schießen Sie nicht auf mich.«

»Oh!« rief die Königin voll Wuth. »Oh! daß man mir nicht glauben will!«

»Ich würde Ihnen glauben, wenn Sie weniger in Zorn geriethen. Doch wie ist das möglich! sage ich Ihnen ja, so werden Andere, wenn sie kommen, nein sagen.«

»Andere? welche Andere?«

»Bei Gott! diejenigen, welche gesehen haben, wie ich.«

»Ah! das ist wahrlich seltsam! Es gibt Leute, die mich gesehen haben. Wohl! so zeigen Sie mir diese Leute.«

»Sogleich ... ist Philipp von Taverney da?«

»Mein Bruder!« sagte Andrée.

»Er war dort, mein Fräulein,« antwortete der Prinz: »wollen Sie, daß man ihn befrage, meine liebe Schwägerin?«

»Ich bitte inständig darum.«

»Mein Gott!« murmelte Andrée.

»Was?« machte die Königin.

»Mein Bruder zur Zeugschaft berufen!«

»Ja, ja, ich will es.«

Und die Königin rief; man lief, um Philipp zu suchen, bis zu seinem Vater, den er eben nach der von uns geschilderten Scene verlassen hatte.

Herr des Schlachtfeldes bei seinem Duell mit Charny, ging Philipp, der der Königin einen Dienst geleistet hatte, freudig nach dem Schlosse Versailles.

Man fand ihn auf dem Weg, theilte ihm den Befehl der Königin mit, und er eilte, zu gehorchen.

Marie Antoinette stürzte ihm entgegen, stellte sich gerade vor ihn und rief:

»Mein Herr, sind Sie im Stande, die Wahrheit zu sagen?«

»Ja, Madame, ich bin unfähig, zu lügen,« erwiderte er.

»So sagen Sie ... sprechen Sie offenherzig, ob ... ob Sie mich seit acht Tagen an einem

öffentlichen Orte gesehen haben.«

»Ja, Madame.« antwortete Philipp.

Die Herzen schlugen im Zimmer, daß man sie hätte hören können.

»Wo haben Sie mich gesehen?« fragte die Königin mit einer furchtbaren Stimme.

Philipp schwieg.

»Oh! seien Sie ohne Schonung, mein Herr, mein Schwager hier behauptet, er habe mich auf dem Opernball gesehen; und Sie, wo haben Sie mich gesehen?«

»Wie Monseigneur der Graf von Artois, auf dem Opernball, Madame.«

Die Königin sank, wie vom Blitze getroffen, auf den Sopha.

Dann erhob sie sich wieder mit der Raschheit eines verwundeten Tigers und rief:

»Das ist nicht möglich, da ich nicht dort gewesen bin. Hüten Sie sich wohl, Herr von Taverney, ich bemerke, daß Sie hier Puritaner-Manieren annehmen; das ist gut in America bei Herrn von Lafayette, doch in Versailles sind wir Franzosen, und höflich und einfach.«

»Eure Majestät verletzt Herrn von Taverney,« sprach Andrée, bleich vor Zorn und Entrüstung.
»Wenn er sagt, er habe gesehen, so hat er gesehen.«

»Sie auch!« rief Marie Antoinette: »Sie auch! Es fehlt wahrhaftig nur noch, daß Sie mich auch gesehen haben. Bei Gott! wenn ich Freunde habe, die mich vertheidigen, so habe ich auch Feinde, die mich ermorden. Ein einziger Zeuge gibt kein Zeugniß, meine Herren.«

»Sie erinnern mich daran,« sprach der Graf von Artois, »daß ich in dem Augenblick, wo ich Sie sah, und wo ich wahrnahm, der blaue Domino sei nicht der König, glaubte, es sei der Neffe des Herrn von Suffren. Wie heißt er doch, der brave Officier, der die Heldenthat auf der See vollführt hat? Sie haben ihn eines Tags so gut empfangen, daß ich glaubte, er sei Ihr Ehrenritter.«

Die Königin erröthete; Andrée wurde bleich wie der Tod. Beide schauten sich an und bebten, als sie sich so sahen.

Philipp wurde bleifarbig.

»Herr von Charny,« murmelte er.

»Charny! so ist es.« fuhr der Graf von Artois fort. »Nicht wahr, Herr Philipp, die Tournure dieses blauen Domino hatte Aehnlichkeit mit der des Herrn von Charny?«

»Ich habe es nicht bemerkt, Monseigneur,« erwiderte Philipp, beinahe erstickend.

»Aber,« fuhr der Graf von Artois fort, »ich habe bald bemerkt, daß ich mich getäuscht, denn Herr von Charny bot sich plötzlich meinen Augen, er war da, bei Herrn von Richelieu, Ihnen gegenüber, meine Schwägerin, in dem Augenblick, wo Ihre Maske fiel.«

»Und er hat mich gesehen?« rief die Königin mit Hintansetzung aller Klugheit.

»Wenn er nicht blind ist,« erwiderte der Prinz.

Die Königin machte eine verzweifelte Geberde und schüttelte abermals die Glocke.

»Was machen Sie?« sagte der Prinz.

»Ich will auch Herrn von Charny befragen, den Kelch bis auf die Hefe leeren.«

»Ich glaube nicht, daß Herr von Charny in Versailles ist,« murmelte Philipp.

»Warum nicht?«

»Man hat mir, glaube ich, gesagt, er sei ... unpäßlich.«

»Oh! die Sache ist ernst genug, daß er kommen muß, mein Herr. Ich bin auch unpäßlich, und dennoch würde ich mit bloßen Füßen bis an's Ende der Welt gehen, um zu beweisen ...«

Mit zerrissenem Herzen näherte sich Philipp Andrée, welche durch das Fenster schaute, das auf die Blumenbeete ging.

Plötzlich konnte sich Andrée eines Schreies nicht erwehren.

»Was gibt es?« fragte die Königin, indem sie auf Andrée zuing.

»Nichts, nichts ... Man sagte, Herr von Charny sei krank, und ich sehe ihn.«

»Du siehst ihn?« rief Philipp an's Fenster laufend.

»Ja, er ist es.«

Alles vergessend, öffnete die Königin mit einer außerordentlichen Stärke das Fenster, und rief mit lauter Stimme:

»Herr von Charny!«

Dieser drehte den Kopf um, und wandte sich dann, ganz bestürzt vor Erstaunen, nach dem Schlosse.

XXXVII.

Ein Alibi.

Herr von Charny trat, etwas bleich, aber aufrecht und ohne ein scheinbares Leiden ein.

Beim Anblick dieser hohen Gesellschaft nahm er die achtungsvolle und steife Haltung des Weltmannes und des Soldaten an.

»Nehmen Sie sich in Acht, meine liebe Schwägerin,« sagte der Graf von Artois leise zur Königin, »mir scheint, Sie befragen viele Leute.«

»Mein Schwager, ich werde die ganze Welt befragen, bis es mir gelingt, Einen zu treffen, der mir sagt, daß Sie sich getäuscht haben.«

Mittlerweile hatte Charny Philipp gesehen und diesen höflich begrüßt.

»Sie sind ein Henker Ihrer Gesundheit.« sagte Philipp leise zu seinem Gegner. »Verwundet ausgehen! wahrhaftig, Sie wollen sterben!«

»Man stirbt nicht daran, daß man sich an einem Strauch im Bois de Boulogne geritzt hat,« erwiderte Charny, glücklich, seinem Feinde einen moralischen Stich zu geben, welcher wohl schmerzlicher war als der vom Degen.

Die Königin näherte sich, um diesem Gespräche ein Ende zu machen, das mehr ein doppeltes Selbstgespräch als ein Dialog gewesen war.

»Herr von Charny,« sagte sie, »Sie waren, wie diese Herren behaupten, auf dem Opernball?«

»Ja, Eure Majestät,« erwiderte Charny, sich verbeugend.

»Sagen Sie mir, was Sie dort gesehen haben.«

»Fragt mich Eure Majestät, was ich dort gesehen, oder wen ich dort gesehen?«

»Ganz richtig ... wen Sie dort gesehen, und keine Discretion, Herr von Charny, kein gefälliges Verschweigen.«

»Ich soll Alles sagen, Madame?«

Die Wangen der Königin bekamen die Blässe wieder, die an diesem Morgen schon zehnmal an die Stelle einer fieberhaften Röthe getreten war.

»Um nach der Hierarchie, nach dem Gesetze meiner Ehrfurcht zu beginnen ...« sprach Charny.

»Gut, Sie haben mich gesehen?«

»Ja, Eure Majestät, in dem Augenblick, wo die Maske der Königin durch ein Unglück gefallen ist.«

Marie Antoinette zerknitterte in ihren nervigen Händen die Spitzen ihres Halstuches.

»Mein Herr!« sagte die Königin mit einer Stimme, in der ein verständigerer Beobachter ein dem Ausbruche nahes Schluchzen errathen hätte, »schauen Sie mich wohl an, sind Sie Ihrer Sache sicher?«

»Madame, die Züge Eurer Majestät sind in die Herzen aller Ihrer Unterthanen eingegraben. Wer Eure Majestät einmal gesehen hat, sieht sie immer.«

Philipp schaute Andrée an, Andrée tauchte ihre Blicke in die von Philipp. Diese zwei Schmerzen, diese zwei Eifersuchten schloßen ein peinliches Bündniß.

»Mein Herr,« wiederholte die Königin, indem sie sich Charny näherte, »ich versichere Sie, daß ich nicht auf dem Opernball gewesen bin.«

»Oh! Madame!« rief der junge Mann, seine Stirne tief gegen den Boden neigend, »hat Eure Majestät nicht das Recht, zu gehen, wohin es ihr gutdünkt, und wäre es in die Hölle? sobald Eure Majestät den Fuß darein gesetzt hat, ist die Hölle gereinigt.«

»Ich bitte Sie nicht, meinen Schritt zu entschuldigen,« versetzte die Königin; »ich bitte Sie, zu glauben, daß ich ihn nicht gethan habe.«

»Ich werde Alles glauben, was mir Eure Majestät zu glauben befiehlt,« erwiderte Charny, bis in den Grund seines Herzens durch diese Dringlichkeit der Königin, durch diese einnehmende Demuth der stolzen Frau bewegt.

»Meine Schwägerin, das ist zu viel,« flüsterte der Graf von Artois Marie Antoinette in's Ohr.

Denn diese Scene hatte alle Anwesenden zu Eis erstarren gemacht: die Einen durch den Schmerz ihrer Liebe oder ihrer verwundeten Eitelkeit; die Anderen durch die Erschütterung, welche immer eine angeklagte Frau hervorbringt, die sich muthig gegen niederschmetternde Beweise vertheidigt.

»Man glaubt es! man glaubt es!« rief die Königin, außer sich vor Zorn; und entmuthigt sank sie in einen Lehnstuhl und trocknete mit dem Ende ihres Fingers die Spur einer Thräne, die der Stolz am Rande ihres Augenlides versengte. Plötzlich erhob sie sich.

»Meine Schwägerin! verzeihen Sie mir,« sagte zärtlich der Graf von Artois, »Sie sind unter ergebenen Freunden; das Geheimniß, vor dem sie übermäßig erschrecken, kennen wir allein, und aus unseren Herzen, in denen es eingeschlossen ist, wird es Niemand, außer mit unserem Leben, herausziehen.«

»Das Geheimniß! das Geheimniß!« rief die Königin, »ich will keines.«

»Meine liebe Schwägerin!«

»Kein Geheimniß. Einen Beweis!«

»Madame, man kommt,« sprach Andrée.

»Madame, der König,« sagte Philipp langsam.

»Der König!« rief ein Huissier im Vorzimmer.

»Der König! desto besser. Oh! der König ist mein einziger Freund, der König würde mich nicht für schuldig halten, selbst wenn er mich bei einem Fehler gesehen zu haben glaubte; der König ist willkommen.«

Der König trat ein. Sein Blick contrastirte gegen diese ganze Unordnung und Verstörtheit der Gesichter um die Königin her.

»Was gibt es?« fragte der König, vorschreitend.

»Mein Herr, ein Gerücht, ein schändliches Gerücht verbreitet sich. Helfen Sie mir, helfen Sie mir, Sire, denn dießmal sind es nicht mehr Feinde, die mich anklagen, es sind meine Freunde.«

»Ihre Freunde?«

»Diese Herren, mein Schwager, verzeihen Sie; der Herr Graf von Artois, Herr von Taverney, Herr von Charny versichern, sie haben mich auf dem Opernball gesehen.«

»Auf dem Opernball?« rief der König, die Stirne faltend.

»Ja. Sire.«

Ein furchtbares Stillschweigen lastete eine Zeit lang auf der ganzen Versammlung.

Frau von La Mothe sah die düstere Unruhe des Königs; sie sah die Todesblässe der Königin: mit einem Worte konnte sie eine so beklagenswerthe Pein verschwinden machen; sie konnte alle diese Anklagen aus der Vergangenheit vernichten und die Königin für die Zukunft retten.

Doch ihr Herz zog sie nicht dahin; ihr Interesse hielt sie von einer solchen Handlungsweise ab. Sie sagte sich, es sei nicht mehr Zeit, sie habe schon in Beziehung auf die Kufe gelogen, und wenn sie ihr Wort zurücknehme, wenn sie sehen lasse, sie habe einmal gelogen, wenn sie der Königin zeige, sie habe sie bei der ersten Anklage nicht schnell genug unterstützt, so richte sich die neue Günstlingin auf den ersten Schlag zu Grunde, zerstöre den Nutzen ihrer zukünftigen Gunst; sie schwieg.

Da wiederholte der König mit einer Miene voll Bangigkeit:

»Auf dem Opernball? Wer hat hievon gesprochen? Weiß es der Herr Graf von Provence?«

»Aber es ist nicht wahr!« rief die Königin mit dem Ausdruck einer verzweifelten Unschuld. »Es ist nicht wahr; der Herr Graf von Artois täuscht sich; Herr von Taverney täuscht sich. Sie täuschen sich, Herr von Charny. Oh! man kann sich täuschen.«

Alle verbeugten sich.

»Auf!« rief die Königin, »man lasse meine Leute, man lasse alle Welt kommen. Man befrage! Nicht wahr, am Sonnabend war dieser Ball?«

»Ja, meine Schwägerin.«

»Nun! was habe ich am Sonnabend gethan? Man sage es mir, denn ich werde wahrhaftig toll, und wenn das so fortgeht, so werde ich am Ende selbst glauben, ich sei auf diesem infamen Opernball gewesen; doch wenn ich dahin gegangen wäre, meine Herren, so würde ich es sagen.«

Plötzlich näherte sich der König mit fröhlichem Auge, heiterer Stirne, ausgestreckten Händen, und fragte:

»Sonnabend, nicht wahr, meine Herren, Sonnabend?«

»Ja, Sire.«

»Nun wohl!« fuhr er immer ruhiger, immer heiterer fort, »darüber darf man Niemand als Ihre Kammerfrau fragen, Marie. Sie wird sich vielleicht erinnern, zu welcher Stunde ich an diesem Tage bei Ihnen eingetreten bin; es war, glaube ich, gegen elf Uhr Abends.«

»Ah!« rief die Königin, berauscht vor Freude, »ja, Sire.«

Und sie warf sich in seine Arme; dann plötzlich roth und verwirrt, weil sie sich angeschaut sah, verbarg sie ihr Gesicht an der Brust des Königs, der zärtlich ihre schönen Haare küßte.

»Wohl!« sagte der Graf von Artois, ganz verblüfft zugleich vor Erstaunen und Freude, »ich werde mir eine Brille kaufen; doch, bei Gott! ich gäbe diese Scene nicht für eine Million, nicht wahr, meine Herren?«

Philipp war, bleich wie der Tod, an das Tüfelwerk angelehnt. Kalt und unempfindlich, hatte Charny seine von Schweiß triefende Stirne abgewischt.

»Darum, meine Herren,« sprach der König, freudig bei der Wirkung verweilend, die er hervorgebracht, »darum ist es unmöglich, meine Herren, daß die Königin in jener Nacht auf dem Opernball war. Glauben Sie es, wenn es Ihnen gutdünkt; ich bin fest überzeugt, die Königin begnügt sich damit, daß ich ihr glaube.«

»Gut,« fügte der Graf von Artois bei, »der Herr Graf von Provence mag davon denken, was er will, aber ich fordere seine Frau heraus, auf dieselbe Art ein Alibi zu beweisen, wenn man sie einmal anklagen wird, sie habe die Nacht auswärts zugebracht.«

»Mein Bruder!«

»Sire, ich küsse Ihnen die Hände.«

»Carl, ich gehe mit Ihnen,« sagte der König, nachdem er der Königin einen letzten Kuß gegeben.

Philipp hatte sich nicht gerührt.

»Herr von Taverney!« sprach die Königin mit strengem Tone, »begleiten Sie den Herrn Grafen von Artois nicht?«

Philipp erhob sich plötzlich. Das Blut strömte nach seinen Schläfen und seinen Augen. Er war einer Ohnmacht nahe. Kaum hatte er die Kraft, zu grüßen, Andrée anzuschauen, einen furchtbaren Blick auf Charny zu werfen und den Ausdruck seines wahnsinnigen Schmerzes zurückzudrängen.

Er ging hinaus.

Die Königin behielt Andrée und Herrn von Charny bei sich.

* *
*

Die Lage Andrée's, welche zwischen ihren Bruder und die Königin, zwischen ihre Freundschaft und ihre Eifersucht gestellt war, hätten wir nicht zu skizziren vermocht, ohne den Gang der dramatischen Scene, worin der König wie eine glückliche Entwicklung erschien, langsamer zu machen.

Nichts verdient indessen mehr unsere Aufmerksamkeit, als das Leiden Andrée's. Sie fühlte, daß Philipp sein Leben gegeben hätte, um dieses Zusammensein von Marie Antoinette und Charny zu verhindern, und sie gestand sich, daß sie selbst ihr Herz brechen gefühlt haben würde, hätte sie, um Philipp zu folgen und ihn zu trösten, wie sie es thun mußte, Charny allein frei mit Frau von La Mothe und der Königin, das heißt freier als allein, gelassen.

Was sie empfand, wie sollte sie es sich erklären?

War es Liebe? Oh! die Liebe, hätte sie sich gesagt, keimt nicht, wächst nicht in der kalten Atmosphäre der Hofgefühle. Die Liebe, diese seltene Pflanze, blüht gern in edlen, reinen, unberührten Herzen. Sie schlägt nicht ihre Wurzeln in einem durch Erinnerungen entheiligten Herzen, in einem Boden, der durch Thränen erweicht worden, welche sich seit Jahren zusammendrängen. Nein, es war nicht Liebe, was Fräulein von Taverney für Herrn von Charny empfand. Sie stieß mit Gewalt einen solchen Gedanken zurück, weil sie sich geschworen hatte, nie etwas auf dieser Welt zu lieben.

Warum hatte sie aber denn so sehr gelitten, als Charny einige Worte der Ehrfurcht und Ergebenheit an die Königin gerichtet? Das war sicherlich Eifersucht.

Ja. Andrée gestand sich, daß sie eifersüchtig, nicht auf die Liebe, die ein Mann für eine andere Frau als sie fühlen mochte, sondern auf die Frau war, die diese Liebe einflößen, empfangen, ermächtigen konnte.

Mit Schwermuth sah sie alle die schönen Verliebten des neuen Hofes um sie hergehen: diese muthigen Leute voll Eifer, die sie nicht begriffen und sich entfernten, nachdem sie ihr einige Huldigungen dargebracht, die Einen, weil ihre Kälte nicht Philosophie war, die Anderen, weil diese Kälte einen seltsamen Contrast mit den alten Leichtfertigkeiten bildete, in welchen Andrée geboren worden sein mußte.

Und dann mißtrauen die Männer, mögen sie das Vergnügen suchen oder von Liebe träumen, der Kälte einer Frau von fünfundzwanzig Jahren, die schön, reich, die Günstlingin der Königin ist, und allein, schweigsam, eisig und bleich, auf einem Wege geht, wo es zum höchsten Glück und zur höchsten Freude gereicht, einen ungeheuren Lärmen zu machen.

Ein lebendiges Räthsel sein ist kein Reiz, kein Anziehungsmittel; das hatte Andrée wohl bemerkt; sie hatte die Augen allmählig sich von ihrer Schönheit abwenden, die Geister ihrem Geiste mißtrauen oder ihn leugnen sehen. Sie sah sogar mehr: diese Vernachlässigung wurde eine Gewohnheit bei den Alten, ein Instinct bei den Neuen; es war ebenso wenig gebräuchlich, Fräulein von Taverney anzureden und mit ihr zu sprechen, als es Gewohnheit war, Latona oder Diana in Versailles in ihrem kalten Gürtel von geschwärztem Wasser anzureden. Jeder, der Fräulein von Taverney begrüßt, seine Pirouette gemacht und einer andern Frau zugelächelt hatte, hatte auch seine Pflicht erfüllt.

Alle diese Nuancen entgingen dem scharfen Auge Andrée's nicht. Sie, deren Herz allen Kummer empfunden hatte, ohne ein einziges Vergnügen zu kennen; sie, die das Alter mit einem Gefolge von bleichem Verdrusse und schwarzen Erinnerungen vorrücken fühlte, sie rief in der Stille denjenigen, welcher bestraft, mehr an, als denjenigen, welcher verzeiht, und indem sie, in ihren schmerzlichen Schlaflosigkeiten, die den glücklichen Liebenden von Versailles als Futter gebotenen Wonnen an sich vorüberziehen ließ, seufzte sie mit einer tödtlichen Bitterkeit:

»Und ich! mein Gott! Und ich!«

Als sie am Tag der großen Kälte Charny fand, als sie die Augen des jungen Mannes sich neugierig auf sie heften und sie allmählig mit einem sympathischen Netze umgeben sah, da erkannte sie nicht mehr die seltsame Zurückhaltung, welche alle Höflinge ihr gegenüber zeigten. Für diesen Mann war sie eine Frau. Er hatte in ihr die Jugend wiedererweckt und den Tod galvanisirt; er hatte den Marmor Diana's und Latona's erröthen gemacht.

Fräulein von Taverney schloß sich auch rasch an diesen Regenerator an, der ihr selbst ihre eigene Lebenskraft wieder zum Bewußtsein gebracht hatte. Sie fühlte sich glücklich, diesen Mann anzuschauen, für den sie kein Räthsel war. Sie war unglücklich bei dem Gedanken, eine andere Frau werde ihrer azurblauen Phantasie die Flügel abschneiden, ihren Traum rauben, der kaum aus dem goldenen Thore hervorgegangen.

Man wird uns verzeihen, daß wir auf diese Art erklärt haben, warum Andrée Philipp nicht aus dem Cabinet der Königin folgte, obgleich sie unter der ihrem Bruder angethanen Beleidigung gelitten hatte, obgleich dieser Bruder für sie eine Vergötterung, eine Religion, beinahe eine Liebe war.

Fräulein von Taverney, welche nicht wollte, daß die Königin unter vier Augen mit Charny blieb, mischte sich, nachdem man ihren Bruder weggeschickt, nicht mehr in's Gespräch.

Sie setzte sich an die Ecke des Kamins, den Rücken beinahe der Gruppe zugewendet, die die Königin, welche saß, Charny, der halb vorgebeugt stand, und Frau von La Mothe bildeten, die sich aufrecht in der Fenstervertiefung hielt, wo ihre falsche Bescheidenheit ein Asyl, ihre wirkliche Neugierde einen günstigen Beobachtungspunkt suchte.

Die Königin blieb einige Minuten schweigsam; sie wußte nicht, wie sie ein neues Gespräch an die so heikle Erklärung, welche so eben stattgefunden, anknüpfen sollte.

Charny schien leidend, und seine Haltung mißfiel der Königin nicht.

Marie Antoinette brach am Ende das Stillschweigen und sagte plötzlich, sowohl ihren eigenen

Gedanken, als den der Andern beantwortend:

»Das beweist, daß es uns nicht an Feinden fehlt. Sollte man glauben, daß so erbärmliche Dinge am Hof von Frankreich vorgehen? Sollte man es glauben?«

Charny erwiderte nichts.

»Welch ein Glück,« fuhr die Königin fort, »welch ein Glück, auf Ihren Schiffen in der freien Luft, auf der See zu leben! Man spricht uns Stadtleuten vom Zorne, von der Bosheit der Wellen vor. Oh! mein Herr, mein Herr, schauen Sie sich an! Haben die Wellen des Oceans, die wüthendsten Wellen nicht den Schaum ihres Zornes auf Sie geworfen? Haben ihre Stürme Sie nicht zuweilen, ja sogar oft auf dem Verdeck Ihres Schiffes umgeworfen? Schauen Sie sich an, Sie sind jung, Sie sind gesund, Sie sind geehrt.«

»Madame!«

»Haben die Engländer Ihnen nicht auch ihren Zorn von Flammen und Kartätschen zugeschleudert, einen für das Leben so gefährlichen Zorn? Doch was ist Ihnen daran gelegen? Sie sind unversehrt, Sie sind stark, und wegen des Zornes der Feinde, die Sie besiegt, hat Sie der König beglückwünscht, geliebt, das Volk kennt und liebt Sie.«

»Nun! Madame?« murmelte Charny, der mit Bangigkeit sah, daß Marie Antoinette sich allmählig fieberisch exaltirte.

»Worauf will ich kommen?« sagte sie; »ah! ja: Gesegnet seien die Feinde, die auf uns die Flamme, das Eisen, die schäumende Welle schleudern; gesegnet seien die Feinde, die nur mit dem Tode drohen!«

»Mein Gott! Madame,« erwiderte Charny, »es gibt keine Feinde für Eure Majestät; so wenig als es Schlangen für den Adler gibt. Alles, was unten am Boden kriecht, bewegt diejenigen nicht, welche in den Wolken schweben.«

»Mein Herr,« entgegnete rasch die Königin, »ich weiß, Sie sind gesund und unversehrt aus der Schlacht, gesund und unversehrt aus dem Sturme zurückgekommen; Sie sind triumphirend und geliebt zurückgekommen, während diejenigen, deren Ruf ein Feind, wie wir sie haben, mit seinem verleumderischen Geifer beschmutzt, allerdings für ihr Leben keine Gefahr laufen, aber nach jedem Sturme altern; sie gewöhnen sich daran, die Stirne zu beugen, weil sie fürchten müssen, wie ich heute, der doppelten, in einem einzigen Angriff verschmolzenen Beleidigung durch Feinde und Freunde zu begegnen. Und dann, mein Herr, wenn Sie wüßten, wie hart es ist, gehaßt zu werden!«

Andrée erwartete voll Angst die Antwort des jungen Mannes; sie zitterte, er würde mit der liebevollen Tröstung antworten, um welche die Königin anzusuchen schien.

Charny aber wischte, ganz im Gegentheil, mit seinem Sacktuch die Stirne ab, suchte einen Stützpunkt auf der Lehne eines Fauteuil und erbleichte.

Die Königin schaute ihn an.

»Ist es nicht zu warm hier?« fragte sie.

Frau von La Mothe öffnete das Fenster mit ihrer kleinen Hand, welche an der Stange rüttelte, wie es nur die kräftige Faust eines Mannes gethan hätte. Charny schlürfte die Luft nur mit Wonne ein.

»Der Herr ist an den Seewind gewöhnt, er wird in den Boudoirs von Versailles ersticken.«

»Das ist es nicht, Madame, aber ich habe um zwei Uhr einen Dienst, und wenn mir Eure Majestät nicht zu bleiben befiehlt ...«

»Nein, mein Herr,« sagte die Königin, »wir wissen, was ein Befehl ist, nicht wahr, Andrée?«

Dann wandte sie sich gegen Charny um und fügte mit leicht gereiztem Tone bei:

»Sie sind frei, mein Herr.«

Und sie entließ den jungen Mann mit einer Geberde.

Charny verbeugte sich wie ein Mensch, der Eile hat, und verschwand hinter dem Thürvorhang.

Nach einigen Secunden hörte man im Vorzimmer etwas wie eine Klage und wie ein Geräusch, das mehrere Personen machen, die sich drängen.

Die Königin war nahe an der Thüre – ob nun aus Zufall, oder daß sie Charny nachschauen wollte, dessen hastiger Abgang ihr seltsam vorgekommen war.

Sie hob den Thürvorhang auf, stieß einen schwachen Schrei aus und war im Begriff, hinauszustürzen.

Doch Andrée, die sie nicht aus dem Auge verloren hatte, befand sich zwischen ihr und der Thüre.

»Oh! Madame!« rief sie.

Die Königin schaute Andrée starr an, doch diese hielt den Blick fest aus.

Frau von La Mothe streckte den Kopf vor.

Zwischen der Königin und Andrée war ein unbedeutender Zwischenraum, und durch diesen Zwischenraum konnte sie den ohnmächtigen Charny sehen, dem die Diener und die Wachen Hilfe leisteten.

Als die Königin die Bewegung der Frau von La Mothe sah, machte sie rasch wieder die Thüre zu.

Doch zu spät; Frau von La Mothe hatte gesehen.

Mit gefalteter Stirne und nachdenklicher Haltung setzte sich Marie Antoinette wieder in ihren Lehnstuhl; sie war der düsteren Beklemmung preisgegeben, welche auf jede heftige Gemüthsbewegung folgt. Sie schien gar nicht zu ahnen, daß um sie her Leute lebten.

Andrée, obgleich sie stehen geblieben war und sich an eine Wand angelehnt hatte, schien nicht minder zerstreut, als die Königin.

Es herrschte einen Augenblick tiefes Stillschweigen.

»Das ist doch seltsam,« sprach laut und plötzlich die Königin, deren Wort ihre erstaunten Gefährtinnen beben machte, so unerwartet war dieses Wort: »Herr von Charny scheint noch zu zweifeln ...«

»Woran zu zweifeln, Madame? fragte Andrée.

»An meiner Anwesenheit im Schlosse in jener Ballnacht.«

»Oh! Madame!«

»Nicht wahr, Gräfin?« sagte die Königin, »habe ich nicht Recht, Herr von Charny zweifelt noch?«

»Trotz des Wortes Seiner Majestät, oh! Madame, das ist unmöglich!« erwiderte Andrée.

»Man kann denken, der König sei mir aus Eitelkeit zu Hilfe gekommen. Oh! er glaubt nicht! nein, er glaubt nicht! das ist leicht zu sehen.«

Andrée biß sich auf die Lippen.

»Mein Bruder ist nicht so ungläubig, als Herr von Charny,« sagte sie; »er schien wohl zu glauben.«

»Oh! das wäre schlimm,« fuhr die Königin fort, welche die Erwiderung Andrée's nicht gehört hatte. »In diesem Falle hätte der junge Mann kein so redliches, reines Herz, wie ich dachte.«

Dann schlug sie zornig in ihre Hände und rief:

»Aber warum sollte er am Ende glauben, wenn er gesehen hat? Der Herr Graf von Artois hat auch gesehen, Herr Philipp hat auch gesehen, er sagt es wenigstens; alle Welt hat gesehen, und es bedurfte des Wortes meines Gemahls, daß man glaubte, oder daß man sich vielmehr den Anschein gab, als glaubte man. Oh! hinter Allem dem steckt etwas, was ich aufklären muß, da Niemand daran denkt. Nicht wahr, Andrée, ich muß den Grund von Allem dem suchen und entdecken?«

»Eure Majestät hat Recht,« sagte Andrée, »und ich bin fest überzeugt, daß Frau von La Mothe auch meiner Ansicht ist und denkt, Eure Majestät müsse suchen, bis sie findet. Nicht wahr, Madame?«

Unversehens überfallen, bebte Frau von La Mothe und antwortete nicht.

»Denn man sagt auch, man habe mich bei Mesmer gesehen,« sprach die Königin.

»Eure Majestät war dort,« sagte hastig und mit einem Lächeln Frau von La Mothe.

»Gut,« erwiderte die Königin, »aber ich habe dort nicht gethan, was das Pamphlet sagt. Und dann hat man mich im Opernhause gesehen, und da war ich nicht.«

Marie Antoinette dachte nach; dann rief sie plötzlich:

»Oh! ich habe die Wahrheit.«

»Die Wahrheit?« stammelte die Gräfin.

»Oh! desto besser!« sagte Andrée.

»Man lasse Herrn von Crosne kommen!« rief die Königin freudig der eintretenden Frau von Misery zu.

XXXVIII.

Herr von Crosne.

Herr von Crosne, der ein sehr höflicher Mann war, befand sich in höchster Verlegenheit seit der Erklärung des Königs und der Königin.

Es ist nichts so Leichtes um die vollkommene Kenntniß aller Geheimnisse einer Frau, besonders wenn diese Frau die Königin ist und man den Auftrag hat, die Interessen der Krone zu wahren und über einem Rufe zu wachen.

Herr von Crosne fühlte, daß er das ganze Gewicht des Zornes einer Frau und der Entrüstung einer Königin tragen sollte; doch er war muthig in seiner Pflicht verschanzt, und seine wohlbekannte Höflichkeit mußte ihm als Panzer dienen, um die ersten Streiche zu schwächen.

Er trat gemächlich, mit einem Lächeln auf den Lippen ein.

Die Königin lächelte nicht.

»Oh! Herr von Crosne,« sagte sie, »nun ist die Reihe der Erklärungen an uns.«

»Ich bin zu den Befehlen Eurer Majestät.«

»Sie müssen die Ursache von Allem dem, was mir begegnet, wissen, Herr Policei-Lieutenant.« Herr von Crosne schaute mit einer etwas ängstlichen Miene umher.

»Seien Sie unbesorgt,« fuhr die Königin fort, »Sie kennen vollkommen diese zwei Damen; Sie kennen die ganze Welt.«

»So ungefähr,« erwiderte der Beamte; »ich kenne die Personen, ich kenne die Wirkungen, aber ich kenne die Ursachen dessen nicht, wovon Eure Majestät spricht.«

»Ich werde also das Mißvergnügen haben, sie Ihnen zu offenbaren,« sagte die Königin, ärgerlich über diese Ruhe des Policei-Lieutenant. »Es ist klar, daß ich Ihnen mein Geheimniß, wie dieß gewöhnlich der Brauch ist, leise oder beiseit mittheilen könnte; aber ich bin dahin gekommen, mein Herr, daß ich immer den hellen Tag und die volle Stimme vorziehe. Wohl denn! ich schreibe die Wirkungen, Sie nennen das so, ich schreibe die Wirkungen, über die ich mich beklage, dem schlechten Benehmen einer Person zu, die mir gleicht, und die sich überall, wo Sie selbst oder Ihre Agenten mich zu sehen glauben, zur Schau stellt.«

»Eine Ähnlichkeit!« rief Herr von Crosne, zu sehr beschäftigt, den Angriff der Königin auszuhalten, um die vorübergehende Unruhe Jeanne's und den Ausruf Andrée's zu bemerken.

»Würden Sie diese Annahme für unmöglich halten, Herr Policei-Lieutenant? Würden Sie lieber glauben, ich täusche mich oder ich hintergehe Sie?«

»Madame, ich sage das nicht; wie groß aber auch die Ähnlichkeit zwischen jener Frau und Eurer Majestät sein mag, so besteht doch noch ein solcher Unterschied, daß kein geübtes Auge sich täuschen kann.«

»Man kann sich täuschen, mein Herr, da man sich täuscht.«

»Und ich würde Eurer Majestät ein Beispiel liefern,« sagte Andrée.

»Als wir mit meinem Vater in Taverney-Maison-Rouge wohnten, hatten wir ein Dienstmädchen, das durch eine seltsame Bizarrie ...«

»Mir glich.«

»Ja, Eure Majestät, es war zum Täuschen.«

»Und was ist aus diesem Mädchen geworden?«

»Wir wußten nicht, in welchem Grade der Geist Eurer Majestät edel und erhaben ist; mein Vater fürchtete, diese Aehnlichkeit könnte der Königin mißfallen, und als wir in Trianon waren, verbargen wir das Mädchen vor den Augen des ganzen Hofes.«

»Sie sehen wohl, Herr von Crosne. Ah! ah! das interessirt Sie.«

»Ungemein, Madame.«

»Hernach, meine liebe Andrée?«

»Dieses Mädchen, ein unruhiger, ehrgeiziger Geist, langweilte sich, daß es so abgeschlossen war; es machte ohne Zweifel eine schlechte Bekanntschaft, und eines Abends, bei meinem Schlafengehen, war ich erstaunt, die Dienerin nicht mehr zu sehen. Man suchte sie. Nichts! Sie war verschwunden.«

»Sie hatte Sie wohl ein wenig bestohlen, meine Liebe?«

»Nein, Madame, ich besaß nichts.«

Jeanne hatte diesem Gespräch mit einer leicht begreiflichen Aufmerksamkeit zugehört.

»Sie wußten dieß Alles also nicht, Herr von Crosne?« fragte die Königin.

»Nein, Madame.«

»Es gibt also eine Frau, deren Aehnlichkeit mit mir auffallend ist; und Sie wissen es nicht? Ein Ereigniß dieser Art kommt im Königreich vor, es veranlaßt ernste Unordnungen, und Sie sind nicht zuerst von diesem Ereigniß unterrichtet? Ah! mein Herr, gestehen Sie, die Policei ist sehr schlecht bestellt.«

»Ich versichere Sie, nein, Madame,« erwiderte der Beamte. »Es steht dem großen Haufen frei, die Functionen eines Policei-Lieutenant bis zu den Functionen eines Gottes zu erheben. Aber Eure Majestät, die hoch über mir in dem irdischen Olymp thront, weiß wohl, daß die Beamten des Königs nur Menschen sind; ich befehle den Ereignissen nicht. Es gibt so seltsame Ereignisse, daß der menschliche Geist kaum genügt, um sie zu begreifen.«

»Mein Herr, wenn ein Mensch alle möglichen Gewalten erhalten hat, um bis in die Gedanken von seines Gleichen einzudringen, wenn er nebst den Agenten Spione bezahlt, wenn er mittelst seiner Spione Alles sehen kann, sogar die Geberden, die ich vor dem Spiegel mache, wenn dieser Mann nicht der Herr der Ereignisse ist ...«

»Madame, als Eure Majestät die Nacht außer ihrer Wohnung zubrachte, habe ich es erfahren. War meine Policei gut bestellt? Ja, nicht wahr? An diesem Tage hat Eure Majestät diese Dame hier, in der Rue Saint-Claude, im Marais, besucht. Das geht mich nichts an. Als Sie bei der Mesmerschen Kufe erschienen, waren Sie, glaube ich, wohl dahin gegangen; meine Policei war gut bestellt, da meine Agenten Sie gesehen haben. Als Sie in's Opernhaus gingen ...«

Die Königin hob lebhaft den Kopf empor.

»Lassen Sie mich sprechen, Madame. Ich sah Sie, wie der Herr Graf von Artois Sie gesehen hat. Täuschte sich der Schwager in den Zügen der Schwägerin, so wird sich noch viel mehr ein Agent täuschen, der einen kleinen Thaler per Tag bezieht. Der Agent hat Sie zu sehen geglaubt, er hat es gesagt. Werden Sie auch behaupten, meine Agenten haben nicht gut die Sache des Zeitungsschreibers Reteau verfolgt, der von Herrn von Charny so schön gestriegelt worden ist?«

»Von Herrn von Charny?« riefen gleichzeitig Andrée und die Königin.

»Das Ereigniß ist nicht alt, Madame, und die Stockschläge sind noch warm auf den Schultern des Zeitungsschreibers. Das ist eines der Abenteuer, die den Triumph des Herrn von Sartines, meines Vorgängers, bildeten, wenn er sie dem seligen König oder der Favoritin in seiner geistreichen Weise erzählte.«

»Herr von Charny hat sich mit diesem Elenden eingelassen?«

»Ich habe es nur durch meine so verleumdete Policei erfahren, und Sie werden zugeben, daß es einigen Scharfsinnes für diese Policei bedurfte, um das Duell zu entdecken, das auf diese Angelegenheit folgte.«

»Ein Duell des Herrn von Charny! Herr von Charny hat sich geschlagen!« rief die Königin.

»Mit dem Zeitungsschreiber?« fragte hastig Andrée.

»Oh! nein, meine Damen; der so geschlagene Zeitungsschreiber hätte Herrn von Charny den Degenstich nicht gegeben, in Folge dessen es ihm in Ihrem Vorzimmer übel geworden ist.«

»Verwundet! er ist verwundet!« rief die Königin. »Verwundet! wann? wie? Ganz gewiß, Sie irren sich, Herr von Crosne.«

»Oh! Madame, Eure Majestät findet mich oft genug schlecht unterrichtet, um mir dießmal zuzugeben, daß ich es nicht bin.«

»So eben war er hier.«

»Ich weiß es wohl.«

»Oh! ich habe wohl gesehen, daß er litt,« sagte Andrée.

Diese Worte sprach sie auf eine Weise, daß die Königin die Feindseligkeit bemerkte und sich rasch umwandte.

Der Blick der Königin war ein Gegenstoß, den Andrée kräftig aushielt.

»Was sagen Sie?« sprach Marie Antoinette. »Sie bemerkten, daß Herr von Charny litt, und Sie haben es nicht gesagt?«

Andrée antwortete nicht. Jeanne wollte der Günstlingin, aus der man sich eine Freundin machen mußte, zu Hilfe kommen und sprach:

»Ich habe auch zu bemerken geglaubt, daß sich Herr von Charny nur mit Mühe während der Zeit, die Ihre Majestät mit ihm zu reden die Gnade hatte, aufrecht hielt.«

»Nur mit Mühe, ja,« sagte die stolze Andrée, die der Gräfin nicht einmal mit dem Blick dankte.

Herr von Crosne, er, den man befragte, schlürfte mit Wohlbehagen seine Beobachtungen über die drei Frauen ein, von denen keine, Jeanne ausgenommen, daran dachte, daß sie vor einem Policei-Lieutenant saß.

Endlich fragte die Königin:

»Mein Herr, mit wem und warum hat sich Herr von Charny geschlagen?«

Während dieser Zeit konnte Andrée wieder Haltung gewinnen.

»Mit einem Edelmann, der ... Aber, mein Gott! Madame, das ist jetzt sehr unnütz. Die zwei Gegner leben zu dieser Stunde im besten Einvernehmen, da sie so eben noch vor Eurer Majestät mit einander sprachen.«

»Vor mir ... hier?«

»Hier ... von wo der Sieger vor ungefähr zwanzig Minuten zuerst weggegangen ist.«

»Herr von Taverney!« rief die Königin mit einem Blitze der Wuth in den Augen.

»Mein Bruder!« murmelte Andrée, die es sich zum Vorwurfe machte, daß sie selbstsüchtig genug gewesen, um nicht Alles zu begreifen.

»Ich glaube in der That, daß Herr von Taverney es war, mit dem sich Herr von Charny geschlagen hat,« sagte Herr von Crosne.

Die Königin schlug heftig die Hände an einander, was bei ihr das Anzeichen ihres heißesten Zornes war.

»Das ist unschicklich ... unschicklich,« sagte sie. »Wie! ... man bringt die Sitten von America nach Versailles ... Oh! nein, darein werde ich mich nicht fügen.«

Andrée neigte das Haupt, Herr von Crosne ebenfalls.

»Weil man mit Herrn Lafayette und Herrn Wasington,« die Königin affectirte, diesen Namen auf französische Art auszusprechen, »weil man mit diesen Herren herumgelaufen ist, will man meinen Hof in einen Turnierplatz des sechszehnten Jahrhunderts verwandeln; nein, abermals nein! Andrée, Sie müssen wissen, daß sich Ihr Bruder geschlagen hat!«

»Ich erfahre es so eben,« erwiderte Andrée.

»Warum hat er sich geschlagen?«

»Wir hätten dieß Herr von Charny fragen können, der sich mit ihm geschlagen hat,« versetzte Andrée bleich und mit leuchtenden Augen.

»Ich frage nicht,« entgegnete die Königin hochmüthig, »ich frage nicht, was Herr von Charny gethan hat, sondern was Herr Philipp von Taverney gethan?«

»Hat sich mein Bruder geschlagen, so konnte das nicht gegen den Dienst Eurer Majestät sein,« erwiderte das Mädchen mit langsamer Betonung jedes Wortes.

»Wollen Sie damit sagen, Herr von Charny habe sich nicht für meinen Dienst geschlagen, mein Fräulein?«

»Ich habe die Ehre, Eurer Majestät zu bemerken,« sagte Andrée mit demselben Tone, »daß ich mit der Königin nur von meinem Bruder, und von keinem Andern rede.«

Marie Antoinette hielt sich ruhig. Damit ihr das gelang, bedurfte sie der ganzen Stärke, deren sie fähig war.

Sie stand auf, ging im Zimmer auf und ab, stellte sich, als schaute sie in den Spiegel, nahm einen Band aus einem lackirten Fachkasten, durchlief sieben bis acht Zeilen und warf ihn dann weg.

»Ich danke Ihnen, mein Herr,« sagte sie zu dem Beamten, »Sie haben mich überzeugt. Mein Kopf war ein wenig in Verwirrung durch alle diese Muthmaßungen, durch alle diese Berichte. Ja, die Policei ist sehr gut bestellt, mein Herr, doch ich bitte Sie, denken Sie an die Aehnlichkeit, von der ich gesprochen, nicht wahr? Adieu!«

Sie reichte ihm die Hand mit einer erhabenen Anmuth, und er entfernte sich doppelt glücklich und zehnfach unterrichtet.

Andrée fühlte die Nuance des Wortes: Adieu; sie machte eine lange und feierliche Verbeugung.

Die Königin sagte ihr nachlässig, aber ohne scheinbaren Groll, guten Tag.

Jeanne verbeugte sich wie vor einem heiligen Altar und schickte sich an, Abschied zu nehmen. Frau von Misery trat ein.

»Madame,« sagte sie zur Königin, »hat Eure Majestät nicht den Herren Böhmer und Bossange Audienz bewilligt?«

»Ah! es ist wahr, meine gute Misery, es ist wahr. Sie mögen eintreten. Bleiben Sie noch, Frau von La Mothe; der König soll einen vollständigeren Frieden mit Ihnen schließen.«

Indem sie dieses sagte, belauerte die Königin in einem Spiegel den Ausdruck des Gesichtes von Andrée, welche langsam auf die Thüre des großen Cabinets zuing.

Durch diese Begünstigung der Neuangekommenen wollte sie vielleicht ihre Eifersucht reizen.

Andrée verschwand unter den Flügeln des Thürvorhangs; sie hatte weder eine Miene verzogen, noch gebebt.

»Stahl! Stahl!« rief die Königin seufzend. »Ja, Stahl, alle diese Taverney, aber auch Gold.«

»Ah! guten Morgen, meine Herren Juweliere. Was bringen Sie mir Neues? Sie wissen wohl, daß ich kein Geld habe.«

XXXIX.

Die Versucherin.

Frau von La Mothe hatte ihren Posten wieder eingenommen: sie stand als bescheidene Frau auf der Seite und war aufmerksam wie eine Frau, der man zu bleiben und zuzuhören erlaubt hat.

Die Herren Böhmer und Bossange erschienen in Galakleidern in der Audienz der Souveränin. Sie vervielfältigten ihre Verbeugungen bis zum Lehnstuhl von Marie Antoinette.

»Juweliere kommen nur hierher, um von Juwelen zu sprechen,« sagte sie plötzlich. »Sie haben es schlecht getroffen, meine Herren.«

Herr Böhmer nahm das Wort, er war der Redner der Association.

»Madame,« sprach er, »wir kommen nicht hierher, um Waaren anzubieten, denn wir müßten befürchten, unbescheiden zu sein.«

»Oh!« versetzte die Königin, die es schon bereute, zu viel Muth gezeigt zu haben. »Man kann Juwelen sehen, ohne sie zu kaufen.«

»Allerdings, Madame,« fuhr Böhmer fort, der den Faden seiner Phrase suchte, »doch wir kommen, um eine Pflicht zu erfüllen, und das hat uns ermutigt.«

»Eine Pflicht?« versetzte die Königin erstaunt.

»Es handelt sich abermals um das schöne Halsband von Diamanten, das Eure Majestät nicht zu nehmen geruhte.«

»Ah ... gut ... das Halsband ... Hiebei sind wir also wieder!« rief die Königin lachend.

Böhmer blieb ernst.

»Es war in der That schön!« fuhr Marie Antoinette fort.

»So schön, Madame,« sagte Bossange schüchtern, »daß Eure Majestät allein würdig war, es zu tragen.«

»Was mich tröstete,« sprach Marie Antoinette mit einem leichten Seufzer, der Frau von La Mothe nicht entging, »was mich tröstete, war der Umstand, daß es anderthalb Millionen kostete; nicht wahr, Herr Böhmer?«

»Ja. Eure Majestät.«

»Und daß,« fuhr die Königin fort, »und daß es in der liebenswürdigen Zeit, in der wir leben, wo die Herzen der Völker erkaltet sind, wie die Sonne Gottes, keinen Fürsten mehr gibt, der fünfzehnmal hunderttausend Livres für ein Halsband bezahlen kann.«

»Fünfzehnmal hunderttausend Livres!« wiederholte Frau von La Mothe wie ein treues Echo.

»So daß Niemand haben wird, was ich nicht kaufen konnte, nicht kaufen durfte, meine Herren ... Sie werden mir antworten, die Stücke davon seien gut. Das ist wahr, doch ich werde Niemand um zwei oder drei Diamanten beneiden; ich würde um sechzig beneiden.«

Die Königin rieb sich die Hände mit einer Art von Befriedigung, woran das Verlangen, die Herren Böhmer und Bossange zu ärgern, einigen Theil hatte.

»Das ist es gerade, worin sich Eure Majestät irrt,« sprach Böhmer, »und dieser Art ist auch die Pflicht, die wir bei ihr zu erfüllen gekommen sind: das Halsband ist verkauft.«

»Verkauft!« rief die Königin, sich umwendend.

»Verkauft!« sagte Frau von La Mothe, der die Bewegung ihrer Beschützerin Unruhe über ihre angebliche Verleugnung einflößte.

»An wen denn?« fragte die Königin.

»Ah! Madame, das ist ein Staatsgeheimniß.«

»Ein Staatsgeheimniß! gut, wir können darüber lachen,« rief freudig Marie Antoinette. »Was man nicht sagt, das kann man oft nicht sagen, nicht wahr, Böhmer?«

»Madame ...«

»Oh! die Staatsgeheimnisse ... damit sind wir Leute vertraut. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Böhmer, wenn Sie mir das Ihrige nicht anvertrauen, so lasse ich es Ihnen durch einen Agenten des Herrn von Crosne stehlen.«

Und sie lachte treuherzig und offenbarte unverschleiert ihre Ansicht über das vorgebliche Geheimniß, das Böhmer und Bossange abhielt, den Käufer des Halsbandes zu nennen.

»Gegen Eure Majestät benimmt man sich nicht, wie gegen andere Kunden,« erwiderte Böhmer ernst; »wir sind gekommen, um Eurer Majestät zu sagen, das Halsband sei verkauft, weil es wirklich verkauft ist, und wir mußten den Namen des Käufers verschweigen, weil der Kauf in der That geheim in Folge der Reise eines incognito abgeschickten Botschafters geschehen ist.«

Bei dem Worte Botschafter wurde die Königin von einem neuen Anfall von Heiterkeit ergriffen. Sie wandte sich gegen Frau von La Mothe um und sagte zu ihr:

»Was ich an Böhmer bewundere, ist seine Fähigkeit Alles das zu glauben, was er mir so eben gesagt hat. Ah! Böhmer, nennen Sie mir nur das Land, aus dem dieser Botschafter kommt! ... Nein, das ist zu viel!« rief sie lachend ... »Den ersten Buchstaben seines Namens, nicht mehr.«

»Es ist der Herr Gesandte von Portugal,« antwortete Böhmer, die Stimme dämpfend, als wollte er sein Geheimniß wenigstens vor den Ohren von Frau La Mothe beschützen.

Bei dieser so entschiedenen, so scharf ausgesprochenen Erwiderung hielt die Königin plötzlich inne. »Ein Gesandter von Portugal!« sagte sie, »es gibt keinen hier, Böhmer.«

»Er ist ausdrücklich gekommen, Madame.«

»Zu Ihnen ... incognito?«

»Ja, Madame.«

»Wer ist es denn?«

»Herr von Suza.«

Die Königin erwiderte nichts. Sie wiegte einen Augenblick ihren Kopf; dann sagte sie wie eine Frau, die ihren Entschluß gefaßt hat:

»Nun! desto besser für Ihre Majestät die Königin von Portugal; die Diamanten sind schön. Sprechen wir nicht mehr davon.«

»Im Gegentheil, Madame; Eure Majestät wird die Gnade haben, mir zu gestatten, daß ich davon spreche ...«

»Uns zu gestatten,« sagte Böhmer,« seinen Associé anschauend.

Bossange verbeugte sich.

»Kennen Sie diese Diamanten, Gräfin?« rief die Königin mit einem Blick auf Jeanne.

»Nein, Madame.«

»Schöne Diamanten! ... Es ist Schade, daß diese Herren sie nicht mitgebracht haben.«

»Hier sind sie,« erwiderte Böhmer voll Eifer.

Und er zog aus dem Grunde seines Hutes, den unter dem Arm trug, das kleine platte Etui, das den Schmuck enthielt.

»Sehen Sie, Gräfin, Sie sind ein Weib, das wird Sie ergötzen,« sagte die Königin.

Und sie entfernte sich ein wenig von dem Sèvres-Tischchen, auf welchem Böhmer mit Kunst das Halsband so ausgebreitet hatte, daß das Tageslicht, auf die Steine fallend, das Feuer aus einer größeren Anzahl von Facetten hervorspringen ließ.

Jeanne stieß einen Schrei der Bewunderung aus. Man konnte in der That nichts Schöneres sehen; man hätte glauben sollen, es wäre eine Zunge von Feuern, bald grün und roth, bald weiß wie das Licht selbst. Böhmer ließ das Etui Schwingungen machen und die Wunder dieser flüssigen Flamme rieseln.

»Bewunderungswürdig! bewunderungswürdig!« rief Jeanne im Wahnwitz begeisterter Bewunderung.

»Fünfzehnmal hunderttausend Livres, die in meiner hohlen Hand Platz hätten,« sprach die Königin, ein philosophisches Phlegma heuchelnd, wie Herr Rousseau von Genf unter solchen Umständen es entwickelt haben würde.

Jeanne sah aber in dieser Verachtung etwas Anderes, als die Verachtung selbst, denn sie verlor die Hoffnung nicht, die Königin zu überreden, und nach einer langen prüfenden Beschauung sagte sie:

»Der Herr Juwelier hat Recht, es gibt auf der Welt nur Eine Königin, welche würdig ist, dieses Halsband zu tragen, und das ist Eure Majestät.«

»Meine Majestät wird es aber nicht tragen,« entgegnete die Königin.

»Wir durften es nicht aus Frankreich lassen, ohne unser ganzes Bedauern Eurer Majestät zu Füßen zu legen. Es ist ein Juwel, den ganz Europa jetzt kennt. Daß in Folge der Weigerung der Königin von Frankreich irgend eine andere Fürstin sich damit schmücke, wird uns unser Nationalstolz nur dann erlauben, wenn Sie, Madame, ihn noch einmal entschieden und unwiderruflich zurückgewiesen haben.«

»Meine abschlägige Antwort ist ausgesprochen, sie ist öffentlich geworden,« sagte die Königin. »Man hat mich zu sehr gelobt, als daß ich es bereuen sollte.«

»Oh! Madame,« erwiderte Böhmer, »hat es das Volk schön gefunden, daß Eure Majestät ein Schiff einem Halsband vorzog, so würde es der Adel, der französisch ist, auch nicht befremdend gefunden haben, wenn die Königin von Frankreich ein Halsband kaufte, nachdem sie ein Schiff gekauft.«

»Sprechen wir nicht mehr hievon,« sagte Marie Antoinette, indem sie einen letzten Blick auf das Etui warf. Jeanne seufzte, um den Seufzer der Königin zu unterstützen.

»Ah! Sie seufzen, Gräfin! Wenn Sie an meiner Stelle wären, würden Sie es machen wie ich.«

»Ich weiß nicht,« murmelte Jeanne.

»Haben Sie wohl angeschaut?« fragte die Königin hastig.

»Ich würde immer anschauen, Madame.«

»Lassen Sie diese Neugierige, meine Herren, sie bewundert. Das benimmt den Diamanten nichts: sie sind leider immer fünfzehnmal hunderttausend Livres werth.«

Das Wort leider schien der Gräfin eine günstige Gelegenheit.

Die Königin bedauerte, folglich hatte sie Lust gehabt. Hatte sie Lust gehabt, so mußte sie noch ein Verlangen tragen, da sie nicht befriedigt worden.

»Fünfzehnmal hunderttausend Livres, die an Ihrem Halse allen Frauen, und wären sie Cleopatra, wären sie Venus, den tödtlichsten Neid einflößen würden.«

Und sie nahm das königliche Halsband aus dem Etui und befestigte es so geschickt, so zauberhaft auf der Atlashaut von Marie Antoinette, daß diese sich in einem Augenblick von Phosphor und einem Schimmer von allen Farben des Regenbogens überströmt fand.

Marie Antoinette näherte sich rasch dem Spiegel: sie blendete.

Ihr Hals, so geschmeidig und zart wie der von Johanna Gray, dieser Hals, so zierlich wie ein Lilienstengel, bestimmt, wie die Blumen Virgils unter dem Eisen zu fallen, erhob sich anmuthig, umgeben von seinen goldenen, gekräuselten Locken aus dem Schooße dieser leuchtenden Woge.

Jeanne hatte es gewagt, die Schultern der Königin zu entblößen, so daß die letzten Reihen des Halsbandes auf ihre perlmutterartige Brust fielen. Die Königin war strahlend, die Frau war herrlich. Liebende oder Unterthanen, Alles hätte sich niedergeworfen.

Marie Antoinette vergaß sich dergestalt, daß sie sich selbst bewunderte. Dann wollte sie, von Furcht ergriffen, das Halsband von ihren Schultern reißen und sprach:

»Genug, genug!«

»Es hat Eure Majestät berührt,« rief Böhmer, »es kann Niemand mehr anstehen.«

»Unmöglich,« entgegnete fest die Königin. »Meine Herren, ich habe ein wenig mit den Diamanten gespielt; aber es wäre ein Fehler, wenn ich das Spiel weiter fortsetzte.«

»Eure Majestät hat jede erforderliche Zeit, um sich an diesen Gedanken zu gewöhnen,« flüsterte Böhmer der Königin zu; »wir kommen morgen wieder.«

»Spät bezahlen bleibt immer bezahlen. Und dann warum spät bezahlen? Sie haben Eile. Man bezahlt Sie ohne Zweifel vortheilhafter?«

»Ja, Eure Majestät, baar,« erwiderte der Kaufmann, der wieder Kaufmann geworden.

»Nehmen Sie, nehmen Sie!« rief die Königin, »die Diamanten in das Etui! Geschwind, geschwind!«

»Eure Majestät vergißt vielleicht, daß ein solches Kleinod Geld ist, und daß in hundert Jahren das Halsband immer so viel werth sein wird, als es heute werth ist.«

»Geben Sie mir fünfzehnmal hunderttausend Livres, Gräfin, und wir werden sehen,« sagte die Königin mit einem gezwungenen Lächeln.

»Wenn ich sie hätte!« rief Jeanne, »oh! ...«

Sie schwieg; die langen Sätze haben oft nicht den Werth eines glücklichen Schweigens.

Böhmer und Bossange mochten immerhin eine Viertelstunde brauchen, um ihre Diamanten einzulegen und zu verschließen, die Königin rührte sich nicht.

Man sah an ihrer gezwungenen Miene, an ihrem Stillschweigen, daß der Eindruck lebhaft, der Kampf peinlich gewesen.

Ihrer Gewohnheit gemäß, wenn sie ärgerlich war, streckte sie die Hand nach einem Buche aus und blätterte ein wenig darin, ohne zu lesen.

Die Juweliere nahmen Abschied und fragten noch einmal:

»Eure Majestät hat es ausgeschlagen?«

»Ja ... und abermals ja,« seufzte die Königin, die dießmal für Jedermann seufzte.

Sie entfernten sich.

Jeanne sah, daß der Fuß von Marie Antoinette sich über dem Sammetpolster, auf dem noch sein Eindruck bezeichnet war, bewegte.

»Sie leidet,« dachte die unbewegliche Gräfin.

Plötzlich stand die Königin auf und ging einmal im Zimmer auf und ab, dann blieb sie vor Jeanne, deren Blick sie blendete, stehen und sprach:

»Gräfin, es scheint, der König kommt nicht mehr. Unsere kleine Bittschrift ist auf eine nächste Audienz verschoben.«

Jeanne verneigte sich ehrerbietig und wich bis zur Thüre zurück.

»Doch ich werde an Sie denken,« fügte die Königin wohlwollend bei.

Jeanne drückte ihre Lippen auf die Hand der Königin, als ob sie ihr Herz darauf legte, ging hinaus und ließ Marie Antoinette ganz belagert und bestürmt von Verdruß und Schwindel zurück.

»Der Verdruß der Ohnmacht, der Schwindel des Verlangens,« sagte Jeanne zu sich selbst.
»Und sie ist Königin! Oh! nein, sie ist Weib!«

Die Gräfin verschwand.

XL.

Ein doppelter Ehrgeiz, der für eine doppelte Liebe gelten will.

Jeanne war auch Weib, und zwar ohne Königin zu sein.

Daraus ging hervor, daß Jeanne, als sie kaum in ihrem Wagen saß, diesen schönen Palast von Versailles, dieses reiche und glänzende Ameublement mit ihrem vierten Stock in der Rue Saint-Gilles, diese prächtigen Lakaien mit ihrer alten Magd verglich.

Aber sogleich wieder verschwanden die demüthige Mansarde und die alte Magd im Schatten der Vergangenheit, wie eine jener Visionen, die, da sie nicht mehr bestehen, nie bestanden haben, und Jeanne sah ihr kleines Haus im Faubourg Saint-Antoine, so anmuthig, so comfortabel, wie man in unsern Tagen sagen würde, mit Lakaien, an deren Livreen weniger Stickereien sichtbar waren, als an denen von Versailles, die sich aber darum nicht minder ehrerbietig und gehorsam benahmen.

Dieses Haus und diese Lakaien, das war ihr Versailles; sie war hier nicht minder Königin, als Marie Antoinette, und wenn sie Wünsche aussprach, so wurden sie, vorausgesetzt, daß sie dieselben nicht auf das Nothwendige, sondern auf das Vernünftige zu beschränken wußte, eben so rasch erfüllt, als hätte sie den Scepter in der Hand gehalten.

Darum kehrte Jeanne mit glatter Stirne und einem Lächeln auf den Lippen nach ihrem Hause zurück.

Es war noch früh, sie nahm Papier, eine Feder und Tinte, schrieb ein paar Zeilen, legte sie in einen feinen parfümirten Umschlag, schrieb eine Adresse und läutete.

Kaum hatte der letzte Schall der Glocke vibriert, als die Thüre sich öffnete und ein Bedienter auf der Schwelle stehend wartete.

»Ich hatte Recht,« murmelte Jeanne, »die Königin ist nicht besser bedient.«

Dann streckte sie die Hand aus und sprach:

»Diesen Brief an Monseigneur Cardinal von Rohan.«

Der Lakai schritt herbei, nahm das Billet und entfernte sich wieder, ohne ein Wort zu sagen, mit dem stummen Gehorsam der Diener von gutem Hause.

Die Gräfin versank in eine tiefe Träumerei, eine Träumerei, die nicht neu war, sondern eine Fortsetzung der auf der Straße begonnenen bildete.

Es waren nicht fünf Minuten vergangen, als man an die Thüre klopfte.

»Herein!« sagte Frau von La Mothe.

Derselbe Lakai erschien.

»Nun?« fragte Frau von La Mothe mit einer leichten Bewegung der Ungeduld, als sie sah, daß ihr Befehl noch nicht vollzogen war.

»In dem Augenblick, wo ich wegging, um den Befehl der Frau Gräfin zu vollziehen, klopfte Monseigneur an die Thüre,« meldete der Lakai. »Ich sagte ihm, ich gehe nach seinem Hotel. Er nahm den Brief der Frau Gräfin, las ihn, sprang aus seinem Wagen, trat ein und rief mir zu:

»Es ist gut, melde mich.«

»Weiter?«

»Monseigneur ist da und wartet, daß ihm die gnädige Frau einzutreten erlaube.«

Ein leichtes Lächeln umschwebte die Lippen der Gräfin. Nach zwei Secunden sprach sie mit einem klaren Ausdruck der Befriedigung:

»Lassen Sie ihn eintreten.«

War der Zweck dieser zwei Secunden, einen Kirchenfürsten in ihrem Vorzimmer warten zu lassen, oder bedurfte Frau von La Mothe derselben, um ihren Plan zu vollenden? Der Prinz erschien auf der Schwelle. Als sie nach Hause zurückkehrte, als sie den Cardinal holen ließ, als sie eine so große Freude darüber empfand, daß der Cardinal da war, hatte Jeanne also einen Plan?

Ja, denn einem jener Irrwische ähnlich, welche ein ganzes Thal mit seinen düsteren Abhängen beleuchten, hatte diese Phantasie einer Königin und eines Weibes besonders vor den Blicken der intriganten Gräfin alle Falten einer Seele geöffnet, die zu hoffärtig war, um sie mit großer Vorsicht zu verbergen.

Der Weg von Versailles nach Paris war weit; und macht man ihn Seite an Seite mit dem Dämon der Gierde, so hat dieser Zeit, uns die kühnsten Berechnungen zuzuflüstern.

Jeanne fühlte sich trunken von der auf dem weißen Atlas des Etui der Herren Böhmer und Bossange prangenden Zahl: fünfzehnmal hunderttausend Livres.

Fünfzehnmal hunderttausend Livres, war dieß nicht in der That ein fürstliches Vermögen, besonders für die arme Bettlerin, die noch einen Monat zuvor die Hand nach den Almosen der Reichen ausstreckte?

Es war allerdings eine größere Entfernung von der Jeanne von Valois der Rue Saint-Gilles zur Jeanne von Valois des Faubourg Saint-Antoine, als von der Jeanne von Valois des Faubourg Saint-Antoine bis zur Jeanne von Valois als Besitzerin des Halsbandes.

Sie hatte also schon mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt, der zum Vermögen führte.

Und dieses Vermögen, nach dem Jeanne beehrte, war keine Illusion, wie das Wort eines Vertrages, wie ein Grundbesitz, allerdings Sachen vom ersten Werth, denen sich aber notwendig die Intelligenz des Geistes oder der Augen beifügen muß.

Nein, dieses Halsband war etwas ganz Anderes, als ein Vertrag oder ein Landgut; dieses Halsband war das sichtbare Vermögen; es war auch da, immer da vor ihr, brennend, blendend, bezaubernd; und da die Königin es zu besitzen wünschte, so konnte Jeanne von Valois schon davon träumen; da die Königin desselben zu entbehren wußte, so konnte Frau von La Mothe ihren Ehrgeiz wohl hierauf beschränken.

Tausend unbestimmte Ideen, diese seltsamen Gespenster mit den wolkigen Umrissen, von denen der Dichter Aristophanes sagte, sie verähnlichen sich mit dem Menschen, tausendfacher Neid, tausendfache Wuth, zu besitzen, nahmen für Jeanne auf dem Wege von Versailles nach Paris die Form von Wölfen, von Füchsen und geflügelten Schlangen an.

Der Cardinal der diese Träume verwirklichen sollte, unterbrach sie, indem er durch seine unerwartete Gegenwart dem Wunsch der Frau von La Mothe ihn zu sehen entgegenkam.

Er hatte auch seine Träume, er hatte auch seinen Ehrgeiz, den er unter einer Maske von Eifer, unter einem Anschein von Liebe verbarg.

»Ah! theure Jeanne,« sagte er, »Sie sind es, Sie sind mir in der That so nothwendig geworden, daß sich mein ganzer Tag bei dem Gedanken, Sie seien fern von mir, verfinsterte. Sie sind doch

wenigstens gesund von Versailles zurückgekommen?«

»Wie Sie sehen, Monseigneur.«

»Und zufrieden?«

»Entzückt.«

»Die Königin hat Sie also empfangen?«

»Sogleich bei meiner Ankunft wurde ich bei ihr eingeführt.«

»Sie haben Glück; nach Ihrer triumphirenden Miene wette ich, daß Sie die Königin gesprochen.«

»Ich habe ungefähr drei Stunden im Cabinet Ihrer Majestät zugebracht.«

Der Cardinal bebte, und es fehlte nicht viel, daß er ausgerufen hätte:

»Drei Stunden!«

Doch er bewältigte sich..

»Sie sind in der That eine Zauberin, und Niemand vermöchte Ihnen zu widerstehen.«

»Oh ho! Sie übertreiben, mein Prinz.«

»Nein, wahrhaftig nicht; und Sie sagen, Sie seien drei Stunden bei der Königin geblieben?«

Jeanne machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopf.

»Drei Stunden,« wiederholte der Cardinal lächelnd, »wie viele Dinge kann eine Frau von Geist in drei Stunden nicht sagen!«

»Oh! Monseigneur, ich stehe Ihnen dafür, daß ich meine Zeit nicht verloren habe.«

»Ich wette,« versetzte der Cardinal, »während dieser drei Stunden haben Sie nicht eine Minute an mich gedacht.«

»Undankbarer!«

»Wahrhaftig!« rief der Cardinal.

»Ich habe mehr gethan, als an Sie gedacht.«

»Was haben Sie gethan?«

»Ich habe von Ihnen gesprochen.«

»Von mir gesprochen und mit wem?« fragte der Prälat, dessen Herz zu pochen anfing, mit einer Stimme, deren Erschütterung er mit seiner ganzen Selbstbeherrschung nicht zu verbergen vermochte.

»Mit wem anders als mit der Königin!«

Indem sie diese für den Cardinal so kostbaren Worte sprach, hatte Jeanne die Kunst, dem Prinzen nicht in's Gesicht zu schauen, als ob sie sich wenig um die Wirkung bekümmerte, die sie hervorbringen mußten.

Herr von Rohan zitterte.

»Ah!« sagte er, »lassen Sie hören, liebe Gräfin, erzählen Sie mir das. In der That, ich interessire mich so sehr für das, was Ihnen begegnet, daß Sie mir nicht den geringsten Umstand verschweigen sollen.«

Jeanne lächelte; sie wußte, was den Cardinal interessirte, eben so gut, als er selbst.

Doch da diese umständliche Erzählung zum Voraus in ihrem Geiste festgestellt war, da sie dieselbe von selbst zum Besten gegeben haben würde, wenn der Cardinal sie nicht darum gebeten hätte, so fing sie langsam an, und ließ sich jede Sylbe herausziehen; sie erzählte die

ganze Zusammenkunft, das ganze Gespräch; sie hob bei jedem Wort den Beweis hervor, daß sie durch einen jener günstigen Zufälle, welche das Glück der Höflinge bilden, in Versailles zu einem der seltsamen Vorfälle geführt worden war, die an einem einzigen Tag eine Fremde zu einer beinahe unentbehrlichen Freundin machen. Jeanne war in der That an einem Tag in alles Unglück der Königin, in alle Ohnmacht des Königthums eingeweiht worden.

Herr von Rohan schien von der Erzählung nur das aufzufassen und zu behalten, was die Königin zu Gunsten von Jeanne gesagt hatte.

Jeanne legte in ihrer Erzählung nur auf das Nachdruck, was die Königin zu Gunsten von Herrn von Rohan gesagt hatte.

Die Erzählung war kaum beendigt, als derselbe Lakai eintrat und meldete, das Abendbrod sei aufgetragen.

Jeanne lud den Cardinal mit einem Blick ein. Der Cardinal nahm mit einem Zeichen an.

Er gab der Gebieterin des Hauses, die sich so schnell daran gewöhnt, die Honneurs desselben zu machen, den Arm und ging in das Speisezimmer.

Als das Abendbrod beendigt war, als der Prälat mit langen Zügen die Hoffnung und die Liebe aus den zwanzigmal wieder aufgenommenen und zwanzigmal von der Zauberin abgebrochenen Erzählungen getrunken hatte, war er genöthigt, endlich mit dieser Frau zu rechnen, welche die Herzen der betheiligten Mächte in ihren Händen hielt.

Denn er bemerkte mit einem Erstaunen, das an Schrecken grenzte, daß sie, statt sich geltend zu machen, wie jede Frau, die man aufsucht und deren man bedarf, seinen Wünschen mit einer Holdseligkeit entgegenkam, welche sehr verschieden war von dem weiblichen Stolze beim letzten Abendbrod, das man an demselben Platz und in demselben Hause eingenommen.

Jeanne machte dießmal die Honneurs als eine Frau, die nicht nur sich selbst, sondern auch Andere zu beherrschen weiß. Keine Verlegenheit in ihrem Blick, keine Zurückhaltung in ihrer Stimme. Hatte sie nicht, um diese hohen Lectionen in der Aristocratie zu nehmen, den ganzen Tag die Blüthe des französischen Adels besucht? hatte nicht eine Königin ohne ihres Gleichen sie meine liebe Gräfin genannt? Unterjocht von dieser Erhabenheit, machte der Cardinal, selbst ein erhabener Mann, nicht einmal einen Versuch zu widerstehen.

»Gräfin,« sagte er, indem er sie bei der Hand nahm, »es sind zwei Frauen in Ihnen.«

»Wie so?« fragte die Gräfin.

»Die von gestern und die von heute.«

»Und welche zieht Eure Eminenz vor?«

»Ich weiß es nicht. Nur ist die von heute Abend eine Armida, eine Circe, etwas Unwiderstehliches.«

»Und dem zu widerstehen Sie hoffentlich nicht versuchen werden, Monseigneur, so sehr Sie auch Prinz sind?«

Der Prinz glitt von seinem Stuhle herab und fiel vor Frau von La Mothe auf die Kniee.

»Sie verlangen ein Almosen?« fragte sie.

»Und ich erwarte, daß Sie es mir geben.«

»Ein Tag der Freigebigkeit,« erwiderte Jeanne; »die Gräfin von Valois hat ihren Rang eingenommen, sie ist eine Frau vom Hofe; binnen Kurzem wird sie unter den stolzesten Damen des Hofes zählen; sie kann folglich ihre Hand öffnen und reichen, wem es ihr gutdünkt.«

»Selbst einem Prinzen?« fragte Herr von Rohan.

»Selbst einem Cardinal,« erwiderte Jeanne.

Der Cardinal drückte einen langen, brennenden Kuß auf diese hübsche, widerspenstige Hand; dann, nachdem er mit den Augen den Blick und das Lächeln der Gräfin befragt, stand er auf, ging in das Vorzimmer und sagte ein paar Worte zu seinem Läufer.

Zwei Minuten nachher hörte man das Geräusch eines Wagens, der sich entfernte.

Die Gräfin schaute empor.

»Meiner Treue, Gräfin,« sprach der Cardinal, »ich habe meine Schiffe verbrannt.«

»Dabei ist kein großes Verdienst, da Sie im Hafen sind,« erwiderte die Gräfin.

XLI.

Worin man die Gesichter unter der Maske zu sehen anfängt.

Lange Plaudereien sind das glückliche Vorrecht der Leute, die sich nichts mehr zu sagen haben. Nach dem Glück, zu schweigen oder durch Zwischenworte zu wünschen, ist unstreitig das größte Glück, viel zu sprechen ohne Phrasen.

Zwei Stunden, nachdem man den Wagen weggeschickt, waren der Cardinal und die Gräfin auf dem Punkt, von dem wir sagen. Die Gräfin hatte nachgegeben, der Cardinal hatte gesiegt, und dennoch war der Cardinal der Slave; die Gräfin war der Triumphator.

Zwei Männer hintergehen sich, indem sie sich die Hand geben. Ein Mann und eine Frau hintergehen sich in einem Kuß.

Hier täuschte aber Jedes das Andere nur, weil das Andere getäuscht sein wollte.

Jedes hatte einen Zweck. Für diesen Zweck war die Vertraulichkeit nothwendig. Jedes hatte also sein Ziel erreicht.

Der Cardinal gab sich auch gar nicht die Mühe, seine Ungeduld zu verbergen. Er beschränkte sich darauf, daß er einen kleinen Umweg machte und dann das Gespräch wieder auf Versailles und auf die Ehren zurückführte, die dort der neuen Günstlingin der Königin harreten.

»Sie ist freigebig,« sagte er, »und nichts ist ihr zu theuer für die Leute, die sie liebt. Sie hat den seltenen Verstand, vielen Leuten ein wenig und wenigen Freunden viel zu geben.«

»Sie halten sie also für reich?« fragte Frau von La Mothe.

»Sie weiß sich mit einem Wort, mit einer Geberde, mit einem Lächeln Mittel zu schaffen. Nie hat ein Minister, Turgot vielleicht ausgenommen, den Muth gehabt, der Königin abzuschlagen, was sie verlangte.«

»Nun! mir,« sprach Frau von La Mothe, »mir kommt sie minder reich vor, als Sie sie machen. Arme Königin, oder vielmehr, arme Frau!«

»Wie so?«

»Ist man reich, wenn man sich Entbehrungen auferlegen muß?«

»Entbehrungen! Erzählen Sie mir das, liebe Jeanne.«

»Oh! mein Gott, ich werde Ihnen sagen, was ich gesehen habe, nicht mehr, nicht weniger.«

»Sprechen Sie, ich höre.«

»Stellen Sie sich zwei furchtbare Martern vor, welche die unglückliche Königin ausgestanden hat.«

»Zwei Martern? Was für denn?«

»Wissen Sie, was ein Frauenverlangen ist, mein lieber Prinz?«

»Nein, aber ich wünschte, Sie würden es mir sagen, Gräfin.«

»Wohl! die Königin hat ein Verlangen, das sie nicht befriedigen kann.«

»Nach wem?«

»Nein, nach was.«

»Gut! nach was?«

»Nach einem Halsband von Diamanten.«

»Ah! warten Sie doch, ich weiß. Meinen Sie nicht die Diamanten von Böhmer und Bossange?«

»Ganz richtig.«

»Oh! die alte Geschichte, Gräfin.«

»Alt oder neu. Ist es nicht eine wahre Verzweiflung für eine Königin, das nicht besitzen zu können, was beinahe eine einfache Favoritin besessen hatte? Noch vierzehn Tage Leben für König Ludwig XV., und Jeanne Vauvernier hatte, was Marie Antoinette nicht haben kann.«

»Ah! meine liebe Gräfin, darin täuschen Sie sich, die Königin konnte fünf- bis sechsmal diese Diamanten haben, und hat sie immer ausgeschlagen.«

»Oh!«

»Ich sage Ihnen, der König hat sie ihr selbst angeboten, und sie hat sie aus der Hand des Königs ausgeschlagen.«

Und der Cardinal erzählte die Geschichte von dem Schiff.

Jeanne hörte gierig, und als der Cardinal geendigt hatte, sagte sie:

»Nun! und hernach?«

»Wie, hernach?«

»Ja, was beweist das?«

»Daß sie nicht wollte, wie mir scheint.«

Jeanne zuckte die Achseln.

»Sie kennen die Frauen, Sie kennen den Hof, Sie kennen die Königin, und lassen sich von einer solchen Antwort bethören?«

»Ah! ich bestätige eine Weigerung.«

»Mein lieber Prinz, das constatirt Eines: daß die Königin nothwendig einen glänzenden, einen volksthümlichen Ausspruch thun mußte und daß sie ihn gethan hat.«

»Gut!« sprach der Cardinal, »so glauben Sie an die königlichen Tugenden? Ah! Sie Skeptikerin! Der heilige Thomas war ein Gläubiger gegen Sie.«

»Skeptisch oder gläubig, ich kann Sie eines Umstandes versichern.«

»Nun?«

»Daß die Königin nicht so bald das Halsband ausgeschlagen hatte, als sie von einer tollen Begierde nach demselben ergriffen wurde.«

»Sie schmieden sich solche Ideen, meine Theure, und glauben Sie mir vor Allem, daß die Königin bei allen ihren Fehlern eine ungeheure Tugend hat.«

»Welche?«

»Sie ist uneigennützig. Sie liebt weder das Gold, noch das Silber, noch die Edelsteine. Sie wiegt die Mineralien nach ihrem Werthe ab; für sie ist eine Blume am Schnürleibe so viel werth, als ein Diamant im Ohr.«

»Ich leugne das nicht. Nur behaupte ich zu dieser Stunde, daß sie Lust hat, sich mehrere Diamanten an den Hals zu hängen.«

»Oh! Gräfin! beweisen Sie das.«

»Nichts kann leichter sein; ich habe heute das Halsband gesehen.« – »Sie?« – »Ich habe es nicht nur gesehen, sondern auch berührt.« – »Wo dieß?« – »In Versailles.« – »In Versailles?« –

»Ja, wohin die Juweliere es brachten, um die Königin zum letzten Mal in Versuchung zu führen.« – »Ist es schön?« – »Es ist wunderbar.« – »Dann begreifen Sie als ein wahres Weib, daß man an dieses Halsband denkt?« – »Ich begreife, daß man den Appetit und den Schlaf darüber verliert.« – »Ah! warum habe ich nicht dem König ein Schiff zu geben?« – »Ein Schiff?« – »Ja, er gäbe mir das Halsband, und sobald ich es hatte, könnten Sie ruhig essen und schlafen.« – »Sie scherzen.« – »Nein, ich schwöre Ihnen.« – »Nun, so will ich Ihnen etwas sagen, worüber Sie sich ungemein wundern werden.« – »Sprechen Sie.« – »Ich möchte dieses Halsband nicht.« – »Desto besser, Gräfin, denn ich könnte es Ihnen nicht geben.« – »Ach! weder Sie, noch irgend Jemand, das ist es, was die Königin fühlt, und warum sie darnach verlangt.« – »Ich wiederhole Ihnen, daß der König es ihr angeboten hat.«

Jeanne machte eine rasche, beinahe ungestüme Bewegung und erwiderte:

»Und ich, ich sage Ihnen, daß die Frauen solche Geschenke ganz besonders lieben, wenn sie nicht von Leuten gemacht werden, die ihre Annahme erzwingen können.«

Der Cardinal schaute Jeanne noch aufmerksamer an und sagte dann:

»Ich verstehe nicht ganz.«

»Desto besser; brechen wir hievon ab. Was geht Sie das Halsband an, da wir es nicht haben können?«

»Oh! wäre ich der König und Sie wären die Königin, so würde ich Sie wohl nöthigen, es anzunehmen.«

»Wohl! ohne der König zu sein, nöthigen Sie die Königin, es anzunehmen, und Sie werden sehen, ob sie über diese Gewaltthat so ärgerlich ist, als Sie glauben.«

Der Cardinal schaute Jeanne noch einmal an.

»Wahrhaftig,« sagte er, »sind Sie sicher, daß Sie sich nicht täuschen? Die Königin hat dieses Verlangen?«

»Sie wird davon verzehrt. Hören Sie, lieber Prinz, haben Sie mir nicht einmal gesagt, oder habe ich nicht sagen hören, es wäre Ihnen nicht unangenehm, Minister zu sein?«

»Es ist wohl möglich, daß ich dieß gesagt habe, Gräfin.«

»Wohl! so wetten wir, mein lieber Prinz.«

»Was?«

»Daß die Königin den Mann, der es so einzurichten wüßte, daß das Halsband in acht Tagen auf ihrem Putztische läge, zum Minister machen würde.«

»Oh! Gräfin!«

»Ich sage, was ich sage ... Wollen Sie lieber, daß ich ganz leise denke?«

»Oh! nie.«

»Was ich übrigens sage, betrifft Sie nicht. Es ist sehr klar, daß Sie nicht anderthalb Millionen von einer königlichen Laune verschlingen lassen; das hieße, bei meiner Treue! zu theuer ein Portefeuille bezahlen, das Sie umsonst haben werden und das man Ihnen schuldig ist. Nehmen Sie also das, was ich gesagt habe, für Geschwätz. Ich bin wie die Papageie, man hat mich an der Sonne geblendet, und nun wiederhole ich beständig, es sei heiß. Ah! Monseigneur, welche harte Prüfung ist doch ein Tag der Gunst für ein Provinzdämchen! man muß Adler sein, wie Sie, um diesen Strahlen in's Gesicht zu schauen.«

Der Cardinal wurde träumerisch.

»Ah! ah!« sagte Jeanne, »nun beurtheilen Sie mich schlecht, nun finden Sie mich so gemein und elend, daß Sie nicht einmal mit mir sprechen mögen.«

»Ah! ich bitte.«

»Die Königin, wie ich sie beurtheilt habe, bin ich selbst.«

»Gräfin!«

»Was wollen Sie? ich glaubte, sie verlange nach den Diamanten, weil sie seufzte, als sie dieselben sah; ich glaubte es, weil ich an ihrer Stelle darnach verlangt hätte; entschuldigen Sie meine Schwäche.«

»Sie sind eine anbetungswürdige Frau, Gräfin, Sie haben durch eine unglaubliche Verbindung die Schwäche des Herzens und die Stärke des Geistes: Sie sind in gewissen Augenblicken so wenig Weib, daß ich darüber erschrecke. Sie sind es in andern auf eine so liebenswürdige Weise, daß ich den Himmel darüber preise und Sie anbeete.«

Der artige Cardinal punctirte diese Galanterie durch einen Kuß.

»Wir wollen nicht mehr von allen diesen Dingen sprechen,« sagte er.

»Gut!« murmelt Jeanne leise, »doch ich glaube, daß die Angel das Fleisch gepackt hat.«

Doch während der Cardinal sagte: Sprechen wir nicht mehr von diesen Dingen, fuhr er fort:

»Und Sie glauben, Herr Böhmer habe diesen Angriff erneuert?«

»Mit Bossange, ja,« antwortete unschuldig Frau von La Mothe.

»Bossange ... warten Sie doch,« sagte der Cardinal, als ob er sich besänne, »Bossange, ist das nicht sein Associé?«

»Ja, ein großer, dürrer Mann.«

»Ganz richtig.«

»Er wohnt? ...«

»Er muß irgendwo, wie auf dem Quai de la Ferraille, oder auch de l'Ecole wohnen, ich weiß nicht genau, doch in jedem Fall in der Gegend des Pont-Neuf.«

»Des Pont-Neuf, Sie haben Recht. Ich habe diese Namen im Vorüberfahren über einer Thüre gelesen.«

»Ah! ah!« murmelte Jeanne, »der Fisch beißt immer mehr an.«

Jeanne hatte Recht, und die Angel war auf das Tiefste bei der Beute eingedrungen.

Am andern Morgen, als er sich aus dem kleinen Hause des Faubourg Saint-Antoine entfernte, ließ sich der Cardinal also unmittelbar zu Böhmer führen.

Er gedachte das Incognito zu behaupten, doch Böhmer und Bossange waren die Juweliere des Hofes, und bei den ersten Worten, die er sprach, nannten sie ihn Monseigneur.

»Nun wohl, ja, Monseigneur,« sprach der Cardinal, »doch da Sie mich erkennen, seien Sie darauf bedacht, daß mich die Andern nicht erkennen.«

»Monseigneur kann ruhig sein. Wir erwarten die Befehle von Monseigneur.«

»Ich komme, um Ihnen das Halsband von Diamanten abzukaufen, das Sie der Königin gezeigt haben.«

»Wahrhaftig! wir sind in Verzweiflung, doch Monseigneur kommt zu spät.«

»Wie so?«

»Es ist verkauft.«

»Unmöglich! da Sie es gestern Ihrer Majestät abermals angeboten haben.«

»Die es abermals ausgeschlagen hat, Monseigneur, darum bleibt es bei dem alten Handel.«

»Und mit wem ist dieser Handel abgeschlossen worden?« fragte der Cardinal.

»Das ist ein Geheimniß, Monseigneur.«

»Zu viel der Geheimnisse, Herr Böhmer!« sagte der Cardinal. Und er stand auf.

»Aber, Monseigneur ...«

»Mein Herr,« fuhr der Cardinal fort, »ich glaubte, ein Juwelier der Krone Frankreichs müßte damit zufrieden sein, daß er in Frankreich diese schönen Steine verkaufe; Sie ziehen Portugal vor; nach Ihrem Belieben, Herr Böhmer.«

»Monseigneur weiß Alles!« rief der Juwelier.

»Wohl! was sehen Sie Erstaunliches hierin?«

»Wenn Monseigneur Alles weiß, so kann es nur durch die Königin sein.«

»Und wenn dem so wäre?« sagte Herr von Rohan, ohne die Vermuthung, die seiner Eitelkeit schmeichelte, zurückzuweisen.

»Oh! das würde die Sache sehr ändern, Monseigneur.«

»Erklären Sie sich, ich verstehe nicht.«

»Will mir Monseigneur erlauben, ganz frei mit ihm zu sprechen?«

»Sprechen Sie.«

»Wohl! die Königin hat Lust zu unserem Halsband.«

»Sie glauben?«

»Wir sind dessen sicher.«

»Ah! und warum kauft sie es dann nicht?«

»Weil sie es dem König ausgeschlagen hat, und weil es launisch erscheinen würde, wenn sie von diesem Beschluß abginge, der Ihrer Majestät so viel Lob eingetragen.«

»Die Königin steht über allem Gerede.«

»Ja, wenn das Volk, oder sogar wenn die Höflinge sprechen; doch wenn der König spricht ...«

»Der König wollte, wie Sie wohl wissen, der Königin dieses Halsband geben.«

»Allerdings, doch er beeilte sich, der Königin zu danken, als sie es ausschlug.«

»Was schließt Herr Böhmer hieraus?«

»Daß die Königin das Halsband gern bekommen möchte, ohne den Anschein zu haben, als kaufte sie es.«

»Wohl! Sie täuschen sich, mein Herr,« sagte der Cardinal, »es handelt sich nicht hierum.«

»Das ist ärgerlich, Monseigneur, denn es wäre dieß für uns die einzige entscheidende Ursache gewesen, dem Herrn Gesandten von Portugal das Wort zu brechen.«

Der Cardinal dachte nach. So stark die Diplomatie der Diplomaten auch sein mag, die der Kaufleute ist ihr überlegen ... Vor Allem unterhandelt die Diplomatie beinahe immer um Werthe, die sie nicht hat; der Kaufmann hält den Gegenstand, der die Neugierde erregt, in seiner Klaue fest; wenn man ihm denselben abkauft und noch theuer bezahlt, so ist es beinahe, als ob man ihn plünderte. Als Herr von Rohan sah, daß er in der Gewalt dieses Mannes war, sagte er:

»Mein Herr, nehmen Sie, wenn Sie wollen, an, die Königin habe Lust zu Ihrem Halsband.«

»Das ändert Alles, Monseigneur. Ich kann alle Händel brechen, wenn der Königin der Vorzug

gegeben werden soll.«

»Wie hoch verkaufen Sie Ihr Halsband?«

»Zu fünfzehnmal hunderttausend Livres.«

»Wie ordnen Sie die Bezahlung?«

»Der Portugiese bezahlte mir etwas auf Abschlag, ich sollte das Halsband selbst nach Lissabon bringen, wo man mich nach Sicht bezahlen würde.«

»Diese Zahlungsweise ist bei uns nicht ausführbar, Herr Böhmer, aber eine Abschlagszahlung sollen Sie bekommen, wenn sie vernünftig ist.«

»Hunderttausend Livres.«

»Man kann sie finden. Was das Uebrige betrifft?«

»Eure Eminenz möchte gern Zeit haben?« sagte Böhmer. »Mit der Garantie Eurer Eminenz ist Alles thunlich. Nur zieht Zügelung einen Verlust nach sich; denn bemerken Sie wohl, Monseigneur, bei einer Sache von dieser Bedeutung wachsen die Zahlen von selbst, ohne Grund. Die Interessen von fünfzehnmal hunderttausend Livres zu fünf Procent machen fünfundsiebzigtausend Livres, und fünf Procent sind ein Ruin für die Kaufleute. Zehn Procent sind höchstens ein annehmbarer Preis.«

»Das wären hundertfünfzigtausend Livres für Ihre Rechnung?«

»Ja, Monseigneur.«

»Nehmen wir an, Sie verkaufen das Halsband um sechszehnmal hunderttausend Livres, Herr Böhmer, und vertheilen die Bezahlung der fünfzehnmal hunderttausend Livres auf drei vierteljährige Zieler. Ist es abgemacht?«

»Monseigneur, wir verlieren fünfzigtausend Livres bei diesem Handel.«

»Ich glaube das nicht, mein Herr. Hätten Sie morgen fünfzehnmal hunderttausend Livres einzunehmen, so wären Sie in Verlegenheit. Ein Juwelier kauft kein Gut um einen solchen Preis.«

»Wir sind zu zwei, Monseigneur, mein Associé und ich.«

»Ich will es wohl glauben, doch gleichviel, und Sie werden viel bequemer die fünfmal hunderttausend Livres jedes Vierteljahr einziehen, das heißt zweimal hundert und fünfzigtausend Livres Jeder.«

»Monseigneur vergißt, daß diese Diamanten nicht uns gehören. Oh! wenn sie uns gehörten, so wären wir reich genug um uns weder um die Bezahlung, noch um die Anlage bei Eingang der Gelder zu kümmern.«

»Wem gehören sie denn?«

»Vielleicht zehn Gläubigern, denen wir diese Edelsteine im Einzelnen abgekauft haben. Wir sind den einen in Hamburg, den andern in Neapel, einem in Buenos-Ayres, zwei in Moskau schuldig. Unsere Gläubiger erwarten den Verkauf des Halsbandes, um befriedigt zu werden. Der Profit, den wir machen, ist unser einziges Eigenthum; aber ach! Monseigneur, seitdem dieses unglückliche Halsband dem Verkauf ausgesetzt ist, das heißt, seit zwei Jahren verlieren wir schon zweimal hunderttausend Livres Interesse. Beurtheilen Sie, ob wir im Vortheil sind.«

Herr von Rohan unterbrach Böhmer.

»Bei dem Allem,« sagte er, »habe ich es noch nicht gesehen, dieses Halsband.«-

»Es ist wahr, Monseigneur, hier ist es.«

Und nach allen üblichen Vorsichtsmaßregeln, legte Böhmer das kostbare Kleinod aus.

»Herrlich!« rief der Cardinal, indem er voll Liebe die Schließen berührte, die sich auf dem Halse der Königin hatten eindrücken müssen.

Als er geendigt und als seine Finger zur Genüge auf den Steinen die sympathischen Ausflüsse, die daran hängen geblieben sein konnten, gesucht hatten, sagte er: »Abgeschlossener Handel?«

»Ja, Monseigneur, und ich gehe auf der Stelle zur Gesandtschaft, um abzusagen.«

»Ich glaubte nicht, daß es in diesem Augenblick in Paris einen Gesandten von Portugal gäbe.«

»In der That, Monseigneur, Herr von Suza befindet sich in diesem Augenblick hier.«

»Um in dieser Angelegenheit zu unterhandeln?« rief der Cardinal lachend.

»Ja, Monseigneur.«

»Oh! armer Suza! ich kenne ihn genau. Armer Suza!«

Und er verdoppelte seine Heiterkeit.

Herr Böhmer glaubte sich der Heiterkeit seines Kunden anschließen zu müssen.

Man belustigte sich lange über diesen Schmuck auf Kosten des Portugiesen.

Herr von Rohan wollte sprechen.

Böhmer hielt ihn zurück.

»Will mir Monseigneur sagen, wie er die Angelegenheiten ordnen wird? fragte er.

»Auf eine ganz natürliche Weise.«

»Der Intendant von Monseigneur?«

»Nein, Niemand außer mir; Sie werden nur mit mir zu thun haben.«

»Und wann?«

»Schon morgen.«

»Die hunderttausend Livres?«

»Ich bringe sie Ihnen morgen hierher.«

»Gut, Monseigneur. Und die Papiere?«

»Ich unterzeichne sie morgen hier.«

»Vortrefflich, Monseigneur.«

»Und da Sie ein discreter Mann sind, Herr Böhmer, so bedenken Sie, daß Sie eines der wichtigsten Geheimnisse in Händen haben.«

»Monseigneur, ich fühle es, und ich werde Ihr Vertrauen verdienen, sowie das Ihrer Majestät der Königin,« fügte er sein bei.

Herr von Rohan erröthete und ging unruhig, aber glücklich weg, wie jeder Mensch, der sich in einem Paroxysmus der Leidenschaft zu Grunde richtet.

Am andern Tag wandte sich Herr Böhmer mit einer ernsthaften Miene nach dem Hotel der portugiesischen Gesandtschaft.

In dem Augenblick, wo er im Begriffe war, anzuklopfen, ließ sich Herr Beausire, der erste Secretär, Rechnungen von Herrn Ducorneau, dem Canzler, vorlegen, und Don Manoel Suza, der Gesandte, erklärte seinem Verbündeten, dem Kammerdiener, einen neuen Feldzugsplan.

Seit dem letzten Besuche von Herrn Böhmer in der Rue de la Jussienne hatte das Hotel viele Veränderungen erlitten.

Das ganze Personal, das, wie wir gesehen, aus den zwei Postchaisen ausgestiegen war, hatte sich je nach den Bedürfnissen und in den verschiedenen Attributen, die es zu versehen hatte, im Hause des Gesandten aufgepflanzt.

Man muß sagen, daß die Verbündeten, indem sie so unter sich die Rollen theilten, welche sie bewunderungswürdig gut durchführten, da sie dieselben wechseln mußten, Gelegenheit hatten, ihre Interessen selbst zu überwachen, was immer, selbst bei den peinlichsten Geschäften, ein wenig Muth gibt.

Entzückt über die Verständigkeit all dieser Leute, bewunderte Herr Ducorneau zugleich, daß der Gesandte sich wenig genug um das nationale Vorurtheil bekümmert hatte, um ein vom ersten Secretär bis zum dritten Kammerdiener herab vollständig französisches Haus anzunehmen.

Ueber diesen Punkt knüpfte er daher, als er mit Herrn von Beausire die Rechnungen machte, auch mit dem Letzteren ein Gespräch voll Lobeserhebungen auf den Chef der Gesandtschaft an.

»Sehen Sie,« sagte Beausire, »die Suza gehören nicht zu jenen eingetrockneten Portugiesen, die sich an das Leben des vierzehnten Jahrhunderts halten, wie Sie viele in unsern Provinzen sehen würden. Nein, es sind reisende Edelleute, Millionen reich, und sie wären irgendwo Könige, wenn sie die Lust dazu ankäme.«

»Doch die Lust kommt sie nicht an,« versetzte geistreich Herr Ducorneau.

»Wozu denn, Herr Kanzler? Ist man denn mit einer Anzahl von Millionen und einem fürstlichen Namen nicht so viel als ein König?«

»Oh! das sind philosophische Lehren,« erwiderte Ducorneau ganz erstaunt. »Ich erwartete solche Gleichheitsmaximen nicht aus dem Munde eines Diplomaten.«

»Wir machen eine Ausnahme,« sprach Beausire, ein wenig verblüfft über seinen Anachronismus; »ohne gerade ein Voltarianer oder ein Armenier auf Rousseau's Weise zu sein, kennt man doch seine philosophische Welt, man kennt die natürlichen Theorien der Ungleichheit der Lagen und der Kräfte.«

»Wissen Sie,« rief der Kanzler begeistert, »wissen Sie, daß es gut ist, daß Portugal nur ein kleiner Staat ist?«

»Ei! warum?«

»Weil es mit solchen Männern an seiner Spitze schnell sich vergrößern würde, mein Herr.«

»Oh! Sie schmeicheln uns, lieber Kanzler. Nein, nein, wir treiben philosophische Politik. Das ist scheinbar, aber nicht sehr practisch. Doch brechen wir hievon ab. Es sind also hundert und achttausend Livres in der Casse, sagen Sie?«

»Ja, Herr Secretär, hundert und achttausend Livres.«

»Und keine Schulden?«

»Kein Pfennig.«

»Das ist musterhaft. Ich bitte, geben Sie mir den Sortenzettel.«

»Hier ist er ... Wann soll die Vorstellung stattfinden, Herr Secretär? Ich sage Ihnen, daß dieß im Quartier ein Gegenstand der Neugierde, unerschöpflicher Commentare, beinahe der Unruhe ist.«

»Ah! ah!«

»Ja, man sieht von Zeit zu Zeit Leute um das Hotel schweifen, welche gerne möchten, daß die Thüre von Glas wäre.«

»Leute! ...« versetzte Beausire, »Leute aus dem Quartier?«

»Und Andere. Oh! da die Sendung des Herrn Botschafters eine geheime ist, so können Sie sich wohl denken, daß sich die Polizei rasch damit beschäftigen wird, die Motive dazu zu ergründen.«

»Ich habe das gedacht wie Sie,« erwiderte Beausire ziemlich unruhig.

»Hören Sie, Herr Secretär,« sagte Ducorneau, indem er Beausire an das Gitter eines Fensters führte, das sich gegen die abgeschnittene Mauer vor einem Pavillon des Hauses öffnete, »sehen Sie dort auf der Straße jenen Menschen in einem schmutzigen braunen Ueberrock?«

»Ja. ich sehe ihn.«

»Wie er schaut, was?«

»In der That. Was glauben Sie, daß dieser Mensch ist?«

»Was weiß ich! ... Ein Spion des Herrn von Crosne.«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Unter uns gesagt, Herr Secretär, Herr von Crosne ist kein Beamter von der Stärke des Herrn von Sartines. Haben Sie Herrn von Sartines gekannt?«

»Nein, mein Herr, nein.«

»Oh! dieser hätte Sie schon zehnmal errathen. Sie gebrauchten allerdings Vorsichtsmaßregeln ...«

Man klingelte.

»Der Herr Gesandte ruft,« sagte hastig Beausire, den das Gespräch zu beängstigen anfang.

Und er öffnete mit ganzer Kraft die Thüre und stieß mit den beiden Flügeln dieser Thüre zwei Verbündete zurück, die, der Eine mit der Feder hinter dem Ohr, der Andere mit dem Besen in der Hand, der Eine ein Dienstbote vierten Rangs, der Andere Livreebedienter, das Gespräch sehr lang fanden und daran Theil nehmen wollten, und wäre es auch nur durch den Sinn des Gehörs. Beausire dachte, er werde beargwöhnt, und nahm sich vor, seine Wachsamkeit zu verdoppeln.

Er ging also zu dem Gesandten hinauf, nachdem er in der Dunkelheit seinen beiden Freunden und Mitbetheiligten die Hand gedrückt hatte.

XLII.

Worin Herr Ducorneau durchaus nichts von dem, was vorgeht, begreift.

Don Manoel von Suza war weniger gelb als gewöhnlich, er war nämlich röther. Er hatte soeben mit dem Herrn Commandeur Kammerdiener eine unangenehme Erklärung gehabt.

Diese Erklärung war noch nicht beendigt.

Als Beausire eintrat, rupften sich die zwei Hähne die letzten Federn aus.

»Ah! Herr von Beausire,« sagte der Commandeur, »setzen Sie uns doch in Einklang.«

»Worin?« fragte der Secretär, der eine Schiedsrichtermiene annahm, nachdem er mit dem Gesandten, seinem natürlichen Verbündeten, einen Blick gewechselt hatte.

»Sie wissen,« sprach der Kammerdiener, »daß Herr Böhmer heute hierher kommen und die Sache mit dem Halsband vollends abschließen soll.«

»Ich weiß es.«

»Und daß man ihm die hunderttausend Livres ausbezahlen soll.«

»Ich weiß es auch.«

»Diese hunderttausend Livres sind das Eigenthum der Gesellschaft, nicht wahr?«

»Wer zweifelt daran?«

»Ah! Herr von Beausire gibt mir Recht,« sagte der Commandeur, indem er sich gegen Don Manoel umwandte.

»Warten wir, warten wir,« entgegnete der Portugiese und machte dabei ein Zeichen der Geduld mit der Hand.

»Ich gebe Ihnen nur in dem Punkte Recht, daß die hunderttausend Livres den Verbündeten gehören,« sagte Beausire.

»Das ist das Ganze; mehr verlange ich nicht.«

»Wohl! dann darf die Casse, welche dieselben enthält, nicht in dem Bureau der Gesandtschaft stehen, das an das Zimmer des Herrn Gesandten stößt.«

»Warum nicht?« fragte Beausire.

»Und der Herr Gesandte muß Jedem von uns einen Schlüssel zu dieser Casse geben,« fuhr der Commandeur fort.

»Nein,« erwiderte der Portugiese.

»Ihre Gründe?«

»Ah! ja, Ihre Gründe?« fragte Beausire.

»Man mißtraut mir,« antwortete der Portugiese, seinen frischen Bart streichelnd, »warum soll ich nicht den Andern mißtrauen! Beschuldigt man mich, ich bestehle den Bund, so kann ich, wie mir scheint, den Bund im Verdacht haben, er wolle mich bestehlen. Wir sind Leute von gleichem Werth.«

»Einverstanden,« sagte der Kammerdiener, »doch gerade deßhalb haben wir gleiche Rechte.«

»Mein lieber Herr, wenn Sie hier Gleichheit treiben wollen, so hätten Sie darauf dringen

sollen, daß Jeder von uns seinerseits die Rolle des Gesandten spiele. Das wäre in den Augen des Publicums vielleicht weniger wahrscheinlich gewesen, doch die Verbündeten hätten sich dabei beruhigt. Das ist Alles, nicht wahr?«

»Und dann,« unterbrach ihn Beausire, »mein Herr Commandeur, Sie handeln nicht als guter College: hat der edle Don Manoel nicht ein unbestreitbares Vorrecht, das der Erfindung?«

»Ah! ja ...« sagte der Gesandte, »und Herr von Beausire theilt es mit mir.«

»Oh!« entgegnete der Commandeur, »wenn einmal eine Sache im Gang ist, so achtet man nicht mehr auf die Vorrechte.«

»Einverstanden, doch man achtet beständig auf das Verfahren,« sagte Beausire.

»Ich stelle diese Forderung nicht allein,« murmelte der Commandeur ein wenig beschämt.
»Alle unsere Cameraden denken wie ich.«

»Und sie haben Unrecht,« versetzte der Portugiese.

»Sie haben Unrecht,« wiederholte Beausire.

Der Commandeur erhob das Haupt und sprach ärgerlich:

»Und ich habe Unrecht gehabt, dem Vorschlag des Herrn von Beausire beizutreten. Der Secretär mußte sich unfehlbar mit dem Gesandten verständigen.«

»Herr Commandeur,« erwiderte Beausire mit einem erstaunlichen Phlegma, »Sie sind ein Schuft, dem ich die Ohren abschneiden würde, wenn Sie noch Ohren hätten, doch man hat sie Ihnen zu oft beschnitten.«

»Wie beliebt?« versetzte der Commandeur sich aufrichtend.

»Wir sind hier ruhig im Cabinet des Herrn Gesandten, und wir werden die Sache unter uns behandeln können. Sie aber beleidigen mich, indem Sie sagen, ich sei im Einverständniß mit Don Manoel.«

»Sie haben mich auch beleidigt,« sprach kalt Don Manoel, der Beausire zu Hilfe kam.

»Sie müssen uns Genugthuung geben, Herr Commandeur.«

»Oh! ich bin kein Bramarbas!« rief der Kammerdiener.

»Ich sehe es wohl,« erwiderte Beausire; »Sie werden folglich durchgeprügelt, Commandeur.«

»Zu Hilfe!« rief dieser, den der Liebhaber Oliva's schon gepackt und der Portugiese beinahe erwürgt hatte.

Doch in dem Augenblick, wo die beiden Chefs sich selbst auf solche Art Recht schaffen wollten, verkündigte die Klingel von unten, daß ein Besuch erschien.

»Lassen wir ihn los,« sagte Don Manoel.

»Und er thue seinen Dienst,« fügte Beausire bei.

»Die Cameraden sollen das erfahren,« sprach der Commandeur, während er sich wieder zurecht machte.

»Oh! sagen Sie! sagen Sie ihnen, was Sie wollen; wir wissen, was wir ihnen antworten werden.«

»Herr Böhmer!« rief der Portier von unten.

»Ah! das macht Allem ein Ende, lieber Commandeur,« sagte Beausire, indem er seinem Gegner einen leichten Schlag in's Genick versetzte.

»Wir werden keinen Streit mehr wegen der hunderttausend Livres haben, da die hunderttausend Livres mit Herrn Böhmer verschwinden. Auf, seien Sie freundlich, Herr

Kammerdiener.«

Der Kammerdiener ging brummend hinaus und nahm wieder seine demüthige Miene an, um den Juwelier der Krone auf geziemende Weise einzuführen.

Zwischen seinem Abgang und dem Eintritt Böhmers hatten Beausire und der Portugiese einen zweiten Blick gewechselt, der eben so bezeichnend war als der erste.

Böhmer trat ein, gefolgt von Bossange. Beide hatten eine demüthige, gleichsam verduzte Haltung, in der sich die seinen Beobachter der Gesandtschaft nicht täuschen konnten.

»Während sie die von Beausire angebotenen Sitze einnahmen, setzte dieser seine Forschung fort und belauerte das Auge Don Manoels, um die Correspondenz zu unterhalten.

Manoel behauptete seine würdige, officielle Miene.

Böhmer, der Mann der Initiative, nahm das Wort unter diesen schwierigen Verhältnissen.

Er erklärte, daß ihn politische Gründe von hoher Wichtigkeit abhalten, der angefangenen Unterhandlung Folge zu geben.

Manoel schrie auf.

Beausire machte ein: »Hm!«

Herr Böhmer gerieth immer mehr in Verlegenheit.

Don Manoel bemerkte ihm, der Handel sei abgeschlossen, das Geld für die Abschlagszahlung liege bereit.

Böhmer bedauerte.

Stets durch die Vermittlung Beausire's entgegnete der Gesandte, seine Regierung habe oder müsse Kenntniß von dem Abschluß des Handels haben; eine Zurücknahme desselben wäre eine wahre Beleidigung gegen Ihre portugiesische Majestät.

Herr Böhmer sagte, er habe alle Folgen dieser Reflexionen abgewogen, aber er könne schlechterdings nicht mehr anders.

Beausire entschloß sich nicht, den Bruch anzunehmen. Er erklärte Böhmer unumwunden, seine Zusage zurückzunehmen, sei die Sache eines schlechten Kaufmannes, eines Mannes ohne Wort.

Da ergriff Bossange das Wort, um den in seiner und in seines Associé Person angeschuldigten Handel zu vertheidigen.

Doch er war nicht beredt.

Beausire schloß ihm den Mund mit dem einzigen Wort:

»Sie haben einen Steigerer gefunden?«

Die Juweliere, welche nicht außerordentlich stark in der Politik waren und von der Diplomatie im Allgemeinen sowie von den portugiesischen Diplomaten in's Besondere einen ausnehmend hohen Begriff hatten, errötheten, da sie sich durchschaut glaubten.

Beausire sah, daß er richtig getroffen, und da es für ihn von Bedeutung war, dieses Geschäft, in dem er ein ganzes Vermögen fühlte, zu Ende zu führen, so gab er sich den Anschein, als beriethe er sich in portugiesischer Sprache mit seinem Gesandten.

»Meine Herren,« sprach er dann zu den Juwelieren, »man hat Ihnen einen Nutzen angeboten; nichts kann natürlicher sein, und das beweist, daß die Steine einen schönen Werth haben. Wohl! Ihre portugiesische Majestät will nicht einen guten Handel machen, der redlichen Kaufleuten schaden würde. Darf ich Ihnen fünfzigtausend Livres anbieten?«

Böhmer machte ein verneinendes Zeichen.

»Hunderttausend und hundert und fünfzigtausend Livres,« fuhr Beausire fort, der, ohne sich zu compromittiren, entschlossen war, eine Million mehr anzubieten, um seinen Antheil an den fünfzehnmal hunderttausend Livres zu gewinnen.

Die Juweliere waren geblendet und standen einen Augenblick verblüfft da; dann, als sie mit einander beratschlagt hatten, sagten sie zu Beausire:

»Mein Herr Secretär, geben Sie sich nicht die Mühe, uns in Versuchung zu führen; der Handel ist abgethan; ein Wille, der mächtiger als der unsrige, zwingt uns, das Halsband im Lande zu verkaufen. Sie begreifen ohne Zweifel, entschuldigen Sie uns, wir sind es nicht, die Ihr Anerbieten ausschlagen, und grollen Sie uns nicht; Jemand, der größer ist als wir, größer ist als Sie, widersetzt sich dem Abschluß mit Ihnen.«

Beausire und Manoel fanden nichts zu erwidern. Sie machten im Gegentheil den Juwelieren eine Art von Compliment und suchten sich gleichgültig zu zeigen.

Ihre ganze Aufmerksamkeit war jedoch dergestalt nur dieser Sache zugewendet, daß sie im Vorzimmer den Herrn Commandeur-Kammerdiener nicht sahen, der damit beschäftigt war, daß er an den Thüren horchte, um zu erfahren, wie das Geschäft betrieben würde, von dem man ihn ausschließen wollte.

Dieser würdige Verbündete war indessen ungeschickt, denn indem er sich gegen die Thüre neigte, glitschte er aus und fiel dergestalt an die Füllung, daß diese laut erdröhnte.

Beausire stürzte nach dem Vorzimmer und fand den Kammerdiener ganz erschrocken.

»Was machst Du hier, Unglücklicher?« fragte Beausire.

»Gnädiger Herr,« antwortete der Commandeur, »ich brachte den Courier von diesem Morgen.«

»Gut! gehe,« sagte Beausire.

Und er nahm die Depeschen und schickte den Commandeur weg.

Diese Depeschen waren die ganze Correspondenz der Kanzlei: Briefe von Portugal und Spanien, der Mehrzahl nach sehr unbedeutend, welche die tägliche Arbeit von Herrn Ducorneau bildeten, aber, da sie stets durch die Hände von Beausire oder Don Manoel gingen, ehe sie in die Kanzlei kamen, den zwei Chefs schon nützliche Unterweisungen über die Angelegenheiten der Gesandtschaft geliefert hatten.

Bei dem Wort »Depeschen«, das die Juweliere hörten, standen sie erleichtert auf, wie Leute, die ihren Abschied nach einer peinlichen Audienz erhalten haben.

Man ließ sie gehen, und der Kammerdiener erhielt Befehl, sie bis in den Hof zu begleiten.

Kaum hatte er die Treppe verlassen, als Don Manoel und Beausire sich ein paar Blicke von jener Art zusandten, welche rasch eine Thätigkeit eröffnet. Sie näherten sich einander und Don Manoel sagte:

»Nun! die Sache ist gescheitert.«

»Ganz und gar,« sprach Beausire.

»Von hunderttausend Livres, einem mittelmäßigen Diebstahl, bekommen wir jeder achttausend vierhundert Livres.«

»Das ist nicht der Mühe werth,« erwiderte Beausire.

»Nicht wahr? Während dort in der Casse ...«

Er deutete auf die Casse, nach der es den Commandeur so sehr gelüftet hatte.

»Dort in der Casse sind einmal hundert und achttausend Livres.«

»Wohl! das ist abgemacht,« sprach Don Manoel. »Theilen wir.«

»Es sei, doch der Commandeur wird uns nicht verlassen, da er jetzt weiß, daß das Geschäft verfehlt ist.«

»Ich will ein Mittel suchen,« sagte Don Manoel mit einer seltsamen Miene.

»Und ich, ich habe eines gefunden,« erwiderte Beausire.

»Welches?«

»Nicht wahr, der Commandeur wird zurückkehren?«

»Ja.«

»Er wird seinen Antheil für sich und die Verbündeten fordern?«

»Ja.«

»Wir werden das ganze Haus auf dem Nacken haben?«

»Ja.«

»Rufen wir den Commandeur, als wollten wir ihm ein Geheimniß erzählen, und lassen Sie mich machen.«

»Mir scheint, ich errathe,« sagte Don Manoel, »gehen Sie ihm entgegen.«

»Ich war im Begriff, Sie zu bitten, ihm selbst entgegenzugehen.«

Weder der Eine noch der Andere wollte seinen Freund allein bei der Casse lassen. Es ist ein seltenes Kleinod um das Vertrauen.

Don Manoel erwiderte, seine Eigenschaft als Gesandter halte ihn ab, diesen Schritt zu thun.

»Nein, Sie sind kein Gesandter für ihn, doch gleichviel.«

»Sie gehen?«

»Nein; ich rufe ihn aus dem Fenster.«

Beausire rief in der That aus dem Fenster den Commandeur, der sich eben anschickte, ein Gespräch mit dem Portier anzuknüpfen.

Als der Commandeur sich rufen hörte, ging er hinauf.

Er fand die zwei Chefs in dem Zimmer, welches an dasjenige stieß, wo die Casse war.

Beausire wandte sich mit lächelnder Miene gegen ihn und sprach:

»Wetten wir, ich weiß, was Sie zu dem Portier gesagt haben?«

»Ich?«

»Ja. Sie haben ihm erzählt, das Geschäft mit Böhmer sei gescheitert.«

»Meiner Treue, nein.«

»Sie lügen.«

»Ich schwöre Ihnen, nein!«

»Das ist gut, denn wenn Sie gesprochen hätten, so würden Sie eine schöne Geldsumme verloren haben.«

»Wie so?« rief der Commandeur ganz erstaunt.

»Sie begreifen wohl, daß wir drei allein das Geheimniß wissen.«

»Das ist wahr.«

»Daß wir drei folglich die hundert und achttausend Livres behalten, da Alle glauben, Böhmer

und Bossange haben sie mit fortgenommen.«

»Alle Wetter!« rief der Commandeur, von Freude ergriffen, »das ist wahr.«

»Dreiunddreißigtausend dreihundert und drei und dreißig Franken und sechs Sou für Jeden,« sagte Manoel.

»Mehr! mehr!« rief der Commandeur, »es ist dabei ein Bruch von achttausend Livres.«

»Ganz richtig,« sagte Beausire, »Sie nehmen es an?«

»Ob ich es annehme!« versetzte der Kammerdiener sich die Hände reibend. »Ah! schön, das heiße ich sprechen.«

»Das heiße ich sprechen wie ein Schurke,« rief Beausire mit einer Donnerstimme; »ich sagte Ihnen ja, Sie seien nur ein Schuft. »Auf, Don Manoel, Sie, der Sie stark sind, packen Sie mir diesen Burschen und überliefern wir ihn unsern Verbündeten in seiner wahren Eigenschaft.«

»Gnade! Gnade!« rief der Unglückliche, »ich wollte nur scherzen.«

»Vorwärts!« sprach Beausire, »in die schwarze Stube, bis auf weitere Justiz.«

»Gnade!« rief abermals der Commandeur.

»Nehmen Sie sich in Acht,« sagte Beausire zu Don Manoel, der den treulosen Commandeur kräftig würgte, »nehmen Sie sich in Acht, daß Herr Ducorneau nichts hört.«

»Wenn Ihr mich nicht loslaßt, zeige ich Euch Alle an,« rief der Commandeur.

»Und ich erdroßle Dich,« sprach Don Manoel mit zorniger Stimme, indem er den Kammerdiener in ein nahes Ankleidecabinet fortschob.

»Schicken Sie Herrn Ducorneau weg,« flüsterte er Beausire zu.

Dieser ließ sich dieß nicht zweimal sagen. Er ging rasch in die an das Zimmer des Gesandten stoßende Stube, während der Letztere den Kammerdiener in dem für ihn bestimmten dumpfen Gefängniß einschloß.

Es verging eine Minute, Beausire kam nicht zurück. Don Manoel hatte einen Gedanken; er fühlte sich allein, die Casse war nur zehn Schritte entfernt: um sie zu öffnen und die hunderttausend Livres in Billets daraus zu nehmen, durch ein Fenster zu entspringen und durch den Garten mit der Beute davon zu laufen, dazu brauchte jeder wohl organisirte Räuber nur zwei Minuten.

Don Manoel berechnete, daß Beausire, um Ducorneau wegzuschicken und in das Zimmer zurückzukehren, wenigstens fünf Minuten verlieren würde.

Er eilte nach der Thüre des Zimmers, worin die Casse war. Man hatte diese Thüre mit einem Riegel verschlossen. Don Manoel war stark, geschickt, er hätte ein Stadthor mit einem Uhrenschlüssel geöffnet.

»Beausire hat mir mißtraut, weil ich allein den Schlüssel habe,« dachte er; »er hat den Riegel vorgeschoben, das ist in der Ordnung.«

Mit seinem Degen sprengte er den Riegel.

Er kam zur Casse und stieß einen furchtbaren Schrei aus. Die Casse sperrte den Mund weit und völlig leer auf. Nichts in ihren gähnenden Tiefen.

Beausire, der einen zweiten Schlüssel hatte, war durch die andere Thüre hineingegangen und hatte die Summe zusammengerafft.

Don Manoel lief wie ein Wahnsinniger bis zur Loge des Portier, der ein Liedchen sang.

Beausire hatte fünf Minuten voraus.

Als der Portugiese durch sein Geschrei und durch sein Wehklagen das ganze Haus von dem Abenteuer unterrichtet, als er, um sich durch ein Zeugniß zu unterstützen, den Commandeur in Freiheit gesetzt hatte, fand er nur Ungläubige und Wüthende. Man beschuldigte ihn, er habe dieses Complot mit Beausire angezettelt, der ihm voranlaufe und ihm die Hälfte des Diebstahles aufbewahren müsse.

Keine Masken, keine Geheimnisse mehr, der ehrliche Herr Ducorneau begriff nicht mehr, mit was für Leuten er in Verbindung stand. Er wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, als er sah, wie diese Diplomaten sich anschickten, Don Manoel, der nicht an dem Vorfall schuldig war, unter einem Wagenschoppen zu hängen.

»Herrn von Suza hängen!« rief der Kanzler, »das ist ein Verbrechen beleidigter Majestät; nehmen Sie sich in Acht!«

Man beschloß, ihn in einen Keller zu werfen, doch schrie zu stark.

Drei Schläge, feierlich an die Thüre gethan, machten die Verbündeten beben.

Es wurde wieder stille unter ihnen.

Die drei Schläge wiederholten sich.

Dann rief eine spitzige Stimme in portugiesischer Sprache:

»Oeffnen Sie im Namen des Herrn Gesandten von Portugal.«

»Der Gesandte!« murmelten die Schufte alle. Und sie zerstreuten sich im ganzen Hotel, und einige Minuten lang war es durch die Gärten, über die Mauern der Nachbarschaft, über die Dächer eine allgemeine Flucht, ein ungeheurer Wirrwarr,

Der ächte Gesandte, der wirklich so eben angekommen war, konnte in seine Wohnung nur mit Hilfe der Policeisoldaten eindringen, welche die Thüre in Gegenwart einer ungeheuren, durch dieses seltsame Schauspiel angelockten Menge einstießen.

Dann bemächtigte man sich aller Gegenstände, verhaftete Herrn Ducorneau und führte ihn in's Chatelet, wo er nunmehr sein Nachtlager hatte.

So endigte das Abenteuer der falschen Gesandtschaft von Portugal.

XLIII.

Illusionen und Wirklichkeiten.

Hätte der Portier der Gesandtschaft Beausire, wie ihm Don Manoel befahl, nachlaufen können, er würde, das müssen wir gestehen, viel zu thun gehabt haben.

Beausire hatte, als er kaum das Haus verlassen, in kurzem Galopp die Rue Coquillière und in gestrecktem Galopp die Rue Saint-Honoré erreicht.

Immer argwöhnend, man könnte ihn verfolgen, hatte er seine Spuren dadurch gekreuzt, daß er in den winkeligen, aller Richtung entbehrenden Gassen, welche unsere Getreidehalle umgeben, lavirte; nach einigen Minuten war er beinahe sicher, daß ihm Niemand hatte folgen können; er war auch noch in einem anderen Punkte sicher, darin, daß seine Kräfte erschöpft waren, und daß ein gutes Jagdferd nicht mehr hätte thun können.

Beausire setzte sich auf einen Getreidesack in der Rue de Biarmes, die sich um die Halle dreht, und stellte sich, als betrachte er mit der größten Aufmerksamkeit die Säule von Medicis, welche Bachaumont gekauft hatte, um sie dem Hammer der Zerstörer zu entziehen und dem Stadthause ein Geschenk damit zu machen.

Es ist gewiß, daß Herr von Beausire weder die Säule von Philibert Delorme, noch die Sonnenuhr, womit Herr von Bingré sie geschmückt, betrachtete. Er zog mühsam aus der Tiefe seiner Lunge einen scharfen, heiseren Athem, ähnlich dem Schnaufen einer ermüdeten Schmiede.

Mehrere Augenblicke gelang es ihm nicht, die Masse des Athems vollständig zu machen, die er aus seiner Luftröhre herausarbeiten mußte, um das Gleichgewicht in seinen Athmungsorganen wieder herzustellen.

Endlich gelang es ihm, und dieß geschah mit einem Seufzer, den die Bewohner der Rue de Biarmes gehört hätten, wären sie nicht mit dem Verkauf oder mit dem Abwägen ihres Getreides beschäftigt gewesen.

»Ah!« dachte Beausire, »also ist mein Traum verwirklicht, ich habe ein Vermögen.«

Und er athmete abermals.

»Ich kann also ein vollkommen ehrlicher Mann sein; mir scheint, daß ich schon fetter werde.«

Und wahrhaftig, wenn er nicht fetter wurde, so schwoll er doch an.

»Ich will,« fuhr er in seinem stillschweigenden Monolog fort, »ich will aus Oliva eine eben so ehrliche Frau machen, als ich ein ehrlicher Mann sein werde. Sie ist schön, sie ist naiv in ihren Neigungen.«

Der Unglückliche!

»Sie wird ein zurückgezogenes Leben in der Provinz nicht hassen; ein Leben in einer Meierei, die wir unser Gut nennen unfern von einem Städtchen, wo man uns leicht für vornehme Leute halten wird.

»Nicole ist gut; sie hat nur zwei Fehler: die Trägheit und die Hoffart.«

Nicht mehr! Armer Beausire, zwei Todsünden!

»Und mit diesen Fehlern, die ich befriedigen werde, ich der zweideutige Beausire, werde ich mir eine vollkommene Frau gemacht haben.«

Er ging nicht weiter, der Athem war ihm wiedergekehrt.

Er wischte seine Stirne ab, versicherte sich, daß er die hunderttausend Livres noch in seiner Tasche hatte, und wollte, freier an Geist, als an Körper, nachdenken.

Man würde ihn nicht in der Rue de Biarmes suchen, doch man würde ihn suchen. Die Herren von der Gesandtschaft waren nicht die Leute, die gutwillig ihren Antheil an der Beute verloren gaben.

Man würde sich in mehrere Banden theilen und mit einer Haussuchung bei dem Dieb anfangen.

Hierin lag die ganze Schwierigkeit. In diesem Haus wohnte Oliva. Man würde sie von der Sache in Kenntniß setzen, vielleicht mißhandeln; wer weiß, man würde es vielleicht so weit treiben, daß man sie als Geißel nahm.

Warum sollten diese Schufte nicht wissen, daß Oliva die Leidenschaft des Herrn von Beausire war, und wenn sie es wußten, warum sollten sie nicht auf diese Leidenschaft speculiren?

Am Rande dieser zwei tödtlichen Gefahren wäre Beausire beinahe ein Narr geworden.

Die Liebe trug den Sieg davon.

Niemand sollte den Gegenstand seiner Liebe berühren. Er lief wie ein Pfeil nach dem Hause der Rue Dauphine.

Uebrigens hatte er ein unbegrenztes Vertrauen zu der Schnelligkeit seines Laufes; seine Feinde, so behend sie auch waren, konnten ihm nicht zugekommen sein.

Er warf sich indessen in einen Fiaker; dem Kutscher zeigte er einen Sechs-Livres-Thaler, und sagte:

»Nach dem Pont-Neuf!«

Die Pferde liefen nicht, sie flogen.

Der Abend kam.

Beausire ließ sich hinter die Statue Heinrichs IV. führen. Es war dieß ein trivialer Ort zu einem Stelldichein, aber er wurde viel benützt.

Hier streckte er seinen Kopf behutsam zu dem Kutschenschlag hinaus und tauchte mit seinen Blicken in die Rue Dauphine.

Beausire war nicht ganz unbekannt mit den Leuten der Policei; er hatte zehn Jahre damit zugebracht, sie kennen zu lernen, um ihnen geeigneten Ortes und zur geeigneten Zeit auszuweichen.

Er bemerkte auf dem Abhang der Brücke, auf der Seite der Rue Dauphine, zwei in einiger Entfernung von einander stehende Männer, welche ihre Halse gegen diese Straße vorstreckten, um darin irgend ein Schauspiel zu betrachten.

Diese Männer waren Spione. Spione auf dem Pont-Neuf waren nichts Seltenes, denn ein Sprüchwort jener Epoche sagt, um zu jeder Zeit einen Prälaten, ein Freudenmädchen und ein weißes Roß zu sehen, könne man nichts Besseres thun, als über den Pont-Neuf gehen.

Die weißen Rosse aber und die Prälatenkleider und die Freudenmädchen sind stets Beobachtungspunkte für die Leute von der Policei gewesen.

Beausire war nur ärgerlich, nur beengt; er machte sich ganz buckelig, ganz hinkend, um seinen

Gang zu verdecken, durchschnitt die Menge und erreichte die Rue Dauphine.

Keine Spur von dem, was er für sich befürchtete. Er erblickte schon das Haus, an dessen Fenstern sich die schöne Oliva, sein Gestirn, häufig zeigte.

Die Fenster waren ohne Zweifel geschlossen, sie ruhte auf dem Sopha, oder las irgend ein schlechtes Buch, oder knusperte an einer Leckerei.

Plötzlich glaubte Beausire den Oberrock eines Soldaten von der Scharwache im Gang gegenüber zu sehen.

Mehr noch, er sah einen am Fenster des kleinen Wohnzimmers erscheinen.

Der Schweiß erfaßte ihn wieder: ein kalter Schweiß; dieser ist ungesund. Ein Zurückweichen war unmöglich; man mußte am Hause vorübergehen.

Beausire hatte diesen Muth; er ging vorüber und betrachtete dieses Haus.

Welch ein Schauspiel!

Ein Gang vollgepfropft mit Fußgängern der Garde von Paris, unter denen man einen ganz schwarz angekleideten Commissär des Chatelet erblickte.

Diese Leute ... der rasche Blick Beausire's sah sie unruhig, verblüfft, aufgebracht. Man hat sie oder man hat sie nicht, die Gewohnheit, in den Gesichtern der Policei zu lesen; hat man sie, wie Beausire, so braucht man keinen doppelten Anlauf zu nehmen, um zu errathen, daß diese Herren ihren Streich verfehlt haben.

Beausire sagte sich, ohne Zweifel, gleichviel wie oder von wem unterrichtet, habe Herr von Crosne Beausire verhaften lassen wollen, habe aber nur Oliva gefunden. *Inde irae*. Daher der Aerger. Hätte sich Beausire unter gewöhnlichen Umständen befunden, hätte er nicht hunderttausend Livres in seiner Tasche gehabt, so würde er sich sicherlich mitten unter die Alguazils geworfen und wie Nisus gerufen haben: Hier bin ich! hier bin ich! Ich bin es, der Alles gethan hat!

Doch der Gedanke, diese Leute würden seine hunderttausend Livres betasten und sich ihr ganzes Leben lang damit lustig machen; der Gedanke, sein so kühn und fein ausgeführter Handstreich würde nur den Agenten des Policei-Lieutenants Nutzen bringen, siegte über alle Bedenklichkeiten und erstickte jeden Liebeskummer.

»Logik ...« sagte er zu sich selbst, »mache ich, daß man mich festnimmt, mache ich, daß man die hunderttausend Livres nimmt, so nütze ich Oliva nichts ... Ich richte mich zu Grunde. Ich beweise ihr, daß ich sie liebe wie ein Wahnsinniger ... Doch ich verdiente, daß sie zu mir sagt: Du hättest mich weniger lieben und mich retten sollen.

»Wir wollen lieber tüchtig ausgreifen und das Geld in Sicherheit bringen, denn das ist die Quelle von Allem: die Quelle der Freiheit, des Glücks, der Philosophie.«

Nach diesen Worten drückte Beausire die Cassenbillets an sein Herz und fing wieder an nach dem Luxembourg zu laufen. Denn seit einer Stunde ging er nur noch durch den Instinct, und da er Oliva hundertmal im Garten des Luxembourg aufgesucht hatte, so ließ er sich von seinen Beinen dahin tragen.

Für einen Menschen, der so sehr für die Logik eingenommen ist, war dieß ein armseliges Raisonnement.

Die Häscher, welche die Gewohnheiten der Diebe so gut kennen, als Beausire die Gewohnheiten der Häscher kannte, hätten natürlich Beausire im Luxembourg aufgesucht.

Doch der Himmel oder der Teufel hatte beschlossen, Herr von Crosne sollte dießmal nichts

mit Beausire zu thun haben.

Kaum wandte sich der Liebhaber Nicole's um die Ecke der Rue Saint-Germain-des-Prés, als er durch einen schönen Wagen, dessen Pferde stolz nach der Rue Dauphine liefen, beinahe niedergeworfen worden wäre. Beausire hatte nur Zeit, mit der den übrigen Europäern unbekanntem Pariser Leichtigkeit der Deichsel auszuweichen; allerdings wich er dem Fluche und dem Peitschenhiebe des Kutschers nicht aus; doch ein Eigentümer von hunderttausend Livres verweilt nicht bei den Erbärmlichkeiten eines solchen Ehrenpunktes, besonders wenn er die Compagnien der Etoile und die Garden von Paris auf seinen Fersen hat.

Beausire warf sich also auf die Seite; doch indem er sich bog, sah er in diesem Wagen Oliva und einen sehr schönen Mann, welche eifrig mit einander sprachen. Er stieß einen schwachen Schrei aus, der die Pferde nur noch mehr belebte. Wohl wäre er dem Wagen gefolgt, aber dieser Wagen fuhr in die Rue Dauphine, die einzige Straße von Paris, durch welche Beausire in diesem Augenblick nicht gehen wollte.

Und dann, welche Erscheinung war Oliva, die in dem Wagen saß, – Gespenster, Visionen, Albernheiten, das hieß nicht trübe, sondern doppelt sehen, es hieß Oliva sehen, obschon . . .

Wie sollte sich denn das zusammenräumen? Oliva konnte unmöglich in dem Wagen sitzen, da die Häscher in der Rue Dauphine sie verhafteten.

Moralisch und physisch gehetzt, warf sich der arme Beausire in die Rue des Fossés-Monsieur-le-Prince, erreichte das Luxembourg, durcheilte das schon verödete Quartier und kam vor die Barrière, wo er sich in ein kleines Cabinet flüchtete, dessen Wirthin jede Rücksicht für ihn hatte.

Er quartirte sich in dieser Schenke ein, verbarg seine Billets unter einer Fließe des Zimmers, stellte auf diese Fließe den Fuß seines Bettes und legte sich nieder, wobei er schwitzte und fluchte, aber seine Blasphemien mit Danksagungen gegen Mercur, seine fieberhaften Uebelkeiten mit einem Aufguß von Wein, der mit Zimmt und Zucker gewürzt, vermischte, ein Getränk, das ganz geeignet war, die Transpiration bei der Haut und das Vertrauen im Herzen wiederzubeleben.

Er war fest überzeugt, die Policei würde ihn nicht finden. Er war fest überzeugt, Niemand würde ihn seines Geldes berauben. Er war fest überzeugt, Nicole könne, falls sie verhaftet würde, keines Verbrechens schuldig sein, und die Zeit der ewigen Einsperrungen ohne allen Rechtsgrund sei vorüber.

Er war endlich fest überzeugt, die hunderttausend Livres würden ihm, sollte man Oliva, seine unzertrennliche Gefährtin, zurückbehalten wollen, dazu dienen, sie dem Gefängniß zu entreißen.

Es blieben die Gefährten von der Gesandtschaft; mit ihnen war die Rechnung schwieriger abzumachen.

Doch Beausire hatte die Chicanen vorhergesehen; er ließ sie alle in Frankreich und reiste nach der Schweiz, einem freien und moralischen Lande, sobald Oliva frei war.

Viel von dem, was Beausire, während er seinen Glühwein trank, ausdachte, erfolgte nicht nach seiner Vorhersehung: das stand geschrieben.

Der Mensch hat beinahe immer das Unrecht, sich einzubilden, er sehe die Dinge, wenn er sie nicht sieht. Er hat noch viel mehr Unrecht, sich einzubilden, er habe sie nicht gesehen, wenn er sie wirklich gesehen hat.

XLIV.

Worin Mademoiselle Oliva sich zu fragen anfängt, was man mit ihr wolle.

Hätte Herr Beausire auf seine Augen vertrauen wollen, welche vortrefflich waren, statt seinen Geist arbeiten zu lassen, den damals Alles verblendete, so würde er sich vielen Verdruß und viele Täuschungen erspart haben. Es war in der That Mademoiselle Oliva, die er in dem Wagen an der Seite eines Mannes gesehen, den er nicht erkannt, weil er ihn nur einmal angeschaut hatte, und den er erkannt haben würde, hätte er ihn zweimal angeschaut: Oliva, die am Morgen wie gewöhnlich ihren Spaziergang im Garten des Luxembourg gemacht hatte und, statt um zwei Uhr zum Mittagessen nach Hause zu gehen, von dem seltsamen Freund, den sie am Tage des Opernballs kennen gelernt, getroffen, angeredet und befragt worden war.

In der That, in dem Augenblick, wo sie ihren Sessel bezahlte, um zurückzukehren, und dem Cafetier zulächelte, dessen beständige Kundin sie war, kam Cagliostro aus einer Allee hervor, lief auf sie zu und nahm sie beim Arm.

Sie stieß einen schwachen Schrei aus.

»Wohin gehen Sie?« sagte er.

»Nach unserer Wohnung in der Rue Dauphine.«

»Das entspricht ganz und gar den Wünschen der Leute, die Sie dort erwarten,« erwiderte der unbekannte Herr.

»Leute ... die mich erwarten? wie so? Niemand erwartet mich.«

»Oh! doch, ungefähr ein Dutzend Besuche.«

»Ein Dutzend Besuche!« versetzte Oliva lachend; »warum nicht sogleich ein ganzes Regiment?«

»Meiner Treue! wäre es möglich gewesen, ein Regiment in die Rue Dauphine zu schicken, so befände es sich dort.«

»Sie setzen mich in Erstaunen.«

»Ich werde Sie noch viel mehr in Erstaunen setzen, wenn ich Sie in die Rue Dauphine gehen lasse.«

»Warum?«

»Weil man Sie dort verhaften wird, meine Liebe.«

»Verhaften, mich!«

»Sicherlich! die zwölf Herren, die Sie erwarten, sind von Herrn von Crosne abgeschickte Häscher.«

Oliva bebte: gewisse Leute haben immer Angst vor gewissen Dingen. Nichtsdestoweniger richtete sie sich nach einer etwas gründlicheren Gewissensinspection hoch auf und erwiderte:

»Ich habe nichts gethan. Warum sollte man mich verhaften?«

»Warum verhaftet man eine Frau? Wegen Intriguen, wegen Lappereien.«

»Ich habe keine Intriguen.«

»Sie haben vielleicht viele gehabt.«

»Oh! ich leugne das nicht.«

»Kurz, man hat ohne Zweifel Unrecht, Sie zu verhaften, doch man sucht dieß zu thun, das ist gewiß. Gehen wir immer noch nach der Rue Dauphine?«

Oliva blieb bleich und beklommen stehen.

»Sie spielen mit mir, wie eine Katze mit einer armen Maus,« sprach sie. »Wissen Sie etwas, so sagen sie es mir. Nicht wahr, man will an Beausire?«

Und sie heftete auf Cagliostro einen flehenden Blick.

»Vielleicht wohl. Ich habe halb und halb den Verdacht, daß sein Gewissen minder rein ist, als das Ihrige.«

»Armer Junge! ...«

»Beklagen Sie ihn, doch wenn er festgenommen wird, ahmen Sie sein Beispiel nicht dadurch nach, daß Sie sich ebenfalls festnehmen lassen.«

»Welches Interesse haben Sie denn, mich zu beschützen? welches Interesse haben Sie dabei, daß Sie sich mit mir beschäftigen? Hören Sie!« rief sie kühn, »es ist nicht natürlich, daß ein Mann wie Sie ...«

»Vollenden Sie nicht, Sie würden eine Albernheit sagen und die Augenblicke sind kostbar, weil die Agenten Crosne's, wenn sie Sie nicht zurückkehren sehen, im Stande wären, Sie hier aufzusuchen.«

»Hier! man weiß, daß ich hier bin!«

»Eine schöne Aufgabe, das zu wissen, ich weiß es wohl. Ich fahre fort. Da ich mich für Ihre Person interessire und Ihnen wohl will, so geht Sie das Uebrige nichts an. Geschwind, eilen wir nach der Rue d'Enfer, mein Wagen erwartet Sie dort. Ah! Sie zweifeln noch?«

»Ja.«

»Wohl! wir sind im Begriff, etwas sehr Unvorsichtiges zu thun. was Sie aber hoffentlich ein für allemal überzeugen wird. Wir fahren in meinem Wagen an Ihrem Hause vorüber, und haben Sie diese Herren von der Policei fern genug gesehen, um nicht festgenommen zu werden, und nahe genug, um ihre Stimmung zu beurtheilen, dann werden Sie meine guten Absichten nach ihrem wahren Werth schätzen.«

Während er so sprach, führte er Oliva bis zum Gitter der Rue d'Enfer.

Der Wagen kam herbei, nahm das Paar auf und führte Cagliostro und Oliva in die Rue Dauphine zu der Stelle, wo Beausire Beide erblickt hatte.

Hätte er in diesem Augenblicke geschrieen, wäre er dem Wagen nachgelaufen, so würde Oliva sicherlich Alles gethan haben, um sich ihm zu nähern, um ihn, wenn er verfolgt wurde, zu retten, oder, wenn er frei war, mit ihm zu entfliehen.

Cagliostro sah aber diesen Unglücklichen und lenkte die Aufmerksamkeit Oliva's dadurch ab, daß er ihr die Menge zeigte, welche sich schon aus Neugierde um die Scharwache versammelte.

Sobald Oliva die Policeisoldaten erkannt hatte, sobald sie gesehen, daß ihr Haus belagert war, warf sie sich in die Arme ihres Beschützers, was jeden andern Menschen, als diesen Eisenmann gerührt hätte.

Er beschränkte sich darauf, daß er der jungen Frau die Hand drückte und sie selbst durch das Herablassen des Vorhangs verbarg.

»Retten Sie mich! retten Sie mich!« wiederholte mittlerweile das arme Mädchen.

»Ich verspreche es Ihnen,« erwiderte er.

»Doch da Sie sagen, diese Menschen von der Policei wissen Alles, so werden sie mich immer finden.«

»Nein, nein! an dem Orte, wo Sie sein werden, entdeckt Sie Niemand, denn wenn man Sie auch in Ihrem Hause festnehmen will, so wird man Sie doch nicht bei mir festnehmen.«

»Oh!« rief sie mit einem Schrecken, »bei Ihnen ... wir gehen also zu Ihnen?«

»Sie sind verrückt,« erwiderte er, »man sollte glauben, Sie erinnern sich dessen nicht mehr, was wir verabredet haben. Ich bin nicht Ihr Liebhaber, meine Schöne, und will es nicht sein.«

»So bieten Sie mir also das Gefängniß an?«

»Ziehen Sie das Hospital vor, so sind Sie frei.«

»Wohl denn!« sprach sie voll Bangigkeit, »ich überlasse mich Ihnen; machen Sie aus mir, was Sie wollen.«

Er führte sie nach der Rue Neuve-Saint-Gilles in das Haus, wo wir ihn Philipp von Taverney empfangen sahen.

Als er sie fern vom Gesinde und von jeder Überwachung in einer kleinen Wohnung im zweiten Stock einquartirt hatte, sagte er:

»Es ist mir daran gelegen, daß Sie hier glücklich sein mögen.«

»Glücklich! Wie so?« versetzte sie tief betrübt. »Glücklich, ohne Freiheit, ohne Spaziergang! Es ist traurig hier. Nicht einmal ein Garten. Ich werde darüber sterben.«

Und sie warf einen irren, verzweifelten Blick auf das Aeußere.

»Sie haben Recht,« sagte er, »es ist mein Wille, daß es Ihnen an nichts fehle. Sie wären hier schlimm, und überdieß würden meine Leute Sie hier sehen und beengen.«

»Oder gar verkaufen,« fügte sie bei.

»Was das betrifft, seien Sie unbesorgt, meine Leute verkaufen nur, was ich ihnen abkaufe, mein liebes Kind. Damit Sie aber jede wünschenswerthe Ruhe haben, werde ich darauf bedacht sein, Ihnen eine andere Wohnung zu verschaffen.«

Oliva zeigte sich ein wenig getröstet durch diese Versprechungen. Uebrigens gefiel ihr der Aufenthalt in ihrer neuen Wohnung. Sie fand hier Behaglichkeit und unterhaltende Bücher. Als ihr Beschützer sie verließ, sagte er zu ihr:

»Ich will Ihnen den Brodkorb nicht hoch hängen, mein liebes Kind. Wollen Sie mich sehen, so läuten Sie mir, ich komme auf der Stelle, wenn ich mich zu Hause befinde, und sogleich nach meiner Rückkehr, wenn ich ausgegangen sein sollte.«

Er küßte ihr die Hand und verließ sie.

»Ah!« rief Oliva, »lassen Sie mir besonders Nachricht von Beausire zukommen.«

»Vor Allem,« erwiderte der Graf.

Und er schloß sie in ihr Zimmer ein.

Dann, als er träumerisch die Treppe hinabstieg, sagte er:

»Es ist eine Entheiligung, wenn ich sie in dem Hause der Rue Saint-Claude einquartiere. Doch Niemand darf sie sehen, und in diesem Hause wird Niemand sie sehen. Muß es dagegen sein, daß sie eine einzige Person erblickt, so wird sie diese Person nur in dem Hause der Rue Saint-Claude allein erblicken. Wohl denn, auch noch dieses Opfer. Löschen wir diesen letzten Funken der Fackel aus, die einst brannte.«

Der Graf nahm einen weiten Oberrock, suchte Schlüssel in seinem Secretär, wählte mehrere davon, die er mit gerührter Miene anschaute, verließ allein und zu Fuß sein Hotel und ging die Rue Saint-Louis im Marais hinauf.

XLV.

Das öde Haus.

Herr von Cagliostro kam allein nach dem alten Hause der Rue Saint-Claude, das unsere Leser nicht ganz vergessen haben können. Es wurde Nacht, als er vor der Thüre stehen blieb, und man erblickte nur noch einige seltene Wanderer auf der Chaussee des Boulevard.

Der in der Rue Saint-Louis erschallende Tritt eines Pferdes, ein Fenster, das unter dem Geräusch alter Schlösser geschlossen wurde, das Knarren der Querbäume und der Riegel am massigen Thorweg nach der Rückkehr des Herrn vom anstoßenden Hause, dieß waren die einzigen Bewegungen dieses Quartiers zu der Stunde, von der wir sprechen.

Ein Hund bellte oder heulte vielmehr in dem kleinen Gehäge des Klosters, und ein lauer Windstoß rollte bis in die Rue Saint-Claude, als es die schwermüthigen drei Viertel in Saint-Paul schlug.

Es war drei Viertel auf neun Uhr.

Der Graf kam, wie gesagt, vor den Thorweg, zog unter seinem Oberrock einen schweren Schlüssel hervor und zermalmte, um ihn in das Schloß zu bringen, eine Menge von Trümmern, die sich, vom Winde fortgetrieben, darein geflüchtet hatten.

Das dürre Stroh, von dem sich ein Hälmchen in den bogenförmigen Eingang des Schlosses geschoben hatte, das kleine Samenkorn, das nach Süden lief, um eine Mauernelke oder eine Malve zu werden, und sich eines Tages in diesem finstern Behälter eingeschlossen befand, der von einem nahen Gebäude abgesprungene Steinsplitter, die seit zehn Jahren in diesem eisernen Hospital einkasernirten Fliegen, deren Leichname am Ende die Tiefe ausgefüllt hatten, dieß Alles krachte und zermahlte sich unter dem Drucke des Schlüssels in Staub.

Sobald der Schlüssel seine Bewegungen vollendet hatte, handelte es sich nur noch darum, die Thüre zu öffnen.

Aber die Zeit hatte ihr Werk gethan. Das Holz war in den Fugen aufgeschwollen, der Rost hatte in die Angeln eingebissen. Das Gras war in den Zwischenräumen des Pflasters gewachsen und bildete durch seine feuchten Ausströmungen einen grünen Ueberzug an dem untern Theile des Thores; eine Art von Kitt, dem der Schwalbennester ähnlich, verstopfte jeden Zwischenraum, und die kräftige Vegetation der steinartigen Schwammkorallen, die ihre Arcaden über einander legten, hatte das Holz unter dem lebendigen Fleisch ihrer Samenlappen verborgen.

Cagliostro fühlte den Widerstand; er drückte die Faust, dann die Ellenbogen, dann die Schulter darauf und überwältigte alle diese Barricaden, welche eine nach der andern mit übellaunigem Gekrach nachgaben.

Als diese Thüre sich öffnete, erschien der ganze Hof verödet, moosbewachsen, vor Cagliostro's Augen.

Er schloß die Thüre wieder, und seine Tritte drückten sich in das widerspänstige dürre Queckengras ein, das sich auch des Pflasters bemächtigt hatte.

Niemand hatte ihn eintreten sehen, Niemand sah ihn in der Umfriedung dieser ungeheuren Mauer. Er konnte einen Augenblick stille stehen und allmählig in sein vergangenes Leben

zurückkehren, wie er in sein Haus zurückgekehrt war.

Das eine war trostlos und leer, das andere in Trümmern und verödet.

Die Freitreppe von zwölf Staffeln hatte nicht mehr drei ganze Stufen.

Durch die Arbeit des Regenwassers unterwühlt, durch das gewaltsame Spiel des Mauerkrauts und des Mohns untergraben und gelockert, hatten die andern Anfangs gewankt und waren endlich fern von ihren Haltpunkten weggerollt. Beim Fallen waren die Steine zerbrochen, das Gras hatte sich auf die Trümmer emporgearbeitet und stolz, wie die Standarten der Verwüstung, seine Federbüsche über denselben aufgepflanzt.

Cagliostro stieg die unter seinen Füßen zitternde Freitreppe hinauf und gelangte mit Hilfe eines zweiten Schlüssels in das ungeheure Vorzimmer.

Hier erst zündete er eine Laterne an, die er vorsichtiger Weise mitgenommen hatte; doch so behutsam er auch das Licht angesteckt, der unheimliche Hauch des Hauses löschte es plötzlich wieder aus.

Der Athem des Todes reagierte gewaltsam gegen das Leben; die Finsterniß tödtete das Licht. Cagliostro zündete seine Laterne noch einmal an und ging weiter.

Im Speisesaal hatten die in ihren Ecken verschimmelten Anrichttische ihre ursprüngliche Form verloren, die klebrigen Platten davon hielten nicht mehr am Fuße fest. Alle inneren Thüren waren geöffnet und ließen den Geist frei mit dem Blick in die finsternen Tiefen eindringen, wo sie schon den Tod durchgelassen hatten.

Der Graf fühlte, wie ein Schauer sein Fleisch beben machte, denn am Ende des Saales, da, wo einst die Treppe anfang, hatte sich ein Geräusch hörbar gemacht.

Dieses Geräusch verkündigte einst eine theure Gegenwart, dieses Geräusch erweckte in allen Sinnen des Herrn dieses Hauses das Leben, die Hoffnung, das Glück. Dieses Geräusch, das in der gegenwärtigen Stunde nichts darstellte, erinnerte an Alles in der Vergangenheit.

Die Stirne gefaltet, langsam athmend, die Hand kalt, wandte sich Cagliostro nach der Statue des Harpokrates, bei der die Feder der ehemaligen Verbindungsthüre spielte, ein geheimnißvoller, ungreifbarer Ort, der das bekannte Haus mit dem geheimen verband.

Die Feder arbeitete ohne Mühe, obschon das wurmstichige Täfelwerk in der Umgegend zitterte. Doch kaum hatte der Graf den Fuß auf die Geheimtreppe gesetzt, als sich dasselbe Geräusch abermals hörbar machte. Cagliostro streckte seine Hand mit der Laterne aus, um die Ursache davon zu entdecken: er sah nur eine große Natter, welche langsam die Treppe herabkam und mit ihrem Schwanz jede Stufe peitschte.

Die Natter heftete ruhig ihr schwarzes Auge auf Cagliostro, schlüpfte dann in das erste Loch des Täfelwerks und verschwand.

Ohne Zweifel war dieß der Geist der Einsamkeit.

Der Graf setzte seinen Gang fort.

Ueberall bei diesem Aufsteigen verfolgte ihn eine Erinnerung oder, besser gesagt, ein Schatten, und wenn das Licht an den Wänden eine bewegliche Silhouette zeichnete, bebte der Graf, denn er dachte, sein eigener Schatten sei ein fremder Schatten, der erweckt worden, um auch diesem geheimnißvollen Ort einen Besuch zu machen.

So weiter schreitend gelangte er bis zu der Platte jenes Kamins, das als Durchgang zwischen dem Waffenzimmer Balsamo's und dem wohlriechenden Cabinet von Lorenza Feliciani gedient hatte.

Die Mauern waren kahl, die Zimmer leer. In dem gähnenden Herd lag noch ein ungeheurer Haufen von Asche, worunter einige kleine Gold- und Silberstangen funkelten.

Diese feine, weiße und duftende Asche war das Zimmergeräthe Lorenza's, das Balsamo bis auf das kleinste Theilchen verbrannt hatte; es waren die Armoires von Schildplatt, das Clavier und das Körbchen von Rosenholz, die schönen Porzellane von Sèvres, deren Staub man glimmerartig, dem Staube des Marmors ähnlich, wiederfand; es waren die beim großen hermetischen Feuer geschmolzenen Gesimse und Ornamente; es waren die Vorhänge und Teppiche von Seidenbrocat; es waren die Schachteln von Aloe und Sandelholz, deren durchdringender, zur Zeit des Brandes durch die Kamine ausströmender Duft die ganze Zone von Paris, über welche der Rauch hingegangen war, mit Wohlgerüchen geschwängert hatte, so daß zwei Tage lang die Vorübergehenden ihre Köpfe in die Höhe hoben, um diese seltsamen, mit der Pariser Luft vermischten Arome einzuathmen, so daß der Ladendiener vom Quartier der Hallen und die Kammerjungfer vom Quartier Saint-Honoré sich berauscht hatten in diesen heftigen, entflammten Aromen, die der Wind den Abhängen des Libanon und den Ebenen Syriens entführt.

Diese Wohlgerüche, sagen wir, bewahrte das öde, kalte Zimmer immer noch. Cagliostro bückte sich, nahm ein Pfötchen voll Asche und roch lange mit wilder Leidenschaft daran.

»Könnte ich so,« murmelte er, »einen Rest von dieser Seele verschlingen, die sich einst diesem Staube mittheilte!«

Dann sah er die eisernen Gitter wieder und die Traurigkeit des benachbarten Hofes, und durch die Treppe die hohen Risse, welche der Brand an diesem inneren Hause gemacht, dessen oberes Stockwerk er vernichtet hatte.

Ein trauriges und schönes Schauspiel, das Zimmer von Althotas war verschwunden; es blieben nur noch von den Mauern sieben bis acht Auszackungen, auf denen das Feuer seine verzehrenden und schwärzenden Jungen hatte umherlaufen lassen.

Für Jeden, der die schmerzliche Geschichte Balsamo's und Lorenza's nicht gekannt hätte, wäre es unmöglich gewesen, diese Ruine nicht zu beweinen.

Alles in diesem Hause athmete die gesunkene Größe, den erloschenen Glanz, das verlorene Glück.

Cagliostro erfüllte sich mit diesen Erinnerungen und Träumen. Der Mann stieg von den Höhen seiner Philosophie herab, um sich neu zu beleben in dem Bischen zarter Menschlichkeit, das man die Gefühle des Herzens nennt, welche kein Raisonement sind.

Nachdem er die holden Phantome der Einsamkeit heraufbeschworen und mit dem Himmel abgerechnet hatte, glaubte er mit der menschlichen Schwäche quitt zu sein, als seine Augen auf einen unter all diesem Unstern und all diesem Elend noch glänzenden Gegenstand fielen.

Er bückte sich und sah in der Fuge des Bodens, halb unter dem Staub begraben, einen kleinen silbernen Pfeil, der kürzlich erst den Haaren einer Frau entfallen zu sein schien.

Es war eine jener italienischen Nadeln, wie die Damen jener Zeit sie gerne wählten, um die gekräuselten Locken ihres Haares zu halten, das zu schwer wurde, wenn es gepudert war.

Der Philosoph, der Gelehrte, der Prophet, der Verächter der Menschheit, derjenige, nach dessen Willen der Himmel mit ihm abrechnen sollte, dieser Mann, der so viele Schmerzen bei sich zurückgedrängt und so viele Blutstropfen den Herzen Anderer entzogen hatte, Cagliostro, der Atheist, der Charlatan, der skeptische Spötter hob diese Nadel auf, hielt sie an seine Lippen,

ließ, sicher, daß man ihn nicht sehen konnte, eine Thräne bis zu seinen Augen aufsteigen und murmelte: »Lorenza!«

Und dieß war Alles. Es war ein Dämon in diesem Menschen.

Er suchte den Kampf und unterhielt ihn zu seinem eigenen Glücke in sich selbst.

Nachdem er glühend diese heilige Reliquie geküßt, öffnete er das Fenster, streckte seinen Arm durch das Gitter und schleuderte dieses zerbrechliche Stück Metall in das Gehäge des nahen Klosters, in Aeste, in die Luft, in den Staub, man weiß nicht wohin.

So bestrafte er sich dafür, daß er von seinem Herzen Gebrauch gemacht.

»Fahre wohl!« sagte er zu dem unempfindlichen Gegenstand, der sich vielleicht für immer verlor. »Fahre wohl, Erinnerung, die mir geschickt worden war, um mich zu erweichen, zu verkleinern, ohne Zweifel. Ich werde fortan nur noch an die Erde denken.

»Ja, dieses Haus wird entheiligt werden. Was sage ich? es ist dieß vielleicht schon. Ich habe die Thüren wieder geöffnet, ich habe das Licht an die Wände gebracht, ich habe das Innere des Grabes gesehen, ich habe die Asche des Todes durchwühlt.

»Entheiligt ist also dieses Haus! Es sei dieß ganz und gar, und zwar für ein gutes Werk.

»Eine Frau wird abermals diesen Hof durchschreiten, eine Frau wird ihre Füße auf die Treppe setzen, eine Frau wird unter diesem Gewölbe singen, wo noch der letzte Seufzer Lorenza's vibriert.

»Es sei. Doch alle diese Entheiligungen werden zu einem Zwecke stattfinden, zu dem Zwecke, meiner Sache zu dienen. Das Mysterium wird entfliegen; das Hotel wird ein Schlupfwinkel bleiben und aufhören, ein Allerheiligstes zu sein.«

Er schrieb hastig in seine Briefftasche folgende Zeilen: »An Herrn Lenoir, meinen Baumeister.

»Hof und Vorhaus reinigen; Remisen und Ställe wiederherstellen; den innern Pavillon zerstören; das Haus auf zwei Stockwerke zurückführen; acht Tage.«

»Sehen wir nun,« sagte er, »ob man von hier aus das Fenster der kleinen Gräfin erblickt.«

Er näherte sich einem Fenster im zweiten Stock des Hauses.

Man überschaute von hier die ganze entgegengesetzte Façade der Rue Saint-Claude über dem Thorweg.

Gegenüber, auf höchstens sechzig Schritte, sah man die Wohnung, welche Jeanne von La Mothe inne hatte.

»Das ist unfehlbar; die zwei Frauen werden sich sehen,« sagte Cagliostro. »Gut.«

Er nahm wieder seine Laterne und stieg die Treppe hinab.

Nach einer starken Stunde war er nach Hause zurückgekehrt und überschickte dem Baumeister seinen Auftrag.

Schon am andern Morgen bemächtigten sich fünfzig Arbeiter des Hotels: der Hammer, die Säge und die Spitzhauen ertönten überall, das aufgehäufte Gras fing in einer Ecke des Hofes an zu rauchen, und am Abend bei seiner Rückkehr sah der seiner täglichen Inspection getreue Vorübergehende eine fette Ratte an einer Pfote unten an einem Reif im Hof hängen, inmitten eines Kreises von Handarbeitern und Maurern, die ihren grauen Bart und ihren ehrwürdigen Bauch verspotteten.

Die schweigsame Bewohnerin des Hauses war durch den Fall eines Quadersteines in ihr Loch eingemauert worden. Halbtodt, als der Krahn den Stein wieder aufhob, wurde sie am Schwanz

gepackt und der Belustigung junger Auvergnaten, die den Kalk einrührten, geopfert; war es Scham, war es Erstickung, sie starb darüber.

Der Vorübergehende hielt ihr folgende Leichenrede:

»Hier ist ein Geschöpf, das zehn Jahre glücklich gewesen! »*Sic transit gloria mundi*,«

Das Haus war in acht Tagen wiederhergestellt, wie Cagliostro dem Baumeister befohlen.

XLVI.

Jeanne als Beschützerin.

Der Herr Cardinal von Rohan erhielt zwei Tage nach seinem Besuche bei Böhmer ein also abgefaßtes Billet:

»Seine Eminenz der Herr Cardinal von Rohan weiß ohne Zweifel, wo er heute zu Nacht speisen wird.«

»Von der kleinen Gräfin,« sagte er, am Papier riechend. »Ich werde kommen.«

Man höre, warum Frau von La Mothe diese Zusammenkunft vom Cardinal verlangte.

Von den fünf vom Herrn Cardinal zu ihrer Bedienung bestellten Lakaien hatte Frau von La Mothe einen ausgezeichnet, einen Menschen mit schwarzen Haaren und braunen Augen, mit der blühenden Gesichtsfarbe des Sanguinischen, womit sich die solide Färbung des Galllichten vermischte. Es waren dieß für die Beobachterin alle Merkmale einer thätigen, verständigen und hartnäckigen Organisation.

Sie ließ diesen Menschen kommen, und in einer Viertelstunde erhielt sie von seiner Gelehrigkeit, von seinem Scharfblick Alles, was sie daraus gewinnen wollte.

Dieser Mensch folgte dem Cardinal und meldete, er habe Seine Eminenz zweimal in zwei Tagen zu den Herren Böhmer und Bossange gehen sehen.

Jeanne wußte genug. Ein Mann wie Herr von Rohan feilscht nicht. Gewandte Kaufleute, wie die Herren Böhmer und Bossange, lassen den Käufer nicht gehen. Das Halsband mußte verkauft sein.

Von Böhmer verkauft.

Von Herrn von Rohan gekauft! und der Letztere hätte kein Wort davon bei seiner Vertrauten, bei seiner Geliebten verlauten lassen!

Dieses Symptom war ernster Natur. Jeanne faltete ihre Stirne, kniff ihre zarten Lippen und schrieb an den Cardinal das Billet, das wir gelesen.

Herr von Rohan kam am Abend. Er hatte einen Korb Tokayer und einige Seltenheiten vorausgeschickt, gerade als ob er bei der Guimard oder bei Mlle. Dangeville speisen würde.

Diese Nuance entging Jeanne eben so wenig, als ihr so viele andere entgangen waren; absichtlich ließ sie nichts von dem auftragen, was der Cardinal geschickt hatte; dann, als sie allein waren, eröffnete sie das Gespräch mit einer gewissen Zärtlichkeit und sagte:

»In der That, Monseigneur, Eines verdrießt mich ungemein.«

»Oh! was denn, Gräfin?« rief der Cardinal, mit jener Affectation von Kummer, die nicht immer als ein Zeichen wirklicher Bekümmernis; betrachtet werden darf.

»Wohl! Monseigneur, es verdrießt mich, sehen zu müssen, nicht daß Sie mich nicht mehr lieben, sondern daß Sie mich nie geliebt haben.«

»Oh! Gräfin, was sagen Sie da?«

»Entschuldigen Sie sich nicht, Monseigneur, das wäre verlorene Zeit.«

»Für mich!« erwiderte galant der Cardinal.

»Nein, für mich,« entgegnete gerade heraus Frau von La Mothe. »Uebrigens ...«

»Oh! Gräfin!« rief der Cardinal.

»Seien Sie nicht trostlos hierüber, Monseigneur, das ist mir ganz gleichgültig.«

»Ob ich Sie liebe, oder ob ich Sie nicht liebe?«

»Ja.«

»Und warum ist Ihnen das gleichgültig?«

»Weil ich Sie nicht liebe.«

»Gräfin, wissen Sie, daß die Erklärung, womit Sie mich da beehren, ganz und gar nicht artig ist?«

»In der That, es ist wahr, wir beginnen nicht mit Süßigkeiten; das ist eine Thatsache, die wir außer Zweifel setzen wollen.«

»Welche Thatsache?«

»Daß ich Sie nie geliebt habe, Monseigneur, daß Sie mich nie geliebt haben.«

»Oh! was mich betrifft, das dürfen Sie nicht sagen,« rief der Prinz mit einem Ausdruck beinahe der Wahrheit. »Ich habe viel Zuneigung für Sie gehabt, Gräfin. Beurtheilen Sie mich also nicht nach Ihnen selbst.«

»Monseigneur, schätzen wir uns genug, um uns die Wahrheit zu sagen.«

»Und was ist die Wahrheit?«

»Es gibt unter uns ein Band, das stärker ist, als die Liebe.«

»Welches?«

»Das Interesse.«

»Das Interesse? Pfui, Gräfin!«

»Monseigneur, ich muß Ihnen sagen, wie der normannische Bauer vom Galgen zu seinem Sohne sagte: Hast Du einen Ekel davor, so mache nicht, daß es den Andern davor ekelt. Pfui über dem Interesse. Monseigneur! Wie Sie das sagen!«

»Wohl denn! nehmen wir an, Gräfin, wir seien interessirt: worin kann ich Ihren Interessen, und worin können Sie den meinigen dienen?«

»Vor Allem, Monseigneur, habe ich Lust, Streit mit Ihnen anzufangen.«

»Thun Sie das, Gräfin.«

»Sie haben des Vertrauens, das heißt der Achtung gegen mich ermangelt.«

»Ich! ich bitte, wann dieß?«

»Wann? Werden Sie leugnen, daß Sie, nachdem Sie meinem Geiste Einzelheiten entlockt, die ich Ihnen gar zu gern gab ...«

»Worüber, Gräfin?«

»Ueber den Geschmack einer gewissen hohen Dame für eine gewisse Sache; daß Sie sich, sage ich, in den Stand gesetzt haben, diesen Geschmack zu befriedigen, ohne mit mir darüber zu sprechen.«

»Einzelheiten entlocken, den Geschmack einer gewissen Dame für eine gewisse Sache errathen, diesen Geschmack befriedigen! wahrhaftig, Gräfin, Sie sind ein Räthsel, eine Sphinx. Ah! ich hatte wohl den Kopf und den Hals der Frau gesehen, aber noch nicht die Krallen des Löwen. Es scheint, Sie wollen mir dieselben zeigen, gut.«

»Nein, ich werde Ihnen gar nichts zeigen, Monseigneur, in Betracht, daß Sie nicht mehr Lust haben, etwas zu sehen. Ich werde Ihnen nur ganz einfach den Schlüssel zum Räthsel geben: die Einzelheiten sind das, was in Versailles vorgefallen; der Geschmack einer gewissen Dame, das sind die Diamanten; die gewisse Dame ist die Königin, und die Befriedigung dieses Geschmacks der Königin ist der Ankauf des vielbesprochenen Halsbandes, den Sie gestern bei den Herren Böhmer und Bossange gemacht haben.«

»Gräfin!« murmelte der Cardinal, ganz wankend und bleich.

Jeanne heftete ihren klarsten Blick auf ihn und sprach:

»Sagen Sie, warum Sie mich mit einer so verblüfften Miene anschauen; haben Sie nicht gestern einen Handel mit den Juwelieren des Quai de l'Ecole eingegangen?«

Ein Rohan lügt nie, nicht einmal gegen ein Weib. Der Cardinal schwieg.

Und da er zu erröthen anfang, eine Widerwärtigkeit, die ein Mann einer Frau nie verzeiht, so fügte sie rasch bei:

»Verzeihen Sie, mein Prinz, ich muß Ihnen sogleich sagen, worin Sie sich über mich täuschten. Sie hielten mich für albern und boshaft.«

»Oh! oh! Gräfin!«

»Kurz ...«

»Nicht ein Wort mehr; lassen Sie mich nun ebenfalls sprechen. Ich werde Sie vielleicht überzeugen, denn von heute an sehe ich klar, mit wem ich zu thun habe. Ich glaubte in Ihnen eine hübsche Frau, eine Frau von Geist, eine reizende Geliebte zu finden. Sie sind etwas Besseres, als dieses. Hören Sie.«

Jeanne näherte sich dem Cardinal und ließ dabei ihre Hand in seinen Händen.

»Sie wollten meine Geliebte, meine Freundin sein, ohne mich zu lieben. Sie haben mir das selbst gesagt.«

»Und ich wiederhole es Ihnen noch einmal,« versetzte Frau von La Mothe.

»Der Zweck, Gräfin?«

»Muß ich Ihnen denselben erklären?«

»Nein, ich berühre ihn mit dem Finger. Sie wollen mein Glück machen. Ist es nicht gewiß, daß, wenn einmal mein Glück gemacht ist, meine ernste Sorge sein wird, das Ihrige zu sichern? Habe ich mich getäuscht?«

»Sie haben sich nicht getäuscht, Eminenz, es ist so. Nur glauben Sie mir ohne Phrasen, ich habe diesen Zweck nicht unter Widerstreben, nicht unter Antipathien verfolgt, der Weg war angenehm.«

»Sie sind eine liebenswürdige Frau, Gräfin, und es ist ein wahres Vergnügen, mit Ihnen über Geschäftssachen zu sprechen. Ich sagte Ihnen also, Sie haben richtig errathen. Sie wissen, daß ich irgendwo eine ehrfurchtsvolle Zuneigung hege.«

»Ich habe das auf dem Opernball gesehen, mein Prinz.«

»Diese Zuneigung wird nie getheilt werden. Oh! Gott behüte mich, daß ich das glaube.«

»Ei!« versetzte die Gräfin, »eine Frau ist nicht immer die Königin, und Sie stehen, wie ich weiß, dem Herrn Cardinal Mazarin in Nichts nach.«

»Das war auch ein sehr schöner Mann,« sagte lachend Herr von Rohan.

»Und ein vortrefflicher erster Minister,« erwiderte Jeanne mit der größten Ruhe.

»Gräfin, bei Ihnen ist es verlorene Mühe, zu denken, es ist zwanzigmal überflüssig, zu sagen. Sie denken und sprechen für Ihre Freunde. Ja, ich strebe darnach, erster Minister zu werden. Alles treibt mich dazu an: die Geburt, die Gewandtheit in den Geschäften, ein gewisses Wohlwollen, das mir die fremden Höfe bezeigen, viel Sympathie, welche mir vom französischen Volke gewährt wird.«

»Kurz Alles,« sagte Jeanne, »nur Eines ausgenommen.«

»Einen Widerwillen ausgenommen, wollen Sie sagen.«

»Ja, der Königin; und dieser Widerwille ist das wahre Hinderniß. Was sie, die Königin, liebt, muß der König immer am Ende auch lieben; was sie haßt, verabscheut er zum Voraus.«

»Und sie haßt mich?«

»Oh!«

»Seien wir offenherzig. Ich glaube nicht, daß es uns gestattet ist, auf so schönem Wege zu bleiben, Gräfin.«

»Wohl! Monseigneur, die Königin liebt Sie nicht.«

»Dann bin ich verloren. Das Halsband kommt nicht in Betracht.«

»Hierin könnten Sie sich täuschen. Prinz.«

»Das Halsband ist gekauft.«

»Die Königin wird wenigstens sehen, daß, wenn Marie Antoinette Sie nicht liebt, sie von Ihnen geliebt wird.«

»Oh! Gräfin!«

»Sie wissen, Monseigneur, wir sind übereingekommen, die Dinge bei ihren Namen zu nennen.«

»Gut! Sie sagen also, Sie zweifeln nicht daran, mich eines Tags als ersten Minister zu sehen?«

»Ich bin fest davon überzeugt.«

»Ich würde mir verargen, wenn ich nicht fragte, wonach Sie streben.«

»Ich werde es Ihnen sagen, wenn Sie einmal im Stande sind, mein Streben zu befriedigen.«

»Das heiße ich sprechen; ich erwarte Sie an diesem Tage.«

»Ich danke; speisen wir nun zu Nacht.«

Der Cardinal nahm Jeanne's Hand und drückte sie, wie Jeanne einige Tage vorher gewünscht hatte, daß sie gedrückt würde. Doch diese Zeit war vorüber.

Sie zog ihre Hand zurück,

»Nun, Gräfin?«

»Speisen wir zu Nacht, sage ich Ihnen, Monseigneur.«

»Ich habe keinen Hunger mehr.«

»So plaudern wir.«

»Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.«

»So verlassen wir uns.«

»Ah! das nennen Sie unser Bündniß? Sie geben mir den Abschied?«

»Um wahrhaft einander zu gehören, wollen wir, Monseigneur, Beide uns selbst gehören.«

»Sie haben Recht, Gräfin, verzeihen Sie mir, daß ich mich abermals über Sie getäuscht habe. Oh! ich schwöre Ihnen, daß dieß das letzte Mal sein wird.«

Er nahm wieder ihre Hand und küßte sie so ehrfurchtsvoll, daß er das höhnische, teuflische Lächeln der Gräfin in dem Augenblick, wo die Worte: »Es wird das letzte Mal sein, daß ich mich in Beziehung auf Sie getäuscht habe,« ertönen, nicht sah.

Jeanne stand auf und geleitete den Prinzen in's Vorzimmer zurück. Hier blieb er stehen und fragte ganz leise:

»Die Folge, Gräfin?«

»Das ist ganz einfach.«

»Was werde ich thun?«

»Nichts. Warten Sie auf mich.«

»Und Sie gehen?«

»Nach Versailles.«

»Wann?«

»Morgen.«

»Und ich werde Antwort bekommen?«

»Sogleich.«

»Wohl, meine Beschützerin, ich übergebe mich Ihnen.«

»Lassen Sie mich gewähren.«

Nach diesen Worten kehrte sie zurück und legte sich zu Bette. Sie betrachtete noch mit einem unentschiedenen Blick den schönen marmornen Endymion, der auf Diana wartete, und murmelte:

»Die Freiheit ist entschieden mehr werth,«

XLVII.

Jeanne als Schützlingin.

Herrin eines solchen Geheimnisses, reich von einer solchen Zukunft, unterstützt von zwei so bedeutenden Mächten, fühlte sich Jeanne stark genug, um eine Welt aus den Angeln zu heben.

Sie gab sich vierzehn Tage Frist, um voll in die saftige Traube zu beißen, die das Glück über ihre Stirne aufhing.

Bei Hofe nicht mehr als eine Bittstellerin, nicht mehr als die von Frau von Boulainvilliers aus dem Elend gezogene arme Bettlerin, sondern als eine Abkömmlingin der Valois mit einem Reichthum von hunderttausend Livres Einkünften zu erscheinen, einen Herzog und Pair zum Gemahl zu haben, sich die Günstlingin der Königin zu nennen und in dieser Zeit der Intrigen und Stürme den König durch Marie Antoinette, somit also den Staat zu regieren, dieß war ganz einfach das Panorama, das sich vor der unerschöpflichen Einbildungskraft der Gräfin von La Mothe aufrollte.

Als es Tag war, machte sie nur einen Sprung bis Versailles. Sie hatte keinen Audienzbrief, aber ihr Vertrauen zu ihrem Glück war so mächtig geworden, daß Jeanne nicht daran zweifelte, die Etikette würde sich vor ihrem Wunsche beugen.

Sie hatte Recht.

Alle die Dienstfertigen des Hofes, die so eifrig darauf bedacht sind, den Geschmack des Gebieters zu errathen, hatten schon bemerkt, welches Vergnügen die Königin an der Gesellschaft der hübschen Gräfin fand.

Das war genug, daß ein verständiger Huissier, der sich einzuschmeicheln wünschte, sich der Königin, welche aus der Capelle kam, in den Weg stellte und hier, wie durch Zufall, vor dem Kammerherrn vom Dienst die Worte sprach:

»Mein Herr, was soll ich mit der Gräfin von La Mothe-Valois machen, welche keinen Audienzbrief hat?«

Die Königin sprach leise mit Frau von Lamballe. Der Name Jeanne's, geschickt von diesem Menschen hingeworfen, unterbrach sie in ihrem Gespräche.

Sie wandte sich um.

»Sagt man nicht, Frau van La Mothe-Valois sei da?«

»Ich glaube, ja, Eure Majestät,« erwiderte der Kammerherr.

»Wer sagt das?«

»Dieser Huissier, Madame.«

Der Huissier verbeugte sich bescheiden.

»Ich werde Frau von La Mothe-Valois empfangen,« sprach die Königin, welche immer weiter ging.

Dann, ehe sie ganz verschwand, fügte sie bei:

»Sie werden sie in das Badecabinet führen.«

Jeanne, der dieser Mensch einfach erzählte, was er gethan, fuhr sogleich mit der Hand nach

ihrer Börse, doch der Huissier hielt sie durch ein Lächeln zurück und sagte:

»Frau Gräfin, ich bitte, wollen Sie die Güte haben, diese Schuld anwachsen zu lassen. Sie werden sie mir vielleicht bald mit besseren Interessen bezahlen können.«

»Sie haben Recht, mein Freund, ich danke,« erwiderte Jeanne, und sie steckte ihr Geld wieder in die Tasche.

»Warum sollte ich nicht einen Huissier begünstigen, der mich begünstigt hat?« sagte sie zu sich selbst. »Ich thue eben so viel für einen Cardinal.«

Jeanne befand sich bald in Gegenwart ihrer Souveränin. Marie Antoinette war ernst, scheinbar nicht ganz gut gestimmt, vielleicht gerade weil sie die Gräfin mit einem unerwarteten Empfang zu sehr begünstigt hatte.

»Die Königin bildet sich wohl am Ende ein, ich wolle wieder betteln,« dachte die Freundin des Herrn von Rohan ... »Ehe ich zwanzig Worte gesprochen habe, wird sie entrunzelt sein, oder sie hat mich vor die Thüre werfen lassen.«

»Madame,« sagte die Königin, »ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, mit dem König zu sprechen.«

»Ah! Madame, Eure Majestät ist nur zu gut gegen mich gewesen, und ich erwarte nichts mehr. Ich komme ...«

»Warum kommen Sie?« versetzte die Königin, welche die Uebergänge geschickt aufzugreifen verstand. »Sie hatten keine Audienz verlangt. Es ist vielleicht eine dringliche Sache ... für Sie?«

»Dringlich ... ja, Madame; doch für mich ... nein.«

»Für mich also ... lassen Sie hören, sprechen Sie, Gräfin.«

Und die Königin führte Jeanne in das Badecabinet, wo ihre Kammerfrauen auf sie warteten.

Als die Gräfin alle diese Leute um die Königin sah, fing sie ihr Gespräch nicht an.

Sobald die Königin im Bade war, schickte sie ihre Frauen weg.

»Madame,« sagte Jeanne, »Eure Majestät sieht mich in großer Verlegenheit.«

»Wie so?«

»Eure Majestät weiß, ich glaube es ihr gesagt zu haben, mit welcher Huld der Herr Cardinal mich zu verbinden sucht.«

Die Königin faltete die Stirne.

»Ich weiß es nicht,« sagte sie.

»Ich glaubte ...«

»Gleichviel ... sprechen Sie.«

»Wohl! Madame, Seine Eminenz erwies mir vorgestern die Ehre, mich zu besuchen.«

»Ah!«

»Es war wegen einer Wohltätigkeitsanstalt, deren Vorsteherin ich bin.«

»Sehr gut, sehr gut, Gräfin. Ich werde auch schenken ... Ihrer Wohltätigkeitsanstalt.«

»Eure Majestät täuscht sich. Ich habe die Ehre gehabt, ihr zu sagen, daß ich nichts fordere. Der Herr Cardinal sprach mit mir nach seiner Gewohnheit von der Güte der Königin, ihrer unerschöpflichen Gnade.«

»Und verlangte, daß ich seine Schützlinge beschütze?«

»Einmal. Ja, Eure Majestät.«

»Ich werde es thun, nicht des Herrn Cardinals wegen, sondern der Unglücklichen wegen, die ich immer gut aufnehme, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Nur sagen Sie Seiner Eminenz, ich sei sehr beschränkt.«

»Ach! Madame, das sagte ich ihm, und daher rührt die Verlegenheit, die ich Eurer Majestät bezeichnet habe.«

»Ah! ah!«

»Ich schilderte dem Herrn Cardinal den so glühenden Wohlthätigkeitssinn, von dem das Herz Eurer Majestät bei der Mittheilung irgend eines Unglücks erfüllt ist; ich schilderte ihm die ganze Freigebigkeit, welche unablässig die stets zu schmale Börse der Königin leert.«

»Gut! gut!«

»Hören Sie, Monseigneur,« sagte ich zu ihm als Beispiel, »Ihre Majestät macht sich zur Slavinn ihrer eigenen Güte. Sie opfert sich ihren Armen, das Gute, was sie thut, gereicht ihr zum Nachtheil,« und hierüber klagte ich mich selbst an.«

»Wie so, Gräfin?« sagte die Königin, welche horchte, sei es nun daß Jeanne sie bei ihrer schwachen Seite zu fassen gewußt hatte, oder daß der ausgezeichnete Geist Marie Antoinette's unter der Länge dieses Eingangs ein lebhaftes, für sie aus der Vorbereitung entspringendes Interesse fühlte.

»Ich sagte, Madame, Eure Majestät habe mir einige Tage zuvor eine starke Summe gegeben; es sei dieß wenigstens tausendmal seit zwei Jahren der Königin begegnet, und wenn die Königin minder gefühlvoll, minder großmüthig gewesen wäre, so hätte sie zwei Millionen in der Casse, in deren Besitz keine Erwägung sie abhalten würde, sich das schöne Halsband zu verschaffen, das sie so edel, so muthig, aber, verzeihen Sie mir, wenn ich es sage, Madame, so ungerecht zurückgewiesen.«

Die Königin erröthete und schaute Jeanne an. Offenbar war der Schluß in den letzten Worten enthalten. Lag eine Falle darunter? war es nur Fuchsschwänzerei? Da die Frage so gestellt war, so mußte unfehlbar eine Gefahr für eine Königin dabei sein. Doch Ihre Majestät fand auf dem Gesichte Jeanne's so viel Sanftmuth, so viel unschuldiges Wohlwollen, so viel reine Wahrheit, daß nichts eine solche Physiognomie der Treulosigkeit oder der Schmeichelei beschuldigte. Und da die Königin selbst eine Seele voll wahrer Großmuth hatte, da die Großmuth immer die Stärke, die Stärke immer die Wahrheit in sich schließt, so sagte Marie Antoinette, einen Seufzer ausstoßend:

»Ja, das Halsband ist schön; es war schön, will ich sagen, und es freut mich, daß eine Frau von Geschmack mich lobt, daß ich es zurückgewiesen.«

»Wenn Sie wüßten, Madame,« rief Jeanne, die Phrase geschickt durchschneidend, »wie man am Ende die Gefühle der Leute kennen lernt, wenn man ein Interesse für diejenigen hegt, welche diese Leute lieben!«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, Madame, ich habe Herrn von Rohan, als er Ihr heldenmüthiges Opfer des Halsbandes erfuhr, erbleichen sehen.«

»Erbleichen!«

»In einem Moment sah ich seine Augen sich mit Thränen füllen. Ich weiß nicht, Madame, ob es der Wahrheit entspricht, daß Herr von Rohan ein schöner Mann und ein vollendeter Cavalier sei, wie viele Leute behaupten; ich weiß nur, daß in diesem Augenblick sein Gesicht, erleuchtet

von dem Feuer seiner Seele und ganz durchfurcht von Thränen, die durch Ihre edelmüthige Uneigennützigkeit, was sage ich? durch Ihre erhabene Selbstberaubung hervorgerufen würden – ... dieses Gesicht wird nie aus meinem Gedächtniß kommen.«

Die Königin hielt einen Augenblick inne, um das Wasser aus dem vergoldeten Schwanenschnabel, der sich in ihre marmorne Badewanne herabsenkte, fallen zu lassen.

»Wohl! Gräfin,« sprach sie dann, »da Ihnen Herr von Rohan so schön und so vollendet vorgekommen ist, wie Sie so eben gesagt, so fordere ich Sie auf, ihn das nicht sehen zu lassen. Er ist ein weltlicher Prälat, ein Hirte, der das Lamm eben so wohl für sich selbst, als für den Herrn nimmt.«

»Oh! Madame!«

»Was denn? Verleumde ich ihn etwa? Ist das nicht sein Ruf? Macht er sich nicht eine Art von Ruhm daraus? Sehen Sie ihn nicht an Ceremonientagen seine schönen Hände in der Luft schütteln, – es ist wahr, sie sind schön, – um sie noch weißer zu machen und auf diese vom Hirtenring funkelnden Hände die andächtigen Augen zu heften, welche noch viel glänzender sind, als der Diamant des Cardinals?«

Jeanne verbeugte sich.

»Die Trophäen des Kardinals,« fuhr die Königin fort, »sind zahlreich. Einige haben Aergerniß erregt. Der Prälat ist verliebt wie die Herren von der Fronde. Lobe ihn, wer da will, ich bleibe fern davon.«

»Wohl! Madame,« erwiderte Jeanne, der es bei dieser Vertraulichkeit, wie auch bei der ganzen physischen Lage der Königin behaglich wurde. »Ich weiß nicht, ob der Herr Cardinal an die Andächtigen dachte, als er zu mir mit einer solchen Gluth von den Tugenden Eurer Majestät sprach; doch Alles, was ich weiß, ist, daß seine schönen Hände, statt in der Luft zu schweben, an sein Herz gedrückt waren.«

Die Königin schüttelte den Kopf und fing an, gezwungen zu lachen.

»Ah! ah!« dachte Jeanne, »sollten die Sachen besser gehen, als wir glaubten, sollte der Aerger uns zur Unterstützung gereichen? oh! dann hätten wir zu leichte Arbeit.«

Die Königin nahm rasch wieder ihre edle, gleichgültige Miene an.

»Fahren Sie fort.« sagte sie.

»Eure Majestät verwandelt mich in Eis, diese Bescheidenheit, die das Lob sogar zurückweist ...«

»Das des Cardinals! Oh! ja.«

»Aber warum, Madame?«

»Weil es mir verdächtig ist.«

»Es geziemt sich nicht für mich,« erwiderte Jeanne mit der tiefsten Ehrfurcht, »es geziemt sich nicht, denjenigen zu vertheidigen, der das Unglück gehabt hat, bei Eurer Majestät in Ungnade zu fallen; wir wollen auch nicht einen Augenblick zweifeln, daß er sehr strafbar ist, da er Eurer Majestät mißfallen hat.«

»Herr von Rohan hat mir nicht mißfallen, er hat mich beleidigt. Doch ich bin Königin und Christin, und folglich doppelt angetrieben, Beleidigungen zu vergessen.«

Die Königin sprach diese Worte mit jener majestätischen Güte, die nur ihr eigenthümlich war. Jeanne schwieg.

»Sie sagen nichts?«

»Ich wäre Eurer Majestät verdächtig, ich würde mich der Gefahr Ihrer Ungnade, Ihres Tadels aussetzen, drückte ich eine Meinung aus, welche der Ihrigen widerspräche.«

»Sie denken das Gegentheil von dem, was ich in Beziehung auf den Cardinal denke?«

»Gerade das Gegentheil, Madame.«

»Sie würden nicht so sprechen, wenn Sie erführen, was der Prinz Louis gegen mich gethan hat.«

»Ich weiß nur, was ich ihn für den Dienst Eurer Majestät habe thun sehen.«

»Galanterien?«

Jeanne verneigte sich.

»Höflichkeiten, Wünsche, Complimente?« fuhr die Königin fort.

Jeanne schwieg.

»Sie hegen für den Herrn von Rohan eine lebhaftere Freundschaft, Gräfin; ich werde ihn in Ihrer Gegenwart nicht mehr angreifen,« sagte die Königin.

Und sie lachte abermals.

»Madame,« sprach Jeanne, »Ihr Zorn wäre mir lieber, als Ihr Gespötte. Was der Herr Cardinal für Eure Majestät empfindet, ist ein so ehrerbietiges Gefühl, daß er, ich bin fest davon überzeugt, wenn er die Königin über ihn lachen sähe, sich zu Tod grämen würde.«

»Oh! oh! er hat sich also sehr verändert?«

»Eure Majestät hatte neulich die Gnade, mir zu sagen, schon seit zehn Jahren sei Herr von Rohan leidenschaftlich ...«

»Ich scherzte, Gräfin,« sprach die Königin mit ernstem Tone.

Zum Stillschweigen genöthigt, schien Jeanne sich in die Aufgebung des Kampfes zu fügen; doch Marie Antoinette täuschte sich. Bei diesen Frauen, einem Gemisch von Tiger und Schlange, ist der Augenblick ihres Zurückbiegens immer das Vorspiel des Angriffs; die zusammengedrängte Ruhe geht dem Sprunge vorher.

»Sie sprachen von jenen Diamanten,« sagte unkluger Weise die Königin. »Gestehen Sie, daß Sie daran gedacht haben.«

»Tag und Nacht, Madame,« sprach Jeanne mit der Freude eines Generals, der auf dem Schlachtfelde seinen Feind einen entscheidenden Fehler machen sieht. »Sie sind so schön, sie werden Eurer Majestät so gut stehen.«

»Wie so?«

»Ja, Madame, ja, Eurer Majestät.«

»Sie sind aber verkauft!«

»Ja, sie sind verkauft.«

»An den Gesandten von Portugal?«

Jeanne schüttelte sachte den Kopf.

»Nein!« rief freudig die Königin.

»Nein, Madame.«

»An wen denn?«

»Herr von Rohan hat sie gekauft.«

Die Königin machte gleichsam einen Sprung, doch plötzlich wieder erkaltet, ließ sie nur ein halblautes »Ah!« vernehmen.

»Hören Sie, Madame,« sagte Jeanne mit einer Beredtsamkeit voller Begeisterung, »was Herr von Rohan gethan hat, ist herrlich; es ist ein Augenblick des Edelmuths und der Gutherzigkeit; es ist eine schöne Bewegung: eine Seele, wie die Eurer Majestät, kann nicht umhin, mit Allem zu sympathisiren, was gut und gefühlvoll ist. Kaum hatte Herr von Rohan durch mich, ich gestehe es, die augenblickliche Beengung Eurer Majestät erfahren, als er ausrief:

»»Wie! die Königin von Frankreich versagt sich Etwas, was die Frau eines Generalpächters sich nicht versagen würde! Wie! die Königin kann sich der Widerwärtigkeit aussetzen, eines Tages Madame Necker mit diesen Diamanten geschmückt zu sehen?««

»Herr von Rohan wußte noch nicht, daß der Gesandte von Portugal sie erhandelt hatte. Ich theilte es ihm mit. Seine Entrüstung verdoppelte sich. »»Es handelt sich hier nicht mehr,«« sagte er, »»es handelt sich hier nicht mehr um ein Vergnügen, das der Königin gemacht werden soll, es handelt sich um die königliche Würde ... Ich kenne den Geist der fremden Höfe: Eitelkeit, Scheingepränge ... man wird dort lachen über die Königin von Frankreich, die kein Geld hat, um einen erlaubten Wunsch zu befriedigen; und ich, ich sollte dulden, daß man der Königin von Frankreich spottet! Nein, niemals!««

»Und er verließ mich ungestüm. Eine Stunde nachher erfuhr ich, daß er die Diamanten gekauft hatte.«

»Um fünfzehnmal hunderttausend Livres?«

»Um sechzehnmal hunderttausend.«

»Und was war seine Absicht, als er sie kaufte?«

»Daß sie, da sie nicht Eurer Majestät gehören konnten, wenigstens keiner andern Frau gehörten.«

»Und Sie sind sicher, daß Herr von Rohan das Halsband nicht gekauft hat, um damit irgend einer Geliebten seine Huldigung darzubringen?«

»Ich weiß gewiß, daß er es gekauft hat, um es eher zu vernichten, als an einem andern Hals, als an dem der Königin glänzen zu sehen.«

Marie Antoinette dachte einen Augenblick nach, und ihr edles Gesicht ließ unverdeckt Alles sehen, was in ihrer Seele vorging.

»Was Herr von Rohan gethan hat, ist gut,« sprach sie. »es ist ein edler Zug, ein Zug zarter Ergebenheit.«

Jeanne verschlang gierig diese Worte.

»Sie werden also Herrn von Rohan danken,« fuhr die Königin fort.

»Oh! ja, Madame.«

»Sie werden beifügen, die Freundschaft des Herrn von Rohan sei mir erwiesen, und als ehrlicher Mann, wie Katharina sagt, nehme ich von der Freundschaft Alles an; jedoch unter der Bedingung der Wiedervergeltung. Ich nehme auch nicht das Geschenk des Herrn von Rohan ...«

»Was denn?«

»Sondern seinen Vorschuß an ... Herr von Rohan hat die Güte gehabt, sein Geld oder seinen Credit vorzuschicken, um mir Vergnügen zu machen. Ich werde es ihm zurückbezahlen. Böhmer hatte, glaube ich, Baargeld verlangt?«

»Ja, Madame.«

»Wie viel?«

»Zweimal hundert und fünfzigtausend Livres.«

»Zweimal hundert und fünfzigtausend Livres, das ist das vierteljährige Nadelgeld, das mir der König gibt, man hat es mir diesen Morgen geschickt, allerdings zum Voraus, aber man hat es mir geschickt.«

Marie Antoinette läutete rasch ihren Frauen; diese hüllten sie in feine gewärmte Batiste und kleideten sie an.

Wieder allein mit Jeanne und in ihr Zimmer zurückgekehrt, sprach sie zu der Gräfin:

»Ich bitte, öffnen Sie diese Schublade.«

»Die erste?«

»Nein, die zweite, Sie sehen ein Portefeuille?«

»Hier ist es, Madame.«

»Es enthält zweimal hundert und fünfzigtausend Livres, zählen Sie dieselben.«

Jeanne gehorchte.

»Bringen Sie das Geld dem Cardinal, danken Sie ihm noch einmal, sagen Sie ihm, ich werde es jeden Monat einrichten, um so zu bezahlen. Die Interessen wird man berechnen. Auf diese Art bekomme ich das Halsband, das mir so sehr gefallen hat, und wenn ich mich beenge, um es zu bezahlen, so werde ich wenigstens den König nicht beengen.«

Sie sammelte sich eine Minute.

»Und dabei gewinne ich,« fuhr sie fort, »daß ich erfahre, ich habe einen zartfühlenden Freund, der mir gedient ...«

Sie zögerte wieder.

»Und eine Freundin, die mich errathen hat,« fügte sie dann bei, indem sie Jeanne ihre Hand bot, auf welche sich die Gräfin stürzte.

Dann, als sie wegzugehen im Begriff war, sagte sie, nachdem sie abermals gezögert, ganz leise, als hätte sie Furcht vor dem, was sie sprach:

»Sie werden Herrn von Rohan davon unterrichten, daß er in Versailles willkommen ist, und daß ich ihm meinen Dank abzustatten habe.«

Jeanne eilte aus dem Zimmer, nicht trunken, sondern wahnsinnig von Freude und befriedigtem Stolz.

Sie preßte ihre Cassenbillette zusammen, wie ein Geier seinen Raub.

XLVIII.

Das Portefeuille der Königin.

Dieses wirkliche oder eingebildete Vermögen, das Jeanne von Valois mit sich forttrug. Niemand fühlte die Wichtigkeit desselben so sehr, als die Pferde, welche sie von Versailles wegführten.

Wenn je Pferde, die angetrieben wurden, einen Preis zu gewinnen, auf der Rennbahn flogen, so waren es diese zwei armen Rosse eines Miethwagens.

Von der Gräfin angestachelt, machte der Kutscher sie glauben, sie seien die leichten Vierfüßler der Landschaft Elis. und es seien zwei Talente Gold für den Herrn und eine dreifache Ration geschälte Gerste für sie zu gewinnen.

Der Cardinal war noch nicht ausgefahren, als Frau von La Mothe mitten in seinem Hotel und mitten unter seinen Leuten bei ihm ankam.

Sie ließ sich ceremoniöser melden, als sie dieß bei der Königin gethan hatte.

»Sie kommen von Versailles?« sagte er.

»Ja, Monseigneur.«

Er schaute sie an, sie war unerforschlich.

Sie sah seinen Schauer, seine Traurigkeit, sein Mißbehagen, und hatte mit nichts Mitleid.

»Nun?« fragte er.

»Nun! lassen Sie hören, Monseigneur, was wünschen Sie? Sprechen Sie ein wenig, damit ich mir nicht zu viel Vorwürfe mache.«

»Ah! Gräfin, Sie sagen mir das mit einer Miene ...«

»Nicht wahr, mit einer betäubenden?«

»Mit einer tödtenden.«

»Sie wollten, ich solle die Königin sehen?«

»Ja.«

»Ich habe sie gesehen. Sie sollte mich von Ihnen sprechen lassen, sie, die wiederholt ihre Abneigung gegen Sie und ihre Unzufriedenheit, wenn sie Ihren Namen aussprechen hörte, bezeigt hatte?«

»Ich sehe, daß ich, wenn ich diesen Wunsch gehabt habe, auf die Erfüllung desselben verzichten muß.«

»Nein, die Königin hat mit mir von Ihnen gesprochen.«

»Oder vielmehr, Sie sind so gut gewesen, mit ihr von mir zu sprechen?«

»Es ist wahr.«

»Und Ihre Majestät ... hat zugehört?«

»Das verdient eine Erläuterung.«

»Sagen Sie mir kein Wort mehr, Gräfin, ich sehe, welchen Widerwillen Ihre Majestät gehabt hat ...«

»Nicht zu sehr ... Ich habe es gewagt, vom Halsband zu sprechen.«

»Sie wagten es, zu sagen, ich habe daran gedacht ...«

»Es für sie zu kaufen, ja.«

»Oh! Gräfin, das ist herrlich: und sie hat zugehört?«

»Ja.«

»Sie haben ihr gesagt, ich biete ihr die Diamanten an?«

»Sie hat es geradezu ausgeschlagen.«

»Ich bin verloren.«

»Ausgeschlagen, das Geschenk anzunehmen, ja; das Darlehen ...«

»Das Darlehen! ... Sie hatten dem Anerbieten eine so zarte Wendung gegeben?«

»So zart, daß sie es angenommen hat.«

»Ich leihe der Königin, ich! ... Gräfin, ist das möglich?«

»Das ist mehr, als wenn Sie schenkten, nicht wahr?«

»Tausendmal mehr.«

»Ich dachte es wohl. Jedenfalls nimmt Ihre Majestät an.«

Der Cardinal stand auf und setzte sich dann wieder. Er rückte bis zu Jeanne, ergriff ihre Hände und sagte:

»Täuschen Sie mich nicht, bedenken Sie wohl, daß Sie mich mit einem einzigen Worte zum alleringlücklichsten Menschen machen können.«

»Man spielt nicht mit Leidenschaften, Herr Cardinal; das ist gut bei der Lächerlichkeit, doch die Männer von Ihrem Rang und Verdienst können nie lächerlich sein.«

»Das ist wahr. Was Sie mir sagen, ist also ...«

»Die strenge Wahrheit.«

»Ich habe ein Geheimniß mit der Königin?«

»Ein Geheimniß ... ein tödtliches ...«

Der Cardinal eilte auf Jeanne zu und drückte ihr zärtlich die Hand.

»Ich liebe diesen Händedruck,« sprach die Gräfin, »so drücken wahre Menschen einander die Hand.«

»So drückt ein glücklicher Mensch seinem Schutzengel die Hand.«

»Monseigneur, übertreiben Sie nicht.«

»Oh! meine Freude, meine Dankbarkeit, nie ...«

»Sie übertreiben die eine und die andere. Anderthalb Millionen einer Königin leihen, ist es nicht das, was Sie brauchten?«

Der Cardinal seufzte.

»Buckingham hätte etwas Anderes verlangt, nachdem er seine Perlen auf dem Boden des königlichen Gemaches ausgestreut.«

»Was Buckingham bekommen hat, Gräfin, will ich mir nicht einmal wünschen, und wäre es im Traum.«

»Sie werden sich hierüber mit der Königin erklären, denn sie hat mir Befehl gegeben, Ihnen zu verkündigen, Monseigneur, sie würde Sie mit Vergnügen in Versailles sehen.«

Die Unvorsichtige hatte nicht so bald dieses Wort ausgesprochen, als der Cardinal weiß wurde wie ein Jüngling unter dem ersten Liebeskuß, Er tappte wie ein Betrunkener nach dem

Lehnstuhl, der in seinem Bereiche stand.

»Ah! ah!« dachte Jeanne, »das ist noch ernster, als ich glaubte. Ich hatte von der Herzogswürde, von der Pairie, von hunderttausend Livres Einkünfte geträumt, ich werde bis zum Fürstentitel, bis zur halben Million gelangen, denn Herr von Rohan handelt weder aus Ehrfucht, noch aus Geiz, sondern aus Liebe.«

Herr von Rohan erholte sich schnell. Die Freude ist keine Krankheit, welche lange währt, und da er ein starker Geist war, so hielt er es für geeignet, mit Jeanne von den Angelegenheiten zu reden, um sie vergessen zu machen, daß er mit ihr von der Liebe gesprochen.

Sie ließ ihn gewähren.

»Meine Freundin,« sagte er, indem er Jeanne in die Arme schloß, »was gedenkt die Königin bei dem Anlehen zu thun, das Sie ihr unterbreitet haben?«

»Sie fragen mich das, weil man glaubt, die Königin habe kein Geld?«

»Ganz richtig.«

»Wohl! sie verlangt sie zu bezahlen, als ob sie Böhmer bezahlte, nur mit dem Unterschied, daß, wenn sie von Böhmer gekauft hätte, ganz Paris es erführe, was seit dem berühmten Worte mit dem Schiff unmöglich ist, und daß, wenn sie den König das Maul hängen machte, ganz Frankreich Grimassen schneiden würde. Die Königin will also die Diamanten im Einzelnen haben und sie im Einzelnen bezahlen. Sie liefern ihr die Gelegenheit dazu; Sie sind ihr ein verschwiegener Cassier, ein zahlungsfähiger Cassier, falls sie in Verlegenheit käme; sie ist glücklich und sie bezahlt; verlangen Sie nicht mehr.«

»Sie bezahlt! Wie?«

»Die Königin, eine Frau, welche Alles begreift, weiß wohl, daß Sie Schulden haben, Herr Cardinal, und dann ist sie stolz; es ist keine Freundin, welche Geschenke annimmt ... Als ich ihr sagte, Sie haben zweimal hundert und fünfzigtausend Livres vorausbezahlt ...«

»Sie haben ihr das gesagt?«

»Warum nicht?«

»Das hieß ihr die Sache sogleich unmöglich machen.«

»Das hieß ihr das Mittel, den Grund der Annahme verschaffen. Nichts für Nichts, das ist der Wahlspruch der Königin.«

»Mein Gott!«

Jeanne steckte ruhig die Hand in ihre Tasche und zog dann das Portefeuille Ihrer Majestät hervor.

»Was ist das?« fragte Herr von Rohan.

»Ein Portefeuille, welches für zweimal hundert und fünfzigtausend Livres Cassenbilletts enthält.«

»Wahrhaftig?«

»Und die Königin schickt sie Ihnen mit einem schönen Gruß.«

»Oh!«

»Das Geld ist darin, ich habe es gezählt.«

»Es handelt sich wohl hierum!«

»Doch nach was schauen Sie?«

»Ich schaue dieses Portefeuille, von dem ich nicht wußte, daß Sie es besaßen.«

»Es gefällt Ihnen, obgleich es weder schön, noch reich ist.«

»Es gefällt mir, ich weiß nicht, warum.«

»Sie haben einen guten Geschmack.«

»Sie spotten meiner? In welcher Hinsicht sagen Sie, ich habe einen guten Geschmack.«

»Allerdings, da Sie denselben Geschmack haben, wie die Königin.«

»Dieses Portefeuille ...«

»Gehörte der Königin, Monseigneur.«

»Ist Ihnen daran gelegen?«

»Oh! viel.«

Herr von Rohan seufzte.

»Das begreift sich,« sagte er.

»Wenn es Ihnen jedoch Vergnügen machen würde,« versetzte die Gräfin mit einem Lächeln, das die Heiligen in's Verderben führt.

»Zweifeln Sie nicht daran, Gräfin; doch ich will Sie nicht berauben.«

»Nehmen Sie es.«

»Gräfin!« rief der Cardinal, fortgerissen von seiner Freude,

»Sie sind die kostbarste Freundin, Sie sind die geistreichste Freundin, die ...«

»Ja. ja.«

»Und es ist unter uns ...«

»Auf Leben und Tod! man sagt das immer. Nein, ich habe nur ein einziges Verdienst.«

»Welches?«

»Das, Ihre Angelegenheiten mit ziemlich viel Glück und mit großem Eifer betrieben zu haben.«

»Wenn Sie nur dieses Glück hätten, meine Freundin, so würde ich sagen, ich komme Ihnen an Werth beinahe gleich, insofern ich, während Sie nach Versailles gingen, arme Theure, auch für Sie gearbeitet habe.«

Jeanne schaute den Cardinal mit Erstaunen an.

»Ja, eine Erbärmlichkeit,« sagte er. »Ein Mann, mein Banquier, kam zu mir und trug mir Actien bei einem Geschäfte an, das die Austrocknung oder Ausbeutung von Sümpfen betrifft.«

»Ah!«

»Der Nutzen war sicher, und ich nahm den Vorschlag an.«

»Und Sie haben wohl daran gethan.«

»Oh! Sie werden sehen, daß ich Sie in meinem Geiste immer auf den ersten Rang stelle.«

»Auf den zweiten, das ist noch mehr, als ich verdiene; doch lassen Sie hören.«

»Mein Banquier gab mir zweihundert Actien, ich nahm für Sie den vierten Theil, die letzten.«

»Oh! Herr Cardinal.«

»Lassen Sie mich doch machen. Zwei Stunden nachher kam er zurück. Nur die Thatsache des Unterbringens der Actien an diesem Tage allein hatte ein Steigen von hundert Procent bewerkstelligt. Er gab mir hunderttausend Livres.«

»Eine schöne Speculation!«

»Von der hier Ihr Antheil ist, liebe Gräfin, ich will sagen, theure Freundin.«

Und er ließ aus dem Päckchen von zweimal hundertfünfzigtausend Livres, die ihm die Königin geschickt, fünf und zwanzigtausend Livres, in die Hand Jeanne's schlüpfen.

»Es ist gut, Monseigneur, wer gibt, soll auch empfangen. Was mir jedoch am meisten schmeichelt, ist, daß Sie an mich gedacht haben.«

»Es wird immer so sein,« erwiderte der Cardinal, indem er ihr die Hand küßte.

»Seien Sie auf ein Gleiches gefaßt,« sprach Jeanne ... »Monseigneur, auf baldiges Wiedersehen in Versailles!«

Und sie entfernte sich, nachdem sie ihm eine Liste der von der Königin gewählten Termine gegeben hatte, deren erster, auf einen Monat gestellt, eine Summe von fünfmal hunderttausend Livres betrug.

XLIX.

Worin man den Doctor Louis wiederfindet.

Erinnern sich unsere Leser, in welcher schwierigen Lage wir Herrn von Charny verlassen haben, so werden sie uns vielleicht einigen Dank wissen, wenn wir sie in das kleine Vorzimmer der Gemächer von Versailles zurückführen, in welches dieser brave Seemann, den weder die Menschen, noch die Elemente je eingeschüchtert hatten, geflohen war, um nicht vor drei Frauen: der Königin, Andrée und Frau von La Mothe, unwohl zu werden.

Als Herr von Charny sich mitten im Vorzimmer befand, sah er ein, daß es ihm unmöglich war, weiter zu gehen. Er streckte, ganz schwankend, die Arme aus. Man bemerkte, daß ihn seine Kräfte verließen, und man kam ihm zu Hilfe.

Da wurde der junge Offizier ohnmächtig; nach einigen Augenblicken kam er aber wieder zu sich, jedoch ohne zu vermuthen, daß die Königin es gesehen, und daß sie vielleicht in einer ersten Bewegung der Angst herbeigelaufen wäre, wenn nicht Andrée, mehr noch durch eine glühende Eifersucht, als durch ein kaltes Gefühl der Schicklichkeit, sie zurückgehalten hätte,

Es war indessen gut für die Königin, daß sie auf den von Andrée gegebenen Rath in ihrem Zimmer blieb, welches Gefühl auch diesen Rath dictirt haben mochte, denn kaum war die Thüre hinter ihr zugemacht, als sie durch dieselbe den Ruf des Huissier: »Der König!« vernahm.

Es war in der That der König, der aus seinen Gemächern nach der Terrasse ging und, vor der Sitzung des Rathes, seine Jagdequipagen, die er seit einiger Zeit etwas vernachlässigt fand, besichtigen wollte.

Als der König, dem einige Officianten seines Hauses folgten, in das Zimmer eintrat, blieb er stehen; er sah einen Mann, der auf ein Fenstergesimse zurückgelehnt war, in einer Lage, welche zwei Leibwachen, die ihm beisprangen, nicht wenig beunruhigte, denn sie waren nicht gewohnt, einen Offizier um nichts in Ohnmacht fallen zu sehen.

Während sie Herrn von Charny unterstützten, riefen sie:

»Mein Herr, was haben Sie denn?«

Doch die Stimme versagte dem Kranken, und es war ihm unmöglich zu antworten.

An diesem Stillschweigen die Bedeutung des Nebels erkennend, beschleunigte der König seine Schritte.

»Ja,« sagte er, »ja, es ist Einer, der das Bewußtsein verliert.«

Bei der Stimme des Königs wandten sich die zwei Leibwachen um und ließen durch eine maschinenmäßige Bewegung Herrn von Charny los, der, nur noch durch einen Rest von Stärke unterstützt, auf die Platten sank.

»Oh! mein Herr,« sagte der König, »was machen Sie denn?«

Man stürzte herbei. Man hob Herrn von Charny, der gänzlich das Bewußtsein verloren hatte, sachte auf und legte ihn auf einen Lehnstuhl.

»Ah! es ist Herr von Charny!« rief plötzlich der König, als er den jungen Offizier erkannte.

»Herr von Charny!« riefen die Umstehenden.

»Ja, der Neffe des Herrn von Suffren.«

Diese Worte brachten eine magische Wirkung hervor. Herr von Charny war in einem Augenblick von Riechwasser übergossen, nicht mehr, nicht minder, als befände er sich unter zehn Frauen. Ein Arzt wurde gerufen, er untersuchte rasch den Kranken.

Neugierig bei jeder Wissenschaft und mitleidig bei jedem Uebel, wollte der König sich nicht entfernen; er wohnte der Consultation bei.

Die erste Sorge des Arztes war, daß er die Weste und das Hemd des jungen Mannes zurückschob, damit die Luft seine Brust berührte; während er aber dieß that, fand er, was er nicht gesucht hatte.

»Eine Wunde,« sagte der König, seine Theilnahme verdoppelnd, indem er so nahe hinzutrat, daß er mit seinen eigenen Augen sehen konnte.

»Ja, ja,« murmelte Herr von Charny, der sich zu erheben suchte und mit geschwächten Augen umherschaut, »eine alte Wunde, die sich wieder geöffnet hat. Es ist nichts ... nichts ...«

Und seine Hand drückte unmerklich die Finger des Arztes.

Ein Arzt begreift Alles und muß Alles begreifen. Dieser war aber kein Hofarzt, sondern ein Wundarzt von Versailles. Er wollte sich ein Ansehen geben und erwiderte:

»Oh! alt ... das beliebt Ihnen zu sagen; die Lefzen sind zu frisch, das Blut zu hochroth: diese Wunde ist nicht vierundzwanzig Stunden alt«

Charny, dem dieser Widerspruch seine Kräfte wiedergab, stellte sich auf seine Füße und sprach:

»Ich denke, Sie werden mich nicht lehren, mein Herr, in welchem Augenblick ich meine Wunde bekommen habe; ich sage Ihnen und wiederhole, daß sie alt ist.«

In diesem Moment erkannte er den König. Er knüpfte seine Weste zu, als schämte er sich, daß er einen so erhabenen Zuschauer bei seiner Schwäche hatte.

»Der König!« sagte er.

»Ja, Herr von Charny, ja, ich selbst, und ich segne den Himmel, daß ich hierher gekommen bin, um Ihnen ein wenig Erleichterung zu bringen.«

»Eine Schramme, Sire,« stammelte Charny, »eine alte Wunde, Sire, nichts Anderes.«

»Alt oder neu,« erwiderte der König, »diese Wunde hat mich Ihr Blut sehen lassen, das kostbare Blut eines wackeren Edelmannes.«

»Dem zwei Stunden im Bette seine Gesundheit wiedergeben werden,« fügte Charny bei, und er wollte aufstehen, doch er hatte ohne seine Kräfte gerechnet. Sein Kopf war schwer, seine Beine wankten, und kaum hatte er sich erhoben, als er in den Lehnstuhl zurückfiel.

»Ah!« sagte der König, »er ist sehr krank.«

»Oh! ja,« versetzte der Wundarzt mit einer feinen, diplomatischen Miene, die nach einer Eingabe um Beförderung roch, »doch man kann ihn retten.«

Der König war ein redlicher Mann; er hatte errathen, daß Charny etwas verbarg. Dieses Geheimniß war ihm heilig. Jeder Andere hätte es von den Lippen des Arztes, der es so höflich anbot, aufgefangen: Ludwig XVI. aber zog es vor, dieses Geheimniß seinem Eigenthümer zu lassen.

»Herr von Charny soll sich nicht durch seine Rückkehr nach Hause einer Gefahr aussetzen,« sagte der König. »Man pflege Herrn von Charny in Versailles; man rufe seinen Oheim, Herrn

von Suffren, und hat man diesem Herrn gedankt,« er bezeichnete den dienstfertigen Wundarzt, »so rufe man meinen Leibarzt, den Doctor Louis. Er hat, glaube ich, den Dienst.«

Ein Offizier eilte weg, um die Befehle des Königs zu vollziehen. Zwei andere bemächtigten sich des Herrn von Charny und trugen ihn an das Ende der Gallerie in's Zimmer des Officiers der Gardien.

Diese Scene ging rascher vor sich, als die zwischen der Königin und Herrn von Crosne.

Herr von Suffren wurde benachrichtigt, und der Doctor Louis an die Stelle des Ueberzähligen gerufen.

Wir kennen diesen redlichen, weisen und bescheidenen Mann, einen weniger glänzenden, als nützlichen Verstand, diesen muthigen Bearbeiter des unermesslichen Feldes der Wissenschaft, wo derjenige mehr geehrt ist, der das Korn erntet, wo derjenige nicht minder ehrenwerth ist, welcher die Furche öffnet.

Hinter dem Arzte, der sich schon über seinen Kunden neigte, erschien in aller Eile der Bailli von Suffren, dem eine Staffette die Nachricht überbracht hatte.

Der berühmte Seemann begriff diese Ohnmacht, dieses plötzliche Unwohlsein durchaus nicht.

Als er Charny's Hand ergriffen und seine trüben Augen angeschaut hatte, sagte er:

»Seltsam! seltsam! Wissen Sie, Doctor, daß mein Neffe nie krank gewesen ist?«

»Das beweist nichts, Herr Bailli,« erwiderte der Doctor.

»Die Luft von Versailles ist also sehr schwer, denn ich wiederhole Ihnen, ich habe Olivier zehn Jahre auf der See gesehen, und er war immer kräftig und aufrecht, wie ein Mastbaum.«

»Es ist seine Wunde,« sagte einer der anwesenden Officiere.

»Wie, seine Wunde!« rief der Admiral; »Olivier ist in seinem Leben nicht verwundet worden.«

»Oh! verzeihen Sie,« erwiderte der Officier, auf den gerötheten Batist deutend, »doch ich glaubte ...«

Herr von Suffren sah Blut.

»Es ist gut, es ist gut,« sagte der Doctor, der dem Kranken den Puls gefühlt hatte, mit vertraulicher Barschheit, »wir wollen uns nicht über den Ursprung des Uebels streiten. Wir haben das Uebel, begnügen wir uns damit und heilen wir dasselbe, wenn es möglich ist.«

Der Bailli liebte Aussprüche, die keine Widerrede gestatteten; er hatte die Wundärzte seiner Schiffe nicht daran gewöhnt, ihre Worte zu wattiren.

»Ist es sehr gefährlich, Doctor?« fragte er mit einer stärkeren Gemüthsbewegung, als er zeigen wollte.

»Ungefähr wie der Schnitt eines Rasirmessers am Kinn.«

»Gut. Danken Sie dem König, meine Herren. Olivier, ich werde Dich wieder besuchen.«

Olivier bewegte die Augen und die Finger, als wollte er zugleich seinem Oheim, der ihn verließ, und dem Doctor, der ihn in seine Hände nahm, danken.

Glücklich in seinem Bette zu sein, glücklich sich einem Manne von Verstand und Milde überlassen zu sehen, stellte er sich dann, als entschlief er.

Der Doctor schickte Jedermann weg.

Olivier entschlief nun in der That, doch nicht ohne dem Himmel für Alles, was ihm begegnet, oder vielmehr für das Schlimme, was ihm unter so ernsten Umständen nicht begegnet war, zu

danken.

Das Fieber hatte sich seiner bemächtigt; jenes wunderbare, die Menschheit wiedergebärende Fieber, ein ewiger Saft, der im Blute des Menschen treibt und, den Absichten Gottes, das heißt der Menschheit dienend, die Gesundheit im Kranken keimen läßt, oder den Lebendigen mitten in der Gesundheit weggrafft.

Als Olivier mit jener Hitze der vom Fieber Befallenen die Scene mit Philipp, die Scene mit der Königin, die Scene mit dem König gründlich überlegt hatte, verfiel er in jenen furchtbaren Kreis, den das wüthende Blut wie ein Netz über den Verstand wirft ... Er delirirte.

Drei Stunden später hätte man ihn von der Gallerie aus hören können, wo einige Wachen auf und ab gingen; als der Doctor dieß bemerkte, rief er seinen Bedienten und befahl ihm, Olivier in seine Arme zu nehmen. Olivier stieß einige Klageschreie aus.

»Wickle ihm die Decke über den Kopf,«

»Wie soll ich das machen?« sagte der Bediente. »Er ist zu schwer und vertheidigt sich zu sehr. Ich will einen von den Herren Garden um Beistand bitten.«

»Du bist ein Hasenfuß, wenn Du Dich vor einem Kranken fürchtest,« entgegnete der Doctor.

»Herr Doctor ...«

»Und findest Du ihn zu schwer, so bist Du nicht so stark, wie ich geglaubt habe. Ich werde Dich nach Auvergne zurückschicken.«

Die Drohung wirkte. Schreiend, heulend, heftig sich geberdend und delirierend, wurde Charny von dem Auvergnaten wie eine Feder im Angesicht der Leibwachen aufgehoben.

Diese umgaben Louis und befragten ihn.

»Meine Herren,« sagte der Doctor, der stärker schrie, als Charny, um dessen Schreie zu übertäuben, »Sie begreifen, daß ich nicht alle Stunden eine Meile machen werde, um den Kranken zu besuchen, den mir der König anvertraut hat. Ihre Gallerie liegt am Ende der Welt.«

»Wohin bringen Sie ihn, Doctor?«

»Zu mir, da ich ein träger Mensch bin. Ich habe hier, wie Sie wissen, zwei Zimmer, ich lege ihn in eines derselben, und übermorgen, wenn Niemand mit ihm verkehrt, werde ich Ihnen Bericht erstatten.«

»Aber, Doctor,« sagte der Officier, »ich versichere Sie, daß der Kranke hier sehr gut gewesen wäre, wir lieben Alle Herrn von Suffren, und ...«

»Ja, ich kenne diese Pflege des Cameraden für den Cameraden. Der Verwundete hat Durst, man ist gut gegen ihn; man gibt ihm zu trinken, und er stirbt. Zum Teufel mit der guten Pflege der Herren Garden! Man hat so zehn Kranke getödtet.«

Der Doctor sprach noch, als schon Olivier nicht mehr gehört werden konnte.

»Ah! ja,« fuhr der würdige Arzt fort; »das ist sehr wohl gethan, das ist sehr verständig. Dabei ist nur ein Unglück, daß der König den Kranken wird sehen wollen ... Und wenn er ihn sieht, wird er ihn hören ... Teufel! da ist nicht zu zögern. Ich will die Königin benachrichtigen. Sie wird mir einen guten Rath geben.«

Nachdem der gute Doctor diesen Entschluß mit der Raschheit des Menschen gefaßt hatte, dem die Natur die Secunden abzählt, übergieß er das Gesicht des Verwundeten mit frischem Wasser und legte ihn auf eine solche Art in ein Bett, daß er sich nicht tödtete, wenn er sich heftig bewegte oder fiel. Er schloß die Läden mit einem Vorhängeschloß, drehte den Schlüssel der Zimmerthüre zweimal um, steckte diesen Schlüssel in die Tasche und begab sich zu der Königin,

nachdem er sich, außen horchend, versichert hatte, daß keiner von den Schreien Olivier's vernommen oder verstanden werden konnte.

Es versteht sich von selbst, daß zu größerer Vorsicht der Auvergnat mit dem Kranken eingeschlossen war.

Er traf gerade vor dieser Thüre Frau von Misery, welche die Königin abgeschickt hatte, um sich nach dem Verwundeten zu erkundigen.

Sie wollte durchaus hinein.

»Kommen Sie, kommen Sie, Madame,« sagte der Doctor, »ich gehe weg.«

»Aber, Doctor, die Königin wartet.«

»Ich gehe zur Königin, Madame.«

»Die Königin wünscht ...«

»Die Königin wird so viel erfahren, als sie zu wissen wünscht; das sage ich Ihnen, Madame. Gehen wir.«

Und er nöthigte die Kammerfrau Marie Antoinette's zu laufen, um zu gleicher Zeit mit ihm an Ort und Stelle zu kommen.

L.

Aegri Somnia.

Die Königin wartete auf die Antwort der Frau von Misery; sie erwartete den Doctor nicht. Dieser trat mit seiner gewöhnlichen Vertraulichkeit ein.

»Madame,« sprach er laut, »bei dem Kranken, für den sich der König und Eure Majestät interessiren, geht es so gut, als es gehen kann, wenn man das Fieber hat.«

Die Königin kannte den Doctor; sie wußte, wie er die Leute haßte, die, wie er sagte, volle Schreie ausstießen, wenn sie halbe Leiden empfinden.

Sie bildete sich ein, Herr von Charny habe seine Lage ein wenig übertrieben. Die starken Frauen sind geneigt, die starken Männer schwach zu finden.

»Der Verwundete,« sagte sie, »ist ein Verwundeter zum Lachen?«

»He! he!« machte der Doctor.

»Eine Schramme ...«

»Nein, nein, Madame; aber Schramme oder Wunde, ich weiß nur, daß er das Fieber hat.«

»Armer Junge! Ein ziemlich starkes Fieber?«

»Ein furchtbares Fieber.«

»Bah!« versetzte die Königin erschrocken; »ich dachte nicht, daß so ... auf der Stelle ... das Fieber ...«

Der Doctor schaute einen Augenblick die Königin an.

»Es gibt Fieber und Fieber,« sagte er.

»Mein lieber Louis, Sie erschrecken mich. Sie, der Sie gewöhnlich so beruhigend sind ... ich weiß nicht, was Sie heute Abend haben.«

»Nichts Außerordentliches.«

»Ah! ah! Sie drehen sich um, Sie schauen nach rechts und nach links, Sie sehen aus wie ein Mensch, der mir gern ein großes Geheimniß anvertrauen möchte.«

»Ei! wer sagt nein?«

»Ah! nicht wahr? Ein Geheimnis, das Fieber betreffend?«

»Ja.«

»Das Fieber des Herrn von Charny?«

»Ja wohl.«

»Und Sie kommen dieses Geheimnisses wegen zu mir?«

»Ja wohl.«

»Geschwind zur Sache! Sie wissen, daß ich neugierig bin. Fangen wir beim Anfang an.«

»Nicht wahr, wie Petit-Jean?«

»Ja, mein lieber Doctor.«

»Wohl! Madame ...«

»Ich warte, Doctor.«

»Nein, ich warte.«

»Worauf?«

»Daß Sie mich befragen, Madame. Ich erzähle nicht gut; wenn man jedoch Fragen an mich richtet, so antworte ich wie ein Buch.«

»Gut! ich habe Sie gefragt, wie es mit dem Fieber des Herrn von Charny gehe.«

»Nein, das ist schlecht begonnen. Fragen Sie mich zuerst, wie es komme, daß Herr von Charny sich bei mir in einem meiner zwei kleinen Cabinete befinde, statt in der Gallerie oder auf dem Posten des Officiers der Leibwachen zu sein.«

»Wohl! ich frage Sie das wirklich. Das ist zum Erstaunen.«

»Madame, ich wollte Herrn von Charny nicht in dieser Gallerie, auf diesem Posten lassen, weil Herr von Charny kein gewöhnlicher Fieberkranker ist.«

Die Königin machte eine Geberde der Verwunderung.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Herr von Charny delirirt sogleich, wenn er das Fieber hat.«

»Oh!« machte die Königin, die Hände faltend.

»Und,« fuhr Louis fort, indem er sich der Königin näherte, »und wenn er delirirt, der arme Junge, sagt er eine Menge Sachen von zu delicateser Natur, als daß die Herren Garden des Königs oder irgend Jemand sie anhören dürften.«

»Doctor!«

»Ah! Sie mußten mich nicht befragen, wenn ich Ihnen nicht antworten sollte.«

»Sprechen Sie immerhin, mein lieber Doctor.«

Hiebei nahm die Königin die Hand des guten Gelehrten.

»Dieser junge Mensch ist vielleicht ein Gottesleugner, und in seinem Fieberwahnwitz blasphemirt er?«

»Nein, nein, er hat im Gegentheile eine sehr tiefe Religion.«

»Sollte es vielleicht eine Ueberspannung in seinen Ideen sein?«

»Ueberspannung, das ist das richtige Wort.«

Die Königin gab ihrem Gesicht eine den Umständen angemessene Haltung, nahm die stolze Kaltblütigkeit an, welche immer die Handlungen der an die Ehrfurcht der Anderen und an die Selbstschätzung gewöhnten Fürsten begleitet, eine Fähigkeit, welche unerläßlich ist für die Großen der Erde, um zu herrschen und sich nicht zu verrathen; dann sprach sie:

»Herr von Charny ist mir empfohlen. Er ist der Neffe des Herrn von Suffren, unseres Helden. Er hat mir Dienste geleistet; ich will ihm eine Verwandte, eine Freundin sein. Sagen Sie mir also die Wahrheit, ich muß und will sie wissen.«

»Ich kann sie Ihnen nicht sagen,« erwiderte Louis, »und da Eurer Majestät so viel daran liegt, sie kennen zu lernen, so weiß ich nur ein Mittel: Eure Majestät höre selbst. Wenn dann der junge Mann etwas mit Unrecht sagt, so wird er auf diese Art weder dem Indiscreten, der dieses Geheimniß verlauten ließ, noch dem Unklugen, der es unterdrückt, böse sein.«

»Ich liebe Ihre Freundschaft!« rief die Königin, »und sobald Herr von Charny in seinem Delirium seltsame Dinge sagt ...«

»Dinge, die Eure Majestät nothwendig hören muß, um sie zu würdigen,« versetzte der gute Doctor.

Und er nahm sachte die bewegte Hand der Königin.

»Doch vor Allem, nehmen Sie sich in Acht!« rief die Königin, »ich thue hier keinen Schritt, ohne zu wissen, welcher liebevolle Spion hinter mir sein wird.«

»Sie werden heute Abend nur mich haben. Es handelt sich einzig und allein darum, meinen Gang zu durchschreiten, der eine Thüre an jedem Ende hat. Ich schließe die, durch welche wir hineingehen, und Niemand wird bei uns sein, Madame.«

»Ich überlasse mich Ihnen, mein lieber Doctor,« sagte die Königin.

Und sie nahm den Arm von Louis und schlüpfte, ganz bebend vor Neugierde, aus ihren Gemächern.

Der Doctor hielt sein Versprechen. Nie wurde ein König, der in den Kampf zog oder eine Recognoscirung in der belagerten Stadt vornahm, nie eine bei einem Abenteuer geleitete Königin auf eine geeignetere Weise von einem Capitän der Leibwachen, oder von einem Oberofficier des Palastes geführt.

Der Doctor schloß die erste Thüre, näherte sich der zweiten und hielt sein Ohr daran.

»Nun,« fragte die Königin, »ist hier Ihr Kranker?«

»Nein, Madame, er ist im zweiten Zimmer. Oh! wenn er in diesem wäre, hätten Sie ihn vom Ende des Ganges gehört. Horchen Sie nur an diesem.«

Man vernahm wirklich das unartikulierte Gemurmel einiger Klagen.

»Er seufzt, er leidet, Doctor.«

»Nein, nein, er seufzt nicht. Er spricht ganz einfach ... Ich will diese Thüre öffnen.«

»Ich will aber nicht bei ihm eintreten!« rief die Königin, rasch zurückweichend.

»Das ist es auch nicht, was ich Ihnen vorschlage. Ich spreche nur davon, Sie mögen in das erste Zimmer eintreten, und von da werden Sie, ohne Furcht gesehen zu werden oder zu sehen, Alles hören, was der Kranke zu sich sagt.«

»Alle diese Vorbereitungen, alle diese Geheimnisse machen mir bange,« murmelte die Königin.

»Wie wird es sein, wenn Sie gehört haben!« erwiderte der Doctor.

Und er trat allein bei Charny ein.

Mit seiner Uniformhose bekleidet, woran der gute Doctor die Schnallen losgemacht hatte, sein nerviges, feines Bein in einem seidenen Strumpfe mit Schneckenlinien von Opal und Perlmutter, die Arme wie die eines Leichnams ausgestreckt und ganz steif in den Aermeln von zerknittertem Batist, suchte Herr von Charny auf sein Kissen seinen Kopf zu erheben, der schwerer als Blei war.

Ein siedender Schweiß rieselte in Perlen von seiner Stirne und klebte die aufgelösten Locken seiner Haare an seine Schläfe.

Niedergeschlagen, gelähmt, träge, hatte er nur noch einen Gedanken, ein Gefühl, eine Betrachtung; sein Körper lebte nur noch bei dieser Flamme, die sich immer in seinem Gehirn selbst wieder anfachte, wie das Lichtstümpchen in der alabasternen Nachtlampe.

Wir haben nicht ohne Absicht diese Vergleichung gewählt, denn diese Flamme, das einzige Dasein Charny's, beleuchtete phantastisch und auf eine gemilderte Weise gewisse einzelne Umstände, die das Gedächtniß allein nicht in lange Gedichte verwandelt hätte.

Charny erzählte sich eben sein Zusammentreffen im Fiaker mit der deutschen Dame auf dem

Wege von Paris nach Versailles.

»Eine Deutsche! eine Deutsche!« wiederholte er beständig.

»Ja, eine Deutsche, wir wissen das, auf dem Wege nach Versailles,« sagte Louis.

»Königin von Frankreich!« rief er plötzlich.

»He!« machte der Doctor, in das Zimmer der Königin schauend. »Weiter Nichts? Was sagen Sie dazu, Madame?«

»Oh! das ist gräßlich,« murmelte Charny; »einen Engel lieben, eine Frau wahnsinnig lieben, sein Leben für sie geben, und, wenn man sich ihr nähert, nichts Anderes mehr vor sich haben, als eine Königin von Sammet und Gold, ein Metall oder einen Stoff, kein Herz!«

»Oh!« rief der Doctor mit einem gezwungenen Gelächter.

Charny achtete nicht auf die Unterbrechung.

»Ich würde eine verheirathete Frau lieben,« sagte er. »Ich würde sie mit der heftigen Liebe lieben, welche macht, daß man Alles vergißt. Ich würde zu dieser Frau sagen: Es bleiben uns einige schöne Tage auf dieser Erde; werden diejenigen, welche uns außerhalb der Liebe erwarten, so viel werth sein als diese Tage? Komm, meine Heißgeliebte, so lange Du mich liebst und ich Dich liebe, wird es das Leben der Auserwählten sein. Hernach, nun! hernach wird es der Tod sein, das heißt das Leben, das wir in diesem Augenblick haben. Gewinnen wir also die Vortheile der Liebe.«

»Nicht schlecht geurtheilt für einen Fieberkranken,« murmelte der Doctor, »obgleich die Moral nicht ganz stichhaltig ist.«

»Aber ihre Kinder!« rief plötzlich Charny voll Wuth; »sie wird ihre zwei Kinder nicht zurücklassen!«

»Das ist das Hinderniß, *hic nodus*,« sagte, während er den Schweiß auf Charny's Stirne trocknete, der Doctor Louis mit einer Mischung von Spott und Gutherzigkeit.

»Oh!« fuhr der junge Mann, unempfindlich gegen Alles, fort, »Kinder würde man im Flügel eines Reisemantels mitnehmen.«

»Sage, Charny, da Du die Mutter, sie, die leichter ist, als eine Grasmückenfeder, in Deinen Armen fortträgst, da Du sie aufhebst, ohne etwas Anderes zu fühlen, als einen Liebesschauer statt einer Last, würdest Du nicht auch die Kinder von Marie forttragen? ... Ah!«

Er stieß einen furchtbaren Schrei aus.

»Die Kinder eines Königs, das ist so schwer, daß man die Leere in der Hälfte der Welt fühlen würde.«

Louis verließ seinen Kranken und näherte sich der Königin.

Sie stand kalt und zitternd da; er ergriff ihre Hand, sie schauerte auch.

»Sie hatten Recht,« sagte Marie Antoinette. »Das ist mehr als Delirium. Der junge Mann würde wirklich Gefahr laufen, wenn man ihn hörte.«

»Hören Sie! hören Sie!« fuhr der Doctor fort.

»Nein, kein Wort mehr.«

»Er besänftigt sich. Hören Sie, nun betet er.«

Charny hatte sich wirklich erhoben und faltete die Hände: er heftete die Augen weit aufgesperrt und erstaunt auf das unbestimmte, chimärische Unendliche.

»Marie,« sagte er mit vibrirender, sanfter Stimme, »Marie, ich habe wohl gefühlt, daß Sie

mich liebten. Oh! ich werde nichts davon sagen. Ihr Fuß hat sich im Fiaker dem meinigen genähert, und es war mir, als müßte ich sterben, Ihre Hand ist auf die meinige herabgesunken ... stille ... stille ... ich werde nichts davon sagen, das ist das Geheimniß meines Lebens. Marie, das Blut mag immerhin aus meiner Wunde fließen, das Geheimniß wird nicht mit ihm hinausgehen ...

»Mein Feind hat seinen Degen in mein Blut getaucht; hat er aber ein wenig von *meinem* Geheimniß, so hat er doch nichts von dem *Ihrigen*. Seien Sie also unbesorgt, Marie; sagen Sie mir nicht einmal, daß Sie mich lieben: das ist unnöthig; da Sie erröthen, so haben Sie mir nichts mitzutheilen.«

»Ho! ho!« sagte der Doctor, »das ist nicht mehr allein Fieber, sehen Sie, wie ruhig er ist ... es ist ...«

»Es ist? ...« fragte die Königin ängstlich.

»Es ist eine Entzückung, Madame; die Entzückung gleicht der Erinnerung. Das ist in der That das Gedächtniß einer Seele, wenn sie sich des Himmels erinnert.«

»Ich habe genug gehört,« murmelte die Königin, so beunruhigt, daß sie zu entfliehen versuchte.

Der Doctor hielt sie mit Gewalt bei der Hand zurück und sagte:

»Madame, Madame, was wollen Sie?«

»Nichts, Doctor, nichts.«

»Doch wenn der König seinen Schützling sehen will?«

»Ah! ja. Oh! das wäre ein Unglück.«

»Was werde ich sagen?«

»Doctor, ich habe keinen Gedanken, ich habe kein Wort mehr, dieses gräßliche Schauspiel hat mir das Herz zermartert.«

»Und Sie haben ihm sein Fieber genommen, diesem Entzückten,« sagte leise der Doctor; »es sind hundert Pulsschläge weniger.«

Die Königin antwortete nicht, sie machte ihre Hand los und verschwand.

LI.

Worin nachgewiesen wird, daß die Öffnung des Herzens viel schwieriger ist, als die des Körpers.

Der Doctor blieb nachdenkend stehen und schaute der weggehenden Königin nach.

Dann sagte er den Kopf schüttelnd zu sich selbst:

»Es gibt in diesem Schloß Geheimnisse, die nicht in's Gebiet der Wissenschaft gehören. Gegen die einen bewaffne ich mich mit der Lancette und durchsteche ihnen die Adern, um sie zu heilen; gegen die anderen bewaffne ich mich mit dem Vorwurf, und durchsteche ihnen das Herz; werde ich sie heilen?«

Dann, als der Anfall vorüber war, schloß er Charny die Augen, welche offen und starr geblieben, erfrischte ihm die Schläfe mit Wasser und Essig, und traf um ihn her die Vorkehrungen, welche die glühende Atmosphäre des Kranken in ein Paradies der Wonne verwandeln.

Hierauf, als er Ruhe in die Züge des Kranken zurückkehren sah, als er bemerkte, daß sich sein Schluchzen ganz sachte in Seufzer verwandelte, daß unbestimmte Sylben statt wüthender Worte aus seinem Munde kamen, sagte er:

»Ja, ja, das war nicht nur Sympathie, sondern auch Einfluß; dieses Delirium hatte sich erhoben, als wollte es dem Besuch, den der Kranke erhalten, entgegenkommen; ja, die menschlichen Atome versetzen sich wie der befruchtende Staub; ja, der Geist hat unsichtbare Verbindungen, die Herzen haben geheime Beziehungen.«

Plötzlich bebte er, wandte sich, gleichsam mit dem Auge und mit dem Ohr horchend, um und murmelte:

»Wer ist wieder da?«

Er hatte wirklich etwas wie ein Gemurmel, wie das Rauschen eines Kleides am Ende der Flur gehört.

»Das kann unmöglich die Königin sein,« sagte er; »sie würde von einem ohne Zweifel unabänderlichen Entschluß nicht abgehen. Wir wollen sehen.«

Und er öffnete sachte eine andere Thüre, welche auch auf den Corridor ging, streckte geräuschlos den Kopf hinaus und sah zehn Schritte von sich eine Frau in langem Gewande mit unbeweglichen Falten und der kalten, trägen Bildsäule der Verzweiflung ähnlich.

Es war Nacht, das schwach Licht, das im Gange stand, konnte diesen nicht von einem Ende zum andern beleuchten; doch durch ein Fenster drang ein Mondstrahl, der auf sie fiel und sie sichtbar machte, bis zu dem Augenblick, wo eine Wolke zwischen sie und den Strahl treten würde.

Der Doctor kehrte sachte zurück und durchschritt den Raum, der eine Thüre von der andern trennte; dann öffnete er geräuschlos, aber rasch diejenige, hinter welcher die Frau verborgen war.

Sie gab einen Schrei von sich, streckte die Hände aus und begegnete den Händen des Doctors.

»Wer ist da?« fragte er mit einer Stimme, in der mehr Mitleid, als Drohung lag; denn gerade an der Unbeweglichkeit dieses Schattens errieth er, daß derselbe mehr mit dem Herzen als mit

dem Ohr horchte.

»Ich, Doctor, ich,« erwiderte eine sanfte und traurige Stimme.

Obgleich diese Stimme dem Doctor nicht unbekannt war, erweckte sie doch in ihm nur eine unbestimmte, entfernte Erinnerung.

»Ich, Andrée von Taverney, Doctor.«

»Ah! mein Gott, was gibt es denn?« rief der Doctor. »Ist sie unpäßlich geworden?«

»Sie!« rief Andrée. »Sie! welche sie denn?«

Der Doctor fühlte, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen hatte.

»Verzeihen Sie, ich sah so eben eine Frau weggehen. Vielleicht waren Sie es?«

»Ah! ja,« versetzte Andrée, »nicht wahr, es ist eine Frau vor mir hierher gekommen?«

Andrée sprach diese Worte mit einer glühenden Neugierde, die dem Doctor über das Gefühl, das sie dictirt hatte, keinen Zweifel ließ.

»Mein liebes Kind,« sagte der Doctor, »mir scheint, wir mißverstehen uns. Von wem sprechen Sie? was wollen Sie von mir? erklären Sie sich.«

»Doctor,« erwiderte Andrée mit einem so traurigen Ton, daß er dem Frager bis in die Tiefen seines Herzens drang. »Guter Doctor, versuchen Sie es nicht, mich zu täuschen, Sie, der Sie die Gewohnheit haben, mir die Wahrheit zu sagen; gestehen Sie, daß soeben eine Frau hier war, gestehen Sie es mir, denn ich habe sie gesehen.«

»Ei! wer sagt Ihnen denn, es sei Niemand hierher gekommen?«

»Ja, aber eine Frau, eine Frau, Doctor!«

»Allerdings eine Frau; wollen Sie nicht etwa die These behaupten, eine Frau sei nur bis zum vierzigsten Jahre Frau?«

»Diejenige, welche hierher gekommen ist, war vierzig Jahre alt, Doctor!« rief Andrée, zum ersten Male athmend, »ah!«

»Wenn ich sage vierzig, schenke ich ihr noch fünf bis sechs gute Jahre; doch man muß artig gegen seine Freundinnen sein, und Frau von Misery gehört zu meinen Freundinnen, und zwar zu meinen guten Freundinnen,«

»Frau von Misery?«

»Gewiß.«

»Sie ist dagewesen?«

»Warum des Teufels sollte ich es Ihnen denn nicht sagen, wenn es eine Andere gewesen wäre?«

»Oh! weil ...«

»Wahrhaftig, die Frauen sind alle dieselben, unerklärlich; ich glaubte Sie doch zu kennen, Sie besonders. Nein, ich kenne Sie so wenig als die andern. Man möchte wahnsinnig werden.«

»Guter, lieber Doctor!«

»Genug. Zur Sache!«

Andrée schaute ihn unruhig an.

»Ist es schlimmer bei ihr geworden?« fragte er.

»Bei wem denn?«

»Bei der Königin.«

»Die Königin?«

»Ja, die Königin, für die mich Frau von Misery soeben geholt hat; die Königin, welche an Bangigkeiten, an Herzklopfen leidet. Eine traurige Krankheit, mein liebes Fräulein, unheilbar. Geben Sie mir doch Nachricht von der Königin, wenn Sie in ihrem Auftrage gekommen sind, und kehren wir zu ihr zurück.«

Der Doctor machte eine Bewegung, die seine Absicht, den Platz, wo er sich befand, zu verlassen, andeutete.

Doch Andrée hielt ihn sanft zurück und sagte, leichter athmend:

»Nein, lieber Doctor, ich komme nicht im Auftrag der Königin. Ich wußte sogar nicht einmal, daß sie leidend ist. Arme Königin, wenn ich es gewußt hätte! ... Verzeihen Sie mir, Doctor, ich weiß nicht mehr, was ich sage.«

»Ich sehe es wohl.«

»Ich weiß nicht nur nicht mehr, was ich sage, sondern auch nicht, was ich thue.«

»Oh! was Sie thun, weiß ich wohl: Sie sind unpäßlich.«

Andrée hatte wirklich den Arm des Doctors losgelassen; ihre kalte Hand fiel an ihrem Leibe herab; sie neigte sich leichenbleich.

Der Doctor hob sie auf, belebte, ermuthigte sie.

Andrée that sich große Gewalt an. Diese kräftige Seele, die sich nie, weder durch den körperlichen, noch durch den moralischen Schmerz hatte niederbeugen lassen, spannte ihre stählernen Federn.

»Doctor, Sie wissen, daß ich nervös bin, und daß mir die Dunkelheit furchtbare Beängstigungen verursacht? Ich habe mich in der Dunkelheit verirrt. Daher rührt der seltsame Zustand, in dem ich mich befinde.«

»Und warum des Teufels setzen Sie sich der Dunkelheit aus? Wer zwingt Sie dazu? Es schickte Sie doch Niemand hierher, es führte Sie nichts hierher?«

»Ich habe nicht gesagt, *nichts*, Doctor, ich habe gesagt, *Niemand*.«

»Ah! ah! das sind Spitzfindigkeiten. Wir sind hier schlecht, um solche zu machen. Gehen wir anderswohin, besonders wenn Sie lange bleiben wollen.«

»Doctor, zehn Minuten, das ist Alles, was ich von Ihnen verlange.«

»Zehn Minuten, es sei, doch nicht stehend, meine Beine sträuben sich entschieden gegen diese Gesprächsweise, setzen wir uns.«

»Wohin denn?«

»Auf das Bänkchen im Gange.«

»Und Sie glauben, es werde Sie hier Niemand hören, Doctor?« fragte Andrée voll Angst.

»Niemand.«

»Nicht einmal der Verwundete dort?« fuhr sie mit demselben Tone fort, indem sie dem Doctor das durch einen sanften, bläulichen Reflex beleuchtete Zimmer bezeichnete, in welchem sie ihren Blick tauchte.

»Nein, nicht einmal jener arme Junge, und ich möchte beifügen, daß wenn Einer uns hört, er es nicht ist.«

Andrée faltete die Hände.

»Oh! mein Gott, es steht also sehr schlimm bei ihm?« sagte sie.

»Es steht allerdings nicht gut. Doch sprechen wir von dem, was Sie hierher führte; geschwind, mein Kind, geschwind; Sie wissen, daß mich die Königin erwartet.«

»Nun, Doctor,« erwiderte Andrée seufzend, »mir scheint, wir sprechen davon.«

»Wie, Herr von Charny?«

»Um ihn handelt es sich, Doctor, und ich wollte mich nach ihm erkundigen.«

Das Stillschweigen, mit dem der Doctor diese Worte aufnahm, auf die er doch gefaßt sein mußte, war eisig. Der Doctor stellte in der That in diesem Augenblick den Schritt Andrée's mit dem Schritte der Königin zusammen; er sah diese zwei Frauen von einem und demselben Gefühle angetrieben und glaubte an den Symptomen zu erkennen, dieses Gefühl sei eine heftige Liebe.

Andrée, welche nichts von dem Besuche der Königin wußte und im Geiste des Doctors nicht lesen konnte, was Alles an traurigem Wohlwollen und barmherzigem Mitleid darin enthalten war, hielt das Stillschweigen des Doctors für einen, vielleicht etwas hart ausgeprägten Tadel und richtete sich wie gewöhnlich unter diesem Drucke auf, so stumm er auch war.

»Mir scheint, Sie können diesen Schritt entschuldigen, Doctor,« sagte sie; »denn Herr von Charny ist in Folge einer in Duelle erhaltenen Wunde krank, und diese Wunde hat ihm mein Bruder beigebracht.«

»Ihr Bruder!« rief der Doctor; »Herr Philipp von Taverney hat Herrn von Charny verwundet?«

»Allerdings.«

»Oh! dieser Umstand war mir nicht bekannt.«

»Nun aber, da Sie ihn kennen, begreifen Sie nicht, daß ich mich nach seinem Zustand erkundigen muß?«

»Oh! doch,« sprach der Doctor, entzückt, daß er eine Gelegenheit fand, nachsichtig zu sein. »Ich wußte die wahre Ursache nicht, ich konnte sie nicht errathen.«

Und er legte auf seine letzten Worte einen solchen Nachdruck, daß er Andrée dadurch bewies, er nehme ihre Schlüsse nur unter allen möglichen Vorbehalten an.

»Sprechen Sie, Doctor,« sagte Andrée, indem sie ihre beiden Hände auf den Arm von Louis legte und ihm in's Gesicht schaute, »sprechen Sie Ihren ganzen Gedanken aus.«

»Ich habe ihn ausgesprochen. Warum sollte ich damit hinter dem Berg halten?«

»Ein Duell zwischen zwei Edelleuten ist ein alltägliches Ereigniß.«

»Der einzige Umstand, der diesem Duell eine Bedeutung geben könnte, wäre, wenn sich unsere zwei jungen Leute einer Frau wegen geschlagen hätten.«

»Einer Frau wegen, Doctor?«

»Ja. Ihretwegen, zum Beispiel.«

»Meinetwegen!« Andrée stieß einen tiefen Seufzer aus. »Nein, Doctor, meinerwegen hat sich Herr von Charny nicht geschlagen.«

Der Doctor hatte die Miene, als begnügte er sich mit der Antwort, doch auf die eine oder andere Weise wollte er die Ursache des Seufzers erfahren.

»Dann begreife ich,« sagte er, »Ihr Bruder hat Sie also geschickt, um genauen Bericht über den Zustand des Verwundeten zu bekommen.«

»Ja, mein Bruder! ja, Doctor!« rief Andrée.

Der Doctor schaute ihr ebenfalls in's Gesicht und murmelte:

»Oh! was Du im Herzen hast, unbeugsame Seele, werde ich wohl erfahren.«

Dann sprach er laut:

»Wohl! ich will Ihnen die ganze Wahrheit sagen, wie man sie Jedermann schuldet, der dabei interessirt ist, sie kennen zu lernen. Theilen Sie dieselbe Ihrem Bruder mit, und er treffe dem gemäß seine Vorkehrungen. Sie verstehen?«

»Nein, Doctor, denn ich besinne mich, was Sie mit den Worten: Er treffe dem gemäß seine Vorkehrungen – sagen wollen.«

»Hören Sie. Ein Duell ist eine dem König nicht angenehme Sache. Es ist wahr, der König läßt die Edicte nicht mehr beobachten; erregt aber ein Duell Aergerniß, so straft Seine Majestät mit Verbannung oder Gefängniß.«

»Das ist richtig, Doctor.«

»Und würde unglücklicher Weise ein Mensch getödtet, oh! dann ist Seine Majestät unbarmherzig. Rathen Sie folglich Ihrem lieben Bruder, seine Person für einige Zeit in Sicherheit zu bringen.«

»Doctor!« rief Andrée, »Doctor, es steht also bei Herrn von Charny sehr schlimm?«

»Hören Sie, mein liebes Fräulein, ich habe Ihnen Wahrheit versprochen: Sie sehen den armen Jungen, der dort schläft oder vielmehr in jenem Zimmer röchelt?«

»Doctor, ja,« erwiderte Andrée mit ersticker Stimme; »nun?«

»Ist er morgen um diese Stunde nicht gerettet, hat das Fieber, das kürzlich entstanden ist und ihn verzehrt, nicht aufgehört, so ist Herr von Charny morgen um diese Stunde todt.«

Andrée fühlte, daß sie einen Schrei auszustoßen im Begriffe war, sie preßte sich die Kehle zusammen, sie drückte die Nägel in das Fleisch, um in dem körperlichen Schmerz Etwas von der Beklemmung zu ersticken, die ihr das Herz zerriß.

Louis konnte in ihren Zügen die furchtbare Verheerung nicht sehen, welche dieser Kampf hervorgebracht hatte.

Andrée beherrschte sich wie eine Spartanerin.

»Mein Bruder,« sagte sie, »wird nicht fliehen, er hat mit Herrn von Charny als ein Mann von Herz gekämpft; hat er das Unglück gehabt, ihn zu treffen, so war er dazu gezwungen; hat er ihn getödtet, so wird Gott richten.«

»Sie war nicht für ihre Rechnung gekommen,« sagte der Doctor zu sich selbst, »für die Königin also. Wir wollen sehen, ob Ihre Majestät den Leichtsinns so weit getrieben hat.«

»Wie hat die Königin dieses Duell aufgenommen?« fragte er.

»Die Königin? ich weiß es nicht,« erwiderte Andrée. »Was liegt der Königin daran?«

»Ich denke, Herr von Taverney ist ihr angenehm.«

»Wohl! Herr von Taverney ist unversehrt; wir wollen hoffen, daß Ihre Majestät meinen Bruder selbst vertheidigt, wenn man ihn anklagt.«

Auf zwei Seiten in seiner doppelten Hypothese geschlagen, gab Louis die Partie auf.

»Ich bin kein Physiologe,« sagte er, »ich bin nur ein Wundarzt. Warum des Teufels soll ich mich, wenn ich das Spiel der Muskeln und der Nerven so gut kenne, in das Spiel der Launen und Leidenschaften der Weiber mischen? ... Mein Fräulein, Sie haben erfahren, was Sie zu wissen wünschten. Machen Sie, daß Herr von Taverney entflieht, oder machen Sie es nicht, das ist Ihre Sache. Meine Pflicht ist es, daß ich den Verwundeten ... heute Nacht zu retten suche, sonst würde

mir ihn der Tod, der seine Arbeit ruhig fortsetzt, in vierundzwanzig Stunden entführen. Gott befohlen!«

Und er schloß sachte, aber entschieden die Thüre hinter ihr.

Andrée fuhr krampfhaft mit der Hand über die Stirne, sie sah sich allein, allein mit dieser gräßlichen Wirklichkeit. Es kam ihr vor, als stiege der Tod, von welchem der Doctor so kalt gesprochen, in dieses Zimmer herab und ginge in weißem Schweißstuch durch die finstere Flur.

Der Wind der Grauen erregenden Erscheinung vereiste ihre Glieder; sie entfloh bis in ihre Wohnung, drehte den Schlüssel dreimal im Schlosse um, fiel auf den Teppich vor ihrem Bette auf beide Kniee und rief mit einer wilden Energie und unter Strömen glühender Thränen:

»Mein Gott! mein Gott! Du bist nicht ungerecht, Du bist nicht thöricht; Du bist nicht grausam, mein Gott! Du vermagst Alles, Du wirst diesen jungen Mann nicht sterben lassen, der nichts Böses gethan hat und auf dieser Welt geliebt wird. Mein Gott! wir armen Menschen glauben wahrhaftig nur an die Macht Deiner Gutthätigkeit, obschon wir bei jedem Anlaß vor der Macht Deines Zornes zittern. Doch ich ... ich ..., die ich Dich anflehe, bin auf dieser Welt genug geprüft worden, ich habe genug gelitten, ohne ein Verbrechen begangen zu haben ... Nun! ich habe mich nie beklagt, nicht einmal bei Dir, ich habe nie an Dir gezweifelt. Wenn Du heute, da ich Dich bitte, heute, da ich Dich beschwöre, heute, da ich um das Leben eines jungen Mannes bitte, mich zurückwiesest, o mein Gott, ich würde sagen, Du habest gegen mich alle Deine Kräfte mißbraucht, und Du seist ein Gott des düsteren Zorns, der unbekanntes Rache, ich würde sagen ... Oh! ich blasphemire, vergib, ich blasphemire ... und Du schlägst mich nicht. Vergebung, Vergebung! Du bist wohl der Gott der Milde und Barmherzigkeit.«

Andrée fühlte ihre Sehkraft erlöschen, ihre Muskeln sich biegen; sie warf sich leblos, mit aufgelösten Haaren, zurück und blieb wie eine Leiche auf dem Boden liegen.

Als sie wieder aus diesem kalten Schlafe erwachte, und ihr Alles in den Geist kam, Gespenster und Schmerzen, murmelte sie mit einem düsteren Ausdruck:

»Mein Gott, Du bist unbarmherzig gewesen; Du hast mich bestraft, ich liebe ihn! Oh! ... ja, ich liebe ihn! nicht wahr, das ist genug? Wirst Du mir ihn jetzt tödten?«

Zehntes und elftes Bändchen

LII.

Delirium.

Gott hatte ohne Zweifel das Gebet Andrée's gehört. Herr von Charny unterlag seinem Fieberanfall nicht.

Am andern Tage, als sie voll Gierde alle Nachrichten verschlang, die ihr von dem Verwundeten zukamen, ging dieser durch die Wege des guten Doctors Louis vom Tode zum Leben über. Die Entzündung hatte der Energie und dem Gegenmittel nachgegeben. Die Heilung begann.

Sobald Charny gerettet war, beschäftigte sich Louis um die Hälfte weniger mit ihm; der Gegenstand hörte auf, interessant zu sein. Für den Arzt ist der Lebende sehr wenig, besonders wenn er in der Genesung begriffen ist, oder wenn er sich wohl befindet.

Nach Verlauf von acht Tagen jedoch, in denen sich Andrée völlig beruhigte, hielt es Louis, der alle Offenbarungen des Kranken während der Krise auf dem Herzen hatte, für gut, Charny an einen entfernten Ort bringen zu lassen. Er wollte das Delirium in eine andere Gegend versetzen.

Aber Charny weigerte sich bei den ersten Versuchen, welche gemacht wurden. Er schlug von Zorn funkelnde Augen zum Doctor auf und sagte ihm, er sei beim König, und Niemand habe das Recht, einen Mann wegzujagen, dem Seine Majestät ein Asyl gebe.

Der Doctor, der gegen widerspänstige Genesende nicht geduldig war, ließ ganz einfach vier Knechte eintreten und befahl ihnen, den Verwundeten aufzuheben.

Aber Charny klammerte sich an das Holz seines Bettes an, schlug heftig einen der Männer und bedrohte die Anderen wie Carl XII. bei Bender. Der Doctor versuchte es mit vernünftigen Zureden. Charny war Anfangs ziemlich logisch; als aber die Knechte beharrlich ihre Arbeit fortsetzen wollten, machte er eine so gewaltige Gegenanstrengung, daß seine Wunde sich wieder öffnete und mit seinem Blute seine Vernunft entfloh. Er war in einen Anfall von Delirium zurückgekehrt, der heftiger wurde, als der erste.

Da fing er an zu schreien, man wolle ihn entfernen, um ihn der Visionen zu berauben, die er im Schlafe gehabt, aber es sei vergebens, die Visionen lächeln ihm immer zu, man liebe ihn und werde trotz des Doctors kommen, um ihn zu besuchen: diejenige, welche ihn liebe, sei von einem Range, daß sie keines Menschen Zurückweisung fürchte.

Bei diesen Worten schickte der Doctor zitternd in aller Eile die Knechte weg, legte einen Verband auf die Wunde, und versetzte, entschlossen die Vernunft mit dem Körper zu pflegen, die Wunden in einen befriedigenden Zustand, hielt aber das Fieber nicht auf, was ihn zu erschrecken anfang, in Betracht, daß der Kranke von der Verirrung des Verstandes zur Tollheit übergehen konnte.

Alles verschlimmerte sich an einem Tag, so daß der Doctor Louis an die heroischsten Mittel dachte. Der Kranke stürzte nicht nur sich, sondern auch die Königin in's Verderben; dadurch, daß er viel sprach, schrie er; dadurch, daß er sich viel erinnerte, erfand er; das Schlimmste dabei war, daß Charny in seinen lichten Augenblicken, und er hatte deren viele, toller war, als in seiner Tollheit.

Im höchsten Grad verlegen, beschloß Louis, der sich nicht auf die Autorität des Königs stützen konnte, denn der Kranke stützte sich auch darauf, zu der Königin zu gehen und ihr Alles zu sagen, und er benützte, um diesen Schritt zu thun, einen Augenblick, wo Charny, müde durch das Erzählen seiner Träume und das Herbeirufen seiner Vision, schlief.

Er fand Marie Antoinette ganz nachdenklich und ganz strahlend zugleich, denn sie dachte, der Doctor würde ihr gute Nachricht von seinem Kranken bringen. Aber sie war sehr erstaunt; gleich bei ihrer ersten Frage antwortete Louis gerade heraus, der Kranke sei sehr krank.

»Wie!« rief die Königin, »gestern ging es so gut.«

»Nein, Madame, es ging sehr schlecht.«

»Ich schickte doch Misery zu ihnen, und Sie antworteten durch ein gutes Bulletin.«

»Ich gab mich einer tollen Hoffnung hin und wollte Sie hoffen lassen.«

»Was soll das bedeuten?« erwiderte die Königin sehr bleich; »wenn es schlecht geht, warum es mir verbergen? Was habe ich Anderes zu fürchten, Doctor, als ein leider allzu gewöhnliches Unglück?«

»Madame ...«

»Und wenn es gut geht, warum mich in eine Unruhe versetzen, die ganz natürlich ist, da es sich um einen guten Diener des Königs handelt? Antworten Sie also offenherzig mit ja oder nein. Wie steht es mit der Krankheit, wie steht es mit dem Kranken? Ist Gefahr vorhanden?«

»Für ihn noch weniger, als für Andere, Madame.«

»Da fangen die Räthsel an!« rief die Königin ungeduldig. «Erklären Sie sich.«

»Das ist schwer,« antwortete der Doctor. »Es genüge Ihnen, zu erfahren, daß das Uebel des Grafen von Charny lediglich ein moralisches ist. Die Wunde ist nur eine Beigabe zu dem Leiden, ein Vorwand für das Delirium.«

»Ein moralisches Uebel! Herr von Charny!«

»Ja, Madame, und ich nenne moralisch Alles, was sich nicht mit dem Zergliederungsmesser analysiren läßt. Erlassen Sie mir, Eurer Majestät mehr zu sagen.«

»Sie meinen, der Graf ...« versetzte die Königin.

»Sie wollen?«

»Gewiß, ich will.«

»Ich will sagen, der Graf sei verliebt, das will ich sagen. Eure Majestät fordert eine Erklärung; ich erkläre mich.«

Die Königin machte eine kleine Bewegung mit den Schultern, welche bedeutete: eine schöne Geschichte!

»Und Sie glauben, man genese hievon, wie von einer Wunde?« fuhr der Doctor fort; »nein, das Uebel wird schlimmer, und vom vorübergehenden Delirium wird Herr von Charny in eine tödtliche Monomanie verfallen. Dann ...«

»Dann, Doctor?«

»Dann werden Sie den jungen Mann in's Verderben gestürzt haben, Madame.«

»In der That, Doctor, man muß sich wundern über Ihre Manieren. Ich werde diesen jungen Mann in's Verderben gestürzt haben! Bin ich die Ursache, wenn er verrückt ist?«

»Allerdings.«

»Sie empören mich, Doctor.«

»Sind Sie nicht in diesem Augenblick schuld,« fuhr der unbeugsame Doctor, die Achseln zuckend, fort, »so werden Sie es später sein.«

»Geben Sie also einen Rath, wie dieß Ihr Gewerbe ist,« sagte die Königin ein wenig besänftigt.

»Das heißt, ich soll eine Verordnung machen?«

»Wenn Sie wollen.«

»Hören Sie, Madame. Der junge Mann werde durch den Balsam oder durch das Eisen geheilt; die Frau, deren Namen er jeden Augenblick anruft, tödte oder heile ihn.«

»Das sind wieder Ihre Extreme,« unterbrach die Königin, auf's Neue in ihre Ungeduld verfallend. »Tödtet! ... heilen! ... große Worte! Tödtet man einen Mann mit einer Härte? heilt man einen armen Narren mit einem Lächeln?«

»Ah! wenn Sie auch ungläubig sind, so habe ich nichts mehr zu thun, als Eurer Majestät meinen unterthänigsten Respect zu bezeugen.«

»Lassen Sie vor Allem hören, handelt es sich um mich?«

»Ich weiß nichts davon und will nichts davon wissen; ich wiederhole Ihnen nur, daß Herr von Charny ein vernünftiger Narr ist, daß die Vernunft zugleich wahnsinnig machen und tödten kann, daß die Tollheit zugleich vernünftig machen und heilen kann. Wenn Sie also dieses Schloß von Schreien, von Träumen und von Aergerniß befreien wollen, so werden Sie einen Entschluß fassen.«

»Welchen?«

»Ah! ja, welchen? Ich mache nur Verordnungen und rathe nicht. Bin ich ganz sicher, gehört zu haben, was ich gehört habe, gesehen zu haben, was meine Augen gesehen?«

»Nehmen Sie an, ich verstehe Sie, was wird daraus hervorgehen?«

»Ein zweifaches Glück: das eine, das Bessere für Sie wie für Alle, ist, daß der Kranke, durch das untrügliche Stilet, welches man die Vernunft nennt, im Herzen getroffen, seinen Todeskampf, welcher beginnt, endigen sieht; das andere ... nun wohl ... das andere ... Oh! Madame, entschuldigen Sie mich, ich habe mir das Unrecht zu Schulden kommen lassen, zwei Ausgänge aus dem Labyrinth zu sehen. Es gibt nur einen für Marie Antoinette, die Königin von Frankreich.«

»Ich verstehe Sie, Sie haben offenherzig gesprochen, Doctor. Die Frau, für welche Herr von Charny die Vernunft verloren hat, soll ihm diese Vernunft gutwillig oder mit Gewalt zurückgeben.«

»Sehr gut, das ist es.«

»Sie soll den Muth haben, ihm seine Träume, das heißt, die nagende Schlange, zu entreißen, welche aufgerollt im tiefsten Grunde seines Herzens liegt.«

»Ja, Eure Majestät.«

»Lassen Sie Jemand benachrichtigen; Fräulein von Taverney zum Beispiel.«

»Fräulein von Taverney?« versetzte der Doctor.

»Ja, Sie werden Alles einrichten, daß uns der Kranke auf eine geziemende Weise empfängt.«

»Das ist geschehen, Madame.«

»Ohne irgend eine Schonung?«

»Es muß wohl sein.«

»Aber, Doctor,« murmelte die Königin, »es ist trauriger, als Sie glauben, so das Leben oder den Tod eines Menschen aufzusuchen.«

»Das thue ich alle Tage, wenn ich eine unbekante Krankheit anfasse. Werde ich sie durch das Mittel angreifen, welches das Uebel tödtet, oder durch das Mittel, das den Kranken tödtet?«

»Sie, Sie sind sicher, die Krankheit zu tödten?« fragte bebend die Königin.

»Ei!« erwiderte der Doctor mit düsterer Miene, »wenn auch ein Mann für die Ehre einer Königin stürbe, wie viele sterben nicht alle Tage für die Laune eines Königs? – Gehen wir, Madame.«

Die Königin seufzte und folgte dem alten Doctor, ohne daß sie Andrée hatte finden können.

Es war elf Uhr Morgens. Charny schlief ganz angekleidet in einem Lehnstuhl nach der Aufregung einer furchtbaren Nacht. Sorgfältig geschlossen, ließen die Laden nur einen schwachen Reflex des Tageslichtes durch. Alles war darauf eingerichtet, von dem Kranken die nervöse Empfindlichkeit, die erste Ursache seines Leidens, abzuhalten.

Kein Lärm, keine Berührung, kein Anblick. Der Doctor Louis faßte geschickt alle Vorwände zu einem Wiederaufleben krankhafter Erscheinungen an, und dennoch wich er, entschlossen einen großen Schlag zu thun, nicht vor einer Krise zurück, die seinen Kranken tödten könnte. Allerdings konnte sie ihn auch retten.

In einem Morgenkleide, mit einer ganz nachlässigen Eleganz frisirt, trat die Königin ungestüm in die Hausflur, welche zu Charny's Zimmer führte. Der Doctor hatte ihr empfohlen, nicht zu zögern, nicht zu versuchen, sondern auf der Stelle mit einer Entschlossenheit zu erscheinen, um eine heftige Wirkung hervorzubringen.

Sie drehte so rasch den ciselirten Knopf der ersten Thüre des Vorzimmers um, daß eine Person, die sich gegen die Thüre von Charny's Zimmer neigte, eine in ihre Mantille gehüllte Frau, nur Zeit hatte, sich aufzurichten und eine Haltung anzunehmen, deren Ruhe ihr verstörtes Gesicht und ihre zitternden Hände Lügen strafte.

»Andrée!« rief die Königin erstaunt. »Sie hier!«

»Ich!« antwortete Andrée, bleich und ängstlich, »ja, Eure Majestät. Doch ist Eure Majestät nicht auch selbst hier?«

»Ho! ho! Verwicklung!« murmelte der Doctor.

»Ich suchte Sie überall,« sagte die Königin; »wo waren Sie?«

Es lag in diesen Worten der Königin ein Ausdruck, welcher nicht der ihrer gewöhnlichen Güte war. Es war wie das Vorspiel eines Verhörs, wie das Symptom eines Verdachtes.

Andrée hatte bange; sie fürchtete besonders, ihr unüberlegter Schritt könnte den Schlüssel zu ihren für sie so furchtbaren Gefühlen geben. So stolz sie auch war, so entschloß sie sich doch, zum zweiten Male zu lügen.

»Hier, wie Sie sehen.«

»Allerdings, doch, wie hier?«

»Madame,« erwiderte sie, »man hat mir gesagt, Eure Majestät lasse mich suchen; ich bin gekommen.«

Die Königin war nicht am Ende mit ihrem Mißtrauen, sie blieb beharrlich und fuhr fort:

»Wie haben Sie es gemacht, um zu errathen, wohin ich ging?«

»Das war leicht, Madame; Sie waren mit dem Doctor Louis, und man hatte Sie durch die kleinen Gemächer gehen sehen; von da an hatten Sie kein anderes Ziel, als diesen Pavillon.«

»Gut errathen,« erwiderte die Königin, immer noch unentschieden, aber ohne Härte, »gut errathen.«

Andrée strengte sich gewaltig an und sprach lächelnd:

»Madame, wenn es die Absicht Eurer Majestät war, sich zu verbergen, so hätte sie sich nicht auf den unbedeckten Gallerieen zeigen müssen, wie sie es so eben gethan, um hieher zu kommen. Schreitet die Königin über die Terrasse, so sieht Fräulein von Taverney sie von ihrer Wohnung aus, und es ist nicht schwierig, Jemand zu folgen oder voranzugehen, den man von ferne gesehen hat.«

»Sie hat Recht,« sagte die Königin, »und zwar hundertmal Recht. Ich habe eine unglückliche Gewohnheit, welche darin besteht, daß ich nie errathe; wenig nachdenkend, glaube ich nicht an die Reflexionen der Andern.«

Die Königin fühlte, sie würde vielleicht der Nachsicht bedürfen, weil sie der Vertrauten bedurfte.

Ihre Seele war überdieß keine Zusammensetzung von Coketterie und Mißtrauen, wie die der gewöhnlichen Weiber; sie hatte Glauben an ihre Freundschaften, denn sie wußte, daß sie lieben konnte. Die Frauen, welche sich selbst mißtrauen, mißtrauen noch viel mehr den Andern. Ein großes Unglück, das die Coketten bestraft, ist, daß sie sich nie von ihren Liebhabern geliebt glauben.

Marie Antoinette vergaß also sehr rasch den Eindruck, den Fräulein von Taverney vor Charny's Thüre auf sie gemacht hatte. Sie nahm Andrée bei der Hand, ließ sie den Schlüssel dieser Thüre umdrehen und drang mit einer außerordentlichen Schnelligkeit in das Zimmer des Kranken, während der Doctor mit Andrée außen blieb.

Kaum hatte diese die Königin verschwinden sehen, als sie zum Himmel einen Blick voll Zorn und Schmerz erhob, einen Blick, dessen Ausdruck einer wüthenden Verwünschung glich.

Der gute Doctor nahm ihren Arm, durchschritt mit ihr die Flur und sagte:

»Glauben Sie, daß es ihr gelingen wird?«

»Gelingen? mein Gott! was?« rief Andrée.

»Den armen Narren, der hier sterben wird, wenn sein Fieber noch ein wenig fortdauert, anderswohin bringen zu lassen.«

»Anderswo wird er also genesen?« fragte Andrée hastig.

Der Doctor schaute sie erstaunt, unruhig an und antwortete: »Ich glaube, ja.«

»Oh! dann möge es ihr gelingen!« rief das arme Mädchen.

LIII.

Genesung.

Die Königin war indessen gerade auf den Lehnstuhl Charny's zugegangen.

Dieser erhob den Kopf beim Geräusche der Pantoffeln, welche auf dem Boden krachten.

»Die Königin,« murmelte er, indem er aufzustehen suchte.

»Die Königin, ja, mein Herr,« erwiderte rasch Marie Antoinette. »Die Königin, welche weiß, wie Sie daran arbeiten, die Vernunft und das Leben zu verlieren, die Königin, welche Sie in Ihren Träumen und wachend beleidigen, die Königin, welche für ihre eigene Ehre, und für Ihre Sicherheit, mein Herr, besorgt ist. Darum kommt sie zu Ihnen, mein Herr, und Sie sollten sie nicht so empfangen.«

Charny war zitternd, verwirrt aufgestanden, dann, bei den letzten Worten war er auf seine Kniee gesunken, so zermalmt durch den physischen und den moralischen Schmerz, daß er, gebeugt wie ein Schuldiger, sich weder erheben wollte noch konnte.

»Ist es möglich,« fuhr die Königin, gerührt von dieser Ehrfurcht und diesem Stillschweigen, fort, »ist es möglich, daß ein Edelmann, den man einst den loyalsten beizählte, sich wie ein Feind an den Ruf einer Frau hängt! Denn bemerken Sie wohl, Herr von Charny, schon bei unserem ersten Zusammensein war es nicht die Königin, was Sie gesehen, und was ich Ihnen gezeigt habe, es war eine Frau, und das hätten Sie nie vergessen müssen.«

Hingerissen durch diese aus dem Herzen hervorgegangenen Worte, wollte Charny versuchen, etwas zu seiner Verteidigung zu sprechen, aber Marie Antoinette ließ ihm nicht Zeit dazu.

»Was werden meine Feinde thun,« sagte sie, »wenn Sie das Beispiel des Verraths geben?«

»Verrath!« stammelte Charny.

»Mein Herr, wollen Sie wählen? entweder sind Sie ein Wahnsinniger, und ich werde Ihnen das Mittel, Schlimmes zu thun, entziehen, oder Sie sind ein Verräther, und ich werde Sie bestrafen.«

»Madame, sagen Sie nicht, ich sei ein Verräther. Im Munde der Königin geht diese Anklage dem Todesurtheil voran, im Munde einer Frau entehrt sie. Als Königin tödten Sie mich, als Frau schonen Sie mich.«

»Sind Sie bei gesundem Verstande, Herr von Charny?« sagte die Königin mit bewegter Stimme.

»Ja, Madame.«

»Haben Sie das Bewußtsein Ihres Unrechts gegen mich, Ihres Verbrechens gegen den König?«

»Mein Gott!« murmelte der Unglückliche.

»Denn Ihr vergeßt es zu leicht, Ihr Herren Edelleute, der König ist der Gemahl der Frau, die Ihr Alle beleidigt, indem Ihr die Augen zu ihr erhebt; der König ist der Vater Eures zukünftigen Herrn, meines Dauphin. Der König ist ein größerer und besserer Mann, als Ihr Alle, ein Mann, den ich verehere und liebe.«

»Oh!« murmelte Charny, einen dumpfen Seufzer ausstoßend; und um nicht vollends

niederzustürzen, war er genöthigt, eine seiner Hände auf den Boden zu stützen.

Sein Schrei durchdrang das Herz der Königin. Sie las in dem erloschenen Blick des jungen Mannes, daß er auf den Tod getroffen war, wenn sie nicht rasch den Pfeil, den sie gegen ihn abgedrückt, aus der Wunde zog.

Barmherzig und sanft, erschrak sie deßhalb über die Blässe und Schwäche des Schuldigen, und sie war einen Augenblick nahe daran, um Hilfe zu rufen.

Aber sie bedachte, der Doctor und Andrée würden diese Ohnmacht des Kranken schlecht deuten. Sie hob ihn mit ihren Händen auf und sagte:

»Sprechen wir, ich als Königin, Sie als Mann. Der Doctor Louis hat es versucht, Sie zu heilen; diese Wunde, welche nichts war, verschlimmert sich durch die Ausschweifungen Ihres Gehirns. Wann wird sie geheilt sein, diese Wunde? Wann werden Sie aufhören, dem Doctor das ärgerliche Schauspiel einer Tollheit zu geben, die ihn beunruhigt? Wann werden Sie vom Schlosse abreisen?«

»Madame,« stammelte Charny, »Eure Majestät jagt mich fort ... Ich gehe! ich gehe!«

Und er machte eine so heftige Bewegung, um wegzugehen, daß er, aus seinem Gleichgewicht herausgeworfen, sich schwankend in den Armen der Königin drehte, die ihm den Weg versperrte.

Kaum hatte er die Berührung dieser glühenden Brust, die ihn zurückhielt, gefühlt, kaum hatte er sich unter dem unwillkürlichen Drucke des Armes, der ihn trug, gebogen, als seine Vernunft ihn eilig verließ, als sein Mund sich öffnete, um einen verzehrenden Hauch durchzulassen, der kein Wort war und kein Kuß zu sein wagte.

Durch diese Berührung selbst versengt, durch diese Schwäche bewegt, hatte die Königin nicht die Zeit, den leblosen Körper auf seinen Stuhl zurückzustoßen. Sie wollte entfliehen, aber Charny's Kopf war rückwärts gefallen; er schlug an das Holz des Stuhles, eine leichte rosenrothe Nuance färbte den Schaum seiner Lippen, ein lauer rosenfarbener Tropfen war von seiner Stirne auf die Hand der Königin gefallen.

»Oh! so ist es gut,« murmelte er, »so ist es gut! ich sterbe von Ihrer Hand.«

Die Königin vergaß Alles. Sie kam zurück, nahm Charny in ihre Arme, preßte seinen todten Kopf an ihren Busen und legte eine eiskalte Hand auf das Herz des jungen Mannes.

Die Liebe bewirkte ein Wunder. Charny erwachte wieder. Er öffnete die Augen. Die Erscheinung verschwand. Die Frau erschreck, eine Erinnerung da zurückgelassen zu haben, wo sie nur ein letztes Lebewohl zu geben glaubte. Sie machte drei Schritte gegen die Thüre mit einer solchen Hast, daß Charny kaum Zeit hatte, den Saum ihres Kleides zu ergreifen und auszurufen:

»Madame, bei all meiner Verehrung für Gott, die weniger groß ist als meine Verehrung für Sie ...«

»Leben Sie wohl!« rief die Königin.

»Madame! oh! verzeihen Sie mir!«

»Ich verzeihe Ihnen, Herr von Charny!-

»Madame, einen letzten Blick!«

»Herr von Charny,« sprach die Königin zitternd vor Aufregung und Zorn, »wenn Sie nicht der elendeste Mensch sind, so werden Sie heute Abend oder jedenfalls morgen entweder todt oder vom Schlosse abgerüst sein.«

Eine Königin bittet, wenn sie in solchen Ausdrücken befiehlt. Charny faltete voll Trunkenheit

die Hände und schleppte sich auf den Knien bis zu den Füßen von Marie Antoinette.

Diese hatte schon die Thüre geöffnet, um schneller der Gefahr zu entfliehen.

Andrée, deren Augen diese Thüre seit dem Anfang der Unterredung verschlungen, sah den jungen Mann niedergeworfen, die Königin schwankend; sie sah die Augen jenes vor Stolz und Hoffnung glänzen, die Blicke dieser sich erloschen gegen den Boden senken.

Im Herzen getroffen, verzweiflungsvoll, erfüllt von Haß und Verachtung, beugte sie den Kopf nicht. Als sie die Königin zurückkommen sah, schien es ihr, Gott habe dieser Frau zu viel gegeben, indem er ihr als Ueberfluß einen Thron und die Schönheit gegeben, da er ihr so eben nun auch diese halbe Stunde mit Herrn von Charny geschenkt.

Der Doctor sah zu viele Dinge, um eines zu bemerken.

Ganz dem Erfolg der gepflogenen Unterhandlung entgegenhaltend, begnügte er sich, zu fragen:

»Nun, Madame?«

Die Königin brauchte eine Minute, um sich zu erholen und ihre durch die Schläge ihres Herzens erstickte Stimme wiederzuerlangen.

»Was wird er thun?« wiederholte der Doctor.

»Er wird abreisen,« murmelte die Königin.

Und ohne auf Andrée, welche die Stirne faltete, und auf Louis zu achten, der sich die Hände rieb, durchschritt sie rasch die Flur und die Gallerie, hüllte sich maschinenmäßig in ihre Mantille mit einer Spitzenkrause, und kehrte in ihre Wohnung zurück.

Andrée drückte dem Doctor, der wieder zu seinem Kranken eilte, die Hand; dann kehrte sie ebenfalls, mit einem Schritt so feierlich wie der eines Schattens, gesenkten Kopfes, starren Auges und abwesenden Geistes, in ihr Zimmer zurück.

Es war ihr nicht einmal eingefallen, die Königin nach ihren Befehlen zu fragen. Für eine Natur wie Andrée ist die Königin nichts, die Nebenbuhlerin Alles.

Wieder der Sorge von Louis anheimgegeben, schien Charny nicht mehr derselbe Mensch wie am Tage vorher zu sein.

Stark bis zur Uebertreibung, kühn bis zur Prahlerei, richtete er an den guten Doctor so dringende, so energische Fragen über seine nahe bevorstehende Genesung, über die zu befolgende Diät, über die Transportmittel, daß Louis glaubte, es sei ein noch gefährlicherer Rückfall, hervorgebracht durch eine Manie anderer Art, eingetreten.

Charny enttäuschte ihn bald; er glich jenen im Feuer gerötheten Eisen, deren Färbung sich vor dem Auge in dem Maße schwächt, in welchem die Hitze an Intensität abnimmt. Das Eisen ist schwarz und spricht nicht mehr zu dem Blick, aber es ist noch glühend genug, um Alles zu verzehren, was man ihm darbieten wird.

Louis sah den jungen Mann wieder seine Ruhe und seine Logik aus den guten Tagen annehmen. Charny war in der That so vernünftig, daß er sich für verpflichtet hielt, dem Arzt die plötzliche Veränderung seines Entschlusses zu erklären.

»Die Königin,« sagte er, »hat mich, indem sie mich beschämte, mehr geheilt, als Ihre Wissenschaft, mein lieber Doctor, dieß mit vortrefflichen Mitteln gethan hätte. Wer mich bei der Eitelkeit packt, sehen Sie, der bändigt mich wie man ein Pferd mit dem Gebiß bändigt.«

»Desto besser, desto besser,« murmelte der Doctor.

»Ja, ich erinnere mich, daß ein Spanier – sie sind prahlerisch genug – eines Tags, um mir seine Willensstärke zu beweisen, zu mir sagte, bei einem Duell, in dem er verwundet worden, habe es für ihn genügt, sein Blut zurückhalten zu wollen, damit sein Gegner sich nicht am Anblick seines Blutes habe erlaben können. Ich habe über diesen Spanier gelacht, indessen bin ich ein wenig wie er: wenn mein Fieber, wenn das Delirium, das Sie mir vorwerfen, wiedererscheinen wollten, so würde ich sie, darauf wette ich, verjagen, indem ich sagte: Delirium und Fieber, ihr werdet nicht wiedererscheinen.«

»Wir haben Beispiele von diesem Phänomen,« sprach der Doctor mit ernstem Tone.
»Jedenfalls erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Glück wünsche. Sie sind nun moralisch geheilt.«

»Oh! ja.«

»Wohl! Sie werden alsbald sehen, welcher Zusammenhang zwischen dem moralischen und dem physischen Theil des Menschen stattfindet. Das ist eine schöne Theorie, die ich in einem Buche ausführen würde, wenn ich Zeit dazu hätte. Gesund an Geist, werden Sie in acht Tagen auch körperlich gesund sein.«

»Lieber Doctor, ich danke Ihnen.«

»Und um anzufangen: werden Sie also abreisen?«

»Wann es Ihnen beliebt. Auf der Stelle.«

»Wir wollen diesen Abend abwarten. Mäßigen wir uns. Mit Extremen zu Werke gehen, heißt Alles auf's Spiel setzen.«

»Warten wir bis zum Abend, Doctor.«

»Werden Sie weit gehen?«

»Bis an's Ende der Welt, wenn es sein muß.«

»Das ist zu weit für einen ersten Ausflug,« sprach der Doctor mit demselben Phlegma.
»Begnügen wir uns vorerst mit Versailles.«

»Versailles, es sei, da Sie es wollen.«

»Mir scheint, die Heilung Ihrer Wunde ist für Sie kein Grund, das Land zu verlassen.«

Diese studirte Kaltblütigkeit bewog Charny vollends, auf seiner Hut zu sein.

»Es ist wahr, Doctor, ich habe ein Haus in Versailles.«

»Gut! das ist es, was wir brauchen, man wird Sie heute Abend dahin bringen.«

»Sie haben mich nicht recht verstanden, Doctor, ich wünschte eine Fahrt nach meinen Gütern zu machen.«

»Ah! ja wohl. Ihre Güter, was Teufels, Ihre Güter sind nicht am Ende der Welt.«

»Sie liegen an der Gränze der Picardie, fünfzehn bis zwanzig Meilen von hier.«

»Ah! Sie sehen wohl.«

Charny drückte dem Doctor die Hand, als wollte er ihm für alle seine Zartheiten danken.

Am Abend trugen die vier Knechte, die er bei ihrem ersten Versuche so heftig zurückgeschlagen hatte, Charny bis zu seinem Wagen, der ihn vor dem Pfortchen des Gesindehauses erwartete.

Der König hatte den ganzen Tag gejagt, sodann zu Nacht gespeist und schlief nun. Charny, welcher ein wenig darüber besorgt war, daß er sich, ohne Abschied zu nehmen, entfernte, wurde durch den Doctor vollständig beruhigt; dieser versprach ihm, seinen Abgang zu entschuldigen und durch das Bedürfniß der Ortsveränderung zu motiviren.

Ehe Charny in seinen Wagen stieg, gab er sich die schmerzliche Befriedigung, bis zum letzten Augenblick nach den Fenstern der Wohnung der Königin zu schauen. Niemand konnte ihn sehen. Einer von den Lakaien, der eine Fackel in der Hand trug, beleuchtete den Weg, ohne das Gesicht zu beleuchten.

Charny traf auf den Stufen nur mehrere Officiere, seine Freunde, welche zeitig genug benachrichtigt worden waren, daß sein Abgang nicht das Ansehen einer Flucht hatte.

Von diesen heiteren Gefährten bis an den Wagen begleitet, konnte Charny seinen Augen wohl erlauben, an den Fenstern umherzuschweifen; die der Königin glänzten von Licht. Ein wenig leidend, hatte Ihre Majestät die Damen in ihrem Schlafzimmer empfangen. Düster und schwarz, verbargen die Fenster *Andrée's* hinter den Falten ihres Damastvorhangs eine ganz angsterfüllte, ganz zitternde Frau, welche, ohne bemerkt zu werden, jeder Bewegung des Kranken und seines Geleites folgte.

Der Wagen fuhr endlich ab, doch so langsam, daß man jedes Hufeisen der Pferde auf dem schallenden Pflaster hörte.

»Wenn er nicht mir gehört, so gehört er doch wenigstens Niemand mehr,« murmelte *Andrée*.

»Erfasst ihn wieder die Lust, zu sterben,« sagte der Doctor, während er in seine Wohnung zurückkehrte, »so wird er doch wenigstens weder bei mir, noch in meinen Händen sterben. Der Teufel hole die Seelenkrankheiten, man ist nicht der Arzt von Antiochus und Stratonice, um solche Krankheiten zu heilen.«

Charny kam gesund und wohlbehalten in seinem Hause an. Der Doctor besuchte ihn am Abend und fand ihn so gut, daß er ihm sogleich ankündigte, es sei dieß sein letzter Besuch.

Der Kranke aß von einer Hühnerbrust und einen Löffel voll eingemachtes Obst von Orleans.

Am andern Tag erhielt er einen Besuch von seinem Oheim, Herrn von Suffren, einen von Herrn von Lafayette, sowie von einem Abgesandten des Königs. Es war ungefähr dasselbe am zweiten Tag, und dann kümmerte man sich nicht mehr um ihn.

Er stand auf und ging in seinen Garten.

Nach acht Tagen konnte er ein frommes Pferd besteigen; seine Kräfte waren wiedergekehrt. Da sein Haus noch nicht ganz verlassen war, so verlangte er nach dem Arzte seines Oheims, und ließ den Doctor Louis um Erlaubniß bitten, nach seinen Gütern abreisen zu dürfen.

Louis antwortete mit Zuversicht, die Bewegung von einem Ort zum andern sei der letzte Grad der ärztlichen Behandlung der Wunden: Herr von Charny habe einen guten Wagen, die Straße nach der Picardie sei glatt wie ein Spiegel, und es wäre eine Narrheit in Versailles zu bleiben, wenn man so gut und so glücklich reisen könne.

Charny ließ einen großen Wagen mit Gepäcke beladen, verabschiedete sich beim König, der ihn mit Aeufferungen seines Wohlwollens überhäufte, bat Herrn von Suffren, der Königin seine Ehrfurcht zu bezeugen, stieg dann vor dem Thore des königlichen Schlosses in seinen Wagen und reiste nach dem Städtchen Villers-Cotterêts ab, von wo aus er das Schloß Boursonnes erreichen sollte; dieses lag eine halbe Meile von dem Städtchen, welches die ersten Poesien von Demoustier bereits verherrlichten.

LIV.

Zwei blutende Herzen.

Einen Tag, nachdem Andrée die Königin gesehen hatte, wie sie dem vor ihr knieenden Charny entflohen, trat Fräulein von Taverney ihrer Gewohnheit gemäß in das königliche Zimmer, zur Stunde der kleinen Toilette, vor der Messe.

Die Königin hatte noch keinen Besuch empfangen. Sie hatte nur ein Billet von Frau von La Mothe gelesen, und ihre Laune war äußerst heiter.

Noch bleicher als am Tage vorher, hatte Andrée in ihrer ganzen Person jenen Ernst und jene kalte Zurückhaltung, welche die Aufmerksamkeit erregt und selbst die Größten zwingt, mit den Kleinsten zu rechnen.

Einfach, so zu sagen streng in ihrer Toilette, glich Andrée einer Botin des Unglücks. War dieses Unglück für sie oder für Andere?

Die Königin hatte einen ihrer Tage der Zerstretheit; sie achtete daher nicht auf den langsamen, ernsten Gang Andrée's, auf ihre gerötheten Augen, auf die matte Weiße ihrer Schläfe und ihrer Hände. Sie drehte den Kopf gerade nur so viel, als nöthig war, um ihren freundschaftlichen Gruß hören zu lassen.

»Guten Morgen, Kleine!«

Andrée wartete, daß ihr die Königin eine Gelegenheit zum Sprechen gäbe. Sie wartete in der festen Ueberzeugung, ihr Stillschweigen und ihre Unbeweglichkeit würden am Ende die Augen von Marie Antoinette auf sich ziehen.

Dieß geschah. Als die Königin keine andere Antwort, als eine tiefe Verbeugung erhielt, wandte sie sich um und bemerkte durch einen Seitenblick dieses Gesicht mit dem scharfen Gepräge des Schmerzes und der Strenge.

»Guter Gott! was gibt es, Andrée?« fragte sie, indem sie sich ganz umwandte, »ist Dir Unglück widerfahren?«

»Ein großes Unglück, ja, Madame,« antwortete die junge Frau.

»Was denn?«

»Ich werde Eure Majestät verlassen.«

»Mich verlassen? Du gehst von hier weg?«

»Ja, Madame.«

»Wohin gehst Du denn? welche Ursache kann diese plötzliche Abreise haben?«

»Madame, ich bin nicht glücklich in meinen Zuneigungen.«

Die Königin schaute empor.

»In meinen Familienzuneigungen,« fügte Andrée erröthend bei.

Die Königin erröthete ebenfalls, und der Blitz ihrer beiden Blicke kreuzte sich glänzend wie bei einem Zusammenstoß von Schwertern.

Die Königin erholte sich zuerst.

»Ich verstehe Sie nicht,« sagte sie; »mir scheint, Sie waren gestern glücklich?«

»Nein, Madame,« erwiderte Andrée mit festem Tone; »gestern war abermals einer der unglücklichen Tage meines Lebens.«

»Oh!« machte die Königin, welche träumerisch geworden.

Und sie fügte bei: »Erklären Sie sich.«

»Ich müßte mich entschließen, Eure Majestät mit Einzelheiten zu ermüden, welche unter Ihrer Würde sind. Ich habe keine Befriedigung in meiner Familie; ich habe nichts von den Gütern der Erde zu erwarten, und ich bitte Eure Majestät um meinen Abschied, um mich mit meinem Seelenheil zu beschäftigen.«

Die Königin stand auf, nahm, obgleich dieser Schritt ihren Stolz schwer anzukommen schien, Andrée bei der Hand und sprach:

»Was bedeutet dieser Entschluß eines störrischen Kopfes? Hatten Sie nicht gestern auch einen Bruder, einen Vater, wie heute? Waren sie minder beschwerlich und minder schädlich, als heute? Glauben Sie, ich sei fähig, Sie in Verlegenheit zu lassen, und bin ich nicht mehr die Familienmutter, die denjenigen, welche keine Familie haben, eine solche gibt?«

Andrée fing an zu zittern, wie eine Schuldige; sie verbeugte sich vor der Königin und erwiderte:

»Madame, ich bin durchdrungen von Ihrer Güte, aber sie wird mich nicht von meinem Vorhaben abbringen. Ich habe beschlossen, den Hof zu verlassen. Es ist für mich Bedürfniß, in die Einsamkeit zurückzukehren; setzen Sie mich nicht der Gefahr aus, meine Pflichten gegen Sie dadurch zu verrathen, daß ich mich gegen den Beruf verfehle, den ich in mir fühle.«

»Seit gestern also?«

»Eure Majestät wolle mir nicht befehlen, über diesen Gegenstand zu sprechen.«

»Seien Sie frei,« sprach die Königin mit Bitterkeit; »nur bewies ich Ihnen Vertrauen genug, daß Sie solches auch zu mir haben könnten. Doch ein Thor ist, wer einen Menschen, der nicht sprechen will, um ein Wort fragt. Behalten Sie Ihre Geheimnisse, mein Fräulein, seien Sie glücklicher in der Ferne, als Sie es hier gewesen sind. Erinnern Sie sich jedoch stets des Umstandes, daß meine Freundschaft die Leute trotz ihrer Launen nicht verläßt, und daß Sie nicht aufhören werden, für mich eine Freundin zu sein. Nun gehen Sie, Andrée, gehen Sie, Sie sind frei.«

Andrée machte eine Hofverbeugung und entfernte sich. An der Thüre rief die Königin sie zurück.

»Wohin gehen Sie, Andrée?«

»In die Abtei Samt-Denis, Madame,« antwortete Fräulein von Taverney.

»In's Kloster! ah! es ist gut, mein Fräulein, Sie haben sich vielleicht nichts vorzuwerfen; doch wäre es nur die Undankbarkeit und die Vergessenheit ... so ist das schon zu viel; Sie sind sehr strafbar gegen mich; gehen Sie, Fräulein von Taverney, gehen Sie.«

Folge hievon war, daß Andrée, ohne andere Erklärungen zu geben, auf welche das gute Herz der Königin rechnete, ohne sich zu demüthigen, ohne sich rühren zu lassen, die Erlaubniß der Königin rasch benützte und verschwand.

Marie Antoinette konnte gewahren und gewahrte, daß Fräulein von Taverney auf der Stelle das Schloß verließ.

Sie begab sich in der That in das Haus ihres Vaters, wo sie, wie sie erwartete, ihren Bruder im Garten fand. Der Bruder träumte, die Schwester handelte.

Als er Andrée erblickte, die ihr Dienst im Schlosse zurückhalten mußte, ging Philipp erstaunt, beinahe erschrocken auf sie zu.

Erschrocken, besonders über diese düstere Miene, da Andrée ihn nie anders als mit einem Lächeln zärtlicher Freundschaft anredete. Er fing an, wie die Königin angefangen hatte; er fragte.

Andrée teilte ihm mit, sie habe soeben den Dienst der Königin verlassen, ihr Abschied sei angenommen, und sie werde in's Kloster treten.

Philipp schlug heftig in seine Hände, wie ein Mensch, der einen unerwarteten Streich empfängt.

»Wie?« rief er, »Du auch, meine Schwester?«

»Was! ich auch? was willst Du damit sagen?«

»Die Berührung mit den Bourbonen bringt also unserer Familie Nichts als Fluch?« rief er; »Du glaubst Dich genöthigt, das Gelübde abzulegen? Du! Nonne aus Neigung, aus Gemüth! Du, die am mindesten weltliche der Frauen und am wenigsten zum ewigen Gehorsam gegen die Gesetze des Ascetismus fähig! Laß hören, was wirfst Du der Königin vor?«

»Man hat der Königin nichts vorzuwerfen, Philipp,« erwiderte kalt die junge Frau. »Du, der Du so sehr auf die Gunst der Höfe gezählt hast, Du, der Du mehr, als irgend Jemand, darauf zählen mußtest, warum hast Du nicht bleiben können? warum bliebst Du nicht drei Tage? Ich bin drei Jahre geblieben!«

»Die Königin ist zuweilen launenhaft, Andrée?«

»Ist es so, so konntest Du als Mann es ertragen; ich als Weib muß und will es nicht; hat sie Launen, nun wohl! so sind ihre Dienerinnen da.«

»Meine Schwester,« erwiderte der junge Mann mit einem düstern Wesen, »das erklärt mir nicht, wie Du Zwistigkeiten mit der Königin bekommen hast.«

»Keine, das schwöre ich Dir; hast Du welche gehabt, Philipp, der Du sie verlassen? Oh! sie ist undankbar, diese Frau.«

»Man muß ihr verzeihen, Andrée; die Schmeichelei hat sie ein wenig verdorben. Sie ist im Grunde gut.«

»Beweis ist, was sie für Dich gethan hat, Philipp.«

»Was hat sie gethan?«

»Du hast es schon vergessen? Oh! ich, ich habe ein besseres Gedächtniß! Ich bezahle auch an einem und demselben Tage, mit einem und demselben Entschluß Deine und meine Schuld, Philipp.«

»Zu theuer, wie mir scheint. In Deinem Alter, mit Deiner Schönheit verzichtet man nicht auf die Welt. Nimm Dich in Acht, liebe Freundin, Du verlässest sie jung, Du wirst Dich alt wieder nach ihr sehnen, und wenn es nicht mehr Zeit ist, wirst Du gegen den Willen aller Deiner Freunde, von denen eine Tollheit Dich getrennt hat, dahin zurückkehren.«

»Du urtheilst nicht so als ein braver, ganz aus Ehre und Gefühl zusammengesetzter Officier, der Du Dich aber um Ruf oder Vermögen so wenig bekümmerst, daß Du da, wo hundert Andere Vermögen und Titel aufgehäuft haben, nur Schulden zu machen und Dich zu verkleinern wußtest; Du urtheilst nicht so, als Du zu mir sagtest: sie ist launenhaft, Andrée, sie ist cokett, sie ist treulos, ich will ihr lieber nicht dienen. Diese Theorie praktisch anwendend, hast Du auf die Welt verzichtet, obgleich Du kein Klosterbruder geworden bist, und wer von uns Beiden den unwiderruflichen Gelübden am nächsten steht, bin nicht ich, die ich sie ablegen will, sondern Du,

der sie schon abgelegt hat.«

»Du hast Recht, meine Schwester, und ohne unsern Vater ...«

»Unser Vater! ah! Philipp, sprich nicht so,« erwiderte Andrée voll Bitterkeit, »muß ein Vater nicht die Stütze seiner Kinder sein oder ihre Unterstützung annehmen? Nur unter dieser Bedingung ist er der Vater. Was thut der unsere? frage ich Dich. Hast Du je den Gedanken gehabt, Herrn von Taverney ein Geheimniß anzuvertrauen? Und hältst Du ihn für fähig, Dich zu sich zu rufen, um Dir eines von seinen Geheimnissen mitzutheilen? Nein,« fuhr Andrée mit einem Ausdruck von Kummer fort, »Herr von Taverney ist gemacht, um allein in dieser Welt zu leben.«

»Das will ich wohl glauben, Andrée, doch er ist nicht gemacht, um allein zu sterben.«

Diese mit sanfter Strenge gesprochenen Worte erinnerten die junge Frau daran, daß sie ihrem Zorn, ihrer Bitterkeit, ihrem Groll gegen die Welt zu viel Platz in ihrem Herzen ließ.

»Ich möchte nicht, daß Du mich für ein Mädchen ohne Gemüth hieltest,« erwiderte sie; «Du weißt, ob ich eine zärtliche Schwester bin, aber es wollte hienieden Jeder in mir den sympathischen Instinct tödten, der ihm entsprach. Gott hatte mir bei der Geburt, wie jedem Geschöpf, eine Seele und einen Leib gegeben; über diese Seele und diesen Leib kann jedes menschliche Geschöpf zu seinem Glück in dieser und in der andern Welt verfügen. Ein Mann, den ich nicht kannte, hat meine Seele genommen – Balsamo; ein Mann, den ich kaum kannte, und der kein Mann für mich war, hat meinen Leib genommen – Gilbert. – Ich wiederhole Dir, Philipp, um eine gute und fromme Tochter zu sein, fehlt mir nur ein Vater. Gehen wir zu Dir über, untersuchen wir, was Dir der Dienst bei den Großen der Erde eingetragen hat, Dir, der Du sie liebtest.«

Philipp neigte das Haupt.

»Schone mich,« sagte er, »die Großen der Erde waren für mich nur mir gleiche Geschöpfe; ich liebte sie: Gott hat uns befohlen, einander zu lieben.«

»Oh! Philipp!« rief Andrée, »es geschieht nie auf dieser Erde, daß das liebende Herz dem, welcher es liebt, unmittelbar entspricht; diejenigen, welche wir gewählt haben, lieben Andere.«

Philipp erhob seine bleiche Stirne und betrachtete lange seine Schwester, ohne einen andern Ausdruck, als den des Erstaunens.

»Warum sagst Du mir das? worauf zielst Du ab?« fragte er.

»Auf nichts,« erwiderte edelmüthig Andrée, welche vor dem Gedanken, zu geheimen Mittheilungen oder zu Ohrenbläsereien herabzusteigen, zurückwich. »Ich bin geschlagen, mein Bruder. Ich glaube, daß meine Vernunft leidet; schenke meinen Worten keine Aufmerksamkeit.«

»Aber ...«

Andrée näherte sich Philipp, nahm ihn bei der Hand und sprach:

»Genug über diesen Gegenstand, mein geliebter Bruder. Ich bin gekommen, um Dich zu bitten, mich in ein Kloster zu führen: ich habe Saint-Denis gewählt; sei unbesorgt, ich will dort kein Gelübde ablegen. Das wird später kommen, wenn es nothwendig ist. Statt in einem Asyl das zu suchen, was die meisten Frauen darin finden wollen, nämlich Vergessenheit, verlange ich hier die Erinnerung. Mir scheint, ich habe den Herrn zu sehr vergessen. Er ist der einzige König, der einzige Gebieter, der einzige Trost, wie er der Einzige ist, der wirklich niederschlägt. Indem ich mich ihm heute, da ich begreife, nähere, werde ich mehr für mein Glück gethan haben, als wenn Alles, was es Reiches, Starkes, Mächtiges und Liebenswürdigen auf dieser Welt gibt, sich

verschworen hätte, um mir ein glückliches Leben zu bereiten. In die Einsamkeit, mein Bruder, in die Einsamkeit, dieses Vorhaus der ewigen Glückseligkeit! ... In der Einsamkeit spricht Gott zum Herzen der Menschen.«

Philipp hielt Andrée durch eine Geberde zurück.

»Erinnere Dich,« sagte er, »daß ich mich moralisch diesem verzweifelten Vorhaben widersetze; Du hast mich nicht zum Richter der Ursachen Deiner Verzweiflung gemacht.«

»Verzweiflung!« rief sie mit einer erhabenen Verachtung, »Du sagst Verzweiflung! Oh! Gott sei Dank, ich gehe nicht in Verzweiflung von hinnen! Bedauern mit Verzweiflung! Nein! nein! tausendmal nein!«

Und mit einer Geberde voll unbändigen Stolzes warf sie über ihre Schultern die seidene Mantille, welche in ihrer Nähe auf einem Lehnstuhl lag.

»Gerade dieses Uebermaß von Verachtung offenbart bei Dir einen Zustand, welcher nicht fortwähren kann,« sprach Philipp. »Du willst das Wort Verzweiflung nicht, nimm das Wort Trotz.«

»Trotz!« entgegnete die junge Frau, indem sie ihr höhnisches Lächeln in ein Lächeln voll Stolz verwandelte: »mein Bruder, Du hältst Fräulein von Taverney nicht für so schwach, daß sie ihren Platz auf der Welt aus einer Regung des Trotzes abträte. Der Trotz ist die Schwäche der Gefallsüchtigen oder der Dummen. Das Auge, das sich durch den Trotz entzündet hat, befeuchtet sich bald mit Thränen, und der Trotz ist gelöscht. Ich habe keinen Trotz, Philipp. Ich möchte gern, daß Du mir glaubtest, und zu diesem Ende brauchtest Du Dich nur selbst zu befragen, wenn Du eine Beschwerde haben zu können vermeinst. Antworte mir, Philipp, wenn Du Dich morgen nach la Trappe zurückzögest, wenn Du Carthäuser wurdest, wie würdest Du die Ursache nennen, die Dich zu diesem Entschluß angetrieben hätte?«

»Ich würde diese Ursache einen unheilbaren Kummer nennen, meine Schwester,« antwortete Philipp mit der sanften Majestät des Unglücks.

»Gut, Philipp, das ist ein Wort, welches mir zusagt und das ich annehme. Wohl! es ist also ein unheilbarer Kummer, was mich nach der Einsamkeit treibt.«

»Gut, und der Bruder und die Schwester werden im Leben keine Unähnlichkeit gehabt haben. Gleich glücklich, werden sie stets in demselben Grade unglücklich gewesen sein. Das macht die gute Familie, Andrée.«

Andrée glaubte, durch seine Gemüthsbewegung fortgerissen, Philipp werde neue Fragen an sie richten, und vielleicht wäre ihr unbeugsames Herz unter dem Drucke der brüderlichen Freundschaft gebrochen.

Aber Philipp wußte aus Erfahrung, daß die großen Seelen sich selbst genügen; er beunruhigte Andrée nicht in der Verschanzung, die sie sich gewählt hatte.

»In welcher Stunde und an welchem Tage gedenkst Du abzugehen?«

»Morgen; heute noch, wenn es Zeit wäre.«

»Wirst Du nicht einen letzten Spaziergang mit mir im Parke machen?«

»Nein!« antwortete sie.

Er begriff wohl an dem Händedruck, der diese Weigerung begleitete, daß die junge Frau nur eine Gelegenheit, sich erweichen zu lassen, zurückwies.

»Ich bin bereit, wenn Du mich benachrichtigst,« sagte er.

Und er küßte ihr die Hand, ohne ein Wort beizufügen, das die Bitterkeit ihres Herzens zum

Ueberströmen gebracht hätte.

Nachdem Andrée die ersten Vorbereitungen getroffen, zog sie sich in ihr Zimmer zurück, wo sie folgendes Billet von Philipp erhielt:

»Du kannst unsern Vater heute Abend um fünf Uhr besuchen. Der Abschied ist unerläßlich. Herr von Taverney würde über Vernachlässigung, über schlechtes Benehmen schreien.«

Sie antwortete:

»Um fünf Uhr werde ich im Reisekleid bei Herrn von Taverney sein. Um sieben Uhr können wir in Saint-Denis ankommen. Wirst Du mir Deinen Abend schenken?«

Statt jeder Antwort rief Philipp aus seinem Fenster, welches nahe genug bei der Wohnung Andrée's lag, daß diese es hören konnte:

»Um fünf Uhr die Pferde an den Wagen.«

LV.

Ein Finanzminister.

Wir haben gesehen, daß die Königin, ehe sie Andrée empfing, ein Billet von Frau von La Mothe gelesen und gelächelt hatte.

Dieses Billet enthielt nur, mit allen möglichen Formeln des Respects, die Worte:

»... Und Eure Majestät kann versichert sein, daß ihr Credit gegeben, und die Waare im Vertrauen abgeliefert wird.«

Die Königin hatte also gelächelt und das Billet von Jeanne verbrannt.

Nachdem sie sich in der Gesellschaft des Fräuleins von Taverney ein wenig verdüstert, kam Frau von Misery und meldete, Herr von Calonne warte auf die Ehre, bei ihr zugelassen zu werden.

Es kann nicht ungeeignet erscheinen, wenn wir diese Person dem Leser ein wenig erklären. Die Geschichte hat ihm dieselbe so ziemlich bekannt gemacht, aber der Roman, der die Perspectives und die großen Züge minder genau zeichnet, gibt vielleicht der Einbildungskraft ein befriedigenderes Detail.

Herr von Calonne war ein Mann von Geist, sogar von unendlich viel Geist, welcher, aus der nicht sehr an Thränen gewöhnten, obwohl vernünftig urtheilenden Generation der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hervorgehend, in Beziehung auf das über Frankreich schwebende Unglück mit sich im Klaren war, sein Interesse mit dem gemeinschaftlichen Interesse vermischte, wie Ludwig XV. sagte: Nach uns das Ende der Welt! und überall Blumen suchte, um seinen letzten Tag zu schmücken.

Er war vertraut mit den Geschäften und zugleich Hofmann. Alle Frauen, die sich durch ihren Geist, durch ihren Reichthum und ihre Schönheit auszeichneten, hatte er durch seine Huldigungen cultivirt, wie etwa die Biene den mit Aromen und Säften erfüllten Pflanzen ihre Huldigungen darbringt.

Die Conversation von sieben bis acht Männern und zehn bis zwölf Frauen war damals der Inbegriff aller Kenntnisse. Herr von Calonne hatte mit d'Alembert rechnen, mit Diderot Vernunftschlüsse machen, mit Voltaire spotten, mit Rousseau trauern können. Er war endlich stark genug gewesen, der Volksthümlichkeit Neckers in's Gesicht zu lachen.

Herrn Necker, den Weisen und Tiefen, dessen Rechenschaftsbericht ganz Frankreich zu erhellen geschienen hatte, machte Calonne, nachdem er ihn von allen Seiten beobachtet, am Ende lächerlich, selbst in den Augen derjenigen, welche ihn am meisten fürchteten, und der König und die Königin, welche dieser Name beben machte, hatten sich nur zitternd daran gewöhnt, ihn durch einen eleganten Staatsmann von gutem Humor schmähen zu hören, der, um auf so viele schöne Ziffern zu antworten, sich auf die Bemerkung beschränkte: »Wozu nützt es, zu beweisen, daß man nichts beweisen kann?«

Necker hatte in der That nur Eines bewiesen, die Unmöglichkeit, worin er sich befand, noch ferner die Finanzen zu verwalten. Herr von Calonne übernahm sie wie eine für seine Schultern zu leichte Last.

Was wollte Herr Necker? Reformen. Diese theilweisen Reformen erschreckten alle Geister. Wenige Menschen gewannen dabei, und diejenigen, welche dabei gewannen, gewannen wenig; viele dagegen verloren dabei, und sie verloren zu viel. Wenn Necker eine gerechte Vertheilung der Steuer in's Werk setzen wollte, wenn er die Güter des Adels und die Einkünfte der Geistlichkeit mit Abgaben zu belasten beabsichtigte, bezeichnete er brutaler Weise eine unmögliche Revolution. Er spaltete die Nation und schwächte sie zum Voraus, während er alle Kräfte hätte concentriren müssen, um sie zu einem allgemeinen Resultat der Regeneration zu führen.

Dieses Ziel bezeichnete Necker, aber seine Erreichung machte er schon dadurch unmöglich, daß er es bezeichnete. Wer von einer Reform von Mißbräuchen mit denjenigen spricht, welche nicht wollen, daß diese Mißbräuche reformirt werden, setzt sich der nicht dem Widerstande der Betheiligten aus? Darf man den Feind von der Stunde in Kenntniß setzen, zu der man einen Platz stürmen wird?

Das hatte Calonne begriffen, und in dieser Hinsicht war er wirklich mehr Freund der Nation, als der Genfer Necker, mehr Freund, sagen wir, in Betreff der vollendeten Thatsachen, denn, statt einem unvermeidlichen Uebel zuvorzukommen, beschleunigte Calonne den Einbruch der Geißel.

Sein Plan war kühn, riesenhaft, sicher; es handelte sich darum, in zwei Jahren zum Bankerott den König und den Adel fortzureißen, die ihn um zehn Jahre verzögert hätten; aber wenn der Bankerott gemacht war, zu sagen: »Nun, ihr Reichen, bezahlt für die Armen, denn sie haben Hunger und werden diejenigen verschlingen, welche sie nicht nähren.«

Warum sah der König nicht von Anfang an die Folgen dieses Planes oder diesen Plan selbst? Er, der bei Durchlesung des Rechenschaftsberichts vor Wuth gezittert hatte, warum schauerte er nicht, indem er seinen Minister errieth? Warum wählte er nicht zwischen diesen Systemen, und zog es vor, sich dem Zufall zu überlassen? Das ist die einzige wirkliche Rechnung, welche Ludwig XVI. als Politiker mit der Nachwelt zu ordnen hat. Es war das bekannte Princip, dem sich stets Jeder widersetzt, der nicht Macht genug hat, um das Uebel abzuschneiden, wenn es eingewurzelt ist.

Aber um zu erklären, warum sich die Binde dergestalt vor den Augen des Königs verdichtete, warum die in ihren Wahrnehmungen so scharfsichtige und klare Königin sich in Beziehung auf das Benehmen des Ministers so blind als ihr Gemahl zeigte, wird die Geschichte, man müßte vielmehr sagen der Roman, hier ist er willkommen, ewige unerläßliche Details geben.

Herr von Calonne trat bei der Königin ein.

Er war schön, groß von Wuchs und edel von Manieren. Er wußte die Königin lachen und seine Geliebten weinen zu machen. Obschon fest überzeugt, Marie Antoinette habe in einem dringenden Bedürfnisse nach ihm verlangt, kam er mit einem Lächeln auf den Lippen. Viele Andere wären mit einer verdrießlichen Miene gekommen, um hernach das Verdienst ihrer Einwilligung zu verdoppeln.

Die Königin war auch sehr freundlich, sie hieß den Minister sitzen und sprach zuerst von tausend bedeutungslosen Dingen.

»Haben wir Geld, mein lieber Herr von Calonne?« sagte sie sodann.

»Geld!« rief Herr von Calonne, »gewiß haben wir, wir haben immer.«

»Das ist herrlich!« rief die Königin, »ich habe nie einen Mann gekannt, der so wie Sie bei Geldfragen antwortete; als Finanzmann sind Sie unvergleichlich.«

»Welche Summe braucht Eure Majestät?«

»Ich bitte, erklären Sie mir zuerst, wie haben Sie es gemacht, um Geld da zu finden, wo Herr Necker sagte, es gebe keines?«

»Herr Necker hatte Recht, es war kein Geld mehr in den Cassen, und das ist so wahr, daß ich am Tag, wo ich das Ministerium übernahm, am 3. November 1783, man vergißt dergleichen Dinge nicht, Madame, als ich den öffentlichen Schatz suchte, in der Casse nicht mehr als mehr als zwei Säcke mit zwölf hundert Livres fand.«

Die Königin lachte.

»Nun?« sagte sie.

»Nun! Madame, wenn Necker, statt zu sagen: Es ist kein Geld mehr vorhanden, so wie ich hundert Millionen im ersten Jahre und hundert und fünf und zwanzig im zweiten entlehnt und die Ueberzeugung von einem weiteren Anlehen von achtzig Millionen für das dritte gehabt hätte, so wäre Necker ein wahrer Finanzmann gewesen; Jedermann kann sagen: Es ist kein Geld mehr in der Casse; aber nicht Jeder weiß zu antworten: Es ist vorhanden.«

»Das sagte ich Ihnen, hierüber beglückwünschte ich Sie. Wie wird man bezahlen? das ist die Schwierigkeit.«

»Oh! Madame,« erwiderte Calonne mit einem Lächeln, dessen tiefe, erschreckliche Bedeutung kein menschliches Auge ermessen konnte, »ich stehe Ihnen dafür, daß man bezahlen wird.«

»Ich verlasse mich auf Sie,« sagte die Königin, »doch sprechen wir immerhin von den Finanzen; bei Ihnen ist es eine Wissenschaft voll Interesse; ein Strauch bei den Andern, ist es bei Ihnen ein Baum mit Früchten!«

Calonne verbeugte sich.

»Haben Sie einige neue Gedanken?« fragte die Königin; »ich bitte, geben Sie mir den ersten davon.«

»Ich habe einen Gedanken, der zwanzig Millionen in die Taschen der Franzosen und sieben bis acht in die Ihrige bringen wird; verzeihen Sie, in die Casse Seiner Majestät.«

»Diese Millionen werden hier willkommen sein. Woher werden sie fließen?«

»Es ist Eurer Majestät nicht unbekannt, daß die Goldmünze nicht denselben Werth in allen Staaten Europa's hat!«

»Ich weiß es. In Spanien ist das Gold theurer, als in Frankreich.«

»Eure Majestät hat vollkommen Recht, und es ist ein Vergnügen, mit Eurer Majestät über Finanzangelegenheiten zu plaudern. Das Gold gilt in Spanien seit fünf bis sechs Jahren achtzehn Unzen mehr der Mark nach, als in Frankreich. Daraus geht hervor, daß die Exportanten mit einer Mark Gold, die sie von Frankreich nach Spanien ausführen, den Werth von ungefähr vierzehn Unzen Silber gewinnen.«

»Das ist unbedeutend!«

»So daß in einem Jahre,« fuhr der Minister fort, »wenn die Capitalisten wüßten, was ich weiß, kein einziger Louisd'or mehr in unserem Land wäre.«

»Sie werden das verhindern?«

»Unmittelbar, Madame; ich will den Werth des Goldes auf fünfzehn Mark vier Unzen erhöhen, ein Fünftel Nutzen. Eure Majestät begreift, daß kein Louisd'or in den Cassen bleiben wird, so bald man erfährt, daß in der Münze denjenigen, welche Gold bringen, dieser

Nutzen gegeben wird. Es wird die Umschmelzung dieser Münze vorgenommen werden, und in der Mark Gold, welche heute dreißig Louisd'or enthält, finden wir zwei und dreißig.«

»Ein gegenwärtiger Nutzen, ein zukünftiger Nutzen!« rief die Königin; »das ist eine herrliche Idee, welche Furore machen wird.«

»Ich glaube es, Madame, und bin sehr glücklich, daß sie so vollkommen Ihre Billigung erhalten hat.«

»Haben Sie immer solche, und ich bin sicher, daß Sie alle unsere Schulden bezahlen werden.«

»Erlauben Sie mir, Madame, daß ich auf das, was Sie von mir wünschen zurückkomme.«

»Wäre es möglich, mein Herr, hätten Sie in diesem Augenblick ...«

»Welche Summe?«

»Oh! sie ist vielleicht viel zu stark.«

Calonne lächelte auf eine Weise, welche die Königin ermutigte.

»Fünfmal hunderttausend Livres,« sagte sie.

»Ah! Madame!« rief Calonne, »welche Angst hat mir Eure Majestät gemacht! ich glaubte, es handle sich um eine wahre Summe.«

»Sie können also?«

»Sicherlich.«

»Ohne daß der König ...«

»Ah! Madame, das ist unmöglich; alle meine Rechnungen werden jeden Monat dem König vorgelegt; aber es gibt kein Beispiel, daß der König sie gelesen hat, und ich schätze es mir zur Ehre!«

»Wann kann ich auf diese Summe zählen?«

»An welchem Tage braucht Eure Majestät das Geld?«

»Erst am fünften des nächsten Monats.«

»Die Zahlungen sollen für den zweiten befohlen werden; Sie werden Ihr Geld am dritten haben, Madame.«

»Herr von Calonne, ich danke.«

»Mein höchstes Glück ist, Eurer Majestät zu gefallen. Ich flehe Sie an, sich bei meiner Casse nie Zwang anzuthun. Das wird ein Vergnügen voll Eigenliebe für Ihren Generalcontroleur der Finanzen sein.«

Er stand auf und verbeugte sich demüthig; die Königin reichte ihm ihre Hand zum Kuß.

»Noch ein Wort,« sagte sie.

»Ich höre, Madame.«

»Dieses Geld kostet mich einen Gewissensbiß.«

»Einen Gewissensbiß ...«

»Ja. Es dient zur Befriedigung einer Laune.«

»Desto besser, desto besser. Es wird bei der Summe wenigstens die Hälfte Nutzen für unsere Industrie, für unsern Handel und unsere Vergnügungen sein.«

»Das ist in der That wahr,« murmelte die Königin, »und Sie haben eine reizende Art mich zu trösten, mein Herr!«

»Gott sei gelobt, Madame; mögen wir nie andere Gewissensbisse haben, als die Eurer

Majestät, und wir werden geraden Weges in's Paradies eingehen.«

»Sehen Sie, Herr von Calonne, es wäre zu grausam für mich, wenn ich das arme Volk meine Launen bezahlen ließe.«

»Wohl!« erwiderte der Minister, indem er auf jedes seiner Worte einen Nachdruck mit seinem unheimlichen Lächeln legte, »haben Sie keine Bedenklichkeiten mehr, Madame, denn ich schwöre Ihnen, es wird nie das arme Volk sein, das bezahlt.«

»Warum nicht?« fragte die Königin erstaunt.

»Weil das arme Volk nichts mehr hat,« antwortete unsterblich der Minister, »und weil da, wo nichts ist, der Kaiser sein Recht verliert.«

Er verbeugte sich und ging ab.

LVI.

Wiedergefundene Illusionen. – Verlorenes Geheimniß.

Kaum hatte Herr von Calonne die Gallerie durchschritten, um nach Hause zurückzukehren, als der Nagel einer eilfertigen Hand an der Thüre des Boudoirs der Königin kratzte.

Jeanne erschien.

»Madame,« sagte sie, »er ist da.«

»Der Cardinal?« fragte die Königin, ein wenig erstaunt über das Wort *er*, das, von einer Dame ausgesprochen, so viele Dinge bezeichnet.

Sie vollendete nicht. Jeanne hatte schon Herrn von Rohan eingeführt und sich, dem beschützten Beschützer verstohlen die Hand drückend, wieder entfernt.

Der Prinz befand sich allein, drei Schritte von der Königin, vor der er ehrerbietig die schuldigen Bücklinge machte.

Die Königin, als sie diese taktvolle Zurückhaltung sah, war gerührt; sie reichte dem Cardinal, der seine Augen noch nicht zu ihr erhoben hatte, ihre Hand.

»Mein Herr,« sprach sie, »man hat mir einen Zug von Ihnen mitgetheilt, der viel Unrecht tilgt.«

»Erlauben Sie mir,« erwiderte der Prinz, zitternd vor einer Gemüthsbewegung, welche nicht geheuchelt war, »erlauben Sie mir, Madame, Sie zu versichern, daß das Unrecht, von dem Eure Majestät spricht, durch ein Wort der Erklärung zwischen ihr und mir sehr geschwächt würde.«

»Ich verbiete Ihnen durchaus nicht, sich zu rechtfertigen,« sprach die Königin mit Würde, »aber das, was Sie mir sagen würden, wärfe einen Schatten auf die Liebe und die Achtung, die ich für mein Vaterland und meine Familie hege. Sie können sich nur entlasten, indem Sie mich verletzen, Herr Cardinal. Doch wir wollen dieses schlecht erloschene Feuer nicht anrühren, es würde vielleicht noch Ihnen und mir selbst die Finger verbrennen; Sie unter dem neuen Lichte sehen, das Sie mir geoffenbart haben, verbindlich, ehrerbietig, ergeben ...«

»Ergeben bis zum Tod,« unterbrach der Cardinal.

»Gut. Doch,« sagte Marie Antoinette lächelnd, »doch bis jetzt handelt es sich nur um den Ruin. Sie wären mir bis zum Ruin ergeben, Herr Cardinal? Das ist sehr schön, das ist schön genug. Zum Glück bringe ich Ordnung in die Sache. Sie werden leben und nicht ruinirt sein, wenn Sie nicht etwa, wie man sagt, sich selbst ruiniren.«

»Madame ...«

»Das ist Ihre Sache. Als Freundin, da wir nun gute Freunde sind, will ich Ihnen indessen einen Rath geben: Seien Sie sparsam, das ist eine Hirtentugend; der König wird Sie mehr lieben, wenn Sie sparsam, als wenn Sie verschwenderisch sind.«

»Ich werde geizig werden, um Eurer Majestät zu gefallen.«

»Der König,« versetzte die Königin mit einer zarten Nüance, »der König liebt auch die Geizigen nicht ...«

»Ich werde werden, was Eure Majestät will,« fiel der Cardinal mit einer schlecht verkleideten

Leidenschaft ein.

»Ich sagte Ihnen also,« schnitt die Königin kurz ab, »Sie werden durch meine Schuld nicht zu Grunde gerichtet werden. Sie sind für mich gut gestanden, ich danke Ihnen dafür, aber ich habe Mittel, meinen Verbindlichkeiten zu entsprechen; kümmern Sie sich also nicht mehr um diese Angelegenheiten, welche von der ersten Zahlung an nur mich angehen werden.«

»Damit die Sache beendet sein möge, Madame,« sprach der Cardinal, sich verbeugend, »habe ich Eurer Majestät nur noch das Halsband anzubieten.«

Zu gleicher Zeit zog er das Etui aus seiner Tasche und überreichte es der Königin.

Sie schaute es nicht einmal an, was bei ihr ein sehr großes Verlangen, es zu sehen, offenbarte, und zitternd vor Freude legte sie es auf ein Arbeitstischchen, doch so, daß sie es unter ihrer Hand behielt.

Der Cardinal versuchte sodann einige Worte der Höflichkeit, welche sehr gut aufgenommen wurden, und kam hernach auf das zurück, was die Königin in Betreff ihrer Versöhnung gesagt hatte.

Da sie sich aber gelobt hatte, die Diamanten nicht in seiner Gegenwart anzuschauen, und da sie vor Begierde, dieselben zu sehen, brannte, so hörte sie ihn nur noch zerstreut an.

Aus Zerstreung überließ sie ihm auch ihre Hand, die er mit entzückter Miene küßte. Dann nahm er Abschied, da er zu geniren glaubte, was ihn mit Freude erfüllte. Ein einfacher Freund genirt nie, ein gleichgültiger noch viel weniger.

Das war der Verlauf dieser Zusammenkunft, welche alle Wunden im Herzen des Kardinals schloß. Er verließ die Königin begeistert, trunken von Hoffnung, und bereit, Frau von La Mothe für die Unterhandlung, die sie so glücklich geführt, eine grenzenlose Dankbarkeit zu beweisen.

Jeanne erwartete ihn mit ihrem Wagen, hundert Schritte von der Barrière; sie empfing die glühende Betheuerung seiner Freundschaft.

»Nun,« sagte sie nach dem ersten Ausbruch dieser Dankbarkeit, »werden Sie Richelieu oder Mazarin sein? Hat Ihnen die österreichische Lippe Ermuthigungen des Ehrgeizes oder der Zärtlichkeit gegeben? Sind Sie in die Politik oder in die Intrigue versetzt?«

»Scherzen Sie nicht, Gräfin, ich bin wahnsinnig vor Glück.«

»Schon!«

»Stehen Sie mir bei, und in drei Wochen kann ich ein Ministerium in den Händen haben.«

»Teufel! in drei Wochen; wie lange das ist! der Verfall der ersten Verbindlichkeiten ist auf vierzehn Tage gestellt.«

»Ah! alles Glück kommt zugleich; die Königin hat Geld, sie wird bezahlen; ich werde nur das Verdienst der Absicht haben. Das ist zu wenig, Gräfin, auf Ehre, es ist zu wenig. Gott ist mein Zeuge, daß ich diese Versöhnung gern um den Preis von fünfmal hunderttausend Livres bezahlt hätte ...«

»Seien Sie unbesorgt,« unterbrach ihn lächelnd die Gräfin, »Sie werben dieses Verdienst neben den anderen haben. Ist Ihnen viel daran gelegen?«

»Ich gestehe, daß ich es vorzöge, wenn die Königin meine Schuldnerin geworden wäre ...«

»Monseigneur, es sagt mir Etwas, daß diese Befriedigung Ihnen werden soll. Sind Sie darauf vorbereitet?«

»Ich habe meine letzten Güter verkaufen lassen, und für das nächste Jahr meine Einkünfte und

Pfründen verpfändet.«

»Sie haben also die fünfmalhunderttausend Livres?«

»Ich habe sie; nur weiß ich nicht, wenn die Zahlung geleistet ist, wie ich es nachher machen werde.«

»Diese Zahlung,« rief Jeanne, »gibt uns ein Vierteljahr Ruhe. In drei Monaten, guter Gott! welche Ereignisse können da eintreten!«

»Das ist wahr; doch der König läßt mir sagen, ich solle keine Schulden machen.«

»Ein Aufenthalt von zwei Monaten im Ministerium wird alle Ihre Schulden bereinigen.«

»Oh! Gräfin ...«

»Empören Sie sich nicht. Wenn Sie es nicht thäten, würden es Ihre Vetter thun.«

»Sie haben immer Recht. Wohin gehen Sie?«

»Ich will die Königin wieder aufsuchen und in Erfahrung bringen, welche Wirkung Ihre Gegenwart gemacht hat.«

»Sehr gut, ich kehre nach Paris zurück.«

»Warum? Sie wären heute Abend zum Spiel zurückgekommen. Das ist gute Tactik; verlassen Sie den Platz nicht.«

»Ich muß leider bei einem Rendezvous sein, das ich diesen Morgen vor meinem Abgang erhalten habe.«

»Ein Rendezvous?«

»Von ziemlich ernster Natur, nach dem Inhalt des Billets zu urtheilen, das man mir zugeschickt hat. Sehen Sie.«

»Eine männliche Handschrift,« sagte die Gräfin.

Und sie las:

»»Monseigneur, es will sich Jemand mit Ihnen über die Deckung einer bedeutenden Summe besprechen. Diese Person wird sich heute Abend bei Ihnen in Paris einfinden, um die Ehre einer Audienz zu erhalten.««

»Anonym ... Ein Bettler.«

»Nein, Gräfin, man setzt sich nicht mit heiterem Herzen der Gefahr aus, von meinen Leuten durchgeprügelt zu werden, weil man mich hintergangen hat. Ich weiß nicht warum, doch mir scheint, ich kenne diese Handschrift.«

»Wohl denn! Monseigneur; überdieß wagt man nie viel bei Leuten, welche Geld versprechen. Das Schlimmste wäre, wenn sie nicht bezahlen würden. Guten Tag, Monseigneur.«

»Gräfin, ich rechne auf das Glück, Sie wiederzusehen.«

»Ah! Monseigneur, zwei Dinge!«

»Sprechen Sie.«

»Wenn Ihnen unerwartet eine große Summe einginge?«

»Nun, Gräfin!«

»Etwas Verlorenes; ein Fund! ein Schatz!«

»Ich verstehe Sie, Schlimme, Halbpart, nicht wahr?«

»Meiner Treue, Monseigneur!«

»Sie bringen mir Glück, Gräfin, warum sollte ich Ihnen nicht dafür Rechnung tragen? Das

wird geschehen. Nun das Andere?»

»Hören Sie. Lassen Sie sich nicht einfallen, die fünfmal hunderttausend Livres anzugreifen.«

»Oh! seien Sie unbesorgt.«

Und sie trennten sich. Der Cardinal kehrte in einer Atmosphäre himmlischer Glückseligkeit nach Paris zurück.

Das Leben nahm für ihn in der That seit zwei Stunden ein anderes Gesicht an. War er nur verliebt, so hatte ihm die Königin mehr gegeben, als er von ihr zu hoffen gewagt hatte; war er ehrgeizig, so ließ sie ihn noch mehr hoffen.

Geschickt von seiner Frau geleitet, wurde der König das Werkzeug eines Glückes, das fortan kein Hinderniß mehr kannte. Der Prinz Louis fühlte sich voll Ideen: er hatte so viel politisches Genie, wie keiner von seinen Nebenbuhlern, er verstand die Frage der Verbesserung, er versöhnte die Geistlichkeit mit dem Volk, um eine jener festen Majoritäten zu bilden, welche lange durch die Stärke und das Recht regieren.

An die Spitze dieser Reformbewegung die Königin stellen, die er anbetete, und deren beständig zunehmende Unbeliebtheit er in eine Popularität ohne Gleichen verwandelt hätte: das war der Traum des Prälaten, und diesen Traum konnte ein einziges zärtliches Wort der Königin Marie Antoinette in eine Wirklichkeit verwandeln.

Dann verzichtete der Unbesonnene auf seine leichten Siege, der Weltmensch machte sich zum Philosophen, der Müßiggänger wurde ein unermüdlicher Arbeiter. Es ist eine leichte Aufgabe für große Characteres, die Blässe der Schwelgereien mit der Ermüdung durch das Studium zu vertauschen. Fortgezogen durch das Gespann, das man den Ehrgeiz und die Liebe nennt, war Herr von Rohan weit gegangen.

Er glaubte sich schon bei seiner Rückkehr nach Paris am Werke, verbrannte auf einmal eine Kiste voll Liebesbillets, rief seinen Intendanten, um Reformen anzuordnen, ließ durch einen Secretär Federn schneiden, um Memoiren über die Politik Englands zu schreiben, die er vortrefflich verstand, und, seit einer Stunde bei der Arbeit, fing er an wieder in den Besitz seiner selbst zurückzukehren, als ihm der Ton einer Klingel in seinem Cabinet einen wichtigen Besuch verkündigte.

Ein Huissier trat ein.

»Wer ist da?« fragte der Prälat.

»Die Person, welche diesen Morgen an Monseigneur geschrieben hat.«

»Ohne zu unterzeichnen?«

»Ja, Monseigneur.«

»Doch diese Person hat einen Namen. Fragen Sie danach.«

Der Huissier kam nach einem Augenblick zurück und meldete:

»Der Herr Graf von Cagliostro.«

Der Prinz bebte.

»Er trete ein.«

Der Graf trat ein, die Thüren schlossen sich wieder hinter ihm.

»Großer Gott!« rief der Cardinal, »was sehe ich?«

»Nicht wahr, Monseigneur, daß ich mich kaum verändert habe.«

»Ist es möglich ...« murmelte Herr von Rohan, »Joseph Balsamo am Leben, während man

sagte, er sei bei jenem Brand umgekommen, Joseph Balsamo ...«

»Graf von Fönix am Leben, ja, Monseigneur, und lebendiger, als je.«

»Aber mein Herr, unter welchem Namen erscheinen Sie denn? und warum haben Sie nicht den alten behalten?«

»Gerade, Monseigneur, weil er alt ist und, vor Allem bei mir, sodann bei den Andern zu viel traurige oder lustige Erinnerungen zurückruft. Ich spreche nur von Ihnen, Monseigneur, hätten Sie Joseph Balsamo nicht von Ihrer Thüre gewiesen?«

»Ich? oh! nein, mein Herr, nein.«

Und der Cardinal bot, immer noch erstaunt, Cagliostro nicht einmal einen Stuhl an.

»Dann hat Eure Eminenz mehr Gedächtniß und Ehrlichkeit, als alle Menschen miteinander,« sagte Cagliostro.

»Mein Herr, Sie haben mir einst einen solchen Dienst geleistet ...«

»Nicht wahr, Monseigneur, ich habe mein Alter nicht verändert,« unterbrach ihn Balsamo, »und ich bin ein schönes Muster der Resultate meiner Lebenstropfen.«

»Ich gestehe es, mein Herr, doch Sie stehen über der Menschheit, da Sie so freigebig Allen Gold und Gesundheit spenden.«

»Die Gesundheit, ich leugne das nicht, Monseigneur; doch das Gold ... nein, oh! nein ...«

»Sie machen kein Gold mehr?«

»Nein, Monseigneur.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich das letzte Theilchen einer unentbehrlichen Ingredienz verloren habe, die mir mein Lehrer, der weise Althotas, nach seinem Abgange aus Aegypten gegeben hatte; es ist dieß das einzige Recept, welches ich nicht eigen besaß.«

»Er hat es behalten?«

»Nein, das heißt, ja, behalten oder mit in's Grab genommen, wie Sie wollen.«

»Er ist gestorben?«

»Ich habe ihn verloren.«

»Warum haben Sie nicht das Leben dieses Mannes, des unumgänglich notwendigen Verwahrers dieses unumgänglich notwendigen Receptes, verlängert, während Sie doch sich selbst seit Jahrhunderten lebendig und jung erhalten haben, wie Sie sagen?«

»Weil ich Alles gegen die Krankheit, gegen die Wunde vermag, aber Nichts gegen den Unfall, der tödtet, ohne daß man mich ruft.«

»Und es war ein Unfall, der die Tage von Althotas endigte?«

»Sie müssen es erfahren haben, da Sie meinen Tod wußten.«

»Der Brand der Rue Saint-Claude, bei welchem Sie verschwanden ...«

»Hat Althotas allein getödtet, oder der Weise wollte vielmehr, des Lebens müde, sterben.«

»Das ist seltsam.«

»Nein, es ist natürlich, ich meinerseits habe schon hundertmal daran gedacht, ich sollte zu leben aufhören.«

»Aber Sie haben dennoch auf dem Leben beharrt.«

»Weil ich mir einen Jugendzustand wählte, in welchem die schöne Gesundheit, die

Leidenschaften oder Vergnügungen des Körpers mir noch eine Zerstreung verschaffen; Althotas dagegen hatte sich den Alterszustand gewählt.«

»Althotas mußte es machen, wie Sie.«

»Nein, er war ein tiefer und erhabener Mann; von allen Dingen dieser Welt wollte er nur die Wissenschaft. Und diese Jugend mit dem gebieterischen Blut, diese Leidenschaften, diese Vergnügungen hätten ihn von der ewigen Beschauung abgelenkt; Monseigneur, es ist von Gewicht, daß man immer fieberfrei ist; um gut zu denken, muß man sich in einer unstörbaren Schlafsucht absorbieren können. Der Greis sinnt besser nach, als der junge Mann; wenn ihn die Traurigkeit erfaßt, gibt es auch kein Mittel mehr. Althotas ist als ein Opfer seiner Ergebenheit für die Wissenschaft gestorben. Ich lebe wie ein Weltkind, verliere meine Zeit und thue durchaus nichts. Ich bin eine Pflanze. Ich darf nicht sagen, eine Blume, ich lebe nicht, ich athme.«

»Oh!« murmelte der Cardinal, »mit dem wiedererstandenen Mann ersteht auch wieder mein ganzes Erstaunen. Sie geben mich jener Zeit zurück, mein Herr, wo die Zauberkraft Ihrer Worte, wo die Wunderbarkeit Ihrer Handlungen alle meine Fähigkeiten verdoppelten und in meinen Augen den Werth eines Geschöpfes erhöhten. Sie erinnern mich an die zwei Träume meiner Jugend. Wissen Sie, es sind siebzehn Jahre, daß Sie mir erschienen.«

»Ich weiß es, wir haben Beide sehr abgenommen. Monseigneur, ich bin kein Weiser mehr, sondern ein Gelehrter. Sie, Sie sind nicht mehr ein schöner junger Mann, sondern ein schöner Fürst. Erinnern Sie sich, Monseigneur, jenes Tages, wo ich in meinem heute durch die Tapeten verjüngten Cabinet Ihnen die Liebe einer Frau versprach, deren blonde Haare meine Seherin befragt hatte?«

Der Cardinal erleichte und erröthete dann plötzlich. Der Schrecken und die Freude hatten hinter einander die Schläge seines Herzens unterbrochen.

»Ich erinnere mich,« sagte er, »doch nur verworren.«

»Wir wollen sehen,« sprach Cagliostro lächelnd, »wir wollen sehen, ob ich noch für einen Zauberer gelten könnte. Warten Sie, bis ich diese Idee fest erfasse.«

Er dachte nach.

»Die blonde junge Person Ihrer Liebesträume,« sagte er nach einem Stillschweigen, »wo ist sie? was macht sie? Ah! bei Gott, ich sehe sie; ja ... und Sie selbst haben sie heute gesehen. Mehr noch, Sie kommen von ihr her.«

Der Cardinal drückte eine eiskalte Hand auf sein klopfendes Herz.

»Mein Herr!« sagte er so leise, daß Cagliostro es kaum hörte, »ich bitte ...«

»Wollen Sie, daß wir von etwas Anderem sprechen?« versetzte der Wahrsager mit höflichem Tone. »Oh! ich bin ganz zu Ihren Befehlen, Monseigneur. Haben Sie die Güte, über mich zu verfügen.«

Und er streckte sich ziemlich frei auf einem Sopha aus, den der Cardinal ihm zu bezeichnen seit dem Anfang dieses interessanten Gesprächs vergessen hatte.

LVII.

Gläubiger und Schuldner.

Der Cardinal sah seinem Gaste mit einer beinahe verdutzten Miene zu.

»Nun!« sagte Cagliostro, »da wir unsere Bekanntschaft erneuert haben, Monseigneur, plaudern wir, wenn es Ihnen beliebt.«

»Ja,« erwiderte der Prälat, der sich allmählig erholte, »ja sprechen wir von der Deckung, welche ... welche ...«

»Die ich in meinem Briefe bezeichnet habe. Nicht wahr, Eure Eminenz wünscht eiligst zu erfahren ...«

»Oh! das war ein Vorwand ... so denke ich wenigstens.«

»Nein, mein Herr, durchaus nicht, es war eine Wirklichkeit, und zwar eine höchst ernste. Diese Deckung lohnt sich wohl der Mühe, bewerkstelligt zu werden, da es sich um fünfmal hunderttausend Livres handelt und fünfmal hunderttausend Livres eine Summe sind.«

»Und zwar eine Summe, die Sie mir zuvorkommend geliehen haben!« rief der Cardinal, auf dessen Gesicht eine leichte Blässe erschien.

»Ja, Monseigneur, die ich Ihnen geliehen habe,« sprach Balsamo; »ich sehe mit Vergnügen bei einem so großen Fürsten wie Sie ein so gutes Gedächtniß.«

Der Cardinal hatte den Schlag empfangen; er fühlte einen kalten Schweiß von seiner Stirne nach seinen Wangen herabrieseln.

»Ich glaubte einen Augenblick,« sagte er, indem er zu lächeln suchte, »Joseph Balsamo, der übernatürliche Mann, habe seine Schuldforderung in sein Grab mitgenommen, wie er meinen Schein in's Feuer geworfen hatte.«

»Monseigneur,« erwiderte der Graf mit ernstem Tone, »das Leben von Joseph Balsamo ist unzerstörbar, wie dieses Blatt Papier, das Sie für vernichtet hielten. Der Tod vermag nichts gegen das Lebenselixir, das Feuer vermag nichts gegen den Asbest.«

»Ich verstehe nicht,« sagte der Cardinal, dem eine Blendung vor den Augen vorüberzog.

»Sie werden verstehen, Monseigneur, dessen bin ich sicher.«

»Wie so?«

Und er gab dem Prinzen ein zusammengelegtes Papier, und dieser rief, sogar ehe er es geöffnet:

»Mein Schein!«

»Ja, Monseigneur, Ihr Schein,« erwiderte Cagliostro mit einem leichten Lächeln, das noch durch eine kalte Verbeugung gemildert wurde.

»Sie verbrannten ihn doch, ich sah die Flamme davon.«

»Ich habe das Papier allerdings in's Feuer geworfen, aber, wie gesagt, Monseigneur. der Zufall wollte, daß Sie auf ein Stück Asbest geschrieben hatten, statt auf ein gewöhnliches Papier, so daß ich den Schein unversehrt auf den verbrannten Kohlen gefunden habe.«

»Mein Herr,« sprach der Cardinal mit einem gewissen Stolz, denn er glaubte in der

Vorweisung des Scheins ein Zeichen von Mißtrauen zu sehen, »mein Herr, glauben Sie mir, daß ich diese Schuld eben so wenig ohne dieses Papier geläugnet hätte, als ich sie mit diesem Papier läugne. Sie hatten also Unrecht, daß Sie mich täuschten.«

»Ich, Sie täuschen? Ich hatte nicht einen Augenblick diese Absicht, das schwöre ich Ihnen.«

»Sie haben mich glauben gemacht, das Unterpfund sei vernichtet.«

»Um Ihnen den ruhigen und glücklichen Genuß der fünfmal hunderttausend Livres zu lassen,« erwiderte Balsamo mit einer leichten Bewegung der Schultern.

»Aber, mein Herr,« fuhr der Cardinal fort, »warum haben Sie zehn Jahre lang eine solche Summe ausgesetzt gelassen?«

»Monseigneur, ich wußte, bei wem ich sie angelegt hatte. Die Ereignisse, das Spiel, die Diebe haben mich allmählig aller meiner Güter beraubt. Da ich aber wußte, daß ich dieses Geld in Sicherheit hatte, so wartete ich geduldig bis zum letzten Augenblick.«

»Und der letzte Augenblick ist gekommen?«

»Ach! ja, Monseigneur.«

»So, daß Sie sich weder mehr gedulden, noch warten können?«

»Das ist mir in der That unmöglich,« antwortete Cagliostro.

»Sie verlangen also Ihr Geld von wir zurück?«

»Ja, Monseigneur.«

»Schon heute?«

»Wenn es Ihnen beliebt.«

Der Cardinal beobachtete ein verzweiflungsvolles Stillschweigen.

Dann sprach er mit bebender Stimme:

»Herr Graf, die unglücklichen Fürsten der Erde improvisiren nicht so rasche Vermögen, wie Ihr Zauberer, die Ihr über die Geister der Finsterniß und des Lichtes gebietet.«

»Oh! Monseigneur, glauben Sie mir, ich würde diese Summe nicht von Ihnen gefordert haben, hätte ich nicht vorher gewußt, daß Sie dieselbe besitzen.«

»Ich habe fünfmal hunderttausend Livres, ich?« rief der Cardinal.

»50.000 Livres in Gold, 10.000 in Silber, das Uebrige in Bankscheinen.«

Der Cardinal erbleichte.

»Welche dort in jenem Schranke von Boule sind,« fügte Cagliostro bei.

»Oh! mein Herr, Sie wissen das?«

»Ja, Monseigneur, und ich kenne auch alle die Opfer, die Sie bringen mußten, um sich diese Summe zu verschaffen. Ich hörte sogar sagen, Sie haben dieses Geld um seinen doppelten Werth gekauft.«

»Oh! das ist wahr.«

»Doch ...«

»Doch?« rief der unglückliche Prinz.

»Doch ich, ich wäre seit zehn Jahren zwanzigmal beinahe vor Hunger oder in Verlegenheit neben diesem Papier gestorben, das für mich eine halbe Million darstellte, und dennoch habe ich, um Sie nicht zu beunruhigen, gewartet. Ich glaube daher, daß wir so ungefähr quitt sind, Monseigneur.«

»Quitt, mein Herr!« rief der Prinz, »oh! sagen Sie nicht, wir seien quitt, da Ihnen der Vortheil bleibt, mir so großmüthig eine Summe von dieser Bedeutung geliehen zu haben; quitt! oh! nein, nein! ich bin und bleibe ewig Ihr Schuldner. Nur frage ich Sie, Herr Graf, warum Sie, der Sie seit zehn Jahren diese Summe von mir zurückverlangen konnten, geschwiegen haben? Seit zehn Jahren hätte ich zwanzigmal Gelegenheit gehabt, Ihnen dieses Geld zurückzugeben, ohne daß es mir schwer gefallen wäre.«

»Während heute?« ... fragte Cagliostro.

»Oh! heute verberge ich Ihnen nicht, daß diese Wiedererstattung, die Sie fordern, denn nicht wahr, Sie fordern sie ...«

»Leider, Monseigneur.«

»Mir gewaltig schwer fällt.«

Cagliostro machte mit dem Kopf und den Schultern eine kleine Bewegung, welche bedeutete: Was wollen Sie, Monseigneur? es ist einmal so und kann nicht anders sein.

»Aber Sie, der Sie Alles errathen!« rief der Prinz, »Sie, der Sie im Grunde der Herzen wie im Grunde der Schränke, was zuweilen noch viel schlimmer ist, zu lesen vermögen, Sie brauchen ohne Zweifel nicht erst zu erfahren, warum mir so viel an diesem Gelde liegt, und was der geheimnißvolle und heilige Gebrauch ist, zu dem ich es bestimme?«

»Sie irren sich, Monseigneur.« erwiderte Cagliostro mit einem eisigen Ton, »nein, ich habe keine Ahnung, und meine Geheimnisse haben mir Betrübniß, Täuschungen und Jammer genug zugezogen, daß ich mich durchaus nicht um die Geheimnisse Anderer bekümmere, wenn sie mich nicht interessiren. Es interessirte mich, zu wissen, ob Sie Geld hatten oder ob Sie keines hatten, insofern ich von Ihnen zu fordern befugt war. Als ich aber einmal wußte, daß Sie hatten, lag mir wenig daran, zu erfahren, wozu Sie es bestimmten. Ueberdieß, Monseigneur, wenn ich in diesem Augenblick die Ursache Ihrer Verlegenheit wüßte, würde sie mir vielleicht gewichtig genug und so achtenswerth erscheinen, daß ich die Schwäche hätte, noch zuzuwarten, was mir unter den gegenwärtigen Umständen, ich wiederhole es Ihnen, den größten Nachtheil brächte. Ich ziehe es daher vor, nichts zu wissen.«

»Oh! mein Herr!« rief der Cardinal, dessen Stolz und Empfindlichkeit diese letzten Worte wieder erweckt hatten, »glauben Sie wenigstens nicht, ich wolle Ihr Mitleid in Beziehung auf meine persönlichen Verlegenheiten erregen; Sie haben Ihre Interessen, sie sind vertreten und garantirt durch diesen Schein, dieser Schein ist von meiner Hand unterzeichnet, das ist genug. Sie sollen Ihre fünfmal hunderttausend Livres bekommen.«

Cagliostro verbeugte sich.

»Ich weiß wohl.« sprach der Cardinal, verzehrt von dem Schmerz in einer Minute so viel mühsam aufgehäuftes Geld zu verlieren, »ich weiß, daß dieses Papier nur eine Anerkennung der Schuld ist und keine Verfallzeit für die Bezahlung bestimmt.«

»Eure Eminenz wolle mich entschuldigen,« erwiderte der Graf, »ich berufe mich auf den Buchstaben des Scheins und sehe hier geschrieben:

»Ich bescheinige, von Herrn Joseph Balsamo die Summe von 500,000 Livres empfangen zu haben, die ich ihm auf seine erste Forderung zurückbezahlen werde.

»Unterz. *Louis von Rohan.*«

Der Cardinal schauerte an allen seinen Gliedern; er hatte nicht nur die Schuld, sondern auch

die Worte, in denen sie bescheinigt war, vergessen.

»Sie sehen, Monseigneur, daß ich nicht das Unmögliche verlange,« fuhr Balsamo fort. »Sie können nicht, gut. Nur bedaure ich, daß Eure Eminenz zu vergessen scheint, daß die Summe aus freien Stücken von Joseph Balsamo in einer bedeutungsvollen Stunde gegeben worden ist, und dieß wem? Herrn von Rohan, den er nicht kannte. Das ist, wie mir scheint, das Benehmen eines vornehmen Mannes, das Herr von Rohan, in jeder Hinsicht ein so vornehmer Mann, bei der Wiedererstattung hätte nachahmen können. Doch Sie dachten, das müßte nicht so geschehen, sprechen wir also nicht mehr davon; ich nehme meinen Schein zurück. Gott befohlen, Monseigneur.«

Nach diesen Worten legte Cagliostro das Papier kalt zusammen und schickte sich an, es wieder in seine Tasche zu stecken.

Der Cardinal hielt ihn zurück.

»Herr Graf,« sagte er, »ein Rohan duldet nicht, daß ihm irgend Jemand in der Welt Lectionen in der Großmuth gibt. Ueberdieß wäre es hier ganz einfach eine Lection der Redlichkeit. Ich bitte Sie, mein Herr, geben Sie mir den Schein, damit ich ihn bezahle.«

Nun war es Cagliostro, der seinerseits zu zögern schien.

Das bleiche Gesicht, die angeschwollenen Augen, die bebende Hand des Kardinals schienen in der That ein lebhaftes Mitleid in ihm zu erregen.

Der Cardinal, so stolz er war, begriff diesen guten Gedanken von Cagliostro. Einen Augenblick hoffte er, es würde ein gutes Resultat daraus hervorgehen.

Plötzlich aber verhärtete sich das Auge des Grafen, eine Wolke lief über seine gefaltete Stirne hin und er streckte die Hand und den Schein gegen den Cardinal aus.

Im Herzen getroffen, verlor Herr von Rohan nicht einen Augenblick; er wandte sich nach dem Schranke, den Cagliostro bezeichnet hatte, und zog daraus ein Bündel Anweisungen auf die Wasser- und Forstkasse; dann bezeichnete er mit dem Finger mehrere Säcke Silber und öffnete eine Schublade voll Gold.

»Herr Graf,« sagte er, »hier sind Ihre fünfmal hunderttausend Livres! nur bin ich Ihnen zu dieser Stunde noch weitere zweimal hundert und fünfzig tausend Livres schuldig, indem ich annehme, daß Sie Zins auf Zins aufschlagen, was eine noch viel beträchtlichere Summe machen würde. Ich will die Rechnungen durch meinen Intendanten stellen lassen und Ihnen Sicherheiten für diese Bezahlung geben, wobei ich Sie bitte, mir Zeit bewilligen zu wollen.«

»Monseigneur,« erwiderte Cagliostro, »ich habe Herrn von Rohan fünfmal hunderttausend Livres geliehen. Herr von Rohan ist mir fünfmal hunderttausend Livres schuldig und nicht mehr. Hätte ich Interessen ziehen wollen, so würde ich sie in dem Schein ausbedungen haben. Mandatar oder Erbe von Joseph Balsamo, wie es Ihnen beliebt, denn Joseph Balsamo ist wirklich todt, darf ich nur die in der Schuldkunde ausgesprochenen Summen annehmen. Sie bezahlen mir dieselben, dafür sage ich Ihnen meinen ehrerbietigen Dank. Ich nehme also die Anweisung an, Monseigneur, und da ich noch am heutigen Tage der ganzen Summe bedarf, so werde ich das Gold und das Silber, was ich Sie bereit zu halten bitte, abholen lassen.«

Nach diesen Worten, auf welche der Cardinal nichts zu erwidern wußte, steckte Cagliostro das Bündel mit den Papieren in die Tasche, verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Prinzen, in dessen Hände er den Schein legte, und entfernte sich.

»Das Unglück,« seufzte der Prinz, nach dem Abgang Cagliostro's, »das Unglück trifft nur

mich, da die Königin zu bezahlen im Stande ist, und zu ihr wenigstens kein unerwarteter Joseph Balsamo kommen wird, um einen Rückstand von fünfmal hunderttausend Livres zu fordern.«

LVIII.

Haushaltsrechnungen.

Es war zwei Tage vor der ersten von der Königin bestimmten Zahlung. Herr von Calonne hatte sein Versprechen noch nicht gehalten. Seine Rechnungen waren noch nicht vom König unterzeichnet.

Der Minister hatte viel zu thun gehabt und dadurch die Königin ein wenig vergessen. Sie ihrerseits hielt es nicht ihrer Würde angemessen, das Gedächtniß des Controleur der Finanzen aufzufrischen. Da sie seine Zusage erhalten hatte, so wartete sie.

Sie fing indessen an unruhig zu werden und sich zu erkundigen, sie sann eben auf Mittel, Herrn von Calonne, zu sprechen, ohne die Königin zu compromittiren, als ihr ein Billet folgenden Inhalts vom Minister zukam:

»Diesen Abend wird die Sache, mit der mich Eure Majestät gnädigst beauftragt hat, im Rathe unterzeichnet werden, und die Gelder werden morgen früh bei der Königin sein.«

Ihre ganze Heiterkeit kehrte auf Marie Antoinette's Lippen zurück. Sie dachte an nichts mehr.

Man sah sie sogar auf ihren Spaziergängen die einsamsten Alleen suchen, als wollte sie ihre Gedanken von aller materiellen und weltlichen Berührung absondern.

Sie ging noch mit Frau von Lamballe und dem Grafen von Artois spazieren, als der König nach seinem Mittagsmahle in der Sitzung des Rathes erschien.

Der König war von einer wunderlichen Laune. Aus Rußland kamen schlimme Nachrichten. Ein Schiff war im Golf von Lyon untergegangen. Einige Provinzen verweigerten die Steuerbezahlung, Eine schöne, vom König selbst polirte und gefirnißte Weltkugel war vor Hitze zersprungen, und Europa fand sich bei der Vereinigung des 30. Grades der Breite mit dem 55. der Länge in zwei Theile geschnitten. Seine Majestät schmolte mit der ganzen Welt, selbst mit Herrn von Calonne.

Vergebens bot dieser sein schönes parfümirtes Portefeuille mit seiner lachenden Miene an. Schweigsam und verdrießlich kritzelte der König auf ein Stück weißes Papier Schraffirungen, welche Sturm bedeuteten, wie die Gliedermännchen und die Pferde schön Wetter bedeuteten.

Es war eine Manie des Königs, während der Rathssitzungen zu zeichnen. Ludwig XVI. liebte es nicht, den Leuten in's Gesicht zu sehen, er war schüchtern: eine Feder in seiner Hand gab ihm Sicherheit und Haltung. Während er sich so beschäftigte, konnte der Redner seine Beweisgründe entwickeln; der König, indem er das Auge verstohlen aufschlug, gebrauchte von Zeit zu Zeit ein wenig von dem Feuer seiner Blicke – gerade so viel, als nöthig war, um die Idee zu beurtheilen und den Menschen nicht zu vergessen.

Sprach er selbst, und er sprach gut, so benahm seine Zeichnung seiner Rede jedes Ansehen der Anmaßung: er brauchte keine Geberde mehr zu machen; er konnte nach Belieben sich unterbrechen oder erwärmen, der Zug auf dem Papier ersetzte im Nothfall die Zierrathen des Wortes.

Der König nahm also seiner Gewohnheit gemäß die Feder, und die Minister fingen an Entwürfe oder diplomatische Noten vorzulesen.

Der König gab keine Sylbe von sich, er ließ die auswärtige Korrespondenz vorüber gehen, als begriffe er kein Wort von dieser Art von Arbeit.

Aber man kam zum Detail der Rechnungen des Monats; er erhob das Haupt.

Herr von Calonne hatte eine Denkschrift in Beziehung auf das für das folgende Jahr beabsichtigte Anlehen zu lesen angefangen.

Der König machte mit der größten Wuth Schraffirungen.

»Immer entleihen, ohne zu wissen, wie man es zurückgeben wird,« sagte er; »das ist doch ein Problem, Herr von Calonne.«

»Sire, ein Anlehen ist ein Aderlaß, den man an einer Quelle macht, das Wasser verschwindet hier, um dort im Ueberfluß zu strömen. Mehr noch, es verdoppelt sich durch die unterirdischen Anpumpungen. Und vor Allem, statt zu sagen: wie werden wir bezahlen? müßte man sagen: wie und worauf werden wir entleihen? Denn das Problem, von dem Eure Majestät sprach, heißt nicht: womit wird man zurückgeben? sondern: wird man wohl Gläubiger finden?«

Der König trieb seine Schraffirungen bis zum undurchsichtigsten Schwarz, doch er fügte kein Wort mehr bei; seine Züge sprachen von selbst.

Nachdem Herr von Calonne seinen Plan, mit dem Gutheißen seiner Collegen, auseinandergesetzt hatte, nahm der König den Entwurf und unterzeichnete ihn, obwohl seufzend.

»Nun, da wir Geld haben, geben wir aus,« sagte Herr von Calonne lachend.

Der König schaute seinen Minister mit einer Grimasse an und machte aus der Schraffirung einen ungeheuren Tintenklecks.

Herr von Calonne gab ihm einen Etat, aus Ruhegehalten, Gratificationen, Aufmunterungen, Geschenken und Besoldungen bestehend.

Die Arbeit war kurz, gut auseinandergesetzt. Der König wandte die Blätter um und eilte zur Gesamtsumme.

»Eine Million und viermal hunderttausend Livres für so wenig! Wie kommt das?«

Und er ließ die Feder ruhen.

»Lesen Sie, Sire, lesen Sie, und wollen Sie bemerken, daß bei den elfmal hunderttausend Livres ein einziger Artikel auf fünfmal hunderttausend Livres gestellt ist.«

»Welcher Artikel, Herr Generalcontroleur?«

»Der Vorschuß für Ihre Majestät die Königin, Sire.«

»Für die Königin!« rief Ludwig XVI. »Fünfmal hunderttausend Livres der Königin! Ei, mein Herr, das ist nicht möglich!«

»Verzeihen Sie, Sire, die Zahl ist vollkommen richtig.«

»Fünfmal hunderttausend Livres der Königin!« wiederholte der König. »Es muß ein Irrthum obwalten. In der vorigen Woche, nein, vor vierzehn Tagen habe ich Ihrer Majestät ihre drei Monate ausbezahlen lassen.«

»Sire, wenn die Königin Geld nöthig hat, und man weiß, wie Ihre Majestät Gebrauch davon macht, so ist es nichts Außerordentliches ...«

»Nein, nein!« rief der König; – er fühlte nämlich das Bedürfniß, von seiner Sparsamkeit sprechen zu machen, um der Königin einiges Jubelgeschrei zu verschaffen, wenn sie in die Oper gehen würde –; »die Königin will diese Summe nicht, Herr von Calonne. Die Königin hat mir gesagt, ein Schiff sei mehr werth, als Juwelen. Die Königin denkt, wenn Frankreich entlehne, um

seine Armen zu ernähren, so müssen die reichen Leute Frankreich borgen. Braucht die Königin dieses Geld, so wird ihr Verdienst größer sein, wenn sie darauf wartet; und ich stehe Ihnen dafür, daß sie warten wird.«

Die Minister zollten diesem patriotischen Erguß des Königs, den der göttliche Horaz in diesem Augenblick nicht *Uxorius* genannt hätte, großen Beifall.

Nur Herr von Calonne, der die Verlegenheit der Königin kannte, beharrte auf der Genehmigung des Postens.

»Wahrhaftig,« sprach der König, »Sie sind mehr für uns interessirt, als wir selbst. Beruhigen Sie sich, Herr von Calonne.«

»Die Königin, Sire, wird mich beschuldigen, ich sei nicht sehr eifrig für ihren Dienst gewesen.«

»Ich werde Ihre Sache bei ihr vertheidigen.«

»Die Königin, Sire, verlangt nie, wenn sie nicht durch die Notwendigkeit gezwungen wird.«

»Hat die Königin Bedürfnisse, so sind sie, wie ich hoffe, minder gebieterisch, als die der Armen, und das wird sie zuerst zugestehen.«

»Sire ...«

»Besagter Artikel ...« sprach der König entschlossen.

Und er nahm die Feder von den Schraffirungen.

»Sie durchstreichen diesen Credit, Sire?« rief Herr von Calonne bestürzt.

»Ich durchstreiche ihn,« antwortete Ludwig XVI. majestätisch. »Und es ist mir, als hörte ich hier die edle Stimme der Königin mir danken, daß ich ihr Herz so gut erkannt.«

Herr von Calonne biß sich auf die Lippen. Mit diesem heldenmütigen persönlichen Opfer zufrieden, unterschrieb der König alles Uebliche in blindem Vertrauen.

Und er zeichnete ein schönes Zebra, umgeben von Nullen, und wiederholte:

»Ich habe heute Abend fünfmal hunderttausend Livres gewonnen, ein schöner Königstag, Herr von Calonne; Sie werden diese gute Kunde der Königin überbringen, Sie werden sehen, Sie werden sehen.«

»Ah! mein Gott, Sire,« murmelte der Minister, »ich wäre in Verzweiflung, wenn ich Ihnen die Freude dieses Bekenntnisses rauben sollte. Jedem nach seinen Verdiensten!«

»Es sei,« erwiderte der König, »heben wir die Sitzung auf. Genug der Arbeit, wenn die Arbeit gut ist. Ah! dort kommt die Königin; gehen wir ihr entgegen, Calonne.«

»Sire, ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, ich habe meine Unterschrift.«

Und er machte sich so schnell als möglich durch den Corridor aus dem Staube.

Der König ging muthig und ganz strahlend Marie Antoinette entgegen, welche, mit ihrem Arm auf den Grafen von Artois gestützt, im Vorhause sang.

»Madame,« sagte er, »nicht wahr, Sie haben einen guten Spaziergang gemacht?«

»Einen vortrefflichen, und Sie, haben Sie eine gute Arbeit gemacht?«

»Beurtheilen Sie selbst, ich habe fünfmal hunderttausend Livres für Sie gewonnen.«

»Calonne hat Wort gehalten,« dachte die Königin.

»Stellen Sie sich vor,« fügte Ludwig XVI. bei, »Calonne hatte Sie für eine halbe Million auf den Credit gesetzt.«

»Oh!« machte Marie Antoinette lächelnd.

»Und ich ... ich habe durchstrichen. So sind fünfmal hunderttausend Livres mit einem Federstrich gewonnen.«

»Wie, durchstrichen?« rief die Königin erbleichend.

»Gerade zu; das wird Ihnen ungeheuer nützen. Guten Abend, Madame, guten Abend «

»Sire! Sire!«

»Ich verspüre gewaltigen Hunger und kehre in meine Gemächer zurück. Habe ich mein Abendbrod nicht wohl verdient?«

»Sire, hören Sie doch.«

Doch Ludwig hüpfte und entfloh, hocheufreut über seinen Scherz. Die Königin blieb erstaunt, stumm und bestürzt zurück.

»Mein Schwager,« sagte sie endlich zum Grafen von Artois, »lassen Sie mir Herrn von Calonne holen, dahinter ist ein schlimmer Streich.«

Gerade in diesem Augenblick brachte man der Königin folgendes Billet des Ministers:

»Eure Majestät wird erfahren haben, daß der Credit vom König verweigert worden ist. Das ist unbegreiflich, Madame, und ich habe mich krank und von Schmerz durchdrungen aus dem Rathe entfernt.«

»Lesen Sie,« sagte sie, das Billet dem Grafen von Artois reichend.

»Und es gibt Leute, welche behaupten, wir verschleudern die Staatseinkünfte, meine Schwägerin!« rief der Prinz. »Das ist das Verfahren ...«

»Eines Ehemanns,« murmelte die Königin. »Guten Abend, mein Schwager.«

»Empfangen Sie meine Beileidsbezeugungen, liebe Schwägerin; ich bin nun gewarnt, denn ich hatte morgen verlangen wollen.«

»Man hole mir Frau von La Mothe,« sagte die Königin nach langem Nachsinnen zu Frau von Misery, »wo sie auch sein mag, und auf der Stelle.«

LIX.

Marie Antoinette als Königin. Frau von La Mothe als Weib.

Der Courier, den man nach Paris an Frau von La Mothe absandte, fand die Gräfin oder fand sie vielmehr nicht beim Cardinal von Rohan.

Jeanne hatte Seiner Eminenz einen Besuch gemacht, sie hatte hier zu Mittag gespeist, sie speiste hier zu Nacht und unterhielt sich mit ihm von der unseligen Rückerstattung, als der Läufer anfragte, ob sich die Gräfin bei Herrn von Rohan befinde.

Der Portier, als ein gewandter Mann, erwiderte, Seine Eminenz sei ausgefahren, und Frau von La Mothe befinde sich nicht im Hotel, doch nichts sei leichter, als ihr das sagen zu lassen, womit Ihre Majestät ihren Boten beauftragt habe, insofern sie wahrscheinlich diesen Abend in das Hotel kommen würde.

»Sie soll sich so schnell als möglich nach Versailles begeben,« sagte der Läufer; und er entfernte sich, nachdem er denselben Auftrag in allen muthmaßlichen Wohnungen der nomadischen Gräfin hinterlassen hatte.

Doch kaum war der Läufer weggegangen, als der Portier, der seinen Auftrag besorgte, ohne weit zu gehen, Frau von La Mothe durch seine Frau bei Herrn von Rohan, wo die zwei Verbündeten nach Muße über die Unhaltbarkeit großer Geldsummen philosophirten, benachrichtigen ließ.

Die Gräfin begriff bei dieser Mittheilung, es sei dringend, daß sie sogleich abgehe. Sie verlangte ein Paar gute Pferde vom Cardinal, der sie selbst in eine Berline ohne Wappen setzte, und während er viele Commentare über diese Botschaft machte, fuhr die Gräfin so gut, daß sie in einer Stunde vor das Schloß kam.

Hier wartete Jemand, um sie ohne Verzug bei Marie Antoinette einzuführen.

Die Königin hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen. Der Nachtdienst war abgethan und keine Frau mehr in den Gemächern, außer Frau von Misery, welche im kleinen Boudoir las.

Marie Antoinette stickte, oder gab sich den Anschein, als stickte sie, und horchte dabei mit unruhigem Ohr auf alles Geräusch außen, als Jeanne auf sie zustürzte.

»Ah!« rief die Königin, »Sie sind hier, desto besser. Eine Neuigkeit, Gräfin ...«

»Eine gute, Madame?«

»Beurtheilen Sie. Der König hat die fünfmal hunderttausend Livres verweigert.«

»Herrn von Calonne?«

»Jedermann. Der König will mir kein Geld mehr geben. Dergleichen Dinge begegnen nur mir.«

»Mein Gott!« murmelte die Gräfin.

»Das ist unglaublich, nicht wahr, Gräfin? Verweigern, die schon ausgefertigte Anweisung durchstreichen! Doch, sprechen wir nicht mehr von dem, was todt ist. Sie werden sogleich nach Paris zurückkehren.«

»Ja, Madame.«

»Und dem Cardinal sagen, da er mit so viel Hingebung zu Werke gegangen, um mir Vergnügen zu machen, so nehme ich seine fünfmal hunderttausend Livres bis zum nächsten Quartal an. Das ist selbstsüchtig von mir, Gräfin, doch ich muß ... ich mißbrauche seine Güte.«

»Ah! Madame,« murmelte Jeanne, »wir sind verloren, Der Herr Cardinal hat kein Geld mehr.« Die Königin sprang auf, als wäre sie verwundet oder beleidigt worden.

»Kein ... Geld ... mehr?« stammelte sie.

»Madame, eine Schuldforderung, an die Herr von Rohan nicht mehr dachte, ist an ihn gestellt worden. Es war eine Ehrenschild, er hat bezahlt.«

»Fünfmal hunderttausend Livres!«

»Ja, Madame.«

»Aber ...«

»Sein letztes Geld ... Kein Mittel mehr.«

Die Königin hielt, wie betäubt durch dieses Unglück, inne.

»Nicht wahr, ich bin wohl wach?« sagte sie dann. »Alle diese Widerwärtigkeiten müssen mir zustoßen? Woher wissen Sie, Gräfin, daß Herr von Rohan kein Geld mehr hat?«

»Er erzählte mir diesen Unstern vor anderthalb Stunden, Madame. Das Unglück ist um so weniger wieder gut zu machen, als diese fünfmal hunderttausend Livres das waren, was man den Boden der Schublade nennt.«

Die Königin stützte ihre Sinne auf ihre beiden Hände.

»Man muß einen großen Entschluß fassen.« sagte sie.

»Was will die Königin thun?« dachte Jeanne.

»Sehen Sie, Gräfin, das ist eine furchtbare Lection, die mich dafür bestrafen wird, daß ich hinter dem Rücken des Königs eine Handlung mittelmäßigen Ehrgeizes, kleinlicher Coketterie begangen habe. Gestehen Sie, dieses Halsband war kein Bedürfnis für mich.«

»Das ist wahr, Madame, doch wenn eine Königin nur ihre Bedürfnisse und nicht auch ihre Neigungen um Rath fragte ...«

»Ich will vor Allem meine Ruhe, das Glück meines Hauses zu Rathe ziehen. Es brauchte nicht mehr, als diese erste Niederlage, um mir darzuthun, wie vielen Verdrießlichkeiten ich mich auszusetzen im Begriff stand, wie furchtbar an Widerwärtigkeiten der Weg war, den ich gewählt hatte. Gehen wir offen, gehen wir frei, gehen wir einfach zu Werke.«

»Madame!«

»Und um anzufangen, opfern wir unsere Eitelkeit auf dem Altar der Pflicht, wie Herr Dorat sagen würde.«

Dann murmelte sie mit einem Seufzer:

»Oh! das Halsband war doch sehr schön!«

»Es ist noch so.«

»Von nun an ist es nur noch ein Haufen Steine für mich. Mit den Steinen macht man, wenn man damit gespielt hat, was die Kinder nach dem Mühlenspiel damit machen, man wirft sie weg, man läßt sie liegen.«

»Was will die Königin hiemit sagen?«

»Die Königin will sagen, liebe Gräfin, Sie werden das von Herrn von Rohan mir überbrachte Etui zurücknehmen und wieder zu den Juwelieren Böhmer und Bossange tragen.«

»Es ihnen zurückgeben?«

»Allerdings.«

»Aber, Madame, Eure Majestät hat zweimal hundert und fünfzigtausend Livres Angeld gegeben?«

»Dabei gewinne ich abermals zweimal hundert und fünfzigtausend Livres, und ich bin nun im Einklang mit den Rechnungen des Königs.«

»Madame! Madame!« rief die Gräfin, »so eine Viertelmillion verlieren! Denn es kann geschehen, daß die Juweliere Schwierigkeiten machen, die Gelder zurückzugeben, über die sie verfügt haben werden.«

»Darauf zähle ich und ich überlasse ihnen das Angeld unter der Bedingung, daß der Handel rückgängig wird. Seitdem ich dieses Ziel sehe, Gräfin, fühle ich mich viel leichter. Mit diesem Halsband haben sich hier Sorgen, Verdruß, Angst, Argwohn einquartiert. Nie hatten diese Diamanten Feuer genug gehabt, um alle die Thränen zu trocknen, die ich in Wolken über mir lasten fühle. Gräfin, tragen Sie mir dieses Etui auf der Stelle fort. Die Juweliere machen da ein gutes Geschäft. Zweimal hundert und fünfzigtausend Livres Reukauf, das ist ein Gewinn; es ist der Nutzen, den sie an mir machten, und dabei haben sie noch das Halsband. Ich denke, sie werden sich nicht beklagen, und Niemand wird etwas davon erfahren.«

»Aber Herr von Rohan, Madame?«

»Der Cardinal hat nur in der Absicht, mir Vergnügen zu machen, gehandelt. Sie sagen ihm, es sei mein Vergnügen, das Halsband nicht mehr zu haben, und wenn er ein Mann von Geist ist, so wird er mich verstehen; ist er ein guter Priester, so wird er mein Benehmen billigen und mich in meinem Opfer bestärken.«

So sprechend, reichte die Königin Jeanne das geschlossene Etui. Diese schob es sanft zurück und sagte:

»Madame, warum wollen Sie es nicht versuchen, noch eine Frist zu erlangen?«

»Verlangen ... nein!«

»Ich habe gesagt erlangen, Madame.«

»Verlangen, heißt sich demüthigen, Madame; erlangen, heißt gedemüthigt werden. Ich würde vielleicht begreifen, daß man sich für eine geliebte Person demüthigte, daß man sich demüthigte, um ein lebendes Geschöpf zu retten, und wäre es nur sein Hund; doch um das Recht zu haben, diese Steine zu behalten, welche brennen wie die angezündete Kohle, ohne mehr zu leuchten und ebenso dauerhaft zu sein, oh! Gräfin, nie wird mich ein Rath bestimmen, das anzunehmen! Tragen Sie das Etui fort, meine Liebe, tragen Sie es fort.«

»Aber bedenken Sie, Madame, welchen Lärmen diese Juweliere machen werden, aus Höflichkeit wenigstens, und um Sie zu beklagen. Ihre Zurückweisung wird Sie eben so sehr dem Verdruß und der Nachrede aussetzen, als Ihre Einwilligung. Das ganze Publicum wird erfahren, daß Sie die Diamanten in Ihrer Gewalt gehabt haben.«

»Niemand wird es erfahren. Ich bin diesen Juwelieren nichts mehr schuldig; ich werde sie nicht mehr empfangen; es ist doch des Wenigste, daß sie für meine zweimal hundert und fünfzigtausend Livres schweigen; und meine Feinde, statt zu sagen, ich kaufe für anderthalb Millionen Diamanten, werden nun sagen, ich werfe mein Geld in den Handel. Das ist minder unangenehm. Tragen Sie es fort, Gräfin, tragen Sie es fort, und danken Sie Herrn von Rohan für seine Freundlichkeit und seinen guten Willen.«

Und mit einer gebieterischen Geberde reichte die Königin das Etui abermals Jeanne, welche diese Last nicht ohne eine Bewegung in ihren Händen fühlte.

»Sie haben keine Zeit zu verlieren,« fuhr die Königin fort; »je weniger die Juweliere Unruhe haben werden, desto sicherer werden wir der Geheimhaltung sein; fahren Sie rasch zurück, und Niemand sehe das Etui. Begeben Sie sich zuerst in Ihre Wohnung, denn ich befürchte, ein Besuch bei Böhmer zu dieser Stunde könnte Verdacht bei der Policei erregen, die sich sicherlich mit dem beschäftigt, was man bei mir thut; dann wenn Ihre Rückkehr die Spione von der Fährte abgebracht hat, gehen Sie zu den Juwelieren und bringen Sie mir einen Empfangschein von ihnen.«

»Ja, Madame, es soll so geschehen, da Sie es wollen.«

Sie steckte das Etui unter ihr Mäntelchen, wobei sie besorgt war, daß nichts den Umfang desselben verrieth, und stieg in den Wagen mit all dem Eifer, den die Genossin ihrer Handlung forderte.

Zuerst fuhr sie nach Hause und schickte den Wagen zu Herrn von Rohan zurück, um dem Kutscher, der sie geführt, nichts von dem Geheimniß zu enthüllen. Dann ließ sie sich umkleiden, um ein minder elegantes und für dieses nächtliche Unternehmen besser geeignetes Gewand anzulegen.

Ihre Kammerfrau kleidete sie rasch an, und bemerkte, daß sie während dieser Operation, welche gewöhnlich mit der ganzen Aufmerksamkeit einer Dame vom Hof beehrt wurde, nachdenklich und zerstreut war.

Jeanne dachte in der That nicht an ihre Toilette, sie ließ mit sich machen, und richtete ihr Nachdenken auf eine seltsame, ihr von der Gelegenheit eingegebene Idee.

Sie fragte sich, ob der Cardinal nicht einen großen Fehler begehe, wenn er die Königin diesen Schmuck zurückgeben lasse, und ob der begangene Fehler nicht eine Verminderung des Glückes herbeiführen werde, das Herr von Rohan träume, und welches zu erreichen er, die kleinen Geheimnisse der Königin theilend, sich schmeicheln könne.

Wenn sie Marie Antoinette's Befehl vollzog, ohne sich mit Herrn von Rohan zu berathen, verfehlte sie sich nicht gegen die ersten Pflichten des Bündnisses? Würde der Cardinal, wenn er mit allen seinen Mitteln am Ende wäre, nicht lieber sich selbst verkaufen, als die Königin eines Gegenstandes beraubt lassen, nach dem sie begehrt hatte?

»Ich kann es nicht anders machen, ich muß mich mit dem Cardinal berathen,« sagte Jeanne zu sich selbst.

»Vierzehnmahl hunderttausend Livres,« fügte sie in ihrem Geiste bei; »nie wird er vierzehnmahl hunderttausend Livres haben!«

Dann wandte sie sich plötzlich gegen ihre Kammerfrau um und sagte:

»Gehen Sie, Rose.«

Die Kammerfrau gehorchte, und Frau von La Mothe setzte ihren geistigen Monolog fort.

»Welche Summe! welch ein Vermögen, und wie all die Glückseligkeit, all der Glanz, den eine solche Summe verschafft, durch die kleine Schlange in Edelsteinen, welche in diesem Etui hier flammt, so gut dargestellt sind!«

Sie öffnete das Etui und versengte sich die Augen bei der Berührung dieser rieselnden Flammen. Sie zog das Halsband aus dem Atlas, rollte es in ihren Fingern, schloß es in ihre zwei kleinen Hände und sagte:

»Vierzehnmahl hunderttausend Livres, welche hierin Raum haben, denn dieses Halsband hat wirklich einen Geldwerth von vierzehnmahl hunderttausend Livres, und die Juweliere würden noch heute diesen Preis bezahlen.

»Ein seltsames Geschick, das Jeanne von Valois, der Bettlerin, der Unbekannten gestattet, mit ihrer Hand die Hand der Königin, der größten Fürstin der Welt, zu berühren, und auch in ihren Händen, allerdings nur für eine Stunde, vierzehnmahl hunderttausend Livres zu besitzen, eine Summe, die in dieser Welt nie allein geht, und die man stets durch bewaffnete Wächter oder durch Garantien begleiten läßt, welche in Frankreich nicht geringer sein können, als die eines Cardinals und einer Königin.

»Das Alles in meinen Fingern! Wie schwer das ist und wie es leicht ist!

»Um in Gold, diesem kostbaren Metall, das Aequivalent dieses Kleinods fortzuschaffen, hätte ich zwei Pferde nöthig; um es in Cassenbillets fortzuschaffen ... und werden die Cassenbillets immer bezahlt? muß man nicht unterzeichnen, controliren? Und dann ist ein Billet Papier; das Feuer, die Luft, das Wasser zerstören es. Ein Cassenbillet hat nicht in allen Ländern Curs; es verräth seinen Ursprung, es offenbart den Namen seines Inhabers. Ein Cassenbillet verliert nach einiger Zeit einen Theil seines Werthes, oder seinen ganzen Werth. Die Diamanten dagegen sind die harte Materie, welche Allem widersteht, und die Jedermann kennt, schätzt, bewundert und kauft, in London, in Berlin, in Madrid, in Brasilien sogar. Alle verstehen einen Diamanten, besonders von dem Schnitt und Wasser, die man in diesen findet! Wie schön sind sie! Wie bewunderungswürdig! Welches Ganze und welche Einzelheiten! Jeder von ihnen ist für sich allein vielleicht verhältnißmäßig mehr werth, als alle miteinander!

»Doch woran denke ich!« sagte sie plötzlich; »fassen wir rasch den Entschluß, entweder den Cardinal aufzusuchen, oder das Halsband, dem Auftrage der Königin gemäß, Böhmer zurückzugeben.«

Sie erhob sich, immer in ihrer Hand die Diamanten haltend, die sich erwärmten und glänzten.

»Sie werden also zu dem kalten Juwelier zurückkehren, der sie abwägen und mit seiner Bürste poliren wird. Diese Juwelen, die an Marie Antoinette's Hals glänzen könnten ... Böhmer wird zuerst aufschreien, dann sich bei dem Gedanken, er habe den Nutzen und behalte die Waare, beruhigen. Ah! ich vergaß, in welcher Form soll ich den Empfangschein für die Juwelen abfassen lassen? Das ist ernster Natur, man muß bei dieser Abfassung mit viel Diplomatie zu Werke gehen. Die Schrift darf weder Böhmer, noch die Königin, noch den Cardinal, noch mich verbindlich machen.

»Ich werde nie eine solche Urkunde allein entwerfen. Ich bedarf eines Rathes.

»Der Cardinal ... Oh! nein, wenn der Cardinal mich liebte oder reicher wäre und mir die Diamanten schenkte ...«

Sie setzte sich auf ihren Sopha, die Diamanten um ihre Hand gewickelt, den Kopf brennend, voll verworrener Gedanken, die sie bald erschreckten, bald von ihr mit einer fieberhaften Energie zurückgestoßen wurden.

Plötzlich ward ihr Auge ruhiger, fester, mehr auf ein Bild des Geistes geheftet; sie gewahrte nicht, daß die Minuten vergingen, daß Alles in ihr eine fortan unerschütterliche Haltung annahm; daß sie, jenen Schwimmern ähnlich, die den Fuß in den Schlamm der Flüsse gesetzt haben, durch jede Bewegung, die sie machte, um sich zu befreien, weiter hinabgezogen wurde. Eine Stunde verging in dieser stummen und tiefen Beschauung eines geheimnißvollen Ziels.

Dann stand sie langsam auf, erbleicht wie die Priesterin durch die Inspiration, und läutete ihrer Kammerfrau.

Es war zwei Uhr Morgens.

»Suchen Sie mir einen Fiaker,« sagte sie, »oder einen Handwagen, wenn kein anderes Gefährt mehr da ist.«

Die Dienerin fand einen Fiaker, der in der Vieille Rue du Temple schlief.

Frau von La Mothe stieg allein ein und schickte ihre Kammerfrau zurück.

Nach zehn Minuten hielt der Fiaker vor der Thüre des Pamphletschreibers Reteau von Villette.

LX.

Der Empfangschein Böhmers und die Verschreibung der Königin.

Das Resultat dieses nächtlichen Besuchs bei dem Pamphletschreiber Reteau von Villette erschien erst am andern Tag, und zwar auf folgende Weise:

Um sieben Uhr Morgens übersandte Frau von La Mothe der Königin einen Brief, der den Empfangschein der Juweliere enthielt. Dieses wichtige Aktenstück war also abgefaßt:

»Wir, die Unterzeichneten, anerkennen, das ursprünglich an die Königin gegen eine Summe von sechszehnmal hunderttausend Livres verkaufte Diamanten-Halsband wieder in Besitz genommen zu haben, da die Diamanten Ihrer Majestät nicht anstanden, welche uns für unsere Bemühungen und Auslagen durch die Überlassung einer in unsere Hände bezahlten Summe von zweimal hundert und fünfzigtausend Livres entschädigt hat.

Unterz. *Böhmer* und *Bossange*.«

Nunmehr über die Angelegenheit, welche sie lange gequält hatte, beruhigt, schloß die Königin den Schein in ihr Arbeitstischchen ein und dachte nicht mehr daran.

Aber in einem seltsamen Widerspruch mit diesem Schein, erhielten die Juweliere Böhmer und Bossange zwei Tage nachher einen Besuch vom Cardinal von Rohan, der einige Bangigkeit über die Bezahlung der zwischen den Verkäufern und der Königin festgesetzten ersten Rate gehegt hatte.

Herr von Rohan fand Böhmer in seinem Hause auf dem Quai de l'Ecole. Seit dem Morgen, der Verfallzeit der ersten Rate, mußte, wenn Verzug oder Weigerung stattgefunden hätte, Lärm im Lager der Juweliere sein.

Aber das Haus Böhmer athmete ganz im Gegentheil Ruhe, und Herr von Rohan fühlte sich glücklich, als er ein gutes Gesicht bei den Dienern, einen runden Rücken und einen wedelnden Schwanz bei dem Hunde des Juweliers fand. Böhmer empfing seinen vornehmen Kunden mit der freudigen Miene der Befriedigung.

»Nun!« sagte Herr von Rohan, »es ist heute Zahlungstermin. Die Königin hat also bezahlt?«

»Monseigneur, nein,« antwortete Böhmer. »Ihre Majestät konnte kein Geld geben. Sie wissen, daß Herr von Calonne vom König abgewiesen wurde; die ganze Welt spricht davon.«

»Ja, die ganze Welt spricht davon, Böhmer, und gerade diese Abweisung ist es, was mich hierher führt.«

»Doch Ihre Majestät ist vortrefflich und vom besten Willen. Da sie nicht bezahlen konnte, so hat sie die Schuld garantirt, und wir verlangen nicht mehr.«

»Ah! desto besser!« rief der Cardinal, »die Schuld garantirt, sagen Sie? Das ist sehr gut, doch ... wie?«

»Auf die einfachste und zarteste Weise,« erwiderte der Juwelier, »auf eine ganz königliche Weise.«

»Durch die Vermittelung der geistreichen Gräfin vielleicht?«

»Nein, Monseigneur, nein. Frau von La Mothe ist nicht einmal erschienen, und das hat Herrn

Bossange und mir ungemein geschmeichelt.«

»Nicht erschienen! die Gräfin ist nicht erschienen? Glauben Sie mir, daß sie bei dieser Sache ein Wort mitzusprechen hat, Herr Böhmer. Jede gute Eingebung muß von der Gräfin kommen. Sie begreifen, ich will damit Ihrer Majestät nicht zu nahe treten.«

»Monseigneur wird beurtheilen, ob Ihre Majestät zart und gut gegen uns gewesen ist. Es hatten sich Gerüchte über die Weigerung des Königs in Betreff der Anweisung der fünfmal hunderttausend Livres verbreitet; wir schrieben an Frau von La Mothe.«

»Wann?«

»Gestern, Monseigneur«

»Was antwortete sie?«

»Eure Eminenz weiß nichts davon?« fragte Böhmer mit einer unmerklichen Nuance ehrerbietiger Vertraulichkeit.

»Nein, seit drei Tagen habe ich nicht die Ehre gehabt, die Frau Gräfin zu sehen,« erwiderte der Prinz als wahrer Prinz.

»Wohl! Frau von La Mothe erwiderte mir die zwei Worte: »»Warten Sie.««

»Schriftlich?«

»Nein, Monseigneur, mündlich. In unserem Briefe baten wir Frau von La Mothe, Sie um eine Audienz zu ersuchen und die Königin darauf aufmerksam zu machen, daß der Zahlungstermin herannahe.«

»Das Wort: Warten Sie, war ganz natürlich,« sagte der Cardinal.

»Wir warteten also, Monseigneur, und gestern Abend erhielten wir von der Königin, durch einen sehr geheimnisvollen Courier, einen Brief.«

»Einen Brief! an Sie, Böhmer?«

»Oder vielmehr eine Verschreibung in guter Form, Monseigneur.«

»Lassen Sie sehen.«

»Oh! ich würde sie Ihnen zeigen, hätten wir, mein Associé und ich, nicht geschworen, sie Niemand sehen zu lassen.«

»Und warum?«

»Weil diese Behutsamkeit uns von der Königin selbst auferlegt worden ist; beurtheilen Sie, Ihre Majestät empfiehlt Geheimhaltung.«

»Ah! das ist etwas Anders; Sie sind sehr glücklich, meine Herren Juweliere, daß Sie Briefe von der Königin besitzen.«

»Für dreizehnmal hundert und fünfzigtausend Livres, Monseigneur,« sagte kichernd der Juwelier, »kann man allerlei haben ...«

»Zehn Millionen, hundert Millionen bezahlen gewisse Dinge nicht,« erwiderte der Cardinal mit strengem Tone; »Sie haben also gute Garantie?«

»So gut als möglich, Monseigneur.«

»Die Königin hat die Schuld anerkannt?«

»In gebührender Form.«

»Und macht sich verbindlich zu bezahlen ...«

»In drei Monaten fünfmal hunderttausend Livres; den Rest in einem halben Jahr.«

»Und ... die Interessen?«

»Oh! Monseigneur, ein Wort Ihrer Majestät verbürgt uns dieselben. »»*Machen wir,*«« fügt Ihre Majestät voll Güte bei, »»*machen wir diese Angelegenheit unter uns* ab;«« *unter uns*, Eure Eminenz begreift die Empfehlung: »»*Sie werden keinen Anlaß haben, es zu bereuen.*«« Und sie unterzeichnet. Von nun an, sehen Sie, ist das für mich und meinen Associé eine Ehrensache.«

»Ich bin nun quitt gegen Sie, Herr Böhmer,« sagte der Cardinal entzückt; »bald ein anderes Geschäft.«

»Wenn uns Eure Eminenz mit Ihrem Vertrauen beehren wird ...«

»Doch bemerken Sie abermals hierin die Hand dieser lebenswürdigen Gräfin ...«

»Wir sind Frau von La Mothe sehr dankbar, Monseigneur, und Herr Bossange und ich haben beschlossen, für diese Güte erkenntlich zu sein, wenn uns die vollständige Bezahlung des Halsbandes wieder zu baarem Gelde verholphen haben wird.«

»St! st!« machte der Cardinal, »Sie haben mich nicht begriffen.«

Und er kehrte zu seinem Wagen zurück, geleitet von den Ehrfurchtsbezeigungen des ganzen Hauses.

Man kann nun die Larve aufheben. Für Niemand ist der Schleier auf der Bildsäule geblieben. Was Jeanne von La Mothe gegen ihre Wohlthäterin gethan, hat Jedermann begriffen, als er sie die Feder des Pamphletschreibers Reteau von Villette entlehnen sah. Keine Unruhe bei den Juwelieren, keine Bedenklichkeiten bei der Königin, keine Zweifel bei dem Cardinal mehr. Drei Monate sind der Ergründung des Betrugs und Verbrechens vergönnt; in diesen drei Monaten werden die unseligen Früchte hinreichend gereift sein, daß die ruchlose Hand sie pflücken kann,

Jeanne kehrte zu Herrn von Rohan zurück, und dieser fragte sie, wie die Königin es angestellt habe, um auf solche Art den Forderungen der Juweliere zu entsprechen.

Frau von La Mothe erwiderte, die Königin habe den Juwelieren eine vertrauliche Mittheilung gemacht; Geheimhaltung sei empfohlen worden; eine Königin welche bezahle, habe schon genug nöthig, sich zu verbergen, aber sie sei hiezu noch weit mehr gezwungen, wenn sie Credit verlange.

Der Cardinal gab ihr Recht, und zu gleicher Zeit fragte er, ob man sich noch seiner guten Absichten erinnere.

Jeanne entwarf ein solches Gemälde von der Dankbarkeit der Königin, daß Herr von Rohan viel mehr als Liebhaber, denn als Unterthan, viel mehr in seinem Stolze, als in seiner Ergebenheit begeistert war.

Indem Jeanne diese Unterredung zu ihrem Ziele führte, hatte sie beschlossen, friedlich nach Hause zurückzukehren, sich mit einem Edelsteinhändler zu besprechen, für hunderttausend Thaler Diamanten zu verkaufen und damit nach England oder Rußland zu entweichen, freien Ländern, wo sie mit dieser Summe fünf bis sechs Jahre reich leben würde, nach deren Ablauf sie, ohne beunruhigt werden zu können, den Rest der Diamanten vortheilhaft einzeln verkaufen würde.

Doch es gelang nicht alles nach ihren Wünschen. Bei den ersten Diamanten, die sie zwei Kenner sehen ließ, erschreckten das Erstaunen und das zurückhaltende Benehmen dieser Argusse die Verkäuferin. Der Eine bot verächtliche Summen, der Andere gerieth in Extase über die Steine und sagte, er habe nie ähnliche gesehen, außer in dem Halsband Böhmers.

Jeanne hielt inne. Sie begriff, daß die Unvorsichtigkeit in einem solchen Fall der Ruin, daß der Ruin der Schandpfahl und lebenslängliches Gefängnis war. Sie verschloß die Diamanten in das

tiefste ihrer Verstecke und faßte den Entschluß, sich mit so soliden Vertheidigungs-, mit so scharfen Angriffswaffen zu versehen, daß im Falle eines Krieges diejenigen, welche sich im Kampfe zeigen würden, zum Voraus verloren wären.

Zwischen dem Verlangen des Cardinals, der immer zu erfahren suchen, zwischen den Indiscretionen der Königin, die immer sich rühmen würde, daß sie ausgeschlagen habe, laviren, war eine furchtbare Gefahr. Ein Wort zwischen der Königin und dem Cardinal, und Alles war entdeckt. Jeanne tröstete sich wieder dadurch, daß sie bedachte, verliebt in die Königin, habe der Cardinal, wie alle Verliebte, eine Binde auf der Stirne und würde folglich in alle Fallen stürzen, die ihm die List unter einem Schatten von Liebe stellen würde.

Doch diese Falle mußte eine geschickte Hand so legen, daß die zwei Interessirten darin gefangen wurden. Entdeckte die Königin den Diebstahl, so durfte sie es nicht wagen, sich zu beklagen; entdeckte der Cardinal den Betrug, so mußte er sich verloren fühlen. Es war ein Meisterstreich, gegen zwei Gegner zu spielen, welche zum Voraus die ganze Gallerie für sich hatten.

Jeanne wich nicht zurück. Sie gehörte zu jenen unerschrockenen Naturen, welche das Böse bis zum Heldenmuth, das Gute bis zum Schlimmen treiben. Ein einziger Gedanke beschäftigte sie von diesem Augenblick an, der, eine Zusammenkunft des Cardinals mit der Königin zu verhindern.

So lange sie, Jeanne, zwischen ihnen stand, war nichts verloren; wechselten sie hinter ihr ein Wort, so richtete dieses Wort bei Jeanne das Glück der Zukunft zu Grunde, dessen Gerüste auf der Harmlosigkeit der Vergangenheit errichtet war.

»Sie werden sich nicht mehr sehen,« sagte sie. «Nie mehr.»

»Aber,« warf sie ein, »der Cardinal wird die Königin wiedersehen wollen; er wird Versuche zu diesem Ende machen.«

»Warten wir nicht, bis er es versucht,« dachte die Schlaue; »geben wir ihm einen Gedanken ein. Er wolle sie sehen, er bitte sie darum; er compromittire sich, indem er darum bittet.

»Ja, doch wenn nur er compromittirt ist?«

Dieser Gedanke versetzte sie in eine schmerzliche Verlegenheit.

»Wäre er allein compromittirt, so hätte die Königin ihre Zuflucht; sie spricht so laut, die Königin; sie weiß so gut den Betrügern eine Larve abzureißen.

»Was ist zu thun? Damit die Königin nicht anschuldigen kann, muß sie den Mund nicht öffnen können; um diesen edlen und muthigen Mund zu schließen, muß man die Federn desselben durch die Initiative einer Anklage niederdrücken.

»Vor einem Gerichte seinen Diener eines Diebstahls zu bezüchtigen, wagt derjenige nicht, der durch seinen Diener eines Verbrechens, so entehrend als der Diebstahl, überwiesen werden kann. Wird Herr Rohan in Beziehung auf die Königin compromittirt, so ist es beinahe sicher, daß die Königin in Beziehung auf Herrn von Rohan compromittirt werden wird.

»Doch der Zufall näherte einander diese zwei Personen nicht, in deren Interesse es liegt, das Geheimniß zu entdecken.«

Jeanne wich Anfangs vor der Unermeßlichkeit des Felsen zurück, den sie über ihrem Haupte aufgehängt hatte. So keuchend, erschrocken, angstvoll, unter der Drohung eines solchen Sturzes leben!

Ja, doch wie dieser Angst entgehen? Durch die Verbannung, durch die Flucht! durch die

Ueberschaffung der Diamanten vom Halsband der Königin in ein fremdes Land!

Entfliehen! ein Leichtes. Eine gute Chaise bringt die Sache in zehn Stunden zu Wege; die Zeit, welche die Königin zu einem guten Schläfe braucht; der Zwischenraum, den der Cardinal zwischen ein Abendbrod mit seinen Freunden und sein Aufstehen am andern Tag legt. Die Landstraße entrolle sich vor Jeanne, sie biete ihr endloses Pflaster den brennenden Füßen der Rosse, das genügt. Jeanne wird in zehn Stunden frei und unversehrt sein.

Doch welches Aergerniß! welche Schmach! Verschwunden, obgleich frei; in Sicherheit, obgleich geächtet; Jeanne ist keine Frau von Stand mehr, sie ist eine Diebin, eine dem Gerichte Entwichene, welche von der Justiz nicht erreicht, aber bezeichnet, in Folge der weiten Entfernung nicht vom Eisen des Henkers gebrandmarkt, aber von der öffentlichen Meinung zermalmt wird.

Nein. Sie wird nicht fliehen. Der Gipfel der Verwegenheit und der Gipfel der Gewandtheit sind wie jene zwei Spitzen des Atlas, die den Zwillingen der Erde gleichen. Der eine führt zum andern, der eine hat denselben Werth, wie der andere. Wer den einen sieht, sieht den andern.

Jeanne beschloß, Verwegenheit zum Wahlspruch zu nehmen und zu bleiben. Sie beschloß dieß besonders, als sie die Möglichkeit gesehen hatte, zwischen dem Cardinal und der Königin eine Solidarität der Angst für den Tag zu schaffen, wo der Eine oder die Andere wahrnehmen wollte, es sei ein Diebstahl innerhalb ihrer innigen Freundschaft begangen worden.

Jeanne hatte sich gefragt, wie viel in zwei Jahren die Gunst der Königin und die Liebe des Cardinals eintragen würden; sie hatte den Ertrag dieser beiden glücklichen Umstände zu sechsmal hunderttausend Livres geschätzt, worauf Ueberdruß, Ungnade und Vernachlässigung sühnend an die Stelle der Günstigschaft und des lustigen Lebens treten würden.

»Ich gewinne bei meinem Plan sieben bis achtmal hunderttausend Livres,« sagte die Gräfin zu sich selbst.

Man wird sehen, wie diese tiefe Seele den gekrümmten Weg zurücklegte, der zur Schande für sie, zur Verzweiflung für die Andern auslaufen sollte.

»In Paris bleiben,« faßte die Gräfin zusammen, »festen Fußes dem ganzen Spiele der zwei Personen beiwohnen, sie nur die meinen Interessen nützliche Rolle spielen lassen; unter den guten Augenblicken einen für die Flucht günstigen Augenblick wählen, mag dieß ein von der Königin gegebener Auftrag oder eine Ungnade sein, die man im Flug auffangen würde.

»Den Cardinal verhindern, sich je mit Marie Antoinette zu unterreden.

»Das ist hauptsächlich die Schwierigkeit, da Herr von Rohan verliebt ist, da er Prinz ist, da er mehrere Male im Jahr das Recht des Eintritts bei der Königin hat, und die Königin, cokett, huldigungssüchtig, überdieß dankbar gegen den Cardinal, nicht entfliehen wird, wenn man sie aufsucht.

»Das Mittel, diese zwei erhabenen Personen zu trennen, wird der Zufall liefern. Man wird die Ereignisse unterstützen.

»Nichts wäre so gut, so geschickt, als bei der Königin den Stolz anzustacheln, der die Keuschheit krönt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine etwas lebhaftere Dringlichkeit des Cardinals die zarte und empfindliche Frau verletzt. Naturen wie die Königin lieben die Huldigungen, fürchten aber die Angriffe und weisen sie zurück.

»Ja, das Mittel ist unfehlbar. Indem man Herrn von Rohan rath, sich frei zu erklären, wird man im Geiste der Königin eine Regung des Ekels, des Widerwillens hervorrufen, welche, nicht den

Fürsten von der Fürstin, sondern den Mann von der Frau, das Männchen vom Weibchen auf immer trennen wird. Aus diesem Grunde wird man Waffen gegen den Cardinal ergriffen haben, dessen Manöver man insgesamt am großen Tage der Feindseligkeiten lähmt.

»Gut. Doch ich wiederhole, wenn man den Cardinal der Königin zuwider macht, wirkt man nur auf den Cardinal; man läßt die Tugend der Königin strahlen, das heißt, man befreit die Fürstin, und man gibt ihr jene Freiheit der Sprache, welche jede Anklage erleichtert und ihr das Gewicht des Ansehens verleiht.

»Was man braucht, ist ein Beweis gegen Herrn von Rohan und die Königin; es ist ein zweischneidiges Schwert, das rechts und links verwundet, das verwundet, indem es aus der Scheide geht, das verwundet, indem es die Scheide selbst zerschneidet.

»Was man braucht, ist eine Anklage, welche die Königin erbleichen, den Cardinal erröthen machen muß, eine Anklage, der man Glauben verschaffen muß, so daß Jeanne, die Vertraute der zwei Hauptschuldigen, von allem Verdachte reingewaschen wird. Was man braucht, ist eine Combination, hinter der Jeanne, zu rechter Zeit und geeigneten Ortes verschanzt, sagen kann: Klagt mich nicht an, aber ich klage Euch an; richtet mich nicht zu Grunde, oder ich richte Euch zu Grunde. Laßt mir das Geld, ich werde Euch die Ehre lassen.

»Das lohnt der Mühe, daß man sich besinnt,« dachte die treulose Gräfin, »und ich werde mich besinnen. Meine Zeit wird mir von heute an bezahlt.«

In der That, Frau von La Mothe versenkte sich in gute Polster, rückte näher zu ihrem, von einer milden Sonne beschienenen Fenster und suchte in Gegenwart Gottes mit der Fackel Gottes.

LXI.

Die Gefangene.

Während dieser geistigen Erregungen der Gräfin, während ihrer Träumerei, ereignete sich eine Scene anderer Art in der Rue Saint-Claude, dem von Jeanne bewohnten Hause gegenüber.

Herr von Cagliostro hatte, wie man sich erinnert, in das ehemalige Hotel Balsamo's die flüchtige, von der Policei des Herrn von Crosne verfolgte Oliva einquartirt.

Sehr in Angst, hatte Mlle. Oliva mit Freuden die Gelegenheit, zugleich der Policei und Beausire zu entfliehen, angenommen; sie lebte also zurückgezogen, verborgen, zitternd in der geheimnißvollen Wohnung, welche so viele furchtbare Dramen, ach! furchtbarer, als das tragikomische Abenteuer von Mlle. Nicole Legay, beherbergt hatte.

Cagliostro hatte jede Fürsorge, jede Zuvorkommenheit für sie gehabt; es kam der jungen Frau süß vor, von diesem vornehmen Herrn beschützt zu werden, der nichts verlangte, aber viel zu hoffen schien.

Und was hoffte er? das fragte sich die Klausnerin vergebens.

Für Mlle. Oliva war Herr von Cagliostro, der Beausire gebändigt und über die Policeiagenten gesiegt hatte, ein rettender Gott. Er war auch ein sehr verliebter Liebhaber, da er respectirte.

Denn die Eitelkeit Oliva's erlaubte ihr nicht, zu glauben, Cagliostro habe eine andere Absicht mit ihr, als sie eines Tages zu seiner Geliebten zu machen.

Es ist eine Tugend bei den Frauen, welche keine mehr haben, zu glauben, man könne sie ehrfurchtsvoll lieben. Das Herz ist sehr verwelkt, sehr dürr, sehr todt, das nicht mehr auf die Liebe zählt, und auf die Achtung, welche der Liebe folgt.

Oliva baute Luftschlösser in der Tiefe ihrer Behausung in der Rue Saint-Claude, chimärische Schlösser, worin, man muß es gestehen, der arme Beausire selten seinen Platz fand.

Wenn sie am Morgen, geschmückt mit allen Annehmlichkeiten, womit Cagliostro ihr Ankleidecabinet ausgestattet hatte, die vornehme Dame spielte und die Nüancen der Rolle von Celimene durchging, lebte sie nur für die Stunde des Tags, zu der Cagliostro zweimal in der Woche kam, um sich zu erkundigen, ob sie das Leben leicht ertrage.

In ihrem schönen Salon, inmitten eines wirklichen Luxus und eines verständigen Luxus, gestand dann die kleine Creatur berauscht sich selbst, Alles in ihrem vergangenen Leben sei Täuschung, Irrthum gewesen; im Widerspruch mit der Behauptung des Moralisten, daß die Tugend das Glück macht, sei es das Glück, was unfehlbar die Tugend mache.

Leider fehlte es bei der Zusammensetzung dieses Glücks an einem für seine Dauer unerläßlichen Element.

Oliva war glücklich, aber Oliva langweilte sich.

Bücher, Gemälde, musikalische Instrumente hatten sie nicht hinreichend zerstreut. Die Bücher waren nicht frei genug, oder die, welche es waren, hatte sie zu schnell gelesen. Die Gemälde sind immer dasselbe, wenn man sie einmal angeschaut hat – Oliva urtheilt, und nicht wir – und die musikalischen Instrumente haben nur einen Schrei und nie eine Stimme für die unwissende Hand, die bei ihnen ansucht.

Es ist nicht zu leugnen, Oliva langweilte sich bald schrecklich bei ihrem Glück, und oft sehnte sie sich unter Thränen nach jenen guten, kleinen, am Fenster in der Rue Dauphine zugebrachten Morgen zurück, da sie die Straße mit ihren Blicken magnetisirte, so daß alle Vorübergehenden ihre Köpfe erhoben.

Und welche liebliche Spaziergänge im Quartier Saint-Germain, als, indem der zierliche Pantoffel auf seinen Absätzen um zwei Zoll einen Fuß von wollüstiger Biegung erhöhte, jeder Schritt der Wandlerin ein Triumph war und den Bewunderern einen kleinen Schrei der Angst, wenn er ausglitschte, oder des Verlangens, wenn sich nach dem Fuß das Bein zeigte, entriß.

Das dachte die eingeschlossene Nicole. Allerdings waren die Agenten des Herrn Policei-Lieutenants furchtbare Leute; allerdings hatte das Hospital, wo die Weiber in einer schmutzigen Gefangenschaft ersticken, nicht den Werth der ephemeren und glänzenden Einkerkung der Rue Saint-Claude. Doch wozu würde es dienen, Frau zu sein und das Recht der Frauen zu haben, wenn man sich nicht zuweilen gegen das Gute empörte, um es in Böses zu verwandeln, oder wenigstens in Träume?

Und dann wird bald Alles schwarz für denjenigen, welcher sich langweilt. Nicole bedauerte die Abwesenheit Beausire's, nachdem sie den Verlust ihrer Freiheit beklagt hatte. Gestehen wir, daß nichts in der Welt die Frauen ändert, seit der Zeit, wo die Töchter Judä am Vorabend einer Liebesheirath ihre Jungfrauschaft auf den Bergen beweinten.

Wir sind zu einem Tage der Trauer, der Gereiztheit gelangt, an welchem Oliva, seit zwei Wochen jeder Gesellschaft, jedes Anblicks beraubt, in die traurigste Periode des Uebels der Langweile eintrat.

Nachdem sie Alles erschöpft, da sie es weder wagte, an's Fenster zu treten, noch auszugehen, fing sie an den Appetit des Magens zu verlieren, aber nicht den der Einbildungskraft, der im Gegentheil in demselben Maße sich verdoppelte, in welchem der andere abnahm.

In diesem Augenblick moralischer Aufregung erhielt sie einen an diesem Tage unerwarteten Besuch von Cagliostro.

Er trat, wie dieß seine Gewohnheit war, durch die hintere Thüre des Hotel ein, ging durch den neu angelegten Garten in die Höfe und klopfte an die Läden von Oliva's Wohnung.

Vier Schläge, in bestimmten Zwischenräumen gethan, waren das verabredete Zeichen, daß die junge Frau die Riegel zurückzog, welche sie als Sicherheit zwischen ihr und einem mit Schlüsseln versehenen Besuch fordern zu müssen geglaubt hatte.

Oliva dachte, die Vorsichtsmaßregeln seien nicht unnöthig, um eine Tugend zu bewahren, die sie bei gewissen Gelegenheiten lästig fand.

Bei dem von Cagliostro gegebenen Signal öffnete sie die Riegel mit einer Geschwindigkeit, welche für ihr Bedürfniß einer Unterredung zeugte.

Lebhaft wie eine Pariser Grisette, eilte sie den Schritten des edlen Kerkermeisters entgegen, ergriff seine Hände, mehr um ihn zu kneipen, als um ihn zu liebkosen, und rief mit einer gereizten, heisern, abgestoßenen Stimme:

»Mein Herr, ich langweile mich; erfahren Sie das.«

Cagliostro schaute sie mit einer leichten Kopfbewegung an.

»Sie langweilen sich,« sagte er, während er die Thüre wieder schloß, »ach! meine Liebe, das ist ein garstiges Uebel.«

»Ich mißfalle mir hier. Ich sterbe hier.«

»Wahrhaftig!«

»Ja, ich habe schlimme Gedanken.«

»La! la!« machte der Graf, indem er sie besänftigte, wie man einen Pudel besänftigt; »wenn Sie sich nicht behaglich bei mir fühlen, so grollen Sie mir darum nicht zu sehr. Bewahren Sie all Ihren Zorn für den Herrn Policei-Lieutenant, der Ihr Feind ist.«

»Sie bringen mich in Verzweiflung mit ihrer Kaltblütigkeit,« sagte Oliva. »Ein guter Zorn, ein Aufbrausen ist mir lieber, als eine solche Gelassenheit; Sie finden das Mittel, mich zu beruhigen, und das macht mich toll vor Wuth.«

»Gestehen Sie, daß Sie ungerecht sind,« erwiderte Cagliostro, indem er sich fern von ihr mit jener Affectation von Achtung oder von Gleichgültigkeit niedersetzte, die ihm so gut bei Oliva gelang.

»Sie sprechen sehr nach Ihrem Gefallen, Sie,« sagte Oliva, »Sie gehen, Sie kommen, Sie athmen, Ihr Leben besteht aus einer Anzahl von Vergnügungen, die Sie sich wählen; ich vegetire in dem Raum, den Sie begrenzt haben; ich athme nicht, ich zittere. Ich erkläre Ihnen, mein Herr, daß mir Ihr Beistand unnütz ist, wenn er mich nicht am Sterben hindert.«

»Sterben! Sie!« versetzte lächelnd der Graf, »gehen Sie doch!«

»Ich sage Ihnen, daß Sie sich sehr schlecht gegen mich benehmen; Sie vergessen, daß ich tief, leidenschaftlich Einen liebe.«

»Herrn Beausire?«

»Ja, Beausire. Ich liebe ihn, sage ich Ihnen. Ich denke, ich habe es Ihnen nie verborgen. Sie konnten sich nicht einbilden, ich würde meinen theuren Beausire vergessen?«

»Ich habe es so wenig gedacht, daß ich Alles aufbot, um Nachricht von ihm zu erhalten, und ich bringe Ihnen welche.«

»Ah!« machte Olivia.

»Herr von Beausire,« fuhr Cagliostro fort, »ist ein reizender Junge.«

»Bei Gott!« rief Oliva, welche nicht sah, wohin man sie führte.

»Jung und hübsch.«

»Nicht wahr?«

»Voll Einbildungskraft.«

»Voll Feuer ... Ein wenig brutal gegen mich. Doch ... wer gut liebt, züchtigt gut.«

»Sie sprechen goldene Worte. Sie haben ebenso viel Gemüth als Geist, ebenso viel Geist als Schönheit, und ich, der ich das weiß, der ich mich für jede Liebe in der Welt interessire – das ist eine Manie – ich habe daran gedacht, Sie Beausire näher zu bringen.«

»Das war vor einem Monat nicht Ihre Idee,« sagte Oliva mit einem gezwungenen Lächeln.

»Hören Sie doch, mein liebes Kind, jeder galante Mann, der eine hübsche Person sieht, sucht ihr zu gefallen, wenn er frei ist, wie ich es bin. Sie werden jedoch gestehen, daß wenn ich Ihnen ein Bischen den Hof machte, dieß nicht lange gedauert hat, nicht so?«

»Das ist wahr,« erwiderte Oliva in demselben Ton, »höchstens eine Viertelstunde.«

»Es war sehr natürlich, daß ich abließ, da ich sah, wie sehr Sie Herrn von Beausire liebten.«

»Oh! spotten Sie meiner nicht.«

»Nein, auf Ehre; Sie haben mir sehr widerstanden.«

»Oh! nicht wahr?« rief Oliva, entzückt, auf frischer That des Widerstandes ertappt worden zu

sein. »Ja, gestehen Sie, daß ich widerstanden habe.«

»Das war die Folge Ihrer Liebe,« bemerkte Cagliostro phlegmatisch.

»Doch die Ihrige,« entgegnete Oliva, »sie war nicht sehr zähe.«

»Ich bin weder alt, noch häßlich, noch dumm, noch arm genug, um die Weigerungen oder die Chancen einer Niederlage zu ertragen, Mademoiselle; Sie hätten stets Herrn von Beausire mir vorgezogen, das habe ich gefühlt und ich habe mich gefügt.«

»Ah! nein, nein!« rief die Cokette. »Das herrliche Bündniß, das Sie mir vorgeschlagen, Sie wissen wohl, das Recht, mir den Arm zu geben, mich zu besuchen, mir in allen Ehren den Hof zu machen, war das nicht ein kleiner Rest von Hoffnung?«

Und indem sie diese Worte sprach, versenkte die Treulose mit ihren zu lange müßig gewesenen Augen den Besuch, der sich in der Falle gefangen hatte.

»Ich muß es bekennen,« erwiderte Cagliostro, »Sie sind von einem Scharfsinn, dem nichts widersteht.«

Und er stellte sich, als schlüge er die Augen nieder, um nicht von dem doppelten Flammenstrom verzehrt zu werden, der aus den Blicken Oliva's hervorsprang.

»Kommen wir auf Beausire zurück,« sagte sie, gereizt durch die Unbeweglichkeit des Grafen; »was macht er, wo ist er, der theure Freund?«

Da schaute Cagliostro sie mit einem Reste von Schüchternheit an und erwiderte:

»Ich sagte, ich habe Sie mit ihm vereinigen wollen.«

»Nein, Sie sagten das nicht,« murmelte sie mit Verachtung; »doch da Sie es mir sagen, so nehme ich es für gesagt an. Fahren Sie fort. Warum haben Sie ihn nicht gebracht? Das wäre liebreich gewesen. Er ist frei, er ...«

»Weil,« antwortete Cagliostro, ohne sich vor dieser Ironie zu scheuen, »weil Herr von Beausire, der ist wie Sie, der zu viel Geist besitzt, auch einen kleinen Handel mit der Policei auf den Hals bekommen hat.«

»Auch!« rief Oliva erbleichend, denn dießmal erkannte sie das Gepräge der Wahrheit.

»Auch,« wiederholte Cagliostro artig.

»Was hat er gemacht?« stammelte die junge Frau.

»Einen reizenden Schelmenstreich, ein äußerst geistreiches Stückchen, ich nenne das einen drolligen Einfall; aber die verdrießlichen Leute, Herr von Crosne zum Beispiel, Sie wissen, wie schwerfällig er ist, dieser Herr von Crosne; nun! sie nennen das einen Diebstahl.«

»Ein Diebstahl!« rief Oliva erschrocken; »mein Gott!«

»Ah! ein hübscher Diebstahl! das beweist, wie viel Neigung dieser arme Beausire für schöne Dinge hat.«

»Mein Herr ... mein Herr ... er ist verhaftet?«

»Nein, doch er ist signalisirt.«

»Sie schwören mir, daß er nicht verhaftet ist, daß er keine Gefahr läuft?«

»Ich kann Ihnen wohl schwören, daß er nicht verhaftet ist; was aber den zweiten Punkt betrifft, da bekommen Sie mein Wort nicht. Sie fühlen, mein liebes Kind, daß man, wenn man signalisirt ist, verfolgt oder wenigstens aufgesucht wird, und daß Herr von Beausire mit seiner Gestalt, mit seiner Haltung, mit all seinen wohlbekanntem Eigenschaften, wenn er sich zeigte, sogleich von den Leithunden des Herrn von Crosne gewittert würde. Bedenken Sie ein wenig,

welchen Netzzug Herr von Crosne machen würde ... Sie durch Herrn von Beausire, und Herrn von Beausire durch Sie festnehmen ...«

»Oh! ja, ja, er muß sich verbergen! Armer Junge! Ich will mich auch verbergen. Lassen Sie mich aus Frankreich fliehen, mein Herr. Suchen Sie mir diesen Dienst zu leisten; denn sehen Sie, eingeschlossen, erstickt, würde ich hier nicht dem Verlangen widerstehen, eines Tages eine Unvorsichtigkeit zu begehen.«

»Was nennen Sie Unvorsichtigkeit, meine Liebe?«

»Mich zeigen, mir ein wenig Luft schaffen.«

»Uebertreiben Sie nicht, meine Freundin. Sie sind schon ganz bleich, und Sie werden am Ende Ihre schöne Gesundheit verlieren. Herr von Beausire würde Sie nicht mehr lieben. Nein, nehmen Sie so viel Luft, als Sie wollen, machen Sie sich das Vergnügen, einige menschliche Gestalten vorübergehen zu sehen.«

»Oh!« rief Oliva, »nun sind Sie gegen mich aufgebracht, und Sie werden mich auch verlassen. Ich bin Ihnen vielleicht beschwerlich?«

»Mir! sind Sie toll? Warum sollten Sie mir beschwerlich sein?« sprach der Graf mit einem eisigen Ernst.

»Weil ... ein Mann, der Geschmack für eine Frau hat, ein so bedeutender Mann wie Sie, ein so schöner Herr wie Sie, berechtigt ist, in Zorn zu gerathen, sogar Ekel zu bekommen, wenn eine Tolle, wie ich, ihn abweist. Oh! verlassen Sie mich nicht, richten Sie mich nicht zu Grunde, fassen Sie keinen Haß gegen mich, mein Herr!« rief die junge Frau.

Und eben so erschrocken, als sie cokett gewesen war, schlang sie ihren Arm um Cagliostro's Hals.

»Arme Kleine!« sagte dieser, indem er einen keuschen Kuß auf Oliva's Stirn hauchte, »wie sie bange hat! Haben Sie keine so abscheuliche Meinung von mir, meine Tochter, Sie liefen Gefahr, ich habe Ihnen einen Dienst geleistet; ich hatte Ideen mit Ihnen, ich bin davon zurückgekommen, doch das ist das Ganze. Ich habe Ihnen nicht mehr Haß zu bezeigen, als Sie mir Dankbarkeit zu bieten haben. Ich habe für mich gehandelt, Sie haben für sich gehandelt, wir sind quitt.«

»Oh! mein Herr, wie viel Güte, welch ein edelmüthiger Mann sind Sie!«

Und Oliva legte zwei Arme statt eines einzigen auf Cagliostro's Schultern.

Doch dieser schaute sie mit seiner gewöhnlichen Ruhe an und sprach:

»Sie sehen wohl, Oliva, trügen Sie mir jetzt Ihre Liebe an, ich ...«

»Nun?« fragte sie ganz roth.

»Trügen Sie mir jetzt Ihre anbetungswürdige Person an, ich würde sie zurückweisen, so sehr liebe ich es, nur wahre, reine und von allem Interesse freie Gefühle einzuflößen. Sie haben mich für interessirt gehalten. Sie sind in Abhängigkeit von mir gerathen. Sie halten sich für verbunden; ich möchte glauben, Sie seien mehr dankbar, als gefühlvoll, mehr erschrocken, als verliebt: bleiben wir, wie wir sind. Ich erfülle in dieser Hinsicht Ihren Wunsch. Ich komme allen Ihren zartsinnigen Rücksichten zuvor.«

Oliva ließ ihre Arme fallen und entfernte sich einige Schritte beschämt, gedemüthigt, bethört durch diese Großmuth Cagliostro's, worauf sie nicht gerechnet hatte.

»Es ist also,« sagte der Graf, »es ist also abgemacht, meine liebe Oliva, Sie werden mich als Freund behalten; Sie werden alles Zutrauen zu mir haben, Sie werden sich meines Hauses, meiner Börse, meines Kredits bedienen, und ...«

»Und ich werde mir sagen, es gebe Menschen auf dieser Welt, welche weit erhaben über alle diejenigen sind, die ich kennen gelernt habe.«

Oliva sprach diese Worte mit einem Zauber und einer Würde, welche einen Zug in diese eherne Seele eingruben, deren Körper man einst *Balsamo* nannte.

»Jede Frau ist gut,« dachte er, »wenn man in ihr die Saite berührt hat, welche dem Herzen entspricht.«

Dann sich Oliva nähernd:

»Von diesem Abend an werden Sie den obersten Stock des Hauses bewohnen. Es ist die eine Wohnung, bestehend aus drei als Observatorium angebrachten Zimmern, über dem Boulevard und der Rue Saint-Claude. Die Fenster gehen auf Menilmontant und Belleville. Einige Personen werden Sie dort sehen können. Das sind friedliche Nachbarn, fürchten Sie dieselben nicht. Brave Leute ohne Verbindungen, ohne Argwohn über das, was Sie sein dürften. Lassen Sie sich von ihnen sehen, doch ohne daß Sie sich aussetzen, und besonders, ohne daß Sie sich jedem Vorübergehenden zeigen, denn die Rue Saint-Claude wird zuweilen von den Agenten des Herrn von Crosne durchforscht; dort werden Sie wenigstens Sonne haben.«

Oliva klatschte freudig in ihre Hände.

»Soll ich Sie dahin führen?« fragte Cagliostro.

»Diesen Abend?«

»Gewiß, diesen Abend. Ist Ihnen das lästig?«

Oliva schaute Cagliostro tief an. Eine unbestimmte Hoffnung kehrte in ihr Herz oder vielmehr in ihren eitlen und verdorbenen Kopf zurück.

»Gehen wir,« sagte sie.

Der Graf nahm im Vorzimmer eine Laterne, öffnete selbst mehrere Thüren, stieg, von Oliva gefolgt, eine Treppe hinauf und gelangte zum dritten Stock in die von ihm bezeichnete Wohnung. Sie fand dieselbe ganz ausgestattet, ganz blühend, ganz wohnlich.

»Man sollte glauben, ich wäre hier erwartet worden,« sagte sie.

»Nicht Sie,« erwiderte der Graf, »sondern ich, der ich die Aussicht von diesem Pavillon liebe und oft hier schlafe.«

Oliva's Blick nahm die falben, blitzenden Tinten an, welche oft die Augensterne der Katzen färben.

Ein Wort drängte sich auf ihre Lippen, Cagliostro hielt es durch die Aeußerung zurück:

»Es wird Ihnen an nichts fehlen, Ihre Kammerjungfer wird in einer Viertelstunde bei Ihnen sein. Gute Nacht, Mademoiselle.«

Und er verschwand, nachdem er eine tiefe, durch ein freundliches Lächeln gemilderte Verbeugung gemacht hatte.

Die arme Gefangene sank, bestürzt, vernichtet, auf das in einem zierlichen Alkoven für sie bereit stehende Bett.

»Ich begreife durchaus nichts von dem, was mir widerfährt,« murmelte sie, mit den Augen dem wirklich für sie unbegreiflichen Manne folgend.

LXII.

Das Observatorium.

Oliva legte sich nach dem Abgang der Kammerjungfer, welche Cagliostro ihr schickte, zu Bett.

Sie schlief wenig, die Gedanken aller Art, welche aus ihrer Unterredung mit dem Grafen entstanden, gaben ihr nur wache Träume, schlaftrunkene Beängstigungen; man ist nicht lange Zeit glücklich, wenn man zu reich und zu ruhig ist, nachdem man zu arm oder zu bewegt gewesen.

Oliva beklagte Beausire, sie bewunderte den Grafen, den sie nicht begriff, sie hielt ihn nicht für schüchtern, sie hatte ihn nicht im Verdacht der Unempfindlichkeit. Sie hatte gewaltig bange, von einem Sylphen während ihres Schlafes beunruhigt zu werden, und das geringste Geräusch des Bodens verursachte ihr die jeder Romanheldin, welche in dem *Nordthurme* schläft, bekannte Aufregung.

Mit dem Morgenroth entflohen die Schrecknisse, welche nicht ohne Reiz waren ... Wir, die wir uns nicht fürchten, Herrn Beausire Argwohn einzufloßen, wir können wohl behaupten, daß Nicole die Stunde der vollkommenen Sicherheit nicht ohne einen Rest coкетten Aergers erblickte. Eine unübersetzbare Nuance für jeden Pinsel, der nicht *Watteau*, für jede Feder, die nicht *Marivaux* oder *Crebillon Sohn* unterzeichnet hat.

Am Tag erlaubte sie sich zu schlafen, sie genoß dann die Wollust, in ihrem duftenden Zimmer die purpurnen Strahlen der aufgehenden Sonne einzusaugen, die Vögel auf der kleinen Terrasse hinlaufen zu sehen, wo ihre Flügel mit lieblichem Geräusch die Blätter der Rosenstöcke und die Blüthen des spanischen Jasmins streiften.

Und sie stand sehr spät auf, als zwei bis drei Stunden eines süßen Schlafes auf ihren Augenlidern gelastet hatten, als sie, gewiegt zwischen dem Lärmen der Straße und der weichen Lähmung der Ruhe, sich stark genug fühlte, um wieder die Bewegung zu suchen, zu stark, um müßig liegen zu bleiben.

Dann lief sie in allen Winkeln ihrer neuen Wohnung umher, wo der unbegreifliche Sylphe in seiner Unwissenheit nicht einmal eine Fallthüre hatte finden können, um mit einem Flügelschlag um das Bett zu gleiten, und doch hatten die Sylphen in jener Zeit, dem Grafen von Gabalis sei es gedankt, nichts von ihrem unschuldigen Rufe verloren.

Oliva erschaute die Reichthümer ihrer Wohnung in der Einfachheit des Unvorhergesehenen. Diese Weiberhaushaltung war Anfangs ein Männermobiliar gewesen. Man fand hier Alles, was das Leben theuer machen kann, man fand hier besonders den hellen Tag und die frische Luft, welche die Kerker in Gärten verwandeln würden, wenn je die Luft und das Licht in ein Gefängniß drängen.

Die kindliche, das heißt die vollkommene Freude schildern, mit der Oliva auf die Terrasse lief, sich auf die Platten, mitten unter die Blumen und Moose, legte, einer Natter ähnlich, welche aus ihrem Neste kommt, wir würden es sicherlich thun, hätten wir nicht ihr Erstaunen zu malen, so oft ihr eine Bewegung ein neues Schauspiel enthüllte.

Anfangs, wie wir gesagt, liegend, um nicht von Außen gesehen zu werden, betrachtete sie

durch das Gitter des Balcons die Gipfel der Bäume auf den Boulevards, die Häuser des Quartier Popincourt, einen nebeligen Ocean, dessen ungleiche Wogen sich zu ihrer Rechten aufthürmten.

Von Sonne übergossen, das Ohr auf das Geräusch der allerdings etwas spärlich auf dem Boulevard rollenden Wagen gespannt, blieb sie auf diese Art sehr glücklich zwei Stunden lang. Sie frühstückte sogar Chocolate, die ihre Kammerjungfer ihr vorsetzte, und las eine Zeitung, ehe sie daran dachte, auf die Straße zu schauen.

Das war ein gefährliches Vergnügen.

Die Leithunde des Herrn von Crosne, diese menschlichen Hunde, welche mit weit geöffneten Nasen jagen, konnten sie sehen. Welch ein furchtbares Erwachen nach einem so süßen Schläfe!

Doch diese horizontale Lage konnte nicht fortwähren, so gut sie war. Nicole erhob sich auf einen Ellenbogen.

Und nun sah sie die Nußbäume von Menilmontant, die großen Bäume des Friedhofs, die Myriaden Häuser von allen Farben, welche am Abhang des Berges von Charonne bis zu den Chaumont-Hügeln unter grünem Gesträuche oder auf gypshaltigen, mit Heidekraut und Disteln bekleideten Abstürzen emporrugten.

Da und dort auf den Wegen, schmalen am Halse der Bergchen wogenden Bändern, auf den Fußpfaden der Weingärten, auf den weißen Straßen, traten kleine lebende Wesen hervor, Bauern auf ihren Eseln trabend, Kinder über das auszugätende Feld hingebückt, Winzerinnen, die Traube für die Sonne entblößend. Die Ländlichkeit entzückte Nicole, die immer nach der schönen Gegend von Taverny geseufzt hatte, seitdem sie diese Gegend verlassen, um sich nach dem ersehnten Paris zu begeben.

Endlich aber war sie des Landes satt, und da sie eine bequeme sichere Stellung in ihren Blumen genommen hatte, da sie zu sehen verstand, ohne daß sie Gefahr lief, gesehen zu werden, so senkte sie ihre Blicke von dem Berge nach dem Thal, vom entfernten Horizont zu den Häusern gegenüber.

Überall, das heißt in dem Raume, den drei Häuser umfassen können, fand Oliva die Fenster geschlossen oder wenig ansprechend. Hier drei Stockwerke bewohnt von alten Rentiers, welche Käfige außen anhängen oder Katzen innen fütterten; dort vier Stockwerke, von denen nur der Auvergnat, der oberste Bewohner, in Sehweite kam ... die anderen Miethleute schienen abwesend, irgendwohin nach dem Lande verreist. Endlich, ein wenig zur Linken, im dritten Hause, gelbe seidene Vorhänge, Blumen, und gleichsam um dieses Wohlbehagen zu möbliren, ein weicher Lehnstuhl, der am Fenster seinen Träumer oder seine Träumerin zu erwarten schien.

Oliva glaubte in diesem Zimmer, dessen schwarze Dunkelheit die Sonne hervorhob, etwas wie einen mit regelmäßigen Bewegungen wandelnden Schatten zu bemerken.

Sie beschränkte hierauf ihre Ungeduld, verbarg sich noch besser, als bis jetzt, rief ihre Kammerjungfer und knüpfte mit ihr ein Gespräch an, um Abwechslung in die Vergnügungen der Einsamkeit durch die Gesellschaft eines denkenden und besonders sprechenden Geschöpfes zu bringen.

Doch die Kammerjungfer war gegen alle Ueberlieferungen zurückhaltend. Sie wollte wohl ihrer Gebieterin Belleville, Charonne und den Père-Lachaise erklären. Sie sagte die Namen der Kirchen Saint-Ambroise und Saint-Laurent; sie bezeichnete in krummer Linie das Boulevard und seine Neigung zum rechten Ufer der Seine; als aber die Frage auf die Nachbarn fiel, fand die Kammerjungfer kein Wort. Sie kannte dieselben ebenso wenig als ihre Gebieterin.

Das helldunkle Zimmer mit den gelben seidenen Vorhängen wurde Oliva nicht erklärt. Nichts über den wandelnden Schatten, nichts über den Lehnstuhl.

Hatte Oliva nicht die Befriedigung, ihre Nachbarin zum Voraus zu kennen, so konnte sie sich wenigstens versprechen, ihre Bekanntschaft auf eigene Faust zu machen. Sie schickte also ihre allzu verschwiegene Dienerin weg, um sich ohne Zeugen ihrer Forschung hinzugeben.

Die Gelegenheit ließ nicht auf sich warten. Die Nachbarn fingen an ihre Thüren zu öffnen, ihre Siesta nach dem Mahle zu halten, sich zum Spaziergange auf der Place Royale oder auf dem Chemin Vert anzukleiden.

Oliva zählte sie. Es waren sechs, gut assortirt in ihrer Unähnlichkeit, wie es sich für Leute geziemt, die sich die Rue Saint-Claude zur Wohnstätte gewählt haben.

Oliva brachte einen Theil des Tages damit zu, daß sie ihre Geberden betrachtete und ihre Gewohnheiten studirte. Sie ließ Alle die Revue passiren, mit Ausnahme des erwähnten Schattens, der, ohne sein Gesicht zu zeigen, sich in den Lehnstuhl beim Fenster begraben hatte und in eine unbewegliche Träumerei versunken war.

Es war eine Frau. Sie hatte ihren Kopf ihrer Haarkünstlerin überlassen, welche in anderthalb Stunden auf dem Schädel und den Schläfen eines von jenen babylonischen Gebäuden errichtete, in welche Mineralien und Vegetabilien kamen, und worein auch Thiere gekommen wären, hätte sich Leonard darein gemischt und hätte eine Frau jener Zeit eingewilligt, aus ihrem Kopfe eine Arche Noä mit ihren Bewohnern zu machen.

Dann als die Frau frisirt, gepudert, weiß an Putz und Spitzen war, quartirte sie sich wieder in ihren Lehnstuhl ein, den Kopf von Kissen getragen, welche hart genug waren, daß dieser Theil das Gleichgewicht des ganzen Körpers hielt und dem Monumente des Haares unberührt zu bleiben gestattete, ohne eine Angst vor Erdbeben, welche die Grundlage erschüttern konnten.

Diese unbewegliche Frau glich jenen indischen auf ihre Sitze gekeilten Göttern, denn in Folge der Starrheit des Gedankens rollte das Auge allein in seiner Höhle. Eine Schildwache und ein thätiger Diener verrichteten nach den Bedürfnissen des Körpers oder den Launen des Geistes allein den Dienst des Idols.

Oliva bemerkte, wie hübsch diese Dame in ihrer Frisur war, wie sehr ihr Fuß, auf den Rand des Fensters gestellt und in einem kleinen Pantoffel von rosa Atlas geschaukelt, zart und sinnreich war. Sie bewunderte die Rundung des Armes und des Busens, der den Schnürleib und das Morgengewand zurückstieß.

Was ihr aber ganz besonders auffiel, das war die Tiefe des stets auf ein unsichtbares, unbestimmtes Ziel gespannten Gedankens, eines so gebieterischen Gedankens, daß er den Leib zu gänzlicher Unbeweglichkeit verurtheilte, daß er ihn durch seinen Willen vernichtete.

Diese Frau, welche wir erkannt haben, während Oliva sie nicht zu erkennen vermochte, ahnte nicht, daß man sie sehen konnte. Ihren Fenstern gegenüber hatte sich nie ein Fenster geöffnet. Das Hotel des Herrn von Cagliostro hatte nie, trotz der Blumen, welche Nicole gefunden, trotz der Vögel, die sie hatte fliegen sehen, irgend Jemand sein Geheimniß entdeckt, und abgesehen von den Malern, die es wiederhergestellt, hatte sich nie ein lebendes Wesen am Fenster sehen lassen.

Um die Erscheinung zu erklären, welcher Cagliostro's angebliches Wohnen im Pavillon widerspricht, wird ein Wort genügen. Der Graf hatte diese Wohnung am Abend bereiten lassen, als hätte er sie für sich selbst einrichten heißen. Er hatte sich so zu sagen selbst belogen, so gut

waren seine Befehle vollzogen worden.

Die Dame mit der schönen Frisur blieb also in ihren Gedanken begraben; Oliva bildete sich ein, so träumend, träume die hübsche Person von ihren durchkreuzten Liebschaften.

Sympathie in der Schönheit, Sympathie in der Einsamkeit, im Alter, in der Langweile, wie viele Bande, um zwei Seelen mit einander zu verknüpfen, die einander vielleicht in Folge der geheimnißvollen, unwiderstehlichen und unübersetzbaren Combination der Geschicke suchten!

Seitdem Oliva diese nachdenkliche Einsiedlerin gesehen hatte, konnte sie ihr Auge nicht mehr von ihr losmachen.

Es lag eine Art von moralischer Reinheit in dieser Anziehung der Frau zur Frau. Diese Zartheiten sind gewöhnlicher, als man im Allgemeinen glaubt, unter den unglücklichen Geschöpfen, für welche der Körper der Haupttagent in den Functionen des Lebens geworden ist.

Arme Verbannte aus dem geistigen Paradies, sehnen sie sich nach den verlorenen Gärten und den lächelnden Engeln zurück, die sich unter den mystischen Schatten verbergen.

Oliva glaubte eine Schwester ihrer Seele in der schönen Klausnerin zu sehen. Sie baute einen Roman ähnlich ihrem eigenen auf, denn sie bildete sich in ihrer Naivetät ein, man könne nicht hübsch, elegant sein und in der Rue Saint-Claude verloren wohnen, ohne ein großes Unglück im Grunde seines Lebens oder eine schwere Bangigkeit im Grunde seines Herzens zu haben.

Als sie ihre romantische Fabel gut aus Erz und Diamanten geschmiedet hatte, ließ sich Oliva, wie alle exzeptionellen Naturen, durch ihre Feerei entführen, sie nahm Flügel, um im Raum ihrer Gefährtin entgegen zu eilen, der sie, in ihrer Ungeduld, hätte Flügel wie die ihrigen wachsen sehen mögen.

Doch die Dame mit dem Monument rührte sich nicht, sie schien auf ihrem Stuhle zu schlummern. Zwei Stunden waren vergangen, ohne daß sie um einen Grad aus ihrer Linie gewichen war.

Oliva war in Verzweiflung. Sie wäre Adonis oder Beausire nicht den vierten Theil so weit entgegengekommen wie der Unbekannten.

Der Sache überdrüssig und von der Zärtlichkeit zum Haß übergehend, öffnete und schloß sie zehnmal ihr Fenster; zehnmal scheuchte sie die Vögel aus dem Blätterwerk auf, und machte gefährdende telegraphische Geberden, welche das stumpfste der Werkzeuge des Herrn von Crosne, wenn es über das Boulevard oder am Ende der Rue Saint-Claude gegangen wäre, unfehlbar gesehen und zum Gegenstand einer scharfen Aufmerksamkeit gemacht hätte.

Endlich machte Nicole sich selbst weiß, die Dame mit den schönen Flechten habe alle ihre Geberden wohl gesehen, alle ihre Signale wohl begriffen, aber sie verachte dieselben; sie sei eitel oder einfältig; einfältig! mit so feinen, geistreichen Augen, mit einem so beweglichen Fuß, einer so unruhigen Hand! Unmöglich!

Eitel, ja; eitel, wie es in dieser Zeit eine Frau vom hohen Adel gegenüber einer Bürgerlichen sein konnte.

Oliva, welche in der Physiognomie der jungen Frau alle Merkmale der Aristocratie erkannte, schloß, sie sei hoffärtig und folglich unmöglich zu bewegen.

Sie verzichtete.

Mit einem reizenden Schmollen den Rücken wendend, setzte sie sich wieder in die Sonne, diesmal in die untergehende Sonne, um in die Gesellschaft ihrer Blumen zurückzukehren, gefälliger Gespielinnen, welche auch adelig, auch zierlich, auch gepudert, auch cokett wie die

vornehmsten Damen, sich doch berühren, einathmen lassen und in Wohlgeruch, in Kühle und in bebenden Berührungen den Freundschafts- oder Liebeskuß erwidern.

Nicole bedachte nicht, daß diese vermeintlich hochmüthige Dame Jeanne von Valois, Gräfin von La Mothe war, die seit dem vorhergehenden Tag eine Idee suchte.

Daß diese Idee zum Zweck hatte, ein Zusammentreffen zwischen Marie Antoinette und dem Cardinal von Rohan zu verhindern.

Daß ein noch größeres Interesse heischte, daß der Cardinal, während er die Königin nicht mehr unter vier Augen sah, fest glaubte, er sehe sie noch immer, folglich mit dieser Vision sich begnügte und aufhörte, den wirklichen Anblick zu verlangen.

Ernste Gedanken, sehr triftige Entschuldigungen für eine solche Vertieftheit einer jungen Frau, daß sie zwei tödtliche Stunden hindurch den Kopf nicht bewegte.

Hätte Nicole dieß Alles gewußt, sie würde sich nicht aus Zorn unter ihre Blumen geflüchtet haben.

Sie hätte nicht, indem sie sich hineinsetzte, vom Balcon einen Topf mit Eschwarz gestoßen, der mit einem furchtbaren Lärmen in die öde Straße hinabfiel.

Erschrocken schaute Oliva schnell, welchen Schaden sie wohl angerichtet habe.

Die in Gedanken versunkene Dame erwachte bei dem Geräusch, sah den Topf auf dem Pflaster und stieg von der Wirkung zur Ursache auf, das heißt ihre Augen stiegen vom Pflaster der Straße zu der Terrasse des Hauses auf.

Und sie sah Oliva.

Als sie dieselbe sah, stieß sie einen heftigen Schrei aus, einen Schrei des Schreckens, einen Schrei, der mit einer raschen Bewegung ihres ganzen, kurz zuvor noch so steifen und eisigen Körpers endigte.

Die Augen Oliva's und dieser Dame begegneten sich endlich, befragten sich, durchdrangen einander.

Jeanne rief zuerst:

»Die Königin!«

Dann murmelte sie, indem sie die Hände und die Stirne faltete, ohne daß sie sich zu rühren wagte, damit die seltsame Erscheinung nicht entfliehen möchte:

»Oh! ich suchte ein Mittel, hier ist es.«

In diesem Augenblick hörte Oliva Geräusch hinter sich, und sie wandte sich rasch um.

Der Graf war in ihrem Zimmer; er hatte die gegenseitige Erkennung bemerkt.

»Sie haben sich gesehen!« sagte er.

Oliva verließ hastig den Balcon.

LXIII.

Die zwei Nachbarinnen.

Von dem Augenblick an, wo die Frauen sich gesehen hatten, stellte sich Oliva, schon bezaubert durch die Anmuth ihrer Nachbarin, nicht mehr, als verachte sie dieselbe, und indem sie sich vorsichtig unter ihren Blumen umwandte, erwiderte sie mit einem Lächeln jedes Lächeln, das man an sie richtete.

Cagliostro hatte bei seinem Besuch nicht unterlassen, ihr die größte Umsicht zu empfehlen.

»Besonders halten Sie nicht zur Nachbarschaft,« hatte er gesagt.

Dieses Wort war wie ein böser Hagel auf das Haupt Oliva's gefallen, die sich bereits mit den Geberden und Grüßen der Nachbarin beschäftigte.

Nicht zur Nachbarschaft halten hieß den Rücken dieser reizenden Frau zuwenden, deren Augen so glänzend und so sanft waren, bei der jede Bewegung eine Verführung enthielt; es hieß auf einen telegraphischen Notenwechsel über den Regen und das schöne Wetter verzichten, es hieß mit einer Freundin brechen. Denn die Einbildungskraft Oliva's lief dergestalt, daß Jeanne bereits ein interessanter und theurer Gegenstand für sie war.

Die Duckmäuserin antwortete ihrem Beschützer, sie würde sich wohl hüten, ihm ungehorsam zu sein, und nichts unternehmen, um mit der Nachbarschaft in Verbindung zu treten. Doch er war nicht so bald weggegangen, als sie sich so auf dem Balcon einrichtete, daß sie die ganze Aufmerksamkeit ihrer Nachbarin in Anspruch nahm.

Dieser, man kann es wohl glauben, war nichts lieber; denn die ersten Avancen, die man ihr machte, erwiderte sie mit Grüßen und mit Kußhänden.

Oliva entsprach nach besten Kräften diesen liebenswürdigen Zuvorkommenheiten; sie bemerkte, daß die Unbekannte das Fenster nicht mehr verließ, und daß sie, immer aufmerksam, um entweder ein Lebewohl zu senden, wenn sie wegging, oder einen guten Morgen, wenn sie zurückkam, alle ihre Liebesfähigkeiten auf den Balcon Oliva's concentrirt zu haben schien.

Auf einen solchen Zustand der Dinge mußte rasch ein Annäherungsversuch folgen.

Man vernehme, was geschah.

Als Cagliostro zwei Tage nachher zu Oliva kam, beklagte er sich über einen Besuch, der im Hotel von einer unbekanntenen Person gemacht worden sei.

»Wie so?« fragte Oliva, ein wenig erröthend.

»Ja,« erwiderte der Graf, »eine sehr hübsche, junge, elegante Dame ist erschienen und hat mit einem Bedienten gesprochen, den sie durch ihr beharrliches Läuten herbeigezogen. Sie fragte diesen Menschen, wer die junge Person sein möchte, die den Pavillon des dritten Stockes, Ihre Wohnung, meine Theure, inne hätte. Diese Frau bezeichnete sicherlich Sie. Sie wollte Sie sehen. Sie kennt Sie also; sie hat Absichten auf Sie; Sie sind also entdeckt. Nehmen Sie sich in Acht, die Policei hat weibliche Spione, wie männliche Agenten, und ich sage Ihnen zum Voraus, daß ich es Herrn von Crosne nicht abschlagen kann, Sie herauszugeben, wenn er Sie von mir fordert.«

Statt zu erschrecken, erkannte Oliva schnell das Bild ihrer Nachbarin, sie wußte ihr unendlich

Dank für ihre Zuvorkommenheit, und entschlossen, ihr dieß durch alle in ihrer Gewalt stehenden Mittel zu beweisen, verstellte sie sich vor dem Grafen.

»Sie zittern nicht?« sagte Cagliostro.

»Niemand hat mich gesehen,« erwiderte Nicole.

»Also wollte man nicht Sie besuchen?«

»Ich denke nicht.«

»Doch um zu errathen, daß eine Frau in diesem Pavillon ... Ah! nehmen Sie sich in Acht, nehmen Sie sich in Acht.«

»Ei! Herr Graf,« entgegnete Oliva, »wie könnte ich fürchten? Hat man mich gesehen, was ich nicht glaube, so wird man mich nicht mehr sehen, und wenn man mich sähe, so wäre es von fern, denn nicht wahr, das Haus ist undurchdringlich?«

»Undurchdringlich, ganz richtig,« erwiderte der Graf, »denn wenn man nicht die Mauern erklettert, was nicht sehr bequem ist, oder die Eingangsthüre mit einem Schlüssel, wie der meinige, öffnet, was nicht leicht ist, insofern ich ihn nicht von mir lasse ...«

Bei diesen Worten zeigte er den Schlüssel, der ihm zum Eintritt durch die hintere Thüre diente.

»Da ich aber,« fuhr er fort, »da ich kein Interesse dabei habe, Sie in's Verderben zu stürzen, so werde ich den Schlüssel Niemand leihen, und da Ihnen kein Vortheil daraus erwüchse, wenn Sie Herrn von Crosne in die Hände fielen, so werden Sie Ihre Mauern nicht erklettern lassen. Sie sind also gewarnt, mein liebes Kind, richten Sie Ihre Sache so ein, wie es Ihnen beliebt.«

Oliva ergoß sich in Betheurungen aller Art und beeilte sich, den Grafen zur Thüre hinauszubringen, was ihr nicht schwer wurde, da er nicht auf längerem Bleiben bestand.

Am andern Morgen war sie von sechs Uhr an auf dem Balcon; sie athmete die reine Luft der benachbarten Hügel ein und schoß neugierige Blicke nach den geschlossenen Fenstern ihrer artigen Freundin.

Diese, die gewöhnlich erst gegen elf Uhr erwachte, zeigte sich, sobald Oliva erschien. Es war sogar, als lauerte sie hinter den Vorhängen auf die Gelegenheit, sich sehen zu lassen.

Die zwei Frauen grüßten sich, und Jeanne legte sich vor ihr Fenster hinaus und schaute nach allen Seiten, ob sie Jemand hören könnte.

Niemand erschien. Nicht nur die Straße, sondern auch die Fenster der Häuser waren verlassen.

Sie hielt nun ihre beiden Hände in Form eines Sprachrohrs vor ihren Mund und sagte mit einer vibrirenden und getragenen Betonung, welche kein Schreien ist, aber weiter geht, als der Schall der Stimme, zu Oliva:

»Ich wollte Sie besuchen, Madame.«

»St!« machte Oliva, indem sie erschrocken zurückwich.

Und sie legte einen Finger auf ihre Lippen.

Jeanne tauchte ihrerseits hinter ihre Vorhänge, im Glauben, es sei eine indiscrete Person zugegen; doch sogleich erschien sie wieder, beruhigt durch Nicole's Lächeln.

»Man kann Sie also nicht besuchen?« fragte sie.

»Leider nein!« antwortete Oliva mit der Geberde.

»Warten Sie,« sagte Jeanne. »Kann man Briefe an Sie richten?«

»Oh! nein,« rief Oliva erschrocken.

Jeanne dachte einige Augenblicke nach.

Oliva, um ihr für ihre zarte Theilnahme zu danken, sandte ihr einen reizenden Kuß zu, den Jeanne doppelt zurückgab, worauf sie ihr Fenster schloß und ausging.

Oliva sagte sich, ihre Freundin habe ein neues Mittel gefunden, das Schaffen ihrer Einbildungskraft habe sich in ihrem letzten Blicke geoffenbart.

Jeanne kehrte in der That nach zwei Stunden zurück; die Sonne strahlte in ihrer ganzen Kraft; das Pflaster der Straße glühte wie der Sand Spaniens während des Fuego.

Oliva sah ihre Nachbarin an ihrem Fenster mit einer Armbrust erscheinen. Jeanne bedeutete ihr lachend durch ein Zeichen, sie möge auf die Seite treten.

Oliva gehorchte wie ihre Gefährtin lachend, und flüchtete sich hinter ihren Laden.

Jeanne zielte sorgfältig und schoß eine kleine bleierne Kugel ab, welche leider, statt über den Balcon zu fliegen, an einer der eisernen Stangen anprallte und auf die Straße fiel.

Oliva stieß einen Schrei des Verdrusses aus. Jeanne zuckte zornig die Achseln, suchte einen Moment ihr Wurfgeschöß auf der Straße und verschwand dann auf einige Minuten.

Oliva schaute, vorgebeugt, vom Balcon hinab; eine Art von Lumpensammler ging rechts und links suchend vorüber: sah er die Kugel in der Gosse oder sah er sie nicht? Oliva wußte es nicht; sie verbarg sich, um selbst nicht gesehen zu werden.

Jeanne's zweiter Versuch war glücklicher.

Ihre Armbrust schleuderte getreu über den Balcon in Nicole's Zimmer eine zweite Kugel, um welche ein in folgenden Worten abgefaßtes Billet gewickelt war:

»Sie interessiren mich, schönste Dame. Ich finde Sie reizend und liebe Sie schon vom bloßen Sehen. Sie sind also eine Gefangene? Wissen Sie, daß ich einen vergeblichen Versuch gemacht habe Sie zu besuchen? Wird der Zauberer, der Sie mit scharfen Augen bewacht, je mich Ihnen nähern lassen, damit ich Ihnen sagen kann, welche Sympathie ich für ein armes Opfer der Männertyrannei empfinde?

»Ich habe, wie Sie, die Einbildungskraft, um meinen Freundschaften zu dienen. Wollen Sie meine Freundin sein? Es scheint, Sie können nicht ausgehen; doch Sie können ohne Zweifel schreiben, und da ich ausgehe, wann ich will, warten Sie, bis ich unter Ihrem Balcon vorüberkomme, und werfen Sie mir Ihre Antwort zu.

»Würde das Spiel mit der Armbrust gefährlich und man entdeckte es, so wählen wir ein Mittel, leichter zu correspondiren. Lassen Sie von Ihrem Balcon in der Abenddämmerung einen Knäuel Bindfaden herabhängen; befestigen Sie Ihr Billet daran, ich werde dann das meinige daran knüpfen, das Sie hinaufziehen können, ohne gesehen zu werden.

»Bedenken Sie, daß ich, wenn Ihre Augen keine Lügner sind, ein wenig auf die Zuneigung zähle, die Sie mir eingefloßt haben, und daß wir Beide das Weltall besiegen werden, Ihre Freundin.«

»P.S. Haben Sie Jemand mein erstes Billet aufheben sehen?«

Jeanne unterzeichnete nicht; sie hatte sogar ihre Handschrift gänzlich verstellt.

Oliva bebte vor Freude, als sie dieses Billet erhielt. Sie antwortete mit folgenden Zeilen:

»Ich liebe Sie, wie Sie mich lieben. Ich bin in der That ein Opfer der Männerbosheit. Doch derjenige, welcher mich hier zurückhält, ist ein Beschützer und kein Tyrann. Er besucht mich insgeheim einmal des Tags. Ich erkläre Ihnen dieß Alles später. Das Heraufziehen des Billets am Ende eines Fadens ist mir lieber, als die Armbrust.«

»Ach! nein, ich kann nicht ausgehen; ich bin unter Schloß und Riegel, doch das ist zu meinem Besten. Oh! wie viele Dinge hätte ich Ihnen zu sagen, wäre ich je so glücklich, mit Ihnen zu plaudern! Es gibt so viele Einzelheiten, die man nicht schreiben kann.«

»Ihr erstes Billet ist von Niemand aufgehoben worden außer vielleicht von einem schmutzigen Lumpensammler, der vorüberging, doch solche Leute können nicht lesen, und für sie ist Blei Blei«

Ihre Freundin
Oliva Legay.«

Oliva unterzeichnete unbedenklich.

Sie machte der Gräfin das Zeichen des Abwickelns eines Fadens. Sie wartete dann bis der Abend kam, und ließ den Knäuel auf die Straße hinabrollen.

Jeanne war unter dem Balcon, ergriff den Faden und nahm das Billet ab, lauter Bewegungen, welche ihre Correspondentin an dem Faden, der als Leiter diente, bemerkte; dann kehrte sie in ihr Haus zurück, um zu lesen.

Nach einer halben Stunde knüpfte sie an die beglückende Schnur ein Billet folgenden Inhalts:

»Man thut Alles, was man will ... Sie werden nicht unablässig bewacht, da ich Sie immer allein sehe ... Sie müssen also alle Freiheit haben, die Leute zu empfangen, oder vielmehr selbst auszugehen. Wie wird Ihr Haus geschlossen? mit einem Schlüssel? Wer hat diesen Schlüssel? nicht wahr, der Mann, der Sie besucht? Bewacht er diesen Schlüssel so hartnäckig, daß Sie ihn nicht entwenden oder einen Abdruck davon nehmen können? ... Es handelt sich nicht darum, Böses zu thun, sondern Ihnen einige Stunden der Freiheit, süße Spaziergänge am Arm einer Freundin zu verschaffen, die Sie über all Ihr Unglück trösten und Ihnen mehr geben wird, als Sie verloren haben. Es handelt sich sogar, wenn Sie durchaus wollen, um vollständige Freiheit. Wir wollen diesen Gegenstand bei der ersten Zusammenkunft, die wir haben werden, in allen seinen Einzelheiten verhandeln.«

Oliva verschlang dieses Billet. Sie fühlte das Fieber der Unabhängigkeit zu ihrer Wange, die Wollust der verbotenen Frucht zu ihrem Herzen emporsteigen.

Sie hatte bemerkt, daß der Graf, so oft er zu ihr eintrat, wobei er ihr bald ein Buch, bald einen Juwel brachte, seine Blendlaterne auf ein Arbeitstischen stellte und seinen Schlüssel auf die Laterne legte.

Sie hielt zum Voraus ein Stück geknetetes Wachs bereit, womit sie den Abdruck seines Schlüssels bei dem ersten Besuche Cagliostro's nahm.

Dieser wandte nicht ein einziges Mal den Kopf um; während sie diese Operation bewerkstelligte, schaute er auf dem Balcon die neu erschlossenen Blumen an. Oliva konnte also ohne Bangen ihr Vorhaben durchführen.

Als der Graf weggegangen war, ließ Oliva in einer Schachtel den Abdruck des Schlüssels hinab, den Jeanne mit einem kleinen Billet empfing.

Und schon am andern Tag gegen Mittag schleuderte die Armbrust, ein außerordentlich rasches Beförderungsmittel, das gegen die Korrespondenz mit dem Faden dasselbe war, was der Telegraph gegen den berittenen Curier ist, schleuderte, sagen wir, die Armbrust ein also abgefaßtes Billet:

»Meine Theuerste, heute Abend um elf Uhr, wenn der Graf weggegangen sein wird, kommen Sie herab; Sie ziehen die Riegel zurück und befinden sich in den Armen derjenigen, welche sich

nennt Ihre zärtliche Freundin.«

Oliva bebte vor Freude stärker, als sie es je bei Gilberts zärtlichsten Billeten im Frühling der ersten Liebe und der ersten Rendezvous gethan.

Sie ging um elf Uhr hinab, ohne daß sie irgend einen Argwohn bei dem Grafen bemerkt hatte. Sie fand unten Jeanne, die sie zärtlich in die Arme schloß, in einen auf dem Boulevard stehenden Wagen steigen ließ, und ganz betäubt, ganz bebend, ganz berauscht, machte sie mit ihrer Freundin eine Spazierfahrt von zwei Stunden, während welcher Geheimnisse, Küsse, Entwürfe für die Zukunft ohne Unterlaß zwischen den zwei Gefährtinnen ausgetauscht wurden.

Jeanne rieth zuerst Oliva, nach Hause zurückzukehren, um keinen Verdacht bei ihrem Beschützer zu erregen. Sie hatte erfahren, daß dieser Beschützer Cagliostro war. Sie fürchtete den erhabenen Geist dieses Mannes und sah nur im tiefsten Geheimniß Sicherheit für ihre Pläne.

Oliva hatte sich ohne Rückhalt erschlossen; Beausire, die Policei, sie hatte Alles gestanden.

Jeanne gab sich für ein Fräulein aus, das ohne Wissen seiner Familie mit einem Geliebten lebe.

Die Eine wußte Alles, die Andere wußte gar nichts; so war die beschworene Freundschaft zwischen diesen zwei Frauen beschaffen.

Von diesem Tage an hatten sie weder die Armbrust, noch den Faden mehr nöthig. Jeanne hatte ihren Schlüssel. Sie ließ Oliva nach ihrer Laune herabkommen.

Ein feines Abendbrod, eine geheime Spazierfahrt waren die Köder, an denen sich Oliva immer fangen ließ.

»Entdeckt Herr von Cagliostro nichts?« fragte Jeanne zuweilen ängstlich.

»Er! wahrhaftig, wenn ich es ihm sagte, er würde es mir nicht glauben wollen,« erwiderte Oliva.

Acht Tage machten aus diesen nächtlichen Entweichungen eine Gewohnheit, ein Bedürfniß und mehr noch, ein Vergnügen. Nach Verlauf von acht Tagen fand sich der Name von Jeanne noch viel öfter auf Oliva's Lippen, als je die Namen Gilbert und Beausire.

LXIV.

Rendezvous.

Kaum war Herr von Charny auf seinen Gütern angekommen, kaum hatte er sich nach den ersten Besuchen in seine Wohnung eingeschlossen, als ihm der Arzt verordnete, Niemand mehr zu empfangen und das Zimmer zu hüten, was mit einer solchen Strenge ausgeführt wurde, daß nicht ein einziger Bewohner des Cantons den Helden des Seetreffens mehr erblickte, welches so viel Lärmen durch ganz Frankreich gemacht hatte, während alle junge Mädchen ihn zu sehen suchten, weil er anerkannt tapfer war und man ihn schön nannte.

Charny war indessen nicht so krank an Körper, als man glaubte. Er hatte nur ein Uebel im Herzen und im Kopf, und guter Gott! welch ein Uebel ... einen scharfen und unablässigen, unbarmherzigen Schmerz, den Schmerz einer Erinnerung, welcher brannte, ein Sehnsuchtsschmerz, welcher zerriß.

Die Liebe ist nur ein Heimweh: der Abwesende beweint ein ideales Paradies, statt ein materielles Vaterland zu beweinen.

Herr von Charny hielt es nicht drei Tage aus. Wüthend, alle seine Träume durch die Unmöglichkeit entkräftet, durch den Raum vernichtet zu sehen, ließ er die von uns erwähnte Verordnung des Arztes den ganzen Canton durchlaufen; dann übertrug Olivier die Bewachung seiner Thüren einem erprobten Diener und ritt in der Nacht auf einem sehr sanften und sehr raschen Pferde fort. Nach acht Stunden war er in Versailles, wo er durch die Vermittelung seines Kammerdieners ein kleines Haus hinter dem Park miethete.

Dieses Haus, das seit dem tragischen Tod eines adeligen Jägermeisters, der sich den Hals abgeschnitten, verlassen war, sagte Charny vortrefflich zu, denn er wollte sich hier mehr verbergen, als auf seinen Gütern.

Es war anständig ausgestattet, hatte zwei Thüren, von denen die eine auf eine öde Straße, die andere auf die Rundallee des Parkes ging, und von den Fenstern gegen Süden konnte Charny in die Hagenbuchenalleen schauen, denn die Fenster, deren Läden sich umgeben von Weinreben und Epheu öffneten, waren nur Thüren eines für Jeden, der in den königlichen Park hätte springen wollen, etwas erhabenen Erdgeschosses.

Diese damals schon sehr seltene Nachbarschaft war das Privilegium, das man einem Jagdaufseher gegeben hatte, damit er ohne Mühe das Damwild und die Fasanen Seiner Majestät bewachen konnte.

Man stellte sich, wenn man nur diese heiter von einem kräftigen Grün umrahmten Fenster sah, den schwermüthigen Jägermeister vor, wie er sich an einem Herbstabend mit den Ellbogen auf das mittlere Fenster stützte, während die Hirschkühe ihre schlanken Beine auf dem dürren Laub krachen ließen und auf dem von Bäumen umschlossenen Rasen unter einem falben Strahl der untergehenden Sonne spielten.

Diese Einsamkeit gefiel Charny vor allem Anderen. Ob dieß Liebe für die Landschaft war, werden wir bald sehen.

Sobald er eingerichtet, sobald Alles gut verschlossen war und sein Bedienter die ehrerbietige

Neugierde der Nachbarschaft getilgt hatte, fing Charny, vergessen wie er vergaß, ein Leben an, das schon in der Idee Jeden beben machen wird, welcher in seinem Erdenwallen geliebt oder von Liebe sprechen gehört hat.

In weniger als vierzehn Tagen kannte er alle Gewohnheiten des Schlosses, wie der Wachen, er kannte die Stunden, zu denen der Vogel aus den Lachen trinkt, zu denen der scheue Damhirsch den scheuen Kopf vorstreckend vorüberzieht. Er wußte die guten Augenblicke der Stille, die Stunden der Spaziergänge der Königin oder ihrer Damen, den Augenblick der Runden; er lebte mit einem Wort von fern mit denjenigen, welche in diesem Trianon, dem Tempel seiner wahnsinnigen Anbetungen, lebten.

Da die Jahreszeit schön war, da die milden, duftenden Nächte seinen Augen mehr Freiheit und seiner Seele mehr unbestimmte Träumerei gaben, so brachte er einen Theil derselben unter den Jasminen seines Fensters zu, lauschte auf die entfernten Geräusche, welche vom Palast kamen, und folgte durch die Oeffnungen im Blätterwerk dem Spiel der bis zur Stunde des Schlafengehens in Bewegung gesetzten Lichter.

Bald genügte ihm das Fenster nicht mehr. Er war zu entfernt von diesem Geräusch und diesen Lichtern. Sicher, zu dieser Stunde Niemand zu begegnen, nicht Hunden, nicht Wachen, sprang er von seinem Hause auf den Rasen hinab und suchte die köstliche, die gefährliche Wollust, bis an den Saum des Gehölzes zu gehen, auf die Grenze, welche den dichten Schatten vom glänzenden Mondschein trennt, um von da die Silhouetten zu befragen, welche schwarz und bleich hinter den weißen Vorhängen der Königin hinzogen.

Auf diese Art sah er sie alle Tage, ohne daß sie es wußte.

Er erkannte sie auf eine Viertelmeile, wenn sie, mit ihren Damen oder mit einem ihr befreundeten Cavalier wandelnd, mit ihrem chinesischen Sonnenschirm spielte, der ihren großen, mit Blumen verzierten Hut beschützte.

Kein Gang, keine Haltung konnte ihn täuschen. Er wußte alle Kleider der Königin auswendig und errieth mitten unter den Blättern den großen grünen Ueberwurf mit schwarzen moirirten Bändern, den sie durch eine keusch verführerische Körperbewegung wogen ließ.

Und wenn die Erscheinung verschwunden war, wenn der Abend, die Spaziergänger vertreibend, ihm gestattet hatte, bis zu den Statuen des Säulenganges die letzten Schwingungen dieses geliebten Schattens zu belauern, kam Charny zu seinem Fenster zurück, betrachtete von fern durch eine Oeffnung, die er im Walde zu machen gewußt hatte, das glänzende Licht an den Fenstern der Königin, hernach das Verschwinden dieses Lichtes, dann lebte er von der Erinnerung und der Hoffnung, wie er von der Bewegung und der Bewunderung gelebt hatte.

Eines Abends, als er nach Hause zurückgekehrt war, als er zwei Stunden mit seinem letzten Lebewohl an die abwesenden Schatten zugebracht hatte, als der von den Sternen fallende Thau seine weißen Perlen auf den Epheublättern zu destilliren anfang, war Charny im Begriff, sein Fenster zu verlassen und sich zu Bette zu begeben; da klirrte das Geräusch eines Schlosses schüchtern an sein Ohr, er kehrte auf seinen Beobachtungsposten zurück und horchte.

Die Stunde war vorgerückt, es schlug Mitternacht in den von Versailles entferntesten Kirchspielen. Charny wunderte sich, daß er ein Geräusch hörte, an das er nicht gewöhnt war.

Dieses widerspenstige Schloß war das eines Pförtchens vom Park, ungefähr fünf und zwanzig Schritte vom Hause Oliviers, das nie geöffnet wurde, außer etwa an großen Jagdtagen, um die Wildpretkörbe durchzulassen.

Charny bemerkte, daß diejenigen, welche öffneten, nicht sprachen; sie schlossen wieder und traten in die Allee, die sich unter den Fenstern seines Hauses vorbeizog.

Die Baumstämme und die hängenden Weinreben verkleideten Mauern und Läden stark genug dadurch, daß man sie im Vorübergehen nicht genau erblickte.

Ueberdieß bückten die Gehenden ihre Köpfe und beschleunigten ihre Schritte. Charny sah sie verworren im Schatten. Nur erkannte er am Rauschen der flatternden Röcke zwei Frauen, deren seidene Mantillen an den Zweigen hinstreiften.

Diese Frauen wurden, indem sie sich um die große, dem Fenster Charny's gegenüber liegende Allee wandten, vom freisten Mondstrahl umhüllt, und Charny hätte beinahe einen Schrei freudigen Erstaunens ausgestoßen, als er die Haltung und den Kopfputz von Marie Antoinette, sowie den untern Theil ihres Gesichtes trotz des düsteren Reflexes vom Hutschild erkannte. Sie hielt eine schöne Rose in der Hand.

Mit bebendem Herzen glitt Charny von seinem Fenster herab in den Park. Er lief auf dem Grase, um kein Geräusch zu machen, verbarg sich dabei hinter den dicksten Bäumen, und folgte mit dem Blick den zwei Frauen, welche jede Minute langsamer gingen.

Was solle er thun? Die Königin hatte eine Begleiterin; sie lief keine Gefahr. Oh! warum war sie nicht allein! er hätte den Foltern getrotzt, um sich ihr zu nähern und auf den Knien zu ihr zu lagen: Ich liebe Sie! Oh! warum war sie nicht von einer ungeheuren Gefahr bedroht! er hätte sein Leben hingeworfen, um dieses kostbare Leben zu retten.

Während er, tausend tolle Zärtlichkeiten träumend, an dieß Alles dachte, standen die zwei Wandlerinnen plötzlich stille: die Eine, die Kleinere, sagte ein paar Worte zu ihrer Gefährtin und verließ sie.

Die Königin blieb allein; man sah die andere Dame ihren Gang gegen ein Ziel beschleunigen, das Charny noch nicht errieth. Die Königin, welche mit ihrem kleinen Fuß auf den Sand klopfte, lehnte sich an einen Baum an und hüllte sich so in ihre Mantille, daß sie sogar den Kopf mit der Caputze bedeckte, welche einen Augenblick zuvor in weiten seidenen Falten auf ihren Schultern wogte.

Als Charny sie allein und so träumerisch sah, machte er einen Sprung, als wollte er ihr zu Füßen fallen.

Doch er überlegte, daß wenigstens dreißig Schritte ihn von ihr trennten, daß sie ihn, ehe er diese dreißig Schritte zurückgelegt, sehen und, wenn sie ihn nicht erkannte, Angst bekommen, daß sie schreien oder entfliehen würde, daß ihr Geschrei zuerst ihre Gefährtin und dann einige Wachen herbeiziehen müßte; daß man den Park durchsuchen, mindestens den Indiscreten, vielleicht aber auch den Zufluchtsort entdecken würde, und daß es dann um das Geheimniß, um das Glück und die Liebe geschehen wäre.

Er wußte sich zurückzuhalten und that wohl daran. Denn kaum hatte er diesen unwiderstehlichen Ausbruch bewältigt, als die Gefährtin der Königin wiedererschien und nicht allein zurückkam.

Charny sah zwei Schritte hinter ihr einen Mann von schöner Gestalt, begraben unter einem breiten Hut, verloren unter einem weiten Mantel, gehen.

Dieser Mann, der Herrn von Charny vor Haß und Eifersucht zittern machte, schritt nicht wie ein Triumphator einher. Er schwankte, schleppte den Fuß mit Zögern und schien tappend in der Nacht zu gehen, als hätte er nicht die Gefährtin der Königin zur Führerin und die Königin selbst,

weiß und aufrecht unter ihrem Baume stehend, zum Ziel gehabt.

Sobald er Marie Antoinette erblickte, wurde das Zittern das Charny an ihm bemerkt hatte, nur noch stärker. Der Unbekannte zog seinen Hut ab und fegte damit gleichsam den Boden. Er schritt weiter. Charny sah ihn in den dichten Schatten eintreten; er verbeugte sich tief und zu wiederholten Malen.

Charny's Staunen hatte sich indessen in starre Verwunderung verwandelt. Von der Verwunderung sollte er bald zu einer andern Gemüthsbewegung übergehen. Was wollte die Königin im Park zu einer so vorgerückten Stunde? Was wollte dieser Mann? Warum hatte er verborgen gewartet? Warum hatte ihn die Königin durch ihre Begleiterin holen lassen, statt selbst zu ihm zu gehen?

Charny hätte beinahe den Kopf verloren. Er erinnerte sich indessen, daß sich die Königin mit geheimnißvoller Politik beschäftigte, daß sie oft Intriguen mit den deutschen Höfen anknüpfte, Verbindungen, auf welche der König eifersüchtig war und die er streng verbot.

Vielleicht war dieser mysteriöse Cavalier ein Curier aus Berlin oder Schönbrunn, ein adeliger Herr, der eine geheime Botschaft überbrachte, eine jener deutschen Figuren, wie Ludwig XVI keine mehr in Versailles sehen wollte, seitdem der Kaiser Joseph II. sich erlaubt hatte, in Frankreich einen Cursus der Philosophie und der kritischen Politik zum Nutzen seines Schwagers, des allerchristlichsten Königs, zu halten.

Der Eisbinde ähnlich, welche der Arzt auf eine vom Fieber glühende Stirne legt, erquickte diese Idee Olivier, den armen Olivier, gab ihm den Verstand wieder und beschwichtigte das Delirium seines ersten Zornes. Die Königin beobachtete übrigens eine Haltung voll Anstand und sogar voll Würde.

Drei Schritte entfernt stehend, unruhig, aufmerksam, lauernd, wie die Freundinnen oder die Duennen bei Watteau'schen *parties carrées*, störte die Begleiterin durch ihre diensteifrige Angst Herrn von Charny in seinem ganz keuschen Visiren. Doch es ist ebenso gefährlich, bei politischen Rendezvous ertappt zu werden, als es beschämend ist, bei Liebesrendezvous ertappt zu werden. Und nichts gleicht mehr einem Verliebten, als ein Verschwörer. Beide haben denselben Mantel, dieselbe Empfindlichkeit des Ohrs, dieselbe Unsicherheit der Beine.

Charny hatte nicht viel Zeit, diesen Betrachtungen nachzuhängen. Die Begleiterin verließ ihre Stellung und durchbrach das Gespräch. Der Cavalier machte eine Bewegung, als wollte er sich niederwerfen; er erhielt ohne Zweifel seinen Abschied nach der Audienz.

Charny versteckte sich hinter einem dicken Baum. Sicherlich mußte die Gruppe, indem sie sich trennte, theilweise an ihm vorüberkommen. Seinen Athem zurückhalten, die Gnomen und Sylphen bitten, daß sie alle Echos der Erde und des Himmels unterdrücken möchten, dieß war das Einzige, was ihm zu thun übrig blieb.

In diesem Augenblick glaubte er einen Gegenstand von heller Nuance an der königlichen Mantille hinabgleiten zu sehen; der Cavalier verbeugte sich lebhaft bis zum Grase, erhob sich dann wieder mit einer ehrfurchtsvollen Bewegung und entfloh, denn die Geschwindigkeit seines Abgangs ließ sich unmöglich anders bezeichnen.

Doch er wurde in seinem Laufe von der Begleiterin der Königin aufgehalten, die ihn mit einem kurzen Schrei zurückrief und ihm, als er angehalten hatte, mit halber Stimme das Wort zuwarf:

»Warten Sie!«

Es war ein sehr gehorsamer Kavalier, denn er blieb auf der Stelle stehen und wartete.

Charny sah nun die zwei Frauen, Arm in Arm, zwei Schritte von seinem Verstecke vorübergehen; die durch den Rock der Königin bewegte Luft machte die Pflanzenstiele des Rasens beinahe unter Charny's Händen wogen.

Er fühlte den Wohlgeruch, den er bei der Königin anzubeten gewohnt war: Eisenkraut und Reseda vermischt – eine doppelte Trunkenheit für seine Sinne und seine Erinnerung.

Die Frauen gingen vorüber und verschwanden.

Dann, nach einigen Minuten, kam der Unbekannte, um den sich der junge Mann während des ganzen Ganges der Königin bis zur Thüre nicht mehr bekümmert hatte: er küßte mit Leidenschaft, mit Wahnsinn eine ganz frische, balsamische Rose, welche sicherlich diejenige war, deren Schönheit Charny bemerkt hatte, als die Königin in den Park eintrat, und die er so eben den Händen seiner Fürstin hatte entfallen sehen.

Eine Rose, ein Kuß auf diese Rose! Handelte es sich um Botschaft und Staatsgeheimnisse?

Charny wäre beinahe von Sinnen gekommen. Er war im Begriff, auf diesen Menschen loszustürzen und ihm die Blume zu entreißen, als die Begleiterin der Königin wiedererschien und dem Unbekannten zurief:

»Kommen Sie, Monseigneur.«

Charny glaubte, ein Prinz von Geblüt sei gegenwärtig, und lehnte sich an einen Baum, um nicht halb todt auf den Rasen zu sinken.

Der Unbekannte eilte auf die Seite, woher die Stimme kam, und verschwand mit der Dame.

LXV.

Die Hand der Königin.

Als Charny, von diesem furchtbaren Schlag ganz zermalmt, in seine Wohnung zurückgekehrt war, fand er keine Kräfte mehr gegen das neue Unglück, das ihn traf.

So hatte ihn die Vorsehung nach Versailles zurückgeführt, ihm dieses kostbare Versteck gegeben, einzig und allein, um seiner Eifersucht zu dienen und ihn auf die Spur eines Verbrechens zu leiten, das die Königin mit Hintansetzung aller ehelichen Redlichkeit, aller königlichen Würde, aller Liebestreue beging.

Es ließ sich nicht bezweifeln, der auf solche Art im Park empfangene Mann war ein neuer Liebhaber. Im Fieber der Nacht, im Delirium seiner Verzweiflung suchte sich Charny vergebens zu überreden, der Mann, der die Rose erhalten, sei ein Botschafter, und die Rose sei nur ein Pfand geheimer Uebereinkunft, bestimmt, einen allzu gefährdenden Brief zu ersetzen.

Nichts konnte gegen den Verdacht die Oberhand gewinnen. Es blieb dem armen Olivier nichts mehr übrig, als sein eigenes Benehmen zu prüfen und sich zu fragen, warum er sich in Gegenwart eines solchen Unglücks so durchaus leidend verhalten habe.

Mit ein wenig Nachdenken war nichts leichter, als den Instinct zu begreifen, der diese Passivität geboten hatte.

In den heftigsten Crisen des Lebens springt die Handlung augenblicklich aus dem Grunde der menschlichen Natur hervor, und dieser Instinct, der den Impuls gegeben hat, ist nichts Anderes, als eine Zusammensetzung der Gewohnheit und der Ueberlegung auf ihren höchsten Grad von Geschwindigkeit und Bequemlichkeit getrieben. Hatte Charny nicht gehandelt, so war dieß der Fall, weil ihn die Angelegenheiten der Fürstin nichts angingen, weil er, seine Neugierde zeigend, seine Liebe zeigte, weil er die Königin compromittirend, sich selbst verrieth, und der beiderseitige Verrath eine schlechte Stellung bei Verräthern ist, die man überweisen will.

Hatte er nicht gehandelt, so war dieß der Fall, weil er, um einen mit dem königlichen Vertrauen geehrten Mann anzugehen, Gefahr laufen mußte, in einen gehässigen, widerlichen Streit, in eine Art von Hinterhalt zu gerathen, was die Königin nie verziehen hätte.

Das Wort Monseigneur, das die gefällige Begleiterin zuletzt hingeschleudert, war ferner gleichsam eine heilsame, wenn auch späte Warnung, welche Charny, indem sie ihm gerade in seiner größten Wuth die Augen öffnete, gerettet hatte. Was wäre aus ihm geworden, wenn er, den Degen gegen diesen Mann in der Hand, ihn hätte Monseigneur nennen hören? Und welches Gewicht bekam nicht sein Fehler, indem er von einer so großen Höhe herabfiel?

Dieß waren die Gedanken, welche Charny während der ganzen Nacht und der ersten Hälfte des folgenden Tages in Anspruch nahmen. Sobald die Mittagsstunde geschlagen hatte, war der vorhergehende Tag nichts mehr für ihn. Es blieb nur noch die fieberhafte, verzehrende Erwartung der kommenden Nacht, während welcher vielleicht andere Offenbarungen erscheinen konnten.

Mit welcher Bangigkeit stellte sich der arme Charny an das Fenster, das der einzige Aufenthalt, der unüberschreitbare Rahmen seines Lebens geworden war! Betrachtete man ihn

unter den Weinranken, hinter den im Laden angebrachten Löchern, denn er befürchtete, sehen zu lassen, daß dieses Haus bewohnt war, betrachtete man ihn in diesem Viereck von Eichenholz und grünem Laubwerk, hätte man nicht glauben sollen, er wäre eines von den alten Porträts, verborgen unter den Vorhängen, welche den Ahnen in den alten Herrenhäusern die fromme Sorge der Familien zuwirft?

Der Abend kam und brachte unserem glühenden Späher die düsteren Wünsche und die tollen Gedanken.

Die gewöhnlichen Geräusche schienen ihm neue Bedeutungen zu haben. Er erblickte in der Ferne die Königin, welche mit einigen Fackeln, die man ihr vorantrug, über die Freitreppe schritt. Die Haltung der Königin kam ihm nachdenkend, unsicher, ganz bewegt von der Aufregung der Nacht vor.

Allmählig erloschen alle Lichter vom Dienste. Der Park füllte sich mit Stillschweigen und Kühle. Sollte man nicht glauben, die Bäume, welche sich bei Tage anstrengen, zu strotzen, um den Blicken zu gefallen und die Vorübergehenden zu liebkosen, arbeiten in der Nacht, wenn Niemand sie sieht und Niemand sie berührt, an der Wiederherstellung ihrer Frische, ihrer Wohlgerüche und ihrer Geschmeidigkeit? Die Bäume und die Pflanzen schlafen in der That wie wir.

Charny hatte die Stunde des Rendezvous der Königin wohl behalten. Es schlug Mitternacht.

Charny's Herz wäre bald in seiner Brust gebrochen. Er drückte sein Fleisch an das Geländer des Fensters, um die Schläge zu ersticken, welche laut und geräuschvoll wurden. »Bald,« sagte er zu sich selbst, »bald wird die Thüre sich öffnen, werden die Riegel klirren.«

Nichts störte den Frieden des Gehölzes.

Charny wunderte sich dann, daß er zum ersten Mal daran dachte, zwei Tage hinter einander fallen dieselben Ereignisse nicht vor; nichts sei verbindlich in dieser Liebe, außer die Liebe selbst, und diejenigen seien sehr unklug, welche, so starke Gewohnheiten annehmend, nicht zwei Tage hinbringen könnten, ohne sich zu sehen.

»Ein gewagtes Geheimniß,« dachte Charny, »wenn sich die Tollheit darein mischt.«

Ja, es war eine unbestreitbare Wahrheit, die Königin würde am zweiten Tag die Unvorsichtigkeit vom vorhergehenden nicht wiederholen.

Plötzlich klirrten die Riegel und die kleine Thüre wurde geöffnet.

Todesblässe überströmte Oliviers Wangen, als er die zwei Damen in der Kleidung der vorhergehenden Nacht erblickte.

»Wie muß sie verliebt sein!« murmelte er.

Die zwei Damen machten dasselbe Manöver, das sie an Tage vorher gemacht hatten, und gingen rasch unter Charny's Fenstern vorüber.

Er sprang wie am vorhergehenden Tage hinab, so bald sie fern genug waren, daß sie ihn nicht mehr hören konnten, und während er hinter jedem ein wenig dicken Baum ging, schwur er sich, klug, stark, unempfindlich zu sein; nicht zu vergessen, daß er der Unterthan war und sie die Königin; er ein Mann, das heißt zur Ehrfurcht verbunden, sie eine Frau, das heißt berechtigt, Rücksichten zu verlangen.

Und da er seinem ungestümen, stets zum Ausbruch geneigten Character mißtraute, so warf er seinen Degen hinter einen Holderbusch, der einen Kastanienbaum umgab.

Mittlerweile waren die zwei Damen zu demselben Ort wie am Tage zuvor gelangt. Ebenfalls

wie am vorhergehenden Tage, erkannte Charny die Königin, und diese umhüllte ihre Stirne mit ihrer Caputze, während die diensteifrige Freundin den Unbekannten, den man Monseigneur nannte, aus seinem Versteck holte.

Dieses Versteck, was war es? das fragte sich Charny. Wohl lag in der Richtung, welche die Gefällige nahm, der Saal der Apollo-Bäder, beschützt von den hohen Hagebuchen und dem Schatten seiner marmornen Piaster; doch wie konnte sich der Unbekannte hier verbergen? wo kam er herein?

Charny erinnerte sich, daß auf dieser Seite des Parks eine kleine Thüre vorhanden war, ähnlich der, welche die Damen öffneten, um zum Rendezvous zu kommen. Der Unbekannte hatte ohne Zweifel einen Schlüssel zu dieser Thüre. Er schlüpfte hier durch bis zu den Apollo-Bädern und wartete, bis man ihn holte.

Alles war auf diese Art festgestellt; dann entfloh Monseigneur durch dieselbe Thüre nach seiner Unterredung mit der Königin.

Charny erblickte nach einigen Minuten den Mantel und den Hut, wie er es am Tage vorher gesehen hatte.

Dießmal ging der Unbekannte auf die Königin nicht mehr mit der ehrfurchtsvollen Zurückhaltung zu; er kam mit großen Schritten, ohne daß er zu laufen wagte, doch fehlte nicht viel dazu.

An ihren großen Baum angelehnt, setzte sich die Königin auf den Mantel, den dieser moderne Raleigh für sie ausbreitete, und während die wachsame Freundin, wie am Tage vorher, lauerte, kniete der verliebte Herr auf das Moos nieder und fing an mit einer leidenschaftlichen Geschwindigkeit zu reden.

Einer verliebten Schwermuth preisgegeben, neigte die Königin das Haupt. Charny hörte die Worte des Cavaliers nicht, aber die Melodie. Die Rede hatte das Gepräge der Poesie und Liebe. Jede der Betonungen ließ sich in eine glühende Betheuerung übersetzen.

Die Königin antwortete nichts. Der Unbekannte verdoppelte indessen die Liebkosung seiner Reden; zuweilen kam es Charny, dem unglückseligen Charny, vor, als sollte das Wort, in jenes harmonische Schauern gehüllt, verständlich werden, und dann wäre er vor Wuth und Eifersucht gestorben. Doch nichts, nichts. In dem Augenblick, wo die Stimme sich aufklärte, zwang eine bezeichnende Geberde der horchenden Begleiterin den leidenschaftlichen Redner, den Klang seiner Elegie zu dämpfen.

Die Königin beobachtete ein hartnäckiges Stillschweigen.

Bitten auf Bitten häufend, was Charny aus der vibrirenden Melodie seiner Tonbiegungen errieth, erhielt der Andere nur die süße Einwilligung des Stillschweigens, eine ungenügende Gunst für die glühenden Lippen, welche die Liebe zu trinken angefangen haben.

Doch plötzlich entschlüpfen der Königin ein paar Worte. Man muß es wenigstens glauben. Sehr unterdrückte, sehr erstickte Worte, da der Unbekannte allein sie vernommen hatte; doch kaum hatte er sie vernommen, als er im Uebermaß seines Entzückens, so daß er sich selbst hörbar machte, ausrief:

»Dank, o meinen Dank, süße Majestät! Morgen also?«

Die Königin verbarg ihr schon so gut verborgenes Gesicht vollends gänzlich.

Charny fühlte einen eisigen Schweiß, den Todesschweiß, langsam in schweren Tropfen von seinen Schläfen herabfließen.

Der Unbekannte hatte die beiden Hände der Königin gegen sich ausstrecken sehen. Er nahm sie in die seinigen und drückte einen so langen und zärtlichen Kuß darauf, daß Charny während seiner Dauer den Schmerz aller Martern kennen lernte, welche die wilde Menschheit den höllischen Barbareien gestohlen hat.

Als dieser Kuß gegeben war, erhob sich die Königin rasch und ergriff den Arm ihrer Gefährtin.

Beide entflohen, wie am Tage vorher, an Charny vorüber.

Der Unbekannte entflohen ebenfalls, und Charny, der den Boden nicht hatte verlassen können, an den ihn die Lähmung eines unsäglichen Schmerzes gefesselt hielt, vernahm unbestimmt das gleichzeitige Geräusch zweier Thüren, die man wieder schloß.

Wir werden es nicht versuchen, die Lage zu schildern, in der sich Charny nach dieser gräßlichen Entdeckung befand.

Die Nacht verging für ihn in wüthenden Gängen durch den Park, durch die Alleen, denen er in Verzweiflung ihre strafbare Mitschuld zum Vorwurf machte.

Einige Stunden lang wahnsinnig, fand Charny seine Vernunft erst wieder, als er in seinem blinden Lauf an den Degen stieß, den er weggeworfen hatte, um nicht in Versuchung zu gerathen, sich desselben zu bedienen.

Diese Klinge, die ihm zwischen die Beine kam und seinen Fall verursachte, rief ihn plötzlich zum Gefühl seiner Stärke wie seiner Würde zurück. Ein Mann, der einen Degen in seiner Faust fühlt, kann, wenn er noch wahnwitzig ist, nur entweder sich selbst oder seinen Beleidiger damit durchbohren; er hat kein Recht mehr, schwach oder furchtsam zu sein.

Charny wurde wieder, was er immer war, ein starker Geist, ein kräftiger Körper. Er unterbrach seine wahnsinnigen Läufe, bei denen er an die Bäume anrannte, und ging gerade und schweigsam in die noch von den Tritten der zwei Frauen und des Unbekannten durchfurchte Allee.

Er wollte den Platz besuchen, wo die Königin gesessen hatte. Die noch niedergedrückten Moose enthüllten ihm sein Unglück und das Glück eines Andern. Statt zu seufzen, statt die Dünste des Zorns abermals in sein Gehirn aufsteigen zu lassen, dachte Olivier über die Natur dieser verborgenen Liebe und über den Rang der Person nach, die dieselbe einflöste.

Er untersuchte die Tritte dieses vornehmen Herrn mit derselben Aufmerksamkeit, womit er bei Untersuchung der Fährte eines wilden Thieres zu Werke gegangen wäre. Er erkannte die Thüre hinter den Apollo-Bädern, Er sah, indem er die Mauerkappe erkletterte, Eindrücke von Pferdehufen und eine Verheerung im Grase.

»Er kommt von dort her! Er kommt nicht von Versailles, sondern von Paris,« dachte Olivier.
»Er kommt allein, und morgen wird er wieder kommen, da man ihm gesagt hat: Morgen.

»Bis dahin will ich schweigend, nicht mehr die Thränen, die meinem Auge entfließen, sondern das Blut, das in Wellen aus meinem Herzen strömt, verschlucken.

»Morgen wird der letzte Tag meines Lebens sein, sonst bin ich ein Feigling und habe nie geliebt.

»Sachte, sachte,« sprach er, indem er sanft an sein Herz klopfte, wie der Reiter seinem Pferde, das in Hitze geräth, auf den Hals klopft, »Ruhe, Stärke, da die Prüfung noch nicht beendigt ist.«

Nach diesen Worten schaute er zum letzten Male umher und wandte die Augen vom Schlosse ab, indem er das Fenster der treulosen Königin beleuchtet zu sehen fürchtete; denn dieses Licht

wäre eine Lüge, ein neuer Flecken gewesen.

»Bedeutet nicht in der That ein beleuchtetes Fenster ein bewohntes Zimmer? und warum so lügen, wenn man das Recht der Unverschämtheit und der Ehrlosigkeit besitzt, wenn man eine so geringe Entfernung zwischen der verborgenen Schande und dem öffentlichen Aergerniß zurückzulegen hat?«

Das Fenster der Königin war erleuchtet.

»Glauben zu machen, sie sei zu Hause, während sie in Gesellschaft eines Liebhabers im Parke umherläuft! Wahrhaftig, das ist ganz vergebliche Keuschheit!« sagte Charny, der seine Worte mit einer bitteren Ironie abstieß.

»Sie ist zu gut, diese Königin, daß sie sich so gegen uns verstellt. Allerdings fürchtet sie vielleicht, ihren Gemahl zu ärgern.«

Charny drückte sich nun die Nägel in's Fleisch und schlug mit gemessenen Schritten wieder den Weg nach seinem Hause ein.

»Sie haben gesagt: Morgen,« fügte er bei, nachdem er über den Balcon geschritten war. »Ja, morgen! ... für alle Welt, denn morgen werden wir zu vier beim Rendezvous sein, Madame!«

LXVI.

Frau und Königin.

Der andere Tag brachte dieselben Verlegenheiten, dieselben Leiden herbei.

Die Thüre öffnete sich beim letzten Schlage der zwölften Stunde. Die zwei Frauen erschienen.

Es war, wie in den arabischen Mährchen, die Beharrlichkeit der Genien, welche den Talismanen zu bestimmter Stunde gehorchten.

Charny hatte alle seine Entschlüsse gefaßt; er wollte an diesem Abend den glücklichen Mann erforschen, den die Königin begünstigte.

Getreu seinen Gewohnheiten, obgleich diese bei ihm nicht eingefleischt waren, schritt er, sich hinter den Bäumen verbergend, weiter; doch als er die Stelle erreicht, wo seit zwei Tagen die Liebenden zusammengetroffen waren, fand er hier Niemand.

Die Gefährtin der Königin zog Ihre Majestät gegen die Apollo-Bäder fort.

Eine furchtbare Angst, ein ganz neues Leiden schmetterte Charny nieder. In seiner unschuldigen Redlichkeit hatte er sich nicht eingebildet, daß das Verbrechen so weit gehen könnte.

Lächelnd und kichernd ging die Königin auf das dunkle Asyl zu, auf dessen Schwelle der unbekannt Herr sie mit offenen Armen erwartete.

Sie trat, ebenfalls die Arme ausstreckend, ein. Das eiserne Gitter schloß sich hinter ihr.

Die Gefährtin blieb außen und lehnte sich an eine ganz zerbröckelte, von Blätterwerk umgebene Halbsäule an.

Charny hatte seine Kräfte schlecht berechnet. Sie vermochten einem solchen Schlage nicht zu widerstehen. In dem Augenblick, wo er in seiner Wuth sich auf die Vertraute der Königin stürzen wollte, um sie zu entlarven, zu erkennen, mit Schmähungen zu überhäufen, vielleicht sogar zu erdrosseln, floß das Blut wie ein siedender Strom nach seinen Schläfen, nach seinem Halse und erstickte ihn. Er fiel auf die Moose nieder und röchelte einen Seufzer, welcher eine Stunde lang die Ruhe der vor den Thüren der Apollo-Bäder aufgestellten Schildwache stören sollte.

Eine innere Blutung, verursacht durch seine Wunde, die sich wieder geöffnet hatte, erstickte ihn.

Charny wurde durch die Kälte des Thaus, durch die Feuchtigkeit der Erde, durch den lebhaften Eindruck seines eigenen Schmerzes in's Leben zurückgerufen.

Er erhob sich strauchelnd, erkannte die Oertlichkeit, seine Lage, erinnerte sich und suchte.

Die Schildwache war verschwunden, kein Geräusch machte sich hörbar. Es schlug zwei Uhr auf einem Kirchturme von Versailles, und dieß belehrte ihn, daß seine Ohnmacht lange gedauert habe.

Ohne allen Zweifel hatte die gräßliche Vision verschwinden müssen: Königin, Liebhaber, Begleiterin hatten Zeit gehabt, zu fliehen. Charny konnte sich hievon überzeugen, indem er über die Mauer schaute und die frischen Spuren des Abgangs eines Reiters erblickte.

Diese Spuren und die Brüche einiger Zweige in der Umgegend der Apollo-Bäder bildeten das ganze Beweismittel des armen Charny.

Die Nacht war ein langes Delirium. Am Morgen hatte er sich nicht beruhigt.

Bleich wie ein Todter, um zehn Jahre gealtert, rief er seinen Kammerdiener und ließ sich in schwarzen Sammet kleiden, wie ein reicher Civilist.

Düster, stumm, alle seine Schmerzen verschluckend, ging er nach dem Schlosse Trianon in dem Augenblick, wo die Wache abgelöst worden war, das heißt gegen zehn Uhr.

Die Königin trat aus der Capelle, wo sie die Messe gehört hatte.

Auf ihrem Wege neigten sich ehrfurchtsvoll die Köpfe und die Degen.

Charny sah einige Frauen roth vor Aerger, weil sie fanden, daß die Königin schön war.

Schön in der That, mit ihren schönen, auf den Schläfen emporgehaltenen Haaren, ihrem Gesichte mit den zarten Zügen, ihrem lächelnden Munde, ihren ermüdeten, aber von einer sanften Klarheit glänzenden Augen.

Plötzlich erblickte sie Charny am Ende der Reihe. Sie erröthete und gab einen Ausruf des Erstaunens von sich.

Charny bückte den Kopf nicht. Er schaute fortwährend diese Königin an, in deren Blick er ein neues Unglück las. Sie kam auf ihn zu und sagte mit strengem Tone:

»Ich glaubte, Sie wären auf Ihren Gütern, Herr von Charny?«

»Ich bin von dort zurückgekehrt, Madame,« erwiderte er mit kurzem, beinahe unhöflichem Ausdruck.

Sie blieb erstaunt stehen, da ihr nie eine Nuance entging.

Nach diesem Austausch von Blicken und beinahe feindlichen Worten wandte sie sich gegen die Frauen.

»Guten Morgen, Gräfin,« sagte sie freundschaftlich zu Frau von La Mothe. Und sie blinzelte ihr ganz vertraulich mit den Augen zu.

Charny bebte. Er schaute aufmerksamer.

Unruhig über dieses, eine Absichtlichkeit verrathende Anschauen wandte Frau von La Mothe den Kopf ab.

Charny folgte ihr wie ein Verrückter, bis sie ihm noch einmal ihr Gesicht gezeigt hatte.

Dann drehte er sich um sie, um ihren Gang zu studiren.

Rechts und links grüßend, folgte jedoch die Königin diesem Manöver der beiden Beobachter.

»Sollte er den Verstand verloren haben?« dachte sie. »Armer Junge!«

Und sie kehrte zu ihm zurück und fragte mit milderem Ton:

»Wie befinden Sie sich, Herr von Charny?«

»Sehr gut, Madame, doch, Gott sei Dank, minder gut als Eure Majestät.«

Und er verbeugte sich auf eine Art, daß er die Königin mehr erschreckte, als er sie in Erstaunen gesetzt hatte.

»Dahinter ist Etwas,« sagte die aufmerksame Jeanne.

»Wo wohnen Sie denn gegenwärtig?« fuhr die Königin fort.

»In Versailles, Madame,« erwiderte Olivier.

»Seit wie lange?«

»Seit drei Nächten,« sprach der junge Mann, indem er mit dem Blick, mit der Geberde und mit der Stimme einen Nachdruck auf die Worte legte.

Die Königin offenbarte keine Bewegung; Jeanne bebte.

»Haben Sie mir nicht etwas zu sagen?« fragte die Königin Charny mit einer engelgleichen Sanftmuth.

»Oh! Madame,« erwiderte dieser, »ich hätte Eurer Majestät nur zu viel zu sagen.«

»Kommen Sie!« sprach Marie Antoinette ungestüm.

»Wachen wir,« dachte Jeanne.

Die Königin ging mit großen Schritten nach ihren Gemächern. Jedermann folgte ihr nicht minder bewegt.

Was Frau von La Mothe providentiell vorkam, war der Umstand, daß Marie Antoinette, um den Anschein zu vermeiden, als suchte sie unter vier Augen zu sein, mehrere Personen aufforderte, ihr zu folgen.

Mitten unter diese Personen schlüpfte Jeanne.

Die Königin trat in ihr Gemach und entließ Frau von Misery und ihren ganzen Dienst.

Es war ein mildes, verschleiertes Wetter; die Sonne durchdrang die Wolken nicht, ließ jedoch ihre Wärme und ihr Licht durch ihre dichte Weiße und blaue Fütterung sickern.

Die Königin öffnete das Fenster, das auf eine kleine Terrasse ging; sie setzte sich an ihr mit Briefen überdecktes Arbeitstischchen und wartete.

Die Personen, welche ihr gefolgt waren, begriffen allmähig ihren Wunsch, allein zu sein, und entfernten sich.

Ungeduldig, vom Zorn verzehrt, zerknitterte Charny seinen Hut zwischen den Händen.

»Sprechen Sie! sprechen Sie!« sagte die Königin; »Sie scheinen sehr beunruhigt zu sein, mein Herr?«

»Wie werde ich anfangen?« sagte Charny, der laut dachte; »wie werde ich es wagen, die Ehre, die Treue, die Majestät anzuklagen?«

»Wie beliebt?« rief Marie Antoinette, indem sie sich lebhaft mit einem flammenden Blick umwandte.

»Und dennoch werde ich nur sagen, was ich gesehen habe,« fuhr Charny fort.

Die Königin erhob sich und sprach mit kaltem Ton:

»Mein Herr, es ist noch zu früh am Morgen, daß ich Sie für betrunken halte; und dennoch nehmen Sie hier eine Haltung an, die sich schlecht für nüchterne Edelleute geziemt!«

Sie erwartete, ihn durch diese verächtliche Anrede niedergeschmettert zu sehen. Doch er fuhr unbeweglich fort:

»Im Ganzen, was ist eine Königin? ein Weib. Und ich, was bin ich? ein Mann ebensowohl als ein Unterthan.«

»Mein Herr!«

»Madame, verwirren wir nicht das, was ich Ihnen sagen muß, durch einen Zorn, der auf eine Tollheit auslaufen würde. Ich glaube Ihnen bewiesen zu haben, daß ich Ehrfurcht vor der königlichen Majestät hegte; ich befürchte, bewiesen zu haben, daß ich eine wahnsinnige Liebe für die Person der Königin hegte. Treffen Sie auch Ihre Wahl: auf welche von Beiden, auf die Königin oder die Frau, soll dieser Anbeter die Anklage der Schande oder der Unredlichkeit

werfen?«

»Herr von Charny!« rief die Königin, indem sie erbleichend auf den jungen Mann zuschritt, »wenn Sie sich nicht sogleich entfernen, so werde ich Sie durch meine Wachen wegjagen lassen.«

»Ich will Ihnen also, ehe ich weggejagt werde, sagen, warum Sie eine unwürdige Königin und eine Frau ohne Ehre sind!« rief Charny trunken vor Wuth. »Seit drei Nächten folge ich Ihnen in Ihrem Parke!«

Statt sie, wie er hoffte, unter diesem furchtbaren Schläge aufspringen zu sehen, sah Charny nur, daß die Königin das Haupt erhob und sich ihm näherte.

»Herr von Charny,« sagte sie, seine Hand ergreifend. »Sie sind in einem Zustand, der mein Mitleid erregt; nehmen Sie sich in Acht, Ihre Augen funkeln, Ihre Hand zittert, Blässe bedeckt Ihre Wangen, all Ihr Blut fließt nach Ihrem Herzen. Sie leiden, soll ich rufen?«

»Ich habe Sie gesehen,« wiederholte er kalt, »gesehen mit dem Mann, als Sie ihm die Rose gaben; gesehen mit dem Mann, als er Ihnen die Hände küßte; gesehen, als Sie mit ihm in die Apollo-Bäder eintraten.«

Die Königin fuhr mit einer Hand über ihre Stirne, als wollte sie sich versichern, daß sie nicht schlafe.

»Herr von Charny,« sprach sie, »setzen Sie sich, denn Sie werden umfallen, wenn ich Sie nicht halte, setzen Sie sich, sage ich Ihnen.«

Charny sank in der That in einen Lehnstuhl, die Königin setzte sich zu ihm auf ein Tabouret, nahm seine beiden Hände, schaute ihm bis in den Grund seiner Seele und sprach:

»Seien Sie ruhig, beschwichtigen Sie Geist und Herz und wiederholen Sie mir, was Sie so eben gesagt haben.«

»Oh! wollen Sie mich tödten!« murmelte der Unglückliche.

»Lassen Sie mich Sie befragen. Seit wann sind Sie von Ihren Gütern zurückgekehrt?«

»Seit vierzehn Tagen.«

»Wo wohnen Sie?«

»Im Hause des Jägermeisters, das ich ausdrücklich gemietet habe.«

»Ah! ja, das Haus des Selbstmörders, an der Grenze des Parks?«

Charny bejahte durch eine Geberde.

»Sie sprechen von einer Person, die Sie mit mir gesehen hatten?«

»Ich spreche zunächst von Ihnen, die ich gesehen habe.«

»Wo dieß?«

»Im Parke.«

»Zu welcher Stunde, an welchem Tag?«

»Um Mitternacht, am Dienstag zum ersten Mal.«

»Sie haben mich gesehen?«

»Wie ich Sie jetzt sehe, und ich habe auch diejenige gesehen, welche Sie begleitete.«

»Es begleitete mich Jemand? Würden Sie diese Person erkennen?«

»Vorhin kam es mir vor, als sähe ich sie hier; doch ich will es nicht behaupten. Nur die Haltung ist ähnlich; was das Gesicht betrifft, so verbirgt man es, wenn man solche Verbrechen begeht.«

»Gut!« sagte die Königin mit Ruhe; »Sie haben meine Begleiterin nicht erkannt, aber mich ...«

»Oh! Sie, Madame, ich habe Sie gesehen ... Wie! sehe ich Sie nicht?«

Sie stampfte ängstlich auf den Boden.

»Und ... der Gefährte,« sagte sie, »derjenige, welchem ich eine Rose gegeben habe ... denn Sie haben mich eine Rose geben sehen?«

»Ja: dieser Kavalier, ich konnte ihn nie erreichen.«

»Sie kennen ihn jedoch?«

»Man nennt ihn Monseigneur; das ist Alles, was ich weiß.«

Die Königin schlug sich mit concentrirter Wuth vor die Stirne und rief:

»Fahren Sie fort; am Dienstag habe ich eine Rose gegeben ... und am Mittwoch?«

»Am Mittwoch haben Sie Ihre beiden Hände zu küssen gegeben.«

»Oh!« murmelte sie, indem sie sich in die Hände biß. »Am Donnerstag endlich, gestern?«

»Gestern haben Sie anderthalb Stunden mit diesem Manne in der Apollo-Grotte zugebracht, wo Ihre Begleiterin Sie allein gelassen hatte.«

Die Königin stand ungestüm auf.

»Und ... Sie ... haben mich ... gesehen?« sagte sie, jede Sylbe abstoßend.

Charny hob eine Hand zum Himmel empor, um zu schwören.

»Oh! ... er schwört!« rief die Königin ebenfalls von der Wuth fortgerissen«

Charny wiederholte feierlich seine anklagende Geberde.

»Mich? mich?« sagte die Königin, indem sie sich auf den Busen schlug, »mich haben Sie gesehen?«

»Ja, Sie. Am Dienstag trugen Sie Ihr grünes Kleid mit goldmoirirten Streifen; am Mittwoch Ihr Kleid mit blauem und rostfarbigem Astwerk; gestern Ihr braungelbes Kleid, das Sie an hatten, als ich Ihnen zum ersten Mal die Hand küßte. Sie waren es! Sie waren es! Ich sterbe vor Schmerz und Scham, indem ich Ihnen auf mein Leben, auf meine Ehre, auf meinen Gott sage, Sie waren es, Madame! Sie waren es!«

Die Königin ging mit großen Schritten auf der Terrasse auf und ab, ohne sich darum zu bekümmern, daß sie ihre seltsame Aufregung ihre Zuschauer sehen ließ, welche sie von unten mit den Augen verschlangen.

»Wenn ich einen Eid thäte,« sagte sie ... »wenn ich auch bei meinem Sohne, bei meinem Gott schwüre! ... Ich habe einen Gott, wie Sie! ... Nein, er glaubt mir nicht! ... er würde mir nicht glauben!«

Charny neigte das Haupt.

»Wahnsinniger!« fügte die Königin bei, indem sie ihm voll Energie die Hand schüttelte und ihn von der Terrasse in ihr Zimmer zog. »Es ist also eine sehr seltene Wollust, die Wollust, eine unschuldige, tadellose Frau anzuklagen; es ist also ein mächtiges Glück, das Glück, eine Königin zu entehren... Glaubst Du mir, wenn ich Dir sage, daß nicht ich es bin, welche Du gesehen hast? glaubst Du, wenn ich auf Christus schwöre, daß ich seit drei Tagen nach neun Uhr nicht mehr ausgegangen bin? Soll ich Dir durch meine Frauen, durch den König, der mich hier gesehen, beweisen lassen, daß ich nicht anderswo sein konnte? Nein ... er glaubt mir nicht! er glaubt mir nicht!«

»Ich habe gesehen!« erwiderte Charny kalt.

»Oh!« rief plötzlich die Königin, »ich weiß, ich weiß! Ist mir nicht schon öfter diese grausame Verleumdung in's Gesicht geschleudert worden? Hat man mich nicht auf dem Opernball gesehen, wo ich dem ganzen Hof ein Aergerniß gab? Hat man mich nicht bei Mesmer in Extase, den Neugierigen und den Freudenmädchen ein Aergerniß gebend, gesehen? ... Sie wissen es wohl, da Sie sich für mich geschlagen haben!«

»Madame, zu jener Zeit habe ich mich geschlagen, weil ich nicht daran glaubte. Heute würde ich mich schlagen, weil ich daran glaube.«

Die Königin hob ihre durch die Verzweiflung starren Arme zum Himmel empor, zwei brennende Thränen rollten von ihren Wangen auf ihren Busen!

»Mein Gott,« sprach sie, »schicke mir einen Gedanken, der mich rettet. Dieser hier soll mich nicht verachten, o mein Gott!«

Charny fühlte sich bis in den Grund des Herzens durch dieses einfache und kräftige Gebet gerührt. Er verbarg seine Augen in beiden Händen.

Die Königin dachte einen Augenblick stillschweigend nach, dann sprach sie:

»Mein Herr, Sie sind mir eine Genugthuung schuldig. Vernehmen Sie die, welche ich von Ihnen fordere. Drei Nächte hinter einander haben Sie mich in meinem Park in Gesellschaft eines Mannes gesehen. Sie wußten jedoch, daß man schon Mißbrauch von der Aehnlichkeit gemacht, welche irgend eine Frau im Gesicht und im Gang mit mir, der unglücklichen Königin, hat; doch da Sie lieber glauben wollen, ich sei es, welche in der Nacht herumlaufe, da Sie sagen werden, ich sei es, so kehren Sie in den Park zu derselben Stunde zurück, kehren Sie mit mir dahin zurück. Bin ich es, die Sie gestern gesehen, so werden Sie mich nothwendig heute nicht mehr sehen, da ich bei Ihnen sein werde. Ist es eine Andere, warum sollten wir sie mit einander nicht wiedersehen? Und wenn wir sie sehen ... Ah! mein Herr! wie werden Sie all die Leiden bereuen, die Sie mir so eben bereitet haben!«

Charny preßte sein Herz mit beiden Händen und erwiderte:

»Sie thun zu viel für mich, Madame; ich verdiene den Tod; schmettern Sie mich nicht durch Ihre Güte nieder.«

»Oh! ich werde Sie mit Beweisen niederschmettern,« sagte die Königin, »gegen Niemand ein Wort! Diesen Abend um zehn Uhr; erwarten Sie vor der Thüre der Jägermeisterei, was ich, um Sie zu überzeugen, beschlossen haben werde. Gehen Sie, mein Herr, und lassen Sie außen nichts sichtbar werden.«

Charny kniete, ohne ein Wort zu sagen, nieder und entfernte sich sodann.

Am Ende des zweiten Salons ging er unwillkürlich unter dem Blicke Jeanne's vorüber, die ihn mit den Augen verschlang und sich bereit hielt, auf den ersten Ruf der Königin bei Ihrer Majestät einzutreten.

Zwölftes bis fünfzehntes Bändchen

LXVII.

Weib und Dämon.

Jeanne hatte die Unruhe Charny's, die Besorgniß der Königin, das beiderseitige Verlangen nach einer Besprechung bemerkt.

Für eine Frau von der Stärke Jeanne's war dieß mehr als es brauchte, um viele Dinge zu errathen; wir haben nicht nöthig, beizufügen, was schon alle Welt begriffen hat.

Nach dem durch Cagliostro zwischen Frau von La Mothe und Oliva veranlaßten Zusammentreffen kann die Comödie der letzten drei Tage der Commentare entbehren.

Zu der Königin zurückgekehrt, horchte, beobachtete Jeanne; sie wollte auf dem Gesichte Marie Antoinettens die Beweise dessen erkennen, was sie argwöhnte.

Doch die Königin war seit einiger Zeit gewohnt, aller Welt zu mißtrauen. Sie ließ nichts durchschauen. Jeanne war also auf die Muthmaßungen beschränkt.

Schon hatte sie einem ihrer Lakaien befohlen, Herrn von Charny zu folgen. Der Diener kam zurück und meldete, Herr von Charny sei an einem Hause am Ende des Parkes in der Nähe der Hagebuchen verschwunden.

»Es unterliegt keinem Zweifel mehr,« dachte Jeanne, »dieser Mensch ist ein Verliebter, der Alles gesehen hat.«

Sie hörte die Königin zu Frau von Misery sagen:

»Ich fühle mich sehr schwach, meine liebe Misery, und ich werde mich heute Abend um acht Uhr zu Bette legen.«

Und als die Ehrendame fragend in sie drang, fügte die Königin bei:

»Ich werde Niemand empfangen.«

»Das ist klar genug,« sagte Jeanne zu sich selbst, »eine Wahnsinnige, die das nicht begreifen würde.«

Einer heftigen Gemüthsbewegung in Folge der Scene, die sie mit Charny gehabt, preisgegeben, entließ die Königin bald ihr ganzes Gefolge. Jeanne wünschte sich zum ersten Mal, seitdem sie bei Hofe eingetreten, Glück.

»Die Karten sind verwirrt,« sagte sie; »nach Paris! Es ist Zeit, aufzulösen, was ich verwickelt habe.«

Und sie fuhr sogleich von Versailles weg.

Nach ihrem Hause in der Rue Saint-Claude geführt, fand sie hier ein herrliches Geschenk in Silberzeug, das der Cardinal an demselben Morgen geschickt hatte.

Nachdem sie diesem Geschenk, obgleich es werthvoll war, nur einen gleichgültigen Blick gegönnt hatte, schaute sie hinter ihrem Vorhange nach Oliva, deren Fenster noch nicht geöffnet

waren. Oliva schlief ohne Zweifel noch vor Müdigkeit; es herrschte eine sehr große Hitze an diesem Tag.

Jeanne fuhr zum Cardinal, den sie strahlend, aufgeblasen, unverschämt vor Freude und Stolz fand; an seinem reichen Schreibtisch, einem Meisterstück von Boule, sitzend, zerriß und schrieb er wieder, ohne müde zu werden, einen Brief, der immer wieder anfing und nie endete.

Bei der Meldung seines Kammerdieners rief der Cardinal:

»Diese theure Gräfin!«

Und er stürzte ihr entgegen.

Jeanne empfing die Küsse, mit denen der Prälat ihre Arme und ihre Hände bedeckte. Sie setzte sich bequem, um so gut als möglich das Gespräch auszuhalten.

Monseigneur begann mit Betheuerungen seiner Dankbarkeit, denen es nicht an einer aufrichtigen Beredtsamkeit mangelte.

Jeanne unterbrach ihn und sagte:

»Wissen Sie, daß Sie ein zartfühlender Liebhaber sind, Monseigneur, und daß ich Ihnen danke?«

»Warum?«

»Nicht wegen des reizenden Geschenkes, das Sie mir diesen Morgen zustellen ließen, sondern weil Sie so vorsichtig waren, es mir nicht in das kleine Haus zu schicken. Wahrhaftig, das ist zartfühlend.«

»Bei wem anders kann man von Zartgefühl sprechen als bei Ihnen?« erwiderte der Cardinal.

»Sie sind kein glücklicher Mensch,« sagte Jeanne; »Sie sind ein triumphirender Gott.«

»Ich gestehe es, und das Glück erschreckt mich; es beengt mich; es macht mir den Anblick der anderen Menschen unerträglich. Ich erinnere mich der heidnischen Fabel von Jupiter der seiner Strahlen müde geworden.«

Jeanne lächelte.

»Sie kommen von Versailles?« fragte er gierig.

»Ja.«

»Sie haben sie gesehen?«

»Ich ... komme so eben von ihr ...«

»Sie hat ... hat... nichts gesagt?«

»Ei! was soll sie sagen?«

»Verzeihen Sie; es ist nicht mehr Neugierde, es ist Wuth.«

»Fragen Sie mich nicht.«

»Oh! Gräfin.«

»Nein, sage ich Ihnen.«

»Wie Sie das ankündigen! man sollte glauben, wenn man Sie sieht, Sie bringen eine schlimme Nachricht.«

»Monseigneur, heißen Sie mich nicht sprechen.«

»Gräfin! Gräfin ...«

Und der Cardinal erbleichte.

»Ein zu großes Glück,« sagte er, »gleich dem Culminationspunkte eines Glücksrades; neben

seinem höchsten Punkt ist der Anfang der Abnahme. Doch schonen Sie mich nicht, wenn ein Unglück im Anzug ist; nicht wahr ... es ist nicht so?»

»Ich werde das im Gegentheil ein sehr großes Glück nennen, Monseigneur,« erwiderte Jeanne.

»Das? ... was denn? ... was wollen Sie damit sagen? welche Sache ist ein Glück?»

»Nicht entdeckt worden zu sein,« erwiderte Jeanne trocken.

»Oh! ...« rief lächelnd der Cardinal. »Mit Vorsichtsmaßregeln, mit dem Verstande zweier Herzen und eines Geistes ...«

»Ein Geist und zwei Herzen, Monseigneur, verhindern die Augen nie, im Blätterwerk zu sehen.«

»Man hat gesehen!« rief Herr von Rohan erschrocken.

»Ich habe alle Ursache, es zu glauben.«

»Dann ... wenn man gesehen hat, hat man auch erkannt?«

»Oh! daran denken Sie nicht, Monseigneur; wenn man erkannt hätte, wenn sich dieses Geheimniß in der Gewalt irgend eines Menschen befände, so wäre Jeanne von Valois schon am Ende der Welt, und Sie, Sie müßten todt sein.«

»Das ist wahr, Gräfin; mit allem diesem Zögern, mit all diesem absichtlichen Schweigen braten Sie mich am kleinen Feuer. Man hat gesehen, gut ... doch man hat Leute in einem Park spazieren gehen sehen, ist das nicht erlaubt?«

»Fragen Sie den König.«

»Der König weiß!«

»Ich wiederhole Ihnen noch einmal, wenn der König wüßte, wären Sie in der Bastille und ich im Hospital. Doch da ein vermiedenes Unglück so viel werth ist, als zwei verheißene Glücke, so komme ich, um Ihnen zu sagen: versuchen Sie Gott nicht noch einmal.«

»Wie beliebt?« rief der Cardinal; »was bedeuten Ihre Worte, theure Gräfin?«

»Begreifen Sie dieselben nicht?«

»Ich fürchte ...«

»Ich hätte bange, wenn Sie mich nicht beruhigten.«

»Was muß ich zu diesem Ende thun?«

»Nicht mehr nach Versailles gehen.«

Der Cardinal machte einen Sprung.

»Bei Tage?« sagte er lächelnd.

»Zuerst bei Tage, und dann bei Nacht!«

Herr von Rohan bebte und ließ die Hand der Gräfin los.

»Unmöglich,« sagte er.

»Nun ist die Reihe an mir, Ihnen in's Gesicht zu schauen,« sprach sie; »Sie haben, glaube ich, gesagt, unmöglich. Warum unmöglich?«

»Weil ich im Herzen eine Liebe habe, die nur mit meinem Leben endigen wird.«

»Ich bemerke es,« unterbrach die Gräfin ironisch, »und um schneller zum Resultat zu gelangen, beharren Sie darauf, nach dem Parke zurückzukehren. Ja, wenn Sie dahin zurückkehren, wird Ihre Liebe nur mit Ihrem Leben endigen, und beide werden mit einem Schläge abgeschnitten werden.«

»Welche Beängstigungen, Gräfin ... Sie, die gestern noch so muthig waren?«

»Ich habe den Muth der Thiere. Ich fürchte nichts, so lange nicht eine Gefahr vorhanden ist.«

»Ich, ich habe den Muth meines Geschlechtes. Ich bin nur glücklich in Gegenwart der Gefahr selbst.«

»Sehr gut; doch dann erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen ...«

»Nichts, Gräfin, nichts!« rief der verliebte Prälat, »das Opfer ist gebracht, der Würfel liegt, den Tod, wenn man will, oder die Liebe! Ich werde nach Versailles zurückkehren.«

»Ganz allein?«

»Sollten Sie mich verlassen?« erwiderte Herr von Rohan im Tone des Vorwurfs.

»Ich zuerst.«

»Sie wird kommen.«

»Sie täuschen sich, sie wird nicht kommen.«

»Haben Sie mir das etwa von ihrer Seite anzukündigen?« fragte zitternd der Cardinal.

»Das ist der Streich, den ich seit einer halben Stunde für Sie zu schwächen suchte.«

»Sie will mich nicht mehr sehen?«

»Nie, und ich selbst habe ihr das gerathen.«

»Madame,« sprach der Prälat mit innigem Tone, »es ist schlimm von Ihnen, daß Sie das Messer in ein Herz bohren, welches Sie als so zart kennen.«

»Es wäre noch viel schlimmer von mir, Monseigneur, wenn ich zwei tolle Geschöpfe in Ermangelung eines guten Rathes sich in's Verderben stürzen ließe. Ich gebe den Rath, benütze ihn, wer da will.«

»Gräfin, Gräfin, eher sterben.«

»Das ist Ihre Sache, und es ist leicht.«

»Sterben, um zu sterben,« sprach der Cardinal mit dumpfer Stimme, »das Ende des Verdammten ist mir lieber. Gesegnet sei die Hölle, wo ich meine Mitschuldige finden werde.«

»Frommer Prälat, Sie blasphemiren,« sagte die Gräfin; »Unterthan, Sie entthronen Ihre Königin! Mann, Sie stürzen eine Frau in's Verderben.«

Der Cardinal faßte die Gräfin bei der Hand und rief wie in einem Delirium:

»Gestehen Sie. daß sie Ihnen das nicht gesagt hat, und daß sie mich nicht so verleugnen wird?«

»Ich spreche zu Ihnen in ihrem Namen.«

»Sie verlangt eine Frist?«

»Nehmen Sie es, wie Sie wollen, doch beobachten Sie ihren Befehl.«

»Der Park ist nicht der einzige Ort, wo man sich sehen kann, es gibt tausend sicherere Orte ... Die Königin ist ja zu Ihnen gekommen?«

»Monseigneur, nicht ein Wort mehr; ich trage ein tödtliches Gewicht in mir, das Ihres Geheimnisses. Ich fühle mich nicht stark genug, es lange zu tragen. Was die Indiscretionen, was der Zufall, was die Böswilligkeit Ihrer Feinde nicht thun, werden die Gewissensbisse thun. Sehen Sie, ich weiß, daß sie fähig ist, dem König in einem Augenblick der Verzweiflung Alles zu gestehen.«

»Guter Gott! ist es möglich!« rief der Cardinal, »sie würde das thun!«

»Wenn Sie sie sähen, sie müßte Ihr Mitleid erregen!«

Der Cardinal stand hastig auf.

»Was ist zu thun? sagte er.

»Man muß ihr den Trost des Stillschweigens geben.«

»Sie wird glauben, ich habe sie vergessen.«

Jeanne zuckte die Achseln.

»Sie wird mich beschuldigen, ich sei ein Feigling.«

»Feigling, um sie zu retten, nie!«

»Verzeiht eine Frau, daß man sich ihrer Gegenwart beraubt?«

»Beurtheilen Sie diese nicht, wie Sie mich beurtheilen würden ...«

»Ich halte sie für groß und stark. Ich liebe sie wegen ihres Muthes und ihres edlen Herzens. Sie kann also auf mich zählen, wie ich auf sie zählen werde. Ich will sie ein letztes Mal sehen; sie soll meinen ganzen Gedanken erfahren, und was sie nun, nachdem sie mich angehört hat, entscheiden mag, das werde ich erfüllen, wie ein heiliges Gelübde.«

Jeanne stand auf.

»Wie es Ihnen beliebt. Gehen Sie, nur werden Sie allein gehen. Ich habe den Schlüssel zum Park in die Seine geworfen, als ich heute zurückkehrte. Sie werden also nach Ihrem Belieben nach Versailles gehen, während ich nach der Schweiz oder nach Holland abreise. Je weiter ich von der Bombe entfernt bin, desto weniger werde ich ihr Zerplatzen fürchten.«

»Gräfin, Sie würden mich verlassen! Oh! mein Gott, mit wem würde ich dann von ihr sprechen?«

Jeanne erinnerte sich hier der Scenen von Molière; nie hatte ein wahnsinnigerer Valère einer verschmitzteren Dorine bequemere Erwiderungen in den Mund gegeben.

»Haben Sie nicht den Park und die Echos?« sagte Jeanne, »Sie werden sie den Namen Amaryllis lehren.«

»Gräfin, haben Sie Mitleid. Ich bin in Verzweiflung,« rief der Prälat mit einem aus dem Herzen hervorgegangenen Ausdruck.

»Nun wohl!« sprach Jeanne mit der ganz rohen Energie des Wundarztes, der die Amputation eines Gliedes entscheidet; »sind Sie in Verzweiflung, Herr von Rohan, so lassen Sie sich nicht zu Kindereien verleiten, welche gefährlicher sind als Pulver, Pest und Tod! Ist Ihnen so viel an dieser Frau gelegen, so erhalten Sie sich dieselbe, statt sie zu Grunde zu richten, und wenn es Ihnen nicht durchaus an Herz und an Gedächtniß gebricht, wagen Sie es nicht, diejenigen in Ihren Ruin hineinzuziehen, welche Ihnen aus Freundschaft gedient haben. Ich spiele nicht mit dem Feuer. Schwören Sie mir, keinen Schritt zu thun, um die Königin zu sehen. Nur sie zu sehen, hören Sie? ich sage nicht, sie innerhalb vierzehn Tagen von heute an zu sprechen; schwören Sie das, so bleibe ich, und werde Ihnen noch dienen können. Sind Sie entschlossen, Allem zu trotzen, um mein Verbot und das ihrige zu übertreten? ich werde es erfahren, und zehn Minuten nachher reise ich ab! Sie werden sich herausziehen, wie Sie können.«

»Das ist gräßlich,« murmelte der Cardinal, »der Sturz ist zerschmetternd; von diesem Glück herabfallen! Oh! ich werde darüber sterben.«

»Gehen Sie doch,« flüsterte ihm Jeanne in's Ohr, »Sie liebten ohnedieß nur aus Eitelkeit.«

»Heute aus wahrer Liebe,« entgegnete der Cardinal.

»So leiden Sie also heute; das ist eine Bedingung des Standes. Auf, Monseigneur, entscheiden Sie sich; bleibe ich hier? bin ich auf dem Wege nach Lausanne?«

»Bleiben Sie, Gräfin, aber finden Sie nur ein schmerzstillendes Mittel. Die Wunde ist zu gräßlich.«

»Schwören Sie mir, zu gehorchen?«

»Bei meinem Worte als Rohan.«

»Gut! Ihr schmerzstillendes Mittel ist gefunden. Ich verbiete Ihnen die Zusammenkünfte, aber ich verbiete Ihnen die Briefe nicht.«

»Wahrhaftig!« rief der Wahnsinnige, wieder belebt durch diese Hoffnung. »Ich werde schreiben können?«

»Versuchen Sie es.«

»Und ... sie würde mir antworten?«

»Ich werde es versuchen.«

Der Cardinal verschlang Jeanne's Hand mit seinen Küssen. Er nannte sie seinen Schutzengel. Er mußte sehr lachen, der Dämon, der im Herzen der Gräfin wohnte.

LXVIII.

Die Nacht.

An demselben Tage, gegen vier Uhr Abends, hielt ein Reiter am Saume des Parks hinter den Apollo-Bädern.

Dieser Reiter machte eine Vergnügenspromenade im Schritt; nachdenkend wie Hippolyt, schön wie dieser, ließ seine Hand die Zügel auf dem Halse des Rosses schwanken.

Er hielt, wie gesagt, an der Stelle, wo Herr von Rohan seit drei Tagen sein Pferd anhalten ließ. Der Boden war ganz durch das Hufeisen zerstampft, und er sah die jungen Zweige rings um die Eiche abgefressen, an deren Stamm das Thier angebunden gewesen.

Der Reiter stieg ab.

»Das ist ein sehr verwüsteter Platz,« sagte er.

Und er näherte sich der Mauer.

»Hier sind die Spuren vom Hinaufsteigen; hier ist eine kürzlich geöffnete Thüre. Das hatte ich mir gedacht.

»Man hat nicht den Krieg mit den Indianern der Savannen geführt, ohne sich auf die Spuren von Thieren und Menschen zu verstehen. Seit vierzehn Tagen aber ist Herr von Charny zurückgekehrt; seit vierzehn Tagen hat sich Herr von Charny nicht gezeigt. Diese Thüre ist es, welche Herr von Charny zu seinem Eintritt in Versailles gewählt hat.«

So sprechend seufzte der Reiter geräuschvoll, als risse er sich seine Seele mit diesem Seufzer aus.

»Lassen wir dem Nächsten sein Glück,« murmelte er, während er die genannten Spuren auf dem Rasen und den Mauern eine um die andere betrachtete. »Was Gott dem Einen gibt, verweigert er dem Andern. Nicht umsonst macht Gott Glückliche und Unglückliche; sein Wille sei gepriesen.

»Man müßte aber einen Beweis haben. Um welchen Preis, durch welches Mittel ihn erlangen?

»Oh! nichts ist einfacher. Im Gebüsche, in der Nacht, vermöchte man einen Menschen nicht zu entdecken, und von seinem Versteck aus vermöchte er diejenigen zu sehen, welche hierher kommen. Heute Abend werde ich im Gebüsche sein.«

Der Reiter nahm die Zügel seines Pferdes zusammen, stieg langsam auf und verschwand, ohne den Schritt seines Rosses zu beschleunigen, an der Ecke der Mauer.

Charny aber hatte sich, den Befehlen der Königin gehorchend, in seiner Wohnung eingeschlossen und erwartete eine Botschaft von ihr.

Es wurde Nacht, nichts erschien. Statt am Fenster des Pavillons zu lauern, das auf den Park ging, lauerte Charny in demselben Zimmer an dem Fenster, das auf die kleine Gasse ging. Die Königin hatte gesagt: bei der Thüre der Jägermeisterei; aber Fenster und Thüre in diesem Pavillon, das war nur Eines, nur Erdgeschoß, und die Hauptsache war, daß man Alles sehen konnte, was vorging.

Er befragte die tiefe Nacht und hoffte von einer Minute zur andern den Galopp eines Reiters

oder den hastigen Schritt eines Läufers zu hören.

Es schlug elf Uhr Nachts. Die Königin hatte Charny hintergangen. Sie hatte im ersten Augenblick der Ueberraschung ein Zugeständniß gemacht. Beschämt hatte sie versprochen, was ihr zu halten nie möglich war, und sie hatte – ein schrecklicher Gedanke – versprochen mit dem Bewußtsein, daß sie nicht halten würde.

Mit jener Leichtigkeit des Argwohns, welche die heftig verliebten Leute characterisirt, machte es sich Charny schon zum Vorwurf, daß er so leichtgläubig gewesen.

»Wie konnte ich,« rief er, »ich, der ich gesehen, Lügen glauben und meine Ueberzeugung, meine Gewißheit einer albernen Hoffnung opfern?«

Er entwickelte mit Wuth diesen düsteren Gedanken, als das Geräusch einer Handvoll Sand, die man an das andere Fenster warf, seine Aufmerksamkeit erregte und ihn nach der Seite des Parkes laufen machte.

Er sah nun, in einem weiten schwarzen Mantel, unten bei den Hagebuchen des Parkes eine weibliche Gestalt, welche ein bleiches, ängstliches Gesicht gegen ihn erhob.

Charny konnte einen Schrei der Freude und zugleich des Bedauerns nicht unterdrücken. Die Frau, die ihn erwartete, die ihn rief, war die Königin!

Mit einem Sprunge setzte er zum Fenster hinaus und fiel gerade vor die Königin nieder.

»Oh! Sie sind da, mein Herr? Das ist ein Glück!« sagte Marie Antoinette leise und ganz bewegt; »was machten Sie denn?«

»Sie! Sie! Madame! ... Sie selbst? ist es möglich?« erwiderte Charny.

»Warteten Sie so?«

»Ich wartete auf der Seite der Gasse.«

»Konnte ich durch die Gasse kommen, während es es einfach ist, durch den Park zu kommen?«

»Ich hatte nicht zu hoffen gewagt, daß ich Sie sehen würde. Madame,« sprach Charny mit einem Ausdruck leidenschaftlicher Dankbarkeit.

Marie Antoinette unterbrach ihn:

»Bleiben wir nicht hier; es ist hier so hell: haben Sie Ihren Degen?«

»Ja.«

»Gut! ... Wo sagen Sie, daß die Leute hereingekommen seien, die Sie gesehen?«

»Durch diese Thüre.«

»Und zu welcher Stunde?«

»Jedes Mal um Mitternacht.«

»Es ist kein Grund vorhanden, daß sie heute Abend nicht auch kommen sollten. Sie haben mit Niemand gesprochen?«

»Mit Niemand.«

»Gehen wir in's Gebüsch und warten wir.«

»Oh! Eure Majestät ...«

Die Königin ging voran und machte mit ziemlich raschem Schritt ein Stück Weges in umgekehrter Richtung.

»Sie begreifen wohl,« sagte sie plötzlich, als wollte sie dem Gedanken Charny's entgegenkommen, »Sie begreifen, daß ich mir das Vergnügen gemacht habe, die Sache dem

Policei-Lieutenant zu erzählen. Seitdem ich mich beklagt, hätte mir Herr von Crosne schon müssen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn die Creatur, die meinen Namen usurpirt hat, nachdem sie sich eine Aehnlichkeit mit mir angemaßt, noch nicht verhaftet, wenn dieses ganze Geheimniß noch nicht aufgeklärt ist, so fühlen Sie wohl, daß zwei Gründe obwalten: entweder die Unfähigkeit des Herrn von Crosne – was nicht der Fall ist – oder seine Genossenschaft mit meinen Feinden. Mir scheint es aber schwierig, daß man sich bei mir, in meinem Parke, die schmäbliche Comödie erlauben soll, die Sie mir bezeichnet haben, ohne eines unmittelbaren Beistands oder einer stillschweigenden Genossenschaft sicher zu sein. Darum scheinen mir diejenigen, welche sich dessen schuldig gemacht haben, gefährlich genug zu sein, daß ich mich bei der Sorge, sie zu entlarven, nur auf mich selbst verlasse. Was denken Sie davon?«

»Ich bitte Eure Majestät um Erlaubniß den Mund nicht mehr zu öffnen. Ich bin in Verzweiflung; ich habe noch Befürchtungen, und ich habe keinen Verdacht mehr.«

»Sie sind wenigstens ein redlicher Mann,« sagte die Königin lebhaft: »Sie wissen die Dinge in's Gesicht zu sagen; das ist ein Verdienst, welches hie und da die Unschuldigen verwunden kann, wenn man sich in Beziehung auf sie täuscht; aber eine Wunde heilt.«

»Oh! Madame, es schlägt elf Uhr: ich zittere.«

»Versichern Sie sich, ob Niemand hier ist,« sagte die Königin, um ihren Gefährten zu entfernen.

Charny gehorchte. Er lief in den Gebüsch umher bis zu den Mauern.

»Niemand,« sprach er, als er zurückkam.

»Wo ist die Scene vorgefallen, die Sie erzählten?«

»Madame, in diesem Augenblick, als ich von meiner Nachforschung zurückkehrte, habe ich einen furchtbaren Stich in's Herz bekommen. Ich erblickte Sie an derselben Stelle, wo ich in den vergangenen Nächten die falsche Königin von Frankreich sah.«

»Hier!« rief die Königin, indem sie sich mit Ekel von der Stelle entfernte, die sie einnahm.

»Unter diesem Kastanienbaume, ja, Madame.«

»Dann bleiben wir nicht hier, mein Herr « sagte Marie Antoinette, »denn wenn sie hierher gekommen sind, so werden sie wieder hierher kommen.«

Charny folgte der Königin in eine andere Allee. Sein Herz schlug so stark, daß er das Geräusch der Thüre, die sich öffnen würde, nicht zu hören fürchtete.

Schweigsam und stolz wartete sie auf die Erscheinung des lebendigen Beweises ihrer Unschuld.

Es schlug Mitternacht. Die Thüre öffnete sich nicht.

Es verging eine halbe Stunde, während welcher Marie Antoinette Charny mehr als zehnmal fragte, ob die Betrüger sehr pünktlich bei jedem ihrer Rendezvous gewesen seien?

Es schlug drei Viertel nach Mitternacht auf Saint-Louis von Versailles.

Die Königin stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße.

»Sie werden sehen, daß sie heute nicht kommen,« sagte sie; »solche Unglücksfälle widerfahren nur mir!«

Und während sie diese Worte sprach, schaute sie Charny an, als suchte sie Streit mit ihm, wenn sie in seinen Augen den geringsten Schimmer von Triumph oder Ironie entdeckt hätte.

Aber in demselben Maße erbleichend, in welchem sein Verdacht wiederkehrte, beobachtete

Charny eine so ernste und schwermüthige Haltung, daß sein Gesicht gewiß in diesem Augenblick der Widerschein der seelenreinen Geduld der Märtyrer und der Engel war.

Die Königin nahm ihn beim Arm und führte ihn zu dem Kastanienbaum, unter dem sie ihren ersten Halt gemacht hatten,

»Sie sagen,« flüsterte sie, »hier sei es gewesen, wo Sie diese Leute gesehen?«

»Hier, auf dieser Stelle, Madame.«

»Hier hat die Frau dem Mann eine Rose gegeben?«

»Ja, Eure Majestät.«

Die Königin war so schwach, so angegriffen von dem langen Verweilen in diesem feuchten Park, daß sie sich an den Stamm des Baumes anlehnte und den Kopf auf ihre Brust sinken ließ.

Allmählig bogen sich ihre Beine! er gab ihr den Arm nicht; sie fiel nun mehr auf das Gras und das Moos, als daß sie sich darauf setzte.

Er blieb unbeweglich und düster.

Sie drückte ihre beiden Hände auf ihr Gesicht, und Charny konnte nicht sehen, wie eine Thräne dieser Königin zwischen ihren langen weißen Fingern herabglitt.

Plötzlich erhob sie den Kopf und sprach:

»Mein Herr, Sie haben Recht; ich bin verurtheilt. Ich hatte versprochen, heute zu beweisen, daß Sie mich verleumdet; Gott will es nicht; ich beuge mich.«

»Madame ...« murmelte Charny.

»Ich habe gethan,« fuhr sie fort, »was keine Frau an meiner Stelle gethan hätte. Ich spreche nicht von Königinnen. Oh! mein Herr, was ist eine Königin, wenn sie nicht einmal über ein Herz gebieten kann? Was ist eine Königin, wenn sie nicht einmal die Wertschätzung eines redlichen Mannes erlangt? Oh! mein Herr, helfen Sie mir wenigstens aufstehen, damit ich gehen kann; verachten Sie mich nicht so sehr, daß Sie mir Ihre Hand verweigern.«

Charny stürzte wie ein Wahnsinniger auf seine Kniee.

»Madame,« sagte er, während er mit seiner Stirne auf die Erde schlug, »nicht wahr, wenn ich nicht ein Unglücklicher wäre, der Sie liebt, Sie würden mir vergeben?«

»Sie!« rief die Königin mit einem bitteren Gelächter, »Sie! Sie lieben mich, und Sie halten mich für schändlich! ...«

»Oh! ... Madame.«

»Sie! ... Sie, der Sie ein Gedächtniß haben müßten, Sie beschuldigen mich, ich habe hier eine Rose, dort einen Kuß, dort meine Liebe einem andern Mann geschenkt! ... Mein Herr, keine Lüge, Sie lieben mich nicht!«

»Madame, dieses Gespenst war da, dieses Gespenst einer verliebten Königin. Da auch, wo ich bin, war das Gespenst des Geliebten. Reißen Sie mir das Herz aus, da diese zwei höllischen Bilder in meinem Herzen leben und es verzehren.«

Sie nahm seine Hand und zog ihn mit einer exaltirten Geberde zu sich.

»Sie haben gesehen ... Sie haben gehört ... Nicht wahr, ich war es sicherlich?« sprach sie mit erstickter Stimme ... »Oh! ich war es, suchen Sie nichts Anderes. Nun wohl! wenn ich auf eben diesem Platze, unter eben diesem Kastanienbaum sitzend wie ich saß, Sie zu meinen Füßen, wie der Andere war, wenn ich Ihnen die Hände drücke, wenn ich Sie an meine Brust ziehe, wenn ich Sie in meine Arme nehme, wenn ich Ihnen sage: Ich, die ich dieß Alles dem Andern gethan habe,

nicht wahr? ich, die ich dasselbe dem Andern gesagt habe, nicht wahr? wenn ich Ihnen sage: Herr von Charny, nur ein einziges Wesen auf der Welt liebte, liebe und werde ich lieben ... und das sind Sie! ... Mein Gott! mein Gott! wird das genügen, um Sie zu überzeugen, daß von keiner Schande die Rede sein kann, wenn man im Herzen, neben dem Blute der Kaiserinnen, das göttliche Feuer einer Liebe wie diese hat?«

Charny stieß einen Seufzer aus, ähnlich dem eines Verscheidenden. Die Königin hatte ihn, indem sie so mit ihm sprach, mit ihrem Athem berauscht: er hatte sie sprechen gefühlt, ihre Hand hatte auf seiner Schulter gebrannt, ihre Brust hatte sein Herz versengt, ihr Athem hatte seine Lippen verzehrt.

»Lassen Sie mich Gott danken,« flüsterte er. »Oh! wenn ich nicht an Gott dächte, dächte ich zu viel an Sie.«

Sie erhob sich langsam; sie heftete auf ihn zwei Augen, deren Thränen die Flammen ertränkten.

»Wollen Sie mein Leben?« sagte er ganz verwirrt.

Sie schwieg einen Augenblick, ohne daß sie ihn anzuschauen aufhörte.

»Geben Sie mir Ihren Arm,« sagte sie, »und führen Sie mich überallhin, wohin die Anderen gegangen sind. Zuerst hier ... hier, wo eine Rose gegeben wurde ...«

Sie zog unter ihrem Kleide eine noch von dem Feuer, das ihre Brust versengte, warme Rose hervor und sprach:

»Nehmen Sie!«

Er athmete den balsamischen Duft der Blume ein und verschloß sie in seiner Brust.

»Hier,« sagte sie, »hier hat die Andere ihre Hand zum Kusse gegeben.«

»Ihre beiden Hände!« sprach Charny schwankend und trunken in dem Augenblick, wo sich sein Gesicht in den brennenden Händen der Königin eingeschlossen fand.

»Das ist ein gereinigter Platz,« sagte die Königin mit einem anbetungswürdigen Lächeln» »Sind sie nun nicht in die Apollo-Bäder gegangen?«

Charny blieb, als wäre der Himmel auf seinen Kopf gefallen, erstaunt, halb todt stehen.

»Das ist ein Ort,« sagte die Königin heiter, »wo ich nie anders, als bei Tage eintrete. Sehen wir mit einander die Thüre, durch welche der Liebhaber der Königin entfloh.«

Freudig, leicht, am Arme des glücklichsten Mannes hängend, den Gott je gesegnet, schritt sie, beinahe laufend, über den Rasen hin, der das Gebüsch von der Rundmauer trennte. So kamen sie an die Thüre, vor welcher man die Spuren der Pferdehufe sah.

»Es ist hier, außen,« sagte Charny.

»Ich habe alle Schlüssel,« erwiderte die Königin. »Oeffnen Sie, Herr von Charny, wir wollen uns unterrichten.«

Sie gingen hinaus und bückten sich, um zu sehen; der Mond trat aus einer Wolke hervor, als wollte er sie in ihren Nachforschungen unterstützen.

Der weiße Strahl hing sich zärtlich an dem schönen Gesichte der Königin an, die sich horchend und im Gesträuche umherschauend auf Charny's Arm stützte.

Als sie wohl überzeugt war, ließ sie Charny zurückkehren, indem sie ihn mit einem sanften Drucke an sich zog.

Die Thüre schloß sich wieder hinter ihnen.

Es schlug zwei Uhr.

»Gute Nacht,« sagte sie. »Kehren Sie in Ihre Wohnung zurück. Morgen.«

Sie drückte ihm die Hand und entfernte sich, ohne ein weiteres Wort, rasch unter den Hagebuchen, in der Richtung des Schlosses.

Jenseits der Thüre, die sie geschlossen hatten, erhob sich ein Mann mitten aus dem Gesträuche und verschwand unter den Bäumen längs der Straße.

Dieser Mann trug das Geheimniß der Königin mit sich fort.

LXIX.

Der Abschied.

Die Königin stand am andern Morgen ganz lächelnd und ganz schön auf, um in die Messe zu gehen.

Ihre Wachen hatten Befehl, Jedermann zu ihr kommen zu lassen. Es war ein Sonntag, und Ihre Majestät hatte beim Erwachen gesagt:

»Das ist ein schöner Tag; heut ist's eine Freude zu leben.«

Sie schien auch mit mehr Vergnügen, als gewöhnlich, den Wohlgeruch ihrer Lieblingsblumen einzuathmen; sie zeigte sich freigebiger in den Geschenken, die sie bewilligte; sie beieferte sich mehr ihre Seele in die Nahe Gottes zu bringen.

Sie hörte die Messe ohne Zerstreung, und hatte nie ihren majestätischen Kopf so tief gebückt.

Während sie mit Inbrunst betete, scharte sich die Menge, wie an den anderen Sonntagen, auf dem Wege von den Gemächern zur Capelle zusammen, und selbst die Stufen der Treppen waren bedeckt mit Cavalieren und Damen. Unter den letztern glänzte bescheiden, aber elegant gekleidet, Frau von La Mothe.

Und in dem doppelten Spalier, das die Edelleute bildeten, sah man rechts Herrn von Charny, dem viele von seinen Freunden zu seiner Genesung, zu seiner Rückkehr und besonders zu seinem strahlenden Gesichte Glück wünschten.

Die Gunst ist ein feiner, durchdringender Wohlgeruch, er vertheilt sich mit einer solchen Leichtigkeit in der Luft, daß von den Kennern lange vor der Oeffnung des Räucherpfännchens das Aroma erkannt, festgestellt und geschätzt wird. Olivier war erst seit sechs Stunden der Freund der Königin, aber schon nannte sich Jedermann den Freund Oliviers.

Während er alle diese Glückwünsche mit der guten Miene eines wahrhaft seligen Menschen hinnahm und, um ihm mehr Ehre und Freundschaft zu erweisen, die ganze Linke des Spaliers zur Rechten überging, gewährte Olivier, genöthigt, seine Blicke auf der Gruppe, die ihn umschwärmte, umherlaufen zu lassen, allein sich gegenüber ein Gesicht, dessen düstere Blässe und Unbeweglichkeit ihm mitten unter seiner Berausung auffiel.

Er erkannte Philipp von Taverney, der, in seine Uniform eingezwängt, die Hand am Griffe seines Degens hielt.

Seit den Höflichkeitsbesuchen, die der Letztere im Vorzimmer seines Gegners gemacht, seit der Einsperrung Charny's durch den Doctor Louis hatte keine Berührung zwischen den zwei Nebenbuhlern stattgefunden.

Charny, als er Philipp sah, der ihn ruhig, ohne Wohlwollen und ohne Drohung anschaute, begann mit einem Gruße, den ihm Philipp von fern erwiderte.

Hierauf sagte Olivier, indem er mit seiner Hand durch die Gruppe schnitt, die ihn umgab:

»Verzeihen Sie, meine Herren ... lassen Sie mich eine Pflicht der Höflichkeit erfüllen.«

Und er durchschritt den zwischen dem Spaliere rechts und dem Spaliere links liegenden Raum, und ging gerade auf Philipp zu, der sich nicht rührte.

»Herr von Taverney,« sagte er, während er noch höflicher, als das erste Mal, grüßte, »ich mußte Ihnen für den Antheil danken, den Sie an meiner Gesundheit zu nehmen die Güte hatten, doch ich bin gestern erst hier angekommen.«

Philipp erröthete und schaute ihn an, dann schlug er die Augen nieder.

»Nein,« fuhr Charny fort, »ich werde die Ehre haben, Ihnen morgen Ihren Besuch zurückzugeben, und ich hoffe, Sie hegen keinen Groll mehr gegen mich.«

»Durchaus nicht, mein Herr,« erwiderte Philipp.

Charny war im Begriff, seine Hand auszustrecken, damit Philipp die seinige darauf legte, als die Trommel die Ankunft der Königin verkündigte.

»Die Königin kommt, mein Herr,« sprach Philipp langsam, ohne daß er die freundschaftliche Geberde Charny's erwidert hatte.

Und er punctirte diese Worte durch eine mehr schwermüthige, als kalte Verbeugung.

Ein wenig erstaunt, beeilte sich Charny, zu seinen Freunden im Spalier links zurückzukehren.

Philipp seinerseits blieb, als ob er Schildwache stände.

Die Königin näherte sich, man sah sie Mehreren zulächeln, Bittschriften nehmen oder abnehmen lassen, denn von fern hatte sie Charny erblickt, und indem sie mit jenem verwegenen Muthe, dem sie bei ihren Freundschaften die Zügel schießen ließ und den ihre Feinde Schamlosigkeit nannten, keinen Blick mehr von ihm wandte, sprach sie ganz laut die Worte:

»Bitten Sie heute, meine Herren, bitten Sie, ich vermöchte heute nichts abzuschlagen.«

Charny war bis in die Tiefe seines Herzens durchdrungen von dem Ausdruck, von dem Sinn dieser Zauberworte. Er bebte vor Wonne, und dieß war sein einziger Dank gegen die Königin.

Plötzlich wurde diese ihrer süßen, aber gefährlichen Beschauung durch das Geräusch eines Trittes, durch den Ton einer fremden Stimme entzogen.

Der Tritt knarrte zu ihrer Linken auf der Platte, die bewegte aber ernste Stimme sprach:

»Madame ...«

Die Königin erblickte Philipp; sie vermochte eine erste Bewegung des Erstaunens nicht zu unterdrücken, als sie sich so zwischen diese zwei Männer gestellt sah, deren einen zu sehr und den andern nicht genug zu lieben sie sich vielleicht zum Vorwurf machte.

»Sie Herr von Taverney!« rief sie rasch sich fassend; »Sie! Sie haben sich etwas von mir zu erbitten? Oh! sprechen Sie.«

»Zehn Minuten Audienz, nach der Muße Eurer Majestät,« antwortete Philipp, indem er sich verbeugte, ohne die strenge Blässe seiner Stirne entwaffnet zu haben.

»Auf der Stelle, mein Herr,« erwiderte die Königin, während sie einen verstohlenen Blick auf Charny warf, welchen sie nicht ohne ein unwillkürliches Beben so nahe bei seinem ehemaligen Gegner sehen konnte; »folgen Sie mir.«

Und sie ging rascher, als sie den Tritt Philipps hinter dem ihrigen hörte, während Charny an seinem Platz geblieben war.

Sie setzte indessen ihre Ernte an Briefen, Eingaben und Bittschriften fort, gab einige Befehle und trat in ihre Gemächer.

Eine Viertelstunde nachher wurde Philipp in die Bibliothek geführt, wo die Königin am Sonntag empfing.

»Ah! Herr von Taverney,« sprach sie mit freudigem Tone, »treten Sie ein und machen Sie mir

sogleich ein gutes Gesicht. Ich muß Ihnen gestehen, ich habe eine Unruhe, so oft ein Taverney mich zu sprechen wünscht. Sie sind von schlimmer Vorbedeutung in Ihrer Familie. Beruhigen Sie mich geschwind, Herr von Taverney ... und sagen Sie mir, Sie kommen nicht, um mir ein Unglück mitzutheilen.«

Noch bleicher nach diesem Eingang, als er es während der Scene mit Charny gewesen war, beschränkte sich Philipp, da er sah, wie wenig Absichtlichkeit die Königin in ihre Sprache legte, darauf, daß er erwiderte:

»Madame, ich habe die Ehre, Eure Majestät zu versichern, daß ich ihr dießmal nur eine gute Nachricht bringe.«

»Ah! es ist eine Nachricht!« rief die Königin.

»Ach! ja, Eure Majestät.«

»Oh! mein Gott!« sagte Marie Antoinette, die den heitern Ton wieder annahm, der Philipp so unglücklich machte, »Sie haben gesagt; ach! Ich Arme, die ich bin! würde eine Spanierin ausrufen, Herr von Taverney hat gesagt: ach!«

»Madame,« erwiderte Philipp mit ernstem Tone, »zwei Worte werden Eure Majestät so vollständig beruhigen, daß Ihre edle Stirne sich nicht bloß heute nicht bei der Annäherung eines Taverney verschleiern, sondern daß sie sich nie mehr durch die Schuld eines Taverney Maison-Rouge verschleiern wird. Heute noch, Madame, wird der letzte dieser Familie, dem Eure Majestät einige Gunst zu bewilligen die Gnade gehabt hat, verschwinden, um nie mehr an den französischen Hof zurückzukehren.«

Als bald warf die Königin die freudige Miene von sich, die sie als Hilfsmittel gegen die muthmaßlichen Gemüthsbewegungen bei dieser Zusammenkunft angenommen hatte.

»Sie gehen!« rief sie.

»Ja, Eure Majestät.«

»Sie ... auch!«

Philipp verbeugte sich und erwiderte:

»Meine Schwester hat schon den Kummer gehabt, Eure Majestät zu verlassen; ich, ich war der Königin noch weit unnützer, und ich gehe.«

Die Königin setzte sich ganz unruhig bei dem Gedanken, daß Andrée ihren lebenslänglichen Abschied am Tage nach einem Zusammensein bei Louis verlangt hatte, wo Herrn von Charny das erste Anzeichen des Gefühles, das man für ihn hegte, zu Theil geworden war.

»Seltsam!« murmelte sie träumerisch, und sie fügte kein Wort mehr bei.

Philipp blieb wie eine marmorne Bildsäule stehen und wartete auf die Geberde, die ihn entlassen sollte.

Die Königin erwachte plötzlich aus ihrer Erstarrung.

»Wohin gehen Sie?« fragte sie.

»Ich will mich zu Herrn von Lapérouse begeben.«

»Herr von Lapérouse ist in diesem Augenblicke in Neu-Foundland.«

»Ich habe alle Anstalten getroffen, um zu ihm zu gelangen.«

»Sie wissen, daß man ihm einen gräßlichen Tod geweissagt hat?«

»Gräßlich, das weiß ich nicht,« entgegnete Philipp, »doch einen schnellen Tod, das ist mir bekannt.«

»Und Sie reisen?«

Er lächelte mit einer so edlen und so sanften Schönheit.

»Gerade darum will ich Lapérouse nachfolgen,« sagte er.

Die Königin versank abermals in ihr banges Stillschweigen.

Philipp wartete noch einmal ehrfurchtsvoll.

Die so edle und so muthige Natur Marie Antoinette's erwachte verwegener, als je.

Sie stand auf ... trat auf den jungen Mann zu und sprach zu ihm, indem sie ihre weißen Arme auf ihrer Brust kreuzte:

»Warum gehen Sie?«

»Weil ich sehr reiselustig bin,« antwortete er mit sanftem Tone.

»Aber Sie haben schon die Reise um die Welt gemacht,« entgegnete die Königin, die sich einen Augenblick durch diese heldenmüthige Ruhe bethören ließ.

»Die neue Welt, ja, Madame,« fuhr Philipp fort, »doch nicht um die alte und die neue Welt zusammen.«

Die Königin machte eine Geberde des Aergers und wiederholte, was sie zu Andrée gesagt hatte:

»Eisernes Geschlecht, stählerne Herzen, diese Taverney. Ihre Schwester und Sie, Sie sind zwei furchtbare Leute, Freunde, die man am Ende haßt. Sie gehen, nicht um zu reisen, denn Sie sind dessen müde, sondern um mich zu verlassen. Ihre Schwester wurde, wie sie sagte, von der Religion berufen, sie verbirgt ein Feuerherz unter der Asche. Kurz, sie wollte gehen, und sie ist gegangen. Gott mache sie glücklich! Sie, Sie, der Sie glücklich sein könnten, Sie gehen nun auch ... ich sagte Ihnen vorhin, die Taverney bringen mir Unglück!«

»Schonen Sie uns, Madame; wenn Eure Majestät die Gnade hätte, besser in unsern Herzen zu suchen, so würde sie eine grenzenlose Ergebenheit darin sehen.«

»Hören Sie,« rief die Königin zornig, » Sie sind ein Quäker, *Ihre Schwester* ist eine Philosophin, unmögliche Geschöpfe; sie stellt sich die Welt wie ein Paradies vor, wo man nur unter der Bedingung Eintritt finde, daß man zu den Heiligen gehöre; Sie halten die Welt für die Hölle, in welche nur die Teufel eintreten; und Sie beide haben die Welt geflohen: der Eine, weil Sie darin das finden, was Sie nicht suchen; die Andere, weil sie nicht darin finden, was Sie suchen. Habe ich Recht? Ei! mein lieber Herr von Taverney, lassen Sie die menschlichen Geschöpfe unvollkommen sein; verlangen Sie von den königlichen Familien nur, daß sie die unvollkommensten der menschlichen Geschlechter seien; seien Sie duldsam oder seien Sie vielmehr nicht selbstsüchtig.«

Sie betonte diese Worte mit zu viel Leidenschaft.

Philipp war im Vortheil.

»Madame,« sagte er, »die Selbstsucht ist eine Tugend, wenn man sich derselben bedient, um die Gegenstände seiner Anbetung noch zu erhöhen.«

Marie Antoinette erröthete.

»Alles was ich weiß,« sagte sie, »ist, daß ich Andrée liebte, und daß sie mich verlassen hat; daß ich große Stücke auf Sie hielt, und daß Sie mich ebenfalls verlassen. Es ist demüthigend für mich, zwei so vollkommene Personen ... ich scherze nicht, mein Herr ... mein Haus verlassen zu sehen.«

»Nichts kann eine Person demüthigen, die so erhaben ist, wie Sie,« erwiderte Taverney kalt; »die Beschämung erreicht hohe Stirnen, wie die Ihrige, nicht.«

»Ich besinne mich auf's Ernstlichste, was Sie verletzt haben mochte,« fuhr die Königin fort.

»Nichts, nichts hat mich verletzt,« erwiderte Philipp lebhaft.

»Ihr Grad ist bestätigt worden; Ihr Glück ist im besten Zuge; ich zeichnete Sie aus ...«

»Ich wiederhole Eurer Majestät, daß mir nichts bei Hofe mißfällt.«

»Und wenn ich Ihnen sagte, Sie sollen bleiben ... und wenn ich es Ihnen befehlen würde? ...«

»Ich hätte den Schmerz, Eurer Majestät mit einer Weigerung zu antworten.«

Die Königin versenkte sich zum dritten Mal in jene stillschweigende Zurückhaltung, die für ihre Logik das war, was bei dem ermüdeten Fechter die Handlung ist, durch die er seinen Gegner aus der Lage zu bringen sucht.

Und da sie aus dieser Ruhe immer durch einen unerwarteten Schlag heraustrat, so sagte sie, indem sie ihren klaren Blick auf Philipp heftete:

»Es ist vielleicht Jemand hier, der Ihnen mißfällt? Sie sind argwöhnisch.«

»Niemand mißfällt mir.«

»Ich glaubte, Sie ständen schlecht ... mit einem Cavalier ... mit Herrn von Charny ... den Sie im Duell verwundet haben ...« sagte die Königin, sich stufenweise belebend. »Und da es einfach ist, daß man die Leute flieht, die man nicht liebt, so werden Sie, sobald Sie die Rückkehr des Herrn von Charny bemerkten, den Hof zu verlassen gewünscht haben.«

Philipp antwortete nicht.

Die Königin, die sich in Beziehung auf diesen so redlichen, so wackern Mann täuschte, glaubte es mit einem gewöhnlichen Eifersüchtigen zu thun zu haben. Sie setzte ihm ohne Schonung zu.

»Sie wissen erst seit heute, daß Herr von Charny zurückgekommen ist,« fuhr sie fort. »Ich sage, seit heute! und heute verlangen Sie Ihren Abschied von mir?«

Philipp wurde mehr bleifarbig, als bleich. So angegriffen, so mit Füßen getreten, erhob er sich grausam.

»Madame,« sagte er, »es ist wahr, ich weiß die Rückkehr des Herrn von Charny erst seit heute; nur ist es länger, als Eure Majestät denkt, denn ich habe Herrn von Charny gegen zwei Uhr Morgens an der Parkthüre getroffen, welche mit den Apollo-Bädern in Verbindung steht.«

Die Königin erbleichte ebenfalls, und nachdem sie mit einer Bewunderung, gemischt mit Schrecken, die vollkommene Höflichkeit betrachtet hatte, die der Edelmann in seinem Zorne behielt, murmelte sie mit erloschener Stimme:

»Gut, mein Herr, gehen Sie, ich halte Sie nicht zurück.«

Philipp verbeugte sich zum letzten Mal und ging mit langsamem Schritte weg.

Die Königin fiel, wie vom Blitze getroffen, in einen Lehnstuhl und rief:

»Frankreich, du Land der edlen Herzen!«

LXX.

Die Eifersucht des Cardinals.

Indessen hatte der Cardinal drei Nächte aufeinander folgen sehen, die sehr verschieden von denen waren, welche seine Einbildungskraft ihm unaufhörlich von Neuem vorführte.

Keine Nachricht von irgend Jemand, keine Hoffnung auf einen Besuch. Diese Todesstille nach der Aufregung der Leidenschaft war die Dunkelheit eines Kellers nach dem heitern Sonnenlicht.

Der Cardinal schmeichelte sich Anfangs mit der Hoffnung, seine Geliebte, ein Weib, bevor sie Königin war, wolle erproben, welcher Natur die Liebe sei, die man ihr bezeugte, und ob sie nach der Prüfung, wie vor derselben gefalle. Ein ganz männliches Gefühl, dessen Materialismus eine zweischneidige Waffe wurde, die den Cardinal sehr schmerzlich verwundete, wenn sie sich gegen ihn kehrte.

Als er nichts kommen sah und nichts hörte als das Stillschweigen, wie Herr Delille sagt, da fürchtete der Unglückliche in der That, diese Prüfung sei für ihn selbst ungünstig gewesen. Hievon rührte eine Angst, eine Bangigkeit her, von der man sich keinen Begriff machen kann, wenn man nicht an den allgemeinen Nervenschmerzen gelitten hat, die jede nach dem Gehirn ausmündende Fiber zu einer Feuerschlange machen, die sich durch ihren eigenen Willen krümmt oder abspannt.

Dieses Mißbehagen wurde dem Cardinal unerträglich; er schickte zehnmal an einem halben Tage in die Wohnung der Frau von La Mothe, zehnmal nach Versailles.

Der zehnte Eilbote brachte ihm endlich Jeanne, welche dort Charny und die Königin bewachte und sich innerlich zu dieser Ungeduld des Cardinals, der sie bald den günstigen Erfolg ihres Unternehmens zu verdanken haben sollte, Glück wünschte.

Sobald der Cardinal sie erblickte, brach er los.

»Wie!« rief er, »Sie leben mit dieser Ruhe! Wie! Sie wissen, daß ich auf der Folter bin, und Sie, die Sie sich meine Freundin nennen, lassen diese Folter bis zum Tode gehen!«

»Ei, Monseigneur,« erwiderte Jeanne, »Geduld, wenn's beliebt. Was ich in Versailles fern von Ihnen that, ist viel nützlicher, als was Sie hier in Ihrer Sehnsucht nach mir thaten.«

»Man ist nicht in diesem Grade grausam,« sagte Seine Eminenz, besänftigt durch die Hoffnung, Nachrichten zu erhalten. »Sprechen Sie, was sagt man, was thut man dort?«

»Die Abwesenheit ist ein schmerzliches Uebel, mag man nun in Paris oder in Versailles daran leiden.«

»Das entzückt mich, und ich danke Ihnen dafür; aber ...«

»Aber?«

»Beweise!«

»Oh! guter Gott,« rief Jeanne, »was sagen Sie da, Monseigneur! Beweise! ... Sind Sie bei Troste, Monseigneur, daß Sie von einer Frau Beweise für ihre Fehler verlangen?«

»Ich verlange keine Urkunde für einen Proceß, Gräfin; ich verlange ein Liebespfand.«

»Mir scheint,« erwiderte sie, nachdem sie Seine Eminenz auf eine gewisse Weise angeschaut

hatte, »Sie werden sehr anspruchsvoll, wo nicht sehr vergeßlich.«

»Oh! ich weiß, was Sie mir sagen wollen ... ich weiß, daß ich mich für sehr befriedigt ... für sehr geehrt halten müßte; doch beurtheilen Sie mein Herz nach dem Ihrigen, Gräfin ... Wie nähmen Sie es auf, wenn Sie so, nachdem Sie den Anschein der Gunst genossen, auf die Seite geworfen würden?«

»Sie haben, glaube ich, gesagt, den Anschein?« erwiderte Jeanne mit demselben spöttischen Tone.

»Oh! es ist gewiß, Sie können mich ungestraft schlagen, Gräfin, es ist wahr, nichts berechtigt mich zu einer Klage; doch ich beklage mich ...«

»Monseigneur, ich kann nicht für Ihre Unzufriedenheit verantwortlich sein, wenn sie nur unstichhaltige oder gar keine Gründe hat.«

»Gräfin; Sie behandeln mich schlecht.«

»Monseigneur, ich wiederhole Ihre Worte. Ich folge Ihrer Erörterung.«

»Inspiriren Sie sich durch sich selbst, statt mir meine Tollheiten vorzuwerfen: helfen Sie mir, statt mich zu martern.«

»Ich kann Ihnen nicht helfen, wo ich nichts zu thun sehe.«

»Sie sehen nichts zu thun?« sagte der Cardinal, indem er auf jedes Wort einen Nachdruck legte.

»Nichts.«

»Wohl! Madame,« rief Herr von Rohan voll Heftigkeit, »es sagt vielleicht nicht Jedermann, was Sie sagen.«

»Ach! Monseigneur, nun sind wir bis zum Zorn gelangt und wir verstehen uns nicht mehr. Eure Eminenz wird mir verzeihen, wenn ich ihr dieß bemerke.«

»Zum Zorn! ja ... Ihr böser Wille treibt mich dazu, Gräfin.«

»Und Sie berechnen nicht, ob dieß Ungerechtigkeit ist?«

»Oh! nein! Wenn Sie mir nicht mehr dienen, so ist dieß der Fall, weil Sie es nicht mehr anders machen können, das sehe ich wohl.«

»Sie beurtheilen mich gut; warum klagen Sie mich dann an?«

»Weil Sie mir die ganze Wahrheit sagen müßten, Madame.«

»Die Wahrheit! ich habe Ihnen diejenige gesagt, welche ich weiß.«

»Sie sagen mir nicht, daß die Königin eine Treulose, eine Cokette ist, daß sie die Leute anreizt sie anzubeten und sie hernach der Verzweiflung überantwortet.«

Jeanne schaute ihn mit erstaunter Miene an.

»Erklären Sie sich,« sagte sie zitternd, nicht vor Angst, sondern vor Freude.

Sie hatte in der That in der Eifersucht des Cardinals einen Ausgang erblickt, den ihr die Umstände vielleicht nicht gegeben hätten, um aus einer so schwierigen Lage herauszukommen.

»Gestehen Sie mir,« fuhr der Cardinal fort, der mehr mit seiner Leidenschaft rechnete, »gestehen Sie mir, ich bitte Sie, daß die Königin sich weigert, mich zu sehen.«

»Ich sage das nicht, Monseigneur.«

»Gestehen Sie, daß sie, wenn sie mich nicht mit ihrem vollen Willen zurückstößt, was ich immer noch hoffe, mich aus dem Besitze setzt und fern von sich hält, um nicht irgend einen andern Liebhaber zu beunruhigen, bei dem meine Huldigungen Verdacht erregt haben.«

»Ah! Monseigneur,« rief Jeanne mit einem so honigsüßen Tone, daß sie noch viel mehr errathen ließ, als sie verbergen wollte.

»Hören Sie mich,« sagte der Cardinal, »als ich Ihre Majestät zum letzten Male sah, glaubte ich im Gebüsche gehen zu hören.«

»Tollheit!«

»Und ich werde Alles sagen, was ich muthmaße.«

»Sagen Sie nicht ein Wort mehr, Monseigneur, Sie beleidigen die Königin, und überdieß, wenn es wahr wäre, wenn sie so unglücklich wäre, daß sie die Ueberwachung eines Liebhabers befürchten müßte, was ich nicht glaube, wären Sie ungerecht genug, ihr ein Verbrechen aus der Vergangenheit zu machen, die sie Ihnen zum Opfer bringt?«

»Die Vergangenheit! die Vergangenheit! Das ist ein großes Wort; aber es fällt, Gräfin, wenn diese Vergangenheit noch die Gegenwart ist und die Zukunft sein soll!«

»Pfui! Monseigneur; Sie sprechen mit mir, als sprächen Sie mit einem Mäkler, dem Sie vorwerfen würden, er habe Sie zu einem schlechten Geschäfte veranlaßt. Ihr Argwohn, Monseigneur, ist so verletzend für die Königin, daß er es am Ende auch für mich wird.«

»Dann, Gräfin, beweisen Sie mir ...«

»Ah! Monseigneur, wenn Sie dieses Wort wiederholen, so nehme ich die Beleidigung auf meine Rechnung.«

»Kurz! ... liebt sie mich ein wenig?«

»Da gibt es etwas ganz Einfaches, Monseigneur,« sagte Jeanne, indem sie auf den Tisch des Cardinals und auf das darauf stehende Schreibzeug deutete. »Setzen Sie sich dorthin und fragen Sie die Königin selbst.«

Der Cardinal ergriff voll Entzücken Jeanne's Hand und rief:

»Sie werden ihr das Billet zustellen?«

»Wenn ich es ihr nicht zustellte, wer würde es denn sonst übernehmen?«

»Und ... Sie versprechen mir eine Antwort?«

»Wenn Sie keine Antwort bekämen, wie würden Sie erfahren, woran Sie sich zu halten haben?«

»Oh! so ist es gut, Gräfin, so liebe ich Sie.«

»Nicht wahr?« sagte sie mit ihrem feinen Lächeln.

Er setzte sich, nahm die Feder und fing einen Brief an. Herr von Rohan hatte eine beredte Feder, einen leichten Brief; doch er zerriß zehn Blätter, ehe er sich selbst gefiel.

»Wenn Sie immer so fortmachen, werden Sie nie zum Ziele kommen,« sagte Jeanne.

»Sehen Sie, Gräfin, ich mißtraue meiner Zärtlichkeit; sie überströmt unwillkürlich und würde vielleicht die Königin ermüden.«

»Ah!« versetzte Jeanne mit Ironie, »wenn Sie ihr als Politiker schreiben, so wird sie Ihnen mit einem diplomatischen Billet antworten. Das ist Ihre Sache.«

»Sie haben Recht, und Sie sind eine ächte Frau nach Geist und Herz. Hören Sie, Gräfin, warum sollten wir ein Geheimniß vor Ihnen haben, da Sie das unsere besitzen?«

Sie lächelte.

»Es ist wahr,« sagte sie, »Sie haben mir wenig zu verbergen.«

»Lesen Sie über meine Schulter, lesen Sie so schnell, als ich schreiben werde; denn mein Herz

brennt, meine Feder wird das Papier verzehren.«

Er schrieb in der That; er schrieb einen Brief so glühend, so toll, so voll von Liebesvorwürfen und gefährlichen Bethuerungen, daß, als er geendet hatte, Jeanne, die seinen Gedanken bis zur Unterschrift folgte, zu sich selbst sagte:

»Er hat geschrieben, was ich ihm nicht zu dictiren gewagt hätte.«

Der Cardinal überlas sein Billet und fragte dann Jeanne:

»Ist es so gut?«

»Wenn die Königin Sie liebt,« erwiderte die Verrätherin, »so werden Sie sie morgen sehen; nun aber verhalten Sie sich ruhig.«

»Bis morgen, ja.«

»Ich verlange nicht mehr, Monseigneur.«

Sie nahm das versiegelte Billet, ließ sich von Monseigneur auf die Augen küssen, und kehrte gegen Abend nach Hause zurück. Ausgekleidet, erfrischt, fing sie hier an nachzudenken.

Die Lage war so, wie sie sich dieselbe seit ihrem ersten Auftreten versprochen hatte.

Noch zwei Schritte, und sie war am Ziel.

Wen von beiden war es besser zum Schilde zu wählen: die Königin oder den Cardinal?

Dieser Brief des Cardinals versetzte ihn in die Unmöglichkeit, je Frau von La Mothe anzuklagen, wenn sie ihn nöthigen würde, die für das Halsband schuldige Summe zurückzubezahlen.

Angenommen, der Cardinal und die Königin würden sich sehen, um sich zu verständigen, wie sollten sie es wagen, Frau von La Mothe, die Verwahrerin eines so ärgerlichen Geheimnisses, zu Grunde zu richten?

Die Königin würde keinen Lärmen machen und an den Haß des Cardinals glauben, der Cardinal würde an die Coketterie der Königin glauben, doch die Debatte, wenn eine entstände, würde bei geschlossenen Thüren stattfinden, und beim ersten Argwohn würde Frau von La Mothe diesen Vorwand ergreifen, um sich mit der schönen Summe von anderthalb Millionen aus dem Vaterlande zu verbannen.

Der Cardinal würde wohl wissen, daß Jeanne diese Brillanten genommen, die Königin würde es wohl errathen; doch wozu sollte es ihnen nützen, eine Angelegenheit ruchbar zu machen, welche so eng mit der des Parks und der Apollo-Bäder in Verbindung gebracht war?

Nur genügte ein einziger Brief nicht, um dieses ganze Vertheidigungssystem festzustellen; der Cardinal hatte gute Federn, er würde sieben- bis achtmal schreiben.

Was die Königin betrifft, wer weiß, ob sie nicht mit Herrn von Charny Waffen für Jeanne von La Mothe schmiedete?

So viele Wirrsale und Umwege liefen im schlimmsten Fall auf eine Flucht aus, und Jeanne vergegenwärtigte sich zum Voraus die ganze Stufenfolge.

Zuerst Verfall des Termins, Anzeige der Juweliere. Die Königin ging gerade zu Herrn von Rohan.

Wie?

Durch die Vermittlung Jeanne's, das war unvermeidlich. Jeanne benachrichtigte den Cardinal und forderte ihn auf, zu bezahlen.

Weigerte er sich ... Drohung, die Briefe zu veröffentlichen; er bezahlte.

Nach geleisteter Bezahlung keine Gefahr mehr. Was den öffentlichen Lärm betrifft, so blieb noch die Intriguenfrage auszubeuten. In diesem Punkt vollkommene Befriedigung. Die Ehre einer Königin und eines Kirchenfürsten um den Preis von anderthalb Millionen, das war noch zu wohlfeil. Jeanne glaubte sicher zu sein, sie würde drei Millionen bekommen, wenn sie wollte.

Und warum war Jeanne ihrer Sache in Beziehung auf die Intriguenfrage so sicher?

Weil der Cardinal der Ueberzeugung lebte, er habe drei Nächte hinter einander die Königin in den Gebüsch von Versailles gesehen ... und weil keine Macht der Erde dem Cardinal beweisen würde, er habe sich getäuscht ... Weil ein einziger Beweis des Betrugs übrig blieb, ein lebendiger, unverwerflicher Beweis, den aber Jeanne aus der Debatte zu entfernen im Begriff stand.

Bei diesem Punkt ihres Nachsinnens angelangt, trat Jeanne an's Fenster und erblickte Oliva, die ganz unruhig, ganz neugierig auf ihrem Balcon stand.

»Jetzt haben wir beide miteinander zu schaffen,« dachte Jeanne, indem sie ihre Gefährtin zärtlich grüßte ...

Die Gräfin machte Oliva das verabredete Zeichen, daß sie am Abend herabkomme.

Ganz freudig über diese officielle Mittheilung kehrte Oliva in ihr Zimmer zurück, und Jeanne versank wieder in ihr Nachdenken.

Das Werkzeug zerbrechen, wenn es nicht mehr dienen kann, das ist die Gewohnheit aller Intriganten; nur scheitert die Mehrzahl derselben, entweder weil sie dieses Werkzeug so zerbrechen, daß es einen Seufzer ausstößt, der das Geheimniß verräth, oder weil sie es unvollständig genug zerbrechen, daß es noch Andern zu dienen vermag.

Jeanne dachte, die lebenslustige kleine Oliva würde sich nicht zerbrechen lassen, ohne einen Seufzer von sich zu geben.

Man mußte nothwendig für sie eine Fabel ersinnen, die sie zur Flucht bestimmte, und eine andere, die ihr sehr gern zu fliehen gestattete.

Die Schwierigkeiten erhoben sich auf jedem Schritt; doch gewisse Geister finden ein eben so großes Vergnügen daran, die Schwierigkeiten aufzulösen, als andere, die Rosen mit Füßen zu treten.

So entzückt Oliva über die Gesellschaft ihrer neuen Freundin war, war sie es doch nur beziehungsweise, das heißt, insofern sie diese Verbindung durch die Scheiben ihres Gefängnisses erschaute, fand sie dieselbe kostbar.

Doch die aufrichtige Nicole verbarg ihrer Freundin nicht, der lichte Tag, die Spazierfahrten im hellen Sonnenschein, kurz alle die Wirklichkeiten des Lebens wären ihr lieber gewesen, als die nächtlichen Promenaden und das erdichtete Königthum.

Jeanne, ihre Liebkosungen und ihre Vertraulichkeit waren für sie nur ein halbes Leben; die Wirklichkeit des Lebens waren Geld und Beausire.

Jeanne, welche diese Theorie gründlich studirt hatte, gelobte sich, dieselbe bei der ersten Gelegenheit anzuwenden.

Indem sie sich zusammenfaßte, gab sie als Thema ihrer Unterredung mit Nicole die Nothwendigkeit, den Beweis der strafbaren im Park von Versailles begangenen Betrügereien ganz und gar verschwinden zu machen.

Die Nacht brach ein, Oliva kam herab. Jeanne erwartete sie vor der Thüre.

Beide gingen wieder die Rue Saint-Claude bis zu dem verödeten Boulevard hinauf, wo sie

ihren Wagen erreichten, den sie, um besser mit einander sprechen zu können, im Schritt auf dem Wege fahren ließen, welcher sich kreisförmig nach Vincennes zieht.

Nicole war wohl eingehüllt in ein einfaches Kleid und in eine weite Caputze; Jeanne war als Grisette gekleidet, und Niemand vermochte sie zu erkennen. Man hätte zu diesem Behuf überdieß in den Wagen tauchen müssen, und die Policei allein war hiezu befugt. Nichts aber hatte bis jetzt Verdacht bei der Policei erweckt.

Dabei trug dieser Wagen, statt nur glatt zu sein, an seinen Füllungen das Wappen der Valois, eine beachtenswerthe Schildwache, deren Verbot zu durchbrechen oder zu überschreiten die Gewaltthat eines Agenten nie gewagt hätte.

Oliva fing damit an, daß sie Jeanne mit Küssen bedeckte, und diese erwiderte dieselben mit Wucher.

»Oh! was habe ich mich gelangweilt,« sagte Oliva, »ich suchte Sie, ich rief nach Ihnen.«

»Unmöglich, meine Freundin, ich konnte Sie unmöglich besuchen, ich wäre eine zu große Gefahr gelaufen und hätte Sie auch einer solchen preisgegeben.«

»Wie dieß?« fragte Nicole erstaunt.

»Eine furchtbare Gefahr, meine Kleine, worüber ich noch zittere.«

»Oh! erzählen Sie mir das geschwind.«

»Sie wissen, daß Sie hier viele Feinde haben?«

»Leider, ja!«

»Und daß Sie, um sich zu zerstreuen, auszugehen wünschten?«

»Wozu Sie mir so freundschaftlich verholfen haben.«

»Sie wissen auch, daß ich Ihnen von jenem Mundschenk sprach, der etwas verrückt, aber sehr angenehm und in die Königin verliebt ist, welcher Sie ein wenig gleichen.«

»Ja, ich weiß das.«

»Ich hatte die Schwäche, Ihnen eine unschuldige Unterhaltung vorzuschlagen, die darin bestand, daß wir uns über den armen Jungen lustig machen und ihn so mystificiren wollten, daß er an eine Laune der Königin für ihn glauben sollte.«

»Ach! ja,« seufzte Oliva,

»Ich erinnere Sie nicht an die zwei ersten Promenaden, die wir bei Nacht im Garten von Versailles in Gesellschaft dieses armen Jungen machten.«

Oliva seufzte abermals.

»In diesen zwei Nächten spielten Sie Ihre kleine Rolle so gut, daß unser Verliebter die Sache im Ernste nahm.«

»Das war vielleicht schlimm,« sagte Oliva leise; »denn in der That, wir täuschten ihn, und er verdient es nicht; es ist ein reizender Cavalier.«

»Nicht wahr?«

»Oh! ja.«

»Doch! warten Sie, hierin liegt das Schlimme nicht. Daß Sie ihm eine Rose geschenkt haben, daß Sie sich Majestät nennen ließen ... daß Sie ihm Ihre Hand zum Küssen gaben, das sind muthwillige Streiche ... Aber ... meine kleine Oliva, es scheint, das ist noch nicht Alles.«

Oliva erröthete so sehr, daß Jeanne ohne die tiefe Nacht es hätte bemerken müssen. Als gescheidtes Weib schaute sie allerdings den Weg und nicht ihre Gefährtin an.

»Wie ...« stammelte Nicole, »in welcher Hinsicht ... ist das noch nicht Alles?«

»Es fand eine dritte Zusammenkunft statt,« erwiderte Jeanne.

»Ja,« sagte Oliva zögernd; »Sie wissen es, da Sie dabei waren.«

»Verzeihen Sie, liebe Freundin, ich war, wie immer, in der Entfernung und lauerte, oder gab mir den Anschein, als lauerte ich, um Ihrer Rolle mehr Wahrheit zu verleihen. Ich habe also weder gehört, noch gesehen, was in jener Grotte vorgegangen ist. Ich weiß nur das, was Sie mir davon erzählt haben. Sie erzählten mir aber, als Sie zurückkamen, Sie seien spazieren gegangen, Sie haben geplaudert, und die Rosen und die Handküsse haben ihr Spiel fortgesetzt. Ich, meine Kleine, glaube Alles, was man mir sagt.«

»Nun denn! ... aber ...« machte Oliva zitternd.

»Nun denn! meine Liebenswürdige, es scheint, unser Narr sagt mehr, als ihm die vorgebliche Königin bewilligt hat.«

»Was?«

»Berauscht, betäubt, verwirrt, rühmte er sich, wie es scheint, von der Königin einen unverwerflichen Beweis getheilte Liebe erhalten zu haben. Dieser arme Teufel ist entschieden ein Narr.«

»Mein Gott! mein Gott!« murmelte Oliva.

»Es ist ein Narr, schon weil er lügt, nicht wahr?«

»Gewiß,« stammelte Oliva.

»Sie hätten sich nicht einer so furchtbaren Gefahr aussetzen sollen, ohne es mir zu sagen, meine liebe Kleine.«

Oliva schauerte vom Scheitel bis zu den Zehen.

»Welche Wahrscheinlichkeit hat es,« fuhr die furchtbare Freundin fort, »daß Sie, die Herrn Beausire liebt und mich als ihre Gefährtin besitzt, daß Sie, eine Dame, welcher der Graf von Cagliostro den Hof macht, dessen Bemühungen Sie zurückweisen, daß Sie aus Laune diesem Narren das Recht geben ... zu ... sagen ... Nein, er hat den Kopf verloren, das lasse ich mir nicht nehmen.«

»Nun!« rief Nicole, »was für eine Gefahr ist dabei? sprechen Sie.«

»Bemerken Sie wohl, wir haben es mit einem Narren zu thun, der nichts fürchtet und nichts schont. So lange es sich nur um eine geschenkte Rose, um einen Handkuß handelte, da war nichts zu sagen; eine Königin hat Rosen in ihrem Park, sie hat Hände zur Verfügung aller ihrer Unterthanen; doch wenn es wahr wäre, daß bei der dritten Zusammenkunft ... Ach! ich lache nicht mehr, seitdem ich diese Idee habe.«

Oliva fühlte, wie sich ihre Zähne aus Angst an einander preßten.

»Was wird dann geschehen, meine gute Freundin?« fragte sie.

»Es wird vor Allem geschehen, daß Sie nicht die Königin sind, wenigstens nicht, daß ich wüßte.«

»Nein.«

»Und daß, da Sie die Eigenschaft Ihrer Majestät usurpirt haben, um eine Leichtfertigkeit dieser Art zu begehen ...«

»Nun?«

»Nun, das nennt man Majestätsbeleidigung. Man führt die Leute sehr weit mit diesem Wort.«

Oliva verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

»Im Ganzen,« fuhr Jeanne fort, »da Sie nicht das gethan haben, womit er sich brüftet, so werden Sie damit davon kommen, daß Sie es beweisen. Die zwei vorhergehenden Leichtfertigkeiten werden mit zwei bis vier Jahren Gefängniß und mit der Verbannung bestraft.«

»Gefängniß! Verbannung!« rief Oliva bestürzt.

»Das ist kein Unglück, das sich nicht wieder gut machen ließe; aber ich will immerhin meine Vorsichtsmaßregeln nehmen und mich sicher stellen.«

»Wie! Sie würden auch beunruhigt?«

»Bei Gott! wird dieser Wahnsinnige nicht auch mich sogleich angeben? Oh! meine arme Oliva, diese Mystification wird uns theuer zu stehen kommen.«

Oliva zerfloß in Thränen.

»Und ich, ich,« sagte sie, »die ich nicht einen Augenblick ruhig sein kann! Oh! wüthender Geist! Oh! Dämon! Sehen Sie, ich bin besessen. Nach diesem Unglück werde ich mir noch ein anderes zuziehen.«

»Verzweifeln Sie nicht, suchen Sie nur das Aufsehen zu vermeiden.«

»Oh! wie werde ich mich bei meinem Beschützer einsperren! Wenn ich ihm Alles sagen würde?«

»Ein schöner Gedanke! Ein Mann, der Sie ätzt, während er Ihnen seine Liebe verbirgt; ein Mann, der nur ein Wort von Ihnen erwartet, um Sie anzubeten ... einem solchen Mann wollen Sie gestehen, Sie haben diese Unvorsichtigkeit mit einem Andern begangen! Ich sage Unvorsichtigkeit, bemerken Sie das wohl... abgesehen davon, daß er argwöhnen wird.«

»Mein Gott! Sie haben Recht.«

»Mehr noch: das Gerücht von dieser Sache wird sich verbreiten, die Nachforschungen der Beamten werden Bedenklichkeiten bei Ihrem Beschützer erregen. Wer weiß, ob er Sie nicht, um sich bei Hofe angenehm zu machen, ausliefern wird?«

»Oh!«

»Nehmen Sie an, er jage Sie ganz einfach weg, was wird dann aus Ihnen werden?«

»Ich weiß, daß ich verloren bin.«

»Und Herr Beausire, wenn er dieß erfährt?« sagte Jeanne langsam, die Wirkung dieses letzten Streiches studirend.

Oliva sprang auf. Mit einem heftigen Stoß zerstörte sie das ganze Gebäude ihrer Frisur.

»Er wird mich umbringen. Oh! nein, ich werde mich selbst tödten.«

Dann wandte sie sich gegen Jeanne um und sagte ganz in Verzweiflung:

»Sie können mich nicht retten, nein, da Sie selbst verloren sind.«

»Ich habe,« erwiderte Jeanne, »tief in der Picardie ein Gütchen, einen Pachthof. Wenn man, ohne gesehen zu werden, diesen Zufluchtsort, ehe der Lärm ausbricht, erreichen könnte, so bliebe vielleicht noch eine Möglichkeit.«

»Aber dieser Narr, er kennt Sie, er wird Sie wohl auffinden.«

»Oh! wenn Sie weggegangen, wenn Sie verborgen, wenn Sie unfindbar wären, würde ich den Narren nicht mehr fürchten. Ich würde laut zu ihm sagen: ›Sie sind ein Narr, da Sie solche Dinge behaupten, beweisen Sie dieselben,‹ was ihm unmöglich wäre; und ganz leise würde ich zu ihm sagen: ›Sie sind ein Schurke!««

»Ich werde abreisen, wann und wie es Ihnen beliebt,« sprach Oliva.

»Ich glaube, das ist vernünftig,« erwiderte Jeanne.

»Soll ich sogleich gehen?«

»Nein, warten Sie, bis ich alle Anstalten für einen günstigen Erfolg getroffen habe. Verbergen Sie sich, zeigen Sie sich nicht, nicht einmal mir. Verkleiden Sie sich sogar, wenn Sie in Ihren Spiegel schauen.«

»Ja, ja, zählen Sie auf mich, theure Freundin.«

»Und um anzufangen, kehren wir nach Hause zurück: wir haben einander nichts mehr zu sagen.«

»Kehren wir zurück. Wie viel Zeit brauchen Sie zu Ihren Vorbereitungen?«

»Ich weiß es nicht; doch merken Sie wohl auf Eines: von jetzt an bis zum Tag Ihrer Abreise werde ich mich nicht mehr an meinem Fenster zeigen. Wenn Sie mich daran sehen, so rechnen Sie darauf, daß Ihre Abreise noch an demselben Tag stattfinden soll.«

»Ja; ich danke, meine liebe Freundin.«

Sie kehrten langsam nach der Rue Saint-Claude zurück: Oliva wagte es nicht mehr, mit Jeanne zu sprechen, Jeanne war zu tief in Gedanken versunken, um mit Oliva zu sprechen. Als sie an Ort und Stelle waren, umarmten sie sich: Oliva bat ihre Freundin demüthig um Verzeihung für alles Unglück, das sie durch ihre Unbesonnenheit verursacht habe.

»Ich bin Weib, und keine Weiberschwäche ist mir fremd,« sprach Frau von La Mothe, den römischen Dichter parodirend.

LXXI.

Die Flucht.

Was Oliva versprochen hatte, hielt sie.

Was Jeanne versprochen hatte, that sie.

Schon am folgenden Tag hatte Nicole ihr Dasein vor Jedermann verborgen, Niemand konnte errathen, daß sie in dem Hause der Rue Saint-Claude wohnte.

Sie war beständig hinter einem Vorhang oder Wandschirm verborgen, sie hielt ihre Fenster verhängt, den Sonnenstrahlen zum Trotz, welche dieselben freudig angriffen.

Jeanne, die ihrerseits alle Anstalten traf, da sie wußte, daß der kommende Tag den Verfall der ersten Zahlung von fünfmal hunderttausend Livres herbeiführen mußte – Jeanne richtete sich so ein, daß sie für den Augenblick, wo die Bombe platzen würde, keine greifbare Stelle hinter sich ließ.

Dieser furchtbare Augenblick war das letzte Ziel ihrer Beobachtungen.

Sie hatte die Alternative einer leichten Flucht weise berechnet, doch diese Flucht war die bestimmteste Anklage.

Bleiben, unbeweglich bleiben, wie der Duellant unter dem Streiche des Gegners; bleiben mit der Möglichkeit zu fallen, aber auch seinen Gegner zu tödten: das war der Entschluß der Gräfin.

Darum zeigte sie sich schon am Tag nach ihrer Zusammenkunft mit Oliva gegen zwei Uhr an ihrem Fenster, um der falschen Königin zu bezeichnen, daß sie am Abend das Weite zu suchen habe.

Die Freude und zugleich den Schrecken Oliva's zu schildern, wäre nicht möglich, die Nothwendigkeit zu fliehen bedeutete Gefahr; die Möglichkeit zu fliehen bedeutete Rettung.

Sie sandte Jeanne einen beredten Kuß zu und traf dann ihre Vorbereitungen, wobei sie in ihr Päckchen Einiges von den kostbaren Effecten ihres Beschützers legte.

Jeanne verschwand, nachdem sie das Signal gegeben hatte, aus ihrer Wohnung, um sich mit Aufsuchung des Wagens zu beschäftigen, den man mit dem theuren Geschicke von Mlle. Nicole betrauen konnte.

Und dieß war dann Alles – Alles, was der neugierigste Beobachter unter den gewöhnlich bezeichnenden Merkmalen des Einverständnisses der zwei Freundinnen hätte entwirren können.

Geschlossene Vorhänge, geschlossene Fenster, spät umherirrendes Licht. Hernach irgend ein Streifen und Rauschen, einige geheimnißvolle Geräusche, einige mwerfungen, worauf Schatten und Stillschweigen folgten.

Es schlug elf Uhr auf St.-Paul, und der Wind des Flusses trug die düster abgemessenen Schläge bis nach der Rue Saint-Claude, als Jeanne in die Rue Saint-Louis mit einem Postwagen kam, der mit vier kräftigen Pferden bespannt war.

Ein auf dem Bocke sitzender, in einen Mantel gehüllter Mann bezeichnete dem Postillon die Adresse.

Jeanne zog diesen Mann am Saume seines Mantels und ließ ihn an der Ecke der Rue du Roi-

Doré halten.

Der Mann sprach mit seiner Gebieterin.

»Der Wagen bleibe hier, mein lieber Herr Reteaux,« sagte Jeanne, »eine halbe Stunde wird genügen. Ich werde Jemand hierher führen, der einsteigen wird, und Sie lassen, indem Sie doppelte Trinkgelder bezahlen, nach meinem kleinen Hause in Amiens fahren.«

»Ja, Frau Gräfin.«

»Dort übergeben Sie diese Person meinem Meier Fontaine, welcher weiß, was er zu thun hat.«

»Ja, Madame.«

»Ich vergaß ... Sie sind bewaffnet, mein lieber Herr Reteaux?«

»Ja, Madame.«

»Diese Dame ist von einem Narren bedroht ... Man wird sie vielleicht unter Weges festnehmen wollen ...«

»Was soll ich dann thun?«

»Sie werden auf Jeden, der Sie in ihrer Fahrt aufhalten will, Feuer geben.«

»Gut, Madame.«

»Sie haben zwanzig Louisd'or Belohnung für das Bewußte von mir verlangt, ich gebe hundert dafür und bezahle die Reise, die Sie nach England machen werden, wo Sie mich vor Ablauf von drei Monaten zu erwarten haben.«

»Gut Madame.«

»Hier sind die hundert Louisd'or. Ich sehe Sie ohne Zweifel nicht mehr, denn Sie werden wohl daran thun, Saint-Valery zu erreichen und sich sogleich nach England einzuschiffen.«

»Zählen Sie auf mich.«

»Es ist Ihre Wege.«

»Es ist unsertwegen,« sagte Herr Reteaux, der Gräfin die Hand küssend. »Ich warte also.«

»Und ich werde Ihnen die Dame zuschicken.«

Reteaux stieg in die Chaise statt Jeanne's, und diese eilte leichten Fußes in die Rue Saint-Claude und stieg die Treppe ihres Hauses hinauf.

Alles schlief in diesem unschuldigen Quartier. Jeanne zündete selbst die Kerze an, deren Emporhaltung über den Balcon für Olivia das Signal zum Hinabgehen sein sollte.

»Das Mädchen ist vorsichtig,« sagte die Gräfin zu sich selbst, als sie das Fenster dunkel sah.

Jeanne hob und senkte dreimal ihre Kerze.

Nichts. Aber es kam ihr vor, als hörte sie etwas wie einen Seufzer oder ein ja, unmerklich unter dem Blätterwerk des Fensters hervor in die Luft geschleudert.

»Sie wird ohne Zweifel hinabgehen, ohne zuvor etwas anzuzünden,« sagte Jeanne zu sich; »das ist kein Uebel.«

Und sie ging selbst auf die Straße hinab.

Die Thüre wurde nicht geöffnet. Olivia hatte sich ohne Zweifel mit einigen lästigen Packen beschwert.

»Das einfältige Ding!« sagte die Gräfin murrend; »wie viel Zeit geht wegen einiger Fetzen verloren!«

Nichts kam. Jeanne ging bis zur Thüre gegenüber.

Nichts. Sie hielt ihr Ohr an die breitköpfigen eisernen Nägel und horchte.

So verging eine Viertelstunde; es schlug halb zwölf Uhr.

Jeanne schritt bis zum Boulevard, um von ferne zu sehen, ob sich die Fenster erleuchteten.

Es kam ihr vor, als sähe sie eine sanfte Helle in dem leeren Raum der Blätter unter den doppelten Vorhängen hin- und hergehen.

»Mein Gott! was macht sie! was macht sie! die kleine Elende! Sie hat vielleicht das Signal nicht gesehen.«

»Auf! Muth, wir wollen wieder hinaufgehen.«

Und sie stieg in der That wieder in ihre Wohnung hinauf, um noch einmal den Telegraphen ihrer Kerzen spielen zu lassen.

Kein Zeichen antwortete auf die ihrigen.

»Ah!« sagte Jeanne zu sich selbst, während sie voll Wuth ihre Manschetten zerknitterte, »die Gaunerin muß krank sein und sich nicht rühren können. Oh! was ist daran gelegen? lebendig oder todt, wird sie heute Abend abreisen.«

Sie ging abermals mit der Hast einer verfolgten Löwin die Treppe hinab. Sie hielt in ihrer Hand den Schlüssel, der so oft Oliva die nächtliche Freiheit verschafft hatte.

Im Augenblick, wo sie diesen Schlüssel in das Schloß des Hauses stecken wollte, hielt sie inne.

»Wenn Jemand oben bei ihr wäre?« dachte die Gräfin.

»Unmöglich, ich werde die Stimmen hören, und es wird noch Zeit sein, wieder herabzugehen. Wenn ich Jemand auf der Treppe begegnete ... Oh!«

Bei dieser gefährlichen Annahme wäre sie beinahe zurückgewichen.

Das Geräusch des Stampfens ihrer Pferde auf das schallende Pflaster bestimmte sie.

»Ohne Gefahr nichts Großes,« sagte Jeanne. »Mit Kühnheit nie Gefahr!«

Und sie drehte den Schlüssel in dem schwerfälligen Schloß und öffnete die Thüre.

Jeanne kannte die Oertlichkeiten; ihr Verstand würde ihr dieselben geoffenbart haben, selbst wenn sie sich nicht, als sie jeden Abend auf Oliva wartete, genau darüber unterrichtet hätte.

Die Treppe war links, Jeanne eilte auf die Treppe.

Kein Geräusch, kein Licht, Niemand.

So kam sie auf den Treppenabsatz der Wohnung Nicole's.

Hier, unter der Thüre, sah man einen beleuchteten Streifen; hier, hinter der Thüre, hörte man das Geräusch eines hastigen Schrittes.

Keuchend, aber ihren Athem erstickend, horchte Jeanne. Man sprach nicht. Oliva war also allein, sie ging, sie räumte ohne Zweifel zusammen.

Sie war also nicht krank und es handelte sich nur um eine Verzögerung.

Jeanne kratzte sachte an dem Holze der Thüre.

»Oliva! Oliva!« sagte sie; »Freundin, liebe Freundin!«

Die Schritte näherten sich auf dem Teppich.

»Oeffnen Sie! öffnen Sie!« sagte Jeanne hastig.

Die Thüre wurde geöffnet, eine Lichtfluth überströmte Jeanne, und diese stand einem Mann gegenüber, der einen dreiarmigen Leuchter in der Hand hielt. Sie stieß einen furchtbaren Schrei

aus und verbarg ihr Gesicht.

»Olivia!« sagte dieser Mann. »Sind Sie es nicht?«

Und er hob sachte den Ueberwurf der Gräfin auf.

»Die Frau Gräfin von La Mothe!« rief er im Tone eines bewunderungswürdig natürlichen Erstaunens.

»Herr von Cagliostro!« murmelte Jeanne wankend und einer Ohnmacht nahe.

Unter all den Gefahren, welche Jeanne hatte voraussetzen können, war diese ihr nie vor die Augen getreten. Sie schien auf den ersten Blick nicht sehr furchtbar; aber wenn man ein wenig nachdachte, wenn man die düstere Miene und die tiefe Verstellung dieses seltsamen Mannes ein wenig beobachtete, mußte die Gefahr schrecklich erscheinen.

Jeanne hätte bald den Kopf verloren, sie wich zurück und hatte große Lust, sich die Treppe hinab zu stürzen.

Cagliostro reichte ihr artig die Hand und lud sie ein, sich zu setzen.

»Welchem Umstande habe ich die Ehre Ihres Besuches zu verdanken, Madame?« sagte er mit sicherer Stimme.

»Mein Herr ...« stammelte die Intrigantin, die ihre Augen nicht von denen des Grafen losmachen konnte, »ich kam ... ich suchte ...«

»Erlauben Sie, Madame, daß ich klinge, um diejenigen meiner Leute zu bestrafen, welche die Unschicklichkeit gehabt haben, eine Frau von Ihrem Rang allein eintreten zu lassen.«

Jeanne zitterte und hielt den Grafen bei der Hand zurück.

»Sie müssen,« fuhr dieser unstörbar fort, »Sie müssen zu diesem Tölpel von einem Deutschen gerathen sein, der mein Portier ist und sich betrinkt. Er wird Sie nicht erkannt und seine Thüre, ohne etwas zu thun, ohne etwas zu sagen, geöffnet haben, und dann wird er wohl wieder eingeschlafen sein.«

»Ich bitte, schelten Sie ihn nicht,« erwiderte die Gräfin, welche die Falle nicht ahnte, etwas weniger beklommen.

»Nicht wahr, er hat geöffnet, Madame?«

»Ich glaube, ja ... Aber Sie haben mir versprochen, ihn nicht zu schelten.«

»Ich werde mein Wort halten,« erwiderte lächelnd der Graf. »Doch wollen Sie nun die Gute haben, sich zu erklären.«

Sobald einmal die Sache so stand, sobald man Jeanne nicht mehr im Verdacht hatte, daß sie selbst die Thüre geöffnet, konnte sie über die Veranlassung ihres Besuchs lügen, was sie zu thun auch nicht ermangelte.

»Ich kam,« sagte sie sehr rasch, »ich kam, um Sie über gewisse Gerüchte um Rath zu fragen, die im Umlauf sind.«

»Welche Gerüchte, Madame?«

»Ich bitte, bedrängen Sie mich nicht,« erwiderte Jeanne, sich zierend, »mein Schritt ist sehr zarter Natur.«

»Suche! suche!« dachte Cagliostro; »ich habe gefunden.«

»Sie sind ein Freund Seiner Eminenz des Herrn Cardinals von Rohan,« sprach Jeanne.

»Ah! ah! nicht schlecht.« dachte Cagliostro. »Geh bis an's Ende des Fadens, den ich in der Hand habe.« Doch weiter, das verbiete ich Dir.«

»Ich stehe in der That ziemlich gut mit Seiner Eminenz,« sprach er.

»Und ich,« fuhr Jeanne fort, »ich wollte mich bei Ihnen erkundigen über ...«

»Ueber?« fragte Cagliostro mit einer Färbung von Ironie.

»Ich habe Ihnen gesagt, meine Stellung sei sehr zarter Natur, mein Herr, machen Sie keinen Mißbrauch davon. Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, daß mir Herr von Rohan einige Zuneigung bezeigt, und ich wollte wissen, bis auf welchen Grad ich darauf zählen kann, daß ... Ah! mein Herr, Sie lesen, wie man sagt, in der dichtesten Finsterniß der Geister und der Herzen.«

»Noch ein wenig Helle, Madame, damit ich besser in der Finsterniß Ihres Herzens und Ihres Geistes zu lesen vermag.«

»Mein Herr! man sagt, Seine Eminenz liebe anderswo ... Seine Eminenz liebe hohen Ortes ... Man sagt sogar ...«

Hier heftete Cagliostro auf Jeanne, welche beinahe rückwärts gefallen wäre, einen Blick voll von Blitzen.

»Madame,« sagte er, »ich lese in der That in der Finsterniß; aber um gut zu lesen, muß ich unterstützt werden. Wollen Sie auf folgende Fragen antworten:

»Wie kommt es, daß Sie mich hier aufgesucht haben? Ich wohne nicht hier.«

Jeanne bebte.

»Wie sind Sie hier hereingekommen? Denn es gibt weder einen Portier noch einen Bedienten in diesem Theil des Hotels. Und wenn Sie nicht mich suchten, wen suchten Sie dann? Sie antworten mir nicht?« sagte Cagliostro zu der zitternden Gräfin; »ich will also Ihren Verstand unterstützen. Sie sind mit einem Schlüssel hereingekommen, den ich hier in Ihrer Tasche fühle. Sie wollten hier eine junge Frau aufsuchen, die ich aus reiner Gutmüthigkeit bei mir verbarg.«

Jeanne schwankte wie ein entwurzelter Baum.

»Und wenn dem so wäre?« sprach sie ganz leise, »welches Verbrechen hatte ich begangen? Ist es einer Frau nicht erlaubt, eine andere Frau zu besuchen? Haben Sie die Güte, sie zu rufen, sie wird Ihnen sagen, ob unsere Freundschaft nicht eingestanden werden darf ...«

»Madame,« unterbrach Cagliostro, »Sie sagen mir das, weil Sie wohl wissen, daß sie nicht mehr hier ist.«

»Daß sie nicht mehr hier ist!« ... rief Jeanne erschrocken, »Oliva ist nicht mehr hier?«

»Oh!« versetzte Cagliostro, »Sie wissen vielleicht nicht, daß sie abgereist ist, während Sie doch zur Entführung geholfen haben?«

»Zur Entführung! ich!« rief Jeanne, die wieder Hoffnung faßte. »Man hat sie entführt, und Sie beschuldigen mich?«

»Ich thue mehr, ich überweise Sie,« sprach Cagliostro.

»Beweisen Sie!« rief die Gräfin unverschämt.

Cagliostro nahm ein Papier vom Tisch und zeigte es ihr:

»Mein Herr und edler Gönner,« sagte das an Cagliostro gerichtete Billet, »verzeihen Sie mir, daß ich Sie verlasse; doch vor Allem liebte ich Herrn Beausire; er kommt, er entführt mich, ich folge ihm. Leben Sie wohl. Empfangen Sie den Ausdruck meiner Dankbarkeit.«

»Beausire! ...« sagte Jeanne wie versteinert, »Beausire ... Er wußte ja Oliva's Adresse nicht.«

»Oh! doch, Madame,« erwiderte Cagliostro, indem er ihr ein zweites Papier zeigte, das er aus seiner Tasche zog; »sehen Sie, ich habe dieses Papier auf der Treppe aufgehoben, als ich

hierherkam, um meinen täglichen Besuch zu machen. Dieses Papier wird Herrn Beausire aus der Tasche gefallen sein.«

Die Gräfin las bebend:

»Herr von Beausire wird Mademoiselle Oliva in der Rue Saint-Claude, an der Ecke des Boulevard, finden. Er wird sie finden und auf der Stelle wegführen. Es ist Zeit.«

»Oh!« machte die Gräfin, das Papier zerknitternd.

»Und er hat sie weggeführt,« sprach Cagliostro kalt.

»Aber wer hat dieses Billet geschrieben?«

»Sie augenscheinlich, Sie, die aufrichtige Freundin Oliva's.«

»Aber wie ist er hier hereingekommen?« rief Jeanne, indem sie voll Wuth den unempfindlichen Grafen anschaute.

»Kann man nicht mit Ihrem Schlüssel eintreten?« fragte Cagliostro.

»Da ich ihn habe, hat ihn Herr Beausire nicht.«

»Wenn man einen Schlüssel hat, kann man auch zwei haben,« erwiderte Cagliostro, der Gräfin in's Gesicht schauend.

»Sie haben da überweisende Stücke,« erwiderte langsam die Gräfin, »während ich nur Verdacht habe.«

»Oh! ich habe auch einen Verdacht, und zwar einen solchen, der so viel werth ist, als der Ihrige, Madame.«

So sprechend, entließ er sie mit einer unmerklichen Geberde.

Sie zögerte nicht hinabzugehen, doch diese verödete Treppe entlang, die, als sie heraufgegangen, finster gewesen war, fand sie zwanzig Kerzen angezündet und zwanzig Bedienten aufgestellt, vor denen Cagliostro sie laut und zu wiederholten Malen Frau Gräfin von La Mothe nannte.

Sie trat aus dem Hause, Wuth und Rache schnaubend, wie der Basilisk Feuer und Gift schnaubt.

LXXII.

Der Brief und der Empfangschein.

Am folgenden Tage war die letzte Frist der von der Königin selbst den Juwelieren Böhmer und Bossange bestimmten Bezahlung.

Da das Schreiben Ihrer Majestät Vorsicht empfahl, so warteten sie, bis ihnen die fünfmal hunderttausend Livres gebracht würden.

Und da bei allen Kaufleuten, so reich sie auch sein mögen, der Einzug von fünfmal hunderttausend Livres eine wichtige Sache ist, so hielten die Associés einen Empfangsschein von der schönsten Handschrift des Hauses bereit.

Der Schein blieb unnütz: Niemand kam, um ihn gegen die fünfmal hunderttausend Livres auszutauschen.

Die Nacht verging für die Juweliere sehr qualvoll in der Erwartung eines beinahe unwahrscheinlichen Boten. Doch die Königin hatte so außerordentliche Ideen; sie mußte sich verbergen: ihr Bote würde vielleicht erst nach Mitternacht kommen.

Die Morgenröthe des andern Tages enttäuschte Böhmer und Bossange in ihren Chimären. Böhmer faßte seinen Entschluß, und begab sich nach Versailles in einem Wagen, in dessen Hintergrund sein Associé auf ihn wartete.

Er verlangte bei der Königin eingeführt zu werden. Man antwortete ihm, wenn er nicht einen Audienzbrief habe, könne es nicht sein.

Erstaunt, unruhig, beharrte er auf seinem Verlangen, und da er seine Leute kannte, da er das Talent hatte, da und dort in den Vorzimmern einen kleinen, für ihn unnützen Stein anzubringen, so begünstigte man ihn so, daß man ihn auf den Weg Ihrer Majestät stellte, wenn sie von ihrem Spaziergange in Trianon zurückkommen würde.

Noch ganz bebend von ihrer Zusammenkunft mit Charny, wo sie die Liebhaberin gespielt hatte, ohne die Geliebte zu werden, kehrte Marie Antoinette wirklich voll Vergnügen und Freude in's Schloß zurück, als sie das ein wenig zerknirschte, jedoch ehrfurchtsvolle Gesicht Böhmers erblickte.

Sie lächelte ihm zu, was er auf die glücklichste Weise deutete, und er wagte es, um einen Augenblick Audienz zu bitten; die Königin bewilligte ihm dieß auf zwei Uhr, das heißt, nach ihrem Mittagsmahle. Er überbrachte diese vortreffliche Kunde Bossange; dieser wartete auf ihn in einem Wagen; an einem Flusse leidend, hatte er ihrer Majestät kein unfreundliches Gesicht zeigen wollen.

»Es ist kein Zweifel,« sagten sie zu einander, indem sie sich die geringsten Geberden, die kleinsten Worte Marie Antoinette's auslegten, »es unterliegt keinem Zweifel, Ihre Majestät hat in ihrer Schublade die Summe, die sie gestern noch nicht bekommen konnte; sie hat gesagt, um zwei Uhr, weil sie um zwei Uhr allein sein wird.«

Und sie fragten sich, wie die Cameraden in der Fabel, ob sie die Summe in Billets, in Gold, oder in Silber wegbringen würden.

Es schlug zwei Uhr, der Juwelier war an seinem Posten, man führte ihn in's Boudoir Ihrer

Majestät ein.

»Was haben Sie wieder, Böhmer?« fragte die Königin, sobald sie ihn von fern erblickte, »wollen Sie mir von Juwelen sprechen? Sie wissen, Sie haben Unglück.«

Böhmer glaubte, es sei irgend Jemand verborgen, die Königin fürchte gehört zu werden. Er nahm also eine Miene des Einverständnisses an und erwiderte umherschauend:

»Ja, Madame.«

»Was suchen Sie da?« sagte die Königin erstaunt.

Ein wenig bedrückt durch diese Verstellung, antwortete er nichts.

»Dasselbe Geheimniß wie neulich; ein Geschmeide zu verkaufen,« fuhr die Königin fort; »ein unvergleichliches Stück? Oh! erschrecken Sie nicht so; es ist Niemand hier, der uns hören könnte.«

»Dann ...« murmelte Böhmer.

»Nun, dann! was?«

»Dann darf ich Ihrer Majestät sagen ...

»Sagen Sie geschwind, mein lieber Böhmer.«

Der Juwelier näherte sich mit einem anmuthigen Lächeln und sprach, seine etwas gelben, aber ganz wohlwollenden Zähne zeigend:

»Ich darf Ihrer Majestät sagen, daß die Königin uns gestern vergessen hat.«

»Vergessen! worin?« fragte die Königin erstaunt.

»Darin, daß gestern der ... Termin war ...«

»Der Termin? ... welcher Termin?«

»Oh! ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, wenn ich mir erlaube ... Ich weiß wohl, daß es eine Unbescheidenheit ist. Vielleicht ist die Königin nicht vorbereitet. Das wäre ein großes Unglück, aber ...«

»Ah! Böhmer, ich begreife kein Wort von Allem, was Sie mir da sagen. Erklären Sie sich doch, mein Lieber.«

»Eure Majestät hat es aus dem Gedächtniß verloren, das ist inmitten so vieler Sorgen und Geschäfte ganz natürlich.«

»Was habe ich aus dem Gedächtnis verloren?«

»Es war gestern der erste Termin der Bezahlung des Halsbandes,« antwortete Böhmer schüchtern.

»Sie haben also Ihr Halsband verkauft?«

»Nun ja, freilich ...« versetzte Böhmer, der die Königin ganz erstaunt anschaute, »ich glaube es wohl.«

»Und diejenigen, an welche Sie es verkauft, haben Sie nicht bezahlt, mein armer Böhmer; das ist schlimm. Diese Leute müssen es machen, wie ich es gemacht habe; wenn sie das Halsband nicht kaufen können, so müssen sie es Ihnen zurückgeben und Ihnen die Abschlagszahlung überlassen.«

»Wie beliebt?« stammelte der Juwelier, welcher schwankte, dem unvorsichtigen Reisenden ähnlich, der einen Sonnenstich auf den Kopf bekommen. »Was erweist mir Ihre Majestät die Ehre zu sagen?«

»Mein armer Böhmer, ich sage, wenn Ihnen zehn Käufer Ihr Halsband zurückgeben, wie ich

es Ihnen zurückgegeben habe, das heißt, indem sie Ihnen zweimal hunderttausend Livres Reukauf lassen, so haben Sie zwei Millionen nebst dem Halsband.«

»Eure Majestät ...« rief Böhmer, von Schweiß triefend, »Eure Majestät sagt wohl, sie habe mir das Halsband zurückgegeben?«

»Ja wohl, ich sage das,« erwiderte die Königin ganz ruhig. »Was haben Sie?«

»Wie!« fuhr der Juwelier fort. »Eure Majestät leugnet, das Halsband gekauft zu haben?«

»Ah! was für eine Komödie spielen wir da?« sprach die Königin mit strengem Tone. »Hat dieses verdammte Halsband die Bestimmung, daß immer Jemand den Kopf darüber verlieren muß?«

»Aber,« versetzte Böhmer, an allen seinen Gliedern zitternd, »mir schien, als hätte ich aus dem Munde Eurer Majestät selbst gehört, Sie haben es mir *zurückgegeben*. Eure Majestät hat gesagt, das Diamanthalsband *zurückgegeben*.«

Die Königin schaute Böhmer mit gekreuzten Armen an und sprach:

»Zum Glück habe ich hier etwas, womit ich Ihr Gedächtnis auffrischen kann, denn Sie sind ein sehr vergeßlicher Mensch, Herr Böhmer, um Ihnen nichts Unangenehmeres zu sagen.«

Sie ging gerade auf einen Arbeitstisch zu, zog ein Papier heraus, öffnete es, durchflog es und reichte es dann langsam dem unglücklichen Böhmer.

»Der Styl ist ziemlich klar, wie mir scheint,« sagte sie. Und sie setzte sich, um den Juwelier, während er las, besser anzuschauen.

Das Gesicht des Mannes drückte zuerst gänzliche Ungläubigkeit und dann stufenweise den furchtbarsten Schrecken aus

»Nun!« sagte die Königin, »Sie erkennen diesen Schein, der in so guter Form bezeugt, daß Sie das Halsband zurückerhalten; und wenn Sie nicht auch vergessen haben, daß Sie Böhmer heißen ...«

»Aber, Madame,« stammelte Böhmer, zugleich vor Wuth und Angst erstickend, »ich habe diesen Schein nicht unterzeichnet.«

Die Königin wich, den Juwelier mit ihren flammenden Augen niederschmetternd, zurück und rief:

»Sie leugnen!«

»Durchaus ... Ich habe, und müßte ich für die Freiheit meiner Sprache das Leben lassen, das Halsband nie zurückerhalten, diesen Schein nie unterzeichnet. Wäre der Block hier, stände der Henker hier, ich würde abermals wiederholen: nein, Eure Majestät, dieser Empfangsschein ist nicht von mir.«

»Mein Herr,« sagte die Königin leicht erbleichend, dann habe ich Sie also betrogen, dann habe ich also Ihr Halsband?«

Böhmer suchte in seinem Portefeuille und zog ein Papier heraus, das er ebenfalls der Königin überreichte.

»Madame,« sagte er mit ehrerbietiger, aber vor Aufregung bebender Stimme; »ich glaube nicht, daß Eure Majestät, wenn sie mir das Halsband hätte zurückgeben wollen, diese Schuldurkunde hier geschrieben haben würde.«

»Ei! was für ein Fetzen ist denn das?« rief die Königin. »Ich habe das nicht geschrieben! Ist das meine Handschrift?«

»Es ist unterzeichnet,« entgegnete Böhmer vernichtet.

» *Marie Antoinette von Frankreich* ... Sie sind verrückt! bin ich von *Frankreich*? Bin ich nicht Erzherzogin von Österreich? Ist es nicht albern, daß ich das geschrieben haben soll? Gehen Sie doch, Herr Böhmer, die Falle ist zu plump, sagen Sie das Ihren Fälschern.«

»Meinen Fälschern ...« stammelte der Juwelier, der beinahe in Ohnmacht fiel, als er diese Worte hörte. »Eure Majestät hat mich, Böhmer, im Verdacht?«

»Sie haben wohl mich, Marie Antoinette, im Verdacht?« versetzte Marie Antoinette voll Stolz.

»Aber diese Schrift,« entgegnete abermals der Juwelier, auf das Papier deutend, das sie immer noch in ihren Händen hielt.

»Und dieser Empfangschein?« sagte sie, auf das Papier deutend, das er nicht von sich gelassen hatte.

Böhmer war genöthigt, sich auf einen Lehnstuhl zu stützen; der Boden wirbelte unter ihm. Er athmete die Luft in großen Wogen ein, und die Purpurfarbe des Schlagflusses ersetzte die Leichenblässe der Ohnmacht.

»Geben Sie mir meinen Schein zurück,« sagte die Königin, »ich halte ihn für gut, und nehmen Sie Ihre Schrift, unterzeichnet *Antoinette von Frankreich*; der Staatsanwalt wird Ihnen sagen, was das werth ist.«

Und sie warf ihm die Verschreibung zu, nachdem sie ihm den Schein aus den Händen gerissen hatte; dann wandte sie sich um, ging in ein anstoßendes Zimmer und überließ der Etikette zuwider den Unglücklichen, der gar keinen Gedanken mehr hatte und in einen Lehnstuhl sank, sich selbst. Nach einigen Minuten jedoch, in denen er sich wieder ein wenig erholte, stürzte er ganz betäubt aus dem Gemach und suchte Bossange auf, dem er das Abenteuer so erzählte, daß er selbst bei seinem Associé in Verdacht gerieth.

Doch er wiederholte so gut und so oft seine Aussage, daß Bossange anfang, seine Perücke auszureißen, während Böhmer seine Haare ausriß, was für die Vorübergehenden, die ihren Blick in den Wagen tauchten, zugleich das schmerzlichste und komischste Schauspiel war.

Da man jedoch nicht einen ganzen Tag im Wagen zubringen kann, da man, nachdem man sich Haare oder Perücke ausgerissen, die Hirnschale findet, und da unter der Hirnschale Gedanken sind oder sein sollen, so fanden die zwei Juweliere für gut, sich zu verbünden, um wo immer möglich die Thüre der Königin zu sprengen und etwas einer Erklärung Aehnliches zu erlangen.

Sie gingen nach dem Schlosse in einem Zustand, daß sie Mitleid erregen mußten, als ihnen einer der Officianten der Königin begegnete, der den Einen oder Andern von ihnen zu berufen hatte. Man denke sich ihre Freude und den Eifer, mit dem sie gehorchten.

Sie wurden ohne Verzug eingeführt.

LXXIII.

König kann ich nicht, Prinz mag ich nicht, Rohan bin ich.

Die Königin schien ungeduldig zu warten; sie rief daher, sobald sie die Juweliere erblickte:

»Ah! hier ist Herr Bossange; Sie haben Verstärkung genommen, Böhmer, desto besser.«

Böhmer hatte nichts zu sagen; er dachte viel. Das Beste, was man in einem solchen Falle thun kann, ist daß man mit Geberden zu Werke geht; Böhmer warf sich Marie Antoinette zu Füßen.

Die Geberde war ausdrucksvoll.

Bossange ahmte ihn als sein Associé nach.

»Meine Herren,« sprach die Königin, »ich bin nun ruhig und werde mich nicht mehr ärgern. Es ist mir überdieß ein Gedanke gekommen, der meine Gefühle in Beziehung auf Sie ändert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir, Sie und ich bei dieser Angelegenheit durch ein kleines Geheimniß hindergangen worden sind ... welches kein Geheimniß mehr für mich ist.«

»Ah! Madame,« rief Böhmer, begeistert durch diese Worte der Königin, »Sie haben mich also nicht mehr im Verdacht, daß ich ... Oh! es ist abscheulich auszusprechen, das Wort Fälscher ...«

»Es ist eben so hart für mich, dasselbe zu hören, als für Sie, es auszusprechen,« erwiderte die Königin, »nein, ich habe Sie nicht mehr im Verdacht.«

»Eure Majestät hat aber Jemand im Verdacht?«

»Beantworten Sie mir meine Fragen. Sie sagen, Sie haben die Diamanten nicht mehr?«

»Wir haben sie nicht mehr,« antworteten gleichzeitig die Juweliere.

»Es hat für Sie keinen Werth, zu erfahren, wem ich das Geschmeide für Sie übergeben habe, das ist meine Sache ... Haben Sie ... die Frau Gräfin von La Mothe nicht gesehen?«

»Verzeihen Sie, Madame, wir haben sie gesehen.«

»Und sie hat Ihnen nichts ... in meinem Auftrage übergeben?«

»Nein, Madame, die Frau Gräfin hat uns nur gesagt: »»Warten Sie.««

»Wer hat Ihnen aber die Verschreibung von mir überbracht?«

»Die Verschreibung? ...« erwiderte Böhmer; »das Papier, das Eure Majestät in den Händen gehabt hat, ist uns in der Nacht von einem unbekanntem Boten überbracht worden.«

Und er zeigte die falsche Schrift.

»Ah! ah!« rief die Königin, »gut; Sie sehen, daß die Schrift nicht unmittelbar von mir kommt.«

Sie läutete; ein Bedienter erschien.

»Man lasse die Frau Gräfin von La Mothe zu mir rufen,« sprach die Königin ruhig.

»Und,« fuhr sie dann mit derselben Ruhe fort, »Sie haben Niemand gesehen, Sie haben Herrn von Rohan nicht gesehen?«

»Herrn von Rohan? Doch, Madame, er hat uns besucht und sich erkundigt ...«

»Sehr gut; gehen wir nicht weiter; sobald der Herr Cardinal von Rohan abermals bei dieser Angelegenheit betheilig ist, hätten Sie Unrecht, zu verzweifeln. Ich errathe. Als Frau von La

Mothe die Worte: *Warten Sie!* zu Ihnen sagte, wollte sie ... Nein, ich errathe nichts, ich will nichts errathen ... Suchen Sie nur den Cardinal auf und erzählen Sie ihm, was Sie mir gesagt haben; verlieren Sie keine Zeit und fügen Sie bei, ich wisse Alles.«

Wiederbelebt durch diese kleine Flamme der Hoffnung, wechselten die Juweliere unter einander einen minder ängstlichen Blick.

Bossange allein, der sein Wort anbringen wollte, wagte es, leise zu sagen, die Königin habe jedoch einen falschen Empfangschein in ihren Händen, und eine Fälschung sei ein Verbrechen.

Marie Antoinette faltete die Stirne und erwiderte:

»Es ist wahr, wenn Sie das Halsband nicht zurückerhalten haben, so bildet diese Schrift eine Fälschung. Doch um die Fälschung nachzuweisen, ist es unerlässlich, daß ich Sie mit der Person confrontire, die ich beauftragt habe, Ihnen die Diamanten zurückzugeben.«

»Wann Eure Majestät will,« rief Bossange; »wir scheuen das Licht nicht, wir sind ehrliche Handelsleute.«

»Dann holen Sie das Licht beim Herrn Cardinal, der allein kann Ihnen in dieser ganzen Sache Aufklärung geben.«

»Und Eure Majestät erlaubt uns, ihr die Antwort zu überbringen?« fragte Böhmer.

»Ich werde vor Ihnen unterrichtet sein,« erwiderte die Königin, »und ich werde Sie aus dieser Verlegenheit ziehen. Gehen Sie.«

Sie entließ die Juweliere, und als sie weggegangen waren, gab sie sich ihrer ganzen Unruhe hin und schickte Eilboten auf Eilboten an Frau von La Mothe.

Wir werden ihr nicht in allen ihren Nachforschungen und in allen Vermuthungen folgen, wir verlassen sie im Gegentheil, um rascher mit den Juwelieren der so sehr ersehnten Wahrheit entgegenzulaufen.

Der Cardinal war zu Hause und las mit einer unbeschreiblichen Wuth ein Briefchen, das ihm Frau von La Mothe so eben, wie sie sagte, von Versailles geschickt hatte. Der Brief war hart und benahm dem Cardinal jede Hoffnung; er forderte ihn auf, an nichts mehr zu denken; er verbot ihm, vertraulich in Versailles wieder zu erscheinen; er appellirte an seine Biederkeit, daß er *unmöglich gewordene* Verbindungen nicht wieder anzuknüpfen suche.

Der Prinz schäumte, während er diesen Brief noch einmal las; er buchstabirte die Charactere einen um den andern; er schien von dem Papier Rechenschaft über die Härten zu verlangen, womit eine grausame Hand ihn niederdrückt.

»Cokette, launenhaft, treulos!« rief er in seiner Verzweiflung, »oh! ich werde mich rächen!«

Er häufte sodann alle Armseligkeiten auf, welche die schwachen Herzen in ihren Liebesschmerzen erleichtern, aber sie nicht von der Liebe selbst heilen.

»Hier,« sagte er, »hier sind vier Briefe, die sie mir geschrieben hat, und von denen der eine immer ungerechter ist, als der andere. Sie hat mich aus Laune genommen! Das ist eine Demüthigung, die ich ihr kaum verzeihen würde, wenn sie mich nicht einer neuen Laune opferte.«

Und der getäuschte Unglückliche las abermals mit der Inbrunst der Hoffnung all diese Briefe, deren Strenge mit unbarmherziger Kunst stufenweise sich gesteigert hatte.

Der letzte war ein Meisterwerk barbarischer Grausamkeit; das Herz des armen Kardinals ward davon gleichsam durchlöchert, und dennoch liebte er in einem Grade, daß er aus Widerspruchsgeist eine Freude daran fand diese nach der Angabe der Frau von La Mothe aus

Versailles überbrachten kalten Unbarmherzigkeiten einmal um's andere wieder zu lesen.

In diesem Augenblick erschienen die Juweliere in seinem Hotel. Er war sehr erstaunt, daß sie, trotz des Verbots, so hartnäckig Einlaß bei ihm beehrten. Dreimal jagte er seinen Kammerdiener hinaus, der zum vierten Mal seinen Angriff mit der Aeußerung erneuerte, die Herren Böhmer und Bossange haben erklärt, sie würden nur weggehen, wenn man sie durch Gewalt dazu zwänge.

»Was soll das bedeuten?« dachte der Cardinal. »Sie mögen eintreten.«

Sie traten ein. Die verstörten Gesichter zeugten von dem heftigen Kampf, den sie moralisch und körperlich auszustehen gehabt hatten. Waren die Unglücklichen bei einem der Kämpfe Sieger geblieben, so hatten sie dagegen in dem andern eine Niederlage erlitten. Nie waren mehr aus dem Geleise gebrachte Köpfe berufen gewesen, vor einem Kirchenfürsten zu functioniren.

»Vor Allem,« rief der Cardinal, als er sie sah, »was soll diese Brutalität, meine Herren Juweliere? ist man Ihnen etwas schuldig?«

Der Ton dieses Eingangs verwandelte die zwei Associés vor Schrecken in Eis.

»Fangen die Scenen von dort wieder an?« sagte Böhmer schielend zu seinem Verbündeten.

»Oh! nein, nein,« erwiderte der Letztere, indem er seine Perücke mit einer sehr kriegerischen Bewegung zurechtrichtete, »ich, meinerseits, bin auf alle Stürme gefaßt.«

Und er machte einen fast drohenden Schritt, während der klügere Böhmer zurückblieb.

Der Cardinal hielt sie für Narren und sagte es ihnen unumwunden.

»Monseigneur,« sprach Böhmer in seiner Verzweiflung, jede Sylbe mit einem Seufzer zerhackend, »Gerechtigkeit! Barmherzigkeit! verschonen Sie uns mit Ihrer Wuth und zwingen Sie uns nicht, die Achtung gegen den größten, erhabensten Fürsten zu verletzen.«

»Meine Herren,« sagte der Cardinal, »entweder sind Sie keine Narren, und dann wird man Sie zum Fenster hinauswerfen, oder Sie sind Narren, und dann wirft man Sie ganz einfach vor die Thüre. Wählen Sie.«

»Monseigneur, wir sind keine Narren, wir sind bestohlen!«

»Was geht das mich an? ich bin nicht Policeilieutenant.«

»Aber Sie haben das Halsband in Ihren Händen gehabt, Monseigneur,« entgegnete Böhmer schluchzend. »Sie werden gerichtliche Aussage machen. Sie werden ...«

»Ich habe das Halsband gehabt?« versetzte der Prinz. »Das Halsband ist also gestohlen worden?«

»Ja, Monseigneur.«

»Nun! was sagt die Königin?« rief der Cardinal mit einer Bewegung lebhafter Theilnahme.

»Die Königin hat uns zu Ihnen geschickt, Monseigneur.«

»Das ist sehr liebenswürdig von Ihrer Majestät. Doch was kann ich hiebei machen, meine armen Leute?«

»Sie vermögen Alles, Monseigneur; Sie können sagen, was man damit gethan hat.«

»Ich?«

»Gewiß.«

»Mein lieber Herr Böhmer. Sie könnten diese Sprache gegen mich führen, wenn ich bei der Räuberbande wäre, die der Königin das Halsband gestohlen hat.«

»Nicht der Königin ist das Halsband gestohlen worden.«

»Mein Gott! wem denn?«

»Die Königin leugnet es in ihrem Besitze gehabt zu haben.«

»Wie! sie leugnet?« sagte zögernd der Cardinal; »Sie haben doch eine Handschrift von ihr?«

»Sie sagt, die Handschrift sei falsch.«

»Ah! meine Herren, Sie verlieren den Kopf!« rief der Cardinal.

»Ist es wahr?« sagte Böhmer zu Bossange, und dieser antwortete mit einer dreifachen Beipflichtung.

»Die Königin,« sprach der Cardinal, »die Königin hat geleugnet, weil Jemand bei ihr war, als Sie mit ihr sprachen.«

»Niemand, Monseigneur, doch das ist noch nicht Alles.«

»Was denn noch?«

»Die Königin hat nicht nur geleugnet, sie hat nicht nur behauptet, die Verschreibung sei falsch; sondern sie hat uns auch einen Schein von uns gezeigt, in dem bezeugt wird, daß wir das Halsband zurückgenommen haben.«

»Einen Schein von Ihnen? ... Und dieser Schein?«

»Ist falsch, wie der andere; Sie wissen das wohl, Herr Cardinal.«

»Falsch ... Zwei Fälschungen ... Und Sie sagen, ich wisse das wohl?«

»Sicherlich, da Sie gekommen sind, um uns in dem zu bestätigen, was uns Frau von La Mothe gesagt hatte; denn Sie, Sie wußten, daß wir das Halsband wirklich verkauft hatten, und daß es in den Händen der Königin war.«

»Ah! ah!« sagte der Cardinal, während er mit einer Hand über seine Stirn fuhr, »das sind, wie mir scheint, sehr ernste Dinge. Verständigen wir uns ein wenig. Meine Operationen mit Ihnen waren folgende.«

»Gut, Monseigneur.«

»Zuerst durch mich für Rechnung Ihrer Majestät gemachter Ankauf eines Halsbandes, auf welches ich Ihnen zweimal hundert und fünfzigtausend Livres bezahlt habe.«

»Das ist wahr, Monseigneur.«

»Dann von der Königin unmittelbar unterschriebener Verkauf, Sie haben mir das wenigstens gesagt, mit Terminen von ihr selbst und auf die Verantwortlichkeit ihrer Unterschrift?«

»Ihrer Unterschrift ... Sie sagen, es sei die Unterschrift der Königin, nicht wahr, Monseigneur?«

»Zeigen Sie sie mir!«

»Hier ist sie.«

Die Juweliere zogen die Verschreibung aus ihrem Portefeuille. Der Cardinal warf einen Blick darauf.

»Ei! Sie sind Kinder!« rief er. »*Marie Antoinette von Frankreich* ... Ist die Königin nicht eine Tochter des Hauses Österreich? Sie sind betrogen: die Schrift und die Unterzeichnung, Alles ist falsch!«

»Aber Frau von La Mothe muß den Fälscher und den Dieb kennen,« riefen die Juweliere ganz außer sich.

Die Wahrheit dieser Behauptung wirkte schlagend auf den Cardinal.

»Rufen wir Frau von La Mothe,« sagte er sehr beunruhigt.

Und er läutete, wie es die Königin gethan hatte.

Seine Leute stürzten fort, um Jeanne zu verfolgen, deren Wagen noch nicht fern sein konnte.

Die Herren Böhmer und Bossange kauerten sich indessen, wie Hasen in's Lager, in die Versprechungen der Königin und wiederholten:

»Wo ist das Halsband? wo ist das Halsband?«

»Sie werden mich taub machen,« sagte der Cardinal sehr ärgerlich. »Weiß ich, wo Ihr Halsband ist? Ich habe es selbst der Königin übergeben, mehr weiß ich nicht.«

»Das Halsband, wenn wir kein Geld bekommen! das Halsband!« wiederholten die zwei Kaufleute.

»Meine Herren, das geht mich nichts an,« schrie der Cardinal außer sich und nahe daran, seine zwei Gläubiger aus der Thüre zu werfen.

»Frau von La Mothe, die Frau Gräfin,« schrieten Böhmer und Bossange, heiser durch ihr verzweifeltes Gejammer, »sie ist es, die uns zu Grunde gerichtet hat.«

»Frau von La Mothe ist von einer Redlichkeit, welche zu verdächtigen ich Ihnen verbiete, wenn Sie nicht in meinem Hause krumm und lahm geschlagen werden wollen.«

»Ein Schuldiger ist doch da,« entgegnete Böhmer mit kläglichem Tone, »diese zwei Fälschungen sind von Jemand gemacht worden.«

»Etwa von mir?« rief Herr von Rohan hoffärtig.

»Monseigneur, das wollen wir gewiß nicht sagen.«

»Nun also?«

»Monseigneur, um Gottes willen eine Erklärung.«

»Warten Sie, bis ich selbst eine habe.«

»Aber, Monseigneur, was sollen wir der Königin antworten? denn Ihre Majestät schreit ebenso laut gegen uns.«

»Und was sagt sie?«

»Die Königin sagt, Sie oder Frau von La Mothe haben das Halsband, nicht sie.«

»Wohl denn!« sprach der Cardinal, bleich vor Scham und Zorn, »sagen Sie der Königin, daß ... Nein, sagen Sie ihr nichts ... Genug des Aergernisses. Doch morgen ... morgen, hören Sie, halte ich das Amt in der Capelle von Versailles; kommen Sie, Sie werden sehen, wie ich mich der Königin nähere, wie ich sie frage, ob sie das Halsband nicht in ihrem Besitze habe, und Sie werden dann hören, was sie antwortet! leugnet sie mir gegenüber, dann, meine Herren, bin ich Rohan, und ich werde bezahlen!«

Und nach diesen Worten, die er mit einer Größe sprach, wovon die einfache Prosa keinen Begriff geben kann, entließ der Prinz die zwei Kaufleute, und diese gingen rückwärts, sich mit den Ellenbogen berührend, hinaus.

»Morgen also,« stammelte Böhmer noch, »nicht wahr, Monseigneur?«

»Morgen Vormittag um elf Uhr in der Kapelle von Versailles,« antwortete der Cardinal.

LXXIV.

Fechtkunst und Diplomatie.

Am andern Tag gegen zehn Uhr kam ein Wagen mit dem Wappen des Herrn von Breteuil in Versailles an.

Diejenigen von unsern Lesern, welche sich der Geschichte Balsamo's und Gilberts erinnern, werden nicht vergessen haben, daß Herr von Breteuil, ein Nebenbuhler und persönlicher Feind des Herrn von Rohan, seit langer Zeit auf jede Gelegenheit lauerte, um seinem Gegner einen tödtlichen Schlag beizubringen.

Die Diplomatie ist der Fechtkunst in der Hinsicht sehr überlegen, daß bei letzterer Wissenschaft ein Gegenstoß in einer Secunde gegeben sein muß, während die Diplomaten fünfzehn Jahre und mehr, wenn es sein muß, haben, um den Stoß, den sie zurückgeben, zu combiniren und so tödtlich als möglich zu machen.

Herr von Breteuil hatte den König eine Stunde vorher um eine Audienz bitten lassen, und er fand Seine Majestät, als sie sich gerade ankleiden ließ, um zur Messe zu gehen.

»Ein herrliches Wetter!« sagte Ludwig XVI. ganz heiter, als der Diplomat in sein Cabinet eintrat, »ein wahres Mariae-Himmelfahrts-Wetter; sehen Sie, es ist keine Wolke mehr zu sehen.«

»Sire, bedaure unendlich, daß ich Ihrer Ruhe eine Wolke bringen muß,« erwiderte der Minister.

»Oh!« rief der König, dessen heitere Miene sich verdüsterte, »der Tag fängt schlimm an; was gibt es?«

»Sire, ich bin sehr in Verlegenheit, wie ich Ihnen das erzählen soll, um so mehr, als es nicht zum Geschäftskreise meines Ministeriums gehört. Es ist eine Art von Diebstahl, und das wäre Sache des Policei-Lieutenants.«

»Ein Diebstahl! ... Sie sind Siegelbewahrer, und die Diebe begegnen am Ende immer der Justiz.«

»Wohl, Sire, vernehmen Sie, wie sich die Sache verhält: Eure Majestät hat wohl von einem Diamantenhalsband sprechen hören?«

»Das von Herrn Böhmer?«

»Ja, Sire.«

»Das, welches die Königin ausgeschlagen hat?«

»Ganz richtig.«

»Eine Zurückweisung, die mir ein schönes Schiff eingetragen hat, den *Suffren*,« sagte der König, sich die Hände reibend.

»Nun, Sire,« sprach der Baron von Breteuil, unempfindlich für alles Schlimme, was er zu thun im Begriffe war, »dieses Halsband ist gestohlen worden.«

»Ah! das ist ein Unglück!« rief der König. »Es war theuer, doch die Diamanten sind kennbar. Wenn man sie zerschnitt, würde man die Frucht des Diebstahls verlieren. Man wird sie ganz lassen, und die Policei wird sie wieder auffinden ...«

»Sire,« unterbrach der Baron von Breteuil, »das ist kein gewöhnlicher Diebstahl. Es vermischen sich damit Gerüchte.«

»Gerüchte? wie soll ich das verstehen?«

»Sire, man behauptet, die Königin habe das Halsband behalten.«

»Wie, behalten? In meiner Gegenwart hat sie es ausgeschlagen, ohne es nur anschauen zu wollen. Albernheiten, Tollheiten, Baron; die Königin hat das Halsband nicht behalten.«

»Sire, ich habe mich nicht des geeigneten Wortes bedient: die Verleumdungen sind stets so blind in Beziehung auf Fürsten, daß der Ausdruck für königliche Ohren zu verletzend ist. Das Wort behalten ...«

»Ah! Herr von Breteuil,« sprach der König mit einem Lächeln, »man wird doch wohl nicht behaupten, die Königin habe das Halsband gestohlen?«

»Nein,« erwiderte lebhaft Herr von Breteuil, »man sagt, die Königin habe den von ihr abgebrochenen Handel wieder aufgenommen; man sagt, und ich brauche Eurer Majestät nicht zu wiederholen, wie sehr meine Ehrfurcht und meine Ergebenheit diese schändlichen Muthmaßungen verachten, man sagt, die Juweliere besitzen von Ihrer Majestät der Königin einen Schein, in welchem bezeugt sei, daß sie das Halsband behalte.«

Der König erbleichte.

»Man sagt das?« wiederholte er. »Was sagt man nicht? Doch im Ganzen setzt mich das in Erstaunen. Hatte die Königin das Halsband unter der Hand gekauft, so würde ich es nicht tadeln. Die Königin ist ein Weib, das Halsband war ein seltenes, wunderbares Stück. Die Königin kann, Gott sei Dank, anderthalb Millionen für ihre Toilette ausgeben, wenn sie es wollte. Ich werde es billigen, und sie wird nur darin Unrecht gehabt haben, daß sie mir ihren Wunsch verschwiegen. Doch es geziemt sich nicht für den König, sich in diese Sache zu mischen; sie geht den Mann an. Der Mann wird seine Frau tadeln, wenn er will oder wenn er kann; ich erkenne Niemand das Recht zu, dazwischen zu treten, nicht einmal mit einer üblen Nachrede.«

Der Baron verbeugte sich vor diesen so edlen und so kräftigen Worten des Königs. Aber Ludwig XVI. Festigkeit war eitel Schein. Einen Augenblick, nachdem er sie gezeigt, wurde er schwankend, unruhig.

»Und dann,« fuhr er fort, »was sprechen Sie von einem Diebstahl? ... Wenn ein Diebstahl stattgefunden hätte, so wäre das Halsband, wie mir scheint, nicht in den Händen der Königin. Wir wollen logisch sein!«

»Eure Majestät hat mich durch Ihren Zorn eiskalt gemacht, und ich konnte nicht vollenden ...«

»Oh! mein Zorn! ... ich zornig! ... Was das betrifft, Baron ... Baron!«

Und der gute König lachte geräuschvoll.

»Fahren Sie fort und sagen Sie mir Alles; sagen Sie mir sogar, die Königin habe das Halsband an Juden verkauft. Arme Frau, sie braucht oft Geld, und ich gebe ihr nicht immer.«

»Das wollte ich gerade Eurer Majestät zu sagen die Ehre haben. Die Königin hatte vor zwei Monaten durch Herrn von Calonne fünfmal hunderttausend Livres fordern lassen, und Eure Majestät hat sich geweigert, zu unterzeichnen.«

»Das ist wahr.«

»Wohl, Sire, dieses Geld sollte, *wie man sagt*, dazu dienen, das erste Quartal der von der Königin beim Ankauf des Halsbandes unterzeichneten Termine zu bezahlen. Da die Königin kein Geld hatte, so weigerte sie sich, zu bezahlen.«

»Nun?« fragte der König, allmählig interessirt, wie es geschieht, wenn auf den Zweifel ein Anfang von Wahrscheinlichkeit folgt.

»Sire, hier fängt die Geschichte an, die mir mein Eifer Eurer Majestät zu erzählen befiehlt.«

»Wie! Sie sagen, die Geschichte fange hier an: mein Gott! was ist es denn?« rief der König, seine Verlegenheit vor den Augen des Barons verrathend, der von da an im Vortheil blieb.

»Sire, man sagt, die Königin habe sich an Jemand gewendet, um Geld zu bekommen.«

»An wen? an einen Juden, nicht wahr?«

»Nein, Sire, nicht an einen Juden.«

»Ei, mein Gott! Sie sagen mir das mit einer seltsamen Miene, Breteuil. Oh! gut, ich errathe; eine auswärtige Intrigue: die Königin hat das Geld von ihrem Bruder, von ihrer Familie verlangt? Oesterreich steckt dahinter?«

Man weiß, wie empfindlich der König in Betreff des Wiener Hofes war.

»Das wäre besser,« erwiderte Herr von Breteuil.

»Wie! das wäre besser? Aber von wem hat denn die Königin Geld verlangen können?«

»Sire, ich wage es nicht ...«

»Sie setzen mich in Erstaunen, mein Herr,« sprach der König, indem er das Haupt erhob und wieder seinen königlichen Ton annahm: »Sprechen Sie auf der Stelle, wenn's beliebt, und nennen Sie mir den Geldleiher.«

»Herr von Rohan, Sire.«

»Wie! Sie erröthen nicht, mir Herrn von Rohan, den ruinirtesten Mann dieses Königreichs, zu nennen!«

»Sire ...« sagte Herr von Breteuil, die Augen niederschlagend.

»Das ist eine Miene, die mir mißfällt,« fügte der König bei, »und Sie werden sich sogleich erklären, mein Herr Siegelbewahrer.«

»Nein, Sire; um keinen Preis der Welt; denn nichts würde mich zwingen, ein die Ehre meines Königs und meiner Souveränin bloßstellendes Wort von meinen Lippen fallen zu lassen.«

Der König faltete die Stirne.

»Wir steigen sehr tief hinab, Herr von Breteuil; diese Policeimeldung ist ganz geschwängert von den Dünsten des Pfuhs, von dem sie ausgeht.«

»Sire, jede Verleumdung düstet tödtliche Miasmen aus, und darum müssen die Könige die Luft rein machen, und zwar durch große Mittel, wenn nicht ihre Ehre durch diese Gifte, selbst auf dem Throne, umgebracht werden soll.«

»Herr von Rohan,« murmelte der König; »welche Wahrscheinlichkeit! ... Der Cardinal läßt also sagen? ...«

»Sire, Eure Majestät wird sich überzeugen, daß Herr von Rohan Unterredungen mit den Juwelieren Böhmer und Bossange gehabt hat, daß die Sache des Ankaufs von ihm geordnet worden ist, daß er die Zahlungsbedingungen angenommen und festgestellt hat.«

»Wahrhaftig!« rief der König, ganz bebend vor Zorn und Eifersucht.

»Es ist dieß eine Thatsache, welche das kleinste Verhör erweisen wird. Ich mache mich hiezu gegen Eure Majestät anheischig.«

»Sie sagen, Sie machen sich hiezu anheischig?«

»Ohne Rückhalt, unter meiner Verantwortlichkeit, Sire.«

Der König ging rasch in seinem Cabinet auf und ab.

»Das sind furchtbare Dinge,« sagte er; »ja, doch in dem Allem sehe ich den Diebstahl noch nicht.«

»Sire, die Juweliere haben, wie sie behaupten, einen von der Königin unterzeichneten Schein erhalten, und das Halsband muß in den Händen der Königin sein.«

»Ah!« rief der König in einem Ausbruch der Hoffnung; »sie leugnet! Sie sehen wohl, daß sie leugnet, Breteuil.«

»Ei! Sire, habe ich je Eure Majestät glauben lassen, ich wisse nicht, daß die Königin unschuldig ist? Sollte ich so beklagenswerth sein, daß Eure Majestät nicht sähe, welche Ehrfurcht und Liebe für die reinste der Frauen in meinem Herzen wohnt?«

»Sie klagen also nur Herrn von Rohan an?«

»Sire, der Anschein räth ...«

»Eine schwere Anschuldigung, Baron.«

»Welche vielleicht vor einer Untersuchung fallen wird; doch die Untersuchung ist unerlässlich. Bedenken Sie doch, Sire, daß die Königin das Halsband nicht zu haben behauptet; daß die Juweliere es an die Königin verkauft zu haben behaupten; daß sich das Halsband nicht wiederfindet, und daß das Wort *Diebstahl* vom Volk zwischen dem Namen Rohan und dem geheiligten Namen der Königin ausgesprochen worden ist.«

»Es ist wahr, es ist wahr,« sagte der König ganz verwirrt; »Sie haben Recht, Breteuil, diese ganze Sache muß aufgeklärt werden.«

»Durchaus, Sire.«

»Mein Gott! was geht dort in der Gallerie vor? ist das nicht Herr von Rohan, der sich in die Capelle begibt?«

»Sire, Herr von Rohan kann sich noch nicht in die Capelle begeben. Es ist noch nicht elf Uhr; und dann hätte Herr von Rohan, der heute das Amt hält, sein priesterliches Gewand an. Er ist es nicht, der dort geht. Eure Majestät hat noch über eine halbe Stunde zu verfügen.«

»Was soll ich dann thun? mit ihm sprechen? ihn kommen lassen?«

»Nein, Sire; erlauben Sie mir, Eurer Majestät einen Rath zu geben; machen Sie die Sache nicht ruchbar, ehe Sie mit Ihrer Majestät der Königin gesprochen haben.«

»Ja, sie wird mir die Wahrheit sagen.«

»Zweifeln wir nicht einen Augenblick daran, Sire.«

»Hören Sie, Baron, kommen Sie hierher und sagen Sie mir unverholen, ohne Milderung, jede Thatsache, jede Deutung.«

»Ich habe Alles in diesem Portefeuille auseinandergesetzt, mit den Beweisen zur Bekräftigung.«

»An's Geschäft also; warten Sie, daß ich die Thüre meines Cabinets schließen lasse; ich hatte diesen Morgen zwei Audienzen, ich werde sie verschieben.«

Der König gab seine Befehle, setzte sich dann wieder und warf einen letzten Blick durch das Fenster.

»Dießmal,« sagte er, »ist es gewiß der Cardinal, schauen Sie.«

Herr von Breteuil stand auf, trat an's Fenster und erblickte Herrn von Rohan, der im großen Gewande eines Cardinals und Erzbischofs sich nach dem Gemach wandte, das für ihn bestimmt

war, so oft er ein feierliches Amt in Versailles hielt.

»Endlich ist er *da!*« rief der König sich erhebend.

»Desto besser,« sagte Herr von Breteuil, »die Erklärung wird keinen langen Aufschub erleiden.«

Und er begann den König mit allem Eifer eines Mannes zu unterweisen, der einen Andern zu Grunde richten will.

Eine höllische Kunst hatte in seinem Portefeuille Alles zusammengestellt, was den Cardinal erdrücken konnte. Der König sah wohl die Beweise für die Schuld des Herrn von Rohan sich häufen, aber er verzweifelte, daß er nicht so schnell die Beweise für die Unschuld der Königin kommen sah.

Er ertrug ungeduldig seit einer Viertelstunde diese Marter, als plötzlich Rufe in der anstoßenden Gallerie ertönten.

Der König horchte, Herr von Breteuil unterbrach sich im Lesen.

Ein Officier kratzte an der Thüre des Cabinets.

»Was gibt es?« fragte der König, bei dem seit der Mittheilung des Herrn von Breteuil alle Nerven in Bewegung gesetzt waren.

Der Officier trat ein.

»Sire, Ihre Majestät die Königin bittet Eure Majestät, zu ihr kommen zu wollen.«

»Es gibt etwas Neues,« sprach der König erbleichend.

»Vielleicht,« sagte Breteuil.

»Ich gehe zur Königin!« rief der König. »Erwarten Sie mich hier, Herr von Breteuil.«

»Wir stehen der Entwicklung nahe,« murmelte Herr von Breteuil.

LXXV.

Edelmann, Cardinal und Königin.

In der Stunde, wo Herr von Breteuil beim König erschienen war, hatte Herr von Charny, bleich, bewegt, sich eine Audienz bei der Königin erbitten lassen.

Diese kleidete sich an; sie sah durch das Fenster ihres Boudoir, das auf die Terrasse ging, Charny, der demüthig eingeführt zu werden verlangte.

Marie Antoinette ertheilte Befehl, ihn eintreten zu lassen, als er kaum sein Gesuch ausgesprochen hatte.

Denn sie gab dem Bedürfnisse ihres Herzens nach; denn sie sagte sich mit einem edlen Stolz, eine reine und unkörperliche Liebe, wie die seinige, habe das Eintrittsrecht zu jeder Stunde selbst in den Palast der Königinnen.

Charny trat ein, berührte zitternd die Hand, die ihm die Königin reichte, und sprach mit erstickter Stimme:

»Ah! Madame, welch ein Unglück!«

»Was haben Sie denn?« rief die Königin erbleichend, als sie ihren Freund so bleich sah.

»Madame, wissen Sie, was ich so eben erfahren habe? wissen Sie, was man sagt? wissen Sie, was der König vielleicht weiß, oder was er morgen erfahren wird?«

Sie schauderte beim Gedanken an die Nacht keuscher Wonne, wo vielleicht ein eifersüchtiges, feindseliges Auge sie mit Charny im Park von Versailles gesehen hatte.

»Sagen Sie Alles, ich bin stark,« erwiderte sie, eine Hand auf ihr Herz drückend.

»Madame, man sagt, Sie haben ein Halsband von Böhmer und Bossange gekauft.«

»Ich habe es zurückgegeben,« entgegnete rasch Marie Antoinette.

»Hören Sie, man sagt, Sie haben es nur scheinbar zurückgegeben. Sie haben es bezahlen zu können geglaubt, der König habe Sie dadurch daran verhindert, daß er es verweigert, eine Anweisung des Herrn von Calonne zu unterzeichnen; dann haben Sie sich an Jemand gewendet, um Geld zu finden, und dieser Jemand sei Ihr Geliebter.«

»Sie!« rief die Königin mit einer Bewegung erhabenen Vertrauens. »Sie! mein Herr? he! lassen Sie diejenigen reden, welche das sagen. Die im Titel eines Geliebten liegenden Injurie kann ihnen nicht so angenehm sein, als der Freundestitel eine süße, fortan zwischen uns Beiden geheiligte Wahrheit ist.«

Charny hielt, ganz verwirrt durch die männliche und fruchtbare Beredtsamkeit, welche aus der wahren Liebe entströmt, wie der wesentliche Wohlgeruch aus dem Herzen jeder edelmüthigen Frau, inne.

Doch der Zwischenraum, den er zwischen die Worte der Königin und eine Erwiderung von ihm setzte, verdoppelte die Bangigkeit Marie Antoinettes, und sie rief:

»Wovon wollen Sie sprechen, Herr von Charny? Die Verleumdung hat eine Sprache, die ich nie verstehe; haben Sie dieselbe verstanden?«

»Madame, wollen Sie mir eine ununterbrochene Aufmerksamkeit schenken, denn die Sache ist

sehr ernster Natur. Gestern ging ich mit meinem Oheim, Herrn von Suffren, zu den Hofjuwelieren Böhmer und Bossange; mein Oheim hatte nämlich Diamanten von Indien mitgebracht und wollte sie schätzen lassen. Man sprach von Allem und von Allen. Die Juweliere erzählten dem Herrn Bailli eine abscheuliche Geschichte mit den Commentaren der Feinde Eurer Majestät. Madame, ich bin in Verzweiflung; haben Sie das Halsband gekauft, so sagen Sie es mir; haben Sie es nicht bezahlt, so sagen Sie es mir auch. Aber lassen Sie mich nicht glauben, Herr von Rohan habe es bezahlt.«

»Herr von Rohan!« rief die Königin.

»Ja, Herr von Rohan, der Mann, welcher für den Liebhaber der Königin gilt; der Mann, von welchem die Königin Geld entlehnt; der Mann, den ein Unglücklicher, welchen man Herr von Charny nennt, im Parke von Versailles der Königin zulächeln, vor der Königin niederknien, der Königin die Hand küssen sah; der Mann ...«

»Mein Herr,« rief Marie Antoinette, »glauben Sie, wenn ich nicht mehr da bin, so geschieht dieß, weil Sie mich nicht lieben, wenn ich da bin.«

»Oh!« erwiderte der junge Mann, »es waltet eine dringliche Gefahr ob; ich komme weder um Offenherzigkeit, noch um Muth von Ihnen zu fordern; ich komme, um einen Dienst von Ihnen zu erflehen.«

»Sagen Sie mir vor Allem, welche Gefahr dieß ist.«

»Welche Gefahr! Madame, ein Wahnsinniger ist der, welcher sie nicht erräth. Indem der Cardinal sich für die Königin verbürgt, indem er für die Königin bezahlt, richtet er sie zu Grunde. Ich spreche hier nicht von dem tödtlichen Mißvergnügen, das Herr von Charny ein Vertrauen, wie das, welches Herr von Rohan Ihnen einflößt, verursachen kann. Nein. An solchen Schmerzen stirbt man, aber man beklagt sich nicht darüber.«

»Sie sind verrückt!« entgegnete Marie Antoinette zornig.

»Ich bin nicht verrückt, Madame, aber Sie sind unglücklich, Sie sind verloren. Ich habe Sie im Park gesehen ... Ich sagte es Ihnen wohl. Ich hatte mich nicht getäuscht. Heute ist die gräßliche, die tödtliche Wahrheit an's Tageslicht gekommen ... Herr von Rohan rühmt sich vielleicht ...«

Die Königin ergriff Charny beim Arm und wiederholte mit unaussprechlicher Bangigkeit:

»Wahnsinniger! Wahnsinniger! glauben Sie an den Haß, glauben Sie an Schatten, glauben Sie an das Unmögliche; aber in des Himmels Namen! nach dem was ich Ihnen gesagt habe, glauben Sie nicht, ich sei schuldig!... Schuldig! Dieses Wort würde mich in einen Haufen glühender Kohlen springen machen. Schuldig ... mit ... Ich, die ich nie an Sie gedacht habe, ohne Gott zu bitten, er möge mir diesen einzigen Gedanken verzeihen, den ich ein Verbrechen nannte. Oh! Herr von Charny, wenn Sie nicht wollen, daß ich heute verloren, morgen todt bin, sagen Sie mir, Sie beargwöhnen mich nicht, oder fliehen Sie so weit, daß Sie nicht einmal das Geräusch meines Sturzes im Augenblick meines Todes hören.«

Olivier rang voll Angst die Hände und rief:

»Hören Sie mich an, wenn ich Ihnen einen wirksamen Dienst leisten soll.«

»Ein Dienst von Ihnen!« rief die Königin, »von Ihnen, der Sie grausamer sind, als meine Feinde; ... denn meine Feinde schuldigen mich nur an, während Sie Verdacht gegen mich hegen! Ein Dienst von Seiten des Mannes, der mich verachtet, nie ... mein Herr! nie! ...«

Olivier näherte sich der Königin, nahm ihre Hand in die seinige und sprach:

»Sie werden wohl sehen, daß ich kein Mann bin, der seufzt und weint; die Augenblicke sind

kosbar; diesen Abend wäre es zu spät, um zu thun, was uns zu thun übrig bleibt. Wollen Sie mich von der Verzweiflung retten, indem Sie sich selbst von der Schande retten?«

»Mein Herr! ...«

»Oh! im Angesicht des Todes werde ich meine Worte nicht mehr ängstlich abwägen. Wenn Sie mich nicht hören, sage ich Ihnen, so sind wir heute Abend Beide gestorben, Sie aus Scham, ich, weil ich Sie habe sterben sehen.«

»Mein Herr!«

»Gerade auf den Feind los, Madame, wie in unseren Schlachten! gerade der Gefahr entgegen! gerade in den Tod! Gehen wir mit einander, ich als der unbekannte, aber muthige Soldat. Sie mit der Majestät, mit der Stärke in das dichteste Kampfgewühl. Unterliegen Sie, wohl, dann werden Sie nicht allein sein. Hören Sie, Madame, sehen Sie in mir einen Bruder ... Sie brauchen vielleicht ... Geld, um ... das Halsband zu bezahlen?«

»Ich?«

»Leugnen Sie es nicht.«

»Ich sage Ihnen ...«

»Sagen Sie nicht, daß Sie das Halsband nicht haben.«

»Ich schwöre Ihnen ...«

»Schwören Sie nicht, wenn Sie wollen, daß ich Sie noch liebe.«

»Olivier!«

»Es bleibt Ihnen ein Mittel, zugleich Ihre Ehre und meine Liebe zu retten. Das Halsband kostet sechszehnmal hunderttausend Livres, Sie haben zweimal hundert und fünfzigtausend bezahlt; hier sind anderthalb Millionen, nehmen Sie dieselben.«

»Was ist das?«

»Schauen Sie nicht, nehmen und bezahlen Sie.«

»Ihre Güter verkauft! Olivier! Ihre Güter von mir erkaufte und berichtet! Sie berauben sich um meinetwillen! Sie sind ein gutes und edles Herz, und ich werde bei einer solchen Liebe nicht mehr um die Geständnisse feilschen. Olivier, ich liebe Sie!«

»Nehmen Sie an?«

»Nein; doch ich liebe Sie.«

»Herr von Rohan wird also bezahlen? Bedenken Sie wohl, Madame, das ist keine Großmuth mehr von Ihrer Seite, sondern eine Grausamkeit, die mich zu Boden drückt. Sie nehmen vom Cardinal an?«

»Ich! gehen Sie doch, Herr von Charny! Ich bin die Königin, und wenn ich meinen Unterthanen Liebe oder Vermögen gebe, so nehme ich doch nie an.«

»Was werden Sie denn thun?«

»Sie sollen mir mein Benehmen vorschreiben. Was sagen Sie, daß Herr von Rohan denkt?«

»Er denkt, Sie seien seine Geliebte.«

»Sie sind hart, Olivier ...«

»Ich spreche, wie man im Angesicht des Todes spricht.«

»Was sagen Sie, daß die Juweliere denken?«

»Da die Königin nicht bezahlen könne, so werde Herr von Rohan bezahlen.«

»Was sagen Sie, daß man im Publikum in Betreff des Halsbandes denkt?«

»Daß Sie es haben, daß Sie es verborgen haben, daß Sie es erst zugestehen werden, wenn es entweder vom Cardinal aus Liebe für Sie, oder vom König aus Furcht vor dem Aergerniß bezahlt sei.«

»Gut; und Sie, Charny, Ihrerseits, ich schaue Ihnen in's Gesicht und frage Sie: Was halten Sie von den Scenen, die Sie im Parke von Versailles gesehen?«

»Madame, ich glaube, daß Sie Ihre Unschuld zu beweisen nöthig haben,« erwiderte energisch der würdige Edelmann.

Die Königin wischte sich den Schweiß ab, der von ihrer Stirne floß.

»Der Prinz Louis, Cardinal von Rohan, Großalmosenier von Frankreich!« rief die Stimme eines Huissier im Vorgemach,

»Er!« murmelte Charny.

»Sie sind nach Wünschen bedient,« sagte die Königin.

»Sie wollen ihn empfangen?«

»Ich war im Begriff, ihn rufen zu lassen.«

»Aber ich ...«

»Treten Sie in mein Boudoir und lassen Sie die Thüre ein wenig offen, um gut zu hören.«

»Madame!«

»Gehen Sie geschwind, der Cardinal kommt.«

Sie schob Herrn von Charny in das Zimmer, das sie ihm bezeichnet hatte, zog die Thüre so viel als nöthig an und ließ den Cardinal eintreten.

Herr von Rohan erschien auf der Schwelle des Gemaches; er war glänzend in seiner priesterlichen Tracht. Hinter ihm, in einer gewissen Entfernung, erblickte man ein zahlreiches Gefolge, dessen Kleider glänzten, wie das ihres Gebieters.

Unter diesen gebückten Leuten konnte man die Herren Böhmer und Bossange wahrnehmen, die in ihren Galakleidern etwas verlegen aussahen.

Die Königin ging dem Cardinal entgegen und versuchte dabei ein Lächeln, das jedoch bald auf ihren Lippen erstarb.

Louis von Rohan war ernst, sogar traurig. Er hatte die Ruhe des muthigen Mannes, der kämpfen soll, die unmerkliche Drohung des Priesters, der zu verzeihen haben kann.

Die Königin bezeichnete ihm durch die Geberde ein Tabouret; der Cardinal blieb stehen.

»Madame«, sagte er, nachdem er sich sichtbar zitternd verbeugt, »ich hatte mehrere wichtige Dinge Eurer Majestät mitzutheilen, die es sich zur Aufgabe macht, mir auszuweichen.«

»Ich!« entgegnete die Königin, »ich weiche Ihnen so wenig aus, Herr Cardinal, daß ich im Begriff war, Sie rufen zu lassen.«

Der Cardinal warf einen Blick nach dem Boudoir und fragte dann mit leiser Stimme:

»Bin ich allein mit Eurer Majestät? habe ich das Recht, mit voller Freiheit zu sprechen?«

»In voller Freiheit, Herr Cardinal; thun Sie sich keinen Zwang an, wir sind allein.«

Und ihre Stimme schien ihre Worte dem im anstoßenden Zimmer verborgenen Edelmann zuzusenden zu wollen.

Sie freute sich voll Stolz über ihren Muth und die Gewißheit, welche der ohne Zweifel sehr aufmerksame Charny gleich bei den ersten Worten bekommen würde.

Der Cardinal faßte seinen Entschluß. Er rückte das Tabouret zum Lehnstuhl der Königin, um

sich so fern als möglich von der Doppelthüre zu befinden.

»Das sind viele Vorbereitungen,« rief die Königin, Heiterkeit heuchelnd.

»Dieß geschieht, weil ...« sagte der Cardinal.

»Weil ...?« wiederholte die Königin.

»Wird der König nicht kommen?« fragte Herr von Rohan.

»Fürchten Sie sich weder vor dem König, noch vor irgend Jemand,« erwiderte lebhaft Marie Antoinette.

»Oh! nur vor Ihnen habe ich bange,« versetzte der Cardinal mit bewegter Stimme.

»Ein Grund mehr, ich bin nicht sehr furchtbar; sprechen Sie in wenigen Worten, sprechen Sie mit lauter und vernehmlicher Stimme, ich liebe die Offenherzigkeit, und wenn Sie mich schonen, werde ich glauben, Sie seien kein Mann von Ehre. Oh! keine Geberden mehr: man hat mir gesagt, Sie haben Beschwerden gegen mich. Sprechen Sie, ich liebe den Krieg, ich bin von einem Blut, das nicht erschrickt! Sie auch, ich weiß es wohl. Was haben Sie mir vorzuwerfen?«

Der Cardinal stieß einen Seufzer aus und stand auf, als wollte er die Luft des Zimmers in größerem Umfang einsaugen.

LXXVI.

Erklärungen.

Die Königin und der Cardinal befanden sich erwählter Maßen einander von Angesicht zu Angesicht gegenüber, Charny konnte im Cabinet auch das geringste Wort der Sprechenden hören, und die auf beiden Seiten ungeduldig erwarteten Erklärungen sollten endlich beginnen.

»Madame,« sagte der Cardinal, sich verbeugend, »Sie wissen, was in Beziehung auf unser Halsband vorgeht!«

»Nein, mein Herr, ich weiß es nicht, und es ist mir lieb, wenn ich es von Ihnen erfahre.«

»Warum beschränkt mich Eure Majestät seit langer Zeit darauf, daß ich mich ihr nur durch Vermittlung mittheilen kann? Warum läßt sie es zu keiner Erklärung kommen, wenn sie einen Grund des Hasses gegen mich hat?«

»Ich weiß nicht, was Sie hiemit sagen wollen, Herr Cardinal, und ich habe keinen Grund, Sie zu hassen. Doch das ist, glaube ich, nicht der Gegenstand unserer Unterredung. Wollen Sie mir also über das unglückliche Halsband eine bestimmte Auskunft geben, und vor Allem ... wo ist Frau von La Mothe?«

»Ich war im Begriff, dieß Eure Majestät zu fragen.«

»Verzeihen Sie, wenn Jemand wissen kann, wo Frau von La Mothe ist, so sind Sie es, Herr Cardinal, glaube ich.«

»Ich, Madame, aus welchem Grunde?«

»Oh! ich bin nicht hier um Bekenntnisse entgegenzunehmen, Herr Cardinal, ich muß Frau von La Mothe nothwendig sprechen, ich habe sie rufen lassen, man hat sie zehnmal in ihrem Hause gesucht, sie hat nicht geantwortet. Dieses Verschwinden ist seltsam, das werden Sie zugestehen.«

»Ich wundere mich auch über dieses Verschwinden, Madame, denn ich habe Frau von La Mothe bitten lassen, zu mir zu kommen; sie hat mir eben so wenig geantwortet, als Eurer Majestät.«

»Dann lassen wir die Gräfin, mein Herr, und sprechen wir von uns selbst.«

»Oh! nein, Madame, sprechen wir zuerst von ihr, denn gewisse Worte Eurer Majestät haben einen schmerzlichen Verdacht bei mir erregt: mir scheint, Eure Majestät warf mir eilige Bewerbungen um die Gunst der Gräfin vor.«

»Ich habe Ihnen noch gar nichts vorgeworfen, mein Herr, doch Geduld.«

»Oh! Madame, ein solcher Verdacht würde mir alle Empfindlichkeiten Ihrer Seele erklären, und dann würde ich, während ich verzweifeln müßte, die bis daher unfassliche Strenge begreifen, die Sie mir gegenüber gebraucht haben.«

»Hier ist es wo wir aufhören, uns zu verstehen,« sprach die Königin; »Sie sind von einer undurchdringlichen Dunkelheit, und damit wir uns nicht mehr im Nebel verlieren, verlange ich Erläuterungen von Ihnen. Zur Sache! zur Sache!«

»Madame!« rief der Cardinal, indem er die Hände faltete und sich der Königin näherte, »haben Sie die Gnade, das Gespräch nicht zu wechseln: zwei Worte mehr über den Gegenstand,

den wir so eben verhandelten, und wir hätten uns verständigt.«

»In der That, mein Herr, Sie sprechen eine Sprache, die ich nicht verstehe; ich bitte, lassen Sie uns zum Französischen zurückkehren. Wo ist das Halsband, das ich den Juwelieren zurückgegeben habe?«

»Das Halsband, das Sie zurückgegeben haben?« rief Herr von Rohan.

»Ja, was haben Sie damit gemacht?«

»Ich! ei ich weiß nicht, Madame ...«

»Hören Sie, Eines ist da ganz einfach ... Frau von La Mothe hat das Halsband genommen, sie hat es in meinem Namen zurückgegeben. Die Juweliere behaupten, sie haben es nicht zurückerhalten. Ich habe in meinen Händen einen Empfangschein, der das Gegentheil beweist; die Juweliere sagen, der Schein sei falsch. Frau von La Mothe könnte mit einem Worte Alles aufklären ... sie findet sich nicht; nun denn! lassen Sie mich Muthmaßungen an die Stelle dunkler Thatsachen setzen: Frau von La Mothe hat das Halsband zurückgeben wollen. Sie, dessen ohne Zweifel wohlwollende Manie es immer war, mich zum Ankauf des Halsbandes zu veranlassen, Sie, der Sie es mir brachten, mit dem Anerbieten, für mich zu bezahlen, einem Anerbieten ...«

»Das Eure Majestät sehr hart ausgeschlagen hat,« fiel der Cardinal mit einem Seufzer ein.

»Nun wohl! ja, Sie beharrten bei der fixen Idee, daß ich im Besitze des Halsbandes bleiben sollte, und werden es den Juwelieren nicht zurückgegeben haben, in der Absicht, es mir bei irgend einer Gelegenheit wieder in die Hand zu spielen. Frau von La Mothe war schwach, während sie mein Widerstreben, die Unmöglichkeit, in der ich mich in Betreff des Bezahls befand, und meinen unerschütterlichen Entschluß, das Halsband mir nicht ohne Geld zu erwerben, kannte; Frau von La Mothe hat aus Eifer für mich mit Ihnen conspirirt, und heute fürchtet sie meinen Zorn und zeigt sich nicht. Ist es so? habe ich die Sache mitten in der Finsternis wiederaufgebaut? sagen Sie ja. Lassen Sie mich Ihnen diesen Leichtsin, diesen Ungehorsam gegen meine förmlichen Befehle vorwerfen, Sie werden mit einem Verweise davon kommen, und Alles ist dann abgethan. Ich thue mehr, ich verspreche Ihnen Verzeihung für Frau von La Mothe, sie trete aus ihrer Reue hervor. Doch ich bitte, Klarheit, mein Herr, ich will nicht, daß in diesem Augenblick ein Schatten über meinem Leben schwebe, ich will das nicht, hören Sie wohl!«

Die Königin hatte diese Worte mit einer solchen Lebhaftigkeit gesprochen, sie hatte sie so kräftig betont, daß der Cardinal sie weder unterbrechen konnte noch wollte; aber sobald sie aufgehört, sagte er, einen Seufzer unterdrückend:

»Madame, ich will alle Ihre Muthmaßungen erwidern. Nein, ich beharrte nicht bei der Idee, Sie müßten das Halsband bekommen, in Betracht, daß ich der festen Ueberzeugung lebte, es sei in Ihren Händen. Nein, ich habe durchaus nicht mit Frau von La Mothe in Betreff dieses Halsbands conspirirt; nein, ich habe es ebenso wenig als die Juweliere es haben, als wie Sie sagen, Sie selbst es haben.«

»Das ist nicht möglich,« rief die Königin ganz erstaunt: »Sie haben das Halsband nicht?«

»Nein, Madame.«

»Sie haben Frau von La Mothe nicht gerathen, sich fern zu halten?«

»Nein, Madame.«

»Sie verbergen sie nicht?«

»Nein. Madame.«

»Sie wissen nicht, was aus ihr geworden ist?«

»Ebenso wenig als Sie, Madame.«

»Aber wie erklären Sie sich dann das, was geschieht?«

»Madame, ich bin genöthigt, zu gestehen, daß ich es mir nicht erklären kann. Ueberdieß ist das nicht das erste Mal, daß ich mich bei der Königin beklage, nicht von ihr verstanden worden zu sein.«

»Wann ist dieß schon vorgekommen? Ich erinnere mich nicht.«

»Madame, haben Sie die Gnade, in Gedanken noch einmal meine Briefe zu durchlesen.«

»Ihre Briefe!« rief die Königin erstaunt. »Sie haben mir geschrieben?«

»Zu selten Madame, für Alles, was ich im Herzen hatte.«

Die Königin erhob sich und sprach:

»Mir scheint, wir täuschen uns Beide; endigen wir rasch diesen Scherz. Was sprechen Sie von Briefen, und was haben Sie auf dem Herzen oder im Herzen, ich weiß nicht genau, wie Sie das so eben gesagt haben?«

»Mein Gott! Madame, ich habe mich vielleicht hinreißen lassen, das Geheimniß meiner Seele zu laut auszusprechen.«

»Welches Geheimniß? Sind Sie denn bei gesundem Verstand, Herr Cardinal?«

»Madame!«

»Oh! lassen wir die Ausflüchte ... Sie sprechen wie ein Mensch, der mir eine Falle stellen oder mich vor Zeugen in Verwirrung bringen will.«

»Ich schwöre Ihnen, Madame, daß ich nichts gesagt habe ... Horcht wirklich Jemand?«

»Nein, mein Herr, tausendmal nein, es ist Niemand da... erklären Sie sich also, jedoch vollständig, und wenn Sie im Besitze Ihrer Vernunft sind, beweisen Sie es.«

»Oh! Madame, warum ist Frau von La Mothe nicht da? Sie, unsere Freundin, würde mir, wenn nicht die Zuneigung, doch das Gedächtniß Eurer Majestät wiedererwecken helfen.«

» *Unsere* Freundin? meine Zuneigung? mein Gedächtniß? Ich falle aus den Wolken.«

»Ah! Madame, ich bitte Sie,« rief der Cardinal, empört durch den scharfen Ton der Königin, »schonen Sie mich. Es steht Ihnen frei, nicht mehr zu lieben, aber beleidigen Sie nicht.«

»Ah! mein Gott!« rief die Königin erbleichend, »ah! mein Gott! was sagt dieser Mann!«

»Sehr gut! fuhr Herr von Rohan fort, der immer lebhafter wurde, je mehr sein Zorn aufsprudelte; »sehr gut! Madame, ich glaube discret und zurückhaltend genug gewesen zu sein, daß Sie mich nicht mißhandeln sollten; ich werfe Ihnen auch nur unbedeutende Benachtheiligungen vor. Ich begehe das Unrecht, daß ich mich wiederhole, denn ich hätte wissen sollen, daß, wenn eine Königin gesagt hat: ich will nicht mehr, dieß ein ebenso gebieterisches Gesetz ist, als wenn eine Frau gesagt hat: ich will!«

Die Königin stieß einen heftigen Schrei aus, faßte den Cardinal bei seinem Spitzenärmel und rief mit zitternder Stimme:

»Sprechen Sie geschwind, mein Herr. Ich habe gesagt: *Ich will nicht mehr*; und ich hatte gesagt: *Ich will*. Wem habe ich das Eine, wem habe ich das Andere gesagt?«

»Mir Beides.«

»Ihnen?«

»Vergessen Sie, daß Sie das Eine gesagt, ich werde nicht vergessen, daß Sie das Andere

gesagt haben.«

»Sie sind ein Elender, Herr von Rohan, Sie sind ein Lügner.«

»Ich!«

»Sie sind ein Verräther, Sie beleidigen die Königin.«

»Und Sie, Sie sind eine Frau ohne Herz, eine Königin ohne Treue.«

»Unglücklicher!«

»Sie haben mich stufenweise dazu gebracht, daß ich eine tolle Liebe für Sie faßte. Sie ließen mich Hoffnungen nähren ...«

»Hoffnungen! Mein Gott! Bin ich eine Wahnsinnige? Ist er ein Ruchloser?«

»Hätte ich es je gewagt, mir die nächtlichen Audienzen von Ihnen zu erbitten, die Sie mir bewilligten?«

Die Königin gab ein Wuthgeschrei von sich, worauf ein Kreischen im Nebenzimmer antwortete.

»Würde ich,« fuhr Herr von Rohan fort, »würde ich es gewagt haben, allein in den Park von Versailles zu kommen, hätten Sie nicht Frau von La Mothe zu mir geschickt?«

»Mein Gott!«

»Hatte ich es gewagt, den Schlüssel zu stehlen, der die Thüre der Jägermeisterei öffnet?«

»Mein Gott!«

»Hätte ich es gewagt, Sie zu bitten, mir diese Rose hier zu bringen? Eine angebetete Rose! eine verfluchte Rose! eine unter meinen Küssen verdorrte, versengte Rose!«

»Mein Gott!«

»Hätte ich Sie genöthigt, am andern Tag herabzukommen und mir Ihre beiden Hände zu geben, deren Duft unablässig mein Gehirn verzehrt und mich wahnsinnig machte? Sie haben Recht mit Ihren Vorwürfen!«

»Oh! genug! genug!«

»Hätte ich es endlich in meinem wüthendsten Stolze gewagt, mir jene dritte Nacht mit dem weißen Himmel, mit dem süßen Schweigen, mit der treulosen Liebe zu träumen?«

»Mein Herr! mein Herr!« rief die Königin vor dem Cardinal zurückweichend, »Sie blasphemieren!«

»Mein Gott! sprach der Cardinal, die Augen zum Himmel aufschlagend, »Du weißt, ob ich, um fortwährend von dieser betrügerischen Frau geliebt zu werden, meine Güter, meine Freiheit, mein Leben hingegeben hätte!«

»Mein Herr, wenn Sie dieß Alles behalten wollen, so werden Sie hier auf der Stelle sagen, daß Sie mich zu Grunde zu richten suchen; daß Sie alle diese Abscheulichkeiten erfunden haben; daß Sie nicht in der Nacht nach Versailles gekommen sind ...«

»Ich bin gekommen,« erwiderte hochherzig der Cardinal.

»Sie sind ein Mann des Todes, wenn Sie diese Sprache behaupten.«

»Ein Rohan lügt nicht. Ich bin gekommen.«

»Herr von Rohan, Herr von Rohan, im Namen des Himmels, sagen Sie, Sie haben mich nicht im Parke gesehen ...«

»Ich werde sterben, wenn es sein muß, wie Sie mich so eben bedrohten; aber ich habe nur Sie im Parke von Versailles gesehen, wohin mich Frau von La Mothe führte.«

»Noch ein Mal!« rief die Königin leichenbleich und zitternd »nehmen Sie zurück?«

»Nein!«

»Zum zweiten Male, sagen Sie, Sie haben diese Schändlichkeit gegen mich angezettelt!«

»Nein!«

»Zum zweiten Male, Herr von Rohan, gestehen Sie zu, daß man Sie selbst getäuscht haben kann, daß dieß Alles eine Verleumdung, ein Traum, die Unmöglichkeit, ich weiß nicht was war? aber gestehen Sie, daß ich unschuldig bin, daß ich es sein kann?«

»Nein.«

Die Königin erhob sich furchtbar und feierlich und sprach:

»Sie werden es also mit der Gerechtigkeit des Königs zu thun haben, da Sie die Gerechtigkeit Gottes verwerfen.«

Der Cardinal verbeugte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Die Königin läutete so heftig, daß mehrere von ihren Frauen zugleich eintraten.

»Man melde seiner Majestät, ich bitte ihn, er möge mir die Ehre erweisen, zu mir zu kommen,« sprach sie, indem sie sich die Lippen trocknete.

Der Befehl wurde sogleich vollzogen. Zu Allem entschlossen, blieb der Cardinal unerschrocken in einer Ecke des Zimmers.

Marie Antoinette ging zehnmal zu der Thüre des Boudoir, ohne einzutreten, als ob sie ihre Vernunft, nachdem sie dieselbe verloren, zehnmal vor dieser Thüre wiederfände.

Es waren nicht zehn Minuten in diesem furchtbaren Scenenwechsel vergangen, als der König, die Hand in seinem Spitzenjabot, auf der Schwelle erschien.

Man sah immer noch in der Tiefe der Gruppe außen die angstvollen Mienen von Böhmer und Bossange, die den Sturm witterten.

LXXVII.

Die Verhaftung.

Kaum erschien der König auf der Schwelle des Cabinets, als ihn die Königin mit einer außerordentlichen Geläufigkeit anrief.

»Sire,« sagte sie, »der Herr Cardinal von Rohan hier sagt ganz unglaubliche Dinge; wollen Sie ihn bitten, Ihnen dieselben zu wiederholen.«

Bei diesen unerwarteten Worten, bei dieser plötzlichen Anrede erleichte der Cardinal. Die Lage war in der That so seltsam, daß der Prälat zu begreifen aufhörte. Konnte er, der angebliche Liebhaber, seinem König wiederholen, konnte er, der ehrerbietige Unterthan, erklären, welche Rechte er auf die Königin und auf die Frau zu haben glaubte?

Doch der König wandte sich an den Cardinal, der in seine Betrachtungen versunken war, und sagte:

»Nicht wahr, in Betreff eines gewissen Halsbands, mein Herr, haben Sie mir unglaubliche Dinge zu sagen und habe ich unglaubliche Dinge zu hören? Sprechen Sie also!«

Herr von Rohan faßte auf der Stelle seinen Entschluß; von zwei Schwierigkeiten wollte er die geringste wählen, von zwei Angriffen wollte er den für den König und die Königin ehrenvollsten über sich nehmen, und sollte man ihn unkluger Weise in die zweite Gefahr versetzen, nun denn! dann wollte er wie ein muthiger Mann, wie ein beherzter Ritter daraus hervorgehen.

»In Betreff des Halsbands, ja, Sire,« murmelte er.

»Aber, mein Herr,« sagte der König, »Sie haben also das Halsband gekauft?«

»Nein ...«

»Ja oder nein?« rief Marie Antoinette.

Der Cardinal schaute die Königin an und antwortete nicht.

»Ja oder nein?« wiederholte sie. »Die Wahrheit, mein Herr, die Wahrheit; man verlangt von Ihnen nichts Anderes.«

Herr von Rohan wandte den Kopf ab und erwiderte nichts.

»Da Herr von Rohan nicht antworten will, antworten Sie, Madame,« sprach der König, »Sie müssen etwas von dem Allem wissen. Haben Sie dieses Halsband gekauft, ja oder nein?«

»Nein!« sagte die Königin mit Kraft.

Herr von Rohan bebte.

»Das ist das Wort einer Königin!« rief feierlich der König; »haben Sie wohl darauf Acht, Herr Cardinal.«

Herr von Rohan ließ ein Lächeln der Verachtung über seine Lippen gleiten.

»Sie sagen nichts!« rief der König.

»Worüber klagt man mich an?«

»Die Juweliere sagen, sie haben ein Halsband verkauft, an Sie oder an die Königin. Sie zeigen einen Schein von Ihrer Majestät.«

»Der Schein ist falsch!« sprach die Königin.

»Die Juweliere,« fuhr der König fort, »behaupten, in Ermanglung der Königin sei Ihnen Bürgschaft durch Verbindlichkeiten geleistet worden, die Sie übernommen haben, Herr Cardinal.«

»Ich weigere mich nicht, zu bezahlen,« sprach der Cardinal. »Es muß dieß die Wahrheit sein, da die Königin es sagen läßt,«

Und ein zweiter Blick, noch verachtender als der erste, schloß seinen Satz und seinen Gedanken.

Die Königin schauderte. Diese Verachtung des Kardinals war für sie keine Beleidigung, da sie dieselbe nicht verdiente, sondern sie mußte die Rache eines ehrlichen Mannes sein, und darüber erschrak sie.

»Mein Herr Cardinal,« sagte der König, »es bleibt nichtsdestoweniger in dieser Sache eine Fälschung, welche die Unterschrift der Königin von Frankreich gefährdet hat.«

»Eine andere Fälschung!« rief die Königin, »und kann diese einem Edelmann beigemessen werden? Diese behauptet, die Juweliere haben das Halsband zurückerhalten.«

»Es steht der Königin frei, mir die beiden Fälschungen zuzuschreiben,« sprach Herr von Rohan mit demselben Ton; »ob man eine gemacht, ob man zwei fabricirt hat, worin liegt der Unterschied?«

Die Königin wäre vor Entrüstung beinahe losgebrochen, der König hielt sie durch eine Geberde zurück.

»Nehmen Sie sich in Acht,« sagte er zu dem Cardinal, »Sie erschweren Ihre Lage, mein Herr. Ich sage, rechtfertigen Sie sich, und Sie geben sich die Miene eines Anklägers.«

Der Cardinal dachte einen Augenblick nach; dann schien er unter der Wucht der geheimnißvollen Verleumdung, die seine Ehre zusammenpreßte, zu erliegen und rief:

»Mich rechtfertigen ... unmöglich!«

»Mein Herr, es sind Leute da, welche sagen, es sei ihnen ein Halsband gestohlen worden; indem Sie sich anheischig machen, zu bezahlen, gestehen Sie zu, daß Sie schuldig ...«

»Wer wird es glauben?« versetzte der Cardinal mit stolzer Verachtung.

»Dann, mein Herr, wenn Sie nicht annehmen, daß man dies glaube, wird man also glauben ...«

Und ein Beben des Zorns verstörte das gewöhnlich so freundliche Gesicht des Königs.

»Sire,« erwiderte der Cardinal, »ich weiß nichts von dem was man sagt; ich weiß nichts von dem, was geschieht; ich kann nur versichern, daß ich das Halsband nicht gehabt habe; ich weiß nur, daß die Diamanten in der Gewalt von Jemand sind, der sich nennen sollte, der es nicht will, und der mich nöthigt, ihm das Wort der Schrift zu sagen: Das Böse falle auf das Haupt dessen, der es begangen hat.«

Bei diesen Worten machte die Königin eine Bewegung, um den Arm des Königs zu nehmen. Doch dieser sagte zu ihr: »Die Streitigkeit findet zwischen Ihnen und ihm statt. Ich frage Sie zum letzten Male: haben Sie das Halsband?«

»Nein! bei der Ehre meiner Mutter! beim Leben meines Sohnes!« antwortete Marie Antoinette.

Voll Freude nach dieser Erklärung wandte sich der König gegen den Cardinal und sprach:

»Dann ist es eine Angelegenheit zwischen den Gerichten und Ihnen, mein Herr ... wenn Sie es nicht etwa vorziehen, es meiner Gnade anheimzustellen.«

»Die Gnade der Könige ist für die Schuldigen gemacht, Sire,« antwortete der Cardinal, » ich ziehe die Gerechtigkeit der Menschen vor.«

»Sie wollen nichts gestehen?«

»Ich habe nichts zu sagen.«

»Aber, mein Herr!« rief die Königin, »Ihr Schweigen läßt meine Ehre im Spiel!«

Der Cardinal schwieg.

»Wohl denn!« fuhr die Königin fort, »ich werde nicht schweigen; dieses Stillschweigen verletzt mich; es zeigt eine Großmuth, die ich nicht haben will. Erfahren Sie, Sire, daß das ganze Verbrechen des Herrn Cardinals nicht im Verkaufen oder Stehlen des Halsbands besteht.«

Herr von Rohan erhob das Haupt und erbleichte.

»Was soll das bedeuten?« fragte der König unruhig.

»Madame! ...« murmelte der Cardinal erschrocken.

»Oh! keine Rücksicht, keine Furcht, keine Schwäche wird mir den Mund verschließen, ich habe hier in meinem Herzen Beweggründe, die mich veranlassen würden, meine Unschuld auf einem öffentlichen Platz auszurufen.«

»Ihre Unschuld!« entgegnete der König« »Wer wäre vermessen oder schändlich genug, Eure Majestät zu nöthigen, dieses Wort auszusprechen!«

»Ich flehe Sie an, Madame,« sagte der Cardinal.

»Ah! Sie fangen an zu zittern. Ich hatte also richtig errathen, Ihre Complotte lieben die Dunkelheit! Ich liebe das Tageslicht! Sire, fordern Sie den Herrn Cardinal auf, Ihnen zu sagen, was er mir so eben auf diesem Platze gesagt hat.«

»Madame! Madame!« rief Herr von Rohan, »nehmen Sie sich in Acht, Sie überschreiten die Grenzen!«

»Wie beliebt?« entgegnete der König voll Stolz. »Wer spricht so mit der Königin? Ich selbst nicht einmal.«

»Das ist es gerade,« sagte Marie Antoinette. »Der Herr Cardinal spricht so zur Königin, weil er das Recht dazu zu haben glaubt.«

»Sie, mein Herr!« murmelte der König, der leichenbleich geworden.

»Er!« rief die Königin mit Verachtung, »er!«

»Der Herr Cardinal hat wohl Beweise?« fragte der König, indem er einen Schritt auf den Prinzen zutrat.

»Herr von Rohan hat Briefe, wie er behauptet!« sprach die Königin.

»Sprechen Sie, mein Herr!« rief der König.

»Die Briefe!« rief die Königin voll Heftigkeit. »Die Briefe!«

Der Cardinal fuhr mit der Hand über seine durch den Schweiß eiskalte Stirne und schien Gott zu fragen, wie er seinem Geschöpfe so viel Falschheit und Frechheit habe geben können. Doch er schwieg.

»Oh! das ist noch nicht Alles!« fuhr die Königin fort, die sich allmählig gerade unter dem Einfluß seiner Großmuth belebte. »Der Herr Cardinal hat Rendezvous erhalten.«

»Madame, haben Sie Mitleid!« rief der König.

»Haben Sie Scham!« sagte der Cardinal.

»Kurz, mein Herr,« sprach die Königin, »wenn Sie nicht der elendeste aller Menschen sind,

wenn Sie etwas auf dieser Welt für heilig halten ... Sie haben Beweise, liefern Sie dieselben.«

Herr von Rohan erhob langsam das Haupt und erwiderte:

»Nein, Madame, ich habe keine.«

»Sie werden nicht dieses Verbrechen den andern beifügen,« fuhr die Königin fort. »Sie werden nicht Schmach um Schmach auf mich häufen. Sie haben einen Helfershelfer, einen Genossen, einen Zeugen bei dem Allem, nennen Sie ihn oder sie.«

»Wer ist es denn?« fragte der König.

»Frau von La Mothe, Sire,« antwortete die Königin.

»Oh!« sprach der König, als er sah, daß seine vorgefaßte Meinung gegen Jeanne sich endlich rechtfertigte; »oh! so ist es. Nun denn! man sehe diese Frau, man befrage sie.«

»Oh! ja wohl!« rief die Königin, »sie ist verschwunden. Fragen Sie diesen Herrn, was er mit ihr gemacht hat. Er hatte ein zu großes Interesse dabei, daß sie nicht mehr in der Sache betheilig war.«

»Andere, die ein noch größeres Interesse dabei hatten als ich, werden sie haben verschwinden lassen,« erwiderte der Cardinal.

»Aber, mein Herr,« sagte die Königin voll Wuth, »da Sie unschuldig sind, helfen Sie uns die Schuldigen finden.«

Doch der Cardinal, nachdem er einen letzten Blick geschleudert, drehte den Rücken und kreuzte die Arme.

»Mein Herr,« sprach der beleidigte König, Sie werden sich in die Bastille begeben.«

»So gekleidet?« entgegnete er; »in meinem priesterlichen Gewande? vor dem ganzen Hofe? Wollen Sie bedenken, Sire, das Aergerniß ist ungeheuer. Es wird nur um so schwerer für das Haupt sein, auf welches es einst fällt.«

»Ich will es so,« sprach der König sehr aufgeregt.

»Das ist ein ungerechter Scherz, den Sie vor der Zeit einen Prälaten ausstehen lassen, Sire, und die Folter vor der Anklage ist nicht gesetzlich.«

»Es muß so sein,« sprach der König, indem er die Thüre des Gemachs öffnete, um mit den Augen Jemand zu suchen, dem er seinen Befehl ertheilen könnte.

Herr von Breteuil war da, seine gierigen Augen hatten in der Exaltation der Königin, in der Aufregung des Königs, in der Haltung des Cardinals den Untergang eines Feindes errathen.

Der König hatte nicht so bald leise mit ihm zu sprechen aufgehört, als der Siegelbewahrer, sich die Functionen des Capitäns der Garde anmaßend, mit einer donnernde Stimme, welche bis in den Hintergrund der Gallerien wiederhallte, ausrief:

»Verhaftet den Herrn Cardinal!«

Herr von Rohan bebte. Das Gemurmel, das er unter den Gewölben hörte, die Bewegung der Höflinge, das rasche Erscheinen der Leibwachen gaben dieser Scene einen Charakter finsterer Vorbedeutung.

Der Cardinal ging an der Königin vorbei, ohne sie zu grüßen, was das Blut der stolzen Fürstin kochen machte. Er verbeugte sich sehr demüthig vor dem König und nahm, als er an Herrn von Breteuil vorüberkam, einen so geschickt nuancirten Ausdruck des Mitleids an, daß der Baron glauben mußte, er habe sich nicht genug gerächt.

Ein Lieutenant von der Leibwache trat schüchtern auf den Cardinal zu und schien von ihm die

Bestätigung des Befehls zu fordern, den er gehört hatte.

»Ja, mein Herr,« sagte Herr von Rohan, »ja, ich bin verhaftet.«

»Sie werden den Herrn in sein Zimmer führen und erwarten, was ich während der Messe beschließe,« sprach der König unter einer Todesstille.

Der König blieb, bei geöffneten Thüren, allein bei der Königin, während der Cardinal, dem der Lieutenant von der Leibwache, den Hut in der Hand, voranschritt, sich langsam durch die Gallerie entfernte.

»Madame,« sprach der König keuchend, denn er hatte nur mit großer Mühe an sich gehalten, »Sie wissen, daß dieß auf ein öffentliches Urtheil, das heißt, auf ein Aergerniß hinausläuft, unter dem die Ehre der Schuldigen fallen wird.«

»Meinen Dank!« rief die Königin, voll Innigkeit dem König die Hände drückend; »Sie haben das einzige Mittel, mich zu rechtfertigen, gewählt.«

»Sie danken mir!«

»Von ganzer Seele. Sie haben als König gehandelt, ich als Königin; glauben Sie mir!«

»Es ist gut,« erwiderte der König, von der lebhaftesten Freude erfüllt. »Wir werden endlich Genugthuung für alle diese Gemeinheiten erhalten. Ist ein für allemal die Schlange durch Sie und durch mich zertreten, dann werden wir hoffentlich ruhig leben.«

Er küßte die Königin auf die Stirne und kehrte in seine Gemächer zurück.

Am Ende der Gallerie hatte Herr von Rohan Böhmer und Bossange gefunden, die einander halb ohnmächtig in den Armen lagen. Dann, einige Schritte davon, erblickte der Cardinal seinen Läufer, der, erschrocken über dieses Unglück, auf einen Blick seines Herrn lauerte.

»Mein Herr,« sagte der Cardinal zu dem Officier, der ihn führte, »wenn ich den ganzen Tag hier zubringe, werde ich viele Menschen in Unruhe versetzen; kann ich nicht meinem Hause verkündigen, daß ich verhaftet bin?«

»Oh! Monseigneur, unter der Voraussetzung, daß Niemand Sie sieht,« erwiderte der junge Officier.

Der Cardinal dankte, dann sprach er ein paar Worte deutsch mit seinem Läufer und schrieb einige Zeilen auf ein Blatt Papier, das er aus seinem Meßbuche riß.

Und hinter dem Officier, welcher lauerte, um nicht überrascht zu werden, rollte der Cardinal das Blatt zusammen und ließ es fallen.

»Ich folge Ihnen, mein Herr,« sagte er zu dem Officier.

Sie verschwanden in der That Beide.

Der Läufer warf sich auf das Papier, wie ein Geier auf seine Beute, eilte aus dem Schlosse, schwang sich auf sein Pferd und entfloh gegen Paris.

Der Cardinal konnte ihn durch eines von den Fenstern der Treppe, die er mit seinem Führer hinabstieg, auf den Felder sehen.

»Sie stürzt mich in's Verderben,« murmelte er, »ich rette Sie! Für Sie, mein König, handle ich; um Deinetwillen, mein Gott, der Du den Beleidigern zu verzeihen befiehlst, um Deinetwillen vergebe ich den Andern ... Vergib mir!«

LXXVIII.

Die Protocolle.

Kaum war der König ganz glücklich in sein Gemach zurückgekehrt, kaum hatte er den Befehl, Herrn von Rohan in die Bastille zu führen, unterzeichnet, als der Graf von Provence erschien, der bei seinem Eintritt in das Cabinet Herrn von Breteuil Zeichen machte, die dieser, trotz seiner Ehrfurcht und seines guten Willens, nicht verstehen konnte.

Doch nicht an den Siegelbewahrer waren diese Zeichen gerichtet; der Prinz vervielfältigte sie, in der Absicht, die Aufmerksamkeit des Königs, der, während er seinen Befehl abfaßte, in den Spiegel sah, auf sich zu ziehen.

Der Prinz verfehlte seinen Zweck nicht, der König erblickte die Zeichen und fragte seinen Bruder, nachdem er Herrn von Breteuil weggeschickt hatte:

»Warum machten Sie Herrn von Breteuil Zeichen?«

»Oh! Sire ...«

»Diese Lebhaftigkeit der Geberden, diese geschäftige Miene haben etwas zu bedeuten?«

»Allerdings, aber...«

»Es steht Ihnen frei, nicht zu sprechen, mein Bruder,« versetzte der König mit einer gereizten Miene.

»Sire, ich habe so eben die Verhaftung des Herrn Cardinals von Rohan erfahren.«

»Nun! in welcher Hinsicht, mein Bruder, kann diese Nachricht eine solche Aufregung bei Ihnen verursachen? Scheint Ihnen Herr von Rohan nicht schuldig? Habe ich Unrecht, selbst den Mächtigen zu schlagen?«

»Unrecht? nein, mein Bruder, Sie haben nicht Unrecht. Das ist es nicht, was ich sagen will.«

»Ich hätte mich sehr gewundert, Herr Graf von Provence, wenn Sie den Proceß gegen die Königin einen Menschen gewinnen ließen, der sie zu entehren sucht. Ich bin so eben bei der Königin gewesen, mein Bruder, ein Wort von ihr hat genügt ...«

»Oh! Sire, Gott soll mich behüten, daß ich die Königin anklage, das wissen Sie wohl. Ihre Majestät... meine Schwägerin hat keinen ergebeneren Freund, als mich. Wie oft ist es mir im Gegentheil geschehen, daß ich sie vertheidigt habe, und zwar, es sei dieß ohne Vorwurf gesagt, sogar gegen Sie!«

»Wahrhaftig, mein Bruder, klagt man sie denn so oft an!«

»Ich habe Unglück, Sire; Sie packen mich bei jedem von meinen Worten ... Ich wollte nur sagen, die Königin selbst würde mir nicht glauben, wenn ich an ihrer Unschuld zu zweifeln schiene.«

»So gratuliren Sie mir zu der Demüthigung, die ich den Cardinal erdulden lasse, zu dem Proceß, der daraus hervorgehen muß, zu dem Aergerniß, das all den Verleumdungen ein Ziel stecken soll, die man sich gegen eine einfache Frau von Hofe nicht erlauben würde, während Jeder sich zum Echo derselben zu machen wagt, weil die Königin, wie Sie sagen, über all diesen Erbärmlichkeiten steht.«

»Ja, Sire, ich billige ganz und gar das Benehmen Eurer Majestät, und ich sage, in Betreff des Halsbandes gehe Alles auf's Beste.«

»Bei Gott! mein Bruder, nichts kann klarer sein. Sieht man nicht von hier Herrn von Rohan sich der vertrauten Freundschaft der Königin rühmen, in ihrem Namen einen Handel für Diamanten abschließen, die sie ausgeschlagen, und sagen lassen, diese Diamanten seien von der Königin oder bei der Königin genommen worden ... das ist ganz abscheulich und, wie sie bemerkte: Was würde man sagen, wenn ich Herrn von Rohan zum Theilnehmer bei diesem geheimnißvollen Handel hätte?«

»Sire!«

»Und dann wissen Sie nicht, mein Bruder, daß nie eine Verläumdung auf halbem Weg stehen geblieben ist, daß die Leichtfertigkeit des Herrn von Rohan die Königin compromittirt, daß die Erzählung dieser Leichtfertigkeiten sie entehrt?«

»Oh! ja, mein Bruder, ja, Sie haben sehr Recht gehabt, was die Angelegenheit mit dem Halsbande betrifft.«

»Nun!« fragte der König erstaunt, »gibt es noch eine andere Angelegenheit?«

»Sire ... die Königin mußte Ihnen sagen ...«

»Was denn?«

»Sire ... Sie wollen mich in Verlegenheit bringen, die Königin muß Ihnen nothwendig gesagt haben ...«

»Was denn, mein Herr? was denn?«

»Sire ...«

»Ah! die Prahlereien des Herrn von Rohan? sein absichtliches Schweigen, der vorgebliche Briefwechsel?«

»Nein, Sire, nein.«

»Was also? die Unterredungen, welche die Königin Herrn von Rohan in der fraglichen Halsbandsache bewilligt haben soll?«

»Nein, Sire, das ist es nicht.«

»Ich weiß nur so viel,« sprach der König, »daß ich zu der Königin ein unbegrenztes Vertrauen habe, welches sie durch den Adel ihres Characters verdient. Es war ihr leicht, zu bezahlen oder schwatzen zu lassen; die Königin, die diese Geheimnisse, welche zu Aergernissen wurden, plötzlich im Laufe aufhielt, hat mir bewiesen, daß sie an mich appellire, ehe sie an das ganze Publikum appelliren würde. Mich hat die Königin rufen lassen, mir wollte sie die Sorge, ihre Ehre zu rächen, anvertrauen. Sie hat mich zum Beichtiger, zum Richter genommen, die Königin hat mir folglich Alles gesagt.«

»Nun wohl,« erwiderte der Graf von Provence, minder verlegen, als er es hätte sein sollen, weil er fühlte, daß die Ueberzeugung des Königs weniger fest war, als er zur Schau stellen wollte, »Sie machen abermals meiner Freundschaft, meiner Ehrfurcht vor der Königin, meiner Schwägerin, den Proceß; wenn Sie gegen mich mit dieser Empfindlichkeit verfahren, so werde ich Ihnen nichts mehr sagen, denn während ich vertheidige, muß ich fürchten, für einen Feind oder einen Ankläger gehalten zu werden. Und dennoch sehen Sie, wie sehr Sie sich in dieser Hinsicht gegen die Logik verfehlen. Die Bekenntnisse der Königin haben Sie schon dahin geführt, daß Sie eine Wahrheit finden, die meine Schwägerin vertheidigt. Warum wollten Sie nicht, daß man in Ihren Augen andere Klarheiten glänzen ließe, die noch viel mehr geeignet

wären, die ganze Unschuld unserer Königin zu offenbaren?»

»Mein Bruder,« erwiderte der König verlegen, »Sie beginnen immer mit Umschweifen und Krümmungen, in denen ich mich verliere.«

»Oratorische Vorsichtsmaßregeln, mein Bruder, in Ermangelung von Wärme. Ach! ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, es ist das ein Erziehungsfehler bei mir. Cicero hat mich verdorben.«

»Mein Bruder, Cicero ist immer nur dann trübe, wenn er eine schlimme Sache vertheidigt; Sie haben eine gute, seien Sie um Gottes willen klar.«

»Wenn Sie mich in meiner Sprechweise kritisieren, so verurtheilen Sie mich zum Stillschweigen.«

»Ah! ja, irritabile genus rhetorum, das sogleich in Hitze geräth,« rief der König, bethört durch dieses verschmitzte Wesen des Grafen von Provence, »zur Sache, Advocat, zur Sache! was wissen Sie mehr, als mir die Königin gesagt hat?«

»Mein Gott! Sire, Nichts und Alles. Erörtern wir zuerst das, was die Königin gesagt hat.«

»Die Königin hat mir gesagt, sie besitze das Halsband nicht.«

»Gut.«

»Sie hat mir gesagt, sie habe den Schein der Juweliere nicht unterzeichnet.«

»Gut.«

»Sie hat mir gesagt, Alles was sich auf eine Verabredung mit Herrn von Rohan beziehe, sei eine von ihren Feinden erfundene Unwahrheit.«

»Sehr gut, Sire.«

»Sie behauptet endlich, nie habe sie Herrn von Rohan das Recht gegeben, zu glauben, er sei mehr als einer ihrer Unterthanen, mehr als ein Gleichgültiger, mehr als ein Unbekannter.«

»Ah! ... sie hat das gesagt?«

»Und zwar mit einem Tone, der keine Erwiderung zuließ, denn der Cardinal hat nichts erwidert.«

»Somit, Sire, da der Cardinal nichts erwiderte, bekennt er sich als Lügner, und durch diesen Widerruf gibt er anderen Gerüchten Recht, welche über gewisse von der Königin gewissen Personen zugestandene Bevorzugungen im Umlauf sind.«

»Ei, mein Gott! was denn noch?« rief der König entmuthigt.

»Etwas ganz Albernnes, wie Sie sehen werden. Sobald erwiesen ist, daß Herr von Rohan nicht mit der Königin spazieren gegangen ...«

»Wie!« sprach der König, »man sagt, Herr von Rohan sei mit der Königin spazieren gegangen ...«

»Was durch die Königin selbst, Sire, und durch den Widerruf des Herrn von Rohan vollkommen Lügen gestraft worden ist; doch sobald sich dieß erwiesen hat, mußte man, wie Sie wohl begreifen, zu erforschen suchen – die Bosheit hat sich dessen auch nicht enthalten – wie es komme, daß die Königin der Nacht im Parke von Versailles spazieren gegangen.«

»Bei Nacht! im Parke von Versailles! ... die Königin? ...«

»Und mit wem sie spazieren gegangen,« fuhr kalt der Graf von Provence fort.

»Mit wem? ...« murmelte der König.

»Gewiß ... sind nicht Aller Augen auf das gerichtet, was eine Königin thut? sind diese Augen,

die der Glanz des Tages oder der Glanz der Majestät nie blendet, nicht noch viel scharfsichtiger, wenn es sich darum handelt, in der Nacht zu sehen?»

»Aber, mein Bruder, nehmen Sie sich in Acht. Sie sagen da schändliche Dinge.«

»Sire, ich wiederhole, und ich wiederhole mit einer solchen Entrüstung, daß ich ganz gewiß Eure Majestät zur Entdeckung der Wahrheit antreiben werde.«

»Wie, mein Herr! man sagt, die Königin sei bei Nacht in Gesellschaft ... im Parke von Versailles spazieren gegangen!«

»Nicht in Gesellschaft, Sire, sondern mit einer einzigen Person ... Oh! wenn man sagte, *in Gesellschaft*, dann wäre es nicht der Mühe werth, daß wir darauf achteten.«

Der König brach plötzlich los:

»Sie werden mir beweisen, was Sie wiederholen, und zu diesem Ende beweisen Sie, was man gesagt hat.«

»Oh! das ist allzu leicht,« erwiderte Herr von Provence. »Es sind vier Zeugnisse da: das erste ist das meines Jagdcapitäns, der die Königin zwei Tage, oder vielmehr zwei Nächte hintereinander aus dem Parke von Versailles durch die Thüre der Jägermeisterei herausgehen sah; hier ist der Beweis, er ist mit seiner Unterschrift versehen, lesen Sie.«

Der König nahm zitternd das Papier, las es und gab es dann seinem Bruder zurück.

»Sie werden ein noch interessanteres Schreiben sehen, Sire: es ist von dem Nachtwächter, der in Trianon aufgestellt ist. Er erklärt, die Nacht sei gut gewesen, ein Schuß sei gefallen, ohne Zweifel von Wildschützen im Walde von Satory: in den Parken sei es ruhig geblieben, ausgenommen an dem Tag, an welchem die Königin mit einem Cavalier, dem sie den Arm gegeben, spazieren gegangen. Sehen Sie, das Protocoll ist ausführlich.«

Der König las abermals, schauerte und ließ seine Arme an seinem Leib herabfallen.

»Der dritte Zeuge,« fuhr unsterblich der Herr Graf von Provence fort, »ist ein Portier vom Ostthor. Dieser Mann hat die Königin gesehen und erkannt, in dem Augenblick, wo sie durch die Thüre der Jägermeisterei herauskam. Er sagt, wie die Königin gekleidet gewesen, sehen Sie, Sire; er sagt auch, von fern habe er den Cavalier, der Ihre Majestät gerade verlassen, nicht zu erkennen vermocht, doch seiner Haltung nach habe es ihm geschienen, es sei ein Officier gewesen. Dieses Protocoll ist unterzeichnet. Er fügt etwas Interessantes bei, nämlich, die Anwesenheit der Königin könne nicht in Zweifel gezogen werden, weil Ihre Majestät von Frau von La Mothe, einer Freundin der Königin, begleitet gewesen sei.«

»Einer Freundin der Königin!« rief wüthend der König. »Ja, es steht hier so, Freundin der Königin!«

»Seien Sie deßhalb einem ehrlichen Diener nicht böse, Sire, er kann nur eines Uebermaßes von Eifer beschuldigt werden, er ist beauftragt zu hüten, und er hütet, zu wachen, und er wacht.

»Der letzte Bericht,« fuhr der Graf von Provence fort, »scheint mir der klarste von Allen. Er ist vom Schlossermeister, welcher den Auftrag hat, nachzusehen, ob alle Thüren und Thore, nachdem man Retraite geschlagen, gut geschlossen seien. Dieser Mann, Eure Majestät kennt ihn, bezeugt, er habe die Königin mit einem Cavalier in die Apollo-Bäder eintreten gesehen.«

Bleich und seinen Groll erstickend riß der König dem Grafen das Papier aus den Händen und las es.

Herr von Provence fuhr nichtsdestoweniger während dieses Lesens fort:

»Es ist wahr, Frau von La Mothe war außen, etwa zwanzig Schritte von den Bädern entfernt,

und die Königin blieb nur ungefähr eine halbe Stunde im Saale.«

»Aber der Name des Cavaliers!« rief der König.

»Sire, er ist in dem Berichte nicht genannt, und Eure Majestät muß sich zu diesem Behuf die Mühe nehmen, ein letztes Certificat, das ich hier habe, zu durchgehen; es ist von einem Forstwart, der hinter der Ringmauer bei den Apollo-Bädern auf dem Anstand war.«

»Datirt vom andern Tag,« sagte der König.

»Ja, Sire, und er hat die Königin aus dem Park durch die kleine Thüre hervorkommen und hinausschauen sehen; sie war am Arme des Herrn von Charny.«

»Am Arme des Herrn von Charny!« rief der König, halb wahnsinnig vor Zorn und Scham, »gut ... gut. Warten Sie hier auf mich, Graf, wir werden endlich die Wahrheit erfahren.«

Und der König stürzte aus seinem Cabinet.

LXXIX.

Eine letzte Anschuldigung.

In dem Augenblick, wo der König das Zimmer der Königin verlassen hatte, lief diese nach dem Boudoir, wo Herr von Charny Alles zu hören im Stande gewesen.

Sie öffnete die Thüre, kehrte sogleich wieder zurück und schloß die ihres Gemachs. Dann fiel sie, als wäre sie zu schwach, solchen Stößen zu widerstehen, in einen Lehnstuhl und erwartete stillschweigend, was Herr von Charny, ihr furchtbarster Richter, über sie beschließen würde.

Doch sie wartete nicht lange, der Graf kam trauriger und bleicher, als er je gewesen, aus dem Nebenzimmer heraus.

»Nun?« sagte sie.

»Madame,« erwiderte er, »Sie sehen, daß Alles unserer Freundschaft entgegentritt. Wenn es nicht meine Ueberzeugung ist, was Sie verletzt, so wird es fortan das öffentliche Gerücht sein; bei dem Aergerniß, das heute geschehen, ist keine Ruhe mehr für mich, kein Waffenstillstand mehr für Sie. Erbitterter nach dieser ersten Wunde, die sie Ihnen beigebracht haben, werden die Feinde auf Sie niederstürzen, um Ihr Blut zu trinken, wie die Mücken bei einer verwundeten Gazelle.«

»Sie suchen sehr lange ein natürliches Wort und können keines finden,« sagte schwermüthig die Königin.

»Ich glaubte Eurer Majestät nie Anlaß gegeben zu haben, einen Verdacht gegen meine Offenherzigkeit zu hegen; ist sie zuweilen losgebrochen, so geschah es mit zu viel Härte, und ich bitte deßhalb um Verzeihung.«

»Was ich also gemacht habe,« versetzte die Königin sehr bewegt, »dieser Lärm, dieser gefährliche Angriff gegen einen der vornehmsten Herren des Reiches, die Thatsache, daß ich meine Feindschaft mit der Kirche erklärt, meinen Ruf den Leidenschaften des Parlaments ausgesetzt habe, dieß Alles genügt Ihnen nicht. Ich spreche nicht von dem für immer erschütterten Vertrauen des Königs, Sie dürfen sich nicht darum bekümmern, nicht wahr? Der König! was ist das ... ein Gatte!«

Und sie lächelte mit einer solchen Bitterkeit, daß die Thränen ihren Augen entstürzten.

»Oh!« rief Charny, »Sie sind die edelste, die hochherzigste der Frauen. Wenn ich Ihnen nicht auf der Stelle antworte, wie mich mein Herz dazu zwingt, so ist dieß der Fall, weil ich mich Allem untergeordnet fühle, und ich dieses erhabene Herz nicht dadurch, daß ich einen Platz darin verlange, zu entheiligen wage.«

»Herr von Charny, Sie halten mich für schuldig?«

»Madame! ...«

»Herr von Charny, Sie haben den Worten des Cardinals Glauben geschenkt?«

»Madame!«

»Herr von Charny, ich fordere Sie auf, mir zu sagen, welchen Eindruck die Haltung des Herrn von Rohan auf Sie gemacht hat?«

»Ich muß sagen, Madame, Herr von Rohan ist weder ein Wahnsinniger gewesen, wie Sie es ihm vorgeworfen, noch ein schwacher Mensch, wie man dieß glauben könnte: er ist ein überzeugter Mann, er ist ein Mann, der Sie liebte, der Sie noch liebt und in diesem Augenblick das Opfer eines Irrthums ist, der *ihn* zum Untergang führen wird, und Sie ...«

»Mich?«

»Sie zu einer unvermeidlichen Schmach.«

»Mein Gott! vor mir erhebt sich ein drohendes Gespenst, jenes verhaßte Weib, Frau von La Mothe, welche verschwunden ist, als ihre Zeugschaft uns Alles, Ruhe, Ehre, Sicherheit für die Zukunft wiedergeben konnte.«

»Diese Frau ist der böse Genius Ihrer Person, sie ist die Geißel des Königreiches; diese Frau, die Sie unkluger Weise zur Theilnahme an Ihren Geheimnissen und leider vielleicht auch an Ihrer innigen Vertraulichkeit zugelassen haben ...«

»Meine Geheimnisse, meine Vertraulichkeit, ah! mein Herr, ich bitte Sie!« rief die Königin.

»Madame, der Cardinal hat klar genug gesagt und klar genug bewiesen, daß Sie mit ihm Verabredungen in Bezug auf den Ankauf des Halsbandes getroffen hatten.«

»Ah! ... Sie kommen hierauf zurück, Herr von Charny,« sagte die Königin erröthend.

»Verzeihen Sie, Sie sehen wohl, ich bin unwürdig, berufen zu sein, Ihre Gedanken zu kennen. Ich suche zu mildern und ich reize auf.«

»Hören Sie, mein Herr,« sprach die Königin, zu einem mit Stolz gemischten Zorne zurückkehrend, »was der König glaubt, kann alle Welt glauben; ich werde gegen meine Freunde nicht gefälliger sein als gegen meinen Gemahl. Mir scheint, ein Mann kann eine Frau nicht gern sehen, wenn er nicht Achtung vor ihr hegt. Ich spreche nicht in Beziehung auf Sie,« unterbrach sie sich lebhaft; »ich bin kein Weib, ich bin eine Königin, Sie sind für mich kein Mann, sondern ein Richter.«

Charny verbeugte sich so tief, daß die Königin die Genugthuung und die Demüthigung dieses getreuen *Unterthans* hinreichend finden mußte. Plötzlich sprach sie:

»Ich hatte Ihnen gerathen, auf Ihren Gütern zu bleiben; das war ein weiser Plan. Fern vom Hofe, dem Ihre Gewohnheiten, Ihre Biederkeit, Ihre Unerfahrenheit, erlauben Sie mir dieß zu sagen, widersprechen, fern vom Hofe hätten Sie die Personen, die ihre Rolle auf diesem Theater spielen, besser gewürdigt. Man muß die optische Täuschung wahren, Herr von Charny, man muß seine Schminke und seine hohen Absätze vor der Menge festhalten. Eine zu rasch zur Herablassung geneigte Königin, habe ich es vernachlässigt, bei denjenigen, welche mich liebten, das blendende Zauberwerk des Königthums zu unterhalten. Ah! Herr von Charny, die Glorie, welche eine Krone um die Stirne der Königinnen zeichnet, überhebt sie der Keuschheit, der Sanftmuth, des Geistes und des Herzens besonders. Man ist Königin, mein Herr, man herrscht es, sich Liebe zu erwerben?«

»Ich vermöchte Ihnen nicht zu sagen, Madame, wie weh mir die Strenge Eurer Majestät thut,« erwiderte Charny sehr bewegt. »Ich konnte vergessen, daß Sie meine Königin waren, doch lassen Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich nie vergessen habe, Sie seien die erste der Frauen, welche würdig meiner Achtung und meiner ...«

»Vollenden Sie nicht, ich bettle nicht. Ja, ich habe es gesagt, eine Abwesenheit ist für Sie nothwendig. Es sagt mir etwas, Ihr Name werde am Ende bei dem Allem ausgesprochen werden.«

»Madame, unmöglich!«

»Sie sagen, unmöglich! Ei! denken Sie doch an die Macht derjenigen, welche seit sechs Monaten mit meiner Ruhe, meinem Leben spielen. Sagten Sie nicht, der Herr Cardinal sei *überzeugt*, er handle in Folge eines *Irrthums*, in den man ihn versenkt? Diejenigen, welche solche Ueberzeugungen bewerkstelligen, diejenigen, welche solche *Irrthümer* veranlassen, sind stark genug, Ihnen zu beweisen, Sie seien ein unredlicher Unterthan für den König und für mich ein schmähhlicher Freund. Diejenigen, welche so glücklich das Falsche ersinnen, entdecken sehr leicht die Wahrheit! Verlieren Sie keine Zeit, die Gefahr ist ernst; ziehen Sie sich auf Ihre Güter zurück, fliehen Sie das Aergerniß, das aus dem Kampfe entspringen muß, den man mit mir beginnen wird; mein Geschick soll Sie nicht fortreißen, Ihre Laufbahn soll nicht verloren gehen. Ich, die ich; Gott sei Dank, die Unschuld und die Stärke habe; ich, die ich keine Flecken an meinem Leben habe; ich, die ich entschlossen bin, nöthigenfalls meine Brust zu öffnen, um meinen Feinden die Reinheit meines Herzens zu zeigen; ich werde widerstehen. Für Sie wäre hier der Ruin, die Verleumdung, der Kerker vielleicht. Tragen Sie dieses so hochherzig gebotene Geld wieder fort; nehmen Sie die Versicherung mit sich, daß keine der edelmüthigen Regungen Ihrer Seele mir entgangen ist; daß keiner Ihrer Zweifel mich verletzte, keines Ihrer Leiden mich kalt gelassen hat; reisen Sie ab und suchen Sie anderswo, was Ihnen die Königin von Frankreich nicht mehr geben kann: den Glauben, die Hoffnung, das Glück. Von jetzt an, bis Paris die Verhaftung des Cardinals weiß, bis das Parlament zusammenberufen ist, bis die Zeugschaften beigebracht sind, rechne ich ungefähr vierzehn Tage. Reisen Sie! Ihr Oheim hat zwei Schiffe in Cherbourg und in Nantes bereit liegen; wählen Sie; aber entfernen Sie sich von mir. Ich bringe Unglück; entfernen Sie sich von mir. Ich hing nur an einer einzigen Sache in dieser Welt, und da sie mir entgeht, so fühle ich mich verloren.«

Nach diesen Worten stand die Königin auf und schien Charny die Entlassung zu geben, welche die Audienzen endigt.

Er näherte sich ihr eben so ehrfurchtsvoll, aber rascher, und sprach mit bebender Stimme:

»Eure Majestät hat mir so eben meine Pflicht vorgeschrieben. Nicht auf meinen Gütern, nicht außerhalb Frankreichs ist die Gefahr; in Versailles werden Sie beargwöhnt, in Paris gerichtet. Es ist von Gewicht, Madame, daß jeder Verdacht verschwinde, daß jeder Spruch eine Rechtfertigung sei, und da Sie keinen redlicheren Zeugen, keine entschlossener Stütze zu haben vermöchten, so bleibe ich. Diejenigen, welche so viele Dinge wissen, Madame, werden Sie sagen. Aber wir werden wenigstens das für Leute von Herz unschätzbare Glück haben, unsere Feinde von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Sie mögen zittern vor der Majestät einer unschuldigen Königin und vor dem Muth eines Mannes, der besser ist, als sie. Ja, ich bleibe, Madame, und glauben Sie, Eure Majestät hat nicht nöthig, mir länger ihre Gedanken zu verbergen; sie weiß wohl, daß ich nicht fliehe; sie weiß wohl, daß ich nichts fürchte; sie weiß auch wohl, daß sie, um mich nicht mehr zu sehen, nicht nöthig hat, mich in die Verbannung zu schicken. Oh! Madame, von fern verstehen sich die Herzen, von fern sind die Aufathmungen glühender, als von der Nähe. Sie wollen, daß ich reise, um Ihretwillen, nicht meinerwegen; seien Sie unbesorgt; nahe genug, um Ihnen beizustehen, um Sie zu vertheidigen, werde ich doch nicht im Stande sein, Sie zu beleidigen oder Ihnen zu schaden. Nicht wahr, Sie haben mich nicht gesehen, als ich acht Tage lang hundert Klafter von Ihnen entfernt wohnte, jede Ihrer Geberden belauerte, Ihre Schritte bewachte und in Ihrem Leben lebte? Nun wohl! es wird dießmal ebenso sein, denn ich kann Ihren Willen nicht vollziehen, ich kann nicht reisen! Ueberdieß ... was ist

Ihnen daran gelegen? Werden Sie an mich denken?»

Sie machte eine Bewegung, welche sie von dem jungen Manne entfernte, und erwiderte:

»Wie es Ihnen beliebt ... Doch Sie haben mich begriffen, Sie sollen sich nie in meinem Worte täuschen, ich bin keine Cokette, Herr von Charny; sagen was sie denkt, denken was sie sagt, das ist das Privilegium einer wahren Königin! ich bin so. Eines Tags, mein Herr, habe ich Sie unter Allen auserwählt. Irgend etwas zog mein Herz zu Ihnen hin. Ich dürstete nach einer starken und reinen Freundschaft, ich habe Sie dieß wohl sehen lassen, nicht wahr? Heute ist es nicht mehr ebenso, ich denke nicht mehr, was ich dachte. Ihre Seele ist keine Schwester der meinigen mehr. Ich sage Ihnen ebenso offenherzig: schonen wir einander.«

»Es ist gut, Madame,« sprach Charny, »nie glaubte ich, Sie haben mich erwählt, nie glaubte ich ... Ah! Madame, ich widerstehe dem Gedanken nicht, Sie zu verlieren. Madame ich bin trunken vor Eifersucht und Angst. Madame, ich werde es nicht ertragen, daß Sie mir ihr Herz entziehen, es gehört mir, Sie haben es mir geschenkt, nur mit meinem Leben wird man es mir nehmen. Seien Sie Weib, seien Sie gut, mißbrauchen Sie meine Schwäche nicht, denn Sie haben mir so eben meine Zweifel vorgeworfen und schmettern mich in diesem Augenblick mit den Ihrigen nieder.«

»Kinderherz, Weiberherz ... ich soll auf Sie zählen! ... Was für schöne Vertheidiger sind wir für einander! Schwach! oh! ja, Sie sind es; und ich, ach! ich bin nicht stärker als Sie.«

»Ich würde Sie nicht lieben, wären Sie anders, als Sie sind.«

»Wie!« rief sie mit einem lebhaften, leidenschaftlichen Ausdruck, »diese verfluchte Königin, diese verlorene Königin, diese Frau, über welche ein Parlament richten, welche die öffentliche Meinung verurtheilen und ein König, ihr Gatte, vielleicht fortjagen wird, diese Frau findet ein Herz, das sie liebt!«

»Einen Diener, der sie verehrt und ihr alles Blut seines Herzens für eine Thräne bietet, die sie so eben vergoß.«

»Diese Frau,« rief die Königin »ist gesegnet, sie ist stolz, sie ist die erste der Frauen, sie ist die glücklichste von allen, diese Frau ist zu glücklich, Herr von Charny, ich weiß nicht, wie diese Frau sich beklagen konnte, verzeihen Sie ihr.«

Charny fiel zu den Füßen der Königin und küßte sie in einem religiösen Liebesentzücken.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre des geheimen Ganges, und der König blieb zitternd und wie vom Blitze getroffen auf der Schwelle stehen.

Er hatte den Mann, den Herr von Provence anschuldigte, zu den Füßen der Königin überrascht.

LXXX.

Die Brautbewerbung.

Die Königin und Charny wechselten einen so entsetzten Blick, daß ihr grausamster Feind in diesem Augenblick Mitleid mit ihnen gehabt hätte.

Charny erhob sich langsam und verbeugte sich vor dem König mit tiefer Ehrfurcht.

Man sah das Herz Ludwigs XVI. heftig unter den Spitzen seines Jabot schlagen.

»Oh!« sagte er mit dumpfer Stimme ... »Herr von Charny!«

Der Graf antwortete nur durch eine neue Verbeugung. Die Königin fühlte, daß sie nicht sprechen konnte, und daß sie verloren war.

Der König fuhr mit einer unglaublichen Maßhaltung fort:

»Herr von Charny, es ist nichts weniger als ehrenvoll für einen Edelmann, auf dem Verbrechen des Diebstahls ertappt zu werden.«

»Diebstahl!« murmelte Charny.

»Diebstahl!« wiederholte die Königin, welche noch an ihren Ohren die furchtbaren Anschuldigungen in Betreff des Halsbands zischen zu hören glaubte und vermuthete, der Graf sollte befleckt werden, wie sie.

»Ja,« sprach der König, »vor der Frau eines Andern niederknien, ist ein Diebstahl; und wenn diese Frau eine Königin ist, mein Herr, so nennt man dieß Majestätsverbrechen; ich werde Ihnen das durch meinen Siegelbewahrer sagen lassen.«

Der Graf wollte sprechen, er wollte seine Unschuld betheuern, doch, ungeduldig in ihrer Großmuth, wollte es die Königin nicht dulden, daß man den Mann, den sie liebte, einer Schändlichkeit beschuldige; sie kam ihm zu Hilfe und sagte rasch:

»Sire, Sie sind, wie mir scheint, auf einem Wege schlimmer Verdachte und ungünstiger Muthmaßungen; diese Verdachte, diese vorgefaßten Meinungen treffen falsch, das muß ich Ihnen bemerken. Ich sehe, daß die Ehrfurcht die Zunge des Grafen fesselt; doch ich, die ich sein Herz aus dem Grunde kenne, werde ihn nicht anklagen lassen, ohne ihn zu vertheidigen.«

Hier hielt sie inne, erschöpft durch ihre Aufregung, erschrocken über die Lüge, die sie zu finden genöthigt sein sollte, verwirrt endlich, weil sie dieselbe nicht fand.

Doch dieses Zögern, das ihr, dem stolzen Geiste der Königin, selbst verhaßt vorkam, war ganz einfach die Rettung der Frau. In diesen gräßlichen Treffen, wo häufig um die Ehre und das Leben derjenigen, welche man ertappt, gespielt wird, genügt eine gewonnene Minute, um zu retten, wie eine verlorene Secunde genügt hatte, um in's Verderben zu stürzen.

Einzig und allein durch den Instinkt hatte die Königin die Gelegenheit des Aufschubs ergriffen; sie hatte den Verdacht des Königs plötzlich im Laufe aufgehalten; sie hatte seinen Geist irre geleitet und den des Grafen befestigt. Diese entscheidenden Minuten haben rasche Flügel, auf denen die Ueberzeugung eines Eifersüchtigen so fern weggetragen wird, daß sie sich beinahe nie wieder einfindet, wenn nicht der Schutzdämon der Liebesneidischen sie auf den seinigen zurückträgt.

»Werden Sie mir zufällig sagen,« erwiderte Ludwig XVI., der von der Rolle des Königs in die Rolle des beängstigten Gatten fiel, »werden Sie mir sagen, ich habe Herrn von Charny nicht vor Ihnen knieen sehen, Madame? Um aber niederzuknieen, ohne aufgehoben zu werden, muß ...«

»Muß, mein Herr!« sprach die Königin mit strengem Tone, »muß ein Unterthan der Königin von Frankreich eine Gnade von dieser zu erbitten haben ... Das ist, glaube ich, ein Fall, der ziemlich häufig bei Hofe vorkommt.«

»Eine Gnade von Ihnen erbitten!« rief der König.

»Und zwar eine Gnade, die ich nicht bewilligen konnte,« fuhr die Königin fort, »sonst wäre Herr von Charny nicht so dringlich gewesen, das schwöre ich Ihnen, und ich hätte ihn sehr rasch mit der Freude aufgehoben, einem Edelmann, den ich ganz besonders hoch schätze, seinen Wunsch zu bewilligen.«

Charny athmete. Das Auge des Königs war unentschieden geworden; seine Stirne entwoffnete sich allmählig von der ungewöhnlichen Drohung, welche diese Ueberraschung zu ihr aufsteigen gemacht hatte.

Mittlerweile besann sich Marie Antoinette, besann sich mit der Wuth, zu einer Lüge genöthigt zu sein, mit dem Schmerz, nichts Wahrscheinliches zu finden.

Indem sie sich unfähig bekannt, dem Grafen die Gnade zu bewilligen, um die er nachsuchte, hatte sie die Neugierde des Königs in Fesseln zu schlagen geglaubt; sie hatte geglaubt, das Verhör würde hiebei stehen bleiben. Sie täuschte sich; jede andere Frau hätte weniger Starrheit und mehr Geschicklichkeit an den Tag gelegt, aber für sie war es eine gräßliche Marter, vor dem Mann, den sie liebte, zu lügen. Sich unter dem elenden und falschen Lichte des Comödienbetrugs zeigen, hieß all diese Falschheiten, all diese Ränke, all diese Manöver der Intrigue des Parks durch eine ihrer Schändlichkeit entsprechende Entwicklung schließen; es hieß beinahe sich strafbar zeigen; es war schlimmer als der Tod.

Sie zögerte noch; sie würde ihr Leben gegeben haben, hätte Charny die Lüge gefunden; doch er, der redliche Edelmann, konnte es nicht, er dachte nicht einmal daran. Er fürchtete in seinem Zartgefühl zu sehr, auch nur einige Geneigtheit zur Vertheidigung der Königin zu verrathen.

Was wir hier in vielen, in zu vielen Zeilen vielleicht, obgleich die Lage furchtbar ist, schreiben, eine halbe Minute genügte für die drei Personen dieser Scene, es zu fühlen und auszudrücken.

Marie Antoinette wartete, an den Lippen des Königs hängend, auf die Frage, welche endlich vortrat.

»Sprechen Sie, Madame, sagen Sie, welche Gnade es ist, die Herr von Charny vergebens nachgesucht und die ihn veranlaßt hat, daß er vor Ihnen niederkniete?«

Und als wollte er die Härte dieser argwöhnischen Frage mildern, fügte der König bei:

»Ich bin vielleicht glücklicher, als Sie, Madame, und Herr von Charny wird nicht nöthig haben, vor mir niederzuknieen.«

»Sire, ich habe Ihnen schon gesagt, Herr von Charny verlange eine unmögliche Sache.«

»Nennen Sie mir dieselbe wenigstens.«

»Was kann man auf den Knien erbitten?« sagte die Königin zu sich selbst ... »was kann man von mir erflehen, was zu bewilligen unmöglich ist? ... oh! mein Gott!«

»Ich warte,« sprach der König.

»Sire, die Bitte des Herrn von Charny ist ein Familienheimniß.«

»Es gibt keine Geheimnisse für mich, für den König, für ihn, der Herr seines Reiches, Familienvater und interessiert ist bei der Ehre, bei der Sicherheit aller seiner Unterthanen, die seine Kinder sind, selbst,« fügte Ludwig mit einer furchtbaren Würde bei, »selbst wenn diese entarteten Kinder die Ehre und die Sicherheit ihres Vaters antasten.«

Die Königin sprang unter dieser drohenden Gefahr auf.

»Herr von Charny!« rief sie, mit verstörtem Geist und zitternder Hand, »Herr von Charny wollte von mir verlangen ...«

»Was denn, Madame?«

»Eine Erlaubniß, um zu heirathen.«

»Wahrhaftig!« rief der König, zuerst beruhigt; dann aber sogleich wieder in seine eifersüchtige Bangigkeit zurücksinkend, sagte er, ohne zu bemerken, wie sehr die arme Frau in Folge ihrer Erklärung litt und wie bleich Charny durch das Leiden der Königin war:

»Nun! inwiefern ist es denn unmöglich, daß Herr von Charny heirathet? Ist er nicht von gutem Adel? Hat er nicht ein schönes Vermögen? Ist er nicht tapfer und schön? Wahrhaftig, um ihm den Zutritt in einer Familie zu verweigern und ihn auszuschlagen, muß eine Dame Prinzessin von Geblüt oder verheirathet sein; ich sehe nur diese zwei Gründe, welche eine Unmöglichkeit denkbar machen. Sagen Sie mir also den Namen der Frau, Madame, welche Herr von Charny gern heirathen möchte, und ist sie weder in dem einen, noch in dem andern Fall, so stehe ich dafür, daß ich die Schwierigkeiten besiegen werde ... um Ihnen zu gefallen.«

Hingezogen durch die immer mehr wachsende Gefahr, fortgerissen durch die Folge ihrer ersten Lüge, sprach die Königin mit Kraft:

»Nein, mein Herr, nein es gibt Schwierigkeiten, die Sie nicht besiegen können. Die, welche uns in Anspruch nimmt, ist von dieser Art ...«

»Ein Grund mehr, daß ich erfahre, was dem König unmöglich ist,« fiel Ludwig XVI. mit dumpfem Zorn ein.

Charny schaute die Königin an; sie schien dem Wanken nahe. Er hätte einen Schritt gegen sie gemacht, der König hielt ihn durch seine Unbeweglichkeit zurück ... Mit welchem Recht hätte er, der nichts für diese Frau war, seine Hand und seinen Beistand derjenigen angeboten, die ihr König und ihr Gatte verließ?

»Welches ist die Macht, gegen die der König keine Wirksamkeit hat?« fragte sie sich. »Mein Gott! noch diese Idee, diese Hülfe!«

Plötzlich durchzuckte ein Lichtstrahl ihren Geist.

»Ah! Gott selbst schickt mir diese Hilfe,« murmelte sie. »Diejenigen, welche Gott gehören, können ihm nicht genommen werden, nicht einmal durch den König.«

»Dann erhob sie das Haupt und sprach zu Ludwig XVI.:

»Sire, diejenige, welche Herr von Charny gern heirathen möchte, ist in einem Kloster.«

»Ah!« rief der König, »das ist ein Grund; es ist in der That schwierig, Gott sein Gut zu nehmen, um es den Menschen zu geben. Aber es ist seltsam, daß Herr von Charny so schnell diese Liebe gefaßt hat: nie hat Jemand mit mir davon gesprochen, nicht einmal sein Oheim, der Alles von mir erlangen kann. Wer ist die Frau, die Sie lieben, Herr von Charny? sagen Sie es mir, ich bitte Sie.«

Die Königin fühlte einen stechenden Schmerz. Sie sollte einen Namen aus Oliviers Munde kommen hören, sie sollte die Qual dieser Liebe erdulden, und wer weiß, ob nicht Charny einen

einst geliebten Namen, eine noch blutende Erinnerung an die Vergangenheit, oder einen Namen, der der Keim einer Liebe, eine unbestimmte Hoffnung auf die Zukunft war, zu nennen im Begriff stand? Um diesen furchtbaren Schlag nicht zu empfangen, kam Marie Antoinette zuvor und rief plötzlich:

»Sire, Sie kennen diejenige, welche Herr von Charny zu heirathen verlangt, es ist ... es ist Fräulein Andrée von Taverney.«

Charny gab einen Schrei von sich und verbarg sein Gesicht in beiden Händen.

Die Königin drückte ihre Hand an ihr Herz und wäre beinahe ohnmächtig in ihren Lehnstuhl gefallen.

»Fräulein von Taverney,« wiederholte der König, »Fräulein von Taverney, die sich nach Saint-Denis zurückgezogen hat?«

»Ja, Sire,« antwortete die Königin mit schwachem Tone.

»Sie hat aber noch nicht das Gelübde abgelegt, so viel ich weiß?«

»Doch sie muß es thun.«

»Wir werden dabei eine Bedingung stellen,« sagte der König. »Warum sollte sie übrigens das Gelübde ablegen?« fügte er mit einem letzten Sauerteig von Mißtrauen bei.

»Sie ist arm ... Sie haben nur ihren Vater bereichert,« sprach Marie Antoinette mit hartem Tone.

»Das ist ein Unrecht, das ich wieder gut machen werde. Herr von Charny liebt sie ...«

Die Königin bebte und warf Charny einen gierigen Blick zu, als wollte sie ihn anflehen, daß er leugne.

Charny schaute Marie Antoinette starr an und antwortete nicht.

»Wohl!« sagte der König, der dieses Stillschweigen für eine ehrfurchtsvolle Beistimmung nahm, »und ohne Zweifel liebt Fräulein von Taverney Herrn von Charny? Ich werde Fräulein von Taverney aussteuern; ich gebe ihr die fünfmal hunderttausend Livres, die ich eines Tages für Sie Herrn von Calonne abschlagen mußte. Danken Sie der Königin, Herr von Charny, daß sie die Güte gehabt hat, mir diese Sache zu erzählen und so das Glück Ihres Lebens zu sichern.«

Charny machte einen Schritt vorwärts und verbeugte sich wie eine bleiche Bildsäule, der Gott durch ein Wunder einen Augenblick das Leben gegeben hätte.

»Oh! das ist wohl der Mühe werth, daß Sie noch einmal niederknien,« sagte der König mit jener leichten Nuance von plattem Spott, der zu oft bei ihm den traditionellen Adel seiner Ahnen verminderte.

Die Königin bebte und reichte mit einer freiwilligen Bewegung dem jungen Mann ihre beiden Hände. Er kniete vor ihr nieder und drückte auf diese schönen eiskalten Hände einen Kuß, in dem er seine Seele aushauchen zu dürfen Gott anflehte.

»Auf!« sprach der König, »überlassen wir nun der Königin die Sorge für ihre Angelegenheiten, kommen Sie, mein Herr, kommen Sie.«

Und er ging sehr rasch voran, so daß sich Charny auf der Schwelle umdrehen und den unaussprechlichen Schmerz dieses ewigen Abschieds sehen konnte, den ihm die Augen der Königin zusandten.

Die Thüre schloß sich wieder zwischen ihnen, eine fortan unübersteigliche Schranke für unschuldige Liebe.

LXXXI.

Saint-Denis.

Die Königin war allein und in Verzweiflung. So viele Schläge trafen sie zugleich, daß sie nicht mehr wußte, von welcher Seite der heftigste Schmerz kam.

Nachdem sie eine Stunde in diesem Zustand des Zweifels und der Niedergeschlagenheit geblieben war, sagte sie sich, es sei Zeit, einen Ausgang zu suchen. Die Gefahr wuchs. Stolz auf einen über falschen Anschein davon getragenen Sieg, würde sich der König beeilen, das Gerücht zu verbreiten. Es könnte geschehen, daß dieses Gerücht auswärts so aufgenommen würde, daß der ganze Vortheil des begangenen Betrugs verloren ginge.

Dieser Betrug, ach! wie sehr machte sich ihn die Königin zum Vorwurf! wie gern hätte sie das entflozene Wort wieder zurückgenommen, wie gern hätte sie selbst Andrée das chimärische Glück entzogen, das diese vielleicht ausschlagen würde!

Hier erhob sich in der That eine andere Schwierigkeit. Der Name Andrée hatte Alles vor dem König gerettet. Aber wer konnte für diesen launenhaften, unabhängigen, eigenwilligen Geist stehen, den man Fräulein von Taverney nannte? wer konnte darauf zählen, daß diese stolze Person sich ihrer Freiheit, ihrer Zukunft zu Gunsten einer Königin entäußern würde, welche wenige Tage zuvor als Feindin von ihr geschieden war?

Was würde dann geschehen? weigerte sich Andrée, und dieß war wahrscheinlich, so stürzte das ganze Lügengerüste ein. Die Königin wurde eine Intrigantin von mittelmäßigem Geiste, Charny ein flacher Cicisbeo, und in eine Anklage verwandelt, nahm die Verleumdung die Verhältnisse eines unzweifelhaften Ehebruchs an.

Marie Antoinette fühlte, wie ihr Verstand bei diesen Betrachtungen sich verwirrte; sie hätte beinahe der Möglichkeit derselben nachgegeben; sie senkte ihren brennenden Kopf in ihre Hände und wartete.

Wem sich anvertrauen? Wer war denn die Freundin der Königin? Frau von Lamballe? Oh! die reine Vernunft, die kalte, unbeugsame Vernunft! Warum diese jungfräuliche Einbildungskraft versuchen, welche überdieß die Hofdamen nicht verstehen würden? Waren diese nicht knechtische Schmeichlerinnen der Wohlfahrt, zitternd bei dem Hauche der Ungnade, vielleicht geneigt, eine Lection ihrer Königin zu geben, während sie eines Beistands bedurfte?

Es blieb nur Fräulein von Taverney selbst. Das war ein Diamantherz, dessen Beschlüsse das Glas zerschneiden konnten, dessen unbesiegbare Festigkeit, dessen tiefe Reinheit aber allein mit den großen Schmerzen einer Königin zu sympathisiren vermochten.

Marie Antoinette würde also Andrée aufsuchen. Sie würde derselben ihr Unglück auseinandersetzen und sie anflehen, sie möge sich aufopfern. Ohne Zweifel würde sich Andrée weigern, denn sie gehörte nicht zu denjenigen, welche sich Unterwürfigkeit einflößen lassen; doch allmählig durch ihre Bitten besänftigt, würde sie nachgeben. Wer weiß übrigens, ob man nicht einen Aufschub bewirken könnte? ob der König nicht, beschwichtigt durch die scheinbare Einwilligung der beiden Verlobten, am Ende vergäße? Eine Reise würde dann Alles in's Reine bringen. Charny und Andrée könnten sich auf einige Zeit, bis die Hyder der Verleumdung keinen

Hunger mehr hätte, entfernen und hernach aussprengen, sie haben sich gültig ihr Wort zurückgegeben, dann würde Niemand errathen, daß dieses Heirathsproject ein Spiel gewesen.

So wäre die Freiheit von Fräulein von Taverney nicht gefährdet worden; Charny würde die seinige ebenso wenig verlieren. Es gäbe für die Königin nicht mehr den gräßlichen Gewissensbiß, zwei Existenzen der Selbstsucht ihrer Ehre geopfert zu haben, und doch wäre diese Ehre, welche die Ehre ihres Gemahls und ihrer Kinder in sich schloß, nicht angegriffen: sie würde sie unbefleckt an die zukünftige Königin von Frankreich übertragen.

Dieß waren ihre Betrachtungen.

So glaubte sie Alles zum Voraus ausgeglichen zu haben, Wohlanstand und Privatinteressen. Man mußte wohl mit dieser Festigkeit der Logik in Gegenwart einer so furchtbaren Gefahr calculiren. Man mußte sich wohl mit allen Beweisstücken gegen eine Gegnerin bewaffnen, welche so schwer zu bekämpfen war, wie Fräulein von Taverney, wenn sie auf ihren Stolz und nicht auf ihr Herz hörte.

Als sie vorbereitet war, entschloß sie sich, auszugehen. Wie gern hätte sie Charny ermahnt, keinen falschen Schritt zu machen! aber sie wurde davon durch die Idee abgehalten, daß ohne Zweifel Spione sie belauerten; Alles werde auf ihrer Seite in einem solchen Augenblick schlecht ausgelegt; und sie hatte den geraden Sinn, die Ergebenheit und Entschlossenheit Charny's genugsam erprobt, um überzeugt zu sein, er würde Alles gutheißen, was sie zu thun für geeignet erachtete.

Es wurde drei Uhr. Mittagmahl in großer Ceremonie, Vorstellungen, Besuche. Die Königin empfing alle Welt mit einem heitern Gesicht und einer Freundlichkeit, die ihrem wohlbekannten Stolze nichts benahm. Sie war sogar bemüht, gegen diejenigen, welche sie als ihre Feinde betrachtete, eine Festigkeit zu zeigen, die gewöhnlich den Schuldigen wenig ansteht.

Nie war der Andrang so groß bei Hofe gewesen; nie hatte die Neugierde so tief in den Zügen einer in Gefahr schwebenden Königin gewühlt. Marie Antoinette bot Allem Trotz, schmetterte ihre Feinde nieder, berauschte ihre Freunde, verwandelte die Gleichgültigen in Eifrige, die Giftigen in Enthusiasten, und erschien so schön und so groß, daß der König hierüber öffentlich seine Glückwünsche gegen sie aussprach.

Dann, als Alles wohl beendet war, legte sie ihr erzwungenes Lächeln nieder und kehrte zu ihren Erinnerungen, das heißt zu ihrem Schmerz, allein, ganz allein in der Welt, zurück; sie wechselte ihre Toilette, nahm einen grauen Hut mit blauen Bändern und Blumen, ein Kleid von mauergrauer Seide, stieg in ihren Wagen und ließ sich, ohne Leibwachen, nur mit einer einzigen Dame nach Saint-Denis führen.

Es war die Stunde, wo die Nonnen, in ihre Zellen zurückgekehrt, vom bescheidenen Geräusch des klösterlichen Speisesaals zum Stillschweigen der Meditationen übergingen, denen sie sich vor dem Abendgebet hingaben.

Die Königin ließ Fräulein Andrée von Taverney in's Sprechzimmer rufen.

Knieend, in ihr Nachtgewand von weißer Wolle gehüllt, betrachtete Andrée aus ihren Fenstern den Mond, der hinter den großen Linden aufging, und in dieser Poesie der beginnenden Nacht fand sie das Thema zu all den inbrünstigen, leidenschaftlichen Gebeten, die sie zur Erleichterung ihrer Seele an Gott sandte.

Sie trank mit langen Zügen den unheilbaren Schmerz der freiwilligen Abwesenheit. Diese Marter ist nur starken Seelen bekannt: sie ist zugleich eine Qual und ein Vergnügen. Sie gleicht,

was das Leiden betrifft, allen gewöhnlichen Schmerzen. Sie läuft auf eine Wollust aus, welche nur diejenigen fühlen können, die das Glück dem Stolz zu opfern wissen.

Andrée hatte aus freien Stücken den Hof verlassen; aus freien Stücken hatte sie mit Allem gebrochen, was ihre Liebe unterhalten konnte. Stolz wie Cleopatra, hatte sie nicht einmal die Idee ertragen können, Herr von Charny habe an eine andere Frau gedacht, und wäre diese Frau die Königin selbst.

Kein Beweis für sie von dieser für eine Andere glühenden Liebe. Sicherlich hatte die eifersüchtige Andrée aus diesem Beweise die ganze Überzeugung gezogen, die ein Herz bluten machen kann. Hatte sie aber nicht Herrn von Charny gleichgültig an ihr vorübergehen sehen? Hatte sie nicht die Königin im Verdacht gehabt, sie nehme für sich, freilich unschuldig, die Huldigungen Charny's in Anspruch, den sie so sehr bevorzugte?

Wozu sollte es fortan nützen, in Versailles zu bleiben? Um Complimente zu erbetteln? um die Nachlese mit lächelnden Mienen zu halten? um von Zeit zu Zeit mit einem angebotenen Arm, mit einer berührten Hand abgespeist zu werden, wenn die Königin auf der Promenade ihr die Artigkeiten Charny's leihen würde, weil die Königin in diesem Augenblick nicht im Stande war, sie für sich zu behalten?

Nein, keine feige Schwäche, kein Vergleich für diese stoische Seele. Das Leben mit der Liebe und der Bevorzugung, das Kloster mit der Liebe und dem verwundeten Stolz.

»Nie! nie!« wiederholte sich die stolze Andrée, »derjenige welchen ich im Schatten liebe, ist für mich nur eine Wolke, ein Porträt, eine Erinnerung; dieser verletzt mich nie, er lächelt immer mir zu, er lächelt nur mir zu.«

Darum hatte sie so viele Nächte in Schmerzen, aber frei zugebracht; darum zog Andrée, glücklich zu weinen, wenn sie sich schwach fand, zu verfluchen, wenn sie sich exaltirte, die freiwillige Abwesenheit, welche ihr die Unversehrtheit ihrer Liebe und ihrer Würde ließ, der Fähigkeit vor, einen Mann wiederzusehen, den sie haßte, weil sie gezwungen war, ihn zu lieben.

Und überdieß bereiteten diese stummen Beschauungen der reinen Liebe, diese göttlichen Entzückungen des einsamen Traumes der unbändigen Andrée weit mehr Lebensfreude als die leuchtenden Feste in Versailles, die Nothwendigkeit, sich vor Nebenbuhlerinnen zu beugen, und die Furcht, das in ihrem Herzen eingeschlossene Geheimniß an das Tageslicht entschlüpfen zu lassen.

Am Abend des St. Ludwigstages suchte also die Königin Andrée in Saint-Denis auf, und sie fand sie träumerisch.

Man meldete Andrée wirklich, die Königin sei soeben angekommen, das Capitel empfangte sie im großen Sprechzimmer, und Ihre Majestät habe nach dem ersten Komplimente gefragt, ob man Fräulein von Taverney sprechen könnte.

Eine seltsame Erscheinung! es bedurfte für Andrée, ein durch die Liebe erweichtes Herz, nicht mehr, daß sie diesem Wohlgeruch entgegensprang, der von Versailles zu ihr kam, einem Wohlgeruch, den sie am Tage vorher verflucht, einem Wohlgeruch, der in demselben Maße kostbarer wurde, in dem er sich mehr entfernte, kostbar wie Alles, was sich verdunstet, wie Alles, was sich vergißt, kostbar wie die Liebe.

»Die Königin!« murmelte Andrée, »die Königin in Saint-Denis! Die Königin, die mich ruft!«

»Geschwind, beeilen Sie sich,« erwiderte man ihr.

Sie beeilte sich in der That, sie warf auf ihre Schultern die lange Mante der Nonnen, befestigte

um ihren weiten Rock den wollenen Gürtel, und folgte, ohne einen Blick in ihren kleinen Spiegel zu thun, der Pförtnerin, welche sie geholt hatte.

Doch kaum hatte sie hundert Schritte gemacht, als sie sich gedemüthigt fühlte, daß sie so viel Freuden empfunden.

»Warum,« sagte sie, »warum hat mein Herz gebebt? In welcher Hinsicht berührt es Andrée von Taverny, daß die Königin von Frankreich das Kloster Saint-Denis besucht? Ist es Stolz, was ich empfinde? Die Königin ist nicht meinerwegen hier. Ist es Glück? ich liebe die Königin nicht mehr. Ruhig doch, schlimme Nonne, die weder Gott noch der Welt gehört; sei wenigstens bemüht, Dir selbst zu gehören.«

Andrée schalt sich so, während sie die große Treppe hinabging, und Herrin ihres Willens, tilgte sie auf ihren Wangen die flüchtige Röthe der Hast, mäßigte die Raschheit ihrer Bewegungen. Doch um hiezu zu gelangen, brauchte sie mehr Zeit, die letzten sechs Stufen vollends hinabzugehen, als sie zu den dreißig ersten gebraucht hatte.

Als sie hinter den Chor zum Ceremonien-Sprechzimmer kam, in welchem der Glanz der Kronleuchter und der Wachskerzen unter den geschäftigen Händen einiger Laienschwestern zunahm, war Andrée kalt und bleich.

Als sie ihren Namen von der Pförtnerin aussprechen hörte, als sie Marie Antoinette auf dem äbtlichen Stuhle sitzen sah, während zu ihrer Seite die edelsten Stirnen sich beeiferten und beugten, wurde Andrée von einem Herzklopfen erfaßt, das ihren Gang mehrere Secunden hemmte.

»Ah! kommen Sie doch, daß ich mit Ihnen reden kann, mein Fräulein,« sagte die Königin halb lächelnd.

Andrée näherte sich und beugte den Kopf.

»Sie erlauben, Madame,« sprach die Königin, sich gegen die Superiorin umwendend.

Diese antwortete durch eine Verneigung und verließ das Sprechzimmer, gefolgt von allen ihren Nonnen.

Die Königin blieb allein mit Andrée, deren Herz so gewaltig schlug, daß man es ohne das langsamere Geräusch der Unruhe einer alten Uhr hätte hören können.

LXXXII.

Ein todes Herz.

Die Königin begann das Gespräch, das war in Ordnung.

»Ah! mein Fräulein, wissen Sie, daß Sie als Nonne einen seltsamen Eindruck auf mich machen?«

Andrée antwortete nicht.

»Eine alte Gefährtin,« fuhr die Königin fort, »schon für die Welt, in der wir Andere noch leben, verloren zu sehen, ist wie ein ernster Rath, den uns das Grab gibt. Sind Sie nicht meiner Ansicht, mein Fräulein?«

»Madame,« erwiderte Andrée, »wer würde sich erlauben, Eurer Majestät Rathschläge zu geben? Der Tod selbst wird die Königin nicht eher, als an dem Tage benachrichtigen, wo er sie abholt. In der That, wie sollte er es anders machen?«

»Warum?«

»Madame, weil eine Königin durch die Natur ihrer Erhabenheit dazu bestimmt ist, in dieser Welt nur die unvermeidlichen Notwendigkeiten zu erdulden. Alles was ihr Leben verbessern kann, hat sie; Alles was bei Anderen ihre Laufbahn verschönern helfen kann, nimmt eine Königin Anderen.«

Die Königin machte eine Bewegung des Erstaunens.

»Und das ist ein Recht,« fügte Andrée hastig bei; »die Andern sind für eine Königin eine Schaar von Unterthanen, deren Leben, Ehre und Güter den Fürsten gehören. Leben, Ehre und Güter, moralische oder materielle, sind also das Eigenthum der Königinnen.«

»Das sind Lehren, die mich in Erstaunen setzen,« sprach Marie Antoinette langsam. »Sie machen aus einer Souveränin in diesem Land irgend eine Wehrwölfin der Mährchen, die das Vermögen und das Glück einfacher Bürger verschlingt. Bin ich diese Frau, Andrée? Haben Sie sich im Ernste über mich zu beklagen gehabt, als Sie bei Hofe waren?«

»Eure Majestät hatte die Güte, diese Frage an mich zu richten, als ich sie verließ,« erwiderte Andrée; »ich antwortete, wie heute: Nein, Madame.«

»Aber oft,« fuhr die Königin fort, »verletzt uns ein Verdruß, der nicht persönlich ist. Habe ich einem der Ihrigen geschadet und folglich die harten Worte verdient, die Sie soeben zu mir gesprochen? Andrée, die Einsamkeit, die Sie sich gewählt, ist ein Asyl gegen alle schlimmen Leidenschaften der Welt. Gott lehrt uns Sanftmuth, Mäßigung, Vergessen der Beleidigungen, Tugenden, deren reinstes Muster er ist. Muß ich, während ich als Freundin herbeieile, Vorwürfe oder die verschleierte Leidenschaftlichkeit einer unversöhnlichen Feindin treffen?«

Andrée schlug die Augen auf, erstaunt über diese Leutseligkeit, an welche Marie Antoinette ihre Diener nicht gewöhnt hatte. Sie war hochmüthig und schroff, wenn sie auf Widerstand stieß.

Die Worte, welche Andrée gesprochen, anzuhören, ohne sich zu erhitzen, war eine Anstrengung der Geduld und der Freundschaft, welche die heißblütige Einsiedlerin merkbar rührte.

»Eure Majestät weiß wohl, daß die Taverney nicht ihre Feinde sein können,« sagte sie leiser.

»Ich begreife,« sprach die Königin; »Sie verzeihen mir nicht, daß ich kalt gegen Ihren Bruder war, und er selbst klagt mich vielleicht des Leichtsinns, der Launenhaftigkeit sogar an.«

»Mein Bruder ist ein zu ehrerbietiger Unterthan, um die Königin anzuklagen,« entgegnete Andrée, die ihre Starrheit zu behaupten sich bemühte.

Die Königin sah wohl, daß sie sich verdächtig machen würde, wenn sie die Dosis Honig, welche den Cerberus bändigen sollte, vermehrte. Sie hielt mitten in ihren Zuvorkommenheiten inne und sagte:

»Es ist immerhin gewiß, daß ich, als ich nach Saint-Denis kam, um mit Madame zu sprechen, Sie sehen und Ihnen die Versicherung geben wollte, ich sei von nahe wie von fern Ihre Freundin.«

Andrée fühlte diese Nuance; sie befürchtete, diejenige, welche ihr schmeichelte, beleidigt zu haben; sie befürchtete noch viel mehr, ihre schmerzliche Wunde vor dem stets hellsehenden Auge einer Frau enthüllt zu haben.

»Eure Majestät überschüttet mich mit Ehre und Freude,« sagte sie traurig.

»Sprechen Sie nicht so, Andrée,« erwiderte die Königin, indem sie ihr die Hand drückte; »Sie zerreißen mir das Herz. Wie! es soll nicht gesagt werden, eine elende Königin könne eine Freundin haben, könne über eine Seele verfügen, könne mit Vertrauen ihre Augen auf reizenden Augen, wie die Ihrigen, ruhen lassen, ohne im Grunde dieser Augen Interesse oder Groll zu vermuthen! Ja, ja, Andrée, beneiden Sie diese Königinnen, diese Herrinnen der Güter, der Ehre und des Lebens Aller. Oh! ja, sie sind Königinnen! oh! ja, sie besitzen das Gold und das Blut ihrer Völker, doch das Herz! nie! nie! Sie können es nicht nehmen, und man muß es ihnen schenken.«

»Ich versichere Sie, Madame,« sprach Andrée, erschüttert durch diese warme Anrede, »ich habe Eure Majestät so sehr geliebt, als ich je in dieser Welt lieben werde.«

So sprechend erröthete sie und neigte das Haupt.

»Sie ... haben mich ... geliebt!« rief die Königin, diese Worte auffangend, »Sie lieben mich nicht mehr?«

»Oh! Madame!«

»Ich verlange nichts von Ihnen, Andrée ... Verflucht sei das Kloster, das so schnell die Erinnerung in gewissen Herzen vertilgt!«

»Klagen Sie mein Herz nicht an,« rief Andrée lebhaft »es ist todt!«

»Ihr Herz ist todt! Sie Andrée, wie können Sie bei Ihrer Jugend und Schönheit sagen, Ihr Herz sei todt! Ah! spielen Sie nicht mit diesen unseligen Worten! Das Herz ist nicht todt bei derjenigen, welche dieses Lächeln, diese Schönheit bewahrt; sagen Sie das nicht, Andrée.«

»Ich wiederhole Ihnen, Madame, nichts bei Hofe, nichts in der Welt ist mehr für mich. Hier lebe ich wie das Gras und die Pflanze; ich habe Freuden, die nur ich allein verstehe; darum habe ich, als ich Sie vorhin glänzend und fürstlich wiederfand, ich, die schüchterne und dunkle Nonne, nicht sogleich begriffen: meine Augen haben sich, geblendet durch Ihren Glanz, geschlossen; ich flehe Sie an, mir zu verzeihen: es ist kein sehr großes Verbrechen, dieses Vergessen der stolzen Eitelkeiten der Welt; mein Beichtvater wünscht mir jeden Tag Glück hiezu; ich flehe Sie an, seien Sie nicht strenger, als er.«

»Wie! Sie gefallen sich im Kloster?«

»Ich umfasse mit Wonne das Leben der Einsamkeit.«

»Es ist nichts mehr da, was Sie gebieterisch zu den Freuden der Welt hinzieht?«

»Nichts.«

»Mein Gott!« dachte voll Angst die Königin, »sollte ich scheitern?«

Und ein tödtlicher Schauer durchlief ihre Adern.

»Wir wollen sie in Versuchung führen,« sagte sie zu sich selbst; »scheitert dieses Mittel, so nehme ich meine Zuflucht zu den Bitten. Oh! sie zu diesem Ende bitten, sie bitten, Herrn von Charny anzunehmen ... gütiger Himmel! muß ich so unglücklich sein!«

»Andrée,« sagte Marie Antoinette, ihre Aufregung beherrschend, »Sie haben Ihre Zufriedenheit in Worten ausgesprochen, die mir die Hoffnung rauben, welche ich gefaßt hatte.«

»Welche Hoffnung, Madame?«

»Sprechen wir nicht mehr davon, wenn Sie entschieden sind, wie Sie soeben geschienen haben ... Ach! das war für mich ein Schatten von Vergnügen, er ist entflohen! Ist nicht Alles ein Schatten für mich? Denken wir nicht mehr daran.«

»Ah! Madame, gerade weil Sie hieraus eine Befriedigung ziehen sollen, sprechen Sie.«

»Wozu soll es nützen? Sie haben sich von der Welt zurückgezogen, nicht wahr?«

»Ja, Madame.«

»Sehr gern?«

»Oh! ganz mit meinem freien Willen.«

»Und Sie wünschen sich Glück zu dem, was Sie gethan?«

»Mehr als je.«

»Sie sehen wohl, daß es überflüssig ist, mich sprechen zu lassen. Gott ist jedoch mein Zeuge, daß ich einen Augenblick glaubte, ich würde Sie glücklich machen.«

»Mich?«

»Ja, Sie Undankbare, die Sie mich anklagten! Doch heute haben Sie andere Freuden erschaut, Sie kennen besser als ich Ihren Geschmack und Beruf. Ich verzichte ...«

»Ah! Madame, erweisen Sie mir die Ehre, mir etwas Näheres zu sagen.«

»Oh! das ist sehr einfach, ich wollte sie an den Hof zurückführen.«

»Oh!« rief Andrée mit einem Lächeln voll Bitterkeit, »ich! an den Hof zurückkehren ... mein Gott! ... nein! nein! Madame, nie, so schwer es mich ankommt, ungehorsam gegen Eure Majestät zu sein.«

Die Königin schauerte, ihr Herz füllte sich mit einem unaussprechlichen Schmerz; sie scheiterte, das mächtige Fahrzeug, an einem Atom von Granit.

»Sie schlagen es aus?« murmelte sie.

Und um ihre Angst zu verbergen, verschloß sie ihr Gesicht in ihren Händen.

Andrée hielt sie für niedergebeugt, sie warf sich vor ihr auf die Kniee, als wollte sie durch ihre Ehrfurcht die Wunde lindern, die sie der Freundschaft oder dem Stolze geschlagen.

»Madame,« sagte sie, »was hätten Sie aus mir gemacht, aus einer so traurigen, nichtsbedeutenden, armen, ja verfluchten Person, die jeder flieht, weil ich nicht einmal den Frauen die gewöhnliche Unruhe der Rivalitäten, den Männern die gewöhnliche Sympathie der Verschiedenheit der Geschlechter einzuflößen gewußt habe ... Ah! Madame und theure Gebieterin, lassen Sie diese Nonne, sie wird nicht einmal mehr von Gott angenommen, der sie

für noch zu mangelhaft hält, während er doch die Schwachen an Körper und Herz aufnimmt. Ueberlassen Sie mich meinem Elend, meiner Vereinzelung: lassen Sie mich.«

»Ah!« erwiderte die Königin aufschauend, »der Stand, den ich Ihnen vorschlagen wollte, bietet allen Demüthigungen, über die Sie sich beklagen, Trotz! Die Heirath, um die es sich handelt, würde Sie zu einer der vornehmsten Frauen Frankreichs machen.«

»Eine Heirath!« stammelte Andrée erstaunt.

»Sie schlagen es aus,« sprach die Königin, immer mehr entmuthigt.

»Oh! ja, ich schlage es aus!«

Da ging die Königin in den Ton der Bitte über und sagte:

»Andrée ...«

»Ich schlage es aus, Madame, ich schlage es aus!«

Marie Antoinette bereitete sich nun mit einer ungeheuren Herzensangst vor, das Flehen zu beginnen. Andrée stellte sich ihr in den Weg in dem Augenblick, wo sie unentschlossen, zitternd, verwirrt aufstand, ohne auch nur das erste Wort ihrer Rede festzuhalten.

»Madame,« sagte sie, die Königin an ihrem Kleide zurückhaltend, denn sie glaubte sie weggehen zu sehen, »haben Sie die hohe Gnade, mir den Mann zu nennen, der mich zur Gefährtin annehmen würde; ich habe so sehr in meinem Leben durch die Demüthigung gelitten, daß der Name dieses edelmüthigen Mannes ...«

Und sie lächelte mit einer stechenden Ironie und fuhr dann fort:

»Der Balsam sein wird, den ich fortan auf alle Wunden meines Stolzes legen werde.«

Die Königin zögerte, doch es war für sie eine Nothwendigkeit, die Sache bis zum Ende zu treiben.

»Herr von Charny,« sprach sie mit traurigem, gleichgültigem Tone.

»Herr von Charny!« rief Andrée mit einem furchtbaren Ausbruch, »Herr Olivier von Charny!«

»Herr Olivier, ja,« erwiderte die Königin, indem sie das Mädchen ganz verwunderungsvoll anschaute.

»Der Neffe des Herrn von Suffren?« fuhr Andrée fort, deren Wangen sich mit Purpur übergossen, deren Augen glänzten wie Sterne.

»Der Neffe des Herrn von Suffren,« antwortete die Königin, immer mehr ergriffen von der Veränderung, die in Andrée's Zügen vorging.

»Wie, Madame, mit Herrn Olivier wollen Sie mich verheirathen?«

»Mit ihm selbst.«

»Und ... er willigt ein?«

»Er bittet um Ihre Hand.«

»Oh! ich gebe sie ihm, ich gebe sie ihm,« rief Andrée entzückt, toll. »Mich hat er also geliebt! ... mich liebt er, wie ich ihn liebte?«

Die Königin wich leichenbleich und zitternd mit einem dumpfen Seufzer zurück; sie war nahe daran, vernichtet in einen Lehnstuhl zu fallen, während die wahnsinnige Andrée ihre Kniee, ihr Kleid küßte und abwechselnd ihre Hände mit Thränen befeuchtete und mit glühenden Küssen versengte.

»Wann gehen wir?« sagte sie endlich, als sie auf die erstickten Schreie und die Seufzer Worte folgen lassen konnte.

»Kommen Sie,« murmelte die Königin, welche ihr Leben entfliehen fühlte und ihre Ehre retten wollte, ehe sie starb.

Sie stand auf, stützte sich auf Andrée, deren brennende Lippen ihre eiskalten Wangen suchten, und während das Mädchen Anstalten zu ihrer Abreise traf, sprach die unglückliche Fürstin, die Frau, welche das Leben und die Ehre von dreißig Millionen Unterthanen besaß, unter Schluchzen:

»Mein Gott! ist es nun genug der Leiden für ein einziges Herz!«

»Und dennoch muß ich Dir danken, mein Gott!« fügte sie bei; »denn Du rettetest meine Kinder vor der Schande, Du gibst mir das Recht, unter meinem königlichen Mantel zu sterben! ...«

LXXXIII.

Worin es sich erklärt, warum der Baron fett wurde.

Während die Königin über das Schicksal des Fräuleins von Taverney in Saint-Denis entschied, beschleunigte Philipp, auf den Tod betrübt über Alles was er erfahren und entdeckt hatte, die Vorkehrungen zu seiner Abreise.

Ein Soldat, der in der Welt umherzulaufen gewohnt ist, braucht nie lange, um zu packen und seinen Reisemantel anzuziehen. Aber Philipp hatte mächtigere Beweggründe, als jeder Andere, um sich rasch von Versailles zu entfernen; er wollte nicht Zeuge der wahrscheinlichen und nahe bevorstehenden Schande der Königin, seiner einzigen Leidenschaft, sein.

Man sah ihn daher eifriger als je beschäftigt, seine Pferde satteln zu lassen, seine Gewehre zu laden, in einem Mantelsack das Vertrauteste zusammenzuhäufen, was er besaß, um das Leben der Gewohnheit fortzuführen, und als er dieß Alles beendigt, ließ er Herrn von Taverney, Vater, melden, er habe mit ihm zu sprechen.

Der kleine Greis kam von Versailles zurück; er schüttelte nach besten Kräften seine mageren Waden, die einen rundlichen Bauch trugen. Der Baron wurde seit drei bis vier Monaten fett, was ihm einen Stolz verlieh, der sich leicht begreifen läßt, wenn man bedenkt, daß die große Rundung des Leibes bei ihm das Merkmal einer vollkommenen Zufriedenheit sein mußte.

Die vollkommene Zufriedenheit Taverney's ist ein Wort, das mancherlei Sinn in sich schließt.

Der Baron kam also ganz heiter von seiner Promenade nach dem Schloß zurück. Er hatte am Abend seinen Theil an dem Scandal des Tages genommen. Er hatte Herrn von Breteuil gegen Herrn von Rohan zugelächelt; Herrn von Soubise und Herrn von Guéménée gegen Herrn von Breteuil; Herrn von Provence gegen die Königin; Herrn von Artois gegen Herrn von Provence; er hatte hundert Personen gegen hundert zugelächelt, und nicht einer einzigen *für* Jemand. Er hatte seine Vorräthe an Bosheiten und kleinen Schändlichkeiten eingesammelt und kehrte ganz glücklich mit dem vollen Korbe zurück.

Als er von seinem Bedienten erfuhr, sein Sohn wünsche ihn zu sprechen, durchschritt er, statt auf Philipps Besuch zu warten, einen ganzen Ruheplatz, um den Reisenden aufzusuchen.

Er trat, ohne sich melden zu lassen, in das Zimmer ein, das von jener Unordnung voll war, welche einer Abreise vorhergeht.

Philipp erwartete keine Ausbrüche von Empfindsamkeit, wenn sein Vater seine Abreise erfahren würde, aber er erwartete auch keine allzu große Gleichgültigkeit. In der That, André hatte schon das väterliche Haus verlassen, das war eine Existenz weniger, die er quälen konnte; der Baron mußte die Leere fühlen, und wenn diese Leere durch die Abwesenheit des letzten Märtyrers vollständig gemacht wurde, konnte der Baron, den Kindern ähnlich, denen man ihren Hund und ihren Vogel nimmt, wohl wimmern, und wäre es nur aus Selbstsucht.

Aber Philipp war sehr erstaunt, als er den Baron mit einem jubelnden Gelächter ausrufen hörte:

»Ah! mein Gott! er reist ...«

Philipp hielt inne und schaute seinen Vater ganz verwundert an.

»Ich war dessen sicher,« fuhr der Baron fort!, »ich hätte darauf gewettet. Gut gespielt, Philipp, gut gespielt.«

»Wie beliebt, mein Herr,« sagte der junge Mann, »ich bitte, was ist gut gespielt?«

Der Greis trällerte auf einem Beine hüpfend und seinen zunehmenden Bauch mit beiden Händen haltend.

Er blinzelte zu gleicher Zeit Philipp angestrengt mit den Augen zu, damit dieser seinen Kammerdiener entließe.

Philipp begriff dieß und gehorchte. Der Baron schob Champagne hinaus und schloß die Thüre hinter seinen Fersen. Dann kehrte er zu seinem Sohn zurück und sagte mit leiser Stimme:

»Bewunderungswürdig! bewunderungswürdig!«

»Sie spenden mir viel Lob, mein Herr, ohne daß ich weiß, wodurch ich es verdient habe,« erwiderte Philipp mit kaltem Tone.

»Ah! ah! ah!« rief der Greis, sich auf den Hüften wiegend.

»Wenn nicht etwa diese Heiterkeit durch meine Abreise verursacht wird, die Sie von mir befreit, mein Herr.«

»Oh! oh! oh! ...« lachte der alte Baron aus einer andern Tonart. »La! la! ärgere Dich nicht vor mir, es ist nicht der Mühe werth, Du weißt wohl, daß ich mich nicht von Dir bethören lasse ... Ah! ah! ah!«

Philipp kreuzte die Arme und fragte sich, ob dieser Greis nicht verrückt würde.

»Bethören, wodurch?« fragte er.

»Durch Deine Abreise, bei Gott! bildest Du Dir etwa ein, ich glaube an Deine Abreise?«

»Sie glauben nicht daran?«

»Ich wiederhole Dir, Champagne ist nicht mehr hier, ärgere Dich nicht mehr; überdies; gestehe ich, daß Du keinen andern Entschluß zu fassen hattest, und Du fassest ihn, das ist gut.«

»Mein Herr, Sie setzen mich dermaßen in Erstaunen ...«

»Ja, es ist ziemlich wunderbar, daß ich dieß errathen habe; aber was willst Du, Philipp? es gibt keinen Menschen, der neugieriger ist, als ich, und wenn ich neugierig bin, suche ich; es gibt keinen Menschen, der glücklicher im Finden ist, als ich, wenn ich suche; ich habe also gefunden, daß Du Dir den Anschein gibst, als wolltest Du abreisen, und ich wünsche Dir Glück hiezu.«

»Ich gebe mir den Anschein?« rief Philipp ärgerlich.

Der Greis näherte sich ihm, berührte die Brust des jungen Mannes mit seinen Fingern, welche so knochig waren wie die eines Todtengerippes, und sprach immer vertraulicher:

»Bei meinem Ehrenwort, ich bin fest überzeugt, ohne dieses Auskunftsmittel war Alles entdeckt. Du greifst die Sache zur rechten Zeit an. Höre, morgen wäre es zu spät gewesen. Geh geschwind, mein Sohn, geh geschwind.«

»Mein Herr,« sprach Philipp mit eisigem Tone, »ich betheure Ihnen, daß ich nicht ein Wort, nicht ein einziges Wort von Allem dem, was Sie mir zu sagen mich beehren, verstehe.«

»Wo wirst Du Deine Pferde verbergen?« fuhr der Greis fort, ohne unmittelbar zu antworten; »Du hast eine Stute, welche sehr leicht zu erkennen ist; nimm Dich in Acht, daß man sie nicht hier sieht, während man glauben wird, Du seist ... Ah! wohin reisest Du dem Anschein nach?«

»Ich gehe nach Taverney Maison-Rouge, mein Herr.«

»Gut ... sehr gut ... Du stellst Dich, als gingest Du nach Maison-Rouge ... Niemand wird sich

hierüber Klarheit verschaffen ... Oh! sehr gut. Doch sei vorsichtig; es sind sehr viele Augen auf euch Beide gerichtet.«

»Auf uns Beide! ... Wen meinen Sie denn?«

»Sie ist ungestüm, siehst Du,« fuhr der Greis fort. »Sie hat Ausbrüche des Zorns, durch welche sie Alles zu Grunde zu richten im Stande ist. Nimm Dich in Acht, sei vernünftiger als sie.«

»Ah! in der That,« lief Philipp mit einem dumpfen Zorn, »ich denke, Sie belustigen sich auf meine Kosten, was nicht liebeich ist, das schwöre ich Ihnen, was nicht gut ist, denn Sie setzen mich, betrübt und gereizt wie ich bin, der Unannehmlichkeit aus, die Achtung gegen Sie zu verletzen.«

»Ah! ja wohl, die Achtung; ich spreche Dich davon frei, Du bist groß genug, um *unsere* Angelegenheiten zu betreiben, und Du entledigst Dich derselben so gut, daß Du *mir* Achtung einflößest. Du bist der Geronte, ich bin der Etourdi; gib mir eine Adresse, an welche ich Dir eine Nachricht zukommen lassen kann, im Fall sich etwas Dringendes ereignet.«

»Nach Taverney, mein Herr,« sprach Philipp im Glauben, der Greis kehre endlich zu seinem gesunden Verstande zurück.

»Ei! Du gibst mir eine schöne Adresse! ... nach Taverney, auf achtzig Meilen. Du bildest Dir ein, wenn ich Dir einen wichtigen, dringenden Rath zukommen zu lassen habe, werde ich mich damit belustigen, daß ich Couriere auf der Landstraße nach Taverney der Wahrscheinlichkeit wegen umbringe? Ich sage nicht, Du sollst mir die Adresse von Deinem Hause im Park geben, weil man meinen Emissären dahin folgen oder meine Livreen erkennen könnte, aber wähle eine dritte Adresse, in der Entfernung von einer Viertelstunde; Du hast Einbildungskraft... was Teufels, hat man für seine Liebschaft gethan, was Du gethan hast, so ist man ein Mann von Mitteln.«

»Ein Haus im Park, Liebschaft, Einbildungskraft! Mein Herr, wir spielen Räthsel, nur behalten Sie die Schlüssel für sich.«

»Ich kenne kein schrofferes und verschlossenes Thier, als Du bist,« rief der Vater voll Aerger, »ich kenne keines, dessen Zurückhaltung verletzender ist. Sollte man nicht glauben, Du habest bange, von mir verrathen zu werden? Das wäre seltsam!«

»Mein Herr!« rief Philipp außer sich.

»Es ist gut! es ist gut! behalte Deine Geheimnisse für Dich; behalte das Geheimniß der von Dir gemietheten alten Jägermeisterei für Dich.«

»Ich habe die Jägermeisterei gemiethet? ich!«

»Behalte das Geheimniß Deiner nächtlichen Spaziergänge, die Du zwischen zwei anbetungswürdigen Freundinnen gemacht hast.«

»Ich!... ich bin spazieren gegangen?« murmelte Philipp erbleichend.

»Bewahre das Geheimniß der honigsüßen unter den Blumen und dem Thau gewechselten Küsse.«

»Mein Herr,« brüllte Philipp, trunken vor wüthender Eifersucht, »mein Herr, werden Sie schweigen?«

»Es ist gut, sage ich Dir noch einmal. Alles was Du gethan, habe ich erfahren. Du hast nur bezweifelt, daß ich es wüßte. Alle Teufel! das müßte Dir Vertrauen geben. Dein inniges Verhältniß mit der Königin, Deine begünstigten Unternehmungen, Deine Ausflüge in die

Apollo-Bäder, mein Gott! das bringt uns Allen Leben und Glück. Habe also nicht bange vor mir, Philipp ... Vertraue Dich mir an.«

»Mein Herr, Sie sind Entsetzen erregend,« rief Philipp, indem er sein Gesicht in seine Hände verbarg.

Es war allerdings ein Entsetzen, was der unglückliche Philipp gegen den Mann empfand, der seine Wunden entblöste und, nicht zufrieden sie entblöst zu haben, sie vergrößerte und mit einer Art von Wuth auseinanderriß. Es war Entsetzen, was er gegen den Mann empfand, der ihm das ganze Glück eines Andern zuschrieb und ihn, im Glauben, er lieblose, mit dem Glück eines Andern geißelte.

Alles was der Vater erfahren, Alles was er errathen hatte, Alles was die Böswilligen auf Rechnung des Herrn von Rohan, die besser Unterrichteten auf Rechnung des Herrn von Charny setzten, berichtete der Baron seinem Sohn. Für ihn war es Philipp, den die Königin liebte und allmählig im Schatten auf die höchsten Stufen des Günstlingthums emporhob. Daher die Zufriedenheit, welche seit einigen Wochen den Bauch des Herrn von Taverney rundete.

Als Philipp diesen neuen Sumpf von Schändlichkeit entdeckt hatte, schauderte er, da er sich durch das einzige Wesen darein versenkt sah, das mit ihm gemeinschaftliche Sache für die Ehre hatte machen müssen; doch der Schlag war so heftig gewesen, daß er betäubt, stumm blieb, während der Baron eifriger als je schwatzte.

»Siehst Du, Du hast da ein Meisterstück gemacht,« sagte er, »Du hast alle Welt von der Fährte abgebracht. Diesen Abend sagten mir fünfzig Augen: Es ist Rohan. Hundert sagten mir: Es ist Charny! Zweihundert sagten mir: Es ist Rohan und Charny! Nicht ein einziges hat mir gesagt: Es ist Taverney. Ich wiederhole Dir, Du hast ein Meisterstück gemacht, und es ist das Wenigste, daß ich Dir mein Kompliment hierüber ausspreche... Uebrigens gereicht es Dir wie ihr zur Ehre, mein Lieber. Ihr, weil sie Dich genommen hat, Dir, weil Du sie festhältst.«

In dem Augenblick, wo Philipp, durch diesen letzten Zug wüthend gemacht, mit einem verzehrenden, Sturm verkündenden Blick den unbarmherzigen Greis niederschmetterte, vernahm man das Rasseln eines Wagens im Hof des Hotels, und gewisse Geräusche, ein gewisses Hin- und Hergehen von seltsamem Charakter lenkten die Aufmerksamkeit nach Außen.

Man hörte Champagne rufen.

»Das Fräulein! es ist das Fräulein!«

Und mehrere Stimmen wiederholten:

»Das Fräulein!«

»Wie, das Fräulein?« fragte Taverney, »welches Fräulein ist da?«

»Es ist meine Schwester,« murmelte Philipp, als er Andrée erkannte, die aus dem durch das Licht des Portier beleuchteten Wagen stieg.

»Deine Schwester!« wiederholte der Greis ... »Andrée ... ist es möglich?«

Champagne trat ein, um zu bestätigen, was Philipp angekündigt hatte.

»Gnädiger Herr,« sagte er zu Philipp, »das Fräulein, Ihre Schwester, ist im Boudoir neben dem großen Salon: sie erwartet den gnädigen Herrn, um mit ihm zu sprechen.«

»Gehen wir ihr entgegen,« rief der Greis.

»Mit mir will sie sprechen,« erwiderte Philipp, sich vor dem Greise verbeugend; »ich werde zuerst gehen, wenn Sie mir erlauben.«

In demselben Augenblick fuhr ein zweiter Wagen geräuschvoll in den Hof.

»Wer Teufels kommt noch!« murmelte der Baron, »das ist eine Stunde der Abenteuer.«
»Der Graf Olivier von Charny!« rief die mächtige Stimme des Portier den Bedienten zu.
»Führen Sie den Grafen in den Salon,« sagte Philipp zu Champagne, »der Herr Baron wird ihn empfangen ... ich gehe in das Boudoir, um mit meiner Schwester zu sprechen.«
Die zwei Männer stiegen langsam die Treppe hinab.
»Was will der Graf hier?« fragte sich Philipp.
»Warum ist Andrée hierhergekommen?« dachte der Baron.

LXXXIV.

Der Vater und die Braut.

Der Salon des Hauses lag im Erdgeschoß; zu seiner Linken war das Boudoir, mit einem Ausgang auf die Treppe, welche nach der Wohnung Andrée's führte.

Zu seiner Rechten war ein anderer Salon, durch den man in den großen eintrat.

Philipp kam zuerst in das Boudoir, wo ihn seine Schwester erwartete. Er hatte in der Flur seine Schritte verdoppelt, um früher in den Armen dieser theuren Gefährtin zu sein.

Sobald er die Doppelthüre des Salons geöffnet hatte, nahm ihn Andrée beim Halse und umarmte ihn mit einer freudigen Miene, an welche dieser traurige Liebende, dieser unglückliche Bruder seit langer Zeit nicht mehr gewöhnt war.

»Gütiger Himmel! was begegnet Dir denn?« fragte der junge Mann Andrée.

»Etwas Glückliches! ... oh! etwas sehr Glückliches, mein Bruder!«

»Und Du kommst zurück, um es mir mitzuthemen?«

»Ich komme für immer zurück!« sagte sie mit einem Entzücken des Glücks, das aus ihrem Ausruf einen schallenden Schrei machte.

»Leise, Schwesterchen, leise.« sagte Philipp; »das Täfelwerk dieses Hauses ist nicht an die Freude gewöhnt, und dann ist dort, oder wird sogleich dort in dem Salon Jemand sein, der Dich hören könnte.«

»Jemand, wer denn?« fragte Andrée.

»Horche,« erwiderte Philipp.

»Der Herr Graf von Charny,« meldete der Lakai, Olivier aus dem kleinen Saale in den großen einführend.

»Er! er!« lief Andre«, ihre Liebkosungen bei ihrem Bruder verdoppelnd. »Oh! ich weiß wohl, was er hier will.«

»Du weißt es?«

»Ich weiß es so gut, daß ich die Unordnung in meinem Anzug wahrnehme, und daß ich, da ich den Augenblick vorhersehe, wo ich ebenfalls in den Salon werde eintreten müssen, um dort mit meinen Ohren zu hören, was Herr von Charny zu sagen beabsichtigt ...«

»Sprichst Du im Ernste, meine liebe Andrée?«

»Höre, höre, Philipp, und laß mich in mein Zimmer hinaufgehen. Die Königin hat mich ein wenig schnell zurückgeführt; ich will mein Klosternegligee gegen ein Gewand ... gegen ein Brautgewand vertauschen.«

Und nach diesen Worten, die sie leise und in Begleitung eines freudigen Kusses zu Philipp sprach, verschwand Andrée leicht und brausend auf der Treppe, die nach ihrer Wohnung führte.

Philipp blieb allein, legte seine Wange an die Thüre, welche das Boudoir mit dem Salon verband, und horchte.

Der Graf von Charny war eingetreten. Er ging langsam auf und ab und schien mehr nachzusinnen, als zu warten.

Herr von Taverney Vater trat ebenfalls ein und begrüßte den Grafen mit ausgezeichneter, wenn auch gezwungener Höflichkeit.

»Welchem Umstand,« sagte er, »verdanke ich die Ehre dieses unerwarteten Besuches, Herr Graf? in jedem Fall glauben Sie mir, daß ich im höchsten Grade darüber erfreut bin.«

»Ich komme, wie Sie sehen, in Ceremonie, mein Herr, und ich bitte Sie, mich zu entschuldigen, wenn ich meinen Oheim, den Herrn Bailli von Suffren, nicht mitgebracht habe, wie ich es hätte thun sollen.«

»Wie!« stammelte der Baron, »ich entschuldige Sie, mein lieber Herr von Charny.«

»Ich weiß, es wäre dieß der Schicklichkeit gemäß gewesen, bei der Bitte, die ich Ihnen vorzutragen im Begriff bin.«

»Eine Bitte?«

»Ich habe die Ehre,« sprach Charny mit einer Stimme, welche seine Aufregung beherrschte, »ich habe die Ehre, um die Hand von Fräulein Andrée von Taverney, Ihrer Tochter, zu bitten.«

Der Baron machte gleichsam einen Sprung in seinem Lehnstuhl. Er riß funkelnd die Augen auf, welche jedes von den Worten, die der Graf von Charny gesprochen, zu verschlingen schienen.

»Meine Tochter!« murmelte er, »Sie verlangen Andrée von mir zur Frau?«

»Ja, Herr Baron; wenn nicht etwa Fräulein von Taverney einen Widerwillen gegen diese Verbindung hegt.«

»Ah!« dachte der Greis, »steht Philipp schon so hoch in der Gunst, daß einer seiner Nebenbuhler diese durch eine Heirath mit seiner Schwester ausbeuten will? Meiner Treu, das ist auch nicht schlecht gespielt, Herr von Charny.«

Und mit einem Lächeln erwiderte er laut:

»Dieses Gesuch ist so ehrenvoll für unser Haus, Herr Graf, daß ich ihm, was mich betrifft, mit großer Freude entspreche, und da mir daran gelegen ist, daß Sie eine vollständige Einwilligung von hier mitnehmen, so werde ich meine Tochter benachrichtigen lassen ...«

»Mein Herr,« unterbrach ihn der Graf mit kaltem Tone, »Sie machen sich eine unnöthige Mühe. Die Königin hat die Gnade gehabt, Fräulein von Taverney hierüber zu befragen, und die Antwort des Fräuleins ist günstig für mich gewesen.«

»Ah!« rief der Baron, immer mehr erstaunt, »die Königin ist es ...«

»Die sich zu diesem Behufe nach Saint-Denis begeben hat, ja, mein Herr,«

Der Baron stand auf und sprach:

»Herr Graf, ich habe Sie nur noch von den Verhältnissen des Fräuleins von Taverney in Kenntniß zu setzen. Ich habe hier oben die Urkunden vom Vermögen ihrer Mutter. Sie heirathen kein reiches Mädchen, Herr Graf, und ehe Sie abschließen ...«

»Unnöthig, Herr Baron,« unterbrach ihn Charny trocken. »Ich bin reich für Zwei, und Fräulein von Taverney gehört nicht zu den Frauen, um die man handelt. Doch es ist für mich unerlässlich, die Frage, die Sie für Ihre Rechnung behandeln wollten, für die meinige zu behandeln.«

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als sich die Thüre des Boudoir öffnete und Philipp bleich, verstört, eine Hand in seiner Weste, die andere krampfhaft geschlossen, erschien.

Charny begrüßte ihn ceremoniös und empfing einen ähnlichen Gruß.

»Mein Herr,« sprach Philipp, »mein Vater hatte Recht, Ihnen eine Unterredung über die

Familienrechnungen vorzuschlagen; wir haben Ihnen Beide Aufklärungen zu geben. Während der Herr Baron in sein Zimmer hinauf geht, um die Papiere zu holen, von denen er sprach, werde ich die Ehre haben, die Frage mit Ihnen mehr im Einzelnen zu verhandeln.«

Und mit einem Blicke unabweisbarer Autorität schickte Philipp den Baron weg, der sich mit großem Mißbehagen entfernte, da er einen Querstrich vorhersah.

Philipp begleitete den Baron bis an die Ausgangsthüre des kleinen Salons, um sicher zu sein, daß dieses Zimmer leer blieb. Er schaute auch in das Boudoir, kreuzte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er von Niemand gehört werden konnte, als vom Grafen, diesem gegenüber die Arme und sprach:

»Herr Graf, wie kommt es, daß Sie es wagen, die Hand meiner Schwester zu verlangen?«

Olivier wich zurück und erröthete. Philipp aber fuhr fort:

»Etwa, um besser Ihre Liebschaft mit der Frau zu verbergen, welche Sie verfolgen, mit der Frau, die Sie liebt? Damit man, wenn man Sie verheirathet sieht, nicht sagen könne, Sie haben eine Geliebte?«

»Wahrhaftig, mein Herr ...« stammelte Charny schwankend, niedergeschmettert.

»Etwa,« fügte Philipp bei, damit Sie als Gatte einer Frau, welche zu jeder Stunde in der Nähe Ihrer Geliebten kommen wird, bessere Gelegenheit haben, diese angebetete Geliebte zu sehen?«

»Mein Herr, Sie überschreiten die Grenzen.«

»Es geschieht vielleicht, und ich glaube das eher,« fuhr Philipp näher tretend fort, »es geschieht ohne Zweifel, damit ich, Ihr Schwager geworden, nicht enthülle, was ich von Ihren früheren Liebesgeschäften weiß?«

»Was Sie wissen?« rief Charny erschrocken, »nehmen Sie sich in Acht, nehmen Sie sich in Acht!«

»Ja,« sagte Philipp, sich belebend, »das von Ihnen gemiethete Haus des Jägermeisters; Ihre geheimnißvollen Spaziergänge im Parke von Versailles ... in der Nacht... Ihre Händedrucke... Ihre Seufzer, und besonders jener zärtliche Austausch von Blicken an der kleinen Thüre des Parks ...«

»Mein Herr, im Namen des Himmels ... mein Herr, Sie wissen nichts, sagen Sie, daß Sie nichts wissen.«

»Ich weiß nichts?« rief Philipp mit einer blutigen Ironie. »Wie sollte ich nichts wissen, ich, der ich im Gesträuche vor der Thüre der Apollo-Bäder verborgen war, als Sie mit der Königin am Arm heraustraten?«

Charny machte zwei Schritte, wie ein Mensch, der auf den Tod getroffen ist und eine Stütze um sich her sucht.

Philipp schaute ihn mit einem finstern Stillschweigen an. Er ließ ihn leiden, er ließ ihn durch diese vorübergehende Marter die Stunden unaussprechlicher Wonne sühnen, die er ihm zum Vorwurf machte.

Charny erhob sich von seinem Zusammensinken und sprach zu Philipp:

»Nun wohl, mein Herr, selbst nach dem, was Sie mir gesagt haben, bitte ich *Sie* um die Hand des Fräuleins von Taverney. Wäre ich nur ein feiger Berechner, wie Sie dieß vor einem Augenblick vermutheten; heirathete ich meinetwegen, so wäre ich so erbärmlich, daß ich vor dem Mann, der mein Geheimniß und das der Königin in seiner Gewalt hält, bange hätte. Aber die Königin muß gerettet werden, das muß geschehen.«

»In welcher Beziehung ist die Königin verloren?« sagte Philipp. »Weil Herr von Taverney, sie den Arm des Herrn von Charny drücken und vom Glück feuchte Augen zum Himmel aufschlagen sah? In welcher Hinsicht ist sie verloren? weil ich weiß, daß sie Sie liebt? Oh! das ist kein Grund, meine Schwester zu opfern, mein Herr, und ich werde sie nicht opfern lassen.«

»Mein Herr,« erwiderte Olivier, »wissen Sie, warum die Königin verloren ist, wenn diese Heirath nicht zu Stande kommt? Weil diesen Morgen, während man Herrn von Rohan verhaftete, der König mich auf den Knien vor der Königin überrascht hat.«

»Mein Gott!«

»Und von ihrem eifersüchtigen Gemahl befragt, hat die Königin geantwortet, ich sei vor ihr niedergekniet, um mir die Hand Ihrer Schwester zu erbitten. Darum, mein Herr, ist die Königin, wenn ich Ihre Schwester nicht heirathe, verloren. Begreifen Sie nun?«

Ein doppeltes Geräusch unterbrach hier Olivier: ein Schrei und ein Seufzer; der eine kam aus dem kleinen Salon, der andere aus dem Boudoir.

Olivier lief zum Seufzer; er sah in dem Boudoir Andrée von Taverney, weiß gekleidet wie eine Braut. Sie hatte Alles gehört und war in Ohnmacht gefallen.

Philipp lief zum Schrei in den kleinen Salon. Er erblickte den Leib des Barons von Taverney, den diese Offenbarung der Liebe der Königin für Charny auf den Ruin aller seiner Hoffnungen niedergeschmettert hatte.

Vom Schlage getroffen, hatte der Baron den letzten Seufzer von sich gegeben.

Die Weissagung Cagliostro's war in Erfüllung gegangen.

Philipp begriff Alles, selbst die Schmach dieses Todes, verließ stillschweigend den Leichnam und kehrte in den Salon zu Charny zurück, der dieses kalte, leblose schöne Mädchen, zitternd und ohne daß er es zu berühren wagte, betrachtete.

Die zwei offenen Thüren ließen die zwei Körper erblicken, welche gleichsam symmetrisch an dem Orte lagen, wo der Schlag dieser Enthüllung sie getroffen hatte.

Die Augen angeschwollen, das Herz kochend, hatte Philipp den Muth, das Wort zu nehmen und zu Herrn von Charny zu sagen:

»Der Herr Baron von Taverney ist so eben gestorben. Nach ihm bin *ich* das Haupt der Familie. Wenn Fräulein von Taverney wieder zum Leben kommt, so gebe ich sie Ihnen zur Frau.«

Charny schaute den Leichnam des Barons mit Entsetzen, den Körper Andrée's mit Verzweiflung an.

Philipp riß sich die Haare mit beiden Händen aus, und schleuderte zum Himmel einen Ausruf, der das Herz Gottes auf seinem ewigen Thron bewegen mußte.

»Graf von Charny,« sagte er, nachdem er den Sturm in seinem Innern beschwichtigt hatte, »ich übernehme diese Verbindlichkeit im Namen meiner Schwester, die mich nicht hört: sie wird ihr Glück unserer Königin geben, und ich werde vielleicht eines Tags glücklich genug sein, für sie mein Leben hinzugeben. Gott befohlen, Herr von Charny; Gott befohlen, mein Schwager.«

Nach diesen Worten grüßte er Olivier, der nicht wußte, wie er sich entfernen sollte, ohne an einem der Opfer vorbeizukommen; er hob Andrée auf, erwärmte sie in seinen Armen und machte so den Weg für den Grafen frei, worauf dieser durch das Boudoir verschwand.

LXXXV.

Nach dem Drachen die Natter.

Es ist Zeit für uns, daß wir zu den Personen unserer Geschichte zurückkehren, welche die Notwendigkeit und die Intrigue sowohl, als die historische Wahrheit auf den zweiten Plan verwiesen haben.

Oliva schickte sich an, für Rechnung Jeanne's zu fliehen, als Beausire, der nach der Wiedererlangung Nicole's keuchte, durch eine anonyme Nachricht in Kenntniß gesetzt, sich bis in ihre Arme geleitet sah und sie von Cagliostro entführte, während Herr Reteau von Villette vergebens in der Rue du Roi-Doré wartete.

Um das glückliche Liebespaar, das zu entdecken Herr von Crosne ein so großes Interesse hatte, wieder aufzufinden, ließ Frau von La Mothe alle ihre vertrauten Leute in's Feld ziehen.

Sie wollte lieber, wie man leicht begreift, selbst über ihrem Geheimniß wachen, als es den Händen Anderer überlassen, und zur guten Durchführung der Angelegenheit, die sie vorbereitete, war es unerlässlich, daß Nicole nicht aufgefunden werden konnte.

Unbeschreiblich war ihre Angst, als jeder von ihren Emissären bei seiner Rückkehr ihr meldete, die Nachforschungen seien vergeblich gewesen.

Dabei erhielt sie in ihrem Versteck Befehl auf Befehl, vor der Königin zu erscheinen und über ihr Benehmen in Beziehung auf das Halsband Rede zu stehen.

Verschleiert, reiste sie nächtlicher Weile nach Bar-sur-Aube ab, wo sie ein Absteigequartier hatte, und als sie auf Umwegen unerkannt dort anlangte, nahm sie sich Zeit, ihre Lage unter ihrem wahren Lichte in's Auge zu fassen.

Sie gewann so zwei bis drei Tage, nur mit sich allein, und sie gab sich die Zeit und mit der Zeit die Stärke, durch eine solide innere Befestigung das Gebäude ihrer Verleumdungen zu behaupten.

Zwei Tage der Einsamkeit waren für diese tiefe Seele der Kampf, nach dessen Beendigung Körper und Geist gebändigt sein müßten, nach dem das gehorsame Gewissen sich nicht mehr, ein gefährliches Werkzeug, gegen die Schuldige umkehren würde, nach dem das Blut die Gewohnheit angenommen hätte, um das Herz zu kreisen, ohne je zum Gesicht aufzusteigen, um hier die Scham oder die Ueberraschung zu verrathen.

Der König und die Königin erfuhren ihren Aufenthalt in Bar-sur-Aube erst in dem Augenblick, wo sie schon zum Kriegführen vorbereitet war. Sie schickte einen eigenen Boten ab, um sie zu holen. Da erfuhr sie die Verhaftung des Cardinals.

Jede Andere als sie wäre durch diese kräftige Offensive niedergeschmettert worden; doch Jeanne hatte nichts mehr zu schonen. Was war eine Freiheitsfrage in der Wagschale gegen Fragen über Leben und Tod, die sich jeden Tag darin anhäuften?

Als sie die Einkerkering des Kardinals und den Lärm erfuhr, den die Königin gemacht hatte, berechnete sie kalt:

»Die Königin hat ihre Schiffe verbrannt, sie kann unmöglich die Vergangenheit zurücknehmen. Indem sie sich weigert, sich mit dem Cardinal zu vergleichen und die Juweliere

zu bezahlen, spielt sie quitt oder doppelt. Das beweist, daß sie ohne mich rechnet und nicht vermuthet, welche Kräfte ich zu meiner Verfügung habe.«

Aus diesen Stücken war die Rüstung gemacht, welche Jeanne trug, als ein Mann, halb Gefreiter, halb Bote, plötzlich vor ihr erschien und ihr ankündigte, er sei beauftragt, sie *an den Hof zurückzubringen*.

Der Bote, welcher beauftragt war, sie an den Hof zurückzubringen, wollte sie unmittelbar zum König führen; doch mit jener uns bekannten Gewandtheit sagte Jeanne:

»Mein Herr, nicht wahr, Sie lieben die Königin?«

»Zweifeln Sie daran, Frau Gräfin?« erwiderte der Bote.

»Nun wohl! im Namen dieser redlichen Liebe und der Ehrfurcht, welche Sie für die Königin hegen, beschwöre ich Sie, mich zuerst zu der Königin zu führen.«

Der Officier wollte Einwendungen machen.

»Sie wissen sicherlich besser als ich, um was es sich handelt,« sprach die Gräfin. »Sie werden daher begreifen, daß eine geheime Unterredung der Königin mit mir unerläßlich ist.«

Ganz zusammengeknetet von den verleumderischen Ideen, welche die Luft von Versailles seit mehreren Monaten verpesteten, glaubte der Bote, der Königin wirklich einen Dienst zu leisten, wenn er Frau von La Mothe zu ihr führte, ehe er sie dem König zeigte.

Man denke sich den Hochmuth, das stolze Bewußtsein der Königin, als sie diesem Dämon gegenüber stand, den sie noch nicht kannte, dessen schändlichen, treulosen Einfluß auf ihre Angelegenheiten sie aber wohl muthmaßte. Man denke sich Marie Antoinette, eine noch trostlose Wittve ihrer Liebe, die dem Aergerniß unterlegen war, Marie Antoinette niedergeschmettert durch die Beleidigung einer Anklage, die sie nicht widerlegen konnte; man denke sich Marie Antoinette endlich, wie sie sich nach so vielen Leiden anschickte, den Fuß auf den Kopf der Schlange zu setzen, welche sie gebissen hatte.

Die erhabenste Verachtung, der schlecht bewältigte Zorn, der Haß der Frau gegen die Frau, das Gefühl eines unvergleichlichen Uebergewichts der Lage, dieß waren die Waffen einer der Gegnerinnen. Ein Herz voll von Geheimnissen, ein Geist voll von Ideen, die Verzweiflung als letzte Triebfeder, dieß war die zweite Person des Kampfes. Die Königin begann damit, daß sie als Zeugen zwei von ihren Frauen, mit gesenkten Augen, geschlossenen Lippen und langsamer feierlicher Vernetzung, eintreten ließ. Frau von La Mothe sagte, sobald sie die zwei Frauen erblickte, zu sich selbst:

»Gut, das sind zwei Zeugen, die man sogleich wegschicken wird.«

»Ah! endlich sind Sie da, Madame!« rief die Königin, »man findet Sie endlich!«

Jeanne verneigte sich zum zweiten Mal.

»Sie verbergen sich also?« fragte die Königin voll Ungeduld.

»Mich verbergen, Madame! nein, Madame,« erwiderte Jeanne mit einer sanften, kaum tönenden Stimme, als ob die durch die königliche Majestät hervorgebrachte Gemüthsbewegung allein ihren gewöhnlichen Klang dämpfte; »wenn ich mich verbergen hätte, so würde man mich nicht gefunden haben.«

»Sie sind aber doch davon gelaufen? Nennen Sie das, wie es ihnen beliebt.«

»Das heißt, ich habe Paris verlassen, ja, Madame.«

»Ohne meine Erlaubniß?«

»Ich befürchtete, Ihre Majestät würde mir den kleinen Urlaub nicht bewilligen, dessen ich bedurfte, um meine Angelegenheiten in Bar-sur-Aube zu ordnen, wo ich mich seit sechs Tagen aufhielt. Außerdem, ich muß es sagen, glaubte ich nicht, Eurer Majestät so nothwendig zu sein, daß ich genöthigt wäre, Sie wegen einer Abwesenheit von acht Tagen in Kenntniß zu setzen.«

»Sie haben Recht, Madame; warum haben Sie eine Verweigerung des Urlaubs von mir gefürchtet? Welchen Urlaub haben Sie von mir zu verlangen? Welchen Urlaub habe ich Ihnen zu bewilligen? Nehmen Sie eine Stelle hier ein?«

Es lag zu viel Verachtung in diesen letzten Worten. Verletzt, aber ihr Blut zurückhaltend, wie die von einem Pfeil verwundete Tigerkatze, erwiderte Jeanne demüthig:

»Madame, es ist wahr, ich habe keine Stelle bei Hofe, doch Eure Majestät beehrte mich mit einem so kostbaren Vertrauen, daß ich mich viel mehr bei ihr durch die Dankbarkeit gebunden glaubte, als Andere es durch die Pflicht sind.«

Jeanne hatte lange gesucht, sie hatte das Wort Vertrauen gefunden und legte einen Nachdruck darauf.

»Dieses Vertrauen,« wiederholte die Königin mit noch niederschmetternderer Verachtung, als bei ihrer ersten Anrede, »wir werden die Rechnung darüber sogleich in Ordnung bringen. Haben Sie den König gesehen?«

»Nein, Madame.«

»Sie werden ihn sehen.

Jeanne verbeugte sich und erwiderte:

»Das wird eine große Ehre für mich sein.«

Die Königin suchte ein wenig Ruhe, um ihre Fragen mit Vortheil zu beginnen.

Jeanne benützte diese Frist und sagte:

»Aber, mein Gott! Madame! wie streng zeigt sich Eure Majestät gegen mich! Ich zittere ganz.«

»Sie sind noch nicht beim Ende!« rief die Königin voll Ungestüm, »wissen Sie, daß Herr von Rohan in der Bastille ist?«

»Man hat es mir gesagt, Madame.«

»Sie errathen wohl, warum?«

Jeanne schaute die Königin fest an, wandte sich dann gegen die Frauen, deren Gegenwart sie zu beengen schien, und erwiderte:

»Ich weiß es nicht, Madame.«

»Sie wissen jedoch, daß Sie uns von einem Halsband gesprochen haben, nicht wahr?«

»Von einem Diamantenhalsband; ja, Madame.«

»Und daß Sie mir von Seiten des Cardinals ein Abkommen vorgeschlagen haben, um das Halsband zu bezahlen?«

»Das ist wahr, Madame.«

»Habe ich das Abkommen angenommen oder ausgeschlagen?«

»Eure Majestät hat es ausgeschlagen.«

»Ah!« machte die Königin mit einer Mischung von Zufriedenheit und Erstaunen.

»Ihre Majestät hat sogar eine Abschlagszahlung von zweimal hunderttausend Livres gegeben,« fügte Jeanne bei.

»Gut ... und hernach?«

»Hernach hat Ihre Majestät, da sie nicht bezahlen konnte, weil Herr von Calonne ihr das Geld verweigerte, das Etui den Juwelieren Böhmer und Bossange zurückgeschickt.«

»Durch wen zurückgeschickt?«

»Durch mich.«

»Und Sie, was haben Sie gethan?«

»Ich,« erwiderte langsam Jeanne, die das ganze Gewicht der Worte fühlte, welche sie auszusprechen im Begriffe war, »ich habe die Diamanten dem Herrn Cardinal gegeben.«

»Dem Herrn Cardinal!« rief die Königin, »und warum, wenn's beliebt, statt sie den Juwelieren zuzustellen?«

»Madame, weil ich Herrn von Rohan, der sich für diese Sache, die Eurer Majestät gefiel, interessirte, verletzt hätte, wenn ich ihm nicht die Gelegenheit bot, sie selbst zu beendigen.«

»Aber wie kommt es, daß Sie einen Empfangsschein von den Juwelieren erhalten haben?«

»Herr von Rohan hat mir denselben übergeben.«

»Doch der Brief, den Sie dem Juwelier, als von *meiner* Hand kommend, eingehändigt haben sollen?«

»Herr von Rohan bat mich, ihn zu bestellen.«

»Herr von Rohan hat sich also überall und immer in diese Sache gemischt?« rief die Königin.

»Ich weiß weder, was Eure Majestät hiemit sagen will, noch in was Herr von Rohan sich gemischt hat,« erwiderte Jeanne mit zerstreuter Miene.

»Ich sage, der Empfangsschein der Juweliere sei falsch!«

»Falsch!« rief Jeanne voll Unschuld, »oh! Madame!«

»Ich sage, die vorgebliche Verschreibung für das Halsband, welche ich unterzeichnet haben soll, sei falsch.«

»Oh!« rief Jeanne, scheinbar noch mehr erstaunt, als das erste Mal.

»Ich sage endlich,« fuhr die Königin fort, »es sei nothwendig, Sie mit Herrn von Rohan zu confrontiren, damit wir Aufklärung über diese ganze Sache erhalten.«

»Confrontiren! Warum ist es nothwendig, Madame, mich mit dem Herrn Cardinal zu confrontiren?«

»Er selbst hat es verlangt.«

»Er?«

»Er suchte Sie überall.«

»Madame, das ist unmöglich.«

»Er wollte Ihnen, wie er sagte, beweisen, daß Sie ihn hintergangen haben.«

»Oh! Madame, zu diesem Ende verlange ich die Confrontation.«

»Sie wird stattfinden, Madame, das dürfen Sie glauben. Sie leugnen also, zu wissen, wo das Halsband ist?«

»Wie sollte ich es wissen?«

»Sie leugnen, den Herrn Cardinal bei gewissen Intriguen unterstützt zu haben?«

»Eure Majestät hat jedes Recht, ihre Ungnade auf mich zu werfen, aber keines, mich zu beleidigen. Ich bin eine Valois, Madame.«

»Der Herr Kardinal hat vor dem König Verleumdungen behauptet, die er gebührend zu begründen hofft.«

»Ich verstehe nicht.«

»Der Cardinal hat erklärt, er habe mir geschrieben.«

Jeanne schaute der Königin in's Gesicht und antwortete nichts.

»Hören Sie mich?« sagte die Königin.

»Ich höre, ja, Eure Majestät.«

»Und was antworten Sie?«

»Ich werde antworten, wenn man mich mit dem Herrn Cardinal confrontirt hat.«

»Bis dahin, wenn Sie die Wahrheit wissen, helfen Sie uns.«

»Die Wahrheit ist, daß Eure Majestät mich ohne Anlaß erniedrigt und ohne Grund mißhandelt.«

»Das ist keine Antwort.«

»Ich werde hier keine andere geben, Madame.«

Jeanne schaute die zwei Frauen noch einmal an.

Die Königin begriff, aber sie gab nicht nach. Die Neugierde konnte nicht die Oberhand über die menschliche Achtung gewinnen. In den Halbsagereien Jeanne's, in ihrer zugleich demüthigen und frechen Haltung drang die Dreistigkeit durch, welche aus einem erlangten Geheimnisse entspringt. Dieses Geheimniß hätte die Königin vielleicht durch Milde erkaufen können. Aber sie wies ein solches Mittel als ihrer unwürdig von sich.

»Herr von Rohan ist in die Bastille gebracht worden, weil er zu viel sprechen wollte,« sagte Marie Antoinette: »nehmen Sie sich in Acht, Madame, daß Sie nicht dasselbe Schicksal erfahren, weil Sie nichts sprechen wollen.«

Jeanne preßte ihre Nägel in ihre Hände, aber sie lächelte.

»Was kümmert sich ein reines Gewissen um die Verfolgung?« sagte sie; »wird die Bastille mich eines Verbrechens überweisen, das ich nicht begangen habe?«

Die Königin schaute Jeanne mit zornigem Auge an und rief:

»Werden Sie sprechen, Madame?«

»Ich habe nichts zu sagen, Madame, außer Ihnen.«

»Nun! sprechen Sie etwa nicht mit mir?«

»Nicht mit Ihnen allein.«

»Ah! steht es so?« rief die Königin, »Sie wollen verschlossene Thüren. Sie fürchten das Aergerniß des öffentlichen Geständnisses, nachdem Sie mir das Aergerniß des öffentlichen Verdachtes auferlegt hatten.«

Jeanne richtete sich auf und erwiderte:

»Sprechen wir nicht mehr davon; was ich gethan, habe ich für Sie gethan.«

»Welche Frechheit!«

»Ich unterwerfe mich in Ehrfurcht den Beleidigungen meiner Königin,« sagte Jeanne, ohne die Farbe zu wechseln.

»Sie werden diesen Abend in der Bastille schlafen, Frau von La Mothe.«

»Es sei, Madame. Doch ehe ich mich schlafen lege, werde ich meiner Gewohnheit gemäß zu

Gott beten, er möge Eurer Majestät die Ehre und die Freude erhalten,« erwiderte die Angeklagte.

Die Königin stand wüthend auf, ging in das anstoßende Zimmer und schlug voll Heftigkeit die Thüren zu.

»Nachdem ich den Drachen besiegt habe, werde ich wohl die Natter zertreten,« sagte sie.

»Ich kann ihr Spiel auswendig, und ich glaube, daß ich gewonnen habe,« dachte Jeanne.

LXXXVI.

Wie es kam, daß Herr von Beausire, während er den Hasen jaget, selbst von den Agenten des Herrn von Crosne gejagt wurde.

Frau von La Mothe wurde nach dem Willen der Königin eingesperrt.

Kein Ersatz konnte angenehmer für den König sein, der diese Frau instinctartig haßte. Der Proceß über das Halsband wurde mit all der Wuth instruirt, womit zu Grunde gerichtete Kaufleute, die sich aus der Verlegenheit zu ziehen hoffen, Angeklagte, die der Anklage entgehen wollen, und volksthümliche Richter zu Werke gehen können, welche in den Händen die Ehre oder das Leben einer Königin haben, abgesehen von der Eitelkeit oder dem Parteigeist.

Es war nur *ein* Schrei durch ganz Frankreich. An den Nuancen dieses Schreies vermochte die Königin ihre Parteigänger oder ihre Feinde zu erkennen und zu zählen.

Herr von Rohan verlangte seit seiner Einsperrung dringend, mit Frau von La Mothe confrontirt zu werden. Diese Befriedigung wurde ihm gewährt. Der Prinz lebte in der Bastille wie ein vornehmer Herr in einem Hause, das er gemiethet. Außer der Freiheit wurde ihm auf sein Verlangen Alles bewilligt.

Der Proceß hatte im Anfang geringfügige Verhältnisse angenommen, wenn man den Stand der angeschuldigten Personen in's Auge faßt. Man wunderte sich, wie ein Rohan des Diebstahls angeklagt werden konnte. Die Officiere und der Gouverneur der Bastille zeigten auch dem Cardinal jede Ehrfurcht, jede dem Unglück schuldige Achtung. Für sie war er kein Angeklagter, sondern ein in Ungnade Gefallener.

Das wurde noch ganz anders, als es sich im Publicum verbreitete, Herr von Rohan falle als Opfer von Hofintriguen. Es war nicht mehr Sympathie für den Prinzen, sondern Begeisterung.

Und Herr von Rohan, einer der Ersten unter den Edlen des Reiches, begriff nicht, daß ihm die Liebe des Volks einzig und allein dadurch zukam, daß er durch Edleres als er verfolgt wurde. Herr von Rohan, das letzte Opfer des Despotismus, war factisch einer der ersten Revolutionäre von Frankreich.

Seine Unterredung mit Frau von La Mothe ward durch einen merkwürdigen Umstand bezeichnet. Der Gräfin, der man, so oft es sich um die Königin handelte, leise zu sprechen gestattete, gelang es, zum Cardinal zu sagen:

»Entfernen Sie Jedermann und ich werde Ihnen die Aufklärungen geben, die Sie haben wollen.«

Da verlangte Herr von Rohan allein zu sein und leise zu fragen.

Man verweigerte es ihm, aber man ließ seinen Consulanten sich mit der Gräfin besprechen.

Was das Halsband betrifft, so erwiderte sie, sie wisse nicht, was daraus geworden, aber man hätte es wohl ihr geben können.

Und als der Consulant, betäubt von der Frechheit dieser Frau, darüber aufschrie, fragte sie ihn, ob der Dienst, den sie der Königin und dem Cardinal geleistet, nicht eine Million werth sei.

Der Advocat wiederholte diese Worte dem Cardinal. Dieser erlebte, neigte das Haupt und errieth, daß er in die Schlinge dieser höllischen Vogelfängerin gerathen war.

Doch wenn er schon daran dachte, den Lärm dieser Angelegenheit, welcher die Königin zu Grunde richtete, zu ersticken, so trieben ihn seine Freunde an, die Feindseligkeiten nicht zu unterbrechen.

Man wandte ihm ein, seine Ehre sei im Spiel; es handle sich um einen Diebstahl; ohne einen Spruch des Parlaments wäre die Unschuld nicht erwiesen.

Um aber diese Unschuld zu beweisen, mußte man die Beziehungen des Cardinals zu der Königin und folglich das Verbrechen dieser Letzteren beweisen.

Bei dieser Betrachtung erwiderte Jeanne, sie würde die Königin eben so wenig anklagen, als den Cardinal; wenn man sie aber beharrlich für das Halsband verantwortlich mache, so würde sie thun, was sie nicht thun wollte, das heißt, sie würde beweisen, daß die Königin und der Cardinal ein Interesse dabei haben, sie der Lüge zu beschuldigen.

Als man diese Schlüsse dem Cardinal mittheilte, bezeigte der Prinz seine ganze Verachtung gegen diejenige, welche davon sprach, ihn opfern zu wollen. Er fügte bei, er begreife bis auf einen gewissen Grad das Benehmen Jeanne's, aber er begreife das der Königin durchaus nicht.

Der Königin überbracht und mit Commentaren versehen, erzürnten diese Worte Marie Antoinette dermaßen, daß sie von ihrem Sitz auffuhr. Sie wollte dann, daß ein besonderes Verhör auf die geheimnißvollen Theile dieses Processes gelenkt werden sollte. Der große Beschwerdepunkt der nächtlichen Zusammenkünfte erschien nun enthüllt im breitesten Lichte vor den Verleumdern und Neuigkeitskrämern.

Da sah sich aber die unglückliche Königin schwer bedroht ... Jeanne behauptete, das, wovon man ihr sprach, nicht zu kennen, und zwar vor den Leuten der Königin; doch den Leuten des Cardinals gegenüber war sie nicht so discret, und sie wiederholte immer:

»Man lasse mich in Ruhe, sonst werde ich sprechen.«

Diese Halbsagereien, diese Bescheidenheiten hatten ihr die Stellung einer Heldin gegeben und verwirrten den Proceß dergestalt, daß die muthigsten Actenklauber beim Studium der Beweisstücke erbebtten und daß kein Instructionsrichter es wagte, die Verhöre der Gräfin fortzusetzen.

War der Cardinal schwächer, war er offenerherziger? gestand er einem Freunde, was er sein Liebesgeheimniß nannte? Man weiß es nicht; man darf es nicht glauben. Denn der Prinz war ein edles, ein sehr ergebenes Herz. Aber so loyal er auch in seinem Stillschweigen gewesen war, so verbreitete sich doch das Gerücht von seiner Unterredung mit der Königin. Alles, was der Graf von Provence gesagt, Alles, was Charny und Philipp erfahren oder gesehen hatten, alle diese Heimlichkeiten, welche für jeden Andern, als einen Prätendenten, wie der Bruder des Königs, oder für Liebesnebenbuhler, wie Philipp und Charny, unverständlich blieben, dieses ganze Geheimniß der so sehr verleumdeten und so keuschen Liebesangelegenheit verdunstete wie ein Wohlgeruch und verlor, zerschmolzen in der gemeinen Atmosphäre, das herrliche Aroma seines Ursprungs.

Man kann sich denken, ob die Königin warme Vertheidiger, ob Herr von Rohan eifrige Streiter fand.

Die Frage war nicht mehr: Hat die Königin das Diamanten-Halsband gestohlen, oder hat sie es nicht gestohlen?

Eine doch an und für sich genugsam entehrende Frage; aber das genügt nicht einmal. Die Frage war:

Hat die Königin das Halsband durch Jemand stehlen lassen, der in das Geheimniß ihrer ehebrecherischen Liebenschaft eingedrungen war?

So hatte Frau von La Mothe die Schwierigkeit zu drehen gewußt. So fand sich die Königin auf einem Wege eingeschlossen, der keinen andern Ausgang hatte als die Schande.

Sie ließ sich niederschlagen; sie beschloß zu kämpfen; der König unterstützte sie.

Das Ministerium unterstützte sie auch und zwar mit allen seinen Kräften. Die Königin erinnerte sich, daß Herr von Rohan ein ehrlicher Mann und unfähig war, eine Frau zu Grunde zu richten. Sie erinnerte sich seiner Sicherheit, als er schwur, zu den Rendezvous in Versailles zugelassen worden zu sein.

Sie schloß daraus, der Cardinal sei nicht ihr unmittelbarer Feind, und er habe wie sie nur ein Interesse der Ehre bei der Frage.

Man lenkte von da an den Proceß mit aller Anstrengung gegen die Gräfin; und man suchte auf's Eifrigste die Spuren des verlorenen Halsbands.

Der Debatte über die Beschuldigung ehebrecherischer Schwäche anwohnend, warf die Königin auf Jeanne die niederschmetternde Anklage des Betrugs und des Diebstahls zurück.

Alles sprach gegen die Gräfin, die Vorgänge in ihrem früheren Leben, ihre erste Armuth, ihre seltsame Erhebung; der Adel nahm diese Zufallsprinzessin nicht an, das Volk konnte sie nicht als sein Eigenthum zurückfordern; das Volk haßt instinctartig die Abenteurer, es verzeiht ihnen nicht einmal den glücklichen Erfolg.

Jeanne bemerkte, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen hatte, und daß die Königin, indem sie sich der Anklage unterzog, indem sie der Furcht vor dem Lärmen nicht wich, den Cardinal aufforderte, sie nachzuahmen: daß diese zwei redlichen Personen am Ende sich verständigen und das Licht finden würden, und daß, selbst wenn sie unterlägen, dieß in einem so furchtbaren Sturze geschehen müßte, daß sie, die arme kleine Valois, diese Prinzessin einer gestohlenen Million, die sie nicht einmal mehr bei der Hand hatte, um ihre Richter zu bestechen, unter sich zermalmt.

Man war so weit, als eine neue Episode eintrat, die das Angesicht der Dinge veränderte.

Herr von Beausire und Mademoiselle Oliva lebten glücklich und reich in einem Landhause, als eines Tages der gnädige Herr, der Madame allein gelassen hatte, um auf die Jagd zu gehen, in die Gesellschaft zweier Agenten gerieth, welche Herr von Crosne über ganz Frankreich aussandte, um eine Entwicklung dieser Intrigue zu erlangen.

Die zwei Liebenden wußten nichts von dem, was in Paris vorging; sie dachten nur an sich selbst. Mademoiselle Oliva wurde fett wie ein Wiesel auf einem Speicher, und Herr von Beausire hatte, mit dem Glück, jene unruhige Neugierde verloren, die das unterscheidende Merkmal der Raubvögel wie der Raubmenschen bildet, den Charakter, welchen die Natur den Einen und den Andern für ihre Erhaltung gegeben hat.

Beausire war, wie gesagt, an diesem Tage auf die Hasenjagd gegangen. Er stieß auf einen Flug Rebhühner, was ihn veranlaßte, quer über eine Straße zu gehen. So fand er, etwas Anderes suchend, als er hätte suchen sollen, das was er nicht suchte.

Auch die Agenten suchten Oliva, und sie fanden Beausire. Das sind die gewöhnlichen Launen der Jagd.

Einer von diesen Spürhunden war ein Mensch von Geist. Als er ihn erkannt hatte, machte er, statt ihn ohne alles Weitere zu verhaften, was nichts eingetragen haben würde, folgenden

Entwurf mit seinem Gefährten:

»Beausire jagt, er ist also ziemlich reich und ziemlich frei; er hat vielleicht fünf oder sechs Louisd'or in seiner Tasche, aber er kann möglicher Weise drei- bis vierhundert Louisd'or in seiner Behausung haben: dringen wir dort ein und setzen wir ihn auf Lösegeld. Nach Paris zurückgebracht, wird uns Beausire nur hundert Livres eintragen, wie jeder gewöhnliche Fang; man wird uns noch ausschelten, daß wir das Gefängniß wegen einer unbedeutenden Person überfüllt haben. Machen wir aus Beausire eine persönliche Speculation.«

Sie fingen an, Rebhühner zu jagen wie Herr Beausire, Hasen wie Herr Beausire, und indem sie den Hund aufmunterten, wenn es dem Hasen galt, und durch den Klee trieben, wenn es dem Rebhuhn galt, verließen sie ihren Mann nicht um eine Sohle.

Als Beausire die Fremden sah, die sich in die Jagd mischten, war er Anfangs sehr erstaunt, dann sehr zornig. Er war eifersüchtig auf sein Wildpret geworden, wie jeder gute Strohjunker; er war aber auch argwöhnisch in Betreff neuer Bekanntschaften. Statt diese Jünger, die ihm der Zufall gab, selbst zu befragen, ging er gerade auf einen Feldschützen zu, den er auf der Ebene fand, und beauftragte ihn, die Herren zu fragen, warum sie auf diesem Gute jagten.

Der Feldschütz erwiderte, er kenne die Herren nicht als in der Gegend zu Hause, und fügte bei, es sei sein Wunsch, sie in ihrer Jagd zu unterbrechen, was er auch that. Doch die zwei Fremden erwiderten, sie jagen mit ihrem Freunde, dem Herrn dort.

So bezeichneten sie Beausire. Der Feldschütze führte sie zu ihm, trotz alles Verdrusses, den diese Confrontation dem edlen Jäger bereitete.

»Herr von Linville,« sagte er, »diese Herren behaupten, sie jagen mit Ihnen.«

»Mit mir!« rief Beausire aufgebracht; »ah! ja wohl.«

»Wie!« sagte einer von den Agenten leise zu ihm, »Sie heißen also auch Herr von Linville, mein lieber Beausire?«

Beausire bebte; er hatte seinen Namen in dieser Gegend so gut verborgen.

Er schaute den Agenten, dann dessen Gefährten betreten an, glaubte unbestimmt diese Gesichter zu erkennen, und entließ, um die Dinge nicht zu verschlimmern, den Feldschützen mit der Bemerkung, er nehme die Jagd dieser Herren auf sich.

»Sie kennen sie also?« fragte der Feldschütze.

»Ja, wir haben uns erkannt,« erwiderte einer der Agenten.

Beausire fand sich nun, sehr verlegen, wie er mit ihnen sprechen sollte, ohne sich zu gefährden, den zwei Jägern gegenüber.

»Bieten Sie uns ein Frühstück an, Beausire,« sagte der Gewandtere von den beiden Agenten; »in Ihrem Hause.«

»In meinem Hause! aber ...« rief Beausire.

»Sie werden nicht so unhöflich gegen uns sein, Beausire ...«

Beausire hatte den Kopf verloren, er ließ sich mehr führen, als er führte.

Die Agenten, sobald sie das kleine Haus erblickten, lobten seine Eleganz, seine Lage, die Bäume, die Aussicht, wie es Leute von Geschmack thun mußten, und Beausire hatte auch in der That einen reizenden Ort gewählt, um sein Liebesnest darein zu setzen.

Es war ein Thal mit vielen Baumgruppen und von einem Fließchen durchschnitten; das Haus erhob sich auf einer Anhöhe gegen Osten. Ein Schilderhaus, eine Art von Glockenthurm ohne

Glocke, diente Beausire als Observatorium, um die Gegend an Tagen der Schwermut zu überschauen, wenn seine rosigen Ideen verwelkten und er in jedem über seinen Pflug gebückten Ackersmann einen Alguazil erblickte.

Nur auf einer Seite war dieses Gebäude lachend und sichtbar, auf der andern verschwand es unter den Baumgruppen und den Erhöhungen des Terrain.

»Wie gut ist man da innen verborgen!« sagte einer der Agenten mit Bewunderung zu ihm.

Beausire bebte bei dem Scherz und trat zuerst in sein Haus, unter dem Gebell der Hofhunde.

Die Agenten folgten ihm mit vielen Ceremonien.

LXXXVII.

Die Turteltauben werden in den Käfig gebracht.

Mit seinem Eintritt durch die Hofthüre hatte Beausire seine Idee; er wollte Lärm genug erregen, um Oliva aufmerksam zu machen, daß sie auf ihrer Hut sein sollte. Ohne etwas von der Halsband-Angelegenheit zu wissen, wußte Beausire genug vom Opernball und der Mesmer'schen Kufe, daß er bange hatte, Oliva Fremden zu zeigen.

Er handelte vernünftig, denn die junge Frau, welche leichtfertige Romane auf dem Sopha ihres kleinen Salons las, hörte die Hunde bellen, schaute in den Hof und sah Beausire mit Begleitern, was sie abhielt, ihm wie gewöhnlich entgegen zu gehen.

Zum Unglück waren diese zwei Turteltauben nicht außer dem Bereich der Geiersklauen. Man mußte das Frühstück bestellen, und ein ungeschickter Diener – die Leute vom Lande sind keine Frontins – fragte zwei- oder dreimal, ob er die Befehle von Madame einholen sollte.

Bei diesem Wort spitzten die Spürhunde die Ohren. Sie verspotteten Beausire angemessen über diese verborgene Dame, deren Gesellschaft für einen Einsiedler die Würze aller Glückseligkeit sei, welche die Einsamkeit und das Geld verleihen.

Beausire ließ sich verspotten, aber er zeigte Oliva nicht.

Man trug ein reichliches Mal auf, dem die Agenten Ehre anthaten. Man trank viel und brachte oft die Gesundheit der abwesenden Dame aus.

Beim Nachtisch hatten sich die Köpfe erhitzt, die Herren von der Policei dachten, es wäre unmenschlich, die Folter dieses Wirthes noch mehr zu verlängern, und brachten das Gespräch geschickt darauf, welches Vergnügen es guten Herzen gewähre, alte Bekannte wiederzufinden.

Worauf Beausire, während er ein Fläschchen mit Liqueur von den Inseln entpfropfte, die zwei Unbekannten fragte, an welchem Orte und unter welchen Umständen er mit ihnen zusammengetroffen sei.

»Wir waren,« sagte der eine von ihnen, »wir waren die Freunde eines Ihrer Verbündeten zur Zeit eines kleinen Geschäftes, das Sie auf Theilung mit mehreren machten, des Geschäftes mit der portugiesischen Gesandtschaft.«

Beausire erbleichte. Wenn solche Angelegenheiten berührt werden, glaubt man immer ein Strickende in den Falten seines Halsbandes zu fühlen.

»Ah! wahrhaftig,« sagte er, zitternd vor Verlegenheit, »und Sie kommen und verlangen von mir für Ihren Freund ...«

»In der That, das ist eine Idee,« sprach der Alguazil leise zu seinem Cameraden, »die Einführung hat so ein ehrlicheres Aussehen. Eine Wiedererstattung im Namen eines abwesenden Freundes fordern, das ist moralisch.«

»Mehr noch. Damit sind alle Rechte auf das Uebrige vorbehalten,« erwiderte der Freund des Moralischen mit einem süßsauren Lächeln, das Beausire vom Scheitel bis zu den Zehen beben machte.

»Also?« sagte er.

»Mein lieber Herr Beausire, es wäre uns also angenehm, wenn Sie einem von uns den Theil unseres Freundes zurückgeben würden. Ich glaube, so etwa zehntausend Livres.«

»Wenigstens, denn man spricht nicht von den Interessen,« sagte der Camerad Positiv.

»Meine Herren,« erwiderte Beausire, dem die Festigkeit dieser Forderung die Kehle zusammenschnürte, »man hat nicht zehntausend Livres bei sich auf dem Lande.«

»Das versteht sich, lieber Herr, und wir fordern nur das Mögliche. Wie viel können Sie sogleich geben?«

»Ich habe fünfzig bis sechzig Louisd'or, nicht mehr.«

»Wir fangen damit an, daß wir sie nehmen, und werden Ihnen für Ihre Höflichkeit danken.«

»Ah!« dachte Beausire, entzückt über ihre Bereitwilligkeit, »sie sind von sehr guter Beschaffenheit. Sollten sie etwa so sehr bange vor mir haben, als ich vor ihnen habe? Versuchen wir es.«

Und er überlegte sich, daß diese Herren, sollten sie sehr laut schreien, es nur dahin brächten, daß sie sich als Mitschuldige von ihm bekennen würden, und daß dieß für die Provinzbehörden eine schlechte Empfehlung wäre. Beausire schloß, diese Leute würden sich zufrieden erklären und ein vollkommenes Stillschweigen beobachten.

In seinem unvorsichtigen Vertrauen ging er so weit, daß er es bereute, ihnen nicht dreißig Louisd'or statt sechzig angeboten zu haben; aber er gelobte sich, nachdem er die Summe gegeben, sich sehr rasch dieser Leute zu entledigen.

Er machte die Rechnung ohne seine Gäste, diese befanden sich sehr wohl bei ihm; sie genossen jene selige Zufriedenheit, welche eine angenehme Verdauung verschafft; sie waren gut für den Augenblick, weil ein böses Auftreten sie angestrengt hätte.

»Es ist ein reizender Freund, dieser Beausire,« sagte Positiv zu seinem Cameraden. »Sechzig Louisd'or, die er uns gibt, sind lieblich zu nehmen.«

»Ich will sie ihnen sogleich geben,« rief der Wirth erschrocken, als er seine Gäste in bacchische Vertraulichkeiten ausbrechen sah.

»Es hat keine Eile,« erwiderten die zwei Freunde.

»Doch, doch, mein Gewissen wird erst dann frei sein, wenn ich Sie bezahlt habe. Man ist delicat, oder man ist es nicht.«

Und er wollte sie verlassen, um das Geld zu holen.

Doch diese Herren hatten Gerichtsdienergewohnheiten, eingewurzelte Gewohnheiten, die man schwer verliert, wenn man sie einmal angenommen hat. Diese Herren wußten sich nicht von ihrer Beute zu trennen, wenn sie dieselbe einmal in den Händen hielten. So läßt der gute Jagdhund sein verwundetes Feldhuhn nur los, um es dem Jäger zu übergeben.

Der gute Gerichtsdienener ist derjenige, welcher, wenn einmal der Fang gemacht ist, diesen weder mit dem Finger, noch mit dem Auge mehr verläßt. Er weiß zu genau, wie launenhaft das Schicksal gegen die Jäger ist und wie sehr das, was man nicht mehr festhält, sich entfernt.

Mit einem bewunderungswürdigen Einklang riefen alle Beide, so sehr sie betäubt waren:

»Herr Beausire! mein lieber Beausire!«

Und sie hielten ihn am Flügel seines grünen Tuchrockes zurück.

»Was gibt es?« fragte Beausire.

»Haben Sie die Güte, verlassen Sie uns nicht,« erwiderten sie, während sie ihn zum

Niedersitzen nöthigten.

»Aber wie soll ich Ihnen denn das Geld geben, wenn Sie mich nicht hinaufgehen lassen?«

»Wir werden Sie begleiten,« antwortete Positiv mit einer erschrecklichen Zärtlichkeit.

»Es ist ... es ist das Zimmer meiner Frau,« entgegnete Beausire.

Dieses Wort, das er als eine Einwendung betrachtete, der nicht widersprochen werden konnte, war für die Sbirren der Funke, der das Feuer an das Pulver legte.

Ihre brütende Unzufriedenheit – ein Gerichtsdieners ist immer über etwas unzufrieden – nahm eine Form, einen Körper, eine Ursache an.

»Ah!« rief der Erste von den Agenten, »warum verbergen Sie uns Ihre Frau?«

»Ja, sind wir nicht präsentabel?« sagte der Zweite.

»Wenn Sie wüßten, was man für Sie gethan hat, wären Sie artiger,« sprach der Erste.

»Und Sie würden uns Alles geben, was wir verlangen,« fügte keck der Zweite bei.

»Ah! Sie stimmen einen sehr hohen Ton an, meine Herren,« sagte Beausire.

»Wir wollen Deine Frau sehen,« erwiderte der Sbirre Positiv.

»Und ich, ich erkläre Ihnen, daß ich Sie hinauswerfen werde,« entgegnete Beausire, auf ihre Betrunktheit pochend.

Sie antworteten ihm mit einem schallenden Gelächter, das ihn hätte klug machen müssen. Er trug dem keine Rechnung, wurde hartnäckig und rief:

»Nun sollt Ihr auch nicht einmal das Geld bekommen, das ich Euch versprochen habe, und Ihr werdet Euch aus dem Staube machen.«

Sie lachten noch furchtbarer, als das erste Mal.

Zitternd vor Zorn, sprach Beausire mit erstickte Stimme:

»Ich begreife Euch, Ihr werdet Lärm machen und sprechen; doch wenn Ihr sprecht, stürzt Ihr Euch in's Verderben, wie mich.«

Sie lachten fortwährend unter sich, der Spaß kam ihnen trefflich vor. Das war ihre einzige Antwort.

Beausire glaubte sie durch einen Kraftstreich zu erschrecken und stürzte nach der Treppe, nicht wie ein Mensch, der Louisd'or, sondern wie ein Wüthender, der eine Waffe holen will. Die Sbirren standen vom Tische auf, liefen, ihrem Grundsatz getreu, Beausire nach und legten ihre breiten Hände an ihn.

Dieser schrie, eine Thüre öffnete sich, und eine Frau erschien ängstlich, erschrocken auf der Schwelle der Zimmer des ersten Stockes.

Als sie diese Frau sahen, ließen sie Beausire los und stießen auch einen Schrei aus, doch einen Schrei der Freude, des Triumphs, wilder Exaltation.

Sie hatten diejenige getroffen, welche so sehr der Königin von Frankreich glich.

Beausire glaubte sie einen Augenblick durch die Erscheinung einer Frau entwaffnet, aber er war bald grausam enttäuscht.

Der Positiv näherte sich Mlle. Oliva und sprach mit einem, in Rücksicht auf die Aehnlichkeit, zu wenig höflichen Ton:

»Ah! ah! ich verhafte Sie.«

»Sie verhaften!« rief Beausire; »und warum?«

»Weil uns Herr von Crosne den Befehl gegeben hat,« erwiderte der andere Agent, »und weil

wir im Dienste des Herrn von Crosne sind.«

Hätte der Blitz zwischen dem Liebespaare eingeschlagen, es wäre weniger darüber erschrocken, als über diese Erklärung.

»So ist es wenn man sich nicht artig benimmt,« sagte der Positiv zu Beausire.

»Du hast Recht, Legrigneux; denn wenn Beausire artig gewesen wäre, hätte er uns Madame gezeigt, und wir hätten Madame mit allem Anstand festgenommen.«

Beausire drückte seinen Kopf in seine Hände. Er dachte nicht einmal daran, daß seine zwei Diensthofen, ein männlicher und ein weiblicher, diese Scene, welche mitten auf den Stufen vorging, unten von der Treppe hörten.

Er hatte eine Idee; sie lächelte ihn an; sie erfrischte ihn sogleich.

»Ihr seid gekommen, um mich zu verhaften?« sagte er zu den Agenten.

»Nein, das ist Zufall,« antworteten sie naiver Weise.

»Gleichviel. Ihr konntet mich verhaften und für sechzig Louisd'or ließt ihr mich in Freiheit.«

»Oh! nein, es war unsere Absicht, noch sechzig zu verlangen.«

»Und wir haben nur ein Wort,« fuhr der Andere fort; »für hundert und zwanzig Louisd'or lassen wir Sie auch frei.«

»Aber ... Madame?« fragte Beausire zitternd.

»Ah! Madame ... das ist etwas Anderes,« antwortete der Positiv.

»Madame ist zweihundert werth, nicht wahr?« sagte Beausire hastig.

Die Agenten fingen wieder das furchtbare Gelächter an, das Beausire dießmal leider begriff.

»Dreihundert ...« sagte er, »vierhundert ... tausend Louisd'or ... Ich gebe Euch tausend Louisd'or, aber Ihr werdet sie frei lassen.«

Beausire's Augen funkelten, während er so sprach:

»Ihr antwortet nicht,« sagte er; »Ihr wißt, daß ich Geld habe, und Ihr wollt mich bezahlen lassen. Das ist nur zu billig. Ich gebe zweitausend Louisd'or, acht und vierzig tausend Livres, ein Vermögen für euch Beide, aber laßt ihr die Freiheit.«

»Du liebst sie also sehr, diese Frau?« fragte der Positiv.

Nun war die Reihe zu lachen an Beausire, und dieses höhnische Gelächter war so erschrecklich, es malte so scharf die verzweifelte Liebe, die dieses verwelkte Herz verzehrte, daß die zwei Sbirren bange davor bekamen und sich entschlossen, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, um den Ausbruch der Verzweiflung zu vermeiden, die man in dem irren Auge Beausire's las.

Sie nahmen jeder ein Paar Pistolen aus der Tasche, hielten sie Beausire auf die Brust, und einer von ihnen sagte:

»Nicht für hunderttausend Thaler würden wir diese Frau zurückgeben. Herr von Rohan bezahlt uns fünfmal hunderttausend Livres und die Königin eine Million.«

Beausire schlug die Augen zum Himmel mit einem Ausdruck auf, der jedes andere Thier, als einen Alguazil, erweicht hatte.

»Gehen wir,« sagte der Positiv. »Sie müssen ein Wägelchen, irgend etwas Rollendes hier haben: lassen Sie dieses Gefährt für Madame anspannen; wir sind ihr das wohl schuldig.«

»Und da wir gute Teufel sind, so wollen wir keinen Mißbrauch von unserer Gewalt machen. Man nimmt Sie der Form wegen auch mit; unter Wegs wenden wir die Augen ab, Sie springen vom Gefährt herab, und wir bemerken es erst, wenn Sie tausend Schritte Vorsprung haben. Ist

das ein gutes Benehmen, wie?»

Beausire antwortete nur:

»Wohin sie geht, werde ich gehen. Ich verlasse sie nie in diesem Leben.«

»Oh! weder in diesem, noch in dem andern!« fügte Oliva eiskalt vor Schrecken bei.

»Desto besser!« sprach der Positiv, »je mehr man Herrn von Crosne Gefangene zuführt, desto mehr lacht er.«

Eine Viertelstunde nachher fuhr der Wagen mit dem gefangenen Liebespaar und seinen Begleitern vom Hause ab.

LXXXVIII.

Herr von Crosne.

Man kann sich denken, welche Wirkung dieser Fang auf Herrn von Crosne hervorbrachte.

Die Agenten erhielten wahrscheinlich die Million nicht, auf die sie hofften, doch man hat allen Grund, anzunehmen, daß sie befriedigt wurden.

Als der Policei-Lieutenant die Hände zum Zeichen der Zufriedenheit sich wohl gerieben hatte, begab er sich nach Versailles in einem Wagen, dem ein anderer hermetisch verschlossener Wagen folgte.

Es war am Morgen nach dem Tag, an welchem der Positiv und sein Freund Nicole in die Hände des Policeichefs übergeben hatten.

Herr von Crosne ließ seine zwei Wagen in Trianon einfahren, stieg aus dem, welchen er inne hatte, und übergab den andern der Obhut seines ersten Schreibers.

Er ließ sich zur Königin führen, von der er sich sogleich eine Audienz in Trianon erbeten hatte.

Die Königin, welche seit einem Monat wohl darauf bedacht war, nichts zu vernachlässigen, was von Seiten der Policei kam, entsprach sogleich der Bitte des Ministers; sie begab sich schon am Morgen in ihr Lieblingshaus, und zwar mit kleiner Begleitung, falls Geheimhaltung nöthig wäre.

Sobald Herr von Crosne bei ihr eingeführt war, erkannte sie an seiner strahlenden Miene, daß die Nachrichten gut waren.

Die arme Frau! seit geraumer Zeit sah sie um sich her nur düstere und zurückhaltende Gesichter.

Ein Klopfen der Freude, das erste seit dreißig Tagen, bewegte ihr durch so viele tiefe Erschütterungen verwundetes Herz.

Der Beamte, nachdem er ihr die Hand geküßt, sprach:

»Madame, hat Ihre Majestät in Trianon ein Zimmer, wo sie, ohne selbst gesehen zu werden, sehen kann, was vorgeht?«

»Ich habe meine Bibliothek,« antwortete die Königin; »hinter den Verschlagen habe ich Löcher in meinem Imbißsalon machen lassen. Und zuweilen, während ich vesperte, belustigte ich mich mit Frau von Lamballe und Fräulein von Taverney, als ich sie hatte, damit, daß ich die komischen Grimassen des Abbé Vermond betrachtete, wenn er auf ein Pamphlet stieß, worin von ihm die Rede war.«

»Sehr gut, Madame. Ich habe nun unten einen Wagen, den ich in das Schloß einfahren lassen möchte, ohne daß der Inhalt dieses Wagens von irgend Jemand, außer Eurer Majestät, gesehen würde.«

»Das geht ganz leicht,« erwiderte die Königin; »wo ist Ihr Wagen?«

»Im ersten Hof, Madame.«

Die Königin läutete; es kam Jemand, um ihre Befehle in Empfang zu nehmen.

»Lassen Sie den Wagen, den Ihnen Herr von Crosne bezeichnen wird, in die große Vorhalle einfahren,« sprach Marie Antoinette, »schließen Sie die beiden Thüren derselben, so daß es finster darin ist, und Niemand sehe vor mir die Curiositäten, die mir Herr von Crosne bringt.«

Der Befehl wurde vollzogen. Man wußte die Launen der Königin viel mehr zu respektiren, als ihre Befehle. Der Wagen fuhr unter das Gewölbe bei der Wohnung der Garden und ergoß seinen Inhalt in die düstere Vorhalle.

»Madame,« sprach Herr von Crosne, »wollen Sie nun mit mir in Ihren Imbißsalon kommen und Befehl geben, daß man meinen Schreiber mit dem, was er in die Bibliothek bringen wird, eintreten läßt.«

Zehn Minuten nachher spähte die Königin bebend hinter ihren Fenstern.

Sie sah in die Bibliothek eine verschleierte Gestalt eintreten; der Schreiber nahm ihr den Schleier ab, und die Königin stieß, als sie dieselbe erkannte, einen Schrei des Schreckens aus. Es war Oliva, und zwar in einem der Costüme, welche Marie Antoinette am meisten liebte.

Sie hatte ein grünes Kleid mit breiten schwarzmoirirten Schleifen, die hohe Frisur, welche die Königin bevorzugte, Ringe den ihrigen ähnlich, Pantoffeln von grünem Atlas mit ungeheuren Absätzen: es war Marie Antoinette selbst, abgesehen vom Blute der Cäsaren, welches durch die bewegliche plebejische Flüssigkeit aller Wollüste des Herrn Beausire ersetzt wurde.

Die Königin glaubte sich in einem entgegengesetzten Spiegel zu sehen; sie verschlang mit den Augen diese Erscheinung.

»Was sagt Eure Majestät von dieser Aehnlichkeit?« fragte nun Herr von Crosne triumphirend über die Wirkung, die er hervorgebracht hatte.

»Ich sage ... ich sage, mein Herr,« stammelte die Königin ganz verwirrt ... »Ah! Olivier,« dachte sie, »warum sind Sie nicht da?«

»Was will Eure Majestät?«

»Nichts, mein Herr, nichts, außer daß der König wohl erfahre ...«

»Und daß Herr von Provence sehe, nicht wahr, Madame?«

»Ah! meinen Dank, Herr von Crosne, meinen Dank ... Doch was wird man mit dieser Frau machen?«

»Schreibt man dieser Frau Alles zu, was geschehen ist?« fragte Herr von Crosne.

»Sie haben wohl die Fäden dieses Complots?«

»Ungefähr, Madame.«

»Und Herr von Rohan?«

»Herr von Rohan weiß noch nichts.«

»Oh!« rief die Königin, ihr Gesicht in ihren Händen verbergend, »diese Frau, mein Herr, das sehe ich wohl, ist der ganze Irrthum des Cardinals.«

»Es mag sein, Madame, doch wenn es der Irrthum des Cardinals ist, so ist es das Verbrechen eines Andern.«

»Suchen Sie, mein Herr. Sie haben die Ehre des Hauses Frankreich in Ihren Händen.«

»Und glauben Sie mir, Madame, sie ist wohl versorgt,« erwiderte Herr von Crosne.

»Der Proceß?« fragte die Königin.

»Ist im Gange. Ueberall leugnet man; doch ich erwarte den günstigen Augenblick, um das Ueberführungsmittel, das Sie in Ihrer Bibliothek haben, in's Feld zu stellen.«

»Und Frau von La Mothe?«

»Sie weiß nicht, daß ich dieses Mädchen gefunden, und bezüchtigt Cagliostro, er habe dem Cardinal den Kopf erhitzt, bis er den Verstand verloren.«

»Und Herr von Cagliostro?«

»Herr von Cagliostro, den ich befragen ließ, hat mir versprochen, mich noch diesen Morgen zu besuchen.«

»Das ist ein gefährlicher Mann.«

»Er wird ein nützlicher Mann sein. Von einer Schlange wie Frau von La Mothe gestochen, wird er das Gift verschlucken und uns Gegengift geben.«

»Sie hoffen auf Offenbarungen?«

»Ich bin fest davon überzeugt.«

»Wie so, mein Herr? oh! sagen Sie mir Alles, was mich beruhigen kann.«

»Vernehmen Sie meine Gründe, Madame: Frau von La Mothe wohnte in der Rue Saint-Claude ...«

»Ich weiß es, ich weiß es,« erwiderte die Königin erröthend.

»Ja, Eure Majestät erwies dieser Frau die Ehre, wohlthätig gegen sie zu sein.«

»Sie hat mich gut dafür belohnt, nicht wahr? ... Sie wohnte also in der Rue Saint-Claude?«

»Und Herr von Cagliostro wohnt gerade gegenüber.«

»Und Sie vermuthen?«

»Daß, wenn ein Geheimniß für die Einen oder für den Andern von diesen beiden Nachbarn stattgefunden hat, dieses Geheimniß der Einen wie dem Andern gehören muß ... Doch verzeihen Sie, Madame, es ist bald die Stunde, zu der ich in Paris Herrn von Cagliostro erwarte, und um nichts in der Welt möchte ich diese Erklärungen verzögern.«

»Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie, und seien Sie noch einmal meiner Dankbarkeit versichert.«

»Endlich,« rief sie ganz in Thränen, als Herr von Crosne weggegangen war, »endlich beginnt meine Rechtfertigung. Ich werde meinen Triumph auf allen Gesichtern lesen. Das des einzigen Freundes, welchem ich so gerne beweisen möchte, daß ich unschuldig bin, dieses allein werde ich nicht sehen!«

Mittlerweile flog Herr von Crosne nach Paris und kam nach Hause, wo ihn Herr von Cagliostro erwartete.

Dieser wußte Alles seit dem vorhergehenden Tag. Er ging zu Beausire, dessen Zufluchtsort er kannte, um ihn anzutreiben, Frankreich zu verlassen, als er ihn auf der Straße zwischen den zwei Agenten im Wagen erblickte. Oliva war ganz beschämt und ganz in Thränen zerfließend im Hintergrund verborgen.

Beausire sah den Grafen, der sich in seiner Postchaise mit ihnen kreuzte, und erkannte ihn. Der Gedanke, dieser geheimnißvolle und mächtige Herr könnte ihm von einigem Nutzen sein, änderte plötzlich seinen Entschluß, Oliva nie zu verlassen.

Er wiederholte den Agenten den Vorschlag einer Entweichung, die sie ihm gemacht. Sie nahmen hundert Louisd'or an und ließen ihn frei, trotz der Thränen Nicole's.

Beausire umarmte indessen seine Geliebte und sagte ihr in's Ohr:

»Hoffe ... ich will an Deiner Rettung arbeiten.«

Und er enteilte mit kräftigen Schritten in der Richtung der Straße, welche Cagliostro verfolgte.

Dieser hatte schon angehalten; er brauchte Beausire nicht mehr zu suchen, da Beausire zurückkam. Es war ihm dienlich, auf Beausire zu warten, wenn diesen irgendetwas veranlaßte, ihm nachzulaufen.

Cagliostro wartete also seit einer halben Stunde an der Biegung der Straße, als er den unglücklichen Liebhaber bleich, athemlos, halb todt ankommen sah.

Beim Anblick des stehenden Wagens stieß Beausire den Freudenschrei des Schiffbrüchigen aus, der ein Brett berührt,

»Was gibt es, mein Junge?« sagte der Graf indem er ihm zu sich einsteigen half.

Beausire erzählte ihm seine ganze klägliche Geschichte; Cagliostro hörte ihn stillschweigend an und sprach dann:

»Sie ist verloren.«

»Wie so?« rief Beausire.

Cagliostro erzählte Beausire, was er nicht wußte, nämlich die Intrigue der Rue Saint-Claude und die von Versailles, Beausire wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.

»Retten Sie sie.« sprach er im Wagen auf die Kniee sinkend, »und ich gebe sie Ihnen, wenn Sie Oliva immer noch lieben.«

»Mein Freund.« entgegnete Cagliostro, »Sie sind in einem Irrthume begriffen. Ich habe Mademoiselle Oliva nie geliebt; ich hatte nur Einen Zweck, nemlich, sie dem ausschweifenden Leben zu entziehen, welches Sie mit ihr führten.«

»Aber ...« versetzte Beausire erstaunt.

»Sie wundern sich hierüber? Erfahren Sie, daß ich einer von den Vorstehern einer Gesellschaft für sittliche Reform bin, deren Zweck es ist, dem Laster Alles zu entreißen, was Aussichten auf Heilung bieten kann. Ich hätte Oliva geheilt, indem ich sie Ihnen wegnahm, und darum habe ich sie Ihnen weggenommen. Sie sage, ob sie von meinem Munde ein Wort der Galanterie gehört hat; sie sage, ob meine Dienste nicht immer uneigennützig gewesen sind!«

»Ein Grund mehr, mein Herr, retten Sie sie!«

»Ich will es wohl versuchen; doch das hängt von Ihnen ab.«

»Verlangen Sie mein Leben von mir.«

»Ich werde nicht so viel verlangen. Kehren Sie mit mir nach Paris zurück, und wenn Sie Punkt für Punkt meine Vorschriften befolgen, so werden wir vielleicht Ihre Geliebte retten. Ich stelle hiebei nur eine Bedingung.«

»Welche, mein Herr?«

»Ich werde sie Ihnen sagen, wenn wir in mein Haus in Paris zurückkommen.«

»Oh! ich unterschreibe zum Voraus; doch sie wiedersehen! sie wiedersehen!«

»Daran denke ich gerade; ehe zwei Stunden vergehen, werden Sie Oliva wiedersehen.«

»Und sie umarmen?«

»Ich zähle darauf; mehr noch, Sie werden ihr sagen, was ich Ihnen zu sagen beabsichtige.«

Cagliostro schlug mit Beausire wieder den Weg nach Paris ein.

Zwei Stunden nachher, es war dieß am Abend, hatte er den Wagen der Agenten eingeholt.

Und eine Stunde später erkaufte sich Beausire um fünfzig Louisd'or von den beiden Agenten das Recht, Nicole zu umarmen und ihr die Aufträge des Grafen zuzuflüstern.

Die Agenten bewunderten diese leidenschaftliche Liebe. Sie versprachen sich so etwa fünfzig

Louisd'or auf jeder Poststation.

Beausire erschien jedoch nicht mehr, und die Chaise Cagliostro's führte ihn rasch nach Paris, wo sich so viele Ereignisse vorbereiteten.

Dieß mußten wir dem Leser nothwendig mittheilen, ehe wir ihm Herrn von Cagliostro im Gespräche mit Herrn von Crosne zeigen.

Nun aber können wir ihn in das Cabinet des Policei-Lieutenants einführen.

* *
*

Herr von Crosne wußte von Cagliostro Alles, was ein gewandter Policei-Lieutenant von einem in Frankreich wohnenden Mann wissen kann, und das will nicht wenig sagen. Er kannte alle seine früheren Namen, er kannte alle seine Geheimnisse als Alchymist, als Magnetiseur und als Wahrsager, er kannte die Ansprüche, die er auf Allgegenwart, auf fortwährende Wiedergeburt machte, und betrachtete ihn als einen vornehmen Charlatan.

Herr von Crosne war ein starker Geist, mit allen Mitteln seines Amtes vertraut, bei Hofe wohl angeschrieben, gleichgültig gegen die Gunst, die sich nicht mit seinem Stolz vertrug, ein Mann, auf den nicht Jeder, der da wollte, Einfluß zu üben vermochte.

Diesem konnte Cagliostro nicht, wie Herrn von Rohan, noch vom hermetischen Ofen heiße Louisd'or anbieten; diesem hätte Cagliostro nicht das Ende einer Pistole geboten, wie Balsamo Herrn von Sartines; von diesem hatte Balsamo nicht mehr eine Lorenza zurückzufordern, sondern Cagliostro hatte Rechenschaft abzulegen.

Darum hatte der Graf, statt die Ereignisse abzuwarten, sich von dem Beamten eine Audienz erbitten zu müssen geglaubt.

Herr von Crosne fühlte den Vortheil seiner Stellung, Cagliostro fühlte das Peinliche der seinigen und war bemüht, sich daraus zu befreien. Bei dieser offen gespielten Schachpartie fand ein Einsatz statt, den einer von den Spielern nicht muthmaßte, und dieser Spieler war nicht Herr von Crosne.

Dieser kannte, wie gesagt, von Cagliostro nur den Charlatan, der Adept war ihm ganz unbekannt. An den Steinen, welche die Philosophie auf dem Wege der Monarchie aussäte, haben sich so viele Leute nur deßhalb gestoßen, weil sie dieselben nicht sahen.

Herr von Crosne erwartete von Herrn von Cagliostro Enthüllungen über das Halsband, über die Händel von Frau von La Mothe; hierin lag sein Nachtheil. Doch er hatte das Recht, zu befragen, zu verhören, einzukerkern, und dieß war seine Überlegenheit.

Er empfing den Grafen wie ein Mann, der sein Gewicht fühlt, aber der es nicht an Höflichkeit gegen irgend Jemand fehlen lassen will, nicht einmal gegen einen Emporkömmling.

Cagliostro bewachte sich. Er wollte nur vornehmer Herr bleiben, seine einzige Schwäche, von der er glaubte, er müsse sie vermuthen lassen.

»Mein Herr«, sagte der Policei-Lieutenant zu ihm, »Sie haben sich eine Audienz von mir erbeten. Ich komme ausdrücklich von Versailles, um sie Ihnen zu geben.«

»Mein Herr, ich dachte, Sie hätten ein Interesse, mich über das, was vorgeht, zu befragen, und als ein Mann, der Ihr ganzes Verdienst und die ganze Bedeutung Ihrer Functionen kennt, bin ich zu Ihnen gekommen.«

»Sie befragen?« versetzte der Beamte, Erstaunen heuchelnd, »worüber denn? und in welcher

Eigenschaft?«

»Mein Herr,« sprach Herr Cagliostro gerade heraus, »Sie beschäftigen sich sehr viel mit Frau von La Mothe und dem Verschwinden des Halsbands.«

»Sollten Sie es gefunden haben?« fragte Herr von Crosne beinahe spöttisch.

»Nein,« antwortete der Graf mit ernstem Tone. »Aber wenn ich es nicht gefunden habe, so weiß ich doch wenigstens, daß Frau von La Mothe in der Rue Saint-Claude wohnte.«

»Ihnen gegenüber, mein Herr, das wußte ich auch.«

»Dann wissen Sie, was Frau von La Mothe machte, mein Herr ... Sprechen wir nicht mehr davon.«

»Im Gegentheil,« erwiderte Herr von Crosne mit gleichgültiger Miene, »sprechen wir noch mehr davon.«

»Oh! das hatte nur Salz in Beziehung auf die kleine Oliva; doch da Sie Alles über Frau von La Mothe wissen, so werde ich Ihnen nichts mehr mitzutheilen haben.«

Bei dem Namen Oliva bebte Herr von Crosne.

»Was sagen Sie von Oliva?« fragte er. »Wer ist das, Oliva?«

»Sie wissen es nicht? Ah! mein Herr, ich würde mich wundern, wenn ich Sie hierüber zu belehren hätte. Stellen Sie sich ein sehr hübsches Mädchen vor, einen Wuchs ... blaue Augen, das Eirund des vollkommenen Gesichts; hören Sie, eine Art von Schönheit, welche an die Ihrer Majestät der Königin erinnert.«

»Ah! ah!« machte Herr von Crosne, »nun?«

»Dieses Mädchen lebte schlecht, und das betrückte mich; sie hatte einst bei einem alten Freunde von mir, bei Herrn von Taverney, gedient.«

»Bei dem Baron, der kürzlich gestorben ist?«

»Ganz richtig, ja, der kürzlich gestorben ist. Sie war überdieß in Diensten bei einem gelehrten Mann gewesen, den Sie nicht kennen, Herr Policei-Lieutenant, und der ... Doch ich bemerke, daß ich auf Abschweifungen gerathe, und daß ich Sie zu belästigen anfangen.«

»Mein Herr, ich bitte Sie im Gegentheil, wollen Sie fortfahren. Diese Oliva, sagten Sie?«

»Lebte schlecht, wie ich Ihnen zu bemerken die Ehre hatte. Sie lebte unter einer großen Dürftigkeit mit einem gewissen Burschen, ihrem Liebhaber, der sie schlug und bestahl: einer von Ihren gewöhnlichen Galgenvögeln, mein Herr, den Sie nicht kennen müssen ...«

»Ein gewisser Beausire vielleicht,« erwiderte der Beamte, glücklich, wohlunterrichtet zu erscheinen.

»Ah! Sie kennen ihn, das ist erstaunlich,« sprach Cagliostro mit Bewunderung; »sehr gut, mein Herr, Sie sind noch mehr Wahrsager, als ich. Eines Tags nun, als Beausire die Arme mehr geschlagen und bestohlen hatte, als gewöhnlich, flüchtete sie sich zu mir und bat mich um meinen Schutz. Ich bin gut, ich gab ihr irgend einen Winkel in einem meiner Hotels.«

»Bei Ihnen! ... Sie war bei Ihnen?« rief der Beamte erstaunt.

»Allerdings,« erwiderte Cagliostro, ebenfalls Erstaunen heuchelnd, »warum sollte ich sie nicht bei mir aufgenommen haben? ich bin Junggeselle.«

Und er lachte mit einer so geschickten Treuherzigkeit, daß Herr von Crosne völlig in's Garn ging.

»Bei Ihnen!« wiederholte er; »darum haben also meine Agenten so sehr gesucht, um sie zu

finden.«

»Wie gesucht!« rief Cagliostro. »Man suchte die Kleine? hat sie denn etwas gethan, was ich nicht wüßte?«

»Nein, mein Herr, nein; ich beschwöre Sie, fahren Sie fort.«

»Oh! mein Gott! ich bin zu Ende. Ich quartierte sie bei mir ein, das ist das Ganze.«

»Nein, mein Herr Graf, das ist nicht das Ganze, da Sie vorhin den Namen Oliva mit dem Namen der Frau von La Mothe zu verbinden schienen.«

»Ah! wegen der Nachbarschaft.«

»Es ist noch etwas Anderes, Herr Graf ... Sie haben nicht umsonst gesagt, Frau von La Mothe und Mlle. Oliva seien Nachbarinnen gewesen.«

»Oh! das bezieht sich auf einen Umstand, dessen Mittheilung unnütz wäre. Man muß nicht dem ersten Beamten des Königreichs Hirngespinnste eines müßigen Rentier erzählen.«

»Sie interessiren mich, mein Herr, und zwar mehr als Sie glauben; denn diese Oliva, von der Sie sagen, Sie haben sie bei sich aufgenommen, habe ich in der Provinz gefunden.«

»Sie haben sie gefunden?«

»Mit Herrn von Beausire!«

»Ich vermuthete es,« rief Cagliostro. »Sie war mit Beausire? Ah! sehr gut, sehr gut! Ich muß Frau von La Mothe Abbitte thun.«

»Wie? was wollen Sie damit sagen?« fragte Herr von Crosne.

»Ich sage, mein Herr, nachdem ich einen Augenblick Frau von La Mothe im Verdachte gehabt, lasse ich ihr vollständige Genugthuung widerfahren.«

»Im Verdacht! worüber?«

»Guter Gott! Sie hören also geduldig all dieses Geschwätz an? Nun denn! so erfahren Sie, daß in dem Augenblick, wo ich Hoffnung hatte, diese Oliva zu bessern, sie zur Arbeit und zur Rechtschaffenheit zurückzuleiten ... ich beschäftige mich mit der Sittlichkeit ... Jemand gekommen ist und sie mir entführt hat.«

»Sie Ihnen entführt! aus Ihrem Hause?«

»Aus meinem Hause.«

»Das ist seltsam.«

»Nicht wahr? Und ich hätte mich darauf verdammen lassen, daß es Frau von La Mothe gewesen sei. An welchen Fäden hängen die Urtheile der Welt!«

Herr von Crosne näherte sich Cagliostro und sprach:

»Ich bitte Sie, erklären Sie sich umständlicher.«

»Oh! mein Herr, nun, da Sie Oliva mit Beausire gefunden haben, wird mich nichts mehr auf den Gedanken an Frau von La Mothe, an ihre Bestrebungen, an ihre Zeichen, an ihre Correspondenzen bringen.«

»Mit Oliva?«

»Ja wohl.«

»Frau von La Mothe und Oliva waren im Einverständniß?«

»Vollkommen.«

»Sie sahen sich?«

»Frau von La Mothe hatte Mittel gefunden, sie jede Nacht ausgehen zu lassen.«

»Jede Nacht! sind Sie dessen sicher?«

»So sicher, als ein Mensch dessen, was er gehört hat, sein kann.«

»Oh! mein Herr, Sie sagen mir da Dinge, die ich mit tausend Livres für jedes Wort bezahlen würde. Welches Glück für mich, daß Sie Gold machen!«

»Ich mache keines mehr, mein Herr, es war zu theuer.«

»Doch Sie sind der Freund des Herrn von Rohan?«

»Ich glaube es.«

»Aber Sie müssen wissen, wie viel dieses Intriguenelement, das man Frau von La Mothe nennt, Antheil an seiner ärgerlichen Angelegenheit hat?«

»Nein, ich will das nicht wissen.«

»Doch, Sie wissen vielleicht die Folgen der Spaziergänge, welche Oliva und Frau von La Mothe mit einander gemacht haben?«

»Mein Herr, es gibt Dinge, welche der kluge Mann immer nicht zu wissen suchen muß,« erwiderte Cagliostro spruchreich.

»Ich werde nur noch die Ehre haben, Sie Eines zu fragen,« sagte lebhaft Herr von Crosne. »Haben Sie Beweise, daß Frau von La Mothe mit Oliva correspondirte?«

»Hundert.«

»Welche?«

»Billete von Frau von La Mothe, die sie zu Oliva mit einer Armbrust schleuderte, welche man ohne Zweifel in ihrer Wohnung finden wird. Um ein Stück Blei gewickelt, haben mehrere von diesen Billeten das Ziel nicht erreicht. Sie fielen auf die Straße, wo einige von meinen Leuten oder von mir aufgehoben wurden.«

»Mein Herr, würden Sie dieselben dem Gerichte überliefern?«

»Oh! sie sind von einer solchen Unschuld, daß ich mir kein Bedenken daraus machte, und daß ich deßhalb keinen Vorwurf von Seiten der Frau von La Mothe zu verdienen glaubte.«

»Und ... die Beweise des Einverständnisses, der Rendezvous?«

»Tausend.«

»Ich bitte Sie, geben Sie mir einen einzigen.«

»Den besten. Es scheint, daß es Frau von La Mothe leicht war, in mein Haus einzutreten, um Oliva zu besuchen, denn ich habe sie dort an demselben Tage gesehen, an dem die junge Frau verschwand.«

»An demselben Tage?«

»Alle meine Leute haben sie gesehen, wie ich.«

»Ah! ... und was wollte sie, wenn Oliva verschwunden war?«

»Das fragte ich mich auch sogleich, und ich konnte es mir nicht erklären. Ich hatte Frau von La Mothe aus einer Postchaise aussteigen sehen, welche in der Rue du Roi-Doré wartete. Meine Leute hatten diesen Wagen lange auf derselben Stelle halten sehen, und mein Gedanke, ich muß es gestehen, war, Frau von La Mothe wolle sich Oliva beigesellen.«

»Sie ließen gewähren?«

»Warum nicht? Es ist eine mildherzige und vom Schicksal begünstigte Dame, diese Frau von La Mothe. Sie wird bei Hofe empfangen. Warum sollte ich sie verhindert haben, mich von Oliva

zu befreien? Ich hätte Unrecht gehabt, wie Sie sehen, da ein Anderer sie mir entführte, um sie abermals zu verderben.«

»Ah!« sagte Herr von Crosne tief nachsinnend, »Mlle. Oliva war bei Ihnen einquartiert?«

»Ja, mein Herr.«

»Ah! Mlle. Oliva und Frau von La Mothe kannten sich, sahen sich und gingen mit einander aus?«

»Ja, mein Herr.«

»Ah! Frau von La Mothe ist am Tag der Entführung Oliva's bei Ihnen gesehen worden?«

»Ja, mein Herr.«

»Ah! Sie dachten, die Gräfin habe sich das Mädchen beigesellen wollen?«

»Was sollte ich Anderes denken?«

»Aber was hat Frau von La Mothe gesagt, als sie Oliva nicht mehr bei Ihnen fand?«

»Sie kam mir sehr beunruhigt vor.«

»Sie vermuthen, dieser Beausire habe sie entführt?«

»Ich vermuthete es einzig und allein, weil Sie mir sagen, daß er sie wirklich entführt habe, sonst würde ich nichts vermuthen. Dieser Mensch wußte Oliva's Wohnung nicht, wer kann sie ihm genannt haben?«

»Oliva selbst.«

»Ich glaube nicht, denn statt sich von ihm aus meinem Hause entführen zu lassen, wäre sie selbst von mir zu ihm entflohen, und ich bitte Sie, zu glauben, daß er nicht in mein Hotel hereingekommen wäre, hätte ihm nicht Frau von La Mothe einen Schlüssel zustellen lassen.«

»Sie hatte einen Schlüssel?«

»Es läßt sich nicht daran zweifeln.«

»Bitte, an welchem Tage entführte man sie?« fragte Herr von Crosne, plötzlich erleuchtet durch die Fackel, die ihm Cagliostro so geschickt reichte.

»Oh! mein Herr, darin werde ich mich nicht täuschen, es war gerade am Tag vor dem Ludwigsfest.«

»So ist es!« rief der Policei-Lieutenant, »so ist es! mein Herr, Sie haben dem Staat einen ausgezeichneten Dienst geleistet.«

»Das macht mich sehr glücklich.«

»Und Sie werden den gebührenden Dank dafür erhalten.«

»Vor Allem durch mein Gewissen,« sagte der Graf.

Herr von Crosne verbeugte sich.

»Darf ich auf die Niederlegung der Beweise, von denen Sie sprechen, hoffen?« sagte er noch.

»Mein Herr, ich gehorche den Gerichten in allen Dingen.«

»Wohl, mein Herr, ich nehme Sie bei Ihrem Wort; auf die Ehre, Sie wiederzusehen!«

Und er entließ Cagliostro. Während dieser wegging, sagte er:

»Ah! Gräfin, ah! Natter, Du wolltest mich anklagen; ich glaube, Du hast auf die Feile gebissen; gib Acht auf Deine Zähne.«

LXXXIX.

Herr von Breteuil.

Während Herr von Crosne diese Unterredung mit Cagliostro hatte, erschien Herr von Breteuil in der Bastille im Auftrage des Königs, um Herrn von Rohan zu befragen.

Die Zusammenkunft zwischen diesen zwei Feinden drohte stürmisch zu werden. Herr von Breteuil kannte aber den Stolz des Herrn von Rohan; er hatte ihm eine Rache abgewonnen, welche furchtbar genug war, daß er sich fortan an ein höfliches Verfahren halten konnte. Er war mehr als höflich. Herr von Rohan weigerte sich, zu antworten.

Der Siegelbewahrer blieb beharrlich; doch Herr von Rohan erklärte, er werde sich auf die Maßregeln verlassen, welche das Parlament und seine Richter beschloßen.

Herr von Breteuil mußte sich vor dem unerschütterlichen Willen des Angeklagten zurückziehen.

Er ließ Frau von La Mothe zu sich rufen, welche eben mit der Abfassung ihrer Denkwürdigkeiten beschäftigt war; sie gehorchte voll Eifer.

Herr von Breteuil erklärte ihr unumwunden ihre Lage, die sie besser als irgend Jemand kannte. Sie antwortete, sie habe Beweise von ihrer Unschuld, die sie liefern werde, wenn es nöthig sei. Herr von Breteuil bemerkte ihr, nichts könne dringlicher sein.

Jeanne gab jetzt die ganze Fabel preis, welche sie zusammengesetzt hatte: es waren immer dieselben Insinuationen gegen alle Welt, dieselbe Behauptung, die Fälschungen, die man ihr zum Vorwurf mache, rühren, sie wisse nicht, woher.

Sie erklärte auch, da das Parlament die Sache in die Hände genommen, so werde sie nichts absolut Wahres mehr, außer in Gegenwart des Cardinals und nach den Anschuldigungen, die er gegen sie erhebe, sprechen.

Herr von Breteuil sagte ihr sodann, der Cardinal lasse Alles auf ihr lasten.

»Alles?« versetzte Jeanne, »selbst den Diebstahl?«

»Selbst den Diebstahl!«

»Wollen Sie dem Herrn Cardinal erwidern,« sagte Jeanne mit kaltem Tone, »ich lasse ihn ermahnen, nicht länger ein so schlechtes Vertheidigungssystem zu behaupten.«

Und dieß war Alles. Doch Herr von Breteuil fühlte sich nicht befriedigt. Er brauchte einige geheime Einzelheiten. Er brauchte für seine Logik den Ausspruch der Ursachen, welche den Cardinal zu so großen Verwegenheiten gegen die Königin, die Königin zu einem solchen Zorn gegen den Cardinal geführt hatten.

Er brauchte die Erläuterungen aller vom Herrn Grafen von Provence gesammelten und in den Zustand öffentlicher Gerüchte übergegangenen Protocolle.

Der Siegelbewahrer war ein Mann von Geist, er verstand es, auf den Character einer Frau zu wirken; er versprach Frau von La Mothe Alles, wenn sie unumwunden Jemand bezüchtigte.

»Nehmen Sie sich in Acht,« sprach er zu ihr, »indem Sie nichts sagen, bezüchtigen Sie die Königin; nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie hiebei beharren, werden Sie als der

Majestätsbeleidigung schuldig verurtheilt; das ist die Schande; das ist der Strang.«

»Ich klage die Königin nicht an,« erwiderte Jeanne, »doch warum klagt man mich an?«

»So bezüchtigen Sie Jemand,« sprach der unbeugsame Breteuil; »Sie haben nur dieses Mittel, um sich frei zu machen.«

Sie verschloß sich in ein kluges Stillschweigen, und diese erste Zusammenkunft zwischen ihr und dem Siegelbewahrer hatte kein Resultat.

Indessen verbreitete sich das Gerücht, es haben sich Beweise erhoben; die Diamanten seien in England verkauft worden, wo man Herrn Reteau von Villette durch die Agenten des Herrn von Vergennes verhaftete.

Der erste Sturm, den Jeanne auszuhalten hatte, war furchtbar. Mit Reteau confrontirt, den sie für ihren Verbündeten bis zum Tod halten mußte, hörte sie diesen zu ihrem Schrecken ganz demüthig gestehen, er sei ein Fälscher, er habe einen Empfangschein für die Diamanten, einen Schuldbrief der Königin geschrieben und zugleich die Unterschrift der Juweliere und Ihrer Majestät gefälscht.

Befragt, aus welchem Beweggründe er diese Verbrechen begangen, antwortete er, es sei auf das Verlangen von Frau von La Mothe geschehen.

Verwirrt, wüthend, vertheidigte sie sich wie eine Löwin; sie behauptete, Herrn Reteau von Villette nie gesehen, nie gekannt zu haben. Doch hier erhielt sie zwei harte Stöße; zwei Zeugnisse schmetterten sie nieder.

Das erste kam von einem durch Herrn von Crosne aufgefundenen Fiakerkutscher, welcher erklärte, er habe an dem von Reteau bezeichneten Tag und zu der von ihm genannten Stunde eine so gekleidete Dame nach der Rue Montmartre geführt.

Diese Dame, welche sich mit so vielen Geheimnissen umgab, die der Kutscher im Quartier Marais aufgenommen, wer konnte sie anders sein als Frau von La Mothe, die in der Rue Saint-Claude wohnte?

Und was die Vertraulichkeit betrifft, welche zwischen diesen zwei Schuldgenossen bestand, wie ließ sie sich leugnen, wenn ein Zeuge behauptete, er habe am Tag vor dem Ludwigsfeste auf dem Bock einer Postchaise, aus der Frau von La Mothe ausgestiegen, Herrn Reteau von Villette gesehen, welcher an seinem bleichen, ängstlichen Gesichte kenntlich gewesen?

Der Zeuge war einer der ersten Diener des Herrn von Cagliostro.

Dieser Name machte Jeanne aufspringen und trieb sie zum Aeußersten. Sie verbreitete sich in Anklagen gegen Cagliostro, von dem sie erklärte, er habe durch seine Hexereien und Zaubermittel den Geist des Cardinals von Rohan geblendet und diesem dadurch strafbare Gedanken gegen die königliche Majestät eingegeben.

Dieß war der erste Ring von der Kette der Anklage auf Ehebruch.

Herr von Rohan vertheidigte sich, indem er Cagliostro vertheidigte. Er leugnete Alles, was Beziehung auf die Königin hatte. Er leugnete so hartnäckig, daß Jeanne, außer sich, zum ersten Mal die Bezüchtigung einer wahnsinnigen Liebe des Cardinals für die Königin aussprach.

Herr von Cagliostro verlangte sogleich eingesperrt zu werden, was er auch erhielt, um für seine Unschuld gegen Jedermann zu bürgen. Ankläger und Richter entflammten sich, wie dieß geschieht, bei dem ersten Hauche der Wahrheit, und die öffentliche Meinung nahm unmittelbar für den Cardinal und für Cagliostro gegen die Königin Partei.

Da geschah es, daß diese unglückliche Fürstin, um ihre Beharrlichkeit in Verfolgung des

Processes begreiflich zu machen, die an den König über die nächtlichen Spaziergänge erstatteten Berichte veröffentlichen ließ, und, hierüber an Herrn von Crosne appellirend, diesen aufforderte, zu erklären, was er wußte.

Geschickt berechnet, fiel der Schlag auf Jeanne, und hätte sie beinahe auf immer vernichtet.

Der Verhörer forderte in vollem Instructionsrath Herrn von Rohan auf, zu erklären, was er von den Promenaden in den Gärten von Versailles wisse.

Der Cardinal erwiderte, er verstehe nicht zu lügen und berufe sich auf das Zeugniß der Frau von La Mothe.

Diese leugnete, daß je Promenaden mit ihrer Theilnahme oder ihrem Wissen vorgekommen seien.

Sie erklärte die Protocolle und Berichte, welche aussagten, sie sei in den Gärten in Gesellschaft der Königin oder des Cardinals erschienen, für eitel Lügen.

Diese Erklärung sprach die Unschuld der Königin aus, wenn es möglich gewesen wäre, an die Worte einer des Diebstahls und der Fälschung bezüchtigten Frau zu glauben. Doch von dieser Seite kommend, schien die Rechtfertigung ein Act der Gefälligkeit zu sein, und die Königin ertrug es nicht, auf diese Weise gerechtfertigt zu werden.

Als Jeanne am Stärksten schrie, sie sei nie nächtlicher Weise im Garten von Versailles erschienen, und nie habe sie etwas von den Privatangelegenheiten der Königin und des Cardinals gesehen oder erfahren, da erschien Oliva, ein lebendiges Zeugniß, das die Meinung veränderte und das ganze Gerüste der von der Gräfin aufgehäuften Lügen zerstörte.

Wie wurde sie nicht unter den Trümmern begraben, wie erhob sie sich wieder gehässiger und schrecklicher als je? Wir erklären uns diese Erscheinung nur durch ihren Willen, wir erklären uns dieselbe nur durch den unseligen Einfluß, der sich an Marie Antoinette anhing.

Oliva mit dem Cardinal confrontirt, welch ein furchtbarer Schlag! Herr von Rohan bemerkte endlich, daß er auf eine schändliche Weise betrogen worden war; dieser Mann voll Zartgefühl und voll edler Leidenschaften mußte entdecken, daß eine Abenteurerin in Verbindung mit einer Spitzbübinnen ihn dahin gebracht, daß er ganz laut die Königin von Frankreich verachtet hatte, eine Frau, die er liebte und die nicht schuldig war!

Die Wirkung dieser Erscheinung auf Herrn von Rohan wäre, wenn wir wollten, die dramatischste und gewichtigste Scene dieser Angelegenheit, würden wir nicht, indem wir uns der Geschichte näherten, in den Koth, in das Blut und das Entsetzen fallen.

Als Herr von Rohan Oliva, diese Königin von der Straßenecke, sah und sich der Rose, des Händedrucks und der Apollo-Bäder erinnerte, da erbleichte er, und er hätte all sein Blut zu den Füßen von Marie Antoinette vergossen, würde er sie in diesem Augenblick an der Seite der Andern gesehen haben.

Welche Verzeihungen, welche Gewissensbisse sprangen aus seiner Seele hervor, um mit seinen Thränen hinzugehen und die letzten Stufen dieses Thrones zu reinigen, wo er eines Tages seine Geringschätzung nebst der Sehnsucht einer verachteten Liebe ergossen hatte!

Doch auch dieser Trost war ihm versagt; doch er konnte die Identität Oliva's nicht annehmen, ohne zu gestehen, er liebe die wahre Königin; doch das Geständniß seines Irrthums selbst war eine Anschuldigung, eine Befleckung. Er ließ Jeanne Alles leugnen und schwieg.

Und als Herr von Breteuil mit Herrn von Crosne Jeanne nöthigen wollte, sich weiter zu erklären, sprach sie:

»Das beste Mittel, zu beweisen, daß die Königin nicht in der Nacht im Parke spazieren gegangen, ist, eine Frau zu zeigen, die der Königin gleicht und behauptet, sie sei im Park gewesen. Man zeigt sie; es ist gut.«

Diese schändliche Insinuation hatte günstigen Erfolg, sie entkräftete noch einmal die Wahrheit.

Als aber Oliva in ihrer treuherzigen Angst alle Einzelheiten angab und alle Beweise lieferte, als sie nichts ausließ, als sie es dahin brachte, daß man ihr viel mehr glaubte, als der Gräfin, da nahm Jeanne ihre Zuflucht zu einem verzweifelten Mittel: sie gestand.

Sie gestand, sie habe den Cardinal nach Versailles geführt, Seine Eminenz habe um jeden Preis die Königin sehen und ihr die Versicherung seiner ehrfurchtsvollen Zuneigung geben wollen; sie gestand, weil sie hinter sich eine ganze Partei fühlte, die sie nicht hatte, wenn sie beim Leugnen verblieb; sie gestand, weil sie, indem sie die Königin anschuldigte, alle Feinde der Königin, und ihre Zahl war groß, zum Beistand für sich gewann.

Da wechselten zum zehnten Mal die Rollen in diesem höllischen Proceß: der Cardinal spielte die eines Bethörten, Oliva die einer gemeinen Dirne ohne Poesie und ohne Verstand, Jeanne die einer Intrigantin; sie konnte sich keine bessere wählen.

Doch um diesen niederträchtigen Plan gelingen zu machen, mußte die Königin auch eine Rolle darin spielen: man gab ihr die gehässigste, die verworfenste, wodurch die königliche Würde am meisten an den Pranger gestellt wurde, die Rolle einer unbesonnenen Cokette, einer Grisette, welche Mystificationen anzettelt. Marie Antoinette wurde Dorimène, wie sie mit Frosine gegen Herrn Jourdain, den Cardinal, sich verschwört.

Jeanne erklärte, diese Promenaden haben mit dem Gutheißen von Marie Antoinette stattgefunden, welche hinter einer Hagenbuche sich halb todt gelacht habe, als sie die leidenschaftlichen Reden des verliebten Herrn von Rohan gehört.

Diese letzte Verschanzung wählte die Diebin, welche nicht mehr wußte, wo sie ihren Diebstahl verbergen sollte; dieß war der königliche Mantel, gemacht aus der Ehre von Maria Theresia und Maria Leczinska.

Die Königin erlag dieser letzten Anschuldigung, denn sie konnte ihre Falschheit nicht beweisen, sie konnte sie nicht beweisen, weil Jeanne, auf das Aeüßerste getrieben, erklärte, sie würde alle von Herrn von Rohan an die Königin geschriebenen Liebesbriefe veröffentlichen, und weil sie in der That diese von wahnsinniger Liebe glühenden Briefe besaß.

Sie konnte es nicht, weil Mademoiselle Oliva, welche von Jeanne in den Part geführt worden zu sein behauptete, keinen Beweis hatte, daß Jemand hinter den Hagebuchen gehorcht oder nicht gehorcht.

Endlich konnte die Königin ihre Unschuld nicht beweisen, weil zu viele Personen ein Interesse hatten, diese schändlichen Lügen für die Wahrheit zu nehmen.

XC.

Eine letzte Hoffnung.

Bei der Wendung, welche Jeanne der Sache gegeben hatte, wurde es, wie man sieht, unmöglich, die Wahrheit zu entdecken.

Auf eine unverwerfliche Weise durch zwanzig von glaubwürdigen Personen herrührende Zeugschaften des Diamanten-Diebstahls überwiesen, konnte sich Jeanne nicht entschließen, für eine gemeine Diebin zu gelten. Sie bedurfte der Schande von irgend Jemand an der Seite der ihrigen. Sie überredete sich, der Lärm von dem Scandal in Versailles werde ihr eigenes Verbrechen so vollständig übertäuben, daß im Fall einer Verurtheilung der Spruch hauptsächlich die Königin treffen müßte.

Ihre Berechnung war gescheitert. Die Königin, indem sie offen die Debatte über die doppelte Ungelegenheit annahm, der Cardinal, indem er sich seinem Verhör, den Richtern und dem Scandal unterzog, raubten ihrer Feindin die Glorie der Unschuld, die sie mit allen ihren heuchlerischen Zurückhaltungen zu vergolden sich gefallen hatte.

Aber eine seltsame Erscheinung! Das Publicum sollte vor seinen Augen einen Proceß sich entrollen sehen, in dem Niemand unschuldig wäre, selbst nicht diejenigen, welche die Gerichte freisprechen würden.

Nach zahllosen Confrontationen, in denen der Cardinal beständig ruhig und artig blieb, selbst gegen Jeanne, während diese sich heftig und böseartig gegen Alle geberdete, war die öffentliche Meinung im Allgemeinen und die der Richter in's Besondere unwiderruflich festgestellt.

Alle Zwischenfälle waren beinahe unmöglich geworden, alle Offenbarungen waren erschöpft. Jeanne bemerkte, daß sie keine Wirkung auf ihre Richter hervorgebracht hatte.

Sie faßte in der Stille des Kerkers alle ihre Kräfte, alle ihre Hoffnungen zusammen.

Von Allem, was Herrn Breteuil umgab oder ihm diente, kam Jeanne der Rath zu, die Königin zu schonen und den Cardinal mitleidslos im Stich zu lassen.

Von Allem, was mit dem Cardinal in Berührung stand, einer mächtigen Familie, für die volksthümliche Sache parteiischen Richtern, einer an Mitteln fruchtbaren Geistlichkeit, kam Frau von La Mothe der Rath zu, die volle Wahrheit zu sagen, die Intriguen des Hofes zu entlarven und den Lärm auf einen Grad zu treiben, daß daraus eine für die gekrönten Häupter tödtliche Betäubung erfolgte.

Diese Partei suchte Jeanne einzuschüchtern, sie stellte ihr abermals vor, was sie nur zu gut wußte, nämlich, daß die Mehrzahl der Richter sich auf die Seite des Cardinals neige, daß sie ohne Nutzen in dem Kampf scheitern und in Stücke gehen werde, und man fügte bei, halb verloren, wie sie sei, wäre es besser für sie, sich wegen der Sache der Diamanten verurtheilen zu lassen, als Verbrechen der Majestätsbeleidigung aufzurühren, einen blutigen, im Grunde der Feudalgesetzbücher eingeschlafenen Schlamm, den man nie an die Oberfläche eines Processes rufe, ohne auch zugleich den Tod aufsteigen zu machen.

Diese Partei schien ihres Sieges gewiß. Sie war es. Die Begeisterung des Volks gab sich mit dieser zu Gunsten des Cardinals kund. Die Männer bewunderten seine Geduld und die Frauen

seine Discretion. Die Männer waren darüber entrüstet, daß man ihn so schändlich hintergangen; die Frauen wollten es nicht glauben. Oliva, obgleich sie lebte, existirte für eine Anzahl Leute mit ihrer Aehnlichkeit und ihren Geständnissen gar nicht, oder wenn sie existirte, so hatte die Königin sie ausdrücklich für diesen Umstand erfunden.

Jeanne überlegte dieß Alles. Ihre Advocaten selbst verließen sie, ihre Richter verhehlten ihren Widerwillen nicht; die Rohan belasteten sie kräftig; die öffentliche Meinung verachtete sie. Sie beschloß einen letzten Schlag zu thun, um ihren Richtern Unruhe, den Freunden des Cardinals Angst einzuflößen, und den öffentlichen Haß gegen Marie Antoinette noch mehr aufzustacheln.

Ihr Mittel in Beziehung auf den Hof sollte folgendes sein:

Glauben machen, sie habe fortwährend die Königin geschont, und sie würde Alles entschleiern, wenn man sie auf das Aeüßerste triebe.

In Beziehung auf den Cardinal mußte sie glauben machen, sie behaupte ihr Stillschweigen nur, um seine Zartheit nachzuahmen; doch sobald er spräche, würde sie, durch dieses Beispiel ihrer Pflicht entbunden, auch sprechen, und alle Beide würden zugleich ihre Unschuld und die Wahrheit enthüllen.

Das war wirklich nur ein Inbegriff ihres Benehmens während der Instruction des Processes. Doch ist es nicht zu leugnen, alle bekannten Gerichte lassen sich durch neue Würze verjüngen. Man vernehme, was die Gräfin ersann, um ihre zwei Stratageme aufzufrischen.

Sie schrieb an die Königin einen Brief, dessen Ausdrücke allein seinen Character und seine Tragweite enthüllen können:

»Madame,

»Was meine Lage auch Peinliches und Hartes hat, es ist mir doch nicht eine Klage entschlüpft. Alle Winkelzüge und Schleichwege, deren man sich bedient, um mir Geständnisse zu erpressen, haben nur dazu beigetragen, mich zu bestärken in dem Entschluß, meine Gebieterin nicht *bloßzustellen*.

»So sehr ich aber überzeugt bin, daß meine *Beharrlichkeit* und meine *Verschwiegenheit* mir die Mittel erleichtern müssen, der Verlegenheit zu entkommen, in der ich mich befinde, so bekenne ich doch, daß die Anstrengungen der Familie des Slaven (so nannte die Königin den Cardinal in den Tagen ihrer Versöhnung) mich befürchten lassen, daß ich ihr Opfer werde.

»Eine lange Haft, Confrontationen, welche kein Ende nehmen, die Scham und die Verzweiflung, daß ich mich eines Verbrechens bezüchtigt sehe, dessen ich nicht schuldig bin, haben meinen Muth geschwächt, und ich habe bange, meine Standhaftigkeit könnte so vielen gleichzeitigen Schlägen erliegen.

»Madame könnte dieser unglücklichen Angelegenheit mit einem einzigen Wort ein Ziel setzen durch die Vermittlung des Herrn von Breteuil, der ihr in den Augen des Ministers (des Königs) die Wendung zu geben im Stande ist, die ihm sein Verstand einflüstern wird, ohne daß *Madame auf irgend eine Weise bloßgestellt* ist. Die Furcht, ich dürfte genöthigt sein, *Alles zu enthüllen*, veranlaßt mich zu dem Schritt, den ich heute in der Ueberzeugung thue, Madame werde die Beweggründe berücksichtigen, die mich zwingen, meine Zuflucht hiezu zu nehmen, und sie werde Befehle geben, mich der schmerzlichen Lage zu entziehen, in der ich mich befinde.

»Ich bin mit tiefer Ehrfurcht Eurer Majestät unterthänigste Dienerin,

Gräfin *Valois von La Mothe*.«

Jeanne hatte, wie man sieht, Alles berechnet.

Entweder würde der Brief an die Königin gelangen und sie durch die Beharrlichkeit, die er nach so vielen Querzügen verrieth, erschrecken, und dann würde sich die Königin, die des Kampfes müde sein müßte, entschließen, der Sache durch die Freilassung Jeanne's ein Ende zu machen, da ihre Haft und ihr Proceß zu nichts geführt hatten.

Oder, was noch viel wahrscheinlicher und durch das Ende des Briefes selbst dargethan ist, Jeanne zählte in keiner Hinsicht auf den Brief, und das ist leicht zu erweisen: denn so in den Proceß hinein versetzt, konnte die Königin nichts aufhalten, ohne sich selbst zu verurtheilen. Es ist also augenscheinlich, daß Jeanne nie darauf gerechnet hatte, der Brief würde der Königin übergeben werden.

Sie wußte, daß alle ihre Wächter dem Gouverneur der Bastille, das heißt Herrn von Breteuil ergeben waren. Sie wußte, daß alle Welt in Frankreich aus der Halsband-Sache eine ganz politische Speculation machte, was seit den Parlamenten des Herrn von Maupeou nicht mehr geschehen. Es war gewiß, daß der Bote, den sie mit diesem Briefe beauftragte, wenn er ihn nicht dem Gouverneur gab, ihn für sich oder für die Richter von seiner Meinung behalten würde. Sie hatte endlich Alles so eingerichtet, daß dieser Brief, in irgend welche Hände fallend, darin einen Sauerteig von Haß, Verachtung und Unehreerbietigkeit gegen die Königin niederlegte.

Zu gleicher Zeit, da sie diesen Brief an die Königin schrieb, faßte sie einen anderen an den Cardinal ab:

»Ich kann nicht begreifen, Monseigneur, warum Sie sich hartnäckig weigern, klar zu sprechen. Mir scheint, Sie können nichts Besseres thun, als unseren Richtern ein unbegrenztes Vertrauen gewähren: unser Loos würde sich glücklicher gestalten. Ich meines Theils bin entschlossen, zu schweigen, wenn Sie mir nicht beistehen wollen. Doch warum sprechen Sie nicht? Erklären Sie alle Umstände dieser geheimnißvollen Angelegenheit, und ich schwöre Ihnen, daß ich Alles bestätige, was Sie behaupten werden, bedenken Sie wohl, Herr Cardinal, wenn ich es auf mich nehme, zuerst zu sprechen, und Sie in Abrede ziehen, was ich sagen dürfte, so bin ich verloren, so werde ich der Rache *derjenigen* nicht entgehen, welche uns aufopfern will.

»Doch Sie haben nichts Aehnliches von meiner Seite zu befürchten, meine Ergebenheit ist Ihnen bekannt. Sollte sie unversöhnlich sein, so wäre Ihre Sache immer die meinige; ich würde Alles opfern, um Sie den Wirkungen *ihres* Hasses zu entziehen, oder unsere Ungnade wäre eine gemeinschaftliche.

»N.S. Ich habe einen Brief an *sie* geschrieben, der sie hoffentlich bestimmen wird, wenn nicht die Wahrheit zu sagen, doch wenigstens uns nicht zu erdrücken, da wir uns kein anderes Verbrechen vorzuwerfen haben, als unsern Irrthum oder unser Stillschweigen.«

Diesen künstlichen Brief übergab sie dem Cardinal bei ihrer letzten Confrontation im großen Sprechzimmer der Bastille, und man sah den Cardinal einer solchen Frechheit gegenüber erröthen, erbleichen, beben. Er ging hinaus, um Athem zu schöpfen.

Den Brief an die Königin übergab die Gräfin in demselben Augenblick dem Abbé Lelak, Almosenier der Bastille, der den Cardinal in's Sprechzimmer begleitet hatte und den Interessen der Rohan ergeben war.

»Mein Herr,« sagte sie zu ihm, »Sie können, indem Sie diesen Auftrag vollziehen, eine Aenderung im Schicksal des Herrn von Rohan und in dem meinigen herbeiführen. Nehmen Sie Kenntniß von dem, was er enthält. Sie sind ein durch seine Pflichten zur Verschwiegenheit verbundener Mann. Sie werden sehen, daß ich an der einzigen Thüre angeklopft habe, wo wir, der Cardinal und ich, Hilfe suchen können.

Der Almosenier weigerte sich.

»Sie sehen keinen andern Geistlichen als mich,« erwiderte er, »Ihre Majestät wird glauben, Sie haben meinen Rathschlägen gemäß geschrieben, und Sie haben mir alles gestanden; ich kann mich nicht selbst ins Verderben stürzen.«

»Nun wohl!« sprach Jeanne, am Gelingen ihrer List verzweifelnd, während sie jedoch den Cardinal durch die Einschüchterung zwingen wollte, »sagen Sie dem Herrn Cardinal, es bleibe mir ein Mittel, meine Unschuld zu beweisen, nemlich wenn ich die Briefe lesen lasse, die er an die Königin geschrieben hat. Es widerstrebte mir, von diesem Mittel Gebrauch zu machen; doch in unserem gemeinschaftlichen Interesse werde ich mich hiezu entschließen.«

Und als sie den Almosenier über diese Drohung erschrocken sah, versuchte sie es zum letzten Mal, ihm ihren furchtbaren Brief an die Königin in die Hand zu schieben.

»Nimmt er den Brief,« sagte sie zu sich selbst, »so bin ich gerettet, weil ich ihn dann in voller Sitzung frage, was er damit gemacht, ob er ihn der Königin übergeben und sie aufgefordert habe, darauf zu antworten; hat er ihn nicht übergeben, so ist die Königin verloren; das Zögern der Rohan wird ihr Verbrechen und meine Unschuld bewiesen haben.«

Doch kaum hatte der Abbé Lekel den Brief in den Händen, so gab er ihr denselben zurück, als ob er ihn brennte.

»Bedenken Sie wohl, daß Sie keine Gefahr laufen,« sagte Jeanne bleich vor Zorn, »ich habe den Brief der Königin in einem Umschlag unter der Adresse der Frau von Misery verborgen.«

»Ein Grund mehr!« rief der Abbé, »zwei Personen würden das Geheimiß erfahren. Ein doppeltes Motiv des Unwillens für die Königin. Nein, nein, ich thue es nicht.«

Und er stieß die Finger der Gräfin zurück.

»Bemerken Sie wohl,« sagte sie, »Sie treiben mich so weit, daß ich von den Briefen des Herrn von Rohan Gebrauch mache.«

»Gut,« erwiderte der Abbé, »machen sie davon Gebrauch, Madame.«

»Aber,« sprach Jeanne zitternd vor Wuth, »da ich Ihnen erkläre, daß der Beweis eines geheimen Briefwechsels mit Ihrer Majestät den Kopf des Cardinals auf einem Schaffot fallen macht, steht es Ihnen frei, zu sagen: Gut! ... Ich werde Sie gewarnt haben.«

Die Thüre öffnete sich wieder, der Cardinal erschien stolz und zornmüthig auf der Schwelle und rief:

»Lassen Sie das Haupt eines Rohan auf einem Schaffot fallen, Madame, es wird nicht das erste Mal sein, daß die Bastille dieses Schauspiel gesehen hat. Doch da dem so ist, erkläre ich Ihnen, daß ich dem Schaffot, auf das mein Kopf rollt, nichts zum Vorwurf machen werde, wenn ich nur das Gerüste sehe, auf dem man Sie als Diebin und Fälscherin brandmarken wird. Kommen Sie, Abbé, kommen Sie.«

Nach diesen niederschmetternden Worten wandte er Jeanne den Rücken zu, ging mit dem Almosenier hinaus und überließ diese Unglückliche, welche keine Bewegung machen konnte, ohne immer tiefer in den Koth zu gerathen, in dem sie bald ganz versinken sollte, ihrer Wuth und Verzweiflung.

XCI.

Die Taufe des kleinen Beausire.

Frau von La Mothe hatte sich in allen ihren Berechnungen geirrt. Cagliostro irrte sich in keiner.

Kaum in der Bastille, bemerkte er, daß ihm der Vorwand gegeben war, endlich offen auf den Untergang dieser Monarchie hinzuwirken, die er seit so vielen Jahren durch Illuminismus und verborgene Arbeiten untergrub.

Sicher, in nichts überwiesen zu werden, zu der für seine Absichten günstigsten Entwicklung gelangt, hielt er gewissenhaft sein Versprechen gegen alle Welt.

Er bereitete die Materialien zu dem von London datirten berüchtigten Brief vor, der einen Monat nach der Epoche, die wir erreicht haben, erschien und der erste Stoß des Sturmbocks gegen die alten Mauern der Bastille war, die erste Feindseligkeit der Revolution, der erste materielle Angriff, der dem vom 14. Juli 1789 vorherging.

In diesem Brief, worin Cagliostro, nachdem er König, Königin, Cardinal, öffentliche Spekulant zu Grunde gerichtet hatte, Herrn von Breteuil, der Personification der ministeriellen Tyrannei, das Verderben bereitete, drückte sich unser Zerstörer also aus:

»Ja, ich wiederhole es frei, nachdem ich es als Gefangener gesagt habe, es gibt kein Verbrechen, das nicht durch sechs Monate in der Bastille abgeüßt wird. Es fragte mich Jemand, ob ich je nach Frankreich zurückkehren werde? Sicherlich, antwortete ich, *unter der Bedingung, daß die Bastille eine öffentliche Promenade geworden* ist. Möge es Gottes Wille sein! Ihr habt Alles, was man braucht, um glücklich zu sein, Ihr Franzosen: einen fruchtbaren Boden, ein mildes Klima, ein gutes Herz, eine allerliebste Heiterkeit, Genie und Anmuth; Ihr seid zu Allem brauchbar, ohne Gleichen in der Kunst zu gefallen, ohne Meister in den andern Künsten; es fehlt Euch, meine Freunde, nur ein kleiner Punkt, nemlich die Gewißheit in Eurem eigenen Bette zu schlafen, wenn Ihr Euch in Nichts vergangen habt.«

Cagliostro hatte sein Wort auch Oliva gehalten. Diese war ihrerseits gewissenhaft treu. Es entschlüpfte ihr kein Wort, das ihren Gönner bloßstellte. Ihre Geständnisse waren nur für Frau von La Mothe verderblich und stellten auf eine unumwundene und unverwerfliche Weise ihre unschuldige Theilnahme an einer Mystification heraus, bei der es, nach ihrer Aussage, auf einen unbekanntem Cavalier abgesehen war, den man ihr unter dem Namen Louis bezeichnet hatte.

Während der Zeit, die für die Gefangenen unter Schloß und Riegel und in den Verhören verlaufen war, hatte Oliva ihren theuren Beausire nicht wieder gesehen, sie war jedoch nicht ganz von ihm verlassen, und sie besaß, wie man sehen wird, von ihrem Geliebten ein Andenken, das sich Dido wünschte, als sie träumend sprach: »Ach! wenn es mir vergönnt wäre, auf meinem Schooße einen kleinen Ascan spielen zu sehen!«

Im Monat Mai des Jahres 1776 wartete ein Mann mitten unter den Armen auf den Stufen des Portals in der Rue Saint-Antoine. Er war unruhig, keuchend, und schaute, ohne die Augen abwenden zu können, nach der Bastille.

In seine Nähe stellte sich ein Mann mit langem Bart, einer von den deutschen Dienern Cagliostro's, derjenige, welchen der Graf als Kämmerer bei seinen geheimnißvollen Aufnahmen

im alten Hause der Rue Saint-Claude benützte.

Dieser Mann hemmte die stürmische Ungeduld Beausire's und sagte leise zu ihm:

»Warten Sie, warten Sie, sie werden kommen.«

»Ah!« rief der unruhige Mann, »Sie sind es!«

Und da das *sie werden kommen*, wie es scheint, den unruhigen Mann nicht befriedigte, da dieses mehr als vernünftig zu gesticuliren fortfuhr, sagte ihm der Deutsche in's Ohr:

»Herr Beausire, Sie machen so viel Lärm, daß uns die Policei sehen wird. Mein Herr versprach Ihnen Nachrichten, ich gebe Ihnen welche.«

»Geben Sie, geben Sie, mein Freund.«

»Leise ... Mutter und Kind befinden sich wohl.«

»Oh! oh!« rief Beausire in unbeschreiblichem Entzücken, »sie ist entbunden! sie ist gerettet!«

»Ja, mein Herr; doch ich bitte, treten Sie auf die Seite.«

»Von einem Mädchen?«

»Nein, mein Herr, von einem Knaben.«

»Desto besser! Oh! mein Freund, wie glücklich bin ich, wie glücklich bin ich! Danken Sie Ihrem Herrn, sagen Sie ihm, mein Leben, Alles, was ich habe, gehöre ihm.«

»Ja, Herr Beausire, ja, ich werde ihm das sagen, wenn ich ihn sehe.«

»Mein Freund, warum sagten Sie mir vorhin ... Doch nehmen Sie diese zwei Louisd'or.«

»Ich nehme nur von meinem Herrn an.«

»Oh! verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht beleidigen.«

»Ich glaube es. Doch Sie sagten mir? ...«

»Ah! ich fragte Sie, warum Sie vorhin ausgerufen: »Sie werden kommen!« Wer wird kommen, wenn's beliebt?«

»Ich meinte den Wundarzt der Bastille und Frau Chopin, die Hebamme, welche Mlle. Oliva entbunden haben.«

»Sie werden hierher kommen? Warum?«

»Um das Kind taufen zu lassen.«

»Ich werde mein Kind sehen!« rief Beausire, indem er wie ein Verzückter in die Höhe sprang. »Sie sagen, ich werde den Sohn Oliva's sehen? hier, sogleich?«

»Hier, sogleich; doch ich bitte Sie inständig, mäßigen Sie sich; sonst werden die Agenten des Herrn von Crosne, die ich unter den Lumpen dieser Bettler verborgen errathe, Sie entdecken und wittern, daß Sie mit den Gefangenen der Bastille in Verbindung gestanden sind. Sie stürzen sich selbst in's Verderben und gefährden meinen Herrn.«

»Oh!« rief Beausire mit der Religion der Ehrfurcht und Dankbarkeit, »eher sterben, als eine Sylbe aussprechen, welche meinem Wohlthäter schaden könnte. Ich werde ersticken, wenn es sein muß, aber ich sage nichts mehr. Sie kommen nicht! ...«

»Geduld!«

Beausire näherte sich dem Deutschen und fragte, die Hände faltend:

»Ist sie ein wenig glücklich dort?«

»Vollkommen glücklich,« erwiderte der Andere. »Oh! hier kommt ein Fiaker.«

»Ja, ja.«

»Er hält an.«

»Ich sehe Weißes, Spitzen ...«

»Das Taufzeug des Kindes.«

»Guter Gott!« rief Beausire.

Und er war genöthigt, sich an eine Säule anzulehnen, um nicht zu wanken, als er aus dem Fiaker die Hebamme, den Wundarzt und einen Schließer der Bastille aussteigen sah, der bei dieser Veranlassung als Zeuge diente.

Als diese drei Personen vorübergingen, geriethen die Bettler in Bewegung und näselden ihre Forderungen.

Man sah nun seltsamer Weise den Pathen und die Pathin diese Elenden mit dem Ellenbogen stoßen und weiter schreiten, während ein Fremder, vor Freude weinend, seine Münze und seine Thaler unter sie vertheilte.

Als dann der kleine Zug in der Kirche eingetreten war, trat Beausire hinter ihnen mit den Priestern und den Neugierigen ein und suchte sich den besten Platz in der Sacristei aus, wo das Sacrament der Taufe vollzogen werden sollte.

Sobald der Priester die Hebamme und den Wundarzt erkannte, welche schon mehrere Male unter ähnlichen Umständen seine Dienste in Anspruch genommen hatten, nickte er ihnen freundlich lächelnd zu.

Beausire grüßte und lächelte mit dem Priester.

Die Thüre schloß sich, der Priester nahm seine Feder und fing an in sein Register die sacramentlichen Phrasen zu schreiben, welche den Act der Einregistrirung bilden.

Als er nach dem Namen und Vornamen des Kindes fragte, antwortete der Wundarzt:

»Es ist ein Knabe, mehr weiß ich nicht.«

Und ein Gelächter punktirte diese Erklärung, was Beausire nicht sehr ehrerbietig vorkam.

»Es hat doch einen Namen und wäre es der irgend eines Heiligen.«

»Ja, es war der Wille der Demoiselle, daß es den Namen Toussaint [Alle Heilige.] bekommen solle.«

»Dann hat es den aller Heiligen!« sagte der Priester lachend über sein Wortspiel, was die Sacristei mit neuer Heiterkeit erfüllte.

Beausire fing an die Geduld zu verlieren, doch der weise Einfluß des Deutschen hielt ihn noch zurück. Er bewältigte sich.

»Nun,« sagte der Priester, »mit diesem Vornamen, mit allen Heiligen als Patronen, kann man eines Vaters entbehren. Schreiben wir: »»Es ist uns heute ein Kind männlichen Geschlechts, geboren gestern in der Bastille, vorgewiesen worden; Sohn von Nicole Oliva Legay und von ... Vater unbekannt.««««

Beausire sprang wüthend an die Seite des Priesters, packte ihn beim Faustgelenke und rief:

»Toussaint hat einen Vater, wie er eine Mutter hat. Er hat einen zärtlichen Vater, der sein Blut nicht verleugnen wird. Ich bitte Sie, schreiben Sie, daß Toussaint, gestern geboren von Nicole Oliva Legay, der Sohn von dem hier gegenwärtigen Jean Baptiste Toussaint von Beausire ist!«

Man denke sich das Erstaunen des Priesters, des Pathen und der Pathin. Die Feder entfiel den Händen des Ersten, das Kind wäre beinahe aus den Händen der Hebamme gefallen.

Beausire empfing es in den seinigen, bedeckte es mit gierigen Küssen und ließ auf die Stirne

des armen Kleinen die erste Taufe, die heiligste in dieser Welt nach der, welche von Gott kommt, die Taufe der väterlichen Thränen fallen.

Obgleich an dramatische Scenen gewöhnt und trotz des den wahren Voltairianern dieser Zeit anklebenden Scepticismus, waren die Anwesenden gerührt. Der Priester allein behauptete seine Kaltblütigkeit und zog die Vaterschaft in Zweifel. Vielleicht ärgerte es ihn, daß er seine Schreibereien wieder anfangen mußte.

Doch Beausire errieth die Schwierigkeit; er legte auf den Taufstein drei Louisd'or, welche viel besser, als seine Thränen, sein Vaterrecht begründeten und seine Glaubwürdigkeit an's Licht stellten.

Der Priester verbeugte sich, hob die zwei und siebenzig Livres auf und durchstrich die zwei Sätze, die er spottend in sein Register eingeschrieben hatte.

»Nur, mein Herr,« sagte er, »nur, da die Erklärung des Herrn Wundarztes der Bastille und der Frau Chopin eine förmliche gewesen ist, werden Sie die Güte haben, selbst zu schreiben und zu beurkunden, daß Sie sich als Vater dieses Kindes erklären.«

»Ich!« rief Beausire, in der höchsten Freude, »ich würde mit meinem Blute schreiben.«

Und er ergriff die Feder voll Begeisterung.

»Nehmen Sie sich in Acht,« sagte ganz leise der Schließer Guyon, der seine Rolle als bedenklicher Mann nicht vergessen hatte, zu ihm: »Ich glaube, mein lieber Herr, Ihr Name klingt schlecht an gewissen Orten; es ist gefährlich, ihn in die öffentlichen Register einzuschreiben mit einem Datum, das zugleich den Beweis von Ihrer Gegenwart und von Ihrem Umgang mit einer Angeklagten gibt.«

»Ich danke für Ihren Rath, Freund,« erwiderte Beausire mit Stolz; »er ist der eines redlichen Mannes und wohl die zwei Louisd'or werth, die ich Ihnen anbiete. Doch den Sohn meiner Frau verleugnen ...«

»Sie ist Ihre Frau?« rief der Wundarzt.

»Gesetzlich?« rief der Priester.

»Gott schenke ihr die Freiheit,« erwiderte Beausire zitternd vor Vergnügen, »und am andern Tag wird Nicole Legay von Beausire heißen, wie ihr Sohn und ich.«

»Mittlerweile setzen Sie sich einer Gefahr aus,« wiederholte der Schließer, »ich glaube, daß man Sie sucht.«

»Ich werde Sie nicht verrathen,« sagte der Wundarzt.

»Ich auch nicht,« sprach die Hebamme.

»Ich ebenso wenig,« rief der Priester.

»Und wenn man mich verriethe,« fuhr Beausire mit der Begeisterung der Märtyrer fort, »ich werde dulden bis zum Rade, um mich des Trostes zu erfreuen, meinen Sohn anzuerkennen.«

»Wenn er gerädert würde,« sagte Herr Guyon, der sich auf eine Gegenansicht etwas zu Gut that, ganz leise zur Hebamme, »so geschähe es nicht, weil er sich als Vater des kleinen Toussaint bekannt hat.«

Nach diesem Scherz, der Frau Chopin lächeln machte, wurde nach den Formen zu der Einregistrirung und zu der Anerkennung des kleinen Beausire geschritten.

Beausire schrieb seine Erklärung in herrlichen, aber ein wenig geschwätzigem Phrasen, wie es die Berichte von jeder That sind, auf welche der Autor stolz ist.

Er überlas sie, punktirte sie, unterzeichnete mit einem Namenszug und ließ von den vier anwesenden Personen unterzeichnen; dann, nachdem er Alles noch einmal gelesen und bestätigt hatte, küßte er seinen gebührender Maßen getauften Sohn, schob ihm zehn Louisd'or unter das Taftuch, hing ihm einen Ring an den Hals, ein Geschenk, das für die Wöchnerin bestimmt war, und öffnete, stolz wie Xenophon bei seinem berühmten Rückzug, die Thüre der Sacristei, entschlossen, nicht die geringste List zu gebrauchen, nicht die kleinste Vorsichtsmaßregel zu nehmen, um den Sbirren zu entgehen, sollte er solche finden, welche entartet genug wären, ihn in diesem Augenblick festnehmen zu wollen.

Die Gruppen der Bettler hatten die Kirche nicht verlassen; hätte Beausire sie mit festeren Augen anschauen können, so hätte er vielleicht den berüchtigten Positiv, den Urheber seines Unglücks unter ihnen erkannt, doch nichts rührte sich. Die neue Austheilung, welche Beausire machte, wurde mit maßlosen: »Vergelt's Gott!« aufgenommen, und der glückliche Vater ging von Saint-Paul mit allem Anschein eines verehrten, auserkorenen, gesegneten, von allen Armen des Kirchspiels umschmeichelten Ehrenmanns weg.

Die Taufzeugen entfernten sich ebenfalls und kehrten, ganz verwundert über dieses Abenteuer, zu dem Fiaker zurück.

Beausire belauerte sie von der Ecke der Rue Culture-Sainte-Catherine, sah sie in den Wagen steigen, warf seinem Sohn ein paar bebende Küsse zu, und als sein Herz sich völlig ergossen hatte, als der Fiaker aus seinen Augen verschwunden war, dachte er, er dürfe weder Gott, noch die Policei mehr versuchen, und wandte sich nach einem Zufluchtsort, der nur ihm allein, Cagliostro und Herrn von Crosne bekannt war.

Das heißt, Herr von Crosne hatte sein Wort auch gehalten und Beausire nicht beunruhigen lassen.

Als das Kind in die Bastille zurückkam und Frau Chopin Oliva so viele erstaunliche Abenteuer mitgetheilt hatte, steckte diese an ihren dicksten Finger den Ring von Beausire, fing auch an zu weinen, küßte ihr Kind, für das man schon eine Amme suchte, und sagte:

»Nein, Herr Gilbert, ein Schüler von Herrn Rousseau, behauptete einst, eine gute Mutter müsse ihr Kind selbst stillen, ich werde meinen Sohn stillen; ich will wenigstens eine gute Mutter sein.«

XCII.

Das Schemelchen.

Nach langen Debatten war endlich der Tag gekommen, wo der Spruch des Parlamentshofes durch die Anträge des Generalanwalts hervorgerufen werden sollte.

Die Angeklagten waren mit Ausnahme des Herrn von Rohan in die Conciergerie gebracht worden, um dem Sitzungssaale, der um sieben Uhr jeden Morgen geöffnet wurde, näher zu sein.

Vor den Richtern, bei denen der erste Präsident d'Aligre den Vorsitz führte, war die Haltung der Angeklagten beständig dieselbe geblieben, wie während der Instruction.

Oliva treuherzig und schüchtern; Cagliostro ruhig, erhaben und zuweilen strahlend in jenem mystischen Glanze, mit dem sich so gern umgab.

Villette verlegen, niedrig und weinend.

Jeanne unverschämt, das Auge funkelnd, immer drohend, und giftig.

Der Cardinal einfach, träumerisch und in eine Erschlaffung versunken.

Jeanne hatte sehr schnell die Gewohnheiten der Conciergerie angenommen und durch ihre honigsüßen Schmeicheleien und ihre kleinen Geheimnisse sich die Gewogenheit der Concierge des Palastes, ihres Mannes und ihres Sohnes errungen.

Auf diese Art hatte sie sich das Leben angenehmer und die Verbindungen leichter gemacht. Der Affe braucht immer mehr Platz als der Hund, der Intrigant mehr als der ruhige Geist.

Die Debatten lehrten Frankreich nichts Neues. Es war immer dasselbe von der einen oder der andern der zwei Personen, die man anschuldigte und die sich gegenseitig anschuldigten, auf frechste Weise gestohlene Halsband.

Zwischen diesen beiden entscheiden, wer der Dieb, dieß war der ganze Proceß.

Der Geist, der die Franzosen immer zu Extremen führt und sie namentlich zu jener Zeit dazu führte, hatte einen andern Proceß auf den ersten gepfropft.

Es handelte sich darum, ob die Königin Recht gehabt, daß sie den Cardinal hatte verhaften lassen und ihn vermessener Unhöflichkeiten bezüchtigte.

Für Jeden, der in Frankreich über Politik raisonnirte, bildete dieser Anhang bei dem Proceß die wahre Sache. Hatte Herr von Rohan der Königin sagen zu können geglaubt, was er ihr gesagt? hatte er in ihrem Namen handeln können, wie er es gethan? war er der geheime Agent von Marie Antoinette gewesen, ein Agent, den man verleumdet hatte, sobald die Sache Aufsehen gemacht? Mit einem Wort, hatte bei diesem Zwischenfall der begünstigte Cardinal in gutem Glauben, als ein inniger Vertrauter, der Königin gegenüber gehandelt?

Hatte er in gutem Glauben gehandelt, so war die Königin also schuldig aller jener Vertraulichkeiten, selbst der unschuldigen, welche sie geleugnet, die aber, den Insinuationen der Frau von La Mothe zufolge, wirklich bestanden hatten. Und dann, als Gesamtsumme in den Augen der Meinung, welche nichts schont, sind Vertraulichkeiten unschuldig, die man vor seinem Gatten, seinen Ministern und seinen Unterthanen abzuleugnen genöthigt ist?

Dieß ist der Proceß, den die Anträge des Generalanwalts nunmehr zu seinem Ziele, zu seiner

Moral führen sollten.

Der Generalanwalt nahm das Wort.

Er war das Organ des Hofes, er sprach im Namen der mißkannten, beleidigten königlichen Würde. Er plaidirte für das ungeheure Princip der königlichen Unverletzlichkeit.

Der Generalanwalt ging in den für gewisse Angeklagte wirklichen Proceß ein; er faßte den Nebenproceß in Beziehung auf den Cardinal fest an. Er konnte nicht zugeben, daß die Königin in der Halsbandgeschichte auch nur ein einziges Unrecht auf sich nehmen sollte. Hatte sie keines, so fielen folglich alle auf das Haupt des Cardinals.

Er trug unbeugsam an:

Auf Verurteilung Villette's zu den Galeeren.

Auf die Verurtheilung Jeanne's zur Brandmarkung, zum Staubbesen und zu lebenslänglicher Einsperrung im Hospital.

Auf Lossprechung Cagliostro's.

Auf einfache Instanzenbindung für Oliva.

Beim Cardinal aber, daß er zum Geständnis einer beleidigenden Vermessenheit gegen die königliche Majestät gezwungen, nach diesem Geständniß aus der Gegenwart des Königs und der Königin verbannt, und endlich aller seiner Stellen und Würden entsetzt werden sollte.

Dieses Requisitorium hatte bei den Richtern Unentschiedenheit und bei den Angeklagten Schrecken zur Folge. Der königliche Wille erklärte sich darin so mächtig, daß, wenn man ein Vierteljahrhundert früher gelebt hätte, zur Zeit, da die Parlamente ihr Joch abzuschütteln und ihre Prärogative zurückzufordern angefangen hatten, diese Anträge des Staatsanwalts durch den Eifer und die Achtung der Richter für das noch verehrte Princip der Unfehlbarkeit des Thrones überschritten worden wären.

Doch nur vierzehn Rätbe traten völlig der Meinung des Generalprocurators bei, und von da an herrschte eine Spaltung in der Versammlung.

Man schritt zum letzten Verhör, eine beinahe unnütze Förmlichkeit bei solchen Angeklagten, da es den Zweck hatte, Geständnisse vor dem Spruch hervorzurufen, und da weder Friede noch Waffenstillstand von den erbitterten Gegnern zu erlangen war, welche schon seit so geraumer Zeit kämpften. Es war weniger ihre eigene Freisprechung, was sie forderten, als die Verurteilung ihrer Gegenpartei.

Dem Gebrauche gemäß hatte der Angeklagte vor seinen Richtern auf einem hölzernen Stühlchen sitzend zu erscheinen, auf einem demüthigen, niedrigen, schmähhlichen, durch die Berührung der Angeklagten, welche von diesem Sitze aus nach dem Schaffot gegangen waren, entehrten Schemel.

Dahin setzte sich der Fälscher Villette, der mit seinen Thränen und seinen Gebeten um Gnade flehte.

Er erklärte, was man schon weiß, nämlich, er sei schuldig der Fälschung, schuldig der Genossenschaft mit Jeanne von La Mothe. Er bezeugte, seine Reue, seine Gewissensbisse seien schon für ihn eine Strafe, welche die Richter zu entwaffnen im Stande sein sollte.

Dieser interessirte Niemand. Er war und erschien nur als ein Spitzbube. Vom Gerichtshof entlassen, kehrte er flennend in seine Zelle in der Conciergerie zurück. Nach ihm erschien am Eingange des Saales Frau von La Mothe, geführt von dem Gerichtsschreiber Frémyn.

Sie trug eine Mantille und ein Oberkleid von Leinen-Batist, hatte eine Haube von Gaze ohne

Bänder; eine Art von weißer Gaze; ihre Haare ohne Puder. Ihre Erscheinung machte einen lebhaften Eindruck auf die Versammlung.

Schon hatte sie die erste der Beschimpfungen, welche ihr vorbehalten waren, auszuhalten gehabt: man hatte sie über die kleine Treppe gehen lassen, wie die gemeinen Verbrecher.

Die Hitze des Saales, das Geräusch der Gespräche, die Bewegung der Köpfe, welche in allen Richtungen wogten, fingen an sie zu beunruhigen; ihre Augen schwankten einen Moment, als wollten sie sich an die Spiegelung von diesem ganzen Gesamtwesen gewöhnen.

Nun führte derselbe Gerichtsschreiber, der sie bei der Hand hielt, sie ziemlich rasch zu dem im Mittelpunkte des Halbkreises stehenden Schemelchen, das jenem kleinen unheimlichen Blocke glich, der sich auf den Schaffoten erhebt.

Bei dem Anblick dieses entehrenden Sitzes, den man für sie bestimmte, für sie, die stolz darauf war, sich Valois zu nennen und in ihren Händen das Geschick einer Königin von Frankreich zu halten, erbleichte Jeanne von La Mothe und warf einen zornigen Blick umher, als wollte sie die Richter einschüchtern, die sich diese Beschimpfung erlaubten; doch da sie überall nur festen Willen und Neugierde statt des Mitleids oder der Barmherzigkeit traf, so drängte sie ihre wüthende Entrüstung in ihr Inneres zurück und setzte sich nieder, um nicht das Aussehen zu haben, als fiele sie auf den Schemel.

Man bemerkte in den Verhören, daß sie ihren Antworten all die Unbestimmtheit gab, aus der die Gegner der Königin am meisten Nutzen zur Vertheidigung ihrer Sache hätten ziehen können. Sie drückte nichts scharf aus, als die Versicherungen ihrer Unschuld, und nöthigte den Präsidenten, eine Frage an sie über die Existenz der Briefe zu richten, von denen sie behauptete, sie seien vom Cardinal an die Königin geschrieben worden, so wie auch derer, welche die Königin an den Cardinal geschrieben haben sollte.

Jeanne fing damit an, daß sie betheuerte, es sei ihr inniger Wunsch, die Königin nicht bloßzustellen, und fügte dann bei, Niemand könne diese Frage besser beantworten als der Cardinal.

»Fordern Sie ihn auf,« sprach sie, »diese Briefe oder die Abschriften davon zu produciren, damit man sie vorlesen und Ihre Neugierde befriedigen kann. Ich für meine Person kann nicht behaupten, ob diese Briefe vom Cardinal an die Königin, oder von der Königin an den Cardinal geschrieben sind; ich finde diese zu frei und zu vertraulich von einer Fürstin an einen Unterthan; ich finde jene zu unehrerbietig als von einem Unterthan an eine Königin gerichtet.«

Das tiefe, furchtbare Stillschweigen, welches auf diesen Angriff folgte, mußte Jeanne beweisen, daß sie nur ihren Feinden Abscheu, ihren Parteigängern Schrecken, ihren unparteiischen Richtern Mißtrauen eingeflößt hatte. Sie verließ indessen den Schemel mit der süßen Hoffnung, der Cardinal würde nach ihr darauf sitzen. Diese Rache genügte ihr so zu sagen. Wie wurde ihr aber, als sie sich umwandte, um zum letzten Mal diesen Stuhl der Schmach zu betrachten, auf den sie einen Rohan nach ihr niederzusitzen zwang, als sie den Schemel nicht mehr sah, den auf Befehl des Parlamentshofes die Gerichtsdienner weggeschafft und durch einen Lehnstuhl ersetzt hatten!

Ein Gebrüll der Wuth entströmte ihrer Brust; sie sprang aus dem Saal und biß sich mit einer wahren Raserei in die Hände.

Ihre Strafe begann. Der Cardinal kam langsam herbei, er war aus einem Wagen gestiegen, man hatte das große Thor für ihn geöffnet.

Zwei Gerichtsdienere und zwei Gerichtsschreiber begleiteten ihn; der Gouverneur der Bastille ging an seiner Seite.

Bei seinem Eintritt erhob sich ein langes Gemurmel des Mitgeföhls und der Achtung von den Bänken des Parliamentshofes. Es wurde durch einen mächtigen Zuruf von Außen erwidert. Das war das Volk, das den Angeklagten begrüßte und seinen Richtern empfahl.

Der Prinz Louis war bleich und sehr bewegt. In einem langen Galakleid erschien er mit der Ehrfurcht und der Unterwürfigkeit, welche ein Angeklagter den Richtern schuldig ist, deren Gerichtsbarkeit er annimmt und anruft.

Man bezeichnete dem Cardinal, dessen Augen den Umkreis geschaut hatten, einen Lehnstuhl, und nachdem der Präsident ihn begrüßt und ein ermuthigendes Wort zu ihm gesprochen hatte, bat ihn der ganze Hof mit einem Wohlwollen, das die Blässe und die Gemüthserschütterung des Angeklagten verdoppelte, er möchte sich setzen.

Als er das Wort nahm, erregten seine zitternde, von Seufzern gehemmte Stimme, seine getrübten Augen, seine demüthige Haltung ein tiefes Mitleid bei den Versammelten. Er erklärte sich langsam, bewegte sich mehr in Entschuldigungen, als in Beweisen, in Bitten, als in Schlußketten, und als er, der beredte Mann, plötzlich inne hielt, brachte er durch diese Lähmung seines Geistes und seines Muthes eine mächtigere Wirkung hervor, als alle Vertheidigungsreden und Beweisführungen.

Dann erschien Oliva; das arme Mädchen fand wieder den Schemel. Viele Leute bebten, als sie dieses lebendige Ebenbild der Königin auf dem Sitze der Schande sahen, den Jeanne von La Mothe eingenommen hatte; dieses Gespenst von Marie Antoinette, der Königin von Frankreich, auf dem Schemel der Diebinnen und Fälscherinnen erschreckte die eifrigsten Verfolger der Monarchie. Doch das Schauspiel lockte auch Mehrere an, wie das Blut, das man den Tiger kosten läßt.

Man sagte sich überall, die arme Oliva habe soeben in der Kanzlei ihr Kind verlassen, das sie stillte, und als die Thüre sich geöffnet, hatte auch das Gewimmer des Sohnes von Herrn Beausire schmerzlich zu Gunsten seiner Mutter plaidirt.

Nach Oliva erschien Cagliostro, der am Mindesten Schuldige von Allen. Man hieß ihn nicht sitzen, obgleich man den Lehnstuhl in der Nähe des Schemels beibehalten hatte.

Der Parliamentshof hatte eine Furcht vor der Vertheidigungsrede von Cagliostro. Ein Anschein von Verhör, abgeschnitten durch das: » *es ist gut!*« des Präsidenten d'Aligre, entsprach den Bedürfnissen der Formalitäten.

Und nun verkündigte der Parliamentshof, die Debatten seien geschlossen und die Berathung beginne. Die Menge verlief sich langsam in den Straßen und auf den Quais, mit dem Vorsatze, in der Nacht wiederzukommen, um das Urtheil zu hören, das, wie man sagte, bald ausgesprochen werden sollte.

XCIII.

Von einem Gitter und einem Abbé.

Nach Beendigung der Debatten, nach dem Wiederhall des Verhöres und den Erschütterungen des Schemels wurden alle Gefangenen für diese Nacht in der Conciergerie einquartirt.

Die Menge stellte sich, wie gesagt, am Abend in stillschweigenden, obgleich belebten Gruppen auf dem Platze vor dem Palast auf, um frisch die Kunde von dem Spruch zu erhalten, sobald er gefällt wäre.

In Paris sind seltsamer Weise die großen Geheimnisse gerade diejenigen, welche die Menge kennt, ehe sie in ihrer ganzen Entwicklung an's Licht gekommen sind.

Die Menge wartete also, mit Anis gewürztes Süßholzwasser schlürfend, dessen Hauptbestandtheil ihre wandernden Lieferanten unter dem ersten Bogen des Pont au Change fanden.

Es war heiß. Die Juniwolken rollten schwerfällig übereinander wie dicke Rauchwirbel. Der Himmel glänzte am Horizont in bleichen, zuckenden Feuern.

Während der Cardinal, welchem die Gunst, auf den Verbindungsterrassen zwischen den Thürmen spazieren zu gehen, bewilligt worden war, sich mit Cagliostro über den wahrscheinlichen Erfolg ihrer gegenseitigen Vertheidigung unterhielt; während Oliva in ihrer Zelle ihr kleines Kind liebte und in ihren Armen wiegte; während Reteau, mit trockenen Augen und an seinen Nägeln kauend, in Gedanken die ihm von Herrn von Crosne versprochenen Thaler zählte und sie als Gesamtsumme den Monaten der Gefangenschaft, die ihm das Parlament versprach, gegenüberstellte, versuchte es Jeanne, welche sich in die Stube der Concierge, Frau Hubert, zurückgezogen hatte, ihren brennenden Geist mit einigem Geräusch, einiger Bewegung zu zerstreuen.

Diese Stube war sehr hoch bis zu ihrer Decke, weit und geräumig wie ein Saal, geplattet wie eine Gallerie, und am Quai durch ein gewölbtes Fenster erleuchtet. Die kleinen Scheiben dieses Fensters fingen den größten Theil des Lichtes auf, und, als ob man selbst in diesem Zimmer, das freie Menschen bewohnten, die Freiheit hätte erschrecken müssen, verdoppelte ein ungeheures, eisernes, außen unmittelbar an den Scheiben angebrachtes Gitter die Dunkelheit durch die Durchkreuzung der Stangen und der bleiernen Streifen, mit denen jede Glasraute eingerahmt war.

Das durch dieses Doppelsieb gedämpfte Licht war gleichsam gemildert für das Auge der Gefangenen. Es hatte nichts, um diejenigen zu verletzen, welche nicht heraus konnten. Es gibt in allen Dingen, selbst in den schlimmen, die der Mensch gemacht hat, wenn die Zeit, diese Wiederherstellerin des Gleichgewichts zwischen dem Menschen und Gott, darüber gegangen ist, es gibt Harmonien, welche mildern und einen Uebergang vom Schmerz zum Lächeln gestatten.

In dieser Stube lebte Frau von La Mothe, seitdem sie in der Conciergerie eingesperrt war, in Gesellschaft der Concierge, ihres Sohnes und ihres Mannes. Sie hatte sich bei diesen Leuten beliebt gemacht; sie hatte Mittel gefunden, ihnen zu beweisen, daß die Königin im höchsten Grad strafbar sei. Es müsse ein Tag kommen, wo in derselben Stube eine andere Concierge, von

Mitleid ergriffen bei dem Unglück einer Gefangenen, diese für unschuldig halten würde, weil sie dieselbe geduldig und gut sehe, und diese Gefangene werde die Königin sein.

Frau von La Mothe vergaß also – sie selbst sagte es – in Gesellschaft dieser Concierge und ihrer Bekannten ihre schwermüthigen Gedanken und bezahlte durch ihre gute Laune die Gefälligkeiten, die man gegen sie hatte. Als Jeanne am Schließungstag der Sitzungen zu den guten Leuten zurückkam, fand sie dieselben sorgenvoll und verlegen.

Keine Nuance war dieser schlaun Frau gleichgültig; sie hoffte bei einem Nichts, sie beunruhigte sich über Alles. Vergebens versuchte sie Frau Hubert die Wahrheit zu entreißen, sie und die Ihrigen verschlossen sich in nichtssagende Allgemeinheiten.

An diesem Tag erblickte Jeanne an einer Ecke des Kamins einen Abbé, der von Zeit zu Zeit ein Tischgenosse des Hauses war. Es war ein ehemaliger Secretär vom Hofmeister des Grafen von Provence. Ein Mann von einfachen Manieren, satyrisch mit Maßhaltung, mit Allem, was den Hof betraf, wohl vertraut, war er, nachdem er geraume Zeit vom Hause der Frau Hubert weggeblieben, seit der Ankunft der Frau von La Mothe in der Conciergerie wieder ein fleißiger Gast geworden.

Es waren auch ein paar höhere Beamte des Palastes da; man schaute Frau von La Mothe viel an; man sprach wenig.

Sie ergriff heiter die Initiative und sagte:

»Ich bin fest überzeugt, man spricht lauter da oben, als wir hier sprechen.«

Ein schwaches Gemurmel der Beistimmung, vom Concierge und seiner Frau herrührend, erwiderte allein diese Herausforderung.

»Oben?« versetzte der Abbé, den Unwissenden spielend. »Wo dieß, Frau Gräfin?«

»In dem Saale, wo meine Richter sich berathen,« antwortete Jeanne.

»Oh! ja, ja,« sagte der Abbé.

Und das frühere Stillschweigen trat wieder ein.

»Ich glaube, meine heutige Haltung hat eine gute Wirkung hervorgebracht?« fragte sie. »Sie müssen das wissen, nicht wahr?«

»Ja, Madame,« antwortete schüchtern der Concierge.

Und er stand auf, als wollte er das Gespräch abbrechen.

»Was ist Ihre Meinung, Herr Abbé?« sage Jeanne. »Gewinnt meine Angelegenheit nicht ein gutes Ansehen? Man spricht keinen Beweis aus.«

»Es ist wahr, Madame, Sie haben auch viel zu hoffen,« erwiderte der Abbé.

»Nicht wahr?« rief sie.

»Bedenken Sie jedoch,« fügte der Abbé bei, »daß der König ...«

»Nun! was wird der König thun?« fragte Jeanne voll Heftigkeit.

»Ei! Madame, der König kann nicht wollen, daß man ihn Lügen straft.«

»Er würde also Herrn von Rohan verurtheilen lassen... das ist unmöglich.«

»Es ist allerdings schwierig,« antwortete man von allen Seiten.

»Und wer in dieser Sache Herr von Rohan sagt, sagt auch Gräfin von La Mothe,« fügte sie eiligst bei.

»Nein, nein, Sie machen sich eine Illusion, Madame,« entgegnete der Abbé. »Ein Angeklagter wird freigesprochen werden. Ich denke, Sie werden es sein, und hoffe es sogar. Doch es wird nur

Einer sein. Der König braucht einen Schuldigen, was sollte sonst aus der Königin werden?«

»Das ist wahr,« sprach Jeanne, beleidigt, daß man ihr selbst bei einer nur geheuchelten Hoffnung widersprach. »Der König braucht einen Schuldigen. Nun! dann ist Herr von Rohan eben so gut dazu als ich.«

Ein für die Gräfin schreckliches Stillschweigen trat nach diesen Worten ein.

Der Abbé unterbrach es zuerst.

»Madame,« sagte er, »der König hegt keinen Groll, und ist sein erster Zorn befriedigt, so wird er nicht mehr an die Vergangenheit denken.«

»Was nennen Sie denn einen befriedigten Zorn?« fragte Jeanne ironisch. »Nero hatte seine Zornanfalle, wie Titus die seinigen hatte.«

»Irgend eine Verurtheilung,« antwortete hastig der Abbé, »das ist eine Befriedigung.«

»Irgend eine ... mein Herr!« rief Jeanne, »welch ein abscheuliches Wort! ... Es ist zu unbestimmt. Irgend eine... das heißt Alles sagen.«

»Oh! ich spreche nur von einer Einsperrung in ein Kloster,« erwiderte kalt der Abbé; »das ist nach den Gerüchten, die im Umlaufe sind, der Gedanke, dem der König in Beziehung auf Sie am liebsten beigetreten sein soll.«

Jeanne schaute diesen Mann mit einem Schrecken an, der alsbald der wüthendsten Exaltation Platz machte.

»Einschließung in ein Kloster!« sagte sie; »das heißt ein langsamer, durch die Einzelheiten schmählicher Tod; ein grausamer Tod, der als ein Act der Milde erscheinen wird. Die Einschließung in das *In pace*⁷ nicht wahr? Die Qualen des Hungers, der Kälte und der Züchtigungen! Nein, genug der Strafen, genug der Schmach, genug des Unglücks für die Unschuld, während die Schuldige frei, mächtig und geehrt ist. Den Tod auf der Stelle, aber den Tod, den ich mir gewählt haben werde. Den freien Willen, mich dafür zu bestrafen, daß ich auf dieser Welt geboren bin.«

Und ohne auf Vorstellungen und Bitten zu hören, ohne es zu dulden, daß man sie aufhielt, stieß sie den Concierge zurück, warf den Abbé nieder, schob Frau Hubert auf die Seite und lief nach einem Anrichttisch, um ein Messer zu suchen.

Den drei Personen gelang es, sie von dieser Seite abzubringen; doch sie nahm ihren Ansatz wie ein Pantherthier, das die Jäger beunruhigt, aber nicht erschreckt haben, stieß ein Gebrülle des Zorns aus, das zu geräuschvoll war, um natürlich zu sein, stürzte in ein an die Stube stoßendes Cabinet, hob eine ungeheure Vase von Fayence auf, worin ein ärmlicher Rosenstock vegetirte, und schlug sich damit zu wiederholten Malen an den Kopf.

Die Vase zerbrach, ein Stück davon blieb in der Hand dieser Furie; man sah das Blut auf ihrer Stirne durch die Ritze der Haut stießen, die sich gespalten hatte. Die Concierge warf sich weinend in ihre Arme. Man setzte sie in einen Lehnstuhl und begoß sie mit Riechwasser und Essig. Sie war nach gräßlichen Konvulsionen ohnmächtig geworden.

Als sie wieder zu sich kam, dachte der Abbé, sie ersticke.

»Seht,« sagte er, »dieses Gitterwerk fängt das Licht und die Luft auf. Ist es nicht möglich, die arme Frau athmen zu lassen?«

Alles vergessend, lief nun Frau Hubert an einen Schrank, der beim Kamin stand, zog einen Schlüssel heraus, welcher ihr zum Oeffnen dieses Gitters diente, und sogleich strömten Luft und Leben in Wogen in die Stube.

»Ah!« rief der Abbé, »ich wußte nicht, daß sich dieses Gitter mit Hilfe eines Schlüssels öffnen läßt. Mein Gott! warum solche Vorsichtsmaßregeln!«

»Es ist der Befehl,« erwiderte die Concierge.

»Ja, ich verstehe,« sagte der Abbé mit einer markirten Absichtlichkeit, »dieses Fenster ist nur ungefähr sieben Fuß vom Boden und geht auf den Quai. Wollten Gefangene aus dem Innern der Conciergerie durch Ihre Stube entweichen, so fänden sie die Freiheit, ohne auf einen Schließer oder eine Schildwache zu stoßen.

»Ganz richtig,« erwiderte der Concierge.

Der Abbé bemerkte aus dem Augenwinkel, daß Frau von La Mothe gehörig verstanden, daß sie sogar gebebt und sogleich, nachdem sie die Worte des Abbé aufgefaßt, die Augen zu dem nur mit einem messingenen Knopf verschlossenen Schrank aufgeschlagen hatte, in welchem die Concierge den Schlüssel des Gitters verwahrte.

Das war genug für ihn. Seine Gegenwart schien von keinem Nutzen mehr zu sein, und er nahm Abschied.

Er kehrte jedoch noch einmal um, wie die Theaterpersonen, die sich einen falschen Abgang machen, und sagte:

»Wie viel Leute sind auf dem Platz! Die ganze Menge drängt sich mit solchem Ungestüm nach dem Palaste zu, daß nicht eine Seele mehr auf dem Quai ist.«

Der Concierge beugte sich hinaus.

»Es ist wahr,« bestätigte er.

»Denkt man nicht,« fuhr der Abbé fort, als ob Frau von La Mothe ihn nicht hören könnte, – und sie hörte ihn sehr gut, – »glaubt man nicht, der Spruch werde in der Nacht gefällt werden? Nein, nicht wahr?«

»Ich denke nicht, daß das Urtheil vor morgen früh gesprochen wird,« sagte der Concierge.

»Nun wohl!« fügte der Abbé bei, »seien Sie bemüht, diese arme Frau von La Mothe ein wenig ruhen zu lassen. Nach so vielen Erschütterungen muß sie der Ruhe bedürfen.«

»Wir werden uns in unser Zimmer zurückziehen und Madame hier in dem Lehnstuhl lassen,« sagte der brave Concierge zu seiner Frau, »wenn sie sich nicht etwa zu Bette legen will.«

Jeanne erhob sich und begegnete dem Auge des Abbé, der auf ihre Antwort lauerte.

Sie stellte sich, als entschlief sie wieder.

Da verschwand der Abbé, und der Concierge und seine Frau gingen auch weg, nachdem sie das Gitter wieder geschlossen und den Schlüssel an seinen Platz gelegt hatten.

Sobald Jeanne allein war, öffnete sie die Augen.

»Der Abbé rath mir, zu fliehen,« dachte sie. »Kann man mir klarer sowohl die Notwendigkeit der Flucht, als das Mittel hiezu bezeichnen? Man bedroht mich schon vor dem Richterspruch mit einer Verurteilung; das kann nur ein Freund thun, der mich antreibt, meine Freiheit zu suchen, nicht ein Barbar, der mich beleidigt.

»Um zu fliehen, brauche ich nur einen Schritt zu machen; ich öffne den Schrank, dann dieses Gitter, und bin auf dem verödeten Quai.

»Verödet, ja! ... Niemand; der Mond selbst verbirgt sich in den Wolken.

»Fliehen! ... Oh! die Freiheit! Das Glück, meine Reichthümer wiederzufinden ... das Glück, meinen Feinden zu vergelten, was sie mir gethan haben!«

Sie stürzte nach dem Schrank und ergriff den Schlüssel. Schon näherte sie sich dem Schlosse des Gitters.

Plötzlich glaubte sie auf der schwarzen Linie der Brüstung der Brücke eine schwarze Gestalt zu sehen, welche die eintönige Regelmäßigkeit unterbrach.

»Ein Mann ist dort im Schatten!« sagte sie; »der Abbé vielleicht: er wacht über meiner Flucht; er wartet, um mir Beistand zu leisten. Ja, doch wenn es eine Falle wäre, wenn ich, auf den Quai hinabgestiegen, ergriffen, auf der That der Entweichung ertappt würde? ... Die Entweichung, das ist das Geständniß des Verbrechens, wenigstens das Zugeständniß der Furcht! Wer entweicht, flieht vor seinem Gewissen ... Woher kommt dieser Mensch? ... Er scheint mit Herrn von Provence in Verbindung zu stehen ... Wer sagt mir, daß er nicht ein Emissär der Königin oder der Rohan ist? ... Wie theuer würde man auf dieser Seite einen falschen Schritt von mir bezahlen ... Ja, es lauert Jemand dort!

»Mich ein paar Stunden vor dem Spruch fliehen lassen? Konnte man das nicht früher, wenn man mir wirklich dienen wollte? Mein Gott! wer weiß, ob meinen Feinden nicht schon die Kunde von meiner im Rathe der Richter beschlossenen Freisprechung zugekommen ist? wer weiß, ob man nicht diesen für die Königin furchtbaren Schlag mit einem Beweise oder einem Geständniß meiner Schuld pariren will? Geständniß und Beweis lägen in meiner Flucht. Ich werde bleiben!«

Von diesem Augenblick an war Jeanne überzeugt, sie sei einer Falle entgangen. Sie lächelte, richtete ihren schlaun, kühnen Kopf auf, ging mit sicherem Schritt auf den kleinen Schrank am Kamin zu und legte den Schlüssel des Gitters wieder hinein.

Dann setzte sie sich in den Lehnstuhl zwischen dem Licht und dem Fenster, und beobachtete von ferne, während sie sich schlafend stellte, den Schatten des lauernnden Mannes, der, ohne Zweifel des Wartens müde, endlich aufstand und mit dem ersten Schimmer der Morgendämmerung, um halb drei Uhr, als das Auge das Wasser des Flusses zu unterscheiden anfang, verschwand.

XCIV.

Der Spruch.

Am Morgen, als alle Geräusche wieder erwachten, als Paris wieder Leben annahm und einen neuen Ring an den Kettenring des vorhergehenden Tages befestigte, hoffte die Gräfin, die Kunde von einer Freisprechung würde plötzlich mit der Freude und den Glückwünschen ihrer Freunde in ihr Gefängniß dringen.

Hatte sie Freunde? Ach! das Vermögen, der Credit bleiben nie ohne Gefolge, und Jeanne war doch reich und mächtig geworden; sie hatte empfangen, sie hatte gegeben, ohne sich auch nur den alltäglichen Freund gemacht zu haben, der am Tag nach einem Unglück verbrennen muß, was er den vorhergehenden Tag beschmeichelt hat.

Aber nach ihrem Triumph, den sie erwartete, würde Jeanne Parteigänger und Anhänger, sie würde Bewunderer und Neider haben.

Vergebens erwartete sie diese geschäftige Woge von Leuten mit freudigen Gesichtern in die Stube der Conciergerie Hubert eindringen zu sehen.

Von der Unbeweglichkeit einer überzeugten und kummerlosen Person ging Jeanne, dieß war die Abschüssigkeit ihres Characters, zu einer maßlosen Unruhe über.

Und da man sich nicht immer verstellen kann, so nahm sie sich nicht einmal bei ihren Wächtern die Mühe, ihre Eindrücke zu verbergen.

Es war ihr nicht gestattet hinauszugehen, um sich zu erkundigen, aber sie hielt ihren Kopf an ein Guckfenster, und hier horchte sie angstvoll, keuchend, auf die Geräusche des benachbarten Platzes, auf die Geräusche, die sich in einem verworrenen Gemurmels auflösten, nachdem sie die Mauern des alten St. Ludwigspalastes durchdrungen hatten.

Jeanne hörte sodann nicht einen Lärm, sondern einen wahren Ausbruch von Bravos, von Schreien, von stampfenden Füßen und klatschenden Händen, etwas ganz Ungewöhnliches, Brausendes, was sie erschreckte, denn sie hatte nicht das Bewußtsein, daß man *ihr* so viel Sympathie bezeuge.

Diese lärmenden Salven wiederholten sich zweimal und machten Geräuschen anderer Art Platz.

Es kam ihr vor, als wäre es auch ein Beifall, doch ein ruhiger Beifall, der ebenso rasch starb, als er geboren war.

Bald wurden die Vorübergehenden auf dem Quai zahlreicher, als ob sich die Gruppen des Platzes auflösten und im Einzelnen ihre zerstreuten Massen abschickten.

»Ein herrlicher Tag für den Cardinal,« sagte ein Schreiber des Generalanwalts, auf dem Pflaster der Brüstung hüpfend.

Und er warf einen Stein in den Fluß mit jener Geschicklichkeit des jungen Parisers, der dieser von der Schleuder der Alten entlehnten Leibesübung gar manchen Tag seines Lebens gewidmet hat.

»Für den Cardinal,« wiederholte Jeanne. »Es ist also Nachricht da, daß der Cardinal freigesprochen ist?«

Ein Tropfen Galle, ein Tropfen Schweiß fiel von Jeanne's Stirne.

Sie kehrte hastig in die Stube zurück und fragte Frau Hubert:

»Madame, Madame, was höre ich sagen: *was ist ein Glück für den Cardinal?* Ich bitte, was ist denn ein Glück?«

»Ich weiß es nicht,« erwiderte diese.

Jeanne schaute ihr scharf in's Gesicht und fügte bei:

»Haben Sie die Güte, Ihren Mann zu fragen.«

Die Concierge gehorchte aus Gefälligkeit, und Hubert antwortete von Außen:

»Ich weiß es nicht!«

Ungeduldig, bebend, blieb sie einen Augenblick mitten im Zimmer stehen und rief:

»Was meinten die Vorübergehenden mit ihren Worten? man täuscht sich nicht in solchen Orakeln. Sie sprachen sicherlich vom Proceß.«

»Vielleicht,« erwiderte die mildherzige Hubert, »vielleicht wollten sie nur sagen, wenn Herr von Rohan freigesprochen worden, so werde dieß ein schöner Tag für ihn sein.«

»Sie glauben, man werde ihn freisprechen?« rief Jeanne, ihre Finger krampfhaft zusammenpressend.

»Das kann wohl geschehen.«

»Aber ich?«

»Oh Sie, Madame ... Sie wie er; warum Sie nicht?«

»Eine seltsame Voraussetzung,« murmelte Jeanne.

Und sie stellte sich wieder an die Scheiben.

»Madame,« sprach der Concierge, »Sie haben Unrecht auf solche Art Aufregungen zu suchen, die Ihnen unverständlich von Außen zukommen. Glauben Sie mir, bleiben Sie ruhig, bis Ihr Consulent oder Herr Frémyn kommen, um Ihnen vorzulesen ...«

»Den Spruch ... Nein! nein!«

Und sie horchte.

Eine Frau ging mit ihren Freundinnen vorüber. Sie hatten Festhauben auf und große Sträuße in den Händen. Der Geruch dieser Rosen stieg wie ein kostbarer Balsam zu Jeanne empor, welche Alles von unten einathmete.

»Er soll meinen Strauß haben,« rief diese Frau, »und noch hundert andere, der liebe Mann! oh! wenn ich kann, werde ich ihn küssen.«

»Und ich auch,« sagte eine Gefährtin.

»Er muß mich küssen,« sprach eine Dritte.

»Wen meinen sie?« dachte Jeanne.

»Ah! er ist ein sehr schöner Mann. Du bist keine Kostverächterin,« fügte eine letzte Freundin hinzu.

Und Alles ging vorbei.

»Abermals dieser Cardinal! immer er!« murmelte Jeanne. »Er ist freigesprochen, er ist freigesprochen!«

Und sie sprach diese Worte mit solcher Entmuthigung und zugleich Sicherheit, daß der Concierge und seine Frau, um keinen Sturm wie am vorhergehenden Tag mehr zu veranlassen,

gleichzeitig ihr zuriefen:

»Ei! Madame, warum sollte denn dieser arme Mann nicht losgesprochen und in Freiheit gesetzt werden?«

Jeanne fühlte den Schlag, sie fühlte besonders die Veränderung ihrer Wirthes, und sagte, da sie nichts von ihrer Sympathie verlieren wollte:

»Oh! Sie verstehen mich nicht. Ach! halten Sie mich für so neidisch oder für so boshaft, daß ich meinem Unglücksgefährten das Schlimme wünsche? mein Gott! er werde freigesprochen, der Herr Cardinal; oh ja, er werde freigesprochen. Aber endlich möchte ich doch erfahren ... Glauben Sie mir, meine Freunde, es ist die Ungeduld, die mich so macht.«

Hubert und seine Frau schauten einander an, als wollten sie die Tragweite dessen, was sie zu sagen im Begriffe waren, ermessen.

Ein fahler Blitz, der unwillkürlich aus den Augen Jeanne's hervorsprang, hielt sie zurück, als sie eben den Entschluß faßten.

»Sie sagen mir nichts?« rief sie, ihren Fehler wahrnehmend.

»Wir wissen nichts,« erwiderten sie leise.

In diesem Augenblick rief ein Befehl Hubert aus seiner Wohnung. Die Concierge, welche mit Jeanne allein blieb, suchte sie zu zerstreuen; es war vergebens, alle Sinne der Gefangenen, ihr ganzer Verstand waren außen durch die Geräusche, durch die Athemzüge in Anspruch genommen, die sie mit einer durch das Fieber verzehnfachten Empfänglichkeit auffaßte.

Plötzlich entstand ein gewaltiger Lärm, eine mächtige Bewegung auf dem Platz. Die Menge strömte bis auf die Brücke, bis auf den Quai zurück, und dieß mit so starken, so oft wiederholten Schreien, daß Jeanne auf ihrem Beobachtungsposten darüber bebte.

Diese Schreie hörten nicht auf: sie waren an einen offenen Wagen gerichtet, dessen Pferde, weniger durch die Hand des Kutschers als durch die Menge zurückgehalten, kaum im Schritte gingen.

Die Menge bedrängte, umschloß sie und trug am Ende Pferde, Wagen und zwei Personen, welche darin saßen, auf ihren Schultern und Armen.

In den großen Strahlen der Sonne, unter einem Blumenregen, unter einem Gewölbe von Blätterwerk, das tausend Hände über ihren Köpfen bewegten, erkannte die Gräfin diese zwei Männer, welche die begeisterte Menge berauschten.

Bleich über seinen Triumph, erschrocken über seine Volksthümlichkeit, blieb der Eine ernst, betäubt, zitternd. Frauen stiegen bis auf die Felgen seiner Räder, rissen seine Hände an sich, um sie mit Küssen zu verzehren, und machten sich mit heftigen Stößen die Spitzen seiner Manschetten streitig, die sie mit den frischesten und seltensten Blumen bezahlt hatten.

Andere noch Glücklichere waren mit den Lakaien hinten auf den Wagen gestiegen; sie entfernten unmerklich die Hindernisse, die ihrer Liebe im Weg waren, nahmen den Kopf des vergötterten Mannes, drückten einen ehrfurchtsvollen und zugleich sinnlichen Kuß darauf und machten dann neuen Glücklichen Platz. Dieser angebetete Mann war der Cardinal von Rohan.

Frisch, freudig, funkelnd, erhielt der Zweite einen minder lebhaften, aber verhältnißmäßig eben so schmeichelhaften Empfang. Man belohnte ihn mit Freudenschreien und Vivats; die Frauen theilten sich in den Cardinal, die Männer riefen: »Es lebe Cagliostro!«

Diese Trunkenheit brauchte eine halbe Stunde, um über den Pont-au-Change zu gelangen, und Jeanne bemerkte die Triumphatoren bis zum Gipfelpunkt derselben. Sie verlor nicht den

kleinsten Umstand.

Diese Kundgebung des öffentlichen Enthusiasmus für die Opfer der Königin, denn so nannte man sie, gewährte Jeanne einen Augenblick der Freude.

Doch plötzlich sagte sie:

»Wie! sie sind schon frei; schon sind für sie die Förmlichkeiten erfüllt, und ich, ich weiß nichts; warum sagt man mir nichts?«

Ein Schauer erfaßte sie.

Sie hatte neben sich Frau Hubert gefühlt, welche, stillschweigend, aufmerksam auf Alles was vorging, doch begriffen haben mußte und dennoch keine Erklärung gab.

Jeanne wollte eine unerläßlich gewordene Erklärung hervorrufen, als ein neuer Lärm ihre Aufmerksamkeit gegen den Pont-au-Change zog.

Ein Fiaker, umgeben von Leuten, fuhr ebenfalls den Abhang der Brücke hinauf.

In diesem Fiaker erkannte Jeanne, lächelnd und ihr Kind dem Volke zeigend, Oliva, welche auch wegfuhr, frei und toll vor Freude über die etwas ungebundenen Scherze, über die dem frischen appetitlichen Mädchen zugesandten Küsse. Das war allerdings plumper Weihrauch, doch mehr als genügend für Mlle. Oliva, dieser Weihrauch, den die Menge als letzte Würze des glänzenden, dem Cardinal gebotenen Festes ihr zusandte.

Mitten auf der Brücke wartete eine Postchaise. Herr Beausire verbarg sich darin hinter einem seiner Freunde, der allein sich der öffentlichen Bewunderung zu offenbaren wagte. Er machte Oliva ein Zeichen, und diese stieg mitten unter einem Geschrei, das sich ein wenig in Gezische verwandelt hatte, ein. Aber was ist für gewisse Schauspieler das Zischen, wenn man sie mit Wurfgeschossen bearbeiten und von der Bühne jagen konnte?

Als Oliva in die Chaise gestiegen war, fiel sie in die Arme Beausire's, der sie zum Ersticken wie eine Beute an sich drückte, eine ganze Wegstunde weit nicht mehr losließ, sie mit Thränen und Küssen überströmte und nicht athmete bis Saint-Denis, wo man die Pferde wechselte, ohne von der Policei belästigt worden zu sein.

Als Jeanne alle diese Leute frei, glücklich, gefeiert sah, fragte sie sich, warum sie allein keine Nachrichten erhalte.

»Aber ich! ich!« rief sie, »in Folge welcher ausgesuchten Grausamkeit eröffnet man mir nicht den Spruch, der mich betrifft?«

»Beruhigen Sie sich, Madame,« sprach Hubert eintretend, »beruhigen Sie sich.«

»Es ist nicht möglich, daß Sie nichts wissen,« erwiderte Jeanne; »Sie wissen! Sie wissen! unterrichten Sie mich.«

»Madame ...«

»Wenn Sie kein Barbar sind, unterrichten Sie mich, Sie sehen, wie sehr ich leide.«

»Madame, es ist uns niederen Officianten des Gefängnisses verboten, die Sprüche zu offenbaren, deren Lesung den Urkundsbeamten der Höfe zukommt.«

»Es lautet also so gräßlich, daß Sie es nicht wagen,« rief Jeanne in einem Ausbruch von Wuth, der dem Concierge bange machte und ihn die Erneuerung der Scenen vom vorhergehenden Tag ahnen ließ.

»Nein,« sagte er, »beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich!«

»Sprechen Sie doch.«

»Werden Sie geduldig sein und mich nicht bloßstellen?«

»Ich gelobe es Ihnen, ich schwöre es Ihnen, reden Sie.«

»Nun wohl: der Cardinal ist freigesprochen.«

»Ich weiß es.«

»Herr von Cagliostro freigesprochen.«

»Ich weiß es! ich weiß es!«

»Mlle. Oliva von der Anklage entbunden.«

»Weiter! weiter!«

»Herr Reteau von Villette ist verurtheilt ...«

Jeanne bebte.

»Zu den Galeeren! ...«

»Und ich! und ich?« rief sie vor Wuth mit den Füßen stampfend.

»Geduld, Madame, Geduld. Ist es das, was Sie versprochen haben?«

»Ich bin geduldig; reden Sie! Ich?«

»Zur Verbannung,« sprach mit schwacher Stimme der Concierge, die Augen abwendend.

Ein Blitz der Freude glänzte in den Augen der Gräfin, ein Blitz, der so schnell erlosch, als er erschienen war.

Dann stellte sie sich, als fiele sie mit einem gewaltigen Schrei in Ohnmacht, und stürzte rückwärts in die Arme ihrer Wirthin.

»Was wäre geschehen, wenn ich ihr die Wahrheit gesagt hätte?« flüsterte Hubert seiner Frau in's Ohr.

»Die Verbannung,« dachte Jeanne, einen Nervenanfall heuchelnd, »das ist die Freiheit, das ist der Reichthum, das ist die Rache, das ist, was ich geträumt ... Ich habe gewonnen!«

XCV.

Die Execution.

Jeanne erwartete immer, daß der vom Concierge versprochene Gerichtsschreiber käme, um ihr den gegen sie gefällten Spruch vorzulesen.

Da sie die Bangigkeiten des Zweifels nicht mehr hatte und kaum die der Vergleichung, das heißt des Stolzes behielt, sagte sie in der That zu sich selbst:

»Was kann mir, einem, sollte ich meinen, gediegenen Geist daran liegen, daß Herr von Rohan minder schuldig erachtet worden ist, als ich?

»Bin ich es, über die man die Strafe eines Fehlers verhängt? Nein. Wäre ich gebührender Maßen von aller Welt als Valois anerkannt worden, hätte ich, wie dieß beim Herrn Cardinal der Fall war, ein ganzes Spalier von Prinzen und Herzogen, welche durch ihre Haltung, durch ihren Flor am Degen, durch ihre Trauerbinden flehten, am Wege aufgestellt gehabt, ich glaube nicht, daß man der armen Gräfin von La Mothe etwas verweigert haben würde, und sicherlich hätte man, in Voraussetzung dieser vornehmen Supplik, der Abkömmlingin der Valois die Schmach des Schemels erspart.

»Doch warum sich mit dieser ganzen Vergangenheit beschäftigen, welche todt ist? Sie ist nun beendigt, diese große Angelegenheit meines Lebens. Auf eine zweideutige Weise in die Welt gestellt, der Gefahr ausgesetzt, vom ersten von oben kommenden Hauch niedergeworfen zu werden, vegetirte ich bloß, ich kehrte vielleicht zu dem ursprünglichen Elend zurück, das die schmerzliche Lehrzeit meines Lebens war. Nun nichts Aehnliches mehr.

»Verbannt, ich bin verbannt! das heißt, ich habe das Recht, meine Million in meiner Casse mitzunehmen, unter den Pomeranzenbäumen von Sevilla oder von Agrigent im Winter, in Deutschland oder England im Sommer zu leben; das heißt, jung, schön, berühmt und im Stande, meinen Proceß selbst zu erklären, wird mich nichts abhalten, zu leben, wie es mir beliebt, sei es mit meinem Mann, wenn er wie ich verbannt ist, und ich ihn frei weiß, sei es mit den Freunden, welche das Glück und die Jugend immer geben!

»Und,« fügte Jeanne in ihre glühenden Gedanken verloren bei, »man komme dann und sage mir, mir, der Verurtheilten, mir, der Verbannten, mir, der armen Gedeemüthigten, ich sei nicht reicher als die Königin, ich sei nicht geehrter als die Königin, ich sei nicht vollständiger freigesprochen als die Königin; denn es handelte sich bei ihr nur um eine Verurtheilung. Dem Löwen ist nichts am Erdenwurm gelegen. Es handelte sich darum, Herrn von Rohan zu verurtheilen, und Herr von Rohan ist freigesprochen.

»Wie werden sie sich nun benehmen, um mir den Spruch mitzutheilen, und wie, um mich aus dem Königreich zu führen? Werden sie sich an einer Frau dadurch rächen, daß sie sie dem strengsten Vollzuge der Strafe unterwerfen? Werden sie mich den Schützen übergeben, um mich an die Gränze zu führen? Wird man mir öffentlich sagen: Unwürdige! der König verbannt Sie aus seinem Reiche? Nein, meine Herren sind gutmüthig,« sprach sie lächelnd; »sie grollen mir nicht mehr. Sie grollen nur dem guten Pariser Volk, das unter ihren Balconen brüllt: Es lebe der Herr Cardinal! es lebe Cagliostro! es lebe das Parlament! Das ist ihr wahrer Feind: das Volk. Oh!

ja, es ist ihr unmittelbarer Feind, da ich auf die moralische Unterstützung der öffentlichen Meinung rechnete ... und da es mir gelungen ist!«

Jeanne war so weit, sie machte im Stillen ihre kleinen Vorbereitungen und ordnete mit sich ihre Rechnungen. Sie beschäftigte sich schon mit der Unterbringung ihrer Diamanten, mit ihrer Niederlassung in England, man war im Sommer, als plötzlich die Erinnerung an Reteau von Villette, nicht ihr Herz, sondern ihren Geist durchzuckte.

»Armer Junge,« sagte sie mit einem boshafte Lächeln, »er hat für Alle bezahlt. Es bedarf also für die Sühnungen immer einer niederträchtigen Seele im philosophischen Sinn, und so oft dergleichen Notwendigkeiten entstehen, erhebt sich der Sündenbock von der Erde, mit dem Streich, der ihn vernichten wird.

»Armer, gebrechlicher, elender Reteau, er bezahlt heute seine Pamphlete gegen die Königin, seine Federverschwörungen, und Gott, der Jedem seinen Theil in der Welt zurechnet, hat ihm wohl eine Existenz von Stockprügeln, von zeitweisen Louisd'ors, von Hinterhalten, von Verstecken mit einer Endentwicklung von Galeeren zudedacht. So geht es der Verschmitztheit statt des Verstandes, der Arglist statt der Bosheit, dem Geiste des Angriffs ohne die Ausdauer und die Stärke. Wie viele böse, schädliche Wesen gibt es in der Schöpfung von der giftigen Milbe an bis zum Scorpion, dem ersten der kleinen Wesen, das sich bei den Menschen gefürchtet macht. Alle diese ärmlichen Geschöpfe wollen schaden, aber sie haben nicht die Ehre des Kampfes; man zertritt sie.«

Und Jeanne begrub mit diesem bequemen Wortschwall ihren Genossen Reteau, fest entschlossen, sich nach dem Bagno zu erkundigen, wo der Elende eingeschlossen wäre, um auf ihrer Reise nicht dahin zu gerathen, um nicht einem Unglücklichen die Demüthigung anzuthun, ihm das Glück einer alten Bekannten zu zeigen. Jeanne hatte ein gutes Herz.

Sie nahm heiter ihr Mahl mit dem Concierge und seiner Frau ein. Diese aber hatten ihre Heiterkeit gänzlich vergessen; sie gaben sich nicht einmal die Mühe, ihre Beklemmung gänzlich zu verbergen. Jeanne schrieb ihre Kälte der Verurtheilung zu, deren Gegenstand sie war. Sie machte ihnen eine Bemerkung darüber. Sie antworteten, nichts sei so schmerzlich für sie, als der Anblick der Personen nach einem gefällten Urtheil.

Jeanne war im Grunde ihres Herzens so glücklich, es that ihr so wehe, ihre Freude verbergen zu müssen, daß ihr die Gelegenheit, allein, frei mit ihren Gedanken zu bleiben, nur sehr angenehm sein konnte. Sie gedachte sich nach dem Mittagessen auf ihr Zimmer zurückführen zu lassen.

Wie staunte sie, als der Concierge Hubert beim Nachtsch das Wort nahm und mit einer gezwungenen Feierlichkeit, die seinen Reden sonst durchaus fremd war, zu ihr sprach:

»Madame, wir haben den Befehl, die Personen, über deren Schicksal das Parlament entschieden, nicht in der Kerkermeisterei zu behalten.«

»Gut,« dachte Jeanne, »er kommt meinen Wünschen entgegen.«

Und sie stand auf und erwiderte:

»Ich möchte Sie nicht zu einer Uebertretung Ihrer Vorschriften veranlassen ... Das hieße die Güte, die Sie für mich gehabt haben, schlecht erkennen ... Ich kehre also in mein Zimmer zurück.«

Sie schaute das Ehepaar an, um die Wirkung ihrer Worte zu beobachten. Hubert drehte einen Schlüssel in seinen Fingern hin und her. Die Concierge wandte ihren Kopf ab, als wollte sie eine

neue Bewegung ihres Gemüths verbergen.

»Aber wohin wird man denn kommen, um mir den Spruch zu verlesen, und wann wird man kommen?« fragte die Gräfin.

»Man wartet vielleicht, bis Madame in ihrem Zimmer ist,« antwortete Hubert hastig.

»Er entfernt mich entschieden,« dachte Jeanne.

Und ein unbestimmtes Gefühl der Bangigkeit machte sie beben, doch kaum in ihrem Herzen erschienen, verdunstete es wieder.

Jeanne stieg die drei Stufen hinauf, welche von dieser Stube in den Gang der Kanzlei führten.

Als Frau Hubert die Gräfin weggehen sah, eilte sie auf sie zu und ergriff ihre Hände, nicht mit Ehrfurcht, nicht mit wahrer Freundschaft, nicht mit jener Empfindungsfülle, die für beide Theile gleich ehrenvoll ist, sondern mit einem Erguß tiefen Mitleids, welcher der verständigen Jeanne, ihr, die Alles bemerkte, nicht entging.

Dießmal war der Eindruck so scharf, daß Jeanne sich gestand, der Schrecken erfasse sie; doch der Schrecken wurde abgeschüttelt, wie sie die Bangigkeit abgeschüttelt hatte, und aus der bis an den Rand mit Freude und Hoffnung erfüllten Seele vertrieben.

Jeanne wollte sich von Frau Hubert die Ursache ihres Mitleids erklären lassen; sie öffnete den Mund und stieg wieder zwei Stufen herab, um eine Frage, so entschieden und kräftig wie ihr Geist, zu stellen. Doch sie hatte keine Zeit dazu. Hubert nahm sie, weniger höflich als lebhaft, bei der Hand und öffnete die Thüre.

Die Gräfin sah sich im Gange. Acht Schützen von der Vogtei warteten hier. Worauf warteten sie? das fragte sich Jeanne, als sie dieselben erblickte. Doch die Thüre des Concierge war schon wieder geschlossen. Vor den Schützen stand einer der gewöhnlichen Gefängnißschließer, derjenige, welcher die Gräfin jeden Abend in ihr Zimmer zurückführte.

Dieser Mensch schritt der Gräfin voran, als wollte er ihr den Weg zeigen.

»Ich gehe in mein Zimmer zurück?« sagte die Gräfin mit dem Tone einer Frau, welche dessen, was sie sagt, gern sicher scheinen möchte, aber zweifelt.

»Ja, Madame,« erwiderte der Schließer.

Jeanne faßte das eiserne Geländer an und stieg hinter dem Mann hinauf. Sie hörte die Schützen, welche einige Schritte von ihr entfernt zischelten, aber sich nicht von der Stelle rührten.

Beruhigt, ließ sie sich in ihr Zimmer einsperren und dankte sogar freundlich dem Schließer. Dieser entfernte sich.

Jeanne sah sich nicht so bald frei und allein, als ihre Freude ausschweifend hervorbrach, eine Freude, welche zu lange durch die Larve geknebelt gewesen war, unter der sie heuchlerisch ihr Gesicht beim Concierge verborgen hatte. Dieses Zimmer der Conciergerie war ihr Behältniß, das Behältniß eines einen Augenblick durch die Menschen gefesselten wilden Thieres, das durch eine Laune Gottes abermals in den freien Raum der Welt versetzt werden sollte.

Und in seiner Höhle oder in seinem Behältniß, wenn es finstere Nacht ist, wenn kein Geräusch dem gefangenen Thiere die Wachsamkeit seiner Hüter verkündigt, wenn sein feiner Geruch keine Spur in der Umgegend erkennt, beginnen dann die Sprünge dieser wilden Natur. Es reckt seine Glieder, um sie für die Bewegungen der erwarteten Unabhängigkeit geschmeidig zu machen. Dann hat es Schreie, dann hat es Aufschwingungen und Extasen, welche das Auge des Menschen nie erlauert.

Bei Jeanne war es so. Plötzlich hörte sie in ihrer Flur gehen; sie hörte die Schlüssel am Bunde des Schließers klirren; sie hörte das massive Schloß berühren.

»Was will man von mir?« dachte sie, indem sie sich stumm und aufmerksam erhob.

»Was gibt es, Jean?« fragte die Gräfin mit sanftem, gleichgültigem Tone.

»Madame wolle mir folgen,« erwiderte er.

»Wohin?«

»Hinab.«

»Wie? hinab ...«

»In die Kanzlei.«

»Ich bitte, warum?«

»Madame ...«

Jeanne ging auf diesen Mann zu, welcher zögerte, und sah am Ende der Flur die Schützen der Vogtei, welche sie zuerst unten getroffen hatte.

»Sagen Sie mir doch, was man in der Kanzlei von mir will?« rief sie bewegt.

»Madame, Herr Voillot, Ihr Vertheidiger, möchte Sie gern sprechen.«

»In der Kanzlei? Warum nicht hier, da er mehrere Male die Erlaubniß gehabt hat, hierher zu kommen?«

»Madame, Herr Voillot hat Briefe von Versailles erhalten, und er will Ihnen Kenntniß davon geben.«

Jeanne bemerkte nicht, wie unlogisch diese Antwort war. Ein einziges Wort fiel ihr auf: Briefe von Versailles, Briefe vom Hof ohne Zweifel, vom Vertheidiger selbst überbracht.

Sollte die Königin beim König nach Verkündigung des Spruches vermittelt haben? Sollte ...

Doch wozu Muthmaßungen? hatte man Zeit dazu, war das nöthig, wenn man in zwei Minuten die Lösung des Räthsels finden konnte?

Ueberdieß wurde der Schließer dringlich; er schüttelte seine Schlüssel wie ein Mensch, der in Ermangelung guter Gründe einen Befehl entgegenhält.

»Warten Sie ein wenig auf mich,« sagte Jeanne, »Sie sehen, daß ich mich schon ausgekleidet hatte, um ein wenig zu ruhen; ich bin in den letzten Tagen so müde geworden.«

»Ich werde warten, Madame, aber bedenken Sie, daß Herr Voillot Eile hat.«

Jeanne schloß ihre Thüre, zog ein etwas frischeres Kleid an, nahm eine Mantille und ordnete rasch ihre Haare. Sie brauchte keine fünf Minuten zu diesen Vorbereitungen. Ihr Herz sagte ihr, Herr Voillot bringe den Befehl, auf der Stelle abzugehen, und das Mittel, Frankreich auf eine zugleich discrete und bequeme Weise zu durchreisen. Ja, die Königin mußte dafür gesorgt haben, daß ihre Feindin so bald als möglich weggeführt wurde. Die Königin mußte, nachdem man den Spruch gefällt, sich's angelegen sein lassen, diese Feindin so wenig als möglich zu reizen, denn ist der Panther in Fesseln gefährlich, wie muß man ihn erst fürchten, wenn er frei ist? In diesen glücklichen Gedanken gewiegt, ging oder flog vielmehr Jeanne hinter dem Schließer her, der sie die kleine Treppe hinabgehen ließ, auf der man sie schon in den Sitzungssaal geführt hatte. Doch statt bis zu diesem Saale zu gehen, statt sich links zu wenden, um in die Kanzlei einzutreten, wandte sich der Schließer nach einer kleinen Thüre rechts.

»Wohin gehen Sie denn?« fragte Jeanne, »die Kanzlei ist dort.«

»Kommen Sie, kommen Sie, Madame,« sagte mit honigsüßem Tone der Schließer, »hier

erwartet Sie Herr Voillot.«

Er trat zuerst ein und zog die Gefangene nach, welche geräuschvoll die äußeren Riegel dieser dicken Thüre hinter ihr schließen hörte.

Erstaunt, doch ohne noch etwas in der Finsterniß zu sehen, wagte es Jeanne nicht mehr, ihren Wächter zu fragen.

Sie machte ein paar Schritte und blieb dann stehen. Ein bläuliches Licht verlieh der Stube, in der sie sich befand, das Aussehen vom Innern eines Grabes.

Die Helle drang oben von einem alterthümlichen Gitterwerk durch Spinnengewebe und eine hundertfache Lage uralten Staubes ein, und nur einige bleiche Strahlen gaben den Wänden ein wenig von ihrem Widerschein.

Jeanne fühlte plötzlich die Kälte, sie fühlte die Feuchtigkeit des Kerkers; sie errieth etwas Entsetzliches an den flammenden Augen des Schließers.

Indessen sah sie noch nichts, als diesen Mann; er allein mit der Gefangenen nahm in diesem Augenblick das Innere dieser vier Wände ein, welche ganz mit Grün überzogen waren von dem Wasser, das sie überall ausschwitzten, ganz schimmelig vom Durchzug einer Luft, welche die Sonne nie erwärmt hatte.

»Mein Herr,« sagte sie nun, den Eindruck des Schreckens beherrschend, der sie schauern machte, »was thun wir Beide hier? Wo ist Herr Voillot, zu welchem Sie mich zu führen versprochen haben?«

Der Schließer antwortete nicht: er wandte sich um, als wollte er nachschauen, ob die Thüre, durch die sie eingetreten waren, fest geschlossen sei.

Jeanne folgte dieser Bewegung voll Angst. Es kam ihr der Gedanke, sie habe es, wie in den schwärzlichen Romanen jener Zeit, mit einem jener Kerkermeister zu thun, welche, in wilder Liebe für ihre eingekerkerten Frauen entbrannt, an dem Tage, wo ihnen ihre Beute durch die offene Thüre ihres Käfigs entgehen soll, sich zu Tyrannen der *schönen Gefangenen* machen und ihnen Freiheit gegen Liebe antragen.

Jeanne war stark, sie fürchtete sich nicht vor Ueberfällen, sie hatte nicht die Schamhaftigkeit der Seele. Ihre Einbildungskraft kämpfte mit Vortheil gegen die sophistischen Launen der Herren Crébillon Sohn und Louvet. Sie ging mit lächelndem Auge gerade auf den Schließer zu und sagte:

»Mein Herr, was verlangen Sie von mir? Haben Sie mir etwas zu sagen? Die Zeit einer Gefangenen, wenn sie der Freiheit nahe steht, ist kostbar. Sie scheinen, um mit mir zu sprechen, einen sehr unheimlichen Ort der Zusammenkunft gewählt zu haben.«

Der Schließer antwortete nicht, weil er nicht begriff. Er setzte sich an die Ecke des niedrigen Kamins und wartete.

»Ich frage Sie noch einmal: was machen wir?« sagte sie.

Sie fürchtete, es mit einem Narren zu thun zu haben.

»Wir warten auf Herrn Voillot.«

Den Kopf schüttelnd entgegnete Jeanne:

»Sie werden mir zugestehen, daß Herr Voillot, wenn er mir Briefe von Versailles mitzutheilen hat, seine Zeit und sein Audienzzimmer schlecht wählte. Herr Voillot kann mich unmöglich hier warten lassen. Es ist etwas Anderes.«

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als eine Thüre, die sie nicht bemerkt hatte, ihr

gegenüber sich öffnete.

Es war eine von den runden Fallthüren, wahren Monumenten von Holz und Eisen, welche, wenn sie sich in dem Hintergrund, den sie verbargen, öffnen, ein kabbalistisches Rund ausschneiden, in dessen Mittelpunkt Mensch oder Landschaft durch Zauberei lebendig zu sein scheinen.

Hinter dieser Thüre waren in der That Stufen, die sich in einen schlecht beleuchteten Corridor voll Wind und Kühle senkten, und jenseits dieses Korridors sah Jeanne in einem einzigen Augenblick so schnell wie der Blitz, indem sie sich auf die Zehen erhob, eine Art von öffentlichem Platz, wo ein Haufe von Männern und Weibern mit funkelnden Augen wartete.

Doch wir wiederholen, es war dieß für Jeanne mehr eine Vision, als ein Anblick; sie hatte nicht einmal Zeit, sich Rechenschaft davon zu geben. Vor ihr, auf einem Plan, der viel näher war, als der erwähnte Platz, erschienen drei Personen, die letzte Stufe heraufsteigend.

Hinter diesen Personen, ohne Zweifel von den unteren Stufen, erhoben sich vier Bajonette, weiß und scharf, unheimlichen Kerzen ähnlich, welche diese Scene hätten beleuchten wollen.

Doch die runde Thüre schloß sich wieder. Die drei Männer traten allein in den Kerker ein, in dem sich Jeanne befand.

Diese ging von einem Erstaunen zum andern, oder vielmehr von der Unruhe zum Schrecken über.

Den Schließer, den sie einen Augenblick zuvor fürchtete, suchte sie nun auf, um seinen Schutz gegen die Unbekannten anzusprechen.

Der Schließer lehnte sich an die Wand des Kerkers an und zeigte durch diese Bewegung, daß er passiver Zuschauer dessen, was geschehen sollte, bleiben wolle und müsse.

Jeanne wurde angedet, ehe ihr der Gedanke, das Wort zu nehmen, gekommen war.

Einer von den drei Männern, der jüngste, fing an. Er war schwarz gekleidet, hatte seinen Hut auf dem Kopf und drehte in seiner Hand Papiere hin und her, die gleich der Skytala der Alten geschlossen waren.

»Madame,« sagte der Unbekannte, »Sie sind Jeanne von Saint-Rémy von Valois, Gattin von Marie Antoine Nicolas Grafen von La Mothe?«

»Ja, mein Herr,« erwiderte Jeanne.

»Sie sind geboren in Fontette am 22. Juli 1756?«

»Ja, mein Herr.«

»Sie wohnen in Paris in der Rue Neuve-Saint-Gilles?«

»Ja, mein Herr ... Doch wozu richten Sie alle diese Fragen an mich?«

»Madame, es thut mir leid, daß Sie mich nicht erkennen: ich bin der Gerichtsschreiber des Hofes.«

»Ich erkenne Sie.«

»Dann kann ich meine Functionen in meiner Eigenschaft, die Sie anerkannt haben, vollziehen.«

»Ich bitte einen Augenblick ... Wollen Sie mir sagen, wozu Ihre Functionen Sie verpflichten?«

»Ihnen den Spruch vorzulesen, der in der Sitzung vom 31. Mai 1786 gegen Sie gefällt worden ist.«

Jeanne bebte. Sie ließ einen Blick voll Bangigkeit und Mißtrauen umherlaufen. Nicht ohne

Grund setzen wir das Wort Mißtrauen, das als das minder starke erscheinen dürfte, zuletzt. Jeanne schauerte von einer unsäglichen Angst; sie ließ ein in der Finsterniß furchtbares Augenpaar flammen, um Acht zu geben.

»Sie sind der Kanzleischreiber Breton,« sagte sie; »doch wer sind diese beide Herren, Ihre Gehülften?«

Der Gerichtsschreiber wollte antworten, als der Schließer, seinem Worte zuvorkommend, auf ihn zueilte und ihm die von einer Angst oder einem beredten Mitleid erfüllten Worte zuflüsterte:

»Sagen Sie es ihr nicht.«

Jeanne hörte dieß; sie schaute die zwei Männer aufmerksamer an, als sie bis dahin gethan hatte. Sie wunderte sich, als sie den eisengrauen Rock und die eisernen Knöpfe des Einen, das behaarte Wamms und die Pelzmütze des Andern sah; die seltsame Schürze, welche die Brust des Letzteren bedeckte, erregte Jeanne's Aufmerksamkeit; diese Schürze schien an verschiedenen Stellen verbrannt, an andern mit Blut und mit Oel befleckt.

Sie wich zurück. Es war, als böge sie sich, um einen kräftigen Ansatz zu nehmen.

Der Gerichtsschreiber näherte sich ihr und sprach:

»Knieen Sie nieder, Madame.«

»Ich, niederknieen!« rief Jeanne; »niederknieen! ich! ... ich, eine Valois, niederknieen!«

»So lautet der Befehl, Madame,« sprach der Gerichtsschreiber sich verbeugend.

»Aber, mein Herr,« entgegnete Jeanne mit einem unseligen Lächeln, »was fällt Ihnen ein? ich muß Sie also das Gesetz lehren? Man kniet nur nieder, um öffentliche Abbitte zu thun!«

»Nun, Madame?«

»Nun! mein Herr, man thut nur Abbitte in Folge eines Spruchs, der zu einer entehrenden Strafe verurtheilt. Die Verbannung ist, so viel ich weiß, keine entehrende Strafe im französischen Gesetz.«

»Madame, ich habe Ihnen nicht gesagt, Sie seien zur Verbannung verurtheilt,« sprach der Gerichtsschreiber mit tiefer Traurigkeit.

»Nun!« rief Jeanne ausbrechend, »wozu bin ich beim verurtheilt?«

»Das werden Sie erfahren, wenn Sie den Spruch anhören, und um ihn anzuhören, wollen Sie für's Erste niederknieen.«

»Nie, nie!«

»Madame, das ist der erste Artikel meiner Instruktionen.«

»Nie, nie, sage ich Ihnen.«

»Madame, es ist geschrieben, wenn die Verurtheilte sich weigere niederzuknieen ...«

»Nun?«

»So werde man sie mit Gewalt dazu zwingen.«

»Gewalt! gegen eine Frau!«

»Eine Frau darf eben so wenig als ein Mann der dem König und der Gerechtigkeit schuldigen Achtung ermangeln.«

»Und der Königin! nicht wahr?« rief Jeanne wüthend, »denn ich erkenne wohl hierin die Hand eines feindseligen Weibes.«

»Sie haben Unrecht, die Königin anzuklagen, Madame. Ihre Majestät hat keinen Antheil an der Abfassung der Parlamentssprüche. Auf, Madame, ersparen Sie uns die Nothwendigkeit,

Gewalt zu brauchen; auf die Kniee!«

»Nie! nie! nie!«

Der Gerichtsschreiber rollte sein Papier zusammen und zog aus seiner weiten Tasche ein sehr dickes, das er in Voraussicht dessen, was jetzt geschah, in Reserve hielt.

Und er las den vom Generalanwalt an die öffentliche Gewalt erlassenen Befehl, die widerspänstige Angeklagte zum Niederknien zu zwingen, *um der Gerechtigkeit Genüge zu leisten*.

Jeanne stemmte sich in eine Ecke des Gefängnisses und forderte mit ihren Blicken die öffentliche Gewalt heraus, welche sie in den Bajonetten zu erblicken geglaubt hatte, die sich aus der Treppe vor der Thüre erhoben.

Doch der Gerichtsschreiber ließ diese Thüre nicht öffnen, er machte den erwähnten zwei Männern ein Zeichen, und diese näherten sich ruhig, wie jene untersetzten, unerschütterlichen Kriegsmaschinen, mit denen man eine Mauer bei Belagerungen angreift.

Ein Arm jedes dieser Männer packte Jeanne unter der Schulter und zog sie mitten in den Saal, trotz ihres Geschreis, trotz ihres Brüllens.

Der Gerichtsschreiber setzte sich unempfindlich und wartete.

Jeanne sah nicht, daß sie, um sich so schleppen zu lassen, zu drei Vierteln hatte niederknien müssen. Ein Wort des Gerichtsschreibers machte sie darauf aufmerksam.

»Es ist gut so,« sagte er.

Sogleich spannte sich die Feder ab, Jeanne sprang zwei Fuß vom Boden in den Armen der Männer, die sie hielten.

»Es ist ganz unnütz, daß Sie so schreien,« sagte der Gerichtsschreiber, »denn man hört Sie außen nicht, und dann werden Sie das Urtheil nicht hören, das ich Ihnen jetzt vorlesen muß.«

»Erlauben Sie, daß ich stehend höre, und ich werde stillschweigend zuhorchen,« rief Jeanne keuchend.

»Sobald die Schuldige zum Staupbesen verurtheilt wird,« sprach der Gerichtsschreiber, »ist die Strafe entehrend und zieht die Kniebeugung nach sich.«

»Zum Staupbesen!« brüllte Jeanne. »Zum Staupbesen! Ah! Elender! Zum Staupbesen, sagen Sie? ...«

Und diese Schreie wurden so gewaltig, daß sie den Schließer, den Gerichtsschreiber und die zwei Gehülfen betäubten, und daß diese Leute den Kopf verloren und gleich Betrunknen die Materie durch die Materie bändig zu wollen anfangen.

Da warfen sie sich auf Jeanne und suchten sie niederzuziehen, doch sie widerstand siegreich. Sie wollten sie die Kniee biegen machen, aber sie stemmte ihre Muskeln an wie stählerne Klingen.

Sie blieb in der Luft in den Händen dieser Männer schweben und bewegte ihre Hände und ihre Füße so, daß sie ihnen grausame Wunden beibrachte.

Sie theilten sich in die Arbeit; einer von ihnen hielt ihr die Füße wie in einem Schraubstock; die zwei Andern hoben sie an den Faustgelenken auf und riefen dem Gerichtsschreiber zu:

»Lesen Sie, lesen Sie immerhin Ihren Spruch, Herr Gerichtsschreiber, sonst werden wir mit dieser Wüthenden nie zu Ende kommen!«

»Nie werde ich einen Spruch lesen lassen, der mich zur Ehrlosigkeit verurtheilt,« rief Jeanne,

sich mit einer übermenschlichen Stärke sträubend. Und sie verband die That mit der Drohung und übertäubte die Stimme des Gerichtsschreibers durch ein so gellendes Gebrüll und Geschrei, daß sie kein Wort von dem Vorgelesenen hörte.

Nach beendigter Lesung legte er seine Papiere wieder zusammen und steckte sie in seine Tasche.

Als Jeanne glaubte, er habe geendigt, schwieg sie und suchte wieder Kraft zu sammeln, um diesen Männern abermals zu trotzen. Sie ließ aus das Gebrülle ein Gelächter folgen, das noch wilder war.

»Und,« sprach der Gerichtsschreiber, indem er gelassen mit der herkömmlichen Formel schloß, »und der Spruch wird auf dem Executionsplatz im Justizhof vollzogen werden!«

»Oeffentlich!« brüllte die Unglückliche ... »Oh!«

»Meister von Paris, ich überantworte Euch dieses Weib,« vollendete der Gerichtsschreiber, indem er sich an den Mann mit der ledernen Schürze wandte.

»Wer ist dieser Mann?« fragte Jeanne in einem letzten Paroxysmus der Angst und Wuth.

»Der Henker,« antwortete der Gerichtsschreiber, während er seine Manschetten zurecht richtete, mit einer Verbeugung.

Kaum hatte der Gerichtsschreiber dieses Wort gesprochen, als sich die zwei Henker der Gräfin bemächtigten und sie aufhoben, um sie nach der Gallerie zu tragen, welche sie bemerkt hatte. Wir müssen darauf verzichten, die Art zu schildern, wie sie sich zur Wehr setzte. Diese Frau, welche im gewöhnlichen Leben über eine Schramme in Ohnmacht fiel, ertrug beinahe gegen eine Stunde die Mißhandlungen und Schläge der beiden Henker; sie wurde bis zur äußeren Thüre geschleppt, ohne daß sie einen Augenblick aufgehört hatte, das gräßlichste Geschrei auszustoßen.

Jenseits dieser Pforte, wo die versammelten Soldaten die Menge im Zaum hielten, erschien plötzlich der kleine Hof, genannt der Justizhof, mit den zwei- bis dreitausend Zuschauern, welche die Neugierde seit den Vorbereitungen und der Errichtung des Schaffots herbeigelockt hatte.

Auf einer ungefähr acht Fuß hohen Estrade erhob sich ein schwarzer Pfahl, mit eisernen Ringen versehen und überragt von einer Schrift, welche der Gerichtsschreiber, ohne Zweifel auf Befehl, unleserlich zu machen bemüht gewesen war.

Diese Estrade hatte kein Geländer, man stieg auf einer Leiter ebenfalls ohne Geländer zu ihr hinauf. Die einzige Einfassung, die man hier bemerkte, waren die Bajonette der Schützen. Sie schlossen den Zugang wie ein Gitter mit glänzenden Spitzen.

Als die Menge sah, daß die Thüren des Palastes sich öffneten, und daß die Commissäre mit ihren Stäbchen kamen, daß der Gerichtsschreiber mit seinen Papieren in der Hand herbeischritt, fing sie ihre wellenförmige Bewegung an, welche ihr Ähnlichkeit mit dem Meere verleiht.

Bon allen Seiten erschollen die Rufe: »Hier kommt sie! hier kommt sie!« mit nicht sehr ehrenvollen Beiwörtern für die Verurtheilte, und da und dort mit nicht sehr freundlichen Bemerkungen für die Richter.

Denn Jeanne hatte Recht, sie hatte sich seit ihrer Verurtheilung eine Partei gemacht. Leute, die sie zwei Monate vorher verachteten, hatten sie wieder in Ehren eingesetzt, seitdem sie sich als Gegnerin der Königin aufgeworfen.

Herr von Crosne hatte Alles vorhergesehen. Die ersten Reihen dieses Schauspielsaales waren

von einem Parterre besetzt, das denjenigen ergeben war, welche die Kosten des Schauspiels bezahlten. Man bemerkte hier, neben breitschultrigen Agenten, die eifrigsten Anhängerinnen des Cardinals von Rohan. Man hatte Mittel gefunden, für die Königin die gegen sie erweckten Leidenschaften des Zorns zu benützen. Diejenigen sogar, welche Herrn von Rohan aus Antipathie gegen Marie Antoinette so stark Beifall zugeklatscht hatten, zischten oder piffen Frau von La Mothe aus, welche so unklug gewesen war, ihre Sache von der des Cardinals abzusondern.

Folge hievon war, daß bei ihrer Erscheinung auf dem kleinen Platze die wüthenden Schreie: »*Nieder mit La Mothe! Hol die Fälscherin,*« die Mehrzahl bildeten und den kräftigsten Lippen entströmten.

Es geschah auch, daß diejenigen, welche ihr Mitleid für Jeanne oder ihre Entrüstung gegen den Spruch, der sie traf, auszudrücken versuchten, von den Damen der Halle für Feinde des Cardinals, von den Agenten für Feinde der Königin gehalten und in dieser doppelten Eigenschaft von den beiden Geschlechtern mißhandelt wurden, welche bei der Erniedrigung von Frau von La Mothe interessirt waren. Jeanne war mit ihren Kräften zu Ende, aber noch nicht mit ihrer Wuth; sie hörte auf zu schreien, weil sich ihre Schreie in der Gesammtheit der Geräusche und des Kampfes verloren. Doch mit ihrer scharfen, vibrirenden, metallischen Stimme schleuderte sie ein paar Worte unter die Menge, welche wie durch einen Zauber alles Gemurmel zum Schweigen brachten.

»Wißt Ihr, wer ich bin!« sagte sie, »wißt Ihr, daß ich vom Blute Eurer Könige bin? Wißt Ihr, daß man in mir nicht eine Schuldige, sondern eine Nebenbuhlerin schlägt? Nicht nur eine Nebenbuhlerin, sondern eine Genossin!«

Hier wurde sie zu rechter Zeit durch das Geschrei der verständigsten Agenten des Herrn von Crosne unterbrochen.

Aber sie hatte, wenn nicht die Theilnahme, doch wenigstens die Neugierde erregt, und die Neugierde des Volks ist ein Durst, der gestillt werden will.

»Ja,« wiederholte sie, »eine Genossin! Man bestraft in mir diejenige, welche genau eingeweiht war in die Geheimnisse von ...«

»Nehmen Sie sich in Acht,« sagte ihr der Gerichtsschreiber in's Ohr.

Sie wandte sich um, der Henker hielt eine Peitsche in der Hand.

Bei diesem Anblick vergaß Jeanne ihre Rede, ihren Haß, ihren Wunsch, die Menge für sich zu gewinnen; sie sah nur noch die Schande, sie fürchtete nur noch den Schmerz.

»Gnade! Gnade!« rief sie mit einer herzerreißender Stimme.

Ein ungeheures Gezische übertönte ihr Flehen. Jeanne klammerte sich, vom Schwindel ergriffen, an die Kniee des Henkers an, und es gelang ihr, seine Hand zu fassen. Doch er hob den andern Arm auf und ließ die Peitsche weich auf die Schultern der Gräfin fallen.

Da ereignete sich etwas Unerhörtes; diese Frau, welche der körperliche Schmerz vielleicht niedergeworfen, geschmeidig gemacht, gezähmt hätte, erhob sich, als sie sah, daß man sie schonte; sie stürzte sich auf den Andern, auf den Gehülften, und suchte ihn auf den Boden zu schleudern, um sich vom Schaffot herab auf den Platz zu werfen. Plötzlich wich sie zurück.

Dieser Mann hielt in der Hand ein geröthetes Eisen, das er so eben aus glühenden Kohlen gezogen hatte. Er hob dieses Eisen auf, und die verzehrende Hitze, die es ausströmte, machte Jeanne unter einem wilden Gebrülle zurückspringen.

»Gebrandmarkt!« rief sie, »gebrandmarkt!«

Alles Volk antwortete auf ihren Schrei durch einen nicht minder furchtbaren Schrei.

»Ja! ja!« brüllten dreitausend Stimmen.

»Zu Hilfe!« stöhnte Jeanne ganz verwirrt, indem sie die Stricke, mit welchen man ihre Hände gebunden hatte, zu zerreißen suchte.

Zu gleicher Zeit schlitze der Henker das Kleid der Gräfin, da er es nicht öffnen konnte, auf, und während er mit zitternder Hand den zerfetzten Stoff auf die Seite schob, suchte er das glühende Eisen zu nehmen, das sein Gehülfe ihm darbot.

Doch Jeanne stürzte sich auf diesen Mann, und machte ihn beständig zurückweichen, denn er wagte es nicht, sie zu berühren, so daß der Henker, daran verzweifelnd, daß er das unselige Werkzeug nehmen könnte, zu horchen anfang, ob sich in den Reihen der Menge eine Verfluchung gegen ihn erhebe. Die Eitelkeit hatte sich seiner bemächtigt.

Die Menge begann die kräftige Vertheidigung dieser Frau zu bewundern und bebte von dumpfer Ungeduld; der Gerichtsschreiber war die Leiter hinabgestiegen; die Soldaten betrachteten dieses Schauspiel: es herrschte eine Unordnung, eine Verwirrung, die einen bedrohlichen Anblick bot.

»Macht ein Ende!« rief eine Stimme, welche aus der ersten Reihe der Menschen hervorkam.

Eine gebieterische Stimme, die der Henker ohne Zweifel erkannte, denn mit einem kräftigen Ansatz warf er Jeanne zurück, drückte sie nieder, und bog mit seiner linken Hand ihren Kopf auf die Seite.

Sie erhob sich glühender als das Eisen, mit dem sie bedroht war, und rief mit einer Stimme, welche den ganzen Tumult des Platzes, alle Verwünschungen der ungeschickten Henker beherrschte:

»Feige Franzosen, Ihr vertheidigt mich nicht, Ihr laßt mich martern!«

»Schweigen Sie!« lief der Gerichtsschreiber.

»Schweigen Sie!« rief der erste Commissär.

»Ich, schweigen! ... Ah! ja wohl!« schrie Jeanne, »was wird man mir thun? ... Ja, wenn ich diese Schmach erdulde, ist es meine Schuld ...«

»Ah! ah! ah!« rief die Menge, die sich im Sinn dieses Bekenntnisses täuschte.

»Schweigen Sie!« wiederholte der Gerichtsschreiber.

»Ja, meine Schuld,« fuhr Jeanne sich krümmend fort, »denn wenn ich hätte sprechen wollen ...«

»Schweigen Sie!« schrieten Gerichtsschreiber, Commissäre und Henker.

»Wenn ich Alles hätte sagen wollen, was ich über die Königin weiß ... nun, ich wäre gehenkt, aber nicht entehrt worden.«

Sie konnte nicht mehr sprechen, denn der Commissär sprang auf das Schaffot, gefolgt von Agenten, welche die Elende knebelten und sie ganz zuckend, ganz gequetscht, das Gesicht angeschwollen, bleifarbig, blutend, den zwei Henkern übergaben, von denen der eine sein Opfer abermals niederbog; zu gleicher Zeit ergriff er das Eisen, das ihm sein Gehülfe zu reichen vermochte. Doch Jeanne benützte wie eine Natter die Unzulänglichkeit dieser Hand, die ihr Genick preßte; sie sprang zum letzten Mal auf, wandte sich mit einer wüthenden Freude um, und bot dem Henker, indem sie ihn mit einem herausfordernden Auge anschaute, ihre Brust, so daß

das unselige Werkzeug, das sich auf ihre Schulter senkte, sie am rechten Busen traf und seine rauchende, verzehrende Furche in das lebendige Fleisch eindrückte, was dem Opfer, trotz des Knebels, ein Gebrülle entriß, dem keine Intonation gleichkommt, welche die menschliche Stimme hervorzubringen vermag.

Jeanne sank unter ihrer Schmach zusammen. Sie war besiegt. Ihre Lippen ließen keinen Ton mehr entschlüpfen, ihre Glieder hatten kein Beben mehr; dießmal war sie wirklich ohnmächtig.

Der Henker trug sie, gleichsam auf seiner Schulter entzweigebogen, fort und stieg unsicheren Tritts die Leiter der Schande mit ihr hinab.

Das Volk, mochte es nun den Vorgang billigen oder bestürzt sein, war ebenfalls verstummt, verlief sich aber durch die vier Ausgänge des Platzes erst, nachdem es hinter Jeanne die Thüren der Conciergerie hatte schließen, nachdem es das Schaffot langsam, Stück für Stück, hatte zerstören sehen, nachdem es sich versichert hatte, daß es keinen Epilog bei dem furchtbaren Drama gab, womit das Parlament ihm eine Vorstellung gegeben.

Die Agenten überwachten Alles bis auf die letzten Eindrücke der Anwesenden; ihre ersten Einschärfungen wurden so klar ausgesprochen, daß es Tollheit gewesen wäre, ihrer mit Knütteln und Handschellen bewaffneten Logik irgend eine Einwendung entgegenzusetzen.

Die Einwendung, wenn eine vorkam, war gelassen und ganz innerlich. Allmähig nahm der Platz seine gewöhnliche Ruhe wieder an. Nur hatten am Ende der Brücke, als der ganze Haufe sich zerstreut, zwei Männer, junge und bedächtliche Männer, welche sich ebenfalls entfernten, folgendes Gespräch mit einander:

»Ist es wirklich Frau von La Mothe, die der Henker gebrandmarkt hat? Glauben Sie es, Maximilian?«

»Man sagt es, doch ich glaube es nicht,« erwiderte der Größere von den zwei Sprechenden.

»Nicht wahr, Sie sind der Meinung, daß sie es nicht sei? sagte der Andere, ein kleiner Mann mit gemeinem Gesicht, mit einem Auge rund und leuchtend wie das der Nachtvögel, mit kurzem, schmierigem Haar, »nicht wahr, es ist nicht Frau von La Mothe, die man gebrandmarkt hat? Die Stützen dieser Tyrannen haben ihre Mitschuldige verschont. Sie haben, um Marie Antoinette von der Anklage zu entlasten, eine Mlle. Oliva gefunden, die sich als prostituirt bekannte; sie werden auch eine falsche Frau von La Mothe haben finden können, die sich als Betrügerin bekannte. Sie werden mir sagen, es sei da die Brandmarkung ... Bah! Comödie, wofür sich der Henker und das Opfer haben bezahlen lassen, das ist nur theurer!«

Der Begleiter dieses Mannes horchte, den Kopf wiegend. Er lächelte, ohne zu antworten.

»Warum antworten Sie nicht?« fragte der häßliche kleine Mann; »billigen Sie meine Ansicht nicht?«

»Es will viel heißen, wenn man sich am Busen brandmarken läßt,« erwiderte er; »die Comödie, von der Sie sprechen, scheint mir nicht erwiesen. Sie sind mehr Arzt als ich, und Sie hätten das verbrannte Fleisch riechen müssen. Ich gestehe, ein unangenehmes Andenken.«

»Eine Geldsache, habe ich Ihnen gesagt: man bezahlt eine Verurtheilte, welche wegen irgend einer andern Sache gebrandmarkt würde, man bezahlt sie dafür, daß sie drei bis vier pomphafte Phrasen sagt, dann knebelt man sie, wenn sie im Begriff ist, zu verzichten ...«

»La, la, la!« rief phlegmatisch derjenige, welchen man Maximilian genannt hatte, »ich werde Ihnen nicht auf diesen Boden folgen, er ist nicht solid.«

»Hm!« sprach der Andere, »dann werden Sie es machen, wie die übrigen Maulaffen, Sie

werden am Ende sagen, Sie haben Frau von La Mothe brandmarken sehen. Das sind so Ihre Launen. Vorhin drückten Sie sich nicht so aus, denn Sie sagten positiv: »Ich glaube nicht, daß es Frau von La Mothe ist, die man gebrandmarkt hat.«

»Nein, ich glaube es noch nicht,« erwiderte lächelnd der junge Mann, »doch es ist auch keine von jenen Verurtheilten, die Sie nennen.«

»Wer ist es denn? Sprechen Sie, wer ist die Person, die man hier auf dem Platze statt der Frau von La Mothe gebrandmarkt hat?«

»Es ist die Königin!« sagte der junge Mann mit scharfem Tone zu seinem unheimlichen Gefährten, und er punktirte diese Worte mit einem unerklärbaren Lächeln.

Der Andere wich laut lachend und diesem Scherze Beifall klatschend zurück, dann schaute er umher und rief:

»Adieu, Robespierre.«

»Adieu, Marat,« erwiderte der Andere.

Und sie trennten sich.

XCVI.

Die Hochzeit.

Am Tage dieser Execution, gegen Mittag, kam der König aus seinem Cabinet in Versailles, und man sah ihn Herrn von Provence mit den hart ausgesprochenen Worte entlassen:

»Mein Herr, ich wohne heute einer Hochzeitmesse bei. Sprechen Sie mir nicht von Ehe und schlechter Ehe; das wäre ein schlimmes Vorzeichen für die Verlobten, die ich liebe und beschützen werde.«

Der Graf von Provence faltete lächelnd die Stirne, verbeugte sich tief vor seinem Bruder und kehrte in seine Gemächer zurück.

Seinen Weg mitten unter den in den Gallerien zerstreuten Höflingen verfolgend, lächelte der König dem Einen zu und schaute den Andern stolz an, je nachdem er sie in der Angelegenheit, worin das Parlament sein Urtheil gefällt, ihm günstig oder ungünstig gesehen hatte.

Er kam bis in den viereckigen Salon, in welchem die Königin ganz geschmückt im Kreise ihrer Ehrendamen und ihrer Edelleute verweilte.

Bleich unter ihrer Schminke, hörte Marie Antoinette mit einer geheuchelten Aufmerksamkeit auf die freundlichen Fragen, welche Frau von Lamballe und Frau von Calonne über ihre Gesundheit an sie richteten.

Doch oft schaute sie verstohlen nach der Thüre, suchend wie eine Frau, die vor Verlangen zu sehen brennt, und sich abwendend, wie eine, die gesehen zu haben zittert.

»Der König!« lief einer der Huissiers. Und in einer Woge von Spitzen, Stickereien und Licht sah sie Ludwig XVI. eintreten, dessen erster Blick von der Schwelle des Salons aus auf sie gerichtet war.

Die Königin stand auf und machte drei Schritte gegen den König, der ihr liebevoll die Hand küßte.

»Sie sind heute schön, Madame, wunderschön,« sagte er.

Sie lächelte traurig und suchte noch einmal mit irrem Auge unter der Menge den unbekanntem Punkt, von dem wir gesagt, sie suche ihn.

»Unsere jungen Verlobten sind nicht da?« fragte der König. »Mir scheint, die Mittagsstunde wird sogleich schlagen.«

»Sire,« erwiderte die Königin mit einer so heftigen Anstrengung, daß ihre Schminke aufsprang und stellenweise abfiel »Herr von Charny ist allein angekommen; er wartet in der Gallerie, bis Eure Majestät ihm einzutreten befiehlt.«

»Charny!« rief der König, ohne das ausdrucksvolle Stillschweigen zu bemerken, das auf die Worte der Königin gefolgt war, »Charny ist da? er komme! er komme!«

Einige Edelleute machten sich von der Gruppe los, um Herrn von Charny entgegenzugehen.

Die Königin drückte ihre Finger nervig an ihr Herz und setzte sich wieder, der Thüre den Rücken zuwendend.

»Es ist wahrhaftig Mittag,« wiederholte der König, »die Braut müßte da sein.«

Als der König dieß sagte, erschien Charny am Eingang des Salons; er hörte die letzten Worte des Königs und erwiderte sogleich:

»Eure Majestät wolle die unwillkürliche Zögerung von Fräulein von Taverney entschuldigen; seit dem Tode ihres Vaters hat sie das Bett nicht verlassen. Heute steht sie zum ersten Mal auf, und sie hätte schon den Befehlen des Königs entsprochen, wäre sie nicht von einer Ohnmacht befallen worden.«

»Die Theure liebte ihren Vater so sehr,« sprach der König laut; »doch da sie einen guten Gatten findet, so dürfen wir hoffen, daß sie sich trösten wird.«

Die Königin horchte, oder hörte vielmehr, ohne eine Bewegung zu machen. Jeder, der ihr mit den Augen gefolgt wäre, so lange Charny sprach, hätte sehen können, wie ihr Blut, gleich einem sich senkenden Niveau, von ihrer Stirne in ihr Herz sich zurückzog.

Als der König wahrnahm, wie der herbeiströmende Adel und die Geistlichkeit den Salon füllten, erhob er plötzlich das Haupt und sprach:

»Herr von Breteuil, haben Sie den Verbannungsbefehl für Cagliostro ausgefertigt?«

»Ja, Sire,« erwiderte demüthig der Minister.

Der Athem eines schlafenden Vogels hätte die Stille der Versammlung gestört.

»Und diese La Mothe, welche sich von Valois nennt,« fuhr der König mit starker Stimme fort, »hat man sie gebrandmarkt?«

»In diesem Augenblick muß es geschehen sein,« erwiderte der Siegelbewahrer.

Das Auge der Königin funkelte. Ein billigendes Gemurmel durchkreiste den Saal.

»Es wird den Herrn Cardinal ärgern, wenn er erfährt, daß man seine Genossin gebrandmarkt hat,« sprach Ludwig XVI. mit einer zähen Strenge, die man vor dieser Angelegenheit nie an ihm wahrgenommen hatte.

Und nach diesem Worte *Genossin*, gegen einen Angeklagten gebraucht, den das Parlament freigesprochen, nach diesem Worte, welches den Götzen der Pariser brandmarkte, nach diesem Worte, das einen der ersten Kirchenfürsten, einen der ersten französischen Prinzen als Dieb und Fälscher verdammt, ließ der König, als hätte er der Geistlichkeit, dem Adel, den Parlamenten, dem Volke eine feierliche Herausforderung zugesandt, um die Ehre seiner Frau zu behaupten, ein Auge umherlaufen, flammend von jenem Zorn und jener Majestät, wie Niemand in Frankreich sie empfunden, seitdem die Augen Ludwigs XIV. sich zum ewigen Schlummer geschlossen hatten.

Kein Gemurmel, kein Wort der Beipflichtung wurde dieser Rache zu Theil, die der König an Allen nahm, welche zur Entehrung der Monarchie conspirirt hatten. Dann näherte er sich der Königin, und diese reichte ihm ihre beiden Hände mit dem Erguß tiefer Dankbarkeit.

In demselben Augenblick erschienen am Ende der Gallerie Fräulein von Taverney, weiß von Gewändern, wie eine Braut, weiß von Angesicht, wie ein Gespenst, und Philipp von Taverney, der ihr seine Hand gab.

Andrée kam mit raschen Schritten, unruhigen Blicken, keuchendem Busen herbei: sie sah und hörte nicht; die Hand ihres Bruders verlieh ihr die Stärke, den Muth und gab ihr die Richtung.

Die Menge der Höflinge lächelte, als die Braut vorüberkam. Alle Frauen nahmen Platz hinter der Königin, alle Männer stellten sich hinter den König.

Der Bailli von Suffren, der Olivier von Charny an der Hand hielt, kam Andrée und ihrem Bruder entgegen, begrüßte sie und vermischte sich dann mit der Gruppe der Freunde und

Verwandten.

Philipp schritt weiter, ohne daß sein Auge dem von Olivier begegnet war, ohne daß der Druck seiner Finger Andrée benachrichtigt hatte, daß sie ihren Kopf erheben müsse.

Als er vor den König gelangt war, drückte er seiner Schwester die Hand, und diese öffnete, wie eine galvanisirte Todte, ihre großen Augen und sah Ludwig XVI., der ihr voll Güte zulächelte.

Sie verbeugte sich unter dem allgemeinen Gemurmeln der Anwesenden, welche ihrer Schönheit Beifall spendeten.

»Mein Fräulein,« sprach der König, indem er sie bei der Hand nahm, »Sie mußten das Ende Ihrer Trauer abwarten, um Herrn von Charny zu heirathen; hätte ich Sie nicht ersucht, die Heirath zu beschleunigen, würde Ihnen Ihr zukünftiger Gatte, trotz seiner Ungeduld, vielleicht noch einen Monat Aufschub gestattet haben; doch Sie leiden, wie ich höre, und das ist mir sehr leid; aber ich muß mir das Glück guter Edelleute sichern, die mir dienen wie Herr von Charny; hätten Sie ihn nicht heute geheirathet, so wohnte ich Ihrer Hochzeit nicht bei, da ich morgen mit der Königin eine Reise durch Frankreich antrete. So aber werde ich das Vergnügen haben, Ihren Heirathsvertrag heute zu unterzeichnen und Sie in meiner Capelle getraut zu sehen. Begrüßen Sie die Königin, mein Fräulein, und danken Sie ihr, denn Ihre Majestät ist sehr gut gegen Sie.«

Zu gleicher Zeit führte er selbst Andrée zu Marie Antoinette.

Diese hatte sich erhoben; ihre Kniee zitterten, ihre Hände waren eiskalt. Sie wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen, und sah nur etwas Weißes, was sich ihr näherte und sich vor ihr verneigte.

Das war das Hochzeitskleid Andrée's.

Der König gab sogleich die Hand der Braut Philipp zurück, reichte die seinige Marie Antoinette und sprach mit lauter Stimme:

»In die Capelle, meine Herren!«

Diese ganze Menge ging stillschweigend hinter Ihren Majestäten, um ihre Plätze zu nehmen.

Die Messe begann alsbald. Die Königin hörte sie, auf ihr Betpult gebeugt, den Kopf in ihren Händen begraben, an. Sie betete mit ihrer ganzen Seele, mit allen ihren Kräften; sie sandte zum Himmel so glühende Gelübde empor, daß der Hauch ihrer Lippen die Spuren ihrer Thränen verzehrte.

Bleich und schön, die Last aller Blicke auf sich fühlend, war Herr von Charny ruhig und muthig, wie er es an seinem Bord gewesen, inmitten der Flammenwirbel und Orkane der englischen Geschütze.

Das Auge auf seine Schwester geheftet, die er beben und wanken sah, schien Philipp bereit, dieser den Beistand eines Wortes, einer Geberde des Trostes oder der Freundschaft zu leisten.

Doch Andrée verleugnete sich nicht; sie blieb, den Kopf erhoben, jede Minute an ihrem Fläschchen mit Salzen riechend, sterbend und schwankend wie die Flamme einer Wachskerze, aber aufrecht und beharrlich lebend durch die Stärke ihres Willens.

Sie richtete keine Gebete an den Himmel, sie that keine Gelübde für die Zukunft, sie hatte nichts zu hoffen, nichts zu fürchten; sie war nichts für die Menschen, nichts für Gott.

Als der Priester sprach, als die Glocke ertönte, als um sie her das göttliche Mysterium in Erfüllung ging, da sagte sie zu sich selbst:

»Bin ich auch eine Christin? Bin ich ein Wesen wie die anderen, ein Geschöpf den anderen ähnlich? Hast Du mich für das Mitleid gemacht. Du, den man den erhabenen, unumschränkten

Gott, den Gebieter aller Dinge nennt? Du, den man vorzugsweise gerecht nennt, und der Du mich immer bestraft hast, ohne daß ich je gesündigt? Du, den man den Gott des Friedens und der Liebe nennt, und dem ich es verdanke, daß ich in der Bangigkeit, im Zorn, in der blutigen Rache lebe? Du, dem ich es verdanke, daß ich den einzigen Mann, den ich geliebt hatte, zum tödtlichsten Feind habe?

»Nein,« fuhr sie fort, »nein, die Dinge dieser Welt und die Gesetze Gottes gehen mich nichts an. Ohne Zweifel bin ich schon vor meiner Geburt verflucht gewesen und nach derselben außer das Gesetz gestellt worden.«

Dann zu ihrer schmerzlichen Vergangenheit zurückkehrend murmelte sie:

»Seltsam! seltsam! Es ist hier in meiner Nähe ein Mann, dessen Name, wenn er nur ausgesprochen wurde, mich vor Glück sterben machte. Hätte mich dieser Mann um meiner selbst willen verlangt, ich wäre genöthigt gewesen, mich zu seinen Füßen zu wälzen und ihn wegen meines Fehlers von Einst, wegen Deines Fehlers, mein Gott, um Verzeihung zu bitten! Und der Mann, den ich anbetete, würde mich vielleicht zurückgestoßen haben. Heute heirathet mich dieser Mann, und er wird mich auf beiden Knieen um Verzeihung bitten. Seltsam! oh! ja, sehr seltsam!«

In diesem Augenblick traf die Stimme des Priesters an ihr Ohr. Sie sprach:

»Jacques Olivier von Charny, nehmen Sie Marie Andrée von Taverney zur Gattin?«

»Ja,« antwortete mit fester Stimme Olivier.

»Und Sie, Marie Andrée von Taverney, nehmen Sie Jacques Olivier von Charny zum Gatten?«

»Ja,« antwortete Andrée mit einer beinahe wilden Betonung, welche die Königin schaudern und mehr als eine Frau in der Versammlung beben machte.

Dann steckte Charny den goldenen Ring an den Finger seiner Frau, und dieser Ring glitt daran zurück, ohne daß Andrée die Hand, die ihr denselben bot, gefühlt hatte.

Bald stand der König auf. Die Messe war beendet. Alle Höflinge begrüßten in der Gallerie das neue Ehepaar.

Herr von Suffren nahm, als er zurückkehrte, die Hand seiner Nichte und versprach ihr im Namen Oliviers alles Glück, das sie verdiente.

Andrée dankte dem Bailli, ohne sich einen Augenblick zu entrunzeln, und bat nur ihren Oheim, sie rasch zum König zu führen, um ihm danken zu können, denn sie fühlte sich schwach.

Zu gleicher Zeit überströmte eine furchtbare Blässe ihr Gesicht.

Der Bailli durchschritt den großen Salon und führte Andrée zum König. Dieser küßte sie auf die Stirne und sprach:

»Frau Gräfin, gehen Sie zur Königin; Ihre Majestät will Ihnen Ihr Hochzeitgeschenk geben.«

Nach diesen Worten, die er für äußerst liebevoll hielt, zog sich der König, gefolgt vom ganzen Hofe, zurück und ließ die Neuvermählte verwirrt, in Verzweiflung, am Arm Philipps.

»Oh!« murmelte sie, »das ist zu viel, das ist zu viel, Philipp! Mir schien doch, ich habe genug erduldet.«

»Muth,« sagte Philipp leise, »noch diese Prüfung, meine Schwester.«

»Nein, nein!« erwiderte Andrée, »ich vermag es nicht. Die Kräfte eines Weibes sind begrenzt; vielleicht werde ich thun, was man von mir verlangt; doch bedenke, Philipp, wenn sie mit mir

spricht, wenn *sie* mich beglückwünscht, so werde ich sterben.«

»Du wirst sterben, wenn es sein muß, meine theure Schwester,« sagte der junge Mann, »und dann wirst Du glücklicher sein als ich, denn wie gern wäre ich todt!«

Er sprach diese Worte mit einem so düstern und so schmerzlichen Ausdruck, daß Andrée, als würde sie von einem Stachel zerrissen, vorwärts stürzte und zur Königin drang.

Olivier sah sie vorübergehen; er trat an die Wand zurück, um nicht ihr Kleid zu streifen.

Er blieb allein im Salon mit Philipp, neigte das Haupt, wie sein Schwager, und erwartete den Ausgang der Unterredung, welche die Königin mit Andrée haben sollte.

Diese fand Marie Antoinette in ihrem großen Cabinet. Trotz der Jahreszeit, im Monat Juni, hatte sich die Königin Feuer anzünden lassen; sie saß in ihrem Lehnstuhl, den Kopf zurückgeworfen, die Augen geschlossen, die Hände gefaltet wie eine Todte.

Sie bebte vor Kälte.

Frau von Misery, welche Andrée eingeführt hatte, zog die Thürvorhänge zu, schloß die Thüre und verließ das Gemach.

Zitternd vor Aufregung und Zorn, zitternd auch vor Schwäche, wartete Andrée mit niedergeschlagenen Augen, daß ein Wort zu ihrem Herzen käme; sie wartete auf die Stimme der Königin, wie der Verurtheilte auf das Beil wartet, das sein Leben durchschneiden soll.

Hätte Marie Antoinette den Mund in diesem Augenblick geöffnet, Andrée würde, gelähmt wie sie war, unterlegen sein, bevor sie begriffen oder geantwortet.

Eine Minute, ein Jahrhundert dieses gräßlichen Leidens verging, ehe die Königin eine Bewegung gemacht hatte.

Endlich stand sie auf, indem sie ihre Hände auf die Arme ihres Lehnstuhles stützte, und nahm von ihrem Tisch ein Papier, das ihre wankenden Finger mehrere Male entschlüpfen ließen.

Dann schritt sie wie ein Schatten, ohne daß man ein anderes Geräusch, als das Streifen ihres Kleides auf dem Teppich hörte, die Arme gegen Andrée ausgestreckt, auf diese zu und überreichte ihr das Papier, ohne ein Wort zu sprechen.

Zwischen diesen beiden Herzen war das Wort überflüssig: die Königin hatte nicht nöthig, das Verständnis Andrée's hervorzurufen; Andrée konnte keinen Augenblick an der Seelengröße Marie Antoinette's zweifeln.

Jede Andere hätte vermuthet, die Königin werde ihr ein reiches Leibgedinge, die Urkunde einer Güterschenkung oder das Patent einer Stelle bei Hof bieten.

Andrée errieth, daß das Papier etwas Anderes enthielt. Sie nahm es und las, ohne sich von der Stelle zu rühren, auf der sie stand.

»Andrée,« hatte die Königin geschrieben, »Sie haben mich gerettet. Meine Ehre kommt mir von Ihnen zu, mein Leben gehört Ihnen. Im Namen dieser Ehre, die Sie so viel kostet, schwöre ich Ihnen, daß Sie mich Ihre Schwester nennen können. Versuchen Sie es, Sie werden mich nicht erröthen sehen.

»Ich lege diese Schrift in Ihre Hände; es ist das Pfand meiner Dankbarkeit; es ist die Mitgift, die ich Ihnen schenke.

»Ihr Herz ist das edelste aller Herzen; es wird mir Dank wissen für das Geschenk, das ich Ihnen biete.

»Unterz.: *Marie Antoinette von Oesterreich Lothringen.*«

Andrée schaute ihrerseits die Königin an. Sie sah ihre Augen mit Thränen befeuchtet, sie sah sie, den Kopf zurückgeworfen, auf eine Antwort warten.

Sie durchschritt langsam das Zimmer, verbrannte an dem beinahe erloschenen Feuer das Billet der Königin, verbeugte sich tief, ohne ein Wort zu sprechen, und verließ das Cabinet.

Marie Antoinette machte einen Schritt, um sie aufzuhalten oder ihr zu folgen; aber die unbeugsame Gräfin, welche die Thüre offen ließ, kehrte wieder zu ihrem Bruder in den anstoßenden Salon zurück.

Philipp rief Charny, nahm seine Hand und legte sie in die Hand Andrée's, während die Königin auf der Schwelle des Cabinets, hinter dem Thürvorhang, den sie mit dem Arm auf die Seite schob, dieser schmerzlichen Scene beiwohnte.

Charny ging wie der Bräutigam des Todes, den seine leichenbleiche Braut wegführt; er ging und schaute rückwärts nach dem blassen Gesichte Marie Antoinette's, die ihn Schritt für Schritt auf immer verschwinden sah.

Sie glaubte es wenigstens.

Vor dem Thore des Schlosses warteten zwei Reisewagen. Andrée stieg in den ersten. Als Charny sich anschickte, ihr zu folgen, sagte die neue Gräfin:

»Mein Herr, Sie reisen, glaube ich, nach der Picardie ab.«

»Ja, Madame,« erwiderte Charny.

»Und ich, ich reise nach der Gegend, wo meine Mutter gestorben ist, Herr Graf. Gott befohlen!«

Charny verbeugte sich, ohne zu antworten. Die Pferde führten Andrée allein fort.

»Bleiben Sie bei mir, um mir anzukündigen, daß Sie mein Feind sind?« sagte nun Olivier zu Philipp.

»Nein, Herr Graf,« erwiderte dieser; »Sie sind nicht mein Feind, da Sie mein Schwager sind.«

Olivier reichte ihm die Hand, stieg in einen zweiten Wagen und fuhr ebenfalls weg.

Philipp, der allein geblieben, rang einen Augenblick mit der Bangigkeit der Verzweiflung die Hände und sprach dann mit erstickter Stimme:

»Mein Gott, behältst Du denen, welche ihre Pflicht auf Erden thun, ein wenig Freude im Himmel vor? Freude,« wiederholte er verdüstert, indem er zum letzten Mal nach dem Schlosse schaute, »ich spreche von Freude! ... Wozu! ... Diejenigen allein dürfen auf ein anderes Leben hoffen, welche dort oben die Herzen, die sie liebten, finden werden. Niemand liebt mich hienieden, ich habe nicht einmal, wie sie, die Wonne, den Tod zu wünschen!«

Dann warf er einen Blick ohne Galle, einen sanften Vorwurf des Christen, dessen Glauben wankte, zum Himmel empor, und nun verschwand er wie Andrée, wie Charny, im letzten Wirbel des Sturmes, der einen Thron entwurzelt und dabei so viel Ehre und so viel Liebe zermalmt hatte!

- Ende des Halsbands der Königin. -

Es ist von Alexander Dumas eine demnächst erscheinende Fortsetzung der **Denkwürdigkeiten eines Arztes: Ange Pitou**, angekündigt. Ange Pitou wird die dritte Abtheilung dieser

Denkwürdigkeiten mit der Erstürmung der Bastille beginnen, womit sich der Tag seiner Ankunft in Paris, der 14. Juli 1789, vermischt. Ange Pitou ist der Milchbruder des Bruders von Andrée von Taverney und von Gilbert, welche wir alle drei in dieser Fortsetzung mit einem Interesse wieder finden, das bei jedem der sich rasch folgenden Ereignisse wächst, denn vom 14. Juli 1789 an handelt es sich um andere Fragen, als um ein Halsband. Auf die Idylle folgt die blutige Tragödie.

Diese dritte Abtheilung wird die sechs Jahre von 1789 bis 1794, das heißt, von der Einnahme der Bastille die zum Ende der Schreckensregierung umfassen.

Dann kommen nach und nach: das **Directorium**, das **Kaiserreich** und die **Restauration**; alle Ereignisse der Mitzeit werden so in Scenen belebt durch das ungeheure Talent von *Alexander Dumas* wieder vor unseren Augen vorübergehen.

Die deutsche Bearbeitung wird auch in Zukunft dem Original auf den Fersen folgen.

Der Uebers.

Anmerkungen

[1] Die Rechtsgelehrten.

[2] Der Officier, der die letzten Nachrichten, die man von Lapérouse erhielt, überbrachte, war Herr von Lesseps, der einzige Mensch der Expedition, der Frankreich wiedersah.

[3] Königin, deren Schönheit ihre Reize noch übersteigt,
nimm Deinen Platz hier bei einem wohlthätigen König ein.
Ist dieses zerbrechliche Gebäude auch von Eis und von Schnee,
so sind es doch unsere Herzen nicht für Dich.

[4] Es ist hier zur Verdeutlichung zu bemerken, daß man in Frankreich in der freundlichen Umgangssprache Bruder und Schwester für Schwager und Schwägerin sagt. D. Uebers.

[5] Mit petit maison, kleines Haus, bezeichnete man in Paris ein Haus, wie es die vornehmen Herren in abgelegenen Quartieren für ihre geheimen Liebschaften besaßen.

[6] Helena sagt dem guten König Menelaus nichts davon.

[7] In pace war in den Klöstern das Einsperren auf Lebenszeit.

Alexandre Dumas



Ange Pitou

Denkwürdigkeiten eines Arztes

Von
Alexander Dumas

Dritte Abtheilung.

Ange Pitou

Aus dem Französischen
von
Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Frank'sche Verlagsbuchhandlung.
1851.

Druck der K. Hofdruckerei zu Gutenberg in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis

Denkwürdigkeiten eines Arztes

Ange Pitou

Erstes bis viertes Bändchen

I. Worin der Leser Bekanntschaft mit dem Helden dieser Geschichte und mit dem Orte, wo er zuerst das Tageslicht erblickte, machen wird.

II. Worin bewiesen wird, daß eine Tante nicht immer eine Mutter ist.

III. Ange Pitou bei seiner Tante.

IV. Ueber den Einfluß, den auf das Leben eines Menschen ein Barbarismus und sieben Solécismen haben können.

V. Ein philosophischer Pächter.

VI. Hirtengedichte.

VII. Worin nachgewiesen ist, daß lange Beine, wenn sie auch ein wenig beim Tanzen beschwerlich werden, doch sehr nützlich beim Laufen sind.

VIII. Warum der schwarze Mann zu gleicher Zeit mit den zwei Sergeanten in das Haus des Pächters eingetreten war.

IX. Straße nach Paris.

X. Was am Ende der Straße, der Pitou folgte, nämlich in Paris vorging.

XI. Die Nacht vom 12. auf den 13. Juli.

XII. Was in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli 1789 vorfiel.

XIII. Der König ist so gut, die Königin ist so gut.

XIV. Die drei Gewalten Frankreichs.

XV. Herr de Launay, Gouverneur der Bastille.

XVI. Die Bastille und ihr Gouverneur.

XVII. Die Bastille.

XVIII. Der Doktor Gilbert.

Fünftes bis achttes Bändchen

XIX. Das Dreieck.

XX. Sebastian Gilbert.

XXI. Frau von Staël.

XXII. König Ludwig XVI.

XXIII. Die Gräfin von Charny.

XXIV. Königliche Philosophie.

XXV. Bei der Königin.

XXVI. Wie der König am 14. Juli 1789 zu Abend speiste.

XXVII. Olivier von Charny.

XXVIII. Eifersucht.

XXIX. Szene zu Drei.

XXX. An was der König in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1789 dachte.

XXXI. Der Arzt des Königs.

XXXII. Der Rat.

XXXIII. Die Entscheidung.
XXXIV. Der Brustharnisch.
XXXV. Die Abfahrt.
XXXVI. Die Reise.
XXXVII. Was in Versailles vorging, während der König die Reden der Munizipalität anhörte.
XXXVIII. Die Rückkehr.
XXXIX. Foulon.
XL. Der Schwiegervater.
XLI. Der Schwiegersohn.
Neuntes bis zwölftes Bändchen.
XLII. Billot fängt an zu bemerken, daß nicht alles rosa bei den Revolutionen ist.
XLIII. Die Pitt.
XLIV. Medea.
XLV. Was die Königin wollte.
XLVI. Das Regiment Flandern.
XLVII. Das Bankett der Garden.
XLVIII. Die Weiber mischen sich darein.
XLIX. Maillard als General.
L. Ungnade.
LI. Der Abend des 5. Oktober.
LII. Die Nacht vom 5. auf den 6. Oktober.
LIII. Die Nacht vom 5. auf den 6. October.
LIV. Der Morgen.
LV. Georges von Charny.
LVI. Abgang, Reise und Ankunft von Pitou und Sebastian Gilbert.
LVII. Wie Pitou, der von seiner Tante verflucht und zum weggejagt worden war wegen
Barbarismus und zweier Solécismen, abermals von ihr verflucht und weggejagt wird
wegen eines Huhns mit Reis.
LVIII. Pitou als Revolutionär.
LIX. Frau Billot dankt ab.
LX. Was Pitou bestimmt, den Pachthof zu verlassen und nach Haramont, seiner einzigen und
wahren Heimat zurückzukehren.
LXI. Pitou als Redner.
LXII. Pitou als Verschwörer.
LXIII. Worin man das monarchische Prinzip durch den Abbé Fortier und das revolutionäre
Prinzip durch Pitou vertreten sieht.
LXIV. Pitou als Diplomat.
LXV. Pitou siegt.
XLVI. Der Vater Clouis und der Clouis-Stein, oder wie Pitou ein Taktiker wurde und ein
stattliches Aussehen hatte.
LXVII. Worin Katharine auch Diplomatie treibt.
LXVIII. Der Honig und der Wermut.
LXIX. Unvorhergesehene Entwicklung.
Anmerkungen

Erstes bis viertes Bändchen

I.

Worin der Leser Bekanntschaft mit dem Helden dieser Geschichte und mit dem Orte, wo er zuerst das Tageslicht erblickte, machen wird.

An der Grenze der Picardie und des Soissonais, auf jenem Teile des Nationalgebietes, der unter dem Namen Ile-de-France zum alten Erbgut der französischen Könige gehörte; in der Mitte eines ungeheuren Halbmondes, den ein Wald von fünfzigtausend Morgen bildet, erhebt sich im Schatten eines von Franz I. und Heinrich II. gepflanzten ungeheuren Parkes das Städtchen Villers-Cotterets, berühmt als Geburtsort von Charles Albert Demoustiers, der hier zur großen Zufriedenheit der hübschen Frauen jener Zeit seine *Briefe an Emilie über die Mythologie* schrieb, bei deren Erscheinen die Leserinnen sich förmlich darum rissen.

Um den poetischen Ruf dieses Städtchens zu vervollständigen, dem seine Verleumder, trotz seines königlichen Schlosses und seiner zweitausendvierhundert Einwohner hartnäckig den Namen Marktflecken geben, fügen wir bei, daß es zwei Meilen von Laferté-Milon, dem Geburtsorte von Racine, und acht Meilen von Chateau-Thierry, dem Geburtsorte von Lafontaine, liegt; auch führen wir ferner an, daß die Mutter des Verfassers von Britannicus und Athalia von Villers-Cotterets war.

Kehren wir nun zu seinem königlichen Schloß und zu seinen zweitausendvierhundert Einwohnern zurück.

Angefangen von Franz I., dessen Salamander es bewahrt, und vollendet von Heinrich II., dessen Namenszug es verschlungen mit dem von Katharina von Medicis und umkreist von den drei Halbmonden von Diana von Poitiers führt, war dieses Schloß, nachdem es die Liebschaften des ritterlichen Königs mit Frau von Etampes und die von Louis Philipp von Orleans mit der schönen Frau von Montesson beschützt hatte, beinahe unbewohnt seit dem Tode des letzteren Prinzen, da es sein Sohn, Philipp von Orleans, später Egalité genannt, von dem Range einer fürstlichen Residenz zu dem eines Jagdrendezvous hatte herabsinken lassen.

Bekanntlich bildete das Schloß und der Wald von Villers-Cotterets einen Teil der Apanagen, die Ludwig XIV. seinem Bruder Monsieur gab, als der Sohn von Anna von Österreich die Schwester von König Karl II., Madame Henriette von England heiratete.

Was die zweitausendvierhundert Einwohner betrifft, so waren sie, wie überall, wo sich zweitausendvierhundert Individuen beisammen finden, ein Gemisch:

1. Von einigen Adelligen, die den Sommer in ihren Schlössern und den Winter in Paris zubrachten, und die, um den Prinzen nachzuäffen, nur ein Absteigequartier in der Stadt hatten.

2. Von einer großen Anzahl von Bürgern, die man, wie auch das Wetter sein mochte, einen Regenschirm in der Hand, aus ihren Häusern weggehen sah, um nach dem Mittagessen ihren täglichen Spaziergang zu machen, der regelmäßig sein Ziel an einem, den Park vom Walde

trennenden, eine Viertelmeile von der Stadt liegenden breiten Graben fand, welchen man ohne Zweifel wegen des Ausrufs, den sein Anblick der Brust der Asthmatischen entlockte, die darüber zufrieden waren, daß sie einen so langen Weg zurückgelegt, ohne zu sehr atemlos geworden zu sein, den Haha nannte.

3. Von einer Menge von Handwerksleuten, die die ganze Woche arbeiteten und sich nur Sonntags den Spaziergang erlaubten, dessen sich ihre mehr vom Glück begünstigten Mitbürger alle Tage erfreuten.

4. Und endlich von einigen elenden Proletariern, für die die Woche nicht einmal einen Sonntag hatte und die, nachdem sie sechs Tage im Lohne entweder der Adelligen oder der Bürger, oder sogar der Handwerker gearbeitet, sich am siebenten im Forste verbreiteten, um hier das dürre oder abgebrochene Holz zu sammeln, das der Sturm zerstreut auf den düstern, feuchten Boden des Hochwaldes, der herrlichen Apanagen des Prinzen, warf.

Zur Zeit, wo diese Geschichte beginnt, waren die königlichen Besitztümer, obschon sehr wankend, noch nicht bis zu dem Grade in Zerfall geraten, wie gegenwärtig. Allerdings war das Schloß nicht mehr von einem Prinzen, aber auch nicht von andern Leuten bewohnt; es stand ganz leer und hatte als Mietsleute nur die für seine Unterhaltung unerläßlichen Personen, unter denen man den Hausmeister, den Ballmeister und den Kastellan bemerkte; alle Fenster des ungeheuren Gebäudes, die teilweise nach dem Park, teilweise nach einem Platz gingen, den man aristokratisch den Schloßplatz nannte, waren geschlossen, was noch dessen Traurigkeit und Einsamkeit vermehrte.

An dem einen Ende des Platzes erhob sich ein Häuschen, von dem man gleichsam nur den Rücken sah. Aber wie bei gewissen Personen, hatte dieser Rücken den Vorzug, daß es die vorteilhafteste Partie seiner Individualität war. Die Fassade, die sich nach der Rue des Soissons, einer der Hauptstraßen, durch ein ungeschickt gewölbtes Thor öffnete, das verdrießlicherweise von den vierundzwanzig Stunden des Tags achtzehn verschlossen war, stellte sich in der That lachend und heiter auf der entgegengesetzten Seite dar. Auf dieser Seite fand sich nämlich ein Garten, über dessen Mauern die Gipfel der Kirsch-, Apfel- und Pflaumenbäume emporragten, während auf jeder Seite einer kleinen Thüre, die Ausgang nach dem Platze und Eingang in den Garten gewährte, zweihundertjährige Akazien sich erhoben, die im Frühjahr ihre Arme über die Mauer auszustrecken schienen, um im ganzen Umfang ihres Blätterwerks den Boden mit ihren wohlriechenden Blüten zu bestreuen.

Dieses Haus bewohnte der Schloßkaplan, der, während er zugleich den Gottesdienst in der herrschaftlichen Kirche versah, wo man, trotz der Abwesenheit des Gebieters, alle Sonntage Messe las, auch eine kleine Pension hielt, mit der durch eine besondere Gunst zwei Stipendien, eines für das College du Plessis, das andere für das Seminar von Soissons, verbunden waren. Es versteht sich von selbst, daß die Familie Orleans die Kosten dieser zwei Stipendien trug, von denen das des Seminars vom Sohn des Regenten, das des College vom Vater des Prinzen gestiftet worden war, und daß diese zwei Stipendien den Gegenstand der Ehrbegierde der Eltern und die Verzweiflung der Zöglinge bildeten, für die sie eine Quelle außerordentlicher Kompositionen waren, die an den Donnerstagen jeder Woche stattfanden.

An einem Donnerstag des Juli 1789 nun, einem ziemlich düsteren, stürmischen Tag, als es in dem spitzigen, mit Schiefer bedeckten Glockenturme der Stadt elf Uhr schlug, erscholl ein Hurrah, so durchdringend, wie wenn es von einem ganzen Regiment Trabanten ausgestoßen würde. Die zwischen den Akazien angebrachte Thüre öffnete sich und ließ einen Kinderstrom

durch, der sich auf dem Platze verbreitete, wo sich sogleich fünf bis sechs muntere, lärmende Gruppen bildeten, und zwar die einen um einen zum Zurückhalten der gefangenen Kreisel bestimmten Ring, die anderen vor einem mit weißer Kreide gezeichneten Mühlenspiel, wieder andere vor mehreren regelmäßig ausgegrabenen Löchern, in denen eine Kugel gewinnen oder verlieren machte.

Zu gleicher Zeit, wenn die spielenden Schüler, die von den Nachbarn, deren spärliche Fenster auf den Platz gingen, mit dem Namen schlechte Subjekte bezeichnet wurden, und die in der Regel in Hosen mit Löchern an den Knien und in Wämser mit zerrissenen Ellbogen gekleidet waren, auf dem Platze erschienen, sah man auch die sog. vernünftigen Schüler, die, nach der Behauptung der Gvatterinnen, die Freude und den Stolz ihrer Eltern bilden mußten, sich von der Masse trennen und auf verschiedenen Straßen mit langsamem Schritt, ihren Korb in der Hand nach dem väterlichen Hause zurückkehren, wo Butterbrötchen oder kleine Kuchen mit Eingemachtem, als Entschädigung dafür, daß sie auf die Spiele verzichteten, ihrer harrten. Diese waren im allgemeinen mit Wämsern in ziemlich gutem Zustand und mit ungefähr tadellosen Hosen bekleidet, was sie aber mit ihrer so sehr belobten Weisheit zu Gegenständen des Spottes oder sogar des Hasses für ihre minder gut bekleideten und besonders minder gut disziplinierten Gefährten machte.

Außer den zwei genannten Klassen, der spielenden und vernünftigen Schüler, bestand noch eine dritte, der trägen Schüler, die beinahe nie mit den andern herauskamen, um auf dem Schloßplatz zu spielen oder nach dem väterlichen Hause zurückzukehren, und zwar deswegen, weil diese unglückliche Klasse beinahe beständig zurückgehalten blieb. Während ihre Kameraden, nachdem sie ihre Übersetzungen und Aufgaben gemacht, mit dem Kreisel spielten oder Törtchen aßen, blieben diese Schüler an ihre Bänke oder vor ihre Pulte gefesselt, um während der Erholungsstunden die Uebersetzungen und Aufgaben zu machen, die sie während der Klasse nicht gemacht hatten, wenn nicht gar die Gewichtigkeit ihres Fehlers dem Zurückbehalten die höhere Strafe der Peitsche, der Rute oder der Schulgeißel beifügte.

An jenem Donnerstag nun ertönte eine mächtige Stimme von der Treppe herab in den Hof des Gebäudes, während ein Schüler, den unsere Geschichtsschreiber-Unparteilichkeit in die dritte Klasse, das heißt in die Klasse der Faulen einzureihen uns zwingt, hastig die Stufen herab stieg und dabei mit den Schultern die Bewegung machte, welche die Esel anwenden, um ihren Reiter abzuwerfen, und die Schüler, die einen Geißelhieb bekommen haben, um den Schmerz abzuschütteln.

»Ah! Unglücklicher, ah! kleiner Ausbund,« sagte die Stimme, »ah, Otterngezücht, entferne dich, gehe *vade, vade*. Erwinnere dich, daß ich drei Jahre geduldig gewesen bin, daß es aber Bursche giebt, welche die Geduld des ewigen Vaters ermüden. Heute ist es vorbei und zwar ganz vorbei. Nimm deine Eichhörnchen, nimm deine Frösche, nimm deine Eidechsen, nimm deine Seidenwürmer, nimm deine Maikäfer und gehe zu deiner Tante, gehe zu deinem Oheim, wenn du einen hast, zum Teufel, kurz, wohin du willst, wenn ich dich nur nicht wiedersehe! *Vade, vade*.«

»O mein guter Herr Fortier, verzeihen Sie mir, erwiderte auf der Treppe eine andere Stimme; ist es denn der Mühe wert, daß Sie so in Zorn geraten über einige armselige kleine Sprachfehler, Solécismen, wie sie es nennen?«

»Drei Barbarismen und sieben Solécismen in einem Thema von fünfundzwanzig Zeilen!« entgegnete die zornige Stimme.

»Das war heute so,« Herr Abbé, »ich gebe zu, der Donnerstag ist mein Unglückstag; wäre aber zufällig morgen meine Aufgabe gut, würden Sie mein heutiges Mißgeschick nicht verzeihen? sprechen Sie, Herr Abbé.«

»Seit drei Jahren wiederholst du mir alle Kompositionstage dasselbe, Taugenichts; und die Prüfung ist auf den ersten November festgesetzt und ich, der ich auf die Bitte deiner Tante Angélique die Schwäche gehabt habe, dich als Kandidat für das in diesem Augenblick beim Seminar von Soissons erledigte Stipendium aufzuführen, ich werde die Schmach erleben, meinen Zögling zurückweisen zu sehen und überall ausrufen zu hören: Ange Pitou ist ein Esel: *Angelus Pitovius asinus est.*«

Bemerken wir sogleich, damit der wohlwollende Leser Alles Interesse an ihm nimmt, das er verdient, daß Ange Pitou, dessen Name der Abbé Fortier so malerisch latinisirt hatte, der Held dieser Geschichte ist.

»O mein guter Herr Fortier! o mein lieber Lehrer!« erwiderte der Schüler in Verzweiflung.

»Ich dein Lehrer!« rief der Abbé, tief gedemütigt durch diese Benennung. »Gott sei Dank, ich bin eben so wenig dein Lehrer, als du mein Schüler bist; ich verleugne dich, ich kenne dich nicht! ich wollte, ich hätte dich nie gesehen, ich verbiete dir mich zu nennen, und sogar, mich zu grüßen. *Retro*, Unglücklicher, *retro!*«

»Herr Abbé,« beharrte der unglückliche Pitou, für den es von ernstem Interesse zu sein schien, daß er sich nicht mit seinem Lehrer entzweite, Herr Abbé, »ich flehe Sie an, entziehen Sie mir nicht Ihre Teilnahme wegen einer verstümmelten Aufgabe.«

»Ah!« rief außer sich gebracht durch diese letzte Bitte der Abbé, indem er die vier ersten Stufen hinabstieg, während durch eine gleiche Bewegung Ange Pitou die vier letzten hinabeilte und im Hofe zu erscheinen anfang, »ah, du machst Logik, während du nicht einmal ein Thema machen kannst; du berechnest die Kräfte meiner Geduld, während du nicht einmal den Nominativ vom Accusativ zu unterscheiden weist?«

»Herr Abbé, Sie sind so gut gegen mich gewesen, daß Sie nur ein Wort zum hochwürdigsten Bischof, der uns prüft, zu sagen brauchen,« erwiderte der Barbarismenmacher.

»Ich Unglücklicher soll wider mein Gewissen lügen?«

»Wenn es einer guten Handlung wegen geschieht, so wird Ihnen unser Herrgott verzeihen.«

»Nie! nie!«

»Und dann, wer weiß? Die Examinatoren werden vielleicht nicht strenger gegen mich sein, als sie es zu Gunsten von Sebastian Gilbert, meinem Milchbruder, gewesen sind, als er sich im vergangenen Jahr um das Stipendium bewarb. Er war doch ein Barbarismenmacher, Gott sei Dank! obgleich er erst dreizehn Jahre zählt und ich siebzehn.«

»Ah! das ist doch einfältig,« rief der Abbé, der die übrigen Stufen vollends herabstieg und nun mit seiner Geißel in der Hand ebenfalls erschien, während Pitou klugerweise zwischen sich und seinem Professor die erste Entfernung behauptete. »Ja, ich sage einfältig,« fügte er, die Arme kreuzend und seinen Schüler mit Entrüstung anschauend, bei. »Das ist also der Preis meiner Lektionen in der Dialektik! dreifaches Tier! erinnerst du dich so des Axioms: *Noti minora, loqui majora volens*. Gerade weil Gilbert jünger war als du, ist man nachsichtig gegen ein vierzehnjähriges Kind gewesen, während man es nicht gegen einen großen Dummkopf von achtzehn Jahren sein wird.«

»Ja, und auch weil er der Sohn von Herrn Honoré Gilbert ist, der achtzehntausend Livres

Einkünfte aus guten Gütern nur auf der Ebene von Pilleleux hat,« erwiderte mit kläglichem Ton der Logiker.

Der Abbé Fortier schaute Pitou, die Lippen vorstreckend und die Stirne faltend, an.

»Das ist minder dumm,« brummte er, nachdem er seinen Schüler stillschweigend einen Augenblick betrachtet hatte. »Indessen ist es nur scheinbar und nicht begründet.«

»Oh, wenn ich der Sohn eines Mannes von achtzehntausend Livres Rente wäre!« wiederholte Ange Pitou, der bemerkt zu haben glaubte, seine Antwort habe einigen Eindruck auf seinen Professor gemacht.

»Ja, doch du bist es nicht. Dagegen bist du unwissend wie der Bursche, von dem *Juvenal* spricht; eine profane Citation, – der Abbé bekreuzte sich – aber nicht minder richtig. Arcadius Juvenis. Ich wette, daß du nicht einmal weißt, was Arcadius sagen will.«

»Bei Gott! arcadisch,« antwortete Ange Pitou, indem er sich mit Stolz aufrichtete.

»Und dann weiter?«

»Was weiter?«

»Arcadien war das Land der Esel und bei den Alten wie bei uns *Asinus* synonym mit *stultus*.«

»Ich wollte die Sache nicht so verstehen, sagte Pitou, indem der Gedanke, der strenge Geist, meines würdigen Professors könnte sich bis zur Satire erniedrigen, weit von mir entfernt war.«

Und der Abbé Fortier schaute ihn zum zweiten Male mit nicht minder tiefer Aufmerksamkeit als das erste Mal an.

»Bei meinem Wort,« murmelte er, ein wenig besänftigt durch den Weihrauch seines Schülers, »es giebt Augenblicke, wo man darauf schwören würde, der Bursche sei nicht so dumm, als er aussieht.«

»Ah! Herr Abbé,« sagte Pitou, der, wenn nicht die Worte des Professors gehört, doch in seinem Gesicht den Ausdruck der Rückkehr zum Mitleid erhascht hatte, »verzeihen Sie mir, und Sie sollen sehen, welch ein schönes Thema ich morgen machen werde.«

»Nun denn, ich willige ein, erwiderte der Abbé, indem er zum Zeichen des Waffenstillstands seine Geißel in seinen Gürtel steckte und sich Pitou näherte, der auf diese friedliche Demonstration an seinem Platze zu bleiben sich entschloß.

»Oh! ich danke, ich danke!« rief der Schüler.

»Warte und danke nicht so rasch; ja ich verzeihe dir, doch unter einer Bedingung.«

Pitou neigte das Haupt und wartete mit Resignation, da er der Willkür des Lehrers anheimgegeben war.

»Unter der, daß du mir ohne Fehler auf eine Frage antwortest, die ich an dich richten werde.«

»In lateinischer Sprache?« fragte Pitou ängstlich.

»Lateinisch,« erwiderte der Professor.

Pitou stieß einen Seufzer aus.

In einem kurzen Zwischenraume, der nun eintrat, drangen die freudigen Schreie der Schüler, welche auf dem Schloßplatz spielten, bis zu den Ohren von Ange Pitou.

Pitou stieß einen noch tieferen Seufzer aus.

»Quid virtus, quid religio?« fragte der Abbé.

Mit dem Nachdruck des Pädagogen ausgesprochen, erschollen diese Worte in den Ohren des armen Pitou wie der Trompetenstoß des Engels vom jüngsten Gericht. Eine Wolke zog vor

seinem Auge hin, und es ging in seinem Verstande eine solche Anstrengung vor, daß er einen Augenblick die Möglichkeit, ein Narr zu werden, begriff.

Infolge dieser Hirnarbeit, die, so gewaltig sie war, doch kein Resultat herbeiführte, ließ die verlangte Antwort unbestimmte Zeit auf sich warten; man hörte nun das gedehnte Geräusch einer Prise Tabak, welche langsam der furchtbare Frager schnupfte.

Pitou sah wohl, daß er ein Ende machen mußte.

»Nescio,« sagte er, in der Hoffnung, seine Unwissenheit würde ihm verziehen werden, wenn er sie in lateinischer Sprache gestände.

»Du weißt nicht was die Tugend ist?« rief der Abbé, erstickend vor Zorn; »du weißt nicht, was die Religion ist?«

»Ich weiß es wohl französisch,« erwiderte Ange, »aber ich weiß es nicht lateinisch.«

»So gehe nach Arcadien, Juvenis, alles ist vorbei zwischen uns. Wicht!«

Pitou war so niedergeschmettert, daß er nicht einen Schritt machte, um zu fliehen, obgleich der Abbé Fortier seine Geißel aus seinem Gürtel mit ebenso viel Würde gezogen hatte, als im Augenblick der Schlacht ein Heerführer sein Schwert aus der Scheide gezogen hätte.

»Aber was soll aus mir werden?« fragte der arme Junge, indem er seine beiden Arme träge an seiner Seite hinabhängen ließ, »was soll aus mir werden, wenn ich die Hoffnung, in das Seminar einzutreten, verliere?«

»Werde, was du kannst, das ist mir, bei Gott gleichgültig.«

»Wissen Sie denn nicht, daß meine Tante glaubt, ich sei schon Abbé?«

»Nun, sie wird erfahren, daß du nicht einmal zum Meßner taugst.«

»Aber, Herr Fortier . . .«

»Ich sage dir, gehe *Limina lingue*.«

»Auf denn!« sagte Pitou, wie ein Mensch, der einen schmerzlichen Entschluß faßt, aber ihn dennoch faßt.

»Wollen Sie mir mein Pult lassen?« fragte Pitou, in der Hoffnung, während der kurzen Frist, die ihm gegönnt wäre, würde das Herz des Abbés Fortier zu mitleidigeren Gefühlen zurückkehren.

»Ich glaube wohl,« antwortete dieser, »dein Pult und alles, was es enthält.«

Pitou stieg mit kläglicher Miene die Treppe hinauf zur Klasse im ersten Stock. Er trat in die Stube ein, wo um einen großen Tisch versammelt etwa vierzig Schüler sich den Anschein gaben, als arbeiteten sie, öffnete vorsichtig den Deckel seines Pultes, um zu sehen, ob die Gäste, die es enthielt, vollzählig wären, hob es mit einer Behutsamkeit auf, die von seiner großen Sorgfalt für seine Zöglinge zeugte, und schlug mit langsamem, abgemessenem Schritt wieder den Weg nach der Hausflur ein.

Oben auf der Treppe stand mit ausgestrecktem Arm der Abbé Fortier und deutete mit dem einen Ende seiner Geißel die Stufe hinab.

Man mußte durch die *cautinischen* Pässe gehen; Ange Pitou machte sich so demütig und klein, als er nur immer konnte. Dessenungeachtet erhielt er beim Durchgang noch eine letzte Tracht mit dem Werkzeug, dem der Abbé Fortier seine besten Schüler zu verdanken gehabt hatte, und dessen Anwendung, obgleich sie häufiger und ausgedehnter bei Ange Pitou, als irgend einem andern, vorgekommen, von einem nur mittelmäßigen Resultat gewesen war.

Während Ange Pitou, eine letzte Thräne trocknend, mit seinem Pulte auf dem Kopfe nach dem Pleux, dem Quartier der Stadt wandert, wo seine Tante wohnt, sagen wir ein paar Worte von seinem Aeußern und seinen Lebensvorgängen.

II.

Worin bewiesen wird, daß eine Tante nicht immer eine Mutter ist.

Louis Ange Pitou war in der Zeit, wo diese Geschichte anfängt, siebzehn und ein halbes Jahr alt. Er war ein langer, hagerer Junge, mit gelben Haaren, roten Wangen und fayenceblauen Augen. Die Blüte der frischen, unschuldigen Jugend dehnte sich auf seinem breiten Mund aus, dessen dicke Lippen zwei vollständige Reihen furchtbarer Zähne entblößten, furchtbar für diejenigen, deren Mittagsbrot sie zu teilen bestimmt waren. Am Ende seiner langen, knochigen Arme hingen, solid befestigt, Hände so breit wie Tennenpatschen; ziemlich gebogene Beine, Kniee so dick wie Kindsköpfe, die seine engen schwarzen Hosen springen machten; ungeheure Füße, die jedoch bequem in den durch den Gebrauch geröteten kalbsledernen Schuhen Platz hatten: dies war, mit einer Art von Kittel von brauner Sersche, das genaue Signalement vom Exschüler des Abbés Fortier.

Es bleibt uns noch die moralische Seite zu schildern.

Ange Pitou wurde im Alter von zwölf Jahren Waise, zu welcher Zeit er das Unglück gehabt, seine Mutter zu verlieren, deren einziger Sohn er gewesen. Damit ist gesagt, daß Ange Pitou seit dem Tode seines Vaters, der starb, ehe der Knabe das Alter des Bewußtseins erreichte, als Hätschelkind seiner Mutter ungefähr that, was er wollte, was seine physischen Eigenschaften zwar ungemein entwickelte, aber seine moralische Erziehung gänzlich im Rückstand ließ. In dem reizenden Dorfe Haramont geboren, das eine Meile von der Stadt mitten im Walde lag, galten seine ersten Ausflüge der Erforschung des heimatlichen Waldes und die erste Anwendung seines Verstandes der Bekriegung der Tiere, die ihn bewohnten. Aus diesem, einem einzigen Ziele zugewendeten Streben erfolgte, daß Ange Pitou bereits mit zehn Jahren ein ausgezeichneter Wilddieb und ein Vogelsteller ersten Ranges war, und zwar ohne Arbeit und besonderen Unterricht, ganz allein durch die Stärke des von der Natur dem inmitten der Wälder geborenen Menschen verliehenen Instinktes, der ein Teil des Triebes zu sein scheint, den sie Tieren gegeben hat. Es war ihm auch nicht eine Fährte von Hasen oder Kaninchen unbekannt. Auf drei Meilen in der Runde war nicht ein Tränkherd seiner Forschung entgangen, und überall fand man die Spuren seines Messers auf den für den Vogelfang geeigneten Bäumen. Durch diese unablässig wiederholten Uebungen hatte Pitou eine ganz außerordentliche Stärke erlangt.

Mittelst seiner langen Arme und seiner starken Kniee, die ihm die mächtigsten Stämme zu umfassen gestatteten, stieg er auf die Bäume, um die höchsten Nester mit einer Behendigkeit und Sicherheit auszunehmen, die ihm die Bewunderung seiner Kameraden zuzog und ihm unter einer dem Aequator näheren Breite bei der Jagd der Lockpfeife sogar das Anstaunen von Seiten der Affen erworben hätte, bei dieser selbst für die erwachsenen Personen so anziehenden Jagd, wobei der Jäger die Vögel auf einen mit Leimruten versehenen Baum lockt, indem er das Geschrei des Hähers oder der Nachteule nachahmt, dieser Individuen, die bei dem Federvolk so allgemein verhaßt sind, daß jeder Fink, jede Meise, jeder Grünling herbeieilt in der Hoffnung, seinem Feinde eine Feder zu entreißen, während er meistens die seinigen dabei verliert. Die Kameraden von Pitou bedienten sich einer wirklichen Nachteule, eines natürlichen Hähers, um, gut oder schlecht, das Geschrei von einem oder dem andern dieser Tiere nachzuahmen. Ange

Pitou aber vernachlässigte immer diese Vorbereitungen, verachtete eine solche List. Mit seinen eigenen Hilfsquellen kämpfte er, mit seinen natürlichen Mitteln stellte er die Falle. Mit seinem eigenen Munde bildete er die kreischenden, widerlichen Töne, die nicht allein die andern Vögel, sondern auch die von derselben Gattung herbeiriefen, die sich durch dieses gut nachgeahmte Geschrei täuschen ließen. Was die Jagd an Pfützen betrifft, wohin die Vögel zum Trinken kamen, so war diese für Pitou eine Eselsbrücke, und er hätte sie als Gegenstand der Kunst sicher verachtet, wäre sie in Bezug auf den Ertrag minder ergiebig gewesen. Nichtsdestoweniger, und trotz der Verachtung, die er selbst gegen diese so leichte Jagd hegte, wußte nicht einer von den Erfahrensten gleich Pitou eine Pfütze mit Farnkraut zu bedecken, wenn sie zu groß war, um völlig überspannt zu werden; nicht einer wußte wie er die passende Neigung seinen Leimruten zu geben, so daß die schlauesten Vögel weder darunter, noch darüber trinken konnten; nicht einer besaß die Sicherheit der Hand und die genaue Kenntnis der verschiedenen Mischungsverhältnisse von Baumharz, Oel und Vogelleim, damit dieser Leim weder zu flüssig noch zu spröde werde.

Da nun die Achtung, die man den Eigenschaften der Menschen zollt, nach dem Schauplatz, wo sie dieselben, und nach den Zuschauern, vor denen sie dieselben produzieren, wechselt, so genoß Pitou in seinem Dorfe Haramont mitten unter seinen Bauern – das heißt unter Menschen, die gewohnt sind, wenigstens die Hälfte ihrer Mittel von der Natur zu verlangen, wie alle Bauern, einen instinktartigen Haß gegen die Civilisation haben – ein Ansehen, das bei seiner armen Mutter die Vermutung nicht aufkommen ließ, er gehe auf einem falschen Wege, und die vollkommenste Erziehung, die man einem Menschen mit großen Kosten geben könne, sei nicht diejenige, welche sich ihr ausgezeichnete Sohn unentgeltlich selber gab.

Als aber die gute Frau krank wurde, als sie den Tod herannahen sah, als sie begriff, sie werde ihr Kind allein und vereinzelt in der Welt zurücklassen, da fing sie an zu zweifeln und suchte eine Stütze für die zukünftige Waise. Sie erinnerte sich sodann, daß zehn Jahre vorher ein junger Mann mitten in der Nacht an ihre Thüre geklopft, der ihr ein neugeborenes Kind gebracht, für das er nicht nur bar eine ziemlich runde Summe zurückgelassen, sondern auch eine andere, noch viel größere Summe beim Notar in Villers-Cotterets deponiert hatte. Von diesem geheimnisvollen jungen Mann hatte sie anfangs nichts weiteres gewußt, als daß er Gilbert heiße. Doch vor drei Jahren hatte sie ihn wieder erscheinen sehen: er war damals ein Man von siebenundzwanzig Jahren, mit etwas steifer Haltung, mit dogmatischem Wort und einem etwas kalten Wesen. Diese erste Eislage war aber geschmolzen, als er sein Kind wiedergesehen; und da er es schön, stark und freundlich, und, wie er es selbst verlangt, nur naturwüchsig erzogen gefunden, so hatte er der guten Frau die Hand gedrückt und ihr bloß die Worte gesagt:

Rechnet auf mich im Notfall.

Dann hatte er das Kind genommen, sich nach dem Wege nach Ermenonville erkundigt, mit seinem Sohne eine Pilgerfahrt nach dem Grabe von Rousseau gemacht und war nach Villers-Cotterets zurückgekehrt. Verführt ohne Zweifel durch die gesunde Luft, die man hier atmete, sowie durch das Gute, das ihm der Notar von der Pension des Abbés Fortier gefügt, hatte er den kleinen Gilbert bei dem würdigen Mann zurückgelassen, dessen philosophisches Aussehen er mit dem ersten Blick gewürdigt; denn in jener Zeit war die Philosophie eine so große Macht, daß sie sich selbst bei den Geistlichen eingeschlichen hatte. Nachdem er seine Adresse dem Abbé Fortier hinterlassen, reiste er wieder nach Paris zurück.

Die Mutter von Pitou kannte alle diese einzelnen Umstände. In dem Augenblick, wo sie

sterben sollte, erinnerte sie sich der Worte: Rechnet auf mich im Notfall. Das war eine Erleuchtung. Ohne Zweifel hatte die Vorsehung dies alles so gelenkt, damit der arme Pitou mehr fände, als er vielleicht verlor. Sie ließ den Geistlichen kommen, da sie nicht zu schreiben verstand; der Geistliche schrieb, und an demselben Tage wurde der Brief dem Abbé Fortier gebracht, der sich beeilte, die Adresse beizufügen und ihn auf die Post zu bringen.

Es war Zeit; zwei Tage nachher starb sie.

Pitou war zu jung, um den Verlust, den er erlitten, in seinem ganzen Umfang zu fühlen; er beweinte seine Mutter, nicht weil er die ewige Trennung des Grabes begriff, sondern weil er seine Mutter kalt, bleich, entstellt sah, weil der Arme instinkartig erriet, der Schutzengel des Herdes sei entflohen; seiner Mutter beraubt, werde das Haus öde und unbewohnbar; er begriff nicht nur seine zukünftige Existenz nicht, sondern nicht einmal die am andern Tag. Als er seine Mutter nach dem Friedhofe geleitet, als der Sarg vom Wurf der Erde ertönte, als sich diese, einen frischen Hügel bildend, gerundet hatte, setzte er sich auf das Grab und antwortete jedem, der ihn aufforderte, aus dem Friedhof wegzugehen, mit Kopfschütteln, er habe seine Mutter Madeleine nie verlassen und wolle bleiben, wo sie bleibe.

Er verweilte auch den ganzen übrigen Tag und die ganze Nacht auf dem Grabe.

Hier fand ihn der würdige Doktor, – haben mir gesagt, daß der zukünftige Beschützer von Pitou Arzt war? – hier fand ihn der würdige Doktor, als er, den ganzen Umfang der Pflicht begreifend, die ihm durch sein Versprechen auferlegt war, selbst ankam, um sie, kaum achtundvierzig Stunden nach dem Abgange des Briefs, zu erfüllen.

Ange war sehr jung gewesen, als er den Doktor zum ersten Mal gesehen. Bekanntlich aber empfängt die Jugend tiefe Eindrücke, die ewige Erinnerungen hinterlassen, und die Erscheinung des geheimnisvollen jungen Mannes hatte seine Spur im Hause fest eingepägt. Hierher hatte er das von uns erwähnte Kind und mit ihm den Wohlstand gebracht; so oft Ange den Namen Gilberts von seiner Mutter hatte aussprechen hören, war es mit einem Gefühle gewesen, das der Anbetung glich. Als er sodann als ein gemachter Mann und mit dem neuen Doktorstitel wieder im Hause erschienen war, als er den Wohlthaten der Vergangenheit das Versprechen für die Zukunft beigefügt, da hatte Pitou aus der Dankbarkeit seiner Mutter geschlossen, er müsse selbst dankbar sein; und ohne genau zu wissen, was sie sagte, hatte er die Worte ewiger Erinnerung, tiefer Erkenntlichkeit gesammelt, die seine Mutter in seiner Gegenwart ausgesprochen.

Sobald er also den Doktor durch die Gitterthüre des Kirchhofs erblickte, sobald er ihn mitten unter den grasbewachsenen Gräbern und den zerbrochenen Kreuzen herbeischreiten sah, erkannte er ihn, stand auf und ging ihm entgegen; denn er begriff, daß er demjenigen, welcher auf den Ruf seiner Mutter kam, nicht nein sagen konnte, wie den andern; er leistete auch keinen weiteren Widerstand, als er den Kopf rückwärts drehte, da ihn Gilbert bei der Hand nahm und weinend aus dem Kirchhof hinauszog. Ein elegantes Cabriolet war vor der Thüre. Er hieß den armen Knaben einsteigen, ließ für den Augenblick das Haus seiner Mutter unter dem Schutze des öffentlichen Vertrauens und der Teilnahme, die das Unglück einflößt, führte seinen kleinen Schützling nach der Stadt und stieg mit ihm im besten Gasthofe, im *Dauphin* ab. Kaum hatte er sich hier einquartiert, als er einen Schneider holen ließ; zum voraus benachrichtigt, kam dieser sogleich mit fertigen Kleidern. Er wählte vorsichtig für Pitou Kleider, die zwei bis drei Zoll zu lang waren, ein Ueberfluß, der nach der Art, wie unser Held wuchs, von keiner langen Dauer zu sein versprach, und wanderte sodann mit ihm nach dem schon genannten Quartier, genannt der Pleux.

Je näher er diesem Quartier kam, desto mehr hemmte Pitou seinen Schritt; denn offenbar führte man ihn zu seiner Tante Angélique, und trotz der wenigen Male, die er seine Patin gesehen – die Tante Angélique hatte nämlich Pitou mit ihrem poetischen Taufnamen beschenkt – bewahrte er doch eine furchtbare Erinnerung an diese ehrwürdige Verwandte.

Die Tante Angélique besaß in der That nichts Anziehendes für ein Kind, das sich an alle Zärtlichkeiten mütterlicher Fürsorge gewöhnt hatte. Sie war in jener Zeit eine alte Mademoiselle von fünfundfünfzig bis achtundfünfzig Jahren, verdummt durch den Mißbrauch der ängstlichen Religionsübungen, bei der eine mißverstandene Frömmigkeit alle mitleidigen, menschlichen Gefühle verengt und zusammengeschnürt hatte, um an ihrer Stelle eine starke Portion gierigen Verstandes zu pflegen, die sich täglich im beständigen Umgang mit den Betschwestern der Stadt vermehrte. Sie lebte nicht gerade von Almosen, doch außer dem Verkauf von flächsenem Garn, das sie am Rädchen spann, und der Vermietung der Kirchenstühle, die ihr vom Kapitel bewilligt worden war, empfing sie von Zeit zu Zeit von frommen Personen, die sich von ihrer Scheinheiligkeit bethören ließen, kleine Summen, welche sie allmählich von Kupfermünze in Silbermünze, und von Silbermünze in Louis d'or verwandelte. Ohne daß jemand ihr Vorhandensein mutmaßte, verschwanden sie einer um den andern in den Kissen des Lehnstuhls, auf dem sie arbeitete. Und befanden sie sich einmal in diesem Versteck, so trafen sie eine gewisse Anzahl ihrer Kameraden, die bestimmt waren, fortan von der Cirkulation ausgeschlossen zu sein, bis zu dem unbekanntem Tag, wo der Tod der alten Mademoiselle sie in die Hände ihres Erben bringen würde.

Nach der Wohnung dieser ehrwürdigen Verwandten begab sich also der Doktor Gilbert, den großen Pitou an der Hand fortziehend.

Wir sagen den großen Pitou, weil vom ersten Vierteljahr nach seiner Geburt Pitou für sein Alter immer zu groß gewesen war.

Mademoiselle Rose Angélique Pitou war in dem Augenblick, als sie ihre Thüre öffnete, um ihren Neffen und den Doktor einzulassen, in sehr freudiger Laune. Während man die Totenmesse über dem Leichnam ihrer Schwägerin in der Kirche von Haramont las, hatten Hochzeiten und Taufen in der Kirche von Villers-Cotterets stattgefunden, so daß die Einnahme für die Stühle an einem Tage auf sechs Livres angewachsen war. Mademoiselle Angélique hatte ihre Sous in einen großen Thaler verwandelt, der wiederum mit den drei anderen zu verschiedenen Zeiten in Reserve gelegten Thalern einen Louisd'or gab. Dieser Louisd'or war soeben den übrigen beigegeben worden, und der Tag, an dem eine solche Vereinigung stattfand, bildete natürlich einen Festtag für Mademoiselle Angélique.

Gerade in dem Augenblick, als die Tante eine letzte Runde um ihren Lehnstuhl gemacht hatte, um sich zu versichern, daß nichts von außen den im Innern verborgenen Schatz verrate, traten der Doktor und Pitou ein.

Die Scene wäre rührend gewesen; doch in den Augen eines so richtigen Beobachters, wie der Doktor Gilbert, war sie nur grotesk. Als sie ihren Neffen erblickte, sprach die alte Frömmlerin ein paar Worte von ihrer armen teuren Schwester, die sie so sehr geliebt, und gab sich die Miene, als wischte sie eine Thräne ab. Der Doktor, der erst einen Blick in die tiefste Tiefe des Herzens der alten Mademoiselle werfen wollte, bevor er in Beziehung auf sie einen Entschluß fassen würde, hielt zum Schein Mademoiselle Angélique eine Rede über die Pflichten der Tanten gegen die Neffen. Doch in dem Maße, in welchem die Rede sich entwickelte und die Worte von den Lippen des Doktors strömten, trank das Auge der alten Mademoiselle die Thräne, die es

befeuchtet hatte, alle ihre Züge nahmen die Trockenheit des Pergaments wieder an, mit dem sie bedeckt zu sein schienen. Sie hob die linke Hand bis zur Höhe ihres spitzigen Kinns empor und fing an, mit der rechten an ihren dünnen Fingern die annähernde Zahl der Sous zu berechnen, die ihr das Vermieten der Stühle jährlich eintrug, so daß sie, da es der Zufall gefügt, daß die Rechnung zugleich mit der Rede geschlossen war, auf der Stelle antworten konnte: wie sehr sie auch ihre arme Schwester geliebt, und in welchem hohem Grade sie auch Teilnahme für ihren Neffen hege, so gestatten ihr doch ihre geringen Einnahmen, trotz ihres doppelten Titels als Tante und Patin, keinen Zuwachs an Ausgaben.

Der Doktor war übrigens auf diese Weigerung gefaßt gewesen, sie überraschte ihn daher nicht. Er gehörte zu den großen Parteigängern der neuen Ideen, und da der erste Band vom Werke Lavaters erschienen war, so hatte er die physiognomische Lehre des Philosophen von Zürich schon auf das hagere gelbe Gesicht von Mademoiselle Angélique angewendet.

Aus dieser Untersuchung ergab sich für ihn folgendes: die kleinen, glühenden Augen der alten Mademoiselle, ihre lange Nase und ihre dünnen Lippen bieten die Vereinigung der Habgier, der Selbstsucht und der Heuchelei in einer Person.

Die Antwort erregte bei ihm, wie gesagt, nicht das geringste Erstaunen. Als Beobachter wollte er jedoch sehen, wie weit die Frömmlerin die Entwicklung dieser drei gemeinen Laster treiben würde.

»Aber Mademoiselle,« sagte er, »Ange Pitou ist ein armes Waisenkind, der Sohn Ihres Bruders, und Sie können, im Namen der Menschlichkeit, den Sohn Ihres Bruders nicht der öffentlichen Wohlthätigkeit überlassen.«

»Oh! hören Sie doch, Herr Gilbert,« erwiderte die alte Mademoiselle, »das ist eine Mehrausgabe von wenigstens sechs Sous täglich, und zwar noch gering gerechnet; denn dieser Junge muß mindestens ein Pfund Brot den Tag essen.«

Pitou schnitt ein Gesicht; er aß gewöhnlich anderthalb Pfund nur bei seinem Frühstück.

»Abgesehen von der Seife für seine Wäsche,« fuhr die Betschwester fort, »und ich erinnere mich, daß er erschrecklich verschmutzt.«

Pitou verschmutzte allerdings sehr, und das ist begreiflich, wenn man sich des Lebens erinnern will, das er führte; doch man mußte ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: er zerriß noch viel mehr, als er verschmutzte.

»Ah!« sagte der Doktor, »pfui, Mademoiselle Angélique; Sie, die Sie so sehr die christliche Liebe üben, machen solche Berechnungen bei einem Neffen und Paten!«

»Abgesehen von der Unterhaltung der Kleider,« rief die alte Frömmlerin aus, die sich erinnerte, ihre Schwester Madeleine beständig mit Flickereien und Ausbesserungen an den Wämsern und Hosen ihres Neffen beschäftigt gesehen zu haben.

»Sie weigern sich also, Ihren Neffen zu sich zu nehmen?« sagte der Doktor; »von der Schwelle seiner Tante zurückgestoßen, wird die Waise genötigt sein, Almosen auf der Schwelle fremder Häuser zu fordern.«

So habgierig sie auch war, so begriff die Betschwester doch das Gehässige, das ganz natürlich auf sie zurückfallen mußte, wäre ihr Neffe, durch ihre Weigerung, ihn aufzunehmen, genötigt, diese Aeüßerste zu ergreifen.

»Nein,« sagte sie, »ich behalte ihn bei mir.«

»Ah!« sprach der Doktor, »glücklich, ein gutes Gefühl in diesem Herzen zu finden, das er für

vertrocknet hielt.«

»Ja,« fuhr die alte Mademoiselle fort, »ich werde ihn den Augustinern von Bourg-Fontaine empfehlen, und er wird bei ihnen als Laienbruder eintreten.«

Der Doktor war, wie gesagt, Philosoph. Man kennt den Wert des Wortes Philosoph in jener Zeit.

Er beschloß daher auf der Stelle, den Augustinern einen Neophyten zu entreißen, und zwar mit demselben Eifer, den die Augustiner ihrerseits angewandt hätten, den Philosophen einen Adepten zu entführen.

»Nun wohl!« sprach er, indem er die Hand an seine tiefe Tasche drückte, »da Sie in einer so schlimmen Lage sind, meine liebe Demoiselle Angélique, da Sie sich in Ermanglung eigener Mittel genötigt sehen, Ihren Neffen der Wohlthätigkeit anderer zu empfehlen, so werde ich jemand suchen, der wirksamer als Sie zum Unterhalt des armen verwaisten Knaben die Summe anzuwenden vermag, die ich für ihn bestimmt habe . . . Ich muß nach Amerika zurückkehren und werde vor meinem Abgang Ihren Neffen Pitou in die Lehre bei einem Tischler oder bei einem Stellmacher bringen. Er selbst soll übrigens einen Stand nach seiner Neigung wählen. Während meiner Abwesenheit wird er groß werden, und bei meiner Rückkehr wird er schon geschickt in seinem Handwerk sein, und ich werde dann sehen, was sich für ihn thun läßt. Auf, mein Kind, küsse deine Tante und laß uns gehen,« fügte der Doktor bei.

Der Doktor hatte noch nicht vollendet, als Pitou schon mit seinen zwei langen Armen auf die Mademoiselle zustürzte; es drängte ihn in der That sehr, seine Tante zu küssen, unter der Bedingung, daß dieser Kuß zwischen ihm und ihr das Zeichen einer ewigen Trennung wäre.

Doch bei dem Worte die *Summe*, bei der Gebärde des Doktors, der seine Hand in seine Tasche steckte, beim silbernen Klang, den diese Hand eine Masse von großen Thalern, deren Quantum man nach der Ausdehnung des Rockes berechnen konnte, von sich geben ließ, hatte die alte Mademoiselle die Hitze der Habgier bis zu ihrem Herzen aufsteigen gefühlt.

»Ah!« sagte sie, »mein lieber Herr Gilbert, Sie wissen eines wohl.«

»Was?« fragte der Doktor.

»Ei! mein guter Gott! daß niemand in der Welt das arme Kind so sehr lieben wird, als ich!«

Und ihre magern Arme mit den ausgestreckten Armen von Pitou verschlingend, drückte sie auf jede seiner Wangen einen sauren Kuß, der ihn von den Fußspitzen bis zu den Haarwurzeln schauern machte.

»Oh! gewiß,« sagte der Doktor, »ich weiß das wohl, und ich zweifelte so wenig an Ihrer Freundschaft für ihn, daß ich ihn unmittelbar zu Ihnen, als seiner natürlichen Stütze, brachte. Aber was Sie mir soeben sagten, liebe Demoiselle, hat mich zugleich von Ihrem guten Willen und von Ihrem Unvermögen überzeugt und Sie sind, wie ich wohl einsehe, selbst zu arm, um einem noch Aermereu zu helfen.«

»Ei! mein guter Herr Gilbert,« entgegnete die alte Frömmlerin, »ist nicht der liebe Herrgott im Himmel, und ernährt er nicht vom Himmel herab alle seine Geschöpfe?«

»Das ist wahr, aber wenn er den Vögeln Futter giebt, so bringt er doch die Waisen nicht in die Lehre. Das muß nun für Ange Pitou geschehen, und das wird Sie bei Ihren geringen Mitteln nicht zu viel kosten.«

»Wenn Sie aber diese Summe geben,« Herr Doktor?

»Welche Summe?«

»Die Summe, von der Sie gesprochen, die Summe, die hier in ihrer Tasche ist?« fügte die Betschwester bei, indem sie ihren gekrümmten Finger gegen den Schoß des kastanienbraunen Rockes ausstreckte.

»Ich werde sie sicherlich geben,« liebe Demoiselle Angélique, doch ich sage Ihnen zum voraus, nur unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?«

»Daß das Kind ein bestimmtes Gewerbe erlernt.«

»Es soll eines haben, ich verspreche es Ihnen bei meinem Wort, Herr Doktor,« sagte die Frömmlerin.

»Sie versprechen mir im Ernste?«

»Ich nehme den guten Gott zum Zeugen der Wahrheit meines Schwures,« erwiderte Angélique. Und sie streckte ihre fleischlose Hand in die Höhe.

»Gut, es sei,« sagte der Doktor, während er aus seiner Tasche einen Sack mit rundem prallem Bauche zog; »ich bin bereit, das Geld zu geben, wie Sie sehen; sind Sie Ihrerseits bereit, mir für das Kind zu haften?«

»Bei dem wahrhaftigen Kreuze, Herr Gilbert.«

»Schwören wir nicht so sehr, liebe Demoiselle, und unterzeichnen wir ein wenig.«

»Ich werde unterzeichnen,« Herr Gilbert, »ich werde unterzeichnen.«

»Vor dem Notar?«

»Vor dem Notar.«

»So gehen wir ein wenig zu dem Notar Niguet.«

Der Papa Niguet, dem infolge einer langen Bekanntschaft der Doktor diesen freundschaftlichen Titel gab, war, wie diejenigen von unsern Lesern schon wissen, die mit unserem Buche *Joseph Balsamo* vertraut sind, der angesehenste Notar des Ortes.

Mademoiselle Angélique, deren Notar Meister Niguet auch war, hatte nichts gegen die vom Doktor getroffene Wahl einzuwenden. Sie folgte ihm daher in die bezeichnete Schreibstube. Hier protokollierte der Notar das von Demoiselle Rose Angélique Pitou geleistete Versprechen, ihren Neffen Louis Ange Pitou zu sich zu nehmen und zur Ausübung eines ehrenhaften Gewerbes gelangen zu lassen, wogegen sie jährlich die Summe von zweihundert Livres erhalten sollte.

Am andern Tag verließ der Doktor Villers-Cotterets, nachdem er einige Rechnungen mit seinem Pächter geordnet hatte. Und Mademoiselle Pitou, die wie ein Geier über die genannten, zum voraus zahlbaren zweihundert Livres herfiel, schloß acht schöne Louisd'or in ihren Lehnstuhl ein.

Was die übrig bleibenden acht Livres betrifft, so warteten sie in einer kleinen Unterschale von Porzellan, die seit dreißig bis vierzig Jahren eine Menge Münzen von allen möglichen Sorten hatte durchziehen sehen, bis die Ernte von einigen Sonntagen die Summe von vierundzwanzig Livres vervollständigte, eine Zahl, bei der immer die genannte Summe eine Verwandlung in Gold durchmachte und von der Schale in den Lehnstuhl übergang.

III.

Ange Pitou bei seiner Tante.

Wir haben gesehen, wie wenig Sympathie Ange Pitou für einen zu langen Aufenthalt bei seiner guten Tante Angélique hegte; mit einem, dem der Tiere gleichen oder ihm vielleicht überlegenen Instinkte begabt, hatte der arme Knabe zum voraus erraten, was bei diesem Aufenthalt seiner harpte an Verdrießlichkeiten, Plackereien und Widerwärtigkeiten.

Einmal, sobald der Doktor Gilbert abgereist – und das hatte Pitou nicht am meisten gegen seine Tante mißgestimmt – war nicht einen Augenblick mehr davon die Rede gewesen, das Kind in die Lehre zu bringen. Wohl hatte der Notar mit einem Worte die förmliche Uebereinkunft berührt; aber Mademoiselle Angélique antwortete, ihr Neffe sei noch zu jung und besonders von zu zarter Gesundheit, um Arbeiten unterworfen zu werden, die vielleicht seine Kräfte übersteigen würden. Bei dieser Bemerkung bewunderte der Notar das gute Herz von Mademoiselle Pitou und verschob die Lehre auf das nächste Jahr. Dabei war keine Zeit verloren, denn der Knabe hatte erst sein zwölftes Jahr erreicht.

Sobald er bei seiner Tante war, und während sie darüber nachsann, wie sie den besten Nutzen aus ihrem Neffen ziehen könnte, hatte Pitou, der sich wieder in seinem Walde befand, auch schon alle seine topographischen Anordnungen getroffen, um in Villers-Cotterets dasselbe Leben zu führen, wie in Haramont. Denn eine Wanderung in der Runde hatte ihn in der That gelehrt, die besten Tränkherde wären die am Wege nach Dampleux, am Wege nach Compiègne und am Wege nach Vivieres, und der wildreichste Bezirk sei der der Wolfsheide.

Nachdem er diese Rekognoszierung vorgenommen, traf Pitou demgemäß seine Vorkehrungen.

Das, was er sich am leichtesten verschaffen konnte, insofern es keine Anlage von Kapitalien erforderte, war der Leim und die Leimruten. Die Rinde der Stechpalme, mit einer Mörserkeule zermalmt und im heißen Wasser gewaschen, verschaffte den Leim; die Ruten aber wuchsen zu tausenden auf den Birken der Umgegend. Pitou verfertigte sich, ohne einem Menschen ein Wort davon zu sagen, ein tausend Leimruten und einen Topf Leim erster Qualität, und an einem schönen Morgen, nachdem er tags zuvor auf Rechnung seiner Tante einen vierpfündigen Laib Brot beim Bäcker genommen hatte, ging er in der Dämmerung weg, blieb den ganzen Tag auswärts und kehrte erst bei sinkender Nacht wieder zurück.

Pitou hatte einen solchen Entschluß nicht gefaßt, ohne die Folgen davon zu berechnen. Er hatte einen Sturm vorhergesehen. Ohne die Weisheit von Sokrates zu besitzen, kannte er doch die Laune seiner Tante Angélique ebensogut, als der berühmte Lehrer von Alcibiades die seiner Frau Xantippe.

Pitou hatte sich in seiner Vorhersehung nicht getäuscht, doch gedachte er dem Sturme dadurch die Stirne zu bieten, daß er der alten Frömmlerin den Ertrag seines Tagewerkes überreichen würde. Nur hatte er den Platz nicht erraten können, wo ihn der Blitzstrahl treffen würde.

Der Blitzstrahl traf ihn bei seinem Eintritt.

Mademoiselle Angélique hatte sich hinter der Thür in den Hinterhalt gelegt, um ihren Neffen beim Vorübergehen nicht zu verfehlen, so daß er in dem Augenblick, wo er den Fuß in die Stube

setzte, einen Schlag an das Hinterhaupt erhielt, an dem er, ohne einer andern Belehrung zu bedürfen, vollkommen die dürre Hand der Betschwester erkannte.

Zum Glück hatte Pitou einen harten Kopf, und obgleich ihn der Schlag kaum erschütterte, gab er sich doch, um seine Tante zu rühren – deren Zorn sich dadurch vermehrte, daß sie sich durch ein maßloses Schlagen an den Fingern sehr wehe gethan – den Anschein, als fiel er stolpernd an das andere Ende der Stube. Sobald er hier angelangt war und seine Tante, ihren Rock in der Hand, auf sich zukommen sah, zog er hastig aus seiner Tasche den Talisman, auf den er gerechnet hatte, um sich Verzeihung für sein Ausbleiben zu verschaffen.

Das waren zwei Dutzend Vögel, worunter ein Dutzend Rotkehlchen und ein halbes Dutzend Drosseln.

Mademoiselle Angélique riß ihre Augen ganz erstaunt auf und fuhr der Form wegen fort zu zanken; aber während sie schalt, bemächtigte sich ihre Hand des Jagdertrags ihres Neffen, sie machte drei Schritte gegen die Lampe und fragte:

»Was ist das?«

»Sie sehen es wohl, mein gutes Tantchen Angélique erwiderte Pitou, es sind Vögel.«

»Gut zum essen?« sagte rasch die alte Mademoiselle, welche in ihrer Eigenschaft als Betschwester natürlich eßgierig war.

»Gut zum essen!« wiederholte Pitou, »entschuldigen Sie; Rotkehlchen und Drosseln, ich glaube wohl.«

»Und wo hast du diese Tiere gestohlen, kleiner Unglücklicher?«

»Ich habe sie nicht gestohlen, ich habe sie gefangen.«

Wie?«

»Am Tränkherd.«

»Was ist das, ein Tränkherd?«

Pitou schaute Tante mit erstaunter Miene an; er konnte nicht begreifen, daß es in der Welt eine Person gebe, die in ihrer Erziehung vernachlässigt genug sei, um nicht zu wissen, was der Tränkherd bedeute.

»Der Tränkherd?« erwiderte er. »Bei Gott! das ist der Tränkherd.«

»Ja, kleiner Schlingel, aber ich weiß nicht, was das ist.«

Da Pitou voll Mitleid gegen alle Unwissenheiten war, so antwortete er:

»Der Tränkherd ist eine kleine Lache, es finden sich solche ungefähr dreißig im Wald; man legt Leimruten rings umher, und wenn die Vögel, die das nicht kennen, die Dummköpfe, kommen, um zu trinken, so fangen sie sich.«

»Woran?«

»Am Leim.«

»Ah! ah!« sagte die Tante Angélique, »ich begreife; doch wer hat dir Geld gegeben?«

»Geld?« erwiderte Pitou, erstaunt, daß man glauben konnte, er habe je einen Pfennig besessen; »niemand.«

»Mit was hast du denn den Leim gekauft?«

»Ich habe den Leim selbst gemacht.«

»Und die Leimruten?«

»Auch.«

»Diese Vögel kosten dich also nichts?«

»Die Mühe, mich zu bücken und sie zu nehmen.«

»Und kann man oft an den Tränkherd gehen?«

»Man kann alle Tage dahin gehen, nur muß man nicht . . .«

»Was muß man nicht?«

»Alle Tage dahin gehen.«

»Aus welchem Grunde?«

»Weil das ruiniert.«

»Was ruiniert das?«

»Den Tränkherd. Sie begreifen, Tante Angélique, die Vögel, die man gefangen hat . . .«

»Nun?«

»Sie sind nicht mehr da.«

»Das ist richtig, erwiderte die Tante.«

Zum ersten Mal, seitdem er sich in ihrem Hause befand, gab die Tante Angélique ihrem Neffen recht; diese ungewohnte Billigung entzückte auch Pitou.

»Doch,« sagte er, »an den Tagen, wo man nicht an den Tränkherd geht, geht man anderswo hin. An den Tagen, wo man keine Vögel fängt, fängt man etwas anderes.«

»Und was fängt man denn?«

Man fängt Kaninchen.«

»Kaninchen?«

»Ja, man ißt das Fleisch und verkauft den Balg. Ein Kaninchenbalg ist zwei Sous wert.

Die Tante Angélique schaute ihren Neffen mit ganz erstaunten Augen an; sie hatte nie in ihm einen so großen Oekonomen gesehen. Pitou hatte sich geoffenbart.

»Aber ich werde die Kaninchenbälge verkaufen?«

»Allerdings, wie es Mama Madeleine machte.«

Es war dem Kinde nie der Gedanke gekommen, es könnte von dem Ertrage seiner Jagd etwas anderes in Anspruch nehmen, als seinen Teil am Verzehren.

»Und wann wirst du Kaninchen fangen?« fragte Mademoiselle Angélique.

»Ah! sobald ich Schlingen habe,« erwiderte Pitou.

»Nun denn! so mache Schlingen.«

Pitou schüttelte den Kopf. Du hast ja Leim und Leimruten gemacht!

»Ah! ich verstehe wohl Leim und Leimruten zu machen, das ist wahr; aber ich verstehe nicht Messingdraht zu machen; das kauft man fertig bei den Krämern.«

»Und wie viel kostet das?«

»Oh! mit vier Sous werde ich wohl zwei Dutzend machen,« antwortete Pitou an den Fingern rechnend.

»Und wie viel kannst du mit zwei Dutzend Kaninchen fangen?«

Das ist, wie es gerade kommt: vier, fünf, sechs vielleicht; und dann dienen diese Schlingen mehrere Male, wenn sie der Aufseher nicht findet.«

»Hier hast du vier Sous,« sagte Tante Angélique, »kaufe Messingdraht bei Herrn Dambrun und gehe morgen auf die Kaninchenjagd.«

»Ich werde die Schlingen morgen legen,« erwiderte Pitou, »doch erst übermorgen früh erfahre ich, ob sich Kaninchen gefangen haben.«

Der Messingdraht war minder teuer in der Stadt, als auf dem Lande, weil die Krämer von Haramont sich in Villers-Cotterets damit versahen. Pitou erhielt also vierundzwanzig Schlingen für drei Sous. Er brachte einen Sou seiner Tante zurück.

Diese unerwartete Ehrlichkeit ihres Neffen rührte beinahe die alte Mademoiselle. Sie hatte einen Augenblick den Gedanken, mit diesem Sou, der nicht verwendet worden war, ihren Neffen zu beschenken. Zum Unglück für Pitou war es ein mit dem Hammer breit geschlagener Sou, der in der Dämmerung für zwei Sous gelten konnte. Mademoiselle Angélique dachte, man müsse ein Geldstück nicht ausgeben, das hundert Prozent tragen könne; und steckte den Sou wieder in die Tasche.

Pitou hatte die Bewegung bemerkt, aber nicht analysiert. Es wäre ihm nie eingefallen, seine Tante könnte ihm einen Sou geben.

Er verfertigte seine Schlingen, und am andern Morgen verlangte er einen Sack von Mademoiselle Angélique.

»Wozu?« fragte die alte Mademoiselle.

»Weil ich einen brauche,« antwortete Pitou, der voller Geheimnisse war.

Mademoiselle Angélique gab ihm den verlangten Sack, legte den Vorrat an Brot und Käse hinein, der zum Frühstück und Mittagessen ihres Neffen dienen sollte, und dieser ging sogleich nach der Wolfsheide ab.

Die Tante Angélique ihrerseits fing damit an, daß sie die zwölf Rotkehlchen rupfte, die sie zu ihrem Frühstück und ihrem Mittagessen bestimmt hatte. Sie brachte zwei Drosseln dem Abbé Fortier und verkaufte die vier andern an den Wirt zur Goldenen Kugel, der sie ihr mit drei Sous das Stück bezahlte und ihr alle, die sie ihm bringen würde, um denselben Preis abzunehmen versprach. Die Tante Angélique kehrte strahlend zurück. Der Segen des Himmels war mit Pitou in ihrem Hause eingekehrt.

»Ah!« sagte sie, während sie ihre Rotkehlchen aß, die fett waren wie Ortolane und zart wie Feigenschneppen: »man hat recht, wenn man behauptet, eine Wohlthat sei nie verloren.«

Am Abend kam Ange nach Hause; er trug auf seinem Rücken einen herrlich gerundeten Sack. Diesmal erwartete ihn die Tante nicht hinter der Thüre, sondern auf der Schwelle, und statt mit einer Kopfnuß empfangen zu werden, wurde der Knabe mit einer Grimasse aufgenommen, die beinahe einem Lächeln glich.

»Hier bin ich!« rief Pitou, als er in die Stube mit jener Dreistigkeit eintrat, die das Bewußtsein eines gut ausgefüllten Tages bezeichnet.

»Du und Dein Sack,«

»Ich und mein Sack,« erwiderte Pitou.

Und was ist in deinem Sack? fragte die Tante Angélique.

»Bucheln.«

Bucheln.«

»Allerdings, Sie begreifen wohl, Tante Angélique, wenn der Vater La Jeunesse, der Schütze der Wolfsheide, mich auf seinem Bezirke ohne meinem Sack hätte herumstreichen sehen, so würde er gesagt haben: »»Was machst du hier, kleiner Landstreicher?«« Abgesehen davon, daß er etwas vermutet hätte. Während ich mit meinem Sack, wenn er mich fragt, was ich machen

wolle, ihm antwortete: »»Ich komme zur Buchellese; ist es denn verboten, zur Buchellese zu gehen?«« »»Nein.«« »»Nun wenn das nicht verboten ist, so haben Sie mir nichts zu sagen.«« In der That, wenn er etwas sagt, der Vater La Jeunesse, so hat er unrecht.

»Also hast du deinen Tag damit zugebracht, daß du Bucheln gelesen, statt die Schlingen zu legen, Träger!« rief die Tante Angélique, die unter allen diesen Kniffen ihres Neffen die Kaninchen sich entgehen zu sehen glaubte.

»Im Gegenteil, ich habe meine Schlingen gelegt, während ich Bucheln las, so daß er mich bei der Arbeit sah.«

»Und er hat dir nichts gesagt?«

»Doch. Er hat mir gesagt: »»du wirst deiner Tante Pitou meine Komplimente ausrichten.«« Nun! ist das ein braver Mann, der Vater La Jeunesse.

»Aber die Kaninchen? versetzte die Tante Angélique, die nichts von ihrem Hauptgedanken abbringen konnte.

»Aber die Kaninchen?« versetzte die Tante Angélique, welche nichts von ihrem Hauptgedanken abbringen konnte.

»Die Kaninchen? Der Mond geht um Mitternacht auf, und ich werde um ein Uhr nachsehen, ob sie gefangen sind.«

»Wo dies?«

»Im Walde.«

»Wie, du willst um ein Uhr morgens in den Wald?«

»Jawohl!«

»Ohne Angst zu haben?«

»Angst, wovor?«

Die Tante Angélique war ebenso erstaunt über den Mut von Pitou, als sie über seine Spekulationen erstaunt gewesen war.

Einfach wie ein Kind der Natur, kannte Pitou allerdings keine von den scheinbaren Gefahren, die die Kinder der Städte erschrecken.

Er brach auch um Mitternacht auf und ging längs der Kirchhofmauer hin, ohne sich abzuwenden. Das unschuldige Kind, das in seinem Leben, wenigstens in seinen Unabhängigkeitsideen, weder Gott noch die Menschen beleidigt hatte, fürchtete sich ebenso wenig vor den Toten, als vor den Lebendigen.

Ange fürchtete eine einzige Person: den Vater La Jeunesse; er hatte auch die Vorsicht, einen Umweg zu machen, um an seinem Hause vorüberzugehen. Da alles im Innern erloschen, da Thüren und Läden geschlossen waren, so fing Pitou, um sich zu versichern, ob der Schütze zu Hause und nicht in seinem Bezirk sei, an, das Bellen des Hundes nachzuahmen, so daß Ronflot, der Dachshund des Vaters La Jeunesse, sich in der Herausforderung täuschte, ebenfalls mit voller Kehle Laut gab und unter der Thüre durchschnüffelte.

Von diesem Augenblick an fühlte sich Pitou ruhig. War Ronflot zu Hause, so war Vater La Jeunesse auch zu Hause; Ronflot und der Vater La Jeunesse waren unzertrennlich, und sobald man den einen erblickte, konnte man sicher sein, man würde sogleich auch den andern erscheinen sehen.

Vollkommen beruhigt, wanderte also Pitou nach der Wolfsheide. Die Schlingen hatten ihr

Werk verrichtet; zwei Kaninchen waren gefangen und erdrosselt.

Pitou steckte sie in die weite Tasche jenes zu langen Rockes, der nach Verlauf eines Jahres zu kurz geworden sein sollte, und kehrte zu seiner Tante zurück.

Die alte Mademoiselle war zu Bette gegangen, doch die Habgier hatte sie wach erhalten; wie Perette, hatte sie berechnet, was ihr vier Kaninchenbälge wöchentlich eintragen konnten, und diese Rechnung hatte sie so weit geführt, daß sie nicht ein Auge zu schließen imstande war: sie fragte auch mit einem nervösen Zittern den Knaben, was er bringe.

»Ein Paar! Ah! Tante Angélique, es ist nicht meine Schuld, daß ich nicht mehr habe bringen können; aber es scheint, sie sind boshaft, die Kaninchen des Vaters Jeunesse.«

Die Hoffnungen der Tante Angélique waren mehr als erfüllt. Sie nahm, bebend vor Freude, die zwei unglücklichen Tiere, untersuchte ihren unversehrt gebliebenen Balg und schloß sie in ihre Speisekammer ein, die in ihrem Leben keine Vorräte gesehen hatte, wie die, die sie enthielt, seitdem es Pitou eingefallen war, sie zu verfolgen.

Dann forderte sie mit ziemlich sanftem Tone Pitou auf, sich niederzulegen; das ermüdete Kind that dies auf der Stelle, ohne ein Abendbrot zu verlangen, was ihn vollends aufs beste in der Meinung seiner Tante stellte. Zwei Tage nachher wiederholte Pitou seinen Versuch, und er war diesmal noch glücklicher als das erste Mal. Er fing drei Kaninchen.

Zwei nahmen den Weg nach dem Wirtshause zur goldenen Kugel, das dritte den nach dem Pfarrhause. Die Tante Angélique trug sehr Sorge für den Abbé Fortier, der sie seinerseits den guten Seelen des Kirchspiels empfahl.

So gingen die Dinge drei bis vier Monate. Die Tante Angélique war entzückt, und Pitou fand seine Lage erträglich. Doch ein unerwarteter Umstand, auf den man indessen gefaßt sein mußte, machte der Tante einen Strich durch die Rechnung und unterbrach die Expeditionen des Neffen.

Es war ein Brief von Doktor Gilbert, datiert von New-York, angekommen. Als der philosophische Reisende den Fuß auf den Boden Amerikas setzte, vergaß er seinen kleinen Schützling nicht. Er schrieb an Meister Niguét, um sich zu erkundigen, ob seine Vorschriften befolgt worden seien, und um den Vollzug des Vertrags, wenn man dies nicht gethan, oder seinen Bruch zu fordern, wenn man diese Vorschriften nicht befolgen wollte.

Der Fall war ernster Natur. Die Verantwortlichkeit des Notars stand auf dem Spiel: er fand sich bei der Tante Pitou ein und stellte sie, den Brief des Doktors in der Hand, über den Vollzug des Vertrags zur Rede.

Man konnte nicht zurückweichen; jede Entschuldigung mit schlechter Gesundheit wurde durch das Aussehen von Pitou Lügen gestraft. Pitou war groß und mager; aber die jungen Bäume des Waldes waren auch groß und mager, was sie nicht verhinderte, sich äußerst wohl zu befinden.

Mademoiselle Angélique verlangte acht Tage, um ihren Geist auf die Wahl des Standes vorzubereiten, den sie ihren Neffen wollte ergreifen lassen.

Pitou war ebenso traurig als seine Tante. Das Gewerbe, das er trieb, kam ihm vortrefflich vor, und er wünschte sich kein anderes.

Während dieser acht Tage war weder von der Vogeltränke, noch vom Wildern mehr die Rede. Ueberdies befand man sich im Winter, und im Winter trinken die Vögel überall. Dann war Schnee gefallen, und beim Schnee wagte es Pitou nicht, seine Schlingen zu legen. Der Schnee bewahrt den Eindruck der Sohlen, und Pitou besaß ein paar Füße, das dem Vater La Jeunesse die

schönste Aussicht gab, innerhalb vierundzwanzig Stunden zu erfahren, wer der Dieb gewesen, der den seiner Obhut anvertrauten Bezirk entvölkert.

Während dieser acht Tage wuchsen der alten Mademoiselle die Klauen wieder. Pitou hatte seine Tante Angélique von einst wiedergefunden, diejenige, welche ihm so sehr Furcht eingeflößt, und die das Interesse, diese mächtige Bewegkraft ihres ganzen Lebens, einen Augenblick Sammetpfoten hatte machen lassen. Je näher man dem Ziele rückte, desto mürrischer wurde die Laune der alten Mademoiselle, dergestalt, daß am fünften Tag Pitou wünschte, seine Tante möchte sich sogleich für irgend einen Stand entschließen, gleichviel welcher es wäre, wenn nur nicht der eines Schmerzendulders, den er bei der alten Mademoiselle einnahm.

Plötzlich erschloß sich ein Gedanke in diesem so grausam bewegten Kopf. Dieser Gedanke gab ihr die Ruhe wieder, die sie seit sechs Tagen verloren hatte. Er bestand darin, daß sie den Abbé Fortier bat, den armen Pitou unentgeltlich in seine Klasse aufzunehmen und ihm das von Seiner Hoheit, dem Herzog von Orleans, im Seminar gestiftete Stipendium zu verschaffen. Das war eine Lehre, die der Tante Angélique nichts kostete, und Herr Fortier, abgesehen von den Krammetsvögeln, den Amseln und den Kaninchen, mit denen ihn die alte Frömmlerin seit sechs Monaten überhäufte, war dem Neffen der Vermieterin seiner Kirchenstühle etwas mehr schuldig, als jedem andern. So unter der Glocke gehalten, trug Ange in der Gegenwart ein und versprach für die Zukunft.

Ange wurde in der That beim Abbé ohne irgend eine Bezahlung aufgenommen. Es war ein braver Mann, dieser Abbé; nicht im geringsten interessiert, gab er seine Wissenschaft denen, die arm am Geiste, sein Geld denen, die arm am Körper; aber unlenkbar in einem einzigen Punkt: die Solécismen brachten ihn außer sich, die Barbarismen machten ihn wütend. In diesem Fall kannte er weder einen Freund, noch einen Feind, weder einen Armen, noch einen Reichen, weder einen bezahlenden Schüler, noch einen nicht bezahlenden. Er schlug mit unbestechlicher Unparteilichkeit und mit einem lacedämonischen Stoicismus, und da er einen starken Arm hatte, so schlug er tüchtig. Das war den Eltern bekannt; es hing von ihnen ab, ihre Kinder zum Abbé Fortier zu bringen oder nicht; brachten sie ihre Kinder aber dahin, so mußten sie sie gänzlich seiner Willkür überlassen; denn auf alle mütterlichen Reklamationen antwortete der Abbé mit dem Wahlspruch: Wer gut liebt, der züchtigt gut, den er auf den Handgriff seiner Rute und auf den Stiel seiner Schulgeißel hatte gravieren lassen.

Ange Pitou wurde also auf die Empfehlung seiner Tante unter die Schüler des Abbés Fortier aufgenommen. Ganz stolz auf diese Aufnahme, die Pitou viel weniger angenehm war, begab sich die alte Andächtlerin zu Meister Niguet und benachrichtigte ihn, sie habe sich nicht nur mit den Absichten des Doktors Gilbert in Einklang gesetzt, sondern dieselben sogar übertroffen. Der Doktor hatte in der That für Ange Pitou ein ehrenhaftes Gewerbe verlangt. Sie gab ihm viel mehr als dies, da sie ihm eine ausgezeichnete Erziehung gab; und wo gab sie ihm diese Erziehung? In derselben Pension, wo Sebastian Gilbert, für den er fünfzig Livres bezahlte, die seinige erhielt.

Es ist nicht zu leugnen, Ange erhielt seine Erziehung gratis, aber es war keine Notwendigkeit vorhanden, dies dem Doktor Gilbert mitzuteilen; und teilte man es ihm mit, so kannte man die Unparteilichkeit und die Uneigennützigkeit des Abbés Fortier. Wie sein erhabener Meister, öffnete er die Arme und sprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Nur waren diese zwei Hände, die das Ende der zwei väterlichen Arme bildeten, die eine mit einer Sprachlehre, die andere mit einem Bündel Ruten bewaffnet, so daß meistens, ganz im Gegenteil zu Jesus, der die Kinder in Thränen empfing und getröstet wegschickte, der Abbé Fortier die armen Kinder voll

Angst auf sich zukommen sah und weinend wegschickte.

Der junge Schüler trat in die Klasse ein, mit einer Truhe unter dem Arm, ein hornenes Tintenfaß in der Hand und ein paar Federstümpfe hinter dem Ohr. Die Truhe war bestimmt, um, so gut es eben ging, das Pult zu ersetzen. Das Tintenfaß war ein Geschenk vom Krämer, und die Federstümpfe hatte Mademoiselle Angélique aufgelesen, als sie am Tage vorher Meister Niguet ihren Besuch machte.

Ange Pitou wurde mit jener sanften Brüderlichkeit empfangen, die bei den Kindern entsteht und bei den Männern sich fortpflanzt, nämlich mit Hohngelächter. Die ganze Klasse machte sich über ihn lustig. Zwei Schüler mußten zur Strafe zurückbleiben wegen seiner gelben Haare, und zwei andere wegen seiner sonderbaren Kniee, die wir schon mit einem Worte berührt haben. Diese zwei letzteren sagten, die Beine von Pitou gleichen Brunnenseilen, an die man einen Knoten gemacht. Das Wort fand eine günstige Aufnahme, machte die Runde um die Tafel, erregte die allgemeine Heiterkeit und folglich Aerger beim Abbé Fortier.

Als er am Mittag wegging, nachdem er vier Stunden in der Klasse gewesen war, hatte Pitou, ohne daß er ein Wort an jemand gerichtet, ohne daß er etwas anderes gethan, als hinter seinem Pult gegähnt, sechs Feinde in der Klasse und zwar sechs umso erbittertere Feinde, als er kein Unrecht gegen sie hatte. Sie leisteten auch auf den Ofen, der in der Klasse den Altar des Vaterlandes vorstellt, den feierlichen Eid, die einen, ihm seine gelben Haare auszuraufen, die andern, ihm seine fayenceblauen Augen grün zu schlagen, die letzten, ihm seine vorwärts gebogenen Kniee gerade aufzurichten.

Pitou wußte daraus nichts von diesen feindseligen Gesinnungen. Als er die Schule verließ, fragte er einen seiner Nachbarn, warum sechs von ihren Kameraden zurückbleiben, während sie weggehen.

Der Nachbar schaute ihn von der Seite an, nannte ihn einen boshafte Anzeiger und entfernte sich, ohne ein Gespräch mit ihm anknüpfen zu wollen.

Pitou fragte sich, wie er, der nicht ein einziges Wort während der ganzen Klasse gesagt, ein boshafter Anzeiger sein könne. Doch während der Dauer eben dieser Klasse hatte er entweder durch die Schüler oder durch den Abbé Fortier so viele Dinge sagen hören, die er nicht begriffen, daß er die Anklage des Nachbarn in die Zahl der für seinen Geist zu hohen Dinge einreichte.

Als Tante Angélique, die unendlich eifrig sich bei einer Erziehung benahm, von der man glaubte, sie koste sie so große Opfer, Pitou um Mittag zurückkommen sah, fragte sie ihn, was er gelernt habe. Pitou antwortete, er habe schweigen gelernt. Die Antwort wäre eines Pythagoräers würdig gewesen. Nur hätte sie ein Pythagoräer durch Zeichen gegeben.

Der neue Schüler kehrte um ein Uhr ohne zu großen Widerwillen in die Klasse zurück. Die Morgenklasse war von den Schülern zur Prüfung des Äußeren von Pitou angewendet worden; die Abendklasse wurde vom Professor zur Prüfung des Innern angewendet. Als das Examen vorüber war, blieb der Abbé Fortier überzeugt, Pitou habe alle möglichen Anlagen, um ein Robinson Crusoe zu werden, aber sehr geringe Aussichten, dereinst ein Fontenelle oder ein Bossuet zu sein.

Während der ganzen Dauer dieser Klasse, die für den zukünftigen Seminaristen noch viel ermüdender war, als die am Morgen, wiesen ihm die seinetwegen bestraften Schüler zu wiederholtem Malen die Faust. In allen Ländern, zivilisierten oder nicht zivilisierten, gilt diese Demonstration als ein Zeichen der Drohung. Pitou war also auf seiner Hut.

Unser Held hatte sich nicht getäuscht: als er wegging oder vielmehr, sobald man außerhalb der Zubehör des Schulhauses war, wurde Pitou durch die sechs Schüler, die zur Strafe hatten zurückbleiben müssen, bedeutet, er habe ihnen die zwei Stunden Gefangenschaft mit Kosten, Zinsen und Kapital zu bezahlen.

Pitou begriff, es handle sich um einen Zweikampf auf die Fäuste. Er erklärte also, er sei bereit sich in einen Kampf mit demjenigen von seinen Gegnern einzulassen, welcher beginnen wolle, und hintereinander seinen sechs Feinden standzuhalten. Durch diese Erklärung erwarb sich der neue Schüler schon ein ziemlich großes Ansehen.

Die Bedingungen wurden festgestellt, wie sie Pitou vorgeschlagen. Es bildete sich ein Kreis um den Kampfplatz, und die Streiter rückten, nachdem sie, der eine sein Wams, der andre seinen Rock abgelegt hatten, gegeneinander an.

Wir haben von den Händen von Pitou gesprochen. Diese Hände, die nicht angenehm anzusehen waren, waren noch minder angenehm zu fühlen. Pitou ließ am Ende jedes Armes eine Faust so groß wie ein Kindskopf baumeln, und obgleich das Boxen in Frankreich noch nicht eingeführt war und folglich Pitou kein Elementarprinzip von dieser Kunst erhalten hatte, gelang es ihm doch, seinem ersten Gegner einen so hermetisch angepaßten Faustschlag auf das Auge zu geben, daß es sich auf der Stelle mit einem schwarzen Kreise umzog.

Der zweite trat vor. Hatte Pitou gegen sich die Anstrengung eines zweiten Kampfes, so war sein Gegner seinerseits sichtbar minder stark, als der erste. Der Kampf dauerte daher nicht lange. Die furchtbare Faust senkte sich auf die Nase, und die zwei Nasenlöcher zeugten sogleich für die Gültigkeit des Schlages, indem sie einen doppelten Blutbach entströmen ließen.

Der dritte kam mit einem zerbrochenen Zahn davon; dieser war am wenigsten von allen beschädigt. Die andern erklärten sich für befriedigt.

Pitou durchschritt die Menge, die sich vor ihm mit der einem Triumphator schuldigen Achtung öffnete, und zog sich gesund und wohlbehalten nach seinem Herde, d.h. nach dem seiner Tante, zurück.

Als am andern Morgen die drei besiegten Schüler ankamen, wurde eine Untersuchung vom Abbé Fortier angestellt. Doch die Schüler haben auch ihre gute Seite. Nicht einer von den Verstümmelten war schwatzhaft, und auf mittelbarem Wege, nämlich durch einen Zeugen des Streites, der der Schule völlig fremd, erfuhr der Abbé Fortier am andern Tag, Pitou habe auf den Gesichtern seiner Zöglinge den Schaden angerichtet, durch den am Tage vorher seine Besorgnis erregt worden war.

Der Abbé Fortier bürgte in der That den Eltern nicht nur für das Moralische, sondern auch für das Physische seiner Schüler. Der Abbé Fortier hatte eine dreifache Klage von den drei Familien erhalten. Eine Genugthuung war unerläßlich. Pitou mußte drei Tage zurückbleiben. Einen Tag für das Auge, einen andern Tag für die Nase, einen Tag für den Zahn. Diese drei Tage Schulstubenarrest gaben Mademoiselle Angélique eine geistreiche Idee ein, nämlich die, Pitou sein Mittagessen zu entziehen, so oft ihm der Abbé Fortier den Ausgang entziehen würde. Dieser Entschluß mußte notwendig zum Nutzen der Erziehung von Pitou ausfallen, weil er sich zweimal besinnen würde, ehe er Fehler beginge, die eine doppelte Strafe nach sich zögen.

Nur begriff Pitou nie recht, warum er Anzeiger genannt und warum er bestraft worden war, weil er diejenigen geschlagen, die ihn hatten schlagen wollen; doch wenn man alles in der Welt begriffe, so würde man dadurch einen von den Hauptreizen des Lebens, den des Geheimnisses und des Unvorhergesehenen, verlieren.

Pitou blieb seine drei Tage in der Schule zurück und begnügte sich während dieser drei Tage mit seinem Frühstück und seinem Nachtessen, war jedoch mit dieser Entbehrung nicht gerade zufrieden.

Die Strafe, die Pitou erstanden, ohne daß es ihm nur entfernt einfiel, den Angriff zu verraten, den er nur erwidert hatte, trug ihm indessen die allgemeine Achtung ein. Es ist nicht zu leugnen, die drei majestätischen Faustschläge, die man ihn hatte erteilen sehen, waren vielleicht von einigem Gewicht bei dieser Achtung.

Von diesem Tage an war das Leben von Pitou ungefähr das der andern Schüler, nur mit dem Unterschied, daß die andern Schüler die Wechselfälle der Komposition durchmachten, während Pitou beharrlich unter den fünf bis sechs Letzten blieb, und beinahe immer eine Summe von Schulstubenarresten doppelt so groß, als die seiner Mitschüler, anhäufte.

Doch eines, was in der Natur von Pitou lag, was von der ersten Erziehung herrührte, die er erhalten, oder vielmehr nicht erhalten hatte, eines, was man wenigstens für ein Drittel bei seinen zahlreichen Schulstubenarresten rechnen mußte, war seine Neigung für die Tiere.

Die erwähnte Truhe, die seine Tante Angélique mit dem Namen Pult geschmückt hatte, war infolge ihres Umfangs und der zahlreichen Fächer, mit denen Pitou ihr Inneres bereicherte, eine Art von Arche Noah geworden, welche alle Arten von kletternden, kriechenden und fliegenden Tieren enthielt. Es fanden sich darin Schlangen, Eidechsen, Ameisenlöwen, Käfer und Frösche, welche Tiere Pitou um so teurer wurden, als er ihretwegen, mehr oder minder harte Strafen zu erdulden hatte.

Bei seinen Spaziergängen in der Woche sammelte Pitou für seine Menagerie. Er hatte sich Salamander gewünscht, die in Villers-Cotterets als das Wappen von Franz I., das dieser an allen Kaminen hatte anbringen lassen, sehr populär sind: es war ihm gelungen, sich solche zu verschaffen. Ein Umstand nahm ihn hierbei sehr in Anspruch, und er setzte dies am Ende unter die Zahl der Dinge, die seinen Verstand überstiegen: er hatte nämlich diese Reptile immer im Wasser gefunden, von denen die Dichter behaupteten, sie leben im Feuer. Dieser Umstand erregte in Pitou, der ein genauer Geist war, eine tiefe Verachtung gegen die Dichter.

Als Pitou Eigentümer von zwei Salamandern war, suchte er das Chamäleon auf. Doch diesmal waren alle seine Forschungen vergeblich, und kein Resultat krönte seine Bemühung. Pitou schloß am Ende aus diesen fruchtlosen Versuchen, das Chamäleon existiere nicht, oder es existiere wenigstens unter einer andern Breite.

Die zwei andern Drittel der Arreste von Pitou rührten von den verdammten Solécismen und den verfluchten Barbarismen her, die in den Aufgaben von Pitou wuchsen, wie die Trespe in den Kornfeldern wächst.

Was die Donnerstage und Sonntage betrifft, an denen er frei hatte, so wurden sie auf den Tränkherd und die Wilderei verwendet; nur, da Pitou immer mehr wuchs und sechzehn Jahre zählte, kam ein Umstand hinzu, der Pitou ein wenig von seinen Lieblingsbeschäftigungen ablenkte.

An dem Wege nach der Wolfsheide lag das Dorf Pisseleu. In diesem Dorf war der Pachthof des Vaters Billot, und auf der Schwelle dieses Pachthofs stand beinahe jedes Mal, wenn Pitou daran vorbeiging, ein hübsches, frisches, lebendiges heiteres Mädchen, das man nach seinem Taufnamen Katherine, viel öfter aber noch nach dem Namen ihres Vaters, die Billotte nannte.

Pitou fing damit an, daß er die Billotte grüße. Allmählig faßte er sich sodann ein Herz und

grüßte sie lächelnd; dann an einem schönen Tag, nachdem er begrüßt, nachdem er gelächelt hatte, blieb er stehen und wagte errötend die Worte, die er als eine große Kühnheit betrachtete:

»Guten Morgen, Mademoiselle Katharine.«

Katharine war ein gutes Mädchen, sie empfing Pitou als einen alten Bekannten. Es war in der That ein alter Bekannter, denn seit zwei Jahren sah sie ihn vor dem Pachthofe wenigstens einmal in der Woche hin und her gehen, nur sah Katharine Pitou, und Pitou sah Katharine nicht. Als nämlich Pitou so vorüberging, war Katharine sechszehn Jahre alt und Pitou vierzehn.

Allmählig war Katharine dahin gekommen, daß sie die Talente von Pitou schätzte, denn Pitou teilte ihr Proben davon mit, indem er ihr seine schönsten Vögel und seine fettesten Kaninchen bot. Infolgedessen machte Katharine Pitou Komplimente, und Pitou, der um so empfänglicher für Komplimente war, als er selten solche erhielt, überließ sich dem Zauber der Neuheit, und statt wie früher, seine Wanderung bis zur Wolfsheide fortzusetzen, blieb er auf halbem Wege stehen; und statt seinen ganzen Tag mit der Buchellese oder mit dem Legen der Schlingen zuzubringen, verlor er seine Zeit damit, daß er bei dem Pachthofe des Vaters Billot umherstrich, in der Hoffnung, Katharine einen Augenblick zu sehen.

Daraus ging eine merkliche Verminderung im Ertrage der Kaninchenbälge und ein beinahe völliger Mangel an Rotkehlchen und Drosseln hervor.

Die Tante Angélique beklagte sich. Pitou antwortete, die Kaninchen werden mißtrauisch, und die Vögel, welche die Fallen erkannt haben, trinken aus der Höhlung der Blätter und der Baumstämme. Eines tröstete die Tante Angélique über den Verstand der Kaninchen und diese Schlaueit der Vögel, die sie den Fortschritten der Philosophie zuschrieb, nämlich, daß ihr Neffe das Stipendium erhalten, in das Seminar eintreten, hier drei Jahre zubringen und das Seminar wieder als Abbé verlassen werde. Haushälterin eines Pfarrers zu sein, war aber das ewige Trachten von Mademoiselle Angélique.

Dieses Trachten mußte sich notwendig verwirklichen: denn war Ange Pitou einmal Abbé, so konnte er nicht umhin, seine Tante als Haushälterin zu nehmen, besonders nach dem, was diese Tante für ihn gethan hatte.

Der einzige Umstand, der die goldenen Träume der armen Mademoiselle störte, war der, daß, als sie von ihrer Hoffnung mit dem Abbé Fortier sprach, dieser den Kopf schüttelnd erwiderte:

»Meine liebe Mademoiselle Pitou, um Abbé zu werden, müßte sich Ihr Neffe viel weniger der Naturgeschichte und viel mehr dem De viris illustribus oder dem Selecta e profanis scriptoribus widmen.«

»Das will besagen?«

»Daß er viel zu viel Barbarismen und unendlich zu viel Solécismen macht,« antwortete der Abbé Fortier.

Eine Antwort, die Mademoiselle Angélique in der betrübendsten Unbestimmtheit ließ.

IV.

Ueber den Einfluß, den auf das Leben eines Menschen ein Barbarismus und sieben Solécismen haben können.

Pitou befand sich also außerhalb der Schule. Einer von seinen Armen hing an der Seite herab, der andere hielt seine Truhe auf dem Kopfe im Gleichgewicht, sein Ohr surrte noch von den wütenden Ausbrüchen des Abbés Fortier, und so ging er nach dem Pleux mit einer Sammlung des Geistes, die nichts anderes war, als die auf den höchsten Grad gestiegene Bestürzung. Endlich machte sich eine Idee Licht in seinem Geiste, und drei Worte, die seinen ganzen Gedanken enthielten, entschlüpften seinen Lippen:

Jesus! meine Tante!

In der That, was würde Mademoiselle Angélique Pitou über den Umsturz aller ihrer Hoffnungen sagen?

Was aus den Betrachtungen von Ange Pitou hervorging und was von seinen Lippen den kläglichen Ausruf springen gemacht hatte, war, daß Ange Pitou begriff, die Unzufriedenheit werde bei der alten Mademoiselle groß sein, wenn sie die unselige Kunde erfahre. Er kannte aber aus Erfahrung das Resultat einer Unzufriedenheit von Mademoiselle Angélique. Nur mußten diesmal, da die Ursache der Unzufriedenheit sich zu einer unberechenbaren Macht erhob, die Resultate eine unberechenbare Summe erreichen.

Er hatte beinahe eine Viertelstunde gebraucht, um den Weg, der vom großen Thore des Abbés Fortier zum Eingang der Straße in Pleux führte, zurückzulegen, und das war doch nur ungefähr dreihundert Schritte von einander entfernt.

In diesem Augenblick schlug die Glocke der Kirche ein Uhr.

Er bemerkte nun, daß ihn seine letzte Unterredung mit dem Abbé und die Langsamkeit, mit der er den Weg zurückgelegt, um sechzig Minuten verspätet hatten, und daß demnach seit dreißig Minuten die unerstreckbare Frist abgelaufen war, nach der man bei der Tante Angélique nicht mehr zu Mittag aß.

Dies war in der That der heilsame Zügel, den die alte Mademoiselle zugleich den Schularresten und den tollen Leidenschaften ihres Neffen angelegt hatte; dabei ersparte sie, ein Jahr in das andere gerechnet, ungefähr sechzig Mittagmahle an dem armen Jungen.

Doch diesmal war es nicht das magere Mittagessen der Tante, was den saumseligen Schüler beunruhigte: so karg auch das Frühstück gewesen, Pitou hatte ein zu volles Herz, um zu bemerken, sein Magen sei leer.

Es giebt eine furchtbare, dem Schüler, ein so großer Wicht er auch sein mag, wohlbekannte Qual; das ist der unrechtmäßige Aufenthalt in irgend einem abgelegenen Winkel nach einer Austreibung aus der Schule; es ist der entschiedene und gezwungene Urlaub, den er zu benützen genötigt ist, während seine Mitschüler, die Mappe und die Bücher unter dem Arm, vorüberziehen, um zur täglichen Arbeit zu gehen. Diese verhaßte Schule nimmt eine wünschenswerte Gestalt an. Der Schüler beschäftigt sich ernstlich mit der großen Angelegenheit der Aufgaben und Uebersetzungen, mit der er sich nie beschäftigt hat, und die dort während

seiner Abwesenheit verhandelt wird. Es findet eine große Ähnlichkeit zwischen diesem von seinem Lehrer weggeschickten Schüler und dem wegen seiner Gottlosigkeit Exkommunizierten statt, der nicht mehr das Recht hat, in die Kirche zurückzukehren, während er vor Verlangen, eine Messe zu hören, brennt.

Darum dünkte dem armen Pitou, je näher er zu dem Hause seiner Tante kam, desto schrecklicher der Aufenthalt in diesem Hause. Darum stellte er sich zum ersten Male in seinem Leben vor, die Schule sei ein irdisches Paradies, aus dem ihn der Abbé Fortier als ein Würgeengel mit seiner Geißel in Form eines flammenden Schwertes vertrieben habe.

So langsam er indessen ging, und obgleich Pitou von zehn zu zehn Schritten Stationen machte, die immer länger wurden, je mehr er sich dem Schreckensorte näherte, er mußte nichtsdestoweniger zur Schwelle des so sehr gefürchteten Hauses kommen. Pitou erreichte also die Schwelle, indem er seine Schuhe schleppte und maschinenmäßig seine Hand auf der Naht seiner Hose rieb.

»Ah! ich bin sehr krank, Tante Angélique,« sagte er, um jedem Spott oder jedem Vorwurf zuvorzukommen, und vielleicht auch, um es zu versuchen, das arme Kind beklagen zu machen.

»Gut,« erwiderte Mademoiselle Angélique, »ich kenne diese Krankheit, und man würde sie leicht heilen, wenn man den Zeiger der Pendeluhr um anderthalb Stunden zurückrückte.«

»Oh mein Gott, nein!« rief Pitou bitter, »denn ich habe keinen Hunger.«

Die Tante Pitou war erstaunt und beinahe unruhig; eine Krankheit beunruhigt gleich sehr die guten Mütter und die Stiefmütter; die guten Mütter wegen der Gefahr, welche die Krankheit herbeiführt, die Stiefmütter wegen des Nachteils, den sie der Börse zufügt.

»Nun, was Hast du denn, laß hören?« fragte die alte Mademoiselle.

Bei diesen Worten, die indessen ohne eine sehr zärtliche Sympathie ausgesprochen wurden, zerfloß Ange Pitou in Thränen, und es ist nicht zu leugnen, die Grimasse, die er von der Klage zu den Thränen übergehend machte, gehörte zu den häßlichsten und unangenehmsten Grimassen, die man sehen kann.

»Oh! meine gute Tante, es ist mir ein sehr großes Unglück begegnet,« sagte er.

»Welches?« fragte die alte Mademoiselle.

»Der Herr Abbé hat mich weggeschickt,« rief Ange Pitou in ein ungeheures Schluchzen ausbrechend.

»Weggeschickt?« wiederholte die Tante, als ob sie ihn nicht recht verstanden hätte.

»Ja, meine Tante.«

»Von wo?«

»Von der Schule.«

Hier verdoppelte sich das Schluchzen von Pitou.

Von der Schule? Also keine Prüfungen, keine Stipendien, kein Seminar mehr?

Das Schluchzen von Pitou verwandelte sich in ein Geheule. Mademoiselle Angélique schaute ihn an, als hätte sie in der Tiefe des Herzens ihren Neffen den Grund seiner Ausweisung lesen wollen.

»Wetten wir, daß du wieder hinter die Schule gegangen bist?« sagte sie; »wetten wir, daß du abermals beim Pachthof des Vaters Billot herumgestrichen bist? Pfui! ein zukünftiger Pfarrer!«

Ange schüttelte den Kopf.

»Du lügst!« lief die alte Mademoiselle, deren Zorn in demselben Maße zunahm, in dem sie die Gewißheit erlangte, daß die Lage der Dinge ernst war; du lügst! noch am letzten Sonntag hat man dich in der Seufzerallee mit der Billotte gesehen.

Mademoiselle Angélique log; doch zu jeder Zeit haben sich die Frömmelinnen für berechtigt geglaubt, zu lügen, kraft des jesuitischen Axioms: Es ist erlaubt, das Falsche vorzugeben, um das Wahre zu erfahren.

»Man hat mich nicht in der Seufzerallee gesehen, erwiderte Ange; das ist unmöglich, denn wir sind bei der Orangerie gegangen!«

»Ah! Unglücklicher! du siehst wohl, daß du mit ihr warst.«

»Aber, meine Tante,« entgegnete Ange errötend, »es handelt sich hier durchaus nicht um Mademoiselle Billot.«

»Ja, nenne sie Mademoiselle, um dein Spiel zu verbergen. Unreiner! Aber ich werde den Beichtvater von diesem Zieraffen benachrichtigen.«

»Aber, meine Tante, ich schwöre Ihnen, daß Mademoiselle Billot kein Zieraffe ist.«

»Ah, du verteidigst sie, während du der Entschuldigung bedarfst. Gut, ihr versteht euch immer besser. Oh! mein Gott, wie weit kommt es noch! . . . Kinder von sechzehn Jahren!«

»Meine Tante, ganz im Gegenteil, ich verstehe mich nicht mit Katharine, Katharine jagt mich immer fort.«

»Siehst du, wie du dich verhaspelst! nun nennst du sie Katharine kurzweg. Ja, sie jagt dich fort, die Heuchlerin, wenn man sie beobachtet.«

»Ah!« sagte Pitou plötzlich erleuchtet zu sich selbst, »ah! daran hatte ich nicht gedacht.«

»Siehst du!« rief die alte Mademoiselle, den naiven Ausdruck ihres Neffen benützend, um ihn der Genossenschaft der Billotte zu überweisen; »aber nur zu, ich will das alles ins Reine bringen. Herr Fortier ist ihr Beichtvater; ich werde ihn bitten, dich einsperren zu lassen und auf, vierzehn Tage auf Wasser und Brot zu setzen, und was Mademoiselle Katharine betrifft, wenn sie das Kloster braucht, um ihre Leidenschaft für dich zu mäßigen, wohl! so soll sie es kosten, wir schicken sie nach Saint-Remy.«

Die alte Mademoiselle sprach ihr letztes Wort mit einer Autorität und einer Ueberzeugung von ihrer Macht, daß Pitou bebte.

»Meine gute Tante,« sagte er die Hände faltend. »Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, Mademoiselle Billot habe irgend eine Schuld an meinem Unglück.«

»Die Unkeuschheit ist die Mutter aller Laster,« unterbrach ihn salbungreich Mademoiselle Angélique.

»Meine Tante, ich wiederhole Ihnen, der Herr Abbé hat mich nicht weggeschickt, weil ich unkeusch bin, sondern er hat mich weggeschickt, weil ich zu viel Barbarismen, vermischt mit Solécismen, die mir auch von Zeit zu Zeit entschlüpfen, machte, und die mir, wie er sagt, alle Aussicht benehmen, das Stipendium des Seminars zu erhalten.«

»Wie, alle Aussicht? also wirst du das Stipendium nicht erhalten, also wirst du nicht Pfarrer werden, also werde ich nicht deine Haushälterin sein?«

»Mein Gott! nein, meine Tante.«

»Und, was wirst du denn werden?« fragte die alte Mademoiselle ganz bestürzt.

»Ich weiß es nicht.« Pitou schlug die Augen ganz wehmütig zum Himmel auf. Was es der

Vorsehung aus mir zu machen gefällt, fügte er bei.

»Der Vorsehung? Ah! ich sehe, was es ist, rief Mademoiselle Angélique, man hat ihm etwas in den Kopf gesetzt, man hat ihm von den neuen Ideen gesprochen, man hat ihm Grundsätze der Philosophie eingeprägt.«

»Das kann es nicht sein, meine Tante, da man nur in die Philosophie eintreten darf, nachdem man seine Rhetorik gemacht hat, während ich nie meine dritte zu übersteigen imstande gewesen bin.«

»Bah! bah! ich spreche nicht von dieser Philosophie, ich spreche von der Philosophie der unglücklichen Philosophen; ich spreche von der Philosophie des Herrn Arouet, ich spreche von der Philosophie des Herrn Jean Jacques, von der Philosophie des Herrn Diderot, der die *Nonne* gemacht hat.«

Mademoiselle Angélique bekreuzte sich.

»Die *Nonne*?« fragte Pitou; »was ist das, meine Tante.«

»Du hast sie gelesen. Unglücklicher.«

»Meine Tante, ich schwöre Ihnen, nein.«

»Darum willst du nichts von der Kirche.«

»Meine Tante, Sie täuschen sich, die Kirche will nichts von mir.«

»Dieser Bursche ist entschieden eine Schlange. Ich glaube, er widerspricht.«

»Nein, meine Tante, ich antworte nur.«

»Oh! er ist verloren,« rief Mademoiselle Angélique mit allen Zeichen der tiefsten Niedergeschlagenheit, während sie in ihren Lieblingslehnstuhl sank.

Die Gefahr war groß. Die Tante Angélique faßte einen äußersten Entschluß: sie erhob sich, als ob eine Feder sie auf ihre Beine geschneit hätte und lief zum Abbé Fortier, um sich Erklärungen von ihm zu erbitten, und besonders, um einen letzten Versuch bei ihm zu wagen.

Pitou folgte mit den Augen seiner Tante bis auf die Schwelle der Türe; dann, als sie verschwunden war, trat er ebenfalls auf diese Schwelle und sah sie mit einer Geschwindigkeit, von der er keinen Begriff hatte, nach der Rue de Soissons gehen. Von da an blieb ihm kein Zweifel mehr über die Absichten von Mademoiselle Angélique, und er war überzeugt, sie begeben sich zu seinem Lehrer.

Das bedeutete wenigstens eine Viertelstunde Ruhe. Pitou beschloß, diese Viertelstunde, die ihm die Vorsehung bewilligte, zu benützen. Er raffte die Ueberreste des Mittagmahles seiner Tante zusammen, um seine Eidechsen zu füttern; er haschte ein paar Fliegen für seine Ameisen und seine Frösche; dann öffnete er nach und nach den Brotkasten und den Schrank, und sorgte für seine eigene Sättigung, denn mit der Einsamkeit war bei ihm der Appetit wiedergekehrt.

Als er alle seine Anordnungen getroffen hatte, lauerte er an der Thüre, um nicht bei der Rückkehr seiner zweiten Mutter überrascht zu werden.

Mademoiselle Angélique betitelte sich die zweite Mutter von Pitou.

Während er so lauerte, kam eine hübsche junge Person am Ende des Pleux, dem Gäßchen folgend, das von der Rue de Soissons nach der Rue de l'Ormet führt, vorüber. Sie saß auf dem Kreuz eines mit zwei Körben beladenen Pferdes, wovon der eine mit Hühnern, der andere mit Tauben gefüllt war; das war Katharine. Als sie Pitou auf der Schwelle seiner Tante erblickte, hielt sie an.

Pitou errötete seiner Gewohnheit gemäß; dann verharrte er mit aufgesperrem Mund und schaute, d. h. bewunderte, denn die Billotte war für ihn der höchste Ausdruck menschlicher Schönheit.

Das junge Mädchen warf einen Blick in die Straße, grüßte Pitou durch ein leichtes Nicken mit dem Kopf und zog ihres Weges.

Pitou erwiderte den Gruß, bebend vor Behagen.

Diese kleine Scene dauerte gerade lange genug, daß der große Schüler, ganz seiner Betrachtung hingegeben und beständig nach dem Platze schauend, wo Katharine gewesen war, seine Tante nicht gewahrte, die vom Abbé Fortier zurückkam und ihn plötzlich, erbleichend vor Zorn, bei der Hand faßte.

Durch diese elektrische Erschütterung, die bei ihm immer das Berühren von Mademoiselle Angélique verursachte, unversehens aus seinem schönen Traume aufgeweckt, wandte sich Ange um, richtete seine Augen vom zornigen Gesicht seiner Tante auf seine eigene Hand und sah sich zu seinem Schrecken mit einer ungeheuren Hälfte von einer Semmel versehen, auf der, zu freigebig aufgestrichen, zwei Lagen frische Butter und darüber weißer Käse erschienen.

Mademoiselle Angélique stieß einen Schrei der Wut und Pitou einen Seufzer der Angst aus. Angélique hob ihren gekrümmten Finger auf, Pitou neigte das Haupt: Angélique bemächtigte sich eines Besenstiels, der nur zu nahe bei ihr stand, Pitou ließ seine Semmel fallen und lief ohne weitere Erklärung davon.

Diese zwei Herzen hatten sich verstanden, sie hatten begriffen, daß fortan nichts mehr unter ihnen bestehen könne.

Mademoiselle Angélique ging hinein und schloß die Thüre doppelt. Pitou, den das Knirschen des Schlosses wie eine Fortsetzung des Sturmes erschreckte, verdoppelte seine Geschwindigkeit.

Aus dieser Scene ging eine Wirkung hervor, die Mademoiselle Angélique entfernt nicht vorhersah, und die Pitou sicherlich ebenso wenig erwartete.

V.

Ein philosophischer Pächter.

Pitou lief, als ob ihm alle Teufel der Hölle auf den Fersen wären, und war in einem Augenblick außerhalb der Stadt.

Als er sich um die Ecke des Kirchhofs wandte, wäre er beinahe mit der Nase auf das Hinterteil eines Pferdes gefallen.

»Ei! mein Gott,« sagte eine sanfte Stimme, »wohin laufen Sie denn so, Herr Ange? Sie haben uns so erschreckt, daß Cadet beinahe durchgegangen wäre.«

»Ah! Mademoiselle Katharine,« rief Pitou, mehr seine eigenen Gedanken, als die Frage des Mädchens beantwortend, »ah! Mademoiselle Katharine, welch ein Unglück, mein Gott, welch ein Unglück!«

»Jesus! Sie machen mir bange,« sagte das Mädchen, sein Pferd mitten auf der Straße anhaltend. »Was giebt es denn, Herr Ange?«

»Es giebt,« antwortete Pitou, als ob er ein Sündengeheimnis enthüllen sollte, »es giebt, daß ich nicht Abbé sein werde, Mademoiselle Katharine.«

Doch statt sich in dem Sinne zu gebärden, den Pitou erwartete, schlug die Billotte ein gewaltiges Gelächter auf.

»Sie werden nicht Abbé sein?« sagte sie.

»Nein,« antwortete Pitou bestürzt; es scheint, das ist unmöglich.

»Nun! so werden Sie Soldat,« versetzte Katharine.

»Soldat?«

»Allerdings. Mein Gott! man muß wessen einer solchen Kleinigkeit nicht in Verzweiflung geraten! Anfangs glaubte ich, Sie hätten mir den Tod Ihrer Mademoiselle Tante zu verkündigen.«

»Ah!« sprach Pitou mit Empfindung, es ist gerade dasselbe für mich, wie wenn sie tot wäre, da sie mich fortjagt.

»Verzeihen Sie, es fehlt Ihnen die Befriedigung, sie beweinen zu können,« entgegnete Katharine.

Und sie lachte auf das heiterste, was bei Pitou abermals ein Aegernis bereitete.

»Haben Sie denn nicht gehört, daß sie mich fortjagt!« rief der Schüler in Verzweiflung.

»Ei! desto besser!«

»Sie sind sehr glücklich, daß Sie so lachen können, und das beweist, daß Sie einen äußerst angenehmen Charakter haben, da der Kummer der andern keinen großen Eindruck auf Sie macht.«

»Und wer sagt Ihnen denn, daß ich Sie, wenn Ihnen ein wahres Unglück zustieße, nicht beklagen würde, Herr Ange Pitou.«

»Sie würden mich beklagen, wenn mir ein wahres Unglück zustieße? Sie wissen also nicht, daß ich keine Mittel mehr habe?«

»Abermals desto besser!« rief Katharine. Pitou wußte gar nicht mehr, was er denken sollte.

»Und essen!« sagte er, »man muß doch essen, Mademoiselle! besonders ich, der ich immer Hunger habe.«

»Sie wollen also nicht arbeiten,« Herr Pitou?

»Arbeiten! was? Herr Fortier und meine Tante Angélique haben mir mehr als hundertmal wiederholt, ich taue zu nichts. Ah! wenn man mich zu einem Tischler, oder zu einem Stellmacher in die Lehre gethan hätte, statt einen Abbé aus mir machen zu wollen! Hören Sie Mademoiselle Katharine,« fügte Pitou mit einer Gebärde der Verzweiflung bei, »es ruht offenbar ein Fluch auf mir.«

»Ach!« sprach Katharine mitleidig, denn sie kannte, wie jedermann, die klägliche Geschichte von Pitou, »es ist etwas Wahres an dem, was Sie da sagen, mein lieber Herr Ange, doch warum thun Sie Eines nicht?«

»Was?« fragte Pitou, der sich an den zukünftigen Vorschlag von Katharine anklammerte, wie ein Ertrinkender sich an einen Weidenzweig anklammert. »Sprechen Sie, was?«

»Sie haben einen Gönner, wie mir scheint.«

»Den Herrn Doktor Gilbert.«

»Sie waren der Klassenkamerad seines Sohnes, da er, wie Sie, beim Abbé Fortier erzogen worden ist.«

»Ich glaube wohl, und ich habe es mehr als einmal verhindert, daß er geprügelt wurde.«

»Nun denn! warum wenden Sie sich nicht an seinen Vater? Er wird Sie nicht verlassen.«

»Ah! ich würde das sicherlich thun, wenn ich wüßte, was aus ihm geworden ist. Aber vielleicht weiß es Ihr Vater, Mademoiselle Billot, da der Doktor Gilbert sein Grundherr ist.«

»Ich weiß, daß er ihm einen Teil der Pachtgelder nach Amerika zu schicken hatte, und daß er das andere einem Notar in Paris übergeben mußte.«

»Ah!« sagte Pitou seufzend, nach Amerika; »das ist sehr fern.«

»Sie würden nach Amerika gehen?« fragte das Mädchen, beinahe erschrocken über den Entschluß von Pitou.

»Ich, Mademoiselle Katharine? Nie! nie! Wenn ich wüßte, wo und was ich essen sollte, so befände ich mich sehr wohl in Frankreich.«

»Sehr wohl,« wiederholte Katharine.

Pitou schlug die Augen nieder. Das Mädchen schwieg. Dieses Stillschweigen dauerte einige Zeit. Pitou war in Träumereien versunken, die den Abbé Fortier, einen logischen Mann, sehr in Erstaunen gesetzt hätten.

Von einem dunkeln Punkte ausgegangen, hatten sich diese Träumereien aufgeklärt; dann wurden sie verworren, obgleich glänzend wie Blitze, deren Ursprung verborgen, deren Quelle verloren ist.

Cadet hatte sich indessen im Schritt in Marsch gesetzt, und Pitou ging neben Cadet, eine Hand auf einen der Körbe gestützt. Katharine aber, die ihrerseits träumte wie Pitou seinerseits, ließ die Zügel auf dem Halse ihres Renners hängen, ohne daß sie befürchtete, er konnte durchgehen. Ueberdies gab es kein Ungeheuer auf dem Wege, und Cadet war von einer Rasse, die keine Ähnlichkeit mit den Pferden von Hippolyt hatte.

Pitou blieb maschinenmäßig stehen, als das Pferd stehen blieb. Man war vor dem Pachthof

angekommen.

»Ah! Du bist es, Pitou,« rief ein Mann von mächtiger Gestalt, der ziemlich stolz vor einer Lache aufgepflanzt war, wo er sein Pferd trinken ließ.

»Ei! mein Gott! ja, Herr Billot, ich bin es.«

»Abermals begegnet diesem armen Pitou ein Unglück, sagte Katharine, während sie vom Pferde sprang, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihr auffliegender Rock die Farbe ihrer Kniebänder zeigen würde. Seine Tante jagt ihn fort.«

»Und was hat er denn wieder der alten Betschwester gethan?« fragte der Pächter.

»Es scheint, ich bin nicht stark genug im Griechischen,« antwortete Pitou.

Er prahlte, der Geck; im Lateinischen, hätte er sagen müssen.

»Nicht stark genug im Griechischen?« fragte der Mann mit den breiten Schultern, »und warum willst du stark im Griechischen sein?«

»Um den Theokrit zu erklären und die *Iliade* zu lesen.«

Und wozu würde es dir nützen, den Theokrit zu erklären und die *Iliade* zu lesen?

»Das würde mir helfen Abbé zu werden.«

»Bah! versetzte Herr Billot; kann ich Griechisch? kann ich Lateinisch? kann ich Französisch? kann ich schreiben? kann ich lesen? Verhindert mich das, zu säen, zu ernten und einzufahren?«

»Ja, doch Sie, Herr Billot, Sie sind nicht Abbé, Sie sind Ackermann, *agricola*, wie Virgil sagt. *O fortunatos nimium . . .*«

»Nun, glaubst du denn, ein Ackermann komme einem Pfaffen nicht gleich, sprich doch, schlimmer Chorknabe, besonders wenn dieser Ackermann sechzig Morgen Land in der Sonne und eintausend Louisd'or im Schatten hat?«

»Man hat mir immer gesagt, Abbé zu sein, sei das beste, was es auf der Welt gebe; es ist wahr,« fügte Pitou auf seine angenehmste Weise lächelnd bei, »ich hörte nicht immer auf das, was man mir sagte.«

»Und das war nicht schlecht, sondern recht. Du siehst, daß ich Verse mache, wenn ich mich damit befasse. Mir scheint, es ist in dir der Stoff, um etwas Besseres zu werden als ein Abbé, und es ist für dich ein Glück, wenn du diesen Stand nicht ergreifst, besonders in diesem Augenblick. Siehst du, in meiner Eigenschaft als Pächter verstehe ich mich auf die Zeit, und die Zeit ist schlecht für die Abbés.«

»Bah!« versetzte Pitou.

»Ja, es wird Sturm geben,« sprach der Pächter. »Glaube also mir. Du bist ehrlich, du bist geschickt.«

Pitou verbeugte sich sehr geehrt, denn zum ersten Male in seinem Leben hatte man ihn geschickt genannt.

»Du kannst also ohne dieses deinen Lebensunterhalt verdienen,« fuhr der Pächter fort.

Während sie die Hühner und die Tauben niedersetzte, horchte Katharine mit Interesse auf das Gespräch, das sich zwischen Pitou und ihrem Vater entsponnen hatte.

»Meinen Lebensunterhalt verdienen?« versetzte Pitou; »das kommt mir schwierig vor.«

»Was kannst du thun?«

»Ich kann Leimruten stellen und Schlingen legen! ich ahme ziemlich gut den Gesang der Vögel nach, nicht wahr, Mademoiselle Katharine?«

»Oh! was das betrifft, das ist wahr, er singt wie ein Fink.«

»Ja, doch dies alles ist noch kein Gewerbe,« erwiderte der Vater Billot.

»Das sage ich ja, beim Blitz!«

»Du fluchst? das ist schon gut.«

»Wie, ich habe geflucht!« rief Pitou; »ich bitte um Verzeihung, Herr Billot.«

»Oh! keine Ursache, das begegnet mir auch zuweilen. Ei! Donner Gottes, fuhr er fort, indem er sich gegen sein Pferd umwandte, willst du ein wenig ruhig sein! diese verteufelten Percherons können doch nicht einen Augenblick still halten. Sprich,« fügte er sodann wieder zu Pitou, »bist du träge?«

»Ich weiß es nicht; ich habe nie etwas anderes getrieben, als Lateinisch und Griechisch, und . . .«

»Ich muß sagen, das habe ich nicht besonders eifrig angegriffen.«

»Desto besser, das beweist, daß du noch nicht so dumm bist, als ich glaubte.«

Pitou riß die Augen in einer erschrecklichen Dimension auf: es war das erste Mal, daß er diese Ordnung von Ideen bekennen hörte, die alle Theorien, die er bis dahin gehört, umstürzte.

»Ich frage dich,« sagte Billot, »ob du bei der Strapaze träge seist.«

»Oh! bei der Strapaze, das ist etwas anderes, antwortete Pitou; nein, nein, nein, ich würde zehn Meilen machen, ohne müde zu werden.«

»Gut, das ist schon etwas; läßt man dich noch um einige Pfunde abmagern, so kannst du Läufer werden.«

»Abmagern?« versetzte Pitou, während er seine dünne Gestalt, seine langen knöchigen Arme und seine langen, pfahlartigen Beine anschaute; »Herr Billot, mir scheint, ich sei schon mager genug.«

»Wahrhaftig, mein Freund,« sagte der Pächter lachend, »du bist ein Schatz.«

Das war ebenfalls das erste Mal, daß man Pitou zu einem so hohen Preis angeschlagen hatte. Er ging auch von einem Erstaunen zum andern über.

»Höre mich,« fuhr der Pächter fort, »ich frage dich, ob du träge bei der Arbeit seist?«

»Bei welcher Arbeit?«

»Bei der Arbeit im Allgemeinen.«

»Ich weiß es nicht; ich habe nie gearbeitet.«

Das Mädchen lachte; doch diesmal nahm der Vater Billot die Sache im Ernst.

»Diese Schufte von Priestern!« rief er, seine dicke Faust gegen die Stadt ausstreckend; »so erziehen sie die Jugend in der Faulenzerei und der Unbrauchbarkeit. Ich frage, wozu kann ein solcher Bursche seinen Brüdern nützen?«

»Oh! nicht zu viel, das weiß ich wohl. Zum Glück habe ich keine Brüder.«

»Keine Brüder? ich meine die Menschen im allgemeinen. Willst du zufällig sagen, es seien nicht alle Menschen Brüder?«

»Oh! doch; überdies steht das im Evangelium.«

»Und gleich?« fuhr der Pächter fort.

»Ah! das ist etwas anderes; wenn ich mit dem Abbé Fortier gleich gewesen wäre, so hätte er mir nicht so oft die Rute und die Schulgeißel gegeben; und wenn ich meiner Tante gleich gewesen wäre, so hätte sie mich nicht fortgejagt.«

»Ich sage dir, daß alle Menschen gleich sind,« sprach der Pächter, »und wir werden das wohl den Tyrannen beweisen.«

»Tyrannis!« rief Pitou.

»Und zum Belege dient, daß ich dich zu mir nehme.«

»Sie nehmen mich zu sich, mein lieber Herr Billot, nicht wahr, um meiner zu spotten, da Sie solche Dinge sagen?«

»Nein. Sprich, was brauchst du, um zu leben?«

»Ei! drei Pfund Brot ungefähr im Tage.«

»Und nebst deinem Brot?«

»Ein wenig Butter oder Käse.«

»Ah! ah! ich sehe, daß du nicht schwer zu ernähren bist. Nun denn! man wird dich ernähren.«

»Herr Pitou, sagte Katharine, haben Sie nichts anderes von meinem Vater zu verlangen?«

»Ich? oh, mein Gott, nein.«

»Und warum sind Sie denn hierher gekommen?«

»Weil Sie kamen.«

»Ah! das ist ganz galant, doch ich nehme das Kompliment nur für das an, was es wert ist. Sie sind gekommen, Herr Pitou, um sich bei meinem Vater nach Ihrem Gönner zu erkundigen.«

»Oh! das ist wahr. Wie drollig! ich hatte das vergessen.«

»Du meinst den würdigen Herrn Gilbert? sagte der Pächter mit einem Ton, der den Grund der tiefen Achtung bezeichnete, die er für seinen Grundherrn hegte.«

»Ganz richtig, erwiderte Pitou, doch ich bedarf seiner nicht mehr, und da Herr Billot mich zu sich nimmt, so kann ich ruhig seine Rückkehr von Amerika abwarten.«

»In diesem Fall wirst du nicht lange zu warten haben, mein Freund, denn er ist zurückgekehrt.«

»Ah!« rief Pitou, »und wann dies?«

»Ich weiß das nicht genau, aber ich weiß, daß er vor acht Tagen in Havre war, denn es steckt dort in meinen Holftern ein Päckchen, das von ihm kommt. Er hat es bei seiner Ankunft, an mich adressiert, und es ist mir heute morgen in Villers-Cotterets zugestellt worden.«

»Wer sagt Ihnen denn, es sei von ihm, mein Vater?«

Es war ja ein Brief in dem Päckchen.

»Entschuldigen Sie, mein Vater,« versetzte lächelnd Katharine, »ich glaubte, Sie könnten nicht lesen. Ich sage Ihnen das, Papa, weil Sie sich rühmen, daß Sie es nicht können!«

»Ja wohl, ich rühme mich dessen! man soll sagen können: »Der Vater Billot ist niemand etwas schuldig, nicht einmal einem Schulmeister. Der Vater Billot hat sein Glück durch sich selbst gemacht!« Das soll man sagen können! Ich habe also den Brief nicht gelesen, sondern der Quartiermeister der Gendarmerie, den ich traf.«

»Und was steht in diesem Brief, mein Vater? Nicht wahr, er ist immer noch mit uns zufrieden?«

»Urteile selbst.«

Und der Pächter zog aus seiner ledernen Tasche einen Brief, den er seiner Tochter reichte.

Katharine las:

Mein lieber Herr Billot!

»Ich komme aus Amerika, wo ich ein Volk gefunden habe, das reicher, größer und glücklicher ist, als das unsere. Das rührt davon her, daß es frei ist, während wir es nicht sind. Doch wir gehen auch einer neuen Zeit zu, und jeder muß daran arbeiten, den Tag zu beschleunigen, wo das Licht scheinen wird. Ich kenne Ihre Grundsätze, mein lieber Herr Billot; ich weiß, welchen Einfluß Sie auf die anderen Pächter, und besonders auf die ganze brave Bevölkerung von Arbeitern und Ackerleuten üben, denen Sie nicht als ein König, sondern als ein Vater befehlen. Pflanzen Sie ihnen die Grundsätze der Aufopferung und der Brüderschaft, die ich in Ihnen erkannt habe, ein. Die Philosophie ist allgemein, alle Menschen müssen ihre Rechte und ihre Pflichten beim Scheine ihrer Kerzen lesen. Ich sende Ihnen ein kleines Buch, in dem alle diese Pflichten und alle diese Rechte bezeichnet sind. Das Buch ist von mir, obgleich mein Name nicht auf dem Titel steht. Verbreiten Sie die Grundsätze desselben: es sind die der allgemeinen Gleichheit. Lassen Sie das Buch an den langen Winterabenden vorlesen. Das Lesen ist die Nahrung des Geistes, wie das Brot die Nahrung des Körpers ist.

»An einem dieser Tage werde ich Sie besuchen und Ihnen eine neue Art der Pachtung vorschlagen, die in Amerika sehr üblich ist. Sie besteht darin, daß die Ernte zwischen dem Pächter und dem Grundeigentümer geteilt wird, was mir mehr nach den Gesetzen der Urgesellschaft und besonders nach dem Herzen Gottes zu sein scheint.

Gruß und Brüderschaft.

Honoré Gilbert,
Bürger von Philadelphia.

»Ho! ho!« rief Pitou, »das ist ein Brief, der mir gut abgefaßt zu sein scheint.«

»Nicht wahr?« sagte Billot.

»Ja, mein lieber Vater,« sprach Katharine, »doch ich bezweifle, ob der Gendarmerieleutnant Ihrer Ansicht ist.«

»Und warum dies?«

»Weil meines Dafürhaltens dieser Brief nicht nur den Doktor Gilbert, sondern auch Sie gefährden kann.«

»Bah!« sagte Billot, »du hast immer Angst; nichtsdestoweniger ist hier die Broschüre, und dein Geschäft, Pitou, ist völlig gefunden. Am Abend wirst du lesen.«

»Und am Tage?«

»Am Tage wirst du die Schafe und die Kühe hüten. Hier ist indessen deine Broschüre,« sagte der Pächter.

Und er zog aus seinen Holftern eine von jenen kleinen Broschüren mit roter Decke, wie man sie in großer Anzahl in jener Zeit mit und ohne Erlaubnis der Behörden veröffentlichte.

Nur wagte in letzterem Fall der Verfasser die Galeere.

»Lies mir den Titel hievon, Pitou, damit ich einstweilen vom Titel sprechen kann, bis ich vom Werte spreche. Du wirst mir das übrige später lesen.«

Pitou las auf der ersten Seite die Worte, die der Gebrauch seitdem sehr unbestimmt und sehr unbedeutend gemacht hat, die aber in jener Zeit einen tiefen Widerhall in allen Herzen fanden:

Von der Unabhängigkeit des Menschen und von der Freiheit der Nation.

»Was sagst du dazu, Pitou?« fragte der Pächter.

»Mir scheint, Herr Billot, die Unabhängigkeit und die Freiheit, das ist dasselbe; mein Gönner wäre von Herrn Fortier wegen dieses Pleonasmus aus der Schule gejagt worden.«

»Pleonasmus oder nicht, dieses Buch ist das eines Mannes,« erwiderte der Pächter.

»Gleichviel, mein Vater,« sagte Katharine mit jenem wunderbaren Instinkt der Frauen, »ich bitte Sie inständig, verbergen Sie es. Ich weiß, daß ich zittere, wenn ich es nur sehe.«

»Und warum soll es mir schaden, wenn es seinem Verfasser nicht geschadet hat?«

»Was wissen Sie davon, mein Vater; dieser Brief ist vor acht Tagen geschrieben worden, und das Päckchen konnte nicht acht Tage brauchen, um von Havre hierherzukommen. Ich habe heute morgen auch einen Brief erhalten.«

»Von wem?«

»Von Sebastian Gilbert, der uns seinerseits schreibt; er beauftragt mich sogar, viele Dinge seinem Milchbruder Pitou zu sagen; ich hatte den Auftrag vergessen.«

»Nun?«

»Nun, er schreibt, seit drei Tagen erwarte man in Paris seinen Vater, der ankommen sollte und nicht ankommt.«

»Die Mademoiselle hat recht,« sagte Pitou, »mir scheint, dieser Verzug ist beunruhigend.«

»Schweige, Furchtsamer, und lies die Abhandlung, des Doktors,« rief der Pächter; »dann wirst du nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Mensch werden.«

Man sprach so in jener Zeit, denn man war bei der Vorrede von jener großen griechischen und römischen Geschichte, welche die französische Nation, zehn Jahre hindurch in allen ihren Phasen: Aufopferungen, Ächtungen, Siegen und Sklaverei, kopierte.

Pitou schob das Buch mit einer so feierlichen Geberde unter den Arm, daß er vollends das Herz des Pächters gewann.

»Sage nun, hast du zu Mittag gegessen?« fragte Billot,

»Nein, Herr,« antwortete Pitou, die halb religiöse, halb heroische Stellung behauptend, die er, seitdem er das Buch empfangen, angenommen hatte.

»Er wollte eben essen, als er fortgejagt wurde,« sagte das Mädchen.

»Nun denn!« sprach der Pächter, »verlange von der Mutter Billot die Kost des Pachthofes, und morgen wirst du deine Funktionen antreten.«

Pitou dankte mit einem beredten Blick Herrn Billot und trat, geführt von Katharine, in die Küche ein, welcher Teil des Hauses unter der unumschränkten Herrschaft von Frau Billot stand.

VI.

Hirtengedichte.

Frau Billot war eine dicke Mama von fünfunddreißig bis sechsunddreißig Jahren, kugelrund, frisch, fleischig, herzlich; sie trabte ohne Unterschied vom Taubenhaus zum Hühnerhaus, vom Schafstall zum Kuhstall, inspizierte ihre Öfen, ihre Kessel und ihren Braten, beurteilte mit einem einzigen Blick, ob alles an seinem Platze stand, und nach dem Geruch allein, ob Thymian und Lorbeer in den Kasserollen in genügender Quantität verteilt waren; brummte aus Gewohnheit, aber ohne die entfernte Absicht, daß ihnen ihre Brummerei unangenehm sein sollte, gegen ihren Mann, den sie ehrte, wie den höchsten Potentaten, ihre Tochter und gegen ihre Tagelöhner, die sie speiste, wie keine Pächterin auf zehn Meilen in der Runde die ihrigen speiste. Es fand sehr große Konkurrenz statt, um bei Herrn Billot unterzukommen. Aber auch hier waren leider, wie im Himmel, im Vergleich zu denen, die erschienen, viele Berufene und wenig Auserwählte.

Wir haben gesehen, daß Pitou, ohne berufen zu sein, auserwählt worden war. Das war ein Glück, das er zu seinem wahren Wert schätzte, besonders als er das goldgelbe Brot sah, das man zu seiner Linken legte, den Äpfelmostkrug, den man zu seiner Rechten stellte, und das Stück gesalzene Fleisch, das man ihm vorsetzte. Seit der Zeit, wo er seine arme Mutter verloren, und das war fünf Jahre her, hatte Pitou selbst an Festtagen keine solche Kost genossen.

Voll Dankbarkeit fühlte auch Pitou in demselben Maße, in dem er das Brot verschluckte und das gesalzene Fleisch mit einem reichlichen Aufguß von Äpfelmost befeuchtete, seine Bewunderung für den Pächter, seine Achtung für dessen Frau und seine Liebe für ihre Tochter zunehmen. Ein einziger Umstand quälte ihn: das war die demütigende Funktion, der zufolge er am Tage die Schafe und die Kühe hüten sollte, eine Funktion, die so wenig im Einklang mit der stand, welche ihm für den Abend vorbehalten war und die Belehrung der Menschheit über die erhabensten Grundsätze der Gesellschaft und der Philosophie zum Zwecke hatte. Pitou träumte davon nach seinem Mittagessen, doch selbst in dieser Träumerei machte sich der Einfluß des vortrefflichen Mahles fühlbar. Pitou sing an, die Dinge unter einem ganz andern Gesichtspunkte zu betrachten, als er dies nüchtern gethan hatte. Die Funktionen eines Schäfers und Kuhhirten, die er als so sehr unter seiner Person ansah, waren von Göttern und Halbgöttern verrichtet worden.

In einer der seinigen ungefähr ähnlichen Lage, nämlich von Jupiter aus dem Olymp weggejagt, wie er, Pitou, durch seine Tante Angélique vom Pleux weggejagt worden, hat sich Apollo zum Hirten gemacht und die Herden von Admetos gehütet; allerdings war Admetos ein König-Hirte, Apollo war aber auch ein Gott.

Herkules war etwas wie Kuhhirte gewesen, da er, wie die Mythologie sagt, die Kühe von Geryon am Schweif gezogen; und ob man die Kühe am Schweif oder am Kopf führt, das ist ein Unterschied in den Gewohnheiten von demjenigen, welcher sie führt, und nichts anderes; im ganzen bleibt er immer ein Kuhführer oder Kuhhirte.

Mehr noch, jener von Virgil erwähnte Titerus, der am Fuße einer Buche liegt und sich in so schönen Versen zu der Ruhe, die ihm Augustus bereitet hat. Glück wünscht, war auch ein

Schäfer. Ferner war ein Schäfer jener Mecibeus, der sich so poetisch darüber beklagt, daß er seinen Herd verlassen soll.

Sicherlich sprachen alle diese Leute gut genug Lateinisch, um Abbés zu werden, und dennoch wollten sie lieber ihre Ziegen den bitteren Geißklee abweiden sehen, als Messe lesen oder Vesper singen. Es mußte also, im ganzen genommen, der Stand eines Hirten auch seine Reize haben. Wer hielt übrigens Pitou ab, ihm die Würde und die Poesie zurückzugeben, die er verloren? Wer hielt Pitou ab, den Palämons und Menalkes der umliegenden Dörfer Gesangskämpfe vorzuschlagen? Niemand. Sicherlich hatte Pitou mehr als einmal auf dem Chor gesungen, und wenn er nicht von dem Abbé Fortier, der ihn sogleich mit seiner gewöhnlichen Strenge der Würde als Chorknabe entsetzte, beim Austrinken des Weines der Meßkännchen ertappt worden wäre, so konnte ihn dieses Talent weit führen. Er verstand es allerdings nicht, die Hirtenflöte zu blasen, aber er wußte in allen Tonarten das Röhrchen zu spielen, was sich ungemein gleichen mußte. Er schnitt zwar seine Flöte nicht selbst aus Röhren von ungleicher Größe, aber aus Zweigen vom Lindenbaum und vom Kastanienbaum machte er Pfeifen, deren Vollkommenheit ihm den Beifall seiner Kameraden eintrug. Pitou konnte also Schäfer sein, ohne sich zu sehr herabzuwürdigen; er stieg zu diesem in neuerer Zeit schlecht geschätzten Stande nicht herab, er hob ihn vielmehr zu sich hinauf.

Überdies waren die Schäfereien unter die Leitung von Mademoiselle Billot gestellt, und Befehle aus dem Munde Katharinens erhalten, hieß nicht Befehle erhalten.

Doch Katharine wachte ihrerseits über der Würde von Pitou.

Als an demselben Abend der junge Mann auf sie zutrat und sie fragte, um welche Stunde er abgehen müsse, um mit den Schäfern zusammenzutreffen, antwortete Katharine lächelnd:

»Sie werden nicht abgehen.«

»Warum nicht?« fragte Pitou erstaunt.

»Ich habe meinem Vater begreiflich gemacht, die Erziehung, die Sie erhielten, stelle Sie über die Beschäftigung, die er Ihnen zugeschrieben. Sie werden im Pachthofe bleiben.«

»Ah! desto besser,« rief Pitou; »somit werde ich Sie nicht verlassen.«

Der Ausruf war dem naiven Pitou entschlüpft. Doch er war nicht so bald aus seinem Munde, als ihm die Röte bis über die Ohren stieg, während Katharine ihrerseits den Kopf senkte und lächelte.

»Ach! verzeihen Sie, das ist mir unwillkürlich aus dem Herzen gekommen. Sie dürfen mir darum nicht grollen,« sagte Pitou.

»Ich grolle Ihnen auch nicht, Herr Pitou,« erwiderte Katharine, »es ist nicht Ihre Schuld, wenn Sie ein Vergnügen daran finden, bei mir zu bleiben.«

Hier trat ein kurzes Stillschweigen ein. Darüber darf man sich nicht wundern; die zwei armen Kinder hatten sich so viele Dinge in so wenig Worten gesagt!

»Aber ich kann nicht im Pachthofe bleiben, ohne hier etwas zu thun. Was werde ich im Pachthofe thun?« fragte Pitou.

»Sie werden thun, was ich that. Sie werden die Schreibereien, die Abrechnungen mit den Tagelöhnern besorgen, die Einnahmen und Ausgaben verzeichnen. Sie können doch rechnen, nicht wahr?«

»Ich weiß meine vier Regeln,« antwortete Pitou stolz.

»Also eine mehr als ich,« sagte Katharine. »Ich habe es nie über die dritte bringen können. Sie

sehen wohl, mein Vater wird dabei gewinnen, daß er Sie als Rechnungsführer hat; und da ich meinerseits dabei gewinnen werde, und da Sie Ihrerseits dabei gewinnen werden, so wird alle Welt gewinnen.«

»Und was gewinnen Sie dabei, Mademoiselle Katharine?« fragte Pitou.

»Ich gewinne dabei Zeit, und während dieser Zeit werde ich mir Hauben machen, um hübscher zu sein.«

»Ah!« rief Pitou, »ich finde Sie schon sehr hübsch ohne Haube.«

»Wohl möglich! doch das ist Ihr eigentümlicher Geschmack,« erwiderte lachend das Mädchen. Übrigens kann ich am Sonntag nicht in Villers-Cotterets tanzen, ohne eine Art von Haube auf dem Kopfe zu haben. Das ist gut für die vornehmen Damen, die Puder zu nehmen und mit bloßem Kopfe zu gehen berechtigt sind.«

»Ich finde Ihre Haare schöner, als wenn sie Puder hätten.«

»Ah! ah! ich sehe, Sie sind gekommen, um mir Komplimente zu machen.«

»Nein, Mademoiselle Katharine, das verstehe ich nicht. Beim Abbé Fortier hat man das nicht gelernt.«

»Hat man dort tanzen gelernt?«

»Tanzen?« fragte Pitou erstaunt.

»Ja, tanzen.«

»Tanzen, beim Abbé Fortier? Jesus! Mademoiselle Katharine, ah! ja wohl, tanzen!«

»Also können Sie nicht tanzen?«

»Nein.«

»Nun! so werden Sie mich am nächsten Sonntag zum Tanze begleiten und zusehen, wie Herr von Charny tanzt; er tanzt am besten von allen jungen Leuten der Umgegend.«

»Wer ist das, Herr von Charny?«

»Er ist der Eigentümer des Schlosses Boursonne.«

»Er wird also am Sonntag tanzen?«

»Gewiß.«

»Und mit wem?«

»Mit mir.«

Das Herz von Pitou schnürte sich zusammen, ohne daß er wußte, warum.

»Also um mit ihm zu tanzen, wollen Sie sich schön machen?«

»Um mit ihm zu tanzen, um mit den anderen zu tanzen, um mit aller Welt zu tanzen.«

»Mit mir ausgenommen.«

»Und warum nicht mit Ihnen?«

»Weil ich nicht zu tanzen verstehe.«

»Sie werden es lernen.«

»Ah! wenn Sie es mir zeigen wollten, Sie, Mademoiselle Katharine, so würde ich es viel besser lernen, als wenn ich Herrn von Charny zuschaue, das versichere ich Sie.«

»Wir werden sehen,« sagte Katharine; »mittlerweile ist es Zeit, zu Bette zu gehen; gute Nacht, Pitou.«

»Gute Nacht, Mademoiselle Katharine.«

Es war Gutes und Schlimmes in dem, was Katharine Pitou gesagt hatte: das Gute, daß er von der Stelle eines Hirten zu der eines Buchhalters erhoben worden war; das Schlimme, daß er nicht tanzen konnte, während es Herr von Charny konnte; nach der Aussage von Katharine tanzte dieser sogar besser als alle anderen.

Pitou träumte die ganze Nacht, er sähe Herrn von Charny tanzen, und er tanze sehr schlecht.

Am andern Tage ging Pitou unter der Leitung von Katharine ans Geschäft; da fiel ihm eines auf: wie nämlich das Studieren bei gewissen Lehrern eine sehr angenehme Sache ist. Nach zwei Stunden war er vollkommen in seiner Arbeit bewandert.

»Ah! Mademoiselle Katharine,« sagte er, »wenn Sie mich das Lateinische gelehrt hätten, statt daß es der Abbé Fortier that, ich glaube, ich hätte keine Barbarismen gemacht.«

»Und Sie wären Abbé geworden?«

»Und ich wäre Abbé geworden.«

»Somit hätten Sie sich in ein Seminar eingeschlossen, in das nie eine Frau hätte kommen können?«

»Ah!« rief Pitou, »daran habe ich nie gedacht, Mademoiselle Katharine . . . ich will lieber nicht Abbé sein.«

Um neun Uhr kam der Vater Billot zurück; er war weggegangen, ehe sich Pitou von seinem Lager erhoben hatte. Jeden Morgen um drei Uhr beaufsichtigte der Pächter persönlich den Abgang seiner Pferde und seiner Fuhrleute; dann lief er bis um neun Uhr auf den Feldern umher, um zu sehen, ob jedermann an seinem Posten sei, und ob alle ihre Arbeit verrichteten; um neun lehrte er zum Frühstück zurück, um zehn Uhr begab er sich abermals von Hause weg; um ein Uhr aß man zu Mittag, und der Nachmittag, wie die Stunden des Vormittags, war der Beaufsichtigung gewidmet. Die Geschäfte des Vaters Billot gingen auch vortrefflich. Er besaß, wie er gesagt hatte, seine sechzig Morgen in der Sonne und eintausend Louisd'or im Schatten,

Beim Frühstück eröffnete der Pächter Pitou, die erste Vorlesung des Werkes von Doktor Gilbert werde in zwei Tagen in der Scheune, um zehn Uhr morgens, stattfinden.

Pitou bemerkte hierauf schüchtern, zehn Uhr morgens sei die Stunde der Messe; aber der Pächter erwiderte, er habe gerade diese Stunde gewählt, um seine Arbeiter auf die Probe zu stellen.

Der Vater Billot war, wie gesagt, Philosoph.

Er haßte die Priester als Apostel der Tyrannei, und fand er eine Gelegenheit, Altar gegen Altar zu errichten, so ergriff er sie voll Eifer.

Frau Billot und Katharine wagten auch einige Bemerkungen; doch der Pächter erwiderte, die Frauen werden in die Messe gehen, wenn sie wollen, in Betracht, daß die Religion für die Weiber gemacht sei; was aber die Männer betreffe, so sollen sie die Vorlesung des Werkes vom Doktor anhören, oder bei ihm austreten.

Der Philosoph Billot war sehr Despot in seinem Hause; Katharine allein hatte das Vorrecht, die Stimme gegen seine Entscheidungen zu erheben; waren aber diese Entscheidungen dergestalt im Geiste des Pächters festgestellt, daß er Katharine antwortete mit finsterner Stirne, so schwieg diese wie die andern.

Nur gedachte Katharine aus den Umständen Nutzen für Pitou zu ziehen. Während sie vom Tische aufstand, bemerkte sie ihrem Vater, um alle die schönen Dinge vorzutragen, die er am zweiten Tage zu sagen habe, sei Pitou sehr ärmlich gekleidet; er spiele die Rolle des Lehrers, der

da unterrichte, und der Lehrer dürfe nicht vor seinen Schülern zu erröten haben.

Billot bevollmächtigte seine Tochter, über die Kleidung von Pitou mit Herrn Dulauroy, dem Schneider von Villers-Cotterets, übereinzukommen.

Katharine hatte recht, und eine neue Kleidung war keine Sache des Luxus für den armen Pitou: er trug immer noch die Hosen, die ihm fünf Jahre vorher der Doktor Gilbert hatte machen lassen, die von zu lang zu kurz geworden waren, aber sich, das ist nicht zu leugnen, durch die Sorge von Mademoiselle Angélique um zwei Zoll jährlich verlängert hatten. Was den Rock und die Weste betrifft, so waren diese Kleidungsstücke seit mehr als zwei Jahren verschwunden und durch den serschenen Kittel ersetzt worden, mit dem unser Held schon in den ersten Kapiteln dieser Geschichte vor den Augen unserer Leser erschienen ist.

Pitou hatte nie an seinen Anzug gedacht. Der Spiegel war etwas Unbekanntes bei Mademoiselle Angélique, und da er nicht wie der schöne Narcissus die Urneigung hatte, in sich selbst verliebt zu werden, so war es ihm auch nie eingefallen, sich in den Quellen, an denen er seine Ruten stellte, zu beschauen.

Doch seit dem Augenblick, wo ihm Katharine gesagt hatte, er könne sie zum Tanze begleiten, seit dem Augenblick, wo von Herrn von Charny, dem eleganten Kavalier, die Rede gewesen, seit der Stunde, wo die Geschichte mit den Hauben, auf die Katharine, um ihre Schönheit zu vermehren, rechnete, in das Ohr von Pitou gedrungen war, hatte Pitou in einen Spiegel geschaut und sich betrübt über den Verfall seiner Kleidung gefragt, auf welche Art auch er seine natürlichen Vorzüge etwas erhöhen könnte.

Leider war Pitou nicht imstande gewesen, sich auf diese Frage eine Antwort zu geben. Der Verfall seiner Kleidung beruhte auf ihrem Alter, um aber neue zu bekommen, mußte man Geld haben, und Pitou hatte in seinem Leben keinen Pfennig besessen.

Wohl hatte Pitou die Hirten, wenn sie sich um den Preis der Flöte oder der Verse stritten, sich mit Rosen bekränzen sehen; doch er dachte mit Recht, dieser Kranz, so gut er ihm auch zu Gesichte stehen dürfte, würde nur noch mehr die Armut seiner übrigen Kleidung hervorheben.

Pitou war also äußerst angenehm überrascht, als am Sonntag um acht Uhr morgens, während er über die Mittel, seine Person zu verschönern, nachsann, Herr Dulauroy eintrat und auf einen Stuhl einen Rock und himmelblaue Hosen nebst einer großen weißen, rosa gestreiften Weste legte.

Zu gleicher Zeit trat die Näherin ein und legte auf einen andern Stuhl ein Hemd und eine Halsbinde; paßte das Hemd gut, so hatte sie Befehl, ein halbes Dutzend zu machen.

Es war die Stunde der Ueberraschungen: hinter der Nähterin erschien der Hutmacher. Er brachte einen kleinen Dreispitz von der neuesten Form, voll Eleganz, kurz das beste, was man bei Herrn Corau, dem ersten Hutmacher von Villers-Cotterets verfertigte.

Es hatte überdies der Schuster den Auftrag, für Pitou ein Paar Schuhe mit silbernen Schnallen anzufertigen.

Pitou erholte sich nicht von seinem Erstaunen, er konnte nicht glauben, alle diese Reichtümer seien für ihn. In seinen übertriebensten Träumen hätte er es nicht gewagt, sich eine solche Garderobe zu wünschen. Thränen der Dankbarkeit befeuchteten seine Augenlider, und er vermochte nur die Worte zu murmeln: Oh! Mademoiselle Katharine, Mademoiselle Katharine, ich werde nie vergessen, was Sie für mich thun!

Alles dies ging ganz vortrefflich, als ob man das Maß an Pitou genommen hätte; nur die

Schuhe fanden sich um die Hälfte zu klein. Herr Lautereau, der Schuster, hatte das Maß am Fuße seines Sohnes genommen, der vier Jahre älter war, als Pitou.

Dieser Vorzug von Pitou vor dem jungen Lautereau machte einen Augenblick unsern Helden stolz; doch die Bewegung des Stolzes war bald gemäßigt durch den Gedanken, er werde genötigt sein, ohne Schuhe zu dem Tanze zu gehen, oder mit seinen alten Schuhen, die durchaus nicht mehr zu seinem übrigen Anzug paßten. Doch diese Besorgnis war von kurzer Dauer: ein Paar Schuhe, das man zu gleicher Zeit dem Vater Billot schickte, machte die Sache ab. Es fand sich zum Glück, daß der Vater Billot und Pitou denselben Fuß hatten, was man sorgfältig, aus Furcht, ihn zu demütigen, vor dem Vater Billot verbarg.

Während Pitou damit beschäftigt war, diese kostbare Kleidung anzuziehen, trat der Friseur ein. Er teilte die gelben Haare von Pitou in drei Massen: die eine, und das war die stärkste, sollte unter der Form eines Zopfes auf seinen Rock herabfallen; die zwei anderen hatten die Bestimmung, die zwei Schläfen zu bekleiden, und zwar unter dem wenig poetischen Namen Hundsohren; doch was ist da zu sagen, das war einmal der Name.

Als Pitou gekämmt, frisiert, mit seinem blauen Rock und seinen blauen Hosen, mit seiner rosa Weste und seinem Jabot-Hemde, mit seinem Zopf und seinen Hundsohren sich im Spiegel betrachtete, hatte er große Mühe, sich selbst zu erkennen, und er wandte sich um, um zu sehen, ob nicht Adonis in Person auf die Erde herabgestiegen wäre.

Er war allein. Er lächelte sich freundlich zu und, den Kopf hoch, die Daumen in den Hosentaschen, sagte er zu sich selbst, indem er sich auf den Zehen erhob:

»Wir werden diesen Herrn von Charny sehen! . . .«

Es ist wahr, daß Ange Pitou in seiner neuen Tracht nicht einem Schäfer von Virgil, wohl aber einem Schäfer von Watteau glich, wie sich zwei Wassertropfen gleichen.

Der erste Schritt, den Pitou bei seinem Eintritte in die Küche that, war auch ein Triumph.

»Ah! sehen Sie doch, Mama,« rief Katharine, »wie hübsch er ist!«

»Er ist allerdings nicht zu erkennen,« sagte Frau Billot.

Zum Unglück ging Katharine von der Gesamtheit, die das Mädchen angenehm berührt hatte, zu den Einzelheiten über. Pitou war minder hübsch in den Einzelheiten, als in der Gesamtheit

»Oh! wie drollig!« rief Katharine, »was für große Hände haben Sie!«

»Ja,« sagte Pitou, »nicht wahr, ich habe tüchtige Hände.«

»Und große Kniee.«

»Das ist ein Beweis, daß ich wachsen soll.«

»Aber mir scheint, Sie sind schon sehr groß, Herr Pitou.«

»Ich werde immerhin wachsen, denn ich bin erst siebenzehn und ein halbes Jahr alt.«

»Und keine Waden.«

»Ah! das ist wahr, durchaus keine; doch sie werden kommen.«

»Man muß es hoffen,« sagte Katharine. »Gleichviel, Sie sind sehr hübsch.«

Pitou verbeugte sich.

»Oho!« rief der Pächter, der nun eintrat und Pitou ebenfalls betrachtete. »Wie stattlich bist du nun, mein Junge! Ich möchte wohl, daß deine Tante Angélique dich sehen würde.«

»Ich auch,« sagte Pitou.

»Ich wäre begierig, zu wissen, was sie sagen würde,« versetzte der Pächter.

»Sie würde nichts sagen, sie würde wüten.«

»Aber, Papa,« sprach Katharine mit einer gewissen Besorgnis, »hätte sie nicht das Recht, ihn zurückzunehmen?«

»Da sie ihn fortgejagt hat!«

»Und dann sind die fünf Jahre abgelaufen,« sagte Pitou.

»Welche Jahre?« fragte Katharine.

»Die, für welche der Doktor Gilbert tausend Franken hinterlegt hatte.«

»Er hatte also tausend Franken für deine Tante hinterlegt?«

»Ja, ja, ja, um mich in eine Lehre zu schicken.«

»Das ist ein Mann!« rief der Pächter. »Wenn man bedenkt, daß ich alle Tage Aehnliches erzählen höre! Für ihn auch, er machte eine Gebärde mit der Hand, auf Leben und Tod!«

»Er wollte, daß ich ein Gewerbe lerne,« sagte Pitou.

»Und er hatte recht. So werden die guten Absichten vereitelt. Man hinterlegt tausend Franken, um einen Knaben ein Gewerbe lehren zu lassen, und statt ihn ein Gewerbe zu lehren, bringt man ihn zu einem Pfaffen, der einen Seminaristen aus ihm machen will. Und wie viel bezahlte sie deinem Abbé Fortier?«

»Wer?«

»Deine Tante.«

»Sie bezahlte ihm nichts.«

»Also steckte sie die zweihundert Livres des guten Herrn Gilbert ein?«

»Wahrscheinlich.«

»Höre, soll ich dir einen guten Rat geben, Pitou, so rate ich dir, wenn deine alte bigotte Tante abfährt, überall wohl nachzuschauen, in den Schränken, in den Strohsäcken, in den Gurkenhäfen.«

»Warum?« fragte Pitou.

»Siehst du, weil du in einem wollenen Strumpf einen Schatz finden wirst. Ei! gewiß, denn sie wird keine Börse gefunden haben, die groß genug gewesen wäre, um ihre Ersparnisse darin unterzubringen.«

»Sie glauben?«

»Ich bin fest davon überzeugt. Doch wir werden zu geeigneter Zeit hievon sprechen . . . Hast du das Buch von Doktor Gilbert?«

»Ich habe es hier in meiner Tasche.«

»Mein Vater,« sagte Katharine, »haben Sie wohl überlegt?«

»Es bedarf keiner Ueberlegung, um gute Dinge zu thun, mein Kind,« erwiderte der Pächter; »der Doktor hat mir gesagt, ich soll das Buch lesen lassen, die Grundsätze, die es enthält, verbreiten; das Buch wird gelesen, und die Grundsätze werden verbreitet werden.«

»Und,« fragte Katharine schüchtern, »wir können in die Messe gehen, meine Mutter und ich?«

»Geht in die Messe,« antwortete Billot; »ihr seid Weiber, wir sind Männer, das ist etwas anderes; komm, Pitou.«

Pitou grüßte Frau Billot, und Katharine und folgte dem Pächter, ganz stolz darauf, daß man ihn einen Mann nannte.

VII.

Worin nachgewiesen ist, daß lange Beine, wenn sie auch ein wenig beim Tanzen beschwerlich werden, doch sehr nützlich beim Laufen sind.

Es war zahlreiche Versammlung in der Scheune. Billot stand, wie gesagt, in großer Achtung bei seinen Leuten, in Betracht, daß er sie oft schalt, aber sehr gut nährte und sehr gut bezahlte.

Es hatte sich auch jeder beeifert, seiner Einladung Folge zu leisten.

Ueberdies war zu jener Zeit unter dem Volke das seltsame Fieber im Umlauf, das die Nationen erfaßt, wenn sie zur Arbeit zu schreiten im Begriffe sind. Sonderbare, neue, beinahe unbekannte Worte kamen aus dem Munde vieler Leute, die sie nie ausgesprochen hatten. Das waren die Worte Freiheit, Unabhängigkeit, Emanzipation, und seltsamerweise hörte man nicht nur unter dem Volke solche Worte aussprechen; nein, diese Worte waren vom Adel zuerst ausgesprochen worden, und die Stimme, die ihnen antwortete, war nur ein Echo.

Vom Westen war das Licht gekommen, das leuchten sollte, bis es brennen würde. In Amerika hatte sich die Sonne erhoben, die ihren Lauf vollbringend, aus Frankreich einen weiten Brand machen sollte, bei dessen Schein die erschrockenen Nationen das Wort »Republik«, mit blutigen Buchstaben geschrieben, lesen würden.

Diese Versammlungen, in denen man sich mit politischen Angelegenheiten beschäftigte, waren auch minder selten, als man glauben dürfte. Männer, von denen man nicht wußte, woher sie gekommen, Apostel eines unsichtbaren Gottes und beinahe unbekannt, liefen in den Städten und auf dem Lande umher und streuten überall Freiheitsworte aus. Bis dahin blind, fing die Regierung an, die Augen zu öffnen. Diejenigen, welche an der Spitze der großen Maschine standen, die man die öffentliche Sache nennt, fühlten gewisse Räder lahm werden, ohne daß sie begreifen konnten, woher das Hindernis kam. Die Opposition war überall in den Geistern, wenn sie noch nicht in den Armen und in den Händen war, unsichtbar, aber gegenwärtig, untastbar, aber bedrohlich und zuweilen um so bedrohlicher, als sie ungreifbar war und man sie erriet, ohne sie erdrücken zu können.

Zwanzig bis fünfundzwanzig Bauern, alle von Billot abhängig, waren in der Scheune versammelt.

Billot trat, gefolgt von Pitou, ein. Alle Häupter neigten sich, alle Hüte bewegten sich. Man begriff, daß alle diese Menschen bereit waren, sich auf einen Befehl des Herrn töten zu lassen.

Der Pächter erklärte den Bauern, die Broschüre, die Pitou ihnen vorlesen werde, sei das Werk des Doktors Gilbert. Der Doktor Gilbert war sehr bekannt im ganzen Kanton, wo er mehrere Güter hatte, unter denen die Pachtung von Billot das bedeutendste war.

Ein Faß stand für den Leser bereit. Pitou bestieg diese improvisierte Tribüne und begann seine Vorlesung.

Es ist zu bekannt, daß diese Leute aus dem Volk mit um so größerer Aufmerksamkeit zuhören, je weniger sie begreifen. Offenbar entging der allgemeine Sinn der Broschüre den klarsten Geistern der bäuerischen Versammlung und Billot selbst. Doch mitten aus dieser dunkeln Phraseologie zuckten, wie die Blitze an einem dunkeln, mit Elektrizität beladenen Himmel, die

leuchtenden Worte: Unabhängigkeit, Freiheit und Gleichheit hervor. Mehr brauchte es nicht; der Beifallssturm brach los; von allen Seiten erscholl der Ruf: Es lebe der Doktor Gilbert! Ungefähr das drittel der Broschüre war gelesen worden; man beschloß, sie an drei Sonntagen zu lesen.

Die Zuhörer wurden eingeladen, sich am darauf folgenden Sonntag zu versammeln, und jeder versprach, zu erscheinen.

Pitou hatte sehr gut gelesen. Nichts ermuntert so sehr, wie der günstige Erfolg. Der Vorleser nahm seinen Teil von dem dem Werke gespendeten Beifall, und Billot, der selbst diesem gegenseitigen Einfluß unterlag, fühlte in seinem Innern eine gewisse Achtung für den Zögling des Abbés Fortier entstehen. In körperlicher Hinsicht schon übermäßig groß, war Pitou moralisch um zehn Ellen gewachsen.

Ein einziges fehlte ihm: Mademoiselle Katharine hatte seinem Triumphe nicht beigewohnt.

Doch entzückt über die Wirkung, welche die Broschüre des Doktors hervorgebracht, beeilte sich der Vater Billot diesen günstigen Erfolg seiner Frau und seiner Tochter mitzuteilen. Frau Billot antwortete nichts, das war ein kurzsichtiges Weib, Katharine aber lächelte traurig.

»Nun! was hast du wieder?« fragte der Pächter.

»Mein Vater! mein Vater!« rief Katharine, »ich befürchte, Sie gefährden sich.«

»Ah! willst du nicht den Unglücksvogel machen? Ich bemerke dir, daß mir die Lerche lieber ist, als die Nachttaube.«

»Mein Vater, man hat mir schon gesagt, ich möge Sie warnen, denn Sie werden beobachtet.«

»Und wer hat dir das gesagt?«

»Ein Freund.«

»Ein Freund? Jeder Rat verdient Dank. Du wirst mir den Namen dieses Freundes nennen. Wer ist es, sprich?«

»Ein Mann, der gut unterrichtet sein muß.«

»Wer denn?«

»Herr Isidor von Charny.«

»In was mischt er sich, dieser Stutzer? warum giebt er mir Ratschläge über meine Denkungsart? Gebe ich ihm einen Rat über die Art, wie er sich kleidet? Mir scheint, es wäre doch ebensoviel auf der einen wie auf der andern Seite zu sagen.«

»Mein Vater, ich sage Ihnen das nicht, um Sie zu ärgern. Der Rat ist in guter Absicht gegeben worden.«

»Wohl! ich werde denselben durch einen andern erwidern, und du kannst ihn in meinem Auftrag ausrichten.

»Sprechen Sie!«

»Er und seine Standesgenossen mögen auf sich acht geben; man schüttelt sie ganz sonderbar in der Nationalversammlung, die Herren Adligen, und mehr als einmal ist von den Günstlingen und Günstlinginnen die Rede gewesen. Das mag sich sein Bruder, Herr Olivier von Charny merken, der dort ist und gar nicht schlecht mit der Österreicherin stehen soll.«

»Mein Vater,« sagte Katharine, »Sie haben mehr Erfahrung als wir, handeln Sie nach Ihrem Gefallen.«

»In der That,« murmelte Pitou, »den der günstige Erfolg seiner Vorlesung mit Vertrauen erfüllt hatte, worein mischt sich denn Herr Isidor?«

Katharine hörte nicht, oder sie stellte sich, als hörte sie nicht, und das Gespräch hatte damit ein Ende.

Das Mittagessen fand wie gewöhnlich statt. Nie war Pitou ein Mahl länger vorgekommen. Es drängte ihn, sich in seinem neuen Glanze, mit Mademoiselle Katharine am Arm, zu zeigen. Dieser Sonntag war ein großer Tag für ihn, und er gelobte sich, das Datum des dreizehnten Juli wohl im Kopfe zu behalten.

Man ging endlich gegen drei Uhr ab. Katharine sah reizend aus. Sie war eine hübsche Blondine mit schwarzen Augen, schlank und biegsam wie die Weiden, welche die kleine Quelle beschatteten, aus der man das Wasser für den Pachthof schöpfte. Sie war überdies mit jener natürlichen Koketterie gekleidet, die alle Reize des Weibes hervorhebt, und ihre von ihr selbst verfertigte Haube stand ihr vortrefflich.

Der Tanz begann gewöhnlich um sechs Uhr. Vier Spielleute, die auf einer Estrade von Brettern saßen, machten gegen eine Bezahlung von drei Sous für den Kontretanz die Honneurs dieses Ballsaales in freier Luft. In Erwartung der sechsten Stunde ging man in der bekannten Seufzerallee spazieren, von der die Tante Angélique gesprochen hatte, oder man schaute den jungen Herren der Stadt oder der Umgegend zu, die unter der Direktion von Varolet, dem Oberballmeister von Seiner Hoheit Monseigneur dem Herzog von Orleans, Ball spielten. Herr Varolet wurde für ein Orakel gehalten, und seine Entscheidungen in allen Fällen des Ballspiels nahm man mit der ganzen Verehrung auf, die man seinem Alter und seinem Verdienste schuldig war.

Ohne genau zu wissen, warum, hätte Pitou in der Seufzerallee zu bleiben gewünscht; doch nicht um im Schatten dieser doppelten Buchenreihe zu bleiben, hatte Katharine die glänzende Toilette gemacht, die Pitou so sehr mit Bewunderung erfüllte.

Die Frauen sind wie die Blumen, die der Zufall im Schatten hat wachsen lassen; sie streben unablässig nach dem Licht, und auf die eine oder die andere Weise muß ihre frische, balsamisch duftende Krone sich in der Sonne öffnen, die sie welk macht und verzehrt.

Katharine zog so lange und kräftig am Arm von Pitou, daß man den Weg zum Ballspiel einschlug. Pitou ließ sich indessen nicht zu sehr am Arm ziehen. Er hatte ebenso große Eile, seinen himmelblauen Rock und seinen zierlichen Dreispitz zu zeigen, als Katharine ihre Haube à la Galetée und ihren taubenhalsfarbenen Leib zur Schau zu stellen.

Eines schmeichelte besonders unserem Helden und gab ihm einen augenblicklichen Vorzug vor Katharine. Da ihn niemand erkannte, denn Pitou war nie in so prächtigen Kleidern gesehen worden, so hielt man ihn für einen jungen Fremden, für einen Neffen, für einen Vetter der Familie Billot, für einen Bräutigam von Katharine sogar. Doch Pitou war zu viel daran gelegen, seine Identität darzuthun, als daß der Irrtum lange währen konnte. Er nickte soviel seinen Freunden zu, er nahm so oft seinen Hut vor seinen Bekannten ab, daß man endlich in dem schön geputzten jungen Landmann den unwürdigen Schüler des Abbés Fortier erkannte, und daß sich eine Art von Geschrei erhob, das besagte: Das ist Pitou! habt ihr Ange Pitou gesehen?

Das Geschrei gelangte bis zu Mademoiselle Angélique; da aber dieses Geschrei ihr sagte, ihr Neffe sei ein hübscher Junge, der die Füße auswärts und die Arme rundend gehe, so schüttelte die alte Mademoiselle, die Pitou immer die Füße einwärts und die Ellenbogen am Leib hatte gehen sehen, ungläubig den Kopf und beschränkte sich auf die Erwiderung:

»Ihr täuscht euch, das ist nicht mein Schlingel von einem Neffen.«

Die zwei jungen Leute kamen zum Ballspiel. Es fand an diesem Tag eine Herausforderung zwischen den Spielern von Soissons und den Spielern von Villers-Cotterets statt, so daß die Partie äußerst belebt war. Katharine und Pitou stellten sich auf die Höhe des Seiles, in der Nähe der Böschung. Katharine hatte diesen Posten als den besten gewählt.

Nach einem Augenblick hörte man die Stimme von Meister Varolet rufen: Zu zwei passiert. Die Spieler passierten wirklich, das heißt, jeder begann seine Chasse zu verteidigen und die seiner Gegner anzugreifen. Einer von den Spielern, als er passierte, grüßte Katharine mit einem Lächeln. Katharine erwiderte dies durch einen Knix und errötete; zu gleicher Zeit fühlte Pitou, wie den Arm von Katharine, der sich auf den seinigen stützte, ein kleines Nervenzittern durchlief.

Etwas wie eine unbekannte Bangigkeit schnürte Pitou das Herz zusammen.

»Ist das Herr von Charny?« sagte er, »seine Gefährtin anschauend.«

»Ja,« antwortete Katharine; »Sie kennen ihn also?«

»Ich kenne ihn nicht, doch ich habe es erraten.«

Pitou hatte nach dem, was ihm Katharine am Tage vorher gesagt, in der That Herrn von Charny in diesem jungen Mann erraten können.

Derjenige, welcher das Mädchen begrüßt, war ein Kavalier von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, gut gewachsen, elegant gekleidet und anmutig in seinen Bewegungen, wie dies diejenigen zu sein pflegen, welche schon in der Wiege eine aristokratische Erziehung festgenommen hat. Alle die Leibesübungen, die man nur unter der Bedingung gut macht, daß man sie von Kindheit an geübt hat, führte Herr Isidor von Charny mit einer merkwürdigen Vollkommenheit aus; dabei gehörte er zu denjenigen, deren Tracht stets mit der Übung, für die sie bestimmt ist, im Einklang steht. Seine Jagdlivreen wurden überall als äußerst geschmackvoll angeführt; seine Negligés für den Fechtsaal hätten selbst Saint-Georges als Muster dienen können; seine Reitkleider waren durch die Art, wie er sie trug, von einem ganz besondern Schnitt, oder schienen dies vielmehr zu sein.

Mit der ganzen Schmucklosigkeit einer Morgentoilette frisiert, trug Herr von Charny, der jüngere Bruder unseres alten Bekannten, des Grafen von Charny, eine Art von engem Pantalon von heller Farbe, das die Form seiner Lenden und seiner zugleich feinen und muskeligen Beine hervorhob; elegante Ballspielsandalen ersetzten, durch Riemen gehalten, für den Augenblick entweder den Schuh mit rotem Absatz oder den Stulpenstiefel; eine Weste von weißem Piquee umschloß seinen Leib, als ob er in einem Korsett gefangen wäre; auf der Böschung endlich hielt sein Diener einen grünen Rock mit goldenen Galonen.

Die Aufregung gab ihm in diesem Augenblick den ganzen Reiz und die ganze Frische der Jugend, die er, trotz seiner dreiundzwanzig Jahre, durch lange Nachtwachen, durch nächtliche Schwärmereien und die Spielpartien, welche die Sonne bei ihrem Aufgang beleuchtet, schon verloren hatte.

Keiner der Vorzüge, die ohne Zweifel von dem Mädchen bemerkt worden waren, entging Pitou. Als er die Hände und die Füße von Herrn von Charny sah, fing er an minder stolz auf diese Verschwendung der Natur zu sein, die ihm den Sieg über den Sohn des Schuhmachers verliehen hatte, und er dachte, eben diese Natur hätte auf eine geschicktere Art auf alle Partien seines Körpers die Elemente, aus denen er bestand, verteilen können.

Mit dem, was zu viel an den Händen, an den Füßen und an den Knien von Pitou war, hätte die

Natur Stoff gehabt, um ihm ein sehr hübsches Bein daraus zu machen. Die Dinge waren nur nicht an ihrem Platze: wo es der Feinheit bedurfte, war Überfülle, und wo Rundung hätte sein sollen, war Leere.

Pitou schaute seine Beine mit der Miene an, mit welcher der Hirsch der Fabel die seinigen anschaute.

»Was haben Sie denn, Herr Pitou?« fragte Katharine.

Pitou antwortete nicht, er seufzte nur.

Die Partie war zu Ende. Der Vicomte von Charny benützte den Zwischenraum zwischen der beendigten Partie und der, welche beginnen sollte, um Katharine zu begrüßen. Als er näher kam, sah Pitou das Blut dem Mädchen zu Gesichte steigen, und er fühlte, wie der Arm seiner Gefährtin immer mehr zitterte.

Der Vicomte nickte Pitou zu; mit jener vertraulichen Artigkeit, welche die Adelligen jener Zeit gegen die kleinen Bürgerinnen und die Grisetten so gut anzunehmen wußten, erkundigte er sich bei Katharine nach ihrer Gesundheit und forderte den ersten Kontretanz von ihr. Katharine willigte ein. Ein Lächeln war der Dank des jungen Adelligen. Die Partie sollte wieder anfangen, man rief ihn. Er grüßte Katharine und entfernte sich mit derselben Ungezwungenheit, mit der er gekommen war.

Pitou fühlte die ganze Überlegenheit, die über ihn ein Mann hatte, der auf diese Art sprach, lächelte, sich näherte und entfernte.

Ein Monat auf den Versuch verwendet, die einfache Bewegung von Herrn von Charny nachzuahmen, hätte Pitou nur zu einer Parodie geführt, deren ganze Lächerlichkeit er selbst fühlte. Hätte das Herz von Pitou den Haß gekannt, er würde von diesem Augenblick an den Vicomte von Charny gehaßt haben.

Katharine schaute dem Ballspiel bis zu dem Augenblick zu, wo die Spieler ihren Bedienten riefen, um ihre Röcke anzuziehen. Sie wandte sich sodann zum Tanze, zur großen Verzweiflung von Pitou, der an diesem Tage bestimmt schien, gegen seinen Willen überall hin zu gehen, wohin er ging.

Herr von Charny ließ nicht auf sich warten. Eine leichte Veränderung in seinem Anzug hatte aus dem Ballspieler einen eleganten Tänzer gemacht. Die Geigen gaben das Signal, und er reichte seine Hand Katharine, indem er sie an die Zusage, die sie ihm geleistet erinnerte.

Was Pitou empfand, als er den Arm von Katharine sich von dem seinigen losmachen fühlte und er das Mädchen ganz errötend mit seinem Kavalier in den Kreis treten sah, war vielleicht eine der unangenehmsten Empfindungen seines Lebens. Ein kalter Schweiß drang ihm auf die Stirne, eine Wolke zog vor seinen Augen vorüber; er streckte die Hand aus und stützte sich auf das Geländer, denn er fühlte, daß seine Kniee, so kräftig sie auch sein mochten, nahe daran waren, unter ihm zu weichen.

Katharine hatte dem Anscheine und wohl auch der Wirklichkeit nach keinen Begriff von dem, was in dem Herzen von Pitou vorging; sie war zugleich glücklich und stolz: glücklich, zu tanzen, stolz, mit dem schönsten Kavalier der Umgegend zu tanzen. War Pitou gezwungen gewesen, Herrn von Charny als Ballspieler zu bewundern, so mußte er auch Herrn von Charny als Tänzer Gerechtigkeit widerfahren lassen. In jener Zeit hatte sich die Mode, zu gehen, statt zu tanzen, noch nicht eingeschlichen. Der Tanz war eine Kunst, die einen Teil der Erziehung bildete. Abgesehen von Herrn Lauzun, der der Art, wie er seine erste Courante bei der Quadrille des

Königs getanzt, sein Glück zu verdanken hatte, verdankte mehr als ein Kavalier die Gunst, in der er bei Hofe stand, der Art, wie er den Kniebug anspannte und die Fußspitze vorwärts stieß. In dieser Hinsicht war der Vicomte ein Muster an Grazie und Vollkommenheit, und er hätte, wie Ludwig XIV., mit der Aussicht, beklatscht zu werden, auf einem Theater tanzen können, obgleich er weder König noch Schauspieler war.

Zum zweiten Mal schaute Pitou seine Beine an, und er war genötigt, sich zu gestehen, wenn nicht eine große Veränderung in diesem Teil seiner Person vorgehe, müsse er darauf verzichten, sich um derartige Siege, die Herr von Charny in diesem Augenblick davontrug, zu bewerben.

Der Kontretanz ging zu Ende; für Katharine hatte er kaum einige Sekunden gedauert, Pitou aber war er wie ein Jahrhundert vorgekommen. Als sie zurückkehrte und den Arm ihres Kavaliere nahm, bemerkte Katharine die Veränderung, die in seiner Physiognomie vorgegangen. Er war bleich; der Schweiß perlte auf seiner Stirne, und eine durch die Eifersucht halb verzehrte Thräne befeuchtete sein Auge.

»Ah! mein Gott!« sagte Katharine, »was haben Sie denn?«

»Ach! erwiderte der arme Junge, ich werde es nie wagen, mit Ihnen zu tanzen, nachdem ich Sie mit Herrn von Charny habe tanzen sehen!«

»Bah! Sie brauchen sich darum nicht zu grämen; Sie werden tanzen, wie Sie können, und es wird mir nicht weniger Vergnügen machen, mit Ihnen zu tanzen.«

»Ah! Sie sagen das, um mich zu trösten; doch ich lasse mir Gerechtigkeit widerfahren, und es wird Ihnen immerhin mehr Vergnügen machen, mit diesem jungen Adelligen, als mit mir zu tanzen.«

Katharine antwortete nichts, denn sie wollte nicht lügen; nur bezeugte sie ihm, da sie ein vortreffliches Geschöpf war und zu bemerken anfang, es gehe etwas Seltsames im Herzen des armen Jungen vor, viel Freundschaft; doch diese Freundschaftsbezeugungen konnten ihm seine verlorene Heiterkeit nicht wiedergeben. Der Vater Billot hatte wahr gesprochen: Pitou fing an ein Mensch zu sein – er litt.

Katharine tanzte noch fünf bis sechs Kontretänze, worunter einen zweiten mit Herrn von Charny. Ohne weniger zu leiden, war Pitou diesmal scheinbar ruhiger. Er folgte mit den Augen jeder Bewegung von Katharine und ihrem Kavalier. Er versuchte es, aus der Bewegung ihrer Lippen zu erraten, was sie sich sagten, und wenn bei den Figuren, die sie ausführten, ihre Hände sich vereinigten, suchte er zu erraten, ob diese Hände nur zusammenkamen oder ob sie, während sie sich vereinigten, sich auch drückten.

Ohne Zweifel wartete Katharine nur diesen zweiten Kontretanz ab, denn kaum war er beendet, als das Mädchen Pitou mit ihr nach dem Pachthofe zurückzukehren aufforderte. Nie wurde eine Aufforderung mit größerem Eifer angenommen; doch der Schlag war geschehen, und Pitou, während er Schritte machte, die Katharine von Zeit zu Zeit mäßigen mußte, beobachtete das vollkommenste Stillschweigen.

»Was haben Sie denn?« fragte Katharine; »und warum sprechen Sie nicht mit mir?«

»Ich spreche nicht mit Ihnen, Mademoiselle Katharine,« erwiderte Pitou, »weil ich nicht zu sprechen weiß, wie Herr von Charny. Was soll ich Ihnen noch sagen nach all den schönen Dingen, die er Ihnen beim Tanze gesagt hat?«

»Sehen Sie, wie ungerecht Sie sind, Herr Ange; wir sprachen von Ihnen.«

»Von mir, und wie dies?«

»Ah! Herr Pitou, wenn Ihr Gönner sich nicht wiederfindet, wird man wohl einen andern für Sie wählen müssen.«

»Ich bin also nicht mehr dazu gut, die Schreibereien des Pachthofes zu besorgen? fragte Pitou mit einem Seufzer.«

»Im Gegenteil, Herr Ange, ich glaube die Schreibereien des Pachthofes sind nicht gut für Sie. Mit der Erziehung, die Sie erhalten haben, können Sie zu etwas besserem gelangen.«

»Ich weiß nicht, wozu ich gelangen werde, aber ich weiß, daß ich zu nichts gelangen will, wenn ich nur durch den Herrn Vicomte von Charny zu etwas gelangen kann.«

»Und warum sollten Sie seine Protektion ausschlagen? Sein Bruder, der Graf von Charny, ist, wie es scheint, vortrefflich bei Hofe angeschrieben. Er sagte mir, wenn es Ihnen angenehm sein könnte, so würde er Ihnen einen Platz beim Salzsteueramt verschaffen.«

»Sehr verbunden,« Mademoiselle Katharine, »doch ich befinde mich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, sehr wohl so, wie ich bin, und wenn Ihr Vater mich nicht fortschickt, werde ich im Pachthofe bleiben.«

»Und warum, des Teufels, sollte ich dich fortschicken?« rief eine gewichtige Stimme, in der Katharine bebend die ihres Vaters erkannte.

»Mein lieber Pitou,« sagte leise Katharine, »ich bitte Sie, sprechen Sie nicht von Herrn Isidor.«

»Wie!« antworte doch!

»Ich weiß nicht,« erwiderte Pitou sehr verlegen, »vielleicht finden Sie mich nicht geschickt genug, um Ihnen nützlich zu sein.«

»Nicht geschickt genug, während du rechnest wie Bareme, und liesest, um unsern Schulmeister zu korrigieren, der sich doch für einen großen Gelehrten hält! Nein, Pitou, der gute Gott führt in mein Haus die Leute, die bei mir eintreten, und sind sie einmal eingetreten, so bleiben sie, so lange es dem guten Gott gefällt.«

Pitou kehrte auf diese Versicherung in den Pachthof zurück; aber obgleich dies etwas war, war es doch nicht viel; eine große Veränderung hatte sich in ihm zwischen seinem Abgang und seiner Rückkehr bewerkstelligt; er hatte eines verloren, was sich, ist es einmal verloren, nicht wiederfindet: das war das Selbstvertrauen; Pitou schloß auch gegen seine Gewohnheit sehr schlecht. In seinen schlaflosen Augenblicken erinnerte er sich des Buches von Doktor Gilbert; dieses Buch war hauptsächlich gegen den Adel, gegen die Mißbräuche der privilegierten Klassen, gegen die Feigheit derjenigen, welche sich dem unterwerfen, gerichtet; es kam Pitou vor, als fänge er erst an, alle die schönen Dinge, die er am Morgen gelesen, zu begreifen, und er nahm sich vor, sobald es Tag wäre, für sich allein und ganz leise das Meisterwerk wiederzulesen, das er laut und vor aller Welt gelesen hatte.

Da aber Pitou schlecht geschlafen hatte, so erwachte er spät. Nichtsdestoweniger beschloß er, seinen Leseplan in Ausführung zu bringen. Es war sieben Uhr; der Pächter sollte erst um neun Uhr zurückkehren; kam er indessen auch zurück, so konnte er einer Beschäftigung, die er selbst empfohlen, nur Beifall spenden.

Er stieg eine kleine Leiter hinab und setzte sich auf eine Bank unter dem Fenster von Katharine. War es der Zufall, der Pitou gerade an diesen Ort geführt hatte, oder kannte er die beziehungsweisen Situationen dieses Fensters und dieser Bank? So viel ist gewiß, daß Pitou, der wieder seine Werktagskleidung, die man durch eine andere ersetzen noch nicht Zeit gehabt hatte,

nämlich seine schwarzen Hosen, seinen grünen Kittel und seine geröteten Schuhe trug, die Broschüre aus seiner Tasche zog und zu lesen anfang.

Wir möchten nicht behaupten, die Anfänge dieser Lesung haben stattgefunden, ohne daß sich die Augen des Lesers zuweilen vom Buche nach dem Fenster abwandten, da aber das Fenster in seinem Rahmen von Kapuzinern und Winden durchaus kein Brustbild von einem jungen Mädchen bot, so hefteten sich die Augen von Pitou am Ende unabänderlich auf das Buch.

Insofern jedoch seine Hand es versäumte, die Blätter umzuschlagen, und insofern diese Hand sich um so weniger bewegte, je tiefer seine Aufmerksamkeit zu sein schien, konnte man allerdings glauben, sein Geist sei anderswo und er träume, statt zu lesen.

Plötzlich kam es Pitou vor, als fiele auf die bis dahin durch die Morgensonne beleuchteten Seiten ein Schatten. Dieser Schatten war zu dicht, um der einer Wolke zu sein, und konnte also nur von einem undurchsichtigen Körper herrühren; es giebt aber so reizend anzuschauende undurchsichtige Körper, daß Pitou sich rasch umwandte, um zu sehen, wer derjenige wäre, welcher ihm die Sonne auffing.

Pitou täuschte sich. Es war in der That ein undurchsichtiger Körper, der ihm denjenigen Teil des Lichtes und der Wärme entzog, den Diogenes von Alexander forderte. Doch dieser undurchsichtige Körper bot, statt reizend zu sein, im Gegenteil einen sehr unangenehmen Anblick.

Es war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, noch länger und hagerer als Pitou, in einem Kleid, das beinahe so abgetragen war, als das seinige; er neigte den Kopf über seine Schulter und schien eben so neugierig zu lesen, als Pitou dies zerstreut that.

Pitou war sehr erstaunt; ein freundliches Lächeln erschien auf den Lippen des schwarzen Mannes und zeigte einen Mund, in dem nur vier Zähne blieben, zwei oben und zwei unten, die sich kreuzten und wetzten wie die Hautzähne eines Wildschweins.

»Amerikanische Ausgabe,« sagte dieser Mann mit näseler Stimme, Format in Oktav: *Von der Freiheit der Menschen und der Unabhängigkeit der Nationen*. – Boston 1788.

Während der schwarze Mann so sprach, öffnete Pitou die Augen mit einem stufenweisen Erstaunen, so daß, als der Mann zu sprechen aufhörte, die Augen von Pitou die größte Entwicklung, zu der sie gelangen konnten, erreicht hatten.

»Boston 1788. So ist es, mein Herr,« wiederholte Pitou.

»Es ist die Abhandlung des Doktors Gilbert,« sagte der schwarze Mann.

»Ja, mein Herr,« erwiderte Pitou artig, und er stand auf, denn er hatte immer sagen hören, es sei unhöflich, sitzend mit einem Höheren zu reden, und in dem noch naiven Geist von Pitou hatte jeder Mensch einen Vorrang vor ihm anzusprechen.

Doch während er aufstand, bemerkte Pitou beim Fenster etwas Rosiges, Bewegliches, was ihm zublinzelte. Dieses Etwas war Mademoiselle Katharine. Das Mädchen schaute ihn auf eine seltsame Weise an und machte sonderbare Zeichen.

»Mein Herr, ohne unbescheiden zu sein,« fragte der schwarze Mann, der, da er dem Fenster den Rücken zugewendet hatte, dem was vorging völlig fremd geblieben war, »mein Herr, wem gehört dieses Buch?« Und er deutete mit den Fingern, jedoch ohne sie zu berühren, auf die Broschüre.

Pitou war im Begriff zu antworten, da gelangten zu ihm die von einer beinahe flehenden Stimme gesprochenen Worte:

»Sagen Sie, es gehöre Ihnen.«

Der schwarze Mann, der ganz Auge war, hörte diese Worte nicht.

»Mein Herr,« antwortete Pitou majestätisch, »dieses Buch gehört mir.«

Der schwarze Mann schaute empor, denn er fing an zu bemerken, daß ihn von Zeit zu Zeit die erstaunten Blicke von Pitou verließen, um sich zu einem besondern Punkte zu erheben. Er sah das Fenster; doch Katharine hatte dessen Bewegung erraten und war rasch wie ein Vogel verschwunden.

»Nach was schauen Sie denn da oben?« fragte er.

»Ah! mein Herr,« erwiderte Pitou lächelnd, »erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie sehr neugierig sind. *Curiosus* oder vielmehr *avidus cognoscendi*, wie der Abbé Fortier, mein Lehrer, sagte.«

»Sie sagen also,« sprach der Frager, »ohne daß er im geringsten durch die Probe des Wissens eingeschüchtert schien, die Pitou in der Absicht gegeben hatte, dem Fremden eine höhere Idee von sich beizubringen, Sie sagen also, das Buch gehöre Ihnen?«

Pitou blinzelte so mit dem Auge, daß sich das Fenster wieder in seinem Lichtstrahl befand. Der Kopf von Katharine erschien abermals und machte ein bejahendes Zeichen.

»Ja, mein Herr,« antwortete Pitou. »Sollten Sie begierig sein, es zu lesen? *Avidus legendi libri* oder *legendae historiae*?«

»Mein Herr,« sprach der schwarze Mann, »Sie scheinen mir sehr über dem Stande zu sein, den Ihre Kleider bezeichnen: *Non dives vestitu sed ingenio*. Demzufolge verhaftete ich Sie.«

»Wie, Sie verhaften mich?« rief Pitou, »im höchsten Maße erstaunt.«

»Ja,« mein Herr, »ich bitte also, folgen Sie mir.«

Pitou schaute nicht mehr in die Luft, sondern um sich her, und erblickte zwei Sergeanten, die aus der Erde zu kommen schienen.

»Nehmen wir das Protokoll auf, meine Herren, sprach der schwarze Mann.«

Der Sergeant band mit einem Strick die Hände von Pitou und in seinen Händen das Buch des Doktors fest.

Dann band er Pitou selbst an einen Ring, der unter dem Fenster angebracht war.

Pitou wollte aufschreien, doch er hörte, wie dieselbe Stimme ihm zuflüsterte: »Lassen Sie machen.«

Pitou ließ also mit einer Folgsamkeit machen, welche die Sergeanten und besonders den schwarzen Mann entzückten, so daß sie ohne irgend ein Mißtrauen in das Haus des Pächters eintraten, die zwei Sergeanten, um einen Tisch zu holen, der schwarze Mann . . . wir werden später erfahren, warum.

Kaum waren die Sergeanten und der schwarze Mann in das Haus eingetreten, als die Stimme sich hören ließ.

»Heben Sie die Hände auf,« sagte die Stimme.

Pitou hob nicht nur die Hände, sondern auch den Kopf empor und erblickte das bleiche, erschrockene Gesicht von Katharine; sie hielt ein Messer in der Hand: Noch mehr . . . noch mehr . . . sagte sie.

Pitou erhob sich auf den Fußspitzen.

Katharine neigte sich hinaus; die Klinge berührte den Strick, und Pitou erlangte die Freiheit

seiner Hände wieder.

»Nehmen Sie das Messer,« sagte Katharine, »und durchschneiden Sie den Strick, der Sie am Ring festhält.«

Pitou ließ sich das nicht zweimal sagen; er durchschnitt den Strick und war völlig frei.

»Hier ist ein Doppel-Louisd'or,« sagte Katharine; »Sie haben gute Beine, retten Sie sich; gehen Sie nach Paris und benachrichtigen Sie den Doktor.«

Sie konnte nicht mehr sprechen; die Sergeanten erschienen wieder, und der Doppel-Louisd'or fiel zu den Füßen von Pitou.

Pitou raffte ihn behende auf. Die Sergeanten waren in der That auf der Thürschwelle; sie verweilten hier einen Augenblick, erstaunt, Pitou, den sie kurz zuvor so gut gebunden, frei zu sehen. Bei ihrem Anblick sträubten sich die Haare auf dem Haupte von Pitou, und er erinnerte sich verworren des *in crinibus angues* der Eumeniden.

Die Sergeanten und Pitou blieben einen Moment in der Lage des Hasen und eines stehenden Hundes: sie schauten sich unbeweglich an. Wie aber bei der geringsten Bewegung des Hundes der Hase aufpakt, so machte bei der ersten Bewegung der Sergeanten Pitou einen wunderbaren Sprung und befand sich auf der andern Seite einer Hecke.

Die Sergeanten stießen einen Schrei aus, der den Gefreiten, der eine kleine Kasette unter seinem Arm trug, herbeilaufen machte. Der Gefreite verlor seine Zeit nicht mit Redensarten und fing an, Pitou nachzulaufen. Die zwei Sergeanten thaten dasselbe. Doch sie waren nicht stark genug, um wie Pitou über eine Hecke von drei und einem halben Fuß Höhe zu springen, und sahen sich daher genötigt, einen Umweg zu machen.

Als sie aber an die Ecke der Hecke kamen, erblickten sie Pitou auf mehr als fünfhundert Schritte in der Ebene; er steuerte geradeswegs auf den Wald zu, von dem er kaum eine Viertelmeile entfernt war, und den er folglich in wenigen Minuten erreichen mußte.

In diesem Augenblicke wandte sich Pitou um, und als er die Sergeanten erblickte, die ihn mehr zur Befreiung ihres Gewissens, als in der Hoffnung, ihn zu erreichen, verfolgten, verdoppelte er seine Schnelligkeit und verschwand bald am Saume des Waldes.

Pitou lief so noch eine Viertelstunde; er würde zwei Stunden gelaufen sein, wenn es nötig gewesen wäre: er hatte den Atem des Hirsches, wie er auch dessen Geschwindigkeit hatte.

Doch nach Verlauf einer Viertelstunde, als er instinkartig dachte, er sei außer Gefahr, blieb er stehen, atmete, horchte, und nachdem er sich versichert hatte, daß er ganz allein war, sagte er:

»Es ist unglaublich, daß so viele Ereignisse in drei Tagen Raum haben konnten.«

Dann schaute er abwechselnd seinen Doppel-Louisd'or und sein Messer an und sprach:

»Oh! ich hätte gerne Zeit haben mögen, um meinen Doppel-Louisd'or zu wechseln und zwei Sous Mademoiselle Katharine zurückzugeben, denn ich befürchte sehr, dieses Messer schneidet unsere Freundschaft ab. Gleichviel,« fügte er bei, da sie mich hat heute nach Paris gehen heißen, so gehe ich dahin.

Und nachdem er sich orientiert und erkannt hatte, daß er sich zwischen Boursonne und Yvors befand, wählte er einen kleinen durch den Wald gehauenen Pfad, der ihn in gerader Linie zu den Heiden von Gondreville führen mußte, welche die Straße nach Paris durchzieht.

VIII.

Warum der schwarze Mann zu gleicher Zeit mit den zwei Sergeanten in das Haus des Pächters eingetreten war.

Kehren wir nun zum Pachthof zurück und erzählen die Katastrophe, von der die Episode von Pitou nur die Entwicklung war.

Gegen sechs Uhr morgens kam ein Polizeiaгент von Paris in Begleitung von zwei Sergeanten in Villers-Cotterets an; er erschien beim Polizeikommissär und ließ sich die Wohnung des Pächters Billot bezeichnen.

Fünfhundert Schritte vom Pachthof bemerkte der Gefreite einen Knecht, der auf dem Felde arbeitete, er näherte sich ihm und fragte ihn, ob er Herrn Billot zu Hause fände. Der Knecht antwortete, Herr Billot kehre nie vor neun Uhr, das heißt vor der Stunde seines Frühstücks zurück. Doch in diesem Moment schlug der Knecht zufällig die Augen auf, deutete mit dem Finger auf einen Reiter, der in einer Entfernung von ungefähr einer Viertelmeile mit einem Schäfer plauderte, und sagte:

»Ah! dort ist gerade Herr Billot.«

»Jener Reiter?«

»Er ist es.«

»Mein Freund,« sprach der Gefreite, »wollen Sie Ihrem Herrn wohl ein Vergnügen machen?«

»Das würde ich sehr gern thun.«

»So gehen Sie und sagen Sie ihm, ein Herr von Paris erwartet ihn im Pachthofe.«

»Oh!« rief der Bauer, »sollte es der Doktor Gilbert sein?«

»Gehen Sie immerhin,« sagte der Gefreite.

Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen; er lief querfeldein, während die Gefreiten und die zwei Sergeanten sich hinter einer halb zerfallenen Mauer, beinahe dem Thore des Pachthofes gegenüber, in den Hinterhalt legten.

Nach einem Augenblick hörte man den Galopp eines Pferdes: Billot kam an.

Er ritt in seinen Hof, stieg ab, warf den Zügel einem Stallknechte zu und stürzte in die Küche, überzeugt, das erste, was er sehen würde, wäre der unter dem weiten Mantel des Kamins stehende Doktor Gilbert; doch er sah nur Frau Billot, die mitten in der Küche saß und ihre Enten mit der ganzen Sorgfalt und der ganzen Pünktlichkeit rupfte, die diese schwierige Operation erfordert.

Katharine war in ihrem Zimmer beschäftigt, eine Haube für den nächsten Sonntag zurecht zu richten; Katharine sorgte, wie man sieht, lange vorher; doch für die Frauen ist, wie sie sagen, das Vergnügen, sich mit ihrem Putz zu beschäftigen, beinahe eben so groß, als das, sich wirklich zu putzen.

Billot blieb auf der Schwelle stehen und schaute umher.

»Wer verlangt nach mir?« sagte er.

»Ich,« antwortete eine flötenartige Stimme in der Nähe.

Billot wandte sich um und erblickte den schwarzen Mann und die zwei Sergeanten.

»Pots tausend!« rief er, indem er zwei Schritte rückwärts machte, »was wollen Sie?«

»Oh! mein Gott, beinahe nichts, mein lieber Herr Billot, antwortete der Mann mit der Flötenstimme, eine Haussuchung in Ihrem Pachthofe vornehmen, das ist das Ganze.«

»Eine Haussuchung!« rief Billot.

Billot warf einen Blick nach seiner Flinte, die über dem Kamin hing, und sagte dann:

Seitdem wir eine Nationalversammlung haben, glaubte ich, wir seien nicht mehr solchen Plackereien ausgesetzt, die einer anderen Zeit angehören und nach einer anderen Regierung riechen. Was wollen Sie von mir, der ich ein friedlicher und rechtschaffener Mann bin?

Die Agenten aller Polizei der Welt haben das miteinander gemein, daß sie nie auf die Fragen ihrer Opfer antworten. Nur, während sie dieselben durchsuchen, verhaften, binden und knebeln, beklagen sie einige, und das sind die gefährlichsten, weil sie die besten zu sein scheinen.

Derjenige, welcher bei dem Pächter Billot erschien, war aus der Schule der Tapin und der Desgres, ganz in Süßigkeit eingemachter Leute, die immer eine Thräne für diejenigen haben, welche sie verfolgen, aber dennoch ihre Hände nie gebrauchen, um sich die Augen abzuwischen.

Der Erwähnte winkte, während er einen Seufzer ausstieß, den zwei Sergeanten mit der Hand; sie näherten sich Billot, der einen Sprung rückwärts machte und die Hand ausstreckte, um seine Flinte zu ergreifen. Doch seine Hand wurde von der Waffe abgewendet, – die in diesem Augenblick doppelt gefährlich, insofern sie sogleich denjenigen, welcher sich ihrer bediente, und den, gegen welchen sie gerichtet war, töten konnte, – und zwischen zwei kleinen, aber durch den Schrecken starken und durch das Flehen mächtigen Händen eingeschlossen.

Katharine war nämlich auf das Geräusch aus der Stube herausgetreten und zu rechter Zeit angekommen, um ihren Vater vor dem Verbrechen der Rebellion gegen das Gericht zu bewahren.

Als der erste Augenblick vorüber war, leistete Billot keinen Widerstand mehr. Der Gefreite befahl, ihn in einen Saal des Erdgeschosses, Katharine in eine Stube des ersten Stocks einzuschließen: Frau Billot hielt man für so harmlos, daß man sich nicht mit ihr beschäftigte und sie in ihrer Küche ließ. Wonach der Gefreite, der sich als Herrn des Platzes sah, Sekretäre, Kommoden und Schränke durchsuchte.

Billot, als er allein war, wollte fliehen. Doch wie die meisten Stuben des Erdgeschosses, so war auch die, in der er eingeschlossen, vergittert. Der schwarze Mann hatte das Gitter mit dem ersten Blick bemerkt, während es Billot, auf dessen Geheiß es angebracht worden war, vergessen hatte.

Durch das Schloß erblickte er den Gefreiten und seine zwei Leute, die das ganze Haus umkehrten.

»Ah!« rief er, »was macht Ihr denn da?«

»Sie sehen es wohl, mein lieber Herr Billot,« antwortete der Gefreite, »wir suchen etwas, was wir noch nicht gefunden haben.«

»Ihr seit aber Banditen, Schurken, Diebe vielleicht.«

»Oh! mein Herr,« antwortete der Gefreite, »Sie thun uns unrecht, wir sind ehrliche Leute, wie Sie, nur stehen wir im Solde Seiner Majestät und sind folglich genötigt, ihre Befehle zu vollziehen.«

»Die Befehle Seiner Majestät!« rief Billot; »König Ludwig XVI. hat euch Befehle gegeben,

meinen Sekretär zu durchsuchen und in meinen Kommoden und Schränken das Oberste zu unterst zu lehren?«

»Ja.«

»Seine Majestät,« sprach Billot, »Seine Majestät, als im vorigen Jahre die Hungersnot so groß war, daß wir schon daran dachten, unsere Pferde zu verzehren. Seine Majestät, als uns vor zwei Jahren der Hagel am 13. Juli unsere Ernte zerschlug, Seine Majestät geruhte nicht, sich um uns zu bekümmern. Was hat sie denn heute mit meinem Pachthof zu thun, den sie nie gesehen, und mit mir, den sie nicht kennt?«

»Sie werden mir verzeihen, mein Herr,« sagte der Gefreite, indem er die Thüre vorsichtig ein wenig öffnete und seinen vom Polizeileutnant unterzeichneten, aber dem Gebrauche gemäß mit dem Eingang: Im Namen des Königs, versehenen Befehl vorzeigte, »Seine Majestät hat von Ihnen sprechen hören, und wenn sie Sie nicht persönlich kennt, so weisen Sie darum doch nicht die Ehre zurück, die sie Ihnen anthut, und empfangen Sie diejenigen, welche in ihrem Namen erscheinen, mit Anstand.«

Und mit einer artigen Verbeugung und mit einem kleinen freundschaftlichen Augenwink schloß der Gefreite die Thüre wieder, wonach die Ausspäherei ihren Fortgang nahm.

Billot schwieg und ging mit gekreuzten Armen, wie ein Löwe im Käfig, in der Stube umher; er fühlte sich gefangen und in der Gewalt dieser Menschen.

Das Werk der Durchsuchung wurde stillschweigend fortgesetzt. Diese Menschen schienen vom Himmel gefallen zu sein. Niemand hatte sie gesehen als der Tagelöhner, der ihnen den Weg gezeigt. In den Höfen hatten die Hunde nicht gebellt; der Anführer der Häscher mußte unter seinen Genossen ein Meister sein von Kraft und nicht zum erstenmal bei der Ausführung eines ähnlichen Handstreichs.

Billot hörte das Seufzen seiner in der Stube über ihm eingeschlossenen Tochter. Er erinnerte sich ihrer prophetischen Worte, denn es unterlag keinem Zweifel, daß der Grund der Verfolgung, die den Pächter traf, das Buch des Doktors war.

Es hatte indessen neun Uhr geschlagen, und Billot konnte durch sein vergittertes Fenster, einen nach dem andern, seine Knechte zählen, die von der Arbeit zurückkamen. Bei diesem Anblick begriff er, daß im Falle eines Zusammenstoßes wohl die Stärke, wenn auch nicht das Recht, auf seiner Seite wäre. Diese Überzeugung machte das Blut in seinen Adern kochen. Er hatte nicht die Geduld, sich länger zu bewältigen, packte die Thüre beim Handgriff und rüttelte einmal so gewaltig daran, daß er mit ein paar ähnlichen Erschütterungen das Schloß gesprengt hätte.

Die Polizeiagenten öffneten sogleich und sahen den Pächter hoch aufgerichtet und drohend auf der Schwelle erscheinen; überall war das Oberste zu unterst gekehrt.

»Aber was sucht ihr denn bei mir?« rief Billot. »Sagt es, oder beim Teufel, ich schwöre, daß ich Euch zwingen, es zu sagen.«

Die allmähliche Rückkehr der Leute des Pachthofes war einem Mann von so geübtem Auge, wie das des Gefreiten, nicht entgangen. Er hatte die Knechte gezählt und die Überzeugung erlangt, er könnte im Falle eines Zusammenstoßes das Schlachtfeld nicht wohl behaupten. Er näherte sich daher Billot mit einer Höflichkeit, die noch honigsüßer als gewöhnlich, bückte sich bis auf den Boden und sprach:

»Ich will es Ihnen sagen, lieber Herr Billot, obgleich das gegen unsere Gewohnheiten ist. Wir

suchen bei Ihnen ein Buch, das den Umsturz predigt, eine aufrührerische Broschüre, die von unseren königlichen Zensoren verboten worden ist.«

»Ein Buch bei einem Pächter, der nicht lesen kann?«

»Darüber darf man sich nicht wundern, wenn Sie der Freund des Verfassers sind und er es Ihnen geschickt hat.«

»Ich bin nicht der Freund des Doktors Gilbert,« erwiderte der Pächter, »ich bin sein ergebenster Diener; Freund des Doktors, das wäre eine zu große Ehre für einen armen Pächter meiner Art.«

Dieser unüberlegte Ausfall, in dem sich Billot dadurch verriet, daß er gestand, er kenne nicht nur den Verfasser, was als ganz natürlich erscheinen mußte, da der Verfasser sein Grundherr war, sondern auch das Buch, sicherte dem Agenten den Sieg. Er richtete sich auf, nahm seine liebenswürdigste Miene an, berührte den Arm von Billot mit einem Lächeln, das sein Gesicht wie durch einen Querschnitt zu teilen schien, und sprach:

»*Du bist's, der ihn genannt* – kennen Sie diesen Vers, mein guter Herr Billot?«

»Ich kenne keine Verse.«

»Er ist von Herrn Racine, einem sehr großen Dichter.«

»Nun, was bedeutet dieser Vers?« fragte Billot ungeduldig.

»Er bedeutet, daß Sie sich verraten haben.«

»Ich? Wie dies?«

»Indem Sie zuerst Herrn Gilbert nannten, welchen wir nicht zu nennen so diskret gewesen sind.«

»Das ist wahr,« murmelte Billot.

»Sie gestehen also?«

»Ich werde mehr thun.«

»Oh! mein lieber Herr Billot, Sie sind allzu gütig; was werden Sie thun?«

»Wenn es dieses Buch ist, was Sie suchen, und wenn ich Ihnen sage, wo Sie es finden können,« erwiderte der Pächter mit einer Unruhe, die er nicht völlig verbergen konnte, »werden Sie dann aufhören, alles umzukehren?«

Der Gefreite gab den zwei Häschern ein Zeichen.

»Ganz gewiß,« sagte er, »da dieses Buch der Gegenstand der Haussuchung ist. Nur werden Sie uns vielleicht ein Exemplar eingestehen, während Sie zehn haben?« fügte er mit seiner lächelnden Grimasse bei.

»Ich habe nur eines, das schwöre ich Ihnen.«

»Lieber Herr Billot, sprach der Gefreite, wir sind verpflichtet, die genaueste Nachforschung zu halten. Gedulden Sie sich also noch fünf Minuten; wir sind nur arme Agenten, die Befehle von der Behörde erhalten haben, und Sie werden sich nicht gern dem widersetzen, daß Leute von Ehre, – es gibt in allen Ständen, lieber Herr Billot, – Sie werden sich nicht gern dem widersetzen, daß Leute von Ehre ihre Schuldigkeit thun.«

Der schwarze Mann hatte den rechten Ton gefunden. So mußte man mit Billot sprechen.

»Thun Sie es, aber geschwinde,« sagte er.

Und er wandte ihnen den Rücken zu.

Der Gefreite machte ganz sachte die Thüre zu und drehte nicht minder sachte den Schlüssel

einmal um. Billot ließ ihn, die Achseln zuckend, gewähren, denn er war sicher, die Thüre an sich ziehen zu können, sobald er wollte.

Der schwarze Mann gab seinerseits den Häschern ein Zeichen und sie gingen ans Geschäft, und in einem Augenblick hatten alle drei, ihre Thätigkeit verdoppelnd, Bücher, Papiere und Wäsche geöffnet, entfaltet, entziffert.

Plötzlich erblickte man hinten in einem geöffneten Schranke ein Kistchen von Eichenholz mit eisernem Beschlag. Der Gefreite fiel darüber her, wie ein Geier über seine Beute. Schon beim Anblick, schon beim Geruch, schon bei der Berührung allein erkannte er ohne Zweifel das, was er suchte, denn rasch verbarg er das Kistchen unter seinem Mantel und bedeutete den zwei Häschern durch ein Zeichen, die Sendung sei erfüllt.

Gerade in diesem Augenblick wurde Billot ungeduldig: er blieb vor seiner geschlossenen Thüre stehen.

»Aber ich sage euch, daß ihr es nicht finden werdet, wenn ich euch nicht bezeichne, wo es ist,« rief er. »Es ist ganz unnötig, alle meine Sachen um nichts und wieder nichts unter einander zu werfen. Was Teufels! ich bin kein Verschwörer! Hört ihr mich? Antwortet, oder beim Gewitter! ich gehe nach Paris und beklage mich dort beim König, bei der Nationalversammlung, bei aller Welt!«

In jener Zeit setzte man den König noch vor das Volk.

»Ja, mein lieber Herr Billot, wir hören Sie, und wir sind ganz bereit, uns Ihren vortrefflichen Gründen zu fügen. Sagen Sie uns, wo das Buch ist, und sobald wir uns überzeugt haben, daß Sie nur dieses einzige Exemplar besitzen, so werden wir es in Beschlag nehmen, und uns sodann ganz einfach entfernen.«

»Wohl denn!« erwiderte Billot, »dieses Buch ist in den Händen eines ehrlichen Jungen, dem ich es heute morgen anvertraut habe, um es zu einem Freunde zu bringen.«

»Und wie heißt dieser ehrliche Junge?« fragte mit aller Einfalt der schwarze Mann.

»Ange Pitou. Er ist eine arme Waise, die ich aus Barmherzigkeit bei mir aufgenommen habe, und die gar nicht weiß, von was das Buch handelt.«

»Ich danke, lieber Herr Billot,« sprach der Gefreite, indem er die Wäsche wieder in den Schrank warf, und den Schrank über der Wäsche, aber nicht mehr über dem Kistchen schloß. Aber wo ist, wenn es beliebt, dieser lebenswürdige Junge?«

»Ich glaube ihn bei meiner Rückkehr, bei den Feuerbohnen, unter dem Laube bemerkt zu haben. Gehen Sie, nehmen Sie das Buch, aber thun Sie ihm kein Leid an.«

»Ein Leid, wir! oh! lieber Herr Billot, Sie kennen uns schlecht! Wir würden keiner Fliege ein Leid anthun.«

Und sie rückten gegen den bezeichneten Ort vor. Bei den Feuerbohnen angelangt, gewahrten sie Pitou, den sein großer Wuchs noch furchtbarer erscheinen ließ, als er in Wirklichkeit es war. Da der Gefreite nun dachte, die zwei Häscher würden, um mit dem jungen Riesen fertig zu werden, seiner Hilfe bedürfen, so machte er seinen Mantel los, wickelte das Kistchen darein und verbarg das Ganze in einer nah gelegenen dunkeln Ecke. Doch Katharine, die an der Thüre horchte, unterschied unbestimmt die Worte: *Buch*, *Doktor* und *Pitou*. Als sie den Sturm, den sie gehaut hatte, losbrechen sah, kam ihr auch der Gedanke, seine Wirkung zu schwächen. Da flüsterte sie Pitou zu, er möge sich als Eigentümer des Buches erklären. Was weiter vorfiel, haben wir bereits gesagt, wir haben gesagt, wie Pitou von dem Gefreiten und seinen Leuten

gebunden, geknebelt, und sofort von Katharine, die den Augenblick benützte, wo die Häscher hineingingen, um einen Tisch, und der schwarze Mann, um seinen Mantel und das Kistchen zu holen, in Freiheit gesetzt wurde. Ebenso wie Pitou, über eine Hecke springend, die Flucht ergriff, aber wir haben nicht gesagt, daß der Gefreite als ein Mann von Geist diese Flucht benützte.

In der That, da die dem Gefreiten anvertraute doppelte Sendung vollbracht war, bot die Flucht von Pitou dem schwarzen Mann und seinen zwei Agenten eine vortreffliche Gelegenheit, selbst zu entfliehen.

Der schwarze Mann, obgleich er keine Hoffnung hatte, den Flüchtigen einzuholen, trieb daher seine zwei Häscher durch die Stimme und durch sein Beispiel an, so daß jeder, der sie durch den Klee, das Getreide und die Luzerne hätte fliegen sehen, diese drei Menschen für die erbittertsten Feinde des armen Pitou gehalten haben würde, während sie im Grunde ihres Herzens seine langen Beine segneten.

Doch kaum war Pitou in den Wald eingedrungen, kaum hatten sie dessen Saum erreicht, als sie hinter einem Gebüsch stehen blieben. Während ihres Laufes waren zwei weitere Agenten zu ihnen gestoßen, die sich in der Umgegend des Pachthofes verborgen hielten und erst in dem Fall, daß ihr Anführer rufen würde, herbeieilen sollten.

»Bei meiner Treue,« sagte der Gefreite, »es ist ein Glück, daß dieser Bursche nicht das Kistchen gehabt hat, statt das Buch zu haben. Wir wären genötigt gewesen, die Post zu nehmen, um ihn zu erwischen. Großer Gott! das ist nicht der Kniebug eines Menschen, sondern eine Hirschsehne.

»Ja, sprach einer von den Häschern, doch er hatte das Kistchen nicht, nicht wahr, Herr Pas-de-Loup¹ Im Gegenteil, es befindet sich in Ihren Händen.«

»Gewiß, mein Freund, hier ist es,« antwortete derjenige, dessen Namen oder vielmehr Zunamen, den man ihm wegen der Leichtigkeit und Schrägheit seines Ganges gegeben, wir zum ersten Mal genannt.

»Dann haben wir ein Recht auf die versprochene Belohnung.«

»Hier ist sie,« sagte der Gefreite. Und er zog aus seiner Tasche vier Louisd'or und verteilte sie unter seine vier Agenten, ohne daß er denjenigen, welche handelnd eingegriffen, einen Vorzug vor denen gab, welche bloß gewartet hatten.

»Es lebe der Herr Leutnant!« riefen die Häscher.

»Es ist nicht schlimm zu rufen: Es lebe der Herr Leutnant! sagte Pas de loup; »doch so oft man das thut, muß man es mit Unterscheidung thun. Nicht der Herr Leutnant bezahlt.«

»Wer denn?«

»Einer von seinen Freunden, oder eine von seinen Freundinnen, ich weiß nicht genau, welcher oder welche, da die betreffende Person anonym zu bleiben wünscht.«

»Ich wette, es ist die Person, die das Kistchen erhält.«

»Rigoulot, mein Freund, ich habe immer behauptet, du seist ein Junge voll Scharfsinn; doch mittlerweile, bis dieser Scharfsinn seine Früchte trägt und seine Belohnung herbeiführt, wollen wir ausreißen; der verdammte Pächter sieht nicht sehr mild und umgänglich aus, und wenn er wahrnimmt, daß das Kistchen fehlt, könnte er uns alle seine Knechte nachsetzen lassen, und das sind Bursche, die ihren Schuß so richtig thun, als der beste Schweizer von der Garde Seiner Majestät«.

Diese Ansicht war wohl die der Majorität, denn die fünf Agenten setzten ihren Marsch

unaufhaltsam im Saume des Waldes fort, der sie vor aller Augen verbarg und drei Viertelmeilen von da wieder zur Straße führte.

Die Vorsicht war nicht überflüssig, denn kaum hatte Katharine den schwarzen Mann und die zwei Sergeanten in Verfolgung von Pitou verschwinden sehen, als sie voll Vertrauen zu der Schnellfüßigkeit des Verfolgten, – der, wenn kein Unfall dazwischen trat, seine Verfolger weithin entführen mußte, – die ängstlich lauern den Knechte rief, ihr die Thüre zu öffnen. Die Knechte liefen herbei, und sobald Katharine befreit war, beeilte sie sich, ihren Vater auch in Freiheit zu setzen.

Billot schien zu träumen. Statt aus der Stube zu stürzen, ging er nur mißtrauisch und kehrte von der Thüre mitten in das Zimmer zurück. Es war, als getraute er sich nicht, am Platze zu bleiben, und hätte zugleich bange, seinen Blick auf das von den Agenten gesprengte und geleerte Hausgeräte zu werfen.

»Und sie haben ihm das Buch genommen, nicht wahr?« fragte Billot.

»Ja, mein Vater, doch sie haben *ihn* nicht genommen.«

»Wen, ihn?«

»Pitou. Er ist entflohen. Und wenn sie ihm immer noch nachlaufen, so müssen sie nun in Cayolles oder in Vauciennes sein.«

»Desto besser! Armer Junge! ich habe ihm das zugezogen.«

»Oh! mein Vater, bekümmern sie sich nicht um ihn, und denken wir an uns. Seien Sie unbesorgt, Pitou wird sich schon heraus helfen. Doch, mein Gott! welche Unordnung! Sehen Sie doch meine Mutter!«

»Oh! mein Weißzeugschrank,« rief Frau Billot. »Sie haben nicht einmal meinen Weißzeugschrank respektiert. Das sind ruchlose Gesellen!«

»Sie haben im Weißzeugschrank gesucht!« rief Billot.

Und er stürzte auf den Schrank zu, den, wie gesagt, der Sergeant sorgfältig wieder geschlossen hatte, und fuhr mit seinen beiden Armen durch die Haufen umgeworfener Servietten.

»Oh!« rief er, »das ist unmöglich!«

»Was suchen Sie, mein Vater?« fragte Katharine.

Billot schaute in einer Art von Geistesverwirrung umher.

»Sieh, ob du es irgendwo findest. Doch nein; in dieser Kommode – nein; in diesem Sekretär auch nicht; übrigens war es da, denn ich hatte es selbst hierher gestellt. Noch gestern habe ich es gesehen. Nicht das Buch suchten diese Elenden, sondern das Kistchen.«

»Welches Kistchen?« fragte Katharine.

»Ei! Du weißt es wohl.«

»Das Kistchen des Doktors Gilbert?« sagte Frau Billot, die bei Umständen von hoher Bedeutung schwieg und die andern handeln und sprechen ließ.

»Ja, das Kistchen des Doktors Gilbert,« rief Billot, indem er die Hände in seine dichten Haare versenkte. »Das so kostbare Kistchen!«

»Sie erschrecken mich, mein Vater,« sprach Katharine.

»Oh! ich Unglücklicher!« rief Billot voll Wut; »und ich habe mir das nicht ahnen lassen! ich habe gar nicht an dieses Kistchen gedacht! Oh! was wird der Doktor sagen? was wird er von mir halten? Er muß glauben, ich sei ein Verräter, ein Feiger, ein Elender!«

»Aber, mein Gott, was enthielt denn das Kistchen, mein Vater?«

»Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich mich dem Doktor mit meinem Leben dafür verbürgt habe, und daß ich mich hätte müssen töten lassen, um es zu verteidigen,« rief Billot.

Und er machte eine so verzweifelte Geberde, daß seine Frau und seine Tochter vor Schrecken zurückwichen.

»Mein Gott, mein Gott, werden Sie wahnsinnig, mein Vater?« sagte Katharine.

Und sie brach in ein Schluchzen aus.

»Antworten Sie mir doch!« rief sie, »um des Himmels willen, antworten Sie mir doch.«

»Mein Freund,« sprach Frau Billot, »antworte doch deiner Frau, antworte doch deiner Tochter.«

»Mein Pferd, mein Pferd!« rief der Pächter; »man führe mir mein Pferd vor.«

»Wohin wollen Sie denn, mein Vater?«

Den Doktor benachrichtigen, der Doktor muß Nachricht haben.

»Aber wo werden Sie ihn finden?«

»In Paris. Hast du in dem Brief, den er uns geschrieben, nicht gelesen, er begeben sich nach Paris? Er muß dort sein. Ich gehe nach Paris. Mein Pferd! mein Pferd!«

»Und Sie verlassen uns so, mein Vater, Sie verlassen uns in einem solchen Augenblick! Sie lassen uns in Angst und Unruhe zurück?«

»Es muß sein, mein Kind; es muß sein,« sagte der Pächter, während er den Kopf seiner Tochter zwischen seine Hände nahm und krampfhaft seinen Lippen näherte. »»Wenn du je dieses Kistchen verlörest,«« hat der Doktor zu mir gesagt, »»oder wenn man es dir vielmehr stehlen würde, brich sogleich auf, komm und benachrichtige mich überall, wo ich auch sein werde; nichts halte dich auf, nicht einmal das Leben eines Menschen.««

»Herr, was kann denn dieses Kistchen enthalten?«

»Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß man es mir zur Aufbewahrung übergeben hatte, und daß ich es mir habe nehmen lassen. Ah! hier ist mein Pferd. Durch den Sohn, der im Kollege ist, werde ich wohl erfahren, wo sich der Vater befindet.«

Hiernach umarmte der Pächter seine Frau und seine Tochter zum letztenmal, schwang sich auf den Sattel und sprengte querfeldein in der Richtung der Straße nach Paris.

IX.

Straße nach Paris.

Kehren wir zu Pitou zurück.

Pitou wurde vorwärts getrieben durch die zwei größten Anstachelungsmittel der Welt: die Furcht und die Liebe.

Die Furcht hatte ihm unmittelbar gesagt:

Du kannst verhaftet oder geschlagen werden, nimm dich in acht, Pitou.

Und das genügte, um ihn wie einen Hirsch laufen zu machen.

Die Liebe hatte ihm durch die Stimme von Katharine gesagt:

Entfliehen Sie geschwinde, mein lieber Pitou.

Die zwei Anstachelungsmittel machten, wie gesagt, daß Pitou nicht lief, sondern flog.

Wie kamen ihm seine langen Beine und seine ungeheuren Kniee, die bei einem Ball so unlieblich erschienen, nun so nützlich auf dem Felde vor, wo sein Herz, von Angst beklommen, drei Pulsschläge in der Sekunde that.

Herr von Charny mit seinen kleinen Füßen, seinen feinen Knieen und seinen symmetrisch an ihren Platz gestellten Beinen wäre sicherlich nicht so gelaufen.

Pitou lief also unaufhaltsam durch das Gehölz, ließ Cayolles zu seiner Rechten, Yvors zu seiner Linken und drehte sich bei jeder Ecke des Waldes, um zu sehen, oder vielmehr, um zu horchen; denn seit langer Zeit sah er nichts mehr, da seine Verfolger durch die Schnelligkeit, von der Pitou eine so glänzende Probe gegeben, gleich von Anfang um tausend Schritte von ihm entfernt waren, eine Entfernung, die jeden Augenblick zunahm.

Es ist wahr, daß sich die Agenten von Padeloup, ganz entzückt, ihre Beute in Händen zu haben, nicht im geringsten mehr um Pitou bekümmerten; doch Pitou wußte das nicht. Ihn verfolgten in seiner Angst noch immer die Schatten der Häscher, obgleich sie in Wirklichkeit schon längst von ihm abgelassen hatten.

Was die schwarzen Männer betrifft, so hatten sie das Selbstvertrauen, welches das Geschöpf träge macht.

»Laufe, laufe!« sagten sie, indem sie die Hände in ihre Hosentaschen steckten und darin die Belohnung klingen ließen, mit der sie Herr Padeloup beehrt hatte: »laufe, wir werden dich immerhin finden, wann wir wollen.«

Und Pitou lief immer weiter, als ob er die Worte der Agenten von Herrn Padeloup hätte hören können.

Als er durch schlaue Kreuzung seiner Laufspuren – wie es die Tiere des Waldes thun, um die Meute von ihrer Fährte abzubringen – seine Fußstapfen in ein so verworrenes Netz verwickelt hatte, daß sich Nimrod selbst nicht ausgekannt haben würde, faßte er plötzlich den Entschluß, nach rechts einen Haken zu machen, um die Straße von Villers-Cotterets nach Paris, ungefähr auf der Höhe der Heide von Gondreville, zu erreichen.

Sobald dieser Entschluß gefaßt war, stürzte er durch das Gehölze, machte einen rechten

Winkel und erblickte nach Verlauf von einer Viertelstunde die Landstraße, eingerahmt von ihrem gelben Sandboden und begrenzt von ihren grünen Bäumen.

Eine Stunde nach seinem Abgang vom Pachthofe befand er sich auf dem Pflaster des Königs.

Er hatte ungefähr vier und eine halbe Meile in dieser Stunde gemacht. Das ist alles, was man von einem guten Pferde in scharfem Trab verlangen kann.

Er warf einen Blick rückwärts. Und nirgends zeigte sich was auf dem Wege, nur vor ihm ritten zwei Weiber auf Eseln.

Ein wenig beruhigt durch das, was er sah oder vielmehr nicht sah, machte Pitou einen Purzelbaum auf dem Rasen am Saume des Waldes, trocknete sich mit dem Aermel sein dickes, ganz rotes Gesicht ab, legte sich auf den frischen Klee und überließ sich der Wollust, in Ruhe zu schwitzen.

Doch die süßen Düfte der Luzerne und des Majorans konnten bei ihm das gesalzene Fleisch der Mutter Billot und das anderthalb Pfund schwere Laibchen schwarzes Brot, das ihm Katharine bei jedem Mahl, d. h. dreimal täglich, zuschied, nicht in Vergessenheit bringen.

Pitou sagte sich philosophisch, Mademoiselle Katharine sei die freigebigste Prinzessin der Welt, und der Pachthof des Vaters Billot der kostbarste Palast des Weltalls.

Dann sandte er einen sehnsuchtsvollen Blick in die Richtung des glückseligen Pachthofes und seufzte. Er fühlte, wie seine einen Augenblick sehr verworrenen und sehr gestörten Ideen mit dem ruhigen Atem wieder zu ihrer Regelmäßigkeit zurückkehrten.

»Warum,« sagte er zu sich selbst, »warum sind mir so viele außerordentliche Ereignisse in einem so kurzen Zeitraum begegnet? Warum mehr Vorfälle in drei Tagen, als in der ganzen übrigen Zeit meines Lebens?«

»Weil mir von einer Katze geträumt hatte, die Händel mit mir suchte,« antwortete er sich.

Und er machte eine Geberde, die besagte, die Quelle seines Unglücks sei ihm hinreichend klar.

»Ja,« fügte Pitou bei, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, »doch das ist keine Logik wie die meines verehrungswürdigen Abbés Fortier. Nicht, weil ich von einer gereizten Katze geträumt habe, begegnen mir alle diese Abenteuer. Der Traum ist den Menschen nur als Warnung gegeben worden.«

»Darum hat, ich weiß nicht welcher Schriftsteller, gesagt:« »»Du hast geträumt, hüte dich: *cave, somniasti*!««.

»*Somniasti*?« fragte sich Pitou bestürzt. »Sollte ich denn abermals einen Barbarismus gemacht haben? Ei! nein, ich habe nur eine Elision gemacht; *somniavisti* hätte ich in grammatikalischer Sprache sagen müssen.«

»Es ist erstaunlich,« fuhr Pitou in Selbstbewunderung fort, »wie ich das Lateinische kann, seitdem ich es nicht mehr lerne.«

Nach dieser Verherrlichung seiner eigenen Person setzte sich Pitou wieder in Marsch.

Pitou ging mit langen Schritten, aber ruhiger. Diese Schritte konnten zwei Meilen in der Stunde zurücklegen.

Infolgedessen hatte Pitou innerhalb zweier Stunden, nachdem er sich wieder in Marsch gesetzt, Manteuil hinter sich und steuerte auf Dammartine zu.

Plötzlich überbrachte ihm sein feines Gehör, das nicht minder geübt war, als das eines wilden Osagen, das Geräusch eines auf dem Pflaster schallenden Hufeisens.

»Ho! ho!« rief Pitou; und er skandierte den bekannten Vers von Virgil: *Quadru pe dante pu trem soni tu quatit ungula campum.*

Und er schaute, doch er sah nichts.

Waren es die Esel, die er in Levignan gelassen und die einen Galopp angeschlagen hatten? Nein, denn das klirrende Eisen erscholl auf dem Pflaster; Pitou aber hatte in Haramont und selbst in Villers-Cotterets nur den Esel der Mutter Sabot gekannt, der beschlagen war, und zwar, weil die Mutter Sabot den Postdienst zwischen Villers-Cotterets und Crespy verrichtete.

Er vergaß daher für den Augenblick das Geräusch, das er gehört hatte, um zu seinen Betrachtungen zurückzukehren.

Wer waren die schwarzen Männer, die ihn über den Doktor Gilbert gefragt, die ihm die Hände gebunden, ihn verfolgt hatten, und die er so weit zurückgelassen?

Woher kamen diese im ganzen Kanton völlig unbekanntes schwarzen Männer?

Was hatten sie besonders mit Pitou abzumachen? mit ihm, der sie nie gesehen und folglich auch nicht kannte?

Wie, da er sie gar nicht kannte, war es ihnen möglich, ihn zu kennen? Warum hatte ihn Mademoiselle Katharine nach Paris gehen heißen, und warum hatte sie ihm, um ihm die Reise zu erleichtern, einen Louisd'or von achtundvierzig Franken gegeben? das heißt zweihundert und vierzig Pfund Brot, das Pfund Brot zu vier Sous gerechnet, also Mittel, um achtzig Tage oder beinahe drei Monate bei einiger Mäßigkeit zu leben?

Vermutete Mademoiselle Katharine, Pitou könnte oder müsse achtzig Tage vom Pachthause entfernt bleiben?

Pitou bebte plötzlich.

»Ho! ho!« sagte er; »abermals dieses Hufeisen.«

Und er richtete sich auf.

»Diesmal täusche ich mich nicht. Das Geräusch, das ich höre, ist das eines galoppierenden Pferdes, ich will es auf der Steige sehen.«

Pitou hatte sein Selbstgespräch noch nicht vollendet, als ein Pferd auf der Höhe eines kleinen Abhanges hinter ihm auf ungefähr vierhundert Schritt erschien.

Die Furcht, die ihn auf einen Augenblick verlassen hatte, ergriff Pitou abermals und gab ihm noch längere und unerschrockenere Beine, als die, von denen er zwei Stunden vorher einen so wunderbaren Gebrauch gemacht, da er sich von einem der Agenten verfolgt glaubte.

Ohne zu überlegen, ohne rückwärts zu schauen, ohne daß er nur seine Flucht zu verhehlen suchte, schwang sich Pitou, auf die Vortrefflichkeit seines stählernen Kniebugs rechnend, mit einem einzigen Satz auf die andere Seite des Grabens, der die Straße begrenzte, und fing an, querfeldein in der Richtung von Ermenonville zu entfliehen. Pitou wußte nicht, was Ermenonville war. Er erblickte nur am Horizont den Gipfel von einigen Bäumen und sagte zu sich selbst:

»Wenn ich diese Bäume erreiche, die ohne Zweifel der Saum eines Waldes sind, bin ich gerettet.«

Und er eilte gegen Ermenonville.

Diesmal handelte es sich darum, ein Pferd im Laufe zu besiegen. Pitous Füße waren nicht Füße mehr, sondern Flügel. Und das um so mehr, weil Pitou, nachdem er sich ungefähr hundert Schritte querfeldein geflüchtet, im Zurücksehen bemerkt hatte, wie der Reiter sein Pferd den

ungeheuern Sprung machen ließ, den er selbst über den Straßengraben gemacht.

Von diesem Augenblicke an gab es für den Flüchtigen keinen Zweifel mehr, daß es der Reiter auf ihn abgesehen habe, und der Flüchtige verdoppelte seine Geschwindigkeit, ohne nur noch den Kopf umzuwenden, weil er hierdurch Zeit zu verlieren fürchtete. Was seinen Lauf nun beschleunigte, war nicht mehr das Geräusch der Hufeisen auf dem Pflaster (denn das Geräusch dämpfte sich im Klee und auf dem Brachfelde); sondern es war etwas wie ein Schrei, der ihn verfolgte, die letzte Silbe seines Namens vom Reiter ausgesprochen, – ein Hu! Hu! welches das Echo seines Zornes zu sein schien und durch die Luft zog, die er durchschnitt.

Doch nach zehn Minuten dieses furchtbaren Laufes fühlte Pitou seine Brust schwer werden, seinen Kopf sich verstopfen. Seine Augen fingen an, in ihren Höhlen zu schwanken. Es kam ihm vor, als erhielten seine Kniee eine beträchtliche Ausdehnung, als füllten sich seine Lenden mit kleinen Steinen. Von Zeit zu Zeit stolperte er in den Furchen, er, der gewöhnlich die Füße beim Laufen so hoch aufhob, daß man alle Nägel an der Sohle seiner Schuhe sah.

Endlich triumphierte das Pferd, das in der Kunst zu laufen erhabener als der Mensch geboren ist, über den zweifüßigen Pitou; und dieser hörte zugleich die Stimme des Reiters nicht mehr: Hu! Hu! sondern: Pitou! Pitou! rufen.

Es war um ihn geschehen: alles war verloren.

Pitou versuchte es indessen, seinen Lauf fortzusetzen; das war eine Art von maschinenmäßiger Bewegung geworden; er ging, durch die repulsive Kraft fortgerissen; plötzlich wichen seine Kniee. Er wankte und fiel, einen großen Seufzer ausstoßend, mit dem Gesicht gegen die Erde nieder.

Zu gleicher Zeit aber, als er niederfiel, fest entschlossen, wenigstens mit seinem Willen nicht mehr aufzustehen, erhielt er einen Peitschenhieb um die Lenden. Ein schwerer Fluch, der ihm nicht fremd war, erscholl, und eine wohlbekannte Stimme rief ihm zu:

»Ah! Tölpel, ah! Dummkopf, du hast also geschworen, Cadet krepieren zu machen!«

Der Name Cadet setzte der Unentschlossenheit von Pitou ein Ziel.

»Ah!« rief er, indem er sich halb um sich selbst wandte, so daß er, statt auf dem Bauch zu liegen, auf den Rücken zu liegen kam. »Ah! ich höre die Stimme von Herrn Billot.«

Es war in der That der Vater Billot. Als sich Pitou von der Identität wohl überzeugt hatte, setzte er sich auf.

Der Pächter hatte seinerseits Cadet, der ganz von Schweiß troff, angehalten.

»Ah! lieber Herr Billot,« rief Pitou, »wie gut sind Sie, daß Sie mir so nachrennen! Ich schwöre Ihnen, daß ich in den Pachthof zurückgekommen wäre, nachdem ich den Doppel-Louisd'or von Mademoiselle Katharine verzehrt gehabt hätte. Doch da Sie da sind, so nehmen Sie hier Ihren Doppel-Louisd'or wieder, denn im ganzen gehört er doch Ihnen, und lassen Sie uns in den Pachthof zurückkehren.«

»Tausend Teufel!« entgegnete Billot, »es handelt sich wohl darum, in den Pachthof zurückzukehren, wo die Mouchards sind.«

»Die Mouchards!«² fragte Pitou, der die Bedeutung dieses Wortes, das erst seit kurzer Zeit in das Wörterbuch der Sprache aufgenommen worden war, nicht recht begriff.

»Ja, ja, die Mouchards,« sagte Billot, »die schwarzen Männer, wenn du das besser begreifst.«

»Ah, die schwarzen Männer! Sie können sich wohl denken, Herr Billot, daß ich nicht zu meinem Vergnügen auf sie gewartet habe.«

»Bravo! sie sind also zurück.«

»Ich schmeichle mir damit; doch nach einem Laufe, wie ich ihn vollbracht, ist das, wie mir scheint, das Wenigste.«

»Wenn du deiner Sache gewiß warst, warum bist du dann noch immer geflohen?«

»Weil ich glaubte, es sei ihr Anführer, der mich, um mit Ehren zu bestehen, zu Pferde verfolge.«

»Ah! ah! du bist nicht so ungeschickt, als ich dachte. Sobald also der Weg frei ist, auf! auf! nach Dammartine.«

»Wie! auf, auf?«

»Ja, erhebe dich und komm mit mir.«

»Wir gehen also nach Dammartine?«

»Ja, ich werde ein Pferd beim Gevatter Lefranc nehmen; ich lasse ihm Cadet, der nicht mehr weiter kann, und wir marschieren heute Abend bis nach Paris.«

»Gut, Herr Billot, gut.«

»Wohl denn! auf! auf!«

Pitou strengte sich an, um zu gehorchen.

»Ich möchte wohl, lieber Herr Billot, aber ich kann nicht,« sagte er.

»Du kannst nicht aufstehen?«

»Nein.«

»Du hast wohl vorhin den Karpfensprung gemacht?«

»Oh! vorhin, darüber dürfen Sie sich nicht wundern. Ich hörte Ihre Stimme, und bekam zugleich einen Peitschenhieb auf den Rückgrat. Doch dergleichen Dinge gelingen nur einmal; jetzt bin ich an Ihre Stimme gewöhnt, und was Ihre Peitsche betrifft, so bin ich nun fest überzeugt, daß Sie dieselbe nur noch zur Führung des armen Cadet, der beinahe so heiß hat, als ich, anwenden werden.«

Die Logik von Pitou, welche im ganzen genommen keine andre war, als die des Abbés Fortier, überzeugte und rührte beinahe den Pächter.

»Ich habe keine Zeit, mich durch dein Schicksal erweichen zu lassen,« sagte er zu Pitou; »doch strenge dich an und steige auf das Kreuz von Cadet.«

»Ah! ah, da wird der arme Cadet krepieren!«

»Bah! in einer halben Stunde sind wir beim Vater Lefranc.«

»Ei! mein lieber Herr Billot, mir scheint, es ist vollkommen unnütz, daß ich zum Vater Lefranc gehe.«

»Und warum?«

»Weil, wenn Sie etwas in Dammartine bedürfen, ich doch nichts dort bedarf.«

»Ja, aber ich, ich bedarf, daß du nach Paris kommst. In Paris wirst du mir dienen; du hast solide Fäuste, und ich bin fest überzeugt, daß man sich dort demnächst Püffe austeilen wird.«

»Ah! ah!« versetzte Pitou, nicht sehr entzückt über diese Aussicht: »Sie glauben?«

Und er hißte sich auf Cadet, wobei ihn Billot wie einen Mehlsack an sich zog. Der gute Pächter erreichte die Landstraße wieder und agierte so gut mit dem Zaum, mit den Knien und mit den Sporen, daß man in weniger als einer halben Stunde, wie er gesagt hatte, in Dammartine war.

Billot war in die Stadt durch ein ihm bekanntes Gäßchen eingeritten. Er gelangte in den Pachthof des Vaters Lefranc, ließ Pitou und Cadet mitten im Hof, lief geradeswegs in die Küche, wo der Vater Lefranc, eben im Begriffe auszureiten, um eine Runde in den Feldern zu machen, seine Gamaschen zuknöpfte.

»Geschwinde, geschwinde, Gevatter,« sagte er zu Lefranc, ehe sich dieser von seinem Erstaunen erholt hatte, »Dein stärkstes Pferd.«

»Das ist Margot,« erwiderte Lefranc; »das gute Tier ist gerade gesattelt; ich war im Begriff, aufzusitzen.«

»Gut also, Margot; nur ist es möglich, daß ich sie zu Tode reite, das sage ich dir zum Voraus.«

»Ah! Margot zu Tode reiten, und warum dies?« frage ich dich.

»Weil ich heute Abend in Paris sein muß,« sagte Billot mit düsterer Miene.

Und er machte Lefranc eine äußerst bezeichnende Freimaurergeberde.

»Dann reite Margot zu Tode,« sprach der Vater Lefranc, »du wirst mir Cadet geben.«

»Abgemacht.«

»Ein Glas Wein?«

»Zwei.«

»Doch du bist nicht allein, wie mir scheint?«

»Nein, ich habe einen braven Burschen bei mir, den ich mit mir nehme; er ist so abgemattet, daß er nicht die Kraft gehabt hat, bis hierher zu kommen; laß ihm etwas geben.«

»Sogleich, sogleich,« sagte der Pächter. In zehn Minuten hatten die zwei Freunde jeder seine Flasche Wein getrunken, und Pitou hatte einen zweipfündigen Laib Brot und ein halbes Pfund Speck verschlungen. Während er aß, rieb ihn ein Knecht vom Pachthof, ein guter Teufel, mit einer Handvoll frischer Luzerne, wie er es mit einem Lieblingspferde gemacht hätte.

So gerieben, so erquickt, verschluckte Pitou auch ein Glas Wein von einer dritten Flasche, die mit um so größerer Schnelligkeit geleert wurde, als, wie gesagt, Pitou daran teil nahm, wonach Billot Margot bestieg und Pitou, steif wie ein Stück Holz, auf das Kreuz gesetzt wurde.

Vom Sporne angetrieben, trabte das gute Tier bald unter der doppelten Last mutig gen Paris, wobei es ohne Unterlaß mit seinem kräftigen Schweif nach den Fliegen jagte, dem armen Pitou den staubigen Rücken ausklopfte und von Zeit zu Zeit mit der dicken Rute aus Roßhaar auch an seine dünnen, wegen schlecht aufgezogener Strümpfe schutzlosen Waden schlug.

X.

Was am Ende der Straße, der Pitou folgte, nämlich in Paris vorging.

Von Dammartine nach Paris sind es noch acht Meilen. Die vier ersten legte man ziemlich leicht zurück; doch von Bourget an wurden die Beine von Margot, obgleich durch die langen Beine von Pitou angetrieben, am Ende steif.

Als man nach La Villette kam, glaubte Billot in der Nähe von Paris eine große Flamme zu erschauen.

Er machte Pitou auf den rötlichen Schein aufmerksam, der am Horizont aufstieg.

»Sie sehen also nicht,« sagte Pitou, »daß das Truppen sind, die biwakieren und Feuer angezündet haben?«

In der That, indem er aufmerksam zu seiner Rechten schaute, sah der Vater Billot die Ebene von Saint-Denis besät mit schwarzen Abteilungen, die schweigsam, Infanterie und Kavallerie, in der Finsternis marschierten.

Ihre Waffen glänzten zuweilen in den bleichen Strahlen der Sterne. Pitou, der durch seine nächtlichen Wanderungen in der Dunkelheit zu sehen gewöhnt war, zeigte sogar seinem Herrn mitten auf dem feuchten Felde Kanonen, die bis zur Hälfte der Räder im Kot versunken waren.

»Ho! ho!« sagte Billot, »es giebt also neues dort? Beeilen wir uns, Junge, beeilen wir uns.«

»Ja, ja, es giebt Feuer dort,« erwiderte Pitou, der sich auf dem Kreuze von Margot erhoben hatte. »Sehen sie, sehen Sie die Funken!«

Margot blieb stehen. Billot sprang von ihrem Rücken auf das Pflaster und trat zu einer Gruppe blau und gelber Soldaten, die unter den Bäumen an der Straße biwakierten.

»Kameraden,« fragte er sie, »könnt Ihr mir wohl sagen, was es neues in Paris giebt?«

Doch die Soldaten beschränkten sich darauf, daß sie ihm durch einige Flüche in deutscher Sprache antworteten.

»Was Teufel sagen sie?« fragte Billot Pitou.

Pitou antwortete mit gewaltigem Zittern: »Lieber Herr Billot, ich kann Sie bloß versichern, daß es nicht lateinisch ist, was sie reden.«

Billot dachte nach und schaute.

»Ich Dummkopf, der ich bin, daß ich mich an Kaiserliche wende, rief er.«

Und in seiner Neugierde blieb er unbeweglich mitten auf der Straße.

Ein Offizier kam auf ihn zu.

»Ziehen Sie Ihres Weges,« sagte er, »und zwar geschwinde.«

»Verzeihen Sie, Kapitän,« erwiderte Billot, »ich gehe nach Paris.«

»Nun?«

»Und da ich Sie quer auf dem Wege sehe, so befürchte ich, daß man nicht bis zu den Barrièren passiert.«

»Man passiert.«

Billot stieg wieder zu Pferde und passierte wirklich; aber nur, um unter die Husaren von

Berchigny zu geraten, die La Villette versperrten.

Diesmal hatte er es mit Landsleuten zu thun, und er fragte daher mit besserem Erfolg.

»Mein Herr,« sagte er, »was giebt es denn neues in Paris?«

»Eure wütenden Pariser,« antwortete ein Husar, »wollen ihren Necker haben, und sie schießen auf uns, als ob das uns angehe.«

»Necker haben!« rief Billot, »Sie haben ihn also verloren?«

»Gewiß, da ihn der König abgesetzt hat.«

»Der König hat Herrn Necker abgesetzt?« sprach Billot mit dem Erstaunen eines Adepten, der über Ruchlosigkeit schreit; »der König hat diesen großen Mann abgesetzt?«

»Oh, mein Gott, ja, mein Braver; dieser große Mann ist sogar schon unterwegs nach Brüssel.«

»Wohl! dann werden wir lachen,« rief Billot mit einer furchtbaren Stimme, ohne sich um die Gefahr zu bekümmern, die er dadurch lief, daß er mitten unter zwölf bis fünfzehnhundert royalistischen Säbeln sich als Aufrührer gebärdete.

Und er bestieg abermals Margots Rücken und trieb sie mit grausamen Fersenstößen bis zur Barrière.

Während er immer weiter ritt, sah er den Brand um sich greifen und sich röten; eine lange Feuersäule stieg von der Barrière zum Himmel auf. Die Barrière selbst brannte.

Eine brüllende, wütende Menge, vermischt mit Weibern, die ihrer Gewohnheit gemäß lauter drohten und schrieten als die Männer, schürte die Flamme mit Trümmern von Zimmerwerk, Hausgeräte und Effekten des Octroieinnehmers.

Auf der Straße schauten die ungarischen und deutschen Regimenter, das Gewehr bei Fuß, der Verwüstung zu und verzogen keine Miene.

Billot hielt nicht bei diesem Flammenwall an. Er trieb Margot durch den Brand. Margot setzte mutig über die weißglühende Barrière; doch jenseits der Barrière mußte Billot vor einer dichtgedrängten Volksmenge anhalten, die aus dem Mittelpunkte der Stadt in die Vorstädte zurückströmte, wobei die einen sangen, die andern: Zu den Waffen! riefen.

Billot hatte das Aussehen von dem, was er war, nämlich von einem guten Pächter, der in seinen Geschäften nach Paris kommt. Er schrie, vielleicht ein wenig zu laut: »Platz! Platz!« Doch Pitou wiederholte so artig hinter ihm: Platz, »wenn's beliebt! Platz!« daß der eine den andern verbesserte. Niemand hatte ein Interesse dabei, Billot zu verhindern, zu seinen Geschäften zu gehen: man ließ ihn vorüber.

Margot hatte ihre Kräfte wiedergefunden! das Feuer hatte ihr die Haare versengt: all dieses ungewöhnliche Geschrei ängstigte sie. Billot war nun genötigt, ihre letzte Anstrengung zu zügeln, denn er befürchtete, die zahlreichen, vor den Thoren zusammengescharten Neugierigen niederzureiten.

Billot rückte immerhin vor, indem er Margot, bald rechts, bald wieder links lenkte, bis zum Boulevard.

Es defilierte eben ein Zug, der von der Bastille kam und nach dem Garde-Meubles marschierte. Dieser Zug versperrte den Boulevard und folgte einer Bahre, auf der zwei Büsten getragen wurden: die eine durch einen Flor verschleiert, die andere mit Blumen bekränzt.

Die durch einen Flor verschleierte Büste war die Büste von Necker, dem nicht in Ungnade gefallenen, aber entlassenen Minister; die andere war die Büste des Herzogs von Orleans, der bei Hofe für den Finanzmann von Genf offen Partei genommen hatte.

Billot erkundigte sich, was diese Prozession bedeute. Man sagte ihm, es sei eine Herrn Necker und seinem Verteidiger, dem Herrn Herzog von Orleans, vom Volke dargebrachte Huldigung.

Billot war in einer Gegend geboren, wo man den Namen des Herzogs von Orleans seit anderthalb Jahrhunderten verehrte. Billot gehörte zur philosophischen Sekte und betrachtete folglich Necker nicht nur als einen großen Minister, sondern auch als einen Apostel der Menschheit. Das war mehr, als es brauchte, um Billot zu begeistern. Er sprang von seinem Pferde, ohne genau zu wissen, was er that, und schrie: »Es lebe der Herzog von Orleans! es lebe Necker!« und mischte sich unter die Menge.

Hat man sich einmal unter die Menge gemischt, so verschwindet die individuelle Freiheit. Billot war es übrigens um so leichter, sich fortreißen zu lassen, als er vielmehr an der Spitze, als an dem Schweife der Bewegung ging.

Der Zug rief aus vollem Halse: »Es lebe Necker! Keine fremden Truppen mehr! Nieder mit den fremden Truppen!«

Billot vermischte seine mächtige Stimme mit allen diesen Stimmen,

Ein Vorzug, welcher es auch sein mag, wird immer vom Volke geschätzt. Der Pariser der Vorstädte mit der schwächlichen, heiseren, durch die Entkräftung geschwächten, oder durch den Wein zerfressenen Stimme würdigte die frische, reine, klangreiche Stimme von Billot und machte ihm Platz, so daß Billot, ohne zu sehr gepufft, mit den Ellbogen gestoßen, des Atems beraubt zu werden, bis zu der Bahre gelangte.

Nach Verlauf von zehn Minuten trat ihm einer von den Trägern, dessen Enthusiasmus seine Kräfte überstieg, seinen Platz ab.

Billot hatte, wie man sieht, rasch seinen Weg gemacht.

Am Tage vorher noch einfacher Verbreiter der Broschüre des Doktors Gilbert, war er am andern Abend eines der Werkzeuge des Triumphes von Necker und vom Herzog von Orleans.

Doch kaum zu diesem Posten gelangt, durchzuckte ein Gedanke seinen Geist. Was war aus Pitou, was war aus Margot geworden?

Während er seine Bahre trug, wandte Billot seinen Kopf um und sah beim Scheine der Fackeln, die den Zug begleiteten und erhellten, beim Schimmer der Lämpchen, die alle diese Fenster beleuchteten, mitten im Zuge eine Art von wandernder Erhöhung, gebildet von fünf bis sechs gestikulierenden und schreienden Menschen.

Unter diesen Gestikulationen und unter diesem Geschrei war die Stimme von Pitou leicht zu unterscheiden, ließen sich seine langen Arme leicht erkennen.

Pitou that, was er konnte, um Margot zu verteidigen, aber trotz seiner Anstrengung war Margot gleichsam im Sturme genommen worden. Margot trug nicht mehr Pitou und Billot, schon eine ehrenwerte Last für das arme Tier.

Margot trug alles, was auf ihrem Rücken, auf ihrem Kreuz, auf ihrem Hals und auf ihrem Widerrist Platz hatte finden können.

Margot glich in der Nacht, die durch die Phantasie alle Gegenstände vergrößert, einem mit Schützen, die auf eine Tigerjagd ausziehen, beladenen Elephanten.

Auf dem breiten Rückgrat von Margot hockten fünf bis sechs Besessene und schriegen: »Es lebe Necker! es lebe der Herzog von Orleans! nieder mit den Fremden!«

Worauf Pitou erwiderte:

»Ihr werdet Margot erdrücken!«

Die Trunkenheit war allgemein.

Billot hatte einen Augenblick den Gedanken, Pitou und Margot Hilfe zu bringen; doch hielt ihn die Furcht wieder davon ab, er könnte, wenn er nur eine Minute auf die von ihm eroberte Ehre, eine von den Stangen der Bahre zu tragen, verzichtete, den Platz an seiner Stange verlieren. Dann dachte er, daß durch den mit dem Vater Lefranc abgeschlossenen Tausch von Cadet gegen Margot, Margot ihm gehörte, und daß, sollte Margot Unglück widerfahren, dies nur eine Sache von drei- bis vierhundert Livres wäre, und daß er, Billot, reich genug sei, um dem Vaterland drei- bis vierhundert Livres zum Opfer zu bringen.

Mittlerweile marschierte der Zug immer weiter; er hatte eine schräge Richtung angenommen und war von der Rue Montmartre bis zur Place des Victoires hinabgegangen. Als man zum Palais Royal kam, fand man eine große Zusammenscharung, die den Weg völlig versperrte. Ein Haufen Menschen mit grünen Blättern am Hut schrie: »Zu den Waffen!«

Man mußte sich erst erkundigen, waren die Menschen, welche die Rue Vivienne versperrten, Freunde oder Feinde? Grün war die Farbe des Grafen d'Artois. Warum die grünen Kokarden?

Nach einer kurzen Verhandlung erklärte sich alles.

Als man die Entlassung Neckers erfuhr, war ein junger Mann aus dem Kaffee Foy herausgetreten, auf einen Tisch gestiegen und hatte, eine Pistole zeigend, gerufen:

»Zu den Waffen!«

Bei diesem Rufe hatten sich alle Spaziergänger des Palais um ihn versammelt und geschrien: »Zu den Waffen.«

Alle fremden Regimenter waren, wie gesagt, um Paris zusammengeschart. Man hatte glauben sollen, es wäre eine österreichische Invasion; die Namen dieser Regimenter klangen entsetzlich für französische Ohren. Sie hießen: Reynac, Salis Samade, Diesbach, Esterhazy, Römer;³ man brauchte sie nur zu nennen, um der Menge begreiflich zu machen, man spreche feindliche Namen aus. Der junge Mann nannte sie und verkündigte, Schweizer seien auf den Champs-Elysees mit vier Kanonen gelagert und müssen an demselben Abend im Gefolge der Dragoner des Prinzen von Lambesq in Paris einziehen. Er schlug eine neue Kokarde vor, die nicht die ihrige wäre, riß ein Blatt von einem Kastanienbaume und steckte es auf seinen Hut. In demselben Augenblick ahmten ihm alle Anwesenden nach, und in zehn Minuten hatten dreitausend Personen die Bäume des Palais Royal geplündert.

Am Morgen war der Name des jungen Mannes unbekannt, am Abend war er in aller Mund.

Der Name des jungen Mannes war Camille Desmoulins.

Man begrüßte sich, man schloß Brüderschaft, man umarmte sich. Dann marschierte der Zug weiter.

Während des kurzen Haltes, den man gemacht, hatten die Neugierigen, die nichts sehen konnten, selbst wenn sie sich auf den Fußspitzen erhoben, Margot mit einer neuen Last an seinem Zaum, an seinem Sattel, an seinem Schwanzriemen, an seinen Steigbügeln so sehr überbürdet, daß das arme Tier in dem Augenblick, wo es sich wieder in Marsch setzen sollte, buchstäblich unter dem übermäßigen Gewicht zusammensank.

An der Ecke der Rue Richelieu schaute Billot zurück; Margot war verschwunden.

Er stieß, dem Andenken des unglücklichen Tieres gewidmet, einen Seufzer aus. Dann raffte er die Kräfte seiner Stimme zusammen und rief dreimal Pitou, wie es die Römer bei den Leichenbegängnissen ihrer Verwandten thaten; es war ihm, als hörte er aus dem Schoße der

Menge eine Stimme hervordringen, die auf die seinige antwortete. Doch diese Stimme ging in dem verworrenen Geschrei verloren, das halb in Drohungen, halb in Beifallsrufen zum Himmel emporstieg.

Der Zug marschierte weiter.

Alle Läden waren geschlossen; doch alle Fenster geöffnet, und aus allen Fenstern kamen Ermutigungen und fielen voll Berausung auf die Umhergehenden.

So erreichte man die Place Vendôme. Doch hier wurde der Zug durch ein unvorhergesehenes Hindernis aufgehalten.

Jenen Baumstämmen ähnlich, die, von einem ausgetretenen Flusse fortgewälzt, auf einen Brückenpfeiler stoßen und gegen die Trümmer, die ihnen folgen, zurückspringen, fand das Volksheer eine Abteilung von Royal-Allemand auf der Place Vendôme.

Die fremden Soldaten waren Dragoner, die, als sie die durch die Straße Saint-Honoré steigende Volksmasse sahen, die nun gegen die Place Vendôme auszuströmen anfang, ihren Pferden, die durch einen Halt von fünf Stunden ungeduldig geworden, die Zügel schießen ließen und gegen das Volk ansprengten.

Die Träger der Bahre bekamen den ersten Stoß und wurden unter der Last niedergeworfen. Ein Savoyard, der vor Billot ging, stand zuerst wieder auf, ergriff das Bildnis des Herzogs von Orleans, befestigte es auf dem Ende eines Stockes, hob es über seinen Kopf empor und schrie: »Es lebe der Herzog von Orleans!« den er nie gesehen, oder: »Es lebe Necker!« den er nicht kannte.

Billot wollte dasselbe mit der Büste von Necker thun, doch war man ihm zuvorgekommen. Ein junger Mann von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, elegant genug gekleidet, um den Namen eines Muscadin⁴ zu verdienen, war der Büste mit den Augen gefolgt, was für ihn viel leichter, als für Billot war, der sie trug, und hatte sich auf dieselbe gestürzt, sobald sie den Boden berührte.

Der Pächter suchte daher vergebens auf der Erde; die Büste von Necker steckte schon an der Spitze einer Art von Pike und versammelte, neben derjenigen des Herzogs von Orleans getragen, einen großen Teil des Zuges um sich.

Plötzlich beleuchtet ein Feuerschein den Platz. In demselben Augenblick vernimmt man ein Gekrache, Kugeln pfeifen; etwas Schweres schlägt Billot vor die Stirne; er fällt; im ersten Augenblick hält sich Billot für tödlich getroffen.

Doch da ihn das Bewußtsein nicht verlassen hat, da ihm, abgesehen von einem heftigen Schmerz am Kopfe, durchaus nichts wehe thut, so begreift Billot, daß er höchstens verwundet ist; fährt mit der Hand an die Stirne, um sich der Bedeutung seiner Wunde zu versichern, und bemerkt zugleich, daß er nur eine Quetschung am Kopfe hat, und daß seine Hände von Blut gerötet sind.

Dem jungen Manne mit den schönen Kleidern, der Billot voranging, hatte eine Kugel die Brust in der Mitte durchbohrt. Er war tot. Dieses Blut, es war das seinige. Der Schlag, den Billot empfunden hatte, war die Büste von Necker, die ihm, ihre Stütze verlierend, auf den Kopf gefallen war.

Billot stößt einen Schrei aus, halb vor Wut, halb vor Schrecken.

Er tritt von dem jungen Manne zurück, der sich in den Konvulsionen des Todeskampfes zerarbeitet. Diejenigen, welche ihn umgeben, treten, wie er, zurück, und von der Menge

wiederholt, verlängert sich der Schrei, den er ausgestoßen, wie ein Leichenecho in den letzten Gruppen der Rue Saint-Honoré.

Dieser Schrei ist ein neuer Aufruhr; man vernimmt ein zweites Krachen, und alsbald bezeichnen tiefe, in die Masse gegrabene Löcher den Durchzug des Geschosses.

Die Büste, deren ganzes Gesicht mit Blut befleckt ist, aufraffen, sie über seinen Kopf erheben, mit seiner männlichen Stimme Einsprache thun, auf die Gefahr hin, sich töten zu lassen gleich dem schönen jungen Mann, dessen Körper zu seinen Füßen liegt, daß ist es, was die Entrüstung Billot eingießt, und was er im ersten Augenblicke seines Enthusiasmus thut.

Doch bald legt sich eine breite, kräftige Hand auf die Schulter des Pächters und drückt dergestalt darauf, daß er genötigt ist, sich unter dem Gewichte zu biegen. Der Pächter will sich dem Druck entziehen, eine andere Hand, nicht minder schwer als die erste, fällt auf seine andere Schulter. Er dreht sich entrüstet um, um zu schauen, mit was für einem Gegner er es zu thun habe.

»Pitou?« ruft er.

»Ja, ja,« antwortet Pitou, »bücken Sie sich ein wenig und Sie werden sehen.«

Und er verdoppelt seine Anstrengung, bis es ihm gelingt, den widerspenstigen Pächter neben sich niederzudrücken.

Kaum hat er ihm das Gesicht gegen die Erde gedrückt, da ertönt eine zweite Salve. Der Savoyard, der die Büste des Herzogs von Orleans trägt, bückt sich auch, von einer Kugel in den Schenkel getroffen.

Dann hört man das Aufschlagen der Hufeisen auf dem Pflaster. Die Dragoner greifen zum zweiten Mal an; ein Pferd mit zerzauster Mähne und wütend, rennt über den unglücklichen Savoyarden, und er fühlt die kalte Spitze einer Lanze in seine Brust eindringen. Er fällt auf Billot und Pitou.

Der Sturm zieht, Schrecken und Tod verbreitend, weiter und weiter bis in die Tiefe der Straße! Die Leichname allein bleiben auf dem Pflaster. Alles flieht durch die anliegenden Gassen. Die Fenster schließen sich. Eine Todesstille folgt auf die Rufe der Begeisterung und auf das Geschrei des Zorns.

Billot wartete einen Augenblick, immer noch durch den klugen Pitou niedergehalten. Als er dann fühlte, daß die Gefahr sich mit dem Lärmen entfernte, erhob er sich auf ein Knie, während Pitou, nach Art der Hafen im Lager, nicht den Kopf aufzurichten, sondern das Ohr zu spitzen anfang.

»Nun, Herr Billot,« fügte Pitou, »ich glaube, Sie haben wahr gesprochen, wir sind im rechten Augenblick angekommen.«

»Auf, hilf mir!«

»Wobei? zu entfliehen?«

»Nein; der junge Muscadin ist tot, doch der arme Savoyard ist, wie ich denke, nur ohnmächtig. Hilf mir ihn auf meinen Rücken laden, wir können ihn nicht hier lassen, daß ihm die verdammten Deutschen den Rest geben.«

Billot sprach eine Sprache, die Pitou gerade zum Herzen ging. Er fand nichts zu antworten und konnte nur gehorchen. Darum nahm er den Körper des ohnmächtigen, blutenden Savoyarden, lud ihn, wie er es mit einem Sacke gethan hätte, auf die Schulter des kräftigen Pächters, und dieser schlug, als er die Rue Saint-Honoré frei und scheinbar verlassen sah, mit Pitou den Weg nach

dem Palais-Royal ein.



XI.

Die Nacht vom 12. auf den 13. Juli.

Die Straße war anfangs Billot und Pitou leer und verlassen vorgekommen, weil sich die Dragoner, in Verfolgung der Masse der Flüchtigen begriffen, in den Rues Louis-le-Grand und Gaillon verbreitet hatten, als aber Billot, instinktartig und mit halber Stimme das Wort Rache brummend, dem Palais-Royal näher kam, erschienen Menschen an den Straßenecken, in den Öffnungen der Gänge, auf der Schwelle der Thorwege; sie schauten anfangs stumm und erschrocken umher, versicherten sich der Abwesenheit der Dragoner, schlossen sich dann diesem Leichenzuge an, und wiederholten zuerst mit halber Stimme, dann laut, und endlich mit gewaltigem Geschrei das Wort: »Rache! Rache!«

Pitou ging, die schwarze Mütze des Savoyarden in der Hand, hinter dem Pächter.

Sie kamen so, eine unheimliche, traurige Prozession, auf den Platz des Palais-Royal, wo ein ganzes, vor Zorn trunkenes Volk beratschlagte und die Unterstützung der französischen Soldaten gegen die fremden forderte.

»Was für Menschen in Uniform sind das?« fragte Billot, als er vor die Fronte einer Kompanie kam, die, das Gewehr bei Fuß, den Platz des Palais-Royal vom großen Thore des Schlosses bis zur Rue de Chartres versperrt hielt.

»Es sind französische Garden,« riefen mehrere Stimmen.

»Ah!« sagte Billot, indem er näher auf sie zutrat und den Soldaten den Körper des Savoyarden zeigte, der nur noch eine Leiche war. »Ah! ihr seit Franzosen, und laßt uns durch Deutsche erwürgen!«

Die französischen Garden machten unwillkürlich eine Bewegung rückwärts.

»Tot!« murmelten einige Stimmen in den Reihen.

»Ja, tot, ermordet, er und viele Andere.«

»Und durch wen?«

»Durch die Dragoner von Royal-Allemand. Habt ihr denn das Geschrei, die Schüsse, den Galopp der Pferde nicht gehört?«

»Doch! doch! riefen zwei- bis dreihundert Stimmen; man ermordete das Volk auf der Place Vendôme.«

»Und ihr seid vom Volk, tausend Götter!« rief Billot den Soldaten zu. »Es ist also eine Feigheit von euch, daß ihr eure Brüder ermorden laßt!«

»Eine Feigheit! murmelten einige drohende Stimmen in den Reihen.«

»Ja . . . eine Feigheit! ich habe es gesagt und wiederhole es. Ah,« fuhr Billot fort, indem er drei Schritte gegen den Punkt machte, woher die Drohungen gekommen waren, »werdet ihr mich nicht töten, um zu beweisen, daß ihr keine Feige seid?«

»Es ist gut . . . es ist gut,« sagte einer von den Soldaten; »Sie sind ein Braver, mein Freund; doch Sie sind Bürger und können thun, was Sie wollen; aber der Militär ist Soldat und hat einen Befehl.«

»Somit,« rief Billot, »wenn ihr den Befehl bekämet, auf uns, das heißt, auf Unbewaffnete, zu schießen, so würdet ihr schießen, die Nachfolger der Männer von Fontenoy!«

»Ich, ich weiß wohl, daß ich nicht feuern würde,« rief eine Stimme in den Reihen.

»Ich auch nicht, ich auch nicht,« wiederholten hundert Stimmen.

»So verhindert also die andern, auf uns zu schießen. Uns durch die Deutschen ermorden lassen, ist gerade, als ob ihr uns selbst ermorden würdet.«

»Die Dragoner! die Dragoner!« schrieten mehrere Stimmen, während zugleich die Menge, zurückgedrängt und durch die Rue Richelieu fliehend, auf den Platz auszuströmen anfang.

Und man hörte noch in der Ferne, aber näher kommend, den Galopp einer schweren Kavallerie auf dem Platze schallen.

»Zu den Waffen! zu den Waffen!« schrieten die Flüchtigen.

»Tausend Götter!« sagte Billot, während er den Körper des Savoyarden, den er bis jetzt noch nicht losgelassen, auf den Boden warf; gebt uns wenigstens eure Gewehre, wenn ihr euch derselben nicht bedienen wollt.«

»Doch, doch, tausend Donner! wir wollen uns derselben bedienen,« sagte der Soldat, an den sich Billot gewendet, während er aus den Händen des Pächters sein Gewehr losmachte, das der andere schon gepackt hatte. »Auf, auf, ergreift die Patronen, und wenn die Österreicher etwas zu diesen braven Leuten sagen, so werden wir sehen.«

»Ja, ja, wir werden sehen,« schrieten die Soldaten, und sie griffen mit der Hand an die Patronentasche, um Patronen herauszuholen.

»Oh! Donner!« rief Billot, mit dem Fuße stampfend, »daß ich mein Jagdgewehr nicht mitgenommen habe! Doch es wird wohl einer von diesen österreichischen Schuften getötet werden, dem nehme ich seine Muskete.«

»Mittlerweile,« sagte eine Stimme, »nehmen Sie diese Büchse, sie ist geladen.«

Und zugleich schob ein unbekannter Mann Billot eine reiche Büchse in die Hände.

Gerade in diesem Augenblicke mündeten die Dragoner, alles, was sich vor ihnen fand, niederwerfend und niedersäbelnd, auf den Platz aus.

Der Offizier, der die französischen Garden kommandierte, machte vier Schritte vorwärts.

»Holla! meine Herren Dragoner, halt da, wenn's beliebt!« rief er.

Sei es nun, daß die Dragoner nicht hörten, sei es, daß sie nicht hören wollten, sei es, daß sie durch einen zu stürmischen Lauf fortgerissen wurden, um anzuhalten, sie schwenkten rechts auf den Platz ein und warfen eine Frau und einen Greis nieder, die unter den Füßen der Pferde verschwanden.

»Feuer also, Feuer!« rief Billot.

Billot war ganz nahe bei dem Offizier, und man konnte glauben, der Offizier selbst rufe. Die französischen Garden schlugen an und machten ein Rottenfeuer, worauf die Dragoner rasch anhielten.

»Ei! meine Herren Garden,« sagte ein deutscher Offizier, der vor die Front der in Unordnung gebrachten Schwadron ritt, »wissen Sie, daß Sie auf uns feuern?«

»Bei Gott! ob wir das wissen!« rief Billot.

Und er schoß den Offizier vom Pferde.

Da gaben die französischen Garden eine zweite Salve, und die Deutschen, als sie sahen, daß

sie es diesmal nicht mit Bürgern, die beim ersten Säbelhieb entflohen, sondern mit Soldaten zu thun hatten, die sie festen Fußes erwarteten, kehrten um und erreichten die Place Vendôme wieder unter einem so furchtbaren Ausbruch von Bravos und Triumphgeschrei, daß viele Pferde durchgingen und sich die Hirnschale an den geschlossenen Fensterläden zerschmetterten.

»Es leben die französischen Garden!« rief das Volk.

»Es leben die Soldaten des Vaterlandes!« rief Billot.

»Wir danken,« antworteten diese, »wir haben das Feuer gesehen und sind nun getauft.«

»Und ich habe das Feuer auch gesehen,« sagte Pitou.

Nun? fragte Billot.

»Nun! ich finde es nicht so erschrecklich, als ich es mir vorstellte.«

»Wem gehört nun das Gewehr?« sagte Billot, der die Büchse zu untersuchen Zeit gehabt und in derselben eine Waffe von großem Wert erkannt hatte.

»Meinem Herrn,« erwiderte dieselbe Stimme, die schon einmal hinter ihm gesprochen. »Doch mein Herr findet, Sie bedienen sich desselben zu gut, um es von Ihnen zurückzunehmen.«

Billot wandte sich um und erblickte einen Piqueur in der Livree des Herzogs von Orleans.

»Und wo ist dein Herr?« fragte er.

Der Piqueur deutete auf eine halb geöffnete Jalousie, hinter der der Prinz alles, was vorgefallen war, gesehen hatte.

»Er ist also mit uns, dein Herr?« fragte Billot.

»Mit Herz und Seele beim Volk,« erwiderte der Piqueur.

»Dann noch einmal: Es lebe der Herzog von Orleans!« rief Billot: »Freunde, der Herzog von Orleans ist für uns; es lebe der Herzog von Orleans!«

Und er deutete auf den Laden, hinter dem der Prinz stand.

Der Laden wurde ganz geöffnet, und der Herzog von Orleans verbeugte sich dreimal.

Dann schloß sich der Laden wieder.

So kurz die Erscheinung gewesen war, sie hatte die Begeisterung auf den höchsten Grad gesteigert.

»Es lebe der Herzog von Orleans!« schrieten zwei- bis dreitausend Stimmen.

»Brechen wir die Buden der Waffenschmiede auf,« sagte eine Stimme in der Mitte.

»Laufen wir ins Invalidenhaus!« riefen einige alte Soldaten. »Sombreuil hat zwanzigtausend Gewehre.«

»Ins Invalidenhaus!«

»Ins Stadthaus!« riefen mehrere Stimmen; der Stadtvogt Flesselles hat den Schlüssel zum Waffendepot der Garden, er wird sie uns geben.«

»Ins Stadthaus!« wiederholte ein Teil der Anwesenden.

Und alle Welt lief in den drei Richtungen weg, die bezeichnet worden waren.

Mittlerweile hatten sich die Dragoner wieder um den Baron Bezenval und den Prinzen von Lambesq auf der Place Louis XV. gesammelt. Das wußten Billot und Pitou nicht; sie waren keinem von den drei Haufen gefolgt und befanden sich beinahe allein auf dem Platze des Palais-Royal.

»Nun, lieber Herr Billot, wohin gehen wir, wenn ich fragen darf?« sagte Pitou.

»Ei! ich hätte große Lust, diesen braven Leuten zu folgen, nicht zu den Waffenschmieden, da ich eine so schöne Büchse habe, sondern nach dem Stadthause, oder ins Invalidenhaus. Insofern ich aber nach Paris gekommen bin, nicht um mich zu schlagen, sondern um die Adresse von Herrn Gilbert zu erfahren, so müßte ich, wie mir scheint, in das College Louis-le-Grand gehen, wo sein Sohn ist, mit dem Vorbehalt, wenn ich den Doktor gesehen habe, mich wieder in diesen ganzen Wirrwarr zu stürzen.«

Und die Augen des Pächters schleuderten Blitze.

»Zuerst in das College Louis-le-Grand zu gehen, kommt mir logisch vor, da wir zu diesem Ende nach Paris gekommen sind,« sprach Pitou pathetisch.

»Nimm also einen Musketon, einen Säbel, irgend eine Waffe von einem der Faulenzer, die dort liegen, sagte Billot, auf einen der fünf bis sechs auf der Erde ausgestreckten Dragoner deutend, und laß uns nach dem College Louis-le-Grand gehen.«

»Aber diese Waffen,« entgegnete Pitou zögernd, »gehören nicht mir.«

»Wem gehören sie denn?« fragte Billot.

»Sie gehören dem König.«

»Sie gehören dem Volk,« sagte Billot.

Stark durch das Gutheißen des Pächters, den er als einen Mann kannte, der seinen Nachbar nicht um ein Hirsenkörnchen hätte benachteiligen wollen, näherte sich Pitou mit allen Arten von Vorsichtsmaßregeln dem Dragoner, der ihm am nächsten lag, und nahm ihm, nachdem er sich versichert hatte, daß er wirklich tot war, seinen Säbel, seinen Musketon und seine Patrontasche.

Pitou hatte große Lust, ihm auch seinen Helm zu nehmen. nur wußte er nicht, ob das, was der Vater Billot von den Angriffswaffen gesagt hatte, sich auch auf die Verteidigungswaffen erstreckte.

Doch während er sich bewaffnete, horchte Pitou nach der Place Vendôme hin.

»Ho! ho!« sagte er, »mir scheint, Royal-Allemand kommt zurück.«

Man hörte in der That das Geräusch eines Reiterhaufens, der im Schritt zurückkehrte. Pitou neigte sich an die Ecke des Kaffees de la Regence und erblickte auf der Höhe des March Saint-Honoré eine herbeireitende Dragoner-Patrouille.

»Geschwinde, geschwinde, sie kommen zurück,« sagte Pitou.

Billot schaute umher, um zu sehen, ob man Widerstand zu leisten im Stande wäre. Der Platz war beinahe leer.

»Gehen wir ins College Louis-le-Grand,« sagte er.

Und er nahm den Weg nach der Rue de Chartres, gefolgt von Pitou, der, mit dem Gebrauche des Wehrgehängs nicht vertraut, seinen großen Säbel schleppte.

»Tausend Götter! Du siehst aus wie ein Alteisenhändler. Hänge dir doch diese Latte an.«

»Wo?«

»Ei! bei Gott! hier,« antwortete Billot.

Und er befestigte den Säbel von Pitou an seinem Wehrgehänge, was ihm eine Schnelligkeit im Gehen gab, die er ohne dieses Mittel nicht erlangt hätte.

Der Marsch wurde ohne einen Unfall bis zur Place Louis XV. fortgesetzt; hier aber fanden Billot und Pitou die Kolonne wieder, die sich nach dem Invalidenhouse begeben wollte und plötzlich angehalten worden war.

»Nun! fragte Billot, was giebt es denn?«

»Man passiert nicht auf dem Pont Louis XV.«

»Und auf den Quais?«

»Auch nicht.«

»Und durch die Champs Elysees?«

»Ebenso wenig.«

»So kehren wir um und gehen über die Brücke der Tuileries.«

Der Vorschlag war ganz einfach, und die Menge zeigte dadurch, daß sie Billot folgte, sie sei bereit, ihm beizutreten; doch ungefähr auf der Hälfte des Wegs zum Garten der Tuileries sah man Säbel glänzen. Der Quai war durch eine Schwadron Dragoner abgeschnitten.

»Ah! diese verfluchten Dragoner sind also überall?« murmelte der Pächter.

»Hören Sie, lieber Herr Billot, sagte Pitou, ich glaube, wir sind gefangen.«

»Bah!« erwiderte Billot, »man fängt nicht nur so fünf- bis sechstausend Menschen.«

Die Dragoner des Quais rückten allerdings langsam doch merklich vor.

»Es bleibt uns die Rue Royal,« sagte Billot, »komm hier durch, komm, Pitou.«

Pitou folgte dem Pächter wie sein Schatten.

Doch eine Linie von Soldaten schloß die Straße auf der Höhe der Porte Saint-Honoré.

»Ah! ah!« sagte Billot, »du konntest wohl recht haben, Pitou, mein Freund.«

»So!« begnügte sich Pitou zu erwidern.

Doch dieses einzige Wort bezeichnete durch den Ausdruck, mit dem es Pitou gesprochen, wie sehr er es bedauerte, sich nicht getäuscht zu haben.

Die Menge bewies durch ihre Bewegungen und durch ihr Geschrei, daß sie nicht minder empfindlich für die Lage war, in der sie sich befand.

Durch ein geschicktes Manöver hatte der Prinz von Lambesq in der That Neugierige und Aufrührer, fünf bis sechstausend an der Zahl, umringt und hielt sie, indem er den Pont Louis XV., die Quais, die Champs-Elysees, die Rue Royale und die Feuillans abspernte, in einen großen eisernen Bogen eingeschlossen, dessen Sehne die schwer zu erkletternde Mauer des Gartens der Tuileries und das beinahe nicht zu sprengende Gitter des Pont Tournant bildeten.

Billot erwog die Lage der Dinge: sie dünkte ihm nicht gut. Da er aber ein ruhiger, kalter Mann war, ein Mann, nicht verlegen wegen Hilfsmittel in der Gefahr, so schaute er umher und sagte, als er einen Haufen Zimmerstücke auf dem Ufer des Flusses erblickte, zu Pitou:

»Ich habe einen Gedanken, komm.«

Pitou folgte dem Vater Billot, und Billot ging auf die Zimmerstücke zu, faßte eines an und sagte einfach zu Pitou:

»Hilf mir.«

Pitou half Billot, ohne ihn zu fragen, wozu; daran war ihm wenig gelegen. Er hatte zu dem Pächter ein solches Vertrauen, daß er mit ihm in die Hölle hinabgestiegen wäre.

Der Vater Billot hatte den Balken am einen Ende genommen, Pitou nahm ihn am andern. Beide kehrten nach dem Quai zurück; sie trugen eine Last, die fünf bis sechs Männer von gewöhnlicher Stärke kaum hätten aufheben können.

Die Stärke ist immer ein Gegenstand der Bewunderung für die Menge; so geschäftig sie auch war, sie trat vor Billot und vor Pitou auf die Seite.

Nachdem man begriffen hatte, daß das Manöver, ohne Zweifel ein Manöver von allgemeinem Interesse sei, gingen einige Menschen vor Billot her und riefen:

»Platz! Platz!«

»Sagen Sie, Vater Billot,« fragte Pitou nach ungefähr dreißig Schritten, »gehen wir sehr weit so?«

»Wir gehen bis zum Gitter der Tuilerien.«

»Ho! ho!« rief die Menge, die begriff.

Und sie trat noch rascher, als zuvor, auf die Seite.

Pitou schaute und sah, daß er von dem Platz, wo er war, bis zum Gitter nur noch ungefähr dreißig Schritte zu machen hatte.

»Ich werde gehen!« sagte er mit der Kürze eines Pythagoräers.

Die Arbeit wurde indessen Pitou um so leichter, als fünf bis sechs Männer von den Stärksten am Tragen der Last teilnahmen.

In fünf Minuten war man vor dem Gitter.

»Auf!« sagte Billot, »alle zugleich.«

»Gut,« sprach Pitou, »ich verstehe, wir haben eine Kriegsmaschine gemacht. Die Römer nannten das einen Sturmbock.«

Sogleich in Bewegung gesetzt, zerschmetterte der Balken mit einem furchtbaren Stoß das Schloß des Gitters.

Die Soldaten, die im Innern der Tuilerien die Wache bezogen, liefen herbei, um sich dem Einfall zu widersetzen. Doch beim dritten Stoß gab die Thüre nach, drehte sich ungestüm auf ihren Angeln, und die Menge stürzte in den gähnenden, düsteren Schlund.

Aus der hiebei stattfindenden Bewegung ersah der Prinz von Lambesq, daß ein Ausgang für diejenigen geöffnet war, die er für seine Gefangenen hielt. Der Zorn bemächtigte sich seiner. Er ließ sein Pferd einen furchtbaren Sprung vorwärts machen, um die Lage besser beurteilen zu können. Die hinter ihm aufgestellten Dragoner glaubten, es sei ihnen Befehl zum Angriff gegeben, und folgten ihm. Schon erhitzt, konnten die Pferde ihren Lauf nicht mäßigen; die Männer, die eine Genugthuung für ihre Niederlage auf dem Platze des Palais-Royal zu nehmen hatten, versuchten es wahrscheinlich nicht, sie zurückzuhalten.

Der Prinz, als er sah, daß es ihm unmöglich war, die Bewegung zu mäßigen, ließ sich fortreißen, und ein von den Weibern und Kindern ausgestoßenes herzerreißendes Geschrei stieg zum Himmel auf, um Rache von Gott zu verlangen.

Es ereignete sich in der Finsternis eine gräßliche Scene. Die Angegriffenen wurden wahnsinnig vor Schmerz, die Angreifer wahnsinnig vor Zorn.

Von den Terrassen herab wurde schnell eine Art Verteidigung organisiert. Die Stühle flogen auf die Dragoner. An den Kopf getroffen, erwiderte der Prinz von Lambesq den Streich durch einen Säbelhieb, ohne zu bedenken, daß er einen Unschuldigen schlug, statt einen Schuldigen zu bestrafen, und ein siebzjähriger Greis sank zu Boden.

Billot sah den Mann fallen und stieß einen Schrei aus.

Flugs war seine Büchse an seiner Schulter, ein Feuerstreif durchzuckte die Finsternis, und der Prinz wäre tot gewesen, hätte sich nicht in diesem Augenblick aus Zufall sein Pferd gebäumt. Das Pferd erhielt die Kugel in den Hals und stürzte nieder.

Man hielt den Prinzen für tot. Da sprengten die Dragoner in die Tuileries und verfolgten die Flüchtigen mit Pistolenschüssen.

Doch die Flüchtigen hatten nun einen großen Raum, sie zerstreuten sich unter den Bäumen.

Billot lud wieder ruhig seine Büchse, indem er sagte, »Pitou, ich glaube bei meiner Treue, du hattest recht; wir sind zur rechten Zeit angekommen.«

»Wenn ich tapfer würde,« versetzte Pitou und feuerte seinen Musketon in das dichteste Gedränge der Dragoner ab; »mir scheint, das ist nicht so schwer.«

»Ja,« erwiderte Billot, »doch die unnütze Tapferkeit ist keine Tapferkeit. Komm hieher, Pitou, und nimm dich in acht, daß du dir die Beine nicht in deinem Säbel verwickelst.«

»Warten Sie auf mich, lieber Herr Billot. Wenn ich Sie verlöre, wüßte ich nicht, wohin ich gehen sollte. Ich kenne Paris nicht, wie Sie; ich bin nie hier gewesen.«

»Komm, komm,« sagte Billot, und er schlug den Weg über die Terrasse am Rande des Wassers ein, bis er die Linie der Truppen überschritten hatte, die auf den Quais vorrückten, doch diesmal so rasch, als sie konnten, um, wenn es nötig wäre, den Dragonern des Prinzen von Lambesq Verstärkung zu bringen.

Am Ende der Terrasse angelangt, setzte sich Billot auf die Brüstung und sprang auf den Quai hinab. Pitou that dasselbe.

XII.

Was in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli 1789 vorfiel.

Als die zwei Landleute auf dem Quai waren und auf der Brücke der Tuileries die Waffen eines neuen Trupps glänzen sahen, der aller Wahrscheinlichkeit nach kein befreundeter war, schlichen sie bis an das Ende des Quais und stiegen sodann das steile Ufer der Seine hinab.

Die Glocke der Tuileries schlug elf Uhr. Einmal unter den Bäumen angelangt, die sich längs des Flusses hin erstreckten, einmal unter dem Dunkel ihres Blätterwerks verloren, legten sich der Pächter und Pitou auf dem Rasen nieder und eröffneten eine Beratung.

Es handelte sich um die Entscheidung, und die Frage wurde von dem Pächter gestellt: ob man bleiben sollte, wo man war, das heißt in ziemlicher Sicherheit; oder ob man sich wieder mitten in den Tumult werfen und an dem Kampfe teilnehmen sollte, der den Anschein hatte, die größere Hälfte der Nacht hindurch fortzudauern.

Als diese Frage gestellt war, wartete Billot auf die Antwort von Pitou.

Pitou war in der Achtung des Pächters nicht wenig gestiegen, einmal durch das Wissen, das er am vorhergehenden Tage geoffenbart, und dann durch den Mut, von dem er am Abend eine Probe abgelegt hatte. Pitou fühlte das instinkartig, doch statt deshalb stolzer zu sein, war er nur um so dankbarer gegen den guten Pächter. Pitou war von Natur demütig.

»Herr Billot,« sagte er, »Sie sind offenbar tapferer, und ich bin minder feig, als ich glaubte. Horaz, der doch ein anderer Mann war, als wir, hinsichtlich der Poesie wenigstens, warf seine Waffen weg und entfloh beim ersten Angriff. Ich, ich habe meinen Musketon, meine Patrontasche und meinen Säbel, was beweist, daß ich beherzter bin, als Horaz.«

»Nun, worauf zielst du ab?«

»Ich ziele darauf ab, daß der tapferste Mann von einer Kugel getroffen werden kann.«

»Hernach?«

»Hernach, lieber Herr, hören Sie. Da Sie, als Sie den Pachthof verließen, äußerten, es sei Ihre Absicht, wegen eines wichtigen Gegenstandes nach Paris zu gehen . . .«

»Oh! tausend Götter! das ist wahr, ich bin wegen des Kistchens gekommen, tausend Donner! und aus keinem andern Grund.«

»Wenn Sie sich durch eine Kugel töten lassen, so wird sich die Angelegenheit, wegen der Sie gekommen sind, nicht abmachen lassen.«

»Wahrhaftig, du hast zehnmal recht,« Pitou.

»Hören Sie von hier aus, wie man zerschmettert, wie man schreit?« fuhr Pitou ermutigt fort.
»Das Holz zerreißt wie Papier, das Eisen dreht sich wie Hanf.«

»Das Volk ist aufgebracht,« Pitou.

»Aber,« bemerkte Pitou, »mir scheint, der König ist auch nicht wenig erbost.«

»Wie, der König?«

»Allerdings; die Oesterreicher, die Deutschen, die Kaiserlichen, wie Sie sie nennen, sind die Soldaten des Königs. Nun also, wenn sie das Volk angreifen, so ist es der König, der ihnen

anzugreifen befiehlt, und um solche Befehle zu geben, muß der König auch erbost sein.«

»Du hast zugleich recht und unrecht,« Pitou.

»Das scheint mir nicht möglich, lieber Herr Billot, und ich darf Ihnen vielleicht sagen, Sie würden, wenn Sie Logik studiert hätten, ein solches Paradoxon nicht wagen.«

»Du hast recht und hast unrecht, Pitou, und du wirst sogleich einsehen, warum.«

»Das soll mir sehr lieb sein; doch ich bezweifle . . .«

»Siehst du, Pitou, es giebt zwei Parteien bei Hofe, die des Königs, der das Volk liebt, und die der Königin, welche die Oesterreicher liebt.«

»Das kommt davon her, daß der König Franzose und die Königin Oesterreicherin ist,« erwiderte Pitou philosophisch.

»Warte! Mit dem König sind Herr Turgot, Herr Necker; mit der Königin Herr von Breteuil und die Polignac. Der König ist nicht Gebieter, da er genötigt gewesen ist, Herrn Turgot und Herrn Necker zu entlassen. Die Königin ist also Gebieterin, das heißt, die Breteuil und die Polignac. Darum geht alles schlecht! . . . Siehst du, Pitou, das Uebel kommt von Madame Defizit; Madame Defizit ist erzürnt, und in ihrem Namen greifen die Truppen an; die Oesterreicher verteidigen die Oesterreicherin: das ist ganz einfach.«

»Verzeihen Sie, Herr Billot,« erwiderte Pitou, »deficit ist ein lateinisches Wort, das bedeutet: *es fehlt*. Was fehlt denn?«

»Das Geld, tausend Götter! und weil das Geld fehlt, und weil die Günstlinge dieses Geldes, das fehlt, verzehrt haben, nennt man die Königin Madame Defizit. Nicht der König also ist erzürnt, sondern die Königin. Der König ist ärgerlich, ärgerlich, weil alles so schlecht geht.«

»Ich begreife,« sagte Pitou, »doch das Kistchen?«

»Richtig, Pitou! diese verheufelte Politik reißt mich immer weiter fort, als ich gehen will; ja vor allem das Kistchen. Du hast recht, Pitou; erst wenn ich den Doktor Gilbert gesehen habe, erst dann wollen wir zur Politik zurückkehren. Das ist eine heilige Pflicht.«

»Es giebt nichts heiligeres, als die heiligen Pflichten,« sprach Pitou.

»Laß uns also in das College Louis-le-Grand gehen, wo sich Sebastian Gilbert befindet,« sagte Billot.

»Gehen wir,« erwiderte Pitou seufzend, denn er mußte ein weiches Rasenbett verlassen, das ihm lieb geworden war. Ueberdies stieg, trotz der übermäßigen Aufregung des Abends, der Schlaf, der beständige Geist reiner Gewissen und ermatteter Kräfte, mit all seinem Schlummersaft auf den tugendhaften und ermüdeten Pitou herab.

Billot war schon aufgestanden, und Pitou erhob sich, als es halb zwölf Uhr schlug.

»Doch um halb zwölf Uhr wird das College Louis-le-Grand geschlossen sein, wie mir scheint,« sagte Billot.

»Oh! ganz gewiß,« erwiderte Pitou.

»Dann kann man bei Nacht in einen Hinterhalt geraten; mir scheint, ich sehe Biwakfeuer in der Nähe des Justizpalastes; man könnte mich verhaften oder töten; du hast recht, Pitou, man soll mich nicht verhaften, soll mich nicht töten.«

Seit diesem Morgen war es das dritte Mal, daß Billot in die Ohren Pitous die drei für den Menschen so schmeichelhaften Worte klingen ließ: du hast recht.

Pitou fand dagegen nichts besseres zu thun, als die Worte Billots zu wiederholen.

»Sie haben recht,« wiederholte er, während er sich auf den Rasen niederlegte. »Man darf Sie nicht töten, lieber Herr Billot.«

Und mit dem letzten Wort dieses Satzes erlosch die Stimme in der Kehle Pitous. *Vox faucibus haesit* hätte er sagen können, wenn er wach gewesen wäre. Aber er war eingeschlafen.

Billot bemerkte es nicht.

»Ein Gedanke,« rief er.

»Ah!« schnarchte Pitou.

»Höre mich, ich habe einen Gedanken! Trotz aller Vorsicht, mit der ich zu Werke gehe, kann ich getötet werden, von nahe oder von fern getroffen, vielleicht auf den Tod getroffen werden und sogleich sterben; würde dies geschehen, so mußt du wissen, was du statt meiner dem Doktor Gilbert sagen sollst.«

Pitou hörte nicht und antwortete folglich auch nicht.

»Wenn ich auf den Tod verwundet würde und meine Sendung nicht erfüllen könnte, so müßtest du statt meiner den Doktor Gilbert aufsuchen und ihm sagen . . . hörst du mich wohl, Pitou?« sprach Billot, indem er sich gegen den jungen Mann hinabbückte, und du wirst ihm sagen . . . Doch er schnarcht, der Unglückliche.«

Die ganze gewaltsame Aufregung Billots erlitt sofort eine Abspannung durch den Anblick des schlafenden Pitou.

»Schlafen wir also,« sagte er. Denn wie sehr auch der Pächter an Strapazen gewohnt war, der Ritt am Tage und die Ereignisse des Abends waren für ihn nicht ohne einschläfernde Gewalt.

Und nach drei Stunden ihres Schlummers oder vielmehr ihrer Erstarrung, erschien der Tag.

Als sie die Augen wieder öffneten, hatte Paris nichts von der wilden Physiognomie verloren, die sie am Tage zuvor an ihm wahrgenommen.

Nur sahen sie mehr Soldaten und überall Volk.

Das Volk bewaffnete sich mit Piken, die man in der Eile fabriziert hatte; mit Schießgewehren, deren sich die meisten nicht zu bedienen wußten; mit herrlichen Waffen aus einem andern Zeitalter, an denen die Träger ihre Verzierung von Gold, Elfenbein und Perlmutter bewunderten, ohne den Gebrauch und den Mechanismus davon zu verstehen.

Sogleich nach dem Rückzug der Soldaten hatte man das Garde-Meubles geplündert.

Und das Volk rollte zwei kleine Kanonen gegen das Stadthaus.

Die Sturmglocke erscholl in Notre-Dame, im Stadthause, in allen Kirchen. Man sah, und wußte nicht, von wo Legionen von bleichen, magern, nackten Männern und Weibern kommen, welche am Tage zuvor: *Brot!* geschrien hatten und heute: *Waffen!* schrieten.

Es läßt sich nichts entsetzlicheres denken, als die Gespensterbanden, die seit ein paar Monaten aus der Provinz eintrafen, stillschweigend durch die Barrièren zogen und sich in dem selbst ausgehungerten Paris einquartierten, wie die arabischen Goules⁵ auf einem Friedhof.

Ganz Frankreich rief, an diesem Tage in Paris durch die Ausgehungen jeder Provinz vertreten, seinem Könige zu: Mache uns frei! und seinem Gott: Sättige uns!

Billot, der zuerst wach geworden war, weckte Pitou auf, und beide wanderten nach dem College Louis-le-Grand, wobei sie, erschreckt durch dieses blutige Elend, schauernd umherschauten.

Als sie näher zu dem Teil der Stadt kamen, den wir heute das Quartier Latin nennen, als sie

sodann die Rue de la Harpe hinaufstiegen, und endlich gegen die Rue Saint-Jacques, das Ziel ihres Marsches, vordrangen, sahen sie, wie zur Zeit der Fronde, Barrikaden sich erheben. Weiber und Kinder schleppten in die oberen Stockwerke der Häuser Folianten, schwere Möbel, kostbare Marmorarbeiten, in der Absicht, die fremden Soldaten niederzuschmettern, falls sie sich in die gekrümmten, engen Straßen des alten Paris wagen würden.

Von Zeit zu Zeit bemerkte Billot ein paar französische Gardesoldaten im Mittelpunkte einer Versammlung, die sie organisierten und mit einer wunderbaren Schnelligkeit die Handhabung eines Schießgewehres lehrten, eine Übung, welche die Weiber und Kinder mit Neugierde und beinahe mit dem Wunsche, sie selbst zu lernen, verfolgten.

Billot und Pitou fanden das College Louis-le-Grand im Aufruhr; die Schüler hatten sich erhoben und ihre Lehrer fortgejagt. In dem Augenblick, wo der Pächter und sein Gefährte vor das Gitter kamen, belagerten die Schüler dieses Gitter mit Drohungen, die der erschrockene Vorsteher durch Thränen erwiderte.

Der Pächter schaute einen Augenblick dieser Empörung im Innern zu und rief dann plötzlich mit einer Stentorstimme:

»Welcher von euch heißt Sebastian Gilbert?«

»Ich,« antwortete ein junger Mensch von einer beinahe weiblichen Schönheit, der mit Hilfe von drei bis vier seiner Kameraden eine Leiter brachte, um die Mauer zu erklettern, da er sah, daß er das Gitter nicht sprengen konnte.

»Kommen Sie näher hierher, mein Kind.«

»Was wollen Sie von mir, mein Herr?« fragte der junge Sebastian den Pächter.

»Wollen Sie ihn mitnehmen?« rief der Vorsteher, erschrocken bei dem Anblick der zwei bewaffneten Menschen, von denen der eine ganz mit Blut bedeckt war.

Der Knabe schaute seinerseits diese zwei Menschen mit Erstaunen an und suchte mit vergeblicher Mühe seinen Milchbruder Pitou wiederzuerkennen, denn er war seit der Zeit ihrer Trennung übermäßig gewachsen und in der kriegerischen Rüstung völlig verändert.

»Ihn mitnehmen!« rief Billot, »den Sohn von Herrn Gilbert mitnehmen; ihn in dieses Gemenge führen; ihn der Gefahr aussetzen, einen schlimmen Schlag zu bekommen! Oh! bei meiner Treue, nein!«

»Sehen Sie, Sebastian,« sagte der Vorsteher, »sehen Sie, Wütender, sogar Ihre Freunde wollen nichts von Ihnen. Denn diese Herren scheinen Ihre Freunde zu sein. Höret, meine Herren, höret, junge Zöglinge, höret, meine Kinder,« rief der arme Vorsteher, »gehorchet mir, gehorchet, ich befehle es; gehorchet, ich bitte euch inständig.«

»Oro obtestorque,« sagte Pitou.

»Mein Herr,« sprach der junge Gilbert mit einer für einen Knaben von seinem Alter außerordentlichen Festigkeit, behalten Sie meine Kameraden zurück, wenn es Ihnen gutdünkt, aber ich, verstehen Sie wohl, ich will hinaus.«

Er machte eine Bewegung gegen das Gitter. Der Professor hielt ihn am Arm zurück.

Doch er schüttelte seine schönen kastanienbraunen Haare auf seine bleiche Stirn und rief:

»Mein Herr, geben Sie wohl acht, was Sie thun. Ich bin nicht in der Lage der andern; mein Vater ist verhaftet, eingesperrt worden; mein Vater ist in der Gewalt der Tyrannen!«

»In der Gewalt der Tyrannen!« rief Billot; »sprich, mein Kind, was willst du damit sagen?«

»Ja! ja!« riefen die Knaben, »Sebastian hat recht; man hat seinen Vater verhaftet; und da das

Volk die Gefängnisse geöffnet hat, so will er, daß man auch das Gefängnis seines Vaters öffne.«

»Ho! ho!« sprach der Pächter, indem er mit seinem Herkulesarm am Gitter rüttelte, man hat den Doktor Gilbert verhaftet. Alle Wetter! die kleine Katharine hatte also Recht!«

»Ja, mein Herr,« fuhr der junge Gilbert fort, »man hat meinen Vater verhaftet, und darum will ich fliehen, darum will ich ein Gewehr nehmen, darum will ich mich schlagen, bis ich meinen Vater befreit habe!«

Seine Worte wurden begleitet und unterstützt durch hundert tobende Stimmen, die riefen:

»Waffen! Waffen! man gebe uns Waffen!«

»Auf diese Rufe stürzte die Menge, die sich, ebenfalls von heldenmütigem Eifer beseelt, in der Straße zusammengeschart hatte, nach dem Gitter, um den jungen Leuten die Freiheit zu geben.

Der Vorsteher warf sich zwischen den Schülern und den Stürmenden auf die Kniee und streckte seine Arme flehend durch das Gitter.

»Oh! meine Freunde! meine Freunde!« rief er, »respektieren Sie diese Kinder!«

»Ob wir sie respektieren!« sagte einer von der französischen Garde; »ich glaube wohl! Das sind hübsche Jungen, welche die Übung wie die Engel machen werden.«

»Meine Freunde! meine Freunde! Diese Kinder sind ein Gut, das ihre Eltern mir anvertraut haben; ich bin für sie verantwortlich; ihre Eltern rechnen auf mich; ich bin ihnen mein Leben schuldig; doch in des Himmels Namen, führt die Kinder nicht weg!«

Hohngelächter, das aus der Tiefe der Straße, das heißt, aus den letzten Reihen der Menge kam, war die Antwort auf diese schmerzlichen Bitten.

Billot stürzte vor, widersetzte sich den französischen Garden, der Menge, den Schülern selbst, und rief:

»Er hat recht, das ist ein ihm anvertrautes heiliges Gut; die Männer sollen sich schlagen, sollen sich töten lassen, tausend Götter; doch die Kinder sollen leben; man braucht Samen für die Zukunft.«

Ein mißbilligendes Gemurre empfing diese Worte.

»Wer murt hier?« rief Billot; »sicherlich ist es kein Vater. Mir, der ich mit euch spreche, sind gestern zwei Menschen in meinen Armen getötet worden; seht ihr Blut auf meinem Hemd, seht!«

Und er deutete auf seine gerötete Weste und sein blutiges Hemd mit einer Bewegung von Erhabenheit, welche die Versammlung elektrisierte.

»Gestern,« fuhr Billot fort, »gestern habe ich mich beim Palais-Royal und bei den Tuileries geschlagen, und dieser Knabe hat sich auch geschlagen; doch dieser Knabe hat weder Vater noch Mutter, und überdies ist er beinahe ein Mann.«

Und er deutete auf Pitou, der sich in die Brust warf.

»Heute,« fuhr Billot fort, »werde ich mich abermals schlagen; doch niemand soll sagen: die Pariser waren nicht stark genug gegen die fremden Soldaten, und sie haben die Kinder zu Hilfe gerufen.«

»Ja! ja!« schrieten von allen Seiten Stimmen von Weibern und Soldaten. »Er hat recht. Kinder! geht hinein, geht hinein!«

»Oh! meinen Dank! meinen Dank! lieber Herr,« murmelte der Vorsteher, der die Hände von Billot durch das Gitter zu fassen suchte.

»Und unter Allen hüten Sie besonders Sebastian gut,« sagte dieser.

»Mich, mich hüten? ich sage Ihnen, daß man mich nicht hüten wird,« rief der junge Mensch, bleich vor Zorn, während er sich in den Händen der Diener des Hauses, die ihn wegführten, sträubte. »Lassen Sie mich hinein,« sprach Billot, »ich übernehme es, ihn zu beruhigen.«

Die Menge trat auf die Seite. Der Pächter zog Ange Pitou nach sich und drang in den Hof des College ein.

Schon bewachten drei bis vier Soldaten und ein Dutzend anderer Männer die Thüren und verschlossen jeden Ausgang für die aufrührerischen jungen Leute.

Billot ging gerade auf Sebastian zu, nahm die weißen feinen Händchen des Knaben in seine großen, schwieligen Hände und sagte zu ihm:

»Sebastian, erkennen Sie mich nicht mehr?«

»Nein.«

»Ich bin Billot, der Pächter Ihres Vaters.«

»Ich kenne Sie, mein Herr.«

»Und diesen Jungen,« fuhr er, auf seinen Gefährten deutend, fort, »kennst du ihn?«

»Ange Pitou?« fragte der Knabe.

»Ja, Sebastian, ja, ich, ich.«

Und Pitou fiel weinend vor Freude seinem Milchbruder und Studienkameraden um den Hals.

Aber ohne sich zu erheitern, sagte der Knabe:

»Nun! – hernach?«

»Hernach? . . . Wenn man dir deinen Vater genommen hat, so werde ich ihn dir zurückgeben; ich, hörst du wohl?«

»Sie?«

»Ja, ich! ich! und alle diejenigen, welche dort mit mir sind. Was Teufels! wir haben es gestern mit den Österreichern zu thun gehabt, und wir haben ihre Patronaschen gesehen.«

»Zum Beweise dient, daß ich eine besitze,« sagte Pitou.

»Nicht wahr, wir werden seinen Vater befreien?« rief Billot, sich an die Menge wendend.

»Ja, ja!« brüllte die Menge, wir werden ihn befreien,

Sebastian schüttelte den Kopf.

»Mein Vater ist in der Bastille,« sprach er schwermütig.

»Nun?« rief Billot.

»Nun, man nimmt die Bastille nicht,« erwiderte der Knabe.

»Was wolltest du dann thun, da du diese Überzeugung hattest?«

»Ich wollte auf den Platz gehen; man wird sich dort schlagen; mein Vater hätte mich vielleicht durch das Gitter eines Fensters bemerkt.«

»Unmöglich.«

»Unmöglich! und warum? Ich habe eines Tages, als ich mit meinen Mitschülern spazieren ging, den Kopf eines Gefangenen am Gitter der Bastille gesehen. Wenn ich meinen Vater gesehen hätte, wie ich diesen Gefangenen sah, so hätte ich ihn erkannt und ihm zugerufen: Sei ruhig, guter Vater, ich liebe dich.«

»Und wenn die Soldaten der Bastille dich getötet hätten?«

»Nun! so hätten sie mich unter den Augen meines Vaters getötet!«

»Tod und alle Teufel! Du bist ein böser Knabe, Sebastian. Du willst dich vor den Augen deines Vaters töten lassen! Du willst machen, daß er vor Schmerz in seinem Käfig stirbt, er, der nur dich auf der Welt hat, der dich so sehr liebt! Du bist offenbar ein schlimmes Herz, Sebastian!«

Und der Pächter stieß den Knaben zurück.

»Ja, ja, ein schlimmes Herz,« rief Pitou, in Thränen zerfließend.

Sebastian antwortete nicht.

Und während er in einem düstern Stillschweigen träumte, bewunderte Billot dieses edle, weiße, perlmutterartige Antlitz, das Feuerauge, den spöttischen feinen Mund, die Adlernase und das kräftige Kinn, das zugleich Adel der Seele und Adel des Blutes verriet.

»Du sagst, dein Vater sei in der Bastille?« fragte endlich der Pächter.

»Ja.«

»Und warum?«

»Weil mein Vater ein Freund von Lafayette und Washington ist; weil mein Vater für die Unabhängigkeit Amerikas mit dem Schwerte, und für die Freiheit Frankreichs mit der Feder gekämpft hat; weil mein Vater in beiden Weltteilen dafür bekannt ist, daß er die Tyrannei haßt; weil er die Bastille, wo die andern leiden, verflucht hat . . . Darum brachte man ihn dahin.«

»Wann dies?«

»Vor sechs Tagen.«

»Und wo hat man ihn verhaftet?«

»In Havre, wo er gelandet.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe einen Brief von ihm erhalten.«

»Und man hat ihn in Havre selbst verhaftet?«

»In Lillebonne.«

»Auf, mein Kind! schmolle nicht mit mir und gib mir alle Umstände an, die du weißt. Ich schwöre dir, daß ich entweder meine Knochen auf dem Platz der Bastille lasse, oder du siehst deinen Vater wieder.«

Sebastian schaute den Pächter mit großen Augen an; und als er wahrnahm, daß er aus dem Grunde des Herzens zu sprechen schien, besänftigte er sich.

»Nun,« sagte er, in Lillebonne hatte er Zeit gefunden, mit Bleistift folgende Worte in ein Buch zu schreiben:

»»Sebastian, man verhaftet mich, und führt mich in die Bastille.

»»Geduld. Hoffe und arbeite!

Lillebonne, den 7. Juli 1789.

N. S.

»»Man verhaftet mich der Freiheit wegen.««

»»Ich habe einen Sohn im College Louis-le-Grand in Paris. Derjenige, welcher dies Buch findet, wird gebeten, es im Namen der Menschenliebe ihm zukommen zu lassen; er heißt Sebastian Gilbert.««

»Und dieses Buch?« fragte Billot, schnaubend vor Aufregung.

Er legte ein Goldstück hinein, umband es mit einer Schnur, und warf es durch das Fenster.

»Und? . . .«

»Und der Pfarrer fand es. Er wählte unter den Gemeindeangehörigen einen kräftigen jungen Mann und sagte zu ihm:

»»Laß zwölf Franken deiner Familie, die kein Brot hat, und mit den andern zwölf trage dieses Buch nach Paris zu einem armen Knaben, dem man den Vater genommen, weil er das Volk zu sehr liebt.««

»Der junge Mann ist gestern Mittag hier angekommen und hat mir das Buch meines Vaters übergeben, daher weiß ich, daß mein Vater verhaftet ist.«

»Ah! ah!« rief Billot, »das söhnt mich ein wenig mit den Pfarren aus. Leider sind sie nicht alle wie dieser; und der brave junge Mann, wo ist er?«

»Er ist gestern Abend wieder abgegangen; er hofft seiner Familie noch fünf Franken von den zwölf, die er mitgenommen, zurückzubringen.«

»Schön! schön!« sagte Billot, fast vor Freude weinend.

»Oh, das Volk! es hat viel Gutes, Gilbert.«

»Nun wissen Sie alles. Sie versprochen mir, wenn ich reden würde, mir meinen Vater zurückzugeben. Ich habe geredet, denken Sie an Ihr Versprechen.«

»Ich habe dir gesagt, ich werde ihn retten, oder mich töten lassen. Zeige mir nun das Buch,« sprach Billot.

Hier ist es, erwiderte der Knabe, indem er aus seiner Tasche einen Band vom Contrat social zog.

»Und wo ist die Schrift deines Vaters?«

»Sehen Sie,« sagte der Knabe. Und er zeigte ihm die Schrift des Doktors.

Der Pächter küßte die Buchstaben.

»Sei nun ruhig,« sprach er, »ich will deinen Vater in der Bastille aufsuchen.«

»Unglücklicher!« rief der Vorsteher, indem er Billot bei den Händen nahm, »wie werden Sie zu einem Staatsgefangenen gelangen?«

»Dadurch, daß ich die Bastille nehme,« tausend Götter!

Einige Soldaten von der französischen Garde lachten. Nach einem Augenblick war das Gelächter allgemein.

»Sprecht,« rief Billot, indem er einen vor Zorn funkelnden Blick um sich her laufen ließ, »was ist denn die Bastille, wenn's beliebt?«

»Steine,« sagte ein Soldat.

«Und Eisen,« sagte ein anderer.

»Und Feuer,« sprach ein dritter. »Nehmen Sie sich in acht, mein braver Mann, man verbrennt sich dort.«

»Ja! ja! man verbrennt sich dort,« wiederholte die Menge voll Schrecken.

»Ah! Pariser!« brüllte der Pächter, »ah! Ihr habt Hacken, und fürchtet die Steine; Ihr habt Blei, und fürchtet das Eisen; Ihr habt Pulver, und Ihr fürchtet das Feuer. Pariser, Prahler; Pariser, Feiglinge; Pariser, Maschinen für die Sklaverei. Tausend Teufel! Wer ist ein Mann von Herz, der mit mir und Pitou die Bastille des Königs nehmen will? Ich heiße Billot, Pächter auf der Ile de France. Vorwärts!«

Billot hatte sich auf den höchsten Grad der Begeisterung emporgeschwungen. Die entflammte Menge bebte um ihn her und rief:

»Nach der Bastille! nach der Bastille!

Sebastian wollte sich an Billot anklammern, doch dieser schob ihn sanft zurück und sagte:

»Kind, was ist das letzte Wort deines Vaters?«

»Arbeite,« antwortete Sebastian.

»*Arbeite* also hier; wir werden dort *arbeiten*. Nur heißt unsere Arbeit zerstören und töten.«

Der junge Mann erwiderte nicht ein Wort: er verbarg sein Gesicht in seinen Händen, ohne nur Ange Pitou, der ihn umarmte, die Finger zu drücken, und fiel in so heftigen Konvulsionen nieder, daß man genötigt war, ihn in das Krankenzimmer der Anstalt zu tragen.

»Nach der Bastille!« riefen Billot und Pitou.

»Nach der Bastille!« wiederholte die Menge. Und man zog nach der Bastille.

XIII.

Der König ist so gut, die Königin ist so gut.

Unsere Leser mögen uns nun erlauben, sie mit den politischen Hauptereignissen vertraut zu machen, die seit der Epoche, wo wir in unserer letzten Veröffentlichung den französischen Hof verlassen haben, vorgefallen waren.

Diejenigen, welche die Geschichte dieser Zeit kennen, oder diejenigen, welche vor der reinen, einfachen Geschichte zurückschrecken, können dieses Kapitel überschlagen, da das folgende gerade mit den vorangehenden sich zusammenfügt, und da das, welchen wir hier geben, nur für den Gebrauch der vielverlangenden Geister, die sich von Allein Rechenschaft geben wollen, bestimmt ist.

Etwas Unerhörtes, Unbekanntes, etwas, was von der Vergangenheit kam und auf die Zukunft zuzuging, toste und brummte seit ein paar Jahren in der Luft.

Das war die Revolution.

Voltaire hatte sich einen Augenblick in seinem Todeskampf erhoben, und, mit den Ellbogen auf sein Sterbebett gestützt, hatte er bis in der Nacht, wo er entschlummerte, diese blitzende Morgenröthe glänzen sehen.

Es sollte nämlich die Revolution, wie Christus, dessen Gedanke sie war, die Lebendigen und die Todten richten.

Als Anna von Oesterreich zur Regierung kam, sagte der Cardinal von Retz, gab es nur Ein Wort in Aller Mund: *Die Königin ist so gut!*

Einen Tage sieht der Arzt von Frau von Pompadour, Quesnoy, Ludwig XV. eintreten: ein Gefühl, das nicht Respect war, beunruhigt ihn dergestalt, daß er zittert und erbleicht.

»Was haben Sie?« fragte ihn Frau von Hausset.

»Madame,« erwiderte Quesnoy, »so oft ich den König sehe, sage ich mir: das ist ein Mann, der mir den Kopf kann abschlagen lassen!«

»Oh! es ist keine Gefahr,« entgegnete Frau von Hausset: »*der König ist so gut!*«

Mit diesen zwei Sätzen:

Der König ist so gut!

Die Königin ist so gut! hat man die französische Revolution gemacht.

Als Ludwig XV. starb. athmete Frankreich. Man war zugleich wie vom König, so von den Pompadour, von den Dubarry, vom Hirschpark befreit.

Die Vergnügungen von Ludwig XV. kosteten die Nation viel; sie kosteten allein übers drei Millionen jährlich⁶.

Zum Glück hatte man einen jungen, moralischen, philanthropischen, beinahe philosophischen König.

Einen König. der wie der Emil von Jean Jaques, ein Handwerk, oder vielmehr drei Handwerke gelernt hatte.

Er war Schlosser, Uhrmacher. Mechanicus.

Erschrocken über den Abgrund, über den er sich neigt, fängt der König damit an, daß er alle Gunstbezeigungen, die man von ihm verlangt, abschlägt. Die Höflinge beben. Zum Glück beruhigt sie Eines: nicht er schlägt sie ab, sondern Turgot. Die Königin ist vielleicht noch nicht Königin, und kann folglich an diesem Abend nicht den Einfluß haben, den sie morgen haben wird.

Im Jahr 1777 erlangt sie endlich den so sehr ersehnten Einfluß: die Königin wird Mutter; der König, der schon ein so guter König, ein so guter Gatte war, kann nun auch guter Vater werden.

Wird er derjenigen, welche der Krone einen Erben gegeben hat, etwas verweigern?

Und dann ist das noch nicht Alles: der König ist auch guter Bruder; man kennt die Anekdote von Beaumarchais, der dem Grafen von Provence geopfert wurde; und der König liebt nicht einmal den Grafen von Provence, weil er ein Pedant ist.

Dagegen liebt er sehr den Grafen d'Artois, diesen Typus von Geist, von Eleganz und französischen Adel. Er liebt ihn so sehr, daß, wenn er zuweilen der Königin das, was sie fordert, abschlägt, der Graf d'Artois sich nur mit der Königin zu verbinden braucht, und der König hat nicht mehr die Kraft, zu verweigerte.

Es ist auch die Regierung der liebenswürdigen Männer. Herr von Calonne, einer der liebenswürdigsten Männer der Welt, ist Generalcontroleur; er hat zur Königin gesagt:

»Madame, wenn es möglich ist, so ist es geschehen; ist es unmöglich, so wird es sich machen.«

Von dem Tage an, wo diese reizende Antwort in den Salons von Paris und Versailles kreist, hat sich das rothe Buch, das man für geschlossen hielt, wieder geöffnet.

Die Königin kauft Saint-Cloud.

Der König kauft Rambouillet.

Der König hat nicht mehr Favoritinnen, sondern die Königin: die Damen Diane und Juleo von Polignac kosten Frankreich so viel, als die Pompadour und die Dubarry.

Die Königin ist so gut!

Man schlägt eine Ersparniß an den großen Gehalten vor. Einige fügen sich darein. Doch ein Vertrauter des Hofes weigert sich hartnäckig, sich beschränken zu lassen: das ist Herr von Coigny. Der König entflieht und sagt lachend am Abend:

»Wahrhaftig, ich glaube, wenn ich nicht nachgegeben hätte, Coigny würde mich geschlagen haben.«

Der König ist so gut!

Dann hängen die Geschicke eines Reiches von so Geringfügigem ab, vom Sporn eines Pagen zum Beispiel.

Ludwig XV. stirbt; wer wird der Nachfolger von Herrn von Aiguillon sein?

König Ludwig XVI. ist für Machaut. Machaut ist einer von den Ministern, die den schon wankenden Thron gestützt haben. Mesdames, das heißt, die Tanten des Königs, sind für Herrn von Maurepas, der so belustigend ist und so schöne Lieder macht. Er hat im Pontchartrain drei Bände gemacht, die er seine Denkwürdigkeiten nennt.

Dies Alles ist eine Frage den Kirchthurmrennens. Wer wird zuerst ankommen? Der König und die Königin in Arnouville, oder Mesdames in Pontchartrain?

Der König hat die Gewalt in Händen, die Chancen sind also für ihn.

- Er schreibt in Eile:

Reisen Sie auf der Stelle nach Parin ab. Ich erwarte Sie.

Er steckt die Depesche in einen Umschlag und schreibt darauf:

An den Herrn Grafen von Machaut in Arnouville.

Ein Page vom großen Stall wird gerufen. Man übergibt ihm das königliche Schreiben und befiehlt ihm, mit verhängten Zügeln zu reiten.

Nun, da der Page abgegangen ist, kann der König Mesdames empfangen.

Mesdames, dieselben, die ihr Vater, wie wir in Balsamo gesehen, mit den drei außerordentlich aristokratischen Namen: Locque, Chiffe und Graille⁷ beehrt hatte; Mesdames warten vor der Thüre, der entgegengesetzt durch welche der Page abgeht, bin der Page abgegangen ist.

Sobald der Page abgegangen ist, können Mesdames eintreten.

Sie treten ein, und flehen den König zu Gunsten den Herrn Maurepas an, — dies Alles ist eine Zeitfrage — der König kann Mesdames nicht abweisen, *der König ist so gut!*

Er wird einwilligen, wenn der Page fern genug ist, daß man ihn nicht wieder erwischen kann.

Der König kämpft gegen Mesdames, die Augen auf die Pendeluhr gerichtet, — eine halbe Stunde genügt ihm, — die Pendeluhr wird ihn nicht täuschen; es ist diejenige, welche er selbst richtet. Nach zwanzig Minuten gibt er nach.

»Man hole den Pagen zurück,« sagte er, »und Alles wird abgemacht sein!«

Mesdames stürzten hinaus; man wird aufsitzen; man wird ein Pferd, zwei Pferde, zehn Pferde zu Tode reiten, aber den Pagen einholen.

Das ist unnütz, und man wird gar nichts zu Tode reiten.

Beim Hinabsteigen ist der Page an einer Stufe hängen geblieben und hat einen Sporn zerbrochen. Wie kann man mit verhängten Zügeln reiten, wenn man nur einen Sporen hat?

Uebrigens ist der Chevalier d'Abzac Chef des großen Stalles, und er, der die Aufsicht über die Couriere hat, ließe einen Courier nicht abgehen, wenn derselbe auf eine Weise abgehen müßte, welche dem königlichen Stall nicht Ehre machen würde.

Der Page wird also nur mit beiden Sporen abgehen.

Eine Folge hiervon ist, daß man, statt den Pagen, mit verhängten Zügeln reitend, auf der Straße nach Arnouville einzuholen, ihn im Hofe des Stalles erwischen wird. Er saß nämlich im Sattel und war bereit, in tadellosem Anzug abzugeben.

Man nimmt ihm das Schreiben ab, man läßt den Text, der eben so gut für den Einen als für den Andern paßte. Nur, statt auf die Adresse zu schreiben: An Herrn von Machaut in Arnouville, schreiben Mesdames:

An den Herrn Grafen von Maurepas in Pontchartrain.

Die Ehre den königlichen Stalles ist gerettet, doch die Monarchie ist verloren.

Mit Maurepas und Calonne geht Alles vortrefflich. Der Eine singt, der Andere bezahlt; dann, nach den Höflingen, kommen noch die Generalpächter, die ihren Dienst auch gut versehen.

Ludwig XIV. begann seine Regierung damit, daß er zwei Generalpächter auf den Rath von Colbert aufhängen ließ, wonach er Lavaillière zur Geliebten nahm und Versailles baute. Lavaillière kostete ihn nichts.

Doch Versailles, wo sie wohnen sollte, kostete ihn sehr viel.

Im Jahr 1685 sodann jagt man unter dem Vorwand, sie seien Protestanten, eine Million

gewerbsfleißiger Menschen aus Frankreich.

1707, noch unter dem großen König, sagt auch Boisguilbert, von 1698 sprechend:

»Das ging noch in jener Zeit, in jener Zeit war noch Oel in der Lampe. Heute hat in Ermangelung von Stoff Alles ein Ende genommen.

Mein Gott, was wird man achtzig Jahre später sagen, wenn die Dubarry, die Polignac über dies Alles hingegangen sind? Nachdem man das Volk Wasser hat schwitzen lassen, wird man es Blut schwitzen lassen!

Und dies Alles mit so reizenden Formen.

Früher waren die Pächter hart, grob und kalt wie die Thüren der Gefängnisse, in welche sie ihre Opfer warfen.

Heute sind es Philanthropen. Mit einer Hand plündern sie allerdings das Volk, doch mit der andern bauen sie ihm Hospitäler.

Einer meiner Freunde, ein großer Finanzmann, hat mich versichert, von hundert und zwanzig Millionen, welche die Salzsteuer eintrug, haben die Pächter siebenzig für sich behalten.

In einer Versammlung, wo man die Ausgaben-Etats verlangte, sagte auch ein Rath, mit dem Wort spielend:

»Es sind nicht die besonderen Etats, was wir brauchen, sondern die General-Etats (Reichsstände).«

Der Funke fiel auf das Pulver, das Pulver entzündete sich und machte einen Brand.

Jeder wiederholte das Wort den Raths und die Reichsstände wurden mit großem Geschrei gerufen.

Der Hof bestimmte die Eröffnung der Reichsstände auf den 5. Mai 1789.

Am 24. August 1788 zog sich Herr von Brienne zurück. Das war auch Einer, der die Finanzen ziemlich leicht verwaltet hatte.

Doch bei seinem Rückzug gab er wenigstens einen ziemlich guten Rath: den Necker zurückzurufen.

Necker trat wieder in das Ministerium ein, und man athmete voll Vertrauen.

Die große Frage der drei Ordnungen wurde indessen in ganz Frankreich verhandelt. Siéyès veröffentlichte seine bekannte Brochure über den dritten Stand.

Das Dauphiné, dessen Stände sich, trotz des Hofes, versammelten, entschied, daß die Vertretung des dritten Standes der der Geistlichkeit und des Adels gleich sein sollte.

Man bestimmte die Zusammenberufung der Notablen.

Diese Versammlung dauerte zwei und dreißig Tage, das heißt, vom 6. November bis 8. Dezember 1788.

Diesmal mischte sich Gott darein.

Wenn die Peitsche der Könige nicht genügt, so pfeift die Peitsche Gottes ihrerseits in der Luft und macht die Völker vorwärts schreiten.

Der Winter kam in Begleitung der Hungersnoth.

Der Hunger und die Kälte eröffneten die Thore des Jahres 1789.

Paris war voll von Truppen, die Straßen von Patrouillen.

Zwei oder dreimal wurden die Gewehre vor der Menge geladen, welche Hungers starb.

Waren die Gewehre geladen, und man sollte sich derselben bedienen, so geschah dies nicht.

Eines Morgens, am 26. April, fünf Tage vor der Erdöffnung der Reichsstände, ist ein Name in der Menge im Umlauf.

Dieser Name wird mit um so schwereren Flüchen begleitet, als es der einen reich gewordenen Arbeiters ist.

Reveillon, wie man versichert, Reveillon, der Director der berühmten Papierfabrik des Faubourg Saint-Antoine, Reveillon hat gesagt, man müsse die Tagelöhne der Arbeiter um fünfzehn Sous erniedrigen.

Das war die Wahrheit.

Man fügte bei, der Hof wolle ihn mit dem schwarzen Bande, das heißt, mit dem Sanct-Michaelsorden decorieren.

Das war die Albernheit.

Es gibt immer ein albernes Gerücht bei den Aufständen. Und es ist merkwürdig, daß sie hauptsächlich durch dieses Gerücht sich rekrutiren, vergrößern, zur Revolution werden.

Das Volk macht einen Gliedermann, tauft ihn *Reveillon*, decorirt ihn mit dem schwarzen Bande, zündet ihn vor der Thüre von Reveillon selbst an, und verbrennt ihn vollends auf dem Platze des Stadthauses, vor den Augen der Municipalbehörden, die ihn brennen sehen.

Straflosigkeit macht die Menge kühn; sie verkündigt, nachdem sie an Reveillon im Bildniß Gerechtigkeit geübt habe, werde sie am andern Tag in Wirklichkeit Gerechtigkeit an ihm üben.

Das war ein Fehdebrief in allen Regeln an die Regierung gerichtet.

Man schickte dreißig Soldaten von der französischen Garde ab; aber es war nicht einmal die Regierung, die sie abschickte, sondern der Oberst, Herr von Biron. Die dreißig Soldaten waren Zeugen dieses großen Tumultes, den sie nicht verhindern konnten. Sie sahen zu, wie man die Fabrik plünderte, das Hausgeräthe zum Fenster hinauswarf, Alles zerbrach, Alles verbrannte. Mitten unter diesem Tumult wurden fünfhundert Louisd'or gestohlen.

Man trank den Wein der Keller, und als man keinen Wein mehr hatte, trank man die Farben der Fabrik. die man für Wein hielt.

Diese garstige Handlung nahm den ganzen Tag den 27. ein.

Man schickte den dreißig Mann einige Compagnien französische Garden zu Hilfe; sie schafften Anfangs blind und dann scharf. Mit den französischen Garden verbanden sich gegen Abend die Schweizer von Herrn von Bezenval.

Die Schweizer treiben keinen Scherz mit Revolutionen.

Die Schweizer vergaßen, daß sie Kugeln in ihren Patronen hatten, und da die Schweizer von Natur Schützen, und zwar gute Schützen sind, so blieben etliche und zwanzig Plünderer auf dem Platze.

Einige von ihnen hatten ihren Antheil an den erwähnten fünfhundert Louisd'or bei sich, welche aus dem Secretaire von Reveillon in die Tasche der Plünderer, und aus der Tasche der Plünderer in die der Schweizer übergingen.

Bezenval hatte Alles in seinem Namen gethan, unter seinen Hut genommen, wie man zu sagen pflegt.

Der König dankte ihm nicht und tadelte ihn nicht.

Wenn aber der König nicht dankt, so tadelt er.

Das Parlament eröffnete eine Untersuchung.

Der König schloß sie.

Der König war so gut!

Wer hatte das Volk so entzündet?

Niemand konnte es sagen.

Hat man nicht bisweilen bei großen Sommerhitzen Brände ohne Ursache entstehen sehen?

Man beschuldigte den Herzog von Orleans.

Die Beschuldigung war albern, sie fiel.

Am 29. war Paris vollkommen ruhig, oder schien es wenigstens zu sein.

Es kam der 1. Mai. Der König und die Königin begaben sich mit dem ganzen Hofstaate nach Notre-Dame, um das *Veni creator* zu hören.

Man rief viel: »Es lebe der König!« und besonders: »Es lebe die Königin!«

Die Königin war so gut!

Das war der letzte Tag den Friedens.

Am andern Tag rief man etwas weniger: »Es lebe die Königin!« und etwas mehr: »Es lebe der Herzog von Orleans!«

Dieser Ruf verletzte sie ungemein, die arme Frau, welche den Herzog so sehr haßte, daß sie von ihm sagte, er sei ein Feiger.

Als ob es je einen Feigen unter den Orleans gegeben hätte, von Monsieur an, der die Schlacht bei Cassel gewann, bis zum Herzog von Chartres, der zum Gewinnen der Schlachten von Jemmapes und Valmy beitrug.

So viel ist gewiß, daß die arme Frau beinahe ohnmächtig geworden wäre; man unterstützte sie, als ihr Kopf sich neigte. Madame Campan erzählt die Sache in ihren Denkwürdigkeiten.

Doch dieser geneigte Kopf erhob sich wieder stolz und hoffartig. Diejenigen welche den Ausdruck dieses Kopfes sahen, waren auf immer davon geheilt, daß sie sagten: »*Die Königin ist so gut!*«

Es gibt drei Portraits von der Königin; das eine gemalt 1776, das andere 1784 und das dritte 1788.

Ich habe alle drei gesehen. Sehen Sie dieselben ebenfalls. Wenn sie je in einer Gallerie beisammen sind, so wird man die Geschichte von Marie Antoinette in diesen drei Portraits lesen⁸.

Die Vereinigung der drei Ordnungen, die eine Umarmung sein sollte, war eine Kriegserklärung.

»Drei Ordnungen!« sagte Siéyès, »nein, drei Nationen.«

Am 3. Mai, am Tage vor der Messe den Heiligen-Geistes, empfing der König die Abgeordneten in Versailles.

Einige riethen ihm, die Herzlichkeit an die Stelle der Etiquette zu setzen.

Der König wollte nichts hören.

Er empfing die Geistlichkeit zuerst.

Den Adel sodann.

Und endlich den dritten Stand.

Der dritte Stand hatte lange gewartet.

Der dritte Stand murrte.

In den früheren Versammlungen sprach der dritte Stand auf den Knien.

Es war nicht möglich, den Präsidenten den dritten Standes zum Knien zu bewegen.

Man beschloß, der dritte Stand sollte keine Rede halten.

In der Sitzung vom 5. bedeckte sich der König.

Der Adel bedeckte sich.

Der dritte Stand wollte sich auch bedecken; doch der König entblößte sich wieder; er hielt lieber seinen Hut in der Hand, als daß er den dritten Stand vor sich bedeckt sah.

Am Mittwoch, den 10. Juni, trat Siéyès in die Versammlung. Er sah, daß sie beinahe gänzlich aus dem dritten Stande zusammengesetzt war.

Die Geistlichkeit und der Adel versammelten sich anderswo.

»Schneiden wir das Tau ab,« sagte Siéyès, »es ist Zeit.«

Und Siéyès schlug vor, den Adel und die Geistlichkeit zum Erscheinen in der unerstrecklichen Frist von einer Stunde aufzufordern.

Erscheinen sie nicht, so wird man die Abwesenden ausschließen.

Eine deutsche und eine Schweizer-Armee umgab Versailles. Eine Batterie schweres Geschütz war gegen die Versammlung aufgepflanzt.

Siéyès sieht nichts von Allem dem. Er sieht das Volk, das Hunger hat. Doch der dritte Stand, sagt man zu Siéyès kann nicht allein die Stände bilden.

»Desto besser,« erwiderte Siéyès, »er wird die National-Versammlung bilden.

Die Abwesenden erscheinen nicht; der Vorschlag des Abbé Siéyès wird angenommen; der dritte Stand nennt sich die **National-Versammlung** mit einer Majorität von vierhundert Stimmen.

Am 19. Juni befiehlt der König, daß der Saal, in dem die National-Versammlung ihre Sitzungen hält, geschlossen werden soll.

Doch um einen solchen Staatestreich zu vollführen, bedarf der König eines Vorwandes.

Der Saal wird geschlossen, um darin die Vorbereitungen zu einer königlichen Sitzung zu treffen, welche am Montag stattfinden soll.

Am 29. Juni, um sieben Uhr Morgens, erfährt der Präsident der National-Versammlung, man werde an diesem Tag nicht zusammenkommen.

Um acht Uhr begibt er sich vor die Thüre des Saales mit einer großen Anzahl von Deputirten.

Die Thüren sind geschlossen, und es stehen Schildwachen davor.

Es regnet.

Man will die Thüren sprengen.

Die Wachen haben ihren Befehl und kreuzen die Bajonette.

Der Eine schlägt vor, sich auf der Place d'Armes zu versammeln.

Der Andere in Marly.

Guillotins schlägt das Ballhaus vor.

Guillotin!

Wie seltsam, daß es Guillotin ist, dessen Name mit Hinzufügung von einem „e“ vier Jahre später so berühmt sein wird! Wie seltsam, daß es Guillotin ist, der das Ballhaus vorschlägt.

Das kahle, verwitterte, für alle vier Winde offene Ballhaus.

Das ist die Krippe der Schwester von Christus! Das ist die Wiege der Revolution.

Nur war Christus der Sohn einer Jungfrau.

Die Revolution war die Tochter einer geschändeten Nation.

Auf diese große Demonstration antwortete der König durch das königliche Wort: *Veto!*

Herr nun Brézé wird zu den Rebellen abgeschickt, um ihnen zu befehlen, aus einander zu gehen. »Wir sind hier durch den Willen des Volks,« spricht Mirabeau, »und wir werden nur mit dem Bajonett im Bauch weggehen.«

Und nicht, wie man gesagt hat: »Nur durch die Gewalt der Bajonette.« Warum ist immer hinter einem großen Mann ein kleiner Redekünstler, der die Worte verdirbt, unter dem Vorwand, sie zu ordnen.

Warum war dieser Redekünstler hinter Mirabeau im Ballhause?

Hinter Cambronne bei Waterloo?

Man überbrachte die Antwort dem König.

Er ging einige Zeit mit der Miene eines gelangweilten Menschen auf und ab.

»Sie wollen nicht gehen?«

»Nein, Sire.«

»Nun, dann lasse man sie.«

Das Königthum beugte sich schon, wie man sieht, unter der Hand des Volks, und zwar sehr tief.

Vom 23. Juni die zum 12. Juli schien Alles ziemlich ruhig, aber es war jene dumpfe, erstickende Ruhe, die dem Sturme vorhergeht.

Es war der böse Traum eines bösen Schlafes.

Am 11. faßt der König, durch die Königin, den I Grafen d'Artois, die Polignac, die ganze Camarilla von Versailles angetrieben, einen Entschluß: er entläßt Necker. Am 12. gelangt die Nachricht nach Paris.

Man hat gesehen, welche Wirkung sie hervorbrachte. Am 13. Abends kam Billot an, um die Barrièren brennen zu sehen.

Am 13. Abends vertheidigte sich Paris; am 14. Morgens war Paris zum Angriff bereit.

Am 14. Morgens rief Billot: Nach der Bastille! — und drei tausend Menschen wiederholten nach Billot denselben Ruf, welcher der der ganzen Pariser Bevölkerung werden sollte.

Es gab nämlich ein Gebäude, das seit beinahe fünf Jahrhunderten auf der Brust Frankreichs lastete, wie der Stein der Hölle auf den Schultern von Sisyphus.

Nur hegte Frankreich weniger Vertrauen zu seinen Kräften, als der Titan, und hatte es nie versucht, die Last aufzuheben.

Dieses Gebäude, ein auf die Stirne von Paris gedrücktes Siegel der Feudalherrschaft, war die Bastille.

Der König war, wie Frau von Hausset sagte, zu gut, um einen Kopf abschlagen zu lassen.

Aber der König schickte in die Bastille.

Befand man sich einmal auf Befehl des Königs in der Bastille, so war ein Mensch vergessen, auf die Seite gebracht, begraben, vernichtet.

Er blieb hier, bis der König sich seiner erinnerte, und die Könige haben so viele neue Dinge, an die sie denken müssen, daß sie oft an die alten Dinge zu denken vergessen.

Ueberdies gab es in Frankreich nicht nur eine Bastille; es gab zwanzig Bastillen, die man das Fort-l'Evêque, Saint-Lazare, das Chatelet, die Conciergerie, Vincennes, das Schloß la Roche, das Schloß If, die Inseln Sainte-Marguerite, Pignerolles u. s. w. Nannte.

Nur hieß die Festung der Porte Sainte-Antoine ; die *Bastille*, wie Rom die Stadt hieß.

Es war die vorzugsweise Bastille. Sie war für sich allein so viel werth als alle andern.

Beinahe ein Jahrhundert hindurch blieb das Gouvernement der Bastille in einer einzigen Familie.

Der Ahnherr dieser Auserwählten war Herr von Chateauneuf. Sein Sohn Lavrillière folgte ihm in seinem Posten. Seinem Sohne Lavrillière folgte sein Enkel Saint-Florentin. Die Dynastie erlosch im Jahre 1777.

Niemand kann sagen, weiche Menge von geheimen Verhaftsbefehlen⁹ während dieser dreifachen Regierung, die zum großen Theil unter Ludwig XV. verlief, unterzeichnet wurde. Saint-Florentin allein unterzeichnete mehr als fünfzehn tausend.

Die Verhaftsbefehle warfen ein großes Einkommen ab.

Man verkaufte an Väter, die sich ihrer Söhne entledigen wollten.

Man verkaufte an Frauen, die sich ihrer Männer entledigen wollten.

Je schöner die Frauen waren, desto weniger kosteten die Verhaftsbefehle.

Des war dann zwischen ihnen und dem Minister nur ein Austausch von Artigkeiten.

Seit dem Ende der Regierung von Ludwig XIV. waren alle Staatsgefängnisse und besonders die Bastille in den Händen der Jesuiten. Man erinnert sich der Bedeutendsten unter den Gefangenen:

Die Eiserne Maske. Lauzun, Latude.

Die Jesuiten waren Beichtväter, zu größerer Sicherheit hörten sie die Beichte der Gefangenen.

Abermals zu größerer Sicherheit wurden die Gefangenen, wenn sie starben, unter falschen Namen beerdigt.

Die Eiserne Maske beerdigte man, wie man sich erinnert, unter dem Namen Marchiali.

Sie war 45 Jahre im Gefängniß geblieben.

Lauzun blieb 14 Jahre darin.

Latude 30 Jahre.

Aber die Eiserne Maske und Lauzun hatten wenigstens große Verbrechen begangen.

Die Eiserne Maske, ein Bruder oder nicht von Ludwig XIV., glich, wie man versichert, dem König Ludwig XIV. zum Täuschen.

Es ist sehr unklug, es zu wagen, einem König zu gleichen.

Lauzun hätte beinahe oder hatte sogar wirklich die Groß-Mademoiselle geheirathet.

Es ist sehr unklug, es zu wagen, die Nichte von Ludwig XIII., die Enkelin von König Heinrich IV., zu heirathen.

Doch Latude, der arme Teufel, was hatte er gethan? Er hatte es gewagt, sich in Mlle. Poisson, Dame von Pompadour, die Maitresse des Königs zu verlieben.

Er hatte es gewagt, ihr ein Billet zu schreiben, und dieses Billet, das eine biedere Frau demjenigen, welcher es geschrieben, zurückgeschickt haben würde, wird von Frau von Pompadour an Herrn von Sartines geschickt.

Und verhaftet, flüchtig, gefangen und abermals gefangen, bleibt Latude dreißig Jahre unter Schloß und Riegel der Bastille, von Vincennes und Bicêtre.

Nicht umsonst war also die Bastille gehaßt.

Das Volk haßte sie als eine lebendige Sache, es hatte daraus eine von jenen riesigen Tarasquen¹⁰ eines von den Thieren des Gevaudan gemacht, welche unbarmherzig die Menschen verschlingen.

Man begreift auch den Schmerz des armen Sebastian Gilbert, als er erfuhr, sein Vater sei in der Bastille.

Man begreift die Ueberzeugung von Billot, der Doctor würde nicht mehr aus dem Gefängniß kommen, wenn man ihn nicht mit Gewalt daraus befreite.

Man begreift die wüthende Begeisterung des Volkes, als Billot rief: Nach der Bastille!

Nur war es, wie die Soldaten gesagt hatten, etwas Wahnsinniges, diese Idee, man könnte die Bastille nehmen.

Die Bastille hatte Proviant, eine Garnison, Artillerie.

Die Bastille hatte Mauern von fünfzehn Fuß an ihrer Firste, von vierzig an ihrer Base.

Die Bastille hatte einen Gouverneur, der Herr de Launay hieß, der dreihundert Centner Pulver in die Keller hatte bringen lassen, der versprochen hatte, im Falle eines Handstreichs die Bastille

und mit ihr die Hälfte des Faubourg Saint Antoine in die Luft zu sprengen.



XIV.

Die drei Gewalten Frankreichs.

Billot zog immer weiter. Von seinem martialischen Gesicht angezogen, erkannte die Menge in diesem Mann einen der ihrigen; die Menge, die seine Worte und sein Unternehmen billigte, folgte ihm immer mehr anwachsend, wie die Wellen der steigenden Flut.

Hinter Billot, als er auf den Quai Saint-Michel gelangte, waren mehr als dreitausend mit Säbeln, Aexten, Piken und Schießgewehren bewaffnete Männer.

Alles schrie: Nach der Bastille! nach der Bastille!

Billot dachte nach. Die Betrachtungen, die wir am Ende des vorhergehenden Kapitels angestellt haben, machte er ebenfalls, und allmählich fiel der ganze Durst seiner fieberhaften Aufregung.

Da sah er klar in seinem Geiste.

Das Unternehmen war groß, erhaben, aber unsinnig. Das war leicht zu begreifen nach den bestürzten und ironischen Physiognomien, auf denen sich der Eindruck des Rufes: Nach der Bastille widerspiegelte.

Doch sein Entschluß stand um so fester.

Nur begriff er, daß er Müttern, Frauen, Kindern für das Leben aller dieser Männer verantwortlich war, die ihm folgten, und er wollte daher alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergreifen.

Billot fing also damit an, daß er seine Leute nach dem Platz vor dem Stadthause führte.

Hier ernannte er einen Leutnant und Offiziere.

Ah! dachte Billot, es giebt eine Gewalt in Frankreich, es giebt zwei, es giebt sogar drei.

Beraten wir uns.

Er trat nun in das Stadthaus ein und fragte, wer der Vorstand der Municipalität sei.

Man antwortete ihm, es sei der Stadtvogt, Herr von Flesselles.

»Ah! ah!« sagte er mit einer durchaus nicht zufriedenen Miene, Herr von *Flesselles*, ein Adeligler, das heißt, ein Feind des Volks.

»Nein,« erwiderte man ihm, ein Mann von Geist.

Billot stieg die Treppe des Stadthauses hinauf, und im Vorzimmer traf er einen Ratsdiener.

»Ich will Herrn von Flesselles sprechen,« sagte Billot, als er bemerkte, daß der Ratsdiener auf ihn zutrat, um ihn zu fragen, was er wünsche.

»Unmöglich,« antwortete der Ratsdiener; »er ist damit beschäftigt, daß er die Cadres einer Bürgermiliz vervollständigt, welche die Stadt in diesem Augenblick organisiert.«

»Das kommt vortrefflich; ich organisiere auch eine Miliz, und da ich schon dreitausend eingereichte Leute habe, so bin ich so viel wert, als Herr von Flesselles, der keinen Mann auf den Beinen hat. Lassen Sie mich also mit Herrn von Flesselles sprechen, und zwar auf der Stelle. Oh! schauen Sie zum Fenster hinaus, wenn Sie wollen.«

Der Ratsdiener warf einen raschen Blick auf die Quais und gewährte die Leute von Billot. Er

beeilte sich daher, dem Stadtvogt Meldung zu machen und ihm gleichsam als Nachricht zu seiner Botschaft die fraglichen dreitausend Mann zu zeigen.

Dies flößte dem Stadtvogt eine Art von Achtung für den Ankömmling ein; er verließ den Rat und kam in das Vorzimmer zu Billot.

»Sie verlangen nach mir?« sagte er lächelnd.

»Sind Sie Herr von Flesselles, der Stadtvogt?« erwiderte Billot.

»Ja, mein Herr. Was steht zu Ihren Diensten? Beeilen Sie sich nur, denn mein Kopf ist zu sehr in Anspruch genommen.«

»Herr Stadtvogt, wie viel Gewalten giebt es in Frankreich?«

»Ei! je nachdem Sie das verstehen, mein lieber Herr,« antwortete von Flesselles.

»Sagen Sie, wie Sie es selbst verstehen.

»Wenn Sie Herrn Bailly fragen, so wird er Ihnen sagen, es gebe nur eine, die Nationalversammlung; wenn Sie Herrn von Dreux-Breze fragen, so wird er Ihnen antworten, es gebe nur eine, den König.«

»Und Sie, Herr Stadtvogt, welche ist unter diesen zwei Meinungen die Ihrige?«

»Meine Meinung ist auch, daß es in diesem Augenblicke nur eine giebt.«

»Die Nationalversammlung oder der König?« fragte Billot.

»Weder die eine, noch der andere; die Nation,« erwiderte Herr von Flesselles, seine Hemdkrause zerknitternd.

»Ah! ah! die Nation!« rief der Pächter.

»Ja, nämlich diese Herren, welche unten auf dem Platze mit Messern und Spießen warten; die Nation, das heißt für mich jedermann.«

»Sie können wohl recht haben, Herr von Flesselles,« sprach Billot, »und nicht mit Unrecht hat man mir gesagt, Sie seien ein Mann von Geist.«

Herr von Flesselles verbeugte sich.

»An welche von diesen drei Gewalten gedenken Sie zu appellieren, mein Herr?« fragte Flesselles.

»Bei meiner Treue,« erwiderte Billot, »ich glaube, das einfachste, wenn man etwas Wichtiges zu verlangen hat, ist, daß man sich an den guten Gott wendet, und nicht an seine Heiligen.«

»Damit wollen Sie sagen, daß Sie sich an den König wenden wollen?«

»Ich habe große Lust.«

»Wäre es unbescheiden, zu fragen, was Sie von dem König zu verlangen gedenken?«

»Die Freiheit des Doktors Gilbert, der in der Bastille ist.«

»Des Doktors Gilbert?« fragte Flesselles hochmütig; »ist das nicht ein Broschürenmacher?«

»Sagen Sie ein Philosoph, mein Herr.«

»Das ist ganz das Gleiche, mein lieber Herr. Ich glaube, daß Sie wenig Aussichten haben, so was vom König zu erlangen.«

»Und warum?«

»Einmal, weil der König, wenn er den Doktor Gilbert in die Bastille stecken ließ, seine Gründe hiefür haben mußte.«

»Gut! er wird seine Gründe angeben, und ich werde ihm die meinigen mitteilen.«

»Mein lieber Herr Billot, der König ist sehr beschäftigt und wird Sie nicht einmal empfangen.«

»Oh! wenn er mich nicht empfängt, so werde ich wohl Mittel finden, ohne seine Erlaubnis hineinzukommen.«

»Sind Sie einmal innen, so werden Sie Herrn von Dreux-Breze treffen, der Sie vor die Thüre werfen läßt.«

»Der mich vor die Thür werfen läßt?«

»Ja, er hat dies mit der Nationalversammlung in Masse thun wollen; allerdings ist es ihm nicht gelungen; doch das ist ein Grund mehr, daß er wütet und seine Wut an Ihnen ausläßt.«

»Gut, dann wende ich mich an die Nationalversammlung.«

»Der Weg nach Versailles ist abgeschnitten.«

»Ich werde mit meinen dreitausend Mann gehen.«

»Nehmen Sie sich in acht, mein lieber Herr. Sie finden auf der Straße vier- bis fünftausend Schweizer und zwei- bis dreitausend Österreicher, die nur einen Mund voll aus Ihnen und Ihren dreitausend Leuten machen, und in einem Augenblick sind Sie verschlungen.«

»Ah! Teufel, was soll ich denn machen!«

»Machen Sie, was Sie wollen; thun Sie mir aber den Gefallen, Ihre dreitausend Mann wegzuführen, die mit ihren Hellebarden auf das Pflaster stoßen und rauchen. Es sind siebzig bis achtzig Zentner Pulver in unseren Kellern, und ein Funke kann uns in die Luft sprengen.«

»Wenn es so ist, so werde ich mich weder an den König, noch an die Nationalversammlung, sondern an die Nation wenden, und wir nehmen die Bastille.«

»Womit? Mit den achtzig Zentnern Pulver, die Sie mir geben werden, Herr Stadtvogt.«

»Ah! wahrhaftig?« sagte Flesselles mit spöttischem Tone.

»Es ist so, mein Herr. Die Schlüssel zu den Gewölben, wenn ich bitten darf.«

»Wie! scherzen Sie?« sagte der Stadtvogt.

»Nein, mein Herr, ich scherze nicht,« sprach Billot.

Und er packte Flesselles mit beiden Händen an seinem Rockkragen und fügte bei:

»Die Schlüssel, oder ich rufe meine Leute.«

Flesselles wurde bleich wie der Tod. Seine Lippen und seine Zähne preßten sich krampfhaft zusammen; doch ohne daß die Stimme die geringste Veränderung erlitt, ohne daß er einen Augenblick von dem spöttischen Ton abließ, den er angenommen hatte, erwiderte er:

»Mein Herr, Sie leisten mir im ganzen einen Dienst, wenn Sie mich von diesem Pulver befreien. Ich werde Ihnen also die Schlüssel nach Ihrem Wunsche zustellen lassen. Nur vergessen Sie nicht, daß ich Ihre erste Obrigkeit bin, und daß Sie, wenn Sie das Unglück hätten, mir vor der Welt das zu thun, was Sie mir unter vier Augen gethan haben, eine Stunde nachher von den Wachen der Stadt gehängt wären. Sie beharren also dabei, daß Sie dieses Pulver haben wollen?«

»Ich beharre dabei,« sprach Billot.

»Und Sie werden es selbst austeilen?«

»Ich selbst.«

»Wann dies?«

»Auf der Stelle.«

»Verzeihen Sie, verständigen wir uns; ich habe hier noch ungefähr eine Viertelstunde zu thun, und es wäre mir, wenn es Ihnen gleichgültig ist, lieber, wenn die Verteilung erst anfinde, nachdem ich weggegangen bin. Man hat mir prophezeit, ich werde eines gewaltsamen Todes sterben; ich gestehe aber, ich habe einen Widerwillen dagegen, daß ich in die Luft gesprengt werde.«

»Gut, in einer Viertelstunde also. Doch nun eine Bitte von meiner Seite. Treten wir beide an dieses Fenster. Wozu?«

»Ich will Sie beim Volke beliebt machen.«

Billot führte den Stadtvogt ans Fenster.

»Freunde, sprach er, nicht wahr, ihr wollt die Bastille immer noch nehmen?«

»Ja! ja! riefen drei- bis viertausend Stimmen.«

»Aber nicht wahr, es fehlt euch an Pulver?«

»Ja! Pulver! Pulver!«

»Seht, hier ist der Herr Stadtvogt, der die Güte haben will, uns zu geben, welches in den Gewölben des Stadthauses sich befindet. Dankt ihm, meine Freunde!«

»Es lebe der Herr Stadtvogt! Es lebe Herr von Flesselles!« brüllte die Menge.

»Ich danke! ich danke für mich, ich danke für ihn!« rief Billot.

Dann wandte er sich gegen den Stadtvogt um und sprach:

»Mein Herr, nun brauche ich Sie weder mehr unter vier Augen, noch vor aller Welt am Kragen zu nehmen, denn wenn Sie mir das Pulver nicht geben, so wird Sie die Nation, wie Sie das nennen, in Stücke zerhauen.«

»Hier sind die Schlüssel, mein Herr,« sagte der Stadtvogt, »Sie haben eine Art, zu bitten, die keine Weigerung zuläßt.«

»In diesem Fall ermutigen Sie mich,« erwiderte Billot, der in seinem Innern einen Plan zur Reife zu bringen schien.

»Ah! Teufel! sollten Sie noch etwas von mir zu verlangen haben?«

»Ja. Kennen Sie den Gouverneur der Bastille?«

»Herrn de Launay?«

»Ich weiß nicht wie er heißt.«

»Er heißt Herr Launay?«

»Gut. Kennen Sie Herrn Launay?«

»Er ist einer meiner Freunde.«

»Dann müssen Sie wünschen, daß ihm kein Unglück widerfahre.«

»Ich wünsche es in der That.«

»Nun denn, ein Mittel, daß ihm kein Unglück widerfahre, ist, daß er mir die Bastille, oder wenigstens den Doktor übergibt.«

»Nicht wahr. Sie hoffen nicht, ich werde den Einfluß haben, ihn zu bewegen, Ihnen seinen Gefangenen oder die Festung zu übergeben?«

»Das ist meine Sache; ich bitte Sie nur um meine Einführung bei ihm.«

»Mein lieber Herr Billot, ich sage Ihnen zum voraus, daß Sie, wenn Sie in die Bastille hineinkommen, nur allein hineinkommen werden.«

»Sehr gut.«

»Ich sage Ihnen ferner, daß Sie, wenn Sie in die Bastille hineinkommen, vielleicht nicht mehr herauskommen werden.«

»Vortrefflich!«

»Ich will Ihnen einen Einlaßschein für die Bastille geben, doch nur unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?«

»Daß Sie nicht morgen bei mir erscheinen und von mir einen Einlaßschein für den Mond verlangen. Ich sage Ihnen, daß ich in jener Welt niemand kenne.«

»Flesselles! Flesselles!« sprach eine dumpfe, mürrische Stimme hinter dem Stadtvogt. »Wenn du fortfährst, zwei Gesichter zu haben, eines, das den Aristokraten, ein anderes, das dem Volke zulächelt, so wird vielleicht zwischen jetzt und morgen ein Passierschein für jene Welt, aus der niemand mehr zurückkommt, für dich unterzeichnet sein.«

»Der Stadtvogt wandte sich bebend um.«

»Wer spricht so?« sagte er.

»Ich, Marat.«

»Marat, der Philosoph, Marat, der Arzt!« rief Billot.

»Ja, Marat, der Philosoph, Marat, der Arzt,« sagte Flesselles, »der in letzter Eigenschaft bemüht sein müßte, die Narren zu heilen, was ihm Gelegenheit böte, heute eine große Anzahl von Kunden zu haben.«

»Herr von Flesselles, erwiderte der finstere Redner, dieser braue Mann verlangt von Ihnen einen Einlaßschein zum Herrn de Launay. Ich bemerke Ihnen, daß nicht nur er auf Sie wartet, sondern daß auch dreitausend Menschen auf ihn warten.«

»Es ist gut, mein Herr, er soll ihn haben.«

Flesselles trat an seinen Tisch, fuhr mit der Hand über seine Stirn, ergriff eine Feder und schrieb rasch ein paar Zeilen.

»Hier ist Ihr Einlaßschein,« sprach er, Billot das Papier reichend.

»Lesen Sie,« sagte Marat.

»Ich kann nicht lesen.«

»Nun, so geben Sie, ich werde lesen.«

Billot reichte das Papier Marat.

Der Einlaßschein war in folgenden Worten abgefaßt:

»Herr Gouverneur!

»Wir, der Vogt der Stadt Paris, schicken Ihnen Herrn Billot, um sich mit Ihnen über die Interessen genannter Stadt zu bereden.

14. Juli 1789.

Von Flesselles.

»Gut,« sagte Billot, »geben Sie.«

»Sie finden diesen Einlaßschein gut so?« fragte Marat.

»Allerdings.«

»Warten Sie; der Herr Stadtvogt wird eine Nachschrift beifügen, die ihn noch besser machen

soll.«

Und er näherte sich Herrn von Flesselles, der, die Faust auf den Tisch gestützt, stehen geblieben war und mit einer hochmütigen Miene sowohl die zwei Männer als einen dritten halbnackten betrachtete, der, auf einen Musketon gelehnt, bei der Thüre erschien.

Dieser dritte war Pitou; er war seinem Herrn gefolgt und hielt sich bereit, den Befehlen des Pächters zu gehorchen, welche es auch sein möchten.

»Mein Herr,« sagte Marat zu Flesselles, »die Nachschrift, die Sie beifügen werden und die den Einlaßschein besser machen soll, ist folgende:

»Sprechen Sie, Herr Marat.«

Marat legte das Papier auf den Tisch bezeichnete mit dem Finger den Platz, wohin der Stadtvogt die verlangte Nachschrift setzen sollte, und sagte:

»Da der Bürger Billot den Charakter eines Parlamentärs hat, so anvertraue ich sein Leben Ihrer Ehre.«

Flesselles schaute Marat wie ein Mensch an, der mehr Lust hatte, dieses platte Gesicht mit einem Faustschlag zu zermalmen, als zu thun, was es forderte.

»Sollten Sie zögern, mein Herr?« fragte Marat.

»Nein,« erwiderte Flesselles; »denn im ganzen verlangen Sie nur etwas Gerechtes vor mir.«

Und er schrieb die verlangte Nachschrift.

»Doch, meine Herren,« sagte er, »merken Sie wohl: ich stehe nicht für die Sicherheit des Herrn Billot.«

»Und ich, ich stehe dafür,« sprach Marat, indem er ihm das Papier aus den Händen zog, »denn Ihre Freiheit ist da, um für die seinige zu haften, Ihr Kopf, um für seinen Kopf zu haften. Braver Billot, hier haben Sie Ihren Einlaßschein.«

»Labrie!« rief Herr von Flesselles, »Labrie!«

Ein Lakai in großer Livree trat ein.

»Meinen Wagen!« sprach er.

»Er erwartet den Herrn Stadtvogt im Hofe.«

»Gehen wir hinab!« sagte der Stadtvogt. »Sie wünschen nichts anderes, meine Herren?«

»Nein!« antworteten gleichzeitig Billot und Marat.

»Soll ich ihn durchlassen?« fragte Pitou.

»Mein Freund,« sprach Flesselles, »ich muß Ihnen bemerken, daß Sie ein wenig zu unanständig gekleidet sind, um die Wache vor der Thüre meines Zimmers zu beziehen. Wenn Sie durchaus hier bleiben wollen, so drehen Sie wenigstens Ihre Patrontasche nach vorne und lehnen Sie das Hinterteil an die Wand an.«

»Soll ich ihn durchlassen?« wiederholte Pitou, indem er Herrn von Flesselles mit einer Miene anschaute, die besagte, er finde nur wenig Geschmack an dem Scherz, dessen Gegenstand er gewesen.

»Ja,« antwortete Billot.

Pitou trat auf die Seite.

»Sie haben vielleicht unrecht gehabt, diesen Mann gehen zu lassen,« sprach Marat; »das war ein vortrefflicher Geisel zum behalten; doch in jedem Fall, wo immer er auch sein mag, seien Sie unbesorgt, ich werde ihn wiederfinden.«

»Labrie!« sagte der Stadtvogt, während er in seinen Wagen stieg, »man wird sogleich hier Pulver austeilen. Sollte das Stadthaus in die Luft springen, so möchte ich nicht gern Spritzer bekommen. Aus dem Bereiche, Labrie, aus dem Bereiche!«

Der Wagen rollte unter das Gewölbe und erschien auf dem Platz, wo vier- bis fünftausend Menschen murrten und tobten, Flesselles befürchtete, man würde seinen Abgang, der ebenso wohl auch eine Flucht sein konnte, übel deuten. Er legte sich mit dem halben Leib über den Wagenschlag hinaus und rief dem Kutscher zu:

»Zur Nationalversammlung!«

Was ihm von Seiten der Menge eine kolossale Salve von Beifallsgeschrei eintrug.

Marat und Billot waren auf dem Balkon und hatten die letzten Worte von Flesselles gehört.

»Meinen Kopf gegen den seinigen, er geht nicht in die Nationalversammlung, sondern zum König,« sagte Marat.

»Soll ich ihn verhaften lassen?« fragte Billot.

»Nein,« erwiderte Marat mit seinem häßlichen Lächeln. »Seien Sie unbesorgt, so schnell er auch gehen mag, wir werden noch schneller gehen, als er. Nun zum Pulver!«

»Ja, zum Pulver!« sagte Billot.

Hierauf gingen beide, gefolgt von Pitou, hinab.

XV.

Herr de Launay, Gouverneur der Bastille.

Es waren, wie Herr von Flesselles gesagt hatte, achtzig Zentner Pulver in den Gewölben des Stadthauses.

Marat und Billot traten in das erste Gewölbe mit einer Laterne ein, die sie an der Decke aufhingen.

Pitou bezog die Wache vor der Thüre. Das Pulver war in Fäßchen, von denen jedes ungefähr fünfundzwanzig Pfund enthielt. Man stellte Leute auf der Treppe auf. Diese Leute bildeten eine Kette, und man begann den Transport der Fäßchen.

Es fand einen Augenblick eine Verwirrung statt. Man wußte nicht, ob Pulver für alles Volk da war, und jeder stürzte hinzu, um seinen Teil zu nehmen. Den von Billot ernannten Chefs gelang es jedoch, sich Gehör zu verschaffen, und die Verteilung nahm ihren Fortgang mit einer gewissen Ordnung.

Jeder Bürger bekam ein halbes Pfund Pulver, ungefähr also hinreichend für dreißig bis vierzig Schüsse. Als jeder das Pulver hatte, bemerkte man, daß die Flinten fehlten: kaum fünfhundert Mann waren bewaffnet.

Während die Austeilung fortgesetzt wurde, ging ein Haufen von dieser wütenden Bevölkerung in das Zimmer hinauf, wo die Wähler ihre Sitzungen hielten. Sie waren beschäftigt, die Nationalgarde zu organisieren, wovon der Ratsdiener ein Wort zu Billot gesagt hatte. Man hatte dekretiert, diese Miliz sollte achtundvierzigtausend Mann stark werden. Diese Miliz bestand aber bis jetzt nur im Dekret, und schon stritt man sich über die Ernennung des Generals.

Mitten unter dieser Verhandlung bestürmte das Volk das Stadthaus. Es hatte sich ganz allein organisiert. Es verlangte zu marschieren, und es fehlte ihm nur an Waffen.

In diesem Augenblick hörte man das Geräusch eines Wagens, der hereinfuhr. Es war der Stadtvogt, den man, obgleich er den Befehl des Königs, der ihn nach Versailles berief, vorgezeigt, nicht hatte wollen passieren lassen und mit Gewalt nach dem Stadthause zurückbrachte.

»Waffen! Waffen!« rief man von allen Seiten, als man ihn erblickte.

»Waffen?« sagte er; »ich habe keine, doch im Arsenal muß es geben.«

»Nach dem Arsenal! nach dem Arsenal!« rief die Menge.

Und fünf- bis sechstausend Menschen stürzten nach dem Quai de la Grève. Das Arsenal war leer. Sie kehrten um und brüllten:

»Nach dem Stadthaus!«

Der Stadtvogt besaß keine Waffen oder wollte vielmehr keine geben. Durch das Volk bedrängt, hatte er den Gedanken, sie zu den Chartreux zu schicken.

Die Chartreux öffneten ihre Thore; man suchte überall, fand aber keine Taschenpistole.

Während dieser Zeit machte Flesselles, als er erfuhr, Billot und Marat seien noch in den Gewölben des Stadthauses und teilen das Pulver aus, den Vorschlag, eine Deputation von

Wählern an Herrn de Launay zu schicken und bei ihm darauf anzutragen, daß er seine Kanonen verschwinden lasse.

Was am Tage zuvor die Menge am wütendsten brüllen gemacht hatte, waren die Kanonen, die ihren Hals durch die Zinnen hervorstreckten. Flesselles hoffte, wenn man sie verschwinden lasse, so werde sich das Volk mit dieser Einräumung begnügen und sich zufrieden zurückziehen.

Die Deputation war eben abgegangen, als das Volk tobend zurückkehrte.

Sobald Billot und Marat die Schreie vernahmen, die es ausstieß, gingen sie in den Hof hinauf.

Flesselles suchte von einem inneren Balkon herab das Volk zu beschwichtigen. Er schlug ein Dekret vor, das die Distrikte ermächtigen sollte, fünfzigtausend Piken schmieden zu lassen.

Das Volk war bereit, dies anzunehmen.

»Dieser Mensch ist offenbar ein Verräter,« sagte Marat.

Dann wandte er sich gegen Billot und sprach:

»Thun Sie in der Bastille, was Sie dort zu thun haben.«

»In einer Stunde schicke ich Ihnen dahin zwanzigtausend Mann, jeden mit einem Gewehr.«

Billot hatte mit dem ersten Blick großes Zutrauen zu diesem Manne gefaßt, dessen Name schon so populär war, daß er bis zu ihm gedrungen. Er fragte ihn nicht einmal, wie er sich die Gewehre zu verschaffen gedenke. Ein Abbé war da, der die allgemeine Begeisterung teilte und wie alle Welt: Nach der Bastille! schrie. Billot liebte die Abbés nicht; doch dieser gefiel ihm. Er beauftragte ihn, die Austeilung des Pulvers fortzusetzen; der wackere Abbé willigte ein. Da stellte sich Marat auf einen Weichstein. Es fand ein entsetzlicher Tumult statt.

»Stille,« sagte er, »ich bin Marat und will sprechen.«

Jeder schwieg wie durch einen Zauber, und aller Augen wandten sich nach dem Redner.

»Wollt ihr Waffen, um die Bastille zu nehmen?« sagte er.

»Ja! ja! ja! Wohl! so kommt mit mir, und ihr sollt welche haben. Im Invalidenhouse sind zwanzigtausend Flinten.«

»Zu den Invaliden! zu den Invaliden!« riefen alle Stimmen.

»Nun, werden Sie nach der Bastille gehen?« sagte Marat zu Billot, der Pitou gerufen hatte.

»Ja.«

»Warten Sie. Sie können vor der Ankunft meiner Leute der Hilfe bedürfen.«

»In der That, das ist möglich,« erwiderte Billot.

Marat riß ein Blatt aus einer kleinen Briefftasche und schrieb mit Bleistift die zwei Worte:

»Von *Marat*.«

Dann fügte er auf dem Papier ein Zeichen bei.

»Nun!« fragte Billot, »was soll ich mit diesem Zettel machen, da weder der Name, noch die Adresse desjenigen, welchem ich ihn übergeben soll, darauf steht?«

»Was die Adresse betrifft, so hat der, an welchen ich Sie empfehle, keine; was seinen Namen betrifft . . . er ist wohlbekannt. Fragen Sie den ersten, den besten Arbeiter, dem Sie begegnen, nach Gonchon, dem Mirabeau des Volkes.«

»Gonchon, du wirst dich dieses Namens erinnern, Pitou.«

»Goncho, oder Gonchonius,« sagte Pitou, »ich werde mich erinnern.«

»Zu den Invaliden! zu den Invaliden!« brüllten die Stimmen mit wachsender Wildheit.

»Vorwärts!« sprach Marat zu Billot, »und der Genius der Freiheit gehe dir voran.«

»Zu den Invaliden!« rief nun Marat selbst.

Und er zog, von mehr als zwanzigtausend Menschen gefolgt, den Quai de Gèvres hinab.

Billot nahm in seinem Gefolge fünf- bis sechshundert mit. Das waren diejenigen, welche Gewehre hatten.

In dem Augenblick, wo der eine am Fluß abwärts zog, während der andere gegen den Boulevard hinaufstieg, stellte sich der Stadtvogt an ein Fenster und sprach:

»Meine Freunde, warum sehe ich an euren Hüten die grüne Kokarde?«

Das war das Lindenblatt von Camille Desmoulins, das viele aufgesteckt hatten, weil sie es andere aufstecken sahen, doch ohne nur zu wissen, was sie thaten.

»Hoffnung! Hoffnung!« riefen einige Stimmen.

»Ja; doch die Farbe der Hoffnung ist zugleich die des Grafen d'Artois. Wollt Ihr das Aussehen haben, als traget ihr die Livree eines Prinzen?«

»Nein, nein,« riefen im Chor alle Stimmen und die von Billot über allen.

»Nun denn; so wechselt diese Kokarde, und wenn ihr eine Livree tragen wollt, so sei es wenigstens die der Stadt Paris, der Mutter von uns Allen – Blau und Rot. Freunde, Blau und Rot.«¹¹

»Ja, ja,« riefen alle Stimmen, »Blau und Rot.«

Bei diesen Worten tritt jeder seine grüne Kokarde mit den Füßen, jeder verlangt Bänder; da öffnen sich wie durch einen Zauber die Fenster, und es regnet rote und blaue Bänder in Strömen.

Die Schürzen, die seidenen Kleider, die Halstücher, die Vorhänge werden zerstückt und in Fetzen zerrissen; ihre Fragmente bilden sich zu Knoten, zu Rosetten, zu Schärpen. Jeder nimmt seinen Teil davon.

Hernach setzte sich das kleine Heer von Billot wieder in Marsch.

Unterwegs rekrutierte es sich: alle Arterien des Faubourg Saint-Antoine schickten ihm, als es vorüber marschierte, zu, was sie heißestes und lebhaftestes an Volksblut hatten.

Man gelangte in ziemlich guter Ordnung zur Höhe der Rue Lesdiguières, wo schon eine Masse von Neugierigen, die von einer glühenden Sonne geschwärzten Türme der Bastille anschauten.

Die Ankunft der Trommler des Volks vom Faubourg Saint-Antoine her, die Ankunft von hundert französischen Garden vom Boulevard, die Ankunft von Billot und seinem Haufen, der nun aus tausend bis zwölfhundert Mann bestehen mochte, veränderten sogleich den Charakter und den Anblick der Menge: die Schüchternen faßten ein Herz, die Ruhigen begeisterten sich, die Übermütigen fingen an zu drohen.

»Nieder mit den Kanonen! nieder mit den Kanonen!« schrieten zwanzigtausend Stimmen, mit der Faust die schweren Geschütze bedrohend, die ihre ehernen Häse durch die Schießscharten der Plattformen streckten.

Gerade in diesem Augenblick, und als ob der Gouverneur der Festung den Aufforderungen der Menge gehorchte, traten die Artilleristen zu den Kanonen, und diese wichen zurück, bis sie völlig verschwunden waren.

Die Menge klatschte in die Hände, sie war also eine Macht, da man ihren Drohungen nachgab.

Die Schildwachen gingen jedoch fortwährend auf den Plattformen auf und ab. Ein Invalide

kreuzte einen Schweizer.

Nachdem man gerufen hatte: »Nieder mit den Kanonen!« rief man: »Nieder mit den Schweizern!« Das war die Fortsetzung des Rufes vom vorhergehenden Tag: »Nieder mit den Deutschen!«

Doch die Schweizer kreuzten nichtsdestoweniger die Invaliden.

Einer von denjenigen, welche: Nieder mit den Schweizern! riefen, wurde ungeduldig; er hatte eine Flinte in der Hand, legte auf die Schildwache an und feuerte.

Die Kugel schlug an die graue Mauer der Bastille, einen Fuß unter dem Kranze des Turmes, gerade vor der Stelle, wo die Schildwache vorüberging. Der Ort, wo die Kugel eingeschlagen hatte, erschien wie ein weißer Punkt, doch die Schildwache blieb nicht stehen, wandte nicht einmal den Kopf um.

Ein großer Tumult entstand um den Mann, der das Signal zu einem unerhörten, wahnsinnigen Angriff gegeben hatte. Es waltete mehr Schrecken als Wut bei diesem Tumulte ob.

Viele begriffen nicht, daß es nicht ein mit dem Tode zu bestrafendes Verbrechen war, einen Schuß nach der Bastille zu thun.

Billot betrachtete diese schwarzgrünliche Steinmasse, nicht unähnlich jenen fabelhaften Ungeheuern, die das Altertum uns mit Schuppen bedeckt zeigt. Er zählte die Schießscharten, wo die Kanonen jeden Augenblick wieder ihre Plätze einnehmen konnten; er zählte die Wallbüchsen, die ihr finsternes Auge aufthaten, um durch die Öffnungen hinauszuschauen.

Und Billot schüttelte, sich der Worte von Flesselles erinnernd, den Kopf.

»Wir werden nie dazu gelangen,« murmelte er.

»Und warum werden wir nie dazu gelangen?« sagte eine Stimme hinter ihm.

Und er wandte sich an den Unbekannten und sprach zu ihm:

Billot sah einen in Lumpen gekleideten Mann mit grimmiger Miene, der seine Augen wie zwei Sterne funkeln ließ.

»Weil es mir unmöglich scheint, eine solche Masse mit Gewalt zu nehmen.«

»Die Einnahme der Bastille ist keine Kriegsthat, es ist ein Akt des Vertrauens; glaube, und du wirst siegen.«

»Geduld,« sagte Billot, während er seinen Einlaßschein in seiner Tasche suchte, »Geduld!«

Der Unbekannte täuschte sich in seiner Absicht.

»Geduld!« erwiderte er. »Ja, ich verstehe, du bist fett; du hast das Aussehen eines Pächters.«

»Ich bin in der That einer.«

»Dann begreife ich, daß du sagst, Geduld. Du bist immer gut genährt gewesen; doch betrachte ein wenig hinter dir alle diese Gespenster, die uns umgeben; sieh ihre vertrockneten Adern; zähle ihre Knochen und die Löcher ihrer Kleider und frage sie, ob sie das Wort Geduld begreifen.«

»Das ist einer, der sehr gut spricht; doch er macht mir bange,« sagte Pitou.

»Mir macht er nicht bange,« erwiderte Billot.

»Ja, Geduld, doch nur noch eine Viertelstunde.«

»Ah! ah!« rief der Mann lächelnd; »eine Viertelstunde! das ist in der That nicht zu viel! und was wirst du bis in einer Viertelstunde thun?«

»Ich werde die Bastille besucht haben; ich werde die Stärke der Garnison kennen, ich werde die Absichten des Gouverneurs kennen. Ich werde endlich wissen, wo man hinein kommt.«

»Ja, wenn du weißt, wo man heraus kommt.«

»Nun! wenn ich nicht herauskomme, so wird mich ein Mann herausbringen.«

»Und wer ist dieser Mann?«

»Gonchon, der Mirabeau des Volks.«

Der Unbekannte bebte; seine Augen schleuderten zwei Flammen.

»Kennst du ihn?« fragte er.

»Nein, aber ich werde ihn kennen lernen; denn man hat mir gesagt, die erste Person, an die ich mich auf dem Platze der Bastille wende, werde mich zu ihm führen. Du bist auf dem Platze der Bastille, führe mich zu ihm.«

»Was willst du von ihm?«

»Ihm dieses Papier übergeben.«

»Von wem ist es?«

»Von Marat, dem Arzte.«

»Von Marat! du kennst Marat?« rief der Mann.

»Ich habe ihn soeben im Stadthause verlassen.«

»Was macht er?«

»Er ist nach dem Invalidenhouse gezogen, um zwanzigtausend Menschen zu bewaffnen.«

»Dann gib mir dieses Papier. Ich bin Gonchon.«

Billot wich einen Schritt zurück.

»Du bist Gonchon?« fragte er.

»Freunde,« sprach der Mann in Lumpen, »hier ist einer, der mich nicht kennt und mich fragt, ob ich wirklich Gonchon sei.«

Die Menge schlug ein Gelächter auf; allen diesen Menschen dünkte es unmöglich, daß man ihren Lieblingsredner nicht kenne.

»Es lebe Gonchon!« riefen zwei- bis dreitausend Stimmen.

»Hier,« sagte Billot, indem er ihm das Papier reichte.

Nachdem Gonchon gelesen, klopfte er Billot auf die Schulter und sprach:y/p>

»Freunde, das ist ein Bruder; Marat empfiehlt ihn mir. Man kann also auf ihn rechnen. Wie heißest du?«

»Ich heiße Billot.«

»Und ich,« sagte Gonchon, »ich heiße Hache, und wir beide werden hoffentlich etwas machen.«

Die Menge lächelte bei dem blutigen Wortspiel¹².

»Nun! was werden mir machen?« fragten einige Stimmen.

»Ei! bei Gott, wir werden die Bastille nehmen,« antwortete Gonchon.

»Gut, gut!« rief Billot, »das heiße ich sprechen. Höre, braver Gonchon, über wieviel Leute verfügst du?«

»Ungefähr über dreißigtausend.«

»Dreißigtausend, über die du verfügst, zwanzigtausend, die vom Invalidenhouse zu uns kommen werden, und zehntausend, die schon hier sind: das ist mehr, als wir brauchen, um zu siegen, oder wir siegen nie.«

»Ich glaube es. Wohl denn! sammle deine dreißigtausend Mann; ich gehe zum Gouverneur hinein und fordere ihn auf, sich zu ergeben. Ergiebt er sich, desto besser, wir werden Blut ersparen; ergiebt er sich nicht, so wird das vergossene Blut auf ihn fallen, und in den gegenwärtigen Zeitläuften bringt das für eine ungerechte Sache vergossene Blut Unglück. Fragt das die Deutschen!«

»Wie lange wirst du beim Gouverneur bleiben?«

»So lange, als ich kann, bis die Bastille gänzlich eingeschlossen ist; wenn das möglich ist, so wird der Angriff beginnen, sobald ich herauskomme.«

»Abgemacht.«

»Du mißtraust mir nicht?« fragte Billot Gonchon, indem er ihm die Hand reichte.

»Ich?« erwiderte Gonchon mit einem verächtlichen Lächeln, indem er die Hand, die ihm der robuste Pächter reichte, mit einer Stärke drückte, die man bei einem so abgezehrten, fleischlosen Körper nicht erwartet hätte. »Ich dir mißtrauen? Und warum? Wenn ich will, lasse ich dich auf ein Wort, auf ein Zeichen von mir wie Glas zerstoßen, und wärest du unter dem schützenden Obdach dieser Türme, die morgen nicht mehr existieren werden. Gehe also und rechne auf Gonchon, wie er auf Billot rechnet.«

Billot war überzeugt und schritt auf den Eingang der Bastille zu, während der andere unter dem tausendmal wiederholten Rufe: Es lebe Gonchon! es lebe der Mirabeau des Volks! in die Tiefe des Faubourg eilte.

»Ich weiß nicht, wie der Mirabeau der Adelligen aussieht,« sagte Pitou zum Vater Billot, doch den unseren finde ich sehr häßlich.

XVI.

Die Bastille und ihr Gouverneur.

Wir beschreiben die Bastille nicht; das wäre etwas Unnützes.

Sie lebt wie ein ewiges Bild zugleich im Gedächtnis der Greise und der Kinder.

Wir erinnern nur daran, daß sie, vom Boulevard aus gesehen, dem Platze der Bastille zwei Zwillingstürme bot, während die zwei Seiten parallel mit den zwei Ufern des Kanals von heute liefen.

Der Eingang der Bastille war beschützt, einmal durch eine Hauptwache, sodann durch zwei Linien von Schildwachen, und endlich durch zwei Zugbrücken.

Nachdem man sich durch die verschiedenen Hindernisse durchgearbeitet hatte, kam man in den Hof des Gouvernements, wo der Gouverneur wohnte. Von diesem Hofe führte eine Gallerie zu den Gräben der Bastille.

Bei diesem zweiten Eingang, der auch an die Gräben grenzte, fanden sich eine Zugbrücke, eine Hauptwache und eine eiserne Barrière. Beim ersten Eingang will man Billot anhalten; Billot zeigt aber seinen Einlaßschein von Flesselles, und man läßt ihn passieren.

Billot bemerkt nun, daß ihm Pitou folgt. Pitou besaß nicht die Kraft, auf eigene Faust etwas anzufangen, doch auf den Fersen, des Pächters wäre er bis in die Hölle hinabgestiegen.

»Bleibe außen,« sagte Billot, »komme ich nicht heraus, so ist es gut, wenn einer da ist, der das Volk daran erinnert, daß ich eingetreten bin.«

»Das ist richtig,« erwiderte Pitou; »nach wie viel Zeit soll ich es daran erinnern?«

»Nach einer Stunde.«

»Und das Kistchen?« fragte Pitou.

»Ach! ja. Nun denn! wenn ich nicht herauskäme, wenn Gonchon die Bastille nicht nimmt, oder wenn man mich, nachdem er sie genommen, nicht wiederfindet, so ist dem Doktor, den man vielleicht finden wird, zu sagen: Leute, die von Paris gekommen, haben mir das Kistchen gestohlen, das er mir vor fünf Jahren anvertraut; ich sei sogleich von Hause aufgebrochen, um ihn davon in Kenntnis zu sehen; bei meiner Ankunft in Paris habe ich erfahren, er sei in der Bastille; ich habe die Bastille nehmen wollen, und hierbei habe ich meine Haut gelassen, die ganz zu seinen Diensten gewesen.«

»Gut, Vater Billot,« sagte Pitou; »nur ist das sehr lang, und ich befürchte, es zu vergessen.«

»Was ich sage?«

»Ja.«

»Ich will es dir wiederholen.«

»Nein,« sprach eine Stimme in der Nähe von Billot, »schreiben ist besser.«

»Ich kann nicht schreiben,« entgegnete Billot.

»Ich kann das, ich bin Gerichtsdiener.«

»Ah! Sie sind Gerichtsdiener?«

»Stanislas Maillard, Gerichtsdiener des Chatelet.«

Und er zog aus seiner Tasche ein langes, hornenes Tintenfaß, in dem eine Feder, Papier, Tinte, kurz alles war, was man zum schreiben braucht.

Er war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, lang, hager, ernst, ganz schwarz gekleidet, wie es sich für sein Gewerbe geziemte.

»Das ist einer, der teuflermäßig einem Leichenträger gleicht,« murmelte Pitou.

»Sie sagen,« fragte der Gerichtsdienner teilnahmslos, »Leute, die von Paris gekommen, haben Ihnen ein Kistchen gestohlen, das Ihnen der Doktor Gilbert anvertraut hatte?«

»Ja«

»Das ist ein Vergehen.«

»Diese Leute gehörten zur Polizei von Paris.«

»Schändliche Diebe!« murmelte Maillard.

Dann gab er das Papier Pitou und sprach:

»Nun, junger Mann, hier ist die verlangte Note; und wenn er getötet wird – er deutete auf Billot – wenn du getötet wirst, so darf man doch hoffen, daß ich nicht getötet werde.«

»Und wenn Sie nicht getötet werden, was werden Sie thun?« fragte Pitou.

»Ich werde thun, was du hättest thun sollen.«

»Ich danke,« sprach Billot.

Und er reichte dem Gerichtsdienner die Hand.

»Ich kann also auf Sie rechnen?« fragte Billot.

»Wie auf Marat, wie auf Gonchon.«

»Gut,« sagte Pitou, »«as ist eine Dreieinigkeit, die ich sicherlich im Paradies nicht wiederfinde.«

Dann wandte er sich an Billot:

»Ah! Papa Billot, nicht wahr, Klugheit?«

»Pitou,« sprach der Pächter mit seiner Beredsamkeit, worüber man oft staunen mußte, sie bei dieser bäuerischen Natur zu finden, »vergiß eines nicht: daß das klügste, was es in Frankreich giebt, der Mut ist.«

Und er durchschritt die erste Linie der Schildwachen, während Pitou wieder nach dem Platze hinaufstieg.

Bei der Zugbrücke mußte man abermals parlamentieren. Billot zeigte seinen Einlaßschein; die Zugbrücke wurde niedergelassen; das Gitter öffnete sich.

Hinter dem Gitter war der Gouverneur.

Dieser innere Raum, in dem der Gouverneur Billot erwartete, war der Hof, der den Gefangenen zum Spaziergang diente. Er wurde von seinen acht Türmen, das heißt, von acht Riesen bewacht. Kein Fenster ging darauf. Nie drang die Sonne bis zu seinem feuchten, beinahe schlammigen Pflaster; man hätte glauben sollen, es sei der Boden eines tiefen Brunnens.

Eine Uhr, Gefangene in Ketten darstellend, von denen sie getragen ward, maß in diesem Hofe die Stunde und ließ das langsame, abgemessene Geräusch ihrer Minuten fallen, wie ein Kerker den Wassertropfen, der durch seine Decken sickert, auf die Platten fallen läßt, die er zerfrißt.

Von der Tiefe des Brunnens aus, gleichsam in einem steinernen Abgrund verloren, betrachtete der Gefangene einen Augenblick die unerbittliche Nacktheit der Steine und verlangte bald, in sein Gefängnis zurückzukehren.

Hinter dem Gitter, das in diesen Hof führte, stand, wie, gesagt, Herr de Launay.

Herr de Launay war ein Mann von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren. Er trug an diesem Tag einen flachsbültfarbenen Rock, das rote Band vom Kreuze des heiligen Ludwig, und hielt in der Hand einen Degenstock.

Es war ein schlimmer Mann, dieser de Launay. Die Denkwürdigkeiten von Lingues haben ihn mit einer traurigen Berühmtheit beleuchtet; er war beinahe ebenso verhaßt, als das Gefängnis.

Die de Launay, wie die Chateauf, die Lavaillière und die Saint-Florentin, welche das Amt der Verhaftbriefe vom Vater auf den Sohn vererbten, übertrugen in der That vom Vater auf den Sohn auch die Bastille.

Denn bekanntlich war es nicht der Kriegsminister, der die Beamten des Gefängnisses ernannte. In der Bastille wurden alle Plätze gekauft, von dem des Gouverneurs bis zu dem des Küchenjungen herab. Der Gouverneur der Bastille war ein Hausmeister im großen, ein Garkoch mit Epauletten, der seinen 60.000 Franken Gehalt noch 60.000 Franken Raub und Erpressungen beifügte.

Man mußte doch wieder zum Kapital und den Interessen des ausgelegten Geldes kommen.

Herr de Launay hatte im Punkte des Geizes alle seine Vorgänger übertroffen. Vielleicht hatte er den Platz teurer bezahlt und sah vorher, er würde ihn weniger lang behalten.

Er unterhielt sein eigenes Hauswesen auf Kosten der Gefangenen, hatte die Heizung beschränkt und den Preis von jedem Stück ihres Mobiliars verdoppelt.

Er war berechtigt, hundert Stückfaß Wein octroifrei in Paris einzuführen. Dieses Recht verkaufte er an einen Schenkwirt, der auf diese Art vortreffliche Weine einfuhrte. Dann kaufte er mit dem zehnten Teil dieses Geldes den Essig, den er seine Gefangenen trinken ließ.

Ein einziger Trost war bis jetzt den in der Bastille eingeschlossenen Unglücklichen noch geblieben: das war ein auf einer Bastei angelegtes Gärtchen. Hier gingen sie spazieren; hier fanden sie auf einen Augenblick die Luft, die Blumen, das Licht, die Natur.

Auch dieses Gärtchen hatte er nun an einen Gärtner verpachtet, und so für fünfzig Livres jährlich, die er davon einnahm, den Gefangenen diesen letzten Genuß geraubt.

Allerdings gab es für die reichen Gefangenen außerordentliche Gefälligkeiten: er führte den einen von ihnen zu seiner Geliebten, die bei den Meubles beteiligt war und solcherweise unterhalten wurde, ohne daß sie ihn, den Herrn de Launay selbst, etwas kostete.

Man lese die entschleierte Bastille, und man wird diese Thatsache und noch viele andere finden.

Dabei war dieser Mann mutig.

Seit dem vorhergehenden Tage tobte der Sturm um ihn her. Seit dem vorhergehenden Tage fühlte er die Woge des Aufruhrs, immer hoher steigend, an den Fuß seiner Mauern schlagen. Er erschien zwar bleich, aber ruhig.

Allerdings hatte er hinter sich vier Kanonen bereit, Feuer zu geben; um sich eine Garnison von Schweizern und Invaliden, vor sich nur einen entwaffneten Mann; denn bei seinem Eintritt in die Bastille hatte Billot die Büchse Pitou zur Aufbewahrung gegeben.

Er hatte wohl eingesehen, daß ihm jenseits des Gitters, das er erblickte, eine Waffe mehr schädlich, als nützlich wäre.

Mit einem Blick erfaßte Billot sofort seine ganze Umgebung: die ruhige, beinahe drohende Haltung des Gouverneurs; die in den Wachhäusern bereit stehenden Schweizer; die Invaliden auf

den Plattformen, und die stillschweigende Thätigkeit der Artilleristen, welche die Behälter ihrer Vorratswagen mit Stückpatronen füllten.

Die Schildwachen hielten das Gewehr im Arm, die Offiziere hatten den Degen entblößt.

Der Gouverneur blieb unbeweglich, Billot war genötigt, bis zu ihm zu gehen. Das Gitter schloß sich hinter dem Parlamentär des Volkes mit dem widrigen Geräusch von knirschendem Eisen, daß ihn, so mutig er sonst war, doch ein heimlicher Schauer durchrieselte bis ins Mark der Knochen.

»Was wollen Sie noch von mir?« fragte de Launay.

»Noch?« wiederholte Billot, »mir scheint, das ist das erste Mal, daß ich Sie sehe, und Sie haben folglich keinen Grund, meines Anblicks müde zu sein.«

»Man sagt mir, Sie kommen vom Stadthaus.«

»Das ist wahr, ich komme von dort.«

»Nun! ich habe soeben schon eine Deputation von der Munizipalität empfangen.«

»Was wollte sie hier?«

»Sie forderte von mir das Versprechen, das Feuer nicht zu beginnen.«

»Und Sie haben es versprochen?«

»Ja. Sie forderte ferner von mir, daß ich die Kanonen zurückschieben lasse.«

»Und Sie haben sie zurückschieben lassen. Ich weiß das; ich war auf dem Platz der Bastille, als das Manöver stattfand.«

»Und Sie glaubten ohne Zweifel, ich gehorche den Drohungen dieses Volkes?«

»Ah!« sprach Billot, »das sah wohl so aus.«

»Ich sagte Ihnen ja, meine Herren,« rief de Launay, indem er sich gegen die Offiziere umwandte, »ich sagte Ihnen ja, man werde uns dieser Feigheit fähig halten!«

Dann fragte er wieder Billot:

»Und Sie, in wessen Auftrag kommen Sie?«

»Im Auftrag des Volkes,« antwortete Billot stolz.

»Es ist gut,« erwiderte de Launay lächelnd; »doch ich denke, Sie werden noch eine andere Empfehlung haben, denn mit der, auf die Sie sich stützen, wären Sie nicht durch die erste Linie der Schildwachen gekommen.«

»Ja, ich habe einen Geleitsbrief von Herrn von Flesselles, Ihrem Freund.«

»Flesselles! Sie haben gesagt, er sei mein Freund?« entgegnete de Launay, indem er Billot anschaute, als hätte er in der tiefsten Tiefe seines Herzens lesen wollen. »Woher wissen Sie, daß Herr von Flesselles mein Freund ist?«

»Ich habe vermutet, er sei es.«

»Vermutet; nicht mehr? Es ist gut,« lassen Sie den Geleitsbrief sehen.

Billot reichte ihm das Papier.

De Launay las es ein erstes, dann ein zweites Mal, öffnete es, um zu sehen, ob es nicht eine zwischen den zwei Seiten verborgene Nachschrift enthalte, hielt es an das Licht, um zu ergründen, ob es nicht einige zwischen die Zeilen geschriebene Worte verberge.

»Und das ist alles, was er mir sagt?« fragte er.

»Alles.«

Sie sind dessen sicher?

»Vollkommen sicher.«

»Nichts Mündliches?«

Nichts.«

»Das ist seltsam!« sprach de Launay, während er durch eine der Schießscharten seinen Blick auf den Platz der Bastille senkte.

»Aber was soll er Ihnen denn sagen?« fragte Billot.

De Launay machte eine Bewegung.

»Im ganzen nichts, gar nichts. Sagen Sie, was Sie wollen, doch beeilen Sie sich, denn ich habe wenig Zeit.«

»Ich will, daß Sie die Bastille übergeben.«

»Wie beliebt?« rief de Launay, indem er sich rasch umwandte, als ob er schlecht gehört hätte.

»Sie sagen? . . .«

»Ich sage, ich komme im Namen des Volkes, um Sie aufzufordern, die Bastille zu übergeben.«

De Launay zuckte die Achseln.

»Das Volk ist in der That ein sonderbares Tier,« sprach er.

»Wie?« versetzte Billot.

»Und was will es mit der Bastille machen?«

»Es will sie zerstören.«

»Ei! was Teufels thut denn die Bastille diesem Volke? Ist denn je ein Mensch aus dem Volke in die Bastille gesteckt worden? Das Volk müßte im Gegenteil jeden Stein der Bastille segnen. Wen steckt man in die Bastille? Die Philosophen, die Gelehrten, die Aristokraten, die Minister, die Prinzen, das heißt, die Feinde des Volkes.«

»Nun! das beweist, daß das Volk nicht selbstüchtig ist.«

»Mein Freund, sprach de Launay mit einer Art von Mitleid, es ist leicht zu sehen, daß Sie nicht Soldat sind.«

»Sie haben recht, ich bin Pächter.«

Daß Sie nicht von Paris sind.

»Ich bin in der That aus der Provinz.«

»Daß Sie die Bastille nicht aus dem Grunde kennen.«

»Sie haben recht, ich kenne nur das, was ich davon gesehen habe, nämlich die äußeren Mauern.«

»So kommen Sie mit mir, ich will Ihnen zeigen, was die Bastille ist.«

»Ho! ho!« dachte Billot, er will mich über eine Oubliette gehen lassen, die sich plötzlich unter meinen Füßen öffnen wird, und dann gute Nacht, Vater Billot. Doch der unerschrockene Pächter verzog keine Miene und schickte sich an, dem Gouverneur der Bastille zu folgen.

»Zuerst,« sagte de Launay, »zuerst erfahren Sie, daß ich in meinen Gewölben Pulver genug habe, um die Bastille, und mit der Bastille die Hälfte des Faubourg Saint-Antoine in die Luft zu sprengen.«

»Ich weiß das,« erwiderte Billot ruhig.

»Gut. Sehen Sie einmal diese vier Kanonen an.«

»Ich sehe sie.«

»Sie bestreichen – wie Sie auch sehen können – diese ganze Gallerie, und diese Gallerie wird beschirmt, einmal durch eine Hauptwache, sodann durch zwei Gräben, über die man nur mit Hilfe von zwei Zugbrücken kommen kann; endlich durch ein Gitter.«

»Oh! ich sage nicht, die Bastille sei schlecht verteidigt, erwiderte Billot ruhig, ich sage nur, sie werde gut angegriffen werden.«

»Fahren wir fort,« sprach de Launay.

Billot nickte beipflichtend mit dem Kopf.

»Hier ist ein Schlupfthor, das auf die Gräben geht, sagte der Gouverneur, sehen Sie, wie dick die Mauern sind.«

»Ungefähr vierzig Fuß.«

»Ja, vierzig Fuß unten und fünfzehn oben. Sie sehen, daß das Volk seine Nägel, so gut sie auch sein mögen, sich auf diesen Steinen verstauchen und umbiegen wird.«

»Ich habe nicht gesagt,« entgegnete Billot, »das Volk werde die Bastille zerstören, bevor es dieselbe genommen. Ich habe gesagt, es werde sie nach ihrer Einnahme zerstören.«

»Gehen wir hinauf,« sprach de Launay.

Sie stiegen ungefähr dreißig Stufen hinauf.

Der Gouverneur blieb stehen.

»Sehen Sie, sagte er, hier ist abermals eine Schießscharte, die auf den Durchgang geht, durch den Sie herein wollen; diese wird nur durch eine Wallbüchse verteidigt, doch sie hat einen gewissen Ruf. Sie kennen das Lied:

O mein zarter Dudelsack,
Dudelsack, ich liebe dich.

»Gewiß kenne ich es,« erwiderte Billot, »doch ich glaube nicht, daß es die Stunde ist, es zu singen.«

»Warten Sie doch. Der Marschall von Sachsen nannte diese kleine Kanone seinen Dudelsack, weil sie es war, die am richtigsten die Melodie sang, welche er am meisten liebte. Das ist ein geschichtliches Detail.«

»Ho!« machte Billot.

»Gehen wir weiter hinauf.«

Man kam auf die Plattform des Turmes der Comté.

»Ah! ah!« rief Billot, »Sie haben die Kanonen nicht hinab bringen lassen?«

»Ich habe sie nur zurückschieben lassen.«

»Sie wissen, daß ich dem Volke sagen werde, die Kanonen seien noch da.«

»Sagen Sie es!«

»Sie wollen sie nicht hinunterschaffen?«

»Nein.«

»Entschieden?«

»Die Kanonen des Königs sind da auf einen Befehl des Königs, mein Herr. Sie werden nur auf einen Befehl des Königs hinabkommen.«

»Herr de Launay,« sprach Billot, der sein Wort in sich zur Höhe der Lage der Dinge anwachsen und steigen sah, »Herr de Launay, der wahre König, dem zu gehorchen ich Ihnen

rate, ist da.«

Und er zeigte dem Gouverneur die graue, an gewissen Stellen durch den Kampf am vorhergehenden Tage mit Blut besudelte Menge, die vor den Gräben wogte und die Waffen in der Sonne glänzen ließ.

»Mein Herr,« sprach de Launay, indem er den Kopf mit hoffärtiger Miene zurückwarf, »es ist möglich, daß Sie zwei Könige kennen; doch ich, der Gouverneur der Bastille, kenne nur einen: das ist Ludwig, der Sechzehnte seines Namens, der seine Unterschrift unten an ein Patent gesetzt hat, kraft dessen ich hier über Menschen und Dinge gebiete.«

»Sie sind also nicht Bürger?« rief Billot zornig.

»Ich bin französischer Edelmann,« erwiderte der Gouverneur.

»Ah! es ist wahr. Sie sind Soldat und Sie sprechen als Soldat.«

»Sie haben das rechte Wort gesagt, mein Herr,« erwiderte de Launay sich verbeugend, ich bin ein Soldat und vollziehe meinen Befehl.

»Und ich, mein Herr, ich bin Bürger, und da meine Bürgerpflicht im Widerspruch steht mit Ihrem Soldatenbefehl, so wird einer von uns sterben, entweder derjenige, welcher seinen Befehl befolgt, oder derjenige, welcher seine Pflicht erfüllt.«

»Das ist wahrscheinlich mein Herr.«

»Sie sind also entschlossen, auf das Volk zu schießen?«

»Nein, solange es nicht auf mich schießt. Ich habe den Abgesandten des Herrn von Flesselles mein Wort verpfändet. Sie sehen, daß die Kanonen zurückgezogen sind. Doch beim ersten Schuß vom Platze aus nach meinem Schloß . . .«

»Nun! beim ersten Schuß?«

»Nähere ich mich einer von den Kanonen, dieser zum Beispiel. Ich schiebe sie selbst bis zur Schießscharte, ich richte sie selbst, und gebe selbst mit dieser Lunte hier Feuer.«

»Sie?«

»Ich.«

»Oh! wenn ich das glaubte,« sagte Billot. »Ehe Sie ein solches Verbrechen begehen würden . . .«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, mein Herr, ich sei Soldat, und ich kenne meinen Befehl.«

»Wohl denn! schauen Sie,« sprach Billot, indem er de Launay bis an eine Schießscharte zog und nacheinander mit dem Finger zwei verschiedene Punkte, den Faubourg Saint-Antoine und den Boulevard bezeichnete, »dort ist dasjenige, was Ihnen fortan Ihren Befehl geben wird.«

Und er zeigte de Launay zwei schwarze, dichte, brüllende Massen, die, genötigt, sich nach den Straßenwindungen der Boulevards zu fügen, wogten wie eine ungeheure Schlange, von der man den Kopf und den Leib sah, während ihre letzten Ringe sich in den Krümmungen des Terrains verloren, auf dem sie sich bewegte.

Und alles, was man von dem riesigen Reptil sah, blinkte von leuchtenden Schuppen.

Es war der doppelte, einerseits von Marat, andererseits von Gonchon geführte Haufen, mit dem sich Billot auf dem Platze der Bastille zusammenbeschieden hatte.

Seine Waffen schwingend und furchtbares Geschrei ausstoßend, rückte er von beiden Seiten heran.

Bei diesem Anblick erbleichte de Launay; er hob seinen Stock in die Höhe und rief: »Zu euren

Kanonen!«

Dann trat er mit einer Geberde der Drohung auf Billot zu und sagte:

»Und Sie, Unglücklicher, Sie, der Sie unter dem Vorwande, zu parlamentieren, hierher kommen, während die andern angreifen, wissen Sie, daß Sie den Tod verdienen?«

Und er zog halb den Degen aus dem Stock, der ihn verbarg.

Billot sah die Bewegung, packte schnell wie der Blitz de Launay beim Kragen und beim Gürtel und rief ihm, während er ihn von der Erde aufhob, zu:

»Und Sie, Sie würden verdienen, daß ich Sie über die Brüstung in die Tiefe der Gräben schleuderte . . . Doch, Gott sei Dank! ich werde Sie auf eine andere Weise bekämpfen.«

In diesem Augenblick durchzog, von unten emporsteigend, ein ungeheures, allgemeines Geschrei die Luft wie ein Orkan, und zugleich erschien Herr von Losme, der Major der Bastille, auf der Plattform.

»Mein Herr,« rief er, sich an Billot wendend, »ich bitte, haben Sie die Güte, sich zu zeigen; all dieses Volk glaubt, es sei Ihnen ein Unglück widerfahren, und verlangt nach Ihnen.«

Der Name Billot wurde in der That, von Pitou in der Menge verbreitet, unter dem Geschrei hörbar.

Billot ließ Herrn de Launay los, und dieser stieß seinen Degen wieder in die Scheide.

Dann trat ein Augenblick des Zögerns unter diesen drei Männern ein, während sich Schreie der Drohung und der Rache vernehmen ließen.

»Zeigen Sie sich doch, mein Herr,« sagte de Launay, »nicht als ob dieses Geschrei mich einschüchtere, sondern damit man wisse, ich sei ein redlicher Mann.«

Billot streckte nun den Kopf durch eine Schießscharte und winkte mit der Hand.

Bei diesem Anblick brach das Volk in einen Beifallssturm aus. Das war gewissermaßen die Revolution, die sich auf den Zinnen der Bastille in der Person dieses Mannes aus dem Volke erhob, der zuerst auf ihre Plattform als Herrscher trat.

Es ist gut, sagte de Launay, alles ist nun zwischen uns beendet. Sie haben nichts mehr hier zu thun. Man verlangt Sie unten; gehen Sie hinab.

Billot begriff diese Mäßigung von Seiten eines Mannes, in dessen Gewalt er sich befand; er stieg dieselbe Treppe hinab, auf der er heraufgekommen war; der Gouverneur folgte ihm.

Der Major aber blieb. Der Gouverneur hatte ihm leise einige Befehle gegeben.

Herr de Launay hatte offenbar nur noch einen Wunsch: daß sein Parlamentär so schnell als möglich sein Feind würde.

Billot durchschritt den Hof, ohne ein Wort zu sagen. Er sah die Kanoniere bei ihren Stücken. Die Lunte rauchte am Ende der Stange.

Billot blieb vor ihnen stehen.

»Freunde!« sprach er zu ihnen, »erinnert euch, daß ich gekommen bin, um euren Chef aufzufordern, das Blutvergießen, zu vermeiden, und daß er es verweigert hat.«

»Mein Herr, im Namen des Königs!« rief Herr de Launay, mit dem Fuße stampfend, gehen Sie von hier weg.

»Nehmen Sie sich in acht,« entgegnete Billot, »wenn Sie mich im Namen des Königs weggehen heißen, so werde ich im Namen des Volkes zurückkehren.«

Dann wandte er sich gegen die Hauptwache der Schweizer und sagte: »Sprecht, für wen seid

ihr?«

Die Schweizer schwiegen.

De Launay deutete mit dem Finger auf die eiserne Thüre.

Billot wollte einen letzten Versuch wagen.

»Mein Herr,« sprach er zu de Launay, »im Namen der Nation! im Namen Ihrer Brüder!«

»Meiner Brüder? Sie nennen meine Brüder diejenigen, welche schreien: Nieder mit der Bastille! Tod ihrem Gouverneur! Das sind vielleicht Ihre Brüder, mein Herr, aber sicherlich sind es nicht die meinigen.«

»Im Namen der Menschheit also.«

»Im Namen der Menschheit! die euch antreibt, zu Hunderttausend hundert in diesen Mauern eingeschlossene unglückliche Soldaten zu erwürgen.«

»Eben dadurch, daß Sie dem Volke die Bastille übergeben, retten Sie ihnen das Leben.«

»Und ich verliere meine Ehre.«

Billot schwieg, diese Logik des Soldaten vernichtete ihn; doch er wandte sich noch einmal an die Schweizer und an die Invaliden und rief:

»Ergebt euch, meine Freunde, es ist noch Zeit. In zehn Minuten wird es zu spät sein.«

»Wenn Sie nicht auf der Stelle von hier weggehen, mein Herr,« rief de Launay, »so lasse ich Sie niederschießen, so wahr ich ein Edelmann bin.«

Billot blieb einen Augenblick stehen, kreuzte seine Arme herausfordernd, traf mit seinem Blick zum letzten Mal auf den von Launay und entfernte sich.

XVII.

Die Bastille.

Die Menge wartete, durch die glühende Julisonne verbrannt, bebend, berauscht. Die Leute von Gonchon hatten ihre Verbindung mit denen von Marat bewerkstelligt. Der Faubourg Saint-Antoine erkannte und grüßte seinen Bruder, den Faubourg Saint-Martin.

Gonchon stand an der Spitze seiner Patrioten. Marat war verschwunden.

Der Platz bot einen erschrecklichen Anblick.

Als man Billot gewahrte, verdoppelte sich das Geschrei.

»Nun?« fragte Gonchon, »indem er auf ihn zuing.«

»Dieser Mann ist brav,« erwiderte Billot.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will sagen, daß er fest beharrt.«

»Er will die Bastille nicht übergeben?«

»Nein.«

»Er beharrt dabei, daß er die Belagerung aushalten will?«

»Ja.«

»Und Sie glauben, er werde sie lange aushalten?«

»Bis zum Tod.«

Es sei; er wird den Tod haben.

»Doch wie viel Menschen werden wir töten lassen?« sagte Billot, der wohl bezweifelte, daß ihm Gott das Recht gegeben, das sich die Generale, die Könige und die Kaiser anmaßen als Herren, die Blut zu vergießen privilegiert sind.

»Bah!« versetzte Gonchon, »es sind zu viele Menschen vorhanden, da es nicht Brot genug für die Hälfte der Bevölkerung giebt. Nicht wahr, meine Freunde?« fuhr Gonchon, sich an die Menge wendend, fort.

»Ja! ja!« rief die Menge mit einer erhabenen Selbstverleugnung.

»Aber der Graben?« fragte Billot.

»Er braucht nur an einer einzigen Stelle ausgefüllt zu werden,« antwortete Gonchon, »und ich habe berechnet, das man mit der Hälfte unserer Leiber den Graben ganz ausfüllen würde; nicht wahr, meine Freunde?«

»Ja! ja!« wiederholte die Menge mit nicht weniger Begeisterung, als das erste Mal.

»Wohl! es sei,« sprach Billot überwunden.

In diesem Augenblick erschien de Launay auf einer Terrasse, gefolgt vom Major von Losme und einigen Offizieren.

»Mach' den Anfang!« rief Gonchon dem Gouverneur zu.

Dieser drehte den Rücken, ohne zu antworten.

Gonchon, der vielleicht die Drohung ertragen hätte, ertrug die Verachtung nicht; er legte rasch

seine Büchse an seine Schulter, und im Gefolge des Gouverneurs fiel ein Mann.

Hunderttausend Flintenschüsse gingen zugleich los, als ob sie nur auf dieses Signal gewartet hätten, und besprenkelten mit weißen Stellen die grauen Türme der Bastille.

Ein Stillschweigen von einigen Sekunden folgte auf diese Salve, als wäre die Menge über das, was sie gethan, selbst erschrocken.

Dann bekränzte ein Flammenstrahl, der sich in einer Rauchwolke verlor, den Kamm eines Turmes; Schmerzensschreie machten sich in der gedrängten Menge hörbar; der erste Kanonenschuß war von der Bastille gefeuert worden; das erste Blut war vergossen; die Schlacht hatte sich entsponnen.

Was diese, einen Augenblick zuvor noch so drohende Menge empfand, glich dem Schrecken. Die Bastille, die sich durch diese einzige Handlung zur Wehr stellte, erschien in ihrer furchtbaren Unüberwindlichkeit. Das Volk hatte ohne Zweifel gehofft, in dieser Zeit der Einräumungen, die man ihm machte, werde auch diese ohne Blutvergießen in Erfüllung gehen.

Das Volk täuschte sich. Der auf dasselbe abgefeuerte Kanonenschuß gab ihm das Maß von dem Titanenwerk, das es unternommen hatte.

Dem Kanonenschuß folgte unmittelbar von der Plattform der Bastille herab ein wohlgerichtetes Musketenfeuer.

Dann entstand ein neues Stillschweigen, unterbrochen durch einige Schreie, durch einiges Stöhnen, durch einige da und dort ausgestoßene Klagen.

Da konnte man ein gewaltiges Nebel in dieser Menge sehen: das Volk hob seine Toten und seine Verwundeten auf.

Doch das Volk dachte an keine Flucht, oder wenn es daran dachte, schämte es sich, indem es sich zählte.

In der That, die Boulevards, die Rue Saint-Antoine, der Faubourg Saint-Antoine waren nur ein weites Menschenmeer; jede Welle hatte einen Kopf, jeder Kopf zwei flammende Augen, einen drohenden Mund.

In einem Augenblick waren alle Fenster des Quartiers mit Planklern besetzt, selbst diejenigen, welche sich außer dem Bereiche befanden.

Erschien auf den Terrassen oder in den Schießscharten ein Invalide oder ein kleiner Schweizer, so wurden hundert Gewehre auf ihn angelegt, und der Hagel der Kugeln stieß die Ecken des Steins ab, hinter dem sich der Soldat schirmte.

Doch man wird bald müde, auf unempfindliche Mauern zu schießen. Nach Fleisch zielten die Schüsse, Blut wollte man unter dem Blei hervorspringen sehen, und nicht Staub.

Jeder gab seinen Rat mitten unter der Menge und dem Geschrei.

Man bildete einen Kreis um den Redner, und wenn man bemerkte, daß der Vorschlag unsinnig war, so entfernte man sich.

Ein Stellmacher schlug vor, eine Katapulte nach dem Muster der alten römischen Maschinen zu bauen und in die Bastille eine Bresche zu schießen.

Die Pompiers machten den Vorschlag, wonach sie mit ihren Feuerspritzen das Zündkraut der Kanonen und die Luntten der Artilleristen auslöschen wollten, ohne zu bedenken, daß die stärkste von ihren Spritzen das Wasser nicht bis zu zwei Dritteln der Höhe von den Bastillemauern schleudern würde.

Ein Brauer, der den Faubourg Saint-Antoine befehligte, und dessen Name seitdem eine

unselige Berühmtheit erlangt hat, schlug vor, die Festung dadurch in Brand zu stecken, daß man Mohnsamenöl und Spiekül, das man am Tage vorher weg' genommen, hineinwerfen und mit Phosphor entzünden solle.

Billot hörte diese Vorschläge einen nach dem andern an. Beim letzten nimmt er eine Axt aus den Händen eines Zimmermanns, schreitet unter einem Hagel von Kugeln, der um ihn her die dicht gescharten Menschen trifft und wie die Ähren auf einem Kornfelde niederwirft, vor, erreicht ein kleines Wachhaus in der Nähe einer ersten Zugbrücke und haut unter Kartätschengeschoß, das auf dem Dache pfeift und prasselt, die Ketten ab und macht die Brücke fallen.

Während einer Viertelstunde, die dieses fast wahnsinnige Unternehmen dauerte, blieb die Menge keuchend. Bei jedem Schuß glaubte wanden kühnen Arbeiter niederstürzen zu sehen. Die Menge vergaß die Gefahr, der sie selbst preisgegeben war, um nur an die Gefahr zu denken, die dieser Mann lief. Als die Brücke fiel, ertönte ein gewaltiges Geschrei, und man stürzte in den ersten Hof.

Die Bewegung war so rasch, so ungestüm, so unwiderstehlich, daß man es nicht versuchte, den Hof zu verteidigen.

Die wütenden Freudenschreie verkündigten de Launay, daß das Volk diesen ersten Vorteil errungen hatte.

Man gab nicht einmal darauf acht, daß ein Mensch unter der Holzmasse zermalmt worden war.

Da brechen, wie aus der Tiefe einer Höhle, die sie beleuchten, die vier Kanonen, welche der Gouverneur Billot gezeigt hatte, auf einmal mit einem gräßlichen Lärmen los und fegen diesen ganzen ersten Hof.

Der eiserne Orkan hat in der Menge einen langen Blutstreifen gezogen; zehn bis zwölf Tote, fünfzehn bis zwanzig Verwundete sind auf dem Wege der Kartätschen geblieben.

Billot ist von seinem Dach auf den Boden geglitten; doch auf dem Boden hat er Pitou gefunden, der, er weiß nicht wie, hierher gekommen ist. Pitou hat ein rasches Auge; das ist eine Gewohnheit des Wilddiebes. Er hat die Artilleristen die Lunte dem Zündloche nähern sehen; er hat Billot beim Flügel seines Rockes gepackt und rasch rückwärts gezogen. Eine Mauerecke hat beide vor dieser ersten Salve geschützt.

Von diesem Augenblick an ist die Sache ernst; der Tumult wird gräßlich, das Gemenge tödlich; gleichzeitig gehen um die Bastille her zehntausend Flintenschüsse los, die noch gefährlicher für die Belagernden, als für die Belagerten sind. Endlich mischt eine Kanone, von Soldaten der französischen Garde bedient, ihren Donner mit dem Gekrache des Musketenfeuers.

Es ist ein entsetzlicher Lärm, bei dem sich die Menge berauscht, und dieser Lärm fängt an, die Belagerten zu erschrecken, die sich zählen und einsehen, sie werden ein ähnliches Getöse, das sie betäubt, nimmer hervorzubringen imstande sein.

Die Offiziere der Bastille fühlen instinkartig, daß ihre Soldaten schwach werden; sie nehmen selbst Gewehre zur Hand und schießen.

In diesem Augenblick, mitten unter dem Geräusch von schwerem Geschütz und Kleingewehrfeuer, unter dem Gebrülle der Menge, als das Volk abermals vorstürzte, um die Toten aufzuheben und sich eine Wehr aus diesen Leichnamen zu machen, die durch den Mund ihrer Wunden um Rache schreien, erscheint am Eingang des ersten Hofes ein kleiner Haufen von

ruhigen Bürgern ohne Waffen. Sie durchschneiden die Menge, und schreiten vor, bereit, ihr Leben zu opfern, das nur durch die weiße Fahne, die ihnen voranzieht und Parlamentäre bezeichnet, geschützt wird.

Das ist eine Deputation des Stadthauses; die Wähler wissen, daß sich die Feindseligkeiten entsponnen haben; sie wollen dem Blutvergießen Einhalt thun, und man zwingt Flesselles, dem Gouverneur neue Vorschläge zu machen.

Diese Deputierten kommen im Namen der Stadt, um Herrn de Launay aufzufordern, das Feuer einzustellen und, um zugleich das Leben der Bürger, das seinige und das der Garnison zu schirmen, hundert Mann Bürgergarde im Innern der Festung aufzunehmen.

Das ist es, was die Deputierten auf ihrem Wege verbreiten. Selbst erschrocken über die Unternehmung, die es begonnen, ist das Volk, das die Verwundeten und die Toten auf Bahren vorübertragen sieht, bereit, diesen Vorschlag zu unterstützen; de Launay soll eine halbe Niederlage annehmen, und es wolle sich mit einem halben Siege begnügen.

Bei ihrem Anblick hört das Feuer des zweiten Hofes auf; man bedeutet ihnen durch ein Zeichen, daß sie näher kommen können, und sie nähern sich in der That, im Blute ausgleitend, über die Leichnahme steigend, den Verwundeten die Hand reichend.

Das Volk gruppiert sich zu ihrem Schütze. Leichname und Verwundete werden weggetragen; mit großen purpurroten Flecken das Pflaster der Hofe färbend, starrt das vergossene Blut.

Von Seiten der Festung hat das Feuer aufgehört. Billot geht hinaus, um es zu versuchen, auch das Feuer der Belagernden einzustellen. Vor dem Thore trifft er Gonchon ohne Waffen, der Gefahr trotzend wie ein Inspirierter, ruhig, als ob er unverwundbar wäre.

»Nun!« fragte er Billot, was ist aus der Deputation geworden?

»Sie ist in die Bastille eingetreten,« erwiderte Billot; »lassen Sie das Feuer einstellen.«

»Es ist unnötig,« entgegnete Gonchon mit derselben Sicherheit, als ob er die Fähigkeit gehabt hätte, in der Zukunft zu lesen.

»Gleichviel, respektieren wir die Kriegsgewohnheiten, da wir uns zu Soldaten gemacht haben.«

»Es sei,« sagte Gonchon.

Dann wandte er sich an zwei Männer aus dem Volk, die unter ihm diese ganze Masse zu befehligen schien, und sprach:

»Geht, Elie, geht, Hullin, und es falle kein Schuß mehr!«

Auf die Stimme ihres Führers eilten die zwei Adjutanten, die Wogen des Volkes durchschneidend, fort, und bald nahm das Geräusch des Musketenfeuers allmählich ab, bis es endlich ganz erlosch.

Es trat ein Augenblick der Ruhe ein. Man benützte ihn, um für die Verwundeten, deren Zahl sich schon auf fünfunddreißig bis vierzig belief, Sorge zu tragen.

Während dieses Augenblicks der Ruhe hört man zwei Uhr schlagen. Der Angriff hat um Mittag begonnen. Man kämpft also schon zwei Stunden.

Billot ist an seinen Posten zurückgekehrt, und Gonchon ist ihm nun gefolgt.

Sein Auge wendet sich unruhig nach dem Gitter; seine Ungeduld ist sichtbar.

»Was haben Sie?« fragte ihn Billot.

Ist die Bastille nicht in zwei Stunden genommen, so ist alles verloren,« antwortete Gonchon.

»Und warum dies?«

»Der Hof wird erfahren, mit welcher Arbeit wir beschäftigt sind, und uns die Schweizer von Bezenval und die Dragoner von Lambesa schicken, und dann werden wir zwischen drei Feuer genommen.«

Billot war genötigt, zu gestehen, es sei Wahres an dem, was Gonchon sagte.

Endlich erschienen die Deputierten wieder. Aus ihrer düsteren Miene ersah man, daß sie nichts erlangt hatten.

»Nun!« rief Gonchon strahlend vor Freude, »was sagte ich? Die prophezeiten Dinge werden in Erfüllung gehen; die verfluchte Festung ist verurteilt.«

Ohne nur die Deputation zu fragen, stürzte er sodann aus dem ersten Hof und schrie:

»Zu den Waffen! Kinder, zu den Waffen! Der Kommandant verweigert!«

Der Kommandant hatte in der That kaum den Brief von Flesselles gelesen, als sein Gesicht sich aufklärte, und statt den Vorschlägen, die man ihm machte, nachzugeben, rief er:

»Meine Herren Pariser, Sie haben den Kampf gewollt, nun ist es zu spät.«

Die Parlamentäre drangen in ihn und stellten ihm all das Unglück vor, das seine Verteidigung herbeiführen könne. Doch er wollte nichts hören und sagte am Ende zu den Parlamentären, was er zwei Stunden zuvor schon zu Billot gesagt hatte: »Geht, oder ich lasse Euch erschießen.«

Und die Parlamentäre entfernten sich.

Diesmal ist es Herr de Launay, der die Offensive ergriffen hat. Er scheint trunken vor Ungeduld. Noch ehe die Deputierten die Schwelle des Hofes überschritten haben, hat der Dudelsack des Herzogs von Sachsen ein Lied gespielt. Drei Personen sind gefallen; die eine ist tot, die zwei andern sind verwundet.

Diese zwei Verwundeten sind: der eine ein Soldat von der französischen Garde, der andere ein Parlamentär.

Beim Anblick dieses Mannes, den sein Charakter heilig machte, und den man mit Blut bedeckt wegrägt, erhitzt sich die Menge abermals.

Die zwei Adjutanten von Gonchon sind zurückgekehrt und haben wieder ihren Platz an seiner Seite eingenommen; doch jeder von ihnen hat Zeit gehabt, nach Hause zu gehen und seine Kleider zu wechseln.

Allerdings wohnt der eine beim Arsenal und der andere in der Rue de Charonne.

Hullin, anfangs Uhrmacher in Genf, sodann Jäger beim Marquis von Conflans, kommt mit seiner Livree zurück, die der Tracht eines ungarischen Offiziers gleicht.

Elie, Exoffizier im Regiment der Königin, hat seine Uniform wieder angezogen, die dadurch, daß sie glauben machen wird, das Heer sei für das Volk und mit demselben, dem Volke mehr Vertrauen geben muß.

Das Feuer beginnt mit größerer Erbitterung und Heftigkeit, als je.

In diesem Augenblick näherte sich Herr von Losme, der Major der Bastille, dem Gouverneur.

Das war ein braver und tapferer Soldat; aber es war etwas vom Bürger in ihm geblieben, und er sah zu seinem Schmerz, was vorging, und besonders, was vorgehen sollte.

»Herr Gouverneur,« sagte er, »wir haben keine Lebensmittel, wie Sie wissen.«

»Ich weiß es,« erwiderte de Launay.

»Sie missen auch, daß wir keinen Befehl haben.«

»Ich bitte um Verzeihung, Herr von Losme, ich habe den Befehl, die Bastille zu schließen, darum giebt man mir die Schlüssel.«

»Herr Gouverneur, die Schlüssel dienen ebenso gut dazu, die Thüren zu öffnen, als sie zu schließen. Hüten Sie sich, die ganze Garnison niedermetzeln zu lassen, ohne das Schloß zu retten. Zwei Triumphe für denselben Tag! Betrachten Sie die Menschen, die wir töten, sie wachsen aus dem Pflaster hervor. Heute morgen waren sie zu fünfhundert, vor zwei Stunden waren es zehntausend, nun sind es mehr als sechzigtausend; morgen werden es hunderttausend sein. Wenn unsere Kanonen schweigen, und das müssen sie am Ende thun, so wird dieses Volk stark genug sein, die Bastille mit seinen Händen zu zerstören.«

»Sie sprechen nicht wie ein Militär, Herr von Losme.«

»Ich spreche wie ein Franzose, mein Herr. Ich sage, da Seine Majestät uns keinen Befehl gegeben . . . ich sage, da uns der Stadtvogt einen sehr annehmbaren Vorschlag hat zukommen lassen: den Vorschlag, hundert Mann Bürgergarde in das Schloß aufzunehmen, so können Sie, um das Unglück, das ich vorhersehe, zu vermeiden, dem Vorschlag des Herrn von Flesselles beitreten.«

»Ihrer Ansicht nach, Herr von Losme, ist also die Gewalt, welche die Stadt Paris vertritt, eine Autorität, der wir gehorchen müssen?«

»In Abwesenheit der unmittelbaren Autorität Seiner Majestät, ja, Herr Gouverneur, das ist meine Ansicht.«

»Wohl denn,« sprach Herr de Launay, indem er den Major in eine Ecke des Hofes zog, »lesen Sie, Herr von Losme.«

Und er reichte ihm ein Blättchen Papier.

Der Major las:

»Halten Sie fest; ich belustige die Pariser mit Kokarden und Versprechungen. Vor dem Ende des Tages wird Ihnen Herr von Bezenval Verstärkung schicken.

Von Flesselles.

»Wie, dieser Zettel ist Ihnen zugekommen, Herr Gouverneur?« fragte der Major.

»In dem Brief, den mir die Herren Parlamentäre übergeben haben. Sie glaubten, mir den Befehl zur Übergabe der Festung zuzustellen und brachten mir den Befehl, sie zu verteidigen.«

Der Major neigte das Haupt.

»Gehen Sie an Ihren Posten, mein Herr,« sagte de Launay, »und verlassen Sie ihn nur, wenn ich Sie rufe.«

Herr von Losme gehorchte.

Herr de Launay legte kalt das Papier zusammen, steckte es in seine Tasche, kehrte zu seinen Kanonieren zurück und befahl ihnen, tief und richtig zu zielen.

Die Kanoniere gehorchten, wie Herr von Losme gehorcht hatte.

Doch das Geschick der Festung war bestimmt, keine menschliche Macht konnte die Erfüllung verzögern.

Auf jeden Kanonenschuß antwortete das Volk: Wir wollen die Bastille!

Und während die Stimmen verlangten, handelten die Arme.

Unter der Zahl der Stimmen, die am energischsten verlangten, unter der Zahl der Arme, die

am wirksamsten handelten, waren die Stimmen und die Arme von Billot und Pitou.

Nur ging jeder nach seiner Natur zu Werke.

Billot hatte sich mutig und vertrauensvoll, nach Art der Bulldogs, Kugeln und Kartätschen trotzend, mit einem Schlag vorwärts geworfen.

Klug und umsichtig wie der Fuchs, im höchsten Grade mit dem Instinkte der Erhaltung begabt, benützte Pitou alle seine Fähigkeiten, um die Gefahr zu überwachen und zu vermeiden.

Seine Augen kannten die mörderischen Schießscharten, sie unterschieden die unmerkliche Bewegung des Erzes, das zu schießen im Begriff ist. Er hatte endlich genau den Moment erraten, wo die Batterie der Wallbüchse über die Zugbrücke spielen würde.

Hatten dann seine Augen ihren Dienst gethan, so war die Reihe an seinen Gliedern, für ihren Eigentümer zu arbeiten.

Die Schultern verschwanden, die Brust zog sich ein, sein Körper bot keine beträchtlichere Oberfläche dar, als ein Brett von der Seite gesehen.

Er hatte einen Winkel in dem Gang von der ersten zur zweiten Zugbrücke gewählt, eine Art von senkrechter Brüstung, gebildet durch Steinvorsprünge.

Von seiner Ecke aus, in die er geduckt war, wie ein Hase in seinem Lager, that er dahin und dorthin einen Flintenschuß zur Befreiung seines Gewissens; denn er hatte vor sich nur Mauern und Holzstücke; doch das machte offenbar dem Vater Billot Vergnügen, da er ihm beständig zurief:

»Schieße doch, Träger, schieße!«

Dagegen rief *er* dem Vater Billot, um seinen Eifer zu dämpfen, statt aufzuregen, von Zeit zu Zeit zu:

»Entblößen Sie sich doch nicht so, Vater Billot!«

Oder auch:

»Nehmen Sie sich in acht, Herr Billot, treten Sie zurück; die Kanone schießt auf Sie, der Hahn des Dudelsacks kracht.«

Und kaum hatte er diese Worte voll Vorsicht gesprochen, als der Kanonendonner oder das Kleingewehrfeuer losbrach und die Kartätsche den Gang fegte.

Trotz aller dieser Ermahnungen verrichtete Billot Wunder der Stärke und der Bewegung, alles jedoch vergeblich. Da er sein Blut nicht vergießen konnte, und das war sicherlich nicht seine Schuld, so vergeudete er seinen Schweiß in großen Tropfen.

Zehnmal faßte ihn Pitou beim Schoß seines Rockes und zog ihn gegen seinen Willen gerade in dem Augenblick zu Boden, wo ihn ein Schuß niedergeschmettert hätte.

Doch Billot erhob sich immer wieder, stärker als zuvor, mit einer neuen Idee.

Bald bestand diese Idee darin, daß er auf dem Holze der Zugklappe der Brücke selbst die Balken zusammenhieb, welche die Ketten festhielten, wie er es schon gethan hatte.

Dann stieß Pitou ein Gebrülle aus, um den Pächter zurückzubringen; wenn er aber sah, daß dieses Gebrülle vergeblich war, so stürzte er aus seinem Schlupfwinkel hervor und sagte:

»Herr Billot, lieber Herr Billot, Frau Billot wird eine Witwe sein, wenn Sie getötet werden.«

Und man sah die Schweizer ihre Gewehrläufe schräge durch die Schießscharte strecken, um den Kühnen zu treffen, der es versuchte, ihre Brücke in Späne zu verwandeln.

Bald rief Billot die Kanone herbei, um die Zugklappe zu durchschießen; da spielte aber der

Dudelsack, die Artilleristen wichen zurück, und Billot blieb allein, um die Kanone zu bedienen, was Pitou abermals aus seinem Winkel zog.

»Herr Billot, rief er: Herr Billot! ich beschwöre Sie im Namen von Mademoiselle Katharine; bedenken Sie noch, wenn Sie sich töten lassen, wird Mademoiselle Katharine ein Waise sein.«

Billot fügte sich in diesen Grund, der mächtiger auf seinen Geist zu wirken schien, als der erste.

Endlich ersann die fruchtbare Einbildungskraft des Pächters eine letzte Idee.

Er lief nach dem Platze und schrie:

»Einen Karren! einen Karren!«

Pitou dachte, was gut sei, müsse, wenn es sich verdopple, vortrefflich sein. Er folgte Billot und rief:

»Zwei Karren! zwei Karren!«

Man brachte auf der Stelle zehn Karren.

»Stroh und trockenes Heu!« rief Billot. »Stroh und trockenes Heu!« wiederholte Pitou.

Und sogleich schleppten zweihundert Menschen jeder seinen Bund Heu oder Stroh herbei.

Andere häuften getrockneten Mist auf Tragbahnen.

Man war genötigt, zu rufen, man habe zehnmal mehr, als man brauche. In einer Stunde hätte man einen Haufen Fourage gehabt, der an Höhe der Bastille gleichgekommen wäre.

Billot stellte sich zwischen die Gabel eines mit Stroh beladenen Karrens und schob ihn vorwärts, statt ihn zu ziehen.

Pitou that dasselbe, ohne zu wissen, was er that; doch er dachte, es sei gut dem Pächter nachzuahmen.

Elie und Hullin errieten, was Billot vorbereitete; sie ergriffen jeder einen Karren und schoben ihn in den Hof.

Kaum hatten sie die Schwelle überschritten, als ein Kartätschenfeuer sie empfing. Man hörte die Kugeln und das Geschoß der Wallmuskete mit einem scharfen Geräusch in das Stroh oder in das Holz der Räder und der Karrenleitern eindringen. Doch keiner von den Angreifenden wurde berührt.

Sobald diese Salve vorüber war, stürzten zwei- bis dreihundert Füsiliere hinter die Karrenführer und, sich ein Obdach aus diesem Wall bildend, stellten sie sich unter die Zugklappe selbst.

Hier zog Billot aus seiner Tasche einen Feuerstahl und Zunder, legte ein Griffchen voll Pulver mitten in ein Papier und steckte das Pulver an.

Das Pulver zündete das Papier, das Papier das Stroh an.

Jeder teilte sich einen Brand mit, und die vier Karren entzündeten sich gleichzeitig.

Um das Feuer auszulöschen, mußte man herauskommen; kam man heraus, so gab man sich einem sichern Tode preis.

Die Flamme erreichte die Zugklappe, biß mit ihren scharfen Zähnen in das Holz und schlängelte sich die Balken entlang.

Ein Freudenschrei, der vom Hofe ausging, wurde von der ganzen Place Saint-Antoine wiederholt. Man sah den Rauch über die Türme emporsteigen und vermutete, etwas für die Belagerten Verhängnisvolles gehe in Erfüllung.

Die geröteten Ketten machten sich in der That von den Bohlen los; die Brücke fiel, halb zerbrochen, halb verbrannt, rauchend und knatternd.

Die Pompiers liefen mit ihren Spritzen herbei. Der Gouverneur befahl, zu feuern; doch die Invaliden weigerten sich. Die Schweizer allein gehorchten; doch die Schweizer waren keine Artilleristen, und man mußte die Kanonen verlassen.

Die französischen Garden dagegen, als sie das Feuer der Artillerie erloschen sahen, pflanzten ihr Geschütz auf; ihr dritter Schuß zerschmetterte das Gitter.

Der Gouverneur war auf die Plattform des Schlosses gestiegen, um zu sehen, ob die versprochene Hilfe käme, als er sich plötzlich von Rauch umhüllt sah. Da ging er hastig hinab und befahl den Artilleristen, zu feuern.

Die Weigerung der Invaliden brachte ihn außer sich. Nachdem das Gitter in Stücke gegangen war, kam er zur Einsicht, daß alles verloren sei.

Herr de Launay fühlte sich gehaßt. Er erriet, daß es keine Rettung mehr für ihn gab. Während der ganzen Zeit, die der Kampf gedauert, hatte er den Gedanken genährt, sich unter den Trümmern der Bastille zu begraben.

In dem Augenblick, wo er fühlt, daß jede Verteidigung unnütz ist, reißt er eine Lunte aus den Händen eines Artilleristen und springt nach dem Gewölbe, wo die Munition ist.

»Das Pulver!« riefen zwanzig erschrockene Stimmen, »das Pulver! das Pulver!«

Man hat in den Händen des Gouverneurs die Lunte glänzen sehen. Man errät seine Absicht. Zwei Soldaten stürzen vor und kreuzen das Bajonett auf seiner Brust in dem Augenblick, wo er die Thüre öffnet.

»Ihr könnt mich töten,« sagte Herr de Launay; »doch Ihr werdet mich nicht so schnell töten, daß ich nicht Zeit hätte, diese Lunte unter die Pulverfässer zu werfen, und dann springt Ihr alle Belagernde und Belagerte, in die Luft.«

Die Soldaten stehen still. Die Bajonette bleiben auf der Brust von de Launay gekreuzt; doch es ist immer noch de Launay, der befiehlt, und man weiß es, daß er das Leben von allen in seinen Händen hat. Seine Handlung hat alle an ihren Platz gefesselt. Die Angreifenden bemerken, daß etwas Außerordentliches vorgeht. Sie tauchen ihre Blicke in das Innere des Hofes und sehen den Gouverneur drohend und bedroht.

»Höret mich,« sprach de Launay; »so wahr ich den Tod von Euch allen in der Hand halte, wenn einer von Euch einen Schritt macht, um in diesen Hof zu dringen, so stecke ich das Pulver in Brand.«

Diejenigen, welche diese Worten hörten, glaubten den Boden unter ihren Füßen zittern zu fühlen.

»Was wollen Sie? was verlangen Sie!« riefen mehrere Stimmen mit dem Ausdruck des Schreckens.

»Ich will eine Kapitulation, und zwar eine ehrenhafte Kapitulation.«

Die Angreifenden nahmen auf die Worte de Launays keine Rücksicht; sie glaubten nicht an diesen Akt der Verzweiflung und wollten eindringen. Billot ist an ihrer Spitze. Plötzlich zittert, erbleicht Billot: er hat an den Doktor Gilbert gedacht.

Solange Billot nur an sich selbst dachte, war ihm wenig daran gelegen, ob die Bastille und er mit ihr in die Luft sprang; aber der Doktor Gilbert muß um jeden Preis leben.

»Haltet ein,« rief Billot, indem er sich Elie und Hullin entgegen warf; »haltet ein, im Namen

der Gefangenen!«

Und diese Männer, die den Tod für sich nicht fürchteten, wichen ebenfalls blaß und zitternd zurück.

»Was wollen Sie?« sagten sie, an den Gouverneur die Frage wiederholend, die schon von der Garnison an ihn gemacht worden war.

»Ich will, daß alle sich entfernen,« erwiderte Herr de Launay. Ich werde keine Vorschläge annehmen, solange ein Fremder in den Höfen der Bastille ist.«

»Werden Sie aber nicht unsere Abwesenheit benützen, um alles wieder in stand zu setzen?« entgegnete Billot.

»Wird die Kapitulation verweigert, so finden Sie alle Dinge, wie sie sind. Sie an jenem Thore, ich an diesem.«

»Sie geben uns Ihr Wort? Bei meinem adeligen Ehrenwort.«

Einige schüttelten den Kopf.

»Bei meinem adeligen Ehrenwort!« wiederholte de Launay. »Ist einer hier, der zweifelt, wenn ein Edelmann bei seinem Worte geschworen hat?«

»Nein, nein, niemand,« wiederholten fünfhundert Stimmen.

»Man bringe mir hierher Papier, eine Feder und Tinte.«

Die Befehle des Gouverneurs wurden auf der Stelle vollzogen.

»Es ist gut,« sagte de Launay.

Dann wandte er sich gegen die Angreifenden um und rief ihnen zu:

»Und nun, Ihr Leute, zieht euch zurück.«

Billot, Hullin und Elie gaben das Beispiel und zogen sich zuerst zurück.

Alle anderen folgten ihnen.

De Launay legte die Lunte auf die Seite und fing an, die Kapitulation auf seinem Knie zu schreiben.

Die Invaliden und die Schweizer begriffen, daß es sich um ihre Rettung handelte, und sahen ihm stillschweigend und mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Grauen zu.

De Launay wandte sich um, ehe er die Feder auf das Papier setzte. Die Höfe waren frei.

In einem Augenblick erfuhr man außen alles, was innen vor sich ging.

Die Bevölkerung kam, wie Herr von Losme gesagt hatte, unter dem Pflaster hervor. Hunderttausend Menschen umgaben die Bastille.

Es waren nicht allein Arbeiter, es waren Bürger von allen Klassen. Es waren nicht nur Männer, es waren Kinder, es waren Greise.

Und alle hatten eine Waffe, alle stießen einen Schrei aus.

Da und dort sah man mitten unter den Gruppen eine in Thränen zerfließende Frau mit zerzausten Haaren, die Hände ringend und den steinernen Riesen mit einer verzweiferten Geberde verfluchend.

Es war eine Mutter, deren Sohn die Bastille niedergeschmettert, es war eine Tochter, der die Bastille den Vater niedergeschmettert, es war ein Weib, dem die Bastille den Mann niedergeschmettert hatte.

Doch seit einem Augenblick hatte die Bastille keinen Lärm, keine Flamme, keinen Rauch mehr. Die Bastille war erloschen. Die Bastille war stumm wie ein Grab.

Vergebens hätte man es versucht, alle die Flecken von Kugeln zu zählen, die ihre Oberfläche besprenkelten. Jeder hatte seinen Schuß diesem Granitungeheuer, dem sichtbaren Symbol der Tyrannei, zusenden wollen.

Als man erfuhr, die furchtbare Bastille sei zu kapitulieren im Begriff, der Gouverneur habe sie zu übergeben versprochen, wollte es niemand glauben.

Unter dem allgemeinen Zweifel, als man es noch nicht wagte, sich Glück zu wünschen, als man noch stillschweigend wartete, sah man durch eine Schießscharte einen an die Spitze eines Degens gesteckten Brief hervorkommen.

Nur war zwischen dem Brief und den Belagernden der breite, tiefe mit Wasser gefüllte Graben.

Billot verlangt ein Brett: drei werden gebracht; er versucht, ohne daß sie, da sie zu kurz sind, das Ziel erreichen zu können. Ein viertes berührt die zwei Ränder des Grabens.

Billot befestigt sie, so gut er es vermag, und wagt sich, ohne zu zögern, auf die zitternde Brücke.

Die ganze Menge bleibt stumm. Aller Augen sind auf den Mann gerichtet, der über dem Graben zu schweben scheint. Zitternd setzt sich Pitou auf die Rückseite der Böschung und verbirgt seinen Kopf zwischen seinen Beinen.

Das Herz bricht ihm, er weint.

Plötzlich, in dem Augenblick, wo Billet die zwei Drittel des Uebergangs erreicht hat, schwankt das Brett. Billot streckt die Arme aus, fällt und verschwindet im Graben.

Pitou stürzt ihm brüllend nach, wie ein Neufundländer Hund seinem Herrn.

Da nähert sich ein Mensch dem Brett, von dem Billot herabgefallen war. Ohne Zögern schlägt er denselben Weg ein. Dieser Mensch ist Stanislaus Maillard, der Gerichtsdieners im Chatelet.

An der Stelle angelangt, wo Billot und Pitou im Schlamm zappeln, schaut er einen Augenblick unter sich, und da er sieht, daß sie den Rand des Grabens unversehrt erreichen werden, schreitet er vorwärts.

Eine halbe Minute nachher ist er auf der andern Seite des Grabens und hat das Billet, das man ihm an der Degenspitze reicht.

Mit derselben Ruhe, mit derselben Festigkeit des Ganges kehrt er über das Brett zurück.

Doch in dem Augenblick, wo alle Welt sich um ihn drängt, um zu lesen, stürmt ein Hagel von Kugeln von den Zinnen herab, während man zugleich einen entsetzlichen Donner des Geschützes vernimmt.

Ein einziger Schrei, doch einer von den Schreien, welche die Rache des Volkes verkündigen, dringt aus der Brust aller hervor.

»Traut den Tyrannen!« ruft Gonchon.

Und ohne sich mehr mit der Kapitulation zu beschäftigen, ohne sich um das Pulver zu kümmern, ohne an sich, ohne an die Gefangenen zu denken, ohne auf etwas anderes, als auf Rache zu sinnen, zu wünschen, zu verlangen, stürzt das Volk in die Höfe, nicht mehr zu Hunderten, sondern zu Tausenden.

Was das Volk einzudringen verhindert, ist nicht das Musketenfeuer: es sind die zu engen Thore.

Bei diesem Donner des Geschützes weisen sich die zwei Soldaten, die ihn nicht verlassen

haben, auf Herrn de Launay, ein dritter bemächtigt sich der Lunte und zertritt sie unter seinem Fuß.

De Launay zieht seinen in seinem Stocke verborgenen Degen und will sich damit erstechen; man zerbricht den Degen zwischen seinen Händen.

Er begreift nun, daß er nichts anderes mehr zu thun hat, als zu warten, und er wartet.

Das Volk rückt heran, die Garnison reicht ihm die Hände, und die Bastille ist im Sturm, mit Gewalt, ohne Kapitulation genommen.

Seit hundert Jahren ist es nicht mehr die träge Materie, die man in die königliche Feste einschließt, es ist der Geist. Der Geist hat die Bastille gesprengt, und das Volk ist durch die Bresche eingedrungen.

Was das Schießen mitten unter dem allgemeinen Schweigen, während des Waffenstillstandes, betrifft, was diesen, unvorhergesehenen, unpolitischen, tödlichen Angriff betrifft, niemand hat je erfahren, wer den Befehl dazu gegeben, wer ihn angeregt, vollbracht.

Es giebt Augenblicke, wo die Zukunft einer ganzen Nation in der Wage des Schicksals gewogen wird. Eine von den Schalen gewinnt die Oberhand. Schon glaubt jeder das vorgesetzte Ziel erreicht zu haben. Plötzlich läßt eine unsichtbare Hand die Klinge eines Dolches oder die Kugel einer Pistole in die andere Schale fallen. Da verändert sich alles, und man hört nur noch einen einzigen Schrei: Wehe dem Besiegten!

XVIII.

Der Doktor Gilbert.

Während das Volk, brüllend zugleich vor Freude und vor Wut, in die Höfe der Bastille stürmt, plätschern zwei Menschen im schlammigen Wasser der Gräben.

Diese zwei Menschen sind Billot und Pitou.

Pitou unterstützt Billot; keine Kugel hat ihn getroffen, kein Schuß hat ihn erreicht, doch sein Sturz hat den guten Pächter ein wenig betäubt.

Man wirft ihnen Stricke zu, man reicht ihnen Stangen.

Pitou erwischt eine Stange, Billot einen Strick.

Nach fünf Minuten werden sie im Triumph umhergetragen und umarmt, so kotig sie auch sind.

Der eine giebt Billot einen Schluck Branntwein, der andere stopft Pitou mit Wurst und gießt Wein darauf.

Ein dritter reibt sie ab und führt sie in die Sonne.

Plötzlich durchzuckt ein Gedanke, oder vielmehr eine Erinnerung den Geist von Billot; er entreißt sich der geschäftigen Sorge der Teilnehmenden und eilt gegen die Bastille zu.

»Zu den Gefangenen!« ruft er im Laufe, zu den Gefangenen!

»Ja, zu den Gefangenen!« ruft Pitou, dem Pächter nacheilend.

Die Menge, die bis dahin nur an die Henker gedacht hatte, bebte im Gedanken an die Opfer.

Sie wiederholt mit einem Schrei: »Ja, ja, zu den Gefangenen!«

Und ein neuer Strom von Angreifenden durchbricht die Dämme und scheint die Seiten der Festung zu erweitern, um die Freiheit hineinzutragen.

Ein entsetzliches Schauspiel bot sich nun den Augen von Billot und Pitou. Trunken, wütend, rasend, war die Menge in die Höfe gestürzt. Den ersten Soldaten, der ihr in die Hände gefallen, hatte sie in Stücke gehauen.

Gonchon ließ sie gewähren. Ohne Zweifel dachte er, der Zorn des Volkes sei wie der Strom der großen Flüsse, er richte mehr Unheil an, wenn man ihn aufzuhalten suche, als wenn man ihn ruhig sich verlaufen lasse.

Elie und Hullin dagegen hatten sich den Schlächtern entgegengeworfen: sie baten, sie flehten, sie sagten – eine großmütig erhabene Lüge – sie hatten der Garnison die Erhaltung ihres Lebens versprochen.

Die Ankunft von Billot und Pitou war eine Verstärkung für sie.

Billot, den man rächen wollte, Billot lebte; Billot war nicht einmal verwundet, es hatte sich nur das Brett unter seinem Fuße gedreht. Er hatte nur ein Schlammbad genommen, und nichts andres.

Auf die Schweizer war man hauptsächlich erbost; doch man fand keine Schweizer mehr. Sie hatten Zeit gehabt, Kittel von grauer Leinwand anzuziehen, und man hielt sie für Knechte oder für Gefangene. Die Menge zerschmetterte mit Steinwürfen die zwei Gefesselten der Uhrtafel. Die Menge eilte auf die Höhe der Türme, um die Kanonen zu beschimpfen, die den Tod gespiesen

hatten. Die Menge packte die Steine an und machte sich die Hände blutig, indem sie dieselben ausreißen wollte. Als man die ersten Sieger auf der Plattform erscheinen sah, ließ alles, was außen war, das heißt, hunderttausend Menschen, ein ungeheures Geschrei vernehmen.

Dieses Geschrei erhob sich über Paris und schwang sich wie ein Adler mit raschen Flügeln über Frankreich hin:

Die Bastille ist genommen!

Bei diesem Ruf zerschmolzen die Herzen, befeuchteten sich die Augen, öffneten sich die Arme; es gab keine entgegengesetzte Parteien, keine feindliche Kasten mehr; alle Pariser fühlten, daß sie Brüder, alle Menschen begriffen, daß sie frei waren.

Eine Million Menschen hielt sich in gegenseitiger Umarmung.

Billot und Pitou waren im Gefolge den einen und den andern voranschreitend eingedrungen; sie wollten nicht ihren Anteil am Triumph, sondern die Freiheit der Gefangenen.

Als sie durch den Hof des Gouvernements kamen, gingen sie an einem Mann in grauem Rock vorüber, der ruhig und die Hand auf einen Stock mit goldenem Knopf gestützt da stand. Dieser Mann war der Gouverneur. Er wartete unbeweglich, bis entweder seine Freunde ihn retten, oder seine Feinde ihn erschlagen würden.

Billot, als er ihn erblickte, erkannte ihn sogleich, gab einen Schrei von sich und ging gerade auf ihn zu.

De Launay erkannte den Pächter auch. Er kreuzte die Arme und wartete, Billot anschauend, als wollte er zu ihm sagen:

»Bist du es, der mir den ersten Streich versetzen wird?«

Billot begriff und blieb stehen.

»Wenn ich mit ihm spreche,« sagte er zu sich selbst, »so mache ich, daß man ihn erkennt; wird er erkannt, so ist er tot.«

Doch wie den Doktor Gilbert inmitten dieses Chaos finden? Wie der Bastille das in seinen Eingeweiden verschlossene Geheimnis entreißen?

Dieses ganze Zögern, dieses ganze heldenmütige Bedenken begriff de Launay ebenfalls.

»Was wollen Sie?« fragte halblaut de Launay.

»Nichts,« erwiderte Billot, indem er mit dem Finger auf das Thor deutete, um ihm zu bezeichnen, die Flucht sei noch möglich. »Nichts. Ich werde den Doktor Gilbert wohl finden können.«

»Dritte Bertaudiere,« antwortete de Launay mit weicher, beinahe gerührter Stimme.

Und er blieb auf derselben Stelle.

Plötzlich sprach eine Stimme hinter Billot:

»Ah! hier ist der Gouverneur.«

Die Stimme war ruhig, als ob sie nicht dieser Welt angehört hätte, und dennoch fühlte man, daß jedes Wort, das sie gesprochen, ein scharfer, gegen die Brust von de Launay gerichteter Dolch war.

Gonchon hatte so gesprochen.

Bei seinen Worten, wie beim Schalle einer Sturmglocke bebten alle diese rachetrunkenen Menschen; sie schauten mit flammenden Augen umher, erblickten de Launay und stürzten auf ihn los.

»Retten Sie ihn, oder er ist verloren,« sagte Billot, an Elie und Hullin vorübergehend.

»Helfen Sie uns,« erwiderten die zwei Männer.

»Ich muß hier bleiben, ich habe auch einen zu retten.«

In einem Augenblick war de Launay von tausend Händen bedroht, emporgehoben, fortgeschleppt.

Elie und Hullin eilten ihm nach und riefen:

»Haltet ein, wir haben ihm Schonung seines Lebens zugesagt.«

Das war nicht wahr; doch die erhabene Lüge drang gleichzeitig aus diesen zwei edlen Herzen hervor.

Unter dem Geschrei: Nach dem Stadthaus! nach dem Stadthaus! war de Launay, gefolgt von Elie und Hullin, in einer Sekunde durch den Gang verschwunden, der aus der Bastille führt.

De Launay, eine lebendige Beute, war für gewisse Sieger so viel wert, als die tote Beute der Bastille.

Sie bot übrigens ein seltsames Schauspiel, die traurige, schweigsame Feste, seit vier Jahrhunderten nur durch Wachen, Kerkermeister und einen düstern Gouverneur besucht, nun aber die Beute des Volks geworden, das in den Höfen umherlief, die Treppen auf- und abstieg, wie ein Bienenschwarm summte und den Granitkorb mit Bewegung und Geräusch erfüllte.

Billot schaute de Launay einen Augenblick nach; dieser wurde mehr fortgetragen, als geführt, und schien über der Menge zu schweben.

Doch in einer Sekunde war er verschwunden. Billot seufzte, sah umher, erblickte Pitou, eilte nach einem Turme und rief: »Dritte Bertaudiere!«

Ein zitternder Gefangenewärter fand sich auf seinem Wege.

»Dritte Bertaudiere,« sagte Billot.

»Dorthin, mein Herr,« erwiderte der Gefangenewärter, »doch ich habe die Schlüssel nicht.«

»Wo sind sie denn?«

»Man hat sie mir genommen.«

»Bürger, leihe mir deine Axt,« sprach Billot zu einem Vorstädter.

»Ich gebe sie dir,« antwortete dieser, »ich brauche sie nicht mehr, da die Bastille genommen ist.«

Billot ergriff die Axt und eilte, von dem Gefangenewärter geführt, eine Treppe hinauf.

Der Gefangenewärter blieb vor einer Thüre stehen.

»Dritte Bertaudiere?« fragte er.

»Ja.«

»Das ist hier.«

»Heißt der Gefangene, der in diesem Zimmer eingeschlossen ist, nicht Doktor Gilbert?«

»Ich weiß es nicht.«

»Seit fünf bis sechs Tagen erst angekommen.«

ich weiß es nicht.«

»Nun,« sagte Billot, »ich werde es erfahren.«

Und nun griff er die Thüre mit gewaltigen Axtstreichen an.

Sie war von Eichenholz; doch unter den Streichen des kräftigen Pächters zersprang das Holz

in Splitter.

Nach einigen Sekunden konnte der Blick in die Zelle dringen.

Billot hielt sein Auge an die Öffnung. Durch die Öffnung tauchte sein Blick in das Gefängnis.

In der Linie des Lichtstrahls, der in den Kerker durch das vergitterte Fenster des Turms eindrang, stand, ein wenig zurückgebogen, in der Hand ein aus seinem Bett gerissenes Querholz haltend, ein Mann in verteidigender Stellung. Dieser Mann hielt sich offenbar bereit, den ersten, der eintreten würde, niederzuschlagen.

Trotz seines langen Bartes, trotz seines bleichen Gesichtes, trotz seiner kurz geschnittenen Haare erkannte ihn Billot. Es war der Doktor Gilbert.

»Doktor! Doktor! sind Sie es?«

»Wer ruft mich?« fragte der Gefangene.

»Ich, ich, Billot, Ihr Freund.«

»Sie, Billot?«

»Ja! ja! er! er! wir! wir!« riefen zwanzig Stimmen, die bei den furchtbaren Streichen, die Billot that, auf dem Ruheplatz stehen geblieben waren.

»Wer, ihr?«

»Wir, die Sieger der Bastille! Die Bastille ist genommen. Sie sind frei!«

»Die Bastille ist genommen! ich bin frei!« rief der Doktor.

Und er streckte seine beiden Hände durch die Öffnung und rüttelte so gewaltig an der Thüre, daß die Angeln und das Schloß sich losreißen zu wollen schienen, und daß ein schon durch Billot erschütterter eichener Flügel krachte, zerbrach und in den Händen des Gefangenen blieb.

»Warten Sie, warten Sie,« sagte Billot, denn er begriff, eine zweite der ersten ähnliche Anstrengung würde des Doktors überreizten Kräfte erschöpfen, »warten Sie.«

Und er verdoppelte seine Streiche.

Durch die Öffnung, die sich immer mehr vergrößerte, konnte er den Gefangenen sehen. Dieser war wieder auf seinen Stuhl gesunken, bleich wie ein Gespenst und unfähig, das Querholz aufzuheben, das bei ihm lag, der kurz vorher, einem Simson ähnlich, beinahe die Bastille erschüttert hätte.

»Billot! Billot!« murmelte er.

»Ja! ja!« und auch ich, der Pitou, »Herr Doktor; Sie erinnern sich wohl des armen Pitou, den Sie bei Tante Angélique in die Kost gebracht haben; auch Pitou kommt, um Sie zu befreien.«

»Aber ich kann ja durch diese Öffnung schlüpfen,« sagte der Doktor.

»Nein! nein!« antworteten die Stimmen; »warten Sie.«

Alle Anwesenden vereinigten ihre Kräfte in einer gemeinschaftlichen Anstrengung. Die einen schoben ein Brecheisen zwischen die Mauer und die Thüre, andere ließen einen Hebel am Schloß spielen; wieder andere drückten und stießen mit ihren angestemmtten Schultern und ihren krampfhaft zusammengezogenen Händen. Das Eichenholz ließ ein letztes Krachen hören, die Wand schieferte sich ab, und alle stürzten miteinander durch die zerbrochene Thür, durch die abgestoßene Mauer wie ein Strom in das Innere des Gefängnisses. Gilbert befand sich in den Armen von Pitou und von Billot.

Gilbert, der kleine Bauer vom Schlosse Tavernen, Gilbert, den wir in seinem Blute gebadet in einer Grotte der Azoren gelassen haben, war nun ein Mann von vier- bis fünfunddreißig Jahren,

von bleicher, aber nicht krankhafter Gesichtsfarbe, mit leuchtenden Augen, voll entschlossener Willenskraft. Nie verlor sich sein Blick umherirrend im Räume; heftete er ihn nicht auf einen äußeren Gegenstand, der ihn zu fesseln würdig war, so heftete er ihn auf seine eigenen Gedanken, und wurde darum nur umso düsterer und tiefer. Seine Nase war gerade und stand mit seiner Stirne durch eine direkte Linie in Verbindung; sie überragte eine stolze Oberlippe, die durch einen leichten Zwischenraum, der sie von ihrer Unterlippe trennte, den blendenden Schmelz seiner Zähne sehen ließ. In gewöhnlichen Zeiten war sein Anzug einfach und streng, wie der eines Quäkers. Doch diese Strenge grenzte durch die außerordentliche Reinlichkeit an die Eleganz. Sein etwas mehr als mittlerer Wuchs war schön geformt; was seine ganz nervöse Stärke betrifft, so haben wir soeben gesehen, wie weit sie in einer ersten Bewegung der Gereiztheit gehen konnte, mochte diese Gereiztheit nun den Zorn oder den Enthusiasmus zur Ursache haben.

Obschon seit sechs Tagen im Kerker, hatte doch der Gefangene dieselbe Sorge auf sich verwendet; sein mehrere Linien langer Bart hob noch mehr sein blasses Gesicht hervor und zeigte die einzige Spur von Vernachlässigung.

Nachdem er Pitou und Billot in seine Arme geschlossen, wandte er sich gegen die in sein Gefängnis eingedrungene Menge.

Dann, als ob ein Augenblick genügt hätte, ihm die ganze Herrschaft über sich selbst wieder zu verleihen, sprach er:

»Der Tag, den ich vorhergesehen, ist gekommen. Dank Euch, meine Freunde, Dank dem ewigen Geiste, der über der Freiheit der Völker wacht.«

Und er reichte seine beiden Hände der Menge, die, an der Erhabenheit seines Blickes, an der Würde seiner Stimme einen großen Mann erkennend, dieselben kaum zu berühren wagte.

Dann verließ er seine Zelle und ging, gestützt auf die Schulter von Billot und gefolgt von Pitou und seinen Befreiern, allen diesen Menschen voran.

Der erste Augenblick war von Gilbert der Freundschaft und der Dankbarkeit geschenkt worden, der zweite hatte die Entfernung erwogen, die den gelehrten Doktor getrennt von dem unwissenden Pächter, dem guten Pitou und dieser ganzen Menge, die ihn befreite.

Bei der Thüre angelangt, blieb Gilbert vor dem Lichte des Himmels, das ihn überströmte, stehen. Er blieb stehen, kreuzte die Arme auf seiner Brust, schlug die Augen zum Himmel auf und sprach:

»Gegrüßet seist du, schöne Freiheit; ich habe deiner Geburt bereits drüben in der neuen Welt beigewohnt, und wir sind alte Freunde. Gegrüßet feist du, schöne Freiheit!«

Und das Lächeln des Doktors besagte in der That: der Jubel, den er hier von einem ganzen freiheitstrunkenen Volke vernahm, sei für ihn nichts neues.

Nachdem er sich sodann einige Sekunden gesammelt hatte, fragte er:

»Billot, das Volk hat also den Despotismus besiegt?«

»Ja, Herr.«

»Und Sie haben sich geschlagen?«

»Ich bin gekommen, um Sie zu befreien.«

»Sie wußten von meiner Verhaftung?«

»Ihr Sohn hat mich heute morgen davon unterrichtet.«

»Armer Emil! haben Sie ihn gesehen?«

»Ich habe ihn gesehen.«

»Ist er ruhig in seiner Kostschule geblieben?«

»Ich habe ihn, sich sträubend, in den Händen von vier Krankenwärtern gelassen.«

»Ist er krank, hat er das Delirium?«

»Er wollte mit uns ziehen, um sich zu schlagen.«

»Ah!« rief der Doktor, und ein Lächeln des Triumphes umspielte seine Lippen. Sein Sohn entsprach seiner Hoffnung.

»Sie haben also gesagt?« fragte er Billot.

»Ich habe gesagt, da der Doktor Gilbert in der Bastille ist, so nehmen wir die Bastille. Nun ist die Bastille genommen. Das ist noch nicht alles.«

»Was giebt es noch?«

»Das Kistchen ist gestohlen.«

»Das Kistchen, das ich Ihnen anvertraute?«

»Ja.«

»Und durch wen gestohlen?«

»Durch Leute, die sich unter dem Vorwand, Ihre Broschüre in Beschlag zu nehmen, bei mir eingeschlichen, mich verhaftet, eingeschlossen, das Haus durchsucht, das Kistchen gefunden und fortgenommen haben.«

»An welchem Tage?«

Gestern.

»Ho! ho! es findet offenbar ein Zusammenhang zwischen meiner Verhaftung und dem Diebstahl statt. Dieselbe Person, die mich festnehmen ließ, hat zu gleicher Zeit auch das Kistchen stehlen lassen. Erfahre ich den Urheber der Verhaftung, so kenne ich auch den Urheber des Diebstahls. Wo sind die Archive?« fragte der Doktor den Gefangenewärter.

»Im Hofe des Gouvernements, mein Herr,« antwortete dieser.

»Zu den Archiven also, Freunde, zu den Archiven!« rief der Doktor.

»Mein Herr,« sagte der Gefangenewärter, der ihn einen Augenblick zurückhielt, »lassen Sie mich Ihnen folgen, oder empfehlen Sie mich diesen wackern Leuten, damit mir kein Unglück widerfährt.«

»Es sei,« sprach Gilbert.

Dann wandte er sich an die Menge, die ihn mit einer Mischung von Neugierde und Ehrfurcht umgab, und sagte:

»Freunde, ich empfehle euch diesen braven Mann; er trieb sein Handwerk, indem er die Türen öffnete und schloß; doch er war mild gegen die Gefangenen, und es werde ihm kein Leid angethan.«

»Nein! nein!« rief man von allen Seiten; »nein, er fürchte sich nicht, er braucht nicht bange zu haben, er komme.«

»Ich danke, mein Herr,« sagte der Gefangenewärter; »doch wenn Sie in die Archive wollen, beeilen Sie sich; ich glaube, man verbrennt die Papiere.«

»Oh! dann ist kein Augenblick zu verlieren!« rief Gilbert; in die Archive!

Und er eilte nach dem Hofe des Gouvernements; die Menge, an deren Spitze beständig Billot und Pitou marschierten, folgte ihm auf den Fersen.

Fünftes bis achtes Bändchen

XIX.

Das Dreieck.

Vor der Thüre des Saales der Archive brannte ein ungeheures Feuer von Papieren. Man hatte sich der Archive der Bastille bemächtigt. Es war ein weiter, mit Registern und Plänen gefüllter Saal; die Akten von allen seit hundert Jahren in der Bastille eingeschlossenen Gefangenen lagen hier aufgehäuft. Das Volk zerriß diese Papiere voll Wut; ohne Zweifel dünkte es ihm, wenn es alle die Gefängnisregister zerreiße, gebe es auf eine gesetzliche Weise den Gefangenen die Freiheit.

Gilbert trat ein; unterstützt von Pitou, durchsuchte er die Register, die noch aufrecht in den Fächern standen; die Register des laufenden Jahres fanden sich nicht.

Der Doktor, sonst ein ruhiger, kalter Mann, stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße. In diesem Augenblicke gewährte Pitou einen von den heldenmütigen Straßenjungen, deren es immer noch bei den Volkssiegen giebt; er lief nach dem Feuer und trug auf seinem Kopf einen Band, der seiner ganzen Form nach demjenigen ähnlich war, welchen der Doktor Gilbert durchblätterte.

Pitou eilte ihm nach und hatte ihn mit seinen langen Beinen bald eingeholt. Es war das Register vom Jahre 1789.

Die Unterhandlung dauerte nicht lange. Pitou gab sich als Sieger zu erkennen, erklärte, ein Gefangener bedürfe des Registers, und der Straßenjunge trat es ihm ab und tröstete sich mit den Worten: Bah! ich werde ein andres verbrennen.

Pitou öffnete das Register, suchte, blätterte, las, und fand, bei der letzten Seite angelangt, die Worte: Heute, am 9. Juni 1789, ist Herr Gilbert, Philosoph und sehr gefährlicher Publizist, eingetreten; in den engsten Gewahrsam zu bringen.

Er brachte das Register dem Doktor.

»Herr Gilbert, ist das nicht das, was Sie suchen?«

»Oh!« rief der Doktor, das Register ergreifend, »ja, das ist es. Wir wollen sehen, von wem der Befehl kommt.«

Und er suchte am Rande.

»Necker!« rief er, »der Befehl, mich zu verhaften, von Necker, meinem Freunde, unterzeichnet. Oh! hier waltet sicherlich ein Irrtum ob.«

»Necker ist Ihr Freund?« rief die Menge voll Achtung, denn man erinnert sich, welchen Einfluß dieser Name auf das Volk übte.

»Ja, ja, mein Freund, ich behaupte es,« sagte der Doktor, »und Necker, davon bin ich fest überzeugt, wußte nicht, daß ich im Gefängnis war. Doch ich will ihn aufsuchen und . . .«

»Wo aufsuchen?« fragte Billot.

»In Versailles.«

»Herr Necker ist nicht in Versailles; Herr Necker ist in der Verbannung, in Brüssel.«

»Aber seine Tochter?«

»Die Tochter wohnt auf dem Gute Saint-Quen,« sprach eine Stimme aus der Menge.

»Ich danke,« sagte Gilbert, ohne nur zu wissen, an wen er seinen Dank richtete.

Dann wandte er sich gegen die Verbrenner und sprach:

»Freunde, im Namen der Geschichte, die in diesen Archiven die Verurteilung der Tyrannen finden wird, flehe ich euch an, haltet ein mit der Verwüstung! Zerstört die Bastille Stein um Stein, daß keine Spur davon übrig bleibt, aber verschont die Papiere, verschont die Register, das Licht der Zukunft liegt darin.«

Kaum hatte die Menge diese Worte gehört, als sie dieselben mit ihrem erhabenen Verstande erwog.

»Der Doktor hat recht,« riefen hundert Stimmen, »keine Verwüstung! Nach dem Stadthause alle Papiere!«

Ein Pompier, der mit fünf bis sechs von seinen Kameraden, eine Feuerspritze schleppend, in den Hof gekommen war, richtete die Röhre seines Werkzeugs nach dem Herd und löschte ihn aus.

»Und auf wessen Verlangen sind Sie verhaftet worden?« fragte Billot.

»Ah! das ist es gerade, was ich suche und nicht herausbringen kann, der Name ist nicht beigeschrieben,« antwortete der Doktor.

Und nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, fügte er hinzu:

»Doch ich werde es erfahren.«

Und er riß das Blatt, das ihn betraf, heraus, legte es zusammen und steckte es in seine Tasche. Dann sprach er zu Billot und Pitou:

»Freunde, laßt uns gehen, wir haben nichts mehr hier zu thun.«

»Gehen wir,« erwiderte Billot; »nur ist das leichter gesagt, als ausgeführt.«

Durch die Neugierde gedrängt, strömte gegen das Innere der Höfe eine solche Menge durch den Eingang der Bastille, daß sie deren Thore versperrte. Am Eingang der Bastille waren die andern Gefangenen.

Acht Gefangene, Gilbert mitgezählt, hatte man befreit.

Sie hießen: Jean Bechade, Bernard Laroche, Jean Lacaurege, Antoine Pujade, von White, der Graf von Solage und Tavernier.

Die vier ersten flößten nur ein geringes Interesse ein. Sie waren beschuldigt, einen Wechsel gefälscht zu haben, ohne daß sich je ein Beweis gegen sie erhoben hatte, was auf den Glauben führen sollte, die Anklage sei falsch gewesen. Sie befanden sich erst seit zwei Jahren in der Bastille.

Die anderen waren der Graf von Solage, von White und Tavernier.

Der Graf von Solage war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, voll freudigen Ergusses; er umarmte seine Befreier, pries ihren Sieg und erzählte ihnen seine Gefangenschaft. Im Jahr 1782 verhaftet und in Vincennes infolge eines von seinem Vater erlangten Geheimbriefes eingesperrt, war er von Vincennes nach der Bastille gebracht worden, wo er fünf Jahre geblieben, ohne daß er einen Richter gesehen, ohne daß man ihn ein einziges Mal verhört hatte. Seit zwei Jahren war

sein Vater tot, und niemand hatte an ihn gedacht; wäre die Bastille nicht genommen worden, so hätte sich wahrscheinlich keine Seele mehr seiner erinnert.

Von White war ein Greis von sechzig Jahren; er sprach mit einem fremden Accent unzusammenhängende Worte. Auf die vielen sich kreuzenden Fragen antwortete er, er wisse nicht, seit wie langer Zeit er verhaftet sei und aus welchem Grunde man ihn verhaftet habe. Er erinnerte sich nur, daß Herr von Sartines ein Vetter von ihm war, mehr nicht. Ein Schließer, Namens Guyon, hatte in der That einmal gesehen, wie Herr von Sartines in den Kerker von White eingetreten war und ihn eine Vollmacht hatte unterzeichnen lassen. Doch der Gefangene hatte diese Umstände völlig vergessen.

Tavernier war der Älteste von allen. Er zählte zehn Jahre Gefangenschaft auf den Sainte-Marguerite-Inseln und dreißig in der Bastille; er war ein Greis von neunzig Jahren, mit weißen Haaren und weißem Bart; seine Augen hatten sich in der Dunkelheit abgestumpft, und er sah nur noch wie durch eine Wolke. Als man in sein Gefängnis eintrat, begriff er nicht, was man hier wollte; und als man ihm von Freiheit sprach, schüttelte er den Kopf; erst dann, als man ihm bemerkte, die Bastille sei genommen, rief er aus:

»Ho! ho! was werden König Ludwig XV., Frau von Pompadour und der Herzog von La Vailliere dazu sagen?«

Tavernier war durch die lange Gefangenschaft noch nicht zum Narren geworden; er war nur, wie White, Idiot.

Die Freude dieser Menschen war gräßlich anzuschauen, sie schrie nach Rache, sie war eine Freude mit Angst und Schrecken gepaart. Zwei oder drei schienen nahe daran, unter diesem, aus einem hunderttausendfachen Geschrei bestehenden Tumult zu verscheiden. Sie, die seit ihrem Eintritt in die Bastille nie mehr die Stimmen von zwei zugleich sprechenden Menschen gehört hatten; sie, die nur noch an das langsame geheimnisvolle Geräusch des Holzes, das in der Feuchtigkeit knarrt, der Spinne, die heimlich ihr Gewebe mit einem Picken, ähnlich dem einer unsichtbaren Pendeluhr, verfertigt; oder an das Geräusch der Ratte gewöhnt waren, die kratzt und weiter läuft.

In dem Augenblick, wo Gilbert erschien, machten die Enthusiasten den Vorschlag, die Gefangenen im Triumphe umherzutragen, welcher Vorschlag einstimmig angenommen wurde.

Gilbert hätte sehr gewünscht, dieser Huldigung zu entgehen, aber es war nicht möglich; er, Billot und Pitou waren bereits erkannt.

Das Geschrei: »Nach dem Stadthaus! nach dem Stadthaus!« erscholl abermals, und Gilbert sah sich auf die Schultern von zwanzig Personen zugleich emporgehoben.

Vergebens wollte der Doktor widerstehen, vergebens teilten Billot und Pitou ihre kräftigsten Faustschläge an ihre Waffenbrüder aus: die Freude und die Begeisterung hatten die Haut des Volkes abgehärtet. Faustschläge, Schläge mit Pikenschäften, mit Flintenkolben kamen den Siegern wie Liebkosungen vor und verdoppelten nur ihre Berauschung.

Gilbert war also genötigt, sich auf den Schild erheben zu lassen.

Der Schild war ein Tisch, in dessen Mitte man eine Lanze aufgepflanzt hatte, die dem Triumphator als Stützpunkt dienen sollte.

So beherrschte der Doktor Gilbert diesen Ocean von Köpfen, der von der Bastille nach der Arcade Saint-Jean seine Wogen schlug, ein Meer voller Stürme, dessen Wellen mitten unter Piken, Bajonetten und Waffen von allen Arten, von allen Formen und Epochen die Gefangenen

im Triumph davontragen.

Doch zu gleicher Zeit wälzte der erschreckliche, unwiderstehliche Ozean eine andere Gruppe fort, die so fest zusammengedrängt war, daß sie eine Insel zu sein schien. Diese Gruppe führte de Launay als Gefangenen weg. In ihrem Umkreis machten sich nicht minder geräuschvolle, nicht minder enthusiastische Schreie hörbar, doch es waren keine Siegesrufe, sondern Todesdrohungen.

Von dem erhabenen Punkte aus, wo er sich befand, verlor Gilbert nicht den kleinsten Umstand von dem furchtbaren Schauspiel.

Unter all den Gefangenen, denen man die Freiheit wiedergegeben, war nur Gilbert im vollen Besitz seiner Fähigkeiten. Die fünf Tage Gefangenschaft bildeten nur einen dunkeln Punkt in seinem Leben. Sein Auge hatte nicht Zeit gehabt, in der Finsternis der Bastille zu erlöschen oder schwach zu werden.

Doch bei den großen Volksmeuten, wie Frankreich so viele seit der Jacquerie bis auf unsere Tage gesehen hat, suchen die Waffen, welche die Furcht fern vom Kampfe gehalten, die der Lärmen gereizt hat, zugleich wild feig, nach dem Siege irgend einen Antheil an dem Kampfe zu nehmen, dem sie nicht ins Gesicht Trotz zu bieten gewagt haben.

Sie nehmen ihren Antheil an der Rache.

Seit seinem Abgang aus der Bastille war der Marsch des Gouverneurs der Anfang seiner Hinrichtung.

Elie, der das Leben von Herrn de Launay unter seine Verantwortlichkeit genommen hatte, ging an der Spitze, geschützt durch seine Uniform und die Bewunderung des Volks, das ihn zuerst hatte ins Feuer gehen sehen. Er hielt in der Hand, an der Spitze seines Degens, das Billet, das Herr de Launay durch eine der Schießscharten der Bastille dem Volke hatte zukommen lassen.

Nach ihm kam der Aufseher der königlichen Steuern, die Schlüssel der Festung in der Hand haltend; dann Maillard mit der Fahne; dann ein junger Mann, der das Reglement der Bastille, von seinem Bajonett durchlöchert, zeigte, ein verhaßtes Reskript, kraft dessen so viele Thränen geflossen waren.

Endlich kam der Gouverneur, geschützt durch Hullin und zwei bis drei andere, die aber unter der Masse von drohenden Fäusten, unter den geschwungenen Säbeln und den bebenden Lanzen verschwanden.

Neben dieser Gruppe schleppte man den Major von Losme. Der Major von Losme war ein guter, braver, vortrefflicher Mann. Viele Unglückliche hatten ihm, seitdem er in der Bastille war, eine Linderung zu verdanken gehabt. Doch das Volk wußte das nicht, das Volk hatte ihn mit den Waffen in der Hand gefangen genommen. Das Volk hielt ihn nach seiner glänzenden Uniform für den Gouverneur, während der Gouverneur in seinem grauen Rock, ohne irgend eine Stickerei, ohne das Ordensband des heiligen Ludwig, das er mit eigener Hand abgerissen, sich in einen gewissen beschützenden Zweifel flüchtete.

So war das Schauspiel, das der sichere Blick von Gilbert beherrschte, dieser immer beobachtende und ruhige Blick des Mannes, der sich selbst unter Gefahren, die ihn persönlich bedrohten, seine mutvolle Fassung bewahrte.

Als Hullin aus der Bastille trat, rief er seine sichersten und ergebensten Freunde, die mutigsten, an diesem Tag volkstümlichen Soldaten zu sich; vier bis fünf antworteten auf seinen

Ruf und suchten seine edelmütige Absicht durch Beschirmung des Gouverneurs zu unterstützen. Es waren drei Männer, deren Andenken die unparteiische Geschichte geheiligt hat; sie hießen: Arnet, Chollat und Lepine.

Diese Männer suchten also das Leben eines Mannes zu verteidigen, dessen Tod hunderttausend Stimmen forderten.

Um sie grupperten sich einige Grenadiere von den französischen Garden, deren Uniform, seit drei Tagen populärer geworden, ein Gegenstand der Verehrung für das Volk war.

Herr de Launay, entging den Streichen, solange die Arme seiner edelmütigen Verteidiger die Streiche parieren konnten; aber den Schmäreden und Drohungen vermochte er nicht zu entgehen.

An der Ecke der Rue de Jouy war von den fünf Grenadieren der französischen Garden, die sich dem Zuge beim Abgange aus der Bastille angeschlossen hatten, nicht einer mehr übrig. Sie waren unterwegs einer nach dem andern durch die Begeisterung der Menge und vielleicht auch durch die Berechnung der Mörder entführt worden, und Gilbert hatte sie, einen nach dem andern, verschwinden sehen, wie die Kügelchen eines Rosenkranzes, den man abkörnt.

Von da an sah er voraus, der Sieg würde sich trüben durch Blut. Er wollte sich deswegen von dem Tische losreißen, der ihm als Schild diente, doch es hielten ihn eiserne Arme darauf fest. In seiner Ohnmacht forderte er Billot und Pitou zur Verteidigung des Gouverneurs auf; beide gehorchten seinem Befehle und strengten alle ihre Kräfte an, um diese Menschenwogen zu durchschneiden und bis zu ihm zu gelangen.

Die Gruppe der Verteidiger bedurfte in der That der Unterstützung. Chollat, der seit dem vorhergehenden Tage nichts gegessen, war aus Erschöpfung ohnmächtig geworden; nur mit großer Mühe hatte man ihn aufgehoben und es verhindert, daß die Menge nicht mit Füßen auf ihn trat. Durch diesen Vorfall entstand eine Bresche an der Mauer, ein Durchbruch am Damm.

Rasch stürzte ein Mann durch diese Bresche, schwang seine Flinte verkehrt und führte mit dem Kolben einen furchtbaren Schlag nach dem Kopfe des Gouverneurs.

Lepine sah die Keule sich senken, er hatte Zeit, sich mit ausgestreckten Armen zwischen dem Gouverneur und sie zu werfen, und erhielt auf seine eigene Stirne den Schlag, der für den Gouverneur bestimmt war.

Durch den Streich betäubt, durch das Blut geblendet, fuhr er schwankend mit den Händen nach seinem Gesicht, und als er sehen konnte, war er schon zwanzig Schritte vom Gouverneur entfernt.

In diesem Augenblick kam Billot, Pitou im Schlepptau nachziehend, in die Nähe des Gouverneurs.

Billot glaubte bemerkt zu haben, das verräterische Zeichen, an dem man de Launay hauptsächlich erkannte, sei, daß der Gouverneur allein barhäuptig war.

Billot nahm daher seinen Hut, streckte den Arm aus und setzte ihn dem Gouverneur auf den Kopf.

De Launay wandte sich um und erkannte Billot. »Ich danke, sagte er, doch was Sie auch machen mögen, Sie werden mich nicht retten«

Lassen Sie uns nur das Stadthaus erreichen, und ich stehe für alles« versetzte Hullin.

»Ja, erwiderte de Launay, doch werden wir es erreichen«

»Mit Gottes Hilfe werden wir es wenigstens versuchen« erwiderte Hullin.

Man konnte es in der That hoffen, denn man fing an auf den Platz vor dem Stadthause auszumünden; doch dieser Platz war überströmt von Menschen mit nackten Armen, die Säbel und Piken schwangen. Das in den Straßen umherlaufende Gerücht hatte ihnen verkündigt, man bringe den Gouverneur und den Major der Bastille, und sie warteten wie eine Meute, die man lange, die Nase im Winde, die Zähne fletschend, zurückgehalten hat.

Sobald sie den Zug erscheinen sahen, stürzten sie auf ihn los.

Hullin bemerkte, daß hier die äußerste Gefahr war, der letzte Kampf stattfinden sollte. Konnte er es dahin bringen, daß de Launay die Stufen der Freitreppe hinaufzusteigen vermochte, konnte er ihn bis zu den inneren Stiegen fortreißen, so war der Gouverneur gerettet.

»Herbei, Elie; herbei, Maillard; herbei, Ihr Männer von Herz,« rief er, es handelt sich um die Ehre von uns allen.

Elie und Maillard hörten den Ruf; sie machten einen Seitensprung mitten unter das Volk, doch das Volk unterstützte sie nur zu gut: es öffnete sich vor ihnen und schloß sich hinter ihnen.

Elie und Maillard fanden sich von der Hauptgruppe getrennt, die sie nicht mehr erreichen konnten.

Die Menge sah, was sie gewonnen hatte, und machte eine wütende Anstrengung. Wie eine Riesenschlange rollte sie ihre Ringe um die Gruppe. Billot wurde aufgehoben, fortgeschleppt; Pitou, der sich in allem Billot anschloß, überließ sich demselben Wirbel; Hullin stolperte auf den ersten Stufen des Stadthauses und fiel. Einmal erhob er sich wieder, doch nur, um beinahe in demselben Augenblick abermals zu fallen, und diesmal folgte ihm de Launay in seinem Sturze.

Der Gouverneur blieb, wie er war; bis zum letzten Augenblicke gab er keine Klage von sich, bat er nicht um Gnade; er schrie nur mit scharfer Stimme:

»Ihr Tiger, die ihr seid, laßt mich wenigstens nicht verschmachten.«

Nie wurde ein Befehl mit größerer Pünktlichkeit vollzogen, als diese Bitte; im einem Nu neigten sich um den gefallenen de Launay die Köpfe drohend, erhoben sich die Arme bewaffnet. Man sah einen Augenblick nur noch krampfhaft zusammengezogene Hände, niedertauchende Eisen; dann kam ein Kopf, vom Rumpfe gelöst, zum Vorschein und wurde am Ende einer Pike von Blut tiefend emporgehoben; er bewahrte noch sein bleiches, verächtliches Lächeln.

Das war der erste.

Gilbert hatte auch diese ganze Szene mit angesehen, und auch diesmal hatte er herabspringen wollen, um dem Unglücklichen beizustehen; doch er war von zweihundert Armen zurückgehalten worden.

Er wandte sich ab und seufzte.

Der Kopf mit den offenen Augen erhob sich gerade, als wollte er ihn mit einem letzten Blick begrüßen, dem Fenster gegenüber, wo Flesselles stand, umgeben und beschützt von den Wählern.

Es wäre schwierig gewesen, zu sagen, wer bleicher ausgesehen, der Lebendige oder der Tote.

Plötzlich erhob sich ein ungeheurer Tumult bei der Stelle, wo der Leichnam von de Launay lag. Man hatte ihn durchsucht und in seiner Westentasche das vom Stadtvogt an ihn gerichtete Billet, das er Losme gezeigt, vorgefunden.

Dieses Billet war, wie man sich erinnert, in folgenden Wortlauten abgefaßt:

»Halten Sie fest! ich belustige die Pariser mit Kokarden und Versprechungen. Am Ende des Tages wird Ihnen Herr von Bezenval Verstärkung schicken.

»Von Flesselles.«

Ein gräßlicher Fluch stieg von dem Pflaster der Straße zum Fenster des Stadthauses auf, wo sich Flesselles befand.

Ohne die Ursache davon zu erraten, begriff er doch die Drohung und warf sich rückwärts.

Doch er war bereits gesehen worden, man wußte, daß er anwesend sei; man stürzte nach den Treppen, und zwar diesmal mit einer so allgemeinen Bewegung, daß die Männer, die Gilbert trugen, diesen verließen, um der unter dem Sturmwind des Zornes steigenden Flut zu folgen.

Gilbert wollte auch in das Stadthaus hinein, doch nicht um zu drohen, sondern um Flesselles zu beschützen. Er hatte schon die ersten drei bis vier Stufen der Freitreppe überschritten, als er sich heftig nach rückwärts gezogen fühlte; er wandte sich um, in der Absicht, sich von diesem neuen Zwang loszumachen; aber diesmal erkannte er Billot und Pitou.

O! rief Gilbert, der von dem hohen Punkte aus, auf dem er stand, den ganzen Platz überschaute, was geht denn dort vor?

Und er bezeichnete mit der Hand die Rue de la Tixeranderie.

»Kommen Sie, Doktor, kommen Sie,« sagten gleichzeitig Billot und Pitou.

»Oh! die Mörder!« rief der Doktor, »die Mörder! . . .«

In diesem Augenblick fiel der Major von Losme von einem Axthieb getroffen; das Volk vermengte in seinem Zorn den selbstsüchtigen, barbarischen Gouverneur, der der Verfolger der unglücklichen Gefangenen gewesen war, und den edelmütigen Mann, der sie beständig unterstützt hatte.

»Oh! ja, ja,« sagte Gilbert, »gehen wir, denn ich fange an mich zu schämen, daß ich von solchen Menschen befreit worden bin.«

»Doktor,« sprach Billot, »seien Sie unbesorgt, nicht diejenigen, welche dort gekämpft haben, schlachten hier.«

Doch in demselben Augenblick, wo der Doktor die Stufen hinabstieg, die er eben hinaufgestiegen war, um Flesselles zu Hilfe zu eilen, wurde die Woge, die sie bis zum Stocken unter dem Gewölbe zusammengedrängt hatte, von diesem wieder ausgespien. Unter dem großen Menschenstrom sträubte sich ein Mann, den man fortriß.

»Nach dem Palais Royal! nach dem Palais Royal!« schrie die Menge.

»Ja, meine Freunde, ja, meine guten Freunde, nach dem Palais Royal!« wiederholte dieser Mann.

Und er rollte gegen den Fluß, als ob die menschliche Überschwemmung ihn nicht nach dem Palais Royal führen, sondern in die Seine hätte fortziehen wollen.

»Oh!« rief Gilbert, »hier ist abermals einer, den sie erwürgen wollen! Versuchen wir es, wenigstens ihn zu retten.«

Doch kaum waren diese Worte gesprochen, als man einen Pistolenschuß vernahm, und Flesselles im Rauche verschwand.

Gilbert bedeckte in einer Bewegung erhabenen Zornes seine Augen mit seinen beiden Händen; er verfluchte dieses Volk, das während es so groß war, nicht die Stärke, rein zu bleiben, besaß und seinen Sieg durch einen dreifachen Mord befleckte.

Dann, als er seine Hände wieder von seinen Augen entfernte, sah er drei Köpfe an der Spitze von drei Piken.

Der erste war der Kopf von Flesselles, der zweite der von Losme, der dritte der von de Launay.

Der eine erhob sich auf den Stufen des Stadthauses, der andere in der Mitte der Rue de la Tixanderie, der dritte auf dem Quai Pelletier.

Durch ihre Stellung bildeten sie ein Dreieck.

»Oh! Balsamo! Balsamo!« murmelte der Doktor mit einem Seufzer, »symbolisiert man mit einem solchen Dreieck die Freiheit?«

Und Billot und Pitou nach sich ziehend, entfloh er durch die Rue de la Vannerie.

XX.

Sebastian Gilbert.

An der Ecke der Rue Blanche-Mibray traf der Doktor einen Fiaker; er winkte ihm, zu halten, und stieg ein.

Billot und Pitou nahmen bei ihm Platz.

Nach dem College Louis-le-Grand, sagte Gilbert. Und er warf sich in den Hintergrund des Wagens und versank in eine tiefe Träumerei, in der ihn Billot und Pitou nicht störten.

Man fuhr über den Pont-au-Change, schlug den Weg durch die Rue de la Cité und die Rue Saint-Jacques ein und gelangte zum College Louis-le-Grand.

Ganz Paris schüttelte ein Schauer. Die Kunde hatte sich nach allen Seiten verbreitet, die Gerüchte von den Ermordungen auf der Grève vermischten sich mit den glorreichen Erzählungen von der Einnahme der Bastille; man sah die verschiedenen Eindrücke, welche die Geister ergriffen, sich widerspiegeln auf den Gesichtern . . . Blitze der Seele, die sich nach außen verrieten.

Gilbert hatte den Kopf nicht an den Wagenschlag gehalten, kein Wort hatte er gesprochen. An den Huldigungen des Volks findet sich immer auch eine lächerliche Seite, und Gilbert sah seinen Triumph von dieser Seite an. Dann kam es ihm dennoch vor — wie sehr er sich auch angestrengt hatte, das Blutvergießen zu verhindern — als ob einige Tropfen von dem vergossenen Blut auf ihn zurückspritzten.

Der Doktor stieg vor der Thüre des College aus, und hieß Billot ihm folgen. Pitou blieb bescheiden im Fiaker.

Sebastian war noch im Krankenzimmer; bei der Meldung der Ankunft des Doktors Gilbert führte ihn der Vorsteher persönlich ein.

Billot, der, so wenig er auch Beobachter war, den Charakter des Vaters und des Sohnes kannte, betrachtete aufmerksam die Szene, die unter seinen Augen vorging.

So sehr der Knabe in der Verzweiflung sich schwach und reizbar gezeigt hatte, ebenso ruhig und zurückhaltend zeigte er sich in der Freude. Als er seinen Vater sah, erbleichte er, und es versagte ihm die Sprache. Ein leiser Schauer lief über seine Lippen.

Dann warf er sich Gilbert mit einem einzigen Freudenschrei um den Hals und hielt ihn schweigend in seinen Armen.

Der Doktor erwiderte mit demselben Schweigen dieses stille Umfängen. Nur schaute er seinen Sohn, nachdem er ihn umarmt hatte, lange an mit einem mehr traurigen als freudigen Lächeln.

Ein geschickterer Beobachter als Billot würde sich gesagt haben, es walte ein Unglück oder ein Verbrechen zwischen diesem Knaben und diesem Manne ob.

Der Knabe war weniger zurückhaltend gegen Billot. Sobald er etwas andres sehen konnte, als seinen Vater, der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte, lief er auf den guten Pächter zu, umschlang dessen Hals mit seinen Armen und sagte:

»Sie sind ein braver Mann, Herr Billot, Sie haben mir Wort gehalten, und ich danke Ihnen.«

»Ho! Ho! Herr Sebastian,« rief Billot, »das ist nicht ohne Mühe abgegangen; Ihr Vater war hübsch eingesperrt, und man mußte nicht wenig Schaden anrichten, ehe man ihn herausbringen konnte.«

»Sebastian,« fragte der Doktor mit einer gewissen Besorgnis, bist du gesund?

»Ja, mein Vater,« antwortete der junge Mann, »obgleich Sie mich im Krankenzimmer finden.«

Gilbert lächelte und sagte: »Ich weiß, warum du hier bist.«

Der Knabe lächelte ebenfalls.

»Fehlt es dir hier an nichts?« fuhr der Doktor fort.

»An nichts, durch Ihre Fürsorge.«

»Mein lieber Freund, ich will dir also immer dieselbe, dieselbe und einzige Ermahnung geben: arbeite!«

»Ja, mein Vater.«

»Ich weiß, daß dieses Wort für dich kein leerer Schall ist; wenn ich das glaubte, so würde ich es dir nicht mehr sagen.«

»Mein Vater, es ist nicht an mir, Ihnen hierauf zu antworten,« erwiderte Sebastian. »Es ist an Herrn Berardier, unserem vortrefflichen Vorsteher.«

Der Doktor wandte sich gegen Herrn Berardier um, und dieser bedeutete ihm, er habe ein paar Worte mit ihm zu sprechen.

»Warte Sebastian,« sagte der Doktor.

Und er ging auf den Vorsteher zu.

»Mein Herr,« fragte Sebastian teilnehmend den Pächter, »sollte Pitou ein Unglück widerfahren sein? Der arme Junge ist nicht bei Ihnen.«

»Er ist vor der Thüre in einem Fiaker.«

»Mein Vater,« sagte Sebastian, »wollen Sie erlauben, daß Herr Billot Pitou hieher bringt? es würde mich sehr freuen, ihn zu sehen.«

Gilbert nickte mit dem Kopfe; Billot ging hinaus.

»Was haben Sie mir zu sagen?« fragte Gilbert den Abbé Berardier.

»Ich wollte Ihnen sagen, mein Herr, daß es nicht die Arbeit ist, was Sie diesem Knaben empfehlen müßten, sondern vielmehr die Zerstreuung.«

»Wieso, Herr Abbé?«

»Ja, er ist ein vortrefflicher junger Mensch, denn jeder hier liebt ihn wie einen Sohn oder einen Bruder, doch wenn man nicht darauf acht giebt, so wird ihn etwas töten.«

»Was denn?« rief Gilbert.

»Die Arbeit, zu der Sie ihn ermahnen. Würden Sie ihn an seinem Pulte sehen, die Arme gekreuzt, die Nase im Wörterbuch, das Auge starr . . .«

»Arbeitend oder träumend?« fragte Gilbert.

»Arbeitend: den guten Ausdruck, die antike Wendung, die griechische oder lateinische Form ganze Stunden lang suchend; und sehen Sie, gerade in diesem Augenblick . . .«

Der junge Mensch, obgleich sein Vater sich kaum seit fünf Minuten von ihm entfernt, obgleich Billot kaum die Thüre hinter sich zugemacht hatte, war er in eine Art von Träumerei versunken, die der Ekstase glich.

»Ist er oft so?« fragte Gilbert mit Besorgnis.

»Mein Herr, ich könnte beinahe sagen, das sei sein gewöhnlicher Zustand. Sehen Sie, wie er sucht.«

»Sie haben recht, Herr Abbé, und wenn Sie ihn so suchen sehen, müßten Sie ihn zerstreuen.«

»Das wäre schade, denn es gehen aus seiner Arbeit Kompositionen hervor, die unsrer Anstalt die größte Ehre machen werden. Ich prophezeie, daß dieser Knabe in drei Jahren alle Preise beim Konkurs davon trägt.«

»Geben Sie wohl acht, sagte der Doktor, diese Art von Vertiefung des Geistes, in die Sie Sebastian versunken sehen, ist eher ein Beweis von Schwäche, als von Stärke, ein Symptom von Krankheit, als von Gesundheit. Sie hatten recht, Herr Abbé, man darf dem Knaben die Arbeit nicht zu sehr empfehlen, oder man muß wenigstens die Arbeit von der Träumerei zu unterscheiden wissen.«

»Mein Herr, ich versichere Ihnen, daß er arbeitet, und zum Beweise dient, daß seine Aufgabe immer früher als die der andern gemacht ist. Sehen Sie seine Lippen sich bewegen? Er wiederholt seine Lektionen.«

»Wohl denn! wenn er seine Lektionen so wiederholt, Herr Berardier, zerstreuen Sie ihn; er wird darum sie nicht schlechter wissen und sich dabei besser befinden.«

»Ah!« sprach der gute Abbé, »Sie müssen sich darauf verstehen, Sie, den die Herren von Condorcet und Cabanis für einen der gelehrtesten Männer erklärt haben, die wir gegenwärtig besitzen.«

»Nur,« sagte der Doktor, »nur gehen Sie mit Vorsicht zu Werke, so oft Sie genötigt sind, ihn solchen Träumereien zu entziehen, um ihn stufenweise zu dieser Welt, die er verlassen hat, zurückzuführen.«

Der Abbé schaute den Doktor ganz erstaunt an. Es fehlte wenig, daß er ihn für einen Narren gehalten hätte.

»Herr Abbé,« sprach der Doktor, »Sie sollen sogleich den Beweis von dem, was ich Ihnen sage, gewahr werden.«

Billot und Pitou kehrten in diesem Augenblick zurück. Mit drei Sprüngen war Pitou bei Sebastian.

»Du hast nach mir verlangt, Sebastian?« sagte Pitou, während er den Knaben beim Arm faßte. »Du bist sehr artig, ich danke dir.«

Und er näherte seinen großen Kopf der blassen Stirne des Knaben.

»Schauen Sie,« sprach Gilbert, den Arm des Abbés ergreifend.

Plötzlich durch die herzliche Berührung von Pitou aus seiner Träumerei aufgeweckt, wankte Sebastian in der That, sein Angesicht wurde noch blässer, sein Kopf neigte sich, als ob sein Hals nicht mehr die Kraft gehabt hätte, ihn zu tragen. Ein schmerzlicher Seufzer drang aus seiner Brust hervor, dann färbte eine lebhaftere Röte seine Wangen.

Er schüttelte den Kopf und lächelte.

»Ah! Du bist es, Pitou,« sagte er. »Ja, es ist wahr, ich habe nach dir verlangt.«

Und er schaute ihn an und rief:

»Du hast dich also geschlagen?«

»Ja, und als ein braver Junge,« sprach Billot.

»Warum haben Sie mich nicht mitgenommen?« versetzte der Knabe mit einem Ton des

Vorwurfs; »ich hätte mich auch geschlagen, und würde wenigstens etwas für meinen Vater gethan haben.«

»Sebastian,« sprach Gilbert, indem er sich seinem Sohne näherte und seinen Kopf an sein Herz drückte, »du kannst noch bei weitem mehr für deinen Vater thun als dich für ihn schlagen; du kannst seine Ratschläge anhören, sie befolgen, und ein ausgezeichneter, berühmter Mann werden.«

»Nicht wahr, wie Sie?« sagte der Knabe mit Stolz. »Oh! das ist es auch, wonach ich trachte.«

»Sebastian,« sprach der Doktor, »willst du, nachdem du Billot und Pitou umarmt und diesen unsern guten Freunden gedankt hast, mit mir im Garten einen Augenblick plaudern?«

»Das wird mich glücklich machen, mein Vater. Zwei- oder dreimal in meinem Leben konnte ich ganz allein mit Ihnen sein, und diese Augenblicke sind noch immer mit all ihren einzelnen Umständen meinem Gedächtnis gegenwärtig.«

»Herr Abbé, Sie erlauben?« fragte Gilbert.

»Gewiß.«

»Billot, Pitou, es ist vielleicht für euch Bedürfnis, etwas zu euch zu nehmen.«

»Bei meiner Treue, ja,« antwortete Billot, »ich habe seit dem Morgen nichts gegessen, und Pitou ist, denke ich, so nüchtern als ich.«

»Verzeihen Sie,« entgegnete Pitou, »ich habe so etwas wie einen Laib Brot und ein paar Würste kurz vorher, ehe ich Sie aus dem Wasser gezogen, verzehrt; doch das Bad macht Hunger.«

»Nun, so kommen Sie in den Speisesaal,« sagte der Abbé Berardier, »man soll Ihnen Mittagsbrot vorsetzen.«

»Ho! ho!« rief Pitou.

»Sie fürchten die Kost der Anstalt?« versetzte der Abbé. »Beruhigen Sie sich, man wird Sie als Eingeladenen behandeln. Übrigens scheint mir, fuhr der Abbé fort, es ist bei Ihnen nicht nur der Magen im Verfall, mein lieber Herr Pitou.«

Pitou warf einen Blick voll Scham auf sich selbst.

»Und wenn man Ihnen zugleich mit dem Mittagsbrot Hosen anböte . . .«

»Ich würde sie in der That annehmen, Herr Abbé!« antwortete Pitou.

»Kommen Sie also, die Hosen und das Mittagsbrot sind zu Ihren Diensten.«

Und er führte Billot und Pitou auf der einen Seite weg, während, ihnen mit der Hand winkend, Gilbert und Sebastian sich auf der andern entfernten.

Beide durchschritten den für die Erholungen bestimmten Hof und erreichten ein den Lehrern vorbehaltenes Gärtchen, einen frischen, schattigen Winkel, in dem der ehrwürdige Abbé Berardier seinen Tacitus und seinen Juvenal zu lesen pflegte.

Gilbert setzte sich auf eine von Rebwinden beschattete Bank, zog Sebastian zu sich, strich mit der Hand seine langen Haare, die auf seine Stirne herabfielen, auseinander und sprach:

»Nun, mein Kind, nun sind wir wieder vereinigt.«

Sebastian schlug die Augen zum Himmel auf.

»Durch ein Wunder Gottes, ja, mein Vater.«

Gilbert lächelte.

»Wenn es ein Wunder giebt,« sagte Gilbert, »so hat es das brave Volk von Paris verrichtet.«

»Mein Vater,« entgegnete der Knabe, »trennen Sie nicht Gott von dem, was vorgefallen ist, denn ich, als ich Sie sah, dankte instinktartig Gott.«

»Und Billot?«

»Billot kam nach Gott.«

Gilbert dachte nach.

»Du hast recht, mein Kind,« sprach er. »Gott ist im Grunde von allen Dingen. Doch kommen wir auf dich zurück und laß uns ein wenig miteinander reden, ehe wir uns wieder trennen.«

»Werden wir uns abermals trennen, mein Vater?«

»Nicht für lange Zeit, denke ich. Doch es ist ein Kistchen, das wertvolle Papiere enthält, zu gleicher Zeit, als man mich in die Bastille einsperrte, verschwunden. Ich muß wissen, wer mich hat einsperren lassen, wer das Kistchen gestohlen.«

»Es ist gut, mein Vater, ich werde warten. Sie wiederzusehen, bis Ihre Nachforschungen beendigt sind, sagte der Knabe.«

Und er seufzte.

»Warum bist du traurig, Sebastian?« fragte der Doktor.

»Ich weiß es nicht; mir scheint, das Leben ist nicht für mich gemacht, wie für die andern Kinder: Alle haben Zerstreungen, Vergnügen; ich, ich habe keine.«

»Du hast keine Zerstreungen, kein Vergnügen?«

»Mein Vater, ich will damit sagen, ich finde keine Unterhaltung bei den Spielen meines Alters.«

»Nimm dich in acht, Sebastian; ich würde es bedauern, wenn du einen solchen Charakter hättest. Sebastian, die Geister, die eine glorreiche Zukunft versprechen, sind wie die guten Früchte während ihres Wachstums: sie haben ihre Bitterkeit, ihre Säure, ihre Herbe, ehe sie den Gaumen durch ihre wohlschmeckende Reife erquicken. Glaube mir, mein Kind, es ist gut, jung gewesen zu sein.«

»Wenn ich es nicht bin, so ist es nicht meine Schuld,« antwortete der junge Mensch mit einem schwermütigen Lächeln.

Gilbert drückte fortwährend die Hände seines Sohnes in den seinigen, heftete seine Augen auf die von Sebastian und sprach:

»Dein Alter, mein Sohn, ist das der Saat; nichts darf noch von dem, was das Studium in dich gelegt hat, außen zum Vorschein kommen. Mit vierzehn Jahren, Sebastian, ist der Ernst Hochmut oder Krankheit. Ich habe dich gefragt, ob deine Gesundheit gut sei; du hast mir geantwortet: ja. Ich will dich nun fragen, ob du hochmütig seist; suche mir mit nein zu antworten.«

»Mein Vater, erwiderte der Knabe, beruhigen Sie sich; was mich traurig macht, ist weder Krankheit, noch Hochmut; nein, es ist ein Kummer.«

»Ein Kummer, armes Kind! Mein Gott! welchen Kummer kannst du in deinem Alter haben? Sprich, sprich!«

»Nein, mein Vater, nein, später. Sie sagten, Sie haben Eile, Sie können mir nur eine Viertelstunde schenken. Sprechen wir von etwas Anderm, als von meinen Tollheiten.«

»Nein, Sebastian, ich würde dich unruhig verlassen. Sage mir, woher dieser Kummer rührt.«

»Wahrhaftig, ich wage es nicht, mein Vater.«

»Was befürchtest du?«

»Ich befürchte, in Ihren Augen für einen Geisterseher zu gelten, oder mit Ihnen von Dingen zu reden, die Sie betrüben würden.«

»Du betrübst mich noch viel mehr, wenn du dein Geheimnis bewahrst, liebes Kind.«

»Sie wissen wohl, daß ich vor Ihnen kein Geheimnis habe.«

»So sprich.«

»In der That, ich wage es nicht.«

»Sebastian, du, der du ein Mann zu sein dir einbildest?«

»Gerade deshalb.«

»Auf, fasse Mut!«

»Wohlan denn, mein Vater, es ist ein Traum!«

»Ein Traum, der dich erschreckt?«

»Ja und nein; denn wenn ich in diesen Traum mich versenke, bin ich nicht erschrocken, sondern wie in eine andere Welt versetzt. Schon als ein kleines Kind hatte ich solche Visionen. Sie wissen, zwei- oder dreimal habe ich mich in den großen Wäldern verirrt, die das Dorf umgeben, wo ich aufgezogen wurde.«

»Ja, man hat es mir gesagt.«

»Wohl! ich folgte etwas wie einem Gespenst.«

»Du sagst? . . .« fragte Gilbert, indem er seinen Sohn mit einem Erstaunen anschaute, das dem Schrecken glich.

»Hören Sie, mein Vater, was geschah: Ich spielte wie die andern Kinder im Dorfe, und solange ich im Dorfe war, solange andre Kinder mit mir oder bei mir waren, sah ich nichts; wenn ich mich aber von ihnen trennte, wenn ich die letzten Gärten überschritt, so fühlte ich in meiner Nähe etwas wie das Rauschen eines Kleides; ich streckte die Arme aus, um es zu fassen, und ich umfing nur die Luft. Doch wie sich dieses Rauschen mehr entfernte, wurde das Gespenst sichtbar. Anfangs war es ein Dunst, durchsichtig wie eine Wolke, dann verdichtete sich der Dunst und nahm eine menschliche Form an. Diese Form war die einer Frau, die mehr glitt, als ging, und um so sichtbarer wurde, je mehr sie sich in die dunkelsten Stellen des Waldes vertiefte.«

»Dann zog eine unbekannte, fremde, unwiderstehliche Gewalt mich fort auf den Spuren von den Schritten dieser Frau. Ich verfolgte sie mit ausgestreckten Armen, stumm wie sie; denn oft habe ich es versucht, sie anzurufen, und nie konnte meine Stimme einen Ton bilden. Und ich verfolgte sie so, ohne daß sie anhielt, ohne daß ich sie zu erreichen vermochte, bis mir das Wunder, das mir ihre Gegenwart verkündigt hatte, ihren Abgang bezeichnete. Diese Frau verschwand allmählich; das Leibliche wurde Dunst, der Dunst verflüchtigte sich, und alles war vorbei. Und ich fiel, erschöpft von der Anstrengung, an der Stelle nieder, wo sie verschwunden war. Hier fand mich Pitou zuweilen an demselben Tag, zuweilen erst am andern.«

Gilbert schaute den Knaben unablässig mit einer wachsenden Unruhe an. Seine Finger hatten sich auf den Puls von Sebastian gelegt.

Dieser begriff das Gefühl, das den Doktor bewegte und sprach:

»Oh! Seien Sie unbesorgt, mein Vater, ich weiß, daß nichts Wirkliches an dem allen ist; ich weiß, daß es eine Vision ist, und nicht mehr.«

»Und diese Frau,« fragte der Doktor, welches Aussehen hatte sie?

»Oh! ein majestätisches gleich einer Königin.«

»Und ihr Gesicht, hast du es bisweilen gesehen, mein Kind?«

»Ja.«

»Seit wann?« fragte der Doktor bebend.

»Erst seitdem ich hier bin,« antwortete der junge Mann.

»Aber in Paris hast du ja den Wald von Villers-Cotterets nicht, wo die Bäume ein düsteres, geheimnisvolles grünes Gewölbe bilden? In Paris hast du nicht die Stille, die Einsamkeit, dieses Element der Gespenster?«

»Doch, mein Vater, ich habe dies alles hier.«

»Wie, hier? Ist dieser Garten nicht den Lehrern vorbehalten?«

»Allerdings, mein Vater. Doch zwei- oder dreimal kam es mir vor, als sähe ich diese Frau in den Garten gleiten. Jedesmal wollte ich ihr folgen, immer hielt mich die geschlossene Thüre zurück. Als mich dann eines Tages der Abbé Berardier, der mit meiner Komposition sehr zufrieden war, fragte, was ich wünsche, bat ich ihn, zuweilen im Garten mit ihm spazieren gehen zu dürfen. Er erlaubte es mir. Ich benützte diese Erlaubnis, und hier, hier, mein Vater, ist die Vision wieder erschienen.«

Gilbert schauerte.

»Eine seltsame Sinnestäuschung,« sagte er, »jedoch möglich bei einer nervösen Natur, wie die deinige; und du hast ihr Gesicht gesehen?«

»Ja, mein Vater.«

»Du erinnerst dich desselben?«

Der Knabe lächelte.

»Hast du es je versucht, dich ihr zu nähern?«

»Ja.«

»Ihr die Hand zu reichen?«

»Dann verschwand sie.«

»Und wer ist diese Frau deiner Ansicht nach, Sebastian?«

»Mir scheint, es ist meine Mutter.«

»Deine Mutter!« rief Gilbert erbleichend.

Und er drückte seine Hand auf sein Herz, als wollte er das Blut einer schmerzlichen Wunde stillen.

»Das ist ein Traum, und ich bin beinahe so verrückt als du,« sprach er.

Der Knabe schwieg und schaute mit nachdenkendem Auge seinen Vater an.

»Nun?« fragte dieser.

»Nun! es kann möglicherweise ein Irrwahn sein. Doch die Wirklichkeit meines Traumes existiert, denn während der letzten Pfingsten führte man uns im Walde von Satory bei Versailles spazieren, und dort, während ich seitwärts träumte . . .«

»Ist dir dieselbe Vision erschienen?«

»Ja; doch diesmal in einem mit vier prächtigen Pferden bespannten Wagen . . . doch diesmal sehr reell, sehr lebend. Ich wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.«

»Und welcher Eindruck ist dir von dieser neuen Erscheinung geblieben?«

»Daß es nicht meine Mutter war, die ich im Traume erscheinen sah, denn diese Frau war dieselbe wie die meiner Erscheinung; aber meine Mutter ist tot.«

Gilbert stand auf und fuhr mit seiner Hand über seine Stirne. Eine seltsame Blendung hatte sich seiner bemächtigt.

Der Knabe bemerkte seine Unruhe und erschrak über seine Blässe.

»Ah!« sagte er, »sehen Sie, daß ich unrecht gehabt habe, Ihnen alle diese Thorheiten zu erzählen.«

»Nein, mein Kind, nein; im Gegenteil, sprich mir oft hiervon, sprich davon, so oft du mich siehst, und wir werden dich zu heilen suchen.«

Sebastian schüttelte den Kopf.

»Mich heilen . . . und warum? sagte er. »Ich habe mich an diesen Traum gewöhnt; er ist ein Teil meines Lebens geworden; ich liebe die Vision, obgleich sie mich flieht, obgleich es mir manchmal vorkommt, als stieße sie mich zurück. Heilen Sie mich nicht, mein Vater. Sie können abermals mich verlassen, abermals reisen, nach Amerika zurückkehren. Habe ich diese Vision, so bin ich doch nicht so allein.«

»Wohl denn,« murmelte der Doktor.

Und er drückte Sebastian an seine Brust und sprach:

»Auf Wiedersehen, mein Kind; ich hoffe, daß wir uns nicht verlassen werden; denn wenn ich reise, nun! so werde ich es diesmal so einrichten, daß du mit mir kommst.«

»War meine Mutter schön?« fragte der Knabe.

»Oh! ja, sehr schön,« antwortete der Doktor mit erstickter Stimme.

»Und sie liebte Sie eben so sehr, als ich Sie liebe?«

Sebastian! Sebastian! sprich nimmer von deiner Mutter, rief der Doktor.

Und er drückte seine Lippen zum letztenmal auf die Stirne des Knaben und eilte dann aus dem Garten weg.

Statt ihm zu folgen, sank der Knabe düster und niedergeschlagen auf seine Bank zurück.

Im Hofe fand Gilbert Billot und Pitou wieder, die sich vollkommen gestärkt hatten und dem Abbé Berardier die einzelnen Umstände von der Einnahme der Bastille erzählten.

Nachdem er dem Vorsteher aufs neue Sorgfalt in der Behandlung von Sebastian empfohlen, stieg er mit seinen zwei Gefährten wieder in den Fiaker.

XXI.

Frau von Staël.

Als Gilbert im Fiaker seinen Platz neben Billot und Pitou gegenüber wieder eingenommen hatte, war er bleich, und ein Schweißtropfen perlte an der Wurzel von jedem seiner Haare.

Doch es lag nicht im Charakter dieses Mannes, unter der Macht irgend einer Gemütsbewegung gebeugt zu bleiben. Er warf sich in die Ecke des Wagens zurück, drückte seine beiden Hände an seine Stirne, als hätte er die Gedanken darin zusammenpressen wollen, ließ, nachdem er einen Augenblick unbeweglich gewesen, die Hände wieder fallen und zeigte, statt eines verstörten Gesichtes, eine vollkommen ruhige Physiognomie.

»Sie sagten also,« sprach er dann, »Sie sagten, mein lieber Herr Billot, der König habe dem Herrn Baron von Necker seinen Abschied gegeben?«

»Ja, Herr Doktor.«

»Und die Unruhen in Paris rühren von dieser Ungnade her?«

»Viel.«

»Sie fügten bei, Herr von Necker habe sogleich Paris verlassen?«

»Er erhielt sein Entlassungsdekret, als er eben zu Mittag speiste; eine Stunde nachher war er unterwegs nach Brüssel.«

»Brüssel?

»Wo er jetzt ist.

»Wo er sein soll . . . Hörten Sie nicht sagen, er habe unterwegs angehalten?«

»Doch, in Saint-Quen, um von seiner Tochter, Frau von Staël, Abschied zu nehmen.«

»Ist Frau von Staël mit ihm abgereist?«

»Wie ich sagen hörte, ist er mit seiner Frau allein abgereist.«

»Kutscher,« rief Gilbert, »halten Sie bei dem ersten besten Schneider an.«

»Wollen Sie die Kleider wechseln?« fragte Billot.

»Jawohl. Dieser Rock hat sich ein wenig zu stark an den Mauern der Bastille abgerieben, und in solchem Anzug macht man keinen Besuch bei der Tochter eines in Ungnade gefallenen Ministers. Suchen Sie in Ihren Taschen und sehen Sie, ob Sie nicht ein paar Louis d'or darin finden.«

»Ho! ho!« sagte der Pächter, »es scheint, Sie haben Ihre Börse in der Bastille gelassen.«

»So verlangt es die Vorschrift des Gefängnisses,« erwiderte Gilbert lächelnd; »jeder Gegenstand von Wert wird in der Kanzlei niedergelegt.«

»Und bleibt dort,« sprach der Pächter.

Und er öffnete seine große Hand, die etwa zwanzig Louis d'or enthielt, und setzte hinzu:

»Nehmen Sie, Doktor.«

Gilbert nahm zehn Louis d'or. Einige Minuten nachher hielt der Fiaker vor dem Laden eines Trödlers an. Das war damals noch der Gebrauch. Gilbert vertauschte seinen alten gegen einen neuen schwarzen Rock, wie ihn die Herren vom dritten Stand in der Nationalversammlung

trugen,

Ein Friseur in seiner Bude, ein Savoyard auf seinem Stühlchen vollendeten die Toilette des Doktors.

Der Kutscher führte Gilbert über die äußeren Boulevards nach Saint-Quen, und er stieg vor dem Hause des Herrn von Necker in dem Augenblick ab, als es sieben Uhr auf der Dagoberts-Kathedrale schlug.

Um dieses Haus, wo es kurz zuvor noch von eifrigen Besuchen wimmelte, herrschte eine tiefe Stille, die nur die Ankunft des Fiakers von Gilbert unterbrach; und dennoch war es nicht jene Melancholie der verlassenen Schlösser, jene grämliche Traurigkeit der von der Ungnade getroffenen Häuser.

Die geschlossenen Gitter, die verödeten Blumenbeete verkündigten wohl den Abgang der Gebieter; doch keine Spur von Schmerz oder allzu großer Eile.

Überdies hatte ein ganzer Teil des Schlosses, der östliche Flügel, die Sommerläden offen behalten, und als Gilbert sich nach dieser Seite wandte, kam ein Lakai in der Livree des Herrn von Necker dem Besuch entgegen.

Durch das Gitter entspann sich nun folgendes Gespräch:

»Mein Freund, befindet sich Herr von Necker nicht mehr im Schlosse?«

»Nein, der Herr Baron ist mit der Frau Baronin vergangenen Sonnabend nach Brüssel abgereist.«

»Aber Frau von Staël?«

»Madame ist hier geblieben. Doch ich weiß nicht, ob Madame empfangen kann; es ist die Zeit ihrer Promenade.«

»Ich bitte, erkundigen Sie sich, wo sie ist, und melden Sie ihr den Doktor Gilbert.«

»Ich will mich erkundigen, ob Madame in ihren Zimmern ist. Ohne Zweifel wird sie den Herrn empfangen. Geht sie aber spazieren, so habe ich den Befehl, sie nicht in ihrer Promenade zu stören.«

Der Lakai öffnete das Gitter; Gilbert trat ein.

Während der Lakai das Gitter wieder schloß, warf er einen forschenden Blick auf den Wagen, der den Doktor gebracht hatte, und auf die seltsamen Gestalten seiner zwei Reisegefährten.

Dann entfernte er sich, den Kopf schüttelnd wie ein Mensch, bei dem der Verstand nicht ausreicht; der aber jeden andern Verstand herauszufordern scheint, da klar zu sehen, wo der seinige in der Finsternis geblieben ist.

Gilbert blieb zurück und wartete allein.

Nach fünf Minuten kam der Lakai zurück.

»Die Frau Baronin geht spazieren,« sagte er.

Und er verbeugte sich, um Gilbert den Abschied zu geben.

Der Doktor aber hielt sich nicht für geschlagen und erwiderte:

»Mein Freund, ich bitte, wollen Sie Ihr Verbot ein wenig übertreten, mich der Frau Baronin melden und ihr sagen, ich sei der Freund des Herrn Marquis von Lafayette.«

Ein in die Hand des Lakais gedrückter Louisd'or besiegte die Bedenklichkeiten, die der vom Doktor ausgesprochene Name schon halb gehoben hatte.

»Treten Sie ein, mein Herr,« sagte der Lakai.

Gilbert folgte ihm. Doch statt ihn in das Haus eintreten zu lassen, führte er den Doktor in den Park.

Hier ist die Lieblingsseite der Frau Baronin, sagte der Lakai, Gilbert den Eingang zu einer Art von Labyrinth bezeichnend. Wollen Sie einen Augenblick hier warten.

Zehn Minuten nachher vernahm man ein Geräusch im Blätterwerk, und eine große Frau von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, von mehr edlen, als anmutigen Formen, erschien vor den Augen von Gilbert.

Sie schien erstaunt, als sie einen noch so jungen Mann gewahrte, wo sie ohne Zweifel einen Menschen von schon ziemlich reifem Alter erwartet hatte.

Gilbert war in seinem Äußeren in der That merkwürdig genug, um bei einer Beobachterin von der Schärfe der Frau von Staël schon beim ersten Anblick Eindruck zu machen.

Wenige Männer besaßen ein aus so reinen Linien gebildetes Gesicht, und diese Linien hatten durch die Übung eines gewaltigen Willens den Charakter außerordentlicher Unbeugsamkeit angenommen. Seine schönen schwarzen, immer so seelenvollen Augen hatten durch Arbeit und Leiden eine milde Festigkeit angenommen, und dadurch jene Unruhe verloren, die einer von den Reizen der Jugend ist.

Eine tiefe und zugleich anmutige Falte höhnte am Winkel seiner Lippen jene geheimnisvolle Vertiefung aus, in welche die Physiognomiker den Sitz der Bedachtsamkeit legen. Es schien, als ob bloß die Zeit und ein frühzeitiges Alter Gilbert diese Eigenschaft gegeben hätten, die er von Natur aus nicht besaß.

Seine breite, wohlgerundete Stirne mit einer leichten Flucht, die seine schönen schwarzen Haare dämmten, verriet zugleich den streng wissenschaftlichen Geist und die Macht der Phantasie. Bei Gilbert, wie bei seinem Lehrer Rousseau, warf das Vorstehen der Augenbrauen einen dichten Schatten auf die Augen, und aus diesem Schatten sprang der leuchtende Punkt hervor, der das geistige Leben offenbarte.

Trotz seines bescheidenen Anzugs erschien also Gilbert vor den Augen der zukünftigen Verfasserin von Corinna unter einem merkwürdig schönen und ausgezeichneten Anblick, dessen Gesamtwesen sich noch durch seine langen, weißen Hände und durch seine schmalen, an ein feines, muskulöses Bein sich wohl anschließenden Füße vervollständigte.

Frau von Staël verlor einige Augenblicke damit, daß sie Gilbert prüfend betrachtete.

Diese Zeit verwendete Gilbert seinerseits zu einem steifen Gruß, der einigermaßen an die bescheidene Höflichkeit der Quäker in Amerika erinnerte, die der Frau, statt des lächelnden Respektes, nur die brüderliche Höflichkeit zugestehen.

Dann analysierte er mit einem raschen Blick die ganze Person der schon berühmten jungen Frau, deren verständigen und ausdrucksvollen Zügen es durchaus an Reiz gebrach; denn es war eher der Kopf eines unbedeutenden und trivialen jungen Mannes, als ein Frauenkopf auf einem Leibe voll wollüstiger Üppigkeit.

Sie hielt den Zweig eines Granatbaumes in der Hand, und aß in der Zerstreuung von dessen Blüten.

»Mein Herr, Sie sind der Doktor Gilbert?« fragte die Baronin.

»Ja, Madame, der bin ich.«

»Noch so jung, haben Sie sich bereits einen sehr großen Ruf erworben; oder sollte vielleicht dieser Ruf Ihrem Vater, oder irgend einem älteren Verwandten von Ihnen gelten?«

»Madame, außer mir kenne ich keinen Gilbert, und wenn wirklich, wie Sie sagen, ein wenig Ruf mit meinem Namen verknüpft ist, so habe ich alles Recht, ihn in Anspruch zu nehmen.«

»Mein Herr, Sie haben sich des Namens des Marquis von Lafayette bedient, um zu mir zu gelangen, und der Marquis hat uns in der That von Ihrer unerschöpflichen Wissenschaft gesprochen.«

Gilbert verbeugte sich.

»Eine Wissenschaft, die um so merkwürdiger, um so interessanter, fuhr die Baronin fort, als Sie, wie es scheint, kein gewöhnlicher Chemiker, kein Praktiker, wie die andern, sind und alle Geheimnisse der Wissenschaft des Lebens ergründet haben.«

»Ich sehe wohl, Madame,« erwiderte Gilbert lächelnd, »der Herr Marquis von Lafayette wird Ihnen gesagt haben, ich sei ein wenig Zauberer; und wenn er Ihnen das gesagt hat, so weiß ich, daß er Geist genug hat, um Ihnen, sobald dies seine Absicht war, auch den Beweis hierfür nicht schuldig zu bleiben.«

»In der That, mein Herr, er hat uns von wunderbaren Kuren gesprochen, die Sie, sei es auf dem Schlachtfelde, sei es in den amerikanischen Hospitälern an verzweifelten Subjekten machten; Sie versenkten dieselben, wie uns der General gesagt hat, in einen scheinbaren Tod, der dem wirklichen so ähnlich war, daß dieser selbst sich darin täuschte.«

»Dieser scheinbare Tod, Madame, ist das Resultat einer beinahe unbekanntem, heute nur den Händen von einigen Eingeweihten anvertrauten Wissenschaft, die am Ende allgemein werden wird.«

»Mesmerismus, nicht wahr?« fragte Frau von Staël lächelnd.

»Mesmerismus, ja, so ist es.«

»Sollten Sie Lektionen bei dem Meister selbst genommen haben?«

Ach! Madame, Mesmer selbst war nur der Schüler. Der Mesmerismus oder vielmehr der Magnetismus war eine schon den Ägyptern und Griechen bekannte Wissenschaft. Sie verlor sich im Ozean des Mittelalters. Shakespeare errät sie im *Macbeth*. Urbain Grandier findet sie wieder auf und stirbt dafür, daß er sie aufgefunden hat. Doch der Großmeister, mein Meister, ist der Graf von Cagliostro.

»Dieser Charlatan?« rief Frau von Staël.

»Madame! Madame! hüten Sie sich davor, mit den Zeitgenossen zu urteilen, statt mit der Nachwelt. Diesem Charlatan verdanke ich mein Wissen, und die Welt wird ihm vielleicht die Freiheit zu verdanken haben.«

»Es mag sein,« versetzte lächelnd Frau von Staël. »Ich spreche, ohne die Sache zu kennen, und Sie sprechen mit Kenntnis davon. Es ist wahrscheinlich, daß Sie recht haben und daß ich unrecht habe . . . Doch kommen wir auf Sie zurück. Warum haben Sie sich solange von Frankreich entfernt gehalten? Warum sind Sie nicht zurückgekehrt, um Ihren Platz unter den Lavoisier, den Cabanis, den Condorcet, den Bailly und den Louis einzunehmen?«

Bei diesem letzten Namen errötete Gilbert unmerklich.

»Madame, ich habe zu viel zu studieren gehabt, um mich sogleich unter die Meister einzureihen.«

»Nun sind Sie endlich hier, doch in einem für uns schlimmen Augenblick. Mein Vater, der sich, ich bin es fest überzeugt, glücklich geschätzt hätte, Ihnen nützlich sein zu können, ist in Ungnade gefallen und vor drei Tagen abgereist.«

Gilbert lächelte.

»Frau Baronin,« sprach er, leicht sich verbeugend, »vor sechs Tagen bin ich auf Befehl des Herrn Barons von Necker in die Bastille gesteckt worden.«

Frau von Staël errötete ebenfalls.

»Wahrhaftig, mein Herr, Sie sagen mir da etwas, was mich ungemein in Erstaunen setzt. Sie in der Bastille? Was hatten Sie denn gethan?«

»Diejenigen, welche mich haben einsperren lassen, könnten es mir allein sagen.«

»Aber Sie sind wieder herausgekommen?«

»Ja, Madame, weil es keine Bastille mehr giebt.«

»Wie, keine Bastille mehr?« rief Frau von Staël mit scheinbarem Erstaunen.

»Haben Sie die Kanonen nicht gehört?«

»Ja, doch Kanonen, das sind nur Kanonen.«

»O! erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen: es ist unmöglich, daß Frau von Staël, die Tochter des Herrn von Necker, zu dieser Stunde nicht weiß, daß die Bastille vom Volke genommen worden ist.«

»Ich versichere Ihnen, mein Herr,« erwiderte verlegen die Baronin, »allen Ereignissen seit dem Abgange meines Vaters fremd, beschäftige ich mich nur damit, daß ich über seine Abwesenheit weine.«

»Madame! Madame!« versetzte Gilbert, den Kopf schüttelnd, »die Staatskurriere sind zu sehr an den Weg gewöhnt, der nach dem Schlosse Saint-Quen führt, als daß nicht wenigstens einer in den vier Stunden, seitdem die Bastille kapituliert hat, gekommen sein sollte.«

Die Baronin sah, daß es ihr unmöglich war, zu antworten, ohne entschieden zu lügen. Die Lüge widerstrebte ihr, und sie veränderte das Gespräch.

»Und welchem Umstande verdanke ich die Ehre Ihres Besuches?« fragte sie.

»Ich wünschte die Ehre zu haben, Herrn von Necker zu sprechen, Madame.«

»Aber Sie wissen, daß er nicht mehr in Frankreich ist?«

»Madame, es schien mir so außerordentlich, daß Herr von Necker sich entfernt haben, so unpolitisch, daß er die Ereignisse nicht überwacht haben sollte, daß ich, ich gestehe es, darauf zählte, Sie würden mir den Ort angeben, wo ich ihn finden könnte.«

»Sie werden ihn in Brüssel finden, mein Herr.«

Gilbert heftete seinen forschenden Blick auf die Baronin.

»Ich danke, Madame,« sagte er, sich verbeugend, »ich werde also nach Brüssel abreisen, da ich ihm Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzuteilen habe.«

Frau von Staël machte eine Bewegung des Zögerns, dann erwiderte sie:

»Zum Glück kenne ich Sie, mein Herr, und ich weiß, daß Sie ein ernster Mann sind; denn diese so wichtigen Dinge könnten wohl an ihrem Werte verlieren, wenn sie durch einen andern Mund gingen . . . Was kann es aber nach der Ungnade, nach dem Vorgefallenen, noch wichtiges für meinen Vater geben?«

»Es giebt die Zukunft, Madame, und ich soll vielleicht nicht ganz ohne Einfluß auf die Zukunft sein. Doch dies alles ist unnütz. Wissen Sie, was zwanzig Stunden in Revolutionszeiten sind, und wie viele Dinge in zwanzig Stunden vorkommen können? Oh! welche Unklugheit hat Herr von Necker begangen, daß er zwanzig Stunden zwischen sich und die Ereignisse, zwischen

seine Hand und das Ziel gelegt hat.«

»Wahrhaftig, mein Herr, Sie erschrecken mich,« sagte Frau von Staël, »und ich fange in der That an zu glauben, daß mein Vater eine Unklugheit begangen hat.«

»Was wollen Sie, Madame? nicht wahr, die Dinge sind nun einmal so? Ich habe mich nur noch der Störung wegen, die ich Ihnen verursacht, auf das demütigste zu entschuldigen. Leben Sie wohl, Madame.«

Doch die Baronin hielt ihn zurück und sprach:

»Ich sage Ihnen, mein Herr, daß Sie mich erschrecken, Sie sind mir über dies alles, was mich so sehr beunruhigt, eine Erklärung schuldig.«

»Ah! Madame, ich habe in diesem Augenblick so viele persönliche Interessen zu überwachen, daß es mir durchaus unmöglich ist, an die der andren zu denken; es handelt sich um mein Leben und um meine Ehre, wie es sich um das Leben und die Ehre des Herrn von Necker handeln würde, wenn er sogleich hätte die Worte hören können, die ich ihm nun erst in zwanzig Stunden sagen werde.«

»Mein Herr, erlauben Sie mir, mich eines Umstandes zu erinnern, den ich zu lange vergessen habe: daß nämlich solche Fragen nicht unter dem freiem Himmel, in einem Parke, im Bereiche der Ohren aller verhandelt werden sollen.«

»Madame, ich nehme mir die Freiheit, Ihnen zu erwidern, daß ich mich bei Ihnen befinde, und daß es folglich bei Ihnen stand, den Ort unseres Zusammenseins zu bestimmen. Was wünschen Sie? Ich bin zu Ihren Befehlen.«

»Sie sollen mir den Gefallen thun, dieses Gespräch in meinem Kabinett zu beendigen.«

»Ah! ah!« sagte Gilbert zu sich selbst, »wenn ich sie nicht in Verlegenheit zu bringen befürchtete, würde ich sie fragen, ob ihr Kabinett in Brüssel sei.«

Doch er fragte nichts und beschränkte sich darauf, daß er der Baronin folgte, die nun sehr rasch auf das Schloß zuing.

Vor der Fassade fand man denselben Lakai, der Gilbert empfangen hatte. Frau von Staël machte ihm ein Zeichen, öffnete selbst die Thüren und führte Gilbert in ihr Kabinett, ein reizendes Gemach, doch mehr männlichen als weiblichen Geschmack verratend, dessen zweite Thüre und zwei Fenster auf eine nicht nur für fremde Personen, sondern auch für fremde Ohren unzugängliches Gärtchen gingen.

Hier angelangt, schloß Frau von Staël die Thüre wieder, wandte sich gegen Gilbert um und sagte:

»Mein Herr, im Namen der Menschlichkeit fordere ich Sie auf mir zu sagen, worin das Geheimnis besteht, das Sie nach Saint-Quen geführt hat, und dessen Mitteilung meinem Vater ersprießlich sein kann.«

»Madame,« erwiderte Gilbert, »wenn Ihr Herr Vater mich hier hören könnte, wenn er wissen könnte, daß ich der Mann bin, der dem König die geheime Denkschrift, betitelt: *Ideen über die Lage Europas und den Fortschritt der Freiheit*, überschickt hat, — ich bin fest überzeugt, der Herr Baron von Necker würde auf der Stelle erscheinen und zu mir sagen: »Doktor Gilbert, was wollen Sie von mir? sprechen Sie, ich höre Sie.««

Gilbert hatte diese Worte noch nicht vollendet, als eine in einer Füllung, unter einem Gemälde von Banloo verdeckt, verborgene Thüre geräuschlos sich öffnete, und der Baron von Necker lächelnd auf der Schwelle einer kleinen Wendeltreppe erschien, von deren Höhe herab man das

Licht einer Lampe fallen sah.

Nachdem die Baronin von Staël Herrn Gilbert begrüßt und ihren Vater auf die Stirne geküßt hatte, schlug sie den Weg ein, auf dem er gekommen war, stieg die Treppe hinauf, schloß die Füllung und verschwand.

Necker war auf Gilbert zugegangen, reichte ihm die Hand und sprach:

»Hier bin ich, Herr Gilbert; was wollen Sie von mir? Ich höre Sie.«

Beide nahmen Stühle.

»Herr Baron,« sagte Gilbert, »Sie haben ein Geheimnis vernommen, das Ihnen alle meine Ideen offenbart. Ich bin es, der vor vier Jahren dem Könige eine Denkschrift über die allgemeine Lage Europas hat zukommen lassen; ich bin es, der ihm seit dieser Zeit aus den Vereinigten Staaten die verschiedenen Denkschriften über alle Fragen innerer Vereinbarung und Verwaltung, die sich in Frankreich erhoben, überschickt hat.«

»Denkschriften,« fügte Necker bei, »von denen Seine Majestät mit mir nie ohne eine tiefe Bewunderung und einen ebenso tiefen Schrecken sprach.«

»Ja, weil sie die Wahrheit sagten. Weil die Wahrheit damals furchtbar zu hören war. Nachdem aber heute die Wahrheit zur Thatsache geworden, ist sie noch viel furchtbarer zu sehen, nicht so?«

»Das ist unbestreitbar, mein Herr,« erwiderte Necker.

»Diese Denkschriften,« fragte Gilbert, »hat sie Ihnen der König mitgeteilt?«

»Nicht alle, mein Herr, nur zwei: eine über die Finanzen. Abgesehen von einigen Verschiedenheiten, sprachen Sie darin meine eigne Ansicht aus, und ich fühlte mich dadurch sehr geehrt.«

»Das ist nicht alles, es war eine dabei, in der ich ihm alle die materiellen Ereignisse, die in Erfüllung gegangen sind, vorausgesagt.«

»Ich bitte, welche, mein Herr?«

»Unter anderen waren es zwei besonders: das eine, daß er sich genötigt sehen würde, in Rücksicht der von ihm eingegangenen Verbindlichkeiten Sie zu entlassen.«

»Sie haben ihm meine Entlassung vorhergesagt?«

»Vollkommen.«

»Das ist das erste Ereignis; welches war das zweite?«

»Die Einnahme der Bastille.«

»Sie haben die Einnahme der Bastille vorhergesagt?«

»Herr Baron, die Bastille war mehr als das Gefängnis des Königtums, sie war das Symbol der Tyrannei. Die Freiheit hat damit angefangen, das Symbol zu vernichten, die Revolution wird das übrige thun.«

»Haben Sie das Gewicht der eben gesprochenen Worte auch berechnet, mein Herr?«

»Allerdings.«

»Fürchten Sie sich nicht, eine solche Theorie ganz laut auszusprechen?«

»Fürchten, wovor?«

»Daß Ihnen Unglück widerfahre.«

»Herr von Necker,« erwiderte Gilbert lächelnd, »wenn man aus der Bastille kommt, hat man vor nichts Furcht.«

»Sie kommen aus der Bastille? Und warum waren Sie in der Bastille?«

»Das frage ich Sie.«

»Und warum mich?«

»Weil Sie mich haben hineinbringen lassen.«

»Ich habe Sie in die Bastille bringen lassen?«

»Vor sechs Tagen; das Datum ist, wie Sie sehen, nicht sehr alt, und Sie müßten sich erinnern.«

»Das ist unmöglich.«

»Erkennen Sie Ihre Unterschrift?« sprach Gilbert.

Und er zeigte dem Exminister das Gefangenenregister der Bastille und den geheimen Verhaftsbefehl, der sich demselben beigefügt fand.

»Ja, allerdings,« sagte Necker, »hier ist der Verhaftsbefehl. Sie wissen, daß ich so wenig als möglich unterzeichnete, und dieses Wenige belief sich dennoch auf viertausend Unterschriften jährlich. Überdies habe ich im Augenblick meiner Abreise bemerkt, daß man mich einige Verhaftsbefehle, bei denen der Platz für den Namen noch weiß war, hatte unterzeichnen lassen. Der Ihrige, mein Herr, wird zu meinem großen Bedauern einer von diesen gewesen sein.«

»Damit sagen Sie mir, mein Herr, daß ich in keiner Weise meine Einkerkерung Ihnen zuzuschreiben habe?«

»Nein, gewiß nicht.«

»Aber, Herr Baron,« versetzte Gilbert lächelnd. »Sie begreifen meine Neugierde; ich muß wissen, wem ich für meine Gefangenschaft zu Dank verpflichtet bin. Haben Sie also die Güte, es mir zu sagen.«

»Oh! nichts kann leichter sein. Ich habe aus Vorsicht meine Briefe nie im Ministerium gelassen, sondern sie jeden Abend hierher gebracht. Die von diesem Monat sind in der Schublade B. dieses Schrankes. Suchen wir in dem Bunde den Buchstaben G.«

Necker öffnete die Schublade und durchblätterte einen ungeheuren Bund, der fünf- bis sechshundert Briefe enthalten konnte.

»Ich behalte nur die Briefe, die ihrer Natur nach meine Verantwortlichkeit zu sichern imstande sind. Eine Verhaftung, die ich vornehmen lasse, ist ein Feind, den ich mir mache. Ich muß also den Streich pariert haben. Das Gegenteil würde mich sehr in Erstaunen setzen. Sehen wir G . . . G . . . das ist es. Ja, Gilbert. Das kommt Ihnen vom Hause der Königin zu, mein lieber Herr.«

»Ah! ah! vom Hause der Königin!«

»Ja, Begehren eines Verhaftsbefehls gegen einen Namens Gilbert. Kein Gewerbe. Schwarze Haare, schwarze Augen. Folgt das Signalement. Begiebt sich von Havre nach Paris, das ist das Ganze. Dieser Gilbert waren also Sie?«

»Das war ich. Können Sie mir den Brief also anvertrauen?«

»Nein, doch ich kann Ihnen sagen, von wem er unterzeichnet ist, von Gräfin von Charny.«

»Gräfin von Charny?« wiederholte Gilbert; ich kenne sie nicht, ich habe ihr nichts gethan.

Und er erhob sachte den Kopf, als wollte er in seinen Erinnerungen suchen.

»Dabei findet sich eine kleine Randbemerkung, die nicht unterzeichnet ist, aber von einer mir bekannten Handschrift. Sehen Sie.«

Gilbert neigte sich und las am Rande des Briefes:

»Ohne Verzug zu thun, was die Gräfin von Charny verlangt.«

»Das ist seltsam, sagte Gilbert, die Königin, das begreife ich noch, es war von ihr und den Polignac in meiner Denkschrift die Rede. Doch diese Frau von Charny . . .«

»Sie kennen Sie nicht?«

»Das muß ein Name sein, den man nur dazu hergegeben hat. Übrigens darf man sich nicht darüber wundern, daß mir die Notabilitäten von Versailles unbekannt sind. Seit fünfzehn Jahren bin ich von Frankreich abwesend; ich habe es nur zweimal wiedergesehen, und das zweite Mal vor bald vier Jahren verlassen. Wer ist die Gräfin von Charny, wenn ich fragen darf?«

»Die Freundin, die Vertraute der Königin, die sehr angebetete Frau des Grafen von Charny, eine Schönheit und eine Tugend zugleich, kurz ein Wunder.«

»Nun, ich kenne dieses Wunder nicht.«

»Wenn dem so ist, mein lieber Doktor, so bleiben Sie dabei stehen, daß Sie das Spielzeug einer politischen Intrigue sind. Sie haben vom Grafen Cagliostro gesprochen?«

»Ja, er ist mein Freund gewesen, mehr als mein Freund, mein Lehrer, mehr als mein Lehrer, mein Retter.

»Wohl! Österreich oder der heilige Stuhl werden Ihre Einkerkung verlangt haben. Sie haben Broschüren geschrieben?«

»Ach! ja.«

»Alle diese kleinen Rachgieren wenden sich der Königin zu, wie die Kompaßnadel dem Nordpol, wie das Eisen dem Magnet. Man hat gegen Sie komplottiert; man hat Sie von Leuten bespähnen lassen. Die Königin hat Frau von Charny beauftragt, den Brief zu unterzeichnen, um den Verdacht zu entfernen, und damit ist das Geheimnis aufgeklärt.«

Gilbert dachte einen Augenblick nach.

Dieser Augenblick des Nachdenkens rief das bei Billot in Pisseleux gestohlene Kistchen in sein Gedächtnis zurück, mit dem weder die Königin, noch Österreich, noch der heilige Stuhl etwas zu thun hätten, und diese Erinnerung brachte ihn wieder auf den rechten Weg.

»Nein, sagte er, das ist es nicht, das kann es nicht sein; doch gleichviel, gehen wir zu etwas anderm, zu Ihnen über.«

»Zu mir? was haben Sie mir von mir zu sagen?«

»Was Sie so gut wissen, als irgend jemand: daß Sie binnen drei Tagen wieder in ihre Funktionen eingesetzt sind, und daß Sie dann Frankreich so despotisch regieren werden, als Sie wollen.«

»Sie glauben?« versetzte Necker lächelnd.

»Und Sie auch, da Sie nicht in Brüssel sind.«

»Nun wohl! das Resultat? denn zum Resultat müssen wir kommen.«

»Vernehmen Sie es. Sie sind bei den Franzosen beliebt. Sie werden von ihnen angebetet sein. Die Königin war es schon lange müde. Sie geliebt zu sehen, der König wird es müde werden. Sie angebetet zu sehen; beide werden Popularität auf Ihre Kosten treiben, und Sie werden es nicht leiden. Dann werden Sie beim Volke unbeliebt. Das Volk, mein lieber Herr Necker, ist ein hungriger Löwe, der nur die fütternde Hand liebt, welche Hand dies auch sein mag. Hernach fallen Sie wieder in Vergessenheit zurück.«

»Ich, in die Vergessenheit? Und was würde mich vergessen machen?«

Die Ereignisse.

»Bei meinem Ehrenwort, Sie sprechen als Prophet.«

»Ich habe das Unglück, es ein wenig zu sein.«

»Lassen Sie hören, was wird geschehen?«

»Oh! was geschehen wird, ist nicht schwer vorherzusagen, denn was geschehen wird, steckt im Keime in der Nationalversammlung. Eine Partei wird sich erhellen, die in diesem Augenblick schläft, oder vielmehr, die wacht, aber sich verbirgt. Diese Partei hat zum Haupte ein Prinzip, zur Waffe eine Idee.«

»Ich begreife. Sie sprechen von der orleanistischen Partei?«

»Nein. Von dieser hätte ich gesagt, sie habe zum Haupte einen Mann, zur Waffe die Volksbeliebtheit. Ich spreche von einer Partei, deren Name nicht einmal genannt worden ist: von der republikanischen Partei.«

»Von der republikanischen Partei? Ah! was denken Sie?«

»Sie glauben nicht daran?«

»Chimäre.«

»Ja, Chimäre mit dem feurigen Rachen, der euch alle verschlingen wird.«

»Wohl! ich werde Republikaner, ich bin es schon.«

»Republikaner von Genf, ganz richtig.«

»Mir scheint, ein Republikaner ist ein Republikaner.«

»Das ist der Irrtum, Herr Baron; *unsre* Republikaner werden durchaus nicht den Republikanern anderer Länder gleichen; unsere Republikaner werden zuerst die Vorrechte, dann den Adel, dann das Königtum verschlingen. Ihr ändern werdet mit unsern Republikanern abgehen, aber sie werden ohne euch ankommen, denn Ihr werdet nicht dahin gehen wollen, wohin sie gehen. Nein, Herr Baron von Necker, Sie täuschen sich. Sie sind kein Republikaner.«

»Oh! wenn Sie es so verstehen, nein; ich liebe den König.«

»Und ich auch, und alle Welt liebt ihn in diesem Augenblick, wie wir. Wenn ich das, was ich sage, einem minder erhabenen Geiste sagte, als Ihnen, so würde man mich auszischnen und ausschelten; doch dürfen Sie sicher daran glauben, Herr von Necker!«

Das würde ich in der That auch thun, wenn die Sache irgend eine Wahrscheinlichkeit hätte; aber . . .

»Kennen Sie die geheimen Gesellschaften?«

»Ich habe viel davon sprechen hören.«

»Glauben Sie daran?«

»Ich glaube an ihre Existenz, aber nicht an ihre Allgemeinheit.«

»Sind Sie Mitglied von einer?«

»Nein.«

»Wohl, Herr Minister, *ich* bin es, und nicht bloß von einer, sondern von allen. Herr Minister, geben Sie wohl acht, das ist ein ungeheures Netz, das alle Throne umschlingt. Es ist ein unsichtbarer Dolch, der alle Monarchien bedroht. Wir sind ungefähr drei Millionen Brüder, in allen Ländern verbreitet, in allen Klassen der Gesellschaft zerstreut. Wir haben Freunde im Volke, im Bürgerstand, im Adel, bei den Prinzen, unter den regierenden Fürsten sogar. Nehmen Sie sich in acht, Herr von Necker, der Prinz, vor dem Sie sich vielleicht als Gegner der geheimen Gesellschaften zu erkennen geben, ist möglicherweise ein Affiliierter derselben — nehmen Sie

sich in acht! Der Bediente, der sich vor Ihnen verbeugt, ist vielleicht ein Affiliierter. Ihr Leben gehört ihnen. Ihr Vermögen gehört Ihnen, sogar ihre Ehre gehört ihnen. Dies alles gehört einer unsichtbaren Macht, gegen die Sie nicht zu kämpfen imstande sind, denn Sie kennen sie nicht, während dieselbe Sie zu verderben vermag, weil Sie ihr bekannt sind. Wohl denn! diese drei Millionen Menschen, sehen Sie, die bereits die amerikanische Republik gemacht haben, versuchen es nunmehr, auch eine französische, und später eine europäische Republik zu machen.«

»Aber Ihre Republik der Vereinigten Staaten erschreckt mich nicht zu sehr, und gern nehme ich dieses Programm an.«

»Ja, doch zwischen Amerika und uns ist eine Kluft, Amerika, ein neues Land, ohne Vorurteile, ohne Privilegien, ohne Königtum, ein nährender Boden, fruchtbare Ländereien, jungfräuliche Wälder, Amerika liegt zwischen dem Meere und dem Urwald, wovon jenes einen Ausweg für seinen Handel, dieser eine Hilfsquelle für seine Bevölkerung bietet, während Frankreich! . . . sehen Sie doch, was man in Frankreich zu zerstören hat, ehe Frankreich Amerika gleicht.«

»Oh! wohin wollen Sie denn kommen?«

»Ich will dahin kommen, wohin wir unglücklicherweise gehen. Doch ich will danach trachten, daß wir ohne gewaltsame Erschütterung dahin kommen, indem ich den König an die Spitze der Bewegung stelle, als einen Schild.«

»Einen Schild?« versetzte Necker lächelnd. »Sie kennen den König nicht, wenn Sie ihn eine solche Rolle wollen spielen lassen.«

»Doch, ich kenne ihn. Ei! mein Gott, ich weiß es wohl, er ist ein Mann, wie ich tausend an der Spitze kleiner Bezirke von Amerika gesehen habe, ein braver Mann, ohne Majestät, ohne Widerstand, ohne urheberische Kraft — doch was wollen Sie? Und wäre es nur durch den geheiligten Titel, den er führt, so ist er doch immerhin ein Wall gegen die Menschen, von denen ich soeben sprach; und so schwach auch ein Wall sein mag, man hat ihn doch lieber als nichts.«

»Ich erinnere mich, in unsern Kriegen mit den wilden Stämmen im Norden Amerikas ganze Nächte hinter ein paar Schilfrohren zugebracht zu haben; der Feind war auf der andern Seite des Flusses und schoß nach uns. Ein Rohr ist wenig, nicht wahr? und dennoch gestehe ich Ihnen, Herr Baron, daß mein Herz behaglicher hinter diesen großen, grünen Rohren schlug, die eine Kugel wie Fäden durchschneiden konnte, als wenn ich auf freiem Felde gewesen wäre. Nun wohl, der König ist mein Rohr. Er erlaubt mir den Feind zu sehen, und verhindert den Feind, daß er mich sieht. Darum bin ich Republikaner in New-York oder Philadelphia, Royalist in Frankreich. Dort hieß unser Diktator Washington. Hier weiß Gott, wie er heißen wird: Dolch oder Schafott.«

»Sie sehen die Dinge blutfarbig an, Doktor.«

»Herr Baron, wenn Sie heute auf der Grève gewesen waren, so würden Sie die Dinge ebenso ansehen, wie ich.«

»Ja, das ist wahr; es soll dort, wie ich höre, eine Metzerei stattgefunden haben.«

»Es ist eine schöne Sache um das Volk . . . wenn es schön ist! . . . O menschliche Stürme! rief Gilbert aus, wie weit, wie weit laßt ihr die Stürme des Himmels hinter euch zurück!«

Necker wurde nachdenkend.

»Wie schade, daß ich Sie nicht bei mir habe, Doktor,« sagte er. »Sie wären für mich, wenn es Not thäte, ein strenger Ratgeber.«

»Bei Ihnen, Herr Baron, wäre ich Ihnen nicht so dienlich, und besonders Frankreich nicht so nützlich, wie da, wohin ich zu gehen Lust habe.«

»Und wohin wollen Sie gehen?«

»Hören Sie, mein Herr; es ist beim Throne selbst ein großer Feind des Throns, beim König selbst ein großer Feind des Königs: das ist die Königin. Die arme Frau vergißt, daß sie die Tochter von Maria Theresia ist, oder sie erinnert sich dessen nur aus dem Gesichtspunkte des Stolzes: sie glaubt den König zu retten, und sie schadet mehr, als der König: sie richtet das Königtum zu Grunde. Wohl denn! wir, die wir den König lieben, wir, die mir Frankreich lieben, wir müssen miteinander übereinkommen, um diese Macht zu neutralisieren, um diesen Einfluß zu vernichten.«

»Nun, so thun Sie, was ich Ihnen gesagt habe; bleiben Sie bei mir, helfen Sie mir.«

»Wenn ich bei Ihnen bleibe, werden wir nur ein einziges Thätigkeitsmittel haben: Sie werden ich sein, ich werde Sie sein. Wir werden uns trennen, mein Herr, und dann haben wir ein doppeltes Gewicht.«

»Und wohin werden wir es mit dem allen bringen?«

»Dahin, daß wir die Katastrophe vielleicht verzögern, aber sicherlich nicht verhindern, obschon ich Ihnen für einen mächtigen Unterstützer bürgere, für den Marquis von Lafayette.«

»Lafayette ist ein Republikaner.«

»Wie ein Lafayette ein Republikaner sein kann. Müssen wir durchaus unter dem Niveau der Gleichheit passieren, so lassen Sie uns, glauben Sie mir, das der vornehmen Herren wählen. Ich liebe die Gleichheit, welche erhebt, und nicht die, welche erniedrigt.«

»Und Sie stehen uns für Lafayette?«

»Solange man nur Ehre, Mut, Aufopferung von ihm verlangen wird, ja.«

Nun, so reden Sie also, was wünschen Sie?

»Einen Einführungsbrief zu Seiner Majestät dem König Ludwig XVI.«

»Ein Mann von Ihrem Verdienst bedarf keines Einführungsbriefes; er stellt sich selbst vor.«

»Nein, es sagt mir zu, Ihr Geschöpf zu sein; es entspricht meinen Plänen, von Ihnen vorgestellt zu werden.«

»Und wonach trachten Sie?«

»Einer der Quartal-Aerzte des Königs zu werden.«

»Oh! nichts kann leichter sein. Doch die Königin?«

»Bin ich einmal beim König, so ist das meine Sache.«

»Doch wenn Sie die Königin verfolgt?«

»Dann werde ich machen, daß der König einen Willen hat.«

»Der König einen Willen? Sie werden mehr als ein Mensch sein, wenn Sie das vermögen.«

»Derjenige, welcher den Leib lenkt, müßte ein großer Tölpel sein, wenn es ihm eines Tages nicht gelänge, auch den Geist zu lenken.«

»Glauben Sie aber nicht, daß es, um Arzt des Königs zu werden, eine schlechte Empfehlung ist, in der Bastille eingesperrt gewesen zu sein.«

»Bin ich nicht Ihrer Ansicht nach wegen des Verbrechens der Philosophie verfolgt worden?«

»Das befürchte ich.«

»Dann stellt der König seine Ehre wieder her, der König macht sich beim Volke beliebt,

indem er zum Arzte einen Zögling von Rousseau, einen Parteigänger der neuen Lehren, einen Gefangenen nimmt, der gerade aus der Bastille kommt. Gleich das erste Mal, sobald Sie den König sehen werden, machen Sie dies bei ihm geltend.«

»Sie haben immer recht; doch kann ich auf Sie zählen, wenn Sie einmal beim König sind?«

»Ganz und gar, solange ich Sie in der politischen Linie bleiben, die wir annehmen werden.«

»Was versprechen Sie mir?«

»Sie genau von der Stunde zu unterrichten, wann Sie sich zurückzuziehen haben.«

Necker schaute einen Augenblick Gilbert an; dann sprach er mit verdüstertem Tone:

»In der That, das ist der größte Dienst, den ein ergebener Freund einem Minister leisten kann, denn es ist der letzte.«

Und er setzte sich an den Tisch, um an den König zu schreiben.

Mittlerweile las Gilbert den Brief noch einmal und sagte zu sich selbst:

»Gräfin von Charny, wer kann das sein?«

»Hier, mein Herr,« sprach Necker nach ein paar Minuten, indem er Gilbert den Brief reichte, den er geschrieben hatte.

Gilbert nahm den Brief und las.

Er enthielt was folgt:

»Sire,

»Eure Majestät ist eines sichern Mannes benötigt, mit dem sie von ihren Angelegenheiten sprechen kann. Mein letztes Geschenk, mein letzter Dienst, indem ich den König verlasse, ist das Geschenk, das ich ihm mit dem Doktor Gilbert mache. Ich sage Eurer Majestät genug, wenn ich ihr bemerke, daß der Doktor Gilbert nicht nur einer der ausgezeichnetsten Aerzte ist, die in der Welt existieren, sondern auch der Verfasser der Denkschriften über Administration und Politik, die einen so lebhaften Eindruck auf den König hervorgebracht haben. Zu den Füßen Eurer Majestät

Baron von Necker.

Necker datierte seinen Brief nicht, und übergab ihn dem Doktor nur einfach gesiegelt.

»Und nun,« fügte er bei, »nun bin ich in Brüssel nicht wahr?«

»Ja, gewiß, und mehr als je. Morgen früh werden Sie indessen Nachricht von mir erhalten.«

Der Baron klopfte auf eine gewisse Weise an die Füllung, Frau von Staël erschien wieder, nur hielt sie diesmal außer ihrem Granatzweige die Broschüre des Doktors Gilbert in der Hand. Sie zeigte ihm den Titel davon mit einer Art von schmeichelhafter Koketterie.

Gilbert nahm Abschied von Herrn von Necker und küßte der Baronin, die ihn bis zum Ausgang des Kabinetts begleitete, die Hand.

Und er kehrte zu dem Fiaker zurück, wo Billot und Pitou auf dem Vordersitze schliefen, wo der Kutscher auf seinem Bock schlief, und wo die Pferde auf ihnen wankenden Beinen gleichfalls schliefen.

XXII.

König Ludwig XVI.

Das Zusammensein von Gilbert, Frau von Staël und Herrn von Necker hatte ungefähr anderthalb Stunden gedauert. Gilbert kam ein Viertel nach neun Uhr nach Paris zurück, ließ sich unmittelbar nach der Post fahren, nahm Wagen und Pferde, und während Billot und Pitou in einem kleinen Gasthause der Rue Thiroux, wo Billot, wenn er nach Paris kam, abzusteigen pflegte, von ihren Strapazen ausruhten, fuhr Gilbert im Galopp nach Versailles.

Es war spät; doch daran lag Gilbert wenig. Bei Männern seines Schlages ist Thätigkeit Bedürfnis. Seine Fahrt konnte möglicherweise ohne Erfolg sein; doch war ihm eine vergebliche Fahrt noch lieber, als auf der Stelle zu bleiben. Für nervöse Organisationen ist die Ungewißheit eine schlimmere Folter, als die erschrecklichste Wirklichkeit.

Er kam nach Versailles um halb elf Uhr; in gewöhnlicher Zeit wäre alle Welt zu Bette gegangen und in den tiefsten Schlaf versunken gewesen. Doch an diesem Abend schlief niemand in Versailles. Man hatte hier den Gegenschlag der Erschütterung empfangen, unter der Paris noch zitterte.

Die französischen Garden, die Gardes-du-corps, die Schweizer, rottenweise aufgestellt, an allen Ausgängen der Hauptstraßen gruppiert, unterhielten sich untereinander oder mit den Bürgern, deren royalistischen Gesinnungen ihnen Vertrauen einflößte.

Ganz Versailles trieb sich also in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1789, in bunter Verwirrung umher und wollte erfahren, wie der König die seiner Krone zugefügte Beleidigung, den seiner Macht versetzten Schlag aufnehmen werde.

Durch die Antwort, die Mirabeau Herrn von Dreux-Breze gegeben, hatte er das Königtum ins Gesicht geschlagen. Durch die Einnahme der Bastille war es vom Volk ins Herz getroffen.

Für die beschränkten Köpfe, für die Kurzsichtigen war indessen die Frage rasch gelöst. In den Augen der Militärs besonders, die im Resultat der Ereignisse nur den Sieg oder die Niederlage der rohen Gewalt zu sehen gewohnt waren, handelte es sich ganz einfach um einen Marsch nach Paris. Dreißigtausend Mann und zwanzig Kanonen würden bald diesen Stolz und diese Siegeswut der Pariser vernichten.

Noch nie hatte das Königtum so viele Räte gehabt; jeder gab seine Ansicht ganz laut und öffentlich zum besten.

Die Mäßigsten sagten:

»Das ist ganz einfach. Man erwirke zuerst von der Nationalversammlung eine Guttheißung, die sie nicht verweigern wird; ihre Haltung ist seit einiger Zeit beruhigend für jedermann, sie will ebensowenig von unten ausgehende Gewaltthätigkeiten, als von oben herabkommende Mißbräuche.«

»Die Nationalversammlung wird ganz unumwunden erklären, der Aufruhr sei ein Verbrechen; Bürger, die Abgeordnete haben, um ihre Beschwerden dem König auseinanderzusetzen, und einen König, um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, begehen ein Unrecht, wenn sie ihre Zuflucht zu den Waffen nehmen und Blut vergießen.«

»Mit dieser Erklärung ausgerüstet, die man sicherlich von der Nationalversammlung erlangen wird, kann der König nicht umhin, Paris als guter Vater, das heißt streng, zu züchtigen.«

»So wird der Sturm zum Schweigen gebracht, das Königtum tritt in sein erstes Recht wieder ein. Die Völker kehren zu ihrer Pflicht zurück, die der Gehorsam ist, und alles verfolgt seinen gewohnten Weg.«

So ordnete man im allgemeinen die Angelegenheiten auf dem Cours¹³ und auf den Boulevards.

Doch vor dem Paradeplatz und in der Umgegend der Kasernen führte man eine andre Sprache.

Hier sah man unbekannte ortsfremde Menschen, Menschen mit verständigem Gesicht und verschleiertem Auge, bei jedem Anlaß geheimnisvolle Ratschläge austheilen, die schon sehr ernsten Nachrichten übertreiben und beinahe öffentlich Propaganda mit den meuterischen Ideen treiben, die seit zwei Monaten Paris in Bewegung setzten und die Vorstädte aufwiegelten.

Um diese Menschen bildeten sich düstere, feindselige, belebte Gruppen, die man an ihr Elend, an ihre Leiden, an die brutale Menschenverachtung erinnerte, deren sich das Königtum schuldig gemacht.

»Was hat das Volk in den acht Jahrhunderten, die es kämpft, erlangt? Nichts. Keine sozialen Rechte; keine politischen Rechte: das der Kuh des Pächters, der man ihr Kalb nimmt, um es auf die Schlachtbank zu bringen; ihre Milch, um sie auf dem Markt zu verkaufen, ihr Fleisch, um es in die Metzsig zu führen, ihre Haut, um sie in der Gerberei zu trocknen. Durch die Noth gedrängt, hat die Monarchie endlich nachgegeben und einen Aufruf an die Reichsstände ergehen lassen; heute aber, da die Stände versammelt sind, was thut die Monarchie? seit dem Tage ihrer Zusammenberufung lastet sie auf ihnen. Hat sich die Nationalversammlung gebildet, so ist es gegen den Willen der Regierung geschehen. Nun denn! da unsere Brüder in Paris uns einen so furchtbaren Handstreich gegeben haben, treiben wir die Nationalversammlung vorwärts. Jeder Schritt, den sie auf politischen Boden thut, wo sich der Kampf entsponnen hat, ist ein Sieg für uns: es ist die Vergrößerung unseres Feldes, es ist die Vermehrung unseres Vermögens, es ist die Einweihung unserer Recht. Vorwärts! vorwärts! Bürger. Die Bastille ist nur das Vorwerk der Tyrannei! Die Bastille ist genommen, es bleibt noch die Festung selbst.«

An den dunkelsten Orten bildeten sich andre Versammlungen, wurden andre Worte gesprochen. Diejenigen, welche sie aussprachen, waren Männer, die offenbar einer höheren Klasse angehörten und von der Volkstracht eine Verkleidung geborgt hatten, in der sie aber verraten wurden durch ihre weißen Hände und ihre feingebildete Sprache.

»Volk!« sagten diese Männer, »man beirrt dich in der That von zwei Seiten: die einen fordern dich auf, zurückzukehren, die andern treiben dich vorwärts. Man spricht dir von politischen Rechten, von sozialen Rechten; bist du glücklicher, seitdem man dir erlaubt hat, durch das Organ deiner Abgeordneten zu stimmen? Bist du reicher, seitdem du vertreten wirst? Hast du weniger Hunger, seitdem die Nationalversammlung Dekrete macht? Nein, nein, überlaß die Politik und ihre Theorieen den Leuten, die zu lesen verstehen. Was dir Not thut, ist nicht eine Redensart oder eine geschriebene Maßregel.

»Es ist Brot, und dann wieder Brot; es ist der Wohlstand deiner Kinder, die süße Ruhe deiner Frau. Wer wird dir dies alles geben? Ein König von festem Charakter, von jugendlichem Geist, von edlem Herzen. Dieser König ist nicht Ludwig XVI., der unter seiner Frau regiert, unter der Österreicherin mit dem ehernen Herzen; es ist . . . suche wohl um den Thron; suche dort denjenigen, welcher Frankreich wieder glücklich machen kann, und den die Königin mit Recht

haßt, weil er Schatten auf das Gemälde wirft, weil er die Franzosen liebt und von ihnen geliebt wird.«

So gab sich die Meinung in Versailles kund, so entfachte man überall den Bürgerkrieg.

Gilbert zog bei einigen von diesen Gruppen Erkundigungen ein; als er sodann den Zustand der Geister erkannt hatte, ging er gerade auf das Schloß zu, das zahlreiche Posten bewachten.

Trotz aller dieser Posten durchschritt Gilbert ohne alle Schwierigkeit die ersten Höfe und gelangte bis zu den Vorzimmern, ohne daß irgend jemand ihn fragte.

Als er in den Saal des Oeil-de-Boeuf kam, hielt ihn ein Gardes-du-corps an. Gilbert zog aus seiner Tasche den Brief des Herrn von Necker und zeigte die Unterschrift. Der Edelmann warf einen Blick darauf. Das Verbot war streng, und da die strengsten Verbote gerade diejenigen sind, welche am meisten der Erläuterung bedürfen, so sagte der Gardes-du-corps zu Gilbert:

»Mein Herr, der Befehl, niemand zum König einzulassen, ist förmlich; da man aber offenbar den Fall eines Abgesandten des Herrn von Necker nicht vorgesehen hat, da Sie aller Wahrscheinlichkeit nach Seiner Majestät einen wichtigen Rat bringen, so gehen Sie hinein, ich nehme die Übertretung auf mich.«

Gilbert trat ein.

Der König war nicht in seinen Gemächern, sondern im Beratungssaal; er empfing hier eine Deputation der Nationalgarde, die von ihm die Entfernung der Truppen, die Bildung einer Bürgergarde, und seine Gegenwart in Paris verlangt hatte.

Ludwig hatte kalt angehört, und dann geantwortet: die Lage der Dinge bedürfe der Aufhellung, und er werde diese Lage mit seinem Rate in Überlegung ziehen.

Während dieser Zeit warteten die Abgeordneten in der Gallerie und sahen durch die mattgeschliffenen Gläser der Thüren das Spiel der wachsenden Schatten der königlichen Räte und ihre drohenden Bewegungen.

Durch das Studium dieser Art von Phantasmagorie konnten sie erraten, die Antwort werde schlecht sein.

Der König beschränkte sich in der That darauf, daß er antwortete, er werde die Chefs für die Bürgermiliz ernennen und den Truppen vom Marsfelde Befehl geben, sich zurückzuziehen.

Was seine Gegenwart in Paris betraf, so wollte er der aufrührerischen Stadt diese Gunst nicht eher gewähren, als bis sie sich völlig unterworfen hätte.

Die Deputation bat, flehte, beschwor. Der König erwiderte, sein Herz sei zerrissen, aber er vermöge nicht mehr.

Und zufrieden mit diesem augenblicklichen Triumphe, mit dieser Kundgebung einer Gewalt, die er schon nicht mehr besaß, kehrte der König in seine Gemächer zurück.

Hier fand er Gilbert. Der Gardes-du-corps war bei ihm.

»Was will man von mir?« fragte der König.

Der Gardes-du-corps näherte sich ihm, und während er sich bei Ludwig XVI. entschuldigte, daß er gegen das Verbot gefehlt, betrachtete Gilbert, der seit langen Jahren den König nicht mehr gesehen, stillschweigend diesen Mann, den Frankreich im Augenblick des heftigsten Sturms, den es je erlitten, von Gott zum Lotsen erhalten hatte.

Dieser dicke und kurze Leib, ohne Federkraft und Majestät, dieser in seinen Formen weiche und im Ausdruck unfruchtbare Kopf, diese mit einem frühzeitigen Alter streitende Jugend, dieser ungleiche Kampf einer mächtigen Materie gegen eine mittelmäßige Intelligenz, welcher der

Rangstolz allein einen zeitweisen Wert gab: dies alles bedeutete für den Physiognomiker, der mit Lavater studiert, für den Magnetiseur, der mit Balsamo in der Zukunft gelesen, für den Philosophen, der mit Jean-Jacques geträumt, für den Reisenden, der alle menschlichen Rassen an sich hatte vorübergehen lassen, dies alles bedeutete: Ausartung, Verschlechterung, Ohnmacht, Untergang.

Gilbert war also wie betäubt, nicht durch die Ehrfurcht, sondern durch den Schmerz, indem er dieses traurige Schauspiel betrachtete.

Der König ging auf ihn zu und sagte:

»Sie sind es, der mir einen Brief von Herrn von Necker bringt?«

»Ja, Sire.«

»Ah!« rief er, als ob er gezweifelt hätte, »kommen Sie geschwinde.«

Gilbert reichte den Brief dem König. Ludwig las ihn hastig und sagte dann zu dem Gardes-du-corps mit einer Gebärde, der es nicht ganz an einem gewissen Adel des Befehlens gebrach:

»Lassen Sie uns allein, Herr von Varicourt.«

Gilbert blieb mit dem König allein.

Das Zimmer war nur durch eine einzige Lampe erleuchtet; man hätte glauben sollen, der König habe das Licht gemäßigt, damit man auf seiner mehr verdrießlichen, als sorgenvollen Stirne alle die Gedanken, die sich in ihm drängten, nicht lesen könne.

»Mein Herr,« sagte er, auf Gilbert einen Blick heftend, der klarer und schärfer war, als sich dieser wohl gedacht hatte, »mein Herr, ist es wahr, daß Sie der Verfasser der Denkschriften sind, die mich so in Erstaunen gesetzt haben?«

»Ja, Sire.«

»Wie alt sind Sie?«

»Zweiunddreißig Jahre, Sire; doch das Studium und das Unglück verdoppeln das Alter. Behandeln Sie mich als einen Greis.«

»Warum haben Sie so lange gewartet, um vor mir zu erscheinen?«

»Sire, weil ich kein Bedürfnis hatte, Eurer Majestät das mündlich zu sagen, was ich freier und leichter schrieb.«

Ludwig XVI. dachte nach.

»Sie haben keine andern Gründe?« sagte er argwöhnisch. »Aber wenn ich mich nicht täusche, müssen Sie gewisse Umstände von meiner wohlwollenden Gesinnung für Sie unterrichtet haben.«

»Eure Majestät meint vielleicht jene Art von Rendezvous, das ich dem König zu geben die Verwegenheit hatte, als ich ihn nach meiner ersten Denkschrift vor fünf Jahren bat, abends um 8 Uhr ein Licht an sein Fenster zu stellen, um mir zu bezeichnen, er habe meine Arbeit gelesen.«

»Und . . .« sagte der König befriedigt.

»Und am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde wurde das Licht in der That dahin gestellt, wohin es zu stellen ich Sie ersucht hatte, Sire. Hernach sah ich es dreimal sich erheben und wieder senken. Sodann las ich folgende Worte in der *Gazette*: Derjenige, welchen das Licht dreimal gerufen, kann sich bei demjenigen einfinden, welcher es dreimal emporgehoben hat, er wird belohnt werden.«

»Das sind in der That die eigenen Worte der Anzeige,« sagte der König.

»Und hier ist die Anzeige selbst,« sprach Gilbert, indem er aus seiner Tasche die Zeitung zog, in die fünf Jahre vorher die Anzeige, an die er erinnert hatte, eingerückt worden war.

»Gut, sehr gut, sprach der König, ich habe lange auf Sie gehofft. Sie erscheinen in dem Augenblick, wo ich Sie zu erwarten aufgehört hatte. Seien Sie willkommen, denn Sie erscheinen wie die guten Soldaten, im Augenblick des Kampfes.«

Dann schaute er Gilbert noch aufmerksamer an und fügte bei:

»Wissen Sie, mein Herr, daß es für einen König etwas Außerordentliches ist, einen Menschen nicht erscheinen zu sehen, zu dem man gesagt hat: Kommen Sie, um eine Belohnung zu empfangen?«

Gilbert lächelte.

»Lassen Sie hören,« sprach Ludwig XVI., »warum sind Sie nicht gekommen?«

»Weil ich keine Belohnung verdiente, Sire. Ein geborener Franzose, mein Vaterland liebend, eifersüchtig auf seine Wohlfahrt, meine Individualität mit der von dreißig Millionen Menschen, meinen Mitbürgern, verschmelzend, arbeitete ich für mich, indem ich für sie arbeitete. Sire, man ist nicht immer einer Belohnung würdig, weil man selbstsüchtig ist.«

»Paradox, mein Herr; Sie hatten einen andern Grund.«

Gilbert erwiderte nichts.

»Sprechen Sie, mein Herr, ich wünsche es.«

»Sie haben vielleicht richtig erraten, Sire.«

»Ist es nicht dieser Grund, fragte der König ängstlich: Sie fanden die Lage ernst, und behielten sich vor . . .?«

»Für eine noch viel ernstere; ja, Sire, Eure Majestät hat richtig erraten.«

»Ich liebe die Offenherzigkeit,« sagte der König, der seine Unruhe nicht verbergen konnte, denn er war von einer schüchternen Natur und errötete leicht.

Ludwig XVI. fuhr fort:

»Sie sagten dem König den Ruin vorher, und haben zu nahe bei den Trümmern gestellt zu sein befürchtet.«

»Nein, Sire, denn ich komme gerade in dem Augenblick, wo der Ruin bald bevorsteht, um mich der Gefahr zu nähern.«

»Ja, ja, Sie verlassen soeben Necker und sprechen wie er. Die Gefahr, allerdings; es ist in diesem Augenblick gefährlich, sich mir zu nähern. Und wo ist Necker?«

»Ich glaube, ganz bereit, sich den Befehlen Eurer Majestät zu fügen.«

»Desto besser, ich werde seiner bedürfen, sprach der König mit einem Seufzer. In der Politik soll man nicht halsstarrig sein. Man glaubt gut zu thun und thut schlecht; man thut sogar gut, und das launenhafte Ereignis stört die Resultate; die Pläne waren nichtsdestoweniger gut, und doch gilt man dafür, daß man sich getäuscht habe.«

Der König seufzte abermals; Gilbert kam ihm zu Hilfe.

»Sire, sagte er. Eure Majestät urteilt und schließt bewunderungswürdig; was aber zu dieser Stunde zu thun sich geziemt, ist, daß man klarer in der Zukunft zu sehen sucht, als man dies bis jetzt gethan hat.«

Der König erhob das Haupt, und man konnte seine ausdrucksvolle Stirne sich leicht falten sehen.

»Sire, verzeihen Sie mir,« sagte Gilbert, »ich bin Arzt. Ist das Übel groß, so bin ich kurz.«

»Sie legen also ein großes Gewicht auf den heutigen Aufstand?«

»Sire, das ist kein Aufstand, das ist eine Revolution.«

»Und Sie wollen, daß ich mich mit diesen Rebellen, mit diesen Mördern vertrage? Denn sie haben die Bastille mit Gewalt genommen; das ist ein Akt des Aufbruchs; sie haben Herrn de Launay, Herrn von Losme und Herrn von Flesselles getötet: das ist Mord.«

»Ich will, daß Sie die einen von den andern trennen, Sire; diejenigen, welche die Bastille genommen, sind Helden; diejenigen, welche die Herren von Flesselles, von Losme und de Launay getötet haben, sind Mörder.«

Der König errötete leicht; doch beinahe in demselben Augenblick verschwand diese Röte wieder, seine Lippen erbleichten, und ein paar Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne.

»Sie haben recht, mein Herr. Sie sind Arzt, oder vielmehr Wundarzt, denn Sie schneiden in das lebendige Fleisch ein. Doch kommen wir auf Sie zurück. Sie heißen Doktor Gilbert, nicht wahr? oder mit diesem Namen sind wenigstens Ihre Denkschriften unterzeichnet.«

»Sire, es ist eine große Ehre für mich, daß Eure Majestät sich so gut erinnert, obschon ich im ganzen unrecht habe, so stolz zu sein.«

»Warum?«

»Mein Name mußte in der That unlängst vor Eurer Majestät ausgesprochen worden sein.«

»Ich begreife nicht . . .«

»Vor sechs Tagen bin ich verhaftet und in die Bastille gebracht worden. Ich habe aber sagen hören, es finde keine Verhaftung von einer Wichtigkeit statt, ohne daß es der König wisse.«

»Sie in der Bastille?« rief der König, die Augen weit aufreißend.

»Hier ist mein Gefängnischein, Sire. Vor sechs Tagen, wie ich Eurer Majestät zu sagen die Ehre gehabt habe, auf Befehl des Königs in die Bastille gebracht, bin ich heute um drei Uhr durch die Gnade des Volks daraus befreit worden.«

»Heute?«

»Ja, Sire; hat Eure Majestät den Kanonendonner nicht gehört?«

»Allerdings.«

»Nun wohl! das Feuer der Kanonen öffnete mir die Pforten.«

»Ah!« murmelte der König, »ich möchte gern sagen, ich freue mich darüber, hätte man heute morgen nicht auf die Bastille und auf das Königtum zugleich gefeuert.«

»Oh! Sire, machen Sie aus einem Gefängnis nicht das Symbol eines Prinzips. Sagen Sie im Gegenteil, Sire, Sie seien glücklich, daß die Bastille genommen worden ist, denn man wird nicht mehr im Namen des Königs, der nichts davon weiß, eine Ungerechtigkeit wie die begehen, deren Opfer ich gewesen bin.«

»Aber Ihre Verhaftung hat doch eine Ursache, mein Herr?«

»Keine, die ich wüßte, Sire; man hat mich bei meiner Rückkehr nach Frankreich verhaftet und eingekerkert, das ist das Ganze.«

»In der That, mein Herr,« sagte Ludwig mit sanftem Tone, »ist es nicht einigermaßen Egoismus von Ihrer Seite, daß Sie mir von Ihnen sprechen, während ich es bedarf, daß man mir von mir spricht?«

»Sire, es ist für mich notwendig, daß mir Eure Majestät eine einzige Frage beantwortet.«

»Welche?«

»Ja oder nein, hat eure Majestät einen Anteil an meiner Verhaftung?«

»Ich wußte nichts von Ihrer Rückkehr nach Frankreich.«

»Diese Antwort beglückt mich, Sire; ich kann nun laut erklären. Eure Majestät werde in dem, was sie Übles thut, beinahe immer mißbraucht, und werde denjenigen, welche zweifeln sollten, mich als Beispiel anführen.«

Der König lächelte.

»Als Arzt, sagte er, gießen Sie den Balsam in die Wunde.«

Oh! Sire, ich werde ihn mit vollen Händen eingießen, und wenn Sie wollen, diese Wunde heilen, dafür stehe ich Ihnen.«

»Ob ich es will? gewiß.«

»Aber Sie müssen es sehr fest wollen, Sire. Ehe Sie sich weiter verbindlich machen, Sire, lesen Sie diese an den Rand meines Gefängnisregisters geschriebene Zeile.«

»Welche Zeile?« fragte der König unruhig.

»Sehen Sie.«

Gilbert reichte das Blatt dem König. Ludwig las:

»Auf das Verlangen der Königin.«

Er faltete die Stirne.

»Der Königin!« sagte er; »sollten Sie sich die Ungnade der Königin zugezogen haben?«

»Sire, ich bin fest überzeugt, daß mich Ihre Majestät noch weniger kennt, als Eure Majestät mich kannte.«

»Aber Sie hatten sich irgend ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, denn man geht nicht umsonst in die Bastille.«

»Es scheint doch, da ich daraus komme.«

»Herr von Necker schickt Sie mir, und der geheime Verhaftsbrief war von ihm unterzeichnet.«

»Allerdings.«

»Dann erklären Sie sich besser. Durchgehen Sie Ihr Leben und sehen Sie, ob Sie nicht irgend einen Umstand darin finden, den Sie vergessen haben.«

»Mein Leben durchgehen! Ja, Sire, ich werde es thun, und zwar laut; seien Sie unbesorgt, es wird nicht lange dauern. Ich habe seit dem Alter von sechzehn Jahren ohne Unterlaß gearbeitet; ein Zögling von Jean-Jacques, eine Gefährte von Balsamo, ein Freund von Lafayette und Washington, habe ich mir seit dem Tage, wo ich Frankreich verlassen, nie ein Vergehen oder auch nur ein Unrecht vorzuwerfen gehabt. Als die erlangte Wissenschaft mir die Verwundeten oder Kranken zu behandeln erlaubte, dachte ich immer, ich sei von jeder meiner Ideen, von jeder meiner Handlungen Rechenschaft schuldig vor Gott. Da mir Gott Geschöpfe anvertraut hatte, so vergoß ich als Wundarzt das Blut aus Menschlichkeit, bereit, das meinige hinzugeben, um meinem Kranken Linderung zu verschaffen oder ihn zu retten; als Arzt war ich immer Tröster, zuweilen Wohlthäter. So sind fünfzehn Jahre vergangen. Ich habe die Mehrzahl der Leidenden zum Leben zurückkehren sehen; sie küßten mir die Hände. Nein, ich sage Ihnen, Sire, seit dem Tage, wo ich Frankreich verlassen, und das sind fünfzehn Jahre, habe ich mir nichts vorzuwerfen.«

»Sie pflogen in Amerika Umgang mit den Neuerern, und durch Ihre Schriften sind deren

Grundsätze verbreitet worden.«

»Ja, Sire, und ich vergaß dieses Recht, das ich mir auf die Dankbarkeit der Könige und der Menschen erworben habe.«

Der König schwieg.

»Sire,« fuhr Gilbert fort, »nun ist Ihnen mein Leben bekannt; ich habe niemand beleidigt oder verwundet, ebensowenig einen Bettler, als eine Königin, und ich frage Eure Majestät, warum man mich bestraft hat.«

»Ich werde mit der Königin sprechen, Herr Gilbert; doch glauben Sie, daß der Geheimbrief unmittelbar von der Königin kommt?«

»Ich sage das nicht, Sire, ich glaube sogar, daß die Königin nur die Randbemerkung gemacht hat.«

»Ah! Sie sehen wohl,« rief der König ganz freudig.

»Ja; doch Sie wissen, Sire, daß eine Königin befiehlt, wenn sie eine Randbemerkung macht.«

»Und von wem ist der Brief mit der Randbemerkung? Lassen Sie sehen!«

»Ja, Sire, sehen Sie,« sagte Gilbert.

Und er reichte ihm das Blatt aus dem Gefängnisregister.

»Gräfin von Charny!« rief der König; »wie, sie hat Sie verhaften lassen! aber was haben Sie denn dieser armen Charny gethan?«

»Ich kannte heute morgen diese Dame nicht einmal dem Namen nach, Sire.«

Ludwig fuhr mit der Hand über seine Stirne. »Charny, murmelte er, Charny, die Sanftmut, die Tugend die Keuschheit selbst!«

»Sie werden sehen, Sire,« sprach Gilbert lachend, »ich bin auf Verlangen von drei göttlichen Tugenden in die Bastille gesteckt worden.«

»Oh! ich muß hierüber im klaren sein,« sagte der König.

Und er zog an einer Klingelschnur.

Ein Thürhüter trat ein.

»Man sehe nach, ob die Gräfin von Charny bei der Königin ist, befahl Ludwig.«

»Sire, antwortete der Thürhüter, ich habe die Gräfin soeben durch die Gallerie gehen sehen; sie ist im Begriff, in den Wagen zu steigen.«

»Laufen Sie ihr nach und bitten Sie sie, in einer wichtigen Angelegenheit in mein Kabinett zu kommen.«

Dann wandte er sich gegen Gilbert um und fragte:

»Ist es das, was Sie wünschten, mein Herr?«

»Ja, Sire,« antwortete Gilbert, »und ich danke Eurer Majestät tausendmal.«

XXIII.

Die Gräfin von Charny.

Bei dem Befehl, die Gräfin von Charny kommen zu lassen, zog sich Gilbert in eine Fenstervertiefung zurück.

Der König ging in dem Saal des Oeil-de-Boeuf auf und ab, in seinem Innern bald mit den öffentlichen Angelegenheiten, bald mit dem Zudrängen von Gilbert beschäftigt, dessen seltsamem Einfluß er in diesem Augenblick unterlag, wo ihn außer den Nachrichten von Paris nichts hätte interessieren sollen.

Plötzlich wurde die Thüre des Kabinetts geöffnet; der Thürhüter meldete die Frau Gräfin von Charny, und Gilbert konnte durch die nahe zusammengezogenen Vorhänge eine Frau erschauen, deren weite seidene Gewänder den Thürflügel streiften.

Diese Frau trug nach der Mode der Zeit ein Nachtkleid von grauer Seide, einen ähnlichen Rock, eine Art von Shawl, der, hinter der Taille zusammengeknüpft war und ganz außerordentlich die Vorzüge einer reichen, schön gebauten Brust zeigte.

Ein kleiner, zierlich auf dem Ende einer hohen Frisur befestigter Hut, Pantoffeln mit hohen Absätzen, welche die Feinheit eines bewunderungswürdigen Knöchels hervorhoben, ein an den Spitzen der Finger einer zarten, langen, vollkommen aristokratischen Hand spielendes Stöckchen, das war die von Gilbert so lebhaft erwartete Person.

Der König machte einen Schritt ihr entgegen.

Sie waren im Begriff, wegzufahren. Gräfin, wie man mir gesagt hat?

In der That, Sire, ich wollte eben in den Wagen steigen, als mir der Befehl Eurer Majestät zukam. Bei dieser Stimme mit dem festen Klang füllten sich die Ohren von Gilbert mit einem gräßlichen Geräusch. Das Blut floß plötzlich nach seinen Schläfen, tausend Schauer durchliefen seinen ganzen Leib.

Unwillkürlich machte er einen Schritt aus dem Obdach der Vorhänge, hinter denen er verborgen war.

»Sie,« murmelte er, . . . »sie . . . Andrée.«

»Madame,« fuhr der König fort, der ebensowenig als die Gräfin etwas von der Bewegung des im Schatten verborgenen Gilbert wahrgenommen hatte, »ich habe Sie gebeten, zu mir zu kommen, um eine Auskunft zu erlangen.«

»Ich bin bereit, Eurer Majestät zu entsprechen.«

Der König neigte sich auf die Seite von Gilbert, als wollte er ihm einen Wink geben.

Dieser begriff, der Augenblick, sich zu zeigen, sei noch nicht gekommen, und zog sich allmählich wieder hinter seinen Vorhang zurück.

»Madame,« sagte der König, »es ist vor ungefähr acht bis zehn Tagen Herrn von Necker das Gesuch um einen geheimen Verhaftsbefehl zugestellt worden.«

Gilbert heftete durch die beinahe unbemerkbare Öffnung der Vorhänge seinen Blick auf Andrée. Die junge Frau war bleich, fieberhaft, unruhig und wie gebeugt unter der Last einer

geheimen Bedrückung.

»Sie hören mich, nicht wahr, Gräfin?« fragte Ludwig XVI., als er sah, daß Frau von Charny zu antworten zögerte.

»Ja, Sire.«

»Nun wohl! wissen Sie, was ich sagen will, und können Sie auf meine Frage antworten?«

»Ich suche mich zu erinnern,« erwiderte Andrée.

»Erlauben Sie mir, Ihr Gedächtnis zu unterstützen. Der Verhaftsbefehl ist von Ihnen verlangt worden, und das Gesuch war mit einer Randbemerkung der Königin begleitet.«

Statt zu antworten, überließ sich die Gräfin immer mehr der fieberhaften Zerstreung, die sie aus den Grenzen des wirklichen Lebens hinauszuziehen schien.

»Antworten Sie mir doch, Madame!« sagte der König, der ungeduldig zu werden anfing.

»Es ist wahr,« erwiderte sie bebend, »es ist wahr, ich habe den Brief geschrieben, und Ihre Majestät hat auf dem Rande etwas beigesezt.«

»So nennen Sie mir das Verbrechen, das derjenige begangen, gegen den man diese Maßregel forderte?« fragte Ludwig XVI.

»Sire,« sprach Andrée, »ich kann nicht sagen, welches Verbrechen er begangen hatte, das aber kann ich Ihnen sagen, daß das Verbrechen groß war.«

»Ah! Sie können mir das nicht sagen?«

»Nein, Sire.«

»Dem König?«

»Nein . . . Eure Majestät entschuldige mich, doch ich kann nicht.«

»So werden Sie es ihm selbst sagen, Madame, sprach der König; denn was Sie dem König Ludwig XVI. abschlagen, können Sie dem Doktor Gilbert nicht verweigern.«

»Dem Doktor Gilbert!« rief Andrée, »großer Gott! wo ist er denn?«

Der König trat auf die Seite, um den Platz Gilbert zu überlassen; die Vorhänge öffneten sich, und der Doktor erschien, beinahe ebenso bleich als Andrée.

»Hier ist er, Madame,« sagte der König.

Als sie Gilbert erblickte, wankte die Gräfin. Ihre Beine zitterten unter ihr. Sie warf sich rückwärts, wie eine Frau, die in Ohnmacht sinkt, und blieb nur stehen mit Hilfe eines Lehnstuhls, auf den sie sich stützte, in einer düstern, unempfindlichen, beinahe verstandlosen Haltung.

»Madame,« sagte Gilbert, indem er sich mit demütiger Höflichkeit verbeugte, »erlauben Sie mir, die Frage zu wiederholen, welche Seine Majestät an Sie gerichtet hat?«

Die Lippen von Andrée bewegten sich, — doch kein Ton kam aus ihrem Munde.

»Was habe ich Ihnen gethan, Madame, daß man mich auf einen von Ihnen herrührenden Befehl in ein abscheuliches Gefängnis geworfen hat?«

Bei dieser Stimme fuhr Andrée auf, als ob sie einen Riß im Gewebe ihres Herzens gefühlt hätte.

Dann senkte sie plötzlich einen eisigen Schlangensblick auf Gilbert und sprach: »Mein Herr, ich kenne Sie nicht.«

Doch während sie diese Worte sprach, hatte sie Gilbert seinerseits mit einer solchen Hartnäckigkeit angeschaut, er hatte den Blitz seiner Augen mit so viel unbesiegbarer Kühnheit geladen, daß die Gräfin ihre Augen völlig niederschlug und ihr Blick unter dem seinigen erlosch.

»Gräfin, sagte der König mit einem sanften Vorwurf, sehen Sie, wohin dieser Mißbrauch der Unterschriften führt? Hier steht dieser Herr, den Sie nicht kennen, — Sie gestehen es selbst, — dieser Herr, der ein großer Praktiker ist, ein gelehrter Arzt, ein Mann, dem Sie nichts vorzuwerfen haben . . .«

Andrée erhob das Haupt, um Gilbert mit einer königlichen Verachtung niederzuschmettern.

Er blieb ruhig und stolz.

»Ich sage also, fuhr der König fort: da Sie nichts gegen Herrn Gilbert haben, da Sie in ihm einen andern verfolgten, so ist die Strafe auf einen Unschuldigen gefallen. Gräfin, das ist schlimm.«

»Sire . . .« versetzte Andrée.

»Oh!« unterbrach sie der König, der schon Angst hatte, der Günstlingin seiner Frau unverbindlich begegnet zu sein, »ich weiß wohl, daß Ihr Herz nicht schlecht ist, und daß, wenn Sie jemand mit Ihrem Hasse verfolgten, es verdient hat; doch Sie begreifen, in Zukunft dürfte ein solcher Mißgriff sich nicht erneuern.«

Dann wandte er sich gegen Gilbert um und sprach:

»Was wollen Sie, Doktor? das ist mehr die Schuld der Zeiten, als die der Menschen. Wir sind in der Verderbnis geboren, und wir werden darin sterben; doch wollen wenigstens wir danach trachten, die Zukunft für die Nachwelt zu verbessern, und Sie, Doktor Gilbert, werden mich, wie ich hoffe, bei diesem Werke unterstützen.«

Nach diesen Worten hielt Ludwig inne; er glaubte genug gesagt zu haben, um beide Parteien zu befriedigen.

Der arme König! hätte er eine solche Redensart in der Nationalversammlung vorgebracht, diese würde ihm nicht nur Beifall geklatscht haben, sondern er hätte sie auch am andern Tage in allen Zeitungen des Hofes wiederholt gefunden.

Doch das Auditorium von zwei erbitterten Feinden fand wenig Geschmack an seiner versöhnenden Philosophie.

»Mit der Erlaubnis Eurer Majestät,« sprach Gilbert, werde ich Madame bitten, »zu wiederholen, was sie schon gesagt hat, nämlich, daß sie mich nicht kenne.«

»Gräfin,« sagte der König, »wollen Sie thun, was der Doktor verlangt?«

»Ich kenne den Doktor Gilbert nicht,« wiederholte Andrée mit fester Stimme.

»Aber Sie kennen einen andern Gilbert, meinen Namensbruder, dessen Verbrechen auf mir lastet?«

»Ja,« erwiderte Andrée, »ich kenne ihn und halte diesen für einen Schändlichen.«

»Sire, es ist nicht an mir, die Gräfin zu befragen,« sagte Gilbert; »doch wollen Sie die Gnade haben, sie zu fragen, was dieser schändliche Mensch gethan hat.«

»Gräfin, Sie können einem so gerechten Verlangen keine Weigerung entgegensetzen.«

»Was er gethan hat?« versetzte Andrée. »Ohne Zweifel wußte es die Königin, da sie den Brief, in dem ich die Verhaftung verlangte, eigenhändig gutgeheißen hat.«

»Aber es ist durchaus nicht genug, daß die Königin überzeugt ist; es wäre gut, wenn ich auch überzeugt würde. Die Königin ist die Königin, doch ich, ich bin der König.«

»Wohl, Sire, der Gilbert des Verhaftsbefehles ist ein Mensch, der vor sechzehn Jahren ein gräßliches Verbrechen begangen hat.«

»Eure Majestät wolle die Frau Gräfin fragen, welches Alter heute dieser Mensch hat.«

Der König wiederholte die Frage.

»Dreißig bis zweiunddreißig Jahre,« erwiderte Andrée.

»Sire,« sprach Gilbert, »wenn das Verbrechen vor sechzehn Jahren begangen worden ist, so ist es nicht von einem Mann, sondern von einem Kinde begangen worden, und wenn seit sechzehn Jahren der Mann das Verbrechen des Unmündigen beweint hat, würde dieser Mann nicht einige Nachsicht verdienen?«

»Aber, mein Herr,« fragte der König, »Sie kennen also den Gilbert, von dem die Rede ist?«

»Ich kenne ihn, Sire,« erwiderte Gilbert.

»Er hat also keinen andern Fehler begangen, als einen Jugendfehler?«

»Ich wüßte nicht, Sire, daß ihm von der Zeit an, wo er — ich sage nicht diesen Fehler, sondern weniger nachsichtig als Sie — dieses Verbrechen beging, irgend jemand in der Welt etwas vorwerfen könnte.«

»Nein, wenn nicht das Verbrechen,« bemerkte Andrée, »daß er seine Feder in Gift getaucht und sehr ärgerliche Schmähschriften verfaßt hat.«

»Sire,« sprach Gilbert, »fragen Sie die Frau Gräfin, ob die wahre Ursache der Verhaftung von diesem Gilbert nicht die war, daß man seinen Feinden, oder vielmehr seiner Feindin jede Bequemlichkeit geben wollte, sich eines gewissen Kistchens zu bemächtigen, das gewisse Papiere enthielt, die eine vornehme Dame, eine Dame vom Hofe gefährden können.«

Andrée schauerte vom Scheitel bis zu den Zehen.

»Mein Herr,« murmelte sie.

»Gräfin, wie ist es mit diesem Kistchen?« fragte der König, dem die Blässe und das Zittern der Gräfin nicht entgehen konnten.

»Oh! Madame!« rief Gilbert, »der fühlte, daß er die Lage beherrschte, keine Ausflüchte, keine Umschweife . . . genug der Lügen von der einen und der andern Seite. Ich bin der Gilbert des Verbrechens; ich bin der Gilbert der Schmähschriften; ich bin der Gilbert des Kistchens. Sie, Sie sind die vornehme Dame, die Dame vom Hofe. Ich wähle den König zum Richter, nehmen Sie ihn an, und wir wollen diesem Richter, dem König, alles sagen, was zwischen uns vorgefallen ist, und der König wird entscheiden.«

»Sagen Sie, was Sie wollen, mein Herr,« erwiderte die Gräfin, »doch ich kann nichts sagen, denn ich kenne Sie nicht.«

»Und Sie kennen dieses Kistchen auch nicht?«

Die Gräfin zog die Fäuste krampfhaft zusammen und biß sich bis aufs Blut in ihre Lippen.

»Nein, ebensowenig,« sagte sie.

Doch die Anstrengung, die sie machte, um diese Worte auszusprechen, war so groß, daß sie auf ihren Beinen schwankte, gleich einer Bildsäule, deren Grundfläche ein Erdbeben erschüttert.

»Madame,« rief Gilbert, »nehmen Sie sich in acht, ich bin, wenn Sie nicht vergessen haben, der Schüler eines Mannes, den man Josef Balsamo nannte; die Macht, die er über Sie besaß, hat er mir übertragen; zum letzten mal also, wollen Sie auf die Frage, die ich an Sie richte, antworten?«

»Nein,« erwiderte die Gräfin, »von einer unbeschreiblichen Verwirrung ergriffen, indem sie eine Bewegung machte, um aus dem Zimmer zu stürzen. Nein, nein, nein!«

»Nun denn!« sprach Gilbert, »ebenfalls erbleichend, und seinen mit Drohungen beladenen Arm erhebend, nun denn! stählerne Natur, ehernes Herz, biege dich, zerspringe unter dem unwiderstehlichen Druck meines Willens. Du willst nicht sprechen, Andrée?«

»Nein, nein!« rief die Gräfin ganz betäubt. »Zu Hilfe, Sire, zu Hilfe!«

»Du wirst sprechen,« sagte Gilbert, »und niemand, wäre es der König, wäre es Gott, wird dich meiner Macht entziehen! Du wirst sprechen, du wirst deine ganze Seele dem erhabenen Zeugen dieser Szene öffnen, und alles, was in den Falten deines Gewissens ist, alles, was Gott allein in der Finsternis tiefer Seelen lesen kann, Sire! das werden Sie durch diese hier erfahren, die sich weigert, es zu offenbaren. Schlafen Sie, Frau Gräfin von Charny, schlafen Sie und sprechen Sie, ich will es.«

Kaum waren diese Worte gesprochen, als die Gräfin mitten in einem angefangenen Schrei plötzlich inne hielt, die Arme ausstreckte, einen Stützpunkt für ihre wankenden Beine suchte und wie in einen Zufluchtsort zwischen die Arme des Königs fiel, der, selbst zitternd, sie in einen Lehnstuhl setzte.

»Oh!« sagte Ludwig XVI., »ich habe hiervon sprechen hören, doch nie habe ich etwas dergleichen gesehen. Nicht wahr, mein Herr, sie ist dem magnetischen Schlaf verfallen?«

»Ja, Sire: nehmen Sie nun die Hand der Gräfin und fragen Sie sie, warum sie mich habe verhaften lassen,« antwortete Gilbert, als ob ihm allein das Recht des Befehlens zukäme.

Ganz betäubt von dieser wunderbaren Szene, machte Ludwig XVI. zwei Schritte rückwärts, um sich zu überzeugen, daß er nicht selbst schlafe, und daß das, was unter seinen Augen vorging, nicht ein Traum sei; interessiert wie ein Mathematiker bei der Entdeckung einer neuen Lösung, näherte er sich sodann der Gräfin, nahm ihre Hand und sagte:

»Sprechen Sie, Gräfin, Sie haben also den Doktor Gilbert verhaften lassen?«

Doch obgleich eingeschlafen, machte die Gräfin einen letzten Versuch, riß ihre Hand aus der Hand des Königs, raffte alle ihre Kräfte zusammen und erwiderte:

»Nein, ich werde nicht sprechen.«

Der König schaute Gilbert an, als wollte er ihn fragen, wer von beiden, sein Wille oder der von Andrée, den Sieg davon tragen werde.

Gilbert lächelte.

»Sie werden nicht sprechen?« sagte er.

Und die Augen auf die eingeschlafene Andrée gerichtet, machte er einen Schritt gegen den Lehnstuhl.

Andrée bebte.

»Sie werden nicht sprechen?« fügte er bei, indem er einen zweiten Schritt machte, der den Zwischenraum zwischen ihm und ihr noch mehr verminderte.

Andrée stemmte ihren ganzen Körper in einer äußersten Gegenstrebung an.

»Ah! Sie werden nicht sprechen?« sagte er. Und er machte einen dritten Schritt und stand nun unmittelbar neben Andrée, über deren Haupt er seine Hand ausgestreckt hielt; »ah! Sie werden nicht sprechen?«

Andrée krümmte sich in heftigen Konvulsionen.

»Nehmen Sie sich in acht!« rief Ludwig XVI., »nehmen Sie sich in acht. Sie werden sie töten!«

»Seien Sie unbesorgt, Sire, es ist die Seele, mit der ich es zu thun habe; die Seele kämpft, doch sie wird nachgeben.«

Dann senkte er die Hand und wiederholte:

»Sprechen Sie.«

Andrée streckte die Arme aus und machte eine Bewegung, um zu atmen, als wäre sie unter dem Drucke einer Luftpumpe gewesen.

»Sprechen Sie,« wiederholte Gilbert, abermals seine Hand senkend.

Alle Muskeln der jungen Frau schienen dem Zerreißen nahe. Eine Schaumfranse trat auf ihre Lippen, und ein Anfang von Epilepsie erschütterte sie vom Kopf bis zu den Füßen.

»Doktor,« wiederholte der König, nehmen Sie sich in acht.

Doch ohne auf ihn zu hören, senkte Gilbert zum dritten Mal die Hand, berührte mit ihrer Fläche oben den Kopf der Gräfin und sagte:

»Sprechen Sie, ich will es.«

Andrée stieß bei der Berührung dieser Hand einen Seufzer aus, ihre Arme fielen an ihrer Seite herab; ihr zurückgeworfener Kopf senkte sich sachte vorwärts auf ihre Brust, und reichliche Thränen sickerten durch ihre geschlossenen Augenlider.

»Mein Gott, mein Gott, mein Gott,« murmelte sie.

»Rufen Sie Gott an, gut; derjenige, welcher im Namen Gottes wirkt, fürchtet Gott nicht.«

»Oh,« sagte die Gräfin, »wie hasse ich Sie!«

»Hassen Sie mich, gut; doch sprechen Sie.«

»Sire, Sire,« rief Andrée, »sagen Sie ihm, er versenge mich, er verzehre mich, er töte mich.«

»Sprechen Sie,« sagte Gilbert.

Dann bedeutete er dem König durch ein Zeichen, er könne sie nun befragen.

»Gräfin,« sagte der König, »derjenige, welchen Sie verhaften ließen, ist also wirklich der Doktor?«

»Ja.«

»Und es waltete kein Irrtum, kein Mißgriff ob?«

»Nein.«

»Und dieses Kistchen?«

»Nun!« versetzte dumpf die Gräfin, »sollte ich denn dieses Kistchen in seinen Händen lassen?«

Gilbert und der König wechselten einen Blick.

»Und Sie haben es genommen?« fragte Ludwig XVI.

»Ich habe es nehmen lassen.«

»Ho! ho! erzählen Sie mir das, Gräfin,« rief der König, »indem er, alle Würde vergessend, vor Andrée niederkniete; Sie haben es nehmen lassen? Wo und wie?«

»Ich erfuhr, dieser Gilbert, der seit sechzehn Jahren schon zwei Reisen nach Frankreich gemacht hatte, werde eine dritte machen, und diesmal um sich hier niederzulassen.«

»Aber das Kistchen?« fragte der König.

»Ich habe durch den Polizeileutnant, Herrn von Crosne, erfahren, daß Gilbert während einer dieser Reisen Güter in der Gegend von Villers-Cotterets gekauft; daß der Pächter, der ihm diese

Güter verwalte, sein ganzes Vertrauen genieße, und so vermutete ich, das Kistchen befinde sich bei diesem.«

»Wie haben Sie das vermutet?«

»Ich bin bei Mesmer gewesen, habe mich einschläfern lassen und es gesehen.

»Es war?«

»In einem großen Schranke im Erdgeschoß, unter Weißzeug verborgen.«

»Das ist wunderbar!« sagte der König. »Weiter, weiter!«

»Ich kehrte zu Herrn von Crosne zurück, und dieser gab mir auf Empfehlung der Königin einen seiner gewandtesten Agenten.«

»Der Name dieses Agenten?« fragte Gilbert.

Andrée bebte, als hätte sie ein glühendes Eisen berührt.

»Ich frage Sie nach seinem Namen,« wiederholte Gilbert.

Andrée versuchte es zu widerstehen.

»Seinen Namen, ich will ihn wissen,« sagte der Doktor.

»Pas-de-Loup,« antwortete sie.

»Hernach?« fragte der König.

»Gestern morgen hat sich dieser Mann des Kistchens bemächtigt. Das ist das Ganze.«

»Nein, das ist nicht das Ganze,« entgegnete Gilbert; »es handelt sich nun darum, dem König zu sagen, wo das Kistchen ist.«

»Oh!« versetzte Ludwig XVI., »Sie fragen zu viel.«

»Nein, Sire.«

»Aber durch diesen Pas-de-Loup, durch Herrn von Crosne könnte man erfahren . . .«

»Oh! man wird alles viel besser und viel schneller durch die Gräfin erfahren.«

»Mit einer krampfhaften Bewegung, die sichtbar darauf abzweckte, den andringenden Worten die Lippen zu verschließen, preßte Andrée die Zähne zum Zerbrechen aneinander.«

Der König machte den Doktor auf diese nervöse Konvulsion aufmerksam.

Gilbert lächelte.

Er berührte mit dem Daumen und dem Zeigefinger den unteren Teil des Gesichtes von Andrée, und ihre Muskeln spannten sich in demselben Augenblicke ab.

»Madame, sagen Sie vor allem dem König, daß dieses Kistchen dem Doktor Gilbert gehörte.«

»Ja, ja, es gehört ihm,« erwiderte die Schläferin voll Wut.

»Und wo befindet es sich in diesem Augenblick?« fragte Gilbert; geschwinde, beeilen Sie sich, der König hat keine Zeit zu warten.

Andrée zögerte einen Augenblick.

Gilbert entging dieses Zögern nicht, so unbemerktlich es war.

»Sie lügen!« rief er, »oder vielmehr Sie versuchen es, zu lügen. Wo ist das Kistchen? Ich will es wissen.«

»Bei mir in Versailles,« antwortete Andrée, in Thränen zerfließend und mit einem nervösen Zittern, das ihren ganzen Körper schüttelte. »Bei mir, wo Pas-de-Loup, wie dies verabredet war, mich heute Abend um elf Uhr erwartet.«

Es schlug Mitternacht.

»Und er wartet noch?«

»Ja.«

»In welchem Zimmer ist er?«

»Man hat ihn in den Salon eintreten lassen.«

»Welchen Platz nimmt er in dem Salon ein?«

»Er steht an den Kamin angelehnt.«

»Und das Kistchen?«

»Auf einem Tisch vor ihm. Oh!«

»Was?«

»Beeilen wir uns, ihn herausgehen zu lassen. Herr von Charny, der erst morgen zurückkommen sollte, wird heute nacht kommen . . . wegen der Ereignisse. Ich sehe es, er ist in Sèvres . . . Lassen Sie ihn weggehen, daß ihn der Graf nicht im Hause findet.«

»Eure Majestät hört es. Wo wohnt in Versailles Frau von Charny?«

»Wo wohnen Sie, Gräfin?«

»Auf dem Boulevard de la Reine, Sire.«

»Gut.«

»Sire, Eure Majestät hat es gehört, dieses Kistchen gehört mir. Befiehlt der König, daß es mir zurückgegeben werden soll?«

»Auf der Stelle, mein Herr.«

Der König umstellte Frau von Charny mit einem Windschirm, damit man sie nicht sehen konnte, rief den Offizier vom Dienste und gab ihm leise einen Befehl.

XXIV.

Königliche Philosophie.

Diese seltsame Beschäftigung eines Königs, dem seine Unterthanen den Thron untergruben; diese Neugierde des Gelehrten, auf eine physische Erscheinung angewendet, während sich in ihrem ganzen Ernste die wichtigste politische Erscheinung entwickelt, die je in Frankreich stattgefunden hatte, nämlich die Verwandlung einer Monarchie in eine Demokratie, — dieses Schauspiel, sagen wir, eines Königs, der sich unter den heftigsten Stürmen selbst vergaß, hätte sicherlich die großen Geister der Zeit, die seit drei Monaten über der Lösung ihres Problems brüteten, lächeln gemacht.

Während der Aufruhr außen tobte, vertiefte sich Ludwig, die furchtbaren Ereignisse des Tages, die Einnahme der Bastille, die Ermordung von Flesselles, de Launay und Losme, die Nationalversammlung, die sich gegen ihren König zu empören geneigt war, vergessend, — in dieser völligen Privatbeobachtung, und die Enthüllung dieser unbekanntenen Szene nahm ihn ebenso sehr in Anspruch, als die höchsten Interessen seiner Regierung.

Sobald er seinem Kapitän der Garden den erwähnten Befehl gegeben, kehrte er auch zu Gilbert zurück, der nun von der Gräfin den Ueberschuß des Fluidums, mit dem er sie beladen, entfernte, um ihr statt dieses konvulsivischen Somnambulismus einen ruhigen Schlaf zu geben.

Nach einem Augenblick war auch das Atmen der Gräfin ruhig und gleichmäßig, wie das eines Kindes. Mit einer einzigen Geberde der Hand öffnete ihr Gilbert die Augen wieder und versetzte sie in Ekstase.

Nun konnte man in ihrem ganzen Glänze die wunderbare Schönheit von Andrée sehen. Völlig befreit von jeder irdischen Beimischung, floß das Blut, das einen Augenblick bis zu ihrem Gesicht emporgestiegen war und vorübergehend ihre Wangen gefärbt hatte, wieder in Herz zurück, dessen Schläge sofort ihren gemäßigten Lauf annahmen. Das Gesicht war bleich geworden, doch in jener schönen matten Blässe der Frauen des Orients. Die ein wenig über das gewöhnliche Maß geöffneten Augen waren zum Himmel aufgeschlagen und ließen unten den Stern in der perlmutterartigen Weiße des Augapfels schwimmen; leicht erweitert, schien die Nase eine reinere Atmosphäre einzuatmen. Die Lippen, die ihre ganze frischrote Farbe beibehalten hatten, enthüllten, leicht geöffnet, eine Reihe von Perlen, deren lieblicher Glanz noch erhöht wurde durch ihre Feuchtigkeit.

Der Kopf war mit einer unaussprechlichen, beinahe engelhaften Anmut etwas zurückgeworfen.

Der König blieb wie geblendet; Gilbert wandte seufzend den Kopf ab; er hatte dem Wunsche, Andrée diesen Grad übermenschlicher Schönheit zu geben, nicht widerstehen können. Er machte eine Bewegung, ohne nur den Kopf gegen Andrée umzuwenden, und ihre Augen schlossen sich.

Der König wollte sich durch Gilbert diesen wunderbaren Zustand erklären lassen, bei dem sich die Seele vom Körper löst und frei, glücklich, über den menschlichen Erbärmlichkeiten schwebt.

Gilbert vermochte, wie alle wirklich erhabenen Menschen, das Wort auszusprechen, das der Mittelmäßigkeit so schwer fällt: Ich weiß es nicht. Er bekannte dem König seine Unwissenheit;

er brachte eine Erscheinung hervor, die er nicht definieren konnte; die Thatsache bestand, die Erklärung der Thatsache fehlte.

»Doktor,« sagte der König bei diesem Bekenntnis Gilberts, das ist abermals eines von den Geheimnissen, das die Natur für die Gelehrten einer späteren Generation aufbewahrt, und das, wie so viele andre Mysterien, die man für unauflösbar hielt, ergründet werden wird. Wir nennen sie Mysterien, unsre Väter hätten sie Zaubereien oder Hexereien genannt.

»Ja, Sire,« erwiderte Gilbert lächelnd, »und ich hätte die Ehre gehabt, auf der Grève zur Verherrlichung einer Religion, die man nicht begriff, durch Gelehrte ohne Wissen und durch Priester ohne Glauben verbrannt zu werden.«

»Und unter wem haben Sie diese Wissenschaft studiert? unter Mesmer?«

»Oh! Sire,« antwortete Gilbert lächelnd, »ich habe bereits zehn Jahre früher, ehe der Name Mesmer in Frankreich nur genannt ward, die erstaunlichsten Phänomene dieser Wissenschaft gesehen.«

»Sagen Sie mir, war dieser Mesmer, der ganz Paris in Aufregung versetzte, Ihrer Ansicht nach ein Charlatan, ja oder nein? Mir scheint, Sie gehen viel einfacher zu Werke. Ich habe seine Experimente erzählen hören, sowie die von Deslon, die von Puysegur. Sie wissen, was man alles über diesen Gegenstand gesagt hat, Hirngespinnste oder Wahrheiten.«

»Ja, Sire, ich habe die ganze Debatte verfolgt.«

»Nun, was denken Sie von der berühmten Kufe?«

»Eure Majestät wolle mich entschuldigen, wenn ich auf alles, was sie mich über die magnetische Kraft fragt, durch den Zweifel antworte. Der Magnetismus ist noch keine Kunst. Er ist nur eine Macht, eine furchtbare Macht, indem er den freien Willen vernichtet, die Seele vom Leibe trennt, den Leib der Somnambule den Händen des Magnetiseurs übergibt, ohne daß jene die Kraft oder nur auch den Willen, sich zu verteidigen, behält. Ich, was mich betrifft, habe seltsame Phänomene bewerkstelligen sehen. Ich habe selbst bewerkstelligt, und dennoch zweifle ich.«

»Wie, Sie zweifeln? Sie bewirken Wunder, und Sie zweifeln!«

»Nein, ich zweifle nicht, ich zweifle nicht. In diesem Moment habe ich den Beweis einer unerhörten und unbekanntten Macht vor meinen Augen. Ist aber dieser sichtbare Beweis verschwunden, bin ich allein in meinem Zimmer, meiner Bibliothek gegenüber, dem gegenüber, was die menschliche Wissenschaft seit dreitausend Jahren geschrieben hat; sagt mir die Wissenschaft nein; sagt mir der Geist nein; sagt mir die Vernunft nein: dann zweifle ich.«

»Und Ihr Meister zweifelte auch, Doktor?«

»Vielleicht, doch weniger offenherzig, als ich; er sagte es nicht.«

War es Deslon, war es Puysegur?

»Nein, Sire, nein. Mein Meister war ein Mann, der sehr hoch über den Männern stand, die Sie genannt haben. Ich habe ihn, besonders in Bezug auf Verwundungen, wunderbare Dinge verrichten sehen; keine Wissenschaft war ihm unbekannt. Er hatte sich die ägyptischen Theorien angeeignet. Er hatte die Geheimmittel der alten assyrischen Zivilisation erforscht. Er war ein tiefer Gelehrter, ein gewaltiger Philosoph, denn er besaß die Erfahrung des Lebens, verbunden mit der Beharrlichkeit des Willens.«

»Habe ich ihn gekannt? fragte der König.«

Gilbert zögerte einen Augenblick und sagte: »Ja, Sire.«

»Er heißt?«

»Sire,« antwortete Gilbert, »nenne ich diesen Namen vor dem König, so setze ich mich vielleicht seinem Mißfallen aus. In diesem Augenblick aber besonders, wo die Mehrzahl der Franzosen mit der königlichen Majestät ein Spiel treibt, möchte ich nicht gern einen Schatten auf die Ehrfurcht werfen, die wir alle der Majestät schuldig sind.«

»Nennen Sie kühn diesen Namen, Doktor Gilbert, und seien Sie überzeugt, daß ich auch meine Philosophie habe: eine Philosophie, die genug gestählt ist, um über alle Beleidigungen der Gegenwart und alle Drohungen der Zukunft zu lächeln.«

Trotz dieser Ermutigung zögerte Gilbert noch.

Der König näherte sich ihm.

»Mein Herr,« sagte er lächelnd, »nennen Sie mir Satan, wenn Sie wollen, ich werde gegen Satan einen Panzer finden, den, welchen Ihre Irrlehrer nicht haben, den, welchen sie nie haben werden, den, welchen ich vielleicht allein in meinem Jahrhundert besitze und ohne mich zu schämen anlege: die Religion!«

»Es ist wahr. Eure Majestät glaubt wie der heilige Ludwig,« sagte Gilbert.

»Und eben darin, Doktor — ich gestehe es — liegt meine Stärke; ich liebe die Wissenschaft, ich achte die Resultate des Materialismus; ich bin Mathematiker, wie Ihnen bekannt ist; Sie wissen, eine Additionssumme, eine algebraische Formel erfüllen mich mit Freude. Doch im Gegensatz gegen die Leute, welche die Algebra bis zum Atheismus treiben, habe ich in Reserve meinen tiefen, unerschöpflichen, ewigen Glauben, meinen Glauben, der mich um einen Grad über sie und unter sie stellt: über sie im Guten, unter sie im Bösen. Sie sehen, Doktor, ich bin ein Mann, dem man alles sagen kann, ein König, der alles hören kann.«

»Sire,« sprach Gilbert mit einer Art von Bewunderung, »ich danke Eurer Majestät für das, was sie mir gesagt hat; denn es ist beinahe das Geständnis eines Freundes, womit sie mich beehrt.«

»Oh! ich wünschte,« fügte der schüchterne Ludwig XVI. bei, »ich wünschte, ganz Europa könnte mich so sprechen hören. Wenn die Franzosen in meinem Herzen alle Stärke und alle Zärtlichkeit, die es enthält, lesen könnten, ich glaube, sie würden mir weniger widerstehen.«

Der letzte Teil des Satzes, der auf die bestrittenen königlichen Vorrechte hindeutete, schadete Ludwig XVI. im Geiste von Gilbert.

Er sagte auch rasch und ohne alle Schonung: »Sire, da Sie es wollen, mein Meister war der Graf von Cagliostro.«

»Oh! rief Ludwig errötend, dieser Empiriker!«¹⁴

»Dieser Empiriker . . . ja, Sire, sagte Gilbert. Eure Majestät weiß wohl, daß das Wort, dessen sie sich bedient hat, eines der edelsten ist, die man in der Wissenschaft gebraucht. *Empiriker* will besagen: *der Mensch, der versucht*. Immer versuchen, Sire, heißt für einen Denker, für einen Praktiker, für einen Menschen endlich, soviel als thun, was Gott den Sterblichen Größtes und Schönstes zu thun erlaubt hat. Der Mensch versuche sein ganzes Leben hindurch, und sein Leben ist ausgefüllt.«

»Ah! mein Herr, dieser Cagliostro, den Sie verteidigen, war ein großer Feind der Könige,« versetzte Ludwig XVI.

Gilbert erinnerte sich der Halsband-Geschichte.

»Will Eure Majestät nicht vielmehr sagen: der Königinnen?«

Ludwig zuckte unter dem Stachel.

»Ja,« sagte er, »er hat sich bei der ganzen Angelegenheit des Prinzen Louis von Rohan mehr als zweideutig benommen.«

»Sire, hier wie anderswo erfüllte Cagliostro die menschliche Sendung: er versuchte für sich. In der Wissenschaft, in der Moral, in der Politik giebt es weder Gutes noch Schlimmes, es giebt nur die bestätigten Erscheinungen, die erlangten Thatsachen. Ich gebe ihn nichtsdestoweniger Ihnen preis, Sire. Der Mensch, ich wiederhole es, kann oft den Tadel verdient haben; vielleicht wird dieser Tadel selbst eines Tages ein Lob für ihn sein; die Nachwelt durchsieht die Urteile der Menschen; doch ich habe nicht unter dem Menschen studiert, Sire, sondern unter dem Philosophen, unter dem Gelehrten.«

»Gut,« sagte der König, der noch die doppelte Wunde seines Stolzes und seines Herzens bluten fühlte, »gut, wir vergessen die Frau Gräfin, und sie leidet vielleicht.«

»Ich werde sie aufwecken, Sire, wenn es Eure Majestät haben will; doch ich hätte gewünscht, das Kistchen wäre während ihres Schlafes hieher gebracht worden.«

»Warum?«

»Um ihr eine zu harte Lektion zu ersparen.«

»Man kommt gerade,« sagte der König; »warten Sie.«

Der Befehl des Königs war pünktlich vollzogen worden; das in dem Palais von Charny in den Händen des Polizeiagenten Pas de loup gefundene Kistchen erschien in dem königlichen Kabinett unter den Augen der Gräfin, ohne daß sie es bemerkte.

»Nun!« sagte Ludwig XVI.

»Sire, das ist das Kistchen, das man mir gestohlen hatte.«

»Oeffnen Sie es.«

»Sire, wenn Eure Majestät es wünscht, soll es geschehen. Ich muß Eure Majestät nur auf eines aufmerksam machen. Dieses Kistchen enthält, wie ich Eurer Majestät gesagt habe, Papiere, die sehr leicht zu lesen, zu nehmen sind, während die Ehre einer Frau davon abhängt.«

»Und diese Frau ist die Gräfin?«

»Ja, Sire; die Ehre wird aber darum nicht Gefahr laufen, daß sie dem Gewissen Eurer Majestät anheimgegeben worden ist. Oeffnen Sie, Sire,« sprach Gilbert, indem er sich dem Kistchen näherte und den Schlüssel dem König reichte.

»Mein Herr,« erwiderte Ludwig XVI. kalt, »nehmen Sie dieses Kistchen mit, es ist Ihr Eigentum.«

»Ich danke, Sire. Was werden wir mit der Gräfin machen?«

»Oh! wecken Sie sie hier nicht auf. Ich will das Erstaunen, die Schmerzen vermeiden.«

»Sire,« sprach Gilbert, »die Frau Gräfin soll nur dort aufwachen, wohin Eure Majestät es für passend hält sie tragen zu lassen.«

»Gut, bei der Königin also.«

Ludwig klingelte. Ein Offizier trat ein.

»Herr Kapitän,« sagte er, »die Frau Gräfin ist hier, als sie die Nachrichten von Paris vernahm, ohnmächtig geworden. Lassen Sie sie zu der Königin tragen.«

»Wieviel Zeit braucht man, um sie in die Gemächer Ihrer Majestät zu bringen?« fragte Gilbert den König.

»Ungefähr 10 Minuten,« antwortete dieser.

Gilbert streckte die Hand über der Gräfin aus.

»In einer Viertelstunde wird sie aufwachen,« sagte er.

Auf Befehl des Offiziers traten zwei Soldaten ein und trugen die Gräfin in zwei Lehnstühlen fort.

»Herr Gilbert, was wünschen Sie nun noch?« fragte der König.

»Sire, eine Gunst, die mich in die Nähe Eurer Majestät bringt und mir zugleich die Gelegenheit verschafft, ihr nützlich zu sein.«

Der König harrete.

»Erklären Sie sich,« sagte er.

»Ich möchte gern Quartal-Arzt des Königs sein,« erwiderte Gilbert; »ich werde niemand Eintrag thun: das ist ein Ehrenposten, der jedoch mehr auf dem Vertrauen beruht, als Glanz verschafft.«

»Bewilligt,« sprach der König. »Adieu, Herr Gilbert . . . Ah! sagen Sie Necker alles Freundliche. Adieu.«

Dann im Weggehen rief er: »Mein Abendbrot!«

Denn, kein Ereignis konnte ihn sein Abendbrod vergessen machen.

XXV.

Bei der Königin.

Während der König philosophisch die Revolution bekämpfen lernte, indem er einen Kursus in den verborgenen Wissenschaften machte, hatte die Königin, ein viel festerer und tieferer Philosoph, alle ihre Getreuen in ihrem Kabinett um sich versammelt; ohne Zweifel, weil noch keiner von ihnen Gelegenheit gehabt, seine Treue zu beweisen oder zu versuchen.

Auch bei der Königin war der furchtbare Tag in allen seinen Einzelheiten erzählt worden.

Man sah Generale, Höflinge, Priester und Frauen um die Königin versammelt. Hier waren junge Offiziere voll Mut und Eifer, die in allen diesen Empörungen eine lange erwartete Gelegenheit sahen, sich, wie bei einem Turnier, vor den Damen im Waffenspiele auszuzeichnen.

Alle vertrauten und der Monarchie ergebenen Diener hatten mit Aufmerksamkeit die Nachrichten angehört, die Herr von Lambescq erzählte, der, nachdem er den Ereignissen beigewohnt, mit seinem noch ganz vom Sande der Tuilerien bestaubten Regimente nach Versailles geeilt war, um den erschrockenen Leuten die Wirklichkeit als Trost zu geben, weil einige, so groß das Unglück war, es noch übertrieben hatten.

Die Königin saß an einem Tische.

Es war nicht mehr die sanfte, schöne Braut, der Schutzengel Frankreichs. Es war nicht einmal mehr jene schöne, anmutige Fürstin, die wir eines Abends mit der Prinzessin von Lamballe in die geheimnisvolle Wohnung von Mesmer eintreten und sich lachend und ungläubig zu der symbolischen Kufe setzen sahen, von der sie eine Offenbarung der Zukunft verlangte.

Nein! es war die stolze, hoffärtige Königin mit der gerunzelten Stirne, mit der geringschätzigen Lippe; es war die Frau, deren Herz einen Teil seiner Liebe hatte entschlüpfen lassen, um an der Stelle dieses sanften und belebenden Gefühles die ersten Tropfen Galle aufzunehmen, die nun ohne Unterlaß ins Blut gehen sollten.

Es war endlich die Frau des dritten Porträts der Gallerie von Versailles, das heißt, nicht mehr Marie Antoinette, nicht mehr die Königin von Frankreich, sondern diejenige, welche man nur noch mit dem Namen »die Österreicherin« zu bezeichnen anfang.

Hinter ihr war, halb im Schatten liegend, eine unbewegliche junge Frau, den Kopf auf das Kissen eines Sophas zurückgeworfen und die Stirne auf ihre Hand gestützt.

Das war Frau von Polignac.

Als die Königin Herrn von Lambescq erblickte, machte sie eine Gebärde verzweifelter Freude, die besagen wollte: Endlich werden wir alles erfahren.

Herr von Lambescq hatte sich mit einem Zeichen verbeugt, das zugleich wegen seiner beschmutzten Stiefel, wegen seines bestaubten Rockes und seines verdrehten Säbels, den er nicht mehr ganz in die Scheide hatte bringen können, um Verzeihung bat.

»Nun, Herr von Lambescq,« sagte die Königin, »Sie kommen von Paris? Was macht das Volk?«

»Es mordet und brennt.«

»Aus Schwindel oder aus Haß?«

»Nein, aus Grausamkeit.«

Die Königin dachte nach, als ob sie geneigt gewesen wäre, seine Ansicht über das Volk zu teilen. Dann schüttelte sie den Kopf und entgegnete:

»Nein, Prinz, das Volk ist nicht grausam, wenigstens nicht ohne Grund; verbergen Sie mir also nichts. Ist es Wahnwitz? Ist es Haß?«

»Ich glaube, daß es ein bis zum Wahnwitz getriebener Haß ist.«

»Haß, gegen wen? Ah, Prinz! Sie zögern abermals. Nehmen Sie sich in acht, wenn Sie so erzählen, so werde ich statt mich an Sie zu wenden, wie ich es thue, einen von meinen Piqueurs nach Paris schicken. Er braucht eine Stunde, um dahin zu kommen, eine Stunde, um sich zu erkundigen, eine Stunde, um zurückzukehren, und in drei Stunden wird er mir die Ereignisse ganz einfach erzählen können.«

Herr von Dreux-Breze trat mit einem Lächeln auf den Lippen vor und sagte:

»Aber, Madame, was ist Ihnen am Hasse des Volkes gelegen? das muß Sie durchaus nichts kümmern, das Volk kann alles hassen, nur Sie nicht.«

Die Königin ließ diese Schmeichelei völlig unbeachtet.

»Rasch, Prinz,« sagte sie, »sprechen Sie.«

»Wohl denn, ja, Madame, das Volk handelt im Hasse.«

»Gegen wen?«

»Gegen alles, was es beherrscht.«

»Ah! gut! das ist die Wahrheit! das fühlt sich!« versetzte entschlossen die Königin.

»Ich bin Soldat, Eure Majestät,« erwiderte der Prinz.

»Gut, gut, sprechen Sie als Soldat. Lassen Sie hören, was ist zu thun?«

»Nichts, Madame.«

»Wie! Nichts?« rief die Königin, das Gemurmel benützend, das sich bei diesen Worten unter den gestickten Röcken und goldenen Degen ihrer Gesellschaft erhoben hatte. »Nichts! Sie, ein lothringischer Prinz, kommen und sagen dies der Königin von Frankreich in dem Augenblick, wo das Volk, nach Ihrem eigenen Geständnisse, mordet und brennt; Sie sagen, es sei nichts zu thun?«

Ein neues Gemurmel, doch diesmal ein beifälliges, empfing die Worte der Königin.

Sie wandte sich um, umfaßte mit einem Blick den Kreis, der sie umgab, und suchte unter allen diesen flammenden Augen diejenigen, welche am meisten flammten, im guten Glauben, darin am meisten Treue zu lesen.

»Nichts!« wiederholte der Prinz, »denn wenn man den Pariser sich besänftigen läßt, so wird er sich auch besänftigen; er ist nur kriegerisch, wenn man ihn aufs äußerste treibt Warum ihm die Ehre eines Streites erweisen, warum die Wechselfälle eines Kampfes wagen? Verhalten wir uns ruhig, und in drei Tagen wird von nichts mehr in Paris die Rede sein.«

»Aber die Bastille, mein Herr?«

»Die Bastille! man verschließt ihre Thore, und diejenigen, welche sie eingenommen haben, werden gefangen sein.«

Es wurde etwas wie ein zitterndes Lachen unter der schweigsamen Gruppe hörbar.

Die Königin sprach:

»Nehmen Sie sich in acht, Prinz, nun beruhigen Sie mich zu sehr.« Und nachdenkend, das Kinn auf ihre flache Hand gestützt, suchte sie mit dem Blick Frau von Polignac, die blaß und traurig, in sich selbst versunken zu sein schien.

Die Gräfin hatte alle diese Nachrichten mit einem sichtbaren Schrecken angehört; sie lächelte nur, als die Königin bei ihr anhielt und ihr zulächelte, und dieses Lächeln war noch matt und entfärbt, wie eine sterbende Blume.

»Nun! Gräfin,« fragte die Königin, »was sagen Sie zu alledem?«

»Ach! nichts,« erwiderte sie. Und sie schüttelte den Kopf mit einem Ausdruck unsäglicher Entmutigung.

»Ei! ei!« sprach leise die Königin, indem sie sich ans Ohr der Gräfin neigte, die Freundin Diana ist eine Furchtsame.

Dann sagte sie laut:

»Aber wo ist denn Frau von Charny, die Unerschrockene! Wie mir scheint, bedürfen wir ihrer, um uns zu beruhigen.«

»Die Gräfin wollte eben wegfahren, als man sie zum König rief,« antwortete Frau von Misery.

»Ah! zum König,« versetzte zerstreut Marie Antoinette.

Nun erst bemerkte sie das seltsame Stillschweigen, das sich um sie her gelagert hatte.

Die unerhörten, unglaublichen Ereignisse, von denen die Nachrichten nach und nach wie verdoppelte Schläge nach Versailles gelangt waren, hatten die festesten Herzen vielleicht mehr noch durch das Erstaunen, als durch die Furcht entmutigt.

Die Königin sah die Notwendigkeit ein, alle diese niedergeschlagenen Geister wieder aufzurichten.

»Niemand giebt mir einen Rat?« sagte sie. »Gut! so werde ich mich bei mir selbst Rats erholen.«

Alle traten näher zu Marie Antoinette.

»Das Volk,« sprach sie, »ist nicht böse, es ist nur irregeführt. Es haßt uns, weil es uns nicht kennt. Nähern wir uns ihm.«

»Um es dann zu bestrafen, denn es hat an seinen Gebietern gezweifelt, und das ist ein Verbrechen.«

Die Königin sah nach der Seite, woher die Stimme kam, und erkannte Herrn von Bezenval.

»Oh! Sie sind es, Herr Baron; wollen Sie uns einen guten Rat geben?«

»Der Rat ist gegeben,« sagte er sich verbeugend.

»Es sei; der König wird bestrafen, doch als ein guter Vater.«

»Wer gut liebt, züchtigt gut,« versetzte der Baron.

Dann wandte er sich gegen Herrn von Lambescq um und sagte zu ihm:

»Sind Sie nicht meiner Ansicht, Prinz? Das Volk hat Morde begangen.«

»Die es leider Repressalien nennt,« versetzte halblaut eine sanfte, frische Stimme, bei deren Ton sich die Königin umwandte.

»Sie haben recht, Prinzessin, gerade darin, meine liebe Lamballe, besteht ein Irrtum; wir werden auch nachsichtig sein.«

»Doch,« versetzte die Prinzessin mit ihrer schüchternen Stimme, »doch ehe man sich fragt, ob man bestrafen soll, müßte man, glaube ich, vorerst fragen, ob man werde siegen können.«

Ein allgemeiner Schrei brach los, ein Schrei der Protestation gegen die Wahrheit, die aus diesem edeln Munde gekommen.

»Siegen! Und die Schweizer?« sagte der eine.

»Und die Deutschen?« sagte der andre.

»Und die Gardes-du-corps?« sagte der dritte.

»Man zweifelt am Heer und am Adel!« rief ein junger Mann, der die Uniform eines Leutnants der Husaren von Berchigny trug. »Haben wir diese Schmach verdient? Bedenken Sie, Madame, daß der König schon morgen, wenn er will, vierzigtausend Mann aufstellen, nach Paris werfen, und Paris zerstören kann. Bedenken Sie, daß vierzigtausend Mann ergebene Truppen so viel wert sind, als eine halbe Million empörte Pariser.«

Der junge Mann, der so gesprochen, hatte ohne Zweifel noch eine gute Anzahl ähnlicher Gründe vorzubringen; doch hielt er plötzlich inne, als er sah, daß die Königin ihre Augen auf ihn heftete. Er hatte aus der Mitte einer Gruppe von Offizieren gesprochen und war durch seinen Eifer weiter fortgerissen worden, als sein Grad und die Schicklichkeit es erlaubten.

Er hielt also, wie gesagt, plötzlich inne, beschämt über die Wirkung, die er hervorgebracht.

Doch es war zu spät. Die Königin hatte bereits seine Worte gleichsam im Fluge aufgefangen.

»Kennen Sie die Lage, mein Herr?« fragte sie mit freundlichem Tone.

»Ja, Eure Majestät,« antwortete der junge Mann errötend, »ich war auf den Champs-Elysees.«

»Dann kommen Sie, mein Herr, und sprechen Sie ohne Scheu.«

Der junge Mann trat ganz errötend aus den Reihen, die sich öffneten, vor und näherte sich der Königin.

Gleichzeitig wichen der Prinz von Lambescq und Herr von Bezenval zurück, als hätten sie es unter ihrer Würde erachtet, dieser Art von Rat beizuwohnen.

Die Königin merkte nicht auf ihren Rückzug.

»Sie sagen, mein Herr, der König habe vierzigtausend Mann?«

»Ja, Eure Majestät. In Saint-Denis, in Saint-Mande, in Montmartre und in Grenelle.«

»Ich erbitte mir Näheres und Genaueres darüber, mein Herr!« rief die Königin.

»Madame, die Herren von Lambescq und von Bezenval werden es Ihnen unendlich viel besser sagen als ich.«

»Fahren Sie fort, mein Herr. Ich höre gern die Einzelheiten aus Ihrem Munde. Unter wessen Befehl stehen diese vierzigtausend Mann?«

»Vor allem unter den Befehlen der Herren von Bezenval und Lambescq, sodann unter denen des Prinzen von Condé, des Herrn von Narbonne-Fritzlart und des Herrn von Salkenaym.«

»Ist das wahr, Prinz?« fragte die Königin, sich gegen Herrn von Lambescq umwendend.

»Ja, Eure Majestät,« sprach der Prinz, sich verbeugend.

»Auf Montmartre,« fuhr der junge Mann fort, »befindet sich ein Artilleriepark, in sechs Stunden kann das ganze Quartier, das von Montmartre aus beherrscht wird, in Asche verwandelt sein. Montmartre gebe das Signal zum feuern; Vincennes antworte ihm; zehntausend Mann rücken durch die Champs-Elysees an, zehntausend weitere durch die Barrière d'Enfer, zehntausend durch die Rue Saint-Martin, und zehntausend durch die Bastille; Paris höre das Gewehrfeuer an den vier Hauptpunkten, und es wird sich nicht vierundzwanzig Stunden halten.«

»Ah! das ist einer, der sich offenherzig erklärt,« sprach die Königin; »das ist ein genauer Plan.

Was sagen Sie dazu, Herr von Lambescq?»

»Ich sage, daß der Herr Husarenleutnant ein vollkommener General ist,« antwortete mit geringschätzender Miene der Prinz.

»Wenigstens ist er ein Soldat, der nicht verzweifelt,« versetzte die Königin, die den jungen Offizier vor Zorn erbleichen sah.

»Meinen Dank, Madame,« sprach der junge Offizier, sich verbeugend. »Ich weiß nicht, was Ihre Majestät beschließen wird; doch ich flehe sie an, mich zu denjenigen zu zählen, welche bereit sind, für sie zu sterben, und ich thue damit bloß — das bitte ich sie zu glauben — was vierzigtausend Soldaten, abgesehen von unsern Führern, auch zu thun bereit sind.«

Bei diesen letzten Worten grüßte der junge Mann den Prinzen höflich, während ihn dieser beinahe beleidigt hatte.

Diese Höflichkeit fiel der Königin noch mehr auf, als die Ergebenheitsbeteuerung, die ihr vorangegangen.

»Wie heißen Sie, mein Herr?« fragte sie.

»Baron von Charny, Madame,« erwiderte er, indem er sich verbeugte.

»Von Charny!« rief Marie Antoinette, unwillkürlich errötend; »sind Sie ein Verwandter des Grafen von Charny?«

»Ich bin sein Bruder, Madame,« sagte der junge Mann. Und er verbeugte sich anmutig noch tiefer, als er es zuvor gethan.

»Ich hätte,« sagte die Königin, ihre Unruhe überwältigend, indem sie mit sicherem Blick umherschaut, »ich hätte bei Ihren ersten Worten einen meiner treuesten Diener erkennen müssen. Meinen Dank, Baron. Wie kommt es, daß ich Sie zum ersten Male bei Hofe sehe?«

»Madame, mein ältester Bruder, der unsern Vater ersetzt, hat mir befohlen, bei meinem Regimente zu bleiben, und in den sieben Jahren, die ich in den Heeren des Königs zu dienen die Ehre habe, bin ich nur zweimal nach Versailles gekommen.«

Die Königin heftete einen langen Blick auf das Gesicht des jungen Mannes und sagte dann zu ihm:

»Sie gleichen Ihrem Bruder. Ich werde Ihren Bruder schelten, daß er gewartet hat, bis Sie sich selbst bei Hofe einfanden.«

Und sie wandte sich gegen die Gräfin, ihre Freundin um, die sich durch den ganzen Auftritt in ihrer Unbeweglichkeit nicht hatte stören lassen.

Doch völlig anders verhielt sich die übrige Versammlung. Elektrisiert durch den Empfang, den die Königin dem jungen Mann hatte zu teil werden lassen, übertrieben die Offiziere aus Leibeskräften den Enthusiasmus für die königliche Sache, und man hörte in jeder Gruppe Ausdrücke von einem Heldenmut erschallen, der ganz Frankreich zu bändigen imstande gewesen wäre. Marie Antoinette benützte diese Stimmung, die offenbar ihren geheimen Gedanken schmeichelte.

Sie hatte mehr Neigung zum Kampf, als zur Geduld, zum Widerstreben, statt zum Nachgeben. Von den ersten Nachrichten an, die ihr von Paris zugekommen, war sie auch zu einem hartnäckigen Widerstand gegen diesen Geist der Rebellion entschlossen, der alle Vorrechte der französischen Gesellschaft zu verschlingen drohte.

Auf die paar Worte, die der Graf von Charny gesprochen, auf das von den Anwesenden ausgesprochene Hurrah der Begeisterung sah sich Marie Antoinette im trügerischen

Hoffnungsschein an der Spitze einer mächtigen Armee; sie hörte in der Einbildung ihre ungefährlichen Kanonen rollen und ergötzte sich an dem Schrecken, den sie den Parisern einflößen müßten, wie an einem entscheidenden Sieg.

Trunken von Jugend, Vertrauen und Liebe, zählten Männer und Frauen um sie her die glänzenden Husaren, die schweren Dragoner, die furchtbaren Schweizer, die geräuschvollen Kanoniere auf, und lachten über die plumpen Piken mit den rohen hölzernen Stielen, ohne daran zu denken, daß am Ende dieser gemeinen Waffen die edelsten Köpfe Frankreichs sich erheben sollten.

»Ich,« murmelte die Prinzessin von Lamballe, »ich habe mehr Angst vor einer Pike, als vor einer Flinte.«

»Weil das häßlicher ist, meine liebe Therese,« erwiderte lachend die Königin; »doch in jedem Fall beruhige dich. Unsre Pariser Pikeniere sind nicht so viel wert, als die Schweizer Pikeniere von Morat, und die Schweizer von heute haben mehr als Piken: sie haben gute Musketen, mit denen sie vortrefflich zielen.«

»Oh! was das betrifft, dafür stehe ich,« sagte Herr von Bezenval.

Die Königin wandte sich abermals gegen Frau von Polignac, um zu sehen, ob ihr alle diese Versicherungen ihre Ruhe nicht wiedergeben würden; doch die Gräfin schien trauriger als je.

Die Königin, die in ihrer unendlichen Zärtlichkeit dieser Freundin die königliche Würde zum Opfer brachte, flehte vergebens um ein lachenderes Gesicht.

Die junge Frau blieb düster und schien in die schmerzlichsten Gedanken versunken.

Diese Entmutigung hatte aber keinen andern Einfluß auf die Königin, als den, sie zu betrüben. Die Begeisterung unter den jungen Offizieren erhielt sich auf derselben Höhe, und alle entwarfen, um ihren Kameraden, den Grafen von Charny, versammelt, den Schlachtplan.

Mitten unter dieser fieberhaften Belebtheit trat der König allein, ohne Diener, ohne Befehle und lächelnd ein.

Ganz glühend von den Gemütsbewegungen, die sie um sich her angefacht hatte, eilte die Königin ihm entgegen.

Als man den König erblickte, stockte jedes Gespräch, und bald herrschte das tiefste Stillschweigen; jeder wartete auf ein Wort des Herrn, auf eines jener Worte, die elektrisieren und unterjochen.

Man horchte, man bebte, man zog mit dem Atem die ersten Worte ein, die aus dem königlichen Munde kommen sollten.

»Madame,« sagte Ludwig XVI., »unter allen diesen Ereignissen hat man vergessen, mir mein Abendbrot in meinem Zimmer aufzutragen; machen Sie mir das Vergnügen, mir hier das Abendbrot zu geben.«

»Hier?« rief die Königin erstaunt.

»Wenn Sie die Güte haben wollen!«

»Aber . . . Sire . . .«

»Es ist wahr, Sie plauderten . . . Nun, während ich zu Nacht speise, werde ich auch plaudern.«

Das einfache Wort »Abendbrot« hatte jeglichen Enthusiasmus in Eis verwandelt. Doch bei den letzten Worten: während ich zu Nacht speise, werden wir plaudern, konnte die Königin selbst nicht glauben, daß so viel Ruhe nicht ein wenig Heldenmut verberge.

Ohne Zweifel hatte der König die Absicht, durch seine Ruhe allen vorübergehenden Schrecken niederzuschlagen.

Oh! ja. Die Tochter von Maria Theresia konnte nicht glauben, der Sohn des heiligen Ludwig bleibe in einem solchen Augenblick den materiellen Bedürfnissen des gewöhnlichen Lebens unterworfen.

Marie Antoinette täuschte sich. Der König hatte Hunger.

XXVI.

Wie der König am 14. Juli 1789 zu Abend speiste.

Auf ein Wort von Marie Antoinette wurde dem König auf einem kleinen Tische im Kabinett der Königin aufgetragen. Aber es geschah dann ganz das Gegenteil von dem, was die Königin gehofft hatte. Ludwig XVI. ließ Stillschweigen gebieten, doch nur, um in seinem Abendbrot nicht gestört zu werden.

Während Marie Antoinette sich alle Mühe gab, um den Enthusiasmus anzufachen, verschlang der König.

Die Offiziere fanden diese gastronomische Sitzung nicht würdig eines Abkömmlings vom heiligen Ludwig und bildeten Gruppen, deren Gedanken durchaus nicht so ehrerbietig waren, als die Umstände es heischten.

Die Königin errötete, ihre Ungeduld offenbarte sich in allen ihren Bewegungen. Diese feine, aristokratische, nervöse Natur konnte eine solche Herrschaft der Materie über den Geist nicht begreifen. Sie näherte sich dem König, um diejenigen, welche sich vom Tische entfernten, dahin zurückzuführen.

»Sire,« sagte sie, »haben Sie keine Befehle zu geben?«

»Ah! ah!« erwiderte der König mit vollem Munde, »was für Befehle, Madame? Werden Sie in diesem Augenblick unsre Egeria sein?«

Und während er diese Worte sprach, nahm er mutig ein junges Feldhuhn mit Trüffeln in Angriff.

»Sire,« sagte die Königin, »Numa war ein friedlicher König. Heute aber denkt man allgemein, wir brauchen einen kriegerischen König, und wenn sich Eure Majestät das Altertum zum Muster nehmen soll, so muß sie, da sie nicht Tarquinius sein kann, Romulus sein.«

Der König lächelte mit einer Ruhe, die an Glückseligkeit grenzte.

»Sind diese Herren auch kriegerisch?« fragte er.

Und er wandte sich gegen die Offiziere um, und sein von der Hitze des Mahles belebtes Auge kam den Anwesenden von Mut glänzend vor.

»Ja, Sire!« riefen alle einstimmig, »den Krieg! wir verlangen nur den Krieg!«

»Meine Herren, meine Herren,« sprach der König, »Sie machen mir in der That das größte Vergnügen, indem Sie mir beweisen, daß ich bei Gelegenheit auf Sie zählen kann. Aber ich habe für den Augenblick einen Rat und einen Magen: der erste wird mir raten, was ich thun soll, der zweite rät mir, was ich thue.«

Und er lachte und reichte demjenigen, welcher ihn bediente, seinen Teller voll von Überresten, um einen frischen zu nehmen.

Ein Gemurmel des Erstaunens und des Zorns durchlief wie ein Schauer diese Menge von Edelleuten, die auf ein Zeichen des Königs all ihr Blut vergossen hätten.

Die Königin wandte sich ab und stampfte mit dem Fuß. Der Prinz von Lambescq ging auf sie zu und sagte zu ihr:

»Sie sehen, Madame, Seine Majestät denkt ohne Zweifel wie ich, es sei besser, zu warten. Das ist Klugheit, und obgleich es nicht die meinige ist, so ist die Klugheit doch leider eine in unsern Zeitläuften notwendige Tugend.«

»Ja, mein Herr, ja, sie ist eine sehr notwendige Tugend,« erwiderte die Königin, indem sie sich auf die Lippen biß.

Und traurig zum Tod, lehnte sie sich an den Kamin an, das Auge in der Nacht verloren, die Seele in Verzweiflung versenkt.

Diese zwiespältige Stimmung des Königs und der Königin fiel aller Welt auf. Die Königin hielt nur mit Mühe ihre Thränen zurück. Der König aß mit jenem sprichwörtlichen Appetit der Familie Bourbon fort.

Nach und nach entstand auch eine Leere im Saal. Die Gruppen schmolzen, wie in den Sonnenstrahlen der Schnee in den Gärten schmilzt, der Schnee, unter dem sodann stellenweise die schwarze, trostlose Erde erscheint.

Als die Königin die kriegerische Gruppe verschwinden sah, auf die sie so sehr gerechnet hatte, glaubte sie ihre ganze Macht verschwinden zu sehen. Aus dieser Erstarrung wurde sie durch die sanfte Stimme der Gräfin Jules aufgeweckt, die sich ihr mit Frau Diana von Polignac, ihrer Schwägerin, näherte.

Beim Tone dieser Stimme erschien die süße Zukunft, mit ihren Blumen und ihren Palmen, wieder im Herzen dieser stolzen Frau; eine aufrichtige und wahrhaft ergebene Freundin war mehr wert, als zehn Königreiche.

»Oh! du, du,« murmelte sie, die Gräfin Jules in ihre Arme schließend, »es bleibt mir also eine Freundin?«

Und lange zurückgehalten, entschlüpfen die Thränen ihren Augenlidern, rollten an ihren Wangen herab und übergossen ihre Brust; doch statt bitter zu sein, waren diese Thränen süß, statt zu bedrücken, erleichterten sie ihr Herz.

Während eines kurzen Stillschweigens, das nun eintrat, hielt Marie Antoinette die Gräfin beständig in ihren Armen.

Die Herzogin, ihre Schwägerin an der Hand haltend, brach das Stillschweigen.

»Madame,« sagte sie mit einer so schüchternen Stimme, daß sie beinahe beschämt klang, »ich glaube nicht, daß Eure Majestät den Plan tadelt, den ich ihrem Urteil unterwerfen will.«

»Welchen Plan?« fragte die Königin aufmerksam; »sprechen Sie, Herzogin, sprechen Sie!«

Und während sie sich anschickte, auf die Herzogin Diana zu hören, lehnte sich die Königin auf die Schulter der Gräfin.

»Madame,« fuhr die Herzogin fort, »die Meinung, die ich aussprechen will, kommt von einer Person, deren Autorität Eurer Majestät nicht verdächtig sein wird, sie kommt von Ihrer Königlichen Hoheit Madame Adelaide, der Tante des Königs.«

»Welche Umschweife, liebe Herzogin,« sagte die Königin heiter, zur Sache.

»Madame, die Umstände sind traurig. Man hat die Gunst, der sich unsre Familie bei Eurer Majestät erfreut, sehr übertrieben. Die Verleumdung befleckt die erhabene Freundschaft, die Sie uns im Austausch für unsre ehrfurchtsvolle Ergebenheit huldreich bewilligen.«

»Nun!« versetzte die Königin mit einem Anfang von Erstaunen, »finden Sie nicht, daß ich herzlich genug gewesen bin? Habe ich nicht gegen die öffentliche Meinung, gegen den Hof, gegen das Volk, selbst gegen den König meine Freundschaften aufrecht erhalten?«

»Oh! Madame, im Gegenteil, Eure Majestät hat ihre Freunde so edelmütig in Schutz genommen, daß sie ihre Brust allen Streichen entgegengesetzt, so daß heute, da die Gefahr groß, sogar furchtbar ist, die von Eurer Majestät so edel verteidigten Freunde feige und schlechte Diener wären, wenn sie nicht ihrer Königin Gleiches mit Gleichem vergelten würden.«

»Oh! das ist gut, das ist schön,« sagte Marie Antoinette, indem sie die Gräfin, die sie immer noch an ihre Brust gepreßt hielt, voll Begeisterung küßte und Frau von Polignac die Hand drückte.

Aber statt das Haupt unter dieser Liebkosung ihrer Königin stolz zu erheben, sah man beide erbleichen.

Madame Jules Polignac machte eine Bewegung, um sich von den Armen der Königin loszuwinden, doch diese hielt sie gegen ihren Willen an ihrem Herzen zurück.

»Aber,« stammelte Diana von Polignac, »Eure Majestät begreift wohl nicht recht, was wir ihr anzukündigen die Ehre haben, um die Schläge abzuwenden, die ihren Thron, ihre Person, vielleicht wegen der Freundschaft, mit der sie uns beehrt hat, bedrohen. Es ist ein schmerzliches Mittel, ein für unsre Herzen bitteres Opfer, wir müssen uns jedoch demselben unterziehen, denn es ist uns von der Notwendigkeit geboten.«

Bei diesen Worten war die Reihe, zu erbleichen, an der Königin. Denn sie fühlte nicht mehr die mutige und treue Freundschaft, sondern die Furcht; aus dieser Einleitung sprach die Furcht, unter dem Schleier dieser schüchternen Zurückhaltung war die Angst versteckt.

»Lassen Sie hören, Herzogin,« sagte sie, »sprechen Sie, was für ein Opfer ist das?«

»Oh! es ist durchaus nur ein Opfer für uns, Madame,« antwortete die Herzogin. »Wir sind, Gott weiß warum, in Frankreich verhaßt. Indem wir Ihren Thron von unsrer Last befreien, werden wir ihm den Glanz, die ganze Wärme der Liebe des Volkes wiedergeben, eine Liebe, die durch unsre Gegenwart erstickt oder zurückgedrängt worden ist.«

»Sie sollen sich entfernen,« rief die Königin betroffen aus, »wer hat das gesagt? wer hat das verlangt?«

Und sie schaute die Gräfin, die den Kopf senkte, voll Bestürzung an, und schob sie sanft mit der Hand von sich.

»Ich nicht, erwiderte die Gräfin Jules. Ich verlange im Gegenteil zu bleiben.«

Doch diese Worte wurden mit einem Ton gesprochen, der besagen wollte: Befehlen Sie mir zu reisen, Madame, und ich werde reisen.

O heilige Freundschaft, heilige Kette, die aus einer Königin und einer Dienerin zwei unauflöslich verbundene Herzen machen kann! O heilige Freundschaft, welche Heroismus übt, als die Liebe, als der Ehrgeiz, diese edlen Krankheiten des menschlichen Herzens! Diese Königin zerbrach plötzlich den goldenen Altar, den sie dir in ihrem Herzen errichtet hatte: sie bedurfte nur eines Blickes, eines einzigen um zu sehen, was sie seit zehn Jahren nicht wahrgenommen hatte: Kälte und Berechnung, entschuldbar, zu rechtfertigen, legitim vielleicht, aber entschuldigt, rechtfertigt, legitimiert etwas das Verlassen in den Augen desjenigen von zwei Wesen, welche noch liebt, während das andere zu lieben aufhört?

Marie rächte sich für den Schmerz, den sie empfand, nur durch den eiskalten Blick, mit dem sie ihre Freundin umhüllte.

»Ah! Herzogin Diana, das ist Ihre Ansicht?« sagte sie, während sie ihre Brust mit ihrer fieberhaften Hand zusammenpreßte.

»Ach! Madame,« erwiderte diese, »es ist nicht meine Wahl, es ist nicht mein Wille, der mir diktiert, was ich zu thun habe, es ist das Gebot des Geschicks.«

»Ja, Herzogin,« sprach Marie Antoinette. Und sich zur Gräfin Jules umwendend: »Und Sie, Gräfin, was sagen Sie?«

Die Gräfin antwortete durch eine Thräne, so brennend wie ein Gewissensbiß, doch ihre ganze Kraft hatte sich in der Anstrengung, die sie gemacht, erschöpft.

»Gut,« sagte die Königin, »gut; es ist mir süß, zu sehen, wie sehr ich geliebt bin. Ich danke, meine Gräfin, ja, Sie sind hier Gefahren preisgegeben, ja, die Wut dieses Volkes kennt keinen Zügel; ja, Sie haben recht, und ich allein war wahnsinnig. Sie verlangen, zu bleiben, das ist Aufopferung, aber ich nehme diese Aufopferung nicht an!«

Die Gräfin Jules schlug die Augen zur Königin auf. Doch statt die Ergebenheit der Freundin darin zu lesen, las die Königin nur die Schwäche des Weibes.

»Herzogin,« sagte Marie Antoinette, »Sie sind also entschlossen, abzureisen?«

Und sie legte einen besondern Nachdruck auf das Wort Sie.

»Ja, Eure Majestät.«

»Ohne Zweifel auf eines Ihrer Güter . . . auf ein entferntes . . . sehr entferntes.«

»Madame, um zu reisen, um Sie zu verlassen, sind fünfzig Meilen ebenso schmerzlich, als fünfhundert.«

»Sie gehen also ins Ausland?«

»Ach! ja, Madame.«

Ein Seufzer zerriß das Herz der Königin, kam aber nicht über ihre Lippen.

»Und wohin gehen Sie?«

»An den Rhein, Madame.«

»Gut. Sie sprechen deutsch, Herzogin,« sagte die Königin mit einem unbeschreiblich traurigen Lächeln, »und ich habe es Sie gelehrt. Die Freundschaft Ihrer Königin wird Ihnen wenigstens zu etwas genützt haben, und das macht mich glücklich.«

Dann wandte sie sich an die Gräfin Jules und sprach:

»Ich will Sie nicht trennen, meine liebe Gräfin. Sie wünschen zu bleiben, und ich schätze diesen Wunsch. Aber ich, die ich für Sie fürchte, will, daß Sie reisen, ich befehle Ihnen zu reisen.«

Und sie hielt an dieser Stelle inne, erstickt durch Gemütsbewegungen, die sie, trotz ihres Heldenmutes, vielleicht nicht die Kraft gehabt hätte zu bewältigen, wäre nicht plötzlich die Stimme des Königs an ihr Ohr gedrungen, der an allem, was wir hier erzählten, keinen Anteil genommen.

Seine Majestät war beim Nachtsch.

»Madame,« sagte der König, »es ist jemand bei Ihnen; man macht Sie darauf aufmerksam.«

»Aber, Sire,« rief die Königin, jedes andre Gefühl, als das der königlichen Würde, abschwörend, vor allem haben Sie Befehle zu geben. »Sehen Sie, es sind nur drei Personen hier geblieben, doch das sind diejenigen, mit welchen Sie zu thun haben: Herr von Lambescq, Herr von Bezenval und Herr von Broglie. Befehle, Sire, Befehle!«

Mit schwerfällig zögerndem Auge schaute der König auf.

»Herr von Broglie,« sagte er, »was denken Sie von alledem?«

»Sire,« antwortete der alte Marschall, »wenn Sie Ihre Armee aus der Nähe der Stadt Paris entfernen, so wird man sagen, die Pariser haben Sie geschlagen. Lassen Sie aber dieselbe in Ihrer Nähe, so muß Ihre Armee die Pariser schlagen.«

»Gut gesprochen!« rief die Königin, dem Marschall die Hand drückend.

»Gut gesprochen!« wiederholte Herr von Bezenval.

Der Prinz von Lambescq allein schüttelte stillschweigend den Kopf.

»Nun! und hernach?« sagte der König.

»Befehlen Sie: Marsch!« erwiderte der alte Marschall.

»Ja . . . Marsch!« rief die Königin.

»Gut! da Sie es alle wollen: Marsch!« versetzte der König.

In diesem Augenblick übergab man der Königin ein Billet folgenden Inhalts:

»Um Gottes willen! keine Übereilung, Madame! Ich erwarte eine Audienz von Eurer Majestät.«

»Seine Handschrift!« murmelte die Königin.

Dann wandte sie sich um und fragte:

»Ist Herr von Charny bei mir?«

»Er kommt soeben ganz staubig und, ich glaube sogar, ganz blutig an,« antwortete die Vertraute.

»Einen Augenblick Geduld, meine Herren,« sagte die Königin zu Herrn von Bezenval und Herrn von Broglie; »erwarten Sie mich hier, ich kehre bald zurück.«

Und sie ging in größter Eile in ihr Boudoir.

XXVII.

Olivier von Charny.

Als die Königin in ihr Boudoir eintrat, fand sie daselbst denjenigen, welcher das von der Kammerfrau überbrachte Billet geschrieben hatte.

Es war ein Mann von fünfunddreißig Jahren, von hoher Gestalt, mit einem Kraft und Entschlossenheit bezeichnenden Gesicht. Sein graublaues, lebhaftes Auge, so durchdringend wie das eines Adlers, seine gerade Nase, sein scharf ausgeprägtes Kinn gaben seiner Physiognomie einen martialischen Charakter, erhöht durch die Eleganz, mit der er das Kleid des Leutnants bei den Gardes-du-corps trug.

Seine Hände zitterten noch unter seinen zerrissenen und zerknitterten Battistmanschetten. Sein Degen war verbogen und fügte sich nicht mehr gut in die Scheide.

Bei der Ankunft der Königin ging er mit hastigen Schritten von tausend fieberhaften Gedanken bewegt, im Zimmer auf und ab.

Marie Antoinette trat gerade auf ihn zu.

»Herr von Charny!« rief sie, »Herr von Charny, Sie hier?«

Und als sie sah, daß er sich der Etikette gemäß ehrfurchtsvoll verbeugte, winkte sie einer Kammerfrau; diese entfernte sich und schloß die Thüre.

Die Königin ließ der Thüre kaum Zeit sich zu schließen, nahm Herrn von Charny kräftig bei der Hand und rief:

»Graf, warum sind Sie hier?«

»Weil ich glaubte, es sei meine Pflicht, zu kommen, Madame,« erwiderte der Graf.

»Nein; Ihre Pflicht war, Versailles zu meiden, zu thun, was beschlossen war, mir zu gehorchen, es zu machen, wie es alle meine Freunde machen, — die Angst vor meinem Glück haben . . . Ihre Pflicht ist, nichts meinem Geschick zu opfern; Ihre Pflicht ist, sich von mir zu entfernen, mich zu fliehen.«

»Sie zu fliehen! Und wer flieht Sie denn, Madame?«

»Diejenigen, welche vernünftig sind.«

»Ich glaube sehr vernünftig zu sein, und darum bin ich nach Versailles gekommen.«

»Und woher kommen Sie?«

»Von Paris, vom kochenden, trunkenen, mit Blut besudelten Paris.«

Die Königin drückte ihre beiden Hände an ihr Gesicht.

»Oh!« sagte sie, »nicht einer, nicht einmal Sie kommen, um mir eine gute Nachricht zu bringen!«

»Madame, unter den Umständen, in denen wir uns befinden, verlangen Sie von Ihren Boten, daß sie Ihnen nur eines verkündigen: die Wahrheit.«

»Wollen Sie mir die Wahrheit sagen?«

»Wie immer, Madame.«

»Sie sind eine ehrliche Seele, ein wackres Herz.«

»Ich bin ein treuer Unterthan, Madame, nichts andres.«

»Nun denn! ich bitte für den Augenblick, mein Freund, sagen Sie mir nicht ein Wort. Sie kommen zu einer Stunde, wo mein Herz bricht; meine Freunde erdrücken mich heute zum ersten mal mit der Wahrheit, die Sie mir immer gesagt haben. Oh! Graf, es war unmöglich, mir diese Wahrheit länger zu verschweigen, sie bricht in allem hervor: am Himmel, der rot ist, in der Luft, die sich mit dumpfen Geräuschen erfüllt, in der Physiognomie der Höflinge, die bleich und ernst sind. Nein! nein! Graf, zum ersten mal in Ihrem Leben sagen Sie mir nicht die Wahrheit.«

Der Graf schaute die Königin an.

»Ja, ja,« sagte sie, »nicht wahr. Sie, der Sie mich als mutig kennen. Sie erstaunen? Oh! Sie sind mit Ihrem Erstaunen noch nicht zu Ende!«

Herr von Charny machte eine fragende Gebärde.

»Sie werden sogleich sehen,« sagte die Königin mit einem nervösen Lachen.

»Eure Majestät leidet?« fragte der Graf.

»Nein, mein Herr, setzen Sie sich zu mir, und nicht ein Wort mehr über diese abscheuliche Politik . . . Machen Sie, daß ich vergesse.«

Der Graf gehorchte mit einem traurigen Lächeln.

Marie Antoinette legte ihre Hand auf seine Stirne.

»Ihre Stirne glüht,« sagte sie.

»Ja, ich habe einen Vulkan im Kopfe.«

Ihre Hand ist eiskalt.

Und sie drückte die Hand des Grafen in ihren Händen.

»Mein Herz ist von der Kälte des Todes berührt,« sagte er.

»Armer Olivier, ich sagte es ihnen wohl, vergessen wir. Ich bin nicht mehr die Königin; ich bin nicht mehr bedroht; ich bin nicht mehr gehaßt! Nein, ich bin nicht mehr Königin! ich bin Weib. Was ist das Weltall für mich? Ein Herz, das mich liebt, das würde mir genügen.«

Der Graf kniete vor der Königin nieder und küßte ihr die Füße mit jener Ehrfurcht, welche die Ägypter für die Göttin Isis hegten.

»Oh! Graf, mein einziger Freund,« sprach die Königin, »während sie ihn aufzuheben suchte, wissen Sie, was mir die Herzogin Diana that?«

»Sie wandert aus,« antwortete Charny, ohne zu zögern.

»Er hat es erraten,« rief Marie Antoinette; »er hat es erraten! Ach! Man konnte das also erraten?«

»Oh! mein Gott, ja Madame,« erwiderte der Graf, »alles läßt sich in diesem Augenblick denken.«

»Aber Sie und die Ihrigen,« rief die Königin, »warum wandern Sie nicht ebenfalls aus, da das eine so natürliche Sache ist?«

»Ich, vor allem, Madame, thue es nicht, weil ich Eurer Majestät tief ergeben bin, und weil ich mir gelobt habe, nicht ihr, sondern mir selbst, sie nicht einen Augenblick während des Sturmes, der heranzieht, zu verlassen. Meine Brüder werden nicht auswandern, weil mein Benehmen das Beispiel sein wird, nach dem sie das ihrige richten; Frau von Charny endlich wird nicht auswandern, weil sie Eure Majestät — wenigstens glaube ich das — aufrichtig liebt.«

»Ja, Andrée ist ein sehr edles Herz,« sprach die Königin mit einer sichtbaren Kälte.

»Darum wird sie Versailles nicht verlassen,« fügte Herr von Charny bei.

»Somit werde ich sie immer bei mir haben,« sagte die Königin mit demselben eiskalten Ton, der schattiert war, um nur ihre Eifersucht oder ihre Verachtung fühlen zu lassen.

»Eure Majestät hat mir die Ehre erwiesen, mich zum Leutnant der Garden zu ernennen,« sagte der Graf von Charny, »mein Posten ist in Versailles, ich würde meinen Posten nicht verlassen haben, hätte mir Eure Majestät nicht die Bewachung der Tuilerien übertragen. Das ist eine notwendige Verbannung, hat mir die Königin gesagt, und ich bin in diese Verbannung abgegangen. Bei alledem, Eure Majestät weiß das, hat mich die Gräfin von Charny ebenso wenig getadelt, als sie um Rat gefragt worden ist.«

»Das ist wahr,« erwiderte die Königin, immer eisig.

»Heute,« fuhr der Graf unerschrocken fort, »heute glaube ich, daß mein Posten nicht mehr in den Tuilerien, sondern in Versailles ist. Wohl denn! möge es der Königin nicht mißfallen, ich habe mein Gebot verletzt, meinen Dienst selbst gewählt, und hier bin ich. Mag Frau von Charny vor den Ereignissen bange haben oder nicht, mag sie auswandern wollen oder nicht, ich bleibe bei der Königin . . . wenn nicht etwa die Königin meinen Degen zerbricht. Wäre das der Fall, sollte ich nicht mehr das Recht haben, für sie im Gemach hier in Versailles zu kämpfen, zu sterben, so bleibt mir immerhin noch das Recht, mich vor der Thüre, auf dem Pflaster töten zu lassen.«

Der junge Mann sprach so mutig, so bieder diese einfachen aus dem Herzen gekommenen Worte, daß die Königin von ihrem Stolze herabfiel, hinter den sie sich zurückgezogen hatte, um mehr ein menschliches als königliches Gefühl zu verbergen.

»Graf,« erwiderte sie, »sprechen Sie nie wieder dieses Wort aus, sagen Sie nicht, Sie werden für mich sterben, denn wahrhaftig, ich weiß, daß Sie es thun werden, wie Sie es sagen.«

»Oh! ich werde es im Gegenteile immer sagen, rief Herr von Charny. Ich werde es allen und überall sagen; ich werde es sagen, wie ich es thun werde, weil, ich befürchte es, die Zeit gekommen ist, wo alle diejenigen sterben müssen, welche die Könige der Erde geliebt haben.«

»Graf! Graf! was giebt Ihnen denn diese unseligen Ahnungen ein?«

»Ach! Madame,« erwiderte Charny, den Kopf schüttelnd, »zur Zeit des leidigen amerikanischen Kriegs bin ich auch von dem Unabhängigkeitsfieber befallen gewesen, das die ganze Gesellschaft durchlaufen hat. Ich wollte auch einen thätigen Anteil an der Emancipation der Sklaven nehmen, wie man zu jener Zeit sagte, und ließ mich als Maurer aufnehmen. Ich schloß mich mit den Lafayette, mit den Lameth einer geheimen Gesellschaft an. Wissen Sie, Madame, was der Zweck dieser Gesellschaft war? Die Zerstörung der Throne. Wissen Sie, was der Wahlspruch der drei Buchstaben: *L.P.D.* war? *Lilia pedibus destrue* Tritt die Lilien mit Füßen.«

»Was haben Sie dann gethan?«

»Ich habe mich mit Ehren zurückgezogen; doch für einen, der sich zurückzog, ließen sich zwanzig aufnehmen. Was nun heute geschieht, Madame, ist der Prolog des großen Dramas, das sich in der Stille und in der Nacht, seit zwanzig Jahren, im Kopfe der Menschen vorbereitet hat, die gegenwärtig Paris in Bewegung setzen, das Stadthaus regieren, im Besitze des Palais-Royal sind und die Bastille genommen haben. Ich habe die Gesichter meiner alten Bundesbrüder erkannt. Täuschen Sie sich nicht, Madame, alle Ereignisse der jüngsten Zeit sind keine Ereignisse des Zufalls, es sind seit langer Zeit vorbereitete Aufstände.«

»Oh! Sie glauben! Sie glauben, mein Freund!« rief die Königin, in Thränen zerfließend.

»Weinen Sie nicht, Madame, begreifen Sie!« sagte der Graf.

»Ich soll begreifen! ich soll begreifen!« fuhr Marie Antoinette fort; »ich, die geborene Gebieterin von fünfundzwanzig Millionen Menschen, soll es begreifen, wenn diese fünfundzwanzig Millionen Unterthanen, die bloß da sind, um mir zu gehorchen, sich empören und meine Freunde töten! Nein, ich werde das nie begreifen.«

»Sie müssen es aber begreifen; denn von diesen Unterthanen, die Ihnen gehorchen sollen, sind Sie, sobald dieser Gehorsam ihnen zur Last wird, eine Feindin geworden; und bis diese widerwillig Gehorchenden die Macht besitzen, Eure Majestät zu verschlingen — wozu sie bereits ihre hungrigen Zähne wetzen — verschlingen sie Ihre Freunde, die noch mehr verhaßt sind als sie.«

»Und finden Sie vielleicht, daß die Leute recht haben, Herr Philosoph?« rief gebieterisch die Königin, das Auge weit aufgerissen, die Nasenflügel bebend.

»Ach! ja, Madame, sie haben recht,« antwortete der Graf mit seinem sanften, liebevollen Ton, »denn wenn ich mit meinen schönen englischen Pferden, mit meinem goldenen Rock und mit meinen Leuten, deren silberne Tressen mehr kosten, als man brauchte, um drei Familien zu ernähren, auf den Boulevards spazieren fahre, so fragt sich Ihr Volk, das heißt, es fragen sich diese fünfundzwanzig Millionen ausgehungerte Menschen, wozu ich ihnen diene, ich, der ich nur ihresgleichen sei.«

»Sie dienen ihnen mit diesem, Olivier,« rief die Königin, indem sie den Degen des Grafen am Griff faßte, »Sie dienen ihnen mit diesem Degen, den Ihr Vater als Held bei Fontenoy gehandhabt hat; den Ihr Großvater bei Steenkerke, Ihr Urgroßvater bei Lens und Rocroi, Ihre Ahnen bei Ivry, bei Marignan, bei Aziencourt geführt haben. Der Adel dient dem französischen Volk durch den Krieg, er hat das Gold, das seine Röcke verbrämt, das Silber, das seine Livreen bedeckt, durch den Krieg um den Preis seines Blutes gewonnen. Fragen Sie sich also nicht mehr, Olivier, wozu Sie dem Volke dienen, Sie, der Sie ebenfalls als Braver diesen Degen führen, den Ihnen Ihre Väter vermacht haben!«

»Madame, Madame, sprechen Sie nicht so viel vom Blute des Adels! das Volk hat auch Blut in den Adern; sehen Sie die vor der Bastille fließenden Bäche; zählen Sie seine auf dem geröteten Pflaster ausgestreckten Toten und erfahren Sie, daß deren Herz, das nicht mehr schlägt, an dem Tage, wo Ihre Kanonen gegen dieselben donnerten, so edel geschlagen hat, als das eines Ritters; an dem Tage, wo das Volk, eine für seine Hand unbekannte Waffe schwingend, mitten unter dem Kartätschenhagel Lieder anstimmte, was unsre braven Grenadiere nicht immer thun. Ei! Madame, ei! meine Königin, ich bitte Sie inständig, schauen Sie mich nicht mit diesen zornigen Augen an. Was ist ein Grenadier? Es ist ein blauer verbrämter Rock auf dem Herzen des Volks, von dem ich soeben sprach. Was ist der Kugel, die durchbohrt und tötet, daran gelegen, ob das Herz mit blauem Tuch oder mit einem Fetzen Zwillich bedeckt ist? Was liegt dem Herzen, das bricht, daran, ob die Hülle, die es beschützte, von Drillich oder von Tuch war? Die Zeit ist gekommen, an alles das zu denken, Madame; Sie haben nicht mehr fünfundzwanzig Millionen Sklaven in Frankreich; Sie haben nicht mehr fünfundzwanzig Millionen Unterthanen, Sie haben sogar nicht mehr fünfundzwanzig Millionen Menschen, Sie haben fünfundzwanzig Millionen Soldaten.«

»Die gegen mich kämpfen werden, Graf?«

»Ja, gegen Sie, denn sie kämpfen für die Freiheit, und Eure Majestät steht zwischen ihnen und

der Freiheit.«

Ein langes Stillschweigen folgte auf diese Worte des Grafen. Die Königin brach es zuerst.

»Nun,« sprach sie, »die Wahrheit, die ich Sie mir nicht zu sagen bat, Sie haben Sie mir also gesagt?«

»Ach! Madame,« antwortete Charny, »unter welcher Form sie meine Ergebenheit auch verbirgt, unter welchem Schleier sie auch meine Ehrfurcht erstickt, wider meinen Willen, wider Ihren Willen, schauen Sie, hören Sie, fühlen Sie, betasten Sie, denken Sie, träumen Sie: die Wahrheit ist da, Madame, ewig da, und Sie werden nicht mehr imstande sein, sie von Ihnen zu verbannen, wie sehr Sie sich auch anstrengen mögen! Schlummern Sie, schlafen Sie, um zu vergessen, und sie wird sich zu Ihren Häupten setzen, und sie wird das Gespenst Ihrer Träume, die Wirklichkeit Ihres Erwachens sein.«

»Oh! Graf,« sagte die Königin stolz, »ich kenne einen Schlaf, den sie nicht stören wird.«

»Diesen, Madame, fürchte ich so wenig, als Eure Majestät, und ich wünsche ihn vielleicht ebensosehr, als sie.«

»Oh!« sprach die Königin mit Verzweiflung, »Ihrer Ansicht nach ist dies also unsre einzige Zuflucht?«

»Ja, — doch übereilen wir nichts, Madame! gehen wir nicht schneller, als unsre Feinde, und wir gehen eben durch die Beschwerlichkeiten, die uns so viele Tage des Sturms bereiten, geradeswegs zu dem Schlaf.«

Und ein neues Stillschweigen, noch düsterer, als das erste, lastete auf Marie Antoinette und Olivier von Charny. Sie saßen, er bei ihr, sie bei ihm. Sie berührten sich, und dennoch war eine unermeßliche Kluft zwischen ihnen! Es war der Zwiespalt ihrer Geister, die getrennt auf den Wogen der Zukunft schwebten.

Die Königin kam zuerst auf den Gegenstand des Gesprächs zurück, doch auf einem Umweg. Sie schaute den Grafen starr an und sprach:

»Mein Herr, ein letztes Wort über uns; — und . . . Sie werden mir alles sagen, alles, alles, alles, hören Sie wohl!«

»Ich höre, Madame.«

»Sie schwören mir, daß Sie nur meinetwegen gekommen sind?«

»Oh! Sie zweifeln daran?«

»Sie schwören mir, daß Ihnen Frau von Charny nicht geschrieben hat? Hören Sie: Ich weiß, daß sie ausgehen wollte; ich weiß, daß sie eine Idee im Kopfe hatte . . . Schwören Sie mir, Graf, daß Sie nicht ihr zu Liebe zurückgekommen sind.«

In diesem Augenblicke klopfte man an die Thüre.

»Herein!« sagte die Königin.

Die Kammerfrau erschien wieder.

»Madame,« sagte sie, der König hat zu Abend gespeist.

Der Graf schaute Marie Antoinette mit Erstaunen an.

»Nun,« sagte sie, die Achseln zuckend, was ist dabei so Erstaunliches? Muß der König nicht zu Abend speisen?«

Olivier faltete die Stirne.

»Sagen Sie dem König,« antwortete die Königin, ohne sich stören zu lassen, »ich erhalte

Nachrichten von Paris, und ich werde sie ihm mitteilen, sobald ich sie vernommen habe.«

Dann wandte sie sich gegen Charny um und sprach:

»Fahren wir fort; da nun der König zu Abend gespeist hat, ist es billig, daß er verdaut.«

XXVIII.

Eifersucht.

Diese Unterbrechung hatte nur einen augenblicklichen Stillstand im Gespräche herbeigeführt, aber durchaus nichts an dem doppelten Gefühle der Eifersucht geändert, das die Königin in diesem Moment beseelte — Eifersucht als Frau, Eifersucht der Macht als Königin.

Den Grafen schien es übrigens, da die Dinge auf diesen Punkt gelangt waren, ebensosehr, als die Königin, zu drängen, eine Erklärung zu erhalten; nachdem die Thüre wieder geschlossen, war er es auch, der sich des Wortes zuerst bemächtigte.

»Sie fragen mich, ob ich Frau von Charny zu Liebe zurückgekommen sei?« sagte er. »Eure Majestät hat also vergessen, daß Verpflichtungen unter uns übernommen worden sind, und daß ich ein Mann von Ehre bin?«

»Ja,« sprach die Königin. »Sie sind ein Mann von Ehre; ja, Sie haben geschworen, sich meinem Glück zu opfern, und dieser Schwur verzehrt mich, denn, indem Sie sich meinem Glück opfern, opfern Sie zu gleicher Zeit eine schöne Frau von edlem Charakter . . . ein Verbrechen mehr.«

»Oh! Madame, nun übertreiben Sie die Anklage. Gestehen Sie nur, daß ich mein Wort als redlicher Mann gehalten habe.«

»Das ist wahr, ich bin wahnsinnig, verzeihen Sie mir.«

»Nennen Sie nicht Verbrechen, was vom Zufall und der Notwendigkeit geboten ist. Wir haben beide diese Heirat beklagt, die allein die Ehre der Königin wahren konnte. Es handelt sich nicht mehr darum, diese Ehe zu erdulden, wie ich es bereits seit vier Jahren gethan.«

»Ja,« rief die Königin. »Doch glauben Sie, ich sehe Ihren Schmerz nicht, ich begreife Ihren Kummer nicht, die sich unter der Form der tiefsten Ehrfurcht verbergen? Glauben Sie, ich sehe nicht alles?«

»Ich bitte, Madame,« sprach der Graf, »sich verbeugend, teilen Sie mir mit, was Sie sehen, damit ich, wenn ich nicht genug selbst gelitten und die andern habe leiden lassen, die Summe der Uebel für mich und für alles, was mich umgiebt, verdoppele, fest überzeugt, immer noch zu wenig zu thun, im Verhältnisse zu dem, was ich Ihnen schuldig bin.«

Die Königin streckte die Hand gegen den Grafen aus. Das Wort dieses Mannes hatte eine unwiderstehliche Macht, wie alles, was einem aufrichtigen und leidenschaftlichen Herzen entfließt.

»Befehlen Sie also, Madame,« fügte er hinzu, »ich beschwöre Sie, fürchten Sie sich nicht, zu befehlen.«

»Ja, ja, ich weiß es wohl, ich habe unrecht, ja, verzeihen Sie mir; ja, es ist wahr. Doch wenn Sie irgendwo ein verborgenes Idol haben, dem Sie einen geheimnisvollen Weihrauch streuen, wenn für Sie in einem Winkel der Welt eine angebetete Frau ist . . . Oh! ich wage es nicht mehr, dieses Wort auszusprechen, es macht mir bange, und ich zweifle daran, wenn die Silben, aus denen es besteht, die Luft treffen und an mein Ohr klingen. Wohl denn! wenn das besteht, allen verborgen, so vergessen Sie nicht, daß Sie vor allen, daß Sie öffentlich für die andern und auch

für sich selbst eine junge und hübsche Frau haben, die Sie mit beständigen Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten umgeben; eine Frau, die sich auf Ihren Arm verläßt, und die Stütze Ihres Armes zugleich als Stütze Ihres Herzens betrachtet.«

Olivier faltete die Stirne, und die so reinen Linien seines Gesichts veränderten sich einen Augenblick.

»Was verlangen Sie, Madame?« sagte er, »etwa, daß ich die Gräfin von Charny entferne? Sie schweigen; ist es also das? Wohl! ich bin bereit, diesem Befehl zu gehorchen; doch Sie wissen, sie ist allein in der Welt. Sie ist Waise; ihr Vater, der Baron von Taverny, ist im vorigen Jahre gestorben als ein würdiger Edelmann der alten Zeit, der nicht sehen will, was in der unsern vorgeht. Ihr Bruder — Sie wissen, daß ihr Bruder der Maison-Rouge höchstens einmal im Jahre erscheint; er kommt, umarmt seine Schwester, begrüßt Eure Majestät und geht, ohne daß jemand erfährt, was aus ihm wird.«

»Ja, ich weiß dies alles.«

»Bedenken Sie, Madame, daß diese Gräfin von Charny, sollte Gott mich zu sich rufen, heute ihren Mädchennamen wieder annehmen könnte, ohne daß der reinste Engel des Himmels in ihren Träumen, in ihrem Geiste ein Wort, einen Namen, der an ihren Frauenstand erinnern könnte, erlauern würde.«

»Oh! ja, ja, ich weiß, daß Ihre Andrée ein Engel auf Erden ist, ich weiß, daß sie geliebt zu sein verdient. Darum denke ich, die Zukunft gehöre ihr, während sie mir entschlüpft. Oh! nein, nein. Hören Sie, Graf, ich beschwöre Sie, nicht ein Wort mehr. Ich spreche nicht als Königin mit Ihnen, verzeihen Sie mir. Ich habe mich vergessen. Doch was wollen Sie? . . . In meiner Seele tönen zwei Stimmen: eine, die mir immer von Glück, von Freude und Liebe, die andre, die düster nur von Unglück, Krieg und Tod mir singt. Ich höre darin die Stimme meiner Jugend, die ich überlebe. Charny, verzeihen Sie mir, ich werde nicht mehr jung sein, ich werde nicht mehr lächeln, ich werde nicht mehr lieben.«

Und die arme Frau drückte ihre abgemagerten, zarten Hände an ihre brennenden Augen, und die Thräne einer Königin, ein Diamant glitt zwischen jedem ihrer Finger durch.

Der Graf fiel abermals auf die Kniee.

»Madame, im Namen des Himmels,« sagte er, »befehlen Sie mir, sie zu verlassen, zu fliehen, zu sterben, lassen Sie mich aber nicht sehen, daß Sie weinen.«

Und der Graf war selbst nahe daran, zu schluchzen, während er diese Worte sprach.

»Es ist vorbei,« sagte die Königin, indem sie sich erhob und sanft den Kopf mit einem Lächeln voll Anmut schüttelte.

Und mit einer reizenden Gebärde warf sie ihre dichten gepuderten Haare zurück, die sich auf ihrem schwanenweißen Halse entrollt hatten.

»Ja, ja, es ist vorbei,« fuhr die Königin fort, »ich werde Sie nicht mehr betrüben; lassen wir alle diese Tollheiten. Mein Gott! es ist seltsam, daß das Weib so schwach ist, während die Königin es so sehr bedarf, stark zu sein. Sie kommen von Paris, nicht wahr? Lassen Sie uns plaudern. Sie sagten mir Dinge, die ich vergessen habe; es war jedoch sehr ernst, nicht wahr, Herr von Charny?«

»Gut, Madame, kommen wir auf dies zurück; denn, wie Sie bemerken, ist das, was ich Ihnen zu sagen habe, äußerst ernst; ja ich komme von Paris und habe dem Ruin des Königtums beigewohnt.«

»Ich hatte recht, den Ernst herauszufordern, denn Sie geben mir ihn, ohne zu rechnen, Herr von Charny. Eine glückliche Meuterei, das nennen Sie den Ruin des Königtums. Wie, weil die Bastille genommen ist, Herr von Charny, sagen Sie, das Königtum sei vernichtet? Oh! Sie bedenken nicht, daß die Bastille erst im vierzehnten Jahrhundert in Frankreich Wurzel gefaßt hat, und daß das Königtum Wurzeln von sechstausend Jahren im ganzen Weltall hat.«

»Ich möchte mir gern Illusionen machen können, Madame, erwiderte der Graf, und dann würde ich, statt den Geist Eurer Majestät in Trauer zu versetzen, die tröstlichsten Nachrichten verkündigen. Leider giebt das Instrument keine andern Töne von sich, als die, für die es bestimmt war.«

»Hören Sie, ich will Sie unterstützen, ich, die ich nur ein Weib bin; ich will Sie wieder auf den guten Weg bringen.«

»Ach! das soll mir lieb sein.«

»Die Pariser haben sich empört, nicht wahr?«

»Ja.«

»In welchem Verhältnis?«

»Im Verhältnis von zwölf zu fünfzehn.«

»Wie machen Sie diese Berechnung?«

»Oh! ganz einfach, das Volk beträgt zwölf Fünftel beim Körper der Nation; es bleiben zwei Fünftel für den Adel und eines für die Geistlichkeit.«

»Graf, die Rechnung ist genau, und Sie wissen Ihren Rechenschaftsbericht an den Fingern herzusagen. haben Sie Herrn und Frau von Necker gelesen?«

»Herrn Necker, ja, Madame.«

Ah! das Sprichwort ist gut,« sagte heiter die Königin, »man wird immer nur von den seinigen verrathen. Folgendes ist nun meine Berechnung . . . Wollen Sie dieselbe hören?«

»Mit Ehrfurcht.«

»Auf zwölf Fünftel sechs Weiber, nicht wahr?«

»Ja, Eure Majestät. Doch . . .«

»Unterbrechen Sie mich nicht. Wir sagen sechs Fünftel Weiber, somit bleiben sechs; zwei gebrechliche oder gleichgültige Greise, ist das zuviel?«

»Nein.«

»Es bleiben vier Fünftel, von denen Sie mir wohl zwei für Feige und Laue einräumen werden. Ich schmeichle der französischen Nation. Doch es bleiben noch zwei Fünftel; ich gebe sie Ihnen wütend, standhaft, tapfer und militärisch. Diese zwei Fünftel, schlagen wir sie an für Paris; denn für die Provinz, das ist unnötig, nicht wahr? es handelt sich nur darum, Paris wiederzunehmen.«

»Ja, Madame, aber . . .«

»Immer aber . . . Warten Sie, Sie werden später antworten.«

Herr von Charny verbeugte sich.

»Ich schlage also die zwei Fünftel von Paris auf hunderttausend Mann an, wollen Sie?«

Diesmal antwortete der Graf nicht.

Die Königin fuhr fort:

»Nun! diesen hunderttausend schlecht bewaffneten, nicht disziplinierten, nicht an

Kriegsstrapazen gewöhnten und, weil sie wissen, daß sie Böses thun, zögernden Menschen stelle ich entgegen fünfzigtausend in ganz Europa durch ihre Tapferkeit bekannte Soldaten, Offiziere wie Sie, Herr von Charny, überdies die geheiligte Sache, die man das göttliche Recht nennt, und endlich *meine* Seele, die sich leicht rühren, aber schwer brechen läßt.«

Der Graf schwieg abermals.

»Glauben Sie,« fuhr die Königin fort, »daß bei meinem Kampfe auf diesem Terrain zwei Menschen aus dem Volk mehr wert sind, als einer von meinen Soldaten?«

Charny schwieg.

»Sprechen Sie, antworten Sie; glauben Sie das?« rief ungeduldig die Königin.

»Madame,« antwortete endlich der Graf, »auf Befehl der Königin aus der ehrerbietigen Zurückhaltung, die er beobachtet hatte, heraustretend; auf einem Schlachtfelde, wo diese hunderttausend vereinzelt, nicht disziplinierten und schlecht bewaffneten Menschen erscheinen würden, wären sie von Ihren fünfzigtausend Soldaten in einer halben Stunde geschlagen.«

»Ah!« sagte die Königin, »ich habe also recht.«

»Warten Sie. Es ist nicht so, wie Sie denken. Vor allem, sind Ihre hunderttausend Empörten von Paris fünfmalhunderttausend.«

Fünfmalhunderttausend?«

»Gerade so viel. Sie haben die Weiber und die Kinder bei Ihrer Berechnung übergangen. Oh! Königin von Frankreich; oh! muthige und stolze Frau, zählen sie die Weiber von Paris als eben so viele Männer; es wird vielleicht ein Tag kommen, wo diese Weiber Sie nöthigen werden, sie als eben so viel Teufel zu zählen.«

»Was wollen Sie damit sagen, Graf?«

»Madame, wissen Sie, was die Rolle eines Weibes bei den Bürgerkriegen ist? Nein. Wohl, ich will es Ihnen sagen, und Sie werden sehen, daß es nicht zu viel wäre, zwei Soldaten gegen jedes Weib zu rechnen.«

»Graf, sind Sie verrückt?«

Charny lächelte traurig und fuhr fort:

»Haben Sie die Weiber bei der Bastille gesehen, wie sie unter dem Feuer, inmitten der Kugeln zu den Waffen riefen, wie sie Ihre kriegerisch gerüsteten Schweizer mit den Fäusten bedrohten, wie sie über den Leichen der Toten mit jener Stimme, welche die Lebendigen aufspringen macht, Verwünschungen ausstießen? Haben Sie diese Weiber gesehen, wie sie Pech siedend ließen, Kanonen schleppten, unter die berauschten Kämpfer Patronen, unter die furchtsamen Streiter Patronen und Küsse verteilten? Wissen Sie, daß über die Zugbrücke der Bastille ebensoviele Weiber, als Männer stürmten, und daß zu dieser Stunde, wenn die Steine der Bastille stürzen, dies unter der Spitzhaue geschieht, von Weiberhänden gehandhabt? Ah! Madame, rechnen Sie diese Weiber von Paris, rechnen Sie auch die Kinder, die Kugeln gießen, Säbel wetzen, einen Pflasterstein vom sechsten Stock herabwerfen; rechnen Sie dieselben, denn die Kugel, die ein Kind gegossen hat, wird aus der Ferne Ihren besten General darniederstrecken; der Säbel, den es gewetzt hat, wird Ihren Kriegsgenossen die Sehnen entzweischneiden; der blinde Sandstein, der von den Dächern herabfällt, wird Ihre Dragoner und Ihre Gardes erschlagen. Rechnen Sie die Greise, Madame, denn wenn sie nicht mehr die Kraft haben, ein Schwert zu schwingen, so haben sie doch noch die Kraft, als Schild zu dienen. Bei der Bastille, Madame, waren Greise; wissen

Sie, was diese Greise thaten? Sie stellten sich vor die jungen Leute, welche die Flinten auf ihre Schultern legten, so daß die Kugel Ihrer Schweizer den gebrechlichen Greis tötete, dessen Leib sofort einen Wall bildete zum Schutz des starken Mannes. Rechnen Sie die Greise, denn sie sind es, die seit dreihundert Jahren den aufeinander folgenden Generationen von den Beschimpfungen erzählen, die ihre Mütter erlitten, von dem Notstand ihrer vom Wildbret des Adels zerfressenen Felder, von der Schande ihrer unter den Feudalrechten gebeugten Menschenklasse: und dann ergreifen die Söhne die Axt, die Keule, die Flinte, kurz alles, was sie finden, und töten, als Werkzeuge geladen mit den Verwünschungen des Greises, wie die Kanone mit Pulver und Eisen geladen ist. In Paris schreien in diesem Augenblick Männer, Weiber, Greise und Kinder nach Freiheit. Rechnen Sie alles, was schreit, Madame, rechnen Sie achtmalunderttausend Seelen in Paris.«

»Dreihundert Spartaner haben das Heer von Xerxes besiegt.«

»Ja, doch heute sind Ihre dreihundert Spartaner achtmalunderttausend, Madame, und Ihre fünfzigtausend Soldaten, das ist das Heer von Xerxes.«

Die Königin erhob sich, die Fäuste krampfhaft geballt, das Gesicht rot von Zorn und Scham.

»Oh! daß ich vom Throne fiele,« sagte sie, »daß ich, von Ihren fünfmalhunderttausend Parisern in Stücke zerhauen, stürbe, aber daß ich nicht einen Charny, einen Mann, der mir gehört, so sprechen hören müßte!«

»Wenn er so mit Ihnen spricht, Madame, so zwingt ihn die Not, denn dieser Charny hat nicht einen Tropfen Blut in den Adern, der nicht würdig ist seiner Ahnen, und der nicht Ihnen gehört.«

»Dann marschiere er mit mir gegen Paris, und wir werden miteinander sterben.«

»Ja mit Schmach,« versetzte der Graf, »ohne einen möglichen Kampf. Wir werden gar nicht kämpfen, wir werden verschwinden wie Philister. Gegen Paris marschieren! Sie wissen also eines nicht? daß in dem Augenblick, wo wir nach Paris kämen, die Häuser über uns einstürzen werden, wie die Wellen des roten Meers über Pharaon, und Sie werden in Frankreich einen verfluchten Namen hinterlassen, und Ihre Kinder wird man töten, wie die einer Wölfin.«

»Wie soll ich sterben, Graf?« sagte stolz die Königin; »ich bitte, lehren Sie mich das.«

»Als Opfer, Madame,« antwortete ehrfurchtsvoll Herr von Charny, »wie eine Königin fällt, lächelnd, und denjenigen, welche Sie schlagen, verzeihend. Ah! hätten Sie fünfmalhunderttausend Mann, wie ich, so würde ich Ihnen sagen: Brechen wir auf; brechen wir noch in dieser Nacht auf, brechen wir auf der Stelle auf, und morgen würden Sie in den Tuileries regieren; morgen hätten Sie Ihren Thron wiedererobert.«

»Oh!« rief die Königin, »Sie sind also verzweifelt, Sie, auf den ich meine erste Hoffnung gesetzt habe?«

»Ja, ich bin verzweifelt, Madame, weil ganz Frankreich denkt wie Paris, weil Ihr Heer, wäre es siegreich in Paris, von Lyon, Rouen, Lille, Straßburg, Nantes und hundert andren Städten verschlungen würde. Auf, auf, Mut, Madame, den Degen in die Scheide!«

»Ah! ah! soll ich darum so viele brave Leute um mich versammelt, darum ihnen Mut eingeflößt haben!« sagte die Königin.

»Wenn das nicht Ihre Ansicht ist, Madame, befehlen Sie, und noch in dieser Nacht marschieren wir gegen Paris. Sprechen Sie.«

Es lag so viel Ergebenheit in diesem Anerbieten des Grafen, daß es die Königin mehr erschreckte, als es eine Weigerung gethan hätte; sie warf sich in Verzweiflung auf ein Sopha, wo

sie lange gegen ihren Stolz kämpfte.

Endlich erhob sie das Haupt und sprach:

»Graf, Sie wünschen, daß ich unthätig bleibe?«

»Ich habe die Ehre, es Eurer Majestät zu raten.«

»Das wird geschehen. Kommen Sie wieder.«

»Ach! Madame, ich habe Sie erzürnt?« sagte der Graf, während er die Königin anschaute mit einer Traurigkeit, voll unaussprechlicher Liebe.

»Nein; Ihre Hand.«

Sich vor der Königin verbeugend, reichte ihr der Graf seine Hand.

»Daß ich Sie schelte,« sprach Marie Antoinette, indem sie zu lächeln suchte.

»Und worüber, Madame?«

»Wie! Sie haben einen Bruder im Dienst, und ich erfahre es durch Zufall!«

»Ich verstehe nicht.«

»Heute Abend, ein Offizier von den Husaren von Berchigny . . .«

»Ah! mein Bruder Georges!«

»Warum haben Sie mir nie von diesem jungen Mann gesprochen? Warum hat er nicht einen hohen Rang in einem Regiment?«

»Weil er noch ganz jung und ganz unerfahren ist; weil er nicht würdig ist, als Chef zu befehligen; weil endlich, wenn Eure Majestät die Gnade gehabt hat, ihre Blicke auf mich herabzusenken, der ich Charny heiße, um mich mit ihrer Freundschaft zu beehren, dies noch kein Grund ist, daß ich meine Familie auf Kosten einer Menge von braven Edelleuten unterzubringen suche, die würdiger sind als meine Brüder.«

»Sie haben also noch einen Bruder?«

»Ja, Madame, und er ist bereit, für Eure Majestät zu sterben, wie die zwei andern.«

»Er braucht nichts?«

»Nichts, Madame; wir sind so glücklich, daß wir nicht nur eine Existenz, sondern auch ein Vermögen zu den Füßen Eurer Majestät zu legen haben.«

Als er diese letzten Worte sprach, wobei die Königin ganz durchdrungen war von dieser zarten Redlichkeit, wobei er ganz bebte von dieser anmutreichen Majestät, erweckte sie plötzlich ein Stöhnen, das aus einem anstoßenden Zimmer kam.

Die Königin stand auf, lief nach der Thüre, öffnete sie und stieß einen gewaltigen Schrei aus.

Sie hatte eine Frau erschaut, die, von entsetzlichen Konvulsionen befallen, sich auf dem Teppich krümmte.

»Oh! die Gräfin! sagte sie ganz leise zu Herrn von Charny; sie hat uns wohl gehört.«

»Nein, Madame,« erwiderte Charny; »sonst würde sie Eure Majestät darauf aufmerksam gemacht haben, daß man uns hören könne.«

Und er eilte auf Andrée zu und hob sie in seinen Armen auf.

Die Königin stand zwei Schritte davon, kalt, bleich, zitternd vor Angst.

XXIX.

Szene zu Drei.

Andrée kam allmählich wieder zu sich, ohne zu erkennen, wer ihr Hilfe leistete, nur instinktiv begriff sie, daß man ihr beistand.

Ihr Körper erhob sich, ihre Hände klammerten sich an die unerwartete Stütze an, die sich ihr bot.

Doch ihr Geist erwachte nicht mit ihrem Körper; er blieb einige Augenblicke betäubt, schwankend, schlaftrunken.

Nachdem er es versucht hatte, sie zum physischen Leben zurückzurufen, beieferte sich Herr von Charny, sie zum geistigen Leben zurückzurufen. Doch er strengte seine Kräfte nur gegen einen konzentrierten Irrsinn an.

Endlich hefteten sich die offenen, aber stieren Augen auf ihn, und mit einem Reste von Delirium gab Andrée, ohne den Mann zu erkennen, der sie unterstützte, einen Schrei von sich und stieß ihn hart zurück.

Während dieser ganzen Zeit wandte die Königin den Blick ab, sie, deren Aufgabe es gewesen wäre, die Schwache zu stärken, zu trösten.

Charny hob Andrée in seinen kräftigen Armen auf, obgleich sie sich zur Wehr zu setzen suchte, wandte sich gegen die Königin um, die immer noch steif und eiskalt da stand, und sagte:

»Verzeihen Sie, Madame . . . es hat sich ohne Zweifel etwas Außerordentliches ereignet. Frau von Charny hat nicht die Gewohnheit, in Ohnmacht zu fallen, und es ist heute das erstemal, daß ich sie des Bewußtseins beraubt sehe.»

»Sie muß also sehr leiden,« sagte die Königin, »zu der dumpfen Idee zurückkehrend, Andrée habe das ganze Gespräch mit angehört.«

»Ja, ohne Zweifel leidet sie, erwiderte der Graf, und darum bitte ich Eure Majestät um Erlaubnis, sie in ihre Wohnung bringen zu lassen. Sie bedarf der Pflege ihrer Frauen.«

»Thun Sie das,« sprach die Königin, die Hand nach einer Klingel ausstreckend.

Doch als das Glöckchen ertönte, erstarrte Andrée und rief in ihrem Wahnwitz:

»Oh! Gilbert! dieser Gilbert!«

Bei diesem Namen bebte die Königin, und der Graf legte erstaunt seine Frau auf ein Sopha.

In diesem Augenblick trat der herbeigerufene Diener ein.

»Nichts,« sagte die Königin; und sie winkte ihm mit der Hand, daß er sich entferne.

Als sie allein waren, schauten der Graf und die Königin einander an. Andrée hatte die Augen wieder geschlossen und schien von einer neuen Krise befallen.

Herr von Charny kniete am Sopha und hielt sie darauf fest.

»Gilbert,« wiederholte die Königin, »was für ein Name ist das?«

Man müßte sich erkundigen.

»Ich glaube, ich kenne ihn,« sagte Marie Antoinette; »ich glaube, es ist nicht das erstemal, daß ich die Gräfin diesen Namen aussprechen höre.«

Doch als ob sie von dieser Erinnerung der Königin bedroht worden wäre, als ob diese Drohung sie mitten aus ihren Konvulsionen zurückgeholt hätte, öffnete Andrée die Augen, streckte die Arme zum Himmel aus und richtete sich mit einer Anstrengung völlig auf.

Ihr erster Blick, diesmal ein verständiger Blick, wandte sich Herrn von Charny zu, den sie erkannte und mit einer liebkosenden Flamme umhüllte.

Dann, als ob diese unwillkürliche Kundgebung ihres Gedankens ihrer spartanischen Seele unwürdig gewesen wäre, wandte Andrée die Augen ab und erblickte die Königin. Sie verneigte sich sogleich.

»Oh! mein Gott, was haben Sie denn, Madame?« fragte Herr von Charny; »Sie haben mich erschreckt. Sie, sonst so stark, so mutvoll, sind einer solchen Ohnmacht preisgegeben?«

»Mein Herr, erwiderte sie, es gehen in Paris so erschreckliche Dinge vor, daß, wenn die Männer zittern, die Frauen wohl in Ohnmacht fallen können. Sie haben Paris verlassen? Oh! Sie haben wohl daran gethan.«

»Großer Gott! Gräfin, sagte Charny mit dem Tone des Zweifels, sollten Sie meinetwegen all dies Schlimme erlitten haben?«

Andrée schaute abermals ihren Gatten und die Königin an, antwortete jedoch nicht.

»Gewiß, Graf, das ist es, warum sollten Sie daran zweifeln?« versetzte Marie Antoinette. »Die Frau Gräfin ist nicht Königin, sie hat das Recht, für ihren Mann Furcht zu hegen.«

Charny fühlte die unter diesen Worten verborgene Eifersucht.

»Oh! Madame,« sagte er, »ich bin fest überzeugt, daß die Gräfin noch mehr für ihre Königin, als für mich bange hat.«

»Aber Gräfin, warum und wie haben wir Sie ohnmächtig in diesem Kabinett gefunden?« fragte Marie Antoinette.

»Oh! es wäre mir unmöglich, das zu erzählen, Madame. Ich weiß es selbst nicht; doch bei diesem Leben der Beschwerlichkeiten, der Schrecken und der Gemütsbewegungen, das wir seit drei Tagen führen, ist, wie mir scheint, nichts natürlicher, als die Ohnmacht einer Frau.«

»Das ist wahr,« murmelte die Königin, die bemerkte, daß Andrée die Absicht habe, sich in ihrer Zurückhaltung keinen Zwang gefallen zu lassen.

»Aber,« sprach Andrée mit der seltsamen Ruhe, die sie nicht verließ, sobald sie wieder Herrin ihres Willens geworden war, und die in schwierigen Umständen um so peinlicher wurde, als man leicht sah, sie sei nur Maske, und bedecke völlig menschliche Gefühle, »aber Eure Majestät hat ganz feuchte Augen.«

Und diesmal glaubte der Graf in den Worten seiner Frau den ironischen Ausdruck zu finden, den er einen Augenblick zuvor in den Worten der Königin bemerkt hatte.

»Madame,« sagte er zu Andrée mit einer leichten Strenge, bei der man fühlte, daß seine Stimme nicht daran gewöhnt war, »man darf sich nicht wundern, daß die Königin Thränen in den Augen hat; die Königin liebt ihr Volk, und das Blut des Volkes ist geflossen.«

»Gott hat zum Glück das Ihrige verschont, mein Herr,« versetzte Andrée, immer gleich kalt, immer gleich unerforschlich.

»Ja, doch es handelt sich nicht um Ihre Majestät, sondern um Sie, Madame! kommen wir also auf Sie zurück, die Königin erlaubt es?«

Marie Antoinette nickte beistimmend mit dem Kopf.

»Sie haben bange gehabt, nicht wahr?«

»Ich?«

»Sie haben gelitten, leugnen Sie es nicht! es ist Ihnen ein Unfall begegnet, welcher? ich weiß es nicht, doch Sie werden es uns sagen.«

»Sie irren sich, mein Herr.«

»Sie haben sich über jemand, über einen Mann zu beklagen gehabt?«

Andrée erbleichte.

»Ich habe mich über niemand zu beklagen gehabt, ich komme vom König.«

»Unmittelbar?«

»Unmittelbar. Ihre Majestät kann sich erkundigen.«

»Wenn es sich so verhält, so hat die Gräfin recht,« sagte Marie Antoinette. »Der König liebt sie zu sehr und weiß, daß ich ihr zu sehr gewogen bin, um ihr in irgend einer Hinsicht unverbindlich begegnet zu sein.«

»Aber Sie haben einen Namen ausgesprochen,« versetzte Charny beharrlich.

»Einen Namen?«

»Ja, als Sie wieder zu sich kamen.«

Andrée schaute die Königin an, als wollte sie dieselbe zu sich rufen; aber, sei es nun, daß die Königin sie nicht verstand oder nicht verstehen wollte, erwiderte sie der Gräfin:

»Ja, Sie haben den Namen Gilbert ausgesprochen.«

»Gilbert! Ich habe den Namen Gilbert ausgesprochen!« rief Andrée mit einem Ausdruck so voll Schrecken, daß sich der Graf mehr von diesem Schrei betroffen fühlte, als er es von der Ohnmacht gewesen war.«

»Ja,« sagte er, »Sie haben diesen Namen ausgesprochen.«

»Ah! wahrhaftig,« erwiderte Andrée, »das ist seltsam.«

Allmählich, wie sich der Himmel nach dem Blitze wieder schließt, nahm die Physiognomie der jungen Frau, die bei dem unseligen Namen so gewaltig verstört ausgesehen hatte, wieder ihre Reinheit und Ruhe an, und nur einige Muskeln dieses schönen Gesichts bebten noch fort, wie wenn am Horizont die letzten Zeichen des Sturmes verschwinden.

»Gilbert,« wiederholte sie, »ich weiß es nicht.«

»Ja, Gilbert,« sagte die Königin. »Suchen Sie, meine liebe Andrée.«

»Aber, Madame,« sprach der Graf zu Marie Antoinette, »wenn das nur Zufall und dieser Name der Gräfin ganz fremd ist?«

»Nein,« erwiderte Andrée; »nein, er ist mir nicht fremd. Es ist der eines gelehrten Mannes, eines geschickten Arztes, welcher, glaube ich, von Amerika ankommt und dort mit Herrn von Lafayette in Verbindung stand.«

»Nun?« fragte der Graf.

»Nun!« wiederholte Andrée auf eine vollkommen natürliche Weise, »ich kenne ihn nicht persönlich, aber es soll ein sehr ehrenwerter Mann sein.«

»Warum dann diese Bewegung, liebe Gräfin?« fragte die Königin.

»Diese Bewegung? Bin ich bewegt gewesen?«

»Ja, es war, als empfänden Sie, indem Sie diesen Namen aussprachen, eine Qual.«

»Das ist möglich; vernehmen Sie, was geschehen ist: ich traf im Kabinett des Königs einen schwarzgekleideten Mann, einen Mann mit strengem Gesicht, der von düsteren, erschrecklichen Dingen sprach; er erzählte mit einer gräßlichen Wirklichkeit die Ermordungen des Herrn de Launay und des Herrn von Flesselles. Ich bin darüber erschrocken und in Ohnmacht gefallen, wie Sie gesehen. Dann habe ich vielleicht gesprochen; dann habe ich vielleicht den Namen dieses Herrn Gilbert genannt.«

»Das ist möglich,« wiederholte Herr von Charny, »offenbar geneigt, das Verhör nicht weiter zu treiben; doch zu dieser Stunde sind Sie beruhigt, nicht wahr?«

»Vollkommen.«

»Dann will ich Sie um eines bitten, Herr Graf,« sagte die Königin. »Suchen Sie die Herren von Bezenval, von Broglie und von Lambescq auf, sagen Sie ihnen, sie sollen ihre Truppen in ihren gegenwärtigen Stellungen kantonieren lassen, der König werde morgen im Rate sehen, was zu thun ist.«

Der Graf verbeugte sich, doch im Begriff, wegzugehen, warf er einen letzten Blick auf Andrée.

Dieser Blick war voll liebevoller Besorgnis.

Er entging der Königin nicht.

»Gräfin,« sagte sie, »kehren Sie nicht mit mir zum König zurück?«

»Nein, Madame, nein,« antwortete Andrée lebhaft.

»Warum nicht?«

»Ich bitte Eure Majestät um die Erlaubnis, mich in meine Wohnung zurückziehen zu dürfen; die Gemütsbewegungen, die ich erlitten habe, lassen mich das Bedürfnis nach Ruhe fühlen.«

»Seien Sie offenherzig, Gräfin,« sagte Marie Antoinette, »haben Sie etwas mit dem König?«

»Oh! nichts, Madame, durchaus nichts.«

»Oh! sprechen Sie, wenn dies der Fall ist. Der König schont meine Freunde nicht immer.«

»Der König ist wie gewöhnlich voll Güte gegen mich, aber . . .«

»Aber es ist Ihnen ebenso lieb, ihn nicht zu sehen, nicht wahr? Es steckt offenbar etwas dahinter, Graf,« sagte die Königin mit einer geheuchelten Heiterkeit.

In diesem Augenblick schaute Andrée die Königin so ausdrucksvoll, so stehend, so voll von Offenbarungen an, daß Marie Antoinette begriff, es sei Zeit, diesen kleinen Krieg zu beendigen.

»In der That, Gräfin,« sagte sie, »lassen wir Herrn von Charny den Auftrag besorgen, den ich ihm gegeben habe, und gehen Sie in Ihre Wohnung oder bleiben Sie hier, wie es Ihnen beliebt.«

»Ich danke, Madame,« erwiderte Andrée.

»Gehen Sie also, Herr von Charny,« fuhr Marie Antoinette fort, während sie den Ausdruck von Dankbarkeit, der sich auf dem Gesichte von Andrée verbreitete, bemerkte.

Diesen Ausdruck bemerkte der Graf nicht; er nahm seine Frau bei der Hand und wünschte ihr Glück zu der Wiederkehr ihrer Kräfte und ihrer Farbe.

Dann verbeugte er sich mit tiefer Ehrfurcht vor der Königin und ging weg.

Während er aber wegging, kreuzte er einen letzten Blick mit Marie Antoinette.

Der Blick der Königin sagte: Kommen Sie schnell zurück.

Der des Grafen antwortete: So schnell als ich kann.

Andrée folgte stöhnend, mit gepreßter Brust jeder Bewegung des Grafen.

Sie schien mit ihren Wünschen diesen langsamen, edlen Gang zu beschleunigen, der ihn der Thüre näher brachte, sie trieb ihn mit aller Macht ihres Willens hinaus.

Sobald er die Thüre hinter sich hatte, verschwanden auch alle Kräfte, die Andrée zu Hilfe gerufen, um der Lage die Stirne zu bieten; ihr Gesicht erbleichte, ihre Beine wankten unter ihr, und sie sank in einen Lehnstuhl, der sich in ihrer Nähe fand, während sie es versuchte, sich bei der Königin wegen dieses Verstoßes gegen die Etikette zu entschuldigen.

Die Königin lief an den Kamin, nahm einen Flacon mit Riechsalz und ließ Andrée daran riechen: die junge Frau kam diesmal mehr durch die Macht ihres Willens, als durch die Wirksamkeit der Pflege zu sich, die sie von einer königlichen Hand erhielt. Es waltete in der That etwas Seltsames zwischen diesen zwei Frauen ob. Die Königin schien Andrée wohlgewogen zu sein, Andrée hegte eine tiefe Ehrfurcht für die Königin, und nichtsdestoweniger schienen sie in gewissen Augenblicken, nicht eine wohlgewogene Königin, nicht eine ergebene Dienerin, sondern zwei Feindinnen zu sein.

Ihr allmächtiger Wille hatte auch, wie gesagt, Andrée bald ihre Stärke wiedergegeben. Sie erhob sich, schob ehrerbietig die Hand der Königin auf die Seite, neigte den Kopf vor ihr und sagte:

»Eure Majestät hat erlaubt, daß ich mich in mein Zimmer zurückziehe.«

»Ja, allerdings, und Sie sind immer frei, liebe Gräfin, Sie wissen es wohl: die Etikette ist nicht für Sie gemacht. Aber haben Sie mir nicht etwas zu sagen, ehe Sie sich entfernen?«

»Nein, in welcher Beziehung?«

»In Beziehung auf Herrn Gilbert, dessen Anblick einen so starken Eindruck auf Sie gemacht hat.«

Andrée bebte, schüttelte aber nur, ein Leugnen bezeichnend, den Kopf.

»Dann halte ich Sie nicht zurück, liebe Gräfin, Sie sind frei.«

Und die Königin machte einen Schritt, um in das an ihr Zimmer anstoßende Kabinett zu gehen.

Andrée aber schritt, nachdem sie vor der Königin eine tadellose Verneigung gemacht hatte, auf die Ausgangsthüre zu.

Doch in dem Augenblick, wo sie öffnen wollte, erschollen Tritte im Korridor, und eine Hand legte sich auf den äußeren Drücker der Thüre.

Zu gleicher Zeit vernahm man die Stimme von Ludwig XVI., der seinem Kammerdiener für die Nacht Befehle gab.

»Der König! Madame!« sagte Andrée, während sie mehrere Schritte rückwärts that; »der König!«

»Nun! ja, der König!« erwiderte Marie Antoinette. »Macht er Ihnen dergestalt bange?«

»Madame, in des Himmels Namen,« rief Andrée, »daß ich den König nicht sehe, daß ich mich ihm wenigstens heute Abend nicht gegenüber befinde; ich würde vor Scham sterben.«

»Aber Sie werden mir doch sagen . . .«

»Alles, alles, wenn es Eure Majestät verlangt. Doch verbergen Sie mich.«

»Treten Sie in mein Boudoir ein,« sprach Marie Antoinette, »Sie werden es verlassen, sobald der König weggegangen ist. Seien Sie unbesorgt, Ihre Gefangenschaft wird nicht lange währen; der König bleibt nie lange hier.«

»Oh! Dank! Dank!« rief die Gräfin.

Und sie eilte in das Boudoir und verschwand in dem Augenblick, als der König, die Thüre öffnend, auf der Schwelle des Zimmers erschien.

Der König trat ein.

XXX.

An was der König in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1789 dachte.

Wie lange diese Unterredung gedauert, vermöchten wir nicht zu sagen, sie verlängerte sich indessen; denn erst gegen elf Uhr abends konnte man die Thüre des Boudoirs der Königin sich öffnen und Andrée auf der Thürschwelle beinahe knieend die Hand von Marie Antoinette küssen sehen.

Dann, als sie sich wieder erhob, wischte die junge Frau ihre von Thränen geröteten Augen ab, während die Königin ihrerseits in ihr Zimmer zurückkehrte.

Andrée, im Gegenteil, als ob sie sich selbst hätte entweichen wollen, entfernte sich rasch.

Von diesem Augenblick an blieb die Königin allein. Als die Dame vom Bettdienst eintrat, um ihr sich auskleiden zu helfen, fand sie Marie Antoinette mit funkelnden Augen und mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend.

Sie machte mit der Hand eine rasche Geberde, die besagen wollte: Lassen Sie mich.

Die Dame vom Bettdienste entfernte sich sogleich wieder.

Nun war die Königin ganz allein; sie hatte verboten, sie zu stören, wäre es nicht wegen wichtiger, von Paris eintreffender Nachrichten.

Andrée erschien nicht wieder.

Was den König betrifft, so erklärte er, nachdem er sich mit Herrn de la Rochefoucault unterhalten hatte, der ihm den Unterschied, der zwischen einem Aufruhr und einer Revolution obwalte, begreiflich zu machen suchte — er erklärte, er sei müde, legte sich nieder und entschlummerte, nicht mehr und nicht minder ruhig, als wenn er auf der Jagd gewesen wäre und der Hirsch (ein wohl dressierter Hofmann) sich hätte im Schweizer-Teich fangen lassen.

Die Königin schrieb ein paar Briefe, ging in das nächste Zimmer, wo ihre zwei Kinder unter der Obhut der Frau von Tourzel schliefen, und legte sich zu Bette, nicht um zu schlafen, wie der König, sondern um nach ihrem Gefallen zu träumen.

Doch bald, als die Stille Versailles in Besitz genommen hatte, als der ungeheure Palast in Finsternis getaucht war, als man in der Tiefe der Gärten nur noch die auf dem Sande krachenden Tritte der Patrouillen, in den langen Korridors nur noch den sachte auf die Marmorplatte stoßenden Gewehrkolben hörte, stieg Marie Antoinette, ihrer Ruhe müde, das Bedürfnis zu atmen fühlend, aus ihrem Bette, zog ihre Sammetpantoffeln an, hüllte sich in ein langes Nachtgewand, trat ans Fenster, um die von den Kaskaden aufsteigende Kühle zu schlürfen und im Vorüberziehen die Ratschläge aufzufassen, die der Nachtwind den brennenden Stirnen, den gepreßten Herzen zuflüstert.

Dann durchging sie in ihrem Geiste alles, was ihr dieser seltsame Tag an unvorhergesehenen Ereignissen gebracht hatte:

Den Fall der Bastille, dieses sichtbaren Emblems der königlichen Gewalt; die Schwankungen Charnys, dieses ergebenen Freundes, dieses leidenschaftlichen Gefangenen, den sie seit so vielen Jahren unter dem Joche hielt, und der, nachdem er nur Liebe geseufzt hatte, zum ersten Mal Bedauern und Reue zu seufzen schien.

Mit jener Gewohnheit der Zusammenstellung, die den großen Geistern die Bekanntschaft mit Menschen und Dingen giebt, machte Marie Antoinette auf der Stelle zwei Teile aus dem Mißbehagen, das sie empfand und das ein politisches Unglück und einen Herzenskummer in sich schloß.

Das politische Unglück war die große Nachricht, die sich über die Welt verbreiten und in allen Geistern die bis dahin den Königen, als Mandataren Gottes, zugestandene Ehrfurcht angreifen sollte.

Der Herzenskummer war Charnys dumpfer Widerstand gegen die Allmacht seiner geliebten Fürstin. Es war wie eine Ahnung, daß, ohne aufzuhören treu und ergeben zu sein, die Liebe blind zu sein aufhören sollte und ihre Treue und Ergebenheit zu erörtern anfangen konnte.

Dieser Gedanke bedrückte ihr Herz gewaltig und füllte es mit jener bitteren Galle, die man die Eifersucht nennt, ein scharfes Gift, das zugleich tausend Wunden in einer verletzten Seele schwären macht.

Kummer in Gegenwart von *Unglück*, das war indessen etwas Untergeordnetes für die Logik.

Mehr aus einem Vernunftschluß, als aus Bewußtsein, mehr aus Notwendigkeit, als aus Instinkt, überließ auch Marie Antoinette ihre Seele vor allem den ernstesten Gedanken über die Gefahr der politischen Lage.

Wohin sie sich auch wenden mochte, so standen Haß und Ehrgeiz sich gegenüber, Schwäche und Gleichgültigkeit an ihrer Seite. Leute waren zu Feinden geworden, die, nachdem sie mit der Verleumdung angefangen, nun zu den Rebellionen fortschritten.

Ihre Verteidiger waren Menschen, die sich daran gewöhnt hatten, alles zu ertragen, und denen folglich das Gefühl fehlte für die Tiefe ihrer Wunden.

Also Leute, die zögern würden, einen Gegenschlag zu thun, aus Furcht, Lärm zu machen.

Man mußte also alles in der Vergessenheit begraben, sich den Anschein geben, als vergäße man, und sich dennoch erinnern; sich den Anschein geben, als verzeihe man, und dennoch nicht verzeihen.

Das war nicht würdig einer Königin von Frankreich, das war besonders nicht würdig einer Tochter von Maria Theresia, dieser Frau von Herz.

Kämpfen! kämpfen! das war der Rat des empörten königlichen Stolzes; aber kämpfen, war das klug? Besänftigt man die Leidenschaften des Hasses mit vergossenem Blut? war er nicht erschrecklich der Name: die Österreicherin? mußte man ihm zur Einweihung, wie es Isabeau und Katharine von Medicis mit dem ihrigen gethan, die Bluttaufe verleihen durch eine allgemeine Schlächtereie?

Und dennoch blieb, wenn Charny wahrgesprochen, der Erfolg zweifelhaft.

Kämpfen und besiegt werden? Das waren auf der Seite des politischen Unglücks die Schmerzen der Königin, die aber bei gewissen Wandlungen ihres Nachsinnens aus der Tiefe ihrer Leiden als Königin die Verzweiflung der Frau auftauchen fühlte, die sich weniger geliebt glaubt, weil sie durch ein Übermaß der Liebe verwöhnt ist.

Charny hatte das, was wir ihn sagen hörten, nicht aus Überzeugung, sondern aus Müdigkeit gesagt; er hatte, wie so viele andere, aus demselben Becher mit ihr die Verleumdungen zum Überdruß getrunken. Hatte Charny, der zum erstenmal von seiner Frau, einem bisher von ihrem Manne vergessenen Geschöpf, mit so sanften Worten gesprochen, hatte Charny vielleicht bemerkt, daß diese junge Frau immer noch schön war? Und bei diesem einzigen Gedanken, der

sie brannte wie der verzehrende Biß der Natter, erkannte Marie Antoinette mit Erstaunen, das Unglück sei nichts gegen den Kummer.

Denn was das Unglück nicht hatte machen können, bewirkte der Kummer bei ihr. Die Frau sprang wütend aus dem Lehnstuhl auf. Das ganze Verhängnis dieses von Leiden bevorzugten Geschöpfs enthüllte sich in der Seelenstimmung von Marie Antoinette während dieser Nacht.

Wie zugleich dem Unglück und dem Kummer begegnen? fragte sie sich mit unablässig wieder entstehenden Beängstigungen. Sollte man sich entschließen, das königliche Leben aufgebend, in der Mittelmäßigkeit glücklich zu leben; sollte man zu seinem wahren Trianon und zu seiner Hütte, zum Frieden des Sees und zu den unbekanntem Freuden der Sennerei zurückkehren; sollte man dieses ganze Volk sich in die Fetzen des Königtums teilen lassen, einige geringfügige Parzellen ausgenommen, welche die Frau mit den bestrittenen Abgaben einiger Getreuen, die durchaus Vasallen bleiben wollten, sich würde aneignen können?

Ach! hier — fing die Schlange der Eifersucht wieder an, tiefer zu beißen.

Glücklich! wäre sie glücklich mit der Demütigung einer verachteten Liebe?

Glücklich! bei Herrn von Charny, der glücklich wäre bei irgend einer geliebten Frau, bei der seinigen vielleicht?

Doch mitten unter dieser fieberhaften Qual ein Blitz der Ruhe! mitten unter dieser bebenden Angst ein Genuß! Sollte Gott in seiner unendlichen Güte das Böse nur geschaffen haben, um das Gute schätzen zu lehren?

Andrée hatte der Königin ihre Bekenntnisse gemacht, sie hatte die Schande ihres Lebens ihrer Nebenbuhlerin enthüllt; Andrée hatte mit Thränen in den Augen, das Gesicht gegen die Erde gesenkt, Marie Antoinette gestanden, sie sei nicht mehr würdig der Liebe und der Achtung eines ehrlichen Mannes: Charny wird also Andrée niemals lieben.

Charny weiß aber nichts, Charny wird nie etwas wissen von jener Katastrophe von Trianon und von den Folgen, die sie gehabt hat. Für Charny ist es daher, als bestände die Katastrophe gar nicht.

Und während sie diese Betrachtungen anstellte, prüfte die Königin im Spiegel ihres Gewissens ihre abnehmende Schönheit, ihre verlorene Heiterkeit, ihre entflohenen Jugendfrische.

Dann kehrte sie zu Andrée zurück, zu den seltsamen, beinahe unglaublichen Abenteuern, die sie ihr erzählt hatte.

Sie bewunderte die zauberhafte Kombination des Schicksals, die im Grunde von Trianon, im Schatten der Hütte oder im Kote der Bauernhäuser den kleinen Gärtnerjungen nahm, um ihn mit dem Geschick eines Edelfräuleins zu verbinden, das wiederum mit dem Geschicke einer Königin verbunden ward. Somit, sagte sie sich, somit hätte sich das in den niedrigsten Regionen verlorene Atom, durch eine Laune höherer Anziehungskräfte, ein Diamantteilchen, mit dem göttlichen Gestirne verschmolzen?

Dieser Gärtnerjunge, dieser Gilbert, war er nicht ein lebendiges Symbol von dem, was zu dieser Stunde sich ereignet, ein Mensch aus dem Volke, aus der Niedrigkeit seiner Geburt hervorgegangen, um sich mit der Politik eines großen Königreichs zu beschäftigen? ein seltsamer Schauspieler, der durch ein Privilegium des bösen Geistes, der über Frankreich schwebte, sowohl die dem Adel angethane Beschimpfung, als den durch den Pöbel gegen das Königtum gemachten Angriff in sich personifizierte.

Dieser Gilbert, ein Gelehrter geworden, mit dem schwarzen Rocke des dritten Standes

bekleidet, der Rat des Herrn Necker, der Vertraute des Königs von Frankreich, würde sich nun durch ein Spiel der Revolution mit der Frau parallel finden, der er nächtlicherweise, wie ein Dieb die Ehre gestohlen!

Wieder Weib geworden und unwillkürlich schauernd bei der Erinnerung an die klägliche Geschichte, die ihr Andrée erzählt hatte, machte es sich die Königin gleichsam zur Pflicht, diesem Gilbert ins Gesicht zu schauen und durch sich selbst in den menschlichen Zügen lesen zu lernen, was Gott von der Offenbarung eines so seltsamen Charakters darin legen konnte. Und trotz des soeben erwähnten Gefühles, das sie über die Demütigung ihrer Nebenbuhlerin beinahe freudig stimmte, waltete dabei ein heftiges Verlangen ob, den Mann zu verletzen, der eine Frau so sehr ins Leid gestürzt hatte.

Dann war noch der Wunsch, ihn anzuschauen, wer weiß? vielleicht mit der Angst, die Ungeheuer einflößen, verknüpft, den außerordentlichen Mann zu bewundern, der durch ein Verbrechen sein gemeines Blut mit dem edelsten Blut Frankreichs vermischt hatte; diesen Mann, der, wie es schien, die Revolution hatte machen lassen, damit man ihm die Bastille öffne, in der er ohne diese Revolution hätte lernen müssen, es ewig zu vergessen, daß ein Mann vom Bürgerstand das Recht hat, ein Gedächtnis zu besitzen.

Durch diese fortziehende Folge ihrer Gedanken kam die Königin auf die politischen Schmerzen zurück, und sah auf einem und demselben Haupte die Verantwortlichkeit für alles, was sie gelitten, sich anhäufen.

Der Urheber der Volksrevolution, welche die königliche Gewalt durch die Zertrümmerung der Bastille erschüttert hatte, war also Gilbert, dessen Grundsätze den Billot, den Maillard, den Elie, den Hulin die Waffen in die Hände gegeben.

Gilbert war also zugleich ein giftiges und ein erschreckliches Geschöpf; giftig, denn er hatte Andrée als Liebender zu Grunde gerichtet; erschrecklich, denn er hatte die Bastille als Feind zertrümmern helfen.

Man mußte ihn also kennen, um ihn zu vermeiden, oder noch besser, ihn kennen, um sich seiner zu bedienen.

Man mußte um jeden Preis diesen Mann sprechen, ihn in der Nähe sehen, ihn durch sich selbst beurteilen.

Die Nacht war zu zwei Dritteln vorüber, es schlug drei Uhr, die Morgendämmerung bleichte die Gipfel der Bäume des Parkes von Versailles und die Spitzen der Statuen.

Ein schwerer und brennender Schlaf bemächtigte sich allmählich der unglücklichen Frau. Sie fiel, den Hals zurückgeworfen, auf die Lehne eines Fauteuils beim offenen Fenster nieder.

Sie träumte, sie gehe in Trianon spazieren, und aus einem Gartenbeete komme ein Erdgeist mit fahlem Lächeln, wie man sie in deutschen Balladen trifft, hervor, und dieses höhnische Ungeheuer sei Gilbert, der gekrümmte Finger gegen sie ausstreckte. Sie stieß einen Schrei aus.

Ein Schrei antwortete auf den ihrigen, der sie aufweckte.

Frau von Tourzel hatte ihn von sich gegeben; sie war bei der Königin eingetreten und hatte, als sie Marie Antoinette entstellt und röchelnd auf einem Lehnstuhl sah, den Ausbruch ihres Schmerzes und ihrer Bestürzung nicht zurückhalten können.

»Die Königin ist krank!« rief sie, »die Königin leidet! Soll ich einen Arzt rufen?«

Die Königin öffnete die Augen; die Frage von Frau von Tourzel war just eine Antwort auf das Verlangen ihrer Neugierde.

»Ja, einen Arzt,« erwiderte Sie, »den Doktor Gilbert, rufen Sie den Doktor Gilbert.«

»Wer ist der Doktor Gilbert?« fragte Frau von Tourzel.

»Ein neuer Quartalarzt, der, wie ich glaube, gestern bei seiner Ankunft von Amerika ernannt worden ist.«

»Ich weiß, wen Eure Majestät meint,« bemerkte schüchtern eine von den Damen der Königin.

»Nun?« fragte Marie Antoinette.

»Der Doktor ist im Vorzimmer des Königs.«

»Sie kennen ihn also?«

»Ja, Eure Majestät,« stammelte die Dame.

»Woher kennen Sie ihn denn? Er ist vor acht bis zehn Tagen von Amerika angekommen und hat gestern erst die Bastille verlassen.«

»Woher kennen Sie ihn?« fragte gebieterisch die Königin.

Die Dame schlug die Augen nieder.

»Werden Sie sich wohl entschließen, mir zu sagen, woher Sie ihn kennen?«

»Madame, ich habe seine Werke gelesen, und da mich seine Werke auf den Verfasser neugierig gemacht hatten, so ließ ich ihn mir heute morgen zeigen.«

»Ah!« versetzte die Königin mit einem unbeschreiblichen Ausdruck zugleich von Hochmut und von Zurückhaltung, »ah! es ist gut — da Sie ihn kennen, so sagen Sie ihm, ich sei leidend, und ich wünsche ihn zu sehen.«

Die Königin ließ mittlerweile ihre Frauen eintreten, zog ein Morgenkleid an und brachte ihren Kopfputz wieder in Ordnung.

XXXI.

Der Arzt des Königs.

Einige Minuten, nachdem die Königin ihr Begehren ausgesprochen, erschien Gilbert, tief bewegt, doch ohne daß sich etwas auf der Oberfläche kundgab, was Marie Antoinette hätte bemerken können.

Die edle und sichere Haltung, die ausnehmende Blässe des Mannes der Wissenschaft und der Einbildungskraft, dem das Studium eine zweite Natur schafft; die feine, weiße Hand des Operateurs; das so feine, so zierliche, so wohl geformte Bein, daß keiner am Hofe ein besser modelliertes den Kennern und sogar den Kennerinnen des Oeil-de-Boeuf zeigen konnte; — bei alledem eine Mischung von schüchterner Ehrfurcht für die Frau, von ruhiger Kühnheit gegen die Kranke, nichts für die Königin; dies waren die raschen und deutlichen Schattierungen, die Marie Antoinette mit ihrem aristokratischen Verstand in der Person des Doktors Gilbert in dem Augenblick zu lesen wußte, wo sich die Thüre öffnete, um ihn in ihr Schlafzimmer einzulassen.

Je weniger herausfordernd Gilbert in seinem Wesen war, desto mehr fühlte die Königin ihren Zorn wachsen. Sie hatte sich aus diesem Menschen einen widrigen Typus gemacht, sie hatte sich ihn natürlich und beinahe unwillkürlich einem jener Helden der Unverschämtheit ähnlich, wie sie solche häufig um sich sah, vorgestellt. Den Urheber der Leiden von Andrée, diesen Bastard-Zögling von Rousseau, diese zum Mann gewordene Mißgeburt, diesen Doktor gewordenen Gärtner, diesen Philosoph und Seelenbändiger gewordenen Bäume-Abrauper, — Marie Antoinette stellte sich ihn unwillkürlich unter den Zügen Mirabeaus, des Mannes vor, den sie nach dem Kardinal von Rohan und Lafayette am meisten haßte.

Ehe sie Gilbert gesehen, hatte es ihr geschienen, er müßte auch dem Leibe nach etwas Kolossales sein, um seine kolossale Geisteskraft im Zaum zu halten.

Als sie aber einen jungen, geraden, schlanken Mann mit ungezwungenen, eleganten Formen sah, schien ihr dieser Mann, das neue Verbrechen begangen zu haben, in seiner äußern Erscheinung eine Lüge zu sein, das heißt, ein sichtbarer Widerspruch mit seinem Innern. Gilbert, ein Mensch aus dem Volke, von dunkler, unbekannter Geburt; Gilbert, ein gemeiner Bauer, war in den Augen der Königin des Verbrechens schuldig, sich das äußere Wesen des Edelmannes und des guten Menschen angemaßt zu haben. Die stolze Oesterreicherin, die geschworene Feindin der Lüge bei andern, entrüstete sich und faßte plötzlich einen wütenden Haß gegen das Atom, das so viele Belastungen zu ihrem Feinde machte.

Ihre Vertrauten konnten leicht sehen, daß ein Orkan voller Blitze und Donner in der Tiefe ihres Herzens tobte.

Doch wie hätte ein menschliches Geschöpf, und wäre es eine Frau gewesen, unter diesem Flammenwirbel von Zorn und Grimm der Spur der seltsamen entgegengesetzten Gefühle folgen können, die im Gehirn der Königin aneinander stießen, und ihr die Brust von allen den tödlichen Giften anschwellten, die Homer beschreibt?

Die Königin entließ mit dem Blick alle Welt, selbst Frau von Misery. Jedermann entfernte sich.

Die Königin wartete, bis die Thüre hinter der letzten Person geschlossen war; dann richtete sie die Augen wieder auf Gilbert, und bemerkte, daß er nicht aufgehört hatte, sie anzuschauen.

So viel Kühnheit brachte sie außer sich.

Dieser Blick des Doktors war scheinbar harmlos; aber stät und fortdauernd, sich absichtlich einbohrend, wurde er dergestalt lästig, daß sich Marie Antoinette genötigt fühlte, dagegen zu kämpfen.

»Nun! mein Herr,« sagte sie mit der Brutalität eines Pistolenschusses, »was stehen Sie so vor mir und schauen mich an, statt mir zu sagen, woran ich leide?«

Diese wütende Anrede, verstärkt durch die Blitze des Blickes, hätten jeden Höfling der Königin niedergeschmettert, zu den Füßen von Marie Antoinette um Gnade flehend, einen Marschall von Frankreich, einen Helden, einen Halbgott fallen gemacht.

Gilbert aber antwortete ruhig:

»Durch die Augen, Madame, urteilt der Arzt zuerst. Wenn ich Eure Majestät, die mich hat rufen lassen, anschau, so befriedige ich nicht eine leere Neugierde, ich treibe mein Gewerbe, ich gehorche Ihren Befehlen.«

»So haben Sie mich studiert?«

»Soviel es in meiner Macht war, Madame.«

»Bin ich krank?«

»Nicht in der eigentlichen Bedeutung des Wortes. Eure Majestät leidet an einer Ueberreizung.«

»Ah! ah!« versetzte Marie Antoinette spöttisch, »warum sagen Sie nicht lieber kurzweg, ich sei zornig?«

»Eure Majestät, da sie einen Arzt hat rufen lassen, wird wohl erlauben, daß sich der Arzt des medizinischen Ausdrucks bedient.«

»Gut. Und woher diese Ueberreizung?«

»Eure Majestät hat zu viel Geist, um nicht zu wissen, daß der Arzt mittelst seiner Erfahrungen und Ueberlieferungen des Studiums bloß das materielle Uebel errät, daß er aber kein Wahrsager ist, um beim ersten Anblick die menschlichen Seelen ergründen zu können.«

»Damit meinen Sie, beim zweiten oder dritten Male können Sie sagen, nicht nur, was ich leide, sondern auch, was ich denke?«

»Vielleicht, Madame,« erwiderte Gilbert kalt.

Die Königin hielt bebend inne; man sah auf ihren Lippen das Wort bereit, brausend und zerfressend hervorzuspringen.

Sie bezwang sich.

»Man muß Ihnen glauben,« sagte sie, »Ihnen, einem gelehrten Mann.«

Und sie betonte diese letzten Worte mit einer so grimmigen Verachtung, daß auch das Auge Gilberts vom Feuer des Zorns zu flammen schien.

Doch eine Sekunde des Kampfes genügte für diesen Mann, daß er sich selbst besiegte.

Die Stirne ruhig und das Wort frei, antwortete er alsbald:

»Eure Majestät ist allzu gütig, daß sie das Patent eines gelehrten Mannes bewilligt, ohne mein Wissen erprobt zu haben.«

Die Königin biß sich auf die Lippen.

»Sie begreifen, daß ich nicht weiß, ob Sie gelehrt sind,« erwiderte sie, »aber man behauptet es, und ich sage es aller Welt nach.«

»Ei!« sprach Gilbert ehrerbietig, während er sich tiefer verbeugte, als er es vorher gethan hatte, »Eure Majestät, ein Verstand wie der Ihre sollte nicht blindlings wiederholen, was der gemeine Haufen behauptet.«

»Sie wollen sagen, das Volk?« versetzte die Königin übermütig.

»Der gemeine Haufen, Madame,« erwiderte Gilbert mit einer Festigkeit, die das Herz der für unbekannte Bewegungen so schmerzlich empfänglichen Frau beben machte.

»Streiten wir nicht hierüber,« sagte sie. »Man nennt Sie gelehrt, das ist das Wesentliche. Wo haben Sie studiert?«

»Ueberall, Madame.«

»Das ist keine Antwort.«

»Nirgends also.«

»Ich höre das lieber. Sie haben nirgends studiert?«

»Wie es Ihnen beliebt, Madame,« antwortete der Doktor, sich verbeugend. »Und dennoch ist das minder genau, als zu sagen: überall.«

»So antworten Sie,« rief die Königin außer sich, und ich bitte besonders, Herr Gilbert, »verschonen Sie mich mit diesen Phrasen.«

Dann fügte sie bei, als spräche sie mit sich selbst:

»Ueberall! Was soll das bedeuten? Das ist das Wort eines Charlatans, eines Empirikers, eines Arztes der öffentlichen Plätze. Beabsichtigen Sie etwa, mir durch großartig klingende Silben zu imponieren?«

Und mit glühenden Augen und bebenden Lippen streckte sie einen Fuß aus.

»Ueberall! führen Sie einiges an, Herr Gilbert, führen Sie einzelnes an.«

»Ich habe gesagt, überall,« antwortete Gilbert kalt, »weil ich in der That überall studiert habe: im Palast und in der Hütte, in der Stadt und in der Wüste, an uns und am Tier, an mir und an andern, wie es sich geziemt für einen Mann, der die Wissenschaft liebt und sie überall nimmt, wo sie ist, das heißt überall.«

Besiegt, schleuderte die Königin Gilbert einen furchtbaren Blick zu, indes der Doktor seinerseits sie mit einer in Verzweiflung setzenden Starrheit anschaute.

Sie schüttelte sich krampfhaft und warf, indem sie sich umwandte, den kleinen Gueridon um, auf dem man ihr ihre Chokolade in einer Tasse von Sèvres serviert hatte.

Gilbert sah den Tisch fallen, sah die Tasse zerbrechen, rührte sich aber nicht.

Die Röte stieg Marie Antoinette zu Gesicht; sie fuhr mit einer kalten, feuchten Hand an ihre brennende Stirne und war im Begriff, die Augen abermals zu Gilbert aufzuschlagen, wagte es aber nicht.

Nun schützte sie für sich selbst eine Verachtung vor, die größer sein sollte, als der Uebermut.

»Und unter welchem Meister haben Sie studiert?« fuhr die Königin, das Gespräch da, wo sie es gelassen hatte, wieder aufnehmend, fort.

»Ich weiß nicht, wie ich Eurer Majestät antworten soll, ohne Gefahr zu laufen, sie abermals zu verwunden.«

Die Königin fühlte den Vorteil, den ihr Gilbert geboten, und warf sich darauf wie eine Löwin.

»Mich verwunden! Sie mich verwunden!« rief sie. »Oh! mein Herr, was sagen Sie da? Sie eine Königin verwunden! Sie täuschen sich, das schwöre ich Ihnen. Ah! Herr Doktor Gilbert, Sie haben die französische Sprache nicht an so guten Quellen studiert, wie die Arzneikunde. Man verwundet die Leute von meinem Stande nicht, Herr Doktor Gilbert, man ermüdet sie nur.«

Gilbert verbeugte sich und machte einen Schritt nach der Thüre, doch ohne daß es der Königin möglich war, in seinem Gesicht die geringste Spur von Zorn, das kleinste Zeichen von Ungeduld zu entdecken.

Die Königin stampfte im Gegenteile vor Wut mit dem Fuß; sie machte einen Sprung, als wollte sie Gilbert zurückhalten.

Er begriff.

»Verzeihen Sie, Madame,« sagte er. »Es ist wahr, ich beging das unverzeihliche Unrecht, zu vergessen, daß ich als Arzt vor eine Kranke gerufen bin. Entschuldigen Sie: ich werde mich fortan dessen erinnern.«

Und er blieb.

»Eure Majestät,« fuhr er fort, »scheint mir einer Nervenkrise nahe zu sein. Ich möchte sie bitten, sich dieser Neigung nicht hinzugeben; bald wäre sie nicht mehr Meisterin darüber. In diesem Augenblick muß der Puls stocken, das Blut fließt zum Herzen zurück: Eure Majestät leidet. Eure Majestät ist dem Ersticken nahe, und vielleicht wäre es klug, wenn sie eine von ihren Frauen rufen ließe.«

Die Königin ging einmal im Zimmer auf und ab, setzte sich dann wieder und fragte:

»Sie heißen Gilbert?«

»Gilbert, ja, Madame.«

»Das ist seltsam! Ich habe eine Jugenderinnerung, deren sonderbare Existenz, wenn ich sie Ihnen mitteilte, Sie ohne Zweifel sehr *verwunden* würde. Doch gleichviel! verwundet, würden Sie sich heilen. Sie, der Sie nicht minder solider Philosoph, als gelehrter Arzt sind,« fügte die Königin bei.

Und sie lächelte spöttisch.

»So ist es gut, Madame,« sagte Gilbert, »lächeln Sie und bezähmen Sie allmählig Ihre Nerven durch den Spott. Es ist eines der schönsten Vorrechte des verständigen Willens, sich in solcher Weise selbst zu befehlen. Bezähmen Sie, Madame, bezähmen Sie, doch ohne zu zwingen.«

Diese Vorschrift des Arztes wurde mit einem so freundlichen und gutmütigen Wesen gegeben, daß die Königin, obgleich sie die Ironie fühlte, über das, was Gilbert ihr gesagt, nicht böse werden konnte.

Nur nahm sie den Angriff wieder auf, wo sie sich darin unterbrochen hatte, und sprach:

»Hören Sie also die Jugenderinnerung, von der ich rede.«

Gilbert verbeugte sich zum Zeichen, daß er höre.

Die Königin raffte sich zusammen, heftete ihren Blick auf den seinigen und sagte:

»Ich war damals Dauphine und wohnte in Trianon. Es befand sich da in dem Garten ein kleiner, ganz schwarzer, erdfarbiger, sehr verdrießlicher Junge, eine Art von kleinem Jean Jacques, der mit seinen gekrümmten Pfoten jätete, abraupte, grub. Er hieß Gilbert.«

»Das war ich, Madame,« sagte der Doktor phlegmatisch.

»Sie?« versetzte Marie Antoinette mit einem Ausdrucke des Hasses. »Ich hatte also recht! Sie

sind also kein Mann der Studien!«

»Ich denke, da Eure Majestät ein so gutes Gedächtnis hat, so erinnert sie sich wohl auch der Epoche,« sagte Gilbert. »Es war, wenn ich mich nicht täusche, im Jahr 1772, als der kleine Gärtnerjunge, von dem Eure Majestät spricht, in den Blumenbeeten von Trianon die Erde umgrub, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Wir sind im Jahre 1789. Die Dinge, die Sie berühren, Madame, sind folglich vor siebzehn Jahren vorgefallen. Das sind viele Jahre in der Zeit, in der wir leben. Das ist mehr, als man braucht, um aus einem Wilden einen Gelehrten zu machen, die Seele und der Geist entwickeln sich rasch in gewissen Verhältnissen, wie die Pflanzen und die Blumen im warmen Gewächshaus frühzeitig treiben; die Revolutionen, Madame, sind die warmen Treibhäuser der Intelligenz. Eure Majestät schaut mich an, und trotz der Schärfe ihres Blickes bemerkt sie nicht, daß das Kind von sechzehn Jahren nunmehr ein Mann von dreiunddreißig ist; sie hat also unrecht, sich zu wundern, daß der unwissende, der unschuldige kleine Gilbert unter dem Flammenhauch von zwei Revolutionen ein Gelehrter und ein Philosoph geworden ist.«

»Unwissend, das mag sein; doch unschuldig, unschuldig haben Sie gesagt,« rief die Königin im höchsten Grade aufgeregt, ich glaube, Sie haben den kleinen Gilbert unschuldig genannt!

»Habe ich mich getäuscht, Madame, oder diesen kleinen Knaben mit einer Eigenschaft begabt, die er nicht besaß, so begreife ich nicht, inwiefern Eure Majestät es besser wissen kann, als ich, daß er den entgegengesetzten Fehler hatte.«

»Oh! das ist etwas Andres,« sagte die Königin verdüstert; »vielleicht werden wir eines Tages hiervon sprechen; doch mittlerweile, ich bitte Sie, kommen wir auf den Mann zurück, auf den gelehrten Mann, auf den vervollkommenen Mann, auf den vollkommenen Mann, den ich vor Augen habe.«

Dieses Wort *vollkommen* nahm Gilbert nicht auf. Er begriff zu sehr, daß es eine neue Beleidigung war.

»Kommen wir auf ihn zurück, Madame,« antwortete Gilbert einfach, »und sagen Sie, in welcher Absicht Eure Majestät ihm den Befehl hat zukommen lassen, bei ihr zu erscheinen.«

»Sie schlagen sich zum Arzt des Königs vor. Sie begreifen aber, mein Herr, daß mir die Gesundheit meines Gemahls zu sehr am Herzen liegt, um sie einem Manne anzuvertrauen, den ich nicht ganz genau kenne.«

»Ich habe mich vorgeschlagen, Madame, und ich bin angenommen worden, ohne daß Eure Majestät mit Recht den geringsten Verdacht hinsichtlich meiner Fähigkeit oder meines Eifers fassen kann. Ich bin hauptsächlich politischer Arzt, Madame, empfohlen durch Herrn Necker. Was das übrige betrifft, wenn der König je meiner Wissenschaft bedarf, so werde ich ihm, soweit das menschliche Wissen dem Werke des Schöpfers zu nützen vermag, auch ein guter physischer Arzt sein. Was ich aber besonders dem König sein werde, Madame — außer dem guten Rat und dem guten Arzt — das ist ein guter Freund.«

»Ein guter Freund!« rief die Königin mit einem neuen Ausbruch von Verachtung; »Sie, mein Herr, ein Freund des Königs!«

»Sicherlich,« antwortete Gilbert ruhig; »warum nicht, Madame?«

»Ah! ja, immer kraft Ihrer geheimen Gewalten, mit Hilfe Ihrer verborgenen Wissenschaft, murmelte sie. Wer weiß? wir haben die Jacques und die Maillotin gesehen; wir kehren vielleicht zum Mittelalter zurück! Sie rufen die Liebestränke und die Zaubermittel wieder ins Leben. Sie

werden Frankreich durch die Magie regieren; Sie werden Faust oder Nikolas Flamel sein.«

»Ich habe diese Anmaßung nicht, Madame.«

»Ei, schade, daß Sie sie nicht haben, mein Herr! Wie viel Ungeheuer würden Sie auf der Schwelle unsrer Hölle einschläfern!«

Als sie das Wort sprach: Sie würden *einschläfern*, heftete die Königin ihren Blick forschender als je auf den Doktor.

Diesmal errötete Gilbert unwillkürlich.

Das war eine unbeschreibliche Freude für Marie Antoinette. Sie fühlte, daß diesmal der Schlag, den sie gethan, wirklich verwundet hatte.

»Denn Sie schläfern ein,« fuhr sie fort; Sie, der Sie überall und über alles studiert haben, Sie haben ohne Zweifel die Wissenschaft des Magnetismus mit den Einschläferern unsres Jahrhunderts studiert, mit diesen Leuten, die aus dem Schläfe einen Verrat machen und die Geheimnisse der andern in ihrem Schläfe lesen?«

»In der That, Madame, ich habe oft und lange unter dem gelehrten Cagliostro studiert.«

»Ja, unter demjenigen, welcher diesen moralischen Diebstahl, von dem ich soeben sprach, ausübte und seine Adepten ausüben ließ, unter demjenigen, welcher mit Hilfe dieses magischen und, wie ich ihn nennen muß, schändlichen Schlafes den einen die Seelen, den andern die Leiber gestohlen hat.«

Gilbert begriff abermals und erlebte diesmal, statt zu erröten. Die Königin bebte darob vor Freude bis in die Tiefe ihres Herzens.

»Ah! Elender,« murmelte sie, »ich habe dich auch verwundet, und ich sehe das Blut.«

Doch die tiefsten Gemütsbewegungen blieben auf dem Angesicht Gilberts nicht lange bemerkbar. Er näherte sich der Königin, die ihn, erfreut über ihren Sieg, vermessen anschaute.

»Madame,« sagte er, »Eure Majestät würde sich sehr im Unrecht befinden, den gelehrten Männern, von denen Sie sprechen, den schönsten Gehalt ihrer Wissenschaft streitig zu machen, diese Macht, nicht Opfer, sondern *Unterthanen* durch den Magnetismus einzuschläfern; sie würde besonders im Unrecht sein, wenn sie ihnen das Recht nicht einräumen wollte, durch alle möglichen Mittel eine Entdeckung zu verfolgen, deren Gesetze, einmal anerkannt und geregelt, vielleicht berufen sind, die Welt zu revolutionieren.«

Während er sich der Königin näherte, hatte sie Gilbert ebenfalls mit jener Willensmacht angeschaut, der die nervöse Andrée unterlegen war.

Die Königin fühlte, daß bei der Annäherung dieses Mannes ein Schauer ihre Adern durchlief.

»Schande!« sagte sie, »Schande über die Menschen, die gewisse finstere und geheime Kunstgriffe mißbrauchen, um die Seelen oder die Leiber zu verderben . . . Schande über diesen Cagliostro!«

»Oh!« erwiderte Gilbert mit einem gefühlvollen Ausdruck, »hüten Sie sich, Madame, im Urtheil über die Fehler der menschlichen Geschöpfe gar so übermäßig streng zu sein.«

»Mein Herr!«

»Jedes menschliche Geschöpf, Madame, ist dem Irrtum unterworfen; jedes Geschöpf schadet dem Geschöpfe, und ohne den individuellen Egoismus, der die allgemeine Sicherheit bildet, wäre die Welt ein weites Schlachtfeld. Diejenigen sind die Besten, die gut sind, das ist das Ganze. Andre würden Ihnen sagen: Diejenigen sind die Besten, die minder schlecht sind. Die Nachsicht muß größer sein, Madame, je höher der Richter steht. Von Ihrem Throne herab, haben

Sie weniger als irgend jemand das Recht, streng gegen die Fehler anderer zu sein. Auf dem Throne der Erde sollen Sie die höchste Nachsicht sein, wie auf dem Throne des Himmels Gott die höchste Barmherzigkeit ist.«

»Mein Herr, ich schaue meine Rechte und besonders meine Pflichten mit einem andern Auge an, als Sie: ich bin auf dem Throne, um zu strafen und zu belohnen.«

»Ich glaube nicht, Madame. Meiner Ansicht nach sind Sie als Frau und Königin auf dem Thron, um zu versöhnen und zu verzeihen.«

»Ich denke, Sie moralisieren nicht, mein Herr.«

»Sie haben recht, Madame, und ich antworte nur Eurer Majestät. Ich entsinne mich dieses Cagliostro zum Beispiel, von dem Sie vorhin sprachen und dem Sie seine Wissenschaft streitig machten, — und diese Erinnerung ist älter als die Ihrige aus Trianon, — ich entsinne mich, daß er in den Gärten des Schlosses Taverny Gelegenheit hatte, der Dauphine von Frankreich eine Probe von seiner Wissenschaft, ich weiß nicht welche, zu geben, von der sie ein tiefes Andenken bewahrt haben muß; denn diese Probe hatte einen grausamen Eindruck auf sie gemacht, dergestalt, daß sie in Ohnmacht fiel.«

Das war nun auch ein Schlag von Gilbert; er schlug allerdings auf den Zufall, doch der Zufall bediente ihn, und er schlug so richtig, daß die Königin entsetzlich bleich wurde.

»Ja,« sagte sie mit einer heiseren Stimme, »ja, er hat mich im Traume eine abscheuliche Maschine sehen lassen; doch wüßte ich bis jetzt nicht, daß diese Maschine in Wirklichkeit existiert.«

»Ich weiß nicht, was er Sie hat sehen lassen, Madame,« erwiderte Gilbert, zufrieden mit der Wirkung, die er hervorgebracht: »doch ich weiß, daß man den Gelehrtentitel einem Mann nicht abstreiten kann, der über andre, über Menschen seinesgleichen, eine solche Gewalt ausübt.«

»Seines Gleichen . . .« murmelte verächtlich die Königin.

»Es mag sein, daß ich mich täusche,« versetzte Gilbert; »und seine Macht ist um so größer, als er den Kopf der Könige und Fürsten der Erde, unter dem Joche der Angst, zu seinem Standpunkt niederbeugt.«

»Schändlich! schändlich sind diejenigen, sage ich Ihnen, welche die Schwäche oder die Leichtgläubigkeit mißbrauchen.«

»Schändlich, sagen Sie, seien diejenigen, welche von der Wissenschaft Gebrauch machen?«

»Schimären, Lügen, Erbärmlichkeiten!«

»Was will das besagen?« fragte Gilbert ruhig.

»Das will besagen, daß Cagliostro ein erbärmlicher Charlatan, und daß sein angeblicher magnetischer Schlaf ein Verbrechen ist.«

»Ein Verbrechen!«

»Ja, ein Verbrechen,« fuhr die Königin fort, »denn er ist das Resultat eines Trankes, einer Vergiftung, deren Urheber die menschliche Gerechtigkeit, die ich vertrete, zu erreichen und zu bestrafen wissen wird. Madame, versetzte Gilbert mit derselben Geduld, wenn ich bitten darf, etwas Nachsicht für diejenigen, welche in dieser Welt gefehlt haben.«

»Ah! Sie gestehen also?«

Die Königin täuschte sich und glaubte nach der Sanftheit von Gilberts Stimme, er flehe für sich selbst.

Sie täuschte sich; das war ein Vorteil, den sich Gilbert wohlweislich nicht ent schlüpfen ließ.

»Wie!« rief er, während er sein entflammtes Auge, unter dem Marie Antoinette ihren Blick wie vor einem blendenden Sonnenstrahl niederzuschlagen genötigt war, weit öffnete.

Die Königin ward betroffen, strengte sich aber gegen sich selbst an und sagte:

»Man fragt eine Königin ebensowenig, als man sie verwundet, erfahren Sie dies abermals, Sie, der Sie Ankömmling bei Hofe sind; doch Sie sprachen, wie mir scheint, von denjenigen, welche gefehlt haben, und verlangten Nachsicht von mir.«

»Ach! Madame, welches ist das vorwurfsfreie menschliche Geschöpf? Ist es vielleicht dasjenige, welches sich in dem tiefen Rückenschild seines Gewissens so wohl zu verschließen weiß, daß der Blick der andern nicht einzudringen imstande ist? Das ist es, was man häufig die Tugend nennt. Seien Sie nachsichtig, Madame.«

»Hernach,« versetzte unklug die Königin, »hernach giebt es also keine tugendhafte Geschöpfe für Sie, mein Herr, für Sie, den Zögling der Männer, deren Blick die Wahrheit aus der Tiefe der Gewissen hervorholt?«

»Das ist wahr, Madame.«

Sie brach in ein Gelächter aus, ohne entfernt darauf bedacht zu sein, die Verachtung, die dieses Gelächter in sich schloß, zu verbergen.

»Oh! ich bitte, mein Herr,« rief sie, »wollen Sie sich doch erinnern, daß Sie nicht auf einem öffentlichen Platze mit blödsinnigen Bauern oder Patrioten sprechen.

»Ich weiß, mit wem ich spreche, Madame, glauben Sie mir das,« erwiderte Gilbert.

»Dann mehr Achtung, mein Herr, oder mehr Geschicklichkeit! Durchgehen Sie selbst Ihr ganzes Leben, sondieren Sie die Tiefen dieses Gewissens, das auch die Männer der Thaten, trotz ihres Genies und ihrer Erfahrung, als ein Gemeingut der Sterblichen besitzen müssen; erinnern Sie sich wohl alles dessen, was Sie niedriges, schädliches, strafbares gedacht, alles dessen, was Sie an Grausamkeiten, an Attentaten, an Verbrechen sogar begangen haben können. Unterbrechen Sie mich nicht, und wenn Sie die Summe von alledem gemacht haben werden, Herr Doktor, so beugen Sie das Haupt, werden Sie demütig, nähern Sie sich nicht mit diesem frechen Stolz der Wohnung der Könige, die wenigstens bis zu einer neuen Ordnung der Dinge — von Gott eingesetzt sind, um die Seelen der Verbrecher zu ergründen, die Falten der Gewissen zu erforschen und ohne Mitleid, wie ohne Appellation, die Strafen auf die Schuldigen anzuwenden . . . Das ist es, mein Herr, was sich für Sie zu thun geziemt, fuhr die Königin fort. Man wird Ihnen für Ihre Reue Dank wissen. Glauben Sie mir, das beste Mittel, eine Seele, die so krank ist, wie die Ihrige, zu heilen, wäre, in der Einsamkeit zu leben, fern von den Größen, die den Menschen falsche Ideen von ihrem eigenen Werte geben. Ich würde Ihnen also raten, sich nicht dem Hofe zu nähern und darauf zu verzichten, den König bei seinen Krankheiten zu pflegen. Sie haben eine Kur zu machen, für die Ihnen Gott mehr Dank wissen wird, als für irgend eine fremde Kur: Ihre eigene. Das Altertum hatte ein Sprichwort hierüber: *Ipse cura medici.*«

Statt sich gegen diesen Vorschlag zu empören, den die Königin als den unangenehmsten der Schlüsse betrachtete, antwortete Gilbert mit sanftem Ton:

»Madame, ich habe schon alles gethan, was mir Eure Majestät zu thun empfiehlt.«

»Und was haben Sie gethan, mein Herr?«

»Ich habe nachgedacht.«

»Ueber Sie selbst?«

»Ueber mich, ja, Madame.«

»Und in Beziehung auf Ihr Gewissen?«

»Besonders in Beziehung auf mein Gewissen, Madame.«

»Glauben Sie dann, ich sei hinreichend von dem unterrichtet, was Sie darin gesehen haben?«

»Ich weiß nicht, was mir Eure Majestät sagen will, doch ich vermute es; wie oft muß ein Mensch von meinem Alter Gott beleidigt haben!«

»Wahrhaftig, Sie sprechen von Gott?«

»Ja. Warum nicht?«

»Ein Philosoph! Glauben die Philosophen an Gott?«

»Ich spreche von Gott und glaube an ihn.«

»Und Sie entfernen sich nicht?«

»Nein, ich bleibe, Madame.«

»Herr Gilbert, nehmen Sie sich in acht,« rief die Königin.

Und ihr Gesicht nahm einen unbeschreiblichen Ausdruck von Drohung an.

»Oh! ich habe wohl nachgedacht, Madame, und durch diese Erwägungen bin ich zum Bewußtsein gekommen, daß ich nicht weniger wert bin, als ein anderer: Jeder hat seine Sünden. Diese Grundwahrheit habe ich einsehen gelernt, nicht, indem ich die Bücher durchblätterte, sondern indem ich das Gewissen anderer durchforschte.«

»Diese Grundwahrheit ist wahrscheinlich universell und unfehlbar?« versetzte die Königin spottend.

»Ach! Madame, wenn nicht universell, wenn nicht unfehlbar, so doch wenigstens sehr heilsam im menschlichen Elend, sehr erprobt in tiefen Schmerzen. Und das ist so wahr, daß ich Ihnen sagen würde, — wenn ich nur den Kreis Ihrer ermüdeten Augen, wenn ich nur die Linie, die sich von einer Ihrer Brauen zur andern zieht, wenn ich nur die Falte sehe, welche die Winkel Ihres Mundes zusammenzieht, — daß ich Ihnen sagen würde, Madame, wie viel strenge Prüfungen Sie ausgestanden haben, wie oft Ihr Herz vor Bangigkeit geschlagen, wie viel geheimen Freuden dieses Herz sich hingeeben hat, um getäuscht zu erwachen. Dies alles, Madame, wenn Sie es wünschen sollten, kann ich Ihnen sagen. Ich werde es Ihnen sagen mit der Sicherheit, nicht Lügen gestraft zu werden; ich werde es Ihnen offenbaren, indem ich bloß einen Blick auf Sie hefte, der lesen kann und will. Und wenn Sie das Gewicht dieses Blickes, wenn Sie das Blei dieser Forschung in die Tiefe Ihrer Seele eindringen fühlen, wie das Meer das Blei der Sonde fühlt, die in seine Abgründe eindringt, dann werden Sie begreifen, Madame, daß ich viel vermag, und daß man mir, wenn ich mich ruhig verhalte, Dank wissen muß, statt mich zum Kriege herauszufordern.«

Diese Sprache, unterstützt durch einen entsetzlich unbeugsamen, herausfordernden Willen des Mannes gegen die Frau; diese Verachtung aller Etikette in Gegenwart der Königin machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf Marie Antoinette.

Sie fühlte es wie einen kalten Nebel auf ihre Stirn fallen und ihre Ideen vereisen; sie fühlte ihren Haß in Schrecken verwandelt, ließ ihre Hände ermattet fallen und machte einen Schritt rückwärts, um der Annäherung dieser unbekanntenen Gefahr zu entfliehen.

»Und nun, Madame,« sprach Gilbert, »der klar sah, was in ihr vorging, begreifen Sie, daß es mir sehr leicht ist, zu erfahren, was Sie vor aller Welt verbergen und was Sie sogar vor sich selbst verbergen; begreifen Sie, daß es mir leicht ist, Sie auf diesem Stuhle auszustrecken, den

Ihre Finger instinkartig suchen, um eine Stütze daran zu finden.«

»Oh!« machte die Königin erschrocken, denn sie fühlte unbekannte Schauer bis in ihr Herz eindringen.

»Ich darf nur ein Wort in mich selbst hineinsprechen, das ich nicht sagen will,« fuhr Gilbert fort, »ich darf nur einen Willen befestigen, auf den ich verzichte, und Sie fallen niedergedonnert in meine Gewalt. Sie zweifeln, Madame; oh! zweifeln Sie nicht. Sie würden mich vielleicht versuchen, und wenn Sie mich einmal versuchen! Doch nein, nicht wahr, Sie zweifeln nicht?«

Halb zurückgeworfen, stöhnend, beklommen, verwirrt, klammerte sich die Königin mit der Energie der Verzweiflung und der Wut einer nutzlosen Verteidigung an die Lehne ihres Stuhles an.

»Oh!« fuhr Gilbert fort, »glauben Sie mir, Madame, wenn ich nicht der ehrerbietigste, der ergebenste, der fußfälligste Ihrer Unterthanen wäre, so würde ich Sie durch ein furchtbares Experiment überzeugen. Aber seien Sie unbesorgt! Ich neige mich in Demut; sage ich Ihnen, einen Gedanken zu haben, der Ihren Gedanken nur oberflächlich antastet, ich würde mich eher töten, als daß ich Ihre Seele zu beengen suchte.«

»Mein Herr, mein Herr,« rief die Königin, indem sie mit ihren Armen die Luft schlug, als wollte sie Gilbert, der mehr als drei Schritte von ihr entfernt stand, zurückstoßen.

»Und dennoch haben Sie mich in die Bastille einsperren lassen,« fuhr Gilbert fort. »Sie bedauern es nur, daß Sie erstürmt ist, weil das Volk mir die Thore geöffnet hat. Ihr Haß bricht in Ihren Augen gegen einen Mann aus, dem Sie persönlich nichts vorzuwerfen haben. Und sehen Sie, ich fühle es, seitdem ich den Einfluß abspanne, mit dem ich Sie im Zaume hielt — wer weiß, ob Sie nicht mit dem freien Atemzug wieder den Zweifel in sich aufnehmen!«

In der That, seitdem Gilbert nachließ, ihr mit Blick und Hand zu befehlen, hatte sich Marie Antoinette beinahe drohend wieder erhoben, wie der Vogel, der, von der Erstickung der Luftpumpe befreit, seinen Gesang und seinen Flug wieder zu beginnen versucht.

»Ah! Sie zweifeln; Sie spotten; Sie verachten. Soll ich Ihnen die entsetzliche Idee mitteilen, die mir durch den Kopf gegangen ist? Hören Sie, Madame, was ich zu thun im Begriffe war: ich wollte Sie verurteilen, mir Ihre innersten Leiden, Ihre verborgensten Gedanken zu enthüllen; ich wollte Sie nötigen, sie hier auf diesem Tisch, den Sie in diesem Augenblick berühren, aufzuschreiben; und wenn Sie später erwachend zu sich gekommen wären, hätte ich Ihnen durch Ihre Handschrift bewiesen, wie wenig schimärisch die Macht ist, die Sie zu bestreiten scheinen; wie echt besonders die Geduld — soll ich es sagen? ja, ich werde es sagen — die Großmut des Mannes ist, den Sie beleidigt haben, den Sie seit einer Stunde fortwährend beleidigen, ohne daß er Ihnen einen Augenblick das Recht oder den Vorwand dazu gegeben hat.«

»Mich nötigen, zu schlafen, mich zwingen, im Schlafe zu sprechen, mich!« rief die Königin, völlig erbleichend. »Sie hätten das gewagt, mein Herr? Kennen Sie den Umfang der Drohung, die Sie gegen mich aussprechen? Das ist ein Verbrechen der beleidigten Majestät, mein Herr. Bedenken Sie, das ist ein Verbrechen, das ich, sobald ich wieder erwacht und in den Besitz meiner selbst gelangt wäre, mit dem Tode hätte bestrafen lassen.«

»Madame,« erwiderte Gilbert, die schwindelhafte Aufregung der Königin mit dem Blicke verfolgend, »beeilen Sie sich nicht, anzuklagen und besonders zu drohen. Gewiß hätte ich Eure Majestät eingeschläfert; gewiß hätte ich der Frau alle ihre Geheimnisse entrissen; doch sicherlich, glauben Sie mir, wäre es nicht bei einer Gelegenheit, wie diese, geschehen. Es wäre

nicht bei einem Alleinsein der Königin mit ihrem Unterthan, der Frau mit einem fremden Manne geschehen; nein, ich hätte die Königin eingeschläfert, das ist wahr, und nichts wäre mir leichter gewesen; doch ich hätte mir nicht erlaubt, sie einzuschläfern, hätte mir nicht erlaubt sie sprechen zu machen, ohne einen Zeugen zu haben.«

»Einen Zeugen?«

»Ja, Madame, einen Zeugen, der getreu alle Ihre Worte, alle Ihre Geberden, kurz alle Einzelheiten der Szene, die ich hervorgerufen, aufgenommen hätte, um Ihnen selbst nach Vollendung dieser Szene nicht einen Augenblick einen Zweifel zu lassen.«

»Einen Zeugen?« wiederholte die Königin erschrocken, »und wer wäre dieser Zeuge gewesen? Bedenken Sie, mein Herr, das Verbrechen würde sich verdoppelt haben, denn in diesem Fall hätten Sie sich einen Mitschuldigen beigelegt.«

»Und wenn dieser Mitschuldige, Madame, kein anderer, als der König selbst gewesen wäre?« versetzte Gilbert.

»Der König?« rief Marie Antoinette mit einem Schrecken, der die Gattin energischer verriet, als es das Bekenntnis der Somnambule hätte tun können. »Oh! Herr Gilbert! Herr Gilbert!«

»Der König,« fügte Gilbert ruhig bei, »der König, Ihre Stütze, Ihr natürlicher Verteidiger, der König, der Ihnen bei Ihrem Erwachen, Madame, erzählt hätte, wie ehrerbietig und stolz zugleich ich der allerverehrtesten Fürstin gedient, meine Wissenschaft zu beweisen.«

Und nachdem Gilbert diese Worte gesprochen, ließ er der Königin volle Zeit, um über ihre Tiefe nachzusinnen.

Die Königin verharrte einige Minuten in einem Stillschweigen, das nur das Geräusch ihres schweren Atems unterbrach.

»Mein Herr,« sprach sie endlich, »nach allem, was Sie mir gesagt haben, müssen Sie ein Todfeind sein . . .«

»Oder ein feuerfester Freund, Madame.«

»Unmöglich, mein Herr, die Freundschaft kann nicht neben der Furcht oder dem Mißtrauen leben.«

»Die Freundschaft, Madame, im Verhältnis des Untertans zur Königin, kann nur durch das Vertrauen leben, das der Unterthan einflößt. Nicht wahr, Sie werden sich schon gesagt haben, daß derjenige unmöglich ein Feind ist, der sich schon beim ersten Wort das Mittel zu schaden entreißen läßt, ganz besonders, wenn er sich die Waffen des ersten Angriffs verbietet?«

»Was Sie da sagen, mein Herr, darf man daran glauben?« versetzte die Königin mit Aufmerksamkeit und Bangigkeit, indem sie Gilbert mit einer forschenden Miene anschaute.

»Warum sollten Sie nicht daran glauben, Madame, da Sie alle Beweise von meiner Aufrichtigkeit haben?«

»Man ist veränderlich, mein Herr, man ist veränderlich!«

»Madame, ich habe das Gelübde getan, das gewisse in der Handhabung gefährlicher Waffen ausgezeichnete Männer taten, ehe sie ins Feld zogen. Ich werde meine Vorteile immer nur benützen, um das Unrecht, das man mir antun will, zurückzuschlagen, *gar nicht für den Angriff, sondern für die Verteidigung*. Das ist mein Wahlspruch.«

»Ach!« seufzte die Königin.

»Ich verstehe Sie, Madame. Es ist schmerzlich für Sie, Ihre Seele in den Händen des Arztes zu sehen, für Sie, die Sie sich zuweilen empörten, ihm Ihren Körper zu überlassen. Fassen Sie Mut.

Derjenige will Ihnen wohl raten, welcher Ihnen heute den Beweis von Langmut gegeben, den Sie von mir erhalten haben. Ich will Sie lieben, Madame; ich will daß man Sie liebe. Die Ideen, die ich schon dem König gegeben, werde ich Ihnen erörtern.«

»Doktor, nehmen Sie sich in acht!« versetzte ernst die Königin; »Sie haben mich in der Falle gefangen, nachdem Sie dem Weibe bange gemacht, glauben Sie die Königin beherrschen zu können?«

»Nein, Madame,« erwiderte Gilbert, »ich bin kein elender Spekulant. Ich habe meine Ideen, ich begreife, daß Sie die Ihrigen haben. Ich weise von diesem Augenblick an die Beschuldigung zurück, die Sie ewig gegen mich vorbringen würden, die Beschuldigung, ich habe Sie in Schrecken gesetzt, um Ihre Vernunft zu unterjochen. Ich sage mehr: Sie sind die erste Frau, in der ich gleichzeitig alle Leidenschaften des Weibes und alle Herrscherfähigkeiten des Mannes vereinigt finde. Sie können zugleich eine Frau und ein Freund sein. Die ganze Menschheit wird sich zur Not in Ihnen zusammenfassen. Ich bewundere Sie, und ich werde Ihnen dienen. Ich werde Ihnen dienen, ohne etwas von Ihnen zu empfangen, einzig und allein, um Sie zu studieren, Madame. Ich werde noch mehr für Ihren Dienst thun; für den Fall, daß ich Ihnen als ein zu sehr beengendes Palastgeräthe erscheinen würde, für den Fall, daß der Eindruck der heutigen Szene sich nicht in Ihrem Gedächtnis verwischen sollte, verlange ich von Ihnen, bitte ich Sie, mich entfernen zu dürfen.«

»Sich entfernen?« rief die Königin mit einem Ausdruck, der Gilbert nicht entging,

»Wohl denn, das ist beschlossen, Madame,« sprach er mit einer bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit. »Ich werde dem König nicht einmal sagen, was ich ihm zu sagen hatte, und abreisen. Muß ich so weit gehen, um Sie zu beruhigen?«

Sie schaute ihn an, erstaunt über diese Verleugnung.

»Ich sehe,« sprach er, »was Eure Majestät denkt. Mehr als man glaubt, von den Geheimnissen des magnetischen Einflusses unterrichtet, die Sie vorhin erschreckten, sagt sich Eure Majestät: ich würde in der Entfernung gefährlich und nicht weniger beunruhigend sein.«

»Wieso?« fragte die Königin.

»Ja, ich wiederhole es, Madame, wenn irgend jemand durch die Mittel, die Sie soeben meinen Meistern und mir vorgeworfen haben, schaden wollte, so könnte er seine schädliche Tätigkeit ebensogut ausüben auf die Entfernung von hundert oder tausend Meilen, als auf die Distanz von drei Schritten. Seien Sie sorglos, Madame, so was werde ich niemals versuchen.«

Die Königin blieb einen Augenblick nachdenkend und wußte nicht, was sie diesem seltsamen Mann, der ihre festesten Entschlüsse wanken machte, zur Antwort geben sollte.

Plötzlich vernahm man in der Tiefe des Korridors ein Geräusch von Tritten, und Marie Antoinette richtete sich auf.

»Der König,« sagte sie, »der König kommt.«

»Dann, Madame, antworten Sie mir, ich bitte Sie, soll ich bleiben, soll ich gehen?«

»Aber . . .«

»Beeilen Sie sich, ich kann dem König ausweichen; wenn Sie es wünschen, so wird mir Eure Majestät eine Thüre bezeichnen, durch welche ich mich entferne.«

»Bleiben Sie,« sagte die Königin.

Gilbert verbeugte sich, während Marie Antoinette in seinen Zügen zu lesen suchte, in welchem Grade der Triumph verräterischer wäre, als es der Zorn oder die Unruhe gewesen.

Gilbert blieb unempfindlich.

»Er hätte wenigstens Freude offenbaren müssen,« sagte die Königin zu sich selbst.

XXXII.

Der Rat.

Der König trat nach seiner Gewohnheit lebhaft und zugleich schwerfällig ein.

Er hatte eine geschäftige, neugierige Miene, die seltsam mit der eisigen Strenge in der Haltung der Königin kontrastierte.

Die frische Farbe hatte den König nicht verlassen. Er war frühzeitig aufgestanden, und das Gefühl guter Gesundheit, das er mit der Morgenluft eingeschlürft, machte ihn ganz stolz; er atmete geräuschvoll und trat mit dem Fuß sehr kräftig auf dem Boden auf.

»Der Doktor?« sagte er, »was ist aus dem Doktor geworden?«

»Guten Tag, Sire. Wie geht es Ihnen heute? Sind Sie sehr müde?«

»Ich habe sechs Stunden geschlafen, das ist meine Zeit. Ich befinde mich sehr wohl. Der Geist ist scharf. Sie sind ein wenig bleich, Madame. Der Doktor, man hat mir gesagt, Sie haben ihn zu sich gerufen?«

»Hier ist der Doktor Gilbert,« erwiderte die Königin, während sie die Fenstervertiefung enthüllte, in welcher der Doktor bis zu diesem Augenblick verborgen gewesen war.

Die Stirne des Königs klärte sich sogleich auf.

»Ah! ich vergaß!« sagte er. »Sie haben den Doktor gerufen; Sie sind also leidend.«

Die Königin errötete.

»Sie erröten?« rief Ludwig XVI.

Sie wurde purpurrot.

»Abermals ein Geheimnis?« sagte der König.

»Welches Geheimnis, mein Herr?« unterbrach ihn die Königin mit Stolz.

»Sie verstehen mich nicht, ich sage Ihnen, Sie, die Sie Ihre Lieblingsärzte haben, konnten den Doktor Gilbert nicht rufen, ohne den bewußten Wunsch . . .«

»Welchen Wunsch meinen Sie?«

»Den, es immer zu verbergen, wenn Sie leiden.«

»Ah!« machte die Königin, ein wenig beruhigt.

»Ja,« fuhr Ludwig XVI. fort, »doch nehmen Sie sich in acht, Herr Gilbert gehört zu meinen Vertrauten, und wenn Sie ihm etwas erzählen, so wird er es mir berichten.«

Gilbert lächelte.

»Was das betrifft, nein, Sire,« sagte er.

»Gut, so verdirbt die Königin meine Leute!«

Marie Antoinette ließ jenes kurze erstickte Lachen hören, das nur bedeutet, daß man das Gespräch abbrechen will, oder daß man es sehr langweilig findet.

Gilbert begriff, der König begriff nicht.

»Hören Sie, Doktor, sprach er, da es die Königin belustigt, erzählen Sie mir, was sie Ihnen sagte.«

»Ich fragte den Doktor,« unterbrach ihn Marie Antoinette, »warum Sie ihn so frühzeitig gerufen haben. Ich gestehe in der That, daß seine Gegenwart in Versailles schon am frühen Morgen mich neugierig macht und beunruhigt.«

»Ich erwartete den Doktor, um über Politik mit ihm zu reden,« erwiderte der König, während seine Miene sich verfinsterte.

»Ah! sehr gut,« sprach die Königin.

Und sie setzte sich, als wollte sie zuhören.

»Kommen Sie, Doktor,« sagte der König, »indem er sich nach der Thüre wandte.«

Gilbert verbeugte sich tief vor der Königin und schickte sich an, Ludwig XVI. zu folgen.

»Wohin gehen Sie?« rief die Königin; »wie! Sie entfernen sich?«

»Wir haben nicht über sehr heitere Dinge zu reden, Madame, und es ist besser, wir machen der Königin eine Sorge weniger.«

»Sie nennen Sorgen Schmerzen!« rief majestätisch die Königin.

»Ein Grund mehr, meine Teure.«

»Bleiben Sie, ich will es haben,« sprach Marie Antoinette. »Herr Gilbert, ich denke, Sie werden mir nicht ungehorsam sein.«

»Herr Gilbert!« rief der König sehr unwillig.

»Nun! was?«

»Ei! Herr Gilbert! der mir einen Rat geben, der frei und nach seinem Gewissen mit mir sprechen sollte, Herr Gilbert wird hier Anstand nehmen.«

»Warum denn?« versetzte die Königin.

»Weil Sie da sein werden, Madame.«

Gilbert machte eine eigentümliche Geberde, der die Königin sogleich eine wichtige Bedeutung beilegte.

»In welcher Hinsicht,« sagte sie, um ihn zu unterstützen, »in welcher Hinsicht wird Herr Gilbert Gefahr laufen, mir zu mißfallen, wenn er nach seinem Gewissen spricht?«

»Das ist leicht zu begreifen, Madame,« erwiderte der König: »Sie haben Ihre eigene Politik; sie ist nicht immer die unsre . . . so daß . . .«

«So daß Herr Gilbert — Sie sagen mir das klar — in seinen Ansichten sehr weit von meiner Politik abweicht.«

»Nach den Ideen, Madame, die Eure Majestät als die meinigen kennt, ist das nicht anders möglich. Nur darf Eure Majestät versichert sein, daß ich die Wahrheit eben so frei vor ihr, als in Gegenwart des Königs allein sagen werde.

»Ah! das ist schon etwas,« sprach Marie Antoinette.

»Die Wahrheit ist nicht immer gut zu sagen,« murmelte Ludwig XVI.

»Wenn sie nützlich ist?« versetzte Gilbert.

»Oder auch nur auf einer guten Absicht beruht,« fügte die Königin bei.

»Was das betrifft, so werden wir nicht daran zweifeln,« sprach der König. »Doch wenn Sie vernünftig wären, Madame, so würden Sie dem Doktor die volle Redefreiheit lassen, die mir gegenwärtig Bedürfnis ist.«

»Sire,« erwiderte Gilbert, »da die Königin die Wahrheit selbst herausfordert, da ich weiß, daß der Geist Ihrer Majestät edel und mächtig genug ist, um sie nicht zu fürchten, so spreche ich

lieber vor meinen beiden Souveräns.«

»Sire,« sagte die Königin, »ich bitte darum.«

»Ich hege Vertrauen zu der Weisheit Eurer Majestät,« sprach Gilbert, indem er sich vor der Königin verbeugte. »Es handelt sich um das Glück und den Ruhm Seiner Majestät des Königs.«

»Sie haben recht, wenn Sie Vertrauen hegen,« versetzte die Königin. »Fangen Sie an, mein Herr.«

»Alles das ist sehr schön,« entgegnete der König, »der seiner Gewohnheit nach hartnäckig wurde; aber die Frage ist zarter Natur, und ich weiß, Madame, daß Sie in Bezug auf meine Person mich sehr beengen werden.«

Die Königin konnte sich einer Bewegung der Ungeduld nicht erwehren; sie stand auf und setzte sich dann wieder, ihren raschen, kalten Blick in den Geist des Doktor tauchend.

Ludwig XVI., als er sah, daß ihm kein andres Mittel blieb, um der ordentlichen und außerordentlichen Folter zu entgehen, setzte sich mit einem schweren Seufzer in einen Lehnstuhl Gilbert gegenüber.

»Um was handelt es sich?« fragte die Königin, nachdem sich diese Art Ratsversammlung konstituiert und installiert hatte.

Gilbert schaute den König zum letztenmal an, als wollte er ihn um Vollmacht bitten, ohne Zwang sprechen zu dürfen.

»Immerzu, mein Gott, immerzu, mein Herr, da es die Königin will,« sagte Ludwig XVI.

»Wohl denn, Madame,« sagte der Doktor, »ich werde mit wenigen Worten Eure Majestät von dem Zwecke meines frühzeitigen Besuches in Versailles unterrichten. Ich kam, um Seiner Majestät zu raten, sich nach Paris zu begeben.«

Ein Funke, der auf die vierhundert Centner Pulver, die damals das Stadthaus enthielt, gefallen wäre, hätte nicht die Explosion hervorgebracht, die diese Worte im Herzen der Königin bewirkten.

»Der König nach Paris! der König! ah!«

Und sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, der Ludwig XVI. beben machte.

»Da haben Sie es,« sprach der König, Gilbert anschauend; »was sagte ich Ihnen, Doktor?«

»Der König,« fuhr Marie Antoinette fort, »der König in einer Stadt, die in der Empörung begriffen ist! Der König mitten unter Heugabeln und Sensen! Der König unter diesen Menschen, welche die Schweizer niedergemetzelt, Herrn de Launay und Herrn von Flesselles ermordet haben! der König über den Platz vor dem Stadthause hinschreitend und im Blute seiner Verteidiger wattend! . . . Sie sind ein Wahnsinniger, mein Herr, daß Sie so gesprochen! Oh! ich wiederhole Ihnen, Sie sind ein Wahnsinniger.«

Gilbert schlug die Augen nieder wie ein Mensch, den der Respekt zurückhält; doch er erwiderte nicht ein Wort.

Bis in die Tiefe seiner Seele bewegt, drehte sich der König in seinem Lehnstuhle hin und her, wie ein Gefolterter auf dem Rost der Inquisitoren.

»Ist es möglich!« fuhr die Königin fort, »ist es möglich, daß eine solche Idee in einem verständigen Kopf, in einem französischen Herzen Raum gefunden hat? Wie, mein Herr, Sie wissen also nicht, daß Sie mit dem Nachfolger des heiligen Ludwig, mit dem Urenkel von Ludwig XIV. sprechen?«

Der König stieß mit dem Fuß auf den Teppich.

»Ich denke indessen nicht,« fuhr Marie Antoinette abermals fort, ich denke nicht, daß Sie den König des Beistands seiner Garden und seines Heeres berauben wollen; daß Sie ihn aus seinem Palaste, der eine Festung ist, zu locken suchen, um ihn allein und nackt seinen erbittertsten Feinden preiszugeben; Sie haben nicht den Wunsch, den König ermorden zu lassen, nicht wahr, Herr Gilbert?«

»Wenn ich glauben könnte, Eure Majestät hege nur einen Augenblick den Gedanken, ich sei eines solchen Verrates fähig, so wäre ich nicht ein Wahnsinniger, sondern würde mich als einen Elenden betrachten. Doch, Gott sei Dank, Sie glauben das ebensowenig als ich; nein, ich bin gekommen, um meinem König einen Rat zu geben, weil ich den Rat für gut und sogar für besser als jeden andern halte.«

Die Königin preßte ihre Finger auf ihrer Brust so krampfhaft zusammen, daß der Batist unter dem Drucke krachte.

Mit einer leichten Bewegung der Ungeduld zuckte der König die Achseln.

»Um Gottes willen!« sagte er, »hören Sie ihn doch an, Madame; es wird immer noch Zeit sein, nein zu sagen, wenn Sie ihn gehört haben.«

»Der König hat recht, Madame,« sprach Gilbert; »denn was ich Eurer Majestät zu sagen habe, wissen Sie nicht; Sie glauben sich inmitten einer sicheren, ergebenen Armee, einer Armee, bereit, für Sie zu sterben — Irrtum; unter den französischen Regimentern konspiriert die Hälfte mit den Männern der Wiedergeburt für die revolutionäre Idee.«

»Mein Herr,« rief die Königin, »nehmen Sie sich in acht. Sie beschimpfen die Armee.«

»Ganz im Gegenteil, Madame,« erwiderte Gilbert, »ich spende ihr Lob. Man kann seinen König achten und seinem König ergeben sein, während man zugleich sein Vaterland liebt und der Freiheit ergeben ist.«

Die Königin schleuderte auf Gilbert einen Blick, ähnlich dem flammenden Blitz.

»Mein Herr,« rief sie, »diese Sprache . . .«

»Ja, diese Sprache verletzt Sie, Madame, ich begreife das; denn aller Wahrscheinlichkeit nach hört sie Eure Majestät zum ersten Mal.«

»Man wird sich wohl daran gewöhnen müssen,« murmelte Ludwig XVI. mit dem fügsamen, gesunden Verstand, der seine Hauptstärke bildete.

»Nie!« rief Marie Antoinette, »nie!«

»Hören Sie doch! hören Sie!« rief der König; »ich finde, daß das, was der Doktor sagt, ganz vernünftig ist.«

Die Königin setzte sich zitternd nieder.

Gilbert fuhr fort:

»Ich sagte, Madame, ich habe Paris gesehen, und Sie haben nicht einmal Versailles gesehen. Wissen Sie, was Paris in diesem Augenblick thun will?«

»Nein,« erwiderte der König unruhig.

»Es will vielleicht nicht zum zweitenmal die Bastille nehmen,« versetzte die Königin mit Verachtung.

»Sicherlich nicht, Madame,« erwiderte Gilbert; »aber Paris weiß, daß es eine andre Festung zwischen dem Volke und seinem König giebt. Paris hat im Sinne, die Abgeordneten der zwanzig

Bezirke, die es bilden, zu versammeln und diese Abgeordneten nach Versailles zu schicken.«

»Sie mögen kommen, sie mögen kommen,« rief die Königin mit einer wilden Freude. »Oh! sie werden hier gut empfangen werden.«

»Warten Sie, Madame,« entgegnete Gilbert, »und nehmen Sie sich in acht, diese Abgeordneten werden nicht allein kommen.«

»Und mit wem werden sie kommen?«

»Sie werden kommen, unterstützt von zwanzigtausend Mann Nationalgarde.«

»Nationalgarde!« versetzte die Königin, »was ist das?«

»Oh! Madame, sprechen Sie nicht so leicht von diesem Institut, es wird eines Tags eine Macht werden, es wird binden und lösen.«

»Zwanzigtausend Mann!« rief der König.

»Ei! mein Herr,« sprach die Königin, »Sie haben hier zehntausend Mann, die soviel wert sind, als hunderttausend Empörer. Rufen Sie sie, sage ich Ihnen; die zwanzigtausend Schurken werden hier die Bestrafung und das Beispiel finden, wie es dieser ganze revolutionäre Auswurf nötig hat, den ich in acht Tagen ausfegen würde, wenn man nur eine Stunde auf mich hören wollte.«

Gilbert schüttelte traurig den Kopf und erwiderte:

»Oh! Madame, wie täuschen Sie sich, oder wie hat man Sie vielmehr getäuscht. Ach! ach! bedenken Sie, den Bürgerkrieg durch eine Königin herausgefordert! Eine einzige hat das gethan, und sie hat den gräßlichen Beinamen: *die Fremde* mit ins Grab genommen.«

»Herausgefordert, von mir, mein Herr, wie verstehen Sie das? Habe ich ohne Herausforderung gegen die Bastille geschossen?«

»Ei! Madame,« sagte der König, »statt zur Gewaltthätigkeit zu raten, hören Sie zuerst die Vernunft!«

»Die Schwäche!«

»Hören Sie, Antoinette, hören Sie,« sprach der König mit strengem Tone, »die Ankunft von zwanzigtausend Mann, die man wird hier mit Kartätschen niederschließen müssen, ist keine geringfügige Sache.«

Dann sich an Gilbert wendend:

»Fahren Sie fort, — mein Herr.«

»Alle diese Gehässigkeiten, die sich durch die Entfernung erhitzen, alle diese Prahlereien, die bei Gelegenheit Mut werden; all dieses Gemenge einer Schlacht, deren Ausgang unsicher ist, ersparen Sie es dem König und sich selbst, Madame, sprach der Doktor; Sie können durch die Milde diese Ankunft zerstreuen, die Ihre Gewaltthätigkeiten vielleicht verstärken werden. Die Menge will zum König ziehen; kommen wir ihr zuvor, lassen Sie den König zu der Menge gehen; lassen Sie ihn umgeben, wie er es heute von seinem Heere ist, morgen eine Probe von Kühnheit und politischem Geist ablegen. Diese zwanzigtausend Mann, von denen wir sprechen, könnten vielleicht den König erobern. Lassen wir den König allein diese zwanzigtausend Mann erobern, denn diese zwanzigtausend Mann, Madame, die sind das Volk.«

Der König konnte sich nicht enthalten, ein Zeichen des Beifalls zu geben, das Marie Antoinette nicht entging.

»Unglücklicher,« sagte sie zu Gilbert, »Sie wissen also nicht, was die Gegenwart des Königs in Paris, unter den Bedingungen, wie Sie es verlangen, wird besagen wollen? Das will besagen:

Ich billige . . . das will besagen: Ihr habt wohl daran gethan, meine Schweizer zu töten . . . das will besagen; Ihr habt wohl daran gethan, meine Offiziere niederzumetzeln, meine schöne Hauptstadt mit Feuer und Schwert zu verheeren; Ihr habt wohl daran gethan, mich zu entthronen! Ich danke, meine Herren, ich danke.«

Und ein verächtliches Lächeln zog über die Lippen von Marie Antoinette.

»Nein, Madame,« erwiderte Gilbert, »Eure Majestät täuscht sich, das wird nichts anderes besagen, als: der Schmerz des Volkes hat einige Gerechtigkeit für sich. Ich habe verziehen, ich bin das Haupt und der König; ich bin an der Spitze der Revolution, wie sich einst Heinrich III. an die Spitze der Ligue gestellt hat. Eure Generale sind meine Offiziere; Eure Nationalgarden meine Soldaten; Eure Behörden meine Geschäftsführer; statt mich anzutreiben, folgt mir, wenn Ihr könnt. Die Größe meines Schrittes wird abermals beweisen, daß ich der König von Frankreich, der Nachfolger von Karl dem Großen bin.

»Er hat recht,« sagte der König traurig.

»Oh!« rief die Königin, »ich flehe Sie an, hören Sie diesen Mann nicht, dieser Mann ist Ihr Feind.«

»Madame,« sprach Gilbert, »Seine Majestät wird Ihnen selbst sagen, was sie von meinen Worten denkt.«

»Ich denke, mein Herr, daß Sie bis jetzt der einzige gewesen sind, der es gewagt hat, mir die Wahrheit zu sagen,« versetzte der König.

»Die Wahrheit!« rief die Königin. »Oh! was sagen Sie mir da, großer Gott!«

»Ja, Madame,« sprach Gilbert, »und glauben Sie, die Wahrheit ist in diesem Augenblicke die einzige Fackel, deren Licht es verhindern kann, daß der Thron und das Königtum nicht in den Abgrund rollen.«

Nachdem er so gesprochen, verbeugte sich Gilbert demütig bis auf die Kniee vor Marie Antoinette.

XXXIII.

Die Entscheidung.

Zum ersten Male schien die Königin tief bewegt zu sein. War es von der Vernunftsprache des Doktors, war es von seiner Demut? Der König war mit einer entschlossenen Miene aufgestanden. Aber gewohnt, nichts zu thun, ohne die Königin um Rat zu fragen, sagte er zu dieser:

»Madame, billigen Sie . . .«

»Ich muß es wohl, mein Herr,« antwortete Marie Antoinette.

»Ich verlange von Ihnen diese Verleugnung nicht, Madame,« sagte der König ungeduldig.
»Ich verlange von Ihnen eine Ueberzeugung, welche die meinige bestärkt.«

»Sie verlangen von mir eine Ueberzeugung? Oh! wenn es nur das ist, ich bin überzeugt, mein Herr.«

»Von was?«

»Davon, daß der Augenblick gekommen ist, der aus der Monarchie den beklagenswertesten und erniedrigendsten Stand machen wird, den es auf der Welt giebt.«

»Oh!« sagte der König, »Sie übertreiben. Beklagenswert, das will ich zugeben, aber erniedrigend, das ist unmöglich.«

»Mein Herr, es ist Ihnen von den Königen, Ihren Ahnen, ein trauriges Erbe vermacht worden,« sprach düster Marie Antoinette.

»Ja,« sagte Ludwig XVI., »ein Erbe, das ich Sie zu meinem Schmerze teilen lasse, Madame.«

»Wollen Sie erlauben Sire,« versetzte Gilbert, den im Grunde seines Herzens Mitleid mit diesen gefallenen Fürsten ergriff; »ich glaube nicht, daß Eure Majestät Ursache hat, die Zukunft so entsetzlich anzusehen, als sie sagt. Eine despotische Monarchie hat aufgehört, eine konstitutionelle Regierung beginnt.«

»Ei! mein Herr,« sprach der König, »bin ich denn der Mann, den Frankreich braucht, um eine solche Regierung zu gründen?«

»Warum nicht, Sire?« versetzte die Königin, ein wenig gestärkt durch die Worte Gilberts.

»Madame,« sagte der König, »ich bin ein Mann von gutem Verstand und ein unterrichteter Mann. Ich sehe klar, statt trübe zu sehen, und ich weiß genau, was ich alles nicht zu wissen brauche, um dieses Land zu regieren. Von dem Tage an, wo man mich von der Unverletzlichkeit der absoluten Fürsten herabstürzt, — von dem Tage an, wo man in mir den einfachen Menschen entblößt läßt, verliere ich die ganze scheinbare Stärke, die allein für die Regierung Frankreichs nötig war, wie sich, genau genommen, Ludwig XIII., Ludwig XIV. und Ludwig XV. durchaus und nur mittelst dieser scheinbaren Stärke erhalten haben. Was brauchen die Franzosen heute? Einen Herrn. Ich fühle mich nur fähig, ein Vater zu sein. Was brauchen die Revolutionäre? Ein Schwert. Ich fühle nicht die Kraft in mir, zu schlagen.«

»Sie fühlen nicht die Kraft in sich, zu schlagen,« rief die Königin, »Leute zu schlagen, welche die Güter Ihrer Kinder rauben, und alle Kleinodien der Krone Frankreichs, eines nach dem

ändern, auf Ihrer Stirne zerbrechen wollen?«

»Was werde ich antworten?« sagte ruhig Ludwig XVI.; »werde ich Nein antworten? Ich werde abermals Stürme bei Ihnen hervorrufen, die mich in meinem Leben stören. Sie vermögen zu hassen! Oh! desto besser für Sie; Sie vermögen sogar ungerecht zu sein, ich mache Ihnen das nicht zum Vorwurf, das ist eine ungeheure Eigenschaft bei Herrschern.«

»Würden Sie mich zufällig ungerecht gegen die Revolution finden?« sprechen Sie.

»Bei meiner Treue, ja.«

»Sie sagen ja, Sire, Sie sagen ja?«

»Wenn Sie eine einfache Bürgerin wären, meine liebe Antoinette, so würden Sie nicht sprechen, wie Sie es thun.«

»Ich bin es nicht.«

»Darum entschuldige ich Sie; doch das will nicht heißen, daß ich Ihre Ansicht billige. Nein, Madame, nein, fügen Sie sich; wir sind in einem Augenblicke des Sturms auf den Thron von Frankreich gekommen; wir müßten die Kraft haben, den mit Sensen bewaffneten Karren, den man die Revolution nennt, vorwärts zu stoßen, und an dieser Kraft fehlt es uns.«

»Das ist gerade schlimm!« rief Marie Antoinette, »denn er wird über unsre Kinder hinfahren.«

»Ach! ich weiß es; doch wir werden ihn nicht vorwärts stoßen?«

»Wir werden ihn zurückweichen machen, Sire.«

»Oh!« versetzte Gilbert mit einem tiefen Ausdruck, »nehmen Sie sich in acht, Madame, zurückweichend wird, er Sie zermalmen.«

»Mein Herr,« sagte die Königin ungeduldig, »ich bemerke, daß Sie die Freimütigkeit Ihrer Ratschläge weit treiben.«

»Ich werde schweigen, Madame.«

»Ei! mein Gott, Madame, lassen Sie ihn doch sprechen,« rief der König, »wenn er das, was er Ihnen da verkündigt, nicht in zwanzig Blättern gelesen hat, die es seit acht Tagen sagen, so hat er es nicht lesen wollen. Wissen Sie ihm wenigstens Dank, daß er die Wahrheit seines Wortes nicht in Bitterkeit hüllt.«

Marie Antoinette schwieg eine Zeit lang.

Dann sprach sie mit einem schmerzlichen Seufzer:

»Ich fasse mich kurz oder ich wiederhole mich vielmehr: gehen Sie aus eigenem Antrieb nach Paris, so sanktionieren Sie dadurch alles, was geschehen ist.«

»Ja,« sprach der König, »ich weiß es wohl.«

»Sie demütigen, Sie verleugnen Ihr Heer, das Sie zu verteidigen sich anschickte.«

»Es wird aber dadurch das französische Blut gespart.«

»Sie erklären, daß fortan der Aufruhr und die Gewaltthat dem Willen des Königs die den Aufrührern und Verrätern beliebige Richtung geben können.«

»Madame, ich glaube, Sie haben vorhin die Güte gehabt, zu gestehen, ich sei so glücklich gewesen, Sie zu überzeugen.«

»Ja, vorhin, ich gestehe es, hat sich eine Ecke des Schleiers vor mir erhoben. Jetzt, mein Herr, oh! jetzt werde ich wieder blind, wie Sie sagen, und ich will lieber in meinem Innern die Herrlichkeiten sehen, an die mich die Erziehung, die Überlieferung, die Geschichte gewöhnt haben; ich will mich immer lieber als Königin sehen, als eine schlechte Mutter für dieses Volk

sein, das mich beleidigt und haßt.«

»Antoinette! Antoinette!« rief Ludwig XVI., erschrocken über die plötzliche Blässe, die sich der Wangen der Königin bemächtigte, was nichts andres war, als das Vorzeichen eines heftigen Zornausbruches.

»Oh! nein, nein, Sire, ich werde sprechen,« erwiderte die Königin.

»Nehmen Sie sich in acht, Madame,« sagte Ludwig XVI., während er sie durch einen Augenwink aufmerksam machte auf die Anwesenheit des Doktors.

»Ei! der Herr weiß alles, was ich sagen werde. Er weiß sogar, was ich denke,« fügte sie mit einer bitteren Erinnerung an die Szene bei, die kurz zuvor zwischen ihr und Gilbert stattgefunden hatte; »warum sollte ich mir also Zwang anthun? Ueberdies haben wir den Herrn als einen Vertrauten aufgenommen, und so wüßte ich nicht, warum ich etwas fürchten sollte! Ich weiß aber, daß man Sie entführt, fortreißt, Sire. Wohin gehen Sie . . . Ich weiß es nicht; doch Sie gehen dahin, von wo Sie nie mehr zurückkommen werden!«

»Ei, nein, Madame, ich gehe ganz einfach nach Paris,« antwortete Ludwig XVI.

Marie Antoinette zuckte die Achseln.

»Halten Sie mich für toll?« sagte sie mit einer dumpf gereizten Stimme. »Sie gehen nach Paris; gut. Doch wer sagt Ihnen, Paris sei nicht der Schlund, den ich nicht sehe, aber errate? Warum sollte man Sie in dem Tumult, der notwendig um Sie her stattfinden wird, nicht töten? Wer weiß, woher die verlorne Kugel kommt? wer kennt unter hunderttausend drohenden Fäusten eben diejenige, die den Stoß mit dem Dolch geführt hat?«

»Oh! von dieser Seite fürchten Sie nichts, Madame, sie lieben mich,« rief der König.

»Oh! sagen Sie mir das nicht, Sie würden mein Mitleid erregen, Sire. Sie lieben Sie und töten und erwürgen und schlachten diejenigen, welche auf Erden in Ihrem Namen, in des Königs Namen handeln! Sie, Sie sind das Ebenbild Gottes! Der Gouverneur der Bastille, das war Ihr Vertreter, das war das Ebenbild des Königs. Glauben Sie mir, ich werde mich nicht der Übertreibung beschuldigen lassen: wenn sie de Launay, diesen brauen und treuen Diener getötet haben, so hätten sie, wären Sie an de Launays Statt in ihrer Gewalt gewesen, auch den König getötet, und zwar noch leichter als ihn, denn sie kennen Sie und wissen, daß Sie, statt sich zu verteidigen, ihnen die Seite dargeboten hätten.«

»Machen Sie Ihren Schluß,« sprach der König.

»Ich glaube ihn gemacht zu haben, Sire.«

»Sie werden mich töten?«

»Ja, Sire.«

»Nun!«

»Und meine Kinder?« rief die Königin.

Gilbert dachte, es sei Zeit, dazwischen zu treten.

»Madame,« sagte er, »der König wird dergestalt in Paris geachtet, und seine Gegenwart wird dort ein solches Entzücken bereiten, daß ich, wenn ich je etwas befürchte, nichts für den König, sondern für die Fanatiker fürchte, welche imstande sind, sich unter den Füßen seiner Pferde zertreten zu lassen.«

»Oh, mein Herr, mein Herr!« rief Marie Antoinette.

»Dieser Zug nach Paris wird ein Triumphzug sein, Madame.«

»Aber, Sire, Sie antworten nicht.«

»Weil ich ein wenig der Ansicht des Doktors bin, Madame.«

»Und nicht wahr, es drängt Sie die Ungeduld, diesen Triumph zu genießen?«

»Der König hätte in diesem Falle recht, und seine Ungeduld würde beweisen, mit welcher tief richtigem Sinn Seine Majestät die Menschen und die Dinge beurteilt. Je mehr Seine Majestät sich beeilen wird, desto größer wird der Triumph sein.«

»Ja, Sie glauben das, mein Herr?«

»Ich bin dessen sicher, denn wenn er zögert, kann der König den ganzen Vorteil der Freiwilligkeit verlieren. Bedenken Sie wohl, Madame, man kann anderswo den Anfang mit einer Bitte machen, die dann in den Augen der Pariser die Stellung Seiner Majestät verändern und sie gleichsam einem Befehle würde nachkommen lassen.«

»Sie sehen,« rief die Königin, »der Doktor gesteht: man würde Ihnen befehlen. Oh! Sire, sehen Sie doch!«

»Der Doktor sagte nicht, man habe befohlen, Madame.«

»Geduld! Geduld! verlieren Sie die Zeit, und die Bitte oder vielmehr der Befehl wird kommen.«

Gilbert preßte seine Lippen mit einem Gefühle des Ärgers leicht zusammen, was die Königin, wie schnell sich auch die verdrießliche Miene wieder verzog, dennoch sogleich bemerkte.

»Was habe ich gesagt!« murmelte sie, »ich arme Wahnsinnige, die ich bin, ich habe gegen mich selbst gesprochen.«

»Worin, Madame?« fragte der König.

»Darin, daß ich durch einen Aufschub Ihnen den Vorteil entreiße, den ersten freiwilligen Schritt zu thun, und dennoch nicht davon ablassen kann, einen Aufschub von Ihnen zu fordern.«

»Oh! Madame! Madame! verlangen Sie alles, nur dieses nicht.«

»Antoinette,« sprach der König, den Kopf schüttelnd, »Sie haben geschworen, mein Verderben zu bereiten.«

»Oh! Sire,« rief die Königin mit einem Ausdruck des Vorwurfs, der alle Bangigkeiten ihres Herzens offenbarte, »können Sie so mit mir sprechen!«

»Warum versuchen Sie es denn, diese Reise zu verzögern?« fragte der König.

»Bedenken Sie wohl, Madame, unter solchen Umständen ist der geeignete Zeitpunkt alles. Bedenken Sie wohl das Gewicht der Zeit, die man in solchen Augenblicken unbenutzt verschwinden läßt, während ein ganzes in Wut geratenes Volk voller Ungeduld die Stundenschläge zählt.«

»Nur nicht heute,« Herr Gilbert. »Morgen, Sire, oh! morgen, bewilligen Sie mir die Frist bis morgen, und ich schwöre Ihnen, daß ich mich dieser Reise nicht mehr widersetzen will.«

»Ein verlornen Tag,« murmelte der König.

»Vierundzwanzig lange Stunden,« sagte Gilbert, »bedenken Sie, Madame, bedenken Sie.«

»Sire, es muß sein,« sprach flehend die Königin.

»Einen Grund wenigstens,« versetzte der König.

»Nichts als meine Verzweiflung, Sire, nichts als meine Thränen, nichts als mein Flehen.«

»Weiß man denn, was von jetzt bis morgen geschehen wird?« rief der König, ganz verwirrt beim Anblick der Verzweiflung von Marie Antoinette.

»Was soll geschehen?« fragte die Königin, indem sie Gilbert mit flehender Miene anschaute.

»Oh!« erwiderte Gilbert, »dort noch nichts; eine Hoffnung, und wäre sie auch so schwankend wie eine Wolke, wird genügen, um sie zum Warten bis morgen zu bewegen; aber . . .«

»Aber hier, nicht wahr?« sagte der König.

»Ja, Sire.«

»Die Nationalversammlung?«

Gilbert nickte mit dem Kopf.

»Die Nationalversammlung,« fuhr der König fort, »die mit Männern, wie Herr Monnier, Herr Mirabeau, Herr Siéyès imstande ist, mir eine Adresse zu schicken, die mir allen Vorteil meines guten Willens nehmen wird.«

»Nun wohl!« rief die Königin mit einer düstern Wut, »desto besser, weil Sie dann abschlagen, weil Sie dann Ihre Königswürde behaupten, weil Sie nicht nach Paris gehen werden, und weil, wenn hier der Krieg auszuhalten ist, wir ihn aushalten werden! weil wir, wenn man hier sterben muß, als erhabene und unangetastete Personen, wie wir sind, als Könige, als Gebieter, als Christen, die auf Gott bauen, von dem Sie Ihre Krone haben, sterben werden.«

Als König Ludwig XVI. diese fieberhafte Überspannung der Königin sah, begriff er, daß in diesem Augenblick nichts andres zu thun war, als nachzugeben..

Er winkte Gilbert, ging auf Marie Antoinette zu, nahm sie bei der Hand und sagte:

»Beruhigen Sie sich, Madame, es wird geschehen, wie Sie wünschen. Sie wissen, liebe Gemahlin, daß ich um mein Leben nichts thun möchte, was Ihnen unangenehm wäre, denn ich hege die gerechteste Zuneigung für eine Frau von Ihrem Verdienst, und besonders von Ihrer Tugend.«

Ludwig XVI. betonte diese Worte mit einem unaussprechlichen Adel und erhob so mit allen seinen Kräften die so sehr verleumdete Königin, und zwar in den Augen eines Zeugen, der zur Not fähig war, zu berichten, was er gesehen und gehört.

Diese Zartheit rührte Marie Antoinette aufs tiefste; sie drückte ihm die Hand und sprach:

»Nun, Sire, bis morgen, also nicht später, das ist die äußerste Frist; doch um diese bitte ich Sie inständig, auf den Knien; morgen, zur Stunde, die Ihnen beliebt, das schwöre ich Ihnen, werden Sie nach Paris abreisen.«

»Nehmen Sie sich in acht, Madame, der Doktor ist Zeuge,« sagte lächelnd der König.

»Sire, Sie haben mich nie ein Wort brechen sehen,« erwiderte die Königin.

»Nein, nur gestehe ich, daß es mich zu erfahren verlangt, warum Sie vierundzwanzig Stunden von mir fordern. Erwarten Sie eine Nachricht von Paris? eine Nachricht von Deutschland? handelt es sich um ein Eintreffen von Truppen, um eine Verstärkung, um eine politische Berechnung?«

»Sire! Sire!« murmelte die Königin im Tone des Vorwurfs. »Es handelt sich um nichts.«

»Dann ist es ein Geheimnis.«

»Nun wohl, ja; das Geheimnis einer besorgten Frau, nichts andres.«

»Laune, nicht wahr?«

»Laune, wenn Sie wollen.«

»Oberstes Gesetz.«

»Das ist wahr. Warum ist es nicht in der Politik wie in der Philosophie, warum ist es nicht den

Königen erlaubt, ihre politischen Launen als oberste Gesetze aufzustellen?«

»Man wird dazu kommen, seien Sie unbesorgt. Was mich betrifft, so ist das schon geschehen,« sprach der König scherzend. »Morgen also.«

»Morgen,« erwiderte trübsinnig die Königin.

»Behalten Sie den Doktor, Madame?« fragte der König.

»Oh! nein, nein,« entgegnete die Königin mit einer Art von Lebhaftigkeit, die Gilbert lächelnd machte.

»Ich werde ihn also mitnehmen.«

Gilbert verbeugte sich zum dritten Male vor Marie Antoinette, die diesmal seinen Gruß nicht mehr als Königin, sondern als Frau erwiderte.

Der König ging auf die Thüre zu, und Gilbert folgte ihm.

»Mir scheint,« sagte der König, während er die Gallerie durchschritt, »Sie stehen gut mit der Königin, Herr Gilbert?«

»Sire, erwiderte der Doktor, das ist eine Gunst, die ich Eurer Majestät zu verdanken habe.«

»Es lebe der König!« riefen die Höflinge, die schon in die Vorzimmer strömten.

»Es lebe der König!« wiederholte eine Menge von Offizieren und fremden Soldaten, die sich an den Thüren des Palastes drängten.

Diese Zurufe bereiteten dem Herzen Ludwigs XVI. eine Freude, die er bei noch so zahlreichen Gelegenheiten vielleicht noch niemals empfunden hatte.

Die Königin war an dem Fenster sitzen geblieben, wo sie so furchtbare Augenblicke zugebracht hatte. Als sie diese Zurufe der Ergebenheit und Liebe hörte, die den König auf seinem Wege empfangen und in der Ferne unter den Säulenlauben und im dichtesten Schatten verlauschten, sagte sie:

»Es lebe der König! Oh! ja, es lebe der König! Er soll leben, und zwar dir zum Trotz, schändliches Paris! Abscheulicher Schlund, blutiger Abgrund, dieses Opfer sollst du nicht verschlingen. Ich werde es dir entreißen, ich, mit diesem so schwachen, so magern Arm, der dich in diesem Augenblick bedroht und dem Fluche der Welt und der Rache Gottes überzieht.«

Und indem sie so mit einer Heftigkeit des Hasses sprach, welche die wütendsten Freunde der Revolution erschreckt haben würde, streckte die Königin gegen Paris ihren schwachen Arm aus, der gleich einem Schwert, das aus der Scheide springt, unter der Hülle von Silberspitzen, glänzte.

Dann rief sie Madame Campan, zu der sie unter ihren Frauen am meisten Vertrauen hatte, schloß sich in ihr Kabinett ein und gab Befehl, jedermann abzuweisen.

XXXIV.

Der Brustharnisch.

Am andern Morgen erhob sich, glänzend und rein, wie am vorhergehenden Tage, eine blendende Sonne und vergoldete den Marmor und den Sand von Versailles.

Die Königin war um fünf Uhr aufgestanden. Sie ließ den König bitten, sogleich nach seinem Erwachen zu ihr zu kommen.

Ein wenig ermüdet durch den Empfang einer Deputation der Nationalversammlung, der bei ihrer Erscheinung am vorhergehenden Tag hatte antworten müssen, — das war der Anfang der Reden, — hatte Ludwig XVI., um sich von seiner Müdigkeit zu erholen, und damit man nicht sagen sollte, die Natur komme bei ihm zu kurz, etwas länger geschlafen.

Kaum hatte man ihn angekleidet, als die Bitte der Königin, während er seinen Degen nahm, zu ihm gelangte:

Er faltete leicht die Stirne und sagte:

»Wie, die Königin ist schon aufgestanden? Ist sie noch krank?«

»Nein, Sire.«

»Und was will die Königin so frühzeitig von mir?«

»Ihre Majestät hat nichts geäußert.«

Der König nahm ein erstes Frühstück und ging zu Marie Antoinette.

Er fand die Königin ganz angekleidet wie für einen feierlichen Empfang, schön, bleich, Ehrfurcht gebietend. Sie empfing ihren Gemahl mit jenem kalten Lächeln, das wie eine Wintersonne auf den Wangen der Königin glänzte, wenn sie an großen Empfangstagen des Hofes der Menge einen Strahl zuwerfen mußte.

Der König begriff die Traurigkeit dieses Lächelns und dieses Blickes nicht. Er war nur über eines besorgt, nämlich über den wahrscheinlichen Widerstand, den Marie Antoinette in Beziehung auf den am Tage vorher gefaßten Plan leisten würde.

Wieder eine neue Laune, dachte er.

Darum faltete er die Stirne.

Die Königin verfehlte nicht, durch die ersten Worte, die sie vernehmen ließ, diese Meinung bei ihm zu verstärken.

»Sire,« sagte sie, »ich habe seit gestern wohl überlegt.«

»Ah!« da kommt es, dachte der König.

»Ich bitte, Sire, schicken Sie alles weg, was nicht zum Vertrautesten gehört.«

Der König gab murrend seinen Hofleuten Befehl, sich zu entfernen.

Eine einzige von den Frauen der Königin blieb bei Ihren Majestäten: das war Madame Campan.

Da legte die Königin ihre schönen Hände auf den Arm des Königs und sprach:

»Warum sind Sie schon angekleidet? das ist schlimm.«

»Wie, schlimm! warum?«

»Ließ ich Sie nicht bitten, sich nicht anzukleiden, ehe Sie hieher kämen? Ich sehe Sie mit der Weste und dem Degen, während ich hoffte, Sie würden im Schlafrock kommen.«

Der König schaute sie ganz erstaunt an.

Diese Laune der Königin erweckte in ihm eine Menge seltsamer Gedanken, deren Neuheit gerade den Eindruck des Sonderbaren noch verstärkte.

»Was haben Sie,« sagte er zur Königin, »beabsichtigen Sie das, worüber mir gestern miteinander übereingekommen, zu verzögern oder zu verhindern?«

»Keineswegs, Sire.«

»Ich bitte Sie, nur keinen Spott mehr über einen Gegenstand von solchem Ernst! Ich muß, ich will nach Paris gehen, ich kann mich nicht mehr hievon frei machen. Mein Hausstaat ist bestellt; die Personen, die mich begleiten werden, sind schon seit gestern bezeichnet.«

»Sire, ich beabsichtige nichts, doch . . .«

»Bedenken Sie,« sprach der König, der sich stufenweise belebte, um sich Mut zu geben, »bedenken Sie, daß die Nachricht von meiner Reise nach Paris schon den Parisern hat zukommen müssen, daß sie sich vorbereitet haben, daß sie mich erwarten; daß die sehr günstige Stimmung, die nach der Vorhersagung diese Reise in den Geistern erregt hat, sich in eine unheilvolle Feindseligkeit verwandeln könnte. Bedenken Sie endlich . . .«

»Aber, Sire, ich bestreite Ihnen nicht, was Sie mir zu sagen mich beehren, ich habe mich gestern gefügt und bin auch heute ergeben.«

»Warum dann diese Umschweife, Madame? Warum dann diese Fragen über meine Kleidung, über meine Pläne?«

»Ueber die Kleidung, jawohl!« erwiderte die Königin, indem sie abermals jenes Lächeln versuchte, das durch sein fortwährendes Verschwinden immer düsterer wurde.

»Ich wünschte, Sie würden Ihr Kleid ablegen.«

»Scheint es Ihnen nicht anständig? Es ist ein seidenes Kleid von veilchenblauer Farbe. Die Pariser sind gewohnt, mich so gekleidet zu sehen; sie liebten bei mir diese Farbe, auf der überdies ein blaues Band gut steht. Sie haben es mir oft selbst gesagt.«

»Sire, ich habe keine Einwendung gegen die Farbe Ihres Kleides zu machen.«

»Gegen was denn?«

»Gegen das Futter.«

»Wahrhaftig, Sie machen mich neugierig mit diesem ewigen Lächeln . . . das Futter . . . welcher Scherz . . .«

»Ah! ich scherze nicht.«

»Gut, nun betasten Sie meine Weste, mißfällt sie Ihnen auch? Taffet, weiß und Silber, eine Garnitur, die Sie mir selbst gestickt haben, eine von meinen Lieblingswesten.«

»Ich habe auch nichts gegen die Weste.«

»Wie sonderbar sind Sie: ist es der Busenstreif, ist es das Hemd von gesticktem Batist, was Ihnen mißfällt? Ei! muß ich mich nicht putzen, um meine gute Stadt Paris zu besuchen?«

Ein bitteres Lächeln faltete die Lippen der Königin, ihre Unterlippe besonders, die man ihr als Österreicherin so sehr zum Vorwurf machte, verdickte sich, als ob sie von allen Giften des Hasses und des Zornes geschwollen wäre.

»Nein, Sire,« sagte sie, »ich tadle nicht Ihre schöne Toilette, es ist immer das Futter, immer,

immer.«

»Das Futter meines gestickten Hemdes! ah! erklären Sie sich endlich!«

»Nun wohl, ich erkläre mich. Der König, gehaßt, überlästig, der sich in die Mitte von siebenmalhunderttausend triumph- und revolutionstrunkenen Parisern werfen will, der König ist kein Fürst des Mittelalters; und dennoch müßte er heute seinen Einzug in Paris in einem guten eisernen Panzer, unter einem Helm von gutem Mailänder Stahl halten; dieser Fürst müßte es so einrichten, daß keine Kugel, kein Pfeil, kein Stein, kein Messer den Weg zu seinem Fleische finden könnte.«

»Das ist im Grunde wahr,« sagte Ludwig XVI. nachdenkend; »doch, meine Freundin, da ich weder Karl VIII., noch Franz I., noch sogar Heinrich IV. heiße, da die Monarchie von heute nackt ist unter dem Sammet und der Seide, so werde ich nackt unter meinem seidenen Kleide gehen, ja, ich werde mit einem Zielpunkte gehen, der Kugeln lenken kann. Ich habe den Ordensstern auf dem Herzen.«

Die Königin gab einen erstickten Seufzer von sich.

»Sire,« sagte sie, »wir fangen an uns zu verstehen. Sie werden sehen, Ihre Frau scherzt nicht.«

Sie machte Madame Campan, die im Hintergrunde des Zimmers geblieben war, ein Zeichen, und diese nahm aus einer Schublade einen Gegenstand von breiter, flacher, länglicher Form, der in ein seidenes Tuch gehüllt war.

»Sire,« sagte die Königin, »das Herz des Königs gehört vor allem Frankreich, das ist wahr, doch ich glaube auch, daß es seiner Frau und seinen Kindern gehört. Ich, für meinen Teil, will nicht, daß dieses Herz den feindlichen Kugeln ausgesetzt sei. Ich habe meine Maßregeln getroffen, um meinen Gemahl, meinen König, den Vater meiner Kinder vor allem zu schützen.«

Zu gleicher Zeit nahm sie aus der seidenen Umhüllung ein Bruststück von seinen, stählernen, mit einer so wunderbaren Kunst gekreuzten Panzerringelchen, daß man hätte glauben sollen, es sei ein arabischer Stoff, dergestalt war durch den Einschlag der Mohr nachgeahmt, so viel Geschmeidigkeit und Elasticität fand sich im Gewebe und Spiel der Oberflächen.

»Was ist das?« sagte der König.

»Betrachten Sie es, Sire.«

»Ein Bruststück wie mir scheint.«

»Ja, Sire, ein Bruststück, das bis an den Hals schließt, mit einem kleinen Kragen, der, wie Sie sehen, den Kragen der Weste zu verdoppeln bestimmt ist.«

Der König nahm die Unterweste in seine Hände und untersuchte sie neugierig.

Als die Königin diese wohlwollende Aufmerksamkeit sah, war sie erfüllt von Freude.

Der König schien ihr mit Wonne jede der Maschen dieses wunderbaren Netzes zu zählen, das mit der Dehnbarkeit einer wollenen Strickerei unter seinen Fingern wogte.

»Das ist wunderbarer Stahl,« sagte er, »und eine herrliche Arbeit.«

»Nicht wahr?«

»Ich weiß wahrhaftig nicht, wo Sie sich das haben verschaffen können.«

»Ich habe es gestern von einem Manne gekauft, der es mir seit langer Zeit für den Fall, daß Sie in den Krieg ziehen würden, angeboten.«

»Das ist wunderbar! wunderbar!« sagte der König, der die Sache als Künstler prüfte.

»Und das muß Ihnen stehen, Sire, wie eine Weste von Ihrem Schneider.«

»Oh! glauben Sie?«

»Probieren Sie es.«

Der König sprach nicht ein Wort; er mißtraute selbst seinem veilchenblauen Kleid.

Die Königin zitterte vor Freude; sie half Ludwig XVI. die Orden ablegen und Madame Campan das übrige.

Der König legte selbst seinen Degen ab. Wer in diesem Augenblick das Antlitz der Königin betrachtet hätte, würde es von jener Klarheit des Triumphes erleuchtet gesehen haben, welche die höchste Glückseligkeit widerstrahlt. Der König ließ sich seine Halsbinde ausziehen, und die zarten Hände der Königin steckten den stählernen Kragen darunter.

Dann befestigte Marie Antoinette selbst die Spangen dieses Bruststücks, das, um den Druck des Stahls auf das Fleisch zu schwächen, mit seinem Büffelleder gefüttert, auf eine bewunderungswürdige Art an die Körperform sich schmiegte. Dieses Bruststück ging tiefer herab, als ein Küras, und beschützte den ganzen Körper.

Waren Weste und Hemd darüber angezogen, so bedeckten sie es völlig. Es vermehrte nicht um eine halbe Linie die Dicke des Leibes und gestattete, ohne irgend eine Beengung zu verursachen, jede Bewegung.

»Ist es sehr schwer?« fragte die Königin.

»Nein.«

»Sehen Sie doch meinen König an! welch ein Wunder, nicht wahr?« sagte die Königin händeklatschend und gegen Madame Campan gewendet, welche die Knöpfe an den Aermeln des Königs vollends zumachte.

Madame Campan äußerte ihre Freude ebenso naiv, als die Königin.

»Ich habe meinen König gerettet!« rief Marie Antoinette. Versuchen Sie diesen unsichtbaren Panzer, legen Sie ihn auf einen Tisch, versuchen Sie es, ihn mit einem Messer zu durchschneiden, versuchen Sie es, ihn mit einer Kugel zu durchbohren, versuchen Sie es! versuchen Sie es!«

»Oh!« machte der König mit einer Miene des Zweifels.

»Versuchen Sie es,« wiederholte Marie Antoinette in ihrer Begeisterung.

»Ich würde es aus Neugierde gern thun,« versetzte der König.

»Thun Sie es nicht, es ist unnötig, Sire.«

»Wie, es ist unnötig, daß ich die Vortrefflichkeit Ihres Wunders probiere!«

»Ah! so sind die Menschen! denken Sie, ich hätte dem Zeugnis eines andern, eines Gleichgültigen Glauben geschenkt, da es sich um das Leben meines Gatten, um das Heil Frankreichs handelt?«

»Es scheint mir doch, das haben Sie gethan, Antoinette, Sie haben einem andern Glauben geschenkt.«

Sie schüttelte den Kopf mit einer reizenden Hartnäckigkeit.

»Fragen Sie,« sagte sie auf Madame Campan deutend, fragen Sie diese gute Campan, »was wir heute morgen gethan haben.«

»Mein Gott! was denn?« fragte der König im höchsten Maße neugierig.

»Heute morgen, was sage ich, heute nacht, haben wir, wie zwei Tolle, alles Dienstpersonal entfernt und uns in dessen Zimmer, das ganz hinten im Bau der Pagen liegt, eingeschlossen. Wir

haben uns versichert, daß uns niemand überraschen konnte, ehe wir unsern Plan ins Werk gesetzt.«

»Mein Gott! Sie erschrecken mich wahrhaftig. Was für Pläne hatten diese zwei Judith?«

»Judith machte weniger,« versetzte die Königin, »besonders weniger Lärmen. Abgesehen hiervon wäre die Vergleichung vortrefflich. Campan hielt den Sack, in dem dieser Brustharnisch verschlossen war, ich, ich trug ein langes deutsches Jagdmesser von meinem Vater, diese unfehlbare Klinge, die so viele Wildschweine tötete.«

Judith! immer Judith!« rief der König lachend.

»Oh! Judith hatte nicht die schwere Pistole, die ich von Ihren Gewehren genommen und durch Weber hatte laden lassen.«

»Eine Pistole!«

»Allerdings. Man mußte uns in der Nacht sehen, wie wir furchtsam, durch das geringste Geräusch geängstigt, uns vor den Indiscreten verbergend wie naschhafte Mäuse, behend durch die verödeten Corridors schlüpfen. Campan schloß drei Thüren und verpolsterte die dritte; wir befestigten den Brustharnisch an der Wand, auf der Gliederpuppe, die zum Ausspannen meiner Kleider dient, und ich versetzte mit einer festen Hand, das schwöre ich Ihnen, dem Küras einen Messerstich; die Klinge bog sich, sprang aus meinen Händen und fuhr zu unserm großen Schrecken in den Boden.«

»Teufel!« rief der König,

»Warten Sie doch, sage ich Ihnen. Campan hob die Klinge auf und sprach zu mir: »Sie sind nicht stark genug, Madame, und Ihre Hand zitterte vielleicht; ich, ich werde kräftiger sein. Sie werden sehen.«« Sie ergriff das Messer und gab der an der Wand befestigten Gliederpuppe damit einen so mächtigen Stoß, daß meine arme deutsche Klinge auf den Maschen völlig abbrach. Sehen Sie, hier sind die zwei Stücke, Sire. Ich will Ihnen aus dem, was übrig ist, einen Dolch machen lassen.«

»Oh! das ist fabelhaft,« rief der König; »und keine Bresche?«

»Eine Schramme auf dem obersten Kettenglied, und es sind, mit Ihrer Erlaubnis, drei übereinander.«

»Ich möchte das sehen.«

»Sie werden es sehen.«

Und die Königin entkleidete den König mit einer wunderbaren Behendigkeit, um ihn schneller ihre Ideen und ihre Großmut bewundern zu lassen.

»Hier ist eine etwas verdorbene Stelle, wie mir scheint,« sagte der König, indem er mit dem Finger auf eine leichte, an der Oberfläche befindliche etwa einzöllige Niederdrückung deutete.

»Das ist von der Pistolenkugel, Sire.«

»Wie, Sie haben auch mit der Pistole geschossen?«

»Ich zeige Ihnen die abgeplattete, noch schwarze Kugel. Sehen Sie; glauben Sie nun, daß Ihr Leben in Sicherheit ist?«

»Sie sind ein Schutzengel,« sprach der König, während er langsam das Bruststück aufhakte, um die Spur des Messerstichs und der Kugel besser zu betrachten.

»Beurteilen Sie meine Angst, teurer König, als ich den Pistolenschuß auf den Panzer thun mußte,« sagte Marie Antoinette. »Ach! es war noch nichts, den abscheulichen Lärm zu machen,

vor dem ich so sehr Angst hatte; aber, indem ich auf das für Ihren Schutz bestimmte Bruststück schoß, kam es mir vor, als schösse ich auf Sie selbst; ich hatte bange, Sie zu verwunden, ich befürchtete ein Loch zu sehen, und dann waren meine Arbeit, meine Bemühungen, meine Hoffnung auf immer ruiniert.«

»Teure Antoinette,« sagte Ludwig XVI., »wieviel Dank bin ich Ihnen schuldig!«

Und er legte den Brustharnisch auf den Tisch.

»Ei! was machen Sie denn?« fragte die Königin.

Und sie nahm das Bruststück und reichte es zum zweiten Mal dem König.

Doch er erwiderte mit einem Lächeln voll Anmut und Adel:

»Nein ich danke.«

»Sie schlagen es aus?« rief die Königin.

»Ich schlage es aus.«

»Oh! bedenken Sie doch, Sire.«

»Sire . . .« flehte Madame Campan.

»Es ist die Rettung; es ist das Leben.«

»Genug! genug!« rief der König.

»Oh! Sie weigern sich, aber sie werden Sie töten!«

»Meine Liebe, wenn die Edelleute im achtzehnten Jahrhundert im Felde sind, so sind sie es mit einem Kleide von Tuch, mit Weste und Hemd, das ist für die Kugeln; stellen sie sich auf den Boden eines Ehrenkampfes, so behalten sie nur das Hemd, das ist genug für den Degen. Ich, ich bin der erste Edelmann meines Reiches, ich werde weder mehr noch weniger thun, als meine Freunde. Ueberdies: da wo sie Tuch nehmen, habe ich allein das Recht, Seide zu tragen. Ich danke, meine liebe Frau, ich danke, meine gute Königin, ich danke.«

»Ah!« rief die Königin, zugleich in Verzweiflung und entzückt, warum hört ihn seine Armee nicht?

Der König aber hatte sich ruhig vollends angekleidet, ohne daß er den Akt des Heldenmuts, den er vollbracht, nur zu begreifen schien.

»Kann denn eine Monarchie verloren sein, die in solchen Augenblicken ihren Stolz findet?« murmelte die Königin.

XXXV.

Die Abfahrt.

Als Ludwig XVI. von der Königin wegging, fand er sich unmittelbar umgeben von allen Offizieren und Personen seines Hauses, welche bestimmt waren, ihn nach Paris zu begleiten.

Es waren die Herren von Beauvau, von Villeroy, von Nesle und von Estaing.

Gilbert mischte sich unter die Menge und stand voller Erwartung, daß ihn Ludwig XVI. bemerke, und wäre es nur, um ihm einen Blick zuzuwerfen.

Es war sichtbar, daß alle diese Menschen im Zweifel schwebten, und daß man nicht an den Bestand dieses Entschlusses glauben konnte.

»Nach dem Frühstück, meine Herren, brechen wir auf,« sagte der König.

Dann, als er Gilbert erblickte, fuhr er fort:

»Ah! Sie sind da, Doktor . . . sehr gut. Sie wissen, daß ich Sie mitnehme.«

»Zu Ihren Befehlen, Sire.«

Der König ging in sein Kabinett, wo er zwei Stunden arbeitete.

Er hörte sodann mit seinem ganzen Hofstaate die Messe, und gegen neun Uhr setzte er sich zu Tisch.

Das Mahl fand mit dem gewöhnlichen Zeremoniell statt; nur wollte die Königin, die man seit der Messe mit geschwollenen, roten Augen sah, ohne im geringsten daran teil zu nehmen, dennoch dem Mahle des Königs beiwohnen, um länger in seiner Nähe zu sein.

Die Königin hatte ihre zwei Kinder mitgebracht, welche beide, ohne Zweifel schon aufgeregt durch die mütterlichen Ratschläge, ihre Augen ängstlich vom Gesicht ihres Vaters auf der Menge der Offiziere und Garden umherlaufen ließen.

Überdies wischten die Kinder von Zeit zu Zeit, auf Befehl ihrer Mutter, eine Thräne ab, welche an ihren Augenwimpern hervorbrach, und dieses Schauspiel erfüllte die einen mit Mitleid, die andern mit Zorn, die ganze Versammlung mit Unbehagen.

Der König aß stoisch. Er sprach wiederholt mit Gilbert, ohne ihn anzuschauen; er sprach beinahe beständig mit der Königin und immer mit einer tiefen Zuneigung.

Endlich gab er seinen Kapitänen Verhaltensregeln.

Er beendigte eben sein Mahl, als man ihm meldete, eine dicht gescharte Menge Menschen zu Fuß komme von Paris, und erscheine am Ende der großen Allee, welche auf den Paradeplatz ausmündet.

Auf der Stelle stürzten die Offiziere und Garden aus dem Saal; der König erhob das Haupt und schaute Gilbert an; da er aber sah, daß Gilbert lächelte, so aß er ruhig weiter.

Die Königin erbleichte, neigte sich gegen Herrn von Beauvau und bat ihn, sich zu erkundigen.

Herr von Beauvau lief hastig hinaus.

Die Königin trat an ein Fenster.

Fünf Minuten nachher kam Herr von Beauvau zurück.

»Sire,« sagte er, »es sind die Nationalgarden von Paris, welche sich, da sich gestern in der

Hauptstadt das Gerücht von der Absicht Eurer Majestät, die Pariser zu besuchen, verbreitete, zu etwa zehntausend vereinigt haben, um Ihnen entgegenzukommen. Als sie aber, indem sie Ihnen entgegengingen, sahen, daß Eure Majestät zögerte, marschierten sie bis Versailles.«

»Welche Absichten scheinen sie zu haben?« fragte der König.

»Die besten der Welt,« antwortete Herr von Beauvau.

»Gleichviel!« versetzte die Königin, »schließen Sie die Gitter.«

»Hüten Sie sich davor,« entgegnete der König, »es ist genug, wenn die Thüren des Palastes verschlossen bleiben.«

Die Königin faltete die Stirne und warf Gilbert einen Blick zu.

Gilbert, erwartete diesen Blick, denn die Hälfte seiner Vorhersagung hatte sich schon verwirklicht. Er hatte die Ankunft von zwanzigtausend Mann versprochen; es waren schon zehntausend da.

Der König wandte sich gegen Herrn Beauvau um und sagte zu ihm:

»Seien Sie dafür besorgt, daß man diesen braven Leuten Erfrischungen giebt.«

Herr von Beauvau ging zum zweiten Mal hinab, überbrachte den Schaffnern die Befehle des Königs und kam dann wieder herauf.

»Nun?« fragte die Königin.

»Sire, Ihre Pariser sind in einem großen Streit mit den Herren von der Garde begriffen.«

»Wie!« rief der König, »es findet ein Streit statt?«

»Oh! ein Streit der reinen Höflichkeit. Da sie erfahren haben, der König breche erst in zwei Stunden auf, so wollen sie den Abgang des Königs abwarten und hinter dem Wagen Seiner Majestät marschieren.«

»Aber sie sind zu Fuß, denke ich?« fragte die Königin.

»Ja, Madame.«

»Wohl! der König hat Pferde an seinem Wagen, und der König fährt rasch, sehr rasch. Sie wissen, Herr von Beauvau, daß der König sehr rasch zu fahren pflegt.«

Diese Worte so betont bedeuteten:

»Binden Sie Flügel an den Wagen Seiner Majestät.«

Der König winkte mit der Hand, daß man das Gespräch abbreche.

»Ich werde im Schritt fahren,« sagte er.

Die Königin stieß einen Seufzer aus, der einem Schrei des Zornes glich.

»Es ist nicht billig,« fügte Ludwig XVI. ruhig bei, »daß ich diese braven Leute, die sich, um mir Ehre anzuthun, Mühe gemacht haben, laufen lasse; ich werde im Schritt fahren, und zwar im kurzen Schritt, damit mir alle Welt folgen kann.«

Die Versammelten bezeugten ihre Verwunderung; doch zu gleicher Zeit sah man auf mehreren Gesichtern den Ausdruck der Mißbilligung, ganz besonders deutlich hervortretend in den Zügen der Königin, die in so großer Seelengüte nichts als Schwäche sehen wollte.

Ein Fenster öffnete sich.

Die Königin wandte sich erstaunt um: es war Gilbert, der in seiner Eigenschaft als Arzt von seinem Rechte Gebrauch machte, ein Fenster öffnen zu lassen, um die im Saale durch den Geruch der Speisen und das Atmen von mehr als hundert Personen verdichtete Luft zu erneuern.

Der Doktor stellte sich hinter die Vorhänge des geöffneten Fensters, und durch das offene

Fenster drangen die Stimmen der im Hofe versammelten Menge ein.

»Was ist das?« fragte der König.

»Sire,« antwortete Gilbert, »es sind die Nationalgarden, die es unter den Sonnenstrahlen auf dem Pflaster sehr heiß haben müssen.«

»Warum ladet man sie nicht ein, mit dem König zu frühstücken?« sagte leise zur Königin einer von ihren Lieblingsoffizieren.

»Man soll sie in den Schatten führen, in den Marmorhof, unter die Vorplätze, kurz überall hin, wo ein wenig Kühle ist,« sprach der König.

»Zehntausend Menschen unter die Vorplätze?« sagte die Königin.

»Nach allen Seiten hin verteilt, werden sie Raum haben,« sprach der König.

»Überall verteilt?« versetzte Marie Antoinette, »aber Sire, Sie sind im Begriff, ihnen den Weg zu Ihrem Schlafzimmer zu weisen.«

Eine entsetzliche Prophezeiung, die sich in Versailles selbst noch vor Ablauf dreier Monate verwirklichen sollte.

»Sie haben viele Kinder bei sich, Madame,« bemerkte Gilbert mit sanftem Tone.

»Kinder?« fragte die Königin.

»Ja, Madame, viele von ihnen haben ihre Kinder wie auf einen Spaziergang mitgenommen. Die Kinder sind als kleine Nationalgarden gekleidet, so groß ist die Begeisterung für das neue Institut.«

Die Königin öffnete den Mund, neigte aber beinahe in demselben Augenblick das Haupt. Sie hatte Lust gehabt, ein gutes Wort zu sagen, der Stolz und der Haß hielten sie wieder zurück.

Gilbert schaute sie aufmerksam an.

»Ei!« rief der König, »diese armen Kinder! . . . wenn man Kinder mit sich führt, hat man nicht Lust, einem Familienvater ein Leid anzuthun; ein Grund mehr, die armen Kleinen in den Schatten zu bringen. Führt sie herein; führt sie herein!«

Gilbert schüttelte sachte den Kopf und schien zur Königin, die geschwiegen hatte, zu sagen:

»Madame, so hätten Sie sprechen sollen, ich bot Ihnen die Gelegenheit dazu. Das Wort wäre wiederholt worden, und Sie hätten dabei auf zwei Jahre die Liebe des Volkes gewonnen.«

Die Königin verstand diese stumme Sprache Gilberts, und die Röte stieg ihr zur Stirne.

Sie fühlte ihren Fehler und entschuldigte sich sogleich durch ein Gefühl des Hochmuts und des Widerstandes, das sie als Antwort an Gilbert zurücksandte.

Mittlerweile entledigte sich Herr von Beauvau des ihm vom König erteilten Auftrags.

Da hörte man von der bewaffneten Menge, während man sie auf Befehl des Königs in das Innere des Palastes zuließ, laute Freudenrufe und Segnungen. Die Zurufe, die Glückwünsche, die Vivats stiegen in Wirbeln bis zu dem königlichen Ehepaar empor und beruhigten es über die Stimmung von dem so sehr gefürchteten Paris.

»Sire,« fragte Herr von Beauvau, »welchen Befehl giebt Eure Majestät in Betreff Ihres Gefolges?«

»Wie steht es mit dem Streite der Nationalgarden mit meinen Offizieren?«

»Oh! Sire, alles verdunstet, verschwunden; die braven Leute sind so glücklich, daß sie nun sagen: »»Wir werden gehen, wohin man uns stellt; der König gehört so gut uns, als den andern; wohin er gehen mag, wird er uns gehören.««

Der König schaute Marie Antoinette an. Marie Antoinette zog mit einem höhnischen Lächeln ihre hoffärtigen Lippen zusammen.

»Sagen Sie den Nationalgarden,« sprach Ludwig XVI., »sie mögen ihre Stellung nehmen nach ihrem Belieben.«

»Eure Majestät wird nicht vergessen, daß es ein unveräußerliches Recht Ihrer Gardes-du-corps ist, den Wagen zu umgeben,« sprach die Königin.

Als die Offiziere den König ein wenig unschlüssig sahen, traten sie hinzu, um die Königin zu unterstützen.

»Das ist im Grunde richtig,« versetzte der König. »Nun! man wird sehen.«

Herr von Beauvau und Herr von Villeroy gingen ab, um ihre Stellen einzunehmen und ihre Befehle zu geben.

Es schlug zehn Uhr in Versailles.

»Auf,« sagte der König, »ich werde morgen arbeiten. Diese braven Leute sollen nicht warten.« Der König erhob sich.

Marie Antoinette öffnete die Arme und umschlang den König. Die Kinder hingen sich weinend an den Hals ihres Vaters. Gerührt, bemühte sich der König, sich sachte ihren Umarmungen zu entziehen: er wollte die Gemütsbewegung verbergen, die wohl bald überströmt wäre.

Die Königin hielt alle Offiziere zurück, faßte diesen beim Arm, jenen bei seinem Degen. Alle legten die Hand an ihr Herz und an ihren Degen.

Die Königin lächelte, um zu danken.

Gilbert war unter den Letzten.

»Mein Herr,« sprach die Königin zu ihm. »Sie haben dem König diese Fahrt nach Paris geraten; Sie haben den König bestimmt, trotz meines Flehens. Bedenken Sie, mein Herr, daß Sie eine furchtbare Verantwortlichkeit vor der Gattin und vor der Mutter übernommen haben!«

»Ich weiß es, Madame,« antwortete Gilbert kalt.

»Und Sie werden mir den König unversehrt zurückbringen!« sprach die Königin mit einer feierlichen Gebärde.

»Ja, Madame.«

»Bedenken Sie, daß Sie mir mit Ihrem Kopf für ihn haften!«

Gilbert verbeugte sich.

»Bedenken Sie, mit Ihrem Kopfe!« wiederholte Marie Antoinette mit der Drohung und der unbarmherzigen Autorität einer absoluten Königin.

»Mit meinem Kopfe,« sprach der Doktor, sich verbeugend; »ja, Madame, und dieses Pfand würde ich als einen Leibbürgen von geringem Werte betrachten, wenn ich den König bedroht glaubte; doch ich habe es gesagt, Madame, heute führe ich Seine Majestät zum Triumph.«

»Ich will alle Stunden Nachricht haben,« fügte die Königin bei.

»Sie werden sie erhalten, Madame, ich schwöre es Ihnen.«

»Gehen Sie nun, mein Herr, ich höre die Trommeln; der König begiebt sich auf den Weg.«

Gilbert verbeugte sich und begegnete, auf der großen Treppe verschwindend, einem Adjutanten von den Haustruppen des Königs, der ihn auf Befehl Seiner Majestät suchte. Man ließ ihn in einen Wagen steigen, der Herrn von Beauvau, dem Oberstzeremonienmeister gehörte,

denn man wollte ihn nicht in einer königlichen Kutsche fahren lassen, da er keine Adelsprobe für sich hatte.

Gilbert lächelte, als er sich allein in diesem mit Wappen geschmückten Wagen sah. Herr von Beauvau ritt nämlich, und tummelte sein Pferd neben dem königlichen Kutschenschlag. Dann kam ihm der Gedanke, es sei lächerlich von ihm, so einen Wagen einzunehmen, der Wappen und Krone habe.

Dieses Bedenken währte noch fort, als er unter der Menge der Nationalgarden, die den Wagen umschloß, von Leuten, die sich neugierig vorbeugten, folgende Worte flüstern hörte:

»Ah! dieser da ist der Prinz von Beauvau!«

»Ei!« sagte ein Kamerad, »du täuschest dich.«

»Doch, doch, da am Wagen das Wappen des Prinzen ist.«

»Das Wappen! das Wappen! Ich sage dir, daß das nichts zur Sache thut.«

»Bei Gott! das Wappen, was beweist das?«

»Das beweist, daß, wenn das Wappen des Herrn von Beauvau am Wagen ist, Herr von Beauvau selbst darin sein muß.«

»Herr von Beauvau, ist das ein Patriot?« fragte eine Frau.

»Ah! jawohl!« versetzte ein Nationalgardist.

Gilbert lächelte abermals.

»Aber ich sage dir, wiederholte der erste Widersprecher, ich sage dir, daß es nicht der Prinz ist; der Prinz ist fett, dieser ist mager. Der Prinz trägt den Rock eines Kommandanten der Garden, dieser hat einen schwarzen Rock; es ist der Intendant.«

Ein nicht sehr freundliches Gemurmel empfing die Person des durch diesen wenig schmeichelhaften Titel entstellten Gilbert.

Ei, Mord und Teufel! rief eine dicke Stimme, bei deren Ton Gilbert bebte, die Stimme eines Mannes, der sich mit seinen Ellenbogen und seinen Fäusten bis zum Wagen Bahn brach; nein, es ist weder Herr von Beauvau, noch sein Intendant, es ist ein braver trefflicher Patriot, und sogar der trefflichste der Patrioten . . . Ei! Herr Gilbert, was machen Sie denn im Wagen eines Prinzen?

»Ah! Sie sind es, Vater Billot!« rief der Doktor.

»Bei Gott! ich habe mich wohl gehütet, die Gelegenheit zu versäumen,« antwortete der Pächter.

»Und Pitou?« fragte Gilbert.

»Oh! er ist nicht fern. Hollah! Pitou, komm herbei, vorwärts.«

Auf diese Einladung schlüpfte Pitou, mittelst eines kräftigen Spiels der Schultern, bis in die Nähe von Billot und verbeugte sich mit Bewunderung vor Gilbert.

»Guten Morgen, Herr Gilbert,« sagte er.

»Guten Morgen, Pitou; guten Morgen, mein Freund.«

»Gilbert! Gilbert! wer ist das?« fragte die Menge.

»So ist es mit dem Ruhm!« dachte der Doktor. »Wohl bekannt in Villers-Cotterets, ja; doch in Paris . . . es lebe die Volkstümlichkeit!«

Er stieg aus dem Wagen, der nun im Schritt fuhr, und ging, sich auf den Arm von Billot stützend, zu Fuß unter der Menge weiter.

Er erzählte sodann dem Pächter mit wenigen Worten seinen Besuch in Versailles und sprach von der guten Stimmung des Königs und der königlichen Familie. Er machte in einigen Minuten eine solche Propaganda von Royalismus in dieser Gruppe, daß diese, für die guten Eindrücke noch leicht empfänglichen, braven Leute, naiv und entzückt, ein langes: Es lebe der König! ertönen ließen, das, verstärkt durch die vorangehenden Reihen, den König in seinem Wagen betäubte.

»Ich will den König sehen,« sagte Billot elektrisiert; »ich muß ihn von nahe sehen. Ich habe den Weg deshalb gemacht. Ich will ihn nach seinem Gesicht beurteilen. Das Gesicht eines ehrlichen Mannes, das errät sich. Nähern wir uns, Herr Gilbert, wenn Sie wollen!«

»Warten Sie, das wird uns leicht sein,« sagte Gilbert, »denn ich sehe den Adjutanten des Herrn von Beauvau.«

Gilbert rief ihn an.

»Suchen Sie nicht den Doktor Gilbert, mein Herr?« fragte er.

»Ja,« antwortete der Adjutant.

»Ich bin es.«

»Gut. Herr von Beauvau läßt Sie auf Befehl des Königs ersuchen.«

Diese schallenden Worte machten, daß sich für Gilbert die Augen der Menschenmenge und ihre Reihen öffneten; Gilbert schlüpfte, gefolgt von Billot und Pitou, hinter dem Reiter durch, während dieser wiederholt ausrief:

»Geben Sie Raum, meine Herren, geben Sie Raum! Platz im Namen des Königs, meine Herren, Platz!«

Gilbert kam bald an den Schlag des königlichen Wagens, der im Ochsenschritte fuhr, der Ochsen aus der merovingischen Zeit.

XXXVI.

Die Reise.

So antreibend, so angetrieben, aber immer dem Adjutanten des Herrn von Beauvau folgend, kamen Gilbert, Billot und Pitou endlich zu dem Wagen, in dem der König, begleitet von den Herren von Estaing und Villequier, unter einer wachsenden Menschenmasse langsam vorrückte.

Ein seltsames, unerhörtes, unbekanntes Schauspiel, denn es fand zum ersten Male statt. Alle diese Nationalgarden vom Lande, improvisierte Soldaten, liefen mit Freudenschreien auf dem Wege des Königs herbei, begrüßten ihn mit ihren Glückwünschen, suchten sich sehen zu lassen und nahmen in dem Zuge ihre Reihe ein und begleiteten die Reise des Königs.

Ludwig XVI. erblickte Gilbert, auf den Arm von Billot gestützt; hinter ihm marschierte Pitou, beständig seinen großen Säbel schleppend.

»Ah! Doktor, das schöne Wetter und das schöne Volk!«

»Sie sehen, Sire,« erwiderte Gilbert.

Und er neigte sich gegen den König und fügte bei:

»Was hatte ich Eurer Majestät versprochen?«

»Ja, mein Herr, ja, und Sie haben auf eine würdige Art Ihr Wort gehalten.«

Der König erhob das Haupt und sprach mit der Absicht, gehört zu werden:

»Wir marschieren sehr langsam, doch mir scheint, wir marschieren immer noch zu schnell für alles das, was es heute zu sehen giebt.«

»Sire,« sagte Herr von Beauvau, »Sie machen in dem Schritt, den Eure Majestät fährt, eine Meile in drei Stunden. Es ist schwierig, langsamer zu fahren.«

Die Pferde hielten in der That jeden Augenblick an; es wurden Reden und Erwidern ausgetauscht; die Nationalgarden fraternisierten — man hatte das Wort gefunden — mit den Gardes-du-corps Seiner Majestät.

»Ah!« sagte Gilbert, der dieses seltsame Schauspiel als Philosoph betrachtete, zu sich selbst, »wenn man mit den Gardes-du-corps fraternisiert, so ist dies deswegen, weil sie, ehe sie Freunde wurden, Feinde gewesen sind.«

»Sagen Sie uns doch,« Herr Gilbert, sprach Billot halblaut, »ich habe den König gut angeschaut, ich habe ihm wohl zugehört. Nun! meiner Ansicht nach ist der König ein braver Mann.«

In seinem Enthusiasmus betonte Billot diese letzten Worte so, daß der König und der Generalstab sie hörten.

Der Generalstab lachte.

Der König lächelte, nickte mit dem Kopf und sagte:

»Das ist ein Lob, das mir gefällt.«

Diese Worte wurden laut genug gesprochen, daß Billot sie hörte.

»Oh! Sie haben recht, Sire, denn ich spende es nicht Jedermann,« erwiderte Billot, der mit seinem König geradeswegs ins Gespräch eintrat, wie Michaud mit Heinrich IV.

»Das schmeichelt mir um so mehr,« sagte der König verlegen, denn er wußte nicht, wie er es machen sollte, um freundlich sprechend seine Königswürde und doch auch als guten Patrioten sich zu behaupten.

Ach! der arme Fürst war noch nicht gewöhnt, der König der Franzosen zu heißen.

Er glaubte noch der König von Frankreich zu sein.

In seinem freudigen Entzücken gab sich Billot nicht die Mühe, darüber nachzudenken, ob Ludwig vom philosophischen Standpunkt aus den Königstitel niedergelegt habe, um den Titel eines Menschen anzunehmen.

Billot, der fühlte, wie sehr sich diese Sprache der ländlichen Gutherzigkeit näherte, Billot wünschte sich Glück, daß er einen König verstand und von ihm verstanden wurde. Von diesem Augenblick an hörte Billot nicht mehr auf, sich für den König zu begeistern. Er trank aus den Zügen des Königs, nach dem Virgilischen Ausdruck, eine lange Liebe für das konstitutionelle Königtum und teilte sie Ange Pitou mit, der, zu voll von seiner eigenen Liebe und von dem Überfluß der Liebe Billots, das ganze Gefühl nach außen verbreitete, indem er mächtig, dann kreischend, und endlich, indem er nur noch unbestimmt schrie:

»Es lebe der König! es lebe der Vater des Volkes!«

Dieser Wechsel in der Stimme Pitous bewerkstelligte sich nach Maßgabe seines Heiserwerdens.

Pitou war völlig heiser, als der Zug am Point-du-Jour ankam, wo Herr Lafayette, das berühmte weiße Roß reitend, die undisziplinierten und bebenden Scharen der Nationalgarde in Atem erhielt, die seit fünf Uhr morgens aufgestellt waren, um das Geleit des Königs zu bilden.

Es war nun zwei Uhr.

Die Zusammenkunft des Königs mit dem neuen Chef der französischen Armee ging auf eine für die Anwesenden befriedigende Weise vor sich.

Der König fing an müde zu werden, er sprach nicht mehr und lächelte nur.

Der Obergeneral der Pariser Milizen seinerseits befahl nicht mehr und gestikuliert nur.

Der König bemerkte zu seiner Befriedigung, daß man beinahe ebenso sehr: Es lebe der König! als: Es lebe Lafayette! rief. Leider war es das letzte Mal, daß er dieses Vergnügen der Eitelkeit kosten sollte.

Gilbert befand sich immer am Wagenschlage des Königs, Billot bei Gilbert, Pitou bei Billot.

Gilbert hatte, seinem Versprechen getreu, Mittel gefunden, seitdem er Versailles verlassen, vier Kuriere an die Königin abzusenden.

Diese Kuriere hatten nur gute Nachrichten gebracht, denn überall auf seinem Wege sah der König die Mützen in die Luft fliegen; nur glänzte an allen diesen Mützen eine Kokarde mit den Nationalfarben, eine Art von Vorwurf gegen die weißen Kokarden gerichtet, welche die Gardes des Königs und der König selbst an ihrem Hut trugen. In seiner Freude und in seiner Begeisterung war diese Verschiedenheit das einzige, was Billot unangenehm berührte. Er trug an seinem Dreispitz eine ungeheure dreifarbige Kokarde.

Der König hatte eine weiße Kokarde an seinem Hut, der König und der Unterthan hatten folglich keinen ganz gleichen Geschmack.

Dieser Gedanke beschäftigte ihn dermaßen, daß er sich Gilbert in dem Augenblick, wo der Doktor nicht mehr mit Seiner Majestät sprach, eröffnete.

»Herr Gilbert,« fragte er, warum hat der König die Nationalkokarde nicht angenommen?

»Mein lieber Billot,« weil der König entweder nicht weiß, daß es eine neue Kokarde gibt, oder weil er denkt, *seine* Kokarde müsse die der Nation sein.«

»Nein, nein, weil seine Kokarde weiß und die unsre dreifarbig ist.«

»Geduld,« versetzte Gilbert, der Billot in dem Augenblick zurückhielt, wo er sich kopfüber in die Zeitungsphrasen stürzen wollte, »die Kokarde des Königs ist weiß, wie die Fahne von Frankreich weiß ist. Das ist nicht die Schuld des Königs. Kokarde und Fahne waren weiß, lange ehe der König zur Welt kam; übrigens, mein lieber Billot, hat die Fahne ihre Probe gemacht und die weiße Kokarde auch. Es war eine weiße Kokarde an dem Hute des Bailly von Suffren, als er auf der indischen Halbinsel unsere Fahne wieder aufpflanzte. Es war eine weiße Kokarde an dem Hute von Asfas, und daran erkannten ihn die Deutschen in der Nacht, als er sich eher töten, als seine Soldaten überfallen ließ. Es war eine weiße Kokarde am Hute des Marschalls von Sachsen, als er die Engländer bei Fontenoy schlug. Es war, endlich eine weiße Kokarde am Hute des Herrn von Condé, als er die Kaiserlichen bei Rocroy bei Freiburg und bei Lens schlug. Diese und noch viele anderen Dinge hat die weiße Kokarde getan, mein lieber Billot, während die Nationalkokarde, welche vielleicht die Reise um die Welt machen wird, wie Lafayette prophezeit, noch nicht Zeit gehabt hat, etwas zu thun, in Betracht, daß sie erst seit drei Tagen existiert. Verstehen Sie wohl, ich fasse nicht, sie werde müßig bleiben; da sie aber noch nichts geleistet hat, so gibt sie dem König das Recht, zu warten, bis sie sich tatsächlich bewährt.«

»Wie, die Nationalkokarde hat noch nichts getan?« versetzte Billot, »hat sie nicht die Bastille erobert?«

»Doch,« antwortete Gilbert traurig. »Sie haben recht, Billot.«

»Darum,« sprach der Pächter triumphierend, »darum müßte sie der König annehmen.«

Gilbert stieß Billot gewaltig mit dem Ellenbogen in die Seite, denn er hatte bemerkt, daß der König aufhorchte. Dann sagte er leise:

»Sind Sie verrückt? und gegen wen ist denn die Bastille genommen worden? Gegen das Königtum, wie mir scheint. Und Sie wollen den König die Trophäen Ihres Sieges und die Insignien seiner Niederlage tragen lassen? Wahnsinniger! der König ist voll Gemüt, voll Güte und Offenherzigkeit, und Sie wollen einen Heuchler aus ihm machen?«

»Aber,« versetzte Billot demütiger, jedoch ohne sich noch ganz ergeben zu haben, »aber die Bastille ist nicht gerade gegen den König, sondern gegen den Despotismus genommen worden.«

Gilbert zuckte die Achseln, jedoch mit einer Zartheit des überlegenen Mannes, der, aus Furcht, ihn zu zertreten, den Fuß nicht auf den ihm Untergeordneten setzen will.

»Nein,« fuhr Billot, sich belebend, »fort, nicht gegen unsern König haben wir gekämpft, sondern gegen die Trabanten.«

In jener Zeit sagte man in der Politik Trabanten statt Soldaten, wie man auf dem Theater Roß statt Pferd sagte.

»Übrigens,« fuhr Billot mit einem Anschein von Schlußfolgerung fort, »übrigens mißbilligt er ihr Benehmen, da er in unsere Mitte kommt, und wenn er ihr Benehmen mißbilligt, so billigt er das unsere. Wir, als die Sieger der Bastille, haben für unser Glück und für seine Ehre gearbeitet.«

»Ach! ach!« murmelte Gilbert, der nicht wußte, wie er das, was auf dem Gesichte des Königs, mit dem, was in seinem Herzen vorging, vereinigen sollte.

Der König vernahm unter dem verworrenen Gemurmel des Marsches allmählig ein paar Worte von der Erörterung, die an seiner Seite stattfand.

Gilbert entging die Aufmerksamkeit, die der König der Erörterung schenkte, nicht, und er strengte sich daher an, um Billot auf ein minder schlüpfriges Terrain zu führen.

Plötzlich hielt man an. Man war beim Cours-la-Reine in den Champs-Élysées angelangt.

Hier war eine Deputation von Wählern und Schoppen, unter dem neuen Präsidium des neuen Stadtrichters Bailly, in schöner Ordnung aufgestellt; nebstbei eine von einem Oberst befehligte Wache von dreihundert Mann und wenigstens dreihundert Mitglieder der Nationalversammlung, alle, wie leicht zu begreifen, aus den Reihen des dritten Standes genommen.

Zwei von den Wählern vereinigten ihre Kräfte und ihre Geschicklichkeit, um eine Platte von vergoldetem Silber, auf der zwei ungeheure Schlüssel, die Schlüssel der Stadt Paris aus der Zeit Heinrichs IV. ruhten, im Gleichgewicht zu halten.

Dieses eindrucksvolle Schauspiel machte alle Privatgespräche verstummen, und jeder, der sich in den Reihen oder in den Gruppen befand, trachtete danach, die Reden zu hören, die bei dieser Veranlassung ausgetauscht werden sollten.

Bailly, der würdige Gelehrte, der wackere Astronom, den man wider seinen Willen zum Abgeordneten, wider seinen Willen zum Maire gemacht hatte, hielt eine lange Ehrenrede bereit. Diese Rede wurde nach den strengsten Regeln der Rhetorik mit einer Lobeserhebung des Königs eröffnet, anhebend von der Zeit, als Herr Turgot zur Regierung gelangt war, bis zur Einnahme der Bastille. Es fehlte wenig — so groß ist das Vorrecht der Beredsamkeit — daß man dem König die selbtherrliche Urheberschaft der Ereignisse zuschrieb, denen sich das bedrängte Volk höchstens unterzogen und, wie wir gesehen, mit Widerwillen unterzogen hatte.

Bailly war sehr zufrieden mit seiner Rede, als ein Vorfall, — Bailly erzählt diesen Vorfall selbst in seinen Denkwürdigkeiten, — als ein Vorfall ihm einen neuen Eingang lieferte, der ihm noch viel treffender däuchte, als der, den er vorbereitet hatte. Der neue ist übrigens der einzige, der im Gedächtnis des Volkes geblieben, das sich immer geneigt zeigt, die guten und besonders die schönen Redensarten aufzufassen, die auf eine wirkliche Thatsache sich gründen.

Während er mit den Schoppen und den Wählern ging, ängstigte sich Bailly wegen des Gewichtes der Schlüssel, die er dem König überreichen sollte.

»Glauben Sie denn?« sagte er lachend, »nachdem ich dieses Monument dem König gezeigt habe, werde ich mich dadurch ermüden, daß ich die Schlüssel nach Paris zurücktrage?«

»Was werden Sie damit machen?« fragte ein Wähler.

»Was ich damit machen werde?« versetzte Bailly, »ich werde sie Ihnen geben oder gar in einen Graben am Fuße eines Baumes werfen.«

»Hüten Sie sich wohl,« entgegnete der Wähler, der sich über diese Äußerung ärgerte. »Wissen Sie nicht, daß diese Schlüssel dieselben sind, welche die Stadt Paris Heinrich IV. nach der Belagerung überreicht hat? sie sind kostbar, eine unschätzbare Antiquität.«

»Sie haben recht,« erwiderte Bailly, »die Heinrich IV., dem Eroberer von Paris, angebotenen Schlüssel überreicht man Ludwig XVI., der . . . Ei!« sagte der würdige Maire zu sich selbst, »das giebt eine ziemlich hübsche Antithese.«

Und sogleich nahm er einen Bleistift und schrieb über die Rede, die er bereit hielt, folgenden Eingang:

»Sire, ich bringe Eurer Majestät die Schlüssel der guten Stadt Paris. Es sind dieselben, welche Heinrich IV. überreicht worden sind. Er hatte sein Volk wieder erobert, heute erobert das Volk seinen König wieder.«

Die Phrase war schön, sie war richtig, sie prägte sich dem Geiste der Pariser ein, und von der ganzen Rede Baillys, von seinen Werten sogar ist dies das einzige, was ihn überlebt hat.

Ludwig XVI. nickte beifällig mit dem Kopfe, er errötete aber zugleich, denn er fühlte, obgleich unter Redebäumen und dem Scheine der Ehrfurcht verkleidet, den scharfen Stachel der Ironie.

Dann murmelte er leise:

»Marie Antoinette ließe sich von dieser falschen Verehrung des Herrn Bailly nicht berücken, und ihre Antwort würde für den unglücklichen Astronomen ganz anders lauten, als die meine.«

Weil nun Ludwig XVI. den Anfang der Baillyschen Rede zu gut gehört hatte, hörte er das Ende gar nicht; ähnlich war es bei der Rede des Herrn Delavigne, von der er weder den Anfang noch) das Ende vernahm.

Als die Reden beendet waren, antwortete der König — da er befürchtete, nicht ganz erfreut genug über das zu scheinen, was man ihm hatte sagen wollen — mit einem sehr edlen Ton und ohne ihn irgend einer Beziehung auf das, was man ihm gesagt hatte, anzuspielen, die *Huldigungen* der Stadt Paris und der Wähler seien ihm unendlich angenehm.

Worauf er Befehl zum Aufbruch gab.

Ehe er übrigens wieder weiter fuhr, entließ er seine Gardes-du-corps, um durch ein freundliches Vertrauen die halben Artigkeiten zu erwidern, die ihm die Munizipalität durch das Organ der Wähler und durch Herrn Bailly bezeigt hatte. Hiernach rückte der Wagen unter der ungeheuren Masse der Nationalgarden und Neugierigen rascher vor.

Gilbert und sein Gefährte Billot hielten sich fortwährend am Wagenschlage rechts.

Indem Augenblick, wo der Wagen über die Place Louis XV. fuhr, knallte ein Schuß auf der andern Seite der Seine, und ein weißer Dampf stieg wie ein Weihrauchschleier zum blauen Himmel auf, wo er alsbald verschwand.

Als ob das Geräusch dieses Schusses ein Echo in ihm gehabt hätte, fühlte sich Gilbert von einem heftigen Schlage getroffen. Einen Augenblick fehlte ihm der Atem, und er fuhr mit der Hand an seine Brust, wo er einen lebhaften Schmerz empfand.

Zugleich erscholl ein Notschrei in der Nähe des königlichen Wagens; eine Frau, durchbohrt von einer Kugel, die unter ihre linke Schulter eingedrungen, war niedergestürzt.

Einer von den Knöpfen am Rocke Gilberts, ein Knopf von schwarzem Stahl, nach der Mode der Zeit breit und mit Facetten geschnitten, war von derselben Kugel schräg getroffen worden.

Er hatte einen Panzer gebildet und die Kugel zurückgesandt, daher der Schlag und Schmerz bei Gilbert.

Seine schwarze Weste und sein Busenstreif waren teilweise zerrissen worden.

Diese an Gilberts Knopf abgeprallte Kugel hatte die unglückliche Frau getötet, die man eiligst forttrug.

Der König hatte den Schuß gehört, aber nichts gesehen.

Er neigte sich heraus und lächelte Gilbert zu.

»Man verbrennt dort Pulver mir zu Ehren,« sprach er.

»Ja, Sire,« antwortete Gilbert.

Nur hütete er sich wohl. Seiner Majestät zu sagen, was er von der Huldigung dachte, die man ihr darbrachte.

Doch in seinem Innern gestand er sich ganz leise, die Königin habe doch mit Recht gefürchtet, da ohne ihn, der den Kutschenschlag hermetisch schloß, diese an seinem Stahlknopf abgeprallte Kugel gerade zum König gedrungen wäre.

Von welcher Hand kam nun dieser wohlgezielte Schuß?

Man wollte es damals Nichtwissen! . . . so daß man es nie erfahren wird.

Billot, schreckenbleich darüber, was er mit angesehen, seine Augen unablässig auf den Riß in Gilberts Rock, Weste und Busenstreif geheftet, nötigte nun Pitou, mit verdoppelten Kräften zu schreien: »*Es lebe der Vater der Franzosen!*«

Das Hauptereignis war übrigens so groß, daß man die Episode schnell vergessen hatte.

Endlich kam Ludwig XVI. vor das Stadthaus, nachdem er auf dem Pont-Neuf mit einer Salve von Kanonen, die man wenigstens diesmal nicht mit Kugeln geladen hatte, begrüßt worden war.

Auf der Fassade des Stadthauses breitete sich eine Inschrift mit mächtigen Buchstaben aus, die, am Tage schwarz, bei Eintritt der Nacht erleuchtet werden und transparent glänzen sollte. Diese Inschrift verdankte man den geistvollen Arbeiten der Munizipalität. Sie war in folgenden Worten abgefaßt:

»Ludwig XVI., dem Vater der Franzosen und König eines freien Volkes.«

Das war eine zweite Antithese, noch viel bedeutender, als die in Baillys Rede, allen auf dem Platze versammelten Parisern entlockte sie auch Schreie der Bewunderung.

Diese Inschrift zog auch Billots Auge auf sich.

Da aber Billot nicht lesen konnte, so ließ er sie Pitou lesen.

Billot ließ die Inschrift zweimal wiederholen, als hätte er beim ersten Mal nicht gehört.

Dann, als Pitou den Satz, ohne ein Wort daran zu ändern, wiederholt hatte, rief er:

»Ist es das? ist es das?«

»Allerdings,« erwiderte Pitou.

»Die Munizipalität hat also schreiben lassen, der König sei der König eines freien Volkes?«

»Ja, Vater Billot.«

»Dann,« rief Billot, »wenn die Nation frei ist, hat sie das Recht, dem König ihre Kokarde anzubieten.«

Und mit einem Sprung war er vor Ludwig XVI., der den Stufen des Stadthauses gegenüber aus seinem Wagen stieg, und sagte:

»Sire, Sie haben gesehen, daß das Erzbild Heinrichs IV. auf dem Pont-Neuf die Nationalkokarde trägt.«

»Nun!« versetzte der König.

»Nun! Sire, wenn Heinrich IV. die Nationalkokarde trägt, so können Sie sie wohl auch tragen.«

»Gewiß,« erwiderte Ludwig XVI. verlegen, »und wenn ich eine hätte . . .«

»Wohl!« rief Billot, die Stimme erhebend und den Arm ausstreckend, »im Namen des Volkes biete ich Ihnen diese statt der Ihrigen an . . . nehmen Sie sie an.«

Bailly trat dazwischen.

Der König war bleich. Er fing an, die Fortschreitung zu fühlen. Ludwig XVI. schaute Bailly an, als wollte er ihn fragen.«

»Sire,« sagte dieser, »das ist das unterscheidende Zeichen jedes Franzosen.«

»Dann nehme ich sie an,« sprach der König.

Und er nahm die Kokarde aus den Händen Billots, legte seine weiße auf die Seite und befestigte die dreifarbige Kokarde an seinem Hut.

Ein ungeheures Triumphgeschrei erscholl auf dem Platze.

Gilbert wandte sich innerlich tief verwundet ab.

Er fand, das Volk greife zu rasch um sich, und der König widerstehe nicht genug.

»Es lebe der, König!« rief Billot, der so das Signal zu einer zweiten Beifallssalve gab.

»Der König ist tot,« murmelte Gilbert, . . . «Es giebt keinen König mehr in Frankreich.»

Von dem Orte an, wo der König aus dem Wagen stieg, bis zum Saale, wo man ihn erwartete, war durch tausend ausgestreckte Schwerter ein stählernes Gewölbe um ihn gebildet worden.

Er ging unter diesem Gewölbe durch und verschwand in den Tiefen des Stadthauses.

»Das ist kein Triumphbogen,« sagte Gilbert; »das sind die Caudinischen Pässe.«

Und mit einem Seufzer fügte er bei:

»Ah! was wird die Königin sagen!«

XXXVII.

Was in Versailles vorging, während der König die Reden der Munizipalität anhörte.

Im Innern des Stadthauses wurde dem König ein sehr schmeichelhafter Empfang zuteil: man nannte ihn den Wiederhersteller der Freiheit.

Eingeladen zu sprechen — denn der Durst nach Reden wurde alle Tage heftiger, und der König wollte am Ende den Grund der Gedanken von jedem erfahren — legte Ludwig XVI. die Hand auf sein Herz und sagte nur:

»Meine Herren, Sie können immer auf meine Liebe zählen.«

Während er im Stadthause die Mitteilung der Regierung anhörte, machte sich das Volk außen mit den schönen Pferden des Königs, mit den vergoldeten Wagen, mit den Lakaien und Kutschern Seiner Majestät vertraut.

Seit dem Eintritt des Königs in das Stadthaus hatte sich Pitou mittelst eines Louisd'or, den ihm der Vater Billot geschenkt, damit beschäftigt, aus vielen blauen, roten und weißen Bändern eine Sammlung Nationalkokarden von allen Grüßen zu machen, mit denen er sodann die Ohren der Pferde, die Geschirre und die ganze Equipage schmückte.

Sobald dies bemerkt wurde, verwandelte das nachahmende Publikum den Wagen Seiner Majestät buchstäblich in eine Kokardenbude.

Die Kutscher und die Bedienten wurden verschwenderisch damit geschmückt.

Man hatte auch ein Dutzend vorrätig in das Innere gesteckt.

Als der König herauskam und diesen ganzen buntscheckigen Aufwand wahrnahm, gab er bloß den Laut von sich:

»Ho! ho!«

Dann wandte er sich an Herrn von Lafayette, der sich ehrerbietig näherte, den Degen senkend.

»Herr von Lafayette,« sprach der König, »ich suche Sie, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie im Kommando der Nationalgarden bestätige.«

Und er stieg in den Wagen unter einem allgemeinen Zuruf.

Gilbert war, wegen des Königs nunmehr beruhigt, mit den Wählern und Bailly im Sitzungssaal« geblieben.

Seine Beobachtungen waren noch nicht beendet.

Als er jedoch das gewaltige Geschrei hörte, das den Abgang des Königs begrüßte, trat er an ein Fenster und warf einen letzten Blick auf den Platz, um das Benehmen seiner zwei Landleute zu überwachen.

Sie waren immer noch die besten Freunde des Königs.

Plötzlich sah Gilbert vom Quai Pelletier im raschesten Schritt einen mit Staub bedeckten Reiter kommen, vor dem sich die Reihen der noch ehrfurchtsvollen und gehorsamen Volksmassen öffneten.

Gut und gefällig an diesem Tag, lächelte das Volk und wiederholte:

»Ein Offizier des Königs!«

Und dieser Offizier wurde mit dem vielseitigen Rufe: Es lebe der König! begrüßt, und die Hände der Frauen streichelten sein vom Schaum weißes Pferd.

Er drang bis zum Wagen vor und gelangte an den Schlag, in dem Augenblick, wo ihn der Diener hinter dem König geschlossen hatte.

»Ah! Sind Sie es, Charny?« sagte Ludwig XVI.

Und er fragte leiser: »Wie geht es dort?«

Dann noch leiser: »Die Königin?«

»Sehr unruhig, Sire,« antwortete der Offizier, indem er seinen Kopf beinahe ganz in den königlichen Wagen steckte.

»Kehren Sie nach Versailles zurück?«

»Ja.«

»Nun, so beruhigen Sie unsere Freunde; alles ist vortrefflich gegangen.«

Charny verbeugte sich, schaute empor und erblickte Herrn von Lafayette, der ihm ein freundschaftliches Zeichen machte.

Charny ritt auf ihn zu, und Lafayette reichte ihm die Hand, worauf der Offizier des Königs samt Pferd durch die wogende Menge gleichsam getragen wurden bis zum Quai, auf dem sich durch die Wachsamkeit der Nationalgarde zur Durchfahrt Seiner Majestät bereits ein Spalier gebildet hatte.

Der König befahl, bis zur Place Louis XV. fortwährend nur im Schritt zu fahren. Hier fand man die Gardes-du-corps wieder, die nicht ohne Ungeduld auf die Rückkehr des Königs gewartet hatten.

Gilbert hatte vom Balkon des Fensters aus die Ankunft des Reiters begriffen, obgleich er ihn nicht kannte. Er erriet, wie vielen Besorgnissen die Königin preisgegeben sein mußte, um so mehr, als seit drei Stunden kein Kurier diese Menschenmassen hätte passieren können, ohne Verdacht zu erregen oder eine Schwäche zu verraten.

Er mutmaßte indessen nur einen kleinen Teil von dem, was in Versailles vorgefallen war. Wir werden den Leser nach Versailles zurückführen.

Die Königin hatte den letzten Kurier des Königs um drei Uhr erhalten.

Gilbert hatte Mittel gefunden, ihn in dem Augenblick abzusenden, wo der König, unter dem stählernen Gewölbe durchgehend, unversehrt in das Stadthaus eingetreten war.

Bei der Königin befand sich die Gräfin von Charny, die kaum erst das Bett verlassen, wo sie seit dem vorhergehenden Tage ernstliche Unpäßlichkeit zurückgehalten hatte.

Sie war noch sehr bleich und hatte kaum die Kraft, die Augen aufzuschlagen, deren schwere Lider wie unter dem Gewichte eines Schmerzes oder einer Scham immer niederfielen.

Als die Königin die Gräfin erblickte, lächelte sie ihr zu, doch mit jenem Gewohnheitslächeln, das für ihre Vertrauten auf die Lippen der Fürsten und Könige stereotypiert zu sein scheint.

Dann, noch frisch begeistert von der Freude, Ludwig XVI. in Sicherheit zu missen, sprach sie zu ihrer Umgebung:

»Abermals eine gute Nachricht, möchte der ganze Tag so vergehen.«

»Oh! Madame,« sprach ein Höfling, »Eure Majestät ängstigt sich mit Unrecht. Die Pariser wissen wohl, welche Verantwortlichkeit auf ihnen lastet.«

»Aber, Madame,« fragte ein anderer Höfling minder beruhigt, »ist Eure Majestät auch völlig

sicher, daß die Nachrichten echt sind?«

»Oh! ja,« erwiderte die Königin, »derjenige, welcher sie mir zuschickt, hat sich für den König mit seinem Kopf verbürgt; überdies halte ich ihn für einen Freund.«

»Oh! wenn es ein Freund ist,« sprach der Höfling, sich verbeugend, »dann ist es etwas andres.«

Frau von Lamballe war einige Schritte entfernt; sie näherte sich und fragte Marie Antoinette:

»Nicht wahr, es ist der neue Arzt des, Königs?«

»Gilbert, ja,« antwortete unbesonnen die Königin, ohne zu bedenken, daß sie jemand an ihrer Seite einen furchtbaren Schlag versetzte.

»Gilbert!« rief Andrée bebend, als ob eine Schlange sie ins Herz gestochen hätte.

»Gilbert, ein Freund Eurer Majestät?«

Andrée wandte sich um; das Auge entflammt, die Hände durch Zorn und Scham krampfhaft zusammengezogen, klagte Andrée mit Stolz in Blick und Haltung die Königin an.

»Aber . . . doch . . .« sagte die Königin zögernd.

»Oh! Madame, Madame!« murmelte Andrée im Tone des bittersten Vorwurfs.

Eine Totenstille trat bei diesem geheimnisvollen Zwischenfalle ein. Mitten unter dem Schweigen vernahm man bescheidene Tritte auf dem Boden des anstoßenden Zimmers.

»Herr von Charny!« sagte halblaut die Königin, als wollte sie Andrée ermahnen, sich zu fassen.

Charny hatte gehört, Charny hatte gesehen; aber der eigentliche Vorgang blieb ihm dunkel.

Er bemerkte die Blässe von Andrée und die Verlegenheit von Marie Antoinette.

Es geizte sich nicht für ihn, die Königin zur Rede zu stellen; aber Andrée war seine Frau, bei ihr hatte er das Recht, sie zu befragen.

Er näherte sich ihr und fragte mit dem Ton der freundschaftlichsten Teilnahme:

»Was giebt es, Madame?«

Andrée machte eine Anstrengung gegen sich selbst und erwiderte:

»Nichts, Herr Graf.«

Charny wandte sich nun gegen die Königin, welche obgleich völlig gewöhnt an zweideutige Lagen, zehnmal ein Lächeln gleichsam untermalt, aber nicht vollendet hatte.

»Sie schienen an der Ergebenheit des Herrn Gilbert zu zweifeln,« sagte er dann; sollten Sie einen Grund haben, seine Treue zu beargwöhnen?

Andrée schwieg.

»Sprechen Sie, Madame, sprechen Sie,« fügte Charny dringend bei.

Dann, als Andrée immer stumm blieb, fuhr er fort:

Oh! sprechen Sie, Madame, diese Zartheit wäre hier verdammenswert; bedenken Sie, daß es sich um das Heil unsrer Gebieter handelt.

»Ich weiß nicht, mein Herr, in welcher Beziehung Sie das sagen,« antwortete Andrée.

»Sie haben gesagt, und ich habe es gehört, Madame . . . ich berufe mich überdies auf die Prinzessin . . . Charny verbeugte sich vor Frau von Lamballe . . . »Sie haben gesagt und ausgerufen: »»Oh! dieser Mann, dieser Mann! Ihr Freund! . . .««

»Es ist wahr. Sie haben das gesagt, meine Liebe,« bestätigte die Prinzessin von Lamballe mit

ihrer naiven Gutmütigkeit.

Dann näherte sie sich Andrée ebenfalls und sprach:

»Ja, Sie wissen etwas. Herr von Charny hat recht.«

»Haben Sie Mitleid, Madame, haben Sie Mitleid,« betonte Andrée mit so leiser Stimme, daß sie nur von der Prinzessin gehört werden konnte.

Die Prinzessin entfernte sich.

Als die Königin wahrnahm, daß sie, wenn sie die Redlichkeit nicht verletzen wolle, länger nicht zögern dürfe, sich ins Mittel zu legen, versetzte sie:

»Ei! mein Gott, es war von geringer Bedeutung; die Frau Gräfin drückte eine Furcht aus, aber eine völlig unbestimmte; sie sagte, es lasse sich schwer glauben, daß ein Revolutionär von Amerika, ein Freund von Herrn Lafayette, unser Freund sei.«

»Ja, unbestimmt,« wiederholte Andrée maschinenmäßig, »sehr unbestimmt.«

»iner Furcht, der ähnlich, welche diese Herren ausdrückten, ehe die Gräfin von der Ihrigen sprach,« fügte Marie Antoinette bei.

Und sie bezeichnete mit den Augen die Höflinge, deren Zweifel zu diesem Vorfall Anlaß gegeben hatten.

Aber es bedurfte mehr als dies, um Charny zu überzeugen. Die auffallende Verlegenheit, die er bei seiner Ankunft bemerkt hatte, brachte ihn auf die Spur eines Geheimnisses.

Er blieb beharrlich.

»Gleichviel, Madame,« sagte er, »mir scheint, es wäre Ihre Pflicht, nicht eine unbestimmte Furcht auszusprechen, sondern sich im Gegenteil klar und deutlich zu äußern.«

»Wie!« versetzte die Königin ziemlich hart. »Sie kommen abermals hierauf zurück, mein Herr?«

»Entschuldigen Sie, Madame,« erwiderte Charny, »es geschieht aus Interesse für . . .«

»Für Ihre Eitelkeit, nicht wahr? Ah! Herr von Charny,« fügte die Königin mit einer Ironie bei, deren Gewicht der Graf begriff, »sagen Sie es offenherzig, Sie sind eifersüchtig.«

»Eifersüchtig!« rief der Graf errötend, »eifersüchtig, auf wen? Das frage ich Eure Majestät.«

»Offenbar auf Ihre Frau,« fuhr die Königin mit Bitterkeit fort.

»Madame,« stammelte Charny, völlig betäubt durch diese Herausforderung.

»Das ist ganz natürlich,« sprach trocken Marie Antoinette, »es ist bei der Gräfin sicherlich der Mühe wert.«

Charny schleuderte der Königin einen Blick zu, der sie aufmerksam darauf machen sollte, daß sie zu weit gehe.

Doch das war vergebliche Mühe, überflüssige Vorsicht. Wenn bei dieser verwundeten Löwin der Schmerz seinen brennenden Biß eindrückte, so hielt die Frau nichts mehr zurück.

»Ja, ich begreife, daß Sie eifersüchtig sind, Herr von Charny, eifersüchtig und unruhig; das ist der gewöhnliche Zustand jeder Seele, die liebt und folglich wacht.«

»Madame,« wiederholte Charny.

»So erfüllt mich, fuhr die Königin fort, so erfüllt mich zu dieser Stunde durchaus dasselbe Gefühl wie Sie; ich habe zugleich Eifersucht und Unruhe (sie legte einen starken Nachdruck auf das Wort: Eifersucht); der König ist in Paris und ich lebe nicht mehr.«

»Aber, Madame,« versetzte Charny, der nichts von diesem Sturm begriff, welcher sich immer

mehr mit Blitzen und Donnern belud. »Sie haben soeben Nachrichten vom König erhalten; diese Nachrichten waren gut und müßten Sie folglich beruhigen.«

»Sind Sie beruhigt gewesen, als die Gräfin und ich Sie vorhin unterrichteten?«

Charny biß sich auf die Lippen.

Andrée fing an, zugleich erstaunt und erschrocken das Haupt zu erheben: erstaunt über das, was sie hörte, erschrocken über das, was sie zu begreifen glaubte.

Das Stillschweigen, das einen Augenblick vorher bei der ersten Frage von Charny ihretwegen eingetreten war, beobachtete die Versammlung nur der Königin wegen.

»In der That,« fuhr die Königin mit einer Art von Wut fort, »es liegt im Schicksal der Leute, die lieben, daß sie nur an den Gegenstand ihrer Zuneigung denken; ja unbarmherzig alles zu opfern, alles dem einzigen Gefühle, das sie beherrscht, bereitet den armen Herzen sogar eine Freude. Mein Gott! wie besorgt bin ich um den König!«

»Madame,« wagte einer von den Anwesenden zu bemerken, »andre Kuriere werden kommen«

»Oh! warum bin ich nicht in Paris, statt hier zu sein; warum bin ich nicht beim König,« sprach Marie Antoinette, die gesehen hatte, daß Charny unruhig wurde, seitdem sie ihn in den Zustand der Eifersucht zu versetzen suchte, die sie selbst so heftig empfand.

Charny verbeugte sich.

»Wenn es nur das ist,« Madame, sagte er, »so will ich dahin gehen, und wenn, wie Eure Majestät denkt, eine Gefahr für den König stattfindet, wenn dieses edle Haupt preisgegeben ist, glauben Sie mir, Madame, so wird es nicht meine Schuld sein, daß ich nicht das meinige preisgegeben habe. Ich gehe.«

Er verbeugte sich in der That und machte einen Schritt, um sich zu entfernen.

Andrée aber warf sich ihm entgegen und rief:

»Mein Herr, mein Herr, schonen Sie sich!«

Es fehlte bei dieser Szene nichts mehr, als der Ausbruch der Befürchtungen von Andrée.

Kaum hatte auch Andrée, unwillkürlich aus ihrer gewöhnlichen Kälte herausgerissen, diese unvorsichtigen Worte ausgesprochen und diese außerordentliche Besorgnis geäußert, als die Königin entsetzlich bleich wurde.

»Ei! Madame,« sagte sie zu ihr, »wie kommt es, daß Sie sich hier die Rolle der Königin anmaßen?«

»Ich, Madame?« stammelte Andrée, indem es ihr zum Bewußtsein kam, sie habe das in ihrer Seele schon so lang verschlossene Feuer zum erstenmal über ihre Lippen springen lassen.

»Wie!« fuhr Marie Antoinette fort, »Ihr Gatte ist im Dienste des Königs, er will den König aufsuchen; wenn er sich einer Gefahr aussetzt, so geschieht es für den König, und während es sich um den Dienst des Königs handelt, ermahnen Sie Herrn von Charny, sich zu schonen!«

Bei diesen niederschmetternden Worten verlor Andrée das Bewußtsein; sie schwankte und wäre auf den Boden gefallen, hätte sie nicht Charny, hastig auf sie zutretend, in seinen Armen aufgefangen.

Eine Gebärde der Entrüstung, die Charny nicht zu beherrschen vermochte, brachte die Königin vollends in Verzweiflung, sie glaubte nur eine verwundete Nebenbuhlerin zu sein, während sie eine ungerechte Fürstin gewesen war.

»Die Königin hat recht,« sprach endlich Charny mit einer gewissen Anstrengung, »und Ihre Gemütsbewegung, Frau Gräfin, ist schlecht berechnet gewesen; Sie haben keinen Gatten, Madame, wenn es sich um die Interessen des Königs handelt, und es wäre an mir, Ihnen zuerst zu befehlen, mit Ihrer Empfindsamkeit sparsam zu sein, wenn ich bemerkte, daß Sie einige Furcht für mich hegen wollten.«

Dann wandte er sich an Marie Antoinette und sagte kalt:

»Ich bin zu den Befehlen der Königin und gehe. Ich werde Ihnen Nachrichten vom König bringen, gute Nachrichten, Madame, oder ich bringe Ihnen gar keine.«

Nachdem er diese Worte gesprochen, verbeugte er sich bis auf die Erde und ging ab, ohne daß die Königin, zugleich von Schrecken und Zorn betroffen, nur daran dachte, ihn zurückzuhalten.

Einen Augenblick nachher hörte man auf dem Pflaster des Hofes die Hufeisen eines galoppierenden Pferdes schallen.

Die Königin blieb unbeweglich, aber von einer inneren Aufregung erfaßt, die um so furchtbarer war, je mehr sie sich anstrengte, sie zu verbergen.

Andrée ging mit den andern aus dem Gemache weg und überließ Marie Antoinette den Liebkosungen ihrer zwei Kinder, die sie hatte zu sich rufen lassen.

XXXVIII.

Die Rückkehr.

Die Nacht war eingetreten mit ihrem Gefolge von Befürchtungen und finsternen Visionen, als plötzlich am Ende des Palastes Ausrufungen erschollen.

Die Königin bebte und stand auf. Ein Fenster war ihr zur Hand; sie öffnete es.

Beinahe in demselben Augenblick traten freudetrunkene Diener bei Ihrer Majestät ein und riefen:

»Ein Kurier, Madame! ein Kurier!«

Drei Minuten nachher stürzte sodann ein Husar in die Vorzimmer.

Es war ein von Herrn von Charny abgeschickter Leutnant. Er kam mit verhängten Zügeln von Sèvres.

»Und der König?« fragte die Königin.

»Seine Majestät wird in einer Viertelstunde hier sein,« antwortete der Offizier, der kaum sprechen konnte.

»Gesund und wohlbehalten?«

»Gesund und wohlbehalten, Madame.«

»Sie haben ihn gesehen, nicht wahr?«

»Nein, Madame; doch Herr von Charny hat es mir gesagt, als er mich abschickte.«

Die Königin bebte abermals bei diesem Namen, den der Zufall mit dem Namen des Königs verschlungen hatte.

»Ich danke, mein Herr, ruhen Sie aus,« sprach die Königin zu dem jungen Edelmann.

Der junge Mann verbeugte sich und trat ab.

Sie nahm ihre zwei Kinder bei der Hand und wandte sich nach der großen Freitreppe, auf der sich schon alle Diener und Höflinge gruppierten.

Das durchdringende Auge der Königin erblickte auf der ersten Stufe eine weiße junge Frau, die sich auf das steinerne Geländer stützte und einen gierigen Blick in die Schatten der Nacht tauchte.

Das war Andrée, deren Beklommenheit die Gegenwart der Königin nicht zu zerstreuen vermochte. Offenbar hatte sie, die sonst so eifrig war, sich an die Seite der Königin zu stellen, ihre Gebieterin nicht gesehen oder nicht sehen wollen.

Sie hegte also einen Groll wegen der Heftigkeit von Marie Antoinette, einer grausamen Heftigkeit, unter der sie am Tage zu leiden gehabt hatte.

Oder von einem Gefühl mächtiger Teilnahme angetrieben, erwartete sie auf ihre eigene Rechnung die Rückkehr von Charny, für den sie so viele liebevolle Befürchtungen geäußert hatte.

Ein doppelter Dolchstoß, der bei der Königin eine noch blutende Wunde wieder öffnete.

Sie hörte nur noch mit zerstreutem Ohr auf die Glückwünsche und die Freude ihrer andren Freundinnen und der Höflinge.

Sie fühlte sich sogar einen Augenblick dem heftigen Schmerz entrückt, der sie den ganzen Abend niedergebeugt hatte. Ein Waffenstillstand trat an die Stelle der Unruhe, die in ihrem Herzen die Reise des durch so viele Feinde bedrohten Königs erregte.

Doch mit einer starken Seele verjagte sie bald alles, was nicht die gesetzliche Zuneigung ihres Herzens war. Sie legte zu den Füßen Gottes ihre Eifersucht, sie opferte ihren geheimen Zorn und ihre geheimen Freuden der Heiligkeit des ehelichen Schwures.

In diesem Augenblick wenigstens fühlte sie: der Stolz des Königtums erhob die Königin über alle irdischen Leidenschaften; die Liebe des Königs war ihr Egoismus:

Sie hatte also sowohl die kleinen Rachgieren der Frau, als die leichtfertigen Koketterien der Liebhaberin völlig von sich ausgetrieben, als die Fackeln der Eskorte im Hintergrunde erschienen. Dieses Feuer vergrößerte sich in jeder Sekunde durch die Raschheit des Laufes.

Man hörte die Pferde wiehern und schnaufen; der Boden zitterte in der Stille der Nacht unter dem taktmäßigen Gewicht der schnell herbeikommenden Schwadronen.

Die Gitter öffneten sich, die Posten stürzten mit tausend begeisterten Ausrufungen dem König entgegen; der Wagen rollte geräuschvoll auf dem Pflaster des großen Hofes.

Gebendet, entzückt, bezaubert, trunken von allem, was sie empfunden, eilte die Königin die Stufen hinab, auf den König zu.

Ludwig XVI. hatte seinen Wagen verlassen und stieg so rasch als möglich unter seinen, durch die Ereignisse und ihren Triumph bewegten Offizieren die Treppe hinauf, während unten die Gardien, ohne Umstände mit den Stallknechten und Stallmeistern vermischt, von den Wagen und Geschirren alle Kokarden abrissen, die der Enthusiasmus der Pariser daran befestigt hatte.

Der König und die Königin begegneten sich auf einem marmornen Ruheplatze. Mit einem Schrei der Freude und Liebe umarmte die Königin ihren Gemahl wiederholt.

Sie schluchzte, als ob sie ihn nie mehr zu sehen geglaubt hätte.

Ganz dieser Bewegung eines zu vollen Herzens hingeeben, sah sie den stillen Händedruck nicht, den Charny und Andrée ausgetauscht hatten.

Es war nur ein Händedruck, aber Andrée war die erste unten an den Stufen: sie hatte Charny zuerst gesehen und zuerst berührt.

Die Königin, nachdem sie ihre Kinder dem König vorgestellt, ließ diese Ludwig XVI. umarmen, und da rief der Dauphin, als er am Hute seines Vaters die neue Kokarde sah, auf welche die Fackeln ein blutiges Licht warfen, in seinem kindlichen Erstaunen:

»Ah! Papa, was haben Sie denn an Ihrer Kokarde, Blut?«

Das war die rote Nationalfarbe.

Die Königin schrie und schaute ebenfalls.

Der König bückte sich, scheinbar um seine Tochter zu küssen, in Wirklichkeit aber, um seine Scham zu verbergen.

Marie Antoinette riß die Kokarde mit einem tiefen Ekel ab, ohne in ihrer fürstlichen Wut zu ahnen, daß sie dadurch das Volk in seinem Hetzen verwundete, das sich eines Tages dafür rächen würde.

»Werfen Sie das weg, mein Herr,« sagte sie, »werfen Sie es weg.«

Und sie schleuderte die Kokarde die Stufe hinab, so daß die Füße der ganzen Eskorte, die den König in seine Gemächer geleitete, darauf traten.

Dieser seltsame Übergang hatte bei der Königin alle eheliche Begeisterung ausgelöscht. Sie suchte mit den Augen Herrn von Charny, der sich als ein Soldat in seiner Reihe hielt.

»Ich danke Ihnen, mein Herr,« sagte sie, als sich ihre Blicke nach mehreren Sekunden des Zögerns von Seiten des Grafen begegnet waren; »ich danke Ihnen, Sie haben Ihr Versprechen gut gehalten.«

»Mit wem sprechen Sie?« fragte der König.

»Mit Herrn von Charny,« antwortete sie mutig.

»Ah! der arme Charny, er hat viel durchzumachen gehabt, um zu mir zu kommen. Und . . . Gilbert, ich sehe ihn nicht?« fügte er bei.

Aufmerksam seit der Lektion am Abend, sagte die Königin, das Gespräch wechselnd:

»Kommen Sie zum Abendbrot, Sire.«

»Herr von Charny,« fuhr sie fort, »suchen Sie die Frau Gräfin von Charny; sie mag mit uns kommen. Wir werden in Familie speisen.«

Hier war sie Königin. Doch sie seufzte bedenklich, als sie Charny bei dieser Einladung, noch kurz vorher traurig, plötzlich heiter sah.

XXXIX.

Foulon.

Billot schwamm in Freuden. Er hatte die Bastille genommen, er hatte Gilbert die Freiheit wiedergegeben, er war von Lafayette, der ihn bei seinem Namen nannte, ausgezeichnet worden.

Er hatte endlich die Beerdigung von Foulon gesehen.

Wenige Menschen waren in jener Zeit so verhaßt wie Foulon; ein einziger vielleicht hätte mit ihm konkurrieren können, das war sein Schwiegersohn, Herr Berthier von Sauvigny.

Beide hatten auch am Tage nach der Einnahme der Bastille glücklich gespielt.

Foulon war gestorben, und Berthier hatte sich geflüchtet.

Foulons Unbeliebtheit beim Volke war dadurch auf den höchsten Grad gestiegen, daß er beim Rückzug des Herrn von Necker die Stelle des *tugendhaften Genfers*, wie man ihn damals nannte, angenommen, und daß er drei Tage Generalkontrolleur gewesen war.

Bei seiner Beerdigung hatten auch viele Gesänge und Tänze stattgefunden.

Man hatte wohl einen Augenblick den Gedanken gehabt, den Leichnam aus dem Sarge zu reißen und ihn aufzuhängen. Billot war aber auf einen Weichstein gestiegen und hatte eine Rede über die dem Toten gebührende Achtung gehalten, worauf der Leichenwagen weiter fahren durfte.

Pitou hatte den Stand eines Helden erreicht, er war der Freund von Herrn Elie und Herrn Hullin, welche die Gewogenheit hatten, ihm ihre Aufträge zu erteilen.

Er war überdies der Vertraute von Lafayette, der den Pächter mit seinen breiten Schultern und Herkulesfäusten zuweilen beauftragte, um ihn her die Polizei zu handhaben.

Seit der Fahrt des Königs nach Paris arbeitete Gilbert, durch Herrn von Necker mit den Hauptpersonen der Nationalversammlung und der Munizipalität in Verbindung gesetzt, ohne Unterlaß an der Erziehung dieser in der Kindheit begriffenen Revolution.

Er vernachlässigte also Billot und Pitou, und diese warfen sich mit allem Eifer in die Bürgervereine, in deren Schoße man Fragen von übersinnlicher Politik verhandelte.

Eines Tages nun, als Billot drei Stunden damit zugebracht hatte, daß er den Wählern seinen Rat über die Verproviantierung von Paris gegeben, und dann des Sprechens müde, aber im Grunde glücklich, den Redner gemacht zu haben, bei dem monotonen Geräusch der Reden seiner Nachfolger, die anzuhören er sich wohl hütete, voll Wonne ausruhte, lief Pitou ganz außer sich, schlüpfte wie ein Aal in den Sitzungssaal des Stadthauses und sagte mit einer bewegten Stimme, die mit der gewöhnlichen Ruhe seines Ausdrucks kontrastierte:

»Oh! Herr Billot! lieber Herr Billot!«

»Nun! was?«

»Große Neuigkeit! Sie wissen, daß ich in den Klub der Tugenden, an der Barrière de Fontainebleau, gegangen bin?«

»Ja. Nun?«

»Man sagte etwas sehr Außerordentliches.«

»Was?«

»Wissen Sie, daß sich der Schurke Foulon für einen Toten ausgegeben und sich zum Scheine sogar hat begraben lassen?

»Wie! sich für einen Toten ausgegeben? Er ist, bei Gott sehr tot, da ich das Leichenbegängnis habe vorüberziehen sehen.«

»Herr Billot, er lebt, er lebt wie Sie und ich.«

»Du bist ein Narr!«

»Lieber Herr Billot, der Verräter Foulon, der Feind des Volks, der Blutegel Frankreichs, der Wucherer, ist nicht tot.«

»Wenn ich dir aber sage, daß man ihn nach einem Schlaganfall begraben hat, wenn ich dir wiederhole, daß ich das Leichenbegängnis habe vorüberziehen sehen, und daß ich es sogar verhindert, daß man ihn nicht aus seinem Sarge riß, um ihn aufzuhängen.«

»Und ich, ich habe ihn soeben lebendig gesehen, wie ich Sie sehe, Herr Billot. Es scheint, einer von seinen Bedienten ist gestorben, und der Schurke hat ein aristokratisches Leichenbegängnis anordnen lassen. Oh! alles ist entdeckt; er hat aus Angst vor der Rache des Volkes so gehandelt.«

»Erzähle mir das, Pitou.«

»Kommen Sie ein wenig ins Vorhaus, Herr Billot, wir werden dort bequemer sein.«

Sie verließen den Saal und gingen ins Vorhaus.

»Vor allem muß ich wissen, ob Herr Bailly hier ist,« sagte Pitou.

»Sprich immerhin, er ist hier.«

»Gut. Ich war also im Klub der Tugenden, wo ich die Rede eines Patrioten anhörte. Es war der, welcher Schnitzer im Französischen machte! Man sah wohl, daß er nicht beim Abbé Fortier in die Schule gegangen war.«

»Immer zu!« versetzte Billot, du weißt, »man kann ein guter Patriot sein und weder zu schreiben, noch zu lesen verstehen.«

»Das ist wahr. Plötzlich lief ein Mann ganz atemlos herbei und rief: Sieg! Sieg! Foulon war nicht tot, Foulon lebt noch: ich habe ihn entdeckt, ich habe ihn gefunden!«

»Man war wie Sie, Vater Billot, man wollte nicht glauben. Die einen sagten: »»Wie! Foulon?«« »»Ja.«« Die Andern sagten: »»Nun! während du dort warst, hättest du zugleich seinen Schwiegersohn Berthier entdecken müssen.««

»Berthier!« rief Billot.

»Ja, Berthier von Sauvigny. Sie wissen wohl, unser Intendant von Compiègne, der Freund des Herrn Isidor von Charny.«

»Allerdings, derjenige, welcher so hart gegen jedermann und so artig gegen Katharine war.«

»Ganz richtig, ein Greuel von einem Finanzpächter, ein zweiter Blutegel des französischen Volks, der Fluch des Menschengeschlechts, die Schande der zivilisierten Welt.«

»Weiter! weiter!« rief Billot.

»Ich sage Ihnen also, daß sich Foulon für einen Toten ausgegeben, daß er statt seiner einen von seinen Bedienten hat begraben lassen. Dieser gute Bürger, dieser atemlose Patriot, der die Nachricht brachte, hatte ihn in Viry, wo er sich verborgen hielt, erkannt.«

»Ah! ah!«

»Als er ihn erkannt hatte, zeigte er ihn an, und der Syndicus, ein Herr Rappe, ließ ihn auf der Stelle verhaften.«

»Und wie heißt der brave Patriot, der den Mut gehabt hat, eine solche Handlung zu vollbringen?«

»Man nennt ihn Herr Saint-Jean.«

»Saint-Jean? das ist ein Lakaiename.«

»Ei! es ist auch der Lakai dieses Schurken Foulon. Ha! Aristokrat, das geschieht dir recht, warum hast du Lakaien?«

»Pitou, du interessierst mich,« sagte Billot, indem er näher zum Erzähler trat.

»Sie sind sehr gütig, Herr Billot . . . Der Foulon ist also angezeigt, verhaftet; man führte ihn nach Paris; der Denunziant lief voraus, um die Neuigkeit zu verkündigen und den Preis für seine Anzeige in Empfang zu nehmen, so daß Foulon hinter ihm bei der Barrière ankam.«

»Und dort hast du ihn gesehen?«

»Ja, er sah drollig aus; man hatte ihm ein Halsband von Nesseln statt der Kravatte angezogen.«

»Nesseln, warum dies?«

»Weil der Schurke, wie es scheint, gesagt hat, das Brot sei für die Menschen, der Hafer für die Pferde, die Nesseln seien aber gut genug für das Volk.«

»Er hat das gesagt, der Elende?

Bei Gott! ja, er hat es gesagt,« Herr Billot.

Gut, nun schwörst Du!«

»Bah!« versetzte Pitou mit einer dreisten Miene, »unter Militär; Kurz er ging zu Fuß, und man versetzte ihm den ganzen Weg entlang eine Menge von Streichen in die Hüften und an den Kopf.«

»Ah! ah!« machte Billot, weniger enthusiastisch.

»Das ist sehr belustigend,« fuhr Pitou fort; »nur konnte ihm aber nicht jedermann geben; da mehr als zehntausend Personen da waren, die hinter ihm schrien. Dann hat man ihn zum Präsidenten des Saint-Marcell-Distrikts geführt — ein Guter, wie Sie wissen.«

»Ja, Herr Acloque.«

»Cloque! ganz richtig; dieser aber hat Befehl gegeben, ihn in das Stadthaus zu führen, weil er nicht wußte, was er mit ihm machen sollte, so daß Sie ihn sehen werden.«

»Aber wie kommt es, daß du das verkündigst, und nicht der berufene Saint-Jean?«

»Weil meine Beine sechs Zoll länger sind als die seinigen. Er war vor mir abgegangen, aber ich habe ihn eingeholt und bin ihm dann zugekommen. Ich wollte Sie benachrichtigen, damit Sie Herrn Bailly davon in Kenntnis setzen können.«

»Welches Glück hast du!«

»Ich werde morgen noch viel mehr haben.«

»Woher weißt du das?«

»Derselbe Saint-Jean, der Foulon denunzierte, hat sich anheischig gemacht, es dahin zu bringen, daß man auch des Herrn von Berthier, der auf der Flucht ist, habhaft werde.«

»Er weiß also, wo er ist?«

»Ja, es scheint, es war ihr Vertrauter, dieser gute Herr Saint-Jean, und hat vom Schwiegervater

und vom Schwiegersohn, die ihn bestechen wollten, viel Geld bekommen.«

»Und er hat das Geld genommen?«

»Gewiß; es ist immer gut, das Geld eines Aristokraten zu nehmen; doch er hat gesagt: Ein guter Patriot verrät die Nation nicht für Geld.«

»Ja,« murmelte Billot, »er verrät nur seinen Herrn. Weißt du, Pitou, daß mir dein Saint-Jean eine große Kanaille zu sein scheint?«

»Das ist möglich, doch gleichviel, man wird Herrn von Berthier festnehmen, wie man Meister Foulon festgenommen hat, und man wird sie beide Nase an Nase henken. Was für eine abscheuliche Grimasse werden sie, einander anschauend, machen!«

»Und warum wird man sie henken?« fragte Billot.

»Weil es Schurken sind, die ich verabscheue.«

»Herr Berthier, der in den Pachthof gekommen ist, Herr Berthier, der bei seinen Rundreisen in der Ile-de-France bei uns Milch gegessen und von Paris aus goldene Ohrringe für Katharine geschickt hat! Oh! nein, nein, man wird ihn nicht henken.«

»Bah!« versetzte Pitou grimmig, »er war ein Aristokrat, ein schmeichelnder Betrüger!«

Billot schaute Pitou ganz erstaunt an. Unter dem Blicke Billots errötete Pitou unwillkürlich bis an das Weiße der Augen.

Plötzlich gewahrte der würdige Pächter Herrn Bailly, der nach einer Beratung aus dem Saale in sein Kabinett ging; er eilte auf ihn zu und teilte ihm die Neuigkeit mit.

Nun war aber die Reihe an Billot, einen Ungläubigen zu finden.

»Foulon! Foulon!« rief der Maire, »Tollheiten!«

»Hören Sie, Herr Bailly,« sprach der Pächter, »hier ist Pitou, der ihn gesehen hat.«

»Ich habe ihn gesehen, Herr Maire,« sagte Pitou, indem er eine Hand an die Brust legte und sich verbeugte.

Und er erzählte Bailly, was er Billot erzählt hatte.

»Da sah man den armen Bailly erleichen; er begriff den ganzen Umfang der Katastrophe.«

»Und Herr Acloque schickt ihn hierher?«

»Ja, Herr Maire.«

»Aber warum schickt er ihn?«

»Oh! seien Sie unbesorgt,« sagte Pitou, der sich in der Unruhe von Bailly täuschte, »es sind Leute dabei, um den Gefangenen zu bewachen; man wird ihn auf dem Wege nicht entführen.«

»Wollte Gott, daß man ihn entführte,« murmelte Bailly.

Dann wandte er sich an Pitou und fragte:

»Leute . . . was verstehen Sie darunter, mein Freund?«

»Ich meine das Volk. Mehr als zwanzigtausend Männer, die Weiber nicht gerechnet,« antwortete Pitou triumphierend.

»Der Unglückliche!« rief Bailly. »Meine Herren! meine Herren Wähler!«

Und mit scharfer Stimme rief er alle Beisitzer zu sich.

Bei seiner Erzählung hörte man nur Ausrufungen und Angstschreie.

Während eines Stillschweigens des Schreckens, das sodann eintrat, drang allmählich ein verworrener, ferner, unbestimmter Lärm in das Stadthaus.

»Was ist das?« fragte ein Wähler.

»Oh! es ist der Lärm der Menge,« antwortete ein anderer.

Plötzlich rollte ein Wagen rasch auf den Platz; er enthielt zwei bewaffnete Männer, die einen dritten bleichen, zitternden Mann aussteigen ließen.

Hinter dem Wagen, geführt von Saint-Jean, der atemloser als je, liefen ungefähr hundert junge Leute von zwölf bis achtzehn Jahren mit bleicher Gesichtsfarbe und flammenden Augen.

Sie schriegen: »Foulon! Foulon!« und liefen beinahe so rasch als die Pferde.

Die zwei bewaffneten Männer hatten indessen ein paar Schritte Vorsprung vor ihnen, was ihnen Zeit gab, Foulon in das Stadthaus zu schieben, dessen Thüren man vor den heiseren Bellern schloß.

»Endlich ist er hier,« sagten sie zu den Wählern, die oben auf der Treppe warteten. »Teufel! das ist nicht ohne Mühe abgegangen.«

»Meine Herren!« rief Foulon zitternd, »werden Sie mich retten?«

»Ah! mein Herr!« antwortete Bailly mit einem Seufzer, »Sie sind ein großer Verbrecher!«

»Aber ich hoffe, mein Herr, es wird doch eine Gerechtigkeit geben, die meine Verteidigung zuläßt?« fragte Foulon, immer ängstlicher.

In diesem Augenblick verdoppelte sich außen der Tumult.

»Verbergen Sie ihn rasch,« rief Bailly den Leuten zu, die ihn umgaben, »oder . . .«

Er wandte sich gegen Foulon und sagte zu ihm:

»Hören Sie, die Lage ist so ernst, daß wir Sie um Ihre Willensmeinung fragen müssen. Wollen Sie — vielleicht ist es noch Zeit — wollen Sie es versuchen, durch eine der Hinterthüren des Stadthauses zu entfliehen?«

»Oh! nein,« rief Foulon, »man wird mich erkennen und umbringen.«

»Ziehen Sie es vor, in unserer Mitte zu bleiben? Ich und diese Herren werden thun, was Menschen möglich ist, um Sie zu verteidigen. Nicht wahr, meine Herren?«

»Wir versprechen es,« riefen die Wähler einstimmig.

»Oh! ich will lieber bei Ihnen bleiben. Meine Herren, verlassen Sie mich nicht.«

»Ich habe Ihnen gesagt, wir werden alles thun, was Menschen möglich ist, um Sie zu retten,« antwortete Bailly mit Würde.

In diesem Augenblick entstand ein großes Geschrei auf dem Platze, verbreitete sich durch die Luft und drang durch die offenen Fenster ins Stadthaus ein.

»Hören Sie? hören Sie?« murmelte Foulon erbleichend.

Die Menge brach in der That brüllend und entsetzlich anzuschauen aus allen nach dem Stadthause mündenden Straßen, und besonders vom Quai Pelletier und aus der Rue de la Bannerie hervor.

Bailly trat an ein Fenster.

Die Augen, die Messer, die Piken, die Sensen und Musketen glänzten in der Sonne. In weniger als zehn Minuten hatte sich der große Platz mit Menschen gefüllt. Das war das Gefolge Foulons, wovon Pitou gesprochen; es hatte sich noch durch Neugierige vermehrt, die, als sie einen gewaltigen Lärm vernahmen, gegen die Grève, als einen Sammelpunkt, liefen.

Alle diese Stimmen, und es waren mehr als zwanzigtausend, schriegen:

»Foulon! Foulon!«

Nun sah man die hundert Vorläufer dieser Wütenden, wie sie der ganzen brüllenden Masse die Thüre bezeichneten, durch die Foulon eingetreten war; diese Thüre wurde sogleich bedroht, und man fing an, sie mit Fußritten, mit Kolbenstößen und Hebestangen zu bearbeiten.

Plötzlich öffnete sie sich.

Die Wachen des Stadthauses erschienen und rückten gegen die Angreifenden vor; diese wichen anfangs vor den Bajonetten zurück und ließen in ihrem ersten Schrecken einen großen leeren Raum vor der Fassade.

Die Wache nahm auf den Stufen eine feste Stellung ein. Statt zu drohen, sprachen übrigens die Offiziere freundlich zu der Menge und suchten sie zu beschwichtigen.

Bailly hatte beinahe den Kopf verloren. Es war das erste Mal, daß sich der arme Astronom einem Volkstumult gegenüber befand.

»Was ist zu thun?« fragte er die Wähler.

»Man muß ihn richten!« riefen mehrere Stimmen.

»Man richtet nicht unter der Einschüchterung der Menge,« sagte Bailly.

»Ah!« rief Billot, »haben Sie Truppen genug, um sich zu verteidigen?«

»Oh! wenn Herr von Lafayette benachrichtigt wäre,« sagte Bailly.

»So benachrichtigen Sie ihn.«

»Wer wird die Wogen dieser Menge zu durchschneiden wagen?«

»Ich!« erwiderte Billot.

Und er schickte sich an, wegzugehen.

Bailly hielt ihn zurück.

»Wahnsinniger, sprach er, schauen Sie diesen Ozean an. Wir werden von einer einzigen seiner Wellen verschlungen werden. Wenn Sie bis zu Herrn Lafayette dringen wollen, gehen Sie hinten hinaus.«

»Gut,« antwortete Billot einfach, und er eilte fort.

XL.

Der Schwiegervater.

Auf dem Platze entzündeten sich indes die Geister, wie es der immer mehr zunehmende Lärm der Menge bewies. Es war schon nicht mehr Haß, es war Abscheu. Die Schreie: Nieder mit Foulon! Foulon den Tod! kreuzten sich wie tödliche Wurfgeschosse bei einem Bombardement, Und schon begannen in dieser Menge Gerüchte in Umlauf zu kommen und sich zu vergrößern, die zu Gewaltthaten aufforderten.

Diese Gerüchte bedrohten nicht nur Foulon, sondern auch die Wähler, die ihn beschützten.

»Sie haben den Gefangenen entfliehen lassen!« sagten die einen. »Gehen wir hinein! gehen wir hinein!« sagten die andern.

»Zünden wir das Stadthaus an! Vorwärts! vorwärts!«

Da Herr von Lafayette immer noch nicht kam, sah Bailly darin noch das einzige Rettungsmittel: die Wähler sollten selbst hinabgehen, sich unter die Gruppen mischen und die Wütendsten zu bekehren suchen.

»Foulon! Foulon!«

Dies war der unablässige Schrei, das ununterbrochene Gebrülle der rasenden Wogen.

Ein allgemeiner Sturm bereitete sich vor; die Mauern hätten nicht widerstanden.

«Mein Herr,« sagte Bailly zu Foulon, »wenn Sie sich nicht der Menge zeigen, so werden diese Leute glauben, wir haben Sie entwichen lassen; sie werden die Thüre sprengen, sie werden hier hereinkommen, und finden sie Sie dann hier, so stehe ich für nichts mehr.«

»Oh! ich wußte nicht, daß ich so verhaßt bin,« murmelte Foulon, indem er seine Arme mutlos niederfallen ließ.

Und von Bailly unterstützt, schleppte er sich zum Fenster.

Ein entsetzliches Geschrei erhob sich bei seinem Anblick. Die Wachen wurden überwältigt, die Thüren eingestoßen; der Strom stürzte sich auf die Treppen, in die Eingänge, in die Säle, die in einem Augenblick mit Menschen gefüllt waren.

Was nur immer an Wachen verfügbar war, stellte Bailly sofort um den Gefangenen auf, und begann sodann zu den Volksmassen zu reden.

Er wollte diesen Menschen begreiflich machen, daß man durch Mord zuweilen einen Akt der Rache begeht, aber in keinem Fall Gerechtigkeit übt.

Nach unerhörten Anstrengungen, und nachdem er zwanzigmal sein eigenes Leben gewagt, gelang es ihm endlich.

»Ja, ja,« riefen die Stürmenden, »man richte ihn! man richte ihn! doch man hänge ihn auf.«

Soweit waren sie mit ihrer Beweisführung, als Herr von Lafayette, geführt von Billot, im Stadthause erschien.

Der Anblick seines dreifarbigten Federbusches, eines der ersten, die man getragen, dampfte sogleich das Geschrei und die Ausbrüche des Zorns.

Der Obergeneral ließ sich Platz machen und wiederholte noch energischer, als Bailly, was

dieser bereits gesagt hatte.

Seine Rede wirkte schlagend auf alle, die ihn hören konnten, und die Sache Foulons war im Saale der Wähler gewonnen.

Außen aber hatten zwanzigtausend Wütende Herrn von Lafayette nicht gehört und blieben unerschütterlich in ihrer Raserei.

»Auf denn!« endigte Lafayette, der natürlich glaubte, die Wirkung, die er auf die Menschen, die ihn umgaben, hervorgebracht, erstrecke sich auch nach außen; auf denn! dieser Mensch muß gerichtet werden.

»Ja!« rief die Menge.

»Infolgedessen befehle ich, daß man ihn ins Gefängnis führt,« fuhr Lafayette fort.

»Ins Gefängnis! ins Gefängnis!« brüllte die Menge.

Zu gleicher Zeit winkte der General den Wachen des Stadthauses, und diese ließen den Gefangenen vorschreiten.

Die Menge dachte nicht anders, als daß nun ihre Beute zu ihr komme. Sie glaubte nicht von fern daran, daß irgend jemand hoffe, ihr diese Beute streitig zu machen.

Sie roch, sozusagen, das frische Fleisch, das die Treppe hinabstieg.

Billot hatte sich mit einigen Wählern, mit Bailly selbst, an das Fenster gestellt, um dem Gefangenen, während er unter dem Geleite der Wachen des Stadthauses über den Platz schreiten würde, mit den Augen zu folgen.

Auf dem Wege richtete Foulon dahin und dorthin verlorene Worte, die, trotz der Beteuerung seines festen Vertrauens, seine tiefe Angst bezeugten.

»Edles Volk,« sagte er, während er die Treppe hinabstieg, »ich fürchte nichts; ich bin unter meinen Mitbürgern.«

Und schon kreuzten sich das Gelächter und die Schmähungen um ihn her, als er sich plötzlich außerhalb des düsteren Gewölbes oben auf den Treppen befand, die auf den Platz führten; hier trafen ihn Luft und Sonne ins Gesicht.

Sogleich drang ein einziger Schrei, ein Schrei der Wut, ein Brüllen der Drohung und des Hasses, aus der Brust von zwanzigtausend Menschen hervor. Bei dieser Explosion werden die Wachen durchbrochen, von der Erde aufgehoben, zerstreut, tausend Arme erheben sich gegen Foulon, schleppen ihn fort und tragen ihn an die unselige Ecke unter die Laterne, den gemeinen brutalen Galgen des Zorns, den das Volk seine Rechtspflege nannte.

Billot sah es und schrie von seinem Fenster aus; auch die Wähler trieben die Wache an, die aber nichts mehr thun konnte.

Lafayette stürzte in Verzweiflung aus dem Stadthause; doch er war nicht einmal imstande, durch die ersten Reihen dieser Menge zu dringen, die sich wie ein ungeheurer See zwischen ihm und der Laterne ausbreitete.

Auf die Weichsteine steigend, um besser zu sehen, an den Fenstern, an den Vorsprüngen der Gebäude, an allen Unebenheiten, die ihnen geboten waren, sich anhängend, ermutigten die einfachen Zuschauer durch ihr furchtbares Geschrei die Schauspieler in ihrem entsetzlichen Feuereifer.

Die Schauspieler selbst spielten mit ihrem Opfer, wie es ein Trupp von Tigern mit einer wehrlosen Beute machen würde.

Alle stritten um Foulon. Endlich begriffen sie, daß man die Rollen unter sich verteilen müsse, wenn man an seinem Todeskampf sich weiden wolle.

Er würde sonst in Stücke zerrissen werden.

Die einen hoben Foulon, der schon nicht mehr die Kraft besaß, zu schreien, in die Höhe.

Die andern, die ihm seine Halsbinde abgenommen und seinen Rock zerrissen hatten, schlangen ihm einen Strick um den Hals.

Wieder andre, die auf die Laterne gestiegen waren, ließen den Strick herab, den ihre Gefährten dem Exminister um den Hals schlangen.

Einen Augenblick hielt man Foulon mit den Armen empor und zeigte ihn so, den Strick um den Hals und die Hände auf den Rücken gebunden, der Menge.

Dann, als die Menge den armen Sünder mit Lust beschaut, als sie beifällig in die Hände geklatscht hatte, wurde das Signal gegeben und Foulon bleich und blutig unter einem Gezische, das erschrecklicher als der Tod, zur Höhe des eisernen Laternenarmes aufgehißt.

Alle, die bis dahin nichts hatten sehen können, erblickten nun den über der Menge schwebenden öffentlichen Feind.

Ein neues Geschrei erscholl; dieses galt den Henkern. Sollte Foulon so schnell sterben?

Die Henker zuckten die Achseln und deuteten nur auf den Strick.

Der Strick war alt. Die verzweifelten Bewegungen, die Foulon in seinem Todeskampfe machte, lösten vollends den Faden, der ihn zurückhielt, der Strick riß, und Foulon fiel halb erwürgt auf das Pflaster.

Er war erst bei der Vorrede der Hinrichtung. Jeder stürzte auf den armen Sünder zu; man war ruhig, er konnte nicht fliehen; er hatte bei seinem Fall nur das Bein über dem Schenkel gebrochen.

Und dennoch erhoben sich einige Flüche und Verwünschungen, unverständige, verleumderische Verwünschungen: man klagte die Henker an, man hielt sie für ungeschickte Leute . . . sie, die doch im Gegenteil so sinnreich zu Werke gegangen waren, sie, die den alten, abgenutzten Strick in der Hoffnung, er werde reißen, gewählt hatten.

Man machte einen Knoten an den Strick und schlang ihn abermals um den Hals des Unglücklichen, der, halbtot, die Augen stier, die Stimme erstickt, um sich her suchte, ob in dieser Stadt, die man den Mittelpunkt des zivilisierten Weltalls nennt, nicht eines von den Bajonetten dieses Königs, dessen Minister er gewesen und der hunderttausend besaß, ein Loch in diese Kannibalenhorde brechen würde.

Doch nichts um ihn her, nichts als der Haß, nichts als die Schmähung, nichts als der Tod.

»Tötet mich wenigstens, ohne mich so grausam leiden zu lassen!« rief Foulon in Verzweiflung.

»Höre,« antwortete eine Stimme, »warum sollten wir deine Hinrichtung abkürzen? Du hast die unsre lange genug dauern lassen.«

»Und dann,« sagte eine andre, »du hast noch nicht Zeit gehabt, deine Nessel zu verdauen.«

»Wartet! wartet!« rief eine dritte, »man wird ihm seinen Schwiegersohn Berthier bringen; es ist Platz an der Laterne gegenüber. Wir wollen das Gesicht sehen, das sich der Schwiegervater und der Schwiegersohn machen werden!«

»Macht ein Ende! macht ein Ende!« rief der Unglückliche.

Bailly und Lafayette baten, flehten, schrieten mittlerweile und suchten durch die Menge zu dringen. Plötzlich erhebt sich Foulon abermals am Ende des Stricks, der abermals reißt, und ihre Bitten, ihr Flehen, ihr Kampf, der nicht minder schmerzlich, als der Todeskampf des armen Sünders, verlieren sich, vermengen sich, erloschen in dem allgemeinen Gelächter, mit dem man diesen zweiten Sturz empfängt.

Bailly und Lafayette, drei Tage vorher noch die unumschränkten Beherrscher des Willens von sechsmalunderttausend Parisern — heute hörte nicht einmal ein Kind auf sie. Man murrte: sie beugen, sie unterbrechen das Schauspiel.

Vergebens hat ihnen Billot mit seiner Stärke Beistand geleistet, der kräftige Athlet hat zwanzig Menschen niedergeworfen, doch um bis zu Foulon zu gelangen, müßte er fünfzig, hundert, zweihundert niederwerfen, und seine Kräfte sind erschöpft; und während er inne hält, um den mit Blut vermengten Schweiß, der von seiner Stirne fließt, abzuwischen, erhebt sich Foulon bis zum Kolben der Laterne.

Diesmal hat man Mitleid mit ihm gehabt, man hat einen neuen Strick gefunden.

Endlich ist der Verurteilte tot. Das Opfer leidet nicht mehr.

Eine halbe Minute hat der Menge genügt, um außer Zweifel zu sein, daß der Lebensfunke erloschen ist. Nun hat der Tiger getötet, er kann verschlingen.

Oben von der Laterne herabgestürzt, ließ man dem Leichnam nicht einmal Zeit, die Erde zu berühren; er wurde noch früher in Stücke zerrissen.

In einer Sekunde hatte man den Kopf vom Rumpfe getrennt, und in einer Sekunde hob man ihn am Ende eines Spießes in die Höhe. Zu jener Zeit war es stark in der Mode, den Kopf seiner Feinde in solcher Art zu tragen.

Bei diesem Schauspiel erschrak Bailly ungemein, er sah in diesem Kopf die Medusa des Altertums.

Bleich, den Degen in der Hand, schob Lafayette mit Ekel die Wachen von sich, die sich zu entschuldigen suchten, daß sie die minder Starken gewesen.

Stampfend vor Wut und dahin und dorthin ausschlagend, wie eines von den brausenden Pferden der Wildnis, kehrte Billot ins Stadthaus zurück, um nichts mehr von dem zu sehen, was auf diesem mit Blut besudelten Platze vorging.

Was Pitou betrifft, so hatte sich sein Ungestüm für die Volkswache in eine krampfartige Bewegung verwandelt, und er hatte das abschüssige Ufer des Flusses erreicht, wo er die Augen und die Ohren schloß, um nichts mehr zu sehen und zu hören.

Im Stadthause herrschte Bestürzung: die Wähler fingen an zu begreifen, sie werden nie imstande sein, die Bewegung des Volkes anders zu lenken, als in der Richtung, die dem Volke beliebt würde.

Plötzlich, während die Wütenden sich damit belustigen, daß sie den enthaupteten Körper von Foulon in den Gassen umherschleppen, erschallt ein neues Geschrei, rollt ein neuer Donner über die Brücken.

Ein Eilbote stürzt herbei. Die Neuigkeit, die er bringt, weiß die Menge schon. Sie hat auf die Andeutung ihrer geschicktesten Führer erraten, wie die Meute nach der Eingebung des geübtesten Leithundes die Fährte aufnimmt.

Die Menge drängt sich um den Eilboten und schließt ihn ein; sie fühlt, daß er eine neue Beute berührt hat; sie riecht, daß er von Berthier sprechen will.

Aus dem Munde von zehntausend Menschen zugleich befragt, sieht sich der Eilbote genötigt, zu antworten:

»Herr Berthier von Sauvigny ist in Compiègne verhaftet worden.«

Dann dringt er in das Stadthaus ein, wo er Lafayette und Bailly dasselbe verkündigt.

»Gut, gut, ich wußte es,« erwidert Lafayette.

»Wir wußten es,« sagte Bailly, »und es sind Befehle gegeben, daß man ihn dort bewacht.«

»Dort bewacht?« wiederholte der Eilbote.

»Allerdings; ich habe zwei Kommissare mit einer Bedeckung abgeschickt.«

»Eine Bedeckung von zweihundertfünfzig Mann, nicht wahr?« fragte ein Wähler, »dies ist mehr als genügend.«

»Meine Herren, entgegnet der Eilbote, das ist es gerade, was ich Ihnen sagen wollte: die Bedeckung ist zerstreut und der Gefangene durch die Menge entführt worden.«

»Entführt!« ruft Lafayette. »Die Bedeckung hat sich ihren Gefangenen entführen lassen?«

»Klagen Sie nicht an. Alles, was sie thun konnte, hat sie gethan.«

»Aber Herr Berthier?« fragte Bailly ängstlich.

»Man bringt ihn nach Paris,« antwortete der Eilbote, »und in diesem Augenblick ist er in Bourget.«

»Wenn er hierher kommt, ist er verloren!« rief Bailly.

»Geschwind! geschwind!« rief Lafayette, »fünfhundert Mann nach Bourget! Die Kommissäre und Herr Berthier sollen dort anhalten und bleiben; während der Nacht werden wir die Sache überlegen und einen Entschluß fassen.«

»Aber wer wird es wagen, diesen Auftrag zu übernehmen?« versetzte der Eilbote, der aus dem Fenster voll Schrecken das stürmische Meer betrachtete, von dem jede Welle ihren Todesschrei auswarf.

»Ich!« rief Billot; »diesen werde ich retten!«

»Aber Sie werden umkommen!« rief der Eilbote; die Straße ist schwarz von Menschen.

»Ich gehe,« sagte der Pächter.

»Unnütz,« murmelte Bailly, der gehorcht hatte. »Höret!«

Da vernahm man in der Richtung von Porte Saint-Martin ein Geräusch, dem Tosen des Meeres auf den Strandsteinen ähnlich. Dieser wütende Lärm drang über die Häuser empor wie der brodelnde Dampf über den Rand eines Gefäßes.

»Zu spät!« sagte Lafayette.

»Sie kommen, sie kommen!« murmelte der Eilbote. »Hören Sie?«

»Ein Regiment! ein Regiment!« rief Lafayette mit dem edlen Wahnsinn der Menschenliebe, der die glänzende Seite seines Charakters war.

»Ei! Mord und Tod!« rief Bailly, »vergessen Sie, daß *unsere* Armee gerade diese Menge ist, die Sie bekämpfen wollen? Und er verbarg sein Gesicht in seinen Händen.«

Die Schreie, die man in der Ferne gehört, hatten sich von der in der Straßen zusammengescharten Menge mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers dem Volke mitgeteilt, das auf dem Platze in dichten Haufen stand.

Man sah nun diejenigen, welche die traurigen Ueberreste von Foulon beschimpften, ihr blutiges Spiel verlassen, um einer neuen Rache entgegenzueilen.

Die dem Platze anliegenden Straßen speien sogleich einen großen Teil dieser brüllenden Menge aus, die, Messer und drohende Fäuste emporhaltend, sich nach der Rue Saint-Martin dem neuen Todeszuge entgegenwälzte.

XLI.

Der Schwiegersohn.

Die Verbindung war bald bewerkstelligt, man hatte auf beiden Seiten dieselbe Eile.

Einige von den Sinnreichen, die wir auf der Grève gesehen, brachten dem Schwiegersohn am Ende eines Spießes den Kopf seines Schwiegervaters.

Herr Berthier kam mit dem Kommissär durch die Rue Saint-Martin. Er saß in seinem Wagen.

Unter Geschrei, Gezisch und Drohungen fuhr Berthier Schritt für Schritt weiter und sprach ruhig mit dem Wähler Riviere, dem Kommissär, den man nach Compiègne abgesandt hatte, um ihn zu retten.

Das Volk hatte mit dem Wagen angefangen und zuerst dessen Verdeck zerbrochen, so daß Berthier und der Kommissär entblößt und allen Blicken und Streichen ausgesetzt waren.

Unterwegs hörte er sich an seine Verbrechen erinnern, von der Wut des Volkes erläutert und noch vergrößert.

Er hatte Paris aushungern wollen.

Er hatte befohlen, den Roggen und den Weizen grün abzuschneiden; dadurch war der Preis des Getreides gestiegen, und er hatte ungeheure Summen eingenommen.

Man hatte bei ihm ein Portefeuille erwischt; in diesem fanden sich mordbrennerische Briefe, Befehle zum Niedermetzeln, der Beweis, daß zehntausend Patronen an seine Agenten ausgeteilt worden seien.

Das waren entsetzliche Albernheiten; doch es ist ja bekannt, daß die Menge, wenn sie einmal den Paroxismus ihres Zorns erreicht hat, die wahnsinnigsten Neuigkeiten für wahr ausgiebt.

Berthier war noch ein junger Mann von dreißig bis zweiunddreißig Jahren, elegant gekleidet, beinahe lächelnd unter den Streichen und Beleidigungen; mit vollkommener Sorglosigkeit sah er um sich her die schändlichen Anschlagzettel an, die man ihm zeigte, und plauderte ohne Prahlerei mit Riviere.

Zwei über seine Gelassenheit aufgebrachte Menschen wollten ihn erschrecken und aus seiner Haltung bringen. Sie stellten sich jeder auf einen Fußtritt des Wagens und hielten Berthier das Bajonett ihrer Flinte auf die Brust.

Aber mutig bis zur Verwegenheit, ließ sich Berthier dadurch nicht aus der Fassung bringen und sprach fortwährend mit dem Wähler.

Tief gereizt durch diese Verachtung, die so seltsam mit Foulons Angst kontrastierte, brüllte die Menge um den Wagen her und wartete mit Ungeduld auf den Augenblick, wo sie statt einer Drohung einen Schmerz auferlegen könnte.

Da heftete Berthier seinen Blick auf etwas Ungestaltetes, Blutiges, das man vor ihm schüttelte, und erkannte plötzlich den Kopf seines Schwiegervaters, der sich bis zur Höhe seiner Lippen neigte. Man wollte ihn den Kopf küssen lassen.

Herr Riviere schob mit seiner Hand den Spieß entrüstet auf die Seite. Berthier wandte sich nicht einmal um.

So kam man auf die Grève, und der Gefangene wurde den Wählern im Stadthause übergeben.

Die Menge nahm ihre Stellung auf den guten Plätzen, bewachte alle Ausgänge, traf ihre Vorkehrungen und bereitete neue Stricke am Kloben der Laterne.

Als Billot Berthier sah, der ruhig die große Treppe des Stadthauses hinaufstieg, weinte er bitterlich.

Pitou, der das Ufer verlassen hatte und wieder zum Quai hinaufgestiegen war, sobald er glaubte, die Hinrichtung sei vorüber, kauerte sich erschrocken hinter eine Bank.

Berthier, als hätte es sich gar nicht um ihn gehandelt, war mittlerweile in den Ratssaal eingetreten und plauderte vertraut mit den Wählern, von denen er die Mehrzahl kannte.

Diese entfernten sich von ihm mit dem Schrecken, der schüchterne Seelen ergreift, wenn sie mit einem Menschen, der beim Volke verhaßt ist, in öffentliche Berührung treten soll.

Berthier sah sich auch bald beinahe allein mit Bailly und Lafayette. Er ließ sich alle Einzelheiten von der Hinrichtung Foulons erzählen; dann zuckte er die Achseln und sagte:

»Ja, ich begreife das: man haßt uns, weil wir die Werkzeuge sind, mit denen man das Volk gefoltert hat.«

»Man wirft Ihnen große Verbrechen vor, mein Herr,« sprach Bailly mit strengem Ton,

»Mein Herr,« erwiderte Berthier, »wenn ich alle Verbrechen begangen hätte, die man mir vorwirft, so wäre ich ein wildes Tier oder ein Teufel; doch, wie ich glaube, wird man mich richten, und dann wird es klar werden.«

»Allerdings,« sprach Bailly.

»Nun!« fuhr Berthier fort, »das ist alles, was ich wünsche. Man hat meine Korrespondenz, man wird sehen, welchen Befehlen ich gehorcht habe, und die Verantwortlichkeit wird auf diejenigen zurückfallen, denen sie gebührt.«

Die Wähler schauten auf den Platz hinaus, von wo furchtbares Geschrei aufstieg.

Berthier begriff die Antwort.

Da durchschnitt Billot die Menge, die Bailly umgab, näherte sich dem Intendanten, bot ihm seine redliche große Hand und sagte:

»Guten Tag, Herr von Sauvigny.«

»Ah! du bist es, Billot,« rief Berthier lachend, indem er mit einer festen Hand die ihm dargebotene Hand ergriff; »Du willst also in Paris Aufruhr treiben, mein braver Pächter, du, der du dein Getreide auf den Märkten von Villers-Cotterets, von Crevy und von Soissons so gut verkauftest?«

Trotz seiner demokratischen Bestrebungen konnte Billot nicht umhin, die Ruhe dieses Mannes zu bewundern, der in solcher Weise scherzte, während sein Leben an einem Faden hing.

»Nehmen Sie Ihre Plätze ein, meine Herren,« sprach Bailly zu den Wählern, wir wollen die Instruktion gegen den Angeklagten beginnen.

»Gut,« sagte Berthier, »nur muß ich Sie darauf aufmerksam machen, meine Herren, daß ich erschöpft bin; seit zwei Tagen habe ich nicht geschlafen; von Compiègne nach Paris bin ich heute gestoßen, geschlagen, gezerrt worden; wenn ich zu essen verlangte, bot man mir Heu, was nicht sehr erfrischend ist; lassen Sie mir einen Ort anweisen, wo ich schlafen kann, und wäre es nur eine Stunde.«

In diesem Augenblick ging Lafayette aus dem Saal, um sich zu erkundigen. Er kam

niedergeschlagener als je zurück.

»Mein lieber Bailly,« sagte er, »die Erbitterung ist bis auf den höchsten Grad gestiegen. Herrn Berthier hier behalten heißt sich einer Belagerung aussetzen; das Stadthaus verteidigen heißt den Wütenden den Vorwand geben, den sie verlangen; das Stadthaus nicht verteidigen heißt die Gewohnheit annehmen, nachzugeben, so oft man es angreifen wird.«

Während dieser Zeit hatte sich Berthier auf eine Bank gesetzt und dann gelegt.

Er schickte sich an, zu schlafen.

Die wütenden Schreie gelangten zu ihm durch das Fenster, störten ihn aber nicht; sein Gesicht bewahrte die Ruhe des Mannes, der alles vergißt, um den Schlaf über sein Bewußtsein sich lagern zu lassen.

Bailly beriet sich mit den Wählern und mit Lafayette.

Lafayette sammelte rasch die Stimmen, wandte sich an den Gefangenen, der einzuschlafen anfang, und sagte zu ihm:

»Mein Herr, wollen Sie sich bereit halten.«

Berthier stieß einen Seufzer aus, erhob sich auf seinen Ellenbogen und fragte:

»Wozu bereit?«

»Diese Herren haben beschlossen, daß Sie nach der Abbaye gebracht werden sollen.«

»Nach der Abbaye? gut,« sagte der Intendant. »Doch,« fügte er bei, indem er die verlegenen Richter anschaute, deren Verlegenheit er begriff, »machen wir *auf die eine oder die andere* Art ein Ende.«

Lange zurückgehalten, drang auf einmal wieder ein Ausbruch des Zorns und der Ungeduld von der Grève empor.

»Nein, meine Herren, nein, wir werden ihn in diesem Augenblick nicht gehen lassen,« rief Lafayette.

Bailly faßte einen Entschluß, er ging mit zwei Wählern auf den Platz hinab und gebot Stillschweigen.

Das Volk wußte so gut, als er, was er sagen würde; da es aber die Absicht hatte, das Verbrechen wiederzubeginnen, so wollte es nicht einmal den Vorwurf hören, und als Bailly den Mund öffnete, erhob sich aus der Menge ein ungeheures Geschrei und brach seine Stimme, bevor sie sich nur hatte vernehmbar machen können.

Da Bailly sah, daß es ihm unmöglich sei, auch nur ein einziges Wort zu artikulieren, kehrte er nach dem Stadthause zurück, verfolgt von den Schreien:

»Berthier! Berthier!«

Dann drangen andre Schreie durch diesen durch. Man brüllte:

»An die Laterne! An die Laterne!«

Als Lafayette Bailly zurückkommen sah, eilte er ihm entgegen. Er ist jung, er ist glühend, er ist geliebt. Was der Greis mit seiner Volkstümlichkeit von gestern nicht hat erlangen können, wird er, der Freund von Washington und Necker, ohne Zweifel, mit dem ersten Wort erlangen.

Doch vergebens drang der Volksgeneral in die Gruppen der Wütendsten; vergebens sprach er im Namen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Nicht eines von seinen Worten wurde gehört.

Von Stufe zu Stufe zurückgestoßen, kniete er auf der Freitreppe des Stadthauses nieder und beschwor diese Tiger, die er seine Mitbürger nannte, ihre Nation nicht zu entehren, sich selbst

nicht zu entehren, die Schuldigen nicht zu Märtyrern zu erheben, denen das Gesetz einen Teil Ehrlosigkeit mit einem Teil Bestrafung schuldig sei.

Als er beharrlich fortfuhr, gelangten die Drohungen bis zu ihm, doch er kämpfte gegen die Drohungen. Einige Rasende zeigten ihm dann die Faust und hoben ihre Gewehre gegen ihn empor.

Er ging ihren Streichen entgegen, und ihre Waffen senkten sich.

Aber wenn man Lafayette bedroht hatte, so bedrohte man Berthier noch viel mehr.

Wie Bailly, so kehrte auch Lafayette besiegt ins Stadthaus zurück.

Alle Wähler waren Augenzeugen gewesen, wie machtlos Lafayette gegen den Sturm angekämpft; damit war ihr letzter Wall niedergestürzt.

Sie beschlossen, die Wache des Stadthauses sollte Berthier nach der Abbaye führen.

Das hieß Berthier in den Tod schicken.

»Endlich!« sagte Berthier, als der Beschluß gefaßt war.

Und er schaute alle diese Menschen mit tiefer Verachtung an und stellte sich unter die Wachen, nachdem er Bailly und Lafayette durch ein Zeichen gedankt und Billot die Hand gereicht hatte.

Bailly wandte seinen Blick voll Thränen, Lafayette seine Augen voll Entrüstung ab.

Berthier stieg die Treppe des Stadthauses mit demselben Schritte hinab, mit dem er sie heraufgestiegen war.

In dem Augenblick, wo er auf der Freitreppe erschien, machte ein entsetzliches, vom Platze ausgehendes Geschrei selbst die steinernen Stufen, auf die er den Fuß setzte, zittern.

Doch, verächtlich und unempfindlich, schaute er alle diese flammenden Augen mit ruhigen Augen an, zuckte die Achseln und sprach die Worte:

»Wie seltsam ist dieses Volk! Was hat es so zu brüllen!«

Er hatte nicht vollendet, als er schon diesem Volke gehörte. Schon auf der Freitreppe rissen ihn grimmige Fäuste aus der Mitte der Wachen heraus. Eiserne Haken zogen ihn an, sein Fuß glitt aus, und er rollte in die Arme seiner Feinde.

Dann riß eine unwiderstehliche Woge den Gefangenen auf dem mit Blut besudelten Wege fort, auf dem Foulon zwei Stunden zuvor geschleppt worden war.

Schon saß ein Mensch, mit dem Stricke in der Hand, auf der unseligen Laterne.

Doch ein anderer Mensch hatte sich an Berthier angeklammert, und dieser Mensch teilte wütend, wahnsinnig, Schläge und Verwünschungen an die Henker aus.

Er schrie:

»Ihr werdet ihn nicht töten!«

Es war Billot, den die Verzweiflung toll gemacht hatte, und zwar toll wie zwanzig Menschen.

Den einen rief er zu:

»Ich bin einer von den Siegern der Bastille!«

Und einige, die ihn wirklich kannten, ließen in ihren Angriffen nach.

Zu andern sagte er:

»Laßt ihn richten; ich hafte für ihn; läßt man ihn entwischen, so werdet Ihr mich statt seiner henken.«

Armer Billot, armer ehrlicher Mann! Die Wellen rissen ihn fort, ihn und Berthier, wie ein

Wetterwirbel in seinen weiten Kreisen eine Feder und einen Strohhalm von hinnen trägt.

Er flog und wußte nicht wie und wo, bis er an Ort und Stelle war.

Berthier, den man rückwärts fortgeschleppt und aufgehoben hatte, wandte sich, als er sah, daß man anhielt, um, schlug die Augen auf und erblickte den schändlichen Strang, der über seinem Kopfe baumelte.

Durch eine ebenso heftige, als unerwartete Anstrengung machte er sich von den Händen, die ihn festhielten, los, riß einem von der Nationalgarde eine Flinte aus den Händen und ging mit Bajonettstößen auf seine Henker los.

Doch in einer Sekunde trafen ihn tausend Streiche von hinten, er fiel, und tausend Stöße tauchten aus einem Kreise auf ihn nieder.

Billot war unter den Füßen der Mörder verschwunden.

Berthier hatte keine Zeit zu leiden. Sein Blut entströmte aus unzähligen Wunden seines Leibes. Da konnte Billot ein Schauspiel sehen, das noch greulicher war, als alles, was er bis jetzt erblickt. Er sah einen Menschen seine Hand in die offene Brust des Leichnams tauchen und das noch rauchende Herz herausziehen.

Derselbe steckte dann dieses Herz an die Spitze seines Säbels, trug es mitten unter der brüllenden Menge, die sich auf seinem Wege vor ihm öffnete, und legte es auf die Tafel des großen Rates nieder, wo die Wähler ihre Sitzungen hielten.

Billot, der eiserne Mann, konnte diesen Anblick nicht ertragen; zehn Schritte von der unseligen Laterne fiel er auf einen Weichstein nieder.

Lafayette, als er diese schändliche, seiner Autorität, der Revolution, die er lenkte, oder vielmehr zu lenken geglaubt hatte, zugefügte Beleidigung sah, Lafayette zerbrach seinen Degen und warf die Stücke davon den Mördern an den Kopf.

Pitou hob den Pächter auf, trug ihn in seinen Armen weg und flüsterte ihm ins Ohr:

»Billot! Vater Billot, nehmen Sie sich in acht; wenn sie sehen, daß Sie sich übel befänden, so würden die Mörder Sie für einen Mitschuldigen halten und auch umbringen . . . Das wäre schade . . . ein so guter Patriot! . . .«

Hernach zog er ihn nach dem Flusse fort, wobei er ihn so gut, als es ihm möglich war, vor den Blicken einiger Hitz- und Murrköpfe verbarg.

Neuntes bis zwölftes Bändchen.

XLII.

Billot fängt an zu bemerken, daß nicht alles rosa bei den Revolutionen ist.

Billot, der mit Pitou an allen ruhmwürdigen Opferfeierlichkeiten teilgenommen hatte, fing an zu bemerken, daß die Hefe kam. Als er bei der Kühle des Flusses wieder zum Bewußtsein gelangt war, sagte Pitou zu ihm:

»Herr Billot, ich sehne mich nach Villers-Cotterets zurück; und Sie?«

Diese Worte erweckten, wie eine frische Empfindung von Tugend und Ruhe, den Pächter wieder, so daß er abermals die Stärke fand, durch die Volksmassen sich hindurchzuarbeiten und sich von der Schlächtereie zu entfernen.

»Komm,« sagte er, »du hast recht.«

Und er entschloß sich, Gilbert aufzusuchen, der in Versailles wohnte und, ohne seit der Reise des Königs nach Paris zur Königin zurückgekehrt zu sein, der rechte Arm von Necker geworden war, der wieder in das Ministerium eintrat und, den Roman seines Lebens für die Geschichte aller verlassend, die Wohlfahrt zu organisieren suchte, indem er das Elend generalisierte.

Pitou folgte ihm wie immer.

Beide wurden in das Kabinett eingeführt, wo der Doktor arbeitete.

»Doktor,« sagte Billot, »ich kehre nach meinem Pachthofe zurück.«

»Und warum dies?« fragte Gilbert.

»Weil ich Paris hasse.«

»Ach! ja, ich begreife,« sprach Gilbert kalt: »Sie sind müde.«

»Abgemattet.«

»Sie lieben die Revolution nicht?

»Ich möchte sie gern beendet sehen.«

Gilbert lächelte traurig.

»Sie fängt ja erst an!« sagte er.

»Ho!« machte Billot.

»Das setzt Sie in Erstaunen, Billot?« sprach Gilbert.

»Was mich in Erstaunen setzt, ist Ihre Kaltblütigkeit.«

»Mein Freund, fragte Gilbert, wissen Sie, woher bei mir diese Kaltblütigkeit kommt?«

»Sie kann nur von einer Überzeugung kommen.«

»Ganz richtig.«

»Und was für eine Überzeugung ist das?«

»Erraten Sie.«

»Es werde alles gut endigen?«

Gilbert lächelte noch trauriger als das erstmal.

»Nein, im Gegenteil, von der Überzeugung, es werde alles schlecht endigen.«

Billot gab einen Schrei von sich.

Pitou aber sperrte die Augen ungeheuer weit auf: er fand die Beweisführung wenig logisch.

»Lassen Sie hören,« sprach Billot, indem er sich mit seiner schweren Hand hinter dem Ohr kratzte; »denn ich verstehe nicht recht, wie mir scheint.«

»Nehmen Sie einen Stuhl, Billot,« sagte Gilbert, »und setzen Sie sich nahe zu mir, so nahe, daß uns niemand hört.«

Billot gehorchte.

»Und ich, Herr Gilbert,« fragte schüchtern Pitou, indem er andeutete, er sei bereit, sich zu entfernen, wenn es der Doktor wünsche.

»Bleibe,« sprach der Doktor, »du bist jung, höre.«

Pitou öffnete die Ohren in gleichem Umfang mit der Größe seiner Augen.

Es war ein seltsames Schauspiel, das Schauspiel einer solchen geheimen Versammlung, gehalten von diesen drei Personen im Cabinet von Gilbert, bei einem von Briefen, Papieren, frischen Druckschriften und Zeitungen überladenen Tisch, vier Schritte von einer Thüre, welche, ohne eindringen zu können, Bittsteller und Kläger, zurückgehalten von einem beinahe blinden und einarmigen alten Schreiber, belagerten.

»Erklären Sie sich, Herr. Warum wird alles schlecht endigen?«

»Billot, wissen Sie, was ich in diesem Augenblick mache, mein Freund?«

»Sie schreiben, aber den Sinn dieser Zeilen kann ich nicht erraten, ich, der ich nicht einmal lesen kann.«

Pitou erhob schüchtern den Kopf und warf einen Blick auf das Papier, das vor dem Doktor lag.

»Das sind Ziffern,« sagte er.

»Ja, das sind Ziffern. Nun denn! diese Ziffern sind zugleich der Ruin und das Heil von Frankreich.«

»Morgen gedruckt, werden diese Ziffern im Paläste des Königs, im Schlosse der Adligen und in den Hütten der Armen den vierten Teil von ihren Einkünften fordern.«

»Wie?« machte Billot.

»Oh! meine arme Tante Angélique,« murmelte Pitou, »was für ein Gesicht wird sie schneiden!«

»Was sagen Sie hierzu, mein Braver?« fuhr Gilbert fort. »Man macht Revolutionen, nicht wahr? Nun, sie müssen bezahlt werden!«

»Das ist richtig,« antwortete Billot heldenmütig. »Gut, es sei, man wird sie bezahlen.«

»Bei Gott!« sprach Gilbert, »Sie sind ein überzeugter Mann, und Ihre Antwort hat nichts, was mich in Erstaunen setzt. Aber diejenigen, welche nicht überzeugt sind . . .«

»Diejenigen, welche es nicht sind?«

»Ja, was werden die thun?«

»Sie werden Widerstand leisten,« sprach Billot mit einem Ton, der sagen wollte, er würde kräftig widerstehen, wenn man den vierten Teil seines Einkommens von ihm fordern sollte, um ein seiner Überzeugung entgegengesetztes Werk zu vollbringen.

»Dann Kampf,« versetzte Gilbert.

»Doch die Majorität ist da, um ihren Willen durchzusetzen«

»Also Unterdrückung.«

Anfangs sah Billot Herrn Gilbert mit einem Blicke des Zweifels an; dann glänzte ein verständiger Blitz in seinem Auge.

»Warten Sie Billot,« sprach der Doktor, »ich weiß, was Sie mir sagen wollen. Die Adeligen und die Geistlichkeit haben alles, nicht wahr?«

»Das ist gewiß. Auch die Klöster . . .«

»Die Klöster?«

»Die Klöster haben Überfluß.«

»*Notum certumque*,« brummte Pitou.

»Die Adeligen bezahlen keine verhältnismäßigen Abgaben. So bezahle ich, ein Pächter, mehr als das Doppelte der Steuern, die die drei Brüder von Charny, meine Nachbarn, bezahlen, welche miteinander mehr als zweimalhunderttausend Livres Einkünfte haben.«

»Aber sprechen Sie,« fuhr Gilbert fort, »glauben Sie, die Adeligen und die Priester seien weniger Franzosen als Sie?«

Pitou spitzte die Ohren bei diesen Worten, die damals als Ketzerei klangen, wo der Patriotismus nach der Solidität der Ellenbogen auf der Grève gemessen wurde.

»Nicht wahr, mein Freund, Sie glauben es nicht. Sie können es nicht anerkennen, daß die Adeligen und diese Priester, die alles verschlingen und nichts wiedergeben, ebenso gute Patrioten seien als Sie?«

»Das ist wahr.«

»Irrtum, mein Lieber, Irrtum. Sie sind es mehr, und ich will es Ihnen beweisen««

»Ho! ho! ich leugne das.«

»Wegen der Privilegien, nicht wahr?«

»Bei Gott!«

Warten Sie.«

»Oh! ich warte.«

»Nun denn! ich gebe Ihnen die Versicherung, Billot, daß binnen drei Tagen der privilegierteste Mensch in ganz Frankreich derjenige sein wird, welcher nichts besitzt.«

»Wieso?« fragte der Pächter.

»Hören Sie, Billot diese Adeligen und die Geistlichen, die Sie der Selbstzucht bezichtigen, fangen an, von dem Patriotismus-Fieber ergriffen, zu werden, das die Runde in Frankreich zu machen im Begriff ist. In diesem Augenblick versammeln sie sich wie die Schafe am Rande des Grabens; sie beraten sich; der Kühnste springt schon morgen, übermorgen, vielleicht heute Abend. Und nach ihm werden alle andren springen.«

»Was meinen Sie damit,« Herr Gilbert?

»Damit meine ich, ihren Vorrechten entsagend, werden sie als Lehensherren ihre Bauern frei geben, als Grundherren auf ihre Pachtzinse verzichten, als Adelige mit den Taubenhäusern ihre Tauben loslassen.«

»Ho! ho!« rief Pitou erstaunt, »Sie glauben, sie werden dies alles frei geben?«

»Oh!« sagte Billot leuchtend, »das ist die glänzende Freiheit. Hernach aber, wenn wir alle frei

sind, was werden wir thun?«

»Ah!« versetzte Billot ein wenig verlegen, »was wir thun werden? man wird sehen.«

»Oh! das ist das äußerste Wort,« rief Gilbert. »Man wird sehen!«

Er stand mit einer düsteren Miene auf und ging einige Augenblicke stillschweigend auf und ab; dann kehrte er zum Pächter zurück, nahm dessen schwielige Hand mit einem Ernste, der einer Drohung glich, und sprach:

»Ja, man wird sehen. Ja, wir werden alle sehen, du wie ich, ich wie du, er wie ich. Und daran dachte ich gerade vorhin, als du bei mir die Kaltblütigkeit fandst, die dich so sehr in Erstaunen gesetzt hat.«

»Sie erschrecken mich! Das Volk einig, sich umfassend, sich gegenseitig anschließend, um zur allgemeinen Wohlfahrt beizutragen, das ist ein Gegenstand, der Sie verdüstert, Herr Gilbert?«

Dieser zuckte die Achseln.

Dann fuhr Billot seinerseits fragend fort:

»Was werden aber Sie von sich selbst sagen, wenn Sie heute zweifeln, nachdem Sie, der neuen Welt die Freiheit gebend, in der alten alles dazu vorbereitet haben?«

Billot, erwiderte Gilbert, du hast, ohne es zu vermuten, ein Wort ausgesprochen, das den Sinn des Rätsels enthält. Dieses Wort, das Lafayette ausspricht und das niemand, vielleicht er selbst nicht begreift, ja, wir haben der neuen Welt die Freiheit gegeben.

»Ihr Franzosen? Das ist schön!«

»Das ist schön, aber es wird sehr teuer sein,« erwiderte Gilbert traurig.

»Bah! das Geld ist ausgegeben, die Rechnung ist bezahlt,« sprach Billot heiter. »Ein wenig Gold, wie Blut, und die Schuld ist abgetragen.«

»Ein Blinder!« versetzte Gilbert, »ein Blinder muß es sein, der in dieser Morgenröte des Westens den Keim des Untergangs von uns allen nicht sieht! Warum sollte ich die Leute anklagen, ich, der ich ihn ebensowenig gesehen habe als sie? Der neuen Welt die Freiheit gegeben haben, Billot, ich fürchte es sehr, heißt die alte zu Grunde gerichtet haben.«

»*Rerum novus nascitur ordo*,« sprach Pitou mit einer großen revolutionären Dreistigkeit.

»Stille, Kind,« sagte Gilbert.

»War es denn schwieriger, die Engländer zu unterwerfen, als die Franzosen zu beruhigen?« fragte Billot.

»Neue Welt,« wiederholte Gilbert, »das heißt reiner Platz, glatter Tisch; keine Gesetze, keine Mißbräuche, keine Ideen, aber auch keine Vorurteile. In Frankreich dreißigtausend Quadratmeilen für dreißig Millionen Menschen, das heißt: im Falle einer Teilung des Platzes kaum für jeden eine Wiege und ein Grab. Dort, in Amerika finden sich zweimalhunderttausend Quadratmeilen für drei Millionen Menschen; ideale Grenzen mit der Wüste, das heißt der Raum mit dem Meer, mit der Unermeßlichkeit; bei diesen zweimalhunderttausend Meilen haben wir auf tausend Meilen schiffbare Flüsse, Urwälder, das heißt alle Elemente des Lebens, der Zivilisation und der Zukunft. Oh! wie leicht ist es, Billot, wenn man Lafayette heißt und den Degen zu führen versteht, wenn man Washington heißt und die Überlegenheit des Geistes besitzt, wie leicht ist es, gegen Mauern von Holz, von Stein, von Erde oder von Menschenfleisch zu kämpfen! Wenn man aber, statt zu gründen, zerstört, wenn man in der alten Ordnung der Dinge, die man angreift, einstürzende Mauern von Ideen, und hinter die Trümmer dieser Mauern

selbst so viele Leute und so viele Interessen sich flüchten sieht; wenn man, nachdem man den Gedanken gefunden hat, wahrnimmt, man werde dieses Volk, um ihm den Gedanken beizubringen, erst decimieren müssen, decimieren vom erinnerungsvollen Greise bis zum schülerhaften Kinde, vom monumentalen Gedächtnis an bis zum keimenden Instinkt: dann, o dann, Billot, ist es eine Aufgabe, die diejenigen beben macht, welche jenseits des Horizonts sehen. Billot, ich habe ein scharfes Gesicht, und ich bebe.«

»Verzeihen Sie, mein Herr, sagte Billot mit seinem gesunden Verstand, Sie beschuldigten mich vorhin, ich hasse die Revolution, und nun machen Sie mir sie abscheulich.«

»Habe ich dir denn gesagt, ich verzichte?«

»*Errare humanum est*,« murmelte Pitou, »*sed perseverare diabolicum*.«

Und er zog seine Füße mit den Händen an sich.

»Ich werde dennoch beharrlich sein, fuhr Gilbert fort, »denn während ich die Hindernisse sehe, erschau ich auch das Ziel, und das Ziel ist glänzend; es ist nicht nur die Freiheit Frankreichs, die ich träume, es ist die Freiheit der ganzen Welt. Es ist nicht nur die physische Gleichheit, es ist die Gleichheit vor dem Gesetz; es ist nicht nur die Verbrüderung zwischen den Bürgern, es ist die Verbrüderung zwischen den Völkern. Ich werde dabei meine Seele aushauchen und meinen Leib lassen, fügte Gilbert schwermütig bei; doch gleichviel, der Soldat, den man zur Erstürmung einer Festung schickt, sieht die Kanonen, sieht die Kugeln, die man hinein ladet, sieht die Leute, die man ihnen gegeben hat; er fühlt, daß dieses Stück Eisen ihm die Brust durchbohren wird, — aber er geht, die Festung muß genommen sein. Nun denn! wir sind alle Soldaten, Vater Billot. Vorwärts! und auf unsern umhergestreuten Leibern möge eines Tags die Generation vorwärts schreiten, deren Vorhut dieses Kind hier ist.«

»Ich weiß wahrhaftig nicht, warum Sie verzweifeln,« Herr Gilbert, »etwa weil ein Unglücklicher auf der Grève ermordet worden ist?«

»Warum hast du dann Abscheu? Gehe, Billot, morde auch.«

»Ah! was sagen Sie,« Herr Gilbert!«

»Ei! man muß konsequent sein . . . Du bist ganz bleich, ganz zitternd gekommen, Du, der Du so muthig und so stark bist, und hast mir gesagt ich bin abgemattet; ich habe Dir in's Gesicht gelacht, Billot und nun, wenn ich Dir erkläre, warum Du bleich, warum Du abgemattet warst, lachst Du Deinerseits über mich.«

»Sprechen Sie! lassen Sie mir aber vor Allem die Hoffnung, daß ich geheilt, getröstet nach meinem Lande zurückkehren werde.«

»Das Land, höre, Billot, da ist unsere ganze Hoffnung. Das Land. — eine schlafende Revolution, die sich alle tausend Jahre rührt und dem Königthum den Schwindel gibt, so oft sie sich rührt. Das Land wird sich auch rühren, wenn die Stunde kommt, die vorhin von Dir erwähnten schlecht erworbenen Güter, welche den Adel oder die Geistlichkeit verschlänmen, zu kaufen oder zu erobern. Doch um das Land zur Ernte der Ideen anzutreiben, muß man den Bauern zur Eroberung der Erde antreiben. Der Mensch, indem er Eigenthümer wird, wird frei. Uns, den bevorzugten Arbeitern, für welche Gott den Schleier der Zukunft zu lüften einwilligt, uns die furchtbare Arbeit, die, nachdem sie dem Volke die Freiheit gegeben, ihm das Eigenthum geben wird . . . Hierbei, Billot, gute Arbeit und schlechte Belohnung vielleicht, aber thätige mächtige Arbeit, voller Freuden und Schmerzen, voll des Ruhmes und der Verleumdung; dort kalter, ohnmächtiger Schlaf in Erwartung eines Erwachens, das auf unsere Stimme stattfinden,

einer Morgenröthe, welche von uns kommen wird . . . Ist das Land einmal wach, dann wird unsere blutige Arbeit beendet sein, und seine friedliche Arbeit beginnen.«

»Welchen Rat geben Sie mir also, Herr Gilbert?«

»Willst du deinem Vaterlande, der Nation, deinen Brüdern, der Welt nützlich sein, so bleibe hier; nimm einen Hammer und arbeite in der Werkstätte Vulkans, wo die Blitze für die Welt geschmiedet werden.«

»Bleiben, um morden zu sehen, um vielleicht dazu zu kommen, daß ich selbst morde?«

»Wieso? versetzte Gilbert mit einem bleichen Lächeln. Du morden, Billot, was sagst du denn da?«

»Ich sage, daß, wenn ich hier bleibe, wie Sie mich dazu auffordern,« rief Billot ganz zitternd, ich sage, daß der erste, den ich einen Strick an eine Laterne binden sehe, ich sage, daß ich diesen mit meinen Händen aufhänge.«

Gilbert vollendete sein feines Lächeln.

»Ah! Du verstehst mich, und du bist nun auch Mörder,« sagte er.

»Ja, Mörder von Schurken.«

»Sprich, Billot, du hast Losme, de Launay, Flesselles, Foulon und Berthier ermorden sehen?«

»Ja.«

Welche Namen erhielten sie von jenen, durch die sie ermordet wurden?

»Schurken, ja, aber ich habe recht,« versetzte Billot.

»Du wirst recht haben, wenn du aufhängst, ja; doch wenn du gehenkt bist, so wirst du unrecht haben.«

Billot neigte das Haupt unter diesem Keulenschlage, doch plötzlich erhob er es voll Adel wieder und sprach:

»Werden Sie behaupten, diejenigen, welche wehrlose und unter dem Schutz der öffentlichen Ehre stehende Personen ermorden, seien Franzosen, wie ich einer bin?«

»Ah!« erwiderte Gilbert, »das ist etwas andres. Ja, es giebt in Frankreich mehrere Arten von Franzosen. Es giebt vor allem das französische Volk, von dem Pitou ist, von dem ich bin, von dem du bist; ferner giebt es die französische Geistlichkeit und dann den französischen Adel. Drei Arten von Franzosen in Frankreich. Jeder ein Franzose aus seinem Gesichtspunkt, nämlich aus dem Gesichtspunkt seiner Interessen, und zwar abgesehen vom König von Frankreich, einem Franzosen auf seine Weise. Ah! Billot, hier siehst du, in der verschiedenen Manier, Franzose zu sein, in der verschiedenen Manier aller dieser Franzosen, eben hierin steckt der Grund der Revolution. Du wirst Franzose sein auf deine Art, der Abbé Maury wird Franzose sein auf eine andre Art als du, Mirabeau wird Franzose sein auf eine andere Art als der Abbé Maury, der König endlich wird Franzose sein auf eine andre Art als Mirabeau. Nun! Billot, mein vortrefflicher Freund, Mann mit dem redlichen Herzen und dem gesunden Verstande, du bist soeben in den zweiten Teil der Frage, die ich behandle, eingegangen . . . Mache mir das Vergnügen und wirf einen Blick auf dieses,« fügte Gilbert bei.

Und er reichte dem Pächter ein gedrucktes Papier.

»Was ist das?« fragte Billot, während er das Papier nahm. »Ei! Sie wissen wohl, daß ich nicht lesen kann.«

»So sage es du, Pitou.«

Pitou stand auf, erhob sich auf den Fußspitzen und schaute über die Schulter des Pächters.
Das ist nicht französisch, sagte er; das ist nicht lateinisch, das ist auch nicht griechisch.

»Das ist englisch,« erwiderte Gilbert.

»Ich verstehe das Englische nicht,« sprach hoffärtig Pitou.

»Ich verstehe es,« sagte Gilbert, »und ich werde euch dieses Papier übersetzen; doch leset die Unterschrift.«

»*Pitt*,« las Pitou, »doch was ist das, *Pitt*?«

»Ich will es euch erklären,« erwiderte Gilbert.

XLIII.

Die Pitt.

»Pitt,« sprach Gilbert, »dies ist der Sohn von Pitt.«

»Ah!« sagte Pitou, »gerade wie in der h. Schrift; es giebt also einen Pitt den Ersten und einen Pitt den Zweiten.«

»Ja, und dieser Pitt der Erste, meine Freunde . . . Höret wohl, was ich Euch sagen werde:«

»Dieser Pitt der Erste war dreißig Jahre lang der geschworene Feind Frankreichs; er bekämpfte aus seinem Kabinette heraus, an das ihn die Gicht fesselte, Montcalm und Vaudereuil in Amerika, den Bailly von Suffren und d'Estaing auf dem Meere, Noailles und Broglie auf dem Festlande. Dieser Pitt der Erste hatte den Grundsatz gehabt, man müsse die Franzosen von Europa entthronen; dreißig Jahre hindurch nahm er uns, eine um die andre, alle unsre Kolonien, eines um das andre, alle unsre Kontors, das ganze Uferland von Indien, fünfzehnhundert Meilen in Kanada; dann, als er sah, daß Frankreich zu drei Vierteln zu Grunde gerichtet war, stiftete er seinen Sohn gegen dasselbe an, um es vollends zu Grunde zu richten.

»Ah! ah! sagte Billot, sichtbar interessiert, »also der Pitt, den wir haben . . .«

»Ganz richtig,« sprach Gilbert, »das ist der Sohn des Pitt, den Ihr schon kennt, Vater Billot, den Pitou kennt, den das Weltall kennt und der im vorigen Mai dreißig Jahre alt gewesen ist.«

»Dreißig Jahre?

»Ihr seht, ob er seine Zeit gut angewendet hat, meine Freunde . . . nun, schon seit sieben Jahren regiert er in England, sieben Jahre bringt er die Theorien seines Vaters in Ausführung.

»Wir haben also noch einige Zeit an ihm,« versetzte Billot.

»Ja, um so mehr, als der Lebensatem bei den Pitt kräftig ist. Laßt mich einen Beweis davon geben.«

»Im Jahre 1778 lag unser Feind im Sterben. Die Aerzte hatten ihm angekündigt, sein Leben hänge nur noch an einem Faden, und die geringste Anstrengung würde diesen Faden zerreißen. Man stritt damals im vollen Parlament über die Frage, ob man die amerikanischen Kolonien ihrem Verlangen gemäß nicht freigegeben sollte, um den Krieg zu unterdrücken, der von den Franzosen angeregt, den ganzen Reichtum und alle Soldaten Großbritanniens zu verschlingen drohte.«

»Das war in dem Augenblick, wo Ludwig XVI., unser guter König, dem von der ganzen Nation der Titel: wahrer Vater der französischen Freiheit, erteilt worden war, feierlich die Unabhängigkeit Amerikas anerkannt hatte; dort, auf den Schlachtfeldern und im Rate waren das Schwert und das Genie der Franzosen überwiegend gewesen. England ließ Washington, das heißt dem Haupte der Insurgenten, die Anerkennung der amerikanischen Nationalität anbieten, wenn sich die neue Nation gegen die Franzosen umdrehen und sich mit England verbinden wollte.«

»Aber mir scheint,« sagte Billot, »das war kein redlicher Vorschlag, weder um ihn zu machen, noch um ihn anzunehmen.«

»Mein lieber Billot, man nennt das Diplomatie, und in der politischen Welt bewundert man sehr diese Art von Ideen. Nun denn! Billot, für so unmoralisch Sie die Sache hielten, vielleicht

hätte man, trotz Washingtons, des Redlichsten der Menschen, Amerikaner gefunden, die geneigt gewesen wären, um den Preis dieser schmachvollen Einräumung gegen England den Frieden zu erkaufen.

»Aber Lord Chatam, der Vater von Pitt, dieser ans Krankenbett Gebannte, dieser Sterbende, dieses Gespenst, das schon bis an die Kniee ins Grab getreten war, gab seinen Arm seinem Sohn William Pitt, damals ein junger Mensch von neunzehn Jahren, und seinem Schwiegersohn; er hatte kostbare Kleider angezogen, eine Hülle, die seiner gerippähnlichen Magerkeit zu spotten schien. Bleich wie ein Gespenst, das Auge halb tot unter den erschlaffenden Lidern, ließ er sich zu seiner Bank führen, während alle Lords, erstaunt über die unerwartete Erscheinung, sich bewunderungsvoll verbeugten, wie es der römische Senat bei der Rückkehr des schon toten und vergessenen Tiberius hätte thun können.

»Stillschweigend, mit einer tiefen Aufmerksamkeit hörte er die Rede von Lord Richmond, dem Urheber des Antrags, und als dieser geendigt hatte, stand Chatam auf, um zu antworten.

»Da fand dieser tote Mann die Kraft, um drei Stunden zu sprechen; er fand Feuer in seinem Herzen, um den Blitz seiner Blicke zu entzünden; er fand in seiner Seele Töne, die alle Herzen bewegten.

»Es ist wahr, er sprach gegen Frankreich, er hauchte seinen Landsleuten den Haß ein, er hatte alle seine Kräfte und sein ganzes Feuer heraufbeschworen, um das Land, den verhaßten Nebenbuhler des seinigen, zu Grunde zu richten und zu verschlingen. Er verbot, daß Amerika als unabhängig anerkannt würde, er verbot die ganze Verhandlung und schrie: Krieg! Krieg! Er erklärte, es sei die Pflicht jedes Engländers, eher zu Grunde zu gehen, als zu dulden, daß eine Kolonie sich vom Mutterlande loßreiße.

»Er endigte seine Rede, schleuderte seine letzte Drohung hin und fiel, wie vom Schlage getroffen, nieder.

»Er hatte nichts mehr auf dieser Welt zu thun; man trug ihn verscheidend weg. Einige Tage nachher war er tot.

»Ho! ho! riefen gleichzeitig Billot und Pitou, was für ein Mann ist dieser Lord Chatam!«

»Das war der Vater des jungen Mannes von dreißig Jahren, der uns beschäftigt, sprach Gilbert, Chatam starb mit siebzig Jahren. Sein Sohn ist der Mann, der Großbritannien regiert, der zu dieser Stunde Ludwig XVI. einen tödlichen Haß geschworen hat; der Verfasser der Abhandlung von 1778; derjenige endlich, welcher nicht frei atmen wird, solange es in Frankreich noch eine geladene Flinte und eine volle Tasche giebt. Fangt Ihr an zu begreifen?«

»Ich begreife, daß er Frankreich sehr haßt. Ja, das ist wahr, aber ich sehe noch nicht recht . . .«

»Nun, so leset diese vier Worte.«

Und er reichte das Papier Pitou.

»Englisch,« versetzte dieser.

»*Do not mind the money,*« »*seht nicht auf das Geld,*« sagte der Doktor. »Und später, da er auf dieselbe Ermahnung zurückkommt:

»Heißt sie das Geld nicht sparen und mir keine Rechenschaft ablegen.«

»Dann bewaffnen sie,« sagte Billot.

»Nein, sie bestechen.«

»An wen ist dieser Brief gerichtet?«

»An jedermann und an niemand. Dieses Geld, das man giebt, ausstreut, verschwendet, man giebt es Bauern, Arbeitern, Elenden, Leuten endlich, die uns die Revolution verderben werden.«

Vater Billot neigte das Haupt. Dieses Wort erklärte viele Dinge.

»Hätten Sie de Launay mit einem Kolbenschlag getötet?«

»Nein.«

»Hätten Sie Flesselles mit einem Pistolenschuß umgebracht?

»Nein.«

»Hätten Sie Foulon gehenkt?«

»Nein.«

»Hätten Sie das blutige Herz von Berthier auf den Tisch der Wähler gebracht?«

»Schändlichkeit!« rief Billot. Das heißt, wie strafbar auch dieser Mensch sein mochte, ich hätte mich in Stücke hauen lassen, um ihn zu retten; und zum Beweise mag dienen, daß ich in seiner Verteidigung verwundet worden bin, und ohne Pitou der mich nach dem Ufer des Flusses zog . . .

»Oh! das ist wahr,« sagte Pitou, »ohne mich hätte er eine schlimme Viertelstunde durchzumachen gehabt, der Vater Billot.«

»Nun denn! Sehen Sie, Billot, es giebt viele Leute, die handeln werden, wie Sie, wenn sie nur eine Unterstützung in ihrer Nähe fühlen. Ueberläßt man sie aber den bösen Beispielen, dann arten sie aus, werden boshaft, grimmig, wütend; und wenn einmal das Uebel geschehen ist, dann macht es niemand ungeschehen.«

»Aber,« entgegnete Billot, »ich gebe zu, daß Herr Pitt, oder vielmehr sein Geld, an dem Tode Flesselles, Foulons, Berthiers Anteil gehabt hat, welchen Nutzen wird er daraus ziehen?«

Gilbert lachte auf jene stille Art, welche die Einfältigen in Erstaunen setzt, und die Denker beben macht.

»Welchen Nutzen er daraus ziehen werde, fragen Sie? Ich will es Ihnen sagen: Sie lieben die Revolution sehr, nicht wahr? Sie, der Sie im Blute gewatet sind, um die Bastille zu nehmen?«

»Ja, ich liebte Sie.«

»Wohl, nun lieben Sie sie weniger. Nun sehnen Sie sich nach Villers-Cotterets, nach der Ruhe Ihrer Ebene, nach dem Schatten Ihrer großen Wälder zurück.«

»Frigida Tempe,« murmelte Pitou.

»Oh! ja. Sie haben recht,« sprach Billot.

»Nun denn! Sie, Vater Billot, Sie, der Pächter, der Grundeigentümer, Sie, das Kind der Ile-de-France und folglich ein alter Franzose, Sie repräsentieren den dritten Stand, Sie sind von dem, was man die Majorität nennt. Sie aber sind der Sache überdrüssig.«

»Ich gestehe es.«

»Dann wird die Majorität überdrüssig werden wie Sie! Und eines Tages strecken Sie die Arme den Soldaten des Herrn von Braunschweig oder des Herrn Pitt entgegen, die im Namen dieser zwei Befreier Frankreichs kommen werden, um Ihnen die gesunden Lehren zurückzugeben.«

»Nie.«

»Bah! warten Sie doch!«

»Flesselles, Berthier und Foulon waren im Grunde Schurken,« wagte Pitou einzuwenden.

»Wahrhaftig! wie Herr von Sartines und Herr von Maurepas Schurken waren; wie es Herr

d'Argenson und Herr Philippeaux vor ihnen waren, wie Herr Law einer war, wie es die Duvernye, die Leblanc und die Pairs waren; wie Herr Fouquet einer, wie Mazarin ein anderer war; wie Samblancey, wie Enguerand von Marigny Schurken waren; wie Herr von Brienne einer für Herrn von Calonne, und Herr von Calonne einer für Herrn Necker ist, — und wie Herr Necker einer für das Ministerium sein wird, das wir in zwei Jahren haben werden.«

»Ho! ho! Doktor,« murmelte Billot, »Herr Necker ein Schurke, niemals.«

»Wie Sie, mein lieber Billot, ein Schurke für den kleinen Pitou sein würden, wenn ein Agent des Herrn Pitt imstande wäre, ihm unter dem Einfluß von einem Schoppen Branntwein und zehn Franken für den Tag, gewisse Theorien im Aufruhrmachen beizubringen. Dieses Wort *Schurke*, sehen Sie, mein lieber Billot, ist das Wort, mit dem man in der Revolutionszeit den Menschen bezeichnet, der anders denkt, als man selbst denkt; wir sind bestimmt, es alle zu tragen, mehr oder weniger. Einige werden es soweit tragen, daß es ihnen ihre Landsleute noch auf ihr Grab schreiben, andre noch weiter, daß die Nachwelt den Beinamen bestätigen wird. Das ist es, mein lieber Billot, was ich sehe, und was Sie nicht sehen. Billot, Billot, die redlichen Leute dürfen sich also nicht zurückziehen.«

»Bah!« erwiderte Billot, »wenn die redlichen Leute sich zurückzögen, so würde die Revolution darum nichtsdestoweniger ihren Fortgang nehmen; sie ist einmal entfesselt!«

Ein neues Lächeln trat auf die Lippen Gilberts.

»Großes Kind!« sagte er, »wer verläßt den Pflug, wer spannt die Pferde aus, und sagt: Gut, der Pflug bedarf meiner nicht, er wird seine Furche ohne mich ziehen. Aber, mein Freund, diese Revolution, wer hat sie denn gemacht? die ehrlichen Leute, nicht wahr?«

»Frankreich schmeichelt sich damit. Mir scheint, Lafayette, Bailly, Necker sind ehrliche Männer; mir scheint, Herr Elie und Herr Hullin, Herr Maillard, welche mit mir kämpften, sind ehrliche Leute; mir scheint endlich, Sie selbst . . .«

»Nun denn, Billot, wenn die ehrlichen Leute sich zurückziehen, wer wird dann arbeiten? Diese Elenden, diese Mörder, diese Schurken, die Lohnknechte von den Handlangern des Herrn Pitt.«

»Antworten Sie ein wenig hierauf, Vater Billot,« sagte Pitou überzeugt.

»Nun denn,« erwiderte Billot, »man wird sich bewaffnen und sie niederschließen wie Hunde.«

»Wer wird sich bewaffnen?«

»Jedermann.«

»Billot, Billot, wollen Sie sich nur eines Umstandes erinnern, mein guter Freund, wollen Sie sich erinnern, wie man das, was wir in diesem Augenblicke treiben, nennt?«

»Das nennt man Politik, Herr Gilbert.«

»Wohl, in der Politik giebt es kein absolutes Verbrechen, man ist ein Schurke oder ein redlicher Mann, je nachdem man die Interessen desjenigen, welcher uns beurteilt, verletzt oder ihnen dient. Sobald wir einmal so weit sein werden, nehmen wir uns in acht, Billot. Es sind Leute am Sterz und Pferde an den Strängen des Pfluges. Er geht, Billot, er geht, und zwar ohne uns.«

»Das ist erschrecklich,« sagte der Pächter. »Doch wenn er ohne uns geht, wohin wird er gehen?«

»Gott weiß es!« erwiderte Gilbert, »ich weiß es nicht.«

»Nun denn! wenn Sie es nicht wissen, Sie, der Sie ein Gelehrter sind, Herr Gilbert, um so viel weniger kann ich es wissen, ich, der ich ein Ungelehrter bin. Ich entnehme also hieraus das beste,

was wir, Pitou und ich, thun können. Wir kehren nach Pisseleux zurück. Wir werden wieder zum Pfluge greifen, ich meine den wahren Pflug, den von Eisen und Holz, mit dem man die Erde umwühlt, und nicht den von Fleisch und Knochen, genannt das französische Volk, das hinten ausschlägt, wie ein zuchtloses Pferd. Wir werden Getreide bauen, statt Blut zu vergießen, und frei und freudig als Herren bei uns leben. Kommen Sie, kommen Sie, Herr Gilbert! Teufel, ich mag gern wissen, wohin ich gehe.«

»Einen Augenblick Geduld, mein wackeres Herz, sprach Gilbert, nein, ich weiß nicht, wohin ich gehe, ich habe es Ihnen gesagt, und ich wiederhole es; doch ich gehe und will immer gehen. Meine Pflicht ist vorgeschrieben, mein Leben gehört Gott; aber meine Werke sind eine Schuld, die ich dem Vaterland zu bezahlen habe. Ich verlange bloß, daß mir die Stimme meines Gewissens zurufen kann: Gehe, Gilbert, du bist auf gutem Wege! Das ist alles, was ich brauche. Täusche ich mich, so werde die Menschen mich bestrafen, aber Gott wird mich freisprechen.«

»Zuweilen strafen aber die Menschen sogar diejenigen, welche sich nicht täuschen. Sie sagten es vorhin.«

»Und ich sage es noch. Gleichviel; ich harre aus, Billot. Irrtum oder nicht, ich fahre fort. Gott behüte mich, daß ich behaupte, das Ereignis werde meine Ohnmacht nicht beweisen; aber vor allem, Billot, der Herr hat gesagt: Friede den Menschen von gutem Willen. Seien wir also diejenigen, welchen der Herr seinen Frieden verspricht. Schau, Herrn Lafayette an, sowohl in Amerika als in Frankreich nützt er schon den dritten Schimmel ab, diejenigen nicht zu rechnen, welche er noch abnutzen wird; schau Herrn Bailly an, der seine Lunge abnutzt, schau den König an, de seine Popularität abnutzt. Nutzen wir uns ein wenig ab, mein Freund; bleibe bei mir, Billot.«

»Wozu, wenn wir das Böse nicht verhindern?«

»Billot, wiederhole dieses Wort nie, denn ich würde dich weniger schätzen. Du hast Fußtritte, hast Faustschläge, Kolbenstreiche, du hast selbst Bajonettstiche bekommen, als du Foulon und Berthier retten wolltest.«

»Ja und sogar viel,« antwortete der Pächter, indem er mit der Hand über seine noch schmerzenden Glieder strich.

»Mir ist das Auge beinahe ausgeschlagen worden,« sagte Pitou.

»Und alles dies umsonst,« fügte Billot bei.

»Nun, wenn Ihr statt zu zehn oder zwanzig von Eurem Mute zu sein, zu zweihundert, dreihundert gewesen wäret, so würdet ihr den Unglücklichen seinem gräßlichen Tode entrissen und der Nation eine Schmach erspart haben. Darum, statt daß du nach dem Lande zurückkehrst, das ziemlich ruhig ist, darum verlange ich von dir, soweit ich etwas von dir verlangen kann, mein Freund, daß du in Paris bleibest, damit ich unter der Hand einen starken Arm, ein rechtschaffenes Herz habe, damit ich meinen Geist und mein Werk auf dem redlichen Proberstein deines gesunden Verstandes und deiner reinen Vaterlandsliebe erprobe, damit endlich du, — wenn ich statt Gold, das wir nicht haben, die Liebe für das Vaterland und das öffentliche Wohl verbreite, — bei einer Menge unglücklicher Verirrter mein Agent sein mögest; damit du mein Stab seist, wenn ich am Ausglitschen bin, mein Stock, wenn ich zu schlagen habe.«

»Der Hund eines Blinden,« sagte Billot mit einer erhabenen Einfachheit.

»Ganz richtig,« erwiderte Gilbert mit demselben Tone.

»Nun denn, ich nehme das an,« sprach Billot; »ich werde sein, was Sie verlangen.«

»Ich weiß, daß du alles verlässest, Vermögen, Frau, Kinder, Glück! Doch sei unbesorgt, das wird nicht für lange sein.

»Und ich,« fragte Pitou, »was werde ich thun?«

»Du,« erwiderte Gilbert, indem er den naiven, kräftigen, auf seinen Verstand sich wenig einbildenden Jungen anschaute, »du wirst nach Pisseleux zurückkehren, um die Familie Billots zu trösten und ihr die heilige Sendung zu erklären, die er übernommen hat.«

»Auf der Stelle!« rief Pitou, indem er bei dem Gedanken, zu Katharine zurückzukehren, vor Freude zitterte.

»Billot,« sagte Gilbert, »geben Sie ihm Ihre Anweisungen.«

»Höre,« sprach Billot.

»Katharine ist von mir zur Gebieterin des Hauses ernannt. Verstehst du?«

»Und Frau Billot?« versetzte Pitou, ein wenig erstaunt über diese Hintansetzung der Mutter zu Gunsten der Tochter.

»Pitou,« sprach Gilbert, nachdem er den heimlichen Leitgedanken Billots an einer dem Familienvater zur Stirne gestiegenen, leichten Röte schnell erraten hatte, erinnere dich des arabischen Sprichworts: »Hören ist gehorchen.«

Pitou errötete ebenfalls; er hatte seine Unbescheidenheit beinahe begriffen und gefühlt.

»Katharine ist der Geist der Familie,« sprach Billot ohne Umstände, um seine Gedanken zu punktieren.

Gilbert verbeugte sich beipflichtend.

»Ist das alles?« fragte der Junge.

»Für mich, ja,« antwortete Billot.

»Aber nicht für mich,« sagte Gilbert.

»Pitou, du wirst mit einem Briefe von mir nach dem College Louis-le-Grand gehen; du wirst diesen Brief dem Abbé Berardier einhändigen; er wird dir Sebastian übergeben, und du wirst ihn zu mir bringen. Wenn ich meinen Sohn umarmt habe, führst du ihn nach Villers-Cotterets, wo du ihn dem Abbé Fortier übergiebst, damit er mir nicht zu viel Zeit verliert. An den Sonntagen und Donnerstagen wird er mit dir ausgehen; laß ihn, ohne etwas zu fürchten, durch Wald und Flur wandern; es taugt mehr für *meine* Ruhe und für *seine* Gesundheit, wenn er dort ist.«

»Ich habe begriffen,« rief Pitou, darüber entzückt, zugleich die Freundschaften aus der Kinderzeit und die unbestimmten Regungen eines gereifteren Gefühls in sich zu finden, das bei dem zauberhaften Namen Katharines in ihm erwachte.

Er stand auf, und nahm von Gilbert, der lächelte, und von Billot, der träumte, Abschied.

Dann lief er weg, um Sebastian Gilbert, seinen Milchbruder, beim Abbé Berardier zu holen.

»Und wir,« sagte Gilbert zu Billot, »wir wollen arbeiten.«

XLIV.

Medea.

Auf die furchtbaren moralischen und politischen Aufregungen in Versailles war ein wenig Ruhe gefolgt.

Der König lebte wieder frisch auf, und während er zuweilen an das dachte, was sein bourbonischer Stolz bei dieser Fahrt nach Paris zu leiden gehabt hatte, tröstete er sich mit dem Gedanken seiner wiedererlangten Volksbeliebtheit.

Während dieser Zeit organisierte Herr Necker und verlor ganz sachte seine Popularität.

Was den Adel betrifft, so fing er an, seinen Abfall oder seinen Widerstand vorzubereiten.

Das Volk wachte und wartete.

In sich selbst zurückgezogen, überzeugt, daß sie der Zielpunkt alles Hasses sei, machte sich die Königin mittlerweile sehr klein, sie verstellte sich; denn sie wußte wohl, daß sie, während sie der Zielpunkt von vielen Gehässigkeiten, zugleich auch das Ziel von vielen Hoffnungen war.

Seit der Reise des Königs nach Paris hatte sie Gilbert kaum wiedergesehen.

Einmal übrigens war er ihr in dem Vorzimmer, das nach den Gemächern des Königs führt, begegnet.

Und hier, da er sich tief vor ihr verbeugte, fing sie zuerst das Gespräch an.

»Guten Morgen, mein Herr,« sagte sie. »Sie gehen zum König?«

Dann fügte sie mit einem Lächeln bei, unter dem eine gewisse Färbung von Ironie durchdrang:
»Als Rat oder als Arzt?«

»Als Arzt, Madame,« antwortete Gilbert. »Ich habe heute den Dienst.«

Sie winkte Gilbert, ihr zu folgen. Beide traten in einen kleinen Salon ein, der vor dem Zimmer des Königs kam.

»Nun! mein Herr,« sagte sie, »Sie sehen wohl, daß Sie mich täuschten, als Sie mir neulich, bei Gelegenheit der Fahrt nach Paris, versicherten, der König laufe keine Gefahr.«

»Ich, Madame?« versetzte Gilbert erstaunt.

»Allerdings; ist nicht auf den König geschossen worden?«

Wer sagt dies, Madame?

»Alle Welt, mein Herr, und besonders diejenigen, welche die arme Frau beinahe unter die Räder des Wagens Seiner Majestät haben fallen sehen. Wer das sagt? Herr von Beauvau, Herr d'Estaing, die Ihren zerrissenen Rock, Herr Gilbert, Ihren durchlöchernten Busenstreif gesehen haben.«

»Madame!«

»Die Kugel, die Sie gestreift hat, mein Herr, konnte den König wohl töten, wie sie die arme Frau getötet hat; denn die Mörder wollten weder Sie, noch die arme Frau töten.«

»Ich glaube nicht an ein Verbrechen,« erwiderte Gilbert zögernd.

»Das mag sein. Doch ich, ich glaube daran,« sprach die Königin, Gilbert fest anschauend.

»In jedem Fall, wenn es ein Verbrechen gewesen ist, darf man es nicht dem Volke

zuschreiben.«

Die Königin heftete ihren Blick noch schärfer auf Gilbert.

»Ah!« sagte sie, »und wem muß man es denn zuschreiben? Sprechen Sie.«

»Madame,« fuhr Gilbert, den Kopf schüttelnd fort, »ich sehe und studiere das Volk. Das Volk, wenn es in Revolutionszeiten mordet, das Volk tötet mit seinen eigenen Händen; es ist dann der Tiger in Wut, der gereizte Löwe. Der Tiger und Löwe nehmen keine Mittelsperson, keine Agenten zwischen der Gewalt und dem Opfer; sie töten, um zu töten; sie vergießen das Blut, um es zu vergießen; sie lieben es, ihren Zahn damit zu färben, ihre Klaue darein zu tauchen.«

»Davon sind Foulon und Berthier Zeugen, nicht wahr? Aber ist nicht Flesselles mit einem Pistolenschuß getötet worden? Ich habe es wenigstens sagen hören; doch im Ganzen«, fuhr die Königin mit Ironie fort, vielleicht ist das nicht wahr, wir sind so sehr von Schmeichlern umgeben, wir gekrönten Häupter.«

Gilbert schaute seinerseits die Königin fest an und sagte:

»Oh! bei diesem glauben Sie ebensowenig als ich, Madame, daß ihn das Volk getötet hat. Bei diesem gab es Leute, die dabei interessiert waren, daß er starb.«

Die Königin dachte nach.

»Das ist in der That möglich,« sprach sie.

»Somit . . .« versetzte Gilbert, indem er sich verbeugte, als wollte er die Königin fragen, ob sie ihm noch etwas zu sagen habe.

»Ich begreife, mein Herr,« sprach die Königin, während sie den Doktor sanft durch eine beinahe freundliche Gebärde zurückhielt. »Wie dem auch sein mag, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie den König mit Ihrer Kunst nie so thatsächlich retten werden, als Sie ihn mit Ihrer Brust gerettet haben.«

Gilbert verbeugte sich zum zweiten Mal.

Doch da er sah, daß die Königin blieb, blieb er auch.

»Ich hätte Sie wiedersehen sollen,« sagte sie nach einer Pause von einem Augenblick.

»Eure Majestät bedurfte meiner nicht . . .«

»Sie sind bescheiden.«

»Ich möchte es nicht sein.«

»Warum?«

»Wäre ich weniger bescheiden, so wäre ich auch weniger schüchtern und folglich mehr geeignet, meinen Freunden zu dienen oder Feinden zu schaden.«

»Warum sagen Sie: Meine Freunde, und sagen Sie nicht: Meine Feinde?«

»Weil ich keine Feinde habe, oder vielmehr, weil ich es nicht anerkennen will, daß ich welche habe, wenigstens von meiner Seite.«

Die Königin schaute ihn erstaunt an.

»Damit will ich sagen,« fuhr Gilbert fort, »diejenigen seien allein meine Feinde, welche mich hassen; ich aber hasse niemand.«

»Weil?«

»Weil ich niemand mehr liebe, Madame.«

»Sind Sie ehrgeizig, Herr Gilbert?«

»Ich habe einen Augenblick gehofft, es zu werden, Madame, und diese Leidenschaft ist in

meinem Herzen nicht zur Reife gekommen.«

»Es bleibt Ihnen jedoch eine,« sprach die Königin mit einer Art von ironischer Feinheit.

»Mir, Madame? Und welche, bei Gott?«

»Die . . . Vaterlandsliebe.«

Gilbert verbeugte sich.

»Oh! das ist wahr,« sprach er, »ich bete mein Vaterland an und werde ihm alle Opfer bringen.«

»Ach!« sagte die Königin mit einem unbeschreiblichen Zauber der Schwermut, »es gab eine Zeit, wo ein Franzose diesen Gedanken nie mit den Worten ausgedrückt hätte, deren Sie sich eben bedienten.«

»Was will die Königin damit sagen?« fragte er.

»Ich will damit sagen, mein Herr, daß es in der Zeit, von der ich rede, unmöglich war, sein Vaterland zu lieben, ohne zugleich seinen König und seine Königin zu lieben.«

Gilbert errötete, verbeugte sich und fühlte in seinem Herzen etwas wie einen Schlag von jener Elektrizität, welche die Königin in ihren verführerischen Vertraulichkeiten von sich ausströmte.

»Madame,« erwiderte Gilbert, »ich darf mich rühmen, daß ich die Monarchie mehr als irgend jemand liebe.«

»Sind wir in einer Zeit, mein Herr, wo es genügt, dies zu sagen, und wäre es nicht besser, es zu thun?«

»Madame,« entgegnete Gilbert erstaunt, »ich bitte Eure Majestät, zu glauben, daß ich alles, was der König oder die Königin befehlen wird . . .«

»Sie werden es thun, nicht wahr?«

»Sicherlich, Madame.«

»Damit, daß Sie es thun, werden Sie nur eine Pflicht erfüllt haben, mein Herr,« sprach die Königin, die unwillkürlich wieder ein wenig von ihrem gewöhnlichen Stolze annahm.

»Madame . . .«

»Gott, der den Königen die Allmacht gegeben hat,« fuhr Marie Antoinette fort, »hat sie von der Verbindlichkeit freigesprochen, gegen die, welche nur ihre Pflicht erfüllen, dankbar zu sein.«

»Ach! ach! Madame,« entgegnete Gilbert, »die Zeit naht heran, wo Ihre Diener mehr als Ihre Dankbarkeit verdienen werden, wenn sie nur ihre Pflicht thun wollen.«

»Was meinen Sie damit, mein Herr?«

»Ich meine, Madame, daß Sie in diesen Tagen der Unordnung und der Zerstörung vergebens da Freunde suchen werden, wo sie Diener zu finden gewohnt sind. Bitten Sie Gott, Madame, er möge Ihnen andre Diener, andre Stützen, andre Freunde schicken, als die, welche Sie haben.«

»Kennen Sie solche?«

»Ja, Madame.«

»So bezeichnen Sie mir sie.«

»Madame, ich, der ich mit Ihnen spreche, war gestern Ihr Feind.«

»Mein Feind, und warum dies?«

»Weil Sie mich einsperren ließen. — Heute, Madame, bin ich Ihr Diener.«

»Und der Endzweck, warum Sie mein Diener geworden sind? Es liegt nicht in Ihrer Natur, mein Herr, so schnell Meinungen, Glauben oder Neigungen zu wechseln. Sie sind ein tiefer

Mann in den Erinnerungen, Herr Gilbert, Sie wissen Ihre Rache fortdauern zu lassen. Auf! nennen Sie mir den Endzweck Ihrer Veränderung.«

»Madame, Sie haben mir soeben vorgeworfen, ich liebe mein Vaterland zu sehr.«

»Man liebt es nie zu sehr, mein Herr; es handelt sich nur darum, zu wissen, wie man es liebt. Ich, ich liebe mein Vaterland. (Gilbert lächelte.) Oh! keine falsche Auslegung, mein Herr; mein Vaterland ist Frankreich, ich habe es adoptiert. Eine Deutsche durch das Blut, bin ich Französin durch das Herz. Ich liebe Frankreich; doch ich liebe es durch den König. Und Sie? Nicht wahr, bei Ihnen ist es nicht dasselbe? Sie lieben Frankreich einzig und allein Frankreichs wegen.«

»Madame,« antwortete Gilbert, »ich würde der Achtung gegen Eure Majestät ermangeln, wenn ich der Freimütigkeit ermangelte.«

»Oh!« rief die Königin, »abscheuliche, gräßliche Zeit, wo alle Leute, die redlich zu sein behaupten, zwei Dinge von einander trennen, die sich niemals trennen lassen, zwei Prinzipien, die immer miteinander gegangen sind: Frankreich und sein König. Doch haben Sie nicht ein Trauerspiel von einem Ihrer Dichter, in dem eine von allen verlassene Königin gefragt wird: Was bleibt Euch? Worauf sie antwortet: Ich! Nun denn, ich bin wie Medea, ich bleibe mir, und wir werden sehen.«

Und sie ging zornig weiter und ließ Gilbert ganz erstaunt zurück. Sie hatte durch den Hauch ihres Zornes eine Ecke des Schleiers vor ihm gelüftet, hinter dem sich das ganze Werk der Gegenrevolution ausarbeitete.

»Ah!« sagte er zu sich selbst, während er beim König eintrat, »die Königin geht mit einem Projekt um.«

»Oh!« sagte die Königin zu sich selbst, während sie in ihre Gemächer zurückkehrte, »es ist offenbar nichts mit diesem Menschen zu machen. Er hat wohl Stärke, aber keine Ergebenheit.

Arme Fürsten! bei denen das Wort Ergebenheit gleichbedeutend ist mit Knechtsinn.

XLV.

Was die Königin wollte.

Gilbert kam von Herrn Necker zurück, nachdem er den König im gleichen Grade ruhig, als er die Königin aufgereggt gesehen hatte.

Der König machte Perioden, er baute Zahlen und Rechnungen, und sann auf Reformen in den Gesetzen.

Dieser Mann von gutem Willen, mit sanftem Blick und redlicher Seele, dessen Herz, wenn es verfälscht war, es durch die dem königlichen Stande anklebenden Vorurteile war, — dieser Mann setzte seinen Kopf auf, für Hauptsachen, die man ihm nahm, Armseligkeiten wieder zu erlangen. Er setzte den Kopf auf, den Horizont mit seinem kurzsichtigen Blick zu durchdringen, während der Abgrund unter seinen Füßen gähnte. Dieser Mann flößte Gilbert ein tiefes Mitleid ein.

Bei der Königin war es nicht so, und trotz seiner Unempfindlichkeit fühlte Gilbert, daß sie eine von den Frauen war, die man leidenschaftlich lieben oder tödlich hassen muß.

In ihre Gemächer zurückgekehrt, fühlte es Marie Antoinette wie eine ungeheure Last, die sich auf ihr Herz niedergesenkt hatte.

Und in der That, weder als Frau, noch als Königin gewahrte sie etwas Haltbares um sich her, etwas, was ihr einen Teil der Bürde, die sie niederdrückte, tragen helfen würde.

Diese Lage beunruhigte sie, sie, ein Muster von Instinkt und Scharfsinn.

Wie hatte sich Charny, dieser reine Mann, wie hatte sich dieses lautere Herz so plötzlich geändert?

»Nein, er hat sich noch nicht geändert,« sagte sich seufzend die Königin, »er ist im Begriff, sich zu ändern. Er ist im Begriff, sich zu ändern!« Eine schreckliche Ueberzeugung für die Frau, die mit Leidenschaft liebt.

Und in dem Augenblick, wo sie das Böse und das Unrecht wahrgenommen hatte, war es vielleicht noch Zeit, es wieder gut zu machen.

Doch der Geist dieser gekrönten Frau war kein geschmeidiger Geist. Sie konnte sich nicht entschließen, selbst bei einer Ungerechtigkeit, sich zu beugen; einem Gleichgültigen gegenüber hätte sie vielleicht Seelengröße gezeigt oder zeigen wollen, und dann würde sie vielleicht um Verzeihung gebeten haben. Aber demjenigen, welchen sie mit einer zugleich so lebhaften, und so reinen Zuneigung beehrt, glaubte die Königin nicht die geringste Einräumung machen zu müssen.

Von dem Augenblick an, als sie mit Andrée in ein Verhältnis der Eifersucht geriet, hatte sie moralisch sich zu verringern angefangen. Eine Folge ihrer Verringerung waren ihre Launen, ihr Zorn und die schlimmen Gedanken, die die schlimmen Handlungen nach sich ziehen.

Charny gab sich durchaus keine Rechenschaft von alledem, aber er war Mensch und hatte begriffen, daß Marie Antoinette eifersüchtig war, und zwar mit Unrecht eifersüchtig auf seine Frau, die er nie angeschaut.

Charny wußte, daß Fräulein Andrée von Taverney, eine alte Freundin der Königin, einst von

ihr gut behandelt, immer von ihr bevorzugt war. Warum liebte sie Marie Antoinette nicht mehr? warum war Marie Antoinette eifersüchtig auf sie?

Sie hatte also irgend ein Schönheitsgeheimnis entdeckt, das er nicht entdeckt hatte, ohne Zweifel, weil er es nicht gesucht?

Sie hatte also gefühlt, Charny könnte diese Frau anschauen, und sie, die Königin, würde etwas dabei verlieren?

Nichts ist nachteiliger für einen Eifersüchtigen, als wenn er den andern Teil wissen läßt, er bemerke die Erkaltung des Herzens, das er just in der höchsten Glut für sich zu erhalten wünscht. Wie oft geschieht es, daß der geliebte Gegenstand durch Vorwürfe über seine Kälte eben von der Kälte unterrichtet wird, die er zu empfinden anfing, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben. O Ungeschicklichkeit der Liebenden!

Marie Antoinette hatte also durch ihren Zorn und durch ihre Ungerechtigkeit selbst Charny belehrt, es sei etwas weniger Liebe im Grunde seines Herzens. Und sobald er dies wußte, sah er sich nach der Ursache um, und fand sie ganz natürlich in der Eifersucht der Königin.

Andrée, die arme verlassene Andrée, Gattin, ohne Frau zu sein!

Er beklagte Andrée.

Die Scene bei der Rückkehr von Paris hatte ihm das tiefe, vor aller Augen verborgene Eifersuchtsgeheimnis entdeckt.

Auch ihr, der Königin, entging es nicht, daß alles entdeckt sei, und da sie vor Charny sich nicht beugen wollte, wandte sie ein andres Mittel an, das sie nach ihrer Meinung zu demselben Ziele führen mußte.

Sie fing wieder an, Andrée gut zu behandeln. Sie ließ sie bei allen ihren Promenaden, bei allen ihren vertrauten Abendgesellschaften zu; sie überhäufte sie mit Liebkosungen; sie machte, daß sie von allen andern Frauen beneidet wurde.

Und Andrée ließ dies alles gewähren, wohl mit Staunen, aber ohne Dankbarkeit. Sie hatte sich seit langer Zeit gesagt, sie gehöre der Königin, die Königin könne mit ihr machen, was sie wolle, und ließ sie machen.

Als Entschädigung, da die Gereiztheit der Frau gegen irgend jemand einen Ausbruch nehmen mußte, fing die Königin an, Charny sehr zu mißhandeln. Sie sprach nicht mehr mit ihm; sie fuhr ihn an; sie gab sich den Anschein, als brächte sie Abende, Tage, Wochen hin, ohne nur zu bemerken, daß er anwesend war.

Sobald er aber abwesend war, schwoll ihr Herz an; ihre Augen irrten unruhig umher und suchten denjenigen, von welchem sie sich abwandten. Bedurfte sie eines Arms, hatte sie einen Befehl zu geben, hatte sie ein Lächeln zu verschenken, so war es für den ersten besten. Dieser ermangelte übrigens nie, ein schöner und ausgezeichnete Mann zu sein.

Die Königin glaubte sich von ihrer Wunde zu heilen, indem sie Charny verwundete.

Dieser litt und schwieg. Er war ein mächtiger Mann gegen sich selbst. Nicht eine Bewegung des Zornes oder der Ungeduld entschlüpfte ihm während dieser gräßlichen Marter.

Man sah dann ein seltsames Schauspiel, ein Schauspiel, das nur die Frauen zu geben und zu begreifen vermögen.

Andrée fühlte alles, was ihr Gatte litt, und da sie ihn mit jener engelhaften Liebe liebte, die nie eine Hoffnung gefaßt hatte, so beklagte sie ihn und bezeigte es ihm.

Aus diesem Mitleid ging eine sanfte, teilnehmende Annäherung hervor. Sie suchte Charny zu

trösten, ohne ihn merken zu lassen, daß Sie es wisse, er bedürfe des Trostes.

Marie Antoinette, die zu teilen suchte, um zu herrschen, bemerkte, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen habe, und daß sie, ohne es zu wollen, Seelen einander näher brachte, die sie gern durch ganz verschiedene Mittel getrennt hätte.

Sie, die beklagenswerte Frau, erlitt dann in der Stille und in der Einsamkeit der Nächte Verzweiflungsanfälle, und sie würde sicherlich so vielen Leiden unterlegen sein, wäre sie nicht so gewaltig von den Besorgnissen ihrer Politik in Anspruch genommen worden.

Dies waren die Umstände, in denen die Königin seit der Rückkehr des Königs nach Versailles bis zum Tode lebte, wo sie im Ernste darauf bedacht war, die unumschränkte Ausübung ihrer Gewalt wieder aufzunehmen.

In ihrem Stolze schrieb sie nämlich dem Verfall ihrer Macht die Entwertung zu, welche die *Frau* seit einiger Zeit zu erleiden schien.

Für diesen thätigen Geist war denken soviel als handeln. Sie ging ans Werk, ohne einen Augenblick zu verlieren.

Aber, ach! dieses Werk, zu dem sie nun schritt, war das ihres Verderbens.

XLVI.

Das Regiment Flandern.

Als die Königin sah, daß sich die Pariser in Militäre verwandelt hatten und Krieg führen zu wollen schienen, beschloß sie, ihnen zu zeigen, was ein wahrer Krieg sei.

»Bis jetzt haben sie es nur mit den Invaliden der Bastille, mit schlecht unterstützten und schwankenden Schweizern zu thun gehabt; man wird ihnen zeigen, wie es mit ein paar tüchtigen, gut royalistischen und gut exerzierten Regimentern ist.

»Vielleicht finden sich unter den Regimentern noch welche, die schon Aufstände niedergeschlagen und in den Ausbrüchen des Bürgerkriegs Blut vergossen haben. Man wird eines von diesen Regimentern kommen lassen, das bekannteste. Die Pariser werden dann begreifen, daß sie abzustehen haben, und das wird die einzige Zuflucht sein, die man ihnen für ihr Heil läßt.

Das war der Plan, nachdem die Nationalversammlung lange für sich, und der König für sein Veto gestritten. Der König hat zwei Monate lang gekämpft, um wieder einen Fetzen Souveränität zu erwischen; er hatte, in Verbindung mit dem Minister Mirabeau, die republikanische Begeisterung, die das Königtum in Frankreich vertilgen wollte, zu neutralisieren gesucht.

Die Königin hatte sich bei diesem Kampfe abgenutzt, abgenutzt besonders, weil sie den König unterliegen sah.

Der König hatte bei diesem Streite seine ganze Macht und den Rest seiner Popularität verloren. Die Königin hatte einen neuen Beinamen, einen Spottnamen gewonnen, man hieß sie *Madame Veto*.

Dieser Name, auf dem Flügel der revolutionären Lieder getragen, sollte die Unterthanen und Freunde von jenen erschrecken, die, indem sie eine deutsche Königin nach Frankreich sandten, mit Recht darüber sich wunderten, daß man sie mit dem Namen *Österreicherin* schmähete.

Dieser Name sollte in Paris, bei den wahnsinnigen Runden, an den Tagen der Metzerei, die letzten Schreie, den scheußlichen Todeskampf der Opfer begleiten.

Marie Antoinette hieß fortan Madame Veto, bis zu dem Tage, wo sie die Witwe Capet heißen sollte.

Das war schon das dritte Mal, daß sie ihren Namen wechselte. Nachdem man sie die *Oesterreicherin* genannt, hatte man sie Madame Deficit genannt.

Nach den Kämpfen, bei denen die Königin ihre Freundinnen durch das nahe Bevorstehende ihrer eigenen Gefahr zu interessieren versucht hatte, hatte sie nun bemerkt, daß sechzigtausend Pässe im Stadthause verlangt worden waren.

Sechzigtausend Notable waren von Paris und Frankreich abgereist, um im Ausland mit den Freundinnen und Verwandten der Königin zusammenzutreffen.

Ein sehr schlagendes Beispiel, von dem auch die Königin geschlagen ward!

Von diesem Augenblicke an sann sie auch auf nichts andres mehr, als auf eine geschickt abgekartete Flucht, auf eine Flucht, zur Not unterstützt durch die Gewalt; auf eine Flucht, an deren Ende die Rettung darin bestände, daß die in Frankreich gebliebenen Treuen den

Bürgerkrieg machen, das heißt, die Revolutionäre bestrafen könnten.

Der Plan war nicht schlecht. Er wäre sicherlich gelungen; aber hinter der Königin wachte auch der böse Geist.

Seltsames Verhängnis! Diese Frau, die so große Zuneigungen einflößte, fand nirgends die Verschwiegenheit.

Man wußte in Paris, daß sie fliehen wollte, ehe sie sich selbst davon überzeugt hatte.

Von dem Augenblick an, wo man es wußte, bemerkte Marie Antoinette nicht, daß ihr Plan unausführbar war. Indessen kam ein durch seine royalistischen Sympathien bekanntes Regiment, das Regiment Flandern, in Eilmärschen gegen Paris.

Dieses Regiment war von der Munizipalität in Versailles verlangt worden, die, abgemattet durch den außerordentlichen Nachtdienst, besonders durch die notwendige Aufmerksamkeit um das Schloß her, unablässig bedroht durch die Austeilung von Lebensmitteln und durch die sich rasch folgenden Aufstände, einer andern Macht bedurfte, als der Nationalgarde und der Milizen.

Das Schloß hatte schon Mühe genug, sich selbst zu verteidigen. Dieses Regiment Flandern kam an, und damit es sogleich das Ansehen erlangte, mit dem man es zu bekleiden suchte, mußte ein besonderer Empfang die Aufmerksamkeit des Volks auf dasselbe lenken.

Der Admiral d'Estaing versammelte die Offiziere der Nationalgarde, sowie alle Offiziere der in Versailles anwesenden Corps, zog ihm entgegen, und das Regiment hielt in Versailles einen feierlichen Einzug.

Um diesen Punkt, der Zentralpunkt geworden ist, gruppieren sich in Menge junge Edelleute, die keiner bestimmten Waffe angehörten.

Sie wählen unter sich eine Uniform, um sich zu erkennen, schließen sich an alle Offiziere außerhalb der Cadres, an alle Ritter vom heil. Ludwigsorden an, welche die Gefahr oder die Vorsicht nach Versailles führen; von da verbreiten sie sich in Paris, das sodann zu seinem tiefen Erstaunen diese neuen Feinde frisch, unverschämt und aufgeblasen von einem Geheimnis sieht, das ihnen bei Gelegenheit entschlüpfen soll.

Von diesem Augenblick an konnte der König abreisen. Er wäre unterstützt, beschützt gewesen auf seiner Reise, und Paris, noch unwissend und schlecht vorbereitet, hätte ihn vielleicht abgehen lassen.

Doch der böse Genius der *Österreicherin* wachte immer.

Nach der Huldigung, die man dem Regimente Flandern dargebracht hatte, beschlossen die Gardes-du-corps, den Offizieren dieses Regiments ein Mittagmahl zu geben.

Dieses Mahl, dieses Fest wurde auf den 1. Oktober festgesetzt. Alles, was sich von Bedeutung in der Stadt fand, wurde eingeladen.

Um was handelte es sich? Mit den Soldaten von Flandern zu fraternisieren? Warum hätten die Soldaten unter sich nicht fraternisieren sollen, da die Distrikte und die Provinzen fraternisierten?

Der König war noch der Herr seiner Regimenter und befehligte sie allein. Er war alleiniger Eigentümer des Schlosses in Versailles. Er hatte allein das Recht, hier nach seinem Gutdünken zu empfangen. Warum sollte er nicht brave Soldaten und würdige Edelleute, welche von Douai kamen, wo sie sich *gut aufgeführt*, empfangen?

Dieses gemeinschaftlich eingenommene Mahl sollte die Zuneigung verkitten, die alle Corps eines französischen Heeres einander schulden, die bestimmt sind, zugleich die Freiheit und das Königtum zu verteidigen.

Wußte übrigens der König auch nur, was verabredet war?

Seit den erwähnten Ereignissen bekümmerte sich der König, der infolge seiner Konzessionen frei war, um nichts mehr; man hatte ihm die Bürde der Geschäfte abgenommen. Er wollte nicht mehr regieren, weil man für ihn regierte, aber er glaubte sich nicht den ganzen Tag langweilen zu müssen.

Während die Herren von der Nationalversammlung das Königsrecht beschnitten und verkürzten, jagte der König.

Und bis er wieder zurückkäme, wäre die Tafel abgedeckt.

Das war ihm so wenig lästig, und er belästigte so wenig, daß man in Versailles beschloß, die Königin um Einräumung des Palastes zu Abhaltung des Mahles zu bitten.

Die Königin sah keinen Grund, den Soldaten von Flandern die Gastfreundschaft zu verweigern. Sie bewilligte die Benützung des Schauspielsaales.

An einem Donnerstag, am 1. Oktober, wurde das Festmahl gegeben, das in der Geschichte des Königtums ein grausenhaftes Denkzeichen von dessen Unvorsichtigkeiten oder Verblendungen bleiben wird.

Der König war auf der Jagd.

Die Königin war einsam, für sich selbst abgesperrt, traurig, nachdenkend und entschlossen, nicht ein einziges Zusammenstoßen der Gläser, nicht einen Ausbruch der Stimmen zu hören.

Ihr Sohn war in ihren Armen; Andrée bei ihr. Zwei Frauen arbeiteten in einer Ecke des Zimmers.

Nach und nach erschienen im Schlosse die glänzenden Offiziere mit wogenden Federbüschen und blitzenden Waffen. Die Pferde wieherten an den Gittern der Ställe, die Fanfaren ertönten, die zwei Musiken von Flandern und der Garden erfüllten die Luft mit Harmonie. Eine bleiche, neugierige, hinterhältisch unruhige Menge belauerte, kommentierte und kritisierte an den Gittern von Versailles das freudige Treiben und die Melodien.

In einzelnen Wogen, gleich Windstößen bei einem Sturme, strömten mit dem lustigen Gemurmel die Dünste des köstlichen Mahles durch die offenen Thüren.

Es war sehr unklug, dieses ausgehungerte Volk den Geruch des Fleisches und des Weines, dieses mürrische Volk die Freude und die Hoffnung einatmen zu lassen.

Das Fest nahm übrigens seinen Fortgang, ohne irgend eine Störung; anfangs nüchtern und voll Ehrfurcht unter ihrer Uniform, plauderten die Offiziere leise und tranken mäßig. Während der ersten Viertelstunde war es die Aufführung des Programms, wie man es festgesetzt hatte.

Es erschien der zweite Gang.

Herr von Lusignan, Oberst des Regiments Flandern, stand auf und schlug einen Trinkspruch vor: auf die Gesundheit des Königs, der Königin, des Dauphin und der königlichen Familie.

Vier Ausrufungen, bis zu den Gewölben emporgestoßen, schlugen von da widerhallend an das Ohr der traurigen Zuschauer außen.

Ein Offizier stand auf. Vielleicht war es ein Mann von Geist und Mut, ein Mann von gesundem Verstand, der den Ausgang von alledem vorhersah, ein dieser königlichen Familie, der man soeben so geräuschvoll gehuldigt hatte, aufrichtig ergebener Mann. Dieser Mann begriff, daß man unter allen diesen Toasts einen vergaß, der sich auf eine ungeschlachte Weise selbst präsentieren würde.

Er schlug einen Trinkspruch vor auf das Wohl der Nation.

Da ging ein langes Gemurre einem langen Schrei voran.

»Nein, nein,« antworteten im Chor die Anwesenden.

Und der Trinkspruch auf die Nation wurde verworfen.

So hatte das Festmahl seine wahre Richtung, der Strom seinen wahren Fall genommen.

Man hat gesagt und sagt noch, derjenige, welcher diesen Toast vorgeschlagen, sei der herausfordernde Agent der entgegengesetzten Kundgebung gewesen.

Wie dem auch sein mag, sein Wort brachte eine ärgerliche Wirkung hervor. Die Nation vergessen, das geht noch; aber sie beschimpfen, das war zu viel; sie rächte sich dafür.

Da von diesem Augenblick an das Eis gebrochen war, da auf das zurückhaltende Stillschweigen Geschrei und exaltierte Gespräche folgten, so wurde die Disziplin und Schamhaftigkeit zur Chimäre, man ließ die Dragoner, die Grenadiere, die Schweizer, alles, was sich an gemeinen Soldaten im Schlosse fand, eintreten.

Der Wein kreiste, er füllte zehnmal die Gläser, der Nachtschisch erschien, er wurde geplündert. Die Trunkenheit war allgemein, die Soldaten vergaßen, daß sie mit ihren Offizieren tranken und anstießen. Das war ein wahrhaft brüderliches Fest.

Überall schreit man: Es lebe der König! es lebe die Königin! So viele Blumen, so viele Lichter, so viel Feuer, welche die vergoldeten Gewölbe regenbogenfarbig erscheinen ließen, so viel freudige, die Stirne erleuchtende Ideen, so viel rötliche Blitze sprangen und vermengten sich um das Haupt dieser Braven! Es bot sich ein Schauspiel, das sehr süß für die Königin, sehr beruhigend für den König zu sehen gewesen wäre.

Dieser so unglückliche König, diese so traurige Königin, die einem solchen Feste nicht beiwohnten!

Dienstfertige Diener machen sich los, laufen zu der Königin, erzählen ihr, übertreiben ihr, was sie gesehen haben.

Da belebt sich das erloschene Äuge der Frau, sie steht auf. Es giebt also noch ein Königtum, eine Zuneigung in französischen Herzen. Es ist also noch Hoffnung vorhanden.

Die Königin schaut mit einem finsternen, trostlosen Blick umher.

Vor ihren Thüren fangen die Diener an zu kreisen. Man bittet, man beschwört die Königin, einen Besuch zu machen, nur zu erscheinen bei diesem Feste, wo zweitausend Begeisterte durch ihre Vivats den Kultus der Monarchie heiligten.

»Der König ist abwesend, ich kann nicht allein gehen,« erwiderte sie traurig.

»Mit Monseigneur dem Dauphin,« sagen einige Unvorsichtige, die in sie dringen.

»Madame, Madame,« flüsterte ihr eine Stimme ins Ohr, »bleiben Sie hier, ich beschwöre Sie, bleiben Sie.«

Sie drehte sich um, es war Herr von Charny.

»Wie,« fragte sie, »Sie sind nicht unten bei diesen Herren?«

»Ich bin zurückgekommen, Madame, es herrscht unten eine Exaltation, deren Folgen mehr, als man glaubt, Eurer Majestät schaden können.«

Marie Antoinette hatte einen jener Tage des Schmollens, des Eigensinns, sie wollte an diesem Tage geflissentlich gerade das Gegenteil von dem thun, was Charny gefallen hätte.

Sie schleuderte dem Grafen einen Blick der Verachtung zu und war im Begriff ihm ein unverbindliches Wort zu erwidern, als er sie durch eine ehrerbietige Gebärde zurückhielt und zu

ihr sagte:

»Haben Sie die Gnade, Madame, und warten Sie wenigstens den Rat des Königs ab.«

Er glaubte Zeit zu gewinnen.

»Der König! der König!« riefen mehrere Stimmen. Seine Majestät kommt von der Jagd zurück!

Marie Antoinette steht auf und läuft dem König entgegen, der noch gestiefelt und ganz mit Staub bedeckt ist.

»Mein Herr,« spricht sie zu ihm, »es ist unten ein Schauspiel, würdig des Königs von Frankreich. Kommen Sie!«

Und sie nimmt seinen Arm und zieht ihn fort, ohne Charny anzuschauen, der seine Nägel wütend in seine Brust eindrückt.

Ihren Sohn an der linken Hand führend, geht sie hinab; eine große Menge von Höflingen schreitet ihr voran und treibt sie vorwärts; sie kommt zu den Thüren des Opernsaales in dem Augenblick, wo, mit dem Rufe: »Es lebe der König! es lebe die Königin!« zum zwanzigsten Mal die Gläser geleert wurden.

XLVII.

Das Bankett der Garden.

In dem Augenblick, wo die Königin mit dem König und ihrem Sohne auf dem Boden des Opersaales erschien, erscholl, der Explosion einer Miene ähnlich, ein ungeheurer Zuruf vom Festgelage gegen die Logen.

Die berauschten Soldaten, die faselnden Offiziere schlangen ihre Hüte und Degen und schrien: »Es lebe der König! es lebe die Königin! es lebe der Dauphin!«

Die Musik ließ: *O Richard! o mein König!* ertönen.

Die Anspielung, welche diese Melodie enthielt, war so durchsichtig, sie begleitete so gut den Gedanken aller, sie übersetzte so getreu den Geist des Banketts, daß alle zu gleicher Zeit, als die Melodie anfang, die Worte anstimmten.

In ihrem Enthusiasmus vergaß die Königin, daß sie sich mitten unter betrunkenen Menschen befand; der König fühlte sich betroffen und fand mit seinem gewöhnlichen gesunden Verstand sofort heraus, daß hier sein Platz nicht sei; aber schwach und geschmeichelt, eine Popularität und einen Eifer wiederzufinden, wie er es nicht mehr bei seinem Volke zu finden gewohnt war, überließ er sich allmählich der allgemeinen Berauschung.

Charny, der während des ganzen Mahles nur Wasser getrunken hatte, stand, als er die Königin und den König erblickte, erbleichend auf. Er hatte gehofft, alles würde ohne ihre Gegenwart vorüber gehen, und dann lag wenig daran: man konnte alles in Abrede ziehen, alles Lügen strafen, während die Gegenwart des Königs und der Königin dem ganzen Vorgang einen geschichtlichen Boden verlieh.

Aber sein Schrecken war noch viel größer, als er seinen Bruder Georges auf die Königin zugehen und, ermutigt durch ein Lächeln, ein Wort an sie richten sah.

Er war zu weit entfernt, um zu hören; doch aus seinen Gebärden entnahm er, daß sein Bruder um etwas bat.

Auf diese Bitte nickte die Königin einwilligend mit dem Kopf, machte plötzlich die Kokarde, die sie an ihrer Haube trug, los und gab sie dem jungen Mann.

Charny schauerte, streckte den Arm aus und war nahe daran einen Schrei von sich zu geben.

Es war nicht einmal die weiße Kokarde, die französische, was die Königin ihrem unklugen Kavalier bot. Es war die schwarze Kokarde, die österreichische, die feindliche Kokarde.

Was die Königin diesmal gethan hatte, war mehr als eine Unvorsichtigkeit, es war ein Verrat.

Und dennoch waren alle diese armen Fanatiker so wahnsinnig, daß, — als ihnen Georges von Charny die schwarze Kokarde darbot, sie die ihre von sich warfen, und mit Füßen traten.

Und dann wurde die Berauschung so heftig, daß die hohen Gäste des Regiments Flandern, wenn sie nicht unter Küssen erstickt werden oder diejenigen, welche vor ihnen niederknieten, mit den Füßen treten wollten, wieder den Weg nach ihren Gemächern einschlagen mußten.

Alles dieses wäre ohne Zweifel nur eine französische Tollheit gewesen, die zu verzeihen die Franzosen stets geneigt sind, wäre die Orgie beim Enthusiasmus stehen geblieben; aber der

Enthusiasmus war bald überschritten.

Mußten gute Royalisten nicht, indem sie den Krieg liebkosten, die Nation ein wenig kratzen?

Diese Nation, in deren Namen man dem König so viel Schmerz bereitete, daß die Musik berechtigt war zu spielen:

»Peut-on affliger, ce qu'on aime!«¹⁵

Bei dieser Melodie gingen der König, die Königin und der Dauphin weg.

Kaum waren sie abgegangen, als die Gäste, einer den andern anfeuernd, den Bankettsaal in eine im Sturm eroberte Stadt verwandelten.

Auf ein von Herrn Perseval, dem Adjutanten des Herrn d'Estaing, gegebenes Zeichen, blasen die Trompeten zum Angriff.

Zum Angriff gegen wen? Gegen den abwesenden Feind. Gegen das Volk.

Diese Musik zum Angriff, so süß für das französische Ohr, war so täuschend, daß es möglich ward, den Opersaal von Versailles für ein Schlachtfeld und die schönen Damen, die von den Logen dieses für das Herz so angenehme Schauspiel betrachteten, für den Feind halten zu lassen.

Der Schrei: »Sturm!« erscholl von hundert Stimmen ausgestoßen, und die Ersteigung der Logen begann. Es ist wahr, die belagernde Menge war in einer so wenig schreckenerregenden Stimmung, daß ihnen die Belagerten die Hände reichten.

Der erste, der den Balkon erstieg, war ein Grenadier vom Regiment Flandern. Herr von Perseval riß ein Kreuz von seinem Knopfloch und dekorierte ihn.

Und dies alles geschah unter den österreichischen Farben, mit einem Gebrülle gegen die nationale Kokarde.

Da und dort wurden einige dumpfe, verhängnisvolle Rufe hörbar. Aber bedeckt durch das Toben der Sänger, durch die Vivats der Belagernden, strömten diese Geräusche drohend bis zu den Ohren des Volkes zurück, das anfangs erstaunend, dann sich entrüstend, beim Thore horchte.

Da erfuhr man außen auf dem Platze, dann in den Straßen, die schwarze Kokarde habe die Stelle der weißen eingenommen, und die dreifarbige sei mit Füßen getreten worden.

Man erfuhr, daß ein braver Offizier der Nationalgarde, der trotz der Drohungen seine dreifarbige Kokarde beibehalten hatte, in den Gemächern des Königs schwer verwundet worden sei.

Dann wiederholte man unbestimmt: ein einziger Offizier, unbeweglich traurig, am Eingang des ungeheuren Saales stehend, der in einen Zirkus verwandelt war, wo alle diese Wütenden sich durcheinander drängten und stießen, habe geschaut, gehorcht, sich sehen lassen; er habe als redliches Herz und unerschrockener Soldat, der gewaltigen Majorität sich unterwerfend, fremde Sünden sich aufladend, die Verantwortung für alles übernommen, was das Heer, durch die Offiziere des Regiments Flandern repräsentiert, in diesen unseligen Tagen an Exzessen beging. Doch der Name dieses Mannes, des einzigen Weisen unter so vielen Narren, wurde nicht einmal ausgesprochen, und wäre er ausgesprochen worden, so hätte man doch nie geglaubt, daß der Graf von Charny, der Günstling der Königin, gerade derjenige war, welcher, bereit für sie zu sterben, unter ihrem Benehmen gerade am schmerzlichsten gelitten hatte.

Die Königin war ganz betäubt vom Zauber dieser Scene in ihre Gemächer zurückgekehrt.

Sie wurde hier bald von der Menge ihrer Höflinge und Schmeichler überfallen.

»Sehen Sie,« sagte man zu ihr, »sehen Sie, was der wahre Geist Ihrer Truppen ist! Sehen Sie, wenn man Ihnen von der Volkswut für die anarchischen Ideen sagt, sehen Sie, ob diese Wut

gegen den unbändigen Eifer der französischen Militäre für die monarchistischen Ideen wird kämpfen können!«

Und da alle diese Worte den geheimen Wünschen der Königin entsprachen, so ließ sie sich durch diese Täuschungen zur Ruhe wiegen und bemerkte nicht einmal, daß Charny fern von ihr geblieben war.

Allmählich hörten indessen diese Geräusche auf; der Schlaf des Geistes löschte alle diese Irrlichter, alle diese Phantasmagorien der Trunkenheit aus.

Der König machte übrigens der Königin im Augenblick, wo sie schlafen gehen wollte, einen Besuch und warf ihr das Wort, voll tiefer Weisheit zu:

»Man muß morgen sehen.«

Der Unvorsichtige! mit diesem Worte, das für jede andre Person ein weiser Rat war, belebte er bei der Königin wieder eine halbvertrocknete Quelle des Widerstands und der Herausforderung.

»In der That!« murmelte sie, als er weggegangen war, »die Flamme, diesen Abend im Palast eingeschlossen, wird sich heute Nacht in Versailles ausbreiten und morgen ein Brand für ganz Frankreich sein. Alle diese Soldaten, alle diese Offiziere, die mir heute Abend so heiße Pfänder der Ergebenheit geboten haben, werden Verräter, Rebellen gegen die Nation, Mörder des Vaterlandes genannt werden.

»Jeder von diesen Köpfen, der die schwarze Kokarde aufgesteckt hat, wird für die Laterne der Grève bezeichnet werden.

»Jede Brust, aus der so redlich der Ruf: »Es lebe die Königin!« hervordrang, wird bei den ersten Aufständen von den gemeinen Messern und den schändlichen Piken durchbohrt werden.

»Und das bin ich, und abermals ich, die alles verursacht hat. Ich bin es, die zum Tode so viele brave Diener verurteilen wird, ich, die unverletzliche Souveränin, die man um mich her aus Heuchelei schonen und fern von mir aus Haß beschimpfen wird.

»Oh! nein, ehe ich in diesem Grade undankbar gegen meine einzigen, gegen meine letzten Freunde bin, ehe ich in diesem Grade mich feig und herzlos zeige, werde ich die Schuld auf mich nehmen. Für mich ist das alles geschehen, ich werde mir den Zorn aufladen . . . Wir werden sehen, wie weit es mit dem Hasse kommt, wir werden sehen, bis zu welcher Stufe meines Thrones die schmutzige Woge zu steigen wagt.«

Und da die Königin durch die Schlaflosigkeit voll von finsternen Ratschlägen in solcher Weise ermutigt war, so war auch das Resultat des kommenden Tages nicht zweifelhaft.

Der andre Tag kam ganz verfinstert von Klagen, ganz schwer von Gemurre.

Die Nationalgarde, an welche die Königin ihre Fahnen ausgeteilt hatte, erschien am andern Tage und dankte Ihrer Majestät mit gesenktem Kopfe und schiefen Augen.

Aus der Haltung dieser Leute war leicht zu erraten, daß sie nichts billigten, und daß sie im Gegenteil alles mißbilligt haben würden, wenn sie es gewagt hätten.

Sie hatten an dem Zuge teil genommen; sie waren dem Regimente Flandern entgegengegangen; sie hatten Einladungen zu dem Bankett erhalten und angenommen. Nur sie, mehr bürgerlich als soldatisch gesinnt, waren es gewesen, die während der Orgie die dumpfen Bemerkungen gewagt hatten, die kein Gehör fanden. Als sie nach dem Palaste kamen, um der Königin zu danken, geleitete sie eine große Menge.

In Betracht der ernsten Umstände wurde die Sache bedeutungsvoll. Man würde auf der einen und auf der andern Seite sehen, mit wem man es zu thun hätte.

Alle Soldaten und Offiziere, die sich am Tage vorher kompromittiert hatten, wollten auch wissen, bis zu welchem Grade sie von der Königin in ihrer unklugen Demonstration unterstützt würden, und hatten, diesem am vorhergehenden Abend beleidigten Volke gegenüber Plätze eingenommen, um die ersten offiziellen Worte zu hören, die aus dem Schlosse kämen.

Das Gewicht der ganzen Gegenrevolution schwebte fortan über dem Haupte der Königin allein.

Es lag inzwischen noch in ihrer Macht, eine solche Verantwortlichkeit von sich abzulehnen, ein solches Unglück zu beschwören.

Aber stolz, wie die Stolzesten ihres Geschlechts, ließ sie ihren klaren, durchsichtigen, sichern Blick auf ihren sie umgebenden Freunden und Feinden umherlaufen, wandte sich mit sonorer Stimme an die Offiziere der Nationalgarde und sprach:

»Meine Herren, es freut mich sehr. Ihnen Fahnen gegeben zu haben. Die Nation und das Heer müssen den König lieben, wie wir die Nation und das Heer lieben.

»Der gestrige Tag hat mich entzückt gewesen.«

Nach diesen Worten, die sie mit äußerst fester Stimme betonte, wurde ein Gemurre unter der Menge hörbar, während geräuschvolles Händeklatschen in den Reihen der Militäre erscholl.

»Wir sind unterstützt,« sagten diese.

»Wir sind verraten,« sagten jene.

Charny, der in einer Gruppe stand, hörte mit einem Seufzer, was die Parteien sprachen.

Die Königin, als sie die Augen von der Menge abwandte, begegnete den Augen des jungen Mannes, und sie heftete den Blick auf das Gesicht ihres Geliebten, um den Eindruck, den sie gemacht, darin zu lesen.

»Bin ich nicht mutig?« wollte sie sagen.

»Ach! Madame, Sie sind mehr toll, als mutig,« antwortete das schmerzlich verdüsterte Gesicht des Grafen.

XLVIII.

Die Weiber mischen sich darein.

In Versailles trieb der Hof Heroismus gegen das Volk. In Paris trieb man nur Rittertum gegen den Hof; das Rittertum lief durch die Straßen.

Die Ritter vom Volke irrten in Lumpen umher, die Hand am Griffe eines Säbels oder an dem Kolben einer Pistole, und befragten ihre leeren Taschen und ihre hohlen Magen.

Während man in Versailles zu viel trank, aß man in Paris zu wenig.

Seltsame Dinge! Finstere Verblendung, die heute, wo wir alle an Thronumstürzungen gewöhnt sind, den Politikern ein Lächeln des Mitleids entreißen wird.

Gegenrevolution machen, und ausgehungerte Leute zur Schlacht herauszufordern!

Ach! die Geschichte, wenn man sie nötigt, sich zur materialistischen Philosophin zu machen, wird sagen: nie schlägt sich das Volk grausamer, als wenn es nicht zu Mittag gegessen hat.

Es war jedoch sehr leicht, dem Volke Brot zu geben, und dann hätte ihm sicherlich das Brot von Versailles minder bitter geschienen.

Doch die Mehlzufuhren von Corbeil kamen nicht mehr an. Dieses Corbeil ist von Versailles so weit; wer also hätte beim König oder bei der Königin an Corbeil gedacht?

Zum Unglück war bei dieser Vergeßlichkeit des Hofes die Hungersnot bleich und sorgenvoll in die Straßen von Paris herabgestiegen. Sie horcht an allen Straßenecken; sie rekrutiert ihr Gefolge aus Landstreichern und Missethättern; sie lehnt ihr schlimmes Gesicht dicht an die Fensterscheiben der Reichen und der Staatsbeamten an.

Die Männer erinnern sich der Aufstände, die so viel Blut kosten; sie erinnern sich der Bastille; sie erinnern sich an Foulon, Berthier, Flesselles; sie befürchten, abermals Mörder genannt zu werden und warten.

Aber die Weiber, die noch nichts gethan, als gelitten haben, die Weiber, die dreifach leiden, — leiden für das Kind, das weint und ungerecht ist, weil es nicht das Bewußtsein der Sache hat, — für das Kind, das zu seiner Mutter sagt: Warum giebst du mir nicht Brot? — leiden für den Mann, der düster und schweigsam am Morgen das Haus verläßt, um am Abend noch düsterer und schweigsamer zurückzukehren, — endlich leiden für sich, das schmerzliche Echo des ehelichen und mütterlichen Unglücks, — die Weiber brennen vor Begierde, sich Genugthuung zu nehmen, sie wollen dem Vaterland auf ihre Weise dienen.

Hatten übrigens nicht die Weiber den 1. Oktober in Versailles gemacht?

Gilbert und Billot waren im Palais Royal im Kaffee Foy. Plötzlich öffnet sich die Thüre, und eine Frau tritt ganz bestürzt ein. Sie zeigt die weißen und schwarzen Kokarden, die von Versailles nach Paris gekommen sind; sie verkündigt die öffentliche Gefahr.

Man erinnert sich dessen, was Charny zur Königin gesagt hatte: Madame, es wird wirklich zu fürchten sein, wenn sich die Weiber darein mischen. Das war auch die Ansicht Gilberts.

Als er sah, daß die Weiber sich darein mischten, wandte er sich gegen Billot und sprach:

»Nach dem Stadthause.«

Seit dem Gespräche, das zwischen Billot, Gilbert und Pitou stattgefunden hatte, und in Folge dessen Pitou nach Villers-Cotterets mit dem kleinen Sebastian Gilbert zurückgekehrt war, gehorchte Billot Gilbert auf ein Wort, auf eine Geberde, auf ein Zeichen, denn er hatte begriffen, daß, wenn er die Stärke war, Gilbert der Verstand war.

Beide stürzten aus dem Kaffeehause, liefen durch den Garten des Palais Royal und erreichten die Rue Saint-Honoré.

Auf der Höhe der Halle begegneten sie einem Mädchen, das aus der Rue des Bourdonnais herauskam und trommelte.

Gilbert blieb erstaunt stehen.

»Was ist das?« fragte er.

»Ei! Sie sehen es, Doktor,« antwortete Billot, »eine hübsche junge Person, die trommelt, und zwar nicht schlecht, bei meiner Treue!«

»Sie wird etwas verloren haben,« sagte ein Vorübergehender.

»Sie ist sehr hübsch,« versetzte Billot.

»Fragen Sie sie, was sie will,« sprach Gilbert.

»He! hübsches Mädchen,« rief Billot, »was hast du so die Trommel zu rühren?«

»Es hungert mich,« antwortete die hübsche junge Person mit einer grellen, scharfen Stimme.

Und sie setzte ihren Marsch und das Rasseln ihrer Trommel fort.

Gilbert hatte gehört.

»Ho! ho! das wird schrecklich,« sagte er.

Und er schaute aufmerksamer die Weiber an, die dem Mädchen mit der Trommel folgten.

Sie waren abgezehrt, schwankend, verzweiflungsvoll.

Aus der Mitte dieser Weiber brach von Zeit zu Zeit ein gerade durch seine Schwäche drohender Schrei hervor, denn man fühlte, daß dieser Schrei aus dem Munde von Ausgehungerten kam.

»Nach Versailles!« riefen sie.

Und auf ihrem Wege winkten sie allen Weibern, die sie in den Häusern erblickten, und riefen alle Frauen, die sie an den Fenstern sahen.

Ein Wagen kam vorüber, *zwei Damen* saßen in diesem Wagen, sie streckten ihre Köpfe aus den Schlägen und lachten.

Das Gefolge der Trommelschlägerin blieb stehen. Zwanzig Weiber stürzten nach den Schlägen, ließen die zwei Damen aussteigen und gesellten sie, trotz ihrer Einwendungen, trotz ihres Widerstandes, den ein paar kräftige Püffe auf der Stelle bändigten, ihrer Truppe bei.

Hinter ihnen marschierte ein Mann, mit beiden Händen in seinen Taschen.

Dieser Mann mit hagerem, bleichem Gesichte, von langer, dünner Gestalt, trug einen grauen Rock, schwarze Weste und schwarze Beinkleider; er hatte einen kleinen dreieckigen Hut, der schief auf seiner Stirne saß. Ein langer Degen schlug an seine mageren, aber nervigen Beine.

Er folgte schauend, horchend, alles mit seinem durchdringenden Auge, das er unter seinen schwarzen Brauen rollte, verschlingend.

»Ei!« sagte Billot, »ich kenne dieses Gesicht, ich habe es bei allen Aufständen gesehen.«

»Es ist der Gerichtsdienner Maillard.«

Ah! ja, so ist es, derjenige, welcher hinter mir auf dem Brette ging. Er ist geschickter gewesen,

ails ich, er ist nicht in den Graben gefallen.«

Maillard verschwand mit den Weibern bei der Biegung der Straße.

Billot hatte große Lust, es zu machen wie Maillard, aber Gilbert zog ihn nach dem Stadthause fort.

Man wußte im Stadthause, was in Paris vorfiel, aber man bekümmerte sich kaum darum. Was lag in der That dem phlegmatischen Bailly und dem Aristokraten Lafayette daran, daß ein Weib trommelte. Das war ein Vorempfang auf den Karneval, und nichts andres.

Als man aber im Gefolge dieses trommelnden Mädchens zwei bis dreitausend Weiber kommen sah; als auf den Seiten dieser Schar, die von Minute zu Minute zunahm, eine nicht minder zahlreiche Schar von Männern, auf eine unheimliche Weise lächelnd und ihre häßlichen Waffen in Ruhe haltend, herbeirückte; als man bemerkte, diese Männer lächeln zum voraus über das Böse, das die Weiber thun würden und das um so weniger abzuwenden war, als man wohl wußte, die öffentliche Gewalt würde die böse Absicht weder ernstlich verhindern, noch die böse That streng bestrafen, da fing man an, den ganzen Ernst der Lage zu begreifen.

Nach einer halben Stunde waren achttausend Weiber auf der Grève versammelt. Sie sahen sich in genügender Anzahl und fingen an, mit der Faust auf der Hüfte zu beratschlagen.

Die Beratung war nicht sehr ruhig. Es waren der Mehrzahl nach Thürsteherinnen, Frauen der Halle, öffentliche Mädchen. Viele von ihnen waren Royalistinnen, und statt den Gedanken zu haben, dem König und der Königin ein Leid anzuthun, hätten sie sich für sie töten lassen.

Das Resultat der Beratung war folgendes:

»Brennen wir ein wenig das Stadthaus nieder, wo so viele Papierwische fabriziert werden, um uns zu verhindern, alle Tage zu essen.«

Man beschäftigte sich im Stadthause gerade damit, einen Bäcker zu richten, der Brot mit falschem Gewicht verkauft hatte.

Demzufolge erwarteten die Stammgäste der Laterne den Bäcker mit einem Strick.

Die Wache des Stadthauses wollte den Unglücklichen retten und wandte hierzu alle ihre Kräfte an; aber leider, wie man seit einiger Zeit die Erfahrung gemacht, hatten ihre menschenfreundlichen Absichten nur schlechten Erfolg.

Die Weiber stürzten sich auf diese Wache, durchbrachen sie, drangen in das Stadthaus ein, und die Plünderung begann.

Alles, was sie fänden, wollten sie in die Seine werfen und alles, was sie nicht fortschaffen könnten, auf dem Platze verbrennen.

Das war ein großes Geschäft.

Es fand sich ein wenig von allem im Stadthause.

Es fanden sich darin dreihundert Wähler, ferner die Adjunkten, und endlich die Maires.

»Es wird lange dauern, alle diese Menschen ins Wasser zu werfen,« sprach eine Frau von Verstand, eine Frau, die Eile hatte.

»Nicht als ob sie es wenig verdienten,« sagte eine andre.

»Ja, aber die Zeit fehlt.«

»Nun wohl! so verbrennen wir alles!« rief eine Stimme; »das ist einfacher.«

Man suchte Fackeln, man verlangte Feuer; dann provisorisch, um keine Zeit zu verlieren, belustigte man sich damit, daß man einen Abbé aufhing, den Abbé Lefevre d'Ormesson.

Zum Glück war der Mann mit dem grauen Rocke da. Er durchschneidet den Strick, der Abbé fällt siebzehn Fuß herab, verstaucht sich ein Bein und läuft unter dem Gelächter aller dieser Megären hinkend davon.

Der Abbé entkam deswegen so unangefochten, weil die Fackeln schon angezündet waren, weil die Mordbrennerinnen die Fackeln schon in den Händen hatten, und sie den Archiven näherten.

Plötzlich stürzt der Mann mit dem grauen Rocke vor und entreißt Brände und Fackeln den Händen der Weiber; die Weiber widerstehen, der Mann peitscht sie mit Fackelstreichen und während das Feuer die Röcke faßt, löscht er das aus, welches schon die Papiere faßte.

Wer ist denn dieser Mann, der sich so dem furchtbaren Willen von zehntausend wütenden Kreaturen widersetzt?

Warum ließ man sich von diesem Mann beherrschen? Man hat den Abbé Lefevre halb gehenkt, man wird wohl diesen Mann aufhenken, sobald niemand mehr da sein wird, um es zu verhindern.

Es erhebt sich auch wirklich ein hirnwütender Chor und bedroht ihn mit dem Tode; mit der Drohung verbindet sich die Thätlichkeit.

Die Weiber umgeben den Mann mit dem grauen Rock und werfen ihm einen Strick um den Hals.

Aber Billot ist herbeigelaufen. Billot wird Maillard den Dienst leisten, den Maillard dem Abbé geleistet hat.

Er klammert sich an den Strick an, durchschneidet ihn an zwei bis drei Stellen mit einem scharfem Messer, das in einem äußersten Notfall — weil es bestielt ist — seinem kräftigen Arm zu etwas anderm dienen konnte.

Und während er den Strick in so viele Stücke zerschneidet, als ihm möglich ist, ruft Billot:

»Unglückliche! Ihr kennt also nicht einen der Sieger der Bastille, denjenigen, welcher über das Brett gegangen ist, um die Kapitulation zu holen, während ich in den Gräben plätscherte? Ihr kennt also Herrn Maillard nicht?«

Bei diesem so bekannten und so gefürchteten Namen halten alle Weiber inne. Man schaut sich an, man wischt sich die Stirne ab.

»Ein Sieger der Bastille, Herr Maillard, der Gerichtsdieners im Chatelet, es lebe Herr Maillard!«

Die Drohungen verwandeln sich in Liebkosungen; man umarmt Maillard, man ruft: Es lebe Maillard!

Maillard wechselt einen Händedruck und einen Blick mit Billot.

Der Händedruck will sagen: Wir sind Freunde!

Der Blick will sagen: Wenn Sie je meiner bedürfen, rechnen Sie auf mich.

Maillard hat auf alle diese Weiber einen um so größeren Einfluß gewonnen, als sie einsehen, Maillard habe ihnen ein kleines Unrecht zu vergeben.

Aber Maillard ist ein alter Volksmatrose, er kennt dieses Meer der Vorstädte, das auf einen Hauch sich erhebt und auf ein Wort sich legt.

Er weiß, wie man mit allen diesen menschlichen Wellen spricht, wenn sie einem Zeit gönnen, zu sprechen.

Uebrigens ist der Augenblick gut, um sich hören zu lassen, man schweigt um Maillard.

Maillard will nicht, daß die Pariser die Gemeinde, das heißt, die einzige Macht, die sie beschützt, zerstören; er will nicht, daß sie die Bürgerliste, die beweist, daß ihre Kinder nicht lauter Bastarde sind, vernichten.

Das ungewöhnliche, scharfe, spöttische Wort bringt seine Wirkung hervor.

Niemand wird getötet, nichts wird verbrannt werden.

Aber man will nach Versailles ziehen.

Dort ist das Uebel, dort bringt man die Nächte in Orgien hin, während man in Paris Hunger hat. Versailles verschlingt alles. Paris fehlt es an Korn und Mehl, weil die Kornzufuhren, statt in Paris anzuhalten, unmittelbar von Corbeil nach Versailles gehen.

Das wäre nicht so, wenn der *Bäcker* und die *Bäckerin* und der *Bäckerjunge* sich in Paris befänden.

Mit diesen Spottnamen bezeichnet man den König, die Königin und den Dauphin, diese drei natürlichen Austeiler des Brotes für das Volk.

Da die Weiber in Haufen organisiert sind, da sie Flinten, Kanonen, Pulver haben, mit Piken und Heugabeln bewaffnet sind, so werden sie auch einen General haben.

Warum nicht? die Nationalgarde hat auch einen.

Lafayette ist der General der Männer.

Maillard wird der General der Weiber sein.

Lafayette kommandiert seine Faulenzer von Grenadieren, die eine Reservearmee zu sein scheinen, so wenig thun sie, während so viel zu thun ist.

Maillard wird das aktive Heer kommandieren.

Ohne zu lächeln, ohne eine Miene zu verändern, nimmt Maillard den Antrag an.

Maillard ist kommandierender General der Weiber von Paris.

Der Feldzug wird nicht lange dauern, aber er wird entscheidend sein.

XLIX.

Maillard als General.

Die Armee, die Maillard befehligte, war immerhin eine Armee. Sie besaß Kanonen, denen es allerdings an Lafetten und Rädern fehlte, aber man hatte sie in Karren gelegt.

Sie hatte Flinten, — es ist wahr, an vielen fehlte der Hahn oder die Batterie, aber keiner fehlte es an einem Bajonett.

Sie hatte eine Menge anderer Waffen, freilich sehr beschwerliche Waffen, aber es waren doch Waffen.

Sie hatte Pulver in Schnupftüchern, in Hauben, in Säcken und unter diesen lebendigen Patronentaschen spazierte die Artilleristen mit ihren angezündeten Luntten. Wenn das ganze Heer während dieses seltsamen Marsches nicht in die Luft geflogen ist, so ist es nur ein Wunder gewesen.

Maillard hat mit einem Blicke die Stimmung seiner Armee erkannt. Alles, was er thun kann, ist, wie er sieht, nicht, sie auf dem Platze zu halten, nicht, sie an Paris zu fesseln, sondern, sie nach Versailles zu führen und, dort angekommen, das Schlimme zu verhindern, das sie thun könnte.

Demzufolge geht Maillard hinab, er nimmt die Trommel, die am Halse des jungen Mädchens hängt. Hungers sterbend, hat das Mädchen nicht mehr die Kraft, sie zu tragen. Es giebt die Trommel hin, schleicht die Mauer entlang und fällt mit dem Kopfe auf einen Weichstein.

Maillard fragt die junge Person nach ihrem Namen. Sie heißt Madeleine Chambry. Sie schnitt in Holz für die Kirchen. Aber wer denkt jetzt daran, die Kirchen mit schönen Arbeiten in Holz zu beschenken?

Aus Hungersnot ist sie Sträußchenmädchen im Palais-Royal geworden. Aber wer denkt jetzt daran, Blumen zu kaufen, während das Geld fehlt, um Brot zu kaufen?

Sie wird nach Versailles kommen, sie, die diese traurige Deputation versammelt hat; da sie aber zu schwach ist, um zu gehen, so wird sie in einem Wagen fahren.

Ist sie in Versailles angekommen, so wird man verlangen, daß sie mit zwölf andern Weibern in den Palast eingeführt werde; sie wird die hungrige Rednerin sein, sie wird beim König für die Sache der Hungrigen sprechen.

Man klatschte Maillard bei diesem Gedanken Beifall.

So hat also Maillard schon mit einem Worte alle feindseligen Dispositionen geändert.

Ungefähr siebentausend Weiber sind versammelt. Sie setzen sich in Marsch; als sie aber in die Nähe der Tuilerien kommen, erheben sie ein gewaltiges Geschrei.

Maillard steigt auf einen Weichstein, um sein ganzes Heer zu überragen.

»Was wollt Ihr?« fragt er.

»Wir wollen durch die Tuilerien ziehen.«

»Unmöglich,« antwortete Maillard.

»Und warum unmöglich?« schreien siebentausend Stimmen.

»Weil die Tuileries das Haus des Königs und der Garten des Königs sind; weil ohne Erlaubnis des Königs durch dieselben ziehen, den König beleidigen heißt; es heißt mehr, es heißt in der Person des Königs sich an der Freiheit aller vergreifen.«

»Gut also!« sagten die Weiber, »bitten wir den Portier um Erlaubnis.«

Maillard tritt auf den Portier zu und fragt ihn mit seinem dreieckigen Hut in der Hand:

»Mein Freund, gestatten Sie, daß diese Damen durch die Tuileries ziehen? Man geht nur durch das Gewölbe, und die Pflanzen und Bäume des Gartens sollen nicht beschädigt werden.«

Statt jeder Antwort zieht der Portier seinen langen Degen und geht auf Maillard los. Maillard zieht den seinigen, der einen Fuß kürzer ist, und kreuzt die Klinge. Während dieser Zeit nähert sich ein Weib dem Portier und streckt ihn mit einem Besenstielstreich auf den Kopf zu den Füßen Maillards nieder.

Zu gleicher Zeit schickt sich ein andres Weib an, dem Portier das Bajonnett in den Leib zu stoßen.

Maillard steckt seinen Degen wieder in die Scheide, nimmt den des Portiers unter einen Arm, die Flinte des Weibes unter den andern, hebt seinen Hut auf, der während des Streites auf den Boden gefallen ist, drückt ihn wieder auf seinen Kopf und setzt seinen Marsch durch die Tuileries fort, wo nach seinem Versprechen, kein Schaden angerichtet wird.

Lassen wir sie weiter ziehen durch den Cours-la-Reine und gegen Sèvres, wo sie sich in zwei Banden teilen, und sehen wir ein wenig, was in Paris vorging.

Auf den Lärm der siebentausend Weiber, der seinen Widerhall in den entferntesten Quartieren von Paris gefunden hatte, war Lafayette herbeigeeilt.

Er nahm eine Art von Revue auf dem Marsfelde vor. Seit acht Uhr morgens war er zu Pferde; er kam auf den Platz des Stadthauses, als die Mittagsstunde schlug.

Seit dem Anfang der Revolution sprach Lafayette zu Pferde, aß und kommandierte zu Pferde. Als er auf den Quai Pelletier kam, wurde er durch einen Mann aufgehalten, der in starkem Galopp wegritt. Dieser Mann war Gilbert. Er ritt nach Versailles und wollte den König von dem, womit er bedroht war, benachrichtigen und sich zu seiner Verfügung stellen.

Mit zwei Worten erzählte er Lafayette alles.

Dann eilte jeder weiter: Lafayette nach dem Stadthause Gilbert nach Versailles. Nur, da die Weiber auf dem rechten Ufer der Seine marschierten, folgte er dem linken Ufer.

Nachdem ihn die Weiber verlassen, hatte sich der Platz vor dem Stadthause mit Männern, besonders Nationalgardisten gefüllt.

Auf den Lärm, den die Weiber gemacht, war der Lärm der Sturmglocke und des Generalmarsches gefolgt.

Lafayette durchschritt diese ganze Menge, stieg vor den Stufen ab, und ohne sich um Beifallsrufe, gemischt mit Drohungen, die seine Gegenwart erregte, zu bekümmern, diktierte er einen Brief an den König über den Aufstand, der am Morgen stattgefunden hatte.

Er war an der sechsten Zeile, als die Thüre des Sekretariats ungestüm geöffnet wurde.

Lafayette schlug die Augen auf. Eine Deputation von Grenadieren verlangte vom General empfangen zu werden.

Lafayette winkte der Deputation, und ließ sie eintreten.

Der Grenadier, der das Wort zu führen beauftragt war, ging bis an den Tisch vor und sprach

mit fester Stimme:

»Mein General, wir sind abgeordnet von zehn Kompagnien Grenadieren; wir halten Sie nicht für einen Verräter, aber wir glauben, daß die Regierung uns verrät. Es ist Zeit, daß alles ein Ende nehme; wir können unsre Bajonette nicht gegen die Weiber kehren, die Brot von uns verlangen. Das Komitee für Anschaffung von Lebensmitteln treibt Unterschleif oder ist unfähig; in dem einen und dem andern Fall muß es anders werden. Das Volk ist unglücklich, die Quelle des Uebels ist in Versailles. Man muß den König holen und nach Paris bringen; man muß das Regiment Flandern und die Gardes-du-corps vernichten, die es gewagt haben, die Kokarde der Nation mit Füßen zu treten. Ist der König zu schwach, um die Krone zu tragen, so lege er sie nieder. Wir werden seinen Sohn krönen, man wird einen Regentschaftsrat ernennen, und alles wird aufs beste gehen.«

Lafayette schaut den Redner ganz verwundert an. Er hat Aufstände gesehen, er hat Ermordungen beweint, aber es ist das erste Mal, daß ihn der revolutionäre Hauch in Wirklichkeit ins Gesicht trifft.

Daß das Volk die Möglichkeit sieht, des Königs zu entbehren, setzt ihn mehr als in Erstaunen, es bringt ihn in Verwirrung.

»Ei!« ruft er, »habt ihr denn im Sinne, gegen den König Krieg zu führen und ihn zu nötigen, uns zu verlassen?«

»Mein General,« antwortet der Redner, »wir lieben und achten den König, und es würde uns sehr leid thun, wenn er uns verliese, denn wir lieben ihn ungemein. Aber sollte er uns verlassen, so haben wir am Ende den Dauphin.«

»Meine Herren,« erwidert Lafayette, »gebt wohl acht auf das, was Ihr thut; Ihr rührt die Krone an, und es ist meine Pflicht, dies nicht zu dulden.«

»Mein General,« entgegnet der Nationalgardist, indem er sich verbeugt, »wir würden für Sie unser Blut bis auf den letzten Tropfen hingeben. Aber das Volk ist unglücklich; die Quelle des Nebels ist in Versailles, wir müssen den König holen und nach Paris bringen, das Volk will es.«

Lafayette sieht, daß er mit seiner Person bezahlen muß. Das ist eine Notwendigkeit, vor der er nie zurückgewichen wäre.

Er geht mitten auf den Platz des Stadthauses hinab und will das Volk anreden; aber das Geschrei: *Nach Versailles! nach Versailles!* bedeckte seine Stimme.

Plötzlich wird ein gewaltiger Lärm auf der Seite der Rue de la Vannerie hörbar. Es ist Bailly, der sich ebenfalls nach dem Stadthause begiebt.

Bei dem Anblick von Bailly brechen die Schreie: Brot! Brot! Nach Versailles! nach Versailles! auf allen Seiten los.

Zu Fuß, in der Menge verloren, fühlt Lafayette, daß die Flut immer mehr steigt und ihn zu verschlingen im Begriff ist.

Er durchschneidet die Menge, um zu seinem Pferde zu gelangen. Er erreicht es, schwingt sich auf den Sattel und treibt es in der Richtung der Freitreppe an; aber der Weg ist völlig versperrt zwischen ihm und dem Stadthause; Mauern von Menschen sind emporgewachsen.

»Beim Henker! mein General, Sie werden bei uns bleiben,« rufen diese Menschen.

Zugleich schreien alle Stimmen: »Nach Versailles! nach Versailles!«

Lafayette schwankt, zögert. Ja, ohne Zweifel kann er, wenn er sich nach Versailles begiebt, dem König sehr nützlich sein; doch wird er auch Herr dieser Volksmasse bleiben, die ihn nach

Versailles fortziehen will? Wird er diese Wellen beherrschen, durch die er den Grund verloren hat, und gegen die er selbst, wie er fühlt, für sein eigenes Heil kämpft?

Plötzlich steigt ein Mann die Stufen der Freitreppe herab, dringt mit einem Briefe in der Hand durch die Menge und arbeitet mit Händen und Füßen so gut, daß er bis zu Lafayette gelangt. Dieser Mann ist der unermüdliche Billot.

»Nehmen Sie, General,« spricht er, »das ist von den Dreihundert.«

So nannte man die Wähler.

Lafayette erbricht das Siegel und sucht den Brief leise zu lesen; aber gleichzeitig rufen ihm zwanzigtausend Stimmen zu:

»Den Brief! den Brief!«

Lafayette ist also genötigt, den Brief laut zu lesen. Er winkt, um Stillschweigen zu verlangen. In demselben Augenblick folgt, wie durch ein Wunder, die Stille auf den ungeheuren Tumult, und ohne daß man ein einziges Wort verliert, liest Lafayette folgenden Brief:

»In Betracht der Umstände und des vom Volke ausgesprochenen Wunsches, sowie auf die *Vorstellung* des Herrn Generalkommandanten, daß es unmöglich sei, dies zu verweigern, ermächtigt man den Herrn Generalkommandanten und befiehlt ihm sogar, sich nach Versailles zu begeben.

Vier Kommissäre der Gemeinde werden ihn begleiten.

Der arme Lafayette hatte den Herren Wählern, denen es nicht unangenehm war, einen Teil der Verantwortlichkeit für die Ereignisse, die vorkommen würden, ihm zu überlassen, durchaus keine *Vorstellung* gemacht. Aber das Volk glaubte, er habe es wirklich *gethan*, und das Volk, mit dessen Wünschen die *Vorstellung* des Generalkommandanten im Einklang stand, das Volk rief: Es lebe Lafayette!

Da wiederholte Lafayette erbleichend:

»Nach Versailles«

Fünfzehntausend Männer folgten ihm mit einem Enthusiasmus, der stiller, aber zugleich furchtbarer war, als der der Weiber, die als Vorhut abgegangen waren.

Alle diese Menschen sollten sich in Versailles aneinander anschließen, um vom König die bei der Orgie am 1. und 2. Oktober von der Tafel der Gardes-du-corps gefallenen Brotkrümchen zu verlangen.

L.

Ungnade.

Wie immer, war man in Versailles in völliger Unwissenheit über das, was in Paris vorging.

Nach der geschilderten Szene, zu der sich die Königin am andern Tag Glück gewünscht, ruhte sie aus.

Sie besaß ein Heer, sie besaß Trabanten, sie hatte ihre Feinde gezählt, sie wünschte den Kampf zu beginnen.

Hatte sie nicht die Niederlage vom 14. Juli zu rächen? Hatte sie nicht die Fahrt des Königs nach Paris, eine Fahrt, von der er mit der dreifarbigem Kokarde am Hut zurückgekommen, bei ihrem Hofe und bei sich selbst vergessen zu machen?

Die arme Frau, sie dachte nicht von fern an die Fahrt, die sie selbst zu machen genötigt sein sollte.

Seit ihrem Streite mit Charny hatte sie nicht mehr mit diesem gesprochen. Sie befließ sich scheinbar, Andrée mit jener alten, einen Augenblick in ihrem Herzen verdüsterten Freundschaft zu behandeln, die aber im Busen ihrer Nebenbuhlerin auf immer erloschen war.

Was Charny betrifft, so wandte sie sich nur an ihn, wenn sie genötigt war, wegen seines Dienstes ein Wort an ihn zu richten oder ihm einen Befehl zu geben.

Das war keine Familienungnade, denn gerade am Morgen des Tages, wo die Pariser Paris verlassen sollten, um nach Versailles zu kommen, sah man die Königin sehr freundlich mit dem jungen Georges von Charny plaudern, mit dem zweiten der drei Brüder, der, Olivier entgegengesetzt, der Königin bei der Nachricht von der Einnahme der Bastille, so kriegerische Ratschläge gegeben hatte.

Gegen neun Uhr morgens schritt dieser junge Offizier durch die Gallerie, um dem Jägermeister zu melden, der König wolle jagen, als ihn Marie Antoinette erblickte.

»Wohin eilten Sie so, mein Herr?« fragte sie.

»Ich eilte nicht mehr, sobald ich Eure Majestät erblickte,« erwiderte Georges; »ich blieb im Gegenteil stehen und wartete in Demut auf die Ehre, die sie mir dadurch erweist, daß sie mich anspricht.«

»Das verhindert Sie nicht, mein Herr, mir zu antworten und mir zu sagen, wohin Sie gehen.«

»Madame, ich bin von der Eskorte. Seine Majestät jagt, und ich will die Befehle des Oberjägermeisters einholen.«

»Ah! der König jagt heute abermals,« sprach die Königin, während sie nach den Wolken schaute, die schwer und schwarz von Paris her rollten; »er hat unrecht. Man sollte glauben, das Wetter drohe, nicht wahr, Andrée?«

»Ja, Madame,« antwortete die junge Frau zerstreut.

»Sind Sie nicht dieser Ansicht, mein Herr?«

»Doch, Madame; aber der König will es.«

»Der Wille des Königs geschehe in den Wäldern und auf den Straßen,« antwortete die

Königin mit der ihr natürlichen Heiterkeit, die ihr weder die Bekümmernisse ihres Herzens, noch die politischen Störungen zu rauben vermochten.

Dann wandte sie sich gegen Andrée um und sagte, die Stimme dämpfend:

»Es ist noch das wenigste, dessen sich der König erfreut.«

Und sie fragte Georges laut:

»Mein Herr, können Sie mir sagen, wo der König jagt?«

»Im Walde von Meudon, Madame.«

»Wohlan, so begleiten Sie ihn und wachen Sie über ihm.«

In diesem Augenblick war der Graf von Charny zurückgekehrt. Er lächelte Andrée sanft zu, schüttelte den Kopf und sagte zur Königin:

»Das ist eine Empfehlung, Madame, der sich mein Bruder, nicht inmitten der Vergnügungen des Königs, sondern inmitten seiner Gefahren erinnern soll.«

Beim Tone dieser Stimme, die an ihr Ohr traf, ohne daß ihr Gesicht von der Gegenwart Charnys benachrichtigt worden war, bebte Marie Antoinette, wandte sich um und sagte mit einer verächtlichen Härte:

»Ich würde mich sehr gewundert haben, wäre dieses Wort nicht von dem Herrn Grafen Olivier von Charny gekommen.«

»Warum dies, Madame?« fragte ehrerbietig der Graf.

»Weil es eine Unglücksprophezeiung ist, mein Herr.«

Andrée erbleichte, als sie den Grafen erbleichen sah.

Er verbeugte sich, ohne zu antworten.

Dann, auf einen Blick seiner Frau, die darüber, daß sie ihn so geduldig fand, zu erstaunen schien, sagte er:

»Ich bin wahrhaftig sehr unglücklich, daß ich nicht *mehr* weiß, wie man mit der Königin spricht, ohne sie zu beleidigen.«

Dieses *mehr* wurde betont, wie auf dem Theater ein geschickter Schauspieler die wichtigen Silben betont.

Die Königin hatte ein zu geübtes Ohr, um nicht im Fluge die Absichtlichkeit aufzufassen, die Charny diesem Worte gegeben hatte.

»*Mehr?*« sagte sie lebhaft, »*mehr*, was bedeutet *mehr?*«

»Ich habe mich abermals schlecht ausgedrückt, wie es scheint,« erwiderte Herr von Charny einfach.

Und er wechselte mit Andrée einen Blick, den diesmal die Königin auffing.

Sie erbleichte ebenfalls und rief zornig:

»Das Wort ist schlecht, wenn die Absicht schlecht ist.«

»Das Ohr ist feindselig, wenn der Geist feindselig ist,« erwiderte Charny.

Und nach dieser mehr gerechten, als ehrerbietigen Entgegnung schwie er.

»Ich werde, um zu antworten, warten, bis Herr von Charny mehr Glück in seinen Angriffen hat,« sagte die Königin.

»Und ich,« erwiderte Charny, »werde, um anzugreifen, warten, bis die Königin in der Wahl ihrer Diener glücklicher ist, als seit einiger Zeit.«

Andrée ergriff rasch die Hand ihres Mannes und schickte sich an, mit ihm wegzugehen.

Ein Blick der Königin hielt sie zurück. Diese hatte die Bewegung gesehen.

»Aber was hatte er mir denn zu sagen, *Ihr Mann?*« fragte die Königin.

»Er wollte Eurer Majestät sagen, vom König nach Paris abgeschickt, habe er Paris in einer sonderbaren Gährung gefunden.«

»Abermals!« rief die Königin; »und aus welchem Anlaß? Die Pariser haben die Bastille eingenommen und sind im Zuge, sie zu zerstören. Was wollen sie mehr? Antworten Sie, Herr von Charny.«

»Das ist wahr, Madame,« erwiderte der Graf; »doch da sie die Steine nicht essen können, so sagen sie, sie haben Hunger.«

»Sie haben Hunger! sie haben Hunger!« rief die Königin. »Was sollen wir dabei thun?«

»Madame, es hat eine Zeit gegeben, wo die Königin die erste war, die Mitleid mit den Schmerzen des Volkes empfand und sie erleichterte. Es gab eine Zeit, wo sie bis zu den Mansarden der Armen emporstieg, und wo die Gebete der Armen zu Gott emporstiegen.«

»Ja,« erwiderte bitter die Königin, »und nicht wahr, ich bin gut belohnt worden für dieses Mitleid mit dem Elend der andern? Eines meiner größten Mißgeschicke nahm seinen Ursprung davon, daß ich in eine solche Mansarde hinaufgestiegen bin!«

»Weil Eure Majestät sich einmal getäuscht, weil sie ihre Gnade und ihre Gunstbezeigungen auf eine elende Kreatur ausgedehnt hat, darf sie deswegen die ganze Menschheit nach dem Standpunkt einer Schändlichen messen? Ah! Madame, wie geliebt waren Sie zu jener Zeit!«

Die Königin schleuderte Charny einen Flammenblick zu.

»Sagen Sie kurz, was gestern in Paris vorfiel,« rief sie.

»Sagen Sie mir nur Dinge, die Sie gesehen haben, mein Herr; ich will der Wahrheit Ihrer Worte sicher sein.«

»Was ich gesehen habe, Madame! Ich habe einen Teil der Bevölkerung auf den Quais zusammengeschart gesehen, der vergeblich die Ankunft von Mehl erwartete. Ich habe einen andern Teil in Reihen vor den Thüren der Bäcker stehen sehen, vergeblich wartend auf Brot. Was ich gesehen habe; ein ausgehungertes Volk, Männer, die ihre Weiber, Weiber, die ihre Kinder ansahen mit Blicken voll Trauer; geballte, drohende Fäuste gegen Versailles ausgestreckt. Ah! Madame, die Gefahren, von denen ich sprach, die Gelegenheit, für Eure Majestät zu sterben, ein Glück, das mein Bruder und ich zuerst in Anspruch nehmen, ich fürchte, diese Gelegenheit wird uns bald geboten sein.«

Die Königin wandte Charny mit einer Bewegung der Ungeduld den Rücken zu und lehnte ihre brennende, obgleich bleiche Stirne an die Scheibe eines Fensters an.

Kaum hatte sie die tiefe Bewegung gemacht, als man sie beben sah.

»Andrée,« sagte sie, »sehen Sie doch, wer der Reiter ist, der zu uns kommt; er scheint der Überbringer sehr dringender Nachrichten zu sein.«

Andrée näherte sich dem Fenster; doch beinahe in demselben Augenblick trat sie erbleichend einen Schritt zurück.

»Ah! Madame,« sagte sie mit einem Tone des Vorwurfs.

Charny trat rasch ans Fenster, er hatte nichts von dem, was vorgegangen, verloren.

»Dieser Reiter,« sagte er, indem er nacheinander die Königin und Andrée anschaute, dieser

Reiter ist Doktor Gilbert.

»Ach! es ist wahr,« sprach die Königin, auf eine Art, daß es selbst Andrée unmöglich war, zu beurtheilen, ob Marie Antoinette sie in einem von jenen Anfällen weiblicher Rache, denen sich die arme Frau überließ, ans Fenster gerufen hatte, oder ob ihre durch die Nachtwachen und die Thränen geschwächten Augen auf eine gewisse Entfernung selbst diejenigen nicht mehr erkannten, welche zu erkennen sie Interesse hatte.

Ein eisiges Stillschweigen breitete sich sogleich über den drei Hauptpersonen dieser Szene aus, die nur noch fragen und antworten konnten mittelst Blicken.

Es war wirklich Gilbert, der mit den unglücklichen Nachrichten ankam, die Charny vorhergesehen hatte.

Von Seiten der drei Personen fand nun ein ängstliches Warten von einigen Minuten statt.

Plötzlich wurde die Thüre geöffnet, ein Offizier trat ein und meldete:

»Madame, Doktor Gilbert, der soeben angekommen ist, um den König in sehr wichtigen, dringenden Angelegenheiten zu sprechen, bittet um die Ehre, von Eurer Majestät empfangen zu werden, da der König seit einer Stunde nach Meudon abgegangen ist.«

»Er trete ein!« rief die Königin, einen bis zur Härte festen Blick auf die Thüre heftend, während Andrée, als müßte sie einen natürlichen Beistand in ihrem Manne finden, rückwärts ging und sich auf den Arm des Grafen stützte.

Gilbert erschien auf der Thürschwelle.

LI.

Der Abend des 5. Oktober.

Gilbert warf einen Blick auf die anwesenden Personen, ging ehrerbietig auf Marie Antoinette zu und sprach: In Abwesenheit ihres erhabenen Gemahls, wird mir die Königin erlauben, ihr die Nachrichten mitzuteilen, die ich bringe.

»Sprechen Sie, mein Herr,« erwiderte Marie Antoinette. »Als ich Sie so rasch kommen sah, rief ich meine ganze Stärke zu Hilfe, denn ich habe vermutet, daß Sie eine herbe Kunde bringen.«

»Würde es die Königin vorgezogen haben, wenn ich sie hätte überrumpeln lassen? In Kenntnis gesetzt, wird die Königin mit dem sie charakterisierenden gesunden Verstande und sicheren Urteil der Gefahr entgegengehen, und dann wird die Gefahr vielleicht vor ihr zurückweichen.«

»Lassen Sie hören, mein Herr, was für eine Gefahr ist es?«

»Madame, sieben bis achttausend Weiber sind von Paris abgegangen und kommen bewaffnet nach Versailles.«

»Sieben bis achttausend Weiber!« versetzte die Königin mit einer Miene der Verachtung.

»Ja, aber sie haben wohl unterwegs angehalten, und werden ihrer fünfzehn bis zwanzigtausend sein, wenn sie hier ankommen.«

»Und was wollen sie?«

»Sie haben Hunger, Madame, und kommen, um vom König Brot zu verlangen.«

Die Königin wandte sich gegen Charny um.

»Ah! Madame, sagte der Graf, was ich vorhergesehen habe, ist geschehen.«

»Was ist zu thun?« fragte Marie Antoinette.

»Man muß den König von allem benachrichtigen,« erwiderte Gilbert.

Die Königin drehte sich rasch wieder um und rief:

»Den König! Oh! nein. Ihn in Gefahr setzen, wozu soll das nützen?«

Dieser Ausruf sprang mehr aus dem Herzen Marie Antoinettes, als daß er besonnen davon ausging. Es war die ganze Offenbarung des Mutes der Königin, ihres Bewußtseins von einer Schwäche, die sie ihrem Gatten weder hätte zutrauen, noch Fremden verraten sollen.

Aber war Charny ein Fremder? oder war Gilbert ein Fremder?

Nein! Schienen diese zwei Männer nicht im Gegenteil von der Vorsehung erwählt, der eine, um den König, der andre, um die Königin zu beschirmen?

Charny antwortete zugleich der Königin und Gilbert, er gewann wieder seine ganze Selbstbeherrschung, denn er hatte seinen Stolz zum Opfer gebracht.

»Madame,« sagte er, »Herr Gilbert hat recht, man muß den König benachrichtigen, der König ist noch geliebt, er wird sich den Weibern zeigen, sie anreden und entwaffnen.«

»Aber wer wird es übernehmen, den König zu benachrichtigen?« versetzte die Königin. »Der Weg ist sicherlich schon abgeschnitten, und das ist ein gefährliches Unternehmen.«

»Der König ist im Walde von Meudon? Ja, und wenn, wie das wahrscheinlich ist, die Straßen

...«

»Die Königin wolle in mir nur einen Mann des Krieges sehen,« unterbrach Charny einfach.
»Ein Soldat ist gemacht, um getötet zu werden.«

Und nachdem er so gesprochen, wartete er nicht auf die Antwort, hörte nicht auf den Seufzer; er ging rasch hinab, schwang sich auf ein Pferd der Garden, und jagte mit zwei Reitern nach Meudon.

Kaum war er, durch ein letztes Zeichen den Abschied erwidern, den ihm Andrée aus dem Fenster zusandte, verschwunden, als ein entferntes Geräusch, das dem Brausen der Wogen an einem Sturmtage glich, die Königin horchen machte. Es schien von den entferntesten Bäumen der Pariser Straße aufzusteigen, die man von dem Zimmer aus bis zu den letzten Häusern von Versailles im Nebel sich entrollen sah.

Bald wurde der Himmel drohend für den Blick, wie er es für das Ohr war; ein weißer, scharfer Regen fing an, den Nebel zu durchstreifen.

Und dennoch, trotz dieser Drohungen, füllte sich Versailles mit Menschen.

Die Kundschafter folgten sich im Schlosse. Jeder Kundschafter verkündigte eine zahlreiche, von Paris kommende Kolonne, und jeder fühlte, sich der Freuden und leichten Siege an den vorhergehenden Tagen erinnernd, der eine wie einen Gewissensbiß, der andre wie einen Schrecken in seinem Innern.

Unruhig und sich einander anschauend, nahmen die Soldaten langsam ihre Waffen. Trunkenen ähnlich atmeten die Offiziere, demoralisiert durch die sichtbare Unruhe der Soldaten und das Gemurre der Menge, mühsam die ganz mit Unglück beladene Luft, von der sie umgeben waren.

Die Gardes-du-corps, ungefähr dreihundert Mann, stiegen kalt und mit jenem Zögern zu Pferde, das den Mann des Schwertes erfaßt, wenn er begreift, er werde es mit Feinden zu thun haben, deren Angriff unbekannt ist.

Was war gegen Weiber zu thun, die drohend und mit Waffen abgegangen sind, aber durch Hunger und Müdigkeit entwaffnet ankommen, so daß sie nicht mehr imstande sind, den Arm aufzuheben!

Aufs Geratewohl stellen sie sich aber auf, ziehen ihre Säbel und warten.

Endlich erscheinen die Weiber; sie kommen auf zwei Straßen; auf der Hälfte des Weges hatten sie sich getrennt; die einen waren durch Saint-Cloud, die anderen durch Sèvres gezogen.

Ehe man sich getrennt, hatte man acht Brote ausgeteilt: das war alles, was man in Sèvres gefunden.

Zweiunddreißig Pfund Brot für siebentausend Personen.

Als sie nach Versailles kamen, konnten sie sich kaum fortschleppen; mehr als drei Viertel hatten ihre Waffen auf den Straßen umhergestreut. Maillard hatte das letzte Viertel bewogen, die seinigen in den ersten Häusern der Stadt zu lassen.

Als sie in die Stadt eintraten, sagte er:

»Auf, damit man nicht bezweifelt, daß wir Freunde des Königtums sind, laßt uns singen: Vive Henri IV.!«

Und mit einer ersterbenden Stimme, die kaum die Kraft hatte, Brot zu verlangen, sangen sie das königliche Lied.

Die Verwunderung war auch groß im Palaste, als man, statt der Schreie und Drohungen, Lieder hörte, als man besonders die schwankenden Sängerinnen — der Hunger gleicht der

Trunkenheit — ihre abgezehrten, bleichen, beschmutzten, von Regen und Schweiß triefenden Gesichter an die vergoldeten Gitter anlehnen sah, — Tausende von erschrecklichen Gestalten übereinander gestellt, dem erstaunten Auge die Anzahl der Gesichter durch die Zahl der Hände verdoppelnd, die sich krampfhaft an den Gitterstangen anhalten und bewegen.

Dann brach von Zeit zu Zeit aus dem Schoße dieser Gruppen trauriges Geheul hervor; aus der Mitte dieser mit dem Tode ringenden Gesichter sprangen Blitze.

Von Zeit zu Zeit lassen auch alle diese Hände das Gitter los, an dem sie sich fest halten, und strecken sich durch die Zwischenräume nach dem Schlosse aus.

Die einen offen und zitternd, diese bitten.

Die anderen geballt und straff, diese drohend.

Oh! das Gemälde war ein düsteres.

Der Regen und der Koth, dies auf Seiten des Himmels und der Erde.

Der Hunger und die Drohung, dies auf Seiten der Belagernden.

Das Mitleid und der Zweifel, dies auf Seiten der Vertheidiger.

In Erwartung Ludwigs XVI. läßt die Königin, voll Fieber und Entschlossenheit, die Verteidigung anordnen; allmählich haben sich die Höflinge, die Offiziere, die hohen Staatsbeamten um sie gruppiert.

Unter ihnen erblickte sie Herrn von Saint-Priest, Minister von Paris.

»Sehen Sie, was die Leute wollen, mein Herr,« sagte sie zu ihm.

Herr von Saint-Priest geht hinab, durchschreitet den Hof, tritt ans Gitter und fragt die Weiber:

»Was wollt Ihr?«

»Brot! Brot! Brot!« antworteten gleichzeitig tausend Stimmen.

»Brot!« entgegnete Herr von Saint-Priest heftig, »als Ihr nur einen Herrn hattet, fehlte es Euch nicht an Brot. Jetzt, da Ihr zwölfhundert habt, seht, wie weit Ihr gekommen seid.«

Und er zieht sich unter dem Geschrei der Ausgehungerten zurück und befiehlt, das Gitter geschlossen zu halten.

Doch eine Deputation kommt herbei, und vor dieser wird man wohl das Gitter öffnen müssen.

Maillard ist in der Nationalversammlung im Namen der Weiber erschienen; er hat es dahin gebracht, daß der Präsident mit einer Deputation von zwölf Weibern dem König Vorstellungen machen wird.

In dem Augenblick, wo die Deputation, Mounier an der Spitze, aus der Versammlung weggeht, kommt der König im Galopp beim Schloß an.

Charny hat ihn im Walde von Meudon getroffen.

»Ah! Sie sind es, mein Herr?« fragte ihn der König. »Wollen Sie zu mir?«

»Ja, Sire.«

»Was geht denn vor? Sie sind sehr rasch geritten.«

»Sire, zehntausend Weiber sind zu dieser Stunde in Versailles, sie kommen von Paris und verlangen Brot.«

Der König zuckte die Achseln, doch mehr mit einem Gefühle des Mitleids, als der Verachtung.

»Ach!« sagte er, »wenn ich Brot hätte, so würde ich nicht warten, bis sie nach Versailles kämen und von mir verlangten.«

Doch ohne eine andre Bemerkung zu machen, warf er nur einen schmerzlichen Blick nach der Stelle, wo sich die Jagd entfernte, die er zu unterbrechen genötigt war, und sprach:

»Kehren wir nach Versailles zurück, mein Herr.«

Er war, wie wir erwähnt haben, eben angekommen, als gewaltige Schreie auf dem Paradeplatz erschauen.

»Was ist das?« fragte der König.

»Sire,« rief Gilbert, bleich wie der Tod eintretend, »es sind Ihre Garden, die unter der Anführung von Herrn Georges von Charny den Präsidenten der Nationalversammlung und die Deputation, die er zu Ihnen geleitet, angreifen.«

»Unmöglich!« sagte der König.

»Hören Sie die Schreie derer, die man ermordet. Sehen Sie, sehen Sie, alles flieht.«

»Lassen Sie öffnen,« wiederholte Ludwig XVI. »Ich werde die Deputation empfangen. Die Paläste der Könige sind Freistätten.«

»Ach!« versetzte Marie Antoinette, »ausgenommen vielleicht für die Könige.«

LII.

Die Nacht vom 5. auf den 6. Oktober.

Charny und Gilbert stiegen die Stufen hinab.

»Im Namen des Königs!« ruft der eine.

»Im Namen der Königin!« ruft der andre.

Und beide fügten bei:

»Oeffnet die Thore!«

Doch dieser Befehl ist nicht so bald vollzogen, als man den Präsidenten der Nationalversammlung im Hofe niedergeworfen und mit Füßen getreten hat.

An seiner Seite sind zwei Weiber von der Deputation verwundet worden.

Gilbert und Charny eilen hinzu; diese zwei Männer, der eine oben von der Gesellschaft, der andre unten von derselben ausgegangen, sind in einer und derselben Mitte zusammengetroffen.

Der eine will die Königin aus Liebe für die Königin retten der andre will den König aus Liebe für das Königtum retten.

Sobald die Gitter geöffnet waren, stürzten die Weiber in den Hof; sie warfen sich in die Reihen der Garden, in die Mitte der Soldaten des Regiments Flandern; sie drohen, sie bitten, sie schmeicheln. Wie soll man Weibern widerstehen, die Männer anflehen im Namen ihrer Mütter und ihrer Schwestern?

»Platz, meine Herren, Platz der Deputation!« ruft Gilbert.

Und alle Reihen öffnen sich, um Mounier und die unglücklichen Weiber, die er dem König vorstellen will, durchzulassen.

Von Charny, der vorausgelaufen ist, benachrichtigt, erwartet der König die Deputation in dem Zimmer zunächst der Kapelle.

Mounier wird im Namen der Nationalversammlung sprechen.

Louison Chambry, die junge Blumenhändlerin, die den Appell geschlagen hat, wird im Namen der Weiber sprechen.

Mounier sagt ein paar Worte zum König und stellt ihm die junge Blumenhändlerin vor.

Diese macht einen Schritt vorwärts, will sprechen, kann aber nur die Worte stammeln:

»Sire, Brot!«

Und ohnmächtig fällt sie nieder.

»Zu Hilfe!« ruft der König, »zu Hilfe!«

Andrée eilt hinzu und reicht dem König ihren Flacon.

»Oh! Madame,« spricht Charny mit dem Tone des Vorwurfs zur Königin.

Die Königin erbleicht und zieht sich in ihre Gemächer zurück.

»Lassen Sie die Equipagen bereit halten,« sagte sie, »der König und ich gehen nach Rambouillet ab.«

Während dieser Zeit kam die arme junge Person wieder zu sich; als sie sich in den Armen des

Königs sah, der sie an Salzen riechen ließ, stieß sie einen Schrei der Scham aus und wollte ihm die Hand küssen.

Doch der König hielt sie zurück.

»Mein schönes Kind,« sagte er, »lassen Sie mich Sie küssen, Sie sind es wohl wert.«

»Oh! Sire, Sire, da Sie so gut sind, so geben Sie den Befehl,« erwiderte das Mädchen.

»Welchen Befehl?« fragte der König.

»Den Befehl, Korn kommen zu lassen, damit die Hungersnot aufhöre.«

»Mein Kind,« sprach der König, »ich will wohl den Befehl, den Sie verlangen, unterzeichnen, aber wahrhaft, ich befürchte, daß er Sie nicht viel nützt.«

Der König setzte sich an einen Tisch und fing an zu schreiben, als man plötzlich einen vereinzelt Flintenschuß und darauf ein ziemlich lebhaftes Kleingewehrfeuer hörte.

»Oh! mein Gott! mein Gott!« ruft der König, »was giebt es denn wieder? Sehen Sie nach, Herr Gilbert.«

Ein zweiter Angriff hatte auf eine andre Gruppe von Weibern stattgefunden, und dadurch wurde der Flintenschuß und das Kleingewehrfeuer herbeigeführt.

Der vereinzelt Flintenschuß war von einem Manne aus dem Volk abgefeuert worden und hatte den Arm des Herrn von Savonnières, Leutnants der Garden, in dem Augenblick zerschmettert, als dieser denselben erhob, um auf einen Soldaten einzuhauen, der sich gegen eine Baracke geflüchtet und mit seinen beiden ausgestreckten, unbewaffneten Armen ein Weib, das hinter ihm auf den Knien lag, zu beschirmen suchte.

Auf diesen Flintenschuß hatten von Seiten der Garden fünf bis sechs Karabinerschüsse geantwortet.

Zwei Kugeln trafen: eine Frau fällt tot nieder.

Eine andre trägt man schwer verwundet weg.

Das Volk erwidert das Feuer, und zwei Gardes-du-corps fallen von ihren Pferden.

In demselben Augenblick hört man: »Platz! Platz!« rufen. Es sind Männer von Faubourg Saint-Antoine; sie kommen, drei Kanonen mit sich schleppend, an und pflanzen ihr Geschütz dem Gitter gegenüber auf.

Zum Glück strömt der Regen, die Lunte wird vergebens ans Zündloch gehalten, das durchnäßte Pulver will nicht fangen.

In diesem Augenblick flüstert eine Stimme Gilbert die Worte ins Ohr:

»Herr von Lafayette kommt und ist nur noch eine halbe Meile von hier entfernt.

Gilbert sucht vergebens, wer ihm diese Nachricht gebracht hat; doch, woher sie auch kommen mag, die Nachricht ist gut.

Er schaut umher und sieht ein Pferd ohne Herrn; dieses Pferd ist das von einem der zwei Gardisten, die getötet worden sind. Er springt darauf und reitet in der Richtung von Paris im Galopp hinweg.

Das zweite Pferd ohne Reiter will ihm folgen; doch kaum hat es zwanzig Schritte auf dem Platze gemacht, so wird es am Zaum zurückgehalten. Gilbert glaubt, man errate seine Absicht und wolle ihn verfolgen. Er wirft, während er sich entfernt, einen Blick rückwärts.

Kein Mensch denkt ans Verfolgen, man hat Hunger; man will essen, und man tötet das Pferd mit Messerstichen.

Das Pferd fällt, und ist in einem Augenblick in zwanzig Stücke zerschnitten.

Während dieser Zeit hat man, wie Gilbert, dem König gesagt, daß Herr von Lafayette komme.

Er hatte Mounier die Annahme der Menschenrechte unterzeichnet.

Er hatte Louison Chambry den Befehl, Korn kommen zu lassen, unterzeichnet.

Mit diesem Dekret und diesem Befehle versehen, der, wie man dachte, alle Geister beruhigen mußte, schlugen Maillard, Louison Chambry und ein Tausend Weiber wieder den Weg nach Paris ein.

Bei den ersten Häusern der Stadt begegneten sie Lafayette, der, die Nationalgarde führend, im Geschwindschritt herbeikam.

»Es lebe der König!« rufen Maillard und die Weiber, indem sie ihre Dekrete über ihre Köpfe emporheben.

»Was sagten Sie denn von Gefahren, die Seine Majestät laufe?« fragte Lafayette erstaunt.

»Kommen Sie, kommen Sie, General,« ruft Gilbert, der ihn fortwährend antreibt. »Sie werden es selbst beurteilen.«

Lafayette beeilte sich.

Die Nationalgarde zieht unter Trommelschlag in Versailles ein. Beim ersten Rasseln der Trommeln, das man im Schlosse vernimmt, fühlt der König, daß man ehrerbietig seinen Arm berührt.

Er dreht sich um: es ist Andrée.

»Ah! Sie sind es, Frau von Charny?« sagt er. »Was macht die Königin?«

»Sire, die Königin läßt Sie inständig bitten, wegzufahren und die Pariser nicht zu erwarten. An der Spitze Ihrer Garden und der Soldaten vom Regiment Flandern werden Sie überall durchkommen.«

»Ist das Ihre Ansicht, Herr von Charny?«

»Ja, Sire, wenn Sie zugleich über die Grenze gelangen werden, wenn nicht, so ist es besser, hier zu bleiben.«

Der König schüttelte den Kopf.

Er bleibt, nicht weil er den Mut, zu bleiben, sondern weil er nicht die Kraft hat, zu gehen.

Ganz leise murmelt er: »Ein flüchtiger König!«

Dann wendet er sich an Andrée:

»Sagen Sie der Königin, sie möge allein wegfahren.«

Andrée entfernte sich, um den Auftrag zu besorgen.

Fünf Minuten nachher trat die Königin ein und stellte sich neben den König.

»Was wollen Sie hier, Madame?« fragte Ludwig XVI.

»Mit Ihnen sterben, mein Herr!« antwortete die Königin.

»Ah!« murmelte Charny, »hier ist sie wirklich schön.«

Die Königin bebte, sie hatte gehört.

»Ich glaube in der That, ich würde besser daran thun, zu sterben, als zu leben!« sagte sie.

In diesem Augenblick wurde der Marsch der Nationalgarde unter den Fenstern des Palastes selbst geschlagen.

Gilbert trat hastig ein.

»Sire,« sagte er zum König, »Eure Majestät hat nichts mehr zu befürchten: Herr von Lafayette ist da.«

Der König liebte Herrn von Lafayette nicht, aber er begnügte sich damit, daß er ihn nicht liebte.

Bei der Königin war es anders, sie haßte ihn aufrichtig und verbarg ihren Haß nicht. So geschah es, daß Gilbert auf diese Nachricht, die er für eine der glücklichsten hielt, keine Antwort erhielt.

Aber Gilbert war nicht der Mann, der sich durch das königliche Stillschweigen einschüchtern ließ.

»Hat Eure Majestät gehört?« sprach er mit festem Tone zum König. »Herr von Lafayette ist unten und stellt sich zu den Befehlen Eurer Majestät.«

Die Königin blieb fortwährend stumm.

Der König machte eine Anstrengung gegen sich selbst.

»Man sage ihm, daß ich ihm danke, und lade ihn in meinem Namen ein, heraufzukommen.«

Ein Offizier verbeugte sich und ging ab.

Die Königin machte drei Schritte rückwärts.

Doch mit einer beinahe gebieterischen Gebärde hielt sie der König zurück.

Die Höflinge bildeten zwei Gruppen.

Charny und Gilbert blieben beim König.

Alle anderen wichen, wie die Königin, zurück und stellten sich hinter sie.

Man hörte den Tritt eines einzigen Menschen, und Herr von Lafayette erscheint im Thürrahmen.

Unter dem Stillschweigen, das bei seinem Anblick eintrat, sprach eine Stimme, die der Gruppe der Königin angehörte, die Worte:

»Da ist Cromwell.«

Lafayette lächelte.

»Cromwell wäre nicht allein zu Karl I. gekommen,« sagte er.

Ludwig XVI. wandte sich gegen die furchtbaren Freunde um, die ihm den Mann, der ihm eben zu Hilfe eilt, als einen Feind bezeichnen wollten.

Dann sagte er zu Herrn von Charny:

»Graf, ich bleibe. Sobald Herr von Lafayette hier ist, habe ich nichts mehr zu befürchten. Heißen Sie die Truppen sich gegen Rambouillet zurückziehen. Die Nationalgarde wird die äußeren Gräben, die Gardes-du-corps werden die des Schlosses besetzen.«

Hernach wandte er sich an Lafayette und sprach:

»Kommen Sie, General, ich habe mit Ihnen zu reden.«

Und als Gilbert einen Schritt machte, um sich zu entfernen, fügte er bei:

»Doktor Sie sind nicht zu viel, kommen Sie.

Die Königin schaute ihnen nach, und als die Thüre wieder geschlossen war, sagte sie:

Ach! heute mußte man fliehen; heute war es noch Zeit. Morgen wird es vielleicht zu spät sein!

Und sie ging ebenfalls in ihre Gemächer.

Mittlerweile schlug ein gewaltiger Schein an die Scheiben des Palastes.

Das kam von einem ungeheuren Feuerherd, wo man die Stücke des toten Pferdes braten ließ.

LIII.

Die Nacht vom 5. auf den 6. October.

Die Nacht war ziemlich ruhig; die Nationalversammlung blieb bis um drei Uhr morgens in Sitzung. Ehe die Mitglieder sich trennten, schickten sie zwei von ihren Gerichtsdienern ab, die Versailles durchliefen, die Zugänge des Schlosses besichtigten und die Runde im Parke machten.

Alles war ruhig oder schien ruhig zu sein.

Die Königin hatte um Mitternacht durch das Gitter von Trianon hinausgehen wollen, aber die Nationalgarde hatte sich geweigert, sie passieren zu lassen.

Sie hatte Befürchtungen geäußert, und man hatte ihr erwidert, sie sei in Versailles mehr in Sicherheit, als überall anderwärts.

Demzufolge hatte sie sich in ihre kleinen Gemächer zurückgezogen, und sich in der That beruhigt gefühlt. Vor ihrer Thüre hatte sie Georges von Charny gefunden. Er war bewaffnet und stützte sich auf eine kurze Flinte.

Da näherte sie sich ihm und sagte:

»Ah! Sie sind es, Baron?«

»Ja, Madame.«

»Immer treu?«

»Bin ich nicht auf dem Posten?«

»Wer hat Sie dahin gestellt?«

»Mein Bruder, Madame.«

»Und wo ist Ihr Bruder?«

»Beim König.«

»Warum beim König?«

»Weil er das Haupt der Familie ist, wie er gesagt hat, und weil er in dieser Eigenschaft das Recht hat, für den König zu sterben, der das Haupt des Staats ist.«

»Ja,« sagte Marie Antoinette mit einer gewissen Bitterkeit, »während Sie nur das Recht haben, für die Königin zu sterben.«

»Es wird eine große Ehre für mich sein, Madame, wenn Gott mir erlaubt, daß ich je diese Pflicht erfülle,« erwiderte der junge Mann, indem er sich verbeugte.

Die Königin machte einen Schritt, um sich zurückzuziehen, aber ein Verdacht erfaßte sie in ihrem Herzen.

Sie blieb stehen, wandte den Kopf halb um und fragte:

»Und . . . die Gräfin, wie ist es ihr ergangen?«

»Die Gräfin, Madame, ist vor zehn Minuten zurückgekommen und hat sich ein Bett im Vorzimmer Eurer Majestät aufschlagen lassen.«

Die Königin biß sich auf die Lippen.

Man konnte diese Familie Charny anrühren, in welchem Punkte man wollte, man fand sie nie

außerhalb ihrer Pflicht.

»Ich danke, mein Herr,« sprach die Königin mit einem reizenden Zeichen der Hand und des Kopfs, »ich danke Ihnen, daß Sie so gut über der Königin wachen. Sie werden in meinem Auftrage Ihrem Bruder danken, daß er so gut über dem König wacht.«

Nach diesen Worten ging sie hinein. Im Vorzimmer fand sie Andrée, sie war noch nicht zu Bette gegangen, sondern stand ehrerbietig da und wartete. Marie Antoinette konnte nicht umhin, ihr die Hand zu reichen.

»Gräfin, ich habe soeben Ihrem Schwager Georges gedankt,« sagte sie. »Ich habe ihn beauftragt, Ihrem Manne zu danken, ich danke Ihnen ebenfalls.«

Andrée verneigte sich und trat auf die Seite, um die Königin vorübergehen zu lassen, die in ihr Schlafzimmer zurückkehrte.

Die Königin hieß sie nicht folgen. Diese Ergebenheit, aus der sich, wie man fühlte, die Zuneigung zurückgezogen hatte, und die dennoch, so eifrig sie war, bis zum Tode stand hielt, bereitete der Königin ein Mißbehagen.

Um drei Uhr morgens war alles ruhig.

Gilbert war mit Herrn von Lafayette, der zwölf Stunden zu Pferde gesessen und vor Müdigkeit sich kaum mehr halten konnte, aus dem Schlosse weggegangen. Gilbert war vor der Thüre Billot begegnet, der mit der Nationalgarde gekommen war; er hatte Gilbert wegreiten sehen und dachte, Gilbert könnte seiner dort bedürfen.

Durch den Bericht ihrer Gerichtsdienner beruhigt, hatte sich die Nationalversammlung selbst zurückgezogen. Man hoffte, diese Ruhe würde nicht gestört werden, doch man rechnete schlecht.

Fast bei allen Volksbewegungen, welche die großen Revolutionen vorbereiten, tritt eine Pause ein, wo man glaubt, alles sei beendet, und man könne ruhig schlafen.

Während dieser schrecklichen Nacht kam noch ein Antrieb hinzu, er ging von zwei Scharen aus, von denen die eine am Abend, die andre in der Nacht in Versailles angekommen war.

Die erste kam aus Hunger und verlangte Brot.

Die andere kam aus Haß und forderte Rache.

Wir wissen, wer die erste Schar anführte, Maillard und Lafayette.

Wer führte nun die zweite an? Die Geschichte nennt niemand. Doch in Ermangelung der Geschichte nennt die Sage:

Marat!

Wir kennen ihn, wir sahen ihn beim Hochzeitsfeste Marie Antoinettes auf der Place Louis XV. Beine abschneiden. Wir sahen ihn auf dem Platze vor dem Stadthause die Bürger nach dem Platze der Bastille treiben.

Wir sehen ihn endlich in der Nacht umherschleichen, gleich den Wölfen, die um die Schafpferche kriechen und warten, bis der Schäfer eingeschlafen ist, um ihr blutiges Werk zu wagen.

Verriere!

Diesen nennen wir zum erstenmal. Er war ein ungestalter Zwerg, ein häßlicher Buckeliger, auf unmäßigen Beinen. Bei jedem Sturme, der den Grund der Gesellschaft aufwühlte, sah man den blutigen Gnom mit dem Schaume aufsteigen und sich auf der Oberfläche bewegen, zwei oder dreimal sah man ihn in erschrecklichen Epochen in Paris erscheinen, auf einem schwarzen Rosse

hockend, ähnlich einer Gestalt der Apokalypse oder einem von jenen ungeheuerlichen Teufeln, wie sie die Fantasie eines Callot erzeugte, um den heiligen Antonius zu versuchen.

Eines Tags stellte er sich in einem Klub auf den Tisch und griff Danton an, bedrohte ihn sogar. Das war zur Zeit, wo die Popularität des Mannes vom 2. September zu wanken anfang. Unter dieser giftigen Anklage fühlte sich Danton verloren, verloren wie der Löwe, der zwei Daumen breit von seinen Lippen den häßlichen Kopf einer Schlange erblickt. Er schaute umher und suchte eine Waffe oder eine Stütze. Er erblickte zum Glück einen andern Buckeligen, packte ihn unter seinen Schultern, hob ihn auf und stellte ihn auf den Tisch seinem Feind gegenüber.

»Mein Freund,« sagte er, »antworten Sie diesem Herrn, ich trete Ihnen das Wort ab.«

Man brach in ein Gelächter aus, und Danton war gerettet.

Wenigstens für diesmal.

Es waren also, wie die Sage es behauptet, Marat, Verriere, und dann noch: Der Herzog von Aiguillon.

Der Herzog von Aiguillon, das heißt einer von den Hauptfeinden der Königin.

Der Herzog von Aiguillon als Weib verkleidet.

Wer sagt das? Alle Welt.

Der Abbé Delille und der Abbé Maury, zwei Abbés, die sich so wenig gleichen.

Dem ersten schreibt man den bekannten Vers zu:

En homme, c'est un lâche; en femme, un assassin.¹⁶

Beim Abbé Maury ist es etwas andres.

Vierzehn Tage nach den Ereignissen begegnete ihm der Herzog von Aiguillon auf der Terrasse der Feuillans und wollte ihn anreden.

»Geh deines Weges, Schmutziger,« spricht der Abbé Maury.

Und er entfernte sich majestätisch vom Herzog.

Diese drei Männer kamen also, wie man sagt, gegen vier Uhr morgens in Versailles an. Sie führten die zweite Schar, diese bestand aus Menschen, die nach denjenigen kommen, welche kämpfen, um zu siegen, sie kommen, um zu rauben und zu morden.

Bei der Bastille hatte man wohl ein wenig gemordet, aber man hatte gar nicht geraubt. Versailles bot eine schöne Entschädigung, die man sich nehmen konnte.

Gegen halb fünf Uhr morgens bebte das Schloß mitten in seinem Schläfe. Ein Flintenschuß war vom Marmorhofe aus abgefeuert worden.

Fünf- bis sechshundert Menschen waren plötzlich beim Gitter erschienen, und sich anreizend, antreibend, hatten sie mit einer gemeinschaftlichen Anstrengung das Gitter erstiegen und gesprengt.

Dann hatte der Flintenschuß der Schildwache Lärm gemacht.

Einer von den Angreifenden war tot niedergestürzt. Sein blutiger Leichnam streckte sich auf dem Pflaster aus.

Dieser Schuß zerspaltete die Gruppe der Räuber, von denen es die einen auf das Silberzeug des Schlosses, die andren, wer weiß! auf die Krone des Königs abgesehen hatten.

Wie durch einen ungeheuren Axtstreich getrennt, teilt sich die Woge in zwei Gruppen.

Die eine zieht nach den Gemächern der Königin, die andere geht zur Wohnung des Königs hinauf.

Folgen wir zuerst derjenigen, welche zur Wohnung des Königs hinauf geht.

Habt Ihr das Gewässer bei großen Fluten steigen sehen? Nun! die Volksfluth ist diesem ähnlich, nur daß sie vorrückt, ohne zurückzuweichen.

Die ganze Bewachung des Königs besteht in diesem Augenblick aus dem Mann, der vor der Thüre Schildwache steht, und aus einem Offizier, der hastig aus den Vorzimmern heraustritt, bewaffnet mit einer Hellebarde, die er dem erschrockenen Schweizer entrissen hat.

»Wer da?« ruft die Schildwache, »wer da?«

Und da keine Antwort gegeben wird und die Flut immer mehr steigt, ruft sie zum dritten Male:
<p>

»Wer da?«

Und sie schlägt an.

Der Offizier begreift, was aus einem Schuß in den königlichen Gemächern entstehen muß; er hebt die Flinte auf, stürzt den Angreifenden entgegen und versperrt mit seiner Hellebarde die Treppe in ihrer ganzen Breite.

»Meine Herren! meine Herren! ruft er, was wollt Ihr? was verlangt Ihr?«

»Nichts, nichts,« antworteten spottend mehrere Stimmen. »Lassen Sie uns vorbei; wir sind gute Freunde Seiner Majestät.«

»Ihr seid gute Freunde Seiner Majestät, und Ihr bringt ihr den Krieg . . .«

Diesmal keine Antwort . . . Ein unheimliches Gelächter, das war alles.

Ein Mann packt den Stiel der Hellebarde, die der Offizier nicht loslassen will. Damit er sie loslasse, beißt er ihn in die Hand.

Der Offizier reißt die Hellebarde aus den Händen seines Gegners, packt den eichenen Stiel, läßt ihn mit seiner Kraft auf den Kopf seines Gegners fallen und zerschmettert ihm den Schädel.

Die Heftigkeit des Schlags hat die Hellebarde entzwei gebrochen.

Nun hat der Offizier zwei Waffen statt einer, einen Stock und einen Dolch.

Mit dem Stock schlägt er das Rad, mit dem Dolche stößt er zu. Mittlerweile hat die Schildwache die Thüre des Vorzimmers wieder geöffnet und um Hilfe gerufen.

Meine Herren, meine Herren, ruft die Schildwache; »Herrn von Charny zu Hilfe, zu Hilfe!«

Die Säbel fliegen aus der Scheide, glänzen einen Augenblick beim Scheine der Lampe, die oben auf der Treppe brennt, und durchwühlen rechts und links von Charny die Angreifenden.

Schmerzschreie werden hörbar, das Blut spritzt, die Flut weicht zurück, rollt die Stufen hinab und entblößt diese, welche beim Rückzuge der Masse nun rot und schlüpfrig erscheinen.

Die Thüre des Vorzimmers öffnet sich zum dritten Mal und die Schildwache ruft:

»Kommen Sie herein, meine Herren, der König befiehlt es.«

Die Gardisten benützen den Augenblick der Verwirrung, der bei der Menge eintritt. Sie stürzen nach der Thüre. Charny geht zuletzt hinein. Die Thüre schließt sich hinter ihm, die zwei großen Riegel gleiten in ihre Schließkappen.

Tausend Stöße geschehen zugleich an diese Thüre; aber man häuft hinter ihr Bänke, Tische, Sessel auf. Sie wird wohl zehn Minuten halten.

Zehn Minuten! Während dieser zehn Minuten wird eine Verstärkung kommen.

Sehen wir, was bei der Königin vorgeht.

Die zweite Gruppe ist nach den kleinen Gemächern gegangen; doch hier ist die Treppe sehr

eng, und kaum zwei Personen können nebeneinander durch den Korridor gehen.

Hier wacht Georges von Charny.

Bei dem dritten: »Wer da!« das ohne Antwort geblieben, hat er gefeuert. Auf den Lärm des Schusses öffnet sich die Thüre der Königin.

Andrée schaute bleich, aber ruhig heraus.

»Was giebt es?« fragte sie.

»Madame,« rief Georges, »retten Sie Ihre Majestät, man will ihr ans Leben gehen. Ich bin allein hier gegen Tausend. Doch gleichviel, ich werde so lange als möglich stand halten . . . beeilen Sie sich, beeilen Sie sich!«

Dann, da die Angreifenden auf ihn losstürzen, zieht er die Thüre zu und ruft:

»Schließen Sie die Riegel. Ich werde lange genug leben, um der Königin Zeit zu lassen, aufzustehen und zu fliehen.«

Und er dreht sich um und durchbohrt mit seinem Bajonett die zwei ersten, die er im Korridor trifft.

Die Königin hatte alles gehört, und als Andrée in ihr Zimmer eintrat, fand sie Marie Antoinette bereits außer dem Bette. Zwei von ihren Frauen, Madame Hogue und Madame Thibault, kleiden sie in Eile an.

Halb angekleidet, führen sie sodann die zwei Frauen durch einen geheimen Gang zum König fort, während immer ruhig und wie gleichgültig gegen ihre eigene Gefahr, Andrée eine nach der andern, mit dem Riegel jede Thüre verschließt, durch die sie Marie Antoinette auf dem Fuße folgt.

LIV.

Der Morgen.

Auf der Grenze der beiden Wohnungen erwartete ein Mann die Königin.

Es war Charny, überströmt von Blut.

»Der König!« rief Marie Antoinette, als sie Charnys blutige Kleider sah. »Der König! mein Herr, Sie haben versprochen, den König zu retten!«

»Der König ist gerettet, Madame,« antwortete Charny.

Und er tauchte seinen Blick durch die Thüren, welche die Königin offen gelassen hatte, um von ihren Gemächern zum Oeil-de-Boeuf zu gelangen, wo in diesem Augenblick die Königin, Madame Royale, der Dauphin und einige Gardisten versammelt waren, und wollte eben fragen, wo Andrée sei, als er dem Blicke der Königin begegnete.

Dieser Blick hielt ihm das Wort auf seinen Lippen zurück.

Doch der Blick der Königin drang noch tiefer in sein Herz ein. Er hatte nicht nötig, zu sprechen; Marie Antoinette erriet, seine Gedanken.

»Sie kommt,« sagte sie, »seien Sie unbesorgt.«

Und sie lief zum Dauphin und nahm ihn in ihre Arme.

Andrée und Charny wechselten nicht ein Wort.

Das Lächeln des einen erwiderte das Lächeln der andern.

Seltsam! diese zwei so lange getrennten Herzen hatten nun Schläge, die einander antworteten.

Während dieser Zeit schaute die Königin umher, und als wäre sie glücklich gewesen, Charny bei einem Versehen zu ertappen, fragte sie:

»Der König? der König?«

»Der König sucht Sie, Madame,« antwortete Charny ruhig. »Er ist durch einen Korridor zu Ihnen gegangen, während Sie durch einen andern gekommen sind.«

In demselben Augenblick hört man gewaltiges Geschrei im anstoßenden Saal.

Das waren Mörder, die schreien: »Nieder mit der Österreicherin! nieder mit der Messalina! nieder mit der Veto! Man muß sie erdrosseln, man muß sie aufhängen!«

Zu gleicher Zeit werden zwei Pistolenschüsse hörbar, und zwei Kugeln durchlöchern die Thüre in verschiedenen Höhen.

Eine von den Kugeln flog über den Kopf des Dauphin vorüber und drang in das Getäfel ein.

»Oh! mein Gott! mein Gott!« rief die Königin, auf die Kniee fallend, wir werden alle sterben.

Auf einen Wink von Charny bildeten die fünf bis sechs Gardisten sodann einen Wall für die Königin und die zwei königlichen Prinzen.

In diesem Augenblick erschien der König, die Augen voll Thränen, das Gesicht bleich; er rief der Königin, wie die Königin dem König gerufen hatte.

Er erblickte sie und warf sich in ihre Arme.

»Gerettet! gerettet!« rief die Königin.

»Durch ihn, Madame,« antwortete der König, auf Charny deutend; »und Sie, auch gerettet, nicht wahr?«

»Durch seinen Bruder,« erwiderte die Königin.

»Mein Herr,« sprach Ludwig XVI, zum Grafen, »wir sind Ihrer Familie viel schuldig, zu viel, als daß wir unsre Schuld je bezahlen könnten.«

Die Königin begegnete dem Blick von Andrée und wandte errötend den Kopf ab.

Die Streiche der Angreifenden begannen an der Thüre zu erschallen.

»Auf, meine Herren,« sprach Charny, »wir müssen hier eine Stunde fest halten. Wir sind unser sieben, und man wird, wenn wir uns gut verteidigen, wohl eine Stunde brauchen, um uns zu töten. Binnen einer Stunde muß man notwendig Ihren Majestäten zu Hilfe kommen.«

Und mit diesen Worten packte Charny einen ungeheuren Schrank, der in der Ecke des königlichen Zimmers stand.

Man folgte seinem Beispiel, und bald war eine Menge von Möbeln aufgehäuft, durch die sich die Garden Schießscharten machten, um durchzufeuern.

Die Königin nahm ihre zwei Kinder in ihre Arme, erhob ihre Hände über ihrem Haupte und betete.

Die Kinder erstickten ihr Schluchzen und ihre Thränen. Der König ging in das an das Oeil-de-Boeuf anstoßende Kabinett, um einige kostbare Papiere zu verbrennen, die er den Angreifenden entziehen wollte.

Diese wüteten gegen die Thüre. Jeden Augenblick sah man ein Stück davon unter der Schneide einer Axt oder unter der Wucht eines Brecheisens springen.

Durch die Öffnungen drangen die Piken mit der geröteten Zunge, die Bajonette mit der blutigen Spitze und suchten den Tod zu bereiten.

Zu gleicher Zeit durchlöcherten die Kugeln den Rahmen über der Barrikade und durchfurchten den Gips des vergoldeten Plafonds.

Endlich stürzte eine Bank von dem Schranke herab. Der Schrank spaltete sich; eine ganze Füllung der Thüre öffnete sich gähnend wie ein Schlund, und man sah durch die erweiterte Öffnung, statt der Bajonette und der Piken, blutige Arme dringen, die sich an die Öffnungen anklammerten und sie immer mehr erweiterten.

Die Gardisten hatten ihre letzten Patronen verschossen, und zwar nicht unnütz, denn durch die zunehmende Öffnung sah man den Boden der Gallerie mit Verwundeten und Toten bestreut.

Auf das Geschrei der Frauen, die durch diese Öffnung schon den Tod eintreten zu sehen glaubten, kam der König zurück.

»Sire,« sagte Charny, »schließen Sie sich mit der Königin im entferntesten Kabinett ein; verriegeln Sie hinter Ihnen alle Thüren; stellen Sie zwei von uns hinter die Thüren. Ich stehe für zwei Stunden; sie haben mehr als vierzig Minuten gebraucht, um diese zu durchbrechen.«

Der König zauderte; es kam ihm demütigend vor, so von Zimmer zu Zimmer zu fliehen.

Hätte er nicht die Königin gehabt, er wäre nicht einen Schritt zurückgewichen, hätte die Königin nicht ihre Kinder gehabt, sie wäre so fest geblieben, als der König.

Aber, ach! arme Menschen! Könige oder Unterthanen, wir haben immer im Herzen eine geheime Öffnung, durch welche die Kühnheit flieht und der Schrecken eintritt.

Der König war also im Begriff, den Befehl zu geben, in das abgelegenste Kabinett zu fliehen,

als plötzlich die mörderischen Arme sich zurückzogen, die Piken und die Bajonette verschwanden, die Schreie und die Drohungen erloschen.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, wo jeder Mund offen, jedes Ohr gespannt, jeder Atem gehemmt blieb.

Dann hörte man den abgemessenen Schritt einer regelmäßigen Truppe.

»Das ist die Nationalgarde!« rief Charny.

»Herr von Charny! Herr von Charny!« rief eine Stimme.

Und zu gleicher Zeit erschien das wohlbekannte Gesicht von Billot an der Öffnung.

»Billot!« rief Charny; »Sie sind es, mein Freund?«

»Ja, ich bin es. Der König und die Königin, wo sind sie?«

»Sie sind hier.«

»Unversehrt?«

»Unversehrt.«

»Gott sei gelobt! Herr Gilbert! Herr Gilbert! hierher!«

Beim Namen Gilbert bebten zwei Frauenherzen auf eine sehr verschiedene Art.

Charny wandte sich instinktiv um, er sah Andrée und die Königin bei diesem Namen erbleichen.

Er schüttelte den Kopf und seufzte.

»Öffnen Sie die Thüren, meine Herren,« sagte der König.

Die Gardes-du-corps stürzten hinzu und zerstreuten die Trümmer der Barrikade.

Während dieser Zeit hörte man die Stimme Lafayettes rufen:

»Meine Herren von der Pariser Nationalgarde, ich habe gestern Abend dem König mein Wort gegeben, es würde allem, was Seiner Majestät gehört, nichts Böses widerfahren. Wenn Sie die Gardisten ermorden lassen, so machen Sie, daß mein Ehrenwort gebrochen ist, und ich bin dann nicht mehr würdig, Ihr Chef zu sein.«

Als die Thüre sich öffnete, waren die Personen, die man erblickte, der General Lafayette und Gilbert; etwas links stand Billot, ganz freudig über den Anteil, den er an der Befreiung des Königs gehabt hatte.

Billot hatte Lafayette aufgeweckt.

Hinter Lafayette stand der Kapitän Gondran, Kommandant der Kompagnie von Saint-Philippe-du-Roule.

Madame Adelaide war die erste, die Lafayette entgegenlief, sie schlang ihre Arme mit der Dankbarkeit des Schreckens um seinen Hals und rief:

»Ah! mein Herr, Sie haben uns gerettet!

Lafayette trat ehrerbietig vor, um über die Schwelle des Oeil-de-Boeuf zu schreiten; doch ein Offizier hielt ihn zurück und fragte:

»Verzeihen Sie, mein Herr, haben Sie die großen Entrées?

»Wenn er sie nicht hat, so gebe ich sie ihm,« sprach der König, Lafayette die Hand reichend.

»Es lebe der König! es lebe die Königin!« rief Billot.

Der König wandte sich um.

»Das ist eine Stimme, die ich kenne,« sagte er lächelnd.

»Sie sind sehr gnädig, Sire,« antwortete der brave Pächter. »Ja, ja, es ist die Stimme von der Fahrt nach Paris. Ah! wenn Sie in Paris geblieben wären, statt hierher zurückzukehren!«

Der König faltete die Stirn.

»Ja,« sagte er, »sie sind äußerst liebenswürdig, die Pariser!«

»Nun?« fragte der König Herrn von Lafayette, wie einer, der sagen will: Was ist Ihrer Ansicht nach zu thun?

»Sire,« antwortete ehrerbietig Herr von Lafayette, »ich glaube, es wäre gut, wenn Eure Majestät sich auf dem Balkon zeigte.«

Der König befragte Gilbert, doch nur mit dem Auge.

Darauf ging er gerade auf das Fenster zu, öffnete es und erschien auf dem Balkon.

Es erscholl ein gewaltiger Ruf, ein einstimmiger Ruf:

»Es lebe der König!«

Dann folgte ein zweiter Ruf auf den ersten:

»Der König nach Paris!«

Und zwischen diesen zwei Rufen schrieten furchtbare Stimmen:

»Die Königin! die Königin!«

Bei diesem Schrei bebte alle Welt; der König erbleichte, Charny erbleichte, selbst Gilbert erbleichte.

Die Königin erhob das Haupt.

Auch bleich, die Lippen zusammengepreßt, die Stirne gefaltet, stand sie beim Fenster.

Madame Royale lehnte sich an sie. Vor ihr war ihr Dauphin, und auf dem blonden Kopfe des Kindes preßte sich krampfhaft ihre marmorweiße Hand an.

»Die Königin! die Königin!« fuhren die Stimmen fort, die immer furchtbarer wurden.

»Das Volk wünscht Sie zu sehen, Madame,« sagte Lafayette.

»Oh! gehen Sie nicht, meine Mutter!« rief Madame Royale, in Thränen zerfließend, indem sie ihren Arm um den Hals der Königin schlang.

Die Königin schaute Lafayette an.

»Fürchten Sie nichts, Madame,« sagte er.

»Wie! ganz allein!« versetzte die Königin.

Lafayette lächelte, und ehrerbietig, mit jenen anmutigen Manieren, die er bis in sein Alter behielt, machte er die zwei Kinder von ihrer Mutter los und schob sie zuerst auf den Balkon.

Dann bot er der Königin den Arm und sprach:

»Eure Majestät geruhe, sich mir anzuvertrauen, und ich stehe für Alles.«

Und er führte die Königin auch auf den Balkon.

Es war ein entsetzliches Schauspiel, und ganz geeignet, den Schwindel zu geben, das Schauspiel, das der Marmorhof, verwandelt in ein Menschenmeer von heulenden Wellen, bot.

Beim Anblick der Königin brach ein ungeheurer Schrei aus dieser Menge hervor, und man hätte nicht sagen können, ob es ein Schrei der Drohung oder ein Freudenschrei war.

Lafayette küßte der Königin die Hand; dann erscholl ein allgemeiner Beifallsruf.

In dieser edlen französischen Nation ist bis in den bürgerlichen Adern ritterliches Blut.

Die Königin atmete freier.

»Seltsames Volk!« sagte sie. Dann bebte sie plötzlich und sprach:

»Und meine Gardisten, mein Herr, meine Gardisten, die mir das Leben gerettet haben, vermögen Sie nichts für sie?«

»Geben Sie mir einen, Madame,« erwiderte Lafayette.

»Herr von Charny! Herr von Charny!« rief die Königin.

Aber Charny machte einen Schritt rückwärts, er hatte begriffen, um was es sich handelte.

Er wollte nicht für den Abend des 1. Oktobers öffentliche Abbitte thun.

Da er nicht schuldig war, so bedurfte er keiner Amnestie.

Andrée ihrerseits hatte denselben Eindruck gefühlt; sie hatte die Hand gegen Charny ausgestreckt, um ihn zurückzuhalten.

Ihre Hand begegnete der Hand des Grafen, diese beiden Hände drückten sich.

Die Königin sah es, sie, die doch in diesem Augenblick so viele Dinge zu sehen hatte.

Ihr Auge flammte, und mit stöhnender Brust, mit stockender Stimme sagte sie zu einem Gardisten:

»Mein Herr, mein Herr, kommen Sie, ich befehle es Ihnen.«

Der Gardist gehorchte.

Er hatte nicht dieselben Gründe des Zögerns wie Charny.

Herr von Lafayette zog den Gardisten auf den Balkon, steckte ihm seine eigene dreifarbige Kokarde an den Hut und umarmte ihn.

»Es lebe Lafayette! es leben die Gardes-du-corps!« riefen fünfzigtausend Stimmen.

Einige Stimmen wollten das dumpfe Murren, die letzte Drohung des entfliehenden Sturmes, hören lassen.

Aber sie wurden durch den allgemeinen Zuruf bedeckt.

»Wohlan!« sagte Lafayette, »alles ist beendet, und das schöne Wetter ist wiedergekehrt!«

Dann trat er zurück und sprach:

»Doch damit es nicht abermals getrübt werde, Sire, bleibt ein letztes Opfer zu bringen.«

»Ja,« versetzte der König nachdenkend, »Versailles verlassen, nicht wahr?«

»Und nach Paris kommen, Sire.«

»Mein Herr,« sagte der König, »Sie können dem Volke verkünden, in einer Stunde werden wir, die Königin, ich und meine Kinder, nach Paris abgehen.«

»Dann zur Königin:

»Madame gehen Sie in Ihre Gemächer und treffen Sie Anstalten.«

Dieser Befehl des Königs schien Charny an etwas wie ein wichtiges Ereignis, das er vergessen hatte, zu erinnern.

Er eilte der Königin voran.

»Was wollen Sie bei mir machen, mein Herr?« fragte die Königin hart; »Sie haben nichts dort zu thun.«

»Ich wünsche es sehr lebhaft, Madame,« erwiderte Charny, »und wenn ich wirklich nichts dort zu thun habe, so werde ich nicht so lange bleiben, daß meine Gegenwart Eurer Majestät mißfallen könnte.«

Die Königin folgte ihm. Blutspuren befleckten den Boden; die Königin sah sie. Marie

Antoinette schloß die Augen, suchte einen Arm, um sie zu führen, nahm den von Charny und ging so ein paar Schritte blind.

Plötzlich fühlte sie, wie Charny am ganzen Leibe schauerte.

»Was giebt es, mein Herr?« fragte sie, die Augen wieder öffnend. Dann rief sie:

»Ein Leichnam! ein Leichnam!«

»Eure Majestät wird mich entschuldigen, wenn ich ihren Arm loslasse,« sagte Charny. »Ich habe gefunden, was ich bei ihr gesucht, den Leichnam meines Bruders Georges.«

Es war in der That der des unglücklichen jungen Mannes, dem sein Bruder befohlen hatte, sich für die Königin töten zu lassen.

Er hatte pünktlich gehorcht.

LV.

Georges von Charny.

Die Erzählung, die wir gegeben haben, ist schon auf hundert verschiedene Arten gemacht worden, denn es ist sicherlich eine der interessantesten aus der großen von 1789 bis 1795 verlaufenen Periode, die man die französische Revolution nennt.

Sie wird noch auf hundert verschiedene Arten gemacht werden, aber wir versichern zum voraus, niemand wird es mit mehr Unparteilichkeit thun, als wir.

Doch nach allen diesen Erzählungen wird noch sehr viel zu thun bleiben, denn die Geschichte ist nie vollständig! Unter hunderttausend Zeugen hat jeder seine eigene Darstellung; unter hunderttausend verschiedenen Einzelheiten hat jede ihr Interesse und ihre Poesie gerade dadurch, daß sie verschieden sind.

Doch wozu werden diese Erzählungen dienen? hat je eine politische Lektion einen Politiker unterrichtet?

Haben je die Thränen und das Blut der Könige die Macht des einfachen Wassertropfens gehabt, der die Steine aushöhlt?

Nein, die Königinnen haben geweint; die Könige sind ermordet worden, und zwar ohne daß ihre Nachfolger aus der schrecklichen Lehre des Schicksals jemals einen Nutzen gezogen hätten.

Die ergebenen Menschen haben ihre Ergebenheit verschwendet, ohne daß denjenigen, welche vom Verhängnis zum Unglück bestimmt waren, ein Vorteil daraus erwachsen wäre.

Ach! wir haben die Königin über den Leichnam von einem jener Menschen beinahe stolpern sehen, welche die Könige ganz blutig auf dem Wege liegen lassen, den sie bei ihrem Fall durchlaufen haben.

Einige Stunden nach dem Schreckensschrei, den die Königin ausgestoßen, und in dem Augenblick, wo sie mit dem König und ihren Kindern Versailles, wohin sie nicht mehr zurückkehren sollte, verließ, ereignete sich in einem kleinen inneren, vom Regen befeuchteten Hof, den ein scharfer Herbstwind zu trocknen anfang, folgendes:

Ein schwarz gekleideter Mann neigte sich über einen Leichnam.

Ein Mann in der Uniform der Gardien kniete auf der andern Seite des Leichnams.

Drei Schritte von ihnen stand, die Hände krampfhaft geballt, die Augen starr, ein dritter Gefährte.

Der Tote war ein junger Mann von zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, dessen ganzes Blut durch die breiten Wunden, die er am Kopf und an der Brust erhalten, ausgeströmt zu sein schien. Ganz durchfurcht und bläulichweiß geworden, schien sich seine Brust unter dem angestrengten Atem eines hoffnungslosen Kampfes noch zu heben.

Sein leicht geöffneter Mund, sein mit einem Ausdruck des Schmerzes und des Zornes zurückgeworfener Kopf erinnerten den Geist an jenes schöne Bild des römischen Volks: Und mit einem langen Seufzer entflieht das Leben nach der Wohnung der Schatten.

Der schwarz gekleidete Mann war Gilbert.

Der Offizier auf den Knieen war der Graf Charny.

Der stehende Mann war Billot.

Der Leichnam war der des Barons Georges von Charny.

Gilbert, der sich über den Leichnam neigte, schaute mit jener erhabenen Starrheit, die bei dem Sterbenden das Leben, das zu entfliehen im Begriff ist, zurückhält, und bei dem Toten die entflohene Seele beinahe zurückruft.

»Kalt, starr; er ist tot, ganz tot,« sprach er endlich.

Der Graf von Charny gab ein heiseres Stöhnen von sich, schloß den unempfindlichen Leib in seine Arme und brach in ein so herzerreißendes Schluchzen aus, daß der Arzt schauderte und Billot den Kopf in einem Winkel des kleinen Hofes verbarg.

Dann hob der Graf plötzlich den Leichnam auf, lehnte ihn an die Mauer an, zog sich langsam zurück und schaute immer, ob sein toter Bruder sich nicht wieder beleben und ihm folgen würde.

Gilbert blieb auf einem Knie, den Kopf auf seine Hand gestützt, nachdenkend, erschrocken, unbeweglich.

Billot verließ nun seinen düstern Winkel und trat auf Gilbert zu. Er hörte nicht mehr das Schluchzen des Grafen, das ihm das Herz zerrissen hatte.

»Ach! ach! Herr Gilbert,« sprach er, »dies ist also entschieden der Bürgerkrieg, und das, was Sie mir vorhergesagt haben, geschieht, nur geschieht die Sache schneller, als ich glaubte, und als Sie selbst glaubten. Ich habe diese *Schurken* unredliche Leute ermorden sehen. Ich sehe nun diese *Schurken* redliche Leute ermorden. Ich habe Flesselles, ich habe Herrn Launay, ich habe Foulon, ich habe Berthier niedermetzeln sehen. Ich habe an allen meinen Gliedern gebebt, und es hat mir in den Adern geschauert.

»Und die Menschen, die man dort tödtete, waren doch nur Elende.«

»Damals, Herr Gilbert, haben Sie mir vorhergesagt, es werde ein Tag kommen, wo man die ehrlichen Leute töte.«

»Man hat den Herrn Baron von Charny getötet. Ich bebe nicht mehr, ich weine; es schaudert mich nicht mehr vor den andern, ich habe Furcht vor mir selbst.«

»Billot!« versetzte Gilbert.

Doch ohne zu hören, fuhr Billot fort:

»Hier ist ein armer junger Mann, den man gemordet,« Herr Gilbert; »er war ein Soldat im Kampf; er mordete nicht, aber man hat ihn ermordet.«

Billot stieß einen Seufzer aus, der aus der tiefsten Tiefe seines Innern zu kommen schien.

»Ah! der Unglückliche,« sagte er, »ich kannte ihn als Kind, ich sah ihn von Boursonne nach Villers-Cotterets auf seinem kleinen Grauschimmel vorüberreiten; er brachte den Armen Brot von seiner Mutter.

»Er war ein schönes Kind mit weiß und rosigem Gesichte, mit großen blauen Augen, er lachte immer.

»Nun! es ist seltsam, seitdem ich ihn hier blutig, entstellt, ausgestreckt gesehen habe, ist das nicht mehr ein Leichnam, was ich wiedersehe, es ist immer das lächelnde Kind, das am linken Arme einen Korb und mit der rechten Hand seine Börse hält.

»Ah! Herr Gilbert, wahrhaftig, ich glaube, es ist so genug, und ich fühle nicht Lust in mir, mehr zu sehen, denn Sie haben es mir vorhergesagt, wir werden dahin kommen, daß ich auch Sie

sterben sehe, und dann . . .«

Gilbert schüttelte sanft den Kopf und erwiderte:<(p>

»Billot, seien Sie ruhig, meine Stunde ist noch nicht gekommen.«

»Es mag sein; doch die meinige ist gekommen, Doktor. Ich habe dort Ernten, die verfault sind, Güter, die brach bleiben, eine Familie, die ich liebe, die ich zehnmal mehr liebe, indem ich diesen Leichnam sehe, den seine Familie beweint.«

»Was wollen Sie damit sagen, mein lieber Billot? Denken Sie zufällig, ich soll mich vom Mitleid für Sie rühren lassen?«

»Oh! nein,« antwortete Billot naiv, »doch da ich liebe, klage ich, und da das Klagen zu nichts führt, so gedenke ich mir zu helfen und mich auf meine Weise zu erleichtern.«

»Das heißt?«

»Das heißt, ich habe Lust, nach dem Pachthofe zurückzukehren, Herr Gilbert.«

»Abermals, Billot?«

»Ah! Herr Gilbert, sehen Sie, es ist dort eine Stimme, die mich ruft.«

»Nehmen Sie sich in acht, Billot, diese Stimme rät Ihnen die Desertion.«

»Ich bin kein Soldat, um zu desertieren, Herr Gilbert.«

»Was Sie thun werden, Billot, wird eine Desertion sein, die noch viel strafbarer ist, als die des Soldaten.«

»Erklären Sie mir das, Doktor.«

»Wie! Sie sind nach Paris gekommen, um zu zerstören, und beim Einsturz des Gebäudes flüchten Sie sich?«

»Um meine Freunde nicht zu zermalmen, ja.«

»Oder vielmehr, um nicht selbst zermalmt zu werden.«

»Ei! ei!« versetzte Billot, »es ist nicht verboten, ein wenig an sich zu denken.«

»Ah! das ist eine schöne Berechnung; als ob die Steine nicht rollten, und als ob sie nicht rollend die Furchtsamen, die entfliehen, selbst in der Entfernung noch zermalmtent!«

»Ah! Sie wissen wohl, daß ich kein Furchtsamer bin, Herr Gilbert.«

»Dann werden Sie bleiben, Billot, denn ich bedarf Ihrer noch hier.«

»Meine Familie bedarf dort meiner auch.«

»Billot! Billot! ich glaubte, Sie seien mit mir übereingekommen, es gebe keine Familie für einen Mann, der sein Vaterland liebt.«

»Ich möchte wissen, ob Sie das, was Sie soeben gesagt haben, wiederholen werden, angenommen. Ihr Sohn Sebastian sei da, wo dieser junge Mann ist.«

Und er deutete auf den Leichnam.

»Billot,« antwortete Gilbert stoisch, »es wird ein Tag kommen, wo mein Sohn Sebastian mich sieht, wie ich diesen Leichnam sehe.«

»Schlimm für ihn, Doktor, wenn er an diesem Tag so kalt ist, als Sie es hier sind.«

»Ich hoffe, Billot, er wird würdiger, er wird fester sein als ich, gerade, weil ich ihm das Beispiel der Festigkeit gegeben habe.«

»Sie wollen also, daß das Kind sich daran gewöhne, das Blut fließen zu sehen, daß es im zarten Alter sich an Feuersbrünste, an Galgen, an Aufstände, an nächtliche Angriffe gewöhne,

daß es Königinnen beschimpfen, Könige bedrohen sehe, und wenn Ihr Sohn, hart wie ein Schwert, kalt wie dieses sein wird, soll er Sie lieben, Sie achten?«

»Nein, ich will nicht, daß er dies alles sehe, Billot, darum habe ich ihn bis nach Villers-Cotterets zurückgeschickt, was ich beinahe heute beklage.«

»Wie, was Sie beinahe heute beklagen? Und warum dies?«

»Weil er heute den Grundsatz des Löwen und der Ratte, der für ihn bis jetzt eine bloße Fabel ist, hätte in Anwendung bringen sehen.«

»Was wollen Sie damit sagen,« Herr Gilbert?

»Ich sage, er hätte einen armen Pächter gesehen, den der Zufall nach Paris geführt hat, einen braven, redlichen Mann, der weder lesen, noch schreiben kann; der nie geglaubt hätte, sein Leben könnte einen guten oder schlechten Einfluß auf jene hohen Geschicke haben, die er kaum mit dem Auge zu messen wagte. Ich sage, er hätte diesen Mann gesehen, der schon einmal Paris verlassen wollte, wie er es abermals will; er hätte heute sehen können, wie mächtig dieser Mann zur Rettung eines Königs, einer Königin und zweier königlichen Kinder beigetragen hat.«

Billot schaute Gilbert mit erstaunten Augen an.

»Wie dies, Herr Gilbert?« sagte er.

»Wie dies, erhabener Unwissender? ich will es dir sagen: dadurch, daß er bei dem ersten Geräusche erwachte, daß er erriet, dieses Geräusch sei ein Sturm, bereit, auf Versailles niederzufallen; daß er eiligst Herrn Lafayette aufweckte, der in Schlaf gesunken war.«

»Ei! das war natürlich, er hatte zwölf Stunden auf dem Pferde gesessen; er hatte vierundzwanzig Stunden sich nicht niedergelegt.«

»Dadurch, daß du ihn ins Schloß führtest,« fuhr Gilbert fort, »daß du dich mitten unter die Räuber warfst und ihnen zuriefst: »Zurück Elende! hier ist der Rächer!««

»Ah! das ist wahr, ich habe dies alles gethan.«

»Nun, Billot, siehst du, das ist ein großer Ersatz, mein Freund; hast du die Ermordung des jungen Mannes auch nicht verhindert, so hast du es vielleicht verhindert, daß man den König, die Königin und die zwei Kinder ermordete! Undankbarer, der du den Dienst des Vaterlandes in dem Augenblick, wo dich das Vaterland belohnt, verlassen willst.«

»Aber wer wird je erfahren, was ich gethan habe, da ich es selbst nicht vermutete?«

»Du und ich, Billot, ist das nicht genug?«

Billot dachte einen Augenblick nach, dann reichte er dem Doktor seine rauhe Hand und sprach:

»Sie haben recht, Herr Gilbert; doch Sie wissen, der Mensch ist ein schwaches, selbstsüchtiges, unbeständiges Geschöpf; nur Sie, Herr Gilbert, sind stark, edelmütig und beständig. Was hat Sie so gemacht?«

»Das Unglück!« antwortete Gilbert mit einem Lächeln, in dem mehr Traurigkeit als in einem Schluchzen lag.

»Das ist sonderbar,« sagte Billot; »ich glaubte, das Unglück mache böse.«

»Die Schwachen, ja.«

»Und wenn mich das Unglück träfe und ich würde böse?«

»Du wirst vielleicht unglücklich sein, doch du wirst nie böse werden, Billot.«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Ich hafte für dich.«

»Dann . . .« versetzte Billot seufzend, dann bleibe ich; doch ich weiß, ich werde noch mehr als einmal schwach werden.«

»Und jedes Mal, Billot, werde ich da sein, um dich zu unterstützen.«

»So geschehe es,« seufzte der Pächter.

Und er warf einen letzten Blick auf den Leichnam des Barons von Charny, den Bediente auf einer Bahre wegzutragen sich anschickten, und sprach:

»Gleichviel, er war ein schönes Kind, dieser kleine Georges von Charny, auf seinem Grauschimmelchen, mit seinem Korbe am linken Arm und seiner Börse in der rechten Hand.«

LVI.

Abgang, Reise und Ankunft von Pitou und Sebastian Gilbert.

Wir haben gesehen, unter welchen Umständen lange vor der Zeit, in der wir uns befinden, die Abreise Pitous und Gilberts beschlossen worden war.

Da es unsre Absicht ist, für den Augenblick die Hauptpersonen unsrer Geschichte zu verlassen, um den zwei Reisenden zu folgen, so werden unsre Leser erlauben, daß wir in einige Einzelheiten in Betreff ihrer Abreise, des Wegs, den sie nehmen, und ihrer Ankunft in Villers-Cotterets eingehen, wo, wie Pitou nicht bezweifelte, ihr doppelter Abgang eine große Leere zurückgelassen haben mußte.

Gilbert beauftragte Pitou, ihm Sebastian zu holen und zu ihm zu bringen. Zu diesem Ende ließ man Pitou in einen Fiaker steigen, und da man Sebastian dem Pitou anvertraut hatte, so wurde Pitou dem Kutscher anvertraut.

Gilbert und Billot warteten in einer Wohnung, die sie in der Rue Saint-Honoré gemietet hatten.

Gilbert erklärte sodann seinem Sohne, er werde an demselben Abend mit Pitou abreisen, und fragte ihn, ob es ihm sehr angenehm sei, seine großen Wälder wiederzufinden, die er so sehr liebe.

»Ja, mein Vater,« antwortete das Kind, vorausgesetzt, »daß Sie mich in Villers-Cotterets besuchen, oder daß ich Sie in Paris besuche.«

»Sei ruhig, mein Kind,« sagte Gilbert, indem er seinen Sohn auf die Stirne küßte. »Du weißt wohl, daß ich dich zu sehen jetzt nicht mehr entbehren könnte.«

Pitou erröthete vor Vergnügen bei dem Gedanken, an demselben Abend abzureisen.

Dann erlebte er wieder vor Glück, als ihm Gilbert in eine Hand die beiden Hände Sebastians, und in die andre zehn Louisd'or legte.

Eine lange Reihe von Ermahnungen, beinahe alle Gesundheitslehren betreffend, wurde gewissenhaft angehört.

Sebastian schlug seine großen feuchten Augen nieder.

Pitou wog in seiner ungeheuren Tasche seine Louisd'or und ließ sie klingen.

Gilbert gab Pitou, der mit den Funktionen eines Hofmeisters bekleidet war, einen Brief an den Abbé Fortier.

Als die Rede des Doktors beendet war, sprach Billot ebenfalls.

»Herr Gilbert,« sagte er, »hat dir in Bezug auf Sebastian das Moralische anvertraut, ich vertraue dich mit dem Körperlichen.«

»Du hast Fäuste, und du wirst bei Gelegenheit dich ihrer zu bedienen wissen.«

»Ja,« erwiderte Pitou, »und ich habe auch einen Säbel.«

»Mißbrauche ihn nicht,« fuhr Billot fort.

»Ich werde milde sein,« sprach Pitou, »clemens ero.«

»Ein Heros, wenn du willst,« versetzte Billot, »der sich nicht auf den Witz verstand.«

»Ich habe Euch nur noch die Art zu bezeichnen, wie Ihr, Sebastian und du, reisen werdet,« sprach Gilbert.

»Oh!« rief Pitou, »es sind nur achtzehn Meilen von Paris nach Villers-Cotterets, wir werden den ganzen Weg miteinander plaudern.«

Sebastian schaute seinen Vater an, als wollte er ihn fragen, ob es belustigend sei, achtzehn Meilen mit Pitou zu plaudern.

Pitou fing diesen Blick auf.

»Wir werden lateinisch sprechen,« sagte er, »und man wird uns für Gelehrte halten.«

Das war der Traum des unschuldigen Geschöpfes.

Wie viele andre hätten mit zehn doppelten Louisd'or in der Tasche gesagt:

»Wir werden Pfefferkuchen kaufen.«

Gilbert hatte einen Augenblick des Zweifels.

Er schaute Pitou an, dann Billot.

»Ich verstehe,« sagte der Letztere. »Sie fragen sich, ob Pitou ein Führer sei, und Sie zögern, ihm Ihr Kind anzuvertrauen.«

»Oh!« erwidert Gilbert, »nicht ihm vertraue ich es an.«

»Wem denn?«

»Gott.«

Man beschloß, daß man sich, ohne etwas an Pitous Plane zu ändern, der dem jungen Gilbert, ohne zu große Anstrengung eine Reise voller Zerstreungen versprach, am andern Morgen auf den Weg begeben wolle.

Gilbert hätte seinen Sohn in einem der öffentlichen Fuhrwerke, die in jener Zeit den Dienst von Paris noch der Grenze versahen, oder sogar in einem eigenen Wagen nach Villers-Cotterets schicken können; aber man weiß, wie sehr er für den jungen Sebastian die Vereinsamung des Geistes fürchtete, und nichts vereinsamt die Träumer so sehr, als das Rollen und das Geräusch des Wagens.

Er begnügte sich also damit, daß er die zwei Kinder bis Bourget führte, und ihnen die unter einer schönen Sonne ausgestreckt liegende Straße mit ihren doppelten Reihe von Bäumen bezeichnend, öffnete er seine Arme und sprach:

»Geht.«

Pitou ging also mit Sebastian ab; dieser wandte sich sehr oft um und sandte Gilbert Küsse zu, der mit gekreuzten Armen auf der Stelle stand, wo ihn sein Sohn verlassen hatte, und ihm mit den Augen folgte, wie er einem Traume gefolgt wäre.

Pitou schickte sich an, seine Aufgabe, die zugleich das Amt eines Hofmeisters und einer Gouvernante in sich vereinigte, gewissenhaft zu erfüllen.

Er führte übrigens den kleinen Sebastian voll Selbstvertrauen weiter; die Dörfer, wegen der so nahen und neuen Ereignisse in Paris noch voll Bewegung und Schrecken, durchwanderte er ruhig. Denn obgleich wir die Ereignisse bis zum 5. und 6. Oktober erzählt haben, verließen doch Pitou und Sebastian Paris schon gegen Ende Juli.

Pitou hatte als Kopfputz seinen Helm und als Waffe seinen großen Säbel beibehalten. Das war alles, was er bei den Ereignissen vom 13. und 14. Juli gewonnen; doch diese doppelte Trophäe genügte seinem Ehrgeiz, und genügte sogar, indem sie ihm ein furchtbares Aussehen gab, für

seine Sicherheit.

Ausgerüstet mit diesen zwei mächtigen Kräften, die er zwei starken Fäusten, einer seltenen Freundlichkeit des Lächelns und einem äußerst interessanten Appetit beizufügen wußte, reiste Pitou also sehr angenehm auf der Straße nach Villers-Cotterets.

Für die auf die Politik Neugierigen hatte er Neuigkeiten; übrigens fabrizierte er sie auch zur Not, denn er hatte in Paris gewohnt, wo diese Art Fabrikation zu jener Zeit merkwürdig war.

Er erzählte, wie Herr Berthier ungeheure vergrabene Schätze hinterlassen, und welche die Gemeinde eines Tags ausgegraben habe. Wie Herr von Lafayette, das Muster jedes Ruhmes, der Stolz des provinziellen Frankreichs, nur noch ein halb abgenutzter Gliedermann sei, dessen Schimmel die Witzbolde beköstige! Wie Herr Bailly, den Lafayette mit seiner innigen Freundschaft beehre, gleich andren Personen seiner Familie, ein Aristokrat sei, und, wie böse Zungen sagen, noch etwas andres.

Wenn er dies alles erzählte, erregte Pitou Stürme des Zorns; aber er besaß das *quos ego* aller Stürme; er erzählte ungedruckte Anekdoten von der Österreicherin.

Diese unversiegbare Lebendigkeit verschaffte ihm eine ununterbrochene Reihe vortrefflicher Mahlzeiten bis Vauciennes, dem letzten Dorfe auf dem Wege, ehe man nach Villers-Cotterets kam.

Da Sebastian, im Gegenteil wenig oder nichts aß, da er gar nicht sprach und überdies ein bleiches, kränkliches Kind war, so bewunderte jeder, indem er sich für Sebastian interessierte, die Väterlichkeit von Pitou, der das Kind liebte, hätschelte, pflegte und noch obendrein seinen Teil aß, ohne daß er etwas zu suchen schien, als die Gelegenheit, ihm angenehm zu sein.

In Vauciennes angekommen, schien Pitou zu zögern, er schaute Sebastian an und kratzte sich am Kopf. Das war seine Art, seine Verlegenheit auszudrücken.

Sebastian kannte Pitou genug, um mit diesem Umstand vertraut zu sein.

»Nun! was giebt es, Pitou?« fragte Sebastian.

»Sebastian,« erwiderte Pitou, »wenn es dir gleich wäre, und wenn du nicht zu müde wärest, so würden wir, statt unsern Weg gerade verfolgen, über Haramont nach Villers-Cotterets gehen.«

Und während Pitou, der ehrliche Junge, diesen Wunsch ausdrückte, errötete er, wie Katharine, einen nicht minder unschuldigen Wunsch ausdrückend, errötet wäre.

Sebastian begriff.

»Ach! ja,« sagte er, »dort ist unsre arme Mutter Pitou gestorben.«

»Komm, mein Bruder, komm.«

Pitou drückte Sebastian an sein Herz, daß er ihn beinahe erstickt hätte, nahm das Kind bei der Hand und fing an auf dem Querwege, längs dem Wuala-Thale, so hastig zu laufen, daß der arme Sebastian nach hundert Schritten keuchte und ihm zu sagen genötigt war:

»Zu schnell, Pitou, zu schnell!«

Pitou hielt an; er hatte nichts bemerkt, denn er war seinen gewöhnlichen Schritt gegangen.

Er sah Sebastian bleich und atemlos.

Er nahm ihn in seine Arme, wie der heilige Christoph das Jesuskind genommen hatte, und trug ihn weiter.

Auf diese Art konnte Pitou so rasch gehen, als er wollte.

Da es nicht das erste Mal war, daß Pitou Sebastian trug, so ließ ihn Sebastian gewähren.

So kam man nach Largny. Als Sebastian in Largny bemerkte, wie Pitou unter seiner Last zu keuchen begann, so sagte er, er habe genug ausgeruht, und erklärte sich bereit, mit Pitou beliebig zu gehen.

Voll Großmut mäßigte Pitou seinen Schritt.

Eine halbe Stunde nachher war Pitou am Eingang vom Dorfe Haramont, seinem hübschen Geburtsort.

Hier angelangt, schauten die zwei Knaben umher, um sich zurecht zu finden.

Das erste, was sie erblickten, war das Kruzifix, das die Frömmigkeit des Volks gewöhnlich an den Eingang der Dörfer stellt.

Ach! selbst in Haramont fühlte man den seltsamen Fortschritt, den Paris zum Atheismus gemacht hatte. Die Nägel, die am Kreuze den rechten Arm und die Füße von Christus festhalten sollten, waren zerbrochen, vom Roste zerfressen.

Christus hing nun am linken Arm festgehalten, und niemand hatte den frommen Gedanken gehabt, das Symbol dieser Freiheit, dieser Gleichheit und dieser Bruderschaft, die man so stark predigte, wieder an den Platz zu bringen, wohin es die Juden gebracht hatten.

Pitou war nicht gottesfürchtig, aber dieser vergessene Christus beklomm sein Herz. Er suchte in einer Hecke eine von jenen dünnen und wie Eisendraht zähen Lianen, legte seinen Helm und seinen Säbel aufs Gras, kletterte am Kreuze hinauf, und band den rechten Arm des göttlichen Märtyrers wieder an sein Querholz fest, küßte ihm die Füße und stieg hinab.

Während dieser Zeit betete Sebastian unten am Kreuze auf den Knien liegend. Für wen betete er? Wer weiß es!

Vielleicht für jenes Traumgesicht seiner Kindheit, das er wohl unter den großen Bäumen des Waldes wiederzufinden hoffte, für jene unbekannte Mutter, die nie unbekannt ist.

Nachdem diese Handlung vollbracht war, setzte Pitou wieder seinen Helm auf den Kopf und schnallte seinen Säbel um.

Nachdem er sein Gebet vollendet, machte Sebastian das Zeichen des Kreuzes und nahm Pitou wieder bei der Hand.

Beide traten dann in das Dorf ein und wanderten nach der Hütte, wo Pitou geboren war, wo Sebastian gesäugt worden.

Pitou kannte Haramont wohl, aber er konnte die Hütte nicht wieder finden. Er mußte sich erkundigen; man zeigte ihm ein Häuschen von Stein mit einem Schieferdach.

Der Garten des Häuschens war durch eine Mauer geschlossen.

Die Tante Angélique hatte das Haus ihrer Schwester verkauft, und der neue Eigentümer hatte infolge seines Besitzrechtes alles niedergerissen: die alten übertünchten Mauern von Erde, die alte Thüre mit ihrer Oeffnung, um die Katzen durchzulassen; die alten Fenster mit ihren Scheiben halb von Glas, halb von Papier, worauf sich Pitous schülerhaften Schreibereien befanden; das Strohdach mit seinem grünlichen Moos und seinen fetten Pflanzen, die auf dem Gipfel wachsen und blühen.

Die Thüre war geschlossen, und auf der äußeren Schwelle dieser Thüre stand ein großer Hund, der Pitou die Zähne wies.

»Komm,« sagte er mit Thränen in den Augen, »komm, Sebastian; komm an einen Ort, wo ich wenigstens sicher bin, daß sich nichts verändert hat.«

Und er zog Sebastian nach dem Friedhofe fort, wo seine Mutter begraben war.

Er hatte recht, der arme Junge; hier hatte sich nichts verändert; nur war das Gras so hoch gewachsen, daß er das Grab seiner Mutter nicht gleich zu erkennen vermochte.

Zum Glück war zu gleicher Zeit mit dem Grase eine Trauerweide gewachsen. Er ging gerade auf diesen Baum zu und küßte die Erde, die er beschattete, mit derselben instinkartigen Frömmigkeit, mit der er die Füße des Kruzifix geküßt hatte.

Der Aufenthalt der zwei Knaben dauerte lange, und der Tag rückte vor.

Man mußte dieses Grab, das einzige, was sich des armen Pitou zu erinnern geschienen hatte, verlassen.

Als er es verließ, hatte Pitou den Gedanken, einen Zweig von der Trauerweide abzubrechen und an seinen Helm zu stecken; doch in dem Augenblick, wo er ihn abbrechen wollte, hielt er inne. Es kam ihm vor, als wäre es ein Schmerz für seine arme Mutter, wenn er den Zweig von einem Baume abbräche, dessen Wurzeln vielleicht den schlecht zusammengefügt tannenen Sarg umschlangen, in dem ihr Leichnam lag.

Er küßte noch einmal die Erde, nahm wieder die Hand von Sebastian und entfernte sich.

Alle Welt war auf dem Felde oder im Walde, nur wenige Personen hatten Pitou gesehen, und durch seinen Helm und seinen großen Säbel entstellt, hatte ihn von diesen Personen niemand erkannt.

Er schlug den Weg nach Villers-Cotterets ein. Sebastian folgte ihm nachdenkend und stumm wie er.

Man kam nach Villers-Cotterets gegen fünf Uhr abends.

LVII.

Wie Pitou, der von seiner Tante verflucht und zum weggejagt worden war wegen Barbarismus und zweier Solécismen, abermals von ihr verflucht und weggejagt wird wegen eines Huhns mit Reis.

Pitou kam nach Villers-Cotterets durch die Fasanerie des Parks; er ging durch den Tanzsaal, der an den Werktagen leer steht, zu dem er drei Wochen vorher Katharine geführt hatte.

Ach! wie mancherlei hatte sich während dieser drei Wochen nicht nur für Pitou, sondern für ganz Frankreich ereignet.

Dann folgte er der langen Allee von Kastanienbäumen, erreichte den Schloßplatz und klopfte an die Hinterthüre des College des Abbés Fortier.

In einem Augenblick verbreitete sich durch die Stadt das Gerücht, Pitou sei mit dem jungen Sebastian Gilbert angekommen, beide seien durch die Hinterthüre des Abbés Fortier eingetreten, Sebastian sei ungefähr derselbe wie bei seinem Abgang, aber Pitou trage einen Helm und einen großen Säbel.

Infolgedessen scharte sich eine Menge bei der großen Thüre zusammen, denn man dachte, wenn Pitou beim Abbé Fortier durch die kleine Thüre des Schlosses eingetreten sei, so werde er wohl durch die große Thüre der Rue de Soissons herauskommen. Das war sein Weg, um zum Pleux zu gehen.

Pitou hielt sich in der That beim Abbé Fortier nur so lange auf, als er brauchte, um in die Hände seiner Schwester den Brief des Doktors, Sebastian Gilbert und fünf doppelte Louisd'or, bestimmt zur Bezahlung seiner Pension, zu übergeben.

Die Schwester des Abbés Fortier hatte anfangs gewaltig bange, als sie durch die Gartenthüre den furchtbaren Soldaten hereinkommen sah; bald aber erkannte sie unter dem Helme des Dragoners das freundliche, redliche Gesicht, das sie ein wenig beruhigte. Der Anblick der fünf doppelten Louisd'or beruhigte sie ganz und gar.

Diese Angst der armen, alten Mademoiselle war um so leichter erklärlich, als der Abbé Fortier ausgegangen war, um seine Zöglinge spazieren zu führen, und sie sich völlig allein im Hause befand.

Pitou verabschiedete sich von Sebastian und ging weg, während er ganz nach Art eines militärischen Windbeutels sich den Helm auf den Kopf setzte.

Als sich Sebastian von Pitou verabschiedete, vergoß er etliche Thränen, obgleich die Trennung nicht lange dauern sollte und seine Gesellschaft nicht erquicklich war; aber die Heiterkeit, die Milde, die ewige Gefälligkeit hatten das Herz des jungen Gilbert gerührt. Pitou hatte etwas von der Natur jener großen, guten Neufundländer Hunde, die uns zuweilen ermüden, am Ende aber doch, indem sie uns lecken, unsern Zorn entwaffnen.

Eines milderte den Kummer Sebastians: daß ihm Pitou versprach, er werde ihn oft besuchen.

Als Pitou das Haus verließ, fand er ungefähr zwanzig Personen, die auf ihn warteten. Sein seltsamer Putz, dessen Beschreibung schon die ganze Stadt durchlaufen hatte, war teilweise der Versammlung bekannt. Da man ihn so von Paris zurückkommen sah, so nahm man an, Pitou

habe sich geschlagen, und man wollte Neuigkeiten von ihm erfahren.

Diese Neuigkeiten gab Pitou mit seiner gewöhnlichen Majestät; er erzählte die Einnahme der Bastille, die Heldenthaten Billots und Maillards, Elies und Hullins; er erzählte, wie Billot in die Gräben der Festung gefallen war, und wie er ihn herausgezogen; wie man, endlich Herrn Gilbert gerettet, der seit acht Tagen zu den Gefangenen gehört hatte.

Die Zuhörer wußten ungefähr schon alles, was ihnen Pitou erzählte, denn sie hatten diese Einzelheiten in den Zeitungen gelesen; aber so interessant ein Journalist in dem, was er schreibt, sein mag, so ist er es doch niemals in dem Grade, wie ein erzählender Augenzeuge, den man unterbrechen kann und der wieder aufnimmt, den man befragen kann und der antwortet.

So kam es, daß einer der Anwesenden, nachdem Pitou ungefähr eine Stunde lang Details vor den Zuhörern gegeben hatte, endlich auf dem Gesichte Pitous einige Unruhe bemerkte und sagte:

»Ah! er ist müde, der arme Pitou, und wir halten ihn hier auf den Beinen, statt ihn zu seiner Tante Angélique zurückkehren zu lassen. Die liebe, arme alte Mademoiselle, wie glücklich wird sie sein, ihn wiederzusehen!«

»Ich bin nicht müde,« erwiderte Pitou, »ich habe Hunger.«

Vor dieser naiven Erklärung trat dann die Menge, die die Bedürfnisse des Magens von Pitou respektierte, ehrerbietig auseinander, und Pitou konnte, gefolgt von einigen Neugierigen, den Weg nach dem Hause der Tante Angélique nehmen.

Die Tante war abwesend, sie machte ohne Zweifel ihre Runde in der Nachbarschaft, und die Thüre war geschlossen.

Mehrere Personen boten Pitou nun an, er möge bei ihnen die nötige Nahrung zu sich nehmen, aber Pitou schlug es stolz aus.

»Du siehst wohl, mein guter Pitou, daß die Thüre deiner Tante geschlossen ist,« sagte man zu ihm.

»Die Thüre einer Tante ist nie imstande vor einem unterwürfigen und hungrigen Neffen geschlossen zu bleiben,« sprach er pathetisch.

Und er zog seinen großen Säbel, dessen Anblick die Weiber und die Kinder zurückweichen machte, schob das Ende davon zwischen den Riegel und die Schließkappe des Schlosses, drückte kräftig, und die Thüre öffnete sich zur großen Verwunderung aller Anwesenden, welche die Heldenthaten Pitous nicht mehr in Abrede zogen, sobald sie ihn so verwegen sich dem Zorne der alten Mademoiselle aussetzen sahen.

Das Innere des Hauses war genau dasselbe wie zur Zeit von Pitou: der bekannte lederne Lehnstuhl nahm königlich die Mitte der Stube ein, ein paar verkrüppelte Sessel bildeten den hinkenden Hof des großen Lehnstuhls; im Hintergrunde war der Brotkasten, rechts der, Speiseschrank und der Kamin.

Pitou trat mit einem sanften Lächeln in das Haus ein, er hatte nichts gegen diese armseligen Möbel; im Gegenteil, es waren Freunde aus seiner Kindheit. Sie waren allerdings beinahe so hart als die Tante Angélique; doch wenn man sie öffnete, fand man wenigstens etwas Gutes in ihnen, während man, wenn man die Tante Angélique geöffnet hätte, sicherlich das Innere noch viel trockener und schlechter als das Äußere gefunden haben würde.

Pitou verlor keine Zeit und ging gerade auf den Brotkasten und den Speiseschrank zu.

Einst hätte sich Pitou auf die Schwelle der geschlossenen Thüre gesetzt und demütig auf die Rückkehr der Tante Angélique gewartet. Wäre sie zurückgekehrt, so hätte er sie mit einem

sanften Lächeln begrüßt und ihr Platz gemacht, um sie vorüber zu lassen, nachdem sie eingetreten, wäre er auch eingetreten und hätte dann das Brot und ein Messer geholt, um sich seinen Teil abschneiden zu lassen.

Heute, da Pitou ein Mann geworden, machte er es nicht mehr so, er öffnete ruhig den Brotkasten, zog aus seiner Tasche sein breites Messer, nahm das Brot und schnitt um die Ecke ein Stück ab, das ein gutes Kilogramm hätte wägen mögen.

Hernach, ohne etwas von seiner Ruhe zu verlieren, öffnete er den Speiseschrank.

Es kam Pitou wohl einen Augenblick vor, als höre er das Brummen der Tante Angélique; aber der Speiseschrank ächzte auf seinem Scharnier, und dieses Geräusch, das die ganze Macht der Wirklichkeit hatte, erstickte das andre, das nur vom Einfluß der Phantasie erzeugt war.

Zur Zeit, wo Pitou zum Hause gehörte, verschanzte sich die geizige Tante hinter Widerstandsvorräten: das war der Käse von Maroles oder der dünne Speck, umgeben von grünen Blättern eines ungeheuren Kohls. Doch seitdem dieser fabelhafte Esser die Gegend verlassen hatte, bereitete sich die Tante trotz ihres Geizes gewisse Gerichte, die für eine Woche ausreichten und denen es nicht an einem gewissen Werte gebrach.

Bald war es ein gedämpftes Rindfleisch, umgeben von Moorrüben und Zwiebeln, im Fett vom vorhergehenden Tag gekocht; bald ein Ragout von Hammelfleisch und weißen Rüben mit schmackhaften Kartoffeln; bald ein Kalbsfuß, den man mit Zipollen und Schalotten, in Essig eingemacht, würzte. Bald war es ein riesiger Pfannkuchen mit Schnittlauch und Petersilie bestreut, oder mit Speckschnitten emailliert, wovon eine einzige für das Mahl der Alten, selbst an Tagen ihres großen Appetits genügte.

Die ganze Woche hindurch sprach die Tante Angélique diesen Gerichten mit Bescheidenheit zu, und machte an dem kostbaren Stück nur gerade nach den Bedürfnissen des Augenblicks Bresche.

Alle Tage freute sie sich, daß sie so gute Dinge allein zu verzehren habe, und während der Woche dachte sie jedesmal an ihren Neffen Ange Pitou, so oft sie die Hand in die Schüssel streckte und den Bissen an ihre Lippen führte.

Pitou hatte Glück. Er traf einen Tag, wo die Tante Angélique in Reis einen alten Hahn gekocht hatte; dieser Hahn war, obgleich umgeben von einer kräftigen Scheidewand von Teig, so gesotten, daß die Knochen das Fleisch verlassen hatten und das Fleisch beinahe zart geworden war.

Das Gericht war köstlich. Pitou hatte nicht einmal die Artigkeit, ein Ach! der Bewunderung von sich zu geben, als er dieses herrliche Gericht sah.

Durch die Pariser Küche verwöhnt, vergaß der Undankbare, daß nie eine solche Herrlichkeit den Speiseschrank der Tante Angélique bewohnt hatte.

Er hielt sein Stück Brot in der rechten Hand, faßte die Schüssel mit der linken und hielt sie durch den Druck seines breiten Daumens im Gleichgewicht, den er bis an das erste Glied in ein kompaktes Fett von vortrefflichem Geruch tauchte.

In diesem Augenblick kam es Pitou vor, als stellte sich zwischen das Licht der Thüre und ihn ein Schatten.

Er wandte sich lächelnd um, denn Pitou war eine von jenen naiven Naturen, bei denen sich die Befriedigung des Herzens im Gesichte ausprägt.

Dieser Schatten war der Körper der Tante Angélique.

Früher hätte Pitou beim Anblick der Tante Angélique die Schüssel fallen lassen, und während sich die Tante Angélique in Verzweiflung gebückt haben würde, um die Trümmer ihres Hahns und die Teilchen von ihrem Reis aufzulesen, wäre er ihr über ihren Kopf gesprungen und, sein Brot unter seinem Arme haltend, entflohen.

Aber Pitou war nicht mehr derselbe; sein Helm und sein Säbel veränderten ihn weniger im Äußern, als ihn sein Umgang mit den großen Philosophen der Zeit in moralischer Hinsicht geändert hatte.

Statt erschrocken vor seiner Tante zu fliehen, näherte er sich ihr mit einem anmutigen Lächeln, streckte die Arme aus, umfing sie, obgleich sie dem Drucke zu entweichen suchte und schloß die alte Mademoiselle an seine Brust, während seine Hände, die eine beladen mit dem Brot und mit dem Taschenmesser, die andre mit der Schüssel und dem Hahn in Reis, sich hinter ihrem Rücken kreuzten.

Dann, als er diesen Akt des Nepotismus vollbracht hatte, atmete er mit der ganzen Fülle seiner Lunge und sprach:

»Nun wohl, ja, Tante Angélique, es ist der arme Pitou.«

Bei diesem ungewohnten Umfange hatte sich die alte Mademoiselle vorgestellt, Pitou, von ihr auf frischer That ertappt, habe sie ersticken wollen, wie Herkules einst den Anteus erstickt hatte.

Sie atmete also ihrerseits wieder frei, als sie sich von diesem gefährlichen Drucke befreit sah.

Nur war der Tante nicht entgangen, daß Pitou beim Anblick des Hahns nicht einmal seine Bewunderung geoffenbart hatte.

Aber eines benahm der Tante Angélique den Atem noch ganz anders, nämlich, daß Pitou, der es früher, wenn sie in ihrem ledernen Lehnstuhl thronte, nicht einmal gewagt hatte, sich auf einen der verstümmelten Sessel oder der hinkenden Schemel, von denen er umgeben war, zu setzen, — daß Pitou, nachdem er sie umarmt, sich bequem in ihren Lehnstuhl setzte, die Schüssel zwischen seine Beine stellte und sie in Angriff zu nehmen begann.

Mit seiner mächtigen Rechten hielt er das Messer mit breiter Klinge, einen wahren Spatel. Mit der andern Hand hielt er ein Stück Brot, drei Finger breit, sechs Zoll lang, mit dem er gegen den Reis der Schüssel losfegte, während das Messer in seiner Dankbarkeit das Fleisch auf das Brot trieb.

Die schreckliche Bangigkeit der Tante Angélique zu schildern, ihre Verzweiflung mit Worten auszudrücken, wäre unmöglich.

Sie glaubte jedoch einen Augenblick, schreien zu können,

Pitou lächelte mit einer so bezaubernden Miene, daß der Schrei der Tante Angélique ihr auf den Lippen verschied.

Da versuchte sie es, auch zu lächeln, in der Hoffnung, das grimmige Tier zu beschwören, das man Hunger nennt, und das gerade in den Eingeweiden ihres Neffen hauste. Doch die hungrigen Eingeweide Pitous blieben taub und stumm.

Als sie mit ihrem Lächeln zu Ende war, weinte die Tante.

Das belästigte Pitou ein wenig, aber es verhinderte ihn durchaus nicht, zu essen.

»Ho! ho! meine Tante,« sagte er, »wie gut sind Sie, daß Sie so aus Freude über meine Ankunft weinen. Ich danke, meine gute Tante, ich danke. Und er aß weiter.«

Die französische Revolution hatte offenbar diesen Menschen völlig entartet.

Er verschlang drei Viertel des Hahns, ließ ein wenig Reis auf dem Grunde der Schüssel und sprach:

»Nicht wahr, meine gute Tante, der Reis schmeckt Ihnen besser? Er ist zarter für Ihre Zähne; ich lasse Ihnen den Reis.«

Bei dieser Aufmerksamkeit, die sie ohne Zweifel für einen Spott hielt, wäre die Tante Angélique beinahe erstickt. Sie rückte entschlossen auf den jungen Pitou zu, riß ihm die Schüssel aus den Händen und stieß eine Lästerung aus, die zwanzig Jahre später ein Grenadier von der alten Garde vortrefflich vervollständigt hätte.

Pitou gab einen Seufzer von sich.

»O! meine Tante, nicht wahr, Sie beklagen Ihren Hahn?«

»Der Schurke!« rief Tante Angélique; »ich glaube gar, er spottet meiner.«

Pitou stand aber auf und sprach majestätisch:

»Meine Tante, es ist durchaus nicht meine Absicht, nichts zu bezahlen; ich habe Geld. Ich werde mich, wenn Sie wollen, bei Ihnen als Kostgänger einmieten, nur muß ich mir das Recht vorbehalten, selbst die Rechnung zu machen.«

»Schuft!« rief die Tante Angélique.

»Nehmen wir die Portion zu vier Sous an, ich bin Ihnen ein Essen schuldig, vier Sous für Reis und zwei Sous für Brot, das macht sechs Sous.«

»Sechs Sous!« rief die Tante. »Sechs Sous! das ist allein für acht Sous Reis und für sechs Sous Brot!«

»Auch habe ich den Hahn nicht gerechnet, meine gute Tante, weil er von Ihrem Geflügelhofe ist. Es ist ein alter Bekannter von mir, ich habe ihn sogleich an seinem Kamm erkannt.«

»Er ist dennoch seinen Preis wert.«

»Er ist neun Jahre alt. Ich habe ihn für Sie unter dem Bauche seiner Mutter weggestohlen, er war nicht faustgroß, und Sie haben mich sogar geschlagen, weil ich Ihnen zum Hahn hin nicht auch noch das Korn brachte, um ihn am andern Tag zu füttern. Mademoiselle Katharine hat mir das Korn geschenkt. So war der Hahn mein Eigentum. Ich habe also nur mein eigenes Gut verzehrt; ich hatte das Recht dazu.«

Trunken vor Zorn warf die Tante einen vernichtenden Blick auf diesen Revolutionär. Sie hatte keine Stimme mehr.

»Fort von hier,« brummte sie.

»Auf der Stelle, nachdem ich zu Mittag gespeist, und ohne mir Zeit zu lassen, meine Verdauung zu machen? Ah! das ist nicht artig, meine Tante.«

»Fort!«

Pitou, der sich wieder gesetzt hatte, stand auf; er bemerkte, nicht ohne eine lebhaft Befriedigung, daß sein Magen nicht ein Körnchen Reis mehr hätte fassen können.

»Meine Tante, sprach er majestätisch. Sie sind eine schlechte Verwandte. Ich will Ihnen beweisen, daß Sie dasselbe Unrecht gegen mich begehen, wie früher, daß Sie immer noch so hart und geizig sind. Nun denn! Sie sollen nicht überall von mir sagen können, ich sei ein Mensch, der alles auffresse.«

Er stellte sich auf die Thürschwelle und rief mit einer Stentorstimme, die nicht nur von den Neugierigen, die Pitou begleitet und dieser Scene beigewohnt hatten, sondern auch von

Gleichgültigen, die in einer Entfernung von fünfhundert Schritten vorübergingen, gehört werden konnte:

»Ich nehme diese braven Leute zu Zeugen, daß ich zu Fuß von Paris ankomme, nachdem ich die Bastille erstürmt; daß ich müde war; daß ich Hunger hatte; daß ich mich setzte; daß ich bei meiner Verwandten gegessen, und daß man mir so hart meine Nahrung vorgeworfen und mich so unbarmherzig fortgejagt hat, daß ich zu gehen genötigt bin.«

Pitou legte so viel Pathos in diese Rede, daß die Nachbarn gegen die Alte zu murren anfangen.«

»Ein armer Reisender, der neun Meilen zu Fuß zurückgelegt hat,« fuhr Pitou fort, ein redlicher Junge, mit dem Vertrauen von Herrn Billot und Herrn Gilbert beehrt, der Sebastian Gilbert zum Abbé Fortier zurückgebracht hat; ein Sieger der Bastille, ein Freund von Herrn Bailly und vom General Lafayette. Ich nehme euch zu Zeugen, daß man mich weggejagt.«

Das Gemurre nahm zu.

»Und,« fuhr er fort, »da ich kein Bettler bin, da ich, wenn man mir mein Brot vorwirft, es bezahle, so ist hier ein kleiner Thaler, den ich als Bezahlung von dem, was ich bei meiner Tante gegessen, niederlege.«

So sprechend, zog Pitou stolz einen Thaler aus der Tasche und warf ihn auf den Tisch, von wo er vor aller Augen in die Schüssel zurücksprang und halb in den Reis eindrang.

Dieser letzte Zug gab der Alten den Rest, sie neigte das Haupt unter der allgemeinen Verdammung, die sich durch ein langes Gemurre zu erkennen gab. Zwanzig Arme streckten sich gegen Pitou zum Willkomm aus. Dieser verließ die Hütte, schüttelte auf der Schwelle den Staub von seinen Schuhen und verschwand, geleitet von einer Menge Leute, die ihm Tisch und Bett anboten, glücklich, einen Sieger der Bastille, einen Freund von Herrn Bailly und vom General Lafayette zu beherbergen.

Die Tante raffte den Thaler auf, trocknete ihn und legte ihn in die Lade, wo er in Gesellschaft von mehreren andern auf seine Verwandlung in einen alten Louisd'or warten mußte. Doch indem sie diesen, ihr auf eine so sonderbare Art zugekommenen Thaler aufbewahrte, seufzte sie und bedachte, daß Pitou vielleicht das Recht hatte, alles zu essen, da er so gut bezahlte.

LVIII.

Pitou als Revolutionär.

Pitou wollte, nachdem er den ersten Pflichten des Gehorsams entsprochen hatte, die ersten Bedürfnisse seines Herzens befriedigen.

Um das Gehorchen ist es eine sehr angenehme Sache, wenn just der Befehl des Herrn für denjenigen, welcher gehorcht, alle geheimen Wünsche erfüllt.

Er schlug also einen kräftigen Schritt an, folgte dem Gäßchen, das von Pleux nach der Straße von Lonnet führt und warf sich dann querfeldein, um schneller zu dem Pachthofe von Pisseleux zu gelangen.

Doch bald wurde sein Lauf ruhiger; jeder Schritt rief eine Erinnerung in ihm zurück.

Wenn man in den Ort zurückkehrt, wo man geboren ist, geht man auf dem Pfad seiner Jugend. Auf jedem Schritte findet man im Schlage seines Herzens eine Erinnerung.

Den ganzen Weg entlang versammelte Pitou die Vergangenheit um sich, und kam mit einer Seele voll von Erinnerungen nach dem Pachthofe der Mutter Billot.

Als er hundert Schritte vor sich den langen Kamm der Dächer erblickte, als er die alten Ulmen sah, als er den entfernten Lärm des Viehs, der Hunde, der Wagen horte, richtete er seinen Helm auf seinem Kopfe zurecht, befestigte den Dragonersäbel an seiner Seite und suchte sich eine mutige Haltung zu geben, wie es sich für einen Verliebten und einen Militär geziemt.

Niemand erkannte ihn anfangs.

Ein Knecht ließ die Pferde an dem Teiche trinken.

Er hörte Geräusch, wandte sich um und erblickte durch den zerzausten Kopf einer Weide Pitou, oder vielmehr einen Helm und einen Säbel.

Der Knecht war ganz erstaunt, als Pitou an ihm vorüberkam und rief:

»He! Barnaut! guten Morgen, Barnaut!«

Pitou ging lächelnd weiter.

Doch der Knecht war nicht beruhigt; Pitous wohlwollendes Lächeln war unter seinem Helme begraben geblieben.

Zugleich erblickte die Mutter Billot durch das Fenster des Speisezimmers den Militär. Sie stand auf.

Damals lebte man auf dem Lande in Besorgnis; es verbreiteten sich erschreckliche Gerüchte; man sprach von Räubern, welche die Wälder umhieben und die Ernten noch grün abschnitten.

Was bedeutete die Ankunft dieses Soldaten? war es Angriff, war es Hilfe?

Die Mutter Billot hatte Pitou mit einem einzigen Blick in seinem Gesamtwesen umfaßt, sie fragte sich: warum so bäuerische Hosen zu einem so glänzenden Helme? Und sie neigte sich in ihren Mutmaßungen ebensosehr auf die Seite des Verdachts als auf die Seite der Hoffnung.

Der Soldat, wer er auch sein mochte, trat in die Küche ein.

Die Mutter Billot ging dem Ankömmling zwei Schritte entgegen.

Pitou, um seinerseits in der Höflichkeit nicht zurückzubleiben, nahm seinen Helm ab.

»Ange Pitou!« rief sie, »Ange hier!«

»Guten Morgen, Frau Billot,« antwortete er.

»Ange! O! mein Gott, wer hätte das erraten; du bist also in Militärdiensten?«

»O! in Diensten!« versetzte Pitou lachend.

Dann schaute er umher, suchend, was er nicht sah.

Die Mutter Billot lächelte; sie erriet den Zweck von Pitous Umherschauen.

Sie sagte einfach:

»Du suchst Katharine?«

»Ja, Frau Billot, um ihr mein Kompliment zu machen,« erwiderte Pitou.

»Sie läßt Wäsche trocknen. Auf, setze dich, schau mich an und sprich mit mir.«

»Das will ich wohl,« erwiderte Pitou, und er nahm einen Stuhl.

Nun grupperten sich um ihn bei den Thüren und auf den Stufen der Treppen alle Mägde und Knechte des Pachthofes, herbeigezogen durch die Erzählung des Stallknechtes.

Und bei jeder neuen Ankunft hörte man flüstern:

»Das ist Pitou . . .«

»Ja, er ist es!«

Pitou ließ auf seinen alten Kameraden einen wohlwollenden Blick umherlaufen. Sein Lächeln war eine Liebkosung für die Mehrzahl.

»Und du kommst von Paris, Ange?« fuhr die Gebieterin des Hauses fort.

»Geradeswegs, Frau Billot.«

»Wie geht es unserm Herrn?«

»Sehr gut, Frau Billot.«

«Wie geht es in Paris?«

»Sehr schlecht Frau Billot.«

»O!«

Und der Kreis der Zuhörer zog sich enger zusammen.

Pitou schüttelte den Kopf und ließ ein Schnalzen der Zunge hören, das sehr demütigend für die Monarchie war.

»Die Königin?«

Pitou antwortete diesmal durchaus nichts.

»Oh!« machte Frau Billot.

»Laß hören, fahre fort, Pitou,« sprach die Pächterin.

»Ei! fragen Sie mich,« antwortete Pitou, dem daran lag, in Katharines Abwesenheit nicht alles zu sagen, was er Interessantes zu berichten hatte.

»Warum hast du einen Helm?« fragte Frau Billot.

»Das ist eine Trophäe,« erwiderte Pitou.

»Was ist das, eine Trophäe, mein Freund?« versetzte die gute Frau.

»Ah! es ist wahr, Frau Billot,« antwortete Pitou mit einem Protektorslächeln, »Sie können nicht wissen, was eine Trophäe ist. Eine Trophäe, das ist, wenn man einen Feind besiegt hat, Frau Billot.«

»Du hast also einen Feind besiegt, Pitou?«

»Einen!« rief Pitou verächtlich, »ah! meine gute Frau Billot, Sie wissen also nicht, daß wir zwei, Herr Billot und ich, die Bastille genommen haben?«

Dieses magische Wort elektrisierte die Zuhörer. Pitou fühlte den Atem der Anwesenden in seinen Haaren und ihre Hände auf der Lehne seines Stuhles.

»Erzähle, erzähle ein wenig, was unser Mann gethan hat,« sagte Frau Billot, ganz stolz und zugleich ganz zitternd.

Pitou schaute, ob Katharine noch nicht komme, sie kam nicht.

Er nahm es fast als eine Beleidigung, daß Mademoiselle Billot den Nachrichten zulieb, frisch von einem solchen Kourier gebracht, ihre Wäsche nicht verließ.

Er schüttelte den Kopf und fing an seine Unzufriedenheit merken zu lassen.

»Das giebt eine sehr lange Erzählung,« sagte er.

»Und du hast Hunger?« fragte Frau Billot.

»Vielleicht wohl.«

»Durst!«

»Ich sage nicht nein.«

Sogleich beeiferten sich Knechte und Mächte, so daß Pitou unter seinen Händen Becher, Brot, Fleisch, Früchte aller Art fand, ehe er über die Tragweite seines Verlangens nachgedacht hatte.

Pitou hatte eine heiße Leber, wie man auf dem Lande sagt, das heißt, er verdaute schnell; aber so schnell er auch verdaute, er konnte noch nicht mit dem Hahn der Tante Angélique, dessen letzter Bissen erst seit einer halben Stunde verzehrt war, zu Ende gekommen sein.

Die Bedienung war gegen seinen Wunsch so rasch, daß das, was er verlangt hatte, ihn nicht so viel Zeit gewinnen ließ, als er hoffte.

Er sah, daß er sich einer äußersten Anstrengung unterziehen mußte, und fing an zu essen. Aber wie groß auch sein guter Wille war, in dieser Arbeit fortzufahren, nach einem Augenblick sah er sich genötigt, anzuhalten.

»Was hast du?« fragte Frau Billot?

»Ach! ich habe . . .«

»Zu trinken, für Pitou.«

»Ich habe Äpfelmost, Frau Billot.«

»Vielleicht ist dir aber der Branntwein lieber?«

»Der Branntwein?«

»Ja, hast du dich in Paris daran gewöhnt, solchen zu trinken?«

Die brave Frau dachte, während seiner zwölfstägigen Abwesenheit habe Pitou Zeit gehabt, sich zu verderben.

Pitou wies diese Annahme stolz zurück.

»Ich — Branntwein?« sagte er, nie.

»So sprich.«

»Wenn ich spreche, so werde ich für Mademoiselle Katharine wieder von vorn anfangen müssen, und das ist lang,« erwiderte Pitou.

Zwei bis drei Personen eilten nach dem Waschhause, um Mademoiselle Katharine zu holen.

Doch während alle Welt nach einer Seite lief, wandte Pitou maschinenmäßig die Augen nach

der Treppe, die in den ersten Stock führte, und da der Wind von unten einen Luftzug nach oben gemacht hatte, so erblickte er durch eine offene Thüre Katharine, die aus einem Fenster schaute.

Katharine schaute nach dem Walde, in der Richtung von Boursonne. Sie war dergestalt in ihr Schauen vertieft, daß die Bewegung im Innern des Hauses sie gar nicht berührte; ihre ganze Aufmerksamkeit war im Gegenteil von etwas anderm in Anspruch genommen.

»Ah! ah!« sagte er leise seufzend für sich, nach dem Walde nach Boursonne, nach Herrn Isidor von Charny; ja so ist es.«

Und er stieß einen zweiten Seufzer aus, der noch kläglicher, war, als der erste.

In diesem Augenblick kamen die Boten, nicht nur vom Waschhause, sondern von allen Orten, wo Katharine sein konnte, zurück.

»Nun?« fragte Frau Billot.

»Wir haben sie nicht gesehen.«

»Katharine! Katharine!« rief Frau Billot.

Das Mädchen hörte nichts.

Pitou wagte es nun, zu sprechen.

»Frau Billot,« sagte er, »ich weiß wohl, warum man Mademoiselle Katharine nicht im Waschhause gefunden hat.«

»Warum hat man sie nicht dort gefunden?«

Ei! weil sie nicht dort ist.

»Du weißt also, wo sie ist?«

»Ja.«

»Wo ist sie?«

»Sie ist oben.«

Und er nahm die Pächterin bei der Hand, ließ sie die drei ersten Stufen der Treppe hinaufsteigen und zeigte ihr Katharine, die auf dem Rande des Fensters im Rahmen der Winden und des Epheus saß.

»Sie macht sich das Haar zurecht,« sagte die gute Frau.

»Ach! nein, es ist ganz zurecht gemacht,« antwortete Pitou schwermütig.

Die Pächterin schenkte der Schwermut Pitous keine Aufmerksamkeit und rief mit starker Stimme:

»Katharine! Katharine!«

Das Mädchen bebte überrascht, schloß rasch sein Fenster und fragte:

»Was giebt es?«

»Ei! so komm doch, Katharine,« rief die Mutter Billot, die nicht an der Wirkung zweifelte, die ihre Worte hervorbringen würden. »Ange ist von Paris angekommen.«

Pitou horchte mit Bangen auf die Antwort, die Katharine geben würde.

»Ah!« machte sie kalt.

So kalt, daß dem armen Pitou das Herz sank.

»Ah!« sprach sie, als sie den Boden berührte, »er ist es.«

Pitou verbeugte sich schamrot und schauernd. Er hat einen Helm, sagte eine Magd der jungen Gebieterin ins Ohr.

Pitou hörte das Wort und studierte die Wirkung davon im Gesichte Katharines.

Ein reizendes Gesicht, vielleicht ein wenig bleich geworden, aber noch mehr voll und sammetartig.

Katharine zeigte aber für Pitous Helm keine Bewunderung.

»Ah! er hat einen Helm,« sagte sie, »wozu?«

Diesmal gewann die Entrüstung die Oberhand im Herzen des ehrlichen Jungen.

»Ich habe einen Helm und einen Säbel,« sprach er mit Stolz, »weil ich mich geschlagen und Dragoner und Schweizer getötet habe, und wenn Sie daran zweifeln, so werden Sie Ihren Vater fragen, Mademoiselle Katharine . . . so ist es.«

Katharine war so zerstreut, daß sie nur den letzten Teil von Pitous Antwort zu hören schien.

»Wie geht es meinem Vater?« fragte sie, »und warum kommt er nicht mit Ihnen zurück? Sind die Nachrichten von Paris schlecht?«

»Sehr schlecht,« erwiderte Pitou.

»Ich glaubte, es sei alles in Ordnung gebracht,« versetzte Katharine.

»Ja, das ist wahr; doch alles ist wieder in Unordnung geraten.«

»Hat nicht zwischen Volk und König eine Verständigung stattgefunden? Ist nicht Herr Necker zurückberufen worden?«

»Es handelt sich wohl um Herrn Necker,« erwiderte Pitou anmaßend.

»Das hat aber doch das Volk zufrieden gestellt, nicht wahr?«

»So gut zufrieden gestellt, daß das Volk im Zuge ist, sich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und alle seine Feinde zu töten.«

»Alle seine Feinde!« rief Katharine erstaunt. »Und wer sind denn die Feinde des Volks?«

»Die Aristokraten.«

Katharine erbleichte.

»Was nennt man denn Aristokraten?« fragte sie.

»Ei! diejenigen, welche große Güter haben, — diejenigen, welche schöne Schlösser haben, — diejenigen, welche alles haben, während wir nichts haben.«

»Ferner, ferner, sagte Katherine ungeduldig.

»Die Leute, welche die schönen Pferde und die schönen Wagen haben, während *wir* zu Fuß gehen.«

»Mein Gott!« rief das Mädchen entsetzlich erbleichend.

Pitou bemerkte diese Veränderung in ihren Zügen.

»Ich nenne Aristokraten Personen von Ihrer Bekanntschaft.«

»Von meiner Bekanntschaft?«

»Von unsrer Bekanntschaft?« fragte die Mutter Billot.

»Aber wen denn?« fragte Katharine.

»Herrn Berthier von Sauvigny, zum Beispiel, der Ihnen die goldenen Ohrringe geschenkt hat, die Sie an dem Tage trugen, wo Sie mit Herrn Isidor tanzten.«

»Nun?«

»Nun! ich habe die Leute gesehen, die sein Herz fraßen, ich, der ich mit Ihnen spreche!«

Ein entsetzlicher Schrei drang aus der Brust aller hervor. Katharine warf sich auf den Stuhl

zurück.

»Du hast das gesehen?« sagte die Mutter Billot vor Entsetzen.

»Und Herr Billot hat es auch gesehen!«

»Ach! mein Gott.«

»Ja,« fuhr Pitou fort, »zu dieser Stunde muß man alle Aristokraten von Paris und Versailles getötet oder verbrannt haben.«

»Das ist gräßlich,« murmelte Katharine.

»Gräßlich! und warum denn? Sie sind doch keine Aristokratin. Sie, Frau Billot?«

»Herr Pitou,« sprach Katharine mit einer düstern Energie, »mir scheint, Sie waren nicht so grimmig, ehe Sie nach Paris abgingen.«

»Und ich bin es nicht mehr, Mademoiselle,« erwiderte Pitou sehr erschüttert, »aber . . .«

»Dann rühmen Sie sich nicht der Verbrechen, welche die Pariser begehen, da Sie kein Pariser sind, und da Sie diese Verbrechen nicht begangen haben.«

»Ich habe sie so wenig begangen, daß Herr Billot und ich, während wir Herrn Berthier verteidigten, beinahe umgebracht worden wären.«

»Oh! mein Vater! mein braver Vater! daran erkenne ich ihn!« rief Katharine begeistert.

»Mein würdiger Mann!« sprach die Mutter Billot mit feuchten Augen. »Ei! was hat er denn gethan?«

Pitou erzählte die erschreckliche Szene auf der Grève, Billots Verzweiflung und seinen Wunsch, nach Villers-Cotterets zurückzukehren.

»Warum ist er denn nicht gekommen?« sprach Katharine mit einem Ausdruck, der Pitous Herz tief bewegte, wie eine von den unglücklichen Prophezeiungen, womit einst die Wahrsager so tief in die Gemüter einzudringen wußten.

Die Mutter Billot faltete die Hände.

»Herr Gilbert hat es nicht gewollt,« antwortete Pitou.

»Herr Gilbert will also, daß man meinen Mann töte?« versetzte die Mutter Billot schluchzend.

»Will er, daß das Haus meines Vaters zu Grunde gehen soll?« fügte Katharine mit demselben Tone finsterer Schwermut bei.

»Oh! nein!« rief Pitou. »Herr Gilbert und Herr Billot sind miteinander übereingekommen. Herr Billot wird noch einige Zeit in Paris bleiben, um die Revolution zu Ende zu bringen.«

»Sie beide allein wollen das?« fragte die Mutter Billot.

»Nein, mit Herrn von Lafayette und Herrn Bailly.«

»Ah!« rief die Pächterin mit Bewunderung, »sobald er mit Herrn von Lafayette und Herrn Bailly ist . . .«

»Wann gedenkt er zurückzukommen?« fragte Katharine.

»Oh! was das betrifft, ich weiß es nicht.«

»Und du, Pitou, wie bist du denn zurückgekommen?«

»Ich, ich habe Sebastian Gilbert zum Abbé Fortier geführt, und ich bin hierherkommen, um die Instruktionen von Herrn Billot zu überbringen.«

Pitou erhob sich nach diesen Worten, nicht ohne eine gewisse diplomatische Würde, die, wenn nicht von den Dienstboten, doch wenigstens von den Gebietern begriffen wurde.

Die Mutter Billot stand auch auf und entließ ihre Leute. Katharine, die sitzen geblieben war, suchte bis in die Tiefe der Seele Pitous Gedanken zu erforschen, bevor sie noch über seine Lippen kamen.

»Was wird er mir sagen lassen?« fragte sie sich.

LIX.

Frau Billot dankt ab.

Um den Willen des geehrten Vaters zu hören, vereinigten die zwei Frauen ihre ganze Aufmerksamkeit. Pitou wußte wohl, daß die Aufgabe ziemlich schwierig war; er hatte die Mutter Billot und Katharine bei der Arbeit gesehen; er kannte die Gewohnheit des Befehlens der einen, die unbändige Unabhängigkeit der andern.

Katharine, ein so sanftes, ein so arbeitsames, ein so gutes Mädchen, hatte gerade durch die Wirkung dieser Eigenschaften eine ungeheure Gewalt über alle im Pachthofe erlangt; und was ist der Herrsorgeist andres, als der feste Wille, nicht zu gehorchen?

Pitou, indem er seinen Auftrag auseinandersetzte, wußte ganz genau, welches Vergnügen er der einen, und welchen Kummer er der andern bereiten würde.

Auf die Nebenrolle zurückgewiesen, kam ihm die Mutter Billot wie eine unregelmäßige, alberne Sache vor. Das vergrößerte Katharine in den Augen Pitous, und unter den gegenwärtigen Umständen bedurfte Katharine dessen nicht.

Aber Pitou repräsentierte im Pachthofe einen von den Herolden Homers, einen Mund, ein Gedächtnis, und nicht einen Verstand. Er drückte sich in folgenden Worten aus:

»Frau Billot, es ist die Absicht Herrn Billots, daß Sie sich so wenig als möglich plagen.«

»Wieso?« fragte die gute Frau erstaunt.

»Was bedeutet das Wort plagen?« fragte die junge Katharine.

»Das bedeutet,« antwortete Pitou, »daß die Verwaltung eines Pachthofes wie der Ihrige eine Regierung voller Sorgen und Arbeiten ist; es sind Händel zu machen . . .«

»Nun?« versetzte die gute Frau. »Bezahlungen, Feldgeschäfte, Ernten . . .«

»Wer sagt das Gegenteil?«

»Sicherlich niemand,« Frau Billot; »doch um die Händel zu machen, muß man reisen.«

»Ich habe mein Pferd.«

»Um zu bezahlen, muß man sich streiten.«

»Oh! ich habe einen guten Schnabel!«

»Für die Feldgeschäfte . . .«

»Bin ich nicht gewohnt, die Leute zu beaufsichtigen?«

»Und um zu ernten! oh! das ist etwas andres; man muß für die Arbeiter die Küche besorgen, den Fuhrleuten helfen . . .«

»Für das Beste meines Mannes erschreckt mich dies alles nicht, rief die würdige Frau.«

»Aber, Frau Billot . . .«

»So viel Arbeit . . . und . . . ein wenig Alter . . .«

»Ah!« machte die Mutter Billot, indem sie Pitou schief anschaute.

»Helfen Sie mir doch, Mademoiselle Katharine,« sagte der arme Junge, da er sah, daß seine Kräfte in demselben Maße abnahmen, als die Lage schwieriger wurde.

»Ich weiß nicht, was ich thun soll, um Ihnen zu helfen,« erwiderte Katharine.

»Nun! so hören Sie!« sprach Pitou. »Herr Billot hat nicht Frau Billot gewählt, um sich so wehe zu thun . . .«

»Wen denn?« unterbrach sie ihn, zitternd zugleich vor Bewunderung und vor Ehrfurcht.

»Er hat jemand gewählt, der stärker ist. Er hat Mademoiselle Katharine gewählt.«

»Meine Tochter Katharine, um das Haus zu regieren!« rief die Mutter mit einem Ausdruck von Mißtrauen und unbeschreiblicher Eifersucht.

»Unter Ihren Befehlen, meine Mutter,« sagte errötend hastig das junge Mädchen.

»Nein, nein,« entgegnete Pitou, der, sobald er einmal die Bahn gebrochen, auch geradezu auf das Ziel losging, »nein, ich vollziehe den Auftrag ganz und gar. Herr Billot betraut und bevollmächtigt an seiner Stelle, für jede Arbeit und alle Angelegenheiten des Hauses, — Mademoiselle Katharine.«

Jedes von diesen Worten, von der Wahrheit betont, drang der Hausfrau ins Herz, und diese Natur war so gut, daß, statt eine herbere Eifersucht und einen brennenderen Zorn darauf zu ergießen, die Gewißheit ihrer Hintansetzung sie gefaßter, gehorsamer, mehr von der Unfehlbarkeit ihres Mannes durchdrungen fand.

Konnte sich Billot täuschen? Konnte man Billot nicht gehorchen?

Das waren die zwei einzigen Beweisgründe, die sich die wackere Frau gegen sich selbst gab.

Und ihr ganzer Widerstand hörte auf.

Sie schaute ihre Tochter an, in deren Augen sie nur Vertrauen, guten Willen für das Gelingen, unveränderliche Zärtlichkeit und Ehrfurcht las. Sie gab durchaus nach.

»Herr Billot hat recht,« sagte sie; »Katharine ist jung, sie hat einen guten Kopf, sie ist sogar starkköpfig.«

»Oh! ja,« sprach Pitou im Glauben, er schmeichle der Eitelkeit von Katharine, während er zugleich ein Witzwort auf sie abschoß.

»Katharine,« fuhr die Mutter Billot fort, »Katharine wird flinker auf den Beinen sein, als ich; sie wird besser ganze Tage den Arbeitern nachzulaufen imstande sein. Sie wird besser verkaufen; sie wird sicherer einkaufen. Sie wird sich Gehorsam zu verschaffen wissen!«

Katharine errötete.

»Wohlan!« fuhr die gute Frau fort, ohne daß sie nur einen Seufzer zu unterdrücken nötig hatte, »Katharine wird ein wenig auf den Feldern umherlaufen! sie wird die Börse führen, man wird sie immer unterwegs sehen . . . meine Tochter wird nun in einen Jungen verwandelt sein . . .«

Mit der Miene eines von sich eingenommenen Menschen entgegnete Pitou:

»Fürchten Sie nichts für Mademoiselle Katharine; *ich* bin da, und ich werde sie überallhin begleiten.«

Dieses freundliche Anerbieten, mit dem Pitou ohne Zweifel Effekt zu machen hoffte, zog ihm von Katharine einen so seltsamen Blick zu, daß er ganz verblüfft war.

Das Mädchen errötete, nicht wie die Frauen, denen man Vergnügen macht, sondern in jener gesprenkelten Schattierung, die, durch ein doppeltes Anzeichen die doppelte Thätigkeit der Seele verratend, zugleich den Zorn und die Ungeduld, den Wunsch, zu sprechen, und das Bedürfnis, zu schweigen, bezeichnet.

Pitou war kein Mensch von Welt, er fühlte dies nicht. Da er aber begriffen hatte, daß die Röte

Katharines keine vollständige Einwilligung war, so fragte er mit einem angenehmen Lächeln, das seine mächtigen Zähne unter seinen dicken Lippen enthüllte:

» Wie? Sie schweigen, Mademoiselle Katharine?«

»Sie wissen also nicht, Herr Pitou, daß Sie eine Albernheit gesagt haben?«

»Eine Albernheit!« versetzte der Verliebte.

»Wahrlich!« rief die Mutter Billot, »braucht denn meine Tochter eine Leibwache?«

»Aber in den Wäldern!« versetzte Pitou mit einer so naiv gewissenhaften Miene, daß es ein Verbrechen gewesen wäre, darüber zu lachen.

»Gehört das auch zu den Instruktionen meines Mannes?« fuhr die Mutter Billot fort, die damit gegen Pitou einige Geneigtheit zum Witz zeigte.

»Oh!« sagte Katharine, »das wäre das Gewerbe eines Faulenzers, das mein Vater Herrn Pitou nicht geraten haben kann, und das Herr Pitou von meinem Vater nicht angenommen hätte.«

Pitou ließ erschrocken seine Augen von Katharine zur Mutter Billot laufen; sein ganzes Gerüste stürzte zusammen.

Katharine, ein echtes Weib, begriff Pitous schmerzliche Täuschung.

»Herr Pitou,« sagte sie, »haben Sie in Paris die Mädchen so ihre Ehre bloßstellen sehen, daß sie immer Jungen hinter sich schleppten?«

»Sie sind aber kein Mädchen,« entgegnete Pitou, »da Sie die Gebieterin des Hauses sind.«

»Vorwärts! genug geschwätzt!« rief ungestüm die Mutter Billot, die Gebieterin des Hauses hat viele Dinge zu thun. »Komm, Katharine, daß ich dir nach den Befehlen deines Vaters das Haus übergebe.«

Da begann vor den Augen des erstaunten, unbeweglichen Pitou eine Zeremonie, der es weder an Größe, noch an Poesie in ihrer ländlichen Einfachheit gebrach.

Die Mutter Billot zog ihre Schlüssel vom Bund, händigte einen nach dem andern Katharine ein und übergab ihr das Verzeichnis der Wäsche, der Flaschen, der Möbel und der Vorräte. Sie führte ihre Tochter zu dem alten Sekretär von eingelegter Arbeit vom Jahre 1738 oder 1740, in dem der Vater Billot seine Papiere, seine Louisd'or und den ganzen Schatz und die Archive der Familie verwahrte.

Katharine ließ sich ernst mit der Vollmacht und den Geheimnissen bekleiden; sie befragte ihre Mutter mit Scharfsinn, dachte bei jeder Antwort nach und schien die Unterweisung in die Tiefen ihres Gedächtnisses und ihrer Vernunft wohl zu verschließen.

Nach Untersuchung der Gegenstände des Hauses ging die Mutter Billot zum Vieh über, das man mit großer Genauigkeit in Augenschein nahm.

Doch das war eine einfache Förmlichkeit.

Bei diesem Zweige der Bewirtschaftung hatte das Mädchen schon längst die spezielle Verwaltung.

Den Kopf gesenkt, die Hände hängend, in Gedanken zerstreut, folgte Pitou maschinenmäßig dem Mädchen und seiner Mutter bei ihrem Musterungsgange.

Man hatte kein Wort an ihn gerichtet. Er war da wie ein Wächter im Theater, und sein Helm trug nicht wenig dazu bei, ihm eigentümlich den bizarren Anschein zu geben.

Man ließ sodann Knechte und Mägde die Revue passieren.

Die Mutter Billot befahl, einen Halbkreis zu bilden, in dessen Mitte sie sich stellte.

»Meine Kinder,« sagte sie, »unser Herr kommt noch nicht von Paris zurück; doch hat er uns einen Stellvertreter gewählt.«

»Das ist meine Tochter Katharine hier, die noch im Alter der fröhlichen Jugend und ungeschwächten Stärke steht; ich, ich bin alt und habe einen schwachen Kopf. Der Herr hat wohl gethan. Die Gebieterin des Hauses ist nun Katharine. Das Geld giebt und empfängt sie. Ihre Befehle werde ich zuerst einholen und vollziehen; diejenigen von Euch, die ungehorsam wären, hätten es mit ihr zu thun.«

Katharine fügte kein Wort bei. Sie küßte ihre Mutter zärtlich. Die Wirkung dieses Kusses war größer als alle Phrasen. Die Mutter Billot weinte.

Alle Knechte begrüßten die neue Herrschaft durch Zuruf.

Sogleich trat Katharine in Funktion und verteilte die Dienste. Jeder empfing seinen Auftrag und ging weg, um ihn mit dem guten Willen auszuführen, mit dem man beim Anfang einer Regierung zu Werke geht.

Pitou, der allein geblieben, näherte sich am Schlusse Katharine und sagte zu ihr:

»Und ich?«

»Ah!« antwortete sie, »ich habe Ihnen nichts zu befehlen.«

»Wie, ich soll also bleiben, um nichts zu thun?«

»Was wollen Sie thun?«

»Was ich vor meinem Abgang that.«

»Vor Ihrem Abgang waren Sie von meiner Mutter aufgenommen.«

»Aber Sie sind die Gebieterin, geben Sie mir Arbeit.«

»Ich habe keine für Sie, Herr Ange.«

»Warum nicht?«

»Weil Sie ein Gelehrter, ein Herr von Paris sind, dem diese bäuerischen Arbeiten nicht anstehen.«

»Ist es möglich!« rief Pitou.

Katharine machte ein Zeichen, das besagen wollte: Es ist so.

»Ich, ein Gelehrter!« wiederholte Pitou. »Aber sehen Sie doch meine Arme, Mademoiselle Katharine.«

»Gleichviel.«

»Ei, Mademoiselle Katharine,« sprach der arme Junge in Verzweiflung, »warum sollten Sie mich denn unter dem Vorwand, ich sei ein Gelehrter, nötigen, Hungers zu sterben? Sie wissen also nicht, daß der Philosoph Epiktet diente, um zu essen, daß der Fabeldichter Aesop sein Brot im Schweiße seines Angesichts aß? Das waren doch gelehrtere Leute als ich, diese zwei Herren.«

»Was wollen Sie? das ist nun so.«

»Aber Herr Billot hat mich als einen angenommen, der zu seinem Hause gehörte; er schickt mich von Paris zurück, um abermals dazu zu gehören.«

»Es mag sein, mein Vater konnte Sie nötigen, Arbeiten zu verrichten, die ich Ihnen aufzulegen nicht wagen würde.«

»Legen Sie sie mir nicht auf.«

»Ja, dann werden Sie müßig gehen, und das vermöchte ich Ihnen nicht zu erlauben. Mein Vater hatte als Herr das Recht, zu thun, was mir als einer bloßen Stellvertreterin verboten ist. Ich

verwalte sein Gut, sein Gut muß eintragen.«

»Nun ja, da ich arbeiten will, werde ich eintragen; Sie sehen wohl, Mademoiselle Katharine, Sie drehen sich in einem fehlerhaften Kreise.«

»Wie beliebt?« versetzte Katharine, die die großen Phrasen von Pitou nicht verstand. »Was ist ein fehlerhafter Kreis?«

»Man nennt einen fehlerhaften Kreis ein schlechtes Raisonement. Nein, lassen Sie mich auf dem Pachthof und geben Sie mir die Frohnen, wenn Sie wollen. Sie werden dann sehen, ob ich ein Gelehrter und ein Faulenzer bin. Uebrigens haben Sie Bücher zu führen und Register in Ordnung zu halten. Das Rechenwesen schlägt eben in mein Fach.«

»Das ist meiner Ansicht nach keine genügende Beschäftigung für einen Mann,« erwiderte Katharine.

»Dann bin ich also zu nichts nütze?«

»Leben Sie immerhin hier,« sprach Katharine gelinder, »ich werde nachdenken, und wir wollen sehen.«

«Sie verlangen nachzudenken, um zu wissen, ob Sie mich behalten sollen? Aber was habe ich Ihnen denn gethan, Mademoiselle Katharine? Ah! Sie waren früher nicht so.«

Katharine zuckte unmerklich die Achseln.

Sie hatte Pitou keine guten Gründe anzugeben, und nichtsdestoweniger ermüdete sie offenbar seine Beharrlichkeit.

Sie brach auch das Gespräch ab und sagte:

»Genug hiermit, Herr Pitou; ich gehe nach La Ferté-Milon.

»Dann saddle ich eiligst Ihr Pferd,« Mademoiselle Katharine.

»Durchaus nicht; bleiben Sie im Gegenteil. Sie verbieten, daß ich Sie begleite?«

»Bleiben Sie,« sprach Katharine gebieterisch.

Pitou blieb an seinen Platz genagelt, neigte das Haupt und preßte nach innen eine Thräne zurück, die sein Augenlid brannte, als wäre sie von siedendem Oel gewesen.

Katharine ließ Pitou, wo er war, ging weg und gab einem Knechte des Pachthofes den Befehl, ihr Pferd zu satteln.

»Ah!« murmelte Pitou, »Sie finden mich verändert, Mademoiselle Katharine, doch Sie sind es, und zwar ganz anders als ich.«

LX.

Was Pitou bestimmt, den Pachthof zu verlassen und nach Haramont, seiner einzigen und wahren Heimat zurückzukehren.

Sich in die Stellung einer ersten Magd fügend, hatte die Mutter Billot ihre Arbeit, ohne es absichtlich zur Schau zu tragen und ohne Bitterkeit, mit gutem Willen wieder aufgenommen. Die Rührigkeit, die in dem landwirtschaftlichen Herrschaftskreis einen Augenblick unterbrochen war, fing nun wieder an, dem Innern eines summenden und arbeitenden Bienenkorbs zu gleichen.

Während man das Pferd für Katharine sattelte, kehrte diese nach dem Hause zurück und warf dabei einen Seitenblick auf Pitou, dessen Leib unbeweglich blieb, während sein Kopf sich drehte wie eine Wetterfahne und der Bewegung des jungen Mädchens folgte, bis es in seinem Zimmer verschwunden war.

Was will Katharine in ihrem Zimmer thun? fragte sich Pitou.

Armer Pitou, was sie thun will! Sie will sich die Haare ordnen, eine weiße Haube aufsetzen, einen feineren Strumpf anziehen.

Dann, als diese Ergänzung der Toilette beendet war, und sie ihr Pferd unter dem Hause stampfen hörte, ging sie hinab, küßte ihre Mutter und ritt weg.

Müßig, schlecht befriedigt durch den kurzen, halb mitleidigen, halb gleichgültigen Blick, den Katharine bei ihrem Abgange auf ihn gerichtet hatte, konnte sich Pitou nicht entschließen, so in der Bangigkeit zu bleiben.

Seitdem er Katharine wiedergesehen, schien es ihm, als könne er ihr Leben durchaus nicht entbehren.

Als Pitou den Tritt des abgehenden Pferdes vernahm, lief er nach der Thüre. Er erblickte nun Katharine, einem schmalen Querwege folgend, der vom Pachthofe nach der Landstraße von La Ferté-Milon führte und unten an einem kleinen Berge ausmündete, dessen Gipfel sich im Walde verliert.

Von der Schwelle dieser Thüre aus sandte er dem Mädchen ein Lebewohl voll Bedauern und Demut zu.

Doch kaum war dieses Lebewohl mit Hand und Herz abgesandt, als Pitou etwas überlegte.

Katharine hatte ihm wohl verbieten können, sie zu begleiten, aber sie konnte ihm nicht verbieten, ihr zu folgen.

Katharine konnte wohl zu Pitou sagen: Ich will Sie nicht sehen; aber sie konnte nicht zu ihm sagen: Ich verbiete Ihnen, mich anzuschauen.

Pitou überlegte also, daß ihn, da er nichts zu thun hatte, nichts in der Welt verhindere, unter dem Walde am Wege hin zu gehen, den Katharine machen würde. Ohne gesehen zu werden, würde er sie so von fern durch die Bäume im Auge behalten können.

Es waren vom Pachthofe nur anderthalb Meilen nach La Ferté-Milon. Anderthalb Meilen für den Hinweg, anderthalb Meilen für den Herweg, was war das für Pitou?

Übrigens gelangte Katharine zur Straße auf einer Linie, die einen Winkel mit dem Walde bildete. Wenn er die gerade Linie nahm, so ersparte Pitou eine Viertelmeile. Es blieben also nur noch zwei und eine halbe Meile, um nach La Ferté-Milon zu gehen und von dort zurückzukommen.

Kaum hatte Pitou diesen Plan ausgedacht, als er ihn in Ausführung brachte.

Während Katharine die Landstraße erreichte, erreichte Pitou, hinter den hohen Roggen gebückt, den Wald.

So lief er eine Viertelmeile und dann erblickte er die Lichtung, die die Landstraße bildete. Hier blieb er stehen und lehnte sich an eine ungeheure Eiche an, die ihn völlig verbarg. Er war sicher, Katharine zuvorgekommen zu sein.

Und dennoch wartete er zehn Minuten, eine Viertelstunde sogar, und sah niemand.

Hatte sie etwas im Pachthofe vergessen und war dahin zurückgekehrt? Das war möglich.

Mit der größten Vorsicht näherte er sich der Straße und streckte seinen Kopf hinter einem dicken Baum vor. Er dehnte seinen Blick bis zur Ebene aus, die ihm die Schärfe der Linie zu sehen erlaubte, sah aber nichts.

Pitou lief weiter. Entweder war sie noch nicht angekommen: und dann würde er sie in den Pachthof eintreten sehen; oder sie war zurückgekehrt: und dann würde er sie herauskommen sehen.

Er lief nun auf der sandigen Rückseite der Straße, wo es sanfter zu gehen war, als er plötzlich stehen blieb.

Das Pferd Katharines war ein Paßgänger, hatte die Straße verlassen, um einem kleinen Fußpfade zu folgen, an dessen Eingang man auf einem Posten las:

»Fußfad der Straße von La Ferté-Milon nach Boursonne.«

Pitou schlug die Augen auf und erblickte am entgegengesetzten Ende des Pfades, in einer großen Entfernung in den bläulichen Horizont des Waldes getaucht, das weiße Pferd und den roten Rock Katharines.

Es war, wie gesagt, in einer großen Entfernung; aber für Pitou gab es keine Entfernungen!

»Ah!« rief Pitou, abermals in den Wald stürzend, »sie geht also nicht nach La Ferté-Milon, sondern nach Boursonne.«

»Und ich täusche mich doch nicht. Sie hat mehr als zehnmal La Ferté-Milon gesagt; man hat ihr Aufträge nach La Ferté-Milon gegeben. Die Mutter Billot hat selbst von La Ferté-Milon gesprochen.«

Und während er dies sagte, lief Pitou immer; er lief mehr und mehr; lief wie einer, der keine Milz hat.

Durch den Zweifel, diese erste Hälfte der Eifersucht, angetrieben, lief Pitou wie ein Pferd.

Kein Löwe hätte diesen grimmigen Willen, seine Beute zu erreichen, gehabt.

Als Pitou Katharine erblickte, hatte er mehr als eine halbe Meile zu machen; er ließ ihr aber, während er die halbe Meile zurücklegte, nicht Zeit, eine Viertelmeile zu machen.

Sein Lauf hatte also das Doppelte der Geschwindigkeit von der eines Pferdes im Trabe erlangt.

Endlich erreichte er eine der ihrigen parallele Linie.

Man war nicht mehr fünfhundert Schritte vom entgegengesetzten Saume des Waldes; diese

Lichtung, die man durch die Bäume erblickte, war Boursonne.

Katharine hielt an. Pitou hielt an.

Es war Zeit, dem armen Teufel fing der Atem an auszugehen.

Nicht mehr bloß deswegen, um Katharine zu sehen, folgte ihr Pitou; er folgte ihr auch, um sie zu beobachten.

Sie hatte gelogen. In welcher Absicht?

Gleichviel; um wieder ein gewisses Übergewicht über sie zu erlangen, mußte er sie auf frischer That ertappen.

Pitou drang mit gesenktem Kopfe durch das Farnkraut und die Dornen, zerbrach die Hindernisse mit seinem Helm und wandte, wo es not that, seinen Säbel an.

Da aber Katharine nur noch im Schritte ritt, so drang von Zeit zu Zeit das Geräusch der gebrochenen Zweige bis zu ihr und machte zugleich das Pferd und die Gebieterin die Ohren spitzen.

Da hielt Pitou, der Katharine nicht aus den Augen verlor, an und schöpfte Atem; er zerstörte den Verdacht.

Doch das konnte nicht lange fort dauern, und es dauerte auch nicht fort.

Pitou hörte plötzlich das Pferd Katharines wiehern, und auf dieses Wiehern antwortete ein andres Wiehern.

Das zweite Pferd, das wieherte, vermochte man aber noch nicht zu sehen.

Doch wie es auch sein mochte, Katharine schlug Cadet mit ihrer Stechpalmreitgerte, und Cadet, der einen Augenblick geschnauft hatte, schlug den starken Trab an.

Infolge der vermehrten Schnelligkeit traf sie nach Verlauf von fünf Minuten mit einem Reiter zusammen, der ihr mit demselben Eifer entgegeneilte, mit dem sie ihm entgegengekommen.

Katharine hatte sich so rasch und so unerwartet vorwärts bewegt, daß der arme Pitou, ohne sich zu rühren, an derselben Stelle geblieben war und sich nur auf die Fußspitzen erhoben hatte, um weiter zu sehen.

Es war fast zu sehr entfernt, um etwas genauer zu sehen.

Doch wenn er es nicht sah, so war das, was Pitou wie einen elektrischen Schlag fühlte, die Freude und das Erröten des Mädchens, es war das Beben, das ihren ganzen Körper bewegte, es war das Sprühen ihrer gewöhnlich so sanften, so ruhigen, und nun so funkelnden Augen. Er sah auch nicht so genau, wer der Reiter war, um seine Züge zu unterscheiden. Doch da er an seiner Haltung, an seinem Jagdrock von grünem Sammet, an seinem Hut mit breiter Rundschnur, an seiner freien und anmutigen Kopfbedeckung erkannte, daß er der höchsten Klasse der Gesellschaft angehören mußte, so richtete sich sein Geist sogleich auf den hübschen jungen Mann, auf den schönen Tänzer von Villers-Cotterets zurück. Sein Herz, sein Mund, alle seine Fibern bebten zugleich und murmelten den Namen Isidor von Charny.

Er war es in der That.

Pitou stieß einen Seufzer aus, der einem Gebrülle glich, drang abermals in das Gestrüppe und gelangte bis auf eine Entfernung von zwanzig Schritten zu den jungen Leuten, die indessen zu sehr aufeinander aufmerksam waren, um sich darum zu bekümmern, ob das Geräusch, das sie hörten, von einem vierfüßigen oder einem zweifüßigen Tiere herrührte.

Der junge Mann drehte sich indessen gegen Pitou um, erhob sich auf dem Steigbügel und

schaute mit einem unbestimmten Blicke umher; doch um dererspähung zu entgehen, warf sich Pitou sogleich auf den Bauch und drückte das Gesicht gegen die Erde.

Dann kroch er, wie eine Schlange, noch einen Raum von zehn Schritten weiter, gelangte so in den Bereich der Stimmen und horchte.

»Guten Morgen, Herr Isidor,« sagte Katharine.

»Herr Isidor,« murmelte Pitou, »ich wußte es wohl.«

Da fühlte er es auf seinem armen Herzen wie das ungeheure Gewicht eines Pferdes, als ob es ihn mit Füßen getreten hätte!

Da fühlte er durch Mark und Seele die ungeheure Ermüdung von all der Arbeit, die der Zweifel, das Mißtrauen und die Eifersucht ihn seit einer Stunde hatten durchmachen lassen.

Einander gegenüber hatten die beiden jungen Leute den Zügel fallen lassen und sich bei den Händen genommen; sie hielten sich aufrecht und bebend, stumm und lächelnd, während die zwei Pferde, ohne Zweifel aneinander gewöhnt, sich mit den Nüstern liebkosten und mit ihren Füßen auf dem Moose der Straße spielten.

»Sie sind heute verspätet, Herr Isidor,« sagte Katharine, das Stillschweigen unterbrechend.

»Heute!« murmelte Pitou, es scheint, an den andern Tagen ist er nicht verspätet.

»Das ist nicht meine Schuld, liebe Katharine,« erwiderte der junge Mann; ich bin durch einen Brief von meinem Bruder zurückgehalten worden, der mir heute früh zugekommen ist, und auf den ich mit umgehendem Kurier antworten mußte. Doch seien Sie unbesorgt, morgen werde ich pünktlicher sein.«

Katharine lächelte, und Isidor drückte die Hand noch zärtlicher, die man ihm überließ.

Ach! das waren eben so viele Dornen, die das Herz des armen Pitou bluten machten.

»Sie haben also frische Nachrichten von Paris?« fragte sie.

»Ja.«

»Nun, ich auch,« sprach sie lächelnd. »Haben Sie mir nicht eines Tags gesagt, wenn zwei Personen, die sich lieben, etwas Aehnliches begegne, so nenne man das Sympathie?«

»Ganz richtig, und wie haben Sie Nachrichten erhalten, meine schöne Katharine?«

»Durch Pitou.«

»Was ist das, Pitou?« fragte der junge Adelige mit einer unbefangenen, heiteren Miene.

»Sie wissen es wohl,« sagte sie: »Pitou, der arme Junge, den mein Vater im Pachthofe aufgenommen hatte und der mir an einem Sonntag den Arm gab.«

»Ah! ja,« versetzte der Edelmann; derjenige, »welcher Kniee hat wie Serviettenknoten.«

Katharine lachte. Pitou fühlte sich gedemütigt, in Verzweiflung. Er schaute seine in der That Knoten ähnlichen Kniee an, indem er sich auf seine beiden Hände stützte und sich erhob; dann fiel er mit einem Seufzer wieder auf seinen Bauch nieder.

»Ah!« sagte Katharine, »zerreißen Sie mir nicht zu sehr meinen armen Pitou. Wissen Sie, was er mir vorhin vorgeschlagen hat?«

»Nein; erzählen Sie mir das ein wenig, meine Schönste.«

»Nun! er wollte mich nach La Ferté-Milon begleiten.«

»Wohin Sie nicht gingen?«

»Nein, da ich wußte, daß Sie mich hier erwarteten, während ich beinahe auf Sie gewartet habe.«

»Ah! wissen Sie, daß Sie da ein königliches Wort gesagt haben, Katharine?«

»Wahrhaftig, ich vermutete es nicht.«

»Warum haben Sie den Vorschlag dieses schönen Ritters nicht angenommen? er hätte uns belustigt.«

»Vielleicht nicht immer,« antwortete Katharine lachend.

»Sie haben recht,« sprach Isidor, indem er auf die schöne Pächterin von Liebe glänzende Augen heftete.

Und er verbarg den errötenden Kopf des Mädchens in seinen Armen, mit denen er sie umfing.

Pitou schloß die Augen, um nicht zu sehen; aber er hatte vergessen, die Ohren zu schließen; das Geräusch eines Kusses gelangte zu ihm.

Pitou faßte sich voll Verzweiflung bei den Haaren; als er wieder zu sich kam, hatten die jungen Leute ihre Pferde in Schritt gesetzt und entfernten sich langsam.

Die letzten Worte, die Pitou hörte, waren:

»Ja, Sie haben recht, Herr Isidor, lassen Sie uns eine Stunde beisammen bleiben; ich werde diese Stunde auf den Beinen meines Pferdes wieder einholen und,« fügte sie lachend bei, »es ist ein gutes Tier, das nichts ausplaudern wird.«

Dies war alles, die Erscheinung verschwand, die Dunkelheit trat in Pitous Seele ein, wie sie in der Natur eintrat, und der arme Junge wälzte sich im Grase und überließ sich den natürlichen Zuckungen seines Schmerzes.

Die Kühle der Nacht brachte ihn wieder zu sich.

»Ich werde nicht nach dem Pachthofe zurückkehren,« sagte er; »ich würde dort gedemütigt, schmäzlich behandelt; ich würde das Brot einer Frau essen, die einen andern Mann liebt, und zwar, ich muß es gestehen, einen Mann, der viel schöner, reicher und eleganter ist, als ich. Nein, mein Platz ist nicht in Pisseleux, sondern in Haramont, in meiner Heimat, wo ich vielleicht Leute finden werde, die nicht bemerken, daß ich Kniee habe, Serviettenknoten ähnlich.«

Nachdem er so gesprochen, rieb sich Pitou seine guten langen Beine und wanderte gen Haramont, wohin ihm, ohne daß er es vermutete, sein Ruf und der seines Helmes und seines Säbels vorangegangen waren, und wo seiner, wenn nicht das Glück, doch wenigstens ruhmwürdige Geschicke harrten.

Doch bekanntlich ist es nicht das Attribut der Menschheit, vollkommen glücklich zu sein.

LXI.

Pitou als Redner.

Als er indessen abends gegen zehn Uhr nach Villers-Cotterets kam, nachdem er um sechs Uhr morgens abgegangen war, und im Zwischenraume die ungeheure Wanderung gemacht hatte, begriff Pitou, so traurig er sich fühlte, es wäre besser, im Gasthofs zum Dauphin in einem Bette, als unter freiem Himmel am Fuße einer Buche oder einer Eiche des Waldes zu schlafen.

Denn in Haramont in einem Hause zu schlafen, wenn er dort um halb elf Uhr abends erst ankäme, daran war nicht zu denken; seit anderthalb Stunden waren alle Lichter ausgelöscht und alle Thüren geschlossen.

Pitou kehrte also im Gasthause zum Dauphin ein, wo er für dreißig Sous ein vortreffliches Bett, einen vierpfündigen Laib Brot, ein Stück Käse und einen Krug Aepfelmilch bekam.

Pitou war zugleich abgemattet und verliebt, lahm und in Verzweiflung; daraus erfolgte zwischen dem Physischen und Moralischen ein Kampf, in dem das Moralische, anfangs siegend, am Ende unterlag.

Das heißt von elf Uhr bis zwei Uhr morgens seufzte, stöhnte Pitou, drehte er sich im Bette um, ohne schlafen zu können; um zwei Uhr aber schloß er, durch die Müdigkeit besiegt die Augen, um sie erst um sieben Uhr wieder zu öffnen.

Als Pitou das Gasthaus zum Dauphin verließ, bemerkte er, daß sein Helm und Säbel abermals die öffentliche Aufmerksamkeit erregten.

Er sah sich auch wirklich, als er ungefähr hundert Schritte gemacht hatte, als den Mittelpunkt einer Versammlung.

Pitou hatte entschieden eine ungeheure Popularität in der Gegend erlangt.

Einige Einwohner von Villers-Cotterets, die Pitou am Tage vorher vom Abbé Fortier, in der Rue de Soissons, bis zur Thüre der Tante Angélique geleitet hatten, beschlossen, um die Huldigung fortzusetzen, Pitou von Villers-Cotterets nach Haramont zu geleiten.

Dies thaten sie, und als es die Einwohner von Haramont sahen, so fingen sie an, ihren Landsmann zu seinem wahren Werte zu schätzen.

Allerdings war der Boden schon bereitet, um den Samen aufzunehmen. Der erste Durchzug von Pitou, so rasch er gewesen, hatte doch eine Spur in den Geistern zurückgelassen: sein Helm und sein Säbel waren denen, die ihn im Zustande einer leuchtenden Erscheinung gesehen, im Gedächtnis geblieben.

Daher umgaben ihn die Einwohner von Haramont auch mit allen Zeichen der Hochachtung und baten ihn, seine kriegerische Rüstung niederzulegen und sein Zelt unter den vier Linden aufzuschlagen, die den Platz des Dorfes beschatteten.

Pitou ließ sich um so leichter herbei, hierzu einzuwilligen, als es seine Absicht war, seinen bleibenden Aufenthalt in Haramont zu nehmen. Er nahm daher zum Obdach ein Zimmer an, das ein kriegerisch Gesinnter des Dorfes ganz möbliert an ihn vermietete.

Möbliert mit einem Bett von Brettern, mit einem Strohsack und einer Matratze; möbliert mit zwei Kästen, einem Tische und einem Wasserkrug.

Das Ganze wurde vom Eigentümer selbst jährlich zu sechs Livres, das heißt zum Preise von zwei Schüsseln Hahn mit Reis angeschlagen.

Nachdem dieser Preis festgestellt war, nahm er Besitz von der Wohnung, wobei er denen, die ihn begleitet hatten, zu trinken bezahlte, und da ihm die Ereignisse nicht weniger als der Aepfelwein zu Kopf gestiegen waren, so hielt er ihnen auf der Schwelle seiner Thüre eine Rede.

Sie war ein großes Ereignis, diese Rede von Pitou; es bildete auch ganz Haramont einen Kreis um das Haus.

Pitou war ein wenig Gelehrter und kannte dies Schönreden; er wußte die acht Worte, mit denen zu jener Zeit die Ordner der Nationen, wie sie Homer nannte, die Volksmassen in Bewegung setzten.

Von Herrn Lafayette bis Pitou war es allerdings weit, aber von Haramont bis Paris, welche Entfernung! Moralisch gesprochen, wohl verstanden!

Pitou debütierte mit einem Eingang, mit dem sogar der Abbé Fortier nicht unzufrieden gewesen wäre.

»Bürger,« sprach er, »Mitbürger, dieses Wort ist süß auszusprechen, ich habe es schon zu andern Franzosen gesagt, denn alle Franzosen sind Brüder; hier glaube ich es aber zu wahren Brüdern zu sagen, und ich finde in meinen Landsleuten von Haramont eine ganze Familie.«

Die Frauen, — es fanden sich einige unter den Zuhörern, und das waren nicht die am besten gestimmten — Pitou hatte noch zu dicke Kniee und zu kleine Waden, um mit dem ersten Blick ein weibliches Auditorium für sich einzunehmen, — die Frauen dachten bei dem Worte *Familie* an den armen Pitou, das Waisenkind, an diesen armen Verlassenen, der seit dem Tode seiner Mutter sich niemals satt gegessen hatte. Und das Wort Familie von diesem Jungen ausgesprochen, der keine hatte, bewegte bei mehreren von ihnen die empfindliche Fiber, die den Thränenbehälter schließt.

Nachdem der Eingang beendet war, fing Pitou die Erzählung, den zweiten Teil seiner Rede an.

Er sprach von seiner Reise nach Paris, von den Aufständen mit den Büsten, von der Einnahme der Bastille und der Rache des Volks. Er schlüpfte leicht über den Anteil weg, den er am Kampfe auf dem Platze des Palais-Royal und im Faubourg Saint-Antoine genommen hatte; doch je weniger er sich rühmte, desto mehr wuchs er in den Augen seiner Landsleute.

Nachdem die Erzählung beendet war, kam Pitou zur Beweisführung, dieser zarten Operation, an der Cicero den wahren Redner erkannte.

Er bewies, daß die Leidenschaften des Volks gerade durch die Aufkäufer erregt worden waren. Er sagte ein paar Worte von den Herren Pitt, Vater und Sohn; er erklärte die Revolution durch die dem Adel und der Geistlichkeit bewilligten Privilegien; er forderte endlich das Volk von Haramont auf, insbesondere zu thun, was das französische Volk im allgemeinen gethan hatte: nämlich, sich gegen den allgemeinen Feind zu vereinigen. Dann ging er von der Beweisführung zum Schluß durch eine von jenen erhabenen Bewegungen über, die allen großen Rednern gemein sind.

Er ließ seinen Säbel fallen, und indem er ihn wieder aufhob, zog er ihn scheinbar aus Unachtsamkeit aus der Scheide.

Das gab ihm den Text zu einem aufrührerischen Antrag, der nach dem Beispiel der Pariser alle Einwohner der Gemeinde zu den Waffen rief.

Die enthusiastischen Haramonter antworteten kräftig. Die Revolution wurde im Dorfe verkündet und mit Zujachzen begrüßt.

Die Leute von Villers-Cotterets, die der Versammlung beigewohnt hatten, gingen, das Herz angeschwollen vom patriotischen Sauerteig, weg und sangen auf eine für die Aristokraten höchst bedrohliche Weise und mit einer unbändigen Wut:

Vive Henri quatre!
Vive ce roi vaillant!

Rouget de l'Isle hatte die Marseillaise noch nicht komponiert, und die Föderierten von 90 hatten das alte volkstümliche *Ça ira* noch nicht wiedererweckt, in Betracht, daß man erst im Jahre der Gnade 1789 war.

Pitou glaubte nur eine Rede gehalten zu haben; er hatte aber eine Revolution gemacht.

Er kehrte in seine Wohnung zurück, bewirtete sich mit einem Stück Schwarzbrot und dem Käserest aus dem Gasthause zum Dauphin, den er sorgfältig in seinem Helme mitgebracht hatte; dann kaufte er Messingdraht, machte sich Schlingen und legte sie, als es Nacht geworden war, im Walde.

In derselben Nacht fing Pitou ein älteres und ein jüngeres Kaninchen.

Gegen ein Uhr nach Mitternacht kehrte er mit dieser ersten Beute zurück, er hoffte wohl eine zweite bei den Fährten vom Morgen zu machen.

Er legte sich nieder, bewahrte aber in seinem Innern noch einen so bitteren Rest von dem Schmerz, der seine Beine am Tage vorher so sehr ermüdete, daß er auf der grausamen Matratze, die der Hauseigentümer selbst eine Galette¹⁷ nannte, nur sechs Stunden hintereinander hatte schlafen können.

Pitou schlief also von ein Uhr bis sieben Uhr morgens. Die Sonne überraschte ihn schlafend bei offenem Laden.

Durch diesen offenen Laden sahen ihm dreißig bis vierzig Einwohner von Haramont zu, wie er schlief.

Er erwachte, lächelte seinen Landsleuten zu und fragte sie freundlich, warum sie in so großer Anzahl und so frühzeitig zu ihm kämen.

Einer von ihnen nahm das Wort. Es war ein Holzhacker, Namens Claude Tellier.

»Ange Pitou,« sagte er, »wir haben die ganze Nacht überlegt; die Bürger müssen sich in der That, wie du es uns gestern gesagt hast, für die Freiheit bewaffnen.«

»Ich habe es gesagt,« erwiderte Pitou mit einem festen Ton, der verkündigte, er sei bereit, seinen Worten zu entsprechen.

»Nur fehlt es uns an einer Hauptsache.«

»An was?« fragte Pitou mit Teilnahme.

»An Waffen.«

»Ah! das ist wahr!«

»Wir haben aber genug überlegt, um unser Ueberlegen nicht zu verlieren, und wir werden uns um jeden Preis bewaffnen!«

»Bei meinem Abgang, sprach Pitou, waren fünf Flinten in Haramont: drei Kommißflinten, eine Jagdflinte mit einem Lauf und eine andre Jagdflinte mit zwei Läufen.«

»Es sind nur noch vier da, antwortete der Redner, die Jagdflinte ist vor einem Monat aus

Altersschwäche zersprungen.«

»Das war die Flinte von Desiré Maniquet,« bemerkte Pitou.

»Ja, und sie hat mir beim Zerspringen sogar zwei Finger mitgenommen,« sagte Desiré Maniquet, indem er seine verstümmelte Hand über seinen Kopf emporhob, »und da mir der Unfall im Kaninchengehege des Aristokraten begegnet ist, den man Herrn von Longuré nennt, so werden mir die Aristokraten das bezahlen.«

Pitou nickte mit dem Kopfe, um anzudeuten, er billige diese gerechte Rache.

»Nun!« sprach Pitou, »mit vier Flinten habt Ihr schon die Mittel, um fünf Männer zu bewaffnen.«

»Wieso?«

»Ja, der Fünfte wird eine Pike tragen; das ist so in Paris: auf vier mit Flinten bewaffnete Männer kommt immer einer mit einer Pike. Die Piken, das ist sehr bequem, das dient um die Köpfe darauf zu stecken, die man abgeschnitten hat.«

»Ho! ho!« rief eine kräftige, heitere Stimme, wir wollen hoffen, »daß wir keine Köpfe abschneiden werden.«

»Nein,« erwiderte Pitou ernst, »wenn wir das Geld der Herren Pitt Vater und Sohn zurückzuweisen wissen. Doch wir waren bei den Flinten; bleiben wir bei der Frage, wie Herr Bailly sagt. Wieviel Männer sind in Haramont fähig, Waffen zu tragen? Habt Ihr Euch gezählt.«

»Ja, wir sind zweiunddreißig.«

»Es fehlen also achtundzwanzig Flinten.«

»Wie wird man sie bekommen?« fragte der dicke Mann mit dem heiteren Gesichte.

»Oh!« versetzte Pitou, »man muß das wissen, Boniface.«

»Was weißt du?«

»Ich weiß, daß man sie sich verschaffen kann. Das Pariser Volk hatte auch keine Waffen. Nun wohl! Herr Marat, ein sehr gelehrter, aber sehr häßlicher Arzt, hat dem Pariser Volke gesagt, wo es Waffen gebe; das Pariser Volk ging dahin, wo Herr Marat sagte, und es fand Waffen.«

»Und wohin hieß Marat die Leute gehen?«

Ins Invalidenhaus.

»Ja, doch wir haben kein Invalidenhaus in Haramont.«

»Ich, ich weiß einen Ort, wo es mehr als hundert Flinten giebt.«

»Und wo dies?«

»In einem der Säle des College von Abbé Fortier.«

»Der Abbé Fortier hat hundert Flinten? Er will also seine Chorknaben, diese kleinen Pfaffennarren, bewaffnen?« versetzte Claude Tellier.

Pitou hatte keine tiefe Zuneigung für den Abbé Fortier; doch dieser heftige Ausfall gegen seinen ehemaligen Lehrer verwundete ihn in seinem Innersten.

»Claude!« rief er, »Claude! Ich habe nicht gesagt, die Flinten gehören dem Abbé Fortier.«

»Wenn sie bei ihm sind, gehören sie ihm.«

»Das Dilemma ist falsch, Claude. Ich bin im Hause von Bastien Godinet, und dennoch gehört das Haus von Bastien Godinet nicht mir.«

»Das ist wahr,« sprach Bastien, welcher antwortete, ohne daß Pitou ihn besonders aufzufordern nötig gehabt hatte.

»Die Flinten gehören nicht dem Abbé Fortier,« sagte Pitou.

»Wem gehören denn die Flinten?«

»Der Gemeinde.«

»Wenn sie der Gemeinde gehören, warum sind sie beim Abbé Fortier?«

»Sie sind beim Abbé Fortier, weil das Haus des Abbés Fortier der Gemeinde gehört, die ihm Quartier dafür giebt, daß er die Messe liest und gratis die Kinder unterrichtet. Da nun dieses Haus der Gemeinde gehört, so hat die Gemeinde wohl das Recht, sich ein Zimmer vorzubehalten, um die Flinten darin aufzubewahren; ha!«

»Das ist wahr,« sprachen die Zuhörer, »sie hat das Recht dazu.«

»Nun aber, hernach, wie werden wir uns diese Waffen verschaffen?« sprich.

Die Frage brachte Pitou in Verlegenheit, er kratzte sich hinter dem Ohr.

»Ja, sprich geschwind!« sagte eine andre Stimme, »wir müssen zur Arbeit gehen.«

Pitou atmete, der letzte, der gesprochen, hatte ihm eine Ausflucht geöffnet.

»Zur Arbeit,« rief Pitou. »Ihr sprecht davon, daß Ihr Euch für die Verteidigung des Vaterlandes bewaffnen wollt, und Ihr denkt an das Arbeiten?«

Und Pitou punktierte seinen Satz mit einem so spöttischen und verächtlichen Gelächter, daß sich die Haramonter gedemütigt anschauten.

»Wir würden wohl, wenn es durchaus notwendig wäre, noch ein paar Tage opfern, um frei zu sein,« sagte eine andre Stimme.

»Um frei zu sein,« entgegnete Pitou, »ist es nicht ein Tag, den man opfern müßte, sondern alle seine Tage.«

»Also,« sagte Boniface, »wenn man für die Freiheit arbeitet, ruht man aus.«

»Boniface,« erwiderte Pitou mit der Miene eines erzürnten Lafayette; »diejenigen werden nie frei sein können, welche nicht die Vorurteile mit Füßen zu treten wissen.«

»Mir, was mich betrifft,« sagte Boniface, »mir ist nichts lieber, als nichts zu arbeiten. Aber, wie macht man es, um zu essen?«

»Ißt man?«

»In Haramont ißt man noch, ja. Ißt man in Paris nicht mehr?«

»Man ißt, wenn man die Tyrannen besiegt hat,« antwortete Pitou. »Hat man am 14. Juli gegessen? Dachte man an diesem Tage daran, zu essen? Nein man hatte nicht Zeit dazu.«

»Ah! ah!« sagten die Eifrigsten, »das mußte schön sein, die Einnahme der Bastille.«

»Essen!« fuhr Pitou verächtlich fort. »Ah! Trinken, da sage ich nicht nein. Es war so heiß, und das Kanonenpulver ist so beißend.«

»Aber, was trank man?«

»Was man trank? Wasser, Wein, Branntwein. Die Weiber hatten diese Sorge übernommen.«

»Die Weiber?«

»Ja, herrliche Weiber, die aus dem Vorderteil ihrer Röcke Fahnen gemacht hatten.«

»Wahrhaftig!« riefen die erstaunten Zuhörer.

»Aber am andern Tage mußte man doch essen?« fragte der Skeptiker.

»Ich leugne das nicht,« antwortete Pitou.

»Dann,« versetzte Boniface triumphierend, »wenn man gegessen hat, hat man auch arbeiten

müssen.«

»Herr Boniface,« erwiderte Pitou, »Ihr sprecht von diesen Dingen, ohne sie zu kennen. Paris ist kein Flecken. Es besteht nicht aus einem Haufen Landleuten, die am Herkommen fest hängen, den Gewohnheiten des Bauches ergeben, *Obedientia ventri*, wie wir Gelehrte uns auf lateinisch ausdrücken. Nein, Paris ist, wie Herr von Mirabeau sagt, der Kopf der Nationen; es ist ein Gehirn, das für die ganze Welt denkt. Ein Gehirn, mein Herr, das ißt nie.«

»Das ist wahr,« dachten die Zuhörer.

»Und dennoch nährt sich das Gehirn, das nicht ißt, ebenso,« fuhr Pitou fort.

»Wie nährt es sich denn?« fragte Boniface.

»Unsichtbar, von der Nahrung des Leibes.«

Hier hörten die Haramonter auf, zu begreifen.

»Kannst du uns das erklären, Pitou?« fragte Boniface.

»Das ist sehr leicht. Paris ist das Gehirn, wie ich gesagt habe; die Provinzen, das sind die Glieder; die Provinzen werden arbeiten, trinken, essen, und Paris wird denken.«

»Dann verlasse ich die Provinz und gehe nach Paris, sprach der Skeptiker Boniface. Geht Ihr mit mir nach Paris, Ihr Leute?«

Ein Teil der Zuhörer brach in ein Gelächter aus und schien sich Boniface anzuschließen.

Pitou bemerkte, er würde durch den Spötter in Mißkredit kommen, und rief:

»Geht doch dahin, geht doch nach Paris! und wenn Ihr dort ein einziges Gesicht findet, das so lächerlich ist als das Eurige, so kaufe ich Euch junge Kaninchen wie dieses hier um einen Louisd'or das Stück ab.«

Und mit einer Hand zeigte Pitou sein Kaninchen, während er mit der andern die paar Louisd'or, die ihm von der Freigebigkeit Gilberts übrig geblieben waren, tanzen und klingen ließ.

Pitou erregte nun ebenfalls Gelächter.

Wonach sich Boniface ganz rot ärgerte.

»Ei! Pitou, du machst wohl den Großprahler, daß du uns lächerlich nennst!«

»*Lächerlich bist du*,« erwiderte Pitou majestätisch.

»Aber schau' dich doch an,« sagte Boniface.

»Ich mag mich immerhin anschauen,« entgegnete Pitou, »ich werde vielleicht etwas ebenso Häßliches sehen, wie du, aber nie etwas so Dummes.«

Pitou hatte kaum geendigt, als ihm Boniface, — man ist beinahe Stierkämpfer in Haramont, — einen Faustschlag versetzte, den Pitou mit scharfem Auge geschickt parierte und gleichzeitig mit einem echten Pariser Fußtritt erwiderte.

Auf diesen ersten Fußtritt folgte ein zweiter, der den Skeptiker niederwarf.

Dann bückte sich Pitou zu seinem Gegner hinab, als wollte er dem Siege höchst fatale Folgen geben, und jeder eilte schon Boniface zu Hilfe, als sich Pitou wieder erhob und sprach:

»Erfahre, daß die Sieger der Bastille nicht auf Faustschläge kämpfen. Ich habe einen Säbel, nimm einen Säbel und machen wir ein Ende.«

Hernach zog Pitou vom Leder, vergessend oder nicht vergessend, daß es in Haramont nur seinen Säbel und den des Flurschützen gab, der anderthalb Fuß kürzer war als der seinige.

Um das Gleichgewicht herzustellen, setzte er seinen Helm auf.

Diese Seelengröße elektrisierte die Versammlung; man kam überein, Boniface sei ein

Lümmel, ein dummer Kerl, ein Einfaltspinsel, unwürdig, an der Verhandlung der öffentlichen Angelegenheiten teilzunehmen.

Demzufolge stieß man ihn aus.

»Ihr seht das Bild der Revolutionen von Paris,« sprach sodann Pitou. »Wie es Herr Prudhomme oder Loustalot gesagt hat, ich glaube, es ist der tugendhafte Loustalot . . . ja, er ist es, ich bin dessen sicher:

»Die Großen scheinen uns nur groß, weil wir auf den Knien sind; stehen wir auf!«

Dieser Spruch hatte nicht die geringste Beziehung zu der Lage der Dinge. Doch vielleicht gerade deshalb brachte er eine wunderbare Wirkung hervor.

Der Skeptiker Boniface, der ungefähr zwanzig Schritte entfernt stand, war davon betroffen, kam demütig herbei und sagte zu Pitou:

»Du mußt uns nicht böse sein, Pitou, wenn wir die Freiheit nicht so gut kennen, als du.«

»Das ist nicht die Freiheit,« erwiderte Pitou. »Das sind die Menschenrechte.«

Dieses Wort fiel als zweiter Keulenschlag, mit dem Pitou die Versammlung zum zweiten Mal niederschmetterte.

»Pitou« sprach Boniface, »du bist entschieden ein Gelehrter, und wir bezeigen dir unsre Ehrfurcht.«

Pitou verbeugte sich.

»Ja,« sagte er, »die Erziehung und die Erfahrung haben mich über Euch gestellt, und wenn ich soeben ein wenig hart mit Euch sprach, so geschah es aus Freundschaft für Euch.«

Der Beifallssturm brach los. Pitou sah, daß er sich kühn in die Brust werfen konnte.

»Ihr habt von Arbeit gesprochen,« sagte er; »aber wißt Ihr wohl, was Arbeit ist? Für Euch besteht die Arbeit im Holzspalten, im Schneiden der Ernte, im Buchelnlesen, im Binden der Garben, im Setzen von Steinen und Befestigen derselben durch Mörtel . . . Das ist die Arbeit für Euch. Nun! Ihr täuscht Euch, ich allein arbeite mehr, als Ihr alle, denn ich denke auf Eure Emanzipation, sinne Tag und Nacht auf Eure Freiheit und Gleichheit. Ein einziger von meinen Augenblicken ist so viel wert, als hundert von Euren Tagen. Die Ochsen, die arbeiten, thun alle dasselbe; aber der Mensch, der denkt, übertrifft alle Kräfte der Materie. Ich allein bin so viel wert, als Ihr alle.«

»Seht Herrn von Lafayette: das ist ein magerer, blonder Mann, nicht viel größer als Claude Tellier; er hat eine spitzige Nase, kleine Beine, und Arme wie dieses Stuhlbein; was die Hände und Füße betrifft, so lohnt es sich nicht der Mühe, davon zu sprechen, es wäre ebensogut, gar keine zu haben. Nun! dieser Mann hat zwei Welten auf seinen Schultern getragen, eine mehr als Atlas, und seine Hände, sie haben die Ketten Amerikas und Frankreichs gebrochen . . .«

»Da nun seine Arme dies gethan haben, Arme so schwach wie Stuhlbeine, so beurteilt einmal, was erst die meinigen werden thun können.«

Und dieses sprechend zeigte Pitou seine Arme, die so knorrig waren, wie Stechpalmenstämme.

Nach dieser Vergleichung hielt er inne, überzeugt, ohne besonderen Redeschluß, eine ungeheure Wirkung hervorgebracht zu haben.

Er hatte sie wirklich hervorgebracht.

LXII.

Pitou als Verschwörer.

Pitou hatte sich nach seiner Entdeckung am Saume des Waldes von einer großen Verachtung gegen die Dinge dieser Welt ergriffen gefühlt.

Er, der gehofft hatte, die kostbare und seltene Pflanze, die man Liebe nennt, in seinem Herzen blühen zu lassen; er, der mit einem Helme und Säbel in seine Heimat zurückgekommen war, stolz, Mars mit Venus zu verbinden, wie sein berühmter Landsmann Demoustier in seinen *Briefen an Emilie über die Mythologie* gesagt hatte, — er fühlte sich, sobald er sah, daß es in Villers-Cotterets und seiner Umgegend mehr Verliebte gab, als ihm nötig schien, sehr bestürzt und unglücklich.

Er, der einen so thätigen Anteil an dem Kreuzzuge der Pariser gegen die Edelleute genommen, fand sich gegenüber dem Landadel, vertreten durch Herrn Isidor Charny, äußerst klein.

Ach! ein so schöner Junge, ein Mann imstande, beim ersten Anblick zu gefallen, ein Kavalier, der eine lederne Hose und eine Sammetweste trug!

Wie mit einem solchen Manne kämpfen! Wie gegen einen solchen Nebenbuhler in die Schranken treten! Wie sollte er gleichzeitig die Last der Scham und der Bewunderung ertragen, zwei Gefühle, die im Herzen des Eifersüchtigen eine doppelte Qual sind.

Pitou kannte also die Eifersucht, eine unheilbare Wunde, die mit ihren furchtbaren Schmerzen dem naiven, redlichen Herzen unsres Helden bisher unbekannt war.

Ein derart zerrüttetes Herz bedarf einer sehr tiefen Philosophie, um seine gewöhnliche Ruhe wiederzuerlangen.

War Pitou ein Philosoph, er, der am ersten Tage, nachdem ihn dieses schreckliche Gefühl erfaßt, den Gedanken hatte, Krieg gegen die Kaninchen und Hasen des Herzogs von Orleans zu führen, und am zweiten Tage herrliche Reden hielt?

Hatte sein Herz die Härte des Kieselsteins, aus dem jeder Schlag einen Funken springen macht, oder einfach den sanften Widerstand des Schwamms, der die Fähigkeit hat, die Thränen einzuschlucken und ohne Verwundung im Schlage der Unfälle weich zu werden?

Nachdem er seinen Besuch erhalten und seine Reden beendet hatte, war Pitou durch seinen Appetit genötigt, zu geringeren Sorgen herabzusteigen; er kochte sein Kaninchen, aß es und bedauerte, daß es kein Hase war.

Nach dem Mahle war Pitou in den Wald gegangen, um sich ein hübsches Winkelchen zum schlafen zu suchen.

Es ist erklärlich, daß der Unglückliche, sobald er nicht mehr von der Politik sprach und sich wieder mit sich selbst allein befand, unablässig das Schauspiel des Herrn Isidor in seinem Liebeshandel mit Mademoiselle Katharine vor Augen hatte.

Die Natur, die beinahe immer dem befriedigten Magen zulächelt, machte zu Pitous Gunsten eine Ausnahme, und kam ihm wie eine weite, schwarze Wüste vor, in der nur noch Kaninchen, Hasen und Rehe blieben. Sobald er unter den großen Bäumen seines heimatlichen Waldes verborgen war, begeisterte sich Pitou durch ihren Schatten und ihre Kühle in seinem

heldenmütigen Entschluß, aus den Augen Katharines zu verschwinden; sie frei zu lassen, sich nicht übermäßig über ihre Bevorzugungen zu betrüben, sich nicht tiefer, als es sich geziemte, durch die Vergleichung demütigen zu lassen.

Es war eine sehr schmerzliche Anstrengung, Mademoiselle Katharine nicht mehr zu sehen; aber ein Mann mußte ein Mann sein.

Die Frage beschränkte sich indessen nicht allein hierauf.

Es handelte sich hier nicht gerade darum, Mademoiselle Katharine nicht mehr zu sehen, sondern nicht mehr von ihr gesehen zu werden.

Was würde aber ein Hindernis dagegen sein, daß von Zeit zu Zeit der lästige Verliebte, wenn er sich sorgfältig verberge, im Vorübergehen die schöne Spröde erblickte? Nichts.

Was war die Entfernung von Haramont nach Pisseleux? Kaum anderthalb Meilen.

So feig es von Seiten Pitous wäre, nach dem, was er gesehen, sich um die Gunst von Katharine zu bewerben, so geschickt wäre es, fortwährend über ihre Handlungen und Thaten durch eine Leibesübung, in die sich Pitous Gesundheit vortrefflich schicken würde, auf dem Laufenden zu bleiben.

Dabei hatten die hinter Pisseleux liegenden und bis nach Boursonne sich erstreckenden Bezirke des Waldes Ueberfluß an Hasen.

Pitou würde bei Nacht dahin gehen, um seine Schlingen zu legen, und am andern Morgen würde er von einem Hügel herab die Ebene erforschen und die Ausgänge von Mademoiselle Katharine belauern. Das war sein Recht, das war bis auf einen gewissen Grad seine Pflicht, so wie er vom Vater Billot mit Vollmachten versehen war.

Auf diese Art durch sich selbst gegen sich selbst gestärkt, glaubte Pitou das Seufzen aufgeben zu können. Als der Abend kam, legte er ein Dutzend Schlingen und streckte sich auf dem noch von der Sonne des Tages erwärmten Heidekraut aus.

Hier schlief er wie ein Mensch in der Verzweiflung.

Die Kühle der Nacht weckte ihn auf. Er untersuchte seine Schlingen, noch war nichts gefangen; aber Pitou zählte gewöhnlich nur auf den Wechsel am Morgen. Da er indessen seinen Kopf ein wenig beschwert fühlte, so beschloß er, nach seiner Wohnung zurückzukehren und am andern Vormittag wieder zu kommen.

Doch diesen Tag, der für ihn so leer an Ereignissen und Intriguen vorübergegangen, hatten die Bewohner des Fleckens damit zugebracht, daß sie nachgedacht, und Kombinationen gemacht.

Um die Mitte dieses Tages, den Pitou im Walde verträumte, hätte man können die Holzhauer sich auf ihre Aexte stützen, die Drescher mit ihren Flegeln in der Luft bleiben, die Tischler den Hobel auf dem glatten Brette anhalten sehen.

An allen diesen verlorenen Augenblicken war Pitou schuld. Pitou hatte die Uneinigkeit in den Geistern, die schon durch die verworrenen Gerüchte aufgeregt waren, vollends angefacht.

Und er, der Urheber dieser Unruhen, erinnerte sich ihrer nicht einmal mehr.

Doch in der Stunde, wo er nach seiner Wohnung zurückkehrte, erblickte er, obgleich es zehn Uhr geschlagen hatte, und zu dieser Stunde in der Regel nicht ein Licht mehr angezündet, nicht ein Auge mehr offen war, in der Umgebung seines Hauses einen ungewöhnlichen Auftritt. Es waren sitzende, stehende und gehende Gruppen.

Die Haltung jeder dieser Gruppen hatte eine ungewöhnliche Bedeutung.

Ohne zu wissen warum, stellte sich Pitou vor, diese Leute sprechen von ihm.

Und als er in die Straße kam, waren alle wie von einem elektrischen Schläge getroffen und zeigten sich ihn einander.

»Was haben sie denn?« fragte sich Pitou; »ich habe doch meinen Helm nicht aufgesetzt!«

Und er ging bescheiden in seine Wohnung hinein, nachdem er da und dort begrüßt hatte.

Er hatte indessen die schlecht zusammengefügte Thüre des Hauses noch nicht geschlossen, als er an das Holz klopfen zu hören glaubte.

Pitou zündete kein Licht an, ehe er sich niederlegte; das Licht war ein zu großer Luxus für einen Menschen, der, da er nur eine ärmliche Lagerstätte besaß, sich im Bette nicht irren, und da er keine Bücher hatte, nicht lesen konnte.

Er war indessen sicher, daß man an seine Thüre klopfte.

Er hob die Klinke auf. Zwei junge Leute von Haramont traten vertraulich bei ihm ein.

»Ah! Du hast kein Licht, Pitou,« sagte der eine von ihnen.

»Nein,« antwortete Pitou, »wozu?«

»Um hier zu sehen.«

»Oh! ich sehe in der Nacht: ich bin Tagblinder.«

Und um dies zu beweisen, fügte er bei:

»Guten Abend, Claude, guten Abend Desiré.«

»Nun! sagten diese, da sind wir, Pitou.«

»Das ist ein angenehmer Besuch; was wollt Ihr von mir, meine Freunde?«

»Komm doch an die Helle,« sagte Claude.

»An die Helle von was?« es scheint kein Mond.

»An die Helle des Himmels.«

»Du hast also mit mir zu sprechen?«

»Ja, wir haben mit dir zu sprechen, Ange,« erwiderte Claude, indem er einen bezeichnenden Nachdruck auf diese Worte legte.

»Vorwärts,« erwiderte Pitou.

Alle drei verließen das Haus.

Sie gingen so bis zum ersten Kreuzwege des Waldes, wo sie stehen blieben, ohne daß Ange Pitou wußte, was man von ihm wollte.

»Nun?« fragte Pitou, als er sah, daß seine Gefährten Halt machten.

»Siehst du, Ange,« sagte Claude, »da sind wir, ich und Desiré Maniquet, wir beide, die wir die Leute in der Gegend leiten, willst du mit uns sein?«

»Wozu?« fragte Pitou, indem er sich hoch aufrichtete, um was zu thun?

»Um eine Verschwörung zu machen,« flüsterte ihm Claude ins Ohr.

»Ah! ah! wie in Paris,« versetzte Pitou kichernd.

Es ist nämlich eine Thatsache, daß er vor dem Wort und vor dem Echo des Wortes selbst mitten im Walde bange hatte.

»Sprich, erkläre dich,« sagte er.

»Vernimm, wie sich die Sache verhält; nähere dich, Desiré, du, der du von Natur Wildschütze bist und alle Geräusche des Tages und der Nacht, der Flur und des Waldes kennst, schau', ob man uns nicht gefolgt ist; horche, ob man uns nicht bespät.«

Desiré nickte mit dem Kopf, beschrieb um Pitou und Claude einen Kreis, so leise als es der eines Wolfes ist, der sich um eine Schafherde dreht.

Dann kam er zurück und sagte:

»Sprich, wir sind allein.«

»Meine Kinder,« sprach Claude, »alle Gemeinden Frankreichs wollen, wie uns Pitou gesagt hat, unter den Waffen und auf dem Fuß von Nationalgarden sein.«

»Das ist wahr,« versetzte Pitou.

»Nun, warum sollte Haramont nicht unter Waffen sein, wie die andern Gemeinden?«

»Ei! Du hast es gestern gesagt, Claude, als ich den Antrag stellte, uns zu bewaffnen,« erwiderte Pitou. Haramont ist nicht unter den Waffen, weil es keine Flinten hat.«

»Oh! die Flinten, das beunruhigt uns nicht, da du weißt, wo es welche giebt.«

»Ich weiß es, ich weiß es,« sagte Pitou, der Claude kommen sah und die Gefahr begriff.

»Nun wohl!« fuhr Claude fort, »wir haben uns heute beraten, alle wir patriotischen jungen Leute der Gegend.«

»Gut.«

»Und wir sind unser dreiunddreißig. Verstehst du das Exerzieren?« fragte Claude.

»Bei Gott!« erwiderte Pitou, der nicht einmal das Gewehr schultern konnte.

»Gut. Und du kannst das Manöver?«

»Ich habe zehnmal den General Lafayette mit vierzigtausend Mann manövrieren sehen,« antwortete Pitou verächtlich.

»Sehr gut,« versetzte Desiré, der es müde war nicht zu reden, und, ohne sehr anspruchsvoll zu sein, wenigstens auch ein Wort anbringen wollte.

»Willst du uns also kommandieren?« fragte Claude.

»Ich!« rief Pitou, indem er einen Sprung des Erstaunens machte.

»Du selbst,« antworteten die zwei Verschwörer.

Und sie schauten Pitou fest an.

»Oh! Du zögerst,« versetzte Claude.

»Aber . . .«

»Du bist also kein guter Patriot?« sagte Desiré.

»Oh, gewiß bin ich das.«

»Du hast also Angst vor etwas?«

»Ich, ein Sieger der Bastille, ein Dekorierter!«

»Du bist dekoriert!«

»Ich werde es, wenn die Medaillen geschlagen sind. Herr Billot hat mir versprochen, die meinige in meinem Namen in Empfang zu nehmen.«

»Sprich, nimmst du unsern Vorschlag an?« fragten Desiré und Claude.

»Ja, ich nehme ihn an,« sagte Pitou, fortgerissen durch seine Begeisterung und vielleicht auch durch sein Gefühl des Stolzes, das in ihm erwachte.

»Das ist abgeschlossen!« rief Claude; »von morgen an kommandierst du uns.«

»Was werde ich Euch kommandieren?«

»Das Exerzieren.«

»Und die Flinten?«

»Du weißt ja, wo sie sind.«

»Ah! ja, beim Abbé Fortier.«

»Allerdings.«

»Nur ist der Abbé Fortier imstande, sie mir zu verweigern.«

»Dann wirst du es machen, wie es die Patrioten im Invalidenhaus gemacht haben: Du wirst sie nehmen.«

»Ich ganz allein?«

»Du wirst unsre Unterschriften haben, und überdies werden wir im Notfalle Arme zuführen, wir werden, wenn es sein muß, Villers-Cotterets aufwiegeln.«

Pitou schüttelte den Kopf.

»Der Abbé Fortier ist halsstarrig!« sagte er.

»Bah! Du warst sein Lieblingsschüler; er wird nicht imstande sein, dir etwas abzuschlagen.«

»Man sieht wohl, daß Ihr ihn nicht kennt,« erwiderte Pitou mit einem Seufzer.

»Wie, du glaubst, der Alte würde sich sträuben?«

»Er würde sich gegen eine Schwadron von Royal-Allemand sträuben. Das ist ein hartnäckiger, *injustum et tenacem* . . . Ah! es ist wahr,« unterbrach sich Pitou, »Ihr könnt nicht einmal Lateinisch.«

Doch die zwei Haramonter ließen sich weder durch die Citation, noch durch die Apostrophe blenden.

»Ah! bei meiner Treue,« sprach Desiré, »da haben wir einen schönen Anführer gewählt, Claude; er hat vor allem Angst.«

Claude schüttelte den Kopf.

Pitou bemerkte, daß er seine hohe Stellung gefährdet hatte. Er erinnerte sich, daß das Glück die Kühnen liebt.

»Nun! es sei,« sagte er, »man wird sehen.«

»Du übernimmst es also, die Flinten herbeizuschaffen?«

»Ich übernehme es . . . den Versuch zu machen.«

Ein Gemurmel der Befriedigung trat an die Stelle von einem leichten mißbilligenden Gemurre, das sich erhoben hatte.

»Ho! ho!« dachte Pitou: »diese Leute schreiben mir schon vor, noch ehe ich ihr Anführer bin. Wie wird es sein, wenn ich es erst wirklich bin.«

»Den Versuch machen,« sagte Claude, den Kopf schüttelnd, — »oh! das ist nicht genug.«

»Wenn es nicht genug ist,« antwortete Pitou, »so thue mehr, ich trete dir mein Kommando ab; reibe dich immerhin am Abbé Fortier und seiner Schulgeißel.«

»Es ist wohl der Mühe wert, mit einem Säbel und Helm von Paris zurückzukommen, um vor einer Schulgeißel Angst zu haben,« sagte Maniquet verächtlich.

»Ein Säbel und Helm sind kein Harnisch, und wenn sie ein Harnisch wären, so hätte der Abbé Fortier mit seiner Schulgeißel doch wohl rasch die Blöße des Harnisches gefunden.«

Claude und Desiré schienen die Bemerkung zu begreifen.

»Auf, Pitou, mein Sohn,« sprach Claude.

(Mein Sohn ist ein auf dem Lande ein sehr üblicher Freundschaftsausdruck).

»Gut, es sei,« sagte Pitou, »doch, alle Teufel! ich fordere Gehorsam.«

»Du sollst sehen, wie gehorsam wir sein werden,« rief Claude, Desiré mit dem Auge zublinzelnd.

»Nur übernimm die Herbeischaffung von Flinten,« sprach Desiré.

»Das ist abgemacht,« versetzte Pitou, »im Grunde sehr beängstigt; aber der Ehrgeiz fing an, ihm ein kühnes Vorgehen zu raten.«

»Du versprichst es?«

»Ich schwöre es.«

Pitou streckte die Hand aus, seine zwei Freunde thaten dasselbe, und so wurde beim Sternenschein, in einer Lichtung, im Departement der Aisne durch die drei Haramonter, unschuldige Nachtreter Wilhelm Tells und seiner Freunde, der Aufstand erklärt.

Pitou erschaute allerdings am Ende seiner Mühewaltungen das Glück, sich stolz mit den Ehrenzeichen eines Kommandanten der Nationalgarde bekleidet zu zeigen, und diese Ehrenzeichen schienen ihm ganz geeignet, bei Mademoiselle Katharine, wenn nicht Gewissensbisse, doch wenigstens Reflexionen hervorzubringen.

Geweiht durch den Willen seiner Wähler, kehrte Pitou, von den Mitteln und Wegen träumend, seinen dreiunddreißig Mann Nationalgarde Waffen zu verschaffen, in seine Wohnung zurück.

LXIII.

Worin man das monarchische Prinzip durch den Abbé Fortier und das revolutionäre Prinzip durch Pitou vertreten sieht.

In dieser Nacht war Pitou so ganz und gar von der großen Ehre erfüllt, die ihm zuteil geworden, daß er darüber vergaß, nach seinen Schlingen zu sehen.

Am Morgen rüstete er sich mit seinem Helm und Säbel und begab sich auf den Weg nach Villers-Cotterets.

Es schlug sechs Uhr, als Pitou auf dem Schloßplatz ankam und bescheiden an die kleine Thüre klopfte, die in den Garten des Abbés Fortier führte.

Pitou hatte stark genug geklopft, um sein Gewissen zu beruhigen, und leise genug, daß man ihn nicht im Hause hörte.

Er hoffte, sich so eine Viertelstunde Frist zu geben und wollte während dieser Zeit seine Anrede, die er für den Abbé Fortier bestimmt hatte, mit einigen Blumen der Redekunst ausschmücken.

Sein Erstaunen war groß, als er sah, daß man, so sanft er geklopft hatte, die Thüre öffnete; doch dieses Erstaunen hörte auf, sobald er Sebastian Gilbert erkannte.

Der junge Mensch ging im Gärtchen spazieren und studierte seine Lektion beim ersten Strahl der Morgensonne.

Sebastian gab einen Freudenschrei von sich, als er Pitou gewahrte.

Sie umarmten sich; dann war das erste Wort des Kindes:

»Hast du Nachrichten von Paris?«

»Nein, und du?« versetzte Pitou.

»Ah! ich, ich habe; mein Vater hat mir einen reizenden Brief geschrieben.«

»Ah!« machte Pitou.

»Es steht darin ein Wort für dich,« fügte Sebastian bei.

Und er zog den Brief aus der Brust und reichte ihn Pitou.

»N.S. Billot empfiehlt Pitou, die Leute vom Pachthofe nicht zu langweilen oder zu zerstreuen.«

Oh! seufzte Pitou, das ist bei meiner Treue eine sehr unnötige Ermahnung. Ich habe auf dem Pachthofe niemand mehr zu quälen oder zu belustigen.

Dann fügte er leise, noch stärker seufzend, bei:

»Diese Worte hätte man an Herrn Isidor richten sollen.«

Bald aber faßte er sich wieder, gab Sebastian den Brief zurück und fragte:

»Wo ist der Abbé?«

Der Knabe horchte, und obgleich die ganze Breite des Hofes und ein Teil des Gartens ihn von der Treppe trennten, die unter den Füßen des würdigen Priesters krachte, sagte er:

»Ah! er kommt gerade herab.«

Pitou ging vom Garten in den Hof, und hörte nun den schweren Tritt des Abbés.

Der würdige Lehrer kam, seine Zeitung lesend, die Treppe herab.

Seine getreue Schulgeißel hing an seiner Seite wie ein Schwert am Gürtel eines Kapitäns.

Die Nase auf dem Papier, denn er kannte die Zahl seiner Stufen und jeden Vorsprung oder jede Vertiefung seines alten Hauses auswendig, — ging er gerade auf Ange Pitou zu, der seinem politischen Gegner gegenüber die möglichst majestätische Haltung angenommen hatte.

Der Abbé Fortier, früher Almosenier oder Unteralmosenier des Schlosses, wie wir schon anderswo zu bemerken Gelegenheit gehabt, war mit der Zeit und besonders mit jener geduldigen Beharrlichkeit der Geistlichen, der einzige Verwalter von allem geworden, was man bei der Theaterökonomie die Accessorien (Zubehör) des Hauses nennt.

Außer seinen heiligen Gefäßen, der Bibliothek und der Gerätekammer, hatte er zur Aufbewahrung die alten Jagdrequisiten des Herzogs von Orleans, Louis Philipp, Vater von Philipp, den man seitdem Egalité nannte, erhalten. Einige von diesen Equipagen stammten aus der Zeit Ludwigs XIII. und Heinrichs III. Alle diese Gerätschaften waren von ihm in einer Gallerie des Schlosses, die man ihm zu diesem Zweck eingeräumt hatte, künstlerisch aufgestellt worden. Und um ihnen einen malerischen Anblick zu verleihen, hatte er sie mit Spießen, Dolchen, Degen, mit Schwertern und Musketen von eingelegter Arbeit aus der Zeit der Ligue geschmückt.

Die Thüre dieser Gallerie war furchtbar beschirmt durch zwei kleine Kanonen von versilberter Bronze, die Ludwig XIV. seinem Bruder Monsieur geschenkt hatte.

Ueberdies waren etwa fünfzig von Joseph Philipp aus dem Gefecht bei Quessant als Trophäen zurückgebrachte Musketen der Munizipalität geschenkt worden; und die Munizipalität, die dem Abbé Fortier freie Wohnung gab, hatte diese Musketen, mit denen sie nichts zu thun wußte, in ein Zimmer des Schulhauses bringen lassen.

Das war der Schatz, den Fortier hütete, und der von Ange Pitou bedroht wurde.

Das kleine Arsenal des Schlosses war in der Gegend berühmt genug, daß man es ohne Kosten zu erwerben suchte.

Pitou verbeugte sich artig vor dem Abbé Fortier und begleitete seinen Gruß mit jenem kleinen Husten, das die Aufmerksamkeit der zerstreuten oder der beschäftigten Leute in Anspruch nimmt.

Der Abbé Fortier hob die Nase von seiner Zeitung auf.

»Sieh da, Pitou,« sagte er.

»Ihnen zu dienen, wenn ich dazu fähig wäre, Herr Abbé,« erwiderte Pitou mit Höflichkeit.

Der Abbé legte seine Zeitung zusammen und steckte sie in seinen Gürtel auf der seiner Schulgeißel entgegengesetzten Seite.

»Oh! ja; doch das ist das Unglück,« sagte der Abbé, höhnend, »Du bist nicht dazu fähig.«

»Oh! Herr Abbé!«

»Verstehst du, Herr Heuchler?«

»Oh! Herr Abbé!«

»Verstehen Sie, Revolutionär?«

»Gut, gut; sehen Sie, noch ehe ich gesprochen, geraten Sie in Zorn gegen mich. Das heißt sehr schlecht anfangen, Herr Abbé.«

Sebastian, der wußte, was der Abbé Fortier seit zwei Tagen zu jedermann über Pitou gesagt hatte, wollte lieber dem Streite, der unfehlbar sogleich zwischen seinem Freunde und seinem Lehrer ausbrechen mußte, nicht beiwohnen und verschwand.

Als sich Sebastian entfernte, sah ihm Pitou mit einem gewissen Schmerze nach. Er war zwar kein sehr starker Verbündeter, aber doch ein Junge von derselben politischen Gesinnung wie er.

Er stieß auch, als er aus dem Rahmen der Thüre verschwand, einen Seufzer aus, kehrte dann zum Abbé zurück und sagte:

»Ah! sprechen Sie, Herr Abbé, warum nennen Sie mich Revolutionär? Bin ich zufällig schuld, daß man die Revolution gemacht hat?«

»Du hast mit denjenigen gelebt, welche sie machen.«

»Herr Abbé,« erwiderte Pitou mit erhabener Würde, »jeder hat ein Recht auf die Freiheit seines Geistes.«

»Ah! ja wohl!«

»*Est penes hominem arbitrium, est ratio.*«

»Ah!« rief der Abbé, »du kannst Lateinisch, Schulfuchs?«

»Ich kann, was Sie mich gelehrt haben.«

»Ja, durchgesehen, verbessert, vermehrt und verschlimmert mit Barbarismen.«

»Gut, Herr Abbé, Barbarismen! Ei! mein Gott, wer macht keine?«

»Bursche,« sagte der Abbé, sichtbar verletzt durch das Bestreben, zu generalisieren, das Pitous Geist zu haben schien, »glaubst du, ich mache Barbarismen?«

»Sie würden solche in den Augen eines Mannes machen, der ein stärkerer Lateiner wäre als Sie.«

»Seht einmal!« rief der Abbé bleich vor Zorn und dennoch betroffen von diesem Urteil, dem es nicht an einer gewissen Stärke mangelte.

Dann fuhr er schwermütig fort:

»Das ist mit zwei Worten das System von diesen Ruchlosen: sie zerstören und entwürdigen zum Nutzen von wem? sie wissen es selbst nicht; zum Nutzen des Unbekannten. Auf, Krabbe, sprechen Sie offenherzig. Kennen Sie einen, der ein stärkerer Lateiner ist, als ich?«

»Nein; doch es mag welche geben, wenn ich sie auch nicht kenne . . . ich kenne durchaus gar keinen.«

»Beim Henker! ich glaube es wohl.«

Pitou bekreuzte sich.

»Was machst du, leichtsinniger Geselle?«

»Sie fluchten, Herr Abbé, ich bekreuze mich.«

»Ah! Herr Bursche, sind Sie zu mir gekommen, um mich zu tympanisieren?«

»Sie tympanisieren!« widerholte Pitou.

»Gut, du verstehst es also nicht!«

»Doch, Herr Abbé, ich verstehe es. Ah, Ihnen sei es gedankt, man kennt die Wurzeln: tympanisieren, *tympanum*, Trommel, kommt vom griechischen *tympanon*, Trommel, Stock oder Glocke.«

Der Abbé war ganz erstaunt.

»Wurzel, *typos*, Merkzeichen, Spur, und wie Lancelot in seinem Garten von den griechischen

Wurzeln sagt, *typos*, die Form, die sich eindrückt, welches Wort offenbar von *typto*, ich schlage, kommt.«

»Ah! ah! Schlingel,« rief der Abbé immer mehr verblüfft, »es scheint, du weißt noch etwas, selbst das, was du nicht wußtest.«

»Je nun!« entgegnete Pitou mit einer falschen Bescheidenheit.

»Wie kommt es, daß du zur Zeit, wo du bei mir warst, nie so geantwortet hast?«

»Weil Sie mich zur Zeit, als ich bei Ihnen war, Herr Abbé, völlig stumpfsinnig machten; weil Sie durch Ihren Despotismus in meinem Verstand und meinem Gedächtnis alles zurückpreßten, was seitdem die Freiheit ans Licht gebracht hat. Ja, die Freiheit, wiederholte Pitou hartnäckig, der nun seinen Kopf aufgesetzt hatte, die Freiheit!«

»Ah! Schuft!«

»Herr Abbé, versetzte Pitou mit einer warnenden Miene, die nicht ganz frei von Drohungen war, »Herr Abbé beleidigen Sie mich nicht! *Contumelia non argumentum*, sagt ein Redner, die Beleidigung ist kein Beweis.«

»Ich glaube, der Bursche hält sich für genötigt, mir sein Lateinisch zu übersetzen,« rief der Abbé wütend.

»Das ist kein Lateinisch von mir, Herr Abbé, das ist Lateinisch von Cicero, das heißt von einem Manne, der sicherlich gefunden hätte, Sie, im Verhältnis zu ihm, machten ebensoviele Barbarismen, als ich im Verhältnis zu Ihnen habe machen können.«

»Du verlangst wohl nicht, wie ich hoffe,« sagte der Abbé in seinen Grundfesten erschüttert, »du verlangst nicht, daß ich mit dir streite.«

»Warum nicht? wenn aus dem Streite das Licht entsteht?« *Abstrusium versis silicum!*«

»Ah! ja,« rief Abbé Fortier, »ah! ja, der Bursche ist in der Schule der Revolutionäre gewesen.«

»Nein, da Sie sagen, die Revolutionäre seien blödsinnige und unwissende Menschen.«

»Ja, das sage ich.«

»Dann machen Sie einen falschen Schluß, Herr Abbé, und Ihr Syllogismus ist schlecht gestellt.«

»Schlecht gestellt! ich habe einen Syllogismus schlecht gestellt?«

»Allerdings, Herr Abbé, Pitou spricht und schließt gut; Pitou ist in der Schule der Revolutionäre gewesen, folglich schließen und sprechen die Revolutionäre gut. Das ist gezwungen!«

»Dummkopf! Einfaltspinsel!«

»Belästigen Sie mich nicht mit Worten, Herr Abbé, und *Objurgatio imbellum animum arguit*, die Schwäche verrät sich durch den Zorn.«

Der Abbé zuckte die Achseln.

»Antworten Sie,« sprach Pitou.

»Du sagst, die Revolutionäre sprechen gut und schließen gut. Führe mir doch einen einzigen von diesen Unglücklichen an, einen einzigen, der schreiben und lesen kann.«

»Ich kann es,« antwortete Pitou mit Sicherheit.

»Lesen, das leugne ich nicht, obwohl! . . . Doch schreiben!«

»Schreiben!« wiederholte Pitou.

»Ja, schreiben ohne Orthographie.«

»Das steht noch dahin.«

»Willst du wetten, daß du unter meinem Diktat nicht eine Seite schreibst, ohne vier Fehler zu machen?«

»Wollen Sie wetten, daß Sie unter meinem Diktat nicht eine halbe Seite schreiben, ohne zwei Fehler zu machen?«

»Ho! ho!«

»Nun also! ich suche Ihnen Partizipien und zurückführende Zeitwörter. Ich werde Ihnen das mit gewissen *daß* würzen, die ich kenne, und halte die Wette.«

»Wenn ich Zeit hätte,« sagte der Abbé.

»Sie würden verlieren.«

»Pitou, Pitou, erinnere dich des Sprichworts: *Pitovius Angelus asinus est.*«

»Bah! Sprichwörter, die giebt es über alles mögliche. Kennen Sie das, welches mir beim Vorübergehen die Schilfrohre von Wuala in die Ohren gesungen haben?«

»Nein, aber ich wäre begierig, es kennen zu lernen, Meister Midas.«

»*Fortierus abbas forte fortis.*«

»Herr!« rief der Abbé aus.

»Freie Uebersetzung: der Abbé Fortier ist nicht alle Tage stark.«

»Zum Glück,« sagte der Abbé, »zum Glück ist es nicht damit abgethan, daß man anschuldigt, man muß beweisen.«

»Ah! Herr Abbé, wie leicht wäre das! Was lehren Sie Ihre Zöglinge?«

»Nun . . .«

»Folgen Sie meiner Schlußkette. Was lehren Sie Ihre Zöglinge?«

»Was ich weiß.«

»Gut, merken Sie sich, daß Sie geantwortet: was ich weiß.«

»Oh! ja, was ich weiß, sprach der Abbé erschüttert; denn er fühlte, daß während seiner Abwesenheit dieser seltsame Streiter sich auf seltsame Hiebe eingeübt hatte. Ja, ich habe es gesagt; weiter?«

»Nun wohl! da Sie Ihre Zöglinge lehren, was Sie wissen, so lassen Sie einmal hören, was Sie wissen!«

»Lateinisch, Französisch, Griechisch, Geographie, Arithmetik, Algebra, Astronomie, Botanik, Numismatik.«

»Was noch mehr?«

»Aber . . .«

»Suchen Sie, suchen Sie.«

»Das Zeichnen.«

»Immer weiter.«

»Die Architektur.«

»Immer weiter.«

»Die Mechanik.«

»Das ist ein Zweig der Mathematik, doch gleichviel, immerzu.«

»Ah! worauf zielen Sie ab?«

»Einfach darauf; Sie haben eine sehr umfassende Rechnung von dem gemacht, was Sie wissen; machen Sie nun auch die Rechnung von dem, was Sie nicht wissen.«

Der Abbé bebte.

»Ah!« sagte Pitou, »ich sehe wohl, das ich Ihnen hierbei helfen muß: Sie verstehen weder Deutsch noch Hebräisch, weder Arabisch noch Sanskrit, vier Muttersprachen. Ich rede nicht von den Unterabteilungen, die zahllos sind. Sie wissen nichts von Naturgeschichte, Chemie, Physik . . .«

»Aber Herr Pitou . . .«

»Unterbrechen Sie mich nicht! Sie wissen nichts von der Physik, von der geradlinigen Trigonometrie, nichts von der Medizin, von der Akustik, von der Schifffahrt; Sie sind unbekannt mit allem, was sich auf die gymnastischen Wissenschaften bezieht.«

»Wie beliebt?«

»Ich sage gymnastisch vom griechischen *gymnazo*, was von *gymnos*, nackt, kommt, weil sich die Athleten nackt übten.«

»Dies alles hast du doch nur von mir gelernt!« rief der Abbé getröstet über den Sieg seines Zöglings.

»Das ist wahr.«

»Welch ein Glück, daß du das zugestehst!«

»Mit Dankbarkeit, Herr Abbé. Wir sagten also, Sie wissen nichts . . .«

»Genug! Es ist sicher, daß ich mehr nicht weiß, als ich weiß.«

»Sie bekennen also, daß viele Menschen mehr wissen, als Sie.«

»Das ist möglich.«

»Das ist sicher, und je mehr der Mensch weiß, desto mehr bemerkt er, daß er nichts weiß. Dieses Wort ist von Cicero.«

»Schließe!«

»Ich schließe.«

»Laß den Schluß hören, er wird herrlich sein.«

»Ich schließe, daß Sie infolge Ihrer relativen Unwissenheit mehr Nachsicht mit dem relativen Wissen der andern Menschen haben sollten. Das erzeugt eine doppelte Tugend, die die von Fenelon war, der doch wohl ebensoviel wußte, als Sie: die christliche Liebe und Demut.«

Der Abbé brüllte vor Zorn.

»Schlange! schrie er; du bist eine Schlange!«

»»Du beleidigst und antwortest mir nicht,«« erwiderte ein Weiser Griechenlands. Ich würde es Ihnen gern griechisch sagen, aber ich habe es Ihnen ungefähr schon lateinisch gesagt.

»Gut,« rief der Abbé, »das ist abermals eine Wirkung der revolutionären Lehren.«

»Was?«

»Sie haben dich überredet, du wärest meinesgleichen¹⁸.«

»Und hätten sie mich überredet, so wären Sie darum doch nicht mehr berechtigt, einen Fehler im Französischen zu machen!«

»Wie beliebt?«

»Ich sage, Sie haben einen ungeheuren Fehler im Französischen gemacht, mein Meister.«

»Ich! das ist hübsch, und welchen?«

»Hören Sie. Sie haben gesagt: die revolutionären Lehrer haben dich überredet, du *wärest* meinesgleichen.«

»Nun?«

»Nun, wärest bezeichnet das Imperfectum.«

»Bei Gott! ja.«

»Das Präsens muß es sein.«

»Ah!« machte der Abbé errötend.

»Übersetzen Sie ein wenig die Phrase ins Lateinische, und Sie werden sehen, welcher ungeheurer Solécismus daraus wird, sobald Sie das Zeitwort im Imperfectum nehmen.«

»Pitou! Pitou!« rief der Abbé, der etwas Übernatürliches in einer solchen Gelehrsamkeit zu erblicken glaubte. »Pitou, was für ein Dämon giebt dir alle diese Angriffe gegen einen Greis und gegen die Kirche ein?«

»Herr Abbé,« erwiderte Pitou, »ein wenig bewegt von dem Ausdruck wahrer Verzweiflung, mit dem diese Worte gesprochen worden, nicht ein Dämon giebt mir etwas ein, und ich greife Sie nicht an. Sie behandeln mich nur immer als einen Dummkopf, und vergessen, daß alle Menschen gleich sind.«

Der Abbé geriet abermals in Zorn.

»Nie,« sprach er, »nie werde ich es dulden, daß man in meiner Gegenwart solche Lästerungen ausspricht. Du, du willst gleich sein mit einem Manne, zu dessen Bildung Gott und die Arbeit sechzig Jahre gebraucht haben? Nie! nie!«

»Ei! fragen Sie Herrn von Lafayette, der die Menschenrechte proklamiert hat.«

»Ja, führe als Autorität den schlechten Unterthan des Königs, die Fackel aller Zwietracht, den Verräter an!«

»Wie!« rief Pitou entsetzt, »Herr von Lafayette ein schlechter Unterthan des Königs! Herr von Lafayette eine Fackel der Zwietracht! Herr von Lafayette ein Verräter! *Sie* lästern, Herr Abbé! Sie haben also seit drei Monaten in einer Schachtel gelebt? Sie wissen also nicht, daß dieser schlechte Unterthan des Königs der einzige ist, der dem König dient? Daß diese Fackel der Zwietracht das Unterpfand des öffentlichen Friedens ist! Daß dieser Verräter der Beste der Franzosen ist!«

»Oh!« versetzte der Abbé, »hätte ich je geglaubt, das Ansehen des Königs könnte so tief fallen, daß ein solcher Taugenichts wie du den Namen von Lafayette anrufen würde, wie man einst den von Aristides oder Phokion anrief.«

»Herr Abbé,« entgegnete Pitou etwas unbedächtig. »Sie dürfen sich Glück dazu wünschen, daß Sie das Volk nicht hört.«

»Ha!« rief der Abbé triumphierend, »endlich verrätst du dich! Du drohst. Das Volk! ja das Volk, das die Offiziere des Königs feig ermordet, das die Eingeweide seiner Opfer durchwühlt hat. Ja, das Volk des Herrn von Lafayette, das Volk des Herrn Bailly, das Volk des Herrn Pitou! Nun, warum denunzierst du mich nicht auf der Stelle bei den Revolutionären von Villers-Cotterets? Warum schleppest du mich nicht nach dem Pleux? Warum schlägst du nicht deine Aermel hinauf, um mich an die Laterne zu hängen? Auf, Pitou, *macte animo*, Pitou! *Sursum! sursum!* Pitou. Vorwärts, wo ist der Strick? wo ist der Galgen? Da steht der Henker: *Macte animo generoso Piteo!*«

»*Sic itur ad astra*,« fuhr Pitou zwischen seinen Zähnen fort, einzig und allein in der Absicht, den Vers zu vollenden, und ohne zu wissen, daß er einen Kannibalenwitz gemacht hatte.

Aber er war bald genötigt, es an der Erbitterung des Abbés zu bemerken.

»Ah! ah!« schrie dieser. Ah! Du nimmst es so. Ah! so werde ich zu den Sternen mich erheben. Ah! Du bestimmst den Galgen für mich.«

»Ich sage das nicht,« rief Pitou, der über die Wendung, die der Streit nahm, zu erschrecken anfang.

»Ah! Du versprichst mir den Himmel des beklagenswerten Foulon, des unglücklichen Berthier!«

»Oh; nein, Herr Abbé.«

»Ah! Du hältst schon die Schlinge, fleischgieriger Henker; nicht wahr, du warst es, der vor dem Stadthause auf die Laterne gestiegen ist und mit seinen häßlichen Spinnenarmen die Opfer hinaufgezogen hat?«

Pitou gab ein Gebrülle des Zorns und der Entrüstung von sich.

»Ja, du bist es, und ich erkenne dich,« fuhr der Abbé in der Entzückung eines Sehers fort, ich erkenne dich, Catilina, du bist es!«

»Ah! ah!« rief Pitou, »wissen Sie, daß Sie mir da abscheuliche Dinge sagen, Herr Abbé! Wissen Sie, daß Sie mich streng genommen, beschimpfen!«

»Ich beschimpfe dich.«

»Wissen Sie, daß ich mich, wenn das so fortgeht, bei der Nationalversammlung beklagen werde! Ah! ich . . .«

Der Abbé lachte auf eine höhnische Art.

»Zeige mich doch an,« sagte er.

»Und daß es eine Strafe gegen die schlechten Bürger giebt, die die guten beschimpfen!«

»Die Laterne!«

»Sie sind ein schlechter Bürger!«

»Der Strang! der Strang!«

»Ha!« rief der Abbé mit einer Bewegung plötzlicher Erleuchtung und edler Entrüstung: »Ha! der Helm, der Helm, er ist es!«

»Nun, was ist es mit meinem Helm?«

»Der Mensch, der Berthier das rauchende Herz aus dem Leibe riß, der es ganz blutig auf den Tisch der Wähler trug, hatte einen Helm; der Mensch mit dem Helme bist du, Pitou; der Mensch mit dem Helme bist du. Ungeheuer; fliehe! fliehe!«

Und bei jedem auf eine tragische Art ausgesprochenen: Fliehe! war der Abbé einen Schritt vorgerückt und Pitou einen Schritt zurückgewichen.

Bei dieser Bezichtigung einer Greuelthat, an der, wie der Leser weiß, Pitou sehr unschuldig war, warf der arme Junge seinen Helm, auf den er so stolz gewesen, weit von sich weg, daß er, mit einem matten Ton auf dem Pflaster aufschlagend, von Beulen überzogen wurde.

»Siehst du, Unglücklicher!« rief der Abbé, »du gestehst es!«

»Oh! oh!« sagte Pitou, durch eine solche Bezichtigung ganz außer Fassung gebracht, »Sie übertreiben, Herr Abbé.«

»Ich übertreibe, das heißt, du hast nur ein wenig gehenkt, du hast nur ein wenig ausgeweidet,

schwaches Kind!«

»Herr Abbé, Sie wissen wohl, daß ich es nicht gethan habe; Sie wissen wohl, daß es Pitt ist.«

»Welcher Pitt?«

»Pitt der zweite, der Sohn vom ersten Pitt, von Lord Chatam, der Geld ausgeteilt hat mit den Worten: Gebt aus und legt mir keine Rechenschaft ab. Wenn Sie Englisch verständen, würde ich Ihnen das englisch sagen; aber Sie verstehen es nicht.«

»Du verstehst es?«

»Herr Gilbert hat es mich gelehrt.«

»In drei Wochen? Elender Betrüger!«

Pitou sah, daß er einen falschen Weg einschlug.

»Hören Sie, Herr Abbé,« sagte er, »ich bestreite Ihnen nichts mehr. Sie haben Ihre Ideen.«

»Wahrhaftig!«

»Das ist nur billig.«

»Du erkennst es an? Herr Pitou erlaubt mir, Ideen zu haben; ich danke, Herr Pitou.«

»Gut, nun ärgern Sie sich abermals. Sie sehen wohl, wenn das so fort geht, werde ich Ihnen nicht sagen können, was mich zu Ihnen führt.«

»Unglücklicher! es führt dich also etwas hierher? Du warst vielleicht abgeordnet?« sagte der Abbé.

Und er lachte spöttisch.

»Herr Abbé,« erwiderte Pitou, vom Abbé selbst auf den Boden gestellt, auf dem er sich seit dem Anfang des Streites zu befinden wünschte, »Herr Abbé, Sie wissen, wie sehr ich immer Achtung vor Ihrem Charakter habe.«

»Ah! ja, reden wir hiervon.«

»Und Bewunderung für Ihr Wissen,« fügte Pitou bei.

»Schlange!«

»Ich!« versetzte Pitou. »Oh! jawohl!«

»Sprich, was hast du von mir zu verlangen? Daß ich dich wieder hier aufnehme? Oh! nein, nein, ich werde meine Schüler nicht verderben; nein, es bliebe dir immer das verderbliche Gift. Du würdest meine jungen Pflanzen anstecken: *Infecit pabulo tabo*.«

»Aber, Herr Abbé . . . «

»Nein, verlange das nicht von mir! Wenn du aber durchaus essen willst — denn ich nehme an, die wilden Henker von Paris essen wie die ehrlichen Leute, — wenn du forderst, daß ich dir deinen Teil blutiges Fleisch zuwerfe, so sollst du es haben; doch vor der Thüre, in den Sportulis, wie es in Rom die Patrone ihren Hunden gaben.«

»Herr Abbé,« erwiderte Pitou, indem er sich in die Brust warf, »ich verlange meine Nahrung nicht von Ihnen, ich habe meine Nahrung, Gott sei Dank, und will niemand zur Last sein.«

»Ah!« machte der Abbé.

»Ich lebe, wie alle Wesen leben, ohne zu betteln, von der Industrie, welche die Natur in mich gelegt hat. Ich lebe von meinen Arbeiten; ja, ich bin meinen Mitbürgern so entfernt nicht zur Last, daß mich mehrere von ihnen zu ihrem Anführer gewählt haben.«

»Wie!« sagte der Abbé mit einem solchen Erstaunen und Schrecken zugleich, daß man hätte glauben sollen, er sei auf eine Natter getreten.

»Ja, ja, sie haben mich zum Anführer gewählt,« wiederholte Pitou wohlgefällig.

»Anführer von was?« fragte der Abbé.

»Anführer von einer Schar freier Männer.«

»Oh! mein Gott!« rief der Abbé, »der Unglückliche ist ein Narr geworden.«

»Chef der Nationalgarde von Haramont,« vollendete Pitou, Bescheidenheit heuchelnd.

Der Abbé neigte sich zu Pitou herab, um in seinem Gesichte die Bestätigung seiner Worte besser zu sehen.

»Es giebt eine Nationalgarde in Haramont?« rief er.

»Ja, Herr Abbé.«

»Und du bist ihr Chef?«

»Ja, Herr Abbé.«

Der Abbé hob seine Hände zum Himmel empor, wie der Oberpriester Phineas.

»Greuel der Verwüstung!« murmelte er.

»Herr Abbé,« sprach Pitou mit sanftem Tone, »Sie wissen, also nicht, daß die Nationalgarde ein Institut ist, das die Bestimmung hat, das Leben, die Freiheit und das Eigentum der Bürger zu schützen?«

»Oh! oh!« fuhr der Greis, in seine Verzweiflung versunken, fort.

»Und daß man,« sprach Pitou, »und daß man diesem Institute nicht genug Stärke zu geben vermöchte, — besonders auf dem Lande wegen der Banden.«

»Der Banden, von denen du der Anführer bist,« rief der Abbé, »der Räuberbanden, der Mordbrennerbanden, der Mörderbanden.«

»Oh! verwechseln Sie nicht, lieber Herr Abbé; Sie werden meine Soldaten sehen, wie ich hoffe, und nie sind ehrlichere Bürger . . .«

»Schweige! schweige!«

»Stellen Sie sich im Gegenteil vor, Herr Abbé, daß wir Ihre Beschützer sind, und zum Beweise mag dienen, daß ich gerade zu Ihnen gekommen bin.«

»In welcher Absicht?«

»Ah! das ist es,« sagte Pitou, indem er sich hinter dem Ohr kratzte und den Ort betrachtete, wohin sein Helm gefallen war, um zu sehen, ob er sich, wenn er diesen wesentlichen Teil seiner militärischen Haltung aufhob, nicht zu weit von seiner Rückzugslinie entferne.

Der Helm war nur ein paar Schritte von der großen Thüre gefallen, die nach der Rue de Soissons ging.

»Ich habe dich gefragt, in welcher Absicht?«

»Nun denn,« sprach Pitou, indem er zwei Schritte rückwärts zu seinem Helm machte, »erfahren Sie den Gegenstand meiner Sendung . . . Herr Abbé, erlauben Sie mir, daß ich ihn vor Ihrem Scharfsinn entwickle.«

»Eingang,« murmelte der Abbé.

Pitou machte noch zwei Schritte zu seinem Helme.

Aber durch ein ähnliches Manöver, das Pitou beunruhigen mußte, machte der Abbé, wie Pitou zwei Schritte zu seinem Helm, gerade ebenso zwei Schritte gegen Pitou.

»Nun also!« fuhr Pitou fort, der durch die Nähe seiner Verteidigungswaffe Mut zu fassen anfang, »jeder Soldat braucht notwendig eine Flinte, und wir haben keine.«

»Ah! Ihr habt keine Flinten,« rief der Abbé, trippelnd vor Freude. »Ah! sie haben keine Flinten! Soldaten die keine Flinten haben! Ah! bei meiner Treue, das sind schöne Soldaten!«

»Aber, Herr Abbé,« entgegnete Pitou, während er zwei neue Schritte gegen seinen Helm machte, »wenn man keine Flinten hat, sucht man.«

»Ja,« sagte der Abbé, »und Ihr sucht?«

Pitou war so nahe zu seinem Helme gekommen, daß er ihn zu erreichen vermochte; er zog ihn mit dem Fuß an sich, und mit dieser Ausführung beschäftigt, antwortete er dem Abbé nicht sogleich.

»Und Ihr sucht?« wiederholte dieser.

»Ja, Herr Abbé.«

»Wo dies?«

»Bei Ihnen,« antwortete Pitou, während er seinen Helm auf seinen Kopf drückte.

»Flinten bei mir!« rief der Abbé.

»Ja, es fehlt Ihnen nicht daran.«

»Ah! mein Museum!« rief der Abbé. »Du kommst, um mein Museum zu plündern? Kürasse von unsern alten Tapfern auf dem Rücken von solchen Burschen! Herr Pitou, ich habe Ihnen vorhin schon gesagt, Sie sind ein Narr. Die Schwerter der Spanier von Almanza, die Piken der Schweizer von Marignan, um Herrn Pitou und Konsorten zu bewaffnen! Ha! ha! ha!«

Der Abbé schlug ein Gelächter so voll verächtlicher Drohung auf, daß Pitous Adern ein Schauer durchlief.

»Nein, Herr Abbé,« sagte er, nicht die Piken der Schweizer von Marignan, nicht die Schwerter der Spanier von Almanza; nein, diese Waffen wären unnütz.«

»Es ist ein Glück, daß du das aner kennst.«

»Nein, Herr Abbé, nicht diese Waffen.«

»Welche denn?«

»Die guten Marine-Flinten, Herr Abbé. Die guten Marine-Flinten, die ich oft unter dem Titel von Strafaufgaben putzen mußte, als ich die Ehre hatte, unter Ihren Gesetzen zu studieren:

Dum me Galatea tenebat,

fügte Pitou mit einem anmutigen Lächeln bei.

»Wahrhaftig!« versetzte der Abbé, der bei dem Lächeln Pitous seine spärlichen Haare zu Berge stehen fühlte, »wahrhaftig, meine Marine-Flinten?«

»Das heißt die einzigen von Ihren Waffen, die keinen geschichtlichen Wert haben und für einen andern Dienst empfänglich sind.«

»Ha! machte der Abbé, indem er die Hand an den Griff seiner Schulgeißel legte, wie der Kapitän die Hand an das Stichblatt seines Degens gelegt hätte; »ha! nun offenbart sich der Verräter!«

»Herr Abbé,« erwiderte Pitou, vom Tone der Drohung zu dem der Bitte übergehend, »bewilligen Sie uns diese dreißig Marine-Flinten.«

»Zurück!« rief der Abbé.

Und er that einen Schritt gegen Pitou.

»Es wird Ihnen der Ruhm zu teil werden,« sprach Pitou, der seinerseits auch einen Schritt rückwärts that, »der Ruhm, zu der Befreiung des Vaterlandes von seinen Unterdrückern

beigetragen zu haben.«

»Ich soll Waffen liefern gegen mich und die Meinigen!« rief der Abbé; »ich soll Flinten geben, mit denen man auf mich schießen wird!«

Und er zog seine Schulgeißel aus seinem Gürtel.

»Nie! nie!«

Und er schwang seine Schulgeißel über seinem Haupte.

»Herr Abbé, man wird Ihren Namen in die Zeitung des Herrn Prudhomme setzen.«

»Meinen Namen in die Zeitung des Herrn Prudhomme!« rief der Abbé.

»Mit ehrenvoller Erwähnung des Bürgersinns.«

»Eher den Pranger und die Galeeren!«

»Wie, Sie weigern sich?« sagte Pitou beharrlich, aber mit weichem Tone.

»Ich weigere mich und jage dich fort.«

Und der Abbé wies mit dem Finger Pitou die Thüre.

»Das wird aber eine schlimme Wirkung hervorbringen,« versetzte Pitou, man wird Sie des Mangels an Bürgersinn, des Verrats beschuldigen, Herr Abbé, ich flehe Sie an, setzen Sie sich diesem nicht aus.«

»Mache aus mir einen Märtyrer, Narr, das ist alles, was ich verlange!« rief mit flammendem Auge der Abbé, der viel mehr dem Scharfrichter, als dem armen Sünder glich.

Diesen Eindruck machte er auf Pitou, denn Pitou nahm wieder seinen Rückzug.

»Herr Abbé,« sagte er, während er einen Schritt rückwärts machte, »ich bin ein friedlicher Abgeordneter, ein Botschafter, der kam . . .«

»Du kamst, um meine Waffensammlung zu plündern, wie deine Genossen das Invalidenhaus geplündert haben.«

»Was ihnen dort eine Menge Lobeserhebungen eingetragen hat,« sagte Pitou.

»Und was dir eine Tracht Geißelhiebe eintragen wird,« erwiderte der Abbé.

»Ah! Herr Fortier,« rief Pitou, der in dem Instrument einen alten Bekannten wiedererblickte.

»Sie werden derart das Völkerrecht nicht verletzen wollen.«

»Das wirst du sehen, Elender, warte!«

»Herr Abbé, ich bin geschützt durch meinen Charakter als Botschafter.«

»Warte!«

»Herr Abbé!!! Herr Abbé!!! Herr Abbé!!!«

Pitou war bis zur Thüre gelangt, die nach der Straße führte, und hatte seinem Gegner immer das Gesicht geboten; aber bis an diesen Winkel getrieben, mußte er entweder den Kampf annehmen oder fliehen.

Doch um zu fliehen, mußte er die Thüre öffnen, und um die Thüre zu öffnen, mußte er sich umwenden.

Indem er sich umwandte, bot aber Pitou den Streichen des Abbés den unbewehrten Teil seines Leibes, den er selbst durch einen Kürass nicht hinreichend geschützt fand.

»Ah! Du willst meine Flinten, sagte der Abbé . . . Du kommst um meine Flinten zu holen! . . . du kommst und sagst: »Ihre Flinten oder den Tod!«

»Herr Abbé, im Gegenteil, ich sage Ihnen nicht ein Wort von diesem . . .«

»Nun, du weißt, wo meine Flinten sind; erwürge mich, um dich ihrer zu bemächtigen. Gehe über meinen Leichnam und nimm sie!«

»Dazu bin ich unfähig, Herr Abbé.«

Und die Hand auf der Klinke, das Auge auf dem emporgehobenen Arm des Abbés, berechnete er nicht mehr die Zahl der im Arsenal des Abbés aufbewahrten Flinten, sondern die Zahl der an den Riemen seiner Schulgeißel schwebenden Streiche.

»Sie wollen mir also Ihre Flinten nicht geben, Herr Abbé?«

»Nein, ich will sie dir nicht geben.«

»Sie wollen nicht?«

»Nein! nein! nein!«

»Nun! so behalten Sie Ihre Flinten!« rief Pitou.

Und er wandte sich um und stürzte zu der Thüre hinaus.

Doch seine Bewegung war nicht so rasch, daß die lauernde Geißel nicht pfeifend niederfuhr und Pitous Lenden so kräftig traf, daß, so groß auch der Mut des Siegers der Bastille war, dieser sich eines Schmerzensschreis nicht erwehren konnte

Auf diesen Schrei kamen mehrere Nachbarn heraus und sahen zu ihrem größten Erstaunen, wie Pitou in der ganzen Geschwindigkeit seiner Beine, samt seinem Helm und Säbel davon eilte, während der Abbé Fortier auf der Thürschwelle stand und seine Schulgeißel schwang, gleich dem Würgengel mit dem Flammenschwert.

LXIV.

Pitou als Diplomat.

Wir haben gesehen, wie Pitou von der Höhe seiner Hoffnungen herabfiel. Der Fall war tief.

Wie sollte er sich nun vor seinen Auftraggebern zeigen? Wie sollte er ihnen, nachdem er soviel unbesonnenes Selbstvertrauen an den Tag gelegt, nun sagen, ihr Anführer sei ein Prahler, ein Großsprecher, der sich von einem alten Abbé Geißelhiebe auf den Hintern geben ließ?

Erst sich rühmen, er werde beim Abbé Fortier siegen, und dann scheitern: welch ein Fehler!

Auf dem Rande eines Grabens stützte Pitou seinen Kopf auf beide Hände und dachte nach. Er hatte den Abbé Fortier dadurch zu ködern geglaubt, daß er griechisch und lateinisch sprach; er hatte sich in seiner naiven Treuherzigkeit geschmeichelt, er werde den Cerberus mit dem Honigkuchen von schönen Ausdrücken bestechen; — und nun hatte sich sein Kuchen bitter gefunden, und Cerberus hatte ihn in die Hand gebissen, statt den Kuchen zu verschlucken. So waren alle seine Pläne über den Haufen geworfen.

Der Abbé Fortier besaß also eine ungeheure Eitelkeit; Pitou hatte ohne diese Eitelkeit gerechnet. Was den Abbé Fortier so sehr erbitterte, war nicht die Absicht Pitous, ihm die dreißig Flinten aus seinem Arsenal zu nehmen, als vielmehr die Dreistigkeit seines Schülers, ihm, dem Meister, einen Schnitzer im Französischen nachgewiesen zu haben.

Die jungen Leute, wenn sie gut sind, begehen immer den Fehler, daß sie an die Vollkommenheit bei andern glauben.

Der Abbé Fortier war aber ein wütender Royalist und besonders ein hoffärtiger Philolog.

Pitou machte sich bittere Vorwürfe, daß er in Beziehung auf König Ludwig XVI. und das Zeitwort sein im Abbé den doppelten Zorn, dessen Opfer er geworden, erregt hatte. Er kannte ihn und hätte ihn deswegen schonen sollen. Hierin lag wirklich sein Fehler, und er beklagte ihn zu spät, wie immer.

Nun blieb ihm noch die Aufgabe, es aufzufinden, was er hätte thun sollen.

Er hätte seine Beredsamkeit anwenden sollen, um dem Abbé Fortier eine royalistische Gesinnung darzuthun, und ganz besonders hätte er seine Sprachschnitzer ihm durch die Finger sehen müssen.

Er hätte ihm einreden sollen, die Nationalgarde von Haramont sei gegenrevolutionär.

Er hätte ihm versprechen müssen, dieses Korps sei ein Hilfskorps des Königs.

Und es unterlag keinem Zweifel, der Abbé würde dann seine Schätze und seine Arsenale geöffnet haben, um der Monarchie den Beistand einer so mutigen Schar und ihres heldenmütigen Anführers zu sichern.

Indem er dann an das Sprichwort-Lied dachte, das sagt:

*Lorsque l'on veut quelque chose du diable,
Il faut l'appeler Monseigneur!*¹⁹

schloß er aus alledem, er selbst sei nur ein vierfacher Dummkopf, und wenn man mit einer Art von Ruhm zu seinen Wählern zurückkehren wolle, so müsse er von dem, was er gethan, nunmehr

das bare Gegenteil thun.

Diesen neuen Erzgang durchsuchend, beschloß endlich Pitou, die Waffen, die er sich erst durch Ueberredung hatte verschaffen wollen, nunmehr durch List oder Gewalt sich anzueignen.

Mit Hilfe seiner Gefährten konnte Pitou sich in das Museum des Abbés einschleichen und die Waffen des Arsenal's stehlen oder wegnehmen.

Was die Wegnahme betrifft, so unterlag es keinem Zweifel, daß es in Frankreich noch eine Menge Leute gab, die, an die alten Gesetze gewöhnt, ein solches Unternehmen bezeichnen würden als eine Räuberei oder einen Diebstahl mit bewaffneter Hand.

Diese Betrachtungen hatten zu Folge, daß Pitou vor dem angeführten Mittel zurückwich.

Uebrigens war Pitou's Eitelkeit verpfändet, und sollte sich diese auf eine ehrenhafte Weise aus der Sache herausziehen, so durfte Pitou zu niemand seine Zuflucht nehmen.

Er fing wieder an zu suchen, — nicht ohne eine gewisse Bewunderung für die Richtung, welche die Spekulationen seines Geistes nahm.

Endlich rief er wie Archimed: Heureka! was besagen will: »Ich habs gefunden.«

Folgendes war das Mittel, das Pitou in *seinem* Arsenal gefunden hatte:

Herr von Lafayette war der Oberkommandant der Nationalgarden von Frankreich.

Haramont war in Frankreich.

Haramont hatte eine Nationalgarde.

Folglich war Herr von Lafayette Oberkommandant der Nationalgarde von Haramont.

Herr von Lafayette durfte es also nicht dulden, daß es den Milizen von Haramont an Waffen fehlte, da die Milizen anderer Gegenden bewaffnet waren oder werden sollten.

Um zu Herrn von Lafayette zu gelangen — Gilbert — um zu Gilbert zu gelangen — Billot.

Pitou schrieb also einen Brief an Billot.

Da Billot nicht lesen konnte, so würde Gilbert lesen, und hiedurch wäre natürlich der zweite Vermittler erreicht.

Nachdem dies beschlossen war, wartete Pitou die Nacht ab, kehrte geheimnisvoll nach Haramont zurück und nahm eine Feder.

Welche Vorsicht er aber auch angewandt hatte, um unerkant heimzukehren, er war von Claude Tellier und Desiré Maniquet gesehen worden.

Sie zogen sich stille, einen Finger auf dem Mund, die Augen auf den Brief gerichtet, zurück.

Pitou schwamm im vollen Strome der praktischen Politik.

Wir geben nun den Brief, der einen so großen Eindruck auf Claude Desiré gemacht hatte:

»Lieber und geehrter Herr Billot!

»Die Sache der Revolution gewinnt alle Tage in unsrer Gegend; die Aristokraten verlieren Terrain, die Patrioten rücken vor.

»Die Gemeinde Haramont tritt in den aktiven Dienst der Nationalgarde ein.

»Doch sie hat keine Waffen.

Es giebt aber ein Mittel, sich welche zu verschaffen. Gewisse Privatleute vorenthalten eine Menge Kriegswaffen, die dem öffentlichen Schatze große Ausgaben ersparen konnten, wenn sie in den Dienst der Nation übergängen.

Dem General von Lafayette möge es belieben, zu befehlen, daß diese ungesetzlichen

Waffendepots, nach Maßgabe der zu bewaffnenden Mannschaft, zur Verfügung der Gemeinden gestellt werden, und ich übernehme es für meinen Teil, wenigstens dreißig Flinten in die Arsenale von Haramont schaffen zu lassen.

Das ist das einzige Mittel, um den gegenrevolutionären Schlichen und Ränken der Aristokraten und Feinde der Nation einen Damm entgegenzusetzen.

Ihr Mitbürger und ergebenster Diener

Ange Pitou.

Als er diese Vorstellung niedergeschrieben, bemerkte Pitou, daß er es vergessen habe, dem Pächter von seinem Hause und seiner Familie etwas mitzuteilen.

Er behandelte ihn zu sehr als Brutus; anderseits, wenn er Billot Einzelheiten über Katharine gab, setzte er sich der Gefahr aus, zu lügen oder das Herz eines Vaters zu zerreißen, und das hieß dann auch in Pitous Seele blutende Wunden wieder öffnen.

Pitou unterdrückte einen Seufzer und fügte als Nachschrift bei:

»N. S. Frau Billot, Mademoiselle Katharine und das ganze Haus befinden sich wohl und empfehlen sich dem Andenken von Herrn Billot.«

Auf diese Art gefährdete Pitou weder sich, noch sonst jemand.

Als der Kommandant der Truppen von Haramont den Eingeweihten den weißen Umschlag zeigte, der mit seinem Inhalt nach Paris abgehen sollte, beschränkte er sich darauf, ihnen zu sagen:

»Das ist es.«

Und er warf seinen Brief in die Lade.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten.

Nach zwei Tagen kam ein eigener Bote zu Pferd in Haramont an und fragte nach Ange Pitou.

Groß war das Aufsehen, groß die Erwartung und Angst der Milizer.

Der Eilbote ritt ein weißbeschäumtes Pferd und trug die Uniform des Generalstabs der Pariser Nationalgarde.

Man denke sich die Wirkung, die er hervorbrachte, man denke sich auch die Bangigkeit und das Herzklopfen von Pitou.

Er näherte sich zitternd, bleich, und nahm das Packet, das ihm, nicht ohne zu lächeln, der mit der Sendung beauftragte Offizier überreichte.

Es war eine Antwort von Herrn Billot durch Gilberts Hand.

Billot empfahl Pitou Mäßigung im Patriotismus.

Und er sandte den Befehl des Generals Lafayette, contrasigniert vom Kriegsminister, um die Nationalgarde von Haramont zu bewaffnen.

Er benützte die Abreise eines Offiziers, der beauftragt war, im Namen des Generals Lafayette die Nationalgarde von Soisson und von Laon zu bewaffnen.

Dieser Befehl war folgendermaßen abgefaßt:

»Diejenigen, welche mehr als eine Flinte und einen Säbel besitzen, sind gehalten, ihre andern Waffen den Corpschefs jeder Gemeinde zur Verfügung zu stellen.

»Gegenwärtige Maßregel soll im ganzen Umfang der Provinz vollzogen werden.

Rot vor Freude, dankte Pitou dem Offizier; dieser lächelte abermals und ging auf der Stelle

nach der folgenden Station ab.

Pitou sah sich so auf dem Gipfel der Ehre, er empfing unmittelbar Botschaften von General Lafayette und von den Ministern.

Und ihre Botschaften dienten auf eine gefällige Weise Pitous ehrgeizigen Plänen.

Die Wirkung dieses Besuches auf die Wähler Pitous zu schildern, wäre eine unmögliche Arbeit. Nur, wenn er diese bewegten Gesichter, diese glänzenden Augen, diesen Eifer der Bevölkerung, die tiefe Ehrfurcht sah, die unmittelbar jedermann für Ange Pitou faßte, konnte sich auch der ungläubigste Beobachter überzeugen, daß unser Held fortan ein großer Mann sein sollte.

Die Wähler verlangten das Siegel des Ministeriums zu sehen und zu berühren, was ihnen Pitou sehr huldreich bewilligte. Und als die Zahl der Anwesenden bis auf die einzigen Eingeweihten geschmolzen war, sprach Pitou:

Bürger, meine Pläne sind geglückt, wie ich es vorhergesehen. Ich habe dem General Lafayette geschrieben, daß Ihr Euch als Nationalgarde zu konstituieren gewünscht und mich zu Eurem Befehlshaber gewählt habt.

Leset die Aufschrift des Briefes, den ich vom Ministerium erhalte.

Und er reichte ihnen die Depesche, als deren Adresse man lesen konnte:

*Dem Herrn Ange Pitou,
Kommandanten der Nationalgarde von
Haramont.*

»Ich bin also,« fuhr Pitou fort, »ich bin also anerkannt und bestätigt vom General Lafayette als Kommandant der Nationalgarde.

»Ihr seid anerkannt und bestätigt als Nationalgardisten vom General Lafayette und vom Kriegsministerium.«

Ein langer Schrei der Freude und Bewunderung erschütterte die Wände der Dachstube, die Pitou bewohnte.

»Was die Waffen betrifft,« fügte unser Mann hinzu, »so habe ich die Mittel, um sie zu bekommen.«

»Ihr werdet Euch schleunigst einen Leutnant und einen Sergeanten ernennen. Diese zwei Autoritäten, werden mich bei dem Schritte, den ich vorhabe, begleiten.«

Die Eingeweihten schauten sich verlegen an.

»Deine Meinung, Pitou?« sagte Maniquet.

»Das geht mich nichts an,« erwiderte Pitou mit einer gewissen Würde, »es darf kein Einfluß auf die Wahlen geübt werden; versammelt Euch außer meiner Gegenwart; ernenn die zwei Chefs, die ich Euch bezeichnet habe, aber ernenn tüchtige. Das ist alles, was ich Euch zu sagen habe. Geht.«

Mit diesem königlich ausgesprochenen Wort entließ Pitou seine Soldaten und blieb allein, in seine Größe gehüllt, wie Agamemnon. Er versenkte sich in seine Herrlichkeit, während außen die Wähler um einen Brocken der militärischen Macht sich stritten, die Haramont regieren sollte.

Die Wahl dauerte eine Stunde. Der Leutnant und der Sergeant wurden ernannt; es waren: der Sergeant, Claude Tellier, und der Leutnant, Desiré Maniquet. Man kam wieder zurück, und Pitou bestätigte sie und verkündigte ihre Ernennung.

Als diese Arbeit beendet war, sprach er:

»Meine Herren, es ist nun nicht ein Augenblick zu verlieren.«

»Ja, ja, lernen mir das Exerzieren,« rief einer der Begeistertsten.

»Eine Minute Geduld!« erwiderte Pitou, »ehe wir exerzieren, müssen wir vor allem Flinten haben.«

»Das ist nur zu richtig,« sagten die Führer.

»Kann man es nicht, in Erwartung der Flinten, mit Stöcken lernen?«

»Betreiben wir die Dinge militärisch,« antwortete Pitou, der, als er den allgemeinen Eifer wahrnahm, sich nicht stark genug fühlte, um Unterricht in einer Kunst zu geben, von der er noch gar nichts verstand. »Soldaten,« die mit Stöcken im Feuer exerzieren lernen, wären eine sonderbare Erscheinung; fangen wir nicht damit an, daß wir uns lächerlich machen.«

»Das ist richtig,« rief man; »die Flinten!«

»Kommt mit mir, Leutnant und Sergeant,« sagte Pitou zu seinen Untergebenen; »Ihr andern wartet auf unsre Rückkehr.«

Eine ehrerbietige Einwilligung war die Antwort der Schar.

»Es bleiben uns sechs Stunden Tag. Das ist mehr, als wir brauchen, um nach Villers-Cotterets zu gehen, unsre Angelegenheit abzumachen und zurückzukehren.«

»Vorwärts, Marsch!« rief Pitou.

Der Generalstab des Heeres von Haramont setzte sich sogleich in Bewegung.

Als aber Pitou den Brief von Billot noch einmal las, um sich zu überzeugen, so viel Ehre sei kein Traum, fand er darin folgende Worte von Gilbert, die ihm entgangen waren:

»Warum hat Pitou vergessen, dem Herrn Doktor Gilbert Nachrichten von Sebastian zu geben?«

»Warum schreibt Sebastian nicht an seinen Vater?«

LXV.

Pitou siegt.

Der Abbé Fortier, der wackere Mann, vermutete entfernt nichts, weder von dem Sturm, den ihm diese tiefe Diplomatie vorbereitete, noch von dem Ansehen, das Ange Pitou bei den Häuptern der Regierung genoß. Er beschäftigte sich gerade damit, daß er Sebastian zu beweisen suchte, die schlechten Gesellschaften seien der Untergang jeder Tugend und jeder Unschuld; Paris sei ein Abgrund; selbst die Engel würden dort zu Grunde gehen, wenn sie nicht gleich jenen, die sich auf dem Wege nach Gomorrha verirrt hatten, rasch zum Himmel empor stiegen. Und indem er Pitous Besuch, als den eines gefallenen Engels tragisch auffaßte, ermahnte er Sebastian mit aller ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit, ein guter und echter Royalist zu bleiben.

Unter einem guten und echten Royalisten verstand der Abbé Fortier durchaus nicht, was der Doktor Gilbert darunter verstand.

Er vergaß, der gute Abbé, daß in Betracht dieser Verschiedenheit im Verstehen derselben Worte seine Propaganda eine schlimme Handlung war, da er unwillkürlich den Geist des Sohnes gegen den des Vaters zu bewaffnen suchte. Doch fand er in Sebastian hiefür keinen guten Boden.

Eine seltsame Erscheinung! in dem Alter, wo die Kinder noch der weiche Ton sind, von dem der Dichter spricht, wo jedes Siegel, das man auf sie drückt, sein Gepräge zurückläßt, besaß Sebastian durch die Entschlossenheit und Zähigkeit des Gedankens bereits etwas Männliches.

War das der Sohn der aristokratischen Natur, die bis zum Abscheu einen Plebejer verachtet hatte?

Oder war es wirklich die Aristokratie des Plebejers, in Gilbert bis zum Stoicismus getrieben?

Der Abbé Fortier war nicht imstande, ein solches Geheimnis zu ergründen; er wußte, daß der Doktor ein etwas exaltierter Patriot war; er versuchte es, mit der versöhnenden Naivität der Geistlichen, ihm seinen Sohn für das Wohl des Königs und die Ehre Gottes zu reformieren.

Während Sebastian sehr aufmerksam schien, horchte er nicht auf diese Ratschläge; er dachte gerade an die unbestimmten Visionen, die ihn unter den großen Bäumen des Parkes von Villers-Cotterets seit einiger Zeit wieder überfallen hatten, wenn der Abbé Fortier seine Zöglinge nach dem Clouis-Steine, dem St. Huberts-Brunnen oder nach Latour-Aumont führte. Er vertiefte sich in die Sinnenblendungen, die ihm ein zweites Leben neben seinem natürlichen Leben bildeten, ein betrügliches Leben von poetischen Glückseligkeiten neben der unempfindlichen Prosa seiner Studien- und Schultage.

Plötzlich öffnete sich die Thüre der Rue de Soissons mit einer gewissen Heftigkeit und gewährte mehreren Menschen Eingang. Diese Menschen waren der Maire der Stadt Villers-Cotterets, der Adjunkt und der Sekretär der Mairie.

Hinter ihnen erschienen zwei Gendarmierhüte, und hinter diesen fünf bis sechs Köpfe von Neugierigen.

Beängstigt, ging der Abbé gerade auf den Maire zu.

»Was giebt es denn, Herr Longpre?« fragte er.

»Herr Abbé,« antwortete in ernstem Tone der Maire, »haben Sie Kenntnis von dem neuen

Dekret des Kriegsministeriums?»

»Nein, Herr Maire.«

»So bemühen Sie sich, es zu lesen.«

Der Abbé nahm die Depesche und las sie.

Während er las, erbleichte er.

»Nun?» fragte er ganz bewegt.

»Nun, Herr Abbé, die Herren der Nationalgarde von Haramont sind da und erwarten eine Waffenauslieferung.«

Der Abbé machte einen Sprung, als wollte er die Herren von der Nationalgarde verschlingen.

Da näherte sich Pitou, der dachte, der Augenblick, sich zu zeigen, sei gekommen, gefolgt von seinem Leutnant und seinem Sergeanten.

»Hier sind sie!« sagte der Maire.

Die Gesichtsfarbe des Abbés war vom Weißen ins Rote übergegangen.

»Diese Bursche!« rief er, »diese Taugenichtse!«

Der Maire war ein guter Mann, er hatte noch keine entscheidende politische Meinung; er verdarb es mit keiner Partei und wollte sich weder mit Gott, noch mit der Nationalgarde entzweien.

Die Schmähungen des Abbés Fortier erregten bei ihm ein schallendes Gelächter, mit dem er die Lage beherrschte.

»Ihr hört, wie der Abbé die Nationalgarde von Haramont behandelt,« sagte er zu Pitou und seinen zwei Offizieren.

»Das ist so, weil uns der Abbé Fortier als Kinder gesehen hat und immer noch für Kinder hält,« erwiderte Pitou mit seiner melancholischen Sanftmut.

»Diese Kinder sind aber Männer geworden,« sprach mit dumpfem Tone Maniquet, indem er seine verstümmelte Hand gegen den Abbé ausstreckte.

»Und diese Männer sind Schlangen!« rief der gereizte Abbé.

»Und Schlangen, die beißen werden, wenn man sie verletzt,« sagte der Sergeant Claude.

Der Maire ahnte in diesen Drohungen nur die zukünftige Revolution.

Der Abbé erriet darin das Martyrium.

»Sprecht, was will man von mir?« sagte er.

»Man will einen Teil von den Waffen, die Sie hier haben,« antwortete der Maire, der alles zu versöhnen suchte.

»Diese Waffen gehören nicht mir,« entgegnete der Abbé.

»Wem gehören sie denn?«

»Sie gehören seiner Hoheit dem Herzog von Orleans.«

»Einverstanden, Herr Abbé,« versetzte Pitou; »doch das ist kein Hindernis.«

»Wie, das ist kein Hindernis?« rief der Abbé.

»Nein, wir verlangen dessen ungeachtet die Waffen.«

»Ich werde an den Herrn Herzog schreiben!« sprach der Abbé majestätisch.

»Der Herr Abbé vergißt, daß das umsonst aufschieben heißt,« sagte leise der Maire. »Der Herr Herzog, wenn man ihn um Rat fragt, wird erwidern, man müsse den Patrioten nicht nur die

Flinten von seinen Feinden, den Engländern, sondern auch die Kanonen von seinem Ahnherrn Ludwig XIV. geben.«

Von dieser Wahrheit war der Abbé schmerzlich betroffen.

Er murmelte:

»*Circumdedisti me hostibus meis.*«

»Ja, Herr Abbé,« sagte Pitou, »das ist wahr; doch nur mit Ihren politischen Feinden; denn wir hassen in Ihnen nur den schlechten Patrioten.«

»Dummkopf,« rief der Abbé im Augenblick der Aufregung, die ihm eine gewisse Beredsamkeit verlieh, »gefährlicher Dummkopf! Wer von uns ist der gute Patriot, ich, der ich die Waffen für den Frieden des Vaterlandes behalten will, oder du, der du sie für die Zwietracht und den Bürgerkrieg verlangst! wer ist der gute Sohn. ich. der ich mich an den Olivenbaum halte, um unsere gemeinschaftliche Mutter zu huldigen, oder Du, der Du das Eisen suchst, um ihr den Schoß zu zerreißen?«

Der Maire wandte sich ab, um seine Gemütsbewegung zu verbergen, und während dem machte er dem Abbé ein kleines hinterhältisches Zeichen, das besagen wollte:

»Sehr gut.«

Der Adjunkt, ein neuer Tarquinius, schlug mit seinem Stocke Blumen ab.

Pitou war aus dem Sattel gehoben.

Als sie dies sahen, falteten seine zwei Subalterne die Stirne.

Sebastian allein, das Spartanerkind, war unempfindlich.

Er näherte sich Pitou und fragte:

Um was handelt es sich denn?

Pitou erklärte es ihm mit zwei Worten.

»Ist der Befehl unterzeichnet?«

»Vom Minister, vom General Lafayette, und geschrieben von der Hand deines Vaters.«

»Warum zögert man dann, zu gehorchen?« sprach stolz das Kind.

Und in seinen erweiterten Augensternen, in seinen bebenden Nasenflügeln, in der Strenge seiner Stirne offenbarte er den unversöhnlichen Herrsorgeist der zwei Rassen, die ihn geschaffen hatten.

Der Abbé hörte die Worte, die aus dem Munde des Kindes kamen, schauerte und neigte das Haupt.

»Drei Generationen von Feinden gegen uns,« murmelte er.

»Auf, Herr Abbé,« sagte der Maire, »man muß sich ergeben.«

Der Abbé machte einen Schritt, mit seinen Schlüsseln klirrend, die er durch einen Ueberrest von klösterlicher Gewohnheit an seinem Gürtel trug.

»Nein! tausendmal nein!« rief er; »es ist nicht mein Eigentum, und ich werde den Befehl meines Herrn abwarten.«

»Ah! Herr Abbé!« rief der Maire, der sich einer Mißbilligung nicht enthalten konnte.

»Das ist Rebellion,« sprach Sebastian zum Priester; »nehmen Sie sich in acht, lieber Herr.«

»*Tu quoque!*« murmelte der Abbé, indem er sich in seine Soutane hüllte, um die Geberde Cäsars nachzuahmen.

»Auf, Herr Abbé,« sagte Pitou, »seien Sie ruhig, diese Waffen werden für das Glück des

Vaterlandes wohl versorgt sein.«

»Schweige, Judas!« erwiderte der Abbé, »du hast bereits deinen alten Meister verraten, warum solltest du das Vaterland nicht verraten?«

Durch sein Gewissen niedergeschmettert, beugte Pitou die Stirne. Was er gethan, war nicht der Ausfluß eines guten Herzens. Doch während er den Kopf senkte, sah er von der Seite seine zwei Leutnants an, die darüber, daß sie einen so schwachen Chef hatten, unwillig zu sein schienen.

Pitou begriff, daß, wenn er seine Wirkung verfehlte, sein Blendwerk zerstört war.

Der Stolz spannte die Feder dieses mutigen Streiters der französischen Revolution. Er erhob daher das Haupt und sprach:

»Herr Abbé, so unterwürfig ich auch gegen meinen alten Lehrer bin, so werde ich doch diese beleidigenden Worte nicht ohne Kommentar vorübergehen lassen.«

»Ah! Du kommentierst nun,« sagte der Abbé, der Pitou durch seine Spöttereien außer Fassung zu bringen hoffte.

»Ja, ich kommentiere, Herr Abbé, und Sie werden sehen, daß meine Kommentare richtig sind,« fuhr Pitou fort. »Sie nennen mich einen Verräter, weil Sie mir unwirsch die Waffen verweigert haben, um die ich Sie neulich, den Oelzweig in der Hand, ersuchte, und die ich Ihnen heute mit Hilfe eines Befehls der Regierung entreiße. Nun denn, Herr Abbé, ich will lieber dem Anscheine nach meine Pflichten verraten, als meine Hand geboten haben, um mit Ihnen die Gegenrevolution zu begünstigen. Es lebe das Vaterland! Zu den Waffen! zu den Waffen!«

Der Maire machte Pitou das Seitenstück zu dem Zeichen, das er dem Abbé gemacht hatte, und das besagen wollte:

»Ah! sehr gut! sehr gut!«

Diese Rede hatte in der That für den Abbé ein niederschmetterndes, für die übrigen Anwesenden dagegen ein elektrisierendes Resultat.

Der Maire schlich sich davon und bedeutete seinem Adjunkten durch einen Wink —, er möge bleiben.

Der Adjunkt hätte sich gern wie der Maire aus dem Staube gemacht; doch die Abwesenheit der zwei Hauptautoritäten der Stadt wäre sicherlich bemerkt worden.

Er folgte also mit seinem Schreiber den Gendarmen, die den drei Nationalgardisten nach dem Museum folgten, in dem Pitou Weg und Steg kannte, Pitou, der im Schloß aufgezogen worden war.

Springend wie ein junger Löwe, lief Sebastian den Patrioten auf der Spur nach.

Die andern Schüler schauten ganz verduzt zu.

Als der Abbé die Thüre seines Museums geöffnet hatte, fiel er vor Zorn und Scham halb tot auf den zunächst stehenden Stuhl.

Sobald sie in das Museum eingetreten waren, wollten die Gehilfen Pitous alles plündern; aber die ehrliche Schüchternheit des Kommandanten der Nationalgarde trat abermals dazwischen. Er machte eine Berechnung der seinen Befehlen untergebenen Leute, und da es dreiunddreißig waren, so befahl er, dreiunddreißig Flinten zu nehmen. Und da man in den Fall kommen konnte, schießen zu müssen, und Pitou hiebei nicht zurückzubleiben gedachte, so nahm er für sich eine vierunddreißigste Flinte, eine wahre Offiziersflinte, etwas kürzer und leichter als die andern, eine Flinte, die, ihrem Kaliber nach, ebensowohl das Schrot auf ein Kaninchen oder auf einen Hasen, als die Kugel gegen einen falschen Patrioten oder einen echten Preußen lenken konnte.

Ueberdies wählte er sich einen geraden Degen, wie der von Lafayette, den Degen von irgend einem Helden von Fontenoy oder Philippsburg, den er in seinen Gürtel steckte.

Seine zwei Kollegen luden jeder zwölf Flinten auf ihre Schultern, und unter dieser ungeheuren Last bogen sie sich nicht, so wahnsinnig war ihre Freude.

Pitou lud sich das übrige auf.

Man zog durch den Park, denn man wollte nicht durch Villers-Cotterets gehen, um das Aufsehen zu vermeiden.

Uebrigens war dies der kürzeste Weg, der den Vorteil bot, daß er den drei Offizieren jede Gelegenheit benahm, Parteigängern von einer der ihrigen entgegengesetzten Ansicht zu begegnen. Pitou fürchtete den Kampf nicht, und die Flinte, die er sich für den Fall eines Kampfes gewählt hatte, bezeugte seinen Mut. Aber Pitou war ein Mann der Ueberlegung geworden, und seitdem er überlegte, hatte er bemerkt, daß, wenn eine Flinte ein Mittel zur Verteidigung eines Menschen ist, Flinten in größerer Anzahl dies nicht sind.

Unsre Helden liefen also, beladen mit dieser Beute, durch den Park und erreichten ein Rondel, wo sie anhalten sollten. Erschöpft, triefend von Schweiß brachten sie endlich das kostbare Depot, das ihnen das Vaterland, vielleicht ein wenig blindlings anvertraut hatte, in Pitous Wohnung.

An demselben Abend fand eine Versammlung der Nationalgarde statt, und der Kommandant Pitou übergab jedem Soldaten eine Flinte, wobei er zu ihnen, wie die Mütter der Spartaner zu ihren Söhnen in Beziehung auf den Schild, sagte:

»Mit, oder darauf.«

Es herrschte nun in dieser kleinen, durch Pitous Genie so umgewandelten Gemeinde eine Rührigkeit, ähnlich der eines Ameisenhaufens am Tage eines Erdbebens.

Die Freude, eine Flinte zu besitzen, war bei dieser wesentlich wilddiebischen Völkerschaft, welche die lange Unterdrückung durch Aufseher in eine wahre Jagdwut versetzt hatte, so groß, daß Pitou in ihren Augen als eine Art irdischer Gottheit erschien.

Man vergaß seine langen Beine, seine langen Arme, seine dicken Kniee und seinen großen Kopf; man vergaß endlich seine seltsamen Lebensvorgänge, und er war und blieb der Schutzgeist der Gegend während der ganzen Zeit, die der blonde Phöbus brauchte, um der schönen Amphitrite seinen Besuch zu machen.

Am andern Tag beschäftigten sich die Enthusiasten einzig und allein damit, daß sie ihre Waffen als instinktartige Kenner untersuchten, handhabten, probierten und putzten.

In seine Stube zurückgezogen wie der große Agamemnon unter sein Zelt, beschäftigte sich Pitou, während die andern putzten, mit Nachdenken; während jene sich die Hände schunden, zermarterte er sich das Gehirn.

Woran dachte Pitou? Zum Völkerhirten geworden, dachte Pitou an die hohle Nichtigkeit der Größen dieser Welt. Es kam in der That der Augenblick, wo von diesem ganzen mit so großer Mühe errichteten Gebäude nichts aufrecht stehen bleiben sollte.

Die Flinten waren seit dem vorhergehenden Tage übergeben. Man hatte diesen Tag dazu angewendet, um sie in geeigneten Stand zu setzen. Morgen sollte er seine Soldaten im Exerzieren unterrichten, — und Pitou kannte nicht das erste Kommando vom Laden in zwölf Tempos. Er hatte immer seine Flinte geladen, ohne die Tempos zu zählen und wie es ihm gerade möglich war.

Was das Manövrieren betrifft, so war das noch schlimmer.

Was ist aber ein Kommandant der Nationalgarde, der das Laden in zwölf Tempos nicht versteht und das Manövrieren nicht zu kommandieren weiß?

Seinen Kopf in seine Hände versenkt, das Auge starr, den Leib unbeweglich, dachte Pitou also nach.

Oh! die Zeit schreitet fort, morgen rückt heran, und morgen wird dieses Nichts, das ich bin, in seiner ganzen Nichtigkeit erscheinen.

Cäsar in den Wäldern des rauhen Gallien, Hannibal in den schneebedeckten Alpen, Columbus auf einem unbekanntem Ocean verirrt, überlegten nie feierlicher, Angesichte des Unbekannten, widmeten nie tiefer ihren Geist den igitis, diesen furchtbaren Gottheiten, die das Geheimniß des Todes und des Lebens haben, als es Pitou während dieses langen Tages that.

»Oh!« sprach Pitou, »die Zeit schreitet fort, morgen rückt heran, und morgen wird in seiner ganzen Nichtigkeit dieses Nichts erscheinen, das ich bin.

Morgen wird der große Kriegsheld, der die Bastille genommen hat, als ärmlicher Wicht von der ganzen Versammlung der Hämioner behandelt werden, wie . . . ich weiß nicht mehr wer, von der ganzen Versammlung der Griechen behandelt worden ist.

»Morgen ausgezischt! während ich heute ein Triumphator bin.

»Das wird nicht sein. Das kann nicht sein. Katharine würde es erfahren, und ich wäre entehrt. Pitou schöpfte einen Augenblick Atem.

»Was kann mir da heraushelfen?« fragte er sich.

»Die Kühnheit! die Dreistigkeit.«

»Nein, nein, die Dreistigkeit dauert eine Minute, und das Exerzium nach preußischer Manier hat zwölf Tempos.

»Welch eine sonderbare Idee ist es auch, die Franzosen das Exerzieren auf preußische Manier zu lehren.

»Wenn ich sagte, ich sei ein zu guter Patriot, um Franzosen das Exerzieren auf preußische Manier zu lehren, und ich erfinde ein andres mehr nationales Exerzium?

»Nein, ich würde mich verwickeln und in eine neue Verlegenheit geraten.

»Ich habe wohl auf dem Markte von Villers-Cotterets einen Affen gesehen. Dieser Affe machte das Exerzium; aber er machte es wahrscheinlich wie ein Affe ohne Regelmäßigkeit.

»Ah!« rief er plötzlich, ein Gedanke.

Und auf der Stelle fing er an, den Raum zu durchschreiten, als ihn eine Betrachtung wieder aufhielt.

»Mein Verschwinden würde Erstaunen erregen,« sagte er; »benachrichtigen wir meine Leute.« Und er öffnete die Thüre, rief Claude und Desiré, und sprach zu ihnen:

»Verkündigt übermorgen als den ersten Tag für das Exerzieren.«

»Warum nicht morgen?« fragten die zwei Subalternoffiziere.

»Weil Ihr beide müde seid, erwiderte Pitou, und ehe ich die Soldaten instruiere, will ich zuvor die Anführer instruieren. Und dann fügte Pitou in strengem Tone bei, ich bitte Euch, gewöhnt Euch daran, im Dienste immer zu gehorchen, ohne Bemerkungen zu machen.«

Claude und Desiré verbeugten sich.

»Es ist gut,« sprach Pitou, »sagt das Exerzieren auf übermorgen, morgens um vier Uhr, an.«

Die Offiziere verbeugten sich abermals und gingen weg, und da es neun Uhr abends war,

legten sie sich zu Bette.

Pitou ließ sie gehen. Dann, als sie sich um die Ecke gedreht hatten, lief er in der entgegengesetzten Richtung fort und erreichte in fünf Minuten das dunkelste Dickicht des Waldes.

Sehen wir, was die rettende Idee von Pitou war.

XLVI.

Der Vater Clouis und der Clouis-Stein, oder wie Pitou ein Taktiker wurde und ein stattliches Aussehen hatte.

Pitou lief so ungefähr eine halbe Stunde und drang immer weiter in den wildesten und tiefsten Teil des Waldes ein.

Es stand da unter diesen hohen, drei Jahrhunderte alten Stämmen, an einem ungeheuren Felsen angelehnt und mitten in furchtbarem Gestrüppe, eine vor ungefähr vierzig Jahren erbaute Hütte, die von einem Menschen bewohnt wurde, der es in seinem eigenen Interesse verstanden hatte, sich mit einem gewissen geheimnisvollen Dunkel zu umgeben.

Halb in die Erde gegraben, halb außen aus Zweigen und unbeschlagenem Holze geflochten, empfing diese Hütte Luft und Licht nur durch ein schräges im Dache angebrachtes Loch.

Den Wohnungen der Zigeuner ziemlich ähnlich, verriet sich diese Hütte zuweilen den Blicken durch den blauen Rauch, der aus ihrem First emporströmte.

Sonst hätte, die Waldhüter, die Jäger, die Wildschützen und die Bauern der Umgegend ausgenommen, niemand erraten, daß sie einem Menschen als Aufenthaltsort diene.

Und dennoch wohnte hier seit vierzig Jahren ein ehemaliger Jagdaufseher, mit Gnadengehalt verabschiedet, dem aber der Herzog von Orleans, der Vater von Louis Philipp, die Erlaubnis gegeben hatte, im Walde zu bleiben, eine Uniform zu tragen und alle Tage auf einen Hasen oder ein Kaninchen einen Schuß zu thun.

Das Federwild und das Hochwild waren ausgenommen.

Der gute Mann war neunundsechzig Jahre alt; er hatte sich anfangs Clouis und dann bei allmählicher Zunahme des Alters Vater Clouis genannt.

Von seinem Namen hatte der ungeheure Felsen, an den seine Hütte angelehnt war, die Taufe erhalten: man nannte ihn Clouis-Stein.

Er war bei Fontenoy verwundet worden, und infolgedessen hatte man ihm das Bein abnehmen müssen. Darum hatte er, frühzeitig verabschiedet, vom Herzog von Orleans die erwähnten Privilegien erhalten.

Der Vater Clouis besuchte keine Städte und kam nur einmal alle Jahre nach Villers-Cotterets; dies geschah, um 365 Ladungen Pulver und Blei zu kaufen.

An demselben Tag trug er zu Herrn Corau, Hutmacher in der Rue de Soissons, 365 Bälge, zur Hälfte von Hasen, zur Hälfte von Kaninchen; wofür ihm der Hutmacher 75 Livres gab.

Und wenn wir sagen 365 Bälge, so irren wir uns nicht um einen einzigen; denn der Vater Clouis, dem das Recht auf einen Schuß im Tage erteilt worden war, hatte es so eingerichtet, daß er mit jedem Schuß einen Hasen oder ein Kaninchen erlegte.

Von dem Fleisch der Tiere lebte er, mochte er es nun essen oder verkaufen. Überdies machte der Vater Clouis einmal im Jahr eine kleine Spekulation.

Der Felsen, an den seine Hütte angelehnt war, hatte einen wie ein Dach abhängigen Platz. Diese geneigte Fläche bot in ihrer größten Ausdehnung einen Raum von ungefähr achtzehn Fuß.

Der Vater Clouis verbreitete durch die Vermittlung der guten Weiber, die ihm seine Hasen oder Kaninchen abkauften, in den umliegenden Dörfern allmählich die Ansicht: die Mädchen, die am Feiertage des heiligen Ludwig, dreimal auf dem Felsen von oben bis unten rutschen, werden im Verlauf des Jahres verheiratet.

Im ersten Jahre kamen viele junge Mädchen, doch wagte nicht eines zu rutschen.

Im zweiten Jahre wagten es drei solche junge Personen, — zwei wurden im Verlaufe des Jahres verheiratet. Was die dritte betrifft, so behauptete der Vater Clouis kühn: wenn es ihr an einem Manne gefehlt, so sei es aus keinem andern Grund geschehen, als daß sie nicht mit demselben Vertrauen gerutscht, wie die andern.

Im folgenden Jahre liefen alle Mädchen der Umgegend herbei und rutschten.

Der Vater Clouis erklärte nun: es würde für so viele Mädchen auf einmal nie genug junge Männer geben; dennoch würde sich ein drittel der Rutscherinnen, und das waren die Gläubigsten, verheiraten.

Viele heirateten wirklich. Von diesem Augenblick an war der heiratliche Ruf des Clouis-Steins gegründet, und alle Jahre hatte der heilige Ludwig ein doppeltes Fest, ein Fest in der Stadt und ein Fest im Walde.

Nun verlangte der Vater Clouis ein Privilegium. Da man nicht den ganzen Tag rutschen konnte, ohne zu essen und zu trinken, so war es anfangs ein Monopol für den 25. August, Speisen und Getränke an die Rutscher und die Rutscherinnen zu verkaufen; denn es war den jungen Männern gelungen, die Mädchen zu überreden, man müsse, um die Kraft des Felsens unfehlbar zu machen, miteinander und besonders zu gleicher Zeit rutschen.

In dieser Weise lebte der Vater Clouis seit fünfunddreißig Jahren. Die Gegend behandelte ihn, wie die Araber ihre Marabuts behandeln. Er war ein Gegenstand der Legende geworden.

Was aber besonders die Jäger beschäftigte und die Jagdaufseher vor Neid bersten machte, war die erwiesene Thatsache, daß der Vater Clouis im Jahre nur 365 Schüsse that, und daß er mit diesen 365 Schüssen 183 Hasen und 182 Kaninchen erlegte.

Mehr als einmal hatten vornehme Herren von Paris, als sie, vom Herzog von Orleans auf einige Tage nach dem Schlosse eingeladen, von der Geschichte des Vaters Clouis erzählen hörten, diesem je nach ihrer Freigebigkeit einen Louisd'or oder einen Thaler in seine plumpe Hand gedrückt und das seltsame Geheimnis eines Mannes zu erforschen gesucht.

Doch der Vater Clouis hatte ihnen keine andre Erklärung zu geben gewußt, als die, daß er sich bei dem Heere daran gewöhnt, mit der mit einer Kugel geladenen Flinte auf jeden Schuß einen Mann zu töten; was er aber mit der Kugel auf einen Mann gethan, fand er noch viel leichter auszuführen mit einem Schrotschuß auf ein Kaninchen oder einen Hasen.

Und diejenigen, welche lächelten, wenn sie ihn so sprechen hörten, fragte er:

»Warum schießen Sie, wenn Sie nicht sicher sind, daß Sie treffen?«

»Aber,« sagte man zu ihm, »warum hat Ihnen der Herzog von Orleans, der Vater, der doch kein Filz war, nur einen einzigen Schuß für den Tag bewilligt?«

»Weil mehr zu viel gewesen wäre, und weil er mich wohl kannte.«

Die Seltsamkeit dieses Schauspiels und diese sonderbare Theorie trugen dem alten Einsiedler, ein Jahr in das andre gerechnet, ungefähr zehn Louisd'or ein.

Da er aber ebensoviel mit seinen Kaninchenbälgen und mit dem Feiertag, den er selbst gestiftet, verdiente und alle fünf Jahre nur ein Paar Jagdstiefel, und alle zehn Jahre einen Rock

kaufte, so war der Vater Clouis durchaus nicht unglücklich.

Im Gegenteil, es ging die Sage, er habe einen verborgenen Schatz, und derjenige, welcher ihn beerbe, werde kein schlechtes Geschäft machen.

Das ist die seltsame Person, die Pitou mitten in der Nacht aufsuchte, als ihm der treffliche Gedanke kam, der ihn seiner peinlichen Verlegenheit entziehen sollte.

Doch um den Vater Clouis zu treffen, durfte man nicht ungeschickt sein.

Clouis lag auf seinem Bette von Heidekraut, einem vortrefflichen, aromatischen Lager, das ihm der Wald im Monat September gab und das erst in dem darauf folgenden September erneuert werden durfte.

Es mochte etwa elf Uhr sein, das Wetter war klar und kühl.

Um zur Hütte des Vaters Clouis zu kommen, mußte man durch ein so dichtes, undurchsichtiges Gestrüppe dringen, daß dem Einsiedler jedesmal das Geräusch der Brüche einen Besuch zum voraus verkündigte.

Pitou machte viermal mehr Lärm als eine andre Person. Der Vater Clouis erhob das Haupt und schaute, denn er schlief nicht. Er war an diesem Tage in einer grimmigen Laune. Ein furchtbarer Unfall war ihm begegnet und machte ihn unzugänglich für seine freundlichsten Mitbürger.

Der Unfall war in der That furchtbar. Seine Flinte, die ihm fünfunddreißig Jahre zu Schrotschüssen gedient hatte, war ihm beim Schießen auf ein Kaninchen zersprungen. Das war der erste Fehlschuß, den er seitdem gethan.

Doch das unversehrte Kaninchen, war für den Vater Clouis nicht die schlimmste Unannehmlichkeit, die ihm widerfahren. Zwei Finger seiner linken Hand waren durch die Explosion zerrissen worden. Clouis hatte seine Finger mit zerriebenen Kräutern und Blättern wieder geflickt, doch seine Flinte hatte er nicht wieder flicken können.

Um sich aber eine andre Flinte zu verschaffen, mußte der Vater Clouis einen Griff in seinen Schatz thun. Und welches Opfer er auch für ein neues Gewehr brachte, wenn er auch die ungeheure Summe von zwei Louisd'or aufwandte, wer weiß, ob dieses Gewehr auf jeden Schuß töten würde, wie das, welches so unglücklicherweise zersprungen war?

Pitou kam, wie man sieht, zu einer schlimmen Stunde.

In dem Augenblick, wo Pitou die Hand auf die Klinke der Thüre legte, ließ auch der Vater Clouis ein Knurren hören, das den Kommandanten der Nationalgarde von Haramont zurückweichen machte.

War es ein Wolf, war es eine Bache, was die Stelle des Vaters Clouis eingenommen hatte?

Pitou zögerte auch, einzutreten.

»He! Vater Clouis!« rief er.

»Was!« machte der Menschenfeind.

Pitou war beruhigt, er hatte die Stimme des würdigen Einsiedlers erkannt.

»Gut, Ihr seid da,« sagte er.

Dann that er einen Schritt in das Innere der Hütte, machte seinen Bückling vor ihrem Eigentümer und sagte freundlich:

»Guten Morgen, Vater Clouis.«

»Wer ist da?« fragte der Verwundete.

»Ich, Pitou.«

»Wer Pitou?«

»Ich, Ange Pitou von Haramont, Ihr wißt?«

»Nun? was geht das mich an, daß Ihr Ange Pitou von Haramont seid?«

»Ho! ho!« sprach Pitou scherzend, »er ist nicht guter Laune, der Vater Clouis; ich habe ihn schlecht aufgeweckt.«

»Sehr schlecht aufgeweckt. Ihr habt recht.«

»Was muß ich denn thun?«

»Oh! das Beste, was Ihr thun könnt, ist, daß Ihr geht.«

»Ei! ohne ein wenig zu reden?«

»Worüber reden?«

»Ueber einen Dienst, den Ihr mir leisten sollt, Vater Clouis.«

»Ich leiste keinen Dienst umsonst.«

»Und ich, ich bezahle diejenigen, welche man mir leistet.«

»Das ist möglich, doch ich, ich kann keinen mehr leisten.«

»Warum nicht?«

»Ich schieße nichts mehr.«

»Wie, Ihr schießt nichts mehr? Ihr, der Ihr auf jeden Schuß tötet; das ist nicht möglich, Vater Clouis.«

»Geht,« sage ich Euch, »Ihr langweilt mich.«

»Höret mich an, und Ihr werdet es nicht bereuen.«

»Sprecht, doch macht nicht viel Worte . . . was wollt Ihr?«

»Ihr seid ein alter Soldat?«

»Weiter!«

»Nun! Vater Clouis, Ihr sollt mich das Exerzieren lehren.«

»Seid Ihr verrückt?«

»Nein, ich habe im Gegenteil mein ganzes Gehirn. Lehrt mich das Exerzieren, Vater Clouis, und wir werden über den Preis reden.«

»Ah! dieses Tier ist offenbar verrückt,« sprach ungeschlacht der alte Soldat, während er sich auf seinem dürren Heidekraut aufrichtete.

»Vater Clouis, ja oder nein? Lehrt mich das Exerzieren, wie man es bei der Armee thut, in zwölf Tempos, und verlangt von mir, was Euch gefällt.«

Der Alte erhob sich auf ein Knie, heftete sein fahles Auge auf Pitou und fragte:

»Was mir gefällt?«

»Ja.«

»Nun! was mir gefällt ist eine Flinte.«

»Ah! das macht sich vortrefflich, ich habe vierunddreißig Flinten.«

»Du hast vierunddreißig Flinten?«

»Und die vierunddreißigste, die ich für mich genommen, wird Euch wohl taugen. Es ist ein hübsches Sergeantengewehr mit dem Wappen des Königs in Gold auf der Schwanzschraube.«

»Und wie hast du dir diese Flinte verschafft? Ich hoffe, du hast sie nicht gestohlen.«

Pitou erzählte ihm seine Geschichte offenherzig und redlich.

»Ich begreife,« sagte der alte Jagdaufseher. Ich will dich wohl das Exerzieren lehren, doch ich habe ein Übel an den Fingern.«

Und er erzählte seinerseits Pitou den Unfall, der ihm begegnet war.

»Gut!« sprach Pitou, »kümmert Euch nicht mehr um Eure Flinte. Sie ist ersetzt. Ach! es handelt sich nur um Eure Finger . . . Das ist nicht wie mit den Flinten, ich habe keine vierunddreißig.«

»Oh! was die Finger betrifft, das ist nichts, und wenn du mir versprichst, daß die Flinte morgen hier sein wird, so komm.«

Und er stand sogleich auf.

Der Mond im Zenit ergoß Ströme weißer Flammen auf die Lichtung, die sich vor dem Hause ausdehnte.

Wer in dieser Einsamkeit die zwei schwarzen Schatten auf der gräulichen Fläche hätte gestikulieren sehen, wäre nicht imstande gewesen, sich eines geheimnisvollen Schreckens zu erwehren.

Der Vater Clouis nahm seinen Flintenstumpf und zeigte ihn seufzend Pitou. Zuerst unterwies er ihn in der Haltung des Militärs.

Es war übrigens etwas Seltsames, das plötzliche Geraderichten des großen Greises, der durch die Gewohnheit, in Gebüsch zu gehen, immer gebückt war und nun, wiederbelebt durch die Erinnerung an das Regiment und den Stachel des Exerzierens sein Haupt mit der weißen Mähne über breiten, wohlbefestigten Schultern schüttelte.

»Schau wohl,« sagte er zu Pitou, »schau wohl! Wenn man schaut, lernt man. Wenn du wohl gesehen hast, was ich mache, versuche es mir nachzumachen, und ich werde dir meinerseits zuschauen.«

Pitou versuchte es.

»Ziehe deine Kniee an, nimm deine Schultern zurück, gib deinem Kopf ein freies Spiel; mache dir einen Boden, alle Teufel! deine Füße sind breit genug hierzu.«

Pitou gehorchte nach seinen besten Kräften.

»Gut,« sagte der Greis, »du hast ein ziemlich stattliches Aussehen.«

Pitou fühlte sich unendlich geschmeichelt, daß man ihm ein stattliches Aussehen zuerkannte. Er hatte nicht so viel gehofft.

In der That, wenn er schon nach einer Stunde Exerzieren ein stattliches Aussehen bekam, wie würde es nach Verlauf eines Monats sein? Er würde ein majestätisches Aussehen haben.

Er wünschte auch fortzufahren, doch das war genug für eine Lektion. Ueberdies wollte sich der Vater Clouis, bevor er seine Flinte hatte, weiter nicht einlassen.

»Nein,« sagte er, »das ist genug für einmal; du hast ihnen nur dies für die erste Lektion zu zeigen, und sie werden es kaum in vier Tagen lernen; und während dieser Zeit wirst du zweimal hier gewesen sein.«

»Viermal,« rief Pitou.

»Ah! ah!« erwiderte kalt Vater Clouis, du hast Eifer und Beine, wie es scheint. Viermal, es sei. Doch ich sage dir, wir sind am Ende des letzten Mondviertels, und morgen wird es nicht mehr hell sein.«

»Wir exerzieren in der Grotte.«

»Dann wirst du Licht bringen.«

»Ein Pfund, zwei, wenn es sein muß.«

»Gut. Und meine Flinte?«

»Ihr werdet sie morgen haben.«

»Ich rechne darauf. Laß sehen, ob du behalten hast, was ich dir gezeigt habe.«

Pitou fing wieder an und erwarb sich Komplimente. In seiner Freude hätte er dem Vater Clouis eine Kanone versprochen.

Nach dieser zweiten Uebung, ungefähr um ein Uhr morgens, nahm er Abschied von seinem Instruktor und kehrte langsam, aber mit einem immer noch sehr weiten Schritt, nach dem Dorfe Haramont zurück, wo alles im tiefsten Schlafe lag.

Pitou träumte, er commandiere als Feldherr ein Herr von mehreren Millionen Menschen, und er lasse das ganze Weltall, in einer Linie aufgefüllt, die Bewegung des Rottenmarsches und ein *Schultert das Gewehr* machen, das sich bis zum Ende des Thales Josaphat erstreckte.

Schon am andern Tag gab er oder wiederholte er vielmehr seine Lektion seinen Soldaten mit einer Unverschämtheit in der Haltung und einer Sicherheit in der Unterweisung, welche die Gunst, in der er stand, bis zum Unmöglichen steigerten. O Volksbeliebtheit, ungreifbarer Hauch!

Pitou wurde volksbeliebt und war bewundert von Männern, Kindern und Greisen.

Selbst die Frauen blieben ernst, wenn er in ihrer Gegenwart seinen in einer Linie aufgestellten dreißig Soldaten zurief:

»Alle Teufel! seid doch stattlich! Schaut mich an.«

Und er war stattlich.

LXVII.

Worin Katharine auch Diplomatie treibt.

Der Vater Clouis hatte seine Flinte. Pitou war ein Junge von Ehre: für ihn war die versprochene Sache eine schuldige Sache.

Zwei dem ersten ähnliche Besuche machten aus Pitou einen vollkommenen Grenadier.

Leider war der Vater Clouis nicht so stark im Manövrieren, als im Exerzieren; als er die Wendungen und Veränderungen erklärt hatte, war er mit seinem Wissen zu Ende.

Pitou nahm nun seine Zuflucht zu dem soeben erschienenen *Handbuch für die Nationalgarde*, worauf er die Summe von einem Thaler verwandte.

Durch das großmütige Opfer seines Kommandanten lernte das Bataillon von Haramont sich ziemlich angenehm auf einem Terrain bewegen.

Als Pitou fühlte, daß sich die Bewegungen verwickelten, machte er eine Reise nach Soissons, einer Garnisonsstadt, sah wirkliche Bataillone, geführt von wirklichen Offizieren, manövrieren, und lernte hier an einem Tage mehr, als er mittelst Theorien in zwei Monaten gelernt hätte.

So vergingen zwei Monate, zwei Monate der Arbeit, der Anstrengung und der fieberhaften Aufregung.

Pitou, ehrgeizig, verliebt, unglücklich in der Liebe, aber, eine schwache Entschädigung, mit Ruhm gesättigt, Pitou hatte tüchtig geschüttelt, was gewisse Philosophen geistreicherweise *das Tier* nennen.

Bei Pitou war das Tier ohne Schonung der Seele geopfert worden. Dieser Mensch war so viel gelaufen, hatte so rastlos seine Glieder gerührt, so sehr seinen Geist geschärft, daß man sich wundern mußte, wenn er dabei an die Befriedigung oder die Tröstung seines Herzens gedacht hätte.

Dennoch war es so.

Wie oft nach dem Exerzieren hatte sich Pitou nicht hinreißen lassen, die Ebenen von Largny und von Roue in ihrer ganzen Länge, und dann den Wald in seiner ganzen Tiefe zu durchwandern, um an den Saum der Felder von Boursonne zu gehen, und Katharine, die noch immer ihre Rendezvous unterhielt, zu belauern.

Katharine, ein paar Stunden des Tags den Arbeiten des Hauses entziehend, traf in einem kleinen Pavillon, der mitten in dem zum Schlosse Boursonne gehörigen Kaninchengehege lag, mit dem geliebten Isidor zusammen, mit diesem glücklichen Sterblichen, der immer stolzer, immer schöner sich erhob, während alles um ihn her litt und sank.

Wie viel Bangigkeiten erfüllten das Herz des armen Pitou! welche traurigen Betrachtungen war er genötigt, anzustellen über die Ungleichheit der Menschen im Punkte der Glückseligkeit!

Er, dem die Mädchen von Haramont, von Taillefontaine und von Vivieres huldigten, er, der auch seine Rendezvous im Walde gefunden hätte, und der, statt stolz einherzugehen als ein glücklicher Liebhaber, lieber wie ein geschlagenes Kind vor der geschlossenen Thüre des Pavillons von Herrn Isidor weinte!

Das war so, weil Pitou Katharine liebte, weil er sie leidenschaftlich liebte, weil er sie um so mehr liebte, als er sie über ihm erhaben fand.

Er dachte nicht einmal mehr darüber nach, daß sie einen andern liebte. Nein, für ihn hatte Isidor aufgehört, ein Gegenstand der Eifersucht zu sein. Isidor war würdig, geliebt zu sein; aber Katharine, ein Mädchen aus dem Volke, hätte vielleicht ihre Familie nicht entehren, oder sie hätte wenigstens Pitou nicht in Verzweiflung bringen sollen.

Wenn er überlegte, hatte die Reflexion sehr scharfe Spitzen, sehr grausame Stiche.

»Wie!« sagte sich Pitou, »es hat ihr dergestalt an Gemüt gefehlt, daß sie mich hat gehen lassen! Und seitdem ich gegangen bin, hat sie nicht einmal die Gewogenheit gehabt, sich zu erkundigen, ob ich Hungers gestorben. Was würde der Vater Billot sagen, wenn er wüßte, daß man so seine Freunde verläßt, daß man so seine Angelegenheiten vernachlässigt? Was würde er sagen, wenn er wüßte, daß die Verwalterin des Hauses, statt die Arbeitsleute des Pachthofes zu beaufsichtigen, ihrer Liebchaft mit Herrn von Charny, einem Aristokraten, nachgeht?«

»Der Vater Billot würde nichts sagen. Er würde Katharine umbringen.

»Es ist doch etwas, dachte Pitou, es ist doch etwas, das leichte Mittel einer solchen Rache in seinen Händen zu haben.«

Ja, doch es war schön, sich dessen nicht zu bedienen.

Pitou hatte es indessen schon erprobt, die mißkannten schönen Handlungen nützen denjenigen nicht, welche sie vollbracht haben.

Wäre es nicht möglich, Katharine wissen zu lassen, daß man so schöne Handlungen vollbringe?

Ei! mein Gott, nichts war leichter: man durfte nur an einem Sonntag beim Tanze Katharine anreden und ihr wie zufällig eines von den schrecklichen Worten sagen, die den Schuldigen offenbaren, daß ein Dritter ihr Geheimnis ergründet hat.

War das nicht gar leicht thunlich, und geschehe es auch nur, um diese Hoffärtige ein wenig leiden zu sehen?

Doch, um zum Tanze zu gehen, mußte man sich abermals der Vergleichung aussetzen mit diesem schönen Herrn: und diese Vergleichung war für einen Nebenbuhler, wie Pitou, keine erwünschte Stellung.

Erfindungsreich, wie alle diejenigen, welche ihren Kummer zu konzentrieren wissen, fand Pitou etwas Besseres als das Gespräch beim Tanze.

Der Pavillon, in dem die Rendezvous von Katharine mit dem Herrn von Charny stattfanden, war von einem dichten Gehölze umgeben, das an den Wald von Villers-Cotterets stieß.

Ein einfacher Graben bezeichnete die Grenze zwischen dem Eigentum des Grafen und dem Eigentum des Privatmanns.

Katharine, die jeden Augenblick in den Geschäften des Pachthofes nach den umliegenden Dörfern gerufen wurde und notwendig durch den Wald reiten mußte; Katharine, der man nichts sagen konnte, so lange sie in diesem Wald war, hatte nur über den Graben zu setzen, um im Walde ihres Liebhabers zu sein.

Dieser Punkt war gewiß als der vorteilhafteste für das Leugnen gewählt.

Der Pavillon beherrschte das Gehölze dergestalt, daß man durch die schrägen, mit farbigen Gläsern versehenen Luken alles in der Umgebung wahrnehmen konnte, und der Ausgang des Pavillons war durch das Gehölz so gut verborgen, daß eine Person, die herausritt, sich mit drei

Sprüngen ihres Pferdes im Walde, das heißt auf neutralem Gebiete, befinden konnte.

Pitou war aber bei Tag und bei Nacht so oft gekommen, er hatte das Terrain so gut studiert, daß er den Ort, wo Katharine herauskam, ganz genau wußte.

Nie kehrte Katharine von Isidor gefolgt in den Wald zurück. Isidor blieb einige Zeit nach ihr im Pavillon, um darüber zu wachen, daß ihr bei ihrem Abgang nichts begegne; dann entfernte er sich auf der entgegengesetzten Seite, und alles war vorbei.

An dem Tag, den Pitou für sein Unternehmen wählte, legte er sich am Weg, den Katharine passieren mußte, in den Hinterhalt; er stieg auf eine ungeheure Buche, die mit ihren dreihundert Jahren den Pavillon und das Gehölz überragte.

Es verging keine Stunde, daß er Katharine vorbeireiten sah. Sie band ihr Pferd in einer Schlucht des Waldes an, und gleich einer erschrockenen Hündin setzte sie mit einem Sprung über den Graben und durchschritt das Gehölz, das zum Pavillon führte. Katharine war gerade unter der Buche, auf der Pitou saß, vorübergekommen.

Pitou brauchte nur von seinem Aste herabzusteigen und sich an den Baumstamm anzulehnen. Sobald er hier war, zog er aus seiner Tasche ein Buch, der vollkommene Nationalgardist, das er zu lesen sich den Anschein gab.

Nach einer Stunde drang das Geknarre einer Thüre an Pitous Ohr. Im Blätterwerk wurde das Rauschen eines Kleides hörbar. Der Kopf Katharines erschien außerhalb der Zweige; sie schaute mit erschrockener Miene umher, ob sie niemand sehen könne.

Sie war zehn Schritte von Pitou.

Unbeweglich und unempfindlich hielt Pitou sein Buch in seinem Schoße.

Nur stellte er sich nicht mehr, als lese er, und schaute Katharine absichtlich an, damit sie sehe, daß er sie anschau.

Katharine gab einen halberstickten Schrei von sich — erkannte Pitou, wurde bleich, als ob der Tod an ihr vorübergezogen wäre und sie berührt hätte, und nach einer kurzen Unentschlossenheit, die sich im Zittern ihrer Hände und im Zucken ihrer Schultern verriet, stürzte sie blindlings in den Wald, wo sie ihr Pferd wieder fand, auf dem sie entflo.

Die Falle von Pitou war gut gewesen, und Katharine hatte sich fangen lassen.

Pitou kam halb glücklich, halb erschrocken nach Haramont zurück. Denn kaum hatte er sich von dem, was er vollbracht, thatsächlich Rechenschaft gegeben, als er in diesem einfachen Schritt eine Menge erschrecklicher Einzelheiten erblickte, an die er anfangs nicht gedacht.

Der folgende Sonntag war in Haramont für eine militärische Feierlichkeit bestimmt.

Hinreichend instruiert, hatten die Nationalgardisten des Dorfes ihren Kommandanten gebeten, sie zu versammeln und eine öffentliche Uebung vornehmen zu lassen.

Einige durch die Eifersucht in Bewegung gesetzte Dörfer, die auch militärische Uebungen gemacht hatten, sollten nach Haramont kommen, um eine Art von Wettkampf mit ihren Aeltern in der Laufbahn der Waffen einzugehen. Eine Deputation von jedem dieser Dörfer hatte sich mit Pitous Generalstab verständigt; ein Bauersmann, ein ehemaliger Sergeant, befehligte sie.

Die Ankündigung eines so schönen Schauspiels lockte eine große Anzahl Neugieriger im Sonntagsstaat herbei, und das Marsfeld von Haramont wurde schon morgens früh von einer Menge Mädchen und Kinder überströmt, denen langsamer, aber nicht mit geringerem Interesse die Väter und Mütter der Streiter folgten.

Den Anfang machten Imbisse, indem man sich lagerte auf dem Grasboden, einfache Festessen

von Obst und Brotkuchen, durch das klare Wasser der Quelle angefeuchtet.

Bald erschollen vier Trommeln in verschiedenen Richtungen; sie kamen von Largny, von Bez, von Taillefontaine und von Vivieres.

Haramont war ein Mittelpunkt geworden; es hatte seine vier Hauptpunkte.

Die fünfte Trommel ging mutig und führte aus Haramont ihre dreiunddreißig Nationalgardisten.

Unter den Zuschauern bemerkte man einen Teil der adeligen und bürgerlichen Aristokratie, welche gekommen war, um darüber zu lachen.

Dabei befanden sich viele Pächter aus der Umgegend, die ihre Schaulust befriedigen wollten.

Bald trafen auf zwei Pferden, nebeneinander reitend, Katharine und die Mutter Billot ein.

Das war der Augenblick, als eben die Nationalgarde von Haramont aus dem Dorfe ausmündete, mit einem Pfeifer, einem Trommler und ihrem Kommandanten Pitou an der Spitze, der einen großen Schimmel ritt, den ihm sein Leutnant Maniquet geliehen hatte, damit die Nachahmung von Paris vollkommener wäre und Herr von Lafayette in Haramont *leibhaftig* repräsentiert würde.

Strahlend vor Stolz, mit würdevoller Haltung, den Degen in der Hand, ritt Pitou auf dem breiten Roß mit silberner Mähne und, ohne Spott, er stellte, wenn nicht etwas Elegantes und Aristokratisches, wenigstens etwas Kräftiges und Beherztes vor, was mit Vergnügen anzuschauen war.

Der siegreiche Aufmarsch von Pitou und seinen Leuten wurde durch freudigen Zuruf begrüßt.

Die Nationalgarde von Haramont hatte gleiche Hüte, alle geschmückt mit der Nationalkokarde, glänzende Flinten, und marschierte in zwei Gliedern mit einem sehr befriedigenden Gesamteindruck. Als sie auf den Exerzierplatz kam, hatte sie auch bereits alle Stimmen der Versammlung für sich gewonnen.

Pitou erblickte aus dem Augenwinkel Katharine.

Er errötete, sie erbleichte.

Die Revue hatte von diesem Augenblick an für ihn mehr Interesse als für jedermann.

Er ließ die Leute zuerst das einfache Exerzitium mit der Flinte machen, und jede Bewegung, die er kommandierte, wurde so pünktlich ausgeführt, daß die Luft von Bravos erscholl.

Nicht dasselbe war bei den andern Dörfern der Fall; sie zeigten sich matt und unregelmäßig. Halb bewaffnet, halb unterrichtet, fühlten sich die einen schon demoralisiert durch die Vergleichung, die andern übertrieben hochmütig.

Alle gaben nur unvollkommene Resultate.

Doch vom Exerzitium sollte man zum Manövrieren übergehen. Hier erwartete der Sergeant seinen Nebenbuhler Pitou.

Der Sergeant hatte, in Betracht seines Dienstaltes, das Oberkommando erhalten, und es handelte sich für ihn ganz einfach darum, die hundertundsiebzig Mann der Hauptarmee marschieren und manövrieren zu lassen.

Er konnte es aber nicht zu Stande bringen.

Seinen Degen unter dem Arm und seinen getreuen Helm auf dem Kopfe, schaute Pitou mit dem Lächeln des überlegenen Feldherrn zu.

Als der Sergeant die Spitzen seiner Kolonne unter den Bäumen des Waldes hatte

verschwinden sehen, während die Schweife den Weg nach Haramont einschlugen; als sich seine Carres in unrichtigen Entfernungen zerstreuten; als die Rotten auf eine sehr unerfreuliche Art sich vermengten und die Rottenführer sich verirrt, verlor er den Kopf, und wurde von seinen zwanzig Soldaten mit einem Gemurmel des Mißfallens begrüßt.

Ein Schrei erscholl auf der Seite von Haramont.

»Pitou! Pitou! Pitou!«

»Ja, ja, Pitou!« riefen die Leute von den andern Dörfern, wütend über ihre geringeren Fähigkeiten, die sie liebevoll ihren Instruktoren zuschrieben.

Pitou bestieg wieder seinen Schimmel, kehrte zu seiner Mannschaft zurück, die er an die Spitze der Armee stellte und ließ ein Kommando von solcher Stärke und einem so herrlichen Baß erschallen, daß die Eichen darüber erbebten.

Auf der Stelle und wie durch ein Wunder bildeten die in Unordnung geratenen Glieder sich wieder; die befohlenen Bewegungen wurden mit einer Übereinstimmung ausgeführt, deren Regelmäßigkeit der Enthusiasmus nicht störte, und Pitou wandte die Lektionen des Vaters Clouis und die Theorie des vollkommenen Nationalgardisten so glücklich in der Praxis an, daß er einen ungeheuren Erfolg erlangte.

Einmütig und einstimmig ernannte ihn das Heer auf dem Schlachtfelde zum *Befehlshaber*.

Pitou stieg, in Schweiß gebadet und trunken vor Stolz, von seinem Pferde und empfing, als er den Boden berührte, die Glückwünsche des Volkes.

Zu gleicher Zeit suchte er aber unter der Menge den Blicken Katharines zu begegnen.

Plötzlich ertönte die Stimme des Mädchens an seinem Ohr.

Pitou hatte nicht nötig, zu Katharine zu gehen, Katharine war zu ihm gekommen.

Der Triumph war groß.

»Nun!« sprach sie mit einer lachenden Miene, die ihr bleiches Gesicht lügen strafte, »wie! Herr Ange, Sie sagen uns nichts? Sie sind stolz geworden, weil Sie ein großer General sind . . .«

»Oh! nein,« rief Pitou, »oh! guten Morgen, Mademoiselle!«

Dann zu Frau Billot:

»Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, Frau Billot.«

Und zu Katharine zurückkehrend:

»Sie täuschen sich, Mademoiselle, ich bin kein großer General, ich bin nur ein armer Junge, beseelt von dem Wunsche, meinem Vaterlande zu dienen.«

Dieses Wort wurde auf den Wogen der Menge fortgetragen und unter einem Sturme von Beifallsgeschrei für ein erhabenes Wort erklärt.

»Ange,« sagte leise Katharine, »ich muß mit Ihnen sprechen.«

»Ah! ah!« dachte Pitou, »da sind wir.«

Dann erwiderte er laut:

»Zu Ihren Befehlen, Mademoiselle.«

»Kommen Sie bald mit uns in den Pachthof zurück.«

»Gut.«

LXVIII.

Der Honig und der Wermut.

Katharine hatte es so eingerichtet, daß sie mit Pitou allein war, trotz der Gegenwart ihrer Mutter.

Die gute Frau Billot hatte ein paar gefällige Nachbarinnen gefunden, die, das Gespräch unterhaltend, ihrem Pferde folgten, während Katharine, die das ihrige einer von ihnen überlassen, mit Pitou, der sich seinen Triumphen entzogen, durch den Wald zu Fuß ging.

Ueber derartige Vorgänge wundert sich auf dem Lande niemand, wo alle Geheimnisse von ihrer Wichtigkeit durch die Nachsicht verlieren, die man sich gegenseitig bewilligt.

Man fand es natürlich, daß Pitou mit Frau Billot und ihrer Tochter zu reden hatte; vielleicht bemerkte man es nicht einmal.

An diesem Tage hatte jeder sein Interesse in der Stille und in der Tiefe der Schatten. Alles, was Ruhm oder Glück ist, sucht ein Obdach unter den hundertjährigen Eichen in den walddreichen Gegenden.

»Hier bin ich, Mademoiselle Katharine,« sagte Pitou, als sie allein waren.

»Warum sind Sie solange vom Pachthofe verschwunden geblieben?« fragte Katharine, »das ist schlimm, Herr Pitou.«

»Aber, Mademoiselle,« entgegnete Pitou erstaunt. »Sie wissen wohl . . .«

»Ich weiß nichts . . . Das ist schlimm.«

Pitou kniff sich die Lippen, es widerstrebte ihm, Katharine lügen zu hören.

Sie bemerkte es. Pitous Blick war sonst gewöhnlich gerade und ehrlich; nun stand er aber schief gerichtet.

»Hören Sie, Herr Pitou,« sprach sie, »ich habe Ihnen etwas andres zu sagen.«

»Ah!« machte er.

»Neulich bei der Strohütte, wo Sie mich gesehen haben . . .«

»Wo habe ich Sie gesehen?«

»Ah! Sie wissen wohl.«

»Ich weiß . . .«

Sie errötete.

»Was machten Sie dort?« sagte sie.

»Sie haben mich also erkannt?« fragte er mit einem sanften, schwermütigen Vorwurf.

»Anfangs nein, doch hernach ja.«

»Wie hernach?«

»Man ist zuweilen zerstreut; man geht, ohne zu wissen, und dann überlegt man.«

»Sicherlich.«

Sie versank wieder in ein Stillschweigen, er auch; der Eine und die Andere hatten zu viele Dinge zu Denken, um so grade heraus zu sprechen.

»Kurz,« sagte Katharine, »Sie waren es?«

»Ja, Mademoiselle.«

»Was machten Sie denn dort? Waren Sie nicht versteckt?«

»Versteckt? nein. Warum sollte ich versteckt gewesen sein?«

»Ah! die Neugierde . . .«

»Ich bin nicht neugierig.«

Sie stieß ungeduldig mit ihrem kleinen Fuß auf den Boden.

»So viel ist immerhin gewiß, daß Sie da waren, und daß dies kein gewöhnlicher Ort für Sie ist.«

»Mademoiselle, Sie haben gesehen, daß ich las.«

»Ah! ich weiß nicht.«

»Da Sie mich gesehen, so müssen Sie es wissen.«

»Ich habe Sie gesehen, das ist wahr, doch nicht genau. Und . . . Sie lasen?«

»Den *Vollkommenen Nationalgardisten*.«

»Was ist das?«

»Ein Buch, aus dem ich die Taktik lerne, um hernach meine Leute darin zu unterweisen; und um gut zu studieren, muß man, wie Sie wissen, beiseite gehen.«

»Das ist im ganzen wahr, und dort, am Saume des Waldes stört Sie nichts.«

»Nichts.«

Neues Stillschweigen. Die Mutter Billot und die Gevatterinnen gingen immer weiter.

»Wenn Sie so studieren,« sagte Katharine, »studieren Sie lange?«

»Oft ganze Tage.«

»Also waren Sie lange dort?« rief Katharine lebhaft.

»Sehr lange.«

»Es ist wunderbar, daß ich Sie nicht sah, als ich dahin kam.«

Hier log Sie und zwar so dreist, daß Pitou Lust hatte, sie davon zu überzeugen; doch er schämte sich für Sie; er war verliebt und folglich schüchtern; alle diese Fehler verliehen ihm eine gute Eigenschaft: die Behutsamkeit.

»Ich werde geschlafen haben,« sagte er: »das geschieht zuweilen, wenn man zu viel mit dem Kopf gearbeitet hat.«

»Und während Ihres Schlafes bin ich in den Wald gegangen, um Schatten zu haben. Ich ging . . . ich ging bis zu den alten Mauern des Pavillons.«

»Ah! versetzte Pitou, des Pavillons . . . welches Pavillons?«

Katharine errötete abermals. Die Unwissenheit war diesmal zu erkünstelt, als daß sie hätte daran glauben können.

»Des Pavillons von Charny,« erwiderte sie Ruhe heuchelnd. »Dort wächst die beste Hauswurz der Gegend.«

»Potz tausend!«

»Ich hatte mich bei der Wäsche gebrannt, und ich brauchte Blätter.«

Ange, der Unglückliche, als hätte er zu glauben gesucht, warf einen Blick auf die Hände Katharines.

»Nicht an den Händen, am Fuß,« sagte sie rasch.

»Und Sie haben Hauswurzblätter gefunden?«

»Ja wohl; sehen Sie, ich hinke nicht mehr.«

»Sie hinkte noch weniger, als ich sie schneller als ein Reh durch das Gebüsch entfliehen sah,« dachte Pitou.

Katharine bildete sich ein, es sei ihr geglückt; sie bildete sich ein, Pitou habe nichts gewußt, nichts gesehen.

Einer Bewegung der Freude nachgebend, einer schlimmen Bewegung für eine so schöne Seele, sagte sie:

»Also Herr Pitou schmolte mit uns; Herr Pitou ist stolz auf seine neue Stellung; Herr Pitou verachtet die armen Bauern, seitdem er Offizier ist.«

Pitou fühlte sich verletzt. Ein so großes Opfer, selbst wenn man es verhehlt, verlangt beinahe immer belohnt zu werden, und da ihn Katharine im Gegenteil zu foppen schien, da sie ihn durch Vergleichung mit Isidor von Charny ohne Zweifel verspottete, so verlor Pitou alle gute Gesinnung für sie.

»Mademoiselle,« sagte er, »mir scheint, daß Sie vielmehr mit mir schmolten.«

»Wieso?«

»Einmal haben Sie mich vom Pachthofe weggejagt, indem Sie mir Arbeit verweigerten; oh! ich habe Herrn Billot nichts darüber mitgeteilt. Gott sei Dank! ich besitze Arme und Mut im Dienste meiner Bedürfnisse.«

»Ich versichere Sie, Herr Pitou . . .«

»Genug, Sie sind die Gebieterin in Ihrem Hause. Sie haben mich also weggejagt; da Sie sodann in den Pavillon von Charny gingen und ich dort war, und Sie mich gesehen haben, so war es an Ihnen, mit mir zu sprechen, statt zu entfliehen wie ein Apfeldieb.«

Die Schlange hatte gebissen, Katharine fiel von der Höhe ihrer Ruhe herab.

»Entfliehen,« sagte sie; »ich entfloh?«

»Als brennte es im Pachthofe; ich hatte noch nicht Zeit gehabt, mein Buch zu schließen, als Sie schon auf dem im Blätterwerk verborgenen armen Cadet saßen, der die ganze Rinde einer Esche gefressen hat, — ein verlorener Baum . . .«

»Ein verlorener Baum? aber was sagen Sie mir denn da, Herr Pitou?« stammelte Katharine, die fühlte, wie ihre ganze Dreistigkeit sie zu verlassen anfing.

»Das ist sehr natürlich: während Sie Hauswurz suchten,« fraß Cadet, »und in einer Stunde frißt ein Pferd teuflermäßig viel Dinge ab.«

Katharine rief:

»In einer Stunde!«

»Es ist unmöglich, Mademoiselle, daß ein Pferd einen Baum wie diesen in weniger als einer Stunde mit den Zähnen abschält. Sie mußten Hauswurz für so viele Wunden sammeln, als auf dem Platze der Bastille gemacht worden sind; das ist eine herrliche Pflanze für Kataplasmen.«

Ganz bleich und außer Fassung gebracht, fand Katharine kein Wort mehr. Pitou schwieg auch, er hatte genug gesagt.

Die Mutter Billot hielt gerade auf dem Kreuzwege an, um von den Gevatterinnen Abschied zu nehmen.

Pitou, auf die Folter gespannt, denn er hatte sich eine Wunde versetzt, deren Schmerz er

fühlte, wiegte sich bald auf einem, bald auf dem andern Beine, wie ein Vogel, der zu entfliegen im Begriffe ist.

»Nun, was sagt der Offizier?« rief die Pächterin.

»Er sagt, er wünsche Ihnen einen guten Abend, Frau Billot.«

»Noch nicht; bleiben Sie,« sprach Katharine mit einem beinahe verzweifelten Ausdruck.

»Guten Abend,« erwiderte die Pächterin. »Kommst du, Katharine?«

»Oh! sagen Sie mir doch die Wahrheit!« flüsterte das Mädchen.

»Welche?«

»Sie sind also nicht mehr mein Freund?«

»Ach!« seufzte der Unglückliche, der, in der Liebe noch ohne Erfahrung, im schrecklichen Dienst des Vertrauten debutierte, eine Rolle, aus der nur die Gewandten einen Nutzen zum Nachteil ihrer Eitelkeit zu ziehen wissen.

Pitou fühlte, daß ihm sein Geheimnis auf die Lippen trat; er fühlte, daß das erste Wort von Katharine ihn ihrer Willkür preisgeben würde.

Er fühlte aber auch zugleich, daß es um ihn geschehen war, wenn er sprach; er fühlte, daß er vor Schmerz an dem Tage sterben müßte, wo ihm Katharine das verkündigte, was sie ihn bloß ahnen ließ.

Diese Furcht machte ihn stumm wie einen Römer.

Er verbeugte sich mit einer Ehrerbietung, die ihr das Herz durchbohrte; er grüßte Frau Billot mit einem freundlichen Lächeln und verschwand im Dickicht des Waldes.

Katharine machte unwillkürlich einen Sprung, als wollte sie ihm folgen.

Die Mutter Billot sagte zu ihrer Tochter:

»Dieser Junge hat seine guten Seiten; er ist gelehrt und hat Herz.«

Als Pitou allein war, begann er einen langen Monolog über dieses Thema.

»Nennt man das die Liebe? Das ist in gewissen Augenblicken sehr unschmackhaft, in andern wieder sehr bitter.«

Der arme Junge war so naiv und so gut, daß er nicht bedachte: es gebe in der Liebe Wermut und Honig, und Herr Isidor habe den Honig für sich gewonnen.

Von diesem Augenblick an, wo sie entsetzlich gelitten, faßte Katharine für Pitou eine Art von Ehrfurcht, die sie ein paar Tage vorher entfernt nicht für diesen harmlosen und seltsamen Menschen empfunden hatte.

Wenn man keine Liebe einflößt, ist es nicht unartig, ein wenig Furcht einzuflößen, und Pitou, der großen Appetit nach persönlicher Würde besaß, würde es nicht wenig geschmeichelt haben, wenn er dieses Gefühl bei Katharine entdeckt hätte.

Da er aber nicht stark genug in der Physiologie war, um die Ideen einer Frau auf eine Entfernung von anderthalb Meilen zu erraten, so beschränkte er sich darauf, daß er viel weinte und sich immer wieder eine Menge von traurigen Dorfliedern auf die melancholischsten Melodien vorsang.

Seine Armee würde sehr enttäuscht worden sein, hätte sie wahrnehmen können, wie ihr General so elegischen Jeremiaden sich preisgab.

Als Pitou viel geweint hatte, nachdem er einen starken Marsch gemacht, kehrte er nach seiner Wohnung zurück, vor der die abgöttischen Haramonter eine Schildwache, das Gewehr im Arm,

aufgestellt hatten, um ihm Ehre zu erweisen.

Die Schildwache hatte aber nicht mehr das Gewehr im Arm, so sehr war sie betrunken; sie schlief auf der Steinbank, mit der Flinte zwischen ihren Beinen.

Erstaunt weckte sie Pitou auf.

Er erfuhr sodann, daß die dreißig guten Leute einen Schmaus beim Vater Tellier, dem Hotel von Haramont, bestellt hatten; daß zwölf von den begeisterten Gevatterinnen die Sieger dort bekränzten, und daß man den Ehrenplatz für den Turenne, der den Conte des benachbarten Cantons geschlagen, aufbewahrt hatte.

Von seiner Schildwache in den Bankettsaal fortgezogen, wurde Pitou mit einem Zuruf empfangen, der die Mauern hätte erschüttern können.

Er grüßte stillschweigend, setzte sich ebenso und griff mit der Ruhe, die man an ihm kennt, die Kalbsschnitten und den Salat an.

Das dauerte die ganze Zeit, die sein Herz brauchte, um abzuschmollen, und sein Magen, um sich anzufüllen.

LXIX.

Unvorhergesehene Entwicklung.

Ein Bankett zu einem Schmerz, das giebt einen noch stärkeren Schmerz oder die völlige Tröstung.

Pitou bemerkte nach Verlauf von zwei Stunden, daß er keinen Zuwachs an Schmerzen verspüre. Er stand auf, als alle seine Gefährten nicht mehr aufstehen konnten.

Er hielt eine Rede an sie über die Mäßigkeit der Spartaner, als alle bis zur Bewußtlosigkeit berauscht waren.

Und er sagte sich, es wäre gut, spazieren zu gehen, indes alle unter dem Tisch schnarchten.

Was die jungen Mädchen von Haramont betrifft, so sind wir es ihrer Ehre schuldig, zu erklären, daß sie vor dem Nachtschiff verschwunden waren, ohne daß ihr Kopf, ihre Beine und ihr Herz bezeichnend gesprochen hatten.

Pitou, der Brave der Braven, konnte nicht umhin, einige Betrachtungen anzustellen.

Von all dieser Liebe, von allen diesen Reichtümern, von allen diesen Schönheiten, blieb ihm nichts mehr im Gedächtnis, als die letzten Blicke und die letzten Worte Katharines.

Er erinnerte sich, daß die Hand Katharines die seinige mehrere Mal berührt, daß ihre Schulter die seinige freundschaftlich gestreift hatte; daß ihm während der Stunden der Erörterung sogar gewisse Vertraulichkeiten von Seiten Katharines alle ihre Vorzüge und Lieblichkeiten enthüllt hatten.

Dann ebenfalls trunken von dem, was er bei kaltem Blute vernachlässigt, suchte er um sich her, wie es ein Mensch thut, der eben erwacht. Er fragte die Schatten, warum so viel Strenge gegen eine junge Frau voller Liebe, Süßigkeit und Anmut? gegen eine junge Frau, die beim Eintritt in das Leben ihre Grillen gehabt haben konnte? Ach! wer hatte nicht die seinigen!

Pitou fragte sich auch, warum es ihm, einem Bären, einem Häßlichen, einem Armen, sogleich gelungen sein sollte, dem hübschesten Mädchen der Gegend Liebesgefühle einzuflößen, während bei diesem Mädchen ein schöner, adeliger Herr, der Pfau der Gegend, das Rad zu schlagen sich die Mühe gab.

So durch die Philosophie gegen die schlimmen Neigungen wieder gestählt, gestand sich Pitou, er habe gegen das Mädchen ein unpassendes, wenn nicht verdammenswertes Benehmen beobachtet. Er sagte sich, das sei das Mittel, Abscheu gegen sich zu erregen und erkannte seine Berechnung als eine durchaus verfehlte; geblendet durch Herrn von Charny werde Katharine den Vorwand nehmen, Pitous glänzende und solide Eigenschaften nicht anzuerkennen, wenn er jenen schlimmen Charakter offenbare; er müsse also Katharine den Beweis eines guten Charakters geben.

Und wie?

Pitou, diese gute Seele, diese schöne Seele, glühend von Wein und Glück, sagte sich, er werde Katharine so beschämen, daß sie einen Jungen wie ihn nicht liebe, daß sie sich eines Tags gestehen werde, sie habe ihn verkannt.

Und dann, müssen wir es sagen? die keuschen Ansichten Pitous konnten es nicht zulassen, daß

die reine, die stolze, die schöne Katharine etwas anders sei für Herrn Isidor, als eine Kokette.

An einem schönen Tag würde Herr Isidor nach der Stadt gehen, eine Gräfin heiraten, Katharine nicht mehr anschauen, und der Roman hätte ein Ende.

Alle diese eines Greises würdigen Betrachtungen gab der Wein, der die Alten verjüngt, unserm wackeren Kommandanten der Nationalgarde von Haramont ein.

Um nun Katharine wohl zu beweisen, daß er ein Mensch von gutem Charakter sei, beschloß er, eines um das andre die schlimmen Worte von diesem Abend wieder zu erwischen. Um dies zu thun, mußte er vor allem Katharine wieder ertappen.

Für einen trunkenen Menschen, der keine Uhr hat, giebt es keine Stunden. Pitou besaß keine Uhr, und er hatte nicht zehn Schritte außer dem Hause gemacht, als er trunken war wie ein Bacchus oder sein vielgeliebter Sohn Thespis.

Er erinnerte sich nicht mehr, daß er Katharine seit mehr als drei Stunden verlassen habe und daß sie, um nach Pisseleux zurückzukehren, höchstens eine kleine Stunde brauchte.

Er stürzte in den Wald und schritt kühn quer durch die Bäume, um Pisseleux, mit Vermeidung der zickzackigen Wege, in der geradesten Richtung zu erreichen.

Lassen wir ihn mit gewaltigen Fußritten und Stockstreichen die Bäume, Büsche und Sträucher des Waldes des Herzogs von Orleans beschädigen, der ihm die Streiche mit Wucher zurückgab.

Begeben wir uns wieder zu Katharine, die, nachdenkend und trostlos, mit ihrer Mutter nach Hause kehrte.

Einige Schritte vom Pachthofe ist ein Sumpf; bei dieser Stelle wird der Weg schmaler, und zwei Pferde, die nebeneinander gekommen sind, müssen hintereinander gehen.

Die Mutter Billot ritt voran.

Katharine wollte auch weiter reiten, als sie ein leises Pfeifen hörte, das einen Ruf bedeutete.

Sie wandte sich um und erblickte im Schatten die Tressen einer Mütze, welche die des Lakais von Isidor war.

Sie ließ ihre Mutter ihres Wegs ziehen, was diese auch ohne Besorgnis that, da man nur hundert Schritte vom Pachthof entfernt war.

Der Lakai kam auf sie zu und sagte:

»Mademoiselle, Herr Isidor muß Sie heute Abend notwendig sehen; er bittet Sie, ihn um elf Uhr irgendwo, wo Sie wollen, zu erwarten.«

»Mein Gott!« versetzte Katharine, sollte ihm ein Unglück widerfahren sein?

»Ich weiß es nicht, Mademoiselle, doch heute Abend hat er von Paris einen schwarz gesiegelten Brief erhalten; schon seit einer Stunde warte ich hier.«

Es schlug zehn Uhr in der Kirche von Villers-Cotterets, und die Stunden zogen eine nach der andern, in der Luft bebend, auf ihren ehernen Flügeln getragen vorüber.

Katharine schaute umher.

Der Ort ist dunkel und abgelegen, sagte sie; ich werde Ihren Herrn hier erwarten.

Der Lakai stieg wieder zu Pferde und ritt weg im Galopp.

Katharine kehrte ganz zitternd hinter ihrer Mutter in den Pachthof zurück.

Was konnte ihr Isidor zu einer solchen Stunde zu eröffnen haben, wenn nicht ein Unglück?

Ein Liebesrendevous entlehnt lachendere Formen.

Doch das war nicht die Frage. Isidor verlangte ein Rendevous in der Nacht, gleichviel zu

welcher Stunde, gleichviel an welchem Ort: sie hätte ihn auf dem Friedhofe von Villers-Cotterets um Mitternacht erwartet.

Sie wollte also nicht einmal nachdenken, küßte ihre Mutter und zog sich in ihr Zimmer zurück, scheinbar, um sich schlafen zu legen.

Als Katharine in ihr Zimmer zurückgekehrt war, kleidete sie sich weder aus, noch legte sie sich nieder. Sie wartete. Sie hörte halb elf Uhr schlagen, dann löschte sie ihre Lampe aus und eilte ins Speisezimmer hinab.

Die Fenster des Speisezimmers gingen auf den Weg; sie öffnete ein Fenster und sprang leise zu Boden.

Sie ließ das Fenster offen, um zurückkehren zu können, und legte nur einen von den Läden am Kreuzstock an.

Dann lief sie in der Nacht an die bezeichnete Stelle, und hier, das Herz bebend, die Beine zitternd, eine Hand an ihrem brennenden Kopf, die andre auf ihrer Brust, die dem Zerspringen nahe war, wartete sie.

Sie hatte nicht lange zu warten. Das Geräusch laufender Pferde drang in ihr Ohr.

Sie machte einen Schritt vorwärts.

Isidor war bei ihr.

Der Lakai blieb zurück.

Ohne vom Pferde zu steigen, streckte Isidor die Arme nach ihr aus, hob sie vom Steigbügel empor, küßte sie und sagte:

»Katharine, sie haben gestern in Versailles meinen Bruder Georges getötet; Katharine, mein Bruder Olivier ruft mich, und ich muß dich verlassen.«

Ein schmerzlicher Ausruf erscholl. Katharine schloß Charny wütend in ihre Arme.

»Oh! rief sie, sie haben Ihren Bruder Georges getötet, sie werden auch Sie töten.«

»Was auch geschehen mag, mein ältester Bruder erwartet mich; Katharine, Sie wissen, ob ich Sie liebe.«

»Oh! bleiben Sie! bleiben Sie!« rief Katharine, die von dem, was ihr Isidor sagte, nur eines begriff: daß er gehe.

»Aber die Ehre, Katharine! aber mein Bruder Georges! aber die Rache!«

»Oh! ich Unglückliche!« rief Katharine.

Und sie warf sich starr und zuckend in die Arme von Isidor.

Eine Thräne entquoll seinen Augen und fiel auf den Hals des Mädchens.

»Oh! Sie weinen,« sagte Sie; »Dank, Dank! Sie lieben mich!«

»Ah! ja, ja, Katharine, ich liebe dich. Aber begreifst du, Katharine, mein Bruder, der älteste, schreibt mir: komm! und ich muß gehorchen.«

»Gehen Sie also,« sprach Katharine, »ich halte Sie nicht zurück.«

»Einen letzten Kuß, Katharine.«

»Gott befohlen!«

Und in ihr Schicksal ergeben, denn sie hatte begriffen, daß Isidor nichts abhalten würde, dem Befehle seines Bruders zu gehorchen, glitt Katharine aus den Armen ihres Geliebten auf den Boden.

Isidor wandte die Augen ab, seufzte, zögerte einen Augenblick; aber fortgezogen durch den

unwiderstehlichen Befehl, den er erhalten, setzte er, Katharine ein letztes Lebewohl zuwerfend, sein Pferd in Galopp.

Der Lakai folgte ihm querfeldein.

Katharine blieb auf dem Boden, auf der Stelle, wohin sie gefallen war, und versperrte mit ihrem Leib den schmalen Weg.

Beinahe in demselben Augenblick erschien auf dem Hügel ein Mensch, der von Villers-Cotterets herkam; er ging mit großen Schritten in der Richtung des Pachthofes und stieß in seinem raschen Lauf an den leblosen Körper, der auf dem Pflaster der Straße lag.

Er verlor das Gleichgewicht, stolperte, rollte, und fand sich erst zurecht, als er mit seinen Händen den trägen Körper berührte.

»Katharine!« rief er, »Katharine tot!«

Und er stieß einen entsetzlichen Schrei aus, einen Schrei, der die Hunde des Pachthofes heulen machte.

»Oh!« fuhr er fort, »wer hat denn Katharine getötet?«

Und er setzte sich bleich, zitternd, eiskalt nieder und legte diesen leblosen Körper quer über seinen Schoß.

- Ende von Ange Pitou. -

Die Fortsetzung der **Denkwürdigkeiten eines Arztes**, von denen **Ange Pitou** die dritte Abtheilung bildet, ist von *Alexander Dumas* in baldige Aussicht gestellt.

Anmerkungen

[1] Wulfstritt.

[2] Polizeispione.

[3] Wir kopieren diese Namen genau nach dem Original, ohne entfernt für die Richtigkeit zu bürgen, D. Uebers.

[4] In jener Zeit Benennung der Stutzer, deren Lieblingsparfüm Bisam (muse) war.

[5] Bei den Orientalen eine Art von Dämon, ein weiblicher Dämon, der die Friedhöfe heimsucht und sich mit Leichen füttert. D. Übers

[6] So heißt es im Original, aber entweder ist die Summe von drei Millionen ein Druckfehler, denn die Vergnügungen von Ludwig XV. kosteten bedeutend mehr, oder hatte es heißen sollen XVI. D. Uebers.

[7] Loque, Fetzen, Chiffe ein dünnes, schlechtes Zeug, Graille, Krähe.

[8] Die drei Portraits sind in Versailles.

[9] Lettres de cachet.

[10] Tarasque oder Terasque, der Name, den man in Taraseon der Darstellung eines Ungeheuers gibt, das die heilige Martha mit ihrem Strumpfband erwürgt haben soll, und das in Procession in dieser Stadt umhergetragen wird. Der Uebersetzer.

[11] Später machte Lafayette die Bemerkung, blau und rot seien auch die Farbe des Hauses Orleans, und fügte die weiße Farbe bei, indem er zu denen, welche sie annahmen, sagte: Ich gebe euch eine Kokarde, welche die Reise um die Welt machen wird.

[12] Billot, Block; Hache, Beil.

[13] Cours, Corso. ein Spazierplatz in Versailles.

[14] L'empirique, der Empiriker, wird sehr häufig von den Franzosen in der Bedeutung von Charlatan gebraucht.

[15] Kann man betrüben das, was man liebt!

[16] Als Mann ist er ein Feiger, als Weib ein Mörder.

[17] Harter, flacher Zwieback für das Schiffsvolk.

[18] . . . que tu étais mon égal.

[19] Wenn man etwas vom Teufel will, muß man ihn Gnädigster Herr nennen.

Alexandre Dumas

Ü
b
e
r
s
e
t
z
u
n
g

A
u
g
u
s
t

Z
o
l
l
e
r



Denkwürdigkeiten eines Arztes 4

Die Gräfin von Charny

Denkwürdigkeiten eines Arztes

Von
Alexander Dumas

Vierte Abtheilung.

Die Gräfin von Charny.

Aus dem Französischen
von
Dr. August Zoller.

Illustrationen aus Romantische Meisterwerke.



Stuttgart.
Frank'sche Verlagsbuchhandlung.
1851

Schnellpressendruck der I. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

Inhaltsverzeichnis

Denkwürdigkeiten eines Arztes

Die Gräfin von Charny.

Erstes und zweites Bändchen.

I. • II. • III. • IV. • V. • VI. • VII. • VIII. • IX. • X. • XI.

Drittes bis sechstes Bändchen.

XII. • XIII. • XIV. • XV. • XVI. • XVII. • XVIII. • XIX. • XX. • XXI. • XXII. • XXIII. • XXIV. • XXV. • XXVI. • XXVII. • XXVIII. • XXIX. • XXX. • XXXI. • XXXII. • XXXIII. • XXXIV.

Siebentes bis zehntes Bündchen.

XXXV. • XXXVI. • XXXVII. • XXXVIII. • XXXIX. • XL. • XLI. • XLII. • XLIII. • XLIV. • XLV. • XLVI. • XLVII. • XLVIII. • XLIX. • L. • LI. • LII. • LIII. • LIV. • LV. • LVI. • LVII.

Elftes bis sechszehntes Bändchen.

LVIII. • LIX. • LX. • LXI. • LXII. • LXIII. • LXIV. • LXV. • LXVI. • LXVII. • LXVIII. • LXIX. • LXX. • LXXI. • LXXII. • LXXIII. • LXXIV. • LXXV. • LXXVI. • LXXVII. • LXXVIII. • LXXIX. • LXXX. • LXXXI. • LXXXII. • LXXXIII. • LXXXIV. • LXXXV. • LXXXVI. • LXXXVII. • LXXXVIII. • LXXXIX. • XC. • XCI. • XCII. • XCIII. • XCIV.

Siebzehntes bis zwanzigstes Bändchen.

XCV. • XCVI. • XCVII. • XCVIII. • XCIX. • C. • CI. • CII. • CIII. • CIV. • CV. • CVI. • CVII. • CVIII. • CIX. • CX. • CXI. • CXII. • CXIII. • CXIV.

Einundzwanzigstes bis sechsundzwanzigstes Bändchen.

CXV. • CXVI. • CXVII. • CXVIII. • CXIX. • CXX. • CXXI. • CXXII. • CXXIII. • CXXIV. • CXXV. • CXXVI. • CXXVII. • CXXVIII. • CXXIX. • CXXX. • CXXXI. • CXXXII. • CXXXIII. • CXXXIV. • CXXXV. • CXXXVI. • CXXXVII. • CXXXVIII. • CXXXIX. • CXL. • CXLI. • CXLII. • CXLIII. • CLIV. • CXLV. • CXLVI. • CXLVII. • CXLVIII. • CXLIX.

Siebenundzwanzigstes bis zweiunddreißigstes Bändchen.

CL. • CLI. • CLII. • CLIII. • CLIV. • CLV. • CLVI. • CLVII. • CLVIII. • CLIX. • CLX. • CLXI. • CLXII. • CLXIII. • CLXIV. • CLXV. • CLXVI. • CLXVII. • CLXVIII. • CLXIX. • CLXX. • CLXXI. • CLXXII. • CLXXIII. • CLXXIV. • CLXXV. • CLXXVI. • CLXXVII. • CLXXVIII. • CLXXIX. • CLXXX. • CLXXXI. • CLXXXII.

Epilog.

I. • II. • III. • IV.

Anmerkung

Erstes und zweites Bändchen.

I.

Erörterung über den wahren Sinn des Wortes Ende.¹

Diejenigen von unsern vortrefflichen Lesern, welche sich uns gewisser Maßen lebenspflichtig gemacht haben, diejenigen, welche uns überallhin folgen, wohin wir gehen, diejenigen, welche es interessiert, nie, selbst bei seinen Seitensprüngen, einen Mann zu verlassen, der sich die große Ausgabe gestellt, Blatt für Blatt jede Seite der Monarchie zu entrollen, mußten wohl begreifen, als sie das Wort *Ende* unten am letzten Feuilleton von *Ange Pitou* in der *Presse* und selbst unten an der letzten Serie des achten Bandes, veröffentlicht von unserem Freunde und Herausgeber Alexandre Cabot, — lassen, daß hier ein ungeheurer Irrthum obwalte, den wir ihren früher oder später aufklären werden.

In der That, wie ließ sich annehmen, ein Schriftsteller, dessen, vielleicht sehr ungebührnde, Prätension es ist, vor Allem ein Buch mit allen Bedingungen eines Buches machen zu können, — wie ein Architekt die Prätension hat, ein Haus mit allen Bedingungen eines Hauses, ein Schiffsbaumeister, ein Schiff mit allen Bedingungen eines Schiffes machen zu können, — werde sein Haus beim dritten Stocke im Stiche, sein Schiss unvollendet bei der großen Stenge lassen.

So wäre es aber beim armen *Ange Pitou*, hätte der Leser im Ernste das Wort *Ende* genommen, welches er gerade bei der interessantesten Stelle des Buches fand, nämlich da, wo der König und die Königin sich anschicken, Versailles zu verlassen, um nach Paris zu ziehen; wo Charny zu bemerken anfängt, daß eine reizende Frau, der er seit fünf Jahren nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hat, erröthet, sobald sein Blick ihren Augen begegnet, sobald seine Hand ihre Hand berührt; wo Gilbert und Billot mit einem düsteren, aber entschlossenen Auge in den revolutionären Abgrund schauen, der sich vor ihnen öffnet, ausgegraben durch die monarchischen Hände von la Fayette und Mirabeau, von denen der Eine die Popularität, der Andere den Geist der Zeit repräsentirt; wo endlich der arme *Ange Pitou*, der demüthige Held dieser demüthigen Geschichte, über seinem Schooße, aus dem Wege von Villers-Coterets nach Pisseleu, Catherine hält, welche ohnmächtig geworden beim letzten Lebewohl ihres Liebhabers, der querfeldein galoppirend mit seinem Bedienten der Straße nach Paris zueilt.

Und dann finden sich noch andere Personen in diesem Roman, allerdings untergeordnete Personen, denen aber unsere Leser dennoch, wir sind dessen sicher, eine gewisse Theilnahme geschenkt haben, und es ist unsere Gewohnheit, das weiß man wohl, sobald wir einmal ein Drama in Scene gebracht haben, nicht nur unsere Haupthelden, sondern auch die secundären Personen, auch die geringsten Comparsen bis in die dunstigsten Fernen des Theaters zu verfolgen.

Da ist der Abbé Fortier, dieser strenge Monarchist, der sich gewiß nicht in einen constitutionellen Priester verwandeln will, und die Verfolgung dem Eide vorziehen wird.

Da ist der junge Gilbert, zusammengesetzt aus zwei um diese Zeit im Kampfe begriffenen Naturen, aus zwei seit zehn Jahren sich verschmelzenden Elementen, dem demokratischen Elemente, mit welchem er durch seinen Vater verwandt, dem aristokratischen Elemente, dem er durch seine Mutter entsprossen ist.

Da ist Frau Billot, die arme Frau, Mutter vor Allem, welche, blind wie eine Mutter, ihre Tochter auf dem Wege gelassen hat und allein nach dem Pachthose zurückkehrt, selbst schon so vereinzelt seit dem Abgange von Billot.

Da ist der Vater Clouis, in seiner Hütte im Walde, der noch nicht weiß, ob er mit der Flinte, die ihm Pitou für diejenige gegeben, welche ihm ein paar Finger der linken Hand genommen hat, hundert und zweiundachtzig Hasen und hundert und zweiundachtzig Kaninchen in den gewöhnlichen Jahren und hundert dreiundachtzig Hasen und hundert dreiundachtzig Kaninchen in den Schaltjahren schießen wird.

Da sind endlich Claude Tellier und Désiré Maniquet, diese Dorfrevolutionäre, welche nur darnach trachten, den Spuren der Pariser Revolutionäre zu folgen, denen aber, wie man hoffen darf, der ehrliche Pitou, ihr Kapitän, ihr Commandant, ihr Oberster, als Zaum und Gebiß dienen wird.

Alles, was wir hier gesagt haben, kann das Erstaunen des Lesers in Betreff des Wortes Ende nur erneuern, dieses Wortes, das so seltsam unten an das Kapitel, welches es schließt, gesetzt ist, daß man glauben sollte, es sei ein am Eingange seiner Höhle auf der Straße nach Theben liegender Sphinx, der den böotischen Reisenden ein unauflösbares Räthsel ausbebe.

Wir wollen also die Erklärung geben.

Es war eine Zeit, wo die Jorunale gleichzeitig die *Geheimnisse von Paris* von Eugène Sue, die *Generalbeichte* von Soulié, *Mauprat* von Madame Sand, *Monte-Christo*, den *Chevalier von Maison-Rouge* und den *Frauenkrieg* von mir veröffentlichten.

Diese Zeit war die schöne Zeit des Feuilleton, aber die schlechte der Politik.

Wer bekümmerte sich damals um die Leitartikel von Herrn Armand Bertin, von Herrn Doctor Véron und vom Herrn Abgeordneten Chambolle? Niemand.

Und man hatte sehr Recht; denn da nichts von diesen unglücklichen Leitartikeln übrig geblieben ist, so waren sie nicht werth, daß man sich um sie bekümmerte.

Alles, was einen Werth hat, schwimmt obenauf und kommt irgendwo ans Land.

Es gibt nur ein Meer, welches Alles verschlingt, was man hineinwirft, das ist das todte Meer.

Es scheint, man warf in dieses Meer die Leitartikel von 1845, 1846, 1847 und 1848.

Sodann, mit diesen Leitartikeln von Herrn Armand Bertin, vom Herrn Doctor Véron und vom Herrn Abgeordneten Chambolle, warf man noch unter einander die Reden von Herrn Thiers und von Herrn Guizot, von Herrn Odilon Barrot und von Herrn Berryer, von Herrn Molé und von Herrn Duchatel hinein, was die Herren Duchatel, Mole, Berryer, Barrot, Guizot und Thiers wenigstens eben so sehr als den Herrn Abgeordneten Chambolle, den Herrn Doctor Véron und Herrn Armand Bertin verdroß.

Es ist wahr, daß man dagegen mit der größten Sorgfalt die Feuilletons der *Geheimnisse von Paris*, der *Generalbeichte*, von Mauprat, von *Monte-Christo*, vom *Chevalier von M a i s o n-Rouge* und vom *Frauenkrieg* abschnitt; daß man dieselben, nachdem man sie am Morgen gelesen, am Abend auf die Seite legte; es ist wahr, daß dies den Journalen Abonnenten und den Lesekabinets Kunden brachte; es ist wahr, daß dies die Geschichte die Historiker und das Volk

lehrte; es ist wahr, daß dies vier Millionen Leser in Frankreich und fünfzig Millionen Leser im Auslande schuf; es ist wahr, daß die französische Sprache, welche seit dem siebzehnten Jahrhundert die Sprache der Diplomatie geworden war, im neunzehnten Jahrhundert die Sprache der Literatur wurde; es ist wahr, daß der Dichter, der genug Geld verdiente, um sich unabhängig zu machen, dem bis dahin durch die Aristokratie und das Königthum gegen ihn geübten Drucke entging; es ist wahr, daß in der Gesellschaft ein neuer Adel und ein neues Reich entstanden: das waren der Adel des Talents und das Reich des Genies: es ist wahr, daß dies so viele für die Individuen ehrenvolle und für Frankreich glorreiche Resultate herbeiführte, daß man sich ernstlich damit beschäftigte, den Zustand der Dinge, welcher diese Umwälzung veranlaßte, aufhören zu machen, daß die ansehnlichen Männer eines Königreichs wirklich die angesehenen Männer waren, und daß der Ruf, der Ruhm und sogar das Geld eines Landes denen zufließen, welche Alles dies wahrhaft verdient hatten.

Die Staatsmänner von 1847 waren also, wie gesagt, wirklich darauf bedacht, daß man diesem Scandal ein Ende mache, als Herr Odilon Barrot, welcher wollte, daß man auch ein wenig von ihm spreche, die Idee bekam, nicht gute und schöne Reden auf der Tribune zu halten, sondern schlechte Dinners an den verschiedenen Orten zu machen, wo sein Name noch in Ehren war.

Man mußte diesen Dinners einen Namen geben.

In Frankreich liegt wenig daran, daß die Dinge den Namen haben, der ihnen gebührt, wenn sie nur einen Namen haben.

Dem zu Folge nannte man diese Dinners *Reform-bankette*.

Es befand sich damals in Paris ein Mann, der, nachdem er Prinz gewesen, General gewesen; der, nachdem er General gewesen, verbannt worden und als Verbannter Lehrer der Geographie gewesen war; der, nachdem er Lehrer der Geographie gewesen, in Amerika gereist war; der, nachdem er in Amerika gereist war, in Sicilien wohnte; der, nachdem er die Tochter eines Königs von Sicilien geheirathet hatte, nach Frankreich zurückgekehrt war; der, nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt, von Karl X. zur Königlichen Hoheit gemacht worden war, und nachdem er von Karl X. zur Königlichen Hoheit gemacht worden sich am Ende zum König gemacht hatte.

Dieser Mann war Seine Majestät König Louis Philipp, vom Volke erwählt.

Bei uns sind alle Kaiser, alle Könige, alle Präsidenten vom *Volke* erwählt.

Sie sagen es wenigstens, bis sie das Volk nach St. Helena gehen läßt oder nach Holyrood, nach Claremont oder anderswohin schickt.

Nun denn, dieser Prinz, dieser General, dieser Professor, dieser Reisende, dieser König, dieser Mann, den das Unglück und das Glück so viele Dinge hätte lehren sollen, während sie ihn nichts gelehrt hatten, — dieser Mann hatte den Gedanken, Herrn Odilon Barrot zu verhindern, seine Reformbankette zu geben, er beharrte hartnäckig bei seinem Gedanken, ohne zu vermuthen, daß es ein Princip war, dem er den Krieg erklärte, und da jedes Princip von oben kommt und folglich stärker ist, als das, was von unten kommt, da jeder Engel den Menschen niederwerfen muß, mit dem er kämpft, und wäre dieser Mensch Jacob, so warf der Engel Jacob nieder, das Princip warf den Menschen nieder, und Louis Philipp wurde mit seiner doppelten Generation von Prinzen, mit seinen Söhnen und Enkeln, vom Throne gestürzt.

Hat nicht die Schrift gesagt: »Die Sünde der Väter wird auf die Kinder zurückfallen bis ins dritte und vierte Geschlecht?«

Das machte Lärm genug in Frankreich, daß man sich nicht mehr um die *Pariser Geheimnisse*, um die *Generalbeichte*, um *Mauprat*, um *Monte-Christo*, um den *Chevalier von Maison-Rouge*, um den *Frauenkrieg* und sogar, wir müssen es gestehen, auch nicht mehr um ihre Verfasser bekümmerte.

Nein, man bekümmerte sich um Ledru-Rollin, um Cavaignac und den Prinzen Louis Napoleon.

Als sich aber die Ruhe ein wenig wiederhergestellt hatte, bemerkte man, daß diese Herren unendlich weniger unterhaltend waren, als Herr Eugène Sue, als Herr Frederic Soulié, als Madame George Sand und sogar als ich, der ich mich in Demuth als den Letzten von Allen setze; da man erkannte, daß ihre Prosa, abgesehen von der von Lamartine, — Ehre dem Ehre gebührt, — nicht so viel werth war, als die der *Pariser Geheimnisse*, der *Generalbeichte*, von *Mauprat*, von *Monte-Christo*, vom *Chevalier von Maison-Rouge* und vom *Frauenkrieg*, so forderte man Herrn von Lamartine, die Weisheit der Nationen, auf, Prosa zu machen unter der Bedingung, daß es keine politische sei, und die anderen Herren, mich eingerechnet, literarische Prosa zu machen.

Wozu wir uns sogleich verstanden, denn, glauben Sie mir, wir hatten nicht nöthig, hierzu aufgefordert zu werden.

Da erschienen die Feuilletons wieder, da verschwanden die Leitartikel, da fuhren dieselben Redner zu sprechen fort, welche vor der Revolution gesprochen hatten, welche nach der Revolution sprachen, welche immer sprechen werden.

Unter allen diesen Rednern war Einer, welcher wenigstens gewöhnlich nicht sprach.

Man wußte ihm Dank hierfür und grüßte ihn, wenn er mit seinem Repräsentantenband vorüberging.

Eines Tags bestieg er die Tribune. Mein Gott! ich möchte Ihnen gern seinen Namen sagen, doch ich habe ihn vergessen.

Eines Tags bestieg er die Tribune. Ah! Sie müssen Eines erfahren: die Kammer war an diesem Tage sehr schlechter Laune.

Paris hatte zu seinem Repräsentanten einen der Männer gewählt, welche Feuilletons machten.

Ich erinnere mich des Namens *dieses* Mannes ganz wohl.

Er heißt Eugène Sue.

Die Kammer war also sehr mißstimmt, daß man Eugène Sue gewählt, sie hatte ohnehin schon auf ihren Bänken drei bis vier literarische Flecken, die ihr unerträglich waren:

Lamartine, Hugo, Felix Pyat u.s.w.

Dieser Deputirte, dessen Name mir nicht gegenwärtig ist, bestieg also die Tribune und benutzte geschickt die schlechte Laune der Kammer. Jedermann machte: »St!« Jeder horchte.

Er sagte, das Feuilleton sei Schuld gewesen, daß Ravaillac Heinrich IV. ermordet, daß Ludwig XIII. den Marschall d'Ancre ermordet, daß Ludwig XIV. Fouquet ermordet, daß Damiens Ludwig XV. ermordet, daß Napoleon den Herzog von Enghien ermordet, daß Louvel den Herzog von Berry ermordet, daß Fieschi Louis Philipp ermordet, und daß endlich Herr von Praslin seine Frau ermordet.

Er fügte bei, an allen Ehebrüchen, welche begangen worden, an allen Erpressungen, welche geschehen, an allen Diebstählen, welche man verübe, sei das Feuilleton Schuld.

Man brauche nur das Feuilleton zu unterdrücken oder es zu stempeln: die Welt werde aus der Stelle Halt machen und, statt nach dem Abgrunde fortzuschreiten, gegen das goldene Zeitalter

zurückschreiten, welches es unfehlbar früher oder später erreichen müsse, da es eben so viele Schritte rückwärts mache, als es vorwärtsgemacht habe.

Eines Tages rief der General Foy:

»Es gibt ein Echo in Frankreich, wenn man die Worte Ehre und Vaterland ausspricht!«

Ja, es ist wahr, zur Zeit des General Foy gab es dieses Echo, wir haben es gehört, wir, die wir sprechen, und es freut uns sehr, daß wir es gehört haben.

Wie es uns sehr freut, den Kaiser gesehen zu haben, welchen wir seit langer Zeit nicht mehr sahen, und den wir nie mehr sehen werden.

»Wo ist dieses Echo?« wird man uns fragen!

»Welches?«

»Das Echo des General Foy.«

»Es ist, wo die alten Scherze des Dichters Villon sind; vielleicht wird man es eines Tags wiederfinden; hoffen wir!«

So viel ist gewiß, daß es an diesem Tage — nicht am Tage des General Foy — auf der Tribune ein anderes Echo gab.

Es war ein seltsames Echo, es sagte:

»Es ist *endlich* Zeit, daß wir brandmarken, was Europa bewundert, und daß wir so theuer als möglich das verkaufen, was jede andere Regierung, wenn sie das Glück hätte, es zu besitzen, umsonst geben würde:

»Das Genie.«

Wir müssen bemerken, daß dieses armselige Echo nicht für seine Rechnung sprach, sondern nur die Worte des Redners wiederholte.

Die Kammer machte sich mit wenigen Ausnahmen zum Echo des Echos.

Ach! das war seit fünfunddreißig bis vierzig Jahren die Rolle der Majoritäten. In der Kammer gibt es wie aus dem Theater sehr unglückliche Traditionen.

Da nun die Kammer der Ansicht war, daß an allen Diebstählen, welche verübt werden, an allen Erpressungen, welche geschehen, an allen Ehebrüchen, welche man begeht, das Feuilleton Schuld sei;

Daß, wenn Herr von Praslin seine Frau ermordet;

Daß, wenn Fieschi Louis Philipp ermordet;

Daß, wenn Louvel den Herzog von Berry ermordet;

Daß, wenn Napoleon den Herzog von Enghien ermordet;

Daß, wenn Damiens Ludwig XV. ermordet;

Daß, wenn Ludwig XIV. Fouquet ermordet;

Daß, wenn Ludwig XIII. den Marschall d'Anere ermordet;

Daß, wenn Ravailac endlich Heinrich IV. ermordet;

Alle diese Morde offenbar die Schuld des Feuilleton seien, selbst ehe es geschaffen worden, so nahm die Majorität den Stempel an.

Der Leser hat vielleicht nicht recht bedacht, was der Stempel ist, und fragt sich, wie der Stempel, das heißt ein Centime auf das Feuilleton, dieses tödten könne?

Lieber Leser, ein Centime aus das Feuilleton, wenn vierzigtausend Exemplare von einem Journal abgezogen werden, das macht, wissen Sie, wie viel? Vierhundert Franken für das

einzelne Feuilleton!

Das heißt das Doppelte von dem, was man bezahlt, wenn der Schriftsteller Eugène Sue, Lamartine, Méry, George Sand oder Alexandre Dumas heißt!

Sagen Sie mir aber, zeugt es von einer großen Moralität einer Regierung, wenn sie irgend eine Waare mit einer Abgabe belastet, welche viermal beträchtlicher, als der innere Werth der Waare?

Besonders, wenn diese Waare eine Waare ist, deren Eigenthum: den Geist, man uns streitig macht.

Ein Resultat hiervon ist, daß es kein Journal mehr gibt, welches theuer genug, um Roman-Feuilletons zu kaufen.

Ein Resultat hiervon ist, daß beinahe alle Journale Geschichts-Feuilletons veröffentlichen.

Lieber Leser, was sagen Sie zu den Geschichtsfeuilletons des *Constitutionnel*?

»Puh!«

Nun! das ist es gerade.

Das wollten die Politiker, damit man nicht mehr von der Literatur spreche.

Abgesehen davon, daß dies das Feuilleton aus einen sehr moralischen Weg treibt!

So hat man zum Beispiel mir, der ich *Monte-Christo*, die *Musketiere*, die *Königin Margot* geschrieben, den Vorschlag gemacht, die Geschichte des Palais-Royal zu schreiben.

Eine in zwei Abtheilungen sehr interessante Geschichte:

Einerseits die Geschichte der Spielhäuser;

Andererseits die Geschichte der Freudenmädchen!

Man hat mir vorgeschlagen, mir, dem vorzugsweise religiösen Menschen:

Die Geschichte der Verbrechen der Päpste!

Man hat mir vorgeschlagen . . . , ich mag nicht Alles sagen, was man mir vorgeschlagen hat.

Das wäre noch nichts, würde man sich darauf beschränken, mir vorzuschlagen, zu *machen*.

Doch man hat mir vorgeschlagen, *nichts mehr zu machen*.

So erhielt ich eines Morgens folgenden Brief von Emile von Girardin:²

»Mein lieber Freund,

Ich wünsche, daß *Ange Pitou* nur noch einen halben Band habe, statt sechs Bände, nur noch zehn Kapitel, statt hundert.

»Richten Sie das ein, wie Sie wollen, und schneiden Sie ab, wenn Sie nicht wollen, daß ich abschneide.«

Ich begriff wahrlich vollkommen, Emile von Girardin hatte meine Denkwürdigkeiten in seinen alten Cartons, er wollte lieber meine Denkwürdigkeiten veröffentlichen, welche keine Stempelgebühren bezahlten, als *Ange Pitou*, wofür er zu bezahlen hatte.

Er unterdrückte mir auch sechs Romanbände, um zwanzig Bände Denkwürdigkeiten zu drucken.

Und darum, theurer, vielgeliebter Leser, wurde das Wort *Ende* vor das *Ende* gesetzt.

Darum wurde *Ange Pitou* aus die Art von Kaiser Paul, nicht um den Hals, sondern mitten um den Leib erwürgt.

Doch Sie wissen durch die *Musketiere*, welche Sie zweimal für todt gehalten, während sie zweimal auferstanden, meine Helden erwürgt man nicht so leicht, wie jenen Kaiser.

Mit *Ange Pitou* ist es nun wie mit den Musketieren. Pilon, der durchaus nicht todt, sondern nur verschwunden war, wird sogleich wiedererscheinen, und ich bitte Sie, in diesen Zeilen der Unruhen und Revolutionen, welche so viele Fackeln entzünden und so viele Kerzen auslöschten, meine Helden nur für gestorben zu halten, wenn Sie einen von meiner Hand unterzeichneten Anzeigebrief empfangen haben werden.

Und auch dann! . . .

II.

Die Schenke vom Pont de Sèvres.

Will der Leser einen Moment zu unserem Roman Ange Pitou zurückkehren und das Buch öffnend seinen Blick aus das Kapitel, überschrieben: Die Nacht vom 5. auf den 6. October, heften, so wird er dort einige Thatsachen finden, welche sich ins Gedächtniß zurückzurufen für ihn nicht ohne Wichtigkeit ist, ehe er dieses Buch zu lesen beginnt, das sich am 6. desselben Monats eröffnet.

Nachdem wir selbst einige wichtige Zeilen von diesem Kapitel citirt haben, werden wir die Umstände und Ereignisse, welche der Wiederausnahme unserer Erzählung vorhergehen müssen, in so wenig als möglich Worten zusammenfassen.

Diese Zeilen folgen hier:

Um drei Uhr war Alles still in Versailles.

»Durch den Bericht ihrer Huissiers beruhigt, hatte sich selbst die Nationalversammlung zurückgezogen.

»Man hoffte, diese Ruhe würde nicht gestört werden.

»Beinahe bei allen Volksbewegungen, welche die großen Revolutionen vorbereiten, ist eine Zeit des Stillstands, wo man glaubt, Alles sei beendet, und man könne ruhig schlafen.

Man täuscht sich.

»Hinter den Menschen, welche die ersten Bewegungen machen, sind diejenigen, welche warten, bis die ersten Bewegungen gemacht sind, und bis, ermüdet oder befriedigt, diejenigen, welche diese ersten Bewegungen vollbracht haben, in dem einen oder dem andern Falle nicht mehr weiter gehen wollen und ausruhen.

»Diese unbekanntenen Menschen, geheimnißvolle Agenten unseliger Leidenschaften, schleichen dann in der Finsterniß, nehmen die Bewegung wieder aus, wo sie verlassen worden ist, und erschrecken, indem sie dieselbe bis zu ihren äußersten Grenzen treiben, bei ihrem Erwachen diejenigen, welche ihnen die Bahn eröffnet und sich aus halbem Wege niedergelegt haben, im Glauben, der ganze Weg sei durchlaufen und das Ziel erreicht.«

Wir haben drei von diesen Menschen in dem Buche genannt, dem wir die hier angeführten paar Zeilen entlehnen.

Man erlaube uns, aus unsere Scene, das heißt vor die Thüre der Schenke vom Pont de Sèvres, eine Person zu führen, die, weil sie noch nicht von uns genannt worden, darum keine geringere Rolle in dieser erschrecklichen Nacht gespielt hatte.

Es war ein Mann von fünf und vierzig bis acht und vierzig Jahren, als Arbeiter gekleidet, das heißt mit einer Sammethose, welche durch eine lederne Schürze mit Taschen geschützt war, wie man sie bei den Hufschmieden und Schlossern sieht. Er trug graue Strümpfe und Schuhe mit messingenen Schnallen und hatte seinen Kopf mit einer Art von Pelzmütze bedeckt, ein Wald von ergrauenden Haaren drang unter dieser Mütze hervor, um sich mit ungeheuren Brauen zu verbinden und aus halbe Rechnung mit diesen große, hervorstehende, lebhaft und verständige Augen zu beschatten, deren Reflexe so rasch, deren Nuancen so wechselnd waren, daß sich

schwer bestimmen ließ, ob sie grün oder grau, blau oder schwarz. Das übrige Gesicht bestand aus einer mehr starken, als mittleren Nase, dicken Lippen, weißen Zähnen, und einer sonnverbrannten Haut.

Ohne groß zu sein, war dieser Mann bewunderungswürdig gewachsen, er hatte seine Gelenke, einen kleinen Fuß, und man hätte auch scheu können, daß er eine kleine und sogar zarte Hand besaß, hätten seine Hände nicht die Bronzefärbung der Eisenarbeiter gehabt.

Stieg man aber von dieser Hand zum Ellenbogen auf, und vom Ellenbogen bis zu der Stelle des Armes, wo das zurückgeschlagene Hemd den Anfang einer kräftig gezeichneten Muskel sehen ließ, so konnte man wohl bemerken, daß, trotz der Stärke dieser Muskel, die Haut, welche sie bedeckte, sein, dünn, beinahe aristokratisch war.

Dieser Mann, der vor der Thüre der Schenke vom Pont de Sèvres stand, hatte in seiner Nähe eine reich mit Gold eingelegte Doppelflinte, auf deren Lauf man den Namen von Leclère, einem Waffenschmiede lesen konnte, welcher bei den Pariser Jägern ein großes Ansehen zu gewinnen anfang.

Man wird uns vielleicht fragen, wie sich ein so schönes Gewehr in den Händen eines einfachen Arbeiters befunden habe: hieraus antworten wir, daß in den Tagen der Aufstände, und wir haben, Gott sei Dank! einige gesehen, die schönsten Waffen sich nicht immer in den weißesten Händen finden.

Unser Mann war vor ungefähr einer halben Stunde von Versailles angekommen und wußte ganz genau, was vorgefallen: denn aus die Frage, die der Wirth an ihn richtete, während er ihn mit einer Flasche bediente, die er noch nicht angegriffen, antwortete er:

Die Königin komme mit dem König und dem Dauphin.

Sie seien ungefähr gegen Mittag abgegangen.

Sie haben sich endlich entschlossen, den Palast der Tuileries zu bewohnen; es werde daher Paris wahrscheinlich in Zukunft nicht mehr an Brod fehlen, da es den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerburschen besitzen solle.

Und er warte, um den Zug vorüberkommen zu sehen.

Diese letzte Behauptung konnte wahr sein, und dennoch war leicht zu bemerken, daß sich sein Blick neugieriger gegen Paris, als gegen Versailles wandte, was zum Glauben Anlaß gab, er habe sich nicht für verbunden erachtet, dem Wirthe, der ihn zu fragen sich erlaubt, eine sehr genaue Rechenschaft von seinen Absichten zu geben.

Nach einigen Augenblicken schien indessen seine Erwartung befriedigt zu werden. Ein ungefähr wie er gekleideter Mann, der ein dem seinigen ähnliches Gewerbe zu treiben schien, zeigte sich oben aus der Anhöhe, welche den Horizont der Straße begrenzte.

Dieser Mann ging schwerfällig und wie ein Reisender, der schon einen langen Weg gemacht hat.

Je näher er kam, desto mehr konnte man seine Züge und sein Alter unterscheiden.

Sein Alter mochte das des Unbekannten sein, das heißt, man konnte kühn behaupten, er sei aus der schlimmen Seite der Vierzig, wie die Leute vom Volke sagen.

Was seine Züge betrifft, so waren es die eines Menschen aus dem großen Haufen mit niedrigen Neigungen, mit gemeinen Instincten.

Das Auge des Unbekannten heftete sich neugierig auf ihn mit einem seltsamen Ausdruck, und als wollte er mit einem Blicke ermessen, was man Alles Unreines und Schlechtes aus dem

Herzen dieses Menschen ziehen könne.

Als der Arbeiter, der von der Seite von Paris kam, nur noch zwanzig Schritte von demjenigen entfernt war, welcher bei der Thüre wartete, ging dieser hinein, goß den ersten Wein aus der Flasche in eines der zwei aus dem Tische stehenden Gläser, kehrte mit diesem Glase in der Hand vor die Thüre zurück und rief:

»He! Kamerad, das Wetter ist kalt, der Weg ist lang; trinken wir nicht ein Glas Wein, um uns zu stärken und wieder zu erwärmen?«

Der von Paris kommende Arbeiter schaute umher, als wollte er sehen, ob die Einladung wirklich an ihn gerichtet sei.

»Sprechen Sie mit mir?« fragte er.

»Mit wem denn wenn's beliebt, da Sie allein sind.«

»Und Sie bieten mir ein Glas Wein an?«

»Warum nicht?«

»Ah!«

»Ist man nicht von demselben Handwerk oder von einem ähnlichen?«

Der Arbeiter schaute den Unbekannten zum zweiten Mal an und erwiderte:

»Jedermann kann von demselben Handwerk sein; das wichtigste ist, zu wissen, ob man Gesell oder Meister ist.«

»Nun! das werden wir sogleich erfahren, wenn wir zaudernd ein Glas Wein miteinander trinken.«

»Meinetwegen!« versetzte der Arbeiter. Und er ging auf die Thüre der Schenke zu.

Der Unbekannte zeigte ihm den Tisch und deutete auf das Glas.

Der Arbeiter nahm das Glas, betrachtete den Wein, als ob er ein Mißtrauen gegen denselben gesaßt hätte, welches sogleich verschwand, sobald sich der Unbekannte ein zweites Glas wie das erste bis an den Rand gefüllt hatte.

»Nun!« fragte er, »ist man zu stolz, um mit demjenigen, welchen man einladet, anzustoßen?«

»Bei meiner Treue, nein, im Gegentheil: Aus die Nation!«

Die grauen Augen des Arbeiters hefteten sich einen Moment auf denjenigen, welcher diesen Toast ausgebracht.

Dann sprach er:

»Ei! bei Gott! wohl gesagt, ja: Auf die Nation!«

Und er leerte den Inhalt seines Glases aus einem Zug.

Wonach er sich die Lippen mit seinem Aermel abwischte.

»Ah! ah!« rief er, »das ist Burgunder!«

»Und vom alten, wie? Man hat mir die Schenke empfohlen, im Vorbeigehen bin ich eingetreten, und ich bereue es nicht. Aber setzen Sie sich doch, Kamerad; es ist noch etwas in der Flasche, und wenn nichts mehr in der Flasche ist, so wird es im Keller etwas geben.«

»Ah!« fragte der Arbeiter, was machen Sie denn da?«

»Sie sehen es, ich komme von Versailles, und ich erwarte den Zug, um ihn nach Paris zu begleiten.«

»Welchen Zug?«

»Ei! den des Königs, der Königin und des Dauphin, welche in Gesellschaft der Damen der Halle und von zwei hundert Mitgliedern der Nationalversammlung, unter dem Schutze der Nationalgarde und von Herrn von Lafayette, nach Paris, zurückkommen.«

»Er hat sich also entschlossen, nach Paris zurückzukehren, der Bürger?«

»Er mußte wohl.«

»Ich habe es vermuthet, diesen Morgen um drei Uhr, als ich nach Paris abging.«

»Ah! ah! Sie sind diesen Morgen um drei Uhr abgegangen, und Sie haben Versailles nur so verlassen, ohne daß Sie neugierig waren, zu erfahren, was dort vorgehen würde?«

»Doch, ich hatte einige Lust, zu erfahren, wie es mit dem Bürger gehen werde, um so mehr, als das, ohne mich zu rühmen, ein Bekannter ist; doch Sie begreifen, die Arbeit vor Allem! Man hat Weib und Kind; man muß Alles dies ernähren, besonders jetzt, da es keine königliche Schmiede mehr geben wird.«

Der Unbekannte ließ die zwei Anspielungen vorübergehen, ohne sie auszunehmen.

»Sie hatten also ein dringendes Geschäft in Paris zu verrichten?« fragte er.

»Bei meiner Treue, ja, wie es scheint, und gut bezahlt,« fügte der Arbeiter bei, indem er ein paar Thaler in seiner Tasche klingen ließ, »obgleich es mir ganz einfach von einem Bedienten bezahlt wurde, was nicht artig ist — und noch von einem deutschen Bedienten, — so daß man nicht einmal ein Bischen mit ihm plaudern konnte.«

»Und Sie hassen das Plaudern nicht?«

»Ei! wenn man nicht schlimm von den Andern spricht, so ist das eine Zerstreuung.«

Die zwei Männer lachten, der Unbekannte, indem er weiße Zähne, der Arbeiter, indem er verdorbene Zähne zeigte.

»Also,« sagte der Unbekannte, wie ein Mensch, der allerdings nur Schritt für Schritt vorrückt, den aber nichts vorzurücken hindern kann, Sie haben also ein dringendes und gut bezahltes Geschäft verrichtet?«

»Ja.«

»Gut bezahlt, weil die Arbeit ohne Zweifel schwierig war?«

»Schwierig? ja.«

»Ein Geheimschloß, wie?«

»Eine unsichtbare Thüre. Stellen Sie sich ein Haus in einem Hause vor, — Jemand, der ein Interesse hätte, sich zu verbergen, nicht wahr? nun, er ist da, und er ist nicht da! Man klingelt: der Bediente öffnet die Thüre: »Ist der Herr zu Hause?« »Nein.« »Doch, er muß zu Hause sein.« »So suchen Sie!« Man sucht. Gute Nacht! ich fordere alle Welt heraus, den Herrn zu finden. Eine eiserne Thüre, verstehen Sie, welche aus das Genaueste in das Simswerk hineinpaßt. Man zieht eine Lage von altem Eichenholz über Alles dies, und es ist unmöglich, das Holz vom Eisen zu unterscheiden.«

»Ja, doch wenn man daraus klopft?«

»Bah! eine Lage Holz auf dem Eisen, eine Linie dünn, doch dick genug, daß der Ton überall gleich ist . . . Tak, tak, tak, tak . . . Sehen Sie, als die Sache fertig war, täuschte ich mich selbst.«

»Und wo Teufels haben Sie das gemacht?« »Ah! das ist es.«

»Das wollen Sie nicht sagen?«

»Das kann ich nicht sagen, weil ich es nicht weiß.«

»Man hat Ihnen die Augen verbunden?«

»Ganz richtig! Ich wurde mit einem Wagen bei der Barriere erwartet. Man fragte mich: »Sind Sie der und der?« Ich antwortete: »Ja!« »Gut, Sie erwarten wir, steigen Sie ein,« »Ich soll einsteigen?« »ja.« Ich stieg ein, man verband mir die Augen, der Wagen rollte ungefähr eine halbe Stunde, dann öffnete sich ein Thor — ein großes Thor; ich stieß an die erste Stufe einer Freitreppe, ich stieg zehn Stufen hinauf, ich trat in ein Vorhaus ein; hier fand ich einen deutschen Bedienten, der zu den Anderen sagte: »Es ist gut, geht; man braucht Euch nicht mehr.« Die Anderen entfernten sich. Er nahm mir meine Binde ab und zeigte mir, was ich zu thun hatte. Ich ging als ein guter Arbeiter an's Geschäft. In einer Stunde war es gethan. Man bezahlte mich in schönen Louis d'or, verband mir die Augen wieder, brachte mich in den Wagen, ließ mich an derselben Stelle aussteigen, wo ich eingestiegen war, wünschte mir eine glückliche Reise, und hier bin ich.«

»Ohne daß Sie etwas gesehen haben, — nicht einmal aus dem Augenwinkel? Was Teufel! eine Binde ist nicht so fest geschlossen, daß man nicht rechts oder links hinausschielen kann.«

»Ei! Ja!«

»Nun, nun! gestehen Sie doch, daß Sie gesehen haben,« sagte lebhaft der Unbekannte.

»Hören Sie: als ich einen falschen Tritt gegen die erste Stufe der Freitreppe that, benutzte ich dies, um eine Gebärde zu machen; während ich diese Gebärde machte, verrückte ich ein wenig meine Binde.

»Und dadurch, daß Sie Ihre Binde verrückten?« fragte der Unbekannte mit derselben Lebhaftigkeit.

»Sah ich eine Linie von Bäumen, was mich zum Glauben brachte, das Haus sei auf dem Boulevard, sonst aber nichts.«

»Sonst nichts?«

»Ah! bei meinem Ehrenwort.«

»Das besagt nicht viel.«

»Weil die Boulevards lang sind, und weil es mehr als ein Haus mit einem großen Thore und einer Freitreppe vom Café Saint-Honoré bis zur Bastille gibt.

»So, daß Sie dieses Haus nicht wiedererkennen würden?«

Der Schlosser dachte einen Augenblick nach.

»Bei meiner Treue, nein,« erwiederte er, »ich wäre nicht im Stande, es wiederzuerkennen.«

Der Unbekannte, obgleich sein Gesicht gewöhnlich nur das zu sagen schien, was er es gern wollte sagen lassen, war, wie man wahrnehmen konnte, ziemlich befriedigt durch diese Versicherung.

»Oh!« sagte er plötzlich, als wollte er zu einer andern Ideenordnung übergehen, »es gibt also keinen Schlosser mehr in Paris, daß die Leute, welche dort Geheimthüren brauchen, Schlosser von Versailles holen lassen?«

Und zu gleicher Zeit schenkte er seinem Gaste ein volles Glas Wein ein und klopfte mit der leeren Flasche auf den Tisch, damit der Wirth eine neue volle brächte.

III.

Meister Gamain.

Der Schlosser hob sein Glas bis zur Höhe seines Auges empor und betrachtete es wohlgefällig.

Dann kostete er mit augenscheinlicher Befriedigung davon und erwiderte:

»Doch, es gibt Schlosser in Paris.«

Er trank noch ein paar Tropfen.

»Nun?«

»Es gibt sogar Meister,«

Er trank abermals.

»Das sagte ich mir.«

»Doch es ist ein Unterschied unter den Meistern.«

»Ah! Ah!« sagte der Unbekannte lächelnd, »ich sehe, Sie sind wie der heilige Aloisius, nicht nur Meister, sondern Meister über Meister.«

»Und Meister über Alle. Sie sind vom Handwerk?«

»So ungefähr.«

»Was sind Sie?«

»Ich bin Waffenschmied.«

»Haben Sie hier von Ihrer Arbeit?«

»Sehen Sie diese Flinte.«

Der Schlosser nahm die Flinte aus den Händen des Unbekannten, untersuchte sie aufmerksam, ließ die Federn spielen, billigte mit dem Kopfe nickend das scharfe Knacken der Batterien, las dann den auf das Schloßblech und auf den Lauf geschriebenen Namen und rief:

»Leclère? unmöglich, Freund! Leclère ist höchstens achtundzwanzig Jahre alt, und wir gehen Beide gegen das fünfzigste, ohne Ihnen etwas Unangenehmes sagen zu wollen.«

»Es ist wahr,« erwiderte der Unbekannte, »ich bin nicht Leclère, doch es ist ganz dasselbe.«

»Wie, es ist ganz dasselbe?«

»Allerdings, da ich sein Lehrmeister bin.«

»Ah! gut,« rief lachend der Schlosser, »das ist, als ob ich sagen würde: »Ich bin nicht der König, doch das ist ganz dasselbe.««

»Wie, das ist ganz dasselbe?« wiederholte der Unbekannte.

»Ei! ja, da ich sein Lehrmeister bin,« sprach der Schlosser.

»Ho! ho!« machte der Unbekannte, indem er aufstand und den militärischen Gruß parodirte, »sollte ich die Ehre haben, mit Herrn Gamain zu sprechen?«

»Mit ihm in Person, und um Ihnen zu dienen, wenn ich hierzu fähig wäre,« sagte der Schlosser, entzückt über die Wirkung, welche sein Name hervorgebracht hatte.

»Teufel,« versetzte der Unbekannte, »ich wußte nicht, daß ich es mit einem so ansehnlichen Mann zu thun habe.«

»Wie?«

»Mit einem so ansehnlichen Manne,« wiederholte der Unbekannte.

»So angesehen, wollen Sie sagen.«

»Ah! ja, verzeihen Sie,« sagte lachend der Unbekannte. »Sie wissen, ein armer Waffenschmied versteht es nicht, sich auszudrücken wie ein Lehrmeister, und was für ein Lehrmeister, der Lehrmeister des Königs von Frankreich.«

Dann nahm er das Gespräch in einem andern Tone wieder auf und fügte bei:

»Sagen Sie mir, es muß nicht sehr belustigen, der Lehrmeister des Königs zu sein?«

»Warum?«

»Ei! wenn man ewig Handschuhe anhaben muß, um guten Morgen und guten Abend zu sagen!«

»Oh! nein.«

»Wenn man sagen muß: »»Euere Majestät, nehmen Sie diesen Schlüssel mit der linken Hand . . . Sire, nehmen Sie diese Felle mit der rechten Hand.«

»Ah! darin lag gerade der Reiz bei ihm, denn sehen Sie, er ist im Grunde ein guter Mensch. War er einmal in der Schmiede, hatte er die Schürze vorgebunden und die Aermel seines Hemdes zurückgeschlagen, so hätte man nie glauben sollen, er sei der älteste Sohn vom heiligen Ludwig, wie sie ihn nennen.«

»In der That, Sie haben Recht, es ist außerordentlich, wie ein König einem andern Menschen gleicht.

»Ja, nicht wahr? Diejenigen, welche in ihre Nähe kommen, haben dies längst bemerkt,«

»Oh! es wäre nichts, wenn nur diejenigen, welche in ihre Nähe kommen, es bemerkt hätten,« sprach der Unbekannte mit einem seltsamen Gelächter, »aber diejenigen, welche sich von ihnen entfernen, fangen besonders an, es zu bemerken.«

Gamain schaute den Unbekannten mit einer gewissen Verwunderung an.

Doch dieser, welcher schon seine Rolle vergessen hatte, ließ ihm nicht Zeit, den Werth des Satzes, den er ausgesprochen, abzuwägen, und sagte, auf das Vorhergehende zurückkommend:

»Ein Grund mehr: daß man einen Menschen, welcher ist wie ein Anderer, Sire und Majestät nennen muß, finde ich demüthigend.«

»Man mußte ihn aber weder Sire, noch Majestät nennen! Sobald er in der Schmiede war, gab es Alles dies nicht. Ich nannte ihn Bürger, und er nannte mich Gamalo; nur duzte ich ihn nicht, und er duzte mich.«

»Ja, doch wenn die Stunde des Frühstücks oder des Mittagbrodes kam, schickte man Gamalo in die Office, wo er mit den Dienstleuten, mit den Lackeien essen mußte.«

»Nein, oh! nein, das hat man nie gethan; im Gegentheil, er ließ mir einen ganz gedeckten Tisch in die Schmiede bringen, und oft, beim Frühstück besonders, setzte er sich mit mir zu Tische und sagte: »»Bah! ich werde nicht bei der Königin frühstücken; so brauche ich mir die Hände nicht zu waschen.«

»Ich begreife nicht recht . . .«

»Sie begreifen nicht, daß der König, wenn er mit mir arbeitete, Eisen schmiedete, Hände hatte, wie wir sie haben, was uns nicht abhält, ehrliche Leute zu sein; so daß die Königin mit ihrem zimperlichen Gesichtchen zu ihm sagte: »»Pfui! Sire, Sie haben schmutzige Hände!«« Als ob

man reinliche Hände haben könnte, wenn man in der Schmiede gearbeitet hat.«

»Sprechen Sie nicht hiervon,« sagte der Unbekannte, »das ist zum Weinen.«

»Sehen Sie, im Ganzen gefiel er sich nur dort, dieser gute Mann, oder in seinem geographischen Cabinet, mit mir oder mit seinem Bibliothekar; doch ich glaube, ich war es abermals, den er am meisten liebte.«

»Gleichviel, es ist nicht erfreulich, der Lehrmeister eines schlechten Zöglings zu sein.«

»Eines schlechten Zöglings?« rief Gamain; »oh! nein, Sie müssen das nicht sagen: er ist sogar sehr unglücklich, sehen Sie, daß er als König auf die Welt gekommen, und daß er sich mit einer Menge von Dummheiten zu beschäftigen hat, wie die, mit welchen er sich beschäftigt, statt unablässig Fortschritte in der Kunst zu machen. Das wird immer nur ein armer König sein, er ist zu redlich, und er wäre ein vortrefflicher Schlosser geworden. Da ist Einer zum Beispiel, den ich verfluche wegen der Zeit, die er durch ihn verlor: das war Herr Necker. Wie viel Zeit hat dieser ihn verlieren lassen, mein Gott! wie viel Zeit.«

»Mit seinen Rechnungen, nicht wahr?«

»Ja, mit seinen blauen Rechnungen, mit seinen Luftrechnungen, wie man sagte.«

»Nun wohl Freund, aber sagen Sie mir doch . . .«

»Was?«

»Es mußte ein vortrefflicher Kunde für Sie sein, ein Zögling von diesem Stande?«

»Oh! nein; gerade darin täuschen Sie sich, deshalb bin ich ihm gram, Ihrem Ludwig XVI., Ihrem Vater des Vaterlands, Ihrem Wiederhersteller der französischen Nation. Man hält mich für reich wie Krösus, und ich bin arm wie Hiob.«

»Sie sind arm? Aber was machte er denn mit seinem Gelde?«

»Er gab eine Hälfte den Armen und die andere Hälfte den Reichen, so daß er nie einen Sou hatte. Die Coigny, die Vaudreuil und die Polignac nagten an dem armen Manne! Eines Tages wollte er den Gehalt von Herrn von Coigny vermindern. Herr von Coigny wartete auf ihn vor der Thüre der Schmiede; fünf Minuten, nachdem der König hinausgegangen war, kam er ganz bleich wieder zurück und sagte: »»Oh! bei meiner Treue, ich glaubte, er werde mich schlagen.«« »»Und der Gehalt, Sire?«« fragte ich ihn. »»Ich habe ihm seinen Gehalt gelassen,«« antwortete er; »»was konnte ich Anderes thun,«« Er wollte ein andermal der Königin Bemerkungen über ein Wickelzeug für Frau von Polignac machen, ein Wickelzeug von dreimal hunderttausend Franken, denken Sie.«

»Das ist hübsch!«

»Nun! das war nicht genug. Die Königin schenkte ihr eines von fünfmal hunderttausend. Sehen Sie auch alle diese Polignac, welche vor zehn Jahren nicht einen Sou besaßen und Frankreich nun mit Millionen verlassen haben! Wenn sie nur Talent hätten, aber geben Sie allen diesen Burschen einen Amboß und einen Hammer, sie sind nicht im Stande, ein Hufeisen zu schmieden, geben Sie ihnen eine Felle und einen Schraubstock, sie sind nicht im Stande, eine Schloßschraube zu verfertigen . . . dagegen Schönredner, Chevaliers, wie sie sagen, die den König aufgestachelt und vorwärts getrieben haben, und nun ihn sich herausziehen lassen, wie er kann, — mit Herrn Bailly, mit Herrn Lafayette und Herrn Mirabeau, während er mich, der ich ihm so gute Rathschläge gegeben hätte, hätte er daraus hören wollen, mit einer Rente von fünfzehn hundert Livres, die er mir bewilligt hat, abspeist, mich, seinen Lehrmeister, mich, seinen Freund, mich, der ich ihm die Feile in die Hand gegeben habe.«

»Ja, doch wenn Sie mit ihm arbeiten, gibt es immer irgend einen Gewinn?«

»Ei! arbeite ich denn jetzt mit ihm? Vor Allem würde ich mich hierdurch gefährden. Seit der Einnahme der Bastille habe ich keinen Fuß mehr in den Palast gesetzt. Einmal oder zweimal bin ich ihm begegnet: das erste Mal waren Leute auf der Straße, und er beschränkte sich darauf, daß er mich grüßte; das zweite Mal, das war aus der Straße nach Satory, wir waren allein; er ließ seinen Wagen halten und sagte mit einem Seuszer: »Nun, mein armer Gamain, guten Morgen.« »Ah! ja, nicht wahr, das geht nicht, wie Sie wollen, doch das wird Sie lehren . . .« »Und Deine Frau und Deine Kindern,« unterbrach er mich, »es befindet sich Alles wohl?« »Vortrefflich! Alle haben einen Höllenappetit.« »Höre, Du wirst Ihnen dieses Geschenk von mir überbringen.« Und er suchte in seinen Taschen, in allen, und brachte neun Louis d'or zusammen. »Das ist Alles, was ich bei mir habe, mein armer Gamain,« sagte er, »und ich schäme mich ganz, daß ich Dir ein so trauriges Geschenk mache,« Und, in der That, Sie werden zugestehen, er hatte Ursache, sich zu schämen: ein König, der nur neun Louis d'or in seinen Taschen hat, ein König, der einen, Freunde, einem Kameraden ein Geschenk von neun Louis d'or macht! . . . Auch . . .«

»Sie haben es auch ausgeschlagen.«

»Nein; ich habe mir gesagt: »Man muß es immerhin nehmen, er könnte einen Andern treffen, der weniger verschämt wäre und es annehmen würde!« Doch gleichviel, er kann ruhig sein, ich werde keinen Fuß mehr in das Schloß von Versailles setzen, wenn er mich nicht holen läßt, und auch dann, auch dann!«

»Dankbares Herz!« murmelte der Unbekannte.

»Sie sagen?«

»Ich sage, Meister Gamain, es sei rührend, eine Ergebenheit wie die Ihrige das Unglück überleben zu sehen! Ein letztes Glas Wein auf die Gesundheit Ihres Lehrlings.«

»Ah! bei meiner Treue! er verdient es kaum, doch gleichviel! Dennoch aus seine Gesundheit!« Er trank.

»Und wenn ich bedenke,« fuhr er fort, »wenn ich bedenke, daß er in seinen Kellern mehr als zehntausend Flaschen hatte, von denen die am mindesten gute zehnmal so viel werth war als diese, und daß er nie zu einem Bedienten sagte: »So und so, nimm einen Korb Wein und trage ihn zu meinem Freunde Gamain!« Ah! jawohl, er ließ ihn lieber von seinen Gardes du corps, von, seinen Schweizern und von seinen Soldaten vom Regimente Flandern trinken: das ist ihm gut bekommen!«

»Was wollen Sie?« sprach der Unbekannte, während er sein Glas in kleinen Zügen leerte, »die Könige sind so, die Undankbaren! Doch stille! wir sind nicht mehr allein.«

Es waren in der That drei Personen, zwei Männer aus dem Volke und eine Poissarde, in dieselbe Schenke eingetreten und hatten sich an den Tisch gesetzt, der Seitenstück zu dem bildete, an welchem der die zweite Flasche vollends mit Meister Gamain leerte.

Der Schlosser schaute nach ihnen hinüber und betrachtete sie mit einer Aufmerksamkeit, welche den Unbekannten lächeln machte.

Diese drei neuen Personen schienen in der That einiger Aufmerksamkeit würdig.

Von den zwei Männern war der Eine ganz Rumpf; der Andere war ganz Beine.

Der Mann, der ganz Rumpf war, glich einem Zwerge; er war kaum fünf Fuß hoch; vielleicht verlor er auch ein paar Zoll von seiner Höhe durch das Biegen seiner Kniee, welche, wenn er

stand, sich innen berührten, so weit auch seine Füße aus einander liefen. Statt den Eindruck dieser Mißstaltung zu schwächen, schien sie sein Gesicht noch viel bemerkbarer zu machen; fett und schmutzig, lagen seine Haare flach auf seiner niedergedrückten Stirne; seine schlecht gezeichneten Brauen schienen durch Zufall gewachsen zu sein; seine Augen waren im gewöhnlichen Zustande glasig, trübe und ohne Flammen, wie die einer Kröte; nur in den Momenten der Aufreizung sprühten sie einen Funken, ähnlich dem, welcher aus dem zusammengezogenen Augapfel einer wüthenden Schlange springt; seine Nase war geplattet und verstärkte noch, von der geraden Linie abgehend, die Hervorragung der Backenknochen; dieses häßliche Gesamtwesen vervollständigend, bedeckte sein krummer Mund mit seinen gelblichen Lippen ein paar spärliche, wackelnde, schwarze Zähne.

Dieser Mensch schien beim ersten Anblick Galle statt des Blutes in den Adern zu haben.

Der Zweite, der das Gegentheil des Ersten bildete, dessen Beine kurz und krumm, schien wie ein Reiher auf ein Paar Stelzen gestellt zu sein. Seine Aehnlichkeit mit dem Vogel, mit dem wir ihn verglichen, war um so größer, als er ebenfalls buckelig und als sein völlig zwischen seinen beiden Schultern verllorener Kopf sich nur durch zwei Augen, welche zwei Blutflecken zu sein schienen, und durch eine lange, schnabelartige Nase kenntlich machte. Im ersten Moment hätte man auch glauben sollen, er habe die Fähigkeit, seinen Hals nach Art einer Feder auszudehnen und auf eine gewisse Entfernung ein Auge demjenigen auszustoßen, dem er diesen schlechten Dienst hätte leisten wollen. Doch es verhielt sich nicht so; seine Arme allein hatten diese seinem Halse verweigerte Elasticität, und, so wie er saß, brauchte er nur den rechten zu verlängern, um ein Taschentuch aufzuheben, das er hatte fallen lassen, nachdem er sich seine zugleich vom Schweiß und vom Regen befeuchtete Stirne abgewischt.

Der Dritte oder die Dritte, wie man will, war ein amphibisches Wesen, dessen Gattung man wohl zu erkennen vermochte, während sich sein Geschlecht schwer unterscheiden ließ. Diese Person war ein Mann oder eine Frau von dreißig bis vier und dreißig Jahren, in der eleganten Tracht einer Poissarde, mit goldenen Ketten und Ohrringen, mit Halbschleier und Spitzensacktuch; ihre Züge waren, so weit man sie durch eine Lage von weißer und rother Schminke, die ihr Gesicht bedeckte, und durch die Schönplästerchen von allen Formen, welche diese Schminke besternt, leicht verwischt, wie man dies bei den ausgearteten Racen gewahrt. Hatte man sie einmal gesehen, war man einmal bei ihrem Anblick in den Zweifel eingetreten, den wir so eben ausgedrückt haben, so wartete man mit Ungeduld, daß sich ihr Mund öffne, um ein paar Worte zu sprechen, denn man hoffte, der Ton ihrer Stimme werde ihrer, ganzen zweifelhaften Erscheinung einen Charakter geben, mit dessen Hilfe diese Ungewißheit sich lösen ließe. Doch es war nicht so. Ihre Stimme, welche die eines Sopran zu sein schien, versenkte den Neugierigen und den Beobachter noch tiefer in den Zweifel, welchen ihre Person erregt hatte; das Ohr klärte das Auge nicht auf; das Gehör ergänzte den Gesichtssinn nicht.

Die Strümpfe und die Schuhe der zwei Männer, sowie die Strümpfe der Frau zeigten an, daß diejenigen, welche sie trugen, sich schon lange aus der Straße herumtrieben.

»Es ist erstaunlich,« sagte Gamain, mir scheint, »das ist eine Frau, die ich kenne.«

»Das mag sein; doch sobald diese drei Personen beisammen sind, mein lieber Herr Gamain, darf man annehmen, daß sie etwas mit einander zu thun haben,« sagte der Unbekannte, indem er seine Flinte ergriff und seine Mütze tiefer aus das Ohr drückte; »sobald sie aber etwas zu thun haben, muß man sie beisammen lassen.«

»Sie kennen sie also?« fragte Gamain.

»Ja, vom Sehen,« antwortete der Unbekannte. »Und Sie?«

»Ich, ich wollte dafür stehen, daß ich diese Frau auch irgendwo gesehen habe.«

»Bei Hofe wahrscheinlich,« sagte der Unbekannte.

»Ah! ja wohl! eine Poissarde!«³

»Sie gehen seit einiger Zeit oft dahin.«

»Wenn Sie sie kennen, so nennen Sie mir doch die zwei Männer; das wird mir sicherlich die Frau erkennen helfen.«

»Die zwei Männer?«

»Ja.«

»Welchen soll ich Ihnen zuerst nennen?«

»Den Krummbeinigen.«

»Jean Paul Marat.«

»Ah! Oh!«

»Hernach?«

»Den Buckeligen?«

»Prosper Verrières.«

»Ah! Ah!«

»Nun! bringt Sie das aus die Spur der Poissarde?«

»Bei meiner Treue, nein,«

»Suchen Sie.«

»Ich zerbreche mir den Kopf.«

»Nun, die Poissarde?«

»Warten Sie . . . Doch nein, ah! ja, ah! nein.«

»Doch . . .«

»Es . . . es ist unmöglich.«

»Ja, beim ersten Anblick sieht es aus, als ob es unmöglich wäre.«

»Es ist . . .«

»Oh! ich sehe wohl, daß Sie ihn nie nennen werden, und daß ich ihn nennen muß: die Poissarde ist der Herzog von Aiguillon.«

Als dieser Name ausgesprochen wurde, bebte die Poissarde und wandte sich, wie die zwei andern Männer, um.

Alle Drei machten eine Bewegung, um aufzustehen, wie man es vor einem Vorgesetzten thun würde, dem man seine Ehrfurcht bezeigen wollte.

Doch der Unbekannte legte seinen Finger aus den Mund und ging hinaus.

Gamain folgte ihm; er glaubte zu träumen.

Vor der Thüre wurde er von einem Menschen gestoßen, der zu fliehen schien, verfolgt von Leuten, welche riefen:

»Der Friseur der Königin! der Friseur der Königin!«

Unter diesen laufenden und schreienden Leuten waren zwei, welche jeder einen blutigen Kopf am Ende eines Spießes trugen.

Es waren die Köpfe von zwei unglücklichen Gardes du corps, Varicourt und Deshuttés,

welche, vom Leibe getrennt, jeder an das Ende eines Spießes gesteckt worden waren.

Diese Köpfe bildeten, wie gesagt, einen Theil des Trupps, der dem Unglücklichen, welcher Gamain gestoßen, nachlief.

»Sieh da, Herr Leonard,« sagte dieser.

»Stille, nenne mich nicht!« rief der Friseur, in die Schenke stürzend.

»Was wollen sie denn von ihm?« fragte der Schlosser den Unbekannten.

»Wer weiß?« antwortete der Andere »sie wollen ihn vielleicht die Köpfe dieser armen Teufel frisiren lassen. In Revolutionszeiten hat man so wunderliche Einfälle!«

Und er vermischte sich mit der Menge und ließ Gamain, dem er ohne Zweifel Alles entlockt hatte, was er zu wissen brauchte, wie es ihm gutdünkte, nach seiner Werkstätte in Versailles zurückkehren.

IV.

Cagliostro.

Es wurde dem Unbekannten um so leichter, sich mit dieser Menge zu vermischen, als sie zahlreich war.

Sie bildete die Vorhut vom Zuge des Königs, der Königin und des Dauphin.

Man war, wie es der König gesagt hatte, gegen ein Uhr Nachmittags von Versailles abgegangen.

Die Königin, der Dauphin, Madame Royale, der Graf von Provence, Madame Elisabeth und Andrée⁴ waren in den Wagen des Königs gestiegen.

Hundert Wagen hatten die Mitglieder der Nationalversammlung, welche sich vom König unzertrennlich erklärt, aufgenommen.

Der Graf von Charny und Billot waren in Versailles geblieben, um die letzte Ehre dem Baron George von Charny zu erweisen, der, wie wir erzählt haben, in der erschrecklichen Nacht vom 5. auf den 6. October getödtet wurde, und um es zu verhindern, daß man seinen Leichnam verstümmelte, wie man die Leichname der Gardes du corps Baricourt und Deshottes verstümmelt hatte.

Die Vorhut, von der wir gesprochen, welche zwei Stunden vor dem König aufgebrochen war und ihm ungefähr eine Viertelstunde voranging, war gewisser Maßen um die zwei Köpfe der Gardes du corps versammelt, die ihnen als Fahne dienten.

Als diese Köpfe bei der Schenke vom Pont de Sèvres anhielten, machte die Vorhut mit ihnen und zu gleicher Zeit mit ihnen Halt.

Diese Vorhut bestand aus zerlumpten, halb trunkenen Elenden, — Schaum, wie man ihn auf der Oberfläche jeder Ueberschwemmung sieht, mag diese nun von Wasser oder von Lava sein.

Plötzlich entstand in dieser Menge ein gewaltiger Tumult. Man hatte die Bajonnete der Nationalgarde und das weiße Pferd von Lafayette erblickt, welche unmittelbar vor den Wagen des Königs kamen.

Lafayette liebte sehr die Volksversammlungen; in der Mitte des Volkes von Paris, dessen Idol er war, regierte er wahrhaft.

Doch er liebte den Pöbel nicht.

Paris, wie Rom, hatte seine *plebs* und seine *plebecula*.

Er liebte besonders die Executionen nicht, welche der Pöbel selbst vollzog. Man hat gesehen, daß er Alles gethan, was er hatte thun können, um Flesselles, Foulon und Berthier von Sauvigny zu retten.

Es war also zugleich um vor ihm ihre Trophäe zu verbergen und um die blutigen Insignien beizubehalten, welche ihren Sieg bestätigten, diese Vorhut so weit vorangegangen.

Doch es scheint, daß, verstärkt durch das Triumvirat, welches sie in der Schenke zu treffen das Glück gehabt, die Fahnenräger ein Mittel gefunden hatten, Lafayette auszuweichen, denn sie weigerten sich, mit ihren Gefährten abzugehen, und beschlossen, da Seine Majestät erklärt habe,

sie wolle sich nicht von ihren getreuen Garden trennen, so werden sie Seine Majestät erwarten, um ihren Cortége zu bilden.

Dem zu Folge begab sich die Vorhut, nachdem sie Kräfte gesammelt, wieder auf den Weg.

Dieser Pöbel, der aus der Landstraße von Paris nach Versailles abfloß, — einer ausgetretenen Gosse ähnlich, welche, noch einem Sturme, in ihren schwarzen, kothigen Wellen die Bewohner eines Palastes fortreißt, die sie auf ihrem Wege getroffen und in ihrer Heftigkeit niedergeworfen hatte, — diese Menge, sagen wir, hatte auf jeder Seite der Straße eine Art von Sog, gebildet von den Einwohnerschaften der an dieser Straße liegenden Dörfer, welche, Herbeiliefen, um zu sehen, was vorging. Von denjenigen, welche so herbeiliefen, vermischten sich Einige, — es war die kleinere Zahl, — mit der das Geleite des Königs bildenden Menge und schleuderten ihr Geschrei unter all dieses Geschrei, doch die Mehrzahl blieb unbeweglich und schweigsam aus beiden Seiten des Weges.

Sagen wir deshalb, sie haben sehr mit dem König und der Königin sympathisirt? nein, denn, abgesehen von denjenigen, welche zu der aristokratischen Klasse der Gesellschaft gehörten, litt Jedermann mehr oder weniger unter der erschrecklichen Hungersnoth, die sich über Frankreich ausgebreitet hatte. Sie schmähten also den König, den Dauphin und die Königin nicht, sie schwiegen, und das Stillschweigen der Menge ist vielleicht noch schlimmer als ihr Schmähen.

Dagegen schrie diese Menge mit voller Lunge: »Es lebe Lafayette!« welcher von Zeit zu Zeit den Hut mit der linken Hand abnahm und mit seinem Degen in der rechten Hand grüßte, und: »Es lebe Mirabeau,« welcher von Zeit zu Zeit auch seinen Kopf aus dem Schlage der Carrosse, in der er mit fünf Anderen aufgehäuft war, streckte, um mit vollen Zügen die für seine große Lunge nothwendige äußere Luft einzuathmen.

So hörte der unglückliche Ludwig XVI»für den Alles Stillschweigen war, vor sich die Sache, die er verloren: die Volksbeliebtheit, und die, welche ihm immer gefehlt hatte: das Genie, beklatschen.

Gilbert marschirte, wie er es bei der Fahrt des Königs allein gethan hatte, mit aller Welt vermischt am rechten Schlage der Carrosse des Königs, das heißt auf der Seite der Königin.

Die Königin, welche nie den Stoicismus von Gilbert begreifen konnte, dem die amerikanische Reise eine neue Herbheit beigefügt hatte, schaute mit Verwunderung diesen Mann an, der, ohne Liebe und ohne Ergebenheit für seine Fürsten, ganz einfach bei ihnen das erfüllend, was er eine Pflicht nannte, dennoch bereit war, für sie Alles zu thun, was man aus Ergebenheit und Liebe thut.

Noch mehr, denn er war bereit, zu sterben, und die Ergebenheit, die Liebe von Vielen gingen nicht so weit.

Aus den beiden Seiten des Wagens des Königs und der Königin marschirte, — außer jener Art von Leuten, die sich dieses Postens theils aus Neugierde, theils um bereit zu sein, dem erhabenen Reisenden im Nothfall beizustehen, bemächtigt hatten, — in einem sechs Zoll hohen Kothe patschend, die Damen und die Starken der Halle, welche von Zeit zu Zeit, unter ihrem buntscheckigen Flusse von Blumen und Bändern, wie eine compactere Welle zu rollen schienen.

Diese Welle war eine Kanone oder ein Pulverwagen mit Weibern beladen, welche mit lauter Stimme sangen oder aus vollem Halse schrieen.

Was sie sangen, war das alte Volkslied:

Die Bäckerin hat Thaler,

Sie kosten sie nichts.

Was sie sagten, war die neue Formel ihrer Hoffnung:

»Es wird uns nun nicht mehr an Brod fehlen, wir bringen den Bäcker, die Bäckerin und den Bäckerjungen zurück.«

Die Königin schien Alles dies zu hören, ohne etwas davon zu begreifen. Sie hielt zwischen ihren Beinen stehend den kleinen Dauphin, der diese Menge mit der bestürzten Miene anschaute, mit welcher die Fürstenskinder die Menge — in den Stunden der Revolutionen — anschauen, wie wir sie den König von Rom, den Herzog von Bordeaux und den Grafen von Paris haben anschauen sehen.

Nur ist *unsere* Menge stolzer und großmüthiger als jene, denn sie ist stärker und begreift, daß sie Gnade üben kann.

Der König schaute Alles dies mit seinem trüben, beschwerten Blick an. Er hatte die vorhergehende Nacht kaum geschlafen, er halte bei seinem Frühstück kaum gegessen, es hatte ihm an Zeit gefehlt, um seine Frisur wieder zurecht zu richten und zu pudern; sein Bart war lang, seine Wäsche zerknittert, lauter Dinge, welche ihm sehr zum Nachtheil gereichten. Ach! der arme König war nicht der Mann der schwierigen Umstände. Unter allen schwierigen Umständen beugte er auch das Haupt. An einem einzigen Tag erhob er es: das war aus dem Schaffot, in dem Augenblick, wo es fallen sollte.

Madame Elisabeth war der Engel der Sanftmuth und der Hingebung, den Gott zu diesen verurtheilten Geschöpfen gestellt hatte, und der den König im Temple über die Abwesenheit der Königin trösten, die Königin in der Conciergerie über den Tod des Königs trösten sollte.

Herr von Provence hatte, hier wie immer, seinen schiefen, falschen Blick; er wußte wohl, daß er, für den Moment wenigstens, keine Gefahr lief; das war in diesem Augenblick der Volksbeliebte der Familie — warum? man weiß es nicht; — vielleicht, weil er in Frankreich geblieben, während sein Bruder, der Graf d'Artois, abgereist war.

Hätte aber der König im Grunde des Herzens von Herrn von Provence lesen können, so fragt es sich, ob das, was er darin gelesen, sehr unversehrt die Dankbarkeit gelassen hätte, welche er ihm für das Hegte, was er für Ergebenheit hielt.

Andrée sah aus, als wäre sie von Marmor; sie hatte nicht besser geschlafen als die Königin, nicht besser gegessen als der König, doch die Lebensbedürfnisse schienen nicht für diese ausnahmsweise Natur gemacht. Sie hatte nicht mehr Zeit gehabt, ihre Frisur wiederherzustellen oder die Kleider zu wechseln, und dennoch war auch nicht ein Haar aus ihrem Haupte in Unordnung, deutete nicht eine Falle ihres Kleides ein ungewöhnliches Zerknittern an. Wie eine Statue schienen sie diese Wogen, welche um sie her verliefen, ohne daß sie ihnen die geringste Aufmerksamkeit schenkte, noch glatter und weißer zu machen; diese Frau hatte offenbar im Innersten des Kopfes oder des Herzens einen einzigen, nur für sie leuchtenden Gedanken, zu dem ihre Seele hinstrebte, wie zum Polarstern die Magnetnadel hinstrebt. Sie glich einer Art von Schatten unter den Lebendigen, und es deutete nur Eines bei ihr an, daß sie lebte: das war der unwillkürliche Blitz, der aus ihrem Blicke zuckte, so oft ihr Auge dem Auge von Gilbert begegnete.

In einer Entsernung von ungefähr hundert Schritten, ehe er zu der Schenke kam, von der wir gesprochen, machte der Zug Halt; das Geschrei verdoppelte sich auf der ganzen Linie, Die Königin beugte sich leicht aus dem Schlage ihres Wagens, und auf diese Bewegung, welche

doch einem Gruße glich, durchlief ein langes Gemurre die Menge.

»Herr Gilbert?« sagte sie.

Gilbert näherte sich dem Schläge. Da er seit Versailles seinen Hut in der Hand hielt, so hatte er nicht nöthig ihn abzunehmen, um der Königin ein Zeichen von Ehrfurcht zu geben.

»Madame?« erwiderte er.

Dieses einzige Wort deutete durch die entschiedene Betonung, mit der es ausgesprochen wurde, an, daß Gilbert ganz zu den Befehlen der Königin war.

»Herr Gilbert,« fragte Marie Antoinette, »was singt denn, was sagt denn, was schreit denn Ihr Volk?«

Man sieht gerade an der Form dieses Satzes, daß ihn die Königin vorbereitet und ohne Zweifel seit langer Zeit zwischen ihren Zähnen gekaut hatte, ehe sie ihn durch den Wagenschlag dieser Menge ins Gesicht spuckte.

Gilbert stieß einen Seufzer aus, welcher bedeutete:

»Immer dieselbe!«

Dann sprach er mit einem tiefen Ausdruck von Schwermuth:

»Ach! Madame, dieses Volk, welches Sie mein Volk nennen, ist einst das Ihrige gewesen, und es ist nun etwas weniger als zwanzig Jahre her, daß Herr von Brissac, ein äußerst artiger Höfling, den ich vergebens hier suche, Ihnen vom Balcon eben dieses Volk, welches: »»Es lebe die Dauphine!«« rief, zeigte und zu Ihnen sagte: »»Madame, Sie haben da zweimalhunderttausend Liebhaber.««

Die Königin biß sich aus die Lippen; es war nicht möglich, diesen Mann bei einem Mangel an Erwiderung oder bei einem Mangel an Respect zu ertappen.

»Ja, das ist wahr,« sagte die Königin; »das beweist nur, daß die Völker sich verändern.«

Diesmal verbeugte sich Gilbert, antwortete aber nicht.

»Ich richtete eine Frage an Sie, Herr Gilbert.« sagte die Königin mit jener Hartnäckigkeit, mit der sie bei Allem, selbst bei den Dingen, die ihr unangenehm sein mußten, zu Werke ging.

»Ja, Madame,« erwiderte Gilbert, »und ich will antworten, da Euer Majestät daraus beharrt. Das Volk singt:

Die Bäckerin hat Thaler,
Sie kosten sie nichts.

Sie wissen, wen das Volk die Bäckerin nennt?«

»Ja, mein Herr, ich weiß, daß es mir die Ehre erweist; ich bin schon an diese Spottnamen gewöhnt: es nannte mich Madame Deficit. Ist denn eine Analogie zwischen dem ersten Beinamen und dem zweiten?«

»Ja, Madame, und um sich dessen zu versichern, brauchen Sie nur die zwei ersten Verse zu erwägen, die ich Ihnen gesagt habe:

Die Bäckerin hat Thaler,
Sie kosten sie nichts.«

Die Königin wiederholte:

»*Hat Thaler, sie kosten sie nichts* . . . Ich verstehe das nicht, mein Herr.«

Gilbert schwieg.

»Nun!« sagte die Königin ungeduldig, »haben Sie nicht gehört, daß ich nicht verstehe?«

»Und Eure Majestät verlangt beharrlich eine Erklärung?«

»Allerdings.«

»Das will besagen, Madame, Eure Majestät habe sehr gefällige Minister gehabt, Finanzminister besonders, Herrn von Calonne, zum Beispiel; das Volk weiß, wie Eure Majestät nur zu verlangen brauchte, daß man ihr gab, und da es keine große Mühe kostet, zu verlangen, wenn man Königin ist, weil man, indem man verlangt, befiehlt, so singt das Volk:

Die Königin hat Thaler,
Sie kosten sie nichts,

das heißt, sie kosten sie nur die Mühe, sie zu verlangen.«

Die Königin preßte krampfhaft ihre weiße Hand zusammen, welche auf dem rothen Sammet des Wagenschlags lag.

»Gut,« sprach sie, »das ist es also, was das Volk singt. Gehen wir nun, wenn es Ihnen beliebt, Herr Gilbert, da sie seine Gedanken so gut erklären, zu dem über, was es sagt,«

»Madame, das Volk sagt: »»Es wird uns nicht mehr an Brod mangeln, nun da wir den Bäcker, die Bäckerin und den Bäckerjungen haben.««

»Sie werden mir diese zweite Unverschämtheit so deutlich erklären, als die erste, nicht wahr? Ich rechne darauf.«

»Madame,« erwiderte Gilbert mit derselben schwermüthigen Sanftheit, »wenn Sie vielleicht nicht die Worte, sondern die Intention dieses Volkes erwägen wollten, so würden Sie sehen, daß Sie sich nicht so sehr, als Sie glauben, hierüber zu beklagen haben.«

»Lassen Sie hören,« sprach die Königin mit einem nervösen Lächeln. »Sie wissen, daß es mir sehr lieb ist, wenn man mich aufklärt, Herr Doctor. Sprechen Sie, ich höre, ich warte.

»Madame, mit Recht oder mit Unrecht hat man diesem Volke gesagt, es werde in Versailles ein großer Mehlhandel getrieben, und deshalb komme kein Mehl mehr nach Paris. Wer nährt dieses arme Volk? Der Bäcker und die Bäckerin des Quartiers. Gegen wen strecken der Vater, die Mutter, der Sohn flehend ihre Hände aus, wenn in Ermangelung von Geld das Kind, die Frau oder der Vater Hungers sterben? Gegen diesen Bäcker, gegen diese Bäckerin. Wen fleht der Arme nach Gott an, der die Ernten wachsen macht? Diejenigen, welche das Brod austheilen. Sind nicht Sie, Madame, ist nicht der König, ist nicht selbst dieses erhabene Kind, sind Sie nicht alle Drei die Ausspender des Brodes von Gott? Wundern Sie sich also nicht über den süßen Namen, den Ihnen dieses Volk gibt, und danken Sie ihm für die Hoffnung, daß es, so bald der König, die Königin und der Herr Dauphin in der Mitte von zwölfmalhunderttausend Hungerigen sein werden, diesen zwölfmalhunderttausend Hungerigen an Nichts mehr fehlen werde.«

Die Königin schloß ein paar Secunden die Augen, und man sah sie eine Bewegung mit dem Kinnbacken und dem Halse machen, als versuchte sie es, ihren Haß zugleich mit dem scharfen Speichel, der ihr die Kehle verbrannte, hinunter zu schlucken.

»Und was es ruft dieses Volk, was es dort vor uns, hinter uns ruft, müssen wir ihm auch dafür danken, wie für die Spottnamen, die es uns gibt, wie für die Lieder, die es uns singt?«

»Oh! ja, Madame, und zwar noch aufrichtiger; denn, dieses Lied, welches es singt, ist nur der Ausdruck seiner guten Laune, denn die Spottnamen, die es Ihnen gibt, sind nur die Offenbarung seiner Hoffnungen, aber die Rufe, die es ertönen läßt, sind der Ausdruck seines Wunsches.«

»Ah! das Volk wünscht, daß die Herren von Lafayette und Mirabeau leben?«

Die Königin hatte, wie man sieht, vollkommen gehört, was man sang, sagte und rief.

»Ja, Madame,« antwortete Gilbert, »denn wenn sie leben, so können Herr von Lafayette und Herr von Mirabeau, welche, wie Sie sehen, in diesem Augenblick getrennt sind, getrennt durch den Abgrund, über dem Sie schweben, — denn wenn sie leben, so können Herr von Lafayette und Herr von Mirabeau sich vereinigen und, indem sie sich vereinigen, die Monarchie retten.«

»Mein Herr,« rief die Königin, »das heißt, die Monarchie sei so tief gesunken, daß sie nur durch diese zwei Männer gerettet werden könne?«

Gilbert wollte eben antworten, als man Schreckensschreie, gemischt mit entsetzlichem Gelächter, vernahm und in der Menge eine große Bewegung vorgehen sah, welche, statt ihn davon zu entfernen, Gilbert dem Wagenschlage näherte, an den er sich anklammerte, denn er errieth, es ereigne sich etwas, was vielleicht zur Vertheidigung der Königin die Anwendung seines Wortes oder seiner Kraft nothwendig mache.

Es waren die zwei Kopfträger, welche, nachdem sie die Köpfe durch den unglücklichen Leonard hatten pudern und frisiren lassen, sich das Vergnügen bereiten wollten, dieselben der Königin zu präsentiren, wie sie sich, — dieselben vielleicht, — das Vergnügen bereitet hatten, Berthier den Kopf seines Schwiegervaters Foulon zu präsentiren.

Diese Schreie waren die, welche bei dem Anblick der zwei Köpfe die Menge ausstieß, während sie auf die Seite trat, von selbst sich zurückdrängte und sich erschrocken öffnete, um sie durchzulassen.

»In des Himmels Namen, Madame,« sprach Gilbert, »schauen Sie nicht nach rechts!«

Die Königin war nicht die Frau, einer solchen Ermahnung zu gehorchen, ohne sich der Ursache zu versichern, aus der man sie ihr machte.

Ihre erste Bewegung war folglich, daß sie die Augen nach dem Punkte wandte, den ihr Gilbert verbot. Sie gab einen gräßlichen Schrei von sich.

Doch plötzlich gingen ihre Augen von diesem entsetzlichen Schauspiel ab, als wären sie einem noch viel entsetzlicheren begegnet, und als könnten sie, an ein Medusenhaupt genietet, sich nicht von diesem losmachen.

Dieses Medusenhaupt war der Kopf des Unbekannten, den wir in der Schenke vom Pont de Sèvres mit Meister Gamain haben plaudern und trinken sehen; er stand mit gekreuzten Armen an einen Baum gelehnt.

Die Hand der Königin erhob sich von dem sammetnen Wagenschlag; sie stützte sich auf die Schulter von Gilbert und hielt sich einen Augenblick so krampfhaft daran, daß sich ihre Nägel in das Fleisch eindrückten.

Gilbert wandte sich um.

Er sah die Königin bleich, die Lippen bebend, die Augen starr.

Diese übermäßige nervöse Aufregung hätte er vielleicht der Gegenwart der zwei Köpfe zugeschrieben, wäre das Auge von Marie Antoinette auf den einen oder den andern geheftet gewesen.

Aber der Blick lief horizontal in Manneshöhe aus.

Gilbert folgte diesem Blicke, und wie die Königin einen Schreckensschrei ausgestoßen hatte, gab er einen Schrei des Erstaunens von sich.

Dann murmelten Beide gleichzeitig:

»Cagliostro!«

Der Mann, der an dem Baume lehnte, sah seinerseits vollkommen die Königin.

Er winkte Gilbert mit der Hand, als wollte er sagen: »Komm.«

In diesem Augenblick machten die Wagen eine Bewegung, um weiter zu fahren.

Durch eine maschinenmäßige, instinctartige, natürliche Bewegung stieß die Königin gleichzeitig Gilbert fort, daß er nicht durch das Rad zermalmt werde.

Er glaubte, die Königin habe ihn gegen diesen Mann gestoßen.

Aber hätte ihn die Königin auch nicht gestoßen, so stand es ihm doch, sobald er erkannt, wer Jener war, gewisser Maßen nicht mehr frei, nicht zu ihm zu gehen.

Dem zu Folge ließ er den Zug unbeweglich defiliren; dann folgte er dem falschen Arbeiter, der sich von Zeit zu Zeit umwandte, um zu erfahren, ob man ihm wirklich folgte, trat hinter ihm in ein Gäßchen ein, stieg gegen Bellevue aus einem ziemlich jähem Abhänge hinauf und verschwand hinter einer Mauer gerade in dem Augenblick, wo aus der Seite von Paris der Zug verschwand, so völlig verborgen durch die abschüssige Lage des Berges, als ob er sich in einen Abgrund versenkte.

V.

Das Verhängniß.

Gilbert folgte seinem Führer, der ihm in einer Entfernung von ungefähr zwanzig Schritten voranging, bis zu der Hälfte der Anhöhe. Hier, als man sich vor einem großen und schönen Hause befand, zog derjenige, welcher zuerst kam, einen Schlüssel aus seiner Tasche, welcher bestimmt war, dem Herrn dieses Hauses den Durchgang zu gestatten, wollte dieser Herr aus- oder eingehen, ohne seine Dienstboten dabei ins Vertrauen zu ziehen.

Er ließ die Thüre ein wenig offen, was so klar als möglich andeutete, derjenige, welcher zuerst eingetreten, lade seinen Gefährten ein, ihm zu folgen.

Gilbert trat ein und schob sachte die Thüre zurück, welche sich, so sachte sie geschoben wurde, stille auf ihren Angeln drehte und wieder schloß, ohne daß man den Riegel knarren hörte.

Ein solches Schloß würde Meister Gamain bewundert haben.

Sobald er eingetreten war, befand sich Gilbert in einem Corridor, in dessen doppelter Wand in Manneshöhe, das heißt so, daß das Auge nicht eine von ihren wunderbaren Einzelheiten verlor, Füllungen von Bronze nach denen geformt, mit welchen Ghiberti die Thüre der Taufkapelle in Florenz bereichert hat, incrusirt waren.

Die Füße vertieften sich in einen weichen türkischen Teppich.

Links war eine Thüre offen.

Gilbert dachte, diese Thüre sei abermals für ihn geöffnet, und trat in einen Salon ein, der mit indischem Atlas tapezirt und mit Meubles von demselben Stoffe wie die Tapete ausgestattet war. Einer von den phantastischen Vögeln, wie sie die Chinesen malen oder sticken, bedeckte mit seinen Flügeln von Gold und Azur den Plafond und hielt zwischen seinen Klauen den Kronleuchter, der mit Candelabern von einer herrlichen Arbeit, Lilienbüschel vorstellend, zur Beleuchtung des Saales diente.

Ein einziges Gemälde schmückte diesen Salon und bildete ein Seitenstück zum Spiegel des Kamins.

Es war eine Jungfrau von Raphael.

Gilbert bewunderte dieses Meisterwerk, als er hörte oder vielmehr errieth, daß man eine Thüre hinter ihm öffne.

Er wandte sich um und erkannte Cagliostro, der aus einem Ankleidecabinet herauskam.

Ein Augenblick hatte ihm genügt, um den Schmutz von seinen Armen und seinem Gesichte verschwinden zu machen, um seinen noch schwarzen Haaren die aristokratischste Richtung zu geben und seine Kleider völlig zu wechseln.

Es war nicht mehr der Arbeiter mit den schwarzen Händen, mit den glatten Haaren, mit den kothbesteckten Schuhen, mit der groben Sammethose und dem Hemde von roher Leinwand.

Es war der elegante, vornehme Herr, den wir unsern Lesern schon zweimal, zuerst in *Joseph Balsamo* und dann im *Halsband der Königin*, vorgestellt haben.

Sein mit Stickereien bedecktes Kleid, seine von Diamanten funkelnden Hände contrastirten

mit der schwarzen Tracht von Gilbert und den, einfachen goldenen Ringe, einem Geschenke von Washington, den er am Finger trug.

Cagliostro trat mit offenem, lachendem Gesichte vor und streckte die Arme gegen Gilbert aus. Gilbert warf sich darein.

»Theurer Meister!« rief er.

»Oh! einen Augenblick Geduld,« sagte Cagliostro lachend; »mein lieber Gilbert, Sie haben, seitdem wir uns verlassen, solche Fortschritte gemacht, besonders in der Philosophie, daß Sie heute der Meister sind, und daß ich kaum würdig bin, der Schüler zu sein.«

»Ich danke für das Kompliment,« erwiderte Gilbert; »doch angenommen, ich habe solche Fortschritte gemacht: woher wissen Sie es? Es sind acht Jahre, daß wir uns nicht wiedergesehen.«

»Glauben Sie denn, lieber Doctor, Sie seien einer von den Menschen, von welchen man nichts wisse, weil man sie zu sehen aufhört? Es ist wahr, ich habe Sie seit acht Jahren nicht gesehen; doch seit diesen acht Jahren könnte ich Ihnen beinahe Tag für Tag sagen, was Sie gethan haben.«

»Ho! Ho!«

»Zweifeln Sie denn immer an meinem zweiten Gesichte?«

»Sie wissen, daß ich Mathematiker bin,«

»Das heißt ungläubig . . . Hören Sie also: Sie sind zum ersten Mal nach Frankreich gekommen, zurückgerufen durch Ihre Familienangelegenheiten; die Familienangelegenheiten gehen mich nichts an und folglich, . . .«

»Nein,« versetzte Gilbert, der Cagliostro in Verlegenheit zu bringen glaubte; »sprechen Sie, lieber Meister.«

»Nun wohl, diesmal hatten Sie sich mit der Erziehung Ihres Sohnes Sebastian zu beschäftigen, ihn in Pension in ein Städtchen achtzehn bis zwanzig Meilen von Paris zu bringen, Ihre Geschäfte mit Ihrem Pächter abzumachen, einem braven Mann, den Sie sehr wider seinen Willen in Paris zurückhalten, und der aus tausend Gründen bei seiner Frau äußerst nöthig wäre.«

»Wahrhaftig, Meister, Sie sind wunderbar.«

»Oh! warten Sie doch . . . Das zweite Mal sind Sie nach Frankreich gekommen, weil Sie die politischen Angelegenheiten dahin führten, wie diese so viele Andere dahin führen; dann hatten Sie gewisse Brochuren gemacht, die Sie König Ludwig XVI. schickten, und da noch etwas vom alten Menschen in Ihnen ist, da Sie stolzer aus den Beifall eines Königs sind, als Sie vielleicht aus den meines Vorgängers in der Erziehung bei Ihnen, Jean Jacques Rousseau, sein würden, der doch, wenn er noch lebte, etwas Anderes wäre, als ein König! so waren Sie begierig zu erfahren, was der Enkel von Ludwig XIV. von Heinrich IV., und dem heiligen Ludwig vom Doctor Gilbert denke; unglücklicher Weise bestand noch eine alte kleine Angelegenheit, an welche Sie nicht dachten, und bei der ich Sie doch an einem schönen Tag, ganz blutig, die Brust von einer Kugel durchbohrt, in einer Grotte der Azorischen Inseln, wo mein Schiff zufällig stille lag, hatte finden müssen. Diese kleine Angelegenheit betraf Fräulein Andrée von Taverney, welche, in allen Ehren und um der Königin zu dienen, Gräfin Charny geworden ist. Da nun die Königin der Frau, die den Grafen von Charny geheirathet, nichts abschlagen konnte, so verlangte und erhielt die Königin gegen Sie einen geheimen Verhaftsbefehl; Sie wurden auch aus dem Wege vom Havre nach Paris verhaftet und in die Bastille geführt, wo Sie noch wären, mein lieber Doctor, hätte das Volk nicht eines Tags die Bastille durch einen Schlag mit verkehrter Hand

umgeworfen. Als ein guter Royalist, mein lieber Gilbert, haben Sie sich sogleich mit dem König ausgesöhnt, dessen Arzt Sie nun sind. Gestern, oder vielmehr diesen Morgen, trugen Sie mächtig zur Rettung der königlichen Familie dadurch bei, daß Sie in aller Eile den guten Lafayette weckten, der den Schlaf des Gerechten schlief, und vorhin, als Sie mich sahen, glaubten Sie, die Königin, — welche Sie, beiläufig gesagt, haßt, mein lieber Gilbert, — sei bedroht, und schickten sich an, einen Wall mit Ihrem Leibe für sie zu bilden . . . Ist es so? Habe ich irgend eine Einzelheit von geringerer Bedeutung vergessen, wie eine magnetische Sitzung in Gegenwart des Königs, die Wiedererlangung einer gewissen Cassette aus gewissen Händen, welche sich derselben durch den Dienst eines gewissen Padeloup bemächtigt hatten? Sprechen Sie, sagen Sie, und wenn ich mich eines Irrthums oder eines Vergessens schuldig gemacht habe, so bin ich bereit, öffentliche Abbitte zu thun.«

Gilbert war ganz erstaunt geblieben vor diesem seltsamen Mann, der seine Wirkungsmittel so gut zu bereiten wußte, daß derjenige, auf welchen er operirte, versucht war, zu glauben, er habe, wie Gott, die Gabe, zugleich die Gesammtheit der Welt und ihre Einzelheiten zu umfassen und im Herzen der Menschen zu lesen.

»Ja, es ist so,« sprach er, »und Sie sind immer der Magier, der Zauberer Cagliostro!«

Cagliostro lächelte mit Befriedigung; er war offenbar stolz darauf, daß er aus Gilbert den Eindruck hervorgebracht hatte, den Gilbert unwillkürlich aus seinem Gesichte erscheinen ließ.

Gilbert fuhr fort: »Und nun, da ich Sie gewiß eben so sehr liebe, als Sie mich lieben, mein theurer Meister, und da mein Wunsch, zu erfahren, wie es Ihnen seit unserer Trennung ergangen, wenigstens eben so groß ist, als der, welcher Sie veranlaßt hat, sich zu erkundigen, was aus mir geworden, so wollen Sie mir, wenn keine Indiscretion in meiner Frage liegt, sagen, an welchem Orte der Welt Sie Ihr Genie ausgebreitet und Ihre Macht geübt haben.«

Cagliostro erwiderte lächelnd:

»Oh! ich, ich habe es gemacht wie Sie, ich habe Könige gesehen, viele sogar, doch in einer andern Absicht. Sie nähern sich ihnen, um sie zu unterstützen; ich nähere mich ihnen, um sie zu stürzen; Sie versuchen es, einen König constitutionell zu machen, und es gelingt Ihnen nicht; ich mache aus Kaisern, Königen, Prinzen Philosophen, und es gelingt mir.«

»Ah! wahrhaftig?« unterbrach ihn Gilbert mit einer Miene des Zweifels.

»Vollkommen! Allerdings waren sie bewundernswürdig vorbereitet durch Voltaire, d'Alembert und Diderot, diese erhabenen Verächter der Götter, und auch durch das Beispiel des lieben Königs Friedrich, den zu verlieren wir das Unglück gehabt haben. Doch Sie wissen, — diejenigen ausgenommen, welche nicht sterben, wie ich und der Graf von Saint Germain, — sind wir Alle sterblich. Es ist gewiß, die Königin ist schön, mein lieber Gilbert, und sie rekrutirt Soldaten, welche gegen sich selbst kämpfen, Könige, welche zum Umsturz der Throne stärker antreiben, als die Bonifaz XIII. die Clemens VIII. und die Borgia je zum Umsturz des Altars angetrieben haben. So haben wir vor Allem den Kaiser Joseph, den Bruder unserer vielgeliebten Königin, welcher drei Viertel der Klöster aufhebt, sich der geistlichen Güter bemächtigt, alle Mönche bis auf die Carmeliter aus ihren Zellen jagt und seiner Schwester Marie Antoinette Kupferstiche schickt, auf denen Nonnen, die, vom Schleier befreit, neue Moden probieren, und Mönche, die, nachdem sie ihre Kutte abgeworfen, sich frisieren lassen, dargestellt sind. Wir haben den König von Dänemark; dieser fing damit an, daß er der Henker seines Arztes Struensee wurde, und, ein frühreifer Philosoph, sagte er mit siebzehn Jahren: »»Herr von Voltaire hat mich zum Menschen gemacht und denken gelehrt.«« Wir haben die Kaiserin Catherine, welche,

während sie Polen zerstückelt, so große Schritte in der Philosophie macht, daß ihr Voltaire schrieb: »»Diderot, d'Alembert und ich, wir errichten Altäre.«« Wir haben die Königin von Schweden, wir haben endlich viele Fürsten vom Reiche und von ganz Deutschland.«

»Es bleibt uns nur noch der Papst zu bekehren, mein lieber Meister, und da ich glaube, daß Ihnen nichts unmöglich ist, so hoffe ich, daß Ihnen dies auch gelingt.«

»Ah! was das betrifft, das wird schwierig sein! Ich komme aus seinen Klauen; vor sechs Monaten war ich im Castell St. Angelo, wie Sie vor drei Monaten in der Bastille waren,«

»Bah! und die Trasteteviner haben auch das Castell St. Angelo niedergedrückt, wie das Volk des Faubourg Saint-Antoine die Bastille niedergedrückt hat?«

»Nein, mein lieber Doctor, das römische Volk ist noch nicht so weit . . . Oh! Seien Sie unbekümmert, das wird eines Tags kommen; das Papstthum wird seinen 5. und 6. Oktober haben, und in dieser Hinsicht werden sich Versailles und der Vatican die Hände reichen.«

»Aber ich glaubte, wenn man einmal in das Castell St. Angelo eingeschlossen, komme man nicht mehr heraus.«

»Bah! und Benvenuto Cellini?«

»Sie haben sich also, wie er, ein paar Flügel gemacht und sind, ein neuer Ikarus, über die Tiber geflogen?«

»Das wäre sehr schwierig gewesen. in Betracht, daß ich, aus größerer evangelischer Vorsicht, in einen sehr tiefen und sehr schwarzen Kerker einquartiert wurde.«

»Kurz, Sie sind herausgekommen?«

»Sie sehen es, da ich hier bin.«

»Sie haben durch Gold Ihren Kerkermeister bestochen.«

»Ich hatte das Unglück, in die Hände eines unbestechlichen Kerkermeisters zu fallen.«

»Unbestechlich? Teufel!«

»Ja, aber zum Glück war er nicht unsterblich: der Zufall, Einer, der mehr gläubig wäre, als ich, würde sagen, die Vorsehung, machte, daß er am andern Tage, bei seiner dritten Weigerung, mir die Thüren des Gefängnisses zu öffnen, starb.«

»Er starb plötzlich?«

»Ja.«

»Ah!«

»Man mußte ihn ersetzen, man ersetzte ihn.«

»Und der Neue war nicht unbestechlich?«

»Dieser sagte zu mir an dem Tage, an welchem er in Function trat, als er mir das Abendbrod brachte: »»Essen Sie gut, sammeln Sie Kräfte, denn wir werden heute Nacht einen langen Weg zu machen haben.«« Bei Gott! der brave Mann log nicht. In derselben Nacht ritten wir jeder drei Pferde zu Tode und legten hundert Meilen zurück.«⁵

»Und was sagte der Gouverneur, als er Ihre Flucht gewahr wurde?«

»Er sagte nichts. Er befahl, dem Leichnam des andern Kerkermeisters, den man noch nicht beerdigt hatte, die Kleider, die ich zurückgelassen, anzuziehen; er schoß ihm mitten in's Gesicht, ließ die Pistole neben ihn fallen, erklärte, ich habe mir, er wisse nicht wie, ein Gewehr verschafft und mich damit erschossen, ließ meinen Tod constatiren und den Kerkermeister unter meinem Namen begraben; so daß ich ganz einfach gestorben bin, mein lieber Gilbert; ich möchte

immerhin sagen, ich lebe, man würde mir durch meinen Todesschein antworten und mir beweisen, ich sei gestorben; doch man wird nicht nöthig haben, mir dies zu beweisen, es stand mir für den Augenblick an, aus dieser Welt zu verschwinden; ich bin also, wie der Abbé Delille sagt, bis an das finstere Ufer niedergetaucht und unter einem andern Namen wieder erschienen.«

»Und wie heißen Sie, damit ich keine Unvorsichtigkeit begehe?«

»Ich heiße Baron Zannone und bin genuesischer Banquier; ich discountire die Obligationen der Prinzen; — ein gutes Papier, nicht wahr? in der Art der Verschreibung des Herrn Cardinal von Rohan? — zum Glück sehe ich bei meinen Darlehen nicht auf das Interesse . . . Ah! brauchen Sie Geld, mein lieber Gilbert? Sie wissen, daß mein Herz und meine Börse heute, wie immer, zu Ihren Diensten sind.«

»Ich danke.«

»Oh! Sie glauben vielleicht, Sie belästigen mich, weil Sie mich heute in der armseligen Tracht eines Arbeiters gesehen haben? Ei! bekümmern Sie sich nicht hierum; das ist eine von meinen Verkleidungen: Sie kennen meine Ansichten über das Leben: es ist ein langer Carneval, wo man immer mehr oder weniger verkleidet geht. In jedem Fall, mein lieber Gilbert, wenn Sie je Geld brauchen, hier in diesem Secretaire ist meine Privatkasse; Privatkasse, Sie verstehen? die große Kasse ist in Paris in der Rue Saint-Claude, im Marais; wenn Sie also Geld brauchen, mag ich da sein oder nicht da sein, werden Sie eintreten; ich zeige Ihnen, wie man meine kleine Thüre öffnet; Sie drücken an diese Feder, — sehen Sie, das macht man so, — und Sie finden hier immer ungefähr eine Million.«

Cagliostro drückte an die Feder; die Vorderseite des Secretäres senkte sich von selbst und entblößte einen Haufen Gold und mehrere Bündel Kassenbilletts.

»Sie sind in der That ein wunderbarer Mann,« sagte Gilbert lachend; »doch Sie wissen, mit meinen zwanzig tausend Livres Rente bin ich reicher, als der König . . . Und befürchten Sie nun nicht, in Paris beunruhigt zu werden?«

»Wegen der Halsband-Geschichte? Sie würden es nicht wagen! Bei dem gegenwärtigen Zustande der Geister brauchte ich nur ein Wort zu sagen, um einen Aufruhr herbeizuführen; Sie vergessen, daß ich ein wenig der Freund von Allem dem bin, was volksbeliebt ist: von Lafayette, von Herrn Necker, vom Grafen von Mirabeau, von Ihnen selbst.«

»Und was wollen Sie in Paris machen?«

»Wer weiß? vielleicht das, was Sie in den Vereinigten Staaten gemacht haben: eine Republik.«
Gilbert schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Frankreich hat keinen republikanischen Geist.«

»Wir werden ihm einen machen.«

»Der König wird widerstehen.«

»Das ist möglich.«

»Der Adel wird die Waffen ergreifen,«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Aber was werden Sie dann machen?«

»Wir werden keine Republik machen, sondern eine Revolution.«

Gilbert ließ sein Haupt aus seine Brust sinken und sagte:

»Wenn wir dahin kommen, Joseph, das wird erschrecklich sein!«

»Erschrecklich, ja, treffen wir aus unserem Wege viele Männer von Ihrer Stärke, Gilbert.«

»Ich bin nicht stark, mein Freund,« erwiderte Gilbert, »ich bin nur redlich.«

»Ach! das ist noch schlimmer; darum möchte ich Sie gern überzeugen, Gilbert.«

»Ich bin überzeugt.«

»Sie werden uns verhindern, unser Werk auszuführen?«

»Wir werden Euch wenigstens auf dem Wege aufhalten.«

»Sie sind verrückt, Gilbert; Sie begreifen die Sendung Frankreichs nicht. Frankreich ist das Gehirn der Welt; Frankreich muß denken, und zwar frei denken, damit die Welt, wie es denken wird, auch frei handle. Wissen Sie, was die Bastille zerstört hat?«

»Das Volk.«

»Sie verstehen mich nicht, Sie nehmen die Wirkung für die Ursache. Fünfhundert Jahre lang hat man in die Bastille Barone, Grafen, Prinzen eingesperrt, und die Bastille ist flehen geblieben. Eines Tags ist es einem wahnsinnigen König eingefallen, den Geist dort einzusperren, den Geist, den der Raum, die Ausdehnung, die Unendlichkeit braucht! Der Geist hat die Bastille gesprengt, und das Volk ist in die Bresche eingetreten.«

»Das ist wahr,« murmelte Gilbert.

»Sie erinnern sich dessen, was Voltaire an Herrn von Chauvelin am 2. März 1764, das heißt vor ungefähr sechs und zwanzig Jahren, schrieb?«

»Sagen Sie es immerhin.«

»Voltaire schrieb:

»»Alles, was ich sehe, streut den Samen einer Revolution aus, welche unfehlbar ausbricht obgleich ich nicht das Vergnügen haben werde, Zeuge davon zu sein. Die Franzosen kommen spät zu Allem, doch sie kommen. Das Licht hat sich nach und nach so sehr verbreitet, daß man beider ersten Gelegenheit ausbrechen wird, und dann wird es ein schöner Lärm sein.«

»»Die jungen Leute sind sehr glücklich; sie werden schöne Dinge sehen!««

»Was sagen Sie vom Lärmen von gestern und von heute, — wie?«

»Erschrecklich!«

»Was sagen Sie von den Dingen, die Sie gesehen haben?«

»Entsetzlich!«

»Nun! Sie sind erst beim Anfang, Gilbert.«

»Unglücksprophet!«

»Hören Sie, ich war vor drei Jahren bei einem Arzte von großem Verdienste, einem Philanthropen; wissen Sie, womit er sich in diesem Augenblick beschäftigt?«

»Er sucht ein Mittel für eine schlimme Krankheit, welche man für unheilbar hält!«

»Ach! ja wohl! er sucht nicht vom Tode zu heilen, sondern vom Leben.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Damit will ich, Spaß beiseite, sagen, er finde, — während man die Pest hat, die Cholera, das gelbe Fieber, die Pocken, die Schlagflüsse, fünfhundert und etliche für unheilbar erachtete Krankheiten und tausend bis zwölfhundert, welche unheilbar werden können, wenn man sie nicht gut behandelt! ich will sagen, indeß man die Kanone hat, die Flinte, den Degen, den Säbel, den Dolch, das Wasser, das Feuer, den Sturz von den Dächern herab, den Galgen, das Rad! — finde er, es gebe nicht genug Mittel, aus dem Leben hinauszugehen, während es nur ein einziges gibt,

in dasselbe einzutreten, und er ersinnt in diesem Augenblick eine wahrlich sehr geistreiche Maschine, mit der er der Nation seine Ehrfurcht bezeigen will, eine Maschine, um fünfzig, sechzig, achtzig Personen in weniger als einer Stunde zu tödten! Nun, mein lieber Gilbert, glauben Sie, wenn ein so ausgezeichnete Arzt, ein so leutseliger Philanthrop, wie der Doctor Guillotin, sich mit einer solchen Maschine beschäftige, müsse man nicht anerkennen, das Bedürfniß derselben mache sich fühlbar? Ich erkenne die Maschine um so mehr an, als dies keine neue, sondern nur eine unbekannte Sache war, und zum Beweise dient, daß, als ich mich eines Tags beim Baron von Taverney befand, — und, bei Gott! Sie müssen sich dessen erinnern, denn Sie waren auch dabei; noch damals hatten Sie nur Augen für ein kleines Mädchen Namens Nicole, — die Königin war zufällig dahin gekommen, — sie war damals nur Dauphine, oder vielmehr, sie war nicht Dauphine — zum Beweise dient, sage ich, daß ich sie diese Maschine in einer Caraffe sehen ließ, und die Sache machte ihr so sehr bange, daß sie einen Schrei ausstieß und das Bewußtsein verlor. Nun, mein Lieber, diese Maschine, welche zu jener Zeit noch nicht aus der Geburt hervorgegangen war, — wenn Sie dieselbe functioniren sehen wollen, so wird man sie eines Tags probiren; an diesem Tage werde ich Sie davon in Kenntniß setzen, und Sie müssen entweder blind sein, oder Sie werden den Finger der Vorsehung erkennen, welche denkt, es werde ein Augenblick kommen, wo der Henker zu viel Arbeit habe, wenn man sich an die bekannten Mittel halte, und deshalb ein neues erfindet, damit man sich aus der Verlegenheit ziehen kann.«

»Graf, Graf, Sie waren tröstlicher in Amerika.«

»Ich glaube es, bei Gott! wohl, ich war unter einem Volke, das sich erhebt, und hier bin ich unter einer Gesellschaft, welche endigt. Alles geht dem Grabe zu in unserer gealterten Welt, Adel und Königthum, und dieses Grab ist ein Abgrund.«

»Oh! ich überlasse Ihnen den Adel, mein lieber Graf, oder vielmehr, der Adel hat sich selbst aufgegeben in der berühmten Nacht vom 11. August, doch retten wir das Königthum, es ist das Palladium der Nation!«

»Ah! das sind große Worte, mein lieber Gilbert! hat das Palladium Troja gerettet? Retten wir das Königthum? Glauben Sie, es sei etwas Leichtes, das Königthum mit einem solchen König zu retten?«

»Er ist aber doch der Abkömmling eines großen Geschlechts.«

»Ja, eines Geschlechts von Adlern, das mit Papageien endigt.

Damit Utopisten, wie Sie, das Königthum retten könnten, mein lieber Gilbert, müßte sich vor Allem das Königthum einiger Maßen anstrengen, um sich selbst zu retten. Sprechen Sie auf Ihr Gewissen, Sie haben Ludwig XVI. gesehen, Sie sehen ihn oft, Sie sind nicht der Mann, der sieht, ohne zu studiren. Sagen sie offenherzig: kann das Königthum leben, vertreten von einem solchen König? Ist das der Begriff, den Sie sich von einem Scepterträger machen? Glauben Sie, Karl der Große, der heilige Ludwig, Philipp August, Franz I, Heinrich IV. und Ludwig XIV. haben dieses weiche Fleisch, diese hängenden Lippen, diese Mattigkeit in den Augen, diesen Zweifel im Gang gehabt? Nein, das waren Männer, es war Saft, Blut, Leben unter ihrem Königsmantel; sie hatten noch nicht aus der Art geschlagen durch die Uebertragung eines einzigen Princip; diese Kurzsichtigen haben die einfachste medicinischen Notion vernachlässigt. Um die animalischen und sogar vegetabilischen Geschlechter in einer langen Jugend und in einer beständigen Kraft zu erhalten, hat die Natur selbst das Kreuzen der Racen und das Vermischen der Familien bezeichnet. Wie das Pfropfreis in der vegetabilischen Welt das erhaltende Princip der Schönheit

und der Größe der Geschlechter ist, so ist beim Menschen die Heirath unter zu nahen Verwandten eine Ursache der Verschlimmerung der Individuen; die Natur leidet, zehrt ab und artet aus, wenn mehrere Generationen sich mit demselben Blute wiedererzeugen; die Natur wird im Gegentheil belebt, wiedergeboren und wiedergestärkt, wie ein fremdes und neues Befruchtungsprincip der Empfängniß zugeleitet wird. Sehen Sie die Helden an, welche die großen Racen gründen, und sehen Sie die Schwächlinge, mit denen sie endigen; sehen Sie Heinrich III., den Letzten der Valois; sehen Sie Gaston, den Letzten der Medicis; sehen Sie den Cardinal von York, den Letzten der Stuarts; sehen Sie Karl VI., den Letzten der Habsburg! Nun denn, diese erste Ursache der Entartung der Geschlechter, die Heirath in den Familien, welche sich in allen Häusern, von denen wir gesprochen, fühlbar macht, macht sich noch viel mehr im Hause Bourbon, als in irgend einem andern, fühlbar. Steigt man von Ludwig XV. zu Heinrich IV. und zu Maria von Medicis auf, so finden sich Heinrich IV. fünfmal als Ahnherr von Ludwig XV. und Maria von Medicis fünfmal als seine Ahnfrau. Steigt man zu Philipp III. von Spanien und zu Margarethe von Oesterreich auf, so ist Philipp III. dreimal sein Ahnherr und Margarethe von Oesterreich dreimal seine Ahnfrau. Ich zählte, ich, der ich nichts Anderes zu thun habe, als zu zählen: unter zwei und dreißig Ahnherrn und Ahnfrauen von Ludwig XV. findet man sechs Personen aus dem Hause Bourbon, fünf Personen aus dem Hause Medicis, elf aus dem Hause Habsburg Oesterreich, drei aus dem Hause Savoyen, drei aus dem Hause der Stuarts und eine dänische Prinzessin. Unterwerfen Sie den besten Hund und das beste Blutpferd diesem Tiegel, und in der vierten Generation werden Sie einen Pudel und eine Mähre haben. Wie des Teufels sollen denn wir widerstehen, wir, die wir Menschen sind? Was sagen Sie zu meiner Berechnung, Doctor, Sie, der Sie Mathematiker sind.«

»Lieber Zauberer,« erwiderte Gilbert, während er aufstand und seinen Hut nahm, »ich sage, daß mich Ihre Berechnung erschreckt und um so mehr nachdenken macht, als ich beim König bin.«

Gilbert machte ein paar Schritte gegen die Thüre.

Cagliostro hielt ihn zurück.

»Hören Sie, Gilbert,« sagte er. »Sie wissen, ob ich Sie liebe, Sie wissen, ob ich, um Ihnen einen Schmerz zu ersparen, fähig bin, mich selbst tausend Schmerzen auszusetzen . . . Nun denn! glauben Sie mir . . . hören Sie einen Rath . . .«

»Welchen?«

»Der König flüchte sich, der König verlasse Frankreich, so lange es noch Zeit ist! In drei Monaten, in einem Jahr, in sechs Wochen vielleicht wird es zu spät sein.«

»Graf, würden Sie einem Soldaten rathen, seinen Posten zu verlassen, weil Gefahr dabei wäre, auf demselben zu bleiben?«

»Wenn dieser Soldat dergestalt umzingelt, eingeschlossen, entwaffnet wäre, daß er sich nicht vertheidigen könnte, wenn besonders sein gefährdetes Leben das Leben von einer halben Million Menschen gefährdete . . . ja, dann würde ich ihn fliehen heißen, . . . Und Sie selbst, Sie selbst, Gilbert, werden es einst dem König rathen . . . Der König wird Ihnen dann Gehör schenken wollen, doch es wird zu spät sein . . . Warten Sie also nicht bis morgen; sagen Sie es ihm heute; warten Sie nicht bis heute Abend, sagen Sie es ihm in dieser Stunde.«

»Graf, Sie wissen, daß ich zu der satalistischen Schule gehöre. Es mag geschehen, was will! so lange ich irgend eine Macht über den König habe, wird der König in Frankreich bleiben, und ich werde beim König bleiben. Gott besohlen, Graf, wir werden uns im Kampfe wiedersehen.«

»Ah!« murmelte Cagliostro, »der Mensch, so verständig und klug er sein mag, kann nie seinem schlimmen Geschicke entgehen. Ich suchte Sie auf, um Ihnen zu sagen, was ich Ihnen gesagt habe; Sie haben es gehört. Wie die Weissagung von Cassandra, ist die meinige unnütz . . . Leben Sie wohl.«

»Offenherzig gesprochen, Graf,« sagte Gilbert, der aus der Schwelle des Salon stehen blieb und Cagliostro fest anschaute, »haben Sie hier, wie in Amerika, die Prätension, mich glauben zu machen, Sie lesen die Zukunft der Menschen aus ihrem Gesichte?«

»Gilbert, so sicher, als Du am Himmel den Weg liest, welchen die Sterne beschreiben, während der große Hause glaubt, sie seien unbeweglich oder sie irren aufs Gerathewohl umher.«

»Hören Sie . . . man klopft an die Thüre.«

»Es ist wahr.«

»Sagen Sie mir das Schicksal desjenigen, welcher an die Thüre klopft, wer es auch sein mag; sagen Sie mir, welchen Todes er sterben muß, und wann er sterben wird.«

»Gut,« erwiderte Cagliostro, »öffnen wir selbst.«

Gilbert ging an das Ende des Corridors, von dem wir gesprochen, mit einem Herzklopfen, das er nicht bewältigen konnte, obgleich er sich sagte, es sei albern von ihm, diesen Charlatanismus im Ernste zu nehmen.

Die Thüre wurde geöffnet.

Ein Mann von ausgezeichneter Tournure, hoch gewachsen, in dessen Gesicht sich das kräftige Gepräge eines starken Willens erkennen ließ, erschien auf der Schwelle und warf aus Gilbert einen raschen Blick, der nicht von Unruhe frei war.

»Guten Morgen, Marquis,« rief Cagliostro.

»Guten Morgen, Baron,« erwiderte dieser.

Dann, da Cagliostro bemerkte, daß sich der Blick des Eintretenden wieder auf Gilbert richtete, sagte er:

»Marquis, der Herr Doctor Gilbert, einer meiner Freunde . . . Mein lieber Gilbert, der Herr Marquis von Favras, einer meiner Kunden,«

Die zwei Männer begrüßten sich.

Dann wandte sich Cagliostro an den Fremden und sprach: »Marquis, wollen Sie in den Salon gehen und mich dort einen Augenblick erwarten.«

Der Marquis grüßte zum zweiten Mal, als er an Cagliostro und Gilbert vorüberging, und verschwand.

»Nun?« fragte Gilbert.

»Sie wollen wissen, welchen Todes der Marquis sterben wird?«

»Haben Sie sich nicht anheischig gemacht, es mir zu sagen?«

Cagliostro lächelte aus eine seltsame Art; dann, nachdem er sich vorgeneigt hatte, um zu sehen, ob man nicht horche, sagte er:

»Haben Sie je einen Edelmann henken sehen?«

»Nein.«

»Nun, da dies ein seltsames Schauspiel ist, so finden Sie sich aus der Grève an dem Tage ein, wo man den Marquis von Favras henken wird.«

Hiernach geleitete er Gilbert zur Hausthüre zurück und sprach:

»Hören Sie, wenn Sie zu mir kommen wollen, ohne zu klingeln, ohne gesehen zu werden und ohne einen andern Menschen als mich zu sehen, so drücken Sie an diesen Knopf von rechts nach links und von unten nach oben, so . . . Gott befohlen, entschuldigen Sie mich, man muß diejenigen, welche nicht lange zu leben haben, nicht lange warten lassen.«

Und er entfernte sich und ließ Gilbert verblüfft durch diese Dreistigkeit, welche sein Erstaunen erregen, aber seine Ungläubigkeit nicht besiegen konnte.

VI.

Die Tuileries.

Mittlerweile setzten der König, die Königin und die königliche Familie ihre Fahrt nach Paris fort.

Diese Fahrt ging aber so langsam, verzögert durch die Gardes du corps, welche zu Fuß marschirten, durch die gepanzerten Poissarden, welche auf ihren Pferden ritten, durch diese Männer und Weiber der Halle, welche aus den mit Bändern geschmückten Kanonen saßen, durch diese hundert Wagen der Abgeordneten, durch diese zwei bis drei hundert Wagen voll Korn und Mehl, die sie in Versailles genommen und mit herbstlich gelbem Blätterwerk bedeckt hatten, daß erst um sechs Uhr der königliche Wagen, der so viel Schmerzen, so viel Haß, so viel Leidenschaften und so viel Unschuld enthielt, bei der Barrière ankam.

Unter Weges hatte der junge Prinz Hunger bekommen und zu essen verlangt.

Die Königin hatte dann umhergeschaut; nichts konnte leichter sein, als sich ein wenig Brod für den Dauphin zu verschaffen, da jeder Mann vom Volke einen Laib an der Spitze seines Bajonnets trug.

Sie suchte Gilbert mit den Augen.

Gilbert war, wie man weiß, Cagliostro gefolgt.

Wäre Gilbert da gewesen, so würde die Königin nicht gezögert haben, von ihm ein Stück Brod zu verlangen.

Aber die Königin wollte nicht eine solche Bitte an einen von den Männern vom Volke richten, vor denen sie einen Abscheu hatte.

So drückte sie den Dauphin an ihre Brust und sagte weinend zu ihm:

»Mein Kind, wir haben kein Brod; warte bis heute Abend, heute Abend werden wir vielleicht bekommen.«

Der Dauphin streckte sein Händchen gegen die Männer aus, welche Brode an der Spitze ihrer Bajonnete trugen, und erwiderte:

»Die Leute dort haben.«

»Ja, mein Kind, doch dieses Brod gehört ihnen und nicht uns, und sie haben es in Versailles geholt, weil sie, wie sie sagen, seit drei Tagen in Paris keines mehr hatten.«

»Seit drei Tagen!« versetzte das Kind; »sie haben also seit drei Tagen nicht gegessen, Mama?«

Gewöhnlich forderte die Etiquette, daß der Dauphin seine Mutter *Madame* nannte, doch der Knabe hatte Hunger wie ein einfaches Armenkind, und da er Hunger hatte, so nannte er seine Mutter *Mama*.

»Nein, mein Sohn,« antwortete die Königin.

»Dann müssen sie sehr Hunger haben!« sagte das Kind mit einem Seufzer.

Und es hörte auf, sich zu beklagen, und suchte zu schlafen.

Das arme königliche Kind, das mehr als einmal, ehe er starb, vergebens, wie es so eben gethan, Brod verlangen sollte!

An der Barrière hielt man abermals an, diesmal nicht um auszuruhen, sondern um die Ankunft zu feiern.

Diese Ankunft sollte durch Gesänge und Tänze gefeiert werden.

Ein seltsamer Halt, beinahe so bedrohlich in seiner Freude, als es die andern in ihrem Schrecken gewesen waren.

Die Poissarden stiegen in der That von ihren Pferden, das heißt, von den Pferden der Gardes du corps ab und banden an die Sattelbogen die Säbel und Carabiner. Die Damen und die Starken der Holle stiegen von ihren Kanonen ab, die nun in ihrer entsetzlichen Nacktheit erschienen.

Dann bildete man einen Reigen, der den Wagen des Königs umschloß und ihn von der Nationalgarde und den Deputirten trennte — ein furchtbares Emblem dessen, was später geschehen sollte!

Dieser Reigen, den sie in guter Absicht und um der königlichen Familie ihre Freude zu bezeigen, bildeten, sang, schrie, brüllte; die Weiber umarmten die Männer, die Männer ließen die Frauen springen, wie bei jenen cynischen Kirchmessen von Teniers.

Dies geschah beinahe bei Einbruch der Nacht, an einem düsteren, regnerischen Tage, so daß der Reigen, nur durch die Luntten der Kanonen und einige Stöcke Feuerwerk beleuchtet, in seinen Nuancen von Licht und Schatten phantastische, beinahe höllische Tinten annahm.

Nach einer halben Stunde des Schreiens, Singens, Tobens, Tanzens im Kothe, ließ das Gefolge ein ungeheures Hurrah erschallen: Alles, was eine geladene Flinte hatte, Männer, Weiber und Kinder, schoß in die Luft, ohne sich um die Kugeln zu bekümmern, welche nach einem Augenblick wie schwere Schlossen platschend in die Wasserlachen fielen.

Der Dauphin und seine Schwester weinte».

Sie hatten so sehr Angst, daß sie ihren Hunger darüber vergaßen.

Man folgte der Linie der Quais und kam zu dem Platze des Stadthauses.

Hier hatte das Militär ein Carre gebildet, um keinen andern Wagen, als den des Königs, keine andere Person, als die, weiche zur königlichen Familie oder zur Nationalversammlung gehörten, zum Stadthause zuzulassen.

Die Königin erblickte nun Weber, ihren vertrauten Kammerdiener, ihren Milchbruder, der ihr von Wien gefolgt war; er strengte sich gewaltig an, um das Verbot zu übertreten und in das Stadthaus einzudringen.

Sie rief ihn.

Weber eilte herbei.

Als er in Versailles sah, daß sich die Nationalgarde die Ehre des Tages erfreute, hatte sich Weber, um sich einiges Ansehen zu geben, mit dessen Hilfe er der Königin nützlich sein könnte, als Nationalgardist gekleidet und seiner Uniform die Decoration eines Officiers vom Generalstab beigefügt.

Der Stallmeister der Königin hatte ihm ein Pferd geliehen.

Um keinen Verdacht zu erregen, hatte er sich den ganzen Weg entlang bei Seite gehalten, wohlverstanden mit der Absicht, sich der Königin zu nähern, sollte sie seiner bedürfen.

Von der Königin erkannt und gerufen, eilte er also herbei.

»Warum versuchst Du es, das Verbot zu übertreten?« fragte ihn die Königin, welche die Gewohnheit, ihn zu duzen, beibehalten hatte.

»Um Eurer Majestät nützlich zu sein.«

»Du wirst mir im Stadthause sehr unnütz sein, während Du mir anderswo nützlich sein kannst.«

»Wo dies, Majestät?«

»In den Tuilerien, mein lieber Weber, in den Tuilerien, wo uns Niemand erwartet, und wo wir, wenn Du uns nicht vorangehst, weder ein Bett, noch ein Zimmer, noch ein Stück Brod finden werden.«

»Ah!« sagte der König, »das ist ein vortrefflicher Gedanke, der Gedanke, den Sie da haben, Madame.«

Die Königin hatte deutsch gesprochen, und der König, der das Deutsche verstand, aber nicht sprach, hatte englisch geantwortet.

Das Volk hatte auch gehört, aber nicht verstanden. Diese fremde Sprache, gegen welche es einen instinctartigen Haß hegte, machte, daß es um den Wagen her ein Gemurre vernehmen ließ, welches in ein Brüllen überzugehen drohte, als sich das Carré vor dem Wagen der Königin öffnete und hinter demselben schloß.

Bailly, eine von den Popularitäten jener Zeit, Bailly, den wir schon bei der ersten Fahrt des Königs haben erscheinen sehen, — damals, wo die Bajonnete der Flinten und die Mündungen der Kanonen unter Blumensträußen verschwanden, die bei der zweiten Fahrt vergessen wurden, — Bailly erwartete den König und die Königin am Fuße eines für den Empfang improvisirten Thrones: ein schlecht befestigter, schlecht zusammengefügter, unter dem Samme, der ihn bedeckte, krachender Thron, ein wahrer Gelegenheitsthron!

Der Maire von Paris sagte ungefähr zum König bei dieser zweiten Erscheinung, was er bei der ersten gesagt hatte.

Der König antwortete;

»Ich komme immer mit Vergnügen *und Vertrauen* in die Mitte der Einwohner meiner guten Stadt Paris.«

Der König hatte leise, mit einer durch den Hunger und die Müdigkeit erloschenen Stimme, gesprochen.

Bailly wiederholte den Satz ganz laut, damit ihn Jeder hörte.

Nur vergaß er, geschah es absichtlich oder unwillkürlich, die zwei Worte: *und Vertrauen*.

Die Königin bemerkte es.

Ihre Bitterkeit war glücklich, eine Stelle zu finden, um durchzubrechen.

»Verzeihen Sie, Herr Maire,« sagte sie laut genug, daß diejenigen, welche sie umgaben, keines von ihren Worten verloren, »Sie hörten schlecht, oder sie haben ein kurzes Gedächtniß.«

»Wie beliebt, Madame?« stammelte Bailly, indem er gegen die Königin das Astronomenauge wandte, das, so gut am Himmel und so schlecht auf der Erde sah.

Jede Revolution hat bei uns ihren Astronomen und gräbt auf dem Wege dieses Astronomen verrätherischer Weise die Grube, in die er fallen soll.⁶

Die Königin erwiderte:

»Mein Herr, der König hat gesagt, er komme immer mit Vergnügen *und Vertrauen* in die Mitte der Einwohner seiner guten Stadt Parts; da man aber bezweifeln kann, ob er mit Vergnügen hierher kommt, so soll man wenigstens erfahren, daß er *mit Vertrauen* kommt.«

Dann stieg sie die drei Stufen des Thrones hinauf und setzte sich neben den König, um die Reden der Wähler zu hören.

Weber, vor dessen Pferde sich die Menge, vermöge seiner Uniform eines Officiers vom Generalstab öffnete, eilte in den Palast der Tuilerien.

Seit langer Zeit war dieses königliche Logis der Tuilerien, wie man es früher nannte, — ein Logis erbaut von Catharina von Medicis, einen Augenblick von ihr bewohnt, dann aufgegeben und mit dem Louvre vertauscht von Karl IX., von Heinrich III., von Heinrich IV.»von Ludwig XIII., später mit Versailles vertauscht von Ludwig XIV, von Ludwig XV. und von Ludwig XVI, — nur ein Aushilfsgebäude der königlichen Paläste, wo Leute von Hofe wohnten, in das aber der König und die Königin vielleicht nie einen Fuß gesetzt hatten.

Weber untersuchte die Appartements, und da er die Gewohnheiten des Königs und der Königin kannte, so wählte er dasjenige, welches die Gräfin von der Mark bewohnte, um, das der Herren Marschälle von Noailles und von Mouchy.

Die Besitznahme des Appartement, welches die Gräfin von der Mark sogleich verließ, hatte ihre gute Seite: es war ganz bereit, um die Königin mit ihren Meubles, mit ihrer Wäsche, ihren Vorhängen und ihren Teppichen, welche Weber kaufte, zu empfangen.

Gegen zehn Uhr hörte man das Geräusch des Wagens Ihrer Majestäten, welche zurückkehrten.

Alles war bereit, und seinen erhabenen Gebietern entgegenlaufend, rief Weber:

»Bedient den König!«

Der König, die Königin, Madame Royale, der Dauphin, Madame Elisabeth und Andrée traten ein.

Herr von Provence war in das Palais Luxembourg zurückgekehrt.

Der König schaute unruhig umher, als er aber in den Salon eintrat, sah er durch eine halbgeöffnete Thüre, welche auf eine Gallerie ging, das Abendbrod am Ende dieser Gallerie aufgetragen.

Zu gleicher Zeit wurde die Thüre vollends geöffnet, und ein Huissier erschien und meldete:

»Der König ist bedient.«

»Oh! Welch ein Mann von Mitteln ist dieser Weber!« sprach der König mit einem Ausruf der Freude. »Madame, Sie werden ihm in meinem Auftrage sagen, ich sei sehr zufrieden mit ihm.«

»Sire, ich werde nicht unterlassen, es ihm zu sagen,« antwortete die Königin.

Und mit einem Seufzer, welcher den freudigen Ausruf des Königs erwiederte, trat sie in den Speisesaal ein.

Die Gedecke des Königs, der Königin, von Madame Royale, vom Dauphin und von Madame Elisabeth waren gelegt.

Es war aber kein Gedeck für Andrée vorhanden.

Von seinem Hunger gedrängt, hatte der König diese Unterlassung nicht bemerkt, in der übrigen's nichts Verletzendes lag, da sie dem Gesetze der strengsten Etiquette entsprach.

Doch die Königin, der nichts entging, bemerkte mit dem ersten Blick.

»Der König wird erlauben, daß die Gräfin von Charny mit uns zu Nacht speist,« sagte die Königin.

»Wie?« rief der König, »wir speisen heute in Familie, und die Gräfin von Charny gehört zur Familie.«

»Sire,« erwiderte die Gräfin, »ist es ein Befehl, den mir der König gibt?«

Der König schaute die Gräfin mit Erstaunen an und antwortete:

»Nein, Madame, es ist eine Bitte, die der König an Sie richtet.«

»Dann,« sprach die Gräfin, »bitte ich den König, mich zu entschuldigen; ich habe keinen Hunger,«

»Wie! Sie haben keinen Hunger?« rief der König, der nicht begriff, daß man um zehn Uhr Abends, nach einem so anstrengenden Tag, und wenn man seit zehn Uhr Morgens nicht mehr gegessen, keinen Hunger haben konnte.

»Nein, Sire,« sagte Andrée.

»Ich auch nicht,« sprach die Königin.

»Ich auch nicht.« versetzte Madame Elisabeth.

»Oh! Sie haben Unrecht, Madame,« sagte der König »vom guten Zustand des Magens hängt der gute Zustand des übrigen Körpers und sogar des Geistes ab; es gibt hierüber eine Fabel von Titus Livius, nachgeahmt von Shakspeare und von la Fontaine, über welche nachzudenken ich Sie auffordere.«

»Wir kennen sie, Sire,« erwiderte die Königin.

»Es ist eine Fabel, welche an einem Revolutionstage vom alten Menenius dem römischen Volke gesagt wurde. An diesem Tage war das römische Volk in einer Empörung begriffen, wie es heute das französische ist. Sie haben also Recht, Sire, ja diese Fabel entspricht ganz den Umständen.«

»Nun,« sagte der König, indem er seinen Teller darbot, daß man ihm zum zweiten Mal Suppe gebe, »bestimmt Sie diese historische Aehnlichkeit nicht, Gräfin?«

»Nein, Sire, und ich schäme mich wahrhaftig ganz, Eurer Majestät sagen zu müssen, daß ich, wenn ich ihr auch gehorchen wollte, es doch nicht könnte.«

»Sie haben Unrecht, Gräfin, diese Suppe ist in der That vortrefflich! Warum ist es das erste Mal, daß man mir eine solche vorsetzt?«

»Weil Sie einen neuen Koch haben, Sire, den der Gräfin von der Mark, deren Zimmer wir bewohnen.«

»Ich behalte ihn in meinem Dienste, und er soll zu meinem Hause gehören . . .Dieser Weber ist wahrhaftig ein wunderbarer Mensch, Madame.«

»Ja,« murmelte traurig die Königin, »welch ein Unglück, daß man ihn nicht zum Minister machen kann!«

Der König hörte nicht, oder er wollte nicht hören; nur, da er Andrée sehr bleich dastehen sah, während die Königin und Madame Elisabeth, obgleich sie ebenso wenig aßen, als Andrée, an der Tafel saßen, wandte er sich an die Gräfin von Charny und sprach:

»Madame, wenn Sie keinen Hunger haben, so werden Sie doch nicht sagen, Sie seien nicht müde; wenn Sie sich weigern, zu essen, so werden Sie sich doch nicht weigern, zu schlafen.«

Dann sagte er zur Königin:

»Madame, ich bitte Sie, entlassen Sie Frau von Charny: in Ermangelung der Speise der Schlaf.«

Und er drehte sich gegen seine Dienerschaft um und fragte:

»Ich hoffe, daß es mit dem Bette der Frau Gräfin von Charny nicht ist, wie mit ihrem Gedeck,

und daß man nicht vergessen hat, ein Zimmer für sie bereit zu halten,«

»Oh! Sire,« versetzte Andrée, »wie sollte man sich bei einer solchen Unruhe mit mir beschäftigt haben? Ein Lehnstuhl wird genügen.«

»Nein, nein,« rief der König; »Sie haben schon in der vergangenen Nacht wenig oder gar nicht geschlafen; Sie müssen heute Nacht gut schlafen; die Königin bedarf nicht nur ihrer Kräfte, sondern auch der Kräfte ihrer Freunde.«

Mittlerweile kam der Bediente, der sich erkundigt hatte, zurück und meldete:

»Herr Weber, welcher die große Gunst kennt, mit der die Königin die Frau Gräfin beehrt, glaubte den Intentionen Ihrer Majestät zu entsprechen, indem er für die Frau Gräfin ein an das der Königin anstoßendes Zimmer vorbehalten ließ.«

Die Königin bebte, denn sie bedachte, daß es, wenn nur ein Zimmer für die Frau Gräfin vorhanden sei, folglich auch nur ein Zimmer für die Gräfin und den Grafen gebe.

Andrée sah den Schauer, der die Adern der Königin durchlief.

Keine der Empfindungen, welche eine von diesen Frauen berührte, entging der andern.

»Für heute Nacht, doch nur für heute Nacht werde ich das annehmen, Madame,« sagte Andrée. »Die Wohnung Ihrer Majestät ist zu sehr beschränkt, als daß ich könnte ein Zimmer aus Kosten ihrer Bequemlichkeit haben wollen; es wird sich wohl in den Mansarden des Schlosses ein Winkelchen für mich finden.«

Die Königin stammelte ein paar unverständliche Worte.

»Gräfin,« sagte der König, »Sie haben Recht; man wird Alles dies morgen suchen und Sie so gut als nur immer möglich unterbringen.«

Die Gräfin verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem König, der Königin und Madame Elisabeth und ging hinaus.

Der König schaute ihr einen Augenblick, seine Gabel in der Höhe seines Mundes haltend, nach.

»Es ist in der That ein reizendes Geschöpf, diese Frau,« sagte er, »und der Herr Graf von Charny ist glücklich, einen solchen Phönix am Hofe gefunden zu haben.«

Die Königin bog sich in ihrem Lehnstuhle zurück, um ihre Blässe zu verbergen, nicht vor dem König, der sie nicht gesehen hätte, sondern vor Madame Elisabeth, welche darüber erschrocken wäre.

Sie war einer Ohnmacht nahe.

VII.

Die vier Kerzen.

Sobald die Kinder gegessen hatten, bat Marie Antoinette den König um Erlaubniß, sich in ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen.

»Sehr gern, Madame,« sagte der König, »denn Sie müssen müde sein; nur, da es unmöglich ist, daß Sie von jetzt bis Morgen keinen Hunger bekommen, lassen Sie sich etwas bereiten und in Ihr Zimmer stellen.«

Die Königin entfernte sich, ohne ihm zu antworten, mit ihren Kindern.

Der König blieb bei Tische, um sein Abendbrod vollends zu verzehren. Madame Elisabeth, deren Ergebenheit selbst das alltägliche Wesen von Ludwig XVI. bei gewissen Gelegenheiten nicht vermindern konnte, blieb beim König, um ihn mit den kleinen Aufmerksamkeiten zu umgeben, welche selbst den am besten abgerichteten Bedienten entgehen.

Die Königin, sobald sie in ihrem Zimmer war, athmete; keine von ihren Frauen war ihr gefolgt, da sie ihnen besohlen, Versailles nicht eher zu verlassen, als bis sie Nachricht erhalten hätten.

Sie beschäftigte sich damit, ein Canapé oder einen großen Lehnstuhl für sich zu suchen, da sie ihre zwei Kinder in ihrem Bette schlafen zu lassen gedachte.

Der kleine Dauphin schlummerte schon; kaum hatte das arme Kind seinen Hunger gestillt, als es vom Schlaf erfaßt worden war.

Madame Royale schlief nicht und hätte, wenn es nöthig gewesen wäre, die ganze Nacht nicht geschlafen: es war viel von der Königin in Madame Royale.

Nachdem man den kleinen Prinzen in einen Lehnstuhl gelegt hatte, forschten Madame Royale und die Königin auch nach den Mitteln, die sie nicht finden konnten.

Die Königin näherte sich zuerst einer Thüre: sie war im Begriff, sie zu öffnen, als sie jenseits dieser Thüre ein leichtes Geräusch hörte. Sie horchte und vernahm einen zweiten Seufzer; sie bückte sich bis zum Schlosse und erblickte durch das Schlüsselloch Andrée, welche aus einem niedrigen Stuhle kniete und betete.

Sie wich aus den Fußspitzen zurück und betrachtete immer die Thüre mit einem seltsamen Ausdruck von Schmerz.

Dieser Thüre gegenüber war eine andere. Die Königin öffnete sie und befand sich in einem sanft erwärmten und durch eine Nachtlampe beleuchteten Zimmer; beim Scheine dieser Lampe erblickte sie mit einem freudigen Beben zwei Betten frisch und weiß wie zwei Altäre.

Da schwoll ihr Herz ab, eine Thräne befeuchtete, ihr trockenes, glühendes Augenlid.

»Oh! Weber, Weber,« murmelte sie, »die Königin hat dem König gesagt, es sei ein Unglück, daß man aus Dir nicht einen Minister machen könne, doch die Mutter sagt Dir, Du verdienst etwas Besseres.«

Dann, da der kleine Dauphin schlief, wollte sie damit anfangen, daß sie Madame Royale zu Bette brächte. Doch mit der Ehrfurcht, welche sie immer gegen ihre Mutter gehabt hatte, bat

Madame Royale die Königin um Erlaubniß, ihr helfen zu dürfen, damit sie selbst sich rascher zu Bette begeben könne.

Die Königin lächelte traurig; ihre Tochter dachte, sie könne schlafen nach einer solchen Nacht der Bangigkeiten, nach einem solchen Tage der Demüthigungen! Sie wollte sie in diesem süßen Glauben lassen.

Man fing also damit an, daß man den Herrn Dauphin zu Bette brachte.

Dann kniete Madame Royale nach ihrer Gewohnheit nieder und verrichtete ihr Gebet am Fuße ihres Bettes.

Die Königin wartete.

»Mir scheint, Dein Gebet dauert länger als gewöhnlich?« sagte die Königin zur jungen Prinzessin, »Mein Bruder, das arme Kind, ist eingeschlafen, ohne daß er daran dachte, das seinige zu verrichten,« antwortete Madame Royale, »und da er gewohnt war, jeden Abend für Sie und den König zu beten, so sage ich sein Gebetchen nach dem meinigen, damit nichts an dem fehlt, was wir von Gott zu erleben haben.«

Die Königin nahm Madame Royale und drückte sie an ihr Herz. Die schon durch die Bemühungen des guten Weber geöffnete und durch das Mitleid von Madame Royale wiederbelebte Thränenquelle entstürzte ihren Augen, und es flössen Zähren tief traurig, aber ohne Bitterkeit an ihren Wangen herab.

Sie blieb unbeweglich wie der Engel der Mütterlichkeit beim Bette von Madame Royale bis zu dem Augenblick stehen, wo sie, durch den Schlaf erschlaft, die Muskeln ihrer Hände, welche die ihrigen mit einer so zärtlichen und so tiefen kindlichen Liebe preßten, sich abspannen sah.

Dann legte sie sachte die Hände ihrer Tochter an ihren Leib, bedeckte sie mit dem Betttuche, damit sie nicht durch die Kälte leide, wenn sich das Zimmer in der Nacht abkühlte, senkte aus die entschlummerte Stirne der zukünftigen Märtyrin einen Kuß leicht wie ein Hauch und sanft wie ein Traum, und kehrte in ihr Zimmer zurück.

Dieses Zimmer war durch einen Candelaber mit vier Kerzen erleuchtet.

Dieser Candelaber stand auf einem Tisch.

Dieser Tisch war mit einem rothen Teppich bedeckt.

Die Königin setzte sich an diesen Tisch und ließ ihren Kopf zwischen ihre zwei geschlossenen Fäuste fallen, ohne etwas Anderes zu sehen, als den vor ihr ausgebreiteten Teppich.

Wiederholt schüttelte sie den Kopf bei diesem blutigen Reflex; es schien ihr, als unterliefen sich ihre Augen mit Blut, als schlügen ihre Schläfe vom Fieber, und als brausten ihre Ohren.

Dann ging ihr ganzes Leben, wie ein beweglicher Nebel, an ihr vorüber.

Sie erinnerte sich, daß sie am 2. November 1755, am Tage des Erdbebens von Lissabon, das fünfzig tausend Personen getödtet und den Einsturz von zweihundert Kirchen verursacht hatte, geboren war.

Sie erinnerte sich, daß in dem ersten Zimmer, wo sie in Straßburg geschlafen, die Tapete die Ermordung der unschuldigen Kindlein vorstellte, und daß es ihr in eben dieser Nacht beim flackernden Lichte der Nachtlampe geschienen hatte, als flösse Blut aus den Wunden aller dieser armen Kinder, während das Gesicht der Mörder einen so entsetzlichen Ausdruck annahm, daß sie erschrocken um Hilfe rief und den Befehl gab, bei Tagesanbruch aus dieser Stadt abzureisen, welche ein so furchtbares Andenken an die erste Nacht, die sie in Frankreich zugebracht, in ihr zurücklassen mußte.

Sie erinnerte sich, daß sie, ihren Weg gegen Paris verfolgend, im Hause des Baron von Taverney angehalten hatte, daß sie hier zum ersten Mal den elenden Cagliostro getroffen, der seitdem bei der Halsband-Geschichte einen so erschrecklichen Einfluß auf ihr Geschick geübt, und daß er ihr bei diesem Halt, — der ihrem Gedächtnisse so gegenwärtig, daß es ihr schien, als wäre dieses Ereigniß vom vorhergehenden Tag, obgleich seitdem zwanzig Jahre verlaufen waren, — auf ihre dringende Aufforderung in einer Caraffe etwas Ungeheures, eine fürchterliche, unbekante Todesmaschine und am Ende dieser Maschine einen Kopf gezeigt hatte, der vom Rumpfe gelöst hinrollte und kein anderer war, als der ihrige.

Sie erinnerte sich, daß ihr Madame Lebrun, als sie das reizende Portrait von ihr, einer schönen, noch glücklichen jungen Frau, machte, aus Unbeachtsamkeit ohne Zweifel, — eine erschreckliche Vorbedeutung, — die Stellung gegeben hatte, welche Frau Henriette von England, die Gemahlin von Karl I., auf ihrem Portrait hat.

Sie erinnerte sich, daß an dem Tage, wo sie zum ersten Male nach Versailles kam, als sie, aus ihrem Wagen gestiegen, den Fuß aus das unselige Pflaster des Marmorhofes setzte, wo sie am vorhergehenden Tage so viel Blut hatte fließen sehen, ein so fürchterlicher Donnerschlag erscholl und ein so gräulicher Blitz die Luft zu ihrer Linken durchfurchte, daß der Herr Marschall von Richelieu, der doch nicht leicht zu erschrecken war, den Kopf schüttelte und: »Ein schlimmes Vorzeichen!« murmelte.

Und sie erinnerte sich aller dieser Umstände, während sie vor ihren Augen den röthlichen Dunst, der ihr immer dichter geworden zu sein schien, wirbeln sah.

Diese Art von Verdüsterung war so fühlbar, daß die Königin die Augen bis zu dem Candelaber aufschlug und bemerkte, daß ohne irgend eine Ursache eine von den Kerzen erloschen war.

Sie bebte, die Kerze rauchte noch und nichts gab diesem Erlöschen ein Motiv.

Während sie den Candelaber mit Erstaunen anschaute, kam es ihr vor, als erlebte die Kerze zunächst der erloschenen langsam, und als würde ihre Flamme allmählig von weiß roth und von roth bläulichroth; dann verdünnerte und verlängerte sich die Flamme, dann schien sie der Docht zu verlassen und zu entfliegen; dann schaukelte sie sich einen Augenblick, wie von einem unsichtbaren Hauche bewegt, und erlosch.

Die Königin schaute diesem Todeskampfe der zweiten Kerze mit stieren Augen zu; ihre Brust keuchte immer mehr, ihre ausgestreckten Hände näherten sich immer mehr der Kerze, je mehr die Kerze dem Erlöschen nahe war. Endlich, als sie erloschen war, schloß sie die Augen, warf sich in ihren Lehnstuhl zurück und fuhr mit ihren Händen über ihre Stirne, die sie von Schweiß tiefend fand.

Sie blieb so mit geschlossenen Augen ungefähr zehn Minuten, und als sie dieselben wieder öffnete, gewahrte sie zu ihrem Schrecken, daß das Licht der dritten Kerze wie das der zwei ersten abzunehmen anfang.

Marie Antoinette glaubte Anfangs, es sei dies ein Traum und sie leide unter der lastenden Gewalt einer Sinnentäuschung. Sie versuchte es, aufzustehen, doch es schien ihr, als wäre sie an ihren Stuhl gekettet. Sie versuchte es, Madame Royale zu rufen, welche sie zehn Minuten vorher nicht um eine zweite Krone aufgeweckt hätte, doch die Stimme erlosch in ihrer Kehle; sie versuchte es, den Kopf umzudrehen, doch ihr Kopf blieb starr und unbeweglich, als hätte diese sterbende dritte Kerze ihren Blick und ihren Athem an sich gezogen. Endlich, wie die zweite die Farbe gewechselt hatte, nahm die dritte Kerze verschiedene Töne an, erlebte, verlängerte sich,

flackerte von rechts nach links, dann von links nach rechts, und erlosch.

Da ließ der Schrecken die Königin eine solche Anstrengung machen, daß sie fühlte, die Sprache komme ihr wieder; mit Hilfe dieser Sprache wollte sie sich den Muth verleihen, der ihr fehlte, und sie sagte laut:

»Ich beunruhe mich nicht über das, was diesen drei Kerzen widerfahren ist, doch wenn die vierte erlischt wie die drei andern, oh! Wehe! wehe mir!«

Plötzlich, ohne die Vorbereitungen, welche bei den anderen stattgefunden hatten, ohne daß die Flamme die Farbe wechselte, ohne daß sie sich zu verlängern oder zu schaukeln schien, erlosch die vierte Kerze, als ob sie der Flügel des Todes im Vorüberziehen berührt hätte.

Die Königin stieß einen schrecklichen Schrei aus, stand auf, drehte sich zweimal um sich selbst, schlug die Luft und die Finsterniß mit ihren Armen und fiel ohnmächtig nieder.

In der Secunde, wo das Geräusch ihres Körpers auf dem Boden erscholl, öffnete sich die Verbindungsthüre, und in ihrem batistenen Nachtgewande erschien Andrée, weiß und schweigsam wie ein Schatten, aus der Schwelle.

Sie blieb einen Augenblick stehen, als sähe sie inmitten dieser Finsterniß eine Art von Dunst in der Nacht hinziehen; sie horchte, als hätte sie in der Luft die Falten eines Grabtuches sich bewegen hören.

Dann senkte sie ihren Blick und gewahrte die Königin aus dem Boden ohne Bewußtsein ausgestreckt.

Sie machte einen Schritt rückwärts, als triebe sie eine erste Bewegung ihres Innern an, sich zu entfernen; doch alsbald sich selbst gebietend, ohne ein Wort zu sagen, ohne zu fragen, — eine Frage, welche übrigens unnütz gewesen wäre, — ohne die Königin zu fragen, was sie habe, hob sie diese in ihren Armen auf und trug sie auf ihr Bett mit einer Stärke, der sie sich nicht fähig gehalten hätte, nur geleitet durch die zwei Kerzen, welche ihr Zimmer erleuchteten, und deren Schein sich durch die Thüre bis in das Zimmer der Königin verlängerte.

Dann zog sie einen Flacon mit Riechsalz aus der Tasche und hielt ihn Marie Antoinette unter die Nase.

Trotz der Wirksamkeit dieses Salzes, war die Ohnmacht von Marie Antoinette so tief, daß sie erst nach zehn Minuten einen Seufzer von sich gab.

Bei diesem Seufzer, der der Fürstin Rückkehr ins Leben verkündigte, war Andrée abermals versucht, sich zu entfernen, doch auch diesmal, wie das erste Male, hielt sie das, bei ihr so mächtige, Pflichtgefühl zurück.

Sie zog nun ihren Arm unter dem Kopfe von Marie Antoinette hervor, den sie in die Höhe gehoben hatte, damit kein Tropfen von dem ätzenden Essig, mit dem das Salz befeuchtet war, auf das Gesicht oder die Brust der Königin fallen konnte. Dieselbe Bewegung ließ sie den Arm entfernen, der den Flacon hielt.

Nun aber fiel der Kopf auf das Kissen zurück, und nachdem der Flacon entfernt war, lag die Königin in eine Ohnmacht versunken, welche noch tiefer als die, aus der sie hervorgehen zu wollen geschienen hatte.

Immer kalt, beinahe unbeweglich, hob Andrée den Kopf von Marie Antoinette abermals auf und hielt ihr den Flacon zum zweiten Male unter die Nase: er brachte seine Wirkung hervor.

Ein leichter Schauer durchlief den ganzen Leib der Königin, sie stöhnte, ihr Auge öffnete sich; sie sammelte alle ihre Gedanken, sie erinnerte sich des erschrecklichen Vorzeichens, und eine

Frau in ihrer Nähe fühlend, umschlang sie mit ihren Armen deren Hals und rief:

»Oh! vertheidigen Sie mich, retten Sie mich!«

»Eure Majestät bedarf keiner Vertheidigung in der Mitte ihrer Freunde,« erwiderte Andrée, »und sie scheint mir nun von der Ohnmacht gerettet, in die sie gefallen war.«

»Die Gräfin von Charny!« rief die Königin Andrée loslassend, welche sie umschlungen hielt und in einer ersten Bewegung beinahe zurückstieß.

Weder diese Bewegung, noch das Gefühl, das sie eingegeben, entgingen Andrée.

Doch im ersten Augenblick blieb sie unbeweglich bis zur Unempfindlichkeit.

Dann machte sie einen Schritt rückwärts und fragte:

»Befiehlt die Königin, daß ich ihr sich auskleiden helfe?«

»Nein, Gräfin, ich danke,« antwortete die Königin mit bebender Stimme, »ich werde mich allein auskleiden.«

»Ich will in mein Zimmer zurückkehren, nicht um zu schlafen, Madame,« sagte Andrée, »sondern um über dem Schlafe Eurer Majestät zu wachen.«

Und nachdem sie sich ehrerbietig verbeugt hatte, zog sie sich in ihr Zimmer zurück, mit dem langsamen, feierlichen Schritte, welcher der der Statuen wäre, wenn die Statuen gehen würden.

VIII.

Die Straße nach Paris.

An demselben Abend, an dem die von uns erzählten Ereignisse vorgefallen waren, hatte ein nicht minder ernstes Ereigniß die ganze Anstalt des Abbé Fortier in Bewegung gebracht.

Sebastian Gilbert war gegen zehn Uhr Abends verschwunden und, trotz der ängstlichen Nachforschungen im ganzen Hause von Herrn Abbé Fortier und Mademoiselle Alexandrine Fortier, der Schwester des Abbé, nicht wiedergefunden worden.

Man hatte sich bei Jedermann erkundigt, und Niemand wußte, was aus ihm geworden.

Die Tante Angélique allein, welche gegen acht Uhr Abends aus der Kirche ging, wo sie die Stühle geordnet hatte, glaubte ihn in der kleinen Gasse, die zwischen dem Gefängniß und der Kirche durchführt, gehen und dann nach dem Parterre lausen gesehen zu haben.

Diese Nachricht, statt den Abbé Fortier zu beruhigen, vermehrte noch seine Unruhe. Es waren ihm die seltsamen Hallucinationen nicht unbekannt, welche sich zuweilen Gilberts bemächtigten, wenn ihm die Frau, die er seine Mutter nannte, erschien, und mehr als einmal war der Abbé, von dieser Art von Schwindel, von Sinnentäuschung unterrichtet, dem Knaben mit den Augen gefolgt, wenn er ihn zu tief in den Wald hatte eindringen sehen, und in dem Moment, wo er ihn verschwinden zu sehen befürchtete, hatte er ihm durch die besten Läufer seiner Anstalt nachsetzen lassen.

Die Läufer hallen den Knaben immer keuchend, beinahe ohnmächtig, an einen Baum angelehnt oder der Länge nach auf dem Moose, dem grünen Teppich dieses herrlichen Hochwaldes, liegend gefunden.

Doch nie hatte ein solcher Schwindel Sebastian am Abend erfaßt, nie war man in der Nacht genöthigt gewesen, ihm nachzulaufen.

Es mußte also etwas Außerordentliches vorgefallen sein; doch der Abbé Fortier mochte sich immerhin den Kopf zerbrechen, er konnte nicht errathen, was vorgefallen war.

Um zu einem glücklicheren Resultat zu gelangen, als der Abbé Fortier, wollen wir Sebastian Gilbert folgen, wir, die wir wissen, wohin er gegangen ist.

Die Tante Angélique hatte sich nicht geirrt; es war Sebastian Gilbert, den sie hatte in der Dunkelheit hinschleichen und dann aus Leibeskräften nach demjenigen Theile des Parkes laufen sehen, welchen man das Parterre⁷ nennt.

Auf dem Parterre angelangt, war er nach der Fasanerie und von da aus den kleinen Waldweg geeilt, welcher gerade nach Haramont führt.

In drei Viertelstunden war er im Dorfe.

So bald wir wissen, daß das Ziel des Laufes von Sebastian das Dorf Haramont war, ist es uns nicht schwierig, zu errathen, was Sebastian in diesem Dorfe suchte.

Sebastian suchte hier Pitou.

Unglücklicher Weise ging Pitou auf einer Seite des Dorfes hinaus, während Sebastian aus der andern eingetreten war.

Denn Pitou hatte, wie man sich erinnert, nach dem Bankett, das sich die Nationalgarde von Haramont gegeben, wobei er allein, wie ein Ringer des Alterthums, aufrecht geblieben, während alle Andern zu Boden geworfen worden waren, Pitou hatte Catherine ausgesucht und, wie man sich erinnert, auf dem Wege von Villers-Coterets nach Pisseleu ohnmächtig und nur die Wärme des letzten Kusses, den ihr Isidor gegeben, bewahrend gefunden.

Sebastian wußte nichts von Allem dem, er ging geraden Wegs nach dem Häuschen von Pitou, dessen Thüre er offen fand.

Bei seinem einfachen Leben glaubte Pitou nicht nöthig zu haben, seine Thüre zu schließen, mochte er im Hause anwesend oder abwesend sein. Aber hätte er auch die Gewohnheit gehabt, seine Thüre ängstlich zu schließen, so war doch sein Geist an diesem Abend von so schweren Sorgen belastet, daß er sicherlich diese Vorsichtsmaßregel zu nehmen vergessen haben würde.

Sebastian kannte die Wohnung von Pitou wie seine eigene: er suchte den Zunder und den Feuerstein, fand das Messer, welches Pitou als Feuerstahl diente, zündete den Zunder und mit dem Zunder das Licht an und wartete.

Doch Sebastian war zu sehr bewegt, um ruhig zu warten, und besonders, um lange zu warten.

Er ging unablässig vom Kamin zur Thüre und von der Thüre an die Straßenecke; dann kehrte er, wie Schwester Anna, da er nichts kommen sah, nach dem Hause zurück, um sich zu versichern, daß Pitou während seiner Abwesenheit nicht gekommen war.

Endlich, da er sah, daß die Zeit verstrich, trat er an einen hinkenden Tisch, aus dem er Tinte, Federn und Papier fand.

Aus dem ersten Blatt dieses Papiers standen die Namen, die Vornamen und das Alter der zwei und dreißig Mann geschrieben, welche den Effectivstand der Nationalgarde von Haramont bildeten und unter den Befehlen von Pitou marschirten.

Sebastian legte sorgfältig dieses erste Blatt aus die Seite, dieses Blatt, ein Meisterwerk der Kalligraphie des Kommandanten, der sich, damit das Geschäft besser besorgt werde, nicht schämte, zuweilen zum subalternen Grade eines Fouriers herabzusteigen.

Dann schrieb er auf das zweite Blatt:

»Mein lieber Pitou,

»Ich kam, um Dir zu sagen, ich habe vor acht Tagen ein Gespräch zwischen dem Herrn Abbé Fortier und dem Vicar von Villers-Coterets angehört. Es scheint, der Abbé Fortier ist im Einverständniß mit den Aristokraten von Paris; er sagte dem Vicar, es bereite sich in Versailles eine Gegenrevolution vor.

»Das haben wir seitdem in Betreff der Königin erfahren, welche die schwarze Cocarde aufgesteckt und die dreifarbig mit Füßen getreten hat.

»Diese Drohung einer Gegenrevolution und das, was wir sodann von den Ereignissen, welche aus das Bankett folgten, erfuhren, hatten mich schon sehr wegen meines Vaters beunruhigt, der, wie Du weißt, der Feind der Aristokraten ist; doch heute Abend, mein lieber Pitou, war das noch viel schlimmer.

»Der Vicar kam am Abend wieder zum Pfarrer, und da ich für meinen Vater bange hatte, so glaubte ich, es sei nichts Schlimmes daran, wenn ich die Fortsetzung dessen, was ich neulich durch Zufall gehört, belausche.

»Es scheint, mein lieber Pitou, das Volk ist nach Versailles gezogen, es hat viele Personen niedergemetzelt, und unter diesen Personen auch Herrn George von Charny.

»Der Abbé Fortier fügte bei:

»»Sprechen wir leise, um den kleinen Gilbert nicht zu beunruhigen, dessen Vater nach Versailles gegangen ist und wohl wie die Anderen getödtet worden sein könnte.««

»Du begreifst, mein lieber Pitou, daß ich nicht mehr gehört habe.

»Ich schlich ganz sachte aus meinem Versteck, ohne daß mich Jemand bemerkte, ging durch den Garten nach dem Schloßplatz und lief hierher zu Dir, um Dich zu bitten, mich wieder nach Paris zu führen, was zu thun und zwar von Herzen gern zu thun Du nicht unterlassen würdest, wenn Du hier wärest.

»Da Du aber nicht hier bist, da Du lange ausbleiben kannst, weil Du wahrscheinlich Schlingen im Walde von Villers-Coterets legen gegangen bist, da Du in diesem Falle erst bei Tage zurückkommen wirst, so wird meine Unruhe zu groß, und ich vermöchte nicht bis dahin zu warten.

»Ich reise also allein ab: sei unbesorgt, ich kenne den Weg. Ueberdies bleiben mir noch von dem Gelde, das mir mein Vater gegeben hat, zwei Louis d'or, und ich werde einen Platz in dem ersten dem besten Wagen nehmen, den ich aus der Landstraße treffe.

»Dein Dich liebender

»Sebastian,«

N.S. Ich habe den Brief sehr lang gemacht, einmal, um Dir die Ursache meiner Abreise zu erklären, und dann, weil ich immer hoffte, Du würdest zurückkommen, ehe er beendet wäre.

»Er ist beendet, Du bist nicht zurückgekommen, ich gehe ab! Gott befohlen, oder vielmehr aus baldiges Wiedersehen; ist meinem Vater nichts geschehen, läuft er keine Gefahr, so komme ich zurück.

»Ist es anders, so bin ich fest entschlossen, ihn zu bitten, mich bei sich zu behalten.

»Beruhige den Abbé Fortier über meine Abreise; aber beruhige ihn erst morgen, damit es zu spät ist, mir nachlaufen zu lassen.

»Ich gehe nun entschieden ab, da Du nicht zurückkommst. Gott befohlen, oder vielmehr aus Wiedersehen.«

Und hiernach löschte Sebastian Gilbert, der die Sparsamkeit seines Freundes kannte, das Licht aus, zog die Thüre zu und entfernte sich.

Wurde man sagen, Sebastian sei, bei Nacht eine so lange Reise unternehmend, nicht ein wenig bewegt gewesen, so würde man sicherlich lügen. Doch diese Bewegung war nicht das, was sie bei einem andern Kinde gewesen wäre: die Angst; es war einfach das volle Gefühl der Handlung, die er unternahm, dieser Handlung, welche ein Ungehorsam gegen die Befehle seines Vaters, zugleich aber auch ein Beweis seiner kindlichen Liebe war, und ein solcher Ungehorsam mußte von allen Vätern verziehen werden.

Ueberdies war Sebastian, seitdem wir uns mit ihm beschäftigten, herangewachsen. Ein wenig bleich, ein wenig schwächlich, ein wenig nervös für sein Alter, zählte Sebastian fünfzehn Jahre. In diesem Alter, mit dem Temperament von Sebastian, und wenn man der Sohn von Gilbert und Andrée ist, ist man nahe daran, ein Mann zu sein.

Ohne ein anderes Gefühl, als die von der Handlung, welche er beging, unzertrennliche Gemüthsbewegung, fing also der junge Mann an gegen Lagny zu laufen, das er bald bei *der bleichen Helle, welche von den Sternen fällt*, wie der alte Corneille sagt, entdeckte. Er ging längs dem Dorfe hin und erreichte den großen Hohlweg, der sich von diesem Dorfe nach Vauciennes

erstreckt; in Vauciennes fand er die Landstraße, und nun, da er sich aus dem Wege des Königs sah, marschierte er ruhiger.

Sebastian, der ein Junge voll Verstand, der Lateinisch sprechend von Paris nach Villers-Coterets gekommen war und drei Tage zum Kommen gebraucht hatte, sah wohl ein, daß man nicht in einer Nacht nach Paris zurückkehrt, und verlor seinem Athem nicht dadurch, daß er irgend eine Sprache sprach.

Er stieg also den ersten Berg von Vauciennes im Schritt hinab und den zweiten eben so hinauf; doch auf einem ebenen Terrain angelangt, fing er an lebhafter zu marschieren.

Vielleicht wurde diese Lebhaftigkeit im Gange von Sebastian dadurch veranlaßt, daß sich einer ziemlich schlimmen Stelle näherte, die sich aus der Straße findet und damals im Rufe von Hinterhalten stand, welcher Ruf sich heute völlig verloren hat. Diese Stelle nennt man die Fontaine-Eau-Claire, weil eine klare Quelle zwanzig Schritte davon aus zwei Steinbrüchen fließt, die, zwei Höllenschlunden ähnlich, ihren finstern Rachen gegen die Landstraße öffnen.

Hatte Sebastian Angst oder hatte er keine Angst, als er über diese Stelle kam? Das vermöchte man nicht zu sagen, denn er beschleunigte seine Schritte nicht, denn, während er auf dem entgegengesetzten Rande der Straße gehen konnte, entfernte er sich nicht von der Mitte des Weges; er mäßigte seinen Schritt etwas weiter, doch ohne Zweifel, weil er zu einer kleinen Steige gekommen war und endlich den Zusammenlauf der zwei Straßen nach Paris und nach Crespy erreichte.

Hier blieb er plötzlich stehen. Von Paris kommend, hatte er nicht bemerkt, welcher Straße er folgte; nach Paris zurückkehrend, wußte er nicht, welcher Straße er folgen sollte.

War es die links? war es die rechts?

Beide waren mit den gleichen Bäumen besetzt, beide waren gleich gepflastert.

Niemand fand sich, um die Frage von Sebastian zu beantworten.

Von einem und demselben Punkte ausgehend, entfernten sich die zwei Straßen sichtbar und schnell von einander; daraus war zu entnehmen, daß Sebastian, sollte er, statt die gute Straße zu wählen, die schlechte wählen, am andern Tage schon sehr fern von seinem Wege wäre.

Sebastian blieb unentschlossen stehen.

Er suchte an irgend einem Merkmal zu erkennen, welcher von den zwei Straßen er gefolgt war; doch dieses Merkmal, das ihm am Tage gefehlt hätte, fehlte ihm noch viel mehr in der Dunkelheit.

Er hatte sich entmuthigt an die Ecke der zwei Straßen niedergesetzt, theils, um auszuruhen, theils, um zu überlegen, als er in der Ferne, von der Seite von Villers-Coterets herkommend, den Galopp von ein paar Pferden zu hören glaubte.

Er stand aus und horchte.

Es war keine Täuschung, das Geräusch der aus der Landstraße schallenden Hufeisen wurde immer deutlicher.

Sebastian sollte also die Auskunft erhalten, auf die er wartete.

Er schickte sich an, die Reiter beim Vorüberkommen anzuhalten und sich von ihnen diese Auskunft zu erbitten.

Bald sah er ihren Schatten in der Nacht hervortreten, während unter den Füßen ihrer Rosse zahlreiche Funken stoben.

Da erhob er sich vollends, ging über den Graben und wartete.

Die Cavalcade bestand aus zwei Männern, von denen der eine drei bis vier Schritte vor dem andern galoppierte.

Sebastian dachte mit Recht, der Erste von den beiden Männern sei ein Herr, der Zweite ein Diener.

Er machte also zwei Schritte, um sich an den Ersten zu wenden.

Dieser, welcher einen Menschen gleichsam aus dem Graben springen sah, glaubte, es sei ein Hinterhalt, und griff nach seinen Holftern.

Sebastian bemerkte die Bewegung und sagte:

»Mein Herr, ich bin kein Räuber; ich bin ein Kind, das die letzten Ereignisse in Versailles nach Paris ziehen, das dort seinen Vater suchen will; ich weiß nicht, welchen von diesen zwei Wegen ich einschlagen soll; bezeichnen Sie mir denjenigen, welcher nach Paris führt, und Sie werden mir einen großen Dienst geleistet haben.«

Die ausgewählten Worte von Sebastian, der jugendliche Klang seiner Stimme, welche dem Reiter nicht unbekannt dünkte, machten, daß er, so große Eile er auch zu haben schien, sein Pferd anhielt.

»Mein Kind,« fragte er, »wer sind Sie, und warum wagen Sie sich zu einer solchen Stunde auf die Landstraße?«

»Ich frage Sie nicht nach Ihrem Namen, ich frage Sie nach der Straße, an deren Ende ich erfahren werde, ob mein Vater todt ist oder lebt.«

Es lag in dieser beinahe noch kindischen Stimme ein Ausdruck von Festigkeit, der dem Reiter auffiel.

»Mein Freund,« sagte er, »die Straße nach Parts ist diejenige, welcher wir folgen; ich kenne sie selbst schlecht, da ich nur zweimal in Paris gewesen bin, aber ich bin darum nicht minder sicher, daß die Straße, der wir folgen, die gute ist.«

Sebastian dankte und machte einen Schritt rückwärts. Die Pferde waren des Schnaufens bedürftig. Derjenige, welcher der Herr zu sein schien, ritt weiter, aber weniger rasch.

Der Lackei folgte ihm.

»Hat der Herr Vicomte diesen Knaben erkannt?« fragte er.

»Nein, doch mir scheint . . .«

»Wie, der Herr Vicomte hat den jungen Sebastian Gilbert, der beim Abbé Fortier in Pension ist, nicht erkannt?«

»Sebastian Gilbert?«

»Ja, der, welcher von Zeit zu Zeit in den Pacht Hof von Mademoiselle Catherine mit dem großen Pitou kam.«

»In der That, Du hast Recht,« rief der Herr.

Dann hielt er sein Pferd an, wandte sich um und fragte:

»Sind Sie es denn, Sebastian?«

»Ja, Herr Isidor,« antwortete der Knabe, der den Reiter vollkommen erkannt hatte.

»So kommen Sie doch, mein junger Freund,« rief der Reiter, »und erzählen Sie mir, wie es zugeht, daß ich Sie so allein zu dieser Stunde aus der Straße finde.«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, Herr Isidor, ich gehe nach Paris, um mich zu versichern, ob mein Vater getödtet worden ist oder noch lebt.«

»Ach! armes Kind,« sprach Isidor mit einem Gefühle tiefer Traurigkeit, »ich gehe aus einer ähnlichen Ursache nach Paris, nur zweifle ich nicht mehr.«

»Ja, ich weiß . . .Ihr Bruder?«

»Einer meiner Brüder . . , mein Bruder George ist gestern in Versailles getödtet worden.«

»Ah! Herr von Charny!«

Sebastian machte eine Bewegung vorwärts und streckte die Hände gegen Isidor aus.

Isidor nahm sie und drückte sie.

»Nun, mein liebes Kind,« sagte Isidor, »da unser Schicksal ein ähnliches ist, so dürfen wir uns nicht mehr trennen; Sie müssen wie ich Eile haben, nach Paris zu kommen.«

»Oh! ja, mein Herr!«

»Sie, können nicht zu Fuße gehen.«

»Ich würde wohl zu Fuße gehen, doch das wäre langwierig; ich gedenke auch morgen meinen Platz in dem ersten dem besten Wagen zu bezahlen, den ich treffe und der denselben Weg macht wie ich, und mit ihm so weit, als ich kann, gegen Paris zu fahren.«

»Und wenn Sie keinen treffen?«

»Dann gehe ich zu Fuße.«

»Thun Sie etwas Besseres, mein liebes Kind, setzen Sie sich bei meinem Bedienten hinten auf.«

Sebastian zog seine Hände aus denen von Isidor zurück und sagte:

»Ich danke, Herr Vicomte.«

Diese Worte wurden aus eine so ausdrucksvolle Weise betont, daß Isidor begriff, er habe das Kind dadurch verletzt, daß er ihm angeboten, sich hinter seinem Lackei auszusetzen.

»Oder vielmehr,« sprach er, »ich bedenke, nehmen Sie sein Pferd; er wird uns in Paris wieder einholen. Wenn er sich in den Tuilerien erkundigt, wird er immer sicher erfahren, wo ich bin.«

»Ich danke abermals,« sagte Sebastian mit einer noch sanfteren Stimme, denn er hatte die Zartheit dieses Vorschlags begriffen; »ich danke, ich will Sie seiner Dienste nicht berauben.«

Man brauchte sich nur noch zu verständigen, die Friedenspräliminarien waren gestellt.

»Nun wohl, thun Sie etwas, was noch besser, als alles dies, Sebastian, steigen Sie bei mir hinten auf. Der Tag bricht an; um zehn Uhr diesen Morgen werden wir in Dammartin, das heißt aus dem halben Wege sein. Wir lassen dort unsere Pferde, welche uns nicht weiter bringen sollen, unter der Obhut von Baptist, und wir nehmen eine Postchaise, die uns nach Paris bringen wird. Dies gedachte ich zu thun, und es ändert sich also durch Sie nichts in meinen Anordnungen.«

»Ist das wirklich wahr, Herr Isidor?«

»Bei meinem Ehrenwort!«

»Dann . . .machte der junge Mensch zögernd, aber zugleich sterbend vor Begierde, den Vorschlag anzunehmen.

»Steige ab, Baptist, und hilf Herrn Sebastian aufsteigen.«

»Ich danke, das ist unnöthig, Herr Isidor,« versetzte Sebastian; und behende wie ein Schüler, sprang er aus das Kreuz des Pferdes von Charny.

Dann entfernten sich die drei Menschen und die zwei Pferde im Galopp und verschwanden bald aus der Steige von Gondreville.

IX.

Die Erscheinung.

Die drei Reiter hatten ihren Weg, wie es verabredet war, zu Pferde bis Dammartin verfolgt.

Sie kamen nach Dammartin gegen zehn Uhr.

Alle hatten das Bedürfniß, etwas zu sich zu nehmen; überdies mußte man sich nach einem Wagen und Postpferden erkundigen.

Während man das Frühstück Isidor und Sebastian vorsetzte, — welche, Sebastian von Bangigkeit, Isidor von Traurigkeit erfüllt, nicht ein Wort gewechselt hatten, — besorgte Baptist die Pferde seines Herrn und war bemüht, eine Carriole und Postpferde zu finden,

Um Mittag war das Frühstück beendigt, und die Pferde warteten mit der Carriole vor der Thüre.

Nur wußte Isidor, der immer in seinem Wagen mit der Post gereist war, nicht, daß man, wenn man mit den Wagen der Post reist, auf jeder Station damit wechseln muß.

So kam es, daß die Postmeister, welche strenge die Vorschriften beobachten ließen, aber sich wohl hüteten, sie selbst zu beobachten, nicht immer Wagen in ihren Remisen und Pferde in ihren Ställen hatten.

Dem zu Folge waren die Reisenden, welche um die Mittagsstunde von Dammartin abgingen, erst um halb fünf Uhr bei der Barriere und erst um fünf Uhr Abends bei den Thoren der Tuilerien.

Hier mußte man sich anerkennen lassen. Herr von Lafayette hatte sich aller Posten bemächtigt und bewachte in diesen unruhigen Zelten, da er sich für die Person des Königs gegen die Nationalversammlung verantwortlich gemacht, Ludwig XVI, mit aller Gewissenhaftigkeit.

Als aber Charny sich nannte, als er sich aus den Namen seines Bruders berief, ebneten sich die Schwierigkeiten, und man führte Isidor und Sebastian in den Schweizerhof ein, von wo sie in den mittleren Hof gelangten.

Sebastian wollte sich aus der Stelle nach der Rue Saint-Honoré und in das Haus, das sein Vater bewohnte, führen lassen. Isidor bemerkte ihm aber, da der Doctor Gilbert Arzt des Königs sei, so werde man beim König besser als irgendwo erfahren, wie es ihm ergangen.

Sebastian, der vollkommen verständig war, stimmte mit diesem Schlusse überein und folgte Isidor.

Ogleich man am Tage vorher erst angekommen, hatte man doch schon eine gewisse Etiquette im Palaste der Tuilerien festgestellt. Isidor wurde aus der Ehrentreppe eingeführt, und ein Huissier ließ ihn in einem großen, grau ausgeschlagenen Saale warten, den nur schwach zwei Candelaber erleuchteten.

Der übrige Palast war in eine Halbdunkelheit versunken; da der Palast immer durch Privatleute bewohnt worden war, so hatte man die großen Beleuchtungen, welche einen Theil des königlichen Luxus bilden, vernachlässigt.

Der Huissier sollte sich zugleich nach dem Herrn Grafen von Charny und nach dem Doctor

Gilbert erkundigen.

Das Kind setzte sich auf ein Canapé, Isidor ging auf und ab.

Nach zehn Minuten erschien der Huissier wieder.

Der Herr Graf von Charny befand sich bei der Königin.

Was den Doctor Gilbert betrifft, so war ihm nichts begegnet; man glaubte sogar, doch ohne sich dafür verbürgen zu können, er sei beim König, — denn der König hatte sich, wie der Kammerdiener vom Dienste geantwortet, mit seinem Arzte eingeschlossen.

Nur, da der König vier Aerzte, welche im Dienste abwechselten, und seinen gewöhnlichen Arzt hatte, wußte man nicht, ob der mit Seiner Majestät eingeschlossene Arzt Herr Gilbert war.

Sollte er es sein, so würde man ihn bei seinem Abgange benachrichtigen, es warte Jemand auf ihn in den Vorzimmern der Königin.

Sebastian athmete frei; er hatte also nichts mehr zu befürchten, sein Vater lebte und war gesund und unversehrt.

Er ging zu Isidor und dankte ihm, daß er ihn geführt hatte.

Isidor umarmte ihn weinend.

Der Gedanke, daß Sebastian seinen Vater wiedergefunden, machte ihm den Bruder, den er verloren hatte und nicht wiederfinden würde, noch theurer.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre; ein Huissier rief:

»Der Herr Vicomte von Charny?«

»Das bin ich,« antwortete Isidor vortretend.

»Man verlangt nach dem Herrn Vicomte bei der Königin,« sagte der Huissier, aus die Seite tretend.

»Nicht wahr, Sebastian,« sprach Isidor, »Sie werden auf mich warten, wenn nicht etwa der Herr Doctor Gilbert Sie holt? . . . Bedenken Sie, daß ich für Sie bei Ihrem Vater verantwortlich bin.«

»Ja, mein Herr,« erwiderte Sebastian, »und mittlerweile empfangen Sie noch einmal meinen Dank.«

Isidor folgte dem Huissier, und die Thüre schloß sich.

Sebastian nahm wieder seinen Platz aus dem Canapé.

Ruhig über die Gesundheit des Vaters, ruhig über sich selbst, sicher, es würde ihm vom Doctor der Absicht wegen verziehen werden, wandte sich sein Geist zum Abbé Fortier und zu Pitou zurück, und er dachte an die Besorgniß, welche dem Einen seine Flucht, dem Andern sein Brief bereiten würde.

Er begriff sogar nicht, wie bei allem Verzug, den sie unter Wegs erlitten hatten, Pitou, der nur den Zirkel seiner langen Beine zu öffnen brauchte, um so schnell zu gehen als die Post, sie noch nicht eingeholt.

Und, durch den einfachen Mechanismus der Ideen, dachte er ganz natürlich, indem er an Pitou dachte, an seinen gewöhnlichen Rahmen, das heißt, an jene großen Bäume, an jene schattigen Wege, an jene bläulichen Fernen, welche die Horizonte der Wälder schließen; dann, durch eine stufenweise Verkettung, erinnerte er sich der seltsamen Visionen, welche ihm zuweilen unter diesen großen Bäumen, in der Tiefe dieser ungeheuren Gewölbe erschienen.

Er dachte an die Frau, die er so oft im Traume und nur einmal, er glaubte es wenigstens, in

Wirklichkeit gesehen, am Tage, wo er sich im Walde von Satory erging, und wo diese Frau kam, vorüberzog und verschwand wie eine Wolke, entführt in einer prächtigen Caleche durch den Galopp zweier herrlicher Pferde.

Und er erinnerte sich der tiefen Gemüthserschütterung, welche dieser Anblick immer bei ihm verursachte, und halb in diesen Traum versunken, murmelte er leise:

»Meine Mutter! meine Mutter! meine Mutter!«

Plötzlich öffnete sich die Thüre wieder, die sich hinter Isidor von Charny geschlossen hatte. Diesmal erschien eine Frau.

Durch Zufall waren die Augen des Kindes auf diese Thüre im Momente der Erscheinung gerichtet.

Die Erscheinung stand so gut im Einklang mit dem, was in seinem Geiste vorging, daß das Kind bebte, da es seinen Traum sich durch ein wirkliches Geschöpf beleben sah.

Doch es war noch ganz anders, als Sebastian in der Frau den Schatten und die Wirklichkeit erkannte: den Schatten seiner Träume, die Wirklichkeit von Satory.

Er richtete sich ganz gerade auf, als ob ihn eine Feder aus seine Füße gestellt hätte.

Seine Lippen thaten sich aus, sein Auge vergrößerte sich, sein Augensterne erweiterte sich.

Seine keuchende Brust versuchte es vergebens, einen Ton zu bilden.

Die Frau ging majestätisch, stolz, kalt, hoffärtig, ohne ihm eine Aufmerksamkeit zu schenken, vorbei.

So ruhig sie äußerlich zu sein schien, so mußte doch diese Frau mit den zusammengezogenen Brauen, mit der bleichen Gesichtsfarbe, mit dem pfeifenden Athem unter einer gewaltigen Nervenregung leiden.

Sie durchschritt schräge den Saal, öffnete die Thüre der entgegengesetzt, durch welche sie erschienen war, und entfernte sich in den Corridor.

Sebastian begriff, sie würde ihm abermals entschlüpfen, wenn er sich nicht beeilte. Er schaute mit einer erschrockenen Miene, als wollte er sich der Wirklichkeit ihres Durchzugs versichern, die Thüre an, durch welche sie eingetreten, die Thüre, durch welche sie abgegangen, und stürzte auf ihrer Spur nach, ehe die Schleppe ihres seidenen Kleides an der Ecke des Corridors verschwunden war.

Doch sie, da sie Schritte hinter sich hörte, ging schneller, als hätte sie verfolgt zu werden befürchtet.

Sebastian beschleunigte seinen Lauf, so sehr er konnte; der Corridor war düster; er befürchtete, auch diesmal könnte die theure Erscheinung entfliehen.

Sie, da sie die Schritte immer näher kommen hörte, lief doppelt so rasch, während sie sich umwandte.

Sebastian gab einen schwachen Freudenschrei von sich: sie war es, immer sie.

Die Frau ihrerseits, welche einen Knaben mit ausgestreckten Armen ihr folgen sah, ohne etwas von dieser Verfolgung zu begreifen, kam oben aus eine Treppe und eilte die Stufen hinab.

Doch kaum war sie einen Stock hinabgestiegen, als Sebastian ebenfalls am Ende des Corridors erschien und: »Madame! Madame!« rief.

Diese Stimme brachte eine seltsame Empfindung im ganzen Wesen der jungen Frau hervor; es schien ihr, ein Schlag, halb schmerzlich, halb wohlthuend, habe sie im Herzen getroffen und

verbreite, mit dem Blute durch die Adern laufend, einen Schauer durch ihren ganzen Körper.

Und dennoch, da sie weder den Ruf, noch die Gemüthsbewegung, welche sie erfaßte, begriff, verdoppelte sie ihre Schritte und ging vom Laufen gewisser Maßen in die Flucht über.

Doch sie hatte nicht mehr genug Vorsprung vor dem Kinde, um ihm zu entgehen.

Sie kamen beinahe miteinander unten an die Treppe.

Die junge Frau stürzte in den Hof; ein Wagen erwartete sie hier, ein Bedienter hielt den Schlag des Wagens offen.

Sie stieg rasch ein und setzte sich.

Doch ehe man den Schlag wieder geschlossen hatte, war Sebastian zwischen den Bedienten und diesen Schlag geschlüpft; er ergriff das Untertheil des Kleides der Flüchtigen, küßte es voll Leidenschaft und rief:

»Oh! Madame! oh! Madame!«

Die junge Frau schaute nun den reizenden Knaben an, der sie Anfangs erschreckt hatte, und mit einer Stimme sanfter, als sie gewöhnlich war, obgleich diese Stimme noch eine Mischung von Aufregung und Furcht beibehalten hatte, sagte sie:

»Nun! mein Freund, warum laufen Sie mir nach? warum rufen Sie mich? was wollen Sie von mir?«

»Ich will Sie sehen,« antwortete das Kind ganz keuchend, »ich will Sie küssen.«

Und leise genug, daß es nur die junge Frau hören konnte fügte er bei:

»Ich will Sie *meine Mutter* nennen.«

Die junge Frau stieß einen Schrei aus, nahm den Kopf des Kindes in ihre beiden Hände, zog ihn, wie durch eine plötzliche Eingebung bewogen, rasch an sich und drückte ihre glühenden Lippen aus seine Stirne.

Dann, als befürchtete sie, es könnte Jemand kommen und ihr den Knaben nehmen, den sie soeben wiedergefunden, hob sie ihn zu sich empor, bis er ganz im Wagen war, schob ihn auf die entgegengesetzte Seite, schloß selbst den Schlag, ließ das Fenster nieder, das sie sogleich wieder aufzog, und sagte:

»Zu mir, Rue Coq-Héron Nr. 9, am ersten Thorweg von der Rue Platrière aus.«

Und sie wandte sich gegen das Kind um und fragte:

»Dein Name?«

»Sebastian.«

»Ah! komm, Sebastian, komm hierher . . . hierher, an mein Herz!«

Dann warf sie sich zurück, als wäre sie einer Ohnmacht nahe, und murmelte:

»Oh! was für eine unbekannte Empfindung ist denn das? Sollte es das sein, was man das Glück nennt?«

X.

Der Pavillon von Andrée.

Der Weg war nur ein zwischen der Mutter und dem Sohne ausgetauschter langer Kuß.



Der Pavillon von Andrée.

Also dieser Knabe, — ihr Herz zweifelte nicht einen Augenblick, daß er es sei, — dieser Knabe, der ihr in einer erschrecklichen Nacht, in einer Nacht der Bangigkeiten und der Schande geraubt worden war; dieser Knabe, der verschwunden war, ohne daß der Räuber eine andere Spur, als die seiner Fußstapfen im Schnee zurückließ; dieser Knabe, den sie Anfangs gehaßt, verflucht, so lange sie nicht seinen ersten Schrei gehört, sein erstes Wimmern aufgefaßt hatte; dieser Knabe, den sie gerufen, gesucht, zurückverlangt, den ihr Bruder in der Person von Gilbert bis auf den Ocean verfolgt hatte; dieser Knabe, den sie fünfzehn Jahre beklagt hatte, welchen je wiederzusehen sie verzweifelt war, an den sie nur noch dachte, wie man an einen geliebten

Todten, an einen theuren Schatten denkt; dieser Knabe findet sich da, wo sie ihn am wenigsten zu treffen erwarten durfte, plötzlich durch ein Wunder wieder, durch ein Wunder erkennt er sie, läuft er ihr nach, verfolgt sie, nennt sie seine Mutter! diesen Knaben hält sie an ihrem Herzen, drückt sie an ihre Brust! ohne sie je gesehen zu haben, liebt er sie mit einer kindlichen Liebe, wie sie ihn mit einer mütterlichen Liebe liebt! ihre, von jedem Kusse reine, Lippe findet alle Freuden ihres verlorenen Lebens in dem ersten Kusse wieder, den sie ihrem Kinde gibt!

Es gab also über dem Haupte der Menschen etwas mehr als den leeren Raum, in dem die Welten rollen; es gab also im Leben der Menschen etwas Anderes, als den Zufall und das Verhängniß.

»Rue Coq-Héron, Nr. 9, am ersten Thorweg von der Rue Plattiere aus,« hatte die Gräfin von Charny gesagt.

Seltsames Zusammentreffen, das nach Verlauf von vierzehn Jahren das Kind in dasselbe Haus zurückführte, wo es geboren worden, wo es den ersten Hauch des Lebens eingeathmet hatte, und wo es von seinem Vater geraubt worden war!

Dieses kleine Haus, einst vom alten Baron von Taverney erkaufte, als mit der großen Gunst, mit der die Königin seine Familie beehrte, einiger Wohlstand in die Verhältnisse des Barons wiedergekehrt war, hatte Philipp von Taverney behalten, und es wurde von einem alten Concierge bewacht, den die ehemaligen Eigenthümer mit dem Hause verkauft zu haben schienen. Es diente als Absteigequartier für den jungen Mann, wenn er von seinen Reisen zurückkam, oder für die junge Frau, wenn sie in Paris übernachtete.

Nach der letzten Scene, welche Andrée mit der Königin gehabt nach der Nacht, die sie in ihrer Nähe zugebracht, hatte Andrée beschlossen, sich von dieser Nebenbuhlerin zu entfernen, welche ihr den Gegenschlag von jedem ihrer Schmerzen zusandte, und bei der die Mißgeschicke der Königin, so groß sie waren, immer noch unter den Herzensbeklemmungen und Befürchtungen der Frau waren.

Schon am Morgen hatte sie ihre Dienerin nach dem Hause der Rue Coq-Héron mit dem Befehle geschickt, den Pavillon in Bereitschaft zu setzen, der, wie man sich erinnert, aus einem Vorzimmer, einem kleinen Speisezimmer, einem Salon und einem Schlafzimmer bestand.

Früher hatte Andrée, um Nicole neben sich unterzubringen, aus dem Salon ein zweites Schlafzimmer gemacht: doch seitdem diese Nothwendigkeit verschwunden, war jedes Zimmer seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben worden, und die Kammerfrau, welche den untern Theil ganz ihrer Gebieterin überließ, die übrigens selten und immer allein hierher kam, hatte sich zu einer kleinen, im Dache angebrachten Mansarde bequem.

Andrée hatte sich also bei der Königin, daß sie das Zimmer in der Nähe des ihrigen nicht behalte, damit entschuldigt, daß die Königin, welche so enge wohne, mehr einer ihrer Kammerfrauen, als einer Person bedürfe, welche nicht *speciell ihrem Dienste zugetheilt* sei.

Die Königin hatte nicht daraus gedungen, Andrée bei sich zu behalten, oder sie hatte wenigstens nur so weit die Schicklichkeit es erheischte, daraus gedungen, und als Nachmittags gegen vier Uhr die Kammerfrau erschien und Andrée meldete, der Pavillon sei bereit, hatte sie ihr befohlen, auf der Stelle nach Versailles abzugehen und ihre Effecten, welche sie in der Hast der Abreise in der Wohnung, die sie im Schlosse inne gehabt, zurückgelassen, zusammenzupacken und ihr am andern Tage diese Effecten nach der Rue Coq-Héron zu bringen.

Um fünf Uhr halte die Gräfin von Charny dem zu Folge die Tuileries verlassen, wobei sie als

einen genügenden Abschied die paar Worte betrachtete, die sie am Morgen der Königin gesagt, da sie ihr die Verfügung über das Zimmer, welches sie eine Nacht inne gehabt, zurückgab.

Als sie aus dem Gemache der Königin, oder vielmehr aus dem an das Gemach der Königin anstoßenden Zimmer wegging, hatte sie den grünen Salon, wo Sebastian wartete, durchschritten, war sie, verfolgt von ihm, durch die Corridors geflohen, bis zu dem Augenblick, wo ihr Sebastian in den Fiacre nachgestürzt war, der, zum Voraus von der Kammerfrau bestellt, sie vor dem Thore der Tuilerien, im Prinzenhofe erwartete.

Alles trug so dazu bei, für Andrée aus diesem Abend einen glücklichen Abend zu machen, den nichts stören sollte. Statt in ihrer Wohnung in Versailles oder in ihrem Zimmer in den Tuilerien, wo sie dieses so wunderbar wiedergefundene Kind nicht hätte empfangen können, wo sie wenigstens sich nicht dem ganzen Ergüsse ihrer mütterlichen Liebe hätte hingeben können, befand sie sich in einem ihr gehörigen Hause, in einem abgesonderten Pavillon, ohne Bedienten, ohne Kammerfrau, ohne einen fragenden Blick!

Sie gab auch mit einem Ausdruck tief gefühlter Freude die von uns oben erwähnte Adresse, welche den Stoff zu dieser ganzen Abschweifung geliefert hat.

Es schlug sechs Uhr, als sich der Thorweg auf den Ruf des Kutschers öffnete und der Fiacre vor der Thüre des Pavillon anhielt.

Andrée wartete nicht einmal, bis der Kutscher von seinem Bocke stieg; sie öffnete den Schlag und sprang, Sebastian nach sich ziehend, aus die erste Stufe der Freitreppe.

Dann gab sie geschwinde dem Kutscher ein Geldstück vom doppelten Werthe dessen, was sie ihm schuldig war, und eilte, immer den Knaben an der Hand haltend, in das Innere des Pavillon, nachdem sie sorgfältig die Thüre des Vorzimmers geschlossen hatte.

Im Salon angelangt, blieb sie stehen.

Der Salon war nur durch das im Herde brennende Feuer und durch zwei aus dem Kamin angezündete Kerzen beleuchtet.

Andrée zog ihren Sohn auf eine Art von Causeuse fort, wo sich das doppelte Licht concentrirte.

Dann rief sie mit einem Freudenausbruch, in welchem noch ein letzter Zweifel zitterte:

»Oh! mein Kind, mein Kind, Du bist es also wirklich?«

»Meine Mutter!« erwiderte Sebastian mit einem Ergüsse des Gemüths, der sich wie ein mildernder Thau aus dem springenden Herzen und den fieberhaften Adern von Andrée verbreitete.

»Und hier, hier,« rief Andrée umherschauend, da sie sich in demselben Salon befand, wo sie Sebastian geboren, mit Angst und Schrecken dieses Zimmer betrachtend, wo er ihr geraubt worden war.

»Hier,« wiederholte Sebastian, »was will dies besagen, meine Mutter?«

»Dies will besagen, mein Kind, daß Du vor bald fünfzehn Jahren hier in diesem Zimmer, wo wir sind, geboren worden bist, und daß ich die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes preise, der Dich nach Verlauf von fünfzehn Jahren so wunderbar zurückgeführt hat.«

»Oh! ja, wunderbar,« sprach Sebastian; »denn hätte ich nicht für das Leben meines Vaters gefürchtet, so wäre ich nicht allein und bei Nacht nach Paris abgegangen; wäre ich nicht allein und bei Nacht nach Paris abgegangen, so würde ich nicht verlegen gewesen sein, zu erfahren, welchen von den zwei Wegen ich wählen mußte; ich hätte nicht aus der Landstraße gewartet; ich

hätte nicht Herrn Isidor von Charny, als er vorüberritt, gefragt; er hätte mich nicht erkannt, mir nicht angeboten, mit ihm nach Paris zu kommen, er hätte mich nicht in den Palast der Tuileries geführt, und ich hätte Sie auch nicht in dem Augenblick gesehen, wo Sie durch den grünen Salon schritten; ich hätte Sie nicht erkannt; ich wäre Ihnen nicht nachgelaufen; ich hätte Sie nicht eingeholt: ich hätte Sie endlich nicht meine Mutter genannt! ein Wort, das sehr süß und sehr zärtlich auszusprechen ist!«

Bei den Worten von Sebastian:

»Hätte ich nicht für das Leben meines Vaters gefürchtet,« empfand Andrée eine scharfe Herzbeklemmung, sie schloß die Augen und warf den Kopf zurück.

Bei den Worten: »Hätte mich Herr Isidor von Charny nicht erkannt, hätte er mir nicht angeboten, mit nach Paris zu kommen, hätte er mich nicht in den Palast der Tuileries geführt,« öffneten sich ihre Augen wieder, ihr Herz that sich auf, ihr Blick dankte dem Himmel; denn in der That, es war ein Wunder, das Sebastian, geführt vom Bruder ihres Gatten, zurückbrachte.

Bei den Worten endlich: »Ich hätte Sie nicht Mutter genannt! ein Wort, das sehr süß und sehr zärtlich auszusprechen ist,« drückte sie, zum Gefühle ihres Glückes zurückgerufen, Sebastian abermals an ihre Brust.

»Ja, ja, Du hast Recht, mein Kind,« rief sie; »sehr süß! es gibt nur eines, das vielleicht süßer und zärtlicher ist, es ist das, welches ich Dir sage, indem ich Dich an mein Herz drücke: mein Sohn! mein Sohn!«

Dann trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, und man hörte nur das sanfte Beben der über die Stirne des Kindes hinschweifenden mütterlichen Lippen.

»Aber,« rief plötzlich Andrée, »es ist unmöglich, daß Alles so geheimnisvoll in mir und um mich her bleibt; Du hast mir wohl erklärt, wie Du da warst, aber Du hast mir nicht erklärt, wie Du mich erkanntest, warum Du mir nachliefst, warum Du mich Deine Mutter nanntest.«

»Kann ich es Ihnen sagen?« erwiderte Sebastian, Andrée mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe anschauend, »ich weiß es selbst nicht, Sie sprechen von Geheimnissen: Alles ist geheimnißvoll in mir wie in Ihnen.«

»Aber es hat Dir doch Jemand in dem Augenblick wo ich vorüberging, gesagt: »Kind, da ist Deine Mutter!««

»Ja . . .mein Herz.«

»Dein Herz? . . .«

»Hören Sie, meine Mutter, ich will Ihnen etwas erzählen, was an's Wunderbare grenzt.«

Andrée rückte noch näher zu dem Kinde, während, sie einen Blick zum Himmel sandte, als wolle sie ihm dafür danken, daß er, als er ihr ihren Sohn zurückgab, ihn so zurückgab.

»Es sind zehn Jahre, daß ich Sie kenne, meine Mutter.«

Andrée bebte.

»Sie begreifen nicht?«

Andrée schüttelte den Kopf.

»Lassen Sie sich sagen, ich habe zuweilen seltsame Träume, die mein Vater Sinnestäuschungen nennt.«

Bei der Erinnerung an Gilbert, welche wie eine stählerne Spitze von den Lippen des Kindes in ihr Herz eindrang, schauerte Andrée.

»Schon zwanzigmal habe ich Sie gesehen, meine Mutter.«

»Wie so?«

»In den Träumen, von denen ich so eben sprach,« Andrée dachte ihrerseits an die schrecklichen Träume, die ihr Leben bewegt hatten, an den Traum, dem ihr Kind seine Geburt verdankte.

»Stellen Sie sich vor, meine Mutter,« fuhr Sebastian fort, »wenn ich, noch ein Kind, mit den Kindern des Dorfes spielte und im Dorfe blieb, waren meine Eindrücke ganz die der andern Kleinen, und nichts erschien mir, als die wirklichen Gegenstände; doch, sobald ich das Dorf verließ, sobald ich die letzten Gärten überschritt, sobald ich den Saum des Waldes hinter mir hatte, fühlte ich etwas wie das Rauschen eines Kleides an mir vorüberziehen; ich streckte die Arme aus, um es zu fassen, doch ich faßte nur die Luft; da entfernte sich das Phantom. Aber von unsichtbar, wie es Anfangs war, wurde es allmählig sichtbar; im ersten Augenblick war es ein Dunst durchsichtig wie eine Wolke, ähnlich der, mit welcher Virgil die Mutter des Aeneas umhüllte, da sie ihrem Sohne auf der Küste von Carthago erschien; bald verdichtete sich dieser Dunst und nahm eine menschliche Gestalt an; diese menschliche Gestalt, welche die einer Frau war, glitt mehr über den Boden hin, als daß sie aus der Erde ging: da zog mich eine unbekannte, seltsame, unwiderstehliche Gewalt ihr nach. Sie drang in die dunkelsten Orte des Waldes ein, und ich verfolgte sie hier mit ausgestreckten Armen, stumm wie sie; denn obgleich ich ihr zu rufen versuchte, gelang es meiner Stimme doch nie, einen Ton zu articuliren, und ich verfolgte sie so, ohne daß sie stille stand, ohne daß ich sie einholen konnte, bis das Wunder, das mir ihre Gegenwart verkündigt hatte, mir ihren Abgang bezeichnete. Die Erscheinung verschwand allmählig, doch sie schien ebenso sehr als ich unter diesem Willen des Himmels zu leiden, der uns trennte, denn sie entfernte sich, indem sie sich nach mir umschaute, und, gelähmt vor Müdigkeit, als ob ich nur durch ihre Gegenwart aufrecht erhalten worden wäre, fiel ich an derselben Stelle, wo sie verschwunden war, nieder.«

Diese Art von zweiter Existenz von Sebastian, dieser in seinem Leben lebende Traum glich zu sehr dem, was Andrée selbst begegnet war, als daß sie sich nicht in ihrem Kinde hätte wiedererkennen sollen.

»Armes Kind,« sagte sie, indem sie ihn an ihr Herz drückte, »es war also unnütz, daß der Haß Dich von mir entfernte; Gott halte uns einander genähert, ohne daß ich es vermuthete; nur sah ich Dich, weniger glücklich als Du, weder im Traume, noch in der Wirklichkeit, und dennoch, als ich durch den grünen Salon ging, ergriff mich ein Schauer; als ich Deine Tritte hinter den meinigen hörte, zog etwas wie ein Schwindel zwischen meinem Geiste und meinem Herzen durch; als Du mich *Madame* nanntest, wäre ich beinahe stille gestanden; als Du mich *meine Mutter* nanntest, wäre ich beinahe ohnmächtig geworden; als ich Dich berührte, erkannte ich Dich.«

»Meine Mutter! meine Mutter! meine Mutter!« wiederholte Sebastian dreimal, als wollte er seine Mutter darüber trösten, daß sie so lange diesen süßen Namen nicht gehört.

»Ja, Deine Mutter!« erwiderte die junge Frau mit einem unbeschreiblichen Liebesentzücken.

»Und nun, da wir uns wiedergefunden haben,« sagte das Kind, »da Du so zufrieden und glücklich bist, mich wieder zusehen, werden wir uns nicht mehr verlassen, nicht wahr?«

Andrée bebte, sie hatte die Gegenwart im Vorüberziehen, die Augen halb über die Vergangenheit, ganz über die Zukunft schließend, ergriffen.

»Mein armes Kind, wie würde ich Dich segnen, wenn Du ein solches Wunder bewirken könntest.«

»Laß mich machen,« sagte Sebastian, »ich werde Alles dies ordnen,«

»Und wie?« fragte Andrée.

»Ich kenne die Ursachen nicht, die Dich von meinem Vater getrennt haben.«

Andrée erbleichte.

»Aber,« fuhr Sebastian fort, »so ernst und gewichtig sie auch sein mögen, sie werden verschwinden vor meinen Bitten und vor meinen Thränen, wenn es sein muß.«

Andrée schüttelte den Kopf.

»Nie! nie!« rief sie.

»Höre,« versetzte Sebastian, der nach den Worten die ihm Gilbert gesagt: »»*Kind, sprich mir nie von Deiner Mutter,*«« hatte glauben müssen, das Anrecht der Trennung sei auf ihrer Seite, »höre, mein Vater betet mich an.«

Die Hände von Andrée, welche die ihres Sohnes hielten, lösten sich; der Knabe schien nicht daraus zu merken und merkte vielleicht nicht daraus.

Er fuhr fort:

»Ich werde ihn vorbereiten, Dich wiederzusehen; ich werde ihm all das Glück erzählen, das Du mir gegeben hast; dann, eines Tages, werde ich Dich bei der Hand nehmen, zu ihm führen und sagen: »»Hier ist sie! schau Vater, wie schön sie ist!««

Andrée stieß Sebastian zurück und stand auf.

Der Knabe heftete seine Augen ganz erstaunt aus sie; sie war so bleich, daß sie ihm bange machte.

»Nie!« wiederholte sie, »nie!«

Und diesmal drückte ihr Ton noch etwas mehr als den Schrecken, er drückte die Drohung aus.

Der Knabe wich aus dem Canapé zurück; er hatte in dem Gesichte dieser Frau jene erschrecklichen Linien entdeckt, welche Raphael den erzürnten Engeln gibt.

»Und warum,« fragte er mit dumpfer Stimme, »warum weigerst Du Dich, meinen Vater zu sehen?«

Bei diesen Worten brach, wie beim Zusammenstoß von zwei Wolken während des Sturmes, der Blitzstrahl hervor.

»Warum?« versetzte Andrée, »Du fragst mich, warum? In der That, armes Kind, Du weißt es nicht?«

»Ja,« sagte Sebastian mit Festigkeit, »ich frage, warum?«

»Nun wohl,« erwiderte Andrée, unfähig, länger unter den Bissen der gehässigen Schlange, die ihr das Herz zernagte, an sich zu halten, »weil Dein Vater ein elender ist! weil Dein Vater ein Schändlicher ist!«

Sebastian sprang von dem Canapé auf, auf dem er saß, und stand aufrecht vor Andrée.

»Von meinem Vater sagen Sie das, Madame!« rief er, »von meinem Vater, das heißt, vom Doctor Gilbert, von demjenigen, welcher mich erzogen hat, von demjenigen, welchem ich Alles verdanke, von demjenigen, welchen ich allein kenne? Ich täuschte mich, Madame, Sie sind nicht meine Mutter!«

Der Knabe machte eine Bewegung, um nach der Thüre zu laufen.

Andrée hielt ihn zurück.

»Höre,« sagte sie, »Du kannst nicht wissen, Du kannst nicht urtheilen, Du kannst nicht begreifen.«

»Nein! aber ich kann fühlen, und ich fühle, daß ich Sie nicht mehr liebe!«

Andrée stieß einen Schmerzensschrei aus.

Doch in derselben Sekunde lenkte ein äußeres Geräusch die Gemüthsbewegung ab, die sie empfand, obgleich sich diese Gemüthsbewegung ihrer für den Augenblick ganz und gar bemächtigt hatte.

Dieses Geräusch war das des Hofthores, welches sich öffnete, und eines Wagens, der vor der Freitreppe anhielt.

Bei diesem Geräusch überlief ein solcher Schauer die Glieder von Andrée, daß dieser Schauer von ihrem Körper zu dem ihres Kindes überging.

»Warte!« sagte sie zu ihm, »warte und schweige!«

Unterjocht, gehorchte das Kind.

Andrée richtete sich auf, unbeweglich, stumm, die Augen starr aus die Thüre geheftet, bleich und kalt wie die Bildsäule der Erwartung.

»Wen werde ich der Frau Gräfin melden?« sagte die Stimme des alten Concierge.

»Melden Sie den Grafen von Charny und fragen Sie die Gräfin, ob sie mir die Ehre erweisen wolle, mich zu empfangen.«

»Oh!« rief Andrée, »in dieses Zimmer, Kind, in dieses Zimmer! er darf Dich nicht sehen, er darf nicht wissen, daß Du existirst.«

Und sie schob das erschrockene Kind in das anstoßende Zimmer.

Dann, während sie die Thüre hinter ihm schloß, sprach sie: »Bleibe hier, und wenn er weggegangen ist, werde ich Dir sagen, werde ich Dir erzählen . . .Nein! nein! nichts von Allem dem, ich werde Dich umarmen, und Du wirst einsehen, daß ich wirklich Deine Mutter bin.«

Sebastian antwortete nur durch eine Art von Seufzer.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Vorzimmers, und, mit seiner Mütze in der Hand, entledigte sich der alte Concierge seines Auftrags.

Hinter ihm, im Halbschatten, errieth das durchdringende Auge von Andrée eine menschliche Gestalt.

»Lassen Sie den Herrn Grafen eintreten,« sagte sie mit der festesten Stimme, die sie finden konnte.

Der alte Concierge ging rückwärts hinaus, und der Graf von Charny erschien, den Hut in der Hand, aus der Schwelle.

XI.

Mann und Frau.

In Trauer um seinen Bruder, der zwei Tage vorher getödtet worden, war der Graf von Charny ganz schwarz gekleidet.

Dann, da diese Trauer, wie die von Hamlet, nicht nur aus den Kleidern, sondern im Grunde des Herzens war, zeugte sein bleiches Gesicht von den Thränen, die er vergossen, und von den Schmerzen, die er erduldet.

Die Gräfin umfaßte dieses Ganze mit einem einzigen Blick. Nie sind die schönen Gesichter so schön, als nach ihren Thränen. Nie war Charny so schön gewesen.

Sie schloß einen Moment ihre Augen, warf leicht den Kopf zurück, als wollte sie ihrer Brust die Fähigkeit zu atmen geben, und drückte ihre Hand aus ihr Herz, das sie dem Brechen nahe fühlte.

Als sie ihre Augen wieder öffnete, — und dies geschah ungefähr eine Secunde, nachdem sie dieselben geschlossen hatte, — stand Charny aus demselben Platze.

Der Blick und die Geberde von Andrée fragten ihn zu gleicher Zeit und so sichtbar, warum er nicht eingetreten sei, daß er ganz natürlich aus diesen Blick und diese Geberde antwortete;

»Madame, ich wartete.«

Er machte einen Schritt vorwärts.

Der Concierge trat wieder ein und sagte, zu seiner Frage durch den Bedienten des Grafen veranlaßt;

«Soll man den Wagen des Herrn Grafen fortschicken?»

Ein Blick von einem unbeschreiblichen Ausdruck sprang aus dem Augensterne des Grafen hervor und richtete sich auf Andrée, welche wie geblendet die Augen zum zweiten Mal schloß und unbeweglich, mit gehemmtem Athem, blieb, als hätte sie die Frage nicht gehört, als hätte sie den Blick nicht gesehen.

Die eine und der andere waren indessen gerade bis in ihr Herz eingedrungen.

Charny suchte an dieser ganzen Bildsäule ein Zeichen, das ihm andeutete, was er antworten sollte. Dann da der Schauer, der Andrée entschlüpfte, ebensowohl von der Furcht, daß der Graf nicht gehe, als von dem Wunsche, daß er bleibe, herrühren konnte, antwortete er:

»Sagen Sie dem Kutscher, er soll warten.«

Die Thüre schloß sich wieder, und zum ersten Male vielleicht seit ihrer Verheirathung fanden sich der Graf und die Gräfin allein beisammen.

Der Graf brach zuerst das Stillschweigen.

»Verzeihen Sie, Madame,« sagte er, »sollte meine unerwartete Anwesenheit indiscret sein? Ich stehe noch, der Wagen ist vor der Thüre, und ich gehe wieder, wie ich gekommen bin.«

»Nein, mein Herr,« antwortete Andrée lebhaft.

»Ich wußte, daß Sie gesund und unverletzt sind, bin aber darum nach den Ereignissen, welche vorgefallen, nicht minder glücklich, Sie wiederzusehen.«

»Sie haben die Güte gehabt, sich nach mir zu erkundigen?« fragte der Graf.

»Allerdings . . .gestern und heute Morgen, und man hat mir geantwortet, Sie seien in Versailles; heute Abend, und man hat mir geantwortet, Sie seien bei der Königin.«

Waren diese letzten Worte einfach ausgesprochen worden oder enthielten sie einen Vorwurf?

Der Graf selbst, da er nicht wußte, was er zu denken hatte, beschäftigte sich in seinem Innern offenbar einen Augenblick hiermit.

Doch wahrscheinlich der Folge des Gespräches die Sorge, den einen Augenblick vor seinem Geiste heruntergelassenen Schleier aufzuheben, überlassend, erwiderte er alsbald:

»Madame, eine traurige und fromme Pflicht hielt mich gestern und heute in Versailles zurück; eine andere Pflicht, die ich als heilig erachte in der Lage, in der sich die Königin befindet, hat mich sogleich bei meiner Ankunft in Paris zu Ihrer Majestät geführt.«

Nun suchte Andrée sichtbar in ihrer ganzen Wirklichkeit die Intention der letzten Worte des Grafen aufzufassen.

Dann erwiderte sie, da sie dachte, sie sei besonders den ersten eine Antwort schuldig:

»Ja, mein Herr. Ach! ich habe den entsetzlichen Verlust erfahren, den . . .«

Sie zögerte einen Augenblick.

»Den *Sie* erlitten haben.«

Andrée war aus dem Punkte zu sagen, den *wir* erlitten haben. Doch sie wagte es nicht und fuhr fort:

»Sie haben das Unglück gehabt, *Ihren* Bruder, den Baron George von Charny zu verlieren.«

Man hätte glauben sollen, Charny erwarte im Vorüberziehen die zwei Worte, welche wir unterstrichen haben, denn er bebte in dem Augenblick, wo jedes derselben ausgesprochen wurde.

»Ja, Madame,« antwortete er, »es ist, wie Sie sagen, für mich ein entsetzlicher Verlust, der Verlust dieses jungen Mannes, — ein Verlust, den Sie zum Glück nicht schätzen können, da Sie den armen George so wenig gekannt haben.«

Es lag ein sanfter, schwermüthiger Vorwurf in den Worten: *zum Glück*.

Andrée begriff ihn, doch kein äußeres Zeichen offenbarte, daß sie darauf gemerkt hatte.

»Eines würde mich indessen über diesen Verlust trösten, wenn ich getröstet werden könnte,« fügte Charny bei: »daß der arme George gestorben ist, wie Isidor sterben wird, wie ich wahrscheinlich sterben werde, — in Erfüllung seiner Pflicht.«

Die Worte: wie *ich wahrscheinlich sterben werde*, ergriffen Andrée tief.

»Ach!« fragte sie, »glauben Sie denn, die Dinge stehen so verzweifelt, daß es noch neuer Blutopfer bedürfe, um den himmlischen Zorn zu entwaffnen?«

»Madame, ich glaube, daß die Stunde der Könige, wenn sie noch nicht gekommen ist, doch wenigstens demnächst schlagen wird. Ich glaube, daß es einen bösen Genius gibt, der die Monarchie zum Abgrunde hintreibt. Ich denke, daß sie, wenn sie in denselben hineinfällt, von allen denjenigen in ihrem Sturze begleitet werden muß, welche an ihrer Herrlichkeit Theil gehabt haben.«

»Das ist wahr,« sprach Andrée, »und wenn der Tag gekommen ist, glauben Sie mir, er wird mich bereit zu jeder Hingebung finden.«

»Oh! Madame, Sie haben zu viel Beweise von Hingebung in der Vergangenheit abgelegt, als daß irgend Jemand, und ich am wenigsten, an dieser Hingebung in der Zukunft zweifeln könnte,

und ich habe um so weniger das Recht, an der Ihrigen zu zweifeln, als die meinige, zum ersten Male vielleicht, vor einem Befehle der Königin zurückgewichen ist,«

»Ich verstehe nicht, mein Herr . . .« sagte Andrée.

»Bei meiner Ankunft von Versailles fand ich den Befehl, sogleich bei Ihrer Majestät zu erscheinen.«

»Oh!« machte Andrée traurig lächelnd.

Dann, nachdem sie einen Augenblick geschwiegen, sagte sie:

»Das ist ganz einfach, die Königin sieht wie Sie die Zukunft geheimnißvoll und düster und will um sich alle Männer versammeln, aus die sie zählen kann.«

»Sie täuschen sich, Madame,« erwiderte Charny, »nicht um mich ihr zu nähern, rief mich die Königin, sondern um mich von ihr zu entfernen.«

»Sie von ihr entfernen!« versetzte lebhaft Andrée, indem sie einen Schritt gegen den Grafen machte.

Dann, nach einem Augenblick, da sie wahrnahm, daß der Graf seit dem Anfang des Gesprächs bei der Thüre stehen geblieben war, sagte sie, aus einen Lehnstuhl deutend:

»Verzeihen Sie, ich lasse Sie stehen, Herr Graf.«

Und während sie diese Worte sprach, fiel sie selbst, unfähig, sich länger aufrecht zu halten, aus das Canapé, wo sie einen Augenblick vorher mit Sebastian gesessen hatte.

»Sie entfernen!« wiederholte sie mit einer Gemüthsbewegung, welche nicht ganz von Freude frei war, denn sie dachte, Charny und die Königin würden getrennt werden. »Und zu welchem Zwecke?«

»Zu dem Zwecke, daß ich in Turin eine Sendung beim Herrn Grafen d'Artois und beim Herrn Herzog von Bourbon, welche Frankreich verlassen haben, vollziehe.«

»Und Sie haben angenommen?«

Charny schaute Andrée fest an.

»Nein, Madame,« erwiderte er.

Andrée erbleichte dergestalt, daß Charny einen Schritt gegen sie machte, als wollte er ihr Hilfe leisten; doch bei dieser Bewegung des Grafen raffte sie ihre Kräfte zusammen und kam wieder zu sich.

»Nein,« stammelte sie, »Sie haben nein auf einen Befehl der Königin geantwortet . . . Sie, mein Herr!«

Die drei letzten Worte wurden mit einem Ausdruck des Zweifels und des Erstaunens gesprochen, der sich nicht beschreiben läßt.

»Ich antwortete, ich glaube, meine Gegenwart, in diesem Augenblicke besonders, sei in Paris nothwendiger als in Turin: Jedermann könne die Sendung vollbringen, mit der mich zu beauftragen man mir die Ehre erweisen wolle, und ich habe gerade in diesem Moment hier einen Bruder, der so eben aus der Provinz angekommen, um sich Ihrer Majestät zu Befehl zu stellen, und der bereit sei, statt meiner abzureisen.«

»Und die Königin ist ohne Zweifel glücklich gewesen, den Stellvertreter anzunehmen?« rief Andrée mit einem Ausdruck von Bitterkeit, den sie nicht zurückzuhalten vermochte, und der Charny nicht zu entgehen schien.

»Nein, Madame, im Gegentheil; denn diese Weigerung schien sie tief zu verletzen. Ich wäre

also genöthigt gewesen, abzureisen, wäre nicht zum Glück in diesem Augenblick der König eingetreten, und hätte ich ihn nicht zum Richter gemacht.

»Und der König gab Ihnen Recht, mein Herr?« versetzte Andrée mit einem ironischen Lächeln, »und der König war, wie Sie, der Ansicht, daß Sie in den Tuileries bleiben müssen? . . Oh! wie gut ist Seine Majestät!«

Charny veränderte sein Gesicht nicht im mindesten und erwiderte:

»Der König sagte, mein Bruder Isidor eigne sich ganz zu diesem Posten, um so mehr, als man, da er zum ersten Mal an den Hof und beinahe zum ersten Mal nach Paris komme, seine Abwesenheit nicht bemerken werde, und er fügte bei, es sei grausam von der Königin, zu verlangen, daß ich mich in einem solchen Augenblick von Ihnen entferne.«

»Von mir!« rief Andrée, »der König hat gesagt von mir?«

»Ich wiederhole Ihnen seine eigenen Worte, Madame. Dann suchte er mit den Augen um die Königin her und fragte, indem er sich an mich wandte: »Aber wo ist denn die Gräfin von Charny? ich habe sie seit gestern Abend nicht gesehen!« Da an mich hauptsächlich die Frage gerichtet war, so antwortete ich: »«Sire, ich habe so wenig das Glück, Frau von Charny zu sehen, daß es mir in diesem Augenblick unmöglich wäre, Ihnen zu sagen, wo die Gräfin ist; wünscht aber Eure Majestät hierüber unterrichtet zu werden, so wenden Sie sich an die Königin; die Königin weiß es; die Königin wird antworten. Und ich drang hierauf, weil ich, da ich die Königin die Stirne falten sah, dachte, es sei etwas mir Unbekanntes zwischen Ihnen und ihr vorgefallen.«

Andrée schien, mit einer so glühenden Gierde zu hören, daß es ihr nicht einmal einfiel, etwas zu erwidern.

Da fuhr Charny fort:

»«Sire,«« antwortete die Königin, »«die Frau Gräfin von Charny hat die Tuileries vor einer Stunde verlassen.«« »«Wie,«« fragte der König, »«die Frau Gräfin von Charny hat die Tuileries verlassen?«« »«Ja, Sire,«« »«Doch um bald wieder hierher zurückzukommen?«« »«Ich glaube nicht,«« »«Sie glauben nicht, Madame?«« versetzte der König; »«welchen Grund hat denn Frau von Charny, Ihre beste Freundin, gehabt, Madame . . .«« Die Königin machte eine Bewegung. »«Ja, ich sage es, Ihre beste Freundin,«« wiederholte der König, »«um in einem solchen Augenblicke die Tuileries zu verlassen?«« »«Ich glaube, sie findet, sie wohne hier schlecht,«« erwiderte die Königin. »«Sie wohne schlecht? allerdings, wenn es unsere Absicht gewesen wäre, sie in dem an das Ihrige anstoßenden Zimmer zu lassen; doch bei Gott! wir hatten eine Wohnung für sie gefunden! eine Wohnung für sie und für den Grafen. Nicht wahr, Graf, und ich hoffe, Sie hätten sich nicht zu schwierig gezeigt?«« »«Sire,«« erwiderte ich, »«der König weiß, daß ich mich immer für befriedigt durch den Posten halten werde, den er mir anweist, wenn mir dieser Posten nur Gelegenheit gibt, ihm zu dienen.«« »«Ei! das wußte ich wohl,«« sagte der König; »«somit hat sich die Frau Gräfin also zurückgezogen, und wohin, Madame? wissen Sie es?«« »«Nein, Sire, ich weiß es nicht.«« »«Wie! Ihre Freundin verläßt Sie, und Sie fragen sie nicht, wohin Sie gehe?«« »«Verlassen mich meine Freunde, so sieht es ihnen frei, zu gehen, wohin sie wollen, und ich bin nicht so indiscret, sie zu fragen, wohin sie gehen,«« »«Gut!«« sagte der König zu mir, »«Weiberzwist! . . .Herr von Charny, ich habe ein paar Worte mit der Königin zu sprechen: erwarten Sie mich in meinem Zimmer und stellen Sie mir Ihren Bruder vor. Er wird noch heute Abend nach Turin abreisen: ich bin Ihrer Ansicht, Herr von Charny, ich bedarf Ihrer und ich behalte Sie.«« Ich schickte nach meinem Bruder, der so eben angekommen

war und mich, wie man mir hatte sagen lassen, im grünen Salon erwartete.«

Bei den Worten im grünen Salon kehrte Andrée, welche Sebastian beinahe vergessen hatte, so viel Interesse schien sie an der Erzählung des Grafen zu nehmen, im Geiste zu Allem dem zurück, was zwischen ihr und ihrem Sohne vorgefallen war, und schaute mit Bangigkeit nach der Thüre des Schlafzimmers, wo sie ihn eingesperrt hatte.

»Verzeihen Sie, Madame,« sagte Charny, »ich befürchte, ich erzähle Ihnen von Dingen, die Sie nur wenig interessiren, und ohne Zweifel fragen Sie sich, warum ich hier sei, und was ich hier machen wolle.«

»Nein, mein Herr,« erwiderte Andrée, »ganz im Gegentheile, was Sie mir zu erzählen die Güte haben, ist für mich äußerst interessant; und was Ihre Gegenwart bei mir betrifft, so wissen Sie, daß nach den Befürchtungen, die ich in Beziehung auf Sie gehegt habe, diese Gegenwart, welche beweist, daß Ihnen persönlich kein Unglück zugestoßen ist, mir nur sehr angenehm sein kann. Ich bitte also, fahren Sie fort, der König hieß Sie ihn in seinem Zimmer erwarten, und Sie ließen Ihren Bruder benachrichtigen.«

»Wir begaben uns in das Zimmer des Königs; zehn Minuten nach uns kam er zurück. Da die Sendung an die Prinzen dringend war, so fing der König mit ihr an. Sie hatten zum Zwecke, Ihre Hoheiten von den Ereignissen, welche so eben vorgefallen, zu unterrichten. Eine Viertelstunde nach der Rückkehr Seiner Majestät war mein Bruder nach Turin abgereist. Wir blieben allein. Der König ging einen Augenblick nachdenkend auf und ab; plötzlich blieb er vor mir stehen und sagte: »»Herr Graf, wissen Sie, was zwischen der Gräfin und der Königin vorgefallen ist?«« »»Nein, Sire,«« antwortete ich. »»Es muß aber etwas vorgefallen sein,«« fügte er bei, »»denn ich habe die Königin in einer mörderischen Laune und sogar, wie es mir schien, ungerecht gegen die Gräfin gefunden, was nicht ihre Gewohnheit bei ihren Freunden ist, welche sie, wie Sie wissen, vertheidigt, selbst wenn sie Unrecht haben.«« »»Ich kann Eurer Majestät nur wiederholen, was ich ihr zu sagen die Ehre gehabt habe,«« versetzte ich. »»Ich weiß durchaus nicht, was zwischen der Königin und der Gräfin vorgefallen ist, und nicht einmal, ob etwas vorgefallen ist. Immerhin aber, Sire, wage ich es, zu behaupten, daß, wenn auf der einen oder der andern Seite ein Unrecht ist, vorausgesetzt, eine Königin könne ein Unrecht begehen, dieses Unrecht nicht von der Seite der Gräfin kommt.««

»Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie so gut von mir gedacht haben,« sprach Andrée.

Charny verbeugte sich.

»»In jedem Falle,«« sagte der König, »»wenn die Königin nicht weiß, wo die Gräfin ist, müssen Sie es wissen.«« Ich war eben so wenig unterrichtet, als die Königin, dennoch antwortete ich: »»Sire, ich weiß, daß die Frau Gräfin ein Absteigequartier in der Rue Coq-Héron hat, und dahin wird sie sich ohne Zweifel zurückgezogen haben.«« »»Ja, ohne Zweifel ist sie dort,«« sagte der König. »»Gehen Sie dahin, ich gebe Ihnen Urlaub bis morgen, unter der Bedingung, daß Sie uns morgen die Gräfin zurückbringen.««

Der Blick von Charny hatte sich, während er diese Worte sprach, so fest auf die Gräfin geheftet, daß es dieser ganz unbehaglich zu Muthe wurde, und daß sie, da sie fühlte, sie könne diesem Blicke nicht ausweichen, die Augen schloß.

»»Sie sagen ihr,«« fuhr Charny immer im Namen des Königs sprechend fort, »»Sie sagen ihr, wir werden eine Wohnung für sie finden, und müßte ich selbst suchen, eine Wohnung allerdings weniger groß als die, welche sie in Versailles hatte, jedoch hinreichend für einen Mann und eine Frau. Gehen Sie, Herr von Charny, gehen Sie; die Gräfin muß über Sie in Unruhe sein, und Sie

müssen über die Gräfin in Unruhe sein.« Als ich schon ein paar Schritte gegen die Thüre gemacht hatte, rief er mich dann zurück und sagte, indem er mir die Hand reichte, die ich küßte: »»Ah! Herr von Charny, da ich Sie in Trauer sah, so hätte ich hiermit anfangen müssen . . . Sie haben das Unglück gehabt, Ihren Bruder zu verlieren; man ist, und wenn man auch König, unvermögend, bei einem solchen Unglück zu trösten; doch als König kann man sagen: »— War Ihr Bruder verheirathet? hatte er eine Frau, Kinder? Können diese Frau und diese Kinder von mir adoptirt werden? —« Dann, mein Herr, wenn solche vorhanden sind, bringen Sie mir sie, stellen Sie mir sie vor. Die Königin wird sich der Mutter annehmen, ich werde mich der Kinder annehmen.«

Und als bei diesen Worten Thränen am Rande der Augenlider von Charny erschienen, fragte Andrée:

»Ohne Zweifel wiederholte der König nur, was Ihnen die Königin gesagt hatte?«

»Die Königin,« antwortete Charny mit einer zitternden Stimme, »die Königin hatte mir nicht einmal die Ehre erwiesen, ein Wort in dieser Hinsicht an mich zu richten, und darum rührte mich die Erinnerung des Königs so tief, daß er, als er mich in Thränen ausbrechen sah, zu mir sagte: »»Ah! Oh! Herr von Charny, ich habe vielleicht Unrecht gehabt, hiervon mit Ihnen zu sprechen; doch ich handle beinahe immer unter der Eingebung meines Herzens, und mein Herz hieß mich thun, was ich gethan habe. Kehren Sie zu Ihrer theuren Andrée zurück, Graf; denn wenn uns die Leute, die uns lieben, auch nicht trösten können, so können sie doch mit uns weinen und wir können mit ihnen weinen, was immer eine große Erleichterung ist.« Und so,« fügte Charny hinzu, »so bin ich aus Befehl des Königs gekommen, Madame . . . weshalb Sie mich vielleicht entschuldigen werden.«

»Ah! mein Herr,« rief Andrée, indem sie rasch aufstand und Charny ihre beiden Hände reichte, »zweifeln Sie daran?«

Charny ergriff lebhaft diese Hände und drückte seine Lippen darauf.

Andrée stieß einen Schrei aus, als wären diese Lippen ein glühendes Eisen gewesen, und fiel aus das Canapé zurück.

Doch ihre Hände hatten sich krampfhaft an die von Charny angeklammert, so daß sie, auf das Canapé zurückfallend, Charny nachzog, wodurch er sich, ohne daß sie es gewollt, ohne daß er es gewollt, neben ihr sitzend fand.

In diesem Augenblick entfernte sich Andrée, welche Geräusch im anstoßenden Zimmer gehört zu haben glaubte, so rasch von Charny, daß dieser, der nicht wußte, welchem Gefühle er sowohl den von ihr ausgestoßenen Schrei, als die rasche Bewegung, die sie gemacht, zuschreiben sollte, schnell sich erhob und sogleich wieder vor ihr stand.

Drittes bis sechstes Bändchen.

XII.

Das Schlafzimmer.

Charny stützte sich aus die Lehne des Canapé und stieß einen Seufzer aus.
Andrée ließ ihren Kopf auf ihre Hand fallen.

Der Seufzer von Charny hatte ihren Seufzer in die tiefste Tiefe ihrer Brust zurückgedrängt.

Was in diesem Augenblick im Herzen der jungen Frau vorging, läßt sich durchaus nicht beschreiben.

Seit vier Jahren an einen Mann verheirathet, den sie anbetete, ohne daß dieser, beständig mit einer andern Frau beschäftigte, Mann je eine Idee von dem furchtbaren Opfer gehabt, das sie ihn heirathend gebracht, hatte sie, mit der Verleugnung ihrer doppelten Pflicht als Frau und als Unterthanin, Alles gesehen, Alles ertragen, Alles in sich selbst verschlossen; endlich, seit einiger Zeit, schien es ihr nach einigen sanfteren Blicken ihres Gatten, nach einigen härteren Worten der Königin, ihre Ergebenheit sei nicht ganz unfruchtbar. Während der jüngst vergangenen Tage, entsetzlicher Tage voller unablässiger Bangigkeiten für Jedermann, hatte Andrée, allein vielleicht inmitten aller dieser Höflinge und unter diesen erschrockenen Dienern, freudige Gemüthsbewegungen und süße Schauer empfunden; dies war so, wenn in äußersten Momenten Charny sich durch eine Geberde, durch einen Blick, durch ein Wort mit ihr zu beschäftigen, sie unruhig zu suchen, zu seiner Freude wiederzufinden schien; es war ein leichter, verstohlener Händedruck, der ein von der Menge, die sie umgab, unbemerktes Gefühl mittheilte und für sie allein einen gemeinschaftlichen Gedanken leben machte: es waren köstliche Empfindungen, unbekannt diesem Schneekörper und diesen Demantherzen, welches von der Liebe nur das gekannt hatte, was sie Schmerzlichstes hat: die Einsamkeit.

Und plötzlich, in dem Augenblick, wo das arme vereinzelte Geschöpf ihr Kind wiedergefunden hatte und wieder Mutter geworden war, erhob sich etwas wie eine Liebesmorgendämmerung an ihrem bis dahin traurigen, düsteren Horizont, Nur, — seltsames Zusammentreffen, was bewies, daß das Glück nicht für sie gemacht war, — nur combinirten sich diese zwei Ereignisse auf eine Art, daß das eine das andere zerstörte, und daß unvermeidlich die Rückkehr des Gatten die Liebe des Kindes vertrieb, weil die Gegenwart des Kindes die entstehende Liebe des Gatten tödtete.

Dies konnte Charny nicht errathen in dem dem Munde von Andrée entschlüpften Schrei, in der Hand, die ihn zurückgestoßen, und in dem Stillschweigen voll Traurigkeit, das aus diesen Schrei, der so ähnlich einem Schmerzenschrei, während es doch ein Liebesausruf war, und auf diese Bewegung folgte, von der man hätte glauben können, sie sei vom Widerwillen eingegeben, indeß sie nur die Angst veranlaßt hatte.

Charny betrachtete ein paar Secunden lang Andrée mit einem Ausdruck, in dem sich die junge

Frau nicht getäuscht haben würde, hätte sie ihre Augen zu ihm aufgeschlagen.

Charny stieß einen Seufzer aus und fragte dann, das Gespräch da wieder ausnehmend, wo er es verlassen hatte:

»Was soll ich dem König melden, Madame?«

Andrée bebte beim Tone dieser Stimme; dann schlug ihr klares, durchsichtiges Auge zum Grafen auf und erwiderte:

»Mein Herr, ich habe so sehr gelitten, seitdem ich am Hofe wohne, daß ich, da die Königin die Güte gehabt hat, mir meinen Abschied zu geben, diesen Abschied mit Dank annehme. Ich bin nicht geboren, um in der Weit zu leben, und ich habe immer in der Einsamkeit, wenn nicht das Glück, doch wenigstens die Ruhe gefunden. Die glücklichsten Tage meines Lebens sind die Tage, die ich, ein junges Mädchen, im Schlosse Taverney zugebracht, und später die, welche ich in der Zurückgezogenheit im Kloster von Saint-Denis bei jener edlen Tochter von Frankreich, die man Madame Louise nannte, verweilt habe. Mit Ihrer Erlaubniß aber, mein Herr, werde ich diesen Pavillon bewohnen, der für mich voll von Erinnerungen, die, obgleich traurig, nicht ganz ohne Süßigkeit sind.«

Bei dieser Erlaubniß, um die ihn Andrée bat, verbeugte sich Charny wie ein Mensch, der bereit ist, nicht nur eine Bitte zu gewähren, sondern auch einem Befehle zu gehorchen.

»Madame,« sagte er, »das ist also ein gefaßter Entschluß?«

»Ja, mein Herr,« antwortete Andrée sanft, aber fest.

Charny verbeugte sich abermals und sprach:

»Nun, Madame, habe ich Sie nur noch Eines zu fragen: wird es mir gestattet sein, Sie hier zu besuchen?«

Andrée heftete aus Charny ihr großes, durchsichtiges, gewöhnlich ruhiges und kaltes, nun aber von Erstaunen und sanfter Freundlichkeit erfülltes Auge und erwiderte:

»Allerdings, mein Herr, und da ich Niemand sehen werde, so werde ich, erlauben Ihnen die Pflichten, die Sie in den Tuileries zu erfüllen haben, ein paar Augenblicke zu verlieren, immer dankbar sein, wenn Sie dieselben mir widmen, so kurz sie auch sein mögen.«

Charny hatte nie so viel Holdseligkeit im Auge von Andrée gesehen, er hatte nie diesen Ausdruck von Zärtlichkeit in ihrer Stimme bemerkt.

Es durchlief etwas wie jener zarte Schauer, den eine erste Liebkosung gibt, seine Adern.

Er heftete seinen Blick auf den Platz, den er neben Andrée eingenommen, und der, seitdem er aufgestanden, leer geblieben war.

Charny würde ein Jahr von seinem Leben gegeben haben, um sich dahin zu setzen, ohne daß Andrée ihn zurückgestoßen hätte, wie sie es das erste Mal gethan.

Aber, schüchtern wie ein Kind, wagte er es nicht, ohne dazu ermutigt zu werden.

Andrée hätte nicht ein Jahr, sondern zehn Jahre gegeben, um hier an ihrer Seite denjenigen zu fühlen, welcher so lange von ihr entfernt gewesen war.

Leider kannte keines von ihnen das andere, und jedes verhielt sich unbeweglich, in einer beinahe schmerzlichen Erwartung.

Charny brach abermals zuerst das Stillschweigen, dem nur derjenige, welchem es gestattet ist, im Herzen zu lesen, seine wahre Deutung geben konnte.

»Sie sagen, Sie haben viel gelitten, seitdem Sie am Hofe wohnen, Madame?« fragte er. »Hatte

der König nicht immer für Sie eine Achtung, welche bis zur Verehrung ging, und die Königin eine Zärtlichkeit, welche bis zur Abgötterei ging?«

»Ach! ja, mein Herr,« erwiderte Andrée, »der König ist stets vortrefflich gegen mich gewesen.«

»Erlauben Sie mir, zu bemerken, Madame, daß Sie nur auf einen Theil meiner Frage antworten: sollte die Königin minder vortrefflich gegen Sie gewesen sein, als es der König war?«

Die Kinnladen von Andrée preßten sich zusammen, als sträubte sich die empörte Natur gegen eine Antwort. Endlich aber sprach sie mit einer Anstrengung:

»Ich habe der Königin nichts vorzuwerfen, und es wäre unbillig von mir, wenn ich Ihrer Majestät nicht alle Gerechtigkeit widerfahren ließe.«

»Ich sage Ihnen das, Madame,« fuhr Charny fort, »weil seit einiger Zeit . . .ich täusche mich ohne Zweifel . . .doch mir scheint, die Freundschaft, die sie für Sie hegte, hat eine Erschütterung erlitten.«

»Das ist möglich, mein Herr,« versetzte Andrée, »und darum wünsche ich, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, den Hof zu verlassen.«

»Aber, Madame, Sie werden sehr allein, sehr vereinzelt sein!«

»Bin ich es nicht immer gewesen, mein Herr,« erwiderte Andrée mit einem Seufzer, »als Kind . . .als Mädchen . . .und als . . .«

Andrée hielt inne: sie sah, daß sie zu weit zu gehen im Begriffe war.

»Vollenden Sie, Madame,« sprach Charny.

»Oh! Sie haben mich errathen, mein Herr . . .ich wollte sagen: und als Frau . . .«

»Sollte ich so glücklich sein, daß Sie mir einen Vorwurf zu machen die Güte hätten?«

»Einen Vorwurf, mein Herr!« versetzte Andrée lebhaft; »großer Gott! welches Recht hätte ich, Ihnen einen Vorwurf zu machen? . . . Glauben Sie, ich habe die Umstände vergessen, unter denen wir uns verbunden? . . .Ganz das Gegentheil von denjenigen, die sich am Fuße der Altäre gegenseitige Liebe, gegenseitigen Schutz schwören, haben wir uns ewige Gleichgültigkeit, völlige Trennung geschworen. Wir würden uns also nur einen Vorwurf zu machen haben, wenn eines von uns seinen Schwur vergessen hätte.«

Ein Seufzer, zurückgedrängt durch die Worte von Andrée, fiel aus das Herz von Charny.

»Ich sehe, daß Ihr Entschluß fest steht, Madame,« sprach er; »wollen Sie mit aber wenigstens erlauben, mich um die Art zu bekümmern, wie Sie hier leben werden? Werden Sie nicht sehr schlecht hier sein?«

Andrée lächelte traurig und sprach:

»Das Haus meines Vaters war so dürftig, daß, mit ihm verglichen, dieser Pavillon, so entblößt er Ihnen scheinen mag, mit einem Luxus ausgestattet ist, an den ich nicht gewöhnt war.«

»Aber . . .der reizende Aufenthalt in Trianon . . .das Schloß von Versailles . . .«

»Oh! ich wußte wohl, daß ich nur vorübergehend dort zu verweilen hatte.«

»Werden Sie wenigstens hier Alles haben, was für Sie nothwendig ist?«

»Ich werde Alles wiederfinden, was ich einst hatte.«

»Lassen Sie sehen,« sprach Charny, der sich eine Idee von der zukünftigen Wohnung von Andrée machen wollte und umherzuschauen anfang.

»Was wollen Sie sehen, mein Herr?« fragte Andrée, indem sie lebhaft aufstand und einen

raschen, ängstlichen Blick nach dem Schlafzimmer warf.

»Wenn Sie nicht zu demüthig in Ihren Wünschen sind, Madame, so ist dieser Pavillon wahrhaftig keine Wohnung . . . ich bin durch ein Vorzimmer gegangen; hier befinde ich mich im Salon; diese Thüre — und er öffnete eine Seitenthüre, — ah! ja, diese Thüre führt in ein Speisezimmer, und jene . . .«

Andrée stellte sich behende zwischen den Grafen von Charny und die Thüre, auf welche er zuschritt und hinter der sie im Geiste Sebastian sah.

»Mein Herr,« rief sie, »ich bitte Sie inständig, keinen Schritt weiter.«

Und ihre ausgebreiteten Arme verschlossen den Durchgang.

»Ja, ich verstehe,« sagte Charny mit einem Seufzer, »das ist die Thüre Ihres Schlafzimmers.«

»Ja, mein Herr,« stammelte Andre« mit erstickter Stimme.

Charny schaute die Gräfin an; sie zitterte und war bleich; nie harte sich die Angst durch einen schärferen Ausdruck kundzugeben, als der war, welcher sich aus dem Gesichte von Andrée verbreitet hatte.

»Ah! Madame,« murmelte er mit einer thränenvollen Stimme, »ich wußte wohl, daß Sie mich nicht liebten; aber ich wußte nicht, daß Sie mich so sehr hassen!«

Und unfähig, länger bei Andrer zu bleiben, ohne auszubrechen, schwankte er einen Augenblick wie ein Trunkener; dann aber raffte er alle seine Kräfte zusammen und stürzte aus dem Zimmer mit einem Schmerzensschrei, der bis im Grunde des Herzens von Andres wiederhallte.

Die junge Frau schaute ihm nach, bis er verschwunden war; sie horchte mit gespanntem Ohr, so lange sie das Geräusch seines Wagens, der sich immer mehr entfernte, unterscheiden konnte; dann, da sie fühlte, daß ihr Herz dem Brechen nahe war, und da sie begriff, daß sie nicht zu viel mütterliche Liebe hatte, um diese andere Liebe zu bekämpfen, eilte sie in das Schlafzimmer und rief:

»Sebastian! Sebastian!«

Aber keine Stimme antwortete der ihrigen, und auf diesen Schmerzensschrei forderte sie vergebens ein tröstendes Echo.

Beim Scheine der Nachtlampe, die das Zimmer erleuchtete, schaute sie ängstlich umher, und sie bemerkte, daß das Zimmer leer war.

Und sie konnte doch kaum ihren Augen trauen.

Zum zweiten Male rief sie: »Sebastian! Sebastian!«

Dasselbe Stillschweigen.

Nun erst gewahrte sie, daß das Fenster offen stand, und daß die äußere Luft, in das Zimmer eindringend, die Flamme der Nachtlampe zittern machte.

Es war dasselbe Fenster, das man schon offen gefunden, als, fünfzehn Jahre früher, das Kind zum ersten Mal verschwunden war.

»Ah! ganz richtig!« rief sie, »hat er mir nicht gesagt, ich sei nicht seine Mutter?«

Da begriff Andrée, daß sie zugleich Alles, Kind und Gatten, verlor, in dem Augenblick, wo sie beinahe Alles wiedergefunden hätte; sie warf sich, die Arme ausgebreitet, die Hände krampfhaft zusammengezogen, auf ihr Bett; nun waren ihre Kräfte, ihre Ergebung, ihre Gebete erschöpft.

Sie hatte nur noch Schreie, Thränen, Schluchzen und ein ungeheures Gefühl ihres Schmerzes,

Eine Stunde ungefähr verging in dieser tiefen Vernichtung, in diesem Vergessen der ganzen Welt, in diesem Wunsche nach allgemeiner Zerstörung!, der die Menschen in der Hoffnung erfaßt, in das Nichts zurückkehrend, werde sie die Welt mit sich fortreißen.

Plötzlich schien es Andrée, etwas noch Gräßlicheres als ihr Schmerz schlüpfte zwischen diesen Schmerz und ihre Thränen. Ein Gefühl, das sie nur drei oder viermal gehabt, und das immer den äußersten Krisen ihres Daseins vorhergegangen war, raubte ihr langsam Alles, was Lebendiges in ihr blieb. Durch eine von ihrem Willen beinahe unabhängige Bewegung erhob sie sich allmählig; ihre bebende Stimme erlosch in ihrer Kehle; wie unwillkürlich angezogen, drehte sich ihr ganzer Körper um sich selbst. Durch den feuchten Nebel ihrer Thränen glaubten ihre Augen zu unterscheiden, daß sie nicht allein war. Vertrocknend, fixirte sich ihr Blick und klärte sich auf: ein Mann, der über das Fenstergesims gestiegen zu sein schien, um in das Zimmer einzudringen, stand vor ihr. Sie wollte rufen, schreien, die Hand nach einer Klingelschnur ausstrecken, doch das war unmöglich . . .sie empfand die unüberwindliche Erstarrung, welche ihr einst die Gegenwart von Balsamo bezeichnete. Endlich erkannte sie in dem vor ihr stehenden Mann, der sie mit dem Blicke und der Geberde bezauberte, Gilbert.

Wie befand sich Gilbert, der verfluchte Vater, am Platze des innig geliebten Sohnes, den sie suchte?

Dies beabsichtigen wir dem Leser zu erklären.

XIII.

Ein bekannter Weg.

Es war wirklich der Doctor Gilbert mit dem König in den Augenblick eingeschlossen gewesen, wo, nach dem Befehle von Isidor und auf die Bitte von Sebastian, der Huissier sich erkundigt hatte.

Nach ungefähr einer halben Stunde ging Gilbert weg. Der König faßte immer mehr Vertrauen zu ihm; das redliche Herz des Königs schätzte, was an Biederkeit im Herzen von Gilbert war.

Sobald er herauskam, meldete ihm der Huissier, er werde im Vorzimmer der Königin erwartet.

Er war eben in den Corridor eingetreten, der dahin führte, als ein paar Schritte von ihm eine Nebenthüre geöffnet wurde, aus der ein junger Mann trat, welcher, ohne Zweifel mit der Oertlichkeit nicht vertraut, zögerte, ob er rechts oder links gehen sollte.

Dieser junge Mann sah Gilbert auf sich zukommen und blieb stehen, um ihn zu befragen.

Plötzlich blieb Gilbert auch stehen: die Flamme einer Laterne traf gerade auf das Gesicht des jungen Mannes.

»Herr Isidor von Charny! . . .« rief Gilbert.

»Der Doctor Gilbert! . . .« erwiderte Isidor.

»Erwiesen Sie mir die Ehre, nach mir zu fragen?«

»Ja, Doctor, ja, ich . . .und dann noch . . .«

»Wer?«

»Einer, den Sie mit Vergnügen wiedersehen werden,« fuhr Isidor fort.

»Sollte es indiscret sein, Sie zu fragen, wer?«

»Nein! doch es wäre grausam, Sie länger aufzuhalten . . . Kommen Sie . . .oder führen Sie mich vielmehr in denjenigen Theil der königlichen Vorzimmer, welchen man den grünen Salon nennt.«

»Bei meiner Treue,« sagte Gilbert lächelnd, »ich bin selbst nicht viel stärker in der Topographie der Paläste, und besonders in der des Palastes der Tuilerien, dennoch aber will ich es versuchen, Ihr Führer zu sein.«

Gilbert ging voran und drückte nach einigem Umhertappen eine Thüre auf. Diese Thüre führte in den grünen Salon.

Nur war der grüne Salon leer.

Isidor suchte mit den Augen umher und rief nach einem Huissier. Die Verwirrung war noch so groß im Palaste, daß sich, gegen alle Regeln der Etiquette, kein Huissier im Vorzimmer fand.

»Einen Augenblick Geduld,« sprach Gilbert; »dieser Mensch kann nicht fern sein, und mittlerweile, mein Herr, wenn sich dieser Mitteilung nicht etwas widersetzt, sagen Sie mir, ich bitte Sie, wer mich erwartete,«

Isidor schaute unruhig umher.

»Errathen Sie nicht?« fragte er.

»Nein.«

»Einer, den ich auf der Landstraße traf, und der besorgt über das, was Ihnen begegnet sein konnte, zu Fuße nach Paris ging . . . Einer, den ich hinter mich aus mein Pferd nahm und hierher führte.«

»Sie sprechen nicht von Pitou?«

»Nein, Doctor. Ich spreche von Ihrem Sohne, von Sebastian.«

»Von Sebastian! . . .« rief Gilbert. »Nun! wo ist er denn?«

Und sein Auge durchlief rasch alle Winkel des großen Salon.

»Er war hier; er versprach, mich zu erwarten. Ohne Zweifel wird ihn der Huissier, dem ich ihn empfohlen, da er ihn nicht allein lassen wollte, mit sich genommen haben,«

In diesem Augenblick kehrte der Huissier zurück. Er war allein.

»Was ist aus dem jungen Menschen geworden, den ich hier gelassen habe?« fragte Isidor.

»Welchen jungen Menschen meinen Sie?« versetzte der Huissier.

Gilbert besaß eine ungeheure Selbstbeherrschung. Er fühlte, wie er bebte, doch er bewältigte sich.

Er trat ebenfalls hinzu.

»Ah! mein Gott!« murmelte unwillkürlich der Baron von Charny, von einem Anfange von Besorgnis, ergriffen.

»Mein Herr,« sprach Gilbert mit fester Stimme zum Huissier, »sammeln Sie alle Ihre Erinnerungen . . .Dieser Knabe ist mein Sohn . . .er kennt Paris nicht, und ist er unglücklicher Weise aus dem Schlosse weggegangen, so läuft er, da er Paris nicht kennt, Gefahr, sich zu verirren.«

»Ein Knabe?« sagte ein zweiter Huissier, der gerade eintrat.

»Ja, ein Knabe, beinahe ein junger Mann.«

»Etwa fünfzehn Jahre alt?«

»So ist es.«

»Ich habe ihn in den Gängen gesehen; er folgte einer Dame, welche von Ihrer Majestät herauskam.«

»Und diese Dame, wissen Sie, wer es war?«

»Nein. Sie trug ihre Mante auf die Augen vorgeschlagen.«

»Aber was that sie denn?«

»Sie schien zu fliehen, und das Kind verfolgte sie und rief: »»Madame!««

»Gehen wir hinab,« sprach Gilbert, »der Concierge wird uns sagen, ob er sich entfernt hat.«

Isidor und Gilbert gingen durch denselben Corridor, durch den eine Stunde vorher Andrée, verfolgt von Sebastian, gelaufen war.

Man kam zu der Thüre des Prinzenhofes und befragte den Concierge.

»Ja, in der That,‘ antwortete er, »ich habe eine Frau gesehen, welche so rasch ging, daß sie zu fliehen schien; ein Knabe kam hinter ihr . . .Sie flieg in den Wagen; der Knabe stürzte ihr nach und erreichte sie.«

»Hernach?« fragte Gilbert.

»Hernach zog die Dame den Knaben in den Wagen, umarmte ihn voll Leidenschaft, gab ihre Adresse, schloß wieder den Schlag, und der Wagen fuhr ab.«

»Haben Sie die Adresse behalten?« fragte Gilbert mit Bangigkeit.

»Ja, vollkommen: *Rue Coq-Héron, Nr. 9, der erste Thorweg von der Rue Platrière* aus.«
Gilbert bebte.

»Ei!« sagte Isidor, »diese Adresse ist die meiner Schwägerin, der Gräfin von Charny.«

»Verhängniß!« murmelte Gilbert.

In jener Zeit war man zu philosophisch, um zu sagen: Vorsehung.

Dann fügte er bei:

»Er wird sie erkannt haben.«

»Nun,« sprach Isidor, »lassen Sie uns zur Gräfin von Charny gehen,«

Gilbert begriff, in welche Lage er Andrée brächte, würde er bei ihr mit dem Bruder ihres Gatten erscheinen.

»Mein Herr,« erwiderte er, »sobald mein Sohn bei der Frau Gräfin von Charny ist, befindet er sich in Sicherheit, und da ich die Ehre habe, sie zu kennen, so glaube ich, daß es, statt mich zu begleiten, geeigneter wäre, wenn Sie sich aus den Weg begeben würden, denn nach dem, was ich beim König habe sagen hören, nehme ich an, daß Sie es sind, der nach Turin reist.«

»Ja, mein Herr.«

»So empfangen Sie meinen Dank für das, was Sie für Sebastian zu thun die Güte gehabt haben, und reisen Sie, ohne eine Minute zu verlieren.«

»Aber, Doctor . . .«

»Mein Herr, sobald ein Vater Ihnen sagt, er sei unbesorgt, reisen Sie. An welchem Orte Sebastian nun sein mag, bei der Gräfin von Charny oder anderswo, befürchten Sie nichts, mein Sohn wird sich wiederfinden.«

»Da Sie es wollen, Doctor . . .«

»Ich bitte Sie darum.«

Isidor reichte die Hand Gilbert, der sie ihm mit mehr Herzlichkeit drückte, als er dies bei den Menschen von seiner Klasse zu thun pflegte, und während Isidor ins Schloß zurückkehrte, gelangte er auf den Carousel-Platz, von da in die Rue de Chartres, ging schräge über den Platz des Palais Royal, dann an der Rue Saint-Honoré hin, und, einen Augenblick in diesem Irrsaal von Gäßchen verloren, befand er sich bald an der Ecke von zwei Straßen.

Das waren die Rue Platrière und die Rue Coq-Héron.

Diese Straßen hatten beide für Gilbert erschreckliche Erinnerungen; hier, gerade an dem Orte, wo er sich befand, hatte sehr oft sein Herz noch heftiger vielleicht geschlagen, als es zu dieser Stunde schlug; er schien auch einen Augenblick zwischen den zwei Straßen zu zögern, doch er entschloß sich dann rasch und wählte die Rue Coq-Héron.

Die Thüre von Andrée, dieser Thorweg des Hauses Nr. 9 war ihm wohl bekannt: also nicht, weil er sich zu täuschen befürchtete, blieb er hier stehen. Nein, er suchte offenbar einen Vorwand, um in dieses Haus einzudringen, und da er diesen Vorwand nicht gefunden hatte, so suchte er ein Mittel.

Die Thüre, an welche er gedrückt, um zu sehen, ob sie nicht durch eines von den Wundern, die der Zufall zuweilen zu Gunsten von Leuten thut, welche in Verlegenheit sind, offen sei, hatte widerstanden.

Er ging längs der Mauer hin.

Die Mauer war zehn Fuß hoch.

Diese Höhe kannte er wohl; doch er suchte, ob nicht ein von einem Fuhrmann längs dieser Mauer vergessener Karren ihm das Mittel gebe, die Firste zu erreichen.

Einmal auf der Firste angelangt, würde er, behende und kräftig, wie er war, leicht in das Innere gesprungen sein.

Es war kein Karren an der Mauer,— folglich auch kein Mittel, um hineinzugelangen.

Er näherte sich der Thüre, streckte die Hand noch dem Klopfer aus und hob diesen auf; aber, den Kopf schüttelnd, ließ er ihn sachte und ohne daß ein Geräusch unter seiner Hand erwachte, wieder fallen.

Offenbar hatte ein neuer Gedanke, eine beinahe verlorene Hoffnung zurückführend, einen Schimmer in seinen Geist geworfen.

»Im Ganzen,« murmelte er, »das ist möglich!«

Und er schritt wieder gegen die Rue Platrière hinauf und auf der Stelle auch in diese hinein.

Im Vorübergehen warf er einen Blick und einen Seufzer nach dem Brunnen, in welchen er, sechszehn Jahre früher, mehr als ein Mal das schwarze, harte Brod getaucht hatte, das er der Großmuth von Therese und der Gastfreundschaft von Rousseau verdankte.

Rousseau war todt, Therese war todt: er war groß geworden, zu Ansehen, zu Ruf, zu Vermögen gelangt. Ach! war er glücklicher, weniger bewegt, weniger voller Bangigkeiten in Betreff der Gegenwart und der Zukunft, als zur Zeit, wo er, entzündet von einer tollen Leidenschaft, sein Brod in diesen Brunnen getaucht hatte?

Er ging weiter.

Endlich, blieb er, ohne Zögern, vor einer Gangthüre flehen, deren oberer Theil vergittert war.

Er schien an seinem Ziele angekommen zu sein.

Einen Augenblick jedoch lehnte er sich an die Wand, mochte ihn nun die Summe der Erinnerungen, welche diese kleine Thüre in ihm zurückrief, fast erdrücken, mochte er, bei dieser Thüre angekommen, hier eine Täuschung zu finden befürchten.

Endlich strich er mit der Hand über diese Thüre, und mit einer unaussprechlich freudigen Empfindung fühlte er an der Mündung eines kleinen runden Loches das Schnürchen hervorstehen, mit dessen Hülse man am Tage die Thüre öffnete.

Gilbert erinnerte sich, daß man zuweilen dieses Schnürchen bei Nacht einzuziehen vergaß, und daß er eines Abends, wo er, nachdem er sich verspätet, hastig nach der Mansarde zurückkehrte, die er bei Rousseau bewohnte, dieses Vergessen benützt hatte, um hineinzugelangen und sein Bett zu erreichen.

Wie einst, schien das Haus von Leuten bewohnt zu sein, welche arm genug waren, um die Diebe nicht zu fürchten: dieselbe Sorglosigkeit hatte dasselbe Vergessen herbeigeführt.

Gilbert zog die Schnur an. Die Thüre öffnete sich, und er befand sich in dem finstern, feuchten Gange, in dessen Hintergrunde, wie eine aus ihrem Schwanz sitzende Schlange, die klitschige, klebrige Treppe sich erhob.

Gilbert schloß die Thüre sorgfältig wieder, und tappend erreichte er die ersten Stufen der Treppe.

Als er zehn Stufen hinausgestiegen war, blieb er stehen.

Ein schwacher, durch ein schmutziges Fensterwerk dringender Schein deutete an, daß die

Wand an dieser Stelle durchbrochen und daß die, doch sehr finstere, Nacht weniger finster außen, als innen war.

Durch die Scheiben, so sehr sie getrübt, sah man die Sterne an einer Stelle des Himmels glänzen.

Gilbert suchte den kleinen Riegel, der das Fenster schloß, und stieg aus demselben Wege, dem er schon zweimal gefolgt war, in den Garten hinab.

Trotz des Verlaufes von fünfzehn Jahren, war der Garten dem Gedächtniß von Gilbert so gegenwärtig, daß er Alles wiedererkannte, Gänge, Bäume, Rabatten, Alles, bis aus die mit einer Rebe geschmückte Ecke, wo der Gärtner seine Leiter aufstellte.

Er wußte nicht, ob zu dieser Stunde der Nacht die Thüren geschlossen waren; er wußte nicht, ob Herr von Charny sich bei seiner Frau befand, oder in Ermangelung von Herrn von Charny ein Diener oder eine Kammerfrau.

Zu Allem entschlossen, um Sebastian wiederzufinden, war es doch in seinem Geiste festgestellt, er werde Andrée nur in der äußersten Noth compromittiren und zuerst Alles thun, was er könne, um sie allein zu sehen.

Sein erster Versuch galt der Thüre der Freitreppe: er drückte am Knopfe der Thüre, und diese gab nach.

Er muthmaßte demnach, da die Thüre nicht geschlossen sei, so müsse Andrée nicht allein sein.

Ist ihr Inneres nicht im höchsten Maße von anderen gewichtigen Dingen erfüllt und in Anspruch genommen, so versäumt es eine Frau, welche allein einen Pavillon bewohnt, nicht, die Thüre zu schließen.

Gilbert zog sie sachte und geräuschlos zu, — glücklich jedoch, daß er wußte, es bleibe ihm dieser Eingang als letztes Mittel.

Er stieg die Stufen der Freitreppe hinab und drückte sein Auge an jenen Sommerladen, der fünfzehn Jahre vorher, plötzlich unter der Hand von Andrée sich öffnend, ihn vor die Stirne gestoßen, — in der Nacht, wo er, wie den hunderttausend Thalern von Balsamo in der Hand, der Hoffärtigen sie zu heirathen angeboten hatte.

Dieser Laden war der des Salon.

Der Salon war erleuchtet.

Da aber Vorhänge an den Scheiben herabfielen, so war es nicht möglich, etwas im Innern zu erschauen.

Plötzlich schien es ihm, als sähe er auf der Erde und aus den Bäumen einen von einem offenen Fenster herkommenden schwachen Schein zittern.

Das offene Fenster war das des Schlafzimmers; dieses Fenster erkannte er auch, denn durch dasselbe hatte er das Kind geraubt, welches er heute suchte.

Er trat zurück, um aus dem durch das Fenster ausgeworfenen Lichtstrahl zu gehen und, in der Dunkelheit verborgen, sehen zu können, ohne gesehen zu werden.

Auf einer Linie angelangt, die ihm den Blick in das Innere des Zimmers zu tauchen erlaubte, sah er zuerst die Thüre des Salon offen; dann entdeckte sein Auge in dem Kreise, den es durchlief, das Bett.

Aus dem Bette war eine erstarrte, zerzauste, sterbende Frau; rauhe Kehltöne, wie die des Röchelns einer mit dem Tode Ringenden, kamen aus ihrem Munde hervor, von Zeit zu Zeit unterbrochen durch Schreie und durch Schluchzen.

Gilbert näherte sich langsam, die erleuchtete Linie umgehend, in welche einzutreten er aus Furcht, gesehen zu werden, zögerte.

Endlich lehnte er seinen bleichen Kopf an die Ecke des Fensters.

Es unterlag für Gilbert keinem Zweifel mehr; diese Frau war Andrée, und Andrée war allein.

Aber wie war Andrée allein? Warum weinte Andrée? Das konnte Gilbert nur erfahren, wenn er sie befragte.

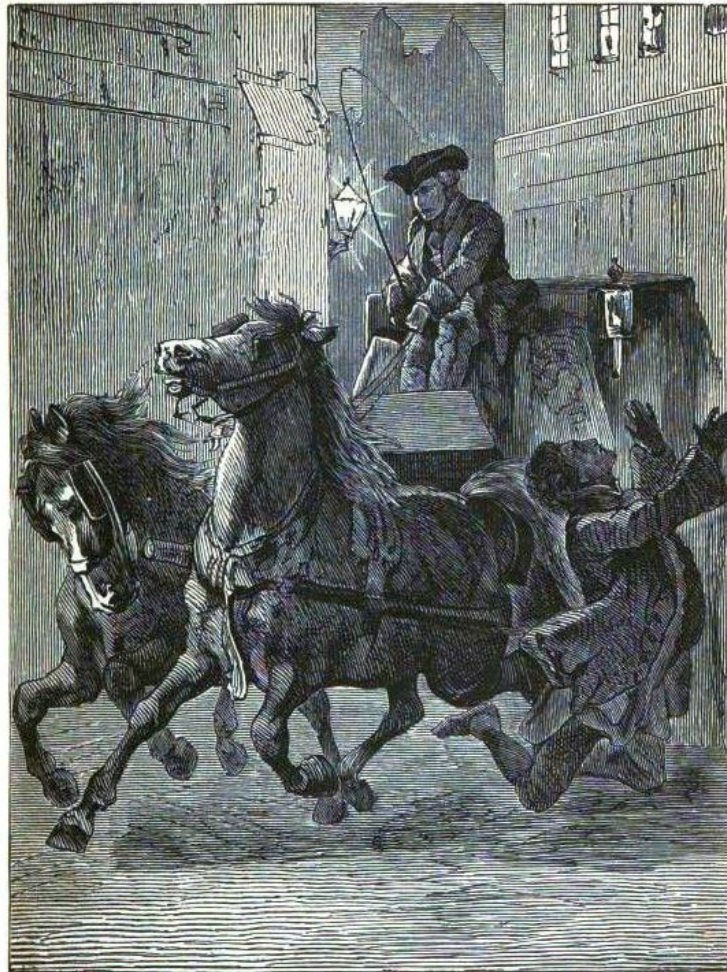
Da stieg er geräuschlos durch das Fenster und befand sich hinter ihr in dem Augenblick, wo die magnetische Anziehungskraft, für welche Andrée so zugänglich, diese nöthigte, sich umzuwenden.

Die zwei Feinde waren also abermals beisammen.

XIV.

Was aus Sebastian geworden war.

Das erste Gefühl von Andrée, als sie Gilbert erblickte, war nicht nur ein tiefer Schrecken, sondern auch ein unüberwindlicher Widerwille.



Was aus Sebastian geworden war.

Für sie war der amerikanische Gilbert, der Gilbert von Washington und Lafayette, aristokratisirt durch die Wissenschaft, durch das Studium und das Genie, immer der elende kleine Gilbert, der in den Gebüsch von Trianon verlorene Gnom.

Im Gegentheil war aus der Seite von Gilbert für Andrée, trotz der Verachtung, trotz der Beleidigungen, trotz der Verfolgungen von dieser, nicht mehr jene glühende Liebe, die den jungen Menschen ein Verbrechen hatte begehen lassen, wohl aber die zärtliche, tiefe

Theilnahme, welche den Mann angetrieben hätte, ihr einen Dienst zu leisten, selbst aus Gefahr seines Lebens.

In dem inneren Sinne, mit dem Gilbert von der Natur begabt worden war, in der unerschütterlichen Gerechtigkeit, die er von der Erziehung empfangen, hatte er sich selbst gerichtet; er hatte eingesehen, daß alles Unglück von Andrée von ihm kam, und daß er seiner Schuld gegen sie nur entledigt wäre, wenn er ihr eine Summe von Glückseligkeit gleich der Summe von Unglück, die er ihr zugezogen, gegeben hätte.

Worin und wie konnte aber Gilbert aus eine wohlthätige Art Einfluß auf die Zukunft von Andrée üben?

Dies vermochte er nicht zu begreifen.

Als er daher diese Frau, die er so vielfacher Verzweiflung preisgegeben gesehen, in einer neuen Verzweiflung wiederfand, bewegte sich Alles, was er an mitleidigen Fibern in seinem Herzen hatte, für dieses große Mißgeschick.

Statt sogleich die magnetische Macht anzuwenden, die er schon einmal an ihr versucht hatte, wollte er auch sanft mit ihr sprechen, — entschlossen, wenn er Andrée widerspänstig fände wie immer, zu diesem Correctivmittel, das ihm nicht entgehen konnte, zurückzukehren.

Hieraus ging hervor, daß Andrée, gleich Anfangs vom magnetischen Fluidum umhüllt, fühlte, wie allmählig durch den Willen und, wir möchten beinahe sagen, mit der Erlaubniß von Gilbert dieses Fluidum sich zerstreute, einem Nebel ähnlich, der verdunstet und den Augen in entfernte Horizonte zu schauen gestattet.

Sie nahm zuerst das Wort und sprach:

»Was wollen Sie von mir, mein Herr? was machen Sie hier? auf welchem Wege sind Sie hierher gekommen?«

»Auf welchem Wege, Madame?« erwiderte Gilbert. »Auf demselben auf dem ich früher kam. Seien Sie also unbesorgt, Niemand hat mich gesehen, Niemand vermuthet meine Gegenwart hier . . . Warum ich gekommen bin? Ich bin gekommen, weil ich von Ihnen einen Schatz zurückzufordern habe, der, gleichgültig für Sie, für mich kostbar ist, — meinen Sohn . . . Was ich von Ihnen will? Sie sollen mir sagen, wo mein Sohn ist, den Sie mit sich fortgezogen, in Ihrem Wagen weggeführt und hierher gebracht haben.«

»Was aus ihm geworden ist?« versetzte Andrée, »weiß ich es? . . . Er ist von mir geflohen . . . Sie haben ihn so gut daran gewöhnt, seine Mutter zu hassen!«

»Seine Mutter, Madame! Sind Sie wirklich seine Mutter?«

»Oh!« rief Andrée, »er sieht meinen Schmerz, er hat mein Geschrei gehört, er hat meine Verzweiflung erschaut, und er fragt mich, ob ich seine Mutter sei!«

»Sie wissen also nicht, wo er ist?«

»Ich sage Ihnen ja, daß er geflohen ist, daß er in diesem Zimmer war, daß ich hierher zurückgekehrt bin, im Glauben, ihn wiederzufinden, daß ich aber nur das Fenster offen und das Zimmer leer gefunden habe.«

»Mein Gott!« rief Gilbert, »wohin wird er gegangen sein? . . . Der Unglückliche kennt Paris nicht, und es ist Mitternacht vorüber!«

»Oh!« rief Andrée, indem sie einen Schritt gegen Gilbert machte, »glauben Sie, es sei Ihm ein Unglück zugestoßen?«

»Das werden wir erfahren,« erwiderte Gilbert; »das werden Sie mir sagen.«

Und er streckte die Hand gegen Andrée aus.

»Mein Herr! mein Herr!« rief diese, indem sie zurückwich, um sich dem magnetischen Einfluß zu entziehen.

»Madame,« sprach Gilbert, »befürchten Sie nichts: es ist eine Mutter, die ich über das, was aus ihrem Sohne geworden ist, befragen will, . . . Sie sind mir heilig.«

Andrée stieß einen Seufzer aus und fiel, den Namen Sebastian murmelnd, in einen Lehnstuhl.

»Schlafen Sie,« sagte Gilbert, »doch, obgleich eingeschlafen, sehen Sie durch das Herz.«

»Ich schlafe,« erwiderte Andrée.

»Muß ich die ganze Kraft meines Willens anwenden,« fragte Gilbert, »oder sind Sie geneigt, freiwillig zu antworten?«

»Werden Sie abermals meinem Kinde sagen, ich sei nicht seine Mutter?«

»Je nachdem . . . Lieben Sie es?«

»Oh! er fragt, ob ich es liebe, dieses Kind meines Herzens! . . . Oh! ja, ja, ich liebe es glühend.«

»Dann sind Sie seine Mutter, wie ich sein Vater bin, Madame, da Sie den Knaben lieben, wie ich ihn liebe.«

»Ah!« machte Andrée athmend.

»Sie werden also freiwillig antworten?« fragte Gilbert.

»Werden Sie mir erlauben, ihn wiederzusehen, wenn Sie ihn gefunden haben?«

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, Sie seien seine Mutter, wie ich sein Vater bin? . . . Sie lieben Ihr Kind, Madame, Sie werden Ihr Kind wiedersehen.«

»Ich danke,« sprach Andrée mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Freude, indem sie ihre Hände an einander schlug . . . »Nun fragen Sie, ich sehe . . . nur . . .«

»Was?«

»Folgen Sie ihm von seinem Abgang an, damit ich sicherer bin, daß ich seine Spur nicht verliere.«

»Es sei. Wo hat er Sie gesehen?«

»Im grünen Salon.«

»Wo ist er Ihnen gefolgt?«

»Durch die Korridors.«

»Wo hat er Sie eingeholt?«

»In dem Augenblick, als ich in den Wogen stieg,«

»Wohin haben Sie ihn geführt?«

»In den Salon . . . den Salon nebenan.«

»Wohin hat er sich gesetzt?«

»Zu mir, aus das Canapé.«

»Ist er lange dort geblieben?«

»Ungefähr eine halbe Stunde.«

»Warum hat er Sie verlassen?«

»Weil das Geräusch eines Wagens hörbar wurde.«

»Wer war in diesem Wagen?«

Andrée zögerte.

»Wer war in diesem Wagen?« wiederholte Gilbert mit festerem Tone und einem noch stärkeren Willen.

»Der Graf von Charny.«

»Wo haben Sie den Knaben verborgen?«

»Ich habe ihn in dieses Zimmer geschoben.«

»Was hat er Ihnen gesagt, als er dort eintrat?«

»Ich sei nicht seine Mutter.«

»Warum hat er Ihnen dies gesagt?« Andrée schwieg.

»Warum hat er Ihnen dies gesagt? Sprechen Sie, ich will es.«

»Weil ich ihm gesagt habe . . .«

»Was?«

»Weil ich ihm gesagt habe,« antwortete Andrée mit einer Anstrengung, »Sie seien ein Elender und ein Schändlicher.«

»Schauen Sie in das Herz des armen Kindes und geben Sie sich Rechenschaft von dem Wehe, das Sie ihm angethan haben.«

»Oh! mein Gott! mein Gott!« murmelte Andrée, »verzeih, mein Kind, verzeih.«

»Vermuthete Herr von Charny, der Knabe sei hier?«

»Nein.«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Ja.«

»Warum ist er nicht geblieben?«

»Weil Herr von Charny nicht bei mir bleibt.«

»Was wollte er denn hier?«

Andrée verharrte einen Augenblick nachdenkend, die Augen starr, als ob sie in der Finsterniß zu sehen suchte.

»Oh!« sagte sie, »mein Gott! mein Gott! . . .Olivier! theurer Olivier!«

Gilbert schaute sie mit Erstaunen an.

»Oh! ich Unglückliche!« murmelte Andrée. »Er kam zu mir zurück . . .um bei mir zu bleiben, hatte er diese Sendung ausgeschlagen. Er liebt mich, er liebt mich!«

Gilbert fing an verworren in diesem gräßlichen Drama zu lesen, in das sein Auge zuerst drang.

»Und Sie,« fragte er, »lieben Sie ihn?«

Andrée seufzte.

»Lieben Sie ihn?« wiederholte Gilbert.

»Warum machen Sie diese Frage an mich?« sagte Andrée.

»Lesen Sie in meinem Geiste.«

»Ach! ja, ich sehe, Ihre Absicht ist gut. Sie möchten mir gern Glück genug geben, um mich das Böse vergessen zu lassen, das Sie mir zugefügt haben; doch ich würde das Glück ausschlagen, müßte es mir durch Sie zukommen. Ich hasse Sie und will fortfahren, Sie zu hassen.«

»Arme Menschheit!« murmelte Gilbert, »ist dir eine so große Summe von Glückseligkeit

zugetheilt worden, daß du diejenigen wählen kannst, von welchen du sie empfangen sollst? Sie lieben ihn also?« fügte er bei.

»Ja.«

«Seit wann?«

»Seit dem Augenblick, wo ich ihn gesehen, seit dem Tage, wo er von Paris nach Versailles in demselben, Wagen mit der Königin und mir zurückgekommen ist.«

»Sie wissen also, was die Liebe ist, Andrée?« sagte Gilbert traurig.

»Ich weiß, daß die Liebe dem Menschen gegeben worden ist, damit er das Maß von dem habe, was er leiden kann,« antwortete die junge Frau.

»Es ist gut, Sie sind nun Frau, Sie sind nun Mutter. Ein roher Diamant, haben Sie sich geformt in den Händen des entsetzlichen Steinschneiders, den man den Schmerz nennt . . . Kommen wir aus Sebastian zurück.«

»Ja, ja, kommen wir aus ihm zurück! Verbieten Sie mir, an Herrn von Charny zu denken; das verwirrt mich, und statt meinem Kinde zu folgen, würde ich vielleicht dem Grafen folgen.«

»Es ist gut! Gattin, vergiß Deinen Gatten! Mutter, denke nur an Dein Kind.«

Ein gewisser Ausdruck sanfter Liebfreundlichkeit, der sich einen Augenblick nicht nur der Physiognomie, sondern der ganzen Person von Andrée bemächtigt hatte, verschwand, um ihrem gewöhnlichen Ausdruck Platz zu machen.

»Wo war er, während Sie mit Herrn von Charny sprachen?«

»Er war, horchend . . . dort . . . dort, an der Thüre.«

»Was hat er von diesem Gespräche gehört?«

»Den ganzen ersten Theil.«

»In welchem Augenblick hat er sich entschlossen, dieses Zimmer zu verlassen?«

»In dem Augenblick, wo Herr von Charny, . . .«

Andrée hielt inne.

»In dem Augenblick, wo Herr von Charny? . . .« wiederholte Gilbert unbarmherzig.

»In dem Augenblick, wo ich, als Herr von Charny mir die Hand küßte, einen Schrei ausstieß.«

»Sie sehen ihn also wohl?«

»Ja, ich sehe ihn mit seiner gefalteten Stirne, seine Lippen zusammengepreßt und eine von seinen geschlossenen Fäusten auf seiner Brust.«

»Folgen Sie ihm also mit den Augen, und von diesem Momente gehören Sie nur ihm und verlieren Sie ihn nicht aus dem Blick.«

»Ich sehe ihn, ich sehe ihn!« sagte Andrée.

»Was macht er?«

»Er schaut umher, um zu sehen, ob nicht eine Thüre da sei, welche nach dem Garten führt; dann, da er keine sieht, geht er zum Fenster, öffnet es, wirft einen letzten Blick gegen den Salon, schwingt sich über das Fenstergesims und verschwindet.«

»Folgen Sie ihm in der Dunkelheit.«

»Ich kann nicht.«

Gilbert näherte sich Andrée und strich mit der Hand über ihre Augen.

»Sie wissen wohl, daß es keine Nacht für Sie gibt,« sagte er.

»Sehen Sie.«

»Ah! nun läuft er längs der Mauer hin; er erreicht die große Thüre, er öffnet sie, ohne daß es Jemand sieht, stürzt hinaus gegen die Rue Platrière . . . Ah! er bleibt stehen; er spricht mit einer vorübergehenden Frau.«

»Hören Sie wohl, und Sie werden vernehmen, was er sie fragt.«

»Ich höre.«

»Und was fragt er?«

»Er fragt nach der Rue Saint-Honoré.«

»Ja, dort wohne ich; er wird zu mir nach Hause gegangen sein. Er erwartet mich, der arme Knabe!«

Andrée schüttelte den Kopf.

»Nein!« sagte sie mit einem sichtbaren Ausdruck von Unruhe; »nein . . . er ist nicht nach Hause gegangen . . . nein . . . er wartet nicht . . .«

»Aber wo ist er denn?«

»Lassen Sie mich doch ihm folgen, oder ich werde ihn verlieren.«

»Oh! folgen Sie ihm, folgen Sie ihm!« rief Gilbert, denn er begriff, daß Andrée ein Unglück errieth.

»Ah!« sagte sie, »ich sehe ihn, ich sehe ihn.«

»Gut.«

»Er tritt in die Rue de Grenelle und dann in die Rue Saint-Honoré ein. Er läuft über den Platz des Palais Royal. Er fragt abermals nach seinem Wege, er eilt abermals weiter. Nun ist er in der Rue de Richelieu, . . . dann in der Rue des Frondeurs . . . dann in der Rue Neuve-Saint-Roch . . . Halt ein, Kind! halt ein, Unglücklicher! . . . Sebastian! Sebastian! siehst Du nicht jenen Wagen, der durch die Rue de la Sourdière kommt? Ich sehe ihn, ich sehe ihn!! . . . die Pferde . . . Ach!«

Andrée stieß einen gräßlichen Schrei aus und richtete sich hoch auf, die mütterliche Angst war auf ihrem Gesichte gemalt, über das zugleich in großen Tropfen der Schweiß und die Thränen rollten.

»Oh!« rief Gilbert, »wenn ihm ein Unglück begegnet, erinnere Dich, daß dieses Unglück aus Dein Haupt zurückfallen wird.«

»Ah!« machte Andrée ausathmend, ohne auf das zu hören, was Gilbert sagte, »ah! Gott des Himmels! sei gepriesen! die Brust des Pferdes hat ihn gestoßen und auf die Seite, aus dem Bereiche des Rades geworfen . . . er ist gefallen, er liegt bewußtlos auf dem Boden ausgestreckt; doch er ist nicht todt . . . oh! Nein . . . nein . . . er ist nicht todt! . . . ohnmächtig . . . nur ohnmächtig! Zu Hilfe! zu Hilfe! es ist mein Kind! es ist mein Kind!«

Und mit einem herzerreißenden Schrei fiel Andrée selbst beinahe ohnmächtig aus ihren Lehnstuhl zurück.

Wie glühend auch Gilbert mehr zu erfahren wünschte, er bewilligte doch der keuchenden Andrée diese Ruhe eines Augenblicks, der sie so sehr bedurfte.

Er befürchtete, wenn er sie weiter antriebe, könnte eine Faser in ihrem Herzen zerreißen oder eine Ader in ihrem Gehirn springen.

Sobald er sie aber ohne Gefahr fragen zu können glaubte, sagte er:

»Nun?«

»Warten Sie, warten Sie,« erwiderte Andrée. »Es hat sich ein großer Kreis um ihn gebildet. Oh! ich bitte, laßt mich durch! laßt mich sehen: es ist mein Sohn! es ist mein Sebastian! Ach! mein Gott! ist denn Keiner von Euch Allen ein Wundarzt?«

»Oh! ich laufe zu ihm!« rief Gilbert.

»Warten Sie,« sagte Andrée, indem sie ihn am Arme zurückhielt, »die Menge tritt aus die Seite. Ohne Zweifel ist es derjenige, welchen man ruft; ohne Zweifel ist es derjenige, welchen man erwartet . . . Kommen Sie, kommen Sie, mein Herr: Sie sehen wohl, daß er nicht todt ist, Sie sehen wohl, daß man ihn retten kann.«

Und mit einem Tone, der einem Angstschrei glich, rief sie:

»Oh!«

»Mein Gott! was ist es?« fragte Gilbert.

»Dieser Mann soll mein Kind nicht berühren, das ist kein Mensch, das ist ein Zwerg, das ist ein Gnom, das ist ein Vampyr . . . Oh! wie häßlich! wie häßlich!«

»Madame, Madame,« murmelte Gilbert ganz schauernd, »in des Himmels Namen! verlieren Sie Sebastian nicht aus dem Gesichte!«

»Oh!« erwiderte Andrée, das Auge starr, die Lippen bebend, den Finger ausgestreckt, »seien Sie unbesorgt . . . ich folge ihm . . . ich folge ihm . . .«

»Was macht dieser Mensch?«

»Er trägt ihn fort . . . Er geht die Rue de la Sourdière hinauf; er tritt links in der Sackgasse Sainte-Hyacinthe ein; er nähert sich einer niedrigen, offen gebliebenen Thüre; er stößt sie vollends auf, er bückt sich, er steigt eine Treppe hinab. Er legt ihn auf einen Tisch, auf dem sich eine Feder, Tinte, handschriftliche und bedruckte Papiere finden; er zieht ihm seinen Rock aus; er schlägt seine Aermel zurück; er umschließt ihm den Arm mit Binden, die ihm eine Frau, so schmutzig und häßlich als er, bringt; er öffnet ein Behältniß; er nimmt eine Lancette heraus; er ist im Begriff, ihm zur Ader zu lassen . . . Oh! ich will das nicht sehen . . . ich will das Blut meines Sohnes nicht sehen!«

»Nun, so steigen Sie wieder hinauf und zählen Sie die Stufen der Treppe,« sagte Gilbert.

»Ich habe sie gezählt: es sind elf.«

»Untersuchen Sie sorgfältig die Thüre und sagen Sie mir, ob Sie etwas Merkwürdiges daran sehen.«

»Ja . . . eine kleine viereckige Oeffnung, an welcher zwei Gitterstangen im Kreuze angebracht sind.«

»Es ist gut, mehr brauche ich nicht.«

»Laufen Sie, laufen Sie, und Sie werden ihn da finden, wo ich gesagt habe.«

»Wollen Sie sogleich aufwachen und sich erinnern? Wollen Sie erst morgen früh aufwachen und Alles vergessen haben?«

»Wecken Sie mich sogleich auf und lassen Sie mir die Erinnerung.«

Gilbert strich, ihrer Biegung folgend, mit seinen beiden Daumen über die Augenbrauen von Andrée, blies ihr auf die Stirne und sprach nur die Worte:

»Wachen Sie auf.«

Sogleich belebten sich die Augen der jungen Frau; ihre Glieder wurden geschmeidig; sie

schaute Gilbert beinahe ohne Schrecken an und sagte, wach die Ermahnungen ihres Schlafes fortsetzend:

»Oh! laufen Sie! laufen Sie! und entziehen Sie ihn den Händen dieses Menschen, der mir bange macht!«

XV.

Der Mann der Place Louis XV.

Gilbert brauchte nicht zu seinen Nachforschungen angefeuert zu werden. Er eilte aus dem Zimmer, und da es zu lang gewesen wäre, den Weg, auf dem er gekommen, wieder einzuschlagen, so lief er gerade zu der Thüre nach der Rue Coq-Héron, öffnete sie ohne Hilfe eines Dieters, zog sie hinter sich zu und befand sich auf dem Pflaster des Königs.

Er halte den von Andrée bezeichneten Weg vollkommen im Kopfe behalten und folgte mit der größten Hast der Spur von Sebastian.

Wie der Knabe, schritt er über den Platz des Palais Royal und längs der Rue Saint-Honoré hin, welche nun ganz verödet, denn es war beinahe ein Uhr Morgens. An der Ecke der Rue de la Sourdière angelangt, wandte er sich rechts und dann links, und er befand sich in der Sackgasse Sainte-Hyacinthe.

Hier begann von seiner Seite eine gründlichere Inspection der Oertlichkeit.

In der dritten Thüre links erkannte er an der kreuzförmig durch Gitterstangen geschlossenen Oeffnung die von Andrée beschriebene Thüre.

Die Bezeichnung war so bestimmt, daß man sich nicht täuschen konnte. Er klopfte an.

Niemand antwortete. Er klopfte zum zweiten Male. Da glaubte er furchtsame, argwöhnische Tritte an der Treppe hinschleichen und sich nähern zu hören.

Er klopfte zum dritten Male.

»Wer klopft?« fragte eine Weiberstimme.

»Oeffnen Sie,« antwortete Gilbert, »und seien Sie ohne Furcht; ich bin der Vater des verwundeten Knaben, den Sie ausgenommen haben.«

»Oeffne, Albertine,« sprach eine andere Stimme, »es ist der Doctor Gilbert.«

»Mein Vater! mein Vater!« rief eine dritte Stimme, in der Gilbert die von Sebastian erkannte.

Gilbert athmete.

Die Thüre wurde geöffnet. Einen Dank stammelnd, eilte Gilbert die Stufen hinab.

Als er unten an die letzte gekommen war, befand er sich in einer Art von Keller, der von einer Lampe erleuchtet wurde, welche auf dem von Andrée erschauten, mit Handschriften und bedruckten Papieren beladenen Tische stand.

Im Schatten und auf einem ärmlichen Bette liegend, erblickte Gilbert seinen Sohn, der die Arme nach ihm ausstreckte und ihn zu sich rief. So mächtig die Selbstbeherrschung von Gilbert war, die väterliche Liebe trug den Sieg über das philosophische Decorium davon, und er stürzte aus den Knaben zu und drückte ihn an sein Herz, wobei er indessen besorgt war, weder seinen blutenden Arm, noch seine Schmerzen leidende Brust zu quetschen.

Dann, als sie sich in einem langen väterlichen Kusse, durch das sanfte Geflüster von zwei Münden, die sich suchen, Alles gesagt hatten, ohne ein Wort zu sprechen, wandte sich Gilbert gegen seinen Wirth um, den er kaum erblickt hatte.

Dieser stand da mit ausgebreiteten Beinen, eine Hand aus den Tisch, die andere auf seine

Hüfte gestützt, beleuchtet von dem Lichte der Lampe, deren Deckel er weggenommen hatte, um die Scene besser zu genießen, welche unter seinen Augen vorging.

»Schau, Albertine,« sagte er, »und danke mit mir dem Zufall, der mir einem meiner Brüder diesen Dienst zu leisten erlaubt hat.«

In dem Moment, wo der Wundarzt diese paar ein wenig emphatischen Worte sprach, wandte sich Gilbert, wie gesagt, um und warf einen ersten Blick auf das ungestaltete Wesen, das er vor sich hatte.

Es war etwas Gelbes und Grünes mit grauen Augen, die ihm aus dem Kopfe hervorstanden, einer von jenen vom Zorne von Latona verfolgten Bauern, welche, im Begriffe, ihre Metamorphose zu vollführen, schon nicht mehr Menschen, aber noch nicht Kröten sind.

Gilbert schauerte unwillkürlich; es schien ihm, als hätte er in einem häßlichen Traume, wie durch einen Blutschleier, diesen Menschen schon einmal gesehen.

Er näherte sich Sebastian und drückte ihn noch zärtlicher an sein Herz.

Gilbert überwand indessen diese erste Bewegung und ging auf den seltsamen Mann zu, den Andrée in ihrem magnetischen Schlafe gesehen und der sie so sehr erschreckt hatte.

»Mein Herr,« sprach er, »empfangen Sie den Dank eines Vaters, dem Sie seinen Sohn erhalten haben; mein Dank ist aufrichtig und kommt aus dem Grunde des Herzens.«

»Mein Herr,« erwiderte der Wundarzt, »ich habe nur die Pflicht gethan, die mir zugleich von meinem Herzen eingegeben und von der Wissenschaft geboten war. Ich bin Mensch und, wie Terenz sagt, nichts Menschliches ist mir fremd; überdies habe ich ein zartes Gemüth, ich kann kein Insekt und folglich noch viel weniger meines Gleichen leiden sehen.«

»Werde ich so glücklich sein, zu erfahren, mit welchem achtenswürdigen Philanthropen ich zu sprechen die Ehre habe?«

»Sie kennen mich nicht, Collega?« versetzte der Wundarzt, auf eine Weise lachend, die er freundlich machen wollte, während sie nur häßlich war. »Nun, ich kenne Sie: Sie sind der Doctor Gilbert, der Freund von Washington und Lafayette, — er legte einen seltsamen Nachdruck auf das letzte Wort, — der Mann Amerikas und Frankreichs, der ehrliche Utopist, der über das constitutionelle Königthum herrliche Memoiren geschrieben hat, die Sie von Amerika aus an Seine Majestät König Ludwig XVI. adressierten, für welche Memoiren Seine Majestät König Ludwig XVI. Sie damit belohnt hat, daß er Sie in dem Augenblick, wo Sie den Boden Frankreichs berührten, in die Bastille schickte. Sie wollten ihn dadurch retten, daß Sie ihm den Weg der Zukunft zum Voraus abräumten, er öffnete Ihnen den zu einem Gefängniß, — königliche Dankbarkeit!«

Der Wundarzt lachte abermals, doch diesmal auf eine gräßliche, drohende Art.

»Wenn Sie mich kennen, mein Herr, so ist dies ein Grund mehr, daß ich auf meiner Bitte bestehe und die Ehre habe, ebenfalls Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Oh! es ist schon lange her, daß wir Bekanntschaft gemacht haben, mein Herr,« erwiderte der Wundarzt. »Es sind zwanzig Jahre, und zwar in einer erschrecklichen Nacht, in der Nacht vom 30. Mai 1770. Sie waren damals im Alter dieses Knaben; Sie wurden mir, wie er, verwundet, sterbend, zerquetscht gebracht; Sie wurden mir durch meinen Lehrer Rousseau gebracht, und ich habe Ihnen auf einem ganz mit Leichnamen und abgeschnittenen Gliedern umgebenen Tische zur Ader gelassen. Oh! in jener erschrecklichen Nacht, und das ist eine gute Erinnerung für mich, habe ich mit Hilfe des Eisens, welches weiß, bis wohin es eindringen muß, um zu heilen, bis

wohin es schneiden muß, um zu vernarben, viele Existenzen gerettet.«

»Ah! mein Herr,« rief Gilbert, »dann sind Sie Jean Paul Marat.«

Und unwillkürlich wich er einen Schritt zurück.

»Du siehst, Albertine,« sagte Marat, »mein Name bringt seine Wirkung hervor.«

Und er schlug ein unheimliches Gelächter aus.

»Aber,« fügte Gilbert lebhaft bei, »warum hier, warum in diesem Keller, warum beleuchtet von dieser rauchigen Lampe? . . . Ich glaubte, Sie seien Arzt des Herrn Grafen d'Artois?«

»Thierarzt seiner Ställe, wollen Sie sagen. Doch der Prinz ist emigriert; kein Prinz mehr, keine Ställe mehr; keine Ställe mehr, kein Thierarzt mehr. Ueberdies hatte ich meine Entlassung genommen, ich will nicht den Tyrannen dienen.«

Hier richtete sich der Zwerg in der ganzen Höhe seiner kleinen Gestalt auf.

»Aber warum hier, warum in diesem Loche, warum in diesem Keller?« wiederholte Gilbert.

»Warum, Herr Philosoph? Weil ich Patriot bin, weil ich schreibe, um die Ehrgeizigen anzuzeigen, weil Bailly mich fürchtet, weil Necker mich verflucht, weil Lafayette Jagd auf mich macht, weil er mich von seiner Nationalgarde hat umstellen lassen, weil er einen Preis aus meinen Kopf gesetzt hat, der Ehrgeizige, der Dictator; doch ich trotze ihm! Aus der Tiefe meines Kellers verfolge ich ihn, denuncire ich ihn, den Dictator! Sie wissen, was er gethan hat?«

»Nein,« erwiderte Gilbert naiv.

»Er hat im Faubourg Saint-Antoine fünfzehn tausend Tabaksdosen mit seinem Bildniß verfertigen lassen; dahinter steckt etwas, wie ich glaube . . . nicht wahr? Ich bitte auch die guten Bürger, sie zu zerbrechen, wenn sie sie sich verschaffen können; sie werden darin den Schlüssel des großen royalistischen Complots finden, denn, — Sie wissen das nicht, — während der arme Ludwig XVI. mit heißen Thränen die Dummheiten beweint, die ihn die Oesterreicherin machen läßt, conspirirt Lafayette mit der Königin.«

»Mit der Königin?« wiederholte Gilbert nachdenkend.

»Ja, mit der Königin. Sie werden mir nicht sagen, diese conspirire nicht; sie hat in den letzten Tagen so viel weiße Cocarden ausgetheilt, daß das weiße Band um drei Sous die Elle ausgeschlagen ist. Die Sache ist sicher, ich weiß es von einem der Mädchen der Bertin, der Modehändlerin der Königin, ihrer ersten Ministerin, derjenigen, welche sagt: »»Ich habe diesen Morgen mit Ihrer Majestät gearbeitet.««

»Und wo zeigen Sie Alles dies an?« fragte Gilbert.

»In meiner Zeitung, in der Zeitung, die ich gegründet, und von der ich zwanzig Nummern habe erscheinen lassen, in dem Blatte *l'Ami du Peuple* oder *le Publiciste Parisien*, einem politischen und unparteiischen Journal. Um das Papier und den Druck der ersten Nummern zu bezahlen, — sehen Sie, schauen Sie hinter sich, — habe ich sogar die Leintücher und Decken des Bettes, auf dem Ihr Sohn liegt, verkauft.«

Gilbert wandte sich um und sah in der That, daß der kleine Sebastian auf dem verzerrten Zwillich einer völlig kahlen Matratze ausgestreckt lag, wo er überwältigt vom Schmerz und von der Müdigkeit so eben eingeschlafen war.

Der Doctor näherte sich dem Knaben, um zu sehen, ob dieser Schlaf nicht eine Ohnmacht sei; doch beruhigt durch das sanfte, gleichmäßige Athmen, kehrte er zu dem Manne zurück, der ihm, ohne daß er sich dessen erwehren konnte, dasselbe Interesse der Neugierde einflößte, das ihm ein wildes Thier, ein Tiger oder eine Hyäne, eingeflößt hätte.

»Und wer sind Ihre Mitarbeiter bei diesem riesigen Werke?«

»Meine Mitarbeiter?« versetzte Marat. »Ha! Ha! ha! die wälschen Hühner gehen in Herden; der Adler marschirt allein. Hier sind meine Mitarbeiter.«

Marat zeigte seinen Kopf und seine Hände.

»Sehen Sie diesen Tisch?« fuhr er fort. »Das ist die Werkstätte, wo Vulcan, — die Vergleichung ist gut gefunden, nicht wahr? — wo Vulcan den Blitz schmiedet. Jede Nacht schreibe ich acht Selten in Octav, die man am Morgen verkauft; acht Seiten, das genügt oft nicht, und ich verdoppele die Lieferung; sechzehn Selten sind oft noch zu wenig; was ich mit großen Buchstaben angefangen habe, vollende ich beinahe immer mit kleinen. Die anderen Journalisten erscheinen in Zwischenräumen, lösen sich ab, lassen sich helfen, ich nie. Der *Ami du Peuple*, — Sie können die Copie sehen, sie ist da, — der *Ami du Peuple* ist ganz von derselben Hand. Es ist auch nicht bloß ein Journal; nein, es ist ein Mensch, es ist eine Persönlichkeit, ich bin es!«

»Aber,« fragte Gilbert, »wie genügen Sie für diese ungeheure Arbeit?«

»Ah! das ist das Geheimniß der Natur! . . .Es ist ein Vertrag zwischen dem Tode und mir . . .ich gebe ihm zehn Jahre von meinem Leben, und er bewilligt mir Tage, welche nicht der Ruhe bedürfen, Nächte, welche nicht des Schlafes bedürfen . . . Meine Existenz ist eine einfache: ich schreibe . . .ich schreibe bei Nacht, ich schreibe bei Tag . . .Die Polizei von Lafayette nöthigt mich, verborgen, eingeschlossen zu leben; sie überliefert mich mit Leib und Seele der Arbeit; sie verdoppelt meine Thätigkeit . . .Dieses Leben lastete Anfangs auf mir: ich bin nun daran gewöhnt. Es gefällt mir, die elende Gesellschaft durch die enge, schräge Oeffnung meines Kellers, durch das feuchte, finstere Lustloch zu sehen. Aus der Tiefe meiner Nacht regiere ich über die Welt der Lebendigen; ich richte ohne Appellation die Wissenschaft und die Politik . . .Mit einer Hand zerstöre ich Newton, Franklin, Laplace, Monge, Lovoisier; mit der andern erschüttere ich Bailly, Necker, Lafayette . . .Ich werde Alles dies umstürzen . . .ja, wie Simson, der den Tempel umgestürzt hat, und unter den Trümmern, die mich selbst vielleicht zermalmen, begrabe ich das Königthum.«

Gilbert schauerte unwillkürlich; dieser Mensch wiederholte ihm in einem Keller und unter den Lumpen des Elends ungefähr das, was ihm Cagliostro in seinem gestickten Rocke in einem Palaste gesagt hatte.

»Aber,« sprach er, »warum haben Sie es, volksbeliebt, wie Sie sind, nicht versucht, sich zur Nationalversammlung ernennen zu lassen?«

»Weil der Tag noch nicht gekommen ist,« erwiderte Marat.

Dann fügte er, ein Bedauern ausdrückend, beinahe in demselben Augenblick bei:

»Oh! wäre ich Volkstribun! würde ich durch ein paar tausend entschlossene Menschen unterstützt, ich stehe dafür, daß von jetzt in sechs Wochen die Constitution vollkommen wäre; daß die politische Maschine auf das Beste ginge; daß es kein Spitzbube wagen würde, sie in Unordnung zu bringen; daß die Nation frei und glücklich wäre; daß sie in weniger als einem Jahre wieder blühend und fruchtbar würde, und daß sie so bliebe, so lange ich lebte.«

Und das eitle Geschöpf verwandelte sich unter dem Blicke von Gilbert; sein Auge wurde von Blut unterlaufen; seine gelbe Haut glänzte von Schweiß; das Ungeheuer war groß in seiner Häßlichkeit, wie ein Anderer groß ist in seiner Schönheit.

»Ja,« fuhr er fort, indem er seinen Gedanken wieder aufnahm, wo ihn die Begeisterung unterbrochen hatte, »ja, aber ich bin nicht Tribun, ja, aber ich habe die paar tausend Menschen

nicht, deren ich bedürfte . . .Nein, aber ich bin Journalist . . .nein, aber ich habe mein Schreibzeug, mein Papier, meine Federn . . .nein, aber ich habe meine Abonnenten, ich habe meine Leser, für die ich ein Orakel, ein Prophet, ein Wahrsager bin . . .Ich habe mein Volk, dessen Freund ich bin, und das ich, ganz zitternd, von Verrath zu Verrath, von Entdeckung zu Entdeckung, von Schrecken zu Schrecken führe . . . In den ersten Nummern des *Ami du Peuple* denuncierte ich die Aristokraten, ich sagte, es seien sechshundert Schuldige in Frankreich, sechshundert Stricke würden genügen. Ha! Ha! ha! ich täuschte mich ein wenig vor sechs Monaten! Der 5. und 6. October haben stattgefunden und mein Auge aufgeklärt . . .Es sind auch nicht mehr sechshundert Schuldige, die man richten muß, es sind zwanzigtausend Aristokraten, die man zu hängen hat.«

Gilbert lächelte. Zu diesem Grade gelangt, kam ihm die Wuth wie Tollheit vor.

»Nehmen Sie sich in Acht,« sagte er, »es wird in Frankreich nicht Hanf genug für das geben, was Sie thun wollen, und die Stricke werden einen ungeheuern Preis erreichen.«

»Man wird auch, wie ich hoffe, neue und wirksamere Mittel finden. Wissen Sie, wen ich heute Abend erwarte . . .wer binnen zehn Minuten an diese Thüre klopfen wird?«

»Nein, mein Herr,«

»Nun, ich erwarte einen von unsern Collegen, ein Mitglied der Nationalversammlung, das Sie dem Namen nach kennen, den Bürger Guillotin . . .«

»Ja,« sagte Gilbert, »derjenige, welcher den Deputirten vorgeschlagen hat, sich im Ballhause zu versammeln, als sie aus dem Sitzungssaale verjagt wurden; ein sehr gelehrter Mann.«

»Wissen Sie wohl, was der Bürger Guillotin erfunden hat? . . . Er hat eine wunderbare Maschine erfunden, eine Maschine, welche tödtet, ohne leiden zu lassen; — denn der Tod muß eine Strafe sein und nicht ein Leiden; er hat diese Maschine erfunden, und an einem der nächsten Morgen werden wir sie versuchen.«

Gilbert schauerte.

Es war zum zweiten Male, daß ihn dieser Mann in seinem Keller an Cagliostro erinnerte. Die von ihm erwähnte Maschine war ohne Zweifel dieselbe, von der Cagliostro mit ihm gesprochen.

»Ei! hören Sie.« sagte Marat, »man klopft eben an, er ist es. Oeffne, Albertine, öffne.«

Die Frau von Marat erhob sich von dem Schemel, aus welchem sie gekauert war, und schritt Maschinenmäßig und wankend aus die Thüre zu.

Gilbert aber ging, betäubt, erschrocken, von einer Blendung erfaßt, die einem Schwindel glich, zu Sebastian, den er in seine Arme zu nehmen und nach Hause zu bringen sich anschickte.

»Sehen Sie,« fuhr Marat mit Begeisterung fort, »sehen Sie eine Maschine, welche ganz allein functionirt! welche nur eines Mannes bedarf, um sie gehen zu machen! welche, dreimal das Messer wechselnd, dreihundert Köpfe im Tag abschneiden kann!«

»Und fügen Sie bei,« sagte eine kleine sanfte, flötenartige Stimme hinter Marat, »welche diese dreihundert Köpfe ohne Schmerzen, ohne eine andere Empfindung, als eine leichte Kühle auf dem Halse, abschneiden kann.«

»Ah! Sie sind es, Doctor,« rief Marat, indem er sich gegen einen kleinen Mann von fünf und vierzig Jahren umwandte, dessen sorgfältiger Anzug und sanfte Miene einen höchst seltsamen Contrast mit Marat bildeten, und der in der Hand eine Schachtel von der Form und dem Umfang derjenigen trug, welche Spielzeug von Kindern enthalten. »Was bringen Sie mir da?«

»Ein Modell von meiner Maschine, mein lieber Marat . . .Doch ich täusche mich nicht,«

setzte der kleine Mann hinzu, indem er in der Dunketheit zu erkennen suchte, »es ist der Herr Doctor Gilbert, den ich hier sehe?«

»Er selbst, mein Herr,« erwiderte Gilbert sich verbeugend.

»Ich bin entzückt, Sie hier zu treffen, mein Herr; Sie sind, Gott sei Dank, nicht zu viel, und ich werde glücklich sein, die Meinung eines so ausgezeichneten Mannes über eine Erfindung zu erfahren, die ich bekannt zu machen im Begriffe bin; — denn ich muß Ihnen sagen, mein lieber Marat, daß ich einen sehr geschickten Zimmermann, einen gewissen Meister Guidon gesunden habe, der mir meine Maschine im Großen verfertigt . . . Das ist theuer! er verlangt fünftausend fünfhundert Franken von mir! Doch kein Opfer soll mir zu kostspielig sein für das Wohl der Menschheit . . . In zwei Monaten wird sie fertig sein, mein Freund, und wir können sie versuchen; dann biete ich sie der Nationalversammlung an. Ich hoffe, Sie werden den Antrag in Ihrem vortrefflichen Journal unterstützen, obgleich, in Wahrheit, meine Maschine sich von selbst empfiehlt, Herr Gilbert, wie Sie mit Ihren eigenen Augen beurtheilen werden; doch ein paar Zeilen im *Ami du Peuple* können ihr nicht schaden.«

»Oh! seien Sie ruhig, ich werde ihr nicht ein paar Zeilen, sondern eine ganze Nummer widmen.«

»Sie sind sehr gut, mein lieber Marat; aber ich will Ihnen nicht, wie man zu sagen pflegt, eine Katze im Sack verkaufen.«

Und er zog aus seiner Tasche eine Schachtel, die, um ein Viertel kleiner als die erste, sich durch ein gewisses inneres Geräusch als von einem Thiere oder vielmehr von einigen ihres Gefängnisses überdrüssigen Thieren bewohnt verrieth.

Dieses Geräusch entging den seinen Ohren von Marat, nicht.

»Ho! Ho! was haben Sie da drinnen?« fragte er.

»Sie werden es sehen.« erwiderte der Doctor.

Marat legte die Hand an die Schachtel.

»Nehmen Sie sich in Acht.« rief lebhaft der Doctor, »nehmen Sie sich in Acht, die Thierchen entfliehen zu lassen, wir könnten sie nicht wieder erwischen: es sind Mäuse, denen wir den Kopf abschneiden wollen. — Nun, was machen Sie denn, Doctor Gilbert? . . . Sie verlassen uns?«

»Ach! ja, mein Herr,« antwortete Gilbert, »zu meinem großen Bedauern; mein Sohn, der heute Abend von einem Pferde aus das Pflaster geschleudert und verwundet wurde, ist vom Doctor aufgehoben und sodann, nachdem er ihm zur Ader gelassen, verbunden worden; ich Habe dem Doctor schon selbst das Leben unter ähnlichen Umständen zu verdanken gehabt und wiederhole ihm meine innige Erkenntlichkeit. Mein Knabe aber bedarf eines frischen Bettes, der Ruhe, der Pflege; ich kann also Ihrem interessanten Versuche nicht beiwohnen.«

»Doch Sie werden dem beiwohnen, welchen wir im Großen in zwei Monaten machen, nicht wahr, Sie versprechen es mir, Doctor?«

»Ich verspreche es Ihnen, mein Herr.«

»Ich nehme Sie beim Wort.«

»Es ist gegeben.«

»Doctor,« sagte Marat, »ich brauche Ihnen nicht Geheimhaltung meines Zufluchtsortes zu empfehlen.«

»Oh! mein Herr . . .«

»Ihr Freund Lafayette, wenn er ihn entdeckte, ließe mich erschießen wie einen Hund oder

aufhängen wie einen Dieb.«

»Erschießen! Aufhängen!« rief Guillotin. »Man wird mit allen diesen cannibalischen Todesarten ein Ende machen; es wird einen sanften, leichten, augenblicklichen Tod geben; einen Tod, wie ihn die Greise, welche, des Lebens überdrüssig, als Philosophen und als Weise endigen wollen, einem natürlichen Tode vorziehen werden . . . Sehen Sie das an, mein lieber Marat, sehen Sie es.«

Und ohne sich mehr um den Doctor Gilbert zu bekümmern, öffnete er seine große Schachtel und fing an seine Maschine auf dem Tische von Marat zu errichten, der ihm mit einer seiner Begeisterung gleichen Neugierde zuschaute.

Gilbert benutzte dies, um den eingeschlafenen Sebastian aufzuheben und in seinen Armen fortzutragen. Albertine führte ihn bis zu der Thüre zurück, die sie sorgfältig wieder hinter ihm schloß.

Als er sich aus der Straße befand, fühlte er an der Kälte seines Gesichtes, daß dieses mit Schweiß bedeckt war, und daß der Nachtwind diesen Schweiß aus seiner Stirne in Eis verwandelte.

»Oh! mein Gott,« murmelte er, »was wird mit dieser Stadt geschehen, deren Keller vielleicht zur Stunde fünfhundert Philanthropen verbergen, Philanthropen beschäftigt mit Werken, dem ähnlich, welches ich habe vorbereiten sehen, und die an einem schönen Tage an das Licht des Himmels treten werden? . . .«

XVI.

Catherine.

Von der Rue de la Sourdière, bis zu dem Hause, das Gilbert in der Rue Saint-Honoré bewohnte, war es nur ein Schritt.

Dieses Haus lag unsern der Assomption, einem Tischler Namens Duplay gegenüber.

Die Kälte und die Bewegung weckten Sebastian auf. Er wollt, gehen, aber sein Vater widersetzte sich und trug ihn fortwährend in seinen Armen.

Als der Doctor bei der Thüre angelangt war, stellte er Sebastian einen Augenblick aus seine Füße und klopfte stark genug, daß er, so sehr auch der Conciergerie eingeschlafen sein mochte, doch nicht zu lange aus der Straße zu warten hatte.

Ein schwerfälliger, obgleich rascher Tritt erscholl bald jenseits der Thüre.

»Sind Sie es, Herr Gilbert?« fragte eine Stimme.

»Ah!« sagte Sebastian, »das ist die Stimme von Pitou.«

»Gott sei gelobt!« rief Pitou, während er öffnete. »Sebastian ist wiedergefunden!«

Dann wandte er sich gegen die Treppe um, in deren Tiefe man allmähig den Schein einer Kerze erblickte, und rief:

»Herr Billot! Herr Billot! Sebastian ist wiedergefunden, und zwar ohne Unfall, wie ich hoffe, — nicht wahr, Herr Gilbert?«

»Wenigstens ohne einen ernsten Unfall,« erwiderte der Doctor. »Komm, Sebastian, komm!«

Und er überließ Pitou die Sorge, die Thüre zu schließen, hob abermals vor den Augen des erstaunten Concierge, der in der baumwollenen Mütze und im Hemde auf der Schwelle seiner Loge erschien, — Sebastian in seinen Armen auf und fing an die Treppe hinauszusteigen.

Billot schritt, dem Doctor leuchtend, voran, Pitou ging hinter ihnen. Der Doctor wohnte im zweiten Stocke; die weit geöffneten Thüren deuteten an, daß er erwartet wurde. Er legte Sebastian aus sein Bett.

Pitou folgte ängstlich und schüchtern. An dem Kothe, der seine Schuhe, seine Strümpfe, seine Hose bedeckte und seine übrigen Kleidungsstücke befleckte, konnte man leicht sehen, daß er ganz frisch von einer langen Wanderung gekommen war.

Nachdem er die in Thränen zerfließende Catherine zu ihrem Hause zurückgeführt, nachdem er aus dem Munde des Mädchens selbst, das zu tief betroffen war, um seinen Schmerz zu verbergen, erfahren hatte, dieser Schmerz rühre von der Abreise von Herrn Isidor von Charny nach Paris her, hatte Pitou, dem dieser Schmerz doppelt, — als Liebendem und als Freund, — das Herz brach, von Catherine, die sich niedergelegt, und von ihrer Mutter, welche am Fuße des Bettes weinte, Abschied genommen und war mit einem viel langsameren Schritt, als der gewesen, welcher ihn herbeigeführt, nach Haramont zurückgekehrt.

Die Langsamkeit dieses Schrittes und der Umstand, daß er sich so oft umwandte, um traurig nach dem Pachthause zu schauen, von dem er sich, das Herz zugleich angeschwollen vom Schmerz von Catherine und von seinem eigenen Schmerz, entfernte, machten, daß er erst bei

Tagesanbruch in Haramont ankam.

Die geistige Beklommenheit, die sich seiner bemächtigt hatte, machte, daß er wie Sertus, da er seine todte Frau wiederfand, sich mit starren Augen und die Hände aus seinem Schooße gekreuzt auf sein Bett setzte.

Endlich erhob er sich, und einem Menschen ähnlich, der, nicht aus seinem Schlafe, sondern aus seinen Gedanken erwacht, schaute er umher und sah bei dem von seiner Hand beschriebenen Blatte Papier ein zweites mit einer andern Schrift bedecktes Blatt.

Er trat an den Tisch und las den Brief von Sebastian.

Zum Lobe von Pitou müssen wir sagen, daß er sogleich seinen persönlichen Kummer vergaß, um nur an die Gefahren zu denken, welche sein Freund während der langen Reise, die er unternommen, laufen konnte.

Dann, ohne sich um den Vorsprung zu bekümmern, den der am Tage vorher abgegangene junge Mensch vor ihm haben mochte, setzte ihm Pitou, auf seine langen Beine vertrauend, nach, mit der Hoffnung, Sebastian einzuholen, hätte Sebastian keine Transportmittel gefunden und wäre er genöthigt gewesen, seinen Marsch zu Fuß zu machen.

Ueberdies müßte Sebastian wohl anhalten, während er immer marschiren würde.

Er bekümmerte sich nicht um irgend ein Gepäck. Er umgürtete seine Lenden mit einem ledernen Riemen, wie er dies zu thun pflegte, wenn er eine lange Strecke zurückzulegen hatte: er nahm unter seinen Arm einen vierpfündigen Laib Brod, in den er eine Wurst steckte, und in seine Hand seinen Reisestock und begab sich auf den Weg.

Pitou machte mit seinem gewöhnlichen Schritt anderthalb Meilen in der Stunde; nahm er den Schnellschritt, so machte er zwei.

Da er indessen anhalten mußte, um zu trinken, um die Schnüre seiner Schuhe zu knöpfen und um sich nach Sebastian zu erkundigen, so brauchte er zehn Stunden, um vom Ende der Straße von Largny zur Barrière von la Villette zu kommen; sodann eine Stunde, wegen der Hemmnisse durch die Wagen, um von der genannten Barrière zum Hause des Doctor Gilbert zu gelangen: das machte elf Stunden. Er war um neun Uhr Morgens abgegangen und kam um acht Uhr Abends an.

Das war, wie man sich erinnert, gerade der Augenblick, wo Andrée Sebastian aus den Tuileries wegführte, und wo der Doctor Gilbert mit dem König sprach. Er fand also weder den Doctor Gilbert, noch Sebastian; doch er fand Billot.

Billot hatte durchaus nichts von Sebastian gehört und wußte nicht, zu welcher Stunde Gilbert nach Hause zurückkehren würde.

Der unglückliche Pitou war so besorgt, daß es ihm nicht einfiel, mit Billot von Catherine zu sprechen. Seine ganze Conversation war ein langer Seufzer über das Unglück, welches er gehabt, daß er nicht in seiner Stube gewesen, als Sebastian dahin gekommen war.

Dann, da er den Brief von Sebastian mitgenommen, um sich im Nothfall bei dem Doctor zu rechtfertigen, las er diesen Brief abermals, was sehr unnöthig, denn er hatte ihn so oft gelesen und wiedergelesen, daß er ihn auswendig wußte.

Die Zeit war so langsam und traurig für Pitou und Billot seit acht Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens vergangen.

Sechs Stunden, das war sehr lang! Pitou hatte nicht das Doppelte von dieser Zeit gebraucht, um von Villers-Cotterets nach Paris zu kommen.

Um zwei Uhr Morgens erscholl der Klopfen zum zehnten Male seit der Ankunft von Pitou.

Jedes Mal stürzte Pitou nach der Treppe, und trotz der vierzig Stufen, die er hinabzusteigen hatte, kam er immer in dem Augenblick unten an, wo der Concierge die Schnur zog.

Doch jedes Mal wurde er in seiner Hoffnung getäuscht: weder Gilbert, noch Sebastian erschienen, und er ging langsam und traurig wieder zu Billot hinauf.

Wir haben erzählt, wie, als er zum letzten Male noch hastiger als die andern Male hinabstieg, seine Erwartung erfüllt wurde, da er zugleich den Vater und den Sohn, den Doctor Gilbert und Sebastian erscheinen sah.

Gilbert dankte Pitou, wie man dem braven Jungen danken mußte, daß heißt durch einen Händedruck; dann, da er dachte, nach einem Trabe von achtzehn Meilen und einer Erwartung von sechs Stunden müsse der Reisende Ruhe nöthig haben, wünschte er ihm eine gute Nacht und schickte ihn zu Bette.

Doch, über Sebastian beruhigt, hatte Pitou nun Billot eine Mittheilungen zu machen. Er winkte daher Billot, und Billot folgte ihm.

Was Gilbert betrifft, so wollte dieser Niemand die Sorge anvertrauen, Sebastian zu Bette zu bringen und bei ihm zu wachen. Er untersuchte selbst das blaue Mal aus der Brust seines Sohnes und hielt sein Ohr an mehre Stellen des Rumpfes; als er sich sodann versichert hatte, daß der Athem völlig frei war, legte er sich aus ein Canapé bei dem Kinde, das, trotz eines ziemlich starken Fiebers, sogleich entschlummerte.

Bald aber bedachte er nach der Unruhe, die ihn selbst erfüllt hatte, welche Bangigkeit Andrée quälen müsse; er rief seinen Kammerdiener und befahl ihm, auf die nächste Post, damit er bei der ersten Abgabe an seine Adresse käme, einen Brief zu tragen, in welchem nur die Worte standen:

»Beruhigen Sie sich, das Kind ist wiedergefunden und hat kein Unglück erlitten.«

Am andern Tage ließ Billot schon am frühen Morgen Gilbert um Erlaubniß bitten, eintreten zu dürfen, was ihm bewilligt wurde.

Das gute Gesicht von Pitou erschien lächelnd an der Thüre hinter dem von Billot, dessen traurigen, ernsten Ausdruck Gilbert wahrnahm.

»Was gibt es denn, mein Freund, und was haben Sie?« fragte der Doctor.

»Herr Gilbert, Sie haben wohl daran gethan, mich hier zurückzuhalten, da ich Ihnen, Ihnen und dem Kinde, nützlich sein konnte, aber während ich in Paris bleibe, geht dort Alles schlecht.«

Man glaube übrigens nach diesen Worten nicht, Pitou habe die Geheimnisse von Catherine geoffenbart und von der Liebschaft des Mädchens mit Isidor gesprochen. Nein, die ehrliche Seele des wackern Commandanten der Nationalgarde von Haramont sträubte sich gegen eine Angeberei. Er hatte Billot nur gesagt, die Ernte sei schlecht gewesen, der Rocken habe gefehlt, ein Theil vom Getreide sei durch den Hagel niedergeschlagen worden, die Scheunen seien nur zum Drittel voll, und er habe Catherine ohnmächtig auf dem Wege von Villers-Coterets nach Pisseleu gefunden.

Billot hatte sich sehr wenig um den Mangel an Rocken und das Verhageln des Getreides bekümmert, aber es wäre ihm selbst beinahe unwohl geworden, als er die Ohnmacht von Catherine erfuhr.

Der brave Vater Billot wußte, daß ein Mädchen vom Temperament und von der Stärke von Catherine nicht ohne Grund auf der Landstraße ohnmächtig wird.

Ueberdies hatte er Pitou befragt, und welche Zurückhaltung Pitou auch bei seinen Antworten

beobachtet, mehr als einmal halte Billot den Kopf geschüttelt und gesagt;

»Ja, ja, ich glaube, es ist Zeit, daß ich zurückkehre.«

Gilbert, der selbst empfunden, was ein Vaterherz leiden kann, begriff diesmal, was in dem von Billot vorging, als ihm Billot die von Pitou überbrachten Nachrichten mittheilte.

»Gehen Sie also, mein lieber Billot, da Gut und Familie Sie zurückfordern,« antwortete er; »aber vergessen Sie nicht, daß ich im Namen des Vaterlandes über Sie verfüge.«

»Ein Wort, Herr Gilbert,« versetzte der wackere Pächter, »und in zwölf Stunden bin ich in Paris.«

Nachdem er sodann Sebastian, der sich nach einer glücklich zugebrachten Nacht völlig außer Gefahr befand, umarmt und die zarte feine Hand von Gilbert in seinen zwei breiten Händen gedrückt hatte, schlug Billot den Weg nach seinem Pachthofe ein, den er auf acht Tage verlassen hatte, während er nun seit drei Monaten davon abwesend war.

Pitou folgte ihm; er nahm, — eine Gabe des Doctor Gilbert, — fünf und zwanzig Louis d'or mit, welche zur Kleidung und Equipirung der Nationalgarde von Haramont bestimmt waren.

Sebastian blieb allein bei seinem Vater.

XVII.

Waffenstillstand.

Eine Woche war zwischen den von uns erzählten Ereignissen und dem Tage verlaufen, wo wir den Leser abermals an der Hand nehmen und in das Schloß der Tuileries führen, das fortan der Hauptschauplatz der großen Katastrophe, welche in Erfüllung gehen sollte.

O Tuileries! unseliges Vermächtniß der Königin der Bartholomäus-Nacht, der seltsamen Catharina von Medicis für ihre Abkömmlinge und Nachfolger, Palast des Schwindels, der du anziehst, um zu verschlingen, welche Verblendung findet sich denn in deiner gähnenden Halle, in der sich alle diese wahnsinnigen Gekrönten fangen, welche Könige genannt werden wollen, welche sich nur für wahrhaft gesalbt und geheiligt halten, wenn sie unter deinem mörderischen Tüfelwerk geschlafen haben, während du sie einen nach dem andern, diese als Leichname ohne Köpfe, jene als Flüchtlinge ohne Krone, zurückwirfst?

Ohne Zweifel ist in deinen, wie ein Juwel von Benvenuto Cellini, ciselirten Steinen ein Unheilbringendes Zauberwerk; ohne Zweifel liegt unter deiner Schwelle ein tödtlicher Talisman vergraben. Zähle die letzten Könige, die du empfangen, und sage, was du damit gemacht hast! Von diesen fünf Königen ist ein einziger von dir der Gruft zurückgegeben worden, wo ihn seine Ahnen erwarteten, einer wurde dem Schaffot überliefert und die drei andern der Verbannung!

Eines Tags wollte eine ganze Versammlung der Gefahr trotzen, den Platz der Könige einnehmen und sich, als Mandatar des Volks, dahin setzen, wo die Erwählten der Monarchie gesessen hatten. Von diesem Augenblick an erfaßte sie der Schwindel; von diesem Augenblick an zerstörte sie sich selbst: das Schaffot verschlang die Einen, die Verbannung die Andern, und eine seltsame Brüderschaft vereinigte Ludwig XVI. und Robespierre, Collot-d'Herbois und Napoleon, Billaut-Varennes und Karl X., Vadier und Louis Philipp.

O Tuileries! o Tuileries! ein Wahnsinniger muß also derjenige sein, welcher es wagt, deine Schwelle zu überschreiten und da einzutreten, wo Ludwig XVI., Napoleon, Karl X. und Louis Philipp eingetreten sind, denn ein wenig später, ein wenig früher wird er durch dieselbe Thüre herauskommen wie sie.

Und doch, unheilvoller Palast! ist Jeder von ihnen in deine Mauern unter den Acclamationen des Volkes eingetreten, und dein doppelter Balcon hat sie, einen nach dem andern, diesen Acclamationen, im Glauben an die Wünsche und Verheißungen der Menge welche dieselben erschallen ließ, zulächeln sehen, was zur Folge hatte, daß, kaum unter dem Thronhimmel sitzend, Jeder von ihnen an seinem Werke zu arbeiten anfing, statt an dem Werke des Volkes zu arbeiten; als dies das Volk eines Tags bemerkte, setzte es ihn vor die Thüre wie einen ungetreuen Pächter, oder es bestrafte ihn wie einen undankbaren Mandatar.

So fand nach dem erschrecklichen Marsch vom 6 October, mitten unter Koth, Blut und Geschrei, die bleiche Sonne des ankern Tages, als sie aufging, den Hof der Tuileries voll von einem von der Rückkehr seines Königs bewegten und nach seinem Anblick hungerigen Volke.

Den ganzen Tag hindurch empfing der König die constituirten Körper; während dieser Zeit wartete die Menge außen, suchte, bespöhte sie ihn durch die Fenster; derjenige, welcher ihn zu

erblicken glaubte, stieß einen Freudenschrei aus, zeigte ihn seinem Nachbar und sagte:

»Seht Ihr ihn? seht Ihr ihn, dort ist er!«

Um Mittag mußte er sich auf dem Balcon zeigen, und es erschollen einstimmig Bravos und Händegeklatsche.

Am Abend mußte er in den Garten hinabgehen, und nun waren es nicht mehr Bravos und Händegeklatsche, es waren Rührungen und Thränen.

Madame Elisabeth, ein junges, frommes, naives Herz, zeigte dieses Volk ihrem Bruder und sagte:

»Mir scheint, es ist nicht schwer, über solche Menschen zu regieren:«

Ihre Wohnung war im Erdgeschoß. Am Abend ließ sie die Fenster öffnen und speiste vor aller Welt.

Männer und Weiber schauten zu, klatschten Beifall und grüßten durch die Oeffnungen, die Weiber besonders: sie ließen ihre Kinder auf das Gesims der Fenster steigen, befahlen den unschuldigen Kleinen, der vornehmen Dame Küsse zuzusenden und ihr zu sagen, sie sei sehr schön.

Und die kleinen Kinder wiederholten: »Sie sind sehr schön, Madame!« und sandten ihr mit ihren fleischigen Händchen zahllose und endlose Küsse zu.

Jeder sagte: »Die Revolution ist beendet; der König ist nun von seinem Versailles, von seinen Höflingen und seinen Räthen befreit. Der Zauber, der fern von seiner Hauptstadt das gefangene Königthum in dieser Welt von Automaten, Statuen und beschnittenen Taxusbäumen hielt, welche man Versailles nennt, ist gebrochen. Gott sei Dank, der König ist wieder in das Leben und in die Wahrheit, daß heißt in die wirkliche Natur des Menschen eingesetzt. Kommen Sie, Sire, kommen Sie unter uns! Bis zu diesem Tag hatten Sie so, wie Sie umgeben waren, nur die Freiheit, das Böse zu thun; heute haben Sie in unserer Mitte, mitten unter Ihrem Volke, die volle Freiheit, das Gute zu thun!«

Oft täuschen sich die Waffen und die Individuen über das, was sie sind, oder vielmehr über das, was sie alsbald sein werden. Die während der Tage des 5. und 6. October ausgestandene Angst hatte zum König nicht nur eine Menge von Herzen, sondern auch viele Geister, viele Interessen zurückgeführt. Dieses Geschrei in der Dunkelheit, dieses Erwachen in der Nacht, diese im Marmorhose angezündeten und mit ihren unheimlichen Reflexen die großen Mauern von Versailles beleuchtenden Feuer, Alles dies halte die ehrlichen Imaginationen stark betroffen. Die Nationalversammlung hatte gewaltig bange gehabt, mehr bange, da der König bedroht worden, als da sie selbst bedroht worden war. Damals schien es ihr noch, als hinge sie vom König ab; es werden nicht sechs Monate verlaufen, ohne daß sie im Gegentheil fühlt, daß der König von ihr abhängt. Hundert und fünfzig von ihren Mitgliedern nahmen Pässe. Mounier und Lally, — der Sohn des auf der Grève gestorbenen Lally, — flüchteten sich.

Die zwei populärsten Männer Frankreichs, Lafayette und Mirabeau, kamen als Royalisten nach Paris zurück.

Mirabeau sprach zu Lafayette: »Vereinigen wir uns und retten wir den König!«

Lafayette, ein vorzugsweise ehrlicher Mann, aber ein beschränkter Geist, verachtete zum Unglück den Charakter von Mirabeau und begriff sein Genie nicht.

Er beschränkte sich daraus, daß er den Herzog von Orleans aufsuchte.

Man hatte viele Dinge über Seine Königliche Hoheit gesagt.

Man hatte gesagt, der Herzog sei, seinen Hut aus die Augen niedergedrückt, ein Stöckchen in der Hand, gesehen worden, wie er die Gruppen im Marmorhofe aufgewiegelt, wie er zur Plünderung des Schlosses angetrieben, in der Hoffnung, die Plünderung würde zugleich die Ermordung sein.

Mirabeau war ganz dem Herzog von Orleans ergeben.

Lafayette, statt sich mit Mirabeau zu verständigen, ging zum Herzog von Orleans und forderte ihn auf, Paris zu verlassen. Der Herzog von Orleans stritt, kämpfte, stemmte sich entgegen; aber Lafayette war so sehr König, daß man ihm gehorchen mußte.

»Und wann werde ich zurückkommen?« fragte er Lafayette.

»Wann ich Ihnen sage, daß es Zeit ist, mein Prinz.«

»Und wenn ich mich langweile und ohne Ihre Erlaubniß zurückkomme, mein Herr?« fragte hoffärtig der Herzog.

»Dann,« erwiderte Lafayette, »dann hoffe ich, Eure Hoheit wird mir am andern Tage nach ihrer Rückkehr die Ehre geben, sich mit mir zu schlagen.«

Der Herzog von Orleans reiste ab und kam erst zurückgerufen wieder.

Lafayette war wenig Royalist vor dem 6. October; nach dem 6. October wurde er es aber wirklich, aufrichtig; er hatte die Königin gerettet und den König beschützt.

Man wird viel anhänglicher durch die Dienste, die man leistet, als durch die, welche man empfängt. Dies rührt davon her, daß im Herzen des Menschen mehr Stolz als Dankbarkeit ist.

Der König und Madame Elisabeth, obgleich sie fühlten, daß unter und vielleicht über all diesem Volke ein Unheil bringendes Element sei, das sich nicht mit ihm mischen wolle, etwas Gehässiges und Rachsüchtiges wie der Zorn des Tigers, welcher brüllt, während er schmeichelt, der König und Madame Elisabeth waren wirklich gerührt gewesen.

Nicht so war es bei Marie Antoinette. Die schlechte Stimmung, in der sich ihr Herz befand, schadete dem Geiste der Königin. Ihre Thränen waren Thränen des Verdrusses, des Schmerzes, der Eifersucht. Von diesen Thränen, die sie vergoß, galten eben so viele Charny, den sie ihren Armen entschlüpfen fühlte, als dem Scepter, den sie ihrer Hand entschlüpfen fühlte.

Sie sah auch all dies Volk, hörte auch all dies Geschrei mit einem gereizten Geiste und einem trockenen Herzen. Sie war in Wirklichkeit jünger als Madame Elisabeth, oder vielmehr von demselben Alter; aber die Jungfräulichkeit der Seele und des Körpers hatten dieser ein Kleid der Unschuld und Frische gemacht, das sie noch nicht abgelegt, während die glühenden Leidenschaften der Königin, Haß und Liebe, ihre Hände dem Elfenbein ähnlich gelb gefärbt, an ihre Zähne ihre gebleichten Lippen angepreßt und unter ihren Augen jene perlmutterartigen, bläulichen Nuancen ausgebreitet hatten, welche ein tiefes, unheilbares, beständiges Uebel offenbaren.

Die Königin war krank, tief krank, krank an einem Uebel, von dem man nicht mehr genest, denn das einzige Mittel dafür ist das Glück und der Friede, und die arme Marie Antoinette fühlte, daß es um ihren Frieden und um ihr Glück geschehen war.

Unter all dieser Begeisterung, unter all diesem Geschrei, unter allen diesen *Vivats*, wenn der König den Männern die Hände reichte, wenn Madame Elisabeth weinte und zugleich den Weibern und den kleinen Kindern zulächelte, fühlte auch die Königin ihr von den Thränen ihres eigenen Schmerzes befeuchtetes Auge vor der öffentlichen Freude wieder trocken werden.

Die Sieger der Bastille waren bei ihr erschienen, und die Königin hatte sich geweigert, sie zu

empfangen.

Die Damen der Halle waren ebenfalls gekommen; sie hatte die Damen der Halle empfangen, aber in der Entfernung, getrennt von ihnen durch ungeheure Körbe; überdies hatten sich ihre Frauen wie eine Vorhut, bestimmt, sie vor jeder Berührung zu beschützen, vor sie gestellt.

Das war ein großer Fehler, den Marie Antoinette beging. Die Damen der Halle waren Royalistinnen; viele hatten den 6. October desavouirt.

Diese Weiber hatten sie sodann angeredet, — denn in solchen Gruppen gibt es immer Redner.

Eine Frau, welche kühner als die anderen, hatte sich zum Rathe aufgeworfen.

»Frau Königin,« sagte diese Frau, »wollen Sie mir erlauben, Ihnen einen Rath zu geben, einen Rath, der vom Herzen kommt?«

Die Königin machte mit dem Kopfe ein so unmerkliches Zeichen daß die Frau es nicht sah.

»Sie antworten nicht?« sagte diese. »Gleichviel! ich werde Ihnen den Rath dennoch geben. Sie sind nun unter uns, inmitten Ihres Volkes, das heißt, im Schooße Ihrer wahren Familie. Sie müssen nun von Ihnen alle die Höflinge entfernen, welche die Könige verderben, und ein wenig diese armen Pariser lieben, welche Sie in den zwanzig Jahren, die Sie in Frankreich sind, vielleicht nicht viermal gesehen haben.«

»Madame,« erwiderte trocken die Königin, »Sie sprechen so, weil Sie mein Herz nicht kennen. Ich habe Sie in Versailles geliebt; ich werde Sie ebenso in Paris lieben.«

Das hieß nicht viel versprechen.

Eine andere Rednerin sagte auch:

»Ja, ja, Sie liebten uns in Versailles. Aus Liebe wollten Sie also am 14. Juli die Stadt belagern und sie beschießen lassen? Aus Liebe wollten Sie also am 6. October an die Grenze fliehen, unter dem Vorwande, mitten in der Nacht nach Trianon zu gehen?«

»Das heißt,« versetzte die Königin, »man hat Ihnen das gesagt, und Sie haben es geglaubt: das ist es, was zugleich das Unglück des Volks und das des Königs macht.«

Und dennoch, arme Frau! oder vielmehr arme Königin! dennoch fand sie unter diesen Widerstrebungen ihres Stolzes und unter diesen Zerreißungen ihres Herzens eine glückliche Eingebung!

Eine von diesen Frauen, eine Elsässerin von Geburt sprach sie deutsch an.

»Madame,« erwiderte die Königin, »ich bin dergestalt Französin geworden, daß ich meine Muttersprache vergessen habe.«

Das war reizend zu sagen; leider war es schlecht gesagt.

Die Damen der Halle konnten sich aus vollem Herzen: »Es lebe die Königin!« rufend entfernen.

Sie entfernten sich mit dem Ende der Lippen rufend und zwischen ihren Zähnen brummend.

Am Abend, als der König und Madame Elisabeth beisammen waren, ohne Zweifel, um sich zu trösten und gegenseitig zu befestigen, erinnerten sie sich Alles dessen, was sie Gutes und Tröstliches in diesem Volke gesunken.

Die Königin wußte nur Eines Allem dem beizufügen, ein Wort des Dauphin, das sie mehrere Male an diesem Tag und an den folgenden Tagen wiederholte.

Bei dem Lärmen, den die Damen der Halle in die Gemächer eintretend gemacht hatten, war der arme Kleine zu seiner Mutter gelaufen, hatte sich an sie angeschmiegt und ausgerufen:

»Guter Gott! Mama, ist denn heute abermals gestern?«

Der kleine Dauphin war da; er hörte, was seine Mutter von ihm sagte, und stolz wie alle Kinder, welche sehen, daß man sich mit ihnen beschäftigt, näherte er sich dem König und schaute ihn mit nachdenkender Miene an.

»Was willst Du, Louis?« sagte der König.

»Ich möchte Sie gern etwas sehr Ernstes fragen,« antwortete der Dauphin.

»Nun,« versetzte der König, indem er ihn zwischen seine Beine zog, »was willst Du mich fragen? Laß hören, sprich.«

»Ich wünschte zu wissen,« erwiderte das Kind, »warum Ihr Volk, daß Sie so sehr liebte, plötzlich so ärgerlich gegen Sie geworden ist, und was Sie gethan haben, um es so sehr in Zorn zu bringen.«

»Louis!« murmelte die Königin mit dem Ausdrücke des Vorwurfs.

»Lassen Sie mich ihm antworten,« sagte der König.

Madame Elisabeth lächelte dem Kinde zu.

Ludwig XVI. nahm seinen Sohn auf seinen Schooß und sprach, die Politik des Tages der Fassungskraft des Kindes anpassend:

»Mein Sohn, ich wollte das Volk noch glücklicher machen, als es war. Ich hatte Geld nöthig, um die durch die Kriege veranlagten Ausgaben zu bezahlen; ich verlangte von meinem Volke, wie es meine Vorgänger immer gethan haben, Beamte, welche mein Parlament bilden, widersetzten sich und sagten, mein Volk allein habe das Recht, mir dieses Geld zu votiren. Ich versammelte in Versailles die Ersten jeder Stadt ihrer Geburt, ihrem Vermögen und ihren Talenten nach; das ist das, was man die *Generalstaaten* nennt. Als sie versammelt waren, verlangten sie von mir Dinge, die ich nicht thun kann, weder für mich, noch für Dich, der Du mein Nachfolger sein wirst. Es fanden sich boshafte Menschen, die das Volk aufwiegelten, und die Excesse, zu denen es sich in den letzten Tagen hinreißen ließ, sind ihr Werk! Mein Sohn, man darf dennoch deshalb dem Volke nicht böse sein!«

Bei dieser letzten Ermahnung preßte Marie Antoinette die Lippen zusammen; mit der Erziehung des Dauphin beauftragt, würde sie diese Erziehung offenbar nicht zum Vergessen der Beleidigungen gelenkt haben.

Am andern Tage schickten die Stadt Paris und die Nationalgarde und ließen die Königin bitten, im Theater zu erscheinen, und so durch ihre Gegenwart und durch die des Königs zu bestätigen, daß sie mit Vergnügen in der Hauptstadt residiren.

Die Königin antwortete, es würde ihr ein großes Vergnügen bereiten, der Einladung der Stadt Paris zu entsprechen, aber sie brauche Zeit, um die Erinnerung an die jüngst vergangenen Tage aus dem Gedächtniß zu verlieren. Das Volk halte schon vergessen; es war erstaunt, daß man sich erinnerte.

Als sie erfuhr, ihr Feind der Herzog von Orleans sei von Paris entfernt, hatte sie einen Augenblick der Freude; sie wußte aber Lafayette keinen Dank für diese Entfernung: sie glaubte, es sei eine persönliche Angelegenheit zwischen dem Prinzen und dem General.

Sie glaubte es, oder sie gab sich den Anschein, als glaubte sie es, weil sie Lafayette nichts zu verdanken haben wollte.

Eine wahre Prinzessin aus dem Hause Lothringen, wollte sie siegen und sich rächen.

»Die Königinnen können nicht ertrinken,« sagte Frau Henriette von England mitten in einem

Sturme, und sie war der Ansicht von Frau Henriette von England.

War übrigens Maria Theresia nicht noch mehr als sie nahe daran, zu sterben, als sie ihr Kind in ihre Arme genommen und ihren getreuen Ungarn gezeigt hatte?

Diese heroische Erinnerung übte einen Einfluß auf die Tochter aus; das war ein Unrecht, das furchtbare Unrecht von denjenigen, welche die Lagen vergleichen, ohne sie zu beurtheilen!

Maria Theresia hatte das Volk für sich: Marie Antoinette hatte es gegen sich.

Und dann war sie vor Allem Frau, und sie würde wohl die Lage der Dinge besser beurtheilt haben, wäre ihr Herz mehr im Frieden gewesen; vielleicht würde sie das Volk weniger gehaßt haben, hätte sie Charny mehr geliebt.

Dies ging in den Tuileries während der paar Tage vor, wo die Revolution einen Halt machte, wo sich die exaltirten Leidenschaften abkühlten und, wie während eines Waffenstillstandes, Freunde und Feinde sich recognoscirten, um bei der ersten Feindseligkeitserklärung einen neuen noch erbitterteren Kampf, eine neue noch mörderischere Schlacht zu beginnen.

Dieser Kampf ist um so wahrscheinlicher, diese Schlacht ist um so drohender, als wir unsere Leser nicht nur mit dem, was sich aus der Oberfläche der Gesellschaft sehen läßt, sondern auch mit Allem dem vertraut gemacht haben was sich in ihren Tiefen anspinnt.

XVIII.

Das Portrait von Karl I.

Während der abgelaufenen paar Tage, in denen die neuen Gäste der Tuilerien sich hier eingerichtet und ihre Gewohnheiten angenommen hatten, hatte es Gilbert, der nicht zum König berufen worden war, nicht für geeignet erachtet, sich zu Ludwig XVI. zu begeben; als aber sein Besuchstag gekommen war, glaubte er, seine Pflicht sei eine Entschuldigung, die er nicht von seiner Ergebenheit hatte entlehnen wollen.

Es war derselbe Vorzimmerdienst dem König von Paris nach Versailles gefolgt; Gilbert war also in den Vorzimmern von Paris bekannt wie in denen von Versailles.

Ueberdies hatte der König, wenn er auch nicht seine Zuflucht zum Doctor genommen, diesen doch nicht vergessen; Ludwig XVI. besaß einen zu richtigen Geist, um nicht leicht seine Freunde von seinen Feinden zu unterscheiden.

Und Ludwig XVI. fühlte wohl bis in die Tiefe seines Herzens, was auch die Vorurtheile der Königin gegen Gilbert sein mochten, Gilbert sei vielleicht nicht der Freund des Königs, aber, was ebenso viel werth war, der Freund des Königthums.

Ludwig XVI. erinnerte sich daher, es sei dies der Tag, an welchem Gilbert den Dienst habe, und nannte seinen Namen, damit Gilbert sogleich bei seiner Erscheinung bei ihm eingeführt werde.

Kaum hatte er auch die Thürschwelle überschritten, als der Kammerdiener vom Dienste ausstand, ihm entgegen ging und ihn in das Schlafzimmer des Königs einführte.

Der König schritt auf und ab, so sehr in Gedanken versunken, daß er dem Eintritt von Gilbert keine Aufmerksamkeit schenkte und nicht einmal die Meldung, die ihm voranging, hörte.

Gilbert verharrte unbeweglich, stillschweigend bei der Thüre und wartete, bis der König seine Gegenwart bemerkte und ihn ansprach.

Der Gegenstand, der den König beschäftigte, — und das war leicht zu sehen, denn von Zeit zu Zeit blieb er vor demselben stehen, — war ein Portrait in Lebensgröße von Karl I., gemalt von Van Dyck, dasselbe, das heute im Palaste des Louvre ist, und das ein Engländer, wenn man es an ihn verkaufen wollte, ganz mit Goldstücken zu bedecken sich anheischig gemacht hat.

Sie kennen dieses Portrait, nicht wahr, wenn nicht nach dem Gemälde, doch wenigstens nach dem Stiche?

Karl I. ist zu Fuße, unter einem von jenen mageren, spärlichen Bäumen, wie sie auf den Küsten wachsen. Ein Page hält sein gesatteltes und gezäumtes Pferd; das Meer bildet den Horizont.

Der Kopf des Königs trägt ganz das Gepräge der Schwermuth, an sich. Woran denkt dieser Stuart, der als Vorgängerin die schöne und unglückliche Maria gehabt hat und als Nachfolger Jacob II. haben wird?

Oder woran dachte vielmehr der Maler, dieses große Genie, dieser Mann, der Geist genug hatte, um mit seinem Ueberflusse die Physiognomie des Königs zu begaben?

Woran dachte er, als er ihn zum Voraus, wie in den letzten Tagen seiner Flucht, als einfachen

Cavalier, bereit, wieder gegen die Rundköpfe in's Feld zu ziehen, malte?

Woran dachte er, als er ihn so malte, an der stürmischen Nordsee stehend, mit seinem Pferde an seiner Seite, ganz bereit zum Angriff, aber auch ganz bereit zur Flucht?

Fände man, wenn man dieses Gemälde, dem Van Dyck jene tiefe Färbung von Traurigkeit verliehen hat, umkehrte aus der Rückseite der Leinwand nicht irgend eine Anlage vom Schaffot von White-Hall?

Die Stimme dieser Leinwand mußte sehr laut sprechen, um sich hörbar bei der ganzen materiellen Natur von Ludwig XVI. zu machen, dessen Stirne sie, einer Wolke ähnlich, welche vorüberzieht und ihren düstern Reflex auf die grünen Wiesen und die goldenen Kornfelder wirft, verfinstert hatte.

Dreimal unterbrach er seinen Spaziergang, um vor diesem Portrait stehen zu bleiben, und dreimal begann er seinen Spaziergang wieder, der immer und verhängnißvoller Weise diesem Bilde gegenüber auszulaufen schien.

Endlich sah Gilbert ein, daß es Umstände gibt, wo ein Zuschauer weniger indiscret ist, wenn er seine Gegenwart ankündigt, als wenn er stumm bleibt.

Er machte eine Bewegung. Ludwig XVI. bebte und wandte sich um.

»Ah! Sie sind es, Doctor,« sagte er. »Kommen Sie, kommen Sie, ich bin glücklich, Sie zu sehen.«

Gilbert verbeugte sich und trat auf den König zu.

»Wie lange sind Sie hier, Doctor?«

»Seit ein paar Minuten, Sire!«

»Ah!« machte der König, der wieder nachdenkend wurde.

Dann, nach einer Pause, führte er Gilbert vor das Meisterwerk von Van Dyck und fragte:

»Doctor, kennen Sie dieses Portrait?«

»Ja, Sire.«

»Wo haben Sie es denn gesehen?«

»Als ein Kind, bei Madame Dubarry, aber, obgleich damals noch ein Kind, war ich doch tief davon betroffen.«

»Ja, bei Madame Dubarry, so ist es,« murmelte Ludwig XVI.

Dann, nach einer neuen Pause von einigen Secunden, fragte er:

»Kennen Sie die Geschichte dieses Portraits, Doctor?«

»Spricht Seine Majestät von der Geschichte des Königs, den es vorstellt, oder von der Geschichte des Portraits selbst?«

»Ich meine die Geschichte des Portraits.«

»Nein, Sire, ich weiß nur, daß es in London im Jahre 1645 oder 1646 gemalt worden ist; mehr kann ich nicht davon sagen; doch ich weiß nicht, wie es nach Frankreich übergegangen ist, und wie es sich in diesem Augenblick im Zimmer Eurer Majestät findet.«

»Wie es nach Frankreich übergegangen ist? das will ich Ihnen sagen; wie es sich in meinem Zimmer findet, das weiß ich selbst nicht.«

Gilbert schaute Ludwig XVI. mit Erstaunen an.

»Wie es nach Frankreich übergegangen ist,« wiederholte Ludwig XVI., »hören Sie: ich werde Ihnen über die Hauptsache nichts Neues mittheilen, aber viel über die Details; Sie werden

dann begreifen, warum ich vor diesem Portrait stehen blieb, und woran ich dachte, indem ich stehen blieb.«

Gilbert verbeugte sich, um zu bezeichnen, er höre aufmerksam.

»Es gab, vor ungefähr dreißig Jahren,« sprach Ludwig XVI. »ein Ministerium, das unheilvoll für Frankreich und besonders für mich,« setzte er hinzu, seufzend bei der Erinnerung an seinen Vater, von dem er immer geglaubt hatte, er sei vergiftet worden: »das ist das Ministerium von Herrn von Choiseul. Dieses Ministerium beschloß man durch das Ministerium d'Aiguillon und Maupeou zu ersetzen und zugleich die Parlamente zu brechen. Aber die Parlamente brechen war eine Handlung, welche meinen Großvater, den König Ludwig XV., sehr erschreckte. Um die Parlamente zu brechen, bedurfte es eines Willens, den er verloren hatte. Mit den Trümmern des alten Menschen mußte er einen neuen Menschen machen, und um aus diesem alten Menschen einen neuen zu machen, gab es nur ein Mittel: den schmähhlichen Harem zu schließen, der, unter dem Namen Hirschpark, Frankreich so viel Geld und der Monarchie so viel Popularität gekostet hatte; man mußte, statt dieser Welt von jungen Mädchen, wo sich die Ueberreste seiner Männlichkeit erschöpften, Ludwig XV. eine einzige Geliebte geben, die bei ihm die Stelle von allen vertreten würde, die nicht genug Einfluß hätte, um ihn eine politische Linie verfolgen zu lassen, welche aber Gedächtniß genug besäße, um ihm jeden Augenblick eine wohl eingelernte Lection zu wiederholen. Der alte Marschall von Richelieu wußte, wo eine solche Frau zu suchen war, er suchte sie da, wo sie sich finden, und fand sie. Sie kannten sie, Doctor, denn so eben sagten Sie mir, Sie haben dieses Portrait bei ihr gesehen.«

Gilbert verbeugte sich.

»Wir liebten sie nicht, diese Frau, weder die Königin, noch ich! die Königin weniger vielleicht, als ich, denn die Königin, eine Oesterreicherin, instruiert von Maria Theresia zu der großen europäischen Politik, deren Centrum Oesterreich wäre, sah in der Erhebung von Herrn d'Aiguillon den Sturz ihres Freundes, des Herrn von Choiseul; wir liebten sie nicht, sagte ich, und dennoch muß ich ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie das, was war, zerstörend nach meinen besondern Wünschen und, ich sage es aus mein Gewissen, dem allgemeinen Wohle gemäß handelte. Es war eine geschickte Komödiantin: sie spielte ihre Rolle vortrefflich; sie setzte Ludwig XV. in Erstaunen durch eine dem Königthum bis dahin unbekannt kecke Vertraulichkeit; sie belustigte ihn, indem sie über ihn spottete; sie machte ihn zum Mann, indem sie ihn glauben ließ, er sei es . . .«

Der König hielt plötzlich inne, als würfe er sich die Unvorsichtigkeit, so von seinem Großvater vor einem Fremden zu sprechen, vor; aber seinen Blick auf das treuherzige, offene Gesicht von Gilbert heftend, sah er, daß er diesem Manne, der Alles so gut zu begreifen wußte, Alles sagen konnte.

Gilbert errieth, was im Geiste des Königs vorging, und ohne Ungeduld, ohne eine Frage wartete er, indem er sein Auge völlig dem forschenden Auge des Königs öffnete.

»Was ich Ihnen sage, mein Herr,« fuhr Ludwig XVI. mit einem gewissen Adel des Kopfes und der Geberde fort, die bei ihm nicht Gewohnheit war, »was ich Ihnen sage, müßte ich Ihnen vielleicht nicht sagen, denn es ist mein inniger Gedanke, und ein König soll den Grund seines Herzens nur diejenigen sehen lassen, in deren Herzensgrunde er lesen kann. Werden Sie mir Gleiches mit Gleichem vergelten, Herr Gilbert? und wenn Ihnen der König von Frankreich immer Alles sagt, was er denkt, werden Sie ihm auch immer Alles sagen, was Sie denken?«

»Sire,« erwiderte Gilbert, »ich schwöre Ihnen, daß, wenn Eure Majestät mir diese Ehre

erweist, ich ihr diesen Dienst leisten werde; der Arzt ist mit den Leibern beauftragt, wie der Priester mit den Seelen; aber, stumm und unergründlich für die Andern, würde ich es für ein Verbrechen halten, die Wahrheit dem König nicht zu sagen, der mir die Ehre erweist, sie von mir zu verlangen.«

»Also, Herr Gilbert, nie eine Indiscretion?«

»Sire, sollten Sie mir selbst sagen, in einer Viertelstunde werde ich, und zwar auch auf Ihren Befehl, getödtet, ich würde mich nicht berechtigt glauben, zu fliehen, fügten Sie nicht bei: »»Fliehen Sie!««

»Sie thun wohl daran, daß Sie mir das sagen, Herr Gilbert. Mit meinen besten Freunden, selbst mit der Königin, spreche ich oft nur ganz leise; mit Ihnen werde ich laut denken.«

Er fuhr fort: »Nun wohl, diese Frau, welche wußte, man könne bei Ludwig XV. höchstens aus königliche Velleitäten rechnen, verließ, ihn kaum, um die geringsten von diesen Velleitäten zu benützen, Sie folgte ihm in den Rath und neigte sich über sein Fauteuil; vor dem Kanzler, vor diesen ersten Personen, vor diesen alten Staatsbeamten, legte sie sich zu seinen Füßen, sich geberdend wie ein Affe, schwatzend wie ein kleiner Papagei, und Tag und Nacht blies sie ihm das Königthum ein. Doch das war noch nicht genug, und die seltsame Egeria würde vielleicht ihre Zeit hierbei, verloren haben, hätte Herr von Richelieu nicht den Gedanken gehabt, diesen ungreifbaren Worten einen Körper zu geben, der die Lection, welche sie ihm wiederholte, materiell machte. Unter dem Vorwande, der Page, den man auf diesem Bilde sieht, heiße Barry, kaufte man das Gemälde für sie, als wäre es ein Familiengemälde. Das schwermüthige Gesicht, das den 30. Januar 1649 ahnete, hörte, in das Boudoir dieser Frau gestellt, ihr freches Gelächter, sah ihre lasciven Belustigungen; denn es diente ihr zu Folgendem: während sie lachte, nahm sie Ludwig XV. beim Kopf, zeigte ihm Karl I. und sagte zu ihm: »»Siehst Du, Frankreich, das ist ein König, dem man den Hals abgeschnitten hat, weil er schwach gegen sein Parlament war; schone also noch das Deinige!«« Ludwig XV. Cassirte das Parlament und starb ruhig auf dem Throne. Dann verbannten wir diese Frau, gegen welche wir vielleicht nachsichtiger hätten sein müssen. Das Bild blieb in den Mansarden von Versailles, und nie fiel es mir nur ein, zu fragen, was daraus geworden . . . Wie kommt es nun, daß ich es hier finde? Wer hat besohlen, es hierher zu bringen? Warum folgt es mir, oder vielmehr, warum verfolgt es mich?«

Und nachdem er traurig den Kopf geschüttelt, fügte Ludwig XVI. Bei:

»Doctor, ist hierunter nicht ein Verhängnis,?«

»Ein Verhängniß, wenn Ihnen dieses Portrait nichts sagt; doch eine Vorsehung, wenn es zu Ihnen spricht.«

»Wie soll ein solches Portrait nicht zu einem König in meiner Lage sprechen, Doctor?«

»Nachdem Eure Majestät mir erlaubt hat, die Wahrheit zu sagen, erlaubt sie mir auch, sie zu fragen?«

Ludwig XVI. schien einen Augenblick zu zögern.

»Fragen Sie, Doctor,« sagte er dann.

»Was sagt dieses Portrait Eurer Majestät, Sire?«

»Es sagt mir, Karl I. habe den Kopf verloren, weil er Krieg gegen sein Volk geführt, und Jacob II. habe den Thron verloren, weil er das seinige verlassen.«

»Dann ist dieses Portrait wie ich, Sire: es spricht die Wahrheit.«

»Nun?« fragte der König, Gilbert mit dem Blicke auffordernd.

»Nun, da der König mir erlaubt hat, ihn zu befragen, so frage ich ihn, was er diesem Portrait, das so redlich mit ihm spricht, antwortet?«

»Herr Gilbert,« erwiderte der König, »ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Edelmann, daß ich noch nichts beschlossen habe: ich werde die Umstände zu Rathe ziehen.«

»Das Volk befürchtet, der König gedenke Krieg gegen dasselbe zu führen.«

Ludwig XVI. schüttelte den Kopf und sprach:

»Nein, mein Herr, nein, ich kann nur Krieg gegen mein Volk mit der Unterstützung des Auslandes führen, und ich kenne zu gut den Zustand Europas, um ihm zu vertrauen. Der König von Preußen bietet mir an, mit hunderttausend Mann in Frankreich einzumarschiren; aber ich kenne den intriganten, ehrgeizigen Geist dieser kleinen Monarchie, die danach strebt, ein großes Königreich zu werden, welche überall zur Verwirrung antreibt, in der Hoffnung, in dieser Verwirrung werde sie ein neues Schlesien an sich reißen. Oesterreich stellt ebenfalls hunderttausend Mann zu meiner Verfügung, aber ich liebe meinen Schwager Leopold, diesen devoten Philosophen, nicht. Mein Bruder d'Artois trägt mir die Unterstützung von Sardinien und Spanien an, aber ich traue diesen Mächten nicht, welche von meinem Bruder d'Artois gelenkt werden; er hat Herrn von Calonne bei sich, das heißt den grausamsten Feind der Königin, denjenigen, welcher, — ich habe die Handschrift gesehen, — dem Pamphlet von Madame Lamotte gegen uns in der abscheulichen Halsbandgeschichte Noten beigefügt hat. Ich weiß Alles, was dort vorgeht. In der vorletzten Sitzung ist davon die Rede gewesen, mich abzusetzen und einen Regenten zu ernennen, der wahrscheinlich mein anderer vielgeliebter Bruder, der Herr Graf von Provence, wäre; schließlich hat Herr von Condé, mein Vetter, den Vorschlag gemacht, in Frankreich einzudringen und gegen Lyon zu marschiren, *was auch dem König geschehen möchte!* . . . Was die große Katharina betrifft, das ist etwas Anderes; sie beschränkt sich auf Rathschläge; sie gibt mir einen Rath, der auf das Erhabene abzielt, jedoch nur lächerlich ist, besonders nach dem, was in den letzten Tagen vorgefallen. »Die Könige,« sagt sie, »müssen ihren Gang verfolgen, ohne sich um das Geschrei des Volks zu bekümmern, wie der Mond seinem Laufe folgt, ohne sich um das Gebelle der Hunde zu bekümmern!« Es scheint, die russischen Hunde begnügen sich damit, daß sie bellen; sie lasse Deshuttet und Varicourt fragen, ob die unseren nicht beißen.«

»Das Volk befürchtet, der König gedenke zu fliehen, Frankreich zu verlassen . . .«

Der König zögerte zu antworten.

»Sire,« fuhr Gilbert lächelnd fort, »man hat immer Unrecht, eine von einem König gegebene Erlaubniß buchstäblich zu nehmen. Ich sehe, daß ich indiscret bin und auf meinen Fragen einfach den Ausdruck einer Furcht mache.«

Der König legte seine Hand auf die Schulter von Gilbert und erwiderte:

»Mein Herr, ich habe Ihnen die Wahrheit versprochen und werde sie Ihnen vollständig sagen. Ja, es ist hiervon die Rede gewesen; ja, die Sache ist mir vorgeschlagen worden; ja, es ist der Rath vieler redlicher Diener, die mich umgeben, ich soll fliehen. Doch in der Nacht vom 6. October, als, in meinen Armen weinend und ihre Kinder in die ihrigen schließend, die Königin wie ich den Tod erwartete, ließ sie mich schwören, daß ich nie allein fliehen werde, daß wir Alle miteinander abreisen werden, um miteinander gerettet zu sein oder zu sterben. Mein Herr, ich habe geschworen und werde mein Wort halten. Da ich es aber nicht für möglich erachte, daß wir Alle mit einander fliehen, ohne zehnmal, ehe wir die Grenze erreichen, festgenommen zu werden, so werden wir nicht fliehen.«

»Sire,« sprach Gilbert, »Sie sehen mich in Bewunderung vor der Richtigkeit des Geistes Eurer Majestät. Oh! warum kann Sie nicht ganz Frankreich hören, wie ich Sie in diesem Augenblicke gehört habe? Wie viel Leidenschaften des Hasses, die Eure Majestät verfolgen, würden sich besänftigen! wie viel Gefahren, die Sie umgeben, würden sich schwächen!«

»Haß?« versetzte der König; »Sie glauben also, daß mein Volk mich haßt? Gefahren? indem ich nicht zu sehr im Ernste die düsteren Gedanken nehme, die mir dieses Portrait eingeflößt hat, sage ich Ihnen: ich glaube, daß die größten vorüber sind.«

Gilbert schaute den König mit einem tiefen Gefühle von Schwermuth an.

»Ist dies nicht Ihre Ansicht, Herr Gilbert?« fragte Ludwig XVI.

»Meine Ansicht, Sire, ist, daß Eure Majestät erst in den Kampf eingetreten, und daß der 14. Juli und der 6. October nur die zwei ersten Acte des erschrecklichen Dramas sind, welches Frankreich im Angesichte der Nationen spielen wird.«

Ludwig XVI. erbleichte leicht.

»Ich hoffe, daß Sie sich täuschen, mein Herr,« sagte er.

»Ich täusche mich nicht, Sire.«

»Wie können Sie über diesen Punkt mehr wissen, als ich, der ich meine Polizei und meine Gegenpolizei habe?«

»Sire, ich habe allerdings weder Polizei, noch Gegenpolizei, aber durch meine Stellung bin ich die natürliche Mittelsperson zwischen dem, was den Himmel betrifft, und dem, was sich noch in den Eingeweiden der Erde verbirgt. Sire, was wir erfahren haben, ist nur das Erdbeben, wir haben noch das Feuer, die Asche und die Lava des Vulkans zu bekämpfen.«

»Sie haben gesagt zu bekämpfen, mein Herr; würden Sie nicht richtiger gesprochen haben, wenn Sie zu fliehen gesagt hätten?«

»Ich habe gesagt, zu bekämpfen, Sire.«

»Sie kennen meine Ansicht in Betreff des Auslandes. Ich werde die Fremden nie nach Frankreich rufen, wenn nicht, ich sage nicht mein Leben, — was liegt mir an meinem Leben, ich habe es zum Opfer gebracht, — wenn nicht das Leben meiner Frau und meiner Kinder eine wirkliche Gefahr läuft.«

»Ich möchte mich zu Ihren Füßen niederwerfen, Sire, um Ihnen für solche Gefühle zu danken. Nein, Sire, es bedarf der Fremden nicht. Wozu sollen die Fremden nützen, so lange Sie nicht Ihre eigenen Mittel und Quellen erschöpft haben? Sie befürchten von der Revolution überflügelt zu werden, nicht wahr, Sire?«

»Ich gestehe es.«

»Nun, es gibt zwei Mittel, zugleich den König und Frankreich zu retten.«

»Nennen Sie dieselben, mein Herr, und Sie werden sich um Beide verdient gemacht haben.«

»Das erste ist, Sire, daß Sie sich an die Spitze der Revolution stellen und sie lenken.«

»Sie würden mich mit sich fortreißen, Herr Gilbert, und ich will nicht dahin gehen, wohin sie gehen.«

»Das zweite ist, ihr ein ziemlich solides Gebiß anzulegen, um sie zu bezähmen.«

»Wie wird dieses Gebiß heißen, mein Herr?«

»Die Volksbeliebtheit und das Genie.«

»Und wer wird der Schmied sein?«

»Mirabeau!«

Ludwig XVI. schaute Gilbert in's Gesicht, als ob er schlecht gehört hätte.

XIX.

Mirabeau.

Gilbert sah, daß er einen Kampf zu bestehen hatte, doch er war vorbereitet.

»Mirabeau,« wiederholte er, »ja, Sire, Mirabeau.

« Der König wandte sich gegen das Portrait von Karl I. um und fragte dieses poetische Gemälde von Van Dyck:

»Was würdest Du geantwortet haben, Karl Stuart, wenn in dem Augenblicke, wo Du die Erde unter Deinen Füßen zittern fühltest, man Dir vorgeschlagen hätte, Dich auf Cromwell zu stützen?«

»Karl Stuart würde sich geweigert haben, und er hätte wohl daran gethan,« sagte Gilbert, »denn es findet keine Aehnlichkeit zwischen Cromwell und Mirabeau statt.«

»Ich weiß nicht, wie Sie die Dinge ansehen, Doctor. Für mich gibt es keine Stufe beim Verrath: ein Verräther ist ein Verräther, und ich kann keinen Unterschied zwischen dem machen, der es ein wenig ist, und dem, der es sehr ist.«

»Sire,« erwiderte Gilbert mit tiefer Ehrsucht, aber zugleich mit unüberwindlicher Festigkeit, »weder Cromwell, noch Mirabeau sind Verräther.«

»Was sind sie denn?« rief der König.

»Cromwell ist ein rebellischer Unterthan, und Mirabeau ist ein unzufriedener Edelmann.«

»Unzufrieden, worüber?«

»Ueber Alles . . . über seinen Vater, der ihn in das Schloß If und in den Thurm von Vincennes hat einsperren lassen, über den König, der sein Genie verkannt hat und es noch verkennt.«

»Das Genie des Politikers ist die Ehrlichkeit, Herr Gilbert,« versetzte lebhaft der König.

»Die Antwort ist schön, Sire, würdig eines Titus, eines Trajan, eines Marcus Aurelius; leider gibt ihr die Erfahrung Unrecht.«

»Wie so?«

»War es ein ehrlicher Mann, dieser Augustus, der die Welt mit Lepidus und Antonius theilte, und Lepidus verbannte und Antonius tödtete, um die Welt für sich allein zu haben? War es ein ehrlicher Mann, dieser Karl der Große, der seinen Bruder Karlmann, um hier zu sterben, in ein Kloster schickte, und um ein Ende mit seinem Feinde Witekind zu machen, welcher ein beinahe ebenso großer Mann als er, den Sachsen alle Köpfe abschnitt, welche die Höhe seines Schwertes überragten? War es ein ehrlicher Mann, dieser Ludwig XI., der sich gegen seinen Vater empörte, um ihn zu entthronen, und der, obgleich er scheiterte, dem armen Karl VII. einen solchen Schrecken einflößte, daß er aus Furcht, vergiftet zu werden, Hungers starb? War es ein ehrlicher Mann, dieser Richelieu, der in den Alcoven des Louvre und auf den Treppen des Palais-Cardinal Conspirationen machte, die er aus dem Grève-Platze entwickelte? War es ein ehrlicher Mann, dieser Mazarin, der nicht nur eine halbe Million und fünfhundert Mann Karl II. verweigerte, sondern ihn auch aus Frankreich wegjagte? War es ein ehrlicher Mann, dieser Colbert, der Fouquet, seinen Protector, verrieth, anklagte, stürzte und sich während man diesen lebendig in

einen Kerker warf, aus dem er nur als eine Leiche herauskommen sollte, unverschämt und stolz in seinen noch warmen Lehnstuhl setzte? Und dennoch haben, Gott sei Dank, weder die Einen noch die Ändern den Königen oder dem Königthum Eintrag gethan!«

»Aber, Herr Gilbert, Sie wissen wohl, daß Herr von Mirabeau nicht mir angehören kann, da er, dem Herzog von Orleans angehört.«

»Ei! Sire, da der Herzog von Orleans verbannt ist, so gehört Herr von Mirabeau Niemand mehr.«

»Wie soll ich mich einem käuflichen Menschen anvertrauen?«

»Indem Sie ihn kaufen . . . Können Sie ihm nicht mehr geben, als irgend Jemand in der Welt?«

»Ein Unersättlicher, der eine Million fordern wird!«

»Verkauft sich Mirabeau für eine Million, Sire, so verschenkt er sich. Glauben Sie, er sei zwei Millionen weniger werth, als ein oder eine Polignac?«

»Herr Gilbert!«

»Der König verzeiht mir das Wort,« sagte Gilbert, indem er sich verbeugte, »ich schweige.«

»Nein, im Gegentheil, sprechen Sie.«

»Ich habe gesprochen, Sire,«

»So lassen Sie uns die Sache erörtern.«

»Sehr gern. Ich weiß meinen Mirabeau auswendig, Sire.«

»Sie sind sein Freund?«

»Leider habe ich nicht diese Ehre; übrigens hat Herr von Mirabeau nur einen Freund, welcher zugleich der der Königin ist.«

»Ja, ich weiß es, der Herr Graf von der Mark; wir werfen es ihm alle Tage genug vor.«

»Eure Majestät müßte im Gegentheil bei Todesstrafe verbieten, sich je mit Mirabeau zu entzweien.«

»Von welcher Bedeutung soll denn beim Gewichte der öffentlichen Angelegenheiten ein Strohjunker wie Herr Riquetti von Mirabeau sein?«

»Vor Allem, Sire, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Herr von Mirabeau ein Edelmann und kein Strohjunker ist. Es gibt wenig Edelleute in Frankreich, welche aus dem 11. Jahrhundert datiren, da unsere Könige, um einige um sich zu haben, so nachsichtig gewesen sind, von denjenigen, welchen sie die Ehre bewilligen, in ihre Carrossen zu steigen, nur Proben von 1399 zu fordern. Nein, Sire, man ist kein Strohjunker, wenn man von den Arrighetti von Florenz abstammt, wenn man in Folge einer Niederlage der Gibellinen nach der Provence gekommen ist und sich hier niedergelassen hat. Man ist kein Strohjunker, weil man einen Vorfahren gehabt hat, der in Marseille Handel getrieben, denn Sie wissen, Sire, daß der Adel von Marseille, wie der von Venedig, das Privilegium hat, Handel zu treiben, ohne dadurch des Adels verlustig zu werden . . .«

»Ein Wüstling,« unterbrach der König Gilbert, »ein Henker seinem Rufe nach, ein Geldabgrund!«

»Ah! Sire, man muß die Menschen nehmen, wie sie die Natur gemacht hat; die Mirabeau sind stets stürmisch und ungeordnet in ihrer Jugend gewesen; aber sie reifen, wenn sie älter werden. Als junge Leute sind sie leider so, wie Eure Majestät sagt; als Familienhäupter sind sie gebieterisch, hoffärtig, aber streng. Der König, der sie mißkennen würde, wäre ein Undankbarer,

denn sie haben der Landarmee unerschrockene Soldaten, dem Seeheere verwegene Seeleute geliefert. Ich weiß wohl, daß sie in ihrem provinzialen Geiste, der gegen jede Centralisation gehässig ist, in ihrer halb feudalen, halb republikanischen Opposition von ihren festen Schlössern herab, der Autorität der Minister, zuweilen sogar der Könige trotzen; ich weiß wohl, daß sie mehr als einmal in die Durance die Agenten des Fiscus, welche auf ihren Gütern operiren wollten, geworfen haben; ich weiß wohl, daß sie die Höflinge und die Schreiber, die Generalpächter und die Gelehrten in derselben Geringschätzung vermengten, mit derselben Verachtung bedeckten, und nur zwei Dinge in der Welt achteten: das Eisen des Schwertes und das Eisen des Pfluges; ich weiß wohl, daß Einer von ihnen geschrieben hat: »Die Knechtereie ist instinctartig bei den Hofleuten mit gipsenem Gesicht und gipsenem Herzen, wie bei den Enten das Plätschern im Schlamme.« Doch Alles dies, Sire, riecht durchaus nicht nach dem Strohjunker; Alles dies ist vielleicht nicht von der redlichsten Moral, sicherlich aber hat es das Gepräge des höchsten Adels.«

»Gut, gut, Herr Gilbert,« sprach mit einer Art von Aerger der König, welcher die bedeutenden Männer seines Reiches besser als irgend Jemand zu kennen glaubte, Sie haben es gesagt, Sie wissen Ihren Mirabeau auswendig. Da dies bei mir nicht der Fall ist, so fahren Sie fort. Ehe man sich der Leute bedient, lernt man sie gern kennen.«

»Ja, Sire,« erwiderte Gilbert, gestachelt durch die Ironie, die er in der Betonung, mit der der König zu ihm sprach, erkannte, »und ich sage Eurer Majestät: Es war ein Mirabeau, jener Bruno von Riquetti, welcher an dem Tage, wo Herr de la Feuillade aus der Place de la Victoire seine Statue der Victoria mit ihren vier gefesselten Nationen einweihte, mit seinem Regimente, dem Garde-Regiment, Sire, vorüberziehend, auf dem Pont Neuf anhielt, sein Regiment vor der Statue von Heinrich IV. Halt machen ließ und sagte: »Meine Freunde, grüßen wir diesen, denn dieser ist so viel werth, als ein Anderer!« Es war ein Mirabeau, jener François von Riquetti, der im Alter von siebenzehn Jahren von Malta zurückkommt, seine Mutter Anna von Pontèves in Trauer findet und sie fragt, warum diese Trauer, da sein Vater seit zehn Jahren todt sei. »Weil ich beleidigt worden bin,« antwortet die Mutter. »Durch wen?« »Durch den Chevalier von Griasque.« »Und Du Hast Dich nicht gerächt?« fragt François, der seine Mutter kannte. »Ich hatte große Lust! Eines Tages traf ich ihn allein; ich setzte ihm eine geladene Pistole an den Schlaf und sagte: »Wenn ich allein aus der Welt wäre, so würde ich Dir eine Kugel durch den Kopf jagen, was ich, wie Du siehst, thun kann; aber ich habe einen Sohn, der mich ehrenvoller rächen wird!« »Daran hast Du wohl gethan, Mutter,« erwidert der junge Mann. Und ohne die Stiefeln auszuziehen, nimmt er wieder seinen Hut, schnallt seinen Degen um und sucht den Chevalier von Griasque, einen Raufer, auf, fordert ihn heraus, schließt sich mit ihm in einen Garten ein, wirft die Schlüssel über die Mauer und tödtet ihn. Es war ein Mirabeau, jener Marquis Jean Antoine, der eine Höhe von sechs Fuß, die Schönheit von Antinous, die Stärke von Milon hatte, zu dem aber dennoch seine Großmutter sagte: »Ihr seid keine Männer mehr, Ihr seid nur Diminutive von Männern,« und der, von dieser Virago erzogen, wie es seitdem sein Enkel gesagt, die Federkraft und den Appetit des Unmöglichen hatte; der, Musketier mit achtzehn Jahren, immer im Feuer, die Gefahr leidenschaftlich liebend, wie Andere das Vergnügen lieben, eine Legion von Männern, furchtbar hitzig, unbezähmbar wie er, befehligte, so daß die andern Soldaten, wenn sie dieselben vorüberziehen sahen, sagten: »Siehst Du die rothen Aufschläge? Das sind die *Mirainbaux*, das heißt, eine Legion von Teufeln befehligt von Satan.« Und sie täuschten sich über den Commandanten, wenn sie ihn Satan nannten, denn es

war ein sehr frommer Mann, so fromm, daß er, als eines Tags einer seiner Wälder in Brand gerieth, statt Befehl zu geben, daß man ihn durch gewöhnliche Mittel zu löschen suche, das heilige Sacrament dahin bringen ließ, wonach das Feuer erlosch. Allerdings war diese Frömmigkeit die eines feudalen Barons, und der Kapitän fand zuweilen Mittel, den Devoten aus einer großen Verlegenheit zu ziehen, wie es ihm eines Tags begegnete, daß Desserteurs, die er erschießen lassen wollte, sich in die Kirche eines italienischen Klosters geflüchtet hatten. Er befahl seinen Leuten, die Thüren einzustoßen, und sie waren im Begriffe, zu gehorchen, als die Thüren sich von selbst öffneten und der Abt in pontificatibus, mit dem heiligen Sacramente in den Händen, erschien.«

»Nun?« fragte Ludwig XVI., offenbar gefesselt durch diese Erzählung voll Leben und Farbe.

»Er blieb einen Augenblick nachdenkend, denn die Lage der Dinge setzte ihn in Verlegenheit. Dann aber sagte er, plötzlich von einem Gedanken erleuchtet, zu seinem Standartenjunker: »»Dauphin, man rufe den Feldkaplan, und er nehme den guten Gott aus den Händen dieses Burschen da.«« Was frommer Weise durch den Feldkaplan mit Unterstützung der Musketen dieser Teufel mit den rothen Ausschlägen geschah, Sire.«

»In der That, ja,« sprach Ludwig XVI. »ich erinnere mich dieses Marquis Antoine. Sagte er nicht zum Generallieutenant Chamillard, welcher ihm nach einer Affaire, in der er sich ausgezeichnet hatte, versprach, von ihm mit seinem Bruder, dem Minister von Chamillard, zu reden: »»Ihr Herr Bruder ist sehr glücklich, daß er Sie hat, denn ohne Sie wäre er der dümmste Mann des Königreichs.««

»Ja, Sire: man machte auch eine Promotion von Feldmarschällen, wobei der Minister Chamillard sich wohl hütete, den Namen des Marquis auf die Beförderungsliste zu setzen.«

»Und wie endigte dieser Held, der mir der Condé vom Geschlechte der Riquetti zu sein scheint?« fragte lachend der König.

»Sire, aus ein schönes Leben folgt ein schöner Tod,« erwiderte Gilbert mit ernstem Tone. »In der Schlacht von Cossano beauftragt, eine von den Kaiserlichen angegriffene Brücke zu vertheidigen, ließ er nach seiner Gewohnheit seine Soldaten mit dem Bauche auf die Erde liegen, und er, ein Riese, blieb aufrecht stehen und bot sich als Zielpunkt dem Feuer des Feindes. Eine Folge hiervon war, daß die Kugeln wie Hagel um ihn zu pfeifen ansingen; aber er rührte sich ebenso wenig als ein Wegweiser. Eine von diesen Kugeln zerschmetterte vor Allem seinen rechten Arm; doch Sie begreifen, Sire, das war nichts. Er nahm sein Taschentuch, machte sich damit für seinen rechten Arm eine Binde und ergriff mit seiner linken Hand eine Art, seine gewöhnliche Waffe, denn er verachtete den Säbel und den Degen als zu unbedeutend in ihrer Anwendung; doch kaum hatte er dieses Manoeuvre vollführt, als ihn ein zweiter Schuß an den Hals traf und die Kehrlader, sowie die Nerven des Halses abschnitt. Diesmal war es ernster. Trotz der gräßlichen Wunde blieb der Koloß noch einen Augenblick stehen; dann aber stürzte er wie ein Baum, den man entwurzelt, auf die Brücke nieder. Bei diesem Anblick wurde das Regiment entmuthigt und floh; mit seinem Chef hatte es seine Seele verloren. Ein alter Sergent, welcher hoffte, er sei nicht ganz todt, wirft ihm im Vorbeilaufen einen Fleischhafen aus den Kopf, und seinem Regimente nachsetzend, passirt das ganze Heer des Prinzen Eugen, Cavalerie und Infanterie, über seinen Leib. Als die Schlacht beendigt war, hatte man die Leichen zu begraben. Der prächtige Rock des Marquis machte, daß man ihn bemerkte. Einer von seinen Soldaten, den man gefangen genommen, erkannte ihn. Der Prinz Eugen, da er sah, daß er athmete oder vielmehr noch röchelte, befahl, ihn in das Lager des Herzogs von Vendome zurückzutragen. Der

Befehl wird vollzogen. Man bringt den Körper des Marquis in das Zelt des Herzogs, wo sich zufälliger Weise der berühmte Wundarzt Dumoulin befindet. Das war ein Mann voll Phantasie: es erfaßt ihn die Idee diesen Leichnam in's Leben zurückzurufen; die Cux reizt ihn um so mehr, als sie unmöglich scheint. Außer dieser Blessur, die ihm, abgesehen vom Rückgrath und einigen Fetzen Fleisch, den Kopf fast von der Schulter trennte, war sein ganzer Körper, über welchen dreitausend Pferde und sechstausend Fußgänger gezogen, nur eine Wunde. Drei Tage bezweifelte man, ob er zum Bewußtsein kommen werde. Nach drei Tagen öffnet er ein Auge; zwei Tage nachher rührt er einen Arm; kurz, er unterstützt die Hartnäckigkeit von Dumoulin mit einer gleichen Hartnäckigkeit, und nach drei Monaten sieht man den Marquis Jean Antoine mit einem gebrochenen, von einer schwarzen Binde getragenen Arm, mit sieben und zwanzig auf seinem ganzen Leibe zerstreuten Wunden, — vier mehr, als Cäsar, — und den Kopf gestützt durch ein silbernes Halsband, wieder erscheinen. Sein erster Besuch galt Versailles, wohin ihn der Herr Herzog von Vendome führte, und wo er dem König vorgestellt wurde, der ihn fragte, warum er, da er die Probe von einer solchen Tapferkeit abgelegt, noch nicht Feldmarschall sei. »Sire,« antwortete der Marquis Antoine, »wenn ich, statt auf der Brücke von Cassano zu ihrer Vertheidigung zu bleiben, an den Hof gekommen wäre, um ein leichtfertiges Weib zu bestechen, so hätte ich mein Avancement und weniger Wunden bekommen.« Ludwig XIV. liebte es nicht, daß man ihm so antwortete; er wandte auch dem Marquis den Rücken zu. »Jean Antoine, mein Freund,« sagte zu diesem, als sie weggingen, Herr von Vendome, »fortan werde ich Dich dem Feinde, aber nie dem König vorstellen.« Einige Monate nachher heirathete der Marquis mit seinen sieben und zwanzig Wunden, mit seinem gebrochenen Arme und seinem silbernen Halsband Fräulein von Castellane Norante, mit welcher er zwischen sieben Feldzügen sieben Kinder zeugte. Zuweilen, aber selten, wie die wahren Braven, sprach er von der Affaire von Cassano, und wenn er davon sprach, so pflegte er zu sagen: »Das ist die Schlacht, wo ich getödtet wurde.«

»Sie sagen mir wohl,« sprach Ludwig XVI. der sich sichtbar an dieser Aufzählung der Vorfahren von Mirabeau ergötzte, »Sie sagen mir wohl, mein lieber Doctor, wie der Marquis *getödtet wurde*, aber Sie sagen mir nicht, wie er *gestorben* ist.«

»Er ist gestorben im Schlosse Mirabeau, einem auf einem abschüssigen Felsen liegenden, einen doppelten, beständig vom Nordwinde gepeitschten, Paß versperrenden, herben, harten Aufenthaltsorte; er ist gestorben mit jener gebieterischen, rauhen Rinde, die sich auf der Haut der Riquetti, je mehr sie alt werden, bildet, seine Kinder in der Unterwürfigkeit und in der Ehrfurcht erziehend und sie in einer solchen Entfernung haltend, daß der älteste von seinen Söhnen sagte: »Ich habe nie die Ehre gehabt, die Hand, die Lippen oder das Fleisch dieses ausgezeichneten Mannes zu berühren.« Dieser älteste Sohn, Sire, war der Vater des gegenwärtigen Mirabeau, ein wilder Vogel, dessen Nest zwischen vier Thürmchen gemacht war, der sich nie, wie er sagte, enversailiren wollte, weshalb ihm ohne Zweifel Eure Majestät, die ihn nicht kennt, keine Gerechtigkeit widerfahren läßt.«

»Doch, mein Herr,« entgegnete der König, »doch, ich kenne ihn; im Gegentheil, er ist einer der Cheff der ökonomischen Schule. Er hatte Theil an der Revolution, welche in Erfüllung geht, indem er das Signal zu socialen Reformen gab und viele Irrthümer und einige Wahrheiten popularisirte, was um so strafbarer von ihm, als er die Lage vorhersah, er, der sagte: »Es gibt heute keinen Frauenleib, der nicht einen Artevelle oder einen Masaniello trägt.«

»Sire, es ist in Mirabeau etwas, was Eurer Majestät widerstrebt oder sie erschreckt; lassen Sie

mich ihr sagen, daß es der väterliche Despotismus und der königliche Despotismus sind, die Alles dies gethan haben.«

»Der königliche Despotismus!« rief Ludwig XVI.

»Allerdings, Sire; ohne den König vermochte der Vater nichts; denn welches Verbrechen hatte am Ende der Abkömmling dieses großen Geschlechtes begangen, daß ihn sein Vater mit vierzehn Jahren in eine Correctionsschule schickte, wo man ihn, um ihn zu demüthigen, nicht unter dem Namen Riquetti von Mirabeau, sondern unter dem Namen Bussières einschrieb? Was hatte er gethan, daß mit achtzehn Jahren sein Vater einen Geheimbrief gegen ihn erhielt und ihn aus der Insel Ré einsperrte? Was hatte er gethan, daß ihn sein Vater mit zwanzig Jahren in die Reihen eines Disciplinar-Bataillon schickte, um den Krieg in Corsica mitzumachen, mit der Weissagung seines Vaters: »Er wird sich am 16. April auf der Ebene einschiffen, die sich ganz allein durchfurcht; Gott gebe, daß er dort nicht einen Tag rudere.« Was hatte er gethan, daß nach einer einjährigen Ehe sein Vater ihn nach Manosque verbannte? Was hatte er gethan, daß nach einer Verbannung von sechs Monaten nach Manosque sein Vater ihn nach dem Fort Joux bringen ließ? Was hatte er endlich gethan, um nach seiner Entweichung in Amsterdam verhaftet und in den Thurm von Vincennes eingesperrt zu werden, wo als ganzer Raum ihm, der in der Welt erstickt, die väterliche Milde in Verbindung mit der königlichen Milde einen Kerker von zehn Quadratfuß gibt, wo fünf Jahre seine Jugend sich heftig bewegt, seine Leidenschaft brüllt, zu gleicher Zeit aber sein Geist wächst und sich erhöht und sein Herz sich stärkt? . . . Was er gethan hatte, will ich Eurer Majestät sagen. Er hatte seinen Professor Poisson durch seine Leichtigkeit, Alles zu lernen und Alles zu begreifen, verführt; er hatte tüchtig an der ökonomischen Wissenschaft angebissen; er hatte, da er die militärische Laufbahn ergriffen, sie fortzusetzen gewünscht; er hatte, aus sechstausend Livres Einkommen mit seiner Frau und einem Kinde beschränkt, ungefähr dreißig tausend Franken Schulden gemacht; er hatte seine Verbannung in Manosque gebrochen, um einen unverschämten Edelmann, der seine Schwester beschimpft, zu prügeln; er hatte endlich, — und das ist sein größtes Verbrechen, Sire, — den Verlockungen einer jungen und hübschen Frau nachgebend, diese Frau ihrem alten, hinfälligen, mürrischen, eifersüchtigen Manne entführt.«

»Ja, mein Herr, und zwar, um sie nachher zu verlassen.« sagte der König; »so daß die unglückliche Frau von Monnier, als sie mit ihrem Verbrechen allein geblieben war, sich den Tod gab.«

Gilbert schlug die Augen zum Himmel aus und stieß einen Seufzer aus.

»Sprechen Sie, was haben Sie hierauf zu antworten, mein Herr, und wie vertheidigen Sie Ihren Mirabeau?«

»Durch die Wahrheit, Sire, durch die Wahrheit, welche so schwer bis zu den Königen dringt, daß Sie, der Sie sie suchen, der Sie sie verlangen, der Sie sie herbeirufen, dieselbe beinahe nie kennen. Nein, Sire, Frau von Monnier ist nicht gestorben, weil Mirabeau sie verlassen, denn als er aus Vincennes herauskam, galt sein erster Besuch ihr. Er tritt als Hausirer verkleidet in das Kloster von Gien, wo sie ein Asyl gefordert hatte, ein; er findet Sophie kalt, gezwungen. Eine Erklärung findet statt; Mirabeau bemerkt, daß Frau von Monnier ihn nicht nur nicht mehr liebt, sondern daß sie sogar einen Andern liebt: den Chevalier von Raucourt. Diesen Andern ist sie, durch den Tod ihres Gatten frei geworden, zu heirathen im Begriffe. Mirabeau ist zu frühe aus dem Gefängniß gekommen; man zählte aus seine Gefangenschaft, man wird sich damit begnügen müssen, daß man seine Ehre tödtet. Mirabeau tritt den Platz seinem glücklichen

Nebenbuhler ab, Mirabeau zieht sich zurück; Frau von Monnier ist, wie gesagt, im Begriffe, Herrn von Raucourt zu heirathen: Herr von Raucourt stirbt plötzlich! Die arme Frau hatte ihr ganzes Herz und ihr ganzes Leben in diese letzte Liebe gelegt. Vor einem Monat, am 9. September, schließt sie sich in ihr Cabinet ein und erstickt sich. Dann schrieen die Feinde von Mirabeau, sie sterbe, weil ihr erster Liebhaber sie verlassen, während sie aus Liebe für einen zweiten stirbt . . . Oh! die Geschichte, die Geschichte, so schreibt man sie!«

»Ah!« sagte der König, »darum hat er also diese Nachricht mit so großer Gleichgültigkeit aufgenommen?«

»Wie er sie ausgenommen, kann ich Eurer Majestät auch sagen, Sire, denn ich kenne denjenigen, welcher sie ihm mitgetheilt hat: es ist eines der Mitglieder der Nationalversammlung. Fragen Sie ihn selbst, er wird es nicht wagen zu lügen, denn es ist ein Priester; es ist der Pfarrer von Gien, der Abbé Vallet; er sitzt auf den Bänken, welche denen entgegengesetzt, wo Mirabeau seinen Platz einnimmt. Er durchschritt den Saal und setzte sich zum großen Erstaunen des Grafen zu diesem. »«Was Teufels wollen Sie hier»« fragte ihn Mirabeau. Ohne zu antworten, übergab ihm der Abbé Vallet einen Brief, der die unselige Kunde in allen ihren Einzelheiten mittheilte. Der Graf öffnete ihn und las lange, denn ohne Zweifel konnte er nicht an das Geschehene glauben. Dann las er ihn zum zweiten Mal, und während dieses zweiten Males entfärbte sich von Zeit zu Zeit sein Gesicht; er fuhr mit seinen Händen über seine Stirne, wischte sich zugleich die Augen ab, hustete, spuckte aus und versuchte es, wieder Herr über sich zu werden. Endlich mußte er nachgeben. Er stand aus, ging hastig hinaus und erschien drei Tage nicht mehr in der Versammlung. . . Oh! Sire, Sire, verzeihen Sie mir, daß ich in alle diese Einzelheiten eingehe; es genügt, ein Mann von gewöhnlichem Genie zu sein, um in allen Punkten und über jede Sache verleumdet zu werden; um so viel mehr, wenn der Mann von Genie ein Riese ist!«

»Warum ist es denn so, Doctor? und welches Interesse hat man, bei mir Herrn von Mirabeau zu verleumden?«

»Welches Interesse man habe, Sire? das Interesse, das jede Mittelmäßigkeit hat, ihren Platz beim Throne zu behalten, Mirabeau ist keiner von den Menschen, die in den Tempel eintreten können, ohne alle Verkäufer daraus zu verjagen. Mirabeau bei Ihnen, Sire, ist der Tod der kleinen Intriguen, die Verbannung der kleinen Intriganten. Mirabeau bei Ihnen ist das Genie, welches der Redlichkeit den Weg vorzeichnet. Was liegt Ihnen daran, daß Mirabeau schlecht mit seiner Frau gelebt hat? Was liegt Ihnen daran, daß Mirabeau Frau von Monnier verführt hat? Was liegt Ihnen daran daß Mirabeau eine halbe Million Schulden hat? Bezahlen Sie diese halbe Million Schulden, Sire; dann fügen Sie diesen fünfmal hundert tausend Franken eine Million, zwei Millionen, zehn Millionen bei, wenn es sein muß! Mirabeau ist frei, lassen Sie Mirabeau nicht entschlüpfen; nehmen Sie ihn, machen Sie einen Rath, einen Minister aus ihm; hören Sie, was seine mächtige Stimme Ihnen sagen wird, und was sie Ihnen gesagt hat, wiederholen Sie Ihrem Volke, Europa, der Welt!«

»Herr von Mirabeau, der Tuchhändler in Aix, geworden ist, um vom Volke ernannt zu werden, Herr von Mirabeau kann seinen Comittenten nicht dadurch lügen, daß er die Partei des Volkes verläßt, um zu der des Hofes überzutreten.«

»Sire, Sire, ich wiederhole Ihnen, Sie kennen Mirabeau nicht: Mirabeau ist ein Aristokrat, ein Adelliger, ein Royalist vor Allem. Er hat sich vom Volke erwählen lassen, weil ihn der Adel verachtete, weil in Mirabeau das erhabene Bedürfniß war, welches die Männer von Genie quält, das Bedürfniß, durch irgend ein Mittel zum Ziele zu gelangen. Er werde die Volkspartei nicht der Hofpartei zu Liebe verlassen, sagen Sie? Ei! Sire, warum gibt es eine Volkspartei und eine Hofpartei? Warum bilden diese zwei Parteien nicht eine? Nun, das wird Mirabeau machen . . . Nehmen Sie Mirabeau, Sire! Durch Ihre Verachtung zurückgestoßen, wird sich Mirabeau morgen vielleicht gegen Sie wenden, und dann, Sire, dann, — ich sage Ihnen das, und dieses Bild von Karl I. wird es Ihnen nach mir sagen, wie dasselbe es Ihnen vor mir gesagt hat, — dann wird Alles verloren sein!«

»Mirabeau werde sich gegen mich wenden, sagen Sie? ist das nicht schon geschehen, mein

Herr?«

»Ja, scheinbar vielleicht; doch im Grunde gehört Mirabeau Ihnen. Fragen Sie den Grafen von der Mark, was er ihm gesagt hat nach der Sitzung vom 21. Juni, denn Mirabeau allein liest mit erschrecklichem Scharfsinn in der Zukunft.«

»Nun, was sagt er?«

»Er ringt vor Schmerz die Hände und ruft aus: »»So führt man die Könige zum Schaffot!«« und drei Tage nachher fügt er bei: »»Diese Leute sehen die Abgründe nicht, die sie unter den Schritten der Monarchie graben! Der König und die Königin werden dadurch um das Leben kommen, und das Volk wird über ihren Leichen in die Hände klatschen.««

Der König schauerte, erbleichte, schaute das Portrait von Karl I. An, und schien einen Augenblick bereit, sich zu entschließen, plötzlich aber sagte er:

»Ich werde hierüber mit der Königin reden, vielleicht entschließt sie sich, mit Herrn von Mirabeau zu sprechen; aber ich, ich werde nicht mit ihm sprechen. Ich mag gern den Leuten, mit denen ich rede, die Hand drücken, wie ich die Ihrige in diesem Augenblick drücke, und ich möchte nicht um den Preis meines Thrones, meiner Freiheit, meines Lebens Herrn von Mirabeau die Hand drücken.«

Gilbert wollte etwas erwidern; vielleicht wollte er weiter in den König dringen, doch in diesem Augenblick trat ein Huissier ein und meldete:

»Sire, die Person, welche Eure Majestät diesen Morgen empfangen soll, ist angekommen und wartet im Vorzimmer.«

Ludwig XVI, machte eine Bewegung der Unruhe, während er Gilbert anschaute.

»Sire.« sagte dieser, »wenn ich die Person, welche Eure Majestät erwartet, nicht sehen soll, so werde ich durch eine andere Thür gehen.«

»Nein, mein Herr,« erwiderte Ludwig XVI., »gehen Sie durch diese; Sie wissen, daß ich Sie für meinen Freund halte und kein Geheimniß für Sie habe; überdies ist die Person, welche ich erwarte, ein einfacher Edelmann, der früher im Hause meines Bruders angestellt war und von diesem mir empfohlen wurde. Er ist ein treuer Diener, und ich will sehen, ob es möglich ist, etwas, wenn nicht für ihn, doch wenigstens für seine Frau und seine Kinder zu thun. — Gehen Sie, Herr Gilbert, Sie wissen, daß Sie stets willkommen sind, so oft Sie mich besuchen wollen, selbst wenn Sie kämen, um von Herrn Riquetti von Mirabeau zu sprechen.«

»Sire,« fragte Gilbert, »muß ich mich also für völlig geschlagen betrachten?«

»Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr, ich werde mit der Königin sprechen, ich werde es überlegen; später wollen wir sehen.«

»Später, Sire! von jetzt bis zu diesem Augenblick werde ich zu Gott beten, daß es frühe genug sein möge.«

»Ho! Ho! glauben Sie denn, die Gefahr sei so drohend?«

»Sire,« sprach Gilbert, »lassen Sie nie aus Ihrem Zimmer das Portrait von Karl Stuart wegnehmen, es ist ein guter Rathgeber.«

Und, sich verbeugend, ging er gerade in dem Augenblick weg, wo die vom König erwartete Person bei der Thüre erschien.

Gilbert konnte einen Schrei des Erstaunens nicht zurückhalten, — Dieser Edelmann war der Marquis von Favras, den er acht oder zehn Tage früher bei Cagliostro getroffen, und von welchem dieser ihm einen so erschrecklichen, nahe bevorstehenden Tod verkündigt hatte.

XX.

F a v r a s.

Während sich Gilbert entfernte, erfaßt von einem unbekanntem Schrecken, den ihm nicht die wirkliche Seite, sondern die unsichtbare und geheimnißvolle Seile der Ereignisse einflößte, wurde der Marquis von Favras, wie wir im vorhergehenden Kapitel gesagt haben, bei Ludwig XVI. eingeführt.

Wie es der Doctor gemacht, blieb er bei der Thüre stehen, aber der König, der ihn schon bei seinem Eintritt gesehen, winkte ihm, näher zu kommen.

Favras trat vor, verbeugte sich und wartete ehrfurchtsvoll, daß der König ihn anrede.

Ludwig XVI. heftete auf ihn den forschenden Blick, der einen Theil der Erziehung der Könige zu bilden scheint und mehr oder minder oberflächlich, mehr oder minder tief ist, je nach dem Geiste desjenigen, welcher ihn anwendet.

Thomas Mahi, Marquis von Favras, war ein Edelmann von vornehmer Miene, fünf und vierzig Jahre alt, von eleganter und zugleich fester Tournure, mit einer offenen Physiognomie.

Die prüfende Betrachtung war also günstig für ihn, und etwas wie ein Lächeln schwebte über die Lippen des Königs, die sich schon öffneten, um ihn zu befragen.

»Sie sind der Marquis von Favras, mein Herr?« fragte der König.

»Ja, Sire,« antwortete der Marquis.

»Sie haben mir vorgestellt zu werden gewünscht?«

»Ich habe gegen Seine Königliche Hoheit den Herrn Grafen von Provence den lebhaften Wunsch, meine Huldigung zu den Füßen des Königs niederlegen zu dürfen, ausgedrückt.«

»Mein Bruder hat großes Vertrauen zu Ihnen.«

»Ich glaube es, Sire, und ich gestehe, daß es mein glühender Ehrgeiz ist, Eure Majestät möge dieses Vertrauen theilen.«

»Mein Bruder kennt Sie seit langer Zeit, Herr von Favras . . .«

»Während Eure Majestät mich nicht kennt, ich begreife; aber Eure Majestät wolle mich gnädigst befragen, und in zehn Minuten wird sie mich so gut kennen, als mich ihr erhabener Bruder kennt,«

»Sprechen Sie, Marquis,« sagte Ludwig XVI., während er einen Seitenblick aus das Portrait von Karl Stuart warf, das weder ganz aus seinem Geiste kommen, noch sich ganz aus dem Rayon seines Auges entfernen konnte; »sprechen Sie, ich höre Sie.«

»Eure Majestät wünscht zu wissen? . . .«

»Wer Sie sind und was Sie gethan haben,«

»Wer ich bin, Sire? Die Meldung meines Namens hat es Ihnen gesagt: ich bin Thomas Mahi. Marquis von Favras; geboren in Blois; im Jahre 1745 bin ich mit fünfzehn Jahren bei den Musketieren eingetreten und habe in diesem Corps den Feldzug von 1761 mitgemacht; ich wurde sodann Kapitän und Regimentsadjutant im Regimente Belzunce, später Lieutenant der Schweizer der Garde des Herrn Grafen von Provence.«

»Und in dieser Eigenschaft haben Sie meinen Bruder kennen lernen?«

»Sire, ich habe die Ehre gehabt, ihm ein Jahr früher vorgestellt zu werden, so daß er mich schon kannte.«

»Und Sie haben seinen Dienst verlassen?«

»Im Jahre 1775, Sire, um mich nach Wien zu begeben, wo ich meine Frau als einzige und legitime Tochter des Prinzen von Anhalt Schaumburg anerkennen ließ.«

»Ihre Frau ist nie vorgestellt worden, mein Herr?«

»Nein, aber sie hat die Ehre, in diesem Augenblick mit meinem ältesten Sohne bei der Königin zu sein.«

Der König machte eine Bewegung der Unruhe, welche zu besagen schien: »Ah! die Königin ist hierbei.«

Dann, nach einem Augenblick des Stillschweigens, den er dazu anwandte, daß er im Zimmer auf und abging und verstohlen einen Blick aus das Portrait von Karl I. warf, fragte Ludwig XVI.:

»Und sodann?«

»Vor drei Jahren, Sire, bei dem Aufstande gegen den Statthouder, befehligte ich eine Legion und trug für meinen Theil zur Wiederherstellung der Autorität bei; dann warf ich meine Blicke auf Frankreich, und da ich den schlechten Geist sah, der hier Alles zu desorganisieren anfangt, so kehrte ich nach Paris zurück, um mein Schwert und mein Leben in den Dienst des Königs zu stellen.«

»Nun, mein Herr, Sie haben in der That traurige Dinge gesehen, nicht wahr?«

»Sire, ich habe die Tage des 5. und 6. October gesehen.«

Der König schien dem Gespräche eine andere Wendung geben zu wollen.

»Und Sie sagen also, Herr Marquis,« fuhr er fort, »mein Bruder der Herr Graf von Provence habe so großes Vertrauen zu Ihnen, daß er Sie mit einem beträchtlichen Anlehen beauftragt?«

Bei dieser Frage hätte derjenige, welcher als Dritter da gewesen wäre, von einer nervösen Erschütterung den Vorhang, der halb den Alcoven schloß, als ob Jemand dahinter verborgen, können zittern und zugleich, Herrn von Favras beben sehen, wie es ein Mensch thut, der auf eine Frage vorbereitet ist, und an den man plötzlich eine andere richtet.

»Ja, Sire, in der That,« erwiderte er, »wenn es ein Zeichen des Vertrauens ist, daß man einem Edelmann Geldinteressen überträgt, so hat mir Seine Königliche Hoheit die Ehre erwiesen, mir dieses Zeichen zu geben.«

Der König wartete auf die Fortsetzung und schaute den Marquis an, als ob die Richtung, die er die Unterredung hatte nehmen lassen, seiner Neugierde viel mehr Interesse böte, als die, welche sie Anfangs gehabt.

Der Marquis fuhr also fort, jedoch als ein in seinen Erwartungen getäuschter Mann:

»Da Seine Königliche Hoheit, die ihrer Einkünfte in Folge der verschiedenen Operationen der Nationalversammlung beraubt war, dachte, der Augenblick sei gekommen, wo es für die Sache ihrer eigenen Sicherheit gut wäre, wenn die Prinzen eine starke Summe zu ihrer Verfügung hätten, so übergab mir Seine Hoheit Verträge.«

»Auf welche Sie Anlehen gefunden haben, mein Herr?«

»Ja, Sire.«

»Eine beträchtliche Summe, wie Sie sagten?«

»Zwei Millionen.«

»Und bei wem?«

Favras zögerte beinahe, dem König zu antworten, so sehr schien ihm das Gespräch aus dem Geleise zu treten und von den großen allgemeinen Interessen zu der Kenntnis, der Privatinteressen überzugehen, von der Politik zur Polizei hinabzusteigen.«

»Ich frage Sie, bei wem Sie entlehnt haben,« wiederholte der König.

»Sire, ich wandte mich Anfangs an die Banquiers Schaumel und Sartorius; weil aber das Negoz scheiterte, so nahm ich meine Zuflucht zu einem fremden Banquier, der, da er Kenntniß vom Wunsche Seiner Königlichen Hoheit bekommen, mir zuerst in seiner Liebe für unsere Prinzen und in seiner Achtung für den König Dienstanerbietungen machen ließ.«

»Ah! . . . Und dieser Banquier heißt?«

»Sire!« sagte zögernd Favras.

»Sie begreifen, mein Herr,« sprach der König, »es ist gut, einen solchen Mann zu kennen, und wäre es nur, um ihm für seine Ergebenheit zu danken, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet.«

»Sire,« antwortete Favras, »er heißt Baron Zannone.«

»Ah!« sagte Ludwig XVI., »es ist ein Italiener!«

»Ein Genueser, Sire.«

»Er wohnt?«

»Sire, er wohnt in Sèvres, gerade gegenüber dem Orte,« fuhr Favras fort, der durch diesen Spornstreich dem rehen Pferde ein wenig Feuer geben wollte, »gerade gegenüber dem Orte, wo der Wagen Eurer Majestäten am 6. October bei der Rückkehr von Versailles anhielt, als die Mörder unter der Anführung von Marat, Verrières und dem Herzog von Aiguillon in der kleinen Schenke beim Pont de Sèvres durch den Coiffeur der Königin die zwei abgeschnittenen Köpfe von Baricourt und Deshuttet frisiren ließen,«

Der König erbleichte, und wenn er in diesem Moment die Augen gegen den Alcoven gedreht hätte, so würde er den Vorhang noch nervöser dieses zweite Mal, als das erste Mal sich haben bewegen sehen.

Dieses Gespräch lastete offenbar aus ihm, und er hätte viel gegeben, wenn er es nicht angeknüpft.

Er beschloß auch, demselben so rasch als möglich ein Ende zu machen,

»Es ist gut, mein Herr,« sagte er, »ich sehe, daß Sie ein treuer Diener des Königthums sind, und ich verspreche Ihnen, Sie bei Gelegenheit nicht zu vergessen.«

Dann machte er eine Geberde mit dem Kopf, welche bei den Fürsten bedeutet: »Ich erweise Ihnen lange genug die Ehre, Sie anzuhören und Ihnen zu antworten, Sie sind ermächtigt, Abschied zu nehmen.«

Favras begriff vollkommen.

»Ich bitte um Verzeihung, Sire,« sprach er, »ich glaubte, Eure Majestät habe mich noch etwas Anderes zu fragen.«

»Nein,« erwiderte der König, den Kopf schüttelnd, als suchte er in der That in seinem Geiste, welche Frage er zu machen habe; »nein, Marquis, das ist Alles, was ich zu wissen wünschte.«

»Sie täuschen sich, mein Herr,« sagte eine Stimme, bei der der König und der Marquis sich nach dem Alcoven umwandten, »Sie wünschten zu wissen, wie der Vorfahre des Herrn Marquis

von Favras sich benommen habe, um die Flucht des Königs Stanislaus aus Danzig zu bewerkstelligen und ihn unversehrt bis zur preußischen Grenze zu führen.«

Beide gaben einen Ausruf des Erstaunens von sich: die dritte Person, welche plötzlich, sich in das Gespräch mischend, erschien, war die Königin; die Königin bleich, mit zusammengepreßten, zitternden Lippen; die Königin, welche sich nicht mit den von Favras gegebenen Erläuterungen begnügte und vermuthete, sich selbst überlassen, werde der König es nicht wagen, bis zum Ende zu gehen, war aus der Geheimentreppe und durch den geheimen Gang herbeigekommen, um die Unterredung in dem Augenblick aufzunehmen, wo der König die Schwäche hätte, sie fallen zu lassen.

Dieser Dazwischentritt der Königin und die Art, wie sie das Gespräch wieder aufnahm, indem sie es an die Flucht des Königs Stanislaus anknüpfte, erlaubten übrigens Ludwig XVI. unter dem durchsichtigen Schleier der Allegorie Alles zu hören, selbst die Anerbietungen, welche ihm Favras über seine, des Königs, eigene Flucht machen würde.

Favras seinerseits begriff aus der Stelle, welches Mittel ihm geboten war, seinen Plan zu enthüllen, und obgleich keiner von seinen Ahnen oder von seinen Verwandten zu der Flucht des Königs von Polen beigetragen hatte, beeilte er sich doch, indem er sich verbeugte, zu erwidern:

»Eure Majestät spricht ohne Zweifel von meinem Vetter, dem General Steinflicht, welcher die Berühmtheit seines Namens dem ungeheuren seinem König geleisteten Dienste verdankt, — ein Dienst, der den glücklichen Einfluß auf das Schicksal von Stanislaus hatte, daß er ihn vor Allen den Händen seiner Feinde entriß und ihn sodann durch eine providentielle Mitwirkung zum Ahnherrn Eurer Majestät machte.«

»So ist es! so ist es! mein Herr,« sagte lebhaft die Königin, während Ludwig XVI., einen Seuszer ausstoßend, das Portrait von Karl Stuart anschaute.

»Wohl denn,« sprach Favras, »Eure Majestät weiß . . . verzeihen Sie, Sire, Eure Majestäten wissen, daß der König Stanislaus, in Danzig frei, aber auf allen Seiten von der moskowitischen Armee eingeschlossen, beinahe verloren war, wenn er sich nicht zu einer raschen Flucht entschloß.«

»Oh! ganz verloren!« unterbrach ihn die Königin, »Sie können sagen, ganz verloren, Herr von Favras.«

»Madame,« sprach Ludwig XVI. mit einer gewissen Strenge, »die Vorsehung, welche über den Königen wacht, bewirkt, daß sie nie ganz verloren sind.«

»Ei! mein Herr,« erwiderte die Königin, »mich dünkt, daß ich ebenso religiös und ebenso gläubig an die Vorsehung bin, als Sie, aber dennoch ist es meine Meinung, daß man sie ein wenig unterstützen muß.«

»Das war auch die Ansicht des Königs von Polen, Sire,« fügte Favras bei, »denn er erklärte seinen Freunden entschieden, da er seine Lage nicht mehr als haltbar erachte und sein Leben in Gefahr glaube, so wünsche er, daß man ihm mehrere Fluchtpläne entwerfe und vorlege. Trotz der Schwierigkeit, wurden drei Pläne angeboten; ich sage, trotz der Schwierigkeit, Sire, weil Eure Majestät bemerken wird, daß es viel schwieriger für den König Stanislaus war, aus Danzig zu entkommen, als es für Sie, zum Beispiel, wäre, wenn es Eurer Majestät in den Sinn käme, aus Paris wegzugehen. Mit einer Postchaise, — wenn Eure Majestät geräuschlos und ohne Aufsehen zu erregen abreisen wollte, — mit einer Postchaise könnte Eure Majestät in einem Tag und in einer Nacht die Grenze erreichen; — oder wenn sie Paris als König verlassen wollte, könnte sie

einem Edelmann, den sie mit ihrem Vertrauen beehrte, Befehle geben, dreißigtausend Mann zu sammeln und sie aus dem Palaste der Tuilerien abzuholen. In dem einen oder dem andern Fall wäre das Gelingen sicher, das Unternehmen gewiß.«

»Sire,« sprach die Königin, »was Herr von Favras da sagt, Eure Majestät weiß, daß es die strenge Wahrheit ist.«

»Ja,« erwiderte der König, »aber meine Lage ist entfernt nicht so verzweifelt, als es die des Königs Stanislaus war. Danzig war umgeben von Moskowiten, wie der Marquis sagte; die Festung Weichselmünde, sein letztes Vollwerk, hatte capitulirt, während ich . . .«

»Während Sie,« unterbrach ihn ungeduldig die Königin, »Sie sind mitten unter den Parisern, welche am 14. Juli die Bastille genommen haben, welche in der Nacht vom 5. auf den 6. October Sie ermorden wollten und am Tage des 6. Sie mit Gewalt nach Paris zurückführten, wobei diese Menschen während der ganzen Zeit, welche die Fahrt dauerte, Sie und Ihre Familie beleidigten und beschimpften . . . Ah! es ist wahr, die Lage ist schön und verdient, daß man sie der von König Stanislaus vorzieht!«

»Aber, Madame . . .«

»König Stanislaus risquirte nur das Gefängniß, den Tod vielleicht, indeß wir . . .«

Ein Blick des Königs hielt sie zurück.

»Uebrigens,« fuhr die Königin fort, »Sie sind der Gebieter; Sie haben zu entscheiden.«

Und sie setzte sich ungeduldig dem Portrait von Karl I. gegenüber.

»Herr von Favras,« sagte sie, »ich habe so eben mit der Marquise und Ihrem ältesten Sohne gesprochen; ich habe sie Beide voll Muth und Entschlossenheit gefunden, wie es sich für die Frau und den Sohn eines wackeren Edelmanns geziemt; was auch geschehen mag — angenommen, es geschehe Etwas, — sie können auf die Königin von Frankreich zählen; die Königin von Frankreich wird sie nicht verlassen: sie ist die Tochter von Maria Theresia und weiß den Muth zu schätzen und zu belohnen.«

Gestachelt durch das ungestüme Benehmen der Königin, sprach Ludwig XVI.:

»Mein Herr, Sie sagen, es seien dem König Stanislaus drei Entweichungsmittel vorgeschlagen worden?«

»Ja, Sire.«

»Und diese Mittel waren?«

»Das erste, Sire, war, sich als Bauer zu verkleiden; die Gräfin Chapska, welche vortrefflich Deutsch sprach, erbot sich, — einem Manne sich anvertrauend, den sie erprobt hatte und der das Land ganz genau kannte, — sich als Bäuerin zu verkleiden und ihn für ihren Gatten auszugeben. Das war das Mittel, von dem ich so eben zum König von Frankreich sprach, als ich ihm sagte, wie leicht es für ihn wäre, falls er incognito und nächtlicher Weile fliehen wollte . . .«

»Das zweite?« fragte Ludwig XVI., als sähe er mit Ungeduld auf seine eigene Lage irgend eine Anwendung von der machen, in welcher sich Stanislaus befunden hatte.

»Das zweite, Sire, war, tausend Mann zu nehmen und mit ihnen einen Durchbruch durch die Moskowiten zu wagen; das ist auch dasjenige, welches ich vorhin dem König von Frankreich darbot, indem ich bemerkte, er habe nicht tausend, sondern dreißigtausend Mann zu seiner Verfügung.«

»Herr von Favras, Sie haben gesehen, wozu mir diese dreißigtausend Mann am 14. Juli dienten. Gehen wir zum dritten Mittel über.«

»Das dritte Mittel, das, welches Stanislaus annahm, war, sich als Bauer zu verkleiden und aus Danzig wegzugehen, — nicht mit einer Frau, welche ein Hinderniß auf dem Wege sein konnte, nicht mit tausend Mann, welche alle vom ersten bis zum letzten getödtet werden konnten, ohne daß es ihnen gelänge, einen Durchbruch zu bewerkstelligen, sondern nur mit zwei bis drei sicheren Männern, welche immer und überall durchkommen. Dieses Mittel war von Herrn Monti, dem französischen Gesandten, vorgeschlagen und von meinem Verwandten, dem General Steinflicht, unterstützt.«

»Dieses wurde also angenommen?«

»Ja, Sire; und wenn ein König, der sich in der Lage des Königs von Polen befände oder zu befinden glaubte, sich zu diesem Mittel entschließen und mir gnädigst dasselbe Vertrauen gewähren würde, das Ihr erhabener Ahnherr dem General Steinflicht schenkte, so glaubte ich für ihn bei meinem Kopfe haften zu können, besonders, wenn die Wege so frei wären, wie es die Wege in Frankreich sind, und wenn der König ein so guter Reiter wäre, als es Eure Majestät ist.«

»Allerdings,« sagte die Königin. »Doch in doch Nacht vom 5. auf den 6. October hat mir der König geschworen, nie ohne mich abzureisen und sogar nie einen Plan zur Abreise zu machen, bei dem ich nicht theilhaftig wäre; das Wort des Königs ist verpfändet, mein Herr, und der König wird es nicht brechen.«

»Madame,« erwiderte Favras, »das macht die Reise schwieriger, aber nicht unmöglich, und wenn ich die Ehre hätte, eine solche Expedition anzuführen, so wollte ich dafür haften, daß ich den König, die Königin und die königliche Familie unversehrt nach Montmédy oder nach Brüssel brächte, wie der General Steinflicht den König Stanislaus unversehrt nach Marienwerder gebracht hat.«

»Sie hören, Sire!« rief die Königin, »ich glaube, daß mit einem Manne, wie Herr von Favras, Alles zu thun und nichts zu fürchten ist.«

»Ja, Madame,« erwiderte der König, »ich bin auch dieser Ansicht, nur ist der Augenblick noch nicht gekommen.«

»Gut, mein Herr,« versetzte die Königin, »warten Sie, wie es derjenige gethan hat, dessen Portrait uns anschaut, und dessen Anblick, — ich glaubte es wenigstens, — Ihnen einen besseren Rath geben mußte . . . warten Sie, bis Sie genöthigt sind, zu einer Schlacht zu greifen; warten Sie, bis diese Schlacht verloren ist; warten Sie, bis Sie Gefangener sind; warten Sie, bis sich das Schaffot unter Ihrem Fenster erhebt, und dann werden Sie, der Sie heute sagen: »»Es ist zu früh!«« genöthigt sein, zu sagen: »»Es ist zu spät!««

»In jedem Falle, Sire, zu welcher Stunde es sein mag, und bei seinem ersten Worte wird mich der König bereit finden,« sprach Favras, indem er sich verbeugte; denn er befürchtete, seine Gegenwart, welche diesen Conflict zwischen der Königin und Ludwig XVI. herbeigeführt, könnte den König ermüden. »Ich habe nur mein Dasein meinem Souverain bieten, und ich sage nicht, daß ich es ihm biete, ich sage, daß er jeder Zeit das Recht gehabt hat und haben wird, darüber zu verfügen, da dieses Dasein ihm gehört.«

»Es ist gut, mein Herr,« erwiderte der König, »und im erheischenden Falle erneuere ich Ihnen in Betreff der Marguise und Ihrer Kinder das Versprechen, das Ihnen die Königin gegeben hat.«

Diesmal war es ein wirklicher Abschied. Der Marquis war genöthigt, ihn zu nehmen, und wie große Lust er vielleicht auch hatte, zu beharren, ging er doch, da er keine andere Ermuthigung

fand, als den Blick der Königin, sachte rückwärts schreitend ab.

Die Königin folgte ihm mit den Augen, bis der Vorhang vor ihm niedergefallen war.

»Ah! mein Herr,« sprach sie dann, die Hand gegen das Gemälde von Van Dyck ausstreckend, »als ich dieses Bild in Ihr Zimmer hängen ließ, glaubte ich, es werde Sie besser inspiriren.«

Und hochmüthig, als verachtete sie es, das Gespräch zu verfolgen, ging sie auf die Thüre des Alcoven zu; plötzlich aber blieb sie stille stehen und sagte:

»Sire, gestehen Sie, daß der Marquis von Favras nicht die erste Person ist, die Sie diesen Morgen empfangen haben?«

»Nein, Madame, Sie haben Recht; vor dem Marquis von Favras habe ich den Doctor Gilbert empfangen.«

Die Königin bebte.

»Ah!« rief sie, »ich vermuthete es! Und der Doctor Gilbert, wie es scheint . . .«

»Ist meiner Ansicht, daß wir Frankreich nicht verlassen sollen.«

»Da er aber nicht der Ansicht ist, daß wir es verlassen sollen, mein Herr, so gibt er ohne Zweifel einen Rath, der uns den Aufenthalt möglich macht.«

»Ja, Madame, er gibt einen; leider finde ich ihn, wenn nicht schlecht, doch wenigstens unausführbar.«

»Nun, was für ein Ruth ist das?«

»Wir sollen Mirabeau für ein Jahr kaufen.«

»Und um welchen Preis?« fragte die Königin.

»Mit sechs Millionen . . . und einem Lächeln von Ihnen.«

Die Physiognomie der Königin nahm einen tief nachdenkenden Charakter an.

»In der That,« sagte sie, »das wäre vielleicht ein Mittel.«

»Ja, aber ein Mittel, gegen das Sie sich Ihres Theils sträuben würden; nicht wahr, Madame?«

»Ich antworte weder ja, noch nein, Sire,« erwiderte die Königin mit jenem Unglück weissagenden Ausdruck, den der Engel des Bösen seines Sieges sicher annimmt, »man muß das bedenken.«

Dann, während sie sich entfernte, fügte sie leiser bei:

»Und ich werde es bedenken!«

XXI.

Wo sich der König mit Familienangelegenheiten beschäftigt.

Als der König allein war, blieb er einen Augenblick unbeweglich stehen; dann, als hätte er befürchtet, der Rückzug der Königin sei nur ein verstellter, ging er an die Thüre, durch die sie sich entfernt hatte, öffnete sie und tauchte seinen Blick in die Vorzimmer und Corridors:

Da er nur die Leute vom Dienste erblickte, rief er halblaut.

»François!«

Ein Kammerdiener, der sich, als die Thüre des königlichen Gemaches geöffnet wurde, erhoben hatte und die Befehle erwartend da stand, näherte sich alsbald und ging, als der König in sein Zimmer zurückgekehrt war, hinter ihm hinein.

»François,« sagte Ludwig XVI., »kennen Sie die Gemächer von Herrn von Charny?«

»Sire,« erwiderte der Kammerdiener, der kein Anderer war, als der, welcher, nach dem 10. August zum König berufen, Memoiren über das Ende seiner Regierung hinterließ; — »Sire, Herr von Charny hat keine Gemächer, er hat nur eine Mansarde oben im Pavillon de Flore.«

»Und warum eine Mansarde einem Officier von diesem Range?«

»Man wollte dem Herrn Grafen etwas Besseres geben, Sire, doch er hat es ausgeschlagen mit der Bemerkung, die Mansarde genüge ihm.«

»Gut. Sie wissen, wo diese Mansarde ist?«

»Ja, Sire.«

»Holen Sie mir Herrn von Charny, ich wünsche ihn zu sprechen.«

Der Kammerdiener ging sogleich ab und stieg in die Mansarde von Herrn von Charny hinauf; er fand ihn auf die Fensterstange gestützt und hinausstarrend auf den Ocean von Dächern, der sich am Horizont in Wellen von Ziegeln und Schiefer verliert.

Zweimal klopfte der Kammerdiener an, ohne daß ihn Herr von Charny, in seine Betrachtungen versunken, hörte; was ihn, da der Schlüssel in der Thüre stak, von selbst, durch den Befehl des Königs ermächtigt, einzutreten bestimmte.

Bei dem Geräusche, das er eintretend machte, drehte der Graf sich um.

»Ah! Sie sind es, Herr Hue,« sagte er; »Sie holen mich im Austrage der Königin?«

»Nein, Herr Graf,« erwiderte der Kammerdiener, »im Austrage des Königs.«

»Im Auftrage des Königs!« versetzte Herr von Charny mit einem gewissen Erstaunen.

»Im Austrage des Königs!« wiederholte der Kammerdiener.

»Es ist gut, Herr Hue; sagen Sie Seiner Majestät, ich sei zu ihren Befehlen.«

Der Kammerdiener zog sich mit der durch die Etiquette gebotenen Steifheit zurück, während ihn Herr von Charny mit jener Höflichkeit, welche der alte und ächte Adel gegen jeden von Seiten des Königs kommenden Mann beobachtet, mochte er nun die silberne Kette am Halse tragen oder mit der Livree bedeckt sein, zur Thüre geleitete.

Als er sich allein sah, preßte Herr von Charny seinen Kopf einen Augenblick zwischen seinen Händen, als wollte er seine verworrenen, aufgeregten Gedanken zwingen, ihren Platz wieder

einzunehmen; so bald aber die Ordnung in seinem Gehirne wiederhergestellt war, schnallte er seinen Degen, den er auf ein Fauteuil geworfen, um, nahm seinen Hut unter seinen Arm und ging hinab.

Er fand in seinem Schlafzimmer Ludwig XVI., der, den Rücken dem Gemälde von Van Dyck zugewandt, sich hatte Frühstück serviren lassen.

Der König schaute empor und erblickte Herrn von Charny.

»Ah! Sie da, Herr Graf,« sagte er; »sehr gut. Wollen Sie mit mir frühstücken?«

»Sire, ich bin gezwungen, diese Ehre auszuschlagen, weil ich gefrühstückt habe,« erwiderte der Graf, sich verbeugend.

»In diesem Falle,« sagte Ludwig XVI., »da ich Sie zu mir zu kommen gebeten habe, um von Angelegenheiten, und zwar von ernsten zu sprechen, warten Sie einen Augenblick; ich liebe es nicht, von Angelegenheiten zu reden, wenn ich esse.«

»Ich bin zu den Befehlen des Königs,« erwiderte Charny.

»Dann sprechen wir einstweilen von etwas Anderem, von Ihnen, zum Beispiel.«

»Von mir, Sire? in welcher Hinsicht kann ich es verdienen, daß Eure Majestät sich mit meiner Person beschäftigt?«

»Als ich so eben fragte, wo Ihre Wohnung in den Tuileries sei, wissen Sie, was mir François geantwortet hat, mein lieber Graf?«

»Nein, Sire.«

»Er hat mir geantwortet, Sie haben die Wohnung, die man Ihnen angeboten, ausgeschlagen und nur eine Mansarde angenommen.«

»Das ist wahr, Sire!«

»Warum dies, Graf?«

»Sire, weil ich es, da ich allein bin und keine andere Bedeutung habe, als die, welche mir die Gunst Ihrer Majestäten geben will, nicht für nützlich erachtet habe, dem Gouverneur des Palastes einer Wohnung zu berauben, während eine einfache Mansarde Alles war, was ich brauchte.«

»Verzeihen Sie, mein lieber Graf, Sie antworten aus Ihrem Gesichtspunkte und als ob Sie immer noch einfacher Officier und Junggeselle wären; doch Sie haben — und, Gott sei Dank, in den Tagen der Gefahr vergessen Sie es nicht — Sie haben einen wichtigen Dienst bei uns; überdies sind Sie verheirathet: was werden Sie mit der Gräfin in Ihrer Mansarde machen?«

»Sire,« antwortete Charny mit einem Ausdruck von Schwermuth, der dem König nicht entging, so wenig zugänglich er für dieses Gefühl war, »ich glaube nicht, daß Frau von Charny mir die Ehre erweist, meine Wohnung mit mir zu theilen, mag sie groß oder klein sein.«

»Aber, Herr Graf, Frau von Charny ist, ohne eine Stelle bei der Königin zu bekleiden, ihre Freundin; die Königin kann, wie Sie wissen, ihrer nicht entbehren, obgleich ich seit einiger Zeit zu bemerken geglaubt habe, es walte zwischen ihnen eine gewisse Erkältung ob; wenn Frau von Charny in den Palast kommt, wo wird sie wohnen?«

»Sire, ich denke nicht, daß ohne einen ausdrücklichen Befehl Eurer Majestät Frau von Charny je wieder in den Palast kommt.«

»Ah, bah!«

Charny verbeugte sich.

»Unmöglich!« sagte der König.

»Eure Majestät wolle mir verzeihen, aber ich glaube dessen, was ich behaupte, sicher zu sein.«

»Nun, das setzt mich weniger in Erstaunen, als Sie sich denken können, mein lieber Graf; ich sagte Ihnen, wie mir scheint, so eben, ich habe die Erkältung zwischen der Königin und ihrer Freundin wahrgenommen.«

»Eure Majestät hat in der That, die Gnade gehabt, dies zu bemerken.«

»Frauengeschmolle! wir werden Alles dies wieder auszugleichen suchen. Mittlerweile scheint es, daß ich mich, ohne es zu wollen, auf eine tyrannische Art gegen Sie benehme, Graf.«

»Wie so, Sire?«

»Dadurch, daß ich Sie nöthige, in den Tuileries zu bleiben, indeß die Gräfin . . .wo wohnt?«

»In der Rue Coq-Héron, Sire.«

»Ich frage Sie das nach der Gewohnheit, welche die Könige haben, und auch ein wenig, weil ich die Adresse der Gräfin zu wissen wünsche, denn, da ich Paris ebenso wenig kenne, als ob ich ein Russe von Moskau oder ein Oesterreicher von Wien wäre, so weiß ich nicht, ob die Rue Coq-Héron nahe bei den Tuileries oder fern davon ist.«

»Das Zimmer, Sire,« erwiderte Charny mit demselben schwermüthigen Ausdruck, den der König schon in seiner Stimme bemerkt hatte, »das Zimmer, welches ich in den Tuileries habe, ist kein einfaches Absteigequartier, — im Gegentheile, es ist eine feste Wohnung, wo man mich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht finden wird, wenn Seine Majestät mir die Ehre erweist, mich holen zu lassen.«

»Ho! ho!« rief, indem er sich in seinen Lehnstuhl zurückwarf, der König, dessen Frühstück dem Ende nahe war, »was will das besagen, Herr Graf?«

»Der König wird mich entschuldigen, aber ich begreife nicht sehr gut die Frage, die er an mich zu richten mir die Ehre erweist.«

»Bah! nicht wahr, Sie wissen nicht, daß ich ein guter Mensch bin? ein Vater, ein Gatte vor Allem, und daß ich mich beinahe eben so viel um das Innere meines Palastes, als um das Aeußere meines Königreichs bekümmere?, . . Was soll das bedeuten, mein lieber Graf? nach einer kaum dreijährigen Ehe hat der Herr Graf von Charny eine *feste* Wohnung in den Tuileries und die Frau Gräfin eine *feste* Wohnung in der Rue Coq-Héron!«

»Sire, ich vermöchte Eurer Majestät nichts Anderes zu antworten, als; Frau von Charny wünscht allein zu wohnen,«

»Aber Sie besuchen sie doch alle Tage? . . .Nein . . .zweimal in der Woche? . . .«

»Sire, ich habe nicht das Vergnügen gehabt, Frau von Charny zu sehen, seit dem Tage, wo Euere Majestät mir befohlen, mich nach ihr zu erkundigen.«

»Nun! . . .das sind ja mehr als acht Tage?«

»Es sind zehn, Sire,« erwiderte Charny mit leicht bewegter Stimme.

Der König begriff besser den Schmerz als die Schwermuth, und er faßte in dem Tonausdrucke des Grafen die Nuance einer Gemüthsbewegung auf, die er hatte entschlüpfen lassen.

»Graf.« sprach Ludwig XVI., mit der Gutmüthigkeit, die dem *Hauswirth*, wie er sich zuweilen selbst nannte, so schön stand, »Graf, daran sind Sie theilweise Schuld.«

»Ich Schuld,« versetzte Charny lebhaft und unwillkürlich erröthend.

»Ja, ja, Sie; bei der Entfremdung einer Frau, und besonders einer so vollkommenen wie die Gräfin, liegt der Fehler immer ein wenig am Mann.«

»Sire!«

»Sie werden mir sagen, das gehe mich nichts an, mein lieber Graf. Und ich, ich antworte Ihnen: »Doch das geht mich an; ein König vermag Vieles durch sein Wort.«« Selen Sie offenherzig, Sie sind undankbar gegen das arme Fräulein von Taverney gewesen, das Sie so sehr liebt!«

»Das mich so sehr liebt . . .Sire . . .verzeihen Sie, hat Eure Majestät nicht gesagt,« versetzte Charny mit einem leichten Gefühle von Bitterkeit, »Fräulein von Taverney liebe mich sehr?«

»Fräulein von Taverney oder Frau von Charny, das ist ganz dasselbe, denke ich.«

»Ja und nein, Sire.«

»Nun wohl, ich habe gesagt, Frau von Charny liebe Sie, und ich widerrufe nicht.«

»Sire, Sie wissen, daß es nicht erlaubt ist, einen König Lügen zu strafen.«

»Oh! Sie mögen Lügen strafen, so lange Sie wollen, ich verstehe mich hierauf.«

»Und Seine Majestät hat an gewissen, ohne Zweifel für sie allein sichtbaren, Merkmalen wahrgenommen, Frau von Charny liebe mich . . .sehr?«

»Ich weiß nicht, ob die Merkmale für mich allein sichtbar waren, mein lieber Graf; aber ich weiß, daß in der erschrecklichen Nacht vom 5, October, von dem Moment an, wo sie mit uns vereinigt war, die Gräfin Sie nicht eine Secunde aus dem Blicke verloren hat, und daß ihre Augen alle Bangigkeiten ihres Herzens ausdrückten, so daß ich, als die Thüre des Oeil-de-boeuf nahe daran war, eingestoßen zu werden, die arme Frau eine Bewegung machen sah, um sich zwischen Sie und die Gefahr zu werfen,«

Das Herz von Charny schnürte sich zusammen; er hatte bei der Gräfin etwas dem, was der König so eben gesagt, Aehnliches zu erkennen geglaubt; doch jede Einzelheit seiner letzten Zusammenkunft mit Andrée war seinem Geiste zu sehr gegenwärtig, um nicht diese unbestimmte Meinung seines Herzens und diese entschiedene Behauptung des Königs zu überwiegen.

»Und ich bin um so mehr daraus aufmerksam gewesen,« fuhr Ludwig XVI. fort, »weil schon bei meiner Reise nach Paris, als Sie von der Königin zu mir nach dem Stadthause geschickt wurden, die Königin mir bestimmt sagte, die Gräfin sei beinahe vor Schmerz in Ihrer Abwesenheit und vor Freude bei Ihrer Rückkehr gestorben.«

»Sire.« sprach Charny traurig lächelnd, »Gott hat gestattet, daß diejenigen, welche über uns geboren sind, bei der Geburt und ohne Zweifel als eines der Privilegien ihres Geschlechts den Blick erhalten, der im Grunde der Herzen Geheimnisse aussucht, welche anderen Menschen unbekannt bleiben. Der König und die Königin haben so gesehen: das muß also sein; doch die Schwäche meines Gesichts hat mich anders sehen lassen; darum bitte ich den König, sich nicht zu sehr um diese große Liebe von Frau von Charny für mich zu bekümmern. Will er mich zu einer gefährlichen und entfernten Sendung verwenden, so werden die Abwesenheit oder die Gefahr, meinerseits wenigstens, gleich willkommen sein.«

»Als Sie aber vor acht Tagen die Königin nach Turin schicken wollte, schien es Ihr Wunsch zu sein, in Paris zu bleiben?«

»Ich hielt meinen Bruder für genügend für diese Sendung und wollte mir eine schwierigere oder gefahrvollere vorbehalten.«

»Gerade, mein lieber Graf, weil der Augenblick gekommen ist, Ihnen eine heute schwierige und für die Zukunft vielleicht nicht gefahrlose Sendung anzuvertrauen, sprach ich mit Ihnen von

der Vereinzelung der Gräfin, und ich hätte gewünscht, sie bei einer Freundin zu sehen, da ich ihr den Gatten entführe.«

»Ich werde der Gräfin schreiben, Sire, um ihr die guten Gefühle Eurer Majestät mitzuteilen.«

»Wie, Sie werden ihr schreiben! gedenken Sie nicht die Gräfin vor Ihrer Abreise zu besuchen?«

»Ich bin ein einziges Mal bei Frau, von Charny erschienen, ohne sie um Erlaubniß zu bitten, Sire, und nach der Art, wie sie mich empfangen hat, bedürfte es nun, damit ich sie auch nur um diese einfache Erlaubniß bäte, nicht weniger als des ausdrücklichen Befehls Eurer Majestät.«

»Sprechen wir also nicht mehr hierüber; ich werde von Allem dem mit der Königin während Ihrer Abwesenheit reden,« sagte der König, während er vom Tische aufstand,

Dann hustete er zwei bis dreimal mit der Befriedigung eines Menschen, der gut gespeist hat und seiner Verdauung sicher ist, und bemerkte:

»Bei meiner Treue, die Aerzte haben sehr Recht, wenn sie behaupten, jede Sache habe zwei Gesichter, die sie verdrießlich einem leeren Magen und strahlend einem vollen Magen bieten. Treten Sie in mein Cabinet ein, mein lieber Graf, ich fühle mich in der Stimmung, offenherzig mit Ihnen zu sprechen.«

Der Graf folgte Ludwig XVI., während er an das dachte, was zuweilen an Majestät ein gekröntes Haupt durch die materielle und gemeine Seite verliert, welche die stolze Marie Antoinette ihrem Gemahle vorzuwerfen sich nicht erwehren konnte.

XXII.

Wo sich der König mit Staatsangelegenheiten beschäftigt.

Obgleich der König erst vierzehn Tage in den Tuileries residirte, waren doch zwei von seinen Gelassen völlig eingerichtet.

Diese zwei Gelasse waren seine Schmiede und sein Cabinet.

Später und bei einer Veranlassung, welche auf das Geschick des unglücklichen Fürsten keinen geringeren Einfluß hatte, als dieses, werden wir den Leser in die königliche Schmiede einführen; für den Augenblick aber haben wir im Cabinet zu thun; treten wir also hinter Charny ein, welcher nun vor dem Schreibtische stand, an den sich der König gesetzt hat.

Dieser Schreibtisch ist beladen mit Karten, geographischen Werken, englischen Journalen und Papieren, unter denen man die von der Handschrift von Ludwig XVI. an der Vielfältigkeit der Zeilen erkennt, welche sie bedecken und weder oben, noch unten, noch am Rande Raum lassen.

Der Charakter offenbart sich in der kleinsten Einzelheit: der sparsame Ludwig XVI. ließ nicht nur nicht das geringste Stück weißes Papier verloren gehen, sondern unter seiner Hand bedeckte sich dieses Stück mit so vielen Buchstaben, als es materiell enthalten konnte.

Charny war in den drei bis vier Jahren, die er in vertrautem Umgang mit dem erhabenen Fürstenpaare lebte, zu sehr an alle diese Details gewöhnt, um die Bemerkungen zu machen, die wir hier bezeichnen. Darum wartete er, ohne daß sich sein Auge auf irgend einen Gegenstand heftete, ehrfurchtsvoll, bis der König das Wort an ihn richtete.

Aber da angelangt, wo er war, schien der König, trotz des zum Voraus angekündigten Vertrauens, in Verlegenheit zu sein, wie er in die Materie eingehen sollte.

Zuerst, und gleichsam um sich Muth zu geben, öffnete er eine Schublade seines Schreibtisches, und in dieser Schublade ein geheimes Fach, zog einige mit Umschlägen bedeckte Papiere heraus, legte sie auf den Tisch und drückte seine Hand darauf.

»Herr von Charny,« sagte er endlich, »ich habe Eines bemerkt . . .«

Er hielt inne und schaute Charny fest an, dieser aber wartete ehrerbietig, bis es dem König gefiele, fortzufahren.

»In der Nacht vom 5. auf den 6. October, als Sie zwischen der Garde der Königin und der meinigen zu wählen hatten, wiesen Sie Ihrem Bruder seinen Platz bei der Königin an und blieben bei mir.«

»Sire,« erwiederte Charny, »ich bin das Haupt der Familie, wie Eure Majestät das Haupt des Staates ist, ich hatte also das Recht, bei Ihnen zu sterben.«

»Das brachte mich auf den Gedanken,« fuhr Ludwig XVI. fort, »wenn ich jene geheime, schwierige und gefährliche Sendung zu geben hätte, so könnte ich sie Ihrer Loyalität als Franzose, Ihrem Herzen als Freund anvertrauen.«

»Oh! Sire,« rief Charny, »so hoch mich der König erhebt, ich bin nicht so anmaßend, zu glauben, er könne aus mir etwas Anderes machen, als einen treuen und dankbaren Unterthan.«

»Herr von Charny, Sie sind ein ernster Mann, obgleich Sie kaum sechs und dreißig Jahre

zählen; Sie machten nicht alle Ereignisse durch, die sich um uns her entrollt, ohne einen Schluß daraus gezogen zu haben . . . Herr von Charny, was denken Sie von meiner Lage, und, wenn Sie mein erster Minister wären, welche Mittel würden Sie mir vorschlagen, um sie zu verbessern?«

»Sire,« antwortete Charny mit mehr Zögern als Verlegenheit, »ich bin ein Soldat . . . ein Seemann . . . diese hohen socialen Fragen übersteigen das Maaß meines Verstandes.«

»Mein Herr,« sprach der König, indem er Charny die Hand mit einer Würde reichte, welche plötzlich gerade aus der Lage, in die er sich in diesem Augenblick versetzt hatte, hervorzuspringen schien, »Sie sind ein Mann, und ein anderer Mann, der Sie für seinen Freund hält, fragt Sie ganz einfach, Sie, ein redliches Herz einen gesunden Geist, einen loyalen Unterthan, was Sie an seiner Stelle thun würden.«

»Sire,« erwiderte Charny, »in einer Lage, welche nicht minder ernst als es diese ist, hat mir die Königin eines Tags die Ehre erwiesen, mich um meinen Rath zu fragen; es war am Tage der Einnahme der Bastille: sie wollte gegen die hunderttausend bewaffneten und wie eine Hydra von Eisen und Feuer über die Boulevards und die Straßen des Faubourg Saint Antoine sich hinwälzenden Pariser ihre acht bis zehntausend fremden Soldaten schicken. Wäre ich der Königin weniger bekannt gewesen, hätte sie weniger Ergebenheit und Ehrfurcht in meinem Herzen gesehen, so würde mich meine Antwort ohne Zweifel mit ihr entzweit haben . . . Ach! Sire, muß ich heute nicht befürchten, daß, vom König befragt, meine zu offenherzige Antwort den König verletzt?«

»Was haben Sie der Königin geantwortet?«

»Da Eure Majestät nicht stark genug sei, um als Eroberer in Paris einzuziehen, so müsse sie als Vater einziehen.«

»Nun, mein Herr,« sprach der König, »ist das nicht der Rath, den ich befolgt habe?«

»Gewiß, Sire.«

»Nur fragt es sich, ob ich wohl daran gethan habe, ihn zu befolgen; denn sagen Sie selbst, bin ich diesmal als König oder als Gefangener eingezogen?«

»Sire, erlaubt mir der König mit aller Offenherzigkeit zu sprechen?«

»Thun Sie es, mein Herr; so bald ich Sie um Ihren Rath frage, frage ich Sie zugleich um Ihre Meinung.«

»Sire, ich habe das Mahl von Versailles mißbilligt; Sire, ich habe die Königin flehentlich gebeten, in Ihrer Abwesenheit nicht in's Theater zu gehen; Sire, ich war in Verzweiflung, als Ihre Majestät die Cocarde der Nation mit Füßen trat, um die schwarze Cocarde, die Cocarde von Oesterreich, aufzustecken.«

»Herr von Charny, glauben Sie, dies sei die wahre Ursache der Ereignisse des 5. und 6. October gewesen?«

»Nein, Sire, aber es war wenigstens der Vorwand. Sire, nicht wahr, Sie sind nicht ungerecht gegen das Volk? das Volk ist gut, das Volk liebt Sie, das Volk ist royalistisch; doch das Volk leidet, doch das Volk friert, doch das Volk hungert; es hat über sich, unter sich, neben sich schlimme Räthe, die es vorwärts treiben; es geht, es drängt, es wirft nieder, denn es kennt selbst seine Stärke nicht; einmal losgelassen, verbreitet, rollend, ist es eine Ueberschwemmung oder eine Feuersbrunst, es ersäuft oder verbrennt.«

»Wohl denn, Herr von Charny, nehmen Sie an, was sehr natürlich ist, ich wolle weder ersäuft, noch verbrannt werden, was muß ich thun? . . .«

»Sire, Sie müssen der Ueberschwemmung keinen Vorwand geben, sich zu verbreiten, der Feuersbrunst keinen, sich zu entzünden . . .Doch verzeihen Sie, Sire,« sagte Charny inne haltend, »ich vergesse, daß selbst auf einen Befehl des Königs . . .«

»Sie wollen sagen, auf eine Bitte. Fahren Sie fort, Herr von Charny, fahren Sie fort, der König bittet Sie.«

»Sire, Sie haben dieses Volk von Paris gesehen, das so lange seiner Souverains beraubt, so hungrig, sie wiederzusehen; Sie haben es drohend, mordbrennerisch, mörderische in Versailles gesehen, oder Sie haben es wenigstens so zu sehen geglaubt, denn in Versailles war es nicht das Volk. Sie haben es gesehen, sage ich, in den Tuileries, unter dem doppelten Balcon des Palastes, Sie, die Königin, die königliche Familie grüßend, in Ihre Gemächer eindringend mittelst seiner Deputationen, Deputationen von den Damen der Halle, Deputationen von der Bürgergarde, Deputationen von den Municipalitäten, und diejenigen, welche nicht das Glück hatten, Abgeordnete zu sein, in Ihre Gemächer einzudringen, Worte mit Ihnen zu wechseln, haben Sie an den Fenstern Ihres Speisesaales, durch welche die Mütter, süße Opfergaben! den erhabenen Tischgenossen die Küsse ihrer kleinen Kinder zusandten, sich zusammenschaaren sehen?«

»Ja.« sprach der König, »ich habe Alles dies gesehen, und daher kommt mein Zögern. Ich frage mich: welches ist das wahre Volk, dasjenige, welches brennt und mordet, oder dasjenige, welches liebkost und zujauchzt?«

»Oh! das letzte, Sire, das letzte! Vertrauen Sie diesem und es wird Sie gegen das andere vertheidigen.«

»Graf, Sie wiederholen mir in einer Entfernung von zwei Stunden genau das, was mir diesen Morgen der Doctor Gilbert sagte.«

»Nun, Sire, warum geruhen Sie, da Sie sich bei einem so tiefen, so gelehrten, so ernsten Manne wie der Doctor Raths geholt haben, mich, einen armen Officier, um den meinigen zu fragen?«

»Ich will es Ihnen sagen, Herr von Charny,« erwiderte Ludwig XVI. »Weil ich glaube, daß ein großer Unterschied zwischen Ihnen und dem Doctor stattfindet. *Sie* sind dem König ergeben, und der Doctor ist nur dem Königthum ergeben.«

»Ich begreife nicht recht, Sire.«

»Ich meine, unter der Bedingung, daß das Königthum das Princip, unversehrt wäre, würde er gern den König, den Menschen, verlassen.«

»Dann spricht Eure Majestät die Wahrheit.« versetzte Charny, »dieser Unterschied findet zwischen uns statt: Sie sind zugleich für mich, Sire, der König und das Königthum. Unter diesem Titel bitte ich Sie also über mich zu verfügen.«

»Vor Allem will ich von Ihnen wissen, Herr von Charny, an wen Sie sich in diesem Augenblick der Ruhe, in welchem wir uns vielleicht zwischen zwei Stürmen befinden, wenden würden, um die Spuren des vergangenen Sturmes zu verwischen und den zukünftigen Sturm zu beschwören?«

»Wenn ich zugleich die Ehre und das Unglück hätte, König zu sein, Sire, so würde ich mich der Rufe erinnern, die meinen Wagen bei meiner Rückkehr von Versailles umgeben haben, und ich würde die rechte Hand Herrn von Lafayette und die linke Herrn von Mirabeau reichen.«

»Graf,« versetzte der König lebhaft, »wie können *Sie* mir das sagen, Sie, der Sie den Einen verabscheuen und den Andern verachten?«

»Sire, es handelt sich hier nicht um eine Sympathie, es handelt sich um das Heil des Königs und die Zukunft des Königreichs.«

»Gerade dies hat mir auch der Doctor Gilbert gesagt,« murmelte der König, wie mit sich selbst sprechend.

»Sire,« rief Charny, »ich bin glücklich, in meiner Meinung mit einem so erhabenen Manne, wie der Doctor Gilbert, zusammenzutreffen.«

»Sie glauben also, mein lieber Graf, aus der Verbindung dieser zwei Männer können die Ruhe der Nation und die Sicherheit des Königs hervorgehen?«

»Mit der Hilfe Gottes, Sire, würde ich viel von der Verbindung dieser zwei Männer hoffen.«

»Aber wenn ich mir diese Verbindung gefallen ließe, wenn ich zu diesem Vertrag einwilligte und, trotz meines Wunsches, trotz des ihrigen vielleicht, die ministerielle Combination, die sie verbinden soll, scheiterte, was denken Sie, daß ich thun müßte?«

»Ich glaube, daß es, wenn er alle von der Vorsehung in seine Hände gelegte Mittel erschöpft, wenn er alle durch seine Stellung ihm auferlegte Pflichten erfüllt hätte, Zeit wäre, daß der König an seine Sicherheit und die seiner Familie dächte.«

»Dann würden Sie mir vorschlagen, zu fliehen?«

»Ich würde Eurer Majestät vorschlagen, sich mit denjenigen von ihren Regimentern und ihren Edelleuten, auf welche sie zählen zu können glaubte, in eine Festung wie Metz, Straßburg oder Nancy zurückzuziehen.«

Das Gesicht des Königs strahlte.

»Ah! ah!« sagte er, »und von allen den Generalen, die mir Beweise von Anhänglichkeit gegeben haben, sprechen Sie offenherzig, Charny, Sie, der Sie alle kennen, welchem würden Sie den gefährlichen Auftrag, seinen König zu entführen oder zu empfangen, anvertrauen?«

»Oh! Sire, Sire,« erwiderte Charny, »es ist eine schwere Verantwortlichkeit, den König bei einer solchen Wahl zu leiten . . . Sire, ich erkenne meine Unwissenheit, meine Schwäche, meine Ohnmacht . . . Sire, ich verwerfe mich . . .«

»Nun wohl, ich will es Ihnen leicht machen. Die Wahl ist getroffen; zu diesem Manne will ich Sie schicken. Hier ist der Brief geschrieben, welchen Sie ihm zu überreichen beauftragt sein werden; der Name, den Sie mir angeben, wird also keinen Einfluß auf meine Entscheidung haben; nur wird er mir einen treuen Diener mehr bezeichnen, der ohne Zweifel auch Gelegenheit haben wird, seine Treue zu zeigen. Sprechen Sie, Herr von Charny, wenn Sie Ihren König dem Muthe, der Redlichkeit, dem Verstande eines Mannes anzuvertrauen hätten, welchen Mann würden Sie bezeichnen?«

»Sire,« antwortete Charny, »ich schwöre Eurer Majestät, nicht weil Bande der Freundschaft, ich möchte beinahe sagen, der Familie, mich mit ihm verbinden, aber es gibt in der Armee einen Mann, der bekannt ist durch die große Ergebenheit, die er für den König hegt, einen Mann, der als Gouverneur der Inseln unter dem Winde während des amerikanischen Krieges unsere Besitzungen der Antillen sehr wirksam beschützt und selbst den Engländern mehrere Inseln genommen hat, der seitdem mit verschiedenen wichtigen Commandos beauftragt war und zu dieser Stunde, glaube ich, General-Gouverneur der Stadt Metz ist; dieser Mann, Sire, ist der Marquis von Bouillé. — Als Vater würde ich ihm meinen Sohn, als Sohn würde ich ihm meinen Vater, als Unterthan würde ich ihm meinen König anvertrauen!«

So wenig demonstrativ Ludwig XVI. war, er folgte doch mit einer offenbaren Bangigkeit den

Worten des Grafen, und man hätte können sein Gesicht immer mehr sich aufklären sehen, je mehr er die Person zu erkennen glaubte, welche Charny mit seinen Worten bezeichnete. Als der Graf endlich den Namen dieser Person aussprach, konnte er sich eines Freudenschreies nicht erwehren.

»Sehen Sie, sehen Sie, Graf,« sprach er, lesen Sie die Adresse dieses Briefes und sagen Sie, ob es nicht die Vorsehung selbst ist, die mir den Gedanken, mich an Sie zu wenden, eingegeben hat!«

Charny nahm den Brief aus den Händen des Königs und las folgende Aufschrift:

An Herrn François Claude Amour,
Marquis von Bouillé, General-Commandanten
der Stadt Metz.

Thränen der Freude und des Stolzes stiegen zu den Augenlidern von Charny empor.

»Sire,« rief er, »ich vermöchte Ihnen hiernach nur noch Eines zu sagen: ich bin bereit, für Eure Majestät zu sterben,«

»Und ich, mein Herr, ich sage Ihnen, daß ich nach dem, das vorgefallen ist, mich nicht mehr für berechtigt halte, Geheimnisse gegen Sie zu haben, weil, wenn die Stunde gekommen ist, Sie es sind, Sie allein, hören Sie wohl? dem ich meine Person, die der Königin und die meiner Kinder anvertrauen werde. Hören Sie mich also wohl an und vernehmen Sie, was man mir vorschlägt und was ich ausschlage.«

Charny verbeugte sich, tiefe Aufmerksamkeit bezeichnend.

»Es ist nicht das erste Mal, Herr von Charny, wie Sie sich wohl denken können, daß mir die Idee kommt, mir und denjenigen, welche mich umgeben, einen Plan dem ähnlich auszuführen, von welchem wir gerade reden. In der Nacht vom 5. aus den 6. October dachte ich darauf, die Königin entweichen zu lassen; ein Wagen hätte sie nach Rambouillet gebracht, ich hätte sie zu Pferde eingeholt, und von dort aus würden wir leicht die Grenze erreicht haben, denn die Wachsamkeit, welche uns heute umgibt, war noch nicht thätig. Der Plan scheiterte, weil die Königin nicht ohne mich abreisen wollte und mich meinerseits schwören ließ, nicht ohne sie zu reisen.«

»Sire, ich war dabei, als dieser fromme Schwur zwischen dem König und der Königin, oder vielmehr zwischen dem Gatten und der Gattin ausgetauscht wurde.«

»Seitdem hat Herr von Breteuil Unterhandlungen mit mir eröffnet, — durch die Vermittelung des Grafen von Innisdal, und vor acht Tagen habe ich einen Brief von Solotburn erhalten.«

Der König hielt inne, und als er sah, daß der Graf stumm und unbeweglich blieb, sagte er;

»Sie antworten nicht, Graf?«

»Sire,« erwiderte Charny sich verbeugend, »ich weiß, daß Herr Baron v. Breteuil der Mann Oesterreichs ist, und ich befürchte, die gerechten Sympathien des Königs in Betreff der Königin seiner Gemahlin und des Kaiser Joseph II. seines Schwagers zu verletzen.«

Der König ergriff die Hand von Charny, neigte sich zu ihm und sagte leise:

»Befürchten Sie nichts, Graf, ich liebe Oesterreich ebenso wenig, als Sie es lieben.«

Die Hand von Charny bebte vor Erstaunen zwischen den Händen des Königs.

»Graf! Graf! wenn ein Mann von Ihrem Werthe sich hingeben, das heißt, sein Leben zum Opfer bringen will für einen andern Mann, der vor ihm nur den traurigen Vorzug hat, König zu

sein, so muß er auch denjenigen kennen, für welchen er sich opfert. Graf, ich habe Ihnen gesagt und wiederhole Ihnen, ich liebe Oesterreich nicht, ich liebe Maria Theresia nicht, welche uns in den siebenjährigen Krieg verwickelt hat, wobei wir zweimal hundert tausend Mann, zwei Millionen und siebenzehn hundert Meilen Terrain in America verloren haben: welche Frau von Pompadour, eine Prostituirte, ihre Cousine nannte; welche sich ihrer Töchter als diplomatische Agenten bediente; welche durch die Erzherzogin Caroline Neapel regierte; welche durch die Erzherzogin Marie Antoinette Frankreich zu regieren, gedachte.«

»Sire, Sire,« sagte Charny, »Eure Majestät vergißt, daß ich ein Fremder bin, ein einfacher Unterthan des Königs und der *Königin* von Frankreich!«

Und er unterstrich durch seinen Tonausdruck das Wort *Königin*, wie wir es mit der Feder unterstrichen haben.

«Ich habe es Ihnen gesagt, Graf,« fuhr der König fort, »Sie sind ein Freund, und ich kann um so offener mit Ihnen reden, als das Vorurtheil, das ich gegen die Königin hatte, zu dieser Stunde völlig aus meinem Geiste verschwunden ist. Aber gegen meinen Willen habe ich eine Frau aus diesem dem Hause Frankreich zweimal feindlich gesinnten Hause empfangen, — feindlich als Lothringen, feindlich als Oesterreich; wider meinen Willen habe ich an meinen Hof jenen Abbé von Vermond, den Lehrer der Königin dem Anscheine nach, den Spion von Maria Theresia in Wirklichkeit, kommen sehen, — diesen Menschen, den ich zwei bis dreimal des Tages mit dem Ellenbogen stieß, dergestalt war er beauftragt, sich zwischen meine Beine zu stecken, und an den ich im Verlaufe von neunzehn Jahren nicht ein einziges Wort richtete; gegen meinen Willen habe ich nach einem zehnjährigen Kampfe Herrn von Breteuil mit dem Departement meines Hauses und dem Gouvernement von Paris beauftragt: gegen meinen Willen habe ich zu meinem ersten Minister den Erzbischof von Toulouse, einen Atheisten, ernannt; gegen meinen Willen endlich habe ich Oesterreich die Millionen bezahlt, die es Holland auspressen wollte. Heute noch, zu dieser Stunde, wo ich mit Ihnen spreche, wer rath, als Nachfolger der todten Maria Theresia, der Königin, wer lenkt sie? Ihr Bruder Joseph II., welcher glücklicher Weise stirbt. Durch wen rath er ihr? Sie wissen es so gut als ich: durch das Organ ebendieses Abbé von Vermond, des Baron von Breteuil und des Gesandten von Oesterreich, Mercy d'Argenteau. Hinter diesem Greise ist ein anderer Greis verborgen, Kaunitz, der siebenzigjährige Minister des hundertjährigen Oesterreich. Diese zwei Alten lenken die Königin von Frankreich durch Mademoiselle Bertin, ihre Putzmacherin, und durch Herrn Leonard, ihren Friseur, denen sie Pensionen bezahlen; und wohin lenken sie sie? Zur Allianz mit Oesterreich! mit Oesterreich, das immer unheilbringend für Frankreich gewesen — als Freund und als Feind, Oesterreich! das einst katholische und devote Oesterreich, das heute abschwört und sich zur Hälfte philosophisch macht unter Joseph II.; das unkluge Oesterreich, das gegen sich sein eigenes Schwert, Ungarn, wendet; das unvorsichtige Oesterreich, das sich durch die belgischen Priester den schönsten Theil seiner Krone, die Niederlande, nehmen läßt: das abhängige Oesterreich, das den Rücken Europa zuwendet, welches es nie aus dem Blicke verlieren sollte, und gegen die Türken, unsere Verbündeten, seine besten Truppen zum Vortheil von Rußland gebraucht. Nein, nein, nein, Herr von Charny, ich hasse Oesterreich, und Oesterreich hassend konnte ich mich ihm nicht anvertrauen.«

»Sire, Sire,« versetzte Charny, »solche vertrauliche Eröffnungen sind sehr ehrenvoll, zugleich aber auch sehr gefährlich für denjenigen, welchem man sie macht! Sire, wenn Sie eines Tags bereuen würden, sie mir gemacht zu haben!«

»Oh! ich befürchte das nicht, und zum Beweise diene, daß ich vollende.«

»Sire, Eure Majestät hat mir befohlen, zu hören, ich höre.«

»Dieser Vorschlag zur Flucht ist nicht der einzige, der mir gemacht worden. Kennen Sie Herrn von Favras?«

»Den Marquis von Favras, den ehemaligen Kapitän im Regiment Belzunce, den ehemaligen Lieutenant bei der Garde von Monsieur? ja, Sire.«

»Das ist er,« sprach der König, indem er einen besondern Nachdruck auf die letzte Qualifikation legte, »den ehemaligen Lieutenant bei der Garde von Monsieur, Was denken Sie von ihm?«

»Es ist ein braver Soldat, ein wackerer Edelmann; ruinirt zum Unglück, was ihn unruhig macht und zu einer Menge von gefährlichen Versuchen, von wahnsinnigen Projecten antreibt, aber ein Mann von Ehre, Sire, der ohne einen Schritt zurückzuweichen, ohne eine Klage auszustoßen, sterben wird, um das gegebene Wort zu halten. — ein Mann, dem Eure Majestät sich für einen Handstreich anzuvertrauen Recht hätte, der aber, wie ich befürchte, als Haupt eines Unternehmens nichts taugen würde,«

»Das Haupt des Unternehmens ist auch nicht er,« sagte der König mit einer gewissen Bitterkeit; »es ist Monsieur . . . ja, es ist Monsieur, der Geld macht; es Monsieur, der Alles vorbereitet; es ist Monsieur, der, bis zum Ende sich aufopfernd, bleibt, wenn ich abgereist sein werde, reise ich wirklich mit Favras ab.«

Charny machte eine Bewegung.

»Nun! was haben Sie, Graf?« fuhr der König fort. »Das ist nicht die Partei von Oesterreich, das ist die Partei der Prinzen, der Emigranten, des Adels.«

»Sire, entschuldigen Sie mich; ich habe es Ihnen gesagt, ich zweifle weder an der Redlichkeit, noch am Muthe von Herrn von Favras; an welchen Ort Herr von Favras Euer Majestät zu führen verspricht, er wird sie führen, oder in ihrer Vertheidigung unter Weges sterben. Aber warum reist Monsieur nicht mit Eurer Majestät ab? warum bleibt Monsieur?«

»Aus Ergebenheit, und dann auch vielleicht, — für den Fall, daß das Bedürfniß, den König abzusetzen und einen Regenten zu ernennen, sich fühlbar machen würde, — damit das Volk, müde, unnütz einem Regenten nachgelaufen zu sein, seinen Regenten nicht zu fern zu suchen hätte.«

»Sire,« rief Charny, »Eure Majestät sagt mir erschreckliche Dinge.«

»Ich sage, was die ganze Welt weiß, mein lieber Graf, was Ihr Bruder mir gestern schreibt; im letzten Rothe der Prinzen in Turin ist nämlich davon die Rede gewesen, mich abzusetzen und einen Regenten zu ernennen; in demselben Rathe hat Herr von Condé, mein Vetter, den Vorschlag gemacht, gegen Lyon zu marschiren, was auch dem König widerfahren möchte. Sie sehen also, daß ich Favras eben so wenig annehmen kann, als Breteuil, Oesterreich oder die Prinzen. Dies, mein lieber Graf, habe ich Niemand, als Ihnen gesagt, und dies sage ich Ihnen, damit Sie, da Niemand, *nicht einmal die Königin*, sei es aus Zufall, sei es absichtlich, — Ludwig XVI. betonte besonders die von uns unterstrichenen Worte, — damit Sie, da Niemand, nicht einmal die Königin Ihnen ein Vertrauen bewiesen hat, wie das, welches ich Ihnen zeige, auch Niemand so ergeben seien, wie mir.«

»Sire,« fragte Charny, indem er sich vorbeugte, »soll das Geheimniß meiner Reise vor Jedermann bewahrt werden?«

»Gleichviel, mein lieber Graf, ob man weiß, daß Sie reisen, wenn man nur nicht weiß, in welcher Absicht Sie reisen.«

»Und der Zweck soll Herrn von Bouillé allein enthüllt werden?«

»Herrn von Bouillé allein, und auch ihm nur, nachdem Sie sich seiner Gesinnung wohl versichert haben. Der Brief, den ich Ihnen für den Gouverneur übergebe, ist ein einfacher Einführungsbrief. Sie kennen meine Lage meine Befürchtungen, meine Hoffnungen besser als die Königin, meine Frau, besser als Herr Necker, mein Minister, besser als Herr Gilbert, mein Rath, Handeln Sie dem gemäß, ich lege den Faden und die Schere in Ihre Hände, entrollen Sie oder schneiden Sie ab.«

Hierauf übergab er dem Grafen einen offenen Brief und fügte bei:

»Lesen Sie.«

Der Graf nahm den Brief und las:

Palast der Tuilerien den 29. October.

»Ich hoffe, mein Herr, Sie sind fortwährend mit Ihrer Stellung als Gouverneur von Metz zufrieden. Der Herr Graf von Charny, Lieutenant meiner Garde, der durch diese Stadt reist, wird Sie fragen, ob es in Ihren Wünschen liege, daß ich etwas Anderes für Sie thue; ich würde in diesem Falle die Gelegenheit ergreifen, Ihnen angenehm zu sein, wie ich diese ergreife, Ihnen die Versicherung meiner Hochachtung zu wiederholen.

»Ludwig.«

»Und nun,« sagte der König, »gehen Sie; Sie haben Vollmacht in Betreff der Herrn von Bouillé zu machenden Versprechungen, wenn Sie glauben, es sei nöthig, ihm Versprechungen zu machen; verbinden Sie mich aber nur in dem Maße von dem, was ich halten kann.«

Und er reichte ihm zum zweiten Male die Hand.

Charny küßte diese Hand mit einer Gemüthserschütterung, die ihn neuer Betheuerungen überhob, und er entfernte sich aus dem Cabinet und ließ den König überzeugt zurück; Ludwig XVI. hatte sich auch in der That durch sein Vertrauen das Herz des Grafen besser erworben, als er es durch alle Reichthümer und alle Gunstbezeugungen, über die er in den Tagen seiner Allmacht verfügt, hätte thun können.

XXIII.

Bei der Königin.

Charny ging, das Herz voll von entgegengesetzten Gefühlen, vom König weg.

Aber das erste von diesen Gefühlen, das, welches aus die Oberfläche dieser stürmisch in seinem Gehirne rollenden Gedankenwogen stieg, war die tiefe Dankbarkeit, die er für das grenzenlose Vertrauen empfand, das der König ihm bezeugt hatte.

Dieses Vertrauen legte ihm in der That Pflichten auf, welche um so heiliger, als sein Gewissen entfernt nicht stumm war bei der Erinnerung an das Unrecht, das er gegen diesen würdigen König hatte, der im Augenblicke der Gefahr seine Hand auf seine Schulter als aus eine treue und redliche Stütze ausstreckte.

Je mehr auch Charny im Grunde seines Herzens sein Unrecht gegen seinen Herrn anerkannte, desto mehr war er bereit, sich für ihn zu opfern.

Und je mehr dieses Gefühl ehrfurchtsvoller Ergebenheit im Herzen des Grafen wuchs, desto mehr nahm das minder reine Gefühl ab, das er Tage, Monate, Jahre lang der Königin gewidmet hatte.

Darum hatte Charny, ein erstes Mal zurückgehalten durch eine unbestimmte Hoffnung, welche mitten unter Gefahren geboren ward, wie jene Blumen, die aus Abstürzen erblühen und mit ihren Wohlgerüchen die Abgründe erfüllen, — eine Hoffnung, die ihn instinkartig zu André zurückgeführt, — nachdem diese Hoffnung verloren war. voll Eifer eine Sendung ergriffen, die ihn vom Hofe entfernte, wo er die doppelte Qual empfand, noch von der Frau geliebt zu werden, die er nicht mehr liebte, und noch nicht geliebt zu werden, — er glaubte es wenigstens — von der Frau, die er schon liebte.

Die Kälte benutzend, welche seit einigen Tagen in seinem Verhältnis, zur Königin eingetreten war, kehrte er nach seinem Zimmer zurück, entschlossen, ihr seine Abreise durch einen einfachen Brief anzukündigen, als er an seiner Thüre Weber fand, der aus ihn wartete.

Die Königin wollte ihn sprechen und wünschte ihn aus der Stelle zu sehen.

Es war nicht möglich, sich diesem Wunsche der Königin zu entziehen.

Die Wünsche der gekrönten Häupter sind Gebote.

Charny gab seinem Kammerdiener einige Befehle, beauftragte ihn, die Pferde an seinen Wagen anspannen zu lassen, und folgte dem Milchbruder der Königin auf dem Fuße.

Marie Antoinette war in einer geistigen Stimmung, welche ganz der von Charny entgegengesetzt; sie hatte sich ihrer Härte gegen den Grafen erinnert, und bei der gleichzeitigen Erinnerung an die aufopfernde Ergebenheit, die er in Versailles gezeigt, beim Anblick, — denn dieser Anblick war ihr stets gegenwärtig, — beim Anblick des quer über den Corridor vor ihrem Zimmer ausgestreckten, mit Blut bedeckten Bruders von Charny fühlte sie etwas wie einen Gewissensbiß, und sie gestand sich selbst, angenommen, Charny habe ihr nur Ergebenheit gezeigt, so habe sie ihm diese Ergebenheit schlecht belohnt.

Aber hatte sie nicht auch das Recht, von Charny etwas Anderes zu verlangen, als Ergebenheit.

Hatte Charny wirklich, wenn sie es wohl überlegte, gegen sie all das Unrecht, was sie ihm

aufbürdete?

Mußte sie nicht aus Rechnung der brüderlichen Trauer jene Art von Gleichgültigkeit setzen, die er bei seiner Rückkehr von Versailles an den Tag gelegt? Ueberdies bestand diese Gleichgültigkeit nicht nur auf der Oberfläche, und, eine unruhige Liebende, hatte sie sich vielleicht zu sehr beeilt, Charny zu verurtheilen, als sie ihm die Sendung nach Turin angetragen, um ihn von Andrée zu entfernen, welche Sendung er ausgeschlagen? Ihre erste Bewegung, eine eifersüchtige, schlimme Bewegung, war gewesen, diese Weigerung werde veranlaßt durch die entstehende Liebe des Grafen für Andrée und durch seinen Wunsch, bei seiner Frau zu bleiben; und in der That, dieser, welche um sieben Uhr aus den Tuileries abgegangen, war zwei Stunden später ihr Gatte bis in ihren Zufluchtsort in der Rue Coq-Héron gefolgt. Doch die Abwesenheit von Charny hatte nicht lange gedauert; auf den Schlag neun Uhr war er ins Schloß zurückgekehrt; dann, sobald er zurückgekehrt war hatte er die aus drei Zimmern bestehende Wohnung, welche man auf Befehl des Königs für ihn in Bereitschaft gesetzt, ausgeschlagen und sich mit der Mansarde begnügt, die für seinen Bedienten bezeichnet gewesen.

Anfangs hatte diese ganze Combination der armen Königin eine Combination geschienen, bei der ihre Eitelkeit und ihre Liebe Alles zu leiden hätten; doch die strengste Nachforschung hatte Charny nicht außerhalb des Palastes ertappen können, angenommen in Angelegenheiten seines Dienstes, und es war völlig erwiesen, in den Augen der Königin, wie in den Augen der anderen Bewohner des Palastes, daß seit seiner Rückkehr nach Paris und seinem Eintritt ins Schloß Charny kaum sein Zimmer verlassen hatte.

Es war andererseits auch erwiesen, daß seit ihrem Abgange aus dem Schlosse Andrée nicht wieder darin erschienen.

Hatten sich Andrée und Charny gesehen, so war es nur eine Stunde, an dem Tage, wo der Graf die Sendung nach Turin ausgeschlagen.

Allerdings hatte während dieser ganzen Periode Charny eben so wenig die Königin zu sehen gesucht; aber würde nicht, statt in dieser Fernhaltung ein Zeichen von Gleichgültigkeit zu erkennen, ein hellsehender Blick darin im Gegentheil einen Beweis von Liebe finden?

Hatte sich nicht Charny, verletzt durch den ungerechten Verdacht der Königin, nicht aus einem Uebermaß von Kälte, sondern aus einem Uebermaß von Liebe beiseit halten können?

Denn die Königin gab selbst zu, daß sie ungerecht und hart gegen Charny gewesen; ungerecht, daß sie ihm zum Vorwurf gemacht, er sei während jener erschrecklichen Nacht vom 5. auf den 6. October beim König geblieben, statt bei ihr zu bleiben, und er habe zwischen zwei Blicken für sie einen für Andreere gehabt; hart, daß sie nicht mit einem zärtlicheren Herzen den tiefen Schmerz getheilt, den Charny beim Anblick seines todten Bruders empfunden.

Es ist übrigens bei jeder tiefen und ächten Liebe so; gegenwärtig, erscheint das Wesen, das der Gegenstand derselben ist, in den Augen von dem Theile, welcher glaubt, er habe sich zu beklagen, mit allen Rauheiten der Gegenwart. In dieser kurzen Distanz erscheinen alle Vorwürfe, die man ihm machen zu dürfen glaubt, begründet; Mängel des Charakters, Bizarrerien des Geistes, Vergessungen des Herzens, Alles erscheint wie durch ein Vergrößerungsglas; man begreift nicht, warum man so lange diese Liebesdefectuositäten nicht gesehen und sie so lange ertragen hat. Doch der Gegenstand dieser unheilvollen Erforschung entfernt sich freiwillig oder mit Gewalt; kaum ist er entfernt, so verschwinden diese Rauheiten, welche von nahe verwundeten wie Dorne; die zu harten Umrisse verwischen sich; der zu strenge Realismus fällt unter dem poetischen Hauche der Entfernung und im liebkosenden Blicke der Erinnerung; Man

richtet nicht mehr, man vergleicht, man kommt aus sich selbst zurück mit einer Strenge nach Maaßgabe der Nachsicht, die man für den Andern fühlt, von dem man anerkennt, man habe ihn schlecht geschätzt, und das Resultat von dieser ganzen Arbeit des Herzens ist, daß nach einer Abwesenheit von acht bis zehn Tagen die abwesende Person uns theurer und nothwendiger scheint, als je.

Wohl verstanden, wir setzen voraus, daß keine andere Liebe diese Abwesenheit benutzt, um im Herzen den Platz der ersten einzunehmen.

Dies war also die Gesinnung der-Königin in Beziehung auf Charny, als die Thüre sich öffnete und der Graf, der, wie wir gesehen, aus dem Cabinet des Königs kam, in der tadellosen Haltung eines Officiers im Dienste eintrat.

In seiner, immer so tief ehrfurchtsvollen, Haltung lag aber zugleich etwas so Eisiges, was die magnetischen Ausflüsse zurückzustoßen schien, welche bereit waren, aus dem Herzen der Königin hervorzustürzen, um im Herzen von Charny alle die süßen, zärtlichen oder schmerzlichen Erinnerungen aufzusuchen, die sich darin seit vier Jahren aufgehäuft, nach Maaßgabe, wie die abwechselnd langsame oder rasche Zeit aus der Gegenwart die Vergangenheit und aus der Zukunft die Gegenwart gemacht hatte.

Charny verbeugte sich und blieb beinahe auf der Schwelle.

Die Königin schaute umher, als wollte sie sich fragen, welche Ursache den jungen Mann am andern Ende des Gemaches zurückhalte, und als sie sich versichert hatte, der Wille von Charny sei die einzige Ursache seiner Entfernung, sagte sie:

»Treten Sie näher, Herr von Charny, wir sind allein.«

Charny näherte sich. Dann sprach er mit einer sanften, aber zugleich so festen Stimme, daß man unmöglich die geringste Bewegung darin erkennen konnte:

»Hier bin ich zu den Befehlen Eurer Majestät, Madame.«

»Graf,« versetzte die Königin mit ihrem liebevollsten Tone, »haben Sie nicht gehört, daß ich Ihnen sagte, wir seien allein?«

»Doch, Madame,« erwiderte Charny; »aber ich sehe nicht ein, in welcher Hinsicht diese Einsamkeit die Weise ändern kann, in der ein Unterthan mit seiner Fürstin zu sprechen hat.«

»Als ich Sie holen ließ, Graf, und von Weber hörte, Sie folgen ihm, glaubte ich, es wäre ein Freund, welcher käme, um mit einer Freundin zu reden.«

Ein bitteres Lächeln trat leicht aus den Lippen von Charny hervor.

»Ja, Graf,« sprach die Königin, »ich begreife dieses Lächeln, und ich weiß, was Sie sich innerlich sagen. Sie sagen sich, ich sei ungerecht in Versailles gewesen, und in Paris sei ich launenhaft.«

»Ungerechtigkeit oder Laune, Madame,« versetzte Charny, »Alles ist einer Frau erlaubt, um so viel mehr einer Königin.«

»Ei! mein Gott! mein Freund,« sprach Marie Antoinette mit allem Zauber, den sie in ihre Augen und ihre Stimme legen konnte, »Sie wissen wohl Eines: daß, — die Laune mag von der Frau oder von der Königin kommen, — die Königin Sie nicht als Rath, die Frau Sie nicht als Freund entbehren kann.«

Und sie reichte ihm ihre zarte, weiße Hand, welche, wenn auch ein wenig abgemagert, immer noch würdig war, als Modell für einen Bildhauer zu dienen.

Charny nahm diese königliche Hand und schickte sich, nachdem er sie ehrerbietig geküßt, an,

sie wieder fallen zu lassen, als er fühlte, daß Marie Antoinette die seinige zurückhielt.

»Nun wohl, ja,« sprach die arme Frau, durch diese Worte aus die Bewegung antwortend, die er gemacht, »nun wohl, ja, ich bin ungerecht, mehr als ungerecht, ich bin grausam gewesen, mein lieber Graf! Sie haben in meinem Dienste einen Bruder verloren, den Sie mit väterlicher Zärtlichkeit liebten; dieser Bruder war für mich gestorben; ich mußte ihn mit Ihnen beweinen; in jenem Moment haben der Schrecken, der Zorn, die Eifersucht, — was wollen Sie, Charny, ich bin Weib! — die Thränen in meinen Augen zurückgehalten . . . Als ich aber allein geblieben, während der zehn Tage, wo ich Sie nicht gesehen, habe ich Ihnen weinend meine Schuld bezahlt, und zum Beweise, schauen Sie mich an, mein Freund, ich weine noch,« fügte Marie Antoinette bei.

Und sie warf leicht ihren schönen Kopf zurück, damit Charny ihre wie Diamanten durchsichtigen Thränen in der Furche, welche der Schmerz in ihren Wangen zu graben anfang, herabrollen sehen könnte.

Ach! hätte Charny wissen können, welche Menge von Thränen denen, die vor ihm floßen, folgen sollte, er wäre ohne Zweifel, von einem ungeheuren Mitleid bewegt, vor der Königin auf die Kniee gefallen und hätte sie um Verzeihung gebeten für das Unrecht, das sie gegen ihn hatte.

Doch die Zukunft ist, durch die Erlaubniß des barmherzigen Gottes, in einen Schleier gehüllt, den keine Hand aufheben, kein Blick vor der Stunde durchdringen kann, und der schwarze Stoff, aus welchem das Geschick den von Marie Antoinette gemacht hatte, schien noch genug mit goldenen Stickereien geschmückt zu sein, daß man nicht bemerkte, es sei ein Trauerstoff . . .

»Glauben Sie mir, Madame,« sprach Charny, »ich bin sehr dankbar für diese Erinnerung, die sich an mich wendet, und für diesen Schmerz, der sich an meinen Bruder wendet; leider habe ich kaum die Zeit, Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken . . .«

»Wie so, und was wollen Sie hiermit sagen?« fragte Marie Antoinette erstaunt.

»Ich will hiermit sagen, daß ich Paris in einer Stunde verlasse.«

»Sie verlassen Paris in einer Stunde?«

»Ja, Madame.«

»Oh! mein Gott! verlassen Sie uns wie die Andern?« rief die Königin. »Wandern Sie aus, Herr von Charny?«

»Ach!« erwiderte Charny, »Eure Majestät hat mir durch diese grausame Frage bewiesen, daß ich, allerdings ohne mein Wissen, viel Unrecht gegen sie gehabt habe.«

»Verzeihen Sie, mein Freund, Sie sagen mir, Sie reisen ab . . . Warum reisen Sie?«

»Um eine Sendung zu vollbringen, mit welcher mich der König zu beauftragen mir die Ehre erwiesen hat.«

»Und Sie verlassen Paris?« fragte die Königin mit Bangigkeit.

»Ich verlasse Paris, ja, Madame.«

»Auf wie lange?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber vor acht Tagen schlugen Sie eine Sendung aus, wie mir scheint?«

»Das ist wahr, Madame.«

»Warum, nachdem Sie vor acht Tagen eine Sendung ausgeschlagen, nehmen Sie heute eine an?«

»Weil in acht Tagen, Madame, viele Veränderungen in der Existenz eines Menschen und in Folge hiervon in seine Entschließungen eintreten können.«

Die Königin schien eine Anstrengung mit ihrem Willen und zugleich mit den verschiedenen Organen zu machen, welche diesem Willen unterthan und ihn zu übertragen betraut sind.

»Und Sie reisen allein?« fragte sie.

»Ja, Madame, allein.«

Marie Antoinette athmete.

Dann sank sie, wie gelähmt durch die Anstrengung, die sie gemacht, einen Moment auf sich selbst zusammen, schloß die Augen, strich mit ihrem Batisttaschentuch über ihre Stirne und fragte noch:

»Und wohin gehen Sie so?«

»Madame,« erwiderte Charny ehrerbietig, »der König, ich weiß es, hat keine Geheimnisse für Eure Majestät: die Königin frage ihren erhabenen Gemahl sowohl nach dem Zwecke meiner Reise, als nach dem Gegenstande meiner Sendung, und ich bezweifle nicht eine Secunde, daß er ihr Beides sagt.«

Marie Antoinette öffnete die Augen wieder und heftete einen erstaunten Blick auf Charny.

»Warum sollte ich mich aber an ihn wenden, da ich mich an Sie wenden kann?« sagte sie.

»Weil das Geheimnis, das ich in mir trage, das des Königs ist, Madame, und nicht das meinige.«

»Mein Herr,« versetzte Marie Antoinette mit einer gewissen Hoheit, »mir scheint, wenn es das Geheimniß des Königs ist, so ist es auch das der Königin.«

»Ich bezweifle es durchaus nicht, Madame,« erwiderte Charny, indem er sich verbeugte; »darum getraue ich mich auch Eure Majestät zu versichern, der König werde keine Schwierigkeit machen, es ihr anzuvertrauen.«

»Ist aber diese Sendung im Inneren von Frankreich oder nach dem Auslande?«

»Der König allein kann Eurer Majestät hierüber die Aufklärung geben, die sie verlangt.«

»Also,« sprach die Königin mit einem tiefen Schmerze, der für den Augenblick die Oberhand über die Gereiztheit gewann, welche in ihr die Zurückhaltung von Charny verursachte, »also Sie reisen, Sie entfernen sich von mir, Sie werden ohne Zweifel Gefahren preisgegeben sein, und ich werde weder wissen, wo Sie sind, noch welche Gefahren Sie lausen!«

»Madame, wo ich auch sein mag, Sie werden da, wo ich bin, darauf kann ich Ihnen einen Eid schwören, einen getreuen Unterthan, ein ergebenes Herz haben, und welchen Gefahren ich mich auch aussetze, sie werden mir süß sein, da ich mich ihnen für den Dienst der zwei Häupter aussetze, die ich am meisten aus der Welt verehere.«

Und der Graf verbeugte sich und schien, um sich zurückzuziehen, nur die Erlaubniß der Königin zu erwarten.

Die Königin stieß einen Seufzer aus, der einem unterdrückten Schluchzen glich, nahm ihren Hals in die Hand, als wollte sie ihren Thränen wieder in ihre Brust hinabsteigen helfen, und sagte dann:

»Es ist gut, mein Herr, gehen Sie.«

Charny verbeugte sich abermals und ging festen Schrittes nach der Thüre.

Doch in dem Augenblick, wo der Graf die Hand aus den Drücker legte, rief die Königin, die

Arme gegen ihn ausstreckend:

»Charny!«

Der Graf bebte und wandte sich erbleichend um.

»Charny,« fuhr Marie Antoinette fort, »kommen Sie hierher!«

Er näherte sich schwankend.

»Kommen Sie hierher, näher,« fügte die Königin bei, »schauen Sie mir in's Gesicht . . . Nicht wahr, Sie lieben mich nicht mehr?«

Charny fühlte einen ganzen Schauer seine Adern durchlaufen; er glaubte einen Augenblick in Ohnmacht zu sinken.

Es war dies das erste Mal, daß die hochmüthige Frau, die stolze Fürstin sich vor ihm beugte.

Unter allen andern Umständen, in jedem andern Moment wäre er vor Marie Antoinette aus die Kniee gefallen und hätte sie um Verzeihung gebeten: aber die Erinnerung an das, was zwischen ihm und dem König vorgegangen, hielt ihn aufrecht, und alle seine Kräfte zusammenfassend, erwiderte er:

»Madame, nach den Zeichen des Vertrauens und der Güte, mit denen mich der König überhäuft hat, wäre ich wahrhaftig ein Elender; wenn ich Eure Majestät nicht einzig und allein meiner Ergebenheit und meiner Ehrfurcht versichern würde.«

»Es ist gut, Graf,« sprach die Königin, »Sie sind drei, gehen Sie,«

Einen Augenblick war Charny von einem unwiderstehlichen Verlangen, der Königin zu Füßen zu stürzen, erfaßt, doch die unbesiegbare Redlichkeit, die in ihm wohnte, schlug, ohne sie zu vertilgen, die Reste dieser Liebe nieder, die er erloschen glaubte, während sie auf dem Punkte war, sich glühender als je wiederzubeleben.

Er eilte also aus dem Zimmer, eine Hand auf der Stirne, die andere aus seiner Brust, und Worte ohne Folge murmelnd, welche aber, so unzusammenhängend sie waren, wenn die Königin sie gehört hätte, in ein Lächeln des Triumphes die verzweifelten Thränen von Marie Antoinette verwandelt haben würden.

Die Königin folgte ihm mit den Augen, immer in der Hoffnung, er werde sich umwenden und zu ihr kommen.

Doch sie sah die Thüre sich vor ihm öffnen und sich hinter ihm schließen.

Doch sie hörte seine Tritte sich in den Vorzimmern und Corridors entfernen.

Fünf Minuten, nachdem er verschwunden und das Geräusch seiner Tritte erloschen war, schaute und horchte sie noch.

Plötzlich wurde ihre Aufmerksamkeit durch ein neues Geräusch erregt, welches aus dem Hofe kam.

Es war das eines Wagens.

Sie lief an's Fenster und erkannte den Reisewagen von Charny, der durch den Schweizerhof fuhr und sich durch die Rue du Carousel entfernte.

Sie klingelte Weber.

Weber trat ein.

»Wenn ich nicht Gefangene im Schlosse wäre,« fragte sie, »und ich wollte nach der Rue Coq-Héron gehen, welchen Weg müßte ich nehmen?«

»Majestät,« erwiderte Weber, »Sie müßten durch das Thor des Schweizerhofes gehen und

sich nach der Rue du Carousel wenden, sodann der Rue Saint-Honoré folgen, bis . . .«

»Gut . . .genug . . .Er wird ihr Lebewohl sagen,« murmelte sie.

Und nachdem sie einen Augenblick ihre Stirne an die eiskalte Fensterscheibe angelehnt hatte, fuhr sie mit leiser Stimme, jedes Wort zwischen ihren zusammengepreßten Zähnen brechend, fort:

»Oh! ich muß doch wissen, woran ich mich zu halten habe!«

Dann sprach sie laut:

»Weber, Du wirst nach der Rue Coq-Héron Nr. 9 zu der Frau Gräfin von Charny gehen und ihr sagen, ich wünsche sie heute Abend zu sprechen.«

»Verzeihen Sie,« entgegnete der Kammerdiener, »ich glaubte, Eure Majestät habe schon über ihren Abend zu Gunsten des Herrn Doctor Gilbert verfügt?«

»Ah! es ist wahr,« versetzte zögernd die Königin.

»Was befiehlt Eure Majestät?«

»Bestelle den Doctor ab und ersuche ihn, morgen früh zu kommen.«

Und leise sprach sie:

»Ja, so ist es gut, morgen früh die Politik. Ueberdies könnte die Unterredung, die ich mit Frau von Charny heute Abend zu pflegen gedenke, einigen Einfluß auf die Entschließung haben, die ich fassen werde!«

Und mit der Hand winkend entließ sie Weber.

XXIV.

Düsterer Horizont.

Die Königin täuschte sich. Charny ging nicht zur Gräfin.

Er begab sich aus die königliche Post, um Postpferde an seinen Wagen spannen zu lassen.

Nur, während man anspannte, trat er beim Postmeister ein, verlangte Feder, Tinte und Papier und schrieb einen Brief an die Gräfin, welchen er dem Bedienten, der seine Pferde zurückführte, zu ihr zu tragen befahl.

Halb aus einem an der Ecke des Kamins im Salon stehenden Canapé liegend, war die Gräfin, die ein Guécidon vor sich hatte, beschäftigt, diesen Brief zu lesen, als Weber nach dem Privilegium der Leute, welche im Auftrage des Königs oder der Königin kamen, ohne vorhergehende Meldung bei ihr eingeführt wurde.

»Herr Weber,« sagte die Kammerfrau, die Thüre öffnend.

Die Gräfin faltete rasch den Brief zusammen, den sie in ihrer Hand hielt, und drückte ihn an ihre Brust, als ob der Kammerdiener der Königin gekommen wäre, um ihn ihr zu nehmen.

Weber entledigte sich seines Auftrages deutsch. Es war immer ein großes Vergnügen für den wackern Mann, die Sprache seiner Heimath zu sprechen, und man weiß, daß Andrée, die das Deutsche in ihrer Jugend gelernt hatte, durch den vertrauten Umgang, in dem sie zehn Jahre mit der Königin gelebt, so weit gekommen war, daß sie das Deutsche wie ihre Muttersprache sprach.

Eine der Ursachen, welche Weber den Abgang von Andrée und ihre Trennung von der Königin hatten besonders bedauern lassen, war diese Gelegenheit, seine Sprache zu sprechen, die der würdige Deutsche hierdurch verlor, gewesen.

Er drang auch sehr lebhaft darauf, — ohne Zweifel in der Hoffnung, aus der Zusammenkunft werde eine Annäherung hervorgehen, — daß unter keinem Vorwande Andrée bei dem Rendezvous, das man ihr gab, fehle, und wiederholte mehrere Male, es sei von der Königin eine Zusammenkunft, die sie mit dem Doctor Gilbert haben sollte, abbestellt worden, damit sie Herrin ihres Abends sei.

Andrée antwortete einfach, sie werde den Befehlen Ihrer Majestät Folge leisten.

Als Weber abgegangen war, blieb Andrée einen Moment unbeweglich und mit geschlossenen Augen, wie eine Person, welche aus ihrem Geiste jeden dem, welcher sie beschäftigt, fremden Gedanken verjagen will, und erst, nachdem es ihr gelungen, wohl in sich selbst zurückzukehren, nahm sie ihren Brief wieder und fuhr fort, denselben zu lesen.

Als sie den Brief gelesen hatte, küßte sie ihn zärtlich und verbarg ihn an ihrem Herzen.

Dann sprach sie mit einem Lächeln voll Traurigkeit:

»Gott beschirme Dich, theure Seele meines Lebens. Ich weiß nicht, wo Du bist, aber Gott weiß es, und meine Gebete wissen, wo Gott ist!«

Hiernach, obgleich es ihr unmöglich war, zu errathen, aus welcher Ursache die Königin nach ihr verlangte, erwartete sie ohne Ungeduld, wie ohne Furcht den Augenblick, sich in die Tuilerien zu begeben.

Nicht dasselbe war bei der Königin der Fall. Gewisser Maßen eine Gefangene im Schlosse, schweifte sie, um ihre Ungeduld abzunützen, vom Pavillon der Flora zum Pavillon Marsan hin und her.

Monsieur half ihr eine Stunde hinbringen. Monsieur war in's Schloß gekommen, um zu erfahren, wie Favras vom König ausgenommen worden.

Die Königin, welche die Ursache der Reise von Charny nicht kannte und sich diesen Weg der Rettung bewahren wollte, ließ sich für den König viel tiefer ein, als er sich selbst eingelassen hatte, und sagte Monsieur, er möge nur fortfahren, und im gegebenen Augenblick nehme sie Alles auf sich.

Monsieur seinerseits war heiter und voll Vertrauen. Das Anlehen, welches er mit dem genuesischen Banquier, den wir einen Augenblick in seinem Landhause Bellevue gesehen, negocierte, war gelungen, und am Abend vorher hatte ihm Favras die zwei Millionen überbracht, von denen Monsieur Favras nicht hatte bewegen können, mehr anzunehmen, als hundert Louis d'or, die er durchaus brauchte, um die Ergebenheit von zwei Burschen anzufeuchten, auf welche Favras, wie er ihm geschworen, zählen konnte, und die ihn bei der königlichen Entführung unterstützen sollten.

Favras hat Monsieur über diese zwei Menschen näher unterrichten wollen; doch immer vorsichtig, hatte es Monsieur nicht nur ausgeschlagen, sie zu sehen, sondern auch, ihre Namen kennen zu lernen.

Monsieur wurde dafür angesehen, als wüßte er nichts von dem, was um ihn her vorging. Monsieur gab Favras Geld, weil Favras einst bei seiner Person angestellt gewesen war; aber Monsieur wußte nicht und wollte nicht wissen, was Favras mit diesem Gelde machte.

Uebrigens, wie wir schon gesagt haben, im Falle der Abreise des Königs blieb Monsieur. Monsieur hatte den Anschein, als wäre er dem Komplotte ganz fremd. Monsieur schrie, daß ihn seine Familie verlassen; und da Monsieur das Mittel gefunden hatte, sich sehr populär zu machen, so würde äußerst wahrscheinlich, — das Königthum war noch bei den meisten Franzosen eingewurzelt, — so würde äußerst wahrscheinlich, wie Ludwig XVI. zu Charny gesagt hatte, Monsieur zum Regenten ernannt.

Scheiterte die Entführung, so wußte Monsieur von Nichts, oder Monsieur folgte vielmehr mit den fünfzehn bis achtzehnmal hunderttausend Franken baarem Geld, die ihm blieben, nach Turin dem Grafen d'Artois und den Herren Prinzen von Condé.

Als Monsieur weggegangen war, verbrauchte die Königin eine andere Stunde bei Frau von Lamballe. Bis zum Tod ergeben, — man hat es bei Gelegenheit gesehen, — war indessen die arme Prinzessin immer nur der Nothbehelf von Marie Antoinette gewesen, welche sie nach und nach verlassen hatte, um ihre unbeständige Gunst auf Andrée und auf die Damen Polignac zu übertragen. Doch die Königin kannte sie; sie brauchte nur einen Schritt ihrer wahren Freundin entgegen zu machen, und diese machte den übrigen Weg mit offenen Armen und offenem Herzen.

In den Tuilerien und seit der Rückkehr von Versailles bewohnte die Prinzessin von Lamballe den Pavillon de Flore, wo sie den wahren Salon von Marie Antoinette hielt, wie es Frau von Polignac in Trianon that. So oft die Königin einen großen Schmerz oder eine große Unruhe hatte, ging sie zu Frau von Lamballe, — ein Beweis, daß sie sich hier geliebt fühlte. Dann ohne daß sie etwas zu sagen nöthig hatte, ohne nur die sanfte junge Frau zur Vertrauten ihres Schmerzes oder ihrer Unruhe zu machen, legte sie ihren Kopf aus diese lebendige Statue der Freundschaft, und

die Thränen, welche den Augen der Königin entströmen, vermischten sich bald mit denen, welche aus den Augen der Prinzessin floßen.

O arme Märtyrin! wer wird es wagen, in der Dunkelheit der Alcoven zu suchen, ob die Quelle dieser Freundschaft rein oder verbrecherisch war, wenn die unerbittliche, erschreckliche Geschichte, mit den Füßen in Deinem Blute, ihm sagen wird, um welchen Preis Du sie bezahlt hast?

Dann nahm das Mittagsmahl eine weitere Stunde hin. Man speiste in Familie mit Madame Elisabeth, Frau von Lamballe und den Kindern.

Beim Mahle waren die zwei erhabenen Tischgenossen sehr in sich gekehrt. Jedes von ihnen hatte ein Geheimniß vor dem Andern:

Die Königin die Sache Favras;

Der König die Sache Bouillé.

Ganz das Gegentheil vom König, der sein Heil lieber Allem, selbst der Revolution zu verdanken haben wollte, als dem Auslande, zog die Königin das Ausland Allem vor.

Uebrigens muß man sagen, das, was wir Franzosen das Ausland nennen, war für die Königin die Familie. Wie hätte sie dieses Volk, das ihre Soldaten tödtete, diese Weiber, die sie in den Höfen von Versailles beschimpft hatten, diese Männer, welche sie in ihren Gemächern ermorden wollten, diese Menge, die sie die Oesterreicherin nannte, in die Wagschale legen können mit den Königen, von denen sie Hilfe forderte, mit Joseph II., ihrem Bruder, mit Ferdinand I., ihrem Schwager, mit Karl IV., ihrem Geschwisterkinde durch den König, mit dem er näher verwandt war, als selbst der König mit den Orleans und den Condé.

Die Königin sah also in dieser Flucht, die sie vorbereitete, das Verbrechen nicht, dessen sie seitdem bezichtigt wurde; sie sah im Gegentheil darin das einzige Mittel, die königliche Würde zu behaupten, und in der Rückkehr mit bewaffneter Hand, auf welche sie hoffte, die einzige Sühnung von der Höhe der Beleidigungen, die ihr widerfahren waren.

Wir haben das Herz des Königs entblößt gezeigt. Er mißtraute den Königen und den Prinzen. Er gehörte entfernt nicht der Königin an, wie Viele geglaubt haben, obgleich er Deutscher durch seine Mutter war; doch die Deutschen betrachten die Oesterreicher nicht als Deutsche.

Nein, der König gehörte den Priestern,

Er bestätigte alle Decrete gegen die Könige, gegen die Prinzen, gegen die Emigranten. Er setzte sein Veto auf das Decret gegen die Priester.

Für die Priester wagte er den 20. Juni, unterstützte er den 10. August, erduldet er den 21. Januar.

Der Papst, der keinen Heiligen aus ihm machen konnte, machte auch einen Märtyrer aus ihm.

Gegen ihre Gewohnheit blieb die Königin an diesem Tage wenig bei ihren Kindern. Sie fühlte wohl, daß sie, da ihr Herz nicht ganz dem König gehörte, zu dieser Stunde nicht das Recht aus Liebkosungen der Kinder hatte. Das Herz der Frau, dieses geheimnißvolle Eingeweide, das die Leidenschaft ausbrütet und die Reue auskriechen macht, kennt allein diese seltsamen Widersprüche.

Die Königin zog sich frühzeitig in ihre Wohnung zurück und schloß sich ein. Sie sagte, sie habe zu schreiben, und stellte Weber als Wache vor ihre Thüre.

Der König bemerkte übrigens wenig von diesem Rückzug, denn er war in seinem Geiste mit den allerdings geringeren, aber doch ernstern Ereignissen beschäftigt, von denen er, durch den

Polizeilieutenant so eben in Kenntniß gesetzt, Paris bedroht wußte.

Diese Ereignisse bezeichnen wir hier mit zwei Worten.

Die Nationalversammlung hatte sich, wie wir gesehen, als vom König unzertrennlich erklärt, und sobald der König sich in Paris befand, war sie ihm dahin nachgefolgt.

Bis der für sie bestimmte Saal der Manage zu ihrer Aufnahme bereit war, hatte sie zum Orte ihrer Sitzungen den Saal des erzbischöflichen Palastes gewählt.

Hier hatte sie durch ein Decret den Titel *König von Frankreich und Navarra* in den *König der Franzosen* verwandelt.

Sie hatte die königlichen Formeln: »Nach unserem vollen Wissen und unserer Machtvollkommenheit . . .« geächtet, und an ihre Stelle die: »Ludwig durch die Gnade Gottes und das constitutionelle Staatsgesetz« decretirt.

Was bewies, daß die Nationalversammlung, wie alle parlamentarische Versammlungen, deren Tochter oder deren Ahn sie ist, sich oft mit nichtswürdigen Dingen beschäftigte, während sie sich mit sehr ernstern Dingen hätte beschäftigen sollen.

Sie hätte sich zum Beispiel mit der Nahrung von Paris, das buchstäblich Hungers starb, beschäftigen sollen.

Die Rückkehr von Versailles und die Uebersiedelung *des Bäckers, der Bäckerin und des Bäckerjungen* in die Tuileries, hatten nicht die erwartete Wirkung hervorgebracht.

Es fehlte fortwährend an Mehl und Brod.

Alle Tage gab es Zusammenschaarungen vor der Thüre der Bäcker, und diese Zusammenschaarungen verursachten große Unordnungen. Wie aber denselben steuern?

Das Versammlungsrecht war geheiligt durch die *Erklärung der Menschenrechte*.

Doch die Nationalversammlung wußte nichts von Allem dem. Ihre Mitglieder waren nicht genöthigt, vor den Thüren der Bäcker Queue zu machen, und bekam zufällig eines von ihren Mitgliedern während der Sitzung Hunger, so war es sicher, in einer Entfernung von hundert Schritten frische kleine Brode zu finden bei einem Bäcker Namens François, der in der Rue du Marché-Palu, Bezirk von Notre-Dame, wohnte und, da er sechs bis acht Mal im Tage backte, immer eine Reserve für die *Herren von der Nationalversammlung* hatte.

Der Polizeilieutenant war also beschäftigt. Ludwig XVI. seine Befürchtungen in Betreff dieser Unordnungen mitzutheilen, welche sich an einem schönen Morgen in einen Aufstand verwandeln konnten, als Weber die Thüre des kleinen Cabinets der Königin öffnete und mit halber Stimme meldete:

»Die Frau Gräfin von Charny.«

XXV.

Frau ohne Mann. — Liebende ohne Geliebten.

Obgleich die Königin selbst Andrée hatte zu sich rufen lassen, obgleich sie folglich die Meldung, die man ihr machte, erwartete, bebte sie doch am ganzen Leibe bei den fünf Worten, welche Weber ausgesprochen.

Die Königin konnte sich nicht verhehlen, daß zwischen ihr und Andrée bei jenem, so zu sagen, vom ersten Tage, wo sie sich als junge Mädchen im Schlosse Taverney gesehen, abgeschlossenen Verträge ein Austausch von Freundschaft und von Dienstleistungen stattgefunden, bei welchem Marie Antoinette immer die Schuldnerin gewesen.

Nichts aber ist den Königen so lästig, als diese eingegangenen Verbindlichkeiten, besonders wenn sie an den tiefsten Wurzeln des Herzens festhalten.

Hieraus erfolgte, daß die Königin, welche Andrée holen ließ, im Glauben, sie habe ihr große Vorwürfe zu machen, als sie sich von Angesicht zu Angesicht der jungen Frau gegenüber fand, sich nun der Verbindlichkeiten erinnerte, die sie gegen sie hatte.

Was Andrée betrifft, sie war immer dieselbe: kalt, ruhig, rein wie der Diamant, aber auch schockend und unverwundbar wie er.

Die Königin zögerte einen Augenblick, um sich zu besinnen, mit welchem Namen sie die weiße Erscheinung begrüßen sollte, die vom Schatten der Thüre in den Halbschatten des Zimmers überging und allmählig in den Lichtkreis eintrat, den die drei Kerzen des aus dem Tische stehenden Candelabers auswarfen.

Endlich streckte sie die Hand gegen ihre alte Freundin aus und sprach:

»Seien Sie willkommen, heute wie immer, Andrée.«

So stark und so vorbereitet sie in den Tuileries erschien, so war es doch nun an Andrée, zu beben. Sie hatte in diesen Worten, welche die Königin an sie gerichtet, eine Erinnerung an den Ton erkannt, in dem einst die Dauphine mit ihr sprach.

»Brauche ich Eurer Majestät zu sagen,« erwiderte Andrée, die Frage mit ihrer gewöhnlichen Offenherzigkeit und Bestimmtheit adoptirend, »daß sie, würde sie immer so mit mir gesprochen haben, wie sie es so eben gethan, nicht nöthig gehabt hätte, wenn sie mit mir reden wollte, mich außerhalb des Palastes, den sie bewohnt, holen zu lassen?«

Nichts konnte der Königin besser dienen, als diese Art, aus welche Andrée in die Sache einging; sie nahm sie also wie eine Eröffnung auf, die sie zu benützen gedachte.

»Ach!« sagte sie, »Sie müßten es wissen, Sie, die Sie so schön, so keusch und so rein; Sie, deren Herz kein Haß getrübt hat; Sie, deren Seele keine Liebe verrückt hat; Sie, die die Wolken des Sturmes bedecken und verschwinden machen können wie einen Stern, welcher jedes Mal, wenn der Wind den Sturm fegt, glänzender am Firmament wiedererscheint! alle Frauen, selbst die höchst gestellten, haben nicht Ihre unerschütterliche Seelenruhe; ich aber besonders, die ich Sie um Beistand gebeten, und der Sie ihn so edelmüthig bewilligt . . .«

»Die Königin,« erwiderte Andrée, »spricht von Zeiten, die ich vergessen hatte, und von denen ich glaubte, sie erinnere sich derselben nicht mehr.«

»Die Antwort ist streng, Andrée,« sprach die Königin, »und dennoch verdiene ich sie, und Sie haben Recht, sie mir zu geben; nein, es ist wahr, so lange ich glücklich gewesen bin, habe ich mich Ihrer aufopfernden Ergebenheit nicht erinnert, und zwar vielleicht, weil keine menschliche Macht, nicht einmal die königliche Macht mir ein Mittel bot, mich meiner Schuld gegen Sie zu entledigen; Sie mußten mich für undankbar halten, Andrée; aber vielleicht war das, was Sie für Undank hielten, nur Unvermögen.«

»Ich hätte das Recht, Sie anzuschuldigen,« versetzte Andrée, »würde ich je etwas gewünscht oder verlangt haben, und die Königin hätte sich meinem Wunsche widersetzt und mein Verlangen zurückgewiesen; aber wie soll ich mich beklagen, Madame, da ich nie etwas gewünscht oder verlangt habe?«

»Nun denn! soll ich es Ihnen, sagen, meine liebe Andrée? gerade diese Art von Gleichgültigkeit in Betreff der Dinge dieser Welt erschreckt mich bei Ihnen; ja, Sie scheinen mir ein übermenschliches Wesen zu sein, ein Geschöpf von einer andern Sphäre durch einen Wirbel fortgetragen und unter uns geworfen, wie jene durch das Feuer geläuterten Steine, die, man weiß nicht, aus welcher Sonne fallen . . . Hieraus geht hervor, daß man Anfangs erschrocken ist, über seine Schwäche, wenn man sich derjenigen gegenüber befindet, welche nie schwach gewesen. Hernach aber beruhigt man sich, man sagt sich, die höchste Nachsicht liege in der höchsten Vollkommenheit; an der reinsten Quelle müsse man seine Seele waschen, und in einem Augenblicke tiefen Schmerzes thut man, was ich so eben gethan habe, Andrée, man ruft das übermenschliche Wesen zu sich, dessen Tadel man fürchtete, um es um seinen Trost zu bitten.«

»Ach! Madame,« erwiederte Andrée, wenn dies wirklich die Sache ist, die Sie von mir verlangen, so befürchte ich sehr, das Resultat entspricht der Erwartung nicht.«

»Andrée! Andrée! Sie vergessen, bei welchem erschrecklichen Umstände Sie mich schon unterstützt und getröstet haben!« sagte die Königin.

Andrée erbleichte sichtbar. Als sie die Königin schwankend und die Augen geschlossen sah, wie Jemand, dessen Kraft entschwindet, machte sie eine Bewegung mit dem Arme und mit der Hand, um sie aus dasselbe Canapé zu ziehen, auf welchem sie saß; Andrée, widersetzte sich aber und blieb stehen.

»Madame,« sprach sie, »wenn Eure Majestät Mitleid mit ihrer getreuen Dienerin hätte, so würde sie ihr Erinnerungen ersparen, die von sich zu entfernen ihr beinahe gelungen war; es ist eine schlechte Trösterin, diejenige, welche von Niemand einen Trost verlangt, nicht einmal von Gott, weil sie bezweifelt, ob Gott selbst die Macht hat, bei gewissen Schmerzen zu trösten.«

Die Königin heftete auf Andrée ihren klaren, tiefen Blick.

»Gewisse Schmerzen!« sagte sie; »Sie haben also noch andere Schmerzen, als die, welche Sie mir anvertraut?«

Andrée antwortete nicht.

»Sprechen Sie,« fuhr die Königin fort, »die Stunde, uns zu erklären, ist gekommen, und ich habe Sie zu diesem Ende zu mir rufen lassen. Sie lieben Herrn von Charny?«

Andrée wurde bleich wie eine Todte, blieb aber stumm.

»Sie lieben Herrn von Charny?« wiederholte die Königin.

»Ja,« antwortete Andrée.

Die Königin stieß einen Schrei aus wie eine verwundete Löwin.

»Oh!« rief sie, »ich vermuthete es! . . . Und seit wann lieben Sie ihn?«

»Seit der ersten Stunde, wo ich ihn gesehen habe.«

Die Königin wich erschrocken vor dieser Marmorstatue zurück, welche gestand, daß sie eine Seele besitze.

»Oh!« sprach sie, »und Sie haben geschwiegen?«

»Sie wissen es besser, als irgend Jemand, Madame.«

»Und warum dies?«

»Weil ich bemerkt habe, daß Sie ihn liebten.«

»Wollen Sie denn sagen, daß Sie ihn mehr liebten, als ich ihn liebte, da ich nichts gesehen habe?«

»Ah!« versetzte Andrée mit Bitterkeit, »Sie haben nichts gesehen, weil er Sie liebte, Madame!«

»Ja . . .und ich sehe nun, weil er mich nicht mehr liebt. Das wollen Sie sagen, nicht wahr?«

Andrée blieb stumm.

»So antworten Sie doch!« fuhr die Königin fort, indem sie Andrée nicht mehr bei der Hand, sondern beim Arme faßte; »gestehen Sie, daß er mich nicht mehr liebt!«

Andrée antwortete weder durch ein Wort, noch durch eine Geberde, noch durch ein Zeichen.

»Wahrhaftig,« rief die Königin, »das ist um zu sterben! . . . Aber tödten Sie mich doch auf der Stelle, indem Sie mir sagen, daß er mich nicht mehr liebt! . . .Nicht wahr, er liebt mich nicht mehr?«

»Die Liebe oder die Gleichgültigkeit des Herrn Grafen von Charny sind seine Geheimnisse; es ist nicht meine Sache, sie zu entschleiern,« erwiderte Andrée.

»Oh! seine Geheimnisse . . .nicht die Geheimnisse von ihm allein; denn ich setze voraus, daß er Sie zur Vertrauten genommen hat!« sprach die Königin mit Bitterkeit.

»Nie hat mir der Herr Graf von Charny ein Wort von seiner Liebe für Sie oder von seiner Gleichgültigkeit gegen Sie gesagt.«

»Nicht einmal diesen Morgen?«

»Ich habe den Herrn Grafen von Charny diesen Morgen nicht gesehen.«

Die Königin heftete aus Andrée einen Blick, der in die tiefste Tiefe ihres Herzens zu dringen suchte.

»Wollen Sie sagen, Sie wissen nichts von der Abreise des Grafen?«

»Ich will das nicht sagen.«

»Woher ist Ihnen aber diese Abreise bekannt, wenn Sie Herrn von Charny nicht gesehen haben?«

»Er hat mir geschrieben, um sie mir mitzuteilen.«

»Ah!« rief die Königin, »er hat Ihnen geschrieben?«

Und wie Richard III. in einem äußersten Augenblick ausgerufen: »Ein Königreich für ein Pferd!« so war Marie Antoinette nahe daran, zu rufen: »Meine Krone für diesen Brief!«

Andrée begriff diesen glühenden Wunsch der Königin; aber sie wollte sich die Freude machen, ihre Nebenbuhlerin einen Augenblick in der Angst zu lassen.

»Und dieser Brief, den Ihnen der Graf in der Stunde seiner Abreise geschrieben hat . . .ich bin überzeugt, Sie haben ihn nicht bei sich?«

»Sie irren sich, Madame,« erwiderte Andrée, »hier ist er.«

Und sie zog aus ihrer Brust den von ihrer Wärme lauen und von ihrem Wohlgeruche duftenden Brief und reichte ihn der Königin.

Diese nahm ihn schauernd, preßte ihn einen Augenblick zwischen ihren Fingern, da sie nicht wußte, ob sie ihn behalten oder zurückgeben sollte, und schaute Andrée mit zusammengezogenen Brauen an; dann warf sie fern von sich alles Zögern und sagte:

»Oh! die Versuchung ist zu stark.«

Und sie öffnete den Brief, neigte sich gegen das Licht des Candelabers und las wie folgt:

»Madame,

»Ich verlasse Paris in einer Stunde auf den ausdrücklichen Befehl des Königs.

»Ich kann Ihnen nicht sagen, wohin ich gehe, warum ich reise, noch wie lange ich von Paris abwesend sein werde; lauter Dinge, an denen Ihnen wahrscheinlich sehr wenig gelegen ist, welche Ihnen mitzutheilen ich indessen wohl ermächtigt zu sein gewünscht hätte.

»Einen Augenblick hatte ich die Absicht, mich zu Ihnen zu begeben, um Ihnen meine Abreise mündlich anzukündigen, aber ich wagte es nicht, dies ohne Ihre Erlaubniß zu thun . . .«

Die Königin wußte, was sie zu wissen wünschte, sie wollte den Brief Andrée zurückgeben, doch diese, als hätte sie zu befehlen, und nicht zu gehorchen gehabt, sprach:

»Gehen Sie bis zum Ende, Madame.«

Die Königin las weiter:

»Ich habe die letzte Sendung, die man mir angeboten, ausgeschlagen, weil ich armer Narr damals glaubte, irgend eine Sympathie halte mich in Paris zurück; seitdem habe ich aber leider den Beweis vom Gegentheil erlangt, und ich ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, mich von den Herzen zu entfernen, denen ich gleichgültig bin.

»Sollte es mir während dieser Reise ergehen, wie dem unglücklichen Georges, so sind alle meine Maßregeln getroffen, Madame, daß Sie *zuerst* von dem Unglück, das mir widerfahren, und von der Freiheit, die Ihnen zurückzugeben wäre, unterrichtet werden. Dann erst Madame, werden Sie erfahren, welche tiefe Bewunderung in meinem Herzen Ihre erhabene Ergebenheit entstehen gemacht hat, die so schlecht belohnt wurde von derjenigen, welcher Sie, jung, schön und geboren, um glücklich zu sein, Jugend, Schönheit und Glück geopfert.

»Alles, was ich mir dann von Gott und von Ihnen erbitte, ist, daß Sie ein Andenken bewilligen dem Unglücklichen, der so spät den Werth des Schatzes, den er besaß, erkannt hat.

»Alle Ehrsurcht des Herzens,

»Graf Olivier von Charny.«

Die Königin reichte den Brief Andrée, die ihn diesmal wieder nahm, und ließ mit einem Seufzer an ihrer Seite ihre träge, beinahe leblose Hand hinabfallen.

»Nun, Madame,« fragte Andrée, »sind Sie verrathen? habe ich, ich sage nicht das Versprechen, das ich Ihnen geleistet, denn ich habe Ihnen nie ein Versprechen geleistet, sondern das Vertrauen verletzt, das Sie in mich gesetzt?«

»Verzeihen Sie mir, Andrée,« erwiderte die Königin. »Oh! ich habe so sehr gelitten! . . .«

»Sie haben gelitten! . . .Sie wagen es, vor mir zu sagen, Sie haben gelitten, Madame! Und ich, was soll ich dann sagen? . . .Oh! ich werde nicht sagen, ich habe gelitten, denn ich will nicht ein Wort gebrauchen, dessen sich eine andere Frau schon bedient hat, um denselben Gedanken zu bezeichnen. Nein, ich müßte ein neues, unbekanntes, unerhörtes Wort haben, welches der

Inbegriff aller Schmerzen, der Ausdruck aller Qualen wäre . . . Sie haben gelitten . . . und dennoch, Madame, haben Sie nicht den Mann, den Sie liebten, gleichgültig gegen diese Liebe, auf den Knien und sein Herz in den Händen, einer andern Frau sich zuwenden sehen; Sie haben nicht Ihren Bruder, der eifersüchtig aus diese andere Frau, welche er in der Stille und wie ein Heide seine Gottheit anbetete, sich mit dem Manne, den Sie liebten, sich schlagen sehen; Sie haben nicht den Mann, den Sie liebten, durch Ihren Bruder aus eine Art verwundet, die man einen Augenblick für tödtlich hielt, in seinem Delirium nur nach dieser andern Frau rufen hören, deren Vertraute Sie waren; Sie haben nicht diese andere Frau wie einen Schatten durch die Corridors schlüpfen sehen, wo Sie selbst umsonst wachten, um diese Töne des Deliriums zu hören, welche bewiesen, daß eine wahnsinnige Liebe, wenn sie auch nicht über das Leben hinausreichte, diese doch wenigstens bis an die Schwelle des Grabes begleitete; Sie haben diesen Mann nicht, durch ein Wunder der Natur und der Wissenschaft ins Leben zurückkehrend, sich aus seinem Bette erheben sehen, um Ihrer Nebenbuhlerin zu Füßen zu fallen, . . . Ihre Nebenbuhlerin, ja, Madame, denn in der Liebe mißt man nach der Größe der Liebe die Gleichheit der Rangstufen; Sie haben sich hernach nicht, in Ihrer Verzweiflung, mit fünfundzwanzig Jahren in ein Kloster zurückgezogen und zu den eisigen Füßen eines Crucifixes die Liebe, die Sie verzehrte, auszulöschen gesucht; dann, eines Tags, als Sie nach einem Jahre von Gebeten, von Schlaflosigkeiten, von Fasten, von ohnmächtigen Wünschen, von Schmerzensschreien, die Flamme, die Sie verzehrte, nicht gelöscht, wohl aber eingeschläfert zu haben glaubten, haben Sie nicht diese Nebenbuhlerin, Ihre alte Freundin, welche nichts begriffen, nichts errathen hatte, Sie in Ihrer Einsamkeit aussuchen sehen, um Sie zu bitten . . . was? . . . um Sie im Namen einer alten Freundschaft, welche die Leiden nicht hatten schwächen können, im Namen ihres Heiles als Gattin, im Namen der gefährdeten, königlichen Majestät zu bitten, die Frau zu werden . . . von wem? . . . von diesem Manne, den Sie seit drei Jahren anbeteten! — Frau ohne Gatten, wohlverstanden, ein einfacher Schleier zwischen die Blicke der Menge und das Glück Anderer geworfen, wie ein Tuch zwischen einem Leichname und der Welt ausgebreitet wird; Sie haben nicht, beherrscht, nicht durch das Mitleid, die eifersüchtige Liebe hat keine Barmherzigkeit, — und Sie wissen das wohl, Madame, Sie, die Sie mich geopfert! Sie haben nicht, beherrscht durch die Pflicht die ungeheuere Aufopferung angenommen; Sie haben nicht den Priester Sie fragen hören, ob Sie zum Gatten einen Mann nehmen, der nie Ihr Gatte sein werde; Sie haben nicht gefühlt, wie Ihnen dieser Mann an den Finger einen goldenen Ring steckte, der, das Pfand eines ewigen Bundes, für Sie nur ein leeres, bedeutungsloses Symbol war; Sie haben nicht eine Stunde nach der Trauungsfeierlichkeit Ihren Gatten verlassen, um ihn nur als Liebhaber Ihrer Nebenbuhlerin wiederzusehen! . . . Ah! Madame! Madame! die abgelaufenen drei Jahre sind drei grausame Jahre, das sage ich Ihnen!«

Die Königin hob ihre kraftlose Hand auf, um die Hand von Andrée zu suchen.

Andrée zog die ihrige zurück.

»Ich, ich hatte nichts versprochen,« sagte sie, »und dies habe ich gehalten; Sie, Madame,« fuhr die junge Frau fort, die sich zur Anklägerin machte, »Sie hatten mir zwei Dinge versprochen.«

»Andrée! Andrée!« rief die Königin.

»Sie hatten mir versprochen, Herrn von Charny nicht wiederzusehen; ein Versprechen, das um so heiliger war, als ich es nicht von Ihnen verlangte.«

»Andrée!«

»Dann hatten Sie mir versprochen, — oh! diesmal schriftlich, — Sie hatten mir versprochen,

mich wie eine Schwester zu behandeln; ein Versprechen, das um so heiliger war, als ich nicht darum nachgesucht hatte.«

»Andrée!«

»Muß ich Sie an die Worte dieses Versprechens erinnern, das Sie mir in einem feierlichen Augenblick geleistet, in einem Augenblick, wo ich Ihnen mein Leben . . .mehr als mein Leben . . .meine Liebe . . . das heißt, mein Glück auf dieser Welt und mein Heil in der andern geopfert hatte . . .Ja, mein Heil in der andern, denn man sündigt nicht nur durch Handlungen, Madame, und wer sagt mir, der Herr werde mir meine wahnsinnigen Begierden, meine gottlosen Wünsche vergeben? Nun wohl! in jenem Augenblick, wo ich Ihnen Alles geopfert, haben Sie mir ein Billet übergeben; dieses Billet sehe ich noch, jeder Buchstabe flammt vor meinen Augen; dieses Billet war in folgenden Worten abgefaßt:

»Andrée, Sie haben mich gerettet! Meine Ehre kommt mir von Ihnen zu, mein Leben gehört Ihnen! Im Namen dieser Ehre, die Sie so viel gekostet, schwöre ich Ihnen, daß Sie mich Ihre Schwester nennen können. Versuchen Sie es, Sie werden mich nicht erröthen sehen.

»Ich lege diese Schrift in Ihre Hand; es ist das Pfand meiner Dankbarkeit; es ist die Mitgift, die ich Ihnen schenke.

»Ihr Herz ist das edelste von allen Herzen; es wird mir Dank wissen für das Geschenk, das ich Ihnen biete.

»Marie Antoinette.«

Die Königin stieß einen Seufzer kleinmüthiger Niedergeschlagenheit aus.

»Ja, ich begreife,« sagte Andrée, »weil ich dieses Billet verbrannte, glaubten Sie, ich habe es vergessen? . . .Nein, nein, Madame, Sie sehen, daß ich jedes Wort behalten habe, und je mehr Sie sich nicht mehr desselben zu entsinnen schienen, desto mehr erinnerte ich mich.«

»Oh! verzeih mir, verzeih mir, Andrée . . .Ich glaubte, er liebe Dich.«

»Sie glaubten also, es sei ein Gesetz des Herzens, daß er, wenn er Sie weniger liebe, Madame, eine Andere lieben müsse?«

Andrée hatte so viel gelitten, daß sie ebensalls grausam wurde.

»Sie auch, Sie haben also auch bemerkt, er liebe mich weniger?« sagte die Königin mit einem Ausdruck des Schmerzes.

Andrée antwortete nicht. Sie schaute nur die Königin erstaunt an, und etwas wie ein Lächeln trat aus ihre Lippen.

»Aber was soll ich thun, mein Gott, was soll ich thun, um diese Liebe, das heißt mein Leben, das entschwindet, zurückzuhalten? Oh! wenn Du das weißt, Andrée, meine Schwester, meine Freundin, sage es mir, ich flehe Dich an, ich beschwöre Dich! . . .« rief die Königin.

Und sie streckte ihre beiden Hände gegen Andrée aus.

Andrée wich einen Schritt zurück.

»Kann ich das wissen, Madame,« erwiderte sie, »ich, die er nie geliebt hat?«

»Ja, aber er kann Dich lieben . . .Eines Tages kann er Dir aus den Knieen Abbitte thun, er kann Dich um Verzeihung anflehen für Alles, was er Dich hat leiden lassen; und, mein Gott! die Leiden sind so schnell in den Armen desjenigen, welchen man liebt, vergessen! Die Verzeihung ist so rasch demjenigen, welcher uns hat leiden lassen, bewilligt!«

»Wohl denn! kommt dieses Unglück, — ja das wäre wahrscheinlich ein Unglück für Beide,

Madame; — vergessen Sie, daß ich, ehe ich die Frau von Charny würde, ihm ein Geheimniß mitzutheilen, ein Geständniß zu machen hätte, ein erschreckliches Geheimniß, ein gräßliches Geständniß, welches auf der Stelle diese Liebe, die Sie fürchten, tödten würde? Vergessen Sie, daß ich ihm zu erzählen hätte, was ich Ihnen erzählt habe?«

»Sie würden ihm sagen, Sie seien von Gilbert entehrt worden? . . . Sie würden ihm sagen, Sie haben ein Kind?«

»Ja, wahrhaftig, Madame,« erwiderte Andrée, »für wen halten Sie mich denn, daß Sie einen solchen Zweifel offenbaren?«

Die Königin athmete.

»Sie würden also nichts thun, um es zu versuchen, Herrn von Charny zu Ihnen zurückzuführen?« fragte sie.

»Nein, Madame, ebenso wenig in der Zukunft, als ich in der Vergangenheit etwas gethan habe.«

»Werden Sie ihm nicht sagen, werden Sie ihn nicht vermuthen lassen, daß Sie ihn lieben?«

»Wenn er nicht kommt und mir sagt, er liebe mich, nein, Madame.«

»Und wenn er Ihnen sagt, er liebe Sie, wenn Sie ihm sagen, Sie lieben ihn, Sie schwören mir . . .«

»Oh! Madame,« unterbrach Andrée die Königin.

»Ja,« sprach die Königin, »ja, Sie haben Recht, Andrée, meine Schwester, meine Freundin, und ich bin ungerecht, anspruchsvoll, grausam. Oh! doch wenn Alles mich verläßt, Freunde, Macht, Ruf, dann möchte ich wenigstens, daß diese Liebe, der ich Ruf, Macht, Freunde opfern würde, mir bliebe.«

»Und nun, Madame,« sagte Andrée mit der eisigen Kälte, welche sie nicht einen Augenblick verlassen halte, als sie von den von ihr ausgestandenen Qualen sprach; »haben Sie noch über einen andern Gegenstand Auskunft zu verlangen . . . haben Sie mir einige neue Befehle zu ertheilen?«

»Nein, ich danke. Ich wollte Ihnen meine Freundschaft wiedergeben, und Sie schlagen Sie aus . . . Leben Sie wohl, Andrée; nehmen Sie wenigstens meine Dankbarkeit mit.«

Andrée machte mit der Hand eine Geberde, welche dieses zweite Gefühl ebenso zurückzustoßen schien, wie sie das erste zurückgestoßen hatte, und nach einer kalten, tiefen Verneigung ging sie langsam und stillschweigend wie eine Erscheinung hinaus.

»Oh! Du hast sehr Recht, Eiskörper, Demantherz, Feuerseele, daß Du weder meine Dankbarkeit, noch meine Freundschaft willst; ich fühle es, — und ich bitte den Herrn deshalb um Verzeihung — ich hasse Dich, wie ich nie einen Menschen gehaßt habe . . . denn wenn er Dich nicht liebt . . . oh! ich bin fest überzeugt, er wird Dich eines Tags lieben!, . . .«

Dann rief sie Weber und fragte ihn:

»Weber, hast Du Herrn Gilbert gesehen?«

»Ja, Eure Majestät,« antwortete der Kammerdiener.

»Um welche Stunde wird er morgen früh kommen?«

»Um zehn Uhr, Madame.«

»Es ist gut, Weber; sage meinen Frauen, ich werde heute Abend ohne sie zu Bette gehen, und leidend und müde wie ich bin, wünsche ich, daß man mich morgen bis zehn Uhr schlafen lasse

. . .Die erste und einzige Person, die ich empfangen wird der Doctor Gilbert sein.«

XXVI.

Der Bäcker François.

Wir werden es versuchen, zu schildern, wie diese Nacht für die zwei Frauen verlief.

Erst um neun Uhr finden wir die Königin wieder, die Augen durch die Thränen geröthet, die Wangen durch die Schlaflosigkeit gebleicht. Um acht Uhr, das heißt bei Tagesanbruch, denn man befand sich in der traurigen Jahreszeit, in der die Tage kurz und düster sind, um acht Uhr hatte sie das Bett verlassen, wo sie vergebens während der ersten Stunden der Nacht Ruhe gesucht, und wo sie während der letzten nur einen fieberhaften, bewegten Schlaf gesunden.

Seit einigen Augenblicken, obgleich nach den gegebenen Befehlen Niemand in ihr Zimmer zu treten wagte, hörte sie um ihre Wohnung das Hin- und Herlaufen, das plötzliche Gelärme und das anhaltende Geräusch, was anzeigt, daß außen etwas Ungewöhnliches vor sich geht.

In diesem Augenblick war die Toilette der Königin beendigt; die Pendeluhr schlug die neunte Stunde.

Mitten unter allen diesen verworrenen Geräuschen, welche in den Gängen zu laufen schienen, hörte sie die Stimme von Weber Stillschweigen fordern.

Sie rief dem getreuen Kammerdiener.

Auf der Stelle hörte jedes Geräusch auf.

Die Thüre öffnete sich.

»Was gibt es denn, Weber?« fragte die Königin; »was geht denn im Schlosse vor, und was bedeuten alle diese Geräusche?«

»Majestät,« erwiderte Weber, »es scheint, es ist Lärmen aus der Seite der Cité.«

»Lärmen!« versetzte die Königin, »und aus welchem Anlaß?«

»Man weiß es noch nicht, Majestät, doch man sagt, es bilde sich ein Ausstand wegen des Brodes.«

Früher wäre der Königin der Gedanke nicht gekommen, es gebe Leute, welche Hungers sterben; aber seitdem sie aus der Fahrt von Versailles den Dauphin Brod von ihr hatte fordern hören, ohne daß sie ihm geben konnte, begriff sie, was die Hungersnoth war.

«Arme Leute!» murmelte sie, indem sie sich der Worte, die sie aus dem Wege gehört, und der Erklärung erinnerte, die ihr Gilbert von diesen Worten gegeben hatte. »Arme Leute! sie sehen nun wohl, daß es weder die Schuld des *Bäckers*, noch die der *Bäckerin* ist, wenn sie kein Brod haben.«

Dann fragte sie laut:

»Und befürchtet man, es werde ernst?«

»Ich vermöchte es Eurer Majestät nicht zu sagen. Nicht zwei Berichte gleichen sich,« erwiderte Weber.

»Nun denn!« sprach die Königin, »lauf bis zur Cité, Weber, das ist nicht weit von hier; sieh mit Deinen Augen, was vorgeht, und komm und melde es mir.«

»Und der Herr Doctor Gilbert?« fragte der Kammerdiener.

»Sage Campan oder Misery, daß ich ihn erwarte, und die Eine oder die Andere wird ihn bei mir einführen.«

In dem Augenblick aber, wo Weber zu verschwinden im Begriffe war, rief ihm die Königin nach:

»Schärfe den Leuten ein, daß sie den Doctor nicht warten lassen, Weber; er, der von Allem unterrichtet ist, wird uns erklären, was vorgeht.«

Weber verließ das Schloß, erreichte das Pförtchen des Louvre, eilte auf die Brücke, und geleitet durch das Geschrei, der Woge folgend, die gegen den erzbischöflichen Palast rollte, kam er aus den Notre-Dame-Platz.

Je mehr er gegen das alte Paris vorgerückt war, desto mehr war die Menge angewachsen, desto lebhafter war das Geschrei geworden.

Unter diesem Geschrei oder vielmehr unter diesem Gebrülle hörte man von jenen Stimmen, wie man sie nur am Himmel an Sturmtagen und aus der Erde an Revolutionstagen hört; man vernahm Stimmen, welche riefen:

»Das ist ein Aushungerer! Tödtet ihn! tödtet ihn! An die Laterne!«

Und Tausende von Stimmen, welche nicht einmal wußten, wovon die Rede war, und unter denen man die der Weiber unterschied, wiederholten im Vertrauen und in der Erwartung von einem der Schauspiele, die das Herz der Menge immer vor Freude springen machen:

»Das ist ein Aushungerer! Tödtet ihn! An die Laterne!«

Plötzlich fühlte sich Weber von einer von jenen heftigen Erschütterungen getroffen, wie sie bei einer großen Menschenmasse stattfinden, wenn sich eine Strömung bildet, und er sah durch die Rue Chanoinesse eine menschliche Woge, einen lebendigen Katarakt kommen, in dessen Mitte sich ein unglücklicher bleicher Mensch in zerrissenen Kleidern zerarbeitete.

Auf ihn hatte es all dieses Volk abgesehen; gegen ihn erhoben sich alle diese Schreie, all dies Gebrülle, alle diese Drohungen.

Ein einziger Mann vertheidigte ihn gegen diese Menge; ein einziger Mann bildete einen Damm gegen diesen menschlichen Strom.

Dieser Mann, der eine Ausgabe des Mitleids unternommen hatte, welche die Kräfte von zehn Menschen, von zwanzig Menschen, von hundert Menschen überstieg, war Gilbert.

Allerdings fingen Einige aus der Menge, die ihn erkannt hatten, an zu rufen:

»Es ist der Doctor Gilbert, ein Patriot, der Freund von Herrn Lafayette und von Herrn Bailly. Hören wir den Doctor Gilbert.«

Auf diese Rufe fand einen Augenblick ein Halt statt, etwas wie jene vorübergehende Stille, die sich aus den Wellen zwischen zwei Windstößen ausbreitet.

Weber benützte dies, um sich einen Weg bis zu dem Doctor zu bahnen.

Es gelang ihm mit großer Mühe.

»Herr Doctor Gilbert,« sagte der Kammerdiener.

Gilbert wandte sich nach der Seite um, woher die Stimme kam.

»Ah! Sie sind es, Weber?« versetzte der Doctor.

Dann winkte er ihn zu sich und sagte ihm leise:

»Gehen Sie und melden Sie der Königin, ich werde vielleicht später kommen, als sie mich erwartet. Ich bin beschäftigt, einen Menschen zu retten.«

»Oh! ja, ja!« rief der Unglückliche, der diese letzten Worte hörte, »nicht wahr, Sie werden mich retten, Doctor?« . . .Sagen Sie ihnen, ich sei unschuldig, sagen Sie ihnen, meine Frau sei guter Hoffnung . . .Ich schwöre Ihnen, daß ich kein Brod verborgen habe, Doctor.«

Doch als hätten diese Klage und diese Bitte den halb erloschenen Zorn und Haß wieder in Brand gesteckt, verdoppelte sich das Geschrei, und die Drohungen suchten sich in Tätlichkeiten zu verwandeln.

»Meine Freunde,« rief Gilbert, mit einer übermenschlichen Stärke gegen die Wüthenden kämpfend, »dieser Mensch ist ein Franzose, ein Bürger wie Ihr; man kann, man darf einen Menschen nicht umbringen, ohne ihn zu hören. Führt ihn zum Districte, und hernach wird man sehen.«

»Ja!« riefen einige Stimmen, welche denjenigen gehörten, die den Doctor erkannt hatten.

»Herr Gilbert,« sagte der Kammerdiener der Königin, »halten Sie fest. Ich will die Officiere vom District benachrichtigen . . . der District ist nur ein paar Schritte entfernt; in fünf Minuten werden sie hier sein.«

Und er entschlüpfte und verschwand durch die Menge, ohne nur die Guttheißung von Gilbert abzuwarten.

Fünf bis sechs Personen waren indessen dem Doctor zu Hilfe gekommen und hatten aus ihren Leibern eine Art Verschanzung für den Unglücklichen gemacht.

Dieser Wall, so schwach er war, hielt für den Augenblick die Mörder im Zaume, welche indessen mit ihrem Geschrei die Stimme des Doctors und die der guten Bürger, die sich ihm angeschlossen hatten, zu bedecken fortfuhren.

Zum Glück entsteht nach fünf Minuten eine Bewegung in der Menge, ein Gemurmeln folgt daraus, und dieses Gemurmeln übersetzt sich durch die Worte:

»Die Officiere vom District! die Officiere vom District!«

Vor den Officieren vom District verstummen die Drohungen, tritt die Menge zurück. Die Mörder haben wahrscheinlich das Losungswort noch nicht.

Man führt den Unglücklichen nach dem Stadthause.

Er hat sich an den Doctor angehängt, er hält ihn beim Arme, er will ihn nicht loslassen.

Wer ist nun dieser Mensch?

Wir wollen es Ihnen sogleich sagen.

Es ist ein armer Bäcker Namens Denis François, derselbe, dessen Namen wir schon ausgesprochen, und der die kleinen Brode den Herren von der Nationalversammlung lieferte.

Am Morgen ist eine Frau in sein Magazin in der Rue du Marché-Palu in dem Augenblick eingetreten, wo er sein sechstes Geback⁸ Brod ausgetheilt hat und das siebente zu bereiten anfängt.

Die alte Frau fordert einen Laib Brod.

»Es ist keiner mehr da,« antwortet François, »aber wartet aus mein siebentes Geback, und Ihr sollt zuerst bedient werden.«

»Ich will sogleich Brod haben,« entgegnet die Frau; »hier ist Geld.«

»Wenn ich Euch sage, daß keines mehr da ist . . .« versetzt der Bäcker.

»Laßt mich sehen.«

»Oh! tretet ein, seht, sucht, das ist mir ganz lieb.«

Die alte Frau tritt ein, sucht, riecht, durchstöbert, öffnet einen Schrank und findet in diesem Schranke drei altbackene Brodlaibe, jeden von vier Pfund, welche die Knechte für sich aufbewahrt hatten.

Sie nimmt einen, geht ab, ohne zu bezahlen, und aus die Reclamation des Bäckers wiegelt sie das Volk auf und schreit, François sei ein Aushungerer, und er verberge die Hälfte von seinem Geback.

Der Rus Aushungerer bezeichnete zu einem beinahe gewissen Tod denjenigen, welcher der Gegenstand desselben war.

Ein ehemaliger Dragoner-Werber, genannt Fleur d'Epine, der in einer Schenke gegenüber trank, tritt aus dieser Schenke und wiederholt mit einer weingrünen Stimme den von der Alten ausgestoßenen Schrei.

Bei diesem doppelten Geschrei läuft das Volk brüllend herbei, erkundigt sich, erfährt, wovon die Rede ist, wiederholt die ausgestoßenen Schreie, stürzt nach der Bude des Bäckers, überwältigt die vier Mann Wache, welche die Polizei vor seine Thüre, wie vor die seiner Zunftgenossen gestellt hatte, verbreitet sich im Magazin, und findet außer den zwei von der Alten zurückgelassenen und denuncierten altbackenen Laiben Brod zehn Dutzend frische kleine Brode, welche für die Deputirten, die ihre Sitzungen im erzbischöflichen Palaste, das heißt, hundert Schritte von François, halten, reservirt worden waren.

Von da an ist der Unglückliche verurtheilt; es ist nicht mehr eine Stimme, es sind hundert Stimmen, es sind tausend Stimmen, welche schreien: »Auf den Aushungerer!«

Eine ganze Menge brüllt: »An die Laterne!«

In diesem Augenblick wird der Doctor Gilbert, der von einem Besuche bei seinem Sohne zurückkommt, den er wieder zum Abbé Bérardier, ins Collége Louis le Grand, geführt hatte, durch den Lärmen herbeigezogen; er sieht ein ganzes Volk, das den Tod eines Menschen verlangt, und eilt diesem Menschen zu Hilfe.

Hier hatte er mit ein paar Worten von François erfahren, um was es sich handelte; er hatte die Unschuld des Bäckers erkannt und ihn zu vertheidigen gesucht.

Da hatte die Menge zugleich den unglücklichen Bedrohten und seinen Vertheidiger, Beide in dasselbe Anathem hüllend und bereit, Beide mit einem Schlage niederzuschmettern, mitfortgerissen.

In diesem Augenblick war Weber, von der Königin abgesandt, aus den Notre-Dame-Platz gekommen und hatte Gilbert erkannt.

Wir haben gesehen, wie nach dem Abgange von Weber die Officiere vom Districte erschienen und der unglücklichen Bäcker unter Bedeckung nach dem Stadthause geführt wurde.

Angeklagter, Wachen des Districts, gereizter, aufgebrachter Pöbel, Alles drang durch einander in das Stadthaus ein, dessen Platz alsbald gefüllt war mit Arbeitern ohne Arbeit und Hungers sterbenden armen Teufeln, welche immer bereit, sind in alle Meutereien zu mischen und Jedem, der in den Verdacht gerieth, die Ursache der öffentlichen Noth zu sein, einen Theil von dem Elend, das sie erduldeten, zurückzugeben.

Kaum war auch der unglückliche François unter der gähnenden Halle des Stadthauses verschwunden, als das Geschrei sich verdoppelte.

Es schien allen diesen Menschen, man habe ihnen eine Beute, die ihnen gehörte, entführt.

Individuen mit Unheil weissagenden Gesichtern durchfurchten die Menge und flüsterten ihr

zu:

»Es ist ein vom Hofe bezahlter Aushungerer, darum will man ihn retten.«

Und die Worte: »Es ist ein Aushungerer! es ist ein Aushungerer!« schlängelten sich durch diesen ausgehungerten Pöbel wie die Lunte eines Feuerwerks, allen Haß entzündend, allen Zorn in Brand steckend.

Zum Unglück war es noch sehr früh am Morgen, und Keiner von den Männern, welche Gewalt über das Volk hatten, — weder Bailly, noch Lafayette, — war da.

Sie wußten es wohl, diejenigen, welche in den Gruppen wiederholten: »Es ist ein Aushungerer! es ist ein Aushungerer!«

Endlich, da man den Angeklagten nicht wieder erscheinen sah, verwandelten sich die Schreie in ein ungeheures Hurrah, die Drohungen in ein allgemeines Gebrülle.

Die Menschen, von denen wir gesprochen, schlüpfen unter der Halle durch, krochen längs der Treppen hin und drangen bis in den Saal ein, wo der unglückliche Bäcker war, den Gilbert nach seinen besten Kräften vertheidigte.

Die Nachbarn von François ihrerseits, welche beim Tumulte herbeigelaufen waren, bestätigten, er habe seit dem Anfange der Revolution die größten Beweise von Eifer gegeben; er habe bis zehn Ofen voll jeden Tag gebacken; wenn es seinen Zunftgenossen an Mehl gefehlt, habe er ihnen von dem seinigen gegeben; um sein Publikum rascher zu bedienen, habe er außer seinem Ofen den eines Zuckerbäckers gemiethet, wo er sein Holz trocknen lasse.

Am Ende der Aussagen und Angaben ist erwiesen, daß dieser Mann, statt einer Strafe, eine Belohnung verdient.

Doch auf dem Platze, auf den Treppen, im Saale sogar schreit man fortwährend: »Er ist ein Aushungerer!« und fordert den Tod des Schuldigen.

Plötzlich findet ein unerwarteter Einbruch in den Saal statt: er öffnet die Glieder der Nationalgarde, welche François umgeben, und trennt ihn von seinen Beschützern. Gegen das improvisirte Tribunal zurückgestoßen, sieht Gilbert zwanzig Arme sich erheben. Von ihnen gepackt, zurückgezogen, harpunirt, schreit der Angeklagte um Hilfe, streckt flehend seine Hände aus, aber umsonst., . Vergebens macht Gilbert eine verzweifelte Anstrengung, um ihn zu erreichen; die Oeffnung, durch welche der Unglückliche allmählig verschwindet, schließt sich wieder hinter ihm. Wie ein von einem Wirbel angezogener Schwimmer, hat er einige Secunden, die Hände krampfhaft geballt, die Verzweiflung in den Augen, die Stimme in der Kehle erstickt, gekämpft; dann hat ihn die Woge wieder bedeckt, der Schlund hat ihn verschlungen!

Von diesem Augenblick an ist er verloren.

Oben von den Treppen herabgerollt, hat er aus jeder Stufe eine Wunde erhalten. Unter der Halle ist sein ganzer Leib schon nur *eine* große Wunde.

Es ist nicht mehr das Leben, um was er bittet, es ist der Tod!

Wo verbarg sich denn der Tod zu jener Zeit, daß er so bereit war, herbeizulaufen, wenn man ihn rief?

In einer Secunde ist der Kopf des unglücklichen François vom Leibe getrennt und erhebt sich aus der Spitze eines Spießes.

Bei dem Geschrei aus der Straße stürzen die Aufrührer, die sich aus den Treppen und den Sälen befinden, rasch die Stufen hinab. Man muß das Schauspiel bis zum Ende sehen.

Es ist etwas Merkwürdiges, ein Kopf aus der Spitze eines Spießes; seit dem 6. October hat

man keinen mehr gesehen, und man ist am 21.

»Oh! Billot! Billot!« murmelte Gilbert, während er aus dem Saale eilte, »wie glücklich bist Du, daß Du Paris verlassen hast!«

Er war über den Grève, Platz, dem Ufer der Seine folgend, gegangen und hatte diesen Spieß, diesen blutigen Kopf und das brüllende Geleite sich über den Pont-Neuf entfernen lassen, als er aus der Hälfte des Quai Pelletier fühlte, daß man seinen Arm berührte.

Er richtete den Kopf auf, gab einen Schrei von sich, wollte stehen bleiben und sprechen: aber der Mann, den er erkannt hatte, schob ihm ein Billet in die Hand, legte einen Finger aus seinen Mund und entfernte sich, gegen den bischöflichen Palast zuschreitend.

Ohne Zweifel wollte dieser Mann das Incognito beobachten; doch eine Dame der Halle, die ihn erkannt hatte, klatschte in die Hände und rief:

»Ah! das ist unser Mütterchen Mirabeau!«

»Es lebe Mirabeau!« riefen sogleich fünfhundert Stimmen; »es lebe der Vertheidiger des Volks! es lebe der patriotische Redner!«

Und der Schweif vom Cortége, der dem Kopfe des unglücklichen François folgte, wandte sich, als er dieses Geschrei hörte, um und bildete eine Escorte für Mirabeau, den nun eine unermessliche Menge, beständig schreiend, bis zur Thüre des erzbischöflichen Palastes begleitete.

Es war in der That Mirabeau, der aus dem Wege zur Sitzung der Nationalversammlung Gilbert begegnet war und ihm ein Bittet zugestellt hatte, welches er auf dem Comptoir eines Weinhändlers geschrieben, mit der Absicht, es ihm in seiner Wohnung zukommen zu lassen.

XXVII.

Der Vortheil, den man aus einem abgeschnittenen Kopfe ziehen kann.

Gilbert hatte rasch das Billet gelesen, das ihm Mirabeau zugesteckt, er hatte es langsam ein zweites Mal gelesen und sodann in seine Westentasche geschoben. Hierauf hatte er einen Fiacre gerufen und dem Kutscher Befehl gegeben, ihn in die Tuilerien zu führen.

Bei seiner Ankunft fand er alle Gitter geschlossen und alle Wachen verdoppelt, auf Befehl von Lafayette, der, so bald er erfahren, es finden Unruhen in Paris statt, damit angefangen, daß er aus die Sicherheit des Königs und der Königin bedacht gewesen war, wonach er sich an den Ort, wo, wie man ihm gesagt, die Unruhen stattfanden, begeben hatte.

Gilbert gab sich dem Concierge der Rue de l'Echelle zu erkennen und gelangte in das Innere.

Als ihn Madame Campan, welche von der Königin das Losungswort erhalten hatte, erblickte, ging sie ihm entgegen und führte ihn sogleich ein. Weber war, der Königin gehorchend, zu den Orten zurückgekehrt, wo Neues sich ereignete.

Als sie Gilbert gewahrte, stieß die Königin einen Schrei aus.

Ein Theil des Rockes und des Jabot von Gilbert war in dem Kampfe, den er ausgehalten, um den unglücklichen François zu retten, zerrissen worden, und einige Blutstropfen befleckten seine Hand.

»Madame,« sagte er. »ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, daß ich so vor ihr erscheine; aber ich habe sie unwillkürlich schon lange genug warten lassen, und ich wollte sie nicht länger warten lassen.«

»Und der Unglückliche, Herr Gilbert?«

»Er ist todt, Madame, er ist ermordet, in Stücke zerrissen worden . . .«

»Er war doch wenigstens schuldig?«

»Er war unschuldig, Madame.«

»Oh! mein Herr, das sind die Früchte Ihrer Revolution! Nachdem sie die adeligen Herren, die Staatsbeamten, die Gardien umgebracht haben, erwürgen sie einander unter sich; es gibt also kein Mittel, Gerechtigkeit an diesen Mördern zu üben?«

»Wir werden bemüht sein, dies zu thun; mehr werth wäre es aber, den Mördern zuvorzukommen, als sie zu bestrafen.«

»Wie soll man denn zu diesem Ziele gelangen? Mein Gott! der König und ich verlangen ja nichts Anderes.«

»Madame, alle diese unglücklichen Vorfälle rühren von einem großen Mißtrauen des Volkes gegen die Agenten der Macht her: stellen Sie an die Spitze der Regierung Männer, welche das Vertrauen des Volkes haben, und nichts Aehnliches wird mehr vorfallen.«

»Ja, ja. Herrn von Mirabeau, Herrn von Lafayette, nicht wahr?«

»Ich hoffte, die Königin habe mich rufen lassen, um mir zu sagen, sie habe den König dahin gebracht, daß er aufhöre, gegen die von mir vorgeschlagene Combination feindlich gesinnt zu sein.«

»Vor Allem, Doctor, verfallen Sie in einen schweren Irrthum, einen Irrthum, in den übrigens auch Andere als Sie verfallen: Sie glauben, ich habe Einfluß auf den König? Sie glauben, er folge meinen Eingebungen? Sie täuschen sich; wenn Jemand Einfluß aus den König hat, so ist es Madame Elisabeth und nicht ich, und zum Beweise dient, daß er gestern erst einen von meinen Dienern, Herrn von Charny, in einer Mission abgeschickt hat, ohne daß ich weiß, wohin derselbe geht und in welchem Zwecke er abgereist ist.«

»Und dennoch, wenn die Königin ihren Widerwillen gegen Herrn von Mirabeau überwinden wollte, könnte ich ihr dafür stehen, daß der König meinen Wünschen beizutreten bestimmt würde.«

»Sprechen Sie, Herr Gilbert/' versetzte die Königin lebhaft, »werden Sie mir zufällig sagen, dieser Widerwille sei nicht motivirt?«

»In der Politik, Madame, soll es weder Sympathie, noch Antipathie geben: es soll Verwandtschaften der Principien oder Combinationen der Interessen geben, und ich muß Eurer Majestät zur Schande der Menschen bemerken, daß die Combinationen der Interessen viel sicherer sind, als die Principienverwandtschaften.«

»Doctor, werden Sie mir im Ernste sagen, ich soll mich einem Manne anvertrauen, der den 5. und 6. October gemacht, und mit einem Redner einen Vertrag abschließen, der mich öffentlich auf der Tribune beschimpft hat?«

»Glauben Sie mir, Madame, nicht Herr von Mirabeau hat den 5. und 6. October gemacht; die Hungersnoth, das Elend haben das Werk des Tags begonnen, ein geheimnißvoller, mächtiger, erschrecklicher Arm aber hat das Werk der Nacht gemacht . . . Vielleicht werde ich eines Tags im Stande sein, Sie auf dieser Seite zu vertheidigen und mit der finstern Macht zu kämpfen, welche nicht nur Sie allein, sondern auch alle die anderen gekrönten Häupter, nicht nur den Thron von Frankreich, sondern auch alle Throne der Erde verfolgt. So wahr ich die Ehre habe, mein Leben zu Ihren Füßen und zu denen des Königs zu legen, Madame, eben so wahr ist Herr von Mirabeau nicht betheilig an jenen gräßlichen Tagen, und er hat in der Nationalversammlung wie die Andern, vielleicht ein wenig früher als die Andern, durch ein Billet, das ihm zugestellt wurde, erfahren, das Volk marschire gegen Versailles.«

»Werden Sie auch das leugnen, was weltkundig ist, ich meine die Beleidigung, die er mir aus der Tribüne angethan hat?«

»Madame, Herr von Mirabeau ist einer von den Männern, die ihren Werth kennen und sich erbittern, wenn, während sie sehen, wozu sie taugen und von welcher Hilfe sie sein können, die Könige halsstarrig sie nicht verwenden; ja, damit Sie die Augen gegen ihn wenden, Madame, wird Herr von Mirabeau jedes Mittel, sogar die Beleidigung gebrauchen; es wird ihm lieber sein, wenn die erhabene Tochter von Maria Theresia, Königin und Frau, einen zornigen Bück aus ihn wirst, als wenn sie ihn gar nicht anschaut.«

»Sie glauben also, Herr Gilbert, dieser Mann würde einwilligen, uns zu hören?«

»Er ist ganz und gar hierzu bereit, Madame; entfernt sich Herr von Mirabeau vom Königthum, so ist es wie bei einem Pferde, das Seitensprünge macht und nur den Zügel und den Sporn seines Reiters zu fühlen braucht, um aus den rechten Weg zurückzukehren.«

»Da er aber schon dem Herrn Herzog von Orleans gehört, so kann er nicht der ganzen Weit gehören?«

»Darin liegt gerade der Irrthum, Madame.«

»Herr von Mirabeau gehört nicht dem Herrn Herzog von Orleans?« versetzte die Königin.

»Er gehört so wenig dem Herrn Herzog von Orleans, daß er, als er vernahm, der Prinz habe sich nach England vor den Drohungen von Herrn von Lafayette zurückgezogen, in seinen Händen das Billet von Herrn von Lauzun, welches ihm diese Abreise meldete, zerknitternd, sagte: »Man behauptet, ich gehöre zur Partei dieses Menschen. Ich möchte nicht einmal für meinen Lackei etwas von ihm!««

»Ah! das söhnt mich wieder ein wenig mit ihm aus,« sprach die Königin, indem sie zu lächeln suchte, »und wenn ich glaubte, man könnte wirklich aus ihn zählen? . . .«

»Nun?«

»Nun, vielleicht wäre ich weniger weit als der König davon entfernt, auf ihn zurückzukommen.«

»Madame am Morgen nach dem Tage, wo das Volk von Versailles Eure Majestät, sowie der König und die königliche Familie zurückgeführt hat, traf ich Herrn von Mirabeau . . .«

»Berauscht von seinem Siege am vorhergehenden Tage . . .«

»Erschrocken über die Gefahren, welche Sie liefen, und über die, welche Sie noch lausen könnten.«

»Wahrhaftig, sind Sie dessen sicher?« versetzte die Königin mit einer Miene des Zweifels.

»Soll ich Ihnen die Worte mittheilen, die er mir gesagt hat?«

»Ja, Sie werden mir Vergnügen machen.«

»So vernehmen Sie dieselben, Wort für Wort; ich habe sie in mein Gedächtniß eingegraben, in der Hoffnung, ich werde eines Tags Gelegenheit haben, sie Eurer Majestät zu wiederholen: »Wissen Sie ein Mittel, sich beim König und bei der Königin Gehör zu verschaffen, so bringen sie ihnen die Ueberzeugung bei, daß Frankreich und sie verloren sind, wenn die königliche Familie Paris nicht verläßt. Ich beschäftige mich mit einem Plane, um ihren Abgang zu bewerkstelligen. Wären sie im Stande, ihnen die Versicherung zu geben, daß sie auf mich zählen können?««

Die Königin wurde nachdenkend.

»Also,« sagte sie, »es ist also auch die Ansicht von Herrn von Mirabeau, daß wir Paris verlassen sollen?«

»Es war seine Ansicht damals.«

»Und er hat sie seitdem geändert?«

»Ja, wenn ich einem Bittet glauben darf, welches ich vor einer halben Stunde erhalten habe.«

»Von wem?«

»Von ihm selbst.«

»Kann man dieses Bittet sehen?«

»Es ist für Eure Majestät bestimmt,« erwiderte Gilbert.

Und er zog das Papier aus seiner Tasche.

»Eure Majestät wird entschuldigen, es ist auf Schülerpapier und auf dem Comptoir eines Weinhändlers geschrieben worden.«

»Oh! seien Sie hierüber unbesorgt: Papier und Pult, Alles ist im Einklang mit der Politik, welche in diesem Augenblick getrieben wird.«

Die Königin nahm das Papier und las:

»Das Ereignis, von heute verändert das Angesicht der Dinge.
»Man kann einen großen Nutzen aus diesem abgeschnittenen Kopfe ziehen.
»Die Nationalversammlung wird bange haben und das Martialgesetz verlangen.
»Herr von Mirabeau kann das Martialgesetz unterstützen und votiren lassen.
»Herr von Mirabeau kann behaupten, es sei nur Heil darin zu suchen, daß man die Macht der Exekutivgewalt zurückgebe.
»Herr von Mirabeau kann Herrn von Necker über die Lebensmittel angreifen und ihn stürzen.
»An der Stelle des Ministeriums Necker mache man ein Ministerium Mirabeau und Lafayette, Herr von Mirabeau steht für Alles!«
»Nun?« sagte die Königin, »dieses Billet ist nicht unterzeichnet?«
»Hatte ich nicht die Ehre gehabt, Eurer Majestät zu sagen, Herr von Mirabeau habe es mir selbst übergeben?«
»Was denken Sie von Allem dem?«
»Meine Ansicht, Madame, ist, daß Herr von Mirabeau vollkommen Recht hat, und daß die Verbindung, die er vorschlägt, allein Frankreich retten kann.«
»Gut; Herr von Mirabeau lasse mir durch Sie eine Denkschrift über die Lage der Dinge und den Entwurf eines Ministeriums zukommen; ich werde Alles dem König vorlegen.«
»Und Eure Majestät wird es unterstützen?«
»Ich werde es unterstützen.«
»Mittlerweile also, und als erstes dem Königthum gegebenes Pfand, kann Herr von Mirabeau das Martialgesetz vertheidigen und verlangen, daß die Macht der Executivgewalt zurückgegeben werde?«
»Er kann das.«
»Dagegen würde, sollte der Sturz von Herrn von Necker dringlich werden, ein Ministerium Lafayette und Mirabeau nicht ungünstig ausgenommen?«
»Durch mich? Nein. Ich will beweisen, daß ich bereit bin, alle meine persönlichen Gefühle dem Wohle des Staates zu opfern. Nur, wie Sie wissen, stehe ich nicht für den König.«
»Würde uns Monsieur bei dieser Angelegenheit beistehen?«
»Ich glaube, daß Monsieur seine eigenen Projecte hat, die ihn verhindern werden, die von Andern zu unterstützen.«
»Und die Königin hat von den Projecten von Monsieur keine Idee?«
»Ich glaube, er ist der ersten Ansicht von Herrn von Mirabeau, nämlich, daß der König Paris verlassen soll.«
»Eure Majestät ermächtigt mich, Herrn von Mirabeau zu sagen, daß diese Denkschrift und dieser Entwurf eines Ministeriums von Eurer Majestät verlangt werden?«
»Ich mache Herrn Gilbert zum Richter über das Maaß, welches er einem Manne gegenüber zu beobachten hat, der unser Freund von gestern ist und morgen wieder unser Feind werden kann.«
»Oh! in diesem Punkte verlassen Sie sich aus mich; nur, da die Umstände ernst sind, ist keine Zeit zu verlieren; erlauben Sie also, daß ich in die Nationalversammlung gehe und Herrn von Mirabeau heute noch zu sehen suche; sehe ich ihn, so wird Eure Majestät in zwei Stunden die Antwort haben.«

Die Königin machte mit der Hand ein Zeichen der Beistimmung und des Abschieds. Gilbert

entfernte sich.

Eine Viertelstunde nachher war er in der Nationalversammlung.

Er fand die Versammlung in großer Aufregung wegen des vor ihren Thüren begangenen Verbrechens, und zwar begangen an einem Manne, der gleichsam ihr Diener war.

Die Mitglieder gingen von der Tribune zu ihren Bänken, von ihren Bänken in den Corridor hin und her.

Mirabeau saß allein, unbeweglich aus seinem Platze. Er wartete und hatte die Augen auf die öffentliche Tribune geheftet.

Als er Gilbert erblickte, klärte sich sein Löwengesicht auf.

Gilbert machte ihm ein Zeichen, das er durch eine Bewegung des Kopfes von oben nach unten erwiederte.

Gilbert riß ein Blatt aus seinen Tabletten und schrieb:

»Ihre Vorschläge sind angenommen, wenn nicht von beiden Partien, doch wenigstens von derjenigen, welche Sie für die einflußreichere von beiden halten und die ich auch dafür halte.

»Man verlangt eine Denkschrift für morgen, den Entwurf eines Ministeriums für heute.

»*Bewirken Sie, daß die Macht der Executivgewalt zurückgegeben wird, und die Executivgewalt wird mit Ihnen rechnen.*«

Dann legte er das Papier in Briefform zusammen, schrieb als Adresse daraus: »An Herrn von Mirabeau,« rief einem Huissier und ließ das Billet an seine Bestimmung tragen.

Von der Tribune, wo er war, sah Gilbert den Huissier in den Saal eintreten, gerade aus den Abgeordneten von Aix zugehen und ihm das Billet übergeben.

Mirabeau las es mit einem Ausdrücke so tiefer Gleichgültigkeit, daß es seinem nächsten Nachbar unmöglich gewesen wäre, zu errathen, das Billet, welches er so eben empfangen, entspreche seinen glühendsten Wünschen; und mit derselben Gleichgültigkeit schrieb er aus ein halbes Blatt Papier, das er vor sich hatte, ein paar Zeilen, faltete es nachlässig zusammen, gab es, immer mit derselben scheinbaren Sorglosigkeit, dem Huissier und sagte:

»Der Person, welche Ihnen das Billet, das Sie mir gebracht zugestellt hat.«

Gilbert öffnete rasch das Papier.

Es enthielt folgende paar Zeilen, welche vielleicht für Frankreich eine andere Zukunft in sich schlossen hätte der Plan, den sie vorschlugen, zur Ausführung gebracht werden können:

»Ich werde sprechen.

»Morgen werde ich die Denkschrift schicken.

»Hier ist die verlangte Liste; man wird ein paar Namen modificiren können.

»Herr Necker, erster Minister . . .«

Dieser Name ließ Gilbert beinahe zweifeln, daß das Billet, welcher er las, von der Hand von Mirabeau sei.

Da aber eine Note zwischen zwei Klammern auf diesen Namen wie auf die andern folgte, so fuhr er fort:

»Herr Necker, erster Minister. (Man muß ihn so ohnmächtig machen, daß er unfähig ist, und dennoch seine Popularität dem König erhalten.)

»Der Erzbischof von Bordeaux, Kanzler. (Man wird ihm empfehlen, mit großer Sorgfalt seine Redacteurs zu wählen)

»Der Herzog von Liancourt, Krieg. (Er hat Ehre, Festigkeit, persönliche Zuneigung für den König, was dem König Sicherheit geben wird.)

»Der Herzog von Larochevoucault. Haus des Königs, Stadt Paris. (Thouret mit ihm)

»Der Graf von der Mark, Marine. (Er kann das Kriegsdepartement nicht haben, das man Herrn von Liancourt geben muß. Herr von der Mark hat Treue, Charakter, Ausführung.)

»Der Bischof von Autun, Minister der Finanzen. (Seine Motion in Betreff der Geistlichkeit hat ihm diese Stelle erworben. Laborde mit ihm.)

»Der Graf von Mirabeau im Conseil des Königs. Ohne Departement. (Die kleinen Bedenklichkeiten rücksichtlich des Urtheils der Menschen sind nicht mehr an der Zeit; die Regierung muß ganz laut versichern und erklären, ihre ersten Hilfsgegnossen werden fortan der Charakter und das Talent sein)

»Target, Maire von Paris. (Die Basoche wird ihn immer leiten.)

»Lafayette im Conseil; Marschall von Frankreich, Generalissimus aus Termin, um die Armee neu zu bilden.

»Herr von Montmorin, Gouverneur, Herzog und Pair. (Seine Schulden bezahlt.)

»Herr von Segur (von Rußland), auswärtige Angelegenheiten.

«Herr von Mounier, die Bibliothek des Königs,

»Herr Charpellter, die Gebäude.

Unter diese erste Note war folgende zweite geschrieben:

Theil von Lafayette.

»Minister der Justiz, der Herzog von Larochevoucault.

»Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Bischof von Autun.

«Minister der Finanzen, Lambert, Haller oder Clavières.

»Minister der Marine . . .«

Theil der Königin.

»Minister des Kriegs oder der Marine, von der Mark.

»Chef des Bildungs - und Erziehungsathes, der Abbé Sieyès.

»Geheimer Siegelbewahrer des Königs . . .

Die zweite Note deutete offenbar die Veränderungen und Modificationen an, welche sich an der von Mirabeau vorgeschlagenen Combination machen ließen, ohne Hindernisse seinen Absichten entgegenzusetzen, ohne Verwirrung in seine Pläne zu bringen.⁹

Alles war mit einer leicht zitternden Hand geschrieben, was bewies, daß Mirabeau, gleichgültig auf der Oberfläche, doch in seinem Innern von einer gewissen Bewegung ergriffen war.

Gilbert las rasch, riß ein neues Blatt Papier aus seinen Tabletten und schrieb darauf folgende Zeilen, welche er, nachdem er sie geschrieben, dem Huissier übergab, den er sich nicht zu entfernen gebeten hatte.

»Ich kehre zu der Herrin der Wohnung zurück, die wir miethen wollen, und bringe ihr die Bedingungen, unter denen Sie das Haus zu nehmen und wiederherzustellen einwilligen.

»Thun Sie mir in mein Haus, Rue Saint-Honoré, über der Assomption, der Bude eines Tischlers Namens Duplay gegenüber, das Resultat der Sitzung zu wissen, so bald sie beendigt ist.«

Immer gierig nach Bewegung und Aufregung, angestachelt durch die Hoffnung, sie werde durch die politischen Intrigen die Leidenschaften ihres Herzens zu bekämpfen vermögen, wartete die Königin voll Ungeduld auf die Rückkehr von Gilbert, während sie die neue Erzählung von Weber anhörte.

Diese Erzählung betraf die Entwicklung der gräßlichen Scene, deren Anfang und nun auch Ende Weber gesehen hatte.

Von der Königin zurückgeschickt, um Erkundigungen einzuziehen, war er auf ein Ende des Pont Notre-Dame gelangt, während aus dem andern Ende dieser Brücke der blutige Cortége erschien, als Mordstandarte den Kopf des Bäcker François tragend, den in einer Volksverhöhnung, ähnlich der, welche die Köpfe der Gardes du corps beim Pont de Sèvres hatte rasiren und frisiren lassen, einer der Mörder, der drolliger als die Andern, mit einer baumwollenen Mütze, die er einem von seinen Zunftgenossen genommen, geschmückt hatte.

Ungefähr auf dem Drittel der Brücke blieb eine bleiche, bestürzte, von Schweiß triefende junge Frau, welche trotz eines schon sichtbaren Anfangs von Schwangerschaft so rasch als möglich nach dem Stadthause lief, plötzlich stehen.

Dieser Kopf, dessen Züge sie noch nicht zu unterscheiden im Stande gewesen war, halte jedoch schon in der Entfernung die Wirkung des Schildes im Alterthum auf sie hervorgebracht.

Und wie der Kopf immer näher kam, ließ sich leicht an der sichtbaren Verwandlung der Gesichtszüge der Armen wahrnehmen, daß sie nicht in Stein verwandelt war.

Als die gräßliche Trophäe nur noch zwanzig Schritte von ihr entfernt, gab sie einen Schrei von sich, streckte die Arme mit einer verzweifelten Bewegung aus und fiel, als hätten sich ihre Füße von der Erde gelöst, ohnmächtig aus die Brücke nieder.

Das war die im fünften Monat schwangere Frau von François.

Man trug sie bewußtlos vom Platze.

»Oh! mein Gott!« murmelte die Königin, »Du schickst hier Deiner Magd die entsetzliche Lehre, daß es, so unglücklich man auch sein mag, immer noch Unglücklichere gibt!«

In diesem Augenblick erschien Gilbert, eingeführt durch Madame Campan, welche Weber in der Bewachung der königlichen Thüre ersetzt hatte.

Er fand nicht mehr die Königin, sondern die Frau, das heißt die Gattin, das heißt die Mutter, niedergebeugt unter der Erzählung, die sie zweimal in's Herz getroffen.

Die Stimmung war um so besser, da Gilbert, wenigstens seiner Meinung nach, das Mittel bot, um allen diesen Morden ein Ziel zu setzen.

Die Königin nahm, während sie Ihre Augen, denen Thränen entrollten, und ihre Stirne, auf der der Schweiß perlte, abwischte, aus den Händen von Gilbert die Liste, die er brachte.

Doch ehe sie einen Blick aus dieses Papier warf, so wichtig es war, sagte sie:

»Weber, wenn diese arme Frau nicht todt ist, so werde ich sie morgen empfangen, und ist sie wirklich in anderen Umständen, so werde ich die Pathe ihres Kindes sein.«

»Oh! Majestät!« rief Gilbert, »warum können nicht alle Franzosen die Thränen sehen, die Ihren Augen entfließen, die Worte hören, die aus Ihrem Munde kommen!«

Die Königin bebte. Das waren ungefähr dieselben Worte, welche bei einem nicht minder kritischen Umstande Charny ihr gesagt hatte.

Sie warf einen Blick auf die Note von Mirabeau; doch in diesem Moment zu sehr erschüttert, um eine entsprechende Antwort zu geben, sagte sie:

»Es ist gut, Doctor; lagen Sie mir diese Note. Ich werde es mir überlegen und Ihnen morgen antworten.«

Dann streckte sie, vielleicht ohne zu wissen, was sie that, gegen Gilbert eine Hand aus, welche dieser, ganz erstaunt, nur mit dem Ende der Finger und der Lippen berührte.

Man wird zugestehen, es war schon eine furchtbare Verwandlung für die stolze Marie Antoinette, daß sie Erörterungen über ein Ministerium pflog, bei welchem Mirabeau und Lafayette theilhaftig waren, und ihre Hand zum Kusse dem Doctor Gilbert reichte.

Um sieben Uhr Abends übergab ein Bedienter ohne Livree Gilbert folgendes Billet:

»Die Sitzung ist heiß gewesen.

»Das Martialgesetz ist votirt.

»Buzot und Robespierre wollten die Schöpfung eines höchsten Gerichtshofes für politische Verbrecher.

»Ich habe decretiren lassen, daß die Verbrechen *der beleidigten Nation* (das ist ein neues Wort, welches wir erfunden haben) durch das königliche Tribunal abgeurtheilt werden sollen.

»Ich habe, ohne Umschweife, das Heil Frankreichs in die Macht des Königthums gesetzt, und drei Viertel der Versammlung klatschten Beifall.

»Es ist heute der 21. October. Ich hoffe, das Königthum hat einen guten Weg seit dem 6. October gemacht.

»Vale et me ama.«

Das Billet war nicht unterzeichnet, aber es war von derselben Handschrift wie die ministerielle Note und das Billet vom Morgen; was ganz aus eins herauskam, da diese Schrift die von Mirabeau war.

XXVIII.

Das Chatelet.

Damit man den ganzen Umfang des Sieges, den Mirabeau und durch den Rückprall das Königthum, zu dessen Mandatar er sich gemacht, davon getragen, begreift, müssen wir unsern Lesern sagen, was das Chatelet war.

Uebrigens wird bald eines seiner ersten Urtheile Stoff zu einer der gräßlichsten Scenen geben, welche auf der Grève im Verlaufe des Jahres 1790 vorgefallen sind, eine Scene, die, da sie unserem Gegenstande nicht fremd ist, nothwendig einen Platz in der Folge dieser Erzählung finden wird.

Das Chatelet, welches seit dem 13. Jahrhundert eine große historische Wichtigkeit, als Gericht und als Gefängniß, hatte, empfing die Allmacht, die es fünf Jahrhunderte hindurch übte, vom guten Ludwig IX.

Ein anderer König, Philipp August, war ein Liebhaber vom Bauen, wie es nur je einen gegeben hat.

Er baute Notre-Dame wenigstens zum Theil.

Er gründete die Hospitäler de la Trinité, de Saint-Catherine und de Saint-Nicolas du Louvre.

Er pflasterte die Straßen von Paris, welche, mit Koth und Schlamm bedeckt, ihn, wie die Chronik sagt, durch ihren Gestank verhinderten, an seinem Fenster zu bleiben.

Er hatte in Wahrheit eine große Quelle für alle diese Ausgaben, — eine Quelle, welche seine Nachfolger leider erschöpften: das waren die Juden.

Im Jahre 1189 wurde er von der Narrheit der Zeit befallen.

Die Narrheit der Zeit bestand darin, daß man Jerusalem den Sultanen Asiens nehmen wollte. Er verband sich mit Richard Löwenherz und ging nach den heiligen Orten ab.

Doch bei seinem Abgang ließ er seinen guten Parisern, damit sie ihre Zeit nicht verlören und in ihren verlorenen Augenblicken nicht auf den Gedanken kämen, sich gegen ihn zu empören, wie sich auf seine Anstiftung mehr als einmal die Unterthanen und sogar die Söhne von Heinrich II. von England empört hatten, er ließ ihnen einen Plan zurück und befahl ihnen, unmittelbar nach seiner Abreise zur Ausführung desselben zu schreiten.

Dieser Plan betraf eine ihrer Stadt neu zu erbauende Einschließung, von welcher er, wie wir erwähnt, selbst das Programm gab, und die aus einer soliden Mauer, einer wahren Mauer des 12. Jahrhunderts, mit Thürmchen und Thoren versehen, bestehen sollte.

Diese Mauer war die dritte, welche Paris umgab.

Die mit der Arbeit beauftragten Ingenieure nahmen, wie man leicht begreift, nicht ganz genau das Maaß von ihrer Hauptstadt; sie hatte sehr schnell seit Hugo Capet zugenommen, und sie versprach ihren dritten Gürtel krachen zu machen, wie sie die zwei ersten krachen gemacht hatte.

Man hielt also ihren Gürtel schlaff, und in diesen Gürtel schloß man, aus Vorsicht für die Zukunft, eine Menge von armen Dörfchen ein, welche bestimmt waren, später Theile vom großen Ganzen zu werden.

Diese Dörfer und Flecken hatten, so arm sie sein mochten, jedes seine herrschaftliche Gerichtsbarkeit.

Alle diese herrschaftlichen Gerichte, welche sich meistens einander widersprachen, machten nun, in eine und dieselbe Ringmauer eingeschlossen, die Opposition noch fühlbarer und stießen sich am Ende so sonderbar, daß sie eine große Verwirrung in die seltsame Hauptstadt brachten.

Es gab zu dieser Zeit einen Oberherrn von Vincennes, der, da er sich, wie es scheint, mehr als irgend ein Anderer über diesen Conflict zu beklagen hatte, demselben ein Ende zu machen beschloß.

Dieser Oberherr war Ludwig IX.

Denn es ist gut, die kleinen Kinder und auch die großen Personen darüber zu belehren, daß Ludwig IX., wenn er unter der berühmten, sprichwörtlich gewordenen Elche zu Gericht saß, dies als Obergerichtsherr und nicht als König that.

Er befahl dem zu Folge, daß alle durch diese kleinen herrschaftlichen Gerichte entschiedenen Sachen aus dem Wege der Appellation vor sein Chatelet in Paris gebracht werden sollen.

Die Gerichtsbarkeit des Chatelet fand sich so allmächtig, da sie beauftragt war, in letzter Instanz das Urtheil zu fällen.

Das Chatelet war also oberstes Tribunal geblieben bis zu dem Augenblick, wo das Parlament, nun ebenfalls in die königliche Justiz eingreifend, erklärte, es werde auf dem Wege der Appellation in den im Chatelet entschiedenen Sachen erkennen.

Doch die Nationalversammlung hatte die Parlamente aufgehoben.

»Wir haben sie lebendig begraben,« sagte Lameth, als er die Sitzung verließ.

Und an der Stelle der Parlamente hatte sie, auf das Zudringen von Mirabeau, dem Chatelet seine alle Gewalt, vermehrt mit neuen Gewalten, zurückgegeben.

Es war also ein großer Triumph für das Königthum, daß die dem Martialgesetze unterliegenden Verbrechen der beleidigten Nation vor ein ihm gehöriges Tribunal gebracht wurden.

Das erste Verbrechen, über welches das Chatelet zu erkennen hatte, war das, welches wir durch Erzählung mitgetheilt haben.

Am Tage der Verkündigung des Gesetzes wurden zwei von den Mördern des unglücklichen François, ohne ein anderes Prozeßverfahren, als die öffentliche Anklage und die Autorität des Verbrechens, gehenkt.

Ein Dritter, der Werber Fleur d'Epine, dessen Namen wir ausgesprochen haben, wurde regelmäßig gerichtet und folgte, degradirt und vom Chatelet zum Tode verurtheilt, auf demselben Wege, den sie genommen, seinen zwei Gefährten in die Ewigkeit nach.

In zwei Sachen hatte es noch sein Urtheil zu fällen:

In der des Generalpächters Augeard.

In der des General-Inspectors der Schweizer, Pierre Victor von Besenval.

Das waren zwei dem Hofe ergebene Männer; man hatte sich auch beeilt, ihre Sache vor das Chatelet zu bringen.

Augeard war angeklagt, die Fonds geliefert zu haben, mit welcher die Camarilla der Königin im Juli die auf dem Marsfelde versammelten Truppen bezahlte; da Augeard wenig bekannt war, so hatte seine Verhaftung kein großes Aussehen gemacht; der Pöbel hegte auch keinen Haß

gegen ihn.

Das Chatelet sprach ihn ohne zu großes Aergerniß frei.

Es blieb Besenval.

Besenval, das war etwas Anderes: sein Name war äußerst populär auf der schlimmen Seite des Wortes.

Er hatte die Schweizer bei Réveillon, an der Bastille und auf dem Marsfeld commandirt. Das Volk erinnerte sich, daß er es bei diesen Veranlassungen angegriffen hatte, und es freute sich, seine Genugthuung zu nehmen.

Die entschiedensten Befehle waren dem Chatelet gegeben worden; der König und die Königin wollten, daß Herr von Besenval unter keinem Vorwande verurtheilt werden sollte.

Es bedurfte nicht weniger, als diese doppelte Protection, um ihn zu retten.

Er selbst hatte sich als schuldig anerkannt, da er nach der Einnahme der Bastille entflohen war; man hatte ihn aus dem halben Wege zur Grenze festgenommen und nach Paris zurückgeführt.

Als er in den Saal eintrat, begrüßte ihn auch fast einstimmig Todesgeschrei.

»Besenval an den Galgen! Besenval an die Laterne!« brüllte man von allen Seiten.

»Stille!« riefen die Huissiers.

Nur mit großer Mühe erlangte man Stillschweigen.

Einer von den Anwesenden benützte dieses und rief mit einer herrlichen tiefen Tenorstimme:

»Ich verlange, daß man ihn in dreizehn Stücke zerschneide und jedem Canton eines davon schicke.«

Aber trotz der Belastungen der Anklage, trotz der Animosität der ganzen Zuhörerschaft, wurde Besenval freigesprochen.

Entrüstet über diese doppelte Freisprechung, schrieb einer von den Zuhörern vier Verse aus ein Stück Papier, das er in ein Kügelchen zusammenrollte und dem Präsidenten zuwarf.

Der Präsident hob das Kügelchen auf, entrollte das Papier und las folgende Strophe:

Magistrats qui lavez Augeard
Qui lavez Besenval, qui laveriez la peste,
Vous êtes le papier brouillard:
Vous enlevez la tache, et la tache vous reste!¹⁰

Die Strophe war unterzeichnet. Das ist nicht Alles: der Präsident drehte sich, um den Verfasser derselben zu suchen.

Der Verfasser stand auf einer Bank und verlangte durch seine Geberden nach dem Blicke des Präsidenten.

Doch der Blick des Präsidenten senkte sich vor ihm.

Man wagte es nicht, ihn verhaften zu lassen.

Allerdings war der Verfasser Camille Desmoulins, der Antragsteller des Palais-Royal, der Mann mit dem Stuhle, mit der Pistole und den Kastanienblättern.

Einer von denjenigen, welche in gedrängter Menge hinausgingen, ein Mann, den man nach seiner Kleidung für einen einfachen Bürger des Marais halten konnte, wandte sich auch an einen von seinen Nachbarn, legte ihm die Hand auf die Schulter, obgleich dieser einer höheren Classe der Gesellschaft anzugehören schien, und sagte zu ihm:

»Nun, Herr Doctor Gilbert, was denken Sie von diesen zwei Freisprechungen?«

Derjenige, an welchen er sich wandte, bebte, schaute den Sprechenden an, erkannte sein Gesicht, wie er seine Stimme erkannt hatte, und erwiderte:

»Sie und nicht mich muß man dies fragen, Meister; Sie, der Sie Alles wissen, die Gegenwart, die Vergangenheit, die Zukunft!«

»Wohl denn, ich denke, nachdem diese zwei Schuldigen freigesprochen sind, muß man sagen: »Wehe dem Unschuldigen, der als Dritter kommen wird!««

»Und worum glauben Sie, es werde ihnen ein Unschuldiger folgen, und derjenige, welcher folge, werde bestraft werden?« versetzte Gilbert.

»Aus einem einfachen Grunde,« erwiderte der Andere mit jener ihm natürlichen Ironie: »es ist ziemlich Gewohnheit in dieser Welt, daß die Guten für die Schlechten leiden.«

»Gott befohlen, Meister,« sagte Gilbert, indem er Cagliostro die Hand reichte, denn an den paar Worten, die er gesprochen, hat man ohne Zweifel schon den furchtbaren Skeptiker erkannt.

»Und warum Gott besohlen?«

»Weil ich zu thun habe,« erwiderte lächelnd Gilbert.

»Ein Rendezvous?«

»Ja.«

»Mit wem? mit Mirabeau, mit Lafayette oder mit der Königin?«

Gilbert blieb stehen und schaute Cagliostro mit einer unruhigen Miene an.

»Wissen Sie, daß Sie mich zuweilen erschrecken?« sagte er.

»Im Gegentheile, ich müßte Sie beruhigen,« versetzte Cagliostro.

»Wie so?«

»Gehöre ich nicht zu Ihren Freunden?«

»Ich glaube es.«

»Selen Sie davon überzeugt, und wenn Sie einen Beweis wollen. . .«

»Nun?«

»Kommen Sie mit mir, und ich gebe Ihnen über diese ganze Unterhandlung, welche Sie für sehr geheim halten, Details so geheimer Art, daß Sie, der Sie die Sache zu führen glauben, dieselben nicht kennen.«

»Hören Sie!« erwiderte Gilbert, »Sie spotten vielleicht meiner, mit Hilfe von einigen jener Blendwerke, mit denen Sie vertraut sind! doch gleichviel, die Umstände, unter denen wir fortschreiten, sind so ernst, daß ich eine Aufklärung, und wäre sie mir vom Satan geboten, annehmen würde. Ich folge Ihnen also, wohin Sie mich führen wollen.«

»Oh! seien Sie unbesorgt, das wird nicht sehr weit sein, und besonders werde ich Sie an einen Ort führen, der Ihnen nicht unbekannt ist; nur erlauben Sie, daß ich den leeren Fiacre rufe, der gerade vorüberkommt; die Tracht, in der ich ausgegangen bin, hat mir nicht erlaubt, meinen Wagen und meine Pferde zu bestellen.«

Und er winkte einem Fiacre, der aus der andern Seite der Straße fuhr.

Der Fiacre näherte sich, Beide stiegen ein.

»Wohin soll ich Sie führen, Bürger?« fragte der Kutscher Cagliostro, als hätte er begriffen, daß, obgleich einfacher gekleidet, derjenige, an welchen er sich wandte, den Andern führte, wohin seinem Willen ihn zu führen beliebte,

»Wohin Du weißt,« erwiderte Cagliostro, indem er diesem Menschen eine Art von Freimaurerzeichen machte.

Der Kutscher schaute Balsamo mit Erstaunen an.

»Verzeihen Sie, Monseigneur,« sagte er, während er dieses Zeichen durch ein anderes erwiderte, »ich hatte Sie nicht erkannt.«

»Das war bei mir nicht so,« sprach Cagliostro mit festem, stolzem Tone, »denn so zahlreich sie auch sind, ich kenne vom ersten bis zum letzten alle meine Unterthanen.«

Der Kutscher schloß den Schlag, stieg aus seinen Bock und führte im Galopp seiner Pferde den Wagen durch diesen Irrsaal von Straßen, das sich vom Chatelet bis zum Boulevard des Filles du Calvaire hinzog, und von da die Fahrt bis zur Bastille fortsetzend, hielt er erst bei der Ecke der Rue Saint-Claude an.

Als der Wagen stille stand, war der Schlag mit einer Geschwindigkeit geöffnet, welche vom ehrfurchtsvollen Eifer des Kutschers zeugte.

Cagliostro winkte Gilbert, zuerst auszusteigen, stieg dann ebenfalls aus und fragte den Kutscher:

»Hast Du mir nichts zu sagen?«

»Doch, Monseigneur,« antwortete der Kutscher, »und ich würde Ihnen meinen Bericht diesen Abend gemacht haben, hätte ich nicht das Glück gehabt, Sie zu treffen.«

»Sprich also.«

»Das, was ich Monseigneur zu sagen habe, soll nicht von profanen Ohren gehört werden,«

»Oh!« versetzte Cagliostro lächelnd, »derjenige, welcher uns hört, ist nicht ganz ein Profaner.«

Gilbert entfernte sich nun aus Discretion, Er konnte sich indessen nicht enthalten, mit einem Auge zu schauen und mit einem Ohre zu hören.

Er sah, bei der Erzählung des Kutschers, ein Lächeln über das Gesicht von Balsamo schweben.

Er hörte die zwei Namen, Monsieur und Favras; als der Bericht beendet war, zog Cagliostro zwei Louis d'or aus der Tasche und wollte sie dem Kutscher geben.

Aber dieser schüttelte den Kopf.

»Monseigneur,« sprach er, »weiß wohl, daß es uns von der obersten Venta verboten ist, unsere Berichte bezahlen zu lassen.«

»Ich bezahle Dir auch nicht Deinen Bericht, sondern Deine Fahrt,« erwiderte Balsamo.

»Unter diesem Titel nehme ich es an,« sagte der Kutscher.

Und er nahm die zwei Louis d'or und fügte bei:

»Ich danke, Monseigneur, das ist mein Tagelohn.«

Dann sprang er leicht aus seinen Bock, fuhr im Trab weg, klatschte mit seiner Peitsche und ließ Gilbert ganz erstaunt über das, was er gesehen und gehört, zurück.

»Nun!« sagte Cagliostro, der die Thüre seit einigen Secunden offen hielt, ohne daß Gilbert eintrat, »kommen Sie, mein lieber Doctor?«

»Hier bin ich,« erwiderte Gilbert, »entschuldigen Sie.«

Und er trat über die Schwelle, so betäubt, daß er schwankte wie ein Trunkener.

XXIX.

Abermals das Haus der Rue Saint-Claude.

Man weiß übrigens, welche Gewalt Gilbert über sich besaß; er hatte nicht den großen einsamen Hof durchschritten, als er sich schon wieder erholt, und er stieg mit einem eben so festen Tritte die Stufen der Freitreppe hinauf, als er schwankend über die Thürschwelle gegangen war.

Ueberdies kannte er das Haus, in das er eintrat, schon, da er in demselben einen Besuch in einer Epoche seines Lebens gemacht, welche tiefe Erinnerungen in ihm hinterlassen hatte,

Im Vorzimmer traf er denselben deutschen Bedienten, den er sechszehn Jahre früher hier getroffen; er war an demselben Platze und trug eine ähnliche Livree; nur war er, wie er, Gilbert, wie der Graf, wie selbst das Vorzimmer, um sechszehn Jahre älter geworden.

Fritz, — man erinnert sich, daß der würdige Diener so hieß, — Fritz errieth mit dem Auge, wohin sein Herr Gilbert führen wollte, und rasch öffnete er zwei Thüren und blieb aus der Schwelle der dritten stehen, um sich zu versichern, ob ihm Cagliostro keinen weiteren Befehl zu geben habe.

Diese dritte Thür war die des Salon.

Cagliostro bedeutete Gilbert durch ein Zeichen mit der Hand, er könne in den Salon eintreten, und hieß mit dem Kopfe nickend Fritz sich zurückziehen.

Nur fügte er mit der Stimme in deutscher Sprache bei:

»Ich bin bis auf weiteren Befehl für Niemand zu Hause.«

Dann wandte er sich gegen Gilbert um und sagte:

»Nicht, damit Sie nicht verstehen, was ich zu meinem Bedienten sage, spreche ich deutsch; ich weiß, daß Sie dieser Sprache mächtig sind; aber Fritz, ein Tyroler, versteht das Deutsche besser als das Französische . . . Nun setzen Sie sich, ich gehöre ganz Ihnen, lieber Doctor.«

Gilbert konnte sich nicht enthalten, mit einem neugierigen Blicke umherzuschauen, und seine Augen hefteten sich nach und nach aus die verschiedenen Meubles und Gemälde, welche den Salon schmückten, und es schien einer um den andern von diesen Gegenständen in sein Gedächtniß zurückzukehren.

Der Solon war wohl derselbe wie einst, die acht Meisterbilder hingen noch an den Wänden; die Fauteuils von kirschrothem, goldgesticktem Lampas ließen immer noch ihre Blumen in dem Halbschatten, den die dichten Vorhänge verbreiteten, glänzen; der große Tisch von Boule war an seinem Plage, und die mit Porzellan von Sèvres beladenen Guéridons erhoben sich immer noch zwischen den Fenstern.

Gilbert stieß einen Seufzer aus und ließ seinen Kopf in seine Hand fallen. Auf die Neugierde der Gegenwart waren, für einen Augenblick wenigstens, die Erinnerungen an die Vergangenheit gefolgt.

Cagliostro schaute Gilbert an, wie Mephistopheles Faust anschauen mußte, als der deutsche Philosoph so unklug war, sich vor ihm seinen Träumen hinzugeben.

Plötzlich sagte er mit seiner scharfen Stimme:

»Es scheint, lieber Doctor, Sie erkennen diesen Salon wieder?«

»Ja, und er erinnert mich an die Verbindlichkeiten, die ich gegen Sie habe.«

»Ah! bah! Chimären!«

»Wahrhaftig,« fuhr Gilbert fort, der eben so wohl mit sich selbst, als mit Cagliostro sprach, »Sie sind ein seltsamer Mann, und erlaubte mir die allmächtige Vernunft den magischen Wundern, welche uns die Dichter und Chronikschreiber des Mittelalters berichten, Glauben beizumessen, so wäre ich versucht, zu glauben, Sie seien Zauberer wie Merlin oder Goldmacher wie Nicolas Flamel.«

»Ja, für alle Welt bin ich dies, Gilbert; doch für Sie, nein. Nie habe ich Sie durch Wunder zu blenden gesucht. Sie wissen, ich ließ Sie immer den Grund der Dinge berühren, und haben Sie zuweilen, auf meinen Ruf, die Wahrheit aus ihrem Schachte ein wenig mehr geschmückt, ein wenig besser gekleidet, als sie dies zu sein pflegt, hervorkommen sehen, so rührt dies davon her, daß ich als achter Sicilianer, was ich bin, den Geschmack für Flittergold habe.«

»Hier, wie Sie sich erinnern, Graf, haben Sie hundert tausend Thaler einem unglücklichen Kinde in Lumpen mit derselben Leichtigkeit gegeben, wie ich einem Armen einen Sou geben würde.«

»Sie vergessen etwas noch Außerordentliches, Gilbert,« sprach Cagliostro mit ernstem Tone: »daß mir dieses Kind in Lumpen die hundert tausend Thaler, weniger zwei Louis d'or, die es angewendet, um sich Kleider zu kaufen, zurückgebracht hat.«

»Das Kind war nur ehrlich, während Sie herrlich waren.«

»Und wer sagt Ihnen, Gilbert, es sei nicht leichter herrlich, als ehrlich zu sein, hundert tausend Thaler zu geben, wenn man Millionen hat, als demjenigen, welcher er sie Ihnen geliehen, hundert tausend Thaler zurückzubringen, wenn man keinen Sou hat.«

»Das ist vielleicht wahr,« versetzte Gilbert.

»Uebrigens hängt Alles von der Stimmung des Geistes ab, in der man sich befindet. Es war mir kurz zuvor das größte Unglück meines Daseins widerfahren, Gilbert; ich hing an nichts mehr, und hätten Sie mein Leben von mir verlangt, ich glaube, Gott verzeihe mir, ich würde es Ihnen gegeben haben, wie ich Ihnen dir hundert tausend Thaler gab.«

»Sie sind also eben so dem Unglück unterworfen, wie die anderen Menschen?« sagte Gilbert, indem er Cagliostro mit einem gewissen Erstaunen anschaute.

Cagliostro seufzte.

»Sie sprachen von Erinnerungen, die dieser Salon in Ihnen zurückruft. Spräche ich Ihnen von dem, woran er mich erinnert . . . Doch nein; vor dem Ende meiner Erzählung würden der Rest meiner Haare weiß werden; lassen wir die abgelaufenen Ereignisse in ihrem Leichentuche, der Vergessenheit, — in der Vergangenheit, ihrem Grabe, — schlafen . . .Plaudern mir von der Gegenwart, plaudern wir sogar von der Zukunft, wenn Sie wollen.«

»Graf, so eben führten Sie mich selbst zur Wirklichkeit zurück; so eben brachen Sie für mich, wie Sie sagten, mit dem Charlatanismus, und nun sprechen Sie selbst das sonore Wort: die Zukunft, aus? Als ob diese Zukunft in Ihren Händen wäre, und als ob Ihre Augen ihre unentzifferbaren Hieroglyphen lesen könnten!«

»Und Sie vergessen, daß man sich, da ich zu meiner Verfügung mehr Mittel habe, als die anderen Menschen, nicht wundern darf, wenn ich besser und weiter sehe, als sie.«

»Immer Worte, Graf!«

»Sie sind vergeßlich in Betreff der Thatsachen, Doctor.«

»Was wollen Sie, — wenn meine Vernunft sich weigert; zu glauben?«

»Erinnern Sie sich des Philosophen, der die Bewegung leugnete?«

»Ja.«

»Was that sein Gegner?«

»Er ging von ihm . . .Gehen Sie! ich schaue, oder vielmehr, sprechen Sie! ich höre Sie.«

»In der That, wir sind zu diesem Ende gekommen, und es ist nun schon viel Zeit mit Anderem verloren. Reden Sie, Doctor, woran sind wir mit unserem Fusions-Ministerium?«

»Wie, mit unserem Fusionsministerium?«

»Ja, mit unserem Ministerium Mirabeau,Lafayette.«

»Wir sind bei leeren Gerüchten, welche Sie, wie die Anderen, haben wiederholen hören, und Sie wollen ihre Realität erkennen, indem Sie mich befragen.«

»Doctor, Sie sind der eingefleischte Zweifel, und das Erschreckliche daran ist, daß Sie zweifeln, nicht weil Sie nicht glauben, sondern weil Sie nicht glauben wollen. Ich muß Ihnen also zuerst sagen, was Sie so gut wissen, als ich? Es sei . . .Hernach werde ich Ihnen sagen, was ich besser weiß, als Sie.«

»Ich höre, Graf.«

»Vor vierzehn Tagen sprachen Sie mit dem König von Herrn von Mirabeau als von dem einzigen Manne, der die Monarchie retten könnte. An jenem Tage, — erinnern Sie sich dessen, — gingen Sie aus dem Zimmer des Königs weg, als Herr von Favras gerade eintrat.«

»Was beweist, daß er damals noch nicht gehenkt war, Graf,« sagte Gilbert lachend.

»Oh! Sie haben große Eile, Doctor! ich wußte nicht, daß Sie so grausam sind; lassen Sie doch dem armen Teufel ein paar Tage: ich habe Ihnen die Prophezeiung am 6. October gemacht; heute ist der 6. November, das ist nicht mehr als ein Monat. Sie werden wohl seiner Seele, um aus seinem Körper zu gehen, die Zeit bewilligen, die man einem Miethmann bewilligt, um seine Wohnung zu verlassen — das Trimester. Doch ich muß Ihnen bemerken, Doctor, daß Sie mich vom geraden Wege abbringen.«

»Kehren Sie auf denselben zurück, Graf; ich folge Ihnen mit Vergnügen,«

»Sie sprachen also mit dem König von Herrn von Mirabeau als von dem einzigen Menschen, der die Monarchie retten könnte.«

»Das ist meine Meinung, Graf; darum habe ich diese Combination dem König vorgeschlagen.«

»Das ist auch die meinige, Doctor; darum wird die Combination, die Sie dem König vorgeschlagen haben, scheitern.«

»Scheitern?«

»Allerdings . . .Sie wissen wohl, ich will nicht, daß die Monarchie gerettet werde!«

»Fahren Sie fort.«

»Ziemlich erschüttert durch das, was Sie ihm sagten, hat der König, — verzeihen Sie, ich bin genöthigt, von oben wieder aufzunehmen, um Ihnen zu beweisen, daß mir nicht eine Phase der Unterhandlung unbekannt ist, — ziemlich erschüttert durch das, was Sie ihm sagten, hat der König von Ihrer Combination mit der Königin gesprochen, und, — zum großen Erstaunen der oberflächlichen Geister, wenn die große Schwätzerin, die man die Geschichte nennt, laut sagen

wird, was wir hier leise sagen, — war die Königin Ihren Plänen weniger entgegen als der König; sie ließ Sie rufen; sie erörterte mit Ihnen das Für und Wider und ermächtigte Sie am Ende, mit Herrn von Mirabeau zu sprechen. Ist dies die Wahrheit, Doctor?« fragte Cagliostro, Gilbert ins Gesicht schauend.

»Ich muß gestehen, Graf, daß Sie bis hierher nicht einen Augenblick vom geraden Wege abgegangen sind.«

»Wonach Sie, Herr Hochmüthiger, sich entzückt und in der tiefen Ueberzeugung, diese königliche Verwandlung sei Ihrer unwiderlegbaren Logik und Ihren unwiderstehlichen Argumenten zuzuschreiben, entfernt haben.«

Bei diesem ironischen Tone biß sich Gilbert unwillkürlich leicht aus die Lippen.

»Und was hätte diese Verwandlung bewirkt, wenn nicht meine Logik und meine Argumente? sprechen Sie, Graf; das Studium der Herzens ist mir so kostbar, als das des Leibes; Sie haben ein Instrument erfunden, mit dessen Hilfe man in der Brust der Könige liest: geben Sie mir dieses wunderbare Teleskop; Sie müßten ein Feind der Menschheit sein, wenn Sie es für sich allein behalten würden.«

»Ich sagte Ihnen, ich habe keine Geheimnisse für Sie, Doctor. Ich werde also Ihrem Wunsche gemäß mein Teleskop in Ihre Hände legen; Sie können nach Ihrem Belieben durch das Ende schauen, welches vergrößert, oder durch das, welches verkleinert . . . Nun denn, die Königin hat aus zwei Gründen nachgegeben: einmal, weil am Tage vorher ihr Herz einen großen Schmerz erduldet hatte, und weil ihr eine Intrigue zum Anknüpfen und zum Entwickeln vorschlugen der Königin eine Zerstreung vorschlugen hieß; sodann, weil die Königin Frau ist, weil man ihr Herrn von Mirabeau als einen Löwen, als einen Tiger, als einen Bären geschildert hat und eine Frau nie dem für die Eitelkeit so schmeichelhaften Wunsche, einen Bären, einen Tiger oder einen Löwen zu zähmen, widerstehen kann. Sie sagte sich: »Es wäre seltsam, wenn ich zu meinen Füßen diesen Mann beugte, der mich haßt; wenn ich den Tribun, der mich beschimpft hat, dahin brächte, daß er in Demuth Abbitte thäte. Ich werde ihn vor mir knieen sehen, das wird meine Rache sein; geht dann aus dieser Kniebeugung etwas Gutes für Frankreich und das Königthum hervor, desto besser!« Doch Sie begreifen, dieses letzte Gefühl war ganz secundär,«

»Sie bauen auf Hypothesen, Graf, und Sie hatten mir versprochen, mich durch Thatsachen zu überzeugen.«

»Sie schlagen mein Teleskop auf; sprechen wir nicht mehr davon und kommen wir aus die materiellen Dinge zurück, auf die, welche man mit bloßen Augen sehen kann, aus die Schulden von Herrn von Mirabeau, zum Beispiel. Ah! das gehört zu den Dingen, für welche man kein Teleskop braucht.«

»Nun, Graf, Sie haben da Gelegenheit. Ihre Freigebigkeit zu zeigen.«

»Indem ich die Schulden von Herrn von Mirabeau bezahle?«

»Warum nicht? Sie haben wohl eines Tags die des Herrn Cardinal von Rohan bezahlt.«

»Ah! werfen Sie mir diese Speculation nicht vor, das ist eine von denjenigen, welche mir am besten geglückt sind.«

»Und was hat sie Ihnen eingetragen?«

»Die Halsbandgeschichte . . ., mir scheint, das ist hübsch. Um einen solchen Preis bezahle ich die Schulden von Herr von Mirabeau. Doch für den Augenblick wissen Sie, daß er nicht auf mich rechnet; er rechnet aus den zukünftigen Generalissimus Lafayette, der ihn unglücklichen

fünfzigtausend Franken, welche er ihm am Ende nicht gibt, wie einen Hund Kastanien nachspringen läßt.«

»Oh! Graf!«

»Armer Mirabeau in der That, wie alle diese Dummköpfe und diese Gecken, mit denen Du zu thun hast, Dein Genie die Thorheiten Deiner Jugend bezahlen lassen! Es ist wahr, Alles dies ist providentell und Gott ist genöthigt, durch menschliche Mittel zu verfahren. »»Der unmoralische Mirabeau!«« so sagt Monsieur, der unvermögend ist; »»Mirabeau, der Verschwender!«« sagt der Graf d'Artois, dem sein Bruder dreimal seine Schulden bezahlt hat. Armes Genie! ja, Du würdest die Monarchie vielleicht retten, da aber die Monarchie nicht gerettet werden soll, so sagt Rivarol: »»Mirabeau ist ein ungeheurer Schwätzer!«« »»Mirabeau ist ein Lump!«« sagt Malby. »»Mirabeau ist ein wunderlicher ausschweifender Kopf!«« sagt la Poule. »»Mirabeau ist ein Ruchloser!«« sagt Guillermy. »»Mirabeau ist ein Mörder!«« sagt der Abbé Maury. »»Mirabeau ist ein todter Mann!«« sagt Target. »»Mirabeau ist ein begrabener Mann!«« sagt Duport. »»Mirabeau ist ein Redner, der mehr ausgezischt als beklatscht worden ist!«« sagt Pelletier. »»Mirabeau hat die Blattern an der Seele!«« sagt Champcenez. »»Man muß Mirabeau auf die Galeeren schicken!«« sagt Lambesc. »»Man muß Mirabeau aushängen!«« sagt Marat. Und Mirabeau sterbe morgen, so wird ihm das Volk eine Apotheose machen, und alle diese Zwerge, die er um die ganze Brust überragt, und auf denen er lastet, so lange er lebt, werden seinem Leichenbegängniß folgen und singen und schreien; »»Wehe Frankreich, das seinen Tribun verloren hat! wehe dem Königthum, das seine Stütze verloren hat!«

»Werden Sie mir auch den Tod von Mirabeau prophezeien?« rief Gilbert beinahe erschrocken.

»Sprechen Sie offenherzig, Doctor, glauben Sie, er werde lange leben, dieser Mann, den sein Blut verbrennt, den sein Herz erstickt, den sein Genie verzehrt? Glauben Sie, Kräfte, so riesig sie sein mögen, erschöpfen sich nicht in einem ewigen Kampfe gegen den Strom der Mittelmäßigkeit? Das von ihm unternommene Werk ist der Stein des Sisyphus. Erdrückt man ihn seit zwei Jahren nicht unablässig mit dem Worte: Unsittlichkeit? So oft er es nach unerhörten Anstrengungen auf den Gipfel des Berges zurückgeschoben zu haben glaubt, fällt dieses Wort schwerer als je wieder auf ihn herab. Was hat man dem König gesagt, der beinahe der Meinung der Königin in Beziehung aus Herrn von Mirabeau als ersten Minister beigetreten war? »»Sire, Paris wird über Unsittlichkeit schreien; Frankreich wird über Unsittlichkeit schreien; Europa wird über Unsittlichkeit schreien!«« Als ob Gott die großen Männer in derselben Form gösse, wie den gemeinen Haufen der Sterblichen, und als ob, sich erweiternd, der Kreis, der die großen Tugenden umfaßt, nicht auch die großen Laster umfassen müßte! Gilbert, Sie werden sich erschöpfen, Sie und ein paar Männer von Intelligenz, um Mirabeau zum Minister zu machen, das heißt zu dem, was Herr von Turgot, ein Einfaltspinsel, Herr Necker, ein Pedant, Herr von Calonne, ein Geck, Herr von Brienne, ein Atheist, gewesen sind; — und Mirabeau wird nicht Minister sein, weil er hunderttausend Franken Schulden hat, welche bezahlt wären, wäre er der Sohn eines einfachen Generalpächters, und weil er zum Tode verurtheilt worden ist, wegen der Entführung der Frau eines alten Blödsinnigen, welche Frau sich am Ende aus Liebe für einen schönen Kapitän mit Kohlendampf erstickt hat.«

»Aber was prophezeien Sie mir denn da?« fragte Gilbert, der, während er dem Ausfluge, den der Geist von Cagliostro in das Land der Phantasie gemacht hatte, seinen Beifall gab, sich nur um den Schluß bekümmerte, den er daraus zurückgebracht.

»Ich sage Ihnen,« wiederholte Cagliostro mit dem Prophetentone, der nur ihm eigenthümlich

war und keine Entgegnung zuließ, »ich sage Ihnen, Herr von Mirabeau, der Mann von Genie, der Staatsmann, der große Redner, wird sein Leben auszehren und am Grabe anlangen, ohne daß er es dazu gebracht hat, das zu sein, was alle Welt gewesen sein wird: Minister! Ah! die Mittelmäßigkeit ist eine gute Protection, mein lieber Gilbert!«

»Aber . . . der König widersetzt sich also?« fragte Gilbert.

»Pest! er hütet sich wohl; er müßte mit der Königin streiten, der er beinahe sein Wort gegeben hat. Sie wissen, daß die Politik des Königs in dem Worte *beinahe* liegt; er ist beinahe constitutionell, beinahe Philosoph, beinahe populär und beinahe fein, wenn er von Monsieur berathen wird. Gehen Sie morgen in die Nationalversammlung, mein lieber Doctor, und Sie werden sehen, was dort vorfällt!«

»Können Sie mir es nicht zum Voraus sagen?«

»Dies hieße Ihnen das Vergnügen der Ueberraschung rauben.«

»Morgen, das ist lang!«

»So thun Sie etwas Besseres. Es ist fünf Uhr; in einer Stunde wird sich der Club der Jacobiner eröffnen. Das sind Nachtvögel, wie Sie wissen, diese Herren Jacobiner. Gehören Sie zur Gesellschaft?«

»Nein. Kamille Desmoulins und Danton haben mich bei den Cordeliers aufnehmen lassen.«

»Nun wohl, in einer Stunde wird, wie ich Ihnen sagte, der Club der Jacobiner sich eröffnen. Das ist eine sehr gut zusammengesetzte Gesellschaft, in welcher wir, seien Sie unbesorgt, nicht am unrechten Orte sein werden. Wir speisen mit einander zu Mittag; nach dem Essen nehmen wir einen Fiacre; wir lassen uns in die Rue Saint-Honoré führen, und wenn Sie aus dem alten Kloster weggehen, werden Sie erbaut sein. Zwölf Stunden im Voraus in Kenntniß gesetzt, werden Sie überdies vielleicht Zeit haben, den Streich zu pariren. Nun aber lassen Sie uns speisen.«

»Wie!« fragte Gilbert, »Sie speisen um fünf Uhr zu Mittag?«

»Auf den Schlag fünf. Ich bin ein Vorläufer in allen Dingen; in zehn Jahren wird Frankreich nur zwei Mahle machen: ein Frühstück um zehn Uhr Morgens und ein Mittagemahl um sechs Uhr Abends.«

»Und wer wird diese Veränderungen in den Gewohnheiten herbeiführen?«

»Die Hungersnoth, mein Lieber.«

»Sie sind wahrhaftig ein Unglücksprophet.«

»Nein, denn ich prophezeie Ihnen ein gutes Mahl.«

»Haben Sie Gesellschaft?«

»Ich bin durchaus allein. Doch Sie kennen das Wort des alten Gastronomen: »»Lucullus speist bei Lucullus.««

»Monseigneur ist bedient,« meldete ein Lakei, der beide Flügel der Thüre eines glänzend erleuchteten und kostbar servirten Speisezimmers öffnete.

»Kommen Sie, Herr Pythagoräer,« sagte Cagliostro, indem er Gilbert beim Arme nahm, »Bah! ein Mal ist nicht Gewohnheit!«

Gilbert folgte dem Zauberer, unterjocht durch die Magie seiner Worte, und vielleicht auch hingezogen durch die Hoffnung, in seinem Gespräche irgend einen Blitz glänzen zu machen, der ihn in der Nacht, in welcher er ging, leiten könnte.

XXX.

Der Club der Jacobiner.

Zwei Stunden nach der von uns mitgetheilten Unterredung hielt ein Wagen ohne Livree und ohne Wappen vor der Thüre der Saint-Roch-Kirche, deren Façade noch nicht durch die Kugeln des 13. Vendemiaire verstümmelt worden war.

Aus diesem Wagen Siegen zwei Männer aus, schwarz gekleidet, wie es damals die Mitglieder des dritten Standes waren, und beim gelben Schimmer der Reverberen, welche stellenweise den Nebel der Rue Saint-Honoré durchdrangen, einer Art von Strömung, welche die Menge bildete, folgend zogen sie sich auf der linken Seite der Straße bis zu der kleinen Thüre des Jacobiner-Klosters hin.

Haben unsere Leser, wie dies wahrscheinlich ist, errathen, daß diese zwei Männer der Doctor Gilbert und der Graf von Cagliostro oder der Banquier Zannone, wie er sich zu jener Zeit nennen ließ, waren, so brauchen wir ihnen nicht zu erklären, warum sie vor der kleinen Thüre stehen blieben, da diese Thüre das Ziel ihres nächtlichen Ganges war.

Uebrigens hatten die zwei Ankömmlinge nur der Menge zu folgen, denn die Menge war groß.

»Wollen Sie in das Schiff eintreten, oder werden Sie sich mit einem Platze auf den Tribunen begnügen?« fragte Cagliostro Gilbert.

»Ich glaubte, das Schiff sei einzig und allein den Mitgliedern der Gesellschaft vorbehalten?« erwiderte Gilbert.

»Allerdings; aber bin ich nicht Mitglied von allen Gesellschaften?« versetzte Cagliostro lachend; »und da ich es bin, sind es nicht auch meine Freunde? Hier ist eine Karte für Sie, wenn Sie wollen; ich, was mich betrifft, ich habe nur ein Wort zu sagen.«

»Man wird uns als Fremde erkennen und weggehen heißen,« bemerkte Gilbert.

»Vor Allem, mein lieber Doctor, muß ich Ihnen Eines sagen, . . was Sie nicht wissen, wie es scheint, nämlich, daß die seit drei Monaten gegründete Gesellschaft der Jacobiner schon ungefähr sechzigtausend Mitglieder in Frankreich zählt und, ehe ein Jahr vergeht, viermal hundert tausend zählen wird; überdies, mein Theuerster,« fügte Cagliostro lächelnd bei, »überdies ist hier der wahre Große Orient, der Mittelpunkt aller geheimen Gesellschaften, und nicht bei dem Dummkopf Fauchet, wie man glaubt. Wenn Sie nun nicht das Recht haben, unter dem Titel eines Jacobiners einzutreten, so haben Sie hier Ihren Platz in der Eigenschaft eines Rosenkreuzers anzusprechen.«

»Gleichviel,« erwiderte Gilbert, »ich ziehe die Tribunen vor.

Von den Tribunen herab werden wir über der ganzen Versammlung schweben, und bietet sich eine gegenwärtige oder zukünftige Illustration, die ich nicht kenne, so werden Sie mich mit ihr bekannt machen.«

Die Tribunen waren voll, doch bei der ersten, nach der er sich wandte, brauchte Cagliostro nur ein Zeichen zu machen und leise ein Wort auszusprechen, und zwei Männer, welche vorne standen, zogen sich aus der Stelle zurück, als wären sie nur hierher gekommen, um seinen Platz und den des Doctor Gilbert zu hüten.

Die Ankömmlinge nahmen ihre Plätze ein.

Die Sitzung war noch nicht eröffnet; die Mitglieder der Versammlung waren in Unordnung im dunkeln Schisse verbreitet; die Einen plauderten in Gruppen; die Andern gingen in dem engen Raume, den ihnen die große Anzahl ihrer Collegen ließ, aus und ab; wieder Andere träumten vereinzelt, entweder im Schatten sitzend oder stehend und an einen massiven Pfeiler angelehnt.

Spärliche Lichter goßen in Streifen einige Helle auf diese Menge, deren Individualitäten nur hervortraten, wenn sich ihre Gesichter oder ihre Personen zufällig unter einer von diesen schwachen Flammen befanden.

Nur war selbst im Halbschatten leicht zu sehen, daß man sich mitten in einem aristokratischen Vereine befand. Die gestickten Röcke und die Uniformen der Land- und Seeofficiere waren, die Menge mit Reflexen von Gold und Silber besprenkelnd, im Ueberflusse vorhanden.

Zu jener Zeit demokratisirte in der That nicht ein Arbeiter, nicht ein Mann aus dem Volke, wir möchten sagen, beinahe nicht ein Bürger die illustre Versammlung.

Für die Leute von der kleinen Welt gab es einen zweiten Saal unter dem ersten. Dieser zweite Saal wurde zu einer andern Stunde geöffnet, damit das Volk und die Aristokratie nicht mit dem Ellenbogen an einander stießen. Für die Unterweisung dieses Volkes hatte man eine brüderliche Gesellschaft gebildet.

Die Mitglieder dieser Gesellschaft waren beauftragt, ihm die Constitution zu erklären und ihm die Menschenrechte auseinanderzusetzen.

Die Jacobiner waren, wie gesagt, zu jener Zeit eine militärische, aristokratische, intellectuelle und besonders gelehrte und künstlerische Gesellschaft.

Die Gelehrten und die Künstler sind wirklich in der Mehrheit da.

Es sind hier an Literaten la Harpe, der Verfasser von *Melanie*; Chénier, der Verfasser von *Karl IX.*; Andrieux, der Verfasser der *Etourdis*, der schon im Alter von dreißig Jahren dieselben Hoffnungen gibt, die er noch im Alter von siebenzig gab, und der gestorben ist, nachdem er immer versprochen und nie gehalten; da ist auch Sedeine, der ehemalige Steinhauer, begünstigt von der Königin, ein Royalist seinem Herzen nach, wie die Mehrzahl der Anwesenden; Chamfort, der gekrönte Dichter, Exsecretär des Herrn Prinzen von Condé, Vorleser von Madame Elisabeth; Laclos, der Mann des Herzogs von Orleans, der Verfasser der *Liaisons dangereuses*, der den Platz seines Patrons einnimmt und je nach den Umständen beauftragt ist, ihn bei seinen Freunden in's Gedächtniß zurückzurufen, oder von seinen Feinden vergessen zu lassen.

An Künstlern sind da Talma der Römer, der in seiner Rolle als Titus eine Revolution zu machen im Begriffe ist; durch ihn wird es kommen, daß man einstweilen die Haupthaare abschneidet, bis es durch Callot d'Herbois, seinen Collegen, dahin kommt, daß man die Köpfe abschneidet; ferner David, der *Leonidas* und die *Sabinerinnen* träumt; David, der sein großes Gemälde: *der Schwur im Ballhause*, anlegt und so eben vielleicht den Pinsel gekauft hat, mit dem er sein schönstes Gemälde und sein häßlichstes Bild: *Marat in seinem Bade ermordet*, machen wird; Vernet, der vor zwei Jahren von der Academie für sein großes Bild: *der Triumph des Paulus Aemilius*, aufgenommen worden ist; der sich damit belustigt, daß er Pferde und Hunde malt, ohne zu ahnen, daß vier Schritte von ihm, in der Versammlung, am Arme von Talma, ein junger corsischer Lieutenant mit glatten, ungepuderten Haaren ist, welcher ihm, ohne es selbst zu vermuthen, fünf von seinen schönsten Bildern, den Uebergang über den *St. Bernhardsberg*, die *Schlachten vom Rivoli*, vom *Marengo*, von *Austerlitz* und von *Wagram*

vorbereitet; ferner Larive, der Erbe der declamatorischen Schule, der noch nicht geruht, in Talma einen Collegen zu sehen; den Voltaire Corneille und Belloy Racine vorzieht; ferner Lais, der Sänger, der das Entzücken der Oper in den Rollen des Kaufmanns in der *Caravane*, des Consul in *Trajan* und des Cinna in der *Vestalin* bildet; sodann Lafayette, Lameth, Duport, Sieyès, Thouret, Shapellier, Rabaut-Saint-Etienne, Lanjuinais, Monlesier; mitten unter Allem dem endlich, mit herausfordernder Miene und anmaßendem Gesichte, der Abgeordnete von Grenoble, Barnave, aus dem die mittelmäßigen Menschen einen Mirabeau machen, während Mirabeau ihn zermalmt, so oft er sich herabläßt, den Fuß auf ihn zu setzen.

Gilbert warf einen langen Blick auf diese glänzende Versammlung, erkannte Jeden, schätzte in seinem Geiste alle diese verschiedenen Fähigkeiten und war wenig durch sie beruhigt.

Diese royalistische Gesammtheit tröstete ihn indessen wieder ein wenig.

»Im Ganzen,« sagte er plötzlich zu Cagliostro, »welchen Mann sehen Sie unter allen diesen Männern, der wirklich feindlich gegen das Königthum gesinnt wäre?«

»Soll ich mit den Augen von Jedermann, mit den Ihrigen, mit denen von Herrn Necker, mit denen des Abbé Maury oder mit den meinigen sehen?«

»Mit den Ihrigen,« erwiderte Gilbert; »ist es nicht entschieden, daß es Zaubereraugen sind?«

»Nun wohl, es finden sich zwei hier.«

»Oh! das ist nicht viel unter vierhundert Männern.«

»Es ist genug, wenn Einer von diesen zwei Männern der Mörder von Ludwig XVI. sein soll, und der Andere sein Nachfolger.«

Gilbert bebte.

»Ho! hol« murmelte er, »wir haben hier einen zukünftigen Brutus und einen zukünftigen Cäsar!«

»Nicht mehr, nicht weniger, mein lieber Doctor.«

»Sie werden mich wohl beide sehen lassen, nicht wahr, Graf?« sagte Gilbert mit dem Lächeln des Zweifels aus den Lippen.

»O Apostel mit schuppenbedeckten Augen!« erwiderte Cagliostro, »ich werde etwas Besseres thun, wenn Du willst; ich werde Dich sie mit dem Finger berühren lassen. Bei welchem soll ich anfangen?«

»Bei dem Umstürzer, wie mir scheint; ich habe große Ehrfurcht für die chronologische Ordnung. Lassen Sie mich zuerst Brutus sehen.«

»Du weißt,« sprach Cagliostro, sich belebend, als würde er vom Hauche der Inspiration ergriffen, »Du weißt, daß die Menschen nie mit denselben Mitteln verfahren, um ein ähnliches Werk zu vollbringen? Unser Brutus wird also in keiner Hinsicht dem Brutus des Altenhums gleichen.«

»Ein Grund mehr, daß ich begierig bin, ihn zu sehen.«

»Nun, so schau, dort ist er!« versetzte Cagliostro.

Und er streckte die Hand in der Richtung eines an die Kanzel angelehnten Mannes aus, dessen Kopf sich in diesem Augenblick allein im Lichte fand, indeß der übrige Körper im Schatten verloren war.

Dieser bleiche Kopf sah aus wie, in den alten Tagen der Proscriptionen, ein abgeschnittener, an die Rednerbühne genagelter Kopf.

Nur die Augen schienen zu leben, mit einem beinahe verächtlichen Ausdrucke des Hasses, mit dem Ausdrucke der Schlange, welche weiß, daß ihr Zahn ein tödtliches Gift enthält; sie folgten bei seinen zahlreichen Evolutionen dem lärmenden und geschwätzigem Barnave.

Gilbert fühlte etwas wie einen Schauer seinen ganzen Leib durchlaufen.

»In der That,« sagte er, »Sie haben mich zum Voraus darauf aufmerksam gemacht; das ist weder der Kopf von Brutus, noch der von Cromwell.«

»Nein,« versetzte Cagliostro; »doch es ist vielleicht der von Cassius. Sie wissen, mein Lieber, was Cäsar sagte: »Alle diese fetten Leute, alle diese Wohllebemenschen, welche ihre Tage bei der Tafel, ihre Nächte in Orgien hinbringen, fürchte ich nicht: nein, was ich fürchte das sind die Träumer mit magerem Leibe und bleichem Gesichte.«

»Derjenige, welchen Sie mir zeigen, entspricht den von Cäsar gestellten Bedingungen.«

»Kennen Sie ihn denn nicht?« fragte Cagliostro.

»Doch!« erwiderte Gilbert, indem er ihn aufmerksam anschaute, »ich kenne ihn oder ich erkenne vielmehr in ihm ein Mitglied der Nationalversammlung.«

»So ist es!«

»Einer der weitschweifigsten Redner der Linken.«

»So ist es!«

»Den Niemand anhört, wenn er spricht.«

»So ist es!«

»Ein kleiner Advocat von Arras, nicht wahr? er heißt Maximilian von Robespierre.«

»Ganz richtig! Nun wohl, schauen Sie diesen Kopf mit Aufmerksamkeit an.«

»Ich schaue ihn an.«

»Was sehen Sie daran?«

»Graf, ich bin nicht Lavater.«

»Nein, doch Sie sind sein Schüler.«

»Ich sehe den gehässigen Ausdruck der Mittelmäßigkeit gegen das Genie.«

»Das heißt, Sie beurtheilen ihn auch wie die ganze Welt. Ja, es ist wahr, seine schwache, ein wenig herbe Stimme, sein mageres, trauriges Gesicht, die Haut seiner Stirne, welche an seinen Schädel wie ein gelbes unbewegliches Pergament geklebt zu sein scheint; sein glasiges Auge, das nur zuweilen einen grünlichen Flammenstrahl hervorspringen läßt, welcher sogleich wieder erlischt; diese beständige Spannung der Muskeln; diese gerade durch ihre Unbeweglichkeit ermüdende Physiognomie; dieser unveränderlich olivenfarbige Rock, ein einziger, dürrer, scharfgebürsteter Rock; ja, Alles dies, ich begreife es wohl, muß wenig Eindruck aus eine an Rednern reiche Versammlung machen, die das Recht hat, schwierig zu sein, gewohnt, wie sie es ist, an das Löwengesicht von Mirabeau, an die verwegene Anmaßung von Barnave, an die scharfe Gegenrede des Abbé Maury, an die Wärme von Cazalès und an die Logik von Sieyès; diesem aber wird man nicht, wie Mirabeau, seine Immoralität vorwerfen; dieser ist der redliche Mann; er geht nie aus den Principien heraus, und geht er je aus der Gesetzlichkeit heraus, so wird es geschehen, um den alten Text mit dem neuen Gesetze zu tödten!«

»Aber wer ist denn dieser Robespierre?«

»Ah! da bist Du, Aristokrat des 17. Jahrhunderts! »Wer ist denn dieser Cromwell?« fragte der Graf von Strafford, dem der Protector den Kopf abschlagen sollte; »ich glaube, ein

Bierschenk.««

»Wollen Sie damit sagen, mein Kopf lause dieselbe Gefahr, wie der von Sir Thomas Wentworth?« fragte Gilbert, der ein Lächeln versuchte, welches sich auf seinen Lippen in Eis verwandelte.

»Wer weiß?« versetzte Cagliostro.

»Ein Grund mehr, daß ich mich erkundige,« sprach der Doctor.

»Wer dieser Robespierre ist? In ganz Frankreich weiß es vielleicht Niemand als ich. Ich liebe es, damit bekannt zu sein, woher die Auserwählten des Verhängnisses kommen; das hilft mir errathen, wohin sie gehen. Die Robespierre sind Irländer. Ihre Vorfahren gehörten vielleicht zu jenen irischen Colonien, welche im 16. Jahrhundert herüberkamen und die Seminarien und Klöster unserer nördlichen Küsten bevölkerten; dort werden sie von den Jesuiten die starke Widersprecher-Erziehung erhalten haben, die diese ihren Zöglingen gaben; sie waren Notare vom Vater auf den Sohn. Ein Zweig der Familie, der, von welchem dieser abstammt, ließ sich in Arras, einem, wie Sie wissen, großen Centrum des Adels und der Geistlichkeit, nieder. Es waren in der Stadt zwei Herren oder vielmehr zwei Könige: der Eine, der Abt von Saint-Wast; der Andere, der Bischof von Arras, dessen Palast die Hälfte der Stadt in den Schatten stellt. In dieser Stadt ist derjenige, welchen Sie dort sehen, im Jahre 1758 geboren. Was er als Kind gethan hat, was er als junger Mann gethan hat, was er in dickem Augenblicke thut, will ich Ihnen mit zwei Worten sagen; was er thun wird, habe ich Ihnen schon mit einem gesagt. Es waren vier Kinder im Hause. Der Chef der Familie verlor seine Frau; er war Advocat beim Rathe von Artois; nach dem Tode seiner Frau versank er in eine tiefe Traurigkeit; er hörte auf zu plaidiren, unternahm eine Zerstreungsreise und kam nicht mehr zurück. Mit elf Jahren war der älteste Sohn, — dieser hier, — ebenfalls Familienhaupt, Vormund von einem Bruder und von zwei Schwestern; in diesem Allen begriff, seltsamer Weise, das Kind seine Aufgabe und machte sich sogleich zum Manne. In vier und zwanzig Stunden wurde er das, was er geblieben ist: ein Gesicht, was zuweilen lächelt, ein Herz, das nie lacht. Er war der beste Zögling vom Collegium. Man erhielt für ihn vom Abte von Saint-Wast eines von den Stipendien, über welche der Prälat beim Collége Louis-le-Grand verfügte. Er kam allein nach Paris, empfohlen an einen Domherrn von Notre-Dame; im Verlaufe des Jahres starb der Domherr. Beinahe zu gleicher Zeit starb in Arras seine jüngere Schwester, die er am meisten liebte. Der Schatten der Jesuiten, die man aus Frankreich vertrieben hatte, fiel noch auf die Mauern von Louis-le-Grand. Sie kennen das Gebäude, wo zu dieser Stunde Ihr Sebastian heranwächst; düster und tief wie die der Bastille, entfärben seine Höfe die frischesten Gesichter: das des jungen Robespierre war bleich, sie machten es leichenfarbig. Die anderen Kinder gingen zuweilen aus; für sie hatte das Jahr Sonntage und Feste; für den verwaisten, jeder Protection entbehrenden Stipendiaten waren alle Tage dieselben. Während die Anderen die Luft der Familie athmeten, athmete er die Lust der Einsamkeit, der Traurigkeit und der Langweile: drei schlimme Hauche, welche in den Herzen den Haß und den Neid entzünden und der Seele ihre Blüthe rauben. Dieser Hauch verschmächtigte den Knaben und machte einen faden jungen Mann aus ihm. Eines Tags wird man nicht glauben, daß es ein Portrait von Robespierre im Alter von vier und zwanzig Jahren gibt, wo er eine Rose in einer Hand hält und die andere an seine Brust drückt mit der Devise: *»Alles für meine Freundin!«*

Gilbert lächelte traurig, indem er Robespierre anschaute.

»Es ist wahr,« fuhr Cagliostro fort, »als er diese Devise nahm und sich so malen ließ, schwor diese Freundin, nichts auf der Welt werde ihr Schicksal trennen; er schwor auch, und zwar als

ein Mann, der gesonnen ist, seinen Schwur zu halten. Er machte eine Reise von drei Monaten und fand sie verheirathet wieder. Der Abt von Saint-Wast war übrigens sein Gönner geblieben; er hatte seinem Bruder das Stipendium vom Collége Louis-le-Grand zukommen lassen und ihm die Stelle eines Richters beim Criminaltribunal gegeben. Es kam ein Prozeß zur gerichtlichen Entscheidung, ein Mörder war zu bestrafen; Robespierre, voller Gewissensbisse, daß er, selboritte, es gewagt, über das Leben eines Menschen zu verfügen, obgleich dieser Mensch als schuldig erkannt war, Robespierre nahm seine Entlassung. Er wurde Advocat, denn er mußte leben und seine junge Schwester ernähren; der Bruder wurde schlecht genährt im Collége Louis-le-Grand, aber er war doch am Ende genährt. Kaum hatte er sich in die Liste einschreiben lassen, als ihn Bauern baten, für sie gegen den Bischof von Arras zu plaidiren. Die Bauern waren in ihrem Rechte; Robespierre überzeugte sich hiervon durch die Prüfung der Acten, plaidirte, gewann den Prozeß der Bauern und wurde, noch ganz warm von seinem Siege, in die Nationalversammlung geschickt. In der Nationalversammlung fand sich Robespierre zwischen einen mächtigen Haß und eine tiefe Verachtung gestellt: Haß der Geistlichkeit gegen den Advocaten, der es gewagt hatte, gegen den Bischof von Arras zu plaidiren; Verachtung der Adeligen des Artois gegen den durch die Wohlthätigkeit erzogenen Robin.¹¹«

»Aber was hat er denn bis heute gethan?« unterbrach Gilbert.

»Oh mein Gott! beinahe nichts für die Andern, aber ziemlich viel für mich. Entspräche es nicht meinen Plänen und Absichten, daß dieser Mensch arm ist, so gäbe ich ihm morgen eine Million.«

»Ich frage Sie noch einmal: was hat er gethan?«

»Erinnern Sie sich des Tages, wo die Geistlichkeit heuchlerischer Weise in der Versammlung den durch das königliche *Veto* unschlüssigen dritten Stand bat, seine Arbeiten zu beginnen?«

»Ja.«

»Nun wohl, durchlesen Sie noch einmal die Rede, welche an diesem Tage der kleine Advocat von Arras hielt, und Sie werden sehen, ob nicht eine ganze Zukunft in dieser herben Heftigkeit liegt, die ihn beinahe beredt machte.«

»Doch seitdem?«

»Seitdem? . . . Oh! das ist wahr. Wir sind genöthigt, vom Monat Mai auf den Monat October überzuspringen. Als am 5. Maillard, der Abgeordnete der Pariser Weiber, im Namen seiner Clientinnen die Nationalversammlung haranguirte, nun, da blieben alle Mitglieder dieser Versammlung stumm und unbeweglich; dieser kleine Advocat aber zeigte sich nicht allein herb, er zeigte sich vermessener, als Einer. Alle angebliche Vertheidiger des Volks schwiegen, er erhob sich zweimal; das erste Mal unter dem Lärmen, das zweite Mal unter dem Stillschweigen. Er unterstützte Maillard, der im Namen der Hungersnoth sprach und Brod verlangte.«

»Ja, in der That,« sagte Gilbert nachdenkend, »das wird ernster; doch vielleicht wird er sich ändern.«

»Oh! mein lieber Doctor, Sie kennen nicht den *Unbestechlichen*, wie man ihn eines Tages nennen wird: wer würde übrigens den kleinen Advocaten, über den Jedermann lacht, erkaufen wollen? Dieser Mensch, welcher später, — hören Sie wohl, was ich Ihnen sage, Gilbert, — welcher später der Schrecken der Versammlung sein wird, ist heute die Zielscheibe des Spottes. Die adeligen Jacobiner sind übereingekommen, Herr von Robespierre sei der lächerlichste Mensch der Nationalversammlung, derjenige, welcher alle Welt belustige und belustigen müsse,

derjenige, über welchen Jeder spotten könne und spotten müsse. Die großen Versammlungen langweilen sich manchmal, es muß wohl ein Gimpel da sein, der sie erheitert. In den Augen der Lameth, der Cazalès, der Maury, der Barnave, der Duport ist Herr von Robespierre ein Gimpel. Seine Freunde verrathen ihn, indem sie ganz leise lächeln, seine Feinde zischen ihn auf und lachen ganz laut; wenn er spricht, spricht alle Welt; wenn er die Stimme erhebt, schreit Jeder; hat er, — immer zu Gunsten des Rechts, immer um irgend ein Princip zu vertheidigen, — eine Rede gehalten, die Niemand angehört, so verlangt irgend ein unbekanntes Mitglied, auf das der Redner einen Moment seinen Blick heftet, ironisch den Druck der Rede. Ein Einziger von seinen Collegen begreift ihn; ein Einziger errathen Sie, welcher? Mirabeau. »»Dieser Mensch wird weit gehen,«« sagte er mir vorgestern, »»denn dieser Mensch glaubt, was er spricht.«« Was, wie Sie sich denken können, Mirabeau seltsam scheint.«

»Ich habe die Rede dieses Mannes gelesen und sie mittelmäßig, flach gefunden,« entgegnete Gilbert.

»Ei! mein Gott, ich sage Ihnen nicht, es sei ein Demosthenes oder ein Cicero, ein Mirabeau oder ein Barnave; ei! nein, es ist ganz einfach Herr von Robespierre, wie man ihn geflissentlich nennt. Uebrigens behandelt man seine Reden eben so rücksichtslos in der Druckerei, wie auf der Tribune: auf der Tribune unterbricht man sie; in der Druckerei verstümmelt man sie. Die Journalisten nennen ihn nicht einmal Herr von Robespierre; nein, die Journalisten wissen seinen Namen nicht. Sie nennen ihn Herr B . . ., Herr N . . .oder Herr *** Oh! Gott allein und ich vielleicht wissen, was sich an Galle in dieser magern Brust, an Stürmen in diesem engen Gehirne anhäuft; denn um alle diese Beleidigungen, alle diese Schmähungen, alle diese Verrathe zu vergessen, hat der ausgezischte Redner, der seine Stärke fühlt, weder die Zerstreung der Familie, noch die Erleichterung der Welt. In seiner traurigen Wohnung im traurigen Marais, in seinem kalten, dürftigen, jedes Hausraths entbehrenden Zimmer in der Rue Saintonge, wo er ganz klein von seinem Gehalte als Abgeordneter lebt, ist er allein wie in den feuchten Höfen von Louis-le-Grand. Bis zum vorigen Jahre ist sein Gesicht noch jung und sanft gewesen: sehen Sie, seit einem Jahre ist es vertrocknet, wie die Köpfe der Caraiben-Häuptlinge vertrocknen, welche von Oceanien die Cook und die la Pérouse zurückbringen; er verläßt die Jacobiner nicht, und bei den für Alle unsichtbaren Aufregungen, die er erleidet, bekommt er Blutflüsse, welche ihn schon mehrere Male ohne Bewußtsein gelassen haben. Sie sind ein großer Algebrist, Gilbert, nun, ich fordere Sie heraus, durch die übertriebensten Multiplicationen das Blut zu berechnen, welches diesem Adel, der ihn beschimpft, diesen Priestern, die ihn verfolgen, diesem König, der nichts von ihm weiß, das Blut, das Robespierre verliert, kosten wird.«

»Warum kommt er aber in den Club der Jacobiner?«

»Oh! weil man ihn, der in der Nationalversammlung ausgezischt wird, bei den Jacobinern anhört. Die Jacobiner, mein lieber Doctor, das ist der Minotaurus als Kind; er saugt an einer Kuh, später wird er ein Volk verschlingen. Nun wohl, von den Jacobinern ist Robespierre der Typus. Die Gesellschaft faßt sich in ihm zusammen, und er ist der Ausdruck der Gesellschaft: nichts mehr, nichts weniger; er geht denselben Schritt wie sie, ohne ihr zu folgen, ohne ihr vorzugehen. Nicht wahr, ich habe Ihnen versprochen, Sie ein kleines Instrument sehen zu lassen, mit dem man sich gegenwärtig beschäftigt, und das zum Zwecke hat, einen Kopf, vielleicht zwei in der Minute fallen zu machen? wohl, von allen hier anwesenden Personen ist diejenige, welche diesem Tödtungsinstrumente am meisten Arbeit geben wird, der kleine Acvocat von Arras, Herr von Robespierre.«

»Wahrhaftig, Graf, Sie sind fürchterlich,« sagte Gilbert, »und wenn mich Ihr Cäsar nicht ein wenig für Ihren Brutus tröstet, so bin ich im Stande, die Ursache zu vergessen, aus der ich hierher gekommen . . . Doch verzeihen Sie, was ist aus Cäsar geworden?«

»Sehen Sie ihn dort? Er plaudert mit einem Manne, den er noch nicht kennt, während später einen großen Einfluß auf sein Geschick haben wird. Dieser Mann heißt Barras: behalten Sie seinen Namen und erinnern Sie sich desselben bei Gelegenheit.«

»Ich weiß nicht, ob Sie sich täuschen, Graf,« versetzte Gilbert, »aber in jedem Falle wählen Sie Ihre Typen sehr gut. Ihr Cäsar hat eine wahre Stirne, um die Krone zu tragen, und seine Augen, deren Ausdruck ich nicht erfassen kann . . .«

»Ja, weil sie inwendig schauen; das sind die Augen, welche die Zukunft errathen, Doctor.«

»Und was sagt er zu Barras?«

»Er sagt ihm, wenn *er* die Bastille vertheidigt hätte, so würde man sie nicht genommen haben.«

»Das ist also kein Patriot?«

»Die Männer wie er wollen nichts sein, bevor sie Alles sind.«

»Sie behaupten also den Scherz in Betreff des kleinen Unterlieutenants?«

»Gilbert,« sprach Cagliostro, indem er die Hand gegen Robespierre ausstreckte, »so wahr als Dieser das Schaffot von Karl I wieder errichten wird, so wahr wird Jener,« — und er streckte die Hand gegen den Corsen mit den glatten Haaren aus, — »so wahr wird Jener den Thron von Karl dem Großen wieder aufbauen.«

»Also ist unser Kampf für die Freiheit unnütz?«

»Wer sagt Ihnen, der Eine werde nicht eben so viel für sie mit seinem Throne thun, als der Andere mit seinem Schaffot?«

»Das wird also ein Titus, ein Marc Aurel, es wird der Gott sein, der die Welt für das eherne Zeitalter tröstet?«

»Das wird zugleich Alexander und Hannibal sein. Mitten im Kriege geboren, wird er durch den Krieg groß werden und durch den Krieg fallen. Ich habe Sie aufgefordert, das Blut zu berechnen, welches dem Adel und der Geistlichkeit, das Blut, das Robespierre verliert, kosten werde; nehmen Sie das Blut, das Priester und Adelige verloren haben werden, häufen Sie Multiplicationen auf Multiplicationen, und Sie werden den Fluß, den See, das Meer von Blut nicht erreichen, das dieser Mann mit seinen Heeren von fünfmal hunderttausend Soldaten und seinen dreitägigen Schlachten mit ihren hundert und fünfzigtausend Kanonenschüssen vergießen wird.«

»Und was wird aus diesem Lärmen, aus diesem Rauche, aus diesem Chaos hervorgehen?«

»Was aus jeder Genesis hervorgeht,« Gilbert; wir sind beauftragt, die alte Welt zu begraben; unsere Kinder werden die neue Welt entstehen sehen; dieser Mann ist der Riese, der die Thüre derselben bewacht; wie Ludwig XIV., wie Leo X., wie Augustus, wird er seinen Namen dem Jahrhundert geben, das sich öffnet.«

»Und wie heißt dieser junge Mann?« fragte Gilbert, unterjocht durch die Miene, der Ueberzeugung von Cagliostro.

»Er nennt sich bis jetzt nur Bonaparte,« erwiderte der Prophet; »doch eines Tags wird er Napoleon heißen.«

Gilbert neigte seinen Kopf aus seine Hand und versank in eine so tiefe Träumerei, daß er,

fortgezogen durch den Lauf seiner Gedanken, nicht bemerkte, daß die Sitzung eröffnet war und daß ein Redner die Tribune bestieg.

Eine Stunde war vergangen, ohne daß das Geräusch der Versammlung und der Tribunen, so stürmisch die Sitzung, Gilbert seinem Nachsinnen hatte entziehen können, als er fühlte, daß eine mächtige Hand sich aus seine Schulter legte.

Er wandte sich um, Cagliostro war verschwunden, doch an seinem Platze fand er Mirabeau.

Mirabeau mit einem durch den Zorn verstörten Gesichte.

Gilbert schaute ihn mit fragendem Auge an.

»Nun!« sagte Mirabeau.

»Was gibt es?« fragte Gilbert.

»Man hat uns zum Besten gehabt, schmäählich behandelt, verrathen; der Hof will nichts von mir; man hat Sie als einen Gimpel angesehen und mich als einen Dummkopf.«

»Ich begreife Sie nicht, Graf.«

»Sie haben also nicht gehört?«

»Was?«

»Den Beschluß, der gefaßt worden ist!«

»Wo?«

»Hier.«

»Welcher Beschluß?«

»Sie schliefen also?«

»Nein,« erwiderte Gilbert, »ich träumte.«

»Nun denn, morgen werden als Antwort auf meine heutige Motion, welche beantragt, die Minister einzuladen, den nationalen Berathungen beizuwohnen, drei Freunde des Königs verlangen, daß kein Mitglied der Nationalversammlung während der Dauer der Session Minister sein könne. Hiermit stürzt die so mühsam errichtete Combination bei dem launenhaften Hauche Seiner Majestät des Königs Ludwigs XVI. zusammen; doch,« fuhr Mirabeau fort, indem er wie Ajax seine geschlossene Faust gegen den Himmel ausstreckte, »doch, bei meinem Namen Mirabeau, ich werde es ihnen zurückgeben, und wenn ihr Hauch ein Ministerium umstürzen kann, so werden sie sehen, daß der meinige einen Thron zu erschüttern vermag!«

»Aber,« versetzte Gilbert, »Sie werden nichtsdestoweniger in die Nationalversammlung gehen, Sie werden nichtsdestoweniger bis zum Ende kämpfen?«

»Ich werde in die Nationalversammlung gehen, ich werde bis zum Ende kämpfen. Ich gehöre zu denjenigen, welche man nur unter Trümmern begräbt.«

Und obgleich halb niedergeschmettert, entfernte sich Mirabeau doch schöner und furchtbarer durch die göttliche Furche, welche der Donner seiner Stirne eingedrückt hatte.

Am andern Tage nahm in der That auf den Antrag von Lanjuinais, trotz der Anstrengungen eines von Mirabeau entwickelten übermenschlichen Geistes, die Nationalversammlung mit einer ungeheuren Stimmenmehrheit die Motion an: »Daß kein Mitglied der Nationalversammlung während der Dauer der Session Minister sein könne.«

»Und ich rief Mirabeau, als das Decret beschlossen war, »ich schlage folgendes Amendement vor, das nichts an Ihrem Gesetze ändern wird: »»Alle Mitglieder der gegenwärtigen Versammlung können Minister sein, den Grafen von Mirabeau ausgenommen.««

Alle schauten einander bestürzt über diese Dreistigkeit an; dann stieg Mirabeau unter dem allgemeinen Stillschweigen von seiner Estrade mit dem Schritte herab, mit dem er aus Herrn von Dreux-Brézé zugegangen war, als er zu ihm sagte: »Wir sind hier durch den Willen des Volks, wir werden nur mit dem Bajonnet im Leibe weggehen.«

Er verließ den Saal.

Die Niederlage von Mirabeau glich dem Siege eines Andern.

Gilbert war nicht einmal in die Nationalversammlung gekommen.

Er war zu Hause geblieben und sann über die seltsamen Weissagungen von Cagliostro nach, ohne daran zu glauben; aber dennoch konnte er sie nicht aus seinem Geiste verwischen.

Die Gegenwart kam ihm klein im Vergleiche mit der Zukunft vor.

Vielleicht wird man mich fragen, wie ich, ein einfacher Geschichtschreiber der abgelaufenen Zeit, temporis acti, die Wahrsagung von Cagliostro in Beziehung auf Robespierre und Napoleon erklären werde?

Ich werde denjenigen, der diese Frage an mich richtet, bitten, mir die Prophezeiung zu erklären, welche Mademoiselle Lenormand Josephine gemacht hat?

Aus jedem Schritte trifft man in dieser Welt eine unerklärliche Sache: für diejenigen, welche solche Dinge nicht erklären können und nicht daran glauben wollen, ist der Zweifel erfunden worden.

XXXI.

Metz und Paris.

Wie es Cagliostro gesagt, wie es Mirabeau errathen, war es der König, der die Projecte von Gilbert scheitern gemacht hatte.

Die Königin, welche bei den Mirabeau gemachten Eröffnungen mehr mit dem Verdrusse einer Liebenden und der Neugierde einer Frau, als mit der Politik einer Königin zu Werke gegangen war, sah ohne großes Bedauern das ganze constitutionelle Gerüste fallen, das immer ihren Stolz scharf verletzte.

Was den König betrifft, so war seine fest beschlossene Politik, zu warten, Zeit zu gewinnen und aus den Umständen Nutzen zu ziehen; überdies boten ihm zwei angeknüpfte Unterhandlungen, auf der einen oder der andern Seite, die Chance einer Flucht aus Paris und eines Rückzugs nach einem festen Platze, was immer sein Lieblingsplan war.

Diese Unterhandlungen waren, wie wir wissen, die, welche einerseits Favras, der Mann von Monsieur, andererseits Charny, der eigene Bote von Ludwig XVI., angeknüpft hatten.

Charny machte die Reise von Paris nach Metz in zwei Tagen. Er fand Herrn von Bouillé in Metz und übergab ihm den Brief. Dieser Brief war, wie man sich erinnert, nur ein Mittel, Charny mit Herrn von Bonillé in Verbindung zu bringen. Der Letztere, während er seine Unzufriedenheit über die Dinge, welche sich ereigneten, fing damit an, daß er sich äußerst zurückhaltend benahm.

Die in diesem Augenblick Herrn von Bouillé gegebene Eröffnung änderte in der That alle seine Pläne. Die Kaiserin Katharina hatte ihm Anerbietungen gemacht, und er war auf dem Punkte, an den König zu schreiben und ihn um Erlaubniß zu bitten, in russische Dienste treten zu dürfen, als der Brief von Ludwig XVI. kam.

Das Erste bei Herrn von Bouillé war also ein Zögern; doch bei dem Namen Charny, bei der Erinnerung an seine Verwandtschaft mit Herrn von Suffren, bei dem Gerüchte, das im Umlaufe war, die Königin beehre ihn mit ihrem ganzen Vertrauen, fühlte er sich, als getreuer Royalist, durchdrungen von dem Wunsche, den König der scheinbaren Freiheit zu entreißen, welche Viele als eine wirkliche Gefangenschaft betrachteten.

Ehe er indessen etwas mit Charny entschied, beschloß Herr von Bouillé, welcher behauptete, die Vollmachten von diesem seien nicht ausgedehnt genug, nach Paris, um sich unmittelbar mit dem König über diesen wichtigen Plan zu besprechen, seinen Sohn, den Grafen Louis von Bouillé, zu schicken.

Charny würde während dieser Unterhandlungen in Metz verweilen; kein persönliches Verlangen rief ihn nach Paris zurück und seine, vielleicht ein wenig übertriebene, Ehre machte es ihm beinahe zur Pflicht, als eine Art von Geißel in Metz zu bleiben.

Der Graf Louis kam um die Mitte des Monats November nach Paris. Um diese Zeit wurde der König von Herrn von Lafayette scharf bewacht, und der Graf Louis von Bouillé war ein Vetter von Herrn von Lafayette.

Er stieg bei einem seiner Freunde ab, dessen patriotische Gesinnung sehr bekannt war, und der damals in England reiste.

In das Schloß ohne Wissen von Herrn von Lafayette kommen war also für den jungen Mann etwas, wenn nicht Unmögliches, doch wenigstens sehr Gefährliches und sehr Schwieriges.

Andererseits aber, da Herr von Lafayette in völliger Unwissenheit über die durch Charny zwischen dem König und Herrn von Bouillé angeknüpfte Verbindung sein mußte, war nichts einfacher für den Grafen Louis, als sich dem König gerade durch Herrn von Lafayette vorstellen zu lassen.

Die Umstände schienen von selbst den Wünschen des jungen Mannes entgegenzukommen.

Er war seit drei Tagen in Paris, ohne etwas beschlossen zu haben, dachte über das Mittel, zum König zu gelangen, nach und fragte sich, wie gesagt, ob es nicht das Sicherste wäre, sich an Lafayette selbst zu wenden, als man ihm ein paar Zeilen von diesem übergab, welcher ihn benachrichtigte, seine Ankunft in Paris sei bekannt, und den Grafen einlud, ihn beim Generalstab der Nationalgarde oder im Hotel Noailles zu besuchen.

Das war gewisser Maßen die Vorsehung, welche laut auf die Bitte antwortete, die leise Herr von Bouillé an sie richtete; es war eine gute Fee, wie sie sich in den reizenden Märchen von Perrault finden, die den Chevalier bei der Hand nahm und zu seinem Ziele führte.

Der Graf begab sich schleunigst nach dem Gebäude des Generalstabs.

Der General war zum Stadthause abgegangen, wo er eine Mittheilung von Herrn Bailly zu empfangen hatte.

Doch in Abwesenheit des Generals traf er seinen Adjutanten, Herrn Romeuf.

Romeuf hatte in einem Regimente mit dem jungen Grafen gedient, und obgleich der Eine der Demokratie und der Andere der Aristokratie angehörte, hatte doch ein freundliches Verhältnis zwischen ihnen stattgefunden; von selbiger Zeit an nahm Romeuf, der in eines von den nach dem 14. Juli aufgelösten Regimentern übergegangen war, nur noch Dienste bei der Nationalgarde, wo er den Posten eines Lieblingsadjutanten des General Lafayette inne hatte.

Obgleich sehr verschiedener Meinung über gewisse Punkte, stimmten doch die zwei jungen Leute bei diesem überein: Beide liebten und verehrten den König.

Nur liebte ihn der Eine auf Art der Patrioten, das heißt unter der Bedingung, daß er die Constitution beschwöre, der Andere auf Art der Aristokraten, das heißt unter der Bedingung, daß er den Eid verweigere und, wenn es nöthig wäre, an das Ausland appellire, um die Rebellen zur Vernunft zu bringen.

Unter den Rebellen verstand Herr von Bouillé drei Viertel der Nationalversammlung, die Nationalgarde, die Wähler u.s.w., das heißt, fünf Sechstel von Frankreich.

Romeuf war sechs und zwanzig Jahre alt, und der Graf Louis zwei und zwanzig, es war also schwierig für sie, lange über Politik zu sprechen.

Ueberdies wollte der Graf nicht einmal, daß man vermüthe, er beschäftige sich mit einer ernstern Idee.

Er vertraute als großes Geheimniß seinem Freunde Romeuf an, er habe Metz mit einer einfachen Erlaubniß verlassen, um in Paris eine Frau zu besuchen, die er anete.

Während der Graf Louis dem Adjutanten dieses Geständniß machte, erschien der General Lafayette aus der Schwelle der offen gebliebenen Thüre; doch, obgleich er den Ankommenden in einem vor ihm hängenden Spiegel wohl gesehen hatte, setzte Herr von Bouillé seine Erzählung nichtsdestoweniger fort; nur erhob er, trotz der Zeichen von Romeuf, welche er nicht zu verstehen sich den Anschein gab, die Stimme so, daß der General nicht ein Wort von dem, was

er sprach, verlor.

Der General hatte Alles gehört das wollte der Graf Louis.

Er schritt hinter dem Erzähler vor, legte ihm, als dieser geendigt hatte, die Hand auf die Schulter und sagte:

»Ah! mein Herr Leichtfuß, darum verbergen Sie sich vor Ihren achtenswerthen Verwandten?«

Es war kein sehr strenger Richter, kein sehr verdrießlicher Mentor, dieser junge General von zwei und dreißig Jahren, der selbst sehr in der Mode bei allen gefeierten Damen jener Zeit; der Graf Louis schien auch nicht besonders erschrocken über den Verweis, der ihn erwartete.

»Ich verbarg mich so wenig, mein lieber Vetter, daß ich mir heute noch die Ehre geben wollte, bei dem Ausgezeichnetsten derselben zu erscheinen, wäre er mir nicht durch diese Botschaft zuvorgekommen.«

Und er zeigte dem General den Brief, den er empfangen hatte.

»Nun! werden Sie sagen, die Polizei von Paris sei schlecht beschaffen, meine Herren von der Provinz?« sprach der General mit einer Miene der Befriedigung, welche bewies, daß er eine gewisse Eitelkeit hierin setzte.

»General, wir wissen, daß man demjenigen, der über der Freiheit des Volkes und dem Heile des Königs wacht, nichts verbergen kann.«

Lafayette schaute seinen Vetter mit jener zugleich gutmüthigen und ein wenig spöttischen Miene an, die wir selbst an ihm gekannt haben.

Er wußte, daß diesem Zweige der Familie sehr viel am Heile des Königs gelegen war, daß sie sich aber sehr wenig um die Freiheit des Volkes bekümmerte.

Er antwortete auch nur auf einen Theil der Phrase.

»Und mein Vetter, der Herr Marquis von Bouillé,« sagte er, indem er einen besondern Nachdruck aus einen Titel legte, auf den er seit der Nacht vom 4. August verzichtet hatte, »hat er seinen Sohn nicht mit irgend einem Auftrag für den König betraut, über dessen Heil ich wache?«

»Er hat mich beauftragt, ihm den Ausdruck seiner ehrfurchtvollsten Gefühle zu Füßen zu legen, sollte mich der General Lafayette nicht für unwürdig erachten, meinem Souverain vorgestellt zu werden,« erwiderte der junge Mann.

»Sie vorstellen . . .und wann dies?«

»So bald als möglich, General . . .ich glaube die Ehre gehabt zu haben, Ihnen oder Romeuf zu sagen, da ich ohne Urlaub hier sei . . .«

»Sie haben es Romeuf gesagt, doch das kommt auf eins heraus, da ich es gehört habe. Nun wohl, die guten Dinge dürfen nicht aufgeschoben werden; es ist elf Uhr; jeden Tag zur Mittagsstunde habe ich die Ehre, den König und die Königin zu sehen; essen Sie einen Bissen mit mir, wenn Sie nur ein erstes Frühstück zu sich genommen haben, und ich werde Sie in die Tuileries führen.«

»Aber,« fragte der junge Mann, indem er einen Blick auf seine Uniform und seine Stiefel warf, »bin ich im Costume, lieber Vetter?«

»Vor Allem,« erwiderte Lafayette, »vor Allem muß ich Ihnen sagen, mein armes Kind, daß die große Etiquettefrage, welche Ihre Amme war, sehr krank, wenn nicht gar gestorben ist, seit Ihrem Abgange; sodann schau Sie an: Ihr Rock ist tadellos, Ihre Stiefel sind ganz gut; welches Costume schickt sich besser für einen Edelmann, der bereit ist, für seinen König zu sterben, als seine Kriegsuniform? . . .Romeuf, sehen Sie nach, ob aufgetragen ist; ich nehme

Herrn von Bouillé sogleich nach dem Frühstück in die Tuileries mit.«

Dieses Vorhaben stand aus eine zu directe Weise im Einklange mit den Wünschen des jungen Mannes, als daß er einen ernsten Einwurf gemacht hätte; er verbeugte sich auch, um seine Beistimmung und seinen Dank zu bezeichnen.

Eine halbe Stunde nachher präsentirten die Schildwachen an den Gittern das Gewehr vor dem General Lafayette und dem jungen Grafen von Bouillé, ohne zu ahnen, daß sie die militärischen Ehren zugleich der Revolution und der Gegenrevolution bezeigten.

XXXII.

Die Königin.

Beide stiegen die kleine Treppe des Pavillon Marsan hinaus und traten in die Gemächer des ersten Stockes ein, den der König und die Königin bewohnten.

Alle Thüren öffneten sich vor Herrn von Lafayette. Die Schildwachen präsentirten das Gewehr; die Lackeien verbeugten sich; man erkannte leicht den König des Königs, den Major domus, wie Marat sagte.

Herr von Lafayette wurde zuerst bei der Königin eingeführt; der König war in seiner Schmiede, und man benachrichtigte Seine Majestät.

Herr Louis von Bouillé hatte Marie Antoinette drei Jahre nicht gesehen.

Während dieser drei Jahre waren die Stände versammelt gewesen, war die Bastille genommen worden und hatten die Tage des 5. und 6. Octobers stattgehabt.

Die Königin hatte ein Alter von vier und dreißig Jahren erreicht, »ein rührendes Alter,« sagt Michelet, »welches Van Dyck so oft mit Wohlgefallen gemalt hat, das Alter der Frau, das Alter der Mutter, und bei Marie Antoinette besonders das Alter der Königin.«

Seit diesen drei Jahren hatte die Königin viel an Geist und Herz, an Liebe und Eitelkeit gelitten. Die vier und dreißig Jahre erschienen daher bei der armen Frau um ihre Augen durch jene leichten, perlmutterartigen, bläulichen Nuancen, welche thränenreiche Tage und schlaflose Nächte verrathen, welche besonders das tiefe Uebel der Seele offenbaren, von dem die Frau, — Frau oder Königin, — sobald sie davon befallen ist, nicht mehr geneset.

Es war das Alter der gefangenen Maria Stuart, das Alter, wo sie die tiefsten Leidenschaften durchlebte und erregte, das Alter, wo Douglas, Mortimer, Norfolk und Babington sich ihr weihten und für sie starben.

Der Anblick dieser gefangenen, gehaßten, verleumdeten, bedrohten Königin, — der Tag des 5. October hatte bewiesen, daß die Drohungen nicht leer waren,— machte einen tiefen Eindruck aus das ritterliche Herz des jungen Louis von Bouillé.

Die Frauen täuschen sich nicht in der Wirkung, die sie hervorbringen, und da die Königinnen und die Könige überdies ein Gedächtnis, für Gesichter haben, das gleichsam einen Theil ihrer Erziehung bildet, so war Marie Antoinette Herrn von Bouillé kaum gewahr geworden, als sie ihn erkannte; sie hatte kaum einen Blick auf ihn geworfen, als sie sich sicher fühlte, sie befinde sich einem Freunde gegenüber.

Hierdurch erfolgte, daß, ehe der General den jungen Mann vorgestellt, ehe er sich am Fuße des Divans befand, auf welchem die Königin halb lag, diese aufgestanden war und, wie man es zugleich bei einem allen Bekannten, den man mit Vergnügen wiedersieht, und bei einem Diener thut, auf dessen Treue man zählen kann, ausgerufen hatte:

»Ah! Herr von Bouillé!«

Dann hatte sie, ohne sich um den General Lafayette zu bekümmern, die Hand gegen den jungen Mann ausgestreckt.

Der Graf Louis zögerte einen Augenblick, er konnte an eine solche Gunst nicht glauben.

Da aber die königliche Hand ausgestreckt blieb, so setzte er ein Knie auf die Erde und berührte mit seinen zitternden Lippen diese Hand.

Das war ein Fehler, den die Königin machte, und sie machte viele diesem ähnliche; ohne diese Gunstbezeugung gehörte Herr von Bouillé ihr, und durch dies, Herrn von Bouillé vor Herrn von Lafayette, dem nie eine solche Gnade zu Theil geworden, bewilligte Gunst stellte sie ihre Demarcationslinie fest und verletzte den Mann, aus welchem sich einen Freund zu machen sie am meisten nöthig hatte.

Lafayette sagte auch mit der Höflichkeit, von welcher nur einen Augenblick abzugehen der General unfähig war:

»Bei meiner Treue, mein lieber Vetter, ich habe Ihnen angeboten, Sie Ihrer Majestät vorzustellen, doch, wie mir scheint, war es eher an Ihnen, mich ihr vorzustellen.«

Die Königin war so freudig, daß sie sich einem von den Dienern gegenüber fand, von welchen sie wußte, sie könne aus dieselben zählen, die Frau war so stolz auf den Eindruck, den sie, wie ihr schien, auf den Grafen hervorgebracht hatte, daß sie sich, in ihrem Herzen einen von jenen Strahlen der Jugend, die sie erloschen glaubte, und rings um sich die Lüfte des Frühlings und der Liebe, die sie todt wähnte, fühlend, gegen den General umwandte und mit ihrem Lächeln von Trianon und Versailles erwiderte:

»Herr General, der Graf Louis ist kein strenger Republicaner, wie Sie; er kommt von Metz und nicht von America; er kommt nicht nach Paris, um an der Constitution zu arbeiten; er kommt, um mir seine Huldigungen darzubringen. Wundern Sie sich also nicht, daß ich, die arme, halb entthronte Königin, ihm eine Gunst bewillige, die für ihn, einen jungen Mann aus der Provinz, vielleicht noch diesen Namen verdient, während für Sie . . .«

Und die Königin machte eine reizende Geberde, beinahe eine Mädchengeberde, welche besagen wollte: »Während Sie, Herr Scipio, während Sie, Herr Cincinnatus, sich den Henker um solche Freundlichkeiten bekümmern.«

»Madame,« sprach Lafayette, »ich werde ehrfurchtsvoll und ergeben an der Königin vorübergegangen sein, ohne daß je die Königin meine Ehrfurcht begriffen, meine Ergebenheit geschätzt hat; das wird ein großes Unglück für mich, ein noch größeres vielleicht für sie sein.«

Und er verbeugte sich.

Die Königin schaute ihn mit ihrem tiefen, klaren Auge an. Mehr als einmal hatte ihr Lafayette solche Worte gesagt, mehr als einmal hatte sie über die Worte, die ihr Lafayette gesagt, nachgedacht; aber zum Unglück für sie, wie es dieser ausgesprochen, hegte sie einen instinctartigen Widerwillen gegen den Menschen.

»Ah! General,« versetzte sie, »seien Sie großmüthig, verzeihen Sie mir.«

»Ich, Madame, Ihnen verzeihen! Und was?«

»Daß es mich so zu der guten Familie Bouillé hingerissen hat, die mich von ganzem Herzen liebt und zu deren elektrischen Kette sich zu machen dieser junge Mann die Güte gehabt. Ich sah seinen Vater, seine Oheime, seine ganze Familie erscheinen, als er eintrat und mir mit seinen Lippen die Hand küßte.«

Lafayette verbeugte sich abermals.

»Und nun,« sagte die Königin, »nach der Verzeihung der Friede; einen guten Händedruck, General, auf englische oder americanische Art.«

Und sie bot ihm die Hand, aber offen und die flache Seite nach außen.

Lafayette berührte langsam und mit einer kalten Hand die Hand der Königin und erwiderte:

»Ich bedaure, daß Sie sich nie erinnern wollen, daß ich Franzose bin, Madame. Es ist doch nicht so, weit vom 6. October zum 16. November.«

»Sie haben Recht, General,« sprach die Königin, indem sie ihm nach einer Anstrengung gegen sich selbst die Hand drückte; »ich bin eine Undankbare.«

Und sie sank wie gebrochen durch die Gemüthsbewegung auf ihr Sofa zurück und fügte bei:

»Uebrigens darf Sie dies nicht in Erstaunen setzen. Sie wissen, das ist der Vorwurf, den man mir macht.«

Dann fragte sie, den Kopf schüttelnd:

»Nun, General, was gibt es Neues?«

Lafayette hatte eine kleine Rache zu üben; er ergriff die Gelegenheit.

»Ah! Madame,« sagte er, »wie sehr bedaure ich, daß Sie gestern nicht in der Nationalversammlung gewesen sind. Sie hätten eine rührende Scene gesehen, von der sicherlich Ihr Herz bewegt worden wäre; ein Greis kam und dankte der Nationalversammlung für das Glück, das er ihr, ihr und dem König verdanke, denn die Nationalversammlung vermag nichts ohne die königliche Sanction.«

»Ein Greis?« wiederholte die Königin zerstreut.

»Ja, Madame; aber welch ein Greis! der Aelteste der Menschheit, ein höriger Bauer des Jura, hundert und zwanzig Jahre alt, vor die Schranken der Nationalversammlung durch fünf Generationen von Abkömmlingen geführt und hier erscheinend, um für ihre Decrete vom 4. August zu danken. Sie begreifen, Madame, ein Mann, der Leibeigener ein halbes Jahrhundert unter Ludwig XIV. und siebenzig Jahre seitdem gewesen ist!«

»Und was hat die Nationalversammlung zu Gunsten dieses Mannes gethan?«

»Sie ist insgesamt aufgestanden und hat ihn genöthigt, sich zu setzen und zu bedecken.«

»Ah!« sagte die Königin mit dem Tone, der nur ihr eigenthümlich war, »das mußte in der That sehr rührend sein; »doch zu meinem Bedauern war ich nicht dort. Sie wissen besser, als irgend Jemand,« fügte sie lächelnd bei, »ich bin nicht immer da, wo ich sein will.«

Der General machte eine Bewegung, welche bezeichnete, er habe etwas zu erwiedern, doch ohne daß sie ihm Zeit ließ, ein Wort zu sagen, fuhr die Königin fort:

»Nein, ich war hier, ich empfing die Frau François, die arme Witwe des unglücklichen Bäckers der Nationalversammlung, den diese vor ihrer Thür hat ermorden lassen. Was that denn die Nationalversammlung an diesem Tage, Herr von Lafayette?«

»Madame,« erwiderte der General, »Sie sprechen da von einem der Unglücksfälle, welche die Repräsentanten Frankreichs im höchsten Maße betrübt haben: die Nationalversammlung konnte dem Morde nicht vorbeugen, aber sie wußte wenigstens die Mörder bestrafen.«

»Ja, doch diese Strafe, das schwöre ich Ihnen, hat die arme Frau nicht getröstet; sie wäre beinahe rasend geworden, und man glaubt, sie werde ein todes Kind gebären; lebt das Kind, so habe ich ihr versprochen, die Pathe desselben zu werden, und damit das Volk erfahre, ich sei nicht so unempfindlich, als man sagt, gegen das Unglück, das ihm begegnet, frage ich Sie, mein lieber General, ob keine Inconvenienz dabei wäre, daß das Kind in Notre-Dame getauft würde.«

Lafayette erhob die Hand wie ein Mensch, der im Begriffe ist, um das Wort zu bitten, und der sich entzückt fühlt, daß man es ihm bewilligt.

»Madame,« sagte er, »das ist die zweite Anspielung, die Sie seit einem Augenblick auf die angebliche Gefangenschaft machen, in der ich Sie, wie man gern Ihre getreuen Diener glauben machen würde, halten soll. Madame, ich beeile mich, es vor meinem Vetter auszusprechen, ich werde es vor Paris, vor Europa, vor der Welt, wenn es sein muß, wiederholen, ich habe es gestern Herrn Mounier geschrieben, der aus dem Dauphiné über die königliche Gefangenschaft jammert, — Madame, Sie sind frei, und ich habe nur einen Wunsch, ich richte nur eine Bitte an Sie: Sie mögen einen Beweis hiervon dadurch geben, daß der König seine Jagden und seine Fahrten wieder ausnimmt, und daß Sie ihn begleiten.«

Die Königin lächelte wie eine schlecht überzeugte Person.

»Was den Punkt betrifft, daß Sie Pathe der armen Waise sein wollen, welche in der Trauer geboren werden wird, so hat die Königin, diese Verpflichtung gegen die Witwe übernehmend, dem vortrefflichen Herzen gehorcht, das ihr die Achtung und die Liebe ihrer ganzen Umgebung erworben. Ist der Tag der Ceremonie gekommen, so wird die Königin die Kirche wählen, wo sie wünscht, daß diese Ceremonie stattfinden soll; sie wird ihre Befehle geben, und nach ihren Befehlen wird Alles geschehen. Und nun,« fügte der General, indem er sich verbeugte, bei, »nun erwarte ich diejenigen, mit welchen Eure Majestät mich für heute zu beehren die Gnade hoben wird.«

»Für heute, mein lieber General,« erwiderte die Königin, »habe ich keine andere Bitte an Sie zu richten, als die, Sie mögen Ihren Vetter, wenn er noch einige Tage in Paris bleibt, einladen, Sie in eine der Abendgesellschaften von Frau von Lamballe zu begleiten. Sie wissen, sie empfängt für sich und für mich.«

»Und ich, Madame,« sagte Lafayette, »ich werde von der Einladung für meine Rechnung und für die seinige Gebrauch machen; und wenn mich Eure Majestät nicht früher dort gesehen hat, so bitte ich sie, überzeugt zu sein, es rühre dies davon her, daß sie es vergessen, mir ihren Wunsch, mich in diesen Gesellschaften, zu sehen, kundzugeben.«

Die Königin antwortete durch eine Verneigung des Kopfes und durch ein Lächeln.

Das war der Abschied.

Jeder nahm davon, was ihm zukam.

Lafayette den Gruß; der Graf Louis das Lächeln.

Beide entfernten sich rückwärts schreitend. Der Eine trug aus dieser Zusammenkunft mehr Bitterkeit, der Andere mehr Ergebenheit fort.

XXXIII.

Der König.

Vor der Thüre des Gemachs der Königin fanden der General und der Graf Louis den Kammerdiener des Königs, der auf sie wartete.



Der König.

Der König ließ Herrn von Lafayette sagen, da er, um sich zu zerstreuen, eine sehr wichtige Schlosserarbeit angefangen habe, so bitte er ihn, in die Schmiede hinaufzukommen.

Eine Schmiede war das Erste, wonach sich Ludwig XVI. bei seiner Ankunft in den Tuileries erkundigte, und als er erfuhr, dieser für ihn unerlässlich nothwendige Gegenstand sei in den Plänen von Katharina von Medicis und Philibert von Lorme vergessen worden, wählte er im zweiten Stocke, gerade über seinem Schlafzimmer, eine große Mansarde, die eine äußere und

eine innere Treppe hatte, um seine Schlosserwerkstätte daraus zu machen.

Unter den schweren Sorgen, welche ihn seit den fünf Wochen, die er ungefähr in den Tuileries war, belagerten, vergaß Ludwig XVI. nicht einen Augenblick seine Schmiede. Seine Schmiede war eine fixe Idee; er leitete selbst ihre Feuereinrichtung, bezeichnete selbst den Platz für den Blasebalg, für den Herd, den Amboß, den Werkstisch und die Schraubstöcke. Die Schmiede war seit dem vorhergehenden Tag eingerichtet; runde Feilen, flache Feilen, Karpfenzungen, Reißhaken waren an ihren Plätzen; Vorschlaghämmer, Kreuzhämmer, Rundschlaghämmer hingen an ihren Nägeln; Zwickzangen, Maulzangen, Beißzangen lagen im Bereiche der Hand. Ludwig XVI. hatte nicht länger widerstehen können, und vom Morgen an widmete er sich mit glühendem Eifer dieser Arbeit, welche eine so große Zerstreung für ihn bot, und in der er Meister geworden wäre, hätte ihn nicht, wie wir zum großen Bedauern von Meister Gamain gesehen, eine Anzahl von Faullenzern, wie Herr Turgot, Herr von Calonne, Herr Necker, von dieser gelehrten Beschäftigung abgezogen, um mit ihm nicht nur über die Angelegenheiten Frankreichs, was, streng genommen, Meister Gamain gestattete, sondern auch, was ihm sehr unnütz schien, über die Angelegenheiten von Brabant, von Oesterreich, von England, von Spanien und Amerika zu reden.

Dies erklärt, wie König Ludwig XVI. in der ersten Hitze seiner Arbeit, statt zu Herrn von Lafayette hinabzugehen, Herrn von Lafayette hatte bitten lassen, zu ihm herauszukommen.

Dann vielleicht auch war es Ludwig XVI., nachdem er sich vor dem Commandanten der Nationalgarde in seiner Schwäche als König hatte sehen lassen, nicht unangenehm, sich ihm in seiner Majestät als Schlosser zu zeigen.

Da es der Kammerdiener, um die Besuche in die königliche Schmiede zu führen, nicht für geeignet gehalten hatte, die Wohnzimmer zu durchschreiten und sie die Privattreppe hinaussteigen zu lassen, so umgingen Herr von Lafayette und der Graf Louis diese Zimmer und stiegen die öffentliche Treppe hinauf, was ihren Weg sehr verlängerte.

Die Folge dieses Abweichens von der geraden Linie war, daß der junge Graf Louis Zeit zum Nachdenken hatte.

Er dachte also nach.

So voll sein Herz von dem guten Empfang war, der ihm von Seiten der Königin zu Theil geworden, so konnte er sich doch nicht verleugnen, daß er nicht von ihr erwartet worden. Kein doppelsinniges Wort, keine geheimnißvolle Geberde hatte ihm zu verstehen gegeben, die erhabene Gefangene, was sie zu sein behauptete, habe Kenntniß von der Sendung, mit der er beauftragt war, und rechne auch nur im Geringsten auf ihn, daß er sie ihrer Gefangenschaft entziehe. Dies stand übrigens ganz gut mit dem im Einklange, was Charny von dem Geheimnisse gesagt hatte, das der König aus seiner Mission für Alle und selbst für die Königin gemacht habe.

Welches Glück es auch dem Grafen Louis gewährte, die Königin wiederzusehen, es war doch offenbar, daß er nicht zu ihr zurückkommen mußte, um die Lösung seiner Botschaft zu suchen.

Es war seine Ausgabe, zu studiren, ob sich im Empfang des Königs, in seinen Worten oder in seinen Geberden nicht ein ihm allein begreifliches Zeichen finde, welches ihm andeute, Ludwig XVI. sei besser als Herr von Lafayette über die Ursachen seiner Reise nach Paris unterrichtet.

Vor der Thüre der Schmiede wandte sich der Kammerdiener um, und fragte, da er den Namen von Herrn von Bouillé nicht wußte:

»Wen werde ich melden?«

»Melden Sie den Oberbefehlshaber der Nationalgarde. Ich werde die Ehre haben, diesen Herrn Seiner Majestät vorzustellen.«

»Der Herr Obercommandant der Nationalgarde,« meldete der Kammerdiener.

Der König wandte sich um.

»Ah! Ah!« sagte er, »Sie sind es, Herr von Lafayette? Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Sie habe hier herauskommen lassen; doch der Schlosser versichert Sie, daß Sie in seiner Werkstätte willkommen sind; ein Kohlenbrenner sagte zu meinem Ahnherrn, Heinrich IV.: »»Kohlenbrenner ist Herr in seinem Hause.«« Ich sage Ihnen, General: »»Sie sind Herr beim Schlosser, wie beim König.««

Der König nahm, wie man sieht, das Gespräch ungefähr aus dieselbe Art in Angriff, wie es Marie Antoinette gethan hatte.

»Sire,« erwiderte Herr von Lafayette, »unter welchen Umständen ich die Ehre habe, vor dem König zu erscheinen, in welchem Stocke und in welcher Kleidung er mich empfängt, der König wird immer der König sein, und derjenige, welcher ihm in diesem Augenblick seine Ehrfurcht bezeigt, wird immer sein getreuer Unterthan und sein ergebener Diener bleiben.«

»Ich bezweifle es nicht, Marquis; doch Sie sind nicht allein? Haben Sie Ihren Adjutanten gewechselt, und nimmt dieser junge Officier bei Ihnen die Stelle von Herrn Gouvion oder von Herrn Romeuf ein?«

»Dieser junge Officier, Sire, — ich bitte Eure Majestät um Erlaubniß., ihr derselben vorstellen zu dürfen, — dieser Officier ist mein Vetter, der Graf Louis von Bouillé, Kapitän bei den Dragonern von Monsieur.

»Ah! Ah!« versetzte der König, der sich eines leichten Bebens, welches der junge Edelmann wohl bemerkte, nicht erwehren konnte, »ah! ja, der Herr Graf Louis von Bouillé, Sohn des Marquis von Bouillé, Commandanten von Metz,«

»So ist es, Sire,« sagte lebhaft der junge Graf.

»Ah! Herr Graf Louis von Bouillé, verzeihen Sie, daß ich Sie nicht erkannte, ich habe ein kurzes Gesicht. Und Sie haben Metz schon lange verlassen?«

»Vor fünf Tagen, Sire, und da ich mich in Paris zwar ohne einen officiellen Urlaub, aber mit besonderer Genehmigung meines Vaters befand, so ersuchte ich meinen Verwandten, Herrn von Lafayette, um die Ehre, Eurer Majestät vorgestellt zu werden.«

»Von Herrn von Lafayette! Sie haben wohl gethan, Herr Graf, Niemand war mehr im Stande, Sie zu jeder Stunde vorzustellen, und von Niemand konnte mir die Vorstellung angenehmer sein.«

Dieses *zu jeder Stunde bezeichnete*, daß Herr von Lafayette den großen und den kleinen Zutritt, der ihm in Versailles bewilligt worden war, behalten hatte.

Die wenigen Worte, welche Ludwig XVI, gesprochen, hatten indessen genügt, um dem jungen Grafen anzudeuten, er habe aus seiner Hut zu sein. Die Frage besonders: »Haben Sie Metz schon lange verlassen?« besagte: »Haben Sie Metz seit der Ankunft des Grafen von Charny verlassen?«

Die Antwort des Boten hatte den König hinreichend unterrichten müssen. »Ich habe Metz vor fünf Tagen verlassen und bin in Paris ohne Urlaub, aber mit besonderer Genehmigung meines Vaters,« wollte besagen: »Ja, Sire, ich habe Herrn von Charny gesehen, und mein Vater hat mich nach Paris geschickt, um mich mit Eurer Majestät zu verständigen und die Gewißheit zu

erlangen, daß der Graf wirklich im Auftrage des Königs komme.«

Herr von Lafayette schaute neugierig umher. Viele waren in das Arbeitscabinet des Königs, in seinen Conseilsaal, in seine Bibliothek, in sein Betzimmer sogar gekommen; Wenige hatten sich der ausnehmenden Gunst erfreut, in die Schmiede zugelassen zu sein, wo der König Lehrling wurde, und wo der wahre König, der wahre Meister Herr Gamain war.

Der General bemerkte die vollkommene Ordnung, in der sich alle Werkzeuge aufgestellt oder aufgehängt fanden, worüber man sich indessen nicht wundern durfte, da der König erst vom Morgen an arbeitete.

»Und Eure Majestät,« sagte Lafayette, der ziemlich in Verlegenheit über den Gegenstand war, den er bei einem König zur Sprache bringen könnte, welcher ihn mit aufgestreiften Aermeln, die Feile in der Hand und die lederne Schürze vorgebunden, empfing, »und Eure Majestät hat eine wichtige Arbeit unternommen?«

»Ja, General, ich habe das große Werk der Schlosserei: ein Schloß, unternommen Ich sage Ihnen, was ich mache, damit Sie, wenn Herr Marat erführe, ich arbeite wieder in der Werkstätte, und behauptete, ich schmiede Ketten für Frankreich, ihm antworten könnten, das sei nicht wahr . . . Sie sind weder Gesell, noch Meister, Herr von Bouillé?«

»Nein, Sire; doch ich bin Lehrling, und wenn ich Eurer Majestät in Etwas nützlich sein könnte . . .«

»Ah! es ist wahr, mein lieber Vetter,« sagte Lafayette, »war nicht der Mann Ihrer Amme ein Schlosser? und sagte Ihr Vater nicht, obgleich er ein ziemlich mittelmäßiger Bewunderer des Verfassers von Emil ist, wenn er in Beziehung auf Sie den Rath von Jean Jacques zu befolgen hätte, so würde er aus Ihnen einen Schlosser machen?«

»Ganz richtig, und darum hatte ich die Ehre, Seiner Majestät zu bemerken, sollte sie eines Lehrlings bedürfen . . .«

»Ein Lehrling wäre mir unnütz, mein Herr,« erwiderte der König; »ich müßte hauptsächlich einen Meister haben.«

»Was für ein Schloß macht denn Seine Majestät?« fragte der junge Graf mit der Quasivertraulichkeit, zu der das Costume des Königs und der Ort, wo er sich befand, berechtigten. »Ist es ein Leierschloß, ein Mahlschloß, ein Einschlagschloß oder ein Schraubenschloß?«

»Ho! Ho! mein Wetter,« rief Lafayette, »ich weiß nicht, was Sie als Praktiker machen können, doch als Theoretiker scheinen Sie mir vertraut, ich sage nicht mit dem Handwerk, da es ein König geadelt hat, sondern mit der Kunst.«

Ludwig XVI. hatte mit einem sichtbaren Vergnügen den jungen Edelmann eine Anzahl Schlösser mit Namen nennen hören.

»Nein,« sagte er, »das ist ganz einfach ein Schloß mit einer geheimen Feder, was man ein Benarde-Schloß nennt, welches auf beiden Seiten schließt; doch ich befürchte sehr, meine Kräfte überschätzt zu haben. Ah! wenn ich meinen armen Gamain noch hätte, ihn, der sich Meister über Meister, Meister über Alle nannte!«

»Ist denn dieser brave Mann gestorben, Sire?«

»Nein,« erwiderte der König, indem er dem jungen Mann einen Blick zuwarf, der zu sagen schien: »»Verstehen Sie aus das halbe Wort;«« »nein, er ist in Versailles in der Rue des Reservoirs; der liebe Mensch wird es nicht gewagt haben, mich in den Tuileries zu besuchen.«

»Warum nicht, Sire?« fragte Lafayette.

»Aus Furcht, sich zu gefährden. Ein König von Frankreich ist sehr gefährdend zu dieser Stunde, und zum Beweise dient, daß alle meine Freunde, die Einen in London, die Andern in Koblenz oder Turin sind. Wenn Sie indessen nichts Nachtheiliges darin finden, mein lieber General, daß er mit einem von seinen Lehrburschen hierher kommt, um mich ein wenig zu unterstützen, so werde ich ihn dieser Tage holen lassen.«

»Sire.« erwiderte rasch Herr von Lafayette, »Eure Majestät weiß wohl, daß es ihr vollkommen frei steht, zu sehen, wen es ihr beliebt.«

»Ja, unter der Bedingung, daß Ihre Schildwachen die Besuche betasten, wie man es mit den Schmugglern an der Grenze macht; oh! mein armer Gamain würde sich verloren glauben, hielte man sein Werkzeugbündel für eine Patrontasche und seine Feilen für Dolche!«

»Sire, ich weiß in der That nicht, wie ich mich bei Eurer Majestät entschuldigen soll, aber ich hafte Paris, Frankreich, Europa für das Leben des Königs, und ich kann nicht genug Vorsichtsmaßregeln nehmen, damit dieses kostbare Leben unversehrt bleibt. Was den wackern Mann betrifft, von dem wir sprechen, so mag der König selbst nach seinem Gefallen Befehle geben.«

»Es ist gut; ich danke, Herr von Lafayette; doch das hat keine Eile; erst in acht bis zehn Tagen,« fügte er bei, indem er einen Seitenblick auf Herrn von Bouillé warf, »bedarf ich seiner und seines Lehrlings; ich werde ihn durch meinen Kammerdiener Durcy, der mit ihm befreundet ist benachrichtigen.«

»Und er braucht nur zu erscheinen, um beim König zugelassen zu werden, Sire; sein Name wird ihm als Passirschein dienen. Gott bewahre mich vor dem Rufe eines Schießers, eines Gefangenenwärters, eines Kerkermeisters, den man mir macht; nie ist der König freier gewesen, als in diesem Augenblick; ich kam sogar, um Seine Majestät dringend zu bitten, sie möge ihre Jagden, ihre Reisen wieder anfangen.«

»Oh! meine Jagden, nein, ich danke! Uebrigens habe ich für den Augenblick, wie Sie sehen, etwas ganz Anderes im Kopfe. Was meine Reisen betrifft, das ist ein Unterschied; die letzte, die ich von Versailles nach Paris gemacht, hat mich von allem Verlangen, zu reisen, — wenigstens in so großer Gesellschaft, — geheilt,« sagte der König.

Und er warf einen neuen Blick dem Grafen von Bouillé zu, der durch ein einfaches Blinzeln mit den Augenlidern dem König zu verstehen gab, er habe begriffen.

»Und nun, mein Herr,« sprach der König zu dem jungen Grafen, »verlassen Sie Paris bald, um zu Ihrem Vater zurückzukehren?«

»Sire,« erwiderte der junge Mann, »ich verlasse Paris in zwei bis drei Tagen, doch nicht um nach Metz zurückzukehren. Ich habe eine Großmutter, welche in Versailles in der Rue des Reservoirs wohnt, und ich muß ihr meine Ehrfurcht bezeigen. Dann bin ich von meinem Vater beauftragt, eine ziemlich wichtige Familienangelegenheit zu Ende zubringen, und ich kann erst in acht bis zehn Tagen die Person sehen, deren Befehle ich bei dieser Veranlassung ein holen soll. Ich werde also bei meinem Vater frühestens in den ersten Tagen des December sein, wenn nicht etwa der König aus irgend einem besondern Grunde wünscht, daß ich meine Rückkehr nach Metz beschleunige.«

»Nein, mein Herr,« sagte der König, »nein, lassen Sie sich Zeit, gehen Sie nach Versailles, besorgen Sie die Angelegenheiten, mit denen Sie der Marquis beauftragt hat, und wenn sie

abgemacht sind, sagen Sie ihm, ich vergesse ihn nicht, ich kenne ihn als einen meiner getreuesten Unterthanen, und ich werde ihn eines Tags Herrn von Lafayette empfehlen, damit ihn Herr von Lafayette Herr du Portail empfiehlt.«

Lafayette lächelte mit dem Ende der Lippen, als er diese neue Anspielung auf seine Allmacht hörte.

»Sire,« sprach er, »ich würde längst selbst die Herren von Bouillé Eurer Majestät empfohlen haben, hätte ich nicht die Ehre, mit diesen Herren verwandt zu sein. Die Furcht, man könnte sagen, ich wende die Gunstbezeugungen des Königs meiner Familie zu, hat mich allein bis jetzt abgehalten, diese Gerechtigkeit zu üben.«

»Ei! das schickt sich vortrefflich, Herr von Lafayette; wir werden wieder davon sprechen, nicht wahr?«

»Erlaubt mir der König, ihm zu sagen, daß mein Vater als eine Ungunst, als eine Ungnade sogar ein Avancement betrachten würde, das ihm ganz oder theilweise die Mittel Seiner Majestät zu dienen, entzöge?«

»Oh! das versteht sich, Graf,« erwiderte der König, »und ich werde nicht gestatten, daß man die Stellung von Herrn von Bouillé, anrührt, ohne sie noch mehr seinen Wünschen und den meinigen entsprechend zu machen. Lassen Sie uns, Herrn von Lafayette und mich, das ordnen und gehen Sie ihrem Vergnügen nach, ohne indessen darüber die Angelegenheiten zu vergessen. Gott befohlen, meine Herren!«

Und er entließ die beiden Herren mit einer majestätischen Miene, welche einen ziemlich seltsamen Contrast mit seinem gemeinen Anzug bildete.

Dann, als die Thüre wieder zugemacht war, sagte er:

»Ich glaube, daß mich der junge Mann verstanden hat, und daß ich in *acht bis zehn Tagen* Meister Gamain und seinen Lehrling haben werde, um mir mein Schloß anlegen zu helfen.«

XXXIV.

Alte Bekannte.

Am Abend desselben Tages, an welchem Herr Louis von Bouillé die Ehre gehabt hatte, zuerst von der Königin und dann vom König empfangen zu werden, ereignete sich, zwischen sechs und sieben Uhr im dritten und letzten Stocke eines kleinen, alten, finstern, schmutzigen Hauses der Rue de la Juiverie eine Scene, welcher unsere Leser beiwohnen zu lassen wir um Erlaubniß bitten.

Wir werden sie vom Eingange des Pont au Change mitnehmen, entweder beim Aussteigen aus ihrer Carrosse, oder beim Aussteigen aus ihrem Fiacre, je nachdem sie sechs tausend Livres jährlich für einen Kutscher, ein Paar Pferde und einen Wagen aufzuwenden oder dreißig Sous täglich für einen einfachen nummerirten Wagen zu geben haben. Wir werden mit ihnen dem Pont au Change folgen, sodann in die Rue de la Pelleterie eintreten und durch diese in die Rue de la Juiverie gehen, wo wir vor der dritten Thüre links stehen bleiben.

Wir wissen wohl, daß der Anblick dieser Thüre, — welche die Miethleute des Hauses nicht einmal zu verschließen sich die Mühe geben, so sehr glauben sie sich vor jedem nächtlichen Versuche der Herren Diebe der Eite geschützt, — nicht besonders anziehend ist, aber, wie gesagt, wir brauchen die Leute, welche in den Mansarden dieses Hauses wohnen, und da sie uns nicht aufsuchen würden, so müssen wir, lieber Leser oder geliebte Leserin, muthig zu ihnen gehen.

Sichern Sie also so viel als möglich Ihren Tritt, um nicht in dem kleberigen Kothe auszugleiten, der den Boden des schmalen, schwarzen Ganges, in welchen wir eindringen, bedeckt; schließen wir unsere Kleider fest an unsern Leib, damit sie nicht an den Wänden der feuchten, schmierigen Treppe, die im Hintergrunde dieses Ganges, wie die Stücke einer schlecht zusammengefügtten Schlange, aufwärts kriecht, anstreifen; halten wir an unsere Nase einen Essigflacon oder vor unser Gesicht ein parfümirtes Taschentuch, damit der schärfste und aristokratischste von unseren Sinnen, der Geruch, soviel als möglich der Berührung dieser mit Stickstoff geschwängerten Lust entgehe, die man zugleich durch den Mund, durch die Nase und durch die Augen einathmet, und bleiben wir aus dem Ruheplatze des dritten Stockes vor einer Thüre stehen, auf welche die unschuldige Hand eines jungen Malers mit Kreide Figuren gezeichnet hat, die man Anfangs für kabalistische Zeichen halten könnte, während es nur unglückliche Versuche in der erhabenen Kunst der Leonard da Vinci, der Raphael, der Michel Angelo sind.

Hier angelangt, werden wir, wenn Sie wollen, durch das Schlüsselloch schauen, damit Sie, lieber Leser oder geliebte Leserin, wenn Sie ein gutes Gedächtniß haben, die Personen erkennen, welche Sie treffen werden. Erkennen Sie dieselben aber nicht vom Ansehen, so mögen Sie Ihr Ohr an die Thüre halten und horchen. Dann maß Ihnen wohl, wenn Sie unser Buch: »*Das Halsband der Königin*,« ein wenig gelesen haben, das Gehör zu Hilfe kommen: unsere Sinne vervollständigen einander.

Sagen wir zuerst, was man sieht, wenn man durch das Schlüsselloch schaut.

Das Innere eines Zimmers, das die Noth bezeichnet und von drei Personen bewohnt wird; diese drei Personen sind ein Mann, eine Frau und ein Kind.

Der Mann ist fünf und vierzig Jahre alt und scheint fünf und fünfzig zu sein; die Frau ist vier und dreißig alt, und scheint vierzig zu sein; das Kind zählt fünf, und sieht aus wie sein Alter; es hat noch nicht Zeit gehabt, zweimal zu altern.

Der Mann trägt die abgenutzte Uniform eines Sergenten bei den Gardes françaises — eine verehrte Uniform seit dem 14. Juli, wo sich die Gardes françaises mit dem Volke verbanden, um mit den Deutschen von Herrn von Lambesc und den Schweizern von Herrn von Besenval Flintenschüsse zu wechseln.

Er hält in der Hand ein vollständiges Kartenspiel, vom Aß an mit dem Zweier, dem Dreier und dem Vierer von jeder Farbe bis zum König; er versucht zum hundertsten, zum tausendsten, zum zehntausendsten Male eine unfehlbare Martingale. Ein Carton, durch den eben so viele Löcher gestochen sind, als es Sterne am Himmel gibt, ruht an seiner Seite.

Wir haben gesagt *ruht*, und wir beeilen uns, dieses Wort zurückzunehmen, denn es ist ein sehr ungeeignetes auf diesen Carton angewandt, da ihn der Spieler, — er ist unbestreitbar ein Spieler, — unablässig quält, indem er ihn von fünf zu fünf Minuten um Rath fragt.

Die Frau hat ein altes seidenes Kleid an; bei ihr ist das Elend um so erschrecklicher, als sie mit Ueberresten von Luxus erscheint; ihre Haare werden über dem Nacken durch einen kupfernen, ehemals vergoldeten Kamm festgehalten; ihre Hände sind sorgfältig reinlich und haben durch diese große Reinlichkeit ein gewisses aristokratisches Aussehen bewahrt oder vielmehr erlangt; ihre Nägel, welche der Herr Baron von Taverney, in seinem groben Realismus Horn nannte, sind geschickt gegen die Spitze zu gerundet: der Farbe beraubte, an gewissen Stellen verschobene Pantoffeln, welche einst mit Gold und Seide gestickt waren, spielen an ihren, mit Ueberbleibseln von durchbrochenen Strümpfen bedeckten, Füßen.

Das Gesicht ist, wie gesagt, das einer Frau von vier und dreißig bis fünf und dreißig Jahren und würde, wäre es künstlich nach der Mode der Zeit bearbeitet, derjenigen, die es trägt, erlauben, sich das Alter zu geben, an das sich ein Lustrum hindurch und sogar zwei Lustra die Frauen mit aller Hartnäckigkeit anklammern, wir meinen neun und zwanzig, — zeigt aber, der rothen und weißen Schminke beraubt und folglich von allen Mitteln entblößt, die Schmerzen und die Armuth, diesen dritten und vierten Flügel der Zeit, zu verbergen, vier bis fünf Jahre mehr als die Wirklichkeit an.

So entblößt aber auch dieses Gesicht ist, so fängt man doch an zu träumen, wenn man es sieht, und ohne sich Antwort geben zu können, so sehr zögert der Geist, so kühn auch sein Flug sein mag, über eine solche Entfernung zu springen, fragt man sich, in welchem goldenen Palaste, in welchem sechsspännigen Wagen, unter welchem königlichen Staube man ein glänzendes Gesicht, von dem dieses nur der bleiche Reflex ist, gesehen habe.

Das Kind ist, wie wir erwähnt, fünf Jahre alt; es hat die krausen Haare eines Cherubs, die runden Backen eines Franzapfels, die teuflischen Augen seiner Mutter, den gefräßigen Mund seines Vaters, die Trägheit und die Launen von Beiden.

Es ist mit einem Reste von einem nacaratfarbigen Sammetrock bekleidet, und während es ein Stück, beim Specereihändler der Ecke, mit Muß bestrichenes Brod ißt, fasert es die Ueberbleibsel eines alten dreifarbigem Gürtels auf den Boden eines alten perlgrauen Hutes aus.

Alles wird beleuchtet durch eine Talgkerze mit einem riesigen Schnuppen, der eine leere

Flasche als Leuchter dient, und die, indeß sie den Mann mit den Karten ins Licht setzt, die übrige Stube in einem Halbdunkel läßt.

Nachdem dies vorangeschickt ist, und da, nach unserer Voraussicht, die Inspection mit bloßem Auge uns nichts gelehrt hat, wollen wir horchen.

Der Knabe bricht zuerst das Stillschweigen, er wirft über seinen Kopf das Mußbrod, welches auf den Fuß des nur noch aus einer Matratze bestehenden Bettes fällt, und ruft seiner Mutter zu:

»Mama, ich will kein Brod und kein Muß mehr . . .pfui!«

»Was willst Du denn, Toussaint?«

»Ich will eine Stange rothen Gerstenzucker.«

»Hörst Du, Beausire?« fragt die Frau.

Dann, da sie sieht, daß Beausire, in seine Berechnungen versunken, nicht antwortet, wiederholt sie noch lauter:

»Hörst Du, was das arme Kind sagt?«

Dasselbe Stillschweigen.

Nun hebt sie ihren Fuß bis zur Höhe der Hand empor, nimmt ihren Pantoffel, schleudert ihn dem Rechner an den Kopf und ruft:

»He! Beausire!«

»Nun! was gibt es?« sagt dieser mit einem bemerkbaren Ausdruck schlechter Laune.

»Toussaint verlangt rothen Gerstenzucker, weil er kein Muß mehr will, der arme Knabe!«

»Er wird morgen bekommen.«

»Ich will heute, ich will diesen Abend, ich will aus der Stelle!« ruft das Kind mit einem weinerlichen Tone, der stürmisch zu werden droht.

»Toussaint, mein Freund spricht der Vater, »ich rathe Dir, uns Stillschweigen zu gewähren, oder Du hast es mit Papa zu thun.«

Das Kind stieß einen Schrei aus, welcher ihm mehr durch den Eigensinn, als durch die Angst entrissen wurde.

»Rühre doch den Kleinen ein wenig an, Trunkenbold, und Du wirst es mit mir zu thun haben!« versetzt die Mutter, indem sie gegen Beausire die weiße Hand ausstreckt, die bei der Sorgfalt, welche die Eigenthümerin aus die Form der Nägel verwendet hatte, im Nothfall ohne Klaue werden konnte.

»Ei! wer des Teufels will denn dieses Kind anrühren? Du weißt wohl, daß dies eine Redensart ist, Frau Oliva, und daß man, wenn man auch von Zeit zu Zeit der Mutter die Kleider ausklopst, doch immer das Wamms des Kindes respecirt hat . . .Komm und küsse den armen Beausire, der in acht Tagen reich sein wird wie ein König; auf, komm, meine kleine Nicole!«

»Bist Du einmal reich wie ein König, mein Herzchen, so wird es noch Zeit sein, Dich zu umarmen, doch bis dahin, nein!«

»Ich sage Dir aber, daß es ist, als hätte ich hier eine Million; mache mir einen Vorschuß, das wird uns Glück bringen: der Bäcker gibt uns Credit.«

»Ein Mensch, der in Millionen wühlt und vom Bäcker Credit für einen vierpfündigen Laib Brod verlangt!«

»Ich will rothen Gerstenzucker!« rief das Kind mit einem Tone, der immer bedrohlicher wurde.

»Nun, Du Millionär, gib dem Kinde ein Stück Gerstenzucker.«

Beausire machte eine Bewegung, als wollte er mit der Hand in die Tasche greifen, doch diese Hand legte nicht die Hälfte des Weges zurück.

»Ei!« sagte er, »Du weißt wohl, daß ich Dir gestern mein letztes Vierundzwanzig-Sous-Stück gegeben habe.«

»Da Du Geld hast, Mutter,« rief de: Knabe, indem er sich gegen diejenige umwandte, welche der ehrenwerthe Herr von Beausire abwechselnd Oliva und Nicole genannt halte, »so gib mir einen Sou, daß ich rothen Gerstenzucker kaufen kann.«

»Hier hast Du zwei, böses Kind, und nimm Dich in Acht, daß Du nicht fällst, wenn Du die Treppe hinabgehst.«

»Ich danke, Mütterchen!« versetzte der Knabe, der die Hand ausstreckte und vor Freude hüpfte.

»Komm hierher, kleiner Bursche, ich will Dir Deinen Gürtel umschnallen und Deinen Hut aufsetzen, damit man nicht sagt, Herr von Beausire lasse sein Kind ganz zerlumpt aus der Straße gehen, was ihm gleichgültig ist, ihm, der kein Herz hat, worüber ich aber vor Scham sterben würde.«

Der Knabe hatte große Lust, was auch die Nachbarn über den muthmaßlichen Erben des Hauses Beausire sagen dürften, ohne Hut und Gürtel wegzulaufen, denn er hatte die Nützlichkeit dieser Gegenstände nur so lange anerkannt, als sie durch ihre Frische und ihren Glanz die Bewunderung der anderen Kinder erregten. Da aber Gürtel und Hut eine der Bedingungen der zwei Sous waren, so mußte sich der junge Schreihals, so widerspänstig er war, wohl fügen.

Er tröstete sich damit, daß er, ehe er wegging, sein Zwei-Sous-Stück seinem Vater unter die Nase hielt, — ein reizender Spaß, über den Herr von Beausire, in seinen Berechnungen versunken, nur einfach lächelte.

Dann hörte man seinen ängstlichen, obwohl durch die Naschhaftigkeit beschleunigten, Tritt aus der Treppe sich verlieren.

Die Frau, nachdem sie ihrem Kinde mit den Augen gefolgt war, bis sich die Thüre wieder hinter ihm zugethan hatte, lenkte ihren Blick vom Sohne aus den Vater zurück und sagte nach einem kurzen Stillschweigen:

»Ah! Herr von Beausire, Ihr Verstand wird uns, doch aus der elenden Lage, in der wir uns befinden, reißen müssen, sonst müßte ich zu dem meinigen Zuflucht nehmen.«

Und sie sprach diese letzten Worte, indem sie sich zierte wie eine Frau, der ihr Spiegel am Morgen gesagt hätte: »Sei ruhig, mit diesem Gesichte stirbt man nicht Hungers!«

»Du siebst ja, meine kleine Nicole, daß ich mich hiermit beschäftige,« erwiderte Herr von Beausire.

»Ja, indem Du Karten umschlägst und Cartons durchstichst.«

»Ich sage Dir aber, daß ich sie gefunden habe!«

»Was?«

»Meine Martingale.«

»Gut, das fängt wieder an! Herr von Beausire, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich in meinem Gedächtnisse unter meinen alten Bekannten suchen werde, ob nicht einer darunter ist, der die Macht hätte, Sie als Narren nach Charenton bringen zu lassen.«

»Ich sage Dir, daß sie unfehlbar ist!«

»Ah! wäre Herr von Richelieu nicht todt!« murmelte die junge Frau.

»Was sprichst Du?«

»Wäre der Herr Cardinal von Rohan nicht zu Grunde gerichtet!«

»Wie?«

»Wäre Frau von La Mothe nicht aus der Flucht!«

»Was beliebt?«

»Man würde die Mittel finden und wäre nicht genöthigt, das Elend eines solchen alten Strolchs zu theilen.«

Und mit der Geberde einer Königin bezeichnete Mademoiselle Nicole Legay, genannt Madame Oliva, verächtlich Beausire.

»Ich sage Dir aber,« wiederholte dieser mit dem Tone der Ueberzeugung, »morgen werden wir reich sein!«

»Millionen?«

»Millionen!«

»Herr von Beausire, zeigen Sie mir die ersten zehn Louis d'or von Ihren Millionen, und ich werde das Uebrige glauben.«

»Du wirst sie heute Abend sehen, diese ersten zehn Louis d'or.«

»Und Du willst sie mir geben?« fragte lebhaft Nicole.

»Das heißt, ich werde Dir fünf davon geben, um ein seidenes Kleid für Dich und ein Sammetröckchen für den Kleinen zu kaufen; mit den fünf anderen . . .«

»Nun, mit den fünf anderen?«

»Bringe ich Dir die versprochene Million.«

»Du willst abermals spielen, Unglücklicher?«

»Wenn ich Dir sage, daß ich die unfehlbare Martingale gesunden habe.«

»Ja, die Schwester von der, mit welcher Du die sechzigtausend Livres, die Dir von Deinem Geschäfte mit Portugal blieben, verbraucht hast.«

»Ein schlecht erworbenes Geld bringt keinen Vortheil,« erwiderte Beausire sentenziös, »und es war immer meine Idee, die Art, wie uns jenes Geld zugekommen, habe uns Unglück gebracht.«

»Es scheint also, dieses fällt Dir durch die Erbschaft zu. Du hattest einen Oheim, der in America oder in Indien gestorben ist, und er hinterläßt Dir zehn Louis d'or.«

»Diese zehn Louis d'or, Mademoiselle Nicole Legay,« sprach Beausire mit einer gewissen erhabenen Miene, »diese zehn Louis d'or, hören Sie werden nicht nur auf eine ehrliche, sondern auch auf eine ehrenvolle Art verdient werden, und zwar in einer Sache, bei der ich, wie der ganze Adel Frankreichs, interessirt bin.«

»Sie sind also von Adel, Herr Beausire?« versetzte Nicole hohnlächelnd.

»Sagen Sie von Beausire, Mademoiselle Legay, von *Beausire*,« erwiderte er mit Nachdruck, »wie dies constatirt der Geburtsschein Ihres Kindes, abgefaßt in der Saint-Paul-Kirche und unterzeichnet von Ihrem Diener Jean Baptiste Toussaint von Beausire an dem Tage, wo ich ihm meinen Namen gegeben habe.«

»Da haben Sie ihm ein schönes Geschenk gemacht!« murmelte Nicole.

»Und mein Vermögen!« fügte Beausire emphatisch bei.

»Schickt ihm der gute Gott nicht etwas Anderes,« sagte Nicole den Kopf schüttelnd, »so ist der arme Kleine sicher, daß er von Almosen leben und im Spital sterben wird.«

»Wahrhastig, Mademoiselle Nicole,« versetzte Beausire unwillig, »das ist nicht auszuhalten, Sie sind nie zufrieden.«

»So halten Sie es doch nicht aus!« rief Nicole, welche endlich ihrem lange unterdrückten Zorne die Zügel schießen ließ. »Ei! guter Gott, wer bittet Sie denn, es auszuhalten? Gott sei Dank! ich bin für meine Person und für die meines Kindes nicht in Verlegenheit, und schon heute Abend kann ich auch anderswo Glück suchen.«

Nach diesen Worten stand Nicole auf und machte drei Schritte gegen die Thüre.

Beausire seinerseits machte einen gegen dieselbe Thüre und versperrte sie, beide Arme öffnend.

»Aber, Böse,« rief er, »wenn man Dir doch sagt, daß dieses Vermögen heute Abend kommt . . .«

»Nun?« fragte Nicole.

»Es kommt heute Abend; wenn man Dir sagt, daß, sollte die Martingabe falsch sein, — was nach meinen Berechnungen unmöglich ist, — fünf Louis d'or verloren wären und nicht mehr.«

»Es gibt Augenblicke, wo fünf Louis d'or ein Vermögen sind, hören Sie, Herr Verschwender! Sie wissen das nicht, Sie, der Sie Gold so schwer wie dieses Haus verzehrt haben.«

»Das ist ein Beweis für mein Verdienst, Nicole; habe ich dieses Gold verzehrt, so hatte ich es gewonnen, und wenn ich es gewonnen hatte, so kann ich es abermals gewinnen: übrigens gibt es einen Gott für die gewandten Leute.«

»Ah! ja, darauf rechne!«

»Mademoiselle Nicole, sollten Sie zufällig Atheistin sein?«

Nicole zuckte die Achseln.

»Sollten Sie aus der Schule von Herrn von Voltaire sein, der die Vorsehung leugnet?«

»Beausire, Sie sind ein Dummkopf,« sagte Nicole.

»Man dürste sich, da Sie vom Volke herkommen, nicht wundern, wenn Sie solche Ideen hätten. Ich muß Ihnen bemerken, daß es nicht diejenigen sind, welche meiner gesellschaftlichen Kaste und meiner politischen Meinung angehören.«

»Herr von Beausire, Sie sind ein Unverschämter,« rief Nicole.

»Ich glaube, verstehen Sie? ich, ich habe den Glauben; und sagte mir Einer: »»Dein Sohn, Jean Baptiste Toussaint von Beausire, der hinabgegangen ist, um rothen Gerstenzucker für ein Zwei-Sous-Stück zu kaufen, wird, mit einer Börse voll Gold in der Hand herauskommen,«« so würde ich antworten: »»Das kann sein, wenn es der Wille Gottes ist!««

Hierbei schlug Beausire seine Augen frommgläubig zum Himmel auf.

»Beausire, Sie sind ein einfältiger Tropf!« sagte Nicole.

Sie hatte diese Worte noch nicht vollendet, als man aus der Treppe die Stimme des jungen Toussaint hörte.

»Papa! Mama!« rief er.

Beausire und Nicole horchten bei dieser geliebten Stimme.

»Papa! Mama!« wiederholte die Stimme, welche immer näher kam.

»Was ist geschehen?« rief Nicole, während sie die Thüre mit einer ganz mütterlichen Besorgnis! öffnete.

»Komm, mein Kind, komm!«

»Papa! Mama!« fuhr die Stimme fort, immer näher kommend, wie die eines Bauchredners, der sich den Anschein gibt, als öffnete er die Thüre eines Kellers.

»Ich würde nicht erstaunen,« sagte Beausire, der in dieser Stimme das auffaßte, was sie Freudiges hatte, »ich würde nicht erstaunen, wenn das Wunder sich verwirklichte und der Kleine die Börse gefunden hätte, von der ich so eben sprach.«

In diesem Augenblick erschien das Kind auf der letzten Stufe der Treppe und stürzte in das Innere; es hielt im Munde sein Stück rothen Gerstenzucker, schloß mit seinem linken Arm einen Sack Zuckerwerk an seine Brust und zeigte in seiner offenen und ausgestreckten rechten Hand einen Louis d'or, der beim Scheine des magern Talglichtes glänzte wie der Stern Aldebaran.

»Ah! mein Gott! mein Gott!« rief Nicole, welche es der Thüre überließ, sich allein zu schließen. »Was ist Dir denn begegnet, liebes armes Kind?«

Und sie bedeckte das schmierige Gesicht des jungen Toussaint mit jenen mütterlichen Küssen, welche nichts anekelt, weil sie Alles zu reinigen scheinen.

»Es ist,« sagte Beausire, indem er sich geschickt des Louis d'or bemächtigte und ihn beim Lichte prüfend betrachtete, »es ist ein ächter Louis d'or, vierundzwanzig Livres werth.«

Dann kam er zu dem Kinde zurück und fragte:

»Wo hast Du das gefunden, Bürschchen, damit ich die andern suchen kann?«

»Ich habe es nicht gefunden,« erwiderte das Kind, »man hat es mir geschenkt.«

»Wie man hat es Dir geschenkt?« rief die Mutter.

»Ja, Mama, ein Herr.«

Nicole war nahe daran, wie Beausire es bei dem Louis d'or gemacht hatte, zu fragen, wo dieser Herr sei.

Doch klug durch die Erfahrung, denn sie wußte, wie empfindlich Beausire im Punkte der Eifersucht war, wiederholte sie nur:

»Ein Herr!«

»Ja, Mütterchen,« antwortete das Kind, während es seinen Gerstenzucker unter seinen Zähnen krachen ließ, »ein Herr!«

»Ein Herr!« wiederholte Beausire ebenfalls.

»Ja, Papachen, ein Herr, der beim Spezereihändler eintrat, während ich dort war; er sagte: »Herr Spezereihändler, ist es nicht ein junger Edelmann Namens von Beausire, den Sie in diesem Augenblicke zu bedienen die Ehre haben?««

Beausire warf sich in die Brust; Nicole zuckte die Achseln.

»Und was hat der Spezereihändler geantwortet, mein Sohn?« fragte Beausire.

»Er hat geantwortet: »Ich weiß nicht, ob er Edelmann ist, aber er heißt wirklich Beausire.««
»Und wohnt er nicht ganz hier in der Nähe?«« fragte der Herr. »Dort in dem Hause links, im dritten Stocke.««
»Geben Sie diesem Kinde alle Arten von guten Dingen, ich bezahle,«« sagte der Herr. Und zu mir sprach er: »Hier, Kleiner, da ist ein Louis d'or', dafür kaufe Dir andere Bonbons, wenn diese gegessen sind.«« Und er legte mir den Louis d'or in die Hand; der Spezereihändler gab mir dieses Paquet auf den Arm, und ich ging sehr zufrieden weg . . . Halt!

wo ist denn mein Louis d'or?«

Und der Knabe, der die Escamotage von Beausire nicht gesehen hatte, fing an auf allen Seiten zu suchen.

»Kleiner Ungeschickter,« sagte Beausire, »Du wirst ihn verloren haben!«

»Nein! nein! nein!« rief das Kind.

Dieser Streit hätte ernster werden können; ohne das Ereigniß, das sogleich folgen wird und demselben ein Ende machen mußte.

Während das Kind, noch an sich selbst zweifelnd, auf der Erde den Louis d'or suchte, welcher schon im doppelten Boden der Westentasche von Beausire ruhte; während Beausire den Verstand des jungen Toussaint bewunderte, der sich durch die von uns mitgetheilte Erzählung geoffenbart, welche sich vielleicht ein wenig unter unserer Feder verbessert hat; während sich Nicole, die Begeisterung ihres Liebhabers für diese frühreife Beredtsamkeit theilend, im Ernste fragte, wer dieser Spender von Bonbons und Louis d'or sein könnte, wurde die Thüre geöffnet, und eine äußerst sanfte Stimme ließ die Worte vernehmen:

»Guten Abend, Mademoiselle Nicole; guten Abend, Herr von Beausire; guten Abend, junger Toussaint.«

Alle Drei wandten sich nach der Seite um, von der die Stimme kam.

Auf der Schwelle stand, mit einem diesem Familiengemälde zulächelnden Gesichte, ein sehr eleganter Mann.

»Ah! der Herr mit den Bonbons!« rief der junge Toussaint.

»Der Graf von Cagliostro!« sagten gleichzeitig Nicole und Beausire.

»Sie haben da ein reizendes Kind, Herr von Beausire,« sprach der Graf, »und Sie müssen sich äußerst glücklich fühlen, Vater zu sein.«

Siebentes bis zehntes Bündchen.

XXXV.

Wo der Leser das Vergnügen haben wird, Herrn von Beausire so wiederzufinden, wie er ihn verlassen.

Nach diesen artigen Worten des Grafen herrschte ein kurzes Stillschweigen; Cagliostro schritt indessen bis in die Mitte der Stube vor und schaute mit einem forschenden Blicke umher, ohne Zweifel, um die moralische und besonders pecuniäre Lage der alten Bekannten zu schätzen, unter welche ihn die furchtbaren unterirdischen Schleichgänge, deren Mittelpunkt er war, unvermuthet zurückführten.

Das Resultat dieses Blickes konnte einem so scharfsichtigen Manne, wie es der Graf war, keinen Zweifel lassen.

Ein gewöhnlicher Beobachter hätte, — was der Wahrheit entsprach, — errathen, die arme Haushaltung sei bei ihrem letzten Vierundzwanzig-Sous-Stücke.

Von den drei Personen, bei denen das Erscheinen des Grafen so große Verwunderung verursacht hatte, war die erste, die das Stillschweigen brach, diejenige, welche ihr Gedächtniß nur an die Ereignisse des Abends erinnerte, und der folglich ihr Gewissen nichts vorzuwerfen hatte.

»Ah! mein Herr, welch ein Unglück!« rief der junge Toussaint, »ich habe meinen Louis d'or verloren!«

Nicole öffnete den Mund, um die Umstände nach ihrer Wahrheit darzustellen, aber sie bedachte, ihr Stillschweigen werde dem Kinde vielleicht einen zweiten Louis d'or eintragen, und diesen zweiten Louis d'or werde sie erben.

Nicole täuschte sich nicht.

Du hast Deinen Louis d'or verloren, mein armes Kind?« sagte Cagliostro; »hier sind zwei, verliere sie diesmal nicht mehr!«

Und er zog aus einer Börse, deren Rundheit die gierigen Blicke von Beausire entflammte, zwei andere Louis d'or und ließ sie in die kleine Hand des Kindes fallen.

»Sieh, Mama!« rief der Knabe, während er aus Nicole zulief, »da ist einer für Dich und einer für mich.«

Und er theilte seinen Schatz mit seiner Mutter.

Cagliostro hatte bemerkt, mit welcher Zähigkeit der Blick des falschen Sergenten seiner Börse, die er geöffnet, um den achtundvierzig Livres Abzug zu gewähren, bei den verschiedenen Evolutionen, die sie von ihrem Ausgange aus seiner Tasche bis zu ihrer Rückkehr gemacht, gefolgt war.

Als er sie in den Tiefen der Weste des Grafen verschwinden sah, stieß der Liebhaber von

Nicole einen Seufzer aus.

»Oh! Herr von Beausire,« sagte Cagliostro, »wie, immer schwermüthig?«

»Und Sie, Herr Graf, immer Millionär?«

»Ei! mein Gott! Sie, der Sie einer der größten Philosophen sind, die ich sowohl in den letzten Jahrhunderten, als im Alterthum gekannt habe, müssen vertraut sein mit dem Axiom, das zu allen Zeiten in Ehren war: *Das Geld macht nicht das Glück*. Ich habe Sie verhältnißmäßig reich gesehen.«

»Ja, es ist wahr,« erwiderte Beausire, »ich besaß hunderttausend Franken.«

»Das ist möglich; nur hatten Sie zur Zeit, wo ich Sie wieder fand, bereits ungefähr vierzigtausend davon verzehrt, so daß Sie nur noch sechzigtausend besaßen, was, wie Sie zugestehen werden, immer noch eine ziemlich runde Summe für einen ehemaligen Gefreiten war.«

Beausire seufzte.

»Was sind sechzigtausend Livres im Vergleiche mit den Summen, über welche Sie verfügen?« sagte er.

»Als Verwahrer, Herr von Beausire, denn wenn wir recht rechnen würden, so glaube ich, daß Sie der heilige Martin wären, und ich wäre der Arme, und Sie müßten mir, um mich nicht vor Kälte erfrieren zu lassen, die Hälfte von Ihrem Mantel geben . . . Nun, mein lieber Herr von Beausire, erinnern Sie sich der Umstände, unter welchen ich Sie getroffen habe? Sie hatten damals, wie ich so eben sagte, ungefähr sechzigtausend Livres in Ihrer Tasche; waren Sie darum glücklicher?«

Beausire stieß einen rückwärts schauenden Seufzer aus, der für ein Stöhnen gelten konnte.

»Antworten Sie doch,« sagte Cagliostro, »würden Sie gern Ihre gegenwärtige Lage, obgleich Sie nur den unglücklichen Louis d'or besitzen, den Sie dem jungen Toussaint genommen haben . . .«

»Mein Herr,« unterbrach ihn der ehemalige Gefreite.

»Erzürnen wir uns nicht, Herr von Beausire; wir haben uns schon einmal erzürnt, und Sie sahen sich genöthigt, auf der Straße Ihren Degen zu suchen, der durch das Fenster geflogen war, Sie erinnern sich dessen?, . . . Nicht wahr, Sie erinnern sich?« wiederholte der Graf, als er wahrnahm, daß Beausire nicht antwortete: »Gedächtniß haben ist schon etwas. Nun denn, ich frage Sie abermals, würden Sie gern Ihre gegenwärtige Lage, obgleich Sie nur den unglücklichen Louis d'or besitzen, den Sie dem jungen Toussaint genommen haben, — diesmal ging die Anschuldigung ohne Einwurf vorüber, — gegen die precäre Lage vertauschen, welcher Sie entzogen zu haben ich mich glücklich fühle.«

»Nein, Herr Graf,« erwiderte Beausire, »Sie haben Recht, ich würde nicht tauschen. Ach! damals war ich von meiner theuren Nicole getrennt.«

»Und dann leicht von der Polizei verfolgt, wegen Ihrer Angelegenheit mit Portugal . . . Was Teufels ist aus dieser Sache geworden, Herr von Beausire? . . . Eine garstige Geschichte, so viel ich mich erinnern kann!«

»Sie ist in's Wasser gefallen, Herr Graf,« antwortete Beausire.

»Ah! desto besser, denn sie mußte Sie sehr beunruhigen; zählen Sie übrigens nicht zu viel auf diese Ersäufung. Es gibt tüchtige Taucher bei der Polizei, und so trübe oder so tief das Wasser sein mag, eine garstige Geschichte ist immer leichter zu fischen, als eine schöne Perle.«

»Nun, ja, Herr Graf, abgesehen von der Armuth, zu der wir herabgesunken sind . . .«

»Fühlen Sie sich glücklich . . .so daß Sie nur ein Tausend Louis d'or brauchen würden, damit dieses Glück vollständig wäre?«

Die Augen von Nicole glänzten, die von Beausire sprühten Flammen.

»Nämlich,« rief der Letztere, »wenn wir tausend Louis d'or hätten, nämlich, wenn wir vierundzwanzigtausend Livres hätten, würden wir ein Landgut für die Hälfte der Summe kaufen, mit der andern Hälfte würden wir eine kleine Rente gründen, und ich würde Feldbauer!«

»Wie Cincinnatus.«

»Während sich Nicole ganz der Erziehung unseres Kindes widmen könnte!«

»Wie Cornelia! Alle Wetter! Herr von Beausire, das wäre nicht nur exemplarisch, sondern auch sehr rührend; Sie hoffen also nicht, so viel bei der Sache zu gewinnen, welche Sie in diesem Augenblicke betreiben?«

Beausire bebte.

»Welche Sache?« fragte er.

»Die Sache, bei der Sie sich als Sergent von den Garden produciren; die Sache, für welche Sie sich heute Abend unter die Arcaden der Place Royale begeben.«

Beausire wurde bleich wie ein Todter.

»Oh! Herr Graf,« sagte er, indem er mit einer flehenden Miene die Hände faltete.

»Was?«

»Stürzen Sie mich nicht ins Verderben!«

»Gut! Wie schweiften Sie nun aus! Bin ich der Polizeilieutenant, um Sie ins Verderben zu stürzen?«

»Hörst Du!« rief Nicole, »ich sagte Dir wohl, Du lassest Dich in eine schlimme Sache ein!«

»Ah! Sie kennen diese Angelegenheit, Mademoiselle Legay?«

»Nein, Herr Graf, doch es ist . . .wenn er mir eine Angelegenheit verbirgt, so geschieht es, weil sie schlecht ist, das weiß ich . . .«

»Was diese betrifft, so täuschen Sie sich, Mademoiselle Legay, sie kann im Gegentheil vortrefflich sein.«

»Ah! nicht wahr?« rief Beausire. »Der Herr Graf ist Edelmann, und der Herr Graf begreift, daß der ganze Adel dabei interessirt ist . . .«

»Daß sie glückt. Es ist wahr, doch das ganze Volk ist seinerseits dabei interessirt, daß sie scheitert . . . Wenn Sie mir nun glauben wollen, mein lieber Herr von Beausire, — Sie verstehen, es ist ein Rath, den ich Ihnen gebe, ein wahrer Freundesrath, — wenn Sie mir glauben wollen, so werden Sie weder für den Adel, noch für das Volk Partei nehmen.«

»Für wen werde ich aber dann Partei nehmen?«

»Für Sie.«

»Für mich?«

»Ei! allerdings, für Dich,« sagte Nicole. Bei Gott! Du hast genug an Andere gedacht, es ist Zeit, daß Du an Dich denkst!«

»Sie hören, — sie spricht wie der heilige Johannes Chrysvstomos.¹² Erinnern Sie sich wohl, Herr von Beausire, jede Sache hat eine gute und eine schlimme Seite: gut für die Einen, schlimm für die Andern; eine Angelegenheit, welche es auch sein mag, kann nicht schlimm für Jedermann

oder gut für Jedermann sein; nun es handelt sich einzig und allein darum, daß man sich auf der guten Seite findet.«

»Ah! ah! und es würde scheinen, ich sei nicht aus der guten Seite?«

»Nicht ganz, Herr von Beausire; nein, entfernt nicht. Ich füge sogar bei, daß, wenn Sie hartnäckig hierbei bleiben, — Sie wissen, ich mische mich in das Prophetenthum, — ich füge sogar bei, daß Sie, wenn Sie hartnäckig hierbei bleiben, diesmal nicht Ihre Ehre, nicht Ihr Vermögen in Gefahr setzen werden, sondern Ihr Leben. Ja, Sie würden wahrscheinlich gehenkt!«

»Mein Herr,« erwiderte Beausire, welcher seine Fassung zu behaupten bemüht war, indeß er den Schweiß abwischte, der von seiner Stirne floß, »man henkt einen Edelmann nicht.«

»Das ist wahr; doch um es dahin zu bringen, daß man Sie köpfen würde, lieber Herr von Beausire, müßten Sie Ihre Ahnenproben machen, was ein wenig lange dauern würde, lange genug, um das Tribunal so verdrießlich zu stimmen, daß es wohl provisorisch befehlen könnte, Sie sollen gehenkt werden. Hiergegen werden Sie mir bemerken, wenn die Sache schön sei, liege wenig an der Strafe. *Das Verbrechen macht die Schande und nicht das Schaffot*, hat ein großer Dichter gesagt.«

»Aber . . . stammelte Beausire immer mehr erschrocken.

»Ja, aber Sie hängen nicht so sehr an Ihren Meinungen, daß Sie ihnen Ihr Leben opfern würden; ich begreife das . . . , Teufel! »Man lebt nur einmal.« wie ein anderer, nicht minder großer Dichter gesagt hat.«

»Herr Graf,« sprach endlich Beausire, »ich habe in dem seltenen Verkehr, in den ich mit Ihnen zu kommen so glücklich gewesen bin, wahrgenommen, daß Sie eine Art von den Dingen zu reden besitzen, welche die Haare auf dem Haupte eines ängstlichen Menschen sich sträuben machen würde.«

»Teufel! das ist nicht meine Absicht,« versetzte Cagliostro; »übrigens sind Sie kein ängstlicher Mensch!«

»Nein,« antwortete Beausire, »es gibt indessen gewisse Umstände . . .«

»Ja, ich begreife; z. B. die, wobei man hinter sich die Galeeren wegen Betrugs hat und vor sich den Galgen wegen des Verbrechens der beleidigten Nation, wie man heute ein Verbrechen nennen würde, was etwa die Entführung des Königs zum Zwecke hätte.«

»Mein Herr!« rief Beausire ganz bestürzt.

»Unglücklicher!« sagte Oliva, »auf diese Entführung bautest Du also Deine Goldträume?«

»Und er hatte nicht ganz Unrecht, kleine liebe Demoiselle; nur gibt es, wie ich Ihnen so eben zu sagen die Ehre gehabt habe, bei jeder Sache eine gute und eine schlimme Seite, eine erleuchtete Seite und eine düstere Seite: Herr von Beausire hat das Unrecht gehabt, daß er die schlimme Seite adoptirt, die düstere Seite geliebkost; er braucht sich nur umzudrehen.«

»Ist es noch Zeit?« fragte Nicole.

»Oh! Gewiß.«

»Was muß ich thun, Herr Graf?« fragte Beausire.

»Nehmen Sie Eines an, mein Herr,« erwiderte Cagliostro.

»Was?«

»Nehmen Sie an, Ihr Complot scheitere; nehmen Sie an, die Mitschuldigen des Verlarvten und des Mannes mit dem braunen Mantel seien verhaftet; — nehmen Sie an, — man muß in der Zeit,

in der wir leben, Alles annehmen, — nehmen Sie an, sie seien zum Tode verurtheilt . . .ei! mein Gott! man hat wohl Besenval und Augeard freigesprochen, — Sie sehen, daß man Alles annehmen kann; nehmen Sie an, — werden Sie nicht ungeduldig: von Annahmen zu Annahmen kommen wir zu einer Thatsache; — nehmen Sie an, Sie seien einer von diesen Mitschuldigen; nehmen Sie an, Sie haben den Strick um den Hals, und man sage Ihnen, um aus Ihre Wehklagen zu antworten, — denn in einer solchen Lage, ei! mein Gott, so muthig er auch sein mag, lamentirt ein Mensch immer mehr oder weniger, nicht wahr?«

»Vollenden Sie, Herr Graf, ich bitte Sie inständig; mir ist schon, als ob ich erstickte.«

»Bei Gott! darüber darf man sich nicht wundern, ich nehme an, Sie haben den Strick um den Hals! . . .Nun wohl! nehmen Sie an, man sage zu Ihnen: »»Ah! armer Herr von Beausire, lieber Herr von Beausire, das ist Ihre Schuld!««

»Wie so?« rief Beausire.

»Gemach! Sie sehen wohl, daß wir von Annahmen zu Annahmen zu einer Wirklichkeit kommen, da Sie mir antworten, als ob Sie schon dabei wären.«

»Ich gestehe es.«

»»Wie so?«« würde Ihnen die Stimme antworten; »»weil Sie nicht nur dem unglücklichen Tode, der Sie in seinen Klauen hält, entgehen, sondern auch tausend Louis d'or verdienen konnten, mit denen Sie das Häuschen mit den grünen Hagebuchen gekauft haben würden, wo Sie in Gesellschaft von Mademoiselle Oliva und dem kleinen Toussaint von fünfhundert Louis d'or Rente leben sollten, die Sie sich von den zwölftausend Livres gegründet hätten, welche nicht aus den Ankauf des Hauses verwendet worden wären . . .leben, wie Sie sagten, als ein guter Landmann, mit Pantoffeln im Sommer und Holzschuhen im Winter an den Füßen, während wir, Sie besonders, statt dieses reizenden Horizonts vor den Augen den Grève-Platz haben, der mit zwei bis drei abscheulichen Galgen bepflanzt ist, von welchen der höchste die Arme nach Ihnen ausstreckt. Pfui! Herr von Beausire, welch eine häßliche Aussicht!««

»Aber wie hätte ich denn diesem unglücklichen Tode entgehen können? Wie hätte ich diese tausend Louis d'or verdienen können, welche meine Ruhe, die von Nicole und die von Toussaint sichern würden?«

»Würden Sie fragen, nicht wahr? »»Nichts wäre leichter gewesen,«« würde Ihnen die Stimme antworten; »»Sie hatten da, in Ihrer Nähe, nur zwei Schritte entfernt, den Grafen von Cagliostro.«« »»Ich kenne ihn,«« würden Sie bemerken; »»ein fremder Herr, der in Paris zu seinem Vergnügen wohnt und sich zum Sterben langweilt, wenn es ihm an Neuigkeiten fehlt.«« »»So ist es. Nun, Sie brauchten ihn nur auszusuchen und zu ihm zu sagen: — Herr Graf —«

»Aber ich wußte nicht, wo er wohnte,« rief Beausire; »ich wußte nicht, daß er in Paris war; ich wußte nicht einmal, daß er noch lebte!«

»»Deshalb, mein lieber Herr von Beausire,«« würde Ihnen die Stimme antworten, »»deshalb hat er auch Sie aufgesucht, und von dem Augenblicke an, wo er Sie ausgesucht, das müssen Sie zugestehen, haben Sie keine Entschuldigung mehr. Nun also! Sie hatten nur zu ihm zu sagen: — Herr Graf, ich weiß, wie lüstern Sie nach Neuigkeiten sind; ich habe, und zwar ganz frische. Monsieur, der Bruder des Königs, conspirirt — . . . Bah? . . .— Ja, mit dem Marquis von Favras . . .— Nicht möglich! . . .— Doch; ich spreche wohlunterrichtet hiervon, da ich einer der Agenten von Herrn von Favras bin — . . .— Wahrhaftig? Und was ist der Zweck des Complots? — Den König zu entführen und nach Peronne zu bringen. Nun wohl, Herr Graf, um Sie zu

zerstreuen, will ich, Tag für Tag, Stunde für Stunde, wenn Sie es wünschen, Minute für Minute, wenn es sein muß, Ihnen sagen, wie die Sache steht. — »»Dann, mein lieber Freund, hätte der Graf, der ein freigebiger Herr ist, Ihnen geantwortet: — Wollen Sie das wirklich thun, Herr von Beausire? — Ja. — Wohl, da jede Mühe ihren Lohn verdient, wenn Sie das gegebene Wort halten, so habe ich dort in einer Ecke vier und zwanzig tausend Livres, die ich für eine gute Handlung verwenden wollte; bei meiner Treue, ich werde sie für diese Laune hingeben, und am Tage, wo der König entführt oder Herr von Favras verhaftet ist, suchen Sie mich auf und bei meinem Ehrenworte, die vier und zwanzig tausend Livres sollen Ihnen eingehändigt werden, wie ich Ihnen diese zehn Louisd'or einhändige, nicht als Vorschuß, nicht als Darlehn, sondern als ein einfaches Geschenk.««

Und bei diesen Worten zog der Graf von Cagliostro, wie ein Schauspieler, der mit den Requisiten probirt, aus seiner Tasche die gewichtige Börse, steckte den Zeigefinger und den Daumen hinein und kniff mit einer Geschicklichkeit, welche von seiner Gewohnheit in dieser Art von Uebungen zeugte, gerade zehn Louis d'or, nicht mehr, nicht weniger, heraus, während seinerseits Beausire, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, die Hand ausstreckte, um das Gold in Empfang zu nehmen.

Cagliostro schob sachte diese Hand zurück und sagte:

»Verzeihen Sie, Herr von Beausire, wir machten, glaube ich, Annahmen?«

»Ja,« erwiderte Beausire, dessen Augen wie glühende Kohlen glänzten; »doch äußerten Sie nicht, von Annahmen zu Annahmen werden wir zur Thatsache kommen?«

»Sind wir dahin gekommen?«

Beausire zögerte einen Augenblick.

Bemerken wir sogleich, daß es nicht die Redlichkeit, nicht die Treue für das gegebene Wort, nicht das erregte Gewissen war, was dieses Zögern verursachte. Wollten wir dies behaupten, so kennen doch unsere Leser Herrn von Beausire zu gut, um uns nicht Lügen zu strafen.

Nein, es war einfach die Furcht, der Graf werde sein Versprechen nicht halten.

»Mein lieber Herr von Beausire,« sagte Cagliostro, »ich sehe wohl, was in Ihnen vorgeht!«

»Ja,« erwiderte Beausire, »Sie haben Recht, Herr Graf, ich zögere, zum Verräther an dem Vertrauen zu werden, das ein wackerer Mann in mich gesetzt hat,«

Und er schlug die Augen zum Himmel aus und schüttelte den Kopf wie Einer, der sich sagt: »Ach! das ist sehr hart!«

»Nein, das ist es nicht,« entgegnete Cagliostro, »und Sie sind mir ein neuer Beweis für die Wahrheit jenes Wortes des Weisen: »»Der Mensch kennt sich selbst nicht.««

»Und was ist es denn?« fragte Beausire, ein wenig verblüfft durch die Leichtigkeit, mit der der Graf in der tiefsten Tiefe des Herzens las.

»Sie befürchten, nachdem ich Ihnen die tausend Louis d'or versprochen habe, werde ich Ihnen dieselben nicht geben.«

»Ah! Herr Graf! . . .«

»Und das ist ganz natürlich, ich sage es Ihnen zuerst; doch ich biete Ihnen eine Caution.«

»Eine Caution! Der Herr Graf hat das gewiß nicht nöthig!«

»Eine Caution, welche persönlich für mich haften wird.«

»Und welche Caution ist dies?« fragte schüchtern Beausire.

»Mademoiselle Nicole Oliva Legay.«

»Oh!« rief Nicole, »wenn der Herr Graf uns etwas verspricht, so ist es allerdings, als ob wir es hätten, Beausire.«

»Sehen Sie, mein Herr, so geht es, wenn man gewissenhaft die Versprechen, die man geleistet hat, erfüllt. An einem Tage, wo sich diese Demoiselle in der Lage befand, in der Sie sind, abgesehen vom Complot, das heißt, an einem Tage, wo Mademoiselle von der Polizei sehr gesucht war, machte ich ihr ein Anerbieten: das, bei mir eine Zuflucht zu nehmen. Mademoiselle zögerte; sie befürchtete für ihre Ehre. Ich gab ihr mein Wort, und trotz aller Versuchungen, die ich zu erdulden hatte, was Sie besser als irgend Jemand begreifen werden, habe ich es gehalten, mein Herr. Ist das wahr, Mademoiselle?«

»Oh! bei unserem kleinen Toussaint schwöre ich es!« rief Nicole.

»Sie glauben also, Mademoiselle Nicole, ich werde das Wort halten, das ich heute Herrn von Beausire verpfände, und ihm vier und zwanzig tausend Livres an dem Tage geben, wo der König die Flucht ergriffen hat, oder an dem Tage, wo Herr von Favras verhaftet ist? wohl verstanden, abgesehen davon, daß ich die Schlinge löse, welche Sie vorhin erstickte, mein Herr, und daß nie mehr für Sie von Strick oder Galgen die Rede sein wird, — wenigstens wegen dieser Sache. Darüber hinaus hafte ich für nichts . . . Einen Augenblick Geduld! verstehen wir uns recht! es gibt Berufe . . .«

»Herr Graf,« unterbrach ihn Nicole, »für mich ist es, als ob der Notar dabei gewesen wäre.«

»Nun wohl, meine liebe Demoiselle,« sagte Cagliostro, während er die zehn Louis d'or, die er nicht losgelassen, auf dem Tische aneinander reihte, »machen Sie, daß Ihre Ueberzeugung in das Herz von Herrn von Beausire übergeht, und die Sache ist abgeschlossen.«

Und er bedeutete Beausire durch einen Wink, er möge einen Augenblick mit Nicole reden.

Das Gespräch dauerte nur fünf Miauten; doch die Gerechtigkeit heischt von uns die Bemerkung, daß es während dieser fünf Minuten äußerst belebt war.

Mittlerweile betrachtete Cagliostro beim Lichte den durchstochenen Carton und machte Kopfbewegungen, als begrüßte er einen alten Bekannten.

»Ah! ah!« sagte er, »das ist die berühmte Martingale von Herrn Law, die Sie wiedergefunden? Ich habe auf diese Martingale eine Million verloren.«

Und er ließ die Karten nachlässig aus den Tisch fallen.

Diese Bemerkung von Cagliostro schien dem Gespräche von Nicole und Beausire eine neue Thätigkeit zu verleihen.

Endlich war Beausire entschlossen.

Er ging auf Cagliostro zu, mit ausgestreckter Hand, wie ein Pferdehändler, der einen unauflösbaren Handel abschließen will.

Doch der Graf wich die Stirne faltend zurück.

»Mein Herr,« sagte er, »unter Edelleuten gilt das Wort; Sie haben das meinige, geben Sie mir das Ihrige.«

»Bei meinem Ehrenworte, Herr Graf,« erwiderte Beausire, »es ist abgemacht,«

»Das genügt, mein Herr,« sprach Cagliostro.

Dann zog er aus seiner Tasche eine Uhr, auf welcher das Portrait von König Friedrich von Preußen mit Diamanten verziert zu sehen war, und fügte bei:

»Es ist drei Viertel auf neun Uhr, Herr von Beausire; aus den Schlag neun Uhr werden Sie unter den Arcaden der Place Royale, beim Hotel Sully, erwartet: nehmen Sie diese zehn Louis d'or, stecken Sie sie in Ihre Westentasche, ziehen Sie Ihren Rock an, schnallen Sie Ihren Degen um, gehen Sie über den Pont Notre-Dame und folgen Sie der Rue Saint-Antoine; Sie müssen nicht aus sich warten lassen.«

Beausire ließ sich das nicht zweimal sagen.

Er nahm die zehn Louis d'or, steckte sie in seine Tasche, zog seinen Rock an und schnallte seinen Degen um.

»Wo werde ich den Herrn Grafen wiederfinden?«

»Aus dem Saint-Jean-Friedhofe, wenn es Ihnen beliebt. Will man, ohne gehört zu werden, über solche Angelegenheiten plaudern, so plaudert man besser bei den Todten, als bei den Lebendigen.«

»Und um welche Stunde?«

»Um welche Stunde Sie frei sind; wer zuerst kommt, wird aus den Andern warten.«

»Der Herr Graf hat etwas zu thun?« fragte Beausire mit Unruhe, als er sah, daß sich Cagliostro nicht anschickte, ihm zu folgen.

»Ja,« erwiderte Cagliostro, »ich habe mit Mademoiselle Nicole zu reden.«

Beausire machte eine Bewegung.

»Oh! seien Sie unbesorgt, mein lieber Herr von Beausire; ich habe ihre Ehre respectirt, als sie Mädchen war, um so mehr werde ich sie respectiren, da sie Hausfrau ist. Gehen Sie, Herr von Beausire, gehen Sie.«

Beausire warf Nicole einen Blick zu, in welchem er ihr zu sagen schien: »Frau von Beausire, seien Sie des Vertrauens würdig, das ich zu Ihnen habe.« Er küßte zärtlich den jungen Beausire, grüßte mit einer mit Besorgnis, gemischten Ehrerbietung den Grafen von Cagliostro und ging gerade weg, als es auf Notre-Dame drei Viertel auf neun Uhr schlug.

XXXVI.

Oedipus und Loth.

Es war einige Minuten vor Mitternacht, als ein Mann aus der Rue Royale hervortrat, sodann der Rue Saint-Antoine bis zur Fontaine Sainte-Catherine folgte, einen Augenblick hinter deren Schatten stehen blieb, um sich zu versichern, daß er nicht bespätet werde, dann den Weg durch das Gäßchen einschlug, welches nach dem Hotel Saint-Paul führte, und, hier angelangt, durch die fast völlig finstere und öde Rue du Roi de Sicilie ging; dann aber hemmte er den Schritt immer mehr, je mehr er gegen das Ende der von uns genannten Straße kam; er trat ganz langsam in die Rue de la Croix-Blanche ein und blieb beständig zögernd vor dem Gitter des Saint-Jean-Friedhofes stehen.

Hier und als hätten seine Augen ein Gespenst aus der Erde hervorkommen zu sehen befürchtet, blieb er abermals stehen und wischte sich mit dem Aermel seines Rockes eines Sergenten von den Garden den Schweiß ab, der von seiner Stirne floß.

Und in der Thor, gerade in dem Augenblick, wo es zwölf Uhr zu schlagen anfang, erschien etwas wie ein Schatten und schlüpfte durch die Eibenbäume und die Cypressen. Dieser Schatten näherte sich dem Gitter, und bald konnte man an dem Knirschen eines Schlüssels im Schlosse wahrnehmen, daß das Gespenst nicht nur die Fähigkeit, sein Grab zu verlassen, sondern auch, wenn es einmal sein Grab verlassen hatte, die, aus dem Kirchhofe herauszutreten, besaß.

Bei diesem Knirschen wich der Militär zurück.

„Nun, Herr von Beausire,“ sagte die spöttische Stimme von Cagliostro, „erkennen Sie mich nicht mehr oder haben Sie unser Rendez-vous vergessen?“

„Ah! Sie sind es,“ versetzte Beausire, athmend wie ein Mensch, dessen Herz um eine große Last erleichtert ist, „gut! gut! Diese verteufelten Straßen sind so finster und öde, daß man nicht weiß, ob es besser ist, hier einer lebenden Seele zu begegnen, oder allein zu gehen.“

„Ah bah!“ erwiderte Cagliostro; „Sie fürchten etwas, zu welcher Stunde des Tags oder der Nacht es auch sein mag? Sie werden mir das nicht glauben machen, ein Braver wie Sie, der mit dem Degen an der Flanke umhergeht! Kommen Sie übrigens auf diese Seite des Gitters, mein lieber Herr von Beausire, und Sie können ruhig sein, denn Sie treffen Niemand als mich.“

Beausire entsprach der Einladung, und das Schloß, das geknirscht hatte, um die Thüre vor ihm zu öffnen, knirschte, um die Thüre hinter ihm zu schließen.

„Nun, mein lieber Herr,“ sagte Cagliostro, „folgen Sie diesem Fußpfade, und zwanzig Schritte von hier werden wir einen halb zertrümmerten Altar finden, auf dessen Stufen wir trefflich von unsern kleinen Angelegenheiten plaudern können.“

Beausire schickte sich an, Cagliostro zu folgen. Doch nach einem Augenblick des Zögerns sagte er:

„Wo des Teufels sehen Sie denn einen Weg? Ich sehe nichts als Brombeerstauden, deren Dornen mir die Knöchel zerreißen, und Graf, das mir bis an die Kniee reicht.“

„Dieser Friedhof ist allerdings einer von den am schlechtesten unterhaltenen, die ich kenne, doch darüber darf man sich nicht wundern. Sie wissen, daß man hier nur Verurtheilte, welche auf

der Grève hingerichtet worden sind, begräbt, und für diese armen Teufel macht man nicht viel Umstände. Wir haben indessen hier wahre Berühmtheiten, mein lieber Herr von Beausire. Wenn es Tag wäre, so würde ich Ihnen den Platz zeigen, wo Bouteville von Montmorency begraben liegt, der enthauptet worden ist, weil er sich geschlagen; der Chevalier von Rohan enthauptet, weil er gegen die Regierung conspirirt hatte; der Graf von Horn gerädert, weil er einen Juden ermordet; Damiens geviertheilt, weil er Ludwig XV. zu ermorden versucht hat? was weiß ich? Oh! Sie haben Unrecht, über diesen Friedhof zu fluchen, Herr von Beausire; er ist zwar schlecht unterhalten, aber gut bewohnt.«

Beausire folgte Cagliostro, wobei er seinen Gang so regelmäßig nach dem des Letzteren richtete, als dies ein Soldat des zweiten Gliedes nach seinem Vordermanne zu thun pflegt.

»Ah!« sagte Cagliostro, welcher plötzlich stehen blieb, so daß Beausire, der auf diesen raschen Halt nicht gefaßt war, ihm mit dem Bauche auf den Rücken stieß, »sehen Sie, hier ist etwas ganz Frisches; es ist das Grab Ihres Standesgenossen Fleur d'Epine, eines der Mörder des Bäckers François, der vor acht Tagen in Folge eines Spruches des Chatelet aufgehängt worden ist. Das muß Sie interessiren, Herr von Beausire; er war wie Sie ein ehemaliger Gefreiter, ein falscher Sergent und ein ächter Werber.«

Die Zähne von Beausire klapperten buchstäblich; es kam ihm vor, als wären diese Brombeerstauden ebenso viele Hände, welche aus der Erde hervorkämen, um ihn krampfhaft an den Beinen zu ziehen und ihm begreiflich zu machen, das Schicksal habe hier den Platz bezeichnet, wo er den ewigen Schlaf schlafen sollte.

»Ah!« sagte Cagliostro, indem er endlich an einer Art von Ruine stehen blieb, »wir sind an Ort und Stelle.«

Und er setzte sich auf eines der Trümmer und bezeichnete mit dem Finger Beausire einen Stein, welcher unmittelbar neben den andern gelegt zu sein schien, um Cäsar die Mühe zu ersparen, seinen Sitz dem von Augustus näher zu rücken.

Es war Zeit; die Beine des ehemaligen Gefreiten baumelten dergestalt, daß er auf die Steine mehr fiel, als sich setzte.

»Sprechen Sie nun, da wir hier ganz nach unserer Bequemlichkeit zum Plaudern sind, lieber Herr von Beausire,« sagte Cagliostro; »was ist heute Abend unter den Arcaden der Place Royal vorgefallen? Die Sitzung mußte interessant sein.«

»Bei meiner Treue!« erwiderte Beausire, »ich gestehe Ihnen, Herr Graf, mein Kopf ist in diesem Augenblick ein wenig verwirrt, und wahrhaftig, ich glaube, wir würden Beide dabei gewinnen, wenn Sie mich befragten.«

»Wohl, es sey! Ich bin ein guter Fürst, und wenn ich zu dem gelange, was ich wissen will, so ist mir wenig an der Form gelegen. Wie viel waren es unter den Arcaden der Place Royale?«

»Sechs, mich darunter begriffen.«

»Sechs, Sie mitgerechnet, lieber Herr von Beausire. Wir wollen sehen, ob dies wirklich die Männer sind, wie ich denke? Erstens Sie, das unterliegt keinem Zweifel.«

Beausire stieß einen Seufzer aus, welcher bezeichnete, die Möglichkeit eines Zweifels wäre ihm lieber gewesen.

»Sie erweisen mir große Ehre, daß Sie mit mir ansangen, während so hohe Personen neben mir sind,« sprach er.

»Mein Lieber, ich befolge die Lehren des Evangeliums; sagt nicht das Evangelium: »Die

Ersten werden die Letzten seyn?«« Wenn die Ersten die Letzten seyn sollen, so werden die Letzten natürlich die Ersten sein; ich verfare also, wie ich Ihnen bemerkte, nach dem Evangelium. Erstens waren Sie da, nicht wahr?«

»Ja.«

»Dann Ihr Freund Tourcaty, nicht wahr? ein ehemaliger Werber-Officier, der es übernimmt, die Legion von Brabant auf die Beine zu bringen?«

»Ja,« erwiderte Beausire, »Tourcaty war auch da.«

»Sodann ein guter Royalist Namens Marquié, früher Sergent bei den Gardes Françaises?«

»Ja, Herr Graf, Marquié.«

»Ferner Herr von Favras?«

»Ja, Herr von Favras.«

»Hernach der Verlarvte?«

»Hernach der Verlarvte.«

»Können Sie mir einige Auskunft über diesen Verlarvten geben, Herr von Beausire?«

Beausire schaute Cagliostro so starr an, daß sich seine Augen in der Finsterniß zu entzünden schienen.

»Aber,« sagte er, »ist nicht? . . .«

Und er hielt inne, als hätte er weiter gehend eine Ruchlosigkeit zu begehen befürchtet.

»Ist nicht was?« fragte Cagliostro.

»Ist nicht? . . .«

»Ah! mir scheint, Sie haben einen Knoten an der Zunge, mein lieber Herr von Beausire; da müssen Sie sich in Acht nehmen. Die Knoten an der Zunge führen oft die Knoten am Halse herbei, und diese sind ganz besonders gefährlich.«

»Aber,« versetzte Beausire in seiner Verschanzung bedrängt, »ist es nicht Monsieur?«

»Was für ein Monsieur?« fragte Cagliostro.

»Monsieur, der Bruder des Königs.«

»Ah! mein lieber Herr von Beausire, wenn der Marquis von Favras, der ein Interesse hat, glauben zu machen, er berühre die Hand eines Prinzen von Geblüt, sagt, der Verlarvte sei Monsieur, so begreift sich das: wer nicht zu lügen weiß, weiß nicht zu conspiriren; aber daß Sie und Ihr Freund Tourcaty, zwei Werber, welche gewohnt sind, das Maß ihres Nebenmenschen nach Außen, Zollen und Linien zu nehmen, sich aus diese Art täuschen lassen, ist nicht wahrscheinlich.«

»In der That,« versetzte Beausire.

»Monsieur hat 5 Fuß, 3 Zoll, 7 Linien,« sagte Cagliostro, »und der Verlarvte hat beinahe 5 Fuß, 5 Zoll.«

»Das ist wahr,« erwiderte Beausire, »und ich habe schon hieran gedacht; aber wenn es nicht Monsieur ist, wer kann es denn seyn?«

»Ah! bei Gott! ich wäre glücklich und stolz, mein lieber Herr von Beausire, wenn ich Sie über etwas zu belehren hätte, indeß ich etwas von Ihnen zu erfahren glaubte.«

»Also,« sagte der Gefreite, der nach und nach wieder zu seinem natürlichen Zustande zurückkam, »also Sie wissen, wer dieser Mensch ist, Herr Graf?«

»Bei Gott!«

»Wäre es unbescheiden, Sie zu fragen . . .«

»Wie er heißt?«

Beausire bezeichnete mit dem Kopfe nickend, daß er dies zu wissen wünschte.

»Es ist immer etwas Ernstes, einen Namen zu nennen, Herr von Beausire, und wahrhaftig, es wäre mir lieber, wenn Sie es erriethen . . .«

»Errathen! . . . Seit vierzehn Tagen suche ich.«

»Ah! weil Ihnen Niemand hilft.«

»Helfen Sie mir, Herr Graf.«

»Sehr gern . . . Kennen Sie die Geschichte von Oedipus?«

»Nicht genau, Herr Graf. Ich habe einmal das Stück in der Comödie Française spielen sehen, und gegen das Ende des dritten Actes hatte ich das Unglück, einzuschlafen.«

»Teufel! ich wünsche Ihnen immer ein solches Unglück, mein lieber Herr.«

»Sie sehen aber, daß mir dies heute zum Nachtheil gereicht.«

»Nun also! mit zwei Worten will ich Ihnen sagen, wer Oedipus war. Ich habe ihn jung am Hofe von König Polybos und alt an dem von König Admetes gekannt. Sie können also das, was ich Ihnen sage, besser glauben, als Sie das glauben würden, was Ihnen Aeschylus, Sophokles, Seneca, Voltaire, Corneille oder Herr Ducis, welche möglicher Weise viel von ihm sprechen hörten, aber nicht den Vortheil haben, ihn selbst zu kennen, zu sagen im Stande wären.«

Beausire machte eine Bewegung, als wollte er Cagliostro um eine Erklärung über seine Behauptung, er habe einen Mann gekannt, der schon vor dreitausend und sechshundert Jahren gestorben, bitten; er dachte jedoch ohne Zweifel, es sei nicht der Mühe werth, den Erzähler wegen einer solchen Kleinigkeit zu unterbrechen, hielt seine Bewegung zurück und setzte sie nur durch ein Zeichen fort, welches besagen wollte: »Sprechen Sie weiter, ich höre.«

Und in der That, als hätte er nichts bemerkt, fuhr Cagliostro fort:

»Ich kannte also Oedipus. Man hatte ihm prophezeit, er werde der Mörder seines Vaters und der Gatte seiner Mutter sein. Da er nun Polybos für seinen Vater hielt, so verließ er ihn, ohne etwas zu sagen, und reiste nach Phokis ab. Im Augenblicke seiner Abreise gab ich ihm den Rath, statt der Landstraße von Daulis nach Delphi zu folgen, einen Weg durch das Gebirge, den ich kannte, einzuschlagen; doch er blieb hartnäckig, und da ich ihm nicht sagen konnte, in welcher Absicht ich ihm diesen Rath gab, so blieben alle meine Ermahnungen, um ihn zu bewegen, eine andere Straße zu wählen, vergeblich. Eine Folge dieser Hartnäckigkeit war, daß das geschah, was ich vorhergesehen hatte. Bei der Verzweigung der Straße von Delphi nach Theben begegnete er einem Manne, dem fünf Sklaven folgten; der Mann saß auf einem Wagen und der Wagen versperrte den ganzen Weg; Alles wäre zu fügen gewesen, hätte der Mann auf dem Wagen eingewilligt, ein wenig links zu fahren, und Oedipus, ein wenig rechts abzubiegen; aber Jeder wollte die Mitte der Straße behaupten. Der Mann aus dem Wagen war cholerschen Temperaments, Oedipus war von einer wenig geduldigen Natur. Die fünf Sklaven warfen sich einer nach dem andern vor ihren Herrn, und einer nach dem andern fiel; dann, nach ihnen, fiel ihr Herr ebenfalls. Oedipus schritt über sechs Leichname hinweg, und unter diesen Leichnamen war der seines Vaters.«

»Teufel!« rief Beausire.

»Dann zog er weiter seines Wegs gen Theben. Auf dem Wege nach Theben erhob sich aber der Berg Phikion, und an einem Fußpfade, welcher noch schmaler als der, wo Oedipus seinen

Vater tödtete, hatte ein seltsames Thier seine Höhle. Dieses Thier besaß die Flügel eines Adlers, den Kopf und die Brüste einer Frau, den Leib und die Klauen eines Löwen.«

»Ho! Ho!« machte Beausire; »glauben Sie, Herr Graf, es gebe solche Ungeheuer?«

»Ich vermöchte es nicht zu behaupten, lieber Herr von Beausire,« erwiderte Cagliostro ernst, »in Betracht, daß, als ich mich aus demselben Wege tausend Jahre später, zur Zeit von Epaminondas, nach Theben begab, der Sphinx todt war. Zur Zeit von Oedipus aber lebte er, und es war eine von seinen Manien, sich an der Landstraße aufzuhalten, den Reisenden ein Räthsel aufzugeben und sie zu fressen, wenn sie es nicht lösen konnten. Da nun die Sache über drei Jahrhunderte dauerte, so wurden die Vorübergehenden immer seltener, und der Sphinx hatte sehr lange Zähne. Als er Oedipus erblickte, legte er sich mitten auf die Straße, hob die Pfote auf, bedeutete dem jungen Manne durch ein Zeichen, er möge stille stehen, und sagte: »»Reisender, ich bin der Sphinx.«« »»Nun?«« fragte Oedipus. »»Das Schicksal hat mich auf die Erde geschickt, um den Sterblichen ein Räthsel aufzugeben; errathen sie es nicht, so gehören sie mir; errathen sie es, so gehöre ich dem Tode, und ich stürze mich von selbst in den Abgrund, in welchen ich bis jetzt alle diejenige, welche das Unglück hatten, mich auf ihrem Wege zu finden, gestürzt habe.«« Oedipus warf einen Blick in die Tiefe des Abgrunds und sah ihn weiß von Knochen. »»Es ist gut,«« sagte der junge Mann, »»wie lautet das Räthsel?«« »»Höre,«« sprach der Vogel-Löwe: »»Welches ist das Thier, das auf vier Pfoten am Morgen, aus zwei am Mittag und aus drei am Abend geht?«« Oedipus dachte einen Augenblick nach; dann antwortete er mit einem Lächeln, das den Sphinx ungemein beunruhigte: »»Und wenn ich errathe, wirst du dich von selbst in den Abgrund stürzen?«« »»Das ist das Gesetz,«« antwortete der Sphinx, »»Nun,«« sprach Oedipus, »»dieses Thier ist der Mensch.««

»Wie, der Mensch!« rief Beausire, welcher an dem Gespräche ein Interesse nahm, als hätte es sich um eine gleichzeitige Begebenheit gehandelt.

»Ja, der Mensch! der Mensch, der in der Kindheit, d. h. am Morgen seines Lebens, auf seinen Füßen und seinen Händen geht; der in seinem reiferen Alter, d. h. am Mittag, aus seinen zwei Füßen geht und sich am Abend, d. h. in seinem Alter, auf einen Stab stützt.«

»Ah!« rief Beausire, »das ist bei Gott wahr! Der Sphinx ist angeführt.«

»Ja, mein lieber Herr von Beausire, so sehr angeführt, daß er sich köpflings in den Abgrund stürzte und, da er so redlich war, sich nicht seiner Flügel zu bedienen, das Sie wahrscheinlich sehr einfältig von ihm finden werden, den Schädel auf den Felsen zerschmetterte. Was Oedipus betrifft, so setzte er seine Wanderung fort, kam nach Theben, traf Jokaste als Witwe, heirathete sie und erfüllte so die Prophezeiung des Orakels, welches gesagt hatte, er werde seinen Vater tödten und seine Mutter heirathen.«

»Aber, Herr Graf,« versetzte Beausire, »welche Aehnlichkeit sehen Sie zwischen der Geschichte von Oedipus und der des Verlarvten?«

»Oh! eine große. Warten Sie, Vor Allem haben Sie seinen Namen zu wissen gewünscht.«

»Ja.«

»Und ich, ich habe gesagt, ich wolle Ihnen ein Räthsel aufgeben; ich bin allerdings eine bessere Haut, als der Sphinx, und werde Sie nicht verschlingen, wenn Sie das Unglück haben, es nicht zu errathen. Aufgepaßt, ich erhebe die Pfote: *Welcher vornehme Herr des Hofes ist der Enkel seines Vaters, der Bruder seiner Mutter und der Oheim seiner Schwester?*«

»Ah! Teufel!« murmelte Beausire, der in eine Träumerei versank, welche nicht minder tief

war, als die von Oedipus.

»Suchen Sie, mein lieber Herr,« sagte Cagliostro.

»Helfen Sie mir ein wenig, Herr Graf.«

»Gern . . . Ich habe Sie gefragt, ob Sie die Geschichte von Oedipus kennen.«

»Sie haben mir diese Ehre erwiesen.«

»Wir wollen nun von der heidnischen Geschichte zur heiligen übergehen. Kennen Sie die Anekdote von Loth?«

»Mit seinen Töchtern?«

»Ganz richtig.«

»Ob ich sie kenne! Aber warten Sie doch. Ah!, „ja . . . was man vom alten König Ludwig XV. und seiner Tochter Madame Adelaide sagte! . . .«

»Sie sind dabei, mein lieber Herr.«

»Der Verlarvte wäre also . . .«

»Fünf Fuß fünf Zoll.«

»Der Graf Louis . . .«

»Stille doch i« »Der Graf Louis von . . .«

»St!«

»Sie sagten ja, es seyen hier nur Todte.«

»Wohl, aber auf ihrem Grabe wächst Gras, und es wächst sogar hier besser, als anderswo. Nun, wenn dieses Gras wie das Schilfrohr von König Midas, . . . kennen Sie die Geschichte von König Midas?«

»Nein, Herr Graf.«

»Ich werde sie Ihnen an einem andern Tage erzählen; für den Augenblick wollen wir zu der unsern zurückkehren.« sprach Cagliostro.

Dann nahm er wieder seinen Ernst an und fügte bei:

»Sie sagten also?«

»Verzeihen Sie, ich glaubte, Sie fragen?«

»Sie haben Recht.«

Während Cagliostro seine Frage vorbereitete, murmelte Beausire:

»Es ist bei meiner Treue wahr, der Enkel seines Vaters, der Bruder seiner Mutter, der Oheim seiner Schwester . . . es ist der Graf Louis von Nar . . .«

»Merken Sie auf.« sagte Cagliostro.

Beausire unterbrach sich in seinem Monolog und hörte mit allen seinen Ohren.

»Nun, da uns kein Zweifel mehr über die verlarvten oder nicht verlarvten Verschworenen bleibt, gehen wir zum Zwecke des Complots über.«

Beausire machte mit dem Kopfe ein Zeichen, welches besagen wollte, er sei bereit, zu antworten.

»Der Zweck des Complots ist wohl, den König zu entführen, nicht wahr?«

»Das ist in der That der Zweck des Complots.«

»Ihn nach Peronne zu bringen?«

»Nach Peronne.«

»Welches sind nun die Mittel?«

»Die pecuniären?«

»Ja, zuerst die pecuniären.«

»Man hat zwei Millionen.«

»Welche ein genuesischer Banquier leiht. Ich kenne diesen Banquier. Es sind keine andere vorhanden?«

»Nicht daß ich wüßte, . . .«

»So viel also, was das Geld betrifft; es ist aber nicht genug, Geld zu besitzen, man muß Menschen haben.«

»Herr von Lafayette hat Vollmacht gegeben, eine Legion anzuwerben, um Brabant zu Hilfe zu kommen, welches sich gegen das Reich empört.«

»Oh! dieser gute Lafayette!« murmelte Cagliostro, »daran erkenne ich ihn.«

Dann sprach er laut:

»Wohl! man wird eine Legion haben, doch es ist nicht eine Legion, was man zu Ausführung eines solchen Planes braucht, es ist eine Armee.«

»Man hat die Armee.«

»Ah! lassen Sie hören.«

»Zwölfhundert Pferde treffen in Versailles zusammen; sie gehen am bestimmten Tage um elf Uhr Abends ab, um zwei Uhr Morgens kommen sie in drei Colonnen in Paris an.«

»Gut!«

»Die erste marschirt durch die Grille de Chaillot, die zweite durch die Barrière du Roule, die dritte durch die Barrière de Grenelle ein. Die Colonne, welche durch die Rue de Grenelle einmarschirt, bringt den General Lafayette um; die, welche durch die Grille de Chaillot einmarschirt, bringt Herrn Necker um; diejenige endlich, welche durch die Barrière du Roule kommt, bringt Herrn Bailly um.«

»Gut!, wiederholte Cagliostro.

»Ist der Streich ausgeführt, so vernagelt man die Kanonen, man versammelt sich auf den Champs-Élysées und marschirt nach den Tuileries, welche uns gehören.«

»Wie, Ihnen? Und die Nationalgarde?«

»Dort muß die Brabanter Legion agiren; vereinigt mit einem Theile der besoldeten Garde, mit vierhundert Schweizern und dreihundert Verschworenen aus der Provinz, bemächtigt sie sich, unterstützt durch Einverständnisse, die wir am Platze haben, der äußeren und inneren Thore; man tritt beim König ein und ruft: »Sire, der Faubourg Saint-Antoine ist in vollem Aufruhr . . . ein Wagen steht bereit . . . Sie müssen fliehen!« Willigt der König zur Flucht ein, so macht sich die Sache ganz von selbst; willigt er nicht ein, so bringt man ihn mit Gewalt fort und führt ihn nach Saint-Denis.«

»Gut!«

»Dort findet man zwanzigtausend Mann Infanterie, mit denen sich die zwölfhundert Mann Cavalerie, die Brabanter Legion, die vierhundert Schweizer, die dreihundert Verschworenen, zehn-, zwanzig-, dreißigtausend unter Weges recrutirte Royalisten verbinden, und man führt den König nach Peronne.«

»Immer besser! Und was macht man in Peronne, mein lieber Herr von Beausire?«

»In Peronne findet man zwanzigtausend Mann, welche dort zu gleicher Zeit von Flandern, von der Picardie, vom Artois, von der Champagne, von Burgund, von Lothringen, vom Elsaß und vom Cambresis ankommen. Man steht im Handel um zwanzigtausend Schweizer, zwölftausend Deutsche und zwölftausend Sardinier, welche in Verbindung mit der ersten Escorte des Königs einen Effectivstand von hundertfünfzigtausend Mann bilden werden.«

»Eine schöne Zahl!« sagte Cagliostro.

»Und mit diesen hundertfünfzigtausend Mann marschirt man gegen Paris; man schneidet oben und unten den Fluß ab und entzieht so der Stadt die Lebensmittel; das ausgehungerte Paris wird kapituliren: man löst die Nationalversammlung auf und setzt den König, der nun wieder wahrhaft König, aus den Thron seiner Väter.«

»Amen!« rief Cagliostro.

Dann stand er aus und sprach:

»Mein lieber Herr von Beausire, Sie haben eine äußerst angenehme Conversation; doch es ist am Ende bei Ihnen, wie bei den größten Rednern: wenn sie Alles gesagt haben, haben sie nichts mehr zu sagen, — und Sie haben Alles gesagt?«

»Ja, Herr Graf, für den Augenblick.«

»Dann gute Nacht, mein lieber Herr von Beausire; brauchen Sie weitere zehn Louis d'or, immer als Geschenk, wohlverstanden, so suchen Sie mich in Bellevue auf.«

»In Bellevue, und ich frage nach dem Herrn Grafen von Cagliostro.«

»Nach dem Grafen von Cagliostro? oh l nein, man würde nicht wissen, was Sie sagen wollen; fragen Sie nach dem Baron Zannone.«

»Nach dem Baron Zannone!« rief Beausire. »Das ist der Name des genuesischen Banquier, der die zwei Millionen Wechsel von Monsieur discountirt hat.«

»Das ist möglich,« sprach Cagliostro.

»Wie, es ist möglich?«

»Ja; ich mache so viele Geschäfte, daß sich dieses mit den andern vermischt haben wird; darum erinnerte ich mich im ersten Augenblicke nicht genau; doch, in der That, nun glaube ich mich zu erinnern.«

Beausire war voll Verwunderung vor diesem Manne, der so Geschäfte von zwei Millionen vergaß, und er fing an zu glauben, daß es, und wäre es auch nur aus dem pecuniären Gesichtspunkte, besser sei, im Dienste des Leihers, als in dem des Entlehners zu stehen.

Doch da dieses Erstaunen nicht so weit ging, daß es ihn den Ort vergessen ließ, wo er war, so fand Beausire bei den ersten Schritten von Cagliostro die Bewegung wieder, und er folgte ihm mit einem dergestalt nach dem seinigen geregelten Gange, daß man, würde man sie so gleichsam an einander geklebt gesehen haben, hätte glauben können, es seien zwei durch eine und dieselbe Feder in Bewegung gesetzte Automaten.

Erst an der Thüre und als das Gitter wieder geschlossen, schienen sich die zwei Körper aus eine sichtbare Art von einander zu trennen.

»Und in welcher Richtung gehen Sie nun, lieber Herr von Beausire?« fragte Cagliostro.

»In welcher gehen Sie?«

»In der, in welcher Sie nicht gehen.«

»Ich gehe nach dem Palais Royal, Herr Graf.«

»Und ich nach der Bastille.«

Hierauf verließen sich die zwei Männer; Beausire grüßte den Grafen mit einer tiefen Verbeugung, Cagliostro grüßte Beausire leicht mit dem Kopfe nickend, und Beide verschwanden beinahe in demselben Augenblick unter der Finsterniß, Cagliostro in der Rue du Temple und Beausire in der Rue de la Verrerie.

XXXVII.

Wo Gamain beweist, daß er wahrhaft Meister über Meister, Meister über Alle ist.

Man erinnert sich des Wunsches, den der König in Gegenwart von Herrn von Lafayette und vom Herrn Grafen von Bouillé ausgedrückt, des Wunsches, seinen alten Meister Gamain bei sich zu haben, um sich von ihm bei einer wichtigen Schlosserarbeit unterstützen zu lassen; der König hatte sogar beigefügt, — und wir halten es nicht für unnütz, diesen Umstand zu bezeichnen, — ein geschickter Geselle wäre nicht zu viel, um die schmiedende Trilogie zu vervollständigen. Die Zahl drei, welche den Göttern gefällt, hatte Lafayette nicht mißfallen, und er hatte dem zu Folge den Befehl gegeben, daß Meister Gamain und seinem Gesellen der freie Eintritt gestattet werde, und daß man sie, sobald sie erscheinen, in die Schmiede führe.

Man wird sich also nicht wundern, wenn man einige Tage nach dem von uns mitgetheilten Gespräche Meister Gamain, der unsern Lesern nicht fremd ist, da wir bemüht gewesen sind, ihn am Morgen des 6. October mit einem unbekanntem Waffenschmiede in der Schenke des Pont de Sèvres eine Flasche Burgunder leerend zu zeigen, — man wird sich nicht wundern, sagen wir, wenn man einige Tage nach diesem Gespräche Meister Gamain in Begleitung eines Gesellen, — Beide in Arbeitskleidern — am Thore der Tuileries erscheinen, nach ihrer Zulassung, welche keiner Schwierigkeit unterliegt, die königlichen Gemächer durch die Hausflur umgehen, die Treppe bis zum obersten Stockwerke hinaussteigen sieht und, sobald sie hier angelangt sind, ihre Namen und ihren Stand dem Kammerdiener nennen hört.

Die Namen waren: Nicolaus Claude Gamain;

Und Louis Lecomte.

Der Stand war: für den ersten der eines Schlossermeisters;

Für den zweiten der eines Gesellen.

Ogleich in Allem dem nichts sehr Aristokratisches war, lief doch Ludwig XVI. sobald er Namen und Stand gehört hatte, selbst nach der Thüre und rief:

»Herein!«

»Hier, hier!« sagte Gamain, der mit der Vertraulichkeit nicht nur eines Hausgenossen, sondern eines Meisters eintrat.

Mochte er nun weniger an den Verkehr mit Fürsten gewöhnt sein oder hatte ihm die Natur eine größere Ehrfurcht für gekrönte Häupter verliehen, unter welchem Costume sie sich ihm auch zeigten, oder unter welchem Costume er vor ihnen erschien, der Geselle blieb, ohne der Einladung zu folgen, und nachdem er einen schicklichen Zwischenraum zwischen die Erscheinung von Meister Gamain und die seinige gesetzt hatte, mit seinem Wammse auf dem Arm und seiner Mütze in der Hand bei der Thüre stehen, die der Kammerdiener wieder hinter ihnen schloß.

Vielleicht war er übrigens besser hier, als aus einer mit der von Gamain parallelen Linie, um den Blitz der Freude aufzufassen, der in dem trüben Auge von Ludwig XVI. glänzte, und um durch ein ehrerbietiges Zeichen mit dem Kopfe zu antworten.

»Ah! Du bist es, mein lieber Gamain,« sagte Ludwig XVI.; »es freut mich sehr, Dich zu

sehen; in der That, ich zählte nicht mehr aus Dich; ich glaubte, Du habest mich vergessen.«

»Und darum nahmen Sie einen Gesellen?« versetzte Gamain; »Sie haben wohl daran gethan, das war Ihr Recht, da ich nicht anwesend; leider aber,« fügte er mit einer schlaun Geberde bei, »leider ist Geselle nicht Meister, wie?«

Der Geselle machte dem König ein Zeichen.

»Was willst Du, mein armer Gamain,« sprach Ludwig XVI. »man hatte mich versichert, Du wollest mich weder von fern, noch von nahe mehr sehen: man sagte, Du befürchtest, Dich zu gefährden.«

»Bei meiner Treue, Sire, Sie konnten sich in Versailles überzeugen, daß es nicht gut that, zu Ihren Freunden zu gehören, und ich habe ganz in meiner Nähe — von Herrn Leonard selbst — in der kleinen Schenke des Pont de Sèvres zwei Köpfe von Garden, welche ein abscheuliches Gesicht schnitten, frisiren sehen, weil sie sich in dem Augenblick, wo Ihnen Ihre guten Pariser einen Besuch machten, in Ihren Vorzimmern befunden hatten.«

Eine Wolke zog über die Stirne des Königs, und der Geselle neigte das Haupt.

»Doch man sagt,« fuhr Gamain fort, »man sagt, es gehe besser, seitdem Sie nach Paris zurückgekehrt seien, und Sie machen nun mit den Parisern, was Sie wollen. Ah! bei Gott, darüber darf man sich nicht wundern, Ihre Pariser sind so dumm, und die Königin ist so schmeichlerisch, wenn es ihr beliebt.«

Ludwig XVI. antwortete nichts, eine leichte Röthe stieg ihm aber zu den Wangen empor.

Der junge Mann schien ungeheuer unter den Vertraulichkeiten zu leiden, die sich Meister Gamain erlaubte.

Nachdem er seine von Schweiß bedeckte Stirne mit einem Taschentuche abgewischt hatte, welches für das eines Schlossergesellen vielleicht ein wenig fein war, näherte er sich dem König und sprach:

»Sire, erlaubt mir Eure Majestät, ihr zu sagen, wie Meister Gamain die Ehre hat, sich vor Eurer Majestät zu befinden, und wie ich selbst bei ihr bin?«

»Ja, mein lieber Louis,« antwortete der König.

»Ah! so, *mein lieber Louis!* armdick!« murmelte Gamain. »*Mein lieber Louis* zu einem Bekannten von vierzehn Tagen, zu einem Arbeiter, zu einem Gesellen! . . . Was wird man dann zu mir sagen, zu mir, der ich Sie seit fünfundzwanzig Jahren kenne? zu mir, der ich Ihnen die Feile in die Hand gesteckt habe? zu mir, der ich Meister bin? So geht es, wenn man eine goldene Zunge und weiße Hände hat.«

»Zu Dir sage ich: »»Mein guter Gamain!«« Diesen jungen Mann nenne ich meinen lieben Louis, nicht weil er sich zierlicher ausdrückt, als Du, nicht weil er die Hände öfter wäscht, als Du es vielleicht thust, — ich lege, wie Du weißt, sehr wenig Werth auf alle diese Niedlichkeiten, — sondern weil er das Mittel gefunden hat, Dich zu mir zurückzuführen, Dich, mein Freund, während man behauptete, Du wollest mich nicht mehr sehen.«

»Oh! ich war es nicht, der Sie nicht mehr sehen wollte, denn trotz aller Ihrer Fehler liebe ich Sie doch am Ende sehr: aber meine Frau, Madame Gamain, sagte mir alle Augenblicke: »»Du hast schlimme Bekantschaften, Gamain, Bekantschaften, welche zu hoch für Dich; es thut in dieser Zeit nicht gut, die Aristokratie zu sehen; wir besitzen ein Bischen, wachen wir darüber; wir haben Kinder, erziehen wir sie; und, will der Dauphin auch die Schlosserei lernen, so wende er sich an Andere als uns; es fehlt nicht an Schlossern in Frankreich.««

Ludwig XVI. schaute den Gesellen an, unterdrückte einen halb spöttischen, halb schwermüthigen Seufzer und erwiderte:

»Ja, allerdings, es fehlt nicht an Schlossern in Frankreich, doch es gibt keine Schlosser, wie Du einer bist.«

»Das sagte ich dem Meister auch, Sire, als ich in Ihrem Auftrage zu ihm kam,« sprach der Geselle; »ich sagte ihm: »Bei meiner Treue, der König ist gerade beschäftigt, ein Geheimschloß zu verfertigen; er bedurfte eines Gehilfen; man sprach von mir, er nahm mich zu sich, viel Ehre für mich! . . .Doch es ist eine feine Arbeit, die der König macht. Das war gut beim Schloß, so lange es nur den Kasten, das Schloßblech und den Sperriegel betraf; als es sich aber um den Schloßriegel handelte, da kam der Arbeiter in Verlegenheit.««

»Ich glaube es wohl,« sagte Gamain, »der Riegel ist die Seele des Schlosses.«

»Und das Meisterwerk der Schlosserkunst, wenn er gut gemacht ist,« versetzte der Geselle, »doch es ist ein Unterschied unter den Riegeln . . .es gibt stehende Riegel, Riegel mit Ziehstange, Riegel mit Getriebe . . .Kur; wir geriethen in Verlegenheit und blieben am Ende stecken . . .«

»Es ist allerdings nicht Jedermann gegeben, sich aus einer solchen Schwierigkeit herauszuwickeln,« sagte Gamain.

»Ganz richtig . . .«Nun darum,«« fuhr ich fort, »darum bin ich zu Euch gekommen, Meister Gamain. So oft der König in Verlegenheit war, sagte er mit einem Seufzer: »Ah! wenn Gamain da wäre!« Da erwiderte ich: »Nun, Sire, lassen Sie ihm sagen, er soll kommen, Ihr großer Gamain, daß man ihn beim Geschäfte sieht!« Der König antwortete aber: »Das wäre vergeblich, mein armer Louis, Gamain hat mich vergessen!« »Eure Majestät vergessen! ein Mann, der die Ehre gehabt hat, mit ihr zu arbeiten, unmöglich!« Da sagte ich zum König: »Ich will ihn aufsuchen, diesen Meister, diesen Meister über Alle!« Der König erwiderte mir: »Gehe, doch Du wirst ihn nicht zurückbringen!« Ich aber versetzte: »Ich werde ihn zurückbringen!« und ich ging ab,«« Ah! Sire, ich wußte nicht, welche Arbeit ich übernommen, und mit was für einem Manne ich es zu thun hatte. Da ich als Geselle bei ihm erschien, so unterwarf er mich überdies einer Prüfung, daß es schlimmer war, als wenn ich in ein Codettenhaus hätte eintreten wollen . . .Gut, . . .ich war also bei ihm. Am andern Tag wagte ich es, ihm zu sagen, ich komme in Ihrem Auftrage. Diesmal glaubte ich, er werde mich vor die Thüre werfen: er nannte mich Spion, Mouchard. Ich mochte ihn immerhin versichern, ich sei von Ihnen abgesandt, — das half nichts. Erst als ich ihm gestand, wir Beide haben ein Werk angefangen, das wir nicht vollenden können, that er die Ohren auf; doch Alles dies bestimmte ihn nicht. Er sagte, das sei eine Falle, die ihm seine Feinde stellen. Gestern endlich, als ich ihm die zwanzig Louis d'or übergab, die mir Eure Majestät für ihn eingehändigt hatte, sprach er: »Ah! Ah! in der That, das könnte wirklich vom König sein! . . .Nun! gut!«« fügte er bei, »wir werden morgen gehen; wer nichts wagt, gewinnt nichts,«« Den ganzen Abend habe ich den Meister in dieser guten Stimmung erhalten und heute Morgen sagte ich: »Wir müssen aber aufbrechen!«« Er machte wohl noch einige Schwierigkeiten, endlich jedoch entschloß er sich. Ich band ihm die Schürze um den Leib, ich gab ihm den Stock in die Hand und schob ihn hinaus; wir schlugen den Weg nach Paris ein, und hier sind wir!«

»Seid willkommen,« sprach der König, während er mit einem Blicke dem jungen Manne dankte, der eben so viel Mühe gehabt zu haben schien, um dem Inhalte und besonders der Form nach diese Erzählung zu machen, als Gamain gehabt hätte, um eine Rede von Bossuet oder

Flechier zu machen; »und nun, Gamain, mein Freund, da Du Eile zu haben scheinst, laß uns keine Zeit verlieren.«

»Allerdings.« erwiderte der Schlosser; »auch habe ich Madame Gamain versprochen, beute Abend zurückzukommen . . .Lassen Sie sehen, wo ist denn das Schloß?«

Der König reichte dem Meister ein zu drei Vierteln vollendetes Schloß.

»Nun, was sagtest Du denn, es sei ein Benardeschloß?« sprach Gamain zum Lehrling! »ein Benardeschloß schließt sich auf beiden Seiten, Stümper! und dieses ist ein Kastenschloß! . . .Wir wollen ein wenig sehen . . .Das geht also nicht, wie? . . .Ei! mit Meister Gamain muß das wohl gehen!« fügte der Schlosser bei.

Und er versuchte es, den Schlüssel sich drehen zu machen.

»Ah! ja, ja,« sagte er.

»Du hast den Fehler gesunden, mein lieber Gamain?«

»Bei Gott!«

»Zeige mir das.«

»Das wird schnell geschehen sein, schauen Sie; der Bart beschreibt wohl die Hälfte seines Kreises, hier aber, da er nicht schräge gearbeitet ist, schlüpft er nicht allein durch, das ist die Sache . . .Da der Laus des Bartes sechs Linien beträgt, so muß die Schulterung eine Linie betragen.«

Ludwig XVI, und der Geselle schauten sich wie erstaunt über das Wissen von Gamain an.

»Ei! mein Gott,« sagte dieser, ermuthigt durch diese stillschweigende Bewunderung, »es ist doch ganz einfach, und ich begreife nicht, wie Sie das vergessen konnten! Sie müssen, seitdem Sie mich nicht mehr gesehen, an eine Menge von Albernheiten gedacht haben, und darüber haben Sie das Gedächtniß verloren. Sie haben drei Bärte, nicht wahr? einen großen und zwei kleine: einen von fünf Linien, zwei von zwei Linien?«

»Ja,« erwiderte der König, der mit einem gewissen Interesse der Auseinandersetzung von Gamain folgte.

»Nun, sobald der Schlüssel den großen Bart losgelassen, muß er den Riegel öffnen können, den er geschlossen hat, nicht wahr?«

»Ja,« sagte der König.

»Dann muß er in umgekehrter Richtung, das heißt, auf seinem Wege zurückkehrend, den zweiten Bart in dem Augenblicke, wo er den ersten losläßt, ergreifen können.«

»Ah! ja, ja!« rief der König.

»Ah! ja, ja,« wiederholte Gamain mit spottendem Tone. »Wie soll sich nun dieser arme Schlüssel benehmen, wenn der Zwischenraum zwischen dem großen Barte und dem kleinen Barte nicht gleich ist der Dicke des Kamms mit ein wenig Freiheit?«

»Ah! . . .«

»Ah!« wiederholte abermals Gamain. »Sie mögen immerhin König von Frankreich sein, Sie mögen immerhin sagen: »»Ich will!«« der kleine Bart sagt: »»Ich will nicht!«« und dann gute Nacht! Das ist gerade, wie wenn Sie sich mit der Nationalversammlung streiten, — die Nationalversammlung ist stärker.«

»Es gibt aber doch Mittel, nicht wahr, Meister?« fragte der König.

»Ei! es gibt immer Mittel. Man braucht nur den ersten Bart schräge zu schneiden, die

Schulterung um eine Linie auszuhöhlen, den ersten Bart um vier Linien vom zweiten zu entfernen, und in der gleichen Entfernung den dritten Bart wiederherzustellen, — den, welcher am Riegelhaken anhält.«

»Aber,« bemerkte der König, »für alle diese Veränderungen ist wohl ein Tag Arbeit nöthig, mein lieber Gamalo?«

»Ja, ein Anderer würde wohl einen Tag brauchen, doch für Gamalo werden zwei Stunden genügen, nur muß man mich allein lassen und nicht durch Bemerkungen stören . . . Gamain hier . . . Gamain da . . . Man lasse mich also allein; die Schmiede scheint mir ziemlich gut mit Handwerkszeug versehen, und in zwei Stunden . . . nun, in zwei Stunden, wenn die Arbeit gehörig angefeuchtet wird,« fuhr Gamain lächelnd fort, »kann man wiederkommen: das Werk wird vollendet sein.«

Was Gamain verlangte, entsprach ganz dem Wunsche des Königs. Blieb Gamain allein, so hatte er Gelegenheit, mit dem Gesellen unter vier Augen zu sein.

Er schien jedoch Schwierigkeiten zu machen.

»Wenn Du aber etwas brauchst, mein armer Gamain?«

»Brauche ich etwas, so werde ich den Kammerdiener rufen, und wenn er Befehl hat, mir zu geben, was ich verlange, so ist das hinreichend.«

Der König ging selbst an die Thüre, öffnete sie und sagte: »François, ich bitte, bleiben Sie in der Nähe. Hier ist Gamain, mein alter Meister in der Schlosserkunst, der mir eine mangelhafte Arbeit verbessert. Geben Sie ihm, was er braucht, und besonders ein paar Flaschen trefflichen Bordeaux.«

»Sire, wenn Sie nur die Güte haben wollten, sich zu erinnern, daß ich den Burgunder mehr liebe: dieser Teufelsbordeaux, das ist gerade, als ob man laues Wasser tränke.«

»Ah! ja, es ist wahr . . . ich vergaß das.« versetzte der König lachend; »wir haben doch mehr als einmal mit einander getrunken, mein armer Gamain. François, Sie hören, Burgunder, Bolnay!«

»Gut!« sagte Gamain, der mit der Zunge über seine Lippen strich, »ich erinnere mich dieses Namens.«

»Und er macht, daß Dir das Wasser im Munde zusammenläuft.«

»Sprechen Sie nicht von Wasser, Sire; ich weiß nicht, wozu das Wasser dienen soll, wenn nicht, um das Eisen zu härten. Diejenigen aber, welche es zu einem anderen Gebrauche genommen, haben es seiner wahren Bestimmung entfremdet . . . Wasser . . . pfui!«

»Sei nur ruhig, so lange Du hier bist, sollst Du nie von Wasser reden hören, und da wir befürchten, es könnte das Wort dem Einen oder dem Andern entschlüpfen, so lassen wir Dich allein; wenn Du fertig bist, schicke nach uns.«

»Und was machen Sie mittlerweile?«

»Den Schrank, für den das Schloß bestimmt ist.«

»Ah! schön, das ist die Arbeit, die sich für Sie schickt. Viel Vergnügen!«

»Guten Muth!« erwiderte der König.

Und er nickte zum Abschied Gamain vertraulich mit dem Kopfe zu und entfernte sich mit dem Gesellen Louis Lecomte oder dem Comte Louis, was ohne Zweifel der Leser vorzieht, bei dem wir Scharfsinn genug voraussetzen, um zu glauben, er habe in dem falschen Gesellen den Sohn des Marquis von Bouillé erkannt.

XXXVIII.

Wo man von Allem, nur nicht von der Schlosserkunst spricht.

Nur ging Ludwig XVI. diesmal nicht aus der Werkstätte auf der äußeren, für das ganze Haus gemeinschaftlichen Treppe weg; er stieg die ihm allein vorbehaltenen Geheimentreppe hinab.

Diese Treppe führte in sein Arbeitscabinet.

Ein Tisch von diesem Arbeitscabinet war mit einer ungeheuren Karte von Frankreich bedeckt, welche bewies, daß der König oft schon den kürzesten Weg, um aus seinem Reiche zu kommen, studiert hatte.

Doch erst unten an der Treppe, als die Thüre hinter ihm und dem Schlossergesellen wieder zugemacht war, schien Ludwig XVI., nachdem er einen forschenden Blick im Cabinet halte umherlaufen lassen, denjenigen zu erkennen, welcher ihm mit dem Wamms auf der Schulter und die Mütze in der Hand folgte.

»Endlich sind wir allein, mein lieber Graf!« sagte er; »lassen Sie mich Ihnen vor Allem zu Ihrer Gewandtheit Glück wünschen und Ihnen für Ihre Ergebenheit danken.«

»Und mir, Sire,« erwiderte der junge Mann, »erlauben Sie, Eure Majestät tausendmal um Verzeihung zu bitten, daß ich es, wenn auch für ihren Dienst, gewagt habe, so gekleidet vor ihr zu erscheinen und mit ihr zu sprechen, wie ich es gethan habe.«

»Sie haben wie ein wackerer Edelmann gesprochen, mein lieber Louis, und wie Sie auch angethan sein mögen, es schlägt ein redlich Herz unter Ihrem Kleide. Doch wir haben keine Zeit zu verlieren! Niemand, selbst nicht der Königin, ist Ihre Gegenwart hier bekannt, Niemand hört uns, sagen Sie mir geschwinde, was Sie hierher führt.«

»Hat Eure Majestät meinem Vater nicht die Ehre erwiesen, ihm einen Officier von ihrem Hause zu schicken?«

»Ja, Herrn von Charny.«

»Herrn von Charny, ganz richtig. Er war der Überbringer eines Briefes . . .«

»Eines unbedeutenden,« unterbrach der König, »der nur als Einführung für einen mündlichen Auftrag dienen sollte.«

»Dieser mündliche Auftrag ist vollzogen, Sire, und damit sein Vollzug gewiß sei, bin ich auf den Befehl meines Vaters und in der Hoffnung, allein mit Eurer Majestät zu sprechen, nach Paris abgereist.«

»Sie sind also von Allem unterrichtet?«

»Ich weiß, daß der König in einem gegebenen Augenblick die Sicherheit, Paris verlassen zu können, haben möchte.«

»Und daß er aus den Marquis von Bouillé als auf den Mann gerechnet hat, der am Fähigsten, ihn bei seinem Plane zu unterstützen.«

»Mein Vater ist zugleich stolz und sehr dankbar für die Ehre, die Sie ihm erwiesen.«

»Kommen wir zur Hauptsache. Was sagt er von dem Plane?«

»Er sei verwegen, er heische große Vorsicht, doch die Ausführung scheine ihm nicht

unmöglich.«

»Vor Allem,« sagte der König: »müßte man nicht, um der Unterstützung von Herrn von Bouillé die ganze Wirksamkeit zu geben, welche sein biederer Charakter und seine Ergebenheit versprechen, seinem Commando von Metz das von mehreren Provinzen und besonders das von Franche-Comté beifügen?«

»Das ist die Ansicht meines Vaters, Sire, und ich bin glücklich, daß der König zuerst seine Meinung in dieser Hinsicht ausgesprochen hat; der Marquis befürchtete, der König könnte es einem persönlichen Ehrgeize zuschreiben . . .«

»Ei! kenne ich denn die Uneigennützigkeit Ihres Vaters nicht? Lassen Sie mich hören, hat er sich mit Ihnen über den Weg besprochen, der zu wählen wäre?«

»Mein Vater befürchtet vor Allem Eines, Sire.«

»Was?«

»Es dürfen Eurer Majestät mehrere Fluchtpläne, sei es nun von Seiten Spaniens, oder von Seiten des Reiches, oder von Seiten der Emigranten in Turin geboten worden sein, und da diese Pläne einander widersprechen oder sich durchkreuzen, so könnte der seinige durch einige von jenen Umständen scheitern, welche man auf Rechnung des Verhängnisses setzt, während sie beinahe immer die Folge der Eifersucht oder der Unklugheit der Parteien sind.«

»Mein lieber Louis, ich verspreche Ihnen, alle Welt um mich her intriguiren zu lassen: das ist einmal ein Bedürfnis der Parteien, und dann ist es eine Nothwendigkeit meiner Lage. Während der Geist von Lafayette und die Blicke der Nationalversammlung allen Fäden folgen, welche keinen andern Zweck haben, als sie irre zu führen, werden wir ohne weitere Vertraute, als die für die Ausführung des Planes streng nothwendigen Personen, — lauter Personen, aus welche zählen zu können wir fest überzeugt sein dürfen, unsern Weg mit um so mehr Sicherheit verfolgen, je geheimnißvoller er sein wird.«

»Sire, nachdem dieser Punkt festgestellt ist, hat mein Vater die Ehre, Eurer Majestät Folgendes vorzuschlagen.«

»Sprechen Sie,« sagte der König, indem er sich auf die Karte neigte, um mit den Augen den verschiedenen Entwürfen zu folgen, die ihm der Graf mit dem Worte auseinandersetzen würde.

»Sire, es gibt mehrere Punkte, nach denen sich der König zurückziehen kann.«

»Gewiß.«

»Hat der König seine Wahl getroffen?«

»Noch nicht. Ich erwartete die Ansicht vor, Herrn von Bouillé, und ich denke, Sie bringen sie mir.«

Der junge Mann machte mit dem Kopfe ein ehrerbietiges und zugleich bejahendes Zeichen.

»Sprechen Sie,« sagte Ludwig XVI.

»Da ist vor Allem Besançon, Sire, dessen Citadelle einen sehr starken und sehr vortheilhaften Posten bietet, um eine Armee zu sammeln und den Schweizern das Signal und die Hand zu geben. Mit der Armee vereinigt, können die Schweizer durch Burgund, wo die Royalisten zahlreich sind, vorrücken und gegen Paris marschiren.«

Der König machte eine Bewegung mit dem Kopfe, welche bezeichnete: »Etwas Anderes wäre mir lieber.«

Der junge Graf fuhr fort:

»Dann ist Valenciennes da, Sire, oder irgend ein anderer Platz Flanderns, der eine sichere Garnison hätte. Herr von Bouillé würde sich selbst mit den Truppen seines Commandos, entweder vor oder nach der Ankunft des Königs, dahin begeben.«

Der König machte eine zweite Bewegung mit dem Kopfe, welche besagen wollte: »Etwas Anderes, mein Herr.«

»Der König kann auch,« fuhr der junge Mann fort, »durch die Ardennen und Oesterreichisch-Flandern weggehen, sodann über dieselbe Grenze zurückkehren und sich nach einem der Plätze begeben, welche Herr von Bouillé in seinem Commando übergeben würde, und wo man zum Voraus Truppen zusammengezogen hätte.«

»Ich werde Ihnen sogleich sagen, was mich veranlaßt, Sie zu fragen, ob Sie nicht etwas Besseres haben, als Alles dies.«

»Endlich kann sich der König unmittelbar nach Sedan oder nach Montmédy begeben; der General, der sich im Mittelpunkte seines Commandos befände, hätte dort, um dem Wunsche des Königs zu gehorchen, gefiele es ihm nun, sich aus Frankreich zu entfernen oder wäre es ihm dienlicher, gegen Paris zu marschiren, volle Freiheit, zu handeln und zu wirken.«

»Mein lieber Graf,« erwiderte der König, »ich will Ihnen mit zwei Worten erklären, was mich die drei ersten Vorschläge verwerfen läßt, und aus welchem Grunde ich wahrscheinlich bei dem vierten stehen bleiben werde. Einmal ist Besançon zu weit entfernt, und ich hätte zu viel Chancen, ehe ich dahin käme, festgenommen zu werden; die Entfernung von Valenciennes ist gut, und es würde mir dies in Betreff des in dieser Stadt herrschenden vortrefflichen Geistes zusagen, aber Herr von Rochambeau, der im Hennegau, das heißt vor seinen Thoren commandirt, ist ganz dem demokratischen Geiste zugethan; was die Flucht über die Ardennen und durch Flandern betrifft, wobei man Oesterreich anrufen müßte, — nein: abgesehen davon, daß ich Oesterreich nicht liebe, weil es sich nur in unsere Angelegenheiten mischt, um sie in Verwirrung zu bringen, hat Oesterreich zu dieser Stunde genug an der Krankheit meines Schwagers, am Kriege mit den Türken und an der Empörung Brabants, ohne daß ich ihm noch einen Zuwachs an Verlegenheiten durch seinen Bruch mit Frankreich gebe; überdies will ich Frankreich nicht verlassen; hat einmal ein König den Fuß außerhalb seines Reiches, so weiß er nie, ob er dahin zurückkehren wird. Sehen Sie Karl II., sehen Sie Jacob II.: der Eine kehrt nur nach Verlauf von dreizehn Jahren zurück, der Andere kehrt nie zurück. Nein ich ziehe Montmédy vor; Montmédy liegt in einer entsprechenden Entfernung, im Mittelpunkte des Commando Ihres Vaters . . . Sagen Sie dem Marquis, meine Wahl sei getroffen, und ich begeben mich nach Montmédy.«

»Hat der König die Flucht fest beschlossen, oder ist es nur ein Plan?« erdreistete sich der junge Mann zu fragen.

»Mein lieber Louis,« erwiderte Ludwig XVI., »noch ist nichts fest beschlossen, und Alles wird von den Umständen abhängen. Sehe ich, daß die Königin und meine Kinder neue Gefahren laufen, wie die, welchen sie in der Nacht vom 5. auf den 6. October preisgegeben waren, so werde ich mich entscheiden, und sagen Sie Ihrem Vater: sobald der Entschluß gesaßt ist, wird er unwiderruflich sein.«

»Sire,« fuhr der junge Mann fort, »wenn es mir nun erlaubt wäre, in Beziehung auf die Art, wie die Reise gemacht werden soll, der Weisheit des Königs die Ansicht meines Vaters zu unterwerfen . . .«

»Oh! sprechen Sie.«

»Seiner Ansicht nach, Sire, würde man die Gefahren der Reise vermindern, wenn man sie theilte.«

»Erklären Sie sich.«

»Sire, Eure Majestät würde aus der einen Seite mit Madame Royale und Madame Elisabeth abreisen, während die Königin auf der andern mit Monseigneur dem Dauphin abginge, . . .so daß . . .«

Der König ließ Herrn von Bouillé seinen Satz nicht vollenden und erwiderte: »Es ist unnütz, diesen Punkt zu erörtern; wir, die Königin und ich, haben in einem feierlichen Augenblicke beschlossen, daß wir uns nicht verlassen werden. Will Ihr Vater uns retten, so rette er uns Beide mit einander oder keines von Beiden.«

Der junge Graf verbeugte sich und sprach:

»Ist der Augenblick gekommen, so wird der König seine Befehle geben, und seine Befehle sollen vollzogen werden. Nur erlaube ich mir, dem König zu bemerken, daß es schwierig sein wird, einen Wagen zu finden, der groß genug, daß Ihre Majestäten, deren erhabene Kinder, Madame Elisabeth und einige Dienstleute, welche sie begleiten sollen, darin Platz haben.«

»Seien Sie deshalb unbesorgt, mein lieber Louis: man wird ihn besonders hierfür machen lassen, denn es ist für den Fall vorhergesehen.«

»Noch etwas Anderes, Sire; es führen zwei Straßen nach Montmédy; ich habe Sie zu fragen, welche diejenige ist, der Eure Majestät den Vorzug gibt, damit man sie durch einen vertrauten Ingenieur studiren lassen kann.«

»Diesen vertrauten Ingenieur haben wir. Herr von Charny, der uns ganz ergeben ist, hat Karten von den Gegenden von Chandernagor mit der größten Treue und einem merkwürdigen Talente gezeichnet; je weniger Personen wir in das Geheimniß ziehen, desto besser wird es sein; wir haben im Grafen einen ganz bewährten, verständigen und braven Diener: benützen wir ihn. Was die Straße betrifft, so sehen Sie, daß ich mich damit beschäftigt habe. Da ich zum Voraus Montmédy wählte, so sind die zwei Straßen, welche dahin führen, aus dieser Karte punktirt.«

»Es gibt sogar drei,« bemerkte ehrerbietig Herr von Bouillé.

»Ja, ich weiß es, diejenige, welche von Paris nach Metz geht, die man verläßt, nachdem man durch Verdun gekommen ist, um den Weg längs der Maaß, nach Stennay einzuschlagen, wovon Montmédy nur drei Meilen entfernt ist.«

»Dann ist die nach Rheims, Isle, Rethel und Stennay,« sagte der junge Graf so lebhaft, daß der König wahrnahm, er gebe dieser den Vorzug.

»Ah! ah,« rief der König, »es scheint, das ist die Straße, die Sie vorziehen?«

»Oh! nicht ich, Sire, Gott bewahre mich, daß ich, der ich beinahe ein Kind bin, die Verantwortlichkeit für eine in einer so ernsten Angelegenheit ausgesprochene Meinung haben soll. Nein, Sire, das ist nicht meine Meinung, es ist die meines Vaters, und er stützte sich darauf, daß die Landschaft, welche man durchreise, arm, beinahe verödet sei, daß sie folglich weniger Vorsichtsmaßregeln erforderte; er fügt bei, Royal-Allemand, das beste Regiment des Heeres, das einzige vielleicht, welches völlig treu geblieben, liege in Garnison in Stennay, und es könnte von Isle oder Rethel an mit der Bedeckung des Königs beauftragt werden; so würde man die Gefahr einer zu großen Truppenbewegung vermeiden . . .«

»Ja,« unterbrach ihn der König, »doch man würde durch Rheims kommen, wo ich gesalbt worden bin, wo der Erste der Beste mich zu erkennen im Stande ist, . . .Nein, mein lieber Graf,

über diesen Punkt habe ich mich entschieden.«

Der König sprach seine letzten Worte mit einem so festen Tone, daß der Graf es nicht einmal wagte, diese Entscheidung zu bekämpfen.

»Der König hat sich also entschieden? . . .« fragte er.

»Für die Straße nach Chalons durch Varennes, mit Vermeidung von Verdun. Was die Regimenter betrifft, so sollen sie in den zwischen Montmédy und Chalons liegenden Dörfern echelonnirt werden; ich würde sogar nichts Ungeeignetes darin sehen, wenn mich das erste Detachement in letzterer Stadt erwartete,« fügte der König bei.

»Sire, wenn wir so weit sind, wird es ein Punkt der Erörterung sein, bis zu welcher Stadt sich diese Regimenter wagen sollen; nur ist dem König nicht unbekannt, daß es in Varennes keine Pferdepost gibt.«

»Es freut mich, Sie so wohl unterrichtet zu sehen, Herr Graf,« sagte der König lachend: »das beweist, daß Sie mit allem Ernste an unserem Plane gearbeitet haben; doch seien Sie hierüber ruhig, wir werden Mittel finden, Pferde diesseits und jenseits der Stadt bereit halten zu lassen; unser Ingenieur wird uns sagen, wo dies am Besten geschehen kann.«

»Und nun, Sire,« sprach der junge Graf, »ermächtigt mich nun, da beinahe Alles festgestellt ist, Eure Majestät, ihr im Namen meines Vaters ein paar Zeilen eines italienischen Schriftstellers zu citiren, die ihm so sehr der Lage, in welcher sich der König befindet, zu entsprechen schienen, daß er mir befahl, sie auswendig zu lernen, damit ich sie dem König sagen könnte.«

»Sprechen Sie, mein Herr.«

»Sie lauten: »Der Verzug ist immer nachtheilig, und bei allen Dingen, die man unternimmt, gibt es nie völlig günstige Umstände; so daß derjenige, welcher wartet, bis er eine vollkommene Gelegenheit trifft, nie eine Sache unternehmen oder, wenn er sie unternimmt, häufig schlecht davon kommen wird.«« Es ist der Autor, welcher so spricht, Sire.«

»Ja, mein Herr, und dieser Autor ist Macchiavelli, Glauben Sie mir, ich werde den Rath des Gesandten der herrlichen Republik berücksichtigen . . .Doch stille! . . .ich höre Tritte aus der Treppe . . .Gamain kommt herab; gehen wir ihm entgegen, damit er nicht sieht, wir haben uns mit etwas Anderem beschäftigt, als mit dem Schranke.«

Bei diesen Worten öffnete der König die Thüre der Geheimentreppe.

Es war Zeit, der Schlossermeister stand, mit seinem Schlosse in der Hand, auf der letzten Stufe.

XXXIX.

Wo bewiesen ist, daß es wirklich einen Gott für die Trunkenen gibt.

An demselben Tage, gegen acht Uhr Abends, kam ein als Arbeiter gekleideter Mann, der vorsichtig die Hand auf die Tasche seines Wammses drückte, als enthielte an diesem Abend seine Tasche eine bedeutendere Summe, als die Tasche eines Arbeiters gewöhnlich enthält, kam ein Mann, sagen wir, aus den Tuileries über den Pont Tournant, wandte sich links und folgte von einem Ende zum andern der großen Allee, welche aus der Seite der Seine diesen Theil der Champs-Élysées verlängert, den man früher den Port au Marbre oder Port aux Pierres nannte und heute den Cours-la-Reine nennt.

Am äußersten Ende dieser Allee befand er sich aus dem Quai de la Savonnerie.

Der Quai de la Savonnerie war zu jener Zeit sehr heiter am Tage und sehr erleuchtet am Abend durch eine Menge kleiner Schenken, wo am Sonntag die guten Bürger den flüssigen und festen Proviant kauften, den sie auf Schiffen, welche sie um zwei Sous für die Person mietheten, mit sich nahmen, um den Tag aus der Schwaneninsel zuzubringen; eine Insel, auf der sie, ohne diese Vorsicht, Hungers zu sterben Gefahr gelaufen wären, und zwar an gewöhnlichen Wochentagen, weil sie völlig verödet, und an Sonntagen, weil sie zu sehr bevölkert war.

Bei der ersten Schenke, die er an seinem Wege traf, schien der als Arbeiter gekleidete Mann einen heftigen Kampf mit sich selbst zu entspinnen, — einen Kampf, aus dem er siegreich hervorging: ob er nämlich in die Schenke eintreten oder nicht eintreten sollte.

Er trat nicht ein und ging weiter.

Bei der zweiten erneuerte sich dieselbe Versuchung, und diesmal konnte ein zweiter Mann, der ihm wie ein Schatten, ohne daß er es bemerkte, seit einiger Zeit folgte, glauben, er werde nachgeben, denn, von der geraden Linie abgehend, neigte er sich so sehr vor dieser Beikirche des Bacchus-Tempels, wie man damals sagte, daß er ihre Schwelle berührte.

Nichtsdestoweniger siegte auch diesmal die Mäßigkeit, und es ist wahrscheinlich, daß er, würde sich nicht eine dritte Schenke auf seinem Wege gesunden haben und er hätte zurückkehren müssen, um den Eid zu brechen, den er sich selbst geschworen zu haben schien, seine Wanderung fortgesetzt hätte, — nicht nüchtern, denn der Reisende halte wohl schon eine redliche Dosis von der Flüssigkeit, die des Menschen Herz erfreut, zu sich genommen, — aber in einem Zustande der Selbstbeherrschung, der seinem Kopfe erlaubte, seine Beine in einer hinreichend geraden Linie aus dem Wege zu führen, den er zu machen hatte.

Unglücklicher Weise gab es nicht nur eine dritte, sondern auch eine vierte, eine fünfte, eine zehnte, eine zwanzigste Schenke aus diesem Wege; eine Folge hiervon war, daß, da sich die Versuchungen zu oft wiederholten, die Widerstandskraft sich nicht im Einklange fand mit der Versuchungskraft und der dritten Probe unterlag.

Es ist nicht zu leugnen, daß durch eine Art von Transaction mit sich selbst der Arbeiter, der so glücklich den Dämon des Weines bekämpft hatte, als er in die Schenke eintrat, vor dem Schanktisch stehen blieb und nur einen Schoppen verlangte.

Der Dämon des Weins, gegen den er stritt, schien indessen siegreich durch den Unbekannten

vertreten zu sein, der ihm in einiger Entfernung folgte, wobei er bemüht war, in der Dunkelheit zu bleiben, ohne jedoch den Ersten aus den Augen zu verlieren.

Ohne Zweifel, um diese Perspective zu genießen, die ihm angenehm zu sein schien, setzte er sich aus die Brustmauer gerade der Thüre der Schenke gegenüber, wo der Arbeiter seinen Schoppen trank, und begab er sich wieder auf den Weg, fünf Secunden, nachdem dieser sein Glas geleert hatte und über die Schwelle getreten war, um weiter zu gehen.

Doch wer kann sagen, wo die Lippen stille stehen werden, welche sich einmal am unseligen Becher der Trunkenheit befeuchtet und mit dem den Trunkenen eigenthümlichen, mit Befriedigung gemischten Erstaunen wahrgenommen haben, daß nichts so sehr Durst erregt, als das Trinken? Kaum hatte der Arbeiter hundert Schritte gemacht, da war sein Durst so mächtig, daß er abermals anhalten mußte, um ihn zu löschen; nur sah er diesmal ein, daß ein Schoppen zu wenig war, und verlangte eine halbe Flasche.

Der Schatten, der an ihn festgebunden zu sein schien, war wohl nicht unzufrieden mit dem wiederholten Verzuge, den das Bedürfniß, sich zu erfrischen, in die Vollendung seines Weges brachte. Er blieb an der Ecke der Schenke stehen, und obgleich der Trinker sich gesetzt hatte, um es sich bequemer zu machen, und eine Viertelstunde brauchte, um seine halbe Flasche Wein zu schlürfen, gab der Schatten doch kein Zeichen von Ungeduld von sich und folgte ihm nur wieder in dem Augenblick, wo er herauskam, mit demselben Schritte, den er bis zum Eingang gemacht hatte.

Nach hundert weiteren Schritten wurde diese Langmuth auf eine neue und gestellt; der Arbeiter machte einen dritten Halt, und diesmal, da sein Durst immer mehr zunahm, verlangte er eine ganze Flasche.

Das war abermals eine halbe Stunde des Wartens für den geduldigen Argus, der sich an seine Ferse angehängt hatte.

Diese nach und nach verlorenen fünf Minuten, fünfzehn Minuten, dreißig Minuten erregten ohne Zweifel Gewissensbisse im Herzen des Trinkers; denn da er, wie es schien, nicht mehr anhalten wollte, während er fortzutrinken wünschte, so ging er mit sich selbst eine Art von Vergleich ein, der darin bestand, daß er sich im Augenblick seines Abganges mit einer entropften Flasche Wein versah, aus der er seine Reisegefährtin zu machen beschloß.

Dies war ein weiser Entschluß, der denjenigen, welcher ihn gesehen, nur aushielt nach Maßgabe der immer mehr ausgedehnten krummen Linien und der immer öfter wiederholten Zickzacke, die das Resultat von jeder Annäherung waren, welche zwischen dem Halse der Flasche und den durstigen Lippen des Trinkers stattfand.

In einer dieser geschickt combinirten krummen Linien gelangte er durch die Barrière de Passy ohne irgend ein Hinderniß . . . Die Flüssigkeiten sind bekanntlich beim Ausgange von jedem Octroi frei.

Der Unbekannte, der ihm folgte, ging hinter ihm und mit demselben Glücke wie er hinaus.

Hundert Schritte vor der Barrière mußte sich unser Mann Glück wünschen zu der sinnreichen Vorsichtsmaßregel, die er genommen, denn von da an wurden die Schenken immer seltener, bis sie am Ende völlig verschwanden.

Doch was war unserem Philosophen hieran gelegen? Wie der Weise des Alterthums, trug er nicht nur seine Habe, sondern auch seine Freude mit sich.

Wir sagen seine Freude, in Betracht, daß bei der Hälfte der Flasche unser Trinker zu singen

anfang, und Niemand wird bestreiten daß der Gesang, mit dem Lachen, eines von den Mitteln ist, die dem Menschen gegeben sind, um seine Freude zu offenbaren.

Der Schatten des Trinkers schien sehr empfänglich für die Harmonie dieses Gesangs, den er leise wiederholte, und für den Ausdruck dieser Freude, deren Phrasen er mit einem ganz besonderen Interesse folgte. Leider aber war die Freude ephemer und der Gesang von kurzer Dauer. Die Freude währte nur gerade so lange, als der Wein in der Flasche, und sobald die Flasche leer und wiederholt vergebens zwischen den Händen des Trinkers gepreßt worden war, verwandelte sich der Gesang in ein Grunzen, das immer stärker wurde und am Ende in Verwünschungen ausartete.

Diese Verwünschungen waren an unbekannte Verfolger gerichtet, über welche sich stolpernd, unser armer Wanderer beklagte.

»Oh! der Unglückliche!« sagte er, »oh! der Unglückliche! einem, alten Freunde, einem Meister einen verfälschten Wein geben! . . . pfui! Er lasse mich wieder holen, um seine Schlösser zu verbessern; er schicke seinen schurkischen Gesellen, der mich verläßt, wieder zu mir, und ich werde kommen und ihm sagen: »Gute Nacht, Sire, Deine Majestät verbessere ihre Schlösser selbst!« Und wir werden sehen, ob man ein Schloß macht wie ein Decret! . . . Ah! ich werde Dir Schlösser mit drei Bärten geben . . . ah! ich werde Dir Schlösser mit Zuhaltung geben., . ich werde Dir geben gebohrt . . . gebohrte Schlüssel mit eingeschnittenem Kamm . . . Oh! Der Unglückliche! oh! die Unglückliche! sie haben mich offenbar vergiftet.«

Und während er diese Worte sprach, fiel er, ohne Zweifel besiegt durch die Macht des Giftes, der Länge nach zum dritten Male auf das Straßenpflaster, wo ihn alsbald eine dichte Kothlage umhüllte.

Die zwei ersten Male war unser Mann allein wieder aufgestanden. Die Operation war schwierig gewesen, doch er hatte sie zu seiner Ehre vollbracht; das dritte Mal war er nach verzweifelten Anstrengungen genöthigt, sich selbst zu gestehen, daß die Aufgabe seine Kräfte überstieg, und mit einem Seufzer, der einem Stöhnen glich, schien er sich zu entschließen, zur Lagerstätte für diese Nacht den Schooß unserer gemeinschaftlichen Mutter, der Erde, zu nehmen.

Bei diesem Punkte der Entmuthigung und der Schwäche erwartete ihn ohne Zweifel unser Unbekannter, der ihm von der Place Louis XV. an mit so viel Beharrlichkeit folgte, denn nachdem er, sich in der Entfernung haltend, ihn die fruchtlosen Anstrengungen, welche wir zu schildern versucht, hatte unternehmen lassen, näherte er sich ihm vorsichtig, ging im Kreise um seine zusammengesunkene Größe, rief einem Fiacre, der vorüberfuhr, und sagte zum Kutscher:

»Mein Freund, hier liegt mein Geselle, dem es unwohl geworden ist; nehmt diesen Sechs Livres-Thaler, schafft den armen Teufel in Euren Wagen und führt ihn nach der Schenke des Pont de Sèvres. Ich werde zu Euch hinaufsteigen.«

Man durste sich nicht wundern über den Vorschlag, seinen Sitz zu theilen, den derjenige von den zwei Gefährten, welcher stehen geblieben war, dem Kutscher machte, da er selbst ein Mensch von ziemlich geringem Stande zu sein schien. Mit dem rührenden Vertrauen, das die Menschen von solchen Verhältnissen zu einander haben, erwiderte auch der Kutscher:

»Sechs Franken . . . und wo sind Deine sechs Franken?«

»Hier, mein Freund,« sagte, ohne daß er sich im Geringsten zu ärgern schien, indem er dem Kutscher den Thaler darreichte, der Mann, welcher diese Summe angeboten hatte.

»Und wenn wir dort sind, mein Bürger,« versetzte der durch das Bildniß des Königs

besänftigte Automedon, »wird es nicht ein kleines Trinkgeld geben?«

»Je nachdem wir gefahren sind. Schaffe diesen armen Teufel in Deinen Wagen, schließe sorgfältig die Schläge, sei bemüht, bis dort Deine zwei Mähren auf ihren Beinen zu halten, und sind wir beim Pont de Sèvres, so werden wir sehen . . . Hast Du uns gut gefahren, so sollst Du bedacht werden.«

»Schön,« sagte der Kutscher, »das heiße ich antworten. Seien Sie ruhig, Sie werden zufrieden sein. Steigen Sie auf den Bock und verhindern Sie die wälschen Hühner, Dummheiten zumachen; ah! zu dieser Stunde riechen sie den Stall und haben Eile, nach Hause zu kommen; das Uebrige ist meine Sache.«

Der freigebige Unbekannte folgte ohne irgend eine Bemerkung der Instruction, die man ihm gab. Der Kutscher hob mit aller Zartheit, der er fähig war, den Trunkenen in seinen Armen auf, legte ihn sanft zwischen die zwei Sitze seines Fiacre, schloß den Schlag, stieg auf seinen Bock, wo er den Unbekannten fand, ließ seinen Wagen sich umwenden und peitschte seine Pferde, welche bald mit den, bei diesen Vierfüßigen gewöhnlichen melancholischen Gang durch den Flecken Point-du-Jour trabten und nach einer halben Stunde zu der Schenke des Pont de Sèvres kamen.

Im Innern dieser Schenke finden wir nach zehn Minuten, die man der Auspackung de»Bürgers Gamain widmete, den der Leser ohne Zweifel längst erkannt hat, den würdigen Meister über Meister, Meister über Alle wieder; er sitzt an demselben Tische und demselben Waffenschmiede gegenüber, wie wir ihn im ersten Kapitel dieser Geschichte gesehen haben.

XL.

Was der Zufall ist!

Wie hatte sich nun diese Auspackung bewerkstelligt, und wie war Meister Gamain aus dem beinahe starrsüchtigen Zustande, in welchem wir ihn verlassen, zu dem fast natürlichen Zustande, in dem wir ihn wiedersehen, übergegangen? Der Wirth der Schenke des Pont de Sèvres lag im Bette, und nicht der geringste Lichtfaden drang durch die Spalten seiner Fensterläden, als die ersten Faustschläge des Philanthropen, der Meister Gamain ausgenommen hatte, an seiner Thüre erschollen.

Diese Faustschläge wurden auf eine Art angebracht, daß sie nicht glauben ließen, die Besitzer des Hauses, so sehr sie dem Schlafe ergeben sein mochten, dürften eine lange Ruhe einem solchen Angriffe gegenüber genießen.

Ganz schlaftrunken, ganz stolpernd, ganz brummend, öffnete auch der Schenkwirt selbst denjenigen, welche ihn bemerkten, wobei er sich vornahm, sie einen der Störung würdigen Ersatz entrichten zu lassen, sollte, wie er sagte, das Spiel nicht das Licht werth sein.

Es scheint, daß das Spiel wenigstens dem Werthe des Lichtes das Gleichgewicht hielt, denn bei dem ersten Worte, das der Mann, welcher aus eine so unehrerbietige Art angeklopft hatte, dem Wirthe der Schenke des Pont de Sèvres in's Ohr flüsterte, nahm dieser seine baumwollene Mütze ab, machte Bücklinge, welche durch sein Costume ganz sonderbar grotesk wurden, und führte den Unbekannten und Meister Gamain in das kleine Cabinet, wo wir diese schon den Burgunder, sein Lieblingsgetränk, haben verkosten sehen.

Diesmal aber, weil er zu viel verkostet, war Meister Gamain beinahe ohne Bewußtsein.

Vor Allem, da Kutscher und Pferde, der eine mit seiner Peitsche, die andern mit ihren Beinen gethan hatten, was sie thun konnten, fing der Fremde damit an, daß er sich seiner Zusage entledigte, indem er ein Vierundzwanzig-Sous-Stück als Trinkgeld den sechs Livres beifügte, die er schon als Bezahlung gegeben hatte.

Dann, als er Meister Gamain, den Kopf an das Täfelwerk angelehnt, mit einem Tische vor seiner Person, viereckig auf einem Stuhle sitzen sah, ließ er schleunig durch den Wirth zwei Flaschen Wein und eine Caraffe Wasser bringen und öffnete selbst das Fenster und die Läden, um die mephitische Luft zu verändern, die man im Innern der Schenke einathmete.

Diese Maßregel wäre unter anderen Umständen gefährdend gewesen. Jeder Beobachter weiß in der That, daß nur die Leute von einer gewissen Welt das Bedürfniß haben, die Luft in dem Verhältniß einzuathmen, in welchem die Natur sie macht, das heißt, bestehend aus siebenundsiebzig Theilen Sauerstoff, einundzwanzig Theilen Stickstoff und zwei Theilen Wasser, während die gemeinen Leute, an ihre verpesteten Wohnungen gewöhnt, sie ohne Schwierigkeit einathmen, so sehr sie auch mit Kohlenstoff und Stickstoff geschwängert sein mag.

Zum Glück war Niemand da, um eine solche Bemerkung zu machen. Selbst der Wirth, nachdem er mit Eile die zwei Flaschen Wein und langsam die Caraffe Wasser gebracht, hatte sich ehrerbietig zurückgezogen und den Unbekannten unter vier Augen mit Meister Gamain

gelassen.

Der Erste war, wie wir gesehen, gleich Anfangs besorgt gewesen, frische Luft einzulassen; dann, ehe er noch das Fenster wieder geschlossen, halte er ein Flacon an die weit geöffneten, pfeifenden Nasenlöcher des Schlossermeisters gehalten, welcher sich dem ekelhaften Schläfe des Rausches überließ, der gewiß die Trunkenbolde von der Weinliebe heilen würde, wäre es durch ein Wunder der Allmacht den Berauschten nur ein einziges Mal gegeben, sich schlafen zu sehen.

Als er den durchdringenden Geruch der im Flacon enthaltenen Flüssigkeit einathmete, riß Meister Gamain; die Augen weit auf und nieste sogleich ganz wüthend; dann murmelte er ein paar Sylben, welche ohne Zweifel unverständlich für jeden Andern, als den geübten Philologen, dem es, mit tiefer Aufmerksamkeit horchend, gelang, folgende Worte zu unterscheiden: »Der Unglückliche . . .er hat mich vergiftet ., . vergiftet! ., .«

Der Waffenschmied schien zu seiner Zufriedenheit zu erkennen, daß Meister Gamain immer noch von derselben Idee beherrscht wurde; er hielt den Flacon abermals an seine Nase, was, einige Kraft dem würdigen Sohne Noä verleihend, diesem gestattete, den Sinn seines Satzes dadurch zu vervollständigen, daß er den schon ausgesprochenen Worten drei weitere Worte beifügte, welche eine um so schrecklichere Anschuldigung enthielten, als diese zugleich einen Vertrauensmißbrauch und ein Vergessen des Herzens bezeichnete.

»Einen Freund vergiften! . . .einen Freund! . . .«

»Das ist in der That entsetzlich,« bemerkte der Waffenschmied.

»Entsetzlich!« stammelte Gamain.

»Schändlich!« sagte Nr. 1.

»Schändlich!« wiederholte Nr. 2.

»Zum Glück war ich da,« sprach der Waffenschmied, »ich, um Ihnen Gegengift zu geben.«

»Ja, zum Glück!« murmelte Gamain.

»Doch da eine erste Dosis nicht für eine solche Vergiftung genügt, so nehmen Sie noch dieses,« fuhr der Unbekannte fort.

Und er goß in ein halbes Glas Wasser fünf bis sechs Tropfen von der im Flacon enthaltenen Flüssigkeit, was nichts Anderes war, als aufgelöster Ammoniak.

Dann näherte er das Glas den Lippen von Gamain.

»Ah! ah!« stammelte dieser, »das ist zu trinken durch den Mund; ich liebe das mehr, als durch die Nase!«

Und er verschluckte gierig den Inhalt des Glases.

Doch kaum war der Teufelstrank durch seinen Hals gelaufen, da riß er die Augen übermäßig weit aus und rief zwischen einem zweimaligen Niesen:

»Ha! Schurke, was Hast Du mir da gegeben? Pfui! Pfui!«

»Mein Lieber,« erwiederte der Unbekannte, »ich habe Ihnen einen Trank gegeben, der Ihnen ganz einfach das Leben rettet.«

»Ah!« versetzte Gamain, »wenn er mir das Leben rettet, so thaten Sie wohl daran, mir denselben zu geben; doch wenn Sie das einen Trank nennen, so haben Sie Unrecht.«

Und er nieste abermals, zog den Mund zusammen und sperrte die Augen auf wie die Larve der alten Tragödie.

Der Unbekannte benützte diesen Augenblick der Pantomime, um, nicht das Fenster, sondern

die Läden zu schließen.

Gamain hatte indessen nicht ohne Vortheil die Augen ein zweites oder drittes Mal geöffnet. Während dieser Bewegung, so krampfhaft sie war, schaute der Schlossermeister umher, und mit jenem Gefühle tiefer Dankbarkeit, das die Trunkenbolde für die Wände einer Schenke haben, erkannte er diese als ihm nichts weniger als fremd.

Bei den häufigen Reisen, welche nach Paris zu machen ihn sein Geschäft veranlaßte, kam es in der That selten vor, daß er nicht in der Schenke des Pont de Sèvres einkehrte. Sein Einkehren konnte sogar aus einem gewissen Gesichtspunkte als eine Nothwendigkeit betrachtet werden, da die fragliche Schenke ungefähr die Hälfte des Weges bezeichnete.

Dieses Erkennen brachte seine Wirkung hervor; es verlieh vor Allem ein großes Vertrauen dem Schlossermeister, indem es ihm bewies, daß er in befreundetem Lande war.

»Ei! Ei!« sagte er, »gut! es scheint, ich habe schon die Hälfte des Weges zurückgelegt.«

»Ja, mit meiner Hilfe,« versetzte der Waffenschmied.

»Wie, mit Ihrer Hilfe?« stammelte Gamain, der seine Augen von den leblosen Gegenständen zu den lebendigen überlenkte; »mit Ihrer Hilfe? Wer sind Sie denn?«

»Mein lieber Herr Gamain,« erwiderte der Unbekannte, »das ist eine Frage, welche mir beweist, daß Sie ein kurzes Gedächtniß haben.«

Gamain schaute den Sprechenden aufmerksamer als das erste Mal an und sagte:

»Warten Sie doch, warten Sie doch; mir scheint wirklich, ich habe Sie schon gesehen.«

»Ah! wahrhaftig? Das ist ein Glück!«

»Ja, ja, ja; aber wann und wo? das ist die Sache!«

»Wo dies? Wenn Sie umherschauen, werden vielleicht die Gegenstände, die Sie erblicken, ein wenig Ihre Erinnerungen unterstützen . . . Wann? das ist etwas Anderes; wir werden vielleicht genöthigt sein, Ihnen eine neue Dosis Gegengift zu geben, damit Sie dies sagen können.«

»Nein, ich danke,« erwiderte Gamain, während er den Arm ausstreckte; »ich habe genug von Ihrem Gegengifte, und da ich beinahe gerettet bin, so werde ich hierbei stehen bleiben . . . Wo habe ich Sie gesehen . . . wo habe ich Sie gesehen? Nun, hier.«

»Ja wohl!«

»Wann ich Sie gesehen habe? warten Sie doch! an dem Tage, wo ich von Paris von einer . . . geheimen Arbeit zurückkam . . . Es scheint,« fügte Gamain lachend bei, »ich bin offenbar der Unternehmer von solchen Arbeiten.«

»Sehr gut. Und nun, wer bin ich?«

»Wer Sie sind? Sie sind ein Mann, der, mir zu trinken bezahlt hat, folglich ein wackerer Mann; schlagen Sie ein!«

»Mit um so viel mehr Vergnügen,« erwiderte der Unbekannte, »als der Schlossermeister vom Waffenschmied nur eine Hand breit entfernt ist.«

»Ah! gut, gut, gut! Ich erinnere mich nun. Ja, es war am 6. October, an dem Tage, wo der König nach Paris zurückkam; wir haben sogar an diesem Tage ein wenig von ihm gesprochen.«

»Und ich fand Ihre Conversation äußerst interessant, Meister Gamain, weshalb ich Sie, da ich sie noch ferner zu genießen wünsche und das Gedächtnis, bei Ihnen zurückkehrt, fragen möchte, wenn es keine Unbescheidenheit ist, was Sie vor einer Stunde machten, — Ihrer ganzen Länge nach über die Straße ausgestreckt und nur zwanzig Schritte von einem Frachtwagen entfernt, der

nahe daran war, Sie entzweizuschneiden, wenn ich nicht in das Mittel trat. Haben Sie Kummer, Meister Gamain, und hatten Sie den Entschluß gefaßt, sich das Leben zu nehmen?»

»Mir das Leben nehmen? Bei meiner Treue, nein. Was ich dort mitten aus dem Wege, aus dem Pflaster liegend, machte? . . . Wissen Sie auch gewiß, daß ich dort lag?»

»Bei Gott! schauen Sie sich an.«

Gamain warf einen Blick auf sich selbst.

»O ho!« machte er, »Madame Gamain wird ein wenig schreien, sie, welche gestern zu mir sagte:»»Ziehe nicht Deinen neuen Rock an, nimm Dein altes Wamms, das ist gut genug, um in die Tuilerien zu gehen.««

»Wie, um in die Tuilerien zu gehen?« versetzte der Unbekannte; »Sie kommen aus den Tuilerien?»

Gamain kratzte sich am Kopf und suchte seine noch ganz verwirrten Erinnerungen zu sammeln.

»Ja, ja, so ist es,« sagte er, »gewiß kam ich aus den Tuilerien. Warum nicht? Es ist kein Geheimniß, daß ich Schlossermeister von Herrn Veto gewesen bin.«

»Wie, von Herrn Veto? Wen nennen Sie denn Herr Veto?»

»Ah! Sie wissen nicht, daß man den König so nennt? Woher kommen Sie denn? von China?»

»Was-wollen Sie? ich treibe mein Handwerk und beschäftige mich nicht mit Politik.«

»Sie sind sehr glücklich, ich beschäftige mich leider damit, oder man zwingt mich vielmehr, daß ich mich damit beschäftige; das wird mich zu Grunde richten.«

Hier schlug Gamain die Augen zum Himmel auf und stieß einen Seufzer aus,

»Bah!« versetzte der Unbekannte, »sind Sie nach Paris gerufen worden, um eine Arbeit in der Art von der zu machen, welche Sie gemacht hatten, als ich Sie zum ersten Male sah?»

»Ganz richtig, damals wußte ich nur nicht, wohin ich ging, und hatte die Augen verbunden, während ich diesmal wußte, wohin ich ging, und die Augen offen hatte.«

»So daß es Ihnen keine Mühe machte, die Tuilerien zu erkennen?»

»Die Tuilerien!« wiederholte Gamain, »Wer hat Ihnen gesagt, ich sei in den Tuilerien gewesen?»

»Sie selbst so eben, bei Gott! Wie sollte ich wissen, Sie kommen aus den Tuilerien, wenn Sie es mir nicht gesagt hätten?»

»Das ist wahr,« murmelte Gamain mit sich selbst sprechend; »wie sollte er es in der That wissen, wenn ich es ihm nicht gesagt hätte?»

Dann wandte er sich wieder an den Unbekannten und fuhr fort:

»Ich habe vielleicht Unrecht gehabt, es Ihnen zu sagen; doch bei meiner Treue, gleichviel! Sie sind nicht die ganze Welt. Nun wohl, ja, da ich es Ihnen gesagt habe, widerrufe ich nicht: ich bin in den Tuilerien gewesen.«

»Und,« sprach der Unbekannte, »Sie arbeiteten mit dem König, der Ihnen die fünfundzwanzig Louis d'or gab, welche Sie in Ihrer Tasche haben.«

»Wie!« rief Gamain; »ich hatte in der That fünfundzwanzig Louis d'or in meiner Tasche.«

»Und Sie haben sie immer noch.«

Gamain fuhr mit seinen Fingern in die Tiefen seiner Tasche und zog eine Handvoll Gold, gemischt mit kleiner Silbermünze und einigen Sous, heraus.

»Warten Sie doch, warten Sie doch; fünf, sechs, sieben . . . gut! und ich hatte das vergessen . . . zwölf, dreizehn, vierzehn . . . fünfundzwanzig Louis d'or sind eine Summe . . . siebzehn, achtzehn, neunzehn . . . eine Summe, die man in gegenwärtiger Zeit nicht unter dem Fuße eines Pferdes findet . . . dreiundzwanzig, vierundzwanzig, fünfundzwanzig! Ah!« fügte Gamain freier athmend bei, »Gott sei Dank, die Rechnung ist richtig.«

»Da ich es Ihnen sagte, so konnten Sie sich aus mich verlassen, wie mir scheint.«

»Auf Sie? Und woher wußten Sie, daß ich fünfundzwanzig Louis d'or bei mir hatte?«

»Mein lieber Herr Gamain, ich hatte schon die Ehre Ihnen zu sagen, ich habe sie quer über die Landstraße liegend, zwanzig Schritte von einem Frachtwagen, der sie entzweizuschneiden im Begriffe war, gesunden. Ich hieß den Fuhrmann halten; ich rief einem Fiacre, der vorüber kam, ich machte eine von den Laternen seines Wagens los, und als ich Sie beim Scheine dieser Laterne betrachtete, erblickte ich ein paar Louis d'or, welche auf dem Pflaster rollten. Da diese Louis d'or in der Nähe Ihrer Tasche waren, so vermuthete ich, sie seien aus dieser herausgefallen. Ich steckte die Finger hinein, und an zwanzig weiteren Louis d'or, die Ihre Tasche enthielt, erkannte ich, daß ich mich nicht täuschte; doch da schüttelte der Kutscher den Kopf und sagte: »»Nein, mein Herr, nein.«« »»Wie so, nein?«« »»Nein, ich nehme diesen Mann hier nicht.«« »»Und warum nimmst Du ihn nicht?«« »»Weil er zu reich ist für seine Kleidung . . . fünfundzwanzig Louis d'or in der Tasche einer Weste von Baumwollensammet, das riecht auf eine Stunde nach dem Galgen, mein Herr.«« »»Wie!«« sagte ich. »»Du glaubst, Du habest es mit einem Diebe zu thun?«« Es scheint, dieses Wort fiel Ihnen auf: »»Dieb?«« sagen Sie, »»Dieb, ich?«« »»Allerdings, Dieb Sie,«« erwiderte der Kutscher; »»wenn sie kein Dieb wären, wie hätten Sie fünfundzwanzig Louis d'or in Ihrer Tasche?«« »»Ich habe fünfundzwanzig Louis d'or in meiner Tasche, weil mein Schüler, der König von Frankreich, sie mir gegeben,«« erwidern Sie. Bei diesen Worte glaubte ich in der That Sie zu erkennen; ich näherte die Laterne Ihrem Gesichte und rief: »»Er! Alles erklärt sich, das ist Herr Gamain, der Schlossermeister von Versailles; er hat mit dem König gearbeitet und der König hat ihm fünfundzwanzig Louis d'or für seine Mühe gegeben. Vorwärts, ich verbürge mich für ihn.«« Sobald ich mich für Sie verbürgte, machte der Kutscher keine Schwierigkeit mehr. Ich steckte die Louis d'or, welche herausgefallen waren, wieder in Ihre Tasche; man legte sie sachte in den Wagen, ich setzte mich aus den Bock, wir stiegen bei dieser Schenke ab, und hier sind Sie und beklagen sich, Gott sei Dank! über nichts, als daß Sie Ihr Gesell verlassen hat.«

»Ich habe von meinem Gesellen gesprochen? Ich habe mich über sein Verlassen beklagt?« rief Gamain immer mehr erstaunt.

»Ah! gut, nun erinnert er sich nicht mehr dessen, was er so eben gesagt hat.«

»Ich?«

»Wie, haben Sie nicht in diesem Augenblicke gesagt: »»Das ist der Fehler von diesem Burschen, von diesem . . . Ich entsinne mich des Namens, den sie genannt, nicht mehr.«

»Louis Lecomte.«

»So ist es . . . Wie! Sie haben nicht so eben gesagt: »»Das ist der Fehler von diesem Burschen, von diesem Louis Lecomte, der mit mir nach Versailles zurückzukehren versprochen hatte und sich im Augenblick meines Abgangs, ohne Abschied zu nehmen, von mir entfernte.«

»Das konnte ich allerdings wohl sagen, da es die Wahrheit ist.«

»Nun also, wenn es die Wahrheit ist, warum leugnen Sie es? Wissen Sie, daß bei einem

Anderen als bei mir alle diese Geheimnißkrämereien in der Zeit, in der wir leben, gefährlich wären, mein Lieber?«

»Ja, doch bei Ihnen,« versetzte Gamain, dem Unbekannten schmeichelnd.

»Bei mir? Was will das besagen?«

»Das will besagen, bei einem Freunde.«

»Ah! ja. Sie bezeigen Ihrem Freunde großes Vertrauen. Sie sagen ihm ja und dann sagen Sie ihm nein; Sie sagen ihm: Das ist wahr, und dann: Das ist nicht wahr. Gerade wie damals hier, bei meinem Ehrenwort! Sie erzählten mir eine Geschichte . . . man mußte von Pezenas sein, um sie nur einen Augenblick zu glauben.«

»Welche Geschichte?«

»Die Geschichte von der geheimen Thüre, welche Sie beschlagen hatten, bei dem vornehmen Herrn, dessen Adresse Sie mir nicht einmal nennen konnten.«

»Nun! Sie mögen mir diesmal glauben oder nicht glauben, es handelte sich abermals um eine Thüre.«

»Beim König?«

»Beim König. Nur, statt um eine Treppenthüre, um die Thüre eines Schrankes.«

»Und Sie werden mir zu verstehen geben, der König, der sich in die Schlosserei mischt, habe Sie holen lassen, um ihm eine Thüre zu beschlagen? Gehen Sie doch!«

»Es ist dennoch so. Ah! der arme Mann, er hielt sich freilich für stark genug, um meiner entbehren zu können. Er hatte sein Schloß so angefangen. »»Wozu Gamain? Was mit Gamain machen? Braucht man Gamain?«« Ja, doch man verhaspelt sich in den Barten, und man muß auf diesen armen Gamain zurückkommen!«

»Dann hat er Sie durch einen vertrauten Kammerdiener holen lassen: durch Hue, durch Durcy oder durch' Weber?«

»Ei! gerade darin täuschen Sie sich. Er hatte, um sich von ihm helfen zu lassen, einen Gesellen genommen, der noch weniger verstand als er, und so kam dieser Geselle an einem schönen Morgen zu mir nach Versailles und sagte: »»Vater Gamain, wir wollten ein Schloß machen, der König und ich, ja, gute Nacht! das verdammte Schloß geht nicht!«« »»Was soll ich dabei thun?«« erwiderte ich. »»Sie sollen es in Stand setzen!«« Und da ich ihm entgegnete: »»Das ist nicht wahr; Sie kommen nicht im Auftrage des Königs, Sie wollen mich in eine Falle locken,«« da sprach er: »»Gut! der König hat mir Befehl gegeben, Ihnen fünfundzwanzig Louis d'or zuzustellen, damit Sie nicht zweifeln.«« »»Fünfundzwanzig Louis d'or!«« versetzte ich. »»Wo sind Sie?«« »»Hier.«« Und er gab sie mir.«

»Das sind also die fünfundzwanzig Louis d'or, die Sie bei sich haben?« fragte der Waffenschmied.

»Nein, das sind andere, die ersten fünfundzwanzig das war eine Abschlagszahlung.«

»Teufel! fünfzig Louis d'or, um ein Schloß zu verbessern! Dahinter steckt etwas, Meister Gamain.«

»Das sagte ich mir auch; um so mehr als der Geselle . . .«

»Nun, der Geselle?«

»Das sieht mir aus wie ein falscher Geselle. Ich hätte ihn ausforschen, ihn über die einzelnen Umstände seiner Reise in Frankreich befragen sollen.«

»Sie sind aber nicht der Mann, der sich täuscht, wenn er einen Gesellen bei einer Arbeit sieht.«

»Gewiß nicht . . .Dieser handhabte die Feile und den Meißel ziemlich gut. Ich habe ihn eine eiserne Stange mit einem Schlege durchhauen und eine Platte mit einem Rattenschwanz durcharbeiten sehen, als hätte er es mit einem Bohrer an einer Latte gethan. Bei Allem dem war aber mehr Theorie als Praxis; er hatte nicht sobald seine Arbeit beendigt, als er seine Hände wusch, und er wusch nicht sobald die Hände, als sie weiß wurden. Werden wahre Schlosserhände so weiß? Ah, ja wohl! ich dürfte die meinigen immerhin waschen!« sagte Gamain.

Und er zeigte mit Stolz seine schwarzen, schwieligen Hände, welche in der That allen Mandelteigen und allen Seifen der Erde zu trotzen schienen.

»Aber, versetzte der Unbekannte, den Schlosser zu der Sache zurückführend, die ihn am meisten zu interessiren schien, »was haben Sie gethan, als Sie beim König ankamen?«

»Vor Allem scheint es, daß wir erwartet wurden. Man ließ uns in die Schmiede eintreten. Dort gab mir der König ein Schloß das, bei meiner Treue! nicht schlecht angefangen war, doch es blieb in den Bärten stecken. Ein Schloß mit drei Bärten, sehen Sie, es gibt nicht viele Schlosser, welche im Stande sind, dies zu machen, und Könige noch viel weniger, wie Sie leicht begreifen werden. Ich schaute mir das Ding an und sagte: »»Es ist gut, lassen Sie mich eine Stunde allein, und in einer Stunde wird das gehen wie auf Rädchen,«« Da erwiderte der König: »Wohl, Gamain, mein Freund, Du bist zu Hause; hier sind Feilen, hier sind Schraubstöcke; arbeite, mein Junge, arbeite, wir wollenden Schrank zurichten.« Wonach er mit dem Teufelsgesellen wegging.«

»Auf der großen Treppe?« fragte nachlässig der Waffenschmied.

»Nein, aus der kleinen Geheimtreppe, welche in sein Arbeitscabinet führt . . .Als ich fertig war, sagte ich zu mir: »»Der Schrank ist nur ein Schein; sie haben sich mit einander eingeschlossen, um irgend ein Complot einzufäden. Ich will sachte hinabgehen; ich öffne die Thüre des Cabinets und so sehe ich ein wenig, was sie thun.««

»Und was thaten sie?« fragte der Unbekannte.

»Ah! ja wohl! sie horchten wahrscheinlich. Sie begreifen, ich habe nicht den Tritt eines Tänzers! Ich mochte mich immerhin so leicht als möglich machen, die Treppe krachte unter meinen Füßen, und so hörten sie mich; sie stellten sich, als kämen sie mir und in dem Augenblick, wo ich die Hand an den Knopf der Thüre legen wollte, krach! da öffneten sie sich. Wer war übertölpelt? Gamain.«

»So wissen Sie also nichts?«

»Warten Sie doch! »»Ah! Gamain,«« sagte der König, »»Du bist es?«« »»Ja, Sire,«« erwiderte ich; »»ich bin fertig.«« »»Uno wir auch, wir sind auch fertig,«« sprach er; »»komm, ich will Dir nun ein anderes Geschäft geben,«« Und er ließ mich rasch das Cabinet durchschreiten, doch nicht so rasch, daß ich nicht aus einem Tische ausgebreitet eine große Karte sah, die ich für eine Karte von Frankreich halte, in Betracht, daß sie drei Lilien an einer ihrer Ecken hatte.«

»Und Sie haben nichts Besonderes an dieser Karte von Frankreich bemerkt?«

»Doch: drei lange Reihen von Nadeln, welche, vom Mittelpunkte ausgehend, in einiger Entfernung von einander hinliefen und gegen das Ende vorrückten: man hätte glauben sollen, es

seien Soldaten, die aus drei verschiedenen Straßen nach der Grenze marschirten.«

»Wahrhaftig, mein lieber Gamain,« sprach der Unbekannte, als wäre er von Bewunderung hingerissen, »Sie sind von einem Scharfsinn, dem nichts entgeht, . . . Und Sie glauben, statt sich mit Ihrem Schranke zu beschäftigen, haben sich der König und Ihr Geselle mit dieser Karte beschäftigt?«

»Ich bin dessen sicher,« versetzte Gamain.

»Sie können nicht dessen sicher sein.«

»Doch.«

»Wie so?«

»Das ist ganz einfach: die Nadeln hatten Köpfe von Wachs, — die einen von schwarzem Wachs, die andern von blauem Wachs, die dritten von rothem Wachs; nun wohl! der König hielt in der Hand und putzte sich die Zähne, ohne es zu bemerken, mit einer Nadel mit rothem Kopfe.«

»Ah! Gamain, mein Freund,« sagte der Unbekannte, »wenn ich ein neues System der Kunst des Waffenschmieds entdecke, so werde ich Sie nicht in mein Cabinet einlassen, nicht einmal, um es rasch zu durchschreiten, dafür stehe ich Ihnen! Oder ich verbinde Ihnen die Augen, wie an dem Tage, wo man Sie zu dem fraglichen vornehmen Herrn führte; und trotz Ihrer verbundenen Augen bemerkten Sie doch, daß die Freitreppe zehn Stufen hatte, und daß das Haus aus das Boulevard ging.«

»Warten Sie doch!« sagte Gamain, entzückt über das Lob, das man ihm spendete, »Sie sind nicht beim Ende: es war wirklich ein Schrank da!«

»Ah! ah! Und wo dies?«

»Ah! ja wo dies! Errathen Sie ein wenig! . . .In die Mauer eingegraben, mein lieber Freund!«

»In welche Mauer?«

»In die Mauer des innern Corridors, der vom Alcoven des Königs mit dem Zimmer des Dauphin in Verbindung steht.«

»Wissen Sie, daß das, was Sie mir da sagen, sehr interessant ist? . . .Und dieser Schrank war ganz offen?«

»Ja, prosit! . . .Das heißt, ich mochte immerhin mit allen meinen Augen schauen, ich sah nichts und ich sagte: »Nun, dieser Schrank, wo ist er denn?« Da blickte der König umher und sprach zu mir: »Gamain, ich habe immer Vertrauen zu Dir gehabt: es sollte auch kein Anderer als Du mein Geheimniß kennen. Sieh! . . .« Und so sprechend, während der Geselle uns leuchtete, — denn das Tageslicht dringt nicht in diesen Corridor ein, — nahm der König eine Füllung des Täfelwerks weg, und ich erblickte ein rundes Loch, das ungefähr zwei Fuß im Durchmesser bei seiner Oeffnung hatte. Dann, als er mein Erstaunen sah, sagte er, unserem Gesellen mit dem Auge zublinzelnd: »Mein Freund, Du siehst wohl dieses Loch? Ich habe es gemacht, um Geld darin zu verbergen; dieser junge Mann hat mir während der vier bis fünf Tage, die er im Schlosse war, geholfen. Nun muß man das Schloß an dieser eisernen Thüre anbringen, welche so schließen soll, daß die Füllung wieder ihren Platz einnimmt und sie verbirgt, wie sie das Loch verbarg . . . Brauchst Du einen Gehilfen, so wird Dich dieser junge Mann unterstützen; kannst Du seiner entbehren, so verwende ich ihn anderswo, doch immer in meinem Dienste.« »Oh!« erwiderte ich, »Sie wissen wohl, daß ich, wenn ich ein Geschäft allein verrichten kann, keine Hilfe verlange. Es sind hier vier Stunden Arbeit für einen guten

Arbeiter, und ich, ich bin Meister, was besagen will, daß in drei Stunden Alles fertig sein wird. Gehen Sie also an Ihre Geschäfte, junger Mann, und Sie an die Ihrigen, Sire, und wenn Sie etwas hier zu verbergen haben, so kommen Sie in drei Stunden wieder.«« Man muß glauben, daß der König, wie er sagte, für unseren Gesellen anderswo Arbeit hatte denn ich habe ihn nicht wiedergesehen; nach Verlauf von drei Stunden kam der König allein zurück und fragte: »Nun, Gamain, wie weit sind wir?«« »Es ist fertig,«« erwiderte ich, und ich zeigte ihm die Thüre, welche ging, daß es ein Vergnügen war, ohne den geringsten Ton von sich zu geben, und das Schloß, das spielte wie ein Automat von Herrn Vaucauson. »Gut,«« sagte er zu mir: »nun wirst Du mir das Geld zählen helfen, das ich darin verbergen will.«« Und er ließ vier Säcke Doppel-Louis d'or durch den Kammerdiener bringen und sprach zu mir: »Zählen wir.«« Da zählte er eine Million und ich eine Million, wonach er, da fünf und zwanzig Louis d'or Ueberschuß blieben, zu mir sagte: »Hier, Gamain, nimm diese fünf und zwanzig Louis d'or; das ist für Deine Mühe;«« als wäre es nicht eine Schande, einen armen Mann, der fünf Kinder hat, eine Million Louis d'or zählen zu lassen und ihm nur fünf und zwanzig zur Belohnung zu geben!! Wie! was sagen Sie dazu?«

Der Unbekannte machte eine Bewegung mit den Lippen und erwidert: »Das ist filzig!«

»Warten Sie doch, das ist nicht Alles. Ich nehme die fünf und zwanzig Louis d'or, ich stecke sie in meine Tasche und sage: »Ich danke, Sire! doch mit Allem dem habe ich seit heute Morgen weder gegessen, noch getrunken, und ich sterbe vor Durst.«« Ich hatte nicht geendigt, als die Königin durch eine masquirte Thüre eintrat, so daß sie plötzlich, ohne nur: Aufgeschaut! zu sagen, vor mir stand; sie hielt in der Hand einen Teller, worauf ein Glas Wein und eine Butterstolle. »Mein lieber Gamain,«« sagte sie zu mir, »Sie haben Durst, trinken Sie dieses Glas Wein; Sie haben Hunger, essen Sie diese Butterstolle.«« »Ah!«' erwiderte ich, indem ich mich verbeugte, »Frau Königin, Sie hätten sich meiner wegen nicht bemühen sollen.«« Sprechen Sie, was denken Sie hiervon? ein Glas Wein einem Menschen, der sagt, er habe Durst, eine Butterstolle einem Menschen, der sagt, er habe Hunger! . . . Was soll man damit machen, Königin? . . . Man sieht wohl, daß das nie Hunger und nie Durst gehabt hat? Ein Glas Wein! . . . man bekommt wahrlich Mitleid!«

»Sie haben es also ausgeschlagen?«

»Es wäre besser gewesen, ich hätte es ausgeschlagen . . . nein, ich habe es getrunken. Die Butterstolle wickelte ich aber in mein Taschentuch ein, und ich sagte zu mir: »Was nicht gut für den Vater ist, ist gut für die Kinder.«« Dann dankte ich Ihrer Majestät, wie es der Mühe werth war, und ich begab mich auf den Weg, indem ich schwur, daß sie mich in den Tuileries nicht Mehr sehen sollen! . . .«

»Und warum sagen Sie, Sie hatten besser daran gethan, den Wein auszuschlagen?«

»Weil sie Gift hineingemischt haben müssen! Kaum hatte ich den Pont Tournant überschritten, als mich ein Durst erfaßte . . . aber ein Durst! . . . dergestalt, daß ich, da ich den Fluß zu meiner Linken und die Weinschenken zu meiner Rechten hatte, einen Augenblick schwankte, ob ich nicht in den Fluß gehen sollte . . . Ah! da sah ich, was für eine schlechte Qualität Wein sie mir gegeben hatten: je mehr ich trank, desto mehr bekam ich Durst. Das dauerte so lange, bis ich das Bewußtsein verlor. Sie können auch ruhig sein: fordert man mich je zum Zeugniß gegen sie auf, so werde ich sagen, sie haben mir fünf und zwanzig Louis d'or dafür gegeben, daß sie mich hatten vier und zwanzig Stunden arbeiten und eine Million zählen lassen, und aus Furcht, ich könnte den Ort verrathen, wo sie ihren Schatz verbergen, haben sie mich

vergiftet wie einen Hund.¹³«

»Und ich, mein lieber Gamain,« versetzte, während er aufstand, der Waffenschmied, der ohne Zweifel Alles wußte, was er wissen wollte, »ich werde Ihr Zeugniß unterstützen und sagen, ich habe Ihnen das Gegengift gegeben, durch welches Sie ins Leben zurückgerufen worden seien.«

»Zwischen uns,« sprach Gamaln, indem er die Hände des Unbekannten ergriff, »zwischen uns Beiden fortan auf Leben und Tod!«

Und nachdem er mit einer ganz spartanischen Mäßigkeit das Glas Wein zurückgewiesen, das ihm zum dritten oder vierten Male der unbekante Freund anbot, dem er so eben eine ewige Zärtlichkeit geschworen halte, schlug Gamain, auf welchen der Ammoniak seine doppelte Wirkung, indem er ihm im Augenblick den Rausch benahm und bei ihm für vier und zwanzig Stunden einen Ekel gegen den Wein erregte, hervorgebracht hatte, schlug Gamain, sagen wir, wieder den Weg nach Versailles ein, wo er wohlbehalten Morgens um zwei Uhr mit den fünf und zwanzig Louis d'or in seiner Westentasche und der Butterstolle der Königin in seiner Wammstasche ankam.

Der falsche Waffenschmied aber, der hinter ihm im Cabinet geblieben war, zog aus seinem Sacke Tabletten von Schildpatt mit Gold incrustirt und schrieb darein die doppelte Notiz:

»Hinter dem Alcoven des Königs, in dem schwarzen Corridor, der zum Zimmer des Dauphin führt, — eiserner Schrank.

»Sich versichern, ob dieser Louis Lecomte, Schlossergeselle nicht ganz einfach der Graf Louis, Sohn des Marquis von Buouillé, vor elf Tagen aus Metz angekommen, wäre.«

XLI.

Die Maschine von Herrn Guillotin.

Durch die seltsamen und vielfachen Verzweigungen des Verkehrs, welche Cagliostro in allen Classen der Gesellschaft, selbst im Dienste des Königs besaß, wußte er, zwei Tage nachher, daß der Graf Louis von Bouillé am 15. oder 16. November in Paris angekommen, von Herrn von Lafayette, seinem Vetter, am 18. entdeckt und an demselben Tage dem König vorgestellt worden war, sich als Schlossergeselle Gamain am 22. angeboten hatte, am vierten Tage mit ihm von Versailles nach Paris gewandert, ohne Schwierigkeiten beim König eingeführt worden, aus den Tuilerien zwei Stunden vor Gamain weggegangen, in die Wohnung, die er bei seinem Freunde Achille du Chastellet inne hatte, zurückgekehrt und, nachdem er die Kleider gewechselt, noch an demselben Abend mit Postpferden nach Metz abgereist war.

Andererseits hatte er am Tage nach der nächtlichen Conferenz, welche zwischen ihm und Herrn von Beausire aus dem Saint-Jean Kirchhofe stattgefunden, diesen ganz bestürzt nach Bellevue zum Banquier Zannone laufen sehen. Als er um sieben Uhr Morgens vom Spiele nach Hause kam, nachdem er Alles, bis aus seinen letzten Louis d'or, trotz der unschlagbaren Martingale von Herrn Law, verloren, hatte nämlich Meister Beausire das Haus völlig leer gesunden: Mademoiselle Oliva und der junge Toussaint waren verschwunden.

Da erinnerte sich Beausire, daß der Graf von Cagliostro mit ihm wegzugehen sich geweigert und erklärt hatte, er habe mit Mademoiselle Oliva etwas Vertrauliches zu reden. Das war ein dem Verdachte geöffnete Weg: Oliva war vom Grafen von Cagliostro entführt worden; als guter Leithund hatte Herr von Beausire die Nase auf der rechten Fährte, und er verfolgte sie bis Bellevue; hier nannte er sich, und sogleich wurde er eingeführt beim Baron Zannone, oder beim Grafen von Cagliostro, wie der Leser, wenn nicht die Hauptperson, doch wenigstens den Schließnagel des Dramas, das wir zu erzählen unternommen, nennen will.

Als er in den Salon eingeführt war, den wir kennen, weil wir am Anfange dieser Geschichte den Doctor Gilbert und den Marquis von Favras hier haben eintreten sehen, als er sich dem Grafen gegenüber fand, zögerte Beausire; der Graf schien ihm ein so vornehmer Herr zu sein, daß er es nicht einmal wagte, seine Geliebte von ihm zurückzufordern.

Doch als hätte er in der Tiefe des Herzens des ehemaligen Gefreiten lesen können, sagte Cagliostro: »Herr von Beausire, ich habe Eines bemerkt: Sie haben aus der Welt nur zwei wahre Leidenschaften: das Spiel und Mademoiselle Oliva.«

»Ah! Herr Graf,« rief Beausire, »Sie wissen also, was mich hierher führt?«

»Vollkommen. Sie wollen Mademoiselle Oliva von mir zurückverlangen; sie ist bei mir.«

»Wie! sie ist beim Herrn Grafen?«

»Ja, in meinem Hause in der Rue Saint-Claude; sie hat dort wieder ihre alte Wohnung gefunden; und wenn Sie vernünftig sind, wenn ich mit Ihnen zufrieden bin, wenn Sie mir Neuigkeiten bringen, die mich interessiren oder belustigen, nun, Herr von Beausire, so werden wir Ihnen dieser Tage fünf und zwanzig Louis d'or in die Tasche stecken und einen schönen Rock auf den Leib geben, damit Sie den adeligen Herrn im Palais Royal und den Liebesritter in

der Rue Saint-Claude spielen können.«

Beausire hatte große Lust, die Stimme zu erheben und Mademoiselle Oliva zu reclamiren; aber Cagliostro hatte ein paar Worte von der unglücklichen Geschichte mit der portugiesischen Gesandtschaft fallen lassen, welche immer wie das Schwert des Damokles über dem Haupte des ehemaligen Gefreiten schwebte, und Beausire schwieg.

Als er sodann einen Zweifel darüber äußerte, daß Mademoiselle Oliva im Hotel der Rue Saint-Claude sei, befahl der Herr Graf anzuspannen, fuhr mit Beausire nach dem genannten Hotel, führte ihn in das Allerheiligste ein und ließ ihn, indem er ein Bild verrückte, durch eine geschickt angebrachte Oeffnung Mademoiselle Oliva sehen, welche, angethan wie eine Königin, in einer großen Causeuse eines von jenen, damals so allgemein verbreiteten, schlechten Büchern las, welche, wenn sie das Glück hatte, ein solches zu treffen, die Freude der ehemaligen Kammerjungfer von Fräulein von Taverney bildeten, während Herr Toussaint, ihr Sohn, gekleidet wie ein Königssohn, mit einem mit Federn geschmückten weißen Hut à la Henri IV. und einer himmelblauen, Pumphose, welche ein goldbefranster dreifarbiger Gürtel um den Leib festhielt, sich mit herrlichem Spielzeug belustigte.

Da fühlte Beausire, wie sich in ihm das Herz des Liebenden und des Vaters ausdehnte; er versprach Alles, was der Graf wollte, und getreu seinem Worte erlaubte der Graf Herrn von Beausire, an den Tagen, wo er eine interessante Neuigkeit bringen würde, nachdem er in Gold die Bezahlung aus seiner Hand empfangen hätte, sich den Preis in Liebe in den Armen von Mademoiselle Oliva zu holen.

Alles ging also nach den Wünschen des Grafen und, wir möchten beinahe sagen, auch nach denen von Beausire, als gegen das Ende des Monats December zu einer für diese Jahreszeit sehr ungebührlichen Stunde, nämlich um sechs Uhr Morgens, der Doctor Gilbert, der schon seit anderthalb Stunden bei der Arbeit war, drei Schläge an seine Thüre thun hörte und an den Zwischenräumen zwischen diesen Schlägen erkannte, derjenige, welcher sich ankündige, sei ein Bruder Maurer.

Dem zu Folge öffnete er.

Ein Lächeln aus den Lippen stand Cagliostro jenseits der Thüre.

Gilbert fand sich nie ohne einen gewissen Schauer diesem geheimnißvollen Manne gegenüber.

»Ah! Sie sind es, Graf?« sagte er.

Dann, nach einer Anstrengung gegen sich selbst, fügte er, indem er ihm die Hand reichte, bei:

Seien Sie willkommen? zu welcher Stunde Sie auch erscheinen, und was auch die Ursache sein mag, die Sie hierher führt.«

»Die Ursache, die mich hierher führt, mein lieber Gilbert,« erwiderte der Graf, »ist der Wunsch, Sie einem philanthropischen Experimente, von dem ich mit Ihnen zu sprechen die Ehre gehabt habe, beiwohnen zu lassen.«

Gilbert suchte sich zu erinnern, aber vergebene, von welchem Experimente der Graf mit ihm gesprochen hatte.

»Ich entsinne mich nicht,« sagte er.

»Kommen Sie immerhin, mein lieber Gilbert, seien Sie unbesorgt, ich störe Sie nicht umsonst. Ueberdies werden Sie da, wohin ich Sie führe, Personen von Ihrer Bekanntschaft treffen.«

»Lieber Graf, überallhin, wohin Sie mich auch führen, gehe ich um Ihretwillen; der Ort, an den ich gehe, und die Personen, die ich dort treffe, sind nur secundäre Dinge.«

»Dann kommen Sie, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Gilbert war ganz angekleidet; er hatte nur seine Feder niederzulegen und seinen Hut zu nehmen.

Als diese beiden Operationen vollbracht waren, sagte er:

»Graf, ich bin zu Ihren Befehlen.«

»Lassen Sie uns gehen,« erwiderte einfach der Graf.

Und er ging voran; Gilbert folgte ihm.

Ein Wagen wartete unten; die zwei Männer stiegen ein.

Der Wagen entfernte sich rasch, ohne daß der Graf einen Befehl zu geben brauchte. Der Kutscher wußte offenbar zum Voraus, wohin man ging.

Nach einer Fahrt von einer Viertelstunde, während welcher Gilbert bemerkte, daß man durch ganz Paris und vor die Barrière kam, hielt man in einem großen viereckigen Hofe an, gegen den zwei Stockwerke von vergitterten Fenstern gingen.

Hinter dem Wagen schloß sich das Thor wieder, das ihn eingelassen.

Als er ausgestiegen war, bemerkte Gilbert, daß er sich im Hofe eines Gefängnisses befand, und bei näherer Betrachtung dieses Hofes erkannte er, daß der von Bicêtre war.

Dieser durch seinen natürlichen Anblick schon sehr traurige Ort der Scene wurde noch trauriger gemacht durch das zweifelhafte Tageslicht, das nur mit Bedauern in diesen Hof herabzusteigen schien.

Es war ungefähr ein Viertel auf sieben Uhr Morgens, eine unbehagliche Stunde im Winter, denn in dieser Stunde wird die Kälte selbst für die kräftigsten Organisationen empfindlich.

Ein feiner, florartiger Regen fiel schräge und zog Streifen an den grauen Mauern.

Mitten im Hofe errichteten fünf bis sechs Arbeiter unter der Anführung eines Meisters und unter den Befehlen eines schwarz gekleideten Mannes, der sich selbst mehr Bewegung machte als alle Andere, eine Maschine von einer unbekanntem, seltsamen Form.

Als er die zwei Fremden gewahrte, erhob der kleine Mann das Haupt.

Gilbert schauerte; er hatte den Doctor Guillotin erkannt, den er bei Marat getroffen. Diese Maschine war im Großen dieselbe, die er im Kleinen im Keller des Redacteur der Zeitung: *L'Ami du Peuple* gesehen.

Der kleine Mann erkannte seinerseits Cagliostro und Gilbert.

Die Ankunft dieser zwei Männer schien ihm wichtig genug, daß er einen Augenblick die Leitung seiner Arbeit verließ und zu ihnen kam.

Dies geschah indessen nicht, ohne daß er dem Zimmermeister die größte Aufmerksamkeit bei der Arbeit empfahl, mit der er beschäftigt war.

»Nun, nun, Meister Guidon., es ist gut,« sagte er; »vollenden Sie, die Plattform; die Plattform, das ist die Basis des Gebäudes; ist die Plattform vollendet so werden Sie die zwei Pfosten errichten, wobei Sie wohl auf die Zeichen Acht haben müssen, damit sie nicht zu weit von einander entfernt, noch zu nahe bei einander sind. Uebrigens bin ich da und verliere Sie nicht aus dem Blicke.«

Dann näherte er sich Cagliostro und Gilbert, die ihm die Hälfte des Weges ersparten, und sprach: »Guten Morgen, Baron, es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie zuerst kommen und uns den Doctor bringen. Doctor, erinnern Sie sich, daß ich Sie bei Marat eingeladen habe, mein

Experiment anzusehen: ich vergaß nur, Sie um Ihre Adresse zu bitten. Sie werden etwas Seltsames sehen, die menschenfreundlichste Maschine, die je erfunden worden ist.«

Dann wandte er sich plötzlich gegen diese Maschine, den Gegenstand seiner teuersten Besorgnisse um, und rief: »Ei! ei! Guidon, was thun Sie? Sie machen das Vordere hinten hin!«

Und er sprang aus die Treppe, welche zwei Gesellen an das Gerüste angesetzt hatten, und befand sich in einem Augenblick auf der Plattform, wo durch seine Gegenwart in ein paar Secunden der Fehler verbessert wurde, den die mit den Geheimnissen dieser neuen Maschine noch nicht sehr vertrauten Arbeiter begangen hatten.

»Gut, gut« sagte der Doctor Guillotin, sehr erfreut darüber, daß nun, da er sie leitete, die Dinge ganz von selbst gingen; »es handelt sich nur noch darum, das Messer in den Falz einzufügen . . . Guidon, Guidon,« rief er plötzlich, wie von einem Schrecken erfaßt, »warum ist denn der Falz nicht mit Kupfer beschlagen?«

»Ah! Doctor: ich dachte gehörig mit Fett eingeschmiertes Eichenholz sei so so gut als Kupfer,« erwiderte der Zimmermeister.

»Ja wohl,« sprach der Doctor mit einer verächtlichen Miene, »Ersparnisse, Ersparnisse! wenn es sich um den Fortschritt der Wissenschaft, und das Wohl der Menschheit handelt! Guidon, schlägt unser Versuch heute fehl, so mache ich Sie verantwortlich. Meine Herren, ich nehme Sie zu Zeugen,« fuhr der Doctor, sich an Cagliostro und Gilbert wendend, fort, »ich nehme Sie zu Zeugen, daß ich die Falze in Kupfer verlangt hatte; ich Protestire gegen den Mangel des Kupfers; bleibt da Messer unter Weges stecken oder schlüpft schlecht, so bin ich nicht daran Schuld, und ich wasche meine Hände.«

Und der Doctor machte auf der Plattform der Maschine dieselbe Geberde, welche Pilatus auf der Terrasse seines Palastes gemacht hatte.

Trotz aller dieser kleinen Hindernisse und Schwierigkeiten erhob sich indessen die Maschine und nahm, indem sie sich erhob, eine gewisse mörderische Haltung an, die ihren Erfinder erfreute, den Doctor Gilbert aber schauern machte.

Cogliostro blieb unempfindlich; seit dem Tode von Lorenza hätte man glauben sollen, er sei von Marmor geworden.

Folgendes war die Form, welche die Maschine annahm.

Vor Allem ein Boden, zu dem eine Art von Müllertreppe führte. Dieser Boden, in Form eines Schaffots, bot eine Plattform von fünfzehn Fuß Breite an allen seinen Selten; auf dieser Plattform, bei zwei Dritteln ihrer Länge, erhoben sich zwei parallele zehn bis zwölf Fuß hohe Pfosten.

An diesen zwei Pfosten oder Säulen war der erwähnte Falz, bei welchem Meister Guidon das Kupfer gespart, eine Ersparung, über welche der philanthropische Doctor Guillotin laut aufgeschrien hatte.

In diesem Falze glitt mittelst einer Feder, welche ihm, indem sie sich öffnete, alle Freiheit ließ, mit der Gewalt seines eigenen Gewichts, ver Hundertfach durch ein fremdes Gewicht, ein Messer in Form eines Halbmondes herab.

Eine kleine Oeffnung war zwischen den zwei Säulen angebracht; die zwei Flügel dieser Oeffnung, durch welche ein Mensch seinen Kopf strecken konnte, fügten sich so zusammen, daß sie seinen Hohl faßten wie ein Halsband.

Eine Schaukel, bestehend aus einem Brette von der Länge eines Menschen von gewöhnlichem

Wuchse, präsentirte sich von selbst in der Höhe dieses Fensters.

Alles dies war, wie man steht, äußerst sinnreich.

Während die Zimmerleute, Meister Guidon und der Doctor die letzte Hand an die Errichtung ihrer Maschine legten, während Cagliostro und Gilbert über die größere oder geringere Neuheit des Instrumentes sprachen, dessen Erfindung der Graf dem Doctor Guillotin streitig machte, indem er ähnliche in der italienischen Mannay und besonders in jenem Schnittmesser fand, mit welchem der Marschall Montmorency enthauptet wurde, hatten neue Zuschauer, ohne Zweifel berufen, um auch dem Versuche beizuwohnen, den Hof bevölkert.

Es war vor Allem ein Greis, ein Bekannter von uns, der eine thätige Rolle in dieser langen Geschichte gespielt hat; von der Krankheit befallen, an der er bald sterben sollte, hatte er sich aus die Bitten seines Collegen Guillotin dem Zimmer entrissen und war, trotz der frühen Stunde und des schlechten Wetters, in der Absicht, die Maschine arbeiten zu sehen, gekommen.

Gilbert erkannte ihn und ging ihm ehrerbietig entgegen.

Er erschien in Begleitung von Herrn Giraud, dem Baumeister der Stadt Paris, der seinen Functionen die Gunst einer besonderen Einladung verdankte.

Die zweite Gruppe, welche Niemand begrüßt hatte und von Niemand begrüßt worden war, bestand aus vier sehr einfach schwarz gekleideten Männern.

Kaum eingetreten, hatten sich diese vier Männer in die von der, wo Cagliostro und Gilbert waren, entfernteste Ecke zurückgezogen, und hier standen sie demüthig, leise sprechend und trotz des Regens mit dem Hut in der Hand.

Derjenige, welcher der höchste unter diesen vier Männern zu sein schien, oder wenigstens derjenige, welchen sie mit Achtung anhörten, wenn er leise ein paar Worte sprach, war ein Mann von fünfzig bis zwei und fünfzig Jahren, von hohem Wuchse, mit einem wohlwolenden Lächeln und einer offenen Physiognomie.

Dieser Mann hieß Charles Louis Sanson; er war geboren den 15. Februar 1738 in Paris; er hatte Damiens durch seinen Vater viertheilen sehen, und hatte diesen unterstützt, als ihm die Ehre zu Theil wurde, Herrn von Lally-Tollendal den Kopf abzuschlagen.

Man nannte ihn gewöhnlich: *Herr von Paris*.

Die drei Anderen waren sein Sohn, welcher die Ehre haben sollte, ihm bei der Enthauptung von Ludwig XVI. beizustehen, und seine zwei Gehilfen.

Die Gegenwart von Herrn von Paris, seinem Sohn und seinen zwei Gehilfen gab der Maschine von Herrn Guillotin eine erschreckliche Beredtsamkeit, denn sie bewies, daß der Versuch, der angestellt werden sollte, wenn nicht mit der *Garantie*, doch wenigstens mit der Billigung der Regierung gemacht wurde.

Für den Augenblick sah Herr von Paris sehr traurig aus: wurde die Maschine, deren Probearbeit anzusehen berufen war, angenommen, so war damit die ganze pittoreske Seite seiner Physiognomie abgeschnitten; der Scharfrichter erschien der Menge nicht mehr als der Würgengel bewaffnet mit dem stammenden Schwerte, der Henker war nur noch eine Art von Hausmeister, der dem Tode die Schnur zog.

Hier war auch die wahre Opposition.

Da der Regen seiner vielleicht, sicherlich aber gedrängter zu fallen fortfuhr, so wandte sich der Doctor Guillotin, der ohne Zweifel befürchtete, das schlechte Wetter könnte ihm einen von seinen Zuschauern entführen, an die wichtigste Gruppe, nämlich an diejenige, welche aus

Cagliostro, Gilbert, dem Doctor Louis und dem Baumeister Giraud bestand, und sprach wie ein Theaterdirector, welcher fühlt, daß das Publikum ungeduldig wird:

»Meine Herren, wir erwarten nur noch eine Person, den Herrn Doctor Cabanis; ist der Doctor Cabanis da, so fangen wir an.«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein dritter Wagen in den Hof einfuhr und ein Mann von acht und dreißig bis vierzig Jahren mit kahler Stirne, verständiger Physiognomie und lebhaftem, forschendem Auge ausstieg.

Das war der letzte Zuschauer, den man erwartete; es war der Doctor Cabanis.

Er grüßte Jeden aus eine freundliche Weise, wie es ein Philosoph-Arzt machen muß, reichte die Hand Guillotin, der ihm von seiner Plattform herab zurief: »Kommen Sie doch, Doctor, kommen Sie doch, man erwartet nur noch Sie!« Dann vermischte er sich mit der Gruppe von Gilbert und Cagliostro.

Mittlerweile schloß sich sein Wagen den zwei andern Wagen an.

Der Fiacre von Herrn von Paris war demüthig vor dem Thore geblieben.

»Meine Herren,« sprach der Doctor Guillotin, »da wir Niemand mehr erwarten, so wollen wir anfangen.«

Und auf einen Wink seiner Hand öffnete sich eine Thüre und man sah zwei in eine Art von grauer Uniform gekleidete Männer hervortreten, welche auf ihren Schultern einen Sack trugen, unter dessen Tuch sich unbestimmt die Form eines menschlichen Körpers hervorhob.

Hinter den Scheiben der Fenster erscheinen die bleichen Gesichter der Kranken, mit einem erschrockenen Auge schauten sie, ohne daß Jemand daran gedacht hatte, sie einzuladen, diesem unerwarteten gräßlichen Schauspiele zu, von dem sie weder die Zubereitungen, noch den Zweck begreifen konnten.

XLII.

Eine Abendgesellschaft im Pavillon de Flore.

Am Abend desselben Tages, d.h. am 24. December, am Weihnachtsabend, fand Empfang im Pavillon de Flore statt.

Da die Königin nicht in ihren Gemächern hatte empfangen wollen, so empfing für sie die Prinzessin von Lamballe und machte die Honneurs, bis die Königin eingetreten war.

Nach Ankunft der Königin nahm Alles seinen Gang, als fände die Soirée im Pavillon Marsan und nicht im Pavillon de Flore statt.

Im Verlaufe des Morgens war der junge Baron Isidor von Charny von Turin zurückgekehrt, und er war sogleich nach seiner Rückkehr zuerst beim König und dann bei der Königin zugelassen worden.

Er hatte bei Beiden ein außerordentliches Wohlwollen gefunden; doch bei der Königin machten dieses Wohlwollen zwei Gründe besonders merkwürdig.

Einmal war Isidor der Bruder von Charny, und da Charny abwesend, so bot es einen großen Reiz für die Königin, seinen Bruder zu sehen.

Sodann überbrachte Isidor vom Herrn Grafen d'Artois und vom Herrn Prinzen von Condé Worte, die nur zu sehr mit denjenigen im Einklange standen, welche ihr eigenes ihr Herz zuflüsterte.

Die Prinzen empfahlen der Königin den Plan von Herrn von Favras und forderten sie auf, die Ergebenheit dieses muthigen Edelmanns zu benützen, um zu fliehen und zu ihnen nach Turin zu kommen.

Isidor war überdies beauftragt, im Namen der Prinzen Herrn von Favras die ganze Sympathie auszudrücken, die sie für seinen Plan hegten, und ihm zu sagen, wie sehr sie wünschten, er möchte glücken.

Die Königin behielt Isidor eine Stunde bei sich, lud ihn ein, am Abend im Cercle von Frau von Lamballe zu erscheinen, und erlaubte ihm nur, sich zu entfernen, weil er sie um Entlassung bat, damit er seine Sendung bei Herrn von Favras vollziehen könne.

Die Königin hatte nichts Bestimmtes in Beziehung aus ihre Flucht geäußert. Sie hatte nur Isidor beauftragt, Herrn und Frau von Favras das zu wiederholen, was sie ihm gesagt, als sie Frau von Favras bei sich empfangen hatte und sodann plötzlich beim König eingetreten war, während sich Herr von Favras hier befand.

Als er die Königin verließ, begab sich Isidor unmittelbar zu Herrn von Favras, der aus der Place Royale Nro. 21 wohnte.

Frau von Favras empfing den Baron von Charny. Sie sagte ihm zuerst, ihr Gatte sei ausgegangen; sobald sie aber erfuhr, wie ihr Besuch hieß, welche erhabene Personen er vor einer Stunde gesehen, welche andere er fünf oder sechs Tage früher verlassen hatte, gestand sie, ihr Gatte sei im Hause anwesend, und ließ ihn rufen.

Der Marquis trat mit offenem Gesicht, und lächelndem Auge ein; er war unmittelbar von Turin in Kenntniß gesetzt worden und wußte, in wessen Auftrag Isidor kam.

Die Botschaft, mit der überdies die Königin den jungen Mann betraut hatte, erfreute den Verschwörer im höchstem Maße. Alles unterstützte in der That seine Hoffnung; das Complot nahm einen vortrefflichen Gang; die zwölfhundert Reiter waren in Versailles versammelt, jeder sollte einen Fußgänger hinter sich aufsitzen lassen, und man hatte somit 2400 Mann statt 1200. Was den dreifachen Mord betrifft, welchen nach dem Plane gleichzeitig die drei Colonnen bei ihrem Einmarsche in Paris an Necker, Bailly und Lafayette vollbringen sollten, so hatte man hierauf verzichtet, bedenkend, daß es genüge, sich des General Lafayette zu entledigen. Für diese Expedition waren aber vier Mann, gut beritten und gut bewaffnet, hinreichend; sie hätten seinen Wagen am Abend um elf Uhr, in dem Augenblick, wo Herr von Lafayette gewöhnlich die Tuileries verließ, erwartet; zwei wären längs der Straße, rechts und links geritten, zwei wären dem Wagen entgegengekommen. Einer von diesen hätte, ein Papier in der Hand haltend, dem Kutscher zugewinkt und gesagt, er habe dem General eine wichtige Meldung zu machen. Dann würde der Wagen angehalten haben, der General hätte den Kopf zum Schläge herausgestreckt, und sogleich hätte man ihm eine Pistolenkugel durch das Gehirn gejagt.

Das war übrigens die einzige Veränderung von Belang, die man bei dem Complot beschlossen; im Uebrigen walteten noch dieselben Bedingungen und Umstände ob; nur war das Geld bezahlt, die Leute waren in Kenntniß gesetzt, der König brauchte bloß »Ja!« zu sagen, und auf ein Zeichen von Herrn von Favras würde die Sache losbrechen.

Eines beunruhigte Herrn von Favras: das war das Stillschweigen des Königs und der Königin in Beziehung auf ihn. Die Königin hatte dieses Stillschweigen durch die Vermittelung von Isidor gebrochen, und so unbestimmt die Worte waren, die dieser Herr und Frau von Favras zu überbringen beauftragt gewesen, sie hatten doch, als aus einem königlichen Munde kommend großes Gewicht.

Isidor versprach Herrn von Favras, noch an demselben Abend der Königin und dem König den Ausdruck seiner Ergebenheit zu melden.

Der junge Baron war bekanntlich nach Turin am Tage seiner Ankunft in Paris abgereist! es stand ihm also keine andere Wohnung zu Gebot, als das Zimmer, das sein Bruder in den Tuileries inne hatte. Da sein Bruder abwesend, so ließ er sich dieses Zimmer durch einen Lackei des Grafen öffnen.

Um neun Uhr Abends trat er bei der Frau Prinzessin von Lamballe ein.

Er war der Prinzessin nicht vorgestellt worden. Diese kannte ihn nicht; aber am Tage durch ein Wort von der Königin benachrichtigt, stand die Prinzessin, als man seinen Namen meldete, auf und zog ihn mit der reizenden Anmuth, welche die Stelle des Geistes bei, ihr vertrat, sogleich in den Kreis der Vertrauten.

Weder der König, noch die Königin waren bis jetzt gekommen. Monsieur, der ziemlich unruhig zu sein schien, plauderte in einer Ecke mit zwei Edelleuten, welche zu seinen Vertrauten gehörten, mit Herrn de la Chatre und Herrn d'Avary. Der Herr Graf Louis von Narbonne ging von einer Gruppe zur andern mit der Behaglichkeit eines Menschen, der sich in Familie fühlte.

Dieser Kreis der Vertrauten bestand aus jungen Edelleuten, welche sich von der Manie der Auswanderung nicht hatten fortreißen lassen. Das waren die Herren von Lameth, welche der Königin viel verdankten und noch nicht Partei gegen sie genommen hatten; Herr d'Ambly, einer von den guten oder schlimmen Köpfen der Zeit, wie man will; Herr von Castries, Herr von Fersen, Suleau, der erste Redacteur des geistreichen Blattes: *Les Actes des Apôtres* (Die Apostelgeschichte), lauter redliche Herzen, aber auch lauter glühende, zum Theil sogar ein wenig

tolle Köpfe.

Isidor kannte keinen von diesen jungen Leuten, doch bei seinem wohl bekannten Namen, bei dem besonderen Wohlwollen, mit dem ihn die Prinzessin beehrte, streckten sich alle Hände gegen ihn aus.

Ueberdies brachte er Nachrichten von jenem andern Frankreich, das im Auslande lebte. Jeder hatte einen Verwandten oder einen Freund bei den Prinzen; Isidor hatte alle diese Menschen gesehen und war somit eine zweite Zeitung.

Wir haben gesagt, Suleau sei die erste gewesen.

Suleau führte das Gespräch, und man lachte viel. Suleau hatte an diesem Tage der Sitzung der Nationalversammlung beigewohnt. Herr Guillotin hatte die Tribune bestiegen, die Annehmlichkeiten der von ihm erfundenen Maschine gerühmt, von dem siegreichen Versuche erzählt, den man am Morgen damit gemacht, und verlangt, daß man ihm die Ehre erweise, sie die Stelle aller anderer Tödtungswerkzeuge, — des Rades, des Galgens, des Scheiterhaufens, der Viertheilung, — welche nach und nach die Grève in Schrecken gesetzt, einnehmen zu lassen.

Durch die Sammetmilde dieser neuen Maschine verführt, war die Nationalversammlung nahe daran, sie anzunehmen.

Suleau hatte in Beziehung auf die Nationalversammlung, Herrn Guillotin und seine Maschine auf die Melodie des Menuetts Exaudet ein Lied gemacht, das am andern Tage in seinem Journal erscheinen sollte.

Dieses Lied, das er dem munteren Kreise, von dem er umgeben war, mit halber Stimme vorsang, erregte ein so treuherziges Gelächter, daß der König, der gerade mit der Königin ankam, es im Vorzimmer hörte und, der arme König! da er kaum mehr lachte, beschloß, sich nach dem Gegenstande zu erkundigen, der in den Zeiten der Traurigkeit, in denen man sich befand, eine solche Heiterkeit hervorrufen konnte.

Es versteht sich von selbst, daß, sobald ein Huissier den König und ein anderer die Königin angekündigt hatten, alles Gelächter, alles Geflüster, alle Gespräche aufhörten, um dem ehrerbietigsten Stillschweigen Platz zu machen.

Die zwei erhabenen Personen traten ein.

Je mehr außen der revolutionäre Geist dem Königthume alle seine Blendwerke hinter einander abstreifte, desto mehr, es ist nicht zu leugnen, nahm im Innern die Verehrung zu, der die Mißgeschicke eine neue Stärke verleihen. 89 hat Beispiele von großem Undank gesehen, 93 aber hat Beweise von der höchsten aufopfernden Ergebenheit geliefert.

Frau von Lamballe und Madame Elisabeth bemächtigten sich der Königin.

Monsieur ging gerade auf den König zu, um ihm seinen Respect zu bezeigen; er verbeugte sich und sagte:

»Mein Bruder, könnten wir, Sie, die Königin, ich und einige von Ihren Freunden nicht ein besonderes Spiel machen, damit wir unter dem Anscheine eines Whists ein wenig vertraulich zu sprechen im Stande wären?«

»Gern, mein Bruder,« erwiderte der König; »ordnen Sie das mit der Königin.«

Monsieur näherte sich Marie Antoinette, der Charny seine Huldigung darbrachte: dieser sagte leise:

»Madame, ich habe Herrn von Favras gesehen und ich muß Eurer Majestät Mittheilungen von der größten Wichtigkeit machen.«

»Meine liebe Schwägerin,« sprach Monsieur, »der König wünscht, daß wir eine Whistpartie zu vier spielen; wir verbinden uns gegen Sie, und er läßt Ihnen die Wahl Ihres Partners.«

»Gut,« erwiderte die Königin, welche vermuthete, diese Whistpartie sei nur ein Vorwand, »meine Wahl ist getroffen. Herr von Charny, Sie werden bei unserem Spiele sein und während wir spielen, theilen Sie uns Neuigkeiten von Turin mit.

»Ah! Sie kommen von Turin?« fragte Monsieur.

»Ja, Monseigneur, und von Turin zurückkehrend, nahm ich meinen Weg über die Place Royale, wo ich einen dem König, der Königin und Eurer Hoheit sehr ergebenen Mann sah.«

Monsieur erröthete, hustete, entfernte sich. Das war ein Mann ganz der Umwege und der Vorsicht: dieser gerade und bestimmte Geist beunruhigte ihn.

Er warf Herrn de la Chatre einen Blick zu; dieser näherte sich ihm, erhielt leise seine Befehle und ging ab.

Mittlerweile grüßte der König und empfing die Huldigungen der etwas spärlichen Herren und Damen, welche den Kreis der Tuilerien zu besuchen fortfuhren.

Die Königin nahm ihn beim Arm und zog ihn zum Spiele.

Er trat an den Tisch, suchte mit den Augen den vierten Spieler und erblickte nur Isidor.

»Ah! ah! Herr von Charny,« sagte er, »in Abwesenheit Ihres Bruders sind Sie unser Vierter; er konnte nicht besser ersetzt werden; seien Sie willkommen.«

Und mit einem Winke lud er die Königin ein, sich zu setzen; er setzte sich nach ihr, dann folgte Monsieur.

Die Königin machte eine Geberde der Einladung gegen Isidor, und dieser nahm zuletzt Platz.

Madame Elisabeth kniete aus eine Causeuse hinter dem König und stützte ihre beiden Arme aus die Lehne seines Fautuil.

Man spielte zwei- oder dreimal herum und sprach nur auf das Whist bezügliche Worte.

Dann endlich, während sie spielte und nachdem sie bemerkt hatte, daß die Ehrfurcht Jedermann vom königlichen Tische entfernt hielt, fragte sie, indem sie sich an Monsieur wandte:

»Mein Schwager, hat Ihnen der Baron gesagt, er komme von Turin?«

»Ja,« erwiderte Monsieur, »er hat es mit einem Wort gegen mich berührt.«

»Er hat Ihnen gesagt, der Herr Graf d'Artois und der Herr Prinz von Condé fordern uns auf, wir mögen uns zu ihnen gesellen?«

Dem König entschlüpfte eine Bewegung der Ungeduld.

»Mein Bruder,« flüsterte Madame Elisabeth mit ihrer Engelssanftmuth, »ich bitte, hören Sie.«

»Und Sie auch, meine Schwester?«

»Ich mehr als irgend Jemand, mein Bruder, denn ich liebe Sie mehr, als Sie irgend Jemand liebt, und ich bin besorgt.«

»Ich fügte sogar bei,« wagte Isidor zu bemerken, »ich fügte sogar bei, ich sei über die Place Royale gekommen und habe mich eine Stunde in Nr. 21, aufgehalten.«

»In Nr. 21?« fragte der König, »was ist das?«

»In Nr. 21., Sire,« erwiderte Isidor, »wohnt ein, wie wir Alle, Eurer Majestät sehr ergebener Edelmann, ein Mann, bereit, für Sie zu sterben, wie wir Alle, der aber, thätiger als wir Alle, einen Plan combinirt hat.«

»Welchen Plan, mein Herr?« fragte der König, das Haupt erhebend.

»Glaubte ich das Unglück zu haben, dem König zu mißfallen, indem ich Seiner Majestät wiederhole, was ich von diesem Plane weiß, so würde ich aus der Stelle schweigen.«

»Nein, nein, mein Herr,« sagte lebhaft die Königin, »sprechen Sie. Es machen Leute genug Pläne gegen uns; es ist also das Wenigste, daß wir diejenigen kennen lernen, welche für uns wachen, damit wir, während wir unseren Feinden verzeihen, dankbar sind gegen unsere Freunde. Herr Baron, sagen Sie uns, wie dieser Edelmann heißt.«

»Es ist der Herr Marquis von Favras, Madame.«

»Ah!« versetzte die Königin, »wir kennen ihn; und Sie glauben an seine Ergebenheit, Herr Baron?«

»An seine Ergebenheit, ja, Madame, ich glaube nicht nur daran, sondern ich bin derselben sicher.«

»Geben Sie wohl Acht, mein Herr,« sprach der König, »Sie behaupten viel.«

»Das Herz richtet mit dem Herzen, Sire. Ich verbürge mich für die Ergebenheit von Herrn von Favras. Was die Güte seines Planes, was die Chancen des Gelingens betrifft, oh! das ist etwas Anderes. Ich bin zu jung und, wenn es sich um das Heil des Königs und der Königin handelt, zu klug, um es zu wagen, eine Meinung hierüber auszusprechen.«

»Und dieser Plan, lassen Sie hören, wie weit ist er?« sagte die Königin.

»Madame, er ist bei seiner Ausführung, und wenn der König geruht, heute Abend ein Wort zu sagen, einen Wink zu geben, so wird er morgen um diese Stunde in Peronne sein.«

Der König schwieg. Monsieur zerknitterte einen armen schuldlosen Herzbuben.

»Sire,« fragte die Königin, indem sie sich an ihren Gemahl wandte, »haben Sie gehört, was der Baron gesagt hat?«

»Ja, gewiß, ich höre,« antwortete der König, die Stirne faltend.

»Und Sie, mein Schwager?« fragte die Königin Monsieur.

»Ich bin nicht tauber als der König.«

»Nun, das sagen Sie dazu? Das ist ein Vorschlag, wie mir scheint.«

»Allerdings,« erwiderte Monsieur, »allerdings.«

Dann wandte er sich an Isidor und sprach:

»Auf, Baron, wiederholen Sie uns dieses hübsche Couplet.«

Isidor antwortete:

»Ich sagte, der König habe nur ein Wort zu sprechen, einen Wink zu geben, und durch die von Herrn von Favras getroffenen Maßregeln werde er nach vierundzwanzig Stunden in Sicherheit in seiner Stadt Peronne sein!«

»Nun, mein Bruder,« fragte Monsieur, »ist das, was Ihnen der Baron da vorschlägt, nicht verführerisch?«

Der König wandte sich rasch gegen Monsieur um, heftete seinen Blick auf den seines Bruders und sagte:

»Und wenn ich reise, reisen Sie mit mir?«

Monsieur wechselte die Farbe; seine Backen zitterten von einer Bewegung, die er nicht zu bemeistern vermochte.

»Ich?« versetzte er.

»Ja, Sie, mein Bruder,« wiederholte Ludwig XVI.; »Sie, der Sie mich auffordern, Paris zu

verlassen, Sie frage ich: Wenn ich reise, reisen Sie mit mir?«

»Aber,« stammelte Monsieur, »ich war nicht in Kenntniß gesetzt, es sind keine Anstalten bei mir getroffen.«

»Wie! Sie waren nicht in Kenntniß gesetzt,« sagte der König, »und Sie lieferten Herrn von Favras das Geld! Es sind keine Anstalten bei Ihnen getroffen, und Sie sind Stunde für Stunde davon unterrichtet, auf welchem Punkte das Complot steht!«

»Das Complot!« wiederholte Monsieur erbleichend.

»Gewiß, das Complot . . . denn das ist ein Complot, ein so ächtes Complot, daß, wenn man es entdeckt, Herr von Favras eingekerkert, in das Chatelet geführt und zu Tode verurtheilt wird, wenn Sie ihn nicht durch Bitten und Geld retten, wie wir Herrn von Besenval gerettet haben.«

»Wenn der König Herrn von Besenval gerettet hat, so wird er auch Herrn von Favras retten.«

»Nein, denn was ich für den Einen vermochte, werde ich wahrscheinlich nicht für den Andern vermögen. Ueberdies war Herr von Besenval mein Mann, wie Herr von Favras der Ihrige ist. Jeder rette den seinigen, mein Bruder, und wir werden Beide unsere Pflicht gethan haben.«

Nachdem er diese Worte gesprochen, stand der König auf.

Die Königin hielt ihn am Flügel seines Rockes zurück.

»Sire,« sprach sie, »ob Sie zurückweisen, ob Sie annehmen wollen, Sie sind Herrn von Favras eine Antwort schuldig.«

»Ich?«

»Ja; was wird der Baron von Charny im Namen des Königs antworten?«

»Er wird antworten,« erwiderte Ludwig XVI., während er seinen Rock von den Händen der Königin losmachte, »er wird antworten, der König könne nicht erlauben, daß man ihn entführe.«

Und er entfernte sich.

»Das will besagen,« bemerkte Monsieur, »wenn der Marquis von Favras den König ohne seine Erlaubniß entführe, so werde er sehr willkommen sein, unter der Bedingung indessen, daß er reussire, denn Jeder, der nicht reussirt, ist ein Dummkopf, und in der Politik verdienen die Dummköpfe doppelt bestraft zu werden.«

»Herr Baron,« sprach die Königin, »noch heute Abend, ohne einen Augenblick zu verlieren, laufen Sie zu Herrn von Favras und sagen Sie ihm die eigenen Worte des Königs: »»Der König kann nicht erlauben, daß man ihn entführt.«« Es ist seine Sache, sie zu begreifen, oder die Ihrige, sie ihm zu erklären . . .Gehen Sie.«

Der Baron, der mit Recht die Antwort des Königs und die Aufforderung der Königin als eine doppelte Einwilligung betrachtete, nahm seinen Hut, eilte hinaus, sprang in einen Fiacre und rief dem Kutscher zu: »Place Royale, Nr. 21.«

XLIII.

Was die Königin in einer Caraffe zwanzig Jahre früher im Schlosse Taverney gesehen hatte.

Der König, als er vom Spieltische ausstand, wandte sich zu der Gruppe der jungen Leuten, deren munteres Gelächter, noch ehe er in den Salon eintrat, seine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Sobald er sich der Gruppe näherte, trat das tiefste Stillschweigen ein.

»Nun, mein Herren,« sagte er, »ist denn der König so unglücklich, daß er die Traurigkeit mit sich trägt?«

»Sire,« murmelten die jungen Leute.

»Die Heiterkeit war groß und das Gelächter geräuschvoll, als ich vorhin mit der Königin eintrat,« sprach Ludwig XVI.



Was die Königin gesehen hatte.

Dann schüttelte er den Kopf und fügte bei:

»Wehe den Königen, vor denen man nicht zu lachen wagt!«

»Sire,« versetzte Herr von Lameth, »die Ehrfurcht! . . .«

»Mein lieber Charles, wenn Sie an den Sonntagen und Donnerstagen aus der Pension kamen und ich Sie zur Belustigung nach Versailles rufen ließ, enthielten Sie sich da auch des Lachens, weil ich da war? Ich sagte soeben: »Wehe den Königen, vor denen man nicht zu lachen wagt.«« Ich sage nun: »Glücklich sind die Könige, vor denen man lacht!««

»Sire,« erwiderte Herr von Castries, »der Gegenstand, der uns in Heiterkeit versetzte, wird vielleicht Eurer Majestät nicht äußerst komisch erscheinen.«

»Wovon sprachen Sie denn, meint Herren?«

»Sire,« antwortete Suleau vortretend, »ich überliefere den Schuldigen Eurer Majestät.«

»Ah!« sagte der König, »Sie sind es, Herr Suleau. Ich habe die letzte Nummer der *Actes des Apôtres* gelesen. Nehmen Sie sich in Acht! nehmen Sie sich in Acht!«

»Wovor?« fragte der junge Journalist.

»Sie sind ein wenig zu royalistisch. Sie könnten sich wohl schlimme Händel mit dem Liebhaber von Mademoiselle Theroigne zuziehen?«

»Mit Herrn Populus?« versetzte Suleau lachend.

»Ganz richtig. Und was ist aus der Heldin Ihres Gedichtes geworden?«

»Aus Theroigne?«

»Ja . . .Ich höre nicht mehr von ihr sprechen.«

»Sire, ich glaube, sie findet, unsere Revolution gehe nicht rasch genug, und sie hat sich nach Brabant begeben, um dort zu agieren. Eure Majestät weiß wahrscheinlich, daß diese keusche Amazone von Lüttich ist?«

»Nein, ich wußte es nicht . . .Lachten Sie ihretwegen, vorhin?«

»Nein, Sire, über die Nationalversammlung.«

»Ho! ho i meine Herren, da haben Sie wohl daran gethan, daß Sie ernst wurden, als Sie mich erblickten. Ich kann nicht erlauben, daß man über die Nationalversammlung bei mir lacht. Allerdings,« fügte der König in Form einer Capitulation bei, »allerdings bin ich nicht bei mir, sondern bei der Prinzessin von Lamballe; indem Sie nicht mehr lachen, oder indem Sie leise lachen, können Sie mir also sagen, was Sie so laut lachen machte.«

»Der König weiß, von was heute während der ganzen Sitzung der Nationalversammlung die Rede gewesen ist?«

»Ja, und das hat mich sogar sehr interessirt. War nicht von einer neuen Maschine, um die Verbrecher hinzurichten, die Rede?«

»Von Herrn Guillotin der Nation angeboten . . .ja, Sire,« erwiderte Suleau.

»Ho! ho! und Sie spotteten über Herrn Guillotin, über einen Philanthropen! Ah! Sie vergessen, daß ich selbst Philanthrop bin.«

»Oh! Sire, ich weiß wohl, was ich sagen will; es ist ein Unterschied zwischen den Philanthropen. Es sieht zum Beispiel an der Spitze der französischen Nation ein Philanthrop, der die Folter aufgehoben hat; diesen achten, verehren wir; wir thun noch mehr: diesen lieben wir, Sire.«

Alle die jungen Leute verbeugten sich mit einer Bewegung.

»Aber,« fuhr Suleau fort, »es gibt Andere, welche, während sie schon Aerzte sind und in ihren Händen tausend Mittel, von denen die einen immer geschickter oder ungeschickter, als die andern, haben, um die Kranken aus dem Leben hinauszubringen, auch noch das Mittel suchen, diejenigen hinauszuschaffen, welche sich wohl befinden. Ah! bei meiner Treue, diese, Sire, bitte ich Eure Majestät, mir zu überlassen.«

»Und was wollen Sie mit ihnen machen, Herr Suleau? Werden Sie dieselben *ohne Schmerz* enthaupten?« fragte der König, auf die vom Doctor Guillotin ausgesprochene Behauptung anspielend; »werden sie mit einer *leichten Kühle* davon kommen, die sie aus dem Halse fühlen?«

»Sire, das wünsche ich denselben, doch ich verspreche es ihnen nicht,« erwiderte Suleau.

»Wie, das wünschen Sie ihnen?« versetzte der König.

»Ja, Sire, ich liebe es, daß die Leute, welche neue Maschinen erfinden, sie selbst versuchen. Ich beklage nicht sehr Meister Aubriot, der die Mauern der Bastille zu versuchen hatte, und Messire Enguerrand von Marigny, der zuerst den Galgen von Montsaucon schmückte. Leider habe ich nicht die Ehre, König zu sein; leider habe ich nicht das Glück, Richter zu sein. Ich werde mich also wahrscheinlich genöthigt sehen, dem ehrenwerthen Doctor Guillotin gegenüber mich aus das zu beschränken, was ich ihm verspreche, und aus das, was ich zu halten schon angefangen habe.«

»Und was haben Sie versprochen, oder was haben Sie vielmehr gehalten?«

»Es ist mir der Gedanke gekommen, Sire, dieser große Wohlthäter der Menschheit müsse seine Belohnung aus der Wohlthat selbst ziehen. Morgen nun, in der Nummer der *Actes des Apôtres*, die man heute Nacht druckt, wird die Taufe stattfinden. Es ist nicht mehr als billig, daß die Tochter von Herrn Guillotin, heute öffentlich von ihrem Vater im Angesichte der Nationalversammlung anerkannt, Mademoiselle Guillotine heiße.«

Der König selbst konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

»Und da es weder Hochzeit noch Taufe ohne Lied gibt, so hat Suleau über seine Pathe ein Lied gemacht,« sagte Charles Lameth.

»Auf welche Melodie haben Sie dieses Lied gemacht?

»Ich denke, nur die Melodie von *De profundis* wird dafür gehen.«

»Pfei doch, Sire! Eure Majestät vergißt, welche Annehmlichkeit man haben wird, wenn man sich den Kopf durch die Tochter von Herrn Guillotin abschneiden läßt. Nein, Sire, mein Lied geht aus eine Melodie, welche sehr in der Mode ist, auf die des Menuetts *Exaudet*.«

»Kann man einen Vorgeschmack von Ihrer Dichtung haben, Herr Suleau?« fragte der König.

Suleau verbeugte sich und erwiderte:

»Ich gehöre nicht zu der Nationalversammlung, um so anmaßend zu sein, die Macht des Königs beschränken zu wollen; nein, ich bin ein treuer Unterthan Seiner Majestät, und es ist meine Ansicht, daß der König Alles kann, wenn er will.«

»So lassen Sie hören.«

»Sire, ich gehorche,« sagte Suleau.

Und er sang mit halber Stimme auf die Melodie des Menuetts *Exaudet*:

Guillotín,
Médecin,
Politique,
Imagine, un beau matin,

Que pendre est inhumain
Et peu patriotique.
Aussitot
Il lui faut
Un supplice
Qui, sans corde ni poteau,
Supprime du bourreau
L'office . . .
C'est en vain que l'on publie
Que c'est pure jalousie
D'un suppot
Du tripot
D'Hippocrate,
Qui de tuer impunément,
Même exclusivement,
Se flatte.
Le Romain
Guillotiner,
Qui s'apprête,
Consulte gens du metier,
Bernave et Chapelier
Même le coupe tête;
Et sa main
Fait soudain
la machine
Qui simplement nous tûra
Et que l'on nommera:
*Guillotine!*¹⁴

Das Gelächter der jungen Leute verdoppelte sich, und obgleich Alles dies dem König nicht sehr heiter dünkte, wollte er doch nicht, da Suleau einer seiner Ergebensten war, die Beklemmung sehen lassen, die ihm das Herz zusammenschnürte.

»Nun, meine Herren,« sagte er, »Sie lachen; wenn aber diese Maschine von Herrn Guillotin bestimmt wäre, den unglücklichen Verurtheilten erschreckliche Leiden zu ersparen! Was verlangt die Gesellschaft, wenn sie den Tod eines Schuldigen fordert? Die reine, einfache Unterdrückung des Individuums. Wird diese Unterdrückung von Leiden begleitet, wie beim Rade, wie bei der Viertheilung, so ist es nicht mehr Gerechtigkeit, sondern Rache.«

»Aber, Sire,« bemerkte Suleau, »wer sagt Eurer Majestät, der Schmerz sei durch das Factum der Trennung des Kopfes vom Rumpfe aufgehoben, unterdrückt? Wer sagt Ihnen, das Leben bestehe nicht zugleich in diesen zwei Stümpfen fort, und der Sterbende leide nicht doppelt, da er das Bewußtsein seiner Dualität habe?«

»Das ist eine Frage, welche die Leute der Kunst zu erörtern haben; es muß übrigens, wie ich glaube, diesen Morgen in Bicêtre ein Versuch gemacht worden sein. Hat Niemand von Ihnen diesem Versuche beigewohnt?«

»Nein, Sire! nein, nein, nein!« riefen beinahe gleichzeitig zwölf bis fünfzehn spöttische Stimmen.

»Ich war dabei,« sprach eine ernste Stimme.

Der König wandte sich um und erkannte Gilbert, welcher während der Discussion eingetreten war, sich ehrerbietig der Gruppe genähert hatte und, nachdem er bis jetzt geschwiegen, nun aus

die Frage des Königs antwortete.

»Ah! Sie da, Doctor?« sagte der König schauernd; »ah! Sie waren dabei?«

»Ja, Sire!«

»Und ist der Versuch gelungen?«

»Vollkommen bei den zwei Ersten; doch beim Dritten, obgleich der Rückgrat durchschnitten war, mußte man die Trennung des Kopfes mit einem Messer vollenden.«

Die jungen Leute horchten mit offenem Munde und stieren Augen.

»Wie, Sire,« sagte Charles Lameth, der sichtbar im Namen aller Andern und in dem seinigen sprach, »man hat drei Menschen heute Morgen hingerichtet?«

»Ja, meine Herren!« antwortete der König, »nur waren diese Menschen Leichname, welche das Hotel-Dien geliefert hatte. Und Ihre Ansicht, Gilbert?«

»Worüber, Sire?«

»Ueber das Instrument.«

»Sire, das ist offenbar ein Fortschritt neben allen bis heute erfundenen Maschinen derselben Art; doch der Unfall, der sich beim dritten Leichname zugetragen hat, beweist, daß diese Maschine der Vervollkommnung bedarf.«

»Und wie ist sie gemacht?« fragte der König, bei dem der Geist der Mechanik erwachte.

Gilbert versuchte es, eine Erläuterung zu geben; da aber der König nach den Worten des Doctors die Form des Instrumentes nicht genau auffassen konnte, so sagte er:

»Kommen Sir, Doctor; hier aus diesem Tische sind Federn, Tinte und Papier. Sie zeichnen, glaube ich?«

»Ja, Sire.«

»Nun, so machen Sie mir eine Skizze, und ich werde besser begreifen.«

Und da es die jungen Leute, durch die Ehrfurcht zurückgehalten, nicht wagten, dem König zu folgen, ohne aufgefordert sein, so fügte Ludwig XVI. bei:

»Oh! kommen Sie, kommen Sie, meine Herren, diese Fragen interessiren die ganze Menschheit.«

»Und dann, wer weiß,« sagte Suleau halblaut, »wer weiß, ob nicht Einer von uns zu der Ehre, Mademoiselle Guillotine zu heirathen, bestimmt ist! Auf, meine Herren, wir wollen mit unserer Braut Bekanntschaft machen!«

Alle schlossen sich dem König und Gilbert an und gruppirten sich um den Tisch, an den sich Gilbert, um seine Zeichnung leichter auszuführen, auf die Einladung des Königs setzte.

Gilbert begann die Skizze der Maschine, deren Linien Ludwig XVI. mit der ängstlichsten Aufmerksamkeit folgte.

Nichts fehlte daran, weder die Plattform, noch die Treppe, welche auf diese führte, noch die zwei Säulen, noch die Schaukel, noch das kleine Fenster, noch das Eisen in Form eines Halbmonds.

Kaum hatte er diese letzte Einzelheit beendet, als ihn der König zurückhielt.

»Wahrhaftig!« sagte er, »man darf sich nicht wundern, daß der Versuch mißglückt ist, besonders beim dritten Male.«

»Wie so, Sire?« fragte Gilbert.

»Das rührt von der Form des Messers her,« erwiederte Ludwig XVI.; »man muß keinen

Begriff von der Mechanik haben, um einem Gegenstande, der die Bestimmung hat, eine Widerstand bietende Materie zu durchschneiden, die Form eines Halbmonds zu geben.«

»Welche Form würde ihm denn Eure Majestät geben?«

»Das Ist ganz einfach, die eines Dreiecks.«

Gilbert suchte seine Zeichnung zu berichtigen.

»Nein, nein, nicht dies,« rief der König, »nicht dies. Geben Sie mir Ihre Feder.«

»Sire,« sagte Gilbert, »hier ist die Feder, hier der Stuhl.«

»Warten Sie, warten Sie,« versetzte Ludwig XVI., Fortgerissen von seiner Liebe für die Mechanik; »machen Sie mir das Messer schräge, so . . .ja! . . .so . . .und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie fünfundzwanzig Köpfe hintereinander abschneiden würden, ohne daß das Eisen bei einem einzigen widerspänstig wäre.«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein herzerreißender Schrei, ein Schrei des Schreckens, beinahe des Schmerzes, über seinem Haupte erscholl.

Er wandte sich um und sah die Königin bestürzt, bleich wanken und dann ohnmächtig in die Arme von Gilbert fallen.

Wie die Andern von der Neugierde angetrieben, war sie an den Tisch getreten, hatte sich über den Stuhl des Königs geneigt und in dem Augenblick, wo er den Hauptpunkt verbesserte, die häßliche Maschine erkannt, welche sie Cagliostro, zwanzig Jahre früher, im Schlosse Taverney-Maison-Rouge hatte sehen lassen.

Bei diesem Anblick hatte sie nur noch die Kraft gehabt, einen Schrei auszustoßen, und war, nachdem sie das Leben verlassen, als ob die unselige Maschine an ihr operirt hätte, wie gesagt, ohnmächtig in die Arme von Gilbert gefallen.

XLIV.

Der Arzt des Leibes und der Arzt der Seele.

Man begreift, daß nach einem solchen Ereigniß die Abendgesellschaft natürlich unterbrochen war.

Obgleich sich Niemand die Ursachen erklären konnte, welche die Ohnmacht der Königin herbeigeführt hatten, bestand doch die Thatsache.

Als sie die durch den König verbesserte Zeichnung von Gilbert erblickt, hatte die Königin einen Schrei ausgestoßen und war in Ohnmacht gefallen.

So lautete das Gerücht, das in den Gruppen kreiste, und wer nicht zu der Familie oder wenigstens zu den Vertrauten gehörte, zog sich zurück.

Gilbert trug zuerst Sorge für die Königin.

Frau von Lamballe wollte sie nicht in ihre Wohnung bringen lassen. Das wäre auch schwierig gewesen; Frau von Lamballe wohnte im Pavillon de Flore, die Königin im Pavillon Marsan: man hätte also die ganze Länge des Schlosses zu durchschreiten gehabt.

Man legte daher die erhabene Kranke auf ein Canapé im Schlafzimmer der Prinzessin; mit der den Frauen eigenthümlichen inneren Anschauung hatte diese errathen, es sei ein düsteres Geheimniß hierunter verborgen, und sie entfernte Alle, selbst den König, stellte sich oben an das Canapé und wartete mit zart besorgtem Auge, bis die Königin durch die Bemühungen des Doctor Gilbert wieder zum Bewußtsein käme.

Nur von Zeit zu Zeit befragte sie mit einem Wort den Doctor. Doch selbst unvermögend, die Rückkehr des Lebens zu beschleunigen, konnte Gilbert die Prinzessin nur durch allgemeine Versicherungen beruhigen.

Der Schlag, der dem ganzen Nervensysteme der armen Frau beigebracht worden, war in der That so heftig, daß die Anwendung von Riechsalz unter der Nase und das Einreiben von Essig an den Schläfen nicht genügte; endlich zeigten jedoch leichte Zuckungen an den Extremitäten die Rückkehr des Empfindungsvermögens an. Die Königin bewegte matt den Kopf von rechts nach links, wie man es in einem peinlichen Traume thut, gab einen Seufzer von sich und öffnete die Augen.

Doch es war bei ihr offenbar das Leben vor der Vernunft erwacht; sie schaute auch einige Secunden lang im Zimmer umher mit dem unbestimmten Blicke, der eine Person bezeichnet, welche nicht weiß, wo sie sich befindet, noch was ihr widerfahren ist; bald aber durchlief ein leichtes Zittern ihren ganzen Körper, sie stieß einen schwachen Schrei aus und drückte ihre Hand auf ihre Augen, als wollte sie ihnen den Anblick eines erschrecklichen Gegenstandes entziehen.

Sie erinnerte sich.

Die Krise war indessen vorüber. Gilbert, der sich nicht verbarg, der Unfall habe eine ganze moralische Ursache, der auch wußte, wie gering die Wirksamkeit der Arzneiwissenschaft bei solchen Phänomenen ist, schickte sich an, wegzugehen; doch beim ersten Schritte, den er rückwärts machte, streckte die Königin, als hätte sie seine Absicht durch einen inneren Blick errathen, die Hand gegen ihn aus, ergriff ihn beim Arme und sagte mit einer Stimme, welche so

nervös als die Geberde, die sie begleitete:

»Bleiben Sie!«

Gilbert blieb ganz erstaunt stehen. Es war ihm nicht unbekannt, wie wenig Sympathie die Königin für ihn hegte; andererseits jedoch hatte er den seltsamen und beinahe magnetischen Einfluß bemerkt, den er auf sie übte.

»Ich bin zu den Befehlen der Königin,« erwiderte er; »aber ich glaube, daß es gut wäre, die Besorgnisse des Königs und der im Salon zurückgebliebenen Personen zu beschwichtigen, und wenn Eure Majestät es erlaubt . . .«

»Therese,« sagte die Königin zur Prinzessin von Lamballe, »melde dem König, daß ich wieder zu mir gekommen bin, und wache darüber, daß man mich nicht stört: ich habe mit dem Doctor zu sprechen.«

Die Prinzessin gehorchte mit jener passiven Sanftheit, welche der vorherrschende Zug ihres Charakters und sogar ihrer Physiognomie war.

Auf ihren Ellenbogen gestützt, folgte die Königin der Prinzessin mit den Augen; sie wartete, als wollte sie ihr Zeit lassen, sich ihres Auftrags zu entledigen, und als sie sah, daß dieser Auftrag wirklich vollzogen war, und daß sie durch die Wachsamkeit von Frau von Lamballe die Freiheit haben sollte, nach Belieben mit dem Doctor zu reden, wandte sie sich aus seine Seite um, heftete ihren Blick auf den seinigen und sagte zu ihm:

»Doctor, sind Sie nicht erstaunt über den Zufall, der Sie mir immer in den physischen und moralischen Krisen meines Lebens gegenüberstellt?«

»Ach! Madame,« erwiderte Gilbert, »ich weiß nicht, ob ich diesem Zufall danken, oder mich über ihn beklagen soll.«

»Warum, mein Herr?«

»Weil ich tief genug im Herzen lese, um wahrzunehmen, daß ich weder Ihrem Wunsche, noch Ihrem Willen diese ehrenvolle Berührung zu verdanken habe.«

»Ich sagte auch: Zufall . . . Sie wissen, daß ich offenherzig bin. Und Sie haben mir gleichwohl bei den letzten Umständen, die uns im Einklange zu handeln veranlaßten, eine wahre Ergebenheit gezeigt; ich werde das nicht vergessen und danke Ihnen dafür.«

Gilbert verbeugte sich.

Die Königin folgte der Bewegung seines Leibes und seines Gesichtes.

»Ich bin auch Physiognomin,« sagte sie; »wissen Sie, was Sie mir so eben, ohne eine Silbe zu sprechen, geantwortet haben?«

»Madame« erwiderte Gilbert, »ich wäre in Verzweiflung, sollte mein Stillschweigen weniger ehrerbietig sein, als meine Worte!«

»Sie antworteten mir: »Es ist gut, Sie haben mir gedankt, das ist eine abgemachte Sache; gehen wir zu etwas Anderem über!««

»Ich hegte wenigstens den Wunsch, Ihre Majestät möchte meine Ergebenheit auf eine Probe stellen, welche dieser erlaubte, sich aus eine wirksamere Art, als sie es bis jetzt gethan, zu offenbaren; davon mochte eine gewisse verlangende Ungeduld herrühren, welche die Königin in der That vielleicht in meinem Gesichte wahrgenommen hat.«

»Herr Gilbert,« sprich die Königin, den Doctor fest anschauend, »Sie sind in der That ein Mann von hohem Werthe, und ich thue Ihnen Abbitte; ich hatte Vorurtheile gegen Sie, diese Vorurtheile bestehen nicht mehr.«

»Erlaubt mir Eure Majestät, ihr aus tiefstem Herzen zu danken, nicht für das Compliment, das sie mir gemacht, sondern für die Versicherung, die sie mir zu geben die Gnade gehabt?«

»Doctor,« sprach die Königin, als verkettete sich das, was sie sagen wollte, auf eine ganz natürliche Weise mit dem, was sie gesagt hatte, »was denken Sie von dem, was so eben vorgefallen ist?«

»Madame, ich bin ein positiver Mann, ein Mann der Wissenschaft; haben Sie die Güte, mich bestimmter zu fragen.«

»Ich frage Sie, mein Herr, ob Sie glauben, die Ohnmacht, aus der ich erwache, sei durch eine von jenen Nervenkrise verursacht worden, denen die armen Weiber durch die Schwäche ihrer Organisation unterworfen sind, oder ob Sie vermuthen, dieser Unfall habe eine ernstere Ursache?«

»Ich antworte Eurer Majestät, daß die Tochter von Maria Theresia, die Frau, die ich so muthig in der Nacht vom fünften auf den sechsten October gesehen, keine gewöhnliche Frau ist, und folglich nicht von einem der Zufälle, welche Macht über die gewöhnlichen Frauen haben, erschüttert werden konnte.«

»Sie haben Recht, Doctor; glauben Sie an Ahnungen?«

»Die Wissenschaft verwirft alle diese Phänomene, welche den materiellen Lauf der Dinge über den Haufen werfen würden, und dennoch strafen die Thatsachen zuweilen die Wissenschaft Lügen.«

»Ich hätte sagen sollen: Glauben Sie an Prophezeiungen?«

»Ich glaube, daß die höchste Güte, für unser eigenes Glück, unsere Zukunft mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt. Einige Personen, welche von der Natur einen großen mathematischen Scharfsinn erhalten haben, können durch das tiefe Studium der Vergangenheit dazu gelangen, daß sie eine Ecke von diesem Schleier lüften und, wie durch einen Nebel, die zukünftigen Dinge erschauen; doch diese Ausnahmen sind selten, und seitdem die Religion das Verhängniß ausgehoben, seitdem die Philosophie dem Glauben Grenzen gesetzt hat, haben die Propheten drei Viertel von ihrem Zauber verloren. Und gleichwohl . . .« fügte Gilbert bei.

»Und gleichwohl?« versetzte die Königin, als sie sah, daß Gilbert nachdenkend inne hielt.

»Und gleichwohl, Madame,« fuhr er fort, als machte er eine Anstrengung gegen sich selbst, um Fragen zu berühren, welche seine Vernunft aus das Gebiet des Zweifels verbannte, »und gleichwohl gibt es einen Mann . . .«

»Einen Mann?« sagte die Königin, welche mit einem im höchsten Maße gesteigerten Interesse den Worten von Gilbert folgte.

»Es gibt einen Mann, der zuweilen alle Argumente meines Verstandes durch die unverwerflichsten Thatsachen zu Schanden gemacht hat.«

»Und dieser Mann ist?«

»Ich wage es nicht, ihn Eurer Majestät zu nennen.«

»Dieser Mann ist Ihr Lehrer, nicht wahr, Herr Gilbert? der allmächtige Mann, der unsterbliche Mann, der göttliche Cagliostro!«

»Madame, mein einziger, mein wahrer Lehrer ist die Natur. Cagliostro ist nur mein Retter. Von einer Kugel getroffen, welche meine Brust durchbohrte, verlor ich all mein Blut durch eine Wunde, welche ich, Arzt geworden und nach zwanzigjährigen Studien, für unheilbar hätte; er aber hat mich mittelst eines Balsams, dessen Zusammensetzung ich nicht kenne, geheilt; davon

rührt meine Dankbarkeit, ich möchte beinahe sagen, meine Bewunderung her.«

»Und dieser Mann hat Ihnen Prophezeiungen gemacht, welche in Erfüllung gegangen sind?«

»Seltsame, unglaubliche, Madame! dieser Mann geht in der Gegenwart mit einer Sicherheit, welche an seine Kenntniß der Zukunft glauben machen sollte.«

»So daß Sie, wenn Ihnen dieser Mann etwas vorhergesagt hätte, an seine Prophezeiung glauben würden?«

»Ich würde wenigstens handeln, als müßte sie sich verwirklichen.«

»So daß Sie sich, wenn er Ihnen einen frühzeitigen, gräßlichen, entehrenden Tod geweissagt hätte, auf diesen Tod vorbereiten würden?«

»Ja, Madame,« erwiderte Gilbert, die Königin tief anschauend, »nachdem ich indessen alle mögliche Mittel, um ihm zu entkommen, aufgesucht hätte.«

»Ihm entkommen? nein, Doctor, nein! Ich sehe wohl, daß ich verurtheilt bin,« sprach die Königin; »diese Revolution ist ein Abgrund, der den Thron verschlingen muß; dieses Volk ist ein Löwe, der mich auffressen wird.«

»Ah! Madame,« erwiderte Gilbert, »der Löwe, der Sie erschreckt, — es hängt von Ihnen ab, ihn sich zu Ihren Füßen wie ein Lamm niederlegen zu sehen.«

»Haben Sie ihn nicht in Versailles gesehen?«

»Haben Sie ihn nicht in den Tuileries gesehen? Das ist das Meer, Madame, das unablässig, bis es ihn entwurzelt, an den Felsen schlägt, der sich seinem Lause widersetzt, und wie eine Amme die Barke liebkost, die sich ihm anvertraut.«

»Doctor, Alles ist längst zwischen diesen, Wolke und mir zerrissen: es haßt mich, und ich verachte es.«

»Weil Sie das Volk nicht kennen und das Volk Sie nicht kennt! Hören Sie auf, für dasselbe eine Königin zu sein, werden Sie eine Mutter; vergessen Sie, daß Sie die Tochter von Maria Theresia, unserer alten Feindin, die Schwester von Joseph II., unserem falschen Freunde, sind; seien Sie Französin, und Sie werden die Stimmen dieses Volkes sich zu Ihnen erheben hören, um Sie zu segnen, und Sie werden die Arme dieses Volkes sich gegen Sie ausstrecken sehen, um Sie zu streicheln.«

Marie Antoinette zuckte die Achseln.

»Ja, ich weiß das . . . es segnet gestern, es streichelt heute, und morgen erstickt es diejenigen, welche es gesegnet und gestreichelt hat.«

»Weil es fühlt, daß in diesen ein Widerstand gegen seinen Willen, ein Haß ist, der in Opposition gegen seine Liebe.«

»Und weiß es selbst, was es liebt oder haßt, dieses Volk, dieses zerstörendes Element? zerstörend, wie der Wind, das Wasser und das Feuer, mit den Launen eines Weibes?«

»Weil Sie es vom Ufer aus sehen, Madame, wie derjenige, welcher die Gestade besucht, den Ocean sieht; weil es, ohne scheinbaren Grund vorrückend und sich zurückziehend, zu Ihren Füßen brandet und Sie mit seinen Klagen umhüllt, die Sie für Gebrülle halten; doch nicht so muß man es sehen; man muß es sehen getragen vom Geiste des Herrn, der über den großen Wassern schwebt; man muß es sehen, wie es Gott sieht, in Einheit fortschreitend und Alles brechend, was ein Hinderniß ist, um zu diesem Ziele zu gelangen. Sie sind Königin der Franzosen, Madame, und Sie wissen nicht, was in diesem Augenblick in Frankreich vorgeht. Heben Sie Ihren Schleier auf, Madame, statt ihn niederzulassen, und Sie werden bewundern, statt zu fürchten.«

»Was werde ich denn so Schönes, so Herrliches, so Glänzendes sehen?«

»Sie werden die neue Welt mitten unter den Trümmern der alten sich verschließen sehen; Sie werden die Wiege des zukünftigen Frankreichs auf einem Flusse schwimmen sehen, der breiter ist, als der Nil, als das Mittelländische Meer, als der Ocean . . .Gott beschütze dich, o Wiege! Gott behüte dich, o Frankreich!«

Und so wenig enthusiastisch Gilbert war, — er erhob die Arme und die Augen zum Himmel.

Die Königin schaute ihn mit Verwunderung an: sie begriff ihn nicht.

»Und wo wird diese Wiege landen?« fragte die Königin. »Bei der Nationalversammlung, dieser Versammlung von Streitern, Zerstörern, Nivellirern? Soll das alte Frankreich das neue führen? Eine traurige Mutter für ein so schönes Kind, Herr Gilbert!«

»Nein, Madame; wo diese Wiege früher oder später, heute, morgen vielleicht, landen soll, das ist an einem bis zu dieser Stunde unbekanntem Lande, welches man das *Vaterland* nennt. Dort wird sie die kräftige Amme finden, welche die Völker stark macht: die Freiheit.«

»Ah! große Worte,« sagte die Königin; »ich glaubte, der Mißbrauch habe sie gethötet.«

»Nein, Madame, große Dinge!« erwiderte Gilbert. »Sehen Sie Frankreich in dem Augenblick, wo Alles schon eingerissen und nichts wieder aufgebaut ist, wo es keine regelmäßige Municipalitäten, keine Departements hat, wo es keine Gesetze hat, sich aber selbst sein Gesetz macht; sehen Sie es mit festem Auge und sicherem Gange über die über einen Abgrund geworfene schmale Brücke schreiten, die es von einer Welt zur andern führt; sehen Sie diese Brücke, welche so schmal wie die von Mahomet, es geht darüber, ohne zu straucheln . . .Wohin geht es, dieses alte Frankreich? Zur Einheit des Vaterlands. Alles, was es bis jetzt für schwierig, mühevoll, unmöglich gehalten hat, ist ihm nicht nur möglich, sondern sogar leicht geworden. Unsere Provinzen waren ein Bündel von verschiedenen Vorurtheilen, von entgegengesetzten Interessen, von individuellen Erinnerungen; nichts, glaubte man, würde die Oberhand behalten gegen diese fünfundzwanzig bis dreißig Nationalitäten, welche die allgemeine Nationalität zurückstießen. Werden das alte Toulouse, das alte Languedoc, die alte Bretagne einwilligen, Normandie, Burgund oder Dauphiné zu werden? Nein, Madame, doch Alle werden sich zu Frankreich machen. Warum waren sie so halsstarrig in Betreff ihrer Rechte, ihrer Privilegien, ihrer Gesetzgebung? Weil sie kein Vaterland hatten! Ich habe Ihnen aber gesagt, Madame, das Vaterland ist denselben erschienen, doch sehr fern in der Zukunft vielleicht; doch sie haben es gesehen, sie haben sie gesehen, diese Patria, eine unsterbliche, fruchtbare Mutter, welche sie, die vereinzelt, verlorenen Kinder, zu sich in ihre Arme ruft; diejenige, welche sie zu sich ruft, ist die gemeinschaftliche Mutter; sie hatten die Demuth, sich für Languedocker, Provenzalen, Bretonen, Normannen, Burgunder, Dauphinois zu halten; nein, sie täuschten sich Alle: sie waren Franzosen!«

»Aber wenn man Sie hört,« sagte die Königin mit einem spöttischen Ausdruck, »sollte man glauben, Frankreich, das alte Frankreich, diese älteste Tochter vor Kirche, wie es die Päpste mit dem 9. Jahrhundert nennen, bestehe erst seit gestern?«

»Und das ist gerade das Wunder, Madame, daß es ein Frankreich gab und daß es heute Franzosen gibt; nicht nur Franzosen, sondern sogar Brüder; Brüder, welche sich alle bei der Hand halten. Ei! mein Gott, Madame, die Menschen sind weniger schlimm, als man sagt; sie streben darnach, sich zu socialisiren; um sie zu entzweien, um sie zu verhindern, sich einander zu nähern, brauchte es eine ganze Welt von naturwidrigen Erfindungen: innere Zollstätten, Abgaben aller Art, Barrièren auf den Straßen, Fähren aus den Flüssen, Verschiedenheiten der Gesetze, der

Verordnungen, des Maaßes, des Gewichts, Rivalitäten von den Provinzen, vom Lande, von den Städten, von den Dörfern. An einem schönen Tag kommt ein Erdbeben, stürzt alle diese alten Mauern um und zerstört alle diese Hindernisse. Da schauen sich die Menschen an im Angesichte des Himmels, bei dem sanften, guten Sonnenlichte, das nicht nur die Erde, sondern auch die Herzen befruchtet; die Bruderschaft wächst empor wie ein frommes Saatfeld, und erstaunt über den Haß, der sie so lange angetrieben hat, rücken die Feinde nicht gegen einander, sondern zu einander vor, — nicht mit bewaffneten, sondern mit offenen Armen; — nichts Officielles, nichts Befohlenen! Unter dieser steigenden Fluth verschwinden Flüsse und Berge, die Geographie ist getödtet, die Accente sind verschieden, doch die Sprache ist dieselbe, und die Universalhymne, welche dreißig Millionen Franzosen singen, besteht aus den paar Worten:

»Gelobt sei Gott, der uns ein Vaterland gemacht!«

»Nun, woraus zielen Sie ab, Doctor? Glauben Sie mich durch den Anblick dieses Universalbundes von dreißig Millionen Rebellen gegen ihre Königin und ihren König zu beruhigen?«

»Ei! Madame, enttäuschen Sie sich!« rief Gilbert; »nicht das Volk ist rebellisch gegen seine Königin und seinen König, der König und die Königin sind rebellisch gegen ihr Volk; sie sprechen fortwährend die Sprache der Privilegien und des Königthums, während man um sie her die Sprache der Brüderlichkeit und der Hingebung spricht! Werfen Sie die Blicke auf eines von den improvisirten Festen, Madame, und Sie werden beinahe immer mitten aus einer weiten Ebene oder auf dem Gipfel eines Berges einen Altar sehen, einen Altar so rein wie der von Abel, und aus diesem Altar ein kleines Kind, das Alle adoptiren, und das ausgestattet mit den Wünschen, den Gaben, den Thränen Aller das Kind Aller wird. Nun, Madame, Frankreich, das gestern geborene Frankreich, von dem ich spreche, ist das Kind auf dem Altar; nur sind es nicht mehr die Städte und die Dörfer, die sich um diesen Altar gruppiren, es sind die Völker, es sind die Nationen. Frankreich ist der Christus, der in einer Krippe unter Niedrigen für das Heil der Welt geboren worden, und die Völker freuen sich über seine Geburt, bis die Könige die Kniee vor ihm beugen und ihm ihren Tribut bringen. Italien, Polen, Irland, Spanien schauen dieses Kind an, das ihre Zukunft in sich trägt, und, die Augen in Thränen, strecken sie die Hände aus und rufen: »»Frankreich! Frankreich! wir sind frei in dir!«« Madame, Madame!« fügte Gilbert bei, »es ist noch Zeit, nehmen Sie das Kind vom Altar und werden Sie seine Mutter!«

»Doctor,« erwiderte die Königin, »Sie vergessen, daß ich noch andere Kinder habe, die Kinder meines Leibes, und daß ich, wenn ich thue, was sie sagen, sie um eines fremden Kindes willen enterbe.«

»Wenn es so ist, Madame,« sprach Gilbert mit einer tiefen Traurigkeit, »hüllen Sie diese Kinder in Ihren königlichen Mantel, in den Kriegsmantel von Marin Theresia, und tragen Sie sie mit sich aus Frankreich hinaus, denn Sie haben wahr gesprochen, das Volk wird Sie verschlingen und Ihre Kinder mit Ihnen. Nur ist keine Zeit zu verlieren: eilen Sie, Madame, eilen Sie!«

»Und Sie werden sich dieser Abreise nicht widersetzen, mein Herr?«

»Weit entfernt. Nun, da ich Ihre wahren Intentionen kenne, werde ich Ihnen beistehen, Madame.«

»Oh! das kommt vortrefflich,« sagte die Königin, »denn es ist ein Edelmann bereit, zu handeln, sich aufzuopfern, zu sterben!«

»Ah! Madame,« versetzte Gilbert erschrocken, »sprechen Sie nicht von Herrn von Favras?«

»Wer hat Ihnen seinen Namen genannt? wer hat Ihnen seinen Plan enthüllt?«

»Oh! Madame, sehen Sie wohl zu! diesen verfolgt auch eine unglückliche Wahrsagung?«

»Auch wieder von demselben Propheten?«

»Immer, Madame!«

»Und welches Schicksal harret des Marquis nach der Meinung des Propheten?«

»Ein frühzeitiger, gräßlicher, entehrender Tod, wie der, von welchem Sie vorhin sprachen.«

»Dann sagten Sie die Wahrheit; es ist keine Zeit zu verlieren, um diesen Propheten Lügen zu strafen.«

»Sie wollen Herrn von Favras erklären, daß Sie seinen Beistand annehmen?«

»Man ist zu dieser Stunde bei ihm, Herr Gilbert, und ich erwarte seine Antwort.«

In diesem Augenblick und als Gilbert, selbst erschrocken über die Umstände, in die er sich verwickelt sah, mit seiner Hand über seine Stirne strich, um Licht dahin zu ziehen, trat Frau von Lamballe ein und sagte der Königin leise ein paar Worte in's Ohr.

»Er trete ein!« rief die Königin, »der Doctor weiß Alles. Doctor,« fuhr sie fort, »es ist Herr

Isidor von Charny, der mir die Antwort des Marquis von Favras bringt. Morgen wird die Königin Paris verlassen haben, übermorgen werden wir außerhalb Frankreich sein. Kommen Sie, Baron, kommen Sie . . .Großer Gott! was haben Sie? und warum sind Sie so bleich?«

»Die Frau Prinzessin von Lamballe hat mir gesagt; ich könne vor dem Doctor Gilbert reden?« fragte Isidor.

»Und sie hat wahr gesprochen; ja, ja, reden Sie, Sie haben den Marquis von Favras gesehen? . . .Der Marquis ist bereit? . . .wir nehmen sein Anerbieten an, wir werden Paris verlassen, Frankreich verlassen! . . .«

»Der Marquis von Favras ist vor einer Stunde in der Rue Beaurepaire verhaftet und nach dem Chatelet geführt worden,« antwortete Isidor.

Der Blick der Königin begegnete, leuchtend, verzweiflungsvoll, von Zorn entbrannt, dem von Gilbert.

Die ganze Stärke von Marie Antoinette schien sich jedoch in diesem Blitze erschöpft zu haben.

Gilbert trat auf sie zu und sprach mit einem Ausdrucke tiefen Mitleids: »Madame, kann ich Ihnen zu etwas nützen, so verfügen Sie über mich; meinen Verstand, meine Ergebenheit, mein Leben, Alles lege ich zu Ihren Füßen.«

Die Königin schlug die Augen zu Gilbert auf und sagte langsam, im Tone tiefer Resignation:

»Herr Gilbert, Sie, der Sie so gelehrt sind und heute Morgen dem Versuche beigewohnt haben, sind Sie der Ansicht, daß der Tod, den diese abscheuliche Maschine gibt, so sanft ist, als es ihr Erfinder behauptet?«

Gilbert seufzte und bedeckte seine Augen mit seinen Händen.

* *
*

In diesem Augenblick verlangte Monsieur, der Alles wußte, was er wissen wollte, denn das Gerücht von der Verhaftung des Marquis von Favras hatte sich in ein paar Secunden im ganzen Palaste verbreitet, in aller Hast seinen Wagen und entfernte sich, ohne sich um die Gesundheit der Königin zu bekümmern, und beinahe ohne Abschied zu nehmen. Ludwig XVI. aber versperrte ihm den Weg.

»Mein Bruder,« sagte er, »ich denke, Sie haben keine so große Eile, nach dem Luxembourg zurückzukehren, daß Ihnen nicht Zeit bliebe, mir einen Rath zu ertheilen. Was soll ich nach Ihrer Ansicht thun?«

»Sie wollen mich fragen, was ich an Ihrer Stelle thun würde?«

»Ja.«

»Ich würde Herrn von Favras preisgeben und der Constitution Treue schwören.«

»Wie soll ich einer Constitution, die nicht vollendet ist, Treue schwören?«

»Ein Grund mehr,« erwiderte Monsieur mit dem falschen, schielenden Blicke, der aus den tiefsten Krümmungen seines Herzens kam, »ein Grund mehr, daß Sie sich nicht verpflichtet glauben, Ihren Eid zu halten.«

XLV.

Monsieur verleugnet Herrn von Favras, und der König beschwört die Constitution.

Am Tage nach der Verhaftung von Herrn von Favras ging folgendes seltsame Rundschreiben durch die ganze Stadt:

»Der Marquis von Favras (*Place Royale*) ist mit seiner Frau Gemahlin in der Nacht vom 24. aus den 25. verhaftet worden, wegen eines von ihm gehegten Planes, zwanzigtausend Mann auf die Beine zu bringen, um Herrn von Lafayette, sowie den Maire von Paris zu ermorden und uns sodann die Lebensmittel abzuschneiden.

»Monsieur, der Bruder des Königs, stand an der Spitze.

»Unterzeichnet: Barauz.«

Man begreift, welch eine sonderbare Revolution in dem so leicht erregbaren Paris von 1790 ein solches Rundschreiben zur Folge hatte.

Ein angezündetes Lauffeuer hätte keine raschere Flamme hervorgebracht, als die war, welche überall ausschlug, wo das Papier durchging.

Als bald war es in allen Händen, und nach zwei Stunden wußte es Jeder auswendig.

Am 26. Abends, als die Mandatare der Gemeinde auf dem Stadthause im Rothe versammelt waren und den vom Nachforschungsausschusse gefaßten Beschluß lasen, meldete plötzlich der Huissier, Monsieur verlange eingeführt zu werden.

»Monsieur!« wiederholte der gute Bailly, der bei der Versammlung präsidirte: »welcher Monsieur?«

»Monsieur, der Bruder des Königs,« erwiderte der Huissier.

Bei diesen Worten schauten die Mitglieder des Gemeinderaths einander an. Der Name von Monsieur war seit dem Morgen des vorhergehenden Tags in Aller Munde.

Während sie sich aber anschauten, standen sie auf.

Bailly ließ einen fragenden Blick umherlaufen, und da ihm die stummen Antworten, die er in den Augen seiner Collegen las, einstimmig zu sein schienen, so sagte er:

»Melden Sie Monsieur, wir seien, obgleich erstaunt über die Ehre, die er uns erweist, bereit, ihn zu empfangen.«

Nach einigen Secunden wurde Monsieur eingeführt.

Er kam allein; sein Gesicht war bleich und sein gewöhnlich unsicherer Gang an diesem Abend noch schwankender als sonst.

Zum Glück für den Prinzen blieb, da jedes Mitglied des Gemeinderaths Lichter bei sich auf dem ungeheuren hufeisenförmigen Tische hatte, an dem jedes arbeitete, die Mitte dieses Hufeisens in einer relativen Dunkelheit.

Dieser Umstand entging Monsieur nicht, und er schien sich zu beruhigen.

Er schaute schüchtern in der zahlreichen Versammlung umher, in welcher er wenigstens den Respect in Ermangelung der Sympathie fand; und sagte mit einer Anfangs zitternden,

stufenweise aber sich befestigenden Stimme:

»Meine Herren, das Verlangen, eine grausame Verleumdung zurückzuweisen, führt mich in Ihre Mitte. Herr von Favras ist vorgestern aus Befehl Ihres Nachforschungsausschusses verhaftet worden, und man verbreitet heute absichtlich das Gerücht, ich stehe in enger Verbindung mit ihm.«

Ein Lächeln schwebte über die Lippen der Zuhörer und vielseitiges Geflüster empfing diesen ersten Theil der Rede von Monsieur.

Er fuhr fort:

»Als Bürger von Paris glaubte ich Sie selbst von den einzigen Beziehungen, unter denen ich Herrn von Favras kenne, unterrichten zu müssen.«

Die Aufmerksamkeit der Herren Mitglieder des Gemeinderathes verdoppelte sich, wie man leicht erräth; man war begierig, aus dem Munde von Monsieur selbst die Beziehungen Seiner Königlichen Hoheit zu Herrn von Favras zu erfahren, entschlossen jedoch, davon zu glauben, was man wollte.

Seine Königliche Hoheit sprach weiter:

»Im Jahre 1772 ist Herr von Favras bei meinen Schweizer-Garden eingetreten. 1775 ist er wieder ausgetreten, und ich habe ihn seitdem nicht mehr gesprochen.«

Ein Gemurmel der Ungläubigkeit durchzog das Auditorium; doch ein Blick von Herrn Bailly unterdrückte dieses Gemurmel, und Monsieur konnte im Zweifel bleiben, ob es ein billigendes oder ein mißbilligendes war.

Monsieur fuhr fort:

»Seit mehreren Monaten des Genusses meiner Einkünfte beraubt, in Besorgniß wegen bedeutender Zahlungen, die ich im Monat Januar zu machen habe, wünschte ich meinen Verbindlichkeiten nachkommen zu können, ohne dem öffentlichen Schatze zur Last zu sein. Ich beschloß dem zu Folge ein Anlehen zu machen; Herr von Favras wurde mir vor vierzehn Tagen von Herrn de la Chatre als derjenige bezeichnet, welcher dieses Anlehen bei einem genesischen Banquier effectuiren könne. Ich unterschrieb eine Obligation von zwei Millionen, welche Summe ich nöthig hatte, um mich meiner Verbindlichkeiten am Anfange des Jahres zu entledigen und meinen Haushalt zu bezahlen. Da diese Angelegenheit rein finanziell war, so betraute ich mit der Ausführung meinen Intendanten. Ich habe Herrn von Favras nicht gesehen, ich habe ihm nicht geschrieben, ich habe keine Gemeinschaft mit ihm gehabt; was er außerdem gethan hat, ist mir völlig unbekannt.«¹⁵

Ein Hohngelächter, das aus den Reihen des Publikums kam, bewies, daß nicht Jedermann geneigt war, so auf das Wort dieser seltsamen Behauptung des Prinzen zu glauben, der, ohne ihn zu sehen, Wechsel im Betrage von zwei Millionen einem Vermittler anvertraut haben wollte, besonders wenn dieser Vermittler einer von seinen ehemaligen Gardeofficieren war.

Monsieur erröthete, und da es ihn ohne Zweifel drängte, der falschen Stellung, in die er sich begeben, ein Ende zu machen, so fuhr er rasch fort:

»Ich habe indessen erfahren, meine Herren, man theile verschwenderisch in der Hauptstadt ein Papier folgenden Inhalts aus . . .«

Und Monsieur las, was sehr überflüssig war, da es Jedermann in der Hand oder im Gedächtniß hatte,— das vorhin von uns angeführte Bulletin.

Bei den Worten:

»Monsieur, der Bruder des Königs, stand an der Spitze,« verbeugten sich alle Mitglieder des Gemeinderathes.

Wollten sie damit sagen, sie seien der Meinung des Bulletin? wollten sie einfach sagen, die Bezeichnung sei ihnen wohlbekannt?

Monsieur sprach:

»Sie erwarten ohne Zweifel nicht von mir, daß ich mich herablasse, mich über ein so gemeines Verbrechen zu rechtfertigen! doch in einer Zeit, in der die albernsten Verleumdungen leicht die besten Bürger mit den Feinden der Revolution zu vermengen im Stande sind, glaube ich es dem König, Ihnen, meine Herren, und mir selbst schuldig zu sein, in alle die Einzelheiten, die Sie gehört haben, einzugehen, damit die öffentliche Meinung nicht einen Augenblick ungewiß bleiben könne. Seit dem Tage, wo ich mich in der zweiten Notabelnversammlung über die Fundamentalfrage, welche die Geister noch theilte, erklärte, habe ich nicht aufgehört, zu glauben, eine große Revolution sei in Bereitschaft; der König müsse durch seine Absichten, seine Tugenden und seinen erhabenen Rang das Haupt derselben bilden, weil sie nicht ersprießlich für die Nation sein könne, ohne es gleichmäßig für den Monarchen zu sein; das königliche Ansehen müsse endlich das Bollwerk der nationalen Freiheit und die nationale Freiheit die Basis der königlichen Gewalt sein.«

Obgleich der Sinn der Phrase nicht ganz klar war, machte doch die Gewohnheit, die man damals hatte, gewissen Combinationen von Worten Beifall zu klatschen, daß man auch diese beklatschte.

Hierdurch ermutigt, erhob Monsieur die Stimme und fügte bei, indem er sich mit etwas mehr Sicherheit an die Mitglieder der Versammlung wandte: »Man führe eine einzige von meinen Handlungen, eine einzige von meinen Reden an, welche gezeigt hätte, es haben, in was für Verhältnisse ich auch gestellt sein mochte, das Glück des Königs, das des Volks aufgehört, der einzige Gegenstand meiner Gedanken und Wünsche zu sein; ich darf daraus Anspruch machen, daß man mir glaubt, denn nie habe ich Gefühle und Grundsätze geändert und nie werde ich sie ändern.«

Obgleich Romandichter, mußten wir, die unlautere Rede Seiner Königlichen Hoheit in ihrem ganzen Umfange wiederholend, für den Augenblick in die Geschichte eingreifen. Es erscheint als gut, daß selbst die Leser von Romanen wissen, wie mit fünfunddreißig Jahren der Prinz war, der mit sechzig den Franzosen die mit ihrem Art 14 ausgestattete Charte octroiren sollte.

Da wir aber nicht ungerechter gegen Bailly als gegen Seine Königliche Hoheit sein wollen, so werden wir die Antwort des Maire von Paris geben, wie wir die Rede von Monsieur gegeben haben.

Bailly antwortete:

»Es gewährt den Repräsentanten der Gemeinde von Paris ein großes Vergnügen, in ihrer Mitte den Bruder eines geliebten Königs, eines die Freiheit der Franzosen wiederherstellenden Königs zu sehen. Erhabene Brüder, sind Sie durch dieselbe Gesinnung verbunden. Monsieur hat sich als erster Bürger des Königreichs gezeigt, indem er für den dritten Stand in der zweiten Notabelnversammlung stimmte; er ist beinahe der Einzige von dieser Meinung mit einer sehr kleinen Anzahl von Volksfreunden gewesen, und er hat die Würde der Vernunft allen seinen übrigen Ansprüchen auf die Achtung der Nation beigefügt. Monsieur ist also der erste Urheber der bürgerlichen Gleichheit; er gibt heute ein neues Beispiel hiervon dadurch, daß er hierher kommt und sich unter die Repräsentanten der Gemeinde mischt, wo er, wie es scheint, nur durch

seine patriotischen Gefühle geschätzt werden will. Seine Gesinnung ist in den Erklärungen bezeichnet, welche Monsieur der Versammlung zu geben die Gewogenheit hat. Der Prinz kommt der öffentlichen Meinung entgegen; der Bürger bestimmt den Werth der Meinung seiner Mitbürger, und ich biete Monsieur im Namen der Versammlung den Tribut der Ehrfurcht und der Dankbarkeit, den sie seiner Gesinnung, der Ehre seiner Gegenwart und besonders dem Werthe schuldig ist, welchen sie auf die Schätzung der freien Männer legt.«

Hierauf erwiderte Monsieur, der wohl begriff, es werde trotz des großen Lobes, das Bailly seinem Benehmen spendete, dieses Benehmen verschiedenartig geschätzt werden, — mit jener väterlichen Minte, die er sich unter den Umständen, wo sie ihm nützlich sein konnte, so gut zu geben wußte:

»Meine Herren, die Pflicht, die ich so eben erfüllt habe, ist peinlich für ein tugendhaftes Herz gewesen; doch ich bin reichlich entschädigt durch die Gefühle, welche die Versammlung gegen mich ausgedrückt hat, und mein Mund soll sich nur noch aufthun, um Gnade für diejenigen zu erbitten, welche mich beleidigt haben.«

Man sieht, Monsieur machte sich nicht verbindlich und machte auch die Versammlung nicht verbindlich. Für wen verlangte er Gnade? Nicht für Herrn von Favras, denn Niemand wußte, ob Herr von Favras schuldig war, und überdies hatte Favras Monsieur nicht beleidigt.

Nein, Monsseur verlangte ganz einfach Gnade für den anonymen Verfasser des Rundschreibens, das ihn anschuldigte, doch der Verfasser brauchte keine Gnade, weil er unbekannt war.

Die Geschichtschreiber gehen so oft, ohne sie aufzunehmen, an Schändlichkeiten von Prinzen vorüber, daß es die Ausgabe von uns Romandichtern ist, in diesem Falle ihre Pflicht zu erfüllen, auf die Gefahr, während eines Kapitels den Roman so langweilig werden zu sehen, als es die Geschichte ist.

Es versteht sich von selbst, daß man, wenn wir von blinden Geschichtschreibern und langweiligen Geschichten reden, weiß, von welchen Geschichtschreibern und von welchen Geschichten wir sprechen.

Monsieur hatte also für seine Rechnung einen Theil des Rathes, den er Ludwig XVI. gegeben, zur Anwendung gebracht.

Er hatte Herrn von Favras verleugnet, und aus dem Lobe, das ihm der tugendhafte Bailly zuerkannt, ersieht man, daß die Sache von einem vollen Successe begleitet war.

Dies ohne Zweifel erwägend, entschloß sich Ludwig XVI. seinerseits, der Constitution Treue zu schwören.

Eines Morgens meldete also der Huissier dem Präsidenten der Nationalversammlung, der an diesem Tage Herr Bureaux von Puzy war, — wie der Huissier des Gemeinderathes dem Maire in Beziehung aus Monsieur gemeldet hatte, — der König mit ein paar Ministern und drei oder vier Officieren klopfte an die Thüre der Reitschule, wie Monsieur an die Thüre des Stadthauses geklopft hatte.

Die Volksrepräsentanten schauten einander erstaunt an. Was konnte ihnen der König zu sagen haben, er, der seit langer Zeit getrennt von ihnen ging?

Man ließ Ludwig XVI. einführen, und der Präsident trat ihm seinen Stuhl ab.

Auf's Gerathewohl brach der ganze Saal in Acclamationen aus. Abgesehen von Pétion, Camille Desmoulins und Marat war noch ganz Frankreich royalistisch oder glaubte es zu sein.

Der König hatte das Bedürfniß gefühlt, die Nationalversammlung wegen ihrer Arbeiten zu beglückwünschen; er hatte die schöne Eintheilung Frankreichs in Departements zu loben, was er aber besonders auszudrücken nicht länger verschieben wollte, denn dieses Gefühl erstickte ihn, das war seine glühende Liebe für die Constitution.

Der Anfang der Rede, — vergessen wir nicht, daß, schwarz oder blau, royalistisch oder constitutionell, Aristokrat oder Patriot, nicht ein Repräsentant nicht wußte, woraus der König abzielte, — der Anfang der Rede verursachte einige Besorgnisse, die Mitte machte die Geister zur Erkenntlichkeit geneigt, doch das Ende, — oh! das Ende! — das Ende steigerte die Gefühle bis zum Enthusiasmus!

Der König konnte nicht dem Verlangen widerstehen, seine Liebe für die kleine Constitution von 1791 auszusprechen, welche noch nicht geboren, — wie würde es erst sein, wenn sie völlig an das Tageslicht getreten wäre? Dann würde der König nicht Liebe für sie haben, sondern Fanatismus.

Wir führen die Rede des Königs nicht an; Teufel! sie umfaßt sechs Seiten! es ist genug, daß wir die von Monsieur citirt haben, welche nur eine Seite stark war und uns dennoch furchtbar lang vorkam.

So viel ist gewiß, daß Ludwig XVI, der Nationalversammlung nicht zu weitschweifig schien; sie weinte vor Rührung, während sie ihn anhörte.

Wenn wir sagen, sie weinte, so ist dies keine Metapher. Barnave weinte, Lameth weinte, Duport weinte, Mirabeau weinte, Barrière weinte; es war eine wahre Sindfluth.

Die Nationalversammlung verlor darüber den Kopf. Sie erhob sich in Gesammtheit; das Volk auf den Tribünen stand auf. Jeder streckte die Hand aus und leistete den Eid der Treue der Constitution, welche noch nicht bestand.

Der König ging ob; doch der König und die Nationalversammlung konnten sich nicht so trennen: diese geht hinter ihm hinaus, sie stürzt ihm nach, sie bildet sein Gefolge, sie kommt in die Tuileries, die Königin empfängt sie.

Die Königin! sie ist keine Enthusiastin, diese harte Tochter von Maria Theresia; sie weint nicht, diese würdige Schwester von Leopold; sie reicht den Abgeordneten der Nation ihren Sohn dar.

»Meine Herren spricht sie, »ich theile ganz die Gesinnung des Königs; ich schließe mich mit Herz und Seele dem Schritte an, den ihm seine zärtliche Liebe für sein Volk dictirt hat. Hier ist mein Sohn, ich werde nichts versäumen, um ihn frühzeitig die Tugenden des Besten der Väter annehmen, die öffentliche Freiheit achten und die Gesetze, deren festeste Stütze er, wie ich hoffe, sein wird, aufrecht erhalten zu lehren.«

Es bedurfte eines wirklichen Enthusiasmus, daß ihn eine solche Rede nicht abkühlte; der der Nationalversammlung war noch glühend. Man machte den Vorschlag, auf der Stelle den Eid zu leisten; man faßte ihn sogleich ab; der Präsident ließ zuerst von Allen folgende Wort vernehmen:

»Ich schwöre, treu zu sein der Nation, dem Gesetze und dem König, und mit meiner ganzen Macht die von der Nationalversammlung beschlossene und vom König angenommene Constitution aufrecht zu erhalten.«

Und alle Mitglieder der Versammlung, ein einziges ausgenommen, erhoben die Hand, und Jeder wiederholte:

»Ich schwöre!«

Die zehn Tage, welche aus diesen glücklichen Schritt folgten, der der Nationalversammlung Freude, Paris die Ruhe, Frankreich den Frieden gegeben hatte, vergingen in Festen, Bällen, Beleuchtungen. Man hörte von allen Seiten nur Eide leisten; man schwor überall: man schwor auf der Grève, im Stadthause, in den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen; man errichtete dem Vaterlande Altäre; man führte die Schüler dahin, und die Schüler schworen, als ob sie schon Männer wären, und als ob sie wüßten, was ein Eid ist.

Die Nationalversammlung befahl ein *Te deum*, dem sie in Masse beiwohnte.

Nur ging der König nicht in Notre-Dame und schwor folglich nicht.

Man bemerkte seine Abwesenheit; doch man war so freudig, man war so vertrauensvoll, daß man sich mit dem ersten Vorwande begnügte, welchen für sein Nichterscheinen anzugeben ihm beliebte.

»Warum sind Sie nicht beim *Te deum* gewesen? warum haben Sie nicht wie die Andern auf den Altar geschworen?« fragte ironisch die Königin.

»Weil ich wohl lügen will, Madame, aber keiner Meineid schwören,« erwiderte Ludwig XVI. Die Königin athmete.

Bis dahin hatte sie wie Jedermann an die Treue des Königs geglaubt.

XLVI.

Ein Edelmann.

Dieser Besuch des Königs in der Nationalversammlung fand am 4. Februar 1790 statt.

Zwölf Tage später, in der Nacht vom 17. auf den 18. desselben Monats, erschien in Abwesenheit des Gouverneur vom Chatelet, der an demselben Tage einen Urlaub nachgesucht und erhalten hatte, um sich nach Soissons zu seiner sterbenden Mutter zu begeben, ein Mann an der Thüre des Gefängnisses als Ueberbringer eines vom Polizeilieutenant unterzeichneten Befehls, welcher Befehl den Erscheinenden ermächtigte, ohne Zeugen sich mit Herrn von Favras zu unterreden.

Ob der Besehl echt oder gefälscht war, vermöchten wir nicht zu sagen; in jedem Falle aber erkannte ihn der Untergouverneur, den man aufweckte, um ihm das Papier vorzulegen, als gut, da er sogleich den Ueberbringer des Schreibens in den Kerker von Herrn von Favras einzuführen gebot.

Wonach er, sich auf die gute Hut seiner Schließer im Innern und seiner Schildwachen außen verlassend, wieder zu Bette ging, um seine aus eine so unangenehme Weise gestörte Nachtruhe zu beendigen.

Unter dem Vorwande, er habe, als er den Befehl aus seiner Briefftasche gezogen, ein wichtiges Papier fallen lassen, nahm der Unbekannte die Lampe und suchte auf dem Boden, bis er den Herrn Untergouverneur des Chatelet hatte in sein Zimmer zurückkehren sehen. Dann erklärte er, er habe das Papier auf seinem Nachttische liegen lassen, sollte man es jedoch finden, so bitte er, ihm dasselbe im Augenblicke seines Abganges zu geben.

Er reichte sodann die Lampe dem Schließer, der bei ihm wartete, und forderte diesen auf, ihn in den Kerker von Herrn von Favras zu führen.

Der Schließer öffnete eine Thüre, ließ den Unbekannten vorangehen, folgte ihm und schloß dann wieder die Thüre.

Er schien den Unbekannten mit Neugierde anzuschauen, als erwartete er jeden Augenblick, dieser werde ihn in Betreff einer wichtigen Mittheilung anreden.

Man stieg zwölf Stufen hinab und gelangte in einen unterirdischen Gang, Dann kam eine zweite Thüre, welche der Schließer wie die erste öffnete und schloß.

Der Unbekannte und sein Führer befanden sich nun aus einer Art von Ruheplatz und hatten vor sich ein zweites Stockwerk von Stufen zum Hinabsteigen. Der Unbekannte blieb stehen, versenkte seinen Blick in die Tiefe des düstern Ganges, und als er sich wohl versichert hatte, die Fisterniß sei eben so einsam als stumm, fragte er:

»Sie sind der Schließer Louis?«

»Ja,« antwortete der Gefangenwärter.

»Bruder der amerikanischen Loge?«

»Ja.«

»Sie sind vor acht Tagen durch eine geheimnißvolle Hand hierher gestellt worden, um ein

unbekanntes Werk zu vollbringen?«

»Ja.«

»Sie sind bereit, dieses Werk zu vollbringen?«

»Ich bin bereit.«

»Sie sollen Befehle von einem Manne erhalten?«

»Ja, vom Messias.«

»Woran sollen Sie diesen Mann erkennen?«

»An drei auf ein Bruststück gestickten Buchstaben.«

»Ich bin der Mann, und hier sind die Buchstaben.«

Bei diesen Worten machte der Unbekannte sein Spitzenjabot auf und zeigte aus seiner Brust gestickt die drei Buchstaben, deren Einfluß zu bemerken wir im Verlaufe dieser Geschichte öfter Gelegenheit gehabt haben: L.P.D.¹⁶

»Meister,« sprach der Gefangenwärter, indem er sich verbeugte, »ich bin zu Ihren Befehlen.«

»Gut. Oeffnen Sie mir den Kerker von Herrn von Favras und halten Sie sich bereit, zu gehorchen.«

Der Gefangenwärter verbeugte sich, ohne zu antworten, ging voran, um zu leuchten, blieb dann vor einer niedrigen Thüre stehen und murmelte:

»Es ist hier.«

Der Unbekannte nickte mit dem Kopfe; der in das Schloß gesteckte Schlüssel knirschte zweimal, und die Thüre öffnete sich.

Während man dem Gefangenen gegenüber die strengsten Vorsichtsmaßregeln genommen und ihn in einen zwanzig Fuß unter dem Boden vergrabenen Kerker gebracht hatte, hatte man doch zugleich auch einige Rücksicht für seinen Stand gehabt. Er' besaß ein reinliches Bett und weiße Tücher. Bei dem Bette stand ein Tisch, worauf mehrere Bücher, Tinte, Feder und Papier, ohne Zweifel, um eine Vertheidigungsschrift vorzubereiten.

Eine ausgelöschte Lampe überragte das Ganze.

In einer Ecke glänzte aus einem zweiten Tische Toilettegeräthe, das man aus einem eleganten Necessaire mit dem Wappen des Marquis genommen hatte; an die Wand war ein kleiner, aus demselben Necessaire herstammender Spiegel angelehnt.

Herr von Favras schlief so tief, daß die Thüre geöffnet wurde, daß der Unbekannte sich ihm näherte, daß der Gefangenwärter eine zweite Lampe zu der ersten stellte, ohne daß ihn das Geräusch und die Bewegung seinem Schlafe zu entziehen vermochten.

Der Unbekannte betrachtete einen Augenblick diesen Entschlummerten mit einem Gefühle tiefer Schwermuth; dann, als hätte er sich erinnert, die Zeit sei kostbar, legte er ihm die Hand auf die Schulter, so sehr er es auch zu bereuen schien, daß er diese gute Ruhe stören mußte.

Der Gefangene bebte, wandte sich rasch um und riß die Augen weit auf, wie es diejenigen zu thun pflegen, welche mit der Erwartung, sie werden durch eine schlimme Nachricht geweckt werden, eingeschlafen sind.

»Beruhigen Sie sich, Herr von Favras,« sprach der Unbekannte, »es ist ein Freund.«

Herr von Favras schaute einen Augenblick den nächtlichen Besuch mit einer Miene des Zweifels an, welche sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß ein Freund achtzehn bis zwanzig Stufen unter dem Boden zu ihm kam.

Dann raffte er plötzlich seine Erinnerungen zusammen und sagte:

»Ah! ah! der Herr Baron Zannone.«

»Ich selbst, lieber Marquis.«

Favras blickte lächelnd umher, zeigte dem Baron mit dem Finger einen von allen Büchern und allen Kleidungsstücken freien Schämel und sprach:

»Haben Sie die Güte, sich zu setzen.«

»Mein lieber Marquis,« sagte der Baron, »ich komme, um Ihnen etwas vorzuschlagen, was keine lange Erörterung zuläßt . . . und dann haben wir auch keine Zeit zu verlieren.«

»Was wollen Sie mir vorschlagen? . . . Ich hoffe, kein Anlehen?«

»Warum?«

»Weil mir die Garantien, die ich Ihnen zu geben hätte, ziemlich unsicher zu sein scheinen.«

»Das könnte kein Grund bei mir sein, Marquis, und ich wäre im Gegentheil ganz bereit, Ihnen eine Million anzubieten.«

»Mir?« versetzte Favras lächelnd.

»Ja, Ihnen. Da es aber unter Bedingungen geschähe, die Sie nicht annehmen würden, so werde ich Ihnen nicht einmal dieses Anerbieten machen.«

»Dann kommen Sie zur Sache, Baron, da Sie mir sagten, Sie haben Eile.«

»Sie wissen, daß man Sie morgen richtet, Marquis?«

»Ja, ich habe so etwas sagen hören,« erwiderte Favras.

»Sie wissen, daß die Richter, vor denen Sie erscheinen, dieselben sind, welche Augéard und Besenval freigesprochen haben?«

»Ja.«

»Sie wissen, daß der Eine und der Andere nur durch die allmächtige Vermittelung des Hofes freigesprochen worden sind?«

»Ja,« antwortete zum dritten Male Favras, ohne daß seine Stimme die geringste Veränderung in seinen drei Antworten erlitten hatte.

»Sie hoffen ohne Zweifel, der Hof werde für Sie thun, was er für Ihre Vorgänger gethan hat?«

»Diejenigen, mit welchen ich in einer Beziehung für das Unternehmen, das mich hierher gebracht, zu sein die Ehre gehabt habe, wissen, was sie in Betreff meiner thun sollen, Herr Baron; was sie thun, wird wohlgethan sein.«

»Sie haben in dieser Hinsicht schon ihren Entschluß gefaßt, Herr Marquis, und ich kann Sie von dem, was sie gethan, unterrichten.«

Favras bezeugte keine Neugierde, es zu erfahren.

»Monsieur,« fuhr der Baron fort, »Monsieur ist auf dem Stadthause erschienen und hat erklärt, er kenne Sie kaum; im Jahre 1772 seien Sie bei seinen Schweizer Garden eingetreten; 1775 seien Sie wieder ausgetreten, und seit dieser Zeit habe er Sie nicht mehr gesehen.«

Favras nickte bestätigend mit dem Kopfe.

»Was den König betrifft, so denkt er nicht nur nicht mehr an eine Flucht, sondern er hat sich sogar am 4. dieses Monats mit der Nationalversammlung ausgesöhnt und die Constitution beschworen.«

Ein Lächeln schwebte über die Lippen von Favras.

»Sie zweifeln?« fragte der Baron.

»Ich sage das nicht,« erwiderte Favras.

»Sie sehen also, Marquis, Sie dürfen nicht auf Monsieur rechnen . . . Sie dürfen nicht aus den König rechnen . . .«

»Zur Sache, Herr Baron.«

»Sie werden also vor Ihre Richter kommen.«

»Sie haben die Güte gehabt, mir das zu sagen.«

»Sie werden verurtheilt werden . . .«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Zum Tode! . . .«

»Das ist möglich.«

Favras neigte sich wie ein Mann, der bereit ist, den Streich, der ihn treffen soll, zu empfangen.

»Aber,« sprach der Baron, »wissen Sie, zu welchem Tode, mein lieber Marquis?«

»Gibt es zwei Todesarten, mein lieber Baron?«

»Oh! es gibt zehn: den Pfahl, die Viertheilung, die Schlinge, das Rad, den Galgen, die Enthauptung . . .oder es hat vielmehr noch in der vorigen Woche alle diese Todesarten gegeben! Heute gibt es, wie Sie sagen, nur noch eine: den Galgen.«

»Den Galgen!«

»Ja. Die Nationalversammlung, nachdem sie die Gleichheit vor dem Gesetze ausgesprochen, hat es gerecht gefunden, auch die Gleichheit vor dem Tode zu proclamiren! Jetzt gehen Adelige und Gemeine durch dieselbe Pforte auf dieser Welt: sie werden gehenkt, Marquis.«

»Ah! ah!« versetzte Favras.

»Zum Tode verurtheilt, werden Sie gehenkt . . .eine traurige Sache für einen Edelmann, welcher, ich bin es fest überzeugt, den Tod nicht fürchtet, aber einen Widerwillen gegen den Galgen hat.«

»Ah! Herr Baron, sind Sie gekommen, um mir nur alle diese guten Neuigkeiten mitzutheilen, oder haben Sie mir noch etwas Besseres zu sagen?«

»Ich bin gekommen, um Ihnen zu eröffnen, daß Alles für Ihre Entweichung bereit ist, und um Ihnen zu sagen, daß Sie in zehn Minuten, wenn Sie wollen, außer Ihrem Gefängnisse, und in vier und zwanzig Stunden außerhalb des Landes sein können.«

Favras dachte einen Augenblick nach, ohne daß das Anerbieten, welches ihm der Baron gemacht hatte, irgend eine Gemüthsbewegung in ihm hervorzubringen schien.

Dann fragte er:

»Kommt mir dieses Anerbieten vom König oder von Seiner Königlichen Hoheit zu?«

»Nein, mein Herr, es kommt von mir,«

Favras schaute den Baron an.

»Von Ihnen, mein Herr?« sagte er. »Und warum von Ihnen?«

»Wegen der Theilnahme, die ich für Sie hege, Marquis.«

»Welche Theilnahme können Sie für mich hegen, mein Herr?« versetzte Favras. »Sie haben mich nur zweimal gesehen.«

»Man braucht einen Mann nicht zweimal zu sehen, um ihn zu kennen, mein lieber Marquis. Aechte Edelleute aber sind selten, und ich will einen, ich sage nicht Frankreich, sondern der Menschheit erhalten.«

»Sie haben keinen andern Grund?«

»Ich habe den, daß ich Ihnen, da ich ein Anlehen von zwei Millionen mit Ihnen unterhandelt und an Sie das Geld ausbezahlt, das Mittel, in Ihrem heute entdeckten Complot weiter zu gehen, gegeben und folglich unwillkürlich zu Ihrem Tode beigetragen habe.«

Lächelnd erwiderte Favras:

»Haben Sie kein anderes Verbrechen begangen, als dieses, so schlafen Sie ruhig: ich spreche Sie frei.«

»Wie!« rief der Baron, »Sie weigern sich, zu fliehen?«

Favras reichte ihm die Hand und sprach:

»Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen, Herr Baron; ich dankt Ihnen im Namen meiner Frau und meiner Kinder, doch ich schlage es aus.«

»Weil Sie glauben, unsere Maßregeln seien schlecht getroffen, Marquis, und weil Sie befürchten, ein gescheiterter Entweichungsversuch erschwere Ihre Sache.«

»Ich glaube, mein Herr, daß Sie ein kluger Mann, und sogar ein verwegener Mann sind, da Sie kommen, um mir diese Flucht vorzuschlagen; doch ich wiederhole, ich will nicht fliehen.«

»Ohne Zweifel befürchten Sie, gezwungen, aus Frankreich wegzugehen, lassen Sie hier Ihre Frau und Ihre Kinder im Elend zurück. Ich habe für diesen Fall vorhergesehen, mein Herr, und kann Ihnen diese Briefftasche anbieten, in welcher hunderttausend Franken in Kassenbillets enthalten sind.«

Favras schaute den Baron mit einer Art von Bewunderung an. Dann schüttelte er den Kopf und erwiderte:

»Das ist es nicht, mein Herr. Aus Ihr Wort, und ohne daß Sie mir diese Briefftasche zu übergeben nöthig gehabt hätten, würde ich Frankreich verlassen haben, wäre es meine Absicht gewesen, zu fliehen; ich sage Ihnen aber noch einmal, mein Entschluß ist gefaßt: ich werde nicht fliehen.«

Der Baron schaute denjenigen, welcher diese Weigerung aussprach, an, als bezweifelte er, ob er seine ganze Vernunft besitze.

»Das wundert Sie, mein Herr,« sprach Favras mit einer seltsamen Heiterkeit, »und Sie fragen sich, ohne daß Sie mich selbst fragen wollen, woher bei mir der sonderbare Entschluß komme, bis zum Ende zu gehen und, wenn es sein müsse, zu sterben, welcher Tod auch meiner harren möge?«

»Ich gestehe es, Marquis.«

»Nun, ich will es Ihnen sagen. Ich bin Royalist, mein Herr, doch nicht auf die Art derjenigen, welche in das Ausland emigriren oder sich in Paris verbergen; meine Meinung ist keine auf einer Berechnung des Interesse beruhende Sache, es ist ein Cultus, ein Glaube, eine Religion, mein Herr; und die Könige sind nichts Anderes für mich, als das, was ein Erzbischof oder ein Papst wäre, nämlich die sichtbaren Repräsentanten der Religion, von der ich so eben sprach. Fliehe ich, so wird man annehmen, entweder der König oder Monsieur haben mich zur Flucht veranlaßt; haben diese mich aber zur Flucht veranlaßt, so sind sie meine Mitschuldigen, und Monsieur, der mich aus der Tribune verleugnet, der König, der sich gestellt hat, als kennete er mich nicht, werden von dem Schlage getroffen, der in den leeren Raum geht. Die Religionen fallen, Herr Baron, wenn sie keinen Märtyrer mehr haben. Ich, ich werde die meinige erheben, indem ich für sie sterbe! Das wird ein der Vergangenheit gemachter Vorwurf, eine der Zukunft gebotene

Warnung sein!«

»Aber denken Sie doch an die Todesart, welche Ihrer harret, Marquis.«

»Je ehrloser der Tod sein wird, mein Herr, desto verdienstlicher ist das Opfer: Christus ist an einem Kreuze zwischen zwei Schwächern gestorben!«

»Ich würde das begreifen, mein Herr,« sprach der Baron, »wenn Ihr Tod den Einfluß für das Königthum haben könnte, den der von Christos für die Welt hatte; aber die Sünden der Könige sind so beschaffen, Marquis, daß ich sehr befürchte, nicht nur das Blut eines einfachen Edelmanns, sondern sogar das eines Königs genüge nicht, um sie zu sühnen.«

»Es wird geschehen, was Gott gefällt, Herr Baron. Doch in dieser Zeit der Unentschlossenheit und des Zweifels, wo so viele Leute ihre Pflicht verletzen, werde ich mit dem Troste, die meinige gethan zu haben, sterben.«

»Ei! nein, mein Herr!« rief der Baron mit einer Geberde der Ungeduld: »Sie werden nur mit dem Bedauern sterben, ohne allen Nutzen gestorben zu sein.«

»Wenn der entwaffnete Soldat nicht fliehen will, wenn er dem Tode trotzt, wenn er ihn empfängt, weiß er vollkommen, daß dieser Tod unnütz ist; nur hat er sich gesagt, die Flucht wäre schmähhlich, und er wolle lieber sterben!«

»Mein Herr,« erwiderte der Baron, »ich halte mich nicht für geschlagen.«

Er zog seine Uhr: sie bezeichnete die dritte Stunde des Morgens.

»Wir haben noch eine Stunde,« fuhr er fort. »Ich will mich an diesen Tisch setzen und eine halbe Stunde lesen; mittlerweile überlegen Sie. In einer halben Stunde werden Sie mir eine entscheidende Antwort geben.«

Und er nahm einen Stuhl, setzte sich, dem Gefangenen den Rücken zuwendend, an einen Tisch, öffnete ein Buch und las.

»Gute Nacht, mein Herr,« sprach Favras.

Und er drehte sich gegen die Wand um, ohne Zweifel, um mit weniger Zerstreung nachzudenken.

Ungeduldiger als der Gesangene, zog der Leser zwei- oder dreimal seine Uhr aus der Tasche.

Dann, als die halbe Stunde abgelaufen war, stand er auf und näherte sich dem Bette.

Doch er mochte immerhin warten, Favras wandte sich nicht wieder um.

Da neigte sich der Baron über ihn, und an seinem regelmäßigen, ruhigen Athmen erkannte er, daß der Gefangene schlief.

»Ah!« sagte er, mit sich selbst sprechend, »ich bin geschlagen; doch das Urtheil ist noch nicht gefällt: vielleicht zweifelt er noch . . .«

Und da er den Unglücklichen, den in ein paar Tagen ein so langer und so tiefer Schlaf erwartete, nicht aufwecken wollte, so nahm er die Feder und schrieb auf ein weißes Blatt Papier:

»Wenn das Urtheil gefällt ist, wenn Herr von Favras zum Tode verdammt ist, wenn er weder auf seine Richter, noch aus Monsieur, noch auf den König mehr eine Hoffnung bat, wenn er seine Ansicht ändert, braucht er nur den Gefangenwärter Louis zu rufen und ihm zu sagen: *Ich bin entschlossen, zu fliehen!* und man wird Mittel finden, seine Flucht zu begünstigen.

»Wenn Herr von Favras sich auf dem unseligen Karren befindet, wenn Herr von Favras vor Notre-Dame Buße thut, wenn Herr von Favras mit nackten Füßen und gebundenen Händen den kurzen Raum durchschreitet, welcher die Stufen des Stadthauses von dem aus der Grève

errichteten Galgen trennt, hat er nur mit lauter Stimme die Worte: *Ich will gerettet sein!* auszusprechen, und er wird gerettet werden.

»Cagliostro.«

Wonach der Besucher die Lampe nahm, sich zum zweiten Male dem Gefangenen näherte, um sich zu versichern, ob er aufgewacht sei, und, als er sah, daß er immer noch schlief, nicht ohne sich mehrere Male umzuwenden, die Thüre erreichte, vor der mit der unempfindlichen Resignation jener Adepten, welche zu allen Opfern bereit sind, um zu Vollbringung des großen Werkes zu gelangen, das sie unternommen haben, unbeweglich der Schließer Louis stand.

»Nun, Meister,« fragte dieser, »was soll ich thun?«

»Im Gefängnisse bleiben und bei Allem, was Dir Herr von Favras befehlen wird, gehorchen.«

Der Schließer verbeugte sich, nahm die Lampe aus den Händen von Cagliostro und ging ehrfurchtsvoll vor ihm her, wie ein Bedienter, der seinem Herrn leuchtet.

XLVII.

Die Vorhersagung von Cagliostro geht in Erfüllung.

An demselben Tage, um ein Uhr Nachmittags, stieg der Gerichtsschreiber des Chatelet mit vier Bewaffneten in das Gefängniß von Herrn von Favras hinab und kündigte ihm an, daß er vor seinen Richtern zu erscheinen habe.

Herr von Favras war von diesem Umstande in der Nacht von Cagliostro und gegen neun Uhr Morgens vom Untergouverneur des Chatelet in Kenntniß gesetzt worden.

Der allgemeine Bericht des Prozesses hatte um halb zehn Uhr Morgens begonnen und dauerte um drei Uhr Nachmittags noch fort.

Seit neun Uhr Morgens war der Saal überfüllt mit Neugierigen, die sich hier angehäuft hatten, um denjenigen zu sehen, dessen Urtheil gefällt werden sollte.

Wir sagen denjenigen, dessen Urtheil gefällt werden sollte, weil Niemand an der Verurtheilung des Gefangenen zweifelte.

Es gibt bei den politischen Verschwörungen Unglückliche, welche zum Voraus geopfert sind; man fühlt es, daß es eines Sühnopfers bedarf, und daß sie das Verhängniß hierfür bestimmt hat.

Vierzig Richter saßen im Kreise oben im Saale, der Präsident unter einem Himmel, ein Gemälde, die Kreuzigung Christi vorstellend, hinter ihm und vor ihm, am andern Ende des Saales, das Portrait des Königs.

Ein Spalier von Nationalgrenadieren war im Umkreise des Gerichtssaales innen und außen ausgestellt; vier Mann bewachten die Thüre.

Nach drei Uhr gaben die Richter den Befehl, den Angeklagten vorzuführen.

Eine Abtheilung von zwölf Grenadieren, die das Gewehr bei Fuß, auf diesen Befehl mitten im Saale wartete, setzte sich in Marsch.

Bon da an wandten sich alle Köpfe, selbst die der Richter nach der Thüre, durch welche Herr von Favras eintreten sollte.

Nach Verlauf von ungefähr zehn Minuten sah man vier Grenadiere wiedererscheinen.

Hinter ihnen ging der Marquis von Favras.

Die acht anderen Grenadiere folgten ihm.

Der Gefangene trat unter jenem furchtbaren Stillschweigen ein, das zweitausend in demselben Saale angehäufte Personen zu machen wissen, wenn endlich der Mensch oder die Sache erscheint, welche der Gegenstand der allgemeinen Erwartung ist.

Sein Gesicht war vollkommen ruhig; seine Toilette war mit der größten Sorgfalt gemacht; er trug einen gestickten Rock von hellgrauer Seide, eine weiße Atlaßweste, eine dem Rocke ähnliche Hose, seidene Strümpfe, Schnallenschuhe und das Kreuz des heiligen Ludwigs-Ordens an seinem Knopfloch.

Er war besonders mit einer seltenen Zierlichkeit frisirt, weiß gepudert, *und nicht ein Haar stand über dem andern hervor*, sagen in ihrer Geschichte der Revolution die »zwei Freunde der Freiheit.«

Während der kurzen Zeit, welche Herr von Favras brauchte, um den Zwischenraum zwischen der Thüre und der Bank der Angeklagten zurückzulegen, war jeder Athem gehemmt. Einige Secunden vergingen zwischen der Erscheinung des Angeklagten und den ersten Worten, welche der Präsident an ihn richtete.

Endlich machte dieser mit der Hand, was unnöthig war, die bei den Richtern gewöhnliche Geberde, um Stillschweigen zu empfehlen, und fragte mit bewegter Stimme:

»Wer sind Sie?«

»Ich bin Angeklagter und Gefangener,« antwortete Favras mit der größten Ruhe.

»Wie heißen Sie?«

»Thomas Mahi, Marquis von Favras.«

»Woher sind Sie?«

»Von Blois.«

»Was ist Ihr Stand?«

»Oberster im Dienste des Königs.«

»Wo wohnen Sie.?«

»Place Royale, Nro. 21.«

»Wie alt sind Sie?«

»Sechsendvierzig Jahre.«

»Setzen Sie sich!«

Der Marquis gehorchte.

Nun erst schien der Athen, bei den Anwesenden wiederzukehren; er ging in die Lust wie ein furchtbarer Hauch, wie ein Hauch der Rache. Der Angeklagte täuschte sich hierin nicht; er schaute umher. Aller Augen glänzten vom Feuer des Hasses, alle Fäuste drohten; man fühlte, daß es ein Opfer brauchte, dieses Volk, dessen Händen man so eben Augeard und Besenval entrissen hatte, und welches alle Tage mit großem Geschrei forderte, daß man wenigstens im Bildnisse den Prinzen von Lambesc aufhänge.

Mitten unter allen diesen erzürnten Gesichtern, unser, allen diesen stammenden Blicken erkannte der Angeklagte das ruhige Gesicht und das theilnehmende Auge seines nächtlichen Besuches.

Er grüßte ihn mit einer unmerklichen Geberde und setzte dann seine Rundschau fort.

»Angeklagter.« sprach der Präsident, »halten Sie sich bereit, zu antworten.«

Favras verbeugte sich und erwiederte;

»Ich bin zu Ihren Befehlen, Herr Präsident.«

Da begann ein zweites Verhör, welches der Angeklagte mit derselben Ruhe, wie das erste, ausstand.

Dann kam die Vernehmung der Belastungszeugen.

Favras, der sich weigerte, sein Leben durch die Flucht zu retten, wollte es durch die Discussion vertheidigen; er hatte vierzehn Entlastungszeugen vorladen lassen.

Nachdem die Belastungszeugen vernommen waren, erwartete er, die seinigen zu sehen, als plötzlich der Präsident die Worte sprach:

»Meine Herren, die Debatten sind geschlossen.«

»Verzeihen Sie, mein Herr,« entgegnete Favras mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, »Sie

vergessen Eines, was allerdings von geringer Wichtigkeit ist: Sie vergessen die auf mein Gesuch vorgeladenen vierzehn Zeugen ihre Aussagen machen zu lassen.«

»Der Gerichtshof hat beschlossen, sie sollen nicht gehört werden,« erwiderte der Präsident.

Etwas wie eine Wolke zog über die Stirne des Angeklagten; dann sprang ein Blitz aus seinen Augen hervor, und er sprach: »Ich glaubte durch das Chatelet von Paris gerichtet zu werden, doch ich täuschte mich: ich werde, wie es scheint, von der spanischen Inquisition gerichtet.«

»Man führe den Angeklagten ab!« sagte der Präsident.

Favras wurde in sein Gefängniß zurückgeführt. Seine Ruhe, seine Höflichkeit, sein Muth halten einen gewissen Eindruck aus diejenigen Zuschauer gemacht, welche ohne Vorurtheile gekommen waren.

Doch es ist nicht zu leugnen, das war die kleinere Zahl. Der Rückzug von Favras wurde von Schreien, Drohungen und mit Zischen begleitet.

»Keine Gnade! keine Gnade!« riefen fünfhundert Stimmen aus seinem Wege.

Dieses Geschrei verfolgte ihn bis jenseits der Thüren seines Gefängnisses.

Dann murmelte er, wie mit sich selbst sprechend:

»So ist es, wenn man mit den Prinzen conspirirt!«

Sobald der Angeklagte abgegangen war, begannen die Richter die Berathung.

Zu seiner gewöhnlichen Stunde legte sich Favras zu Bette.

Gegen ein Uhr Morgens trat man in sein Gefängniß ein und weckte ihn auf.

Es war der Schließer Louis.

Er hatte den Vorwand genommen, dem Gefangenen eine Flasche Bordeauxwein zu bringen, welche von Favras nicht verlangt worden war.

»Herr Marquis,« sagte er, »in diesem Augenblick fällen die Richter Ihr Urtheil.«

»Mein Freund,« erwiderte Favras, »wenn Du mich deshalb aufgeweckt hast, so hättest Du mich können schlafen lassen.«

»Nein, Herr Marquis, ich habe Sie aufgeweckt, um Sie zu fragen, ob Sie der Person, welche Sie in der vergangenen Nacht besucht hat, nichts wollen sagen lassen.«

»Nichts.«

»Bedenken Sie wohl, Herr Marquis: wenn das Urtheil gesprochen ist, werden Sie scharf bewacht; und so mächtig auch diese Person, so wird doch ihr Wille dann vielleicht durch die Unmöglichkeit gefesselt.«

»Ich danke, mein Freund,« entgegnete Favras, »Ich habe weder jetzt, noch später etwas zu verlangen.«

»So bedaure ich, Sie aufgeweckt zu haben,« sagte der Schließer; »doch Sie wären in einer Stunde geweckt worden . . .«,«

»So daß es Deiner Ansicht nach nicht der Mühe werth ist, daß ich wieder einschlafe, nicht wahr?« versetzte Favras lächelnd.«

»Urtheilen Sie selbst,« sagte der Schließer.

Man hörte in der Thai ein gewaltiges Geräusch in den oberen Stockwerken; Thüren wurden geöffnet und wieder zugeschlagen, Flintenkolben stießen aus den Boden.

»Ah! ah!« sagte Favras, »um meinetwillen findet all dieser Lärmen statt.«

»Man kommt, um Ihnen Ihr Urtheil vorzulesen, Herr Marquis!«

»Teufel! seien Sie dafür besorgt, daß mir der Herr Referent Zeit läßt, meine Hose anzuziehen.«

Der Schließer ging in der That hinaus und machte die Thüre hinter sich zu.

Während dieser Zeit zog Herr von Favras seine seidenen Strümpfe, seine Schnallenschuhe und seine Hose an.

Er war so weit mit seiner Toilette, als man die Thüre wieder öffnete.

Der Marquis hielt es nicht für geeignet, sie weiter fortzusetzen, und wartete. Er war wahrhaft schön mit seinem zurückgeworfenen Kopfe, seinen halb aufgelösten Haaren und seinem aus der Brust geöffneten Spitzenjabot.

In dem Augenblick, wo der Referent eintrat, schlug er seinen Hemdkragen auf seine Schultern zurück und sprach zum Referenten:

»Sie sehen, mein Herr, ich erwartete Sie, und zwar in der Haltung des Kampfes.«

Und er strich mit der Hand über seinen entblößten, für das aristokratische Schwert oder die gemeine Schlinge bereiten Hals.

»Sprechen Sie, mein Herr, ich höre Sie,« fügte er hinzu.

Der Referent las, oder stammelte vielmehr das Urtheil.

Der Marquis war zum Tode verurtheilt; er sollte Buße thun vor Notre-Dame und dann aus der Grève gehenkt werden.

Favras hörte diese ganze Lesung mit der größten Ruhe an und faltete nicht einmal die Stirne bei dem für einen Edelmann so harten Worte *gehenkt*.

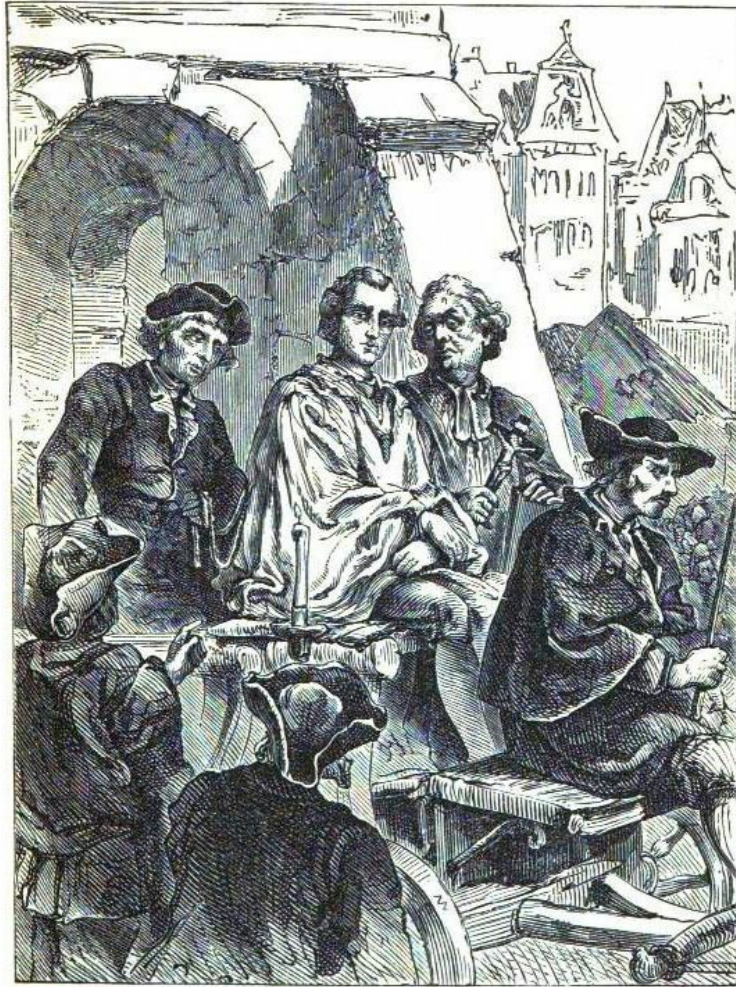
Nur, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, schaute er dem Referenten in's Gesicht und sagte:

»Oh! mein Herr, wie sehr beklage ich Sie, daß Sie genöthigt gewesen sind, einen Menschen auf solche Beweise zu verurtheilen.«

Der Referent vermied die Antwort und sprach:

»Mein Herr, Sie wissen, daß Ihnen keine andere Tröstungen mehr bleiben, als die der Religion.«

»Sie täuschen sich, mein Herr,« entgegnete der Verurtheilte, »es bleiben mir noch die, welche ich aus meinem Gewissen schöpfe.«



Der Grève-Platz.

Hiernach grüßte Herr von Favras den Referenten, und dieser, da er nichts mehr bei ihm zu thun hatte, zog sich zurück.

An der Thüre wandte er sich aber noch einmal um und fragte den Verurtheilten:

»Wollen Sie, daß ich Ihnen einen Beichtiger schicke?«

»Einen Beichtiger von der Hand derjenigen, welche mich ermorden? Nein, mein Herr, er wäre mir verdächtig. Ich will Ihnen wohl mein Leben überlassen, doch mein Seelenheil bewahre ich mir . . . Ich verlange den Pfarrer von Saint-Paul.«

Zwei Stunden nachher befand sich der ehrwürdige Geistliche, den er verlangt hatte, bei ihm.

XLVIII.

Der Grève-Platz.

Diese zwei Stunden waren wohl angewendet worden.

Hinter dem Referenten waren zwei Männer mit finsternen Gesichtern und in einer Galgentracht eingetreten.

Favras begriff, daß er es mit den Vorläufern des Todes, mit der Vorhut des Henkers zu thun hatte.

»Folgen Sie uns!« sagte einer von diesen zwei Menschen.

Favras verbeugte sich zum Zeichen der Einstimmung.

Dann deutete er mit der Hand auf den Rest seiner Kleider, der aus einem Stuhle lag, und fragte:

»Lassen Sie mir Zeit, mich anzukleiden?«

»Immerhin,« erwiderte einer von den Leuten.

Favras ging nun an den Tisch, aus welchem die verschiedenen Theile seines Necessaire ausgebreitet lagen, knöpfte mit Hilfe des kleinen Spiegels, der an die Wand angelehnt war, seinen Hemdkragen zu, ließ sein Jabot eine zierliche Falte annehmen und gab dem Knoten seiner Halsbinde die aristokratischste Form, die er ihm zu geben vermochte.

Dann zog er seine Weste und seinen Rock an.

»Soll ich meinen Hut nehmen, meine Herren?« fragte der Gefangene.

»Das ist unnöthig,« erwiderte derselbe Mensch, der schon gesprochen hatte.

Derjenige von Beiden, welcher geschwiegen, hatte Favras mit einer solchen Starrheit angeschaut, daß dadurch die Aufmerksamkeit des Marquis erregt worden war. Es schien ihm sogar, als hätte ihm dieser Mann ein unmerkliches Zeichen mit dem Auge gemacht.

Doch dieses Zeichen war so rasch gewesen, daß Herr von Favras im Zweifel blieb.

Was konnte ihm übrigens dieser Mensch zu sagen haben?

Er bekümmerte sich nicht weiter darum, machte dem Schließer Louis mit der Hand eine freundschaftliche Geberde und sagte:

»Es ist gut, meine Herren, gehen Sie, ich folge Ihnen.«

Vor der Thüre wartete ein Huissier. Er ging voran, dann kam Favras, dann folgten die zwei Leichenmenschen.

Der traurige Zug wandte sich nach dem Erdgeschosse.

Zwischen den zwei Kerkern wartete eine Abtheilung von der Nationalgarde.

Da sprach der Huissier, der sich nun unterstützt fühlte, zu dem Verurtheilten:

»Mein Herr, übergeben Sie mir Ihr Kreuz vom heiligen Ludwigsorden.«

»Ich glaubte zum Tode und nicht zur Degradirung verurtheilt zu sein,« versetzte Favras.

»Das ist der Befehl, mein Herr,« erwiderte der Huissier.

Favras machte sein Kreuz los, und da er es nicht dem Justizmann übergeben wollte, so legte er

es in die Hände des Sergent-Major, welcher die Abtheilung von der Nationalgarde befehligte.

»Es ist gut,« sprach der Huissier, ohne weiter darauf zu bestehen, daß ihm das Kreuz persönlich übergeben werde; »folgen Sie mir.«

Man stieg wieder ungefähr zwanzig Stufen hinauf und hielt vor einer ganz mit Eisen beschlagenen eichenen Thüre an, vor einer von jenen Thüren, welche den Gefangenen, wenn sie sie anschauen, bis in den Grund der Adern kalt machen, vor einer von den Thüren, wie es zwei oder drei aus dem Wege zum Grabe gibt, hinter denen man, ohne zu wissen, was einen erwartet, etwas Entsetzliches erräth.

Die Thüre öffnete sich.

Man ließ Favras nicht einmal Zeit, einzutreten: man stieß ihn hinein.

Dann schloß sich die Thüre plötzlich wieder, wie unter dem Impulse eines eisernen Armes.

Favras befand sich in der Folterkammer.

»Ah! ah! meine Herren,« sagte er leicht erbleichend, »was Teufels, wenn man die Leute an solche Orte führt, so setzt man sie vorher davon in Kenntniß!«

Er hatte diese Worte noch nicht vollendet, als die zwei Menschen, welche ihm folgten, über ihn herfielen, ihm seinen Rock und seine Weste abrissen, seine so künstlich umgelegte Halsbinde aufknüpften und ihm die Hände hinter den Rücken banden.

Nur flüsterte ihm der Folterknecht, von dem er geglaubt, er habe ihm ein Zeichen gemacht, während er seinen Dienst aus halbe Rechnung mit seinem Kameraden versah, ganz leise ins Ohr:

»Wollen Sie gerettet seyn? Es ist noch Zeit!«

Dieses Anerbieten brachte das Lächeln aus die Lippen von Favras zurück, indem es ihn an die Größe seiner Sendung erinnerte. Er schüttelte sanft und verneinend den Kopf.

Eine Folterbank stand bereit. Man legte den Verurtheilten auf diese Bank.

Der Folterknecht näherte sich ihm mit eichenen Keilen in seiner Schürze und einem eisernen Schlägel in der Hand.

Favras bot selbst diesem Menschen sein zartes Bein, bekleidet mit seinem Schuhe mit rothem Absatz und seinem seidenen Strumpfe.

Da winkte der Huissier mit der Hand und sprach:

»Es ist genug; der Gerichtshof erläßt dem Verurtheilten die Folter.«

»Ah!« sagte Favras, »es scheint, der Gerichtshof befürchtet, ich könnte sprechen; nichtsdestoweniger danke ich ihm: ich werde zum Galgen auf zwei gesunden Beinen gehen, was etwas werth ist; und nun, meine Herren, wissen Sie, daß ich zu Ihrer Verfügung bin.«

»Sie müssen eine Stunde in diesem Saale zubringen,« erwiederte der Huissier.

»Das ist nicht ergötzlich, aber interessant,« sagte Favras.

Und er fing an im Saale umherzugehen und eines nach dem andern alle diese abscheulichen, colossalen eisernen Spinnen, riesigen Scorpionen ähnliche, Instrumente zu untersuchen. Man fühlte, daß in einem gegebenen Augenblicke und aus den Befehl einer verhängnißvollen Stimme Alles dies sich belebte und grausam biß.

Es waren Werkzeuge von allen Formen und allen Zeiten da, von Philipp August bis aus Ludwig XVI.; es waren Haken da, mit denen man die Juden im dreizehnten Jahrhundert zerrissen, es waren Räder da, mit denen man die Protestanten im siebenzehnten zermalmt hatte.

Favras blieb vor jeder Trophäe stehen, fragte nach dem Namen von jedem Instrumente.

Diese Kaltblütigkeit setzte am Ende selbst die Folterknechte, Leute, die sich bekanntlich nicht leicht über etwas wundern, in Erstaunen.

»In welcher Absicht machen Sie alle diese Fragen?« sagte einer von ihnen zu Favras, Dieser schaute ihn mit der den Edelleuten eigenthümlichen spöttischen Miene an und erwiderte:

»Mein Herr, es ist möglich, daß ich aus dem Wege, den ich zurückzulegen habe, Satan treffe, und es wäre mir nicht unangenehm, ihn mir dadurch zum Freunde zu machen, daß ich ihm, um seine Verdammten zu martern, Maschinen angäbe, die er nicht kennt.«

Der Gefangene hatte gerade seine Runde vollendet, als die Glocke des Chatelet fünf Uhr schlug.

Er hatte zwei Stunden vorher seinen Kerker verlassen. Man führte ihn dahin zurück, und er fand den Pfarrer von Saint-Paul, der aus ihn wartete.

Man hat gesehen, daß er die zwei Stunden des Wartens nicht verloren, und daß, wenn etwas aus eine geeignete Art ihn zum Tode vorbereiten konnte, dies das Schauspiel war, das er vor Augen gehabt.

Als ihn der Pfarrer erblickte, öffnete er ihm die Arme.

»Mein Vater,« sprach Favras, »entschuldigen Sie mich, wenn ich Ihnen nichts als mein Herz öffnen kann; diese Herren haben dafür gesorgt, daß ich Ihnen nur dieses öffne.«

Und er zeigte seine hinter seinen Rücken gebundenen Hände.

»Könnt Ihr nicht für die Zeit, die er mit mir sein wird, die Arme des Verurtheilten losbinden?« fragte der Priester.

Das steht nicht in unserer Macht,« antwortete der Huissier.

»Mein Vater,« sagte Favras, »fragen Sie diese Leute, ob sie mir nicht meine Hände vorne binden könnten, statt sie hinter meinen Rücken zu binden; es wäre gerade wie für den Augenblick, wo ich eine Kerze halten oder meinen Urtheilsspruch lesen werde.«

Die zwei Gehilfen schauten den Huissier an; dieser machte mit dem Kopfe ein Zeichen, welches besagen wollte, er finde nichts hiergegen einzuwenden, und die verlangte Gunst wurde dem Marquis bewilligt.

Dann ließ man ihn allein mit dem Priester.

Was geschah, während der Weltmann zum letzten Male mit dem Mann Gottes unter vier Augen zusammen war, weiß Niemand. Entsiegelte vor der Heiligkeit der Religion Favras sein Herz, das vor der Majestät der Gerechtigkeit verschlossen geblieben war? Befeuchteten die Tröstungen, welche ihm diese andere Welt bot, in die er eingehen sollte, seine durch den Hohn vertrockneten Augen mit einer von jenen Thränen, die sein Herz angehäuft und aus die geliebten Gegenstände, die er allein in dieser Welt, aus welcher er schied, lassen sollte, zu ergießen das Bedürfniß haben mußte? Das konnten diejenigen nicht offenbaren, die gegen drei Uhr Nachmittags in seinen Kerker eintraten und ihn mit lächelndem Munde, trockenen Augenlidern und festem Herzen fanden.

Man kam, um ihm anzukündigen, es sei für ihn Zeit, zu sterben.

»Meine Herren,« sprach er, »ich bitte um Verzeihung, Sie haben mich warten lassen.«

Dann, da er schon seinen Rock und seine Weste anhatte, und da seine Hände gebunden waren, nahm man ihm seine Schuhe und seine Strümpfe ab und zog ein weißes Hemd über seine übrigen Kleidungsstücke.

Endlich hing man ihm aus die Brust eine Tafel, woraus die Worte standen:

Verschwörer gegen den Staat.

Vor der Thüre erwartete ihn ein von einer zahlreichen Wache umgebener Karren.

In diesem Karren war eine angezündete Fackel. Als die Menge den Verurtheilten erblickte, klatschte sie in die Hände.

Seit sechs Uhr Morgens kannte man das Urtheil, und die Menge fand, es vergehe eine lange Zeit zwischen der Verurtheilung und der Hinrichtung.

Leute liefen in den Straßen umher und forderten von den Vorübergehenden *Trinkgelder*.

»Und aus welcher Veranlassung *Trinkgelder*?« fragten diese.

»Wegen der Hinrichtung von Herrn von Favras,« antworteten die Bettler des Todes.

Favras stieg mit festem Tritte in den Karren, er setzte sich auf die Seite, wo die Fackel befestigt war, denn er begriff, daß man diese Fackel seinetwegen hierher gestellt hatte.

Hernach stieg der Pfarrer von Saint-Paul ein und setzte sich auf seine Linke; dann kam der Scharfrichter, der sich hinter ihn setzte. Es war derselbe Mann mit dem traurigen, sanften Blicke, den wir im Hofe von Bicêtre dem Versuche der Maschine von Herrn Guillotin haben beiwohnen sehen.

Wir haben ihn gesehen, wir sehen ihn, es wird uns die Gelegenheit werden, ihn wiederzusehen. Das ist der wahre Held der Epoche, in die wir eintreten.

Ehe er sich setzte, schlang der Henker um den Hals von Favras den Strick, mit welchem dieser gehenkt werden sollte. Das Ende desselben behielt er in seiner Hand.

In dem Augenblick, wo sich der Karren in Marsch setzte, trat eine Bewegung in der Menge ein.

Favras richtete natürlich seinen Blick nach dem Orte, wo diese Bewegung stattfand.

Er sah Leute, die sich stießen und drängten, um in die erste Reihe zu kommen und bei seinem Vorüberfahren besser gestellt zu sein.

Plötzlich bebte er unwillkürlich, denn in der ersten Reihe, in der Mitte von fünf bis sechs von seinen Genossen, die sich eine Oeffnung durch die Menge gemacht hatten, erkannte er unter der Tracht eines Starken der Halle den nächtlichen Besuch, der ihm gesagt hatte, er wache bis zum letzten Augenblicke über ihm.

Der Verurtheilte machte ihm mit dem Kopfe ein Zeichen, jedoch ein Zeichen der Dankbarkeit, ohne irgend eine andere Bedeutung.

Der Karren fuhr weiter und hielt erst vor Notre-Dame an.

Die mittlere Thüre war offen und ließ im Hintergrunde der düstern Kirche den unter seinen angezündeten Kerzen glühenden Hochaltar sehen.

Der Zustrom von Neugierigen war so groß, daß der Karren alle Augenblicke stille halten mußte und nur wieder weiter fuhr, wenn es der Wache gelungen, auf's Neue den Weg zu öffnen, den unablässig eine den schwachen Damm, welchen man ihr entgegengesetzt, durchbrechende Volkswoge wieder schloß.

Hier, aus dem Vorplatze der Kirche, brachte man es durch einen Kampf dahin, daß ein leerer Raum entstand.

»Sie müssen absteigen und Kirchenbuße thun,« sagte der Scharfrichter zum Verurtheilten.

Favras gehorchte, ohne zu antworten.

Der Priester stieg zuerst ab, dann der Verurtheilte, dann der Scharfrichter, welcher immer das

Ende des Strickes in der Hand hielt.

Die Arme von Favras waren am Faustgelenke gebunden, was ihm den Gebrauch der Hände ließ. In seine rechte Hand steckte man die Fackel, in seine linke gab man ihm den Urtheilsspruch.

Der Verurtheilte schritt bis an die Kirche vor und kniete nieder.

In der ersten Reihe derjenigen, welche ihn umgaben, erkannte er abermals mit seinen Genossen denselben Starken der Halle, den er schon, als er aus dem Chatelet herauskam, gesehen hatte.

Diese Beharrlichkeit schien ihn zu rühren, doch nicht ein Wort kam, um ihn zu rufen, aus seinem Munde.

Ein Gerichtsschreiber des Chatelet erwartete ihn hier.

»Lesen Sie, mein Herr,« sagte er laut zu ihm.

Dann fügte er leise bei: »Herr Marquis, Sie wissen, daß Sie, wenn Sie gerettet sein wollen, nur ein Wort zu sagen haben.«

Ohne etwas zu erwiedern, begann der Verurtheilte seine Lesung. Er las mit lauter Stimme und nichts in ihrem Ausdrucke verrieth die geringste Gemüthserschütterung; als er bis zum Schlusse gelesen hatte, wandte er sich an die Menge, die ihn umgab, und sprach:

»Bereit, vor Gott zu erscheinen, vergebe ich den Menschen, die mich gegen ihr Gewissen verbrecherischer Pläne bezichtigt haben; ich liebe meinen König, ich werde diesem Gefühle getreu sterben, das ist ein Beispiel, das ich gebe, und das, wie ich hoffe, von einigen edlen Herzen befolgt werden wird. Das Volk verlangt meinen Tod mit gewaltigem Geschrei; es braucht ein Opfer, gut es ist mir lieber, daß die Wahl des Verhängnisses auf mich fällt, als wenn es aus einen Andern mit schwachem Herzen fiele, den die Gegenwart einer nicht verdienten Strafe in Verzweiflung bringen würde. Wenn ich also nichts Anderes hier zu thun habe, als das, was ich gethan habe, so lassen Sie uns weiter gehen, meine Herren.«

Man zog weiter.

Die Halle von Notre-Dame ist nicht fern von der Grève, und dennoch brauchte der Karren eine gute Stunde, um diesen Weg zurückzulegen.

Als er aus den Platz kam, fragte Favras:

»Meine Herren, kann ich nicht einen Augenblick in das Stadthaus hinausgehen?«

»Haben Sie Offenbarungen zu machen?« versetzte rasch der Priester.

»Nein, mein Vater, aber ich habe mein Testament zu dictiren; man hat mir gesagt, diese letzte Gnade, sein Testament zu machen, werde einem Verurtheilten nie verweigert.«

Der Karren wandte sich, statt gerade nach dem Galgen zu fahren, nach dem Stadthause.

Ein gewaltiges Geschrei erhob sich im Volke.

»Er will Offenbarungen machen!« rief man von allen Seiten.

Bei diesem Rufe hätte man können einen schönen jungen Mann erbleichen sehen, der ganz schwarz wie ein Abbé gekleidet war und auf einem Weichsteine an der Ecke des Quai Pelletier stand.

»Oh! seien Sie unbesorgt, Herr Graf Louis,« sprach Jemand in seiner Nähe mit spöttischer Stimme, »der Verurtheilte wird nicht ein Wort von dem sagen, was auf der Place Royale vorgegangen ist.«

Der schwarz gekleidete junge Mann wandte sich lebhaft um; die Worte, die man an ihn gerichtet, waren von einem Starken der Halle gesprochen worden, dessen Gesicht man nicht sehen konnte, weil der Redner, nachdem er den Satz vollendet, seinen weiten Hut auf seine Augen niedergedrückt hatte.

Blieb übrigens diesem schönen jungen Manne ein Zweifel, so war er bald zerstreut.

Als er oben aus der Freitreppe des Stadthauses war, bedeutete Favras durch ein Zeichen, er wolle sprechen.

Sogleich erlosch das Geräusch, als hätte es der Westwind, der in diesem Augenblick über den Platz strich, mit sich fortgetragen.

»Meine Herren,« sagte Favras, »ich höre, daß man um mich her wiederholt, ich gehe in das Stadthaus hinaus, um Offenbarungen zu machen; es ist dem nicht so, und sollte sich unter Ihnen, mag möglich ist, ein Mann befinden, der etwas zu befürchten hätte, wenn Offenbarungen gemacht würden, so mag er sich beruhigen: ich gehe hinauf, um mein Testament zu dictiren.«

Und er trat mit festem Schritte unter das düstere Gewölbe, stieg die Treppe hinauf, ging in die Stube hinein, in welche man gewöhnlich die Verurtheilten führte, und die man aus diesem Grunde die Offenbarungsstube nannte.

Hier warteten drei schwarz gekleidete Männer, und unter diesen drei Männern erkannte Herr von Favras den Gerichtsschreiber, welcher aus dem Vorplatze von Notre-Dame mit ihm gesprochen hatte.

Da fing der Verurtheilte, der, weil seine Hände gebunden waren, nicht schreiben konnte, an sein Testament zu dictiren.

Man hat viel vom Testamente von Ludwig XVI. gesprochen, weil man viel vom Testamente der Könige spricht. Wir haben das Testament von Herrn von Favras vor den Augen, und wir sagen dem Publicum nur Eines: »Leset und vergleicht.«

Als das Testament dictirt war, verlangte Favras es zu lesen und zu unterzeichnen.

Man band ihm die Hände los; er las das Testament, corrigirte drei Schreibfehler, die der Gerichtsschreiber gemacht hatte, und unterzeichnete unten an jeder Seite: »Mohi von Favras.«

Wonach er seine Hände wieder darbot, damit man sie ihm auf's Neue binde, eine Operation, welche sogleich der Henker vollzog, der sich nicht einen Augenblick von ihm entfernt hatte.

Das Dictiren dieses Testaments hatte indessen mehr als zwei Stunden weggenommen; das Volk wartete vom Morgen an und wurde sehr ungeduldig: es fanden sich da viele wackere Leute, welche, weil sie nach der Hinrichtung zu frühstücken gedachten, mit leerem Magen gekommen und noch nüchtern waren.

Dem zu Folge erhob sich jenes drohende und entsetzliche Gemurre, das man schon aus demselben Platze am Tage der Ermordung von de Launay, des Aushängens von Foulon und Berthiern gehört hat.

Ueberdies glaubte das Volk allmählig, man habe Favras durch irgend eine Hinterthüre entweichen lassen.

In dieser Vermuthung machten schon Einige den Vorschlag, die Municipale an der Stelle von Favras zu henken und das Stadthaus niederzureißen.

Zum Glück erschien gegen neun Uhr Abends der Verurtheilte wieder. Man hatte Fackeln unter die Soldaten ausgetheilt, welche das Spalier bildeten; man hatte alle Fenster des Platzes erleuchtet; der Galgen allein war in eine geheimnißvolle, schreckliche Finsternis gehüllt

geblieben.

Die Erscheinung des Verurtheilten wurde durch einen einstimmigen Schrei und durch eine große Bewegung unter den fünfzigtausend Personen, die den Platz füllten, begrüßt.

Diesmal war man ganz sicher, nicht nur, daß er nicht entkommen sei, sondern auch, daß er nicht entkommen werde.

Favras schaute umher, dann murmelte er, mit sich selbst sprechend, mit dem ihm eigenthümlichen ironischen Lächeln:

»Nicht eine *Carrosse*; ah! der Adel ist vergeßlich! er ist artiger gegen den Grafen von Horn gewesen, als gegen mich.«

»Weil der Graf von Horn ein Mörder war, und Du, Du bist ein Märtyrer,« erwiderte eine Stimme, Favras wandte sich um und erkannte den Starken der Halle, den er schon zweimal auf seinem Wege getroffen hatte.

»Gott befohlen, mein Herr,« sagte Favras zu ihm; »ich hoffe, Sie werden im Nothfalle Zeugniß für mich ablegen.«

Und mit festen Schritten stieg er die Stufen hinab und ging zum Galgen.

In dem Augenblick, wo er den Fuß auf die erste Sprosse der Leiter setzte, rief eine Stimme:

»Springe, Marquis!«

Die ernste, sonore Stimme des Verurtheilten erwiderte:

»Bürger, ich sterbe unschuldig; betet zu Gott für mich!«

Auf der vierten Stufe hielt er abermals an und wiederholte mit eben so festem und lautem Tone, wie das erste Mal:

»Bürger, ich bitte Euch um den Beistand Eures Gebets . . .ich sterbe unschuldig!«

Auf der achten Stufe, das heißt aus der, von welcher er vorgestürzt werden sollte, sagte er zum dritten Male:

»Bürger, ich sterbe unschuldig . . .betet zu Gott für mich!«

»Aber wollen Sie denn nicht gerettet sein?« fragte ihn einer der Gehilfen des Henkers, der neben ihm die Leiter hinausstieg.

»Ich danke, mein Freund,« erwiderte Favras; »Gott belohne Sie für Ihre gute Absicht.«

Dann erhob er das Haupt gegen den Henker, welcher Befehle zu erwarten schien, statt zu geben, und sagte:

»Thun Sie Ihre Pflicht.«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Henker ihn anstieß und sein Körper im leeren Raume baumelte.

Während eine ungeheure Bewegung bei diesem Anblick auf der Grève entstand, während einige Liebhaber in die Hände klatschten und Da capo riefen, wie sie es nach einem Liede im Vaudeville oder nach einer großen Arie in der Oper gethan hätten, glitt der schwarz gekleidete junge Mann von dem Weichsteine herab, auf den er gestiegen war, durchschnitt die Menge, sprang an der Ecke des Pont Neuf in einen Wagen ohne Livree und ohne Wappen und rief dem Kutscher zu:

»Nach dem Luxembourg, rasch! rasch!«

Der Wagen fuhr im Galopp weg.

Drei Männer erwarteten in der That mit großer Ungeduld die Ankunft dieses Wagens.

Diese drei Männer waren der Herr Graf von Provence und zwei von seinen Cavalieren, die wir schon im Verlaufe unserer Geschichte genannt haben.

Sie warteten mit um so größerer Ungeduld, als sie sich um zwei Uhr zu Tische setzen sollten, was sie aber in ihrer Unruhe nicht gethan hatten.

Der Koch war in Verzweiflung, er fing bereits das dritte Diner an, und dieses dritte Diner, welches in zehn Minuten gerade recht wäre, würde in einer Viertelstunde verdorben sein.

Man hatte also den äußersten Augenblick erreicht, als man das Rollen eines Wagens im Innern der Höfe hörte.

Der Graf von Provence stürzte nach dem Fenster, doch er konnte nur einen Schatten sehen, der von der letzten Stufe des Fußtrittes vom Wagen aus die erste Stufe der Treppe des Palastes sprang.

Er verließ daher das Fenster und lief nach der Thüre; doch ehe sie der in seinem Gange immer etwas unbeholfene zukünftige König von Frankreich erreicht hatte, öffnete sich diese Thüre, und ein schwarz gekleideter junger Mann trat ein.

»Monseigneur,« sagte er, »Alles ist vorbei; Herr von Favras ist gestorben, ohne ein Wort zu sprechen.«

»Dann können wir uns ruhig zu Tische setzen, mein lieber Louis.«

»Ja, Monseigneur . . . das war, bei meiner Treue, ein würdiger Edelmann!«

»Ich bin ganz Ihrer Ansicht,« sagte Seine Königliche Hoheit, »wir werden auch beim Nach Tisch ein Glas Constantia aus seine Gesundheit trinken. Zu Tische, meine Herren!«

In diesem Augenblick wurden die beiden Flügel der Thüre geöffnet, und die hohen Gäste begaben sich aus dem Salon in den Speisesaal.

XLIX.

Die Monarchie ist gerettet.

Einige Tage nach der von uns erzählten Hinrichtung ritt ein Mann auf einem Apfelschimmel langsam die Allee von Saint-Cloud hinauf. Diesen langsamen Gang durste man weder der Müdigkeit des Reiters, noch der Ermattung des Pferdes zuschreiben: der eine und das andere hatten nur einen unbedeutenden Marsch gemacht; das war leicht zu sehen, denn der Schaum, der aus dem Maule des Thieres hervorkam, rührte davon her, daß es, nicht übermäßig angetrieben, sondern mit Hartnäckigkeit zurückgehalten worden war. Was den Reiter betrifft, der, wie man mit dem ersten Blicke bemerken konnte, ein Edelmann war, so zeugte sein ganzer von Flecken freier Anzug von der Vorsicht, die er beobachtet hatte, um seine Kleider vor dem Kothe, der den Weg bedeckte, zu bewahren.

Es hielt den Reiter vor Allem der tiefe Gedanke zurück, in welchen er sichtbar versunken war, dann vielleicht aber auch die Nothwendigkeit, erst zu einer gewissen Stunde, welche noch nicht geschlagen hatte, anzukommen.

Es mochte ein Mann von vierzig Jahren sein, dessen mächtiger Häßlichkeit es nicht an einem großartigen Charakter gebrach: ein zu dicker Kopf, aufgedunsene Backen, ein von den Pocken bearbeitetes Gesicht, ein Teint leicht zur Belebung, Augen rasch, um Blitze zu schleudern, ein Mund gewohnt, Sarkasmen zu kauen und, auszuspucken: so war das Aeußere dieses Manne«, von welchem man im ersten Augenblicke fühlte, er sei bestimmt, einen großen Platz einzunehmen und einen großen Lärmen zu machen.

Nur schien diese ganze Physiognomie bedeckt von einem Schleier, welchen auf sie eine von jenen organischen Krankheiten geworfen, gegen die sich vergebens die kräftigsten Temperamente zerarbeiten: eine dunkle graue, Gesichtshaut, matte rothe Augen, ein Anfang von Schwere und ungesunder Feistigkeit, — so erschien der Mann, den wir dem Leser vor die Augen gestellt haben.

Auf der Höhe der Allee angelangt, ritt er ohne Zögern durch das Thor, das in den Hof des Palastes ging, und durchforschte mit den Blicken die Tiefen dieses Hofes. Rechts zwischen zwei Gebäuden, welche eine Art von Sackgasse bildeten, wartete ein anderer Mann. Er winkte dem Reiter herbeizukommen.

Ein Thor stand offen; der Mann, welcher wartete, ging, unter diesem Thore durch, der Reiter folgte ihm und befand sich bald mit Jenem in einem zweiten Hofe.

Hier blieb der Mann stehen; er trug einen schwarzen Rock, eine schwarze Hose und eine schwarze Weste; nachdem er umhergeschaut und gesehen hatte, daß der Hof ganz verlassen war, näherte er sich mit dem Hute in der Hand dem Reiter.

Der Reiter kam ihm gewisser Maßen entgegen, denn er neigte sich auf den Kopf seines Pferdes und fragte leise:

»Herr Weber?«

»Der Herr Graf von Mirabeau?« antwortete dieser.

»Er selbst,« sagte der Reiter.

Und leichter, als man hätte denken sollen, stieg er ab.

»Treten Sie ein,« sprach Weber lebhaft, »und wollen Sie einen Augenblick warten, bis ich selbst das Pferd in den Stall gebracht habe.«

Zu gleicher Zeit öffnete er die Thüre eines Salon, von dem die Fenster und eine zweite Thüre nach dem Parke gingen.

Mirabeau trat in den Salon ein und wandte die paar Minuten, die ihn Weber allein ließ, dazu an, daß er eine Art von ledernen Stiefeln abschnallte, wodurch unversehrte seidene Strümpfe und Schuhe von einem tadellosen Firniß zum Vorschein kamen.

Weber kehrte, wie er versprochen hatte, nach fünf Minuten zurück.

»Kommen Sie, Herr Graf,« sagte er, »die Königin erwartet Sie.«

»Die Königin erwartet mich!« erwiderte Mirabeau. »Sollte ich das Unglück gehabt haben, auf mich warten zu lassen? Ich glaubte doch pünktlich gewesen zu sein.«

»Ich wollte nur sagen, die Königin sei ungeduldig, Sie zu sehen . . . Kommen Sie, Herr Graf.«

Weber öffnete die in den Garten gehende Thüre und vertiefte sich in das Labyrinth von Alleen, das nach dem einsamsten und höchsten Orte des Parkes führte.

Hier, mitten unter Bäumen, die ihre trostlosen, des Blätterwerks beraubten Aeste ausstreckten, erschien in einer gräulichen, traurigen Atmosphäre eine Art von Pavillon, bekannt unter dem Namen: der Kiosk.

Die Vorhänge dieses Pavillon waren hermetisch geschlossen, mit Ausnahme von zweien, welche, nur an einander geschoben, wie durch die Schießscharten eines Thurmes zwei kaum zur Erleuchtung des Innern genügende Lichtstrahlen einließen.

Ein großes Feuer war im Herde angezündet und zwei Candelaber brannten auf dem Kamin.

Weber ließ denjenigen, welchem er als Führer diente, in eine Art von Vorzimmer eintreten. Dann öffnete er die Thüre des Kiosks, nachdem er sachte daran gekratzt hatte, und meldete:

»Der Herr Graf Riquetti von Mirabeau.«

Und er trat auf die Seite, um den Grafen an sich vorübergehen zu lassen.

Hätte er in dem Augenblick, wo der Graf vorüberging, gehorcht, so würde er sicherlich das Herz in dieser weiten Brust haben schlagen hören.

Als man die Anwesenheit des Grafen meldete, stand eine Frau in der entferntesten Ecke des Kiosks auf und machte mit einer Art von Zögern, von Angst sogar, ein paar Schritte ihm entgegen.

Diese Frau war die Königin.

Ihr Herz schlug auch gewaltig: sie hatte vor den Augen diesen gehaßten, verrufenen, verhängnißvollen Mann, diesen Mann, welchen man bezichtigte, er habe den 5. und den 6. Oktober gemacht, diesen Mann, dem man sich einen Augenblick zugewandt hatte, der aber von den Leuten des Hofes selbst zurückgestoßen worden war und seitdem die Nothwendigkeit, abermals mit ihm zu unterhandeln, durch zwei Donnerschläge, durch zwei herrliche Zornausbrüche, welche bis zum Erhabenen emporgestiegen waren, fühlbar gemacht hat.

Der erste war seine Anrede an die Geistlichkeit, der zweite die Rede, in der er erklärte, wie sich die Repräsentanten des Volks von Amtsabgeordneten zur Nationalversammlung gemacht hatten.

Mirabeau näherte sich mit einer Anmuth und einer Höflichkeit, welche mit dem ersten Blicke

an ihm zu erkennen die Königin erstaunt war, und die auch diese kräftige Organisation auszuschließen schien.

Nachdem er ein paar Schritte gemacht hatte, verbeugte er sich ehrfurchtsvoll und wartete.

Die Königin brach zuerst das Stillschweigen und sagte mit einer Stimme, in der sie die Aufregung nicht mäßigen konnte:

»Herr von Mirabeau, Herr Gilbert hat uns einst die Versicherung gegeben, Sie seien geneigt, sich mit uns zu verbinden.«

Mirabeau verbeugte sich, um seine Beistimmung zu bezeichnen.

Die Königin fuhr fort:

»Es ist Ihnen sodann eine Eröffnung gemacht worden, die Sie durch den Entwurf eines Ministeriums erwiederten.«

Mirabeau verbeugte sich zum zweiten Male.

»Es ist nicht unsere Schuld, Herr Graf, wenn dieser erste Entwurf nicht durchdringen konnte,«

»Ich glaube es, Madame, und zwar besonders von Seiten Eurer Majestät,« erwiederte Mirabeau; »doch es ist die Schuld der Leute, die sich den Interessen der Monarchie ergeben nennen.«

»Was wollen Sie, Herr Graf, das ist ein Unglück unserer Lage. Die Könige können ebenso wenig ihre Freunde wählen als ihre Feinde; die Könige sind oft genöthigt, Unheil bringende Ergebnisse anzunehmen. Wir sind umringt von Menschen, die uns retten wollen und uns zu Grunde richten; ihre Motion, welche aus der nächsten Legislatur die Mitglieder der gegenwärtigen Nationalversammlung entfernt, ist ein Beispiel gegen sie. Soll ich Ihnen eines gegen mich anführen? Würden Sie wohl glauben, daß einer meiner Getreuten, ein Mann, der, ich bin es fest überzeugt, sich für uns tödten ließe, zu unserem öffentlichen Mittagmahle die Witwe und die Kinder von Herrn von Favras, alle drei schwarz gekleidet, geführt hat? Meine erste Bewegung, als ich sie erblickte, war, daß ich aufstand, auf sie zuging und den Kindern des Mannes, der so muthig für uns gestorben ist, — denn ich, Herr Graf, gehöre nicht zu denjenigen, welche ihre Freunde verleugnen, — Plätze zwischen dem König und mir geben ließ. Aller Augen waren aus uns geheftet. Man wartete, was wir thun würden. Ich wandte mich um . . . Wissen Sie, wen ich hinter mir vier Schritte von meinem Stuhle hatte? Santerre! den Mann der Vorstädte! . . . Ich sank auf meinen Stuhl zurück, weinte vor Wuth und mochte nicht einmal diese Witwe und diese Waisen anschauen. Die Royalisten werden mich tadeln, daß ich nicht Allem getrotzt habe, um dieser unglücklichen Familie ein Zeichen meiner Theilnahme zu geben; die Revolutionäre werden wüthend sein bei dem Gedanken, sie seien mir mit meiner Erlaubniß vorgestellt worden. Oh! mein Herr,« fuhr die Königin den Kopf schüttelnd fort, »man muß wohl untergehen, wird man angegriffen von Männern von Genie und vertheidigt von Leuten, welche allerdings sehr schätzbar sind, aber keinen Begriff von unserer Lage haben.«

Und die Königin drückte mit einem Seufzer ihr Taschentuch an die Augen.

»Madame,« sagte Mirabeau, gerührt von diesem großen Unglück, das sich nicht vor ihm verbarg und ihm, sei es durch die geschickte Berechnung der Königin, sei es durch die Schwäche der Frau, ihre Bangigkeiten zeigte und ihn ihre Thränen sehen ließ, »wenn Sie von Menschen sprechen, die Sie angreifen, so meinen Sie doch hoffentlich nicht mich? Ich bin ein Anhänger der monarchischen Grundsätze gewesen, als ich im Hofe nur seine Schwäche sah und weder die Seele, noch den Geist der erhabenen Tochter von Maria Theresia kannte. Ich habe für die Rechte

des Thrones gekämpft, als ich mir Mißtrauen einflößte und alle meine Schritte, durch die Bosheit vergiftet, ebenso viele Fallen zu sein schienen. Ich habe dem König gedient, während ich genau wußte, ich dürfe von diesem gerechten, aber getäuschten König weder eine Wohlthat, noch eine Belohnung erwarten. Was werde ich nun thun, Madame, da das Vertrauen meinen Muth erhebt und die Dankbarkeit, die mir der Empfang Eurer Majestät einflößt, aus meinen Grundsätzen eine Pflicht macht? Es ist spät, ich weiß es wohl, Madame, sehr spät,« fuhr Mirabeau, ebenfalls den Kopf schüttelnd, fort; »die Monarchie, indem sie mir den Antrag macht, sie zu retten, schlägt mir vielleicht in Wirklichkeit nur vor, mich mit ihr zu Grunde zu richten. Hätte ich nachgedacht, so würde ich vielleicht um die Gnade dieser Audienz anzunehmen, einen andern Augenblick gewählt haben, als den, wo Seine Majestät gerade der Kammer das bekannte rothe Buch, das heißt die Ehre seiner Freunde überliefert hat.«

»Oh! mein Herr,« rief die Königin, »halten Sie den König für mitschuldig an diesem Verrathe, und wissen Sie nicht, wie sich die Dinge zugetragen haben? Vom König gefordert, ist das rothe Buch nur unter der Bedingung abgegeben worden, daß der Ausschuß es geheim halte; der Ausschuß hat es drucken lassen: das ist ein Wortbruch des Ausschusses gegen den König und nicht ein Verrath des Königs gegen seine Freunde.«

»Ach! Madame, Sie wissen, welche Ursache den Ausschuß zu dieser Veröffentlichung bestimmt hat. die ich als Mann von Ehre mißbillige, die ich als Abgeordneter verleugne. In demselben Augenblick, wo der König der Constitution Liebe schwor, hatte er einen beständigen Agenten in Turin mitten unter den Todfeinden dieser Constitution. Zur Stunde, wo er von pecuniären Reformen sprach und diejenigen, welche ihm die Nationalversammlung vorschlug, anzunehmen schien, bestand in Trier von ihm besoldet, von ihm gekleidet sein großer und sein kleiner Leibstall unter den Befehlen des Prinzen von Lambesc, dem Todfeinde der Pariser, welchen im Bildnisse aufzuhängen das Volk alle Tage verlangt. Man bezahlt dem Grafen d'Artois, dem Prinzen von Condé, allen Emigrirten ungeheure Pensionen, und zwar ohne Rücksicht auf ein vor zwei Monaten erlassenes Decret, das diese Pensionen aufhebt. Allerdings hat der König vergessen, das Decret zu sanctioniren. Was wollen Sie, Madame, man hat die letzten zwei Monate hindurch die Verwendung von sechzig Millionen gesucht und sie nicht gefunden. Gebeten, angefleht, zu sagen, wohin das Geld gekommen, hat sich der König geweigert, es anzugeben; der Ausschuß glaubte sich seines Versprechens entbunden und ließ das rothe Buch drucken. Warum liefert der König Waffen aus, die man so grausam gegen ihn wenden kann?«

»Also, mein Herr,« rief die Königin, »wenn Sie zur Ehre, dem König zu rathen, zugelassen wären, würden Sie ihm nicht die Schwächen rathen, mit denen man ihn ins Verderben führt, mit denen man . . .oh! ja, sagen wir das Wort . . .mit denen man ihn entehrt?«

»Würde ich zu der Ehre berufen, dem König zu rathen, Madame,« erwiderte Mirabeau, »so wäre ich bei ihm der Vertheidiger der durch die Gesetze geregelten monarchischen Gewalt und der Apostel der durch die monarchische Gewalt garantirten Freiheit. Die Freiheit, Madame, hat drei Feinde: die Geistlichkeit, den Adel und die Parlamente; die Geistlichkeit ist nicht mehr von diesem Jahrhundert, sie ist durch die Motion von Herrn von Talleyrand getödtet worden; der Adel ist von allen Jahrhunderten: ich glaube also, daß man mit ihm rechnen muß, denn ohne Adel keine Monarchie; aber man muß ihn im Zaume halten, und dies ist nur möglich, wenn man eine Coalition des Volkes mit dem königlichen Ansehen bildet. Die königliche Gewalt wird sich aber nie aufrichtig mit dem Volke verbinden, so lange die Parlamente gestehen, denn sie

bewahren für den König und den Adel die unselige Hoffnung, ihnen die alte Ordnung der Dinge wiederzugeben. Nach der Vernichtung der Geistlichkeit die executive Gewalt wiederbeleben, die königliche Autorität wiederherstellen und sie mit der Freiheit aussöhnen, das ist meine ganze Politik, Madame; ist es die des Königs, so nehme er sie an, ist es nicht die seinige, so weise er sie zurück.«

»Mein Herr,« sprach die Königin, betroffen von der Klarheit, welche zugleich über die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft die Ausstrahlung dieses weitemfassenden Verstandes verbreitete, »ich weiß nicht, ob diese Politik die des Königs wäre, doch was ich weiß, ist, daß es, wenn ich einige Macht besäße, die meinige wäre. Lassen Sie mich also Ihre Mittel, zu diesem Ziele zu gelangen, kennen, Herr Graf; ich höre Sie, ich sage nicht mit Aufmerksamkeit, mit Interesse, ich sage mit Dankbarkeit.«

Mirabeau warf einen raschen Blick auf die Königin, einen Adlerblick, der den Abgrund ihres Herzens sondirte, und er sah, daß sie, wenn nicht überzeugt, doch wenigstens fortgerissen war.

Dieser Sieg über eine so erhabene Frau wie Marie Antoinette, schmeichelte aus die süßeste Art der Eitelkeit von Mirabeau.

»Madame,« sprach er, »wir haben Paris verloren oder beinahe verloren, doch es bleiben uns noch in der Provinz große zerstreute Mengen, aus denen wir fest verbundene Massen machen können: darum ist es meine Ansicht, Madame, der König soll Paris verlassen, nicht Frankreich; er soll sich nach Rouen unter sein Heer zurückziehen. Von dort aus soll er Verordnungen ergehen lassen, welche volksthümlicher als die Decrete der Nationalversammlung; dann kein Bürgerkrieg, da sich der König revolutionärer macht als die Revolution.«

»Aber diese Revolution, mag sie uns vorangehen oder uns folgen, erschreckt sie Sie nicht?« fragte die Königin.

»Ach! Madame, ich glaube besser als irgend Jemand zu wissen, daß man ihr einen Theil zuscheiden, einen Kuchen zuwerfen muß; ich habe es der Königin schon gesagt: die Monarchie auf den alten Grundlagen, welche die Revolution zerstört hat, wiederherstellen zu wollen, ist ein menschliche Kräfte übersteigendes Unternehmen. Zu dieser Revolution hat Jedermann in Frankreich beigetragen, vom König an bis zum letzten seiner Unterthanen, sei es durch die Absicht, sei es durch die That, sei es durch Unterlassung. Es ist also nicht die alte Monarchie, die ich zu vertheidigen im Sinne habe, sondern ich gedenke sie zu modificiren, neu zu gestalten, kurz eine Regierungsform zu gründen, die mehr oder minder der ähnlich, welche England auf den höchsten Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes gestellt hat. Nachdem er, wenigstens wie mir Herr Gilbert gesagt, das Gefängniß und das Schaffot von Karl I. im Halbdunkel erschaut, würde sich also der König nicht mit dem Throne von Wilhelm III. oder Georg I, begnügen?«

»Oh! Herr Graf,« rief die Königin, die ein Wort von Mirabeau durch einen tödtlichen Schauer an die Vision im Schlosse Taverney und an die Zeichnung des von Herrn Guillotin erfundenen Tödtungsinstrumentes erinnert hatte, »oh! Herr Graf, geben Sie uns diese Monarchie, und Sie werden sehen, ob wir Undankbare sind, wie man uns beschuldigt.«

»Nun,« rief Mirabeau, »das ist es, was ich thun werde, Madame. Der König unterstütze, die Königin ermuthige mich, und ich lege hier zu Ihren Füßen meinen Schwur als Edelmann nieder, daß ich das Versprechen, welches ich Eurer Majestät leiste, halten oder sterben werde!«

»Graf, Graf!« sagte Marie Antoinette, »vergessen Sie nicht, daß es mehr als eine Frau ist, die Ihren Schwur gehört hat: es ist eine Dynastie von fünf Jahrhunderten! Es sind sieben Könige von Frankreich, welche von Pharamond bis Ludwig XV. In ihrem Grabe ruhen und mit uns entthront

sein werden, wenn unser Thron fällt!«

»Ich kenne die Verbindlichkeit, die ich übernehme. Madame; ich weiß, sie ist ungeheuer, doch sie ist nicht größer als mein Wille, nicht stärker als meine Ergebenheit. Bin ich sicher der Sympathie meiner Königin und des Vertrauens meines Königs, so werde ich das Werk unternehmen.«

»Wenn Sie nur dies brauchen, Herr von Mirabeau, so verpfände ich Ihnen Beides,« sprach Marie Antoinette.

Und sie grüßte Mirabeau mit jenem Lächeln einer Sirene, das ihr alle Herzen gewann.

Mirabeau begriff, daß die Audienz beendet war.

Der Stolz des Mannes der Politik war befriedigt, doch der Eitelkeit des Edelmannes fehlte noch etwas.

»Madame,« sagte er mit einer achtungsvollen und zugleich kühnen Höflichkeit, »wenn Ihre erhabene Mutter, die Kaiserin Maria Theresia, zur Ehre ihrer Gegenwart einen ihrer Unterthanen zuließ, so verabschiedete sie ihn nie, ohne ihm ihre Hand zum Kusse zu reichen.«

Und er blieb flehen und wartete.

Die Königin schaute diesen gefesselten Löwen an, der nichts Anderes verlangte, als sich zu ihren Füßen niederzulegen. Mit dem Lächeln des Triumphes auf den Lippen, streckte sie dann langsam ihre schöne, wie der Alabaster kalte, beinahe wie dieser durchsichtige Hand aus.

Mirabeau verbeugte sich, berührte mit seinen Lippen diese Hand, erhob wieder das Haupt voll Stolz und sprach:

»Madame, durch diesen Kuß ist die Monarchie gerettet.«

Und er entfernte sich ganz bewegt, ganz freudig, selbst glaubend, der arme Mann von Genie! an die Erfüllung der Prophezeiung, die er gemacht.

L.

Rückkehr zum Pachthofe.

Während Marie Antoinette wieder der Hoffnung ihr ganz von Schmerzen zerfressenes Herz öffnet und, sich mit dem Heile der Königin beschäftigend, einen Augenblick die Leiden der Frau vergißt, während Mirabeau träumt, er könne wie der Athlet Alkidamas allein das Gewölbe der Monarchie stützen, das, dem Einsturze nahe, zusammenfallend ihn zu zerschmettern droht, wollen wir den durch so viel Politik ermüdeten Leser zu demüthigeren Personen und frischeren Horizonten zurückführen.

Wir haben gesehen, welche Befürchtungen, durch Pitou dem Herzen von Billot bei des Ersteren zweiter Reise von Haramont in die Hauptstadt eingeblasen, den Pächter an den Pachthos, oder vielmehr den Vater an seine Tochter erinnerten.

Diese Besorgnisse waren nicht übertrieben.

Die Rückkehr fand am zweiten Tage nach der bekannten Nacht statt, wo sich das dreifache Ereigniß der Flucht von Sebastian Gilbert, der Abreise des Vicomte Isidor von Charny und der Ohnmacht von Catherine auf dem Wege von Villers-Coterets nach Pisseleu zugetragen hat.

In einem andern Kapitel dieses Buches haben wir erzählt, wie Pitou, nachdem er Catherine in den Pachthof zurückgebracht, nachdem er von ihr, unter Weinen und Schluchzen, erfahren, der Unfall, der ihr zugestoßen, sei durch die Abreise von Isidor veranlaßt worden, nach Haramont, erdrückt unter der Last dieses Geständnisses, zurückkam, bei seiner Heimkehr den Brief von Sebastian fand und sogleich nach Paris abging.

In Paris sahen wir ihn mit einer solchen Unruhe auf Gilbert und Sebastian warten, daß es ihm nicht einmal einfiel, mit Billot von dem Ereignisse des Pachthofes zu sprechen.

Erst nachdem er sich über das Loos von Sebastian, als er diesen mit seinem Vater nach der Rue Saint-Honoré zurückkommen sah, beruhigt hatte, als er aus dem Munde des Knaben selbst die Einzelheiten seiner Reise erfahren und von ihm gehört hatte, wie er den Vicomte Isidor getroffen, der ihn dann aus dem Kreuze seines Pferdes mit nach Paris nahm, erinnerte er sich an Catherine, an den Pachthof und die Mutter Billot und sprach von der schlechten Ernte, von dem unaufhörlichen Regen und der Ohnmacht von Catherine.

Wir haben gesagt, von dieser Ohnmacht sei Billot besonders ergriffen gewesen, und sie habe ihn bestimmt, von Gilbert einen Urlaub zu verlangen, den ihm dieser bewilligte.

Den ganzen Weg entlang befragte Billot Pitou über diese Ohnmacht, denn er liebte seine Frau sehr, der würdige Pächter, er liebte seine Frau ungemein, der gute Gatte, was er aber über Alles liebte, war seine Tochter.

Und dennoch hätte ihn bei seinen unwandelbaren Begriffen von Ehre, bei seinen unbesiegbaren Grundsätzen der Redlichkeit, diese Liebe bei Gelegenheit zu einem ebenso unbeugsamen Richter gemacht, als er ein zärtlicher Vater war.

Von ihm befragt, antwortete Pitou.

Er hatte Catherine auf dem Wege liegend, stumm, unbeweglich, leblos gefunden; er hatte sie für todt gehalten; er hatte sie, ganz in Verzweiflung, in seinen Armen aufgehoben und auf seinen

Schooß gelegt. Dann hatte er bald bemerkt, daß sie noch athmete, und laufend nach dem Pachthofe getragen, wo er sie mit Hilfe der Mutter Billot auf ihr Bett gebracht. Hier hatte er ihr, während die Mutter Billot wehklagte, ungeschlacht Wasser ins Gesicht gespritzt. Diese Frische hatte gemacht, das Catherine die Augen wieder geöffnet, und als er dies gesehen, fügte Pilon bei, habe er seine Gegenwart aus dem Pachthofe nicht mehr für nöthig gehalten und sei weggegangen. Das Uebrige, nämlich Alles, was sich auf Sebastian bezog, hatte der Vater Billot einmal erzählen hören, und diese Erzählung genügte ihm.

Eine Folge hiervon war, daß Billot, unablässig auf Catherine zurückkommend, sich in Muthmaßungen über den Unfall, der ihr zugestoßen, und über die wahrscheinlichen Ursachen dieses Unfalls erschöpfte.

Diese Muthmaßungen übersetzten sich in Fragen an Pitou gerichtet, auf welche Fragen Pitou diplomatisch antwortete:

»Ich weiß es nicht.«

Und es war ein Verdienst von Pitou, daß er antwortete: »Ich weiß es nicht;« denn Catherine hatte, wie man sich erinnert, die grausame Offenherzigkeit gehabt, ihm Alles zu gestehen, und folglich *wußte* Pitou.

Er wußte, daß Catherine, weil ihr das Herz durch den Abschied von Isidor gebrochen, auf der Stelle, wo er sie gefunden, in Ohnmacht gefallen war.

Doch um kein Gold der Erde hätte er dies jemals dem Pächter gesagt.

Pitou hatte sich von einem großen Mitleiden für Catherine erfassen lassen.

Pitou liebte Catherine, er bewunderte sie besonders; wir haben seiner Zeit gesehen, wie diese Bewunderung und diese Liebe, schlecht geschätzt und besonders schlecht belohnt, Leiden in das Herz und Entzückungen in dm Geist von Pitou brachten.

Doch diese Entzückungen, so exaltirt sie waren, diese Schmerzen, so scharf er sie empfand, waren nie bis zur Ohnmacht gegangen.

Pitou stellte sich also folgendes, äußerst vernünftige Dilemma, welches er mit seiner gewöhnlichen Logik in drei Theile theilte:

»Liebt Mademoiselle Catherine Herrn Isidor, um ohnmächtig zu werden, wenn er sie verläßt, so liebt sie Herrn Isidor mehr als ich sie, Mademoiselle Catherine, liebe, da ich nie, wenn ich sie verlassen, in Ohnmacht gefallen bin.«

Von diesem ersten Theile ging er zum zweiten über, und er sagte zu sich selbst: »Liebt sie ihn mehr als ich sie liebe, so muß sie also noch mehr leiden, als ich gelitten habe; in diesem Falle leidet sie viel.«

Von wo aus er zum dritten Theile seines Dilemma, d. h. zum Schlusse kam, ein Schluß, der um so logischer, als er sich, wie jeder gute Schluß, mit dem Eingange wiederverband:

»Und in der That, sie leidet mehr als ich leide, da sie ohnmächtig wird und ich nicht ohnmächtig werde.«

Hiervon das große Mitleid, das Pitou stumm Billot gegenüber in Beziehung auf Catherine machte, eine Stummheit, welche die Besorgnisse von Billot vermehrten, die sich, so wie sie zunahmen, immer deutlicher in Peitschenhiebe übersetzten, die der würdige Pächter ohne Unterlaß mit kräftigem Arme den Lenden des von Dammartin gemietheten Pferdes ertheilte, so daß um vier Uhr Nachmittags das Pferd, der kleine Wagen und die zwei Reisenden, die er enthielt, vor der Thüre des Pachthofes ankamen, wo bald das Gebelle der Hunde ihre Gegenwart

signalisirte.

Kaum hielt der Wagen still, als Billot zu Boden sprang und rasch in den Pachthof eintrat.

Doch ein Hinderniß, das er nicht erwartete, erhob sich aus der Schwelle des Schlafzimmers seiner Tochter. Das war der Doctor Raynal, dessen Namen wir, wie uns scheint, schon im Verlaufe dieser Geschichte auszusprechen Gelegenheit gehabt haben; er erklärte, jede Aufregung sei bei dem Zustande, in dem sich Catherine befand, nicht nur gefährlich, sondern könne sogar tödtlich sein, — ein neuer Schlag, der den armen Billot traf.

Er wußte die Thatsache der Ohnmacht, doch von dem Augenblicke an, wo Pitou hatte Catherine die Augen wieder öffnen und zu sich kommen sehen, bekümmerte er sich, wenn man so sagen darf, nur noch um die Ursachen und die moralischen Folgen des Ereignisses.

Und nun wollte das Unglück, daß außer den Ursachen und den moralischen Folgen auch ein körperliches Resultat vorhanden war.

Dieses körperliche Resultat war eine Gehirnentzündung, welche sich am Morgen des vorhergehenden Tages erklärt hatte und sich aus den höchsten Grad der Intensität zu steigern drohte.

Der Doctor Raynal war bemüht, diese Gehirnentzündung durch alle Mittel, welche bei einem solchen Falle die Adepten der alten Arzneiwissenschaft anwandten, nämlich durch Aderlässe und Senfpflaster zu bekämpfen.

Doch diese Behandlung, so thätig sie auch verfolgt wurde, war bis jetzt gleichsam nur an der Seite der Krankheit hingegangen; der Kampf zwischen dem Uebel und dem Mittel hatte sich kaum entsponnen, und Catherine war vom Morgen an einem heftigen Delirium preisgegeben.

In diesem Delirium sprach sie ohne Zweifel seltsame Dinge, denn unter dem Vormunde, ihr Aufregungen zu ersparen, hatte der Doctor Raynal schon ihre Mutter von ihr entfernt, wie er in diesem Augenblicke, ihren Vater fern zu halten suchte.

Die Mutter Billot saß aus einem Schemel im Hintergrunde des ungeheuren Kamins; sie hatte den Kopf in ihre Hände gedrückt und schien Allem, was um sie hervorging, fremd zu sein.

Unempfindlich für das Geräusch des Wagens, für das Bellen der Hunde, für den Eintritt von Billot in die Küche, erwachte sie indessen, als die Stimme von diesem, mit dem Doctor streitend, ihre in die Tiefe einer düstern Träumerei versunkene Vernunft ergriff.

Sie richtete den Kopf auf, öffnete die Augen, heftete ihren stumpfen Blick aus Billot und rief:

»Ah! da ist unser Mann!«

Und sie stand auf, ging ganz stolpernd und mit ausgestreckten Armen aus Billot zu und warf sich an seine Brust.

Dieser schaute sie mit einer erschrockenen Miene, als ob er sie kaum erkannte, an.

»Ei!« fragte er, Angstschweiß auf der Stirne, »was geht denn hier vor?«

»Es geht hier vor,« erwiderte Doctor Raynal, »daß Ihre Tochter das hat, was wir eine Gehirnentzündung nennen, und daß man, wenn man dies hat, wie man nur gewisse Dinge zu sich nehmen darf, ebenso auch nur gewisse Personen sehen darf.«

»Ist denn diese Krankheit gefährlich, Herr Raynal?« fragte der Vater Billot. »Stirbt man daran?«

»Man stirbt an allen Krankheiten, wenn man schlecht behandelt wird, mein lieber Herr Billot; lassen Sie mich aber Ihre Tochter nach meiner Weise behandeln, und sie wird nicht sterben.«

»Wahrhaftig, Doctor?«

»Ich stehe für sie; doch in den nächsten paar Tagen können nur ich und die Personen, die ich bezeichnen werde, in ihr Zimmer eintreten.«

Billot stieß einen Seufzer aus, man hielt ihn für besiegt; doch er wagte einen letzten Versuch und sagte mit dem Tone, mit dem ein Kind um eine Gnade gebeten hätte:

»Kann ich sie wenigstens sehen?«

»Und wenn Sie sie sehen, wenn Sie sie umarmen, werden Sie mich wenigstens drei Tage ruhig lassen und nichts mehr verlangen?«

»Ich schwöre es Ihnen, Doctor.«

»Nun, so kommen Sie.«

»Er öffnete die Thüre des Zimmers von Catherine, und der Vater Billot konnte seine Tochter mit einer in Eiswasser befeuchteten Binde um die Stirne, mit irrem Auge und das Gesicht glühend vom Fieber sehen.

Sie sprach unzusammenhängende Worte, und als Billot seine bleichen, zitternden Lippen aus ihre feuchte Stirne drückte, schien es ihm, als vernähme er den Namen Isidor.

Auf der Thürschwelle der Küche gruppirten sich die Mutter Billot mit gefalteten Händen, Pitou, der sich aus die Spitze seiner langen Füße erhob, um über die Schulter der Pächterin zu schauen, und ein paar Tagelöhner, welche gerade da waren und mit ihren eigenen Augen sehen wollten, wie es ihrer jungen Gebieterin ginge.

Seinem Versprechen getreu zog sich der Vater Billot zurück, als er sein Kind geküßt hatte, nur zog er sich mit gefalteter Stirne und düsterem Blicke zurück und murmelte:

»Ach! ich sehe, es war Zeit, daß ich zurückkam.«

Und er ging wieder in die Küche, wohin ihm seine 'Frau maschinenmäßig folgte, und wohin auch Pitou folgen wollte, als ihn der Doctor unten an seinem Wammse zog und zu ihm sagte:

»Verlasse den Pachthof nicht, ich habe mit Dir zu sprechen.«

Pitou wandte sich erstaunt um, und war im Begriffe, sich beim Doctor zu erkundigen, wozu er ihm dienlich sein könnte, doch dieser legte geheimnißvoll und Stillschweigen gebietend den Finger aus seinen Mund.

Pitou blieb also aus der Stelle, wo er war, auf eine mehr groteske, als poetische Art jene Götter des Alterthums versinnlichend, welche, die Füße im Steine festgehalten, den Leuten die Grenzen ihrer Felder bezeichneten.

Nach Verlauf von fünf Minuten öffnete sich die Thüre des Zimmers von Catherine wieder, und man hörte die Stimme des Doctors Pitou rufen.

»Was?« fragte dieser, aus der Tiefe des Traumes erwachend, in den er versunken schien, »was wollen Sie von mir, Herr Raynal?«

»Komm und hilf Frau Clement Catherine halten, während ich ihr zum dritten Male zur Ader lasse.«

»Zum dritten Male,« murmelte die Mutter Billot, »er will meinem Kinde zum dritten Male zur Ader lassen! Oh! mein Gott! mein Gott!«

»Weib, Weib,« sprach Billot mit ernstem Tone, »Alles dies wäre nicht geschehen, hättest Du besser über Deinem Kinde gewacht.«

Und er kehrte in sein Zimmer zurück, aus welchem er seit drei Monaten entfernt war, während

Pitou, durch den Doctor Raynal zum Range eines Zöglings der Chirurgie erhoben, in das von Catherine eintrat.

LI.

Pitou als Krankenwärter.

Pitou war sehr erstaunt, daß er dem Doctor zu etwas nützen sollte; doch er wäre noch mehr erstaunt gewesen, hätte ihm dieser gesagt, er erwarte von ihm eher einen moralischen als einen physischen Beistand bei der Kranken.

Der Doctor hatte in der That bemerkt, daß Catherine in ihrem Delirium beinahe immer den Namen Pitou mit dem von Isidor verband.

Das waren, wie man sich erinnern wird, die zwei letzten Gestalten, welche im Geiste von Catherine hatten bleiben müssen, — Isidor, als sie die Augen geschlossen, Pitou, als sie dieselben wieder geöffnet.

Da jedoch die Kranke diese zwei Namen nicht mit demselben Tone aussprach und der Doctor Roynal, der nicht weniger Beobachter als sein berühmter Homonyme, der Verfasser der *philosophischen Geschichte Indiens*, sich sogleich sagte, von diesen zwei mit verschiedenem, aber dennoch bezeichnendem Tone ausgesprochenen Namen Isidor von Charny und Ange Pitou müsse der Name Ange Pitou der des Freundes und der Name Isidor von Charny der des Geliebten sein, so sah er nicht nur keinen Nachtheil, sondern sogar einen Vortheil darin, daß er zu der Kranken einen Freund einführte, mit, dem sie von ihrem Geliebten sprechen konnte.

Denn für den Doctor Raynal, — ohne daß wir seinem Scharfsinne etwas benehmen wollen, — war dies eine leichte Sache; für ihn war es klar, und er brauchte nur, wie bei den Fällen, wo die Aerzte legale Medicin treiben, die Thatsachen zu gruppiren, damit die volle Wahrheit vor seinen Augen erschien.

Jedermann wußte in Villers-Coterets, daß in bei Nacht vom 5. auf den 6. October Georges von Charny in Versailles getödtet worden, und daß am Abend des andern Tages sein Bruder Isidor, vom Grafen von Charny berufen, nach Paris abgereist war.

Pitou hatte nun Catherine ohnmächtig auf dem Wege von Boursonne nach Paris gesunden. Er hatte sie bewußtlos nach dem Pachthose zurückgetragen; in Folge dieses Ereignisses war Catherine von der Hirnentzündung befallen worden. Diese Hirnentzündung hatte das Delirium herbeigeführt; in diesem Delirium strengte sie sich an, einen Flüchtling zurückzuhalten, und dieser Flüchtling hieß Isidor.

Man sieht also, daß es für den Doctor leicht sein mußte, das Geheimniß der Krankheit von Catherine zu errathen, das nichts Anderes als das Geheimniß ihres Herzens war.

Unter diesen Umständen hatte sich der Doctor folgendes Raisonement gemacht:

Das erste Bedürfniß einer durch das Gehirn angegriffenen Kranken ist die Ruhe.

Was kann die Ruhe in das Herz von Catherine bringen? Daß sie erfährt, was aus ihrem Geliebten geworden ist.

Bei wem kann sie sich nach ihrem Geliebten erkundigen? Bei dem, der etwas von ihm wissen kann.

Und wer ist derjenige, welcher etwas von ihm wissen kann? Pitou, der von Paris kommt.

Das Raisonement war zugleich einfach und logisch; der Doctor hatte es auch ohne alle

Anstrengung gemacht.

Indessen verwendete er Pitou zuerst beim Dienste eines Wundarztgehilfen; nur hätte er seiner bei diesem Dienste vollkommen entbehren können, insofern kein Aderlaß vorzunehmen, sondern einfach der alte wieder zu öffnen war.

Der Doctor zog sachte den Arm von Catherine aus dem Bette, nahm das Bäuschchen weg, das aus die Narbe gepreßt war, trennte mit seinen beiden Daumen das schlecht verbundene Fleisch, und das Blut sprang hervor.

Als er dieses Blut sah, für das er mit Freuden das seinige gegeben hätte, fühlte Pitou, daß ihm seine Kräfte entschwanden.

Er setzte sich in den Lehnstuhl von Frau Clement, drückte die Hände auf seine Augen, schluchzte und zog bei jedem Schluchzen aus der Tiefe seines Herzens die Worte:

»Oh! Mademoiselle Catherine, arme Mademoiselle Catherine!«

Und bei jedem dieser Worte sagte er sich in seinem Innern durch jene doppelte Arbeit des Geistes, welche aus die Gegenwart und die Vergangenheit operirt:

»Oh! sie liebt sicherlich ihren Isidor mehr, als ich sie liebe! Sicherlich leidet sie mehr, als ich je gelitten habe, da man genöthigt ist, ihr zur Ader zu lassen, weil sie die Hirnentzündung und das Delirium hat, zwei Dinge, welche sehr unangenehm zu haben sind, und die ich nie gehabt habe!«

Und während er Catherine zwei neue Näpfchen Blut abzapfte, wünschte sich der Doctor Raynal, der Pitou nicht aus dem Auge verlor, Glück, daß er so gut errathen, die Kranke habe in ihm einen ergebenen Freund.

Diese kleine Blutentziehung beruhigte, wie es der Doctor gedacht, das Fieber: die Pulsadern der Schläfe schlugen sanfter; die Brust löste sich; der Athem, zuvor pfeifend, wurde gelinde und gleichmäßig; der Puls fiel von hundert und zehn Schlägen aus fünf und achtzig, und Alles deutete für Catherine eine ruhige Nacht an.

Der Doctor Raynal athmete nun auch; er gab Frau Clement die nöthigen Vorschriften und empfahl ihr unter Anderem sonderbarer Weise, ein paar Stunden zu schlafen, während Pitou an ihrer Stelle wachen würde: dann winkte er Pitou, ihm zu folgen, und kehrte in die Küche zurück.

Pitou folgte dem Doctor, der die Mutter Billot im Schatten des Kaminmantels begraben fand.

Die arme Frau war so betrübt, daß sie kaum zu begreifen vermochte, was ihr der Doctor sagte.

Es waren doch gute Worte für das Herz einer Mutter.

»Auf! auf! Muth, Mutter Billot,« sprach der Doctor: »es geht so gut, als es gehen kann.«

Die arme Frau schien aus der andern Welt zu kommen.

»Oh! lieber Herr Raynal, ist das wirklich wahr, was Sie da sagen?«

»Ja, die Nacht wird nicht schlecht sein. Werden Sie indessen nicht ängstlich, wenn Sie einige Schreie in dem Zimmer Ihrer Tochter hören, und treten Sie besonders nicht in dasselbe ein.«

»Mein Gott! mein Gott!« versetzte die Mutter Billot mit einem Ausdrucke tiefen Schmerzes, »es ist sehr traurig, daß eine Mutter nicht in das Zimmer ihrer Tochter eintreten darf,«

»Was wollen Sie! das ist meine strenge Vorschrift: weder Sie, noch Herr Billot.«

»Wer wird aber mein armes Kind pflegen?«

»Seien Sie unbesorgt: Sie haben hierfür Frau Clemant und Pitou.«

»Wie! Pitou?«

»Ja, Pitou. Ich erkannte so eben in ihm bewunderungswürdige Anlagen für die Medicin. Ich nehme ihn mit nach Villers-Coterets, wo ich beim Apotheker einen Trank bereiten lassen will. Pitou bringt dann den Trank zurück; Frau Clement wird der Kranken einen Löffel um den andern eingeben, und ereignete sich ein Unfall, so würde Pitou, der mit Frau Clement wacht, seine langen Beine an den Hals nehmen, und in zehn Minuten wäre er bei mir, nicht wahr, Pitou?«

»In fünf, Herr Raynal,« erwiderte Pitou mit einem Selbstvertrauen, das im Geiste seiner Zuhörer keinen Zweifel lassen konnte.

»Sie sehen, Frau Billot,« sprach der Doctor Raynal.

»Gut, es sei,« versetzte die Mutter Billot, »das wird so gehen; nur sagen Sie dem armen Vater ein Wort von Ihrer Hoffnung.«

»Wo ist er?« fragte der Doctor.

»Hier in der Stube nebenan.«

»Unnöthig,« sprach eine Stimme von der Thürschwelle aus, »ich habe Alles gehört.«

Und die drei Redenden, die sich bei dieser unerwarteten Antwort schauernd umwandten, sahen in der That den Pächter mit bleichem Gesichte in der dunkeln Umrahmung stehen.

Dann kehrte Billot, als wäre dies Alles gewesen, was er zu hören und zu sagen hatte, in seine Stube zurück, ohne irgend eine Bemerkung über die vom Doctor Raynal für die Nacht getroffenen Anordnungen zu machen.

Pilon hielt Wort; nach einer Viertelstunde war er mit dem mit seiner Etiquette versehenen und durch das Siegel von Herrn Pacquenaud, Doctor-Apotheker vom Vater auf den Sohn in Villers-Coterets, versicherten beruhigenden Tranke zurück.

Der Bote durchschritt die Küche und trat in das Zimmer von Catherine ein, nicht nur ohne irgend eine Schwierigkeit, sondern sogar ohne eine andere Anrede von irgend Jemand, als die Worte, welche Frau Billot an ihn richtete:

»Ah! Du bist es, Pitou?«

Und ohne daß er etwas Anderes erwiderte, als:

»Ja, Frau.«

Catherine schlief, wie es der Doctor Raynal vorhergesehen, ziemlich ruhig. In ihrer Nähe, in einem großen Lehnstuhle ausgestreckt und die Füße auf die Feuerböcke gestützt, befand sich die Krankenwärterin in jenem Zustande von Schläfrigkeit, der dieser ehrenwerthen Classe der Gesellschaft eigenthümlich, welche, da sie weder das Recht hat, völlig zu schlafen, noch die Kraft, wach zu bleiben, jenen Seelen gleicht, denen es verboten ist, in die elysäischen Felder hinabzusteigen, während sie doch nicht bis zum Tage aufsteigen können, weshalb sie ewig an den Grenzen des Wachens und des Schlafens umherirren. Sie empfing in diesem somnambulen Zustande, der bei ihr zur Gewohnheit geworden, das Fläschchen aus den Händen von Pitou, entpfropfte es, stellte es auf den Nachttisch und legte unmittelbar daneben den silbernen Löffel, damit die Kranke so wenig als möglich zur Stunde des Bedürfnisses, zu warten habe. Dann streckte sie sich wieder in ihrem Lehnstuhle aus.

Pitou aber setzte sich aus den Rand des Fensters, um Catherine nach seinem Belieben anzuschauen.

Das Gefühl des Mitleids, das ihn beim Gedanken an Catherine ergriffen, hatte sich natürlich, als er sie gesehen, nicht vermindert. Nun, da es ihm gestattet war, so zu sagen, das Uebel mit dem Finger zu berühren und zu beurtheilen, welche furchtbare Verwüstung das abstracte Ding,

das man die Liebe nennt, anrichten konnte, war er mehr als je geneigt, seine Liebe zu opfern, welche ihm von so leichtem Gehalte im Vergleiche mit der anspruchsvollen, fieberhaften, erschrecklichen Liebe dünkte, die sich des Mädchens bemächtigt zu haben schien.

Diese Gedanken versetzten ihn allmählig in die Stimmung des Geistes, in der er nothwendig sein mußte, um den Plan des Doctor Raynal zu begünstigen.

Der wackere Mann hatte in der That gedacht, das Heilmittel, dessen Catherine hauptsächlich bedürfe, sei dasjenige, welches man einen Vertrauten nennt. Er war vielleicht kein großer Arzt, doch, wie wir gesagt haben, sicherlich ein großer Beobachter, dieser Doctor Raynal.

Ungefähr eine Stunde nach der Rückkehr von Pitou bewegte sich Catherine, stieß einen Seufzer aus und öffnete die Augen.

Wir müssen Frau Clement die Gerechtigkeit widerfahren lassen, bei der ersten Bewegung, welche die Kranke gemacht hatte, stand sie bei ihr und stammelte:

»Hier bin ich, Modemoiselle Catherina! Was wünschen Sie?«

»Ich habe Durst,« murmelte die Kranke, zum Leben durch einen physischen Schmerz und zum Gefühle durch ein materielles Bedürfnis zurückkehrend.

Frau Clement goß in den Löffel ein paar Tropfen von dem schmerzstillenden Mittel, das Pitou gebracht hatte, und schob den Löffel zwischen die trockenen Lippen und die aneinander gedrückten Zähne von Catherine, welche maschinenmäßig den besänftigenden Trank schluckte.

Dann fiel Catherine aufs Neue mit dem Kopfe auf ihr Kissen zurück, und Frau Clement streckte sich, befriedigt durch die Ueberzeugung, eine Pflicht erfüllt zu haben, abermals in ihrem Lehnstuhle aus.

Pitou seufzte; er glaubte, Catherine habe ihn nicht einmal gesehen, als Frau Clement Catherine ausheben geholfen; während sie die paar Tropfen Arznei trank und wieder auf ihr Kissen zurücksank, hatte aber Catherine die Augen ein wenig geöffnet und mit dem sterbenden Blicke, der zwischen ihren Augenlidern durchglitt, Pitou zu erschauen geglaubt.

Doch während des Deliriums, das sie seit drei Tagen in seinen Klauen hielt, hatte sie so viele Gespenster gesehen, welche immer nur erschienen und wieder verschwunden waren, daß sie den wirklichen Pitou als einen phantastischen Pitou behandelte.

Der Seufzer, den Pitou von sich gegeben, war also nicht ganz übertrieben.

Die Erscheinung dieses alten Freundes, gegen den Catherine zuweilen so ungerecht gewesen, hatte indessen aus die Kranke einen Eindruck gemacht, der tiefer als die vorhergehenden, und obgleich sie die Augen geschlossen hielt, schien es ihr doch, mit einem übrigens ruhigen und weniger fieberhaften Geiste, als sähe sie vor sich den wackern Reisenden, den ihr der so oft abgerissene Faden ihrer Ideen als bei ihrem Vater in Paris befindlich darstellte.

Eine Folge hiervon war, daß sie, diesmal gequält von der Idee, Pitou sei eine Wirklichkeit und keine Ausgeburt ihres Fiebers, schüchtern die Augen öffnete und suchte, ob derjenige, welchen sie gesehen, immer noch an demselben Platze sei.

Es versteht sich, daß er sich nicht gerührt hatte.

Als er die Augen von Catherine sich wieder öffnen und aus ihm verweilen sah, erleuchtete sich das Gesicht von Pitou; als er ihre Augen wieder zum Leben und zum Verstande zurückkehren sah, streckte Pitou die Arme aus.

»Pitou!« murmelte die Kranke.

»Mademoiselle Catherine!« rief Pitou.

»Was gibt es?« fragte Frau Clement, indem sie sich umwandte.

Catherine warf einen besorgten Blick auf die Krankenwärterin und ließ mit einem Seufzer ihren Kopf wieder aus das Kissen fallen.

Pitou errieth, daß die Gegenwart von Frau Clement Catherine beengte.

Er ging auf sie zu und sagte leise zu ihr:

»Frau Clement, berauben Sie sich nicht des Schlafes, Sie wissen wohl, daß mich Herr Raynal hat hier bleiben heißen, damit ich bei Mademoiselle Catherine wache, und damit Sie während dieser Zeit einen Augenblick ruhen könnten.«

»Ah! das ist wahr,« erwiderte Frau Clement.

Und als hätte sie nur diese Erlaubnis erwartet, sank in der That die gute Frau in ihrem Lehnstuhle zusammen, stieß ebenfalls einen Seufzer aus und bezeichnete nach einem Augenblicke der Stille durch ein Anfangs schüchternes Schnarchen, das aber, immer kühner werdend, am Ende ganz und gar die Lage beherrschte, daß sie mit vollen Segeln in das Zauberland des Schlafes einlief, welches sie gewöhnlich nur im Traume durchwanderte.

Catherine war der Bewegung von Pitou mit einem gewissen Erstaunen gefolgt, und mit dem den Kranken eigenthümlichen scharfen Gehöre hatte sie nicht ein Wort von dem, was Pitou zu Frau Clement gesagt, verloren.

Pitou blieb einen Augenblick bei der Krankenwärterin, als wollte er sich versichern, daß ihr Schlaf ein ächter sei; dann, als er keinen Zweifel mehr in dieser Hinsicht hatte, näherte er sich Catherine, indem er den Kopf schüttelte und die Arme fallen ließ.

»Ah! Mademoiselle Catherine,« sagte er, »ich wußte wohl, daß Sie ihn lieben, doch ich wußte nicht, daß Sie ihn so sehr lieben.«

LII.

Pitou als Vertrauter.

Pitou sprach diese Worte aus eine Art, daß Catherine darin zugleich den Ausdruck eines großen Schmerzes und den Beweis einer großen Liebe sehen konnte.

Diese zwei zu gleicher Zeit dem Herzen des wackern Jungen, der sie mit einem so traurigen Auge anschaute, entfloßen Gefühle rührten die Kranke in einem gleichen Grade.

So lange Isidor in Boursonne wohnte, so lange sie ihren Geliebten auf eine Stunde von sich fühlte, kurz, so lange Catherine glücklich war, abgesehen von einigen durch die Beharrlichkeit, mit der Pitou sie aus ihren Gängen begleiten wollte, veranlaßten Widerwärtigkeiten, abgesehen von einigen Besorgnissen verursacht durch gewisse Paragraphen der Briefe ihres Vaters, hatte Catherine ihre Liebe in sich selbst begraben, wie einen Schatz, von dem auch nur den geringsten Obol in ein anderes Herz als das ihrige fallen zu lassen sie sich wohl gehütet hätte. Nun aber da Isidor abgereist, da Catherine verlassen und allein war, da das Unglück sich an die Stelle der Glückseligkeit setzte, suchte Catherine vergebens einen ihrem Egoismus gleichkommenden Muth, und sie sah ein, es wäre für sie eine große Erleichterung, einen Menschen zu treffen, der mit ihr von dem schönen Edelmann sprechen könnte, welcher von ihr geschieden war, ohne daß er ihr etwas Bestimmtes über die Zeit seiner Rückkehr hatte sagen können.

Sie konnte aber von Isidor weder mit Frau Clement, noch mit dem Doctor-Raynal, noch mit ihrer Mutter sprechen, und sie litt schmerzlich darunter, daß sie zu diesem Stillschweigen verurtheilt war, als plötzlich in dem Moment, wo sie es am wenigsten vermuthete, die Vorsehung vor, ihre Augen, die sie dem Leben und der Vernunft wieder geöffnet, einen Freund stellte, an welchem sie einen Augenblick, da er geschwiegen, hatte zweifeln können, an dem sie aber bei den ersten Worten, die er sprach, nicht mehr zweifeln konnte.

Aus diese Worte des Mitleids, welche mit einer so peinlichen Empfindung aus dem Herzen des armen Neffen der Tante Angelique kamen, erwiderte auch Catherine, ohne daß sie nur entfernt ihre Gefühle zu verbergen suchte:

»Ah! Herr Pitou, ich bin sehr unglücklich.«

Von da an war der Damm einerseits gebrochen und der Strom andererseits wiederhergestellt.

»In jedem Falle, Modemoiselle Catherine,« fuhr Pitou fort, »obgleich es mir kein großes Vergnügen macht, von Herrn Isidor zu sprechen, kann ich Ihnen, sollte es Ihnen angenehm sein, Nachricht von ihm geben.«

»Du?« fragte Catherine.

»Ja, ich.«

»Du hast ihn also gesehen?«

»Nein doch ich weiß, daß er gesund und wohlbehalten in Paris angekommen ist.«

»Und woher weißt Du das?« fragte Catherine mit einem ganz von Liebe glänzenden Blicke.

Dieser Blick machte, daß Pitou einen schweren Seufzer von sich gab.

»Ich weiß das von meinem jungen Freunde, Sebastian Gilbert, den Herr Isidor in der Nacht in

der Nähe der Fontaine-Eau-Claire getroffen und mit sich nach Paris genommen hat.«

Catherine erhob sich mit einer Anstrengung auf ihren Ellbogen, schaute Pitou an und fragte lebhaft:

»Er ist also in Paris?«

»Das heißt,« entgegnete Pitou, »er soll nicht mehr dort sein.«

»Und wo soll er denn sein?« fragte mit matter Stimme das Mädchen.

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß er mit einer Sendung nach Spanien oder nach Italien abreisen sollte.«

Catherine ließ bei dem Worte *abreisen* ihren Kopf aus ihr Kissen mit einem Seufzer fallen, aus den bald reichliche Thränen folgten.

»Mademoiselle,« sprach Pitou, dem dieser Schmerz von Catherine das Herz brach, »wenn Sie durchaus wissen wollen, wo er ist, so will ich mich erkundigen.«

»Bei wem?« fragte Catherine.

»Beim Herrn Doctor Gilbert, der ihn in den Tuileries verließ . . . Oder auch, wenn Sie lieber wollen,« fügte Pitou bei, als er sah, daß Catherine einen verneinenden Dank bezeichnend den Kopf schüttelte, »oder ich kann auch nach Paris zurückkehren und Erkundigungen einziehen . . . Oh! mein Gott! das wird schnell geschehen sein, das ist eine Sache von vierundzwanzig Stunden.«

Catherine streckte ihre fieberhafte Hand aus und reichte sie Pitou, dieser aber, der die Gunst nicht errieth, die ihm bewilligt war, erlaubte sich nicht, sie zu berühren.

»Nun, Herr Pitou?« fragte ihn lächelnd Catherine, »haben Sie Angst, mein Fieber zu bekommen?«

»Oh! entschuldigen Sie mich, Mademoiselle Catherine,« sagte Pitou, während er die feuchte Hand des Mädchens in seinen plumpen Händen preßte; »sehen Sie, ich verstand Sie nicht! Sie nehmen also meinen Vorschlag an?«

»Nein, im Gegentheil, Pitou, ich danke Dir. Das ist unnöthig; ich muß nothwendig morgen früh einen Brief von ihm bekommen.«

»Einen Brief von ihm! . . .« sagte Pitou lebhaft.

Dann hielt er inne und schaute mit Unruhe umher.

»Nun! ja, einen Brief von ihm,« erwiderte Catherine, indem sie selbst mit dem Blicke die Ursache suchte, welche so das freundliche Gemüth von Ange beunruhigen konnte.

»Einen Brief von ihm. ah! Teufel!« wiederholte Pitou, indem er sich wie ein verlegener Mensch aus die Nägel biß.

»Allerdings einen Brief von ihm. Was findest Du denn daran, daß er mir schreibt, so Außerordentliches?« versetzte Catherine, »Du, der Du Alles weißt, oder,« fügte sie mit leiser Stimme bei, »beinahe Alles.«

»Ich finde nichts Außerordentliches daran, daß er Ihnen schreibt . . . Wäre es *mir* erlaubt, Ihnen zu schreiben, Gott weiß, ich würde auch schreiben und zwar lange Briefe; aber ich habe bange . . .«

»Bange, wovor, mein Freund?«

»Daß der Brief von Herrn Isidor in die Hände Ihres Vaters fällt.«

»Meines Vaters?«

Pitou machte mit dem Kopfe eine dreifache Geberde, welche dreimal ja besagen wollte.

»Wie! meines Vaters!« fragte Catherine immer mehr erstaunt.

»Ist mein Vater nicht in Paris?«

»Ihr Vater ist in Pisseleu, Mademoiselle Catherine, im Pachthuse, hier in der Stube nebenan. Nur hat mit Herr Raynal verboten, in Ihr Zimmer einzutreten, wegen des Deliriums, sagte er, und er hat wohl daran gethan.«

»Und warum hat er wohl daran gethan?«

»Weil mir Herr Billot nicht sehr zärtlich in Beziehung aus Herrn Isidor gesinnt zu sein scheint, und weil er wegen eines einzigen Males, daß Sie seinen Namen aussprachen und er ihn hörte, eine heftige Grimasse machte, dafür stehe ich Ihnen.«

»Ah! mein Gott, mein Gott!« murmelte Catherine ganz schauernd, »was sagst Du mir da, Pitou?«

»Die Wahrheit . . . Ich hörte ihn sogar zwischen seinen Zähnen brummen: »»Es ist gut, es ist gut, man wird nichts sagen, so lange sie krank ist, doch hernach wird man sehen!«

»Pitou!« sprach Catherine, indem sie diesmal seine Hand mit einer so krampfhaften Geberde ergriff, daß um die Reihe, zu beben, an ihm war.

»Mademoiselle Catherine!« erwiderte er.

»Du hast Recht, seine Briefe dürfen nicht in die Hände meines Vaters fallen . . . mein Vater würde mich tödten.«

»Sie sehen wohl, Sie sehen wohl. Der Vater Billot gibt bei dieser Bagatelle der Vernunft kein Gehör,«

»Aber was ist zu thun?«
»Erklären Sie mir das, Mademoiselle.«
»Es gibt wohl ein Mittel.«
»Wenn es ein Mittel gibt, so muß man es anwenden,« versetzte Pitou.
»Doch ich wage nicht . . .«
»Wie! Sie wagen nicht?«
»Ich wage es nicht, Ihnen anzugeben, was man thun müßte.«
»Wie! das Mittel hängt von mir ab, und Sie wagen nicht, es mir zu nennen? Ah! Das ist nicht gut, Mademoiselle Catherine, und ich hätte nicht geglaubt, daß es Ihnen an Vertrauen zu mir gebricht.«
»Es gebricht mir nicht an Vertrauen zu Dir, mein lieber Pitou,« erwiderte Catherine.
»Ah! dann ist es gut,« sagte Pitou, sanft geliebkost durch die wachsende Vertraulichkeit von Catherine.
»Doch es wird viel Mühe für Dich sein, mein Freund.«
»Oh! wenn es nur Mühe für mich ist, so müssen Sie sich nicht darum bekümmern, Mademoiselle Catherine.«
»Du willigst also im Voraus ein, zu thun, was ich von Dir verlangen werde?«
»Sicherlich . . . Das heißt, wenn es nicht unmöglich ist.«
»Es ist im Gegentheil sehr leicht.«
»Wenn es sehr leicht ist, so sprechen Sie.«
»Du müßttest zu der Mutter Colombe gehen.«
»Zu der Gerstenzuckerhändlerin?«
»Ja, sie ist zugleich Austrägerin der Briefpost.«
»Ah! ich begreife und . . . ich werde ihr sagen, sie soll nur mir die an Sie adressirten Briefe zustellen?«
»Du wirst ihr sagen, sie soll nur Dir, Pitou, meine Briefe zustellen.«
»Mir?« versetzte Pitou. »Ah! ich hatte Anfangs nicht begriffen!«
Und er stieß seinen dritten oder vierten Seufzer aus.
»Du siehst ein, das ist das Sicherste, Pitou, wenn Du nicht etwa diesen Dienst mir nicht leisten willst.«
»Ich es Ihnen abschlagen, Mademoiselle Catherine? Ah! ja wohl!«
»Ich danke Dir!«
»Ich werde gehen, morgen werde ich sicherlich gehen.«
»Morgen, das ist zu spät, mein lieber Pitou; Du müßttest heute dahin gehen.«
»Wohl, es sei; heute, diesen Morgen, aus der Stelle!«
»Was für ein braver Junge bist Du, Pitou, und wie sehr liebe ich Dich!«
»Oh! Mademoiselle Catherine,« sprach Pitou, »sagen Sie mir nicht solche Dinge, Sie würden mich ins Feuer gehen machen.«
»Schau', wie viel Uhr es ist, Pitou,« sagte Catherine.
Pitou näherte sich der Uhr des Mädchens, welche am Kamine hing, und erwiderte dann:
»Halb sechs Uhr.«

»Nun,« murmelte Catherine, »mein lieber Freund Pitou . . .«

»Nun, Mademoiselle?«

»Es wäre vielleicht Zeit . . .«

»Daß ich zur Mutter Colombe ginge . . . Zu Ihren Befehlen, Mademoiselle. Doch Sie müßten ein wenig von dem Tranke nehmen; der Doctor hat einen Löffel voll alle halbe Stunden verordnet.«

»Ah, mein guter Pitou,« versetzte Catherine, während sie einen Löffel von dem Tranke des Apothekers voll goß und Pitou mit Augen anschaute, die sein Herz schmelzen machten, »was Du für mich thust, ist mehr werth, als alle Tränke der Welt.«

»Darum hat also der Doctor Raynal gesagt, ich besitze so große Anlagen, um ein Zögling der Medici, zu werden.«

»Doch wohin wirst Du sagen, daß Du gehest, Pitou, damit man im Pachthofe nichts muthmaßt?«

»Oh! was das betrifft, seien Sie unbesorgt.« erwiderte Pitou.

Und er nahm seinen Hut und fragte noch:

»Sollt ich Frau Clement aufwecken?«

»Oh! das ist unnöthig, laß sie schlafen, die arme Frau . . . Ich brauche nun nichts, als . . .«

»Als was?« versetzte Pitou.

Catherine lächelte.

»Ah! ja, ich habe es,« murmelte der Liebesbote, »den Brief von Herrn Isidor.«

Und nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fügte er bei:

»Nun, so seien Sie ruhig; wenn er dort ist, so werden Sie ihn bekommen; wenn er nicht dort ist . . .«

»Wenn er nicht dort ist?« fragte ängstlich Catherine.

»Wenn er nicht dort ist, damit Sie mich abermals anschauen, wie Sie mich vorhin anschauten, damit Sie mir abermals zulächeln, wie Sie mir so eben zugelächelt, damit Sie mich abermals Ihren lieben Pitou und Ihren guten Freund nennen, wenn er nicht dort ist . . . nun, so hole ich ihn in Paris.«

»Gutes, vortreffliches Herz!« sprach Catherine, während sie Pitou, der wegging, mit den Augen folgte.

Nach zehn Minuten wäre es der Kranken unmöglich gewesen, sich selbst zu sagen, ob das, was vorgefallen, eine durch die Rückkehr ihrer Vernunft herbeigeführte Wirklichkeit, oder ein durch ihr Delirium erzeugter Traum gewesen; was sie aber gewiß wußte, war, daß eine belebende, sanfte Frische sich aus ihrem Herzen nach den entferntesten Extremitäten ihrer vom Fieber und von Schmerzen gepeinigten Glieder verbreitete.

In dem Augenblick, wo Pitou die Küche durchschritt, richtete die Mutter Billot den Kopf auf.

Die Mutter Billot hatte sich seit drei Tagen nicht zu Bette gelegt und nicht geschlafen.

Seit drei Tagen hatte sie nicht ihren Schemel unter dem Kaminmantel verlassen, von wo aus ihre Augen in Ermangelung ihrer Tochter, zu welcher einzutreten ihr verboten war, wenigstens die Thüre vom Zimmer des Mädchens sehen konnten.

»Nun?« fragte sie.

»Mutter Billot, es ist besser.« erwiderte Pitou.

»Und wohin gehst Du denn?«

»Ich gehe nach Villers-Coterets.«

»Und was willst Du dort machen?«

Pitou stockte einen Augenblick.

Pitou war nicht der rasch besonnene Mensch.

»Was ich dort machen will?« wiederholte er, um Zeit zu gewinnen.

»Ja,« sprach die Stimme des Vater Billot, »meine Frau fragt Dich, was Du dort machen wollest.«

»Ich will den Doctor Raynal benachrichtigen.«

»Der Doctor Raynal hat Dir gesagt. Du sollst ihn nur benachrichtigen, wenn es Neues gebe.«

»Ja,« versetzte Pitou, »doch es geht besser mit Mademoiselle Catherine, und das scheint mir Neues zu sein.«

Mochte nun der Vater Billot die Antwort von Pitou entschieden finden, mochte er sich nicht zu schwierig gegen einen Menschen zeigen wollen, der ihm im Ganzen eine gute Kunde brachte, er machte keine andere Einwendung gegen den Abgang von Pitou.

Pitou entfernte sich also, während der Vater Billot in seine Stube zurückkehrte und die Mutter Billot ihren Kopf wieder auf ihre Brust fallen ließ.

Pitou kam nach Villers-Coterets um drei Viertel auf sechs Uhr Morgens.

Er weckte gewissenhaft den Doctor Raynal aus, um ihm zu sagen, daß es bei Catherine besser gehe, und ihn zu fragen, was weiter zu thun sei.

Der Doctor befragte ihn über seine Nachtwache, und zum großen Erstaunen von Pitou, der doch bei seinen Antworten mit der größten Vorsicht zu Werke ging, bemerkte der wackere Junge bald, daß der Doctor das, was zwischen ihm und Catherine vorgefallen war, beinahe so genau wußte, als wenn er, in irgend einem Winkel des Zimmers, hinter den Vorhängen der Fenster oder des Bettes seiner Unterredung mit dem Mädchen beigewohnt hätte.

Der Doctor Raynal versprach, im Laufe des Tages nach dem Pachthose zu kommen, hieß, statt jeder Verordnung, Catherine *immer aus demselben Fasse bedienen*, und entließ Pitou, welcher lange über diese räthselhaften Worte nachdachte und am Ende begriff, der Doctor empfehle ihm, fortwährend mit dem Mädchen vom Vicomte Isidor von Charny zu sprechen.

Vom Doctor ging es sodann zur Mutter Colombe. Die Briefträgerin wohnte immer noch außen an der Rue de Lormet, das heißt, am andern Ende der Stadt.

Er kam an, als sie ihre Thüre öffnete.

Die Mutter Colombe war eine große Freundin der Tante Angelique; diese Freundschaft hielt sie aber nicht ab, den Neffen zu schätzen.

Als er in den Laden der Mutter Colombe, der von Pfefferkuchen und Gerstenzucker strotzte, eintrat, sah Pitou zum ersten Male ein, wenn er in seiner Unterhandlung reussiren und es dahin bringen wolle, daß ihm die Briefträgerin die an Mademoiselle Catherine gerichteten Briefe herausgebe, so müsse er, wenn nicht die Bestechung, doch wenigstens die Verführung anwenden.

Er kaufte zwei Stangen Gerstenzucker und einen großen Pfefferkuchen.

Nachdem dieser Ankauf gemacht und bezahlt war, wagte er seine Bitte.

Er stieß aus mehrere ernste Schwierigkeiten.

Die Briefe sollten nur an die Personen, an welche sie adressirt waren, oder an Leute, die mit geschriebenen Vollmachten versehen, übergeben werden.

Die Mutter Colombe zweifelte nicht an dem Worte von Pitou, doch sie forderte eine geschriebene Vollmacht.

Pitou sah, daß er ein Opfer bringen mußte.

Er versprach, am andern Tage einen Schein für den Brief, wenn einer da wäre, und eine Vollmacht, für Catherine die andern Briefe, welche kommen würden, in Empfang zu nehmen, der Briefträgerin zu überbringen,— ein Versprechen, das er mit einem zweiten Ankauf von Gerstenzucker und Pfefferkuchen begleitete.

Wer kann dem widerstehen, welcher Handgeld gibt, und besonders aus eine so reichliche Art gibt!

Die Mutter Colombe machte nur noch schwache Einwendungen und erlaubte am Ende Pitou, ihr zur Post zu folgen, wo sie ihm den Brief an Catherine übergeben würde, sollte ein solcher angekommen sein.

Pitou folgte ihr, seine zwei Pfefferkuchen verspeisend und seine vier Stangen Gerstenzucker schnullend.

Nie, gar nie hatte er sich eine solche Verschwendung erlaubt; doch man weiß, durch die Freigebigkeit des Doctor Gilbert war Pitou reich.

Als er über den großen Platz ging, stieg er auf den Brunnen, legte den Mund an eine der vier Röhren, aus denen sich damals das Wasser ergoß, und absorbirte fünf Minuten lang den ganzen Ausfluß, ohne auch nur einen Tropfen fallen zu lassen. Ehe er wieder herabstieg, schaute er umher, und er erblickte eine Art von Schaubühne, welche mitten aus dem Platze aufgeschlagen war.

Da erinnerte er sich, daß im Augenblicke seines Abgangs stark davon die Rede gewesen war, sich in Villers-Coterets zu versammeln, um die Grundlagen eines Bündnisses zwischen dem Cantonshauptorte und den Dörfern der Umgegend zu bilden.

Die verschiedenen Privatereignisse, die sich schnell gefolgt waren, hatten ihn dieses politische Ereigniß, das jedoch nicht ganz ohne Wichtigkeit, vergessen lassen.

Er dachte sodann an die fünfundzwanzig Louis d'or, die ihm der Doctor Gilbert im Augenblicke seines Abgangs gegeben, um ihm die Nationalgarde von Haramont aus den bestmöglichen Fuß setzen zu helfen.

Und er richtete den Kopf mit Stolz auf bei dem Gedanken an die glänzende Figur, welche mittelst dieser fünfundzwanzig Louis d'or die dreiunddreißig Mann, die er unter seinen Befehlen hatte, spielen würden.

Das half ihm die zwei Pfefferkuchen und die vier Stücke Gerstenzucker verdauen, welche in Verbindung mit der Wassermasse, die er verschluckt, trotz der Wärme der Magensäfte, mit denen ihn die Natur versehen, hätten auf den Magen drücken können, wäre er des vortrefflichen Verdauungsmittels, das man die befriedigte Eitelkeit nennt, beraubt gewesen.

LIII.

Pitou als Geograph.

Während Pitou trank, während Pitou verdaute, während Pitou nachdachte, war ihm die Mutter Colombe weit vorangeschritten und in die Post eingetreten.

Doch Pitou kümmerte sich nicht hierum. Die Post lag in einem Gäßchen, das aus denjenigen Theil des Parkes ging, wo die Seufzer-Allee, schmachtenden Andenkens, war: mit fünfzehn tüchtigen Schritten würde n die Mutter Colombe wieder eingeholt haben.

Er führte diese fünfzehn Schritte aus und gelangte aus die Schwelle der Post gerade, als die Mutter Colombe mit ihrem Briefpaquet in der Hand herauskam.

Mitten unter allen ihren Briefen war ein in einem zierlichen Umschlage eingeschlossener und elegant mit Siegelack petschirter.

Dieser Brief hatte die Adresse von Catherine Billot; es war offenbar der, welchen Catherine erwartete.

Nach der abgeschlossenen Uebereinkunst wurde dieser Brief von der Austrägerin dem Käufer des Gerstenzuckers übergeben, welcher aus der Stelle nach Pisseleu freudig und zugleich traurig abging: freudig über das Glück, das er Catherine zurückbringen würde, traurig darüber, daß das Glück dem Mädchen aus einer Quelle zufloß, deren Wasser er so bitter an seinen Lippen fand!

Trotz dieser Bitterkeit aber war der Bote ein Mensch von so vortrefflicher Natur, daß er, um den verfluchten Brief rascher zu überbringen, unmerklich vom Schritt in den Trab und vom Trab in den Galopp übergang.

Fünfzig Schritte vom Pachthuse blieb er plötzlich stehen, denn er bedachte mit Recht, wenn er so keuchend und mit Schweiß bedeckt ankäme, könnte er wohl dem Vater Billot, der auf dem schmalen und dornigen Pfade des Verdachts zu gehen schien, Mißtrauen einflößen.

Er beschloß also auf die Gefahr, um ein paar Minuten im Verzug zu sein, mit ruhigerem Gange das Ende des Weges, den er noch zu machen hatte, zurückzulegen, und in dieser Absicht schritt er mit dem Ernste von einem jener Vertrauten der Tragödie fort, denen ihn wirklich das Vertrauen von Catherine ähnlich machte, als er, da er am Zimmer der jungen Kranken vorüberging, bemerkte, daß die Wärterin, ohne Zweifel, um ein wenig frische Lust in dieses Zimmer einzulassen, das Fenster etwas geöffnet hatte.

Pitou drang zuerst mit seiner Nase und dann mit einem Auge in die Oeffnung. Weiter konnte er nicht eindringen wegen des Riegels.

Doch das genügte ihm, um zu sehen, daß Catherine wachte und wartete, und das genügte Catherine, um zu bemerken, daß Pitou geheimnißvolle Zeichen machte.

»Einen Brief!« . . .stammelte das Mädchen, »einen Brief!«

»St!« machte Pitou.

Und mit dem Auge eines Wildschützen, der alle Aufseher eines Jagdreviers von der Fährte abbringen will, umherschauend, schleuderte er, da er sich allein sah, seinen Brief durch die Oeffnung, und zwar mit einer solchen Geschicklichkeit, daß er gerade in eine Art von Vertiefung fiel, die diejenige, welche ihn erwartete, unter ihrem Kopfkissen bereitet hatte.

Dann, ohne einen Dank abzuwarten, der ihm nicht entgehen konnte, sprang er zurück und verfolgte seinen Weg nach der Thüre des Pachthofes, auf dessen Schwelle er Billot fand.

Wäre die Krümmung nicht gewesen, welche die Mauer bildete, so hätte der Pächter gesehen, was vorgefallen, und Gott weiß, was bei der Stimmung des Geistes, in der er sich zu befinden schien, die Folge dieser an die Stelle des einfachen Verdachts getretenen Gewißheit gewesen wäre.

Der ehrliche Pitou war nicht daraus gefaßt, sich dem Pächter von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu sehen, und empfand, daß er unwillkürlich bis über die Ohren erröthete.

»Oh! Herr Billot,« sagte er, »wahrhaftig, Sie haben mir bange gemacht!«

»Bange Dir, Pitou! . . . Einem Kapitän der Nationalgarde! . . . Einem Sieger der Bastille bange!«

»Was wollen Sie?« versetzte Pitou, »es gibt solche Augenblicke. Ei! wenn man nichts vermuthet . . .«

»Ja,« unterbrach ihn Billot, »wenn man die Tochter zu treffen erwartet, aber den Vater trifft.«

»Oh! was das betrifft, nein,« versetzte Pitou, »ich erwartete nicht, Mademoiselle Catherine zu treffen; oh! nein; obgleich es immer besser bei ihr geht, wie ich hoffe, ist sie doch noch zu krank, um auszustehen.«

»Hast Du ihr nichts zu sagen?« fragte Billot.

»Wem?«

»Catherine.«

»Ja, Ich soll ihr melden, Herr Raynal habe gesagt, es sei gut und er werde im Verlaufe des Tages kommen: doch ein Anderer kann ihr das ebenso gut erzählen als ich.«

»Ueberdies muß Du Hunger haben, nicht wahr?«

»Hunger? . . . Durchaus nicht.«

»Wie! Du hast keinen Hunger?« rief der Pächter.

Pitou sah, daß ihm eine Dummheit entfahren war.

Pitou, der um acht Uhr Morgens keinen Hunger hatte, war eine Störung im Gleichwichte der Natur.

»Gewiß habe ich Hunger!« sagte er.

»Nun, so tritt ein und iß; die Tagelöhner sind gerade beim Frühstück und mußten Dir einen Platz aufbewahren.«

Pitou trat ein.

Billot folgte ihm mit den Augen, obgleich die Treuherzigkeit des jungen Menschen beinahe seinen Verdacht abgelenkt hatte. Er sah, wie er sich oben an den Tisch setzte und seinen Laib Brod und seinen Teller Speck angriff, als hätte er nicht zwei große Pfefferkuchen, vier Stangen Gerstenzucker und eine Pinte Wasser auf dem Magen.

Es ist nicht zu leugnen, aller Wahrscheinlichkeit nach war der Magen von Pitou schon wieder frei geworden.

Pitou verstand es nicht, viele Dinge zugleich zu thun, doch er that gut, was er that. Von Catherine mit einem Auftrage betraut, hatte er diesen gut vollzogen, von Billot zum Frühstück eingeladen, frühstückte er gut.

Billot beobachtete ihn fortwährend, doch als er sah, daß seine Augen sich nicht von seinem

Teller abwandten, als er wahrnahm, daß sich seine Sorge auf die Flasche Obstmost beschränkte, die er vor sich hatte, als er bemerkte, daß sein Blick nicht einmal die Thüre von Catherine gesucht hatte, glaubte er am Ende, der kleine Marsch von Pitou nach Villers-Coterets habe keinen andern Zweck gehabt, als den von ihm angegebenen.

Gegen das Ende des Frühstücks von Pitou wurde die Thüre von Catherine geöffnet, und Frau Clement trat heraus und schritt durch die Küche mit dem demüthigen Lächeln der Krankenwärterinnen auf den Lippen; sie kam, um ihre Tasse Kaffee zu holen.

Es versteht sich, daß sie um sechs Uhr Morgens, das heißt, eine Viertelstunde nach dem Abgange von Pitou, zum ersten Male erschienen war, um ihr Gläschen Branntwein zu fordern, das Einzige, was sie, wie sie sagte, wenn sie eine ganze Nacht gemacht hatte, aufrecht hielt.

Als sie sie erblickten, ging Frau Billot aus sie zu und trat Herr Billot wieder ein . . . Beide erkundigten sich nach der Gesundheit von Catherine.

»Es geht immer besser,« erwiderte Frau Clement; »ich glaube indessen, daß in diesem Augenblick Mademoiselle Catherine ein wenig delirirt.«

»Wie deliriren?« versetzte der Vater Billot; »das hat sie also wieder befallen!«

»Oh! mein Gott! mein armes Kind!« murmelte die Pächterin.

Pitou richtete den Kopf auf und horchte.

»Ja,« fügte Frau Clement bei, »sie spricht von einer Stadt Namens Turin, von einem Lande genannt Sardinien und ruft Herr Pitou, daß er ihr sage, was für ein Land und was für eine Stadt dies sei.«

»Hier bin ich!« sagte Pitou, indem er rasch den Rest seines Kännchens Obstmost verschluckte und den Mund mit seinem Aermel abwischte.

Der Blick des Vater Billot hielt ihn zurück.

»Das heißt,« sagte er, »wenn es Herr Billot für geeignet erachtet, daß ich Mademoiselle Catherine die Erklärungen gebe, die sie zu haben wünscht . . .«

»Warum nicht?« versetzte die Mutter Billot; »da es nach Dir verlangt, das arme Kind, gehe, mein Junge; um so mehr, als Herr Raynal gesagt hat, Du seist ein guter Zögling der Medicin.«

»Bei Gott!« rief Pitou naiv, »fragen Sie nur Frau Clement, wie wir Mademoiselle Catherine heute Nacht gepflegt haben . . . Frau Clement, die würdige Frau! hat nicht einen Augenblick geschlafen, und ich auch nicht.«

Es war eine große Geschicklichkeit von Pitou, diesen zarten Punkt hinsichtlich der Krankenwärterin anzugreifen. Indeß sie einen vortrefflichen Schlaf von Mitternacht bis um sechs Uhr Morgens gethan hatte, erklären, sie habe nicht einen Augenblick geschlafen, hieß sich aus ihr eine Freundin, mehr als eine Freundin, eine Genossin machen.

«Es ist gut!« sprach der Vater Billot; »da Catherine nach Dir verlangt, gehe zu ihr. Es kommt! vielleicht ein Augenblick, wo sie auch nach nach ihrer Mutter und mir, verlangen wird.«

Pitou fühlte instinctartig, daß ein Sturm in der Luft war, und wie der Hirte auf dem Felde, obgleich bereit, diesem Sturme zu trotzen, wenn es sein müßte, suchte er nichtsdestoweniger zum Voraus einen Zufluchtsort, um sein Haupt zu verbergen.

Dieser Zufluchtsort war Haramont.

In Haramont war er König. Was sage ich, König? Er war mehr als König: er war Commandant der Nationalgarde, er war Lafayette!

Ueberdies hatte er Pflichten, die ihn nach Haramont riefen.

Er gelobte sich auch, wenn seine Maßregeln mit Catherine getroffen wären, rasch nach Haramont zurückzukehren.

Dieses Vorhaben in seinem Kopfe feststellend, trat er mit der ausgesprochenen Erlaubniß von Herrn Billot und mit der stillschweigenden von Frau Billot in das Zimmer der Kranken ein.

Catherine erwartete ihn mit Ungeduld; nach der Gluth ihrer Augen, nach der Färbung ihrer Wangen konnte man glauben, sie werde, wie es Frau Clement gesagt hatte, vom Fieber beherrscht.

Kaum hatte Pitou die Thüre des Zimmers von Catherine hinter sich zugemacht, als diese, die ihn an seinem Tritte erkannte und überdies seit anderthalb Stunden erwartete, sich rasch umwandte und ihre Hände nach ihm ausstreckte.

»Ah! bist Du da, Pitou?« sagte das Mädchen. »Wie lange bist Du ausgeblieben?«

»Das ist nicht meine Schuld, Mademoiselle,« erwiderte Pitou, »Ihr Vater hat mich zurückgehalten.«

»Mein Vater?«

»Er selbst . . . Oh! er muß etwas vermuthen. Und dann überdies,« fügte Pitou mit einem Seufzer bei, »überdies beeilte ich mich nicht; ich wußte, daß Sie haben, was Sie zu haben wünschten.«

»Ja, Pitou . . . ja,« versetzte das Mädchen, die Augen niederschlagend, . . . »und ich danke Dir.« Dann setzte sie mit leiser Stimme hinzu: »Du bist sehr gut, Pitou, und ich liebe Dich ungemein!«

»Sie sind selbst sehr gut, Mademoiselle Catherine,« erwiderte Pitou dem Weinen nahe, denn er fühlte, daß diese ganze Freundschaft für ihn nur ein Reflex ihrer Liebe für einen Andern war, und im Grunde des Herzens, so, bescheiden der arme Junge, demüthigte es ihn doch, daß er der Mond von Charny sein sollte.

Er fügte auch rasch bei:

»Ich habe es nur gewagt, Sie zu stören, Mademoiselle Catherine, weil man mir sagte, Sie wünschen etwas zu wissen.«

Catherine griff mit der Hand nach ihrem Herzen; sie suchte hier den Brief von Isidor, ohne Zweifel, um daraus den Muth zu schöpfen, Pitou zu befragen.

Endlich, nach einer Anstrengung, fragte sie: »Pitou, der Du so gelehrt, kannst Du mir sagen, was Sardinien ist?«

Pitou beschwor alle seine geographischen Erinnerungen herauf.

»Warten Sie doch . . . warten Sie doch, Mademoiselle,« erwiderte er, »ich muß das wissen. Unter der Zahl der Dinge, die der Herr Abbé Fortier uns zu lehren sich bemühte, war die Geographie. Warten Sie doch . . . Sardinien . . . ich werde sogleich dort sein . . . Ah! wenn ich das erste Wort wiederfände, würde ich Ihnen Alles sagen!«

»Oh! sucht Pitou, suche!« rief Catherine, die Hände faltend.

»Bei Gott! das thue ich auch. Sardinien . . . Ah! nun habe ich es! . . .«

Catherine athmete.

»Sardinien,« sprach Pitou, »die *Sardinia* der Römer, eine von den drei großen Inseln des Mittelländischen Meeres, im Süden von Corsica, von dem es durch die Meerenge von Bonifacio

getrennt ist, gehört zu den sardinischen Staaten, welche ihren Namen hiervon haben, und die man das Königreich Sardinien nennt; es hat sechzig Meilen von Norden nach Süden, sechzehn von Osten nach Westen und zählt 54000 Einwohner; Hauptstadt, Cagliari. Das ist Sardinien, Mademoiselle Catherine.«

»Oh! mein Gott!« rief das Mädchen, »wie glücklich bist Du, daß Du alle diese Dinge weißt, Pitou!«

»Es ist wahr,« versetzte Pitou, befriedigt, in seiner Eitelkeit, wenn auch verletzt in seiner Liebe, »es ist wahr, ich habe ein ziemlich gutes Gedächtniß.«

»Und nun,« fragte weiter Catherine, doch um weniger Schüchternheit, »nun, da Du mir gesagt haßt, was Sardinien ist, willst Du mir wohl auch sagen, wo! Turin ist?«

»Turin? . . .« wiederholte Pitou, »sicherlich, Mademoiselle Catherine, ich werde es Ihnen mit Vergnügen sagen, wenn ich mich nämlich erinnern kann.«

»Oh! suche Dich zu erinnern; das ist das Wichtigste, Pitou.«

»Ei! ist es das Wichtigste, so muß ich wohl . . . Ueberdies, wenn ich mich nicht erinnere, werde ich nach forschen.«

»Ich . . .« sagte Catherine, »ich möchte es sogleich wissen . . . Suche also, mein lieber Pitou, suche.«

Catherine sprach diese Worte mit einer so liebkosenden Stimme, daß sie einen Schauer den ganzen Leib von Pitou durchlaufen machte.

»Ah! ich suche . . . Mademoiselle,« erwiderte er, »ich suche.«

Catherine ließ kein Auge von ihm.

Pitou warf den Kopf zurück, als wollte er den Plafond befragen.

»Turin . . .« sagte er, »Turin . . . Ei! Mademoiselle, das ist schwieriger als Sardinien . . . Sardinien ist eine große Insel des Mittelländischen Meeres, und es gibt nur drei große Inseln im Mittelländischen Meer: Sardinien, das dem König von Piemont gehört, Corsica, das dem König von Frankreich gehört, und Sicilien, das dem König von Neapel gehört, während Turin eine einfache Hauptstadt ist.«

»Wie hast Du in Beziehung aus Sardinien gesagt, mein lieber Pitou? . . .«

»Ich habe gesagt, Sardinien, das dem König von Piemont gehört, und ich glaube mich nicht zu täuschen.«

»So ist es . . . ganz richtig, mein lieber Pitou. Isidor sagt in seinem Briefe, er gehe nach Turin in Piemont.«

»Ah!« versetzte Pitou, »ich begreife nun . . . Gut! gut! Gut! . . . Nach Turin hat Herr Isidor der König geschickt, und um zu wissen, wohin Herr Isidor geht, befragen Sie mich.«

»Warum sonst, wenn nicht um seinetwillen?« versetzte das Mädchen. »Was gehen mich Sardinien, Piemont, Turin an? . . . So lange er nicht dahin ging, habe ich nichts von dieser Insel, von dieser Hauptstadt gewußt, und ich bekümmerte mich wenig darum. Doch er ist nach Turin abgereist . . . begreifst Du, mein lieber Pitou? und ich will wissen, was Turin ist . . .«

Pitou stieß einen schweren Seufzer aus, schüttelte den Kopf, strengte aber nichtsdestoweniger alle seine Kräfte an, um Catherine zu befriedigen.

»Turin . . .« sagte er, »warten Sie . . . Hauptstadt von Piemont . . . Turin . . . Ich habe es! Turin, Bodincomagus, Taurasia, Colonia Julia, Augusta Taurinorum bei den Alten, heute die

Hauptstadt von Piemont und der sardinischen Staaten, zwischen dem Po und der Dora liegend, eine der schönsten Städte Europas. Bevölkerung 120.000 Einwohner; regierender König Karl Emmanuel . . . Das ist Turin, Mademoiselle Catherine.«

»Und in welcher Entfernung liegt Turin von Pisseleu? Du, der Du Alles weißt, Pitou, mußt auch dies wissen . . .«

»Ah! ja!« versetzte Pitou, »ich werde Ihnen wohl sagen, wie weit Turin von Paris entfernt liegt, aber von Pisseleu, das ist schwierig.«

»Nun, so sage zuerst von Paris, Pitou, und wir werden sodann die achtzehn Meilen von Pisseleu bis Paris beifügen.«

»Halt! das ist bei meiner Treue wahr,« rief Pitou.

Und er fuhr fort:

»Entfernung von Paris zweihundertundsechs Meilen, von Rom hundertundvierzig, von Konstantinopel . . .«

Ich brauche nur Paris, mein lieber Pitou.

Zweihundert und sechs Meilen . . .und achtzehn, das macht zweihundertvierundzwanzig. Er ist also zweihundertvierundzwanzig Meilen von mir entfernt . . .Vor drei Tagen war er da . . .eine Stunde von hier . . .an meiner Seite . . .und heute . . .heute . . .« fügte Catherine in Thränen zerfließend und die Hände ringend bei, »heute ist er zweihundertvierundzwanzig Meilen von mir entfernt! . . .«

»Oh! noch nicht,« bemerkte Pitou schüchtern: »er ist vorgestern erst abgereist . . .er hat den halben Weg zurückgelegt, und dies kaum.«

»Und wo ist er dann?«

»Oh! was das betrifft, das weiß ich nicht,« erwiderte Pitou, »der Abbé Fortier lehrte uns zwar, was die Königreiche und die Hauptstädte sind, er sagte uns aber nichts von den Wegen, welche dahin führen.«

»Das ist also Alles, was Du weißt, mein lieber Pitou?«

»Oh! mein Gott, ja,« erwiderte der Geograph, gedemüthigt dadurch, daß er so schnell die Grenzen seines Wissens berührte, »wenn nicht etwa noch, daß Turin ein Aristokratennest ist!«

»Was will das besagen?«

»Das will besagen, Mademoiselle, daß sich in Turin alle Prinzen, alle Prinzessinnen und alle Emigranten versammelt haben: der Herr Graf d'Artois, der Herr Prinz von Condé, Frau von Polignac, kurz, eine Masse von Schurken, welche gegen die Nation conspiriren, und denen man hoffentlich eines Tags den Kopf mit einer sehr sinnreichen Maschine, die soeben Herr Guillotin erfindet, abschlagen wird.«

»Oh! Pitou!«

»Was denn?«

»Du wirst wieder grausam, wie bei Deiner ersten Rückkehr von Paris.«

»Grausam! . . .Ich!« rief Pitou. »Ah! es ist wahr . . .Ja, ja, ja . . .Herr Isidor ist einer von diesen Aristokraten, und Sie haben bange für ihn.«

Dann fügte er mit einem von den schweren Seufzern, die wir wiederholt bezeichnet haben, bei:

»Sprechen wir nicht hiervon . . .Sprechen wir von Ihnen, Mademoiselle Catherine, und auf

welche Art ich Ihnen angenehm sein kann.«

»Mein lieber Pitou,« erwiderte Catherine, »der Brief, den ich diesen Morgen empfangen habe, ist wahrscheinlich nicht der einzige, den ich empfangen werde . . .«

»Und Sie wünschen, daß ich die andern hole wie diesen?«

»Pitou, da Du angefangen hast, so gut zu sein . . .«

»So soll ich auch fortfahren, nicht wahr?«

»Ja.«

»Herzlich gern.«

»Du begreifst wohl, daß ich, von meinem Vater bewacht, wie ich dies sein werde, nicht in die Stadt gehen kann . . .«

»Ah! ich muß Ihnen wohl sagen, daß er mich auch ein wenig bewacht, der Vater Billot;, ich habe es an seinem Auge gesehen.«

»Ja, doch Dir, Pitou, kann er nicht nach Haramont folgen, und wir können in Betreff eines Ortes übereinkommen, wo Du die Briefe niederlegst.«

»Oh! sehr gut,« erwiderte Pitou, »zum Beispiel der große hohle Weidenbaum, der bei der Stelle ist, wo ich Sie ohnmächtig gesunden habe?«

»Ganz richtig. Das ist nicht weit vom Pachthofe entfernt und kann doch von den Fenstern aus nicht gesehen werden. Abgemacht also. Du bringst sie dorthin?«

»Ja, Mademoiselle Catherine.«

»Nur sei besorgt daß man Dich nicht steht.«

»Fragen Sie doch die Jagdaufseher der Hut vor, Longpré, von Taille-Fontaine und von Montaigu, ob sie mich je gesehen, und ich habe ihnen doch Dutzende von Kaninchen weggeblasen! . . .Aber Sie, Mademoiselle Catherine, wie werden Sie es machen, um sie zu holen?«

»Ich? . . .Oh! ich,« erwiderte Catherine mit einem Lächeln voll Hoffnung und Willen, »ich werde sehr rasch zu genesen suchen.«

Pitou stieß den schwersten von den Seufzern los, die er noch ausgestoßen hatte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und der Doctor Raynal erschien.

LIV.

Pitou als Montirungs-Kapitän.

Dieser Besuch kam sehr gelegen, um den Abgang von Pitou zu erleichtern.

Der Doctor näherte sich der Kranken, nicht ohne zu bemerken, welche bedeutende Veränderung sich bei ihr seit dem vorhergehenden Tage bewerkstelligt hatte.

Catherine lächelte dem Doctor zu und reichte ihm den Arm.

»Ah!« sagte der Doctor, »geschähe es nicht um des Vergnügens willen, Ihre hübsche Hand zu berühren, meine liebe Catherine, so würde ich nicht einmal Ihren Puls befragen. Ich wette, wir überschreiten nicht fünfundsiebzig Schläge in der Minute.«

»Es geht allerdings viel besser, Doctor, und Ihre Verordnungen haben Wunder gethan.«

»Meine Verordnungen . . . hm! hm!« versetzte der Doctor. »Sie begreifen, es ist mir ganz lieb, wenn alle Ehre Ihrer Wiedergenesung mir zufällt; doch ich muß, so eitel ich bin, einen Theil dieser Genesung meinem Zögling Pitou überlassen.«

Dann schlug er die Augen zum Himmel und sprach:

»O Natur, Natur! mächtige Ceres, große Isis, wie viel Geheimnisse bewahrst du noch für diejenigen, welche dich zu befragen wissen werden!«

Und er wandte sich nach der Thüre und rief:

»Auf! auf! tretet ein, Vater mit dem düsteren Gesichte, Mutter mit dem bangeren Auge, und seht die theure Kranke; sie bedarf, um völlig zu genesen, nur noch Eurer Liebe und Eurer Zärtlichkeit.«

Als sie die Stimme des Doctors vernahmen, lief der Vater Billot und die Mutter Billot herbei: der Vater Billot mit einem Ueberreste von Argwohn in der Physiognomie, die Mutter Billot mit einem strahlenden Gesichte.

Während sie eintraten, nahm Pitou, nachdem er den letzten Blick, den ihm Catherine zuwarf, erwidert hatte, seinen Abgang.

Lassen wir Catherine, welche der auf ihrem Herzen liegende Brief von Isidor fortan der Anwendung von Eis auf ihrem Kopfe und von Senf auf ihren Füßen überhebt, lassen wir Catherine unter den Liebkosungen ihrer würdigen Eltern zur Hoffnung und zum Leben zurückkehren und folgen wir Pitou, der ganz einfach und naiv eine der schwierigsten vom Christenthum den christlichen Seelen auferlegten Pflichten, die Selbstverleugnung und die Aufopferung für seinen Nebenmenschen, geübt hatte.

Wollten wir sagen, der arme Junge habe Catherine mit freudigem Herzen verlassen, so würden wir zu viel sagen. Wir beschränken uns darauf, daß wir versichern, er habe sie mit zufriedenerm Herzen verlassen. Obgleich er sich keine Rechenschaft von der Größe der Handlung gegeben, die er vollführt, fühlte er doch an den Glückwünschen der inneren Stimme, welche Jeder in sich trägt, daß er etwas Gutes und Frommes gethan hatte, nicht aus dem Gesichtspunkte der Moral, welche sicherlich die Verbindung von Catherine mit dem Vicomte von Charny, das heißt einer Bäuerin mit einem vornehmen Herrn verwarf, sondern aus dem Gesichtspunkte der Humanität.

In der Zeit aber, von der wir sprechen, war die Humanität eines von den Modeworten, und Pitou, der dieses Wort mehr als einmal ausgesprochen, ohne zu wissen, was es besagen wollte, Pitou hatte es in Ausübung gebracht, ohne genau zu wissen, was er gethan.

Was er gethan, war eine Sache, die er aus Geschicklichkeit hätte thun müssen, würde er sie nicht aus Seelengüte gethan haben. Von einem Nebenbuhler von Charny, — eine Stellung, die er unmöglich behaupten konnte, — war Pitou der Vertraute von Catherine geworden.

Statt ihn hart anzulassen, statt ihn zurückstoßend zu behandeln, statt ihn vor die Thüre zu setzen, wie sie es bei der Rückkehr von seiner ersten Reise nach Paris gethan, hatte ihm Catherine geschmeichelt, ihn gedutzt, geliebkost.

Als Vertrauter hatte er erlangt, was er als Nebenbuhler nie geträumt, — abgesehen von dem, was er noch erlangen würde, nach dem Maße, in welchem die Ereignisse seine Theilnahme an dem geheimen Leben und den verborgenen Gefühlen des schönen Bauernmädchens immer nothwendiger machen würden.

Um sich diese Zukunft freundlicher Zärtlichkeiten zu erhalten, fing Pitou damit an, daß er Frau Colombe eine ihm von Catherine gegebene, beinahe unleserliche Vollmacht brachte, nach der er für sie und in ihrem Namen alle Briefe, welche für sie und mit ihrem Namen ankämen, empfangen sollte.

Dieser geschriebenen Vollmacht fügte Pitou noch ein mündliches Versprechen von Catherine bei, die sich anheischig machte, am nächsten Martini den Tagelöhnern von Pisseleu einen ganz aus Pfefferkuchen und Gerstenzucker bestehenden Imbiß zu geben.

Gegen diese Vollmacht und dieses Versprechen, wodurch zugleich das Gewissen und die Interessen der Mutter Colombe gesichert wurden, machte sich diese anheischig, jeden Morgen die Briefe, welche für Catherine ankommen könnten, in Empfang zu nehmen und zur Verfügung von Pitou zu stellen.

Nachdem dieser Punkt geordnet war, wanderte Pitou, der nichts mehr in der Stadt, wie man prunkhaft Villers-Coterets nannte, zu thun hatte, nach dem Dorfe.

Die Rückkehr von Pitou nach Haramont war ein Ereigniß. Seine hastige Abreise nach der Hauptstadt hatte eine große Anzahl von Commentaren hervorgerufen, und nach dem, was in Folge des von Paris durch einen Adjutanten von Lafayette überschickten Befehls, sich der beim Abbé Fortier aufbewahrten Gewehre zu bemächtigen, geschehen war, hatten die Haramonter keinen Zweifel mehr an der politischen Wichtigkeit von Pitou gehabt. Die Einen sagten, er sei nach Paris durch den Doctor Gilbert berufen worden; die Andern, durch den General Lafayette, und wieder Andere, — das war allerdings die kleinste Zahl, — durch den König.

Ogleich Pitou nichts von den Gerüchten wußte, die sich in seiner Abwesenheit verbreitet hatten, Gerüchte, welche ganz zu seinen Gunsten lauteten, kehrte er nichtsdestoweniger mit einer solchen Würde in seine Heimath zurück, daß Jedermann über diese Würde erstaunt war.

Um in ihrer wahren Größe gesehen zu werden, müssen die Menschen aus dem Terrain gesehen werden, das ihnen eigen ist. Schüler in der Anstalt des Herrn Abbé Fortier, Tagelöhner im Pachthofe des Herrn Billot, war Pitou Mann, Bürger, Kapitän in Haramont.

Abgesehen davon, daß er als Kapitän außer fünf bis sechs Louis d'or, die ihm eigen gehörten, wie man sich erinnert, fünfundzwanzig Louis d'or mitbrachte, welche ihm großmüthig der Doctor Gilbert für die Equipirung und Montirung der Nationalgarde von Haramont gegeben hatte.

Kaum war er auch in seinem Hause, kaum erschien der Trommler bei ihm zum Besuche, als er diesem befahl, für den nächsten Sonntag Mittag eine officielle Revue mit Sack und Pack aus dem großen Platze von Haramont anzukündigen.

Nun zweifelte man nicht mehr, Pitou habe eine Mittheilung der Nationalgarde von Haramont im Auftrage der Regierung zu machen.

Viele kamen zu Pitou und ließen sich mit ihm in ein Gespräch ein, um vor den Anderen etwas von diesem großen Geheimnisse zu erfahren; Pitou aber beobachtete in Betreff der öffentlichen Angelegenheiten ein majestätisches Stillschweigen.

Am Abend ging Pitou, den die öffentlichen Angelegenheiten ebenso wenig seinen Privatangelegenheiten entzogen, als ihn die Privatangelegenheiten den öffentlichen abwendig machen konnten, ging Pitou hinaus, um seine Schlingen zu legen und Vater Clouis zu begrüßen, was ihn nicht verhinderte, um sieben Uhr Morgens bei Meister Dulauroy, dem Schneider, zu sein, nachdem er in seinem Hause in Haramont drei Kaninchen und einen Hasen niedergelegt und sich bei Mutter Colombe erkundigt hatte, ob keine Briefe für Catherine da seien.

Es fanden sich keine vor, und Pitou war beinahe betrübt, indem er an den Kummer dachte, den hierüber die arme Wiedergenesende empfinden werde.

Der Besuch bei Herrn Dulauroy hatte zum Zweck, zu erfahren, ob dieser die Montirung der Nationalgarde von Haramont auf Lieferung übernehmen und welchen Preis er dafür verlangen würde.

Meister Dulauroy machte die bei solchen Vorkommenheiten üblichen Fragen über den Wuchs der Individuen, auf welche Fragen Pitou dadurch antwortete, daß er ihm mit Namen den Etat der dreiunddreißig Mann vor Augen legte, welche, Officiere, Unterofficiere und Soldaten, den Effectivstand der Bürgergarde von Haramont bildeten.

Da die ganze Mannschaft dem Meister Dulauroy bekannt war, so berechnete man Größe und Länge, und, mit Feder und Kreide in der Hand erklärte der Schneider, er könne dreiunddreißig Röcke und dreiunddreißig Paar Hosen in anständiger Beschaffenheit nicht um weniger, als um dreiunddreißig Louis d'or liefern.

Und Pitou dürfte um diesen Preis nicht einmal völlig neues Tuch fordern.

Pitou schrie auf und behauptete, er wisse aus dem Munde von Lafayette selbst, daß er drei Millionen Mann, welche die Bürgergarde Frankreichs bilden, für fünfundzwanzig Livres den Mann habe kleiden lassen, was fünfundsiebenzig Millionen für das Ganze mache.

Meister Dulauroy entgegnete, bei einer solchen Zahl, wenn man im Einzelnen verliere, vermöge man sich beim Ganzen herauszuziehen, er aber, und das sei sein letztes Wort, könne nicht mehr thun, als die Bürgergarde von Haramont um zweiundzwanzig Franken den Mann kleiden, und in Betracht der nothwendigen Vorschüsse könne er auch die Sache nur gegen baar Geld unternehmen.

Pitou zog eine Hand voll Gold aus der Tasche und erklärte, das wäre kein Hinderniß, allein er sei in seinem Preise beschränkt, und wenn Meister Dulauroy sich weigere, die dreiunddreißig Röcke und ebenso viel Paare Hosen zu verfertigen, so werde er den Antrag dem Meister Bligny, dem Zunftgenossen und Nebenbuhler von Meister Dulauroy, machen, da er ihm nur den Vorzug als einem Freunde der Tante Angelique gegeben habe.

Es war in der That Pitou nicht unangenehm, wenn die Tante Angelique auf einem Umwege erfuhr, er, Pitou, habe Gold die Hülle und die Fülle, und er bezweifelte nicht, noch an demselben

Abend werde ihr der Schneider berichten, was er gesehen, nämlich, daß Pitou reich war wie der selige Crösus.

Die Drohung, anderswo einen Auftrag von solcher Bedeutung zu geben, brachte ihre Wirkung, hervor und Meister Dulauroy ging ein, was Pitou haben wollte. Dieser aber forderte, daß ihm seine Kleidung von neuem Tuche, gleichviel ob von seinem oder grobem, — er liebte das grobe mehr als das feine, — die Epauletten mitbegriffen in den Kauf, geliefert werden müsse.

Das war der Gegenstand einer neuen Debatte, welche nicht minder lang und nicht minder hitzig als die erste, doch auch bei dieser siegte Pitou in Folge der erschrecklichen Drohung, von Meister Bligny zu erlangen, was er nicht bei Meister Delauroy durchsetzen könnte.

Das Resultat dieser ganzen Verhandlung war, daß Meister Dulauroy sich anheischig machte, am nächsten Sonnabend einunddreißig Röcke und eben so viel Paare Hosen für die Soldaten, zwei Röcke und zwei Paare Hosen für Sergent und Lieutenant, und einen Rock und ein Paar Hosen für den Kapitän, den Rock mit seinen Epauletten geschmückt, zu liefern.

Würde nicht pünktlich geliefert, so blieb die Bestellung auf Rechnung des säumigen Schneiders, da die Feierlichkeit des Bündnisses, das Villers-Coterets und die zu diesem Cantonhauptorte gehörenden Dörfer schließen wollten, am Sonntag, den andern Tag nach diesem Sonnabend, stattfinden sollte.

Diese Bedingung wurde angenommen wie die andern.

Um neun Uhr Morgens war die große Angelegenheit zu Ende gebracht.

Um halb zehn Uhr kehrte Pitou, zum Voraus ganz stolz aus die Ueberraschung, die er seinen Mitbürgern bereitete, nach Haramont zurück.

Um elf Uhr schlug der Trommler den Rappel.

Um Mittag manœvrierte die Nationalgarde unter den Waffen mit der gewöhnlichen Präcision auf dem öffentlichen Platze des Dorfes. Nach einem Manoeuvre von einer Stunde, das dieser wackeren Nationalgarde die Lobeserhebungen ihres Führers und die Bravos der Weiber, der Kinder und der Greise eintrug, die diesem Schauspiele mit der rührendsten Theilnahme zusahen, rief Pitou den Sergent Claude Tellier und den Lieutenant Desiré Maniquet zu sich und befahl ihnen, ihre Leute zu versammeln und sie im Namen von ihm, Pitou, im Namen von Doctor Gilbert, im Namen von General Lafayette und endlich im Namen des Königs aufzufordern, sich zu Meister Dulauroy, dem Schneider von Villers-Coterets, zu begeben, der ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen habe.

Die Trommel wurde abermals gerührt, der Sergent und der Lieutenant, welche nicht minder unwissend als die Soldaten, an die sie sich wandten, überbrachten ihren Leuten wortgetreu den Befehl des Kapitäns; dann vernahm man von der schallenden Stimme von Pitou den Ruf: »Eingerückt!«

Fünf Minuten nachher liefen die einunddreißig Soldaten der Bürgergarde von Haramont nebst dem Sergenten Claude Tellier und dem Lieutenant Desiré Maniquet, als hätte man ihnen die Milz ausgenommen, aus der Straße nach Villers-Coterets. Am Abend gaben die zwei Spielleute von Haramont dem Kapitän eine Serenade; die Lust ward durchfurcht von Petarden, Raketen und romanischen Lichtern, und einige, allerdings etwas weinschwere, Stimmen riefen in Zwischenräumen:

»Es lebe Ange Pitou! der Vater des Volks!«

LV.

Wo der Abbé Fortier einen neuen Beweis von seinem contrerevolutionären Geiste gibt.

An dem darauf folgenden Sonntag wurden die Einwohner von Villers-Coterets durch den Trommler aufgeweckt, welcher schon um fünf Uhr des Morgens mit aller Heftigkeit den Rappel schlug.

Nichts ist meiner Ansicht nach unverschämter, als auf diese Art eine Bevölkerung aufzuwecken, von der beinahe immer die Mehrzahl, es ist nicht zu leugnen, lieber ruhig ihre Nacht beendigen und die sieben Stunden Schlaf, die nach der Volksgesundheitslehre jeder Mensch nöthig hat, um sich frisch und munter zu erhalten, vollständig machen würde.

Doch in allen Revolutionszeiten ist es so, und tritt man in eine von diesen Perioden der Agitation und des Fortschritts ein, so muß man philosophisch den Schlaf zur Zahl der Opfer setzen, die man dem Vaterlande zu bringen hat.

Die Einwohner von Villers-Coterets, mochten sie zufrieden oder unzufrieden, Patrioten oder Aristokraten sein, wurden also am Sonntag den 18. October 1790 um fünf Uhr Morgens aufgeweckt.

Die Feierlichkeit begann indessen erst um zehn Uhr; doch fünf Stunden waren nicht zu viel, um zu vollenden, was Alles zu thun blieb.

Eine große Schaubühne, die man vor mehr als zehn Tagen errichtet, erhob sich mitten aus dem Platze. Doch diese Schaubühne, deren Erbauung vom Eifer der Schreiner zeugte, war, so zu sagen, nur das Gerippe des Monuments.

Das Monument bildete ein dem Vaterlande geweihter Altar, an welchem der Abbé Fortier mehr als vierzehn Tage vorher die Messe am Sonntag den 18. October zu lesen, statt sie in seiner Kirche zu lesen, aufgefordert worden war.

Um aber das Monument seiner doppelten religiösen und gesellschaftlichen Bestimmung würdig zu machen, mußte man alle Reichthümer der Gemeinde in Contribution setzen.

Und wir müssen sagen, Jeder hatte großmüthig seine Reichthümer für diese Festlichkeit angeboten; Dieser einen Teppich, Jener ein Altartuch, der Eine seidene Vorhänge, der Andere ein Heiligenbild.

Da aber die Stabilität im Monat October keine von den guten Eigenschaften der Witterung ist und der Fall, daß der Barometer beständig schön andeutet, unter dem Zeichen des Scorpions nur selten vorkommt, so hatte sich Niemand der Gefahr ausgesetzt, sein Opfer zum Voraus zu bringen, und Jeder hatte den Tag des Festes abgewartet, um seinen Tribut zu entrichten.

Die Sonne ging, nach ihrer Gewohnheit in dieser Jahreszeit, um halb sieben Uhr auf und verkündigte durch die Klarheit und Wärme ihrer Strahlen einen der schönen Herbsttage, welche einen Vergleich mit den schönen Tagen des Frühlings aushalten.

Um neun Uhr Morgens wurde der Altar mit einem herrlichen Teppich von Aubusson bekleidet, mit einem mit Spitzen verzierten Tuche bedeckt, und daraus setzte man ein Gemälde, die Predigt des heiligen Johannes in der Wüste vorstellend, während das Ganze durch einen Prachthimmel mit goldenen Crepinen beschirmt war, von dem herrliche Brocatvorhänge

herabhängen.

Die für die Feier der Messe nothwendigen Gegenstände mußten natürlich von der Kirche geliefert werden, und man bekümmerte sich nicht darum. Ueberdies hatte jeder Bürger wie am Fronleichnamsfeste über die Vorderseite seiner Thüre oder die Façade seines Hauses Tücher mit Epheuzweigen geschmückt oder Tapetenwerk, theils Blumen, theils Personen vorstellend, ausgespannt.

Alle Mädchen von Villers-Coterets und der Umgegend sollten, weiß gekleidet, einen dreifarbigem Gürtel um den Leib und in der Hand einen Zweig mit Blätterwerk haltend, den Altar des Vaterlandes umgeben.

Nachdem die Messe gelesen, sollten die Männer der Constitution den Eid leisten.

Unter den Waffen von Morgens um acht Uhr an, erwartete die Nationalgarde von Villers-Coterets die Bürgergarden der verschiedenen Dörfer und fraternisirte mit ihnen, so wie sie nach und nach ankamen.

Es versteht sich von selbst, daß unter allen diesen patriotischen Milizen diejenige, welche mit der größten Ungeduld erwartet wurde, die Bürgergarde von Haramont war. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, durch den Einfluß von Pitou und eine ganz königliche Freigebigkeit seien die dreiunddreißig Mann, aus denen sie bestand, nebst dem Kapitän Auge Pitou mit Uniformen bekleidet worden.

Die Magazine von Meister Dulauroy waren die ganze Woche nicht leer gewesen. Es hatte ein großer Zustrom von Neugierigen innen und außen stattgefunden, um die zehn Gesellen an der Riesenbestellung, die seit Menschengedenken nicht ihres Gleichen in Villers-Coterets gehabt, arbeiten zu sehen.

Die letzte Uniform, die des Kapitäns, — denn Pitou hatte gefordert, daß man erst an ihn denke, nachdem die Anderen bedient seien, — die letzte Uniform, sagen wir, war nach der Uebereinkunft am Samstag Abend um elf Uhr fünfundfünfzig Minuten abgeliefert worden.

Nach der Uebereinkunft hatte auch Pitou die fünfundzwanzig Louis d'or bis auf den letzten Sou an Herrn Dulauroy bezahlt.

Alles dies hatte natürlich großes Aufsehen im Hauptorte des Cantons gemacht, und man durfte sich nicht wundern, daß am genannten Tage die Nationalgarde von Haramont mit Ungeduld erwartet wurde.

Aus den Schlag neun Uhr ertönten eine Trommel und eine Pfeife am Ende der Rue de Largny. Man horte gewaltige Schreie der Freude und der Bewunderung, und man erblickte von fern Pitou aus seinem Schimmel oder vielmehr auf dem Schimmel seines Lieutenants Desiré Maniquet.

Die Nationalgarde von Haramont, was gewöhnlich, bei Dingen, von denen man lange gesprochen, nicht der Fall ist, die Nationalgarde von Haramont erschien nicht unter ihrem Rufe.

Man erinnere sich des Triumphes, den die Haramonter erlangt halten, da sie statt jeder Uniform nur dreiunddreißig ähnliche Hüte besaßen, und Pitou, da er als Auszeichnung seines Ranges nur den Helm und den Säbel eines gemeinen Dragoners trug.

Man stelle sich also vor, welches martialische Ansehn die dreiunddreißig Mann von Pitou, mit Uniformsrocken und solchen Hosen bekleidet, haben mußten, und welche wohlgefällige Miene ihr Anführer mit seinem kleinen Hute auf dem Ohr, seinem Ringkragen auf der Brust, seinen *Katzenpfoten* auf den Schultern und seinem Degen in der Hand annehmen mußte.

Es war nur ein Schrei der Bewunderung vom Ende der Rue de Largny bis zum großen Platze.

Die Tante Angelique wollte mit aller Gewalt ihren Neffen nicht wiedererkennen. Sie hätte sich beinahe vom Schimmel von Maniquet niedertreten lassen, um Pitou unter die Nase zu schauen.

Pitou salutirte mit seinem Degen auf eine majestätische Art und sprach, daß er auf zwanzig Schritte in der Runde gehört werden konnte, statt aller Rache die Worte:

»Guten Morgen, Frau Angelique.«

Zu Boden geschmettert unter dieser ehrerbietigen Anrufung, machte die alte Jungfer drei Schritte rückwärts, hob die Arme zum Himmel empor und rief:

»Oh! der Unglückliche! die Ehrenbezeugungen haben ihm den Kopf verdreht; er kennt seine Tante nicht mehr.«

Pitou ritt majestätisch weiter, ohne aus diesen Ausruf zu antworten, und nahm am Fuße vom Altar des Vaterlandes den Ehrenplatz ein, der der Nationalgarde von Haramont als dem einzigen Truppe, welcher eine vollständige Uniform hatte, gebührte.

Hier angelangt, stieg Pitou ab und gab sein Pferd zum Halten einem Straßenjungen, welcher für diese Bemühung sechs Sous vom freigebigen Kapitän erhielt.

Dieser Umstand wurde fünf Minuten nachher der Tante Angelique gemeldet, und sie rief:

»Oh! der Unglückliche! er ist also Millionär!«

Und leise fügte sie bei:

»Ich war sehr schlecht inspirirt, daß ich mich mit ihm entzweite: die Tanten erben von den Neffen.«

Pitou hörte weder den Ausruf, noch die Betrachtung, Pitou war ganz einfach in Extase.

Mitten unter den mit einem dreifarbigem Bande umgürteten und einen grünen Zweig in der Hand haltenden Mädchen hatte er Catherine erkannt.

Catherine, noch bleich von der kaum überwundenen Krankheit, doch schöner in ihrer Blässe, als eine Andere im frischesten Colorit der Gesundheit gewesen wäre!

Catherine bleich, aber glücklich; am Morgen desselben Tages hatte sie durch die Bemühungen von Pitou einen Brief in dem hohlen Weidenbaume getroffen.

Pitou fand, wie wir gesagt haben, Zeit zu Allem.

Am Morgen um sieben Uhr hatte er Zeit gefunden, bei der Mutter Colombe zu sein, um ein Viertel aus acht Uhr hatte er Zeit gefunden, den Brief in den hohlen Weidenbaum zu legen, und um acht Uhr Zeit, mit seiner Uniform bekleidet sich an die Spitze seiner dreiunddreißig Mann zu stellen.

Er hatte Catherine seit dem Tage, wo er sie in ihrem Bette im Pachthuse verlassen, nicht mehr gesehen.

Sie winkte ihm zu sich.

Pitou schaute umher, um sich zu versichern, ob der Wink wirklich an ihn gerichtet sei.

Catherine wiederholte lächelnd ihre Einladung.

Man konnte sich nicht täuschen.

Pitou steckte seinen Degen in die Scheide, nahm artig seinen Hut an der Ecke und schritt mit entblößtem Haupte auf das Mädchen zu.

Für Herrn von Lafayette hätte Pitou einfach die Hand an seinen Hut gelegt.

»Ah! Herr Pitou,« sagte Catherine zu ihm, »ich erkannte Sie nicht . . . Mein Gott, wie hübsch sehen, Sie aus in Ihrer Uniform!«

Dann fügte sie leise bei:

»Ich danke, mein lieber Pitou; oh! wie gut sind Sie, und wie liebe ich Sie!«

Und sie ergriff die Hand des Kapitäns der Nationalgarde und drückte sie in ihren Händen.

Eine Blendung zog über die Augen von Pitou hin; sein Hut entschlüpfte der Hand, welche frei geblieben, und der arme Verliebte war vielleicht selbst nahe daran, zu seinem Hute niederzufallen, als ein gewaltiges Geräusch, begleitet von bedrohlichen Ausrufungen, aus der Seite der Rue de Soissons ertönte.

Was auch die Ursache dieses Geräusches sein mochte, Pitou benutzte den Vorfall, um sich seiner Verlegenheit zu entreißen.

Er machte seine Hand von den Händen von Catherine los, lief weg und rief an der Spitze seiner dreiunddreißig Mann:

»In's Gewehr!«

Sagen wir, was die Ursache dieses bedrohlicher, Geräusches war.

Man weiß, daß der Abbé Fortier das Bündniß durch eine Messe am Altar des Vaterlands zu feiern bestimmt worden, und daß die heiligen Gefäße und die andern Ornamente des Gottesdienstes, wie Kreuze, Fahnen, Leuchter, von der Kirche nach dem mitten auf dem Platze errichteten Altar gebracht werden sollten.

Der Maire, Herr von Longpré, gab die Befehle in Betreff dieses Theiles der Festlichkeit.

Herr von Longpré hatte, wie man sich erinnert, schon einmal mit dem Abbé Fortier zu thun gehabt, als Pitou, Mit dem Beschlüsse von Herrn von Lafayette in der Hand, die bewaffnete Macht requirirte, um sich der vom Abbé Fortier zurückbehaltenen Gewehre zu bemächtigen.

Herr von Longpré kannte aber, wie Jedermann, den Charakter des Abbé Fortier; er wußte, daß er eigenwillig bis zur Halsstarrigkeit, reizbar bis zur Heftigkeit war.

Er vermuthete wohl, der Abbé Fortier habe kein zärtliches Andenken für seine Intervention in dieser ganzen Flintenangelegenheit bewahrt.

Statt dem Abbé Fortier einen Besuch zu machen und die Sache von Seiten der bürgerlichen Behörde mit der geistlichen Behörde zu verhandeln, beschränkte er sich auch darauf, daß er dem würdigen Diener Gottes das Festprogramm schickte, in welchem gesagt war:

Art. 4.

»Die Messe wird am Altar des Vaterlands vom Herrn Abbé Fortier gelesen; sie wird Morgens um zehn Uhr beginnen.«

Art. 5.

»Die heiligen Gefäße und anderen Ornamente des Gottesdienstes werden durch die Sorge des Herrn Abbé Fortier von der Kirche von Villers-Coterets zum Altar des Vaterlands gebracht.«

Der Secretär der Mairie hatte in Person das Programm dem Abbé Fortier überbracht; dieser hatte es mit einer spöttischen Miene durchlaufen und mit einem Tone, der ganz seiner Miene ähnlich, erwidert:

»Es ist gut.«

Um neun Uhr war, wie gesagt, der Altar des Vaterlands völlig geschmückt mit seinem Teppiche, mit seinen Vorhängen, mit seinem Tuche und mit seinem Gemälde, den heiligen Johannes, wie er in der Wüste predigt, vorstellend.

Es fehlten nur noch die Leuchter, das Tabernakel, das Kreuz und die anderen für den

Gottesdienst notwendigen Gegenstände.

Um halb zehn Uhr waren diese verschiedenen Gegenstände noch nicht herbeigebracht.

Der Maire wurde unruhig. Er schickte seinen Secretäre nach der Kirche, um nachzusehen, ob man sich mit dem Transport der heiligen Gesäße beschäftige.

Der Secretär kam zurück und sagte, er habe die Kirche doppelt verschlossen gefunden.

Er erhielt den Befehl, zum Meßner zu laufen; der Meßner mußte natürlich der mit diesem Transporte beauftragte Mann sein.

Der unglückliche Meßner hatte sich eine Muskel verdreht.

Der Secretär erhielt nun Befehl, zu den Cantorei zu laufen.

Beide hatten sich den Magen verdorben. Um sich wiederherzustellen, hatte der Eine ein Brechmittel, der Andere ein abführendes Mittel genommen. Die zwei Arzneien wirkten aus eine wunderbare Art, und die beiden Kranken hofften, am andern Tage vollkommen wiederhergestellt zu sein.

Der Maire fing an eine Verschwörung zu argwohnen. Er schickte seinen Secretär zum Abbé Fortier.

Der Abbé Fortier hatte am Morgen einen Gichtanfall bekommen, und seine Schwester befürchtete sehr, die Gicht könnte ihm in den Magen treten.

Von da an gab es für Herrn von Longpré keine, Zweifel mehr. Nicht nur wollte der Abbé Fortier keine Messe am Altar des Vaterlands lesen, sondern, indem er den Meßner und die Cantoren vom Dienste befreite und alle Kirchenthüren schloß, verhinderte er es auch, daß ein anderer Priester, wenn sich zufällig einer gegenwärtig fand, die Messe an seiner Stelle las.

Die Lage der Dinge war ernst.

Zu jener Zeit glaubte man noch nicht, die bürgerliche Behörde könne sich bei großen Veranlassungen von der geistlichen trennen, und irgend ein Fest könne ohne Messe vor sich gehen.

Einige Jahre später verfiel man in den entgegengesetzten Exceß.

Alles dieses Hin- und Herlaufen des Secretärs war jedoch nicht geschehen, ohne daß dieser einige Indiscretionen in Betreff der Muskelverdrehung des Meßners, des Brechmittels des ersten Cantors, des Abführungsmittels des zweiten und der Gicht des Abbé beging.

Ein dumpfes Gerücht fing an die Bevölkerung zu durchlaufen.

Man sprach von nichts Geringerem, als daß man, um die heiligen Gesäße und die Ornamente des Gottesdienstes zu holen, die Kirchenthüren sprengen und den Abbé Fortier zum Altar des Vaterlands schleppen müsse.

Herr von Longpré, ein wesentlich versöhnender Mann, beschwichtigte diese ersten Bewegungen des Aufbrausens und erbot sich, selbst als Botschafter zum Abbé Fortier zu gehen.

Demzufolge begab er sich nach der Rue des Soisson und klopfte an die Thüre des würdigen Abbé, welche eben so sorgfältig verriegelt war, als die der Kirche.

Doch er mochte immerhin klopfen, die Thüre blieb geschlossen.

Herr von Longpré glaubte nun, es sei nothwendig, den Beistand der bewaffneten Macht zu requiriren.

Er gab Befehl, den Quartiermeister und den Brigadier der Gendarmerie zu benachrichtigen.

Beide befanden sich auf dem großen Platze.

Sie liefen aus den Befehl des Maire herbei.

Ein ungeheurer Volksstrom zog ihnen nach.

Da man weder Balliste, noch Katapulte hatte, um die Thüre einzustoßen, so ließ man ganz einfach einen Schlosser holen.

Doch in dem Augenblick, wo der Schlosser den Haken in das Schloß steckte, wurde die Thüre geöffnet, und der Abbé Fortier erschien aus der Schwelle.

Nicht wie Coligny, der seine Mörder fragte:

»Meine Brüder, was wollt Ihr von mir?«

Sondern wie Kalchas, das Auge in Flammen und *die Haare gestäubt*, nach den Worten von Racine in Iphigenie.

»Zurück!« rief er, seine Hand mit einer drohenden, Geberde erhebend; »zurück, Ihr Ketzler, Ihr Gottlose, Ihr Hugonotten, Ihr Abtrünnige! Zurück, Ihr Amalekiter, Sodomiter, Gomorrhäer! Hebt Euch hinweg von der Schwelle des Herrn!«

Es entstand ein großes Gemurre in der Menge, ein Gemurre, das, wir müssen es sagen, nicht zu Gunsten des Abbé Fortier war.

»Verzeihen Sie,« sprach Herr von Longpré mit seiner sanften Stimme, der er den überredendsten Ausdruck gegeben, »verzeihen Sie, Herr Abbé, wir wünschten nur zu wissen, ob Sie die Messe am Altar des Vaterlands lesen oder nicht lesen wollen?«

»Ob ich die Messe am Altar des Vaterlands lesen will?« rief der Abbé in einem von jenen Zornausbrüchen, zu denen er so sehr geneigt war, »ob ich die Empörung, den Aufruhr, den Undank heiligen will? Ob ich Gott bitten will, die Tugend zu verfluchen und die Sünde zu segnen? Sie haben das nicht gehofft, Herr Maire! Sie wollen wissen, ja oder nein, ob ich Ihre gotteslästerliche Messe lesen werde; nun wohl: nein! nein! nein! Ich werde sie nicht lesen.«

»Gut, Herr Abbé erwiderte der Maire, »Sie sind frei, und man kann Sie nicht zwingen.«

»Ah! es ist ein Glück, daß ich frei bin,« sagte der Abbé, »es ist ein Glück, daß man mich nicht zwingen kann . . .«

Und mit dem frechsten Hohngelächter fing er an die Thüre den Behörden vor der Nase zuzustoßen.

Die Thüre war im Begriff, ihr hölzernes Gesicht wie man in der Volkssprache sagt, der äußerst verblüfften Versammlung zu zeigen, als ein Mann rasch aus der Menge vortrat und mit einer mächtigen Anstrengung den zu drei Vierteln geschlossenen Flügel so wieder öffnete, daß er den Abbé, so stark er war, beinahe zurückgeworfen hätte.

Dieser Mann war Billot, Billot, bleich vor Zorn, mit gefalteter Stirne und mit den Zähnen knirschend.

Billot war, wie man sich erinnert, Philosoph. Als solcher verabscheute er die Priester, die er »Pfaffenarren« und »Faullenzer« nannte.

Eine tiefe Stille trat ein. Man begriff, daß etwas Erschreckliches zwischen diesen beiden Männern vorgehen sollte.

Billot aber, der, um die Thüre zurückzustoßen, mit so großer Heftigkeit zu Werke gegangen war, debutirte mit einer ruhigen, beinahe sanften Stimme.

»Verzeihen Sie, Herr Maire,« fragte er, »wie haben Sie da gesagt? Sie haben gesagt . . .Ich bitte, wiederholen Sie doch . . . Sie haben gesagt, wenn der Herr Abbé die Messe nicht lesen

wolle, so könne man ihn nicht zwingen, es zu thun.«

»Ja, in der That,« stammelte Herr von Longpré, »ja, ich glaube dies gesagt zu haben.«

»Ah! dann haben Sie sich einen großen Irrthum zu Schulden kommen lassen, Herr Maire, und in unserer Zeit ist es wichtig, daß sich die Irrthümer nicht verbreiten.«

»Zurück, Ruchloser! zurück, Gottloser! zurück, Abtrünniger! zurück, Ketzler!« rief der Abbé Billot zu.

»Oh!« versetzte Billot, »schweigen wir, Herr Abbé, oder ich sage Ihnen, das wird ein schlimmes Ende nehmen. Ich beleidige Sie nicht, ich bestreite. Der Herr Maire glaubt, man könne Sie nicht zwingen, die Messe zu lesen; ich, ich behaupte, daß man Sie dazu zwingen kann.«

»Ah! Manichäer!« rief der Abbé, »ah! Heide!«

»Stille!« erwiderte Billot, »ich sage es, und ich beweise es.«

Stille!« rief alles Volk.

»Sie hören, Herr Abbé,« sprach Billot mit derselben Ruhe, »Jedermann ist meiner Ansicht. Ich predige nicht so gut, wie Sie; doch es scheint, ich sage interessantere Dinge, da man mich anhört.«

Der Abbé hatte große Lust, durch einen neuen Bannfluch zu antworten, doch diese mächtige Stimme der Menge imponirte ihm unwillkürlich.

»Sprich, sprich!« versetzte er mit einer spöttischen Miene, »wir werden sehen, was Du sagst.«

»Sie werden es in der That sehen, Herr Abbé.«

»Vorwärts, ich höre Dich.«

»Und Sie thun wohl daran,« sprach Billot.

Dann warf er einen Seitenblick auf den Abbé, als wollte er sich versichern, daß dieser schweigen werde, während er rede, und fuhr fort:

»Ich sage also etwas ganz Einfaches: Jeder, der einen Gehalt empfängt, ist verbunden, gegen diesen Gehalt das Gewerbe zu treiben, für welches er bezahlt wird.«

»Ah!« sprach der Abbé »ich sehe Dich kommen.«

»Meine Freunde,« sagte Billot mit derselben Sanfttheit der Stimme, indem er sich an die zwei- bis dreihundert Zuschauer dieser Scene wandte, »wollt Ihr lieber die Beleidigungen des Herrn Abbé, oder meine Beweisführung hören?«

»Sprechen Sie, Herr Billot, sprechen Sie, wir hören! Stille! Abbé, stille!«

Billot begnügte sich diesmal damit, daß er den Abbé anschaute, und sprach dann weiter:

»Ich sagte also, Jeder, der einen Gehalt beziehe, müsse das Gewerbe treiben, für das er bezahlt wird. Hier ist z.B der Herr Secretär der Maire, er wird dafür bezahlt, daß er die Schreibereien des Herrn Maire macht, daß er seine Botschaften besorgt, daß er die Antworten von denjenigen, an welche diese Botschaften gerichtet sind, zurückbringt. Der Herr Maire hat ihn zu Ihnen geschickt, Herr Abbé, um Ihnen das Festprogramm zu überbringen; ihm wäre es nicht eingefallen, zu sagen: »Herr Maire, ich will das Festprogramm nicht Herrn Fortier bringen.« Nicht wahr, Herr Secretär, das wäre Ihnen nicht eingefallen?«

»Nein, Herr Billot,« erwiderte naiv der Secretär, »bei meiner Treue! Nein.«

»Sie hören, Herr Abbé?« sagte Billot.

»Gotteslästerer!« rief der Abbé.

»Stille!« wiederholten die Anwesenden.

Billot fuhr fort:

»Hier ist der Herr Quartiermeister der Gendarmerie, welcher dafür bezahlt wird, daß er gute Ordnung hält, wo die gute Ordnung gestört wird oder gestört werden kann. Als der Herr Maire vorhin dachte, die gute Ordnung könnte durch Sie, Herr Abbé gestört werden, und dem Herrn Quartiermeister sagen ließ, er möge ihm zu Hilfe kommen, da dachte der Herr Quartiermeister nicht daran, zu antworten: »»Herr Maire, stellen Sie die Ordnung wieder her, wie Sie eben können, thun Sie es aber ohne mich.«« Nicht wahr, Sie dachten nicht hieran, Herr Quartiermeister?«

»Bei meiner Treue, nein! Es war meine Pflicht, zu kommen, und ich bin gekommen,« erwiderte einfach der Quartiermeister.

»Sie hören, Herr Abbé?« sagte Billot.

Der Abbé knirschte mit den Zähnen.

»Warten Sie,« sprach Billot, »hier ist ein wackerer Mann von einem Schlosser, Seine Ausgabe ist es, wie dies seine Benennung bezeichnet, Schlösser zu verfertigen, zu öffnen oder zu, schließen. Vorhin hat der Herr Maire ihn holen lassen, damit er Ihre Thüre öffne. Es ist ihm nicht einen Augenblick die Idee gekommen, dem Herrn Maire zu antworten: »»Ich will die Thüre von Herrn Fortier nicht öffnen.«« Nicht wahr, Picard, diese Idee ist Dir nicht gekommen?«

»Bei meiner Treue, nein erwiderte der Schlosser, »ich habe meinen Haken genommen und bin gekommen. Jeder treibe sein Handwerk, und die Kühe werden wohl gehütet sein.«

»Sie hören, Herr Abbé?« fragte Billot.

Der Abbé wollte ihn unterbrechen, doch Billot hielt ihn durch eine Geberde zurück und fuhr fort:

»Nun wohl, sprechen Sie, woher kommt es, daß Sie allein, der Sie auserwählt sind, um das Beispiel zu geben, während Jedermann seine Pflicht hier thut, daß Sie allein, sage ich, sie nicht thun?«

»Bravo, Billot! bravo!« riefen einstimmig die Anwesenden.

»Sie thun sie nicht nur nicht,« wiederholte Billot, »sondern Sie geben sogar das Beispiel der Unordnung und des Bösen.«

»Ah!« rief der Abbé Fortier, der nun einsah, daß er sich vertheidigen mußte, »die Kirche ist unabhängig, die Kirche gehorcht Niemand, die Kirche folgt nur sich selbst!«

»Ei! das ist gerade das Schlimme, daß Ihr eine Gewalt im Lande, einen Körper im Staate bildet. Ihr seid Franzose oder Ausländer, Ihr seid Bürger oder seid es nicht; seid Ihr nicht Bürger, seid Ihr nicht Franzose, seid Ihr Preuße, Engländer oder Oesterreicher?, ist es Herr Pitt, Herr Coburg oder Herr von Kaunitz, der Euch bezahlt, so gehorcht Herr Pitt, Herrn Coburg oder Herrn von Kaunitz: seid Ihr aber Franzose, seid Ihr Bürger, bezahlt Euch die Nation, so gehorcht der Nation,«

»Ja! ja!« riefen dreihundert Stimmen.

»Und dann,« sprach Billot, die Stirne gefaltet, das Auge voll von Blitzen, und seine mächtige Hand bis aus die Schulter des Abbé ausstreckend,« und dann, im Namen der Nation, Priester, fordere ich Dich auf, Deine Friedenssendung zu erfüllen und die Gnade des Himmels, den Segen der Vorsehung, die Barmherzigkeit des Herrn aus Deine Bürger und Dein Vaterland herabzurufen. Komm! komm!«

»Bravo! Billot, es lebe Billot!« rief man einstimmig.

»Zum Altar! den Priester zum Altar!«

Und, ermuthigt durch diesen Zuruf, zog der Pächter mit seinem kräftigen Arme aus dem beschützenden Gewölbe der großen Thüre vielleicht den ersten Priester, der in Frankreich so offen das Signal der Gegenrevolution gegeben hatte.

Der Abbé Fortier sah ein, daß kein Widerstand möglich war.

»Nun, ja,« sagte er, »das Märtyrerthum, ich rufe das Märtyrerthum herbei, ich verlange das Märtyrerthum.«

Und mit voller Lunge stimmte er das *Libera nos, Domine!* an.

Dieser seltsame Zug rückte gegen den großen Platz mit dem Geschrei herbei, das Pitou in dem Augenblick vernahm, wo er nahe daran war, unter den Danksagungen, den zärtlichen Worten und dem Händedruck von Catherine ohnmächtig zu werden.

LVI.

Die Erklärung der Menschenrechte.

Pitou, den dieser Lärm an die Pariser Ausstände die er mehr als einmal gehört, erinnert hatte, glaubte, er sehe eine Bande von Mördern herankommen, dachte, er werde einen neuen Flesselle, einen neuen Foulon, einen neuen Berthier zu vertheidigen haben, rief: »»Ins Gewehr und stellte sich an die Spitze seiner dreiunddreißig Mann.

Da öffnete sich die Menge, und er sah fortgezogen von Billot, den Abbé Fortier sich nähern, dem nur ein Palme fehlte, um den alten Christen zu gleichen, welche man in den Circus führte.

Eine natürliche Bewegung trieb ihn zur Vertheidigung seines ehemaligen Lehrers an, dessen Verbrechen er noch nicht wußte.

»Oh! Herr Billot!« rief er, dem Pächter entgegen eilend.

»Oh! mein Vater!« rief Catherine mit einer ganz ähnlichen Bewegung.

Doch es bedurfte nur eines Blickes, um Pitou einerseits und Catherine andererseits zurückzuhalten. Es war etwas vom Adler und vom Löwen in diesem Manne, der die Menschwerdung des Volkes repräsentirte.

Am Fuße der Bühne angelangt, ließ er von selbst den Abbé Fortier los, deutete mit dem Finger auf den Altar und sprach:

»Sieh, hier ist der Altar des Vaterlands, an welchem den Gottesdienst zu verrichten Du verschmähst, und dessen Priester zu sein ich Dich meinerseits für unwürdig erkläre. Um diese heiligen Stufen zu ersteigen, muß man das Herz voll haben von drei Gefühlen: von dem Verlangen nach Freiheit, von der Ergebenheit gegen das Vaterland, von der Liebe für die Menschheit! Priester, Wünschst Du die Befreiung der Welt? Priester, bist Du Deinem Vaterlande ergeben? Priester, liebst Du Deinen: Nächsten? Dann steige kühn zu diesem Altar hinaus und rufe Gott an; fühlst Du Dich aber nicht den Ersten unter uns als Bürger, so tritt den Platz dem Würdigeren ab und ziehe Dich zurück! . . . verschwinde! . . . gehe!«

»Oh! Unglücklicher!« rief der Abbé, während er sich zurückzog und Billot mit dem Finger drohte; »Du weißt 'nicht, wem Du den Krieg erklärst?«

»Doch, ich weiß es,« erwiderte Billot, »ich erkläre den Krieg den Wölfen, den Füchsen und den Schlangen, Allem, was sticht, Allem, was beißt, Alles, was in der Finsterniß zerreißt. Wohlan! es sei,« fügte er bei, indem er mit einer mächtigen Geberde an seine breite Brust mit beiden Händen schlug. »Zerreißt . . . beißt . . . sticht . . . es ist Etwas hierzu vorhanden!«

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein; die ganze anwesende Menge öffnete sich, um den Priester abgehen zu lassen, schloß sich wieder und blieb unbeweglich und in Bewunderung vor dieser kräftigen Natur, die sich als Zielscheibe den Streichen der furchtbaren Gewalt darbot, deren Sklave damals noch die Hälfte der Welt war, und die man die Geistlichkeit nannte.

Es gab keinen Maire, keinen Adjuncten, keinen Municipalrath mehr, es gab nur noch Billot.

Herr von Longpré näherte sich ihm und sagte:

»Aber mit Allem dem, Herr Billot, haben wir keinen Priester mehr.«

»Nun, und dann?« fragte Billot.

»Da wir keinen Pfarrer mehr haben, so haben wir keine Messe mehr!«

»Ein großes Unglück!« sprach Billot, der seit seiner ersten Communion nur zweimal, an seinem Heirathstage und am Tage der Taufe seiner Tochter, den Fuß in die Kirche gesetzt hatte.

»Ich sage nicht, es sei ein großes Unglück,« erwiderte der Maire, dem aus Gründen daran lag, Billot nicht zu widersprechen. »Doch was werden wir an die Stelle der Messe setzen?«

»An die Stelle der Messe?« rief Billot im Aufschwunge einer wahren Begeisterung; »ich will es Ihnen sagen: steigen Sie mit mir zum Altar des Vaterlands hinauf, Herr Maire; steige auch mit hinauf, Pitou; Sie zu meiner Rechten, Du zu meiner Linken . . .so ist es. Was wir an die Stelle der Messe setzen werden, höret Alle,« sprach Billot; »es ist die Erklärung der Menschen, rechte, es ist das Credo der Freiheit, es ist das Evangelium der Zukunft.«

Alle Hände klatschten gleichzeitig; alle diese seit dem vorhergehenden Tage freien oder vielmehr kaum entfesselten Menschen, alle diese Menschen waren begierig, die Rechte kennen zu lernen, welche man für sie erobert, und die sie noch nicht genossen hatten.

Sie hatten ganz anders Durst nach diesem Worte, als nach dem, welches der Abbé Fortier das himmlische Wort nannte.

Zwischen dem Maire, der die gesetzliche Macht vertrat, und Pitou, der die bewaffnete Macht repräsentirte, stehend, streckte Billot die Hand aus, und auswendig, aus dem Gedächtniß, aus der Erinnerung,— der ehrliche Pächter konnte nicht lesen, wie man weiß, — sprach er mit sonoren Stimme folgende Worte, welche die ganze Versammlung stillschweigend und mit entblößtem Haupte anhörte:

Erklärung der Menschenrechte

Artikel 1.

»»Die Menschen werden geboren und bleiben frei und gleich in Rechten. Die socialen Unterschiede können nur aus den gemeinschaftlichen Nutzen gegründet sein.

Art. 2.

»»Der Zweck jeder politischen Association ist die Erhaltung der natürlichen und unverjähbaren Rechte des Menschen. Diese Rechte sind das Eigenthum, die Sicherheit und der Widerstand gegen die Unterdrückung.««

Die Worte: *der Widerstand gegen die Unterdrückung*, wurden von Billot als von einem Manne ausgesprochen, der die Mauern der Bastille hat fallen sehen und weiß, daß nichts dem Arme des Volkes widersteht, wenn das Volk den Arm ausstreckt.

Sie erhoben auch jenes Geschrei, das, von der Menge ausgestoßen, dem Gebrülle gleicht.

Er fuhr fort: .

Art. 3.

»»Der Grundsatz jeder Souveränität wohnt wesentlich der Nation inne. Kein Körper, kein Individuum kann eine Macht üben, die nicht wesentlich ihr entfließt . . .««

Dieser letzte Satz erinnerte zu lebhaft diejenigen, welche ihn hörten, an den Streit, der zwischen Billot und dem Abbé Fortier stattgefunden, und wobei Billot diesen Grundsatz angerufen hatte, um unbemerkt vorüberzugehen; er wurde auch mit Bravos und Beifallklatschen überschüttet.

Billot ließ die Bravos und das Beifallklatschen erlöschen und fuhr dann fort:

Art. 4.

»»Die Freiheit besteht darin, daß man Alles thun kann, was Anderen nicht schadet; so hat die Ausübung der natürlichen Rechte jedes Menschen keine andern Grenzen, als die, welche den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft den Genuß derselben Rechte sichert; diese Grenzen können nur durch das Gesetz festgestellt werden . . .««

Dieser Artikel hatte etwas ein wenig Abstractes für die einfachen Geister, welche ihn hörten; er ging auch kälter vorüber als die andern, obgleich er ein Grundartikel war.

Art. 5.

»»Das Gesetz,«« fuhr Billot fort, »»hat nur das Recht, die der Gesellschaft nachtheiligen Handlungen zu verbieten. Alles das, was nicht durch das Gesetz verboten ist, kann nicht verhindert werden, und Niemand kann gezwungen werden, das zu thun, was dasselbe nicht gebietet . . .««

»Das heißt,« fragte eine Stimme aus der Menge »da das Gesetz die Frohne nicht befiehlt und den Zehnten aufgehoben hat, so können weder die Priester mehr kommen, um den Zehnten von meinem Felde zu nehmen, noch kann mich der König zur Frohne zwingen?«

»Ganz richtig,« entgegnete Billot dem Fragenden, »und wir sind von jetzt an und in Zukunft befreit von diesen schmähhlichen Plackereien.«

»Es lebe also das Gesetz!« rief der Fragende.

Und alles Volk wiederholte im Chor;

»Es lebe das Gesetz!«

Billot fuhr fort:

Art. 6.

»»Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens.««

Hierbei hielt er inne, hob feierlich den Finger empor und rief:

»Höret wohl, Freunde, Brüder, Mitbürger, Menschen!

»»Alle Franzosen haben das Recht, persönlich oder durch ihre Vertreter bei der Bildung des Gesetzes mitzuwirken . . .««

Und er erhob die Stimme, damit nicht eine Sylbe von dem, was er sagte, verloren gehe:

»»Es soll dasselbe für Alle sein, mag es beschützen, mag es strafen . . .««

Dann sprach er noch lauter:

»»In seinen Augen sind alle Bürger gleich zulässig zu allen Würden, Stellen und öffentlichen Aemtern nach Maßgabe *ihrer Fähigkeit* und ohne andere Auszeichnungen als die ihrer *Tugenden* und ihrer *Talente*.««

Der Art. 6 wurde mit einem einstimmigen Beifallsgeschrei aufgenommen.

Billot ging zum Art. 7 über:

»»Jeder Mensch kann nur in den durch das Gesetz bestimmten Fällen und nach den von ihm vorgeschriebenen Formen angeklagt, verhaftet oder gefangen gehalten werden. Diejenigen, welche willkürliche Befehle nachsuchen, ausfertigen oder vollziehen, müssen bestraft werden; doch jeder Bürger, der kraft des Gesetzes vorgefordert oder ergriffen wird, muß auf der Stelle gehorchen; er macht sich durch den Widerstand schuldig.««

Art. 8.

»»Das Gesetz soll nur streng nothwendige Strafen bestimmen, und Jeder kann nur kraft eines

festgestellten und vor dem Vergehen bekannt gemachten Gesetzes bestraft werden.

Art. 9.

»»Da jeder Mensch als unschuldig angenommen wird, bis er für schuldig erklärt worden ist, so muß jede Strenge, die nicht, um sich seiner Person zu versichern, für unerlässlich erklärt würde, kräftig vom Gesetze unterdrückt werden.

Art. 10.

»»Niemand darf wegen seiner Gesinnung, selbst wegen der religiösen, beunruhigt werden, vorausgesetzt, daß ihre Kundgebung nicht die durch das Gesetz vorgeschriebene Ordnung stört.

Art. 11.

»»Der freie Austausch der Gedanken und der Meinungen ist eines der kostbarsten Rechte des Menschen. Jeder Bürger kann also frei sprechen, schreiben, drucken, unter der Bedingung, daß er für den Mißbrauch dieser Freiheit in den durch das Gesetz bestimmten Fällen verantwortlich ist.

Art. 12.

»»Die Garantie der Rechte des Bürgers macht eine öffentliche Macht nothwendig: diese Macht ist also gegründet für den Vortheil Aller und nicht für den Privatnutzen derjenigen, welchen man sie anvertraut.

Art. 13.

»»Für die Unterhaltung der öffentlichen Macht und für die Ausgaben der Verwaltung ist eine gemeinschaftliche Steuer unerlässlich; sie muß gleichmäßig unter allen Bürgern nach Maßgabe ihres Vermögens vertheilt, sein.

Art. 14.

»»Alle Bürger haben das Recht, durch sich selbst oder durch ihre Vertreter die Nothwendigkeit der öffentlichen Steuer zu constatiren, ihre Verwendung zu verfolgen und ihren Betrag, ihre Vertheilung, ihren Einzug und ihre Dauer zu bestimmen.

Art. 15.

»»Die Gesellschaft hat das Recht, von jedem öffentlichen Beamten Rechenschaft über seine Verwaltung zu verlangen.

Art. 16.

»»Keine Gesellschaft, in der weder die Garantie der Rechte gesichert, noch die Trennung der Gewalten bestimmt ist, hat eine Constitution.

Art. 17.

»»Da das Eigenthum ein heiliges und unverletzliches Recht ist, so kann Niemand desselben beraubt werden, wenn nicht, weil die gesetzlich nachgewiesene öffentliche Nothwendigkeit es entschieden fordert, und unter der Bedingung einer gerechten Entschädigung.««

»Und nun die Anwendung dieser Grundsätze,« fuhr Billot fort; »höret Brüder! höret Bürger! höret Ihr Menschen, die diese Erklärung Eurer Rechte frei gemacht hat, höret!«

»Stille! stille! laßt uns hören,« sprachen gleichzeitig zwanzig Stimmen in der Menge.

Billot fuhr fort:

»Die Nationalversammlung, welche die französische Constitution auf die Grundsätze bauen wollte, die sie anerkannt und erklärt hatte, hebt unwiderruflich die Institutionen auf, welche die Freiheit und die Gleichheit verletzen.«

Die Stimme von Billot nahm, während er weiter sprach, einen erschrecklichen Ausdruck von

Haß und Drohung an.

»Es gibt weder mehr Adel, noch Pairie, noch erbliche Auszeichnungen, noch Feudalregierung, noch Patrimonialgerichtsbarkeit, noch irgend einen von den Titeln, irgend eine von den Benennungen, irgend eines von den Prärogativen, welche daraus entspringen, noch einen Ritterorden, noch eine von den Körperschaften oder von den Decorationen, für welche man Adelsproben verlangte, oder die eine ausgezeichnete Geburt voraussetzten, noch irgend einen anderen Vorrang, als den der öffentlichen Beamten in der Ausübung ihrer Functionen.

»Es gibt weder mehr Käuflichkeit, noch Erblichkeit irgend eines öffentlichen Amtes; es gibt weder für einen Theil der Nation, noch für ein Individuum irgend ein Privilegium bei dem gemeinschaftlichen Rechte aller Franzosen.

Es gibt weder Geschwornenämter, noch Innungen von Handwerkern und Künstlern.

Das Gesetz erkennt weder religiöse Gelübde, noch irgend eine Verbindlichkeit an, welche dem natürlichen Rechte oder der Constitution entgegen wäre . . .«

Billot schwieg.

Man hatte ihm mit einer religiösen Stille zugehört.

Zum ersten Male vernahm das Volk zu seinem Erstaunen die Anerkennung seiner Rechte, verkündigt am hellen Tage, im Lichte der Sonne, im Angesichte des Herrn, von dem es schon so lange Zeit in seinen Gebeten diese natürliche Verfassung erflehte, die es nun nach Jahrhunderten der Sklaverei, des Elends und der Leiden erhielt.

Zum ersten Mal hatte der Mensch, der wirkliche Mensch, derjenige, aus welchem das Gebäude der Monarchie mit seinem Adel zur Rechten und mit seiner Geistlichkeit zur Linken seit sechs Jahrhunderten lastete, zum ersten Mal hatte der Arbeiter, der Handwerker, der Bauer seine Stärke erkannt, seinen Werth geschätzt, den Platz, den er aus der Erde einnahm, berechnet, den Schatten, den er der Sonne machte, gemessen, und dies nicht kraft des Beliebens eines Gebieters, sondern auf die Stimme von einem von seines Gleichen.

Als nach diesen letzten Worten:

»Das Gesetz erkennt weder religiöse Gelübde, noch irgend eine Verbindlichkeit mehr an, welche den natürlichen Rechten und der Constitution entgegen wäre,« als nach diesen Worten, sagen wir, Billot den Ruf erhob, der noch so neu, daß er strafbar schien, den Ruf: »Es lebe die Nation!« als er die Arme ausbreitend an seiner Brust in einer brüderlichen Umarmung die Schärpe des Maire und die Epauletten des Kapitäns vereinigte, wiederholte, obgleich dieser Maire der eines Dörfchens, obgleich dieser Kapitän der Anführer einer Handvoll Bauern, da der Grundsatz trotz der Niedrigkeit derjenigen, welche ihn vertraten, nicht minder groß war, es wiederholte Aller Mund: »Es lebe die Nation!« und alle Arme öffneten sich und schlossen sich zu einem allgemeinen Umfange in der erhabenen Verschmelzung aller Herzen in einem einzigen Herz, in der überwiegenden Hinneigung aller Privatinteressen zur gemeinschaftlichen Aufopferung.

Das war eine von den Szenen, von welchen Gilbert mit der Königin gesprochen, und die die Königin nicht begriffen hatte.

Billot stieg vom Altar des Vaterlands unter dem Freudengeschrei und dem Zurufe der ganzen Bevölkerung herab.

Die Musik von Villers-Coterets stimmte im Vereine mit den Musiken der benachbarten Dörfer sogleich die Melodie der brüderlichen Versammlungen, die Melodie der Hochzeiten und der

Taufen an: Ou peuton uêtre mieux qu'a sein de famille?¹⁷

Und in der That, von dieser Stunde an wurde Frankreich eine große Familie; von dieser Stunde an waren der Haß der Religionen verschwunden, die Vorurtheile der Provinzen vernichtet; von dieser Stunde an drang das, was für die Welt an das Licht durchdrang, auch für Frankreich durch; die Geographie war getödtet; keine Berge, keine Flüsse, keine Hindernisse mehr zwischen den Menschen; eine Sprache, ein Vaterland, ein Herz!

Und auf diese Melodie, mit welcher einst die Familie Heinrich IV. empfangen hatte, und mit der heute ein Volk die Freiheit begrüßte, begann eine ungeheure Farandole,¹⁸ die, auf der Stelle sich wie eine endlose Kette entwickelnd, ihre lebendigen Ringe vom Mittelpunkte des Platzes bis zum Ende der Straßen rollte, welche nach demselben ausmündeten.

Dann stellte man Tische vor den Thüren auf. Arm oder reich, Jeder brachte seine Schüssel, seine Kanne Obstmost, seinen Schoppen Bier, seine Flasche Wein oder seinen Krug Wasser, und eine ganze Bevölkerung nahm Gott preisend Theil an diesem großen Liebesmahl; sechstausend Bürger communicirten an demselben Tische an dem heiligen Tische der Brüderlichkeit.

Billot war der Held des Tages.

Er theilte großmüthig die Ehre desselben mit dem Maire und mit Pitou.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß bei der Farandole Pitou Mittel fand, um Catherine die Hand zu geben.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß bei Tische Pitou Mittel fand, neben Catherine zu sitzen.

Doch sie war traurig, die arme Catherine; ihre Freude am Morgen war verschwunden, wie ein frischer, lachender Sonnenstrahl unter den stürmischen Dünsten des Mittags verschwindet.

In seinem Streite mit dem Abbé Fortier, in seiner Erklärung der Menschenrechte hatte ihr Vater der Geistlichkeit und dem Adel eine Aufforderung zugeworfen, eine Aufforderung, welche um so erschrecklicher, je mehr sie von unten kam.

Sie hatte an Isidor gedacht, der nun nicht mehr hoher stand als irgend ein anderer Mensch.

Es war nicht der Titel, es war nicht der Rang, es war nicht der Reichthum, was sie in ihm bedauerte; sie hätte Isidor geliebt, wäre er ein einfacher Bauer gewesen; doch es schien ihr, man sei heftig, ungerecht, brutal gegen diesen jungen Mann; es schien ihr, ihr Vater müsse, indem er ihm seine Titel und seine Privilegien entreiße, statt ihr ihn eines Tages näher zu bringen, Isidor auf immer von ihr entfernen.

Was die Messe betrifft, so sprach Niemand mehr davon; man verzieh beinahe dem Abbé Fortier seinen contrerevolutionären Ausfall: nur bemerkte er am andern Tage an seiner fast leeren Classe den Schlag, den die Weigerung, am Altar der Freiheit den Gottesdienst zu verrichten, seiner Volksbeliebtheit bei den patriotischen Eltern von Villers-Coterets beigebracht hatte.

LVII.

Unter dem Fenster.

Die von uns hier erzählte Festlichkeit, deren Zweck es war, durch partielle Bündnisse alle Gemeinden Frankreichs unter sich zu verbinden, war das Vorspiel der großen Föderation, welche in Paris am 14. Juli 1790 stattfinden sollte.

Bei diesen partiellen Verbindungen warfen die Gemeinden zum Voraus die Augen auf die Abgeordneten, die sie zur allgemeinen Föderation schicken würden.

Die Rolle, welche Billot und Pitou am Sonntag den 18. October gespielt hatten, bezeichnete natürlich sie für die Stimmen ihrer Mitbürger, wenn der große Tag der allgemeinen Föderation gekommen wäre.

Doch in Erwartung dieses großen Tages war Alles in die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens zurückgekehrt, aus denen Jeder für den Augenblick durch den Stoß herausgetreten, welchen den ruhigen provinzialen Gewohnheiten dieses denkwürdige Ereigniß gegeben hatte.

Sprechen wir von ruhigen provinzialen Gewohnheiten, so wollen wir damit nicht sagen, in der Provinz habe das Leben weniger als anderswo seinen durch die Freuden erheiterten oder durch die Schmerzen verdüsterten Lauf. Es gibt kein Wasser, so klein es auch sein mag, von dem Bache, der unter dem Grase des Baumgartens eines armen Bauern murmelt, bis zu dem majestätischen Flusse, der von den Alpen wie von einem Throne herabkommt, um sich in das Meer zu werfen wie ein Eroberer, es gibt kein Wasser, sagen wir, das nicht aus seinem bescheidenen oder stolzen, mit Gänseblümchen besäten oder mit Villas besetzten Ufer seine Zwischenräume von Schatten und Sonne hat.

Und wenn wir hieran zweifelten, nach dem Palaste der Tuilerien, in den wir unsere Leser eingeführt, so könnte uns der Pachthos des Vater Billot, wohin wir unsere Leser zurückgeführt, ein Beispiel geben.

Nicht als hätte die Oberfläche nicht ruhig und beinahe lächelnd geschienen. Am Morgen gegen fünf Uhr öffnete sich in der That das große Thor, das nach der Ebene ging, wo sich der Wald im Sommer wie ein grüner Vorhang, im Winter wie ein Trauerflor ausdehnt. Der Sämann trat zu Fuße seinen Sack Weizen gemischt mit Asche auf der Schulter heraus; der Ackermann kam zu Pferde, um auf dem Felde den am Ende der Furche des vorhergehenden Tages ausgespannten Pflug zu holen; die Kuhhirtin führte ihre brüllende Herde, geleitet durch den Stier, den majestätischen Herrscher ihrer Kühe und ihrer Kalben, unter denen die Lieblingskuh geht, die man an ihren sonoren Glöckchen erkennt; hinter ihnen allen, auf einem kräftigen normanischen Wallachen, einem Paßgänger, reitend, kam Billot, der Herr, die Seele, das Leben dieser ganzen Welt in Miniatur, dieses Volkes in Abkürzung.

Ein nicht betheiligter Beobachter hätte in diesem von einer düsteren Braue bedeckten und die Umgegend befragenden Auge, in diesem auf alle Geräusche aufmerksamen Ohr, in diesem um den Pachthos beschriebenen Kreise, während dessen Dauer sein Blick wie der eines Jägers, weicher eine Fährte ausnimmt und eine Einkreisung zieht, nicht einen Moment den Boden verließ, ein gleichgültiger Zuschauer, sagen wir, hätte in Allem dem nur das Wesen eines

Mannes gesehen, der sich versicherte, der Tag werde schön werden und in der Nacht seien die Wölfe nicht wegen seiner Schäfereien, die Wildschweine nicht wegen seiner Kartoffeln, die Kaninchen nicht wegen seines Klees aus dem Walde, dem Asyle, herausgekommen, in welchem sie allein noch das fürstliche Blei des Herzogs von Orleans und seiner Hüter erreichen konnte.

Doch für Einen, welcher gewußt hätte, was im Grunde der Seele des ehrlichen Pächters vorging, würde jeder seiner Schritte einen ernsteren Charakter angenommen haben.

Nach was er in der Dunketheit schaute, war, ob nicht irgend ein Herumschwärmer sich verstohlen dem Pachthofe näherte oder sich daraus entferne. Aus was er in der Stille horchte, war, ob nicht irgend ein geheimnißvoller Ruf vom Zimmer von Catherine mit den Gruppen der die Landstraße einfassenden Weiden oder den die Ebene vom Walde trennenden Gräben correspondire. Was sein Blick so lebhaft die Erde befragte, war, ob sie nicht den Eindruck eines Trittes bewahrt habe, der durch seine Leichtigkeit oder seine Kleinheit die Aristokratie verrathen hätte.

Was Catherine betrifft, so fühlte sie, obgleich sich das Gesicht ihres Vaters für sie gemildert hatte, nichtsdestoweniger fortwährend jeden Augenblick das väterliche Mißtrauen um sie hergehen. Eine Folge hiervon war, daß sie sich in ihren langen, einsamen, angstvollen Winternächten fragte, ob sie es vorziehen würde, wenn Isidor nach Boursonnes zurückkäme, oder wenn er von ihr entfernt bliebe.

Die Mutter Billot hatte ihr Pflanzenleben wieder ausgenommen: ihr Mann war zurückgekehrt, ihre Tochter hatte ihre Gesundheit wiedererlangt; sie schaute nicht über diesen beschränkten Horizont hinaus, und es wäre ein viel geübteres Auge als das ihrige nöthig gewesen, um in der Tiefe des Geistes ihres Gatten den Verdacht, in der Tiefe des Herzens ihrer Tochter die Angst zu suchen.

Pitou, nachdem er mit einer Mischung von Stolz und Traurigkeit sich an seinem Kapitänstriumphe geweidet hatte, war wieder in seinen gewöhnlichen Zustand, das heißt in eine sanfte wohlwollende Melancholie verfallen. Nach seiner gewöhnlichen Regelmäßigkeit besuchte er am Morgen die Mutter Colombe. Waren keine Briefe für Catherine da, so kam er traurig nach Haramont zurück, denn er dachte, wenn Catherine an einem Tage keine Briefe von Isidor erhalte, so werde sie keine Gelegenheit haben, an denjenigen zu denken, welcher sie ihr bringe. Fand sich ein Brief, so legte er ihn dagegen gewissenhaft in den hohlen Baum und kam oft noch trauriger zurück, als an den Tagen, wo sich keiner fand, denn er meinte, Catherine denke an ihn nur durch einen Rückschlag, und weil der schöne Edelmann, den die Erklärung der Menschenrechte wohl seines Titels, aber nicht seiner Eleganz und seiner Anmuth hatte berauben können, der Leitfaden war, durch welchen er das beinahe schmerzliche Gefühl der Erinnerung empfing.

Pilon war indessen, wie sich leicht begreifen läßt, kein rein passiver Bote, und wenn auch stumm, war er doch nicht blind. In Folge seines Verhörs über Turin und Sardinien, das ihm das Ziel der Reise von Isidor geoffenbart, hatte er am Stempel der Briefe erkannt, der junge Edelmann sei in der Hauptstadt von Piemont. Dann, an einem schönen Tage, hatte der Stempel das Wort *Lyon* statt des Wortes *Turin* angegeben, und zwei Tage nachher, d. h. Am 25. December, war ein Brief mit dem Worte *Paris* statt des Wortes *Lyon* angekommen.

Ohne daß er seinen Scharfsinn sehr anzustrengen brauchte, begriff nun Pitou, der Vicomte Isidor von Charny habe Italien verlassen und sei nach Frankreich zurückgekehrt.

Befand er sich einmal in Paris, so würde er offenbar nicht zögern, Paris zu verlassen, um nach

Boursonnes zu reisen.

Das Herz von Pitou schnürte sich zusammen; wohl war er zu einer aufopfernden Ergebenheit entschlossen, darum blieb aber sein Gemüth doch nicht unempfindlich für die verschiedenen Bewegungen, die einen Angriff aus dasselbe machten.

An dem Tage, wo der von Paris datirte Brief ankam, beschloß Pitou auch, um sich einen Vorwand zu geben, seine Schlingen auf der Hut der Wolfsheide zu legen, wo wir ihn am Anfange dieses Werkes auf eine Frucht tragende Art haben operiren sehen.

Der Pachthos von Pisseleu lag gerade am Wegs von Haramont nach demjenigen Theile des Waldes, welchen man die Wolfsheide nannte.

Man durfte sich also nicht darüber wundern, daß Pitou im Vorübergehen hier anhielt.

Um hier anzuhalten, wählte er die Stunde, wo Billot seinen Nachmittagsritt auf den Feldern machte.

Seiner Gewohnheit gemäß durchschritt Pitou die Ebene, wanderte von Haramont zur Landstraße von Paris nach Villers-Coterets, von der Landstraße zum Pachthofe von Noue und vom Pachthofe von Noue durch die Schluchten nach dem von Pisseleu.

Dann umging er die Mauern des Pachthofes, zog sich an den Schäfereien und den Ställen hin, und befand sich am Ende vor dem großen Eingangsthor, auf dessen anderer Seite sich die Wohngebäude erhoben.

Vor dem Thore des Pachthofes angelangt, schaut er umher, wie es Billot hätte thun können, und erblickt Catherine an ihrem Fenster.

Catherine schien zu warten. Ohne sich auf irgend einen Punkt zu heften, schweifte ihr Auge auf der ganzen Ausdehnung des zwischen dem Wege von Villers-Coterets nach Ferté Milon und dem Wege von Villers-Coterets nach Boursonnes liegenden Walde umher.

Pitou suchte Catherine nicht zu überraschen: er stellte sich so, daß er sich in dem von ihrem Auge durchlaufenen Kreise befand, und als es ihn traf, verweilte das Auge des Mädchens auf ihm.

Sie lächelte ihm zu. Pitou war für Catherine nur noch ein Freund, oder er war vielmehr für sie mehr als ein Freund.

Pitou war ihr Vertrauter.

»Du bist es, mein lieber Pitou,« sagte das Mädchen; »welcher gute Wind führt Dich zu uns?«

Pitou zeigte seine um seine Faust gerollten Schlingen und erwiderte:

»Ich habe die Idee, Sie ein paar sehr zarte und schmackhafte Kaninchen essen zu lassen, und da die der Wolfsheide wegen des Quenels, der hier im Ueberfluß wächst, die besten sind, so habe ich mich lange vor der Zeit von Hause entfernt, um im Vorübergehen Sie zu sehen und mich zugleich nach Ihrer Gesundheit zu erkundigen.«

Catherine fing damit an, daß sie über diese Aufmerksamkeit von Pitou lächelte. Nachdem sie den ersten Theil seiner Rede durch dieses Lächeln erwidert hatte, erwiderte sie auch den zweiten durch das Wort:

»Du willst Dich nach meiner Gesundheit erkundigen? Du bist sehr gut, lieber Pitou. Durch die Sorge, die Du, während ich krank war, für mich hattest, und die Du mir seit meiner Wiedergenesung fortwährend angedeihen ließest, bin ich beinahe geheilt.«

»Beinahe geheilt,« versetzte Pitou mit einem Seufzer. »Ich wollte, Sie wären es ganz.«

Catherine erröthete, seufzte ebenfalls, und nahm die Hand von Pitou, als wollte sie ihm etwas Wichtiges sagen; doch sie besann sich ohne Zweifel eines Andern, machte ein paar Schritte durch ihr Zimmer, als suchte sie ihr Taschentuch, und nachdem sie es gefunden, strich sie damit über ihre Stirne, welche mit Schweiß bedeckt war, obgleich man sich in den kältesten Tagen des Jahres befand.

Keine von diesen Bewegungen entging dem forschenden Blicke von Pitou.

»Sie haben mir etwas zu sagen, Mademoiselle Catherine?« fragte er.

»Ich? . . .Nein . . .Nichts . . .Du täuschest Dich, mein lieber Pitou,« erwiderte das Mädchen mit bebender Stimme.

Pitou versetzte nach einer Anstrengung:

»Gehen Sie Mademoiselle Catherine, »wenn Sie meiner bedürfen, so müssen Sie sich keinen Zwang anthun.«

Catherine überlegte oder zögerte vielmehr einen Augenblick und sagte dann:

»Mein lieber Pitou, Du hast mir bewiesen, daß ich bei Gelegenheit auf Dich rechnen konnte, und ich bin Dir sehr erkenntlich hierfür; aber ich danke Dir zum zweiten Male.«

Dann fügte sie mit leiser Stimme bei:

»Es ist sogar unnöthig, daß Du in dieser Woche auf die Post gehst; ich werde ein paar Tage keine Briefe erhalten.«

Pitou war nahe daran, zu erwidern, er vermüthe es. Doch er wollte sehen, wie weit das Vertrauen des Mädchens zu ihm ginge.

Sie beschränkte sich auf die von uns erwähnte Empfehlung, mit der sie einfach bezweckte, Pitou nicht jeden Morgen einen unnützen Gang machen zu lassen.

Diese Empfehlung hatte aber in den Augen von Pitou eine höhere Bedeutung.

Daß er nach Paris zurückgekommen, war für Isidor kein Grund, nicht zu schreiben.

Schrieb Isidor nicht mehr an Catherine, so zählte er darauf, sie zu sehen.

Wer sagte Pitou, daß der von Paris datirte Brief, welchen er am Morgen desselben Tages in die hohle Weide niedergelegt hatte, Catherine nicht die nahe bevorstehende Ankunft ihres Geliebten verkündigte? Wer sagte ihm, daß der, als er bei ihr erschien, im Raume umherschweifende Blick, den seine Anwesenheit auf ihn selbst zurückgeführt hatte, nicht am Saume des Waldes irgend ein Zeichen suchte, das Catherine andeutete, ihr Geliebter sei eingetroffen?

Pitou wartete, um Catherine alle Zeit zu lassen, mit sich selbst zu debattiren, ob sie ihm eine vertrauliche Mittheilung zu machen habe. Dann, als er sah, daß sie beharrlich schwieg, sagte er:

»Mademoiselle Catherine, haben Sie bemerkt, welche Veränderung bei Herrn Billot vorgeht?«

Catherine bebte.

»Ah!« sprach sie, auf eine Frage durch eine andere Frage antwortend, »hast denn Du etwas bemerkt?«

»Mademoiselle Catherine,« erwiderte Pitou den Kopf schüttelnd, »es kommt sicherlich, — wann, das weiß ich nicht, — ein Augenblick, wo derjenige, welcher an dieser Veränderung Schuld ist, eine schlimme Viertelstunde haben wird. Das sage ich Ihnen; verstehen Sie?«

Catherine erbleichte.

Nichtsdestoweniger aber schaute sie Pitou fest an und fragte ihn:

»Warum sagst Du *Derjenige* und nicht *Diejenige*? Es wird vielleicht eine Frau und nicht ein

Mann unter diesem verborgenen Zorne zu leiden haben.«

»Ah! Mademoiselle Catherine, Sie erschrecken mich. Haben Sie denn etwas zu befürchten?«

»Mein Freund,« erwiderte Catherine traurig, »ich habe das zu befürchten, was ein armes Mädchen, welches seinen Stand vergessen hat und über demselben liebt, von einem aufgebracht Vater befürchten kann.«

»Mademoiselle,« sagte Pitou, der es wagen wollte, Catherine einen Rath zu geben, »mir scheint, an Ihrer Stelle . . .«

Er hielt inne.

»Dir scheint, an meiner Stelle? . . .« wiederholte Catherine.

»Mir scheint, an Ihrer Stelle . . . Ah! nein, Sie wären wegen einer einfachen Abwesenheit von ihm beinahe gestorben! Wenn Sie auf ihn verzichten müßten, so würden Sie ganz sterben, und Sie sollen nicht sterben; müßte ich Sie auch krank und traurig sehen, so will ich Sie doch lieber so sehen, als dort am Ende des Pleux . . . Ah! Mademoiselle Catherine, das ist eine unglückliche Geschichte.«

»Stille!« sagte Catherine, »sprechen wir von etwas Anderem, oder sprechen wir gar nicht. Dort kommt mein Vater.«

Pitou wandte sich in der Richtung des Blickes von Catherine um und sah in der That den Pächter im Trabe herbeireiten.

Als er einen Menschen beim Fenster von Catherine erblickte, hielt Billot an; doch er erkannte ohne Zweifel alsbald denjenigen, welchen er gesehen, und ritt weiter.

Pitou ging ihm lächelnd und seinen Hut in der Hand haltend ein paar Schritte entgegen.

»Ah! Ah! Du bist es, Pitou?« sagte Billot. »Willst Du Mittagsbrod von uns fordern, mein Junge?«

»Nein, Herr Billot,« erwiderte Pitou, »ich werde mir das nicht erlauben, doch . . .«

In diesem Augenblick kam es ihm vor, als ermutigte ihn ein Blick von Catherine.

»Doch was?« versetzte Billot.

»Doch wenn Sie mich einladen wollten, so würde ich es annehmen.«

»Nun,« sprach der Pächter, »ich lade Dich ein.«

»Dann nehme ich es an,« erwiderte Pitou.

Der Pächter gab seinem Pferde die Sporen und kehrte unter das Gewölbe des Thorwegs zurück.

Pitou wandte sich gegen Catherine um und fragte:

»War es das, was Sie mir sagen wollten?«

»Ja . . . Er ist heute noch düsterer als an den andern Tagen . . . Dann fügte sie leise bei:

»Oh! mein Gott! sollte er wissen? . . .«

»Was, Mademoiselle?« fragte Pitou, der, so leise Catherine gesprochen, doch gehört hatte.

»Nichts,« antwortete Catherine, indem sie sich in ihr Zimmer zurückzog und ihr Fenster schloß.

Elftes bis sechszehntes Bändchen.

LVIII.

Der Vater Clouis erscheint wieder auf der Scene.

Catherine hatte sich nicht getäuscht. Trotz des freundlichen Empfangs, den er Pitou gewährt, schien ihr Vater düsterer als je. Er gab Pitou einen Händedruck, und Pitou fühlte, daß seine Hand kalt und feucht war. Seine Tochter reichte ihm wie gewöhnlich ihre erbleichten und schauernden Wangen, doch er beschränkte sich darauf, daß er ihre Stirne mit seinen Lippen streifte; die Mutter Billot stand mit einer Bewegung auf, welche natürlich war, wenn sie ihren Gatten eintreten sah, mit einer Bewegung, an der zugleich das Gefühl ihrer Niedrigkeit im Vergleiche mit ihm und die Ehrfurcht, welche sie für ihn hegte, Theil hatten; doch der Pächter schenkte ihr keine Aufmerksamkeit.

»Ist das Mittagsbrod bereit? fragte er.

»Ja, mein Mann,« erwiderte die Mutter Billot.

»Dann zu Tische; ich habe für heute Abend noch Vieles zu thun.«

Man trat in das kleine Familienspeisezimmer ein. Dieses Speisezimmer ging aus den Hof, und Niemand, der von außen kam, konnte in die Küche eintreten, ohne an dem Fenster vorüberzukommen, durch welches dasselbe sein Licht empfing.

Ein Gedeck wurde für Pitou beigelegt, den man zwischen die zwei Frauen mit dem Rücken gegen das Fenster setzte.

So besorgt Pitou auch war, so hatte er doch ein Organ, auf das diese Besorgniß nie einen Einfluß übte, das war der Magen; in Folge hiervon konnte Billot, trotz der Schärfe seines Blickes, an seinem Gaste nichts Anderes wahrnehmen, als die Befriedigung, die er beim Anblick einer vortrefflichen Kohlsuppe und der Platte mit Ochsenfleisch und Speck, die ihr folgte, empfand.

Nichtsdestoweniger war es augenscheinlich, daß Billot zu wissen wünschte, ob der Zufall oder ein voraus überlegter Plan Pitou nach dem Pachthofe geführt habe.

In dem Augenblick, wo man das Ochsenfleisch und den Speck wegnahm, um ein gebratenes Lammsviertel, ein Gericht, dessen Eintritt Pitou mit einer sichtbaren Freude betrachtete, aufzustellen, demasquirte der Pächter auch plötzlich seine Batterien, wandte sich unmittelbar an Pitou und fragte ihn:

»Mein lieber Pitou, darf man nun, da Du weißt, daß Du im Pachthofe immer willkommen bist, wissen, was Dich heute in unsere Gegend zieht?«

Pitou lächelte, schaute umher, um sich zu versichern, daß es hier weder indiscrete Blicke, noch gefährliche Ohren gebe, schlug mit der linken Hand den rechten Aermel seines Wammes zurück und sagte, indem er ein Dutzend Schlingen von Metalldraht zeigte, welche wie eine Armspange

um sein Faustgelenk gerollt waren:

»Sehen Sie, Vater Billot.«

»Ah! ah!« versetzte der Vater Billot. »Du hast die Reviere Longpré und Taille-Fontaine entvölkert und wendest Dich hierher?«

»Das ist es nicht,« erwiderte Pitou naiv: »doch seitdem ich es mit diesen verdammten Kaninchen zu thun habe, erkennen sie, glaube ich, meine Schlingen und entfernen sich. Ich habe also beschlossen, heute Nacht ein paar Worte mit denen des Vater Lajeunesse zu sprechen; sie sind weniger schlau, aber schmackhaft, denn sie fressen Heidekraut und Quendel.«

»Teufel!« rief der Pächter, »ich wußte nicht, daß Du so leckerhaft bist, Pitou!«

»Ah! nicht für mich bin ich so leckerhaft, sondern für Mademoiselle Catherine; da sie kürzlich erst krank gewesen ist, so braucht sie zartes Fleisch . . . «

»Ja, Du hast Recht,« unterbrach der Pächter Pitou, »denn Du siehst, daß sie noch keinen Appetit hat.«

Und er deutete auf den weißen Teller von Catherine, welche, nachdem sie ein paar Löffel voll Suppe gegessen, weder das Rindfleisch, noch den Speck angerührt hatte.

»Ich habe keinen Appetit, mein Vater,« versetzte Catherine erröthend, da sie so gleichsam zu einer Erklärung aufgefordert wurde, »ich habe keinen Appetit, weil ich eine große Tasse Milch mit Brod einen Augenblick, ehe Pitou an meinem Fenster vorüberging und ich ihn rief, zu mir genommen.«

»Ich suche nicht den Grund, warum Du keinen Appetit hast, ich bestätige nur die Thatsache,« sagte Billot.

Dann schaute er durch das Fenster in den Hof, stand auf und rief:

»Ah! da kommt Einer für mich.«

Pitou fühlte, daß der Fuß von Catherine rasch auf den seinigen drückte; er wandte sich gegen sie um und sah, daß sie ihm, bleich wie eine Todte, mit den Augen das Fenster bezeichnete, das nach dem Hofe ging.

Sein Blick folgte der Richtung des Blickes von Catherine, und er erkannte seinen alten Freund, den Vater Clouis, der, die Doppelflinte von Billot auf der Schulter, am Fenster vorüberging.

Die Flinte des Pächters zeichnete sich vor andern dadurch aus, daß der Bügel von Silber war.

»Ah!« sagte Pitou, der in Allem dem nichts sehr Erschreckliches sah, »das ist der Vater Clouis. Er bringt Ihr Gewehr zurück, Herr Billot.«

»Ja,« sprach Billot, während er sich wieder setzte, »und er wird mit uns zu Mittag essen, wenn er noch nicht gegessen hat. Frau,« fügte er bei, »öffne dem Vater Clouis die Thüre.«

Die Mutter Billot stand auf und öffnete die Thüre, indeß Pitou, die Augen aus Catherine geheftet, sich fragte, was Furchtbares in dem, was vorging, ihre Blässe verursachen könne.

Der Vater Clouis trat ein: er hielt mit derselben Hand aus seiner Schulter die Flinte des Pächters und einen Hasen, den er offenbar mit dieser Flinte geschossen.

Man erinnert sich, daß der Vater Clouis vom Herrn Herzog von Orleans die Erlaubniß erhalten hatte, an einem Tag ein Kaninchen und am andern einen Hasen zu schießen.

Das war, wie es scheint, der Hasentag.

Er legte seine zweite nicht beschäftigte Hand an eine Art von Pelzmütze, seine gewöhnliche Kopfbedeckung, an der kaum noch die Haut blieb, so sehr war sie aufgeritzt und abgerieben

durch das Gestrüppe, durch das der Vater Clouis jeden Tag fast so unempfindlich für die Dorne als ein Wildschwein ging.

»Herr Billot und die Gesellschaft,« sagte er, »ich habe die Ehre, Sie zu grüßen.«

»Guten Morgen, Papa Clouis,« erwiderte Billot. »Sie sind ein Mann von Wort, und ich danke Ihnen.«

»Oh! was man versprochen hat, muß man auch halten, Herr Billot; Sie begegneten mir diesen Morgen und sagten zu mir: »»Vater Clouis, Sie sind ein guter Schütze, richten Sie mir doch ein Dutzend Kugeln für das Caliber meiner Flinte zu, Sie werden mir einen Gefallen erweisen.«« Woraus ich erwiderte: »»Für wann brauchen Sie das, Herr Billot?«« Sie sagten: »»Für heute Abend unfehlbar.«« Da antwortete ich: »»Gut, Sie werden es haben,«« und hier ist es.«

»Ich danke, Vater Clouis,« wiederholte Billot. Sie essen mit uns zu Mittag, nicht wahr?«

»Oh! Sie sind sehr gütig, ich habe kein Bedürfnis.«

Der Vater Clouis glaubte, die Höflichkeit heische, wenn man ihm einen Stuhl anbiete, zu sagen, er sei nicht müde, und wenn man ihn zum Essen einlade, zu antworten, er habe keinen Appetit.

Billot kannte dies.

»Gleichviel,« sagte er, »setzen Sie sich immerhin zum Tische: es ist zu essen und zutrinken da, und wenn Sie nicht essen, so werden Sie trinken.«

Mittlerweile hatte die Mutter Billot mit der Regelmäßigkeit und beinahe mit der Schweigsamkeit eines Automaten einen Teller, ein Besteck und eine Serviette auf den Tisch gelegt.

Dann rückte sie einen Stuhl an den Tisch.

»Nun! da Sie es durchaus wollen« . . . sagte der Vater Clouis.

Und er stellte die Flinte in eine Ecke, legte den Hasen auf den Rand des Schenktisches und setzte sich.

Er saß gerade Catherine gegenüber, die ihn voll Bangigkeit anschaute.

Das sanfte, freundliche Gesicht des alten Jägers schien so wenig gemacht, um dieses Gefühl einzuflößen, daß sich Pitou die Gemüthsbewegung nicht erklären konnte, welche nicht nur das Gesicht von Catherine, sondern auch das nervöse Zittern, das ihren ganzen Körper schüttelte, verriethen.

Billot hatte indessen das Glas und den Teller seines Gastes gefüllt, und dieser nahm, obgleich er erklärt, er habe kein Bedürfnis, Beides muthig in Angriff.

»Ah! das ist ein schöner Wein, Herr Billot,« rief er, als wollte er der Wahrheit seine Huldigung leisten. »Es scheint, Sie sind der Ansicht des Sprichworts, welches sagt:

»»Man muß die Lämmer zu jung essen und den Wein zu alt trinken.««

Niemand antwortete aus den Scherz von Vater Clouis, doch als dieser sah, daß das Gespräch fiel, glaubte er es in seiner Eigenschaft als Gast aufrecht halten zu müssen und fuhr fort:

»Ich habe mir also gesagt: »»Bei meiner Treue, es ist heute die Reihe an den Hasen; gleichviel, ob ich meinen Hasen auf der einen oder aus der andern Seite des Waldes schieße. Ich will also meinen Hasen in der Hut des Vater Lajeunesse schießen. Zugleich werde ich sehen, wie eine in Silber gefaßte Flinte die Kugel trägt.«« Ich goß also dreizehn Kugeln statt zwölf. Bei meiner Treue! Ihre Flinte trägt die Kugel gut.«

»Ja, ich weiß, es ist ein gutes Gewehr.«

»Ei! zwölf Kugeln,« bemerkte Pitou, »gibt es denn irgendwo einen Preis für die Flinte?«

»Nein,« antwortete Billot.

»Ah! ich kenne sie, *die in Silber gefaßte*, wie man sie in der Gegend nennt,« sagte Pitou: »ich habe sie vor zwei Jahren bei dem Feste in Boursonnes ihre Sache machen sehen. Dort hat sie das silberne Besteck gewonnen, mit dem Sie essen, Frau Billot, und den Becher, aus dem Sie trinken, Mademoiselle Catherine! Oh! was haben Sie denn, Mademoiselle?« rief Pitou erschrocken.

»Ich?« . . . nichts,« erwiderte Catherine, während sie ihre halb geschlossenen Augen wieder öffnete und sich auf dem Stuhle ausrichtete, an dessen Rücklehne sie halb ohnmächtig gesunken war.

»Catherine! was soll sie denn haben?« versetzte Billot, die Achseln zuckend.

»Ich muß Ihnen also sagen,« fuhr der Vater Clouis fort: »unter dem alten Eisen, bei Montoguo dem Waffenschmiede, fand ich eine Kugelform . . . ah! es ist selten, daß man einen Model findet, wie man ihn gerade braucht; diese kleinen Teufelsläuse von Leclerc haben beinahe alle das Caliber von vier und zwanzig, was sie nicht abhält, Gott weiß wohin zu tragen. Ich habe also gerade einen Model vom Caliber Ihrer Flinte gefunden, ein wenig kleiner sogar; doch das thut nichts, im Gegentheil, Sie wickeln die Kugeln in eine mit Fett beschmierte Haut. Brauchen Sie die Kugeln für den Pirschgang oder um aufgelegt zu schießen?«

»Ich weiß es nicht genau,« erwiderte Billot, »ich kann Ihnen nur bemerken, daß ich auf den Anstand zu gehen gedenke.«

»Ah! ja, ich begreife,« rief der Vater Clouis, »die Wildschweine des Herrn Herzogs von Orleans sind lüstern nach Ihren Kartoffeln, und Sie haben sich gesagt: »So viel im Pökelfasse liegen, so viel fressen nicht mehr.««

Es trat ein Stillschweigen ein, das nur durch das keuchende Athmen von Catherine gestört wurde.

Die Augen von Pitou gingen vom Jäger aus Billot und von Billot zu der Tochter über.

Er suchte zu begreifen, und dies gelang ihm nicht.

Was die Mutter Billot betrifft, so war es unnütz, von ihrem Gesichte eine Aufklärung zu fordern; sie begriff nichts von dem, was man sagte, und also um so viel mehr nichts von dem, was man sagen wollte.

»Ah!« fuhr der Vater Clouis seinen Gedanken verfolgend fort: »sind die Kugeln für die Wildschweine bestimmt, so sind sie vielleicht ein wenig klein; diese Herren haben eine harte Haut, abgesehen davon, daß das gegen den Jäger umkehrt! Ich habe Wildschweine gesehen, welche fünf, sechs, acht Kugeln zwischen Haut und Fleisch hatten, und zwar Musketenkugeln von sechzehn auf das Pfund, und sich darum doch ganz wohl befanden.«

»Es ist nicht auf Wildschweine gemünzt,« sagte Billot.

Pitou konnte seine Neugierde nicht überwinden.

»Verzeihen Sie, Herr Billot,« fragte er, »wenn es sich nicht um ein Preisschießen handelt, wenn Sie nicht aus Wildschweine schießen wollen, wozu brauchen Sie dann die Kugeln?«

»Um auf einen Wolf zu schießen,« erwiderte Billot.

»Ah! wenn Sie aus einen Wolf schießen wollen, dann ist es gut,« sprach der Vater Clouis; und er nahm die zwölf Kugeln aus seiner Tasche und ließ sie klirrend auf einen Teiler fallen. »Was die dreizehnte betrifft, sie ist im Bauche des Hasen . . . Ich weiß nicht, wie Ihre Flinte die

Schrote trägt, doch die Kugel trägt sie sehr artig.«

Würde Pitou Catherine angeschaut haben, so hätte er gesehen, daß sie einer Ohnmacht nahe war; doch ganz dem hingegen, was der Vater Clouis sprach, schaute er das Mädchen nicht an.

Als er den alten Waldhüter sagen hörte, die dreizehnte Kugel sei im Bauche des Hasen, konnte er auch nicht widerstehen, und er erhob sich, um die Sache zu untersuchen und außer Zweifel zu setzen.

»Es ist bei meiner Treue wahr!« sagte er, indem er seinen kleinen Finger in das Loch der Kugel steckte; »das können nur Sie, Vater Clouis; Herr Billot, Sie schießen gut, doch Sie erlegen die Hasen noch nicht mit der Kugel.«

»Ah! gleichviel,« versetzte Billot, »sobald das Thier zwanzigmal so groß als ein Hase ist, werde ich es hoffentlich nicht fehlen.«

»Allerdings,« sagte Pitou, »ein Wolf ist . . . Doch Sie sprechen von Wölfen, es gibt also im Bezirke? Das ist wunderbar vor dem Schnee . . . «

»Ja, es ist wunderbar, doch es ist so.«

»Sie sind dessen sicher, Herr Billot?«

»Sehr sicher,« antwortete der Pächter, der zugleich Pitou und Catherine anschaute, was leicht war, da sie neben einander saßen; »der Schäfer hat diesen Morgen einen gesehen.«

»Wo dies?« fragte Pitou naiver Weise.

»Auf der Straße von Paris nach Boursonnes, beim Gehölze von Ivors.«

»Ah!« rief Pitou, während er seinerseits Billot und Catherine anschaute.

»Ja,« fuhr Billot mit derselben Ruhe fort, »man hatte ihn schon im vergangenen Jahre bemerkt und mich davon in Kenntniß gesetzt; eine Zeit lang glaubte man, er sei verschwunden, um nicht wiederzukommen, doch . . . «

»Doch?« fragte Pitou.

»Doch es scheint, er ist zurückgekommen,« erwiderte Billot, »und er schickt sich an, wieder um den Pachthof herumzustreichen; darum habe ich den Vater Clouis gebeten, mir meine Flinte zu putzen und mir Kugeln zu gießen.«

Mehr konnte Catherine nicht aushalten; sie gab eine Art von ersticktem Schrei von sich, stand auf und wandte sich ganz schwankend nach der Thüre.

Halb naiv, halb besorgt, stand Pitou auch auf, und als er Catherine wanken sah, eilte er ihr nach, um sie zu unterstützen.

Billot warf einen entsetzlichen Blick nach der Thüre, doch das ehrliche Gesicht von Pitou offenbarte einen zu starken Ausdruck des Erstaunens, als daß Billot seinen Eigenthümer im Verdachte einer Mitschuld mit Catherine haben konnte.

Ohne sich weiter um Pitou oder um seine Tochter zu bekümmern, fuhr er fort:

»Sie sagen also, Vater Clouis, um den Schuß zu sichern, werde es gut sein, die Kugeln in ein Stück mit Fett getränkte Haut zu wickeln?«

Pitou hörte wohl die Frage, aber er hörte die Antwort nicht mehr, denn gerade in der Küche angelangt, wohin er Catherine nachgefolgt war, fühlte er, wie das Mädchen in seinen Armen zusammensank.

»Mein Gott, was haben Sie denn?« fragte er erschrocken.

»Oh!« erwiderte Catherine, »Sie begreifen also nicht? er weiß, daß Isidor in Boursonnes

angekommen ist, und will ihn ermorden, wenn er sich dem Pachthofe nähert.«

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des Speisezimmers geöffnet, und Billot erschien aus der Schwelle.

»Mein lieber Pitou,« sagte er mit einem so harten Tone, daß keine Erwiederung möglich war, »bist Du wirklich wegen der Kaninchen von Vater Lajeunesse gekommen, so glaube ich, daß es für Dich Zeit ist, zu gehen und Deine Schlingen zu legen; Du begreifst, später würdest Du nicht mehr sehen.«

»Ja, Herr Billot,« antwortete demüthig Pitou, »ich bin deshalb gekommen und aus keinem anderen Grunde, das schwöre ich Ihnen.«

»Nun also?«

»Also gehe ich. Herr Billot.«

Und er entfernte sich durch das Hofthor, indeß Catherine in Thränen zerfließend in ihre Stube zurückkehrte, deren Riegel sie hinter sich vorschob.

»Ja,« murmelte Billot, »ja, schließe Dich ein, Unglückliche! Gleichviel, denn nicht auf dieser Seite werde ich auf dem Anstande sein.«

LIX.

Das Kämmerchenspiel.

Pitou verließ den Pachthof ganz betäubt; nur hatte er nach den Worten von Catherine Tag in Allem dem gesehen, was bis dahin Finsterniß für ihn gewesen war, und dieser Tag hatte ihn geblendet.

Pitou wußte, was er hatte wissen wollen, und, sogar mehr.

Er wußte, daß der Vicomte Isidor von Charny am Morgen in Boursonnes angekommen war, und daß er, wenn er es wagte, Catherine im Pachthofe sehen zu wollen, Gefahr lief, von einer Flintenkugel getroffen zu werden.

Es unterlag keinem Zweifel mehr: die Anfangs gleichnißweisen Worte von Billot hatten sich bei den paar Silben, welche Catherine gesprochen, aufgeklärt, der Wolf, den man im vergangenen Jahre um die Schäferei hatte herumstreichen sehen, den man für immer verschwunden glaubte, während man ihn an demselben Morgen bei dem Gehölze von Ivors, aus der Straße von Boursonnes nach Paris, wiedergesehen, war der Vicomte Isidor von Charny.

Für ihn war die Flinte geputzt worden; für ihn waren die Kugeln gegossen worden.

Die Sache wurde ernst, wie man sieht.

Pitou, welcher zuweilen, wenn es die Gelegenheit erforderte, die Stärke des Löwen besaß, besaß immer die Klugheit der Schlange. In Contravention seit dem Tage, wo er das Alter der Vernunft erreicht hatte, in Betreff der Feldhüter, unter deren Nase er die mit Hecken umschlossenen Obstgärten oder die im freien Felde stehenden Bäume verwüstete, die Gesetz verletzend den Jagdhütern gegenüber, auf deren Fersen er seine Leimruthen und seine Schlingen legte, hatte sich Pitou eine tiefe Ueberlegung und eine rasche Entscheidung so sehr zur Gewohnheit gemacht, daß es ihm bei allen schwierigen Fällen, in die er sich verwickelt gesehen, gestattet gewesen war, sich unter den bestmöglichen Bedingungen aus der Verlegenheit zu ziehen. Diesmal wie sonst rief er vor Allem die rasche Entscheidung zu Hilfe, und er beschloß, sogleich nach dem ungefähr achtzig Schritte vom Pachthofe entfernt liegenden Walde zu gehen.

Der Wald bildet eine Decke, und unter dieser Decke wo man leicht unbemerkt bleibt, kann man nach seinem Belieben nachdenken.

Bei dieser Veranlassung hatte Pitou, wie man sieht, die gewöhnliche Ordnung der Dinge umgekehrt und die rasche Entscheidung vor die tiefe Ueberlegung gesetzt.

Pitou aber hielt sich diesmal mit seinem instinctartigen Verstande an das Dringendste, und das Dringendste war für ihn, eine Decke zu haben.

Er ging also nach dem Walde mit einer so ungezwungenen Miene, als hätte sein Kopf nicht eine Welt von Gedanken in sich getragen, und er erreichte den Wald, nachdem er die Stärke gehabt, nicht einen Blick zurückzuwerfen.

Sobald er berechnet hatte, er sei vom Pachthause aus nicht mehr zu erschauen, bückte er sich allerdings, als wollte er das Untertheil seiner Kamasche zuknöpfen, und, den Kopf zwischen seinen zwei Beinen, befragte er den Horizont.

Der Horizont war frei und schien für den Augenblick keine Gefahr zu bieten.

Als Pitou dies sah, nahm er wieder die senkrechte Linie an und befand sich mit einem Sprunge im Walde.

Der Wald, das war das Gebiet von Pitou.

Hier war er zu Hause; hier war er frei, hier war er König.

König wie das Eichhörnchen, dessen Behendigkeit er besaß, wie der Fuchs, mit dessen List er vertraut war, wie der Wolf, dessen Augen, welche bei Nacht sehen, er hatte!

Doch zu dieser Stunde brauchte er weder die Behendigkeit des Eichhörnchens, noch die List des Fuchses, noch die in der Nacht sehenden Augen des Wolfes.

Es handelte sich für Pitou einzig und allein darum, schräge den Theil des Waldes, in welchen er eingedrungen, zu durchschneiden und zum Saume des Waldes zurückzukommen, welcher sich in der ganzen Länge des Pachthofes erstreckte.

In einer Entfernung von sechzig bis siebzig Schritten würde Pitou Alles sehen, was vorginge; mit einer Entfernung von sechzig bis siebenzig Schritten trotzte Pitou jedem Wesen, welches es auch sein mochte, war es nur genöthigt, sich seiner Füße und seiner Hände zu bedienen, um anzugreifen.

Es versteht sich von selbst, daß er noch mehr einem Reiter trotzte, denn nicht Einer wäre im Stande gewesen, hundert Schritte im Walde auf den Wegen zu machen, auf die ihn Pitou geführt haben würde.

Im Walde halte Pitou auch keine Vergleichung, welche geringschätzend genug, um zu sagen, wie sehr er einen Reiter verachte.

Pitou legte sich der Länge nach in ein Gebüsch, stützte seinen Hals auf einen Zwillingsbaum, der sich an seinem Stamme trennte, und versenkte sich in eine tiefe Ueberlegung.

Er bedachte, daß es seine Pflicht war, so viel, als in seinen Kräften lag, zu verhindern, daß der Vater Billot die entsetzliche Rache, auf die er sann, zur Ausführung brachte.

Das erste Mittel, das sich dem Geiste von Pitou bot, war, nach Boursonnes zu laufen und Herrn Isidor von der Gefahr zu unterrichten, die seiner harrte, wenn er sich in die Gegend des Pachthofes wagte.

Doch beinahe in demselben Augenblick fielen ihm zwei Dinge ein.

Einmal, daß er von Catherine keinen Austrag erhalten hatte, dies zu thun.

Zweitens, daß die Gefahr Herrn Isidor wohl nicht zurückhalten könnte.

Welche Gewißheit hatte Pitou ferner, der Vicomte, dessen Absicht es ohne Zweifel war, sich zu verbergen, werde auf der für Wagen gebahnten Straße und nicht auf einem von den kleinen Fußpfaden kommen, welche die Holzhauer benützen, um ihren Weg abzukürzen? Suchte Pitou Isidor auf, so verließ er überdies Catherine, und Pitou, dem es im Ganzen leid gethan hätte, wenn dem Vicomte Unglück widerfahren wäre, würde in Verzweiflung gerathen sein, hätte Catherine ein Unglück betroffen.

Das Vernünftigste schien ihm also, da zu warten, wo er war, und je nach dem was sich ereignen würde, mit den Umständen zu Rathe zu gehen.

Mittlerweile hefteten sich seine Augen auf den Pachthof starr und glänzend wie die einer Tigerkatze, «welche aus ihre Beute lauert.

Die erste Bewegung, die sich beim Pachthofe bewerkstelligte, war der Abgang des Vater Clouis.

Pitou sah ihn unter dem Thorwege von Billot Abschied nehmen, sodann längs der Mauer hininken und in der Richtung von Villers-Coterets verschwinden, das er durchschneiden oder umgehen mußte, um sich zu seiner ungefähr anderthalb Stunden von Pisseleu entfernten Hütte zu begeben.

In dem Augenblick, wo er wegging, trat die Abenddämmerung ein.

Da der Vater Clouis nur eine sehr untergeordnete Person, eine Art von Comparse in dem Drama war, das man spielte, so schenkte ihm Pitou keine große Aufmerksamkeit, und nachdem er ihm zu Befreiung seines Gewissens bis zu dem Momente gefolgt war, da er an der Ecke der Mauer verschwand, lenkte er seine Augen nach dem Mittelpunkte des Gebäudes, das heißt dahin zurück, wo sich der Thorweg und die Fenster öffneten.

Nach ein paar Secunden erleuchtete sich eines von den Fenstern: es war das der Stube von Billot.

Von der Stelle aus, wo sich Pitou befand, tauchte der Blick ungehemmt in die Stube; Pitou konnte also Billot mit aller vom Vater Clouis empfohlenen Vorsicht seine Flinte laden sehen.

Mittlerweile wurde es vollends Nacht.

Billot, nachdem er seine Flinte geladen hatte, löschte sein Licht aus und zog die zwei Läden seines Fensters an, doch so, daß sie ein wenig geöffnet blieben, ohne Zweifel, damit sein Blick durch diese kleine Oeffnung die Umgegend beobachten konnte.

Von dem im ersten Stocke liegenden Fenster von Billot sah man, wir glauben dies schon gesagt zu haben, das Fenster der im Erdgeschosse liegenden Stube von Catherine wegen einer Biegung, welche die Mauern des Pachthofes bildeten, nicht; doch man überschaute völlig den Weg von Boursonnes und den ganzen Kreis des Waldes, der sich vom Berge der Ferté-Milon bis zu dem Punkte rundete, den man das Gehölze von Ivors nannte.

Während er das Fenster von Catherine nicht sah, konnte Billot, welcher vermuthete, Catherine werde durch dieses Fenster hinaussteigen und den Wald zu erreichen suchen, seine Tochter in dem Moment erschauen, wo sie in den von seinem Blicke umfaßten Rayon eintreten würde; nur, da die Nacht immer finsterer wurde, dürfte Billot eine Frau sehen, er könnte vermuthen, diese Frau sei Catherine, aber er wäre nicht im Stande, aus eine sichere Art Catherine in ihr zu erkennen.

Wir machen zum Voraus alle diese Bemerkungen weil es die waren, welche sich Pitou machte.

Pitou bezweifelte nicht, wenn es völlig Nacht geworden, würde Catherine einen Ausgang versuchen, um Isidor zu benachrichtigen.

Ohne das Fenster von Billot gänzlich aus dem Blicke zu verlieren, hefteten sich also seine Augen ganz besonders auf das von Catherine.

Pitou täuschte sich nicht. Als die Nacht einen Grad von Dunkelheit erreicht hatte, der dem Mädchen genügend zu sein schien, sah Pitou, für den es, wie gesagt, keine Dunkelheit gab, langsam den Laden von Catherine sich öffnen, dann diese auf das Fenstergesimse steigen, den Laden zurückstoßen und an der Wand hinabgleiten.

Catherine lief nicht Gefahr, gesehen zu werden, so lange sie dieser Linie folgen würde, und angenommen, sie hätte in Villers-Coterets zu thun gehabt, so konnte sie unbemerkt dahin kommen; hatte sie aber dagegen bei Boursonnes zu thun, so mußte sie nothwendig in den Rayon eintreten, den der Blick vom Fenster ihres Vaters umfaßte.

Als sie zum Ende der Mauer gelangt war, zögerte sie ein paar Secunden, so daß Pitou einen Augenblick hoffte, sie gehe nach Villers-Coterets und nicht nach Boursonnes; doch plötzlich hörte dieses Zögern auf, sie bückte sich, um sich so viel als möglich den Augen zu entziehen, schritt quer über den Weg und warf sich auf einen kleinen Fußpfad, aus welchem sie endlich nach ungefähr einer Viertelmeile auf den Weg nach Boursonnes gelangen sollte.

Dieser Fußpfad mündete gegen einen kleinen Kreuzweg aus, den man den Kreuzweg von Bourg-Fontaine nannte.

Sobald sich Catherine auf diesem Fußpfade befand, waren der Weg, den sie verfolgen würde, und die Absicht, welche sie dahin führte, so klar für Pitou, daß er sich nicht mehr mit ihr, sondern nur mit den ein wenig geöffneten Läden beschäftigte, durch welche, wie durch die Schießscharte einer Citadelle, der Blick den Wald von einem Ende zum andern erschaute.

Der ganze vom Auge von Billot umfaßte Rayon war, abgesehen von einem Schäfer, welcher seinen Pferch aufschlug, völlig verlassen.

Hieraus ging hervor, daß Catherine, sobald sie in diesen Rayon eintrat, obgleich ihr schwarzer kleiner Mantel sie beinahe unsichtbar machte, doch dem durchdringenden Blicke des Pächters nicht entgehen konnte.

Pitou sah die Läden sich öffnen, den Kopf von Billot durch die Oeffnung hervorkommen und dann einen Moment starr und unbeweglich bleiben, als hätte er in dieser Finsterniß am Zengnisse seiner Augen gezweifelt; doch da die Hunde des Schäfers in der Richtung dieses Schattens weggelaufen und, nachdem sie einige Male leicht gebellt hatten, zu ihrem Herrn zurückgekommen waren, so bezweifelte Billot nicht mehr, dieser Schatten sei Catherine.

Die Hunde hatten sie, als sie in ihre Nähe gekommen, erkannt und sie erkennend zu bellen aufgehört.

Es versteht sich von selbst, daß sich für Pitou Alles dies so klar übersetzte, als wäre er zum Voraus mit den verschiedenen Vorfällen dieses Drama vertraut gewesen.

Er erwartete also die Läden der Stube von Billot wieder schließen und den Thorweg sich öffnen zu sehen.

Nach einigen Secunden öffnete sich in der That die Thüre, und als Catherine den Saum des Gehölzes erreichte, trat Billot mit seiner Flinte auf der Schulter über die Schwelle und ging mit großen Schritten auf den Wald zu, wobei er dem Wege von Boursonnes folgte, gegen welchen nach einer halben Viertelmeile der von Catherine verfolgte Fußpfad einmünden mußte.

Es war kein Augenblick zu verlieren, sollte das Mädchen nicht in zehn Minuten seinem Vater gegenüber stehen.

Das begriff Pitou.

Er erhob sich, sprang durch das Gebüsch wie ein scheu gemachtes Reh, durchschnitt schräge den Wald in einer seinem ersten Laufe entgegengesetzten Richtung und befand sich am Rande des Fußpfades in dem Augenblick, wo man schon die hastigen Schritte und den keuchenden Athem des Mädchen hörte.

Pitou blieb verborgen hinter dem Stamme einer Eiche stehen.

Nach Verlauf von zehn Secunden kam Catherine so nahe an der Eiche vorüber, daß man sie mit der Hand erreichen konnte.

Pitou trat vor, versperrte dem Mädchen den Weg und nannte sich gleichsam mit einem Schlage.

Er hatte die Einheit einer dreifachen Handlung für nöthig erachtet, um Catherine nicht zu sehr zu erschrecken.

Sie gab in der That nur einen schwachen Schrei von sich, blieb ganz zitternd, weniger von der gegenwärtigen, als von der vergangenen Aufregung, stehen und sagte:

»Sie hier, Herr Pitou! . . . Was wollen Sie von mir?«

»Um des Himmels willen, gehen Sie nicht einen Schritt weiter, Mademoiselle!« erwiderte Pitou die Hände faltend.

»Und warum nicht?«

»Weil Ihr Vater weiß, daß Sie ausgegangen sind, weil er der Straße nach Boursonnes mit seiner Flinte folgt, weil er Sie auf dem Kreuzwege von Bourg-Fontaine erwartet.«

»Doch er, er! . . . « versetzte Catherine beinahe wahnsinnig: »er wird also nicht unterrichtet sein?«

Und sie machte eine Bewegung, um weiter zu gehen. »Wird er es mehr sein, wenn Ihnen Ihr Vater den Weg versperrt hat?« sprach Pitou.

»Was ist zu thun?«

»Kehren Sie zurück, Mademoiselle Catherine, gehen Sie wieder in Ihr Zimmer; ich werde mich in der Gegend Ihres Fensters in den Hinterhalt legen, und wenn ich Herrn Isidor sehe, so benachrichtige ich ihn.«

»Sie wollen dies thun, lieber Herr Pitou?«

»Für Sie werde ich Alles thun, Mademoiselle Catherine! Oh! ich liebe Sie so sehr!«

Catherine drückte ihm die Hände.

Dann, nach einer kurzen Ueberlegung, sagte sie:

»Ja, Sie haben Recht, fuhren Sie mich zurück.«

Und da ihre Beine zu wanken anfangen, so schlang sie ihren Arm um den von Pitou, und er schlug mit ihr den Weg nach dem Pachthofe ein.

Nach zehn Minuten kam Catherine, ohne daß man Sie gesehen hatte, in ihre Stube zurück und schloß ihr Fenster hinter sich, während Pitou auf die Gruppe von Weiden deutete, in der er wachen und warten wollte.

LX.

Der Anstand auf den Wolf.

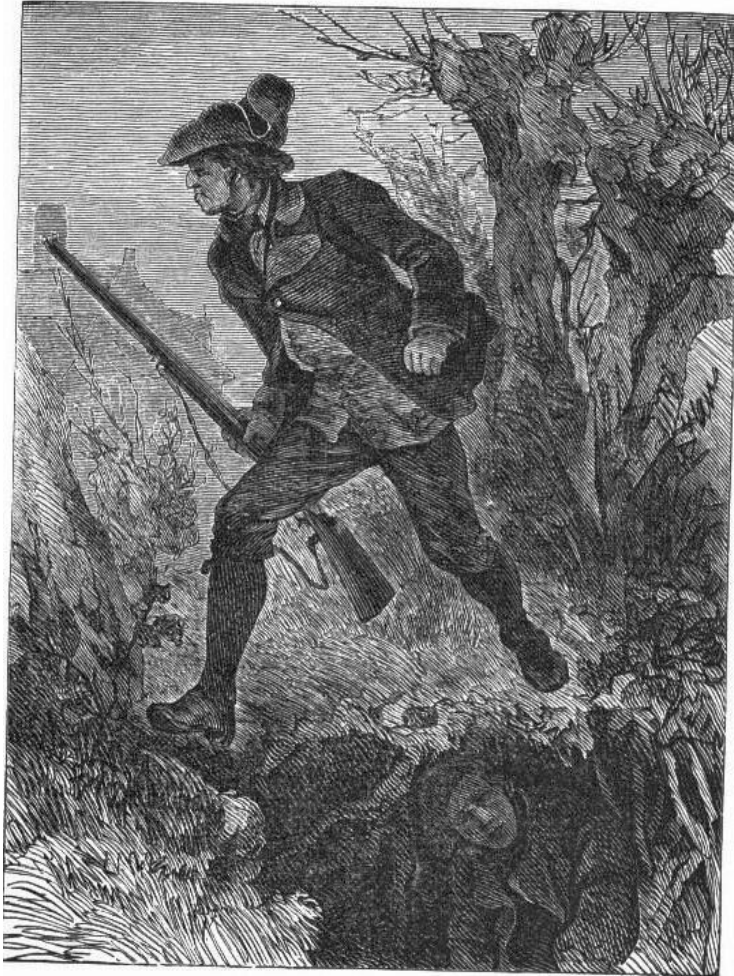
Die Weidengruppe stand aus einer kleinen Anhöhe zwanzig bis fünfundzwanzig Schritte vom Fenster von Catherine und überragte einen sieben bis acht Fuß tiefen Graben, durch welchen ein Bach floß.

Dieser Bach, der sich drehte wie der Weg, war stellenweise beschattet von Weiden ähnlich denen, welche die von uns erwähnte Gruppe bildeten, das heißt von Bäumen, die bei Nacht besonders jenen Zwergen gleichen, welche aus einem kleinen Leibe einen großen zerzausten Kopf tragen.

In den letzten von diesen durch die Zeit ausgehöhlten Bäumen legte Pitou alle Morgen die Briefe für Catherine, und Catherine holte sie hier, wenn sie ihren Vater hatte sich entfernen und in einer entgegengesetzten Richtung verschwinden sehen.

Pitou seinerseits und Catherine ihrerseits hatten übrigens stets so viel Vorsicht gebraucht, daß nicht hier die Lunte gerochen worden war; es war durch einen reinen Zufall geschehen, der an demselben Morgen den Schäfer des Pachthofes auf den Weg von Isidor gestellt hatte; der Schäfer hatte die Rückkehr des Vicomte als eine Neuigkeit ohne Bedeutung erzählt; diese geheime Rückkehr, welche um fünf Uhr Morgens stattgefunden, hatte Billot mehr als verdächtig geschienen. Seitdem er von Paris zurückgekommen, seit der Krankheit von Catherine, seit der Ermahnung des Doctor Raynal, nicht in das Zimmer der Kranken einzutreten, so lange sie das Delirium hätte, war er überzeugt gewesen, der Vicomte von Charny sei der Geliebte seiner Tochter, und da er am Ende dieser Verbindung nur die Schande sah, weil der Herr Vicomte von Charny Catherine nicht heirathen würde, so hatte er beschlossen, dieser Schande auf eine blutige Weise vorzubeugen.

Hiervon rührten alle diese von uns erzählten Umstände her, welche, unbedeutend in nicht unterrichteten Blicken, ein furchtbares Gewicht in den Augen von Catherine und, nach der von dieser gegebenen Erklärung, auch in den Augen von Pitou angenommen hatten. Man hat gesehen, daß Catherine, während sie das Vorhaben ihres Vaters errathen, sich demselben nur dadurch, daß sie Isidor unterrichten wollte, zu widersetzen versucht hatte, ein Schritt, bei welchem sie glücklicher Weise durch Pitou zurückgehalten worden war, da sie statt Isidor ihren Vater auf dem Wege getroffen haben würde.



Der Anstand.

Sie kannte zu genau den furchtbaren Charakter des Pächters, um etwas mit Hilfe von Bitten zu versuchen; dadurch wäre nur der Sturm beschleunigt, nur der Blitz herausgefordert, statt abgelenkt worden.

Einen Zusammenstoß ihres Geliebten mit ihrem Vater verhindern, das war Alles, wonach sie trachtete.

Oh! wie glühend wünschte sie in diesem Augenblick, diese Abwesenheit, über der sie zu sterben geglaubt, hätte sich verlängert! Wie würde sie die Stimme gesegnet haben, welche zu ihr gesagt hätte: »Er ist abgereist,« hätte diese Stimme beigefügt: »Für immer!«

Pitou hatte Alles dies so gut begriffen, als Catherine, darum hatte er sich dem Mädchen als Vermittler angeboten; mochte der Vicomte zu Fuß, mochte er zu Pferde kommen, er hoffte ihn zu rechter Zeit zu sehen oder zu hören, ihm entgegen zu eilen, ihn von der Lage der Dinge mit zwei Worten zu unterrichten und ihn zu bestimmen, zu fliehen, mit dem Versprechen, demselben am andern Tage Nachricht von Catherine zu bringen.

Pitou hielt sich also fest an seine Weide angedrückt, als wäre er ein Theil der vegetabilischen Familie gewesen, in deren Mitte er sich befand, und wandte die ganze Macht seiner an die Nacht, an die Ebenen und an die Wälder gewöhnten Sinne an, um einen Schatten zu unterscheiden oder

einen Ton aufzufassen.

Plötzlich schien es ihm, als hörte er hinter sich, vom Walde kommend, das Geräusch des Trittes eines Menschen, der in den Furchen geht; da ihm dieser Tritt zu schwer dünkte, um der des jungen und eleganten Vicomte zu sein, so drehte er sich langsam und auf eine beinahe unmerkliche Art um seinen Weidenbaum und erblickte dreißig Schritte von sich den Pächter mit seiner Flinte aus der Schulter. Dieser hatte, wie es Pitou vorhergesehen, beim Kreuzwege von Bourg-Fontaine gewartet; da aber Niemand auf dem Fußpfade herbeikam, so glaubte er sich getäuscht zu haben, und er kehrte zurück, um sich, wie er selbst gesagt, vor dem Fenster von Catherine auf den Anstand zu stellen, überzeugt, durch dieses Fenster werde der Vicomte zu ihr hineinzuschlüpfen suchen.

Zum Unglück wollte der Zufall, daß er für seinen Hinterhalt dieselbe Weidengruppe wählte, in der sich Pitou versteckt hatte.

Pitou errieth die Absicht des Pächters; er konnte ihm den Platz nicht streitig machen, glitt an der Böschung hinab und verschwand im Graben, den Kopf unter den hervorspringenden Wurzeln des Weidenbaums verbergend, an den sich Billot angelehnt hatte.

Glücklicher Weise wehte der Wind mit einer gewissen Heftigkeit; sonst hätte Billot sicherlich das Klopfen des Herzens von Pitou hören können.

Doch zur Ehre der bewunderungswürdigen Natur unseres Helden müssen wir sagen, daß es weniger seine persönliche Gefahr, als die Verzweiflung, Catherine unwillkürlich sein Wort zu brechen, war, was ihm so bange machte.

Kam Herr von Charny und es widerfuhr ihm ein Unglück, was würde Catherine von Pitou denken?

Vielleicht, er habe sie verrathen?

Pitou hätte den Tod der Idee, Catherine könne denken, er habe sie verrathen, vorgezogen.

Doch er konnte nichts Anderes thun, als bleiben, wo er war, und besonders unbeweglich bleiben: die geringste Bewegung hätte seine Anwesenheit geoffenbart.

Es verging eine Viertelstunde, ohne daß etwas die Stille der Nacht unterbrach: Pitou hegte eine letzte Hoffnung, die, wenn der Vicomte glücklicher Weise spät käme, so würde Billot des Wartens überdrüssig werden, an seinem Kommen zweifeln und in seine Wohnung zurückkehren.

Doch plötzlich glaubte Pitou, der durch seine Lage das Ohr an die Erde gedrückt hielt, den Galopp eines Pferdes zu hören; dieses Pferd, wenn es eines war, mußte auf dem Fußpfade kommen, der gegen den Wald zulief.

Bald konnte man nicht mehr zweifeln, daß es ein Pferd war; es ging quer über den Weg, ungefähr sechzig Schritte von der Gruppe der Weidenbäume; man hörte die Füße des Pferdes auf den Kieselsteinen schallen und eines von seinen Hufeisen machte anstoßend ein paar Funken hervorspringen.

Pitou sah, wie der Pächter den Kopf vorneigte und in der Dunkelheit zu unterscheiden suchte.

Doch die Nacht war so schwarz, daß selbst das Auge von Pitou, so sehr es sonst die Finsterniß zu durchdringen vermochte, nur eine Art von Schatten erblickte, der über den Weg sprang und an der Ecke der Mauern des Pachthofes verschwand.

Pitou bezweifelte nicht einen Augenblick, daß es Isidor war, doch er hoffte, der Vicomte habe, um in den Pachthof zu gelangen, einen andern Eingang, als den durch das Fenster.

Billot befürchtete dies, denn er murmelte etwas wie einen Fluch.

Dann herrschte zehn Minuten lang eine entsetzliche Stille.

Nach Verlauf dieser zehn Minuten unterschied Pitou mit Hilfe seines scharfen Gesichtes eine menschliche Gestalt am Ende der Mauer.

Der Reiter hatte sein Pferd an einen Baum angebunden und kam zu Fuß zurück.

Die Nacht war so finster, daß Pitou hoffte, Billot werde diese Art von Schatten nicht sehen, oder zu spät sehen.

Er täuschte sich, Billot sah den Schatten, denn Pitou hörte zweimal über seinem Kopfe das harte Geräusch, das der Hahn einer Flinte macht, wenn er gespannt wird.

Der Mensch, der an der Mauer hinschlüpfte, hörte ohne Zweifel auch dieses Geräusch, in welchem sich das Ohr eines Jägers nicht täuscht, denn er blieb stehen und suchte die Finsterniß mit dem Blicke zu durchdringen, das war aber unmöglich.

Während dieses Haltes von einer Secunde sah Pitou über dem Graben das Rohr der Flinte sich erheben, doch ohne Zweifel war der Pächter auf diese Entfernung seines Schusses nicht sicher, oder er befürchtete wahrscheinlich, einen Irrthum zu begehen, denn der Lauf, der sich rasch erhoben hatte, senkte sich langsam.

Der Schatten nahm wieder seine Bewegung und schlüpfte weiter längs der Mauer hin.

Er näherte sich sichtbar dem Fenster von Catherine.

Diesmal war es Pitou, der das Herz von Billot klopfen hörte.

Pitou fragte sich, was er thun könnte, durch welchen Schrei er den unglücklichen jungen Mann unterrichten könnte, durch welches Mittel er ihn retten könnte.

Doch nichts bot sich seinem Geiste, und aus Verzweiflung drückte er seine Hände in seine Haare.

Er sah den Lauf zum zweiten Male sich erheben, doch zum zweiten Male senkte sich der Lauf wieder.

Das Opfer war noch zu weit entfernt.

Es verging ungefähr eine halbe Minute, während welcher der junge Mann die zwanzig Schritte machte, die ihn vom Fenster trennten.

Sobald er vor dieses gekommen, klopfte er sachte dreimal in gleichen Zwischenräumen an.

Diesmal gab es keinen Zweifel mehr, es war ein Liebhaber, und dieser Liebhaber kam wegen Catherine.

Der Lauf der Flinte erhob sich auch zum dritten Male, während Catherine, das gewöhnliche Zeichen erkennend, ihr Fenster halb öffnete.

Keuchend fühlte Pitou gewisser Maßen die Feder der Flinte sich abspannen, das Anschlagen des Steines an die Batterie wurde hörbar; ein Schein, ähnlich dem eines Blitzes, erleuchtete den Weg, doch kein Knall folgte auf diesen Schein.

Nur das Zündkraut hatte gebrannt.

Der junge Edelmann sah, welche Gefahr er gelaufen war, und machte eine Bewegung, um gerade auf das Feuer zuzugehen; doch Catherine streckte den Arm aus, zog ihn an sich und flüsterte ihm zu:

»Unglücklicher! es ist mein Vater! . . . er weiß Alles . . . komm! . . . «

Und mir einer übermenschlichen Stärke half sie ihm durch ihr Fenster steigen, dessen Laden sie hinter ihm zumachte.

Es blieb dem Pächter ein zweiter Schuß, doch die zwei jungen Leute hatten einander so umschlungen, daß er ohne Zweifel, auf Isidor schießend, seine Tochter zu tödten befürchtete.

»Oh!« murmelte er, »er muß wohl herauskommen, und wenn er herauskommt, werde ich seiner nicht fehlen.«

Zu gleicher Zeit öffnete er mit der Nadel seines Pulverhorns das Zündloch seiner Flinte und schüttete neues Pulver auf die Pfanne, damit sich nicht das Wunder wiederhole, dem Isidor das Leben verdankte.

Fünf Minuten lang blieb alles Geräusch, selbst das des Athmens zweier Herzen, unterbrochen.

Plötzlich, mitten unter dieser Stille, erscholl das Gebelle der Kettenhunde im Hofe.

Billot stampfte mit dem Fuße, horchte einen Augenblick, stampfte abermals und sagte:

»Ah! sie läßt ihn durch den Obstgarten entfliehen! . . . gegen ihn bellen die Hunde!«

Und er sprang über den Kopf von Pitou auf die andere Seite des Grabens und verschwand, trotz der Nacht, mit Hilfe der Kenntniß, die er von den Oertlichkeiten hatte, mit der Geschwindigkeit des Blitzes an der Ecke der Mauer des Pachthofes.

Er hoffte zugleich mit Isidor aus die andere Seite des Pachthofes zu kommen.

Pitou begriff das Manoeuvre mit dem Verstande des Naturmenschen, er sprang auch aus dem Graben, durchschnitt den Weg in directer Linie, ging gerade auf das Fenster von Catherine zu, zog den Laden, der sich öffnete, an sich, stieg in das leere Zimmer ein, erreichte die durch eine Lampe erleuchtete Küche, eilte in den Hof, kam in den Gang, der in den Obstgarten führte, und erblickte hier mittelst der Fähigkeit, die er besaß, im Finstern zu unterscheiden, zwei Schatten, von denen der eine auf die Mauer kletterte und der andere mit ausgebreiteten Armen am Fuße dieser Mauer stand.

Doch ehe er sich vollends über die Mauer hinüberschwang, drehte sich der junge Mann zum letzten Male um und sagte:

»Auf Wiedersehen, Catherine, vergiß nicht, daß Du mir gehörest!«

»Oh! ja, ja,« erwiderte das Mädchen; »doch gehe, gehe!«

»Ja, gehen Sie, gehen Sie, Herr Isidor!« rief Pitou, »gehen Sie!«

Man hörte das Geräusch, das der junge Mann auf die Erde fallend machte, dann das Wiehern seines Pferdes, das ihn erkannte, dann die raschen Sprünge des ohne Zweifel durch den Sporn angetriebenen Thieres, dann einen ersten Schuß, dann einen zweiten.

Beim ersten stieß Catherine einen Schrei aus und machte eine Bewegung, als wollte sie Isidor zu Hilfe eilen; beim zweiten gab sie einen Seufzer von sich und sank, da ihr die Kräfte entschwanden, in die Arme von Pitou.

Dieser horchte ängstlich, um zu vernehmen, ob das Pferd seinen Lauf mit derselben Geschwindigkeit wie vor den Schüssen fortsetze, und als er hörte, daß der Galopp des Pferdes, das sich entfernte, nicht langsamer wurde, sprach er mit entschiedenem Tone:

»Gut, es ist Hoffnung vorhanden; man zielt nicht so fest bei Nacht, als bei Tag, und die Hand ist nicht so sicher, wenn man auf einen Menschen schießt, als wenn man aus einen Wolf oder aus ein Wildschwein schießt.«

Und er hob Catherine aus und wollte sie in seinen Armen forttragen. Doch durch eine mächtige Willensanstrengung raffte diese alle ihre Kräfte zusammen, glitt auf den Boden, hielt Pitou beim Arm zurück und fragte ihn:

»Wohin fuhrst Du mich?«

»Aber, Mademoiselle,« versetzte Pitou erstaunt, »ich führe Sie in Ihre Stube.«

»Pitou, hast Du einen Ort, wo Du mich verbergen kannst?«

»Oh! was das betrifft, ja, und wenn ich keinen habe, so werde ich einen finden.«

»So führe mich weg.«

»Aber der Pachthof?«

»In fünf Minuten hoffe ich ihn verlassen zu haben, um nie mehr dahin zurückzukehren.«

»Aber Ihr Vater?«

»Alles ist gebrochen zwischen mir und dem Manne, der meinen Geliebten hat tödten wollen.«

»Aber, Mademoiselle . . . «

»Weigerst Du Dich, mich zu begleiten, Pitou?« fragte Catherine, während sie den Arm des jungen Menschen losließ.

»Nein, Mademoiselle Catherine, Gott behüte mich!«

»Nun, so folge mir,« sprach Catherine.

Und sie ging voran durch den Obstgarten in den Küchengarten.

Am Ende des Küchengartens war eine kleine Thüre, welche auf die Ebene von Noue führte.

Catherine öffnete sie, ohne zu zaudern, nahm den Schlüssel, schloß die Thüre wieder doppelt hinter sich und Pitou, und warf den Schlüssel in einen Brunnen in der Nähe der Mauer.

Dann entfernte sie sich festen Schrittes querfeldein, auf den Arm von Pitou gestützt, und Beide verschwanden bald in dem Thale, das sich vom Dorfe Pisseleu bis zum Pachthofe von Noue erstreckt.

Niemand sah sie weggehen, und Gott allein wußte, wo Catherine den Zufluchtsort fand, den ihr Pitou versprochen hatte.

LXI.

Sturm ist vorübergegangen.

Es ist mit den menschlichen Stürmen, wie mit den himmlischen Orkanen: der Himmel bedeckt sich, der Blitz leuchtet, der Donner rollt, die Erde scheint aus ihrer Achse zu wanken: es gibt einen furchtbaren Augenblick des Paroxysmus, wo man an die Vernichtung der Dinge und der Menschen glaubt, wo Jeder zittert, bebt, und die Hände zum Himmel als zur alleinigen Güte, als zur alleinigen Barmherzigkeit erhebt. Dann bildet sich allmählig die Ruhe, die Nacht verschwindet, der Tag kommt wieder, die Sonne wird neugeboren, die Blumen öffnen sich wieder, die Bäume richten sich wieder auf, die Menschen gehen an ihre Geschäfte, überlassen sich wieder ihren Vergnügungen, ihrer Liebe; das Leben lacht und singt am Rande der Wege und auf der Schwelle der Thüren, und man bekümmert sich nicht um die theilweise Verwüstung, die da, wo das Gewitter niedergefallen, entstanden ist.

Eben so war es beim Pachthofe: die ganze Nacht tobte ohne Zweifel ein furchtbarer Sturm im Herzen des Mannes, der seinen Racheplan beschlossen und zur Ausführung gebracht hatte. Als er die Flucht seiner Tochter wahrnahm, als er vergebens in der Dunkelheit die Spur ihrer Tritte suchte, als er sie zuerst mit der Stimme des Zorns, dann mit der des Flehens, dann mit der Verzweiflung rief, und sie auf keine von diesen Stimmen antwortete, brach gewiß etwas vom Leben dieser mächtigen Organisation; als aber auf diesen Sturm von Schreien und Drohungen, der seinen Blitz und seinen Donner gehabt hatte, wie der himmlische Sturm, die Stille der Erschöpfung gefolgt war; als die Hunde, welche keine Ursache der Unruhe mehr hatten, zu heulen aufgehört; als ein mit Hagel vermischter Regen eine Blutspur vertilgt hatte, welche wie ein halb ausgelöster Gürtel eine ganze Seite des Pachthofes umgab; als die Zeit, dieser unbemerkbare und stumme Zeuge von Allem dem was hienieden vorgeht, in die Lust aus den bebenden ehernen Flügeln die letzten Stunden der Nacht geschüttelt hatte, nahmen die Dinge wieder ihren gewöhnlichen Lauf: das Hofthor ächzte aus seinen verrosteten Angeln; die Tagelöhner kamen heraus, die Einen, um zu säen, die Anderen, um zu eggen, wieder Andere, um zu pflügen; dann erschien auch Billot, die Ebene in allen Richtungen durchkreuzend; endlich kam der Tag, das übrige Dorf erwachte, und Einige, welche weniger gut geschlafen hatten, als die Andern, sagten mit einer halb neugierigen, halb gleichgültigen Miene: »Die Hunde von Vater Billot haben stark geheult heute Nacht, und man hat zwei Schüsse hinter dem Pachthofe gehört.«

Das war Alles.

Oh! nein, wir täuschen uns.

Als der Vater Billot, wie gewöhnlich, um neun Uhr zum Frühstücke nach Hause kam, fragte ihn seine Frau:

»Sage, Mann, wo ist Catherine?«

»Catherine?« erwiderte der Pächter mit einer Anstrengung: »die Luft des Pachthofes war ihr schädlich, und sie ist nach der Sologne zu ihrer Muhme abgereist.«

»Ah!« versetzte die Mutter Billot. »Und sie wird lange bei ihrer Muhme bleiben?«

»So lange, als es nicht besser bei ihr geht,« antwortete der Pächter.

Die Mutter Billot stieß einen Seufzer aus und entfernte ihre Tasse Milchkaffee von sich.

Der Pächter wollte sich zwingen, um zu essen, doch beim dritten Mund voll, als erstickte ihn diese Speise, nahm er die Flasche Burgunder beim Halse und leerte sie auf einen Zug; dann fragte er mit einer heiseren Stimme:

»Man hat hoffentlich mein Pferd nicht abgesattelt?«

»Nein, Herr Billot,« antwortete schüchtern ein Knabe, der jeden Morgen sein Frühstück im Pachthofe hatte.

»Gut,« sagte der Pächter.

Und er schob ungestüm den Knaben zurück, bestieg sein Pferd und sprengte es auf die Felder, während seine Frau, zwei Thränen trocknend, wieder ihren gewöhnlichen Platz unter dem Kaminmantel einnahm.

Und abgesehen von dem Singvogel, abgesehen von der holden Blume, welche, unter den Zügen eines Mädchens, die alten Mauern erheiterte und durchduftete, war der Pachthof am andern Tage wieder, wie er am Tage vorher gewesen.

Pitou sah den Tag in seinem Hause in Haramont anbrechen, und diejenigen, welche um sechs Uhr Morgens bei ihm eintraten, fanden ihn von einem Lichte, das schon lange brennen mußte, durfte man seinem hohen Dochte glauben, beleuchtet und eine Rechnung über die Verwendung der fünfundzwanzig Louis d'or ins Reine schreibend, die er für die Montirung und Equipirung der Nationalgarde von Haramont erhalten hatte, welche Rechnung er mit allen Belegen Gilbert schicken wollte.

Allerdings sagte ein Holzhauer, er habe gegen Mitternacht Pitou, in seinen Armen etwas Schweres tragend, was das Aussehen einer Frau gehabt, die Abhänge, welche zur Einsiedelei des Vater Clouis führten, hinabsteigen sehen. Doch das war nicht möglich, insofern der Vater Lajeunesse behauptete, er habe ihn gegen ein Uhr Morgens aus allen Krästen auf der Straße von Boursonnes laufen sehen, während Maniquet, der ganz am Ende des Dorfes, auf der Seite von Longpré, wohnte, angab, er habe ihn um zwei Uhr oder halb drei Uhr an seiner Thüre vorübergehen sehen und ihm zugerufen: »Gute Nacht, Pitou!« auf welche Artigkeit ihm Pitou geantwortet: »Gute Nacht, Maniquet!«

Es war also nicht zu bezweifeln, daß Maniquet um zwei Uhr oder halb drei Pitou gesehen hatte.

Sollte aber der Holzhauer Pitou in der Gegend des Clouis-Steines, um Mitternacht, in seinen Armen etwas Schweres, was einer Frau glich, tragend gesehen haben; sollte der Vater Lajeunesse Pitou aus allen Kräften laufend gegen ein Uhr Morgens aus der Straße von Boursonnes gesehen haben; sollte Maniquet, als er um zwei Uhr oder halb drei Uhr an seiner Thüre vorübergegangen, Pitou gute Nacht gesagt haben, so hätte Pitou, den wir gegen zehn Uhr oder halb elf Uhr mit Catherine in den Schluchten, welche das Dorf Pisseleu von dem Pachthofe von None trennen, aus dem Gesichte verloren, von da nach dem Clouis-Stein gehen, das heißt, ungefähr anderthalb Meilen machen müssen; er wäre dann vom Clouis-Stein nach Boursonnes gelaufen, zwei weitere Meilen; er wäre von Boursonne zum Clouis-Stein zurückgekehrt, hätte sich dann vom Clouis-Stein nach Hause begeben, was zur Annahme führen würde, er habe, um zuerst Catherine in Sicherheit zu bringen, um sich sodann nach dem Vicomte zu erkundigen und hernach Catherine Nachricht vom Vicomte zu geben, zwischen elf Uhr Abends und halb drei Uhr Morgens etwas wie acht bis zehn Meilen gemacht. Diese Annahme wäre nun nicht einmal für die fürstlichen

Läufer zulässig, von denen die Leute aus dem Volke einst behaupteten, man habe ihnen die Milz ausgenommen; doch ein solches Kraftstück würde, im Ganzen, nur in geringem Grade diejenigen in Erstaunen gesetzt haben, welche einmal im Stande gewesen waren, die locomotiven Fähigkeiten von Pitou zu schätzen.

Nichtsdestoweniger, da Pitou Niemand die Geheimnisse dieser Nacht offenbarte, in der er mit der Gabe der Allgegenwart ausgerüstet gewesen zu sein schien, ging hieraus hervor, daß, abgesehen von Desiré Maniquet, auf dessen »Gute Nacht!« er geantwortet, weder der Holzhauer, noch der Vater Lajeunesse es gewagt hätten, mit einem Eidschwure zu bekräftigen, es sei Pitou in Person, und nicht ein Schatten gewesen, ein Geist, ein Gespenst, das eine Aehnlichkeit mit Pitou angenommen, was sie beim Clouis-Steine oder auf der Landstraße von Boursonnes gesehen.

Gewiß ist, daß man Pitou um sechs Uhr Morgens, als Billot zu Pferde stieg, um seine Felder zu besuchen, ohne einen Anschein von Müdigkeit oder Unruhe, einen Auszug auf den Rechnungen des Schneiders Dulauroy machen sah, denen er als Belege die Empfangscheine seiner drei und dreißig Mann beifügte.

Noch eine andere Person von unserer Bekanntschaft hatte in dieser Nacht ziemlich schlecht geschlafen.

Das war der Doctor Raynal.

Er war um ein Uhr Morgens durch den Lackei des Vicomte von Charny, der mit aller Gewalt an seinem Hause läutete, geweckt worden.

Er halte selbst geöffnet, wie dies seine Gewohnheit war, wenn die Nachtglocke ertönte.

Der Lackei des Vicomte holte ihn wegen eines schweren Unfalls, der seinem Herrn zugestoßen.

Er hielt ein zweites gesatteltes Pferd an der Hand, damit der Doctor Raynal nicht einen Augenblick aufgehalten wäre.

Der Doctor kleidete sich eiligst an, bestieg das Pferd und entfernte sich, im Galopp dem Lackei folgend, der ihm wie ein Courier voranritt.

Was für ein Unfall war dies? Er würde es erst bei seiner Ankunft im Schlosse erfahren. Man hatte ihn nur aufgefordert, seine chirurgischen Instrumente mitzunehmen.

Der Unfall war eine Wunde in der linken Seile und eine Schramme an der rechten Schulter, gemacht mit zwei Kugeln, welche von demselben Caliber zu sein schienen, das heißt von einem Caliber von vier und zwanzig.

Doch der Vicomte schwieg über die einzelnen Umstände dieses Ereignisses.

Eine von den beiden Wunden, die aus der Seite, war ernst, bot jedoch keine Gefahr: die Kugel war in das Fleisch eingedrungen, ohne ein wichtiges Organ zu verletzen.

Was die andere Wunde betrifft, so schien es nicht der Mühe werth, sich damit zu beschäftigen.

Als der Verband angelegt war, gab der junge Mann vier und zwanzig Louis d'or dem Doctor, daß er schweige.

»Wenn ich schweigen soll, so müssen Sie mir meinen Besuch zum gewöhnlichen Preise bezahlen, nämlich mit einer Pistole,« sagte der wackere Doctor.

Und er nahm einen Louis d'or und gab auf diesen Louis d'or vierzehn Livres dem Vicomte heraus, so sehr auch dieser in ihn drang, um ihn zu bewegen, mehr zu nehmen. Doch vergebens!

Nur bemerkte der Doctor, er glaube, es werden drei Besuche nothwendig sein, und er werde

folglich am zweiten und am vierten Tage wiederkommen.

Beim zweiten Besuche fand der Doctor seinen Kranken schon auf: mit Hilfe eines Gürtels, der den Verband an der Wunde festhielt, hatte er schon am andern Tage zu Pferde steigen können, als ob nichts geschehen wäre; so daß Niemand, seinen vertrauten Lackei ausgenommen, etwas von dem Vorfalle wußte.

Als der Doctor zum dritten Male kam, war sein Patient abgefrist. Er wollte deshalb für diesen vergeblichen Besuch nur eine halbe Pistole nehmen.

Der Doctor Raynal war einer von den seltenen Aerzten, welche würdig sind, in ihrem Zimmer den berühmten Kupferstich: *Hippokrates die Geschenke von Artaxerxes ausschlagend*, zu haben.

LXII.

Der große Verrath von Herrn von Mirabeau.

Man erinnert sich der letzten Worte, welche Mirabeau zu der Königin in dem Augenblick sprach, wo sie ihm, da er Saint-Cloud verließ, die Hand zum Kusse reichte:

»Durch diesen Kuß, Madame, ist die Monarchie gerettet.«

Es handelte sich darum, dieses von Promethens Juno, welche der Entthronung nahe, geleistete Versprechen zu verwirklichen.

Mirabeau hatte, seiner Stärke vertrauend, den Kampf begonnen, ohne zu bedenken, daß man ihn nach so vielen Unvorsichtigkeiten und drei gescheiterten Complotten zu einem unmöglichen Kampfe antrieb.

Mirabeau, und das wäre klüger gewesen, hätte vielleicht noch eine Zeit lang unter dem Schutze der Maske gestritten. Doch zwei Tage, nachdem er bei der Königin gewesen, als er in die Nationalversammlung ging, sah er Gruppen und hörte er Ausrufungen.

Er näherte sich den Gruppen und erkundigte sich nach der Ursache dieser Ausrufungen.

Man reichte sich Brochuren, und von Zeit zu Zeit rief eine Stimme:

»*Der große Verrath von Herrn von Mirabeau! der große Verrath von Herrn von Mirabeau!*«

»Ah! ah!« sagte er, während er ein Goldstück aus der Tasche zog, »es scheint, das geht mich an! Mein Freund,« fuhr er fort, indem er sich an den Colporteur wandte, der die Brochuren austheilte und mehrere Tausende in Körben hatte, die ein Esel geduldig trug, wohin es ihm seine Bude zu versetzen beliebte, »*was kostet der große Verrath von Herrn von Mirabeau?*«

Der Colporteur schaute Mirabeau ins Gesicht und erwiderte:

»Herr Graf, ich gebe ihn umsonst.«

Und leise fügt er bei:

»Es sind hunderttausend Exemplare von dieser Brochure gedruckt worden.«

Mirabeau entfernte sich nachdenkend.

Diese Brochure, von der man hunderttausend Exemplare abgezogen!

Diese Brochure, die man umsonst gab!

Dieser Colporteur, der ihn kannte!

Doch ohne Zweifel war diese Brochure eine von den albernen oder gehässigen Veröffentlichungen, wie sie zu Tausenden um jene Zeit erschienen.

Das Uebermaß des Hasses oder das Uebermaß der Albernheit benahm ihr jeden Werth.

Mirabeau warf einen Blick auf die erste Seite und erbleichte.

Die erste Seite enthielt das Verzeichniß der Schulden von Mirabeau, und seltsamer Weise war dieses Verzeichniß genau:

Zweimal hundert und achttausend Franken.

Unter dem Verzeichniß stand das Datum des Tages, an welchem diese Summe an die verschiedenen Gläubiger von Mirabeau durch Herrn von Fontanges, dem Almosenier der Königin, bezahlt worden war.

Dann kam der Betrag der Summe, die ihm der Hof monatlich bezahlte:

Sechs tausend Franken.

Dann endlich die Erzählung seiner Zusammenkunft mit der Königin.

Das war unbegreiflich; der anonyme Pamphletschreiber hatte sich nicht in einer Zahl, man könnte beinahe sagen, nicht in einem Worte geirrt.

Welcher entsetzliche Feind voll von unerhörten Geheimnissen verfolgte ihn so oder verfolgte vielmehr in ihm die Monarchie?

Der Colporteur, der mit ihm gesprochen, der ihn erkannte, der ihn *Herr Graf* genannt hatte, — es schien Mirabeau, sein Gesicht sei ihm nicht ganz fremd.

Er kehrte um.

Der Esel stand immer noch mit seinen zu drei Vierteln leeren Körben da; doch der erste Colporteur war verschwunden, und ein anderer hatte seinen Platz eingenommen.

Dieser war Mirabeau völlig unbekannt.

Er betrieb die Austheilung mit nicht weniger Eifer.

Der Zufall wollte, daß im Augenblick dieser, Austheilung der Doctor Gilbert, der beinahe alle Tage den Debatten der Nationalversammlung beiwohnte, besonders wenn diese Debatten einige Wichtigkeit hatten, über den Platz ging, wo sich der Colporteur aufgestellt.

Träumerisch und in Gedanken versunken, wäre er vielleicht bei diesem Lärmen und diesen Gruppen nicht stehen geblieben, doch mit seiner gewöhnlichen Dreistigkeit ging Mirabeau gerade aus ihm zu, nahm ihn beim Arme und führte ihn zum Austheiler der Brochuren.

Dieser that bei Gilbert, was er bei den Andern gethan hatte: er streckte den Arm gegen ihn aus und sagte:

»*Bürger, der große Verrath von Herrn von Mirabeau!*«

Als er aber Gilbert erblickte, hielt sein Arm und seine Zunge wie gelähmt an.

Gilbert betrachtete ihn ebenfalls, ließ mit Ekel die Brochure fallen und entfernte sich mit den Worten:

»Sie treiben da ein häßliches Handwerk, Herr Beausire.«

Er nahm den Arm von Mirabeau und ging weiter zur Nationalversammlung, die den erzbischöflichen Palast mit der Manage vertauscht hatte.

»Kennen Sie denn diesen Menschen?« fragte Mirabeau Gilbert.

»Ich kenne ihn, wie man solche Menschen kennt,« erwiderte Gilbert; »es ist ein ehemaliger Gefreiter, ein Spieler, ein Gauner, er hat sich zum Verleumder gemacht, da er nicht mehr wußte, was er thun sollte.«

»Ah!« murmelte Mirabeau, indem er die Hand an die Stelle legte, wo er sein Herz gehabt hatte, und wo nur noch ein Portefeuille, das Geld des Hofes enthaltend, war, »wenn er verleumdete . . . «

Und der große Redner setzte seinen Gang fort.

»Wie,« sprach Gilbert, »sollten Sie so wenig Philosoph sein, daß Sie sich durch einen solchen Angriff niederschlagen lassen?«

»Ich?« rief Mirabeau. »Ah! Doctor, Sie kennen mich nicht . . . Oh! sie sagen, ich sei verkauft, während sie einfach sagen müßten, ich sei bezahlt! Nun, morgen kaufe ich ein Hotel, morgen nehme ich Wagen, Pferde, Bedienten, morgen nehme ich einen Koch und halte offene Tafel. Ich,

niedergeschlagen? Ei! was liegt mir an der Volksbeliebtheit von gestern und an der Unbeliebtheit von heute? Habe ich nicht die Zukunft? . . . Nein, Doctor, was mich niederschlägt, ist ein geleistetes Versprechen, das ich wahrscheinlich nicht halten kann, es sind die Fehler, ich möchte beinahe sagen, die Verräthereien des Hofes gegen mich. Ich habe die Königin gesehen, nicht wahr? Sie schien voll Vertrauen zu mir; einen Augenblick träumte ich, — wahnsinniger Traum bei einer solchen Frau, — einen Augenblick träumte ich, nicht der Minister eines Königs zu sein, wie Richelieu, sondern der Minister, sagen wir es gerade heraus, und die Welt hätte sich dabei nicht schlimmer befunden, der Geliebte einer Königin, wie Mazarin. Was that sie nun? An demselben Tag, als sie mich kaum verlassen, und ich habe den Beweis hiervon, schrieb sie an ihren Agenten in Deutschland, Herrn von Flachsland: »Sagen Sie meinem Bruder Leopold, ich befolge seinen Rath; ich bediene mich des Herrn von Mirabeau, doch es sei nichts Ernstes in meinen Beziehungen zu ihm?«

»Sind Sie dessen sicher?« fragte Gilbert.

Sicher, materiell sicher . . . Doch das ist noch nicht Alles . . . Wissen Sie, von was heute in der Kammer die Rede sein soll?«

»Ich weiß, daß vom Kriege die Rede sein soll, doch ich bin schlecht unterrichtet über die Ursache dieses Krieges.«

Oh! mein Gott, das ist ganz einfach: in zwei Parteien, Oesterreich und Rußland einerseits, England und Preußen andererseits, getrennt, strebt doch ganz Europa zu *einem* Hasse, zum Hasse gegen die Revolution hin. Für Rußland und für Oesterreich ist die Kundgebung nicht schwierig, es ist die ihrer eigenen Meinung, doch das liberale England, das philosophische Preußen brauchen Zeit, um sich zu entscheiden, um von einem Pole zum andern überzugehen, um abzuschwören, zu verleugnen, um zu gestehen, sie seien das, was sie in Wirklichkeit sind, Feinde der Freiheit. England hat für seinen Theil Brabant Frankreich die Hand reichen sehen, das hat seine Entscheidung beschleunigt. Unsere Revolution, mein lieber Doctor, ist ansteckend; es ist mehr als eine nationale Revolution, es ist eine Revolution der Menschheit. Der Irländer Burke, ein Zögling der Jesuiten von Saint-Omer, ein erbitterter Feind von Herrn Pitt, hat gegen Frankreich ein Manifest geschlendert, das ihm in schönem Golde von Herrn Pitt bezahlt worden ist. England fuhr nicht den Krieg gegen Frankreich ., . nein, es wagt dies noch nicht; doch es überläßt Belgien dem Kaiser Leopold, und es geht an das Ende der Welt, um Streit mit Spanien, und deren Verbündeten, zu suchen. Ludwig XVI. hat nun gestern der Nationalversammlung zu wissen gethan, er rüste vierzehn Kriegsschiffe aus. Hierüber große Discussion heute in der Nationalversammlung. Wem gehört die Initiative des Kriegs? Das ist die Frage. Der König hat schon das Innere, er hat schon die Justiz verloren, verliert er auch den Krieg, was bleibt ihm dann? Andererseits, greifen wir offenherzig hier von Ihnen zu mir, mein lieber Doctor, den Punkt an, den man in der Kammer noch nicht zu berühren wagte, andererseits ist der König verdächtig; die Revolution hat sich bis jetzt, und ich rühme mich, mehr als irgend Jemand hierzu beigetragen zu haben! Die Revolution hat sich nur dadurch gemacht, daß man das Schwert in der Hand des Königs gebrochen. Von allen Gewalten ist die gefährlichste, die man in seinen Händen lassen könnte, sicherlich der Krieg. Nun denn, getreu dem geleisteten Versprechen bin ich im Begriffe, zu verlangen, daß man ihm diese Gewalt lasse, ich bin im Begriffe, meine Volksbeliebtheit, mein Leben vielleicht zu wagen, indem ich dieses Verlangen durchzusetzen suche; ich bin im Begriffe, die Annahme eines Decretes zu bewirken, das den König zum Sieger machen wird. Was thut nun der König zu dieser Stunde? Er läßt durch den Siegelbewahrer in den Archiven des Parlaments die alten Formeln der Protestationen gegen die Reichsstände suchen, ohne Zweifel, um eine geheime Protestation gegen die Nationalversammlung abzufassen. Ah! das ist das Unglück, mein lieber Gilbert, man treibt zu viel geheime Dinge und thut zu wenig öffentliche Dinge mit entblößtem Gesichte, und darum will ich, Mirabeau, vernehmen Sie wohl? und darum will ich, daß man wisse, ich gehöre dem König und der Königin. Sie sagen mir, diese gegen mich gerichtete Schändlichkeit beunruhige mich; nein Doctor, sie dient mir; ich brauche, was die Stürme brauchen, um auszubrechen: finstere Wolken und widrige Winde. Kommen Sie, kommen Sie, Doctor, Sie sollen eine schöne Sitzung sehen, dafür stehe ich Ihnen.«

Mirabeau log nicht, und schon bei seinem Eintritt in die Manage hatte er einen Beweis von Muth zu geben. Jeder schrie ihm ins Gesicht: Verrath! und der Eine zeigte ihm einen Strick, der Andere eine Pistole.

Mirabeau zuckte die Achseln und schob diejenigen, welche sich auf seinem Wege fanden, mit

den Ellenbogen auf die Seite.

Das Geschrei verfolgte ihn bis in den Saal und schien hier neues Geschrei zu erwecken. Kaum erblickte man ihn, da riefen hundert Stimmen: »Ah! hier kommt er, der Verräther! der abtrünnige Redner! der verkaufte Mensch!«

Barnave war auf der Tribune: er sprach gegen Mirabeau. Mirabeau schaute ihn fest an.

»Nun, ja,« sagte Barnave, »Du bist es, den man Verräther nennt, und gegen Dich spreche ich.«

»Wenn Du gegen mich sprichst,« erwiderte Mirabeau, »so kann ich einen Gang nach den Tuileries machen; ich werde Zeit haben, zurückzukommen, bevor Du geendigt.«

Und den Kopf hoch tragend, das Auge drohend, ging er unter Gezische, unter Flüchen und Drohungen weg, erreichte die Terrasse der Feuillants und stieg in die Tuileries hinab.

Ungefähr im Drittel der großen Allee hatte eine junge Frau, welche einen Eisenkrautweig in der Hand hielt, dessen Wohlgeruch sie einathmete, einen Kreis um sich versammelt.

Ein Platz war aus ihrer Linken frei; Mirabeau nahm einen Stuhl und setzte sich an ihre Seite.

Die Hälfte von denjenigen, welche sie umgaben, stand auf und ging weg.

Die junge Frau reichte ihm die Hand.

»Ah! Baronin.« sagte er, »Sie haben also nicht Angst, von der Pest angesteckt zu werden?«

»Mein lieber Graf,« antwortete die junge Frau, man versichert, »Sie neigen sich auf unsere Seite, ich ziehe Sie zu uns herüber.«

Mirabeau lächelte und plauderte drei Viertelstunden mit der jungen Frau, welche keine Andere war, als Anna Louise Germaine Necker, Baronin von Staël.

Nach drei Viertelstunden aber schaute er auf seine Uhr und sagte:

»Ah! Baronin, ich bitte um Verzeihung! Barnave sprach gegen mich; er sprach seit einer Stunde, als ich die Nationalversammlung verließ, es sind drei Viertelstunden, daß ich das Glück habe, mit Ihnen zu plaudern, es sind also bald zwei Stunden, daß mein Ankläger spricht: seine Rede muß ihrem Ende nahe sein, und ich muß ihm antworten.«

»Gehen Sie,« erwiderte die Baronin, »antworten Sie, und guten Muth!«

»Geben Sie mir diesen Eisenkrautweig, Baronin, er wird mir als Talisman dienen.«

»Nehmen Sie sich in Acht, mein lieber Graf, Eisenkraut ist die Pflanze, welche bei den Libationen für die Verstorbenen dient!«

»Geben Sie immerhin, es ist gut, bekränzt zu sein wie ein Märtyrer, wenn man in den Circus hinabsteigt.«

»Man kann allerdings nicht mehr Thier sein, als die Nationalversammlung gestern war,« versetzte Frau von Staël.

»Ah! Baronin,« rief Mirabeau, »warum datiren?« Und er nahm aus ihren Händen den Eisenkrautweig, den sie ihm ohne Zweifel als Belohnung für dieses Wort bot, grüßte artig, stieg die Stufen hinauf, welche zur Terrasse der Feuillants führte, und kehrte in die Nationalversammlung zurück.

Barnave verließ gerade die Tribune unter den Acclamationen des ganzen Saales; er hatte eine von den nebeligen Reden gehalten, welche allen Parteien anstehen.

Kaum sah man Mirabeau aus der Tribune, als ein Donner von Geschrei und Flüchen gegen ihn losbrach.

Doch er erhob seine mächtige Hand, wartete und rief dann, einen von den Augenblicken der

Stille benützend, wie sie beim Sturme und beim Aufruhr eintreten:

Ich wußte wohl, daß es nicht weit vom Capitol bis zum tarpejischen Felsen ist.«

So groß ist die Majestät des Genies, daß dieses Wort den Erbittertsten Stillschweigen auferlegte.

Sobald Mirabeau Stille erlangt hatte, war der Sieg halb gewonnen, Er forderte, daß dem König die Initiative gegeben werde; das hieß zu viel fordern, und man weigerte sich. Da entspann sich der Kampf über die Amendements; der Hauptangriff war zurückgeschlagen worden, man mußte das Terrain durch partielle Angriffe wiedererobern: er bestieg fünfmal die Tribune. Endlich erlangte er Folgendes:

Der König habe das Recht, die Anstalten zum Kriege zu treffen, die Streitkräfte zu lenken, wie er wollte, er schlage den Krieg der Nationalversammlung vor, welche nichts entscheide, was nicht durch den König sanctionirt sei.

Was hätte er nicht erlangt ohne die Anfangs durch den unbekanntten Colporteur und sodann durch Herrn von Beausire ausgetheilte kleine Brochure, welche, wie gesagt betitelt war: *Großer Verrath von Herrn von Mirabeau.*

Als er die Sitzung verließ, wäre Mirabeau beinahe in Stücke zerrissen worden.

Dagegen wurde Barnave im Trimphe vom Volk getragen.

Armer Barnave, der Tag ist nicht fern, wo Du Deinerseits wirst rufen hören:

»Großer Verrath von Herrn Barnave.«

LXIII.

Das Lebenselixir.

Mirabeau ging mit stolzem Auge und den Kopf hoch tragend aus der Nationalversammlung weg. So lange er sich der Gefahr gegenüber befand, dachte der mächtige Athlete nur an die Gefahr und nicht an seine Kräfte.

Es war bei ihm wie beim Marschall von Sachsen in der Schlacht von Fontenoy; entkräftet, krank, blieb er den ganzen Tag fester, als der tapferste Krieger seines Heeres; als aber die englische Armee gebrochen war, als der letzte Rauch des letzten Kanonenschusses die Flucht der Engländer begrüßte, da sank er sterbend auf das Schlachtfeld, das er erobert hatte.

Ebenso war es mit Mirabeau.

Als er nach Hause kam, legte er sich auf die Erde, auf Kissen mitten unter Blumen.

Mirabeau hatte zwei Leidenschaften: die Frauen und die Blumen.

Seit dem Anfange der Sitzungen verschlechterte sich übrigens seine Gesundheit sichtbar; obgleich mit einem kräftigen Temperamente ausgestattet, hatte er in physischer und moralischer Beziehung so viel durch Verfolgungen und Einkerkerungen gelitten, daß er nie mehr völlig gesund gewesen war.

So lange der Mensch jung ist, agieren alle Organe seinem Willen unterworfen, bereit, dem ersten Befehle zu gehorchen, den ihnen das Gehirn erteilt, gewissermaßen gleichzeitig und ohne irgend eine Opposition gegen das Verlangen, das sie in Bewegung setzt. Doch sowie der Mensch im Alter vorrückt, macht jedes Organ, wie ein Bedienter, der noch gehorcht, den aber ein langer Dienst verdorben hat, wenn man so sagen darf, seine Bemerkungen, und nicht ohne Mühe und Kampf gelingt es einem, seinen Willen durchzusetzen.

Mirabeau war in diesem Lebensalter; damit seine Organe ihn fortwährend mit der Schnelligkeit bedienten, an die er gewöhnt war, mußte er sich ärgern, und der Zorn allein brachte diese müden und von Schmerzen heimgesuchten Diener zum Gehorsam.

Diesmal fühlte er in sich etwas Ernsteres als gewöhnlich, und er widerstand nur schwach seinem Lackei, der davon sprach, er wolle einen Arzt holen, als der Doctor Gilbert klingelte und bei ihm eingeführt wurde.

Mirabeau reichte dem Doctor die Hand und zog ihn zu sich auf die Kissen, auf denen er mitten unter Blumen und Blättern lag.

»Nun, mein lieber Graf,« sagte Gilbert zu ihm, »ich wollte nicht nach Hause gehen, ohne Ihnen Glück zu wünschen. Sie hatten mir einen Sieg versprochen. Sie haben mehr als dies, Sie haben einen Triumph davon getragen.«

»Ja, doch Sie sehen, das ist ein Triumph, ein Sieg in der Art von dem von Pyrrhus; noch ein Sieg wie dieser, Doctor, und ich bin verloren!«

Gilbert schaute Mirabeau an und sprach dann:

»Sie sind in der That krank.«

Mirabeau zuckte die Achseln.

»Mein lieber Doctor, bei dem Handwerk, das ich treibe, wäre ein Anderer schon hundertmal gestorben,« erwiderte er, »Ich habe zwei Secretäre, sie sind beide ganz erschöpft, Pellinc besonders, der beauftragt ist, die Brouillons meiner abscheulichen Handschrift zu copiren, und den ich nicht entbehren kann, weil er allein mich zu lesen und zu verstehen vermag. Pellinc liegt seit drei Tagen im Bette, Doctor, bezeichnen Sie mir doch, ich sage nicht Etwas, was mich leben macht, sondern Etwas, was mir Kraft gibt, so lange ich lebe.«

»Was wollen Sie,« versetzte Gilbert, nachdem er dem Kranken den Puls gefühlt, »einer Organisation wie der Ihrigen kann man keinen Rath geben. Rathen Sie doch die Ruhe einem Menschen, der seine Kraft besonders aus der Bewegung schöpft, die Mäßigung einem Genie, das unter Excessen groß wird! Kann ich Ihnen sagen, Sie sollen aus Ihrem Zimmer diese Blumen und diese Pflanzen wegnehmen lassen, welche bei Tag den Sauerstoff und bei Nacht den Kohlenstoff entwickeln? Sie haben sich eine Nothwendigkeit aus den Blumen gemacht, und Sie würden mehr durch ihre Abwesenheit leiden, als Sie unter ihrer Anwesenheit erdulden. Soll ich Ihnen sagen, Sie müssen die Frauen behandeln wie die Blumen und sie bei Nacht besonders, entfernen? Sie werden mir antworten, Sie wollen lieber sterben . . . Leben Sie also, mein lieber Graf, mit den Bedingungen Ihres Lebens, nur haben Sie um sich her Blumen ohne Wohlgeruch und, wenn es Ihnen möglich ist, Liebesverhältnisse ohne Leidenschaft.«

»Oh! in letzterer Hinsicht sind Sie vortrefflich bedient, mein lieber Doctor,« erwiderte Mirabeau! »die Liebesverhältnisse mit Leidenschaft sind mir zu sehr mißglückt, als daß ich wieder anfangen sollte. Drei Jahre Gefängniß, ein Todesurtheil und der Selbstmord einer von mir geliebten Frau, die sich für einen Anderen als für mich das Leben nahm, haben mich von dieser Art von Liebschaften geheilt; einen Augenblick träumte ich etwas Großes, ich träumte die Verbindung von Elisabeth mit Essey, von Anna von Oesterreich mit Mazarin, von Catharine II. mit Potemkin; doch das war ein Traum. Was wollen Sie! ich habe sie nicht wiedergesehen, diese Frau, für welche ich kämpfe, und ich werde sie ohne Zweifel nie wiedersehen . . . Ah! Gilbert, es gibt keine größere Qual, als zu fühlen, daß man in sich unermessliche Pläne, die Wohlfahrt eines Königreiches, den Triumph seiner Freunde und die Vernichtung seiner Feinde trägt, und daß durch einen bösen Willen des Zufalls, durch eine Laune des Verhängnisses Alles dies uns entwischt. Oh! Die Thorheiten meiner Jugend, wie lassen sie mich dieselben büßen, wie büßen sie sie selbst! Doch warum mißtrauen sie mir? Habe ich nicht, abgesehen von ein paar Veranlassungen, bei welchen sie mich auf das Aeüßerste trieben, und wo ich schlagen mußte, um ihnen das Maß meiner Streiche zu geben, habe ich nicht völlig ihnen gehört vom Anfang bis zum Ende? Bin ich nicht für das absolute Veto gewesen, als sich Herr Necker mit dem suspensiven Veto begnügte? Bin ich nicht gegen jene Nacht vom 4. August gewesen, an der ich nicht Theil genommen, und die den Adel seiner Privilegien beraubt hat? Habe ich nicht gegen die Erklärung der Menschenrechte protestirt, nicht als ob es mir eingefallen wäre, das Geringste davon wegzuschneiden, sondern weil ich glaubte, der Tag ihrer Verkündigung sei noch nicht gekommen. Habe ich ihnen nicht heute endlich über das hinaus, was sie hoffen konnten, gedient? Habe ich nicht auf Kosten meiner Ehre, meiner Popularität, meines Lebens mehr erlangt, als ein Mensch, wäre er Minister, wäre er Prinz, für sie erlangen konnte? Und wenn ich bedenke, — überlegen Sie wohl, was ich Ihnen sagen werde, mächtiger Philosoph, denn der Sturz der Monarchie liegt vielleicht in dieser Thatsache, — wenn ich bedenke, daß ich, der ich es als eine große Gnade, so groß, daß sie mir nur ein einziges Mal bewilligt worden ist, betrachten muß, die Königin zu sehen; wenn ich bedenke, daß, wäre mein Vater nicht am Tage der Einnahme der

Bastille gestorben, hätte mich nicht die Schicklichkeit abgehalten, mich zwei Tage nach diesem Tode zu zeigen, da Lafayette zum General der Nationalgarde und Bailly zum Maire von Paris ernannt wurden, ich an der Stelle von Bailly zum Maire ernannt worden wäre! Oh! dann änderten sich die Dinge: der König befand sich unmittelbar in der Nothwendigkeit, in Verbindung mit mir zu treten; ich flößte ihm andere Ideen als die ein, die er darüber hat, wie man eine Stadt, welche die Revolution in ihrem Schoße trägt, leiten muß; ich eroberte sein Vertrauen, ich brachte ihn, ehe das Uebel zu tief eingewurzelt war, zu entscheidenden Maßregeln der Conservation, statt daß ich, ein einfacher Abgeordneter, ein verdächtiger, von der Eifersucht verfolgter, gefürchteter, gehaßter Mensch vom König entfernt, bei der Königin verleumdete worden bin. Glauben Sie Eines, Doctor? als sie mich in Saint-Cloud erblickte, erbleichte sie; ei! ist das nicht ganz einfach, hat man ihr nicht den Glauben beigebracht, ich habe den 5. und 6. October gemacht? Nun, während dieses Jahres hätte ich Alles das gethan, was man mich zu thun verhindert hat, indeß ich heute, ah! heute für die Gesundheit der Monarchie, wie für die meinige, befürchte, daß es zu spät ist.

Und mit einem tiefen Ausdrücke von Schmerz, der auf seinem ganzen Gesichte verbreitet war, packte Mirabeau mit voller Hand das Fleisch seiner Brust unter seinem Magen.

»Sie leiden, Graf?« fragte Gilbert.

»Wie ein Verdammter! Es gibt Tage, wo ich bei meinem Ehrenwort, glaube, daß man das, was man mir in moralischer Hinsicht mit der Verleumdung anthut, in physischer mit dem Arsenik macht . . . Glauben Sie an das Gift der Borgia, an die *Aqua tosana* von Perugia und an das Erbschaftspulver der Voisin, Doctor?« fragte lächelnd Mirabeau.

»Nein, doch ich glaube an jene glühende Klinge, welche die Scheide verbrennt, an jene Lampe, deren erweiterte Flamme das Glas zersprengt.«

Gilbert zog aus seiner Tasche ein Krystallfläschchen, das zwei Fingerhut voll von einer grünlichen Flüssigkeit enthielt.

»Graf,« sprach er, »wir wollen einen Versuch machen.«

»Welchen?« versetzte Mirabeau, indem er das Fläschchen neugierig anschaute.

»Einer von meinen Freunden, den ich gern als den Ihrigen sehen möchte, und der sehr unterrichtet ist in den Naturwissenschaften und sogar, wie er behauptet, in den verborgenen Wissenschaften, hat mir das Recept von diesem Tranke als einem souveränen Gegengift, einem universellen Heilmittel, beinahe einem Lebenselixir gegeben. Oft, wenn ich von jenen düstern Gedanken erfaßt wurde, welche unsere Nachbarn, die Engländer, zur Schwermuth, zum Spleen und sogar zum Tode führen, habe ich als paar Tropfen von dieser Flüssigkeit getrunken, und ich muß sagen, die Wirkung ist immer heilsam und rasch gewesen. Wollen Sie auch davon kosten?«

Von Ihrer Hand, lieber Doctor, würde ich Alles annehmen, selbst den Schierling, um so viel mehr also das Lebenselixir. Ist eine Mischung damit zu machen, oder wird es rein getrunken?«

»Nein, denn dieser Trank besitzt in der That eine große Gewalt. Befehlen Sie Ihrem Lackei, Ihnen ein paar Tropfen Branntwein oder Weingeist in einem Löffel zu bringen.«

»Teufel! Weingeist oder Branntwein, um Ihren Trank zu mildern! Das ist also flüssiges Feuer? Ich wußte nicht, daß ein Mensch davon getrunken, seit den, Promethens dem Ahnherrn des Menschengeschlechts eingeschenkt hat; nur sage ich Ihnen zum Voraus, daß ich bezweifle, ob mein Lackei im ganzen Hause sechs Tropfen Branntwein findet; ich bin nicht wie Pitt, und nicht hier hole ich meine Beredtsamkeit.«

Der Lackei kam indessen nach einigen Secunden mit einem Löffel zurück, der die verlangten fünf bis sechs Tropfen Branntwein enthielt.

Gilbert fügte diesem Branntwein ein gleiches Quantum von der Flüssigkeit bei, welche das Fläschchen enthielt; auf der Stelle nahmen die zwei combinirten Flüssigkeiten die Farbe des Wermuths an, und Mirabeau ergriff den Löffel und verschluckte das, was er enthielt.

»Teufel! Doctor,« sagte er zu Gilbert, »Sie haben wohl daran gethan, mich darauf aufmerksam zu machen, daß Ihre Drogue kräftig ist; mir ist buchstäblich, als hätte ich einen Blitz verschluckt.«

Gilbert lächelte und schien mit Vertrauen zu warten.

Mirabeau blieb einen Augenblick wie verzehrt durch die paar Tropfen Flamme, senkte den Kopf auf seine Brust und drückte die Hand an seinen Magen; doch plötzlich erhob er wieder das Haupt und rief:

»Ah! Doctor, es ist wahrhaftig das Lebenselixir, was Sie mich haben trinken lassen.«

Dann stand er auf, athmete geräuschvoll, hob die Stirne hoch empor, streckte die Arme aus und sprach:

»Nun stürze die Monarchie, ich fühle mich stark genug, sie zu halten.«

Gilbert lächelte.

»Sie fühlen sich also besser?« fragte er.

»Doctor,« sagte Mirabeau, »belehren Sie mich, wo man diesen Trank kauft, und müßte ich jeden Tropfen mit einem Diamant von gleicher Größe bezahlen, müßte ich auf all meinen Luxus für diesen Luxus an Kraft und Leben verzichten, ich stehe Ihnen dafür, ich werde auch diese flüssige Flamme bekommen, und dann werde ich mich für unbesiegbar halten.«

»Graf,« erwiderte Gilbert, »versprechen Sie mir, von diesem Tranke nur zweimal in der Woche zu nehmen, sich nur an mich zu wenden, um wieder Vorrath zu erhalten, und dieses Fläschchen gehört Ihnen,«

»Geben Sie mir, und ich verspreche Ihnen Alles, was Sie wollen.«

»Hier . . . doch das ist noch nicht Alles: Sie werden Pferde und Wagen haben, wie Sie mir gesagt haben?«

»Ja.«

»Nun, so leben Sie auf dem Lande; diese Blumen, welche die Luft Ihres Zimmers verderben, reinigen die Luft eines Gartens; die Fahrt, die Sie alle Tage machen werden, um nach Paris zu kommen und auf das Land zurückzukehren, wird Ihnen heilsam sein; wählen Sie, wenn es möglich ist, einen Aufenthaltsort, der uns einer Anhöhe, in einem Walde, an einem Flusse liegt, Bellevue, Saint Germain oder Argenteuil.«

»Argenteuil« versetzte Mirabeau, »ich habe meinen Bedienten abgeschickt, um ein Landhaus dort zu suchen. Teisch, sagten Sie mir nicht, Sie haben dort etwas gefunden, was mir anstehen werde?«

»Ja, Herr Graf,« antwortete der Bediente, der bei der Cur, welche Gilbert vorgenommen, gegenwärtig gewesen war; »ja, ein reizendes Haus, von dem mir ein gewisser Fritz, ein Landsmann von mir, gesagt hatte; er hat, wie mir scheint, mit seinem Herrn, der ein fremder Banquier ist, dort gewohnt. Das Haus ist zu vermieten, und der Herr Graf kann es nehmen, wann er will.«

»Wo ist dieses Haus?«

»Außerhalb Argenteuil!; man nennt es das Schloß vom Marais.«

»Oh! ich kenne das,« sagte Mirabeau; »sehr gut, Teich. Als mich mein Vater aus seinem Hause mit seinem Fluche und einigen Stockstreichen wegjagte . . . Sie wissen, Doctor, daß mein Vater in Argenteuil wohnte?«

»Ja.«

»Nun, sage ich, als mich mein Vater aus seinem Hause jagte, ging ich oft außen an den Mauern dieses schönen Wohngebäudes spazieren, und ich sagte mir dann, ich glaube, wie Horaz, — verzeihen Sie, wenn die Citation falsch ist —: *O rus, quando te aspiciam?*«

»Dann ist also der Augenblick gekommen, Ihren Wunsch zu verwirklichen! Brechen Sie auf, besuchen Sie das Schloß Marais, versetzen Sie dorthin ihr Domicil . . . je eher, desto besser.«

Mirabeau überlegte einen Augenblick; dann wandte er sich an Gilbert und sagte:

»Lieber Doctor, Ihre Pflicht gebietet, daß Sie über dem Kranken wachen, den Sie wiedererweckt haben; es ist erst fünf Uhr; wir sind in den langen Tagen des Jahres; das Wetter ist schön; steigen wir in den Wagen und fahren wir nach Argenteuil.«

»Gut, fahren wir nach Argenteuil,« erwiderte Gilbert. »Unternimmt man die Wiederherstellung einer Gesundheit, welche so kostbar wie die Ihrige, so muß man Alles studiren . . . Lassen Sie uns Ihr zukünftiges Landhaus studiren!«

LXIV.

Unter dem vierten Grade gibt es keine Verwandte mehr.

Mirabeau hatte kein eingerichtetes Haus und folglich keinen eigenen Wagen. Der Bediente holte einen Miethwagen.

Um jene Zeit war die Fahrt nach Argenteuil beinahe eine Reise, während man dahin jetzt in elf Minuten kommt und in zehn Jahren vielleicht in elf Secunden kommen wird.

Warum hatte Mirabeau Argenteuil gewählt? Weil sich einige Erinnerungen seines Lebens, wie er dem Doctor gesagt hatte, an diese kleine Stadt knüpften, und weil der Mensch ein so großes Bedürfniß hat, die kurze Periode des Daseins, die ihm gegeben ist, zu verdoppeln, daß er sich, so lange er kann, an die Vergangenheit anklammert, um weniger rasch gegen die Zukunft fortgerissen zu werden.

In Argenteuil war sein Vater, der Marquis von Mirabeau, am 11. Juli 1783 gestorben, wie ein ächter Edelmann sterben mußte, der bei der Einnahme der Bastille nicht gegenwärtig sein wollte.

Am Ende der Brücke von Argenteuil ließ auch Mirabeau den Wagen halten.

»Sind wir an Ort und Stelle?« fragte der Doctor.

»Ja und nein. Wir sind noch nicht beim Schlosse vom Marais angelangt, das eine Viertelmeile jenseits Argenteuil liegt. Was wir aber heute machen, — ich vergaß, Ihnen dies zu sagen, — ist nicht ein einfacher Besuch, es ist eine Wallfahrt, und zwar eine Wallfahrt in drei Stationen.«

»Eine Wallfahrt?« versetzte Gilbert lächelnd, »und zu welchem Heiligen?«

»Zum heiligen Riquetti, mein lieber Doctor; das ist ein Heiliger, den Sie nicht kennen, ein Heiliger, den die Menschen canonisirt haben. Ich kann es nicht leugnen, ich bezweifle sehr, ob der gute Gott, — angenommen er beschäftige sich mit allen Lappereien dieser armseligen Welt, — die Heiligsprechung ratificirt hat; darum ist es aber nicht minder gewiß, daß hier der heilige Riquetti, Marquis von Mirabeau, der *Menschenfreund*, verschieden ist, und zwar umgebracht wie ein Märtyrer durch die Ausschweifungen seines unwürdigen Sohnes Honoré Gabriel Victor Riquetti, Grafen von Mirabeau.«

»Oh! es ist wahr,« sagte der Doctor, »in Argenteuil ist Ihr Vater gestorben. Verzeihen Sie, daß ich das vergessen habe. Meine Entschuldigung findet sich in Folgendem: als ich von Amerika zurückkehrte, wurde ich aus der Straße vom Havre nach Paris in den ersten Tagen des Juli verhaftet, und ich befand mich in der Bastille, während sich dieser Tod ereignete. Am 14. Juli kam ich mit den sieben andern Gefangenen, die sie enthielt, wieder heraus, und so groß dieses Ereigniß war, so hat es sich, wenn nicht als Factum, doch wenigstens als Einzelheit in den ungeheuren Ereignissen verloren, welche derselbe Monat sich hat erschließen sehen . . . Und wo wohnte Ihr Vater?«

In dem Augenblick, wo Gilbert diese Frage machte, blieb Mirabeau vor dem Gitter eines Hauses stehen, das aus dem Quai dem Flusse gegenüber lag, von dem es durch eine Wiese von ungefähr dreihundert Schritten und durch einen Vorhang von Bäumen getrennt war.

Als er einen Menschen vor dem Gitter stille stehen sah, sprang ein ungeheurer Hund von der Pyrenäen-Race knurrend vor, streckte den Kopf durch die Gitterstangen und suchte ein Stück

vom Fleische von Mirabeau oder einen Fetzen von seinen Kleidern zu erwischen.

»Bei Gott! Doctor,« rief Mirabeau zurückweichend, um den weißen, drohenden Zähnen des Molosses zu entgehen, nichts hat sich geändert, und man empfängt mich wie zu Lebzeiten meines Vaters.«

Es erschien indessen ein junger Mann aus der Freitreppe, brachte den Hund zum Schweigen, rief ihn zu sich und schritt gegen die zwei Fremden vor.

»Verzeihen Sie, meine Herren,« sagte er, »die Herrschaft hat keine Schuld an dem Empfange, den Ihnen der Hund bereitet; viele Spaziergänger bleiben vor dem Hause stehen, das einst vom Marquis von Mirabeau bewohnt wurde, und da der arme Cartouche das historische Interesse nicht begreifen kann, das mit der Wohnung seiner bescheidenen Herrschaft verknüpft ist, so knurrt er ewig. In dein Nest, Cartouche!«

Der junge Mann machte eine drohende Geberde, und der Hund verbarg sich in seinem Stalle, aus welchem indessen bald seine Vorderpfoten hervorkamen, aus denen er seine Schnauze mit den scharfen Zähnen, mit der blutigen Zunge und den feurigen Augen ausstreckte.

»Meine Herren,« fuhr der junge Mann fort, »es ist nun hinter diesen, Gitter ein Wirth bereit, es zu öffnen und Sie zu empfangen, sollte sich bei Ihnen die Neugierde nicht auf die Beschauung des Aeußern beschränken.«

Gilbert stieß Mirabeau mit dem Ellenbogen und gab ihm dadurch zu verstehen, er würde gern das Innere des Hauses besuchen.

Mirabeau begriff: überdies stand sein Wunsch mit dem von Gilbert im Einklange.

»Mein Herr,« sagte er, »Sie haben im Grunde unserer Gedanken gelesen. Wir wußten, daß dieses Haus einst vom Menschenfreunde bewohnt gewesen ist, und waren begierig, es zu besichtigen.«

»Und Ihre Neugierde wird sich verdoppeln,« sagte der junge Mann, wenn Sie erfahren, daß dieses Haus, während sich der Vater hier aufhielt, zwei oder dreimal durch den Besuch seines berühmten Sohnes geehrt wurde, welcher, wenn man der Tradition glauben darf, sich nicht immer so empfangen sah, wie er es zu sein verdiente, und wie wir ihn empfangen würden, käme ihn die Lust an, die Sie haben, und die ich zu unterzeichnen mich beeile.«

Und der junge Mann verbeugte sich, öffnete den zwei Besuchern, stieß das Gitter wieder zu und schritt ihnen voran.

Doch Cartouche schien nicht geneigt, sie so die ihnen angebotene Gastfreundschaft genießen zu lassen; er sprang abermals mit entsetzlichem Gebelle aus seinem Stalle.

Der junge Mann warf sich zwischen den Hund und denjenigen von seinen Gästen, gegen welchen das Thier am meisten erbittert zu sein schien.

Doch Mirabeau schob den jungen Mann mit der Hand zurück und sagte:

»Mein Herr, die Hunde und die Menschen haben viel gegen mich gebellt: die Menschen haben mich zuweilen gebissen, die Hunde nie. Ueberdies behauptet man, der menschliche Blick wirke allmächtig aus die Hunde; ich bitte, lassen Sie mich die Probe machen.«

»Mein Herr,« versetzte rasch de, junge Mann, »ich muß Ihnen bemerken, Cartouche ist böse.«

»Lassen Sie, lassen Sie,« erwiderte Mirabeau, »ich habe alle Tage mit noch viel schlimmeren Thieren zu thun, als er eines ist, und heute erst bin ich mit einer ganzen Menge fertig geworden.«

»Ja, doch mit jener Mente können Sie sprechen,« sagte Gilbert, »und Niemand leugnet die Macht Ihrer Rede.«

»Doctor, ich glaubte, Sie seien ein Adepte des Magnetismus?«

»Allerdings. Nun?«

»Nun, dann müssen Sie die Macht des Blickes anerkennen. Lassen Sie mich Cartouche magnetistren.«

Mirabeau sprach hier jene kühne, von höheren Organisationen so wohl begriffene Sprache.

»Thun Sie es,« erwiderte Gilbert.

»Ob! mein Herr,« wiederholte der junge Mann, »Sie gefährden sich.«

»Ich bitte!« rief Mirabeau.

Der junge Mann verbeugte sich, um seine Einwilligung zu bezeichnen, und trat auf die linke Seite, während Gilbert auf die rechte trat, wie es die Zeugen eines Duells thun, wenn der Gegner ihren Parthen anzugreifen im Begriffe ist.

Ueberdies schickte sich der junge Mann, der auf die Stufen der Freitreppe gestiegen war, an, Cartouche zurückzuhalten, sollten das Wort oder der Blick des Unbekannten ungenügend sein.

Der Hund wandte den Kopf nach rechts und links, als wollte er untersuchen, ob derjenige, gegen welchen er in einem unversöhnlichen Hasse entbrannt zu sein schien, von jedem Beistand getrennt sei. Als er ihn sodann allein und ohne Waffen sah, kroch er langsam, mehr Schlange als vierfüßiges Thier, vor, erhob sich plötzlich und legte mit einem einzigen Sprunge den dritten Theil des Raumes zurück, den er von seinem Gegner entfernt war.

Da kreuzte Mirabeau die Arme, und mit jener Macht des Blickes, welche aus ihm Jupiter den Donnergott der Tribune machte, heftete er seine Augen auf das Thier. Zu gleicher Zeit schien Alles das, was der so kräftige Körper an Elektrizität enthalten konnte, zu seiner Stirne emporzusteigen; seine Haare sträubten sich, wie es die Mähne eines Löwen thut, und wäre man statt in dieser Stunde des Tages zu sein, wo die Sonne sich schon neigt, aber immer noch erleuchtet, in den ersten Stunden der Nacht gewesen, so hätte man ohne Zweifel aus jedem von seinen Haaren einen Funken hervorsprühen sehen.

Der Hund blieb kurz stehen und schaute ihn an.

Mirabeau bückte sich, nahm eine Hand voll Sand und warf sie dem Hunde ins Gesicht.

Der Hund brüllte und that einen zweiten Sprung, der ihn seinem Gegner um drei bis vier Schritte näher brachte; nun aber ging dieser aus den Hund zu.

Das Thier blieb einen Augenblick unbeweglich, wie der Hund des Jägers Kephalos; dann schien es, beunruhigt durch das allmälige Fortschreiten von Mirabeau, zwischen dem Zorn und der Furcht zu schwanken, drohte mit den Zähnen und den Augen, bog sich aber auf seinen Hinterpfoten. Endlich streckte Mirabeau den Arm mit jener gebieterischen Geberde aus, die ihm so oft aus der Tribune geglückt war, wenn er seinen Feinden den Hohn, die Beleidigung oder die Ironie zuschleuderte, und besiegt, an allen Gliedern zitternd, wich der Hund zurück, schaute hinter sich, ob ihm der Rückzug geöffnet sei, drehte sich um sich selbst und kehrte hastig in seinen Stall zurück.

Mirabeau erhob das Haupt stolz und freudig wie ein Sieger der istrymischen Spiele.

»Ah! Doctor,« sprach er, »Herr Mirabeau der Vater hatte Recht, wenn er sagte, die Hunde seien Candidaten der Menschheit. Sie sahen, wie dieser frech und dann feig war, und Sie sollen ihn knechtisch sehen wie einen Menschen.«

Und zu gleicher Zeit ließ er seine Hand an seinem Schenkel hinabhängen und rief mit befehlendem Tone:

»Hier, Cartouche, hier!«

Der Hund zögerte, doch aus einer Gebärde der Ungeduld streckte er den Kopf zum zweiten Male aus seinem Stalle heraus, kroch abermals seine Augen auf die von Mirabeau geheftet vor, legte so den ganzen Zwischenraum zurück, der ihn von seinem Besieger trennte, hob, bei seinen Füßen angelangt, langsam und schüchtern seinen Kopf empor und berührte mit dem Ende seiner schnaubenden Zunge das Ende der Finger von Mirabeau.

Dann wandte dieser sich gegen Gilbert um, während der junge Mann, schauernd vor Angst und stumm vor Erstaunen, auf der Freitreppe geblieben war, und sagte:

»Wissen Sie, mein lieber Doctor, woran ich dachte, während ich die Tollheit machte, deren Zeuge Sie gewesen sind?«

»Nein, doch sagen Sie es, denn Sie haben das nicht ans bloßem Trotze gethan?«

»Ich dachte an die berüchtigte Nacht vom 5. auf den 6. October. Doctor, Doctor, ich gäbe die Hälfte der Tage, die ich noch zu leben habe, hätte König Ludwig XVI. diesen Hund auf mich losstürzen, in seinen Stall zurückkehren und mir endlich die Hand lecken sehen.«

Dann sagte er zu dem jungen Manne:

»Mein Herr, nicht wahr, Sie verzeihen mir, daß ich Cartouche gedemüthigt habe? . . . Sehen wir nun das Haus des *Menschenfreundes*, da Sie die Güte haben wollen, es uns zu zeigen.«

Der junge Mann trat auf die Seite, um Mirabeau vorbeigehen zu lassen, der übrigens keinen Führer zu brauchen und das Haus so gut als irgend Jemand zu kennen schien.

Ohne im Erdgeschoße anzuhalten, stieg er rasch die Treppe hinauf, welche mit einem ziemlich künstlich gearbeiteten eisernen Geländer versehen war, und sagte:

»Hierher, Doctor, hierher.«

Mit seinem gewöhnlichen Ungestüm, mit jener Gewohnheit des Herrschens, die in seinem Temperamente lag, hatte sich Mirabeau vom Zuschauer zum Schauspieler, vom einfachen Besucher zum Herrn des Hauses gemacht.

Gilbert folgte ihm.

Mittlerweile rief der junge Mensch seinen Vater, einen Mann von fünfzig bis fünfundfünfzig Jahren, und seine zwei Schwestern, Mädchen von fünfzehn bis achtzehn Jahren, herbei, um ihnen zu sagen, welchen seltsamer Gast er empfangen habe.

Während er ihnen die Geschichte der Unterwerfung von Cartouche erzählte, zeigte Mirabeau dem Doctor das Arbeitscabinet und den Salon des Marquis von Mirabeau, und da jedes Zimmer, welche sie besuchten, in ihm eine neue Erinnerung erweckte, so erzählte Mirabeau Anekdote auf Anekdote mit jenem ihm eigenthümlichen hinreißenden Zauber.

Der Eigenthümer und seine Familie horchten auf diesen Cicerone, der ihnen die Geschichte ihres eigenen Hauses gab, indem sie, um zu sehen und zu hören, die Augen und die Ohren weit aufsperrten.

Als die Wohnung im oberen Socke besichtigt war und es in der Kirche von Argenteuil sieben Uhr schlug, befürchtete Mirabeau ohne Zweifel, es könnte ihm an Zeit für das fehlen was er noch zu thun hatte; — er ermahnte Gilbert zur Eile und gab ihm selbst das Beispiel dadurch, daß er rasch die vier ersten Stufen hinabstieg.

»Mein Herr,« sagte der Eigenthümer des Hauses, »Sie, der Sie so viele Geschichten über den Marquis von Mirabeau und seinen berühmten Sohn wissen, — mir scheint, Sie hätten, wenn Sie wollten, über diese vier ersten Stufen eine Geschichte zu erzählen, die nicht minder interessant

wäre, als die, welche Sie erzählt haben.«

Mirabeau blieb stehen und lächelte.

»In der That,« sagte er, »Jedoch diese gedachte ich mit Stillschweigen zu übergeben.«

»Und warum dies, Graf?« fragte der Doctor.

»Bei meine? Treue, Sie sollen selbst urtheilen. Als er das Gefängniß von Vincennes verließ, wo er achtzehn Monate geblieben war, hatte Mirabeau, der doppelt so alt sein mochte, als der verlorene Sohn, und durchaus nicht wahrnahm, daß man das fette Kalb zur Feier seiner Rückkehr schlachtete, die Idee, seinen Pflichttheil zu reclamiren. Es waren zwei Gründe vorhanden, warum Mirabeau im väterlichen Hause schlecht empfangen wurde: einmal verließ er Vincennes, trotz des Marquis; sodann kam er in das Haus, um Geld zu verlangen. Eine Folge hiervon war, daß der Marquis, der eben die letzte Hand an ein philanthropisches Werk legte, aufstand, als er seinen Sohn erblickte, bei den ersten Worten, die dieser sprach, seinen Stock ergriff und auf ihn losstürzte, sobald er das Wort *Geld* gehört hatte. Der Graf kannte seinen Vater, und dennoch hoffte er, seine siebenunddreißig Jahre werden ihn vor der Züchtigung schützen, mit der er bedroht war. Der Graf sah seinen Irrthum ein, als er die Stockstreiche auf seine Schultern regnen fühlte.«

»Wie! Stockstreiche?« versetzte Gilbert.

»Ja, ächte, gute Stockstreiche, nicht wie die, welche man in der Comédie Française in den Stücken von Molière gibt und empfängt, sondern reelle Stockstreiche, um den Kopf zu zerschmettern und die Arme zu zerbrechen.«

»Und was that Mirabeau?« fragte Gilbert.

»Bei Gott, er that, was Horaz in seinem ersten Gefechte that, er ergriff die Flucht. Leider hatte er nicht wie Horaz einen Schild, denn statt ihn wegzuwerfen, wie der Sänger der Lydia, würde er sich desselben bedient haben, um die Streiche zu pariren; doch da er keinen hatte, so rumpelte er die vier ersten Stufen dieser Treppe hinab, ungefähr wie ich es so eben gethan habe, noch schneller vielleicht. Hier angelangt wandte er sich um, hob ebenfalls seinen Stock empor, und sagte zu seinem Vater: »»Halt, mein Herr, unter dem vierten Grade gibt es keine Verwandte mehr!¹⁹ Das war ein ziemlich schlechter Calembour, der jedoch den guten Mann besser zurückhielt, als es der beste Grund gethan hätte. »»Ah!«« erwiderte er, »»welch ein Unglück, daß der Baille gestorben ist, ich würde ihm dies geschrieben haben.«« Mirabeau,« fuhr der Erzähler fort, »war ein zu guter Stratege, um nicht die ihm zum Rückzuge gebotene Gelegenheit zu benützen. Er stieg die übrigen Stufen ebenso rasch hinab, als er es bei den ersten gethan hatte, und zu seinem großen Schmerze ist er nie mehr in das Haus zurückgekehrt. Nicht wahr, Doctor, dieser Graf von Mirabeau ist ein großer Schelm?«

»Oh! mein Herr,« sprach der junge Mensch, der sich Mirabeau mit gefalteten Händen näherte, als wollte er ihn um Verzeihung bitten, daß er einer der seinigen entgegengesetzten Ansicht sei, »sagen Sie, ein großer Mann!«

Mirabeau schaute dem jungen Menschen ins Gesicht und rief:

»Ah! ah! es gibt also Leute, welche dies vom Grasen von Mirabeau denken?«

»Oh! mein Herr,« erwiderte der junge Mensch, »und auf die Gefahr, Ihnen zu mißfallen, ich zuallererst.«

»Junger Mann,« sprach Mirabeau lachend, »Sie müssen das nicht zu laut in diesem Hause sagen. oder die Mauern werden über Ihrem Kopfe zusammenstürzen.«

Dann grüßte er ehrerbietig den Greis und höflich die zwei jungen Mädchen, und durchschritt den Garten, indem er Cartouche freundschaftlich mit der Hand winkte, was der Hund mit einer Art von Knurren erwiderte, wobei sich ein Ueberrest von Empörung mit der Unterwürfigkeit vermischte.

Gilbert folgte Mirabeau. Dieser befahl dem Kutscher, in die Stadt hinein zu fahren und vor der Kirche zu halten.

Nur ließ er an der Ecke der ersten Straße den Wagen Halt machen, zog eine Karte aus seiner Tasche und sagte zu seinem Bedienten: »Teisch, übergeben Sie von mir diese Karte dem jungen Manne, der nicht meiner Ansicht über Herrn von Mirabeau ist.«

Dann sprach er mit einem Seufzer:

»Ah! Doctor, das ist Einer, der den großen Verrath von Herrn von Mirabeau noch nicht gelesen hat.«

Tetsch kam zurück.

Der junge Mann folgte ihm.

»Oh! Herr Gras,« sagte der mit einem Ausdrücke der Bewunderung, in welchem man sich nicht täuschen konnte, »bewilligen Sie mir das, was Sie Cartouche bewilligt haben, die Ehre, Ihre Hand zu küssen.«

Mirabeau öffnete seine Arme und drückte den jungen Mann an seine Brust.

»Herr Graf,« sprach dieser, »ich heiße Mornais; bedürfen Sie je eines Menschen, der für Sie sterben soll, so erinnern Sie sich meiner.«

Die Thränen traten Mirabeau in die Augen.

»Doctor,« sagte er, »das sind die Menschen, welche unsere Nachfolger sein werden. Bei meinem Ehrenwort, ich glaube, Sie sind mehr werth, als wir.«

LXV.

Eine Frau, welche der Königin gleicht.

Der Wagen hielt vor der Thüre der Kirche von Argenteuil.

»Ich habe Ihnen gesagt, ich sei nie mehr nach Argenteuil zurückgekommen, seit dem Tage, wo mich mein Vater mit Stockstreichen aus seinem Hause jagte; ich irrte mich: ich bin an dem Tage wieder hier gewesen, an welchem ich seinen Leib in diese Kirche führte,« sprach Mirabeau.

Und er stieg aus dem Wagen, nahm seinen Hut in die Hand und trat baarhaupt mit langsamem, feierlichem Schritte in die Kirche ein.

Es walteten bei diesem seltsamen Menschen so viele entgegengesetzte Gefühle ob, daß er zuweilen Velleitäten der Religion in der Zeit hatte, wo Alle Philosophen waren und Einige die Philosophie bis zum Atheismus trieben.

Gilbert folgte ihm in geringer Entfernung. Er sah Mirabeau die ganze Kirche durchschreiten und sich nahe beim Altar der Jungfrau an eine massive Säule anlehnen, an deren römisches Capital das Datum des zwölften Jahrhunderts geschrieben zu sein schien. Sein Haupt neigte sich, seine Augen hefteten sich auf eine den Mittelpunkt der Kapelle bildende schwarze Platte.

Der Doctor suchte sich Rechenschaft von dem zu geben, was so den Geist von Mirabeau in Anspruch nahm: seine Augen folgten der Richtung der Augen von Diesem und erblickten folgende Inschrift:

Hier ruht
**Frauçoise von Castellane, Marquise
von Mirabeau,**
Ein Muster von Frömmigkeit und Tugend; eine glückliche
Gattin, eine glückliche Mutter.
Geboren im Dauphiné 1685; gestorben in Paris 1769.
Beigesetzt in Saint-Sulpice;
dann hierher gebracht, um vereinigt zu sein in demselben
Grabe mit ihrem würdigen Sohne:
**Victor von Riquetti, Marquis von
Mirabeau,**
genannt der *Menschenfreund*;
Geboren in Pertuis, in der Provence, am 4. October 1715.
Gestorben in Argenteuil am 11. Juli 1789.
Betet zu Gott für ihre Seelen.

Die Religion des Todes ist so mächtig, daß der Doctor einen Augenblick den Kopf senkte und in seinem Gedächtnisse suchte, ob ihm nicht irgend ein Gebet bleibe, um der Aufforderung zu gehorchen, welche an jeden Christen der Grabstein richtete, den er vor Augen hatte.

Doch wenn je Gilbert in seiner Kindheit, was ungewiß ist, die Sprache der Demuth und des Glaubens zu sprechen gewußt hatte, so hatte doch der Zweifel, dieser Brand des vorigen Jahrhunderts, bis aus die letzte Zeile das lebendige Buch verwischt, und die Philosophie hatte an

ihre Stelle ihre Sophismen und ihre Paradoxen geschrieben.

Da er sein Herz trocken und seinen Mund stumm fand, so schlug er die Augen wieder aus und sah zwei Thränen über das mächtige Gesicht von Mirabeau rollen, das von den Leidenschaften durchfurcht war, wie es der Boden eines Vulcans durch die Lava ist.

Diese zwei Thränen von Mirabeau bewegten Gilbert seltsam. Er ging aus ihm zu und drückte ihm die Hand.

Mirabeau begriff.

Thränen vergossen zum Andenken an diesen Vater, der Mirabeau eingesperrt, gequält, gemartert hatte, wären unbegreifliche oder alltägliche Thränen gewesen.

»Es war eine würdige Frau,« sagte er, »diese Françoise von Castellane, die Mutter meines Vaters. Als mich alle Welt abscheulich fand, beschränkte sie sich darauf, mich häßlich zu finden; als mich alle Welt haßte, liebte sie mich beinahe! Was sie aber über Alles liebte, war ihr Sohn. Sie sehen auch, mein lieber Gilbert, ich habe sie wiedervereinigt. Mit wem wird man mich vereinigen? Welche Gebeine werden bei den meinigen ruhen? . . . Ich habe nicht einmal einen Hund, der mich liebt.«

Und er lachte schmerzlich.

»Mein Herr,« sprach eine Stimme mit dem herben, vorwurfsvollen Ausdruck, der nur den Devoten eigen ist, »man lacht nicht in der Kirche!«

Mirabeau wandte sein von Thränen überströmtes Gesicht nach der Seite, von welcher die Stimme kam, und erblickte einen Priester.

»Mein Herr,« fragte er mit sanftem Tone, »sind Sie der Priester, der in dieser Kapelle den Gottesdienst versieht?«

»Ja . . . Was wollen Sie von ihm?«

»Haben Sie viele Arme in Ihrem Kirchspiele?«

»Mehr als Leute, welche geneigt sind, Almosen zu geben.«

»Sie kennen doch einige wohlthätige Herzen, einige philanthropische Geister?«

Der Priester lachte.

»Mein Herr,« bemerkte Mirabeau, »ich glaube, Sie haben mir die Ehre erwiesen, mir zu sagen, man lache nicht in den Kirchen?«

»Mein Herr« erwiderte der Priester verletzt, »sollten Sie sich erdreisten, mir eine Lection zu geben?«

»Nein, mein Herr, doch ich will Ihnen beweisen, daß sich die Leute, die sich für verpflichtet halten, ihren Brüdern zu Hilfe zu kommen, nicht so selten sind, als Sie denken. Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich das Schloß vom Marais bewohnen. Mein Herr, jeder Arbeiter, dem es an Beschäftigung fehlt, wird dort Arbeit und einen guten Lohn finden; jeder Greis, der Hunger hat, wird dort Brod finden; jeder Kranke, was auch seine politische Meinung und seine religiösen Grundsätze sein mögen, wird Unterstützung finden; und von heute, Herr Pfarrer, biete ich Ihnen zu diesem Zwecke einen Credit von tausend Franken monatlich an.«

Und er riß ein Blatt aus seinen Tabletten und schrieb auf dieses Blatt mit Bleistift:

»Gut für die Summe von zwölftausend Franken, worüber der Herr Pfarrer von Argenteuil auf mich mit tausend Franken monatlich verfügen kann, welche von ihm zu guten Werken von dem Tage meines Einzugs in das Schloß vom Marais verwendet werden sollen.

»Gegeben in der Kirche von Argenteuil und unterzeichnet auf dem Altar der Jungfrau.

»Mirabeau der Aeltere.«

Mirabeau schrieb wirklich diesen Wechsel und unterzeichnete ihn auf dem Altar der Jungfrau.

Als er den Wechsel geschrieben und unterzeichnet hatte, übergab er ihn dem Pfarrer, welcher erstaunt war, ehe er ihn gelesen, und noch mehr erstaunte, nachdem er ihn gelesen.

Dann verließ er die Kirche mit dem Doctor Gilbert.

So kurz Mirabeau in Argenteuil geblieben war, so ließ er doch von seiner Erscheinung zwei Erinnerungen zurück, welche in der Nachwelt an Größe gewinnen sollten.

Das Eigenthümliche gewisser Organisationen ist, daß sie ein Ereigniß aus jedem Orte, auf den sie den Fuß setzen, hervorspringen machen.

So säet Kadmus Soldaten aus dem Boden von Theben aus.

So zerstreut Hercules seine zwölf Arbeiten auf der Oberfläche der Welt.

Heute noch, und Mirabeau ist doch seit sechzig Jahren todt, heute noch machet in Argenteuil an demselben Orte, wo sie Mirabeau machte, die zwei von uns so eben bezeichneten Stationen, und wenn das Haus nicht unbewohnt oder die Kirche nicht verödet ist, so werdet Ihr Einen finden, der Euch in allen seinen Einzelheiten und als ob es ein Ereigniß von gestern wäre, erzählen wird, was wir so eben erzählt haben.

Der Wagen folgte der großen Straße bis an ihr Ende, dann verließ er Argenteuil und rollte aus dem Wege nach Besons fort. Er hatte nicht hundert Schritte auf diesem Wege zurückgelegt, als Mirabeau zu seiner Rechten die durch die Schieferdächer des Schlosses und der dazu gehörigen Gebäude getrennten blätterreichen Bäume eines Parkes erblickte.

Das war das Marais.

Rechts von der Landstraße, der der Wagen folgte, ehe er zu dem Wege kam, welcher von dieser Straße nach dem Gitter des Schlosses mündet, stand eine dürftige Hütte.

Vor der Schwelle dieser Hütte saß aus einem hölzernen Schemel eine Frau, die in ihren Armen ein mageres, bleiches, vom Fieber verzehrtes Kind hielt.

Die Mutter, während sie diese halbe Leiche wiegte, schlug die Augen zum Himmel aus und weinte.

Sie wandte sich an denjenigen, an welchen man sich wendet, wenn man nichts mehr von den Menschen erwartet.

Mirabeau heftete von fern den Blick auf dieses traurige Schauspiel.

»Doctor,« sagte er zu Gilbert, »ich bin abergläubisch wie ein Alter: stirbt dieses Kind, so nehme ich das Schloß vom Marais nicht. Sehen Sie, das geht Sie an.«

Und er ließ seinen Wagen vor der Hütte halten und fügte bei:

»Doctor, da ich nur noch zwanzig Minuten Tag habe, um das Schloß in Augenschein zu nehmen, so lasse ich Sie hier; Sie werden mir nachfolgen und mir sagen, ob Sie das Kind zu retten hoffen.«

Dann sprach er zur Mutter:

»Gute Frau, dieser Herr hier ist ein großer Arzt; dankt der Vorsehung, der ihn Euch schickt: er will es versuchen, Euer Kind zu heilen.«

Die Frau wußte nicht, ob das ein Traum war. Sie stand, ihr Kind auf ihren Armen haltend, auf

und stammelte Danksagungen.

Gilbert stieg aus.

Der Wagen fuhr weiter. Fünf Minuten nachher läutete Teisch am Gitter des Schlosses.

Es verging einige Zeit, ohne daß man Jemand erscheinen sah. Endlich öffnete ein Mann, der an seiner Kleidung leicht als der Gärtner zu erkennen war.

Mirabeau erkundigte sich zuerst nach dem Zustande, in welchem sich das Schloß befand.

Das Schloß war sehr bewohnbar, wenigstens wie der Gärtner sagte, und, es ist nicht zu leugnen, auch nach dem zu urtheilen, wie es beim ersten Anblicke erschien.

Es bildete einen Theil der Domäne der Abtei Saint-Denis, als Hauptort der Priorei Argenteuil, und war in Folge der in Betreff der Güter der Geistlichkeit erlassenen Decrete zum Verkauf ausgesetzt.

Mirabeau kannte es, wie gesagt, schon, doch er hatte nie Gelegenheit gehabt, es so genau zu betrachten, als es ihm bei dieser Veranlassung zu thun vergönnt war.

Nachdem man ihm das Gitter geöffnet, sah er sich in einem ersten fast viereckigen Hofe. Rechts stand ein vom Gärtner bewohnter Pavillon, links ein zweiter Pavillon, der, selbst äußerlich, so zierlich geschmückt war, daß man einen Augenblick bezweifeln konnte, ob es der Bruder des ersten sei.

Es war indessen sein Bruder; doch aus dem bürgerlichen Pavillon hatte die Verzierung ein beinahe aristokratisches Wohnhaus gemacht: mit Blumen bedeckte riesige Rosenstöcke gaben ihm ein buntscheckiges Kleid, während ein Gürtel von Weinreben seinen ganzen Leib mit einem grünen Bande umrankte. Jedes der Fenster war durch einen Vorhang von Nelken, Heliotropen und Fuchsias geschlossen, deren dichte Zweige, deren volle Blüthen zugleich die Sonne und den Blick in die Wohnung einzudringen verhinderten; ein Gärtchen ganz von Lilien, Cactus, Narcissen, ein wahrer Teppich, von dem man von fern hätte glauben sollen, er sei von der Hand von Pelenope gestickt, stieß an das Haus und erstreckte sich in der ganzen Länge des ersten Hofes, während eine riesige Trauerweide und herrliche Ulmen aus der entgegengesetzten Seite standen.

Wir haben von der Leidenschaft von Mirabeau für die Blumen gesprochen. Als er diesen in den Rosen verlorenen Pavillon, als er diesen reizenden Garten sah, der einen Theil des Häuschens von Flora zu bilden schien, gab er einen Freudenschrei von sich.

»Oh?« sagte er zum Gärtner, »dieser Pavillon ist zu vermieten oder zu verkaufen, mein Freund?«

»Allerdings, mein Herr, da er zum Schlosse gehört und das Schloß zu verkaufen oder zu vermieten ist,« erwiderte der Gärtner. »Nur wird er in diesem Augenblicke bewohnt; da aber die Person, die hier wohnt, keinen Miethvertrag hat, so könnte man sie wegschicken, wenn der Herr beim Schlosse eins würde.«

»Ah!« versetzte Mirabeau. »Und wer ist diese Person?«

»Eine Dame.«

»Jung?«

»Dreißig bis fünfunddreißig Jahre.«

»Schön?«

»Sehr schön.«

»Gut,« sagte Mirabeau, »wir werden sehen. Eine schöne Nachbarin verdirbt nichts . . . Lassen Sie mich das Schloß besichtigen, mein Freund.«

Der Gärtner schritt Mirabeau voran und ging über eine Brücke, welche den ersten Hof vom zweiten trennte und unter der ein kleiner Bach durchfloß.

Hier blieb der Gärtner stehen und sagte:

»Wenn der Herr die Dame vom Pavillon ungestört lassen wollte, so wäre dies um so leichter zu thun, als dieser Bach völlig den an den Pavillon anstoßenden Theil des Parkes vom übrigen Garten absondert: sie wäre bei sich und der Herr ebenfalls . . . «

»Gut, gut.« sprach Mirabeau. »Sehen wir das Schloß an.«

Und er stieg behende die fünf Stufen der Freitreppe hinauf.

Der Gärtner öffnete die Hauptthüre.

Diese Thüre ging in ein Vestibule von Stuck mit Nischen, in denen Statuen enthalten waren, und mit Säulen, welche Vasen, nach der Mode jener Zeit, trugen.

Eine im Hintergrunde dieses Vestibule, der Eingangsthüre gegenüber, angebrachte Thüre bildete den Ausgang gegen den Garten.

Rechts vom Vestibule waren das Billardzimmer und das Speisezimmer.

Links zwei Salons, ein großer und ein kleiner.

Diese erste Einrichtung gefiel ziemlich Mirabeau, der übrigens zerstreut und ungeduldig zu sein schien.

Man stieg in den ersten Stock hinauf.

Der erste Stock bestand aus einem großen Salon, welcher sich nach seiner Disposition ganz für ein Arbeitszimmer eignete, und auf drei bis vier Schlafzimmern für die Herrschaft.

Die Fenster des Salon und der Schlafzimmer waren geschlossen.

Mirabeau ging von selbst auf eines der Fenster zu und öffnete es.

Der Gärtner wollte die andern öffnen; Mirabeau winkte ihm aber mit der Hand, und der Gärtner unterließ es.

Gerade unter dem Fenster, das Mirabeau geöffnet hatte, am Fuße einer ungeheuren Trauerweide, lag eine Frau halb liegend, während ein Kind von fünf bis sechs Jahren ein paar Schritte von ihr aus den Rasen und unter Blumensträuchen spielte.

Mirabeau begriff, daß dies die Dame vom Pavillon war.

Man konnte unmöglich graziöser und eleganter gekleidet sein als es diese Frau war mit ihrem Mäntelchen von Mousseline, mit Spitzen verziert, welches eine Weste von weißem Taffet, besetzt mit weißen und rothen Bändern, bedeckte, mit ihrem Rocke von weißer Mousseline mit Volants, welche wie die Weste rosa und weiß verziert waren; mit ihrem Leibchen von Rosataffet, woran Schleifen von derselben Farbe, und ihrer kleinen Capuce ganz mit Spitzen garniert, die wie ein Schleier herabfielen, und durch die man, wie durch einen Dunst, ihr Gesicht unterscheiden konnte.

Feine, lange Hände mit aristokratischen Nägeln, Füße eines Kindes, welche in Pantöffelchen von weißem Atlaß mit rosa Bandknoten spielten, vervollständigten dieses harmonische und verführerische Ganze.

Vom Kopf bis zu den Füßen in weißen Atlaß gekleidet trug das Kind, — eine seltsame Mischung, welche indessen in jener Zeit ziemlich gewöhnlich war, — einen kleinen Hut à la

Henri IV. mit einem von jenen Gürteln, die man einen Nationalgürtel nannte.

So war überdies das Costume, das der junge Dauphin trug, als er das letzte Mal mit seiner Mutter auf dem Balcon des Tuileries erschien.

Mirabeau hatte durch seinen Wink dem Gärtner bezeichnen wollen, er möge die schöne Leserin nicht stören.

Es war wirklich die Frau vom Blumenpavillon; es war wirklich die Königin der Lilien, der Cactus und der Narcissen; es war wirklich diese Nachbarin, welche Mirabeau, der Mann mit den stets nach der Wollust hinstrebenden Sinnen, gewählt hätte, würde sie der Zufall nicht zu ihm geführt haben.

Eine Zeit lang verschlang er mit den Augen das reizende Geschöpf, das unbeweglich blieb wie eine Statue, denn es wußte nichts von dem glühenden Blicke, von dem es umhüllt war. Doch, mochte es Zufall, mochte es eine magnetische Strömung sein, ihre Augen machten sich von dem Buche los und wandten sich nach der Seile des Fensters.

Sie erblickte Mirabeau, gab einen kleinen Schrei des Erstaunens von sich, rief ihren Sohn, entfernte sich, diesen bei der Hand haltend, jedoch nicht ohne mehrere Male den Kopf umzudrehen, und verschwand mit dem Kinde unter den Bäumen, durch deren Zwischenräume Mirabeau dem öfteren Wiedererscheinen ihres glänzenden Gewandes folgte, dessen Weiße mit den ersten Schatten der Nacht kämpfte.

Auf den Schrei des Erstaunens der Unbekannten antwortete Mirabeau durch einen Schrei der Verwunderung.

Diese Frau hatte nicht nur den königlichen Gang, sondern auch, so weit der Spitzenschleier, mit dem ihr Gesicht halb bedeckt war, dies zu beurtheilen erlaubte, die Züge von Marie Antoinette.

Das Kind vermehrte die Aehnlichkeit: es war gerade vom Alter des zweiten Sohnes der Königin, — der Königin, deren Gang, deren Gesicht, deren geringste Bewegungen nicht nur dem Gedächtnisse, sondern, wir möchten sagen, dem Herzen von Mirabeau seit der Zusammenkunft in Saint Cloud so gegenwärtig geblieben waren, daß er die Königin, überall wo er sie getroffen, erkannt hätte, und wäre sie mit jener göttlichen Wolke umgeben gewesen, in welche Virgil Venns hüllt, da sie ihrem Sohne aus dem Gestade von Carthago erscheint.

Welches seltsame Wunder führte denn in den Park des Hauses, das Mirabeau miethen wollte, eine geheimnißvolle Frau, die, wenn sie nicht die Königin, wenigstens ihr lebendiges Ebenbild war?

In diesem Augenblick fühlte Mirabeau, daß sich eine Hand aus seine Schulter legte.

LXVI.

Wo sich der Einfluß der unbekanntenen Dame fühlbar zu machen anfängt.

Mirabeau wandte sich bebend um.

Derjenige, welcher ihm die Hand aus die Schulter legte, war Gilbert.

»Ah!« sagte Mirabeau, »Sie sind es, Doctor? Nun?«

»Ich habe das Kind gesehen,« erwiderte Gilbert.

»Und Sie hoffen es zu retten?«

»Nie darf ein Arzt die Hoffnung verlieren, und wäre es im Angesichte des Todes!«

»Teufel,« rief Mirabeau, »damit wollen Sie sagen, die Krankheit sei ernst.«

»Mehr als ernst, mein lieber Graf, sie ist tödtlich.«

»Was für eine Krankheit ist es denn?«

»Es ist mir lieb, in einige Details über diesen Gegenstand eingehen zu dürfen, in Betracht, daß diese Details nicht ohne Interesse für einen Mann sein werden, der, ohne zu wissen, was er sich aussetzt, den Entschluß gefaßt hat, dieses Schloß zu bewohnen.«

»Ei! werden Sie mir etwa sagen, man laufe Gefahr, die Pest zu bekommen?«

»Nein, doch ich will Ihnen sagen, wie das Kind das Fieber bekommen hat, an dem es aller Wahrscheinlichkeit nach in acht Tagen gestorben sein wird. Seine Mutter schnitt das Gras des Schlosses mit dem Gärtner; um freier zu sein, hatte sie das Kind ein paar Schritte von diesen mit stehendem Wasser gefüllten Gräben, die den Park umgürten, niedergesetzt. Die gute Frau, welche keinen Begriff von der doppelten Bewegung der Erde besitzt, hatte das kleine Geschöpf in den Schatten gelegt, ohne zu vermuthen, in einer Stunde werde der Schatten der Sonne Platz gemacht haben. Als sie ihr Kind, herbeigezogen durch sein Geschrei, holen wollte, fand sie es doppelt angegriffen: angegriffen durch das zu anhaltende Brennen der Sonne auf das junge Gehirn, angegriffen durch das Einsaugen der sumpfigen Ausdünstungen, welches jene Art von Vergiftung herbeigeführt hatte, die man die *paludische* nennt.«

»Entschuldigen Sie, Doctor, ich verstehe Sie nicht recht.«

»Haben Sie nicht von den Fiebern der Pontinischen Sümpfe reden hören? Kennen Sie nicht, wenigstens dem Rufe nach, die tödtlichen Miasmen welche die toscanischen Maremmen ausdünsten? Haben Sie nicht im florentinischen Dichter den Tod von Pia déi Tolomei gelesen?«

»Doch, Doctor, ich weiß Alles dies, aber als Weltmann und als Dichter, und nicht als Chemiker und Arzt. Cabanis hat mir, als ich ihn das letzte Mal sah, etwas Aehnliches über den Saal der Manége gesagt, wo wir sehr schlecht sind; er behauptete sogar, wenn ich nicht dreimal in jeder Sitzung hinaus gehe, um die Luft der Tuilerien einzuathmen, so werde ich vergiftet sterben.«

»Und Cabanis hatte Recht.«

»Wollen Sie mir das erklären, Doctor? Sie werden mir ein Vergnügen machen.«

»Im Ernste?«

»Oh! ich verstehe ziemlich gut mein Griechisch und mein Latein; ich habe während der vier

bis fünf Jahre, die ich zu verschiedenen Zeiten in Folge der socialen Empfindlichkeiten meines Vaters im Gefängniß zubrachte, das Alterthum wohl studirt. Ich habe sogar in meinen verlorenen Augenblicken ein obscönes Buch geschrieben, dem es nicht an einer gewissen Kenntniß gebricht. Doch ich weiß durchaus nicht, wie man im Saale der Nationalversammlung vergiftet werden kann, wenn man nicht etwa dort vom Abbé Maury gebissen wird oder das Blatt von Herrn Marat liest.«

»So will ich es Ihnen sagen; die Erklärung wird vielleicht ziemlich dunkel für einen Mann sein, der die Bescheidenheit hat, zu gestehen, er sei durchaus nicht stark in der Chemie und unwissend in der Physik. Indessen werde ich es versuchen, mich so klar als möglich zu machen.«

»Sprechen Sie, Doctor, nie werden Sie, einen wißbegierigeren Zuhörer gefunden haben.«

»Dem Architekten, der den Saal der Manége gebaut hat, und leider, mein lieber Graf, sind die Architekten, wie Sie, ziemlich schlechte Chemiker, — dem Architekten, der den Saal der Manage gebaut hat, ist es nicht eingefallen Kamine zu bauen zu Ausführung der verdorbenen Luft oder innere Röhren zu Erneuerung derselben. Eine Folge hiervon ist, daß die elf hundert Münde, welche in diesen Saal eingeschlossen Sauerstoff einathmen, dagegen kohlen saure Dünste von sich geben, wodurch nach einer Sitzung von einer Stunde, besonders im Winter, wenn die Fenster geschlossen und die Oefen geheizt sind, die Lust nicht mehr athembar ist.«

»Das ist gerade die Arbeit, von der ich mir Rechenschaft geben wollte, und wäre es nur, um es Bailly mitzuthemen.«

»Nichts kann einfacher sein, als folgende Erklärung: die reine Lust, so wie sie von unserer Lunge absorbiert werden soll, die Luft, wie man sie in einer aus einer kleinen Anhöhe gegen Morgen, mit einem Bache in der Nähe, liegenden Wohnung, das heißt unter den besten Bedingungen, in denen man athmen kann, einathmet, besteht aus 77 Theilen Sauerstoff, 21 Theilen Stickstoff und 2 Theilen Wasserstoff.

»Sehr gut! bis daher begreift ich, und ich merke mir Ihre Ziffern.«

»Hören Sie weiter: das venöse Blut wird schwarz und mit Kohlensäure geschwängert in die Lunge gebracht, wo es durch die Berührung der äußeren Luft, das heißt des Sauerstoffs, der die Athmungsthätigkeit von der freien Lust entlehnt, wiederbelebt werden soll. Hier bewerkstelligt sich ein doppeltes Phänomen, das wir mit dem Namen Hematose bezeichnen. Der Sauerstoff, mit dem Blute in Berührung gebracht, combinirt sich mit ihm, macht es von schwarz, wie es war, roth, und gibt ihm so das Lebenselement, welches in jeder Oekonomie sein muß; zu gleicher Zeit geht der Kohlenstoff, der sich mit einem Theile des Sauerstoffs combinirte, in den Zustand der Kohlensäure oder des Kohlensäurestoffes über und wird bei dem Acte des Athmens, vermischt mit einem gewissen Quantum Wasserstoff, ausgedünstet. Diese durch das Einathmen absorbierte reine Lust, diese durch die Ausdünstung verdorben zurückgegebene Luft bilden in einem geschlossenen Saale eine Atmosphäre, welche nicht nur in den Bedingungen des Athemholens zu sein aufhört, sondern sogar eine wahre Vergiftung hervorbringen kann.«

»So daß ich Ihrer Ansicht nach schon halb vergiftet bin, Doctor?«

»Ganz richtig. Ihre Leibscherzen kommen von keiner andern Ursache her; wohlverstanden, ich füge den Vergiftungen der Manége die des erzbischöflichen Palastes, die des Thurmes von Vincennes, die des Fort Joux und die des Schlosses If bei. Erinnern Sie sich nicht, daß Frau von Bellegarde gesagt hat, es gebe im Schlosse von Vincennes eine Stube, welche nicht durch Arsenik aufgewogen werden könne?«

»Somit, mein lieber Doctor, ist das arme Kind ganz und gar das, was ich nur halb bin, nämlich vergiftet?«

»Ja, und die Vergiftung hat bei ihm ein verderbliches Fieber herbeigeführt, dessen Sitz im Gehirn und in den Gehirnhäuten ist. Dieses Fieber hat eine Krankheit erzeugt, die man einfach Gehirnentzündung nennt, und die ich mit einem neuen Namen taufe, die ich, wenn Sie wollen, Hydrocephalus acutus²⁰ nennen werde. Hiervon Convulsionen; hiervon das angeschwollene Gesicht; hiervon die bläulichen Lippen; hiervon das Einwärtsdrehen des Augapfels; hiervon der ausgesprochene Krampf der Kinnlade; hiervon das keuchende Athmen, das Beben des Pulses an der Stelle der Schläfe; hiervon endlich der kleberige Schweiß, der seinen ganzen Leib bedeckt!«

»Teufel! Doctor, wissen Sie, daß die Aufzählung, die Sie mir da machen, Schauer erregen kann? Wahrhaftig, höre ich einen Arzt in technischen Worten reden, so ist es mir, wie wenn ich einen Stempelbogen in spitzfindigen Ausdrücken lese: mir scheint immer, das Mindeste, was ich erwarten könne, sei der Tod. Und was haben Sie denn dem armen Kleinen verordnet?«

»Die energischste Behandlung, und ich bemerke Ihnen sogleich, daß ein paar Louis d'or in die Verordnung gewickelt die Mutter in den Stand gesetzt haben, sie zu befolgen. So die Kühlmittel auf den Kopf, die erregenden Mittel an den Extremitäten, Emetin als Vometiv, Fieberrinde als Decoct!«

»Wahrhaftig? Und Alles dies wird nichts nützen?«

»Alles dies, ohne die Hilfe der Natur, wird nicht viel nützen. Zu Befreiung meines Gewissens habe ich diese Behandlung verordnet.²¹ Sein Engel, wenn das arme Kind einen hat, wird das Uebrige thun.«

»Hm!« machte Mirabeau.

»Nicht wahr, Sie begreifen?« fragte Gilbert.

»Ihre Theorie des Kohlensäurestoffs? Ungefähr.«

»Nein, das ist es nicht: ich meine, Sie begreifen, daß Ihnen die Luft des Schlosses vom Marais nicht zuträglich sei?«

»Sie glauben, Doctor?«

»Ich bin fest davon überzeugt.«

»Das wäre sehr ärgerlich, denn das Schloß behagt mir ungemein.«

»Daran erkenne ich Sie, ewiger Feind Ihrer selbst. Ich rathe Ihnen eine Anhöhe, Sie wählen ein flaches Terrain, ich empfehle Ihnen ein fließendes Wasser, Sie wählen ein stehendes.«

»Aber Welch ein Park! Schauen Sie doch diese Bäume an, Doctor!«

»Schlafen Sie eine einzige Nacht bei offenem Fenster, Graf, oder gehen Sie nach elf Uhr Abends im Schatten dieser schönen Bäume spazieren, und Sie werden mir am andern Tage Nachricht von sich geben.«

»Das heißt, statt halb vergiftet zu sein, wie ich es bin, werde ich am andern Tage ganz vergiftet sein!«

»Haben Sie die Wahrheit von mir verlangt?«

»Ja, und Sie sagen sie mir, nicht so, Doctor?«

»Oh! in ihrer ganzen Rohheit, Ich kenne Sie, mein lieber Graf. Sie kommen hierher, um die Welt zu fliehen, die Welt wird sie hier aufsuchen; Jeder schleppt seine Kette nach sich, — von Eisen, von Gold oder von Blumen! Ihre Kette ist das Vergnügen bei Nacht und das Studium bei

Tag. So lange Sie jung gewesen sind, haben Sie in der Wollust ausgeruht; doch die Arbeit hat Ihre Tage abgenutzt, die Wollust hat Ihre Nächte ermüdet, Sie sagen es mir selbst mit Ihrer immer so ausdrucksvollen und so farbenreichen Sprache: Sie fühlen sich vom Sommer zum Herbste übergehen. Nun wohl, mein lieber Graf, bin ich in Folge eines Arbeitsexcesses bei Tag, in Folge eines Vergnügensexcesses bei Nacht genöthigt, Ihnen zur Ader zu lassen, — in diesem Augenblicke des Abganges von Kräften, bedenken Sie das wohl, werden Sie mehr als je fähig sein, die bei Nacht durch die großen Bäume des Parkes und bei Tag durch die paludischen Miasmen des stehenden Wassers verdorbene Luft einzuathmen. Was wollen Sie dann? Sie werden zwei gegen mich sein, Beide stärker als ich: Sie und die Natur. Ich muß wohl unterliegen.«

»Sie glauben also, ich werde durch die Eingeweide sterben, mein lieber Doctor? Teufel! es ist mir peinlich, wenn Sie mir das sagen. Die Krankheiten der Eingeweide währen lange und sind schmerzlich! Ein guter Schlagfluß oder ein Aneurysma wären mir lieber. Könnten Sie mir das nicht machen?«

»Oh! mein lieber Graf,« erwiderte Gilbert, »verlangen Sie in dieser Hinsicht nichts von mir: was Sie wünschen, ist geschehen oder wird geschehen. Meiner Ansicht nach sind Ihre Eingeweide nur secundär, und bei Ihnen spielt das Herz die erste Rolle und wird sie spielen. Leider sind die Herzkrankheiten bei Männern von Ihrem Alter zahlreich und verschiedenartig, und haben nicht alle einen augenblicklichen Tod zur Folge. Allgemeine Regel, mein lieber Graf, hören Sie das wohl, das steht nirgends geschrieben, doch ich sage es Ihnen, ich, der ich viel mehr philosophischer Beobachter, als Arzt bin: die acuten Krankheiten des Menschen folgen einer beinahe absoluten Ordnung; bei den Kindern ist es das Gehirn, was ergriffen wird; beim Jüngling ist es die Brust; beim Erwachsenen sind es die unteren Eingeweide; beim Greise ist es das Gehirn oder das Herz, — das, was viel gedacht und viel gelitten hat. Wenn die Wissenschaft ihr letztes Wort gesprochen, wenn die ganze vom Menschen befragte Natur ihr letztes Geheimniß preisgegeben, wenn jede Krankheit ihr Mittel gefunden hat, wenn der Mensch, abgesehen von einigen Ausnahmen, wie die Thiere, die ihn umgeben, nur noch vor Alter sterben wird, dann werden die zwei einzigen angreifbaren Organe bei ihm das Gehirn und das Herz sein, und auch der Tod durch das Gehirn wird zum Ursprung die Krankheit des Herzens haben!«

»Teufel!« rief der Graf, »Sie haben keinen Begriff, wie sehr Sie mich interessiren; man sollte glauben, mein Herz wisse, daß Sie von ihm sprechen, sehen Sie, wie es schlägt.«

Mirabeau nahm die Hand von Gilbert und legte sie an sein Herz.

»Wohl,« sagte der Doctor, »das dient zur Unterstützung dessen, was ich Ihnen erklärte. Wie soll ein Organ, das an allen Ihren Gemüthsbewegungen Theil nimmt, das seine Schläge beschleunigt oder hemmt, um einem einfachen pathologischen Gespräche zu folgen, — wie soll dieses Organ, bei Ihnen besonders, nicht angegriffen werden? Sie haben durch das Herz gelebt, Sie werden durch das Herz sterben; begreifen Sie also Folgendes: es kommt keine lebhaft moralische Affection vor, es kommt keine hitzige körperliche Affection vor, die dem Menschen nicht eine Art von Fieber gibt; es kommt kein Fieber vor, das nicht eine mehr oder minder große Beschleunigung der Schläge des Herzens erzeugt. In dieser Arbeit nun, die ein Leiden und eine Beschwerlichkeit ist, da sie sich außerhalb der normalen Ordnung bewerkstelligt, nutzt sich das Herz ab, verdirbt sich das Herz; hiervon bei den Greisen die Hyperthonie des Herzens, das heißt seine übermäßige Vergrößerung: hiervon die Herzverengung: diese fuhr zu Zerreißen des Herzens, zum einzigen augenblicklichen Tode; die Hypertrophie fuhr zum Hirnschlage, ein Tod,

der zuweilen langsamer, wobei aber der Verstand getödtet ist und folglich der wahre Schmerz nicht mehr besteht, da es keinen Schmerz gibt, ohne das Gefühl, welches diesen Schmerz beurtheilt und ermißt. Stellen Sie sich nun vor, Sie haben geliebt, Sie seien glücklich gewesen, Sie haben Augenblicke der Freude und Stunden der Verzweiflung gehabt, wie sie kein Anderer vor Ihnen gehabt haben wird; Sie haben unbekannte Triumphe erreicht; Sie seien in unerhörte Täuschungen hinabgesunken; Ihr Herz habe Ihnen vierzig Jahre das Blut in brennenden oder hastigen Katarakten vom Mittelpunkt zu den Extremitäten zurückgeschickt; Sie haben ganze Tage lang gedacht, gearbeitet, gesprochen; Sie haben Nächte hindurch getrunken, gelacht, geliebt, und Ihr Herz, von dem Sie vollen Gebrauch gemacht, das Sie mißbraucht, werde Sie nicht eines Tags verlassen? . . . Ah! mein lieber Freund: das Herz ist wie eine Börse, so gut sie gespickt sein mag, dadurch, daß man immer von ihr entlehnt, erschöpft man sie am Ende. Nachdem ich Ihnen aber die schlimme Seite der Lage gezeigt habe, lassen Sie mich Ihnen die gute entwickeln. Das Herz braucht Zeit, um sich abzunutzen; verfahren Sie nicht mehr gegen das Ihrige, wie Sie es thun; verlangen Sie nicht mehr Arbeit von ihm, als es hervorbringen kann, geben Sie ihm nicht mehr Bewegungen, als es auszuhalten vermag, unterziehen Sie sich den Bedingungen, welche keine ernste Unordnungen in die drei Hauptfunctionen des Lebens bringen, — ich meine das Athmen, das seinen Sitz in der Lunge hat, den Umlauf des Blutes, der seinen Sitz im Herzen hat, die Verdauung, die ihren Sitz im Gedärme hat, — und Sie können noch zwanzig, dreißig Jahre leben, und Sie können nur vor Alter sterben; während Sie, wenn Sie im Gegentheil auf den Selbstmord losgehen wollen, — oh! mein Gott! nichts ist leichter für Sie, — Ihren Tod nach Belieben verzögern oder beschleunigen werden, Stellen Sie sich vor, Sie führen ein Paar ungestüme Pferde, die Sie, ihren Führer, fortreißen; zwingen Sie dieselben, im Schritte zu gehen, und sie werden in einer langen Zeil eine lange Reise vollbringen; lassen Sie dieselben im Galopp gehen, und sie werden, wie die der Sonne, in einem Tage und einer Nacht den ganzen Himmelskreis durchlaufen.«

»Ja,« entgegnete Mirabeau, »doch während dieses Tages erwärmen und erleuchten sie, was wohl etwas ist. Kommen Sie, Doctor, es wird spät, — ich werde über Alles dies nachdenken.«

»Denken Sie über Alles nach,« sagte der Doctor, indem er Mirabeau folgte, »doch als Ansang des Gehorsams gegen die Befehle der Facultät versprechen Sie mir vor Allem, dieses Schloß nicht zu miethen; Sie werden um Paris zehn, zwanzig, fünfzig finden, die Ihnen dieselben Vortheile bieten, wie dieses.«

Dieser Stimme der Vernunft nachgebend, war Mirabeau vielleicht im Begriffe, zu versprechen; plötzlich aber glaubte er unter den ersten Schatten der Nacht, hinter einem Blumenvorhange, den Kopf der Frau mit dem weißen Taffetrocke und den rosa Volants erscheinen zu sehen; diese Frau, Mirabeau meinte es wenigstens, lächelte ihm zu, doch er hatte nicht Zeit, sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, denn in dem Momente, wo Gilbert, welcher errieth, es gehe etwas Neues bei seinem Kranken vor, mit den Augen suchte, um sich das nervöse Beben des Armes, auf den er gestützt war, zu erklären, zog sich der Kopf hastig zurück, und man sah am Fenster des Pavillon nur noch die leicht bewegten Zweige der Rosenstöcke, der Heliotropen und der Nelken.

»Nun,« fragte Gilbert, »Sie antworten nicht?«

»Mein lieber Doctor,« erwiderte Mirabeau, erinnern Sie sich dessen, was ich der Königin gesagt habe als sie mir, da sie von mir schied, die Hand zum Kuss reichte: »»Madame, durch diesen Kuß ist die Monarchie gerettet!««

»Ja.«

»Nun wohl, ich habe da eine schwere Verbindlichkeit übernommen, besonders wenn man mich verläßt wie man dies thut; doch dieser Verbindlichkeit will ich mich nicht entziehen. Verachten wir den Selbstmord nicht, von dem Sie sprachen, Doctor; dieser Selbstmord wird vielleicht das einzige Mittel sein, um mich auf eine ehrenhafte Art aus der Sache herauszuziehen.

Zwei Tag nachher hatte Mirabeau das Schloß vom Marais durch Erbpacht erworben.

LXVII.

Das Marsfeld.

Wir haben unseren Lesern schon begreiflich gemacht, durch welchen unauflösbaren Knoten ganz Frankreich sich verbunden, und welche Wirkung diese, dem allgemeinen Bunde vorhergehende Föderation aus Europa hervorgebracht hatte.

Europa sah ein, es werde eines Tages, wann? die Zeit war in den Wolken der unermesslichen Zukunft verborgen, — Europa, sagen wir, sah ein, es werde eines Tags auch nur einen ungeheuren Bund von Bürgern, nur eine colossale Gesellschaft von Brüdern bilden.

Mirabeau hatte zu diesem großen Bündniß angetrieben. Auf die Befürchtungen, die der König gegen ihn ausgedrückt, hatte er geantwortet, wenn es ein Heil für das Königthum in Frankreich gebe, so müsse man es nicht in Paris, sondern in der Provinz suchen.

Ueberdies würde aus dieser Verbindung von Menschen, welche aus allen Winkeln Frankreichs herbeigekommen, ein großer Vortheil entspringen: der König würde sein Volk sehen und das Volk würde seinen König sehen. Würde die ganze Bevölkerung Frankreichs, vertreten durch dreimal hunderttausend Verbündete, Bürger, Beamte, Militäre, auf dem Marsfelde rufen: »Es lebe die Nation!« und ihre Hände aus den Trümmern der Bastille vereinigen, dann werden einige blinde oder bei der Verblendung des Königs interessirte Höflinge diesem nicht mehr sagen, durch eine Handvoll Meuterer angeführt, verlange Paris eine Freiheit, welche das übrige Frankreich zu verlangen weit entfernt sei; nein, Mirabeau zählte auf den damals in der Tiefe des Herzens der Franzosen noch so lebendigen Geist des Königthums, und er ahnte, aus dieser so ungewohnten, unbekanntem, unerhörten Berührung eines Monarchen mit seinem Volke werde ein heiliger Bund hervorgehen, den keine Intrigue zu brechen vermöchte.

Die Menschen von Genie werden oft von jenen erhabenen Albernheiten befallen, welche zur Folge haben, daß die politischen Gimpel der Zukunft berechtigt sind, ihrem Andenken ins Gesicht zu lachen.

Schon hatte eine vorbereitende Föderation, so zu sagen, von sich selbst in den Ebenen von Lyon stattgehabt. Frankreich, das instinctartig zur Einheit hinmarschirte, hatte das entscheidende Wort dieser Einheit auf den Gefilden der Rhone zu finden geglaubt; hier aber hatte es wahrgenommen, daß Lyon wohl Frankreich mit dem Genius der Freiheit verloben konnte, daß aber zur Trauung Paris nothwendig war.

Als der Antrag einer allgemeinen Föderation in die Nationalversammlung durch den Maire und den Gemeinderath von Paris, welche nicht länger den Bitten anderer Städte widerstehen konnten, gebracht wurde, entstand eine große Bewegung unter den Zuhörern.

Diese nach Paris, dem ewigen Mittelpunkte der Agitation, geführte zahllose Menschenversammlung wurde zugleich von den beiden Parteien, welche die Kammer trennten, von den Royalisten und den Jacobinern, mißbilligt.

Das hieße, sagten die Royalisten, sich der Gefahr eines riesigen 14. Juli, nicht mehr gegen die Bastille, sondern gegen das Königthum aussetzen.

Was sollte aus dem König werden unter diesem furchtbaren Gemenge von verschiedenartigen

Leidenschaften, unter diesem erschrecklichen Conflict von entgegengesetzten Meinungen?

Andererseits befürchteten die Jacobiner, denen es nicht unbekannt war, welchen Einfluß Ludwig XVI. noch auf die Massen übte, diese Versammlung nicht weniger als ihre Feinde.

In den Augen der Jacobiner würde eine solche Versammlung den öffentlichen Geist dämpfen, das Mißtrauen einschläfern, die alte Götzendienerei wiedererwecken, kurz Frankreich royalisiren.

Doch es war nicht möglich, sich dieser Bewegung zu widersetzen, welche nicht ihres Gleichen gehabt hatte, seitdem sich im elften Jahrhundert ganz Europa erhoben, um das Grab Christi zu befreien.

Und man wundere sich nicht hierüber; diese zwei Bewegungen sind einander nicht so fremd, als man glauben könnte: der erste Baum der Freiheit war auf der Schädelstätte gepflanzt worden.

Nur that die Nationalversammlung, was sie konnte, um die Zusammenkunft weniger beträchtlich zu machen, als man sie werden fühlte. Man zog die Discussion in die Länge, so daß bei denjenigen, welche vom Ende des Königreiches kommen würden, das geschehen müßte, was bei der Föderation von Lyon den Abgeordneten von Corsica geschehen war: so sehr sie sich beeilt hatten, so waren sie doch erst am andern Tage gekommen.

Uebersdies wurden die Ausgaben den Oertlichkeiten aufgebürdet. Frankreich hatte aber so arme Provinzen, und das wußte man, daß man nicht annehmen durfte, sie könnten, selbst wenn sie die größten Anstrengungen machen wollten, die Kosten auch nur zur Hälfte der Reise ihrer Abgeordneten oder vielmehr des Viertels vom Wege, den sie zu machen hatten, da sie nicht allein nach Paris gehen, sondern auch zurückkehren mußten, bestreiten.

Doch man hatte ohne die öffentliche Begeisterung gerechnet. Man hatte ohne den Ueberschlag gerechnet, bei dem die Reichen zweimal geben würden, einmal für sich, einmal für die Armen. Man hatte ohne die Gastfreundschaft gerechnet, welche den ganzen Weg entlang rief: »Franzosen, öffnet Eure Thüren, hier sind Brüder, welche vom Ende Frankreichs zu Euch kommen.«

Und dieser letzte Ruf besonders hatte kein taubes Ohr, keine widerspenstige Thüre gefunden.

Keine Fremde, keine Unbekannte mehr, überall Franzosen, Verwandte, Brüder. »Kommt, zu uns, Ihr Pilger des großen Festes! Kommt Ihr Nationalgarden! Kommt, Soldaten! Kommt, Seeleute! Tretet bei uns ein; Ihr werdet Väter und Mütter, Ihr werdet Weiber finden, deren Söhnen und Männern die Gastfreundschaft anderswo geboten wird, die wir Euch bieten.«

Für denjenigen, welcher, wie Christus, nicht auf den höchsten Berg der Erde, sondern nur auf den höchsten Berg Frankreichs hätte versetzt werden können, wäre es ein glänzendes Schauspiel gewesen, sie zu sehen, diese dreimalhunderttausend auf Paris zuwandernden Pilger, alle diese gegen den Mittelpunkt zurückfließende Strahlen des Gestirns.

Und von wem wurden alle diese Wallfahrer der Freiheit angeführt? Von Greisen, von armen Soldaten des siebenjährigen Krieges, von Unterofficieren von Fontenoy, von Glücksofficieren, welche ein ganzes Leben der Arbeit, des Muthes und der aufopfernden Hingebung gebraucht hatten, um die Epaulette des Lieutenants oder die zwei Epauletten des Kapitäns zu erwerben; von Seeleuten, welche Indien mit Bussy und Duplex erobert und mit Lally-Tollendal verloren hatten, — lebendige Trümmer gebrochen durch die Kanonen des Schlachtfeldes, abgenutzt bei des Meeres Ebbe und Fluth. In den letzten Tagen machten achtzigjährige Männer Tagesmärsche von zehn bis zwölf Meilen, um zu rechter Zeit anzukommen und sie kamen an.

In dem Augenblick, wo sie im Begriffe waren, sich für immer niederzulegen und den Schlaf der Ewigkeit zu schlafen, hatten sie die Kräfte der Jugend wieder gefunden: es hatte das Vaterland ihnen zugewinkt, es hatte sie mit einer Hand zu sich gerufen und ihnen mit der andern die Zukunft ihrer Kinder gezeigt.

Dann sangen sie ein und eben dasselbe Lied, mochten die Pilger von Norden oder von Süden, von Osten oder von Westen, vom Elsaß oder von Britannien, von der Provence oder von der Normandie kommen. Wer hatte sie dieses Lied gelehrt, das so schwerfällig gereimt ist, als die alten Gesänge, welche die Kreuzfahrer durch die Meere des Archipels und die Ebenen von Kleinasien leiteten? Niemand weiß es: der Engel der Erneuerung, der im Vorüberziehen seine Flügel über Frankreich schüttelte.

Dieses Lied war das berühmte *Ça ira*, nicht das das von 93; 93 hat Alles verkehrt, verwandelt: das Lachen in Thränen, den Schweiß in Blut.

Nein, dieses ganze Frankreich, das sich selbst entriß, um nach Paris den allgemeinen Schwur zu bringen, sang nicht Worte der Drohung, es sagte nicht:

»Ah! *Ça ira, ça ira, ça ira,*
Les aristocrat's à la lanterne;
Ah! *ça ira, ça ira, ça ira,*
Les aristocrat's, on les pendra!²²

Nein, sein Lied war kein Todeslied, sondern ein Lebenslied; es war nicht die Hymne der Verzweiflung, sondern der Gesang der Hoffnung.

Es sang aus eine andere Melodie folgende Worte:

Le peuple en ce jour sans cesse répète:
Ah! *ça ira, ça ira, ça ira,*
Suivant les maximes de l'Évangile;
Ah! *ça ira, ça ira, ça ira,*
Du législateur tout s'accomplira;
Celui qui s'élève, on l'abissera;
Celui qui s'abaisse, on élèvera!²³

Es bedurfte eines riesigen Circus, um Provinz und Paris, fünfmalhunderttausend Seelen, aufzunehmen; es bedurfte eines colossalen Amphitheaters, um einer Million Zuschauer Raum zu bieten.

Zum ersten wählte man das Marsfeld. Zum zweiten die Anhöhen von Passy und Chaillot.

Nur bot das Marsfeld eine ebene Oberfläche. Man mußte ein weites Bassin daraus machen, man mußte es ausgraben und die Erde rings darum aufhäufen, um Erhöhungen zu bilden.

Fünfzehntausend Arbeiter von jenen Menschen, die sich ewig laut beklagen, daß sie vergebens Beschäftigung suchen, und leise Gott bitten, er möge sie keine finden lassen, fünfzehntausend Arbeiter wurden mit Spaten und Hauen von der Stadt Paris abgeschickt, um diese Ebene in ein von einem großen Amphitheater eingefasstes Thal zu verwandeln. Doch diesen fünfzehntausend Arbeitern blieben nur drei Wochen, um das Titanenwerk zu vollführen, und nach Verlauf von zwei Tagen bemerkte man, daß sie drei Monate nöthig hätten. Vielleicht wurden sie anderswoher besser bezahlt, um nichts zu thun, als man sie bezahlte, um zu arbeiten.

Da geschah eine Art von Wunder, nach welchem man von der Pariser Begeisterung urtheilen konnte. Die ungeheure Arbeit, die einige Tausende von Faulenzern nicht ausführen wollten oder

konnten, unternahm die ganze Bevölkerung. An demselben Tage, an welchem sich das Gerücht verbreitete, das Marsfeld werde für den 14. Juli nicht bereit sein, erhoben sich hunderttausend Menschen und sagten mit einer Sicherheit, welche den Willen eines Volkes oder den Willen eines Gottes begleitet: »Es wird sein.«

Abgeordnete suchten den Maire von Paris im Namen dieser hunderttausend Arbeiter auf, und man kam überein, daß man ihnen, um nicht den Arbeiten des Tages Eintrag zu thun, die Nacht geben werde.

An demselben Abend um sieben Uhr verkündigte ein Kanonenschuß, das Geschäft des Tages sei beendet und das Werk der Nacht beginne.

Und auf diesen Kanonenschuß wurde das Marsfeld von seinen vier Seiten überströmt.

Jeder brachte sein Werkzeug, Karst, Spaten, Schaufel oder Karren.

Andere rollten Fässer voll Wein in Begleitung von Geigen, Zithern, Trommeln und Pfeifen herbei.

Alle Alter, alle Geschlechter, alle Stände waren vermischt; Bürger, Soldaten, Weltgeistliche, Mönche, schöne Damen, Damen der Halle, barmherzige Schwestern, Schauspielerinnen, Alles dies handhabte die Haue oder zog den Karren; Kinder schritten mit Fackeln in der Hand voran; Orchester folgten, alle Arten von Instrumenten spielend, und über all diesem Geräusche, über all diesem Lärmen, über allen diesen Instrumenten schwebend, erhob sich das Ça ira, ein ungeheurer Chor, gesungen von hunderttausend Mündern, aus welchen hunderttausend von allen Punkten Frankreichs kommende Stimmen antworteten.

Unter den thätigsten Arbeitern bemerkte man zwei, welche zuerst und in Uniform gekommen waren: der Eine war ein Mann von kräftigem, untersetztem Gliederbau, aber mit finsterem Gesichte.

Er sang nicht und sprach kaum.

Der Andere war ein junger Mensch von zwanzig Jahren mit offenem, freundlichem Gesichte, großen blauen Augen, weißen Zähnen, blonden Haaren und fester Haltung aus seinen großen Füßen und seinen dicken Knieen; er hob mit seinen breiten Händen ungeheure Lasten auf, rollte die schwersten Karren, ohne je anzuhalten, ohne je auszuruhen, sang immer, lachte aus dem Augenwinkel über seinen Gefährten, sagte ihm ein gutes Wort, worauf dieser nichts erwiderte, brachte ihm ein Glas Wein, das er zurückstieß, nahm, traurig die Achseln zuckend, wieder seinen Platz ein und fing abermals an zu arbeiten wie zehn und zu singen wie zwanzig.

Diese zwei Menschen waren zwei von den Abgeordneten des neuen Departement der Aisne, welche, nur zehn Meilen von Paris entfernt, als sie sagen hörten, es fehle an Armen, in aller Eile herbeigelaufen waren, um der Eine seine schweigsame Arbeit, der Andere seine heitere und geräuschvolle Mitwirkung anzubieten.

Diese Männer waren Billot und Pitou.

Sagen wir, was in Villers-Coterets in der dritten Nacht nach ihrer Ankunft in Paris, das heißt in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli, gerade in dem Augenblick vorging, wo wir sie in voller Thätigkeit mitten unter Arbeitern wiedergefunden haben.

LXVIII.

Wo man sieht, was aus Caterine geworden war, wo man aber nicht sieht, was aus ihr werden wird.

Während dieser Nacht vom 5. auf den 6. Juli, gegen elf Uhr Abends, wurde der Doctor Raynal, welcher sich in der bei den Aerzten so oft getäuschten Hoffnung, seine volle Nacht zu schlafen, zu Bette gelegt hatte, durch drei Schläge, die man mit kräftiger Faust an seine Thüre that, aufgeweckt.

Es war, wie man weiß, die Gewohnheit des Doctors, wenn man in der Nacht klopfte oder läutete, selbst zu öffnen, um rascher in Berührung mit den Leuten zu kommen, die ihn nöthig haben könnten.

Diesmal wie sonst sprang er aus seinem Bette, zog seinen Schlafrock und seine Pantoffeln an und ging so rasch als möglich seine schmale Treppe hinab.

So sehr er sich aber beeilt hatte, so schien er doch noch zu langsam für den nächtlichen Besuch, denn dieser fing wieder an zu klopfen, diesmal aber ohne Zahl und Maß, als plötzlich die Thüre geöffnet wurde.

Der Doctor Raynal erkannte denselben Lackei, der ihn in einer gewissen Nacht geholt hatte, um ihn zum Vicomte Isidor von Charny zu führen.

»Ho! ho!« >Sagte der Doctor, als er ihn erblickte, »abermals Sie, mein Freund? Das ist kein Wort des Vorwurfs, verstehen Sie wohl? Doch wenn Ihr Herr aufs Neue verwundet wäre, so müßte er sich in Acht nehmen; es ist nicht zuträglich, so an Orte zu gehen, wo es Kugeln regnet.«

»Nein, Herr Doctor,« erwiderte der Lackei, »ich komme nicht wegen meines Herrn, nicht wegen einer Wunde, sondern wegen einer Sache, welche nicht minder Eile heischt. Kleiden Sie sich vollends an, hier ist ein Pferd, und man erwartet Sie.«

Der Doctor verlangte nie mehr als fünf Minuten für seine Toilette. Diesmal aber schloß er aus den, Stimmtone des Lackei und besonders aus der Art, wie er geklopft hatte, seine Gegenwart sei dringend, und er brauchte nur vier.

»Hier bin ich,« sagte er, als er beinahe in demselben Augenblick, da er verschwunden, wiedererschien.

Der Lackei hielt, ohne abzusteigen, dem Doctor Raynal den Zügel des Pferdes; dieser befand sich sogleich im Sattel und wandte sich, dem Lackei folgend, der ihm den Weg bezeichnete, von seinem Hause aus nach rechts, statt sich, wie er es das letzte Mal gethan hatte, nach links zu wenden.

Man führte ihn diesmal aus die Boursonnes entgegengesetzte Seite.

Er ritt durch den Park, drang, Haramont links lassend, in den Wald ein und befand sich bald in einem so unwegsamen, so holperigen Theile des Gehölzes, daß es für das Pferd schwierig war, weiter zu gehen.

Plötzlich demasquirte sich ein hinter einem Baume verborgener Mann, indem er eine Bewegung machte, und fragte:

»Sind Sie es, Doctor?«

Der Doctor, der sein Pferd angehalten hatte, da er nicht wissen konnte, was der Vortretende im Sinne haben mochte, erkannte an diesen Worten den Vicomte Isidor von Charny.

»Ja,« erwiderte er, »ich bin es. Wohin des Teufels lassen Sie mich denn führen?«

»Sie werden es sogleich sehen,« sagte Isidor; »doch ich bitte Sie, steigen Sie ab und folgen Sie mir.«

Der Doctor stieg ab; er fing an Alles zu begreifen.

»Ah! ah!« versetzte er, »ich wette, es handelt sich um eine Entbindung?«

»Ja, Doctor, und Sie versprechen mir folglich, zu schweigen, nicht wahr?«

Der Doctor zuckte die Achseln wie ein Mensch, der sagen wollte: »Ei! mein Gott, seien Sie doch ruhig, ich habe wohl andere Dinge gesehen.«

»So kommen Sie hierher,« sagte Isidor, auf seinen Gedanken antwortend.

Und mitten unter Stechpalmen, aus dem dürren, raschelnden Laube, das unter der Dunkelheit riesiger Buchen verborgen, durch deren Blätterwerk man von Zeit zu Zeit das Funkeln eines Sternes erblickte, stiegen Beide in die Tiefen hinab, wohin, wie gesagt, der Tritt der Pferde nicht dringen konnte.

Nach einigen Augenblicken gewahrte der Doctor den oberen Theil des Clouis-Steines.

»Ho! ho!« sagte er, »sollte es die Hütte des guten Clouis sein, wohin wir gehen?«

»Nicht ganz, doch nahe dabei,« antwortete Isidor.

Und er drehte sich rings um den ungeheuren Felsen und führte den Doctor vor die Thüre eines von Backstein gebauten Häuschens, das so an die Hütte des alten Waldhüters angelehnt war, daß man hätte glauben können, und daß man wirklich in der Gegend glaubte, der gute Mann habe zu größerer Bequemlichkeit dieses Zugehör seiner Wohnung beigefügt.

Allerdings wäre man, sogar ohne Catherine, welche aus einem Bette lag, durch den ersten Blick, den man in das Innere dieser kleinen Stube geworfen, enttäuscht worden.

Eine hübsche Tapete, mit der die Wand beschlagen war, Vorhänge von einem dieser Tapete ähnlichen Stoffe, welche an den zwei Fenstern hingen; zwischen diesen zwei Fenstern ein zierlicher Spiegel; unter diesem Spiegel eine mit all ihrem Geräthe ausgestattete Toilette, ein kleines Canapé und eine kleine Bibliothek: so war das beinahe, wie man heute sagen würde, comfortable Innere, welches sich dem Blicke bot, wenn man in die kleine Stube eintrat.

Doch der Blick des guten Doctors verweilte bei nichts von Allem dem. Er hatte die auf dem Bette ausgestreckte Frau gesehen und ging gerade auf das Leiden zu.

Als sie den Doctor erblickte, verbarg Catherine ihr Gesicht in ihren beiden Händen, doch diese konnten weder ihr Schluchzen bedecken, noch ihre Thränen verbergen.

Isidor näherte sich ihr und sprach ihren Namen aus; sie warf sich in seine Arme.

»Doctor,« sagte der junge Mann, »ich vertraue Ihnen das Leben und die Ehre von derjenigen, welche heute nur meine Geliebte ist, eines Tags aber, wie ich hoffe, meine Frau sein wird.«

»Oh! wie gut bist Du, mein theurer Isidor, daß Du solche Dinge sagst, denn Du weißt wohl, es ist unmöglich, daß ein armes Mädchen wie ich Vicomtesse von Charny wird. Doch ich danke Dir darum nicht weniger; Du weißt, daß ich Kräfte nöthig haben werde, und Du willst mir geben; sei unbesorgt, ich werde muthig sein, und der erste, der größte Muth, den ich haben kann, ist, daß ich mich Ihnen, mein lieber Doctor, mit entblößtem Gesichte zeige und Ihnen die Hand biete.«

Und sie reichte dem Doctor Raynal die Hand.

Ein Schmerz noch heftiger, als irgend einer von denen, welche Catherine bis dahin ausgestanden hatte, zog ihre Hand krampfhaft in dem Augenblick zusammen, wo sie die des Doctor Raynal berührte.

Dieser machte Isidor mit dem Blicke ein Zeichen, und Isidor begriff, daß der Moment gekommen war.

Der junge Mann kniete vor das Bett der Patientin nieder und sprach:

»Catherine, mein geliebtes Kind, ohne Zweifel müßte ich hier bei Dir bleiben, um Dich zu unterstützen und zu erimuthigen; doch ich befürchte, es würde mir die Stärke fehlen; wenn Du es indessen willst . . . «

Catherine schlang ihren Arm um den Hals von Isidor und erwiderte:

»Gehe, gehe, ich danke Dir für eine so große Liebe, daß Du mich nicht könntest leiden sehen.«

Isidor drückte seine Lippen auf die des armen Mädchens, preßte nach einmal dem Doctor Raynal die Hand und eilte aus dem Zimmer.

Zwei Stunden lang irrte er umher wie jene Schatten, von denen Dante spricht, die nicht stille stehen können, um auch nur kurze Zeit auszuruhen, und, wenn sie stille stehen, von einem Dämon, der sie mit einem eisernen Dreizacke sticht, fortgestoßen werden.

Alle Augenblicke kam er, nach einem mehr oder minder großen Kreise zu der Thüre zurück, hinter welchem das schmerzliche Mysterium der Geburt in Erfüllung ging. Doch alsbald traf ihn immer wieder ein von Catherine ausgestoßener Schrei, der bis zu ihm drang, wie der eiserne Dreizack des Verdammten, und nöthigte ihn, wieder umherzulaufen und unablässig sich von dem Ziele zu entfernen, zu dem er unablässig wieder zurückkehrte.

Mitten in der Nacht hörte er sich durch die Stimme des Doctors und durch eine noch sanftere und schwächere Stimme rufen. Mit zwei Sprüngen war er bei der dies Mal offenen Thüre, auf deren Schwelle ihn der Doctor, ein Kind in den Armen haltend, erwartete.

»Ach! ach! Isidor,« sprach Catherine, »nun bin ich doppelt Dein . . . Dein als Geliebte, Dein als Mutter.«

Acht Tage nachher, zu derselben Stunde, in der Nacht vom 13. aus den 14. Juli, öffnete sich die Thüre abermals; zwei Männer trugen in einer Sänfte eine Frau und ein Kind; ein junger Mann begleitete sie zu Pferde und empfahl den Trägern die größte Behutsamkeit. Als sie zur Landstraße von Haramont nach Villers-Coterets kamen, fanden sie eine mit drei Pferden bespannte gute Berline, in welche die Mutter mit dem Kinde einstieg.

Der junge Mann gab sodann seinem Bedienten einige Befehle, sprang zu Boden, warf ihm den Zügel seines Pferdes zu und stieg ebenfalls in den Wagen, der, ohne in Villers-Coterets anzuhalten und ohne diesen Ort zu durchschneiden, längs dem Parke von der Fasanerie bis zum Ende der Rue de Lagny hinfuhr und hier angelangt im starken Trabe seiner Pferde die Straße nach Paris verfolgte.

Ehe er abreiste, hatte der junge Mann eine mit Gold gefüllte Börse für den Vater Clouis und die junge Frau einen Brief mit der Adresse von Pitou zurückgelassen.

Der Doctor hatte auf eine Anfrage erwiedert, in Betracht der raschen Genesung der Kranken und der guten Constitution des Kindes, das ein Knabe war, könne die Reise von Villers-Coterets nach Paris in einem bequemen Wagen, ohne daß man einen Unfall zu befürchten habe, gemacht werden.

In Folge dieser Versicherung hatte sich Isidor zu der Reise entschlossen, welche überdies durch die nahe bevorstehende Rückkehr von Billot und Pitou nothwendig wurde.

Gott, der bis zu einem gewissen Augenblick zuweilen über denjenigen wacht, welche er später zu verlassen scheint, hatte erlaubt, daß die Niederkunft in Abwesenheit von Billot, der übrigens nichts von dem Zufluchtsorte seiner Tochter wußte, und von Pitou, welcher in seiner Unschuld den Zustand von Catherine nicht einmal geahnet hatte, stattgefunden.

Gegen fünf Uhr Morgens kam der Wagen zur Porte Saint-Denis, doch er konnte nicht über die Boulevards fahren, wegen der durch das Fest des Tages veranlaßten Zusammenschaarung.

Catherine wagte es, ihren Kopf aus dem Schlage hinauszubeugen, doch sie zog ihn, einen Schrei ausstoßend, auf der Stelle wieder zurück und verbarg ihn an der Brust von Isidor.

Die zwei ersten Personen, die sie unter den Förderirten erkannt hatte, waren Billot und Pitou.

LXIX.

Der 14. Juli 1790.

Die Arbeit, welche auf einer ungeheuren Ebene ein ungeheures Thal zwischen zwei Hügeln machen sollte, war in der That durch die Mitwirkung von ganz Paris vollendet worden.

Viele Arbeiter hatten sich, um sicher zu sein, am andern Tage ihren Platz zu haben, hier niedergelegt, wie sich Sieger auf das Schlachtfeld niederlegen.

Billot und Pitou waren zu den Föderirten zurückgekehrt und hatten unter ihnen auf dem Boulevard Platz genommen. Der Zufall wollte, wie wir gesehen, daß der den Abgeordneten des Departement der Aisne angewiesene Platz gerade der war, wo sich der Wagen, der Catherine und ihr Kind nach Paris brachte, stoßen sollte.

Diese nur aus Föderirten bestehende Linie erstreckte sich in der That von der Bastille bis zum Boulevard Bonne-Nouvelle.

Jeder hatte sein Bestes gethan, um seine geliebten Gäste zu empfangen. Als man erfuhr, die Bretonner, diese Alten der Freiheit, kommen an, gingen ihnen die Sieger der Bastille bis Saint-Cyr entgegen und geleiteten sie als ihre Gäste.

Die Vaterlandsliebe und die Uneigennützigkeit wurden in seltenem Aufschwunge geübt.

Die Wirthe vereinigten sich und erniedrigten einstimmig ihre Preise, statt sie zu erhöhen. Dies in Betreff der >Uneigennützigkeit.

Die Journalisten, diese herben Streiter aller Tage, welche ohne Unterlaß gegen einander einen Krieg mit jenen Leidenschaften fuhren, die im Allgemeinen den Haß schärfen, statt ihn auszulöschen, die die Herzen von einander entfernen, statt sie einander näher zu bringen, die Journalisten, zwei wenigstens, Loustalot und Camille Desmoulins, schlugen einen Föderativvertrag zwischen den Schriftstellern vor. Sie sollten auf jede Concurrnz, auf jede Eifersucht verzichten und fortan keinen andern Wettstreit verfolgen, als den des öffentlichen Wohls. Dies in Betreff der Vaterlandsliebe.

Leider fand der Vorschlag zu diesem Vertrage kein Echo bei der Presse und blieb für die Gegenwart wie für die Zukunft ein erhabenes Utopien.

Die Nationalversammlung hatte ihrerseits einen Theil von dem elektrischen Schlage empfangen, der Frankreich wie ein Erdbeben erschütterte. Einige Tage vorher hatte sie auf den Antrag der Herren Montmorency und von Lafayette den durch den Abbé Maury, den Sohn eines Schuhflickers, vertheidigten Erbadel aufgehoben.

Schon im Monat Februar hatte die Nationalversammlung damit angefangen, daß sie die Erblichkeit des Bösen aufgehoben. Sie hatte bei Gelegenheit des Aufhängens der Brüder Agasse, welche wegen Wechselfälschung verurtheilt worden waren, beschlossen, das Schafott solle weder mehr die Kinder noch die Verwandten des Schuldigen brandmarken.

An dem Tage, wo die Nationalversammlung die Vererbung des Privilegiums aufhob, wie sie die Vererbung des Bösen ausgehoben hatte, erschien überdies ein Deutscher, ein Mann von den Ufern des Rheins, der seinen Vornamen Johannes Baptiste gegen den Vornamen Anacharsis vertauscht hatte, Anacharsis Cloots,²⁴ ein preußischer Baron, geboren in Cleve, erschien vor den

Schranken als Abgeordneter des Menschengeschlechts. Er führte mit sich ungefähr zwanzig Menschen von allen Nationen in ihren Nationaltrachten, lauter Geächtete, und verlangte im Namen der Völker, der einzigen gesetzlichen Souverains, ihren Platz heim Bunde.

Es wurde dem Redner *des Menschengeschlechts* ein Platz angewiesen.

Andererseits machte sich der Einfluß von Mirabeau alle Tage fühlbar: durch diesen mächtigen Streiter gewann der Hof Parteigänger nicht nur in den Reihen der Rechten, sondern auch in denen der Linken. Die Nationalversammlung, votirte, wir möchten beinahe sagen mit Begeisterung vierundzwanzig Millionen Civilliste und vier Millionen Witthum für die Königin.

Das hieß reichlich Beiden die zweimalhundertundachttausend Franken Schulden, die sie für den beredten Tribun bezahlt hatten, sowie die sechstausend Livres Rente, welche sie ihm monatlich gaben, wiedererstaten.

Mirabeau schien sich übrigens auch nicht über den Geist der Provinzen getäuscht zu haben; diejenigen Förderirten, welche von Ludwig XVI. empfangen wurden, brachten nach Paris die Begeisterung für die Nationalversammlung, zu gleicher Zeit aber auch die Religion für das Königthum. Sie hoben ihre Hüte vor Herrn Bailly in die Höhe und riefen: »Es lebe die Nation!« Doch sie knieten vor Ludwig XVI. nieder, legten ihre Degen zu seinen Füßen und riefen: »Es lebe der König!«

Leider antwortete der König, der sehr wenig poetisch, sehr wenig ritterlich, schlecht auf alle diese Herzensergüsse. Leider schätzte die Königin, welche zu stolz, zu sehr Lothringerin, wenn man so sagen darf, nicht, wie sie es verdienten, diese von Herzen kommenden Zeugschaften.

Dann hatte die arme Frau etwas Finsteres im Grunde des Geistes, etwas, was einem von jenen dunkeln Punkten ähnlich, welche das Gesicht der Sonne beflecken.

Dieses finstere Etwas, dieser Flecken, der ihr Herz zernagte, war die Abwesenheit von Charny.

Von Charny, welcher sicherlich hätte können zurückkommen, während er bei Herrn von Bouillé blieb! Einen Augenblick hatte sie, als sie Mirabeau gesehen, den Gedanken gehabt, zur Zerstreung Coquetterie mit diesem Manne zu treiben. Sich zu ihren Füßen beugend, hatte das mächtige Genie ihrer königlichen und ihrer weiblichen Eitelkeit geschmeichelt; doch was ist im Ganzen für das Herz das Genie? was ist den Leidenschaften an diesen Triumphen der Eitelkeit, an diesen Siegen des Stolzes gelegen?

Vor Allem hatte die Königin in Mirabeau mit ihren Frauenaugen den materiellen Menschen gesehen, den Menschen mit seiner krankhaften Feistigkeit, mit seinen von den Pocken durchfurchten, ausgehöhlten, zerrissenen Backen, mit seinem rothen Auge und seinem verstopften Halse; sie hatte ihn sogleich mit Charny verglichen, mit Charny, dem schmucken Cavalier in der Blüthe des Alters, in der Reife der Schönheit, mit Charny in seiner glänzenden Uniform, die ihm das Aussehen eines Fürsten der Schlachten gab, während Mirabeau in seiner Tracht, belebte nicht das Genie sein mächtiges Gesicht, einem verkleideten Canonicus glich. Sie hatte die Achseln gezuckt; sie hatte einen tiefen Seufzer ausgestoßen; mit ihren durch die Nachtwachen und die Thränen gerötheten Augen hatte sie die Entfernung zu durchdringen gesucht und mit einer schmerzlichen, schluchzenden Stimme hatte sie gemurmelt: »Charny! o Charny!«

Was lag dieser Frau in solchen Augenblicken an den zu ihren Füßen aufgehäuften Bevölkerungen? Was lag ihr an diesen wie eine Fluch von den vier Winden des Himmels angetriebenen Menschenwogen, welche an die Stufen des Thrones schlugen und riefen: »Es lebe

der König! es lebe die Königin!« Eine Stimme, die ihr ins Ohr die Worte geflüstert hätte: »Marie, nichts hat sich in mir geändert! Antoinette, ich liebe Sie!« diese Stimme würde sie glauben gemacht haben, es habe sich auch nichts um sie herum geändert, und hätte mehr für die Befriedigung des Herzens, für die Heiterkeit dieser Stirne gethan, als alle diese Rufe, als alle diese Versprechungen, als alle diese Schwüre.

Endlich war der 14. Juli unempfindlich und zu seiner Stunde, die großen und die kleinen Ereignisse, welche zugleich die Geschichte der Niedrigen und der Mächtigen, des Volks und des Königthums bilden, mit sich führend, gekommen.

Als ob dieser hoffärtige 14. Juli nicht gewußt hätte, er komme, um ein unerhörtes, unbekanntes, glänzendes Schauspiel zu beleuchten, erschien er mit einer durch Wolken verschleierten Stirne, mit Wind und Regen.

Doch eine der Eigenschaften des französischen Volkes ist, daß es über Alles lacht, selbst über den Regen an Festtagen.

Die Pariser Nationalgarden und die Föderirten aus der Provinz, die seit fünf Uhr Morgens aus den Boulevards zusammengeschaart waren, lachten und sangen, obgleich vom Regen durchnäßt und Hungers sterbend.

Allerdings hatte die Pariser Bevölkerung, welche sie nicht vor dem Regen schützen konnte, wenigstens den Gedanken, sie vom Hunger zu heilen.

Von allen Fenstern fing man an an Stricken Brode, Schinken und Flaschen Wein herabzulassen.

Ebenso war es in allen Straßen, durch die sie kamen. Während ihres Marsches nahmen hundertundfünfzigtausend Personen Platz auf den Erdhügeln des Marsfeldes und hundertundfünfzigtausend andere stellten sich hinter sie.

Die Amphitheater von Chaillot und Passy waren beladen von Zuschauern, deren Zahl man unmöglich wissen konnte.

Ein herrlicher Circus, ein riesiges Amphitheater, eine glänzende Arena, wo die Förderung Frankreichs stattfinden soll, und wo auch die Förderung der Welt stattfinden wird!

Ob wir dieses Fest sehen oder nicht sehen, was liegt daran? Unsere Söhne werden es sehen, die Welt wird es sehen.

Eines von den großen Irrthümern des Menschen ist, daß er glaubt, die ganze Welt sei für sein kurzes Leben gemacht, während es die Verkettungen von unendlich kleinen, ephemeren, außer für das Auge Gottes, beinahe unsichtbaren Existenzen sind, welche die *Zeit* machen, das heißt die mehr oder minder lange Periode, während der die Vorsehung, diese Isis mit den vierfachen Brüsten, die über den Nationen wacht, an ihrem geheimnißvollen Werke arbeitet und ihre unablässige Genesis verfolgt.

Ei! sicherlich glaubten alle diejenigen, welche da waren, sie ganz in der Nähe an ihren Flügeln zu halten, die flüchtige Göttin, die man die Freiheit nennt, welche nur entflieht und verschwindet, um jedes Mal stolzer und glänzender wiederzuerscheinen.

Sie täuschten sich, wie sich auch ihre Söhne täuschten, die sie verloren zu haben glaubten.

Welche Freude, welches Vertrauen herrschten auch in dieser Menge, in der, welche sitzend oder stehend wartete, wie in derjenigen, welche auf einer vor Chaillot gebauten Brücke über den Fluß zog und durch den Triumphbogen das Marsfeld überströmte.

Sowie die Bataillons der Föderirten eintraten, ertönten Schreie der Begeisterung und vielleicht

auch ein wenig des Erstaunens bei dem Gemälde, das ihre Augen traf, gewaltige Schreie, durch das Herz ausgestoßen, aus Aller Mund.

Und in der That, nie hatte das Auge eines Menschen ein solches Schauspiel erblickt.

Das Marsfeld war wie durch einen Zauber umgestaltet! Eine Ebene in weniger als einem Monat in ein Thal von einer Meile im Umkreise verwandelt!

Auf den Böschungen dieses Thales saßen oder standen dreimalhunderttausend Personen.

In der Mitte der Altar des Vaterlands, zu dem man aus vier Treppen, den vier Seiten des Obelisks, der ihn überragt, entsprechend, hinaufsteigt!

An jeder Ecke des Monuments ungeheure Räucherpfannen, auf denen jener Weihrauch brennt, in Betreff dessen die Nationalversammlung beschlossen hatte, daß er nur noch für Gott verbrannt werden sollte.

Auf jeder der vier Seiten Inschriften, welche der Welt verkündigen, das französische Volk sei frei und lade die anderen Nationen zur Freiheit ein.

O große Freude unserer Väter! Bei diesem Anblick warst du so lebhaft, so tief, so ächt, daß die Bebudungen davon bis zu uns gekommen sind.

Und der Himmel war doch sprechend wie ein Vorzeichen des Alterthums!

Jeden Augenblick schwere Gußregen, Windstöße, finstere Wolken: 1793, 1814, 1825!

Dann von Zeit zu Zeit mitten unter Allem dem eine glänzende Sonne: 1830, 1848!

O Prophet, der Du gekommen wärest, um dieser Million Menschen die Zukunft zu weissagen, wie hätten sie Dich empfangen?

Wie die Griechen Kalchas empfangen, wie die Trojaner Cassandra empfangen!

Doch an diesem Tage hörte man nur zwei Stimmen: die des Glaubens, auf welche die der Hoffnung antwortete.

Vor den Gebäuden der Militärschule waren Galerien errichtet.

Diese mit Tüchern geschmückten und von dreifarbigem Fahnen überragten Galerien waren für die Königin, für den Hof und für die Nationalversammlung vorbehalten.

Zwei ähnliche Throne, welche sich drei Fuß von einander entfernt erhoben, waren für den König und den Präsidenten der Nationalversammlung bestimmt.

Der König hatte, *nur für diesen Tag* zum obersten und unumschränkten Chef der Nationalgarden von Frankreich ernannt, sein Commando an Herrn von Lafayette übertragen.

Herr von Lafayette war also an diesem Tage Connetable-Generalissimus von sechs Millionen Bewaffneten.

Sein Glück hatte Eile, den Gipfel zu erreichen; größer als er, mußte es bald abnehmen und erlöschen.

An diesem Tage war es aus seiner höchsten Höhe, doch wie jene phantastischen nächtlichen Erscheinungen, welche nach und nach alle menschliche Verhältnisse übersteigen, war es nur übermäßig groß geworden, um sich in Dunst aufzulösen und zu verschwinden.

Und dennoch traten unter diesem winterlichen Regen, unter diesen heftigen Windstößen, beim Scheine dieser spärlichen Strahlen, nicht einmal der Sonne, sondern des Tags, welche durch das dunkle Gewölbe der Wolken sickerten, die Verbündeten in den ungeheuren Circus durch die drei Oeffnungen des Triumphbogens ein; dann, hinter ihrer Vorhut, welche aus ungefähr fünfundzwanzigtausend Menschen bestand, die sich aus zwei kreisförmigen Linien entwickelten,

um die Conturen des Circus zu umfassen, kamen die Wähler von Paris, sodann die Repräsentanten der Gemeinde und endlich die Nationalversammlung.

Alle diese Körperschaften, welche ihre vorbehaltenen Plätze aus den an die Militärschule angelehnten Gallerten hatten, folgten einer geraden Linie, öffneten sich nur wie die Woge vor dem Felsen, um den Altar des Vaterlands zu umgehen, vereinigten sich wieder jenseits desselben, wie sie es diesseits gewesen waren, und berührten schon mit dem Kopfe die Galerien, während der Schweif, eine ungeheure Schlange, seine letzte Welle bis zum Triumphbogen ausstreckte.

Hinter den Wählern, den Repräsentanten der Gemeinde und der Nationalversammlung kam der übrige Zug: Förderirte, militärische Deputationen, Nationalgarden.

Jedes Departement trug sein unterscheidendes Banner, aber verbunden, umhüllt, nationalisirt durch jenen großen Gürtel von dreifarbigen Bannern, welche den Augen und den Herzen die zwei Worte sagten, die einzigen, mit denen die Völker, die Arbeiter Gottes, die großen Dinge thun: Vaterland, Einheit.

Zu gleicher Zeit, da der Präsident der Nationalversammlung seinen Stuhl bestieg, setzte sich der König auf den seinigen, und die Königin nahm Platz auf ihrer Tribune.

Ach! arme Königin, ihr Hof war kärglich. Ihre besten Freunde hatten sie verlassen: vielleicht, wenn man gewußt hätte, daß der König durch Mirabeau vierundzwanzig Millionen Civilliste und die Königin vier Millionen Witthum erlangt hatte, vielleicht wären Einige zurückgekommen, doch man wußte es nicht.

Was denjenigen betrifft, welchen sie vergebens mit den Augen suchte, so wußte Marie Antoinette wohl, daß diesen weder das Gold, noch die Macht zu ihr ziehen würden.

In Ermangelung seiner wollten sich ihre Augen wenigstens auf ein befreundetes, ergebenes Gesicht heften.

Sie fragte, wo Herr Isidor von Charny sei, und warum, da das Königthum so wenig Anhänger unter einer solchen Menge habe, ihre Vertheidiger sich nicht auf ihrem Posten um den König und zu den Füßen der Königin befinden.

Niemand wußte, wo Isidor von Charny war, und derjenige, welcher ihr geantwortet hätte, er führe zu dieser Stunde eine kleine Bäuerin, seine Geliebte, in ein bescheidenes, an dem Abhange des Berges von Bellevue gebautes Haus, hätte sicherlich gemacht, daß sie vor Mitleid die Achseln gezuckt, würde er ihr nicht etwa vor Eifersucht das Herz zusammengeschnürt haben.

Wer weiß in der That, ob nicht die Erbin der Cäsaren Thron und Krone gegeben hätte, ob sie nicht eingewilligt hätte, eine dunkle Bäuerin, die Tochter eines dunklen Pächters zu sein, um von Olivier noch geliebt zu werden, wie Catherine von Isidor geliebt wurde.

Ohne Zweifel waren es alle diese Gedanken, die sie in ihrem Geiste umherwälzte, als Mirabeau, einen von ihren zweifelhaften Blicken, der halb Strahl des Himmels, halb Blitz des Sturmes, auffassend, unwillkürlich laut sagte:

»Aber woran denkt sie denn, diese Zauberin?«

Wäre Cagliostro nahe genug gewesen, um diese Worte zu hören, vielleicht würde er ihm geantwortet haben:

»Sie denkt an die verhängnißvolle Maschine, die ich sie im Schlosse Taverney in einer Caraffe habe sehen lassen, und die sie eines Abends in den Tuileries unter der Feder des Doctor Gilbert wiedererkannte.«

Und er hätte sich getäuscht, der große Prophet, der sich so selten täuschte.

Sie dachte an den abwesenden Charny und an die erloschene Liebe.

Und dies beim Lärmen von fünfhundert Trommeln und von zweitausend musikalischen Instrumenten, die man kaum hörte unter dem Geschrei: »Es lebe der König! Es lebe das Gesetz! Es lebe die Nation!«

Plötzlich trat eine tiefe Stille ein.

Der König saß wie der Präsident der Nationalversammlung.

Zweihundert in weiße Chorhemden gekleidete Priester schritten auf den Altar zu, dem Bischof von Autun, Herrn von Talleyrand, dem Patron aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Eidschwörern, folgend.

Er stieg die Stufen des Altars mit seinem hinkenden Fuße hinaus, dieser Mephistopheles, der den Faust erwartete, welcher am 13. Vendemiaire erscheinen sollte.

Die Banner der Departements und die dreifarbigen Fahnen in der Nähe den Altars bildeten ihm einen flatternden Gürtel, dessen tausend Farben der Südwest entrollte und heftig bewegte.

Nachdem die Messe beendet war, ging Herr von Talleyrand ein paar Stufen herab und segnete die Nationalfahne und die Banner der dreiundachtzig Departements.

Dann begann die heilige Ceremonie des Eides.

Lafayette schwor zuerst im Namen der Nationalgarden des Königreichs.

Der Präsident der Nationalversammlung schwor als Zweiter im Namen Frankreichs.

Der König schwor als Dritter in seinem eigenen Namen, Lafayette stieg vom Pferde, durchschritt den Raum, der ihn vom Altar trennte, ging die Stufen hinaus, zog seinen Degen, stützte die Spitze aus das Evangelienbuch und sprach mit fester, sicherer Stimme:

»Wir schwören, stets getreu zu sein der Nation, dem Gesetze, dem König; mit unserer ganzen Macht die von der Nationalversammlung beschlossene und vom König angenommene Constitution aufrecht zu erhalten: den Gesetzen gemäß die Sicherheit der Person und des Eigenthums, die Circulation des Kornes und der Lebensmittel im Innern des Reiches, die Erhebung der öffentlichen Steuern, unter welcher Form sie bestehen mögen, zu schützen; vereinigt zu bleiben mit allen Franzosen durch die unauflösbaren Bande der Verbrüderung!«

Es hatte eine tiefe Stille während dieses Schwures geherrscht.

Kaum war er vollendet, als hundert Kanonen sich gleichzeitig entflamten und den benachbarten Departements das Signal gaben.

Dann erhob sich der Präsident der Nationalversammlung ebenfalls und sprach:

»Ich schwöre, getreu zu sein der Nation, dem Gesetze, dem König und mit meiner ganzen Macht die von der Nationalversammlung beschlossene und vom König angenommene Constitution aufrecht zu erhalten.«

Und kaum halte er geendigt, als dieselbe Flamme glänzte, als derselbe Donner erscholl und von Echos zu Echos bis zu den äußersten Enden Frankreichs hinrollte.

Nun war die Reihe am König.

Nehmen Sie sich in Acht, Sire, die Wolke zerreißt, der Himmel öffnet sich, die Sonne erscheint.

Die Sonne, das ist das Auge Gottes, Gott schaut Sie!

»Ich, der König der Franzosen,« sprach Ludwig XVI., »schwöre, die ganze Macht, die mir

durch das constitutionelle Gesetz des Staates übertragen ist, anzuwenden, um die von der Nationalversammlung beschlossene und von mir angenommene Constitution auf recht zu erhalten.«

Oh! Sire, Sire, warum haben Sie auch dies Mal nicht aus den Altar schwören wollen?

Der 21. Juni wird dem 14. Juli antworten, Varennes wird das Wort des Räthsels vom Marsfeldt sagen.

Doch falsch oder ächt, der Schwur rief nicht minder seine Flamme und seinen Lärmen hervor.

Die hundert Kanonen donnerten, wie sie es bei Lafayette und beim Präsidenten der Nationalversammlung gethan hatten, und das Geschütz der Departements brachte zum dritten Male den Königen Europas die drohende Warnung: Nehmt Euch in Acht, Frankreich steht! nehmt Euch in Acht, Frankreich will frei sein, und, wie jener römische Gesandte, der in einer Falte seines Mantels den Frieden und den Krieg trug, ist es bereit, auf die Welt seinen Mantel zu schütteln!

LXX.

Hier wird getanzt.

Es war eine Stunde ungeheurer Freude in dieser Menge.

Mirabeau vergaß darüber einen Augenblick die Königin. Billot vergaß einen Augenblick Catherine.

Der König zog sich unter allgemeinen Acclamationen zurück.

Die Nationalversammlung begab sich wieder in ihren Sitzungssaal, begleitet von demselben Gefolge, das sie bei ihrer Ankunft gehabt hatte.

Was die von der Stadt Paris den Veteranen des Heeres geschenkte Fahne betrifft, so wurde, sagt die *Geschichte der Revolution von zwei Freunden der Freiheit*, so wurde beschlossen, daß sie am Gewölbe des Saales der Nationalversammlung aufgehängt bleiben sollte, als ein Denkmal für die zukünftigen Gesetzgeber von der glücklichen Epoche, die man gefeiert, und *als ein Emblem geeignet, die Truppen daran zu erinnern, daß sie den zwei Gewalten unterworfen seien, und daß sie dieselbe nicht entfalten können ohne ihre gegenseitige Intervention.*

Sah denn Chapelier, auf dessen Antrag dieses Decret erlassen wurde, den 27. Juli, den 24. Februar und den 2. December vorher?

Es kam die Nacht; das Fest am Morgen hatte auf dem Marsfelde stattgefunden, das Fest am Abend fand in der Bastille statt.

Drei und achtzig Bäume, so viel als es Departements gab, repräsentirten, mit ihren Blättern bedeckt, die acht Thürme der Feste, auf deren Fundamente sie gepflanzt waren, Bänder von Lichtern liefen von Baum zu Baum; in der Mitte erhob sich ein riesiger Mastbaum, der eine Fahne trug, woran man das Wort **Freiheit** las. In einem absichtlich offen gelassenen Grabe lagen die Fesseln, die Ketten, die Gitter der Bastille und jenes bekannte Basrelies der Uhr, gefesselte Sklaven vorstellend, begraben. Ueberdies hatte man weit aufgesperrt und auf eine unheimliche Art beleuchtet die Kerker gelassen, welche so viele Thränen verschluckt, so viele Seufzer erstickt. Drang man endlich, angezogen durch die Musik, welche mitten unter dem Blätterwerk ertönte, bis zu dem Orte wo einst der innere Hof war, so fand man einen glänzend erleuchteten Ballsaal, über dessen Eingang man die Worte las, welche nur die Verwirklichung der Prophezeiung von Cagliostro waren:

Hier wird getanzt.

Au einem von den tausend um die Bastille her errichteten Tischen stellten zwei Männer ihre durch einen ganzen Tag von Märschen, Gegenmärschen und Manoenvres erschöpften Kräfte wieder her.

Sie hatten vor sich eine ungeheure Fleischwurst, einen vierpfündigen Laib Brod und zwei Flaschen Wein.

»Ah! bei meiner Treue!« sagte, sein Glas auf einen Zug leerend, der jüngere von den zwei Männern, der die Kleidung eines Kapitäns der Nationalgarde trug, während der Andere, welcher wenigstens doppelt so alt, als Förderirter gekleidet war; »bei meiner Treue! es ist etwas Gutes um das Essen, wenn man Hunger hat, und um das Trinken, wenn man Durst hat.«

Dann, nach einer Pause, fragte er:

»Sie haben also weder Durst, noch Hunger, Vater Billot?«

»Ich habe gegessen und getrunken,« erwiderte dieser, »und mich hungert und dürstet nur noch nach Einem . . . «

»Wonach?«

»Ich werde Dir das sagen, Freund Pitou, wenn die Stunde, mich zu Tische zu setzen, gekommen ist.«

Pitou sah nichts Böses in der Antwort von Billot. Billot hatte wenig gegessen und wenig getrunken, trotz der Anstrengung des Tages und *des Hungers, den sie machte*, wie Pitou sagte; aber seit seinem Abgange von Villers-Coterets nach Paris und während der fünf Tage oder vielmehr der fünf Nächte der Arbeit aus dem Marsfelde hatte Billot gleichfalls sehr wenig getrunken und sehr wenig gegessen.

Pitou wußte, daß gewisse Unpäßlichkeiten, ohne sonst gefährlich zu sein, für den Augenblick den kräftigsten Organisationen den Appetit rauben, und so oft er wahrgenommen, wie wenig Billot aß, hatte er ihn, wie er es so eben gethan, gefragt, warum er so wenig esse, eine Frage, auf welche Billot stets antwortete, er habe keinen Hunger; eine Antwort, die Pitou genügte.

Nur war Eines Pitou verdrießlich: nicht die Mäßigkeit des Magens von Billot; Jedem steht es frei; wenig oder gar nicht zu essen. Ueberdies: je weniger Billot aß, desto mehr blieb Pitou. Es war die Wortkargheit des Pächters.

Wenn Pitou in Gesellschaft aß, liebte er es, zu sprechen; er hatte bemerkt, daß die Rede, ohne dem Verschlucken zu schaden, die Verdauung unterstützte, und diese Bemerkung hatte so tiefe Wurzeln in seinem Geiste geschlagen, daß Pitou, wenn er allein aß, sang.

Wenn Pitou nicht etwa traurig war.

Doch Pitou hatte keinen Grund, um traurig zu sein, — im Gegentheil.

Sein Leben in Haramont war seit einiger Zeit sehr angenehm geworden, Pitou, wie man gesehen hat, liebte Catherine oder er betete sie vielmehr an, und ich fordere den Leser aus, das Wort buchstäblich zu nehmen; »was braucht aber der Italiener oder der Spanier, der seine Madonna anbetet? die Madonna zu sehen, vor der Madonna niederzuknieen, die Madonna anzubeten . . .

Was that Pitou? Sobald es Nacht geworden war, ging er zum Clouis-Stein; er sah Catherine! er kniete vor Catherine nieder; er betete zu Catherine.

Und dankbar für den ungeheuren Dienst, den er ihr geleistet, ließ ihn Catherine gewähren. Sie hatte Ihre Augen anderswo, weiter, höher! . . .

Nur trat von Zeit zu Zeit ein kleines Gefühl von Eifersucht bei dem armen Jungen ein, wenn er von der Post einen Brief von Isidor für Catherine brachte, oder wenn er auf die Post einen Brief von Catherine an Isidor trug.

Im Ganzen genommen war aber diese Lage unvergleichbar besser, als die, welche man ihm im Pachthofe bei seiner Rückkehr von Paris gemacht hatte, da Catherine, in ihm einen Demagogen, einen Feind der Adelligen und der Aristokraten erkennend, Pitou vor die Thüre gejagt und ihm gesagt hatte, es gebe keine Arbeit für ihn im Pachthofe.

Pitou, der nichts von den Umständen von Catherine wußte, hegte also keinen Zweifel, daß diese Lage ewig währen werde.

Er hatte auch Haramont mit einem großen Bedauern, aber durch seinen höheren Rang

genöthigt, das Beispiel des Eifers zu geben, verlassen und von Catherine Abschied genommen, nachdem er sie dem Vater Clouis empfohlen und so bald als möglich wiederzukommen versprochen hatte.

Pitou hatte also nichts zurückgelassen, was ihn hätte traurig machen können.

In Paris hatte sich Pitou an keinem Ereignisse gestoßen, was dieses Gefühl in seinem Herzen hätte hervorbringen können.

Er hatte den Doctor Gilbert gefunden, welchem er Rechenschaft über die Verwendung der fünf und zwanzig Louis d'or ablegte und die Danksagungen und Wünsche der drei und dreißig Mann Nationalgarde überbrachte, die er mit Hilfe dieser fünf und zwanzig Louis d'or gekleidet, und der Doctor Gilbert hatte ihm weitere fünf und zwanzig gegeben, welche diesmal nicht mehr ausschließlich für die Bedürfnisse der Nationalgarde, sondern zugleich auch für seine eigenen verwendet werden sollten.

Pitou hatte einfach und naiv die fünf und zwanzig Louis d'or angenommen.

Gab Herr Gilbert, der ein Gott für ihn war, so konnte es nicht schlimm sein, anzunehmen.

Gab Gott den Regen oder die Sonne, so war es Pitou nie eingefallen, einen Regenschirm oder einen Sonnenschirm zu nehmen, um die Gaben Gottes zurückzuweisen.

Nein, er hatte den einen und die andere angenommen, und sich wie die Blumen, wie die Pflanzen, wie die Bäume immer wohl dabei befunden.

Ueberdies, nachdem er einen Augenblick nachgedacht, hatte Gilbert seinen schönen geistreichen Kopf emporgehoben und zu ihm gesagt:

»Mein lieber Pitou, ich glaube, Billot hat mir viele Dinge zu erzählen; wolltest Du nicht, während ich mit Billot plaudere, Sebastian einen Besuch machen?«

»Ob! gewiß, Herr Gilbert,« rief Pitou, der seine leiden Hände wie ein Kind an einander schlug; »ich hatte von selbst große Lust hierzu; doch ich wagte es nicht, Sie um Erlaubniß zu bitten.«

Gilbert überlegte abermals.

Dann nahm er eine Feder, schrieb ein paar Worte, faltete das Papier als Brief zusammen und adressirte es an seinen Sohn.

»Hier,« sagte er »nimm einen Wagen und suche Sebastian auf; wahrscheinlich wird er nach dem, was ich ihm schreibe, einen Besuch zu machen haben; Du fuhrst ihn, wohin er gehen soll, nicht wahr, mein lieber Pitou? und Du erwartest ihn vor der Thüre; er wird Dich vielleicht eine Stunde, vielleicht mehr warten lassen; doch ich kenne Deine Gefälligkeit, Du wirst Dir sagen. Du leistest mir einen Dienst, und dann langweilst Du Dich nicht.«

»Oh! nein, seien Sie unbesorgt,« erwiderte Pitou, »ich langweile mich nie; überdies werde ich, wenn ich an einem Bäcker vorbeikomme, ein gutes Stück Brod mitnehmen, und wenn ich mich im Wagen langweile, so esse ich es!«

»Ein gutes Mittel!« sagte Gilbert; »nur, Pitou, es sei Dir dies als Gesundheitsregel gesagt,« fügte er lächelnd bei, »nur muß man nicht trockenes Brod essen, und es ist gut, beim Essen zu trinken.«

»Dann werde ich,« versetzte Pitou, »dann werde ich außer dem Stücke Brod ein Stück Schweinskäse und eine Flasche Wein kaufen.«

»Bravo!« rief Gilbert.

Und aus diese Ermuthigung ging Pitou hinab, nahm einen Fiacre, ließ sich nach dem College Saint-Louis fahren, fragte nach Sebastian, der im Garten spazieren ging, hob ihn in seinen

Armen auf, wie es Hercules mit Telephus gethan hat, umarmte ihn nach Herzenslust, stellte ihn dann wieder auf die Erde und übergab ihm den Brief seines Vaters.

Sebastian küßte zuerst den Brief mit der sanften Ehrfurcht und der zarten Liebe, die er für seinen Vater hegte; dann, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, fragte er:

»Pitou, hat Dir mein Vater nicht gesagt, Du solltest mich irgend wohin fahren?«

»Wenn es Dir genehm wäre, dahin zugehen?«

»Ja, ja,« erwiderte lebhaft das Kind, »es ist mir genehm, und Du wirst meinem Vater mittheilen, ich habe voll Eifer eingewilligt.«

»Gut!« sagte Pitou »es scheint, das ist ein Ort, wo Du Dich belustigst.«

»Es ist ein Ort, wo ich nur ein einziges Mal gewesen bin, wohin aber zurückkehren zu dürfen ich mich glücklich fühle.«

»Dann brauchst Du nur den Abbé Béradié davon in Kenntniß zu setzen, daß Du ausgehen willst,« sprach Pitou, »wir haben einen Fiacre vor der Thüre, und ich nehme Dich mit.«

»Um keine Zelt zu verlieren,« erwiderte der junge Mensch, bringe selbst dem Abbé dieses Wörtchen von meinem Vater; ich mache ein wenig Toilette und folge Dir in den Hof nach.«

Pitou trug sein Wörtchen zum Studiendirector, nahm ein *Excat* und ging in den Hof hinab.

Die Zusammenkunft mit dem Abbé Béradié hatte eine gewisse Befriedigung der Eitelkeit bei Pitou zur Folge gehabt; er hatte sich als den armen Bauernknaben zu erkennen gegeben, der mit einem Helme auf dem Kopfe, mit einem Säbel bewaffnet und ein wenig der Hose beraubt vor einem Jahre, gerade am Tage der Einnahme der Bastille, in der Anstalt zugleich durch die Waffen, die er besaß, und durch die Kleidung, die ihm fehlte, Aufruhr erregt hatte. Heute erschien er mit dem dreieckigen Hute, mit dem blauen Rocke, mit dem weißen Revers, mit der kurzen Hose und mit den Epauletten des Kapitáns auf der Schulter; heute erschien er mit jenem Selbstvertrauen, welches die Achtung verleiht, mit der man von seinen Mitbürgern umgeben wird; heute erschien er als Abgeordneter bei der Föderation; erhalte also ein Recht auf alle Arten von Rücksichten.

Beinahe zu gleicher Zeit, als Pitou die Treppe des Studiendirectors hinabstieg, ging Sebastian, der ein besonderes Zimmer hatte, die Treppe von seiner Wohnung hinab.

Sebastian war kein Kind mehr; er war ein reizender junger Mensch von sechzehn bis siebenzehn Jahren, dessen Gesicht schöne kastanienbraune Haare umrahmten, dessen blaue Augen die ersten jugendlichen Flammen, golden wie die Sonne des entstehenden Tages, schleuderten.

»Hier bin ich,« sagte er heiter zu Pitou, »laß uns gehen.«

Pitou schaute ihn mit einer so großen Freude gemischt mit einem so großen Erstaunen an, daß Sebastian genöthigt war, seine Einladung zu wiederholen.

Nach dieser Wiederholung folgte Pitou dem jungen Manne.

Als sie zum Gitter kamen, sagte Pitou zu Sebastian:

»Ah! ich weiß nicht, wohin wir gehen, an Dir ist es also, die Adresse zu geben.«

»Sei ruhig,« erwiderte Sebastian.

Und er wandte sich an den Kutscher und rief ihm zu: »Rue Coq-Héron Nro. 9. beim ersten Thorwege, wenn man durch die Rue Coquillière hereinkommt.«

Diese Adresse sagte Pitou durchaus nichts. Pitou stieg auch hinter Sebastian in den Wagen,

ohne irgend eine Bemerkung zu machen.

»Aber, mein lieber Pitou,« sagte Sebastian, »wenn die Person, zu der ich gehe, zu Hause ist, so werde ich eine Stunde und vielleicht mehr bei ihr bleiben.«

»Sei hierüber unbesorgt,« versetzte Pitou, indem er seinen großen Mund öffnete, um lustig zu lachen, »es ist für den Fall vorhergesehen. He! Kutscher! halt!«

Man fuhr in der That an einem Bäcker vorbei; der Kutscher hielt an, Pitou stieg aus, kaufte sich einen zweipfündigen Laib Brod und setzte sich wieder in den Fiacre.

Ein wenig weiter hielt der Kutscher abermals an.

Das war vor einer Schenke.

Pitou stieg aus, kaufte eine Flasche Wein und nahm wieder seinen Platz neben Sebastian.

Endlich hielt der Kutscher zum dritten Male an; das war vor einem Speckhändler.

Pitou stieg aus und kaufte einen Vierling Schweinskäse.

»Nun, vorwärts,« sagte er, »fahren Sie, ohne anzuhalten, nach der Rue Coq-Héron, ich habe Alles, was ich brauche.«

»Gut,« sprach Sebastian, »ich begreife nun, was Du thun willst, und ich bin ganz ruhig.«

Der Wagen rollte bis zur Rue Coq-Héron und hielt erst bei Nro. 9 an.

Je näher er dem Hause kam, desto mehr schien Sebastian von einer fieberhaften Aufregung ergriffen zu sein. Er stand im Wagen, beugte den Kopf zum Schlage hinaus und rief dem Kutscher zu, ohne daß diese Aufforderung, wir müssen es zur Ehre des Kutschers und seiner zwei Rosse sagen, den Fiacre ein wenig rascher fahren machte:

»Vorwärts, Kutscher, fahren Sie doch! vorwärts!«

Da indessen jedes Ding sein Ziel erreichen muß, der Bach den Fluß, der Fluß den Strom, der Strom das Meer, so erreichte der Fiacre die Rue Coq-Héron und hielt, wie gesagt, vor Nro. 9 an.

Sogleich, ohne die Hilfe des Kutschers abzuwarten, öffnete Sebastian den Kutschenschlag, umarmte Pitou zum letzten Male, sprang zu Boden, klingelte lebhaft an der Thüre, fragte, als sie geöffnet wurde, den Concierge nach der Frau Gräfin von Charny, und eilte, ehe er ihm geantwortet hatte, nach dem Pavillon.

Der Concierge, der einen reizenden, wohlgekleideten jungen Menschen sah, versuchte es nicht einmal, ihn aufzuhalten, und da die Gräfin zu Hause war, beschränkte er sich darauf, daß er die Thüre wieder schloß, nachdem er sich versichert hatte, Niemand folge dem jungen Menschen und wünsche mit ihm einzutreten.

Nach Verlauf von fünf Minuten, während Pitou mit seinem Messer den Schweinskäse anschnitt, zwischen seinen Knien die entpfropfte Flasche hielt und mit kräftigen Zähnen in das zarte Brod mit der krachenden Kruste biß, öffnete sich der Schlag des Fiacre, und der Concierge, mit seiner Mütze in der Hand, richtete an Pitou folgende Worte, die dieser sich zweimal wiederholen ließ:

»Die Frau Gräfin von Charny bittet den Herrn Kapitän Pitou, ihr die Ehre zu erweisen, bei ihr einzutreten, statt Herrn Sebastian im Fiacre zu erwarten.«

Pitou ließ sich, wie gesagt, diese Worte zweimal wiederholen; da aber beim zweiten Male keine Täuschung mehr möglich war, so sah er sich genöthigt, mit einem Seufzer seinen Mundvoll zu verschlucken, dem Papiere, in das er gewickelt war, den Theil vom Schweinskäse, welchen er schon vom Ganzen getrennt hatte, zurückzugeben und seine Flasche fest in die Ecke

des Fiacre zu stützen, damit der Wein nicht herauslaufe.

Dann folgte er ganz betäubt von dem Abenteuer dem Concierge. Doch bald verdoppelte sich seine Verwirrung, als er sah, daß er im Vorzimmer von einer schönen Dame erwartet wurde, welche, während sie Sebastian an ihre Brust drückte, ihm, Pitou, die Hand reichte und zu ihm sagte:

»Herr Pitou, Sie haben mir, indem Sie mir Sebastian brachten, eine so große und unerwartete Freude gemacht, daß ich Ihnen selbst danken wollte.«

Pitou schaute, Pitou stammelte, Pitou ließ aber die Hand der schönen Dame gegen ihn ausgestreckt.

»Nimm diese Hand und küsse sie, Pitou,« sagte Sebastian, »meine Mutter erlaubt es.«

»Deine Mutter!« rief Pitou.

Sebastian nickte bejahend mit dem Kopfe.

»Ja, seine Mutter,« sprach Andrée mit einem vor Freude strahlenden Blicke; »seine Mutter, der Sie ihn nach einer Abwesenheit von neun Monaten zurückgebracht haben; seine Mutter, die ihn nur ein einziges Mal gesehen, und die, in der Hoffnung, Sie werden ihn abermals bringen, kein Geheimniß für Sie haben will, obgleich dieses Geheimniß ihr Untergang sein müßte, wenn es bekannt würde.«

So oft man sich an das Herz und die Redlichkeit von Pitou wandte, durfte man sicher sein, daß der arme Junge auf der Stelle jede Befangenheit und jedes Stocken verlor.

»Oh! Madame!« rief er, während er die Hand, die ihn die Gräfin reichte, ergriff und sie küßte, »seien Sie unbesorgt, Ihr Geheimniß ist hier.«

Und er richtete sich hoch auf und legte mit einer gewissen Würde seine Hand aus sein Herz.

»Herr Pitou,« fuhr die Gräfin fort, »mein Sohn sagt mir, Sie haben nicht gefrühstückt; treten Sie in das Speisezimmer ein, und während ich mit Sebastian plaudere, (nicht wahr, Sie bewilligen dieses Glück einer Mutter?) wird man Sie bedienen, und Sie werden die verlorene Zeit wieder einbringen.«

Und sie grüßte Pitou mit einem von den Blicken, die sie nie für die reichsten Herren des Hofes von Ludwig XV. oder des Hofes von Ludwig XVI. gehabt hatte, zog Sebastian durch den Salon bis in ihr Schlafzimmer fort und ließ Pitou, der abermals sehr betäubt war, im Speisezimmer auf die Wirkung des Versprechens, das man ihm gegeben, warten.

Nach einigen Augenblicken ging dieses Versprechen in Erfüllung. Zwei Cotelettes, ein kaltes Huhn und ein Topf mit eingemachten Früchten waren auf dem Tische aufgestellt, bei einer Flasche Bordeauxwein, einem Stängelglase von venetianischem Krystall und einem Haufen Teller von chinesischem Porzellan.

Trotz der Eleganz des Service wagen wir es nicht, zu behaupten, daß sich Pitou nicht nach seinem zweipfündigen Brodlaibe, seinem Schweinskäse und seiner Flasche Wein mit dem grünen Siegel zurücksehnte.

Als er sein Huhn in Angriff nahm, nachdem er seine zwei Cotelettes verzehrt hatte, öffnete sich das Speisezimmer, und es erschien ein junger Cavalier, der dieses Zimmer durchschreiten wollte, um sich in den Salon zu begeben.

Pitou schlug die Augen auf, der junge Cavalier senkte die Augen; Beide erkannten sich gleichzeitig und gaben gleichzeitig den doppelten Ruf der Erkennung von sich:

»Der Herr Vicomte von Charny! Ange Pitou!«

Pitou stand auf, sein Herz schlug heftig: der Anblick des jungen Mannes erinnerte ihn an die schmerzlichsten Gemüthsbewegungen, die er je erlitten hatte.

Was Isidor betrifft, so erinnerte ihn der Anblick von Pitou durchaus an nichts, als an die Verbindlichkeiten, welche Catherine, wie sie ihm gesagt, gegen den braven Jungen hatte.

Er wußte ganz und gar nichts und hatte nicht einmal eine Vermuthung von der tiefen Liebe von Pitou für Catherine, eine Liebe, aus welcher Pitou seine Ergebenheit zu schöpfen die Kraft gehabt hatte. Er ging daher gerade auf Pitou zu, in welchem er aus Gewohnheit den Bauern von Haramont, den Sammler der Wolfsheide, den Knecht im Pachtthofe von Billot sah.

»Ah! Sie sind es, Herr Pitou,« sagte er; »ich bin entzückt, Sie zu treffen, um Ihnen meinen innigen Dank für die Dienste auszusprechen, die Sie uns geleistet haben.«

»Herr Vicomte,« erwiderte Pitou mit ziemlich fester Stimme, obschon er seinen ganzen Körper beben fühlte, »diese Dienste habe ich in Absicht auf Mademoiselle Catherine, und auf sie allein geleistet.«

»Ja, bis zu dem Augenblick, wo Sie erfuhren, daß ich sie liebte; seit diesem Augenblick muß ich meinen Theil an Ihren Diensten erkennen, und da Sie sowohl um meine Briefe in Empfang zu nehmen, als um das Häuschen am Clouis-Stein zu bauen, Ausgaben gehabt haben müssen . . . «

Hier legte Isidor die Hand an seine Tasche, als wollte er durch eine Demonstration das Gewissen von Pitou befragen.

Doch dieser hielt ihn zurück und sprach mit jener Würde, die man zuweilen bei ihm zu finden erstaunt war:

»Mein Herr, ich leiste Dienste, wenn ich kann, doch ich lasse sie mir nicht bezahlen; überdies wiederhole ich Ihnen, ich habe diese Dienste Mademoiselle Catherine geleistet. Mademoiselle Catherine ist meine Freundin; glaubt sie mir etwas schuldig zu sein, so wird sie diese Schuld mit mir abmachen; Sie aber, mein Herr, sind mir nichts schuldig, denn ich habe Alles für Mademoiselle Catherine und nichts für Sie gethan; Sie haben mir also nichts zu bieten.«

Diese Worte, und besonders der Ton, mit dem sie gesprochen wurden, fielen Isidor auf; vielleicht bemerkte er jetzt erst, daß derjenige, welcher sie sprach, eine Uniform anhatte und Kapitänsepauletten trug.

»Doch, Herr Pitou,« versetzte Isidor, indem er leicht den Kopf neigte, »ich bin Ihnen Etwas schuldig und habe Ihnen Etwas zu bieten. Ich bin Ihnen meinen Dank schuldig und habe Ihnen meine Hand zu bieten; ich hoffe, Sie werden mir das Vergnügen machen, den einen anzunehmen, und die Ehre erweisen, die andere zu berühren.«

Es lag eine solche Großartigkeit der Manier in der Antwort von Isidor und in der Geberde, die sie begleitete, daß Pitou besiegt die Hand ausstreckte und mit dem Ende der Finger die Finger von Isidor berührte.

In diesem Augenblick erschien die Gräfin von Charny aus der Schwelle der Thüre des Salon.

»Herr Vicomte,« sagte sie, »Sie haben nach mir verlangt, hier bin ich.«

Isidor grüßte Pitou und begab sich der Einladung der Gräfin entsprechend in den Salon.

Nur, da er die Thüre des Salon zumachen wollte, ohne Zweifel, um mit der Gräfin allein zu sein, hielt Andrée diese Thüre zurück, welche hierdurch ein wenig geöffnet blieb.

Es war sichtbar die Absicht der Gräfin, daß es so sein solle.

Pitou konnte also hören, was im Salon gesprochen wurde.

Er bemerkte, daß die mit der seinigen parallele Thüre des Salon, welche die des Schlafzimmers, auch offen war, so daß, obgleich er unsichtbar blieb, Sebastian hören könnte, was zwischen der Gräfin und dem Vicomte gesprochen würde, wie er es selbst zu hören vermochte.

»Sie haben mich bitten lassen?« sagte die Gräfin zu ihrem Schwager. »Darf ich wissen, was mir das Glück Ihres Besuches verschafft?«

»Madame, ich habe gestern Briefe von Olivier erhalten; wie er es in den anderen Briefen, die ich von ihm empfangen, gethan hat, beauftragt er mich, Ihnen sein Andenken zu Füßen zu legen; er weiß noch nicht die Zeit seiner Rückkehr und wäre glücklich, wie er mir schreibt, wenn er Nachricht von Ihnen erhielte. Wollen Sie mir nun einige Zeilen an ihn übergeben oder mich einfach mit Ihren Grüßen beauftragen?«

»Mein Herr,« erwiderte die Gräfin, »ich habe bis heute den Brief, den mir Herr von Charny bei seiner Abreise geschrieben, noch nicht erwiedern können, doch ich werde gern Ihre Vermittelung benützen, um ihn der Pflichtgefühle einer unterwürfigen und ehrerbietigen Frau zu versichern. Morgen also, wenn Sie die Güte haben wollen, einen Brief für Herrn von Charny in Anfang zu nehmen, werde ich denselben bereit halten.«

»Schreiben Sie immerhin den Brief, Madame, nur, statt ihn morgen abzuholen, werde ich ihn in fünf bis sechs Tagen abholen; ich habe eine durchaus nothwendige Reise zu machen und weiß nicht genau, wie lange sie dauern wird; doch unmittelbar nach meiner Rückkehr werde ich Ihnen meine Hochachtung bezeigen und Ihre Aufträge entgegennehmen.«

Hiernach grüßte Isidor die Gräfin, welche seinen Gruß erwiderte und ihm ohne Zweifel einen andern Ausgang bezeichnete, denn um sich zu entfernen, durchschritt er nicht das Speisezimmer, wo Pitou, nachdem er das Huhu verzehrt, wie er zuvor die zwei Cotelettes verzehrt hätte, den Topf mit eingemachten Früchten in Angriff zu nehmen begann.

Der Topf mit eingemachten Früchten war längst geleert und sauber, wie das Glas, aus welchem Pitou die letzten Tropfen seiner Flasche Bordeauxwein getrunken, als die Gräfin Sebastian zurückbrachte.

Es wäre schwierig gewesen, das strenge Fräulein von Tavernen oder die ernste Gräfin Charny in der jungen Mutter mit den vor Freude glänzenden Augen, mit den von einem unaussprechlichen Lächeln erleuchteten Munde zu erkennen, welche, aus ihren Sohn gestützt, wiedererschien; ihre bleichen Wangen hatten, unter Thränen von einer unbekanntem Süßigkeit und zum ersten Male vergossen, eine rosenfarbige Tinte angenommen, welche Andrée selbst in Erstaunen setzte, Andrée, die die mütterliche Liebe, das heißt die Hälfte der Existenz der Frau, während dieser mit ihrem Kinde zugebrachten zwei Stunden in sich selbst zurückkehren gemacht hatte.

Sie bedeckte noch einmal mit Küssen das Gesicht von Sebastian; dann übergab sie ihn Pitou, indem sie die rauhe Hand des braven Jungen in ihren Händen drückte, welche von erhitztem und erweichtem Marmor zu sein schienen.

Sebastian seinerseits umarmte Andrée mit der Gluth, die ihm bei Allem, was er that, eigenthümlich war, und die allein in Beziehung auf seine Mutter für einen Augenblick jener unvorsichtige Ausruf hatte erkalten können, den Andrée, als sie mit ihm von Gilbert sprach, nicht zurückzuhalten im Stande gewesen war.

Doch während seiner Einsamkeit im College Saint- Louis, während seiner Spaziergänge in

dem abgesonderten Garten war das sanfte, mütterliche Phantom wieder erschienen, und die Liebe war allmählig in das Herz des Knaben zurückgekehrt, so daß, als zu Sebastian der Brief von Gilbert kam, der ihm erlaubte, unter der Führung von Pitou ein paar Stunden bei seiner Mutter zuzubringen, dieser Brief die geheimsten und theuersten Wünsche des Kindes erfüllte.

Ein Zartgefühl von Gilbert hatte diese Zusammenkunft verzögert; er begriff, daß er, wenn er selbst Sebastian zu Andrée führte, ihr durch seine Gegenwart die Hälfte des Glückes, ihren Sohn zu sehen, benahm, und ließ er ihn durch einen Andern als Pitou, dieses gute Herz, diese naive Seele, dahin fuhren, so gefährdete er ein Geheimniß, das nicht das seinige war.

Pitou nahm Abschied von der Gräfin von Charny, ohne eine Frage zu machen, ohne einen Blick der Neugierde aus das zu werfen, was ihn umgab, und Sebastian fortziehend, welcher halb zurückgewendet Küsse mit seiner Mutter wechselte, erreichte er den Fiacre, wo er sein Brod, seinen in Papier gewickelten Schweinskäse und seine in der Ecke stehende Flasche Wein wieder fand.

Ebenso wenig hierbei als bei seiner Reise von Villers-Coterets war Etwas, was Pitou betrüben konnte.

Schon an demselben Abend arbeitete Pitou aus dem Marsfelde; er kehrte am anderen Tage und die folgende, Tage dahin zurück; er erhielt viele Complimente von Herrn Maillard, der ihn erkannte, und von Herrn von Bailly, dem er sich zu erkennen gegeben. Er traf wieder die Herren Elie und Hullin, Sieger der Bastille, wie er, und sah ohne Neid die Medaille, welche sie am Knopfloche trugen, und auf die er und Billot ebenso viel Recht als irgend Jemand in der Welt hatten. Endlich erschien der große Tag, und er nahm schon am Morgen seinen Platz mit Billot bei der Porte Saint-Denis ein. Er hakte vom Ende von drei verschiedenen Stricken einen Laib Brod, einen Schinken und eine Flasche Wein los. Er gelangte zu der Höhe vom Altar des Vaterlands, wo er eine Farandole, an einer Hand eine Künstlerin der Oper, an der andern eine Bernhardinernonne haltend, tanzte. Beim Einzuge des Königs nahm er wieder seinen Rang ein, und er hatte die Befriedigung, sich durch Lafayette repräsentirt zu sehen, was eine große Ehre für ihn, Pitou, war; dann, als die Schwüre geleistet, als die Kanonenschüsse gefeuert, als die Fanfaren in die Lüfte geschlendert waren, als Lafayette mit seinem Schimmel durch die Reihen seiner theuren Kameraden ritt, ward ihm die Freude zu Theil, daß er von ihm erkannt wurde, — und einen von den dreißig- bis vierzigtausend Händedrücken bekam, die der General an diesem Tage austheilte; wonach er das Marsfeld mit Billot verließ und da und dort stehen blieb, um den Spielen zuzuschauen, die Beleuchtungen und die Kunstfeuerwerke der Champs-Élysées zu betrachten; hierauf folgte er den Boulevards, und um nichts von den Belustigungen dieses großen Tages zu verlieren, ging er, statt sich zu Bette zu legen, wie es jeder Andere nach einer solchen Anstrengung gethan hätte, ging, sagen wir, Pitou, der nicht wußte, was müde sein heißt, nach der Bastille, wo er in einer Ecke des Thurmes einen unbesetzten Tisch fand, aus welchen er erwähnter Maßen zwei Pfund Brod, zwei Flaschen Wein und eine Fleischwurst bringen ließ.

Für einen Menschen, der nicht wußte, daß Frau von Charny eine Abwesenheit von sieben bis acht Tagen ankündigend, Isidor in Villers-Coterets diese sieben bis acht Tage zubringen wollte; für einen Menschen, der nicht wußte, daß sechs Tage vorher Catherine einen Knaben geboren, daß sie das kleine Haus beim Clouis-Steine in der Nacht verlassen, daß sie am Morgen in Paris mit Isidor angekommen, und da sie ihn und Billot bei der Porte-Saint Martin erblickt, einen Schrei ausgestoßen und sich in den Wagen zurückgeworfen hatte, war nichts sehr Trauriges, im Gegentheil, in dieser Arbeit auf dem Marsfelde, in diesem Zusammentreffen mit Herrn Maillard,

Herrn Bailly, Herrn Elie und Herrn Hullin, in dieser zwischen einer Künstlerin der Oper und einer Bernhardinernonne getanzten Farandole, in diesem Wiedererkennen von Lafayette, in diesem Händedruck, den er von ihm zu empfangen die Ehre gehabt, in diesen Beleuchtungen endlich, in diesen Kunstfeuerwerken, in dieser nachgemachten Bastille und dem mit einem Laib Brod, einer Wurst und zwei Flaschen Wein belasteten Tische.

Die einzige Sache, welche Pitou hätte traurig machen können, war also die Traurigkeit von Billot.

LXXI.

Das Rendez-vous.

Pitou beschloß, wie man am Anfang des vorhergehenden Kapitels gesehen, ebenso sehr um sich selbst in Heiterkeit zu erhalten, als um die Traurigkeit von Billot zu zerstreuen, Pitou beschloß, sagen wir, den Pächter anzureden.

»Sprechen Sie, Vater Billot,« begann er nach einem kurzen Stillschweigen, unter welchem er einen Vorrath von Worten gesammelt zu haben schien, wie ein Tirailleur, ehe er das Feuer eröffnet, sich mit einem Vorrathe von Patronen versieht, »wer Teufels hätte gerade vor einem Jahre und zwei Tagen vermuthen können, als Mademoiselle Catherine mir einen Louis d'or gab und die Stricke, die meine Hände fesselten, mit diesem Messer . . . sehen Sie hier . . . durchschnitt, wer hätte vermuthen können, es werden in einem Jahre und zwei Tagen so viele Ereignisse vorfallen?«

»Niemand,« antwortete Billot, ohne daß Pitou bemerkte, welchen furchtbaren Blick das Auge des Pächters schlenderte, als er, Pitou, den Namen von Catherine aussprach.

Pitou wartete, um zu sehen, ob Billot nicht ein paar Worte dem einzigen Worte, das er auf einen langen Satz, der dem Redner ziemlich gut gedreht zu sein schien, erwiedert hatte, beifügen würde.

Als er aber wahrnahm, daß Billot schwieg, lud Pitou, wie jener Tirailleur, von dem wir so eben gesprochen, sein Gewehr wieder und fuhr, zum zweiten Male feuernd, fort:

»Sprechen Sie doch, Vater Billot, wer hätte uns gesagt, als Sie mir auf der Ebene von Ermenonville nachliefen; als Sie Cadet und mich beinahe zu Tode gejagt hätten; als Sie mich einholten, als Sie sich nannten, als Sie mich hinter Ihnen aufsitzen ließen; als Sie in Dammartin das Pferd wechselten, um schneller in Paris zu sein; als wir nach Paris kamen, um die Barrièren brennen zu sehen; als wir im Faubourg de la Villette von den Kaiserlichen herumgestoßen wurden; als wir eine Procession trafen, welche schrie: »»Es lebe Herr Necker!«« und: »»Es lebe der Herzog von Orleans!«« als Sie die Ehre hatten, einen von den Stäben der Bahre zu tragen, aus welcher die Büsten dieser zwei großen Männer standen, während ich Margot das Leben zu retten versuchte; als Royal-Allemand aus der Place Vendome nach uns feuerte und Ihnen die Büste von Herrn Necker auf den Kopf fiel; als wir durch die Rue Saint-Honoré flohen und: »»Zu den Waffen! man ermordet unsere Brüder!«« riefen, — wer hätte uns da gesagt, wir werden die Bastille nehmen?«

»Niemand,« antwortete der Pächter ebenso lakonisch als das erste Mal.

»Teufel!« sagte Pitou beiseit, nachdem er einen Augenblick gewartet hatte, »es scheint, das ist ein gefaßter Entschluß . . . Auf! feuern wir zum dritten Mal.«

Dann sprach er laut:

»Sagen Sie, Vater Billot, wer hätte geglaubt, als wir die Bastille genommen, nach einem Jahre auf den Tag nach dieser Einnahme werde ich Kapitän, werden Sie Förderirter sein, und wir werden Beide, ich besonders, in einer Bastille von Blätterwerk, welche gerade an dem Orte gepflanzt ist, wo die andere gebaut war, zu Nacht speisen?«

»Niemand,« wiederholte Billot mit einer noch düsterer Miene als die zwei ersten Male, Pitou sah ein, daß es nicht möglich war, den Pächter zum Sprechen zu bringen; doch er tröstete sich mit dem Gedanken, er habe sich keines Wegs des Rechtes allein zu sprechen, entäußert.

Er fuhr also fort, indem er Billot das Recht ließ, zu antworten, sobald es ihm Vergnügen machen würde:

»Wenn ich bedenke, daß es gerade ein Jahr ist, daß wir in das Stadthaus eingetreten sind, daß Sie Herrn von Flesselles (Armer Herr von Flesselles, wo ist er? wo ist die Bastille?) daß Sie Herrn von Flesselles am Kragen genommen haben, daß Sie ihn zwangen, das Pulver zu geben, während ich an der Thüre Wache hielt, und außer dem Pulver ein Billet an Herrn de Launay; daß wir, nachdem das Pulver ausgetheilt war, Herrn Marat, der zu den Invaliden ging, verließen, um unsererseits nach der Bastille zu gehen; daß wir bei der Bastille Herrn Gonchon, den Mirabeau des Volks, wie Sie ihn nannten, fanden . . . Wissen Sie, was aus Herrn Gonchon geworden ist, Vater Billot? Nun! wissen Sie, was aus ihm geworden ist?«

Billot beschränkte sich dies Mal darauf, daß er verneinend den Kopf schüttelte.

»Sie wissen es nicht?« fuhr Pitou fort; »ich auch nicht. Vielleicht das, was aus der Bastille geworden, was aus Herrn von Flesselles geworden ist, was aus uns Allen werden wird,« fügte Pitou philosophisch bei, »pulvis es et in pulverem revertis. Wenn ich bedenke, daß Sie durch das Thor, das dort war und nicht mehr da ist, eingetreten sind, nachdem Sie durch Herrn Maillard die treffliche Note über die Cassette hatten schreiben lassen, diese Note, welche ich dem Volke vorlesen sollte, wenn Sie nicht mehr erscheinen würden; wenn ich bedenke, daß Sie dort, wo jene Eisen, jene Ketten in dem großen Loche liegen, das einem Grabe gleicht, Herrn de Launay trafen! Der arme Mann! ich sehe ihn noch mit seinem leinblüthfarbenen Rocke, seinem dreieckigen Hute, seinem rothen Bande und seinem Degenstocke; auch Einer, der Herrn von Flesselles nachgefolgt ist! Wenn ich bedenke, daß dieser Herr de Launay Ihnen die Bastille vom Grunde auf bis zur Firste gezeigt hat, daß er Sie dieselbe hat studiren, messen lassen . . . Mauern von dreißig Fuß Dicke an ihrer Base und von fünfzehn Fuß an ihrem Gipfel! daß Sie mit ihm auf die Thürme gestiegen sind, und daß Sie ihm sogar gedroht haben, sich mit ihm, wenn er nicht vernünftig wäre, von den Thürmen hinabzustürzen; wenn ich bedenke, daß er Ihnen beim Hinabsteigen die Kanone gezeigt hat, welche mich zehn Minuten später dahin, wo dieser arme Herr von Flesselles ist, wo auch der arme Herr de Launay sein mag, geschickt haben würde, hätte ich nicht eine Ecke gefunden, um mich dahinter zu verbergen; wenn ich endlich bedenke, daß Sie, nachdem Sie Alles dies gesehen hatten, sagten, als ob es sich vom Erklettern eines Heubodens, eines Taubenschlags oder einer Windmühle handelte . . . »»Freunde, nehmen wir die Bastille!«« und daß wir sie genommen haben, diese berühmte Bastille, dergestalt genommen, daß wir heute an dem Orte wo sie war, sitzen, Wurst essen und Burgunder trinken, gerade an der Stelle des Thurmes, den man *dritte Bertaudière* nannte, und wo sich der Herr Doctor Gilbert fand! Wie seltsam! Und wenn ich an all diesen Lärmen, an all dieses Geschrei, an alle diese Geräusche denke! . . . Ach!« unterbrach sich Pitou, »was die Geräusche betrifft, was bedeutet dieses? Sagen Sie doch, Vater Billot, es geht Etwas vor, oder es kommt Einer herbei; alle Welt läuft, alle Welt steht auf; lassen Sie uns doch sehen wie alle Welt; kommen Sie, Vater Billot.«

Pitou hob Billot auf, indem er seine Hand unter dem Arme des Pächters durchschlang, und Beide gingen, Pitou mit Neugierde, Billot mit Gleichgültigkeit, nach der Seite, woher der Lärm kam.

Dieser Lärm ward verursacht von einem Manne, der das seltene Vorrecht hatte, überall, wo er erschien, Aufsehen zu erregen.

Unter dem Getöse hörte man den Ruf! »Es lebe Mirabeau!« ausgestoßen von der kräftigen Brust der Männer, welche zuletzt die Meinung, die sie einmal über die Menschen angenommen, wechseln.

Es war in der That Mirabeau, der mit einer Frau am Arme herbeikam, um die Bastille zu besuchen, und da er erkannt worden, diesen ganzen Lärmen veranlaßte.

Die Frau war verschleiert.

Ein Anderer wäre über all diesem Tumult, den er nach sich zog, erschrocken gewesen, besonders erschrocken, hätte er unter dieser großen Stimme, die ihn verherrlichte, einige Schreie dumpfer Drohung gehört, —von jenen Schreien, welche dem Wagen des römischen Triumphators folgten und ihm sagten: »Cäsar, vergiß nicht, daß Du sterblich bist!«

Doch er, der Mann der Gewitter, dem es, wie dem Sturmvogel, nur unter Donner und Blitz wohl zu sein schien, durchschritt diesen ganzen Tumult mit lächelndem Gesichte, mit ruhigem Auge und gebieterischer Geberde, an seinem Arme die unbekannte Frau haltend, welche beim Hauche seiner entsetzlichen Popularität bebte.

Ohne Zweifel hatte die Unvorsichtige, wie Semele, Jupiter sehen wollen, und nun war der Blitz nahe daran, sie zu verzehren.

»Ah! Herr von Mirabeau!« sagte Pitou; »sieh da, das ist Herr von Mirabeau, der Mirabeau der Adelligen? Erinnern Sie sich, Vater Billot, daß wir ungefähr hier Herrn Gonchon, den Mirabeau des Volks, gesehen haben, und daß ich Ihnen gesagt habe: »»Ich weiß nicht, wie der Mirabeau der Adelligen ist, den des Volks finde ich aber ziemlich häßlich.«« Wissen Sie nun, daß ich heute, nachdem ich sie Beide gesehen habe, den Einen ebenso häßlich als den Andern finde; doch das soll uns nicht abhalten, lassen Sie uns dem großen Manne unsere Huldigung darbringen!«

Hiernach stieg Pitou auf einen Stuhl und vom Stuhle aus einen Tisch, steckte seinen dreieckigen Hut an das Ende seines Degens und rief:

»Es lebe Heu von Mirabeau!«

Billot entschlüpfte kein Zeichen den Sympathie oder der Antipathie; er kreuzte einfach seine beiden Arme aus seiner breiten Brust und murmelte mit düsterem Tone:

»Man sagt, er verrathe das Volk.«

»Bah!« versetzte Pitou, »man hat dies von allen großen Männern des Alterthums, von Aristides bis Cicero, gesagt.«

Und mit einer noch volleren, noch mächtiger schallenden Stimme rief er: »Es lebe Mirabeau!« während der berühmte Redner diesen Wirbel von Menschen und Geschrei nach sich ziehend verschwand.

»Gleichviel,« sagte Pitou, indem er vom Tische herabsprang, »es ist mir lieb, daß ich Herrn von Mirabeau gesehen habe . . . Leeren wir unsere zweite Flasche und verzehren wir vollends unsere Wurst, Vater Billot.«

Und er führte den Pächter zum Tische zurück, wo in der That die Ueberreste des von Pitou beinahe allein verzehrten Mahles ihrer harrten, als sie wahrnahmen, daß man einen dritten Stuhl an ihren Tisch gerückt hatte, und daß ein Mann, der sie zu erwarten schien, auf diesem Stuhle saß.

Pitou schaute Billot an, der den Unbekannten anschaute.

Allerdings war der Tag ein Tag der Verbrüderung und gestattete folglich eine gewisse Vertraulichkeit; doch in den Augen von Pitou, der seine zweite Flasche noch nicht getrunken und seine Wurst nicht ganz verspeist hatte, war dies eine Vertraulichkeit, welche beinahe ebenso groß als die des unbekanntes Spielers beim Chevalier von Grammont.

Und derjenige, welchen Hamilton den *kleinen Kürbis* nennt, bat noch den Chevalier von Grammont wegen seiner großen Vertraulichkeit um Verzeihung, während der Unbekannte weder Billot, noch Pitou über irgend etwas um Verzeihung bat und im Gegentheil Beide mit einer gewissen spöttischen Miene, die ihm eigenthümlich zu sein schien, anschaute.

Wahrscheinlich war Billot nicht in der Laune, diesen Blick ohne Erklärung zu ertragen, denn er rückte rasch auf den Unbekannten zu; doch ehe der Pächter den Mund geöffnet oder eine Geberde gewagt hatte, machte der Unbekannte ein Freimaurerzeichen, das Billot erwiderte.

Diese zwei Männer kannten sich allerdings nicht, doch sie waren Brüder.

Ueberdies trug der Unbekannte wie Billot die Kleidung eines Föderirten; nur bemerkte der Pächter an einem gewissen Unterschiede im Costume, daß derjenige, welcher es trug, am Tage selbst zu der kleinen Gruppe von Fremden gehört haben mußte, welche Anacharsis Cloots folgte und bei dem Feste die Deputation des Menschengeschlechtes vorstellte.

Nachdem dieses Zeichen vom Unbekannten gemacht und von Billot erwidert war, nahmen Billot und Pitou wieder ihren Platz ein.

Billot neigte sogar den Kopf in Form eines Grußes, während Pitou freundlich lächelte.

Da indessen Beide den Unbekannten mit dem Blicke zu befragen schienen, so war er es, der das Wort nahm.

»Ihr kennt mich nicht, Brüder,« sagte er, »doch ich kenne Euch.«

Billot schaute den Fremden fest an und Pitou, der offenerziger, rief:

»Bah! wahrhaftig, Sie kennen uns?«

»Ich kenne Dich, Kapitän Pitou,« sprach der Fremde; »ich kenne Dich, Pächter Billot.«

138 »So ist es,« sagte Pitou.

»Warum diese düstere Miene, Billot?« fragte der Fremde. »Etwa weil man Dir, dem Sieger der Bastille, in die Du zuerst eingedrungen bist, die Medaille vom 14. Juli an das Knopfloch zu hängen und Dir heute die Ehren zu bezeigen vergessen hat, mit welchen die Herren Maillard, Elie und Hullin überhäuft worden sind?«

Billot lächelte mit einer Miene der Verachtung und sprach:

»Wenn Du mich kennst, Bruder, so muß Du wissen, daß eine solche Erbärmlichkeit ein Herz wie das meinige nicht zu betrüben vermöchte.«

»Wäre es also, weil Du es, in der Großmuth Deiner Seele, vergebens versucht hast, Dich der Ermordung von de Launay, Foulon und Berthier zu widersetzen?«

»Ich habe gethan, was ich nach Maßgabe meiner Kräfte thun konnte, um es zu verhindern, daß diese Verbrechen begangen würden,« sagte Billot. »Mehr als einmal habe ich in meinen Träumen diejenigen gesehen, welche die Opfer dieser Verbrechen gewesen sind, und nicht Einer derselben hat die Idee gehabt, mich anzuklagen.«

»Ist es, weil Du nach dem 5. und 6. October bei der Rückkehr nach Deinem Pachthofe Deine Speicher leer und Deine Güter brach gefunden hast?«

»Ich bin reich,« erwiderte Billot, »an einer verlorenen Ernte ist mir wenig gelegen!«

»Also,« fragte der Unbekannte, indem er Billot ins Gesicht schaute, »also weil Deine Tochter Catherine . . . ?«

»Stille! versetzte der Pächter, der den Unbekannten beim Arme faßte, »sprechen wir nicht hiervon.«

»Warum nicht,« sagte der Unbekannte, »wenn ich mit Dir davon spreche, um Dich in Deiner Rache zu unterstützen?«

»Dann ist es etwas Anderes,« erwiderte Billot, zugleich erbleichend und lächelnd, »sprechen wir davon.«

Pitou dachte weder mehr an das Essen, noch an das Trinken; er schaute den Unbekannten an, wie er einen Zauderer angeschaut hätte.

»Und Deine Rache,« sagte der Unbekannte mit einem lächeln, »sprich, wie gedenkst Du dabei zu verfahren? Aus eine ärmliche Art, indem Du einen Menschen zu tödten versuchst, wie Du es hast thun wollen?«

Billot wurde leichenbleich; Pitou fühlte einen Schauer seinen ganzen Leib durchlaufen.

»Oder dadurch, daß Du eine ganze Kaste verfolgst?«

»Dadurch, daß ich eine ganze Kaste verfolge,« erwiderte Billot, »denn das Verbrechen des Einen ist das Verbrechen Aller, und Herr Gilbert, bei dem ich mich beklagt habe, sagte zu mir: »Armer Billot, was Dir widerfährt, ist schon tausend Vätern widerfahren! Was sollten denn die jungen Adeligen thun, wenn sie nicht die Mädchen aus dem Volke entführten, und die alten, wenn sie nicht das Geld des Königs verzehrten?««

»Ah! Gilbert hat Dir das gesagt?«

»Sie kennen ihn?«

Der Unbekannte lächelte.

»Ich kenne alle Menschen,« erwiderte er, »wie ich Dich, Billot, den Pächter von Pisseleu, kenne; wie ich Pitou, den Kapitän der Nationalgarde von Haramont, kenne; wie ich den Vicomte Isidor von Charny, den Gutsherrn von Boursonnes, kenne, wie ich Catherine kenne.«

»Ich habe Dir schon gesagt, Du sollst diesen Namen nicht aussprechen, Bruder.«

»Und warum nicht?«

»Weil es keine Catherine mehr gibt.«

»Was ist denn aus ihr geworden?«

»Sie ist todt.«

»Nein, sie ist nicht todt, Vater Billot,« rief Pitou, »da . . . «

Und ohne Zweifel wollte er beifügen: »da ich weiß, wo sie ist, und da ich sie alle Tage sehe,« als Billot mit einer Stimme, welche keine Entgegnung zuließ, wiederholte:

»Sie ist todt!«

Pitou verbeugte sich; er hatte verstanden.

Catherine, welche vielleicht für die Anderen lebte war für ihren Vater todt.

»Ah! ah!« rief der Unbekannte, »wäre ich Diogenes, so würde ich meine Laterne auslöschten: ich glaube, ich habe einen Menschen gefunden.«

Dann stand er auf, bot Billot den Arm und sagte:

»Bruder, komm, mach einen Gang mit mir, während dieser brave Bursche seine Flasche Wein leert und seine Wurst vollends zu sich nimmt.«

»Gern,« erwiderte Billot, »denn ich fange an zu begreifen, was Du mir anbietest.«

Und er nahm den Arm des Unbekannten und sprach zu Pitou.

»Erwarte mich hier, Pitou, ich komme zurück.«

»Ah! Vater Billot,« versetzte Pitou, »wenn Sie lange ausbleiben, so werde ich mich langweilen! Ich habe nur noch ein halbes Glas Wein, ein Stückchen Wurst und ein Schnittchen Brod.«

»Es ist gut, mein wackerer Pitou,« sagte der Unbekannte; »man kennt das Maß Deines Appetits, und man wird Dir hinreichend schicken, daß Du Geduld fassen kannst, während Du uns erwartest.«

Der Unbekannte und Billot waren in der That kaum an der Ecke von einer der grünen Mauern verschwunden, als eine neue Wurst, ein zweiter Laib Brod und eine dritte Flasche Wein den Tisch von Pitou schmückten.

Pitou begriff nichts von Allem dem, was vorgegangen; er war zugleich sehr erstaunt und sehr unruhig.

Doch das Erstaunen und die Unruhe machten, wie die Gemüthsbewegungen im Allgemeinen, Pitou Hunger.

Pitou fühlte also, dergestalt war er erstaunt und unruhig, ein unwiderstehliches Bedürfniß, dem Proviant, den man ihm geschickt hatte, Ehre anzuthun, und er überließ sich diesem Bedürfniß mit seinem uns bekannten Eifer, als Billot allein zurückkam und schweigsam, obgleich die Stirne aufgeklärt von einem Schimmer, der dem der Freude glich, wieder seinen Platz Pitou gegenüber einnahm.

»Nun?« fragte dieser den Pächter, »was gibt es Neues, Vater Billot?«

»Es gibt Neues, daß Du morgen allein abreisen wirst.«

»Und Sie?« versetzte der Kapitän der Nationalgarde.

»Ich? ich bleibe.«

LXXII.

Die Loge der Rue Platrière.

Wollen unsere Leser, nachdem acht Tage seit den von uns erzählten Ereignissen abgelaufen, einige von den Hauptpersonen unserer Geschichte wiederfinden, Personen, die nicht nur eine Rolle in der Vergangenheit gespielt, sondern auch eine Rolle in der Zukunft zu spielen bestimmt sind, so müssen sie sich mit uns zu jenem Brunnen der Rue Platrière versetzen, wo wir Gilbert als Kind und Gast von Rousseau sein hartes Brod haben ins Wasser tunken sehen. Sind wir einmal hier, so wollen wir einem Manne folgen, der bald vorüberkommen muß, und den wir, nicht mehr an seiner Kleidung als Förderirter, ein Costume, das nach dem Abgange der hunderttausend von Frankreich gesandten Deputirten nicht getragen zu werden vermöchte, ohne aus denjenigen, der es trägt, eine größere Summe von Aufmerksamkeit zu ziehen, als dies unser Mann wünscht, sondern an der einfachen, aber bekannten Tracht eines reichen Pächters aus der Umgegend von Paris erkennen werden.

Ich brauche dem Leser nun nicht zu sagen, daß dieser Mann kein Anderer ist, als Billot, welcher der Rue Saint-Honoré folgt, längs den Gittern des Palais Royal, dem die Rückkehr des mehr als acht Monate lang nach London verbannt gewesenen Herzogs, von Orleans so eben wieder seinen ganzen nächtlichen Glanz verliehen hat, hingeht, seinen Wegs links durch die Rue de Grenelle nimmt und ohne Zögern in die Rue Platrière eintritt.

Doch gerade vor dem Brunnen angelangt, wo wir ihn erwarten, bleibt er unschlüssig stehen, nicht als ob es ihm an Herz gemangelt hätte, diejenigen, welche ihn kennen, wissen vollkommen, daß der wackere Pächter, wenn er in die Hölle zu gehen beschlossen, ohne zu erbleichen, dahin gehen würde, sondern ohne Zweifel, weil ihm die Merkmale fehlten.

Und in der That, es ist nicht schwer, zu sehen, besonders für uns, die wir ein Interesse haben, alle seine Schritte zu bespähen, es ist nicht schwer, zu sehen, daß er jede Thüre wie ein Mensch, welcher keinen Irrthum begehen will, studirt und prüfend betrachtet.

Trotz dieser Prüfung ist er indessen zu ungefähr zwei Dritteln der Straße gelangt, ohne gefunden zu haben, was er sucht. Hier aber ist der Durchgang versperrt durch die Bürger, die um eine Gruppe von Musikanten stille stehen, aus deren Mitte sich die Stimme eines Menschen erhebt, welcher Lieder über die Ereignisse des Tags singt; was indessen wahrscheinlich nicht genügen würde, um eine so große Neugierde zu erregen, waren nicht ein paar Strophen von jedem Liede bestimmt, die anderen durch Epigramme über einzelne Menschen zu verstärken.

Es ist besonders ein Lied darunter, betitelt die *Reitbahn*, welches Freudenschreie in der Menge hervorruft. Da die Nationalversammlung ihren Sitz auf dem alten Platze der Manage hat, so haben nicht nur die verschiedenen Farben der Versammlung die Nuancen des Pferdegeschlechts, die Rappen und die Schimmel, die Fuchsen und die Braunen, angenommen, sondern es haben auch Individuen hiernach Namen von Pferden erhalten: Mirabeau heißt *Ungestüm*; der Graf von Clermont-Tonnerre, *Scheu*; der Abbé Maury *Bäumer*; Thouret *Donner*; Bailly *Glücklich*.

Billot bleibt einen Augenblick stehen, um diese Angriffe zu hören, welche mehr saftig, als witzig; dann schlüpft er links gegen die Mauer und verschwindet in den Gruppen.

Ohne Zweifel hat er unter dieser Menge gefunden, was er suchte, denn nachdem er auf der einen Seite der Gruppe verschwunden ist, erscheint er auf der andern nicht wieder.

Wir wollen nun hinter Billot in diese Gruppe eindringen und sehen, was sie verbirgt.

Eine niedrige Thüre, über der drei Buchstaben bemerkbar sind, drei mit rother Kreide geschriebene Anfangsbuchstaben, welche, ohne Zweifel Versammlungssymbole für diese Nacht, am andern Morgen verwischt sein werden.

Diese Buchstaben sind ein L., ein D. und ein P.; die niedrige Thüre scheint ein Kellerhals zu sein; man steigt ein paar Stufen hinab, dann folgt man einem finsternen Gange.

Dieses zweite Merkmal bestätigte ohne Zweifel das erste, denn nachdem er aufmerksam die drei Buchstaben, ein für Billot, welcher, wie man sich erinnert, nicht lesen konnte, unzulängliches Erkennungszeichen angeschaut hatte, stieg der Pächter die Stufen hinab, die er während des Hinabsteigens zählte, und als er die achte erreicht hatte, drang er kühn in den Gang ein.

Am linde dieses Ganges zitterte ein bleiches Licht; vor diesem Lichte saß ein Mann und las eine Zeitung oder gab sich wenigstens den Anschein, als läse er.

Bei dem Geräusche der Tritte von Billot stand dieser Mann aus, drückte einen Finger an seine Brust und wartete.

Billot erhob gebogen denselben Finger und drückte ihn wie ein Vorlegeschloß an seinen Mund.

Dies war wahrscheinlich das von dem geheimnißvollen Pförtner erwartete Eintrittszeichen, denn er stieß zu seiner Rechten eine, wenn sie geschlossen war, vollkommen unsichtbare Thüre auf und zeigte Billot eine Treppe mit steilen, schmalen Stufen, die sich unter die Erde versenkte.

Billot trat ein; die Thüre schloß sich wieder hinter ihm rasch, aber geräuschlos.

Der Pächter zählte diesmal siebenzehn Stufen, und auf der siebenzehnten angelangt, sagte er, trotz der Stummheit, zu der er verurtheilt zu sein schien, leise zu sich selbst:

»Gut, ich bin an Ort und Stelle.«

Ein Vorhang schwebte ein paar Schritte von da vor einer Thüre; Billot ging gerade auf diesen Vorhang zu, hob ihn auf und befand sich in einem großen, kreisförmigen Saale, wo etwa fünfzig Personen versammelt waren.

In diesen Saal sind unsere Leser schon vor fünfzehn bis sechzehn Jahren, im Gefolge von Rousseau hinabgestiegen.

Wie zur Zeit von Rousseau waren die Wände mit rothen und weißen Tüchern beschlagen, auf denen man den Compaß, das Winkelmaß und die Bleiwaage in verschlungenen Zeichnungen gewahrte.

Eine einzige am Gewölbe hängende Lampe warf einen bleichen Schein gegen die Mitte des Kreises und verbreitete hier ein gewisses Licht, das aber ungenügend war, um diejenigen zu beleuchten, welche sich, da sie nicht erkannt zu werden wünschten, im Umkreise hielten.

Eine Estrade, zu der man auf vier Stufen hinaufstieg, erwartete die Redner oder die Aufnahmekandidaten, und auf dieser Estrade, auf dem Theile, welcher zunächst bei der Mauer, harrten ein einsamer Schreibtisch und ein leerer Lehnstuhl des Präsidenten.

In einigen Minuten füllte sich der Saal, so daß man nicht mehr darin umhergehen konnte, Menschen von allen Ständen und allen Lebenslagen, vom Bauern bis zum Prinzen, kamen nach einander an, wie Billot angekommen war, und nahmen, ohne sich zu kennen, oder weil sie sich

kannten, ihre Plätze auf das Gerathewohl oder nach ihren Sympathien.

Jeder von diesen Männern trug auf seinem Rocke entweder die Maurerschürze, wenn er einfacher Maurer war, oder die Schärpe der Illuminaten, war er zugleich Maurer und Illuminat, das heißt in das große Mysterium aufgenommen.

Nur drei Männer trugen dieses letzte Zeichen nicht und hatten bloß die Maurerschürze.

Der Eine war Billot; der Andere ein junger Mensch von kaum zwanzig Jahren; der Dritte endlich ein Mann von ungefähr zweiundvierzig Jahren, der nach seinen Manieren den höchsten Classen der Gesellschaft anzugehören schien.

Einige Secunden, nachdem der Letztere ebenfalls eingetreten war, ohne daß seine Ankunft mehr Aufsehen erregt hatte, als die Ankunft des Einfachsten der Mitglieder der Verbindung, öffnete sich eine masquirte Thüre und der Präsident erschien, zugleich die Insignien vom Großen Orient und vom Groß Kophta an sich tragend,

Billot gab einen schwachen Schrei des Erstaunens von sich. Dieser Präsident, vor dem sich alle Häupter verneigten, war kein Anderer, als sein Förderirter vom Bastille-Platze.

Er stieg langsam die Estrade hinaus, wandte sich dann gegen die Versammlung um und sprach:

»Meine Brüder, wir haben heute zwei Dinge zu thun; ich, ich habe drei neue Adepten auszunehmen; ich habe Euch Rechenschaft zu geben von meinem Werke, von dem Tage an, wo ich es unternommen, bis auf heute; denn da dieses Werk von Tag zu Tag schwieriger wird, so müßt Ihr wissen, ob ich immer noch würdig bin Eures Vertrauens, und ich muß wissen, ob ich es fortwährend verdiene. Indem ich von Euch das Licht empfangen und es Euch zurücksende, kann ich gehen auf dem dunkeln, erschrecklichen Wege, den ich betreten habe. Die Häupter des Ordens mögen also allein in diesem Saale bleiben, damit wir zur Aufnahme oder zur Verwerfung der drei neuen Mitglieder schreiten, welche vor uns erscheinen. Sind diese drei Mitglieder aufgenommen oder verworfen, so wird Jedermann, vom Ersten bis zum Letzten, zur Sitzung zurückkehren, denn in Gegenwart Aller und nicht aller des höchsten Kreises will ich mein Verfahren auseinandersetzen und den Tadel empfangen oder den Dank fordern.«

Bei diesen Worten öffnete sich eine Thüre der gegenüber, welche schon demasquirt worden war. Man erblickte weite gewölbte Tiefen, ähnlich den Grüften einer alten Basilika, und die Menge verlief sich stillschweigend und wie eine Procession von Gespenstern unter den Arkaden, welche kaum stellenweise durch kupferne Lampen erhellt waren, deren Licht gerade genügte, um, wie der Dichter gesagt hat, die Finsterniß sichtbar zu machen.

Nur drei Männer blieben. Das waren die drei Aufzunehmenden.

Der Zufall wollte, daß sie sich an die Wand in ungefähr gleichen Entfernungen von einander angelehnt hatten.

Sie schauten sich alle Drei mit Erstaunen an, denn nun erst erfuhren sie, daß sie die drei Helden der Sitzung waren.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre wieder, durch welche der Präsident eingetreten war. Es erschienen sechs Verlarvte und stellten sich, drei zur Rechten und drei zur Linken, des Stuhles auf.

»Die Nummern 2 und 3 mögen sich einen Augenblick entfernen,« sprach der Präsident; »nur die obersten Häupter dürfen die Geheimnisse der Aufnahme eines Bruder-Maurers in den Orden der Illuminaten oder seine Verwerfung kennen.«

Der junge Mensch und der Mann mit der aristokratischen Miene zogen sich in den Gang zurück, durch welchen sie eingetreten waren.

Billot blieb allein.

»Nähere Dich.« sprach zu ihm der Präsident nach einem kurzen Stillschweigen, dessen Zweck es gewesen war, den zwei anderen Candidaten Zeit zu lassen, sich zu entfernen.

Billot näherte sich.

»Was ist Dein Name unter den Profanen?« fragte ihn der Präsident.

»François Billot.«

»Was ist Dein Name unter den Auserwählten?«

»Stärke.«

»Wo hast Du das Licht gesehen?«

»In der Loge der Volksfreunde in Soissons.«

»Welches Alter hast Du?«

»Sieben Jahre,« erwiderte Billot.

Und er bedeutete durch ein Zeichen, daß er den Meistergrad im Freimaurerorden einnehme.

»Warum wünschst Du einen Grad zu steigen und unter uns aufgenommen zu werden?«

»Weil man mir gesagt hat, dieser Grad sei ein Schritt mehr zum allgemeinen Lichte.«

»Hast Du Pathen?«

»Ich habe Niemand als denjenigen, welcher mir zuerst und von selbst entgegengekommen ist und sich erboten hat, mich aufnehmen zu lassen.«

Nach diesen Worten schaute Billot den Präsidenten fest an.

»Mit welchem Gefühle wirst Du auf dem Wege gehen, den Du Dir willst öffnen lassen?«

»Mit dem Hasse gegen die Mächtigen, mit der Liebe für die Gleichheit.«

»Wer wird uns für diese Liebe für die Gleichheit und diesen Haß gegen die Mächtigen bürgen?«

»Das Wort eines Mannes, der sein Wort nie gebrochen hat.«

»Was hat Dir diese Liebe für die Gleichheit eingeflößt?«

»Die niedrige Lage, in der ich geboren bin.«

»Was hat Dir diesen Haß gegen die Mächtigen eingeflößt?«

»Das ist mein Geheimniß; dieses Geheimniß, Du kennst es. Warum willst Du mich laut wiederholen lassen, was ich mir selbst leise zu sagen zögere?«

»Wirst Du gehen auf diesem Wege der Gleichheit und machst Du Dich verbindlich, nach Maßgabe Deiner Kraft und Deiner Gewalt Alles, was Dich umgibt, darauf gehen zu machen?«

»Ja.«

»Wirst Du nach Maßgabe Deiner Kraft und Deiner Gewalt jedes Hinderniß niederstürzen, das sich der Freiheit Frankreichs und der Emancipation der Welt widersetzen sollte?«

»Ja.«

»Bist Du frei von jeder früheren Verbindlichkeit, oder bist Du, wenn Du eine Verbindlichkeit übernommen, wäre sie den Versprechungen, die Du geleistet, entgegengesetzt, bereit, sie zu brechen?«

»Ja.«

Der Präsident wandte sich an die sechs verlarvten Häupter und sagte:

»Brüder, dieser Mensch spricht die Wahrheit: ich habe ihn aufgefordert, Einer der Unseren zu sein. Ein großer Schmerz fesselt ihn an unsere Sache durch die Verbrüderung des Hasses. Er hat schon viel gethan für die Revolution und kann noch viel thun. Ich erkläre mich für seinen Pathen und bürge für ihn in der Vergangenheit, in der Gegenwart und in der Zukunft.«

»Er sei aufgenommen,« sprachen gleichzeitig die sechs Stimmen.

«Du hörst?» rief der Präsident. »Bist Du bereit, den Eid zu schwören?«

»Sage ihn mir vor,« erwiderte Billot, »und ich werde ihn wiederholen.«

Der Präsident erhob die Hand und sprach langsam und mit feierlichem Tone:

»Im Namen des gekreuzigten Sohnes schwöre zu brechen die fleischlichen Bande, welche Dich ketten an Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Frau, Verwandte, Geliebte, Könige, Wohlthäter und jedwedem Wesen, dem Du Treue, Gehorsam, Dankbarkeit oder Dienstbarkeit gelobt hättest.«

Billot wiederholte mit einer Stimme, welche vielleicht noch fester, als die des Präsidenten, die Worte, die ihm dieser vorgesagt hatte.

»Gut.« sprach der Präsident. »Von dieser Stunde an bist Du befreit von dem vorgeblichen Eide, den Du dem Vaterlande und den Gesetzen geleistet. Schwöre also dem neuen Haupte, das Du anerkennst, zu offenbaren, was Du gesehen oder gethan, gelesen oder gehört, erfahren oder errathen haben wirst, und sogar aufzusuchen und zu erspähen, was sich nicht Deinen Augen bieten wird.«

»Ich schwöre!« wiederholte Billot.

»Schwöre,« fuhr der Präsident fort, »zu ehren und zu achten das Gift, das Eisen und das Feuer, als rasche, sichert und nothwendige Mittel, um den Erdball durch den Tod von denjenigen zu reinigen, welche die Wahrheit verächtlich zu machen oder unseren Händen zu entreißen suchen.«

»Ich schwöre.« wiederholte Billot.

»Schwöre, Neapel zu fliehen, Rom zu fliehen, Spanien zu fliehen, jedes verfluchte Land zu fliehen. Schwöre, zu fliehen die Versuchung, etwas zu offenbaren von dem, was Du in unseren Versammlungen sehen und hören kannst, denn der Blitz würde nicht so schnell treffen, als Dich, an welchem Orte Du auch verborgen sein möchtest, das unsichtbare und unvermeidliche Messer trafe.«

»Ich schwöre,« wiederholte Billot.

»Und nun,« sprach der Präsident, »lebe im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!«

Ein im Schatten verborgener Bruder öffnete die Thüre des Gewölbes, wo, die Beendigung der dreifachen Ausnahme erwartend, die niedrigeren Brüder des Ordens auf- und abgingen. Der Präsident winkte Billot, dieser verbeugte sich und ging zu den Männern, mit welchen ihn so eben der von ihm ausgesprochene entsetzliche Schwur verbunden hatte.

»Die Nummer 2.« sagte laut der Präsident, als die Thüre wieder hinter dem neuen Adepten geschlossen war.

Der die Thüre des Ganges masquirende Vorhang wurde langsam ausgehoben, und der schwarz gekleidete junge Mann trat ein.

Er ließ den Vorhang hinter sich fallen und blieb auf der Schwelle stehen, in Erwartung, daß das Wort an ihn gerichtet würde.

»Nähere Dich,« sprach der Präsident.

Der junge Mann näherte sich.

Es war, wie gesagt, ein junger Mann von kaum zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, der bei seiner weißen und zarten Haut für eine Frau hätte gelten können.

Die ungeheure, fest geschlossene Halsbinde, die er trug, konnte allein zu jener Zeit glauben machen, der Glanz und die Durchsichtigkeit dieser Haut haben zur Hauptsache nicht die Reinheit des Bluts, sondern im Gegentheil eine verborgene Krankheit; trotz seiner hohen Gestalt und dieser hohen Halsbinde war sein Hals verhältnißmäßig kurz; die Stirne war niedrig und der obere Theil des Kopfes schien gedrückt. Hiervon kam es her, daß die Haare, ohne länger zu sein, als man sie gewöhnlich auf der Stirne trug, beinahe die Augen berührten und hinter dem Kopfe bis auf die Schultern fielen. Ueberdies war in seiner ganzen Person eine automatische Steifheit, welche aus diesem jungen Menschen, der kaum auf der Schwelle des Lebens stand, einen Gesandten von einer anderen Welt, einen Abgeordneten des Grabes zu machen schien.

Der Präsident schaute ihn einen Augenblick mit Aufmerksamkeit an, ehe er sein Verhör begann.

Doch dieser Blick, eine Mischung von Erstaunen und Neugierde, konnte nicht machen, daß der junge Mann sein starres Auge niederschlug.

Er wartete.

»Was ist Dein Name unter den Profanen?«

»Antoine Saint-Just.«

»Was ist Dein Name unter den Auserwählten?«

»Demuth.«

»Wo hast Du das Licht gesehen?«

»In der Loge der Humanitarier in Laon.«

»Welches Alter hast Du?«

»Fünf Jahre,« erwiderte der Candidat.

Und er bedeutete durch ein Zeichen, er sei Geselle in der Freimaurerei.

»Warum wünschst Du einen Grad zu steigen und unter uns aufgenommen zu werden?«

»Weil es im Wesen des Menschen liegt, nach den Höhen zu streben, und weil auf den Höhen die Luft reiner und das Licht glänzender sind.«

»Hast Du ein Vorbild?«

»Den Philosophen von Genf, den Mann der Natur, den unsterblichen Rousseau,«

»Hast Du Pathen?«

»Ja.«

»Wie viele?«

»Zwei.«

»Wer sind sie?«

»Robespierre der Aeltere und Robespierre der Jüngere.«

»Mit welchem Gefühle gehst Du aus dem Wege, den Du Dir willst öffnen lassen?«

»Mit dem Glauben.«

»Wohin soll dieser Glaube Frankreich und die Welt führen?«

»Frankreich zur Freiheit, die Welt zur Befreiung.«

»Was würdest Du geben, daß Frankreich und die Welt zu diesem Ziele gelangten?«

»Mein Leben; das ist das Einzige, was ich besitze, da ich mein Gut schon hingegeben.«

»So wirst Du also gehen aus diesem Wege der Freiheit und der Befreiung, und machst Dich anheischig nach Maßgabe Deiner Kraft und Deiner Gewalt aus demselben Alles, was Dich umgibt, gehen zu machen?«

»Ich werde aus diesem Wege gehen und Alles, was mich umgibt, darauf gehen machen.«

»So wirst Du also nach Maßgabe Deiner Kraft und Deiner Gewalt jedes Hinderniß, das sich Dir aus Deinem Wege entgegenstellt, niederstürzen?«

»Ich werde es niederstürzen.«

»Bist Du frei von jeder Verbindlichkeit, oder würdest Du, wäre eine von Dir übernommene Verbindlichkeit den Versprechungen, die Du so eben geleistet, entgegengesetzt, dieselbe brechen?«

»Ich bin frei.«

Der Präsident wandte sich wieder an die sechs Verlarvten und fragte:

»Brüder, habt Ihr gehört?«

»Ja,« antworteten gleichzeitig die sechs Mitglieder des höchsten Kreises.

»Hat er die Wahrheit gesprochen?«

»Ja,« antworteten sie abermals.

»Seid Ihr der Ansicht, daß er aufgenommen werden soll?«

»Ja,« sagten sie zum letzten Male.

»Bist Du bereit, den Eid zu schwören?«

»Ich bin bereit,« sprach Saint-Just.

Da wiederholte der Präsident Wort für Wort in seiner dreifachen Periode den Eid, den er schon Billot vorgesagt hatte, und bei jeder Pause des Präsidenten erwiderte Saint-Just mit seiner festen, scharfen Stimme:

»Ich schwöre.«

Als der Eid geschworen war, öffnete sich dieselbe Thüre unter der Hand des unsichtbaren Bruders, und Saint-Just zog sich mit demselben steifen und automatischen Schritte zurück.

Der Präsident wartete, bis die Thüre des Gewölbes sich wieder zu schließen Zeit gehabt hatte, dann sprach er mit lauter Stimme:

»Die Nummer 3.«

Der Vorhang wurde zum zweiten Male ausgehoben, und der dritte Adepte erschien.

Dieser war, wie gesagt, ein Mann von vierzig bis zweiundvierzig Jahren, mit hochgefärbtem, beinahe ausgeschlagenem Gesichte, ein Mann, der trotz dieser Zeichen von Gemeinheit in seiner ganzen Person ein aristokratisches Wesen athmete, mit welchem sich ein mit dem ersten Blicke wahrnehmbarer Duft von Auglomanie verband.

Seine Kleidung hatte, obgleich elegant, ein wenig von jener Strenge, die man in Frankreich zu adoptiren anfang, und deren wahre Quelle in den Verbindungen bestand, welche die Franzosen mit Amerika angeknüpft hatten.

Sein Gang, ohne schwankend zu sein, war weder fest, wie der von Billot, noch steif, wie der von Saint-Just.

Nur erkannte man in seinem Gange, wie in allen seinen Bewegungen, ein gewisses Zaudern, das seine Natur zu sein schien.

»Nähere Dich,« sprach der Präsident.

Der Candidat gehorchte.

»Was war Dein Name unter den Profanen?«

»Louis Philipp Joseph Herzog von Orleans.«

»Was ist Dein Name unter den Auserwählten?«

»Gleichheit.«

»Wo hast Du das Licht gesehen?«

»In der Loge der freien Menschen in Paris.«

»Welches Alter hast Du?«

»Ich habe kein Alter,« erwiderte der Herzog.

Und er bedeutete durch ein Maurerzeichen, daß er mit der Würde des Rosenkreuzers bekleidet sei.

»Warum wünschst Du unter uns ausgenommen zu werden?«

»Weil ich, nachdem ich immer unter den Großen gelebt, endlich unter den Menschen zu leben wünsche; weil ich, nachdem ich immer unter den Feinden gelebt, endlich unter den Brüdern zu leben wünsche.«

»Hast Du Pathen?«

»Ich habe zwei.«

»Wie heißen sie?«

»Der Eine der Haß, der Andere der Ekel.«

»Mit welchem Verlangen wirst Du auf dem Wege gehen, den Du Dir willst öffnen lassen?«

»Mit dem Verlangen, mich zu rächen.«

»An wem?«

»An demjenigen, welcher mich mißkannt, an derjenigen, welche mich gedemüthigt hat.«

»Was würdest Du geben, um zu diesem Ziele zu gelangen?«

»Mein Vermögen, mehr als mein Vermögen, mein Leben; mehr all mein Leben, meine Ehre!«

»Bist Du frei von jeder Verbindlichkeit, oder wenn Du eine Verbindlichkeit übernommen hast, die den Versprechungen, welche Du so eben geleistet, entgegengesetzt wäre, würdest Du sie brechen?«

»Seit gestern sind meine Verbindlichkeiten alle gebrochen.«

»Brüder, Ihr habt gehört?« sagte der Präsident, indem er sich an die Verlarvten wandte.

»Ja.«

»Ihr kennt denjenigen, welcher erscheint, um das Werk mit uns zu vollbringen?«

»Ja.«

»Und da Ihr ihn kennt, seid Ihr der Ansicht, daß er in unsere Reihen ausgenommen werden soll?«

»Ja, doch er schwöre.«

»Kennst Du den Eid, den Du zu schwören hast?« fragte der Präsident den Prinzen.

»Nein, doch sage ihn mir vor, und welcher es auch sein mag, ich werde ihn wiederholen.«

»Er ist entsetzlich, besonders für Dich.«

»Nicht entsetzlicher, als die Beleidigung, die man mir angethan hat.«

»So entsetzlich, daß wir Dich, nachdem Du ihn gehört, für frei erklären, Dich zurückzuziehen, wenn Du bezweifelst, ob Du ihn im gegebenen Augenblicke in seiner ganzen Strenge halten kannst.«

»Sage ihn.«

Der Präsident heftete aus den Candidaten seinen durchdringenden Blick; dann, als hätte er ihn allmählig aus das blutige Versprechen vorbereiten wollen, kehrte er die Ordnung der Paragraphen um, fing mit dem zweiten an, statt mit dem ersten anzufangen, und sprach:

»Schwöre das Eisen, das Gift und das Feuer zu ehren, als sichere, rasche und notwendige Mittel, um den Erdball zu reinigen durch den Tod derjenigen, welche die Wahrheit verächtlich zu machen oder unseren Händen zu entreißen suchen.«

»Ich schwöre!« sagte der Prinz mit fester Stimme.

»Schwöre,« fuhr der Präsident fort, »zu brechen die fleischlichen Bande, die Dich noch ketten an Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Frau, Verwandte, Freunde, Geliebte, Könige, Wohlthäter und an jedwedem Wesen, dem Du Treue, Gehorsam, Dankbarkeit oder Dienstbarkeit gelobt hättest.«

Der Herzog blieb, einen Augenblick stumm, und man konnte einen eisigen Schweiß auf seiner Stirne perlen sehen.

»Ich sagte es Dir wohl!« rief der Präsident.

Doch statt einfach zu antworten:

»Ich schwöre.« wie er es bei dem anderen Paragraphen gethan hatte, wiederholte der Herzog, als hätte er sich jedes Mittels zur Umkehr benehmen wollen, mit düsterem Tone:

»Ich schwöre, zu brechen die fleischlichen Bande, die mich noch ketten an Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Frau, Verwandte, Freunde, Geliebte, Könige, Wohlthäter und jedes andere Wesen, dem ich Treue, Gehorsam, Dankbarkeit oder Dienstbarkeit gelobt hätte.«

Der Präsident wandte sich gegen die Verlarvten, die einander anschauten, und man sah wie Blitze ihre Blicke durch die Oeffnungen ihrer Larven glänzen.

Dann sprach er zum Prinzen:

»Louis Philipp Joseph Herzog von Orleans, von diesem Augenblick an bist Du befreit von dem Schwure, den Du dem Vaterlande und den Gesetzen geleistet; nur vergiß Eines nicht: daß der Blitz nicht schneller trifft als, an welchem Orte Du auch verborgen sein möchtest, das unsichtbare und unvermeidliche Messer treffen würde. Lebe nun im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.«

Nachdem er so geschlossen, bezeichnete der Präsident mit der Hand dem Prinzen die Thüre des Gewölbes, die sich vor ihm öffnete.

Wie ein Mensch, der eine das Maß seiner Kräfte übersteigende Last aufgehoben, fuhr der Prinz mit seiner Hand über seine Stirne, athmete geräuschvoll, machte eine Anstrengung, um seine Füße von der Erde loszureißen, und rief, während er in das Gewölbe stürzte:

»Ha! ich werde mich also rächen! . . . «

LXXIII.

Rechenschaftsbericht.

Als sie allein waren, wechselten die sechs Verlarvten und der Präsident ein paar Worte mit leiser Stimme.

Dann sagte Cagliostro laut:

»Es mögen Alle eingeführt werden; ich bin bereit, die Rechenschaft, die ich versprochen, abzulegen.«

Sogleich wurde die Thüre geöffnet, die Mitglieder der Verbindung, welche zu zwei und zwei auf und ab gingen oder in Gruppen in den Gruftgewölben plauderten, wurden eingeführt und füllten abermals den gewöhnlichen Saal der Sitzungen.

Kaum hatte man die Thüre wieder hinter dem letzten Affiliirten geschlossen, als Cagliostro, die Hand ausstreckend wie ein Mensch, der den Werth der Zeit kennt und nicht eine Secunde davon verlieren will, mit lauter Stimme begann:

»Brüder, Einige von Euch wohnten vielleicht einer Versammlung bei, welche gerade vor zwanzig Jahren fünf Meilen vom Ufer des Rheins, zwei Meilen vom Dorfe Dannenfels, in einer der Grotten des Donnersbergs stattfand. Wohnten Einige von Euch derselben bei, so mögen diese ehrwürdigen Stützen der großen Sache, die wir ergriffen haben, die Hand ausheben und sagen: »»Ich war dabei!««

Füns bis sechs Hände erhoben sich aus der Menge und bewegten sich über den Köpfen.

Zu gleicher Zeit wiederholten fünf bis sechs Stimmen, wie es der Präsident verlangt hatte: »Ich war dabei.«

»Gut, das ist Alles, was ich brauche,« sprach der Redner; »die Andern sind todt oder arbeiten auf der Oberfläche der Erde zerstreut am gemeinschaftlichen Werke, einem heiligen Werke, weil es das der ganzen Menschheit ist. Vor zwanzig Jahren war dieses Werk, das wir in seinen verschiedenen Perioden verfolgen werden, kaum begonnen; damals war der Tag, der uns erleuchtet, kaum in seinem Osten, und die festesten Blicke sahen die Zukunft nur durch die Wolke, die das Auge der Auserwählten allein zu durchdringen vermag. Dieser Versammlung werde ich erklären, durch welches Wunder der Tod, der für den Menschen nur das Vergessen der abgelaufenen Zeiten und der vergangenen Ereignisse ist, nicht für mich bestand, oder mich vielmehr, seit zwanzig Jahrhunderten, zweiunddreißigmal ins Grab gelegt, ohne daß die verschiedenen Körper, die ephemeren Erben meiner unsterblichen Seele, dieses Vergessen erlitten hätten, das, wie gesagt, der einzige wahre Tod ist. Ich konnte also durch die Jahrhunderte der Entwicklung des Wortes Christi folgen und die Völker langsam, aber sicher von der Sklaverei zur Knechtschaft und von der Knechtschaft zu jenem Zustande des Aufathmens, der der Freiheit vorangeht, übergehen sehen. Wie Sterne der Nacht, die sich beeilen und ehe die Sonne untergegangen ist, schon am Himmel glänzen, haben wir nach und nach verschiedene kleine Völker, verschiedene Städte unseres Europa es mit der Freiheit versuchen sehen: Rom, Venedig, Florenz, die Schweiz. Genna, Pisa, Lucca, Arezzo, diese Städte des Süden, wo sich die Blüten rascher öffnen, wo die Früchte früher reifen, machten nach einander Versuche mit

Republiken, von denen zwei bis drei die Zeit überlebt haben und heute noch dem Bündnisse der Könige trotzen; doch alle diese Republiken waren und sind mit der Ursünde befleckt: die einen sind aristokratisch, die andern oligarchisch, wieder andere despotisch; Genua, zum Beispiel, eine von denen, welche noch bestehen, ist hochadelig; die Einwohner, einfache Bürger in ihr, sind außerhalb ihrer Mauern alle von Adel. Nur die Schweiz allein hat einige demokratische Institutionen; doch ihre mitten unter Gebirgen verlorenen, unmerklichen Cantone sind weder ein Beispiel, noch eine Unterstützung für das Menschengeschlecht. Dies war es also nicht, was wir brauchten: wir brauchten ein großes Land, das den Impuls nicht empfing, sondern gab; ein ungeheures Räderwerk, in das Europa eingriff; einen Planeten, der, indem er sich entflamte, die Welt erleuchten konnte!«

Ein beifälliges Gemurmel durchlief die Versammlung, Cagliostro fuhr mit begeisterter Miene fort:

»Ich befragte Gott, den Schöpfer jedes Dinges, den Regierer jeder Bewegung, die Quelle jedes Fortschrittes, und ich sah, daß er mit dem Finger auf Frankreich deutete. In der That, Frankreich, katholisch seit dem 5. Jahrhundert, national seit dem 11., unitarisch seit dem 16., Frankreich, das der Herr selbst seine geliebte Tochter genannt hat, ohne Zweifel, um das Recht zu haben, es in den großen Stunden der Hingebung an das Kreuz der Menschheit zu schlagen, wie er es mit Christus gethan; in der That, Frankreich, nachdem es alle Formen der monarchischen Regierung, Feudalität, Oberherrschaft und Aristokratie, abgenutzt, Frankreich schien uns am meisten geeignet, unsern Einfluß zu erfahren und zu erwiedern, und wir beschlossen, geführt durch den himmlischen Strahl, wie es die Israeliten durch die Feuersäule waren, wir beschlossen, Frankreich sollte zuerst frei sein. Werft die Blicke auf Frankreich vor zwanzig Jahren, und Ihr werdet sehen, daß eine große Kühnheit oder vielmehr ein erhabener Glaube dazu gehörte, um ein solches Werk zu unternehmen.

»Frankreich vor zwanzig Jahren war noch, in den schwachen Händen von Ludwig XV., das Frankreich von Ludwig XIV., das heißt, ein großes, aristokratisches Königreich, wo alle Rechte den Adligen, alle Privilegien den Reichen vorbehalten waren. An der Spitze dieses Staates stand ein Mann, der zugleich das, was es Erhabenstes und Niedrigstes, Größtes und Kleinstes gibt, Gott und das Volk repräsentierte. Dieser Mann konnte mit *einem* Wort einen Menschen reich oder arm, glücklich oder unglücklich, frei oder gefangen, lebendig oder todt machen. Dieser Mann hatte drei Enkel, drei Prinzen berufen, ihm auf dem Throne zu folgen. Der Zufall wollte, daß derjenige, welcher durch die Natur zu seinem Nachfolger bezeichnet worden war, es auch durch die öffentliche Stimme geworden wäre, wenn es damals eine öffentliche Stimme gegeben hätte. Man nannte ihn gut, gerecht, redlich, uneigennützig, unterrichtet, beinahe Philosoph. Um auf immer die unheilvollen Kriege zu vernichten, welche in Europa die unselige Erbfolge von Karl II. entzündet hatte, wählte man für ihn die Tochter von Maria Theresia; die zwei großen Nationen, welche das wahre Gegengewicht von Europa sind, Frankreich am Ufer des atlantischen Oceans, Oesterreich am Ufer des schwarzen Meeres, sollten unauflöslich verbunden sein; das war so von Maria Theresia, dem ersten politischen Kopfe Europas, berechnet worden. In diesem Augenblick, wo Frankreich, gestützt auf Oesterreich, Italien und Spanien, in eine neue ersehnte Regierung eingehen sollte, wählten wir, nicht Frankreich, um das erste der Königreiche daraus zu machen, sondern die Franzosen, um das erste der Völker aus ihnen zu bilden. Nur fragte man sich, wer in diese Höhle des Löwen eintreten, welcher christliche Theosoph, geleitet durch das Licht des Glaubens, die Krümmungen des ungeheuren Labyrinthes durchlaufen und

dem königlichen Minotaurus trotzen sollte. Ich antwortete: »»Ich.«« Dann, da einige glühende Geister, einige unruhige Organisationen sich erkundigten, wie viel Zeit ich brauche um die erste Periode meines Werkes, das ich in drei Perioden abgetheilt hatte, zu vollbringen, verlangte ich zwanzig Jahre. Man schrie auf. Begreift Ihr wohl? die Menschen waren Sklaven oder Leibeigene seit zwanzig Jahrhunderten, und man schrie auf, als ich zwanzig Jahre verlangte, um sie frei zu machen!«

Cagliostro ließ seinen Blick auf der Versammlung umherlaufen, in der seine Worte ironisches Lächeln hervorgerufen hatten.

Dann fuhr er fort:

»Endlich erhielt ich diese zwanzig Jahre; ich gab unsern Brüdern den bekannten Wahlspruch: *Lilia pedibus destrue*, und ich schritt zum Werke, indem ich Jeden aufforderte, dasselbe zu thun. Ich trat in Frankreich im Schatten der Triumphbögen ein; die Lorbeeren und die Rosen machten eine Straße von Blumen und von Blätterwerk von Straßburg bis Paris. Jeder rief: »»Es lebe die Dauphine! es lebe die zukünftige Königin!«« Die ganze Hoffnung des Königreichs hing an der Fruchtbarkeit der rettenden Vermählung. Ich will mir nun weder den Ruhm der Initiative, noch das Verdienst der Ereignisse geben. Gott war mit mir, er hat gestattet, daß ich die göttliche Hand sah, welche die Zügel seines Feuerwagens hielt. Gott sei gelobt! Ich habe die Steine vom Wege entfernt, ich habe eine Brücke über die Flüsse geschlagen, ich habe die Abgründe aufgefüllt, und der Wagen ist fortgerollt, — das ist Alles. Seht nun, Brüder, was seit zwanzig Jahren in Erfüllung gegangen ist:

»Die Parlamente aufgelöst;

»Ludwig XV., genannt der Vielgeliebte, gestorben unter der allgemeinen Verachtung;

»Die Königin sieben Jahre unfruchtbar, nach Verlauf von sieben Jahren bestrittene Kinder gebärend; angegriffen als Mutter bei der Geburt des Dauphin, entehrt als Frau bei der Halsbandgeschichte;

»Der König gesalbt unter dem Titel Ludwig der Ersehnte, unmächtig in der Politik, wie in der Liebe, von Utopien zu Utopien bis zum Bankerott, von Minister zu Minister bis zu Herrn von Calonne getrieben;

»Die Versammlung der Notablen zusammenberufen und die Reichsstände decretirend;

»Die Reichsstände, ernannt durch allgemeine Abstimmung, sich zur Nationalversammlung erklärend;

»Der Adel und die Geistlichkeit durch den dritten Stand besiegt;

»Die Bastille genommen;

»Die fremden Truppen aus Paris und Versailles verjagt;

»Die Nacht vom 4. August der Aristokratie die Nichtigkeit des Adels zeigend;

»Die Nacht vom 5. und 6. October dem König und der Königin die Nichtigkeit des Königthums zeigend;

»Der 14 Juli 1790 der Welt die Einheit Frankreichs zeigend;

»Die Prinzen durch die Emigration um die Gunst des Volkes gebracht;

»Monsieur durch den Prozeß von Favras seiner Popularität verlustig;

Endlich die Constitution auf dem Altar des Vaterlandes beschworen; der Präsident der Nationalversammlung auf einem Throne, dem des Königs ähnlich, sitzend; das Gesetz und die Nation unter ihnen sitzend; das aufmerksame Europa, das sich gegen uns neigt, schweigt und

wartet! Alles, was nicht Beifall klatscht, zittert.

»Brüder, ist Frankreich wohl das, was ich gesagt habe, daß es sein werde, das heißt, das Räderwerk, in welches Europa eingreift, die Sonne, in der sich die Welt erleuchtet?«

»Ja! ja! ja!« riefen alle Stimmen.

»Brüder,« fuhr Cagliostro fort, »glaubt Ihr das Werk sei genug vorgerückt, daß man es sich selbst überlassen könne, glaubt Ihr, nachdem die Constitution beschworen, könne man dem königlichen Eide trauen?«

»Nein! nein! nein!« riefen alle Stimmen.

»Dann muß man die zweite revolutionäre Periode des großen demokratischen Werkes beginnen. In Euren Augen, wie in den meinigen, ich bemerke es mit Freude, ist die Föderation von 1790 kein Ziel, sondern ein Halt. Wohl, der Halt ist gemacht, man hat ausgeruht, der Hof ist wieder zu seinem Werke der Gegenrevolution geschritten; umgürten wir auch unsere Lenden, begeben wir uns wieder auf den Weg. Ohne Zweifel werden für die furchtsamen Gemüther viele Stunden der Besorgniß, viele Augenblicke der Ohnmacht kommen; oft wird der Strahl, der uns erleuchtet, zu erlöschen, die Hand, die uns führt, uns zu verlassen scheinen. Mehr als einmal wird während dieser langen Periode, die wir noch zu vollbringen haben, die Partie gefährdet, verloren sogar durch einen unvorhergesehenen Vorfall, durch ein unvermuthetes Ereigniß scheinen; Alles wird uns Unrecht zu geben scheinen: die ungünstigen Umstände, der Triumph unserer Feinde, der Undank unserer Mitbürger; Manche, und zwar vielleicht sogar von den Gewissenhaftesten, werden dazu kommen, daß sie sich selbst nach so vielen wirklichen Anstrengungen und nach so vielem scheinbarem Unvermögen fragen, ob sie nicht einen falschen Weg eingeschlagen, ob sie nicht den schlimmen Pfad betreten haben. Nein, Brüder, nein! Ich sage es Euch zu dieser Stunde, und meine Worte mögen ewig in Euren Ohren tönen, beim Siege wie das Geschmetter der Trompeten des Triumphes, bei der Niederlage wie eine Sturmglocke; nein, die leitenden Völker haben eine heilige Sendung, welche sie providentiell, nach dem Verhängniß, erfüllen müssen; der Herr, der sie fuhr, hat seine geheimnißvollen Wege und offenbart sich unseren Augen nur im Glanze ihrer Vollendung; oft entzieht ihn eine Wolke unseren Blicken, und man glaubt, er sei abwesend; oft weicht eine Idee zurück und scheint im Abzuge begriffen zu sein, da nimmt sie im Gegentheil, wie jene Ritter der Turniere des Mittelalters, Raum, um ihre Lanze einzulegen und aufs Neue, erfrischt und glühender, auf ihren Gegner loszusprengen. Brüder! Brüder! das Ziel, nach dem wir streben, ist der auf dem hohen Berge entzündete Leuchthurm; zwanzigmal auf dem Wege lassen uns die Unebenheiten des Terrain denselben aus dem Gesichte verlieren, und man hält ihn für erloschen; dann murren die Schwachen, beklagen sie sich, stehen stille und sagen: »»Wir haben nichts mehr, was uns führt, wir marschiren in der Nacht, bleiben wir, wo wir sind; warum sollen wir uns verirren?«« Die Starken gehen lächelnd und vertrauensvoll weiter, und bald erscheint der Leuchthurm wieder, um abermals zu verschwinden und wieder zu erscheinen, und jedes Mal sichtbarer und glänzender, denn er ist näher! Und so werden kämpfend, ausdauernd und besonders glaubend die Auserwählten der Welt zum Fuße des rettenden Leuchthurmes kommen, dessen Licht eines Tages nicht nur Frankreich, sondern alle Völker erhellen soll. Schwören wir also, Brüder, schwören wir für uns und unsere Nachkommen, denn die Idee oder das ewige Princip verbrauchen oft in ihrem Dienste meiner Generationen, schwören wir also für uns und unsere Nachkommen, nicht eher anzuhalten, als bis wir ihn aus der ganzen Erde festgestellt haben, den heiligen Wahlspruch Christi, dessen ersten Theil wir schon oder beinahe errungen, den

Wahlspruch: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft!«

Aus diese Worte von Cagliostro folgte schallender Beifall; doch unter den Rufen und Bravos machten sich, auf die allgemeine Begeisterung niederfallend wie jene eiskalten Wassertropfen, weiche vom Gewölbe eines feuchten Felsen aus eine von Schweiß triefende Stirne fallen, ausgesprochen von einer scharfen, schneidenden Stimme die Worte hörbar: »Ja, schwören wir, doch zuvor erkläre uns, wie Du diese drei Worte verstehst, damit wir, Deine einfachen Apostel, sie nach Dir erklären können.«

Ein durchdringender Blick von Cagliostro durchfurchte die Menge und beleuchtete, wie der Strahl eines Spiegels, das bleiche Gesicht des Abgeordneten von Arras.

»Es sei!« sagte Cagliostro, »höre also, Maximilian.«

Dann erhob er zugleich die Hand und die Stimme, um sich an die Menge zu wenden, und rief:

»Höret. Ihr Alle!«

LXXIV.

Freiheit! Gleichheit! Brüderschaft!

Es trat in der Versammlung jenes feierliche Stillschweigen ein, welches das Maß von der Wichtigkeit gibt, die man dem was man hören soll, gewährt.

Cagliostro sprach:

»Ja, man hat Recht gehabt, mich zu fragen, was die Freiheit sei, was die Gleichheit sei, was die Brüderschaft sei; ich will es Euch sagen: Fangen wir mit der Freiheit an. Und vor Allem, Brüder, vermengt die Freiheit nicht mit der Unabhängigkeit; das sind nicht zwei Schwestern, die sich gleichen, das sind zwei Feindinnen, die sich hassen. Beinahe alle Völker, welche ein Gebirgsland bewohnen, sind unabhängig; ich weiß nicht, ob man sagen kann, daß ein einziges, die Schweiz ausgenommen, wirklich frei ist. Niemand wird leugnen, daß der Calabrese, der Corse und der Schottländer unabhängig sind. Kein Mensch wird behaupten wollen, sie seien frei. Es finde sich der Calabrese in seiner Phantasie, der Corse in seiner Ehre, der Schottländer in seinen Interessen verletzt, so wird der Calabrese, der seine Zuflucht nicht zur Gerechtigkeit nehmen kann, weil es bei einem unterdrückten Volke keine Gerechtigkeit gibt, der Calabrese, sage ich, wird an seinen Dolch, der Corse an sein Stilet, der Schotte an seinen Dirk appelliren; er schlägt, sein Feind fällt, er ist gerächt; das Gebirge ist da, das ihm ein Asyl bietet, und in Ermangelung der, vergebens vom Menschen der Städte angerufenen, Freiheit findet er die Unabhängigkeit der tiefen Höhlen, der großen Wälder, der hohen Gipfel, das heißt, die Unabhängigkeit des Fuchses, der Gemse und des Adlers. Doch Adler, Gemse und Fuchs, unempfindliche, unveränderliche, gleichgültige Zuschauer des großen menschlichen Dramas, das sich unter ihren Augen entrollt, sind auf den Instinct beschränkte und der Einsamkeit geweihte Thiere; die ursprünglichen, alten, man könnte sagen, mütterlichen Civilisationen, die Civilisationen Indiens, Elrurieus, Kleinasiens, Griechenlands und Latiums, haben ihre Wissenschaften, ihre Religionen, ihre Künste, ihre Poesieen vereinigend wie ein Bündel von Lichtern, die sie aus die Welt schüttelten, um in ihrer Wiege und in ihren Entwicklungen die moderne Civilisation zu erleuchten, die Füchse in ihren Bauen, die Gemsen auf ihren Gipfeln, die Adler inmitten ihrer Wolken gelassen; für sie blühen die Wissenschaften, doch es gibt keinen Fortschritt; für sie werden die Nationen geboren, wachsen und fallen, doch es gibt keine Lehre. Das ist so, weil die Vorsehung den Kreis ihrer Fähigkeiten auf den Instinct der individuellen Erhaltung beschränkt hat, während von Gott dem Menschen die Kenntniß des Guten und des Bösen, das Gefühl des Gerechten und des Ungerechten, die Abneigung gegen die Vereinzelung, die Liebe für die Gesellschaft verliehen worden sind. Darum hat sich der Mensch, der einsam wie der Fuchs, scheu wie die Gemse, vereinzelt wie der Adler geboren worden ist, in Familien vereinigt, in Städten zusammengezogen, in Völkern constituirt. Somit, Bruder, hat, wie ich Euch sagte, das Individuum, das sich absondert, nur ein Recht auf die Unabhängigkeit, während im Gegentheil die Menschen, die sich vereinigen, ein Recht auf die Freiheit haben.

Die Freiheit.

»Das ist keine ursprüngliche und an und für sich bestehende Substanz wie das Geld; es ist eine Blüthe, es ist eine Frucht, es ist eine Kunst, kurz, es ist ein Product: man muß sie pflegen, damit

sie sich erschließt und reift. Die Freiheit ist das Recht für Jeden, zu Gunsten seines Interesses, seiner Befriedigung, seiner Wohlfahrt, seiner Belustigung, seines Ruhmes Alles zu thun, was das Interesse der Anderen nicht verletzt; es ist die Abtretung eines Theiles der individuellen Unabhängigkeit, um daraus einen Grundstock allgemeiner Freiheit zu machen, aus welchem Jeder, wenn die Reihe an ihm ist, und in gleichem Maße schöpft: die Freiheit ist mehr als Alles dies; es ist die im Angesichte der Welt übernommene Verbindlichkeit, die Summe der Lichter, der Fortschritte, der Privilegien, die man errungen hat, nicht in dem selbstüchtigen Kreise eines Volkes, einer Nation, einer Race einzuschließen, sondern sie im Gegentheil mit vollen Händen zu verbreiten, sei es als einzelner Mensch, sei es als Gesellschaft, so oft ein armes Individuum oder eine dürftige Gesellschaft Euch auffordert, Euren Schatz mit ihm zu theilen. Und befürchtet nicht, diesen Schatz zu erschöpfen, denn die Freiheit hat das göttliche Vorrecht, sich gerade durch die Verschwendung zu vervielfältigen, ähnlich jener Urne der großen die Erde befeuchtenden Ströme, welche an ihrer Quelle um so voller ist, je mehr die Ströme an ihrer Mündung Ueberfluß an Wasser haben. Das ist die Freiheit; eine himmlische Manna, auf die Jeder ein Recht hat, und die das auserwählte Volk, für die sie fällt, mit jedem Volke theilen muß, das seinen Theil fordert. Das ist die Freiheit, wie ich sie verstehe,« fuhr Cagliostro fort, ohne daß er sich nur herabließ, demjenigen, welcher Ihn interpellirt hatte, persönlich zu antworten. »Gehen wir zur Gleichheit über.«

Ein ungeheures Gemurmel des Beifalls erhob sich bis zu den Gewölben und umschlang den Redner mit jener Liebkosung, der süßesten von allen, wenn nicht für das Herz, doch wenigstens für den Stolz des Menschen, die man die Popularität nennt.

Doch er, als ein an diese menschlichen Huldigungen gewöhnter Mann, streckte die Hand aus, um Stillschweigen zu verlangen.

»Brüder,« sprach er, »die Stunde vergeht, die Zeit ist kostbar, jede Minute von dieser Zeit gräbt, benützt von den Feinden unserer heiligen Sache, einen Abgrund unter unseren Schritten oder wirft ein Hinderniß auf unserem Wege auf. Laßt mich Euch also sagen, was die Gleichheit ist, wie ich Euch gesagt habe, was die Freiheit ist.«

Es wurde in Folge dieser Worte ein vielseitiges: St! st! hörbar, dann trat abermals ein tiefes Stillschweigen ein, unter dem sich die Stimme von Cagliostro klar, sonor, nachdrucksvoll erhob.

»Brüder,« sprach er, »ich thue Euch nicht die Beleidigung an, daß ich glaube, ein Einziger von Euch habe unter dem verführerischen Worte Gleichheit einen Augenblick die Gleichheit der Materie und der Intelligenz begriffen; nein, Ihr wißt sehr wohl, daß die eine und die andere Gleichheit der wahren Philosophie widerstreiten, und die Natur selbst hat diese große Frage scharf dadurch entschieden, daß sie den Isop zur Eiche, den Hügel zum Berge, den Bach zum Flusse, den See zum Ocean, die Dummheit zum Genie gestellt. Alle Decrete der Welt werden den Chimborazo, den Himalaya oder den Mont-Blanc nicht um eine Elle erniedrigen; alle Beschlüsse einer Versammlung von Menschen werden die Flamme, welche auf der Stirne von Homer, von Dante und Shakespeare glänzt, nicht auslöschen. Niemand konnte den Gedanken haben, die vom Gesetze sanctionirte Gleichheit werde die materielle und physische Gleichheit sein; von dem Tage, wo dieses Gesetz in die Tafeln der Constitution eingezeichnet sei, werden die Generationen die Größe von Goliath, den Muth des Cid, das Genie von Voltaire haben; nein, Individuen und Masse, haben wir vollkommen begriffen und müssen wir vollkommen begreifen, daß es sich einfach um die sociale Gleichheit handelt. Brüder, was ist aber die sociale Gleichheit?

Die Gleichheit.

»Es ist die Aushebung aller übertragbarer! Privilegien; der freie Zugang zu jedem Amte, zu jedem Grade, zu jedem Range; es ist die dem Verdienste, dem Genie, der Tugend bewilligte Belohnung und nicht mehr die Apanage einer Kaste, einer Familie oder einer Race. So ist oder wird vielmehr der Thron, angenommen, es bleibe ein Thron, nur noch ein höherer Posten sein, zu welchem der Würdigste gelangen kann, während aus niedrigeren Stufen und nach ihren Verdiensten diejenigen stehen bleiben werden, welche secundärer Posten würdig sind, ohne daß man sich in Betreff der Könige, der Minister, der Räthe, der Generale, der Richter einen Augenblick mehr, wenn man sie angekommen sieht, darum bekümmert, von wo sie ausgegangen sind. Es werden also Königthum oder Magistratur, Monarchenthron oder Präsidentenstuhl nicht mehr die erbliche Apanage der Race sein: *Wahl*. Also für den Rath, für den Krieg, für die Rechtspflege kein Privilegium in der Race mehr: *Befähigung*. Also für die Künste, für die Wissenschaften, für die Literatur keine Gunst mehr: *Wetteifer*. Das ist die sociale Gleichheit! Dann, so wie mit der nicht nur unentgeltlichen und Allen zugänglichen, sondern für Alle zwangsweisen Erziehung die Ideen wachsen werden, muß die Gleichheit mit ihnen steigen; die Gleichheit, statt mit den Füßen im Kothe zu bleiben, muß ihren Sitz aus den höchsten Gipfeln haben; eine große Nation wie die französische darf nur die Gleichheit anerkennen, welche erhebt, und nicht die, welche erniedrigt; die Gleichheit, welche erniedrigt, ist nicht mehr die des Titanen, es ist die des Banditen; es ist nicht das kaukasische Lager von Prometheus, es ist das Bett von Prokrustes. — Das ist die Gleichheit.«

Eine solche Definition mußte nothwendig alle Stimmen in einer Gesellschaft von Menschen mit erhabenem Geiste, mit ehrgeizigem Herzen vereinigen, wo Jeder, abgesehen von einigen seltenen Ausnahmen von Bescheidenheit, natürlich in seinem Nachbar eine von den Stufen seiner zukünftigen Erhebung sehen durfte. Das Geschrei, das Stampfen mit den Füßen, die Hurrahs und die Bravos brachen auch los und bezeugten, daß selbst diejenigen, und es waren solche in der Versammlung, welche, im Augenblicke der Ausübung, die Gleichheit auf eine andere Art treiben sollten, als Cagliostro sie verstand, doch in dieser Stunde der Theorie die Gleichheit so annahmen, wie sie das mächtige Genie des seltsamen Hauptes, das sie sich gewählt, begriff.

Aber Cagliostro, glühend, erleuchteter glänzender, je mehr die Frage wuchs und größer wurde, verlangte Stillschweigen, wie er es schon gethan, und fuhr mit einer Stimme fort, in welcher man unmöglich die geringste Ermüdung erkennen oder das leichteste Zögern wahrnehmen konnte:

»Brüder, wir sind nun zum dritten Worte des Wahlspruches gelangt, zu dem, welches die Menschen zu begreifen am längsten brauchen werden, und das ohne Zweifel aus diesem Grunde der große Civilisator zuletzt gesetzt hat. Brüder, wir sind zur Brüderschaft gelangt.

Brüderschaft.

»Oh! großes Wort, wenn es wohl begriffen wird! erhabenes Wort, wenn es gut erklärt wird! Gott behüte mich, daß ich sage, derjenige, welcher, da er die Höhe dieses Wortes schlecht gemessen, es in seiner engen Bedeutung nehme, um es auf die Einwohner eines Dorfes, auf die Bürger einer Stadt, auf die Menschen eines Königreichs anzuwenden, sei ein schlechtes Herz . . . Nein, Brüder, nein, das wird nur ein armseliger Geist sein. Beklagen wir die armseligen Geister, suchen wir die bleiernen Sandalen der Mittelmäßigkeit abzuschütteln. Als Satan Jesus in Versuchung führen wollte, brachte er ihn auf den höchsten Berg der Welt, von wo aus er ihm alle Reiche der Erde zeigen konnte, und nicht auf den Thurm von Nazareth, wo er ihn nur die armen

Dörfer von Judäa sehen zu lassen vermochte. Brüder, nicht auf eine Stadt, nicht einmal auf ein Königreich muß man die Brüderschaft anwenden, man muß sie auf die ganze Welt erstrecken. Brüder, es wird ein Tag kommen, wo das Wort, das uns geheiligt scheint: das *Vaterland*, wo ein zweites Wort, das uns heilig scheint: die *Nationalität*, verschwinden werden wie jene Theatervorhänge, die man nur provisorisch herunterläßt, um den Malern und Maschinisten die Zeit zu geben, endlose Fernsichten, unermeßliche Horizonte vorzubereiten, Brüder, es wird ein Tag kommen, wo die Menschen, welche schon die Erde und das Wasser erobert haben, das Feuer und die Luft erobern werden; wo sie Flammenrosse nicht allein an den Geist, sondern auch an die Materie anspannen werden; wo die Winde, welche heute nur unbotmäßige Couriere des Sturmes sind, die verständigen und gelehrigen Boten der Civilisation sein werden. Brüder, es wird endlich ein Tag kommen, wo die Völker durch die Communicationsmittel der Erde und der Luft, gegen welche die Könige keine Macht besitzen, begreifen werden, daß sie mit einander durch die Solidarität der vergangenen Schmerzen verbunden sind, daß diese Könige, die ihnen die Waffen in die Hand gegeben, um sich einander zu vertilgen, sie nicht zum Ruhme, wie sie ihnen sagten, sondern zum Brudermorde angetrieben, und daß sie fortan der Nachwelt werden Rechenschaft geben müssen über jeden dem geringsten Mitgliede der großen menschlichen Familie entzogenen Blutstropfen. Dann, Brüder, werdet Ihr ein prächtiges Schauspiel im Angesichte des Herrn sich entrollen sehen; jede erkünstelte, jede ideale Grenze wird verschwinden; die Flüsse werden nicht mehr ein Hemmniß, die Berge werden nicht mehr ein Hinderniß sein; von einer Seite der Flüsse zur andern werden sich die Völker die Hand reichen, und auf jedem hohen Berggipfel wird sich ein Altar erheben, der Altar des Vaterlands. Brüder! Brüder! Brüder! ich sage Euch, das ist die wahre Brüderschaft des Apostels. Christus ist nicht gestorben, um die Nazaräer allein zu erlösen, Christus ist gestorben, um alle Völker der Erde zu erlösen. Macht also aus den drei Worten *Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft* nicht nur den Wahlspruch von Frankreich; schreibt sie aus das Labarum der Menschheit als den Wahlspruch der Welt . . . Und nun gehet, Brüder, Eure Ausgabe ist groß, so groß, daß, durch welches Thal der Thränen oder des Blutes Ihr auch schreiten wöget, Eure Nachkommen Euch um die heilige Sendung, die Ihr erfüllt, beneiden, und, wie jene Kreuzfahrer, die sich immer zahlreicher und gedrängter auf den nach den heiligen Orten führenden Wegen folgten, werden sie nicht stille stehen, obgleich sie sehr oft ihre Straße nur an den gebleichten Knochen ihrer Väter zu erkennen im Stande sein dürften . . . Muth also, Apostel! Muth, Pilger! Muth, Soldaten! . . . Apostel bekehret! Pilger wandert! Soldaten kämpft! —«

Cagliostro hielt inne; doch er würde nicht inne gehalten haben, hätten ihn nicht die Bravos, das Beifallklatschen und die Rufe der Begeisterung unterbrochen.

Dreimal erloschen sie und dreimal erhoben sie sich wieder, unter den Gewölben der Ernst wie ein unterirdischer Sturm hinrollend.

Hierauf verbeugten sich die sechs Verlarvten einer nach dem andern vor ihm, küßten ihm die Hand und zogen sich zurück.

Dann verbeugte sich Jeder von den Brüdern vor dieser Estrade, wo, wie ein zweiter Peter der Einsiedler, der neue Apostel den Kreuzzug der Freiheit gepredigt hatte, wiederholte den verhängnißvollen Wahlspruch: »*Lilia pedibus destrue,*« und ging ab.

Mit dem Letzten erlosch die Lampe.

Und Cagliostro blieb allein, begraben in den Eingeweiden der Erde, verloren im Schweigen und in der Finsterniß, jenen Göttern Indiens ähnlich, in deren Mysterien er zweitausend Jahre

vorher eingeweiht worden zu sein behauptete.

LXXV.

Die Frauen und die Blumen.

Einige Monate nach den von uns erzählten Ereignissen, gegen das Ende des März 1791, machte ein Wagen, der rasch dem Wege von Argenteuil nach Besons folgte, eine Viertelmeile von der Stadt eine Biegung, fuhr auf das Schloß vom Marais zu, dessen Gitter sich vor ihm öffnete, und hielt im Hintergrunde des zweiten Hofes bei der ersten Stufe der Freitreppe an.

Die am Giebel des Gebäudes angebrachte Uhr bezeichnete die achte Stunde des Morgens.

Ein alter Diener, der ungeduldig auf die Ankunft des Wagens zu warten schien, eilte auf den Schlag zu, öffnete ihn, und ein ganz schwarz gekleideter Mann sprang auf die Stufen.

»Ah! Herr Gilbert,« sagte der Kammerdiener, »endlich sind Sie da.«

»Was gibt es denn, mein armer Teisch?« fragte der Doctor.

»Ach! Herr, Sie werden es sehen,« erwiderte der Diener.

Und er ging dem Doctor voran und ließ ihn das Billardzimmer, dessen, ohne Zweifel in einer vorgerückten Stunde der Nacht angezündeten, Lampen noch brannten, und sodann das Speisezimmer durchschreiten, in welchem der mit Blumen, entpfropften Flaschen, Früchten und Backwerk beladene Tisch von einem Abendbrod zeugte, das sich über die gewöhnlichen Stunden ausgedehnt hatte.

Gilbert warf aus diese Scene der Unordnung, welche ihm bewies, wie wenig seine Vorschriften befolgt worden waren, einen schmerzlichen Blick, zuckte die Achseln mit einem Seufzer und ging die Treppe hinauf, welche in das im ersten Stocke liegende Zimmer von Mirabeau führte.

»Herr Graf,« meldete der Diener, der zuerst in dieses Zimmer eintrat, »hier ist der Herr Doctor Gilbert.«

»Wie, der Doctor! versetzte Mirabeau. »Man hat ihn wegen einer solchen Erbärmlichkeit geholt?«

Erbärmlichkeit, murmelte der arme Teisch, »beurtheilen Sie selbst, mein Herr.«

»Oh! Doctor,« sprach Mirabeau, während er sich in seinem Bette erhob, glauben Sie, ich bedaure sehr, daß man Sie, ohne mich zuvor zu befragen, so bemüht hat.«

»Vor Allem, mein lieber Graf, heißt es nie mich bemühen, wenn man mit Gelegenheit gibt, Sie zu sehen; Sie wissen, ich practicire nur für einige Freunde, und diesen gehöre ich ganz; lassen Sie hören, was ist geschehen? Und haben Sie besonders kein Geheimniß für die Facultät.«

»Teisch, ziehen Sie die Vorhänge zurück und öffnen Sie die Fenster.«

Als dieser Befehl vollzogen war, überströmte die Tageshelle das Zimmer von Mirabeau, und der Doctor konnte sehen, welche Veränderung in der ganzen Person des berühmten Redners seit ungefähr einem Monat, daß er ihn nicht mehr getroffen, vorgegangen war.

»Ah! ah!« machte er unwillkürlich.

»Ja,« sprach Mirabeau, »nicht wahr, ich habe mich verändert?«

Gilbert lächelte traurig; doch da ein verständiger Arzt immer Nutzen aus dem zieht, was ihm

sein Kranker sagt, und sollte dieser eine Lüge sagen, so ließ er ihn gewähren.

»Sie wissen,« fuhr Mirabeau fort, »Sie wissen, welche Frage man gestern verhandelte.«

»Ja, die der Bergwerke.«

»Das ist eine noch wenig oder gar nicht ergründete Frage; man hat die Interessen der Eigenthümer und der Regierung noch nicht genug unterschieden; überdies war der Graf von der Mark, mein vertrauter Freund, sehr interessirt bei der Frage: die Hälfte seines Vermögens hing davon ab; seine Börse, lieber Doctor, ist immer die meinige gewesen: man muß dankbar sein. Ich habe gesprochen oder vielmehr fünfmal angegriffen; beim letzten Angriffe habe ich die Feinde in die Flucht geschlagen, doch ich bin beinahe aus dem Platze geblieben. Als ich nach Hause kam, wollte ich indessen meinen Sieg feiern. Ich hatte einige Freunde zum Abendbrod; man lachte, schwatzte bis um drei Uhr Morgens; um drei Uhr ging man zu Bette; um fünf Uhr wurde ich von Schmerzen in den Gedärmen gepackt; ich schrie wie ein Dummkopf, und Teisch bekam als eine Memme Angst und lief Sie holen. Nun wissen Sie so viel als ich. Hier ist der Puls, hier ist die Zunge; ich leide wie ein Verdammter! Ziehen Sie mich da heraus, wenn Sie können; ich, was mich betrifft, ich erkläre Ihnen, daß ich mich nicht darein mische.«

Gilbert war ein zu geschickter Arzt, um nicht ohne die Hilfe des Pulses und der Zunge zu sehen, wie ernst die Lage von Mirabeau. Der Kranke war dem Ersticken nahe, hatte ein durch das Stocken des Blutes in der Lunge angeschwollenes Gesicht; er beklagte sich über Kälte an den Extremitäten, und von Zeit zu Zeit entriß ihm nie Heftigkeit des Schmerzes einen Seufzer oder wohl auch einen Schrei.

Der Puls war krampfhaft und ungleich.

»Oh! für diesmal wird es nichts sein, mein lieber Graf, doch es war Zeit,« sagte Gilbert.

Und er zog sein Etui aus der Tasche mit jener Eilfertigkeit und zugleich mit jener Ruhe, welche die unterscheidenden Merkmale des wahren Genies sind.

»Ah! ah!« versetzte Mirabeau, »Sie wollen mir zur Ader lassen?«

»Auf der Stelle.«

»Am rechten oder am linken Arm?«

»Weder an dem einen noch am andern; Ihre Lunge ist schon nur zu sehr verstopft. Ich werde Ihnen am Fuß zur Ader lassen, während Teisch in Argenteuil Senfmehl und spanische Fliegen holt, damit wir Senfpflaster auflegen können. Nehmen Sie meinen Wagen, Teisch.«

»Teufel!« rief Mirabeau, »es scheint, Doctor, daß es, wie Sie sagten, Zeit war.«

Gilbert schritt, ohne ihm zu antworten, sogleich zur Operation, und bald sprang, nachdem es einen Augenblick herauszukommen gezögert hatte, das Blut schwarz und dick aus dem Fuße des Kranken.

Die Erleichterung war augenblicklich.

„ Ah! bei Gott!« sprach Mirabeau, mit Behagen athmend, »Sie sind entschieden ein großer Mann, Doctor.«

»Und Sie ein großer Narr, Graf, daß Sie so ein Ihren Freunden und Frankreich kostbares Leben für ein paar Stunden falschen Vergnügens auf das Spiel setzen.«

Mirabeau lächelte schwermüthig, beinahe ironisch.

»Bah! mein lieber Doctor, Sie übertreiben den Werth, den meine Freunde und Frankreich auf mich legen.«

»Bei meiner Ehre,« sagte Gilbert lachend, »die großen Männer beklagen sich immer über den Undank der anderen Menschen, und *s i e* sind in der Wirklichkeit undankbar. Seien Sie morgen krank, und Sie werden ganz Paris unter Ihren Fenstern haben; sterben Sie übermorgen, und Sie werden ganz Frankreich bei Ihrem Leichenbegängnisse sehen.«

»Wissen Sie, daß das, was Sie mir da sagen, sehr tröstlich ist?« erwiderte Mirabeau lachend.

»Gerade weil Sie das Eine sehen können, ohne das Andere zu befahren, sage ich Ihnen das, und wahrhaftig, Sie bedürfen einer großen Demonstration, die Ihnen Ihr Inneres wieder hebt. Gestatten Sie, daß ich Sie in zwei Stunden nach Paris zurückfahre, Graf; lassen Sie mich dem Commissionär der ersten Straßenecke sagen, Sie seien krank, und Sie werden sehen.«

»Glauben Sie, daß ich nach Paris gebracht werden kann?«

»Heute noch, ja. Was empfinden Sie?«

»Ich athme viel freier, mein Kopf erleichtert, löst sich gleichsam, der Nebel, den ich vor den Augen hatte, verschwindet . . . ich habe immer noch Schmerzen in den Gedärmen.«

»Oh! das ist die Sache der Senfpflaster, mein lieber Graf. Der Aderlaß hat seine Wirkung gethan, und nun ist die Reihe an den Senfpflastern, die ihrige zu thun. Ei! da kommt gerade Teisch.«

Teisch erschien wirklich in demselben Augenblick mit den verlangten Ingredienzien. Nach einer Viertelstunde trat die vom Doctor vorhergesagte Besserung ein.

»Nun lasse ich Ihnen eine Stunde Ruhe und dann nehme ich Sie mit,« sprach Gilbert.

»Doctor,« versetzte Mirabeau lachend, »wollen Sie mir erlauben, erst heute Abend abzugehen und Ihnen Rendez-vous in meinem Hause in der Chaussée-d'Antin um elf Uhr zu geben?«

Gilbert schaute Mirabeau an.

Der Kranke begriff, daß sein Arzt die Ursache dieser Zögerung errathen hatte.

»Was wollen Sie!« rief Mirabeau, »ich muß einen Besuch empfangen.«

»Mein lieber Graf,« erwiderte Gilbert, »ich habe viele Blumen auf dem Tische des Speisezimmers gesehen. Es war nicht allein ein Abendbrod von Freunden, was Sie gestern gegeben?«

Sie wissen, daß ich die Blumen nicht zu entbehren vermöchte; das ist meine Tollheit.«

»Ja, doch die Blumen gehen nicht allein, Graf.«

Ei! wenn mir die Blumen nothwendig sind, so muß ich mich wohl *den Consequenzen* dieser Nothwendigkeit unterziehen.«

»Graf! Graf! Sie werden sich tödten.«

»Gestehen Sie, Doctor, daß dies wenigstens ein reizender Selbstmord sein wird.«

»Graf, ich verlasse Sie den ganzen Tag nicht.«

»Doctor, ich habe mein Wort gegeben, Sie werden nicht machen wollen, daß ich es breche.«

»Werden Sie heute Abend in Paris sein?«

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie um elf Uhr in meinem kleinen Hotel in der Rue de la Chaussée-d'Antin erwarte, . . Haben Sie es schon gesehen?«

»Noch nicht.«

»Ich habe es Julie, der Frau von Talma, abgekauft . . . Wahrhaftig, ich fühle mich ganz wohl, Doctor.«

»Das heißt, Sie jagen mich fort.«

»Oh! wie sollte ich das!«

»Sie thun übrigens wohl daran . . . Ich habe den Dienst in den Tuileries.«

»Ah! ah! Sie werden die Königin sehen,« sprach Mirabeau, der sich verdüsterte.

»Wahrscheinlich. Haben Sie einen Austrag an sie?«

Mirabeau lächelte bitter.

»Ich würde mir nicht eine solche Freiheit nehmen, Doctor; sagen Sie ihr nicht einmal, daß Sie mich gesehen.«

»Warum nicht?«

»Weil sie Sie fragen würde, ob ich die Monarchie gerettet habe, wie ich es ihr zu thun versprochen, und Sie wären genöthigt, ihr nein zu antworten; übrigens,« fügte Mirabeau mit einem nervösen Lachen bei, »übrigens ist das ebenso wohl ihre Schuld als die meinige.«

»Sie wollen nicht, daß ich ihr sage, Ihre übermäßige Arbeit, Ihr Kampf auf der Tribune tödten Sie?«

Mirabeau dachte einen Augenblick nach.

»Ja,« antwortete er, »sagen Sie ihr das, machen Sie mich sogar, wenn Sie wollen, kränker, als ich bin.«

»Warum?«

»Wegen nichts . . . aus Neugierde . . . um mir Aufklärung über Etwas zu geben . . . «

»Gut.«

»Sie versprechen es mir, Doctor?«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Und Sie weiden mir das, was sie sagt, wiederholen?«

»Ihre eigenen Worte.«

»So wünsche ich Ihnen einen guten Tag, Doctor, und danke Ihnen tausendmal,« sprach Mirabeau.

Und er reichte Gilbert die Hand.

Gilbert schaute starr Mirabeau an, den dieser Blick in Verlegenheit zu setzen schien.

»Ei!« sagte der Kranke, »was werden Sie mir vorschreiben, ehe Sie gehen?«

»Oh! warme und rein verdünnende Getränke, Cichorie und Borrage, völlige Diät und besonders . . . «

»Besonders?«

»Keine Krankenwärterin, welche weniger als fünfzig Jahre alt ist . . . Sie verstehen, Graf?«

»Doctor,« erwiderte Mirabeau lachend, »eher als daß ich mich gegen Ihre Verordnung verfehlte, würde ich zwei von fünfundzwanzig nehmen.«

An der Thüre begegnete Gilbert Teisch.

Der arme Bursche hatte Thränen in den Augen.

»Ob! Herr, warum gehen Sie?« fragte er.

»Ich gehe weil man mich fortjagt, mein lieber Teisch,« erwiderte Gilbert lachend.

»Und Alles dies wegen einer Frau,« murmelte der Greis, »und Alles, weil diese Frau der Königin gleicht! Ein Mann, der so viel Genie hat, wie man sagt! Mein Gott, wie dumm muß er sein!«

Und nach diesem Schlusse öffnete er Gilbert den Wagenschlag; der Doctor stieg ganz in Gedanken versunken ein und fragte sich leise:

»Was will er mit der Frau, die der Königin gleicht, sagen?«

Einen Augenblick hielt er den Arm von Teisch zurück, als wollte er ihn befragen, doch abermals ganz leise sprach er zu sich selbst:

Nun! was wollte ich thun? Das ist das Geheimniß von Herrn von Mirabeau, und nicht das meinige. Kutscher, nach Paris!«

LXXVI.

Was der König gesagt hatte; was die Königin gesagt hatte.

Gilbert entledigte sich gewissenhaft des Mirabeau geleisteten doppelten Versprechens.

Als er nach Paris zurückkam, begegnete er Camille Desmoulins, der lebendigen Zeitung, dem eingefleischten Tagblatt.

Er theilte ihm die Krankheit von Mirabeau mit, die er absichtlich schwerer machte, nicht als sie werden konnte, wenn Mirabeau eine neue Unvorsichtigkeit beging, sondern als sie in diesem Augenblicke war.

Dann ging er in die Tuileries und benachrichtigte den König von derselben Krankheit.

Der König sagte nur:

»Ab! ah! der arme Graf! Und er hat den Appetit verloren?«

»Ja,« antwortete Gilbert.

»Dann ist die Sache ernst,« versetzte der König, und er sprach von etwas Anderem.

Gilbert, als er vom König wegging, trat bei der Königin ein und wiederholte ihr das, was er dem König mitgetheilt hatte.

Die hoffärtige Stirne der Tochter von Maria Theresia falleten sich.

»Warum,« sagte sie, »warum hat ihn diese Krankheit nicht am Morgen des Tages gepackt, wo er seine schöne Rede über die dreifarbige Fahne hielt?«

Dann, als bereute sie, daß sie sich vor Gilbert den Ausdruck ihres Hasses gegen das Zeichen der französischen Nationalität hatte entschlüpfen lassen, sprach Marie Antoinette:

»Gleichviel, es wäre ein Unglück für Frankreich und für uns, wenn diese Unpäßlichkeit Fortschritte machte.«

»Ich glaubte die Ehre gehabt zu haben, der Königin zu sagen, daß es nicht eine Unpäßlichkeit, sondern eine Krankheit sei.«

»Ueber die Sie Meister werden.«

»Ich werde mein Mögliches thun, Madame, doch ich stehe nicht dafür.«

»Doctor,« sagte die Königin, »hören Sie wohl? ich zähle auf Sie, daß Sie mir Nachricht von Herrn von Mirabeau geben.«

Und sie sprach von etwas Anderem.

Am Abend, zur genannten Stunde, stieg Gilbert die Treppe des kleinen Hotels von Mirabeau hinauf.

Mirabeau erwartete ihn aus einem Canapé liegend; da man aber Gilbert unter dem Vorwand, dem Grafen seine Gegenwart zu melden, einen Augenblick im Salon hatte verweilen lassen, so schaute er bei seinem Eintritt umher, und seine Augen hefteten sich auf eine Echarpe von Kaschemir, welche auf einem Lehnstuhle liegen geblieben war.

Doch, wollte er nun die Aufmerksamkeit von Gilbert ablenken, oder legte er ein großes Gewicht auf die Frage, die auf die ersten zwischen ihm und dem Doctor gewechselten Worte folgen sollte, Mirabeau sagte:

»Ah! Sie sind es! Es ist mir zu Ohren gekommen, daß Sie schon einen Theil Ihres Versprechens gehalten haben. Paris weiß, daß ich krank bin, und es sind für den armen Teisch seit zwei Stunden keine zehn Minuten vergangen, ohne daß er meinen Freunden, welche kommen zu sehen, ob es mir besser geht, und vielleicht meinen Feinden, welche kommen, um zusehen, ob es mir schlechter geht, Auskunft geben muß. Dies, was den ersten Theil betrifft. Sind Sie nun dem zweiten treu gewesen?«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Sie wissen es wohl.«

Gilbert zuckte, eine Verneinung bezeichnend, die Achseln.

»Waren Sie in den Tuileries?«

»Haben Sie den König gesehen?«

»Ja.«

»Haben Sie die Königin gesehen?«

»Ja.«

»Und Sie haben ihnen gemeldet, Sie werden bald von mir befreit sein?«

»Ich habe ihnen wenigstens gemeldet, Sie seien krank.«

»Und was sagten sie?«

»Der König fragte, ob Sie den Appetit verloren haben.«

»Und auf Ihre bejahende Antwort?«

»Hat er Sie sehr aufrichtig bedauert.«

»Guter König! Am Tage seines Todes wird er zu seinen Freunden sagen wie Leonidas: »»Ich speise heute Abend bei Pluto,«« Doch die Königin?«

»Die Königin hat Sie beklagt und sich mit Theilnahme nach Ihnen erkundigt.«

»In welchen Ausdrücken, Doctor?« fragte Mirabeau, der offenbar einen großen Werth auf die Antwort legte, die ihm Gilbert geben würde.

»In sehr guten Ausdrücken,« erwiderte der Doctor »Sie haben mir versprochen, mir wortgetreu das, was sie Ihnen gesagt haben werde, zu wiederholen.«

»Oh! ich wüßte mich nicht Wort für Wort zu erinnern«

»Doctor, Sie haben nicht eine Sylbe vergessen.«

»Ich schwöre Ihnen . . . «

»Doctor, ich habe Ihr Wort: soll ich Sie als einen Treulosen behandeln?«

»Sie sind anspruchsvoll, Graf.«

»So bin ich.«

»Muß ich Ihnen durchaus wiederholen, was die Königin gesagt hat?«

»Wort für Wort.«

»Nun wohl, sie hat gesagt, diese Krankheit hätte Sie am Morgen des Tages, wo Sie aus der Tribune die dreifarbige Fahne vertheidigten, packen müssen.«

Gilbert wollte beurtheilen, welchen Einfluß die Königin aus Mirabeau habe.

Dieser fuhr auf seinem Canapé aus, als wäre er mit einer voltaischen Säule in Berührung gebracht worden.

»Undank der Könige!« murmelte er, »diese Rede war hinreichend, um sie die Civilliste des

Königs von vierundzwanzig Millionen und ihr Witthum von vier Millionen vergessen zu lassen. Sie weiß also nicht, diese Frau, sie sieht also nicht ein, diese Königin, daß es sich darum gehandelt, mit einem Schlage meine durch sie verlorene Popularität wiederzuerobern! sie erinnert sich also nicht, daß ich die Vertagung der Wiedervereinigung von Avignon mit Frankreich beantragt habe, um die religiösen Bedenken des Königs zu unterstützen! Fehler! Sie erinnert sich also nicht mehr, daß ich während meiner dreimonatlichen Präsidentschaft, die mir zehn Jahre von meinem Leben genommen, das auf die activen Bürger beschränkte Nationalgarde-Gesetz vertheidigt habe! Fehler! Sie erinnert sich also nicht mehr, daß ich bei der Discussion über den Priestereid verlangt habe, daß man den Eid auf die Beicht-Priester beschränke! Fehler! Oh! tiefe Fehler! diese Fehler! ich habe sie theuer bezahlt! und doch sind es diese Fehler nicht, die mich fallen gemacht haben! denn es gibt seltsame, wunderliche, anormale Epochen, wo man nicht durch die Fehler, die man begeht, fällt. Eines Tags habe ich noch für sie eine Frage der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit vertheidigt: man griff die Flucht der Tanten des Königs an; man beantragte ein Gesetz gegen die Emigration. »»Wenn Ihr ein Gesetz gegen die Emigranten macht, so schwöre ich, daß ich demselben nie gehorchen werde,«« rief ich. Und der Gesetzesentwurf wurde einstimmig verworfen. Nun, was meine Niederlagen nicht hatten thun können, hat mein Sieg gethan. Man hat mich Dictator genannt, man hat mich auf die Tribune getrieben auf dem Wege des Zorns, dem schlimmsten von allen Wegen, den ein Redner nehmen kann. Ich siegte abermals, doch indem ich die Jacobiner angriff. Dann schworen mir die Jacobiner den Tod, die Dummköpfe! Dupont, Lameth, Barnave, sie sehen nicht, daß sie, wenn sie mich umbringen, die Dictatur ihres Spielhauses Robespierre geben! Mich, den sie hätten hüten müssen wie den Stern ihrer Augen, haben sie erdrückt unter ihrer albernen Majorität; sie haben den Blutschweiß von meiner Stirne triefen gemacht; sie haben mich den Kelch der Bitterkeit bis auf die Hefe leeren lassen; sie haben mich mit Dornen gekrönt, mir das Rohr in meine Hände gegeben und mich endlich gekreuzigt! und ich war noch glücklich, daß ich dieses Leiden erduldet, wie Christus, wegen einer Frage der Menschlichkeit! Die dreifarbigte Fahne! sie sehen also nicht, daß dies ihre einzige Zuflucht ist; daß, wenn sie sich redlich, öffentlich unter ihren Schatten setzen wollten, dieser Schatten sie vielleicht noch einmal retten würde? Doch die Königin, sie will nicht gerettet sein, sie will gerächt sein; sie hat keinen Gefallen an einer vernünftigen Idee. Das Mittel, das ich als das wirksamste vorschlage, ist das, welches sie am meisten verwirft: gemäßigt, gerecht sein und, so viel als möglich, immer Recht haben. Ich wollte zwei Dinge zugleich retten, das Königthum und die Freiheit: undankbarer Streit, in welchem ich allein, verlassen kämpfe, gegen was? wäre es noch gegen Menschen, dann wäre es nichts; gegen Tiger, das wäre nichts; gegen Löwen, das wäre nichts; doch es ist gegen ein Element, gegen das Meer, gegen die Welle, welche steigt, gegen die Fluth, welche wächst. Gestern ging es mir bis an den Knöchel; heute geht es mir bis an das Knie; morgen wird es mir bis an den Gürtel gehen, übermorgen über den Kopf, Doctor, ich muß gegen Sie offenherzig sein. Zuerst hat mich der Kummer erfaßt, dann der Ekel. Ich hatte von der Rolle des Schiedsrichters zwischen der Monarchie und der Revolution geträumt. Ich glaubte Macht über die Königin als Mensch zu bekommen, und als Mensch an einem schönen Tage, wenn sie sich unvorsichtig in den Fluß gewagt und den Boden verloren hätte, mich ins Wasser zu stürzen und sie zu retten. Doch nein; man wollte nie ernstlich von meiner Hilfe Gebrauch machen: Doctor, man wollte mich compromittiren, mich der Volksgunst berauben, mich zu Grunde richten, mich vernichten, mich zum Guten, wie zum Bösen unvermögend machen. Das Beste, was ich nun thun kann, ist, — ich will es Ihnen sagen, Doctor: zu rechter Zeit zu sterben; es ist besonders, mich künstlerisch

niederzulegen wie der Athlet des Alterthums; mit Grazie den Hals darzubieten; auf eine anständige Art den letzten Seufzer auszuhauchen,« schloß Mirabeau.

Und er sank aus sein Canapé zurück und biß in seinem Grimme in das Kopfkissen.

Gilbert wußte, was er wissen wollte, er wußte, wo das Leben und der Tod von Mirabeau waren.

»Graf,« fragte er, »was würden Sie thun, wenn der König sich morgen nach Ihnen erkundigen ließe?«

Der Kranke machte eine Bewegung mit den Achseln, welche besagen wollte: »Das wäre mir sehr gleichgültig!«

»Der König . . . oder die Königin?« fügte Gilbert bei.

»Wie?« versetzte Mirabeau, während er sich aufrichtete.

»Ich sage, der König oder die Königin,« wiederholte Gilbert, Mirabeau stützte sich auf seine zwei Fäuste wie ein aufrecht sitzender Löwe und suchte in der Tiefe des Herzens von Gilbert zu lesen.

»Sie wird es nicht thun,« erwiderte er.

»Doch wenn sie es thäte?«

»Sie glauben, die Königin würde so tief herabsteigen?«

»Ich glaube nichts, ich nehme an.«

»Wohl, ich werde bis morgen Abend warten,« sprach Mirabeau.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Nehmen Sie diese Worte in dem Sinne, den sie haben, Doctor, und sehen Sie in ihnen nicht etwas Anderes, als was sie sagen wollen. Ich werde bis morgen Abend warten.«

»Und morgen Abend?«

»Nun, morgen Abend, wenn sie geschickt hat, Doctor, wenn, zum Beispiel, Herr Weber gekommen ist, so haben Sie Recht, und ich habe Unrecht. Wenn er dagegen nicht gekommen ist, oh! dann habe ich Recht.«

»Gut, morgen Abend also Bis dahin, mein lieber Demosthenes, Ruhe, Ruhe, Ruhe!«

»Ich werde mein Canapé nicht verlassen!«

»Und diese Echarpe?«

Gilbert deutete mit dem Finger aus den Gegenstand, der ihm zuerst bei seinem Eintritt in das Zimmer in die Augen gefallen war.

Lächelnd erwiderte Mirabeau:

»Bei meinem Ehrenwort!«

»Wohl,« sagte Gilbert, »suchen Sie Ihre Nacht in ungestörtem Frieden hinzubringen, und ich stehe für Sie.«

Hiernach entfernte sich der Doctor.

Vor der Thüre erwartete ihn Teisch.

»Nun, mein wackerer Teisch,« sagte Gilbert, »es geht besser bei Deinem Herrn.«

Der alte Diener schüttelte traurig den Kopf.

»Wie?« fragte Gilbert, »Du zweifelst an meinem Worte?«

»Ich zweifle an Allem, Herr Doctor, so lange sein böser Genius bei ihm sein wird.«

Und er stieß einen Seufzer aus und ließ Gilbert auf der schmalen Treppe.

An der Ecke von einem der Ruheplätze sah Gilbert etwas wie einen verschleierte Schatten.

Dieser Schatten, als er ihn erblickte, gab einen leichten Schrei von sich und verschwand hinter einer Thüre, welche ein wenig geöffnet war, um ihm diesen Rückzug zu erleichtern, der einer Flucht glich.

»Wer ist diese Frau?« fragte Gilbert.

»Sie ist es,« antwortete Teisch.

»Wer, sie?«

»Die Frau, die der Königin gleicht.«

Gilbert war zum zweiten Male betroffen von demselben Gedanken, als er dieselben Worte hörte; er machte zwei Schritte vorwärts, als hätte er das Gespenst verfolgen wollen, hielt aber wieder an und murmelte:

»Unmöglich!«

Und er ging seines Weges und ließ den alten Diener in Verzweiflung darüber zurück, daß ein so gelehrter Mann, wie der Doctor war, es nicht unternahm, den Dämon zu beschwören, den er, in seiner innersten Ueberzeugung, für einen Abgesandten der Hölle hielt.

Mirabeau hatte eine ziemlich gute Nacht. Am andern Tag rief er frühzeitig Teisch und ließ seine Fenster öffnen, um die Morgenluft einzuathmen.

Das Einzige, was den alten Diener beunruhigte, war die fieberhafte Ungeduld, der der Kranke preisgegeben schien.

Als er, von seinem Herrn befragt, antwortete, es sei kaum acht Uhr, wollte es Mirabeau nicht glauben, und er ließ sich seine Uhr bringen, um sich zu versichern.

Diese Uhr legte er aus den Tisch neben seinem Bette.

»Teisch,« sagte er zu dem alten Diener, »Du wirst unten den Platz von Jean einnehmen, der heute den Dienst bei mir thun soll.«

»Oh! mein Gott!« versetzte Teisch, »sollte ich das Unglück gehabt haben, den Herrn Grafen mit mir unzufrieden zu machen?«

»Im Gegentheil, mein guter Teisch,« erwiderte Mirabeau gerührt; »ich stelle Dich heute an die Thüre. Jeder Person, welche kommt, um sich nach mir zu erkundigen, sagst Du, es gehe besser bei mir, doch ich empfangen Niemand; nur, kommt man von Seiten der, . . . « Mirabeau hielt inne und besann sich; »nur kommt man von Hofe, schickt man von den Tuilerien, so wirst Du den Boten unter irgend einem Vorwande heraufführen, hörst Du? Du lässest ihn nicht gehen, ohne daß ich mit ihm spreche. Du siehst, mein lieber Teisch, daß ich Dich, indem ich Dich von mir entferne, zum Posten eines Vertrauten erhebe.«

Teisch nahm die Hand von Mirabeau und küßte sie.

»Oh! Herr Graf,« sagte er, »wenn Sie nur leben wollten!«

Und er ging ab.

»Bei Gott!« sprach Mirabeau, der ihm nachschaute, »das ist gerade das Schwierige!«

Um zehn Uhr stand Mirabeau auf und kleidete sich mit einer Art von Coquetterie an. Jean frisirte und rasirte ihn und rückte ihm dann einen Lehnstuhl ans Fenster.

Bei jedem Schlage des Klopfers, bei jedem Vibriren der Klingel hätte man können vom Hause gegenüber sein ängstliches Gesicht hinter dem aufgehobenen Vorhange erscheinen, seinen

durchdringenden Blick in die Straße tauchen und dann den Vorhang wieder herabfallen sehen, um beim nächsten Vibriren der Klingel, beim nächsten Schläge des Klopfers, abermals aufgehoben zu werden.

Um zwei Uhr kam Teisch gefolgt von einem Lackei herauf. Das Herz von Mirabeau schlug heftig, der Lackei war ohne Livree.

Der erste Gedanke, der ihm durch den Kopf ging, war, dieser Bediente komme im Auftrage der Königin und sei so gekleidet, um diejenige, welche ihn schickte, nicht zu gefährden.

Mirabeau täuschte sich.

»Vom Herrn Doctor Gilbert,« sagte Teisch.

»Oh!« machte Mirabeau erbleichend, als wäre er erst fünfundzwanzig Jahre alt gewesen, und als hätte er, während er einen Boten von Frau von Monnier erwartete, einen Läufer von seinem Oheim dem Bailly kommen sehen.

»Herr Graf,« sagte Teisch, »da dieser Mensch vom Herrn Doctor Gilbert kommt und einen Brief für Sie bringt, so glaubte ich zu seinen Gunsten eine Ausnahme von dem Verbote machen zu müssen.«

»Und Du hast wohl gethan,« versetzte der Graf.

Dann fragte er den Lackei:

»Der Brief?«

Dieser hielt ihn in der Hand und reichte ihn dem Grafen.

Mirabeau öffnete den Brief; er enthielt nur die Mr Worte:

»Geben Sie mir Nachricht von sich. Um elf Uhr heute Abend werde ich bei Ihnen sein. Ich hoffe, das erste Wort, das Sie mir sagen, ist, daß ich Recht hatte, und daß Sie Unrecht hatten.«

»Du wirst Deinem Herrn melden, Du habest mich aufgefunden, und ich erwarte ihn heute Abend,« sprach Mirabeau.

Dann sagte er zu Teisch:

»Dieser Bursche soll zufrieden weggehen.«

Teisch bedeutete durch ein Zeichen, daß er versteht, und führte den Bedienten hinaus.

Die Stunden folgten sich. Die Klingel hörte nicht aus, zu vibriren, der Klopfers nicht, zu schallen. Ganz Paris schrieb sich bei Mirabeau ein. Auf der Straße waren Gruppen von Menschen aus dem Volke, welche, da sie die Kunde vernommen, nicht so, wie sie war, sondern so, wie sie die Journale gegeben, nicht an die beruhigenden Bulletius von Teisch glauben wollten und die Wagen nöthigten, rechts und links von der Straße abzufahren, damit das Geräusch der Räder den erhabenen Kranken nicht ermüde.

Gegen fünf Uhr Abends hielt es Teisch für geeignet, abermals im Zimmer von Mirabeau zu erscheinen»um ihn von dem, was wir so eben erzählt, zu benachrichtigen.

»Oh!« sagte Mirabeau, »mein armer Teisch, als ich Dich sah, glaubte ich, Du habest mir etwas Besseres zu bringen.«

»Etwas Besseres?« versetzte Teisch ganz erstaunt.«Ich glaubte nicht, daß ich dem Herrn Grafen etwas Besseres melden konnte, als einen solchen Beweis von Liebe.«

»Du hast Recht, Teisch, und ich bin ein Undankbarer,« sprach Mirabeau.

Als Teisch die Thüre wieder zugemacht hatte, öffnete Mirabeau auch das Fenster.

Er trat aus den Balcon und machte mit der Hand ein Zeichen des Dankes den wackeren

Leuten, die sich als Hüter seiner Ruhe ausgepflanzt hatten.

Diese erkannten ihn, und der Ruf: »Es lebe Mirabeau!« erscholl von einem Ende der Rue de la Chaussée-d'Antin zum andern.

Woran dachte Mirabeau, während man ihm diese unerwartete Huldigung darbrachte?

Er dachte an jene hoffärtige Frau, die sich nicht um ihn kümmerte, und sein Auge suchte jenseits der in der Umgebung seines Hauses gedrängten Gruppen, ob er nicht einen Lackei in blauer Livree erblicke, der von der Seite der Boulevards komme.

Er kehrte mit gepreßtem Herzen in sein Zimmer zurück. Es fing an dunkel zu werden, und er hatte nichts gesehen.

Der Abend verging wie der Tag. Die Ungeduld von Mirabeau hatte sich in eine finstere Bitterkeit verwandelt. Ohne Hoffnung, ging sein Herz der Klingel oder dem Klopfer nicht mehr entgegen. Nein; er wartete, das Gepräge tiefen Verdrusses im Gesichte, auf den Beweis von Theilnahme, der ihm versprochen war und nicht kam.

Um elf Uhr öffnete sich die Thüre, und Teisch meldete den Doctor Gilbert.

Dieser trat lächelnd ein; er erschrak über den Ausdruck des Gesichtes von Mirabeau.

Sein Gesicht war der treue Spiegel der zerstörenden Stürme seines Herzens.

Gilbert ahnete Alles.

»Ist man nicht gekommen?« fragte er.

»Von wo?«

»Sie wissen wohl, was ich sagen will?«

»Ich? nein, bei meiner Ehre!«

»Vom Schlosse . . . in ihrem Austrage,«

»Ganz und gar nicht; es ist Niemand gekommen, mein lieber Doctor.«

»Unmöglich!« rief Gilbert.

Mirabeau zuckte die Achseln.

»Naiver, ehrlicher Mann!« sagte er.

Dann ergriff er die Hand von Gilbert mit einer krampfhaften Bewegung und sprach:

»Doctor, soll ich Ihnen sagen, was Sie heute gethan haben?«

»Ich,« versetzte Gilbert, »ich habe ungefähr das gethan, was ich alle Tage thue.«

»Nein, denn Sie gehen nicht alle Tage ins Schloß, und heute sind Sie dort gewesen; nein, denn Sie sehen nicht alle Tage die Königin, und heute haben Sie sie gesehen; nein, denn nicht alle Tage erlauben Sie sich, ihr Rathschläge zu geben, und heute haben Sie ihr einen Rath gegeben.«

»Ah! Bah!«

»Mein lieber Doctor, ich sehe, was vorgegangen, und ich höre, was gesagt worden ist, als ob ich dabei gewesen wäre.«

»Nun denn, mein Herr mit dem zweiten Gesichte, was ist vorgegangen? was ist gesagt worden?«

»Sie sind heute um ein Uhr in die Tuileries gekommen; Sie haben die Königin zu sprechen verlangt; Sie haben sie gesprochen; Sie haben ihr gesagt, mein Zustand verschlimmere sich; es wäre gut von ihr als Königin, wohl gethan von ihr als Frau, ließe sie sich, wenn nicht aus Theilnahme, doch wenigstens aus Berechnung, nach meiner Gesundheit erkundigen. Sie tritt mit Ihnen; sie schien überzeugt, Sie haben Recht; sie hat Sie entlassen, nachdem sie Ihnen gesagt, sie

werde zu mir schicken; Sie sind, aus das königliche Wort bauend, glücklich und zufrieden weggegangen, und sie ist hoffartig und bitter zurückgeblieben und hat gelacht über Ihre Leichtgläubigkeit, welche nicht weiß, daß ein königliches Wort zu nichts verbindet.«

»Wahrhaftig,« erwiderte Gilbert, »wären Sie dabei gewesen, mein lieber Graf, Sie hätten weder besser gesehen, noch besser gehört.«

»Die Ungeschickten!« rief Mirabeau mit Bitterkeit. »Ich sagte Ihnen, Sie wissen nichts zu rechter Zeit zu thun. Eine mitten durch diese Menge, welche unter meinen Fenstern und vor meiner Thüre: »»Es lebe Mirabeau!«« rief, bei mir eintretende königliche Livree, gab ihnen aus ein Jahr wieder Popularität.«

Und Mirabeau schüttelte den Kopf und drückte die Hand an seine Augen.

Gilbert sah ihn zu seinem Erstaunen eine Thräne abwischen.

»Was haben sie denn, Graf?« fragte er.

»Ich? nichts!« erwiderte Mirabeau. »Wissen Sie etwas Neues von der Nationalversammlung, von den Cordeliers oder von den Jacobinern? hat Robespierre eine neue Rede destillirt? hat Marat ein neues Pamphlet gespieen?«

»Haben Sie lange nicht gegessen?« fragte Gilbert.

»Seit zwei Uhr heute Nachmittag nicht.«

»Dann werden Sie ein Bad nehmen, mein lieber Graf.«

»Ah! da haben Sie einen vortrefflichen Gedanken, Doctor . . . Jean, ein Bad!«

»Hier, Herr Graf?«

»Nein, nein, nebenan im Ankleidecabinet.«

Zehn Minuten nachher war Mirabeau im Bade, und Teisch führte Gilbert, wie gewöhnlich, zurück.

Mirabeau erhob sich aus seiner Badewanne, um Gilbert mit den Augen zu folgen; dann, als er ihn aus dem Gesichte verloren, horchte er auf das Geräusch seiner Tritte; dann blieb er unbeweglich, bis er die Thüre des Hotel öffnen und wieder schließen gehört hatte.

Hieraus klingelte er heftig und sagte zu dem eintretenden Bedienten:

»Jean, lassen Sie einen Tisch in meinem Zimmer zurechten und fragen Sie Oliva in meinem Namen, ob sie die Gefälligkeit haben wolle, mit mir zu Nacht zu speisen.«

Der Lackei ging sogleich ab, um zu gehorchen; Mirabeau rief ihm aber noch nach:

»Blumen, besonders Blumen! ich bete die Blumen an.«

Um vier Uhr wurde der Doctor durch ein heftiges Läuten geweckt.

»Ah!« sagte er, während er aus dem Bette sprang, »es geht sicherlich schlimmer bei Mirabeau!«

Der Doctor täuschte sich nicht, Mirabeau, nachdem er hatte Abendbrod auftragen und den Tisch mit Blumen bedecken lassen, schickte Jean weg und befahl Teisch. zu Bette zu gehen.

Dann schloß er alle Thüren, mit Ausnahme der, welche zu der unbekanntten Frau ging, die der alte Teisch seinen bösen Genins nannte.

Doch die zwei Diener gingen nicht zu Bette; nur schlief Jean, obgleich jünger, in einem Lehnstuhle im Vorzimmer ein.

Teisch wachte.

Um drei Viertel aus vier Uhr ertönte ein heftiges Klingeln. Beide stürzten nach dem Zimmer

von Mirabeau.

Die Thüren waren geschlossen.

Da kam ihnen der Gedanke, einen Umweg durch die Wohnung der unbekanntenen Frau zu machen, und so konnten sie in das Schlafzimmer eindringen.

Halb ohnmächtig, hielt Mirabeau diese Frau in seinen Armen, ohne Zweifel, damit sie nicht um Hilfe rufen könnte, und erschrocken läutete sie mit dem Tischglöckchen, weil sie nicht bis zu der Klingelschnur am Kamin zu gehen vermochte.

Sobald sie die zwei Diener erblickte, rief sie eben so wohl für sich als für Mirabeau um Hilfe; in seinen Convulsionen erstickte sie Mirabeau.

Man hätte glauben sollen, es sei der verkleidete Tod, der sie ins Grab zu ziehen suche.

Durch die vereinigte Anstrengung der zwei Diener wurden die Arme des Sterbenden losgemacht; Mirabeau fiel auf seinen Sitz zurück, und sie ging, in Thränen zerfließend, in ihr Zimmer.

Jean lief dann zum Doctor Gilbert, während Teisch seinem Herrn die erste Pflege zu geben bemüht war.

Gilbert nahm sich weder Zeit, anspannen, noch einen Wagen rufen zu lassen. Von der Rue Saint Honoré bis zur Chaussée-d'Antin war der Weg nicht weit; er folgte Jean, und nach zehn Minuten befand er sich im Hotel von Mirabeau.

Teisch wartete unten im Vestibule.

»Nun, mein Freund, was gibt es wieder?« fragte Gilbert.

»Ah! Herr Doctor,« erwiderte der alte Diener, »diese Frau, immer diese Frau, und dann die verdammten Blumen . . . Sie werden sehen.«

In diesem Augenblick hörte man etwas wie ein Schluchzen. Gilbert ging hastig die Treppe hinauf; als er aus die letzten Stufen gelangte, öffnete sich eine Thüre in der Nähe der Thüre von Mirabeau, und eine Frau in einen weißen kurzen Mantel gehüllt erschien plötzlich und fiel dem Doctor zu Füßen.

»Oh! Gilbert, Gilbert,« rief sie, indem sie ihn mit beiden Händen bei der Brust faßte »um des Himmels willen, retten Sie ihn!«

»Nicole!« rief Gilbert, »Nicole! Oh! Unglückliche, Sie waren es also?«

»Retten Sie ihn! retten Sie ihn!« wiederholte Nicole.

Gilbert blieb einen Augenblick wie in einen gräßlichen Gedanken versunken.

»Ah!« murmelte er, »Beausire verkauft Pamphlete gegen ihn, Nicole, seine Geliebte! Er ist wahrhaftig verloren, denn dahinter steckt Cagliostro!«

Und er eilte nach dem Zimmer von Mirabeau, da er einsah, es sei keine Minute zu verlieren.

LXXVII.

Es lebe Mirabeau!

Mirabeau lag auf seinem Bette: er war wieder zum Bewußtsein gelangt. Die Ueberreste vom Abendbrode, die Schüsseln, die Blumen waren da als eben so anklagende Zeugen, als es auf dem Boden eines Gefäßes die Ueberreste vom Gifte beim Bette eines Selbstmörders sind.

Gilben ging rasch aus ihn zu und athmete, als er ihn sah.

»Ah!« sagte er, es ist noch nicht so schlimm, als ich befürchtete.«

»Sie glauben?« versetzte lächelnd Mirabeau.

Und er schüttelte den Kopf wie ein Mensch, der seinen Zustand wenigstens eben so gut zu kennen meint, als der Doctor, welcher sich zuweilen selbst täuschen will, um die Andern besser zu täuschen.

Diesmal hielt sich Gilbert nicht an die äußeren Anzeichen. Er fühlte den Puls: der Puls ging stark und rasch; er beschaute die Zunge: die Zunge war belegt und bitter; er untersuchte den Zustand des Kopfes: der Kopf war schwer und mit Schmerzen behaftet.

Ein Anfang von Kälte machte sich an den unteren Extremitäten fühlbar.

Plötzlich traten die Krämpfe, an denen der Kranke zwei Tage vorher gelitten hatte, wieder ein und warfen sich abwechselnd auf das Schulterblatt, aus das Schlüsselbein und aus das Zwerchfell. Der Puls, der, wie gesagt, stark und rasch war, wurde ungleich und convulsivisch.

Gilbert verordnete dieselben ableitenden Mittel, welche eine erste Besserung herbeigeführt hatten.

Zum Unglück, mochte nun der Kranke nicht die Kraft haben, das empfindliche Mittel zu ertragen, oder wollte er nicht geheilt sein, zum Unglück beklagte er sich nach einer Viertelstunde über so heftige Schmerzen auf allen mit Senfpflastern belegten Gegenden, daß man diese Pflaster wegnehmen mußte.

Von da an verschwand die Besserung, die sich seit der Anwendung dieser Mittel geoffenbart hatte.

Es ist nicht unsere Absicht, der furchtbaren Krankheit in allen ihren Phasen zu folgen; nur verbreitete sich das Gerücht davon am Morgen dieses Tages in der Stadt, und diesmal ernster als am vorhergehenden Tage.

Es sei ein Rückfall eingetreten, sagte man, und dieser Rückfall drohe mit dem Tode.

Da war es erst wirklich gestattet, zu beurtheilen, welchen riesigen Platz ein Mann in einer Nation einnehmen kann. Ganz Paris war bewegt, wie in der Stunde, wo ein allgemeines Unheil zugleich die einzelnen Menschen und die Bevölkerung bedroht. Den ganzen Tag, wie es schon am Abend vorher gewesen, war die Straße versperrt und bewacht von Leuten aus dem Volke, damit das Geräusch der Wagen nicht zu dem Kranken gelangte. Von Stunde zu Stunde erkundigten sich die unter den Fenstern versammelten Gruppen; es wurden Bulletins ausgegeben, welche auf der Stelle von der Rue de la Chaussée-d'Antin bis zu den äußersten Enden, von Paris kreisten. Die Thüre war belagert von einer Menge von Bürgern von allen Ständen, von allen Meinungen, als ob jede Partei, so sehr sie der andern entgegengesetzt, durch

den Verlust von Mirabeau etwas zu verlieren gehabt hätte. Während dieser Zeit füllten die Freunde, die Verwandten und die Bekannten des großen Redners die Höfe, die unteren Hausgänge und Zimmer, ohne daß er selbst eine Idee von dieser Zusammenschaarung hatte.

Es waren übrigens wenig Worte zwischen Mirabeau und dem Doctor Gilbert gewechselt worden.

»Sie wollen offenbar sterben?« hatte der Doctor gesagt.

»Wozu leben?« hatte Mirabeau erwidert.

Und Gilbert, der sich der von Mirabeau gegen die Königin übernommenen Verbindlichkeiten und des Undanks von dieser erinnert hatte, war nicht weiter in ihn gedrungen und hatte sich nur gelobt, seine Pflicht als Arzt bis zum Ende zu erfüllen, während er wohl wußte, daß er kein Gott war, der gegen das Unmögliche kämpfen konnte.

Am Abend dieses ersten Tages des Rückfalls schickte die Gesellschaft der Jacobiner, um sich nach der Gesundheit ihres Expräsidenten zu erkundigen, eine Deputation, an deren Spitze Barnave war. Man hatte Barnave die zwei Lameth begeben wollen, doch sie hatten sich geweigert.

Als man Mirabeau von diesem Umstande unterrichtete, sagte er:

»Ah! ich wußte wohl, es seien Feige, doch ich wußte nicht, daß es Dummköpfe sind!«

Vierundzwanzig Stunden lang verließ der Doctor Gilbert Mirabeau nicht einen Augenblick. Am Mittwoch Abend, gegen elf Uhr, stand es gut genug, daß Gilbert einwilligte, in ein anstoßendes Zimmer zu gehen, um ein paar Stunden zu ruhen.

Ehe er sich niederlegte, befahl der Doctor, ihn beim geringsten Wiedererscheinen von schlimmen Zufällen sogleich zu benachrichtigen.

Bei Tagesanbruch erwachte er. Niemand hatte seinen Schlaf gestört, und dennoch stand er unruhig auf: es dünkte ihm unmöglich, daß sich eine Besserung so ohne irgend einen schlimmen Zwischenfall erhalten habe.

Als er hinab kam, meldete ihm wirklich Teisch, mit Thränen in den Augen und in der Stimme: es stehe sehr schlecht bei Mirabeau, doch der Kranke habe, welche Schmerzen er auch ausgestanden, verboten, den Doctor zu wecken.

Und der Kranke hatte doch grausam leiden müssen: der Puls hatte den erschrecklichsten Charakter angenommen. Die Schmerzen hatten sich mit einem wahren Grimme entwickelt; endlich waren die Krämpfe und die Erstickungsanfälle wieder gekommen.

Mehrere Male, und Teisch schrieb dies einem Anfange vom Delirium zu, mehrere Male hatte der Kranke den Namen der Königin ausgesprochen.

»Die Undankbaren!« hatte er gesagt, »sie haben sich nicht einmal nach mir erkundigen lassen!«

Dann hatte er, wie mit sich selbst sprechend, beigefügt:

»Ich möchte wohl wissen, was sie sagen wird, wenn sie morgen, übermorgen erfährt, daß ich todt bin . . . «

Gilbert dachte, Alles hänge von der Krise ab, die sich vorbereitete; er hielt sich auch gerüstet, kräftig gegen die Krankheit zu kämpfen, und verordnete vor Allem die Anwendung von Blutegeln an der Brust; doch als wären sie Mitschuldige des Sterbenden gewesen, bissen die Blutegel schlecht an; man ersetzte sie durch einen zweiten Aderlaß am Fuße und durch Moschuspillen.

Der Anfall dauerte acht Stunden. Gilbert focht, so zu sagen, mit dem Tode, parirte jeden Schlag, den er führte, kam einigen zuvor, wurde aber auch zuweilen von ihm getroffen. Endlich, nach acht Stunden, fiel das Fieber, und der Tod nahm seinen Rückzug; doch wie ein Tiger, der flieht, um wiederzukommen, drückte er seine erschreckliche Klaue in das Gesicht des Kranken ein.

Gilbert blieb mit gekreuzten Armen vor dem Bette stehen, wo der Kampf sich vollendete. Er war zu tief in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht, nicht nur, um irgend eine Hoffnung zu hegen, sondern sogar, um zu zweifeln.

Mirabeau war verloren, und es war dem Doctor nicht möglich, in dem vor seinen Augen ausgestreckten Leichname den lebendigen Mirabeau zu sehen.

Seltsam! von diesem Augenblicke an sprachen der Kranke und Mirabeau, im Einklange und wie von einem und demselben Gedanken berührt, von Mirabeau als von einem Menschen, der gewesen, der aber zu sein aufgehört.

Von diesem Augenblicke nahm auch die Physiognomie den Charakter der Feierlichkeit an, der wesentlich dem Todeskampfe der großen Männer zukommt: seine Stimme wurde ernst, beinahe prophetisch; es lag von da an in seinem Worte etwas Strengeres, Tieferes, Umfangreicheres, in seinen Gefühlen etwas Liebevolleres, Hingebenderes, Erhabeneres.

Man meldete ihm, ein junger Mann, der ihn nur einmal gesehen und der nicht sagen wolle, wer er sei, dringe darauf, daß man ihn einlasse.

Er wandte sich gegen Gilbert um, als wollte er ihn um Erlaubniß bitten, diesen jungen Mann empfangen zu dürfen.

Gilbert verstand ihn:

»Lassen Sie ihn eintreten,« sagte er zu Teisch.

Teisch öffnete die Thüre.

Ein junger Mensch von kaum neunzehn Jahren erschien aus der Schwelle, trat langsam vor, kniete vor dem Bette von Mirabeau nieder, nahm seine Hand und küßte sie unter heftigem Schluchzen.

Mirabeau schien in seinem Gedächtniß eine schwankende Erinnerung zu suchen.

»Ah!« sagte er plötzlich, »ich erkenne Sie, Sie sind der junge Mann von Argenteuil.«

»Mein Gott! sei gepriesen! das war Alles, was ich mir von Dir erbat!« sprach der junge Mann, Und er stand, seine beiden Hände auf seine Augen drückend, auf und ging hinaus.

Einige Secunden nachher trat Teisch wieder ein; er hatte in der Hand ein Billet, das der junge Mann im Vorzimmer geschrieben.

Dieses Billet enthielt folgende einfache Worte:

»Als ich Herrn von Mirabeau in Argenteuil die Hand küßte, sagte ich ihm, ich sei bereit, für ihn zu sterben.

»Ich komme, um mich meines Wortes zu entledigen.

»In einem englischen Journal habe ich gestern gelesen, die Uebergießung von Blut sei in einem Falle dem ähnlich, in welchem sich der ruhmwürdige Kranke befindet, in London mit günstigem Erfolge ausgeführt worden.

»Sollte, um Herrn von Mirabeau zu retten, die Uebergießung des Blutes für nützlich erachtet werden, so biete ich das meinige an, es ist jung und rein.«

»Marnais.«

Als er diese paar Zeilen las, konnte sich Mirabeau der Thränen nicht erwehren.

Er befahl, den jungen Mann wieder einzuführen, doch dieser, der ohne Zweifel einer so wohlverdienten Dankbarkeit entgehen wollte, hatte sich schon mit Hinterlassung seiner doppelten Adresse in Paris und Argenteuil entfernt.

Einige Augenblicke nachher willigte Mirabeau ein, Jedermann zu empfangen: die Herren von der Mark und Frochot, seine Freunde; Madame du Saillant, seine Schwester; Frau von Aragon, seine Nichte.

Nur weigerte er sich, einen anderen Arzt als Gilbert zu sehen.

»Nein,« erwiderte er, als dieser in ihn drang, »Sie haben alle Unannehmlichkeiten der Krankheit gehabt; heilen Sie mich, so soll Ihnen das ganze Verdienst der Rettung zukommen.«

Von Zeit zu Zeit wollte er wissen, wer sich nach ihm erkundigt habe, und obgleich er nicht fragte: »Hat die Königin vom Schlosse geschickt?« errieth doch Gilbert an dem Seufzer, den der Sterbende ausstieß, wenn er an das Ende der Liste kam, daß der einzige Name, den er hier zu finden gewünscht hätte, gerade derjenige war, welcher sich nicht fand.

Dann, ohne vom König oder von der Königin zu sprechen, — Mirabeau war noch nicht so sterbend, um hierzu zu gelangen, — warf er sich mit einer bewunderungswürdigen Beredsamkeit in die allgemeine Politik und besonders in die, welche er England gegenüber verfolgt hätte, wäre er Minister gewesen.

Mit Pitt besonders Leib an Leib zu kämpfen würde ihn glücklich gemacht haben.

»Oh! dieser Pitt,« rief er einmal aus, »das ist der Minister der Vorbereitungen: er regiert mehr mit dem, womit er droht, als mit dem, was er macht; hätte ich gelebt, so würde ich ihm Kummer verursacht haben.«

Von Zeit zu Zeit erhob sich ein Geschrei bis zu den Fenstern: das war der traurige Ruf: »Es lebe Mirabeau!« den das Volk ertönen ließ, ein Ruf, der ein Gebet zu sein schien, ein Ruf, der mehr einer Klage als einer Hoffnung glich.

Da horchte Mirabeau und ließ das Fenster öffnen, damit dieses Geräusch, der Lohn für so viele ausgestandene Leiden, zu ihm dringe. Einige Secunden blieb er mit gespanntem Ohr und zog gleichsam in sich und verschlang diesen ganzen Lärmen.

Dann murmelte er:

»Oh! gutes Volk! Volk, verleumdet, beleidigt, verachtet wie ich, es ist gerecht, daß sie es sind, die mich vergessen, und daß Du mich belohnst!«

Es kam die Nacht. Gilbert wollte den Kranken nicht verlassen; er befahl, das Canapé an sein Bett zu rücken und legte sich darauf, Mirabeau ließ ihn gewähren; seitdem er sicher war, daß er sterben mußte, schien er seinen Arzt nicht mehr zu fürchten.

Sobald der Tag anbrach, hieß er die Fenster öffnen.

Mein lieber Doctor,« sagte er zu Gilbert, »heute werde ich sterben. Wenn man da ist, wo ich bin, hat man nur noch sich in Wohlgerüche zu hüllen und mit Blumen zu bekränzen, um so angenehm als möglich in den Schlaf einzugehen, von dem man nicht mehr erwacht . . . Habe ich die Erlaubniß, zu thun, was ich?«

Gilbert bedeutete ihm mit dem Kopfe nickend, daß er vollkommen Herr seiner Handlungen sei.

Da rief er seine zwei Diener.

»Jean,« sagte er, »hole für mich die reizendsten Blumen, die Du finden kannst, während Teisch bemüht sein wird, mich so schön als möglich zu machen.«

Jean schien mit den Augen Gilbert um Erlaubniß zu fragen; der Doctor nickte ihm einwilligend zu.

Jean ging hinaus, und Teisch, der am Tage vorher sehr krank gewesen war, fing an seinen Herrn zu rasiren und zu frisiren.

»Ah!« sagte Mirabeau zu ihm, »Du warst gestern krank, mein armer Teisch; wie geht es Dir heute?«

»Oh! sehr gut, mein lieber Herr,« erwiderte der redliche Diener, »und ich wünsche, Sie wären an meinem Platze.«

»Ich,« erwiderte Mirabeau lachend, »ich wünsche Dir, wenn Dir ein wenig am Leben gelegen ist, nicht, an dem meinigen zu sein.«

In diesem Augenblick erscholl ein Kanonenschuß. Woher kam er? Man erfuhr es nie.

Mirabeau bebte.

»Oh!« sagte er, indem er sich aufrichtete, »ist das schon des Leichenbegängniß von Achilles?«

Kaum hatte Jean, auf den, als er aus dem Hotel herauskam, Alles losstürzte, um sich nach dem hohen Kranken zu erkundigen, geäußert, er wolle Blumen holen, als Menschen mit dem Rufe: »»Blumen für Herrn von Mirabeau!«« durch die Straßen liefen und alle Thüren sich öffneten, und Jeder anbot, was er in seinen Treibhäusern oder in seinen Zimmern hatte, so daß in weniger als einer Viertelstunde das Hotel mit den seltensten Blumen gefüllt war.

Um neun Uhr Morgens war das Zimmer von Mirabeau in ein wahres Blumenstück verwandelt.

In diesem Augenblick hatte Teisch seine Toilette vollendet.

»Mein lieber Doctor,« sagte Mirabeau, »ich bitte Sie um eine Viertelstunde, um Abschied von Jemand zu nehmen, der das Haus vor mir verlassen soll. Wollte man diese Person beleidigen, so empfehle ich sie Ihnen.«

Gilbert begriff.

»Gut!« erwiderte er, »ich lasse Sie allein.«

»Ja, doch Sie warten im Nebenzimmer. Ist diese Person weggegangen, so werden Sie mich bis zu meinem Tode nicht mehr verlassen.«

Gilbert machte ein bejahendes Zeichen.

»Geben Sie mir Ihr Wort,« sprach Mirabeau.

Gilben gab es stammelnd. Dieser stoische Mann war ganz erstaunt, daß er, Thränen bei sich fand, er, der glaubte, kraft der Philosophie sei er zur Unempfindlichkeit gelangt.

Gilbert ging auf die Thüre zu.

Mirabeau hielt ihn zurück.

»Ehe sie weggehen,« sagte er, »öffnen Sie meinen Secretaire und geben Sie mir eine kleine Cassette, die sich darin findet.«

Gilbert that, was Mirabeau wünschte.

Diese Cassette war schwer. Gilbert schloß, sie müsse voll von Gold sein, Mirabeau bedeutete ihm durch einen Wink, er möge sie auf einen Nachttisch stellen; dann reichte er ihm die Hand und sprach:

»Sie werden die Güte haben, mir Jean zu schicken; Jean, Sie hören wohl? nicht Teisch; es ermüdet mich, zu rufen oder zu klingeln.«

Gilbert ging hinaus.

Jean wartete im anstoßenden Zimmer und trat durch dieselbe Oeffnung, welche Gilbert Ausgang gewährt hatte, ein.

Gilbert hörte, daß die Thüre hinter Jean mit dem Riegel geschlossen wurde.

Die folgende halbe Stunde wurde von Gilbert angewendet, um allen denjenigen, welche das Haus belagerten, Kunde vom Zustande von Mirabeau zu geben.

Diese Kunde war verzweiflungsvoll; der Doctor verbarg der Menge nicht, daß Mirabeau wahrscheinlich nicht mehr den ganzen Tag leben werde.

Ein Wagen hielt vor der Thüre des Hotel an.

Der Doctor hatte einen Augenblick den Gedanken, es sei ein Wagen von Hofe, den man aus Rücksicht, trotz des allgemeinen Verbotes, sich dem Hause haben nähern lassen.

Er lies ans Fenster.

Es wäre ein so süßer Trost für den Sterbenden gewesen, zu erfahren, die Königin beschäftige sich mit ihm.

Doch es war ein einfacher Miethwagen, den Jean geholt hatte.

Der Doctor errieth, für wen.

Nach einigen Minuten kam wirklich Jean, eine in eine große Mantille gehüllte Frau führend, heraus.

Diese Frau stieg in den Wagen.

Vor dem Wagen trat die Menge, ohne sich darum zu bekümmern, wer diese Frau sei, ehrerbietig aus die Seite.

Jean kam zurück.

Nach einem Augenblick wurde die Thüre des Zimmers von Mirabeau wieder geöffnet, und man hörte die geschwächte Stimme des Kranken nach dem Doctor verlangen.

Gilbert lief zu ihm.

»Mein lieber Doctor,« sagte Mirabeau, »stellen Sie diese Cassette wieder an ihren Ort.«

Dann, da Gilbert sehr erstaunt schien, daß er sie so schwer fand als zuvor, sprach Mirabeau:

»Ja, nicht wahr, das ist seltsam? Wo des Teufels hat die Uneigennützigkeit ihr Nest!«

Als der Doctor nahe zum Bette kam, fand er auf dem Boden ein gesticktes und ganz mit Spitzen besetztes Taschentuch.

Es war von Thränen benetzt.

»Ah!« sagte er zu Mirabeau, »sie hat nichts mitgenommen, doch sie hat etwas zurückgelassen.«

Mirabeau nahm das Tuch, und als er es ganz feucht fühlte, legte er es aus seine Stirne.

»Oh!« murmelte er, »nur *sie* hat also kein Herz?«

Und er sank mit geschlossenen Augen wieder aus sein Bett zurück, so daß man ihn hätte für ohnmächtig oder für todt halten können ohne das Röcheln seiner Brust, welches andeutete, daß er erst im Begriffe war, zu sterben.

LXXVIII.

Fliehen! stiehen! fliehen!

Von diesem Augenblick waren in der That die paar Stunden, welche Mirabeau noch lebte, nur ein Todeskampf.

Gilbert hielt nichtsdestoweniger das gegebene Versprechen und blieb bis zu seiner letzten Minute an sein Bett gefesselt.

So schmerzlich es sein mag, so ist es übrigens immer eine große Lehre für den Arzt und den Philosophen, das Schauspiel des letzten Kampfes zwischen der Materie und der Seele.

Je größer das Genie gewesen, desto interessanter ist es zu studiren, wie dieses Genie den Kampf gegen den Tod aushält, der es am Ende bändigen soll.

Dann fand die Seele des Doctors beim Anblick dieses verscheidenden großen Mannes noch eine andere Quelle düsterer Betrachtungen.

Warum starb Mirabeau, er, der Mann mit dem athletischen Temperamente, mit der herculischen Constitution?

Nicht, weil er die Hand ausgestreckt hatte, um diese Monarchie zu stützen und zu halten, welche dem Einsturze nahe war? Nicht, weil sich einen Augenblick an seinen Arm die Unglücksfrau gehängt hatte, die man Marie Antoinette nannte? Hatte ihm Cagliostro nicht etwas wie diesen Tod in Beziehung aus Mirabeau geweißt, und diese zwei seltsamen Wesen, die er, das eine den Ruf, das andere die Gesundheit des großen Redners Frankreichs, der die Stütze der Monarchie geworden, tödtend getroffen hatte, waren sie nicht für ihn, Gilbert, ein Beweis, daß Alles, was ein Hinderniß bildete, wie die Bastille, vor diesem Manne oder vielmehr vor der Idee, die er vertrat, einstürzen mußte?

Während Gilbert in die tiefste Tiefe seiner peinlichen Gedanken versunken war, machte Mirabeau eine Bewegung und öffnete die Augen.

Er kehrte durch die Thüre des Schmerzes in das Leben zurück. Er versuchte es, zu sprechen; es war vergeblich. Doch weit entfernt, von diesem neuen Ungemache angegriffen zu sein, lächelte er, sobald er sich versichert hatte, daß seine Zunge stumm, und versuchte es, in seine Augen das Gefühl der Dankbarkeit übergehen zu lassen, das er für Gilbert und für diejenigen hegte, deren zarte Sorge ihn auf diesem letzten Wege, dessen Ziel der Tod war, begleitete.

Eine einzige Idee schien ihn indessen zu beschäftigen: Gilbert allein konnte sie errathen, und er errieth sie.

Der Kranke war nicht im Stande, die Dauer der Ohnmacht, aus welcher er so eben hervorgegangen, zu schätzen. Hatte sie eine Stunde, hatte sie einen Tag gedauert? Hatte während dieser Stunde oder während dieses Tages die Königin geschickt, um sich nach ihm zu erkundigen?

Man ließ das Verzeichniß heraufholen, das unten auflag, und in das Jeder, mochte er als Bote oder aus eigene Rechnung kommen, seinen Namen einschrieb.

Kein Name, der als zur königlichen Intimität gehörend bekannt war, deutete von dieser Seite eine verkleidete Theilnahme an.

Man ließ Teisch und Jean kommen und befragte sie; doch Niemand, weder ein Kammerdiener, noch ein Huissier, war erschienen.

Man sah nun, wie Mirabeau eine äußerste Anstrengung versuchte, eine von jenen Anstrengungen, wie sie der Sohn von Crösus machen mußte, als es ihm, da er seinen Vater vom Tode bedroht sah, gelang, die Bande, die seine Zunge fesselten, zu brechen und zu rufen: »Soldat, tödte Crösus nicht!«

Es glückte Mirabeau.

»Oh!« rief er, »sie wissen also nicht, daß sie verloren sind, wenn ich todt bin! Ich trage die Trauer der Monarchie mit mir fort, und aus meinem Grabe werden die Aufrührer die Fetzen davon unter sich theilen.«

Gilbert eilte aus den Kranken zu. Für einen geschickten Arzt ist Hoffnung vorhanden, so lange Leben vorhanden ist. Mußte er überdies nicht, und wäre es nur um diesem beredten Munde zu gestatten, noch ein paar Worte zuspprechen, alle Mittel der Kunst anwenden?

Er nahm einen Löffel, goß darein von der grünlichen Flüssigkeit, von der er schon einmal Mirabeau ein Fläschchen gegeben hatte, ein paar Tropfen und hielt, ohne dies Mal den Trank mit Branntwein zu mischen, den Löffel an die Lippen des Kranken.

»Oh! lieber Doctor,« sagte dieser lächelnd, »wollen Sie, daß der Lebenstrank auf mich wirke, so geben Sie mir den Löffel voll oder das ganze Fläschchen.«

»Wie so?« fragte Gilbert, indem er Mirabeau fest anschaute.

»Glauben Sie,« erwiderte dieser, »ich der vorzugsweise Mißbraucher von Allem, habe diesen Lebensschatz in den Händen gehabt, ohne Mißbrauch damit zu treiben? Nein, ich habe Ihren Trank zersetzen lassen, mein lieber Aesculap, und ich fand, daß er aus der Wurzel des indischen Hauses gezogen wird, und dann habe ich nicht nur tropfenweise, sondern Löffel voll, nicht nur um zu leben, sondern auch um zu träumen, zu mir genommen.

»Unglücklicher! Unglücklicher,« murmelte Gilbert, »ich vermuthete es wohl, daß ich Ihnen Gift eingoß.«

»Süßes Gift, Doctor, mit dessen Hilfe ich die letzten Stunden meines Daseins verdoppelt, vervierfacht, verhundertfacht habe, durch das ich mit zweiundvierzig Jahren sterbend das Leben eines Hundertjährigen gelebt haben werde, durch das ich endlich im Traume Alles besessen habe, was mir in Wirklichkeit entging: Stärke, Reichthum, Liebe. Oh! Doctor! Doctor! bereuen Sie nicht, wünschen Sie sich im Gegentheil Glück. Gott hatte mir nur das reelle Leben, ein trauriges, armseliges, entfärbtes, wenig bedauernswerthes Leben gegeben, ein Leben, das man immer ihm als ein wucherisches Anlehen zurückzugeben geneigt sein mußte; Doctor, ich weiß nicht, oh ich Gott für das Leben Dank sagen soll, aber ich weiß, daß ich Ihnen für Ihr Gift danken muß . . . Füllen Sie doch den Löffel, Doctor, und geben Sie ihn mir.«

Gilbert that, was Mirabeau verlangte, und reichte ihm den Trank, den er mit Wonne zu sich nahm.

Nachdem er sodann einige Secunden geschwiegen, sagte er, als ob beim Herannahen der Ewigkeit der Tod erlaubte, daß sich für ihn der Schleier der Zukunft lüfte:

»Ah! Doctor, glücklich sind diejenigen, welche in diesem Jahre 1791 sterben werden! Sie werden von der Revolution nur ihr glänzendes und heiteres Gesicht gesehen haben. Bis heute hat nie eine größere Revolution weniger Blut gekostet; das ist so, weil sie sich bis heute nur in den Geistern bewerkstelligt hat, während der Augenblick kommen muß, wo sie in den Thatsachen

und in den Dingen vor sich gehen wird. Vielleicht glauben Sie, sie werden mich dort in den Tuilerien beklagen; keines Wegs. Mein Tod entbindet sie einer eingegangenen Verpflichtung. Mit mir mußten sie aus eine gewisse Art regieren; ich war ihnen keine Stütze mehr, ich war ihnen ein Hinderniß: sie entschuldigte sich über mich bei ihrem Bruder.»»Mirabeau glaubt, er rathe mir,«« schrieb sie ihm, »»und er bemerkt nicht, daß ich ihn nur durch Versprechungen hinhalte.«« Oh! darum hätte ich haben mögen, daß sie meine Geliebte und nicht meine Königin gewesen wäre. Welche schöne Rolle, Doctor, hat in der Geschichte derjenige zu spielen, der mit einer Hand die junge Freiheit stützt und mit der andern Hand die alte Monarchie, der Beide nöthigt, denselben Schritt nach demselben Ziele, dem Glücke des Volks und der Achtung vor dem Königthum, zugehen! Vielleicht war das möglich, vielleicht war es ein Traum; doch diesen Traum; ich habe die Ueberzeugung, ich allein konnte ihn verwirklichen. Was mich schmerzt, Doctor, ist nicht, daß ich sterbe, sondern daß ich unvollständig sterbe, daß ich ein Werk unternommen habe und einsehe, daß ich dieses Werk nicht zum Ziele führen kann. Wer wird meine Idee verherrlichen, wenn sie zur Mißgeburt gemacht, verstümmelt, enthauptet ist? Was man von mir wissen wird, Doctor, ist gerade das, was man nicht wissen mußte: es ist mein unregelmäßiges, tolles, umherschweifendes Leben; was man von mir lesen wird, sind meine *Briefe an Sophie, die Erotika-Biblion, die preußische Monarchie*, Pamphlete und obscöne Bücher. Was man mir vorwerfen wird, ist, daß ich mit dem Hofe einen Vertrag gemacht habe, und man wird mir dies vorwerfen, weil aus diesem Vertrage nicht hervorgegangen ist, was daraus hätte hervorgehen sollen; mein Werk wird nur ein ungestalter Fötus, ein Ungeheuer sein, dem der Kopf fehlt, und man wird mich, der ich mit zweiundvierzig Jahren sterbe, beurtheilen, als ob ich ein Menschenleben gelebt hätte, mich, der ich mitten in einem Sturme verschwinde, als ob ich, statt genöthigt, unablässig auf den Wellen, das heißt, auf einem Abgrunde zu gehen, auf einer großen, solid mit Gesetzen, Verordnungen und Vorschriften gepflasterten Straße gegangen wäre. Doctor, wem werde ich, nicht mein verschleudertes Vermögen, ich habe keine Kinder und es ist folglich nichts daran gelegen, sondern mein verleumdetes Andenken vermachen, mein Andenken, das eines Tags Frankreich, Europa, der Welt zur Ehre gereichen konnte?, . .

»Warum haben Sie sich auch so sehr beeilt, zu sterben?« versetzte traurig Gilbert.

»Ja,« sprach Mirabeau, »es gibt in der That Augenblicke, wo ich mich das, was Sie mich fragen, selbst frage. Doch hören Sie mich wohl an; ich vermochte nichts ohne sie, und sie hat nicht gewollt. Ich hatte mich wie ein Alberner verbindlich gemacht; ich hatte wie ein Dummkopf geschworen, immer jenen unsichtbaren Flügeln meines Gehirns unterthan, die das Herz fortreißen, während sie, sie nichts geschworen, zu nichts sich verbindlich gemacht hat . . . Somit steht also Alles aus das Beste, Doctor, und wenn Sie mir Eines versprechen wollen, so wird kein Bedauern die paar Stunden, die ich noch zu leben habe, trüben.«

»Mein Gott! was kann ich Ihnen versprechen?«

»Nun denn, versprechen Sie mir, Doctor, wenn mein Uebergang von diesem Leben in das andere zu schwer, zu schmerzlich wäre, und nicht allein von einem Arzte, sondern von einem Menschen, von einem Philosophen erbitte ich mir das, versprechen Sie mir, daß Sie mich dabei unterstützen werden?«

»Warum richten Sie ein solches Verlangen an mich?«

»Ah! ich will es Ihnen sagen: obschon ich fühle, daß der Tod da ist, fühle ich doch auch, daß noch viel Leben in mir bleibt. Ich sterbe nicht tod, lieber Doctor, ich sterbe lebendig, und der

letzte Schritt wird hart zu machen sein.«

Der Doctor neigte sein Gesicht auf das von Mirabeau und sagte:

»Mein Freund, ich habe Ihnen versprochen, Sie nicht zu verlassen; wenn Gott — und ich hoffe, daß dies nicht der Fall ist, — Ihr Leben verurtheilt hat, so überlassen Sie im äußersten Augenblick meiner tiefen Zärtlichkeit für Sie die Sorge, das zu vollbringen, was ich zu thun haben werde! Ist der Tod da, so werde ich auch da sein.«

Man hätte glauben sollen, der Kranke habe nur aus dieses Versprechen warten wollen. Er murmelte: »Ich danke Ihnen,« und fiel mit dem Kopfe aus sein Kissen zurück.

Dies Mal, trotz der Hoffnung, welche ein Arzt bis auf den letzten Tropfen in den Geist des Kranken zu gießen verpflichtet ist, zweifelte Gilbert nicht mehr.

Die reichliche Dosis Haschisch, welche Mirabeau zu sich genommen, hatte für einen Augenblick, wie die Erschütterung der Voltaischen Säule, mit dem Worte, dem Spiele der Muskeln, das Leben des Geistes, wenn man so sagen darf, welches dasselbe begleitet, zurückgegeben. Doch als er zu sprechen aufhörte, sanken die Muskeln zusammen, dieses Leben des Geistes verschwand, und der Tod, der sich schon seit der letzten Krise auf seinem Gesichte offenbart hatte, erschien hier wieder tiefer als je ausgeprägt.

Drei Stunden lang blieb seine eiskalte Hand in den Händen des Doctor Gilbert; drei Stunden lang, das heißt von vier bis sieben Uhr, war der Todeskampf ruhig, so ruhig, daß man Jedermann einlassen konnte. Man hätte glauben sollen, er schlafe.

Doch gegen acht Uhr fühlte Gilbert die eiskalte Hand des Kranken in seinen Händen schauern; dieses Schauern war so heftig, daß er sich nicht darin täuschen konnte.

»Ab!« sprach er. »der wahre Todeskampf beginnt.«

Und es hatte sich in der That die Stirne des Sterbenden mit Schweiß bedeckt; sein Auge hatte sich wieder geöffnet und einen Blitz geschlendert.

Er machte eine Bewegung, welche andeutete, daß er trinken wolle.

Man beeilte sich sogleich, ihm Wasser, Wein, Orangeade zu bieten.

Das war es nicht, was er wollte.

Er befahl durch einen Wink, ihm eine Feder, Tinte und Papier zu bringen.

Man gehorchte, sowohl um ihm zu gehorchen, als damit nicht ein Gedanke dieses großen Genies, nicht einmal die des Deliriums verloren gehen.

Er nahm die Feder und schrieb mit fester Hand die zwei Worte: »Schlafen, sterben.«

Das waren die zwei Worte von Hamlet.

Gilbert gab sich den Anschein, als verstünde er nicht.

Mirabeau ließ die Feder los, packte seine Brust mit vollen Händen, als wollte er sie zerbrechen, gab ein paar unarticulirte Schreie von sich, nahm wieder die Feder, machte eine übermenschliche Anstrengung, um dem Schmerz zu gebieten, sich einen Augenblick zu enthalten, und schrieb. »Die Schmerzen sind stechend, unerträglich geworden. Darf man einen Freund vielleicht Tage lang auf dem Rade lassen, während man ihm die Folter mit ein paar Tropfen Opium ersparen kann?«

Aber der Doctor zögerte. Ja, in äußersten Augenblick würde er, wie er Mirabeau gesagt hatte, im Angesichte des Todes da sein, doch um den Tod zu bekämpfen, nicht um ihn zu unterstützen.

Die Schmerzen wurden immer heftiger; der Sterbende strengte sich an, rang die Hände, biß in sein Kopfkissen.

Endlich brachen sie die Bande der Lähmung.

»Ob! die Aerzte, die Aerzte!« rief er plötzlich. »Sind Sie nicht mein Arzt und mein Freund, Gilbert? Haben Sie mir nicht versprochen, nur die Schmerzen eines solchen Todes zu ersparen? Soll ich das Bedauern mit mir nehmen, daß ich Ihnen mein Vertrauen geschenkt? Gilbert, ich appellire an Ihre Freundschaft! ich appellire an Ihre Ehre.«

Und mit einem Seufzer, einem Stöhnen, einem Schmerzensschrei sank er wieder auf sein Kissen zurück.

Gilbert stieß auch einen Seufzer aus, reichte Mirabeau die Hand und sprach:

»Es ist gut, mein Freund, man wird Ihnen geben, was Sie verlangen.«

Und er nahm eine Feder und schrieb eine Verordnung, welche nichts Anderes war als eine starke Dosis Brustsyrop²⁵ in destillirtem Wasser.

Doch kaum hatte er das letzte Wort geschrieben, als sich Mirabeau in seinem Bette aufsetzte, die Hand ausstreckte und die Feder verlangte.

Gilbert gab sie ihm schleunigst.

Da klammerte sich seine vom Tode zusammengezogene Hand an das Papier an, und er schrieb mit einer kaum lesbaren Schrift: »Fliehen! fliehen! fliehen!«



Fliehen! fliehen! fliehen!

Er wollte unterzeichnen, doch er war kaum im Stande, die vier ersten Buchstaben seines Namens zu schreiben, und er streckte abermals die Hand gegen Gilbert aus und murmelte:

»Für sie!«

Dann sank er ohne Bewegung, ohne Blick, ohne Hauch aus sein Kissen zurück.

Er war todt.

Gilbert näherte sich dem Bette, schaute ihn an, fühlte ihm den Puls, legte ihm die Hand aus das Herz, wandte sich sodann gegen die Zuschauer dieser erhabenen Scene um und sprach:

»Meine Herren, Mirabeau leidet nicht mehr.«

Und er drückte zum letzten Mal seine Lippen aus die Stirne des Todten, nahm das Papier, dessen Bestimmung er allein kannte, faltete es gewissenhaft zusammen, steckte es in seine Brusttasche und ging rasch weg, denn er dachte, er habe nicht das Recht, nur einen Augenblick länger, als die Zeit, die man brauchte, um von der Chaussée-d'Autin nach den Tuileries zu gehen, die Ermahnung des erhabenen Todten zu behalten.

Einige Secunden, nachdem der Doctor Gilbert das Sterbezimmer verlassen hatte, erhob sich ein gewaltiges Geschrei auf der Straße: schon fing das Gerücht vom Tode von Mirabeau an sich zu verbreiten.

Bald trat ein Bildbauer ein: er war von Gilbert geschickt, um der Nachwelt das Bild des großen Redners in dem Augenblick, wo er in seinem Kampfe gegen den Tod unterlegen, zu bewahren.

Ein paar Minuten Ewigkeit hatten schon dieser Maske die Heiterkeit verliehen, welche eine mächtige Seele, wenn sie den Körper verläßt, auf die Physiognomie, die sie belebt hat, wiederscheint.

Mirabeau ist nicht todt, Mirabeau scheint einen Schlaf voll von Leben und lachenden Träumen zu schlafen.

LXXIX.

Das Leichenbegängniß.

Der Schmerz war unermesslich, allgemein; in einem Augenblicke verbreitete er sich vom Mittelpunkte zum Umkreise, von der Rue de la Chaussée-d'Antin zu den Barrièren von Paris.

Es war halb neun Uhr Morgens.

Das Volk stieß ein ungeheures Geschrei aus: dann beauftragte es sich selbst, die Trauer zu decretiren.

Es lies nach den Theatern, zerriß ihre Zettel und schloß ihre Thüren.

Ein Ball fand am demselben Abend in einem Hotel der Rue de la Chaussée-d'Antin statt; es stürmte das Hotel, zerstreute die Tänzer und zerbrach die musikalischen Instrumente.

Der Nationalversammlung wurde der Verlust, den sie erlitten, durch ihren Präsidenten angezeigt.

Sogleich bestieg Barère die Tribüne und verlangte, daß die Nationalversammlung im Protokoll dieses unglücklichen Tages das Zeugniß des Bedauerns, das sie dem Verluste dieses großen Mannes widme, niederlege und drang daraus, daß alle Mitglieder der Nationalversammlung eingeladen werden sollen, seinem Leichenbegängnisse beizuwohnen.

Am andern Tage, am 3. April, erschien der Director des Departement von Paris vor der Nationalversammlung, verlangte und erhielt, daß die Saint-Geneviève-Kirche als Pantheon, geweiht dem Begräbnisse großer Männer, errichtet, und daß Mirabeau zuerst darin begraben werde.

Bezeichnen wir hier dieses herrliche Decret der Nationalversammlung. Es ist gut, daß man in diesen Büchern, welche die Staatsmänner für frivol halten, weil sie das Unrecht haben, die Geschichte unter einer etwas weniger schwerfälligen Form als die, welche die Geschichtschreiber anwenden, zu lehren, es ist gut, sagen wir, daß man so oft als möglich und gleichviel wo, wenn es nur im Bereiche der Augen ist, diese Decrete findet, welche um so größer, als sie unwillkürlich der Bewunderung und der Dankbarkeit eines Volkes entrissen worden sind.

Es folgt hier das Decret in seiner ganzen Reinheit.

Die Nationalversammlung beschließt:

Art. I.

Das neue Sainte-Geneviève-Gebäude wird zur Aufnahme der Asche der großen Männer, von der Epoche der französischen Freiheit an, bestimmt sein.

Art. II

Der gesetzgebende Körper allein wird entscheiden, welchen Männern diese Ehre zuerkannt werden soll.

Art. III.

Honoré Riquetti Mirabeau wird dieser Ehre würdig erachtet.

Art. IV.

Die Legislatur kann in Zukunft diese Ehre nicht einem ihrer aus ihrem Kreise gestorbenen Mitglieder zuerkennen; sie kann nur durch die folgende Legislatur zuerkannt werden.

V.

Die Ausnahmen, welche in Beziehung, aus einige vor der Revolution gestorbene große Männer gestattet werden dürften, können nur durch den gesetzgebenden Körper gemacht werden.

Art. VI.

Das Directorium des Departement von Paris wird beauftragt, das Sainte-Geneviève-Gebäude rasch in den Stand zu setzen, seine Bestimmung zu erfüllen, und wird über dem Giebel die Worte eingraben lassen.

Den großen Männern das dankbare Vaterland.

Art. VII.

Bis die neue Sainte-Geneviève-Kirche vollendet ist, wird der Leib von Riquetti Mirabeau neben der Asche von Descartes in der Gruft der Sainte-Geneviève-Kirche niedergelegt.

Das Pantheon ist seitdem der Gegenstand verschiedener Decrete gewesen; wir führen sie ohne Commentare neben einander oder vielmehr hinter einander an.

Decret vom 20. Februar 1796.²⁶

Ordonnanz vom 12. December 1821.²⁷

Ordonnanz vom 28. August 1830.²⁸

Decret vom 8. December 1851.²⁹

Am andern Tage um vier Uhr Nachmittags, verließ die ganze Nationalversammlung den Saal der Reitbahn, um sich nach dem Hotel von Mirabeau zu begeben; sie wurde hier erwartet vom Director des Departement, von allen Ministern und von mehr als hunderttausend Personen. Doch von diesen hunderttausend Personen war nicht eine einzige speciell im Auftrage der Königin gekommen.

Der Zug setzte sich in Bewegung.

Lafayette ritt an der Spitze als General-Commandant der Nationalgarden des Königreichs.

Dann kam der Präsident der Nationalversammlung Tronchet, königlich umgeben von zwölf Huissiers von der Kette.

Dann folgten die Minister.

Dann, die Nationalversammlung, ohne Unterschied der Partei. Sieyès gab den Arm Charles von Lameth.

Dann, nach der Nationalversammlung, der Club der Jacobiner als eine zweite Nationalversammlung; er hatte sich durch einen ohne Zweifel mehr prunkhaften als wahren Schmerz bemerkbar gemacht; er hatte acht Tage Trauer beschlossen, und Robespierre, der zu arm, um Geld für einen Frack auszugeben, hatte einen entlehnt, wie er es schon bei der Trauer um Franklin gethan.

Dann die ganze Bevölkerung von Paris, in zwei Linien von Nationalgarden eingeschlossen, die sich auf mehr als dreißigtausend Mann beliefen.

Eine Trauermusik, bei der man zum ersten Male zwei bis dahin unbekannte Instrumente, den Trombone und den Tamtam, hörte, bezeichnete dieser ungeheuren Menge den Schritt.

Erst um acht Uhr kam man zu Saint-Eustache.

Die Leichenrede wurde von Cerutti gesprochen; beim letzten Worte feuerten zehntausend Mann der Nationalgarde, die sich in der Kirche befanden, mit einem Schusse ihre Flinten ab. Die Nationalversammlung, welche auf dieses Feuern nicht gefaßt war, gab einen gewaltigen Schrei von sich. Die Erschütterung war so heftig gewesen, daß nicht eine Scheibe unversehrt blieb. Man hätte einen Augenblick glauben können, das Gewölbe stürze ein, und die Kirche werde dem Sarge als Grab dienen. Man setzte sich mit Fackeln wieder in Bewegung; die Finsterniß war herabgestiegen und hatte sich nicht nur der Straßen, durch welche man zog, sondern auch der Herzen bemächtigt.

Der Tod von Mirabeau war in der That eine politische Finsterniß. Wußte man, da Mirabeau todt war, welchen Weg man betreten sollte? Der geschickte Bändiger war nicht mehr da, um die ungestümen Renner zu lenken, welche man den Ehrgeiz und den Haß nennt. Man fühlte, daß er etwas mit sich genommen, was fortan der Nationalversammlung fehlen würde: den mitten im Kriege wachenden Genius des Friedens, die unter der Heftigkeit des Geistes verborgene Herzensgüte. Alle Welt hatte bei diesem Tode verloren; die Royalisten hatten keinen Stachel, die Revolutionäre keinen Zügel mehr. Fortan würde der Wagen rascher rollen, und der Abhang war noch lang. Wer konnte sagen, wohin man rollte, und ob es gegen den Triumph oder gegen den Abgrund war?

Man erreichte das Pantheon erst um Mitternacht.

Ein einziger Mensch hatte beim Zuge gefehlt, Pétion.

Warum war Pétion weggeblieben? Er sagte es selbst am andern Tage denjenigen von seinen Freunden, welche ihm seine Abwesenheit zum Vorwurf machten.

Et behauptete, den Plan einer contrerevolutionären Verschwörung, geschrieben von der Hand von Mirabeau, gelesen zu haben.

Drei Jahre nachher, an einem düstern Herbsttage, nicht mehr im Saale der Reitbahn, sondern im Saale der Tuileries, als der Convent, nachdem er den König getödtet, nachdem er die Königin getödtet, nachdem er die Girondisten getödtet, nachdem er die Cordeliers getödtet, nachdem er die Jacobiner getödtet, nachdem er die Montaguards getödtet, nachdem er sich selbst getödtet, nichts Lebendiges mehr zu tödten hatte, fing er an die Todten zu tödten. Da erklärte er mit wilder Freude, er habe sich in dem Urtheile, das er über Mirabeau gefällt, getäuscht, und in seinen Augen könne das Genie die Corruption nicht verzeihbar machen.

Es wurde ein neues Decret erlassen, das Mirabeau vom Pantheon ausschloß. Es kam ein Huissier, verlas aus der Schwelle des Tempels das Decret, welches Mirabeau unwürdig erklärte, das Grab von Voltaire, Rousseau, Descartes zu theilen, und forderte den Hüter der Kirche aus, ihm den Leichnam zu übergeben.

So rief eine Stimme furchtbarer als die, welche im Thale Josaphat ertönt haben soll, vor der Stunde:

»Pantheon, gib deine Todten zurück!«

Das Pantheon gehorchte; der Leichnam von Mirabeau wurde dem Huissier übergeben, der, wie er selbst sagte, den genannten Sarg *an den gewöhnlichen Ort der Begräbnisse bringen und hier bestatten ließ*.

Der gewöhnliche Ort der Begräbnisse war aber Clamart, der Friedhof der Hingerichteten.

Und, ohne Zweifel, um die Strafe, die ihn selbst im Tode aussuchen sollte, noch

erschrecklicher zu machen, wurde der Sarg nächtlicher Weile und ohne Gefolge, ohne irgend ein Anzeichen des Begräbnisortes, ohne Krenz, ohne Stein, ohne Inschrift beerdigt.

Nur führte später ein alter Todtengräber, befragt von einem von jenen Geistern, welche begierig sind, das zu erfahren, was die Andern nicht wissen, eines Abends einen Mann durch den trostlosen Gottesacker, blieb in der Mitte desselben stehen, stieß mit dem Fuße auf den Boden und sagte:

»Hier ist es.«

Dann, als der Neugierige weiter in den Todtengräber drang, um Gewißheit zu erhalten, wiederholte dieser:

»Hier ist es, ich stehe dafür, denn ich habe ihn in sein Grab versenken helfen und wäre beinahe selbst nachgerollt, so schwer war sein verfluchter bleierner Sarg.«

Dieser Mann war Nodier. Eines Tags führte er mich auch nach Clamart, stieß mit dem Fuße auf denselben Ort und sagte zu mir:

»Hier ist es.«

Es sind aber nun mehr als fünfzig Jahre, daß die Generationen, die sich gefolgt, über dieses unbekante Grab von Mirabeau hinschreiten. Ist das nicht eine hinreichend lange Sühne für ein bestreitbares Verbrechen, welches viel mehr das der Feinde von Mirabeau, als das von Mirabeau selbst war, und wird es nicht Zeit sein, bei der ersten Gelegenheit diese unreine Erde, in der er ruht, zu durchwühlen, bis man den bleiernen Sarg findet, der so schwer in den Armen des Todtengräbers lastete, und an dem man den Geächteten des Pantheon erkennen wird?

Vielleicht verdient Mirabeau das Pantheon nicht, doch sicherlich ruhen Viele in christlicher Erde und werden Viele darin ruhen, welche das Hochgericht mehr als er verdienen.

Frankreich! zwischen dem Hochgerichte und dem Pantheon ein Grab für Mirabeau! mit seinem Namen statt jeder Grabschrift, mit seiner Büste statt jeder Verzierung, mit der Zukunft statt jedes Richters!

LXXX.

Die Boten.

Am Morgen desselben 2. April, vielleicht eine Stunde, ehe Mirabeau den letzten Seufzer aushauchte, ging ein Oberofficier der Marine, in seiner großen Uniform des Kapitäns eines Linienschiffes, der von der Rue Saint-Honoré kam, nach den Tuilerien durch die Rue Saint-Louis und durch die Rue de l'Echelle.

Er ließ, als er zum Hofe der Ställe gelangte, diesen links, sprang über die Ketten, die ihn vom innern Hofe trennten, erwiderte der Schildwache, die das Gewehr vor ihm präsentirte, ihren Gruß und befand sich im Schweizerhofe.

Hier ging er wie ein Mensch, der mit dem Wege vertraut ist, auf eine kleine Gesindetreppe zu, welche durch einen langen Corridor mit dem Cabinet des Königs in Verbindung stand.

Als ihn der Kammerdiener erblickte, gab er einen Ausruf des Erstaunens, beinahe der Freude von sich; doch der Ankommende legte einen Finger auf seinen Mund und sagte:

»Herr Hue, kann mich der König in diesem Augenblick empfangen?«

»Der König ist mit dem Herrn General von Lafayette, dem er seine Befehle für den Tag gibt,« erwiderte der Kammerdiener. Doch sobald der General weggegangen ist . . . «

»Werden Sie mich melden?« versetzte der Officier.

»Oh! das ist ohne Zweifel unnöthig; Seine Majestät erwartet Sie, denn schon gestern Abend hat sie Befehl gegeben, Sie sogleich bei Ihrer Ankunft einzuführen.«

In diesem Augenblick hörte man die Klingel im Cabinet des Königs ertönen.

»Ah!« sagte der Kammerdiener, »der König klingelt wahrscheinlich, um sich nach Ihnen zu erkundigen.«

»Dann gehen Sie hinein, Herr Hue, und lassen Sie uns keine Zeit verlieren, wenn der König mich wirklich empfangen kann.«

Der Kammerdiener öffnete die Thüre, und beinahe in demselben Augenblick, ein Beweis, daß der König allein war, meldete er:

»Der Herr Graf von Charny.«

»Oh! er trete ein! er trete ein!« rief der König; »seit gestern erwarte ich ihn.«

Charny trat rasch ein, näherte sich dem König mit einem ehrfurchtvollen Eifer und sprach:

»Sire, ich bin, wie es scheint, um einige Stunden im Verzuge, doch wenn ich Seiner Majestät die Ursache dieses Verzugs gesagt habe, wird sie mir verzeihen.«

»Kommen Sie, kommen Sie, Herr von Charny. Ich erwartete Sie allerdings mit Ungeduld; doch ich bin zum Voraus überzeugt, daß nur eine wichtige Ursache Ihre Reise weniger rasch machen konnte, als sie hätte sein sollen. Sie sind nun hier, seien Sie willkommen.«

Und er reichte dem Grafen eine Hand, die dieser ehrerbietig küßte.

»Sire,« fuhr Charny fort, als er die Ungeduld des Königs wahrnahm, »ich habe Ihren Befehl vorgestern in der Nacht erhalten und bin gestern Morgen um drei Uhr von Montmédy abgereist.«

»Wie sind Sie gereist?«

»Mit Postkutsche.«

»Das erklärt mir die paar Stunden Verzug,« sprach lächelnd der König.

»Sire, ich hätte allerdings mit verhängten Zügeln kommen können, und auf diese Art wäre ich zwischen zehn und elf Uhr und sogar früher, der directen Straße folgend, hier gewesen; doch ich wollte mir Rechenschaft von den guten oder schlimmen Chancen der Straße geben, welche Eure Majestät gewählt hat; ich wollte die gut bestellten und die schlecht bedienten Posten kennen lernen; ich wollte besonders genau wissen, wie viel Zeit man auf die Minute, auf die Secunde brauche, um von Montmédy nach Paris und folglich von Paris nach Montmédy zu kommen. Ich habe mir Alles notiert und bin nun im Stande, Ihnen über Alles zu antworten.«

»Bravo! Herr von Charny,« sprach der König, »Sie sind ein vortrefflicher Diener; nur lassen Sie mich damit anfangen, daß ich Ihnen sage, wo wir hier sind; Sie werden mir dann sagen, wo Sie dort sind.«

»Oh! Sire,« versetzte Charny, »wenn ich nach dem urtheile, was mir davon zu Ohren gekommen ist, stehen die Sachen sehr schlecht.«

»Dergestalt, daß ich Gefangener in den Tuileries bin, mein lieber Graf! Ich sagte es so eben diesem guten Herrn von Lafayette, meinem Kerkermeister, ich möchte lieber König von Metz, als König von Frankreich sein; doch zum Glück sind Sie nun hier.«

»Seine Majestät erwies mir die Ehre, mir zu sagen, Sie wolle mich mit der Lage der Dinge bekannt machen.«

»Es ist wahr, mit zwei Worten also . . . Sie haben die Flucht meiner Tanten erfahren.«

»Ja, wie Jedermann, Sire, doch ohne irgend ein Detail.«

»Ah! mein Gott, das ist ganz einfach, Sie wissen, daß uns die Nationalversammlung nur noch beeidigte Priester gestattet. Nun wohl! die armen Frauen sind erschrocken beim Herannahen der Ostern; sie glaubten, es sei Gefahr für ihre Seele dabei, wenn sie einem constitutionellen Priester beichten, und auf meinen Rath, ich muß es sagen, sind sie nach Rom abgereist. Kein Gesetz stellte dieser Reise ein Hinderniß entgegen, und man durfte nicht befürchten, daß zwei arme alte Frauen die Partei der Emigranten sehr verstärken. Sie hatten Narbonne mit dieser Abreise beauftragt; doch ich weiß nicht, wie er sich dabei benahm: die ganze Lunte wurde gerochen, und sie erhielten einen Besuch in der Art desjenigen, welchen wir in Versailles am 5. und 6. October erhielten, in Bellevue gerade an dem Abend, wo sie ausbrachen. Zum Glück gingen sie durch eine Thüre weg, während all diese Canaille durch die andere zu ihnen kam. Verstehen Sie, Graf? nicht ein Wagen bereit! drei sollten bespannt unter den Remisen warten. Sie mußten bis Mendon zu Fuße gehen. Hier fand man endlich die Wagen, und man reiste ab. Drei Stunden nachher ungeheurer Lärm in ganz Paris; diejenigen, welche gekommen waren, um sie an der Flucht zu verhindern, hatten das Nest noch warm, aber leer gesunden. Am andern Tag Gebrülle der ganzen Presse. Marat schreibt, sie nehmen Millionen mit; Desmoulins, sie entführen den Dauphin. Nichts von Allem dem war wahr; die armen Frauen hatten drei- bis viermalhunderttausend Franken in ihrer Börse und waren mit sich selbst genug in Verlegenheit, ohne sich mit einem Kinde zu belasten, das sie nur erkennbar machen konnte; und zum Beweise dient, daß sie zuerst in Moret erkannt wurden, wo man sie weiter ziehen ließ, und sodann in Arnay-le-Duc, wo man sie verhaftete. Ich mußte an die Nationalversammlung schreiben, daß sie weiter reisen durften, und trotz meines Briefes, hat die Nationalversammlung einen ganzen Tag gestritten. Endlich wurde es ihnen erlaubt, ihre Reise fortzusetzen, doch unter der Bedingung, daß der Ausschuß ein Gesetz über die Emigration vorlege.«

»Ja,« sagte Charny, »aber mir schien, auf eine herrliche Rede von Herrn von Mirabeau hat die Nationalversammlung das Gesetz, das der Ausschuß beantragte, verworfen.«

»Allerdings hat sie ihn verworfen. Doch neben diesem kleinen Triumphe erwartete mich eine große Demüthigung. Als man sah, welchen Lärmen die Abreise der armen Frauen machte, eilten einige ergebene Freunde, — es blieben mir noch mehr, als ich glaubte, mein lieber Gras, — eilten einige ergebene Freunde, etwa hundert Edelleute, nach den Tuileries und boten mir ihr Leben an. Sogleich verbreitet sich das Gerücht, es entwickle sich eine Verschwörung, und man wolle mich entführen. Lafayette, den man unter dem Vorwande, man richte die Bastille wieder auf, nach dem Faubourg Saint-Antoine hatte laufen lassen, kommt wüthend darüber, daß man ihn so dupirt, nach den Tuileries zurück, dringt mit dem Degen in der Faust, mit gefällttem Bajonnet ein, verhaftet unsere armen Freunde und entwaffnet sie. Man findet bei den Einen Pistolen, bei den Andern Messer. Jeder hatte das genommen, was er im Bereiche seiner Hand gefunden. Gut, der Tag wird in die Geschichte unter einem neuen Namen eingetragen werden: er wird der Tag der Ritter vom Dolche heißen.«

»Oh! Sire! Sire! in was für erschrecklichen Zeiten leben wir!« rief Charny, den Kopf schüttelnd.

»Warten Sie doch. Alle Jahre begeben wir uns nach Saint-Cloud; das ist eine abgemachte Sache. Vorgestern bestellen wir die Wagen, wir gehen hinab; wir finden fünfzehnhundert Personen um diese Wagen versammelt; es ist nicht möglich, vorzurücken; das Volk springt den Pferden an die Zügel, erklärt, ich wolle fliehen, doch ich werde nicht fliehen. Nach einer Stunde vergeblicher Versuche mußten wir zurückkehren: die Königin weinte vor Zorn.«

»Aber war denn der General Lafayette nicht da, um Eurer Majestät Achtung zu verschaffen?«

»Lafayette! wissen Sie, was er that? Er ließ die Sturmglocke in Saint-Roch läuten; er lief nach dem Stadthause und verlangte die rothe Fahne, um das Vaterland in Gefahr zu erklären. Das Vaterland in Gefahr, weil der König und die Königin nach Saint-Cloud fahren! Wissen Sie, wer ihm die rothe Fahne verweigert, wer sie ihm aus den Händen gerissen hat, denn er hielt sie schon? Danton. Man behauptet auch, Danton sei an mich verkauft, Danton habe hunderttausend Franken von mir bekommen. So weit sind wir, mein lieber Graf, abgesehen von Mirabeau, welcher stirbt, welcher zu dieser Stunde vielleicht schon gestorben ist.«

»Dann ist ein Grund mehr vorhanden, sich zu sputen, Sire.«

»Das wollen wir auch thun. Lassen Sie hören, was haben Sie dort mit Bouillé beschlossen? Er ist nun stark, wie ich hoffe. Die Geschichte in Nancy war für mich eine Gelegenheit, sein Commando zu vermehren, neue Truppen unter seinen Befehl zu stellen.«

»Ja, Sire, doch die Anordnungen des Kriegsministers widersetzen sich den unsern. Er hat ihm so eben das Regiment Sachsen-Husaren entzogen und verweigert ihm die Schweizer Regimenter. Nur mit großer Mühe hat er in der Festung Montmédy das Regiment Bouillon-Infanterie behalten.«

»Er zweifelt also nun?«

»Nein, Sire, das sind einige Chancen weniger; doch gleichviel! bei solchen Unternehmen muß man wohl den Theil des Feuers oder des Zufalls machen, und wir haben stets, wenn das Unternehmen gut geleitet wird, neunzig Chancen von hundert.«

»Wenn die Sache so ist, lassen Sie uns auf uns zurückkommen.«

»Sire, Euere Majestät ist immer noch fest entschlossen, die Straße nach Chalons, Sainte-

Menehould, Clermont und Stenay zu verfolgen, obgleich dieser Weg wenigstens zwanzig Meilen weiter ist, als die andern, und obgleich sich keine Post in Varennes findet?»

»Ich hab schon Herrn von Bouillé die Gründe gesagt, die mich diesen Weg vorziehen ließen.«

»Ja, Sire, und er hat uns in dieser Hinsicht die Befehle Eurer Majestät überbracht. Nach diesen Befehlen ist sogar von mir die ganze Straße, Busch für Busch, Stein für Stein, aufgenommen worden; die Arbeit muß sich in den Händen Eurer Majestät befinden.«

»Und sie ist ein wahres Muster von Klarheit. Ich kenne nun die Straße, als ob ich sie selbst gemacht hätte.«

»Wohl, Sire, vernehmen Sie die Notizen, welche meine letzte Reise den andern beigelegt hat.«

»Sprechen Sie, Herr von Charny, ich höre Sie, und zu größerer Genauigkeit ist hier die von Ihnen selbst gezeichnete Karte.«

Und als er so gesprochen, zog der König aus einem Futteral eine Karte und legte sie aus dem Tische auf. Diese Karte war nicht nur entworfen, sondern mit der Hand gezeichnet, und es fehlte, wie Charny gesagt hatte, daraus nicht ein Baum, nicht ein Stein; es war das Werk einer mehr als achtmonatlichen Arbeit.

Charny und der König neigten sich aus diese Karte.

»Sire,« sprach Charny, »die wahre Gefahr wird für Eure Majestät in Sainte-Menehould ansangen und in Stenay aufhören. Aus diesen achtzehn Meilen müssen wir unsere Detachements vertheilen.«

»Könnte man sie nicht mehr in die Nähe von Paris bringen? sie zum Beispiel bis nach Chalons kommen lassen?«

»Sire,« erwiderte Charny, »das ist schwierig. Chalons ist eine zu starke Stadt, als daß vierzig, fünfzig, hundert Mann sogar etwas Wirksames zum Heile Eurer Majestät thun könnten, wenn dieses Heil bedroht wäre. Ueberdies verbürgt sich Herr von Bouillé erst von Saint-Menehould an. Alles, was er thun kann, und auch dies hat er mich noch mit Eurer Majestät zu erörtern beauftragt, ist, daß er sein erstes Detachement nach Pont-de-Sommeville legt . . . Sie sehen, Sire, hierher, das heißt aus die erste Post nach, Chalons.«

Hier bezeichnete Charny mit dem Finger aus der Karte den Ort, von dem die Rede war.

»Gut,« sprach der König, »in zehn bis zwölf Stunden kann man in Chalons sein. In wie viel Stunden haben Sie Ihre neunzig Meilen gemacht?«

»Sire, in sechsunddreißig.«

»Doch in einem leichten Wagen, in welchem Sie allein mit Ihrem Bedienten fuhren?«

»Sire, ich habe drei Stunden unter Weges dadurch verloren, daß ich untersuchte, an welchem Ort in Varennes man das Relais legen sollte, ob diesseits, aus der Seite von Menehould, oder jenseits, aus der Seite von Dun. Das kommt also aus dasselbe heraus. Diese drei verlorenen Stunden werden die Schwere des Wagens ausgleichen. Es ist nun meine Ansicht, daß der König von Paris nach Montmédy in fünfunddreißig bis sechsunddreißig Stunden fahren kann.«

»Und Sie haben sich für das Relais in Varennes entschieden? Das ist der wichtige Punkt; wir müssen sicher sein, daß es uns dort nicht an Pferden fehlt.«

»Ja, Sire, und es ist meine Meinung, daß das Relais jenseits der Stadt, auf der Seite von Dun, gelegt werden muß.«

»Worauf stützen Sie diese Meinung?«

»Auf die Lage der Stadt selbst, Sire.«

»Erklären Sie mir diese Lage, Graf.«

»Sire, die Sache ist leicht. Ich bin seit meiner Abreise von Paris fünf- bis sechsmal durch Varennes gekommen, und gestern blieb ich von Mittag bis um drei Uhr dort. Varennes ist eine kleine Stadt von ungefähr sechszehnhundert Einwohnern und wird gebildet von zwei sehr geschiedenen Quartieren, welche man die obere Stadt und die untere Stadt nennt. Diese beiden Theile sind getrennt durch den Fluß Aire und stehen mit einander in Verbindung durch eine über diesen Fluß gebaute Brücke. Wenn Seine Majestät die Gnade haben will, mir aus der Karte zu folgen . . . hier, Sire, beim Walde von Argonne, am Saume, wird sie sehen.«

»Oh! ich bin dabei,« sagte der König; »die Straße macht eine ungeheure Biegung im Walde, um nach Clermont zu gehen.«

»So ist es, Sire.«

»Doch Alles dies erklärt mir nicht, warum Sie das Relais jenseits der Stadt legen, statt es diesseits zu legen.«

»Warten Sie doch, Sire. Die Brücke, welche von einem Quartier zum andern fuhr, wird beherrscht von einem hohen Thurme; dieser Thurm, ein alter Zollturm, ruht aus einem finstern, schmalen Gewölbe. Hier kann jedes Hinderniß die Durchfahrt aufhalten: besser ist es also, weil man hier einer Gefahr ausgesetzt ist, in starkem Trab mit Pferden und Postillons zu fahren, welche von Clerimont kommen, als fünfhundert Schritte diesseits der Brücke umzuspannen, welche, wenn der König zufällig beim Umspannen erkannt würde, auf ein einfaches Signal von drei bis vier Mann bewacht und vertheidigt werden könnte.«

»Das ist richtig,« sprach der König; »überdies werden Sie da sein, Graf, im Falle eines Verzugs.«

»Das wird für mich zugleich eine Ehre und eine Pflicht sein, vorausgesetzt, daß mich der König derselben würdig erachtet.«

Der König reichte Charny abermals die Hand und sagte dann:

»Herr von Bouillé hat also schon die Etappen bezeichnet und die Mannschaft ausgewählt, die er auf meinem Wege aufstellen wird?«

»Mit Vorbehalt der Billigung Euerer Majestät, ja, Sire.«

»Hat er Ihnen in dieser Hinsicht eine Note übergeben?«

Charny zog aus seiner Tasche ein zusammengefaltetes Papier und überreichte es, sich verbeugend dem König.

Der König entfaltete das Papier und las:

»Es ist die Ansicht des Marquis von Bouillé, daß die Detachements nicht über Sainte-Menehould hinausgehen sollten. Sollte jedoch der König fordern, daß sie bis Pont-de-Sommevelle kommen, so schlage ich Seiner Majestät vor, die Mannschaft, die ihr als Bedeckung zu dienen hat, also zu vertheilen:

1. In Pont de-Sommevelle vierzig Husaren vom Regiment Lauzun, commandirt von Herrn von Choiseul, der unter seinem Befehle den Lieutenant Boudet haben wird.

2. In Sainte-Menehould dreißig Dragoner vom Regiment Royal unter dem Commando von Herrn Dandoins, Kapitän.

3. In Clermont hundert Dragoner vom Regiment Monsieur und vierzig vom Regiment Royal, unter dem Commando des Grafen von Damas.

4. In Varennes sechzig Husaren vom Regiment Lauzun, commandirt von den Herren von Rohrig, von Bouillé Sohn und von Raigecourt.

5. In Dun hundert Husaren vom Regiment Lauzun, unter dem Commando von Deslon, Kapitän.

6. In Monzay fünfzig Reiter von Royal-Allemand, commandirt von Herrn Guntzer, Kapitän.

7. Endlich in Stenay das Regiment Royal-Allemand, commandirt von seinem Oberst-Lieutenant, Herrn Baron von Mandell.«

»Das scheint mir gut so,« sagte der König, nachdem er gelesen hatte; »doch wenn die Detachements genöthigt sind, einen, zwei oder drei Tage in diesen Städten oder Dörfern zu stationiren, welchen Vorwand wird man der Sache geben?«

»Sire, der Vorwand ist ganz gefunden; man wird glauben, Sie warten auf einen Geldtransport, den das Ministerium der Nord-Armee schicke.«

»Ah!« rief der König mit einer sichtbaren Befriedigung, »es ist für Alles vorhergesehen.«

Charny verbeugte sich.

»Und was diesen Geldtransport betrifft,« sagte der König, »wissen Sie, ob Herr von Bouillé die Million bekommen hat, die ich ihm schickte?«

»Ja, Sire, nur ist Euerer Majestät bekannt, daß diese Million in Assignaten geschickt wurde, welche zwanzig Procent verlieren?«

»War er wenigstens im Stande, sie um diesen Preis zu discountiren?«

»Sire, vor Allem ist ein getreuer Unterthan Euerer Majestät so glücklich gewesen, für sich allein hunderttausend Thaler nehmen zu können, wohlverstanden, ohne Disconto.«

Der König schaute Charny an und fragte:

»Und der Rest, Graf?«

»Der Rest,« erwiderte Herr von Charny, »ist von Herrn Bouillé Sohn bei dem Banquier seines Vaters, Herrn Perregaux, discountirt worden, welcher ihm den Betrag in Wechseln auf die Herren Bethmann in Frankfurt bezahlt hat, und diese haben die Wechsel für die Verfallzeit acceptirt. Das Geld wird also nicht fehlen.«

»Ich danke, mein lieber Herr Graf,« sprach Ludwig XVI., »Nun haben Sie mich mit dem Namen des treuen Dieners bekannt zu machen, der vielleicht sein Vermögen gefährdet hat, um diese hunderttausend Thaler Herrn von Bouillé zu geben.«

»Sire, dieser treue Diener ist sehr reich, und es ist folglich kein Verdienst von ihm gewesen, zu thun, was er gethan hat.«

»Gleichviel, mein Herr, der König wünscht seinen Namen zu wissen.«

»Sire,« erwiderte Charny, »die einzige Bedingung, welche er bei dem angeblichen Dienste, den er Euerer Majestät geleistet, gestellt hat, war, daß er anonym bleiben wolle.«

»Doch Sie kennen ihn?« fragte der König.

»Ich kenne ihn, Sire.«

»Herr von Charny,« sprach nun der König mit jener seelenvollen Würde, die er in gewissen Augenblicken besaß, »dieser Ring hier ist mir sehr theuer.« . . . Und er zog einen einfachen Ring von seinem Finger. »Ich habe ihn von der Hand meines hingeschiedenen Vaters genommen, als ich diese durch den Tod in Eis verwandelte Hand küßte. Sein Werth ist also der, den ich darauf lege: er hat keinen andern, doch für ein Herz, das mich zu begreifen weiß, wird

dieser Ring kostbarer werden, als der kostbarste Diamant. Wiederholen Sie dem getreuen Diener, was ich Ihnen gesagt habe, Herr von Charny, und geben Sie ihm diesen Ring in meinem Auftrage.«

Zwei Thränen entstürzten den Augen von Charny, seine Brust schwoll an, und keuchend setzte er ein Knie auf die Erde, um den Ring aus den Händen des Königs zu empfangen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre. Der König wandte sich rasch um, denn die Thüre, welche sich so geöffnet, war eine solche Verletzung der Regeln der Etiquette, daß sie eine große Beleidigung bildete, wurde sie nicht durch eine große Nothwendigkeit entschuldigt.

Es war die Königin; die Königin, bleich und ein Papier in der Hand haltend.

Doch beim Anblick des Grafen, der aus den Knien lag, den Ring des Königs küßte und ihn an seinen Finger steckte, ließ sie das Papier ihrer Hand entfallen und gab einen Schrei des Erstaunens von sich.

Charny stand auf und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor der Königin.

»Herr von Charny!, . . Herr von Charny! . . . hier . . . beim König . . . in den Tuileries . . . « murmelte Marie Antoinette zwischen den Zähnen.

Und leise fügte sie bei:

»Und ich wußte es nicht.«

Es lag ein solcher Schmerz in den Augen der armen Frau, daß Charny, der das Ende des Satzes nicht gehört, aber errathen hatte, zwei Schritte gegen sie machte.

»Ich komme in diesem Augenblick an,« sagte er, »und ich war gerade im Begriffe, den König um Erlaubniß zu bitten, Ihnen meine Huldigung darbringen zu dürfen.«

Das Blut erschien wieder aus den Wangen der Königin. Es war lange her, daß sie nicht mehr die Stimme von Charny und in dieser Stimme die sanfte Betonung gehört, die er seinen Worten gegeben.

Sie streckte dann beide Hände aus, als wollte sie ihm entgegengehen, doch beinahe in demselben Augenblick zog sie eine an ihr Herz zurück, das ohne Zweifel zu heftig schlug.

Charny sah Alles, hörte Alles, obgleich diese Eindrücke und Empfindungen, zu deren Erklärung wir zehn Zeilen nöthig haben, sich während der Zeit erzeugt hatten, die der König gebraucht, um das Papier aufzuheben, das de r Hand der Königin entfallen war, und das die gleichzeitige Oeffnung der Fenster und der Thüre bis in den Hintergrund des Cabinets fliegen gemacht hatte.

Der König las das, was aus das Papier geschrieben war, doch ohne etwas davon zu begreifen.

»Was wollen diese drei Worte: »»Fliehen! . . . fliehen! . . . fliehen!«« und diese Hälfte von einer Unterschrift besagen?« fragte der König.

»Sire,« antwortete die Königin, »sie wollen besagen, daß Herr von Mirabeau vor zehn Minuten gestorben ist, und daß dies der Rath ist, den er uns sterbend gibt.«

»Madame,« sprach der König, »der Rath wird befolgt werden, denn er ist gut, und dies Mal ist der Augenblick gekommen, ihn in Ausführung zu bringen.«

Hierauf wandte er sich an Charny und fügte bei:

»Graf, Sie können die Königin in ihr Gemach begleiten und ihr Alles sagen.«

»Die Königin stand auf und schaute abwechselnd den König und Charny an. Dann sprach sie zu dem Letzteren:

»Kommen Sie, Herr Graf.«

Und sie verließ hastig das Cabinet, denn würde sie noch eine Minute länger geblieben sein, so wäre es ihr nicht möglich gewesen, alle die entgegengesetzten Gefühle, welche ihr Herz verschloß, zu bewältigen und zurückzuhalten.

Charny verbeugte sich zum letzten Male vor dem König und folgte Marie Antoinette.

LXXXI.

Das Versprechen.

Als die Königin in ihr Zimmer zurückkam, sank sie aus ein Canapé und hieß Charny durch einen Wink die Thüre hinter ihm zumachen.

Zum Glück war das Bondoir, in das sie eintrat, verlassen, da Gilbert ohne Zeugen mit der Königin zu sprechen verlangt hatte, um ihr zu sagen, was vorgefallen, und ihr die letzte Ermahnung von Mirabeau zu übergeben.

Kaum saß sie, da überströmte ihr zu volles Herz, und sie brach in ein Schluchzen aus.

Dieses Schluchzen war so stark und so wahr, daß es aus der Tiefe des Herzens von Charny die Ueberreste seiner Liebe hervorrief.

Wir sagen die Ueberreste seiner Liebe, denn wenn eine Leidenschaft der ähnlich, welche wir entstehen und groß werden sahen, im Herzen eines Mannes geglüht hat, so erlischt sie, wenn sie nicht einen von den erschrecklichen Stößen, welche den Haß aus die Liebe folgen lassen, erleidet, nie völlig.

Charny befand sich in jener seltsamen Lage, welche nur diejenigen allein, die sich in einer ähnlichen Lage befunden haben, zu schätzen vermögen: er hatte zugleich eine alte und eine neue Liebe in sich.

Er liebte schon Andrée mit der ganzen Flamme seines Herzens.

Er liebte noch die Königin mit dem ganzen Mitleid seiner Seele.

Bei jedem Zerreißen dieser armen Liebe, einem Zerreißen verursacht durch den Egoismus, daß heißt, durch das Uebermaß dieser Liebe, hatte er sie, so zu sagen, im Herzen der Frau bluten gefühlt, und jedes Mal hatte er, während er diesen Egoismus begriff, wie alle diejenigen, für welche eine vergangene Liebe eine Last wird, nicht die Kraft gehabt, sie zu entschuldigen.

Und dennoch, so oft dieser so wahre Schmerz vor ihm ohne Anschuldigung und ohne Vorwürfe ausbrach, maß er die Tiefe dieser Liebe, erinnerte er sich, wie viel menschliche Vorurtheile, wie viel gesellschaftliche Pflichten diese Frau für ihn verachtet hatte, und über diesen Abgrund geneigt, konnte er sich nicht enthalten, ebenfalls eine Thräne des Bedauerns und ein Wort des Trostes darein fallen zu lassen.

Doch drang durch das Schluchzen der Vorwurf durch, doch traten durch die Thränen die Anschuldigungen an den Tag, dann erinnerte er sich aus der Stelle der Ansprüche dieser Liebe, dieses unumschränkten Willens, dieses königlichen Despotismus, der sich unablässig mit den Ausdrücken der Zärtlichkeit, mit den Beweisen der Leidenschaft vermischt hatte; er stemmte sich gegen die Ansprüche, er bewaffnete sich gegen den Despotismus, er trat in den Kampf gegen diesen Willen, er verglich damit das unstörbare Antlitz von Andrée und fing an diese Natur ganz von Eis, wie er glaubte, mit dem Bilde der Leidenschaft zu vergleichen, das immer bereit war, durch die Augen Blitze seiner Liebe, seiner Leidenschaft oder seines Stolzes zu schleudern.

Dies Mal weinte die Königin, ohne etwas zu sagen.

Es waren mehr als acht Monate vergangen, daß sie Charny nicht mehr gesehen. Getreu dem

Versprechen, das er dem König gegeben, hatte sich der Graf während dieser Zeit Niemand geoffenbart. Die Königin war also unwissend über diese Existenz geblieben, welche so innig mit der ihrigen verbunden, daß sie zwei oder drei Jahre lang geglaubt hatte, man könne die eine von der andern nur dadurch trennen, daß man beide breche.

Und Charny hatte sich doch von ihr getrennt, ohne ihr zu sagen, wohin er ging. Nur wußte sie ihn, und das war ihr einziger Trost, im Dienste des Königs verwendet; so daß sie sich sagte: »Indem er für den König arbeitet, arbeitet er auch für mich; er ist also, wollte er mich vergessen, genöthigt, an mich zu denken.«

Doch er war ein schwacher Trost, dieser Gedanke, der ihr durch einen Gegenschlag zukam, während er so lange ihr allein gehört hatte; als sie plötzlich Charny in dem Augenblick wiedersah, wo sie ihn am wenigsten wiederzusehen erwartete, als sie ihn hier beim König bei seiner Rückkehr fast an demselben Orte wiederfand, wo sie ihn am Tage seiner Abreise getroffen, — oh! alle Schmerzen, die ihre Seele gepeinigt, alle Gedanken, die ihr Herz gequält, alle Thränen, die ihre Augen während der langen Abwesenheit des Grafen versengt hatten, überströmten da auch mit einander stürmisch ihre Wangen und erfüllten ihre Brust mit allen Bangigkeiten, die sie verschwunden, mit allen Schmerzen, die sie vorübergegangen glaubte.

Sie weinte, um zu weinen: ihre Thränen hätten sie erstickt, wären sie nicht nach außen entflossen.

Sie weinte, ohne ein Wort zu sprechen. War das Freude? war es Schmerz? . . . Vielleicht vom Einen und vom Andern: jede mächtige Gemüthsbewegung faßt sich in Thränen zusammen.

Ohne etwas zu sagen, doch mit mehr Liebe, als Ehrfurcht, näherte sich auch Charny der Königin, machte er eine von den Händen los, mit denen sie ihr Gesicht bedeckte, drückte seine Lippen auf diese Hand und sprach dann:

»Madame, ich bin glücklich und stolz, Sie versichern zu können, daß, seit dem Tage, an welchem ich von Ihnen Abschied genommen, keine Stunde vergangen ist, in der ich mich nicht mit Ihnen beschäftigt habe.«

»Oh! Charny, Charny!« erwiderte die Königin, »es gab eine Zeit, wo Sie sich vielleicht weniger mit mir beschäftigt, aber mehr an mich gedacht hätten.«

»Madame, der König hatte mir eine schwere Verantwortlichkeit auferlegt; diese Verantwortlichkeit gebot mir völliges Stillschweigen bis zu dem Tage, wo meine Sendung erfüllt wäre. Sie ist es heute erst. Heute darf ich Sie wiedersehen, darf ich Sie sprechen, während ich Ihnen bis heute nicht einmal schreiben konnte.«

»Sie haben da ein schönes Beispiel von Redlichkeit gegeben, Olivier,« sagte schwermüthig die Königin, »und ich bedaure bloß Eines: daß Sie es nur auf Kosten eines andern Gefühls geben konnten.«

»Madame,« sprach Charny, »gestatten Sie, da ich vom König hierzu die Erlaubniß erhalten habe, daß ich Sie von dem, was ich für Ihr Wohl gethan, unterrichte.«

»Oh! Charny, Charny!« rief die Königin, »haben Sie mir denn nichts Dringenderes zu sagen?«

Und sie drückte zärtlich dem Grafen die Hand und schaute ihn mit jenem Blicke an, für den er einst sein Leben geboten hätte, welches er immer noch, wenn nicht zu bieten, doch zu opfern bereit war.

Und während sie Charny so anschaute, sah sie ihn, nicht als bestaubten Reisenden, der eben aus einer Postchaise steigt, sondern als einen Hofmann voll Eleganz, der seine Ergebenheit allen

Regeln der Etiquette unterworfen hat.

Diese so vollständige Eleganz, mit der die anspruchsvollste Königin hätte zufrieden sein können, beunruhigte die Frau sichtbar.

»Wann sind Sie denn angekommen?« fragte sie.

»Ich komme so eben an,« erwiderte Charny.

»Und Sie kommen? . . . «

»Von Montmédy.«

»Also haben Sie die Hälfte von Frankreich durchreist?«

»Ich habe neunzig Meilen seit gestern Morgen gemacht.«

»Zu Pferde? im Wagen?«

»In einer Postchaise.«

»Wie geht es aber zu, daß Sie nach dieser langen und ermüdenden Reise, — entschuldigen Sie meine Fragen, Charny, — so gut gebürstet, lackirt, gekämmt sind, als ein Adjutant des General Lafayette, der vom Generalstabe käme? Die Nachrichten, die Sie gebracht haben, waren also nicht sehr wichtig?«

»Im Gegentheil, sehr wichtig, Madame; doch ich dachte, wenn ich im Hofe der Tuileries mit einer mit Staub und Koth bedeckten Postchaise ankäme, so würde ich die Neugierde erregen. Der König sagte mir noch so eben, wie scharf Sie bewacht seien; und als ich dies hörte, wünschte ich mir Glück, daß ich so vorsichtig gewesen war, zu Fuße und in meiner Uniform zu kommen, wie ein einfacher Officier, der nach einer Abwesenheit von ein paar Wochen bei Hofe erscheint, um seine Ehrfurcht zu bezeigen.«

Die Königin drückte Charny krampfhaft die Hand; man sah, daß ihr noch eine letzte Frage zu machen blieb, und daß sie nur mehr Schwierigkeit halte, diese Frage zu bilden, je wichtiger ihre Frage ihr dünkte.

Sie nahm auch eine andere Form des Fragens an und sagte mit ersticker Stimme:

»Ah ja, ich vergaß, daß Sie ein Absteigequartier in Paris haben.«

Charny bebte. Jetzt erst sah er den Zweck aller dieser Fragen.

»Ich, ein Absteigequartier in Paris?« versetzte er. »Wo denn, Madame?«

Die Königin erwiderte nach einer Anstrengung:

»In der Rue Coq-Héron. Wohnt nicht dort die Gräfin?«

Charny war nahe daran, aufzubrausen wie ein Pferd, das man mit dem Sporn in eine noch frische Wunde drückt; doch es lag in der Stimme der Königin ein solches Gefühl von Zaghaftigkeit, ein solcher Ausdruck von Schmerz, daß er Mitleid mit dem bekam, was sie, die so hoffartig, die so viel Selbstbeherrschung besaß, leiden mußte, um ihre Gemüthserschütterung in diesem Grade sehen zu lassen.

»Madame,« sprach er mit einem Tone tiefer Traurigkeit, der vielleicht nicht ganz durch das Leiden der Königin verursacht wurde, »ich glaubte die Ehre gehabt zu haben, Ihnen vor meiner Abreise zu sagen, daß das Haus von Frau von Charny nicht das meinige ist. Ich bin bei meinem Bruder, dem Vicomte Isidor von Charny, abgestiegen, und bei ihm habe ich die Kleider gewechselt.«

Die Königin that einen Freudenschrei, sank auf ihre Kniee, und zog die Hand von Charny an ihre Lippen.

Doch, eben so rasch als sie, faßte er sie unter beiden Armen, hob sie auf und rief:

»Oh! Madame, was machen Sie?«

»Ich danke Ihnen, Olivier,« erwiderte die Königin mit einer so sanften Stimme, daß Charny Thränen in seine Augen treten fühlte.

»Sie danken mir . . . « sagte er. »Mein Gott! und wofür?«

»Wofür?, . . Sie fragen mich, wofür?« rief die Königin; »dafür, daß Sie mir den einzigen Augenblick vollständiger Freude gegeben, den ich seit Ihrer Abreise gehabt habe. Mein Gott! ich weiß, es ist etwas Tolles, Wahnsinniges, aber Bemitleidenswerthes um die Eifersucht. Sie sind auch zu einer Zeit eifersüchtig gewesen. Heute vergessen Sie es. Oh! die Männer, wenn sie eifersüchtig sind, sind sehr glücklich; sie können sich mit ihren Nebenbuhlern schlagen, sie tödten, oder getödtet werden. Doch die Frauen, sie können nur weinen, obgleich sie wahrnehmen, daß ihre Thränen vergeblich, gefährlich sind; denn wir wissen es wohl, daß unsere Thränen, statt denjenigen, für welchen wir sie vergießen, uns näher zu bringen, ihn häufig noch mehr von uns entfernen. Das ist aber der Schwindel der Liebe: man sieht den Abgrund, und statt sich davon zurückzuziehen, stürzt man sich darein. Ich danke Ihnen noch einmal, Olivier; Sie sehen, ich bin nun freudig, und ich weine nicht mehr.«

Und die Königin suchte in der That zu lachen, doch ihr Lachen, als hätte sie durch die Gewalt der Schmerzen die Freude verlernt, hatte einen so traurigen, so schmerzlichen Ton, daß der Graf darüber schauerte.

»Oh! mein Gott!« murmelte er, »ist es denn möglich, daß Sie so viel gelitten haben?«

Marie Antoinette faltete die Hände und sprach:

»Sei gepriesen, o Herr! denn an dem Tage, wo er meinen Schmerz begreift, wird er nicht die Stärke haben, mich nicht mehr zu lieben.«

Charny fühlte, wie es ihn auf einem Abhange hinzog, wo es ihm in einem gegebenen Augenblicke unmöglich wäre, sich zurückzuhalten. Er machte eine Anstrengung, wie jene Schlittschuhläufer, welche, um sich aufzuhalten, sich zurückbiegen, auf die Gefahr, das Eis zu brechen, auf dem sie hingleiten.

»Madame,« sprach er, »werden Sie mir denn nicht erlauben, die Frucht dieser langen Abwesenheit dadurch zu pflücken, daß ich Ihnen erkläre, was ich für Sie zu thun so glücklich gewesen bin?«

»Oh! Charny,« erwiderte die Königin, »was Sie mir so eben sagten, war mir viel lieber; doch Sie haben Recht: man muß die Frau nicht zu lange vergessen lassen, daß sie Königin ist. Sprechen Sie, Herr Gesandter: die Frau hat Alles erhalten, was sie zu erwarten berechtigt war; die Königin hört Sie.«

Da erzählte ihr Charny Alles: wie er zu Herrn von Bouillé geschickt worden; wie der Graf Louis nach Paris gekommen; wie er, Charny, Busch für Busch, die Straße aufgenommen, aus der die Königin fliehen sollte; wie er endlich zurückgekehrt, um dem König zu melden, daß gewisser Maßen nur noch der materielle Theil des Planes in Ausführung zu bringen sei.

Die Königin hörte Charny mit großer Aufmerksamkeit und zugleich mit tiefer Dankbarkeit an. Es schien ihr unmöglich, daß die einfache Ergebenheit so weit gehe. Die Liebe, und zwar eine glühende, ängstliche Liebe allein, konnte diese Hindernisse vorhersehen und die Mittel ersinnen, welche sie bekämpfen und überwinden sollten.

Sie ließ ihn daher bis zum Ende sprechen. Dann, als er geendigt hatte, fragte sie Charny,

indem sie ihn mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Zärtlichkeit anschaute:

»Sie werden also sehr glücklich sein, mich gerettet zu haben, Charny?«

»Oh!« rief der Graf, »Sie fragen mich das, Madame? Das ist der Traum meines Ehrgeizes, und wenn es mir gelingt, so wird es der Ruhm meines Lebens sein!«

»Ich würde es viel mehr vorziehen, wenn es ganz einfach der Lohn Ihrer Liebe wäre,« sprach schwermüthig die Königin. »Doch gleichviel . . . Nicht wahr, es ist Ihr glühender Wunsch, daß dieses große Werk der Rettung den Königs, der Königin und des Dauphin von Frankreich durch Sie vollführt werde?«

»Ich erwarte nur Ihre Einwilligung, um diesem Werke mein Dasein zu weihen.«

»Ja, ich begreife, mein Freund, diese Hingebung muß rein sein von jedem fremden Gefühle, von jeder materiellen Zuneigung. Es ist unmöglich, daß mein Gemahl und meine Kinder durch eine Hand gerettet werden, die es nicht wagen würde, sich gegen sie auszustrecken, um sie zu stützen, zu halten, würden sie aus dem Wege, den wir mit einander zu durchlaufen haben, ausgleiten. Ich übergebe Ihnen ihr Leben und das meinige, mein Freund; doch nicht wahr, Sie werden auch Mitleid mit mir haben?«

»Mitleid mit Ihnen, Madame?«

»Ja. Sie werden nicht wollen, daß in den Augenblicken, wo ich meine ganze Stärke, meinen ganzen Muth, meine ganze Geistesgegenwart nöthig haben werde, — eine tolle Idee vielleicht, doch es gibt Leute, die sich nicht in die Nacht hinaus wagen, aus Furcht vor Gespenstern, während sie, wenn der Tag gekommen ist, einsehen, daß es keine gibt, — Sie werden nicht wollen, daß Alles vielleicht verloren ist durch den Mangel eines Versprechens, eines gegebenen Worts? Sie werden das nicht wollen? . . . «

Charny unterbrach die Königin:

»Madame, ich will das Heil Eurer Majestät; ich will das Glück Frankreichs; ich will den Ruhm, das Werk zu vollenden, das ich begonnen habe, und ich gestehe, ich bin in Verzweiflung, daß ich Ihnen nur ein so schwaches Opfer zu bringen habe: ich schwöre Ihnen, Frau von Charny nur mit der Erlaubniß Eurer Majestät zu sehen.«

Und er verbeugte sich ehrerbietig und kalt vor der Königin und entfernte sich, ohne daß diese, in Eis verwandelt durch den Ton, mit den, er die letzten Worte gesprochen, ihn zurückzuhalten suchte.

Doch kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, als Marie Antoinette, die Hände ringend, voll Schmerz ausrief:

»Oh! wie viel mehr würde es mich beglücken, wenn ich es wäre, welche er nicht mehr zu sehen geschworen hätte, und wenn er mich liebte, wie er sie liebt! . . . «

LXXXII.

Doppeltes Gesicht.

Auf dem daraus folgenden 19, Juni, gegen acht Uhr Morgens, ging Gilbert mit großen Schritten in seiner Wohnung in der Rue Saint-Honoré auf und ab; von Zeit zu Zeit trat er ans Fenster und neigte sich hinaus wie ein Mensch, der mit Ungeduld Jemand erwartet, den er nicht kommen sieht.

Er hielt in der Hand ein viereckig zusammengelegtes Papier mit Buchstaben und Siegeln, welche von der andern Seite, wo sie ausgedruckt waren, durchschienen. Es war ohne Zweifel ein Papier von großer Wichtigkeit, denn zwei- oder dreimal während dieser ängstlichen Minuten der Erwartung entfaltete es Gilbert, las es, legte es wieder zusammen, um es abermals zu öffnen und abermals zusammenzulegen.

Endlich machte das Geräusch eines Wagens, der vor der Thüre hielt, daß er in aller Eile nach dem Fenster lief; doch es war zu spät: derjenige, welchen der Wagen gebracht hatte, befand sich schon im Gange.

Gilbert zweifelte indessen offenbar nicht an der Identität der Person, denn er stieß die Thüre des Vorzimmers auf und rief:

»Bastian, öffnen Sie dem Herrn Grafen von Charny, den ich erwarte.«

Und zum letzten Male entfaltete er das Papier, das er eben wieder las, als Bastian, statt den Grafen von Charny zu melden, den Herrn Grafen von Cagliostro meldete.

Dieser Name war zu dieser Stunde so fern vom Geiste Gilberts, daß er schauerte, als wäre ein Blitz, ihm den Donner verkündigend, vor seinen Augen vorübergezogen.

Er legte rasch das Papier wieder zusammen und verbarg es in der Seitentasche seines Rockes.

»Der Herr Graf von Cagliostro!« wiederholte er, noch ganz erstaunt über die Meldung.

»Ei! mein Gott, ja, ich selbst, mein lieber Gilbert.« sagte der Graf; »nicht mich erwarteten Sie, ich weiß es wohl, sondern Herrn von Charny; doch Herr von Charny ist beschäftigt, ich werde Ihnen sogleich sagen, womit, so daß er kaum vor einer halben Stunde kommen kann; als ich dies sah, sagte ich, bei meiner Treue, zu mir selbst: »»Da ich mich im Quartier befinde, so will ich einen Augenblick zum Doctor Gilbert hinausgehen.«« Ich hoffe, daß Sie mich, weil Sie mich nicht erwarteten, doch darum nicht minder gut empfangen werden.«

»Lieber Meister,« erwiderte Gilbert, »Sie wissen wohl, daß zu jeder Stunde des Tags und der Nacht zwei Thüren für Sie geöffnet sind: die Thüre des Hauses und die Thüre des Herzens.«

»Ich danke, Gilbert. Eines Tags wird es mir vielleicht auch vergönnt sein, Ihnen zu beweisen, in welchem Grade ich Sie liebe; ist dieser Tag gekommen, so wird der Beweis nicht auf sich warten lassen. Doch plaudern wir nun.«

»Und worüber?« fragte Gilbert lächelnd, denn die Gegenwart von Cagliostro kündigte ihm immer ein neues Erstaunen an.

»Worüber?« wiederholte Cagliostro. »Nun, über das, was das Modegespräch ist, über die nahe bevorstehende Abreise des Königs.«

Gilbert fühlte sich vom Scheitel bis zu den Zehen schauern, doch das Lächeln verschwand nicht einen Augenblick von seinen Lippen, und durch seine Willenskraft, wenn er auch den Schweiß nicht verhindern konnte, an der Wurzel seiner Haare zu perlen, verhinderte er doch wenigstens die Blässe, auf seinen Wangen zu erscheinen.

»Und da wir einige Zeit zu plaudern haben werden, insofern diese Sache Stoff bietet, so will ich mich setzen,« fügte Cagliostro bei.

Und er setzte sich in der That.

Als indessen die erste Bewegung des Schreckens vorüber war, bedachte Gilbert, daß, wenn ein Zufall Cagliostro zu ihm geführt hatte, dieser Zufall wenigstens providentiell war. Cagliostro, der keine Geheimnisse für ihn zu haben pflegte, würde ihm ohne Zweifel Alles erzählen, was er von dieser Abreise des Königs und der Königin wüßte, von der er ihm ein Wort gesagt.

»Nun,« sprach Cagliostro, als er sah, daß Gilbert wartete, »für Morgen ist es also bestimmt?«

»Liebster Meister,« erwiderte Gilbert, »Sie wissen, daß es meine Gewohnheit ist, Sie bis zum Ende reden zu lassen; selbst wenn Sie sich irren, ist immer etwas für mich zu lernen, und zwar nicht allein in einer Rede, sondern auch in einem Worte von Ihnen.«

»Und worin habe ich mich bis jetzt geirrt, Gilbert? Etwa, als ich Ihnen den Tod von Favras prophezeite, den zu verhindern ich indessen im gegebenen Augenblicke Alles, was ich konnte, gethan habe? Etwa, als ich Sie darauf aufmerksam machte, daß der König selbst gegen Mirabeau intriguire, und daß Mirabeau nicht zum Minister ernannt werde? Etwa, als ich Ihnen sagte, Robespierre werde das Schafott von Karl I. und Buonaparte den Thron von Karl dem Großen wiedererrichten? Was dies betrifft, so können Sie mich des Irrthums beschuldigen, denn die Zeiten sind noch nicht abgelaufen, und von diesen Dingen gehören die einen dem Ende dieses Jahrhunderts und die andern dem Anfange des nächsten an. Heute aber, mein lieber Gilbert, wissen Sie besser als irgend Jemand, daß ich die Wahrheit spreche, wenn ich Ihnen sage, der König soll in der Nacht von morgen fliehen, da Sie Einer der Agenten dieser Flucht sind.«

»Wenn dem so ist,« erwiderte Gilbert, »so erwarten Sie nicht von mir, daß ich es Ihnen gestehe, nicht wahr?«

»Brauche ich Ihr Geständniß? Es ist Ihnen wohl bekannt, nicht nur, daß *ich Derjenige bin, welcher ist*, sondern auch, daß *ich Derjenige bin, welcher weiß*.«

»Aber wenn Sie Derjenige sind, welcher weiß, so wissen Sie, daß die Königin gestern zu Herrn von Montmorin in Betreff der Weigerung von Madame Elisabeth am Sonntag dem Fronleichnamsfeste beizuwohnen, gesagt hat: »Sie will nicht mit uns nach Saint-Germain-l'Auxerrois; sie betrübt mich, sie könnte doch wohl dem König ihre Meinungen zum Opfer bringen,«« Wenn nun die Königin am Sonntag mit dem König in die Saint-Germain-l'Auxerrois-Kirche geht, so reisen sie morgen Nacht nicht ab oder sie machen wenigstens keine lange Reise.«

»Ja, aber ich weiß auch, daß ein großer Philosoph gesagt hat: »Das Wort ist dem Menschen gegeben worden, um seine Gedanken zu verbergen.«« Und Gott ist nicht so exclusiv, um den Menschen allein ein so kostbares Geschenk gemacht zu haben.«

»Mein lieber Meister,« sagte Gilbert, der immer aus dem Boden des Scherzes zu bleiben suchte, »Sie kennen die Geschichte vom ungläubigen Apostel.«

»Welcher zu glauben anfang, als ihm Christus seine Füße und seine Hände gezeigt hatte. Wohl, mein lieber Gilbert, die Königin, die an alle ihre Bequemlichkeiten gewöhnt ist und diese Bequemlichkeiten während ihrer Reise nicht vermissen will, obgleich diese Reise, wenn die

Berechnung von Herrn von Charny richtig ist, nur fünfunddreißig bis sechsunddreißig Stunden dauern soll, die Königin hat bei Desbrosses in der Rue Notre-Dame des Victoires ein reizendes Necessaire ganz von Vermeil bestellt, von welchem man glaubt, es sei für ihre Schwester, die Erzherzogin Christine, Statthalterin der Niederlande, bestimmt. Das Necessaire, das erst gestern Morgen fertig wurde, ist gestern Abend in die Tuileries gebracht worden; dies, was die Hände betrifft. Man fährt in einer großen, geräumigen Reiseberline, welche leicht sechs Personen faßt. Sie ist bei Louis, dem ersten Wagenmacher des Champs-Élysées, durch Herrn von Charny bestellt worden, der sich in diesem Augenblick bei ihm befindet und ihm hundert und zwanzig Louis d'or, das heißt, die Hälfte der vertragsmäßigen Summe, bezahlt. Man hat sie gestern mit vier Postpferden probiert, und sie hat vollkommen ausgehalten; Herr Isidor von Charny hat auch einen vortrefflichen Bericht darüber erstattet, dies, was die Füße betrifft. Endlich hat Herr von Montmorin, ohne zu wissen, was er unterzeichnete, diesen Morgen einen Paß für die Frau Baronin von Korff, ihre zwei Kinder, ihre zwei Kammerfrauen, ihren Intendanten und ihre drei Bedienten unterzeichnet. Frau von Korff ist Frau von Tourzel, Gouvernante der Kinder von Frankreich; ihre zwei Kinder sind Madame Royale und Monseigneur der Dauphin: ihre zwei Kammerfrauen sind die Königin und Madame Elisabeth; ihr Intendant ist der König; ihre drei Bedienten endlich, welche als Couriere gekleidet voranreiten und den Wagen begleiten sollen, sind Herr Isidor von Charny, Herr von Malden und Herr von Valory; dieser Paß ist das Papier, das Sie in der Hand hielten, als ich eintrat, das Sie zusammenfalteten und in Ihrer Tasche verbargen, als Sie mich erblickten; es ist in folgenden Worten abgefaßt:

»Im Namen des Königs,«

»Befehlen wir, die Frau Baronin von Korff mit ihren zwei Kindern, einer Kammerfrau, einem Kammerdiener und drei Bedienten passiren zu lassen.

»Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten,

»Montmorin.«

Dies, was die Seite betrifft . . . Bin ich gut unterrichtet, mein lieber Gilbert?«

»Abgesehen von einem kleinen Widerspruche zwischen Ihren Worten und der Abfassung des genannten Passes.«

»Nun?«

»Sie sagen, die Königin und Madame Elisabeth stellen die zwei Kammerfrauen von Madame Tourzel vor, und ich sehe auf dem Passe nur eine einzige Kammerfrau.«

»Ah! ja: wenn Sie in Bondy angekommen sind, wird Frau von Tourzel, welche glaubt, sie mache die Reise bis Montmédy mit, gebeten werden, auszusteigen. Herr von Charny, der ein zuverlässiger, vertrauter Mann ist, auf den man rechnen kann, wird an ihrer Stelle einsteigen und die Nase im Nothfall an den Kutschenschlag halten, um, wenn es sein muß, ein Paar Pistolen aus seiner Tasche zu ziehen. Die Königin soll dann Frau von Korff werden, und da außer Madame Royale, welche überdies zu den Kindern gehört, nur eine Frau, Madame Elisabeth, im Wagen sein wird, so war es unnöthig, auf den Paß zwei Kammerfrauen zu setzen. Wollen Sie nun noch andere Details? es sei, es fehlt nicht an solchen, und ich werde Ihnen geben. Die Abreise sollte vor dem 1. Juni stattfinden; Herr von Bouillé lag viel hieran; er hat sogar in dieser Hinsicht an den König einen seltsamen Brief geschrieben, in welchem er ihn auffordert, sich zu beeilen, in Betracht, sagte er, daß die Truppen von Tag zu Tag *schlechter werden*, und daß er für nichts stehe, wenn man die Soldaten den Eid leisten lasse. Unter diesen Worten, sie *werden*

schlechter,« fügte Cagliostro mit seiner spöttischen Miene bei, »muß man verstehen, die Armee fange an zu erkennen, da sie zwischen einer Monarchie, welche drei Jahrhunderte das Volk dem Adel, den Soldaten dem Officier geopfert hat, und einer Constitution zu wählen habe, welche die Gleichheit vor dem Gesetze proclamirt und auf den Graden die Belohnung des Verdienstes und des Muthes macht, diese undankbare Armee fange an das Wahre zu erkennen und neige sich zur Constitution. Doch weder die Berline, noch das Necessaire waren fertig, und man konnte unmöglich am 1. abreisen, was ein großes Unglück ist, indem seit dem 1. die Armee immer schlechter werden konnte und die Soldaten den Eid auf die Constitution geschworen haben; wonach die Abreise auf den 8. festgesetzt wurde. Doch Herr von Bouillé hat die Bezeichnung dieses Datums zu spät erhalten, und so war er seinerseits genöthigt, zu antworten, er sei nicht bereit; da wurde die Sache einhellig aus den 12. verschoben; man hätte den 11. vorgezogen, aber eine sehr demokratische Frau, welche überdies die Geliebte von Herrn von Gouvion, dem Adjutanten von Herrn von Lafayette, Frau von Rochereul, wenn Sie ihren Namen wissen wollen, hatte den Dienst beim Dauphin, und man befürchtete, sie könnte etwas wahrnehmen und, wie der arme Herr von Mirabeau sagte, von dem verborgenen Kessel, den die Königin immer in einem Winkel ihres Palastes kochen lasse, Anzeige machen. Am 12. bemerkte der König, daß er nur noch sechs Tage zu warten hatte, um ein Quartal von seiner Civilliste, sechs Millionen, zu beziehen. Teufel! Sie werden zugeben, mein lieber Gilbert, das war wohl der Mühe werth, sechs Tage zu warten! Ueberdies hatte Leopold, der große Temporisirer, der Fabius der Könige, versprochen, es werden fünfzehntausend Oesterreicher am 15. die Ausgänge von Arlon besetzen. Ei! Sie begreifen, es fehlt diesen guten Königen nicht am Willen, doch sie haben ihrerseits auch ihre kleinen Angelegenheiten zu Ende zu bringen. Oesterreich hatte Lüttich und Brabant verzehrt und war gerade in der Verdauung von Stadt und Provinz begriffen, wenn aber Oesterreich verdaut, schläft es. Catherine war im Zuge, den kleinen König Gustav VI. zu schlagen, dem sie endlich einen Waffenstillstand bewilligt hat, damit er Zeit habe, in Aix in Savoyen die Königin von Frankreich, wenn sie aus ihrem Wagen steige, zu empfangen; mittlerweile wird sie von der Türkei abnagen, was sie kann, und die Knochen von Polen aussaugen. Das philosophische Preußen und das philanthropische England sind im Zuge, die Haut zu wechseln, damit sich das Eine vernünftig gegen das Ufer des Rheins und das Andere auf der Nordsee ausdehnen kann. Kurz, die Abreise war aus Sonntag den 19. um Mitternacht verschoben worden; am 18. Morgens wurde eine neue Depeche abgefertigt, welche diese Abreise aus Montag den 20. zu derselben Stunde, das heißt, auf morgen Abend verschob, was wohl seinen Uebelstand haben dürfte, insofern Herr von Bonillé schon Befehle an alle seine Detachements geschickt hatte und er Gegenbefehle schicken mußte. Merken Sie wohl auf, mein lieber Gilbert, Alles dies ermüdet die Soldaten und gibt den Einwohnerschaften zu denken.«

»Graf,« erwiderte Gilbert, »ich werde mich keiner List gegen Sie bedienen; Alles, was Sie gesagt haben, ist wahr, und ich will es Ihnen gegenüber um so weniger leugnen, als es nicht meine Ansicht war, daß der König abreisen, oder vielmehr, daß der König Frankreich verlassen sollte. Gestehen Sie nun offenherzig, aus dem Gesichtspunkte der Gefahr für die Königin und ihre Kinder, wenn der König als König bleiben müßte, ist es ihm als Menschen, als Gatten, als Vater nicht gestattet, zu fliehen?«

»Nun denn, soll ich Ihnen Eines sagen, mein lieber Gilbert? Nicht als Vater, nicht als Gatte, nicht als Mensch flieht Ludwig XVI., nicht wegen des 5. und 6. Octobers verläßt er Frankreich; nein, durch seinen Vater ist er, im Ganzen genommen, Bourbon, und die Bourbonen wissen, was

es heißt, der Gefahr ins Auge schauen; nein, er verläßt Frankreich wegen dieser Constitution, die ihm, nachdem Beispiele der Vereinigten Staaten, die Nationalversammlung fabricirt hat, ohne zu bedenken, daß das Modell, dem sie gefolgt, für eine Republik geschnitten ist und, auf eine Monarchie angewendet, dem König kein hinreichendes Quantum athembarer Luft gewährt; nein, er verläßt Frankreich wegen der berühmten Geschichte der Ritter vom Dolche, bei der Ihr Freund Lafayette unehrerbietig mit dem Königthum und seinen Getreuen umgegangen ist; nein, er verläßt Frankreich wegen der berühmten Geschichte von Saint-Cloud, bei welcher er seine Freiheit bewähren wollte, indeß ihm hierbei das Volk bewies, daß er Gefangener war; nein, sehen Sie, mein lieber Gilbert, Sie, der Sie ehrlich, offenherzig, redlich constitutioneller Royalist sind, Sie, der Sie an das süße und tröstliche Utopien einer durch die Freiheit gemilderten Monarchie glauben, Sie müssen Eines wissen: daß die Könige in Nachahmung Gottes, dessen Stellvertreter aus Erden sie zu sein behaupten, eine Religion haben, die Religion des Königthums; nicht nur ihre in Rheims gesalbte Person ist heilig und unverletzlich, sondern auch ihr Palast ist heilig, ihre Diener sind geheiligt; ihr Palast ist ein Tempel, in den man nur betend eintreten darf; ihre Diener sind Priester, mit denen man nur aus den Knieen sprechen darf; man darf die Könige bei Todesstrafe nicht anrühren! man darf ihre Diener bei Strafe der Excommunication nicht anrühren! Am Tage nun, wo man den König verhindert hat, nach Saint-Cloud zu fahren, hat man den König angerührt; am Tage, wo man aus den Tuileries die Ritter vom Dolche ausgetrieben, hat man seine Diener angerührt; das ist es, was der König nicht ertragen konnte; das ist der höchste Grad der Ruchlosigkeit; das ist es, warum man Herrn von Charny von Montmédy hat zurückkommen lassen; darum willigt der König, der es ausgeschlagen, sich von Herrn von Favras entführen zu lassen und sich mit seinen Tanten zu flüchten, ein, morgen mit einem Passe von Herrn von Montmorin, der nicht weiß, für wen er den Paß unterzeichnet hat, unter dem Namen Durand und in der Kleidung eines Bedienten zu fliehen, wobei er indessen befohlen hat, nicht zu vergessen, in den Koffer den goldgestickten rothen Rock zu legen, den er in Cherbourg getragen.«

Während Cagliostro sprach, schaute ihn Gilbert starr an und war bemüht, zu errathen, was im Grunde der Gedanke dieses Mannes sei.

Doch das war vergeblich. Kein menschlicher Blick hatte die Macht, jenseits dieser spöttischen Maske zu sehen, mit der der Schüler von Althotas sein Gesicht zu bedecken pflegte.

Gilbert faßte also den Entschluß, die Frage offenherzig in Angriff zu nehmen.

»Graf,« sprach er, »Alles, was Sie so eben gesagt haben, ist, ich wiederhole es, wahr. In welcher Absicht haben Sie es mir nun gesagt? Unter welchem Titel erscheinen Sie bei mir? Kommen Sie als ein redlicher Feind, der daraus aufmerksam macht, daß er kämpfen werde? Kommen Sie als ein Freund, der sich zur Hilfe anbietet?«

»Mein theurer Gilbert,« erwiderte Cagliostro liebevoll, »ich komme vor Allem, wie der Meister zum Schüler kommt, um ihm zu sagen: »»Freund, Du schlägst einen falschen Weg ein, indem Du Dich an diese Ruine bindest, welche fällt, an dieses Gebäude, welches einstürzt, an dieses Princip, welches stirbt und das man die Monarchie nennt. Die Menschen wie Du sind nicht die Menschen der Vergangenheit, sind nicht einmal die Menschen der Gegenwart, es sind die Menschen der Zukunft. Verlasse die Sache, an die Du nicht glaubst, und tritt zu der Sache über, an die wir glauben; entferne Dich nicht von der Wirklichkeit, um dem Schatten zu folgen, und wenn Du Dich nicht zum selbstthätigen Soldaten der Revolution machst, so schaue ihr zu, wie sie vorüberzieht, und versuche es nicht, sie auf ihrem Wege aufzuhalten; Mirabeau war ein

riefe, und Mirabeau ist der Arbeit unterlegen.««

»Graf,« erwiderte Gilbert, »ich werde hierauf an dem Tage antworten, wo der König, der sich mir anvertraut hat, in Sicherheit ist. Ludwig XVI. hat mich zum Vertrauten, zum Beistand, zum Mitschuldigen, wenn Sie wollen, bei dem Werke gewählt, das er unternimmt. Ich habe diese Sendung angenommen und werde sie mit offenem Herzen und geschlossenen Augen bis zum Ende erfüllen. Ich bin Arzt, mein lieber Graf, das materielle Wohl meines Kranken vor Allem! Antworten Sie mir nun auch. Ist es für Sie bei Ihren geheimnißvollen Projecten, bei Ihren finsternen Combinationen nöthig, daß diese Flucht gelinge oder daß sie scheitere? Wollen Sie, daß sie scheitere, so ist es unnütz, zu kämpfen, sprechen Sie: »»Reiset nicht!«« und wir werden bleiben, und das Haupt beugen und den Schlag erwarten.«

»Bruder!« sprach Cagliostro, »wenn ich, angetrieben durch den Gott, der mir meinen Weg vorgezeichnet hat, entweder diejenigen, welche Dein Herz liebt, oder diejenigen, welche Dein Geist beschützt, schlagen müßte, so würde ich im Dunkeln bleiben und von der übermenschlichen Macht, der ich gehorche, nur Eines verlangen: daß sie Dich nicht wissen lasse, von welcher Hand der Schlag ausgegangen ist. Nein, ich komme nicht als Freund, ich kann nicht der Freund der Könige sein, ich, der ich ihr Opfer gewesen bin: ich komme auch nicht als Feind; ich komme mit einer Wage in der Hand und sage zu Dir: »»Ich habe die Geschicke dieses letzten Bourbon abgewogen, und ich glaube nicht, daß sein Tod von Gewicht für das Heil der Sache ist. Gott behüte aber mich, der ich mir wie Pythagoras kaum das Recht zuerkenne, über das Leben des letzten Insekts der Schöpfung zu verfügen, daß ich unvorsichtig das des Menschen, des Königs der Schöpfung, anrühre!«« Mehr noch; ich komme nicht nur, um Dir zu sagen: »»Ich werde neutral bleiben,«« sondern ich füge noch bei: »»Bedarfst Du meiner Hilfe? Ich biete sie Dir an.««

Gilbert versuchte es zum zweiten Mal, in der Tiefe des Herzens von Cagliostro zu lesen.

»Gut,« sagte dieser, indem er seine spöttische Miene wieder annahm, »nun zweifelst Du. Höre, gelehrter Mann, kennst Du nicht die Geschichte von der Lanze des Achilles, welche verwundete und heilte? Diese Lanze besitze ich. Die Frau, welche für die Königin in den Gebüsch von Versailles gepocht hat, kann sie nicht auch für die Königin in den Gemächern der Tuilerien oder aus irgend einer Landstraße der entgegengesetzt gelten, welcher die wahre Flüchtige folgen wird? Was ich Ihnen da anbiete, ist nicht zu verachten, mein lieber Gilbert.«

»Seien Sie also bis zum Ende offenherzig, Graf, und sagen Sie mir, in welcher Absicht Sie mir dieses Anerbieten machen?«

»Mein lieber Doctor, das ist ganz einfach: in der Absicht, daß der König gehe, in der Absicht, daß der König Frankreich verlasse, in der Absicht, daß er uns die Republik proclamiren lasse.«

»Die Republik?« versetzte Gilbert erstaunt.

»Warum nicht?«

»Mein lieber Graf ich schaue in Frankreich umher vom Süden nach dem Norden, vom Osten nach dem Westen, und ich sehe nicht einen einzigen Republikaner.«

»Vor Allem täuschen Sie sich, ich sehe drei: Pétion, Camille Desmoulin und Ihren Diener; jene können Sie sehen wie mich; ferner sehe ich noch diejenigen, welche Sie nicht sehen, die Sie aber sehen werden, wenn es Zeit ist, daß sie erscheinen. Dann verlassen Sie sich auf mich, daß ich einen Theatercoup mache, der Sie in Erstaunen setzen wird; nur, Sie begreifen, wünsche ich, daß bei der Veränderung sich nicht zu viel ernste Unfälle ereignen. Die Unfälle werden immer

dem Maschinisten zur Last gelegt.«

Gilbert sann einen Augenblick nach; dann reichte er Cagliostro die Hand und sprach:

»Graf, beträfe es nur mich, beträfe es nur meine Ehre, meinen Ruf, mein Andenken, so würde ich auf der Stelle annehmen; doch es betrifft ein Königreich, einen König, eine Königin, eine Monarchie, und ich kann es nicht auf mich nehmen, für sie zu unterhandeln. Bleiben Sie neutral, mein lieber Graf, das ist Alles, was ich von Ihnen verlange.«

Cagliostro lächelte.

»Ja, ich begreife,« sagte er, »der Mann des Halsbands! . . . Nun wohl, mein lieber Gilbert, der Mann des Halsbands wird Ihnen einen Rath geben.«

»Stille,« sprach Gilbert, »man klingelt.«

»Was ist daran gelegen! Sie wissen wohl, daß derjenige, welcher klingelt, der Herr Gras von Charny ist. Den Rath, den ich Ihnen zu geben habe, kann er aber auch hören und benützen. Treten Sie ein, Herr Gras, treten Sie ein!«

Charny war in der That bei der Thüre erschienen. Als er einen Fremden sah, wo er nur Gilbert zu treffen glaubte, blieb er unruhig und zögerte.

»Dieser Rath ist,« fuhr Cagliostro fort: »Mißtrauen Sie den zu reichen Necessaires, den zu schweren Wagen, den zu ähnlichen Portraits. Leben Sie wohl, Gilbert; leben Sie wohl, Herr Graf, und um die Formel von denjenigen anzuwenden, welchen ich wie Ihnen eine glückliche Reise wünsche: Gott halte Sie in seiner heiligen und gnädigen Obhut.«

Hiernach grüßte der Prophet freundschaftlich Gilbert und höflich Charny, und entfernte sich, gefolgt von dem unruhigen Blicke des Einen und von dem fragenden Blicke des Andern.

»Wer ist dieser Mensch, Doctor?« fragte Charny, als das Geräusch seiner Tritte aus der Treppe erloschen war.

»Einer meiner Freunde,« erwiderte Gilbert, »ein Mann, der Alles weiß, der mir aber sein Wort gegeben hat, daß er nichts verrathen werde.«

»Und er heißt?«

Gilbert zögerte einen Augenblick und antwortete dann:

»Der Baron Zannone.«

»Das ist seltsam,« versetzte Charny, »ich kenne diesen Namen nicht, und es scheint mir doch, daß ich dieses Gesicht kenne. Haben Sie den Paß, Doktor?«

»Hier ist er, Graf.«

Charny nahm den Paß, entfaltete ihn rasch, und ganz von der Aufmerksamkeit, die er diesem wichtigen Stücke weihte, in Anspruch genommen, vergaß er, für den Augenblick wenigstens, Alles bis auf den Baron Zannone.

LXXXIII.

Der Abend des 20. Juni.

Wir werden nun sehen, was am 20. Juni von neun Uhr Abends bis um Mitternacht auf den verschiedenen Punkten der Hauptstadt vorging.

Nicht ohne Grund hatte man Frau von Rochereul mißtraut; obgleich ihr Dienst am 11. aufgehört, hatte sie doch, da sie Verdacht geschöpft, Mittel gefunden, in das Schloß zurückzukehren, und sie hatte wahrgenommen, daß, wenn auch die Etuis immer noch an ihrem Platze waren, die Diamanten sich nicht mehr hier befanden; sie waren in der Thal von Marie Antoinette ihrem Friseur Leonard anvertraut worden, der am Abend des 20. ein paar Stunden vor seiner erhabenen Gebieterin, mit Herrn von Choiseul abreisen sollte; dieser befehligte die Soldaten des in Pont-de-Sommeville aufgestellten ersten Detachement; er war überdies mit dem Relais in Varennes, das aus sechs guten Pferden bestehen sollte, beauftragt und wartete in seinem Hause in der Rue d'Artois auf die letzten Befehle des Königs und der Königin. Es war vielleicht ein wenig indiscret, Herr von Choiseul mit Meister Leonard zu belästigen, und ein wenig unvorsichtig, seinen Friseur mitzunehmen; doch welcher Künstler hätte es in der Fremde unternommen, die bewunderungswürdigen Coiffuren zu machen, welche Leonard spielend ausführte? Was wollen Sie? Wenn man einen Friseur hat, der ein Mann von Genie ist, so verzichtet man nicht gern auf ihn!

Eine Folge hiervon war, daß die Kammerfrau des Herrn Dauphin, welche vermuthete, die Abreise sei ans Montag den 20. Abends um elf Uhr festgesetzt, nicht nur ihrem Liebhaber Herrn von Gouvion, sondern auch Herrn von Bailly Nachricht hiervon gab.

Herr von Lafayette suchte den König auf, um sich mit ihm über diese Anzeige offenherzig zu erklären, doch der König zuckte die Achseln und antwortete ausweichend.

Herr von Bailly that etwas Besseres; während Lafayette blind wurde wie ein Astronom, wurde er, Bailly, höflich wie ein Chevalier: er schickte der Königin den Brief der Frau von Rochereul.

Herr von Gouvion, auf den mehr ein unmittelbarer Einfluß geübt wurde, behielt allein einen tieferen Verdacht; von seiner Geliebten in Kenntniß gesetzt, versammelte er unter dem Vorwande einer kleinen militärischen Gesellschaft ein Dutzend Officiere der Nationalgarde; er stellte fünf bis sechs derselben als Vedetten an verschiedenen Thüren auf, und er selbst übernahm es, mit fünf Bataillonchefs die Thüren der Wohnung von Herrn Villequier, der speciell seiner Aufmerksamkeit bezeichnet worden war, zu bewachen.

Es war ungefähr um dieselbe Stunde, als in der Rue Coq-Héron, Numero 9. in einem uns bekannten Salon auf einer Causeuse, auf der sie uns schon erschienen ist, eine junge Frau, schön, scheinbar ruhig, aber im Grunde des Herzens tief bewegt, mit einem jungen Manne von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren sprach, der, bekleidet mit einer gemsfarbigen Courierjacke und einer anliegenden ledernen Hose, ein Paar Stulpstiefeln an den Beinen und mit einem Hirschsänger bewaffnet, vor ihr stand.

Er hielt in der Hand einen runden Hut mit einer Borte.

Die junge Frau schien dringlich zu reden, der junge Mann schien sich zu vertheidigen.

»Ich frage Sie noch einmal, Vicomte, warum ist in den dritthalb Monaten, seitdem er nach Paris zurückgekehrt, nicht selbst gekommen?«

»Madame, mein Bruder hat mich seit seiner Rückkehr mehrere Male beauftragt, die Ehre zu haben, Ihnen Nachricht von ihm zu geben.«

»Ich weiß es, und ich bin ihm, wie Ihnen, Vicomte, sehr dankbar hierfür; aber mir scheint, in dem Augenblick seiner Abreise hätte er selbst kommen können, um von mir Abschied zu nehmen.«

»Allerdings, Madame, doch das wird ihm unmöglich gewesen sein, denn er hat mich mit dieser Sorge betraut.«

»Und wird die Reise, die Sie unternehmen, lange dauern?«

»Ich weiß es nicht, Madame.«

»Ich sage Sie, weil ich nach Ihrer Tracht denken muß, daß Sie auch in der Abreise begriffen sind.«

»Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich Paris heute um Mitternacht verlassen haben.«

»Begleiten Sie Ihren Bruder oder folgen Sie einer der seinigen entgegengesetzten Richtung?«

»Ich glaube, Madame, daß wir denselben Weg verfolgen.«

»Werden Sie ihm sagen, Sie haben mich gesehen?«

»Ja, Madame, denn bei der Sorgsamkeit, mit der er mich zu Ihnen geschickt hat, bei seinen wiederholten Ermahnungen, nicht wieder mit ihm zusammenzutreffen, ohne Sie gesehen zu haben, würde er es mir nicht verzeihen, wenn ich eine solche Sendung vergessen hätte.«

Die junge Frau strich mit der Hand über die Augen, gab einen Seufzer von sich und sagte, nachdem sie einen Augenblick überlegt hatte:

»Vicomte, sie sind ein Edelmann, Sie müssen das ganze Gewicht der Frage, die ich an Sie mache, begreifen. Antworten Sie mir, wie Sie mir antworten würden, wenn ich wirklich Ihre Schwester wäre, wie Sie Gott antworten würden. Läuft Herr von Charny auf der Reise, die er unternimmt, eine ernste Gefahr?«

»Wer kann sagen, Madame,« erwiderte Isidor, der die Frage zu umgehen suchte, »wer kann sagen, wo zu der Zeit, in der wir leben, die Gefahr ist oder nicht ist? Am Morgen des 5. October befragt, ob er eine Gefahr zu laufen befürchte, würde unser armer Bruder Georges sicherlich geantwortet haben: nein; am andern Tage lag er bleich und entseelt quer vor der Thüre der Königin. Die Gefahr, Madame, steigt in unserer Zeit aus der Erde empor, und man befindet sich zuweilen von Angesicht zu Angesicht dem Tode gegenüber, ohne zu wissen, woher er kommt, noch wer ihn gerufen hat.«

Andrée erblaßte.

»Es ist also Todesgefahr vorhanden, nicht wahr, Vicomte?« fragte sie.

»Ich habe das nicht gesagt, Madame.«

»Doch Sie denken es.«

»Ich denke, Madame, daß, wenn Sie meinem Bruder etwas Wichtiges mitzutheilen haben, das Unternehmen, in welches er sich, wie ich, einläßt, wichtig genug ist, daß Sie mich mündlich oder schriftlich beauftragen, Ihren Gedanken, Ihren Wunsch oder Ihre Ermahnung ihm zu überbringen.«

»Es ist gut, Vicomte,« sprach Andrée, während sie aufstand. »Ich bitte Sie nur fünf Minuten.«

Und mit dem ihr eigenthümlichen kalten, langsamen Schritt trat die Gräfin in ihr Zimmer ein, dessen Thüre sie hinter sich schloß.

Als die Gräfin weggegangen war, schaute der junge Mann mit einer gewissen Unruhe auf seine Uhr.

»Ein Viertel nach neun Uhr,« murmelte er, »der König erwartet uns um halb zehn Uhr . . . Zum Glück ist es nur ein Schritt von hier nach den Tuilerien.«

Doch die Gräfin brauchte nicht einmal die Summe der Zeit, die sie verlangt hatte.

Nach ein paar Secunden kehrte sie, einen versiegelten Brief in der Hand haltend, zurück.

»Vicomte,« sprach sie mit feierlichem Tone, »Ihrer Ehre vertraue ich dies.«

Isidor streckte die Hand aus, um den Brief zu nehmen.

»Warten Sie,« fuhr Andrée fort, »und verstehen Sie wohl, was ich Ihnen sagen werde: vollbringt Ihr Bruder, der Herr Graf von Charny, ohne Unfall das Unternehmen, das er verfolgt, so ist ihm nichts Anderes zu sagen, als das, was ich Ihnen gesagt habe: Gleichgefühl für seine Loyalität, Achtung für seine aufopfernde Ergebenheit, Bewunderung für seinen Charakter . . . Wird er verwundet . . . « die Stimme von Andrée bebte leicht . . . »wird er schwer verwundet, so werden Sie ihn bitten, er möge mir die Gnade bewilligen, zu ihm kommen zu dürfen, und bewilligt er diese Gnade, so schicken Sie mir einen Boten, der mir mit Sicherheit angibt, wo er sich befindet, denn ich werde aus der Stelle abreisen; ist er auf den Tod verwundet . . . die Erschütterung war nahe daran, die Stimme von Andrée zu ersticken . . . »so übergeben Sie ihm diesen Brief; kann er nicht mehr selbst lesen, so werden Sie ihm denselben vorlesen, denn ehe er stirbt, soll er wissen, was dieser Brief enthält. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, als Edelmann, daß Sie thun werden, was ich wünsche, Vicomte?«

Ebenso bewegt als die Gräfin, streckte Isidor die Hand aus und sprach:

»Bei meiner Ehre, Madame!«

»So nehmen Sie diesen Brief und gehen Sie, Vicomte.«

Isidor nahm den Brief, küßte der Gräfin die Hand und ging hinaus.

»Oh!« rief Andrée, indem sie wieder auf ihr Canapé zurückfiel, »wenn er stirbt, soll er wenigstens sterbend erfahren, daß ich ihn liebe.«

Gerade in dem Augenblick, wo Isidor die Gräfin verließ und den Brief in seine Brusttasche steckte, neben einen andern Brief, dessen Adresse er beim Scheine einer an der Ecke der Rue Coquillière angezündeten Laterne gelesen hatte, gingen zwei Männer, durchaus in derselben Tracht wie er, nach einem gemeinschaftlichen Versammlungsorte, nämlich nach jenem Boudoir der Königin, in das wir schon unsere Leser auf zwei verschiedenen Wegen eingeführt haben: der Eine folgte der Galerie des Louvre, die sich längs dem Quai hinzieht und heute das Gemäldemuseum ist, und an deren Ende ihn Weber erwartete; der Andere stieg die kleine Treppe hinauf, die man Charny bei seiner Ankunft von Montmédy hat wählen sehen. Oben auf dieser Treppe, wie sein Gefährte am Ende der Galerie des Louvre von Weber, dem Kammerdiener der Königin, erwartet wurde, wurde dieser von François Hue, dem Kammerdiener des Königs, erwartet. Man führte Beide, und zwar beinahe zu gleicher Zeit, durch verschiedene Thüren ein; der zuerst Eingeführte war Herr von Valory.

Ein paar Secunden nachher öffnete sich, wie gesagt, eine zweite Thüre, und mit einem gewissen Erstaunen sah Herr von Valory ein anderes Er-selbst eintreten.

Die zwei Officiere kannten sich nicht, doch in der Voraussetzung, sie seien Beide für eine und

dieselbe Sache berufen, gingen sie aufeinander zu und grüßten sich.

In diesem Augenblick wurde eine dritte Thüre geöffnet, und der Vicomte von Charny erschien.

Das war der dritte Courier, ebenso unbekannt den zwei ersten, als die zwei ersten ihm unbekannt waren.

Isidor allein wußte, in welcher Absicht sie sich versammelt hatten, und welches gemeinschaftliche Werk sie vollbringen sollten.

Ohne Zweifel schickte er sich an, auf die Fragen zu antworten, welche seine zwei zukünftigen Gefährten an ihn richteten, als die Thüre sich abermals öffnete und der König erschien.

»Meine Herren,« sprach Ludwig XVI., indem er sich an die Herren von Malden und von Valory wandte, »entschuldigen Sie mich, daß ich ohne Ihre Erlaubniß über Sie verfügt habe, doch ich hielt Sie für treue Diener des Königthums: Sie gehörten zu meinen Gardes. Ich habe Sie eingeladen, zu einem Schneider, dessen Adresse ich Ihnen zusandte, zu gehen, sich Jeder ein Courierkleid machen zu lassen und sich heute Abend um halb zehn Uhr in den Tuileries einzufinden; Ihre Gegenwart beweist mir, daß Sie die Güte haben wollen, die Sendung anzunehmen, mit der ich Sie zu beauftragen beabsichtige.«

Die zwei ehemaligen Gardes du corps verbeugten sich.

»Sire,« erwiderte Herr von Valory, »Eure Majestät weiß, daß sie nicht nöthig hat, ihre Edelleute zu fragen, um über ihre Ergebenheit, ihren Muth und ihr Leben zu verfügen.«

»Sire,« sprach Herr von Malden, »für sich selbst antwortend, hat mein Standesgenosse auch für mich geantwortet, und, ich denke, wohl ebenso für unsern dritten Gefährten.«

Ihr dritter Gefährte, meine Herren, mit welchem Bekanntschaft zu machen ich Sie auffordere, ist der Herr Vicomte Isidor von Charny, dessen Bruder in Versailles die Thüre der Königin vertheidigend getödtet wurde; wir sind nun so an die aufopfernde Ergebenheit der Leute seiner Familie gewöhnt, und diese Opferwilligkeit ist uns so bekannt, daß wir ihnen nicht einmal mehr dafür danken.«

»Nach dem, was der König sagt,« sprach Herr von Valory, »weiß der Vicomte von Charny ohne Zweifel den Beweggrund, der uns versammelt, während wir ihn nicht wissen, Sire, aber sogleich zu erfahren wünschen.«

»Meine Herren,« antwortete der König, »es ist Ihnen bekannt, daß ich Gefangener bin, Gefangener des Commandanten der Nationalgarde, Gefangener des Präsidenten der Nationalversammlung, Gefangener des Maire von Paris, Gefangener des Volks, Gefangener von aller Welt. Nun wohl! meine Herren, ich habe auf Sie gezählt, daß Sie mir diese Demüthigung abschütteln und meine Freiheit wiedererlangen helfen. Mein Loos, das der Königin, das meiner Kinder, liegt in Ihren Händen; Alles ist bereit, daß wir heute Abend fliehen können; übernehmen Sie es nur, uns von hier wegzubringen.«

»Sire, befehlen Sie,« sagten die drei jungen Leute.

»Sie begreifen wohl, meine Herren, wir können nicht mit einander weggehen. Unser gemeinschaftliches Rendezvous ist an der Ecke der Rue Saint-Nicaise, wo uns der Herr Graf von Charny mit einem Miethwagen erwarten wird; Sie, Vicomte, übernehmen die Königin und antworten auf den Namen Melchior, Sie, Herr von Malden, übernehmen Madame Elisabeth und Madame Royale und heißen Jean; Sie, Herr von Valory, übernehmen Frau von Tourzel und den Dauphin und heißen François. Vergessen Sie Ihre neue Namen nicht, meine Herren, und

erwarten Sie hier weitere Instructionen.«

Der König reichte nach und nach seine Hand den drei jungen Leuten und entfernte sich dann, in diesem Zimmer drei Männer zurücklassend, welche geneigt waren, für ihn zu sterben.

Herr von Choiseul, der dem König am Tage vorher im Namen von Herrn von Bouillé erklärt, es sei unmöglich, länger als bis zum 20. um Mitternacht zu warten, und zugleich angekündigt hatte, am 21. um vier Uhr Morgens, wenn er keine Nachrichten habe, werde er aufbrechen und mit sich alle Detachements nach Dun, Stenay und Montmédy zurückföhren, Herr von Choiseul war, wie gesagt, in seinem Hause in der Rue d'Artois, wo ihn die letzten Befehle des Hofes aufsuchen sollten, und da es neun Uhr schlug, fing er an zu verzweifeln, als der einzige von seinen Leuten, den er behalten hatte, und der glaubte, er sei auf dem Punkte, nach Metz abzureisen, ihm meldete, ein Unbekannter verlange ihn im Namen der Königin zu sprechen.

Er befahl, ihn herauskommen zu lassen.

Es trat ein Mann mit einem runden Hute, den er tief in die Augen gedrückt, und in einen ungeheuren Ueberrock gehüllt, ein.

»Sie sind es, Leonard,« sagte Herr von Choiseul, »ich erwartete Sie mit Ungeduld.«

»Wenn ich Sie habe warten lassen, Herr Herzog, so ist es nicht meine Schuld, sondern die der Königin, die mich erst vor zehn Minuten davon in Kenntniß gesetzt hat, daß ich zu Ihnen gehen sollte.«

»Sie hat Ihnen nichts Anderes gesagt?«

»Doch, Herr Herzog, sie hat mich beauftragt, alle ihre Diamanten mitzunehmen und Ihnen diesen Brief zu bringen.«

»Geben Sie,« rief der Herzog mit einer leichten Ungeduld, welche das ungeheure Ansehen, das die wichtige Person, die ihm die königliche Depeche übergab, genoß, nicht ganz bewältigen konnte.

Der Brief war lang, voll von Aufträgen und Ermahnungen; er theilte dem Herzog mit, man werde um Mitternacht abreisen, er ersuchte den Herzog, sogleich aufzubrechen, und richtete auf's Neue die Bitte an ihn, Leonard mitzunehmen, welcher, fügte die Königin bei, Befehl erhalten habe, ihm zu gehorchen wie ihr selbst.

Und sie unterstrich folgende sieben Worte:

»Ich wiederhole ihm hier abermals diesen Befehl.«

Der Herzog schlug die Augen zu Leonard auf, der mit einer sichtbaren Unruhe wartete; der Friseur war grotesk unter seinem furchtbaren Hute und in seinem ungeheuren Ueberrocke.

»Sammeln Sie alle Ihre Erinnerungen,« sprach der Herzog, »Was hat Ihnen die Königin gesagt?«

»Ich will es Wort für Wort dem Herrn Herzog wiederholen.«

»Ich höre.«

»Sie ließ mich also vor ungefähr drei Viertelstunden rufen, Herr Herzog.«

»Gut.«

»Sie sagte mit leiser Stimme zu mir . . . «

»Ihre Majestät war also nicht allein?«

»Nein, Herr Herzog, der König sprach eben in einer Fenstervertiefung mit Madame Elisabeth. Der Herr Dauphin und Madame Royale spielten mit einander; was die Königin betrifft, sie war

an einen Kamin angelehnt.«

»Fahren Sie fort, Leonard, fahren Sie fort.«

»Die Königin sagte also mit leiser Stimme zu mir! »»Leonard, ich kann aus Sie zählen?«« Ah! Madame, antwortete ich, verfügen Sie über mich; Eure Majestät weiß, daß ich Ihr mit Leib und Seele ergeben bin . . . »Nehmen Sie diese Diamanten und schieben Sie dieselben in Ihre Taschen; nehmen Sie diesen Brief und tragen Sie ihn in die Rue d'Artois zum Herzog von Choiseul, übergeben Sie ihn aber nur dem Herzog selbst; ist er nicht nach Hause gekommen, so werden Sie ihn bei der Herzogin von Grammont finden.«« Dann, als ich mich schon entfernte, um den Befehlen der Königin zu gehorchen, rief mich Ihre Majestät zurück und fügte bei: »»Setzen Sie einen breitkrämpigen Hut auf und ziehen Sie einen weiten Ueberrock an, um nicht erkannt zu werden. Mein lieber Leonard, gehorchen Sie besonders Herrn von Choiseul wie mir selbst.«« Da ging ich in meine Wohnung hinauf, nahm den Hut und den Ueberrock meines Bruders, und hier bin ich.«

»Also.

« sagte Herr von Choiseul, »die Königin hat Ihnen also empfohlen, mir zu gehorchen wie ihr selbst?«

»Das sind die erhabenen Worte Ihrer Majestät, Herr Herzog.«

»Es freut mich sehr, daß Sie sich so gut dieser mündlichen Ermahnung erinnern; in jedem Fall steht diese Ermahnung auch hier geschrieben, und da ich den Brief verbrennen muß, so lesen Sie.«

Hierbei hielt Herr von Choiseul den Untertheil des Briefes, den er so eben empfangen, Leonard vor das Gesicht, und dieser las laut:

»Ich habe meinem Friseur Leonard den Befehl gegeben, Ihnen zu gehorchen wie mir; *ich wiederhole diesen Befehl hier abermals.*«

»Sie begreifen, nicht wahr?« fragte Herr von Choiseul.

»Oh! Herr Herzog,« erwiderte Leonard, »glauben Sie mir, der mündliche Befehl Ihrer Majestät genügte.«

»Gleichviel,« rief Herr von Choiseul.

Und er verbrannte den Brief.

In diesem Augenblick kehrte der Bediente zurück und meldete, der Wagen sei bereit,

»Kommen Sie, mein lieber Leonard,« sagte der Herzog.

»Wie, ich soll kommen! Und die Diamanten?«

»Sie nehmen dieselben mit.«

»Wohin?«

»Wohin ich Sie führe.«

»Aber wohin führen Sie mich?«

»Ein paar Meilen von hier, wo Sie einen besonderen Auftrag zu vollziehen haben.«

»Herr Herzog, unmöglich!«

»Wie, unmöglich! Hat Ihnen nicht die Königin gesagt, Sie sollen mir gehorchen wie ihr selbst?«

»Das ist wahr, doch wie ist das zu machen? Ich habe, den Schlüssel in der Thüre unserer Wohnung stecken lassen. Wenn mein Bruder nach Hause kommt, wird er weder seinen

Ueberrock, noch seinen Hut finden. Sieht er mich nicht zurückkehren, so wird er nicht wissen, wo ich bin. Und dann Frau von der Aage, der ich versprochen habe, sie zu frisiren, und die aus mich wartet; zum Beweise dient, Herr Herzog, daß mein Cabriolet und mein Bedienter im Hofe der Tuileries sind.«

»Nun, mein lieber Leonard,« sagte Herr von Choiseul lachend, »was wollen Sie? Ihr Bruder wird einen andern Ueberrock kaufen; Sie werden Frau von der Aage an einem andern Tage frisiren, und Ihr Bedienter, wenn er Sie nicht zurückkommen sieht, wird Ihr Pferd ausspannen und wieder in den Stall führen; doch das unsere ist angespannt, und so wollen wir gehen.«

Und ohne den Wehklagen von Leonard weiter irgend eine Aufmerksamkeit zu schenken, ließ der Herr Herzog von Choiseul den verzweifelten Friseur in sein Cabriolet steigen und trieb sein Pferd zum scharfen Trabe nach der Barrière de la petite Villette an.

Der Herzog von Choiseul hatte noch nicht die letzten Häuser der Villette hinter sich, als eine Gruppe von fünf Personen, welche vom Club der Jacobiner zurückkamen, in die Rue Saint Honoré mündete und sich, wie es schien, nach dem Palais Royal wandte.

Diese fünf Personen waren: Camille Desmoulins, der diese Thatsache selbst erzählt, Danton, Fréron, Chénier und Legendre.

Als er bei der Höhe der Rue de l'Echelle angelangt war, warf Camille Desmoulins einen Blick auf die Tuileries, und da er die tiefe Stille des Abends wahrnahm, sagte er:

»Ei! scheint Euch Paris heute Abend nicht mehr als ruhig, kommt Euch Paris nicht völlig verlassen vor? Auf dem ganzen Wege, den wir gemacht haben, sind wir nicht einer einzigen Patrouille begegnet.«

»Das ist so,« erwiderte Fréron, »weil Maßregeln getroffen sind, um dem König den Weg frei zu lassen.«

»Wie, dem König den Weg frei?« fragte Danton.

»Allerdings,« erwiderte Fréron, »er reist heute Nacht ab.«

»Ah! das ist Scherz!« rief Legendre.

»Es ist vielleicht ein Scherz,« versetzte Fréron, »doch man benachrichtigt mich hiervon in einem Briefe.«

»Du hast einen Brief erhalten, der Dich von der Flucht des Königs benachrichtigt?« sagte Camille Desmoulins, »einen unterzeichneten Brief?«

»Nein, einen anonymen Brief; übrigens habe ich ihn bei mir . . . da ist er, leset.«

Die fünf Patrioten traten an eine Laterne und lasen:

»Der Bürger Fréron wird davon in Kenntniß gesetzt, daß heute Abend Herr Capet, die Oesterreicherin und ihre zwei jungen Wölfe Paris verlassen, um mit Herrn von Bouillé, dem Schlächter von Nancy, zusammenzutreffen, der sie an der Grenze erwartet.«

»Ah! Herr Capet,« sagte Camille Desmoulins, »der Name ist gut, ich werde fortan Ludwig XVI. Herr Capet nennen.«

»Und man wird Dir nur Eines vorzuwerfen haben,« versetzte Chénier: »daß Ludwig XVI. nicht Capet, sondern Bourbon ist.«

»Bah! wer weiß das?« rief Camille Desmoulins, »ein paar Pedanten wie Du! Nicht wahr, Legendre, Capet ist ein guter Name?«

»Mittlerweile,« bemerkte Danton, »wenn der Brief die Wahrheit spräche, und wenn sich

wirklich heute Abend der ganze königliche Troß aus dem Staube machen würde?«

»Da wir bei den Tuileries sind, so wollen wir sehen,« sagte Camille.

Und die fünf Patrioten machten zu ihrer Belustigung die Runde um die Tuileries: als sie gegen die Rue Saint Nicaise zurückkamen, erblickten sie Lafayette, der sich mit seinem ganzen Generalstabe in die Tuileries begab.

»Ei! seht doch,« rief Danton, »Blondinet will dem Schlafengehen der königlichen Familie beiwohnen; unser Dienst ist beendet, der seinige beginnt. Gute Nacht, meine Herren; wer geht mit mir nach der Rue du Paon?«

»Ich,« erwiderte Legendre.

Und die Gruppe trennte sich in zwei Theile und verschwand in der Dunkelheit der Nacht.

LXXXIV.

Die Abreise.

Um elf Uhr Abends, in dem Augenblick, wo die Damen von Tourzel und Brennier, nachdem sie Madame Royale und den Dauphin ausgekleidet hatten, diese wieder aufweckten und ihnen ihre Reiscostumes anzogen, zum großen Verdrusse des Dauphin, der seine Knabenkleider anziehen wollte und sich gegen die Mädchenkleidung sträubte, empfingen die Königin und Madame Elisabeth wirklich Herrn von Lafayette und die Herren von Gouvion und Romeuf, seine Adjutanten.

Dieser Besuch war äußerst beunruhigend, besonders nach dem Verdachte, den man über Frau von Rochereul hatte.

Die Königin und Madame Elisabeth hatten am Abend eine Spazierfahrt im Wäldchen von Boulogne gemacht und waren um acht Uhr zurückgekehrt.

Herr von Lafayette fragte die Königin, ob die Spazierfahrt gut gewesen sei, nur, fügte er bei, habe sie Unrecht, so spät nach Hause zurückzukehren, und es sei zu befürchten, daß ihr die Abendnebel schaden.

»Die Abendnebel im Monat Juni?« versetzte die Königin lachend; »wahrhaftig, wenn ich nicht ausdrücklich solche machen lasse, um meine Flucht zu verbergen, so weiß ich nicht, wo ich finden sollte . . . ich sage, um meine Flucht zu verbergen, denn ich setze voraus, daß das Gerücht, wir reisen ab immer noch geht.«

»Es ist wahr, Madame,« erwiderte Lafayette, »man spricht mehr als je von dieser Abreise, und ich habe sogar Nachricht erhalten, sie finde heute Abend statt.«

»Ah!« rief die Königin, »ich wette, Sie haben diese schöne Kunde von Herrn von Gouvion?«

»Und warum von mir, Madame?« fragte erröthend der junge Officier.

»Weil ich glaube, daß Sie Einverständnisse im Schlosse haben. Ei! Herr Romeuf hat keine, und ich bin fest überzeugt, daß er sich für uns verbürgen würde.«

»Und ich hätte dabei kein großes Verdienst, Madame, da der König der Nationalversammlung sein Wort gegeben hat, er werde Paris nicht verlassen,« sagte der junge Officier.

Nun war es an der Königin, zu erröthen.

Man sprach von etwas Anderem.

Um halb zwölf Uhr nahmen Herr von Lafayette und seine beiden Adjutanten Abschied vom König und von der Königin.

Durchaus nicht beruhigt, kehrte indessen Herr von Gouvion in sein Zimmer im Schlosse zurück; er fand hier, seine Freunde als Schildwache, und statt sie von der Wache abzulösen, empfahl er ihnen, ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln, Herr von Lafayette aber begab sich nach dem Stadthause, um Bailly hinsichtlich der Absichten des Königs zu beruhigen, sollte überhaupt Bailly irgend eine Furcht haben.

Als Lafayette weggegangen war, riefen der König, die Königin und Madame Elisabeth ihre Hausgenossenschaft und ließen sich die Toilettedienste leisten, welche sie zu erhalten gewohnt

waren, wonach sie zur gewöhnlichen Stunde alle Welt entließen.

Die Königin und Madame Elisabeth kleideten sich gegenseitig an; ihre Röcke waren äußerst einfach, ihre Hüte hatten einen großen Rand und verbargen völlig ihre Gesichter.

Als sie angekleidet waren, trat der König ein. Er trug einen grauen Rock und eine von jenen kleinen Perrücken, die man à la Rousseau nannte; er hatte ferner eine kurze Hose, graue Strümpfe und Schnallenschuhe.

Seit acht Tagen ging der Kammerdiener Hue, der ein durchaus gleiches Costume trug, durch die Thüre von Herrn von Villequier, welcher seit sechs Monaten emigriert war, hinaus und begab sich nach dem Platze des Carrousel und der Rue Saint-Nicaise. Diese Vorsichtsmaßregel hatte man getroffen, damit man sich daran gewöhne, einen auf diese Art gekleideten Mann alle Abende vorübergehen zu sehen, und daß man nicht aus den König aufmerksam werde, wenn er auch vorübergehe.

Man holte die drei Couriere aus dem Boudoir der Königin, in welchem sie gewartet hatten, bis die Stunde gekommen war, und man ließ sie durch den Salon in das Zimmer von Madame Royale gehen, wo sich diese mit dem Dauphin befand.

Dieses Zimmer war in der Voraussicht der Flucht am 11. Juni von der Wohnung von Herrn von Villequier genommen worden.

Der König hatte sich die Schlüssel der Wohnung am 13. übergeben lassen.

Befand man sich einmal bei Herrn von Villequier, so war es keine große Schwierigkeit mehr, aus dem Schlosse zu kommen. Man wußte, daß die Wohnung verlassen war, man wußte, daß sich der König die Schlüssel hatte zustellen lassen, und unter gewöhnlichen Umständen bewachte man sie nicht.

Uebrigens waren die Schildwachen im Hofe, sobald es elf Uhr geschlagen hatte, daran gewöhnt, viele Leute zugleich hinausgehen zu sehen.

Dies waren die Leute vom Dienste, welche nicht im Schlosse schliefen und nach Hause gingen.

Hier setzte man alle Anordnungen für die Reise fest.

Herr Isidor von Charny, der den Weg mit seinem Bruder aufgenommen hatte und alle schwierige oder gefährliche Orte kannte, ritt voraus; er würde die Postillons benachrichtigen, damit die Relais nie einen Verzug erlitten.

Aus dem Bocke sitzend, würden Herr von Valory und Herr von Malden den Postillons ein Trinkgeld von dreißig Sous bezahlen; gewöhnlich gab man diesen fünf und zwanzig Sous Trinkgeld, doch man würde es in Betracht der Schwere des Wagens um fünf Sous erhöhen.

Waren die Postillons sehr gut gefahren, so würden sie noch bedeutendere Trinkgelder erhalten, doch sie sollten nie vierzig Sous übersteigen, denn der König allein bezahlte einen Thaler.

Der Herr Graf von Charny würde sich im Wagen bereit halten, alle Unfälle zu pariren. Er würde, wie die drei Couriere, sehr gut bewaffnet sein. Jeder von ihnen sollte ein Paar Pistolen im Wagen finden.

Man hatte berechnet, dreißig Sous Trinkgeld bezahlend und nur mittelmäßig fahrend, werde man in dreizehn Stunden in Chalons sein.

Alle Instructionen waren zwischen dem Herrn Grafen von Charny und dem Herrn Herzog von Choiseul festgestellt worden.

Sie wurden mehrere Male den drei jungen Leuten wiederholt, damit sich Jeder seine

Functionen tief einprägen.

Der Vicomte von Charny ritt voraus und bestellte die Pferde.

Die Herren von Valory und von Malden bezahlten auf dem Bocke sitzend.

Der Herr Graf von Charny, der seinen Platz im Innern hatte, schaute zum Wagen hinaus und sprach, wenn zu sprechen war.

Jeder gelobte, sich an das Programm zu halten. Man blies die Kerzen aus und schritt tappend nach der Wohnung von Herrn von Villequier.

Es schlug Mitternacht, als man vom Zimmer von Madame Royale nach dieser Wohnung ging. Der Gras von Charny mußte seit mehr als einer Stunde auf seinem Posten sein.

Tappend fand der König die Thüre.

Er war im Begriffe, den Schlüssel in das Schlüsselloch zu stecken, als ihn die Königin zurückhielt.

»St!« machte sie.

Man horchte und hörte Tritte und Geflüster im Corridor.

Es ging etwas Außerordentliches vor.

Frau von Tourzel, die im Schlosse wohnte, und deren Gegenwart im Gange, zu welcher Stunde es auch sein mochte, keine Verwunderung erregen konnte, übernahm es, die Wohnung zu umgehen und nachzusehen, woher das Geräusch der Tritte und dieses Geflüster kämen.

Man wartete, ohne eine Bewegung zu machen, und Jeder hielt seinen Athem, zurück.

Je tiefer die Stille war, um so leichter ließ sich erkennen, daß der Corridor von mehreren Personen besetzt sein mußte.

Frau von Tourzel kam zurück; sie hatte Herrn von Gouvion und verschiedene Uniformen erkannt.

Es war unmöglich, durch die Wohnung von Herrn von Villequier hinauszugehen, wenn diese Wohnung nicht einen andern Ausgang hatte, als den, welchen man Anfangs gewählt.

Nur war man ohne Licht.

Eine Nachtlampe brannte im Zimmer von Madame Royale. Madame Elisabeth zündete daran die Kerze an, die man ausgeblasen hatte.

Durch diese Kerze erleuchtet, fing die kleine Schaar der Flüchtlinge an einen Ausgang zu suchen.

Lange glaubte man, die Nachforschung sei vergeblich, und mit dieser Nachforschung verlor man über eine Viertelstunde. Endlich fand man eine kleine Treppe, welche zu einem vereinzelt Zimmer im Entresol führte. Dieses Zimmer war das des Lackeien von Villequier und ging auf einen Corridor und eine Gesindetreppe.

Die Thüre war mit dem Schlüssel geschlossen.

Der König versuchte alle Schlüssel seines Bundes am Schlosse.

Der Vicomte von Charny wollte den Riegel mit seinem Jagdmesser zurückdrücken, doch der Riegel widerstand.

Man hatte einen Ausgang, und dennoch war man so eingeschlossen, als zuvor.

Der König nahm die Kerze aus den Händen von Madame Elisabeth, ließ alle Welt in der Finsterniß, kehrte in sein Schlafzimmer zurück und stieg auf der Geheimentreppe in die Schmiede hinauf. Hier nahm er einen Bund Haken von verschiedenen, zum Theil bizarren Formen und ging

wieder hinab.

Ehe er wieder mit der Gruppe zusammentraf, die ihn voll Angst erwartete, hatte er schon seine Wahl getroffen.

Der vom König gewählte Haken drang in das Schlüsselloch ein, knirschte, indem er sich drehte, griff den Riegel an, ließ ihn zweimal wieder entwischen, packte ihn aber beim dritten Male so gut, daß nach ein paar Minuten der Riegel nachgeben mußte.

Der Riegel wich. Die Thüre öffnete sich; der stockende Athen, kehrte bei Allen zurück.

Ludwig XVI. wandte sich mit einer triumphirenden Miene gegen die Königin um und sprach:
»Nun, Madame?«

»Ja, mein Herr,« erwiderte die Königin lachend, »es ist wahr, und ich sage nicht, es sei schlecht, Schlosser zu sein; ich sage nur, es sei zuweilen auch gut, König zu sein.«

Es handelte sich nun darum, die Ordnung des Abgangs zu bestimmen.

Madame Elisabeth ging zuerst, Madame Royale führend, hinaus.

Aus zwanzig Schritte sollte ihr Frau von Tourzel, den Dauphin führend, folgen.

Zwischen ihnen ging Herr von Malden, bereit, der einen und der andern Gruppe Hilfe zu leisten.

Als diese ersten Körner vom königlichen Rosenkranze gelöst waren, stiegen die armen Kinder, deren Liebe rückwärts schaute und die andere Liebe suchte, die ihnen mit den Augen folgte, zitternd und auf den Fußspitzen hinab, traten in den Lichtkreis ein, den die Laterne bildete, welche die aus den Hof führende Thüre des Palastes beleuchtete, und gingen an der Schildwache vorüber, ohne daß sich diese um sie zu bekümmern schien.

»Gut,« sagte Madame Elisabeth, »nun ist schon ein schlimmer Schritt überwunden.«

Als man zu der Pforte kam, welche nach dem Carrousel ging, fand man die Schildwache in ihrem Marsche den Gang der Flüchtlinge kreuzend.

»Meine Tante,« sagte Madame Royale, während sie die Hand von Madame Elisabeth preßte, »wir sind verloren, dieser Mensch erkennt uns.«

»Gleichviel, mein Kind,« erwiderte Madame Elisabeth, »wir sind ganz anders verloren, wenn wir zurückweichen.«

Und sie gingen weiter.

Als sie nur noch vier Schritte von der Schildwache entfernt waren, drehte diese den Rücken, und sie konnten vorbeigehen.

Hatte sie dieser Mensch in der That erkannt? wußte er, welche hohe Flüchtlinge er passiren ließ? Die Prinzessinnen blieben hiervon überzeugt und sandten fliehend tausend Segnungen diesem unbekanntem Retter zu.

Jenseits der Pforte erblickten sie das besorgte Gesicht von Charny.

Der Graf war in einen großen blauen Carrick gehüllt und hatte den Kopf mit einem runden Hute von Wachstuch bedeckt.

»Ah! mein Gott!« murmelte er, »endlich sind Sie da! und der König und die Königin?«

»Sie folgen uns,« antwortete Madame Elisabeth.

»Kommen Sie,« sagte Charny.

Und er führte rasch die Flüchtlinge zu dem Remise,³⁰ die in der Rue Saint-Nicaise stand.

Ein Fiacre hatte sich neben dem Remise ausgestellt, als wollte er ihn bespähen.

»Nun, Kamerad,« sagte der Kutscher des Fiacre, als er sah, daß der Graf von Charny einige Personen angeworben hatte, »es scheint, Du hast geladen?«

»Wie Du siehst,« erwiderte Charny.

Dann flüsterte er dem Garde du corps zu:

»Mein Herr, nehmen Sie diesen Fiacre und fahren Sie geraden Weges nach der Porte Saint-Martin. Sie werden keine Mühe haben, den Wagen zu erkennen, der uns erwartet.«

Herr von Malden begriff und sprang in den Fiacre.

»Und Du auch,« sagte er, »Du hast auch geladen. Nach der Oper, rasch!«

Die Oper war damals bei der Porte Saint-Martin.

Der Kutscher glaubte, er habe es mit einem Läufer zu thun, der seinen Herrn im Theater abholen müsse, und fuhr ab, ohne eine andere Bemerkung, als die Worte, welche einen pecuniären Vorbehalt bezeichneten:

»Sie wissen, daß es Mitternacht ist, Herr?«

»Ja, fahre gut, und sei unbesorgt.«

Da die Lackeien zu jener Zeit zuweilen freigebiger waren, als ihre Herren, so fuhr der Kutscher, mit dieser Erwiederung zufrieden, in starkem Trabe weg.

Kaum hatte er um die Ecke der Rue de Rohan gedreht, als man durch dieselbe Pforte, welche Madame Royale, Madame Elisabeth, Frau von Tourzel und dem Dauphin Auslaß gewährt, mit einem gewöhnlichen Schritte und wie einen Expeditior, der nach einem langen Tage der Arbeit von seiner Kanzlei kommt, einen Mann in grauem Rocke, die Spitze des Hutes auf der Nase und die Hände in den Taschen, herauskommen sah.

Das war der König.

Ihm folgte Herr von Valory.

Auf dem Wege machte sich eine Schnalle von seinen Schuhen los; er ging weiter, ohne daraus merken zu wollen; Herr von Valory hob sie auf.

Charny ging ihm ein paar Schritte entgegen; er hatte den König erkannt, nicht an ihm selbst, sondern an Valory, der ihm folgte.

Er gehörte zu denjenigen, welche immer den König im König sehen wollen.

Er stieß einen Seufzer des Schmerzes, beinahe der Scham aus und sagte:

»Kommen Sie, Sire, kommen Sie.«

Dann leise zu Herrn von Valory:

»Und die Königin?«

»Die Königin folgt uns mit Ihrem Herrn Bruder.«

»Gut, nehmen Sie den kürzesten Weg und erwarten Sie uns bei der Porte Saint-Martin; ich werde den längeren nehmen; das Rendezvous ist um den Wagen.«

Valory folgte der Weisung von Charny.

Man wartete aus die Königin.

Es verging eine halbe Stunde.

Wir werden es nicht versuchen, die Angst der Flüchtlinge zu schildern. Charny, auf dem die ganze Verantwortlichkeit lastete, war wie wahnsinnig.

Er wollte in's Schloß zurückkehren, nachforschen, sich erkundigen.

Der kleine Dauphin weinte und rief unablässig: »Mama! Mama!« ohne daß es den Damen gelang, ihn zu trösten.

Die Angst verdoppelte sich, als man den Wagen des Herrn von Lafayette in Begleitung von Fackeln zurückkommen sah.

Man vernehme, was geschehen war.

Vor dem Hofthore wollte sich der Vicomte von Charny, der der Königin den Arm gab, nach links wenden; doch die Königin hielt ihn zurück und sagte:

»Wohin gehen Sie denn?«

»Nach der Ecke der Rue Saint-Nicaise, wo uns mein Bruder erwartet,« erwiderte Isidor.

»Ist die Rue Saint-Nicaise am Ufer?« fragte die Königin.

»Nein, Madame«

»Ihr Bruder erwartet uns beim Einlasse am Ufer.«

Isidor wollte aus seiner Meinung bestehen; doch die Königin schien dessen, was sie sagte, so sicher, daß sich ein Zweifel in seinem Geiste regte.

»Mein Gott! Madame,« sagte er, »nehmen wir uns wohl in Acht, jeder Irrthum wäre tödtlich.«

»Am Ufer,« versetzte die Königin, »ich habe genau gehört, am Ufer.«

»Gehen wir also nach dem Ufer, Madame; doch wenn wir den Wagen dort nicht finden, kehren wir sogleich nach der Rue Saint-Nicaise zurück, nicht wahr?«

»Ja, doch lassen Sie uns eilen,« antwortete die Königin.

Und sie zog ihren Cavalier fort durch drei Höfe, welche zu jener Zeit durch eine dicke Mauer getrennt waren und miteinander nur durch eine schmale, mittelst einer Kette versperrte und mit einer Schildwache besetzte Oeffnung, zunächst beim Palaste, in Verbindung standen.

Die Königin und Isidor drangen hinter einander durch diese drei Oeffnungen und stiegen über die drei Ketten.

Nicht einer Schildwache fiel es ein, sie aufzuhalten.

Wer hätte in der That glauben sollen, diese junge Frau in der Tracht einer Kammerjungfer von gutem Hause, die den Arm einem hübschen Burschen in der Livrée des Prinzen von Condé gab und so leicht über die schweren Ketten stieg, sei die Königin von Frankreich?

Man kam an das Ufer. Der Quai war verlassen, »Dann ist er auf der andern Seite,« sagte die Königin.

Isidor wollte zurückkehren.

Doch wie von einem Schwindel erfaßt, sagte sie:

»Nein, nein, er ist hier.«

Und sie zog Isidor nach dem Pont Royal fort.

Als man den Pont Royal überschritten hatte, fand man den Quai des linken Ufers gerade so verlassen, als den des rechten.

»Sehen wir in dieser Straße,« sagte die Königin.

Und sie zwang Isidor, einen Winkel nach der Rue du Bac zu machen.

Nach hundert Schritten erkannte sie indessen, daß sie sich täuschen mußte, und blieb keuchend stehen.

Die Kräfte entschwanden ihr.

»Nun, Madame,« sagte Isidor, bestehen Sie noch aus Ihrer Meinung?«

»Nein,« erwiderte die Königin; »nun ist es Ihre Sache, führen Sie mich, wohin Sie wollen.«

»Madame, in des Himmels Namen, Muth!« sprach Isidor.

»Oh! nicht der Muth ist es, woran es mir gebricht, sondern die Kraft.«

Dann sich zurückwerfend:

»Mir scheint, ich werde nie meinen Athem wieder finden können. Mein Gott! mein Gott!«

Isidor wußte, daß dieser Athem, der der Königin fehlte, für sie zu dieser Stunde so nothwendig war, als er es für den von den Hunden verfolgten Hirsch ist.

Er blieb stehen.

»Athmen Sie, Madame,« sagte er, »wir haben Zeit. Ich verbürge mich für meinen Bruder; er wird, wenn es sein muß, warten bis zum Tag.«

»Sie glauben also, daß er mich liebt?« rief ebenso unvorsichtig als lebhaft die Königin, indem sie den Arm des jungen Mannes an ihre Brust drückte.

»Ich glaube, daß sein Leben wie das meinige, Ihnen gehört, und daß das Gefühl, das bei uns Liebe und Ehrfurcht, bei ihm Anbetung ist.«

»Dank!« sprach die Königin, »Sie thun mir wohl; ich athme. Lassen Sie uns gehen!«

Und mit derselben Fieberhaftigkeit eilte sie aus dem Wege zurück, den sie schon gemacht hatte.

Nur, statt in die Tuileries zurückzukehren, ließ sie Isidor durch den Einlaß des Carrousel gehen.

Man schritt über den ungeheuren Platz hin, der bis um Mitternacht mit kleinen ambulanten Buden und hier ausgestellten Fiacres bedeckt blieb.

Er war fast verlassen und ganz dunkel; doch man hörte etwas wie ein starkes Geräusch von Wagenrädern und Pferdetritten.

Man war zum Einlaß der Rue de l'Echelle gekommen. Diese Pferde, deren Tritt man hörte, diese Wagen, deren Rollen man vernahm, sollten offenbar durch den genannten Einlaß passiren.

Man gewahrte schon einen Schein, ohne Zweifel den der Fackeln, welche diesen Wagen begleiteten.

Isidor wollte zurückweichen; die Königin zog ihn vorwärts.

Isidor stürzte unter die Pforte, um sie zu beschützen, gerade in dem Augenblick, wo die Pferde der Fackelträger am entgegengesetzten Eingang erschienen.

Er drängte sie in die dunkelste Vertiefung zurück und stellte sich vor sie.

Doch die dunkelste Vertiefung war bald vom Lichte der Fackelträger überströmt.

Mitten unter ihnen, halb in seinem Wagen liegend, angethan mit seiner eleganten Generalsuniform der Nationalgarde, sah man den General Lafayette.

In dem Augenblick, wo dieser Wagen vorüberfuhr, fühlte Isidor, daß ein Arm stark an Willen, wenn nicht an wirklicher Kraft, ihn rasch aus die Seite schob.

Dieser Arm war der linke Arm der Königin.

In der rechten Hand hielt sie ein Bambusstöckchen mit goldenem Knopfe, wie es die Frauen zu jener Zeit trugen.

Sie schlug damit aus die Räder des Wagens und sagte:

»Geh zum Henker, Kerkermeister, ich bin aus Deinem Gefängnisse heraus!«

»Was machen Sie, Madame? welcher Gefahr setzen Sie sich aus?« sprach Isidor.

»Ich räche mich,« erwiderte die Königin; »hierfür kann man wohl etwas wagen.«

Und hinter dem letzten Fackelträger sprang sie hinaus, strahlend wie eine Göttin, freudig wie ein Kind.

LXXXV.

Eine Etiquettefrage.

Die Königin hatte nicht zehn Schritte außerhalb der Pforte gemacht, als ein Mann, in einen blauen Carrick gehüllt und das Gesicht unter einem Wachstuchhute verborgen, sie krampfhaft beim Arme faßte und zu einem Remise fortzog, der an der Ecke der Rue Saint-Nicaise stand.

Dieser Mann war der Graf von Charny.

Dieser Remise war der, in welchem seit mehr als einer halben Stunde die ganze königliche Familie wartete.

Man glaubte, man werde die Königin bestürzt, gelähmt, sterbend ankommen sehen, sie kam lachend und freudig; die Gefahren, die sie gelaufen war, die ausgestandene Anstrengung, die verlorene Zeit, die Folgen, die dieser Verzug haben konnte, — der Schlag, den sie mit ihrem Stöckchen dem Wagen von Lafayette gegeben hatte, und den sie ihm selbst gegeben zu haben schien, hatte sie Alles dies vergessen lassen.

Zehn Schritte von dem Miethwagen hielt ein Bedienter ein Pferd an der Hand.

Charny deutete nur mit dem Finger auf das Pferd, und Isidor schwang sich darauf und sprengte im Galopp weg.

Er ritt nach Bondy voraus, um hier die Pferde zu bestellen.

Die Königin, als sie ihn abgehen sah, warf ihm ein paar Worte des Dankes zu, die er nicht hörte.

»Auf, Madame,« sagte Charny mit jenem mit Ehrfurcht gemischten festen Willen, den die wahrhaft starken Männer bei großen Veranlassungen so gut anzunehmen wissen, »es ist keine Secunde zu verlieren.

Die Königin stieg in den Wagen, in welchem schon der König, Madame Elisabeth, Madame Royale, der Dauphin und Frau von Tourzel, das heißt, fünf Personen waren; sie setzte sich in den Fond und nahm den Dauphin auf ihren Schooß; der König saß neben ihr. Madame Elisabeth, Madame Royale und Frau von Tourzel hatten den Vordersitz inne.

Charny schloß wieder den Schlag, stieg aus den Bock und ließ die Pferde, um die Spione, wenn vorhanden waren, von der Fährte abzubringen, sich drehen, fuhr die Rue Saint Honoré hinauf und folgte dann den Boulevards bis zur Porte Saint-Martin.

Der Wagen war da, aus einem äußeren Wege wartend, der nach dem Orte führte, den man das Straßenamt nannte.

Dieser Weg war verlassen.

Der Graf von Charny sprang von seinem Sitz herab und öffnete den Schlag des Remise.

Der des großen Wagen, welcher für die Reise dienen sollte, war schon offen. Herr von Valory und Herr von Malden standen auf den beiden Seiten des Fußtritts.

In einem Augenblicke waren die sechs Personen, die den Miethwagen inne hatten, auf dem Wege.

Dann führte der Graf diesen Wagen an den Rand der Straße und warf ihn in einen Graben,

worauf er zu dem großen Wagen zurückkehrte.

Die königliche Familie stieg rasch ein, Herr von Malden setzte sich hinten auf, Herr von Valory nahm seinen Platz neben Charny aus dem Bock.

Der Wagen war mit vier Pferden bespannt; ein Schnalzen, mit der Zunge machte, daß sie im Trabe abgingen; der Conducteur führte sie vom Bocke aus.

Es schlug ein Viertel auf zwei Uhr in der Saint-Laurent Kirche. Man brauchte eine Stunde bis Bondy.

Die Pferde warteten eingeschirrt und bereit, angespannt zu werden, vor dem Stalle.

Isidor wartete bei den Pferden.

Aus der andern Seite der Straße stand auch ein mit Postpferden bespanntes Miethcabriolet.

In diesem Miethcabriolet saßen zwei Kammerfrauen, welche zum Dienste des Dauphin und von Madame Royale gehörten.

Sie hatten geglaubt, sie werden in Bondy einen Wagen zu miethen finden, und da sie keinen gesunden, so waren sie mit dem Herrn des Cabriolets übereingekommen, der sein Fuhrwerk um tausend Franken an sie verkaufte.

Zufrieden mit dem Handel, wollte dieser ohne Zweifel sehen, was mit den Personen vorginge, welche so einfältig gewesen, ihm tausend Franken für einen solchen Karren zu geben, und wartete im Posthause trinkend.

Er sah den Wagen des Königs, geführt von Charny, ankommen; Charny stieg vom Bocke und trat an den Schlag.

Unter seinem Kutschersmantel hatte er seine Uniform; im Koffer vom Bock lag sein Hut.

Es war zwischen dem König, der Königin und Charny verabredet, daß in Bondy Charny im Innern den Platz von Frau von Tourzel einnehmen sollte, die dann allein nach Paris zurückkehren würde.

Doch man hatte vergessen, in Betreff dieser Veränderung Frau von Tourzel zu Rathe zu ziehen.

Der König legte ihr die Frage vor.

Frau von Tourzel war, abgesehen von ihrer tiefen Ergebenheit für die königliche Familie, bei der Etiquettefrage das Seitenstück der alten Frau von Noailles.

»Sire,« antwortete sie, »meine Ausgabe ist es, über den Kindern von Frankreich zu wachen und sie nicht einen Augenblick zu verlassen; ohne einen ausdrücklichen Befehl Eurer Majestät, — ein Befehl, der keinen Vorgang hätte, — werde ich mich nicht von ihnen trennen.«

Die Königin bebte vor Ungeduld, ein doppelter Grund machte es ihr wünschenswerth, Charny im Wagen zu haben: als Königin sah sie hierin ihre Sicherheit, als Frau fand sie hierin ihre Freude.

»Liebe Frau von Tourzel,« sagte die Königin, »wir sind Ihnen so dankbar, als nur immer möglich, doch Sie sind leidend, Sie gingen aus übertriebener Ergebenheit mit uns; bleiben Sie in Bondy und folgen Sie uns später an den Ort, wo wir sein werden.«

»Madame,« erwiderte Frau von Tourzel, »der König befiehlt, und ich bin bereit, auszusteigen und, wenn es sein muß, aus der Landstraße zu bleiben. Doch nur ein Befehl allein kann mich bewegen, nicht nur meine Pflicht zu verletzen, sondern auch auf mein Recht zu verzichten.«

»Sire,« sagte die Königin, »Sire!«

Ludwig XVI. wollte sich aber in dieser ernsten Frage nicht aussprechen; er suchte einen Seitenweg, eine Ausflucht.

»Herr von Charny,« sagte er, »können Sie nicht aus dem Bock bleiben?«

»Ich kann Alles, was der König will,« erwiderte Herr von Charny; »nur muß ich hier entweder in meiner Officiersuniform, und in dieser Uniform steht man mich seit vier Monaten auf der Landstraße, und Jeder wird mich erkennen, — oder mit meinem Carrick und meinem Lohnkutschershute bleiben, und diese Tracht ist ein wenig zu bescheiden für einen so eleganten Wagen.«

»Steigen Sie ein, Herr von Charny, steigen Sie ein,« sagte die Königin; »ich nehme den Dauphin auf meinen Schooß, Madame Elisabeth nimmt Marie Therese auf den ihrigen, und das wird vortrefflich gehen . . . wir sitzen nur ein wenig enge.«

Charny wartete auf die Antwort des Königs.

»Unmöglich, meine Liebe,« sprach der König, »bedenken Sie, daß wir neunzig Meilen zu machen haben.«

Frau von Tourzel war aufgestanden und hielt sich bereit, dem Befehle des Königs zu gehorchen, sollte ihr der König befehlen, auszusteigen; doch der König wagte es nicht, dies zu thun, so groß sind bei den Hofleuten selbst die kleinsten Vorurtheile.

»Herr von Charny,« fragte der König den Grafen, »können Sie nicht den Platz von Ihrem Herrn Bruder einnehmen und vorausreiten, um die Pferde zu bestellen?«

»Ich habe dem König schon gesagt, ich sei zu Allem bereit; nur muß ich dem König bemerken, daß die Pferde gewöhnlich von einem Courier und nicht von einem Schiffskapitän bestellt werden; diese Veränderung, welche den Postmeistern auffallen wird, könnte ernste Unannehmlichkeiten herbeiführen.«

»Das ist richtig,« sagte der König.

»Oh! mein Gott! mein Gott!« murmelte die Königin außer sich vor Ungeduld.

Dann sich an Charny wendend:

»Richten Sie das ein, wie Sie mögen, Herr Graf; doch ich will nicht, daß Sie uns verlassen.«

»Das ist auch mein Wunsch, Madame,« erwiderte Charny, »und ich sehe nur ein Mittel hierfür.«

»Welches? sprechen Sie geschwinde,« rief die Königin.

»Statt in den Wagen zu steigen, statt auf den Bock zu sitzen, statt voraus zu reiten, folge ich in der einfachen Tracht eines Mannes, der Post reitet, und ehe Sie zehn Meilen gemacht haben, werde ich fünfhundert Schritte von Ihrem Wagen sein.«

»Also kehren Sie nach Paris zurück?«

»Allerdings, Madame, doch bis Chalons hat Eure Majestät nichts zu befürchten, und vor Chalons habe ich sie eingeholt.«

»Aber wie wollen Sie nach Paris zurückkehren?«

»Auf dem Pferde, mit welchem mein Bruder gekommen ist, Madame; das ist ein vortrefflicher Renner; er hat Zeit gehabt, zu schnaufen, und in weniger als einer halben Stunde werde ich in Paris sein.«

»Sodann?«

»Sodann kleide ich mich in eine schickliche Tracht, nehme ein Pferd auf der Post und jage mit

verhängten Zügeln, bis ich Sie eingeholt habe.«

»Gibt es kein anderes Mittel?« fragte Marie Antoinette in Verzweiflung.

»Ich sehe keines,« versetzte der König.

»So wollen wir keine Zeit verlieren,« sagte Charny; »auf, Jean und Francis, an Euren Posten; vorwärts, Melchior; Postillons, zu Euren Pferden!«

Triumphirend setzte sich Frau von Tourzel wieder, und der Wagen ging, vom Cabriolet gefolgt, im Galopp ab.

Die Wichtigkeit der Erörterung hatte zur Folge, daß man vergaß, die Pistolen, welche im Wagenkasten lagen, an den Vicomte von Charny, Herrn von Valory und Herrn von Malden auszuthemen.

Was ging in Paris vor, wohin der Graf von Charny mit verhängten Zügeln zurückeilte?

Ein Perruquier, Namens Buseby, der in der Rue de Bourbon wohnte, hatte am Abend in den Tuilerien einen von seinen Freunden besucht, welcher auf der Wache war; dieser Freund hatte seine Officiere viel von der Flucht reden hören, die wie sie versicherten, in derselben Nacht stattfinden sollte; er sprach hiervon mit dem Perruquier, der sich nicht aus seinem Geiste den Gedanken schlagen konnte, dieser Plan sei wirklich gefaßt worden, und die königliche Flucht, von der man schon so lange sprach, werde in der Nacht zur Ausführung gebracht werden.

Als er nach Hause kam, erzählte er seiner Frau, was er in den Tuilerien gehört hatte, doch diese behandelte die Sache als einen Traum; der Zweifel der Perruquière übte seinen Einfluß auf ihren Mann, und dieser kleidete sich am Ende aus und ging zu Bette, ohne seinem Verdachte eine weitere Folge zu geben.

Doch sobald er im Bette war, erfaßte ihn wieder sein erster Glaube, und er wurde bald so mächtig in ihm, daß er nicht den Muth hatte, zu widerstehen: er sprang aus seinem Bette, kleidete sich wieder an und lief zu einem seiner Freunde Namens Hucher, welcher zugleich Bäcker und Sapeur beim Bataillon der Theatins war.

Hier wiederholte er Alles, was man ihm in den Tuilerien gesagt hatte, und er theilte seine Befürchtungen in Betreff der Flucht der königlichen Familie aus eine so lebhaft Art dem Bäcker mit, daß dieser denselben nicht nur beitrug, sondern auch, hitziger als der, von welchem er die Nachrichten hatte, ebenfalls aus seinem Bette sprang, ohne daß er sich Zeit ließ, ein anderes Kleidungsstück anzuziehen, als eine Hose, aus die Straße lief und, an die Thüren klopfend, über dreißig Nachbarn aufweckte.

Es war ungefähr ein Viertel nach Mitternacht und ein paar Minuten, nachdem die Königin Herrn von Lafayette unter der Pforte der Tuilerien getroffen hatte. Die vom Perruquier Buseby und vom Bäcker Hucher aufgeweckten Bürger beschloßen, sich in der Uniform der Nationalgarde zum General Lafayette zu begeben und ihn von dem, was vorging, in Kenntniß zu setzen.

Der Beschluß war nicht so bald gefaßt, als man ihn auch ausführte. Herr von Lafayette wohnte in der Rue Saint Honoré, im Hotel Noailles, bei den Feuillants; sie begaben sich auf den Weg und kamen gegen halb ein Uhr zu ihm.

Der General, nachdem er dem Schlafengehen des Königs beigewohnt, nachdem er seinen Freund Bailly davon in Kenntniß gesetzt, daß der König zu Bette gegangen, nachdem er Herrn Emmery, einem Mitgliede der Nationalversammlung, einen Besuch gemacht, war nach Hause zurückgekehrt und wollte sich eben auskleiden.

In diesem Augenblick klopfte man an das Hotel Noailles. Herr von Lafayette schickte seinen Kammerdiener ab, um sich zu erkundigen.

Dieser kam bald wieder und sagte, es seien fünf und zwanzig bis dreißig Bürger da, die den General aus der Stelle in einer Sache von der höchsten Wichtigkeit sprechen wollen.

In jener Zeit hatte der General Lafayette die Gewohnheit, zu jeder Stunde zu empfangen.

Da überdies am Ende eine Angelegenheit, wegen der sich fünf und zwanzig bis dreißig Bürger bemühten, eine wichtige Angelegenheit sein konnte und mußte, so befahl er, diejenigen, welche ihn zu sprechen wünschten, einzuführen.

Der General brauchte nur seinen Rock, den er so eben abgelegt hatte, wieder anzuziehen, und er befand sich in Empfangstracht.

Dann setzten ihm die Herren Buseby und Hucher in ihrem und ihrer Gefährten Namen ihre Befürchtungen auseinander; Herr Buseby stützte sie auf das, was er in den Tuileries hatte sagen hören; die Anderen auf das, was sie täglich von allen Seiten sagen hörten.

Doch über alle diese Befürchtungen lachte der General nur, und da er ein guter Herr und ein starker Schwätzer war, so erzählte er ihnen, woher alle diese Gerüchte kamen, wie sie durch Frau von Rochereul und Herrn von Gouvion verbreitet worden waren; wie er, um sich von ihrer Falschheit zu überzeugen, den König habe zu Bette gehen sehen, gerade wie sie ihn, Lafayette, könnten sich schlafen legen sehen, wenn sie noch ein paar Minuten bleiben würden; als ihnen aber dieses ganze Geschwätz nicht genügend schien, sagte ihnen Herr von Lafayette, er hafte für den König und die königliche Familie mit seinem Kopfe.

Hiernach war es unmöglich, einen Zweifel kundzugeben; sie beschränkten sich also darauf, daß sie Herrn von Lafayette nach dem Losungsworte fragten, damit man sie bei ihrer Rückkehr nicht beunruhige. Herr von Lafayette sah keine Schwierigkeit darin, ihnen dieses Vergnügen zu machen, und gab ihnen das Losungswort.

Hiermit versehen, beschlossen sie indessen, den Saal der Reitschule, um zu erfahren, ob es nichts Neues aus dieser Seite gebe, und die Höfe des Schlosses, um zu sehen, ob nichts Außergewöhnliches hier vorgehe, in Augenschein zu nehmen.

Sie kamen die Rue Saint-Honoré entlang zurück und traten in die Rue de l'Echelle ein, als ein Reiter im Galopp mitten unter sie sprengte. Da in einer solchen Nacht Alles Ereigniß ist, so kreuzten sie ihre Flinten und riefen dem Reiter zu, er müsse halten.

Der Reiter hielt an.

»Was wollen Sie von mir?« fragte er.

»Wir wollen wissen, wohin Sie gehen?« riefen die Nationalgarden.

»Nach den Tuileries.«

»Was wollen Sie in den Tuileries thun?«

»Dem König Bericht machen über eine Sendung, mit der er mich beauftragt hat.«

»Zu dieser Stunde?«

»Allerdings zu dieser Stunde.«

Einer von den Schlausten bedeutete den Andern durch ein Zeichen, sie mögen ihn machen lassen.

»Aber zu dieser Stunde ist der König schlafen gegangen,« sagte er.

»Ja,« erwiderte der Retter, »doch man wird ihn aufwecken.«

»Wenn Sie mit dem König zu thun haben,« sagte derselbe Mensch, »so müssen Sie die Losung kennen.«

»Das wäre kein Grund,« bemerkte der Reiter, »in Betracht, daß ich könnte von der Grenze, statt von drei Meilen, kommen und vor einem Monat abgereist sein, statt daß ich vor zwei Stunden abgegangen bin.«

»Das ist richtig,« sprachen die Nationalgarden.

»Sie haben also den König vor zwei Stunden gesehen?« fuhr der Frager fort.

»Ja.«

»Sie haben ihn gesprochen?«

»Ja.«

»Was machte er vor zwei Stunden?«

»Er wartete nur auf den Abgang des General Lafayette, um sich schlafen zu legen.«

»Somit haben Sie das Losungswort?«

»Allerdings; der General, da er wußte, daß ich um ein Uhr oder zwei Uhr Morgens nach den Tuileries zurückkehren sollte, gab es mir, damit ich keinen Verzug erleide?«

»Und dieses Losungswort?«

»Paris und Poltiers.«

»So ist es,« riefen die Nationalgarden. »Gute Heimkehr, Kamerad, und sagen Sie dem König, Sie haben uns vor der Thüre des Schlosses wachend gefunden, weil wir befürchtet, er wolle fliehen.«

Und sie traten vor dem Reiter auf die Seite.

»Ich werde nicht unterlassen, dies zu thun,« antwortete der Reiter.

Und er gab seinem Pferde beide Sporen und sprengte unter den Einlaß der Tuileries, wo er verschwand.

»Wenn wir warteten, bis er aus den Tuileries herauskommt, um zu erfahren, ob er den König gesehen hat?« sagte Einer von den Bürgern.

»Wenn er aber in den Tuileries wohnt,« versetzte ein Anderer, »dann werden wir bis morgen warten.«

»Das ist richtig,« sprach der Erste, »und bei meiner Treue, da der König zu Bette gegangen ist, da Herr von Lafayette sich schlafen legt, gehen wir auch zu Bette, und es lebe die Nation!«

Die fünfundzwanzig bis dreißig Patrioten wiederholten im Chor: »Es lebe die Nation!« und legten sich schlafen, glücklich und stolz, daß sie aus dem Munde von Lafayette selbst erfahren hatten, es sei nicht zu befürchten, daß der König Paris verlasse.

LXXXVI.

Die Landstraße.

Wir haben, im scharfen Trabe von vier kräftigen Postpferden gezogen, den Wagen, der den König und seine Familie entführte, abgehen sehen; verfolgen wir die Reise in allen ihren Einzelheiten, wie wir dies bei der Flucht gethan haben. Das Ereigniß ist so groß und bat einen so unglücklichen Einfluß aus das Geschick der königlichen Familie ausgeübt, daß der geringste Vorfall dieser Reise der Wißbegierde oder des Interesses würdig zu sein scheint.

Es wurde gegen drei Uhr Morgens Tag: man wechselte die Pferde in Meaux. Der König hatte Hunger, und man fing an die Mundvorräthe anzugreifen. Diese Mundvorräthe bestanden aus einem Stücke kalten Kalbsbraten, das der Graf von Charny nebst Brod und vier Flaschen nicht moussirenden Champagner in den Flaschenkeller des Wagens hatte legen lassen.

Da man weder Messer, noch Gabeln besaß, so rief der König Jean.

Jean war, wie man sich erinnert, der Reisenamen von Herrn von Malden.

Herr von Malden näherte sich.

»Jean,« sagte der König, »leihen Sie uns Ihr Jagdmesser, daß ich diesen Kalbsbraten zerschneiden kann.«

Mittlerweile neigte sich die Königin aus dem Wagen und schaute zurück, ohne Zweifel, um zu sehen, ob Herr von Charny nicht komme.

»Wollen Sie etwas zu sich nehmen, Herr von Malden?« fragte leise der König.

»Nein, Sire,« antwortete Herr von Malden eben so leise; »ich fühle noch kein Bedürfniß.«

»Weder Sie, noch Ihre Gefährten mögen sich Zwang anthun,« sagte der König.

Dann wandte er sich gegen die Königin um, welche immer zum Schlage hinausschaute, und sprach:

»Woran denken Sie, Madame?«

»Ich?« erwiderte die Königin, indem sie zu lächeln suchte, »ich denke an Herrn von Lafayette; wahrscheinlich ist es ihm zu dieser Stunde nicht sehr behaglich.«

Dann sagte sie zu Herrn von Valory, der sich ebenfalls dem Schlage näherte.

»François, mir scheint, es geht Alles gut, und wir wären schon angehalten, wenn wir dies hätten sein sollen. Man wird unsere Abreise nicht bemerkt haben,«

»Das ist mehr als wahrscheinlich,« antwortete Herr von Valory, »denn ich bemerke nirgends eine verdächtige Bewegung. Muth gefaßt, Madame: Alles geht gut.«

»Vorwärts,« rief der Postillon.

Herr von Valory und Herr von Malden stiegen wieder auf ihren Sitz, und der Wagen fuhr weiter.

Gegen acht Uhr Morgens kam man unten an einen langen Bergabhang.

Rechts und links von diesem Abhang war ein schöner Wald, wo die Vögel sangen, und durch den die ersten Sonnenstrahlen von einem der schönsten Junitage wie goldene Pfeile drangen.

Der Postillon ließ seine Pferde im Schritte gehen.

Die zwei Gardes du corps sprangen vom Bocke.

»Jean,« sagte der König, »lassen Sie den Wagen halten und öffnen Sie den Schlag: ich mochte gern gehen, und ich glaube, daß es der Königin und den Kindern auch nicht unangenehm wäre, diese kleine Strecke zu Fuß zu machen.«

Herr von Malden winkte: der Postillon hielt an; der Schlag wurde geöffnet: der König, die Königin, Madame Elisabeth und die zwei Kinder stiegen aus; Frau von Tourzel allein blieb, sie war zu leidend, um auszusteigen.

Sogleich verbreitete sich die ganze kleine königliche Colonie aus dem Wege. Der Dauphin lief Schmetterlingen nach und Madame Royale pflückte Blumen.

Madame Elisabeth nahm den Arm des Königs; Madame Royale ging allein.

Sah man diese so aus dem Wege zerstreute Familie, diese spielenden und laufenden Kinder, diese aus den Arm ihres Bruders gestützte und ihm zulächelnde Schwester, diese schöne, nachdenkende, rückwärts schauende Frau, Alles dies beleuchtet durch eine herrliche Morgensonne des Juni, welche den durchsichtigen Schatten des Waldes bis mitten aus die Straße warf, so hätte man glauben sollen, es sei eine heitere Familie, die nach ihrem Schlosse zurückkehre, um ihren friedlichen, regelmäßigen Lebenslauf fortzusetzen, und nicht eine Königin und ein König, die einen Thron fliehen, zu dem man sie nur zurückbringen sollte, um sie auf das Schafott zu führen.

Allerdings sollte bald ein Vorfall in dieses friedliche, heitere Gemälde die Unruhe der im Grunde der Herzen der verschiedenen Personen dieser Geschichte schlummernden Leidenschaften bringen.

Plötzlich blieb die Königin stehen, als hätten ihre Füße in der Erde Wurzel gefaßt.

Ein Reiter erschien in einer Entfernung von ungefähr einer Viertelmeile, in die Staubwolke gehüllt, welche der Galopp seines Pferdes auftrieb.

Marie Antoinette wagte nicht zu sagen: »Das ist der Graf von Charny.«

Doch ein Schrei entschlüpfte ihrer Brust.

»Ah! Nachrichten von Paris,« sagte sie.

Alle wandten sich um, nur der Dauphin nicht: das sorglose Kind hatte den Schmetterling erhascht, dem es nachlief; wenig lag ihm an den Nachrichten von Paris.

Ein wenig kurzsichtig, zog der König eine kleine Lorguette aus seiner Tasche.

»Ei!« rief er, »das ist, glaube ich, Herr von Charny!«

»Ja,« erwiderte die Königin, »er ist es.«

»Gehen wir weiter,« sprach der König, »er wird uns immerhin einholen, und wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Die Königin wagte nicht, zu entgegnen, es sei wohl der Mühe werth, wegen der Nachrichten, welche Herr von Charny bringe, zu warten.

Uebrigens war dies nur ein Verzug von ein paar Secunden: der Reiter eilte mit der ganzen Geschwindigkeit seines Rosses herbei.

Er selbst, sowie er näher kam, schaute mit großer Aufmerksamkeit und schien nicht zu begreifen, warum der riesige Wagen seine Reisenden aus der Landstraße verbreitet habe.

Er holte sie endlich in dem Augenblick ein, wo der wagen den Gipfel des Bergabhanges erreichte und auf diesem Gipfel Halt machte.

Es war wirklich Herr von Charny, wie es das Herz der Königin und die Augen des Königs errathen hatten.

Er trug einen kleinen grünen Ueberrock mit flatterndem Kragen, einen Hut mit breiter Rundschnur und stählerner Schnalle, eine weiße Weste, eine anliegende Lederhose und große, bis über die Kniee gehende militärische Stiefel.

Seine gewöhnlich matt weiße Gesichtsfarbe war belebt durch den scharfen Ritt, und die Funken der Flamme, welche sein Gesicht röthete, sprangen aus seinen Augensternen hervor.

Es war etwas von einem Sieger in seinem mächtigen Hauche und in seinen erweiterten Nasenflügeln. Nie hatte ihn die Königin so schön gesehen.

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus.

Er sprang von seinem Pferde und verbeugte sich vor dem König.

Dann wandte er sich um und grüßte die Königin.

Alle gruppirten sich um ihn, die zwei Gardes du corps ausgenommen, welche aus Bescheidenheit entfernt blieben.

»Kommen Sie näher, meine Herren,« sagte der König, »die Nachrichten, welche Herr von Charny bringt, sind für Jedermann von Gewicht.«

»Sire, Alles geht gut,« sagte Charny, »und heute Morgen um zwei Uhr muthmaßte noch Niemand ihre Flucht.«

Jeder athmete.

Dann vervielfältigten sich die Fragen.

Charny erzählte, wie er nach Paris zurückgekehrt war, wie er in der Rue de l'Echelle die Patronille der Patrioten getroffen; wie er von dieser befragt worden war und sie überzeugt, der König sei zu Bette gegangen und schlafe, zurückgelassen hatte.

Dann sagte er, wie er, sobald er im Inneren der wie an den gewöhnlichen Tagen ruhigen Tuileries gewesen, in sein Zimmer hinausgegangen sei, die Kleider gewechselt und durch die Corridors des Königs wieder hinabsteigend sich versichert habe, daß Niemand die königliche Flucht ahne, nicht einmal Herr von Gouvion, der, als er gesehen, daß die von ihm um die Gemächer des Königs aufgestellte Linie von Schildwachen nichts nütze, diese entlassen und Officiere und Bataillonchefs nach Hause geschickt habe.

Herr von Charny habe dann wieder sein Pferd genommen, das ihm einer der Diener von der Nachtwache gehalten, und da er gedacht, er könnte sich aus der Post von Paris zu dieser Stunde nur mit Mühe einen Klepper verschaffen, so sei er auf demselben Pferde wieder nach Bondy geritten.

Dieses unglückliche Pferd war beinahe reihe angekommen; doch es war angekommen, und mehr brauchte es nicht.

Hier hatte der Graf ein neues Pferd genommen und seinen Ritt fortgesetzt.

Im Uebrigen war ihm nichts Beunruhigendes auf dem Wege, den er zurückgelegt, aufgefallen.

Die Königin fand Veranlassung, Charny die Hand zu reichen: die guten Nachrichten, welche er brachte, waren wohl eine solche Gunst werth.

Charny küßte der Königin ehrerbietig die Hand.

Warum erbleichte die Königin?

Geschah es aus Freude, wenn Charny ihr die Hand gedrückt hatte?

Geschah es aus Schmerz, wenn er sie nicht gedrückt hatte.«

Man stieg wieder in den Wagen. Der Wagen ging ab. Charny galoppierte am Schlage.

Auf der nächsten Post fand man die Pferde bereit, nur war kein Reitpferd für Charny bestellt, Isidor hatte dieses Pferd nicht bestellen können, weil er nicht wußte, daß sein Bruder es brauchte.

Bei diesem Pferde fand also ein Verzug statt, doch nach fünf Minuten saß Charny im Sattel. Uebrigens war es verabredet, daß er dem Wagen folgen und ihn nicht escortiren sollte.

Nur sollte er ihm nahe genug folgen, daß die Königin, wenn sie ihren Kopf aus dem Schlage neigte, ihn erblicken würde, und daß er aus jeder Station zeitig genug ankäme, um ein paar Worte mit den hohen Reisenden zu sprechen.

Charny hatte in Montmirail sein Pferd gewechselt; er glaubte, der Wagen habe eine Viertelstunde Vorsprung vor ihm, da stößt plötzlich bei der Biegung einer Straße sein Pferd mit der Nase an den stille stehenden Wagen und die zwei Gardes, welche einen Zugriemen wieder zurecht zu richten suchen.

Der Graf springt von seinem Pferde herab und steckt seinen Kopf durch den Wagenschlag, um dem König zu empfehlen, er möge sich verbergen, und der Königin, sie möge nicht unruhig sein; dann öffnete, er eine Art von Koffer, in den man zum Voraus alle Gegenstände, welche ein Unfall nothwendig machen kann, gelegt hat: man findet darin ein Paar Zugriemen und nimmt einen davon, durch welchen man den zerrissenen ersetzt.

Die zwei Gardes benützen diese Zeit, um ihre Waffen zu verlangen; aber der König widersetzt sich förmlich, daß man sie ihnen übergebe. Man wendet ihm ein, es wäre dies für den Fall, daß der Wagen angehalten würde, doch er erwidert, in *keinem* Falle wolle er, daß Blut fließe.

Endlich ist der Zugriemen wieder zurecht gerichtet, der Koffer wieder geschlossen; die zwei Gardes steigen auf ihren Bock: Charny schwingt sich in den Sattel, und der Wagen geht ab.

Nur hat man mehr als eine halbe Stunde verloren, und dies, während jede Minute ein unwiederbringlicher Verlust ist.

Um zwei Uhr kam man nach Chalons.

»Wenn wir nach Chalons kommen, ohne angehalten zu werden,« hatte die Königin gesagt, »wird Alles gut gehen.«

Man war nach Chalons gekommen, ohne angehalten zu werden, und wechselte die Pferde.

Der König hatte sich einen Augenblick gezeigt. Mitten unter den Gruppen, die sich um den Wagen gebildet, hatten ihn zwei Männer mit einer beharrlichen Aufmerksamkeit angeschaut.

Plötzlich entfernt sich einer von diesen zwei Männern und verschwindet.

Der Andere nähert sich und sagt leise:

»Sire, zeigen Sie sich nicht so, oder Sie sind verloren.«

Dann ruft er dem Postillons zu: »Vorwärts, Ihr trägen Bursche! Bedient man so brave Reisende, welche dreißig Sous Trinkgeld bezahlen?, . . .«

Und er legte selbst Hand an und half den Postillons.

Das war der Postmeister.

Endlich sind die Pferde angespannt, die Postillons im Sattel. Der erste Postillon will seine Pferde fortführen.

Beide stürzen nieder.

Die Pferde erheben sich wieder unter den Peitschenhieben; man will den Wagen abfahren

lassen: die zwei Pferde des ersten Postillon stürzen ebenfalls nieder.

Der Postillon liegt unter einem Pferde.

Charny, der stillschweigend wartet, zieht den Postillon unter seinem Pferde, wo er seine steifen Stiefel läßt, hervor.

»Oh! mein Herr!« ruft Charny dem Postmeister zu, dessen Anhänglichkeit er nicht kennt, »was für Thiere haben Sie uns gegeben?«

»Die besten vom Stalle! Nur sind diese Pferde dergestalt in die Stränge verwickelt, daß sie, je mehr sie sich zu erheben suchen, immer mehr gefesselt werden.«

Charny wirft sich aus die Pferde und sagt:

»Vorwärts, spannen wir sie aus und wieder an: das wird schneller geschehen sein.«

Der Postmeister geht weinend vor Verzweiflung wieder an die Arbeit.

Mittlerweile läuft der Mensch, der sich entfernt hat und verschwunden ist, zum Maire. Er meldet ihm, in diesem Augenblick wechsele der König und die ganze königliche Familie auf der Post die Pferde, und er verlangt von ihm einen Verhaftsbefehl.

Zum Glück ist der Maire sehr wenig Republikaner, oder er will eine solche Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen. Statt sich des Factums zu versichern, verlangt er alle Arten von Erklärungen, leugnet, daß die Sache wahr sein könne, und kommt endlich, auf das Aeüßerste getrieben, nach dem Posthause in dem Augenblick, wo der Wagen an der Biegung der Straße verschwindet.

Man hat über zwanzig Minuten verloren.

Im königlichen Wagen herrscht die größte Bangigkeit. Diese Pferde, welche hinter einander ohne irgend eine Ursache niederstürzten, erinnern die Königin an jene Kerzen, welche ganz allein erloschen.

Während sie zu den Thoren der Stadt hinausfahren, sagen indessen der König, die Königin und Madame Elisabeth zu einander:

»Wir sind gerettet.«

Doch nachdem sie hundert Schritte weiter gefahren sind, eilt ein Mann herbei, steckt seinen Kopf durch den Schlag und ruft den hohen Reisenden zu:

»Ihre Maßregeln sind schlecht getroffen: man wird Sie verhaften!«

Die Königin stößt einen Schrei aus; der Unbekannte wirft sich auf die Seite und verschwindet in einem Gehölze.

Zum Glück ist man bloß noch vier Meilen von Pont de Sommeville entfernt, wo man Herrn von Choiseul und seine vierzig Husaren finden wird.

Nur ist es drei Uhr Nachmittags, und man ist um beinahe vier Stunden im Verzug.

LXXXVII.

Das Verhängniß.

Man erinnert sich, daß der Herzog von Choiseul mit Postpferden in Begleitung von Leonard fährt, der in Verzweiflung darüber ist, daß er die Thüre seines Zimmers offen gelassen, den Hut und den Ueberrock seines Bruders mitgenommen und sein der Frau von der Aage geleistetes Versprechen, sie frisiren zu wollen, nicht gehalten hat.

Was den armen Leonard tröstete, war, daß ihm Herr von Choiseul bestimmt erklärt hatte, er nehme ihn nur aus zwei bis drei Meilen mit, um ihm einen bestimmten Auftrag von der Königin zu geben, und dann sei er wieder frei.

Als man nach Bondy kam und er fühlte, daß der Wagen anhielt, athmete er auch und schickte sich an, auszusteigen.

Doch Herr von Choiseul hielt ihn zurück und sagte:

»Hier noch nicht.«

Man hatte die Pferde zum Voraus bestellt; in ein paar Secunden waren sie angespannt, und der Wagen ging wie ein Pfeil wieder ab.

»Aber, Herr Herzog, wohin gehen wir denn?« fragte der arme Leonard.

»Wenn Sie nur morgen früh wieder zurück sind,« erwiderte Herr von Choiseul, »was liegt Ihnen am Uebrigen?«

»Es ist wahr, wenn ich nur um zehn Uhr in den Tuilerien bin, um die Königin zu frisiren . . .,«

»Nicht wahr, mehr brauchen Sie nicht?«

»Allerdings . . . Doch es wäre nicht schlimm, wenn ich früher zurückkäme, weil ich meinen Bruder beruhigen und Frau von der Aage erklären könnte, es sei nicht meine Schuld, daß ich mein Wort gebrochen.«

»Wenn es bloß das ist, seien Sie unbesorgt, mein lieber Leonard; Alles wird auf das Beste gehen,« sprach Herr von Choiseul.

Leonard hatte keinen Grund, zu glauben, Herr von Choiseul entführe ihn; er beruhigte sich auch, wenigstens für den Augenblick.

Doch in Claye, als er sah, daß man abermals umspannte, und daß vom Anhalten noch keine Rede war, rief der Unglückliche:

»Ah! Herr Herzog, wir gehen also bis an das Ende der Welt?«

»Hören Sie, Leonard,« sprach nun Herr von Choiseul mit einer ernsten Miene, »nicht in ein Haus in der Nähe von Paris führe ich Sie, sondern an die Grenze.«

Leonard stieß einen Schrei aus, stützte seine beiden Hände auf seine Kniee und schaute den Herzog mit einer erschrockenen Miene an.

»An die . . . an die . . . Grenze!« stammelte er.

»Ja, mein lieber Leonard, ich soll dort bei meinem Regimente einen Brief von der höchsten Wichtigkeit für die Königin finden. Da ich ihn nicht selbst übergeben kann, so mußte ich eine sichere Person haben, um ihr denselben zu schicken. Ich bat die Königin, mir Jemand zu

bezeichnen: sie hat Sie als Denjenigen gewählt, welcher durch seine Ergebenheit am meisten ihres Vertrauens würdig.«

»Oh! Herr Herzog! gewiß bin ich des Vertrauens der Königin würdig!« rief Leonard. »Doch wie werde ich zurückkommen? Ich bin in Escarpus, weißen seidenen Strümpfen und einer seidenen Hose. Ich habe weder Wäsche, noch Geld.«

Der arme Mann vergaß, daß er für zwei Millionen Diamanten von der Königin in seinen Taschen hatte.

»Seien Sie unbesorgt, mein lieber Freund,« erwiderte Herr von Choiseul, »ich habe in meinem Wagen Stiefel, Kleider, Wäsche, Geld, Alles, was Sie brauchen, und nichts wird Ihnen fehlen.«

»Ei! allerdings, Herr Herzog, wird mir, ich bin es fest überzeugt, nichts bei Ihnen fehlen; doch mein armer Bruder, dessen Hut und Ueberrock ich genommen habe; doch die arme Frau von der Aage, welche nicht von mir frisirt ist . . . Mein Gott! mein Gott! wie wird das Alles endigen?«

»Auf das Beste, mein lieber Leonard, ich hoffe es wenigstens,« sagte Herr von Choiseul.

Man ging wie der Wind; Herr von Choiseul hatte seinen Courier beauftragt, zwei Betten und ein Abendbrod in Montmirail, wo er den Rest der Nacht zubringen würde, bereit halten zu lassen.

Als man nach Montmirail kam, fanden die Reisenden die zwei Betten bereit und das Abendbrod aufgetragen.

Abgesehen von dem Ueberrock und dem Hute seines Bruders, abgesehen von dem Schmerze, daß er gezwungen gewesen, Frau von der Aage sein Wort zu brechen, war Leonard fast getröstet. Von Zeit zu Zeit entschlüpfte ihm sogar ein Ausdruck der Zufriedenheit, woraus man leicht ersehen konnte, es schmeichle seinem Stolze, daß ihn die Königin zu einer so wichtigen Sendung, wie die, mit welcher er betraut zu werden schien, gewählt habe.

Nach dem Abendbrode gab Herr von Choiseul Befehl, daß ihn sein Wagen um vier Uhr angespannt erwarten sollte; dann legten sich die beiden Reisenden zu Bette.

Um drei Viertel aus vier Uhr sollte man an die Thüre des Herzogs klopfen, um ihn aufzuwecken, falls er schlafen würde.

Um drei Uhr hatte Herr von Choiseul noch kein Auge zugemacht, als er von seinem Zimmer aus, das über der Eingangschüre der Post lag, das Rollen eines Wagens in Begleitung von Peitschenknallen hörte, wodurch die Reisenden oder die Postillons ihre Ankunft verkündigen.

Aus dem Bette springen und zum Fenster laufen, war für Herrn von Choiseul die Sache eines Augenblicks.

Ein Cabriolet hielt vor der Thüre. Zwei Männer in der Uniform der Nationalgarde stiegen aus und verlangten dringlich Postpferde.

Wer waren diese Nationalgarden? was wollten sie um drei Uhr Morgens? Und warum verlangten sie mit dieser Dringlichkeit Pferde?

Herr von Choiseul rief seinem Bedienten und befahl ihm, anspannen zu lassen.

Dann weckte er Leonard auf.

Die zwei Reisenden hatten sich angekleidet auf ihre Betten geworfen.

Sie waren also in einem Augenblick bereit.

Als sie hinabkamen, fanden sie beide Wagen angespannt.

Herr von Choiseul befahl dem Postillon, den Wagen der zwei Nationalgarden vorausfahren zu

lassen, nur sollte er ihm so folgen, daß man ihn keine Minute aus dem Gesichte verlieren würde.

Dann untersuchte er die Pistolen, die er in den Taschen seines Wagens hatte, und schüttete neues Zündkraut auf.

Man fuhr so eine oder anderthalb Meilen; doch zwischen Etoge und Chaintry schlug das Cabriolet einen Querweg ein und entfernte sich in der Richtung von Jalons oder Epernay.

Die zwei Nationalgarden, von denen Herr von Choiseul glaubte, sie haben schlimme Absichten, waren zwei brave Bürger, welche von la Ferté kamen und nach Hause zurückkehrten.

Ueber diesen Punkt beruhigt, fährt Herr von Choiseul weiter.

Um zehn Uhr durchschneidet er Chalons; um elf Uhr kommt er in Pont de Sommeville an.

Er erkundigt sich: die Husaren sind noch nicht eingetroffen.

Er hält beim Posthause, steigt aus, verlangt ein Zimmer und zieht seine Uniform an.

Leonard betrachtete alle diese Anstalten mit einer lebhaften Besorgniß und begleitete sie mit Seufzern, welche Herrn von Choiseul rührten.

»Leonard,« sagte er zu ihm, »es ist Zeit, daß ich Sie mit der Wahrheit bekannt mache.«

»Wie? mit der Wahrheit!« rief Leonard, der von einem Erstaunen zum andern überging; »ich weiß also die Wahrheit nicht?«

»Sie wissen einen Theil davon, und ich will Ihnen das Uebrige mittheilen.«

Leonard faltete die Hände.

»Sie sind Ihren Gebietern ergeben, nicht wahr, mein lieber Leonard?«

»Auf Leben und Tod, Herr Herzog!«

»Nun wohl! in zwei Stunden werden sie hier sein.«

»Oh! mein Gott! ist das möglich?« rief der arme Friseur.

»Ja,« fuhr Herr von Choiseul fort, »hier mit den Kindern, mit Madame Elisabeth . . . Sie wissen, welche Gefahren sie gelaufen sind? (Leonard machte mit dem Kopf ein bejahendes Zeichen;) welche Gefahren sie noch laufen? (Leonard schlug die Augen zum Himmel auf.) Nun wohl! in zwei Stunden werden sie gerettet sein!«

Leonard konnte nicht antworten; er weinte heiße Thränen. Nach einiger Zeit gelang es ihm jedoch, zu stammeln:

»In zwei Stunden hier? Sind Sie dessen sicher?«

»Ja, in zwei Stunden, Sie mußten von den Tuileries um elf Uhr oder halb zwölf Abends abreisen; sie mußten um Mittag in Chalons sein. Setzen wir anderthalb Stunden, um die vier Meilen zurückzulegen, die wir so eben gemacht haben, so werden sie spätestens um zwei Uhr hier sein. Wir verlangen zu Mittag zu speisen. Ich erwarte eine Abtheilung Husaren, welche mir Herr von Goguelat zuführen soll. Wir werden das Mittagessen so lange als möglich dauern lassen . . . «

»Oh! Herr Herzog!« unterbrach Leonard, »ich habe keinen Hunger.«

»Gleichviel! Sie müssen sich anstrengen und dennoch speisen.«

»ja, Herr Herzog.«

»Wir lassen also das Mittagessen so lange als möglich dauern, damit wir einen Vorwand haben, zu bleiben . . . Ei! sehen Sie, die Husaren kommen! Man hörte in der That zu gleicher Zeit die Trompete und den tritt der Pferde.

In diesem Augenblick trat Herr von Goguelat in das Zimmer ein und übergab Herrn von

Choiseul ein Paquet im Auftrage von Herrn von Bonillé.

Dieses Paquet enthielt sechs Blanquette und einen förmlichen Befehl, erlassen vom König an alle Officiere des Heeres, was auch ihr Grad und ihre Aucienuets sein möchten, Herrn von Choiseul zu gehorchen.

Herr von Choiseul befahl, die Pferde anzubinden, ließ Brod und Wein an die Husaren austheilen und setzte sich dann selbst zu Tische.

Die Nachrichten, welche Herr von Goguelat brachte, waren nicht gut; überall auf seinem Wege hatte er eine große Aufregung gefunden. Seit mehr als einem Jahre waren die Gerüchte von der Abreise des Königs nicht nur in Paris, sondern auch in der Provinz im Umlaufe, und die Detachements von verschiedenen Waffen, welche in Sainte-Menehould und in Varennes stationirten, hatten Verdacht, erregt.

Er hatte sogar die Sturmglocke in einer der Gemeinden unfern von der Landstraße läuten hören.

Alles dies war wohl geeignet, um selbst Herrn von Choiseul den Appetit zu benehmen. Nachdem er eine Stunde bei Tische zugebracht und es halb ein Uhr geschlagen hatte, stand er auch auf, übergab den Befehl über das Detachement an Herrn Bondet und ging aus die Landstraße, welche, da sie sich über eine Anhöhe zieht, mehr als eine halbe Meile Weges zu umfassen gestattet.

Man sah weder Courier, noch Wagen; doch darüber durfte man sich nicht wundern. Man erwartete, wie gesagt, denn Herr von Choiseul brachte die kleinen Unfälle in Anschlag, den Courier nicht vor anderthalb Stunden, den König nicht vor zwei Stunden.

Die Zeit verging indessen, und nichts erschien aus der Landstraße, wenigstens nichts, was dem, was man erwartete, glich.

Von fünf zu fünf Minuten zog Herr von Choiseul sein Uhr; Leonard sagte:

»Oh! sie werden nicht kommen. Meine arme Herrschaft! es wird ihr Unglück widerfahren sein!«

Und der arme Mann vermehrte noch durch seine Verzweiflung die Besorgnisse von Herrn von Choiseul.

Um halb drei Uhr, um drei Uhr, um halb vier Uhr kein Courier, kein Wagen! Man erinnert sich, daß der König erst um drei Uhr Chalons verließ.

Während aber Herr von Choiseul so auf der Landstraße wartete, bereitete das *Verhängniß* in Pont de Sommeville ein Ereigniß vor, das den größten Einfluß auf das Drama, welches wir erzählen, haben sollte.

Das Verhängniß, wiederholen wir das Wort, hatte gemacht, daß gerade ein paar Tage vorher die Bauern eines Frau von Elboeuf gehörenden Gutes, das bei Pont de Sommeville lag, die Bezahlung der nicht ablösbaren Steuern verweigerten.

Man bedrohte sie dann mit militärischer Execution; doch die Föderation trug ihre Früchte, und die Bauern der umliegenden Dörfer versprachen den Bauern vom Gute der Frau von Elboeuf bewaffneten Beistand, sollten sich diese Drohungen verwirklichen.

Als sie die Husaren ankommen und Halt machen sahen, glaubten die Bauern, diese erschienen in einer feindlichen Absicht.

Eilboten wurden von Pont de Sommeville in die benachbarten Dörfer geschickt, und gegen drei Uhr fing die Sturmglocke an in der ganzen Gegend zu ertönen.

Als er diesen Lärmen hörte, kehrte Herr von Choiseul nach Pont de Sommeville zurück; er fand seinen Unterlieutenant Herrn Boudet sehr unruhig.

Dumpfe Drohungen waren gegen die Husaren, welche zu jener Zeit gerade eines der verhaßtesten Corps des Heeres, ausgestoßen worden; die Bauern verhöhnten sie und sangen ihnen unter die Nase das improvisirte Lied:

Gott der Herr soll uns bewahren
Vor den schuftigen Husaren!

Andere Personen, welche besser unterrichtet oder scharfsinniger, sangen dabei an zu sagen, die Husaren seien da, nicht um eine Execution gegen die Bauern von Frau von Elboeuf vorzunehmen, sondern um den König und die Königin zu erwarten.

Mittlerweile schlägt es vier Uhr, ohne daß Courier oder Nachrichten eintreffen.

Herr von Choiseul entschließt sich indessen, noch zu bleiben. Nur läßt er die Postpferde wieder an seinen Wagen spannen, übernimmt die Diamanten von Leonard und schickt diesen nach Varennes ab, wobei er ihn beauftragt, in Saint-Menehould Herrn Dandoins, in Clermont Herrn von Damas und in Varennes Herrn von Bonillé Sohn zu sagen, in welcher Lage er sich befinde.

Dann, um die Exaltation, die sich um ihn her kundgibt, zu beschwichtigen, erklärt er, er und die Husaren seien nicht da, wie man glaube, um gegen die Bauern von Frau von Elboeuf einzuschreiten, sondern um einen Schatz zu escortiren, den der Kriegsminister dem Heere schicke. Doch dieses Wort *Schatz*, das einen doppelten Sinn bietet, beschwichtigt die Gereiztheit bei einem Punkte und bestätigt den Verdacht bei dem andern. Der König und die Königin sind auch ein Schatz, und dieser Schatz ist es gewiß, den Herr von Choiseul erwartet.

Nach einer Viertelstunde sind Herr von Choiseul und seine Husaren dergestalt bedrängt und eingeschlossen, daß er begreift, er könne sich nicht länger halten, und wenn unglücklicher Weise in diesem Augenblick der König und die Königin kommen, so werde er unvermögend sein, sie zu beschützen.

Nach seinem Befehle *soll er so handeln, daß der Wagen des Königs seine Fahrt ohne Hinderniß fortsetzen kann.*

Statt ein Schutz zu sein, ist seine Gegenwart ein Hinderniß geworden.

Das Beste, was sich thun läßt, ist, selbst für den Fall, daß der König ankäme, abzugehen, Bein Abgang wird in der That die Straße wieder frei machen.

Nur muß man einen Vorwand haben, um abgehen zu können.

Der Postmeister ist da mitten unter fünf bis sechshundert Neugierigen, für die es nur ein Wort braucht, um Feinde aus ihnen zu machen.

Er schaut, wie die Andern, mit gekreuzten Armen zu und steht gerade unter der Nase von Herrn von Choiseul.

»Mein Herr,« sagte der Herzog zu ihm, »haben Sie Kenntniß von einer Geldsendung, welche nach Metz expedirt worden ist?«

»Diesen Morgen erst,« antwortete der Postmeister, »hat die Diligence hunderttausend Thaler dahingebracht; sie wurde von zwei Gendarmen escortirt.«

»Wahrhaftig?« versetzte Herr von Choiseul ganz erstaunt über die Parteilichkeit, mit der ihn der Zufall bediente.

»Bei Gott! das ist wahr!« rief ein Gendarme, »Robin und ich hatten die Bedeckung.«

»Dann wird wohl,« sprach Herr von Choiseul, indem er sich ruhig gegen Herrn von Goguelat umwandte, »dann wird wohl der Minister diese Art der Sendung vorgezogen haben, und da unsere Gegenwart hier keinen Grund mehr hat, so glaube ich, daß wir uns entfernen können. Auf, Husaren! zäumt die Pferde.«

Ziemlich besorgt, gehorchten die Husaren sehr gern diesem Befehle. In einem Augenblicke waren die Pferde gezäumt und die Husaren im Sattel.

Sie stellten sich in einer Linie auf.

Herr von Choiseul ritt an der Front der Linie hinab, warf einen Seitenblick gegen Chalons und rief dann mit einem Seufzer:

»Auf! Husaren, zu Vieren brecht ab, und im Schritt, Marsch!«

Und er verließ Pont de Sommeville, Trompeter an der Spitze, als es im Kirchthurme halb sechs Uhr schlug.

Zweihundert Schritte vom Dorfe nahm Herr von Choiseul einen Querweg, um Sainte-Menehould zu vermeiden, wo der Sage nach eine große Aufregung herrschte.

Gerade in diesem Augenblicke kam Isidor von Charny, der mit den Sporen und der Peitsche ein Pferd antrieb, mit welchem er zwei Stunden gebraucht hatte, um vier Meilen zurückzulegen, bei der Post an, erkundigte sich, während er das Pferd wechselte, ob man nicht eine Abtheilung Husaren gesehen habe, erfuhr, diese Abtheilung sei vor einer Viertelstunde auf der Straße nach Sainte-Menehould im Schritt weggeritten, bestellte die Pferde und eilte, in der Hoffnung, Herrn von Choiseul einzuholen und in seinem Rückzuge aufzuhalten, im stärksten Galopp eines frischen Pferdes davon.

Herr von Choiseul hatte, wie man gesehen, die Straße nach Sainte-Menehould verlassen und einen Querweg gerade in dem Augenblicke eingeschlagen, wo der Vicomte von Charny zur Post kam, so daß dieser den Herzog nicht erreichte.

LXXXVIII.

Verhängniß.

Zehn Minuten nach dem Abgange von Isidor von Charny kam der Wagen des Königs an.

Die Versammlung hatte sich, wie Herr von Choiseul vorhergesehen, völlig zerstreut.

Der Graf von Charny, da er wußte, es müsse ein erstes Detachement von Truppen in Pont de Sommeville sein, hatte es nicht für dringend nothwendig erachtet, zurückzubleiben; er galoppte am Schlage des Wagens und ermahnte zur Eile die Postillons, welche ein Losungswort erhalten zu haben und absichtlich in kurzem Trab zu fahren schienen.

Als man nach Pont de Sommeville kam und der König weder die Husaren, noch Herrn von Choiseul sah, beugte er unruhig seinen Kopf zum Fenster hinaus.

»Ich bitte Sire,« sagte Charny, »zeigen Sie sich nicht, ich will mich erkundigen.«

Und er trat in das Posthaus ein.

Fünf Minuten nachher erschien er wieder; er hatte Alles erfahren und wiederholte Alles dem König.

Der König begriff, daß sich Herr von Choiseul, um ihm die Passage frei zu lassen, zurückgezogen hatte.

Das Wichtigste war, Weg zu gewinnen und in Sainte-Menehould anzukommen; ohne Zweifel hätte Herr von Choiseul eine Wendung gegen Sainte-Menehould gemacht, und man würde Husaren und Dragoner vereinigt finden.

Im Augenblick des Abgangs näherte sich Charny dem Schlage und fragte:

»Was befiehlt die Königin? soll ich voraus reiten, soll ich nachfolgen?«

»Verlassen sie mich nicht,« erwiderte die Königin.

Charny verbeugte sich auf seinem Pferde und galoppte am Schlage.

Isidor von Charny ritt indessen voraus, ohne die Verlassenheit der Straße zu begreifen, welche in einer so geraden Linie angelegt war, daß man bei gewissen Punkten aus die Entfernung von einer bis anderthalb Meilen vor sich sehen konnte.

Besorgt, trieb er sein Pferd an und erreichte einen größeren Vorsprung vor dem Wagen, als dies bis jetzt geschehen war; er befürchtete, die Einwohner von Sainte-Menehould könnten Verdacht gegen die Dragoner von Herrn Dandoins geschöpft haben, wie die von Pont de Sommeville Verdacht gegen die Husaren von Herrn von Choiseul geschöpft hatten.

Er täuschte sich nicht. Das Erste, was er in Sainte-Menehould erblickte, war eine große Anzahl von Nationalgarden, welche in den Straßen umher zerstreut standen.

Die ganze Stadt schien in Bewegung zu sein, und in dem Viertel dem entgegengesetzt, durch welches Isidor einritt, wurde die Trommel gerührt.

Der Vicomte sprengte durch die Straßen, ohne daß er sich nur im Geringsten um diese Bewegung zu bekümmern schien, und hielt vor der Post an.

Als er über den großen Platz kam, bemerkte er ein Dutzend Dragoner, welche mit der Polizeimütze auf dem Kopfe auf einer Bank saßen.

Ein paar Schritte von ihnen, an einem Fenster des Erdgeschosses, stand der Marquis Dandoins ebenfalls mit einer Polizeimütze und eine Reitpeitsche in der Hand haltend.

Isidor ritt vorüber, ohne anzuhalten, und gab sich den Anschein, als sähe er nichts; er setzte voraus, Herr Dandoins, welcher wisse, wie die Tracht der Couriere des Königs sein müsse, werde ihn erkennen und folglich kein anderes Anzeichen nöthig haben.

Ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren mit à la Titus geschnittenen Haaren, wie sie damals die Patrioten trugen, mit einem Backenbart, der unter dem Kinn durchlief und die Runde um das Gesicht machte, stand in einem Schlafrock bei der Thüre.

Isidor suchte, an wen er sich wenden sollte.

»Was wünschen Sie, mein Herr?« fragte ihn der junge Mann mit dem schwarzen Backenbart.

»Mit dem Postmeister zu sprechen,« erwiderte Isidor.

»Der Postmeister ist für den Augenblick abwesend, mein Herr; doch ich bin sein Sohn Jean Baptiste Drouet . . . Kann ich ihn ersetzen, so reden Sie.«

Der junge Mann legte einen besonderen Nachdruck auf die Worte: Jean Baptiste Drouet, als hätte er errathen, diese Worte oder vielmehr diese Namen werden in der Geschichte eine unselige Celebrität erlangen.

»Ich wünsche sechs Postpferde für zwei Wagen, die mir folgen.«

Drouet nickte mit dem Kopfe auf eine Weise, welche besagen wollte, der Courier werde erhalten, was er wünsche, ging dann aus dem Hause in den Hof und rief:

»He! Postillons! sechs Pferde für zwei Wagen und einen Klepper für den Courier!«

In diesem Augenblicke trat der Marquis Dandoins rasch ein.

»Mein Herr,« sagte er, indem er sich an Isidor wandte, »nicht wahr, Sie reiten dem Wagen des Königs voran?«

»Ja, mein Herr, und ich bin ganz erstaunt, Sie und Ihre Leute in Polizeimützen zu sehen.«

»Wir sind nicht in Kenntniß gesetzt worden, mein Herr; überdies finden sehr bedrohliche Demonstrationen um uns her statt: man versucht es, meine Leute abspänstig zu machen. Was soll ich thun?«

»Da der König hier durchpassiren wird, bewachen Sie seinen Wagen, gehen Sie mit den Umständen zu Rathe und marschiren Sie eine halbe Stunde nach der königlichen Familie ab, um als Nachhut zu dienen.«

Dann plötzlich sich unterbrechend, sagte Isidor:

»Stille! man bespät uns; vielleicht hat man uns gehört. Gehen Sie zu Ihrer Schwadron und thun Sie Ihr Möglichstes, um Ihre Leute in ihrer Pflicht zu erhalten.«

Drouet steht in der That unter der Thüre der Küche, wo dieses Gespräch stattfindet.

Herr Dandoins entfernt sich.

In demselben Augenblick hört man die Peitschen knallen, der Wagen des Königs kommt an, fährt über den Platz und hält vor der Post.

Bei dem Geräusche, das er macht, gruppiert sich die Einwohnerschaft neugierig in der Umgebung.

Herr Dandoins, der es sich angelegen sein läßt, dem König zu erklären, warum er seine Leute in der Ruhe, statt unter den Waffen finde, stürzt, mit seiner Polizeimütze in der Hand, an den Schlag und bringt mit allen Arten von Zeichen der Ehrfurcht seine Entschuldigung beim König

und der königlichen Familie vor.

Der König, während er ihm antwortet, zeigt seinen Kopf zu wiederholten Malen durch den Wagenschlag.

Einen Fuß im Steigbügel, steht Isidor in der Nähe von Drouet, welcher mit einer tiefen Aufmerksamkeit in den Wagen schaut; er ist im Jahre vorher bei der Föderation gewesen: er hat den König gesehen und glaubt ihn zu erkennen.

Am Morgen hat er eine bedeutende Summe in Assignaten erhalten. Er hat diese mit dem Portrait des Königs gestempelten Assignate untersucht, um zu sehen, ob sie nicht falsch seien, und diese Stempel des Königs, welche in seinem Gedächtnisse geblieben, scheinen ihm zuzurufen: »Der Mensch, den Du vor dir hast, ist der König.« Er zieht ein Assignat aus seiner Tasche, vergleicht das Original mit dem auf das Assignat gestochenen Portrait und murmelt: Es ist entschieden der König!«

Isidor reitet aus die andere Seite des Wagens; sein Bruder bedeckt mit seinem Leibe den Schlag, auf welchen sich die Königin mit dem Ellenbogen stützt.

»Der König ist erkannt!« sagte er zu ihm. »Beschleunige den Abgang des Wagens und schaue wohl diesen großen braunen Burschen an! . . . Er ist der Sohn des Postmeisters, er hat den König erkannt! Er heißt Jean Baptiste Drouet!«

»Gut,« versetzte Olivier, »ich werde wachen; reite!«

Isidor sprengte im Galopp weg, um die Pferde in Clermont zu bestellen.

Kaum ist er am Ende der Stadt, als angespornt durch die dringenden Ermahnungen der Herren von Melden und von Valory und durch das Versprechen eines Thalers Trinkgeld die Postillons die Wagen in scharfem Trabe fortführen.

Der Graf hat Drouet nicht aus dem Gesichte verloren.

Drouet hat sich nicht gerührt; nur hat er leise mit einem Stallknecht gesprochen.

Charny tritt auf ihn zu und sagt zu ihm:

»Mein Herr, ist nicht ein Pferd für mich bestellt worden?«

»Doch, mein Herr,« antwortet Drouet, »aber es sind keine Pferde mehr vorhanden.«

»Wie! es sind keine Pferde mehr vorhanden?« versetzt der Graf; »was für ein Pferd ist denn das, welches man eben im Hofe sattelt, mein Herr?«

»Das meinige.«

«Können Sie mir es nicht abtreten, mein Herr? Ich werde bezahlen, was Sie wollen.«

»Unmöglich, mein Herr, es ist spät, und ich muß noch einen Ritt machen, den ich nicht verschieben kann.«

Beharren heißt Verdacht erregen; es versuchen, das Pferd mit Gewalt zu nehmen, heißt Alles gefährden.

Charny hatte überdies ein Mittel gefunden, welches Alles ausgleicht.

Er geht auf Herrn Dandoins zu, der dem Wagen des Königs mit den Augen bis zu der Biegung der Straße gefolgt ist.

Herr Dandoins fühlt, daß sich eine Hand aus seine Schulter legt.

Er wendet sich um.

»Stille!« flüstert ihm Olivier zu, »ich bin es, der Graf von Charny . . . Es gibt kein Pferd mehr für mich aus der Post . . . Lassen Sie mir von einem Ihrer Dragoner das seinige abtreten; ich

muß dem König und der Königin folgen! Ich allein weiß, wo das Relais von Herrn von Choiseul ist, und wenn ich nicht dabei bin, bleibt der König in Varennes.«

»Graf,« antwortet Herr Dandoins, »nicht das Pferd von einem meiner Leute werde ich Ihnen geben, sondern eines von den meinigen.«

»Ich nehme es an. Das Heil des Königs und der königlichen Familie hängt von dem geringsten Unfall ab. Je besser das Pferd ist, desto besser wird die Chance sein.«

Und Beide entfernen sich durch die Straßen und gehen nach der Wohnung des Marquis Dandoins.

Ehe sie sich entfernen, hat Charny einen Quartiermeister beauftragt, alle Bewegungen von Drouet zu beobachten.

Zum Unglück ist das Haus des Marquis fünfhundert Schritte vom Platze entfernt. Bis die Pferde gesattelt sind, wird man wenigstens eine Viertelstunde verloren haben; wir sagen die Pferde, denn Herr Dandoins will auch aufsitzen, um nach dem Befehle, den ihm der König gegeben, mit seinen Leuten durch eine Wendung hinter dem Wagen zu reiten und die Nachhut zu bilden.

Plötzlich scheint es Charny, als hörte er ein gewaltiges Geschrei und mit diesem Geschrei vermischt die Worte:

»Der König! die Königin.«

Er stürzt aus dem Hause und ersucht Herrn Dandoins nur noch, ihm sein Pferd auf den Platz führen zu lassen.

Es ist in der That die ganze Stadt im Aufruhr. Kaum haben Herr Dandoins und Charny den Platz verlassen, da ruft Drouet, als hätte er nur diesen Augenblick abgewartet, um auszubrechen:

»Der Wagen, der so eben hier durchgekommen, ist der Wagen des Königs! Und der König, die Königin und die Kinder von Frankreich befinden sich in diesem Wagen!«

Und er schwingt sich auf sein Pferd.

Mehrere von seinen Freunden versuchen es, ihn zurückzuhalten.

Wohin geht er? was will er thun? was ist sein Vorhaben?«

Er antwortet ihnen leise:

»Der Oberst und das Dragoner-Detachement waren da . . . Unmöglich, den König festzuhalten, ohne eine Collision, welche eine schlimme Wendung für uns nehmen konnte. Was ich hier nicht gethan habe, werde ich in Clermont thun . . . Haltet die Dragoner zurück, das ist Alles, was ich von Euch verlange.«

Und er reitet im Galopp auf der Spur des Königs weg.

Da verbreitet sich das Gerücht, der König und die Königin seien in dem Wagen, welcher durchgefahren, und das Geschrei, das bis zu Charny dringt, wird hörbar.

Auf dieses Geschrei sind der Maire und die Municipalität herbeigelaufen, und der Maire fordert die Dragoner auf, in die Kaserne zurückzukehren, da es acht Uhr geschlagen habe.

Charny hat Alles gehört: der König ist erkannt, Drouet ist abgegangen; er stampft vor Ungeduld mit den Füßen.

In diesem Augenblick kommt Herr Dandoins aus ihm zu.

»Die Pferde! die Pferde!« ruft Charny, so bald er ihn von fern erblickt.

»Man bringt sie auf der Stelle,« antwortet Herr Dandoins.

»Haben Sie Pistolen in die Holfter des meinigen stecken lassen?«

»Ja.«

»Sind sie in gutem Stande?«

»Ich habe sie selbst geladen.«

»Gut! Nun hängt Alles von der Geschwindigkeit Ihres Pferdes ab. Ich muß einen Mann, der schon fast eine Viertelstunde Vorsprung vor mir hat, einholen und ihn tödten!«

»Wie! Sie müssen ihn tödten?«

»Ja! Wenn ich ihn nicht tödte, ist Alles verloren!«

»Alle Teufel! dann gehen Sie den Pferden entgegen.«

»Bekümmern Sie sich nicht um mich; beschäftigen Sie sich mit Ihren Dragonern, die man zu einer Meuterei anwirbt . . . Sehen Sie dort den Maire, der sie haranguirt? Sie haben ebenso wenig Zeit zu verlieren; gehen Sie, gehen Sie!«

In diesem Augenblick kommt der Bediente mit den zwei Pferden.

Charny springt auf das Gerathewohl auf dasjenige, welches sich näher bei ihm befindet, entreißt die Zügel den Händen des Bedienten, faßt sie zusammen und jagt wie eine Windsbraut Drouet auf der Spur nach, ohne genau die letzten Worte zu verstehen, die ihm der Marquis Dandoins zuwirft.

Diese letzten Worte, die der Wind fortgetragen, sind jedoch wohl von Gewicht.

»Sie haben mein Pferd statt des Ihrigen genommen, und es sind Ihre Pistolen nicht geladen!« hat Herr Dandoins gerufen.

LXXXIX.

Verhängniß.

Indessen flog der Wagen des Königs, dem Isidor voranritt, auf der Straße von Sainte-Menehould nach Clermont.

Der Tag neigte sich, wie gesagt; es hatte acht Uhr geschlagen, und der Wagen drang in den Wald von Argonne ein, der gleichsam rittlings auf der Landstraße sitzt.

Charny hatte die Königin nicht von der Unannehmlichkeit, die ihn zurückhielt, in Kenntniß gesetzt, da der königliche Wagen weggefahren war, ehe Drouet geantwortet, es gebe keine Pferde mehr.

Als sie vor die Stadt kam, bemerkte die Königin, daß ihr Cavalier den Schlag ihres Wagens verlassen hatte, doch es war weder möglich, den Laus zu hemmen, noch die Postillons zu befragen.

Zehnmal vielleicht neigte sie sich aus dem Wagen, um zurückzuschauen; sie entdeckte aber nichts.

Einmal glaubte sie einen Reiter zu unterscheiden, der in großer Entfernung galoppirte; doch dieser Reiter sing schon an sich in den wachsenden Schatten der Nacht zu verlieren.

Mittlerweile, denn zum Verständnisse der Ereignisse und um jeden Punkt dieser entsetzlichen Reise klar zu machen, müssen wir abwechselnd von einem Schauspieler zum andern übergehen, mittlerweile, das heißt, während Isidor als Courier dem Wagen eine Viertelmeile voranreitet, während der Wagen der Landstraße von Sainte-Menehould nach Clermont folgt und in den Wald von Argonne eindringt, während Drouet dem Wagen nachjagt und Charny Drouet nachsetzt, kehrt der Marquis Dandoins zu seiner Schaar zurück und läßt zum Aufsitzen blasen.

Doch die Soldaten, die es versuchen, sich in Marsch zu setzen, finden die Straßen dergestalt mit Menschen versperrt, daß die Pferde keinen Schritt vorwärts machen können.

Mitten unter dieser Menge sind dreihundert Mann Nationalgarde in Uniform und mit der Muskete in der Hand.

Den Kampf wagen, und Alles deutet an, er werde heftig sein, heißt den König in's Verderben stürzen.

Besser ist es, zu bleiben und bleibend all dies Volk zurückzuhalten. Herr Dandoins parlamentirt mit ihm, er fragt die Führer, was sie wollen, was sie wünschen, und warum diese Drohungen und feindseligen Demonstrationen. Während dieser Zeit wird der König Clermont erreichen und hier Herrn von Damas mit seinen hundertundvierzig Dragonern finden.

Hätte er hundertundvierzig Dragoner wie Herr von Damas, so würde der Marquis Dandoins etwas versuchen; doch er hat nur dreißig. Was thun mit dreißig Dragonern gegen drei bis viertausend Menschen?

Parlamentiren, und das ist es, wie gesagt, was er thut. Um halb zehn Uhr kommt der Wagen des Königs, dem Isidor nur aus ein paar hundert Schritte vorausreitet, während die Postillons rasch gefahren sind, in Clermont an; er hat nicht mehr als fünf Viertelstunden gebraucht, um die vier Meilen zurückzulegen, welche die eine Stadt von der andern trennen.

Das erklärt bis aus einen gewissen Grad der Königin die Abwesenheit von Charny.

Er wird sie aus der Station einholen.

Vor der Stadt erwartet Herr von Damas den Wagen des Königs. Er ist von Leonard in Kenntniß gesetzt worden; er erkennt die Livrée des Couriers und hält Isidor an.

»Verzeihen Sie, mein Herr,« spricht er, »es ist wohl der König, dem Sie vorausreiten?«

»Und Sie, mein Herr,« fragt Charny, »Sie sind wohl der Graf Charles Damas?«

»Ja.«

»Nun wohl, mein Herr, ich reite in der That dem voran. Versammeln Sie Ihre Dragoner und escortiren Sie den Wagen Seiner Majestät.«

»Mein Herr,« antwortete der Graf, »es weht durch die Lüfte ein Aufruhrwind, der mich erschreckt, und ich muß Ihnen gestehen, daß ich nicht für meine Dragoner hafte, wenn sie den König erkennen. Alles, was ich Ihnen versprechen kann, ist, daß ich, sobald der Wagen passirt ist, meine Mannschaft hinter ihm zusammenziehen und die Straße schließen werde.«

»Thun Sie Ihr Möglichstes, mein Herr. Hier kommt der König.«

Und er deutet mitten in der Finsterniß aus den ankommenden Wagen, dessen Lauf man nach den Funken, welche unter den Hufen der Pferde aufsprühen, verfolgen kann.

Die Pflicht Isidors ist es, voran zueilen und die Relais zu bestellen.

Fünf Minuten nachher hält er vor dem Posthause; beinahe zu gleicher Zeit mit ihm kommen Herr von Damas und fünf bis sechs Dragoner an.

Dann der Wagen des Königs.

Der Wagen des Königs folgt Isidor so nahe, daß er nicht Zeit gehabt hat, wieder zu Pferde zu steigen. Dieser Wagen, ohne prächtig zu sein, ist so bemerkbar, daß viele Personen sich vor dem Hause des Postmeisters sammelten.

Heu von Damas verweilte dem Schlage gegenüber, ohne entfernt nur den Anschein zu haben, als kenne er die hohen Reisenden.

Doch weder der König, noch die Königin konnten dem Verlangen widerstehen, Erkundigungen einzuziehen.

Aus der einen Seite winkte der König Herrn von Damas, aus der andern winkte die Königin Isidor.

»Sie sind es, Herr von Damas?« fragte der König.

»Ja, Sire.«

»Warum sind Ihre Dragoner nicht unter den Waffen?«

»Sire, Eure Majestät ist um fünf Stunden im Verzug. Meine Schwadron war seit vier Uhr heute Nachmittag zu Pferde. Ich habe die Sache so lange als möglich hinausgezogen; doch die Stadt fing an in Bewegung zu gerathen, meine Dragoner selbst stellten beunruhigende Vermuthungen auf. Kam die Näherung vor dem Durchzuge Eurer Majestät zum Ausbruch, so erscholl die Sturmglocke, und die Straße war versperrt. Ich habe also nur ein Dutzend Mann zu Pferde behalten und den Andern in ihre Wohnungen zurückzukehren befohlen; nur habe ich die Trompeter bei mir eingeschlossen, um sie, sobald es nöthig wäre, zum Aufsitzen blasen zu lassen. Eure Majestät sieht übrigens, daß Alles auf das Beste steht, da die Straße frei ist.«

»Sehr gut, mein Herr,« erwiedert der König, »Sie haben als ein kluger Mann gehandelt. Sobald ich abgefahren bin, lassen Sie zum Aufsitzen blasen, und Sie folgen dem Wagen auf

ungefähr eine Viertelmeile.«

»Sire,« sprach die Königin, »wollen Sie hören, was Herr Isidor von Charny sagt?«

»Und was sagt er?« fragte der König mit einer gewissen Ungeduld.

»Sire, er sagt, Sie seien vom Sohne des Postmeisters von Sainte-Menehould erkannt worden; er wisse das gewiß; er habe diesen jungen Mann, ein Assignat in der Hand, sich von der Aehnlichkeit Ihres Portraits, dieses mit Ihnen selbst vergleichend, versichern sehen; von Herrn Isidor unterrichtet, sei sein Bruder zurückgeblieben, und ohne Zweifel gehe in diesem Augenblick etwas Ernstes vor, da wir den Herrn Grafen von Charny nicht zurückkommen sehen.«

»Wenn wir erkannt worden sind, so ist dies ein Grund mehr, daß wir uns beeilen, Madame.«

»Herr Isidor, treiben Sie die Postillons an und reiten Sie voraus.«

Das Pferd von Isidor war bereit. Der junge Mann schwang sich in den Sattel und rief den Postillons zu:

»Straße nach Varennes!«

Die zwei Gardes du corps, welche auf dem Bocke saßen, wiederholten: »Straße nach Varennes!«

Herr von Damas wich zurück, indem er ehrerbietig den König grüßte, und die Postillons sprengten ihre Pferde an.

Der Wagen war in einem Augenblick umgespannt worden und entfernte sich mit der Geschwindigkeit des Blitzes.

Als er aus der Stadt hinausfuhr, kreuzte er sich mit einem Quartiermeister von den Husaren, welcher eben eintritt.

Herr von Damas hatte einen Augenblick den Gedanken, dem Wagen des Königs mit den paar Leuten, über die er verfügen konnte, zu folgen, doch der König hatte ihm ganz entgegengesetzte Befehle gegeben; er glaubte diesen Befehlen um so mehr entsprechen zu müssen, als sich eine gewisse Aufregung in der Stadt zu verbreiten anfang. Die Bürger liefen von Hause zu Hause; die Fenster öffneten sich, und man sah daran sowohl Kopfe als Lichter erscheinen. Herr von Damas bekümmerte sich nur um Eines: um die Sturmglocke, welche geläutet werden konnte, und er lief nach der Kirche und bewachte ihre Thüre.

Ueberdies sollte jeden Augenblick Herr Dandoins mit seinen dreißig Mann ankommen und ihn verstärken.

Alles schien sich indessen zu beruhigen. Nach einer Viertelstunde kam Herr von Damas aus den Platz zurück. Er fand hier seinen Escadronches Herrn von Noirville; er gab ihm Instructionen für den Weg und befahl ihm, die Mannschaft unter die Waffen treten zu lassen.

In diesem Augenblick meldete man Herrn von Damas, ein von Herrn Dandoins abgeschickter Dragoner-Unterofficier erwarte ihn in seiner Wohnung.

Dieser Unterofficier zeigte ihm an, daß er weder Herrn Dandoins, noch seine Dragoner zu erwarten habe, da Herr Dandoins auf der Municipalität von den Bürgern von Sainte-Menehould zurückgehalten werde; daß überdies, was Herr von Damas schon wußte, Drouet mit verhängten Zügeln weggeritten sei, um dem Wagen zu folgen, den er wahrscheinlich nicht zu erreichen vermocht, da man ihn nicht in Clermont gesehen.

Herr von Damas war so weit mit den ihm von dem Unterofficier vom Regiment Royal gegebenen Nachrichten, als man ihm eine Ordonnanz der Husaren von Lauzun meldete.

Diese Ordonnanz war von Herrn von Rohrig abgeschickt worden, der mit den Herren von Bouillé Sohn und von Raigecourt den Posten von Varennes befehligte. Besorgt, daß sie die Stunden verlaufen sahen, ohne daß Jemand kam, schickten diese wackeren Edelleute zu Herrn von Damas, um sich erkundigen zu lassen, ob er Nachrichten vom König habe.

»In welchem Zustand haben Sie den Posten von Varennes verlassen?« fragte vor Allem Herr von Damas.

«Vollkommen ruhig,« antwortete die Ordonnanz.

»Wo sind die Husaren?«

»In der Kaserne mit den gesattelten Pferden.«

»Sind Sie keinem Wagen aus der Straße begegnet?«

»Doch, einem Wagen mit vier Pferden und einen mit zwei.«

»Das sind die Wagen, nach welchen Sie sich erkundigen wollten. Alles geht gut,« sagte Herr von Damas.

Wonach er in seine Wohnung zurückkehrte und den Trompetern zum Aufsitzen zu blasen befahl.

Er schickte sich an, dem König zu folgen und ihm, wenn es nöthig wäre, bewaffneten Beistand zu leisten.

Fünf Minuten nachher bliesen die Trompeter.

Alles ging also auf das Beste, abgesehen von dem Unfall, der in Sainte-Menehould die dreißig Mann von Herrn Dandoins zurückhielt.

Doch mit seinen vierzig Dragonern würde wohl Herr von Damas dieses Zuwachses von Kräften entbehren können.

Kehren wir zum Wagen des Königs zurück, der, statt von Clermont abgehend der geraden Linie zu folgen, welche nach Verdun fuhr, sich nach links gewandt hat und auf der Straße nach Varennes fortrollt.

Wir haben die topographische Lage der in eine obere und eine untere Stadt abgetheilten Stadt Varennes angegeben; wir haben gesagt, es sei beschlossen worden, die Pferde am Ende der Stadt, aus der Seite von Dun, zu wechseln, und wie man müsse, um dahin zu gelangen, die Straße, die den Abhang hinaussteige, verlassen, dann die Straße nehmen, welche nach der Brücke führe, diese Brücke unter dem Gewölbe des Thurmes durch passiren und das Relais von Herrn von Choiseul erreichen, um welches die Herren von Bouillé und von Raigecourt wachen sollten. Herrn von Rohrig, einen zwanzigjährigen jungen Officier, hatte man nicht in das Vertrauen gezogen, und er glaubte hierher gekommen zu sein, um eine Geldsendung für das Heer zu escortiren.

Bei diesem schwierigen Punkte angelangt, sollte übrigens, wie man sich erinnert, Herr von Charny den königlichen Wagen in dem Irrsale der Straßen führen; Charny ist vierzehn Tage in Varennes geblieben, er hat Alles studirt, Alles aufgenommen; es gibt keinen Weichstein, der ihm nicht bekannt, kein Gäßchen, mit dem er nicht vertraut ist.

Zum Unglück ist Charny nicht da.

Die Unruhe verdoppelt sich auch bei der Königin. Daß Charny unter solchen Umständen den Wagen nicht einholt, muß ihm ein ernster Unfall widerfahren sein!

Da man sich Varennes nähert, wird der König selbst unruhig; auf Charny zählend, hat er nicht einmal den Plan der Stadt mitgenommen.

Dann ist die Nacht ganz finster und nur durch die Sterne erleuchtet; es ist eine von den Nächten, in denen man sich leicht selbst bei bekannten Oertlichkeiten verirrt, um so mehr in den Krümmungen einer fremden Stadt.

Isidor hatte die Weisung, die ihm Charny selbst gegeben, vor der Stadt anzuhalten.

Dort würde ihn sein Bruder ablösen und, wie gesagt, selbst die Führung der kleinen Caravane übernehmen.

Doch Isidor wurde, wie die Königin und vielleicht ebenso sehr als die Königin, unruhig über die Abwesenheit seines Bruders. Die einzige Hoffnung, die ihm blieb, war, Herr von Bouillé oder Herr von Raigecourt seien in ihrer Ungeduld dem König entgegen geritten und warten diesseits Varennes.

Da sie sich seit ein paar Tagen in der Stadt befinden, so werden sie diese kennen und leicht als Führer dienen.

Als er unten an den Hügel kam und ein paar spärliche Lichter in der Stadt glänzen sah, hielt Isidor auch unentschlossen an, schaute umher und suchte die Finsterniß mit seinem Blicke zu durchdringen.

Er sah nichts.

Da rief er mit leiser Stimme, dann laut, dann endlich mit voller Stimme den Herren von Bouillé und von Raigecourt.

Niemand antwortete.

Man hörte das Rollen des Wagens, der von einer Viertelmeile wie ein entfernter Donner allmählig sich nähernd herbei fuhr.

Da kam Isidor ein Gedanke. Diese Herren waren vielleicht im Saume des Waldes verborgen, der sich links vom Wege hinzog.

Er trat in den Wald ein und durchforschte den ganzen Saum.

Niemand!

Er konnte keinen andern Entschluß fassen, als den, zu warten, und er wartete.

Nach fünf Minuten hatte ihn der Wagen des Königs erreicht.

Die beiden Köpfe des Königs und der Königin beugten sich zu den beiden Seiten des Wagens heraus.

Ihre beiden Stimmen fragten gleichzeitig:

»Sie haben den Herrn Grafen von Charny nicht gesehen?«

»Sire.« erwiderte Isidor, »ich habe ihn nicht gesehen, und da er nicht hier ist, so muß ihm in der Verfolgung des unglücklichen Drouet ein ernster Unfall widerfahren sein.«

Die Königin stieß einen Seufzer aus.

»Was ist zu thun?« sagte der König.

Dann sich an die zwei Gardes du corps wendend, welche abgestiegen waren:

»Kennen Sie die Stadt, meine Herren?«

Niemand kannte sie, und die Antwort war verneinend.

»Sire.« sagte Isidor, »Alles ist stille, und es scheint folglich Alles ruhig zu sein. Eure Majestät wolle die Gnade haben, zehn Minuten hier zu warten. Ich will in die Stadt reiten und Nachricht von den Herrn von Bouillé und von Raigecourt oder wenigstens über das Relais von Herrn von Choiseul zu erhalten suchen. Eure Majestät erinnert sich nicht des Namens des Gasthofes, wo die

Pferde warten sollen?«

»Ach! nein,« erwiderte der König, »ich habe ihn gewußt, doch wieder vergessen. Gleichviel, gehen Sie immerhin; wir werden mittlerweile hier einige Erkundigungen einzuziehen suchen.«

Isidor sprenge in der Richtung der unteren Stadt fort und verschwand bald hinter den ersten Häusern.

XC.

Jean Baptiste Drouet.

Das Wort des Königs: »*Wir wollen hier einige Erkundigungen einziehen,*« wurde erklärt durch die Gegenwart von ein paar Häusern, vorgerückten Posten der oberen Stadt, auf der rechten Seite der Straße.

Eines von diesen Häusern, das nächste, war beim Geräusche der zwei Wagen geöffnet worden, und man hatte Licht durch die Oeffnung der Thüre erschaut.

Die Königin stieg aus, nahm den Arm von Herrn von Maiden und wandte sich nach dem Hause.

Doch als sie hinzukamen, wurde die Thüre wieder geschlossen.

Diese Thüre war aber nicht so rasch zgedrückt worden, daß Herr von Malden, der die wenig gastfreundlichen Absichten des Hausherrn wahrgenommen, nicht Zeit gehabt hatte, an das Haus zu laufen und die Thüre festzuhalten, ehe der Riegel in die Schließkappe eingefallen war.

Unter der Erschütterung von Herrn von Malden, und trotz der Gegenanstrengung, öffnete sich die Thüre wieder.

Hinter der Thüre stand ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit nackten Beinen, in einen Schlafrock gehüllt und die Füße in Pantoffeln.

Nicht ohne ein gewisses Erstaunen, wie man leicht begreift, fühlte der Mann mit dem Schlafrocke sich in sein Haus zurückgedrängt und sah seine Thüre sich unter dem Drucke eines Unbekannten öffnen, hinter welchem eine Frau stand.

Der Mann mit dem Schlafrock warf einen raschen Blick aus die Königin, deren Gesicht durch die Kerze, die er in der Hand hielt, beleuchtet war, und bebte.

»Was wollen Sie, mein Herr?« fragte er Herrn von Maiden.

»Mein Herr,« antwortete der Garde du corps, »wir kennen Varennes nicht, und wir bitten Sie, so gut zu sein, uns den Weg nach Stenay zu zeigen.«

»Und wenn ich es thue,« versetzte der Unbekannte, »und wenn man erfährt, daß ich Ihnen diese Auskunft gegeben habe, und ich, weil ich sie Ihnen gegeben, verloren bin?«

»Ah! mein Herr,« erwiederte der Garde du corps, »sollten Sie auch eine Gefahr laufen, wenn Sie uns diesen Dienst leisten, so sind Sie doch zu artig, um nicht einer Frau gefällig zu sein, welche sich in einer bedrohlichen Lage befindet.«

»Mein Herr,« entgegnete der Mann mit dem Schlafrocke, »die Person, welche hinter Ihnen steht, ist keine Frau . . . «

Er näherte sich dem Ohre von Herrn von Malden und flüsterte ihm zu:

»Es ist die Königin!«

»Mein Herr!«

»Ich habe sie erkannt.«

Die Königin, welche gehört oder errathen hatte, was man gesprochen, zog Herrn von Malden zurück und sagte zu ihm:

»Ehe wir weiter gehen, benachrichtigen Sie den König, daß ich erkannt worden bin.«

Herr von Malden hatte in einer Secunde diesen Auftrag vollzogen.

»Nun! so bitten Sie diesen Mann, hierher zu kommen, um mit mir zu reden,« sprach der König.

Herr von Malden kehrte zurück und sagte, da er dachte, es sei unnöthig, sich zu verstellen:

»Mein Herr, der König wünscht Sie zu sprechen.«

Der Mann stieß einen Seufzer aus, ließ seine Pantoffeln fallen und ging, um weniger Geräusch zu machen, mit nackten Füßen auf den Wagenschlag zu.

»Ihr Name, mein Herr?« fragte ihn der König vor Allem.

»Herr von Préfontaine, Sire,« antwortete er zögernd.

»Was sind Sie?«

»Cavalerie-Major und Ritter des königlichen und militärischen Ordens vom heiligen Ludwig.«

»In Ihrer doppelten Eigenschaft, als Major und als Ritter vom heiligen Ludwig haben Sie mir zweimal den Eid der Treue geschworen; es ist also Ihre Pflicht, mir in der Verlegenheit, in der ich mich befinde, beizustehen.«

»Gewiß,« stammelte der Major; »doch ich bitte Eure Majestät inständig, sich zu beeilen, man könnte mich sehen.«

»Ei! mein Herr,« versetzte Herr von Maiden, »wenn man Sie sehen würde, desto besser! Sie werden nie eine so schöne Gelegenheit gehabt haben, Ihre Pflicht zu thun.«

Der Major, dessen Ansicht dies nicht zu sein schien, stieß einen zweiten Seufzer aus.

Die Königin zuckte mitleidig die Achseln und stampfte vor Ungeduld mit dem Fuß aus den Boden.

Der König machte ihr ein Zeichen und sprach dann zum Major:

»Mein Herr, sollten Sie zufällig gehört haben, Pferde erwarten einen Wagen, der passiren werde, und haben Sie Husaren gesehen, welche seit gestern in der Stadt stationiren?«

»Ja, Sire, Pferde und Husaren sind jenseits der Stadt: die Pferde im Gasthause zum Großen Monarchen, die Husaren wahrscheinlich in der Kaserne.«

»Ich danke, mein Herr . . . Gehen Sie nun in Ihr Haus zurück. Niemand hat Sie gesehen . . . es wird Ihnen also nichts geschehen.«

»Sire . . . «

Ohne weiter zu hören, reichte der König der Königin die Hand, um ihr in den Wagen steigen zu helfen, und sich an die Gardes du corps wendend, welche aus seine Befehle warteten, sagte er:

»Meine Herren, aus Ihren Sitz und nach dem Großen Monarchen.«

Die beiden Officiere nahmen ihre Plätze wieder ein und riefen den Postillons zu: »Nach dem Großen Monarchen!«

Doch in demselben Augenblick sprengte eine Art von Schatten zu Pferde, ein phantastischer Reiter, aus dem Walde hervor, durchschnitt die Straße in einer schrägen Linie und rief:

»Postillons, keinen Schritt weiter!«

»Warum nicht?« fragten erstaunt die Postillons.

»Weil Ihr den König fährt, der flieht. Doch im Namen der Nation befehle ich Euch: rührt Euch nicht.«

Die Postillons, welche schon eine Bewegung gemacht hatten, um den Wagen fortzuführen,

hielten an und murmelten:

»Der König!«

Ludwig XVI. sah, daß der Augenblick entscheidend war.

»Mein Herr,« rief er, »wer sind Sie denn, daß Sie hier Befehle geben?«

»Ein einfacher Bürger . . . nur vertrete ich das Gesetz, und ich spreche im Namen der Nation. Postillons, rührt Euch nicht, ich befehle es Euch zum zweiten Male! Ihr kennt mich wohl: ich bin Jean Baptiste Drouet, der Sohn des Postmeisters von Sainte-Menehould.«

»Oh! der Unglückliche!« riefen die zwei Gardes du corps, indem sie von ihren Sitzen aufsprangen und ihre Jagdmesser zogen, »er ist es!«

Doch ehe sie den Boden erreicht hatten, war Drouet in die Straßen der untern Stadt gesprengt.

»Ach! Charny! Charny!« murmelte die Königin, »was ist aus ihm geworden?«

Und sie sank in den Wagen zurück, fast gleichgültig gegen das, was vorgehen würde.

Was war Charny begegnet und warum hatte er Drouet entkommen lassen?

Immer das Verhängniß!

Das Pferd von Dandoins war ein guter Läufer, Drouet hatte aber zwanzig Minuten Vorsprung vor dem Grafen. Diese zwanzig Minuten mußten eingeholt werden.

Charny stieß seinem Pferde beide Sporen in den Bauch, das Thier sprang auf, schnaubte Rauch durch seine Nüstern und jagte davon.

Drouet seinerseits, ohne zu wissen, daß er verfolgt wurde, ritt im stärksten Galopp.

Nur hatte Drouet einen Postklepper und Charny ein Vollblutpferd.

In Folge hiervon hatte Charny nach einer Meile Drouet ein Drittel des Weges abgerungen.

Da bemerkte Drouet, daß er verfolgt wurde, und er verdoppelte seine Anstrengungen, um demjenigen zu entkommen, der ihn zu erreichen drohte.

Am Ende der zweiten Meile hatte Charny in demselben Verhältniß Weg gewonnen, und Drouet wandte sich öfter und mit einer wachsenden Besorgniß um.

Drouet war so rasch von Hause weggeritten, daß er keine Waffen mitgenommen.

Der junge Patriot fürchtete nicht den Tod, — das hat er seitdem bewiesen, — sondern er befürchtete, in seinem Laufe aufgehalten zu werden, er befürchtete, den König entfliehen zu lassen, er befürchtete, diese unselige Gelegenheit die ihm geboten war, seinen Namen auf immer berühmt zu machen, könnte ihm entgehen.

Er hatte noch zwei Meilen zurückzulegen, ehe er nach Clermont kam; doch man würde ihn offenbar am Ende der zweiten Meile, oder vielmehr der dritten seit seinem Abgange von Saint-Menehould, erreicht haben.

Und um seinen Eifer anzustacheln, fühlte er doch den Wagen des Königs vor sich.

Wir sagen, er fühlte, denn es war ungefähr halb zehn Uhr Abends, und obgleich man in den längsten Tagen des Jahres, fing es doch an Nacht zu werden.

Drouet verdoppelte seine Sporenstiche und seine Peitschenhiebe.

Er war nur noch drei Viertelmeilen von Clermont, doch Charny war nur noch zweihundert Schritte von ihm entfernt.

Ohne allen Zweifel wußte Drouet, daß es in Varennes keine Post gab, ohne allen Zweifel würde der König seine Fahrt über Verdun fortsetzen.

Drouet fing an zu verzweifeln: ehe er den König erreicht hätte, würde er selbst erreicht werden

sein Eine halbe Meile von Clermont hörte er den Galopp des Pferdes von Charny das seinige bedrängend, und das Gewieher des Pferdes von Charny auf das Gewieher seines Pferdes antwortend.

Er mußte aus die Verfolgung verzichten oder sich entschließen, seinem Gegner die Stirne zu bieten, und um seinem Gegner die Stirne zu bieten, hatte Drouet, wie gesagt, keine Waffen.

Plötzlich, da Charny nur noch fünfzig Schritte von ihm entfernt ist, begegnen ihm Postillons, die aus ausgespannten Pferden zurückkehrten. Drouet erkennt sie als diejenigen, welche die Wagen des Königs geführt haben.

»Ah!« ruft er, »Ihr seid es? . . . Straße nach Verdun, nicht wahr?«

»Wie! Straße nach Verdun?« fragten die Postillons.

»Ich sage, die Wagen, die Ihr gefahren, haben ihren Weg nach Verdun genommen,« wiederholte Drouet.

Und sein Pferd mit einer letzten Anstrengung zur Eile antreibend, reitet er an ihnen vorbei.

»Nein,« rufen ihm die Postillons nach, »Straße nach Varennes.«

Drouet brüllt vor Freude.

Er ist gerettet, und der König ist verloren.

Hätte der König die Straße nach Verdun verfolgt, so war er genöthigt, da der Weg eine gerade Linie von Sainte-Menehould nach Verdun zog, der geraden Straße zu folgen.

Doch der König hat den Weg von Varennes nach Clermont eingeschlagen; die Straße von Varennes wirft sich nach links in einem beinahe spitzigen Winkel.

Drouet sprengt in den Wald von Argonne, dessen Wege und Siege er alle kennt; den Wald schräge durchschneidend, wird er dem König eine Viertelstunde zuvorkommen; überdies wird ihn die Dunkelheit des Waldes beschützen.

Charny, der die allgemeine Topographie beinahe eben so gut kennt, als Drouet, begreift, daß Drouet ihm entkommt, und gibt einen Schrei des Zorns von sich.

Beinahe zu gleicher Zeit mit Drouet treibt er sein Pferd aus die schmale Ebene, welche die Landstraße vom Walde trennt, und ruft:

»Halt an! halt an!«

Doch Drouet hütet sich wohl, zu antworten; er neigt sich auf den Hals seines Pferdes, stachelt es mit den Sporen, der Reitpeitsche und der Stimme an. Er erreicht den Wald; das ist Alles, was er braucht: er ist gerettet.

Er wird den Wald erreichen, nur wird er, um ihn zu erreichen, auf zehn Schritte an Charny vorüberkommen.

Charny nimmt eine von seinen Pistolen, zielt aus Drouet und ruft ihm zu:

»Halt! oder Du bist des Todes!«

Drouet neigt sich noch tiefer auf den Hals seines Pferdes und preßt es noch stärker.

Charny drückt los, doch die Funken des Steines, welche auf die Batterie fallen, glänzen allein in der Dunkelheit.

Wüthend, schlendert Charny seine Pistole nach Drouet, nimmt die zweite, wirft sich in dem Wald hinter dem Flüchtigen her und schießt abermals; doch wie das erste Mal versagt seine Pistole!

Da erinnert er sich, daß ihm Herr Dandoins, als er sich entfernte, etwas zugerufen hat, was er

nicht verstanden.

»Ah!« sagte er, »ich habe mich im Pferde geirrt, und ohne Zweifel hat er mir zugerufen, die Pistolen des Pferdes, das ich genommen, seien nicht geladen. Gleichviel, ich werde diesen Elenden einholen und, wenn es sein muß, mit den Händen erwürgen!«

Und er setzt dem Schatten, den er noch in der Finsterniß erschaut, immer weiter nach.

Doch kaum hat er hundert Schritte in diesem Walde gemacht, den er nicht kennt, da stürzt sein Pferd in einen Graben; Charny rollt über seinen Kopf, erhebt sich wieder und springt in den Sattel, Drouet ist aber verschwunden!

So ist Drouet Charny entkommen; so ist er auf der Landstraße, einem drohenden Gespenste ähnlich, vorüber geritten und hat den Postillons, die den König fahren, keinen Schritt mehr zu thun befohlen.

Die Postillons haben angehalten, denn Drouet hat sie beschworen im Namen der Nation, der mächtiger zu sein anfängt, als der Name des Königs!

Kaum ist Drouet in die untere Stadt eingedrungen, da hört man im Austausch gegen den Galopp seines Pferdes, das sich entfernt, den Galopp eines Pferdes, das herbeikommt.

Durch dieselbe Straße, durch welche Drouet geritten ist, erscheint Isidor wieder.

Seine Nachrichten sind ganz wie die Auskunft, welche Herr von Préfontaine gegeben hat.

Die Pferde von Herrn von Choiseul und der Herren von Bouillé und von Raigecourt sind am andern Ende der Stadt im Gasthofe zum Großen Monarchen.

Der dritte Officier, Herr von Rohrig, ist mit den Husaren in der Kaserne.

Ein Kaffeehauskellner, der gerade sein Etablissement schloß, hat ihn versichert, diese Angaben seien ganz genau.

Doch statt der Freude, die er den hohen Reisenden zu bringen glaubt, findet er sie in die tiefste Bestürzung versetzt.

Herr von Préfontaine wehklagt; die zwei Gardes du corps bedrohen etwas Unsichtbares und Unbekanntes.

Isidor hält mitten in seiner Erzählung inne und fragt:

»Was ist denn geschehen, meine Herren?«

»Haben Sie nicht in jener Straße einen Menschen gesehen, der im Galopp vorbeiritt?«

»Ja, Sire,« antwortete Isidor.

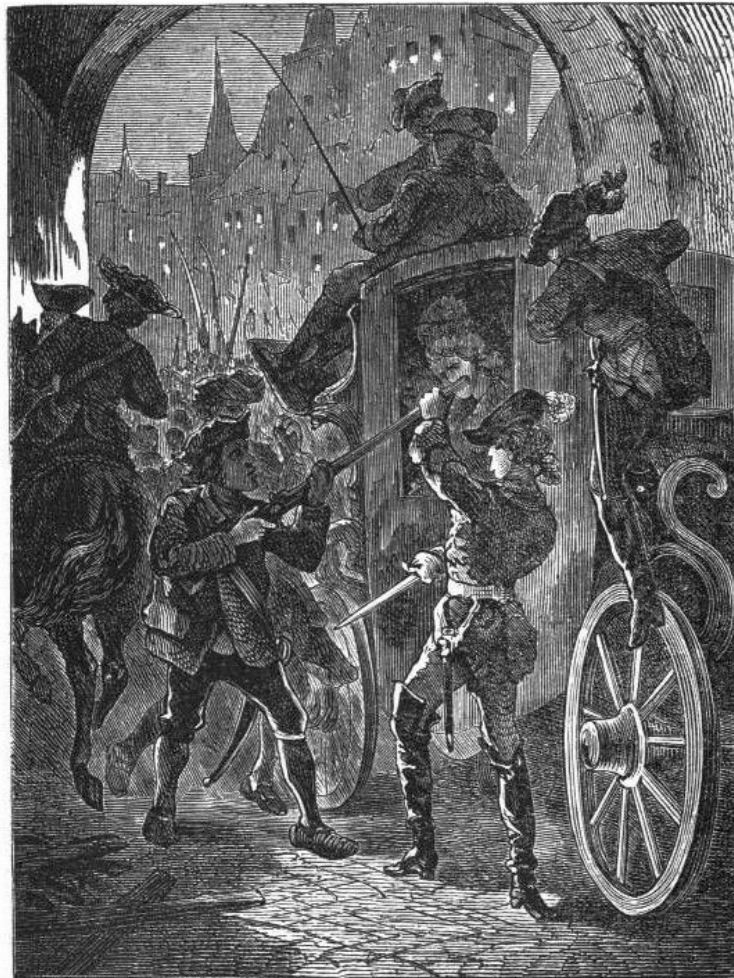
»Nun, dieser Mensch ist Drouet,« spricht der König.

»Drouet!« ruft Isidor mit einer entsetzlichen Herzensangst. »Dann ist mein Bruder todt!«

Die Königin stößt einen Schrei aus und verbirgt ihren Kopf in ihren Händen.

XCI.

Der Zollthurm der Brücke von Varennes.



Die Brücke zu Varennes

Es trat ein Augenblick unaussprechlicher Niedergeschlagenheit unter allen diesen von einer unbekannt, aber entsetzlichen Gefahr bedrohten Unglücklichen ein.

Isidor raffte sich zuerst zusammen und sagte:

»Sire! mag mein Bruder todt oder lebendig sein, denken wir nicht mehr an ihn, denken wir nur an Eure Majestät. Es ist kein Augenblick zu verlieren; die Postillons kennen das Gasthaus zum Großen Monarchen. Im Galopp, zum Großen Monarchen!«

Doch die Postillons rühren sich nicht.

»Habt Ihr nicht gehört?« fragt sie Isidor.

»Doch.«

»Nun! warum fahrt Ihr nicht?«

»Weil es Herr Drouet verboten hat.«

»Wie! Herr Drouet bat es verboten? Und wenn der König befiehlt und Herr Drouet verbietet, gehorcht Ihr Herrn Drouet?«

»Wir gehorchen der Nation.«

»Aus, meine Herren,« spricht Isidor zu seinen zwei Gefährten, »es gibt Augenblicke, wo das Leben eines Menschen für nichts zählt; nehmen Sie Jeder einen von den Leuten auf sich; ich nehme diesen auf mich; wir werden uns selbst fahren.«

Und er packt den Postillon, der ihm am nächsten ist, am Kragen und setzt ihm die Spitze seines Jagdmessers aus die Brust.

Die Königin sieht die drei Klingen glänzen und stößt einen Schrei aus.

»Meine Herren,« ruft sie, »meine Herren! ich bitte!«

Dann sagt sie zu den Postillons:

»Meine Freunde, fünfundzwanzig Louis d'or sogleich und zwischen Euch Dreien zu theilen, und eine Pension von fünfhundert Franken Jedem, wenn Ihr den König rettet.«

Waren sie durch die Demonstration der drei jungen Leute erschreckt worden, verführte sie das Gebot, die Postillons treiben ihre Pferde an und verfolgen ihren Weg.

Herr von Préfontaine kehrt zitternd in seine Wohnung zurück und verbarricadirt sich.

Isidor galoppirt vor dem Wagen. Es handelt sich darum, durch die Stadt zu fahren und die Brücke zu passiren; ist Beides geschehen, so wird man in fünf Minuten beim Gasthofe zum Großen Monarchen sein.

Der Wagen rollt in der größten Eile den Abhang hinab, der zur untern Stadt führt.

Doch bei dem Gewölbe angelangt, das über der Brücke und unter dem Thurme gebaut steht, bemerkt man, daß einer von den Flügeln des Thores geschlossen ist.

Man öffnet diesen Flügel, ein paar Karren versperren die Brücke.

»Herbei, meine Herren!« ruft Isidor, indem er von seinem Pferde herabspringt, um die Karren zu beseitigen.

In diesem Augenblick hört man das erste Rasseln der Trommeln und das erste Geläute der Sturmglocke.

Drouet vollbringt sein Werk.

»Ha! Elender!« ruft Isidor, mit den Zähnen knirschend, »wenn ich Dich wiederfinde . . . «

Und durch eine unerhörte Anstrengung stößt er einen von den zwei Karren auf die Seite, während die Herren von Malden und von Valory dasselbe mit einem andern thun.

Ein dritter bleibt zurück.

»Nun den letzten!« ruft Isidor.

Zu gleicher Zeit fährt der Wagen unter das Gewölbe.

Plötzlich sieht man zwischen der Leiter des dritten Karrens die Läufe von vier bis fünf Flinten hervorkommen.

»Nicht einen Schritt weiter, oder Sie sind des Todes, meine Herren,« spricht eine Stimme.

»Meine Herren, meine Herren!« ruft der König, der den Kopf aus dem Wagenschlage neigt, »versuchen Sie es nicht, den Durchgang zu erzwingen, ich befehle es Ihnen.«

Die zwei Officiere und Isidor machen einen Schritt rückwärts.

»Was will man von uns?« fragt der König.

Zu gleicher Zeit hört man einen Schreckensschrei im Wagen ausstoßen.

Außer den Menschen, welche die Passage versperren, sind ein paar Andere hinter den Wagen geschlüpft, und die Läuse mehrerer Flinten zeigen sich an den Schlägen.

Einer von ihnen ist auf die Brust der Königin gerichtet.

Isidor hat Alles gesehen; er stürzt vor, packt den Laus der Flinte und drückt ihn zurück.

»Feuer! Feuer!« rufen mehrere Stimmen.

Einer von den Menschen gehorcht; zum Glück versagt seine Flinte.

Isidor hebt den Arm auf und will diesen Menschen mit seinem Jagdmesser niederstoßen; die Königin hält ihm den Arm zurück.

»Ah! Madame!« ruft Isidor wüthend, »um des Himmels willen, lassen Sie mich doch diese Canaille angreifen!«

»Nein, mein Herr,« erwiderte die Königin; »das Messer in die Scheide! hören Sie wohl?«

Isidor gehorcht halb: er läßt sein Jagdmesser fallen, steckt es aber nicht in die Scheide.

»Ah! wenn ich Drouet treffe! . . . « murmelt er.

»Was diesen betrifft,« flüsterte ihm die Königin zu, indem sie ihm den Arm mit einer seltsamen Starke drückte, »diesen überlasse ich Ihnen.«

»Aber, meine Herren,« wiederholte der König, »was wollen Sie?«

»Wir wollen die Pässe sehen,« antworteten, ein paar Stimmen.

»Die Pässe? Gut!« spricht der König. »Holen Sie die Behörden der Stadt, und wir werden sie ihnen zeigen.«

»Ah, beim Teufel! das sind gar zu viel Umstände!« schreit der Mann, dessen Gewehr schon versagt hat, indem er auf den König anschlägt.

Doch die zwei Gardes du corps werfen sich auf ihn und schleudern ihn zu Boden.

Im Kampfe geht die Flinte los, die Kugel trifft aber Niemand.

»Holla!« ruft eine Stimme, »wer hat geschossen?« Der von den zwei Gardes du corps mit den Füßen getretene Mensch stößt ein Gebrülle aus und schreit:

»Zu Hilfe!«

Da eilten ihm die fünf bis sechs Bewaffneten zu Hilfe.

Die Gardes du corps zogen ihre Jagdmesser und schickten sich zum Kampfe an.

Der König und die Königin waren vergebens bemüht, die Einen und die Andern zurückzuhalten: der Kampf sollte sich furchtbar, wüthend, tödtlich entspinnen.

In diesem Augenblick stürzten zwei Männer mitten unter das Gemenge: der Eine hatte eine dreifarbigte Schärpe um den Leib, der Andere trug eine Uniform.

Der Mann mit der dreifarbigten Schärpe war der Anwalt der Gemeinde Herr Sausse.³¹

Der Mann mit der Uniform war der Commandant der Nationalgarde Hannonet.

Der König begriff, daß bei diesen zwei Männern, wenn nicht eine Hilfe, doch wenigstens eine gewisse Sicherheit war.

»Meine Herren,« sagte er, »ich bin bereit, mich, wie die Personen, die mich begleiten, Ihnen anzuvertrauen, doch schützen Sie uns vor den Brutalitäten dieser Leute.«

Und er deutete auf die mit Flinten Bewaffneten.

»Nieder die Gewehre, meine Herren,« rief Hannonet.

Die Leute gehorchten murrend.

»Sie werden uns entschuldigen, mein Herr,« sprach der Gemeindevorstand, indem er sich an den König wandte, »es hat sich das Gerücht verbreitet, Seine Majestät König Ludwig XVI. befinde sich auf der Flucht, und es ist unsere Pflicht, uns zu versichern, ob dies wahr ist.«

»Sie wollen sich versichern, ob dies wahr ist!« rief Isidor, »Wenn es wahr ist, daß dieser Wagen den König enthält, so müssen Sie zu den Füßen des Königs sein, ist es dagegen der Wagen eines einfachen Privatmanns, warum halten Sie diesen auf?«

»Mein Herr,« sagte Sausse, der sich fortwährend an den König wandte, »mit Ihnen spreche ich; wollen Sie mir die Ehre erweisen, mir zu antworten.«

»Sire,« flüsterte Isidor dem König zu, »gewinnen Sie Zeit, Herr von Damas und seine Dragoner folgen uns ohne Zweifel und werden ungesäumt ankommen.«

»Sie haben Recht,« erwiderte der König.

Dann fragte er Herrn Sausse:

Und wenn unsere Pässe in Ordnung sind, werden Sie uns unsere Reise fortsetzen lassen?«

»Allerdings,« antwortete Sausse.

»Nun, Frau Baronin,« sprach der König zu Frau von Tourzel, »haben Sie die Güte, Ihren Paß zu suchen und diesem Herrn zu geben.«

Frau von Tourzel begriff, was der König mit den Worten: »Haben Sie die Güte, Ihren Paß zu suchen,« sagen wollte.

Sie ging auch in der That an zu suchen, doch in den Taschen, wo er nicht war.

»Ei!« rief eine ungeduldige, drohende Stimme, »Ihr seht wohl, daß sie keinen Paß haben!«

»Doch, meine Herren,« erwiderte die Königin, »wir haben einen; aber da sie nicht dachte, man werde ihn von uns verlangen, so weiß die Frau Baronin von Korff nicht mehr, was sie damit gemacht hat.«

Eine Art von Geizhals erhob sich in der Menge, andeutend, daß sie sich nicht durch diese Ausflucht bethören ließ.

»Es gibt etwas Einfacheres als Alles dies,« sagte Sausse, »Postillons! führt den Wagen vor mein Magazin. Diese Herren und diese Damen werden bei mir eintreten, und Alles wird sich aufklären. Postillons, vorwärts! Meine Herren von der Nationalgarde, escortiren Sie den Wagen.«

Diese Einladung glich zu sehr einem Befehle, als daß man sich ihr zu widersetzen versucht hätte.

Uebrigens, würde man es versucht haben, so wäre es doch wahrscheinlich nicht geglückt. Die Sturmglocke ertönte fortwährend, die Trommeln rasselten beständig, und die Menge, die den Wagen umgab, nahm jeden Augenblick zu.

Der Wagen setzte sich in Marsch.

»Oh! Herr von Damas! Herr von Damas!« murmelte der König, »wenn er nur kommt, ehe wir bei diesem verfluchten Hause sind!«

Die Königin sagte nichts, sie dachte an Charny, erstickte ihre Seufzer und hielt ihre Thränen zurück.

Man gelangte an die Thüre des Magazins von Herrn Sausse, ohne daß man von Herrn von Damas etwas gehört hatte.

Was war denn auf dieser Seite vorgefallen, und was verhinderte diesen Edelmann, aus dessen Ergebenheit man sicher zählen konnte, die Befehle, die er erhalten, und das Versprechen, das er geleistet, zu vollführen? Wir werden es mit zwei Worten sagen, damit jeder Punkt dieser traurigen Geschichte aus der Dunkelheit hervortrete.

Wir haben Herrn von Damas verlassen, als er die Trompeter, die er zu größerer Sicherheit in seinem Hause zurückbehalten, zum Aussitzen blasen ließ.

In dem Augenblick, wo der erste Ton der Trompete erscholl, nahm er sein Geld aus der Schublade seines Secetaire, und indem er sein Geld nahm, zog er zugleich einige Papiere heraus, die er weder zurücklassen, noch mitnehmen wollte.

Er beschäftigte sich mit dieser Sorge, als die Thüre seines Zimmers sich öffnete und einige Mitglieder der Municipalität auf der Schwelle erschienen.

Einer von ihnen näherte sich dem Grasen.

»Was wollen Sie von mir?« fragte dieser ganz erstaunt über den unerwarteten Besuch, indem er sich aufrichtete, um ein Paar Pistolen, die er aus den Kamin gelegt, zu verbergen.

»Herr Graf,« erwiderte einer von denjenigen, welche eingetreten waren, mit Höflichkeit, aber zugleich mit festem Tone, »wir wünschen zu wissen, warum Sie zu dieser Stunde abmarschiren.«

Herr von Damas schaute mit Verwunderung denjenigen an, welcher sich erlaubte, eine solche Frage an einen Oberofficier der Armee des Königs zu machen.

»Das ist ganz einfach, mein Herr,« antwortete er: »ich marschire zu einer solchen Stunde ab, weil ich den Befehl hierzu erhalten habe.«

»In welcher Absicht entfernen Sie sich Herr Oberst?« fuhr der Frager fort.

Heu von Damas heftete einen immer mehr erstaunten Blick auf ihn.

»In welcher Absicht ich aufbreche? Einmal weiß ich es nicht, und dann, wenn ich es wüßte, würde ich es nicht sagen.«

Die Abgeordneten der Municipalität schauten einander an und ermuthigten sich gegenseitig durch die Geberde, so daß derjenige, welcher zuerst das Wort an Herrn von Damas gerichtet hatte, weiter sprach:

»Mein Herr, es ist der Wunsch der Municipalität von Clermont, daß Sie nicht heute Abend, sondern erst morgen früh abmarschiren.«

Herr von Damas lächelte mit jenem schlimmen Lächeln des Soldaten, von dem man, sei es aus Unwissenheit, sei es in der Hoffnung, ihn einzuschüchtern, etwas verlangt, was mit den Gesetzen der Disciplin unverträglich ist.

»Ah!« sagte er, »es ist der Wunsch der Municipalität von Clermont, daß ich bis morgen früh bleibe?«

»Ja,«

»Wohl denn, mein Herr, sagen Sie der Municipalität von Clermont, ich bedaure unendlich, ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können, in Betracht, daß kein Gesetz, wenigstens das ich kenne, die Municipalität von Clermont ermächtigt, den Marsch der Truppen zu hemmen. Was mich betrifft, ich habe nur Befehle von meinen militärischen Cheff zu empfangen, und hier ist mein Abmarschbefehl.«

Nach diesen Worten bot Heu von Damas seinen Befehl den Abgeordneten der Municipalität.

Derjenige, welcher am nächsten beim Grasen war, empfing ihn aus seinen Händen und theilte ihn seinen Gefährten mit, während Herr von Damas hinter sich die zum Voraus auf den Kamin gelegten und durch seinen Leib verborgenen Pistolen nahm.

Nachdem es das Papier, das ihm übergeben worden, mit seinen Collegen untersucht hatte, sagte das Mitglied der Municipalität, das zuerst zu Herrn von Damas gesprochen:

»Mein Herr, je bestimmter dieser Befehl ist, desto mehr müssen wir uns ihm widersetzen; denn ohne Zweifel gebietet er Ihnen etwas, was im Interesse Frankreichs nicht in Erfüllung gehen soll. Ich erkläre Ihnen also im Namen der Nation, daß ich Sie verhafte.«

»Und ich, meine Herren,« sprach der Graf, indem er seine beiden Pistolen entblößte und aus die zwei Municipalräthe richtete, welche am nächsten bei ihm standen, »ich erkläre Ihnen, daß ich abmarschiren werde.«

Die Municipalräthe waren nicht auf diese bewaffnete Drohung gefaßt; ein erstes Gefühl von Furcht oder von Erstaunen machte, daß sie vor Herrn von Damas zurücktraten; dieser schritt rasch über die Schwelle des Salon, eilte durch das Vorzimmer, dessen Thüre er doppelt schloß, und stürzte die Treppe hinab; da er sein Pferd vor der Thüre fand, so sprang er darauf, jagte mit Windeseile auf den Platz, wo sich sein Regiment versammelte, und sagte zu Herrn von Floirac, einem seiner Officiere, den er zu Pferde fand:

»Wir müssen uns da herausziehen, wie wir können; das Wichtigste ist, daß der König gerettet ist.«

Für Herrn von Damas, der nichts vom Abgange von Drouet wußte, der nur den Aufruhr von Clermont kannte, war der König gerettet, weil der König Clermont hinter sich hatte und bald Varennes erreichen würde, wo die Relais von Herrn von Choiseul und die Husaren von Lauzun, befehligt durch die Herren Jules von Bouillé und von Raigecourt, stationirten.

Zu größerer Sicherheit aber wandte er sich an den Regimentsquartiermeister, der sich unter den Ersten mit den Fourieren und den Bedeckungs-Dragonern auf den Platz begeben hatte, und sagte leise zu ihm:

»Herr Rému, gehen Sie in aller Eile ab, nehmen Sie den Weg nach Varennes, reiten Sie, was Ihr Pferd laufen kann, und holen Sie die Wagen ein, welche hier durchpassirt sind: Sie hasten mir mit Ihrem Kopfe hierfür.«

Der Quartiermeister gab seinem Pferde beide Sporen und sprengte mit den Fourieren und vier Dragonern davon. Als er aber vor Clermont hinaus und zu einer Stelle kam, wo die Straße sich in zwei Aeste theilte, wählte er den falschen Weg und verirrte sich.

Alles nahm eine schlimme Wendung in dieser unseligen Nacht.

Aus dem Platze bildete sich langsam das Regiment. Die bei Herrn von Damas eingeschlossenen Municipalräthe waren, die Thüre sprengend, leicht aus ihrem Gefängniß herausgekommen; sie wiegelten das Volk auf und trieben die Nationalgarde an, die sich mit einem ganz andern Eifer und in einer ganz andern Haltung, als die Dragoner, versammelte. Welche Bewegung Herr von Damas auch machte, er mußte wahrnehmen, daß drei bis vier Flinten, deren Korn ihn nicht verließ, auf ihn angelegt waren, was immer mehr beunruhigend wurde. Er sah seine Soldaten ängstlich, besorgt, und ritt durch ihre Reihen, um es zu versuchen, ihre Ergebenheit für den König wiederzubeleben, aber die Soldaten schüttelten den Kopf. Obgleich sie noch nicht alle versammelt waren, dachte er doch, es sei die höchste Zeit,

aufzubrechen. Er gab Befehl zum Abmarsch, aber Niemand rührte sich.

Mittlerweile riefen die Municipalräthe:

»Dragoner! Eure Officiere sind Verräther; sie fuhren Euch zur Schlachtbank. Die Dragoner sind Patrioten . . . Es leben die Dragoner!«

Die Leute der Nationalgarde und das Volk riefen:

»Es lebe die Nation!«

Herr von Damas, der den Befehl zum Ausbruche mit halber Stimme gegeben hatte, glaubte Anfangs, dieser Befehl sei nicht gehört worden; er wandte sich um und sah, wie die Dragoner vom zweiten Gliede vom Pferde stiegen und mit dem Volke fraternisirten.

Von da an begriff er, daß er nichts von seinen Leuten zu erwarten hatte. Er versammelte durch einen Blick die Officiere um sich und sprach:

»Meine Herren, die Soldaten verrathen den König . . . Ich appellire von den Soldaten an die Edelleute: wer mich liebt, folge mir nach Varennes!«

Und er drückte die Sporen seinem Pferde in die Flanken und sprengte zuerst durch die Menge, gefolgt von Herrn von Floirac und drei Officieren.

Diese drei Officiere, oder vielmehr Unteroffiziere, waren der Adjutant Foucq und die Quartiermeister Saint Charles und la Potterie.

Fünf bis sechs getreue Dragoner ritten aus den Reihen vor und folgten Herrn von Damas.

Einige Kugeln, die man diesen heldenmüthigen Flüchtlingen nachsandte, waren verlorene Kugeln.

Darum hatten sich Herr von Damas und seine Dragoner nicht an Ort und Stelle befunden, um den König zu vertheidigen, als der König unter dem Gewölbe des Zollthurmes von Varennes angehalten, aus seinem Wagen zu steigen genöthigt und zum Gemeindevorsteher, Herrn Sausse, geführt wurde.

XCII.

Das Haus von Herrn Sausse.

Das Haus von Herrn Sausse bestand, wenigstens so weit es die erhabenen Gefangenen und ihre Unglücksgefährten sahen, aus einem Specereiladen, in dessen Hintergrund durch ein Fensterwerk ein Speisezimmer erschien, von welchem aus man, wenn man bei Tische saß, die Kunden erschauen konnte, die in den Laden eintraten; diesen Eintritt verkündigte übrigens noch ein Glöckchen in Schwung gebracht durch die Oeffnung einer kleinen, niedrigen Gitterthüre in der Form derjenigen, welche am Tage die Provinzmagazine schließen, die ihre Eigenthümer, sei es aus Berechnung, sei es aus Demuth, den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen nicht das Recht zu haben scheinen.

In einer Ecke des Ladens führte eine Treppe in den ersten Stock.

Dieser erste Stock bestand aus zwei Stuben; die eine, ein Zugehör des Magazins, war voll von Ballots, die man aus der Erde aufgehäuft, von Lichtern, welche am Plafond hingen, von Zuckerhüten, die auf dem Kamin in ihrem groben blauen Papier aufgestellt und mit Ihren grauen Hauben versehen waren, welche man abnahm, um die Feinheit und die Weiße ihres Kornes zu sehen; die zweite war die Schlafstube des durch Drouet aufgeweckten Eigenthümers des Geschäftes, welche Stube noch die Spuren der durch dieses plötzliche Aufwecken verursachten Unordnung sehen ließ.

Frau Sausse kam halb angekleidet aus diesem ersten Zimmer heraus, durchschritt das zweite und erschien oben aus der Treppe in dem Augenblick, wo die Königin dann der König, dann die Kinder von Frankreich, dann endlich Madame Elisabeth und Frau von Tourzel über die Schwelle des Magazins traten.

Den Reisenden einige Schritte vorgehend, war der Gemeindevorsteher zuerst eingetreten.

Mehr als hundert Personen, die den Wagen begleiteten, blieben vor dem Hause von Herrn Sausse, das aus einem kleinen Platze lag.

»Nun?« fragte der König bei seinem Eintreten.

»Mein Herr,« erwiderte Sausse, »es ist vom Passe die Rede gewesen; will die Dame, welche sagt, sie sei die Herrin des Wagens, die Güte haben, mir den ihrigen zu zeigen, so werde ich ihn aus die Municipalität tragen, wo sich der Rath versammelt hat, um zu sehen, ob er gültig ist.«

Da im Ganzen der von Frau von Korff dem Grafen von Charny und vom Grafen von Charny der Königin gegebene Paß in Ordnung war, so bedeutete der König Frau von Tourzel, sie möge diesen Paß Sausse einhändigen.

Sie zog das kostbare Papier aus ihrer Tasche und übergab es Herrn Sausse.

Dieser beauftragte seine Frau, die Honneurs des Hauses seinen geheimnißvollen Gästen zu machen, und ging nach der Municipalität ab.

Die Geister waren hier sehr erhitzt, denn Drouet wohnte der Sitzung bei; Herr Sausse erschien mit dem Passe. Jeder wußte, daß die Reisenden zu ihm geführt worden waren, und bei seiner Ankunft trat die Stille der Neugierde ein.

Er legte den Paß vor dem Maire nieder.

Wir haben den Inhalt des Passes schon angegeben, der Leser weiß also, daß nichts daran auszusetzen ist.

Nachdem er ihn gelesen, sagte auch der Maire:

»Meine Herren, der Paß ist vollkommen gut.«

»Gut?« wiederholten acht bis zehn Stimmen mit Verwunderung.

Und zu gleicher Zeit streckten sie die Hände aus, um ihn in Empfang zu nehmen.

»Allerdings gut, da die Unterschrift des Königs darauf steht,« erwiderte der Maire.

Und er schob den Paß gegen die ausgestreckten Hände, die sich seiner alsbald bemächtigten.

Doch Drouet entriß ihn beinahe den Händen, die ihn hielten.

»Unterzeichnet vom König!« rief er; »ist er es aber auch von der Nationalversammlung?«

»Ja,« erwiderte einer von seinen Nachbarn, der den Paß zu gleicher Zeit mit ihm beim Scheine eines Lichtes las, »hier ist die Unterschrift der Mitglieder von einem der Ausschüsse.«

»Einverstanden,« versetzte Drouet, »doch ist er es vom Präsidenten? Und überdies ist das nicht die Frage,« schnitt der junge Patriot die Debatte kurz ab; »die Reisenden sind nicht Frau Korff, eine russische Dame, ihre Kinder, ihr Intendant, ihre zwei Gesellschafterinnen und drei Bedienten; die Reisenden sind der König die Königin, der Dauphin, Madame Royale, Madame Elisabeth, irgend eine Palastdame, drei Couriere, kurz die königliche Familie! Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht die königliche Familie aus Frankreich weggehen lassen?«

Die Frage stellte sich unter ihren wahren Gesichtspunkt, doch so gestellt war sie noch viel schwieriger für arme Gemeinderäthe einer Stadt dritten Ranges, wie Varennes, zu lösen.

Man berathschlagte also, und da sich die Berathung in die Länge zu ziehen drohte, so beschloß der Gemeindevorstand, die Municipalherren deliberiren zu lassen und nach Hause zurückzukehren.

Er fand die Reisenden in seinem Magazine stehend. Frau Sausse hatte ihnen dringend zugesprochen, sie mögen in ihr Zimmer hinaufgehen, dann, sie mögen sich im Laden setzen, und endlich, sie mögen etwas zu sich nehmen; doch sie hatten Alles zurückgewiesen.

Es schien ihnen, als würden sie, wenn sie sich in diesem Hause festsetzten oder etwas annähmen denjenigen, welche sie verhaftet hatten, eine Concession machen und auf ihre nahe Abreise, den Gegenstand aller ihrer Wünsche, verzichten.

Alle ihre Sinne blieben, so zu sagen, schwebend bis zur Rückkehr des Herrn vom Hause, der die Entscheidung der Municipalität über den so wichtigen Punkt des Passes bringen sollte.

Plötzlich sah man ihn die Menge, welche die Thüre belagerte, durchschneiden und sich gewaltig anstrengen, um in sein Haus hineinzukommen.

Der König ging ihm drei Schritte entgegen und fragte ihn mit einer Bangigkeit, die er vergebens zu verbergen bemüht war:

»Nun, wie ist es mit dem Passe?«

»Der Paß,« erwiderte Herr Sausse, »ich muß sagen, daß er in diesem Augenblick eine ernste Discussion im Municipalrath erregt.«

»In welcher Hinsicht?« fragte Ludwig XVI. »Sollte man zufällig an seiner Gültigkeit zweifeln?«

»Nein, doch man bezweifelt, daß er Frau Korff gehört und es verbreitet sich das Gerücht, wir haben wirklich das Glück, den König und seine Familie in unsern Mauern zu besitzen.«

Ludwig XVI. zögerte einen Augenblick, etwas hierauf zu erwiedern, doch plötzlich faßte n

einen Entschluß und sprach:

»Nun wohl, ja! mein Herr, ich bin der König, hier ist die Königin, hier sind meine Kinder, und ich bitte Sie, uns mit den Rücksichten zu behandeln, welche die Franzosen immer für ihre Könige gehabt haben.«

Die Hausthüre war, wie gesagt, offen geblieben, viele Neugierige belagerten diese Thüre. Die Worte des Königs wurden nicht nur innen, sondern auch außen gehört.

Hatte sie derjenige, welcher sie ausgesprochen, mit einer gewissen Würde gesagt, so entsprachen doch zum Unglück der graue Rock, in den er gekleidet war, seine Basinweste, seine Hosen und seine grauen Strümpfe, wie die kleine Perücke à la Jean-Jacques, die er trug, durchaus nicht dieser Würde.

Wie hätte man in der That einen König von Frankreich unter dieser gemeinen Verkleidung erkennen sollen! Die Königin fühlte den auf diese Menge hervorgebrachten Eindruck und die Röthe stieg ihr zu Gesichte.

»Nehmen wir an, was uns Frau Sausse angeboten hat, und gehen wir in den ersten Stock hinauf,« sagte sie rasch.

Herr Sausse ergriff ein Licht und eilte nach der Treppe, um seinen erhabenen Gästen den Weg zu zeigen.

Die Kunde, es sei wirklich der König derjenige, welcher in Varennes angekommen, und das Geständniß sei durch seinen eigenen Mund gemacht worden, enteilte mit raschem Fluge und verbreitete sich in den Straßen der Stadt.

Ein Mann trat ganz bestürzt bei der Municipalität ein.

»Meine Herren,« sprach er, »die Reisenden, welche sich bei Herrn Sausse befinden, sind wirklich der König und die königliche Familie! Ich habe so eben das Geständniß aus dem eigenen Munde des Königs vernommen.«

»Nun! meine Herren,« rief Drouet, »was sagte ich Ihnen?«

Zu gleicher Zeit hörte man gewaltigen Lärmen in der Stadt, die Trommeln rasselten fortwährend und die Sturmglocke erscholl ohne Unterlaß.

Warum zogen diese verschiedenen Gerüchte und Geräusche nicht in das Herz der Stadt und zu den Flüchtlingen Herrn von Bouillé,³² Herrn von Raigecourt und die Husaren, welche in Varennes aufgestellt waren, um den König zu erwarten?

Wir werden es sogleich sagen.

Gegen neun Uhr Abends waren die zwei jungen Officiere nach dem Gasthause zum Großen Monarchen zurückgekehrt, als sie plötzlich das Geräusch eines Wagens hörten.

Beide befanden sich in einem Saale des Erdgeschoßes und liefen aus Fenster.

Dieser Wagen war ein einfaches Cabriolet. Die zwei Officiere hielten sich indessen bereit, wenn es nöthig wäre, die Relais herauskommen zu lassen.

Doch der Reisende, den sie erblickten, war nicht der König, sondern ein grotesker Mensch mit einem breitkrämpigen Hute aus dem Kopfe und in einen ungeheuren Ueberrock gehüllt.

Sie machten einen Schritt rückwärts, da rief ihnen der Reisende zu:

»Ei! meine Herren, ist nicht einer von Ihnen der Herr Chevalier Jules von Bouillé?«

Der Chevalier hielt in seinem Rückzuge an.

»Ja, mein Herr, ich bin es,« sprach er.

»Dann habe ich Ihnen viele Dinge zugesagen,« rief der Mann mit dem ungeheuren Ueberrock und dem breitkrämpigen Hute.

»Mein Herr,« erwiderte der Chevalier von Bouillé, »ich bin bereit, Sie zu hören, obgleich ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen; wollen Sie indessen so gut sein, aus Ihrem Wagen auszusteigen und in dieses Wirthshaus einzutreten, so werden wir Bekanntschaft machen.«

»Gern, He« Chevalier, sehr gern!« rief der Mann mit dem Ueberrock.

Und er sprang aus seinem Wagen, ohne den Fußtritt zu berühren, und trat hastig in das Gasthaus ein.

Der Chevalier bemerkte, daß er ganz bestürzt zu sein schien.

»Ah! Herr Chevalier,« sagte der Unbekannte, »nicht wahr, Sie werden mir die Pferde geben, die Sie hier haben?«

»Wie! die Pferde, die ich hier habe?« versetzte Herr von Bouillé, ebenfalls bestürzt.

»Ja! Ja! Sie werden sie mir geben! Sie brauchen mir nichts zu verbergen, ich weiß Alles!«

»Mein Herr, erlauben Sie mir, zu gestehen, daß mich das Erstaunen verhindert, Ihnen zu antworten, und daß ich nicht ein Wort von dem, was Sie mir sagen wollen, begreife.«

»Ich wiederhole Ihnen, daß ich Alles weiß; der König ist gestern Abend von Paris abgereist . . . doch es hat nicht den Anschein, daß er seinen Weg zu verfolgen im Stande gewesen ist; ich habe schon Herrn von Damas davon in Kenntniß gesetzt, und er hat seine Posten zurückziehen lassen: das Dragoner-Regiment hat sich meuterisch gezeigt, und es ist ein Aufruhr in Clermont ausgebrochen . . . Ich hatte viel Mühe, durchzukommen, ich, der ich mit Ihnen spreche!«

»Aber wer sind Sie denn, Sie, der Sie mit mir sprechen?« rief Herr von Bouillé voll Ungeduld.

»Ich bin Leonard, der Friseur der Königin, Wie! Sie kennen mich nicht! Stellen Sie sich vor, daß mich Herr von Choiseul wider meinen Willen mit sich fortgeführt hat . . . Ich brachte ihm die Diamanten der Königin und von Madame Elisabeth, und wenn ich bedenke, mein Herr, daß mein Bruder, dessen Hut und Ueberrock ich habe, nicht weiß, was aus mir geworden ist, und daß diese arme Frau von der Aage, welche mich gestern erwartete, um sie zu frisiren, noch zu dieser Stunde auf mich wartet! Oh! mein Gott! was für eine Geschichte ist dies!« rief Leonard.

Und er ging mit großen Schritten im Saale auf und ab und hob seine Arme voll Verzweiflung zum Himmel empor.

Herr von Bouillé fing an zu begreifen.

»Ah! Sie sind Herr Leonard,« sagte er.

»Gewiß bin ich Leonard,« versetzte der Reisende, nach Art der großen Männer den Titel abschneidend, den ihm der Chevalier von Bouillé gegeben hatte, »und da Sie mich nun kennen, so werden Sie mir Ihre Pferde überlassen, nicht wahr?«

»Herr Leonard,« erwiderte der Chevalier, der beharrlich den erhabenen Friseur in die gewöhnliche Classe der Sterbenden zurückversetzte, »die Pferde, die ich hier habe, gehören dem König, und Niemand, als der König, wird sich derselben bedienen.«

»Aber wenn ich Ihnen sage, mein Herr, es sei nicht wahrscheinlich, daß der König hier durchkomme . . . «

»Allerdings, Herr Leonard; doch der König *kann* durchkommen, und käme er durch, ohne seine Pferde zu finden, und ich sagte ihm, ich habe sie Ihnen gegeben, so würde er mir vielleicht antworten, ich bezahle ihn mit einem ziemlich schlechten Grunde.«

»Wie, ein schlechter Grund!« versetzte Leonard. »Sie glauben, in einer extremen Lage, wie die ist, in welcher wir uns befinden, würde mich der König tadeln, daß ich seine Pferde genommen?«

Der Chevalier konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

»Ich behaupte nicht,« erwiderte er, »der König würde Sie tadeln, daß Sie seine Pferde genommen, doch er würde sicherlich finden, ich habe Unrecht gehabt, sie Ihnen zu geben.«

»Ah!« rief Leonard, »ah! Teufel . . . Ich hatte die Frage nicht von dieser Seite in Betrachtung gezogen! Sie verweigern mir also die Pferde, Herr Chevalier?«

»Entschieden.«

Leonard stieß einen Seufzer aus.

»Doch,« sagte er, seinen Angriff erneuernd, »doch Sie werden sich wenigstens dafür verwenden, daß ich Pferde bekomme.«

»Ah! was das betrifft, von Herzen gern, mein lieber Herr Leonard,« erwiderte Herr von Bouillé.

Herr Leonard war in der That ein ziemlich beschwerlicher Gast; er sprach nicht nur laut, sondern er verband auch mit seinen Worten eine äußerst ausdrucksvolle Pantomime, und diese Pantomime nahm durch die breite Krämpe seines Hutes und die übermäßige Weite seines Rockes eine groteske Form an, deren Lächerlichkeit immer aus diejenigen, mit welchen er sprach, zurücksprang.

Herr von Bouillé hatte also die größte Eile, sich von Leonard zu befreien.

Er rief dem zu Folge den Wirth zum Großen Monarchen und bat ihn, Pferde zu besorgen, welche den Reisenden bis nach Dun führen könnten, und nachdem dieser Auftrag gegeben war, überließ er Leonard seinem guten Glücke, indem er ihm sagte, er wolle, was der Wahrheit entsprach, auf Erkundigungen ausgehen.

Die zwei Officiere, Herr von Bouillé und Herr von Raigecourt, gingen wirklich wieder in die Stadt, durchschritten sie ganz, machten eine Viertelmeile auf dem Wege nach Paris, sahen nichts, hörten nichts, und da sie auch zu glauben anfangen, der König, der um acht bis zehn Stunden im Verzuge war, werde nicht passiren, so kehrten sie nach dem Gasthause zurück.

Leonard war weggefahren.

Es schlug elf Uhr.

Schon sehr unruhig und besorgt, ehe sie nur das gehört hatten, was ihnen der Friseur der Königin gesagt, hatten sie überdies ein Viertel nach neun Uhr eine Ordonnanz abgeschickt. Das war die Ordonnanz, welche sich mit den Wagen beim Abgange auf Clermont gekreuzt, und die wir bei Herrn von Damas ankommen sahen.

Die zwei Officiere warteten bis um Mitternacht.

Um Mitternacht warfen sie sich, jedoch ganz angekleidet, auf ihre Betten.

Um halb ein Uhr wurden sie durch die Sturmglocke, die Trommeln und das Geschrei aufgeweckt.

Sie traten an das Fenster des Gasthauses und sahen, wie die ganze Stadt im größten Tumulte gegen die Municipalität zulief oder vielmehr stürzte.

Viele bewaffnete Männer liefen in derselben Richtung. Diese Männer trugen die Einen Comißflinten, die Andern Doppelflinten, wieder Andere waren einfach mit Säbeln, Degen oder

Pistolen bewaffnet.

Die zwei Officiere gingen in die Ställe und fingen damit an, daß sie die Pferde des Königs herausziehen ließen, welche sie sodann für jeden Fall und um sie zu erhalten, vor die Stadt führten: wäre der König durch die Stadt gefahren so würde er sie hier finden.

Hiernach kamen sie zurück, holten ihre eigenen Pferde und führten sie auch zu den, durch Postillons bewachten Pferden des Königs.

Doch dieses Hin- und Hergehen hatte Verdacht erregt, und um aus dem Gasthofs mit ihren eigenen Pferden herauszukommen, hatten sie eine Art von Kampf auszuhalten gehabt, wobei zwei- oder dreimal auf sie geschossen worden war.

Zu gleicher Zeit, mitten unter diesem Geschrei und diesen Drohungen, hatten sie erfahren, daß der König ungehalten und zum Gemeindevanwalt geführt worden war.

Sie berathschlagten sich, was sie zu thun hätten. Sollten sie ihre Husaren versammeln und einen Versuch wagen, um den König zu befreien? Sollten sie zu Pferde steigen und Herrn von Bouillé benachrichtigen, den sie aller Wahrscheinlichkeit nach in Dun und sicherlich in Stenay treffen würden?

Dun war von Varennes nur fünf Meilen, Stenay nur acht Meilen entfernt; in anderthalb Stunden konnten sie in Dun, in zwei Stunden konnten sie in Stenay sein, und dann unmittelbar mit dem kleinen Armeecorps, das Herr von Bouillé befehligte, aus Varennes marschiren.

Sie blieben bei Letzterem stehen, und eine halbe Stunde nach Mitternacht, als der König gerade in das Zimmer des Gemeindevanwalts im ersten Stocke hinaufstieg, entschlossen sie sich, das Relais, das ihnen anvertraut war, seinem Schicksale zu überlassen, und eilten im stärksten Galopp gegen Dun fort.

Das war abermals ein unmittelbarer Beistand, auf den der König rechnete, und der ihm so entging.

XCIII.

Der Rath der Verzweiflung.

Man erinnert sich der Lage, in der sich Herr von Choiseul, welcher den ersten Posten in Pont de Sommeville commandirte, befunden hatte: als er den Aufruhr immer mehr um sich her zunehmen sah, hatte er, da er einen Kampf vermeiden wollte, nachlässig, ohne länger auf den König zu warten, geäußert, wahrscheinlich sei der Schatz schon passirt, und hatte sich dann gegen Varennes gewendet.

Nur hatte er, um nicht durch Saint-Menehould zu kommen, das, wie man sich erinnert, in völliger Aufregung begriffen war, einen Querweg genommen, wobei er indessen besorgt gewesen, bis zu dem Augenblick, da er die Landstraße verließ, im Schritt zu marschiren, um dem Courier die Chance, ihn einzuholen, zu geben.

Doch der Courier hatte ihn nicht eingeholt, und in Orbeval war er von der Landstraße abgegangen.

Herr von Choiseul glaubte fest, der König sei durch irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß zurückgehalten worden. Sollte er übrigens das Glück haben, sich zu täuschen, und der König setzte seine Reise fort, würde er nicht Herrn Dandoins in Saint-Menehould und Herrn von Damas in Clermont finden?

Wir haben gesehen, was Herrn von Dandoins, der mit seinen Leuten auf der Municipalität zurückgehalten wurde, und Herrn von Damas, der sich beinahe allein zu fliehen genöthigt sah, begegnet war.

Doch was uns bekannt ist, die wir in der Höhe von sechzig Jahren über diesem erschrecklichen Tage schweben und unter unsern Augen den Bericht von jeder der bei diesem großen Drama handelnden Personen haben, war Herrn von Choiseul noch durch die Wolke der Gegenwart verborgen. Herr von Choiseul, der, wie gesagt, in Orbeval einen Querweg eingeschlagen hatte, kam also gegen Mitternacht im Walde von Varennes in dem Augenblicke an, wo Charny in einen andern Theil dieses Waldes in der Verfolgung von Drouet eindrang. In dem letzten am Saume liegenden Dorfe, nämlich in Neuville au Pont, war er genöthigt, eine halbe Stunde dadurch zu verlieren, daß er aus einen Führer wartete. Während dieser Zeit erscholl die Sturmglocke in allen umliegenden Dörfern, und eine Nachhut von vier Husaren war von den Bauern in Verhaft genommen worden. Sogleich hiervon benachrichtigt, eilte Herr von Choiseul zurück, machte einen gewaltigen Angriff auf die Bauern, und die vier Husaren waren befreit.

Doch von diesem Augenblicke ertönte die Sturmglocke voll Wuth, ohne mehr anzuhalten.

Der Weg durch diese Wälder war äußerst beschwerlich und sogar oft gefährlich; der Führer, geschah es nun absichtlich oder ohne daß er es wollte, leitete den kleinen Trupp irre; jeden Augenblick waren die Husaren, um einen steilen Hügel hinaufzuklettern oder hinabzureiten, genöthigt, vom Pferde zu steigen; zuweilen war der Weg so schmal, daß sie Einer hinter dem Andern marschiren mußten; ein Husar fiel in einen Absturz, und da man an seinem Hilferuf erkannte, daß er nicht todt war, so weigerten sich seine Kameraden, ihn zu verlassen. Man verlor drei Viertelstunden mit der Rettungsoperation; diese drei Viertelstunden waren gerade

diejenigen, während welcher der König aus dem Wagen zu steigen genöthigt und zu Herrn Sausse geführt wurde.

Um halb ein Uhr in der Nacht, als die Herrn von Bouillé und von Raigecourt auf der Straße nach Dun stehen, erschien Herr von Choiseul am andern Ende der Stadt.

Auf der Höhe der Brücke wurde er von einem kräftigen: »Wer da?« empfangen.

Dieses: *Wer da?* rief ihm ein Nationalgarde, welcher Schildwache stand, zu.

»Frankreich! Lauzun-Husaren!« antwortete Herr von Choiseul.

In demselben Augenblick trat eine große Bewegung in der Bevölkerung ein; man sah in der Nacht Massen bewaffneter Leute sich sammelndrängen und beim Schimmer der Fackeln und der Lichter, die an den Fenstern erschienen, die Flinten in den Straßen glänzen.

Da er nicht wußte, mit wem er es zu thun hatte, noch was vorgefallen war, so wollte Herr von Choiseul sich vor Allem zurecht finden. Er fing damit an, daß er mit dem Polizeiposten des in Varennes stationirten Detachement in Verbindung gesetzt zu werden verlangte; dieses Verlangen führte weitschweifige Erörterungen herbei, endlich aber entschloß man sich, dem Wunsche von Herrn von Choiseul zu entsprechen.

Während man jedoch diesen Entschluß faßte und ihn ausführte, konnte Herr von Choiseul sehen, daß die Nationalgarden ihre Zeit benützten und Vertheidigungsanstalten dadurch trafen, daß sie Verhaue machten und gegen ihn und seine vierzig Mann zwei kleine Kanonen richteten. Als der Stückrichter eben seine Arbeit beendigte, kam der Polizeiposten an, jedoch unberitten; die Leute, aus denen er bestand, wußten nichts, wenn nicht, daß der König, wie man ihnen gesagt hatte, festgenommen und nach dem Gemeindehaus geführt worden war; sie selbst waren vom Volk überfallen und ihrer Pferde beraubt worden. Sie wußten auch nicht, wie es ihren Gefährten ergangen.

Als sie diese Erklärungen gegeben, glaubte Herr von Choiseul mitten in der Finsterniß einen kleinen Trupp zu Pferde vorrücken zu sehen und zu gleicher Zeit hörte er rufen: »Wer da?«

»Frankreich,« antwortete eine Stimme:

»Welches Regiment?«

»Monsieur-Dragoner.«

Bei diesem Worte knallte ein Flintenschuß von einem Nationalgarde abgefeuert.

»Gut,« sagte Herr von Choiseul zu einem Unterofficier, der sich in der Nähe befand, »das ist Herr von Damas mit seinen Dragonern.«

Und ohne länger zu warten, machte er sich von zwei Menschen los, die sich an den Zaum seines Pferdes angeklammert hatten und ihm zuriefen, es sei seine Pflicht, der Municipalität zu gehorchen und nur sie anzuerkennen, commandirte: im Trab! schlug unversehens diejenigen, welche ihn festhalten wollten, zurück, erzwang die Passage und drang in die beleuchteten und von Menschen wimmelnden Straßen ein.

Als er sich dem Hause von Sausse näherte, erblickte er den ausgespannten Wagen des Königs, sodann einen kleinen Platz, wo einem unscheinbaren Hause gegenüber eine zahlreiche Wache ausgestellt war.

Um seine kleine Schaar nicht in Berührung mit den Einwohnern zu bringen, ritt er gerade auf die Kaserne der Husaren zu, deren Lage er kannte.

Die Kaserne war leer.

Er schloß darin seine vierzig Husaren ein.

Sobald Herr von Choiseul aus der Kaserne heraustrat, hielten ihn zwei Männer, welche vom Gemeindehause kamen, an und forderten ihn auf, sich nach der Municipalität zu begeben.

Doch Herr von Choiseul, der noch von seinen Husaren gehört werden konnte, schickte diese zwei Männer fort, indem er ihnen sagte, er werde sich nach der Municipalität begeben, wenn er hierzu Zeit habe, und er befahl dann ganz laut der Schildwache, Niemand hineinzulassen.

Ein paar Stallwächter waren bei der Kaserne geblieben. Herr von Choiseul befragte sie und erfuhr von ihnen, die Husaren, da sie nicht gewußt, was aus ihren Chefs geworden, seien den Bürgern gefolgt, welche sie abgeholt, und trinken mit ihnen in der Stadt zerstreut.

Bei dieser Kunde kehrte Herr von Choiseul in die Kaserne zurück. Er sah sich auf die vierzig Mann beschränkt, welche über zwanzig Meilen am Tage gemacht hatten. Leute und Pferde waren kreuzlahm.

Es ließ sich indessen nicht mit der Lage feilschen. Herr von Choiseul fing damit an, daß er die Pistolen untersuchte, um zusehen, ob sie geladen waren; dann erklärte er deutsch den Husaren, welche, da sie kein Wort Französisch verstanden, nichts von dem, was um sie her vorging, begriffen hatten, sie seien in Varennes, man habe so eben den König, die Königin und die königliche Familie verhaftet, es handle sich darum, sie aus den Händen derjenigen, welche sie gefangen halten, zu ziehen oder zu sterben.

Die Anrede war kurz, aber warm: sie schien auf die Husaren einen lebhaften Eindruck hervorzubringen. »*Der König! die Königin!*« wiederholten sie mit Erstaunen.

Herr von Choiseul ließ ihnen nicht Zeit, wieder zu erkalten; er befahl ihnen, den Säbel in die Hand zu nehmen, zu Vieren abzubrechen, und ritt in scharfem Trab nach dem Hause, wo er eine Wache gesehen, wohl vermuthend, in diesem Hause werde der König gefangen gehalten.

Hier, mitten unter den Schmähungen der Nationalgarden, und ohne sich um diese Schmähungen zu bekümmern, stellte er zwei Kadetten vor die Thüre und stieg ab, um in das Haus hineinzugehen.

In dem Augenblick, wo er über die Schwelle treten wollte, fühlte er, daß man seine Schulter berührte.

Er wandte sich um und sah den Grafen Charles von Damas, dessen Stimme er, auf das: Wer da? der Nationalgarden antwortend, erkannt hatte.

Herr von Choiseul hatte vielleicht ein wenig auf diese Unterstützung gerechnet.

»Ah! Sie sind es?« sagte er; »sind Sie bei Kräften?«

»Ich bin allein oder beinahe allein,« erwiderte Herr von Damas.

»Warum dies?«

»Mein Regiment hat sich geweigert, mir zu folgen, und ich bin mit fünf bis sechs Mann hier.«

»Das ist ein Unglück, doch gleichviel, es bleiben mir meine vierzig Husaren, sehen wir, was mit ihnen zu machen ist.«

Der König empfing eine Deputation der Gemeinde unter Anführung von Herrn Sausse.

Diese Deputation sprach zu Ludwig XVI.:

»Da es für die Einwohner von Varennes nicht mehr zweifelhaft ist, daß sie das Glück haben, den König zu besitzen, so kommen sie, um seine Befehle entgegenzunehmen.«

»Meine Befehle?« versetzte der König; »dann lassen Sie sogleich meine Wagen bereit halten, damit ich abreisen kann.«

Man weiß nicht, was aus dieses bestimmte Verlangen die Gemeinde-Deputation zu antworten im Begriffe war, als man den Galopp der Pferde von Herrn von Choiseul hörte und durch die Scheiben die Husaren sich auf dem Platze mit dem Säbel in der Hand ausstellen sah.

Die Königin bebte, ein Strahl der Freude zuckte aus ihren Augen.

»Wir sind gerettet!« flüsterte sie Madame Elisabeth zu.

»Gott wolle es!« erwiderte das fromme königliche Lamm, das Alles, Gutes und Schlechtes, Hoffnung und Verzweiflung, Gott zutrug.

Der König richtete sich aus und wartete.

Die Municipalrätthe schauten sich unruhig an.

In diesem Augenblick machte sich ein gewaltiges Geräusch im Vorzimmer hörbar, das mit Sensen bewaffnete Bauern bewachten; es wurden einige Worte gewechselt, dann fand ein Kampf statt, und Herr von Choiseul erschien ohne Hut und mit dem Degen in der Hand aus der Schwelle.

Ueber seinen Schultern sah man den bleichen, aber entschlossenen Kopf von Herrn von Damas.

In dem Blicke der beiden Officiere lag ein solcher Ausdruck von Drohung, daß die Abgeordneten auf die Seite traten und den Raum, der die Ankommenden von, König und der königlichen Familie trennte, frei ließen.

Als sie eintraten, bot das Innere des Zimmers folgendes Bild:

In der Mitte stand ein Tisch, daraus sah man eine angebrochene Flasche Wein, ein paar Gläser und Brod.

Der König und die Königin hörten stehend die Abgeordneten der Gemeinde an; beim Fenster waren Madame Elisabeth und Madame Royale; auf dem auseinander gemachten Bette lag der Dauphin, erschöpft vor Müdigkeit; neben ihm saß Frau von Tourzel, die den Kopf aus ihre Hände stützte, und hinter ihr standen die Frauen Brunier und von Neuville; die zwei Gardes du corps und, zugleich von Schmerz und Müdigkeit gelähmt, Isidor von Charny verloren sich im Helldunkel, halb auf Stühlen liegend.

Als sie Herrn von Choiseul erblickte, durchschritt die Königin das Zimmer in seiner ganzen Länge, nahm seine Hand und sprach:

»Ah! Herr von Choiseul! Sie da! . . . Seien Sie willkommen!«

»Ach! Madame,« erwiderte der Herzog, »mir scheint, ich komme sehr spät.«

»Gleichviel, wenn Sie nur in guter Gesellschaft eintreffen.«

»Ah! Madame, wir sind im Gegentheil beinahe allein. Herr Dandoins ist mit seinen Dragonern in der Municipalität von Saint-Menehould zurückgehalten worden und Herr von Damas haben seine Leute verlassen.«

Die Königin schüttelte traurig den Kopf.

»Aber,« fuhr Herr von Choiseul fort, »wo ist denn der Chevalier von Bouillé, wo ist denn Herr von Raigecourt? Bei diesen Worten schaute Herr von Choiseul rings umher und suchte sie mit den Augen.

Mittlerweile hatte sich der König genähert.

»Ich habe diese Herren nicht einmal erblickt, sagte er.

»Sire,« sprach Herr von Damas, »ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich glaubte, sie seien

vor den Rädern Ihres Wagens getödtet worden.«

»Was thun?« fragte der König.

»Sie retten, Sire,« antwortete Herr von Damas, »geben Sie Ihre Befehle.«

»Sire, ich habe hier vierzig Husaren,« sprach Herr von Choiseul, »sie haben zwanzig Meilen in einem Tage gemacht, doch sie werden wohl bis Dun reiten.«

»Aber wir?« versetzte der König.

»Hören Sie, Sire,« sagte Herr von Choiseul, »ich glaube, das Einzige, was sich thun läßt, ist Folgendes: Ich habe, wie gesagt, vierzig Husaren. Sieben davon lasse ich absitzen; Sie werden, den Dauphin in Ihren Armen haltend, auf einem der Pferde reiten; die Königin wird das zweite Pferd besteigen, Madame Elisabeth das dritte, Madame Royale das vierte, und die Damen von Tourzel, von Neuville und Brunier, welche Sie nicht zurücklassen wollen, werden die drei andern reiten . . . Wir umgeben Sie mit den drei und dreißig zu Pferde gebliebenen Husaren; wir brechen uns Bahn mit Säbelhieben, und so haben wir wenigstens eine Chance der Rettung. Doch bedenken Sie wohl, Sire, das ist eine Maßregel, welche aus der Stelle ergriffen werden muß, wenn Sie dieselbe annehmen; denn in einer Stunde, in einer Viertelstunde vielleicht, werden meine Husaren gewonnen sein!«

Herr von Choiseul schwieg, die Antwort des Königs erwartend. Die Königin schien dem Plane beizutreten, und die Augen auf Ludwig XVI. geheftet, befragte sie ihn glühend mit dem Blicke.

Er aber schien im Gegentheil die Augen der Königin und den Einfluß zu fliehen, den sie auf ihn erlangen konnte.

Endlich schaute der König Herrn von Choiseul ins Gesicht und sagte:

»Ja, ich weiß wohl, daß dies ein Mittel ist, und zwar vielleicht das einzige; doch können Sie mir dafür stehen, daß bei diesem ungleichen Streite von drei und dreißig Mann gegen sieben bis achthundert nicht ein Flintenschuß meinen Sohn, oder meine Tochter, oder die Königin, oder meine Schwester tödten wird?«

»Sire,« antwortete Herr von Choiseul, »geschähe ein solches Unglück, und geschähe es, weil Sie meinem Rathe gefolgt wären, so könnte ich mich nur noch vor den Augen Eurer Majestät tödten.«

»Nun wohlan,« sprach der König, »dann wollen wir, statt uns zu solchen extremen Entschlüssen hinreißen zu lassen, kalt überlegen.«

Die Königin stieß einen Seufzer aus und machte ein paar Schritte rückwärts.

Bei dieser Bewegung, wobei sie ihr Mißvergnügen nicht verbarg, begegnete sie Isidor, welcher, durch das Geräusch auf der Straße angezogen und immer hoffend, dieses Geräusch werde durch die Ankunft seines Bruders veranlaßt, sich dem Fenster genähert hatte.

Sie wechselten ein paar Worte, und Isidor eilte aus dem Zimmer.

Der König fuhr fort, ohne daß er zu bemerken geschienen, was zwischen Isidor und der Königin vorgegangen:

»Die Municipalität weigert sich nicht, mich abgehen zu lassen, sie verlangt nur, daß ich bis Tagesanbruch hier warte. Ich spreche nicht vom Grafen von Charny, der uns so tief ergeben ist, und von dem wir keine Nachrichten haben. Doch der Herr Chevalier von Bouillé und Herr von Raigecourt sind, wie man mich versichert hat, zehn Minuten nach meiner Ankunft abgegangen, um den Marquis von Bouillé zu benachrichtigen und so zu machen, daß die Truppen, welche sicherlich bereit sind, hierher marschiren. Wäre ich allein, so würde ich Ihren Rath befolgen, und

ich käme durch; doch die Königin, meine zwei Kinder, meine Schwester, diese Damen, es ist unmöglich, so viel zu wagen mit den wenigen Leuten, die Sie haben, und denen man noch zum Theil müßte die Pferde nehmen, denn ich würde ganz gewiß nicht meine drei Gardes du corps hier zurücklassen!« Er zog seine Uhr . . . »Es ist bald drei Uhr; der junge Bouillé ist eine halbe Stunde nach Mitternacht abgegangen; sein Vater hat sicherlich Truppen in geeigneten Entfernungen von einander aufgestellt; die ersten wird der Chevalier in Kenntniß setzen; sie werden nach einander ankommen . . . Es sind nur acht Meilen von hier nach Stenay, in zwei bis dritthalb Stunden kann sie ein Mann zu Pferde machen; es werden die ganze Nacht Detachements eintreffen; gegen fünf oder sechs Uhr kann der Marquis in Person hier sein, und dann werden wir, ohne irgend eine Gefahr für meine Familie, ohne irgend eine Gewaltthat, Varennes verlassen und unsere Reise fortsetzen.«

Herr von Choiseul mußte die Logik dieses Raisonnement anerkennen, und dennoch sagte ihm sein Instinct, es gebe gewisse Augenblicke, wo man nicht aus die Logik hören dürfe.

Er wandte sich also gegen die Königin und schien sie anzuflehen, sie möge ihm andere Befehle geben, oder es wenigstens beim König bewirken, daß er die, welche er ihm gegeben, widerrufe.

Doch sie schüttelte den Kopf und sagte:

»Ich will nichts auf mich nehmen, am König ist es, zu befehlen; meine Pflicht ist, zu gehorchen; überdies bin ich der Ansicht des Königs: Herr von Bouillé muß ungesäumt ankommen.«

Herr von Choiseul verbeugte sich und machte ein paar Schritte rückwärts; er zog Herrn von Damas mit sich, mit dem er sich verabreden mußte, und lud die zwei Gardes du corps durch einen Wink ein, an dem Rathe, den sie halten würden, Theil zu nehmen.

XCIV.

Arme Catherine.

Madame Royale hatte der Müdigkeit nicht widerstehen können, und Madame Elisabeth und Frau von Tourzel hatten sie zu ihrem Bruder gelegt.

Sie war eingeschlafen.

Madame Elisabeth verweilte beim Bette und stützte ihren Kopf auf eine der Ecken.

Bebend vor Zorn, stand die Königin beim Kamin und schaute abwechselnd den König, der sich auf einen Waarenballen gesetzt hatte, und die vier Officiere an, welche bei der Thüre berathschlagten.

Eine achtzigjährige Frau lag auf den Knieen, wie vor einem Altar, beim Bette, wo die zwei Kinder schliefen. Das war die Großmutter des Gemeindevanwalts, welche betroffen von der Schönheit der zwei Kinder und der Ehrfurcht gebietenden Miene der Königin auf die Kniee gefallen war, in Thränen zerfloß und leise betete.

Was für ein Gebet war es, das sie an Gott richtete? War es, Gott möge diesen zwei Engeln vergeben oder diese zwei Engel mögen den Menschen vergeben?

Herr Sausse und die Municipalrätthe hatten sich zurückgezogen, nachdem sie dem König versprochen, die Pferde sollen angespannt werden.

Doch der Blick der Königin gab deutlich kund, sie baue durchaus nicht auf dieses Versprechen; Herr von Choiseul sagte auch zu Herrn von Damas und den Herren von Floirac und von Foucq, die ihm gefolgt waren, sowie zu den zwei Gardes du corps:

»Meine Herren, halten wir uns nicht an die verstellte Ruhe des Königs und der Königin; die Frage ist keine verzweifelte, fassen wir sie aber so ins Auge, wie sie ist.«

Die Officiere bedeuteten, mit dem Kopfe nickend, sie hören, und Herr von Choiseul könne sprechen.

»Herr von Bouillé ist zu dieser Stunde wahrscheinlich in Kenntniß gesetzt, und er wird gegen fünf oder sechs Uhr Morgens hier ankommen, da er zwischen Dun und Stenay mit einem Detachement von Royal-Allemand sein muß. Es ist sogar wahrscheinlich, daß seine Vorhut eine halbe Stunde vor ihm hier eintrifft, denn unter den Umständen, in denen wir uns befinden, muß Alles, was möglich ist, vollbracht werden; doch wir dürfen uns nicht verhehlen, daß vier bis fünftausend Menschen uns umgeben, und daß der Augenblick, wo man die Truppen von Herrn von Boillé erblicken wird, auch der einer großen Gefahr und einer erschrecklichen Gährung sein muß. Man wird den König aus Varennes hinausschleppen wollen, man wird es versuchen, ihn ein Pferd besteigen zu lassen, um ihn nach Clermont zu fuhren; man wird sein Leben bedrohen und sich sogar vielleicht an Ihm vergreifen, doch diese Gefahr, meine Herren,« fuhr Choiseul fort, »wird nur einen Augenblick dauern, und sobald die Barrière gestürmt ist, sobald die Husaren in der Stadt sind, wird die Flucht des Volks eine vollständige sein. Wir werden uns also zehn Minuten halten müssen; wir sind zu zehnen: nach der Beschaffenheit der Localitäten dürfen wir hoffen, daß man kaum einen Mann in der Minute tödten wird; wir haben folglich Zeit.«

Die Zuhörer beschränkten sich daraus, daß sie ein bejahendes Zeichen machten; diese

Ergebenheit, welche bis zum Tode ging, wurde, einfach vorgeschlagen, mit derselben Einfachheit angenommen.

»Nun wohl, meine Herren, ich glaube, daß Folgendes zu thun ist,« fuhr Herr von Choiseul fort: »bei dem ersten Schusse, den wir hören, bei dem ersten Geschrei, das auswärts ertönt, stürzen wir in das erste Zimmer; wir tödten Alles, was sich darin findet, und bemächtigen uns der Treppe und der Fenster . . . Es sind drei Fenster: drei von uns werden sie vertheidigen; die sieben Andern stellen sich auf der Treppe auf, welche bei ihrer Schneckenform leicht zu vertheidigen ist, da ein Mann allein fünf bis sechs Angreifenden die Spitze bieten kann. Es werden sogar die Leichen von denjenigen von uns, welche die Feinde tödten, als Wall für die Andern dienen; es ist also Hundert gegen Eins zu wetten, daß die Truppen Meister der Stadt sein werden, ehe wir bis aus den letzten Mann erwürgt sind, und sollten wir dies sein, so wird der Platz, den wir dann in der Geschichte einnehmen, uns eine schöne Belohnung für unsere Ergebenheit gewähren.«

Die jungen Leute drückten sich die Hände, wie es die Spartaner im Augenblick des Kampfes machten; dann bestimmten sie unter einander für Jeden seinen Schlachtposten: die zwei Gardes du corps und Isidor von Charny, für den man den Platz bewahrte, obgleich er abwesend war, erhielten ihren Posten bei den auf die Straße gehenden drei Fenstern; Herr von Choiseul unten an der Treppe; dann nach ihm der Graf von Damas; dann Herr von Floirac, Herr Foucq und die zwei andern Unterofficiere vom Dragoner-Regiment, welche Herrn von Damas treu geblieben waren.

In dem Augenblick, wo man diese Dispositionen beschlossen hatte, wurde ein gewisses Geräusch aus der Straße hörbar.

Das war eine zweite Deputation bestehend aus Sausse, der das erste Element aller Deputationen zu sein schien, ferner aus dem Commandanten der Nationalgarde Hannonet und drei bis vier Municipalräthen.

Sie ließen sich melden, und der König, welcher glaubte, sie kommen, um ihm zu sagen, die Pferde seien endlich am Wagen, befahl, sie einzuführen.

Sie traten ein; die jungen Officiere, die jede Geberde, jedes Zeichen, jede Bewegung auslegten, glaubten in der Physiognomie von Sausse ein Zögern und aus der Stirne von Hannonet einen entschiedenen Willen zu bemerken, was Beides ihnen kein gutes Vorzeichen zu sein schien.

Zu gleicher Zeit kam Isidor wieder heraus, sagte leise ein paar Worte zur Königin und eilte abermals hinab.

Die Königin machte einen Schritt rückwärts und hielt sich, ganz erbleichend, an dem Bette, wo die Kinder schliefen.

Der König aber befragte mit den Augen die Abgesandten der Gemeinde und wartete, daß sie ihn anredeten.

Doch ohne zu sprechen, verbeugten sich diese vor dem König.

Ludwig XVI. gab sich den Anschein, als täuschte er sich in ihrer Intention.

»Meine Herren,« sprach er, »die Franzosen sind nur irre geleitet, und ihre Anhänglichkeit an den König ist wirklich und wahr. Müde der unablässigen Unbilden, die ich in meiner Hauptstadt erdulde, bin ich entschlossen, mich in die Tiefe meiner Provinzen, wo noch die heilige Flamme der Ergebenheit lebt, zurückzuziehen; dort bin ich versichert, die alte Liebe meines Volkes für seine Souverains wiederzufinden.«

Die Abgeordneten verbeugten sich abermals.

»Und den Beweis meines Vertrauens zu meinem Volke bin ich zugeben bereit,« fuhr der König fort.

»So werde ich hier zur Hälfte Leute von der Nationalgarde, zur Hälfte Linientruppen nehmen, und diese Escorte wird mich begleiten bis Montmédy, wohin ich mich zurückzuziehen Willens bin. Commandant, ich bitte Sie, wählen Sie selbst unter der Mannschaft Ihrer Nationalgarde die Leute aus, welche mich begleiten werden, und lassen Sie die Pferde an meinen Wagen spannen.«

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein; während dieses Augenblicks wartete Sausse ohne Zweifel, daß Hannonet spreche, und Hannonet wartete, daß Sausse das Wort nehme.

Endlich verbeugte sich Hannonet und antwortete:

»Sire, mit dem größten Glücke würde ich Eurer Majestät gehorchen, doch es gibt einen Artikel in der Constitution, der dem König verbietet, sich aus dem Reiche zu entfernen, und den guten Franzosen, ihn bei seiner Flucht zu unterstützen.«

Der König bebte.

»Dem zu Folge,« fuhr Hannonet fort, der mit der Hand ein Zeichen machte, um den König zu bitten, er möge ihn vollenden lassen, »dem zu Folge hat die Municipalität beschlossen, ehe sie erlaube, daß der König weiter gehe, werde sie einen Courier nach Paris schicken und die Antwort der Nationalversammlung abwarten.

Der König fühlte den Schweiß auf seiner Stirne perlen, während die Königin vor Ungeduld auf ihre bleichen Lippen biß und Madame Elisabeth die Hände und die Augen zum Himmel erhob.

»Holla! meine Herren!« sprach der König mit einer gewissen Würde, die bei ihm hervortrat, wenn er aus das Aeufferste getrieben wurde, »steht es mir nicht mehr frei, zu gehen, wohin es mir beliebt? Dann bin ich mehr Sklave als der letzte meiner Unterthanen!«

»Sire,« erwiderte der Commandant der Nationalgarde, »Sie sind immer der Herr, nur sind alle Menschen, König und einfache Bürger, durch ihren Eid verbunden; Sie haben den Eid geschworen, gehorchen Sie zuerst dem Gesetze, Sire. Sie geben dadurch nicht nur ein großes Beispiel, sondern Sie erfüllen auch eine edle Pflicht.«

Mittlerweile fragte Herr von Choiseul die Königin mit den Augen um Rath, und nachdem er auf die stumme Frage, die er gethan, eine bejahende Antwort erhalten hatte, ging er ebenfalls hinab.

Der König begriff, daß er, wenn er sich ohne Widerstand dieser Rebellion einer Dorfmunipalität, und aus seinem Gesichtspunkte war es eine Rebellion, unterzog, sich als verloren betrachten mußte.

Ueberdies erkannte er eben diesen revolutionären Geist, den Mirabeau in der Provinz hatte bekämpfen wollen, und den er schon vor seiner Person sich in Paris erheben gesehen, am 14. Juli, am 5. und 6. October und am 18. April, wo der König, um einen Versuch mit seiner Freiheit zu machen, nach Saint-Cloud hatte fahren wollen und durch das Volk daran verhindert worden war.

»Meine Herren,« sagte er, »das ist Gewaltthat, doch ich bin nicht so vereinzelt, als ich zu sein scheine. Ich habe hier vor der Thüre vierzig getreue Leute und um Varennes zehntausend Soldaten; ich befehle Ihnen also, Herr Commandant, die Pferde auf der Stelle an meinen Wagen spannen zu lassen. Sie hören, ich befehle es Ihnen, ich will es.«

Die Königin näherte sich dem König und sprach leise zu ihm:

»Gut! gut! Sire, wagen wir unser Leben, geben wir aber nicht unsere Ehre und unsere Würde preis.«

»Und wenn wir uns weigern, Eurer Majestät zu gehorchen,« versetzte der Commandant der Nationalgarde, »was wird die Folge sein?«

»Die Folge wird sein, mein Herr, daß ich die Gewalt anrufe, und daß Sie verantwortlich werden für das Blut, welches fließen zu lassen ich mich weigerte, und das in diesem Falle in Wirklichkeit durch Sie vergossen werden wird.«

»Wohl, es sei, Sire,« sprach der Commandant, »versuchen Sie es, Ihre Husaren zu Hilfe zu rufen, ich werde die Nationalgarde aufbieten.«

Und er ging ebenfalls hinab.

Der König und die Königin schauten sich beinahe erschrocken an; vielleicht würde weder der Eine, noch die Andere einen äußersten Versuch gewagt haben, — wäre nicht, ihre Großmutter, welche fortwährend am Fuße des Bettes betete, auf die Seite schiebend, die Frau des Anwalts Sausse hinzugetreten und hätte zu der Königin mit der derben Offenherzigkeit des Weibes aus dem Volke gesagt:

»Ah! Madame, Sie sind wirklich die Königin, nicht wahr?«

Die Königin wandte sich um: sie fühlte sich durch diese mehr als vertrauliche Frage in ihrer Würde verletzt.

»Ja,« antwortete sie, »wenigstens glaubte ich es bis vor einer Stunde.«

»Nun! wenn Sie die Königin sind,« fuhr Frau Sausse ganz ruhig fort, »man gibt Ihnen vierundzwanzig Millionen, daß Sie Ihren Platz behaupten. Da der Platz gut bezahlt ist, wie mir scheint, warum wollen Sie ihn verlassen?«

Die Königin gab einen Schrei des Schmerzes von sich und sagte zum König:

»Oh! Sire, Alles, Alles eher, als solche Schändlichkeiten!«

Und sie nahm den Dauphin, der auf seinem Bette völlig eingeschlafen war, lief an das Fenster, öffnete es und sprach:

»Sire, zeigen wir uns dem Volke, wir wollen sehen, ob es ganz brandig ist. In diesem Falle rufen wir die Soldaten auf und feuern wir sie mit der Stimme und der Geberde an. Das ist das Wenigste, was diejenigen verdienen, welche für uns sterben sollen.«

Der König folgte ihr maschinenmäßig und erschien mit ihr aus dem Balcon.

Der ganze Platz, auf den die Blicke von Ludwig XVI. und Marie Antoinette niedertauchten, bot das Schauspiel einer lebhaften Aufregung.

Eine Hälfte der Husaren von Herrn von Choiseul war zu Fuße, die andere zu Pferde; diejenigen, welche zu Fuße waren, ließen vermengt mit den Gruppen der Bürger, verloren unter dem Volke, ihre Pferde von diesem in allen Richtungen fortziehen: sie waren schon für die Nation gewonnen. Die Anderen, die zu Pferde saßen, schienen noch Herrn von Choiseul, der sie deutsch haranguirte, zu gehorchen; doch sie zeigten ihrem Obersten die Hälfte ihrer Kameraden, welche abfielen.

Aus der Seite haltend, mit seinem Jagdmesser in der Hand, schien Isidor von Charny, diesem ganzen Gewirre fremd, auf einen Menschen zu warten, wie ein Jäger auf dem Anstand auf das Wild wartet.

Der Ruf: »Der König! der König!« erscholl bald aus dem Munde von fünfhundert Menschen.

Es zeigten sich wirklich der König und die Königin am Fenster; die Königin hielt, wie gesagt, den Dauphin in ihren Armen.

Wäre Ludwig XVI. königlich oder militärisch gekleidet gewesen, hätte er ein Scepter oder ein Schwert in der Hand gehalten, hätte er mit der starken, Ehrfurcht gebietenden Stimme gesprochen, die zu jener Zeit dem Volke noch, die Stimme Gottes oder seines vom Himmel herabsteigenden Abgesandten zu sein schien, vielleicht würde er auf diese Menge den Einfluß erlangt haben, den er zu erlangen hoffte.

Doch der König, bei Tagesanbruch, beim unbestimmten Scheine der farblosen Dämmerung, welche selbst die Schönheit häßlich macht, der König als Bedienter gekleidet, mit seinem grauen Rocke, ohne Puder, die von uns erwähnte gemeine kleine Perücke aus dem Kopfe: der König bleich, fettig, mit seinem dreitägigen Barte, seinen dicken Lippen, seinem trüben, keinen Gedanken, weder den der Tyrannei, noch der väterlichen Gesinnung, ausdrückenden Auge, der König, der abwechselnd die zwei Worte stammelte: »Meine Kinder! meine Herren!« ah! Das war nicht das, was aus diesem Balcon die Freunde des Königthums und sogar seine Feinde erwarteten!

Und dennoch rief Herr von Choiseul: »Es lebe der König!« Isidor rief: »Es lebe der König!« und so groß war noch das Blendwerk des Königthums, daß, trotz dieses Anblicks, der so schlecht der Idee entsprach, die man sich vom Oberhaupte eines großen Reiches gemacht hatte, einige Stimmen in der Menge wiederholten: »Es lebe der König!«

Doch ein Rus antwortete, aus dem Munde des Ches der Nationalgarde, der ganz anders wiederholt wurde und ein viel mächtigeres Echo hatte; das war der Ruf: »Es lebe die Nation!«

Dieser Ruf zu dieser Stunde war eine Rebellion, und der König und die Königin konnten sehen, daß ein Theil der Husaren mitgeschrien hatte.

Marie Antoinette stieß eine Art von Wuthgeschrei aus, drückte an ihre Brust den Dauphin, ein armes Kind, das nichts von der Größe der Ereignisse wußte, welche vorgingen, neigte sich über den Balcon, kaute zwischen ihren Zähnen und spuckte auf das Volk das Wort:

»Elende!«

Einige hörten es und antworteten durch Drohungen: der Platz war nur noch ein großes Getümmel und ein ungeheures Geschrei.

Ganz in Verzweiflung, wollte sich Herr von Choiseul tödten lassen; er machte einen letzten Versuch.

»Husaren!« rief er »im Namen der Ehre, rettet den König!«

Doch in diesem Augenblick, mitten unter zwanzig Bewaffneten, trat eine neue Person in Scene.

Das war Drouet, der von der Municipalität kam, wo er den Beschluß, es zu verhindern, daß der König weiter reise, bewirkt hatte.

»Ah!« rief er, indem er aus Herrn von Choiseul zuing, »Sie wollen den König entführen? gut! ich sage Ihnen, Sie werden ihn nur todt haben.«

Herr von Choiseul that seinerseits mit aufgehobenem Säbel einen Schritt gegen Drouet.

Doch der Commandant der Nationalgarde war da und rief Herrn von Choiseul zu:

»Wenn Sie noch einen Schritt machen, tödte ich Sie!«

Bei diesen Worten sprengte ein Mann vor, ohne daß ihn Drohungen oder Gruppen aufhalten

konnten.

Das war Isidor von Charny: der Mann aus den er lauerte, war gerade Drouet.

»Zurück! zurück!« rief er, die Menge mit der Brust seines Pferdes durchschneidend, »dieser Mensch gehört mir!«

Und sein Jagdmesser schwingend, drang er aus Drouet ein.

Doch in der Secunde, wo er nahe daran war, ihn zu erreichen, gingen zwei Schüsse los: ein Pistolenschuß und ein Flintenschuß.

Die Pistolenkugel plattete sich auf dem Schlüsselbein von Isidor ab.

Die Flintenkugel drang in seine Brust ein.

Die zwei Schüsse waren von so nahe gefeuert worden, daß sich der Unglückliche buchstäblich von einer Flammenwoge und einer Rauchwolke umhüllt fand.

Man sah ihn den Arm ausstrecken und hörte ihn murmeln:

»Arme Catherine!«

Dann ließ er sein Jagdmesser seiner Hand entschlüpfen, fiel rückwärts auf das Krenz seines Pferdes und rollte von hier auf den Boden.

Die Königin stieß einen entsetzlichen Schrei aus; sie hätte beinahe den Dauphin ihren Armen entgleiten lassen, und warf sich zurück, ohne einen neuen Reiter zu sehen, der mit verhängten Zügeln von der Seite von Dun kam und gleichsam in die Furche eindrang, die mitten durch die Menge den Durchzug des armen Isidor gemacht hatte.

Hinter der Königin ging der König zurück und schloß das Fenster.

Es waren nicht mehr nur ein paar Stimmen, welche: »Es lebe die Nation!« riefen; es waren auch nicht mehr allein die Husaren zu Fuße; es war die ganze Menge, und mit dieser Menge die zwanzig Husaren, welche zuletzt treu geblieben: die einzige Hoffnung des Königthums in der äußersten Noth!

Die Königin warf sich in einen Lehnstuhl und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen, tief erschüttert bei dem Gedanken, daß sie habe für sie und zu ihren Füßen Isidor von Charny fallen sehen, wie sie Georges hatte fallen sehen.

Doch plötzlich entstand bei der Thüre ein gewaltiger Lärmen, der sie zwang, die Augen aufzuschlagen.

Was in einer Secunde im Herzen der Frau und der Königin vorging, werden wir nicht zu schildern versuchen. Bleich und ganz blutig von der letzten Umarmung seines Bruders, stand Olivier von Charny auf der Thürschwelle. Der König schien vernichtet!

Siebzehntes bis zwanzigstes Bändchen.

XCV.

Charny.

Das Zimmer war voll von Nationalgarden und Fremden, welche die Neugierde herbeigezogen hatte.

Die Königin wurde hierdurch in ihrer ersten Bewegung zurückgehalten: sie hatte Charny entgegeneilen, mit ihrem Taschentuche das Blut, mit dem er bedeckt war, abwischen und ihm einige von jenen tröstenden Worten sagen wollen, welche, vom Herzen ausgegangen, zum Herzen gelangen; doch sie konnte sich nur von ihrem Stuhle erheben, die Arme gegen ihn ausstrecken und murmeln:

»Olivier! . . . «

Er winkte, düster und ruhig, den anwesenden Fremden und sagte mit sanfter, aber fester Stimme:

»Verzeihen Sie, meine Herren, ich muß mit Ihren Majestäten sprechen.«

Die Nationalgarden versuchten es, zu antworten, sie seien im Gegentheil da, um es zu verhindern, daß der König mit irgend Jemand von außen verkehre. Charny preßte seine bleichen Lippen zusammen, faltete seine Stirne, öffnete seinen Ueberrock, der, indem er sich öffnete, ein Paar Pistolen sehen ließ, und wiederholte mit einer Stimme, welche vielleicht noch sanfter, als das erste Mal, aber darum nur um so drohender:

»Meine Herren, ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, ich müsse mit dem, König und mit der Königin allein sprechen.«

Und zu gleicher Zeit bedeutete er den Fremden durch ein Zeichen mit der Hand, sie sollen weggehen.

Bei dieser Stimme und bei dieser Macht, welche Charny, indem er sie über sich selbst übte, über die Andern übte, erlangten Herr, von Damas und die zwei Gardes du corps ihre ganze, einen Augenblick gesunkene Energie wieder, und Nationalgarden und Neugierige vor sich her treibend, räumten sie rasch das Zimmer.

Da begriff die Königin, von welchem Nutzen ein solcher Mann im Wagen des Königs gewesen wäre, hätte die Etiquette nicht gefordert, daß Frau von Tourzel statt seiner darin Platz nahm.

Charny schaute umher, um sich zu versichern, daß für den Augenblick nur treue Diener bei der Königin blieben, näherte sich ihr dann und sprach:

»Madame, hier bin ich. Ich habe siebenzig Husaren vor den, Thore der Stadt und glaube auf sie zählen zu können. Was befehlen Sie mir?«

»Ah! vor Allem,« sagte die Königin deutsch, »was ist Ihnen begegnet, mein armer Charny?«

Charny gab der Königin durch ein Zeichen zu verstehen, Maiden sei da, und er spreche Deutsch.

»Ach! ach!« fuhr die Königin in französischer Sprache fort, »da wir Sie nicht sahen, hielten wir Sie für todt.«

»Madame,« erwiderte Charny mit tiefer Schwermuth, »leider bin ich es noch nicht, der todt, es ist mein Bruder Isidor .,«

Er konnte sich einer Thräne nicht erwehren.

»Aber,« murmelte er mit leiser Stimme, »die Reihe wird an mich kommen.«

»Charny, Charny!« sagte die Königin, »ich frage Sie, was Ihnen begegnet sei, und warum sie so verschwunden?«

Dann fügte sie leise deutsch bei:

»Olivier, Sie haben uns sehr gefehlt, mir besonders.«

Charny verbeugte sich und antwortete:

»Ich glaubte, mein Bruder habe Eure Majestät von der Ursache unterrichten müssen, weiche mich für den Augenblick von ihr entfernt.«

»Ja, ich weiß, Sie verfolgten diesen Menschen, diesen unglücklichen Drouet, und eine Zeit lang haben wir befürchtet, es sei Ihnen bei dieser Verfolgung Unglück widerfahren.«

»Es ist mir in der That großes Unglück widerfahren; trotz aller meiner Anstrengungen konnte ich ihn nicht zeitig genug erreichen! Ein zurückkehrender Postillon sagte ihm, der Wagen Eurer Majestät, von dem er glaubte, er folge der Straße nach Verdun, habe den Weg nach Varennes genommen. Da warf er sich in den Wald von Argonne; ich that zwei Pistolenschüsse auf ihn: die Pistolen waren nicht geladen! Ich hatte mich in Sainte-Menehould im Pferde geirrt und das von Herrn Dandoins statt des meinigen genommen. Was wollen Sie, Madame, ein Verhängniß! Nichtsdestoweniger habe ich ihn im Walde verfolgt, doch ich kannte die Wege nicht; er kannte sie bis auf den geringsten Fußpfad; dann nahm die Finsterniß jeden Augenblick zu; so lange ich ihn sehen konnte, habe ich ihn mit dem Gesichte verfolgt, wie man einen Schatten verfolgt; so lange ich ihn hören konnte, habe ich ihn nach dem Geräusche verfolgt; doch das Geräusch erlosch, wie der Schatten verschwunden war, und ich fand mich allein, verloren mitten im Walde, verirrt in der Finsterniß . . . Oh! Madame, ich bin ein Mann, Sie kennen mich: in diesem Augenblicke hier . . . weine ich nicht! . . . doch mitten in jenem Walde, in jener Finsterniß, habe ich Thränen des Zorns vergossen, habe ich Wuthschreie ausgestoßen!«

Die Königin reichte ihm die Hand.

Charny verbeugte sich und berührte diese zitternde Hand mit dem Ende der Lippen.

»Aber Niemand hat mir geantwortet,« fuhr Charny fort: ich bin die ganze Nacht umhergeirrt, und bei Tagesanbruch befand ich mich beim Dorfe Gèves, auf der Straße von Varennes nach Dun . . . Hatten Sie das Glück gehabt, Drouet zu entkommen, wie er mir entkommen? das war möglich; dann hatten Sie Varennes passirt, und es war unnöthig, daß ich dahin ging. Hatte man Sie in Varennes angehalten? dann war ich allein, und meine Ergebenheit wurde unnütz. Ich beschloß also, meinen Weg nach Dun fortzusetzen. Ein wenig vor der Stadt traf ich Herrn Deslon und hundert Husaren. Herr Deslon war besorgt, doch er hatte keine Kunde; nur hatte er, mit verhängten Zügeln von Stenay her fliehend, Herrn von Bouillé und Herrn von Raigecourt vorüberreiten sehen. Warum hatten sie ihm nichts gesagt? Ohne Zweifel mißtrauten sie ihm; ich aber kannte Herrn Deslon als einen guten und loyalen Edelmann; ich errieth, daß Eure Majestät

in Varennes angehalten worden war, daß die Herren von Bouillé und von Raigecourt die Flucht ergriffen hatten, und den General benachrichtigen wollten. Ich sagte Herrn Deslon Alles, ich beschwor ihn, mir mit seinen Husaren zu folgen, was er aus der Stelle that, wobei er indessen dreißig von seinen Leuten zurückließ, um die Brücke über die Maas zu bewachen. Eine Stunde nachher waren wir in Varennes; wir hatten vier Meilen in einer Stunde gemacht! ich wollte unmittelbar den Angriff beginnen, Alles niederwerfen, um bis zum König und zu Eurer Majestät zu gelangen: wir fanden Barricaden über Barricaden; es versuchen, sie zu übersteigen, wäre eine Tollheit gewesen. Da versuchte ich es, zu parlamentiren; es zeigte sich ein Nationalgarde-Posten, ich bat ihn um Erlaubniß, meine Husaren mit denen vereinigen zu dürfen, welche in der Stadt waren; diese Erlaubniß wurde mir verweigert: ich verlangte, die Befehle des Königs einholen zu dürfen, und da man ohne Zweifel im Begriffe war, mir dieses zweite Gesuch abzuschlagen, wie man das erste abgeschlagen hatte, so gab ich meinem Pferde die Sporen, setzte über die erste Barricade, dann über die zweite, . . Geleitet von den Geräuschen eilte ich im Galopp hierher, und ich kam auf den Platz in dem Augenblick, wo,, . Eure Majestät, sich zurückwerfend, den Balcon verließ. Und nun erwarte ich die Befehle Eurer Majestät,« schloß Charny.

Die Königin drückte Charny abermals die Hand in ihren Händen.

Dann wandte sie sich gegen den immer in dieselbe starre Fühllosigkeit versunkenen König und fragte ihn:

»Sire, Sie haben gehört, was Ihr getreuer Diener, Herr von Charny, gesprochen hat?«

Der König antwortete nicht.

Da stand die Königin auf, ging zu ihm und sagte:

»Sire, es ist keine Zeit zu verlieren, und leider haben wir schon zu viel Zeit verloren. Hier ist Herr von Charny, der, wie er behauptet, über siebenzig Leute verfügt und um Ihre Befehle bittet.«

Der König schüttelte den Kopf.

»Sire, rief die Königin, »um des Himmels willen Ihre Befehle!«

Und Charny flehte mit dem Blicke, während die Königin mit der Stimme flehte.

»Meine Befehle?« wiederholte der König; »ich habe keine Befehle zu geben; ich bin Gefangener . . . Thun Sie Alles, was Sie thun zu können glauben.«

»Gut!« versetzte die Königin, »mehr verlangen wir nicht.«

Und sie zog Charny zurück und sprach zu ihm:

»Sie haben unumschränkte Vollmacht; thun Sie, wie der König gesagt hat, Alles, was Sie thun zu können glauben.«

Dann fügte sie leise bei:

»Handeln Sie aber rasch und mit Nachdruck, oder wir sind verloren!«

»Es ist gut, Madame,« erwiderte Charny; »gestatten Sie, daß ich mich einen Augenblick mit diesen Herrn bespreche, und was wir beschließen, wird auf der Stelle ausgeführt werden.«

In diesem Augenblick trat Herr von Choiseul ein.

Er hielt in der Hand einige in ein blutiges Taschentuch gewickelte Papiere.

Ohne etwas zu sagen, reichte er sie Charny.

Der Graf begriff, daß es die bei seinem Bruder gefundenen Papiere waren; er streckte die Hand aus, um die blutige Erbschaft in Empfang zu nehmen, zog das Taschentuch an seine

Lippen und küßte es.

Die Königin konnte sich eines Schluchzens nicht erwehren.

Charny wandte sich aber nicht einmal um, steckte die Papiere in seine Brusttasche und sagte dann:

»Meine Herren, können Sie mich bei dem letzten Versuche, den ich machen will, unterstützen?«

»Wir sind bereit, unser Leben dabei zu opfern,« antworteten die jungen Leute.

»Glauben Sie für ein Dutzend treu gebliebener Männer stehen zu können?«

»Wir sind schon unserer, acht oder neun.«

»Wohl denn! ich kehre zu meinen siebenzig Husaren zurück; während ich die Barricaden von vorne angreife, machen Sie eine Diversion von hinten; von dieser Diversion begünstigt, forcire ich die Barricaden, und mit unseren vereinigten Truppen dringen wir bis hierher, und wir entführen den König.«

Statt jeder Antwort, reichten die jungen Leute dem Grafen die Hand.

Dann wandte sich dieser an die Königin und sprach zu ihr:

»Madame, in einer Stunde wird Eure Majestät frei sein oder ich bin todt.«

»Oh! Graf, Graf,« erwiderte die Königin, »sprechen Sie dieses Wort nicht aus, es thut zu wehe.«

Olivier verbeugte sich nur zur Bestätigung seines Versprechens, und ohne sich um einen neuen Lärmen, der auf der Straße hörbar wurde, um neue Geräusche, die in das Haus einzudringen schienen, zu bekümmern, ging er gerade auf die Thüre zu.

Doch in dem Moment, wo er die Hand an den Schlüssel legte, öffnete sich die Thüre und gewährte einer neuen Person Einlaß, die sich in die schon so verwickelte Intrigue dieses Drama mengen sollte.

Es war ein Mann von vierzig bis zwei und vierzig Jahren, mit finsterem, strengem Gesichte; sein weit zurückgeworfener Kragen, sein offener Rock, seine durch die Strapaze gerötheten Augen, seine bestaubten Kleider deuteten an, daß auch er, von einer heftigen Leidendenschaft angetrieben, einen gewaltigen Lauf gemacht hatte.

Er trug ein Paar Pistolen in seinem Gürtel und ein Säbel hing an seiner Seite.

Keuchend, beinahe ohne Stimme in dem Augenblick, wo er die Thüre öffnete, schien er erst beruhigt, als er den König und die Königin erkannte; ein Lächeln befriedigter Rache zog über sein Gesicht, und ohne sich um die Nebenpersonen zu bekümmern, welche die Tiefe den Zimmers einnahmen, streckte er von der Thüre, die er beinahe ganz mit seiner mächtigen Gestalt schloß, die Hand aus und sprach

»Im Namen der Nationalversammlung, Sie sind Alle meine Gefangenen.«

Mit einer Bewegung so rasch als der Gedanke, sprang Herr von Choiseul, eine Pistole in der Hand, vor und streckte den Arm ebenfalls aus, um die Hirnschale dem Ankommenden zu zerschmettern, der an Frechheit und Entschlossenheit Alles, was man bis daher gesehen, zu übertreffen schien.

Doch mit einer noch rascheren Bewegung hielt die Königin diese drohende Hand zurück, und sie sagte leise zu Herrn von Choiseul.

»Beschleunigen Sie nicht unser Verderben, mein Herr; Klugheit . . . mit Allem dem

gewinnen wir Zeit, und Herr von Bouillé kann nicht mehr fern sein.«

»Ja, Sie haben Recht, Madame,« erwiderte Herr von Choiseul.

Und er steckte seine Pistole wieder in seine Brust.

Die Königin warf einen Blick ans Charny, denn sie war erstaunt, daß sie bei dieser neuen Gefahr ihn nicht hatte vorstürzen sehen, doch seltsamer Weise schien es, als wünschte Charny von dem so eben Angekommenen nicht gesehen zu werden, und, ohne Zweifel um seinen Blicken zu entgehen, hatte er sich in die dunkelste Ecke der Stube zurückgezogen.

Die Königin, die den Grafen kannte, dachte indessen, in dem Augenblick, wo es sein mußte, würde er zugleich aus diesem Schatten und aus diesem Geheimniß heraustreten.

XCVI.

Ein Feind mehr.

Die ganze Scene von Herrn von Choiseul, der den Mann bedrohte, welcher im Namen der Nationalversammlung sprach, war vorübergegangen, ohne daß dieser zu bemerken geschienen, er sei einer Todesgefahr entkommen.

Es nahm ihn wohl ein Gefühl in Anspruch, das eine ganz andere Macht auf sein Herz übte, als das Gefühl der Furcht; man konnte sich im Ausdrucke seines Gesichtes nicht täuschen; es war der des Jägers, der endlich in derselben Grube, wo sie seine Beute sind, den Löwen, die Löwin und die jungen Löwen, welche ihm sein einziges Kind verschlungen, zusammengeschaart sieht.

Bei dem Worte *Gefangene*, das Herrn von Choiseul vorstürzen gemacht hatte, war indessen der König ausgestanden.

»Gefangene! Gefangene im Namen der Nationalversammlung! Was wollen Sie damit sagen? Ich verstehe Sie nicht.«

»Das ist doch ganz einfach und leicht zu verstehen,« erwiderte der Mann. »Trotz des Eides, den Sie geschworen, Frankreich nicht zu verlassen, sind Sie bei nächtlicher Weile, ein Verräther an Ihrem Worte, ein Verräther an der Nation, ein Verräther am Volke, entflohen; so daß die Nation zu den Waffen gerufen hat, so daß das Volk aufgestanden ist, und daß Volk und Nation Ihnen durch die Stimme von einem Ihrer letzten Unterthanen, welche, weil sie von unten kommt, darum nicht minder mächtig ist, sagen: »Sire, im Namen des Volkes, im Namen der Nation, im Namen der Nationalversammlung sind Sie mein Gefangener.««

Im anstoßenden Zimmer erscholl ein Geräusch der Billigung, begleitet oder vielmehr gefolgt von wüthenden Bravos.

»Madame, Madame,« flüsterte Herr von Choiseul der Königin ins Ohr, »Sie werden nicht vergessen, daß Sie mich zurückgehalten haben, und daß Sie, ohne das Mitleid, das Sie mit diesem Menschen gehabt, eine solche Beleidigung nicht zu erdulden hätten.«

»Alles dies wird nichts sein, wenn wir uns rächen,« erwiderte leise die Königin.

»Ja,« versetzte Herr von Choiseul, »aber wenn wir uns nicht rächen?«

Die Königin gab einen dumpfen, schmerzlichen Seufzer von sich.

Doch die Hand von Charny streckte sich langsam über der Schulter von Herrn von Choiseul aus und berührte den Arm der Königin.

Marie Antoinette wandte sich lebhaft um.

»Lassen Sie diesen Mann sprechen und machen,« flüsterte der Graf; »ich nehme ihn aus mich.«

Ganz betäubt von dem neuen Schlage, den man ihm beigebracht, schaute der König mit Erstaunen den finstern Menschen an, der im Namen der Nationalversammlung, der Nation und des Volkes eine so energische Sprache gegen ihn führte, und mit diesem Erstaunen vermischte sich eine gewisse Neugierde; denn es schien Ludwig XVI., obgleich er sich nicht erinnern konnte, wo er ihn gesehen, es sei nicht das erste Mal, daß er diesen Menschen sehe.

»Aber was wollen Sie denn von mir? reden Sie!« sagte er.

»Sire, ich will, daß weder Sie, noch die königliche Familie einen Schritt mehr gegen das Ausland machen,«

»Und Sie kommen ohne Zweifel mit Tausenden von Bewaffneten, um sich meinem Marsche zu widersetzen?« fragte der König, der in der Erörterung Größe gewann.

»Nein, Sire, ich bin allein, oder wir sind vielmehr zu zwei: der Adjutant des General Lafayette und ich, das heißt ein einfacher Bauer; nur hat die Nationalversammlung ein Decret erlassen; sie hat auf uns gezählt, daß es vollzogen werde, und es wird dies geschehen.«

»Geben Sie das Decret, daß ich es wenigstens sehe,« sprach der König.

»Ich habe es nicht, mein Gefährte hat es. Mein Gefährte ist von Herrn von Lafayette und der Nationalversammlung abgesandt, um die Befehle der Nation vollziehen zu lassen; ich bin von Herrn Bailly und besonders von mir selbst abgesandt, um diesen Gefährten zu überwachen und ihm eine Kugel vor den Kopf zu schießen, wenn er strauchelt.«

Die Königin, Herr von Choiseul, Herr von Damas und die anderen Anwesenden schauten sich mit Erstaunen an; sie hatten das Volk nie anders als unterdrückt oder wüthend, um Gnade bittend oder mordend gesehen; sie sahen es zum ersten Male ruhig, aufrecht, mit gekreuzten Armen, seine Stärke fühlend und im Namen seiner Rechte sprechend.

Ludwig XVI. begriff auch sehr rasch, daß nichts von einem Manne von diesem Schlage zu hoffen war, und da es ihn drängte, mit ihm ein Ende zu machen, so fragte er:

»Nun, wo ist Ihr Gefährte?«

»Hier, hinter mir,« antwortete der Mann.

Und er machte bei diesen Worten einen Schritt vorwärts und entblößte dadurch die Thüre, durch deren Oeffnung man einen jungen Mann in der Uniform eines Ordonnanzofficiers, an ein Fenster angelehnt, sehen konnte.

Er war auch in der größten Unordnung; nur war seine Unordnung, statt die der Stärke zu sein, die der Niedergeschlagenheit.

Sein Gesicht rieselte von Thränen und er hielt in der Hand ein Papier.

Es war Herr von Romeuf, das heißt der junge Adjutant von Herrn von Lafayette, mit dem wir, unser Leser erinnert sich ohne Zweifel, zur Zeit der Ankunft von Herrn Louis von Bouillé in Paris Bekanntschaft gemacht haben.

Herr von Romeuf war, wie man aus dem Gespräche entnehmen konnte, das er in jenem Augenblick mit dem jungen Royalisten hatte, Patriot, und zwar aufrichtiger Patriot; doch, während der Dictatur von Herrn von Lafayette in den Tuilerien, besonders beauftragt, die Königin zu überwachen und sie bei ihren Ausgängen zu begleiten, hatte er in seinen Beziehungen zu ihr mit so viel ehrfurchtsvoller Zartheit zu Werke zu gehen gewußt, daß ihm die Königin wiederholt ihre Dankbarkeit ausgedrückt.

Als sie ihn erblickte, rief sie auch schmerzlich erstaunt:

»Oh! mein Herr, Sie sind es?«

Dann fügte sie mit jenem peinlichen Seufzen der Frau, die eine Macht fallen sieht, welche sie für unbesiegbar gehalten, bei:

»Oh! ich hätte das nie geglaubt!«

»Gut!« murmelte lächelnd der zweite Bote, »es scheint, ich habe wohl daran gethan, daß ich

gekommen bin.«

Herr von Romeuf trat langsam, mit niedergeschlagenen Augen und seinen Beschluß in der Hand haltend herbei.

Ungeduldig, ließ ihm aber der König keine Zeit, diesen Beschluß zu überreichen: er trat ihm rasch einen Schritt entgegen und riß ihm das Papier aus den Händen.

Dann, nachdem er es gelesen, sprach er:

»Es gibt keinen König mehr in Frankreich!«

Der Mann, der Herrn von Romeuf begleitete, lächelte, als hätte er sagen wollen: »Ich weiß es wohl!«

Bei diesen Worten des Königs machte die Königin gegen ihn eine Bewegung, um ihn zu befragen.

»Hören Sie, Madame,« sprach der König. »Das ist das Decret, welches die Nationalversammlung zu erlassen gewagt hat.«

Und er las mit einer vor Entrüstung zitternden Stimme folgende Zeilen:

»Die Nationalversammlung befiehlt, daß der Minister des Innern auf der Stelle Couriere an die Departements abfertige, mit dem Befehle an alle öffentliche Beamte, Nationalgarden und Linientruppen des Reichs, jede aus dem Königreiche sich entfernende Person zu verhaften oder verhaften zu lassen, sowie auch jeden Abgang von Effecten, Waffen, Munition, klingender Münze in Gold oder Silber, von Pferden und Wagen zu verhindern; und falls die Couriere den König, einige Individuen von der königlichen Familie, oder diejenigen, welche zu ihrer Entführung hätten beitragen können, einholen würden, sollen die genannten öffentlichen Beamten, Nationalgarden und Linientruppen gehalten sein, alle mögliche Maßregeln zu ergreifen, um die Entführung aufzuhalten, die betreffenden Personen zu verhindern, ihre Reise fortzusetzen, und sofort dem gesetzgebenden Körper Bericht zu erstatten.«

Die Königin hatte mit einer Art von Erstarrung zugehört; als aber der König geendet, schüttelte sie den Kopf, als wollte sie ihre Lebensgeister wieder zu erlangen suchen, streckte dann die Hand aus, um das verhängnißvolle Decret auch in Empfang zu nehmen, und sagte:

»Geben Sie . . . Das ist unmöglich!«

Während dieser Zeit beruhigte der Gefährte von Herrn von Romeuf durch ein Lächeln die Nationalgarden und die Patrioten von Varennes.

Das Wort *unmöglich*, von der Königin ausgesprochen, hatte sie beunruhigt, obgleich sie von einem Ende zum andern den Inhalt des Decrets gehört.

»Oh! lesen Sie, wenn Sie noch zweifeln,« sagte der König mit Bitterkeit; lesen Sie, das ist geschrieben und unterzeichnet vom Präsidenten der Nationalversammlung.«

»Und welcher Mensch hat es gewagt, ein solches Decret zu schreiben und zu unterzeichnen?«

»Ein Adelige, Madame,« antwortete der König; »der Herr Marquis von Beauharnais.«

Ist es nicht etwas Seltsames, was zum Beweise für die geheimnißvollen Verkettungen der Vergangenheit mit der Zukunft dient, daß das Decret, welches aus ihrer Flucht Ludwig XVI., die Königin und die königliche Familie aufhielt, einen Namen an sich trug, der, bis dahin dunkel, auf eine glänzende Weise in der Geschichte des Anfangs vom 19ten Jahrhundert hervortreten sollte?

Die Königin nahm das Decret und las es, die Stirne gefaltet, die Lippen zusammengepreßt.

Dann nahm es der König wieder aus ihren Händen, um es abermals zu lesen, und nachdem er

es zum zweiten Male gelesen, warf er es auf das Bett, wo unempfindlich für diese Erörterung, welche über ihr Loos entschied, der Dauphin und Madame Royale schliefen.

Doch bei diesem Anblick vermochte die Königin nicht länger an sich zu halten, sie stürzte gleichsam brüllend hinzu, ergriff das Papier, zerknitterte es in ihren Händen, warf es fern vom Bette und rief:

»Oh! mein Herr, nehmen Sie sich doch in Acht! ich will nicht, daß dieses Papier meine Kinder beflecke.«

Ein ungeheures Geschrei erhob sich im anstoßenden Zimmer. Die Nationalgarden machten eine Bewegung, um in das Zimmer einzudringen, in dem die erhabenen Flüchtlinge waren.

Dem Adjutanten des General Lafayette entschlüpfte ein Schreckensausruf.

Sein Gefährte stieß einen Wuthschrei aus.

»Ah!« brummte der Letztere zwischen den Zähnen, »man insultirt die Nationalversammlung, man insultirt die Nation, man insultirt das Volk! es ist gut!«

Und er wandte sich gegen diese Menschen um, welche, schon zum Streite angereizt, das erste Zimmer, bewaffnet mit Flinten, Säbeln und Sensen, füllten, und rief:

»Herbei, Bürger!«

Diese machten, um in das Zimmer einzudringen, eine zweite Bewegung, welche nur die Vervollständigung der ersten war, und Gott weiß, was aus dem Zusammenstoß der zwei Zornanfalle entspringen sollte, als Charny, der nur am Anfang der Scene die von uns erwähnten paar Worte gesprochen und seit dieser Zeit sich abseits gehalten hatte, vorstürzte, diesen unbekanntem Nationalgarde in dem Augenblick, wo er die Hand an das Heft seines Säbels legte, beim Arme ergriff und ihm zurief:

»Ein Wort mit mir, wenn es Ihnen beliebt, Herr Billot; ich wünsche Sie zu sprechen.«

Billot, denn er war es, entschlüpfte ein Schrei des Erstaunens, er wurde bleich wie der Tod, blieb einen Augenblick unentschlossen, steckte dann seinen halb gezogenen Säbel wieder in die Scheide und erwiderte:

»Wohl, es sei! Ich habe auch mit Ihnen zu sprechen, Herr von Charny!«

Und indem er sich sogleich gegen die Thüre wandte, sagte er:

»Bürger, macht uns Platz, wenn's beliebt. Ich habe einen Augenblick mit diesem Officier zu reden; doch seid unbesorgt,« fügte er leise bei, »weder Wolf, noch Wölfin, noch die kleinen Wölfe werden uns entkommen. Ich bin da, und ich stehe für sie!

Als ob dieser Mensch, der ihnen so unbekannt war, wie dem König und seinem Gefolge, abgesehen von Charny, nichtsdestoweniger das Recht gehabt hätte, ihnen Befehle zu geben, gingen sie rückwärts hinaus und ließen das erste Zimmer frei.

Jeder hatte übrigens seinen Gefährten außen zu erzählen, was innen vorgefallen, und den Patrioten zu empfehlen, mehr als je gute Wache zu halten.

Mittlerweile sagte Charny leise zur Königin:

»Herr von Romeuf ist Ihnen zugethan, Madame; ich lasse Sie mit ihm, ziehen Sie den bestmöglichen Nutzen daraus.«

Und dies wurde ihr um so leichter, als, in das erste Zimmer gelangt, Charny die Thüre wieder schloß und, sich an diese Thüre anlehnend, Jedermann, selbst Billot, bei der Königin einzutreten verhinderte.

XCVII.

Der Haß eines Menschen aus dem Volke.

Als die zwei Männer allein waren, schauten sie sich ein paar Secunden an, ohne daß der Blick des Edelmanns die Augen des Mannes aus dem Volke sich senken machen konnte.

Mehr noch, Billot war es, der zuerst das Wort nahm.

»Der Herr Graf hat mir die Ehre erwiesen, mir anzukündigen, er müsse mir etwas sagen. Ich erwarte, daß er die Güte hat, zu sprechen.«

»Billot,« sprach Charny, »woher kommt es, daß ich Sie hier, beauftragt mit einer Rachesendung, treffe? Ich hielt Sie für den Freund von uns Adelligen und überdies für einen guten und treuen Unterthan des Königs.«

»Ich bin ein guter und treuer Unterthan des Königs gewesen, Herr Graf; ich bin nicht Ihr Freund gewesen, eine solche Ehre war einem armen Pächter, wie mir, nicht beschieden, sondern Ihr gehorsamer Diener.«

»Nun?«

»Nun, Herr Graf, Sie sehen, ich bin nichts mehr von Allem dem.«

»Ich begreife Sie nicht.«

»Warum wollen Sie mich begreifen, Herr Graf? Frage ich Sie nach den Ursachen Ihrer Treue für den König, nach den Ursachen Ihrer Ergebenheit für die Königin? Nein, ich nehme an, Sie haben Ihre Gründe, um so zu handeln, und da Sie ein redlicher und vernünftiger Mann sind, so seien Ihre Gründe gut, oder wenigstens nach Ihrem Gewissen gut. Ich habe nicht Ihre hohe Stellung, Herr Graf, ich habe nicht Ihr Wissen; doch Sie nennen mich oder haben mich auch als einen redlichen und vernünftigen Mann gekannt! nehmen Sie also an, ich habe, wie Sie, meine Gründe, welche, wenn sie nicht gut, doch meinem Gewissen entsprechen!«

»Billot,« sagte Charny, der durchaus nichts von den Motiven des Hasses wußte, welche der Pächter gegen den Adel oder das Königthum haben konnte, »ich habe Sie, und das ist nicht lange her, ganz anders gekannt, als Sie heute sind.«

»Oh! gewiß, ich leugne es nicht,« erwiderte Billot mit einem bitteren Lächeln; »ja, Sie haben mich ganz anders gekannt, als ich heute bin; ich will Ihnen sagen, wie ich war, Herr Graf: ich war ein ächter Patriot, zwei Menschen und einer Sache ergeben: diese zwei Menschen waren der König und Herr Gilbert; diese Sache war mein Vaterland. Eines Tages kamen die Agenten des Königs, und ich gestehe,« sprach der Pächter, den Kopf schüttelnd, »das fing an mich mit ihm zu entzweien, — eines Tages kamen die Agenten des Königs zu mir und nahmen mir halb mit Gewalt, halb mit List eine Cassette, ein kostbares Depot, das mir von Herrn Gilbert anvertraut worden war. Alsbald reiste ich nach Paris; ich kam dort am 12. Juli Abends an; es war mitten unter der Emeute der Büsten des Herrn Herzogs von Orleans und von Herrn von Necker; man trug diese Büsten umher und rief: »»Es lebe der Herr Herzog von Orleans! es lebe Herr von Necker!«« Das that dem König nicht viel Eintrag, und dennoch, griffen uns plötzlich die Soldaten des Königs an. Ich sah arme Teufel, die kein anderes Verbrechen begangen, als daß sie zwei Männer, die sie wahrscheinlich nicht kannten, hatten *hoch leben* lassen, um mich her, die

Einen den Kopf von Säbelhieben gespalten, die Andern die Brust von Kugeln durchbohrt, fallen; ich sah Herrn von Lambesc, einen Freund des Königs, in den Tuileries Weiber und Kinder, welche gar nicht geschrien, verfolgen und unter den Füßen seines Pferdes einen siebenzigjährigen Greis zertreten. Das entzweite mich noch ein wenig mehr mit dem König. Am andern Tage begab ich mich in die Pension des kleinen Sebastian, und ich erfuhr von dem armen Knaben, sein Vater sei in der Bastille auf einen Befehl des Königs, den eine Dame vom Hofe nachgesucht! Und ich sagte nun fortwährend, der König, von dem man behauptete, er sei so gut, habe mitten unter dieser Güte große Momente den Irrthums, der Unwissenheit oder der Vergessenheit, und um, so viel an mir lag, einen der Fehler, den der König in einem solchen Augenblicke der Vergessenheit, der Unwissenheit oder des Irrthums begangen, wieder gut zu machen, trug ich mit allen meinen Kräften dazu bei, die Bastille zu nehmen. Es gelang uns nicht ohne Mühe; die Soldaten des Königs schossen auf uns, tödteten uns ungefähr zweihundert Leute, was mir abermals Anlaß gab, nicht der Meinung von Jedermann über die große Güte des Königs zu sein; am Ende war aber die Bastille genommen: in einem der Kerker fand ich Herrn Gilbert, für den ich mich so eben der Gefahr ausgesetzt, zwanzigmal getödtet zu werden, und die Freude, ihn wiederzufinden, ließ mich viele Dinge vergessen. Uebrigens sagte mir Herr Gilbert zu allererst, der König sei gut, er wisse nichts von der Mehrzahl der Schändlichkeiten, welche in seinem Namen geschehen, und nicht ihm müsse man deshalb übel wollen, sondern seinen Ministern; weil aber Alles, was Herr Gilbert mir damals sagte, ein Evangelium für mich war, so glaubte ich Herrn Gilbert, und da ich die Bastille genommen, Herrn Gilbert frei und mich und Pitou unversehrt sah, so vergaß ich das Kleingewehrfeuer der Rue Saint-Honoré, die Angriffe und Metzereien in den Tuileries, die hundert und fünfzig bis zweihundert Menschen, die uns der Dudelsack des Herrn Prinzen von Sachsen getödtet, und die Einkerkierung von Herrn Gilbert auf die einfache Bitte einer Dame vom Hofe . . . Doch verzeihen Sie, Herr Graf,« unterbrach sich Billot, »Alles dies geht Sie nichts an, und Sie haben nicht unter vier Augen mit mir zu sprechen verlangt, um das Wiederkäuen eines Bauern ohne Erziehung zu hören, Sie, der Sie zugleich ein vornehmer Herr und ein Gelehrter sind.«

Hiernach machte Billot eine Bewegung, um die Hand an das Schloß zu legen und in das Zimmer des Königs zurückzukehren.

Doch Charny hielt ihn zurück.

Um ihn zurückzuhalten, hatte Charny zwei Gründe:

Der erste war, daß er die Ursachen dieser Feindseligkeit von Billot erfuhr, welche in einer solchen Lage nicht ohne Gewicht, der zweite, daß er Zeit gewann.

»Nein!« sagte er, erzählen Sie mir Alles, mein lieber Billot, Sie wissen, welche Freundschaft wir für Sie hegten, meine armen Brüder und ich, und was Sie mir mittheilen, interessirt mich im höchsten Grade.«

Bei den Worten! *meine armen Brüder!* lächelte Billot bitter.

»Wohl denn!« sprach er, »ich will Ihnen Alles erzählen, Herr von Charny, und ich bedaure, daß *Ihre armen Brüder . . . Einer besonders, . . Herr Isidor*, nicht da sind, um es zu hören.«

Billot hatte die Worte: *Einer besonders, Herr Isidor*, mit einem so seltsamen Ausdrucke gesprochen, daß Charny die Bewegung des Schmerzes zurückdrängte, den der Name seines vielgeliebten Bruders in seiner Seele erweckte, und, ohne Billot, der sichtbar nicht von dem Unglück wußte, das dem Bruder von Charny widerfahren, dessen Gegenwart er wünschte, etwas zu antworten, dem Pächter winkte, er möge fortfahren.

Billot fuhr fort:

»Als der König nach Paris aufbrach, sah ich in ihm auch nur einen Vater, der unter seine Kinder zurückkehrt. Ich marschirte mit Herrn Gilbert neben dem königlichen Wagen, bildete für diejenigen, welche er enthielt, einen Wall mit meinem Leibe und schrie aus vollem Halse: »»Es lebe der König!«« Das war die erste Reise des Königs; er hatte rings um sich her, vorne, hinten, aus seinem Wege, unter den Füßen seiner Pferde, unter den Rädern seines Wagens, Segnungen und Blumen. Als er auf dem Platze des Stadthauses ankam, bemerkte man, daß der König nicht mehr die weiße Cocarde, aber noch nicht die dreifarbigte Cocarde hatte, man rief: »»Die Cocarde! die Cocarde!«« Ich nahm die, welche an meinem Hute befestigt war, und gab sie ihm; er dankte mir und steckte sie an seinen Hut unter gewaltigen Acclamationen der Menge. Ich war trunken vor Freude, meine Cocarde am Hute dieses guten Königs zu sehen; ich schrie auch allein: »»Es lebe der König!«« stärker als die ganze Welt; ich war so begeistert für diesen guten König, daß ich in Paris blieb. Meine Ernte war reif und bedurfte meiner Gegenwart . . . bah! was lag mir an meiner Ernte? Ich war wohl reich genug, um eine Ernte zu verlieren, und konnte meine Gegenwart diesem guten König, dem Vater des Volks, dem Wiederhersteller der französischen Freiheit, wie wir Dummköpfe ihn damals nannten, zu etwas nütze sein, so war es sicherlich mehr werth, wenn ich in Paris blieb, als wenn ich nach Pisseleu zurückkehrte; meine Ernte, die ich der Fürsorge von Catherine anvertraut, war beinahe verloren! Catherine hatte, wie es scheint, etwas Anderes zu thun, als sich um die Ernte zu bekümmern . . . Reden wir nicht mehr hiervon! . . . Man sagte indessen, der König nehme nicht ganz offenherzig die Revolution an; gezwungen marschire er mit; nicht die dreifarbigte Cocarde habe er an seinem Hute tragen wollen, sondern die weiße Cocarde. Diejenigen, welche dies sagten, waren Verleumder, was klar bewiesen wurde durch das Mahl der Herren Gardes du corps, wobei die Königin weder die weiße Cocarde, noch die nationale Cocarde, noch die französische Cocarde aufsteckte, sondern ganz einfach die Cocarde von ihrem Bruder Joseph II., die österreichische Cocarde, die schwarze Cocarde. Ah! Ich gestehe, diesmal fing mein Zweifel wieder an; doch wie es mir Herr Gilbert sagte: »»Billot, es ist nicht der König, der das thut, sondern die Königin; die Königin ist aber ein Weib, und gegen die Weiber muß man nachsichtig sein.«« Ich glaubte dies so sehr, daß ich mich, als man von Paris kam, um das Schloß anzugreifen, obgleich ich im Grunde des Herzens fand, diejenigen, welche es angreifen wollen, haben nicht ganz Unrecht, auf die Seite von denjenigen schlug, die es vertheidigten; so daß ich es war, der Herrn von Lafayette, welcher schlief, der liebe arme Mann, daß es eine Lust war, aufweckte und ihn ins Schloß führte, gerade zeitig genug, um den König zu retten. Ah! an diesem Tage sah ich Madame Elisabeth Herrn von Lafayette in ihre Arme schließen; ich sah die Königin ihm die Hand zum Kusse reichen; ich hörte den König ihn seinen Freund nennen, und ich sagte mir: »»Bei meiner Treue, es scheint, Herr Gilbert hatte Recht. Sicherlich nicht aus Angst machen ein König, eine Königin und eine königliche Prinzessin solche Demonstrationen, und wenn sie nicht die Meinungen dieses Mannes theilen würden, von welchem Nutzen derselbe ihnen auch in diesem Augenblick sein dürfte, es würden sich doch drei solche Personen nicht zur Lüge erniedrigen.«« Auch diesmal also kam ich darauf zurück, daß ich die arme Königin beklagte, welche nur unklug war, und den armen König, der nur schwach war; doch ich ließ sie ohne mich nach Paris zurückkehren . . . ich, ich war in Versailles beschäftigt; Sie wissen womit, Herr von Charny?«

Charny stieß einen Seufzer aus.

»Die zweite Reise soll nicht so heiter gewesen sein, als die erste! statt den Segnungen soll man

Flüche vernommen haben! statt der Vivats soll Todesgeschrei erschollen sein! statt Sträuße unter die Füße der Pferde und unter die Räder des Wagens zu werfen, soll man Köpfe abgeschnitten und am Ende von Speeren getragen haben! Ich weiß es nicht, ich war nicht dabei, ich war in Versailles geblieben. Ich ließ den Pachthof immer ohne Herrn! Bah! ich war reich genug, um, nachdem ich die Ernte von 1789 verloren hatte, auch die Ernte von 1790 zu verlieren! Doch, an einem schönen Morgen, kam Pitou an und meldete mir, ich sei auf dem Punkte, etwas zu verlieren, was zu verlieren ein Vater nie reich genug ist: das war meine Tochter!«

Charny schauerte.

Billot schaute Charny starr an und fuhr dann fort:

»Ich muß Ihnen sagen, Herr Gras, daß eine Meile von uns, in Boursonnes, eine adelige Familie ist, eine sehr vornehme Familie, eine gewaltig reiche Familie. Diese Familie bestand aus drei Brüdern. Als sie noch Kinder waren und von Boursonnes nach Villers-Coterets gingen, erwiesen mir die Jüngeren von diesen drei Brüdern beinahe immer die Ehre, im Pachthofe anzuhalten; sie sagten, sie haben nie so gute Milch getrunken, als die Milch von meinen Kühen, nie so gutes Brod gegessen, als das Brod der Mutter Billot, und von Zeit zu Zeit fügten sie bei, — ich armer Dummkopf glaubte, es geschehe, um mir meine Gastfreundschaft zu bezahlen! — von Zeit zu Zeit fügten sie bei, sie haben nie ein so schönes Kind gesehen, als meine Tochter Catherine . . . Und ich, ich dankte ihnen dafür, daß sie meine Milch tranken, mein Brod aßen und meine Tochter hübsch fanden! Was wollen Sie? ich glaubte dem König, der, wie man sagt, halb Deutscher ist durch seine Mutter, ich konnte wohl ihnen glauben! Als der Zweite, welcher die Heimath seit langer Zeit verlassen hatte und Georges hieß, in Versailles, vor der Thüre der Königin, in der Nacht vom 5. auf den 6. October, da er muthig seine Pflicht als Edelmann that, getödtet wurde, Gott weiß, wie tief ich von dem Streiche, der ihn tödtete, verwundet war! Ah! Herr Graf, sein Bruder hat mich gesehen, sein ältester Bruder, der, welcher nicht in mein Haus kam, nicht weil er zu stolz war, ich muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern weil er sich noch jünger als sein Bruder Georges aus der Heimath entfernt hatte; er hat mich auf den Knien gesehen, vor dem Leichnam, so viel Thränen vergießend, als dieser Blut vergossen! ich glaube noch dort zu sein, im Hintergrunde eines grünen, feuchten kleinen Hofes, wohin ich ihn in meinen Armen getragen, damit der unglückliche junge Mann nicht verstümmelt würde, wie seine Gefährten, die Herren von Varicourt und des Huttes verstümmelt worden waren, so daß ich fast eben so viel Blut an meinen Kleidern hatte, als Sie an den Ihrigen haben. Herr Graf, Oh! das war auch ein reizender Knabe, den ich immer noch sehe, wie er nach dem College von Villers-Coterets ritt, auf seinem Grauschimmelchen, mit seinem Korbe an der Hand, und das ist so wahr, daß ich glaube, ich würde an ihn denkend, wenn ich nur an ihn dachte, weinen, wie Sie weinen, Herr Graf! Doch ich denke an den Andern,« fügte Billot bei, »und ich weine nicht.«

»An den Andern! was wollen Sie damit sagen?« fragte Charny.

»Warten Sie,« erwiderte Billot, »wir kommen hierzu. Pitou hatte sich also in Paris eingefunden und mir ein paar Worte gesagt, welche mir bewiesen, daß es nicht mehr meine Ernte war, was Gefahr lief, sondern mein Kind; daß es nicht mein Vermögen war, was vernichtet werden sollte, sondern mein Glück! Ich ließ also den König in Paris. Da er ein Mann von Treue und Glauben war, wie mir Herr Gilbert sagte, so konnte es nicht fehlen, daß Alles auf das Beste ging, mochte ich da sein oder nicht da sein, und ich kehrte nach dem Pachthofe zurück. Ich glaubte Anfangs, Catherine sei nur in Todesgefahr: sie hatte das Delirium, eine Gehirnentzündung, was weiß ich? Der Zustand, in dem ich sie fand, beunruhigte mich um so

mehr, als der Doctor mir sagte, es sei mir so lange, als sie nicht wiederhergestellt, verboten, in ihr Zimmer einzutreten. Da ich aber nicht eintreten konnte, so dachte ich, der arme Vater in seiner Verzweiflung, es sei mir wohl erlaubt, an ihrer Thüre zu horchen. Ich horchte also! hierdurch erfuhr ich, daß sie beinahe gestorben wäre, daß sie die Gehirnentzündung hatte, daß sie fast wahnsinnig war . . . weil ihr Geliebter abgereist! Ich war ein Jahr vorher auch abgereist, und statt wahnsinnig darüber zu werden, daß ihr Vater sie verließ, hatte sie bei meinem Abgange gelächelt. Ließ ihr mein Abgang nicht die Freiheit, ihren Geliebten zu sehen? . . . Catherine kehrte zur Gesundheit zurück, doch nicht zur Freude! ein Monat, zwei Monate, drei Monate, sechs Monate vergingen, ohne daß ein Strahl der Heiterkeit ihr Gesicht, das meine Augen nicht verließen, aufklärte; eines Morgens sah ich sie lächeln, und ich zitterte: ihr Liebhaber sollte also zurückkommen, da sie gelächelt hatte? Am andern Tage erzählte mir in der That ein Schäfer, der ihn hatte vorüberreiten sehen, er sei an demselben Morgen angekommen! Ich bezweifelte nicht, er werde am Abend dieses Tags bei mir oder vielmehr bei Catherine sein! Als es Abend geworden war, lud ich auch meine Doppelflinte und stellte mich aus den Anstand ., .«

»Billot!« rief Charny, »Sie haben das gethan?«

»Warum nicht?« versetzte Billot, »ich stelle mich wohl auf den Anstand, um das Wildschwein zu erlegen, das meine Kartoffeln umwühlt, den Wolf, der meine Lämmer erwürgt, den Fuchs, der meine Hühner umbringt, und ich sollte mich nicht aus den Anstand stellen, um den Menschen zu tödten, der mir mein Glück raubt, den Liebhaber, der meine Tochter entehrt?«

»Als Sie aber so weit waren, da wurde Ihr Herz schwach, Billot!« sagte lebhaft der Graf.

»Nein,« erwiderte Billot, »nicht das Herz, sondern das Auge und die Hand; eine Blutspur bewies mir indessen, daß ich ihn nicht ganz gefehlt hatte; nur, Sie begreifen wohl,« fügte Billot mit Bitterkeit bei, »zwischen einem Geliebten und einem Vater blieb meine Tochter nicht unschlüssig. Als ich in das Zimmer von Catherine eintrat, war sie verschwunden.«

»Und Sie haben sie seitdem nicht wiedergesehen?« fragte Charny.

»Nein,« antwortete Billot; »doch warum, sollte ich sie wiedersehen? Sie weiß wohl, daß ich sie, wenn ich sie widersähe, tödten würde.«

Charny machte eine Bewegung, während er mit einem Gefühle der Bewunderung gemischt mit Schrecken die mächtige Natur anschaute, die er vor sich hatte.

»Ich machte mich wieder an die Arbeiten meines Pachthofes, fuhr Billot fort. »Was lag an meinem Unglück, wenn nur Frankreich glücklich war? Ging der König nicht offenherzig auf dem Wege der Revolution? Sollte er nicht Theil nehmen am Feste der Föderation? sollte ich ihn nicht dort wiedersehen, diesen guten König, dem ich meine dreifarbigte Cocarde am 16. Juli gegeben, und dem ich am 6. October beinahe das Leben gerettet! Welche Freude mußte es für ihn sein, ganz Frankreich, wie ein einziger Mensch die Einheit des Vaterlands beschwörend, aus dem Marsfelde versammelt zu sehen! Ich vergaß auch einen Augenblick, als ich ihn sah. Alles bis aus Catherine . . . Nein, ich lüge, ein Vater vergißt seine Tochter nicht! Er schwor seinerseits auch! Mir schien wohl, er schwöre schlecht, er schwöre mit dem Ende der Lippen, er schwöre von seinem Platze aus, statt auf dem Altar des Vaterlandes zu schwören. Bah! er hatte geschworen: dies war das Wesentliche; ein Eid ist ein Eid! nicht der Ort, wo man ihn schwört, macht ihn mehr oder minder heilig, und wenn er einen Schwur gethan hat, so hält ihn ein ehrlicher Mann! Der König würde seinen Eid halten. Als ich nach Villers-Coterets zurückkam, — da ich mich nur noch mit Politik zu beschäftigen halte, nachdem ich mein Kind verloren, — hörte ich allerdings sagen, der König habe sich wollen durch Herrn von Favras entführen lassen,

die Sache sei aber gescheitert; der König habe mit seinen Tanten fliehen wollen, der Plan sei aber nicht geglückt; der König habe nach Saint-Cloud gehen und von da Rouen erreichen wollen, das Volk habe sich aber widersetzt; wohl hörte ich Alles dies sagen, doch ich glaubte nicht daran: hatte ich nicht mit meinen Augen aus dem Marsfelde den König die Hand ausstrecken sehen? hatte ich ihn nicht mit meinen eigenen Ohren der Nation den Eid leisten hören? Wie sollte ich glauben, ein König, weil er im Angesichte von dreimalhunderttausend Bürgern geschworen, werde seinen Eid für minder heilig halten, als den, welchen die anderen Menschen schwören? Das war nicht wahrscheinlich. Nachdem ich vorgestern aus dem Markte von Meaux gewesen, war ich auch sehr erstaunt, als ich bei Tagesanbruch, — ich muß Ihnen bemerken, daß ich beim Postmeister, einem meiner Freunde, mit dem ich einen bedeutenden Kornhandel abgeschlossen, übernachtet hatte, — ich war auch sehr erstaunt, sage ich, als ich in einem Wagen, der die Pferde wechselte, den König, die Königin und den Dauphin sah und erkannte! Ich konnte mich nicht täuschen, denn ich war gewohnt, sie im Wagen zu sehen! ich hatte sie am 16. Juli von Versailles nach Paris begleitet; da horte ich einen von den gelb gekleideten Herren sagen: »»Straße nach Chalons!«« Die Stimme fiel mir auf, ich wandte mich um und erkannte, wen? Den, welcher mir Catherine entführt hatte, einen adeligen Herrn, der seine Lackeienpflicht that, indem er dem Wagen des Königs voranritt . . . «

Bei diesen Worten schaute Billot den Grafen starr an, als wollte er sehen, ob dieser begreife, es handle sich um seinen Bruder Isidor; Charny wischte aber nur mit seinem Taschentuche den Schweiß ab, der von seiner Stirne floß, und schwieg.

Billot fuhr fort:

»Ich wollte ihn verfolgen, er war schon fern; er hatte ein gutes Pferd, er war bewaffnet, und ich war es nicht . . . Einen Augenblick knirschte ich mit den Zähnen beim Gedanken an diesen König, der Frankreich entwischte, und an diesen Räuber, der mir entwischte; plötzlich jedoch kam mir eine Idee: »»Halt!«« sagte ich, »»ich habe auch der Nation einen Eid geschworen, und da der König den seinigen bricht, — wenn ich den meinigen halten würde? Bei meiner Treue! ja, halten wir ihn! Ich bin nur zehn Meilen von Paris entfernt; es ist drei Uhr Morgens; auf einem guten Pferde ist das die Sache von zwei Stunden! Ich werde hierüber mit Herrn Bailly, einem ehrlichen Manne reden, der mir zur Partei von denjenigen, welche ihren Eid halten, gegen diejenigen, welche ihn nicht halten, zu gehören scheint.«« Als dieser Punkt festgestellt war, bat ich, um keine Zeit zu verlieren, meinen Freund, den Postmeister von Meaux, wohlverstanden, ohne ihm etwas von dem, was ich vorhatte, zu sagen, mir seine Nationalgarde-Uniform, seinen Säbel, und seine Pistolen zu leihen. Ich nahm das beste Pferd aus seinem Stalle, und statt in kurzem Trabe nach Villers-Coterets zu reiten, ritt ich im stärksten Galopp nach Paris! Bei meiner Treue! ich kam gerade recht an: man wußte schon die Flucht des Königs, doch man wußte nicht nach welcher Seite er entflohen war. Herr von Romeuf war von Herrn von Lafayette aus die Straße nach Valenciennes geschickt worden! Aber sehen Sie, was der Zufall ist! . . . an der Barrière war er angehalten worden, man hatte ihn in die Nationalversammlung zurückgeführt, und er erschien hier in dem Augenblick, wo Herr von Bailly, von mir unterrichtet, über die Reiselinie Seiner Majestät die genauesten Details angab; es war nur ein ganz wohl geordneter Befehl zu schreiben, um die Route zu ändern. Die Sache war in einem Augenblicke geschehen! Herr von Romeuf wurde aus der Straße nach Chalons abgesandt, und ich, ich erhielt den Auftrag, ihn zu begleiten, ein Auftrag, den ich erfülle, wie Sie sehen. Ich habe nun den König eingeholt, der mich als Franzosen getäuscht, und ich bin ruhig,« fügte Billot mit düsterer Miene bei, »er

wird mir nicht entkommen! Zu dieser Stunde bleibt mir nur noch derjenige einzuholen, welcher mich als Vater betrogen hat! und ich schwöre, Herr Graf, er wird mir auch nicht entkommen!«

»Ach! mein lieber Billot,« erwiderte Charny seufzend, Sie irren sich.«

»Wie so?«

»Ich sage, der Unglückliche, von dem Sie sprechen, ist Ihnen entkommen.«

»Er ist geflohen?« rief Billot mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wuth.

»Nein,« sprach Charny, »er ist todt.«

»Todt!« rief Billot, unwillkürlich schauernd, indem er seine Stirne abwischte, die sich auf der Stelle mit Schweiß bedeckt hatte.

»Todt!« wiederholte Charny, »und dieses Blut, das Sie sehen, und mit dem Sie so eben mit Recht das verglichen, mit welchem sie im kleinen Hofe von Versailles bedeckt waren, dieses Blut ist das seinige . . . Zweifeln Sie daran, so gehen Sie hinab, mein lieber Billot, und Sie werden den Körper in einem kleinen Hofe, ungefähr dem von Versailles ähnlich, liegend finden. Sie werden ihn erschlagen finden aus derselben Ursache, aus der Jener dort erschlagen wurde.«

Billot schaute Charny, der mit einer sanften Stimme zu ihm sprach, während zwei schwere Thränen über seine Wange flossen, mit stieren Augen und einem erschrockenen Gesichte an; dann stieß er plötzlich einen Schrei aus und rief:

»Ah! es ist also eine Gerechtigkeit im Himmel!«

Und aus dem Zimmer laufend, sagte er:

»Herr Gras, ich glaube Ihren Worten; doch gleichviel, ich will mich mit meinen eigenen Augen versichern, daß Gerechtigkeit geschehen ist.«

Charny schaute ihm nach, während er sich entfernte, unterdrückte einen Seufzer und wischte seine Thränen ab.

Dann, da er einsah, daß keine Minute zu verlieren war, eilte er seinerseits in das Zimmer der Königin, ging gerade auf sie zu und fragte leise:

»Herr von Romeuf?«

»Er gehört uns,« antwortete die Königin.

»Desto besser,« sagte Charny, »denn auf der andern Seite ist nichts zu hoffen.«

»Was also thun?«

»Zeit gewinnen, bis Herr von Bouillé ankommt.«

»Wird er aber ankommen?«

»Ja, denn ich werde ihn holen.«

»Oh!« rief die Königin, »die Straßen sind von Menschen versperrt, Sie sind signalisirt und werden nicht durchkommen, man wird Sie zusammenhauen! Olivier! Olivier!«

Doch Charny öffnete, ohne zu antworten, lächelnd das Fenster, das nach dem Garten ging, sandte ein letztes Versprechen dem König, einen letzten Gruß der Königin zu, und sprang die fünfzehn Fuß hinab, die ihn vom Boden trennten.

Die Königin gab einen Angstschrei von sich und verbarg ihren Kopf in ihren Händen; die jungen Leute aber liefen an's Fenster und antworteten durch einen Freudenschrei auf den Angstschrei der Königin.

Charny hatte die Mauer des Gartens erklettert und war auf der andern Seite dieser Mauer verschwunden.

Es war Zeit: in diesem Augenblick erschien Billot wieder auf der Schwelle des Zimmers.

XCVIII.

Herr von Bouillé.

Sehen wir, was während dieser Stunden der Bangigkeit der Herr Marquis von Bouillé that, welchen man mit so großer Ungeduld im Varennes erwartete, und auf dem die letzten Hoffnungen der königlichen Familie beruhten.

Um neun Uhr Abends, das heißt ungefähr in dem Augenblick, wo die Flüchtlinge in Clermont ankamen, verließ der Herr Marquis von Bonillé Stenay mit seinem Sohne, Herrn Louis von Bouillé, und rückte gegen Dun vor, um sich dem König zu nähern.

Eine Viertelmeile von letzterer Stadt angelangt, befürchtete er indessen, seine Gegenwart könnte hier bemerkt werden, machte mit seinen Gefährten am Rande der Straße Halt und stellte sich mit seinem Pferde in einem Graben fest.

Hier wartete man: es war die Stunde, wo aller Wahrscheinlichkeit nach der Courier des Königs bald erscheinen mußte.

Unter solchen Umständen nahmen die Minuten die Länge von Stunden, die Stunden die Länge von Jahrhunderten an.

Man hörte langsam und mit der Unempfindlichkeit, welche die Wartenden so gern nach den Schlägen ihrer Herzen regeln möchten, zehn Uhr, elf Uhr, Mitternacht schlagen, dann ein Uhr, zwei Uhr, drei Uhr Morgens.

Zwischen zwei und drei Uhr hatte der Tag zu grauen angefangen; während dieser sechs Stunden des Wartens brachte das geringste Geräusch, das zu den Ohren der Wachenden gelangte, mochte es sich nähern oder entfernen, ihnen die Hoffnung oder die Verzweiflung.

Als es Tag war, verzweifelte der kleine Trupp.

Herr von Bouillé dachte, es sei ein Unfall geschehen, da er aber nicht wußte, welcher, so befahl er, nach Stenay zurückzukehren, damit er, im Mittelpunkte seiner Streitkräfte befindlich, diesen Unfall so viel als möglich pariren könnte.

Man stieg zu Pferde und ritt langsam aus dem Weg nach Stenay zurück.

Man war kaum noch eine Viertelmeile von der Stadt, als Herr Louis von Bouillé, der sich umwandte, von fern auf der Straße den durch den Galopp mehrerer Pferde emporgetriebenen Staub bemerkte.

Man hielt an, man wartete.

Als die neuen Reiter näher kamen, glaubte man sie zu erkennen.

Bald zweifelte man nicht mehr: es waren die Herren Jules von Bouillé und von Raigecourt.

Der kleine Trupp ritt ihnen entgegen.

In dem Augenblick, wo man zusammentraf, machten alle Münde von einem der beiden Truppe dieselbe Frage; jeder Mund des andern gab dieselbe Antwort.

»Was ist geschehen?«

»Der König ist festgehalten worden.«

Es mochte vier Uhr des Morgens sein.

Die Kunde war erschrecklich, um so erschrecklicher, als die zwei jungen Leute, am Ende der Stadt, beim Gasthofe zum Großen Monarchen, aufgestellt, wo sie sich plötzlich vom Aufruhr umhüllt gefunden, genöthigt gewesen waren, sich durch die Menge Bahn zu brechen, und zwar ohne eine genaue Nachricht mitnehmen zu können.

So erschrecklich aber diese Kunde war, so zerstörte sie doch nicht jede Hoffnung.

Herr von Bouillé, wie alle Oberofficiere, die sich aus eine absolute Disciplin verlassen, glaubte, ohne an die Hindernisse zu denken, alle seine Befehle seien vollzogen.

War aber der König in Varennes festgehalten worden, so mußten die verschiedenen Posten, welche Befehl erhalten hatten, sich hinter dem König zusammenzuziehen, in Varennes angekommen sein.

Diese verschiedenen Posten mußten bestehen aus vierzig Husaren vom Regimente Lauzun, unter dem Commando des Herzogs von Choiseul;

Aus dreißig Dragonern von Sainte-Menehould, commandirt von Herrn Dandoins;

Aus hundert und vierzig Dragonern von Clermont, befehligt von Herrn von Damas;

Und endlich aus sechzig Husaren von Varennes, commandirt von den Herren von Bouillé und Raigecourt, mit welchen die zwei jungen Leute allerdings im Augenblick ihres Abgangs nicht hatten verkehren können, die aber in ihrer Abwesenheit unter den Befehlen von Herrn von Rohrig geblieben waren.

Wohl hatte man Herrn von Rohrig, einem zwanzigjährigen jungen Manne, nichts anvertrauen wollen, Herr von Rohrig würde aber die Befehle von den anderen Chefs, den Herren von Choiseul, Dandoins oder von Damas erhalten und seine Leute mit denen, welche dem König zu Hilfe eilten, verbinden.

Der König müßte also zur Stunde etwas wie hundert Husaren und hundert und sechzig bis hundert und achtzig Dragoner um sich haben.

Das war Alles, was man brauchte, um gegen den Aufruhr eines kleinen Fleckens von achthundert Seelen Stand zu halten.

Man hat gesehen, wie die Ereignisse den strategischen Berechnungen von Herrn von Bouillé Unrecht gaben.

Dieser Sicherheit wurde übrigens bald ein erster Schlag beigebracht.

Während die Herren von Bouillé und Raigecourt dem General ihre Meldungen machten, sah man einen Reiter im schnellsten Galopp seines Pferdes herbeikommen.

Dieser Reiter mußte Neuigkeiten bringen.

Aller Augen wandten sich also nach ihm, und man erkannte Herrn von Rohrig.

Als er ihn erkannte, ritt ihm der General entgegen.

Er war in einer von jenen Stimmungen, in denen es einem nicht unangenehm ist, die Schwere seines Zornes selbst auf einen Unschuldigen fallen zu lassen.

»Was soll das bedeuten,« rief der General, »und warum haben Sie Ihren Posten verlassen?«

»Mein General,« antwortete Herr von Rohrig, »entschuldigen Sie mich, ich komme auf Befehl von Herrn von Damas.«

»Nun! Herr von Damas ist mit seinen Dragonern in Varennes?«

»Herr von Damas ist in Varennes ohne seine Dragoner, mein General, mit einem Officier, einem Adjutanten und zwei bis drei Mann.«

»Und die Anderen?«

»Die Anderen wollten nicht marschiren.«

»Und Herr von Dandoins und seine Dragoner?« fragte Herr von Bonillé.

»Sie sollen Gefangene aus der Municipalität von Sainte-Menehould sein.«

»Es ist aber doch wenigstens Herr von Choiseul mit seinen Husaren und den Ihrigen in Varennes?« rief der General.

»Die Husaren von Herrn von Choiseul sind auf die Seite des Volks getreten und rufen: »»Es lebe die Nation!«« *Meine* Husaren werden in ihrer Kaserne von der Nationalgarde bewacht.«

»Und Sie haben sich nicht an ihre Spitze gestellt, mein Herr, und Sie haben keinen Angriff auf diese ganze Canaille gemacht, und Sie haben sich nicht um den König versammelt?«

»Mein General vergißt, daß ich keinen Befehl hatte, daß die Herren von Bouillé und Raigecourt meine Chefs waren und daß ich durchaus nichts davon wußte, daß Seine Majestät durch Varennes kommen sollte.«

»Das ist richtig,« sprachen gleichzeitig die Herren von Bouillé und von Raigecourt, der Wahrheit huldigend.

»Beim ersten Lärmen, den ich hörte,« fuhr der Unterlieutenant fort, »ging ich auf die Straße hinab und erkundigte mich: ich vernahm, ein Wagen, in dem der König und die königliche Familie sein sollten, sei ungefähr eine Viertelstunde vorher angehalten worden, und man habe die in diesem Wagen befindlichen Personen zum Gemeindevanwalt geführt. Ich begab mich nach dem Hause des Gemeindevanwalts. Es war eine große Menge bewaffneter Menschen versammelt; man schlug die Trommel, man läutete die Sturmglocke. Mitten unter diesem Tumulte fühlte ich, daß man meine Schulter berührte; ich wandte mich um und erkannte Herrn von Damas mit einem Ueberrock über seiner Uniform. »»Sie sind der Unterlieutenant, der die Husaren von Varennes commandirt?«« sagte er zu mir. »»Ja, mein Oberst.«« »»Sie kennen mich?« »»Sie sind der Graf Charles von Damas.«« »»Wohlan denn, steigen Sie zu Pferde, ohne eine Secunde zu verlieren, reiten Sie nach Dun, nach Stenay . . . rennen Sie, bis Sie den Herrn Marquis von Bouillé getroffen haben; sagen Sie ihm, Dandoins und seine Dragoner seien Gefangene in Sainte-Menehould, meine Dragoner haben mir den Gehorsam verweigert, die Husaren von Choiseul drohen, sich aus die Seite des Volks zu schlagen, und der König und die königliche Familie, welche in diesem Hause festgehalten werden, hoffen nur noch auf ihn.«« Auf einen solchen Befehl, mein General, glaubte ich keine Bemerkung machen zu dürfen; ich hielt es im Gegentheil für meine Wicht, blindlings zu gehorchen. Ich stieg daher zu Pferde, jagte mit verhängten Zügeln fort, und hier bin ich.«

»Und Herr von Damas hat Ihnen nichts Anderes gesagt?«

»Doch, er hat mir noch gesagt, man werde alle Mittel anwenden, um Zeit zu gewinnen, und *Ihnen* hierdurch die erforderliche Zeit zu geben, in Varennes einzutreffen.«

»Oh! ich sehe, daß Jeder gethan hat, was er thun konnte,« sprach Herr von Bouillé, einen Seufzer ausstoßend. »Nun ist es an uns, unser Möglichstes zu thun.«

Dann wandte er sich gegen den Grafen Louis um und sagte zu ihm:

»Louis, ich bleibe hier. Diese Herren werden die verschiedenen Befehle bestellen, die ich gebe. Vor Allem werden die Detachements von Mouzon und von Dun gegen Varennes marschiren und, zugleich den Uebergang über die Maas bewachend, den Angriff beginnen. Herr von Rohrig, überbringen Sie ihnen diesen Befehl von mir und sagen Sie ihnen, sie werden ganz

von der Nähe unterstützt werden.«

Der junge Mann, dem der Befehl gegeben worden, salutirte und ritt in der Richtung von Dun weg, um ihn zu vollziehen.

Herr von Bouillé fuhr fort:

»Herr von Raigecourt, reiten Sie dem Schweizer-Regimente von Castella entgegen, das aus dem Marsche ist, um sich nach Stenay zu begeben; wo sie es treffen, sagen Sie ihm, wie dringlich die Lage, und daß ich ihm befehle, die Etappen zu verdoppeln. Gehen Sie.«

Dann, als er den jungen Officier in einer Richtung der entgegengesetzt, welcher mit der ganzen Schnelligkeit seines schon müden Pferdes Herr von Rohrig folgte, hatte abgehen sehen, wandte er sich an seinen zweiten Sohn und sagte:

Jules, wechsele das Pferd in Stenay und reite nach Montmédy. Herr von Klinglin soll nach Dun das Regiment Nassau-Infanterie, das in Montmédy ist, marschieren lassen und sich in Person nach Stenay begeben. Vorwärts.«

Der junge Mann grüßte und ritt ebenfalls weg.

Endlich wandte er sich an seinen ältesten Sohn und sprach:

»Louis, das Regiment Royal-Allemand ist in Stenay?«

»Ja, mein Vater.«

»Es hat den Befehl erhalten, bei Tagesanbruch bereit zu sein?«

»Ich habe selbst in Ihrem Austrage seinem Oberst den Befehl gegeben.«

»Führe es zu mir, ich will hier aus der Straße warten, vielleicht werden mir andere Nachrichten zukommen. Royal-Allemand ist sicher, nicht wahr?«

»Ja, mein Vater.«

»Wohl denn! Royal-Allemand wird genügen; wir werden mit ihm nach Varennes marschieren. Vorwärts!«

Der Gras Louis eilte auch fort.

Nach zehn Minuten erschien er wieder und meldete dem General:

»Royal-Allemand folgt mir.«

»Du hast es also marschfertig gesunden?«

»Nein, und zwar zu meinem großen Erstaunen. Der Commandant muß mich gestern schlecht verstanden haben, als ich ihm Ihren Befehl überbrachte, denn ich fand ihn noch im Bette. Doch er steht auf und hat mir versprochen, selbst in die Kasernen zu gehen, um den Abmarsch zu beschleunigen. Da ich befürchtete, Sie könnten ungeduldig werden, so kam ich wieder hierher, um Ihnen die Ursache des Verzugs mitzutheilen.«

»Gut,« sprach der General, »er wird also kommen?«

»Der Commandant hat mir gesagt, er folge mir aus dem Fuße.«

Man wartete zehn Minuten, dann eine Viertelstunde, dann zwanzig Minuten, Niemand erschien.

Ungeduldig, schaute der General seinen Sohn an.

»Ich kehre zurück, mein Vater,« sagte dieser.

Und er setzte sein Pferd wieder in Galopp und ritt zum zweiten Male in die Stadt.

Die Zeit, so lange sie der Ungeduld von Herrn von Bouillé geschienen hatte, war doch schlecht vom Commandanten benützt worden; es waren kaum ein paar Leute bereit; der junge

Officier beklagte sich bitter, wiederholte den Befehl des Generals und kehrte auf das bestimmte Versprechen des Commandanten, in fünf Minuten werden seine Soldaten und er außerhalb der Stadt sein, zu seinem Vater zurück.

Als er zurückritt, bemerkte er, daß das Thor, durch welches er schon viermal passirt war, von der Nationalgarde bewacht wurde.

Man wartete abermals fünf Minuten, zehn Minuten, eine Viertelstunde, Niemand erschien.

Und Herr von Bouillé begriff doch, daß jede verlorene Minute ein vom Leben der Gefangenen abgeschnittenes Jahr war.

Man sah ein Cabriolet aus der Straße, von Dun her, kommen.

Dieses Cabriolet war das von Leonard, der seine Fahrt immer mehr beängstigt fortsetzte.

Herr von Bouillé hielt ihn an; doch je weiter sich der arme Bursche von Paris entfernte, desto mehr zogen die Erinnerung an seinen Bruder, dessen Hut und Ueberrock er mitgenommen, und die an Frau von der Aage, welche nur von ihm gut frisirt war und, um frisirt zu werden, auf ihn wartete, in seinem Geiste umher und brachten darin ein solches Chaos hervor, daß Herr von Bouillé nichts Vernünftiges aus ihm herausbringen konnte.

Leonard, der vor der Verhaftung des Königs von Varennes abgefahren war, konnte Herrn von Bouillé wirklich auch nichts Neues mittheilen.

Dieser kleine Vorfall machte, daß der General wieder ein paar Minuten Geduld hatte. Nachdem aber endlich fast eine Stunde abgelaufen war, seitdem der Commandant von Royal-Allemand seinen Befehl erhalten, hieß Herr von Bonillé seinen Sohn zum dritten Male nach Stenay reiten und nicht ohne das Regiment zurückkommen.

Der Graf Louis ging wüthend ab.

Als er aus den Platz kam, stieg sein Zorn noch mehr: kaum fünfzig Mann waren zu Pferde.

Er fing damit an, daß er diese fünfzig Mann nahm und sich mit ihnen des Thores bemächtigte, das seinen freien Aus- und Eingang sicherte; dann kam er zum General zurück, der immer wartete, und versicherte ihn, dies Mal folgen ihm der Commandant und seine Soldaten.

Er glaubte es.

Doch erst nach zehn Minuten und als er im Begriffe war, zum vierten Mal in die Stadt zu reiten, erblickte man die Spitze von Royal-Allemand.

Unter allen andern Umständen hätte Herr von Bouillé den Commandanten durch seine eigenen Leute verhaften lassen; doch in einem solchen Augenblick befürchtete er, Anführer und Soldaten unzufrieden zu machen; er beschränkte sich also darauf, daß er einige Vorwürfe über seine Langsamkeit an ihn richtete; dann haranguirte et die Soldaten und sagte ihnen, für welchen ehrenvollen Auftrag sie bestimmt seien; wie nicht nur die Freiheit, sondern auch das Leben des Königs und der königlichen Familie von ihnen abhängen: er versprach den Officieren Ehre auszeichnungen, den Soldaten Belohnungen, und theilte, um anzufangen, vierhundert Louis d'or unter die Letzteren aus.

Die Rede, welche mit diesem Schlusse endigte, brachte die von ihm erwartete Wirkung hervor; ein ungeheurer Ruf:«Es lebe der König!» erscholl, und das ganze Regiment marschirte in starkem Trab nach Varennes ab.

In Dun fand man, die Brücke über die Maas bewachend, das Detachement von dreißig Mann, das Herr Deslon, als er sich von Dun mit Charny entfernte, hier gelassen hatte.

Diesen dreißig Mann befahl man, sich anzuschließen, und man marschirte weiter.

Man hatte acht starke Meilen in einer Gegend zu machen, wo es immer Berg auf und Berg ab ging, und marschirte also nicht so rasch, wie man gewollt hätte; man mußte ankommen, aber besonders mit Soldaten ankommen, welche einen Angriff aushalten oder eine Charge unternehmen konnten.

Indessen fühlte man, daß man im feindlichen Lande vorrückte: rechts und links wurde in den Dörfern die Sturmglocke geläutet; vor sich hörte man etwas wie ein Kleingewehrfeuer krachen.

Man zog immer weiter.

Bei der Orange au Bois erscheint, auf sein Pferd gebückt, ein Reiter ohne Hut, der den Weg zu verschlingen scheint. Man beeilt sich; das Regiment und der Mann nähern sich einander.

Dieser Reiter ist Herr von Charny.

»Zum König, meine Herren! zum König!« ruft er aus der Ferne, indem er seine Hand aushebt.

»Zum König! es lebe der König!« rufen zugleich Soldaten und Officiere.

Charny hat in den Reihen Platz genommen; mit vier Worten setzt er die Lage auseinander. Der König befand sich beim Abgange des Grafen noch in Varennes; es war noch nicht Alles verloren.

Die Pferde sind sehr müde, doch gleichviel, man wird sie in ihrem Gange unterstützen; die Pferde sind mit Hafer wohl gefüttert worden, die Leute sind wohl erhitzt durch die Reden und die Louis d'or von Herrn von Bouillé: das Regiment rückt wie ein Orkan unter dem fortwährenden donnernden Rufe: »Es lebe der König!« vor.

In Crépy begegnet man einem Priester; dieser Priester ist constitutionell: er sieht die ganze Schaar, die nach Varennes eilt.

»Jagt, jagt!« spricht er; »zum Glück werdet Ihr zu spät kommen.«

Der Graf von Bouillé hört ihn und stürzt mit aufgehobenem Säbel auf ihn los.

»Unglücklicher!« ruft ihm sein Vater zu, »was machst Du?«

Der junge Graf sieht in der That ein, daß er im Begriffe ist, einen wehrlosen Menschen zu tödten, und daß dieser Mensch ein Geistlicher, — doppeltes Verbrechen: er macht seinen Fuß vom Steigbügel los und gibt dem Priester einen Tritt aus die Brust.

»Ihr werdet zu spät kommen!« wiederholt der Priester, während er in den Staub rollt.

Den Unglückspropheten verfluchend, zieht man weiter.

Man nähert sich indessen allmählig den Flintenschüssen.

Es sind Herr Deslon und seine siebenzig Husaren, welche mit einer ungefähr gleichen Anzahl von Leuten von der Nationalgarde scharmützeln.

Man greift die Nationalgarde an, man zerstreut sie, man passirt.

Hier aber erfährt man von Herrn Deslon, daß der König schon um acht Uhr Morgens von Varennes abgegangen ist.

Herr von Bouillé zieht seine Uhr: es ist neun Uhr weniger fünf Minuten.

Wohl! noch ist nicht jede Hoffnung verloren. Man darf nicht daran denken, durch die Stadt zu marschiren, wegen der Barricaden: man wird Varennes umgehen. Man wird es aus der linken Seite umgehen: rechts ist es unmöglich wegen der Beschaffenheit des Terrain.

Links wird man über den Fluß zu ziehen haben; Charny versichert aber, er sei durchwatbar.

Man läßt Varennes rechts, man eilt auf den Wiesengründen fort; man wird auf der Straße nach Clermont die Bedeckung angreifen, so stark sie sein mag; man wird den König befreien oder sich

töden lassen.

Bei zwei Dritteln der Höhe der Stadt findet man den Fluß. Charny treibt zuerst sein Pferd hinein, die Herren von Bonillé folgen ihm, die Officiere eilen nach, die Soldaten folgen den Offizieren. Der Laus des Flusses verschwindet unter den Pferden und den Uniformen.

In zehn Minuten ist die Furt durchritten.

Diese Passage durch das fließende Wasser hat Reiter und Pferde erfrischt. Man setzt sich wieder in Galopp und sucht in gerader Richtung die Straße nach Clermont zu erreichen.

Plötzlich hält Charny, der der Schaar um zwanzig Schritte voranreitet, an und stößt einen Schrei aus: er ist am Rande eines tief ausgegrabenen Kanals, den er vergessen, obgleich er ihn in seinen topographischen Arbeiten selbst ausgenommen hat.

Dieser Kanal erstreckt sich aus mehrere Meilen, und überall bietet er dieselben Schwierigkeiten, wie an dem Orte, wo man angekommen. Setzt man nicht auf der Stelle über denselben, so wird man nie übersetzen.

Charny gibt das Beispiel: er stützt sich zuerst ins Wasser; der Kanal ist nicht durchwatbar, doch das Pferd von Charny schwimmt kräftig nach dem andern Ufer.

Nur ist das Ufer eine jähe, lette Böschung, in welche die Hufeisen des Pferdes nicht eingreifen können. Drei bis viermal versucht Charny hinaufzureiten; doch trotz aller Wissenschaft des gewandten Reiters gleitet sein Pferd, nachdem es verzweifelte, verständige, beinahe menschliche Anstrengungen gemacht, um sich aus dem Ufer zu erheben, rückwärts in Ermangelung eines festen Anhaltspunktes unter seinen Vordersüßen, und fällt wieder peinlich schnaufend und halb auf seinen Reiter zurückgeworfen ins Wasser.

Charny sieht ein, das das, was sein Pferd, ein auserlesenes Vollblutpferd, geführt von einem vollendeten Reiter, nicht thun kann, vierhundert Schwadronspferde noch weniger werden thun können.

Das ist ein verfehler Versuch; das Verhängniß ist stärker; der König und die Königin sind verloren, und da er sie nicht hat retten können, so bleibt ihm nur noch eine Pflicht zu erfüllen: die, mit ihnen unterzugehen.

Er unternimmt eine letzte Anstrengung, fruchtlos wie die andern, um die Höhe des Ufers zu erreichen; bei diesem letzten Versuche aber hat er seinen Säbel bis an die Mitte der Klinge in den Thon eingedrückt.

Dieser Säbel ist darin geblieben als ein für das Pferd unnützer Anhaltspunkt, der aber dem Reiter dienen soll, Charny läßt in der That Steigbügel und Zügel los; er läßt sein Pferd sich ohne Reiter in diesem unseligen Wasser zerarbeiten; er schwimmt gegen den Säbel, er ergreift ihn, er klammert sich daran an, es gelingt ihm nach einigen vergeblichen Versuchen, den Fuß aufzusetzen, und er schwingt sich aus die Höhe des Ufers.

Da wendet er sich um, und jenseits des Kanals sieht er Herrn von Bouillé und seinen Sohn weinend vor Zorn, alle Soldaten düster und unbeweglich, denn nach dem Kampfe, den Charny unter ihren Augen gekämpft, begreifen sie, wie fruchtlos der Versuch wäre, über diesen Kanal zu setzen, über den man nicht zu gelangen vermochte.

Herr von Bouillé besonders ringt die Hände aus Verzweiflung, er, dessen Unternehmungen stets alle geglückt, er, dessen Handlungen alle von den günstigsten Erfolgen gekrönt worden waren, er, der im Heere Veranlassung zu dem Sprichworte: *Glücklich wie Bouillé*, gegeben hatte.

»Oh! meine Herren,« rief er mit schmerzlichem Tone, »sagen Sie noch, ich sei glücklich!«

»Nein, General,« erwiderte Charny vom andern Ufer, »doch seien Sie ruhig, ich werde sagen, Sie haben Alles gethan, was ein Mensch thun konnte, und wenn ich es sage, so wird man es glauben. Gott besohlen, General.«

Und, zu Fuße, querfeldein, ganz mit Koth überzogen, von Wasser tiefend, seines Säbels beraubt, der im Kanal geblieben, seiner Pistolen beraubt, deren Pulver durchnäßt ist, nimmt Charny seinen Lauf und verschwindet unter den Baumgruppen, welche, wie Vorposten des Waldes, diesseits der Straße stehen.

Diese Straße ist endlich diejenige, aus welcher man den König und die königliche Familie gefangen wegführt. Er braucht ihr nur zu folgen, um sie einzuholen.

Doch ehe er ihr folgt, wendet er sich zum letzten Male um und sieht auf dem Ufer des verfluchten Kanals Herrn von Bouillé und seine Schaar, welche trotz der anerkannten Unmöglichkeit, weiter zu gehen, sich nicht zum Rückzuge zu entschließen vermögen.

Er macht ihnen ein letztes verlorenes Zeichen, eilt auf der Straße weiter, dreht sich um eine Ecke, und Alles verschwindet.

Nur bleibt ihm als Führer der ungeheure Lärmen, der ihm vorangeht und aus Schreien, Drohungen, Gelächter und Flüchen von zehntausend Menschen besteht.

XCIX.

Der Abgang.

Man weiß, daß der König abgegangen war.

Es bleiben uns aber ein paar Worte über diesen Abgang und über diese Reise zu sagen, wobei wir die verschiedenen Geschicke der treuen Diener und der letzten Freunde, welche das Verhängniß, der Zufall oder die Ergebenheit um die sterbende Monarchie gruppirt hatten, werden in Erfüllung gehen sehen.

Kehren wir in das Haus von Herrn Sausse zurück.

Charny hatte, wie gesagt, kaum den Boden berührt, als sich die Thüre geöffnet und Billot wieder aus der Schwelle erschienen war.

Sein Gesicht war düster; sein Auge, auf das der Gedanke die Braue niedersenkte, war forschend und tief: er schaute eine nach der andern alle Personen des Drama an, doch in dem Kreise, den er durchlief, schien sein Blick nur zwei Bemerkungen zu machen.

Die Flucht von Charny: sie war offenbar; der Graf war nicht mehr da, und Herr von Damas schloß wieder das Fenster hinter ihm; würde er sich vorwärts geneigt haben, so hätte Billot den Grafen können über die Gartenmauer klettern sehen.

Dann eine Art von Vertrag, der so eben zwischen der Königin und Herrn von Romeuf geschlossen worden, ein Vertrag, bei dem Alles, was Herr von Romeuf hatte versprechen können, gewesen war, er wolle neutral bleiben.

Hinter Billot hatte sich das erste Zimmer mit denselben Leuten aus dem Volke, bewaffnet mit Flinten, Säbeln oder Sensen gefüllt, welche eine Geberde des Pächters hinausgetrieben.

Diese Leute schienen übrigens instinctartig, durch einen magnetischen Einfluß hingezogen, diesem Anführer zu gehorchen, der Plebejer wie sie, und in dem sie einen dem ihrigen gleichen Patriotismus, besser gesagt, einen dem ihrigen gleichen Haß erkannten.

Billot warf einen letzten Blick zurück; dieser Blick, der sich mit dem der bewaffneten Leute kreuzte, belehrte ihn, daß er auf sie zählen könne, selbst in dem Fall, daß man Gewalt gebrauchen müßte.

»Nun!« fragte er Herrn von Romeuf, »sind sie entschlossen, abzugehen?«

Die Königin warf auf Billot einen von jenen schiefen Blicken, welche die Unklugen, an die sie dieselben richtete, vernichtet haben würden, hätte sie die Macht des Blitzes darein legen können.

Dann setzte sie sich und faßte den Arm ihres Lehnstuhles, als hätte sie sich daran anklammern wollen.

»Der König verlangt noch ein paar Augenblicke,« antwortete Herr von Romeuf; »Niemand hat heute Nacht geschlafen, und Ihre Majestäten sind von Müdigkeit niedergedrückt.«

»Herr von Romeuf,« sprach Billot, »Sie wissen wohl, daß Ihre Majestäten, nicht weil sie müde sind, ein paar Augenblicke verlangen, sondern weil sie hoffen, während dieser paar Augenblicke werde Herr von Bouillé ankommen. Nur,« fügte Billot mit absichtlichem Nachdruck bei, »nur mögen sich Ihre Majestäten in Acht nehmen, denn wenn sie sich weigern, gutwillig zu kommen,

so wird man sie an den Füßen in ihren Wagen schleppen.«

»Elender!« rief Herr von Damas, mit dem Säbel in der Hand auf Billot losstürzend.

Doch Billot wandte sich um und kreuzte die Arme.

Er hatte in der That nicht nöthig, sich selbst zu vertheidigen; acht bis zehn Leute brachen vom ersten Zimmer in das zweite ein, und Herr von Damas, fand sich zugleich von zehn Waffen bedroht.

Der König sah, es bedürfe nur eines Wortes oder einer Geberde, daß die zwei Gardes du corps, Herr von Choiseul, Herr von Damas und die paar Officiere oder Unterofficiere, welche bei ihm waren, ermordet werden.

»Es ist gut,« sagte er, »lassen Sie die Pferde anspannen. Wir gehen ab.«

Madame Brunier, eine von den Frauen der Königin, stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

Dieser Schrei weckte die zwei Kinder auf.

Der junge Dauphin fing an zu weinen.

»Ah! mein Herr,« sagte die Königin zu Billot, Sie haben also kein Kind, daß Sie in einem solchen Grade grausam gegen eine Mutter sind?«

Billot bebte: alsbald aber erwiderte er mit einem bitteren Lächeln:

»Nein, Madame, ich habe keines.«

Dann zum König:

»Man braucht die Pferde nicht anzuspannen, sie sind angespannt.«

»So lassen Sie den Wagen vorfahren.«

»Er ist vor der Thüre.«

Der König trat an das Fenster, das auf die Straße ging, und sah wirklich den Wagen angespannt; unter dem ungeheuren Lärmen, der auf der Straße stattfand, hatte er ihn nicht kommen hören.

Das Volk erblickte den König durch die Scheiben.

Da erhob sich ein furchtbares Geschrei oder vielmehr eine furchtbare Drohung aus der Menge. Der König erbleichte.

Herr von Choiseul näherte sich der Königin und sagte:

»Was befiehlt Eure Majestät? Ich und meine Kameraden wollen lieber sterben, als sehen, was hier vorgeht,«

»Glauben Sie, daß Herr von Charny gerettet ist?« fragte leise und lebhaft die Königin.

»Oh! was das betrifft, ja.« erwiderte Herr von Choiseul, »dafür würde ich stehen.«

»Nun, so wollen wir aufbrechen; doch in des Himmels Namen, mehr noch um Ihretwillen, als um unseretwillen, verlassen Sie uns nicht, Sie und Ihre Freunde.«

Der König begriff, welche Furcht die Königin erfüllte.

In der That,« sprach er, »die Herren von Choiseul und von Damas begleiten uns, und ich sehe ihre Pferde nicht.«

»Das ist wahr,« versetzte Herr von Romeuf, sich an Billot wendend, »wir können es nicht verhindern, daß diese Herren dem König und der Königin folgen.«

»Diese Herren werden dem König und der Königin folgen, wenn sie können,« entgegnete Billot; »unsere Befehle besagen, daß wir den König und die Königin zurückführen sollen, und

sprechen nicht von diesen Herren.«

»Ich aber,« versetzte der König mit mehr Festigkeit, als man hätte von ihm erwarten können, »ich erkläre, daß ich nicht abreisen werde, wenn diese Herren ihre Pferde nicht haben.«

»Was sagt Ihr hierzu?« fragte Billot, indem er sich an die Leute wandte, die das Zimmer versperrten. »Der König wird nicht abgehen, wenn diese Herren nicht ihre Pferde haben.«

Die Leute brachen in ein Gelächter aus.

»Ich will sie vorführen lassen,« sprach Herr von Romeuf.«

Doch Herr von Choiseul machte einen Schritt vorwärts, trat ihm in den Weg und sagte zu ihm:

»Verlassen Sie Ihre Majestäten nicht, Ihre Sendung gibt Ihnen einige Gewalt über das Volk, und es ist die Sache Ihrer Ehre, daß kein Haar vom Haupte Ihrer Majestäten fällt.«

Herr von Romeuf blieb zurück, Billot zuckte die Achseln.

»Es ist gut,« sagte er, »ich gehe.«

Und er ging zuerst ab.

Doch aus der Thürschwelle wandte er sich um und fügte die Stirne faltend bei:

»Nicht wahr, man folgt mir?«

»Oh! seien Sie unbesorgt,« erwiderten die Leute mit einem Gelächter, welches andeutete, man dürfe im Falle des Widerstandes kein Mitleid erwarten.

Bis zu einem solchen Grade von Aufregung gelangt, hätten diese Leute sicherlich Gewalt gegen die königliche Familie angewandt, oder aus Jeden gefeuert, der zu fliehen versucht haben würde.

Billot hatte auch nicht einmal die Mühe, wieder hinauszugehen.

Einer von den Leuten stand am Fenster und verfolgte mit den Augen, was auf der Straße geschah.

»Hier sind die Pferde,« sagte er; »vorwärts!«

»Vorwärts!« wiederholten seine Gefährten mit einem Tone, der keine Erörterung zuließ.

Der König ging zuerst hinaus.

Dann kam Herr von Choiseul, die Königin am Arme führend; dann Herr von Damas mit Madame Elisabeth am Arme; dann Frau von Tourzel mit den zwei Kindern, und um sie, eine Gruppe bildend, der Rest der kleinen treuen Schaar.

Herr von Romeuf als Abgesandter der Nationalversammlung, und folglich mit einem heiligen Character bekleidet, war beauftragt, ganz besonders über dem königlichen Gefolge zu wachen.

Doch man muß sagen, Herr von Romeuf hatte selbst sehr nöthig, daß man über ihm wachte; es halte sich das Gerücht verbreitet, er habe nicht nur aus eine schlaffe Art die Befehle der Nationalversammlung vollzogen, sondern auch, wenn nicht thätig, doch wenigstens durch seine Trägheit die Flucht von einem der ergebensten Diener des Königs begünstigt, welcher, wie man sagte, Ihre Majestäten nur verlassen hatte, um Herrn von Bouillé den Befehl, ihnen zu Hilfe zu kommen, zu überbringen.

Eine Folge hiervon war, daß, als er auf die Thürschwelle kam, während das Benehmen von Billot von diesem ganzen Volke, das ihn als seinen einzigen Führer anzuerkennen geneigt schien, verherrlicht wurde, Herr von Romeuf um sich her, in Begleitung von Drohungen, die Worte *Aristokrat* und *Verräther* ertönen hörte.

Man stieg in den Wagen und befolgte dabei dieselbe Ordnung, welche man befolgt hatte, um

die Treppe herabzugehen.

Die zwei Gardes du corps nahmen wieder ihre Plätze auf dem Bock ein.

In dem Augenblick, wo man herabging, hatte sich Herr von Valory dem König genähert und zu ihm gesagt:

»Sire, mein Kamerad und ich wollten auf eine Gnade von Eurer Majestät erbitten.«

»Welche, meine Herren?« versetzte der König, erstaunt, daß es noch irgend eine Gnade gab, über die er verfügen konnte.

»Sire, die Gnade, da wir nicht mehr das Glück haben, Eurer Majestät als Militäre anzugehören, bei Ihnen den Platz Ihrer Bedienten einnehmen zu dürfen.«

»Meiner Bedienten, meine Herren!« rief der König; »unmöglich!«

Herr von Valory verbeugte sich und sprach:

»Sire, in der Lage, in der sich Eure Majestät befindet, würde dieser Platz, unserer Ansicht nach, Prinzen von Geblüt Ehre machen, um so viel mehr armen Edelleuten, wie wir sind.«

»Wohl, es sei, meine Herren,« erwiderte der König mit Thränen in den Augen, »bleiben Sie, verlassen Sie uns nie mehr.«

So hatten die zwei jungen Leute, eine Wirklichkeit aus ihrer Livree und aus ihren scheinbaren Functionen als Couriere machend, ihre Plätze wieder auf dem Bock eingenommen.

Herr von Choiseul schloß den Wagenschlag.

»Meine Herren,« sagte der König, »ich gebe den bestimmten Befehl, daß man mich nach Montmédy führe. Postillons, nach Montmédy!«

Doch *eine* Stimme, eine ungeheure Stimme, eine Stimme, nicht einer einzigen Bevölkerung, sondern von zehn vereinigten Bevölkerungen rief:

»Nach Paris! nach Paris!«

In einem Augenblicke der Stille aber deutete Billot auf den Weg, dem man folgen sollte, und sagte:

»Straße nach Clermont.«

Der Wagen setzte sich in Bewegung, um diesem Befehle zu gehorchen.

»Ich nehme Sie Alle zu Zeugen, daß man mir Gewalt anthut,« sprach Ludwig XVI.

Erschöpft von dieser Willensanstrengung, die keine von denen übertraf, welche er noch gemacht hatte, sank dann der unglückliche König in den Hintergrund des Wagens zwischen die Königin und Madame Elisabeth.

Der Wagen fuhr weiter.

Nach fünf Minuten und ehe er zweihundert Schritte gemacht hatte, hörte man hinten gewaltiges Geschrei.

Durch die Disposition der Personen und vielleicht auch durch die der Temperamente, war die Königin die Erste, die den Kopf aus dem Schlage beugte.

Doch beinahe in demselben Momente warf sie sich wieder in den Wagen zurück, bedeckte die Augen mit ihren Händen und rief:

»Oh! wehe uns! man ermordet Herrn von Choiseul.«

Der König versuchte es, eine Bewegung zu machen, doch die Königin und Madame Elisabeth zogen ihn so rückwärts, daß er zwischen sie fiel. Ueberdies hatte sich der Wagen um eine Straßenecke gedreht, und es war unmöglich, zu sehen, was zwanzig Schritte von da vorging.

Man vernehme, was geschah.

Vor der Thüre von Herrn Sausse waren die Herren von Choiseul und von Damas zu Pferde gestiegen; doch das Pferd von Herrn von Romeuf, der übrigens mit Post gekommen, war verschwunden.

Herr von Romeuf, Herr von Floirac, und der Adjutant Foucq folgten also zu Fuß in der Hoffnung, Pferde von Husaren oder von Dragonern zu finden, mochten nun Dragoner oder Husaren, treu geblieben, ihnen ihre Pferde anbieten, oder würden sie Pferde finden, die von ihren Herren verlassen worden, welche, wenigstens die Mehrzahl, mit dem Volke fraternisirten und auf die Gesundheit der Nation tranken.

Doch man hatte nicht fünfzehn Schritte gemacht, da bemerkt vom Schlage des Wagens aus, den er geleitet, Herr von Choiseul, daß die Herren von Romeuf, von Floirac und Foucq Gefahr laufen, von der Menge umhüllt, zerdrückt zu werden.

Er hält einen Augenblick an, läßt den Wagen vorbeifahren, und da er denkt, Herr von Romeuf könne, kraft der Sendung, mit der man ihn betraut, unter den drei Männern, die einer gleichen Gefahr preisgegeben, derjenige sein, welcher der königlichen Familie die größten Dienste leisten würde, so ruft er seinem, mit der ganzen Menge vermischten, Bedienten James Brisack zu:

»Mein zweites Pferd Herrn von Romeuf!«

Kaum hat er diese Worte gesprochen, da geräth das Volk in Zorn, braust auf, umzingelt ihn und schreit:

»Das ist der Graf von Choiseul, das ist einer von denjenigen, welche den König entführen wollten! Tod dem Aristokraten! Schlagt den Verräther todt!«

Man weiß, mit welcher Schnelligkeit bei den Volksaufständen die Wirkung aus die Drohung folgt.

Von seinem Sattel herabgerissen, wurde Herr von Choiseul rückwärts niedergeworfen und verschwand verschlungen von dem entsetzlichen Schlunde, den man die Menge nennt, und aus welchem man, in jener Woche tödtlicher Leidenschaften fast nie anders als in Fetzen hervorkam.

Zu gleicher Zeit aber, als er fiel, eilten ihm fünf Personen zu Hilfe.

Das waren Herr von Damas, Herr von Floirac, Herr von Romeuf, der Adjutant Foucq und derselbe Bediente James Brisack, dessen Händen man das Pferd, entrissen, das er hielt, und der, da er die Hände frei hatte, diese im Dienste seines Herrn beschäftigen konnte.

Es fand dann einen Augenblick ein erschreckliches Gemenge statt, eine Gemenge ähnlich jenen Kämpfen, wie sie die Völker des Alterthums gekämpft, oder wie man sie in unseren Tagen bei den Arabern sieht, wenn diese um die blutigen Leiber ihrer Verwundeten und ihrer Todten streiten.

Gegen alle Wahrscheinlichkeit war zum Glück Herr von Choiseul weder todt, noch verwundet, oder seine Wunden waren wenigstens, trotz der gefährlichen Waffen, die sie ihm beigebracht, nur leicht.

Ein Gendarme parirte mit dem Laufe seiner Muskete einen für ihn bestimmten Sensenhieb. James Brisack parierte einen andern mit einem Stocke, den er einem der Angreifenden entrissen.

Der Stock wurde wie ein Rohr durchschnitten, doch der Streich verwundete nur das Pferd von Herrn von Choiseul.

Da fiel es dem Adjutanten Foucq ein, zu rufen:

»Zu Hilfe, Dragoner.«

Einige Soldaten liefen auf diesen Ruf herbei, und da sie sich schämten, den Mann niederhauen zu lassen, der sie commandirt hatte, so brachen sie sich Bahn bis zu ihm.

Herr von Romeuf stürzte selbst vor und rief:

»Im Namen der Nationalversammlung, deren Mandatar ich bin, und des General Lafayette, welcher mich abgeordnet: führet diese Herren auf die Municipalität.«

Die zwei Namen Nationalversammlung und General Lafayette genossen damals ihre ganze Popularität; sie brachten auch ihre Wirkung hervor.

»Auf die Municipalität! auf die Municipalität!« riefen viele Stimmen.

Die Leute von gutem Willen strengten sich an, und Herr von Choiseul und seine Gefährten sahen sich nach dem Gemeindehause fortgezogen.

Man brauchte mehr als anderthalb Stunden, um hier anzukommen; jede Minute von diesen anderthalb Stunden war eine Drohung oder ein Tödtungsversuch; jede Oeffnung, welche ihre Vertheidiger um die Gefangenen ließen, gewährte der Klinge eines Säbels, dem Dreizack einer Heugabel oder der Spitze einer Sense Durchgang.

Endlich kam man zum Stadthause; ein einziger Municipalbeamter war da, sehr erschrocken über die Verantwortlichkeit, die auf ihm lastete.

Um sich dieser Verantwortlichkeit zu entledigen, befahl er, daß die Herren von Choiseul, von Damas und von Floirac ins Gefängniß gebracht und von den Nationalgarden bewacht werden sollten.

Herr von Romeuf erklärte dann, er wolle Herrn von Choiseul, der sich für ihn Allem ausgesetzt, nicht verlassen.

Der Municipal befahl, Herrn von Romeuf mit den Andern ins Gefängniß zu bringen.

Auf ein Zeichen, das Herr von Choiseul seinem Bedienten machte, verschwand dieser, der zu wenig war, als daß man sich um ihn bekümmert hätte.

Seine erste Sorge betraf die Pferde, — vergessen wir nicht, daß James Brisack Reitknecht war.

Er erfuhr, die Pferde stehen fast unversehrt in einem Wirthshause unter der Obhut von mehreren Schildwachen.

Ueber diesen Punkt beruhigt, trat er in ein Kaffeehaus ein und verlangte Thee, eine Feder und Tinte, und schrieb an Frau von Choiseul und an Frau von Grammont, um sie über das Loos ihres Sohnes und ihres Neffen zu beruhigen, der aller Wahrscheinlichkeit nach gerettet war, sobald er im Gefängniß.

Der arme James Brisack ging viel zu weit bei den guten Nachrichten, die er gab; ja, Herr von Choiseul war Gefangener; ja, Herr von Choiseul war im Kerker; ja, Herr von Choiseul war unter der Bewachung der Stadtmiliz: doch man hatte vergessen, Schildwachen vor die Luftlöcher des Kerkers zu stellen, und durch diese Luftlöcher feuerte man viele Flintenschüsse auf die Gefangenen.

Sie waren also genöthigt, sich in die Ecken zu flüchten.

Diese ziemlich precäre Lage dauerte vier und zwanzig Stunden, während welcher Herr von Romeuf mit einer bewunderungswürdigen Aufopferung sich weigerte, seine Gefährten zu verlassen.

Als endlich am 23. Juni die Nationalgarde von Verdun angekommen war, brachte es Herr von Romeuf dahin, daß die Gefangenen ihr übergeben wurden, und er verließ sie erst, nachdem ihm bei ihrem Ehrenworte die Officiere versprochen hatten, über ihnen zu wachen, bis sie in dem

Gefängnisse des obersten Gerichtshofes wären.

Was den armen Isidor von Charny betrifft, so wurde sein Leichnam in das Haus eines Webers geschleppt, wo ihn fromme, aber fremde Hände begruben; er war hierin minder glücklich, als Georges, dem wenigstens die letzte Ehre von den brüderlichen Händen des Grafen und von den befreundeten Händen von Gilbert und Billot erwiesen worden war.

Denn damals war Billot ein ergebener und ehrfurchtvoller Freund. Wir haben gesehen, wie sich diese Freundschaft, diese Ehrfurcht und diese Ergebenheit in Haß verwandelten, in einen Haß so unversöhnlich, als diese Freundschaft, diese Ehrfurcht und diese Ergebenheit tief gewesen waren.

C.

Der Schmerzensweg.

Die königliche Familie setzte indessen ihre Reise nach Paris fort, dem folgend, was wir ihren Schmerzensweg nennen können.

Ach! Ludwig XVI. und Marie Antoinette hatten auch ihre Schädelstätte! Sühnten sie vielleicht durch dieses gräßliche Leiden die Sünden der Monarchen, wie Jesus Christus die Sünden der Menschen sühnte? Das ist das Problem, welches die Vergangenheit nicht gelöst hat, das aber vielleicht die Zukunft aufklären wird.

Man rückte langsam weiter, denn die Pferde konnten nur im Schritte der Escorte gehen, und diese Escorte, während sie der Mehrzahl nach aus Männern bestand, welche, wie gesagt, mit Heugabeln, Flinten, Sensen, Säbeln, Spießeln, Dreschflegeln bewaffnet waren, vervollständigte sich durch eine zahllose Menge von Weibern und Kindern, — Weiber, die ihre Kinder über ihre Köpfe emporhoben, um sie diesen König sehen zu lassen, welchen man mit Gewalt nach seiner Hauptstadt zurückbrachte, und den sie ohne diesen Umstand wahrscheinlich nie gesehen hätten.

Und unter dieser Menge, die aus der Straße hinzog und aus beiden Seiten in die Ebene überströmte, glich der große Wagen des Königs, hinter welchem das Cabriolet von Madame Brunier und Frau von Neuville fuhr, einem Schiffe, gefolgt von einer Schaluppe, das wüthende Wellen umtosen und zu verschlingen drohen.

Von Zeit zu Zeit machte ein unerwarteter Umstand, — man erlaube uns, unsere Vergleichung zu verfolgen, — daß dieser Sturm neue Gewalt erlangte. Die Schreie, die Fluche, die Drohungen verdoppelten sich; die menschlichen Wogen hoben sich, senkten sich, stiegen wie eine Fluth, und verbargen zuweilen gänzlich in ihren Tiefen das Fahrzeug, das sie mit großer Anstrengung seines Vordertheils durchschnitt, die Schiffbrüchigen, die es trug, und die schwache Schaluppe, die es am Schlepptau nachzog.

Man kam nach Clermont, ohne daß man die erschreckliche Escorte, obgleich man vier Meilen gemacht, hatte abnehmen sehen; die Männer, die sie bildeten und von ihren Geschäften nach Hause zurückgerufen wurden, waren bald von denen ersetzt, welche aus der Umgegend herbeiliefen und sich an dem Schauspiel weiden wollten, von dem die Andern schon gesättigt.

Von allen Gefangenen, die das ambulante Gefängniß wegführte, waren zwei ganz besonders dem Zorne der Menge ausgesetzt und die Zielscheibe ihrer Drohungen: das waren die zwei unglücklichen Gardes du corps, welche auf dem breiten Bock des Wagens saßen. Jeden Augenblick, und das war eine Art, die königliche Familie zu treffen, die der Befehl der Nationalversammlung unverletzlich machte, jeden Augenblick waren die Bajonnete gegen ihre Brust gewendet; eine Sense, welche wirklich die des Todes, erhob sich über ihrem Haupte, oder eine Lanze, die wie eine falsche Schlange durch die Zwischenräume schlüpfte, stach mit ihrem scharfen Eisen in das lebendige Fleisch und kam mit einer ebenso raschen Bewegung zurück, um vor die Augen ihres dadurch, daß er sein Ziel nicht verfehlt, befriedigten Herrn ihre feuchte und geröthete Spitze zu bringen.

Plötzlich sah man mit Erstaunen einen Mann ohne Hut, ohne Waffen, die Kleider mit Koth

bedeckt, die Menge durchschneiden, nachdem er den König und die Königin einfach, aber ehrfurchtsvoll begrüßt, auf das Vordergestell des Wagens springen und auf dem Bocke zwischen den Gardes du corps Platz nehmen.

Die Königin stieß einen Schrei zugleich der Angst, der Freude und des Schmerzes aus.
Sie hatte Charny erkannt.

Der Augst, denn das, was er vor Aller Augen that, war so verwegen, daß er nur durch ein Wunder diesen gefährlichen Platz hatte erreichen können, ohne verwundet worden zu sein.

Der Freude, denn sie war glücklich, ihn den unbekanntenen Gefahren entgangen zu sehen, denen er aus seiner Flucht hatte preisgegeben sein müssen; Gefahren, welche um so größer, als die Wirklichkeit, ohne eine besonders zu bezeichnen, es der Einbildungskraft überließ, sie ihr alle zu bieten.

Des Schmerzes, daß sie, da sie Charny allein wiedersah, auf jede Hoffnung, von Herrn von Bouillé Hilfe zu erhalten, verzichten mußte.

Uebrigens schien die Menschenmenge über die Kühnheit dieses Mannes, ihn gerade wegen dieser Kühnheit respectirt zu haben.

Bei dem Geräusche, das um den Wagen her entstanden war, wandte sich Billot, der an der Spitze der Escorte ritt, um und erkannte sogleich Charny.

»Ah!« murmelte er, »es freut mich, daß ihm nichts widerfahren ist; doch wehe dem, der nun etwas Aehnliches versuchen würde, denn er müßte sicherlich für zwei bezahlen!«

Man kam gegen zwei Uhr Nachmittags in Sainte-Menehould an.

Die Entbehrung des Schlafes in der Nacht der Abreise, die Anstrengungen und Gemüthsbewegungen in der abgelaufenen Nacht hatten auf Jedermann, und besonders aus den Dauphin, ihren nachtheiligen Einfluß geübt. Als man in Sainte-Menehould ankam, war das arme Kind einem erschrecklichen Fieber preisgegeben.

Der König befahl, Halt zu machen.

Zum Unglück war von allen an der Straße liegenden Städten Sainte-Menehould vielleicht die am heftigsten im Aufruhr gegen diese unglückliche Familie, die man gefangen zurückführte, begriffene.

Man nahm also keine Rücksicht auf den vom König gegebenen Befehl, und es wurde von Billot der entgegengesetzte Befehl gegeben, daß man die Pferde anzuspannen habe.

Man gehorchte.

Der Dauphin weinte und fragte unter seinem Schluchzen:

»Warum kleidet man mich denn nicht aus und legt mich in mein gutes Bett, da ich krank bin?«

Die Königin konnte seinen Klagen nicht widerstehen, und ihr Stolz war einen Augenblick gebrochen.

Sie hob in ihren Armen den in Thränen zerfließenden und ganz schauernden Prinzen aus, zeigte ihn dem Volke und rief:

»Ah! meine Herren, aus Mitleid mit diesem Kinde, halten Sie an!«

Doch die Pferde waren schon am Wagen.

»Vorwärts!« rief Billot.

»Vorwärts!« schrie das Volk.

Und als der Pächter am Schlage vorüberritt, um wieder seinen Platz an der Spitze des Zuges

einzunehmen, sprach die Königin zu Billot:

»Ah! mein Herr, ich wiederhole Ihnen, Sie müssen kein Kind haben.«

»Und ich, Madame, ich wiederhole Ihnen,« antwortete Billot mit seinem düsteren Blicke und seinem rauhen Tone: »ich habe eines gehabt, doch ich habe es nicht mehr!«

»Handeln Sie also, wie Sie wollen,« sagte Marie Antoinette, »Sie sind der Stärkere. Doch nehmen Sie sich in Acht, es gibt keine Stimme, welche lauter: Wehe! schreit, als die schwache Stimme der Kinder.«

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Die Fahrt durch die Stadt war grausam. Der Enthusiasmus, den der Anblick von Drouet erregte, welchem man die Verhaftung der Gefangenen zu verdanken hatte, wäre für diese eine für die Könige entsetzliche Lehre gewesen; doch in diesem Geschrei sahen Ludwig XVI. und Marie Antoinette nur eine blinde Wuth; in diesen Patrioten, welche überzeugt waren, sie retten Frankreich, sahen der König und die Königin nur Rebellen.

Der König war niedergeschmettert; der Schweiß der Scham und des Zorns floß von der Sinne der Königin; Madame Elisabeth, ein Engel des Himmels, der sich aus die Erde verirrt, betete leise, nicht für sich, sondern für ihren Bruder, für ihre Schwägerin, für ihren Neffen, für ihre Nichte, für das ganze Volk. Die fromme Frau wußte nicht diejenigen, welche sie als Opfer betrachtete, von denjenigen, die sie als Henker ansah, zu trennen, und in *einer* Anrufung legte sie Diese und Jene zu den Füßen des Herrn.

Beim Eingange von Sainte-Menehould konnte die Woge, welche einer Ueberschwemmung ähnlich die Ebene bedeckte, nicht durch die enge Straße vordringen.

Sie schäumte aus beiden Seiten der Stadt und folgte der äußeren Umfangslinie; da man aber in Sainte-Menehould nur die zum Umspannen nöthige Zeit anhielt, so kam sie am anderen Ende der Stadt zurück, um noch heftiger an den Wagen zu schlagen.

Der König hatte geglaubt, — und dieser Glaube hatte ihn vielleicht auf seinen schlechten Weg getrieben, — der König hatte geglaubt, der Geist von Paris sei allein irre geführt; er zählte auf seine gute Provinz. Nun entging ihm seine gute Provinz nicht nur, sondern sie wandte sich sogar unbarmherzig gegen ihn. Diese Provinz hatte Herrn von Choiseul in Pont de Sommeville erschreckt, sie hatte Herrn Dandoins in Sainte-Menehould gefangen gesetzt, sie hatte aus Herrn von Damas in Clermont geschossen, sie hatte so eben Isidor unter den Augen des Königs getödtet. Alles erhob sich gegen die Flucht, selbst der Priester, den der Chevalier von Bouillé mit dem Absatze seines Stiefels über die Straße hinab geworfen hatte.

Und das wäre noch viel schlimmer gewesen, hätte der König sehen können, was in den Orten selbst, Dörfern und Städten, vorging, wo die Nachricht, daß man ihn verhaftet, eintraf. Auf der Stelle erhob sich die ganze Bevölkerung, die Weiber nahmen die Wickelkinder in ihre Arme, die Mütter zogen an der Hand die Kleinen, welche gehen konnten, fort, die Männer beluden sich mit Waffen, so viel sie hatten, so viel hingen sie um sich oder trugen sie auf den Schultern; sie kamen an entschlossen, nicht dem König das Geleite zu bilden, sondern den König zu tödten, der im Augenblick der Ernte, — traurige Ernte der Champagne in der Gegend von Chalons, welche so arm, daß sie das Volk in seiner ausdrucksvollen Sprache die Champagne pouilleuse³³ nennt! — diesen König, der im Augenblick der Ernte, damit sie sie unter den Füßen ihrer Rosse zerträten, den plündergierigen Husaren, den raubsüchtigen Panduren³⁴ holen wollte. Doch drei Engel bewachten den königlichen Wagen: der arme kleine Dauphin, der ganz krank und

schnatternd aus dem Schooße seiner Mutter lag; Madame Royale, welche, schön in jener glänzenden Schönheit der Frauen mit rothen Haaren, am Wagenschlage stand und Alles dies mit ihrem erstaunten, aber festen Auge anschaute; Madame Elisabeth endlich, welche schon sieben und zwanzig Jahre alt, der aber die Keuschheit des Körpers und des Herzens die Glorie der reinsten Jugend um die Stirne legte. Diese Menschen sahen Alles dies, dabei diese auf ihr Kind gebeugte Königin, diesen tief niedergeschlagenen König, und ihr Zorn ging hin und verlangte einen andern Gegenstand, auf den er niederstürzen könnte. Sie schrieen gegen die Gardes du corps, sie schmäheten sie, sie nannten sie, — diese edlen und ergebenen Herzen! — Herzen von Feigen und Herzen von Verräthern; dann fiel auf alle diese exaltirten Köpfe, welche meistens bloß, meistens erhitzt durch den schlechten Wein der Schenken, senkrecht die Junisonne, und sie machte einen Flammenregenbogen in dem kreidigen Staube, den dieses ganze ungeheure Gefolge den Weg entlang aufwühlte.

Was würde dieser König gesagt haben, der sich vielleicht noch Illusionen machte, hätte er gesehen, wie ein Mann in Mézières, mit seiner Flinte auf der Schulter, aufbrach, in drei Tagen sechzig Meilen zurücklegte, um den König zu tödten, ihn in Paris erreichte, und in Paris, da er ihn so arm, so gedemüthigt, so unglücklich erblickte, den Kopf schüttelnd auf sein Vorhaben verzichtete?

Was würde er gesagt haben, hätte er einen Tischler gesehen, der, da er nicht zweifelte, nach seiner Flucht werde der König sogleich vor ein Gericht gestellt und verurtheilt werden, tief aus Burgund abging und auf den Straßen forteilte, um bei diesem Gerichte und bei dieser Verurtheilung anwesend zu sein? Auf dem Wege macht ihm ein Tischlermeister begreiflich, das werde länger dauern, als er glaube, und hält ihn zurück, um mit ihm Brüderschaft zu schließen; der junge Tischler verweilt in der That beim alten Meister und heirathet seine Tochter.³⁵

Was Ludwig XVI. sah, war vielleicht ausdrucksvoll, aber weniger furchtbar; denn wir haben gesagt, wie der dreifache Schild der Unschuld den Zorn von ihm abwandte und gegen seine Diener zurücksandte.

Als man Sainte-Menehould verließ, sah man, vielleicht eine halbe Meile von der Stadt, querfeldein im stärksten Galopp seines Pferdes, einen alten Edelmann, Ritter vom Orden des heiligen Ludwig, kommen; er trug sein Krenz an seinem Knopfloch; einen Augenblick glaubte ohne Zweifel das Volk, dieser Mann eile nur durch die Neugierde bewogen herbei, und man machte ihm Platz. Der alte Edelmann näherte sich dem Wagenschlage, verbeugte sich vor dem König und der Königin und nannte sie *Majestäten*. Das Volk hatte ermessen, wo die wahre Stärke und die wirkliche Majestät waren, und entrüstete sich, daß man seinem Gefangenen einen Titel gab, der *ihm* gebührte; es fing an zu murren und zu drohen.

Der König hatte dieses Murren schon kennen gelernt; er hatte es um das Haus von Varennes gehört und errieth seine Bedeutung.

»Mein Herr,« sagte er zu dem alten Ritter vom Ludwigs-Orden, »die Königin und ich sind sehr gerührt von dem Zeichen der Ergebenheit, das Sie uns so eben auf eine so öffentliche Weise dargebracht haben; aber um Gottes willen, entfernen Sie sich, Ihr Leben ist nicht in Sicherheit!«

»Mein Leben gehört dem König,« erwiderte der alte Ritter, »und der letzte Tag meines Lebens wird sein schönster sein, wenn ich für den König sterbe.«

Es vernahmen Einige diese Worte und murrten noch lauter.

»Ziehen Sie sich zurück, mein Herr! entfernen Sie sich!« rief der König.

Dann neigte er sich hinaus und sprach:

»Meine Freunde, ich bitte, machen Sie Herrn von Dampierre Platz.«

Die Nächsten, diejenigen, welche die Bitte des Königs hörten, leisteten Folge und machten Platz. Zum Unglück kamen in einiger Entfernung vom königlichen Wagen Roß und Reiter in's Gedränge; der Reiter trieb sein Pferd mit dem Zügel und mit dem Sporn an, doch die Menge war so compact, daß sie selbst nicht Herrin in ihren Bewegungen; einige gequetschte Weiber schrieen, ein erschrockenes Kind weinte, die Männer wiesen die Faust, der hartnäckige Greis zeigte die Peitsche; da verwandelten sich die Drohungen in Gebrüll; dieser große Volks- und Löwenzorn brach los. Herr von Dampierre war schon am Saume dieses Waldes von Menschen: er gab seinem Pferde beide Sporen; es setzte muthig über den Graben und galoppierte querfeldein. In diesem Augenblick wandte sich der alte Edelmann um, nahm den Hut in die Hand und rief: »Es lebe der König!« Die letzte Huldigung seinem Souverain dargebracht, aber auch die größte Beleidigung für das Volk!

Es krachte ein Flintenschuß.

Er zog eine Pistole aus dem Holfter und erwiderte Schuß durch Schuß.

Dann feuerte Alles, was eine geladene Flinte hatte, zugleich auf diesen Wahnsinnigen.

Das von Kugeln durchlöchernde Pferd stürzte nieder.

War der Mann verwundet, war er getödtet durch das entsetzliche Feuer? Die Menge wälzte sich wie eine Lawine nach dem Ort, wo der Mann und das Pferd gefallen waren; dann entstand einer von den Tumulten, wie sie nur um Leichname stattfinden, verworrene Bewegungen, ein ungestaltetes Chaos, ein Abgrund von Lärmen und Geschrei, woraus man plötzlich am Ende einer Pieke einen Kopf mit weißen Haaren sich erheben sah.

Das war der des unglücklichen Chevalier von Dompierre.

Die Königin stieß einen Schrei aus und warf sich in den Wagen zurück.

»Ungeheuer! Cannibalen! Mörder!« brüllte Charny.

»Schweigen Sie, schweigen Sie. Herr Graf,« sagte Billot, »sonst würde ich nicht mehr für Sie stehen.«

»Gut!« erwiderte Charny, »ich bin des Lebens müde! Was kann mir Schlimmeres geschehen, als meinem armen Bruder?«

»Ihr Bruder war strafbar, Sie sind es nicht,« versetzte Billot.

Charny machte eine Bewegung, um vom Bocke zu springen; die zwei Gardes du corps hielten ihn zurück; zwanzig Bajonnete wandten sich gegen ihn.«

»Freunde,« sprach Billot mit seiner festen und eindrucksvollen Stimme, »was dieser auch thun oder sagen mag,« und er deutete aus Charny, »ich verbiete, daß ein Haar von seinem Haupte falle . . . Ich hafte für ihn seiner Frau.«

»Seiner Frau!« murmelte die Königin bebend, als ob eines der Bajonnete, welche Charny bedrohten, ihr ins Herz gestochen hätte. »Seiner Frau! warum?«

Warum? Billot hätte es selbst nicht sagen können. Er hatte den Namen und das Bild der Frau von Charny angerufen, weil er wußte, wie mächtig diese Namen auf die Mengen wirken, welche im Ganzen aus Vätern und Gatten bestehen.

CI.

Der Schmerzensweg.

Man kam spät nach Chalons. Der Wagen fuhr in den Hof der Intendanz; Couriere waren vorausgeschickt worden, um die Wohnungen bereit halten zu lassen.

Dieser Hof war gefüllt von der Nationalgarde und den Neugierigen.

Man sah sich genöthigt, die Zuschauer auf die Seite zu treiben, daß der König aus dem Wagen steigen konnte.

Der König stieg zuerst aus, dann die Königin, den Dauphin in ihren Armen tragend, dann Madame Elisabeth und Madame Royale, endlich Frau von Tourzel.

In dem Augenblick, wo Ludwig XVI. den Fuß auf die Treppe setzte, ging ein Schuß los, und die Kugel pfiff an den Ohren des Königs hin.

War hierbei eine königsmörderische Absicht? War es ein einfacher Zufall?

»Gut!« sagte der König, indem er sich mit viel Ruhe umwandte, »das ist ein Ungeschickter, der sein Gewehr hat losgehen lassen!«

Dann sprach er laut:

»Meine Herren, Sie müssen sich in Acht nehmen; es ist bald ein Unglück geschehen!«

Charny und die zwei Gardes du corps folgten der königlichen Familie ohne Hinderniß.

Abgesehen von dem unglücklichen Schusse, hatte es der Königin schon geschienen, als trete sie in eine mildere Atmosphäre ein. Vor der Thüre, wo der stürmische Zug der Landstraße angehalten, hatte das Geschrei auch Halt gemacht; ein gewisses Gemurmel des Mitleids war sogar in dem Augenblick hörbar geworden, wo die königliche Familie aus dem Wagen stieg. Als man in den ersten Stock kam, fand man eine Tafel so kostbar als möglich, und servirt mit einer Eleganz, daß die Gefangenen sich ganz erstaunt anschauten.

Bedienten standen wartend da; doch Charny forderte für sich und die zwei Gardes du corps das Vorrecht der Bedienung. Unter dieser Demuth, welche heute seltsam scheinen könnte, verbarg der Graf den Wunsch, den König nicht zu verlassen, in seiner Nähe zu bleiben und sich für jedes Ereigniß bereit zu halten.

Die Königin begriff, doch sie wandte sich nicht einmal noch seiner Seite um, doch sie dankte ihm weder mit der Hand, noch mit dem Blicke, noch mit der Rede. Das Wort von Billot: »Ich hafte für ihn seiner Frau!« toste wie ein Sturm in der Tiefe des Herzens von Marie Antoinette.

Charny, den sie aus Frankreich zu entführen glaubte, Charny, den sie mit sich aus dem Vaterlande zu entfernen glaubte, Charny kam mit ihr nach Paris zurück! Charny sollte Andrée wiedersehen.

Er seinerseits wußte nichts von dem, was im Herzen der Königin vorging. Er konnte nicht vermuthen, sie habe diese Worte gehört; überdies fing sein Geist an Hoffnungen zu fassen.

Wie wir erwähnt haben, war Charny vorher abgeschickt worden, um alle Verhältnisse der Straße auszukundschaften, und er hatte seine Sendung gewissenhaft erfüllt. Er wußte also, wie der Geist des geringsten Dorfes war. In Chalons, einer alten Stadt ohne Handel und bevölkert mit

Bürgern, Rentiers, Edelleuten, war die Gesinnung royalistisch.

So kam es, daß die erhabenen Gäste kaum bei Tische saßen, als ihr Wirth, der Intendant des Departement, vortrat, sich vor der Königin, die nichts Gutes mehr erwartete, tief verbeugte, sie mit Bangigkeit anschaute und sprach:

»Madame, die jungen Mädchen von Chalons sind unten und bitten um die Gnade, Eurer Majestät Blumen überreichen zu dürfen.«

Die Königin wandte sich ganz erstaunt gegen Madame Elisabeth, dann gegen den König um.

»Blumen?« sagte sie.

»Madame,« versetzte der Intendant, »ist der Augenblick schlecht gewählt oder die Bitte zu kühn, so werde ich Befehl geben, daß diese Mädchen nicht heraufkommen.«

»Oh! nein, nein! mein Herr, im Gegentheil!« rief die Königin. »Junge Mädchen! Blumen! Oh! lassen Sie sie kommen!«

Der Intendant entfernte sich, und einen Augenblick nachher erschienen zwölf vierzehn- bis sechzehnjährige Mädchen, die schönsten, die man in der Stadt hatte finden können, im Vorzimmer und blieben bei der Thürschwelle stehen.

»Oh! tretet ein! tretet ein, meine Kinder!« rief die Königin, indem sie die Arme gegen sie ausstreckte.

Eine von den jungen Personen, die Dolmetscherin nicht nur ihrer Gefährtinnen, nicht nur ihrer Eltern, sondern auch der Stadt, hatte eine schöne Rede auswendig gelernt, die sie zu wiederholen sich anschickte; doch bei diesem Rufe der Königin, bei diesen gegen sie geöffneten Armen, bei dieser Gemüthsbewegung der königlichen Familie fand die Arme nur Thränen und die aus der tiefsten Tiefe der Brust hervorgehenden, die allgemeine Meinung zusammenfassenden Worte:

»Oh! Eure Majestät, welch ein Unglück!«

Die Königin nahm den Strauß und küßte das Mädchen.

Charny neigte sich während dieser Zeit an das Ohr des Königs und sagte leise:

»Sire, vielleicht ist ein Vortheil aus der Stadt zu ziehen; vielleicht ist noch nicht Alles verloren; will mir Eure Majestät auf eine Stunde Urlaub geben, so werde ich hinabgehen, und ihr dann, wenn ich zurückkomme, Bericht erstatten über das, was ich gesehen, gehört und vielleicht auch gethan habe.«

»Gehen Sie, mein Herr,« erwiderte der König, »doch seien Sie vorsichtig; wenn Ihnen Unglück widerfahren würde, so könnte ich mich nie trösten. Ach! es ist schon genug mit zwei Todesfällen in derselben Familie!«

»Sire,« sprach Charny, »mein Leben gehört dem König, wie ihm das meiner Brüder gehörte.«

Und er ging hinaus.

Während er aber wegging, wischte er sich eine Thräne ab.

Es bedurfte der Gegenwart der ganzen königlichen Familie, um auf diesem Manne mit dem festen, aber zärtlichen Herzen den Stoiker zu machen, der zu scheinen er sich anstrengte; fand er sich wieder sich selbst gegenüber, so fand er sich seinem Schmerze gegenüber.

»Armer Isidor!« murmelte er.

Und er drückte mit seiner Hand an seine Brust, um zu sehen, ob in seiner Tasche immer noch die ihm von Herrn von Choiseul überbrachten Papiere seien, welche auf dem Leichname seines Bruders gefunden worden, und die er im ersten Augenblick der Ruhe mit derselben frommen

Gewissenhaftigkeit, mit der er ein Testament gelesen hätte, zu lesen sich gelobte.

Hinter den Mädchen, welche Madame Royale wie Schwestern küßte, erschienen die Eltern: es waren, wie gesagt, beinahe alle entweder würdige Bürger oder alte Edelleute; sie kamen schüchtern und baten in Demuth um die Gnade, ihren unglücklichen Souverain begrüßen zu dürfen. Der König stand auf, als sie erschienen, und die Königin sprach mit ihrer weichsten Stimme:

»Treten Sie ein!«

War man in Chalons? war man in Versailles? hatten wirklich ein paar Stunden vorher die Gefangenen den unglücklichen Herrn von Dampierre unter ihren Augen ermorden sehen?

Nach einer halben Stunde kam Charny zurück.

Die Königin hatte ihn weggehen und zurückkehren sehen, doch selbst dem schärfsten Auge wäre es unmöglich gewesen, aus ihrem Gesichte etwas von dem Gegenschlage zu lesen, den ihrer Seele dieser Abgang und diese Rückkehr gaben.

»Nun?« fragte der König sich gegen Charny neigend.

»Sire,« antwortete der Graf, »Alles steht aus das Beste, Die Nationalgarde erbiertet sich, Eure Majestät morgen nach Montmédy zurückzuführen.«

»Sie haben also etwas beschlossen?«

»Ja. Sire, ich habe mit den obersten Chefs Verabredung getroffen. Morgen vor der Abfahrt wird der König die Messe zu hören verlangen; man kann sich diesem Verlangen Eurer Majestät nicht widersetzen, es ist das Fronleichnamfest. Der Wagen wird den König vor der Thüre der Kirche erwarten; wenn er herauskommt, wird der König in den Wagen steigen, die *Vivat* werden erschallen, und unter diesen *Vivat* wird der König den Befehl geben, umzukehren und nach Montmédy zu fahren.«

»Es ist gut, ich danke, Herr von Charny,« sagte der König; »hat sich bis morgen nichts geändert, so werden wir es machen, wie Sie sagen. Nun ruhen Sie aus, Sie und Ihre Gefährten, Sie müssen der Ruhe mehr bedürfen, als wir.«

Dieser Empfang junger Mädchen, guter Bürger und wackerer Edelleute dehnte sich, wie man begreift, nicht lange in die Nacht aus; der König und die königliche Familie zogen sich um neun Uhr zurück.

Als sie zu ihrem Gemache kamen, erinnerte eine Schildwache, die sie vor ihrer Thüre sahen, den König und die Königin daran, daß sie immer noch Gefangene waren.

Diese Schildwache präsentirte vor ihnen das Gewehr.

An der pünktlichen Bewegung, mit der diese Ehrenbezeugung gegen die königliche Majestät, selbst gegen die gefangene, geschah, erkannte der König einen alten Soldaten.

»Wo haben Sie gedient, mein Freund?« fragte er die Schildwache.

»Bei den Gardes françaises Sire,« antwortete der Mann.

»Dann wundere ich mich nicht, Sie hier zu sehen,« versetzte der König mit trockenem Tone.

Ludwig XVI. konnte nicht vergessen, daß schon am 13. Juli 1789 die Gardes françaises zum Volke übergegangen waren.

Der König und die Königin traten ein.

Diese Schildwache stand gerade vor der Thüre des Schlafzimmers.

Eine Stunde nachher, als sie abgelöst wurde, verlangte die Schildwache mit dem Anführer der

Escorte zu sprechen. Dieser Anführer war Billot.

Er speiste auf der Straße zu Nacht mit den Leuten, welche von den verschiedenen am Wege liegenden Dörfern gekommen waren, und suchte sie zu bestimmen, am andern Tage zu bleiben.

Doch die Meisten von diesen Menschen hatten gesehen, was sie hatten sehen wollen, nämlich den König, und mehr als die Hälfte wollte durchaus das Fronleichnamfest in ihrem Dorfe feiern.

Billot gab sich alle Mühe, sie zurückzuhalten, weil ihn die Gesinnung der aristokratischen Stadt beunruhigte.

Sie aber, wackere Landleute, antworteten ihm: »Wenn wir nicht nach Hause gingen, wer würde denn morgen dem guten Gott zu seinem Feste Glück wünschen und Tücher vor unseren Häusern aufspannen?«

Mitten unter dieser Beschäftigung trat die Schildwache auf ihn zu.

Beide sprachen leise und sehr lebhaft.

Dann ließ Billot Drouet holen.

Dasselbe Gespräch mit leiser Stimme, aber belebt und mit einer Menge von Geberden erneuerte sich.

In Folge dieser Unterredung gingen Billot und Drouet zum Postmeister, dem Freunde des Letztern.

Der Postmeister ließ ihnen zwei Pferde satteln, und zehn Minuten nachher galoppierte Billot aus der Straße nach Rheims, und Drouet aus der nach Vitry-le-Français.

Der Tag brach an; es waren kaum noch hundert und sechzig Mann von der Escorte vom vorigen Tag übrig, — die erbittertsten oder die müdesten; sie hatten die Nacht auf der Straße auf den Strohbinden zugebracht, die man ihnen herbeigeschafft; als sie sich in der ersten Morgendämmerung schüttelten, schien es ihnen, als sähen sie ein Dutzend Menschen in Uniform bei der Intendanz eintreten und einen Augenblick nachher wieder herauslaufen.

Es war in Chalons ein Standquartier der Garden von der Compagnie Villeroy; ein Dutzend von diesen Herren befand sich noch in der Stadt.

Sie hatten die Befehle von Charny entgegengenommen.

Charny hatte ihnen gesagt, sie sollen ihre Uniformen anziehen und sich zu Pferde vor der Thüre der Kirche im Augenblick des Abgangs des Königs einfinden.

Sie trafen die Vorkehrungen zu diesem Manoeuvre.

Einige von den Bauern, welche am Abend die Escorte des Königs gebildet, hatten sich, wie gesagt, nicht zurückgezogen, weil sie müde waren, doch am Morgen zählten sie die Meilen: die Einen waren zehn Meilen, die Andern fünfzehn von Hause entfernt. Hundert bis zweihundert gingen ab, trotz der dringenden Vorstellungen, die ihnen ihre Kameraden machten.

Die Getreuen waren auf vierhundert oder höchstens vierhundert und fünfzig zusammengeschmolzen.

Man konnte aber auf eine wenigstens gleiche Anzahl von Nationalgarden rechnen, die dem König ergeben, ohne die königlichen Garden und die Officiere zu zahlen, die man rekrutiren sollte, — eine Art von heiligem Bataillon bereit, allen Gefahren sich aussetzend, das Beispiel zu geben.

Ueberdies war, wie man weiß, die Stadt aristokratisch.

Am Morgen, von sechs Uhr an, waren die für die royalistische Sache eifrigsten Einwohner auf

den Beinen und warteten im Hofe der Intendanz. Charny und die zwei Gardes du corps befanden sich mitten unter ihnen und warteten auch.

Der König stand um sieben Uhr aus und ließ sagen, es sei seine Absicht, der Messe beizuwohnen.

Man suchte Drouet und Billot, um ihnen den Wunsch des Königs mitzuthemen, doch man fand weder den Einen, noch den Andern.

Nichts widersetzte sich also der Erfüllung dieses Wunsches.

Charny ging zum König hinaus und meldete ihm die Abwesenheit der zwei Anführer der Escorte.

Der König freute sich hierüber; Charny aber schüttelte den Kopf; wenn er Drouet nicht kannte, so kannte er dagegen Billot.

Die Vorzeichen schienen indessen günstig. Die Straßen waren mit Menschen gefüllt, es ließ sich aber leicht sehen, daß diese ganze Bevölkerung eine theilnehmende war. So lange die Läden des Zimmers des Königs und die des Zimmers der Königin geschlossen geblieben, war diese Menge, um den Schlaf der Gefangenen nicht zu stören, geräuschlos, mit leisen Tritten, die Hände und die Augen zum Himmel erhebend, und so zahlreich umhergegangen, daß man kaum, in ihren Reihen verloren, die vier- bis fünfhundert Bauern der Umgegend sah, welche beharrlich nicht in ihre Dörfer zurückgekehrt waren.

Sobald sich aber die Läden bei dem erhabenen Fürstenpaare öffneten, erschollen die Rufe: »Es lebe der König!« und: »Es lebe die Königin!« mit solcher Energie, daß, ohne sich ihren Gedanken mitgetheilt zu haben, von selbst und jedes aus seiner Seite, der König und die Königin auf ihren Balcons erschienen.

Da waren die Rufe einstimmig, und ein letztes Mal konnten sich die zwei Verurtheilten des Geschicks Illusion machen.

»Oh! es geht Alles gut.« sagte von einem Balcon zum andern Ludwig XVI. zu Marie Antoinette.

Marie Antoinette schlug die Augen zum Himmel aus, antwortete aber nicht.

In diesem Momente verkündigte ein Glockengeläute das Oeffnen der Kirche.

Zu gleicher Zeit klopfte Charny leise an die Thüre.

»Es ist gut,« sagte der König, »ich bin bereit.«

Charny warf einen raschen Blick auf den König: er war ruhig, beinahe fest; er hatte so viel gelitten, daß man hätte glauben sollen, in Folge des großen Leidens verliere er seine Unentschlossenheit.

Der Wagen wartete vor der Thüre.

Der König, die Königin und die königliche Familie stiegen ein, umgeben von einer Menge, welche wenigstens ebenso beträchtlich war, als am vorhergehenden Tage; doch statt die Gefangenen zu schmähen und zu beschimpfen, bat sie die Menge um ein Wort, um einen Blick, und fühlte sich glücklich, die Flügel vom Rocke des Königs zu berühren, den Saum des Kleides der Königin zu küssen.

Die drei Officiere nahmen wieder ihre Plätze aus dem Bock ein.

Der Kutscher erhielt den Befehl, den Wagen an die Kirche zu fuhren, und gehorchte, ohne eine Bemerkung zu machen.

Woher hätte übrigens ein Gegenbefehl kommen können? Die zwei Anführer waren immer noch abwesend.

Charny schaute nach allen Seiten und suchte vergebens Billot und Drouet.

Man kam zur Kirche.

Die Escorte der Bauern hatte sich wohl um den Wagen her geschaart; doch jede Minute vermehrte sich die Zahl der Nationalgarden: an jeder Straßenecke marschirten sie in Compagnien hervor.

Als man die Kirche erreichte, schätzte Charny die Leute, über die er verfügen könnte, zu sechshundert.

Man hatte Plätze für die königliche Familie unter einer Art von Thronhimmel vorbehalten, und obgleich es erst acht Uhr Morgens war, begannen die Priester doch eine große Messe, Charny bemerkte es; er fürchtete nichts so sehr, als einen Verzug; ein Verzug könnte tödtlich für die Hoffnungen sein, an welche er sich wieder angeklammert. Er ließ dem das Amt haltenden Priester sagen, es sei wesentlich, daß die Messe nicht über eine Viertelstunde dauere.

»Ich begreife,« ließ der Priester antworten, »und ich will zu Gott beten, daß er Ihren Majestäten eine glückliche Reise bewillige.«

Die Messe dauerte gerade die bezeichnete Zeit, und dennoch zog Charny mehr als zwanzigmal seine Uhr; der König selbst konnte seine Ungeduld nicht verbergen; zwischen ihren beiden Kindern knieend, stützte die Königin den Kopf auf das Kissen des Beipultes; ruhig und klar wie eine Jungfrau von Alabaster, mochte sie nun nichts von dem Vorhaben wissen, mochte sie schon ihr Leben und das ihres Bruders in die Hände des Herrn gelegt haben, gab Madame Elisabeth kein Zeichen der Ungeduld von sich.

Endlich sprach der Priester, sich umwendend, die sacramentalen Worte: *Ite, missa est.*

Und er stieg, das Ciborium in der Hand, die Stufen des Altares herab und segnete im Vorübergehen den König und die königliche Familie.

Diese verneigten sich ihrerseits und antworteten auf den Wunsch, der sich im Herzen des Priesters belebte, leise: »*Amen!*«

Dann gingen sie nach der Thüre.

Alle, die mit ihnen die Messe gehört hatten, knieten an ihrem Wege nieder; die Lippen Aller bewegten sich, ohne daß ein Ton aus ihrem Munde hervorkam; doch es war leicht zu errathen, um was alle diese stummen Lippen baten.

Vor der Thüre der Kirche fand man die zehn bis zwölf Garden zu Pferde.

Das royalistische Geleite nahm colossale Verhältnisse an.

Und dennoch war es offenbar, daß die Bauern mit ihrem rohen, ungeschlachten Willen, mit ihren Waffen, welche vielleicht weniger tödtlich als die der Stadtbürger, aber furchtbarer anzuschauen, — ein Drittel hatte sich mit Flinten, die Uebrigen hatten sich mit Sensen und Spießen bewaffnet, — es war offenbar, daß die Bauern im entscheidenden Augenblick ein unheilvolles Gewicht in die Waagschale legen konnten.

Nicht ohne eine gewisse Bangigkeit neigte sich daher Charny zum König, von dem man seine Befehle verlangte, und sagte, um ihn zu ermuthigen:

»Auf, Sire, auf!«

Der König war entschlossen.

Er beugte sich mit dem Kopfe aus dem Schlage, wandte sich an diejenigen, welche den Wagen umgaben, und sprach:

»Meine Herren, gestern in Varennes hat man mir Gewalt angethan: ich hatte den Befehl gegeben, nach Montmédy zu fahren, und mit Gewalt hat man mich nach einer empörten Hauptstadt zurückgeführt; doch gestern war ich mitten unter Rebellen, heute bin ich unter wackeren Unterthanen, und ich wiederhole: Nach Montmédy, meine Herren!«

»Nach Montmédy!« rief Charny.

»Nach Montmédy!« wiederholten die Garden von der Compagnie Villeroy.

«Nach Montmédy!« wiederholte nach ihnen die ganze Nationalgarde von Chalons.

Dann ließ ein allgemeiner Chor den Ruf: »Es lebe der König!« ertönen.

Der Wagen drehte sich um die Straßenecke und nahm wieder, um zu gehen, den Weg, dem man am Tage vorher gefolgt war, um zu kommen.

Charny hatte die Augen auf dieser ganzen Bevölkerung der Dörfer; sie schien, in Abwesenheit von Drouet und Billot, befehligt von dem Garde française, der vor der Thüre des Königs Schildwache gestanden war; er folgte der Bewegung und ließ derselben seine Leute folgen, deren düsteres Auge ziemlich klar andeutete, sie haben wenig Gefallen an dem Manoeuvre, das ausgeführt werde.

Nur ließen sie die ganze Nationalgarde vorüberziehen und ordneten sich dahinter in Massen als Nachhut.

In den ersten Reihen marschirten die mit Pieken, Heugabeln und Sensen bewaffneten Leute.

Dann kamen ungefähr hundert und fünfzig Mann mit Flinten bewaffnet.

Dieses Manoeuvre, das so gut ausgeführt wurde, als wären es an Kriegsübungen gewöhnte Truppen gewesen, beunruhigte Charny; doch er hatte kein Mittel, sich zu widersetzen, und konnte, von dem Platze, den er einnahm, nicht einmal nach einer Erklärung fragen.

Die Erklärung wurde ihm bald gegeben.

So wie man dem Thore der Stadt näher rückte, schien es, als hörte man, trotz des Geräusches des Wagens, trotz des Lärmens derjenigen, welche ihn umgaben, etwas wie ein dumpfes Rollen, das immer mehr zunahm.

Plötzlich erbleichte Charny, legte die Hand auf das Knie des Garde du corps, der neben ihm saß, und sagte zu ihm:

»Alles ist verloren!«

»Warum?« fragte der Garde du corps.

»Erkennen Sie denn dieses Geräusch nicht?«

»Man sollte glauben, es wäre das Getöse von Trommeln . . . Nun?«

»Sie werden sehen!« sprach Charny.

In diesem Augenblicke wandte man sich um die Ecke eines Platzes.

Zwei Straßen mündeten auf diesen Platz, die Straße von Rheims und die Straße von Vitry-le-Français.

Durch jede dieser Straßen rückten mit Trommlern an der Spitze und mit fliegenden Fahnen zwei beträchtliche Schaaren Nationalgarden hervor.

Die eine von ungefähr achtzehnhundert Mann, die andere von zweitausend fünfhundert bis dreitausend Mann.

Jede von diesen zwei Schaaren schien befehligt von einem Manne zu Pferde.

Der Eine von diesen Männern war Billot, der Andere Drouet.

Charny brauchte nur einen Blick auf die Richtung zu werfen, der jede Schaar folgte, um Alles zu begreifen.

Die Abwesenheit von Drouet und Billot, eine unerklärliche Abwesenheit, wurde nur zu klar.

Ohne Zweifel waren sie in Kenntniß gesetzt worden von dem Streiche, den man in Chalons machirte; sie waren abgegangen, der Eine, um die Ankunft der Nationalgarde von Rheims zu beschleunigen, der Andere, um die Nationalgarde von Vitry-le-Français zu holen.

Ihre Maßregeln waren im Einklang getroffen worden: Beide kamen zu rechter Zeit an.

Sie ließen ihre Leute Halt machen aus dem Platze, den sie völlig absperreten.

Dann wurde, ohne Irgend eine andere Demonstration, der Befehl gegeben, die Gewehre zu laden.

Der Zug hielt an.

Der König steckte den Kopf durch den Schlag.

Er fand Charny stehend, bleich, die Zähne an einander gepreßt.

»Was gibt es?« fragte der König.

»Sire, unsere Feinde haben Verstärkung geholt, und man ladet, wie Sie sehen, die Gewehre, während hinter der Nationalgarde von Chalons die Bauern mit ihren schon geladenen Gewehren aufgepflanzt sind.«

»Was denken Sie hiervon, Herr von Charny?«

»Ich denke, Sire, daß wir zwischen zwei Feuern gefaßt sind! was indessen kein Hinderniß ist, daß Sie, wenn Sie passiren wollen, passiren werden; nur, wie weit Eure Majestät gehen wird, weiß ich nicht.«

»Es ist gut,« sprach der König, »kehren wir um.«

»Eure Majestät ist fest entschlossen?«

»Herr von Charny, es ist schon genug Blut für mich geflossen, und zwar Blut, das ich mit bitteren Thränen beweine. Es soll kein Tropfen mehr vergossen werden. Kehren wir um.«

Bei diesen Worten sprangen die zwei jungen Leute vom Bocke an den Schlag; die Gardes von der Compagnie Villeroy eilten herbei; diese wackeren, glühenden Militäre verlangten nichts Anderes, als den Kampf mit den Bürgern zu beginnen. Doch der König wiederholte den Befehl noch bestimmter, als er ihn schon gegeben.

»Meine Herren,« sprach Charny mit lauter und gebietender Stimme, »kehren wir um, der König will es.«

Und er selbst nahm ein Pferd am Zügel und ließ den schweren Wagen umdrehen; am Pariser Thore trat die Nationalgarde von Chalons, welche unnütz geworden, ihren Platz den Bauern, der Nationalgarde von Vitry und der Nationalgarde von Rheims ab.

»Finden Sie, daß ich wohl gethan habe, Madame?« sagte Ludwig XVI. zu Marie Antoinette.

»Ja, mein Herr,« antwortete diese; »nur finde ich, daß Ihnen Herr von Charny zu leicht gehorcht hat . . . «

Und sie versank in eine finstere Träumerei, welche nicht ganz der Lage, so erschrecklich sie war, in der man sich befand, angehörte.

CII.

Der Schmerzensweg.

Der königliche Wagen folgte traurig der Straße nach Paris, bewacht von den zwei finstern Männern, welche seine gezwungene Umkehr bewirkt hatten, als, zwischen Epernay und Dormans, Charny, vermöge seiner großen Gestalt und von seinem hohen Sitze aus einen Wagen erschauen konnte, der im Galopp von vier Postpferden von Paris kam.

Charny errieth sogleich, daß dieser Wagen irgend eine ernste Nachricht oder eine wichtige Person brachte.

Als er die Vorhut der Bedeckung erreicht hatte, sah man in der That, nachdem ein paar Worte gewechselt worden waren, die Reihen dieser Vorhut sich öffnen und die Leute, welche sie bildeten, ehrerbietig das Gewehr präsentieren.

Die Berline des Königs hielt an, und man konnte ein gewaltiges Geschrei hören.

Alle Stimmen wiederholten gleichzeitig: »Es lebe die Nationalversammlung!«

Der Wagen, der von der Seite von Paris kam, setzte seine Fahrt fort, bis er zur Berline des Königs gekommen war.

Dann stiegen aus diesem Wagen drei Männer aus, von denen zwei den erhabenen Gefangenen völlig unbekannt waren.

Der Dritte aber hatte kaum seinen Kopf gezeigt, als die Königin Ludwig XVI, in's Ohr flüsterte:

»Herr von Latour-Maubourg, dieser Mensch, der mit Leib und Seele Lafayette gehört.«

Dann setzte sie den Kopf schüttelnd hinzu:

»Das weissagt uns nichts Gutes.«

Von diesen drei Männern kam der Aelteste herbei, öffnete auf eine brutale Art den Schlag vom Wagen des Königs und sagte:

»Ich bin Pétion, und dies sind die Herren Barnave und Latour-Maubourg, abgesandt wie ich und mit mir von der Nationalversammlung, um Ihnen als Geleite zu dienen und darüber zu wachen, daß der Zorn des Volks nicht für sich selbst Gerechtigkeit übe. Rücken Sie also ein wenig zusammen und machen Sie uns Platz.«

Die Königin schleuderte auf den Abgeordneten von Chartres und seine zwei Gefährten einen von jenen verächtlichen Blicken, wie sie zuweilen von der Höhe des Stolzes der Tochter von Marie Theresie herabfielen.

Herr von Latour-Maubourg, ein Edelmann-Höflichling aus der Schule von Lafayette, konnte diesen Blick nicht ertragen.

»Ihre Majestäten sitzen schon sehr gedrängt in diesem Wagen,« sagte er: »ich werde in den nachfolgenden steigen.«

»Steigen Sie ein, wo Sie wollen,« versetzte Pétion; »mein Platz ist im Wagen des Königs, und ich steige hier ein.«

Und zu gleicher Zeit stieg er in den Wagen.

Auf dem Hintersitze saßen der König, die Königin und Madame Elisabeth.

Pétion schaute sie nach einander an.

Dann wandte er sich an Madame Elisabeth und sagte:

»Verzeihen Sie, Madame, der Ehrenplatz gehört mir als dem Repräsentanten der Nationalversammlung. Haben Sie die Gefälligkeit, aufzustehen und sich auf den Vordersitz zu setzen.«

»Ah! das ist zu stark,« murmelte die Königin.

»Mein Herr!« rief der König.

»Es ist so . . . Auf, Madame, erbeben Sie sich und geben Sie mir Ihren Platz.«

Madame Elisabeth stand auf und trat ihren Platz ab, indem sie ihrem Bruder und ihrer Schwägerin ein Zeichen der Resignation machte.

Mittlerweile hatte sich Herr von Latour-Maubourg weggeschlichen und um einen Platz die zwei Damen des Cabriolet angesprochen, — gewiß mit mehr Höflichkeit, als es Pétion beim König und der Königin gethan.

Barnave war außen geblieben, er nahm Anstand, ob er auch in diese Berline steigen sollte, in der schon sieben Personen zusammengepreßt waren.

»Nun! Barnave,« sagte Pétion, »kommen Sie nicht?«

»Wohin soll ich denn sitzen?« erwiderte Barnave ein wenig verlegen.

»Wollen Sie meinen Platz, mein Herr?« fragte die Königin bitter.

»Ich danke Ihnen, Madame,« erwiderte Barnave verletzt; »ein Platz auf dem Vordersitze wird mir genügen.«

Durch eine und dieselbe Bewegung zog Madame Elisabeth Madame Royale zu sich, während die Königin den Dauphin aus ihren Schooß nahm.

So entstand ein Platz aus dem Vordersitze des Wagens, und Barnave saß nun der Königin Knie an Knie gegenüber.

»Vorwärts!« rief Pétion, ohne den König um Erlaubniß zu fragen.

Und der Wagen setzte sich in Bewegung unter dem Geschrei: »Es lebe die Nationalversammlung!«

Das Volk war mit Barnave und Pétion in den Wagen des Königs gestiegen.

Es hatte seine Proben am 14. Juli, am 5. und 6. October³⁶ gemacht.

Während eines Augenblicks des Stillschweigens, das nun eintrat, prüfte und beobachtete jeder, Pétion ausgenommen, der, verschlossen in sein rauhes Wesen, gegen Alles gleichgültig zu sein schien.

Man erlaube uns nun ein paar Worte von den Personen zu sagen, die wir in Scene gebracht haben.

Jerome Pétion war ein Mann von kaum zwei und dreißig Jahren, mit kräftig ausgeprägten Zügen, dessen Verdienst in der Exaltation, in der Schärfe und in der Gewissenhaftigkeit seiner politischen Grundsätze bestand. Geboren in Chartres, war er hier in den Advocatenstand eingetreten und im Jahre 1789 als Mitglied der Nationalversammlung nach Paris geschickt worden. Er sollte Maire von Paris werden, eine Volksgunst genießen, welche bestimmt war, die von Bailly und Lafayette auszulöschen, und dann auf den Heiden von Bordeaux, von den Wölfen erwürgt, sterben. Er und Camille Desmoulins waren schon Revolutionäre in Frankreich, als es

noch Niemand war.

Pierre Joseph Marie Barnave war geboren in Grenoble und kaum dreißig Jahre alt; in die Nationalversammlung geschickt, hatte er sich zugleich einen großen Ruf und eine große Popularität dadurch erworben, daß er mit Mirabeau in dem Augenblick kämpfte, wo die Volksbeliebtheit und der Ruf des Deputirten von Aix, abnahmen. Alle diejenigen, welche die Feinde des großen Redners waren, — und Mirabeau genoß das Privilegium der Männer von Genie, Alles, was mittelmäßig, zum Feinde zu haben, — alle Feinde von Mirabeau waren die Freunde von Barnave geworden und hatten ihn unterstützt, emporgehoben in den rednerischen Kämpfen, von denen das Lebensende des erhabenen Tribuns begleitet gewesen. Es war, wir reden von Barnave, wie gesagt, ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, der höchstens fünf und zwanzig zu sein schien, mit schönen blauen Augen, großem Munde, aufgestülpter Nase und scharfer Stimme. Seine Person war übrigens elegant; Herausforderer und Duellant, glich er einem jungen Feldhauptmanne in bürgerlichem Gewand. Sein Anblick war trocken, kalt und boshaft. Er besaß mehr Werth, als sein Anblick bezeichnete.

Er gehörte zur royalistisch-constitutionellen Partei.

In dem Augenblick, wo er seinen Platz auf dem Vordersitze nahm und sich der Königin gegenüber setzte, sprach Ludwig XVI:

»Meine Herren, ich muß Ihnen vor Allem erklären, daß es nie meine Absicht gewesen ist, das Königreich zu verlassen.«

Barnave, der halb saß, hielt inne, schaute den König an und fragte:

»Sprechen Sie die Wahrheit, Sire? Dann ist dies ein Wort, das Frankreich retten wird.«

Und er setzte sich.

Da geschah etwas Seltsames zwischen diesem Manne, der aus dem Bürgerstande einer kleinen Provinzstadt hervorgegangen, und dieser Frau, welche halb von einem der größten Throne der Welt herabgestiegen.

Beide waren bemüht, im Herzen von einander zu lesen, nicht wie zwei politische Feinde, welche Staatsgeheimnisse darin suchen wollen, sondern wie ein Mann und eine Frau, welche Liebesgeheimnisse darin suchen.

Woher kam im Herzen von Barnave dieses Gefühl, das nach einer Forschung von ein paar Minuten das durchdringende Auge von Marie Antoinette darin entdeckte?

Wir werden es sogleich sagen und damit eine von den Tabletten des Herzens in's Licht stellen, welche die geheimen Legenden der Geschichte machen und am Tage der großen Entscheidungen des Geschicks mehr in der Waagschale wiegen, als die officiellen Ereignisse.

Barnave hatte die Prätension, in allen Dingen der Nachfolger und Erbe von Mirabeau zu sein: seiner Meinung nach war er nun schon der Nachfolger und Erbe des großen Redners auf der Tribune.

Es blieb aber ein anderer Punkt.

Wir wissen, wie sich die Sache verhielt, und haben es Allen vor Augen gelegt. Mirabeau war dafür angesehen worden, daß ihn der König mit seinem Vertrauen und die Königin mit ihrem Wohlwollen beehrt. Die einzige Zusammenkunft, die der Unterhändler im Schlosse von Saint-Cloud erlangt, war in mehrere geheime Conferenzen verwandelt worden bei denen die Anmaßung von Mirabeau bis zur Frechheit und die Herablassung der Königin bis zur Schwäche gegangen wären. Zu jener Zeit war es Mode, nicht nur die arme Marie Antoinette zu verleumden,

sondern auch diesen Verleumdungen zu glauben.

Was aber Barnave erstrebte, war das ganze Erbe von Mirabeau; daher sein Eifer, sich zu einem der drei Commissäre ernennen zu lassen, welche zum König geschickt wurden.

Er war ernannt worden und kam mit der Dreistigkeit eines Menschen, welcher weiß, er werde, wenn er nicht das Talent habe, zu machen, daß man ihn liebe, wenigstens die Macht haben, zu bewirken, daß man ihn hasse.

Das hatte die Königin mit ihrem raschen Frauenblicke geahnet, beinahe errathen.

Was sie auch noch errieth, war die gegenwärtige Befangenheit von Barnave.

Fünf oder sechs Mal im Verlaufe der Viertelstunde, der er sich ihr gegenüber befand, drehte sich der junge Abgeordnete um und betrachtete mit einer ängstlichen Aufmerksamkeit die drei Männer, welche auf dem Bocke des Wagens saßen, und vom Bocke aus kehrte sein Blick jedes Mal härter und feindseliger auf die Königin zurück.

Barnave wußte in der That, daß einer von diesen drei Männern, — welcher? Das wußte er nicht, — der Graf von Charny war. Das öffentliche Gerücht gab aber den Grafen von Charny der Königin zum Liebhaber.

Barnave war eifersüchtig. Erkläre, wer kann, dieses Gefühl im Herzen des jungen Mannes, doch er war es.

Und das errieth die Königin.

Und sobald sie es errathen, war sie sehr stark; sie kannte die schwache Seite ihres Gegners; es handelte sich nur noch darum, zu schlagen und richtig zu schlagen.

»Mein Herr,« sprach sie, indem sie sich an den König wandte, »Sie haben gehört, was der Mann sagte, der den Wagen fuhr?«

»In welcher Beziehung, Madame?« fragte der König.

»In Beziehung aus Herrn von Charny.«

Barnave bebte.

Dieses Beben konnte der Königin nicht entgehen, die sein Knie mit dem ihrigen berührte.

»Hat er nicht erklärt, er nehme die Verantwortlichkeit für das Leben des Grafen auf sich?« versetzte der König.

»Ganz richtig, und er fügte bei, er hafte für dieses Leben der Gräfin.«

»Nun?« fragte der König.

Barnave schloß die Augen, horchte aber so, daß er keine Sylbe von dem, was die Königin sagen würde, verlieren konnte.

»Nun, die Gräfin ist meine alte Freundin, Fräulein Andrée von Taverney. Finden Sie nicht, es wäre gut, wenn ich bei unserer Rückkehr nach Paris Herrn von Charny Urlaub gäbe, damit er seine Frau beruhigen könnte? Er ist großen Gefahren preisgegeben gewesen; sein Bruder ist für uns gestorben. Ich glaube, von ihm die Fortsetzung seiner Dienste bei Ihnen verlangen, Sire, hieße diesem Ehepaare etwas Grausames anthun.«

Barnave athmete und riß die Augen weit auf.

»Sie haben Recht, Madame,« erwiderte der König, »obschon ich, offenherzig gestanden, bezweifle, daß Herr von Charny es annimmt.«

»Nun!« sagte die Königin, »dann wird Jedes von uns gethan haben, was es thun sollte: wir, indem wir ihm diesen Urlaub anboten, er, indem er ihn ausschlug.«

Die Königin fühlte, gewisser Maßen, durch eine magnetische Mittheilung, die Gereiztheit von Barnave sich abspannen. Er, ein edles Herz, sah zu gleicher Zeit seine Ungerechtigkeit dieser Frau gegenüber ein und schämte sich derselben.

Er hatte bis dahin den Kopf hoch und anmaßend getragen, wie ein Richter vor einer Schuldigen, die er zu richten und zu verurtheilen befugt ist, und, aus eine Anklage antwortend, die sie nicht errathen konnte, sagte diese Schuldige nun plötzlich das Wort entweder der Unschuld oder der Reue.

Doch warum nicht der Unschuld?

»Wir werden um so stärker sein,« fuhr die Königin fort, »als wir Herrn von Charny nicht mitgenommen haben, und ich, meines Theils, vermuthete ihn ganz ruhig in Paris, als ich ihn plötzlich am Schlage unseres Wagens erscheinen sah.«

»Das ist wahr,« bemerkte der König; »doch dies beweist Ihnen, daß der Graf nicht angestachelt zu werden braucht, wenn er eine Pflicht zu erfüllen glaubt.«

Sie war unschuldig, das unterlag keinem Zweifel.

Oh! wie sollte es Barnave machen, daß ihm die Königin den schlechten Gedanken verzeihe, den er gegen die Frau gehabt?

Die Königin anreden? Barnave wagte es nicht. Warten, bis die Königin zuerst sprach? Zufrieden mit der Wirkung, die die paar Worte, welche sie gesagt, hervorgebracht, sprach aber die Königin nicht mehr.

Barnave war wieder sanft, beinahe demüthig geworden; Barnave flehte die Königin mit dem Blicke an; doch die Königin schien Barnave keine Aufmerksamkeit zu schenken.

Der junge Mann war in einem von jenen Zuständen nervöser Exaltation, wo man, um von einer unaufmerksamen Frau bemerkt zu werden, die zwölf Arbeiten des Hercules unternehmen würde, aus die Gefahr, schon bei der ersten zu unterliegen.

Er bat das höchste Wesen (im Jahre 1791 bat man schon nicht mehr Gott), er bat das höchste Wesen, ihm irgend eine Gelegenheit zu schicken, die Augen der königlichen Gleichgültigen aus sich zu ziehen, als plötzlich, wie wenn das höchste Wesen die Bitte, die man an dasselbe gerichtet, gehört hätte, ein armer Priester, der am Rande der Straße auf das Vorüberfahren des Königs wartete, näher hinzutrat, um den erhabenen Gefangenen besser zu sehen, seine von Thränen gefüllten Augen und seine flehenden Hände zum Himmel erhob und ausrief:

»Sire, Gott bewahre Eure Majestät!«

Das Volk hatte lange keinen Gegenstand oder keinen Vorwand gehabt, um in Zorn zu gerathen. Nichts hatte sich geboten, seitdem es in Stücke den alten Edelmann gehauen, dessen Kopf immer noch am Ende einer Pieke nachgetragen wurde.

Eine Gelegenheit war ihm endlich gegeben: er ergriff sie mit dem größten Eifer.

Aus die Geberde des Greises, aus das Gebet, das er aussprach, antwortete das Volk durch ein Gebrülle; es warf sich in einem Nu auf den Priester, und er war, ehe Barnave seiner Träumerei entzogen worden, auf den Boden geworfen und mit der gräßlichsten Mißhandlung bedroht, als die Königin erschrocken Barnave zurief:

»Oh! mein Herr, sehen Sie nicht, was vorgeht?«

Barnave erhob das Haupt, tauchte einen raschen Blick in den Ocean, wo der arme Greis verschwunden war, in diesen Ocean, der in tosenden, stürmischen Wellen um den Wagen rollte, und rief, als er sah, um was es sich handelte, indem er mit einer solchen Heftigkeit aufsprang,

daß der Schlag sich öffnete und er hinausgefallen wäre, hätte ihn nicht mit einen von jenen Bewegungen des Herzens, welche so rasch bei Madame Elisabeth, diese am Rockschoße zurückgehalten, — er rief:

»Oh! Elende, oh! Tiger, Ihr seid also keine Franzosen, oder ist Frankreich, das Volk der Braven, ein Mördervolk geworden?«

Die Anrede wird *uns* vielleicht ein wenig präventiös scheinen, aber sie war im Geschmacke der Zeit. Ueberdies vertrat Barnave die Nationalversammlung; die oberste Gewalt sprach durch seine Stimme, das Volk wich zurück, der Greis war gerettet.

Er erhob sich und sagte:

»Sie haben wohl daran gethan, mich zu retten; ein Greis wird für Sie beten.«

Und er machte das Zeichen des Kreuzes und entfernte sich.

Das Volk ließ ihn weggehen, beherrscht durch die Geberde und den Blick von Barnave, der die Statue des Befehls zu sein schien.

Dann, als der Greis fern war, setzte sich der junge Abgeordnete, einfach, natürlich, wieder nieder, ohne daß er das Ansehen hatte, als ahnete er nur, er habe einem Menschen das Leben gerettet.

»Mein Herr,« sprach die Königin, »ich danke Ihnen.«

Bei diesen einzigen Worten schauerte Barnave am ganzen Leibe.

Wohl war die Königin, ohne Widerspruch, während der langen Periode, die wir mit der unglücklichen Marie Antoinette durchlaufen, schön gewesen, nie aber so rührend.

In der That, statt als Königin zu thronen, thronte sie als Mutter; sie hatte zu ihrer Linken den Dauphin, einen reizenden Knaben mit blonden Haaren, der, mit der Sorglosigkeit und Naivetät seines Alters, von dem Schooße seiner Mutter zwischen die Beine des tugendhaften Pétion übergegangen war, welcher sich so weit gesellig machte, daß er mit seinen Locken spielte; sie hatte zu ihrer Rechten ihre Tochter, Madame Royale, die ein Portrait ihrer Mutter in der ersten Blüthe der Jugend und der Schönheit zu sein schien. Sie selbst endlich hatte am Platze der goldenen Krone des Königthums eine Dornenkrone des Unglücks und über ihren schwarzen Augen, über ihrer bleichen Stirne ihr herrliches blondes Haar, unter dem einige vor dem Alter gekommene silberne Fäden glänzten, welche beredter zum Herzen des jungen Abgeordneten sprachen, als es die schmerzlichste Klage hätte thun können.

Er betrachtete diese königliche Grazie und fühlte sich ganz bereit, vor dieser sterbenden Majestät aus die Kniee zu fallen, als der junge Dauphin einen Schmerzensschrei ausstieß.

Ex hatte dem tugendhaften Pétion irgend einen muthwilligen Streich gespielt, den dieser dadurch, daß er ihn kräftig an den Ohren zog, zu bestrafen für geeignet erachtete.

Der König erröthete vor Zorn; die Königin erleichte vor Scham. Sie streckte die Arme aus und hob den Knaben zwischen den Beinen von Pétion auf, und da Barnave dieselbe Bewegung machte, wie sie, so befand sich der Dauphin, von ihren vier Armen übergetragen und von Barnave angezogen, bald aus dem Schooße von Barnave.

Marie Antoinette wollte ihn auf den ihrigen zurückziehen.

»Nein,« sagte der Dauphin, »ich bin gut hier.«

Und als Barnave, der die Bewegung der Königin gesehen hatte, die Arme auseinander that, damit sie in der Ausführung ihres Willens frei wäre, ließ die Königin, — war es Coquetterie der Mutter, war es Verführung der Frau, — den jungen Prinzen, wo er war.

Es ging in diesem Augenblick im Herzen von Barnave etwas vor, was sich unmöglich schildern läßt: er war zugleich stolz und glücklich.

Das Kind fing an mit dem Jabot von Barnave zu spielen, dann mit seiner Binde, dann mit den Knöpfen seines Deputirtenrockes.

Diese Knöpfe besonders beschäftigten den jungen Prinzen; es, war ein Wahlspruch daraus gravirt.

Der Dauphin buchstabirte die Lettern nacheinander und las am Ende, indem er sie zusammensetzte, die vier Worte: »Frei leben oder sterben.«

»Was will das besagen, mein Herr?« fragte er.

Barnave zögerte, zu antworten.

»Das will besagen, mein Bürschchen,« erklärte Pétion, »die Franzosen haben geschworen, keinem Herrn mehr unterthan zu sein; begreifst Du das?«

»Pétion!« rief Barnave.

»Nun! so erkläre den Wahlspruch anders, wenn Du einen andern Sinn dafür weißt,« erwiderte Pétion auf das Allernatürlichste.

Barnave schwieg. Dieser Wahlspruch, den er am Tage vorher erhaben fand, schien ihm fast grausam in der gegenwärtigen Lage.

Doch er nahm die Hand des Dauphin und senkte ehrerbietig seine Lippen auf diese Hand.

Die Königin wischte verstohlen eine von ihrem Herzen zu ihrem Augenslide emporgestiegene Thräne ab.

Und der Wagen, der Schauplatz dieses seltsamen, bis zur Naivetät einfachen kleinen Dramas rollte mitten durch das Geschrei der tobenden Menge, sechs von den acht Personen, die er enthielt, zum Tode führend, immer weiter.

Man kam nach Dormans.

CIII.

Der Schmerzensweg.

Hier war nichts für den Empfang der königlichen Familie vorbereitet, und diese sah sich genöthigt, in einem Wirthshause abzusteigen.

Geschah es aus Befehl von Pétion, den das Stillschweigen des Königs und der Königin auf dem Wege sehr verletzt hatte, war das Wirthshaus wirklich voll, man fand für die erhabenen Gefangenen nur drei Mansarden, mit denen sie sich begnügen mußten.

Als er vom Wagen stieg, wollte sich Charny, nach seiner Gewohnheit, dem König und der Königin nähern, um ihre Befehle entgegenzunehmen, doch die Königin bedeutete ihm durch einen Blick, er möge sich abseits halten.

Ohne die Ursache dieser Ermahnung zu wissen, beeiferte sich doch der Graf, zu gehorchen.

Pétion hatte die Functionen eines Quartiermeisters übernommen und war in das Wirthshaus eingetreten: er gab sich nicht einmal die Mühe, wieder herabzugehen, und es kam nur ein Kellner, um zu melden, die Zimmer für die königliche Familie seien bereit.

Barnave war ziemlich in Verlegenheit; er starb vor Verlangen, der Königin seinen Arm anzubieten, doch er befürchtete, diese, welche einst die Etiquette so sehr in der Person von Frau von Noailles verspottet, könnte sie anrufen, wenn er, Barnave, dagegen verstoße.

Er wartete also.

Der König stieg zuerst aus; er stützte sich auf die Arme der zwei Garden, der Herren von Malden und von Valory. Charny war, wie man weiß, aus einem Wink von Marie Antoinette ein wenig aus die Seite getreten.

Die Königin stieg dann auch aus und streckte die Arme in den Wagen, daß man ihr den Dauphin gebe, doch als ob der arme Knabe gefühlt hätte, wie seine Mutter dieser Schmeichelei bedürfe, sagte er:

»Nein, ich will bei meinem Freunde Barnave bleiben.«

Marie Antoinette machte ein Zeichen der Einwilligung, begleitet von einem süßen Lächeln. Barnave ließ Madame Elisabeth und Madame Royale vorangehen und stieg, den Dauphin in seinen Armen tragend, nach ihnen aus.

Hieraus kam Frau von Tourzel, welche nur darnach trachtete, ihren königlichen Zögling wieder aus den unwürdigen Händen zu nehmen, die ihn hielten; doch ein neuer Wink der Königin beschwichtigte den aristokratischen Eifer der Gouvernante der Kinder von Frankreich.

Die Königin stieg die schmutzige, schmale, tannene Treppe, sich aus den Arm ihres Gemahls stützend, hinauf.

Im ersten Stocke hielt sie an; sie glaubte, zwanzig Stufen ersteigend, habe sie genug gethan; doch die Stimme des Kellners rief:

»Höher! höher!«

Auf diese Aufforderung stieg die Königin noch weiter hinauf.

Der Schweiß der Scham perlte auf der Stirne von Barnave.

»Wie, höher?« fragte er.

»Ja,« erwiderte der Kellner, »hier sind der Speisesaal und die Zimmer der Herren von der Nationalversammlung.«

Eine Blendung zog über die Augen von Barnave. Pétion halte die Zimmer des ersten Stocks für sich und seine Collegen genommen und die königliche Familie in den zweiten verbannt.

Der junge Abgeordnete sagte indessen nichts; doch da er ohne Zweifel die erste Bewegung der Königin fürchtete, wenn sie die Zimmer des zweiten Stockes von Pétion für sie und ihre Familie bestimmt sehen würde, so setzte Barnave, als er in den zweiten Stock kam, das königliche Kind aus den Ruheplatz.

»Madame! Madame!« sagte der junge Prinz zu seiner Mutter, »mein Freund Barnave geht.«

»Er thut wohl daran,« erwiderte lachend die Königin, welche einen Blick aus die Wohnung geworfen hatte.

Die Wohnung bestand aus drei in einander gehenden Zimmern.

Die Königin quartierte sich im ersten mit Madame Royale ein; Madame Elisabeth nahm das zweite für sich, den Dauphin und Frau von Tourzel; der König endlich nahm das dritte, das ein kleines Cabinet war und eine Ausgangsthüre auf die Treppe hatte.

Der König war müde: er wollte sich, in Erwartung des Abendbrods, ein paar Augenblicke auf sein Bett werfen, doch dieses Bett war so kurz, daß er sich nach einer Minute genöthigt sah, wieder aufzustehen, und er öffnete die Thüre und verlangte einen Stuhl.

Die Herren von Valory und von Malden waren bereits auf ihren Posten auf den Stufen der Treppe. Herr von Malden ging hinab, nahm einen Stuhl aus dem Speisezimmer und brachte ihn dem König.

Ludwig XVI., der schon einen hölzernen Stuhl in seinem Cabinet hatte, stellte diesen zweiten Stuhl, den ihm Herr von Malden brachte, auf eine Art, um ein Bett nach seiner Gestalt daraus zu machen.

»Oh! Sire,« sagte Herr von Malden, die Hände faltend und schmerzlich den Kopf schüttelnd, »wollen Sie denn so die Nacht zubringen?«

»Gewiß, mein Herr,« erwiderte der König.

Dann fügte er bei:

»Wenn übrigens das, was man mir vom Elend meines Volkes in die Ohren schreit, wahr ist, — wie Viele von meinen Unterthanen wären glücklich, dieses kleine Cabinet, dieses Bett und diese zwei Stühle zu haben?«

Und er streckte sich aus diesem improvisirten Lager aus, — ein Vorspiel der langen Schmerzen des Temple!

Nach einem Augenblick meldete man Ihren Majestäten, es sei aufgetragen.

Der König ging hinab und sah sechs Gedecke auf der Tafel.

»Warum diese sechs Gedecke?« fragte er.

»Eines für den König, eines für die Königin, eines für Madame Elisabeth, eines für Madame Royale, eines für Monseigneur den Dauphin und eines für Herrn Pétion,« antwortete der Kellner.

»Und warum nicht auch eines für Herrn Barnave und eines für Herrn Latour-Maubourg?« fragte der König.

»Sie waren da, Sire, doch Herr Barnave hat sie wegnehmen heißen,« erwiderte der Kellner.

»Und er hat das von Herrn Pétion gelassen?«

»Herr Pétion hat verlangt, daß es bleibe.«

In diesem Augenblick erschien das ernste, mehr als ernst, das strenge Gesicht des Abgeordneten von Chatres im Thürahmen.

Der König that, als ob er nicht da wäre, und sagte zum Kellner:

»Ich setze mich nur mit meiner Familie zu Tische; wir speisen unter uns, oder mit den Leuten, die wir einladen, anders speisen wir nicht.«

»Ich wußte wohl,« sprach Pétion, »daß Eure Majestät den ersten Artikel der *Erklärung der Menschenrechte* vergessen; doch ich glaubte, sie würde wenigstens das Ansehen haben, als erinnerte sie sich desselben.«

Der König gab sich den Anschein, als hörte er Pétion nicht, wie er sich den Anschein gegeben, als sähe er ihn nicht, und befahl mit einem Zeichen der Augen dem Kellner, das Gedeck wegzunehmen.

Der Kellner gehorchte. Pétion ging wüthend ab.

»Herr von Maiden,« sagte der König, »machen Sie die Thüre zu, damit wir so viel als möglich unter uns sind.«

Herr von Malden gehorchte, und Pétion konnte die Thüre hinter ihn, schließen hören.

So gelang es dem König, in Familie zu speisen.

Die zwei Gardes du corps bedienten wie gewöhnlich.

Charny erschien nicht; war er nicht mehr der Diener, so war er doch immer der Sklave der Königin.

Doch es gab Momente, wo dieser passive Gehorsam gegen die Königin die Frau verletzte. So suchte während des ganzen Mahles Marie Antoinette ungeduldig mit den Augen Charny. Sie hätte gewünscht, er würde, nachdem er kurze Zeit gehorcht, ihr am Ende ungehorsam werden.

In dem Augenblick, wo der König nach beendigtem Abendbrode den Stuhl rückte, um vom Tische aufzustehen, öffnete sich der Salon, ein Kellner trat ein und bat im Namen von Herrn Barnave Ihre Majestäten, die Wohnung des Ersteren statt der ihrigen nehmen zu wollen.

Ludwig XVI, und Marie Antoinette schauten sich an. Sollte man sich Würde geben und die Höflichkeit des Einen zurückweisen, um die Grobheit des Andern zu bestrafen? Es wäre dies vielleicht die Meinung des Königs gewesen, doch der Dauphin lief in den Salon und rief:

»Wo ist er, mein Freund Barnave?«

Die Königin folgte dem Dauphin und der König der Königin.

Barnave war nicht im Salon.

Vom Salon ging die Königin in die Zimmer; es waren drei wie im oberen Stocke.

Man hatte keine Eleganz machen können, doch man hatte für die Reinlichkeit gesorgt. Die Kerzen brannten allerdings in messingenen Leuchtern; doch es brannten Kerzen im Ueberfluß.

Wiederholt hatte die Königin unter Weges gleichsam laut aufgeschrien, wenn man an schönen blumenreichen Gärten vorüberkam; das Zimmer der Königin war geschmückt mit den schönsten Sommerblumen, während zugleich die geöffneten Fenster den zu scharfen Gerüchen zu entfliehen gestatteten; die Mousselinevorhänge, welche die Oeffnung dieser Fenster verschloßen, widersetzten sich, daß ein indiscreter Blick die erhabene Gefangene in ihrem Gemache verfolgte.

Barnave war für Alles dies bemüht gewesen.

Sie seufzte, die arme Königin: sechs Jahre früher würde diese Sorge Charny übernommen haben.

Barnave hatte indessen die Zartheit, sich keinen Dank hierfür zu holen.

Das hätte Charny auch gethan.

Wie hatte ein armer Provinzadvocat dieselben Aufmerksamkeiten und dieselben Zartheiten, die der eleganteste und ausgezeichnetste Mann des Hofes gehabt hätte?

Hierin lag gewiß Stoff, eine Frau träumen zu machen, und mochte diese Frau auch eine Königin sein.

Die Königin träumte auch über dieses seltsame Geheimniß einen Theil der Nacht.

Was ging mittlerweile mit Charny vor?

Der Graf von Charny hatte sich, wie wir gesehen, auf einen Wink der Königin zurückgezogen und war seit diesem Augenblick nicht mehr erschienen.

Charny, den seine Pflicht an die Schritte von Ludwig XVI. und Marie Antoinette fesselte, war glücklich, daß ihm der Befehl der Königin, dessen Grund er nicht einmal suchte, einen Augenblick der Einsamkeit und des Nachdenkens gab.

Er hatte seit drei Tagen so rasch gelebt; er hatte, wenn man so sagen darf, so außer sich selbst gelebt; er hatte so viel für die Andern gelebt, daß es ihn durchaus nicht verdroß, auf einige Augenblicke den Schmerz der Andern zu verlassen, um zu seinem eigenen Schmerze zurückzukehren.

Charny war der Edelmann der alten Tage, der Mann der Familie besonders: er liebte aus das Innigste seine Brüder, deren Vater mehr, als älterer Bruder er war.

Beim Tode von Georges war sein Schmerz groß gewesen; er hatte aber wenigstens beim Leichname knieend, in dem finstern kleinen Hofe von Versailles, seinen Schmerz mit seinen Thränen ergießen können; es blieb ihm aber wenigstens sein zweiter Bruder Isidor, auf den sich seine ganze Liebe übertrug, Isidor, der ihm wo möglich noch theurer geworden während der drei bis vier Monate, die seiner Abreise vorhergegangen, und in denen der junge Mann ihm als Vermittler bei Andrée gedient.

Wir haben es, wenn nicht begreiflich zu machen, doch wenigstens zu erzählen gesucht, dieses seltsame Geheimniß gewisser Herzen, welche die Trennung befeuert, statt sie abzukühlen, und die in der Abwesenheit eine neue Nahrung für die Erinnerung schöpfen, die sie beschäftigt.

Nun wohl! je weniger Charny Andrée sah, desto mehr dachte er an sie, und immer mehr an Andrée denken hieß für Charny sie lieben.

In der That, wenn er Andrée sah, wenn er bei ihr war, schien es ihm ganz einfach, als sei er bei einer Bildsäule von Eis, die der geringste Liebesstrahl schmelzen machen würde, und die, im Schatten in sich selbst zurückgezogen, eben so sehr die Liebe fürchte, als (wirklich von Eis) eine Bildsäule die Sonne fürchten würde; er war in Berührung mit dieser langsamen, kalten Geberde, mit diesem ernsten, abgemessenen Worte, mit diesem stummen, verschleierte Blicke; hinter dieser Geberde, hinter diesem Worte, hinter diesem Blicke erschaute er nichts.

Alles dies war weiß, bleich, milchig wie Alabaster, kalt und matt wie dieser.

So war ihm, abgesehen von seltenen Zwischenräumen der Belebung, herbeigeführt durch heftige Situationen, Andrée während ihrer letzten Zusammenkünfte erschienen, besonders bei der, welche er mit der unglücklichen ran in der Rue Coq-Héron an dem Abend gehabt, wo sie

ihren Sohn zugleich wiedergefunden und verloren.

Doch sobald er sich von ihr entfernte, brachte die Entfernung, die zu lebhaften Tinten dämpfend, die zu scharfen Conturen wischend, ihre gewöhnliche Wirkung hervor. Da beseelte sie die kalte, langsame Geberde von Andrée, da wurde das ernste, abgemessene Wort von Andrée klangvoll; da hob der stumme und verschleierte Blick von Andrée ihre lange Augenwimper empor und schlenderte eine feuchte und verzehrende Flamme; da schien es ihm, ein inneres Feuer entzünde sich im Herzen der Bildsäule und durch den Alabaster des Fleisches sehe er das Blut kreisen und das Herz schlagen.

Ah! in diesen Augenblicken der Abwesenheit und der Einsamkeit war Andrée die Nebenbuhlerin der Königin; in der Dunkelheit dieser fieberhaften Nächte glaubte Charny plötzlich zu sehen, wie sich die Wand seines Zimmers aufthue oder der Vorhang seiner Thüre sich aufhebe und, die Arme offen, die Lippen murmelnd, das Auge voll Liebe, diese durchsichtige Statue, die das Feuer ihrer Seele erleuchte, sich seinem Bette nähere. Dann streckte Charny auch die Arme aus: dann suchte Charny das Gespenst an sein Herz zu drücken. Aber ach! das Gespenst entschlüpfte ihm; er umarmte nur den leeren Raum, und fiel wieder aus seinem keuchenden Traume in die traurige, kalte Wirklichkeit.

Isidor war ihm also theurer geworden, als ihm je Georges gewesen, und es hatte, wie wir gesehen, der Graf nicht die düstere Freude gehabt, über dem Leichname von Isidor zu weinen, wie er über dem von Georges geweint.

Beide waren hinter einander für diese unheilbringende Frau, für diese Sache voller Abgründe gefallen.

Für dieselbe Frau und in denselben Abgrund würde er, Charny, sicherlich auch fallen.

Seit diesen zwei Tagen nun, seit dem Tode seines Bruders, seit der letzten Umarmung, welche seine Kleider von seinem Blute gefärbt, seine Lippen vom letzten Seufzer des Opfers lau gelassen, seit der Stunde, in welcher ihm Herr von Choiseul die bei Isidor gefundenen Papiere übergeben, hatte er diesem großen Schmerze kaum einen Augenblick zu weihen gehabt.

Den Wink der Königin, die ihm angedeutet, er möge sich entfernt halten, hatte er daher als eine Gunst aufgenommen und als eine Freude angenommen.

Dann hatte er einen Winkel gesucht, einen abgelegene Ort, wo er, indeß er nahe genug bliebe, um der königlichen Familie auf den ersten Ruf, beim ersten Schrei zu Hilfe zu kommen, nichtsdestoweniger mit seinen Schmerze sehr allein, mit seinen Thränen sehr vereinzelt sein könnte.

Er hatte eine Mansarde gefunden, welche oben an derselben Treppe lag, wo die Herren von Valory und von Malden wachten.

Sobald er hier allein eingeschlossen war und an einem Tische saß, der durch eine von jenen dreischnäbeligen kupfernen Lampen, wie wir sie noch heute in einigen Dorfhäusern finden, beleuchtet war, zog er aus seiner Tasche die blutigen Papiere, die einzigen Reliquien, die ihm von seinem Bruder blieben.

Die Stirne in seinen Händen, die Augen starr aus diese Buchstaben geheftet, in denen die Gedanken von demjenigen, welcher nicht mehr war, fortlebten, ließ er dann lange von seinen Wangen aus den Tisch hastige, stille Thränen fließen.

Endlich stieß er einen Seufzer aus, erhob und schüttelte er den Kopf, nahm und entfaltete einen Brief.

Er war von der armen Catherine.

Charny vermuthete seit mehreren Monaten diese Verbindung von Isidor mit der Tochter des Pächters, als es sich Billot in Varennes zur Ausgabe machte, sie ihm in allen ihren Einzelheiten zu erzählen, doch erst nach der Erzählung des Pächters gab er ihr die Wichtigkeit, die sie in seinem Geiste anzunehmen verdiente.

Diese Wichtigkeit vermehrte sich noch beim Lesen des Briefes. Da sah er, wie der Titel der Geliebten durch den Muttertitel heilig geworden, und in den so einfachen Ausdrücken, in welchen Catherine ihre Liebe auseinandersetzte, gewährte er das ganze Leben der Frau hingegeben zur Sühne des Fehlers der Jungfrau.

Er öffnete einen zweiten, dann einen dritten Brief; es waren immer dieselben Pläne für die Zukunft, dieselben Glückshoffnungen, dieselben mütterlichen Freuden, dieselben Befürchtungen der Liebenden, dieselben Klagen, dieselben Schmerzen, dieselbe Reue.

Plötzlich, unter diesen Briefen, sah er einen, dessen Handschrift ihm auffiel.

Es war die Handschrift von Andrée.

Er war an *ihn* adressiert.

An dem Briefe war ein viereckig zusammengelegtes Papier durch ein Siegel von Wachs mit dem Wappen von Isidor befestigt.

Dieser an ihn, Charny, adressierte und unter den Papieren aufgefundene Brief von der Handschrift von Andrée dünkte ihm etwas so Seltsames, daß er zuerst das an den Brief geheftete Billet öffnete, ehe er den Brief selbst öffnete.

Das von Isidor mit Bleistift und ohne Zweifel auf einem Wirthshaustische, während man ihm ein Pferd sattelte, geschriebene Billet enthielt folgende paar Zeilen:

»Dieser Brief ist adressirt nicht an mich, sondern an meinen Bruder den Grafen Olivier von Charny: er ist geschrieben von seiner Frau, der Gräfin von Charny. Sollte mir Unglück widerfahren, so wird der, welcher dieses Papier fände, gebeten, es dem Grafen Olivier von Charny zukommen zu lassen oder an die Gräfin von Charny zurückzuschicken.

»Ich habe ihn von dieser mit folgendem Auftrage:

»*Sollte der Graf bei dem Unternehmen, das er verfolgt, ohne Unfall davonkommen, den Brief der Gräfin zurückgeben.*

»*Würde er schwer verwundet, jedoch ohne Todesgefahr, ihn bitten, er möge seiner Frau die Gunst bewilligen, sich zu ihm begeben zu dürfen.*

»*Würde er endlich auf den Tod verwundet, ihm diesen Brief übergeben und wenn er ihn nicht mehr selbst lesen kann, ihm denselben vorlesen, damit er, bevor er verscheidet, das Geheimniß, das er enthält, kennen lerne.*

Ist der Brief an meinen Bruder den Grafen überschickt, so wird er, da man ihm ohne Zweifel dieses Billet zugleich übergibt, in Betreff obiger drei Empfehlungen so handeln, wie es ihm sein Zartgefühl rath.

»Ich vermache seiner Fürsorge die arme Catherine Billot, welche im Dorfe Ville-d'Avray mit meinem Kinde wohnt.

»Isidor von Charny.«

Anfangs schien der Graf ganz und gar nur von diesem Billet seines Bruders ergriffen und erfüllt zu sein; seine, kurze Zeit unterbrochenen, Thränen fingen wieder an, gleich reichlich zu

fließen; endlich aber richteten sich seine noch von Zähren verschleierte Augen auf den Brief von Frau von Charny; er schaute ihn lange an, nahm ihn, drückte ihn an seine Lippen, drückte ihn an sein Herz, als hätte er diesem Herzen das Geheimniß, das er enthielt, mittheilen können, und las noch einmal, zweimal, dreimal die Empfehlung seines Bruders.

Dann sagte er halblaut und den Kopf schüttelnd:

»Ich habe nicht das Recht, diesen Brief zu öffnen. Doch ich will sie selbst so inständig bitten, daß sie ihn mich wird lesen lassen.«

Und als wollte er sich in diesem Entschluß, der für ein minder redliches Herz als das seinige unmöglich gewesen wäre, ermuthigen, wiederholte er noch:

»Nein, ich werde ihn nicht lesen.«

Er las ihn in der That nicht; doch der Tag überraschte Charny an demselben Tische und mit dem Blicke die Adresse dieses Briefes verschlingend, welcher ganz feucht von seinem Athem, so oft hatte er ihn an seine Lippen gedrückt.

Plötzlich unter dem Lärmen, der im Gasthose stattfand und verkündigte, man schicke sich zur Abreise an, vernahm man die Stimme von Herrn von Malden, der dem Grasen von Charny rief.

»Hier bin ich,« antwortete dieser.

Und er steckte in seine Rocktasche die Papiere des armen Isidor, küßte zum letzten Male den unversehrten Brief, legte ihn aus sein Herz und ging rasch hinab.

Er traf auf der Treppe Barnave, der sich nach der Königin erkundigte und Herrn von Valory beauftragte, ihre Befehle für die Stunde der Abreise entgegenzunehmen.

Es war leicht zu sehen, daß Barnave sich nicht zu Bette gelegt und eben so wenig als der Graf Olivier von Charny geschlafen hatte.

Die zwei Männer begrüßten sich, und Charny würde sicherlich den Blitz der Eifersucht bemerkt haben, der in den Augen von Barnave zuckte, als er ihn sich selbst nach der Gesundheit der Königin erkundigen hörte, hätte er sich mit etwas Anderem beschäftigen können, als mit dem Briefe, den er mit dem Arme an sein Herz drückte.

CIV.

Der Schmerzensweg.

Als sie wieder in den Wagen stiegen, bemerkten der König und die Königin zu ihrem Erstaunen, daß sie um sich, um sie abfahren zu sehen, nur noch die Einwohnerschaft der Stadt und, um sie zu begleiten, nur Reiterei hatten.

Das war abermals eine Aufmerksamkeit von Barnave: er wußte, was am Tage vorher die Königin, gezwungen, im Schritt zu fahren, von der Hitze, vom Staube, von den Insekten, von der Menge und von den Drohungen gelitten, welche man gegen ihre Gardes und die getreuen Diener ausgestoßen, welche zu einer letzten Begrüßung herbeikamen; er hatte sich den Anschein gegeben, als habe er Kunde von einer Invasion erhalten: Herr von Bouillé kehrte nach Frankreich mit fünfzigtausend Mann Oesterreichern zurück; gegen ihn sollte sich jeder Mann wenden, der eine Flinte, eine Sense, eine Pieke, irgend eine Waffe besaß, und die ganze Bevölkerung hatte diesen Aufruf gehört und war schleunigst umgekehrt.

Damals herrschte in Frankreich ein wahrer Haß gegen das Ausland, ein Haß, der so mächtig, daß er den überwog, welchen man gegen den König und die Königin hegte, die Königin, deren größtes Verbrechen darin bestand, daß sie eine Fremde war.

Marie Antoinette errieth, woher ihr diese neue Wohlthat zukam. Wir sagen *Wohlthat*, und das Wort ist nicht übertrieben. Sie dankte Barnave mit einem Blicke.

In dem Moment, wo sie im Wagen Platz nehmen wollte, suchte ihr Auge das von Charny. Charny war schon auf seinem Sitze; nur, statt sich in die Mitte zu setzen, wie am Tage vorher, hatte er hartnäckig Herrn von Malden diesen Platz abtreten wollen, welcher minder gefährlich, als der, den bis dahin der getreue Garde du corps eingenommen. Charny hätte gewünscht, eine Wunde erlaube ihm, den Brief der Gräfin zu öffnen, der ihm aus dem Herzen brannte.

Er sah also den Blick der Königin, als sie den seinigen suchte, nicht.

Die Königin stieß einen tiefen Seufzer aus.

Barnave hörte es.

Begierig, zu erfahren, wohin dieser Seufzer ging, blieb der junge Mann auf dem Fußtritte des Wagens stehen und sagte:

»Madame, ich bemerkte gestern, daß Sie in dieser Berline sehr gepreßt waren; eine Person weniger wird Ihnen vielleicht einige Erleichterung verschaffen . . . Wenn Sie es wünschen, so werde ich mit Herrn von Latour-Maubourg in den nachfolgenden Wagen steigen oder Sie zu Pferde begleiten.«

Barnave, indem er dieses Anerbieten machte, würde die Hälfte der Tage, die ihm zu leben blieben, — und es blieben ihm nicht viele, — dafür gegeben haben, daß dieses Anerbieten ausgeschlagen werde.

Dies geschah auch.

»Nein,« erwiderte die Königin lebhaft, »bleiben Sie bei uns.«

Zu gleicher Zeit streckte der Dauphin seine kleinen Hände aus, um den jungen Abgeordneten an sich zu ziehen, und rief:

»Mein Freund! mein Freund Barnave! ich will nicht, daß Du gehst.«

Barnave nahm strahlend seinen Platz vom vorhergehenden Tag wieder ein. Kaum saß er hier, als auch der Dauphin vom Schooße der Königin aus den seinigen überging.

Während sie ihn aus ihren Händen gleiten ließ, küßte die Königin den Dauphin auf beide Wangen.

Die feuchte Spur ihrer Lippe blieb auf die sammetartige Haut des Kindes gedrückt. Barnave schaute diese Spur des mütterlichen Kusses an, wie Tantalus die Früchte anschauen mußte, die über seinem Haupte hingen.

»Madame,« sagte er zur Königin, »würde Eure Majestät die Gnade haben, mir zu gestatten, den hohen Prinzen zu küssen, der, geleitet durch den unfehlbaren Instinct seines Alters mich wohlwollend seinen Freund nennt?«

Die Königin nickte lächelnd mit dem Kopfe.

Da klebten sich die Lippen von Barnave auf diese Spur der Lippen der Königin mit einer solchen Gluth, daß das Kind erschrocken einen Schrei von sich gab.

Die Königin verlor nichts von diesem ganzen Spiele, bei dem Barnave seinen Kopf einsetzte. Vielleicht hatte sie eben so wenig geschlafen als Barnave und Charny; vielleicht wurde diese Art von Belebung die ihren Augen die Gluth wieder gab, verursacht durch das innere Fieber, das sie verzehrte; aber ihre mit einer Purpurlage bedeckten Lippen, ihre von einem beinahe unmerklichen Rosa leicht gefärbten Wangen machten aus ihr jene gefährliche Sirene, welche sicher war, an einem ihrer Haare ihre Anbeter bis zum Abgrunde zu fuhren.

Durch die Fürsorge von Barnave legte der Wagen nun zwei Meilen in der Stunde zurück.

In Chateau-Thierry hielt man an, um zu Mittag zu speisen.

Das Haus, wo man Halt machte, hatte eine reizende Lage am Flusse und gehörte einer reichen Holzhändlerin, welche nicht abgewartet, daß man sie bezeichne, sondern am Tage vorher, als sie erfuhr, die königliche Familie sollte durch Chateau-Thierry kommen, einen von ihren Commis zu Pferde hatte abgehen lassen, um den Herren Abgeordneten der Nationalversammlung, sowie dem König und der Königin Gastfreundschaft in ihrem Hause anzubieten. Dies wurde angenommen.

Sobald der Wagen vor dem Hause erschien, deuteten die eifrigsten Bemühungen von Dienern den erhabenen Gefangenen einen Empfang an, der sehr verschieden von dem, welcher ihnen am Tage vorher im Wirthshause von Dormans zu Theil geworden. Der König, die Königin, Madame Elisabeth, Frau von Tourzel und die zwei Kinder wurden in abgesonderte Zimmer geführt, wo alle Vorbereitungen getroffen waren, daß Jedes auf seine Toilette die ängstlichste Sorge verwenden konnte.

Seit ihrer Abreise von Paris hatte die Königin keine solche Umsicht in allen Verkehren getroffen. Die zartesten Gewohnheiten der Frau waren auf das Freundlichste durch diese aristokratische Aufmerksamkeit berücksichtigt. Marie Antoinette, welche solche Mühewaltungen zu schätzen anfang, fragte, um ihr zu danken, nach ihrer guten Wirthin.

Eine Frau von vierzig Jahren, noch frisch und mit außerordentlicher Einfachheit gekleidet, erschien nach einem Augenblick. Sie war bis jetzt so bescheiden gewesen, sich fern von den Blicken derjenigen, welche sie empfing, zu halten.

»Sie sind die Gebieterin des Hauses?« fragte die Königin.

»Ah! Madame!« rief die vortreffliche Frau in Thränen zerfließend, »überall, wo Eure Majestät

anzuhalten geruht, und welches auch das mit ihrer Gegenwart beehrte Haus sein mag, ist die Königin die alleinige Gebieterin.«

Marie Antoinette schaute im Zimmer umher, um zu sehen, ob sie allein seien.

Dann, nachdem sie sich versichert, daß sie Niemand sehen oder hören konnte, sprach sie, indem sie die Hand ihrer Wirthin nahm, sie zu sich zog und küßte, wie sie es bei einer Freundin gethan hätte:

»Wenn Sie sich für unsere Ruhe interessiren, und wenn Sie einiger Maßen für Ihr eigenes Wohl besorgt sind, besänftigen Sie sich und mäßigen Sie diese Zeichen des Schmerzes, denn würde man das Motiv wahrnehmen, das sie verursacht, so könnten sie unheilbringend für Sie sein, und Sie werden begreifen, wie sehr es, wenn Ihnen eine Unannehmlichkeit widerführe, unsere Leiden vermehren würde! Wir werden uns vielleicht wiedersehen; bewältigen Sie sich also und bewahren Sie mir eine Freundschaft, der heute begegnet zu sein für mich etwas so Seltenes und Kostbares ist³⁷.«

Nach Tische begab man sich aus den Weg; die Hitze war erdrückend; der König, als er mehrere Male bemerkte, daß Madame Elisabeth, gelähmt vor Müdigkeit, ihren Kopf auf ihre Brust fallen ließ, verlangte, daß die Prinzessin bis Meaux, wo man über Nacht bleiben sollte, seinen Platz im Fond des Wagens einnehme; auf den ausdrücklichen Befehl des Königs gab Madame Elisabeth nach.

Pétion hatte dieser ganzen Debatte beigewohnt, ohne seinen Platz anzubieten.

Barnave verbarg, purpurroth vor Scham, seinen Kopf in seinen Händen; doch durch die Oeffnungen seiner Finger konnte er das schwermüthige Lächeln der Königin sehen. Nachdem man eine Stunde gefahren war, wurde die Müdigkeit von Madame Elisabeth so groß, daß sie völlig schlief, und das Bewußtsein dessen, was sie that, war so in ihr erloschen, daß sich ihr schöner Engelskopf, nachdem er sich einen Augenblick nach rechts und nach links geschaukelt hatte, endlich auf die Schulter von Pétion zur Ruhe legte.

Was den Abgeordneten von Chartres zur Behauptung in seinem nicht gedruckten Reiseberichte veranlaßte, Madame Elisabeth, das bekannte heilige Wesen, habe sich in ihn verliebt, und einen Augenblick mit ihrem Kopfe auf seiner Schulter ruhend, *habe sie der Natur nachgegeben*.

Gegen vier Uhr Nachmittags kam man nach Meaux, und man hielt vor dem bischöflichen Palaste an, in welchem Bossuet gewohnt hatte und siebenundachtzig Jahre früher der Verfasser des *Discours sur l'histoire universelle* gestorben war. Der Palast wurde von einem constitutionellen und beeidigten Priester bewohnt. Man bemerkte es später an der Art, wie er die königliche Familie empfing. Für den Augenblick aber war die Königin nur betroffen von dem düsteren Anblick des Gebäudes, in das sie eintreten sollte. Nirgends erhob sich ein fürstlicher oder geistlicher Palast, der durch seinen melancholischen Charakter würdiger gewesen wäre, dem erhabenen Unglück, das für eine Nacht ein Asyl von ihm forderte, Obdach zu gewähren. Das ist nicht mehr wie in Versailles, wo die Größe prachtvoll ist; hier ist die Größe einfach; eine breite, mit Backsteinen gepflasterte Abdachung fuhr zu den Gemächern und die Gemächer gehen auf einen Garten, dessen Widerhalt die Wälle der Stadt bilden. Dieser Garten wird beherrscht von dem ganz mit Epheu bedeckten Kirchthurme und fuhr durch einen mit Stechpalmen eingefassten Gang nach dem Cabinet, aus dem der beredte Bischof von Meaux von Zeit zu Zeit einen von jenen unheilvollen Schreien schleuderte, welche den Sturz der Monarchien weissagen.

Die Königin ließ ihren Blick über dieses finstere Gebäude hinlaufen, und da sie es ganz nach dem Zustande ihres Geistes fand, schaute sie umher und suchte einen Arm, aus dem sie den ihrigen stützen könnte, um den Palast zu besichtigen.

Barnave war allein da. Die Königin lächelte.

»Mein Herr,« sagte sie, »geben Sie mir den Arm und dienen Sie mir als Führer in diesem alten Palaste; ich würde mich nicht allein hineinwagen, denn ich hätte bange, darin die gewaltige Stimme zu hören, welche einst die Christenheit beben machte, durch den Ruf: »»Madame stirbt! Madame ist todt!«

Barnave näherte sich rasch der Königin und reichte ihr den Arm mit einem mit Ehrfurcht gemischten Eifer.

Doch die Königin warf einen letzten Blick umher; die beharrliche Abwesenheit von Charny beunruhigte sie.

Barnave, der Alles sah, bemerkte diesen Blick.

»Wünscht die Königin etwas?« fragte er.

»Ja, ich wünsche zu wissen, wo der König ist?« antwortete Marie Antoinette.

»Er hat Herrn Pétion die Ehre erwiesen, ihn zu empfangen, und er spricht mit ihm,« sagte Barnave.

Die Königin schien befriedigt.

Dann, als wäre es für sie Bedürfniß gewesen, sich ihr selbst zu entreißen und aus ihren eigenen Gedanken hervorzutreten, sprach sie rasch:

»Kommen Sie, mein Herr!«

Und sie zog Barnave durch die Gemächer des bischöflichen Palastes fort.

Man hätte glauben sollen, sie fliehe, dem von ihrem Geiste gezeichneten schwebenden Schatten folgend und weder vorwärts, noch rückwärts schauend.

Im Schlafzimmer des großen Predigers hielt sie endlich beinahe athemlos an.

Der Zufall wollte, daß sie sich einem Frauenportrait gegenüber befand.

Sie schlug maschinenmäßig die Augen auf, las auf dem Rahmen die Worte: *Madame Henriette*, und schauerte.

Dieses Schauern fühlte Barnave, ohne es zu begreifen.

»Leidet Eure Majestät?« fragte er.

»Nein,« erwiderte die Königin; »doch dieses Portrait . . . Madame Henriette! . . . «

Barnave errieth, was im Herzen der armen Frau vorging.

»Ja,« sagte er, »Madame Henriette; doch Madame Henriette von England, nicht die Witwe des unglücklichen Karl I., sondern die Frau des leichtsinnigen Philipp von Orleans; nicht diejenige, welche vor Kälte im Louvre zu sterben glaubte, sondern die, welche vergiftet in Saint-Cloud starb und sterbend ihren Ring Bossuet schickte!«

Dann, nach einem Augenblick des Zögern, fügte er bei:

»Ich wollte lieber, es wäre das Portrait der Andern.«

»Und warum?« fragte Marie Antoinette.

»Weil es Münde gibt, die allein gewisse Rathschläge zu ertheilen wagen, und diese Münde sind besonders diejenigen, welche der Tod geschlossen hat.«

»Könnten Sie mir nicht sagen, mein Herr, was mir der Mund der Witwe von Karl I. rathen

würde?« fragte die Königin.

, Wenn Eure Majestät befiehlt, so werde ich es versuchen,« erwiderte Barnave.

»Versuchen Sie es also.«

»»Ah! meine Schwester!«« würde Ihnen dieser Mund sagen, »»bemerkest Du nicht, welche Aehnlichkeit zwischen unsern beiden Geschicken obwaltet? Ich kam von Frankreich, wie Du von Oesterreich kommst; ich war für die Engländer eine Fremde, wie Du eine Fremde für die Franzosen bist. Ich hatte meinem verirrtten Gemahle gute Rathschläge geben können, doch ich schwieg, oder ich gab ihm schlechte; statt ihn mit seinem Volke und sein Volk mit ihm auszusöhnen und wiederzuvereinigen, stachelte ich ihn zum Kriege an; ich gab ihm den Rath, mit den irischen Protestanten gegen London zu marschiren. Ich unterhielt nicht nur einen Briefwechsel mit dem Feinde Englands, sondern ich begab mich auch zweimal nach Frankreich, um fremde Soldaten nach England zu fuhren. Endlich . . . ««

Barnave hielt inne.

»Fahren Sie fort,« sprach die Königin, deren Stirne sich gefaltet, deren Lippen sich zusammenpreßten.

»Warum sollte ich fortfahren, Madame?« versetzte der junge Redner traurig den Kopf schüttelnd. »Sie kennen so gut als ich das Ende dieser blutigen Geschichte. .,«

»Ja, ich will also fortfahren und Ihnen sagen, was das Portrait von Madame Henriette mir sagen würde, damit Sie mich belehren, wenn ich mich täusche: »»Endlich verriethen die Schottländer ihren König und überlieferten ihn seinen Feinden, Der König wurde in dem Augenblick in Haft genommen, wo er nach Frankreich zu gehen träumte. Ein Schneider verhaftete ihn; ein Schlächter führte ihn ins Gefängniß; ein Kärner säuberte die Kammer, durch die er gerichtet werden sollte; ein Viehwirth präsidirte dem Gerichtshofe, und damit nichts der Gehässigkeit dieses Urtheils und der Revision dieses ungerechten Prozesses fehle, der vor den höchsten Richter gebracht wurde, welcher alle Prozesse revidirt, schlug ein verlarvter Henker dem Opfer den Kopf ab!«« Dies würde mir das Portrait von Madame Henriette sagen, nicht wahr? Ei! mein Gott! ich weiß Alles dies so gut als irgend Jemand; ich weiß es um so mehr, als nichts zur Aehnlichkeit fehlt. Wir haben unsern Bierwirth der Vorstädte: nur, statt sich Cromwell zu nennen, heißt er Santerre; wir haben unsern Schlächter: nur, statt sich Harrison zu nennen, heißt er, wie? . . Legendre, glaube ich; wir haben unsern Kärner: nur, statt sich Pridge zu nennen, heißt er . . . Oh! das weiß ich nicht! der Mensch ist so wenig, daß ich nicht einmal seinen Namen kenne . . . Sie wissen ihn sicherlich auch nicht; doch fragen Sie ihn, er wird es Ihnen sagen: es ist der Mann, der unsere Escorte anfuhr . . . ein gemeiner Bauer, was weiß ich? Nun! das würde also Madame Henriette mir sagen.«

»Und was würden Sie ihr antworten?«

»Ich würde ihr antworten: »»Arme, liebe Prinzessin, es sind nicht Rathschläge, die Du mir da gibst, sondern es ist ein Cursus der Geschichte, den Du mir hältst. Der Cursus der Geschichte ist beendigt, nun erwarte ich die Rathschläge.««

»Oh! diese Rathschläge, Madame, wenn Sie sich nicht weigerten, dieselben zu befolgen, würden Ihnen nicht nur die Todten geben, sondern auch die Lebendigen,« erwiderte Barnave.

»Todte oder Lebendige, diejenigen, welche sprechen sollen, mögen sprechen: wer sagt, man werde die Rathschläge, wenn sie gut sind, nicht befolgen?«

»Ei! mein Gott! Madame, Todte oder Lebendige haben Ihnen nur einen Rath zu geben.«

»Welchen?«

»Machen Sie, daß das Volk Sie liebt!«

»Es ist so leicht, sich bei Ihrem Volke beliebt zu machen!«

»Ei! Madame, dieses Volk ist vielmehr das Ihrige, als das meinige, und zum Beweise dient, daß bei Ihrer Ankunft in Frankreich dieses Volk Sie anbetete.«

»Oh! mein Herr, Sie berühren da eine sehr vergängliche Sache: die Popularität!«

»Madame! Madame! wenn ich, ein Unbekannter, aus meiner dunklen Sphäre hervorgegangen, diese Popularität errungen habe, wie viel leichter war es Ihnen, sie zu erhalten, oder wie viel leichter wäre es Ihnen, sie wiederzuerobern! Doch nein,« fuhr Barnave sich belebend fort, »nein; Ihre Sache, die Sache der Monarchie, die heiligste, die schönste Sache, wem haben Sie sie anvertraut? Welche Stimmen und welche Arme haben sie vertheidigt? Man sah nie eine solche Unkenntniß der Zeiten, ein solches Vergessen des Geistes von Frankreich . . . Oh! Madame, ich, der ich um den Auftrag, Ihnen entgegen zu gehen, einzig und allein in dieser Absicht nachgesucht habe, ich, der ich Sie sehe, ich, der ich mit Ihnen rede, mein Gott! Wie oft bin ich nicht im Begriffe gewesen, mich Ihnen anzubieten, mich Ihnen zu ergeben, zu . . . «

»Stille, man kommt,« unterbrach ihn die Königin; »wir werden von Allem dem wieder sprechen, Herr Barnave; ich bin bereit, Sie öfter zu sehen, Sie zu hören, Ihre Rathschläge zu befolgen.«

»Oh! Madame! Madame!« rief Barnave entzückt.

»Stille!« wiederholte die Königin.

»Eure Majestät ist bedient,« meldete auf der Thürschwelle erscheinend der Diener, dessen Tritte man gehört hatte.

Man kehrte ins Speisezimmer zurück; der König kam durch eine andere Thüre dahin; so lange die Königin mit Barnave gesprochen, hatte er eine Unterredung mit Pétion gehabt, und er schien sehr aufgeregt.

Die zwei Gardes du corps warteten stehend, denn sie nahmen wie immer das Vorrecht, Ihre Majestäten zu bedienen, in Anspruch.

Von Allen am weitesten entfernt, stand Charny in einer Fenstervertiefung.

Der König schaute umher, und einen Augenblick benützend, wo er mit seiner Familie, den zwei Gardes und dem Grafen allein war, sagte er zu den Letzteren:

»Meine Herren, nach dem Abendbrode muß ich mit Ihnen sprechen. Sie werden mir also gefälligst in mein Zimmer folgen.«

Die drei Officiere verbeugten sich.

Der Dienst begann wie gewöhnlich.

Ogleich diesmal bei einem der ersten Bischöfe des Königreichs, war doch die Tafel am Abend in Meaux so schlecht bestellt, als sie am Morgen in Chateau Thierry gut bestellt gewesen.

Der König hatte, wie immer, großen Appetit und aß viel, trotz der schlechten Mahlzeit. Die Königin nahm nur zwei Eier zu sich.

Seit dem vorhergehenden Tage verlangte der Dauphin, der ein wenig krank war, Erdbeeren; doch der arme Knabe war schon nicht mehr in der Zeit, wo man seinen geringsten Wünschen zuvorkam. Seit dem vorhergehenden Tage hatten ihm Alle, an die er sich gewendet, geantwortet: »Es gibt keine hier!« oder: »Man kann keine finden!«

Und er hatte doch unter Weges große Bauernknaben nach Herzenslust von Erdbeersträußen, die sie im Walde gepflückt, essen sehen.

Der arme Kleine hatte sie sehr beneidet, diese Knaben mit den blonden Haaren, mit den rosenfarbigen Backen, die keine Erdbeeren zu verlangen brauchten und, wenn sie ein Gelüste darnach hatten, sie selbst pflückten, da sie die Lichtungen kannten, wo die Erdbeeren wuchsen, wie die kleinen Vögel die Felder kennen, auf denen die Steckrübe und der Hanfsame zu finden sind.

Daß sie diesen Wunsch nicht zu befriedigen im Stande gewesen, hatte die Königin sehr betrübt, so sehr, daß, als das Kind Alles ausschlug, was man ihm anbot, und aufs Neue Erdbeeren verlangte, Thränen in die Augen der unmächtigen Mutter traten.

Sie suchte umher, an wen sie sich wenden könnte, und sah Charny stumm, unbeweglich in einer Fenstervertiefung stehen.

Sie winkte ihm einmal, zweimal; doch in seine Gedanken versunken, sah Charny die Zeichen nicht, die ihm die Königin machte.

Endlich rief sie mit einer vor Aufregung rauhen Stimme:

»Herr Graf von Charny!«

Charny bebte, als ob man ihn aus einem Traume gerissen hätte, und machte eine Bewegung, um zur Königin zu eilen.

Doch in diesem Augenblicke öffnete man die Thüre, und Barnave erschien mit einer Platte Erdbeeren in der Hand.

«Die Königin wird mich entschuldigen, wenn ich so eintrete,« sagte er, »und der König wird mir, wie ich hoffe, gütigst verzeihen: ich habe den Herrn Dauphin heute mehrere Male Erdbeeren verlangen hören; diese Platte fand ich auf dem Tische des Bischofs; ich nahm sie und bringe sie hier.«

Mittlerweile hatte sich Charny der Königin genähert; doch diese ließ ihm nicht einmal Zeit, bis zu ihr zu kommen, und sagte:

»Ich danke, Herr Graf, Herr Barnave hat errathen, was ich wünschte, und ich brauche nichts mehr.«

Charny verbeugte sich und kehrte, ohne ein einziges Wort zu erwiedern, an seinen Platz zurück.

»Ich danke, mein Freund Barnave,« rief der junge Dauphin.

»Herr Barnave,« sprach der König, »unser Mahl ist nicht gut, doch wenn Sie daran Theil nehmen wollen, so werden Sie der Königin und mir ein Vergnügen machen.«

»Sire,« erwiderte Barnave, »eine Einladung des Königs ist ein Befehl. Wohin beliebt Eurer Majestät, daß ich mich setze?«

Zwischen die Königin und den Dauphin,« sagte der König.

Barnave setzte sich, wahnsinnig zugleich vor Liebe und Stolz.

Charny schaute dieser ganzen Scene zu, ohne daß der geringste Schauer, von Eifersucht von seinem Herzen nach seinen Adern lief. Nur sagte er, als er diesen armen Schmetterling sah, der sich auch am königlichen Lichte verbrannte:

»Abermals Einer, der sich in's Verderben stürzt! es ist Schade; dieser war mehr werth, als die Anderen.«

Dann murmelte er, zu seinem beharrlichen Gedanken zurückkehrend:
»Dieser Brief! was kann in diesem Briefe stehen?«

CV.

Die Schädelstätte.

Nach dem Abendbrode gingen, wie sie hierzu den Befehl erhalten hatten, die drei Officiere in das Zimmer des Königs hinauf.

Madame Royale, der Herr Dauphin und Frau von Tourzel waren in ihrem Zimmer; der König, die Königin und Madame Elisabeth warteten.

Als die jungen Leute eingetreten waren, sprach der König:

»Herr von Charny, haben Sie die Güte, die Thüre zu schließen, daß uns Niemand stört; ich habe Ihnen Etwas von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen. Gestern, meine Herren, in Dormans hat mir Herr Pétion den Vorschlag gemacht, Sie unter einer Verkleidung entweichen zu lassen; doch wir, die Königin und ich, haben uns widersetzt, weil wir befürchteten, dieser Vorschlag sei nur eine Falle, und man suche Sie nur von uns zu entfernen, um Sie zu ermorden, oder in irgend einer Provinz einer Militärcommission auszuliefern, die Sie zum Erschießen verurtheilen würde, ohne Ihnen einen Recurs zu lassen. Wir haben es also aus uns genommen, diesen Vorschlag zurückzuweisen; doch heute ist Herr Pétion wieder auf diese Sache zurückgekommen und hat dabei sein Ehrenwort als Abgeordneter verpfändet, und ich glaube Ihnen das, was er befürchtet, und das, was er vorschlägt, mittheilen zu müssen . . .«

»Sire,« unterbrach Charny den König, »ehe Eure Majestät weiter geht, — und ich spreche hier nicht allein in meinem Namen, sondern ich glaube auch der Dolmetscher der Gefühle dieser Herren zu sein, — will uns der König, ehe er weiter geht, eine Gnade gewähren?«

»Meine Herren,« sagte Ludwig XVI., »Ihre Ergebenheit für die Königin und für mich hat seit drei Tagen Ihr Leben beständig allen Gefahren ausgesetzt; jeden Augenblick waren Sie mit dem grausamsten Tode bedroht; jeden Augenblick theilten Sie die Schmach, mit der man uns tränkt, die Beleidigungen, mit denen, man uns überhäuft. Meine Herren, Sie haben das Recht, nicht nur um eine Gnade zu bitten, sondern auch Ihren Wunsch auseinanderzusetzen, und dieser Wunsch müßte, um nicht unmittelbar erfüllt zu werden, außer der Macht der Königin und der meinigen liegen.«

»Nun wohl! Sire,« sprach Charny, »wir bitten Eure Majestät unterthänigst, aber inständig, uns, was auch die von den Herren Abgeordneten in Beziehung aus uns gemachten Vorschläge sein mögen, die Fähigkeit zu lassen, diese Vorschläge anzunehmen oder zu verwerfen.«

»Meine Herren,« erwiderte der König, »ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihrem Willen keinen Zwang anthun werde; was Sie wünschen, wird geschehen.«

»Dann, Sire, hören wir mit Dank,« sagte Charny.

Die Königin schaute Charny erstaunt an; sie begriff nicht diese zunehmende Gleichgültigkeit, die sie an ihm wahrnahm, bei seinem beharrlichen Willen, sich nicht einen Augenblick von dem zu entfernen, was er ohne Zweifel als seine Pflicht betrachtete.

Sie antwortete auch nicht und ließ den König das Gespräch fortsetzen. Er sagte:

»Vernehmen Sie nun, nachdem Ihnen Ihr freier Wille vorbehalten ist, die eigenen Worte von Herrn Pétion: »Sire, es ist im Augenblick Ihrer Rückkehr nach Paris keine Sicherheit für die

drei Officiere, welche Sie begleiten. Weder ich, noch Barnave, noch Herr von Latour-Maubourg können dafür stehen, daß wir sie, selbst mit Gefahr unsres Lebens, retten, und ihr Blut ist zum Voraus dem Volke verfallen.««

Charny schaute seine zwei Gefährten an: ein Lächeln der Verachtung zog über ihre Lippen.

»Nun! Sire,« sagte Charny, »hernach?«

»Hören Sie, was Herr Pétion vorschlägt: Er will Ihnen drei Anzüge von Nationalgarden verschaffen, heute Nacht die Thüre des bischöflichen Palastes öffnen, und Jedem von Ihnen die volle Freiheit lassen, zu entfliehen.«

Charny befragte abermals seine zwei Gefährten, doch dasselbe Lächeln antwortete ihm.

»Sire,« sagte er, indem er sich an den König wandte, »unsere Tage sind Euren Majestäten geweiht gewesen; sie haben die Gnade gehabt, unsere Hingebung anzunehmen, es wird uns leichter sein, für sie zu sterben, als uns von ihnen zu trennen; bewilligen Sie uns also die Gunst, uns morgen zu behandeln, wie Sie uns gestern behandelt haben, nicht mehr, nicht weniger. Von Ihrem ganzen Heere, von allen Ihren Garden bleiben Ihnen drei getreue Herzen; nehmen Sie ihnen nicht den einzigen Ruhm, nach dem sie streben, den, bis zum Ende treu zu sein.«

»Es ist gut, meine Herren,« sprach die Königin, »wir willigen ein; nur muß, Sie begreifen das, von diesem Augenblick an Alles bei uns gemeinschaftlich sein. Sie sind keine Diener mehr für uns, Sie sind Freunde und Brüder; ich sage Ihnen nicht, Sie sollen mir Ihre Namen geben, ich kenne sie, aber,« sie zog Tabletten aus ihrer Tasche, »aber geben Sie mir die Ihrer Väter, Ihrer Mütter, Ihrer Brüder, Ihrer Schwestern; wir können das Unglück haben, Sie zu verlieren, ohne daß wir unterliegen. Dann wäre es meine Ausgabe, diese geliebten Wesen von ihrem Unglück zu unterrichten, während ich mich zugleich zu ihrer Verfügung stellen würde, um sie, so viel in unserer Macht läge, zu unterstützen . . . Auf, Herr von Malden, aus, Herr von Valory, sagen Sie dreist, für den Fall des Todes, — und wir sind Alle der Wirklichkeit so nahe, daß wir nicht vor dem Worte zurückweichen dürfen, — wer sind die Verwandten, wer sind die Freunde, die Sie uns empfehlen?«

Herr von Malden empfahl seine Mutter, eine alte, kränkliche Dame, welche auf einem kleinen Gute in der Gegend von Blois wohnte; Herr von Valory empfahl seine Schwester, eine junge Waise, die er in einem Kloster in Soissons erziehen ließ.

Es waren gewiß starke, muthvolle Herzen, die Herzen dieser zwei Männer, und dennoch, während die Königin die Namen und die Adressen von Frau von Malden und von Fräulein von Valory ausschrieb, strengten sich Beide vergebens an, um ihre Thränen zurückzuhalten.

Die Königin war auch genöthigt, sich im Schreiben zu unterbrechen, um ihr Taschentuch hervorzuziehen und ihre Thränen abzuwischen.

Dann, nachdem sie die Adressen vollends aufgezeichnet hatte, wandte sie sich an Charny und sprach:

»Ach! Herr Gras, ich weiß, daß Sie Niemand zu empfehlen haben; Ihr Vater und Ihre Mutter sind todt, und Ihre Brüder . . . «

Die Stimme versagte der Königin.

»Meine zwei Brüder haben die Ehre gehabt, sich für Eure Majestät tödten zu lassen, ja, Madame,« fügte Charny bei; »doch der letzte Todte hat ein armes Mädchen hinterlassen, das er mir durch eine Art von Testament empfiehlt, welches ich bei ihm gefunden. Dieses Mädchen hat er seiner Familie entführt, von der es keine Verzeihung erwarten darf. So lange ich lebe, wird es

weder dem Mädchen, noch dem Kinde an Etwas fehlen; doch Eure Majestät hat es so eben mit ihrem bewunderungswürdigen Muth gesagt: wir sind Alle im Angesichte des Todes, und träfe mich der Tod, so blieben das arme Mädchen und sein Kind ohne Mittel; Madame, haben Sie die Gnade, den Namen einer unglücklichen Bäuerin aufzuzeichnen, und sollte ich, wie meine beiden Brüder, das Glück haben, für meinen erhabenen Gebieter und meine edle Gebieterin zu sterben, so erniedrigen Sie Ihre Großmuth, bis zu Catherine Billot und ihrem Kinde, man wird sie Beide im Dörfchen Ville-d'Avray finden.

Ohne Zweifel war das Bild von Charny, dem ebenfalls Sterbenden, wie seine Brüder gestorben waren, ein zu peinliches Schauspiel für Marie Antoinette, denn sie warf sich mit einem schwachen Schrei zurück, ließ ihre Tabletten aus ihrer Hand gleiten, wankte und fiel in einen Lehnstuhl.

Die zwei Gardes du corps stürzten aus sie zu, indeß Charny die königlichen Tabletten aufhob, den Namen und die Adresse von Catherine Billot darein schrieb und sie dann aus den Kamin legte.

Die Königin raffte sich zusammen und kam wieder zu sich.

Dann machten die jungen Leute, da sie einsahen, wie sehr es für die Königin nach einer solchen Gemüthserschütterung Bedürfniß sein müsse, sich allein zu befinden, einen Schritt rückwärts, um sich zu beurlauben.

Doch Marie Antoinette streckte die Hand gegen sie aus und sprach:

»Meine Herren, ich hoffe, Sie werden mich nicht verlassen, ohne mir die Hand zu küssen.«

Die zwei Gardes traten in derselben Ordnung vor, in der sie ihre Namen und ihre Adressen gegeben hatten: Herr von Malden zuerst, dann Herr von Valory.

Charny näherte sich zuletzt. Die Hand der Königin war zitternd in Erwartung dieses Kusses, für den sie sicherlich die zwei andern gegeben hätte.

Doch die Lippen des Grafen berührten kaum diese schöne Hand, so sehr schien es ihm, mit dem Briefe von Andrée aus dem Herzen heiße es eine Ruchlosigkeit begehen, mit seinen Lippen die Hand der Königin zu berühren.

Marie Antoinette stieß einen Seufzer aus, der einen Stöhnen glich; nie hatte sie besser als durch diesen Kuß den Abgrund ermessen, den jeder Tag, jede Stunde, um möchten sagen, fast jede Minute zwischen ihr und ihren Geliebten grub.

Die Herren von Latour-Maubourg und Barnave, welche ohne Zweifel nicht wußten, was am Tage vorher zwischen dem König und den drei Officieren vorgegangen war, drangen in diese, am Morgen vor der Abreise, um sie zu bewegen, Nationalgarde-Uniformen anzuziehen, doch sie weigerten sich entschieden, sagten, ihr Platz sei auf dem Bocke des königlichen Wagens, und sie haben keine andere Kleidung zu nehmen, als die, welche ihnen der König zu tragen befohlen.

Dann wollte Barnave, daß ein Brett, das rechts und links über den Bock vom Wagen hinausrage, auf diesem Bocke befestigt werde, damit zwei Grenadiere sich darauf setzen und, so viel in ihren Kräften läge, die hartnäckigen Diener des Königs beschützen könnten.

Um zehn Uhr Morgens verließ man Meaux; man sollte nach Paris zurückkommen, von wo man seit fünf Tagen abwesend war.

Fünf Tage! welche unergründliche Tiefe war während dieser fünf Tage gegraben worden! Kaum war man eine Meile jenseits Meaux, da nahm der Zug ein erschrecklicheres Aussehen, als er je gehabt, an.

Alle Einwohnerschaften der Umgegend von Paris strömten herbei. Barnave hatte die Postillons zwingen wollen, im Trab zu fahren; doch die Nationalgarde von Claye versperrte den Weg, indem sie das Bajonnet vorhielt.

Es wäre unklug gewesen, es zu versuchen, diesen Damm zu durchbrechen; die Königin selbst begriff die Gefahr und bat die Abgeordneten inständig, nichts zu thun, um diesen Zorn des Volks zu vermehren, — ein entsetzlicher Sturm, den man brausen hörte, den man kommen fühlte.

Bald war die Menge so angewachsen, daß die Pferde kaum im Schritt gehen konnten.

Nie war es so heiß gewesen; es war nicht mehr Luft, was man athmete, sondern Feuer.

Die freche Neugierde dieser Menge verfolgte den König und die Königin bis in die zwei Ecken des Wagens, in die sie sich geflüchtet.

Männer stiegen auf die Fußtritte und steckten ihre Köpfe in die Berline, Andere hißten sich oben aus den Wagen, Andere stiegen hinten auf; wieder Andere klammerten sich an die Pferde an.

Es war ein Wunder, daß Charny und seine zwei Gefährten nicht zwanzigmal getödtet wurden.

Die zwei Grenadiere genügten nicht, um die Streiche zu pariren; sie baten, sie flehten, sie befahlen sogar im Namen der Nationalversammlung, doch ihre Stimmen verloren sich unter dem Geschrei und dem Tumulte.

Eine Vorhut von mehr als zweitausend Menschen schritt dem Wagen voran, eine Nachhut von mehr als viertausend folgte ihm.

An seinen Seiten wälzte sich eine Menge, welche unablässig zunahm.

So wie man Paris näher kam, schien es, als fehlte, von der Riesenstadt absorbirt, die Luft gänzlich.

Der Wagen bewegte sich unter einer Sonne von zwei und dreißig Grad, durch eine Staubwolke, von der jedes Atom wie ein Theilchen zerstoßenes Glas war.

Mehrere Male warf sich die Königin zurück und rief, sie ersticke.

In Bourget wurde der König todesbleich; er war einer Ohnmacht nahe und verlangte ein Glas Wein.

Wenig fehlte, daß man ihm, wie Christus, einen in Galle und Essig getauchten Schwamm bot. Der Vorschlag wurde gemacht, aber zum Glück zurückgewiesen.

Man erreichte la Villette.

Die Menge brauchte über eine Stunde, um sich genug zu verdünnen, daß sie sich durch die zwei Reihen von Häusern durchwinden konnte, deren weiße Steine die Sonnenstrahlen zurücksandten und die Hitze verdoppelten.

Ueberall waren Männer, Weiber, Kinder. Nie hat der Blick eine solche Menge gemessen: die Pflastersteine waren so bedeckt, daß die, welche sie bedeckten, sich nicht rühren konnten.

Die Thüren, die Fenster, die Dächer der Häuser waren mit Zuschauern beladen.

Die Bäume bogen sich unter der Last dieser lebendigen Früchte.

All dieses Volk hatte den Hut aus dem Kopf.

Schon am Tage vorher war an allen Mauern von Paris ein Zettel folgenden Inhalts angeschlagen worden:

Celui qui saluera le roi aura des coups de bâton;
Celui qui l'insultera sera pendu.³⁸

Alles dies war so erschreckend, daß die Commissäre es nicht wagten, durch die Rue du Faubourg Saint-Martin zu fahren, denn dies war eine Straße voller Volkshaufen und folglich voller Drohungen, eine unheilvolle Straße, eine blutige Straße, eine Straße, berühmt in den Annalen des Mordes, seit der gräßlichen Geschichte von Berthier.

Man beschloß also, über die Champs-Élysées zu fahren, und der Zug bewegte sich auf den äußeren Boulevards fort.

Das waren drei Stunden der Folter mehr, und diese Folter wurde so unerträglich, daß die Königin auf dem kürzesten Wege zurückzukehren verlangte, und sollte dieser Weg auch der gefährlichste sein.

Zweimal hatte sie es versucht, die Vorhänge herunterzulassen; zweimal wurde sie durch das Murren des Volks genöthigt, sie wieder aufzuziehen.

Von der Barrière an umgab übrigens ein starker Trupp Grenadiere den Wagen.

Mehrere von ihnen marschirten bei den Schlägen und verbargen beinahe mit ihren Pelzmützen die Oeffnungen der Berline.

Endlich, gegen sechs Uhr, erschien die Vorhut über den Mauern des Garten von Monceaux; sie führte drei Kanonen mit sich, welche, immer wieder auf dem ungleichen Pflaster aufspringend, einen betäubenden Lärmen machten.

Diese Vorhut bestand aus Reitern und Fußgängern, vermischt mit Volkswagen, unter denen es ihnen beinahe unmöglich war, in Ordnung zu marschiren.

Diejenigen, welche sie erblickten, strömten gegen die Höhe der Champs-Élysées zurück; es war das dritte Mal, daß Ludwig XVI. durch diese unselige Barrière einfahren sollte.

Das erste Mal, nach der Einnahme der Bastille.

Das zweite Mal, nach dem 5. und 6. Oktober.

Das dritte Mal — nun — nach der Flucht nach Varennes.

Ganz Paris war, als man erfuhr, der Zug komme aus der Straße von Neuilly herbei, nach den Champs-Élysées geeilt.

Als man zur Barrière kam, sahen auch der König und die Königin ins Endlose ein Meer von finstern, schweigsamen, drohenden Menschen, welche ihre Hüte aus dem Kopfe hatten, sich entrollen.

Trübseliger aber, wenn nicht erschrecklicher als Alles dies, war ein doppeltes Spalier von Nationalgarden, welche ihre Gewehre zum Zeichen der Trauer verkehrt hielten und sich von der Barrière bis zu den Tuileries ausdehnten.

Es war in der That ein Tag der Trauer, einer ungeheuren Trauer, einer Trauer um eine Monarchie von sieben Jahrhunderten.

Der Wagen, der langsam mitten unter all diesem Volke hinrollte, war der Leichenwagen, der das Königthum im Sarge führte.

Als sie diese lange Reihe von Nationalgarden erblickten, bewegten die Soldaten, die den Wagen begleiteten, ihre Gewehre in der Lust und riefen: »Es lebe die Nation!«

Der Ruf: »Es lebe die Nation!« erscholl alsbald auf der ganzen Linie von der Barrière bis zu den Tuileries.

Das war der Verbrüderungsschrei, den ganz Frankreich erhob.

Nur eine Familie, die, welche Frankreich hatte fliehen wollen, war von dieser Verbrüderung

ausgeschlossen.

Man brauchte eine Stunde von der Barrière bis zur Place Louis XV. Die Pferde bogen sich unter der Last. Jedes von ihnen trug einen Grenadier.

Hinter der Berline, in der der König, die Königin, die königliche Familie, Barnave und Pétion saßen, kam das Cabriolet, das die zwei Frauen der Königin und Herrn von Latour-Maubourg enthielt: hinter dem Cabriolet endlich ein offenes, aber durch Astwerk beschattetes Cariol, auf dem Drouet, Guillaume und Maugin, das heißt derjenige, welcher den König verhaftet, und diejenigen, welche ihm bei der Verhaftung Beistand geleistet, fuhren. Die Müdigkeit hatte sie gezwungen, ihre Zuflucht zu dieser Art von Locomotion zu nehmen.

Billot allein war unermüdet, als hätte ihn der Eifer der Rache von Erz gemacht, zu Pferde geblieben, und schien den ganzen Zug anzuführen.

Als man aus die Place Louis XV. ausmündete, bemerkte der König, daß man der Statue seines Großvaters die Augen verbunden hatte.

»Was wollten sie hierdurch ausdrücken?« fragte der König Barnave.

»Ich weiß es nicht, Sire,« antwortete derjenige, an welche die Frage gerichtet war.

»Ich weiß es.« sagte Pétion; »sie wollten hierdurch die Blindheit der Monarchie ausdrücken.«

Trotz der Bedeckung, trotz der Commissäre, trotz der Anschlagzettel, welche bei Strafe des Henkens den König zu beleidigen verboten, durchbrach das Volk auf dem Wege zweimal das Spalier der Grenadiere, einen schwachen, ohnmächtigen Damm, dem Gott vergessen hatte, wie dem Meere zu sagen: »Du wirst nicht weiter gehen!« Wenn der Stoß kam, wenn das Brechen stattfand, sah die Königin plötzlich an den Wagenschlägen eine Anzahl von jenen Menschen mit häßlichen Gesichtern, mit unversöhnlichen Worten erscheinen, welche nur an gewissen Tagen zur Oberfläche der Gesellschaft emporsteigen, wie gewisse Ungeheuer nur an den Tagen des Sturms auf der Oberfläche des Oceans erscheinen.

Einmal war sie so erschrocken über diese Erscheinung, daß sie eines von den Fenstern des Wagens herunterließ.

»Warum die Fenster herunterlassen?« riefen zehn wüthende Stimmen.

»Oh! meine Herren,« sprach die Königin, »sehen Sie meine Kinder an, in welchem Zustande sie sind!«

Und den Schweiß abwischend, der von ihren Wangen troff, fügte sie bei:

»Wir ersticken.«

»Bah!« versetzte eine Stimme, »das ist nichts: sei ruhig, wir werden Dich noch ganz anders ersticken!«

Und mit einem Faustschlage zerschmetterte er die Scheibe in tausend Stücke.

Mitten unter diesem gräßlichen Schauspiel hätten übrigens einige Episoden den König und die Königin trösten können, wäre der Ausdruck des Guten so leicht zu ihnen gekommen, als der Ausdruck des Bösen zu ihnen gelangte.

Trotz des Anschlagzettels, der den König zu grüßen verbot, entblößte Herr Guilhermy, ein Mitglied der Nationalversammlung, das Haupt, als der König vorüberkam, und als man ihn zwingen wollte, seinen Hut wieder aufzusetzen, warf er ihn fern von sich und sagte:

»Man versuche es, ihn mir wiederzubringen.«

Beim Eingange der Brücke fand man zwanzig Deputirte, welche die Nationalversammlung

abgesandt hatte, um den König und die königliche Familie zu beschützen.

Dann kam Lafayette mit seinem Generalstabe.

Lafayette ritt an den Wagen.

»O! Herr von Lafayette,« rief die Königin, sobald sie ihn erblickte, »retten Sie die Gardes du corps.«

Dieser Rus war nicht unnöthig, denn man näherte sich einer großen Gefahr.

Während dieser Zeit ereignete sich eine Scene, der es nicht an Poesie gebrach, vor den Thoren des Schlosses.

Fünf bis sechs Frauen der Königin, welche nach der Flucht ihrer Gebieterin die Tuileries verlassen hatten, weil sie geglaubt, die Königin selbst habe sie aus immer verlassen, wollten in das Schloß zurückkehren, um sie zu empfangen.

»Zurück!« riefen die Schildwachen, indem sie ihnen die Spitze ihrer Bajonneten entgegenstreckten.

»Sklavinnen der Oesterreichern!« brüllten die Poissarden. Und sie wiesen ihnen die Fäuste.

Da machte durch die Bajonneten der Soldaten, den Drohungen der Weiber der Halle trotzend, die Schwester von Madame Campan ein paar Schritte vorwärts und sprach:

»Ich bin bei der Königin seit meinem fünfzehnten Jahre im Dienste; sie hat mich ausgesteuert und verheirathet; ich habe sie bedient, als sie mächtig war; heute ist sie unglücklich, soll ich sie verlassen?«

»Sie hat Recht!« rief das Volk; »Soldaten, laßt sie passiren.«

Und auf diesen Befehl, gegeben von dem Herrn, dem man nicht widersteht, öffneten sich die Reihen, und die Frauen gingen vorbei.

Einen Augenblick nachher konnte sie die Königin ihre Taschentücher im ersten Stocke schwingen sehen.

Und mittlerweile rollte der Wagen immer weiter und trieb eine Volksmenge und eine Staubwolke vor sich her, wie ein Schiff, das sich dem Sturme überläßt, die Wellen des Oceans und eine Schaumwolke vor sich hertreibt, und diese Vergleichung ist um so treffender, als nie Schiffbrüchige von einem Meere bedroht waren, das so brausend und so stürmisch wie das, welches sich anschickte, die unglückliche Familie in dem Augenblick zu verschlingen, wo sie es versuchen würde, diese Tuileries zu erreichen, die für sie das Gestade waren.

Endlich hielt der Wagen an. Man war zu den Stufen der großen Terrasse gekommen.

»Oh! meine Herren,« sagte abermals die Königin, diesmal jedoch, indem sie sich an Pétion und Barnave wandte, »die Gardes du corps! die Gardes du corps!«

»Sie haben mir Niemand ganz besonders unter diesen Herren zu empfehlen?« fragte Barnave.

Die Königin schaute ihn mit ihren klaren Augen fest an und erwiderte:

»Niemand.«

Und sie verlangte, der König und ihre Kinder sollten zuerst aus dem Wagen gehen.

Die zehn Minuten, welche nun verliefen, waren, — wir nehmen die nicht aus, die sie auf das Blutgerüste führten, — sicherlich die grausamsten ihres Lebens.

Sie war überzeugt, nicht daß sie ermordet werden sollte, sterben war nichts, sondern man werde sie dem Volke als ein Spielzeug preisgeben oder in ein Gefängniß einschließen, aus welchem sie nur durch die Thür eines schändlichen Prozesses herauskäme.

Als sie den Fuß auf die Stufen des Wagens setzt, der beschützt war durch das eiserne Gewölbe, welches über ihrem Haupte auf Befehl von Barnave die Flinten und die Bajonnete der Nationalgarden bildeten, erfaßte sie eine solche Blendung, daß sie glaubte, sie werde rückwärts fallen.

Doch als ihre Augen nahe daran waren, sich zu schließen, schien es ihr, als sähe sie, in dem letzten Angstblicke, wo man Alles sieht, sich gegenüber diesen Mann, diesen entsetzlichen Mann, der im Schlosse Taverney auf eine so geheimnißvolle Art für sie den Schleier der Zukunft ausgehoben hatte; diesen Mann, den sie ein einziges Mal wiedergesehen, da sie am 6. October von Versailles zurückkam, der endlich nur erschien, um große Katastrophen zu prophezeien, oder zur Stunde, wo diese großen Katastrophen in Erfüllung gingen.

Ob! da schlossen sich ihre Augen, welche noch zögerten, nachdem sie sich wohl versichert hatten, daß sie sie nicht täuschten; sie stieß einen Schrei aus und ließ sich gehen, — stark gegen die Wirklichkeiten, aber träge und ohnmächtig gegen diese unheilvolle Vision.

Es war ihr, als verschwände die Erde unter ihren Füßen, als wirbelten diese Menge, diese Bäume, dieser glühende Himmel, dieses unbewegliche Schloß um sie her; kräftige Arme ergriffen sie, und sie fühlte, daß man sie mitten unter dem Geschrei und Gebrüll forttrug. In diesem Moment glaubte sie die Stimmen der Gardes du corps zu hören, welche zu sich den Zorn des Volkes riefen, in der Hoffnung, ihn so von seiner wahren Neigung abzulenken. Sie öffnete noch eine Secunde die Augen und sah diese Unglücklichen von ihrem Sitze gerissen. Charny bleich und schön wie immer, allein gegen zehn Menschen kämpfend, den Blitz des Märtyrthums in den Augen, das Lächeln der Verachtung auf den Lippen. Von Charny gingen ihre Blicke auf denjenigen über, der sie unter diesem ungeheuren Wirbel forttrug; mit Schrecken erkannte sie den geheimnißvollen Mann von Taverney und Sèvres.

»Sie! Sie!« rief sie, indem sie ihn mit ihren erstarrten Händen zurückzustoßen suchte.

»Ja, ich!« flüsterte er ihr ins Ohr. »Ich bedarf Deiner noch, um die Monarchie an ihren letzten Abgrund zu treiben, und ich rette Dich!«

Diesmal war es mehr, als sie ertragen konnte: sie stieß einen Schrei aus und fiel wirklich in Ohnmacht. Während dieser Zeit suchte die Menge die Herren von Charny, von Malden und von Valory in Stücke zu hauen, und trug Drouet und Billot im Triumphe umher.

CVI.

Der Kelch.

Als die Königin wieder zu sich kam, befand sie sich in ihrem Schlafzimmer in den Tuileries.

Frau von Misery und Madame Campan, ihre zwei Lieblingsfrauen, waren an ihrer Seite.

Mit dem ersten Schrei fragte sie nach dem Dauphin.

Der Dauphin befand sich in seinem Zimmer und lag in seinem Bette, bewacht von Frau von Tourzel, seiner Gouvernante, und Madame Brunier, seiner Kammerfrau.

Diese Versicherung genügte der Königin nicht: sie erhob sich sogleich und lief noch ganz in Unordnung, wie sie war, in die Wohnung ihres Sohnes.

Das Kind hatte gewaltig Angst gehabt und viel geweint, doch seine Bangigkeiten waren beschwichtigt, und es schlief.

Nur beunruhigten leichte Schauer seinen Schlaf.

Die Königin blieb lange, an die Säule seines Bettes angelehnt, die Augen auf den Knaben geheftet, stehen und schaute ihn durch ihre Thränen an.

Die entsetzlichen Worte, die jener Mann leise zu ihr gesagt: »Ich bedarf Deiner, um die Monarchie an ihren letzten Abgrund zu treiben, darum rette ich Dich,« tosten unablässig in ihrem Ohre fort.

Es wahr also wahr? sie trieb also die Monarchie zum Abgrunde?

Das mußte so sein, da ihre Feinde über ihrem Leben wachten, weil sie sich auf Marie Antoinette verließen, daß sie das Werk der Zerstörung besser vollführe, als sie selbst.

Würde dieser Abgrund, an den sie die Monarchie trieb, sich wieder schließen, nachdem er den König, sie und den Thron verschlungen? Müßte sie in den Schlund nicht auch ihre zwei Kinder werfen? War es nicht in den Religionen des Alterthums nur die Unschuld, was die Götter entwaffnete?

Allerdings hatte der Herr das Opfer Abrahams nicht angenommen; doch er hatte das von Jephtha angenommen.

Das waren finstere Gedanken für eine Königin, noch finsterer für eine Mutter.

Endlich schüttelte sie den Kopf und ging mit langsamen Schritten in ihre Wohnung zurück.

Hier erst dachte sie an die Unordnung in ihrem Aeußeren.

Ihre Kleider waren zerknittert und an mehreren Stellen zerrissen; ihre Schuhe waren von den spitzigen Kieselsteinen, auf denen sie gegangen, durchlöchert worden, und ihre ganze Person war mit Staub bedeckt.

Sie verlangte andere Schuhe und ein Bad.

Barnave war zweimal da gewesen, um sich nach ihr zu erkundigen.

Als sie ihr diesen Besuch meldete, schaute Madame Campan die Königin mit Erstaunen an.

»Sie werden ihm freundlichst danken,« sagte Marie Antoinette.

Madame Campan schaute sie noch mehr erstaunt an.

»Wir haben große Verbindlichkeiten gegen diesen jungen Mann, Madame,« sprach die

Königin, die sich wider ihre Gewohnheit herbei ließ, eine Erklärung ihres Gedankens zu geben.

»Mir schien aber, Herr Barnave sei ein Demokrat, ein Mensch aus dem Volke, dem alle Mittel gut gewesen, um dahin zu gelangen, wo er nun ist,« wagte die Kammerfrau zu bemerken.

»Alle Mittel, die das Talent bietet, ja, Madame, das ist wahr,« versetzte die Königin; »aber behalten Sie wohl, was ich Ihnen sagen werde: ich entschuldige Barnave; ein Gefühl des Ehrgeizes, das ich nicht zu tadeln vermöchte, hat ihn Alles das beklatschen lassen, was den Weg zum Ruhme für die Classe ebnete, in der er geboren, ist. Keine Verzeihung für die Adeligen, die sich in die Revolution geworfen haben! Kehrt aber die Macht wieder in unsere Hände zurück, so ist Barnave die Verzeihung zum Voraus bewilligt. Gehen Sie und suchen Sie Nachricht über die Herren von Valory und von Malden zu erhalten.«

Das Herz der Königin fügte diesen zwei Namen den des Grafen bei, doch ihre Lippen weigerten sich, ihn auszusprechen.

Man meldete ihr, das Bad sei bereit.

Während der Zeit, die seit dem Besuche der Königin beim Dauphin verlaufen war, hatte man überallhin selbst vor die Thüre ihres Ankleidecabinets, selbst vor die ihres Badezimmers Schildwachen gestellt.

Die Königin brachte es mit großer Mühe dahin, daß diese Thüre geschlossen bleiben sollte, während sie ihr Bad nehmen würde.

Was Prudhomme in seinem *Journal Revolutions de Paris* sagen ließ:

»Einige gute Patrioten, in denen das Gefühl des Königthums nicht das des Mitleids erstickt hat, schienen besorgt über den moralischen und physischen Zustand von Ludwig XVI, und seiner Familie nach einer so unglücklichen Reise, wie es die von Sainte-Menehould war.

»Sie mögen sich beruhigen! Unser *Ehemaliger* befand sich am Samstag Abend, da er in seine Gemächer zurückkam, nicht mehr unwohl, als bei der Heimkehr von einer ermüdenden Jagd; er verschlang wie gewöhnlich sein Huhn. Am andern Tage, nach Beendigung seines Mittagmahles, spielte er mit seinem Sohne.

»Was die *Mutter* betrifft, sie nahm *ein Bad bei ihrer Ankunft; es war ihr erster Befehl, daß sie Schuhe verlangte*, wobei sie geflissentlich zeigte, die von ihrer Reise seien durchlöchert; sie benahm sich sehr leicht gegen die ihrer Bewachung vorgesetzten Officiere, *fand es lächerlich und unschicklich, daß sie sich gezwungen sehe, die Thüre ihres Badezimmers und die ihres Schlafzimmers offen zu lassen.*«

Seht doch das *Ungeheuer*, das die Schändlichkeit begeht, bei seiner Ankunft ein Huhn zu essen und am andern Tage mit seinem Sohne zu spielen!

Seht doch diese *Sybaritin*, die ein Bad nach fünf Tagen im Wagen und drei Nächten im Wirthshause nimmt!

Seht doch die *Verschwenderin*, welche Schuhe verlangt, weil die von ihrer Reise durchlöchert sind!

Seht doch die *Messalina*, welche, da sie es unschicklich und lächerlich findet, sich gezwungen zu sehen, *die Thüre ihres Badezimmers und die ihres Schlafzimmers offen zu lassen*, die Schildwachen um Erlaubniß bittet, diese Thüren schließen zu dürfen!

Ah! Herr Journalist, Sie haben mir ganz den Anschein, als äßen Sie Huhn nur an den vier großen Festtagen des Jahrs, als hätten Sie keine Kinder, als nähmen Sie kein Bad, und als gingen Sie in Ihre Loge der Nationalversammlung mit durchlöcherten Schuhen!

Auf die Gefahr des Aergernisses, das die Sache bereiten könnte, bekam die Königin ihr Bad, und sie brachte es, wie gesagt, dahin, daß die Thüre geschlossen blieb.

Die Schildwache verfehlte auch nicht, Madame Campan eine *Aristokratin* zu nennen, in dem Augenblick, wo sie, nachdem sie Erkundigungen eingezogen, in das Badezimmer zurückkehrte.

Die Nachrichten waren nicht so unglücklich, als man hätte glauben sollen.

Bei ihrer Ankunft an der Barrière hatten Charny und seine zwei Gefährten einen Plan entworfen: dieser Plan hatte zum Zwecke, einen Theil der Gefahren, welche der König und die Königin liefen, dadurch abzulenken, daß sie dieselben sich zuziehen würden. Dem zu Folge wurde verabredet, daß sich, sobald der Wagen angehalten, der Eine rechts werfen sollte, der Andere links, und der, welcher die Mitte inne hatte, vorwärts; aus diese Art würde man die Schaar der Mörder theilen, und, indem man sie nöthigte, drei entgegengesetzte Fährten zu verfolgen, drei verschiedene Jagden herbeiführen; vielleicht bliebe dann ein Weg, auf welchem der König und die Königin frei das Schloß erreichen würden.

Der Wagen hielt, wie wir wohl erwähnt, über dem ersten Bassin, bei der großen Terrasse des Schlosses, an. Die Hast der Mörder war so groß, daß zwei derselben, indem sie dem Wagen entgegenstürzten, sich schwer verwundeten. Einen Augenblick gelang es den außen am Bocke sitzenden Grenadiern, die drei Officiere zu beschützen; bald aber, nachdem man sie zu Boden gezogen, ließen sie die Letzteren wehrlos zurück.

Das war der Augenblick, den sie wählten; alle Drei sprangen hinab, jedoch nicht so rasch, daß sie nicht bei ihrem Sprunge fünf bis sechs Menschen niederwarfen, welche auf die Räder und die Fußtritte stiegen, um sie von ihren Sitzen zu reißen. Da verzettelte sich, wie sie es sich gedacht hatten, der Zorn des Volkes auf drei Punkte.

Kaum auf der Erde, befand sich Herr von Malden unter der Axt von zwei Sapeurs. Die beiden Aexte waren aufgehoben und suchten nur ein Mittel, ihn allein zu treffen. Er machte eine rasche, heftige Bewegung, durch welche er die Menschen, die ihn am Kragen hielten, von sich entfernte, so daß er sich abermals vereinzelt sah.

Dann kreuzte er die Arme und rief:

»Schlagt zu!«

Eine von den beiden Aexten blieb aufgehoben. Der Muth des Opfers lähmte den Mörder.

Die andere fiel blutdürstig, doch im Fallen begegnete sie einem Musketon, dessen Lauf sie abweichen machte, und nur die Spitze traf Herrn von Malden an den Hals und brachte ihm eine leichte Wunde bei.

Dann drang er unerschrocken in die Menge ein, die sich öffnete; doch nach einigen Schritten wurde er von einer Gruppe von Officieren in Empfang genommen, die ihn, da sie ihn retten wollten, gegen das Spalier der Nationalgarde fortschoben, welches Spalier für den König und die königliche Familie einen bedeckten Weg vom Wagen zum Schlosse bildete. In diesem Augenblick erschaute ihn der General Lafayette; schleunigst ritt er auf ihn zu, faßte ihn beim Kragen und zog ihn an seinen Steigbügel, um ihn gewisser Maßen durch seine Popularität zu beschirmen; Herr von Malden aber, der ihn erkannte, rief ihm zu:

»Weichen Sie von mir, mein Herr, sorgen Sie nur für die königliche Familie und überlassen Sie mich der Canaille.«

Herr von Lafayette ließ ihn in der That los und sprengte, da er einen Menschen die Königin forttragen sah, auf die Seite dieses Menschen.

Nun wurde Herr von Malden niedergeworfen, wieder aufgehoben, von den Einen angegriffen, von den Andern vertheidigt, und rollte so bedeckt mit Quetschungen, Wunden und Blut fort bis zur Thüre des Schlosses; hier packte ihn ein Officier vom Dienste, der ihn dem Unterliegen nahe sah, beim Kragen, riß ihn an sich und rief:

»Es wäre Schade, wenn ein solcher Wicht eines so sanften Todes sterben würde. Für einen Schuft dieser Art muß man eine besondere Marter erfinden, Ueberlaßt ihn mir, ich nehme ihn auf mich!«

Und er schmähte Herrn von Malden fortwährend und sagte zu ihm: »Komm, Schurke! komm hierher; Du sollst es mit mir zu thun haben!« zog ihn aber mittlerweile bis zu einem dunkleren Orte fort, wo er ihm zuflüsterte:

»Fliehen Sie, mein Herr, und verzeihen Sie die List, die ich habe gebrauchen müssen, um Sie den Händen dieser Elenden zu entreißen.«

Da eilte Herr von Malden aus die Treppen des Schlosses und verschwand.

Etwas ungefähr Aehnliches trug sich mit Herrn von Valory zu; er bekam zwei bedeutende Wunden am Kopfe; doch in dem Augenblick, wo sich zwanzig Bajonnete, zwanzig Säbel, zwanzig Dolche erhoben, um seinem Leben ein Ende zu machen, stürzte Pétion herbei, stieß die Mörder mit der ganzen Stärke, mit der er begabt war, zurück und rief:

»Im Namen der Nationalversammlung erkläre ich Euch für unwürdig des Namens von Franzosen, wenn Ihr nicht auf der Stelle zurückweicht und mir diesen Menschen überlaßt! Ich bin Pétion!«

Und Pétion, der unter einer etwas rauhen Hülle eine große Redlichkeit, ein muthiges und loyales Herz verbarg, strahlte, indem er diese Worte sagte, dergestalt in den Augen der Mörder, daß sie zurückwichen und ihm Herrn von Valory überließen.

Er führte den jungen Mann, indem er ihn unterstützte, — denn ganz betäubt von den Streichen, die er bekommen, konnte sich Herr von Valory kaum aufrecht halten, — er führte ihn dann bis zum Spalier der Nationalgarden und übergab ihn hier dem Adjutanten Mathieu Dumas, der mit seinem Kopfe für ihn haftete und ihn in der That unter seinem Schutze ins Schloß brachte.

In diesem Momente hörte Pétion die Stimme von Barnave. Barnave rief um Hilfe, da er nicht mehr genügte, um Charny zu vertheidigen.

Von zwanzig Armen ausgehoben, niedergeworfen, im Staube fortgeschleppt, hatte sich der Graf wieder aufgerichtet, ein Bajonnet von einer Flinte gerissen und stieß mit aller Macht gegen die Menge, die ihn umgab.

Doch in diesem ungleichen Kampfe mußte er bald unterlegen sein, wären ihm nicht Barnave und dann Pétion zu Hilfe geeilt.

Die Königin hörte diese Erzählung in ihrem Bade an; aber Madame Campan, die ihr dies erzählte, konnte ihr sichere Nachrichten nur von den Herren von Valory und von Malden geben, die man im Schlosse gequetscht, blutig, jedoch im Ganzen ohne gefährliche Wunden, gesehen.

Von Charny wußte man nichts Bestimmtes; man sagte wohl, er sei durch die Herren Pétion und Barnave gerettet worden, doch mau hatte ihn nicht ins Schloß zurückkehren sehen.

Bei diesen letzten Worten von Madame Campan überzog eine solche tödtliche Blässe das Gesicht der Königin, daß die Kammerfrau, im Glauben, diese Blässe rühre von der Furcht her, es sei dem Grafen Unglück widerfahren, ausrief:

»Oh! Ihre Majestät darf nicht an der Rettung von Herrn von Charny verzweifeln; die Königin weiß, daß die Gräfin Charny in Paris wohnt, und vielleicht hat sich der Graf zu seiner Frau geflüchtet.«

Gerade dieser Gedanke war Marie Antoinette gekommen und hatte sie so gräßlich erbleichen gemacht.

Sie sprang aus dem Bade und rief:

»Kleiden Sie mich an, Campan! kleiden Sie mich rasch an! ich muß durchaus wissen, was aus dem Grafen geworden ist!«

Aus welchem Grafen?« fragte Frau von Misery eintretend.

»Aus dem Grafen von Charny!« rief die Königin.

»Der Graf von Charny ist im Vorzimmer Ihrer Majestät und bittet um die Ehre einer kurzen Unterredung mit ihr, sagte Frau von Misery.

»Ah!« murmelte die Königin, »er hat also sein Wort gehalten!«

Die zwei Frauen schauten einander an, denn sie wußten nicht, was die Königin sagen wollte, welche keuchend, unfähig, ein Wort mehr zu sprechen, ihnen durch einen Wink bedeutete, sie sollen sich beeilen.



Der Lanzenstich.

Nie war eine Toilette rascher beendet. Allerdings beschränkte sich Marie Antoinette darauf, ihre Haare, die sie, um den Staub herauszubringen, mit einem wohlriechenden Wasser hatte waschen lassen, einfach zu drehen und über ihr Hemd ein weites Gewand von weißer Mousseline anzuziehen.

Als sie in ihr Zimmer zurückkam und den Grafen von Charny einzuführen befahl, war sie so weiß wie ihr Gewand.

CVII.

Der Lanzenstich.

Nach einigen Secunden meldete der Kammerdiener den Grafen von Charny, und dieser erschien im Thürrahmen, beleuchtet vom goldenen Reflexe eines Strahls der untergehenden Sonne.

Er hatte auch, wie die Königin, die Zeit, welche seit seiner Rückkehr ins Schloß verlaufen war, dazu verwendet, die Spuren dieser langen Reise und des furchtbaren Kampfes, den er bei seiner Ankunft ausgehalten, verschwinden zu machen.

Er hatte seine alte Uniform, das heißt das Costume eines Fregatten-Kapitäns mit den rothen Revers und dem Spitzenjabot wieder angezogen.

Das war dasselbe Costume, welches er an dem Tage trug, wo er die Königin und Andrée von Taverney auf dem Platze des Palais-Royal traf, und wo er Beide, nachdem er sie zu einem Fiacre geführt, nach Versailles zurückgeleitete.

Nie war er so elegant, so ruhig, so schön gewesen, und die Königin, als sie ihn erblickte, konnte kaum glauben, es sei dies derselbe Mann, der eine Stunde vorher vom Volke beinahe in Stücke zerrissen und zerhauen worden wäre.

»Oh! mein Herr,« rief die Königin, »man mußte Ihnen sagen, wie sehr ich um Sie besorgt war, und wie ich nach allen Seiten schickte, um mich nach Ihnen erkundigen zu lassen.«

»Ja, Madame,« erwiderte Charny sich verbeugend; »doch glauben Sie mir, ich bin nicht in meine Wohnung zurückgekehrt, ohne mich zuvor bei Ihren Frauen versichert zu haben, daß Sie auch gesund und unversehrt sind.«

»Man behauptet, Sie verdanken das Leben Herrn Pétion und Herrn Barnave; ist das wahr, und sollte ich diese neue Verbindlichkeit gegen den Letzteren haben?«

»Das ist wahr, Madame, und ich bin sogar Herrn Barnave doppelt zu Dank verpflichtet; denn er, der mich nicht verlassen wollte, bis ich in meinem Zimmer wäre, hatte die Güte, mir zu sagen, Sie haben sich unter Weges mit mir beschäftigt.«

»Mit Ihnen, Graf! und aus welche Art?«

»Indem Sie dem König die Besorgnisse auseinandersetzen, welche, wie Sie dachten, Ihre alte Freundin während meiner Abwesenheit haben müsse . . . Ich bin weit entfernt, an die Lebhaftigkeit dieser Besorgnisse zu glauben; jedoch . . . «

Er hielt inne, denn es schien ihm, die Königin, die schon so bleich, erbleiche noch mehr.

»Jedoch?« wiederholte die Königin.

»Ohne in seinem ganzen Umfang den Urlaub anzunehmen, den Eure Majestät mir anzubieten beabsichtigte, glaube ich jedoch in der That, daß es nun, da ich über das Leben des Königs, über das Ihrige und das Ihrer erhabenen Kinder beruhigt bin, schicklich ist, wenn ich in Person der Frau Gräfin von Charny Nachricht von mir gebe.«

Die Königin drückte ihre linke Hand an ihr Herz, als hätte sie sich versichern wollen, daß dieses Herz nicht gestorben an dem Schlage, den es empfangen, und mit einer durch die Trockenheit ihrer Kehle fast erstickten Stimme sprach sie:

»Ei! mein Herr, das ist in der That nur zu billig, und ich frage mich, wie Sie so lange haben warten können, um diese Pflicht zu erfüllen.«

»Die Königin vergißt, daß ich ihr mein Wort gegeben, ich werde die Gräfin ohne ihre Erlaubniß nicht wiedersehen.«

»Und um diese Erlaubniß wollen Sie mich ersuchen?«

»Ja, Madame, und ich bitte Eure Majestät inständig, sie mir zu bewilligen.«

»Sonst würden Sie sich in Ihrem glühenden Eifer, Frau von Charny wiederzusehen, derselben überheben, nicht wahr?«

»Ich glaube, daß die Königin ungerecht gegen mich ist,« erwiderte Charny. »In dem Augenblick, wo ich Paris verließ, dachte ich es für lange Zeit, wenn nicht für immer, zu verlassen. Während dieser ganzen Reise habe ich menschlich Alles gethan, was zu thun in meiner Macht lag, damit die Reise glücke. Es ist nicht meine Schuld, Eure Majestät erinnere sich dessen, wenn ich nicht, wie mein Bruder, in Varennes das Leben gelassen habe, oder, wie Herr von Dampierre, in Stücke gehauen worden bin, auf der Landstraße oder im Tuilerien-Garten . . . Hätte ich die Freude gehabt, Eure Majestät über die Grenze zu führen, oder die Ehre, für sie zu sterben, so verbannte ich mich oder starb ich, ohne die Gräfin wiederzusehen. Doch ich wiederhole Eurer Majestät, nach Paris zurückgekehrt, kann ich der Frau, die meinen Namen trägt, — und Sie wissen, wie sie ihn trägt! — nicht dieses Zeichen von Gleichgültigkeit geben, daß ich ihr keine Kunde von mir bringe, besonders da mein Bruder Isidor nicht mehr lebt, um mich zu ersetzen . . . Uebrigens hat sich entweder Herr von Barnave getäuscht, oder es war dies vorgestern noch die Meinung Eurer Majestät.«

Die Königin ließ ihren Arm an der Lehne ihres Canapé hinabgleiten, machte mit der ganzen Hohe ihres Leibes eine Bewegung, die sie Charny näher brachte, und sagte:

»Sie lieben diese Frau also sehr, daß Sie mir kalt einen solchen Schmerz bereiten?«

»Madame,« erwiderte Charny, »es sind bald sechs Jahre, daß Sie selbst in einem Augenblicke, wo ich nicht daran dachte, weil für mich nur eine Frau auf der Erde existirte und diese Frau Gott so hoch über mich gestellt hatte, daß ich sie nicht erreichen konnte, — es sind bald sechs Jahre, daß Sie mir zur Gattin Fräulein Andrée von Taverny gegeben haben. Seit diesen sechs Jahren hat meine Hand nicht zweimal die ihrige berührt; ich habe ohne Nothwendigkeit nicht zehnmal mit ihr gesprochen, und unsere Blicke sind sich nicht zehnmal begegnet. Mein Leben war in Anspruch genommen, erfüllt von einer andern Liebe, beschäftigt durch die tausend Sorgen, durch die tausend Arbeiten, durch die tausend Kämpfe, die das Dasein des Mannes bewegen. Ich habe bei Hose gelebt, die großen Wege durchschritten, für meinen Theil und mit dem Faden, den der König mir anzuvertrauen die Gnade hatte, die riesige Intrigue angeknüpft, welche so eben vom Verhängniß gelöst worden ist; ich habe aber die Tage nicht gezählt, ich habe die Monate nicht gezählt, ich habe die Jahre nicht gezählt; die Zeit verging um so rascher, als ich mit allen diesen Neigungen, mit allen diesen Sorgen, mit allen diesen Intriguen, die ich genannt, beschäftigt war. Doch nicht so war es bei der Gräfin von Charny. Seitdem sie den Schmerz gehabt hat, Sie zu verlassen, nachdem sie ohne Zweifel so unglücklich gewesen ist, Ihnen zu mißfallen, lebt sie allein, vereinzelt, verloren in dem Pavillon der Rue Coq-Héron; diese Einsamkeit, diese Vereinzelung, diese Verlassenheit hat sie angenommen, ohne sich zu beklagen; denn ein liebefreies Herz bedarf nicht derselben Zuneigungen, wie die anderen Frauen; was sie aber vielleicht nicht ohne sich zu beklagen annehmen würde, wäre mein Vergessen in Betreff der einfachsten Pflichten, der gewöhnlichsten Convenienzen.«

»Ei! mein Gott!« rief die Königin, »Sie sind sehr besorgt über das, was Frau von Charny von Ihnen meinen oder nicht meinen werde, wenn sie Sie sieht oder nicht sieht. Ehe Sie sich diese ganze Sorge machen, wäre es gut, zu wissen, ob sie an Sie gedacht hat im Augenblick ihrer Abreise, ob Sie an sie denkt im Augenblick Ihrer Rückkehr.«

»Ob die Gräfin in der Stunde meiner Rückkehr an mich denkt, weiß ich nicht, Madame, doch im Augenblick meiner Abreise hat sie an mich gedacht, dessen bin ich sicher.«

»Sie haben sie also im Augenblick Ihrer Abreise gesehen?«

»Ich hatte die Ehre, Eurer Majestät zu sagen, ich habe Frau von Charny nicht gesehen, seitdem ich der Königin mein Wort gegeben, sie nicht zu sehen.«

»Sie hat Ihnen also geschrieben?« Charny schwieg.

»Nun!« rief die Königin, »Sie hat Ihnen geschrieben, gestehen Sie es!«

»Sie hat meinem Bruder Isidor einen Brief für mich übergeben.«

»Und Sie haben diesen Brief gelesen? . . . Was sagte sie Ihnen? . . . was konnte sie Ihnen schreiben? Ah! sie hatte mir doch geschworen, . . . Lassen Sie hören, antworten Sie rasch . . . Nun! in diesem Briefe sagte sie Ihnen? . . . Sprechen Sie doch! Sie sehen, daß ich koche.«

»Ich kann Eurer Majestät nicht wiederholen, was mir die Gräfin in diesem Briefe sagte: ich habe ihn nicht gelesen.«

»Sie haben ihn zerrissen?« rief die Königin freudig; »Sie haben den Brief ins Feuer geworfen, ohne ihn zu lesen? Charny! Charny! wenn Sie das gethan haben, sind Sie der Redlichste der Menschen, und ich hatte Unrecht, mich zu beklagen, und ich habe nichts verloren.«

Und die Königin streckte beide Arme gegen Charny aus, als wollte sie ihn zu sich rufen, Charny blieb aber an seinem Platze und sprach:

»Ich habe ihn nicht zerrissen, ich habe ihn nicht in's Feuer geworfen.«

»Aber warum haben Sie ihn dann nicht gelesen?« fragte die Königin, während sie wieder aus ihr Canapé zurücksank.

»Der Brief sollte mir von meinem Bruder nur in dem Falle, daß ich aus dem Tod verwundet wäre, übergeben werden. Ach! ich sollte nicht sterben, sondern er! . . . Als er todt war, brachte man mir seine Papiere; unter seinen Papieren war der Brief der Gräfin . . . und dieses Billet . . . Sehen Sie, Madame,« sagte Charny.

Und er reichte der Königin das von der Hand seines Bruders geschriebene Billet, das dem Briefe beigefügt war.

Marie Antoinette nahm dieses Billet mit einer zitternden Hand und klingelte.

Während der von uns erzählten Scene war es Nacht geworden.

»Licht!« sagte sie, »auf der Stelle!«

Der Kammerdiener eilte hinaus; es trat eine Minute des Stillschweigens ein, in der man kein anderes Geräusch hörte, als das keuchende Athmen der Königin und die hastigen Schläge ihres Herzens.

Der Kammerdiener kam mit zwei Candelabern zurück, die er aus dem Kamin stellte.

Die Königin ließ ihm nicht einmal Zeit, sich wieder zu entfernen, und trat schon, indeß er wegging und die Thüre wieder schloß, mit dem Billet in der Hand an den Kamin.

Doch zweimal warf sie ihre Blicke aus das Papier, ohne etwas zu sehen.

»Oh!« murmelte sie, »das ist nicht Papier, das ist Flamme!«

Und sie strich mit der Hand über ihre Augen, als wollte sie ihnen die Fähigkeit, zu sehen, die sie verloren zu haben schienen, wiedergeben.

»Mein Gott! mein Gott!« sagte sie, vor Ungeduld mit dem Fuße stampfend.

Vom Willen bewältigt, hörte endlich ihre Hand auf zu zittern, und ihre Augen fingen an zu sehen.

Sie las mit einer heiseren Stimme, welche nichts mit ihrer gewöhnlichen Stimme gemein hatte:

»»Dieser Brief ist adressirt, nicht an mich, sondern an meinen Bruder, den Grafen Olivier von Charny; er ist geschrieben von seiner Frau, der Gräfin von Charny.««

Die Königin hielt einige Secunden inne; dann fuhr sie fort:

»»Sollte mir Unglück widerfahren, so wird der, welcher dieses Papier fände, gebeten, es dem Grafen Olivier von Charny zukommen zu lassen, oder es an die Gräfin von Charny zurückzuschicken.««

Die Königin hielt zum zweiten Male inne, schüttelte den Kopf und las weiter:

»»Ich habe ihn von dieser mit folgendem Auftrage.««

»Ah! diesen Aufrag wollen wir sehen,« murmelte die Königin.

Und sie strich abermals mit ihrer Hand über ihre Augen.

»»Sollte der Graf bei dem Unternehmen, das er verfolgt, ohne Unfall davonkommen, den Brief der Gräfin zurückgeben.««

Die Stimme der Königin wurde immer keuchender, je weiter sie las.

Sie fuhr fort:

»»Würde er schwer verwundet, jedoch ohne Todesgefahr, ihn bitten, er möge seiner Frau die Gunst bewilligen, sich zu ihm begeben zu dürfen.««

»Oh! *das* ist klar!« stammelte die Königin.

Dann mit einer beinahe unverständlichen Stimme:

»»Würde er endlich auf den Tod verwundet, ihm diesen Brief übergeben, und, wenn er ihn nicht mehr selbst lesen kann, ihm denselben vorlesen, damit der Graf, bevor er verscheidet, das Geheimniß, das er enthält, kennen lerne.««

»Nun! werden Sie es leugnen!« rief Marie Antoinette, den Grafen mit einem entflammten Blicke gleichsam bedeckend.

»Was?«

»Ei! mein Gott! daß sie Sie liebt!«

»Wer? mich! die Gräfin liebe mich? . . . Was sagen Sie da, Madame?« rief Charny.

»Oh! ich Unglückliche, ich sage die Wahrheit!«

»Die Gräfin liebe mich? unmöglich!«

»Und warum? Ich liebe Sie wohl!«

»Wenn die Gräfin mich liebte, so würde sie es mir seit sechs Jahren gesagt haben, sie hätte es mich wahrnehmen lassen!«

Es war für die arme Marie Antoinette der Augenblick gekommen, wo sie so sehr litt, daß sie das Bedürfniß fühlte, sich wie einen Dolch das Leiden bis in die tiefste Tiefe des Herzens einzudrücken.

»Nein,« rief sie, »nein, sie hat Sie nichts wahrnehmen lassen; nein, sie hat Ihnen nichts gesagt; doch wenn sie Ihnen nichts gesagt hat, wenn sie nichts hat wahrnehmen lassen, so weiß sie wohl,

daß sie nicht Ihre Frau sein kann.«

»Die Gräfin von Charny kann nicht meine Frau sein?« wiederholte Olivier.

»Sie weiß wohl,« fuhr die Königin, sich immer mehr in ihrem eigenen Schmerze berauschend, fort, »sie weiß, daß zwischen Ihnen ein Geheimniß besteht, das Ihre Liebe tödten würde.«

»Ein Geheimniß, das unsere Liebe tödten würde?«

»Sie weiß, daß Sie sie, sobald sie spräche, verachten würden.«

»Ich! die Gräfin verachten!«

»Wenigstens, wenn man das Mädchen, das Frau ist ohne Mann, Mutter ohne Gatten, verachtet.«

Nun war die Reihe an Charny, bleich zu werden wie der Tod und eine Stütze auf dem seiner Hand nächsten Lehnstuhle zu suchen.

»Oh! Madame, Madame!« rief er, »Sie haben zu viel oder zu wenig gesagt, und ich habe das Recht, von Ihnen eine Erklärung zu verlangen.«

»Eine Erklärung, mein Herr, von mir, der Königin, eine Erklärung!«

»Ja, Madame,« erwiderte Charny, »und ich verlange sie.«

In diesem Augenblick wurde die Thüre geöffnet.

»Was will man von mir?« rief die Königin ungeduldig.

»Eure Majestät sagte früher, sie sei immer für den Doctor Gilbert zu Hause,« antwortete der Kammerdiener.

»Nun!«

»Der Doctor bittet um die Ehre, Eurer Majestät seinen unterthänigen Respect bezeigen zu dürfen.«

»Der Doctor Gilbert!« versetzte die Königin, »sind Sie sicher, daß es der Doctor Gilbert ist?«

»Ja, Madame.«

»Oh! er trete ein, er trete ein,« rief die Königin.

Dann wandte sie sich gegen Charny um und sprach die Stimme erhebend:

»Sie wollten eine Erklärung in Beziehung aus Frau von Charny: verlangen Sie diese Erklärung vom Herrn Doctor Gilbert; besser als Irgend Jemand ist er im Stande, sie Ihnen zu geben.«

Gilbert war mittlerweile erschienen. Er hatte die Worte gehört, welche die Königin zuletzt gesprochen, und war unbeweglich auf der Thürschwelle stehen geblieben.

Die Königin warf Charny das Billet seines Bruders zu und machte ein paar Schritte, um ihr Ankleidecabinet zu erreichen; doch schneller als sie, versperrte ihr der Gras den Weg, faßte sie beim Handgelenke und sagte:

»Verzeihen Sie, Madame, diese Erklärung muß in Ihrer Gegenwart stattfinden.«

»Mein Herr,« erwiderte Marie Antoinette, das Auge fieberhaft und mit den Zähnen knirschend, »ich glaube, Sie vergessen, daß ich die Königin bin.«

»Sie sind eine undankbare Freundin, welche verleumdet; Sie sind eine eifersüchtige Frau, welche eine andere Frau beschimpft, die Frau eines Mannes, der seit drei Tagen zwanzigmal sein Leben für Sie gewagt hat, die Frau des Grafen von Charny! Vor Ihnen, die Sie sie verleumdet, beschimpft haben, soll ihr Gerechtigkeit widerfahren . . . Setzen Sie sich also und warten Sie.«

»Wohl! es sei,« erwiderte die Königin. »Herr Gilbert,« fuhr sie fort, indem sie ein Gelächter versuchte, das ihr schlecht gelang, »Sie sehen, was dieser Herr wünscht.«

»Herr Gilbert,« sprach Charny mit höflichem, aber würdevollem Tone, »Sie hören, was die Königin befiehlt.«

Gilbert trat näher hinzu und schaute Marie Antoinette traurig an.

»Oh! Madame! Madame!« sagte er leise.

Dann wandte er sich an Charny und sprach:

»Herr Gras, was ich Ihnen mitzuthemen habe, ist die Schande eines Mannes und der Ruhm einer Frau. Ein Unglücklicher, ein Bauer, ein Erdenwurm liebte Fräulein von Taverney. Eines Tags fand er sie ohnmächtig, und ohne Achtung für ihre Jugend, für ihre Unschuld that ihr der Elende Gewalt an, und so wurde das Mädchen Frau ohne Mann, Mutter ohne Gatten . . . Fräulein von Taverney ist ein Engel! Frau von Charny ist eine Märtyrin.«

Charny wischte den Schweiß ab, der von seiner Stirne floß.

»Ich danke, Herr Gilbert,« sagte er.

Dann wendete er sich an die Königin wendend:

»Madame, ich wußte nicht, daß Fräulein von Taverney so unglücklich gewesen ist; ich wußte nicht, daß Frau von Charny so ehrwürdig ist; sonst hätte ich, ich bitte Sie, dies zu glauben, ich hätte nicht sechs Jahre hingehen lassen, ohne vor ihr auf die Kuiee zu fallen und sie anzubeten, wie sie angebetet zu werden verdient.«

Und er verbeugte sich vor der erstaunten Königin und ging ab, ohne daß die unglückliche Frau es wagte, eine Bewegung zu machen, um ihn zurückzuhalten.

Nur hörte er den Schmerzensschrei, den sie ausstieß, als sie sah, wie sich die Thüre zwischen ihr und ihm schloß.

Sie begriff, an diese Thüre, wie an die der Hölle, habe die Hand des Dämons der Eifersucht den furchtbaren Spruch geschrieben:

Lasciate ogni speranza.³⁹

CVIII.

Date lilia.

Sagen wir ein wenig, wie es der Gräfin von Charny erging, während zwischen der Königin und Charny die so eben von uns erzählte Scene stattfand, welche den Schluß einer so langen Reihe von Schmerzen bildete.

Uns, die wir den Zustand ihres Herzens kennen, ist es vor Allem leicht, uns eine Vorstellung von dem zu machen, was sie von der Abreise des Grafen an litt.

Zitternd befürchtete sie zugleich, daß dieser große Plan, von dem sie errathen, er sei der einer Flucht, gelinge oder scheitere.

Von der Minute an, wo Isidor von ihr Abschied genommen, hatte daher die Gräfin das Auge beständig offen gehabt, um jeden Schimmer aufzufassen, das Ohr immer aufmerksam, um jedes Geräusch zu vernehmen.

Am andern Tage erfuhr sie, mit der übrigen Bevölkerung der Hauptstadt, der König und die Königin haben Paris in der Nacht verlassen.

Kein Unfall hatte diese Abreise bezeichnet.

Da die Abreise stattgefunden, wie sie vermuthet, so war Charny dabei gewesen; Charny verließ sie also.

Sie gab einen tiefen Seufzer von sich, kniete nieder und betete für eine glückliche Reise.

Dann blieb Paris zwei Tage lang stumm und ohne Echo.

Endlich, am Morgen des dritten Tages, brach ein gewaltiges Getöse über der Stadt aus: Der König war in Varennes angekommen.

Es gab keine Einzelheiten. Außer diesem Donner, kein Geräusch; außer diesem Blitze, Nacht!

Andrée wußte nicht, was Varennes war. Diese kleine Stadt, welche seitdem eine so unselige Berühmtheit erlangt hat, dieser Flecken, der später eine Drohung für jedes Königthum werden sollte, theilte die Dunkelheit, die auf zehntausend eben so wenig wichtigen und ebenso unbekanntem Gemeinden Frankreichs lastete und noch lastet.

Andrée schlug in einem geographischen Lexicon nach und las:

»Varennes in Argonne, Cantonshauptort, 1607 Einwohner.«

Dann suchte sie auf einer Karte und entdeckte Varennes als Dreiecksmittelpunkt zwischen Stenay, Verdun und Chalons gestellt, am Saume seines Waldes, am User seines Fließchens.

Aus diesem dunklen Punkte Frankreichs concentrirte sich also fortan ihre ganze Aufmerksamkeit. Hier lebte sie in Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen.

Dann, allmählig, im Gefolge der großen Neuigkeit, kamen die secundären Neuigkeiten, wie beim Aufgange der Sonne nach dem großen Ganzen, das sie aus dem Chaos zieht, allmählig die kleinen Einzelheiten kommen.

Diese kleinen Einzelheiten waren für sie ungeheuer.

Herr von Bouillé, sagte man, sei dem König gefolgt, habe die Escorte angegriffen und sich nach einem heftigen Kampfe, die königliche Familie in den Händen der siegenden Patrioten

lassend, zurückgezogen.

Ohne Zweifel hatte Charny an diesem Kampfe Theil genommen; ohne Zweifel hatte sich Charny als der Letzte zurückgezogen, wenn überhaupt Charny nicht auf dem Schlachtfelde geblieben war.

Bald verbreitete sich die Nachricht, einer von den drei Gardes du corps, die den König begleiteten, sei getödtet worden.

Dann wurde der Name genannt.

Nur wußte man nicht, ob es der Vicomte oder der Graf, Isidor oder Olivier war.

Es war ein Charny, mehr konnte man nicht sagen.

Während der zwei Tage, in denen diese Frage unentschieden blieb, schwebte das Herz von Andrée in unaussprechlichen Bangigkeiten!

Endlich kündigte man die Rückkehr des Königs und der königlichen Familie aus Sonnabend den 26. an.

Die erhabenen Gefangenen waren in Meaux über Nacht gewesen.

Berechnete man die Zeit und den Raum nach dem gewöhnlichen Maße, so mußte der König vor Mittag in Paris sein; nahm man an, der König werde aus der directesten Straße in die Tuileries zurückkehren, so mußte er durch den Faubourg Saint-Martin kommen.

Um elf Uhr war Frau von Charny in der allereinfachsten Tracht, das Gesicht mit einem Schleier bedeckt, bei der Barrière.

Sie wartete bis drei Uhr.

Um drei Uhr verkündigten die ersten Volkswagen, Alles vor sich her treibend, der König umgehe die Stadt und werde durch die Barrière der Champs-Élysées einfahren.

Da mußte man ganz Paris durchschneiden, und zwar zu Fuße. Niemand hätte es gewagt, sich im Wagen unter dieser compacten Menge, welche die Straßen füllte, zu bewegen.

Seit der Einnahme der Bastille hatte man nie ein solches Gedränge auf dem Boulevard gesehen.

Andrée zögerte nicht, sie schlug den Weg nach den Champs-Élysées ein und kam unter den Ersten an.

Hier wartete sie drei Stunden, drei tödtliche Stunden.

Endlich erschien der Zug. Wir haben gesagt, in welcher Ordnung und unter welchen Verhältnissen er ging.

Andrée sah den Wagen vorüberfahren: sie gab einen Freudenschrei von sich, denn sie hatte Charny auf dem Bock erkannt.

Ein Schrei, der das Echo des ihrigen geschienen hätte, wäre es nicht ein Schmerzensschrei gewesen, antwortete ihr.

Andrée wandte sich nach der Seite um, woher dieser Schrei kam; eine junge Person zerarbeitete sich in den Armen von drei bis vier barmherzigen Menschen, welche ihr Hilfe zu leisten sich beeiferten.

Sie schien der heftigsten Verzweiflung preisgegeben.

Andrée würde vielleicht dem Mädchen eine wirksamere Aufmerksamkeit gewährt haben, hätte sie nicht um sich her alle Arten von Verwünschungen gegen die vorne aus dem königlichen Wagen sitzenden drei Männer murmeln hören.

Auf sie würde der Zorn des Volkes fallen; sie würden die Sündenböcke dieses großen königlichen Verraths sein; sie würden ohne Zweifel in dem Augenblicke, wo der Wagen anhielte, in Stücke zerrissen.

Und Charny war einer von diesen drei Männern.

Andrée beschloß, Alles, was sie könnte, zu thun, um in den Tuilerien-Garten einzudringen.

Zu diesem Ende mußte man aber die Menge umgehen, auf dem Ufer des Flusses, das heißt, aus dem Quai de la Conférence zurückkehren und in den Garten, wenn das möglich war, über den Quai der Tuilerien gelangen.

Andrée nahm den Weg durch die Rue de Chaillot und erreichte den Quai.

Nach vielen Versuchen, auf die Gefahr, zermalmt zu werden, glückte es ihr, durch das Gitter einzugehen; doch es drängte sich eine solche Menge bei der Stelle, wo der Wagen anhalten sollte, daß man nicht daran denken durfte, in die ersten Reihen zu kommen.

Andrée dachte, von der Terrasse am User werde sie diese ganze Menge überschauen. Allerdings wäre die Entfernung zu groß, als daß sie etwas im Einzelnen unterscheiden, etwas sicher hören könnte.

Gleichviel, sollte sie auch schlecht sehen und schlecht hören, so war dies doch besser, als nichts sehen und gar nichts hören.

Sie stieg also auf die Terrasse.

Von hier aus sah sie in der That den Bock des königlichen Wagens, Charny und die zwei Gardes du corps; Charny, der nicht vermuthete, daß hundert Schritte von ihm ein Herz so heftig für ihn schlug; Charny, der in diesem Augenblicke wahrscheinlich keine Erinnerung für Andrée hatte; Charny, der nur an die Königin dachte, der seine eigene Sicherheit vergaß, um über der Sicherheit der Königin zu wachen.

Oh! wenn sie gewußt hätte, daß er in diesem Augenblick ihren Brief an sein Herz drückte und ihr im Geiste den letzten Seufzer bot, welchen auszuhauchen er sich ganz nahe glaubte!

Endlich hielt der Wagen unter Geschrei und Gebrülle an.

Binahe in demselben Momente entstand um den Wagen ein gewaltiger Lärmen, eine große Bewegung, ein ungeheurer Tumult.

Die Bajonnete, die Pieken, die Säbel erhoben sich; man hätte glauben sollen, eine eiserne Ernte werde unter einem Sturme gemacht.

Die drei vom Bocke gestürzten Männer verschwanden, als ob sie in einen Schlund gefallen wären. Dann bildete sich ein solcher Wirbel in dieser ganzen Menge, daß ihre letzten Reihen, rückwärts strömend, sich an der Schützmauer der Terrasse brachen.

Andrée war von einem Angstschleier umhüllt: sie sah nichts mehr, sie hörte nichts mehr; sie streckte die Arme aus und gab keuchend unarticulirte Laute, unter diesem entsetzlichen Concert von Flüchen, von Gotteslästerungen und Mordschreien, von sich.

Dann wußte sie sich nicht mehr Rechenschaft von dem zu geben, was vorging: die Erde drehte sich, der Himmel wurde roth, ein Geräusch, ähnlich dem der steigenden Meeresfluthen, brauste in ihren Ohren.

Das war das Blut, das vom Herzen zum Kopfe stieg und sich des Gehirns bemächtigte.

Sie fiel ohnmächtig nieder und begriff nur noch, daß sie lebte, weil sie liebte.

Der Eindruck von etwas Frischem, Kühlem machte, daß sie wieder zu sich kam; eine Frau

drückte ihr auf die Stirne ein in Seine-Wasser getauchtes Taschentuch, indeß sie eine andere an einem Salzfläschchen riechen ließ.

Sie erinnerte sich dieser andern Frau, die sie sterbend, wie sie, an der Barrière gesehen, ohne zu wissen, welche instinctartige Analogie durch ein unbekanntes Band den Schmerz dieser Frau mit ihrem Schmerze verknüpfte.

Als sie zu sich kam, war ihr erstes Wort:

»Sind sie todt?«

Das Mitleid ist verständig. Diejenigen, welche Andrée umgaben, begriffen, daß es sich um die drei Männer handelte, deren Leben so grausam bedroht gewesen war.

»Nein,« antwortete man ihr, »sie sind gerettet.«

»Alle Drei?« fragte sie.

»Ja, alle Drei!«

»Oh! der Herr sei gepriesen! . . . Wo sind sie?«

»Man glaubt, sie seien im Schlosse.«

»Im Schlosse? ich danke.«

Und die junge Frau stand auf, schüttelte den Kopf, suchte sich mit irrem Auge zu orientieren, und ging durch das Gitter am Ufer hinaus, um durch den Einlaß des Louvre zurückzukommen.

Mit Recht dachte sie, aus dieser Seite werde die Menge weniger gedrängt sein.

Die Rue des Orties war in der That beinahe leer.

Sie schritt über einen Winkel der Place du Carrousel hin, trat in den Prinzenhof ein, und eilte zum Concierge.

Dieser Mann kannte die Gräfin: er hatte sie in den ersten paar Tagen der Rückkehr von Versailles im Schlosse aus- und eingehen sehen.

Dann hatte er sie daraus weggehen sehen, um nicht mehr zurückzukehren, an dem Tage wo, von Sebastian verfolgt, Andrée den Knaben in ihrem Wagen entführte.

Der Concierge zeigte sich bereit, Erkundigungen einzuziehen. Durch die inneren Corridors gelangte er bald in das Herz des Schlosses.

Die drei Officiere waren gerettet. Herr von Charny hatte sich unversehrt in sein Zimmer zurückgezogen.

Nach einer Viertelstunde war er in der Uniform eines Marine-Officiers wieder herausgekommen und hatte sich zur Königin begeben, wo er in diesem Augenblick sein mußte.

Andrée athmete, reichte ihre Börse dem, der ihr so gute Nachrichten gab, und verlangte, ganz betäubt, ein Glas Wasser.

Ah! Charny war also gerettet!

Sie dankte dem braven Manne und kehrte nach ihrem Hause in der Rue Coq-Héron zurück.

Hier angekommen, fiel sie, nicht aus einen Stuhl, sondern vor ihrem Betpulte nieder.

Das geschah nicht, um mit dem Munde zu beten; es gibt Augenblicke, wo die Dankbarkeit gegen den Herrn so groß ist, daß die Worte fehlen; dann sind es die Arme, es sind die Augen, es ist der ganze Körper, das ganze Herz, die ganze Seele, was sich zu Gott erhebt.

Sie war in diese selige Extase versunken, als sie die Thüre öffnen hörte; sie wandte sich um, denn sie begriff nicht dieses irdische Geräusch, das sie in der Tiefe ihrer Träumerei aufsuchte.

Ihre Kammerfrau stand da und suchte sie mit den Augen, da sie in der Dunkelheit verloren

war.

Hinter der Kammerfrau erhob sich ein Schatten, eine unbestimmte Form, der aber ihr Instinct sogleich Umrisse und einen Namen gab.

»Der Herr Graf von Charny,« sagte die Kammerfrau.

Andrée wollte sich erheben, doch es gebrach ihr an den Kräften hierzu; sie sank mit den Knien wieder aus das Kissen, und halb sich umwendend, stützte sie ihren Arm auf die abhängige Fläche des Betpultes.

»Der Graf!« murmelte sie, »der Graf!«

Und obgleich er hier vor ihren Augen war, konnte sie doch nicht an seine Gegenwart glauben.

Andrée machte ein Zeichen mit dem Kopfe: sie war nicht im Stande, zu sprechen. Die Kammerfrau trat auf die Seite, um Charny vorbeigehen zu lassen, entfernte sich dann und schloß wieder die Thüre.

Charny und die Gräfin waren allein.

»Madame, man hat mir gesagt, Sie seien so eben nach Hause gekommen; bin ich nicht indiscret, daß ich Ihnen so aus dem Fuße gefolgt?« sprach Charny.

»Nein,« erwiderte sie mit zitternder Stimme, »nein, Sie sind willkommen. Ich fühlte mich so unruhig, daß ich ausging, um zu erfahren, was sich zutrug.«

»Sie waren, . . schon lange ausgegangen?«

»Schon am Morgen; zuerst ging ich an die Barrière Saint-Martin, dann an die der Champs-Elysées; dort habe ich gesehen . . . « Sie zögerte . . . »ich habe den König, die königliche Familie gesehen . . . ich habe Sie gesehen, und ich war, wenigstens für den Augenblick, beruhigt . . . man befürchtete für Sie beim Absteigen vom Wagen. Dann kehrte ich in den Tuilerien-Garten zurück . . . Ah! hier glaubte ich zu sterben . . . «

»Ja,« versetzte Charny, »die Menge war groß, Sie sind gepreßt, beinahe erstickt worden . . . ich begreife . . . «

»Nein, nein,« sagte Andrée den Kopf schüttelnd, »oh! nein, das ist es nicht . . . Endlich erkundigte ich mich, und ich erfuhr, Sie seien gerettet; ich kehrte hierher zurück, und Sie sehen . . . ich lag auf den Knien . . . ich betete, ich dankte Gott.«

»Da sie auf den Knien lagen, Madame, da sie zum Herrn sprachen, erheben Sie sich nicht, ohne ein paar Worte für meinen armen Bruder zu sagen.«

»Herr Isidor! Ah! er war es also!« rief Andrée. »Unglücklicher junger Mann!«

Und sie ließ ihren Kopf in ihre beiden Hände fallen.

Charny machte ein paar Schritte vorwärts und betrachtete mit einem tiefen Ausdruck von Zärtlichkeit und Schwermut dieses betende keusche Geschöpf.

Es lag überdies in seinem Blicke ein ungeheures Gefühl von Mitleid und sanftem Erbarmen.

Dann etwas wie ein verhaltener Wunsch.

Hatte ihm die Königin nicht gesagt oder sich die seltsame Offenbarung entschlüpfen lassen, Andrée liebe ihn?

Als ihr Gebet beendigt war, wandte sie sich um und fragte:

»Und er ist gestorben?«

»Gestorben, Madame, wie der arme Georges gestorben ist, für dieselbe Sache und dieselbe Pflicht erfüllend.«

Und unter diesem großen Schmerze, den Ihnen der Tod eines Bruders bereiten mußte, haben Sie Zeit gehabt, an mich zu denken, mein Herr?« sagte Andrée mit so schwacher Stimme, daß ihre Worte kaum verständlich waren.

Zum Glück hörte Charny mit dem Herzen und mit den Ohren zugleich.

»Madame,« sprach er, »hatten Sie meinen Bruder nicht mit einem Auftrage für mich betraut?«

»Mein Herr!« stammelte Andrée, indem sie sich aus ein Knie erhob und den Grafen mit Bangigkeit anschaute.

»Hatten Sie ihm nicht einen Brief an mich übergeben?«

»Mein Herr!« wiederholte Andrée mit bebender Stimme.

»Nach dem Tode des armen Isidor sind mir seine Papiere eingehändigt worden, Madame, und Ihr Brief befand sich unter diesen Papieren.«

»Sie haben ihn gelesen?« rief Andrée, ihren Kopf in ihren Händen verbergend. »Ach!«

»Madame, ich sollte den Inhalt dieses Briefes nur kennen lernen, wenn ich auf den Tod verwundet wäre, und Sie sehen, ich bin wohlbehalten.«

»Also ist der Brief . . . «

»Hier ist er unberührt und so, wie Sie ihn meinem Bruder übergeben haben, Madame.«

»Oh!« murmelte Andrée, während sie den Brief nahm, »was Sie da thun, ist sehr schön oder sehr grausam!«

Charny streckte den Arm aus, nahm die Hand von Andrée und legte sie in seine Hände.

Andrée machte eine Bewegung, um ihre Hand zurückzuziehen.

Dann, als Charny flüsternd: »Ich bitte, Madame,« dies nicht duldet, gab sie einen Seufzer beinahe der Angst von sich; doch, ohne Kraft gegen sich selbst, ließ sie ihre feuchte, schauernde Hand in den Händen von Charny.

In tiefer Verlegenheit, nicht wissend, wohin sie ihre Augen wenden, wie sie den Blick von Charny, den sie aus sich geheftet fühlte, fliehen sollte, der Möglichkeit, zurückzuweichen, beraubt, weil sie an ihr Betpult angelehnt war, sagte sie dann:

»Ja, ich begreife, mein Herr, und Sie sind gekommen, um mir diesen Brief zurückzugeben?«

»Deshalb, ja, und auch aus einem andern Grunde . . . Ich habe Sie sehr um Verzeihung zu bitten, Gräfin.«

Andrée bebte bis in den Grund ihres Herzens; es war das erste Mal, daß ihr Charny den Titel Gräfin gab, ohne das Wort *Frau* vorhergehen zu lassen.

Dann hatte seine Stimme den ganzen Satz mit einer Biegung von unendlicher Milde gesprochen.

»Um Verzeihung, mich, Herr Graf? Und aus welchem Anlaß, wenn ich fragen darf?«

»Wegen der Art, wie ich mich seit sechs Jahren gegen Sie benommen habe . . . «

Andrée schaute ihn mit einem tiefen Erstaunen an und erwiderte:

»Habe ich mich je beklagt, mein Herr?«

»Nein, Madame, weil Sie ein Engel sind.«

Unwillkürlich verschleierten sich die Augen von Andrée, und sie fühlte ihnen Thränen entquellen.

»Sie weinen, Andrée?« sagte Charny.

»Oh!« rief Andrée in Thränen zerfließend, »entschuldigen Sie mich, mein Herr, ich bin nicht

daran gewöhnt, daß Sie so mit mir sprechen . . . Ah! Mein Gott! mein Gott!«

Und sie sank auf ein Canapé und ließ ihren Kopf in ihre Hände fallen.

Nach einem Augenblick aber that sie ihre Hände wieder auseinander, schüttelte den Kopf und rief:

»Wahrhaftig, ich bin toll!«

Plötzlich hielt sie inne. Während sie die Augen in ihre Hände versenkt hatte, war Charny vor ihr niedergekniet.

»Sie! vor mir auf den Knien, zu meinen Füßen!« sprach sie.

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, Andrée, ich komme, um Sie um Verzeihung zu bitten?«

»Auf den Knien, zu meinen Füßen!« wiederholte sie, wie eine Frau, welche nicht glauben kann, was sie sieht.

»Andrée, Sie haben mir Ihre Hand entzogen,« sagte Charny.

Und er reichte ihr abermals die Hand.

Doch sie wich mit einem Gefühle, das dem Schrecken glich, zurück und murmelte:

»Was will das bedeuten?«

»Andrée,« antwortete Charny mit seiner sanftesten Stimme, »das will bedeuten, daß ich Sie liebe.«

Andrée drückte ihre Hand an ihr Herz und stieß einen Schrei aus.

Dann richtete sie sich hoch auf, als ob sie eine Feder auf ihre Füße gestellt hätte, preßte ihre Schläfe zwischen ihren beiden Händen und wiederholte:

»Er liebt mich! er liebt mich! Das ist ja unmöglich!«

»Sagen Sie, es sei unmöglich, daß Sie mich lieben, Andrée, sagen Sie aber nicht, es sei unmöglich, daß ich Sie liebe.«

Sie senkte ihren Blick aus Charny, als wollte sie sich versichern, daß er wahr spreche; die großen schwarzen Augen des Grafen sagten weit mehr, als seine Worte gesagt hatten.

Andrée, welche an den Worten hätte zweifeln können, zweifelte nicht am Blicke.

»Oh! mein Gott! mein Gott!« murmelte sie; »gibt es aus der Welt ein Geschöpf, das unglücklicher ist, als ich?«

»Andrée,« sprach Charny, »sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, sagen Sie mir wenigstens, daß Sie mich nicht hassen.«

»Ich, Sie hassen?« rief Andrée.

Und ihren so ruhigen, so klaren, so durchsichtigen Augen entschlüpfte ein doppelter Blitz.

»Oh! mein Herr, Sie wären sehr ungerecht, wenn Sie das Gefühl, das Sie mir einflößen, für Haß hielten.«

»Aber wenn es nicht Haß ist, wenn es nicht Liebe ist, was ist es denn, Andrée?«

»Es ist nicht Liebe, weil es mir nicht erlaubt ist, Sie zu lieben; haben Sie mich nicht zu Gott aufschreien hören, ich sei das unglücklichste Geschöpf der Erde?«

»Und warum ist es Ihnen nicht erlaubt, mich zu lieben, wenn ich Sie, Andrée, mit allen Kräften meines Herzens liebe?«

»Ah! das will ich nicht, das kann ich nicht, das darf ich Ihnen nicht sagen,« erwiderte Andrée, die Hände ringend.

»Wenn aber,« versetzte Charny, den Klang seiner Stimme noch mehr mildernd, »wenn aber das, was Sie mir nicht sagen wollen, können, dürfen, eine andere Person mir gesagt hätte?«

Andrée stützte ihre beiden Hände aus die Schultern von Charny und rief erschrocken:

»Was höre ich?«

»Wenn ich es wüßte!« fuhr Charny fort.

»Mein Gott!«

»Und wenn ich mich, weil ich Sie gerade durch dieses Unglück ehrwürdiger gefunden, dieses entsetzliche Geheimniß erfahrend, entschlossen hätte, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe?«

»Wenn Sie das gethan hätten, so wären Sie der Edelste, der Hochherzigste der Menschen!«

»Ich liebe Sie, Andrée,« wiederholte Charny, »ich liebe Sie! ich liebe Sie!«

»Ach!« rief Andrée, ihre Arme zum Himmel erhebend, »mein Gott! ich wußte nicht, daß es eine solche Freude in dieser Welt geben könne.«

»Aber sagen Sie mir nun, Andrée, daß Sie mich lieben.«

»Oh! nein, ich werde es nie wagen!« erwiderte Andrée; »lesen Sie jedoch diesen Brief, der Ihnen aus Ihrem Sterbebette übergeben werden sollte.«

Und sie reichte dem Grafen den Brief, den er ihr zurückgebracht.

Während Andrée ihr Gesicht mit ihren beiden Händen bedeckte, erbrach Charny lebhaft das Siegel dieses Briefes, las seine ersten Zeilen und gab einen Schrei von sich; dann entfernte er von ihrem Gesichte die Hände von Andrée, zog sie beinahe mit derselben Bewegung an sein Herz und sprach:

»Seit dem Tage, wo Du mich gesehen, seit sechs Jahren! o heiliges Wesen, wie werde ich Dich je genug lieben, um Dich vergessen zu lassen, was Du gelitten hast.«

»Mein Gott!« flüsterte Andrée, sich biegend wie ein Rohr unter dem Gewichte von so viel Glück, »wenn das ein Traum ist, gib, daß ich nie erwache, oder daß ich erwachend sterbe! . . . «

Und nun wollen wir diejenigen, welche glücklich sind, vergessen, um zu denen zurückzukehren, welche leiden, welche kämpfen oder hassen, und vielleicht wird sie ihr böses Geschick vergessen wie wir.

CIX.

Ein wenig Schatten nach der Sonne.

Am 18. Juli 1791, das heißt, einige Tage nach den so eben von uns erzählten Ereignissen, schrieben zwei neue Personen, mit denen wir unsre Leser bekannt zu machen bis zu diesem Augenblick gezögert haben, um sie ihnen unter ihrem wahren Lichte vorzustellen, beide an einem Tische, in einem kleinen Salon im dritten Blocke des in der Rue Guénégaud liegenden Hotel Britannique.

Dieser kleine Salon ging durch eine seiner Thüren auf ein bescheidenes Speisezimmer, in welchem man übrigens in allen Punkten die gewöhnliche Ausstattung von Hotels garnis erkannte, und durch eine andere Thüre auf ein Schlafzimmer, in dem ein Zwillingsbett stand.

Die zwei Schreiber waren von verschiedenem Geschlecht und verdienen je eine besondere Erwähnung.

Der Mann schien sechzig Jahre alt zu sein, vielleicht etwas weniger; er war groß, er war mager; er hatte etwas zugleich Strenges und Leidenschaftliches in seinem Aeußern; die geraden Linien seines Gesichtes bezeichneten einen ruhigen und ernsten Denker, bei dem die starren Eigenschaften des Geistes die Phantasien der Einbildungskraft beherrschten.

Die Frau sah aus, als zählte sie erst dreißig bis zwei und dreißig Jahre, während sie in Wirklichkeit über sechs und dreißig Jahre alt war. An einen gewissen Glanze des Blutes, an einer gewissen kräftigen Fleischhaltung ließ sich erkennen, daß sie aus dem Volke stammte. Sie hatte reizende Augen von jener unbestimmten Farbe, welche die verschiedenen Nuancen des Grau, des Grün und des Blau entlehnt, sanfte und zugleich feste Augen, einen großen Mund, aber geschmückt mit frischen Lippen und weißen Zähnen, eine aufgestülpte Nase, eine schöne, obgleich etwas starke Hand, eine reiche, üppige, wohlgebogene Taille, einen wundervollen Hals und die Hüften der Venus von Syrakus.

Der Mann war Jean Marie Roland de la Platière, geboren 1732 in Villesranche, bei Lyon.

Die Frau war Manon Jeanne Philipon, geboren in Paris 1754.

Sie hatten sich elf Jahre vorher, das heißt 1780 geheirathet.

Wir haben gesagt, die Frau sei von der Volksrace gewesen; die Namen: Manon Jeanne Philipon deuten auf ihren Ursprung hin; Tochter eines Graveur, gravirte sie selbst, bis sie im Alter von fünf und zwanzig Jahren Roland heirathete, der zwei und zwanzig Jahre älter war als sie; dann versah sie Copisten-, Uebersetzers-, Compilators-Geschäfte. Bücher, wie die *Kunst des Torfgräbers*, die *Kunst des Wollefabrikanten*, das *Wörterbuch der Manufacturen*, absorbirten in einer harten und undankbaren Arbeit die schönsten Jahre dieser Frau mit der reichen Natur, welche Jungfrau hinsichtlich aller Sünden, wenn auch nicht aller Leidenschaften blieb, nicht aus Unfruchtbarkeit des Herzens, sondern aus Seelenreinheit.

In dem Gefühle, das sie ihrem Manne gewidmet, überwog die Ehrfurcht der Tochter die Liebe der Frau. Diese Liebe war eine Art von keuschem Cultus ohne alle physische Beziehungen, sie ging so weit, daß sie die gute Frau bewog, die Arbeiten des Tags zu verlassen, die sie in den Nachtstunden wieder einholte, um selbst das Mahl des Greises zu bereiten, dessen geschwächer

Magen nur eine gewisse Art von Nahrung ertragen konnte.

Im Jahre 1789 führte Madame Roland dieses dunkle, arbeitsame Leben in der Provinz. Ihr Gatte wohnte damals in einem Garten, genannt la Platière, von dem er seinen Namen annahm. Dieser Garten lag, in Villefranche bei Lyon. Hier machte Beide der Kanonendonner der Bastille erbeben.

Beim Lärmen dieser Kanonen erwachte Alles, was darin Großes, Patriotisches, heilig Französisches lag, im Herzen des edlen Geschöpfes. Frankreich war nicht mehr ein Königreich, es war eine Nation! es war nicht mehr einfach ein Land, das man bewohnt, es war ein Vaterland! Es kam die Föderation von 1790; die von Lyon ging, wie man sich erinnert, der von Paris voran. Jeanne Philipon, die im väterlichen Hause aus dem Quai de l'Horloge alle Tage, wenn sie aus ihrem Fenster nach dem tiefen Blau des Himmels schaute, die Sonne aufgehen sah, der sie folgen konnte bis zum äußersten Ende der Champs-Élysées, wo sie sich aus die grünen, belaubten Gipfel der Bäume zu senken schien, hatte Morgens um drei Uhr von der Höhe von Fourvières die andere viel mächtiger verzehrende, viel heller leuchtende Sonne, die man die Freiheit nennt, aufgehen sehen; von hier hatte ihr Blick dieses ganze große bürgerliche Fest umfaßt; von hier war ihr Herz in den Verbrüderungsocean getaucht, und es war daraus, wie Achilles, überall unverwundbar, eine einzige Stelle ausgenommen, hervorgegangen. Au dieser Stelle traf sie die Liebe; doch sie unterlag wenigstens der Wunde nicht.

Ganz begeistert von dem, was sie gesehen, schrieb sie am Abend dieses großen Tags, sich Dichterin, Geschichtschreiberin fühlend, einen Bericht über das Fest. Diesen Bericht schickte sie ihrem Freunde Champagneux, dem Oberredacteur des *Journal de Lyon*. Völlig geblendet von dieser glühenden Erzählung, ließ sie der junge Mann in seine Zeitung drucken, und am andern Tage hatte das Journal, das gewöhnlich zwölf- bis fünfzehnhundert Exemplare abzog, sechzigtausend abgezogen.

Erklären wir mit zwei Worten, wie diese Dichterphantasie und dieses Frauenherz so sehr bei der Politik in's Feuer geriethen: von ihrem Vater als Graveurhilfe, von ihrem Manne als Secretär behandelt, in dem väterlichen oder dem ehelichen Hause nur mit den herben, strengen Dingen des Lebens in Berührung, betrachtete Madame Roland, durch deren Hände nie ein frivoles Buch gekommen, als eine große Zerstreung, als einen herrlichen Zeitvertreib das *Protocoll der Wähler von 89* oder die *Erzählung der Einnahme der Bastille*.

Was Roland betrifft, — er war ein Beispiel davon, welche Veränderung die Vorsehung, der Zufall oder das Verhängniß durch ein unbedeutendes Factum im Leben eines Menschen oder in der Existenz eines Reiches herbeiführen können.

Er war der Letzte von fünf Brüdern. Man wollte einen Priester aus ihm machen, er wollte ein Mensch bleiben. Mit neunzehn Jahren verläßt er das väterliche Haus und durchwandert allein, zu Fuß, ohne Geld, Frankreich, begibt sich nach Nantes, tritt bei einem Rheder ein, und bringt es dahin, daß man ihn nach Indien schickt. Im Augenblick der Abreise, in der Stunde, wo das Schiff unter Segel gehen will, erfaßt ihn aber ein so heftiges Blutspeien, daß ihm der Arzt die See verbietet.

Hätte sich Cromwell nach America eingeschifft, statt, durch den Befehl von Karl I. zurückgehalten, in England zu bleiben, so erhob sich vielleicht das Schafott von Whitehall nicht; reiste Roland nach Indien, so fand vielleicht der 10. August nicht statt!

Da Roland den Absichten, die der Rheder, bei dem er eingetreten ist, mit ihm hat, nicht entsprechen kann, so verläßt er Nantes und begibt sich nach Rouen. Hier erkennt einer seiner

Verwandten, an den er sich wendet, den Werth des jungen Mannes und verschafft ihm den Platz eines Manufacturen-Inspectors.

Von da an wird das Leben von Roland ein Leben der Studien, der Arbeiten. Die Oekonomie ist seine Muße, der Handel sein inspirirender Gott; er reist, er sammelt, er schreibt, er verfaßt Denkschriften über die Zucht der Heerden, Theorien über die mechanischen Künste, er schreibt *Briefe aus Sicilien, Italien, Malta*, den *französischen Finanzmann* und die anderen schon von uns angeführten Werke, die er seine Frau copiren läßt, welche er, wie gesagt, im Jahre 1780 geheirathet hat; vier Jahre nachher macht er mit ihr eine Reise nach England; bei seiner Rückkehr schickt er sie nach Paris, wo sie um einen Adelsbrief soliciren und die Inspection von Lyon statt der von Rouen verlangen soll; bei der Inspection glückt es ihr, beim Adel aber scheitert sie. Roland ist nun in Lyon und unwillkürlich bei der Volkspartei, zu der ihn übrigens seine Instincte und seine Ueberzeugungen hintreiben. Er versieht die Functionen des Handels- und Manufacturen-Inspectors der Generalität von Lyon zur Zeit, da die Revolution ausbricht, und bei dieser neuen, wiedergebärenden Morgenröthe fühlen er und seine Frau in ihrem Herzen die schöne Pflanze mit den goldenen Blättern und der demantenen Blüthe keimen, die man die Begeisterung nennt. Wir haben gesehen, wie Madame Roland den Bericht über das Fest am 30. Mai schrieb, wie das Journal, das denselben veröffentlichte, sechzigtausend Exemplare davon abzog, und wie jeder Nationalgarde, der in seinen Flecken oder in seine Stadt zurückkehrte, einen Theil von der Seele von Madame Roland mitnahm.

Und da das Journal nicht unterzeichnet ist, da der Bericht nicht unterzeichnet ist, so kann Jeder denken, die Freiheit selbst habe, aus die Erde herabgestiegen, einem unbekanntem Propheten den Bericht des Festes dictirt, wie ein Engel das Evangelium dem heiligen Johannes dictirte.

Die beiden Gatten waren hier, voll Glauben, voll Vertrauen, voll Hoffnung, und lebten inmitten eines kleinen Kreises von Freunden, Champagneux, Bosc, Lanthenas, und vielleicht ein paar Anderen, als der Kreis sich durch einen neuen Freund vermehrte.

Lanthenas, der ganz vertraulich bei den Roland lebte und hier Tage, Wochen, Monate zubrachte, führte eines Abends einen von den Wählern ein, deren Rechenschaftsbericht Madame Roland so sehr bewundert hatte.

Man nannte den Neuvorgestellten Bancal des Issarts.

Es war ein Mann von neununddreißig Jahren, schön einfach, ernst, zart und religiös; nichts gerade Glänzendes doch ein gutes Herz, eine milde Seele.

Er war Notar gewesen und halte seine Stelle aufgegeben, um sich ganz in die Politik und die Philosophie zu werfen.

Nachdem der Gast acht Tage im Hause war, sagten sich Roland, Lanthenas und er so gut zu, diese Gruppe bildete eine so harmonische Dreieinigkeit in ihrer Hingebung an das Vaterland, in ihrer Liebe für die Freiheit, in ihrer Ehrfurcht für alle heilige Dinge, daß die drei Männer sich nicht mehr zu verlassen, mit einander und auf gemeinschaftliche Kosten zu leben beschloßen.

Besonders als Bancal sie für den Augenblick verlassen hatte, machte sich das Bedürfniß dieses Vereins fühlbar.

»Kommen Sie, mein Freund,« schrieb ihm Roland, was zögern Sie? Sie haben unsere offene, runde Art, zu leben und zu handeln, gesehen? Nicht in meinem Alter wechselt man, wenn man nie gewechselt hat. Wir predigen den Patriotismus, wir erheben die Seele: Lanthenas treibt sein Doctorhandwerk; meine Frau ist die Krankenwärterin des Cantons. Sie und ich, wir heilen die

Angelegenheiten der Gesellschaft.«

Der Verein dieser drei goldenen Mittelmäßigkeiten machte in der That etwas, was einem kleinen Glücke glich. Lanthenas besaß ungefähr zwanzigtausend Livres, Roland sechzigtausend, Bancal hunderttausend.

Mittlerweile erfüllte Roland seine Sendung, die Sendung eines Apostels; bei seinen Reisen als Inspector katechisirte er die Bauern der Gegend; ein vortrefflicher Fußgänger mit dem Stocke in der Hand, zog dieser Pilger der Menschheit vom Norden nach dem Süden, vom Osten nach dem Westen auf seinem Wege, rechts und links, vor sich und hinter sich, das neue Wort, das fruchtbare Korn der Freiheit aussäend; einfach, beredt, leidenschaftlich unter einer kalten Hülle, war Bancal für Roland ein Schüler, ein Gehilfe, ein zweites Er selbst; es kam dem Geiste des zukünftigen Collegen von Clavière und Dumouriez nicht einmal der Gedanke, Bancal könnte seine Frau lieben, und seine Frau diesen. War nicht seit fünf bis sechs Jahren Lanthenas, ein ganz junger Mann, bei der keuschen, arbeitsamen, nüchternen reinen Frau wie ein Bruder bei seiner Schwester? War nicht Madame Roland, seine Jeanne, die Bildsäule der Stärke und der Tugend?

Roland war auch ganz glücklich, als Bancal auf das angeführte Billet durch einen liebevollen Brief voll zärtlicher Anhänglichkeit antwortete. Roland empfing diesen Brief in Lyon und schickte ihn unmittelbar nach der Platière, wo seine Frau war.

Oh! lesen Sie mich nicht, lesen Sie Michelet, wenn Sie durch eine einfache Analyse dieses bewunderungswürdige Wesen, das man Madame Roland nennt, wollen kennen lernen.

Sie erhielt den Brief an einem der heißen Tage, wo die Elektrizität durch die Luft läuft, wo die kältesten Herzen sich beleben, wo selbst der Marmor träumt und schauert. Man war schon im Herbste, und dennoch toste ein schweres Gewitter am Himmel.

Mit dem Tage, wo sie Bancal gesehen, war etwas Unbekanntes im Herzen der keuschen Frau erwacht; dieses Herz hatte sich geöffnet, und es war wie aus dem Kelche einer Blume ein Wohlgeruch daraus hervorgekommen; ein Gesang süß wie der des Vogels in der Tiefe der Wälder zwitscherte an ihr Ohr. Man hätte glauben sollen, der Frühling bilde sich für ihre Einbildungskraft, und aus dem unbekanntem Felde, das sie undeutlich hinter dem Nebel erschaute, der es noch bedeckte, bereite die Hand des mächtigen Maschinisten, den man Gott nennt, eine neue Decoration voller duftender Gebüsche, kühler Wasserfälle, schattenreicher Wiesen und sonniger Streiflichter.

Sie kannte die Liebe nicht, doch sie errieth sie, wie alle Frauen. Sie begriff die Gefahr, und Thränen in den Augen, aber lächelnd ging sie gerade auf einen Tisch zu und schrieb, ohne Zögern, ohne Umwege, an Bancal, zeigte ihm, eine arme verwundete Clorinde, ihre schwache Seite, legte das Bekenntniß ab, und tödtete mit demselben Schlage die Hoffnung, die dieses Bekenntniß entstehen machen konnte.

Bancal begriff Alles, sprach nicht mehr vom Vereine, ging nach England und blieb dort zwei Jahre.

Es waren antike Herzen, diese Herzen! Ich dachte auch, es wäre für meine Leser angenehm, nach allen den Tumulten und allen den Leidenschaften, die sie durchschritten haben, einen Augenblick im frischen, reinen Schatten der Schönheit, der Stärke, und der Tugend auszuruhen.

Man sage nicht, wir machen Madame Roland anders, als sie war, — keusch in der Werkstätte ihres Vaters, keusch am Lager ihres alten Gatten, keusch bei der Wiege ihres Kindes. In der Stunde, wo man nicht lügt, im Angesichte der Guillotine schrieb sie: »Ich habe immer meine

Sinne beherrscht, und Niemand hat die Wollust weniger gekannt, als ich.«

Und man schreibe nicht der Kälte der Frau das Verdienst ihrer Ehrlichkeit zu. Nein, die Epoche, zu der wir gelangt sind, ist eine Epoche des Hasses, ich weiß es wohl, aber auch eine Epoche der Liebe. Frankreich gab das Beispiel: ein armes, lange Zeit eingekerkertes, in Ketten liegendes Wesen, löste man es von seinen Fesseln und setzte es in Freiheit. Wie Marie Stuart, da sie aus dem Gefängnisse kam, hätte es gern einen Kuß auf die Lippen der Schöpfung drücken, die ganze Natur in ihren Armen vereinigen, sie mit ihrem Hauche befruchten mögen, daß daraus die Freiheit des Landes und die Unabhängigkeit der Welt geboren werden.

Nein, alle diese Frauen liebten fromm, alle diese Männer liebten glühend: Lucile und Camille Desmoulins, Danton und seine Louise, Fräulein von Keralio und Robert, Sophie und Condorcet, Vergniaud und Fräulein Candeille. Jeder bis aus den kalten einschneidenden Robespierre, kalt und einschneidend wie das Messer der Guillotine, fühlte sein Herz zerschmelzen an diesem großen Liebesherde.

Und war es denn nicht auch Liebe, ich weiß, weniger reine Liebe, — doch gleichviel, die Liebe ist die große Tugend der Herzen, — die Liebe von Madame Tallien, die Liebe von Frau von Beauharnais, die Liebe von Frau von Genlis, alle diese Liebesleidenschaften, deren tröstender Hauch noch auf dem Schafott über das bleiche Gesicht der Sterbenden hinstreifte?

Ja, diese ganze Welt liebte in jener beseligenden Epoche; und man nehme hier das Wort Liebe in jedem Sinne. Die Einen liebten die Idee, die Andern die Materie; Diese das Vaterland, Jene das Menschengeschlecht. Seit Rousseau hatte das Bedürfniß, zu lieben, immer mehr zugenommen; es war, als müßte man sich beeilen, jede Liebe im Vorüberziehen festzunehmen, man hätte glauben sollen, beim Herannahen des Grabes, des Schlundes, des Abgrundes poche jedes Herz von einem unbekanntem, leidenschaftlichen, verzehrenden Hauche bewegt, jede Brust schöpfe ihren Athem am allgemeinen Herde, und dieser Herd waren alle Liebesleidenschaften in eine einzige Liebe verschmolzen.

Wir sind nun fern von dem Greise und der jungen Frau, welche im dritten Stocke des Hotel Britannique schrieben. Kehren wir zu ihnen zurück.

CX.

Die ersten Republikaner.

Am 20. Februar 1781 hatte man Roland als außerordentlichen Abgeordneten von Lyon nach Paris geschickt: sein Auftrag war, für die Sache der zwanzigtausend brodlosen Arbeiter zu sprechen.

Er befand sich seit fünf Monaten in Paris, als sich das unglückliche Ereigniß von Varennes zutrug, welches einen solchen Einfluß auf das Geschick unserer Helden und auf das Loos von Frankreich übte, daß wir ihm einen ganzen Band widmen zu müssen glaubten.

Seit der Rückkehr des Königs am 26. Juni bis zu dem Tage zu dem wir gekommen sind, dem 16. Juli, waren aber viele Dinge vorgefallen.

Alle Welt hatte geschrien: »Der König flüchtet sich!« alle Welt war dem König nachgelaufen, alle Welt halte ihn nach Paris zurückgebracht, und sobald der König zurückkam, sobald der König in Paris war, sobald der König in den Tuileries war, wußte Niemand mehr, was man mit ihm machen sollte!

Jeder bringt seine Meinung, die Meinungen blasen von allen Seiten; man hätte glauben sollen, es seien Winde während des Sturmes. Wehe dem Schiffe, das bei einem solchen Ungewitter auf der See ist.

Am 20. Juni, dem Tage der Flucht des Königs, machten die Cordeliers ihren Anschlag, unterzeichnet, von Legendre, diesem französischen Schlächter, den die Königin das Seitenstück des englischen Schlächters Harrison nannte.

Der Anschlagzettel hatte als Ueberschrift folgende Worte:

Si parmi les Français il se trouvait un traître
Qui regrattât les rois et qui voulût un maître
Que le perfide meure au milieu des tourments,
Et que sa cendre soit abandonnée aux vents.
Fände sich unter den Franzosen ein Verräther,
der den König beklagte und einen Herrn haben wollte,
so sterbe der Treulose unter Qualen,
und seine Asche werde den Winden preisgegeben.]

Die Verse waren von Voltaire, sie waren schlecht und reimten sich schlecht, doch sie hatten das Verdienst, daß sie den Gedanken der Patrioten, deren Anschlag sie schmückten, scharf ausdrückten.

Dieser Anschlag erklärte, alle Cordeliers haben geschworen, die Tyrannen zu erdolchen, welche es wagen würden, das Gebiet, die Freiheit oder die Constitution anzugreifen.

Marat, der immer allein geht und als Vorwand für seine Absonderung angibt, der Adler lebe einsam, und die Truthähne leben in Truppen, Marat schlägt einen Dictator vor.

»Nehmet,« spricht er in seinem Journal, »nehmet einen guten Franzosen, einen guten Patrioten, nehmet den Bürger, der seit dem Anfange der Revolution am meisten Erleuchtung, Eifer, Treue und Uneigennützigkeit zeigt, nehmet ihn, ohne zu zögern, oder die Sache der

Revolution ist verloren!«

Was besagen wollte: »Nehmet Marat!«

Prudhomme, — er schlägt weder einen Menschen, noch eine neue Regierung vor; nur verabscheut er die alte in der Person des Königs und seiner Abkömmlinge: hören wir ihn:

»Zwei Tage nachher, am Montag, führte man den Dauphin, um Luft zu schöpfen, längs der nach dem Flusse gehenden Terrasse der Tuileries spazieren; als man eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Bürgern erblickte, nahm ein besoldeter Grenadier das Kind auf seine Arme und setzte es aus das steinerne Geländer der Terrasse: getreu der ihm am Morgen ertheilten Lection, sandte das königliche Bübchen dem Volke Küsse zu; das hieß um Gnade für seinen Papa und seine Mama schreien. Einige Zuschauer waren so feig, zu rufen: »»Es lebe der Dauphin!«« Bürger, seid auf Eurer Hut gegen die Schmeicheleien eines Hofes, der mit dem Volke kriecht, wenn er nicht der stärkere ist.«

Unmittelbar nach diesen Zeilen kamen dann die folgenden:

»Es geschah am 27. Februar 1649, daß das Parlament von England Karl I. Zur Enthauptung verurtheilte, weil er die königlichen Prerogative hatte ausdehnen und sich in den Usurpationen von Jacob I., seinem Vater, behaupten wollen; es geschah am 30. desselben Monats, daß er seine, beinahe durch den Gebrauch legitimierten und durch eine zahlreiche Partei geheiligten, Frevelthaten büßte. Doch die Stimme des Volkes hatte sich hören, lassen, das Parlament erklärte den König für einen **Flüchtling, Verräther, öffentlichen Feind**, und Karl Stuart wurde vor dem Bankettsaale des Palastes Whitehall enthauptet.«

Bravo! Bürger Prudhomme, Du bist wenigstens nicht im Vorzuge am 21. Januar 1793; wenn Ludwig XVI. auch enthauptet wird, hast Du das Recht, die Initiative anzusprechen, da Du am 27. Juni 1791 das Beispiel angegeben hast!«

Allerdings wird Prudhomme später Royalist und Reactionär werden und *die Geschichte der während der Revolution begangenen Verbrechen* herausgeben.

Es ist doch etwas Schönes um das Gewissen!

Die Bouche de fer⁴⁰ ist offenerherziger: keine Heuchelei, keine zweideutige Worte, keine Falschheit; es ist Bonneville, der redliche, der kühne, der junge Bonneville, ein bewunderungswürdiger Narr, der bei den gewöhnlichen Umständen ausschweift, bei den großen aber sich nie täuscht, er redigirt die *Bouche defer*, welche in der Rue de l’Ancienne Comédie, beim Odeon, zwei Schritte vom Club der Cordeliers geöffnet ist.

»Man hat vom Eide das schändliche Wort *König* weggestrichen,« sagt er; »keine Könige mehr, keine Menschenfresser mehr! Man wechselte bis jetzt oft den Namen und behielt immer die Sache: keinen Regenten, keinen Dictator, keinen Protector, keinen Orleans, keinen Lafayette! Ich liebe ihn nicht, diesen Sohn von Philipp von Orleans, der gerade diesen Tag nimmt, um die Wache in den Tuileries zu beziehen, und eben so wenig seinen Vater, den man nie in der Nationalversammlung erblickt, während man ihn immer aus der Terrasse der Feuillants sieht. Braucht eine Nation immer unter Vormundschaft zu sein? Unsere Departements mögen sich conföderiren und erklären, sie wollen weder Tyrannen, noch Monarchen, noch Protector, noch Regenten, noch irgend einen von diesen Königsschatten, Schatten, welche so unheilvoll für die öffentliche Sache sind, als der Schatten jenes verfluchten Baumes Bohon-Upas, der tödtlich ist.

»Doch es genügt nicht, daß man sagt: »»Republik!«« Venedig war auch Republik. Man muß eine nationale Gemeinschaft, eine nationale Regierung haben. Versammelt das Volk im

Angesichte der Sonne, verkündigt, das Gesetz allein sei souverän. Schwöret, es werde allein herrschen. Es gibt keinen Freund der Freiheit auf der Erde, der den Schwur nicht wiederholt!«

Camille Desmoulins war auf einen Stuhl im Palais Royal, das heißt auf dem gewöhnlichen Schauplatze seiner oratorischen Heldenthaten, gestiegen und hatte gesagt: »Meine Herren, es wäre ein Unglück, wenn dieser treulose Mensch zu uns zurückgebracht würde. Was würden wir mit ihm machen? Er käme, wie Theresites, und vergösse vor uns jene fetten Thränen, von denen Homer spricht. Bringt man ihn zu uns zurück, so mache ich die Motion, ihn, mit dem rothen Taschentuche auf dem Kopf, drei Tage dem öffentlichen Gelächter auszustellen und sodann etappenweise nach den Grenzen zu fuhren.«

Von allen diesen Vorschlägen, gestehen wir es, war der des furchtbaren Kindes, das man Camille Desmoulins nennt, nicht der tollste.

Noch ein Wort, welches ziemlich gut das allgemeine Gefühl schildern wird; Dumont sagt es, ein von England pensionirter Genfer, folglich ein Mann, der durchaus nicht der Parteilichkeit für Frankreich verdächtig ist:

»Das Volk schien von einer erhabenen Weisheit inspirirt. Eine große Verlegenheit ist abgereist, sagte es heiter; hat uns aber der König verlassen, so bleibt die Nation; es kann eine Nation ohne König leben, aber kein König ohne Nation.«

Man sieht, daß unter Allem dem das Wort Republik nur von Bonneville ausgesprochen worden ist: weder Brissot, noch Danton, noch Robespierre, noch sogar Pétion wagen es, dieses Wort in den Mund zunehmen; es erschreckt die Condeliers, es entrüstet die Jacobiner.

Am 13. Juli hat Robespierre aus der Tribünegerufen: »Ich bin weder Republikaner, noch Monarchist.«

Hätte man Robespierre in die Enge getrieben, so müßte er, wie man sieht, sehr in Verlegenheit gewesen sein, zu sagen, was er war.

Nun wohl, — alle Welt war ungefähr so, Bonneville und diese Frau ausgenommen, welche, ihrem Manne gegenüber, eine Protestation in einem dritten Stocke der Rue Guénégaud abschreibt.

Am 22. Juni, am Tage nach der Abreise des Königs, schrieb sie:

»Das Gefühl der Republik, die Entrüstung gegen Ludwig XVI., der Haß gegen die Könige machen sich hier aus allen Seiten Luft.«

Das *Gefühl*, Sie sehen wohl, das *Gefühl* der Republik ist in den Herzen; doch die Republik ist kaum im Munde Einiger.

Die Nationalversammlung besonders ist feindlich gegen sie gesinnt.

Das große Unglück solcher Versammlungen ist, daß sie immer bei dem Augenblick, wo sie gewählt worden sind, stehen bleiben, daß sie den Ereignissen nicht Rechnung tragen, daß sie nicht mit dem Geiste des Landes gehen, daß sie nicht dem Volke dahin, wohin es geht, folgen, und dennoch behaupten, sie repräsentiren fortwährend das Volk.

Die Nationalversammlung sagte:

Die Sitten Frankreichs sind nicht republikanisch.

Die Nationalversammlung brach Lanzen gegen Herrn de la Palisse, und trug, unserer Ansicht nach, den Sieg über den berühmten Wahrheitsprecher davon. Wer hätte die Sitten Frankreichs zur Republik gebildet? Die Monarchie etwa? Die Monarchie bedurfte des Gehorsams, der Servilität, der Corruption. Die Republik ist es, die die republikanischen Sitten bildet. Habt zuerst

die Republik, und die republikanischen Sitten werden hernach kommen.

Es hatte übrigens einen Augenblick gegeben, wo es leicht gewesen wäre, die Republik auszurufen; dies war der Augenblick, wo man erfuhr, der König sei abgereist und habe den Dauphin mitgenommen. Statt ihnen nachzulaufen und sie zurückzuführen, mußte man ihnen die besten Pferde aus den Postställen, kräftige Postillons mit Peitschen in den Händen und Sporen an den Stiefeln geben; man mußte die Höflinge hinter ihnen, die Priester hinter den Höflingen wegtreiben, und die Thüre hinter Allem dem schließen.

Lafayette, der zuweilen Blitze, selten Ideen hatte, hatte einen von diesen Blitzen.

Um sechs Uhr Morgens kam man, um ihm zu melden, der König und die königliche Familie seien abgereist; man hatte alle Mühe der Welt, ihn aufzuwecken; er schlief jenen historischen Schlaf, den man ihm schon in Versailles zum Vorwurf gemacht.

»Abgereist?« sagte er; »unmöglich, ich habe Gouvion schlafend an die Thüre ihres Schlafzimmers angelehnt verlassen.«

Er steht indessen auf, kleidet sich an und geht hinab. Vor der Thüre trifft er Bailly, den Maire von Paris, und Beauharnais, den Präsidenten der Nationalversammlung, — Bailly hat eine längere Nase und einen gelberen Finger als je, Beauharnais ist bestürzt.

Nicht wahr, das ist seltsam? der Gatte von Josephine, der, aus dem Schafott sterbend, seine Witwe auf dem Wege zum Throne zurückläßt, ist bestürzt über die Flucht von Ludwig XVI.

»Welch ein Unglück!« ruft Bailly aus, »welch ein Unglück, daß die Nationalversammlung noch nicht beisammen ist!«

»Oh! ja,« sagt Beauharnais, »das ist ein großes Unglück!«

»Nun,« fragt Lafayette, »er ist also abgereist?«

»Ach! ja,« antworten im Chor die zwei Staatsmänner.

»Warum ach?« spricht Lafayette.

»Wie! Sie begreifen nicht?« ruft Bailly. »Weil er mit den Preußen, mit den Oesterreichern, mit den Emigranten zurückkommen wird, weil er uns den Bürgerkrieg, den Krieg mit dem Auslande bringen wird!«

»Also,« versetzt Lafayette schlecht überzeugt, »Sie denken also, das öffentliche Wohl verlange die Rückkehr des Königs?«

»Ja,« antworten einstimmig Bailly und Beauharnais.

»In diesem Falle eilen wir ihnen nach,« sagt Lafayette.

Und er schreibt folgenden Zettel:

»Da die Feinde des Vaterlands *den König entführt haben*, so wird den Nationalgarden der Befehl ertheilt, sie zu verhaften.«

In der That, man bemerke dies wohl: die ganze Politik des Jahres 1791, das ganze Ende der Nationalversammlung werden sich hierum drehen.

Da der König Frankreich nothwendig ist, da man ihn zurückführen soll, so muß er *entführt worden*, und nicht geflohen sein.

Alles dies hatte Lafayette nicht überzeugt; als er Romeuf abschickte, empfahl er ihm auch, sich nicht zu sehr zu beeilen. Er ging aus der Straße ab, die der entgegengesetzt, welcher Ludwig XVI. folgte, um sicher zu sein, ihn nicht zu erreichen.

Zum Unglück war auf der rechten Straße Billot.

Als die Nationalversammlung die Neuigkeit erfuhr, gerieth sie in Schrecken. Der König hatte wirklich bei seiner Abreise einen sehr bedrohlichen Brief hinterlassen; er machte vollkommen begreiflich, er beabsichtige, den Feind zu holen, und werde zurückkommen, um die Franzosen zur Vernunft zu bringen.

Die Royalisten ihrerseits erhoben das Haupt und die Stimme. Einer von ihnen, Suleau, glaube ich, schrieb:

»Alle diejenige, welche in der Amnestie begriffen sein wollen, die wir unseren Feinden im Namen des Prinzen von Condé anbieten, können sich in unseren Bureau; von jetzt an bis zum Monat August einschreiben. Wir werden fünfzehnhundert Register für die Bequemlichkeit des Publicums haben.«

Einer von denjenigen, welche die größte Angst hatten, war Robespierre. Als die Sitzung von drei Uhr bis halb fünf Uhr unterbrochen wurde, lief er zu Pétion. Der Schwache suchte den Starken.

Nach seiner Meinung war Lafayette ein Mitschuldiger des Hofes. Es handelte sich um nichts Geringeres, als eine Bartholomäus-Nacht mit den Deputirten zu machen.

»Ich werde unter den Ersten getödtet werden!« rief er mit kläglichem Tone. »Ich habe keine vierundzwanzig Stunden mehr zu leben.«

Pétion, ein Mann von ruhigem Charakter und lymphatischem Temperamente, sah, ganz im Gegentheil, die Dinge anders an.

»Gut,« sagte er, »nun kennt man den König, und man wird dem gemäß handeln.«

Brissot kam, er war einer von den Männern jener Zeit, welche am weitesten vorgerückt, er schrieb in den *Patriote*.

»Man gründet ein neues Journal, von dem ich einer der Redacteurs sein werde,« sagte er.

»Welches« fragte Pétion.

»Den *Republicain*.«

Robespierre grimassirte ein Lächeln.

»Den *Republicain*?« versetzte er; »ich möchte wohl, daß Sie mir erklärten, was die Republik ist.«

Sie waren so weit, als bei Pétion, ihrem Freunde, die zwei Roland erschienen, — der Mann ernst und entschlossen wie immer, die Frau eher lächelnd als erschrocken, mit ihren schönen, klaren, sprechenden Augen. Sie kamen von ihrer Wohnung in der Rue Guénégaud und hatten den Anschlag der Cordeliers gesehen. Wie die Cordeliers glaubten sie ganz und gar nicht, ein König sei für die Nation nothwendig.

Der Muth des Mannes und der Frau gibt Robespierre wieder Herz; er kehrt in die Versammlung zurück als Beobachter und bereit, Alles zu benützen, von dem Winkel aus, wo er seinen Sitz hat, wie der am Rande seines Baues im Hinterhalte liegende Fuchs. Gegen neun Uhr Abends sieht er, daß sich die Versammlung zum Sentimentalismus neigt, daß man Brüderlichkeit predigt, und daß man, um das Beispiel mit der Theorie zu verbinden, im Begriffe ist, zu den Jacobinern zu gehen, mit denen man sehr schlecht steht, und die man eine Mörderbande nennt.

Da gleitet er von seiner Bank, schleicht sich nach der Thüre, macht sich, ohne bemerkt zu werden, davon, läuft zu den Jacobinern, besteigt die Tribune, denunciirt den König, denunciirt das Ministerium, denunciirt Bailly, denunciirt Lafayette, denunciirt die ganze Nationalversammlung, wiederholt die Fabel vom Morgen, entrollt eine eingeübete Bartholomäus-Nacht und endigt

damit, daß er seine Existenz auf dem Altare des Vaterlandes opfert.

Wenn Robespierre von sich selbst sprach, erlangte er eine gewisse Beredtsamkeit. Bei dem Gedanken, der tugendhafte, der strenge Robespierre laufe eine große Gefahr, schluchzt man. »Wenn Du stirbst, so sterben wir mit Dir!« ruft eine Stimme. »Ja, ja, Alle! Alle!« wiederholen im Chore die Anwesenden, und die Einen strecken die Hand aus, um zu schwören, die Andern ziehen den Degen, wieder Andere fallen auf die Kniee und erheben die Arme zum Himmel. Man erhob zu jener Zeit die Arme viel zum Himmel; das war die Geberde der Epoche. Seht nur den *Schwur im Ballhause* von David.

Madame Roland war da, ohne recht zu begreifen, welche Gefahr Robespierre laufen konnte. Doch sie war am Ende Weib und folglich zugänglich für die Gemüthsbewegung. Die Gemüthsbewegung war groß, sie wurde auch bewegt, sie gesteht es selbst.

In diesem Augenblick tritt Danton ein; an ihm, einer entstehenden Popularität, ist es, die wankende Popularität von Lafayette anzugreifen.

Warum dieser Haß von aller Welt gegen Lafayette? Vielleicht weil er ein ehrlicher Mann war und sich immer von den Parteien bethören ließ, wenn nur die Parteien an seinen Edelmuth appellirten.

In dem Augenblick, wo man die Nationalversammlung meldet, wo, um das Beispiel der Brüderlichkeit zu geben, Lameth und Lafayette, diese Todfeinde, Arm in Arm eintreten, macht sich von allen Seiten der Ruf hörbar:

»Danton auf die Tribune! auf die Tribune, Danton!«

Robespierre konnte nichts angenehmer sein, als seinen Platz abzutreten. Robespierre war, wie gesagt, ein Fuchs und keine Dogge. Er verfolgte den abwesenden Feind, sprang von hinten aus ihn, klammerte sich an seinen Schultern fest, zernagte ihm den Schädel bis aufs Gehirn, griff aber selten von vorne an.

Die Tribune war also leer und erwartete Danton.

Nur wurde es Danton schwierig, sie zu besteigen.

Wenn er der einzige Mensch war, der Lafayette angreifen *sollte*, so war Lafayette vielleicht der einzige Mensch, den Danton nicht angreifen *konnte*.

Warum?

Ah! wir wollen es sagen. Es war viel von Mirabeau in Danton, wie viel von Danton in Mirabeau war; dasselbe Temperament, dasselbe Bedürfniß nach Vergnügungen, dieselben Geldklemmen und folglich dieselbe Leichtigkeit für die Bestechung.

Man versicherte, wie Mirabeau, habe Danton Geld vom Hofe bekommen. Wo? Auf welchem Wege? wie viel? Man wußte es nicht, doch er hatte bekommen, dessen war man gewiß; man sagte es wenigstens.

Man vernehme, was wirklich an Allem dem war.

Danton hatte an das Ministerium seine Stelle als Advokat beim Rathe des Königs *verkauft*, und man sagte, er habe vom Ministerium den vierfachen Preis seiner Stelle erhalten.

Dies entsprach der Wahrheit; nur war das Geheimniß zwischen drei Personen: dem Verkäufer Danton, dem Käufer Herrn Montmorin, dem Vermittler Herrn von Lafayette.

Klagte Danton Lafayette an, so konnte ihm Lafayette die Geschichte von dieser für ihren vierfachen Werth verkauften Stelle ins Gesicht werfen.

Ein Anderer wäre zurückgewichen.

Danton, im Gegentheil, ging vorwärts: er kannte Lafayette, diese Großmuth des Herzens, welche zuweilen in Albernheit ausartete. Wir erinnern an 1830.

Danton sagte sich, Herr von Montmorin, der Freund von Lafayette, Herr von Montmorin, der die Pässe des Königs unterzeichnet hatte, sei in diesem Augenblick zu sehr compromittirt, als daß ihm Lafayette diesen neuen Stein an den Hals hängen würde.

Er stieg aus die Tribune.

Seine Rede war nicht lang.

»Herr Präsident,« sagte er, »ich klage Lafayette an; der Verräther wird sogleich kommen; man errichte zwei Schafotte, und ich will das eine besteigen, wenn er nicht das andere zu besteigen verdient hat.«

Der *Verräther* kam, er konnte die furchtbare Anklage hören, welche aus dem Munde von Danton hervorging: doch er hatte, wie dieser vorhergesehen, die Großmuth, nicht darauf zu antworten.

Lameth übernahm diese Sorge; er goß über die Lava von Danton das laue Wasser von einer seiner gewöhnlichen Pastoralen aus, er predigte die Brüderlichkeit.

Dann kam Sieyès, der auch die Brüderlichkeit predigte.

Dann Barnave, der abermals die Brüderlichkeit predigte.

Diese drei Popularitäten gewannen am Ende die Oberhand über die von Danton. Man wußte Danton Dank, daß er Lafayette angegriffen, aber man wußte Lameth, Sieyès und Barnave auch Dank, daß sie ihn vertheidigt hatten, und als Lafayette und Danton von den Jacobinern weggingen, da war es Lafayette, den man mit Fackeln begleitete, den man unter Acclamationen zurückführte.

Die Hofpartei hatte einen großen Sieg in dieser Lafayette dargebrachten Huldigung davon getragen.

Die zwei großen Mächte des Tages waren in der Person ihres Hauptes geschlagen:

Die Jacobiner in Robespierre;

Die Cordeliers in Danton.

Ich sehe wohl, daß ich es abermals auf das andere Kapitel verschieben muß, zu sagen, was für eine Protestation es war, die Madame Roland ihrem Mann gegenüber in diesem kleinen Salon des dritten Stockes vom Hotel Britannique abschrieb.

CXI.

Das Entresol der Tuileries.

Sogleich werden wir erfahren, was die Protestation enthielt, welche Madame Roland copirte; damit aber der Leser vollkommen mit der Lage vertraut sein möge und klar in einem der dunkelsten Mysterien der Revolution sehe, muß er vor Allem mit uns am Abend des 15. Juli durch die Tuileries gehen.

Hinter der Thüre einer Wohnung, die auf einen finstern, öden, im Entresol des Palastes liegenden Corridor ging, stand eine Frau, mit gespanntem Ohr, die Hand auf dem Schlüssel und bebend bei jedem Tritte, der ein Echo in der Umgegend erweckte.

Diese Frau zu erkennen, wäre uns schwer, wüßten wir nicht, wer sie ist, denn außer der Dunkelheit, welche selbst mitten am Tage in diesem Corridor herrscht, ist die Nacht gekommen, und, war es nun Zufall, war es Vorbedacht, das Licht der einzigen Laterne, welche hier brennt, ist niedergesunken und scheint dem Erlöschen nahe.

Dabei ist nur das zweite Zimmer der Wohnung beleuchtet und diese Frau wartet, bebend und horcht an der Thüre des ersten.

Wer ist die wartende Frau? Marie Antoinette.

Wen erwartet sie? Barnave.

O stolze Tochter von Maria Theresia, wer Dir an dem Tage, da man Dich zur Königin der Franzosen salbte, gesagt hätte, es werde ein Augenblick kommen, wo Du, verborgen hinter der Thüre der Wohnung Deiner Kammerfrau, bebend vor Furcht und Hoffnung, einen kleinen Advocaten von Grenoble erwartest, Du, die Du Mirabeau so lange warten ließest, und ihn nur einmal zu empfangen die Gnade haben wolltest!

Doch man täusche sich nicht; die Königin erwartet Barnave in einem ganz politischen Interesse; an diesem stockenden Athem, an diesen nervösen Bewegungen, an dieser Hand, welche den Schlüssel streifend zittert, hat das Herz keinen Antheil, und der Stolz allein ist hierbei interessiert.

Wir sagen der Stolz, denn trotz der tausend Verfolgungen, denen der König und die Königin seit ihrer Rückkehr ausgesetzt sind, ist ihr Leben doch unverletzt geblieben und die ganze Frage faßt sich zusammen in den paar Worten: »Werden die Flüchtlinge von Varennes den Rest ihrer Macht verlieren, oder werden sie ihre verlorene Macht wiedererobern?«

Seit jenem verhängnißvollen Abend, wo Charny die Tuileries verlassen hat, um nicht mehr dahin zurückzukehren, hat das Herz der Königin zu schlagen aufgehört. Ein paar Tage lang ist sie gleichgültig gegen Alles geblieben, selbst gegen Beleidigungen; allmählig aber hat sie bemerkt, es gebe zwei Punkte ihrer mächtigen Organisation, durch welche sie noch lebe: den Stolz und den Haß, und sie ist wieder zu sich gekommen, um zu hassen und um sich zu rächen.

Nicht um sich an Charny zu rächen, nicht um Andrée zu hassen, nein; wenn sie an Charny und Andrée denkt, so haßt sie sich selbst, so möchte sie sich an sich selbst rächen; denn sie ist zu redlich, um sich nicht zu sagen, auf ihrer Seite sei alles Unrecht gewesen, und auf jener Seite alle aufopfernde Hingebung.

Oh! wenn sie Jene hassen könnte, sie wäre zu glücklich! Was sie haßt, und zwar aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens, das ist das Volk, das Hand an sie gelegt hat, wie an eine gewöhnliche Flüchtige, das sie mit Plackereien überhäuft, mit Beleidigungen verfolgt, mit Schmach und Schande getränkt hat.

Ja, sie haßt es so sehr, dieses Volk, das sie *Madame Deficit*, *Madame Veto* genannt hat, das sie die *Oesterreicherin* nennt, das sie die *Witwe Capet* nennen wird!

Und wenn sie sich rächen kann, oh! wie wird sie sich rächen! Was ihr Barnave bringen wird am 15. Juli 1791 um neun Uhr Abends, während Madame Roland ihrem Manne gegenüber in dem kleinen Salon des dritten Stockes vom Hotel Britannique die Protestation abschreibt, deren Inhalt wir noch nicht kennen, ist vielleicht die Ohnmacht und die Verzweiflung, es ist vielleicht aber auch die göttliche Speise, die man die Rache nennt.

Die Lage der Dinge ist in der That im höchsten Grade bedrohlich.

Allerdings ist durch Lafayette und die Nationalversammlung der erste Streich mit dem constitutionellen Schilde parirt worden; man hatte den König *entführt*, er war nicht geflohen.

Doch man erinnert sich des Anschlags der Cordeliers, doch man erinnert sich des Antrages von Marat, doch man erinnert sich der Diatribe des Bürgers Prudhomme, doch man erinnert sich des seltsamen Einfalls von Bonneville, doch man erinnert sich der Motion von Familie Desmoulins, doch man erinnert sich des Axioms des Genfers Dumont, doch man erinnert sich endlich, daß ein neues Journal gegründet werden soll, an welchem Brissot zu arbeiten gedenkt, und daß dieses Journal der *Republicain* heißen wird.

Will man den Prospect dieses Journals kennen lernen? Er ist kurz, aber bestimmt. Der Amerikaner Thomas Payne hat ihn abgefaßt, dann wurde er von einem jungen Officier, der den Unabhängigkeitskrieg mitgemacht, übersetzt und mit der Unterschrift von *Duchatelet* öffentlich angeschlagen.

Was für ein seltsames Ding ist doch das Verhängniß, das von den vier Ecken der Welt diesem einstürzenden Throne neue Feinde herbeiruft! Thomas Payne! Was will hier Thomas Payne? dieser Mensch, der von allen Ländern ist: Engländer, Amerikaner, Franzose, der alle Gewerbe betrieben hat, der Fabrikant, Schulmeister, Zolleinnehmer, Matrose, Journalist war! Was er will? Er will seinen Athem mit diesem Sturmwinde vermischen, der unbarmherzig auf die erlöschende Kerze bläst!

Folgendes ist der Prospect des *Republicain* von 1791, dieses Journals, das erschien oder erscheinen sollte, als Robespierre fragte, was eine Republik sei.

»Wir haben erfahren, daß die Abwesenheit eines Königs besser für uns ist, als seine Gegenwart. Er ist davon gegangen und hat folglich entsagt. Die Nation wird nie ihr Vertrauen einem Meineidigen, einem Flüchtling wiederschenken. Ist seine Flucht seine That oder die Anderer? Was liegt daran! Betrüger oder Dummkopf, bleibt er immer unwürdig. Wir sind von ihm frei, und er ist er von uns; er ist ein einfaches Individuum, Herr Louis von Bourbon. Seine Sicherheit ist gewiß, Frankreich wird sich nicht entehren, das Königthum ist beendet. Was ist ein dem Zufall der Geburt überlassenes Amt, welches von einem Blödsinnigen versehen werden kann? Ist es nicht ein Nichts?«

Man begreift, welche Wirkung ein solcher Anschlag, den man an allen Mauern von Paris erblickte, hervorbringen mußte. Der constitutionelle Malouet war darüber ganz erschrocken. Er lies voll Augst nach der Nationalversammlung, trat athemlos ein, denuncirte den Prospect und

verlangte die Verhaftung der Verfasser.

»Gut,« antwortete Pétion, »doch lesen wir zuerst diesen Prospect.«

Diesen Prospect kannte Pétion, einer der seltenen Republikaner, die es damals in Frankreich gab, sicherlich. Malouet, der ihn denuncirt hatte, wich vor der Lesung zurück. Wenn die Tribunen Beifall klatschen würden! Und er war gewiß, sie würden es thun.

Zwei Mitglieder der Nationalversammlung Chabron und Chapelier machten, das Versehen ihres Collegen wieder gut.

»Die Presse ist frei,« sagten sie, »und Jeder, Narr oder Weiser, hat das Recht, seine Meinung zu äußern. Verachten wir das Werl eines Wahnsinnigen und gehen wir zur Tagesordnung über.«

Und die Versammlung ging zur Tagesordnung über.

Gut; sprechen wir nicht mehr davon.

Doch das ist die Hydra, weiche die Monarchie bedroht.

Ein Kopf wird abgeschnitten; während er wieder wächst, beißt ein anderer.

Man hat weder Monsieur, noch die Verschwörung Favras vergessen. Der König entfernt, Monsieur zum Regenten ernannt!

Heute handelt es sich nicht mehr um Monsieur. Monsieur ist, zu gleicher Zeit wie der König, geflohen und glücklicher als der König hat er die Grenze erreicht.

Doch der Herr Herzog von Orleans ist geblieben.

Er ist geblieben mit seinem Getreuen, mit dem Manne, der ihn vorwärts treibt, mit Laclos, dem Verfasser der *Liaisons dangereuses*.

Es besteht ein Decret über die Regentschaft, ein Decret, das in den Mappen verschimmelt; warum sollte man dieses Decret nicht benützen?

Am 28. Juni bietet ein Journal die Regentschaft dem Herzog von Orleans an. Ludwig XVI. Existirt, wie Ihr seht, nicht mehr, was auch die Nationalversammlung dazu sagen mag; — da man die Regentschaft dem Herzog von Orleans anbietet, so gibt es keinen König mehr.

Wohlverstanden, der Herzog von Orleans gibt sich den Anschein, als wunderte er sich, und schlägt es aus.

Aber am 1. Juli proclamirt Laclos aus eigener Machtvollkommenheit die Abschaffung des Königs und will einen Regenten; am 3. behauptet Réal, der Herzog von Orleans sei wirklich Wächter des jungen Prinzen; am 4. verlangt er auf der Tribüne der Jacobiner, daß man das Decret über die Regentschaft wieder drucke und verkündige. Die Jacobiner aber, welche noch nicht wissen, was sie sind, wissen zum Unglück wenigstens, was sie nicht sind. Sie sind nicht Orleanisten, obgleich der Herzog von Orleans und der Herzog von Chartres zu ihrer Gesellschaft gehören. Die Regentschaft des Herzogs von Orleans wird bei den Jacobinern verworfen; doch die Nacht ist genügend für Laclos, um wieder Athen, zu schöpfen. Ist er nicht Herr bei den Jacobinern, so ist er doch der Herr in seinem Journal, und hier proclamirt er die Regentschaft des Herzogs von Orleans, und da das Wort *Protector* durch Cromwell profanirt worden ist, so wird sich der Regent, der alle Gewalt haben soll, *Moderator* nennen.

Und Alles dies ist, wie man sieht, ein Feldzug gegen das Königthum, ein Feldzug, in welchem das Königthum, durch sich selbst unmächtig, keinen andern Verbündeten hat als die Nationalversammlung; die Jacobiner aber sind eine viel einflußreichere und besonders viel furchtbarere Versammlung, als die Nationalversammlung.

Am 8. Juli bringt dahin Pétion die Frage von der königlichen Unverletzbarkeit,

Nur trennt er die politische Unverletzbarkeit von der persönlichen Unverletzbarkeit.

Man wendet ihm ein, man werde sich mit den Königen entzweien, wenn man Ludwig XVI absetze.

»Wenn die Könige uns bekämpfen wollen,« antwortet Pétion, »so nehmen wir ihnen, indem wir Ludwig XVI. absetzen, ihren mächtigsten Verbündeten, während wir denselben, wenn wir ihn aus dem Throne lassen, die ganze Stärke geben, die wir ihm wieder verliehen haben werden.«

Brissot besteigt auch die Tribune und geht noch weiter. Er untersucht die Frage: Kann der König gerichtet werden?

»Später,« spricht er, »werden wir, im Falle der *Entsetzung*, erörtern, welches die Regierung sein wird, die die Stelle des Königthums einnehmen soll.«

Es scheint, Brissot war herrlich. Man höre, was Madame Roland, welche der Sitzung beiwohnte, hierüber sagt:

»Es war kein Beifallklatschen mehr, es waren Schreie, Entzückungen: dreimal hat sich die ganze Versammlung völlig hingerissen, die Arme ausstreckend, die Hüte empor haltend, in einer unaussprechlichen Begeisterung erhoben. Es vergehe aus ewig derjenige, welcher diese großen Bewegungen empfunden oder getheilt hat und die Ketten wieder annehmen könnte!«

Es kann also nun nicht nur der König gerichtet werden, sondern man zollt sogar begeisterten Beifall demjenigen, welcher die Frage löst.

Beurtheilt, welch ein erschreckliches Echo das Beifallsgeschrei in den Tuileries haben mußte.

Auch die Nationalversammlung mußte ihrerseits diese entsetzliche Frage abthun.

Die Constitutionellen, statt vor der Debatte zurückzuweichen, riefen sie hervor: sie waren der Majorität sicher.

Doch die Majorität der Nationalversammlung repräsentirte entfernt nicht die Majorität der Nation: gleichviel, Versammlungen dieser Art bekümmern sich im Allgemeinen wenig um solche Anomalien.

Am 13. Juli sind die Tribunen gefüllt mit sicheren Leuten, die man im Voraus mit besonderen Billets eingeführt hatte. Das ist das, was wir heute Claquers nennen würden.

Ueberdies bewachten die Royalisten die Flurgänge.

Man hat für diese Gelegenheit die Ritter vom Dolche wieder gefunden.

Auf den Vorschlag eines Mitglieds schließt man endlich die Tuileries.

Oh! ohne Zweifel hatte am Abend dieses Tages die Königin Barnave ebenso ungeduldig erwartet, als sie ihn am Abend des 15. erwartet.

Und an diesem Tage sollte doch nichts entschieden werden. Nur der im Namen der fünf Ausschüsse abgefaßte Bericht wurde verlesen.

Dieser Bericht sagte:

»Die Flucht des Königs ist kein in der Constitution vorhergesehener Fall; doch die königliche Unverletzlichkeit steht darin geschrieben.«

Die Ausschüsse, welche den König als unverletzlich betrachteten, überlieferten dem Gerichte also nur die Herren von Bouillé, von Charny, Frau von Tourzel, die Couriere, die Bedienten, die Lackeien. Nie hatte die geistreiche Fabel von den Großen und den Kleinen eine so vollständige Anwendung erhalten.

Uebrigens wurde die Frage viel mehr bei den Jacobinern, als in der Nationalversammlung erörtert. Da sie aber nicht zur Entscheidung kam, so blieb Robespierre im Unbestimmten. Er war weder Republikaner, noch Monarchist; man konnte frei sein unter einem König wie unter einem Senat.

Das war ein Mann, welcher sich selten compromittirte, dieser Herr von Robespierre, und wir haben am Ende des vorigen Kapitels gesehen, welche Schrecken ihn erfaßten, selbst wenn er nicht compromittirt war.

Doch es fanden sich da Menschen, die nicht diese kostbare Klugheit besaßen; diese Menschen waren der Exadvocat Danton und der Schlächter Legendre, ein Bulldogg und ein Bär.

»Die Nationalversammlung kann den König freisprechen,« sagte Danton. »Das Urtheil wird von Frankreich reformiert werden, denn Frankreich verdammt ihn!«

»Die Ausschüsse sind verrückt,« sagte Legendre: »würden sie den Geist der Massen kennen, so kämen sie zur Vernunft zurück; übrigens,« fügte er bei, »wenn ich so spreche, so geschieht es für ihr Heil.«

Solche Reden entrüsteten die Constitutionellen.

Zu ihrem Unglück waren sie aber nicht in der Majorität bei den Jacobinern, wie sie es in der Nationalversammlung waren.

Sie beschränkten sich also darauf, daß sie weggingen.

Sie hatten Unrecht; die Leute, welche den Platz verlassen, haben immer Unrecht, und es gibt hierüber ein altes sehr sinnreiches Sprichwort, welches sagt: »Wer seinen Platz verläßt, verliert ihn.«

Die Constitutionellen verloren nicht nur ihren Platz, sondern der Platz wurde sogar von Volksdeputationen eingenommen, welche Adressen gegen die Ausschüsse brachten und mit Acclamationen empfangen wurden.

Zu gleicher Zeit wurde eine Adresse, die eine gewisse Wichtigkeit in den folgenden Ereignissen erlangen sollte, am andern Ende von Paris, im Marais, in einem Club oder vielmehr in einer brüderlichen Gesellschaft von Männern und Frauen abgefaßt, die man nach dem Orte ihrer Zusammenkunft die Gesellschaft der Minimes nannte.

Diese Gesellschaft war eine Succursale der Cordeliers und auch belebt von der Seele von Danton. Ein junger Mann von kaum dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, dessen Inneres Danton mit seinem Hauche angefacht hatte, führte die Feder und faßte die Adresse ab.

Dieser junge Mann war Jean Lambert Tallien.

Die Adresse hatte als Unterschrift einen furchtbaren Namen; sie war unterzeichnet: **das Volk.**

Diesmal war es unmöglich gewesen, dem Publikum die Tribünen zu verwehren; — unmöglich auch, wie die ersten Male die Corridors und die Zugänge mit Royalisten und Rittern vom Dolche zu verstopfen; unmöglich endlich, den Garten der Tuileries zu schließen.

Der Prolog war vor Claqueurs gespielt worden, die Komödie aber sollte vor dem wahren Publikum dargestellt werden.

Und man muß sagen, das Publikum war schlecht gestimmt.

So schlecht gestimmt, daß man Duport, der drei Monate vorher noch volksbeliebt, mit einem finstern Stillschweigen zuhörte, als er darauf antrug, auf die Umgebung des Königs das Verbrechen des Königs zurückfallen zu machen.

Er ging indessen bis zum Ende und war nur sehr erstaunt, da er zum ersten Male sprach, ohne

ein Wort, ein Zeichen der Billigung hervorzurufen.

Er war eines von den Gestirnen jener Triade, deren Licht allmählig am politischen Himmel erlosch: Duport, Lameth, Barnave.

Robespierre bestieg nach ihm die Tribune, Robespierre, der kluge Mann, der sich so gut zu decken wußte, was würde er sagen? Der Redner, der acht Tage vorher erklärt hatte, er sei weder Monarchist, noch Republikaner, für wen würde er sich aussprechen?

Er sprach sich nicht aus.

Er stellte sich mit seiner säuerlichen Süßigkeit als Advocat der Menschheit auf; er sagte, nach seinem Dafürhalten wäre es zugleich Ungerechtigkeit und Grausamkeit, nur die Schwachen zu schlagen; er greife den König nicht an, da die Nationalversammlung den König als unverletzbar zu betrachten scheine, er vertheidige aber Bouillé, Charny, Frau von Tourzel, die Couriere, die Lackeien, die Bedienten, kurz alle diejenige, welche durch ihre abhängige Stellung zu gehorchen genöthigt gewesen seien.

Die Nationalversammlung murrte stark während dieser Rede. Die Tribunen hörten mit großer Aufmerksamkeit zu, da sie nicht wußten, ob sie billigen oder mißbilligen sollten; endlich sahen sie in den Worten des Redners das, was in Wahrheit darin war: einen wirklichen Angriff auf das Königthum und eine falsche Vertheidigung der Höflinge.

Da klatschten die Tribunen Robespierre Beifall.

Der Präsident versuchte es, den Tribunen Stillschweigen zu gebieten.

Prieux (von der Marne) wollte die Debatte auf ein vollkommen von Ausflüchten und Paradoxen entblößtes Terrain führen.

»Aber was würdet Ihr denn thun, Bürger,« rief er, »wenn man, nachdem der König außer den Prozeß gestellt wäre, von Euch verlangte, daß er in seine ganze Gewalt wiedereingesetzt werde?«

Die Frage war um so peinlicher, als sie direct kam; doch es gibt Augenblicke der Unverschämtheit, wo nichts die reactionären Parteien in Verlegenheit bringt.

Desmeuniers nahm die Apostrophe aus und schien, zum Nachtheil des Königs, die Sache der Nationalversammlung zu vertheidigen.

»Die Nationalversammlung,« spricht der Redner, »ist ein allmächtiger Körper, und in seiner Allmacht hat er wohl das Recht, die königliche Gewalt zu suspendiren und diese Suspension zu behaupten, bis zu dem Augenblick, wo die Constitution vollendet sein wird.

So würde also der König, der nicht geflohen, sondern entführt worden war, nur für den Augenblick, und weil die Constitution noch nicht vollendet, suspendirt werden; sobald aber die Constitution vollendet, würde er mit vollem Rechte in die Ausübung seiner königlichen Functionen wieder eintreten.

»Endlich,« rief der Redner, »da man von mir verlangt,« — Niemand verlangte es von ihm, — da man von mir verlangt, daß ich meine Erklärung als Decret abfasse, so ist Folgendes der Entwurf, den ich vorschlage:

»1. Die Suspension wird dauern, bis der König die Constitution annimmt.

»2. Nähme er sie nicht an, so würde ihn die Nationalversammlung für entsetzt erklären.«

»Oh! seid unbesorgt.« rief Gregoire von seinem Platze aus, »er wird nicht nur annehmen, sondern auch Alles, was Ihr wollt, beschwören!

Und er hatte Recht, wenn er nicht etwa hätte sagen sollen: er wird Alles, was Ihr wollt, beschwören und annehmen.

Die Nationalversammlung war vielleicht nahe daran, den Entwurf von Desmeuniers gleichsam im Fluge zu ergreifen; Robespierre schlenderte aber auch von seinem Platze aus das Wort hin:

»Nehmt Euch in Acht! ein solches Decret beschließt zum Voraus, daß der König nicht gerichtet werden könne!«

Man war auf der That ertappt und wagte es nicht, abzustimmen. Ein Geräusch, das man vor der Thüre hörte, entzog die Nationalversammlung ihrer Verlegenheit.

Es war eine Deputation der brüderlichen Gesellschaft der Minimes, welche die von Danton eingegebene, von Tallien abgefaßte und »das Volk« unterzeichnete Proclamation brachte.

Die Nationalversammlung rächte sich an den Petitionären; sie weigerte sich, ihre Adresse zu hören.

Da erhob sich Barnave und sprach:

»Sie mag heute nicht gelesen werden, doch morgen höret sie, und laßt nicht eine erkünstelte Meinung Einfluß auf Euch üben . . . Das Gesetz braucht nur sein Signal auszupflanzen, und man wird alle gute Bürger sich um dasselbe sammeln sehen.«

Leser, behalte wohl diese paar Worte, lies sie wieder, diese sieben Worte, denke nach über den Satz: *Das Gesetz braucht nur sein Signal aufzupflanzen!* Die Phrase ist am 14. ausgesprochen worden; die Metzelei des 17. liegt in dieser Phrase!

Man begnügte sich nicht mehr damit, daß man dem Volke die Allmacht escamotirte, deren Herr es wieder durch die Flucht seines Königs oder, besser gesagt, durch den Verrath seines Mandatars geworden zu sein glaubte, man gab öffentlich diese Allmacht Ludwig XVI. zurück, und wenn das Volk reclamirte, wenn das Volk Petitionen machte, so war es nur eine erkünstelte Meinung, mit der die Nationalversammlung, dieser andere Mandatar des Volks, indem sie ihr Signal aufpflanzte, wohl fertig werden würde.

Was bedeuteten die Worte: *Das Signal des Gesetzes aufpflanzen?*

»Das Kriegsgesetz verkündigen und die rothe Fahne aufstecken.«

Am andern Tag, am 15., das ist der entscheidende Tag, bietet die Nationalversammlung in der That einen furchtbaren Anblick; Niemand bedroht sie, doch sie will das Ansehen haben, als würde sie bedroht. Sie ruft Lafayette zu Hilfe, und Lafayette, der immer am wahren Volke vorbeigegangen ist, ohne es zu sehen, Lafayette schickt der Versammlung fünftausend Mann Nationalgarde, unter welche er, um scheinbar das Volk zu betheiligen, tausend Pieken vom Faubourg Saint Antoine zu mischen besorgt ist.

Die Flinten, das war die Aristokratie der Nationalgarde; die Pieken, das war ihr Proletariat.

Wie Barnave überzeugt, sie brauche nur das Signal des Gesetzes aufzupflanzen, damit sie, nicht das Volk, sondern Lafayette, den Commandanten der Nationalgarde, sondern Bailly, den Maire von Paris, mit sich verbinde, war die Nationalversammlung entschlossen, eine Ende zu machen.

Ogleich erst zwei Jahre vorher geboren, war die Nationalversammlung doch schon schlau wie eine Versammlung von 1829 oder von 1846: sie wußte, daß es sich nur darum handelte, Mitglieder und Zuhörer durch untergeordnete Discussionen zu ermüden und die Hauptfrage auf das Ende zu verschieben, um diese Frage im Sturme zu entscheiden, Sie verlor eine Hälfte der Sitzung damit, daß sie die Lesung eines militärischen Berichts über die Angelegenheiten des Departement anhörte; dann ließ sie gefällig drei bis vier Mitglieder sprechen, welche mitten unter Privatconversationsen zu reden pflegten; an den Kränzen der Discussion angelangt, schwieg

sie endlich, um zwei Reden, eine von Salles, eine von Barnave, zu hören.

Zwei Advocatenreden, welche die Nationalversammlung so gut überzeugten, daß sie, nachdem Lafayette den Schluß verlangt hatte, mit aller Ruhe abstimmte.

Und, in der Thal, an diesem Tage hatte die Nationalversammlung nichts zu befürchten: sie hatte die Tribünen gemacht; man lasse uns diesen rothwälschen Ausdruck hingehen, wir wenden ihn als den bezeichnendsten an: die Tuilerien waren geschlossen; die Polizei war zu den Befehlen des Präsidenten; Lafayette saß mitten in, der Kammer, um den Schluß zu verlangen; Bailly stationirte aus dem Platze an der Spitze des Municipalraths und ganz bereit, seine Aufforderungen ergehen zu lassen. Ueberall bot die öffentliche Gewalt unter den Waffen dem Volke den Kampf an.

Das Volk, das nicht zu kämpfen im Stande war, verließ sich auch die Bajonnete und die Pieken entlang und zog nach *seinem* Aventinus Mons, das heißt, nach dem Marsfelde.

Und bemerkt wohl, es ging nicht nach dem Marsfelde, um sich zu empören; nein, es ging nach dem Marsfelde, weil es sicher war, dort den Altar des Vaterlands wiederzufinden, welchen man seit dem 14. zu zerstören noch nicht Zeit gehabt hatte, so geschwinde sonst die Regierungen die Altäre des Vaterlands zu zerstören pflegen.

Das Volk wollte hier eine Protestation abfassen und diese Protestation der Nationalversammlung überschicken.

Während die Menge ihre Protestation abfaßte, votirte die Nationalversammlung:

1. Die Präventivmaßregel:

»Wenn der König seinen Schwur widerruft, wenn er sein Volk angreift oder es nicht vertheidigt, so dankt er ab, wird einfacher Bürger, und kann wegen der nach seiner Abdankung von ihm begangenen Verbrechen angeklagt werden.«

2. Die Repressivmaßregel:

»Es sollen gerichtlich verfolgt werden: Bouillé als Hauptschuldiger, und als secundäre Schuldige alle Personen, welche an der Entführung des Königs Theil genommen haben.

In dem Augenblick, wo die Nationalversammlung votirt hatte, hatte die Menge ihre Protestation abgefaßt und unterzeichnet; sie kam zurück, um sie der Versammlung zu überreichen, welche sie besser als je bewacht fand. Alle Gewalten waren an diesem Tage militärisch: der Präsident der Nationalversammlung war Charles Lameth, ein junger Oberst, der Commandant der Nationalgarde war Lafayette, ein junger General; Jeder, bis aus unsern würdigen Astronomen Bailly, der auf seinen nachdenkenden Kopf den municipalen Dreispitz gesetzt und um seinen Gelehrtenrock die dreifarbigte Schärpe gebunden, hatte ein gewisses kriegerisches Aussehen; so daß ihn Madame Bailly, wenn sie ihn so sah, für Lafayette hätte halten können, wie sie zuweilen, der Sage nach, Lafayette für ihn hielt.

Die Menge parlamentirte; sie zeigte sich so wenig feindselig, daß es unmöglich war, nicht zu parlamentiren. Der Erfolg dieses *Parlamentirens* war, man werde den Abgeordneten erlauben, mit den Herren Pétion und Robespierre zu sprechen. Seht Ihr die Popularität neuer Namen in demselben Maaße wachsen, in welchem die der Duport, der Lameth, der Barnave, der Lafayette und der Bailly sinkt? Die Abgeordneten, sechs an der Zahl, gingen wohl begleitet nach der Nationalversammlung ab. Hiervon in Kenntniß gesetzt, liefen ihnen Robespierre und Pétion, um sie zu empfangen, zur Passage des Feuillants entgegen.

Es war zu spät, die Abstimmung war vorüber und zum Beschlusse erhoben.

Die zwei Mitglieder der Nationalversammlung, welche der Abstimmung nicht günstig waren, theilten sie wahrscheinlich den Abgeordneten des Volks nicht auf eine Art mit, um es dadurch zu veranlassen, dieselbe sanft zu verschlucken. Diese Abgeordneten kamen auch wüthend zu denen, welche sie geschickt hatten, zurück.

Das Volk hatte die Partie mit dem schönsten Spiele verloren, das je das Glück in die Hände eines Volkes gegeben.

Gerade deshalb war es zornig: es verbreitete sich in der Stadt und fing damit an, daß es die Theater schließen ließ. Sind die Theater geschlossen, so weht, wie einer unserer Freunde im Jahre 1830 sagte, die schwarze Fahne über Paris.

Die Oper hatte Garnison: sie widerstand.

Lafayette mit seinen viertausend Flinten und seinen tausend Pieken verlangte nichts Anderes, als diesen entstehenden Aufruhr zu unterdrücken; die Municipalbehörde verweigerte die Befehle hierzu.

Bis dahin war die Königin auf dem Laufenden der Ereignisse erhalten worden, doch hier waren die Berichte stehen geblieben, ihre Folge hatte sich in der Nacht, welche minder düster, als sie, verloren.

Barnave, den sie mit großer Ungeduld erwartete, sollte ihr sagen, was am Tage des 15. vorgefallen war.

Jedermann fühlte übrigens das Herannahen eines entscheidenden Ereignisses.

Der König, der Barnave auch im zweiten Zimmer von Madame Campan erwartete, war von der Ankunft des Doctor Gilbert unterrichtet worden, und um der Erzählung der Ereignisse mehr Aufmerksamkeit zu schenken, war er, Gilbert bei sich behaltend und Barnave der Königin überlassend, zu sich hinauf gegangen.

Endlich, gegen halb zehn Uhr, erscholl ein Tritt aus der Treppe, eine Stimme wurde hörbar, welche ein paar Worte mit der Schildwache, die aus dem Ruheplatze stand, wechselte; dann erschien am Ende der Flur ein junger Mann in der Kleidung eines Lieutenants der Nationalgarde.

Es war Barnave.

Die Königin, der das Herz pochte, als wäre es der angebetetste Geliebte gewesen, zog die Thüre zurück, und Barnave, nachdem er vor sich und hinter sich geschaut, schlüpfte durch die schmale Oeffnung.

Die Thüre schloß sich sogleich wieder, und ehe ein Wort gesprochen worden, hörte man das Knirschen eines Riegels in seiner Schließkappe.

CXII.

Der Tag des 15. Juli.

Das Herz von Beiden schlug mit gleicher Heftigkeit, jedoch unter dem Impulse von zwei sehr entgegengesetzten Gefühlen. Das Herz der Königin schlug in der Hoffnung auf Rache; das Herz von Barnave schlug im Verlangen, geliebt zu werden.

Die Königin trat rasch in's zweite Zimmer ein; sie eilte, so zu sagen, zum Lichte. Gewiß fürchtete sie weder Barnave, noch seine Liebe; sie wußte, wie ehrfurchtsvoll und ergeben diese Liebe war; aber in einem weiblichen Instincte floh sie die Dunkelheit.

Als sie in's zweite Zimmer gekommen war, sank sie auf einen Stuhl.

Barnave blieb aus der Schwelle der Thüre stehen und umfaßte in einem Rundblicke den ganzen Raum des nur durch zwei Kerzen erleuchteten Zimmers.

Er erwartete, den König zu finden: der König war bei seinen zwei vorhergehenden Zusammenkünften mit der Königin gegenwärtig gewesen.

Das Zimmer war einsam. Zum ersten Male seit seiner Promenade in der Galerie des erzbischöflichen Palastes von Meaux sollte er unter vier Augen mit der Königin zusammensein.

Seine Hand legte sich von selbst auf sein Herz, sie drängte die Schläge desselben zurück.

»Oh! Herr Barnave, sagte die Königin, nachdem sie einen Augenblick geschwiegen, »ich erwarte Sie seit zwei Stunden.«

Die erste Bewegung von Barnave auf diesen Vorwurf, der mit einer Stimme gemacht wurde, welche so sanft klang, daß sie anschuldigend zu sein aufhörte, um klagend zu werden, wäre gewesen, sich der Königin zu Füßen zu werfen, hätte ihn nicht die Ehrfurcht zurückgehalten.

»Ich! Madame, es ist wahr.« erwiderte er; »doch ich hoffe, Eure Majestät wird überzeugt sein, daß mein Wille nicht an diesem Verzuge Schuld ist.«

»Oh! gewiß,« versetzte die Königin mit einer kleinen bejahenden Kopfbewegung; »ich weiß, daß Sie der Monarchie ergeben sind.«

»Ich bin besonders der Königin ergeben,« sprach Barnave, und ich wünsche, daß Eure Majestät hiervon wohl überzeugt sein möge.«

»Ich zweifle nicht daran, Herr Barnave . . . Sie konnten also nicht früher kommen?«

»Ich habe es versucht, um sieben Uhr zu kommen, Madame, doch es war noch zu heller Tag, und ich traf, — wie wagt es ein solcher Mensch, sich Ihrem Palaste zu nähern! — und ich traf Herrn Marat auf der Terrasse.«

»Herrn Marat?« versetzte die Königin, als suchte sie in ihren Erinnerungen; »ist das nicht ein Journalist, der gegen uns schreibt?«

»Der gegen die ganze Welt schreibt, ja . . . Sein Schlangenaug folgte mir, bis ich durch das Gitter der Feuillants verschwunden war . . . Ich ging vorüber, ohne daß ich es wagte, nur mit einem Blick nach Ihren Fenstern zu schauen. Zum Glück begegnete ich auf dem Pont Royal Saint-Prix.«

»Saint-Prix! Wer ist das?« fragte die Königin mit einer Verachtung, welche beinahe der

gleich, die sie für Marat gezeigt hatte; »ein Komödiant?«

»Ja, Madame, ein Komödiant,« antwortete Barnave; »doch was wollen Sie! das ist einer der Charaktere unserer Zeit: Komödianten und Zeitungsschreiber, Leute, deren Existenz die Könige früher nur kannten, um ihnen Befehle zu geben, denen zu gehorchen sie höchst glücklich waren, Komödianten und Zeitungsschreiber sind Bürger geworden, die ihren Theil am Einfluße haben, die sich nach *ihrem* Willen bewegen, die nach *ihrer* Eingebung handeln, die das Gute thun können, die das Böse thun können . . . Saint-Prix hat das gut gemacht, was Marat verdorben hatte.«

»Wie so?«

»Saint Prix war in Uniform. Ich kenne ihn genau, Madame; ich näherte mich ihm und fragte ihn, wo er die Wache beziehe: zum Glück geschah dies im Schloß! Ich wußte, daß ich mich seiner Discretion anvertrauen konnte und sagte ihm, ich habe die Ehre, eine Audienz bei Ihnen zu erhalten . . . «

»Oh! Herr Barnave!«

»Wäre es besser gewesen, zu verzichten . . . «

Barnave wollte sagen: *auf das Glück*, doch er faßte sich:

»Wäre es besser gewesen, zu verzichten aus die Ehre, Sie zu sehen, und Sie in Unwissenheit zu lassen über die wichtigen Neuigkeiten, die ich Ihnen mitzutheilen habe?«

»Nein,« erwiderte die Königin, »Sie haben wohl gethan . . . Und Sie denken, daß Sie Herrn Saint-Prix trauen können?«

»Madame,« sprach Barnave ernst, glauben Sie mir, der Augenblick ist entscheidend; die Männer, die Ihnen zu dieser Stunde bleiben, sind wahrhaft ergebene Freunde, denn wenn morgen, — und das wird sich morgen entscheiden, — die Jacobiner die Oberhand über die Constitutionen gewinnen, so werden Ihre Freunde Mitschuldige sein . . . Und Sie haben gesehen, das Gesetz entfernt die Strafe nur von Ihnen, um damit Ihre Freunde zu schlagen, die es Ihre Mitschuldigen nennt.«

»Das ist wahr . . . « Sie sagen also, Herr Saint-Prix? . . . «

»Herr Saint-Prix, Madame, hat mir gesagt, er sei in den Tuileries von neun bis elf Uhr auf der Wache, er werde bemüht sein, den Posten des Entresol zu bekommen, und dann, während dieser zwei Stunden, habe Eure Majestät jede Freiheit, mir Ihre Befehle zu ertheilen . . . Nur hat er mir gerathen, selbst die Kleidung eines Officiers der Nationalgarde zu nehmen, und ich befolgte seinen Rath, wie Eure Majestät sieht.«

»Und Sie haben Herrn Saint-Prix, auf seinem Posten gesunden?«

»Ja, Madame . . . Es hat ihn zwei Theaterbillets gekostet, um diesen Posten von seinem Sergenten zu erhalten . . . Sie sehen, die Bestechung ist leicht,« fügte Barnave bei.

»Herr Marat . . . Herr Saint-Prix . . . zwei Theaterbillets . . .,« wiederholte die Königin, indem sie einen erschrockenen Blick in den Abgrund warf, auf welchem die kleinen Ereignisse hervorgehen, die an Revolutionstagen das Geschick der Könige weben.

»Oh! mein Gott! ja,« sagte Barnave; »das ist seltsam, nicht wahr, Madame? Es ist das, was die Alten das Verhängniß nannten; es ist das, was die Philosophen den Zufall nennen; es ist das, was die Gläubigen die Vorsehung nennen.«

Die Königin zog an ihrem schönen Halse eine Haarlocke vor, schaute sie traurig an und sprach:

»Es ist das, was meine Haare bleichen gemacht hat!«

Dann sagte sie zu Barnave, zur politischen Seite der Lage, welche einen Augenblick um der unbestimmten und pittoresken Willen verlassen worden war, zurückkehrend:

»Aber ich glaubte gehört zu haben, wir haben heute in der Nationalversammlung einen Sieg erlangt?«

»Ja, Madame, in der Nationalversammlung ist uns, der Sieg geworden; doch bei den Jacobinern haben wir eine Niederlage erlitten.«

»Mein Gott!« rief die Königin, »ich begreife gar nicht mehr . . . Ich glaubte, die Jacobiner gehören Ihnen, Herrn Lameth und Herrn Duport; Sie halten sie in der Hand; Sie machen mit ihnen, was Sie wollen?«

Barnave schüttelte traurig den Kopf und erwiderte:

»So war es einst; doch ein neuer Geist hat auf die Nationalversammlung geweht.«

»Von Orleans, nicht wahr?« fragte die Königin.

»Ja, für den Augenblick kommt die Gefahr von da her.«

»Die Gefahr? Ich frage Sie noch einmal, sind wir ihr nicht durch die Abstimmung entgangen?«

»Begreifen Sie wohl, Madame, — denn um einer Lage die Stirne zu bieten, muß man sie kennen, — Folgendes ist der heutige Beschluß: »»Wenn ein König seinen Eid widerruft, wenn er sein Volk angreift oder nicht vertheidigt, so dankt er ab, wird einfacher Bürger und ist wegen der nach seiner Abdankung von ihm begangenen Verbrechen anzuklagen.««

»Nun wohl,« sagte die Königin, »der König wird seinen Eid nicht widerrufen; der König wird sein Volk nicht angreifen, und wenn man sein Volk angreift, so wird es der König vertheidigen.«

»Ja, doch durch diesen Beschluß, Madame, bleibt den Revolutionären und den Orleanisten eine Thüre geöffnet. Die Nationalversammlung hat nicht über den König statuiert: sie hat Präventivmaßregeln gegen eine zweite Flucht votirt, doch sie hat die erste bei Seite gelassen, und wissen Sie, was heute Abend bei den Jacobinern von Laclos, dem Manne des Herzogs von Orleans, beantragt worden ist?«

»Oh! etwas Erschreckliches, ohne Zweifel! Was kann der Verfasser der *Liaisons dangereuses* Heilsames beantragen?«

»Er hat verlangt, daß man in Paris und durch ganz Frankreich eine Petition mache, um die Entsetzung zu reclamiren, und hat sich dabei für zehn Millionen Unterschriften verbürgt.«

»Zehn Millionen Unterschriften!« rief die Königin; »mein Gott! sind wir denn so sehr gehaßt, daß uns zehn Millionen Franzosen verwerfen?«

»Oh! Madame, die Majoritäten sind leicht zu machen!«

»Und die Motion von Herrn Laclos ist durchgegangen?«

»Sie hat eine Discussion hervorgerufen, Danton hat sie unterstützt.«

»Danton? Ich glaubte, dieser Herr Danton gehöre uns? . . . Herr von Montmorin sprach mir von einer, ich weiß nicht mehr, verkauften oder gekauften Stelle eines Advocaten beim Rathe des Königs, welche uns diesen Mann gebe.«

»Herr von Montmorin hat sich getäuscht, Madame; gehörte Danton irgend Jemand, so würde er dem Herzog von Orleans gehören.«

»Und Herr von Robespierre? Hat er gesprochen? . . . Man sagt, er fange an einen großen

Einfluß zu gewinnen.«

»Ja, Robespierre hat gesprochen. Er war nicht für die Petition; er war einfach für eine Adresse an die, Jacobiner-Gesellschaften in der Provinz.«

»Man müßte aber Herrn von Robespierre haben, wenn er einen solchen Einfluß erlangt . . . «

»Man hat Herrn von Robespierre nicht, Madame, Herr von Robespierre gehört sich selbst, — einer Idee, einem Utopien, einem Phantom, einem Ehrgeize vielleicht.«

»Wir können ja seinen Ehrgeiz, welcher es auch sein mag, befriedigen, . . . Nehmen Sie an, er wolle reich sein.«

»Er will nicht reich sein.«

»Also Minister sein?«

»Vielleicht will er mehr als Minister sein.«

Die Königin schaute Barnave mit einer gewissen Bangigkeit an.

»Mir schien jedoch,« sagte sie, »ein Ministerium sei das höchste Ziel, das einer unserer Unterthanen erreichen könne?«

»Wenn Herr von Robespierre den König als entsetzt betrachtet, so betrachtet er sich nicht als den Unterthan des Königs.«

»Aber wonach strebt er denn?« fragte die Königin erschrocken.

»Madame, es gibt in gewissen Augenblicken Menschen, welche von neuen politischen Titeln an der Stelle der alten erloschenen Titel träumen.«

»Ja, ich begreife, daß der Herr Herzog von Orleans davon träumt, Regent zu sein . . . Gut; seine Geburt beruft ihn zu dieser hohen Function. Doch Herr von Robespierre, ein kleiner Provinzadvocat! . . . «

Die Königin vergaß, daß Barnave auch ein kleiner Provinzadvocat war.

Barnave blieb unempfindlich, mochte nun der Streich abgeglitten sein, ohne ihn zu treffen, mochte er den Muth gehabt haben, ihn zu empfangen und den Schmerz davon zu verbergen.

»Marius und Cromwell waren aus den Reihen des Volks hervorgegangen, Madame,« sagte er.

»Marius! Cromwell! . . . Ach! wenn ich diese Namen in meiner Kindheit nennen hörte, vermuthete ich nicht, sie werden eines Tags so unheilvoll meinem Ohre klingen! . . . Doch, lassen Sie hören, — denn wir entfernen uns unablässig von den Thatsachen, um uns in den Schätzungen umherzutreiben, — Herr von Robespierre, sagen Sie mir, habe sich der von Herrn Laclos beantragten und von Herrn Danton unterstützten Petition widersetzt?«

»Ja, doch in diesem Augenblick ist eine Volkswoge hereingebrochen, die gewöhnlichen Beller des Palais Royal, eine Bande von öffentlichen Mädchen, eine Maschine, in Bewegung gesetzt, um Laclos zu unterstützen; und die Motion ist nicht nur durchgegangen, sondern es ist sogar beschlossen worden, daß morgen Vormittag um elf Uhr die versammelten Jacobiner die Lesung der Petition hören sollen, daß sie von da nach dem Marsfelde zu tragen, auf dem Altar des Vaterlandes zu unterzeichnen und sofort an die Provinz-Gesellschaften, welche sie ebenfalls unterzeichnen werden, zu schicken sei.«

»Und wer verfaßt diese Petition?«

»Danton, Laclos und Brissot.«

»Drei Feinde?«

»Ja, Madame.«

»Aber, mein Gott! unsere Freunde, die Constitutionellen, was machen sie denn?«

»Ah! das ist es! . . . Madame, sie sind entschlossen, morgen um Alles gegen Alles zu spielen.«

»Aber sie können nicht bei den Jacobinern bleiben?«

»Madame, Ihre bewunderungswürdige Kenntniß der Menschen und der Dinge läßt Sie die Lage der Dinge so ansehen, wie sie ist. Ja, geführt von Dupont und Lameth haben sich Ihre Freunde so eben von Ihren Feinden getrennt. Sie setzen die Feuillants den Jacobinern entgegen.«

»Was ist das, die Feuillants? Entschuldigen Sie mich, ich weiß nichts. Es kommen so viele neue Namen und Wörter in unsere politische Sprache, daß ich fortwährend fragen muß.«

»Madame, die Feuillants, das ist das große Gebäude bei der Reitschule, das seinen Namen der Terrasse der Tuilerien gibt.«

»Und wer wird bei diesem Club sein?«

»Lafayette, das heißt die Nationalgarde, Bailly, das heißt die Municipalität.«

»Lafayette, Lafayette . . . Sie glauben auf Lafayette zählen zu können?«

»Ich glaube, daß er dem König aufrichtig ergeben ist.«

»Dem König ergeben wie der Holzfäller der Eiche, die er an ihrer Wurzel abhaut! Bailly will ich noch gelten lassen: ich habe mich nicht über ihn zu beklagen gehabt; ich sage noch mehr: von ihm ist mir die Anzeige der Frau, welche unsere Abreise verrathen hatte, übergeben worden. Aber Lafayette . . . «

»Eure Majestät wird ihn bei Gelegenheit beurtheilen.«

»Ja, es ist wahr,« sprach die Königin, einen schmerzlichen Blick rückwärts werfend, »ja . . . Versailles . . . Nun denn, dieser Club, kommen wir hieraus zurück: was wird man dort machen? Was wird man dort beantragen? Welche Macht wird er haben?«

»Eine ungeheure Macht, da er, wie ich Eurer Majestät sagte, zugleich über die Nationalgarde, die Municipalität und die Majorität der Nationalversammlung, welche mit uns stimmt, verfügen wird. Was wird den Jacobinern bleiben? Fünf bis sechs Deputirte vielleicht: Robespierre, Pétion, Laclos, der Herzog von Orleans! lauter heterogene Elemente, welche nichts mehr auszuführen finden können, als den Haufen der neuen Mitglieder, Eindringlinge, eine Bande von Bellern, welche Lärm machen, aber keinen Einfluß haben werden.«

»Gott wolle es, mein Herr! Mittlerweile, was gedenkt die Nationalversammlung zu thun?«

»Sie gedenkt schon morgen dem Herrn Maire von Paris über sein heutiges Zögern und seine weichliche Unentschlossenheit einen scharfen Verweis zu geben. Daraus wird entspringen, daß der gute Bailly, der zur Familie der Pendeluhren gehört und, um zu gehen, nur zu seiner Stunde ausgezogen zu werden braucht, gehen wird, da er ausgezogen ist.«

In diesem Augenblick schlug es drei Viertel aus elf Uhr, und man hörte die Schildwache husten.

»Ja, ja,« murmelte Barnave, »ich weiß es, es ist Zeit, daß ich mich entferne, und mir scheint doch, ich hatte Eurer Majestät noch tausend Dinge zu sagen.«

»Und ich, Herr Barnave,« sprach die Königin, »ich habe Ihnen nur Eines zu antworten: daß ich Ihnen, Ihnen und Ihren Freunden, dankbar bin für die Gefahren, denen Sie sich für mich aussetzten.«

»Madame, die Gefahr ist ein Spiel, bei dem ich Alles zu gewinnen habe, mag ich besiegt

werden oder Sieger sein, wenn nur die Königin, bin ich besiegt oder Sieger, mich mit einem Lächeln belohnt.«

»Ach! mein Herr,« versetzte die Königin, »ich weiß kaum mehr, was lächeln ist! Doch Sie thun so viel für mich, daß ich es versuchen werde, mich der Zeit zu erinnern, wo ich glücklich war, und ich verspreche Ihnen, daß mein erstes Lächeln Ihnen gehören soll.«

Barnave legte die Hand auf sein Herz, verbeugte sich und ging, rückwärts schreitend, ab.

»Ah!« rief die Königin, »wann werden wir uns wiedersehen?«

Barnave schien zu berechnen.

»Morgen die Petition und die zweite Abstimmung der Kammer, . . . Uebermorgen der Ausbruch und die provisorische Unterdrückung . . . Am Sonntag Abend, Madame, werde ich zu kommen suchen, um Ihnen zu sagen, was auf dem Marsfelde vorgefallen ist.«

Und er entfernte sich.

Die Königin ging ganz nachdenkend zu ihrem Gemahle hinaus, den sie eben so nachdenkend fand. Der Doctor Gilbert war kurz vorher von ihm weggegangen, und er hatte ihm ungefähr dieselben Dinge gesagt, welche Barnave der Königin gesagt hatte.

Der Eine und die Andere brauchten nur einen Blick zu wechseln, um zu sehen, daß auf beiden Selten die Nachrichten düster gewesen waren.

Der König hatte so eben einen Brief geschrieben.

Er reichte diesen Brief der Königin, ohne ein Wort zu sagen.

Es waren Vollmachten Monsieur ertheilt, damit er im Namen des Königs von Frankreich die Intervention des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen nachsuche.

»Monsieur hat mir viel Schlimmes angethan,« sprach die Königin, »Monsieur haßt mich und wird mir abermals alles Böse anthun, was er mir anthun kann, da er jedoch das Vertrauen des Königs besitzt, so hat er auch das meinige.«

Und sie nahm ihre Feder und setzte heldenmüthig ihre Unterschrift neben die des Königs.

CXIII.

*Wo wir endlich zu der Protestation kommen,
welche Madame Roland abschrieb.*

Die Unterredung der Königin mit Barnave hat, wie wir hoffen, unsern Lesern eine bestimmte Idee von der Lage gegeben in der sich alle Parteien am 15. Juli 1791 befanden:

Die neuen Jacobiner an der Stelle der alten vordringend;

Die alten Jacobiner den Club der Feuillants schaffend;

Die Cordeliers in der Person von Danton, Camille Desmoulins und Legendre sich mit den neuen Jacobinern verbindend;

Die Nationalversammlung royalistisch constitutionell geworden, entschlossen, den König um jeden Preis zu erhalten;

Das Volk entschlossen, die Entsetzung durch alle mögliche Mittel zu erlangen, zu gleicher Zeit aber auch entschlossen, zuerst das der Protestation und der Petition anzuwenden.

Was hatte sich nun während des Tages und der Nacht ereignet, welche zwischen der durch den Schauspieler Saint-Prix, begünstigten Zusammenkunft von Barnave mit der Königin und dem Augenblick, wo wir zu Madame Roland zurückkehren, verlaufen war.

Wir wollen es mit ein paar Worten sagen.

Während dieser Unterredung vor Allem und gerade in der Minute, wo sie endigte, saßen drei Männer um einen Tisch mit Papier, Federn und Tinte vor sich, denn sie hatten von den Jacobinern den Auftrag erhalten, die Petition abzufassen.

Diese drei Männer waren Danton, Laclos und Brissot.

Danton war nicht der Mann solcher Zusammenkünfte; bei seinem Leben, das ganz vom Bedürfnisse des Vergnügens und der Bewegung in Anspruch genommen war, erwartete er immer mit Ungeduld das Ende von jedem Ausschusse, zu dem er gehörte.

Nach einem Augenblicke stand er auch auf und ließ Brissot und Laclos die Petition abfassen, wie sie es verstünden.

Laclos sah ihn weggehen und folgte ihm mit den Augen, bis er verschwunden war, mit dem Ohr, bis er ihn die Thüre hatte schließen hören.

Diese doppelte Function seiner Sinne schien ihn einen Moment der erkünstelten Schlafsucht zu entziehen, unter der seine unermüdliche Thätigkeit verbarg; dann sank er in seinen Lehnstuhl zurück, ließ die Feder seiner Hand entfallen und sagte:

»Ah! bei meiner Treue, mein lieber Herr Brissot, fassen Sie das ab, wie es Ihnen beliebt; ich, was mich betrifft, ich unterwerfe mich . . . Ah! wäre es ein schlechtes Buch, wie man bei Hofe sagt, eine Fortsetzung der *Liaisons dangereuses*, so würde ich meine Sache machen; doch eine Petition, eine Petition . . . « fügte er bei, indem er gähnte, um sich die Kinnlade auszurenken, »das langweilt mich entsetzlich!«

Brissot war im Gegentheil der Mann von solchen Redactionen. Ueberzeugt also, er werde die Petition besser als irgend Jemand abfassen, nahm er das Mandat, das ihm die Abwesenheit von

Danton und die Abdankung von Lacos gaben, an, während Lacos die Augen schloß und es sich in seinem Lehnstuhle so bequem als möglich machte, als wollte er ruhig schlafen, dabei aber sich anschickte, jeden Satz, jeden Buchstaben abzuwägen, um bei Gelegenheit einen Vorbehalt für die Regentschaft seines Prinzen einzuschalten.

So wie Brissot einen Satz schrieb, las er ihn vor, und Lacos billigte mit einer kleinen Bewegung des Kopfes und einem kleinen Tone der Stimme.

Brissot setzte, die Lage bezeichnend, ins Licht:

1) Das heuchlerische oder furchtsame Stillschweigen der Nationalversammlung, welche über den König nicht hatte beschließen wollen oder über ihn zu beschließen nicht gewagt hatte.

2) Die factische Abdankung von Ludwig XVI., da er geflohen war und die Nationalversammlung ihn suspendirt und zu seiner Verfolgung und Verhaftung Befehl gegeben hatte. Man verfolgt aber, man verhaftet, man suspendirt einen König nicht, oder wenn man ihn verfolgt, wenn man ihn suspendirt, wenn man ihn verhaftet, so geschieht es weil er nicht mehr König ist.

3) Die Notwendigkeit, besorgt zu sein für seine Ersetzung.

»Gut! gut!« sagte Lacos bei dem letzten Worte.

Dann, als Brissot fortfahren wollte, sprach der Secretär des Herzogs von Orleans:

»Warten Sie . . . warten Sie! Mir scheint nach diesen Worten: »»Auf seine Ersetzung«« ist etwas beizufügen . . . etwas, was die schüchternen Geister an uns anschließt. Es ist noch nicht Jedermann so weit wie wir, daß er sich über Alles wegsetzt.«

»Das ist möglich . . . was würden Sie beifügen?«

»Oh! es ist viel mehr Ihre Sache als die meinige, das zu finden, mein lieber Herr Brissot . . . Ich würde beifügen . . . Laß sehen . . . «

Lacos gab sich den Anschein, als suchte er einen Satz, der aber, längst völlig ausgebildet in seinem Geiste, nur aus den Augenblick, daraus hervorzugehen, wartete.

»Nun denn,« sagte er endlich, »nach den Worten zum Beispiel: »»Die Nothwendigkeit, besorgt zu sein für seine Ersetzung«« würde ich beifügen: »»durch alle constitutionelle Mittel.««

Studiert und bewundert, Ihr Politiker, vergangene, gegenwärtige und zukünftige Verfasser von Petitionen, Protestationen, Gesetzesentwürfen!

Nicht wahr, es ist sehr wenig, diese harmlosen Worte? Nun denn, Ihr werdet es sehen, — das heißt, diejenigen von unsern Lesern, welche das Glück haben, keine Politiker zu sein, werden sehen, wohin uns diese vier Worte: »*Durch alle constitutionelle Mittel*,« führen.

Alle constitutionelle Mittel, für die Ersetzung des Königs besorgt zu sein, beschränkten sich auf ein einziges.

Dieses einzige Mittel war die Regentschaft.

In Abwesenheit des Grafen von Provence und des Grafen von Artois, der Brüder von Ludwig XVI. und Oheime des Dauphin, — die sich überdies durch ihre Emigration der Volksgunst beraubt hatten, — wem kam die Regentschaft zu?

Dem Herzog von Orleans.

Diese kleine unschuldige, in eine im Namen des Volkes abgefaßte Petition eingeschobene Phrase wachte also immerhin im Namen dieses Volkes den Herzog von Orleans zum Regenten!

Nicht wahr, es ist etwas Schönes um die Politik? Nur wird das Volk noch viel Zeit brauchen,

um klar darin zu sehen, wenn es mit Männern von der Stärke von Herrn Laclos zu thun hat.

Errieth nun Brissot die in diesen vier Worten enthaltende, ganz zum Ausbruche, wenn es sein müßte, bereite Mine nicht, sah er die Schlange nicht, welche unter diese Beifügung geschlüpft war und ihr zischendes Haupt erheben würde, sobald der Augenblick gekommen wäre, oder war es endlich ihm selbst, da er wohl wußte, welche Gefahr er als Verfasser dieser Petition lief, nicht unangenehm, sich eine Ausgangsthüre vorzubehalten, er machte keine Einwendung, fügte den Satz bei und sagte:

»In der That, das wird uns einige Constitutionelle anschließen . . . die Idee ist gut, Herr Laclos!«

Der Rest der Petition entsprach dem Gefühle, das ihren Beschluß, veranlaßt hatte.

Am andern Tage begeben sich Pétion, Brissot, Danton, Camille Desmoulins und Laclos zu den Jacobinern. Sie überbringen die Petition.

Der Saal ist leer oder beinahe leer.

Barnave hatte sich nicht getäuscht: die Desertion war vollständig.

Sogleich läuft Pétion zu den Feuillants.

Wen findet er dort? Barnave, Duport und Lameth, die eine Adresse an die Jacobiner-Gesellschaften der Provinz abfassen, eine Adresse, durch welche sie diesen verkündigen, der Club der Jacobiner bestehe nicht mehr und sei zu den Feuillants unter dem Titel *Gesellschaft der Freunde der Constitution* übergegangen.

Diese Association, deren Gründung so viel Mühe gekostet hat und die sich wie ein Netz über ganz Frankreich ausbreitet, wird also, gelähmt durch das Zaudern, zu handeln und zu wirken aufhören.

Wem wird Frankreich glauben, wem wird es gehorchen, den alten oder den neuen Jacobinern?

Mitterweile wird man den contrerevolutionären Staatsstreich machen, und das Volk, das keinen Stützpunkt bat, wird mit dem Glauben an diejenigen, welche für dasselbe wachen, entschlummernd, besiegt und geknebelt aufwachen.

Es handelt sich darum, dem Sturme die Stirne zu bieten.

Jeder wird seine Protestation abfassen und in der Provinz dahin schicken, wo er einiges Ansehen zu haben glaubt, Roland ist der specielle Deputirte von Lyon; er bat einen großen Einfluß aus die zweite Hauptstadt des Königreichs; Danton, ehe er sich nach dem Marsfelde begibt, — wo man, in Ermangelung der Jacobiner, die man nicht gesunden hat, das Volk die Petition unterzeichnen lassen soll, — geht zu Roland, erklärt ihm die Lage der Dinge und fordert ihn auf, ohne Verzug an die Lyoner eine Protestation zu schicken, wobei er sich in Betreff der Abfassung dieses wichtigen Stückes aus ihn verläßt.

Das Volk von Lyon wird dem Volke von Paris die Hand reichen und zu gleicher Zeit mit diesem protestiren.

Diese von ihrem Gatten abgefaßte Protestation ist es, was Madame Roland abschreibt.

Danton aber ist zu seinen Freunden auf dem Marsfelde zurückgekehrt.

In dem Augenblick, wo er ankommt, wird eine große Discussion ausgefochten: mitten aus einer ungeheuren Arena ist der für das Fest am 14. errichtete Altar des Vaterlandes; er ist hier wie das Gerippe der Vergangenheit stehen geblieben.

Es ist, wie wir aus Anlaß der Föderation von 1790 gesagt haben, eine Plattform, zu der man aus vier, den vier Cardinalpunkten entsprechenden, Stufen hinaufsteigt.

Aus dem Altar ist ein Gemälde, den Triumph von Voltaire, der am 12. stattgefunden hat, darstellend; auf dem Gemälde ist der Anschlag der Cordeliers mit dem Schwure von Brutus.

Die Discussion fand gerade über die von Laclos in die Petition eingeschobenen vier Worte statt.

Sie wären beinahe unbemerkt durchgegangen, als ein Mensch, der nach seiner Tracht und seinen Manieren der Volksclasse anzugehören schien, ein Mensch von einer Offenherzigkeit, welche an Gewaltthätigkeit gränzte, ungestüm den Leser unterbrach und ausrief:

»Halt! halt! man täuscht das Volk!«

»Wie so?« fragte der Leser.

»Mit den Worten: »Alle constitutionelle Mittel,« ersetzt Ihr 1 durch 1 . . . Ihr macht wieder ein Königthum, und wir wollen keinen König mehr.«

»Nein, kein Königthum mehr! nein, keinen König mehr!« rief die Mehrzahl der Anwesenden.

Seltsame Erscheinung! es waren nun die Jacobiner, welche die Partie des Königsthums nahmen.

»Meine Herren, meine Herren,« riefen sie, »nehmen Sie sich in Acht! Kein Königthum mehr, keinen König mehr, das ist die Erhebung der Republik, und wir sind nicht reif für die Republik.«

»Wir sind nicht reif?« versetzte der Mann aus dem Volke? . . . Es mag sein . . . Doch ein paar Sonnen wie die von Varennes werden uns reifen.«

»Zur Abstimmung! die Petition zur Abstimmung!«

»Abstimmung!« wiederholten diejenigen, welche schon gerufen hatten: »Kein Königthum mehr! keinen König mehr!«

Man mußte abstimmen.

»Diejenigen, welche wollen, daß man weder Ludwig XVI., noch irgend einen andern König anerkenne, mögen die Hand ausheben,« sprach der Unbekannte.

Es erhob eine so mächtige Majorität die Hände, daß man nicht einmal die Gegenabstimmung vorzunehmen hatte.

»Gut,« rief der Aufreizer, »morgen, am 17. Juli, wird ganz Paris hier sein, um die Petition zu unterzeichnen. Ich, Billot, übernehme es, die Einwohnerschaft in Kenntniß zu setzen.«

Bei dem Namen Billot erkannte Jeder den furchtbaren Pächter, der, in Begleitung des Adjutanten von Lafayette, den König in Varennes verhaftet und nach Paris zurückgeführt hatte.

So waren mit dem ersten Schlage die Kühnsten der Cordeliers und der Jacobiner übertroffen; von wem? Von einem Manne aus dem Volke, das heißt vom Instincte der Massen; so daß Camille Desmoulins, Danton, Brissot und Pétion erklärten, ihrer Ansicht nach, da ein solcher Act von Seiten der Pariser Bevölkerung nicht in Erfüllung gehen könne, ohne einen Sturm zu erregen, sei es nothwendig, zuerst vom Stadthause die Erlaubniß zu erlangen, sich am andern Tage versammeln zu dürfen.

»Gut,« rief der Mann aus dem Volke, erlangt, und wenn Ihr nicht erlangt, so werde *ich verlangen*.«

Camille Desmoulins und Brissot wurden mit diesem Schritte beauftragt.

Bailly war abwesend; man fand nur den ersten Syndicus. Dieser nahm nichts auf sich, schlug nicht ab, ermächtigte aber auch zu nichts. Er beschränkte sich nur darauf, daß er mündlich die Petition billigte. Brissot und Camille Desmoulins verließen das Stadthaus, indem sie sich als

ermächtigt betrachteten.

Unmittelbar nach ihrem Abgange schickte der Syndicus zur Nationalversammlung und ließ sie von dem Schritte, den man bei ihm gethan hatte, in Kenntniß setzen.

Die Nationalversammlung war bei ihrer Blöße an, gegriffen.

Sie hatte nichts beschlossen hinsichtlich der Lage des flüchtigen, von seinem Königstitel suspendirten, in Varennes eingeholten, nach den Tuileries zurückgeführten und seit dem 26. Juni wie ein Gefangener bewachten Ludwig XVI.

Es war keine Zeit zu verlieren.

Desmeuniers beantragte, mit allem Anschein eines Feindes der königlichen Familie, einen in folgenden Worten abgefaßten Decretsentwurf:

»Die Suspension der executiven Gewalt wird dauern, bis die Verfassungsurkunde *dem König vorgelegt und von ihm angenommen worden ist.*«

Um sieben Uhr Abends beantragt, war das Decret um acht Uhr mit einer ungeheuren Stimmenmehrheit angenommen.

Die Petition des Volks war also unnütz: nur suspendirt bis zum Tage, wo er die Constitution annehmen würde, war der König wieder durch diese einfache Annahme König wie zuvor.

Jeder, der die Einsetzung eines constitutionell durch die Nationalversammlung in seiner Würde erhaltenen Königs verlangen wird, so lange sich der König zu Erfüllung dieser Bedingung geneigt zeigt, wird also ein Rebell sein.

Da aber die Lage der Dinge ernst ist, so wird man die Rebellen durch alle mögliche Mittel verfolgen, welche das Gesetz zur Verfügung seiner Agenten stellt.

Es versammelten sich auch am Abend der Maire und der Municipalrath im Stadthause.

Die Sitzung wurde um halb zehn Uhr eröffnet.

Um zehn Uhr hatte man beschlossen, am anderen Tage, am Sonntag dem 17., müsse Morgens um acht; Uhr das, schon gedruckte und an allen Mauern von Paris angeschlagene, Decret der Nationalversammlung auch noch beim Trompetenschalle auf allen Kreuzwegen von den Notablen und den Huissiers der Stadt unter gehöriger Truppenbedeckung verkündigt werden.

Eine Stunde, nachdem dieser Beschluß gefaßt war, kannte man ihn bei den Jacobinern.

Die Jacobiner fühlten sich sehr schwach: der Uebergang der Mehrzahl derselben zu den Feuillants ließ sie vereinzelt und ohne Stärke.

Sie fügten sich.

Santerre, der Mann des Faubourg Saint-Antoine, der volksbeliebte Brauer der Bastille, derjenige, welcher der Nachfolger von Lafayette werden sollte, übernahm es, im Namen der Gesellschaft, nach dem Marsfelde zu gehen und die Petition zurückzuziehen.

Die Cordeliers zeigten sich noch klüger.

Danton erklärte, er werde den andern Tag in Fontenay-sous-ois zubringen; sein Schwiegervater, der Limonadier, hatte dort ein kleines Landhaus.

Legendre versprach ihm ungefähr, ihm dahin mit Desmoulins und Fréron zu folgen.

Die Roland erhielten ein Billetchen, in welchem man: sie benachrichtigte, es sei unnöthig, daß sie ihre Protestation nach Lyon schicken.

Alles sei verfehlt oder aufgeschoben.

Es war nahe an Mitternacht, und Madame Roland hatte so eben ihre Abschrift der Protestation

beendet, als das Billetchen von Danton ankam, das man durchaus nicht begreifen konnte.

Gerade in diesem Augenblick legten zwei Männer, welche in einer Hinterstube einer Schenke des Gros-Caillou an einem Tische saßen und die dritte Flasche Wein für fünfzehn Sous leerten, die letzte Hand an einen seltsamen Plan.

Diese zwei Männer waren ein Perückenmacher und ein Invalide.

»Ah! was für schreckliche Gedanken habt Ihr doch, Herr Lajariette!« sagte der Invalide, aus eine obscöne, alberne Weise lachend.

»So ist es, Vater Remy,« versetzte der Perückenmacher; »nicht wahr, Ihr begreift? Vor Tagesanbruch gehen wir nach dem Marsfelde; wir heben ein Brett vom Altar des Vaterlandes auf; wir schlüpfen darunter; wir legen das Brett wieder an seinen Platz; dann machen wir mit einem Bohrer, mit einem dicken Bohrer Löcher in das Brett, . . . Junge und hübsche Bürgerinnen in Menge werden auf den Altar des Vaterlands kommen, um, die Petition zu unterzeichnen, und, bei meiner Treue, durch die Löcher . . . «

Das obscöne, alberne Gelächter des Invaliden verdoppelte sich. Offenbar schaute er, in der Einbildung, schon durch die Löcher vom Altar des Vaterlands.

Der Perückenmacher lachte nicht so gutmüthig; die ehrenwerthe und aristokratische Körperschaft der Perückenmacher, zu der er gehörte, war zu Grunde gerichtet durch das Unglück der Zeiten; die Emigration hatte den Coiffure Künstlern, — nach dem, was wir von den Coiffuren der Königin gesehen, war die Coiffure eine Kunst zu jener Zeit, — die Emigration, sagen wir, hatte diesen Künstlern ihre besten Kunden genommen. Ueberdies hatte Talma den Titus in *Berenice* gespielt, und die Art, wie er sich coiffirt, hatte eine neue Mode geschaffen, welche darin bestand, daß man die Haare kurz und ohne Puder trug.

Im Allgemeinen waren also die Perückenmacher Royalisten. Leset Prudhomme, und Ihr werdet sehen, daß sich am Tage der Hinrichtung des Königs ein Perückenmacher den Hals abschnitt.

Es war aber ein guter Streich, der sich den nichtsnutzigen Patriotinnen, wie sie die wenigen in Frankreich zurückgebliebenen vornehmen Damen nannten, spielen ließ, sie unter einem Brette hervor zu beschauen, und Meister Lajariette rechnete aus seine erotischen Erinnerungen, um damit einen Monat lang seine Conversationen am Morgen zu schmücken. Der Gedanke dieses Scherzes war ihm gekommen, während er mit einem seiner Freunde, einem alten Braven, trank, und er theilte es ihm mit und dieser fühlte darüber die Nerven des Beines beben, das er bei Fontenay gelassen und großmüthig vom Staate, durch ein hölzernes Bein ersetzt erhalten hatte.

Dem zu Folge verlangten die zwei Trinker eine vierte Flasche, welche der Wirth herbeizubringen sich beeilte.

Sie wollten sie eben angreifen, als der Invalide auch eine Idee hatte.

Es war die Idee, ein Fäßchen zu kaufen, die Flasche in das Fäßchen statt in ihre Gläser zu gießen, zwei weitere Flaschen diesem beizufügen, für den Augenblick ihren Durst unberücksichtigt zu lassen und das Fäßchen mitzunehmen.

Der Invalide stützte seinen Vorschlag auf das Axiom, es sei sehr erhitzend, in die Lust zu schauen.

Der Perückenmacher lächelte huldreich; und da der Wirth seinen zwei Gästen bemerkte, wenn sie nicht mehr trinken, sei es unnütz, daß sie in der Schenke bleiben, so kamen unsere zwei Schlauköpfe mit ihm über den Preis eines Bohrers und eines Fäßchens überein, steckten den

Bohrer in ihre Tasche, gossen ihre drei Flaschen Wein in das Fäßchen, und wandten sich aus den Schlag zwölf Uhr mitten durch die Finsterniß nach dem Marsfelde, hoben das Brett auf, streckten sich, — das Fäßchen zwischen Beiden, — weich auf dem Sande aus und entschliefen.

CXIV.

Die Petition.

Es gibt gewisse Augenblicke, wo das Volk, durch successive Aufregungen, wie eine Fluth steigt und einer großen Abkühlung bedarf, um wie der Ocean, in das Bett zurückzukehren, das Ihm die Natur gegraben hat.

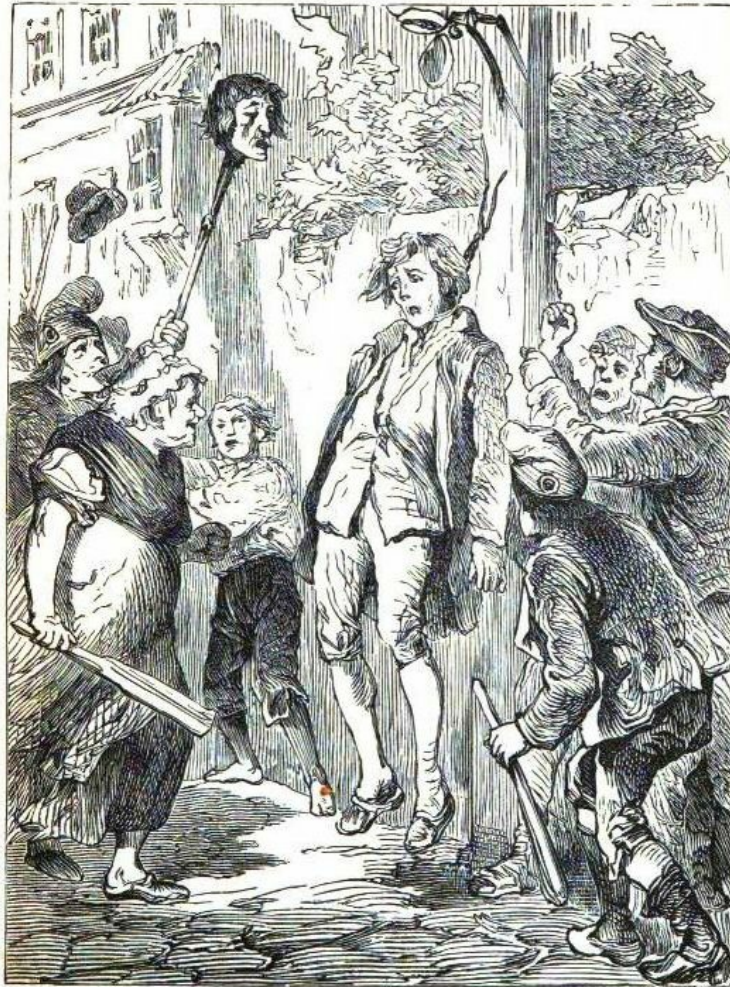
So war es mit dem Pariser Volke während der ersten vierzehn Tage des Juli, in denen es so viele Ereignisse in Gährung gebracht hatte.

Am Sonntag dem 10. war man dem Zuge von Voltaire entgegengegangen; doch das schlechte Wetter verhinderte es, daß das Fest stattfand, und der Zug hielt bei der Barrière von Charenton an, wo die Menge den ganzen Tag gestanden war.

Am Montag dem 11. hatte sich das Wetter aufgehellt; der Zug setzte sich in Bewegung, durchschnitt Paris unter einem ungeheuren Volkszusammenlaufe und machte Halt vor dem Hause, wo der Verfasser des Dictionaire philosophique und der Puselle gestorben war, um Madame Villette, seiner Adoptivtochter, und der Familie der Calas Zeit zu lassen, den Sarg zu bekränzen, der von den Chören der Künstler der großen Oper begrüßt wurde.

Am Mittwoch dem 13. Schauspiel in Notre-Dame; man spielt dort die *Einnahme der Bastille* mit großem Orchester.

Am Donnerstag dem 14. Jahrestag der Föderation, Wallfahrt nach dem Altar des Vaterlands; drei Viertel von Paris sind auf dem Marsfelde, und die Köpfe erhitzen sich immer mehr bei dem tausendfach wiederholten Rufe: »Es lebe die Nation!« und beim Anblick der allgemeinen Beleuchtung, unter der der Palast der Tuileries, düster und stumm, ein Grab zu sein scheint.



Die Petition.

Am Freitag dem 15. Abstimmung in der Kammer, geschützt durch die viertausend Bajonnete und die tausend Pieken von Lafayette, Petition der Menge, Schluß der Theater, Lärmen und Geräusche aller Art den Abend hindurch und einen Theil der Nacht.

Am 16. endlich Desertion der Jacobiner, um zu den Feuillants überzugehen; heftige Scenen auf dem Pont-Neuf, wo Menschen von der Polizei Fréron schlagen und einen Engländer nebst einem italienischen Sprachmeister Namens Rotondo verhaften; Aufregung auf dem Marsfelde, wo Billot in der Petition den Satz von Laclos entdeckt; Volksabstimmung über die Entsetzung von Ludwig XVI.; Zusammenkunft beschlossen für den andern Tag, um die Petition zu unterzeichnen.

Finstere, bewegte Nacht voller Tumulte, wo, während die großen Führer der Jacobiner und Cordeliers sich verbergen, weil sie das Spiel ihrer Gegner kennen, die gewissenhaften und naiven Männer der Partei sich versprechen, zusammenzukommen und, was auch geschehen möge, dem angefangenen Unternehmen Folge zu geben.

Dann wachen noch Andere in weniger redlichen und besonders weniger philanthropischen Gefühlen; das sind die Menschen des Hasses, die man bei jeder großen Erschütterung der

Gesellschaft wiederfindet, diese Leute, welche die Unruhe, den Tumult, den Anblick des Blutes lieben, wie die Geier und die Tiger die Heere lieben, die sich schlagen und ihnen Leichname liefern.

Marat in seiner unterirdischen Wohnung, wohin ihn seine Monomanie verweist, Marat glaubt immer verfolgt, bedroht zu sein, oder stellt sich, als glaubte er es: er sieht in der Finsterniß wie die Raubthiere und die Nachtvögel; aus dieser Finsterniß kommen, wie aus der Höhle von Trophonius oder von Delphi, alle Morgen Unheil weissagende Orakel hervor, zerstreut aus Blättern des Journals, das man den *Ami du peuple* nennt. Seit ein paar Tagen schwitzt das Blatt von Marat Blut; seit der Rückkehr des Königs schlägt er als einziges Mittel, die Rechte und die Interessen des Volkes zu schirmen, einen einzigen Dictator und eine allgemeine Schlächtereie vor. Nach der Behauptung von Marat muß man vor Allem die Nationalversammlung erwürgen und die Behörden aufhängen; dann beantragt er, in Form einer Variante, da ihm das Erwürgen und das Hängen nicht genügen, die Hände abzusägen, die Daumen abzuschneiden, lebendig zu begraben, aus Pfähle zu stecken! Es ist Zeit, daß der Arzt von Marat nach seiner Gewohnheit kommt und ihm sagt: »Sie schreiben roth, Marat, ich muß Ihnen zur Ader lassen!«

Verrière, dieser abscheuliche Buckelige, dieser entsetzliche Zwerg mit den langen Armen und den langen Beinen, den wir am Anfange dieses Buches haben erscheinen sehen, um den 5. und 6. October zu machen, und der, nachdem der 5. und der 6. October gemacht waren, in die Dunkelheit zurückgekehrt ist, — am Abend des 16. ist er wieder erschienen, man hat ihn wieder gesehen, eine Vision der *Apokalypse*, sagt Michelet, auf dem weißen Pferde des Todes reitend, an dessen Flanken seine langen Beine mit den dicken Knien und den großen Füßen baumelten; er hat an jeder Straßenecke, auf jedem Kreuzwege angehalten und, ein Unglücksherold, für den andern Tag das Volk auf das Marsfeld zusammenberufen.

Fournier, der sich zum ersten Male producirt und den man Fournier den Amerikaner nennen wird, nicht weil er in Amerika geboren ist, — Fournier ist ein Auvergnat, — sondern weil er in St. Domingo Sklavenjäger war; Fournier zu Grunde gerichtet, erbittert durch einen verlorenen Proceß, außer sich durch das Stillschweigen, mit dem die Nationalversammlung die zwanzig Petitionen, die er ihr nach und nach zugeschickt, aufgenommen hat, und das ist ganz einfach, die Führer der Nationalversammlung sind Pflanze: die Lameth, oder Freunde der Pflanze: Duport, Barnave. Bei der ersten Gelegenheit wird er sich auch rächen, das gelobt er sich, und er wird sein Wort hatten, dieser Mensch, der in seinem Geiste die Tücke des Viehs und in seinem Gesichte das Grinsen der Hyäne hat.

Seht, dies ist die Lage Aller in der Nacht vom 16. auf den 17.

Der König und die Königin warten ängstlich in den Tuileries: Barnave hat ihnen einen Triumph über das Volk versprochen; er hat ihnen nicht gesagt, welcher Triumph es wäre, noch aus welche Art er sich bewerkstelligen würde; daran war ihnen auch wenig gelegen! Sie bekümmerten sich nichts um die Mittel; man handelte für sie . . . Nur wünscht der König diesen Triumph, weil er die Stellung des Königthums verbessern, die Königin, weil dies ein Anfang der Rache sein wird, und dieses Volk hat sie so viel leiden lassen, daß es ihr nach, ihrer Meinung wohl erlaubt ist, sich zu rächen.

Gestützt aus eine erkünstelte Majorität, wartet die Nationalversammlung mit einer gewissen Ruhe; ihre Maßregeln sind getroffen, sie wird, was auch geschehen mag, das Gesetz für sich haben, und eintretenden Falles, wenn das Bedürfniß gekommen ist, wird sie das supreme Wort: *öffentliches Wohl!* anrufen.

Lafayette wartet auch ohne Furcht: er hat seine Nationalgarde, die ihm noch ganz ergeben ist, und unter dieser Nationalgarde ein Corps von neunhundert Mann, bestehend aus ehemaligen Militären, Gardes-Françaises und Freiwilligen. Dieses Corps gehört mehr dem Heere als der Stadt; es ist überdies bezahlt: auch nennt man es die *besoldete Garde*. Ist am andern Tage eine furchtbare Execution vorzunehmen, so wird dieses Corps sie vollziehen.

Bailly und die Municipalität warten ihrerseits. Bailly, nach einem ganz im Studium und im Cabinet zugebrachten Leben, wird plötzlich in die Politik hinein- und auf die öffentlichen Plätze und die Kreuzwege hinausgestoßen. Er hat am Tage vorher von der Nationalversammlung einen Verweis wegen der Schwäche erhalten, die er am Abend des 15. gezeigt, und er ist eingeschlafen, den Kopf auf das Kriegsgesetz gestützt, das er am andern Tage, wenn es Noth thut, in seiner ganzen Strenge, anwenden wird.

Die Jacobiner warten, doch in der vollständigsten Dislocation. Robespierre ist verborgen; Laclos, der seine Phrase hat durchstreichen sehen, schmolzt; Pétion, Buzot und Brissot halten sich bereit, in der Voraussetzung, der kommende Tag werde ein harter sein; Santerre, der Morgens um elf Uhr nach den Marsfelde gehen soll, um die Petition zurückzuziehen, wird ihnen Nachrichten geben.

Die Cordeliers haben abgedankt. Danton ist, wie gesagt, in Fontenay bei seinem Schwiegervater, Legendre, Fréron und Camille Desmoulins werden ihm dahin nachfolgen. Der Rest wird nichts thun: der Kopf fehlt.

Das Volk, das von Allem dem nichts weiß, wird nach dem Marsfelde gehen; es wird die Petition unterzeichnen, es wird rufen: »Es lebe die Nation!« es wird in der Runde um den Altar des Vaterlands tanzen und dabei das berühmte Ça ira von 1790 singen.

Zwischen 1730 und 1791 hat die Reaction einen Abgrund gegraben: um diesen Abgrund zu füllen, wird man die Todten des 17. Juli brauchen!

Wie dem auch sein mag, der Tag brach herrlich an. Von Morgens um vier Uhr an begannen alle diese kleinen herumziehenden Gewerbsleute, die von den Mengen leben, diese Zigeuner der großen Städte, welche Süßholzwasser, Pfefferkuchen, Backwerk verkaufen, nach dem Altar des Vaterlands zu ziehen, der sich einsam mitten aus dem Marsfelde, einem großen Katafalke ähnlich, erhob.

Ein Maler, welcher seinen Platz etwa zwanzig Schritte von der dem Flusse zugekehrten Seite hatte, machte eine höchst genaue Zeichnung davon.

Um halb fünf Uhr zählt man schon ungefähr hundertundfünfzig Personen auf dem Marsfelde.

Die Menschen, die so früh am Morgen aufstehen, sind in der Regel die, welche schlecht geschlafen haben, und die Meisten von denen, die schlecht schlafen, — ich spreche von Männern und Frauen aus dem Volke, — sind Leute, welche schlecht oder gar nicht zu Nacht gegessen haben.

Wenn man nicht zu Nacht gegessen oder schlecht zu Nacht gegessen hat, so ist man gewöhnlich Morgens um vier Uhr übler Laune.

Es fanden sich also unter diesen hundertundfünfzig Personen, die den Altar des Vaterlands umgaben, nicht wenig Leute von schlimmer Laune und besonders von schlimmem Aussehen.

Plötzlich stößt eine Frau, eine Limonadehändlerin, welche auf die Stufen des Altars gestiegen ist, einen Schrei aus.

Die Spitze eines Bohrers ist in ihren Schuh eingedrungen.

Sie ruft, man eilt hinzu. Der Boden ist von Löchern durchhöhlt, deren Ursache und Zweck man nicht begreift; nur deutet der Bohrer, der in den Schuh der Limonadehändlerin eingedrungen ist, die Gegenwart von einem oder mehreren Menschen unter der Plattform vom Altar des Vaterlandes an.

Was können sie hier machen?

Man ruft sie an, man fordert sie auf, zu antworten, ihre Absichten zu nennen, hervorzukommen, zu erscheinen.

Keine Antwort.

Der Schmierer steht von seinem Schemel aus, verläßt seine Leinwand und läuft nach dem Gros-Caillou, um hier die Wache zu holen.

Die Wache, welche in einer mit einem Bohrer in den Fuß gestochenen Frau kein genügendes Motiv sich zu bemühen sieht, verweigert den Dienst und schickt den Schmierer zurück.

Bei der Rückkehr von diesem erreicht die Erbitterung den höchsten Grad.

Alle Welt ist um den Altar des Vaterlandes zusammengescharrt, — wenigstens dreihundert Personen. Man hebt ein Brett auf, man dringt in die Höhle ein; man findet den Perückenmacher und unsern Invaliden, Beide ganz verblüfft.

Der Perückenmacher, der im Bohrer ein Ueberführungsmittel gesehen hat, wirft ihn fern von sich; doch er hat nicht an die Beseitigung des Fäßchens gedacht.

Man packt Beide beim Kragen, man nöthigt sie, auf die Plattform zu steigen, man befragt sie über ihre Absichten, und da sie stammeln und stocken, so fuhr man sie zum Commissär.

Hier befragt, gestehen sie, in welchem Zwecke sie sich verborgen haben; der Commissar sieht hierin nur einen Scherz ohne Folgen und setzt sie wieder in Freiheit; doch vor der Thüre finden sie die Wäscherinnen den Gros-Caillou mit ihren Bläueln in der Hand. Die Wäscherinnen des Gros-Caillou sind, wie es scheint, sehr kitzlig im Punkte der Ehre der Frauen: sie fallen, erzürnte Dianen, mit gewaltigen Bläuelstreichen über die modernen Acteons her.

In diesem Augenblick läuft ein Mensch herbei: man hat unter dem Altar des Vaterlandes ein Pulverfaß gefunden; die zwei Schuldigen waren dort, nicht, wie sie gesagt haben, um Löcher zu bohren und in die Lust zu schauen, sondern um die Plattform in die Luft zu sprengen.

Man brauchte nur den Zapfen des Fäßchens zu ziehen und sich zu versichern, daß es Wein und nicht Pulver war, was es enthielt; man brauchte nur zu bedenken, daß die zwei Verschwörer, wenn sie Feuer an das Fäßchen legten, — angenommen, dieses Fäßchen enthielt Pulver, — sich zuerst und noch viel sicherer als die Patrioten in die Luft sprengten, und die zwei angeblichen Schuldigen waren gerechtfertigt, ihre Unschuld hatte sich erwiesen; doch es gibt Augenblicke, wo man nichts überlegt, wo man nichts bewahrheitet, oder vielmehr, wo man nicht überlegen will, wo man etwas zu bewahrheiten sich wohl hütet.

Auf der Stelle verwandelt sich der Windstoß in einen Sturm. Eine Gruppe Menschen erscheint; woher kommt sie? Man weiß es nicht . . . Woher kamen jene Menschen, welche Foulon, Berthier, Flesselles gethötet, welche den 5. und 6. October gemacht haben? Aus der Finsterniß, in die sie zurückkehren, wenn ihr Todeswerk beendet ist. Diese Menschen bemächtigen sich des unglücklichen Invaliden und des armen Perückenmachers: Beide werden niedergeworfen; der Eine von ihnen, der Invalide, erhebt sich, von Messerstichen durchbohrt, nicht mehr; der Andere, der Perückenmacher, wird unter eine Laterne geschleppt: man schlingt ihm einen Strick um den Hals und hißt ihn auf . . . In einer Höhe von ungefähr zehn Fuß

zerreißt das Gewicht seines Körpers den Strick. Er fällt lebendig nieder, zerarbeitet sich einen Augenblick und sieht den Kopf seines Gefährten am Ende einer Pieke . . . wie fand sich gerade hier eine Pieke? . . . Bei diesem Anblick stößt er einen Schrei aus und wird ohnmächtig. Da schneidet oder sägt man ihm vielmehr den Kopf ab, und es findet sich wie gerufen eine zweite Pieke, um die blutige Trophäe in Empfang zu nehmen!

Sogleich bemächtigt sich der Menge das Bedürfnis, die zwei abgeschnittenen Köpfe in Paris umherzutragen, und gefolgt von etwa hundert ihnen ähnlichen Banditen schlagen die Kopfträger singend den Weg nach der Rue de Grenelle ein.

Um neun Uhr verkündigten die Municipalbeamten, die Notabeln, mit Huissiers und Trompetern, aus dem Platze des Palais Royal das Decret der Nationalversammlung und die Repressivmaßregeln, welche jede Verletzung dieses Decretes nach sich ziehen würde, als durch die Rue Saint Thomas-du-Louvre die Mörder ausmündeten.

Der Municipalität wurde hierdurch eine bewunderungswürdige Stellung gemacht: so herb ihre Maßregeln waren, sie würden nie die Höhe des Verbrechens erreichen, das so eben begangen worden.

Die Nationalversammlung fing an sich in ihrem Locale einzufinden; vom Platze des Palais Royal bis zur Reitschule war es nicht weit; die Neuigkeit macht nur einen Sprung und bricht im Saale aus.

Nur sind es nicht mehr ein Perückenmacher und ein Invalide, die man übermäßig wegen eines Bubenstreiches bestraft hat; es sind zwei gute Bürger, zwei Freunde der Ordnung, welche man ermordet, weil sie den Revolutionären Achtung vor den Gesetzen empfohlen haben.

Da stürzt Regnault von Saint-Jean d'Angely aus die Tribune und ruft:

»Bürger, ich verlange das Kriegsgesetz, ich verlange, daß die Nationalversammlung diejenigen, welche durch *individuelle oder collective* Schriften das Volk zum Widerstande bewegen würden, als *schuldig des Verbrechens der beleidigten Nation* erklärt.«

Die Nationalversammlung erhebt sich beinahe ganz und erklärt auf die Motion von Regnault von Saint-Jean d'Angely als schuldig des Verbrechens der beleidigten Nation diejenigen, welche durch *individuelle oder collective* Schriften das Volk zum Widerstande bewegen.

Somit sind die Petitionäre schuldig des Verbrechens der beleidigten Nation. Das ist es, was man wollte.

Robespierre war in einem Winkel der Nationalversammlung verborgen; er hörte den Beschluß verkündigen und lief zu den Jacobinern, um ihnen Nachricht von der Maßregel zu geben, welche getroffen worden.

Der Saal der Jacobiner war verlassen; kaum fünfundzwanzig bis dreißig Mitglieder irrten in dem alten Kloster umher. Santerre war da und wartete auf die Befehle der Häupter.

Man schickt Santerre nach dem Marsfelde ab, daß er die Petitionäre von der Gefahr, die sie laufen, benachrichtige.

Er findet sie, zwei- bis dreihundert an der Zahl, auf dem Altar des Vaterlands, die Petition der Jacobiner unterzeichnend.

Der Mann des vorhergehenden Tages, Billot, ist der Mittelpunkt dieser großen Bewegung; er versteht es nicht, zu schreiben, doch er hat seinen Namen genannt, er hat sich die Hand führen lassen und hat Einer der Ersten unterzeichnet.

Santerre steigt zum Altar des Vaterlandes hinaus, verkündigt, die Nationalversammlung habe

so eben Jeden als Rebellen proclamirt, der es wagen würde, die Entsetzung des Königs zu verlangen, und erklärt, er sei von, den Jacobinern abgesandt, um die von Brissot verfaßte Petition zurückzuziehen.

Billot steigt drei Stufen hinab und befindet sich von Angesicht zu Angesicht dem berühmten Bierbrauer gegenüber. Die zwei Männer des Volks schauen sich an, prüfen sich, Beide Symbole der zwei materiellen Kräfte, welche in diesem Augenblick die Provinz, Paris in Bewegung setzten.

Beide erkennen sich als Brüder: sie haben nebeneinander bei der Bastille gekämpft.

»Es ist gut!« spricht Billot, »man kann den Jacobinern ihre Petition zurückgeben; doch man wird eine neue machen.«

»Und diese Petition,« sagt Santerre, »braucht man nur zu mir nach dem Faubourg Saint-Antoine zu bringen; ich werde sie unterzeichnen und von meinen Arbeitern unterzeichnen lassen.«

Und er reichte ihm seine breite Hand, in die Billot die seinige legte.

Beim Anblick dieser mächtigen Brüderschaft, welche die Provinz mit der Stadt verbindet, klatscht man Beifall.

Billot gibt Santerre seine Petition zurück, und dieser entfernt sich, indem er dem Volke eine von den Gebärden des Versprechens und der Bestimmung macht, in denen sich das Volk nicht täuscht; überdies fängt es an Santerre zu kennen.

»Die Jacobiner haben nun Angst,« spricht Billot, »gut; da sie Angst haben, so sind sie berechtigt, ihre Petition zurückzuziehen, auch gut; doch wir, die wir keine Angst haben, sind berechtigt, eine neue zu machen.«

»Ja, ja,« rufen mehrere Stimmen, »eine andere Petition! hier! Morgen!«

»Und warum nicht heute?« fragt Billot; »morgen! wer weiß, was von jetzt bis morgen geschehen wird?«

»Ja, ja,« rufen mehrere Stimmen, »heute! sogleich!«

Eine Gruppe ausgezeichneter Leute hat sich um Billot gebildet: die Stärke besitzt die Eigenschaft des Magnets: sie zieht an.

Diese Gruppe besteht aus Abgeordneten der Cordeliers oder Liebhaber-Jacobinern, welche, schlecht unterrichtet oder verwegener als die Häupter, trotz des Gegenbefehls nach dem Marsfelde gekommen sind.

Diese Männer hatten, der Mehrzahl nach, damals unbekannt Namen; sie sollten alle ungesäumt diesen Namen sehr verschiedenartige Celebritäten schaffen.

Es waren: Robert, Fräulein von Kéralio, Roland, Madame Roland, Brune, Buchdrucker-Gehilfe, der Marschall von Frankreich sein wird; Hébert, öffentlicher Schreiber, zukünftiger Redacteur des furchtbaren Pere Duchêne; Chaumette, Journalist und Student der Medicin; Sergent, Kupferstecher, der der Schwager von Marceau sein und die patriotischen Feste in Scene setzen wird; Fabre d'Eglantine, der Verfasser der *Intrigue epistolaire*; Henriot, der Gendarme der Guillotine; Maillard, der erschreckliche Huissier des Chatelet, den wir seit dem 6. October aus dem Gesichte verloren haben und am 2. September wiederfinden werden; Isabey Vater und Isabey Sohn, der Einzige vielleicht von den Schauspielern dieser Scene, der sie erzählen kann, jung und lebhaft, wie er mit achtundachtzig Jahren noch ist.⁴¹

»Sogleich!« rief das Volk, »ja, sogleich!«

Ein ungeheures Beifallsgeschrei erhob sich auf dem Marsfelde.

»Wer wird aber die Feder führen?« fragte eine Stimme.

»Ich, Ihr, nein, Jedermann,« rief Billot; »das wird wirklich die Petition des Volks sein.«

Ein Patriot lief weg: er holte Papier, Tinte und Federn.

In Erwartung seiner Rückkehr nahm man sich bei den Händen und fing an, das berufene Ça ira singend, Farandolen zu tanzen.

Der Patriot kam nach zehn Minuten zurück; er hatte eine Flasche Tinte, ein Paquet Federn und fünf bis sechs Hefte Papier gekauft.

Da nahm Robert die Feder und schrieb, während Fräulein von Kéralio, Madame Roland und Roland nach und nach dictirten, folgende Petition:

»Petition an die **Nationalversammlung, abgefaßt**
auf dem Altar des Vaterlands, am
17. Juli 1791.

Repräsentanten der Nation,

»Ihr waret dem Ziele Eurer Arbeiten nahe, bald sollten Nachfolger, Alle vom Volke ernannt, aus Eurer Spur fortschreiten, ohne den Hindernissen zu begegnen, welche Euch die Abgeordneten von zwei privilegierten Klassen, nothwendige Feinde aller Grundsätze der heiligen Gleichheit, boten.

»Ein großes Verbrechen wird begangen: Ludwig XVI. flieht; er verläßt unwürdig seinen Posten; das Reich ist zwei Finger breit von der Anarchie entfernt; Bürger verhaften ihn in Varennes, und er wird nach Paris zurückgeführt. Das Volk dieser Hauptstadt bittet Euch inständig nichts über das Loos des Schuldigen zu entscheiden, ehe Ihr den Ausdruck des Willens der zweiundachtzig anderen Departements gehört habt.

»Ihr verschiebt: zahlreiche Adressen kommen der Nationalversammlung zu; alle Sectionen des Reiches verlangen gleichzeitig, Ludwig soll gerichtet werden. Ihr habt vorläufig entschieden, er sei unschuldig und unverletzbar, und durch Euer Decret vom 16. erklärt, die constitutionelle Charte werde ihm vorgelegt werden, sobald die Constitution vollendet sei. — Gesetzgeber, das war nicht der Wille des Volkes, und wir haben geglaubt, Euer höchster Ruhm, Eure Pflicht sogar bestehe darin, daß Ihr Organ des öffentlichen Willens seit. Ohne Zweifel seid Ihr zu dieser Entscheidung hingerissen worden durch die Menge jener widerspänstigen Abgeordneten, welche zum Voraus ihre Protestation gegen die Verfassung gemacht haben; aber, Repräsentanten eines edelmüthigen und vertrauensvollen Volkes, erinnert Euch, daß zweihundert und neunzig Protestirende keine Stimme in der Nationalversammlung hatten; daß folglich dieses Decret der Form und dem Inhalte nach null und nichtig ist; nichtig dem Inhalte nach, weil es dem Willen des Souverain widerspricht; nichtig, der Form nach, weil es von zweihundert und neunzig Individuen ohne die erforderliche Eigenschaft gegeben wurde.

»Diese Erwägungen, alle diese Rücksichten auf das öffentliche Wohl, der gebieterische Wunsch, die Anarchie zu vermeiden, der uns der Mangel an Einklang zwischen den Vertretern und den Vertretenen aussetzen würde, Alles macht es uns zum Gesetze, von Euch im Namen von ganz Frankreich zu verlangen, dieses Decret wieder aufzuheben; in Betracht zu ziehen, daß das Vergehen von Ludwig XVI. erwiesen ist, daß dieser König abgedankt hat, seine Abdankung anzunehmen und einen neuen constituirenden Körper zu berufen, um auf eine wahrhaft nationale Weise zur Aburtheilung des Schuldigen und besonders zur Einsetzung und Organisation einer

neuen executiven Gewalt zu schreiten.

Als die Petition abgefaßt war, forderte man Stille. Sogleich hört jedes Geräusch auf, die Stirnen entblößen sich, und Robert liest mit lauter Stimme die Zeilen, die wir unsern Lesern vor Augen gelegt haben.

Sie entsprachen dem Wunsche Aller; es wurde auch keine Bemerkung gemacht, sondern es kam im Gegentheile ein einstimmiges Beifallsgeschrei beim letzten Satze zum Ausbruch.

Es handelte sich nur um das Unterzeichnen; man war nicht mehr zu zwei oder dreihundert: man war vielleicht zu zehntausend, und da die Menge aus allen Zugängen des Marsfeldes herbeizukommen nicht aufhörte, so würden offenbar, bevor eine Stunde verginge, mehr als fünfzigtausend Personen den Altar des Vaterlands umgeben.

Die Verfasser unterzeichnen zuerst, dann geht die Feder an ihre Nachbarn über; dann, da in einer Secunde der untere Theil der Seite mit Unterschriften bedeckt ist, theilt man weiße Blätter von demselben Format wie die Petition aus; diese nummerierten Blätter wird man als Fortsetzung beifügen.

Sobald die Blätter vertheilt sind, unterzeichnet man zuerst auf den Schalen, welche die vier Ecken vom Altar des Vaterlands bilden, dann auf den Stufen, dann auf den Knieen, auf der Form der Hüte, kurz auf Allem, was einen Stützpunkt bietet.

Nach den Herrn von Lafayette ertheilten Befehlen der Nationalversammlung, welche sich nicht auf die Petition, die man zu dieser Stunde unterzeichnet, sondern auf den Mord am Morgen beziehen, kommen indessen die ersten Truppen auf dem Marsfelde an, doch man ist dergestalt mit der Petition beschäftigt, daß man kaum auf diese Truppen merkt.

Was indessen nun vorgehen soll, wird einige Bedeutung haben.

Einundzwanzigstes bis sechsundzwanzigstes Bändchen.

CXV.

Die rothe Fahne.

Diese Truppen werden angeführt von einem Adjutanten von Lafayette; von welchem? man nennt ihn nicht. Lafayette hatte immer so viele Adjutanten, daß sich die Geschichte in diesem Punkte verliert.

Wie dem sein mag, ein Flintenschuß geht von den lacies los und trifft diesen Adjutanten; doch die Wunde durchaus nicht gefährlich, und da der Schuß vereinzelt war, so verachtet man es, darauf zu antworten.

Eine Scene derselben Art ereignet sich im Gros-Cailou. — Durch den Gros-Cailou kommt Lafayette mit dreitausend Mann und schwerem Geschütz herbei.

Fournier ist aber an der Spitze einer Bande von Schuften; wahrscheinlich dieselben, welche den Perückenmacher und den Invaliden ermordet haben; sie errichten eine Barricade.

Lafayette marschirt gegen diese Barricade und zerstört sie.

Durch die Räder eines Wagens und aus unmittelbarer Nähe drückt Fournier eine Flinte gegen Lafayette ab; zum Glück versagt die Flinte. Die Barricade wird gestürmt und Fournier gefangen genommen.

Man führt ihn vor Lafayette.

»Wer ist dieser Mensch?« fragt er.

»Derjenige, welcher auf Sie geschossen, und dessen Flinte versagt hat.«

»Gebt ihn frei und er lasse sich anderswo hängen!«

Fournier ließ sich nicht hängen: er verschwand für den Augenblick und erschien bei den September-Metzeleien wieder.

Lafayette kommt auf das Marsfeld; man unterzeichnet hier die Petition; es herrscht hier die vollkommene Ruhe.

Diese Ruhe war so groß, daß Frau von Condorcet ihr einjähriges Kind hier spazieren führte.

Lafayette geht bis zum Altar des Vaterlandes; er erkundigt sich, was man treibe; man zeigt ihm die Petition. Die Petitionäre machen sich anheischig, nach Hause zu gehen, sobald die Petition unterzeichnet sein werde. Er sieht nichts Tadelnswertes in Allem und zieht sich mit seinen Truppen zurück.

Wenn aber dieser Schuß, der den Adjutanten von Lafayette verwundet hat, wenn die Flinte, die auf ihn versagt hat, nicht auf dem Marsfelde gehört worden sind, so haben sie doch einen furchtbaren Widerhall in der Nationalversammlung gehabt.

Vergessen wir nicht, daß die Nationalversammlung einen royalistischen Staatsstreich will, und daß sie Alles bedient.

»Lafayette ist verwundet, sein Adjutant getödtet . . . Man ermordet sich auf dem Marsfelde!«

Dies ist die Kunde, welche Paris durchläuft und von der Nationalversammlung officiell dem Stadthause zugesandt wird.

Doch das Stadthaus ist durch das, was auf dem Marsfelde geschieht, beunruhigt; es hat seinerseits drei Municipalräthe, die Herrn Jacques, Renaud und Hardy, abgeschickt.

Vom Altar des Vaterlandes herab sehen die Unterzeichner der Petition einen neuen Cortége auf sich zuschreiten; dieser kommt von der Seite des Flusses.

Sie senden dem Cortége eine Deputation entgegen.

Die drei Municipalbeamten, — sie sind es, welche auf dem Marsfelde erscheinen, — gehen gerade auf den Altar des Vaterlands zu; doch statt der Menge von Meuterern, die sie bestürzt, im Tumult und voller Drohungen zu finden erwarteten, sehen sie Bürger, die Einen in Gruppen spazieren gehend, die Andern die Petition unterzeichnend, wieder Andere die Farandole tanzend und das Ça ira singend.

Die Menge ist ruhig; vielleicht ist aber die Petition meuterisch. Die Municipalbeamten verlangen, daß ihnen die Petition vorgelesen werde.

Die Petition wird ihnen von der ersten bis zur letzten Zeile vorgelesen, und es folgen, wie es schon ein mal geschehen ist, auf diese Lesung allgemeine Bravos, einstimmige Acclamationen.

»Meine Herren,« sprechen sodann die Municipalbeamten, »wir sind entzückt, Ihre Gesinnungen nun zu kennen; man meldete uns, es sei hier Tumult: man hat uns getäuscht. Wir werden nicht versäumen, von dem, was wir hier gesehen, Bericht zu erstatten und zu sagen, welche Ruhe hier herrscht; und weit entfernt, Sie zu verhindern, Ihre Petition zu machen, werden wir Sie mit der öffentlichen Macht unterstützen, sollte man es versuchen, Sie zu stören. Wären wir nicht in Function, so würden wir sie selbst unterzeichnen, und zweifeln Sie an unsern Absichten, so werden wir als Geiseln bei Ihnen bleiben, bis alle Unterschriften beigesetzt sind.«

So ist also der Geist der Petition der Geist Aller, da die Mitglieder der Municipalität selbst als Bürger diese Petition unterzeichnen würden, wenn ihre Eigenschaft als Municipalräthe allein sie nicht verhinderte, zu unterzeichnen.

Diese Beipflichtung von drei Männern, welche sie mit Vertrauen auf sich zukommen sehen, während sie feindliche Absichten bei ihnen vorraussetzen, ermuthigt die Petitionäre. Bei dem Streite ohne große Bedeutung, der zwischen dem Volke und der Nationalgarde stattgefunden hat, sind zwei Menschen verhaftet worden; die zwei Gefangenen sind, wie dies beinahe immer der Fall ist, vollkommen unschuldig; die Angesehensten unter den Petitionären verlangen, daß man sie in Freiheit setze.

»Wir können das nicht auf uns nehmen,« antworteten die Abgeordneten der Municipalität; »doch ernennen Sie Commissäre: dies Commissäre mögen uns nach dem Stadthause begleiten, und es wird ihnen Gerechtigkeit bewilligt werden.«

Man ernennt zwölf Commissäre; mit Einstimmigkeit ernannt, gehört Billot zu dieser Commission, die mit den drei Abgeordneten den Weg nach der Municipalität einschlägt.

Bei ihrer Ankunft auf dem Grève-Platze sind die Commissäre erstaunt, da sie diesen Platz ganz von Soldaten besetzt finden; sie öffnen sich mit großer Mühe einen weg durch den Wald von Bajonetten.

Billot führt sie an; man erinnert sich, daß er das Stadthaus kennt: wir haben ihn mehr als einmal mit Pitou dort gesehen.

An der Thüre des Sitzungssaales ersuchen die drei Municipalbeamten die Commissäre, einen Augenblick zu warten, lassen sich die Thüre aufmachen, treten ein und erscheinen nicht wieder.

Die Commissäre warten eine Stunde.

Keine Nachrichten.

Billot wird ungeduldig, faltet die Stirne und stampft mit dem Fuße.

Plötzlich wird die Thüre geöffnet. Der Municipalrath erscheint mit Bailly an der Spitze.

Bailly ist sehr bleich; das ist vor Allem ein Mathematiker: er hat genau das Gefühl des Rechts und des Unrechts; er fühlt, daß man ihn zu einer schlimmen Handlung antreibt; doch der Befehl der Nationalversammlung ist da: Bailly wird ihn bis zum Ende vollziehen.

Billot geht gerade auf ihn zu.

»Herr Maire,« spricht er zu Bailly mit dem festen Tone, den unsere Leser an ihm kennen, »wir erwarten Sie seit mehr als einer Stunde.«

»Wer sind Sie, und was haben Sie mir zu sagen?« fragt Bailly.

»Wer ich bin?« antwortet Billot; »es wundert mich, daß Sie mich fragen, wer ich sei, Herr Bailly. Allerdings vermöchten diejenigen, welche links gehen, denjenigen nicht zu begegnen, die ihrem geraden Wege folgen . . . Ich bin Billot.«

Bailly machte eine Bewegung: dieser Name allein erinnerte ihn an den Mann, der Einer der Ersten in die Bastille eingedrungen war; an den Mann, der das Stadthaus in den gräßlichen Tagen der Metzelungen von Foulon und Berthier bewacht hatte; an den Mann, der am Schlage des von Versailles zurückkommenden Königs marschiert war, der die dreifarbigte Cocarde an den Hut von Ludwig XVI. geheftet, der Lafayette in der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober aufgeweckt, und endlich Ludwig XVI. von Varennes zurückgeführt hatte.

»Was ich Ihnen zu sagen habe?« fuhr Billot fort, »ich habe Ihnen zu sagen, daß wir die Abgesandten des auf dem Marsfelde versammelten Volkes sind.«

»Und was verlangt das Volk?«

»Es verlangt, daß man das von Ihren drei Abgeordneten gegebene Versprechen halte, das heißt, daß man zwei mit Unrecht angeklagte Männer, für deren Unschuld wir uns verbürgen, in Freiheit setze.«

»Gut,« sagte Bailly, indem er weiter zu gehen versuchte; »stehen wir für solche Versprechungen?«

»Und warum sollten Sie nicht dafür stehen?«

»Weil sie Meuterern gemacht worden sind.«

Die Commissäre schauten sich erstaunt an.

Billot faltete die Stirne.

»Meuterern?« versetzte er; »ah! nun sind wir Meuterer?«

»Ja,« erwiderte Bailly, »Meuterer, und ich will mich aufs Marsfeld begeben, um dort den Frieden wiederherzustellen.«

Billot zuckte die Achseln und lachte mit jenem plumpen Gelächter, das durch gewisse Lippen kommend einen drohenden Ausdruck annimmt.

»Den Frieden auf dem Marsfelde wiederherstellen?« sagte er; »Ihr Freund Lafayette kommt ja vom Marsfelde; Ihre drei Abgeordneten kommen ja von dort, und sie sagen Ihnen, das Marsfeld sei ruhiger als der Platz des Stadthauses!«

Gerade in diesem Augenblick läuft der Kapitän einer Compagnie vom Centrum des Boulevard Boune-Nouvelle ganz erschrocken herbei und fragt:

»Wo ist der Herr Maire?«

Billot tritt auf die Seite, um Bailly zu demaskieren.

»Hier bin ich,« antwortet Bailly.

»Zu den Waffen, Herr Maire! zu den Waffen!« ruft der Kapitän; »man schlägt sich auf dem Marsfelde, wo fünfzigtausend versammelte Schurken gegen die Nationalversammlung zu marschieren sich anschicken.«

Kaum hat der Kapitän diese Worte gesprochen, da lastet die schwere Hand von Billot auf seiner Schulter.

»Und wer sagt das?« fragt der Pächter.

»Wer es sagt? Die Nationalversammlung.«

»Die Nationalversammlung hat gelogen!« entgegnet Billot.

»Mein Herr!« ruft der Kapitän, indem er seinen Säbel zieht.

»Die Nationalversammlung hat gelogen!« wiederholt Billot.

Und er faßt den Säbel halb beim Griffe, halb bei der Klinge und reißt ihn dem Kapitän aus den Händen.

»Genug, genug, meine Herren!« spricht Bailly; »wir werden das selbst sehen; . . . Herr Billot, ich bitte Sie, geben Sie diesen Säbel wieder; und wenn Sie Einfluß auf diejenigen haben, welche Sie schicken, so kehren Sie zu ihnen zurück und fordern Sie dieselben auf, sich zu zerstreuen.«

Billot warf den Säbel zu den Füßen des Kapitäns.

»Sich zu zerstreuen?« sagte er; »ah! ja wohl; das Petitionsrecht ist uns durch ein Dekret zuerkannt worden, und bis ein Decret es uns wieder nimmt, wird es Niemand, weder einem Maire, noch einem Commandanten der Nationalgarde, erlaubt sein, Bürger zu verhindern, ihren Wunsch auszudrücken. Sie begeben sich Marsfeld? Wir gehen Ihnen voran, Herr Maire.«

Diejenigen, welche die handelnden Personen dieser Scene umgaben, erwarteten nur einen Befehl, ein Wort, einen Wink von Bailly, um Billot zu verhaften; Bailly fühlte aber, daß diese Stimme, welche so laut und so fest zu ihm gesprochen, eine Stimme des Volkes war.

Er machte ein Zeichen, daß man Billot und die Commissäre gehen lasse.

Man ging auf den Platz hinab: eine große rothe Fahne drehte und wand an einem der Fenster des Stadthauses ihre blutigen Falten in den ersten Luftströmen eines Sturmes, der zum Himmel aufstieg.

Zum Unglück dauerte dieser Sturm nur einige Augenblicke; er toste ohne Regen, vermehrte die Hitze des Tages, verbreitete ein wenig Elektrizität in der Luft, und das war Alles.

Bei der Rückkehr von Billot und den elf anderen Commissären auf das Marsfeld hat sich die Menge fast um ein Drittel vermehrt.

So weit man in dem ungeheuren Bassin die Zahl derjenigen, welche es bevölkern, berechnen kann, müssen ungefähr sechzigtausend Seelen da sein.

Diese sechzigtausend Bürger und Bürgerinnen sind sowohl auf den Böschungen, als am den Altar des Vaterlands, und auf der Plattform und den Stufen des Altars selbst vertheilt.

Billot und seine elf Collegen kommen an. Es entsteht eine ungeheure Bewegung; von allen Punkten läuft man herbei; auf allen Seiten drängt man sich . . . »Sind die zwei Bürger befreit

worden? Was hat der Herr Maire antworten lassen?«

»Die zwei Bürger sind nicht befreit worden, und der Herr Maire hat nicht antworten lassen, sondern hat sehr gut selbst geantwortet, die Petitionäre seien Meuterer.«

Die Meuterer lachen über den Titel, den man ihnen gibt, und Jeder setzt seinen Spaziergang fort, kehrt an seinen Platz zurück, nimmt seine Beschäftigung wieder auf.

Während dieser ganzen Zeit hat man unablässig die Petition unterzeichnet.

Man zählt schon vier- bis fünftausend Unterschriften; ehe es Abend ist, wird man fünfzigtausend zählen. Die Nationalversammlung wird genöthigt sein, sich unter dieser erschrecklichen Einstimmigkeit zu beugen.

Plötzlich läuft ein Bürger keuchend herbei. Nicht nur hat er, wie die Commissäre, die rothe Fahne an den Fenstern des Stadthauses gesehen, sondern es haben auch bei der Ankündigung, man marschire auf das Marsfeld, die Nationalgarden Freudenschreie ausgestoßen; dann haben sie ihre Gewehre geladen; dann, als die Gewehre geladen waren, ist ein Municipalbeamter von Reihe zu Reihe gegangen und hat den Anführern leise ins Ohr gesprochen.

Wonach sich die ganze Masse der Nationalgarde, Bailly und die Municipalität an der Spitze, nach dem Marsfelde in Marsch gesetzt.

Derjenige, welcher diese Details bringt, ist vorausgelaufen, um den Patrioten seine traurigen Nachrichten zu verkündigen.

Doch es herrscht eine solche Ruhe, eine solche Uebereinstimmung, eine solche Brüderlichkeit auf diesem durch die Föderation des vorhergehenden Jahres geheiligten ungeheuren Raume, daß die Bürger, welche hier ein durch die Constitution anerkanntes Recht ausüben, nicht glauben können, sie seien es, die man bedrohe.

Sie denken lieber, der Bote irre sich.

Man fährt fort zu unterzeichnen: die Tänze und Gesänge verdoppeln sich.

Man fängt indessen an das Rasseln der Trommeln zu hören.

Dieses Geräusch nähert sich.

Da schaut man sich an, man wird unruhig. Es entsteht zuerst ein großer Lärm auf den Glacis: man zeigt sich die Bajonnete, welche wie ein eisernes Kornfeld glänzen.

Die Mitglieder der verschiedenen patriotischen Gesellschaften versammeln sich, gruppieren sich, und schlagen vor, man möge sich zurückziehen.

Doch von der Plattform des Altars ruft Billot:

»Brüder, was machen wir, und warum diese Furcht? Entweder ist das Kriegsgesetz gegen uns gerichtet, oder es ist nicht gegen uns gerichtet, ist es nicht gegen uns gerichtet, warum fliehen? ist es gegen uns, so wird man es bekannt machen, wir werden durch die Aufforderungen in Kenntniß gesetzt sein, und es ist dann noch Zeit, daß wir uns zurückziehen.«

»Ja, ja,« ruft man von allen Seiten, »wir sind in den Grenzen des Gesetzes . . . erwarten wir die Aufforderungen . . . es braucht drei Aufforderungen . . . Bleiben wir! bleiben wir!«

Und man bleibt.

In demselben Augenblicke rasseln die Trommeln mehr in der Nähe, und die Nationalgarde erscheint bei den drei Eingängen des Marsfeldes.

Ein Drittel dieser bewaffneten Masse kommt durch die Oeffnung unfern der Ecole-Militaire;

Ein zweites Drittel durch die Oeffnung, die sich ein wenig weiter unten findet;

Das dritte endlich durch die, welche den Anhöhen von Chaillot gegenüber liegt.

Auf dieser Seite marschirt die Mannschaft über den Pont de Bois und rückt, die rothe Fahne an ihrer Spitze, Bailly in ihren Reihen, vor.

Nur ist die rothe Fahne eine fast unsichtbare Standarte, welche die Augen der Menge nicht mehr auf dieses Corps, als auf die zwei andern zieht.

Das ist es, was die Petitionäre des Marsfeldes sehen . . . Was sehen nun die Ankommenden?

Die weite Ebene mit den harmlosen Spaziergängern und mitten auf der Ebene den Altar des Vaterlands, einen riesigen Bau, zu dessen Plattform man auf vier Riesentreppen, welche vier Bataillons zugleich ersteigen können, hinaufgeht.

Auf dieser Plattform erheben sich noch pyramidenartig Stufen, welche zur unmittelbaren Umgebung vom Altar des Vaterlands führen, den ein zierlicher Palmbaum beschattet.

Jede Stufe von der untersten bis zur obersten dient als Sitz für eine mehr oder minder beträchtliche Anzahl von Zuschauern.

Die menschliche Pyramide erhebt sich so geräuschvoll und belebt.

Die Nationalgarde des Marais und des Faubourg Saint-Antoine, — ungefähr viertausend Mann, — mit ihrer Artillerie kam durch die Oeffnung, welche an die südliche Ecke der Ecole-Militaire grenzt.

Sie dehnte sich vor dem Gebäude aus.

Lafayette traute wenig diesen Menschen des Marais und der Vorstädte, welche die demokratische Seite seines Heeres bildeten: er hatte ihnen auch ein Bataillon von der besoldeten Garde beigegeben.

Die besoldete Garde, das waren die modernen Prätorianer.

Sie bestand, wie wir gesagt haben, aus ehemaligen Militären von den entlassenen Gardes-français, aus wüthenden *Fayettisten*, die, da sie wußten, daß man auf ihren Gott geschossen, kamen, um dieses Verbrechen zu rächen, das in ihren Augen ein ganz anderes Verbrechen war, als das an der Nation, welches der König begangen hatte.

Diese Garde kam von der Seite des Gros-Cailou, marschirte lärmend, furchtbar, drohend mitten durch das Marsfeld herein, und befand sich sogleich nach seinem Eintritt dem Altar des Vaterlands gegenüber.

Das dritte Corps endlich, das über den Pont de Vois, die von uns erwähnte ärmliche rothe Fahne voran, ausmündete, bestand aus der Reserve der Nationalgarde, mit der ein Hundert Dragoner und eine Bande Perrückenmacher den Degen tragend, wie dies ihr Privilegium und bis an die Zähne bewaffnet, vermischt waren.

Durch dieselben Oeffnungen, durch welche die Nationalgarde zu Fuß zog, drangen zu gleicher Zeit einige Schwadronen Reiterei ein, und den durch jenen Sturm eines Augenblicks, den man als ein Vorzeichen betrachten konnte, schlecht niedergeschlagenen Staub emportreibend, entzogen diese Reiter den Zuschauern den Anblick des Dramas, das in Erfüllung gehen sollte, oder ließen sie dasselbe nur durch einen Schleier oder durch weite Risse sehen.

Was man durch diesen Schleier oder durch diese Risse erschauen konnte, wollen wir zu beschreiben versuchen.

Es ist vor Allem die Menge wirbelnd vor den Reitern, deren Pferde in den weiten Circus gesprengt werden; die Menge, welche, völlig eingeschlossen in einen eisernen Kreis, sich an den Fuß vom Altar des Vaterlands flüchtet, wie zur Schwelle eines unverletzlichen Asyls.

Sodann, auf der Seite des Flusses, ein einzelner Flintenschuß und ein kräftiges Kleingewehrfeuer, dessen Rauch zum Himmel aufsteigt.

Bailly ist durch das Gezische der Straßenjungen empfangen worden, welche die Böschung auf der Seite von Grenelle bedecken; unter diesem Gezische hat sich ein Flintenschuß hörbar gemacht, und eine Kugel hat, hinter dem Maire von Paris, leicht einen Dragoner verwundet.

Da hat Bailly befohlen, Feuer zu geben, doch in die Luft zu feuern, und nur um zu erschrecken.

Wie ein Echo dieses Kleingewehrfeuers antwortet aber ein anderes Kleingewehrfeuer.

Das war die besoldete Garde, welche ebenfalls schoß.

Auf wen? auf was?

Auf die harmlose Menge, die den Altar des Vaterlands umgab!

Ein erschreckliches Geschrei folgte auf dieses Feuer, dann sah man, was man damals noch so wenig gesehen hatte, und was man seitdem so oft gesehen:

Die Menge fliehend und unbewegliche Leichname zurücklassend, Verwundete, die sich im Blute schleppten;

Und unter dem Rauche und Staube die Reiterei mit aller Erbitterung die Flüchtlinge verfolgend.

Das Marsfeld bot einen beklagenswerthen Anblick. Die Frauen und die Kinder waren besonders getroffen worden.

Da geschah, was unter solchen Umständen geschieht: die Wuth, Blut zu vergießen, die Gierde des Schlachtens erfaßte ansteckend die Einen nach den Andern.

Die Artillerie pflanzte ihre Stücke auf und schickte sich an, Feuer zu geben.

Lafayette hatte nur Zeit, auf sie zuzureiten und sich mit seinem Pferde vor die Mündung der Kanonen zu stellen.

Nachdem sie einen Augenblick gewirbelt, warf sich die erschrockene Menge instinctartig in die Reihen der Nationalgarde des Marais und des Faubourg Saint- Antoine.

Die Nationalgarde öffnete ihre Reihen und nahm die Flüchtlinge auf; der Wind hatte den Rauch auf diese Seite getrieben, so daß sie nichts gesehen hatte und glaubte, die Menge werde durch die Furcht allein fortgerissen.

Als der Rauch sich verlor, sah sie zu ihrem Schrecken die Erde mit Blut befleckt und mit Todten betret.

In diesem Augenblicke kam ein Adjutant im Galopp und gab der Nationalgarde des Faubourg Saint-Antoine und des Marais Befehl, geradeaus zu marschiren und den Platz zu säubern, um ihre Verbindung mit den zwei andern Truppen zu bewerkstelligen.

Sie schlug aber im Gegentheile auf den Adjutanten und die Reiter, welche die Menge verfolgten, an.

Adjutant und Reiter wichen vor den patriotischen Bajonetten zurück.

Alles, was auf diese Seite geflohen war, fand hier einen unerschütterlichen Schutz.

In einem Augenblicke war das Marsfeld geräumt; es blieben nur die Leiber der bei dem entsetzlichen Feuer der besoldeten Garde getödteten oder verwundeten Männer, Weiber und Kinder, oder der durch die Dragoner niedergehauenen oder von den Pferden zertretenen unglücklichen Flüchtlinge.

Und mitten unter diesem Blutbade, ohne vor dem Falle der Todten, dem Geschrei der Verwundeten zu erschrecken, unter dem Kleingewehrfeuer, vor der Mündung der Kanonen, sammelten die Patrioten die Hefte der Petition, welche, wie die Menschen eine Zuflucht in den Reihen der Nationalgarde des Marais gefunden hatten, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Asyl im Hause von Santerre fanden.

Wer hatte den Befehl zu schießen gegeben? Niemand wußte es.

Das ist eines von den historischen Geheimnissen, welche, trotz der ängstlichsten Nachforschungen, unerklärt bleiben.

Weder der ritterliche Lafayette, noch der ehrliche Bailly liebten das Blut, und dennoch verfolgte sie dieses Blut bis zu ihrem Tode.

Ihre Popularität ertrank darin an demselben Tage.

Wie viel Opfer blieben auf dem Felde der Schlächtereier? Man weiß es nicht, denn die Einen verminderten ihre Zahl, um die Verantwortlichkeit des Maire und des Obercommandanten zu mildern, die Andern vermehrten sie, um den Zorn des Volkes zu steigern.

Sobald es Nacht geworden war, warf man die Leichen in die Seine; die Seine, eine blinde Mitschuldige, wälzte sie nach dem Ocean; der Ocean verschlang sie.

Vergebens wurden aber Bailly und Lafayette von der Nationalversammlung nicht nur freigesprochen, sondern sogar beglückwünscht; vergebens nannten die constitutionellen Journale diese Handlung den Triumph des Gesetzes; dieser Triumph wurde gebrandmarkt, wie es alle die unseligen Tage verdienen, wo die Gewalt tödtet, ohne zu kämpfen. Das Volk, das den Dingen ihren wahren Namen gibt, nannte diesen angeblichen Triumph: *Die Metzerei vom Marsfelde*.

CXVI.

Nach der Metzelei.

Kehren wir nach Paris zurück und sehen wir ein wenig, was hier vorging.

Paris hatte den Lärmen des Gewehrfeuers gehört, es hatte gebebt. Paris wußte noch nicht vollkommen, wer Recht oder wer Unrecht hatte; doch es fühlte, daß es eine Wunde erhalten, und daß durch diese Wunde das Blut floß.

Robespierre hielt sich in Permanenz bei den Jacobinern, wie ein Gouverneur in seiner Festung; hier war er wahrhaft mächtig. Doch für den Augenblick war die Volkscitadelle aufgebrochen, und Jedermann konnte durch die Bresche eingehen, welche sich zurückziehend Barnave, Duport und Lameth gemacht hatten.

Die Jacobiner schickten Einen der Ihrigen auf Erkundigung aus.

Was ihre Nachbarn die Feuillants betrifft, so hatten sie nicht nöthig, zu schicken: sie waren Stunde für Stunde, Minute für Minute unterrichtet. Es wurde ihre Partie gespielt, und sie hatten sie gewonnen.

Der Abgesandte der Jacobiner kam nach Verlauf von zehn Minuten zurück. Er war den Flüchtlingen begegnet, und sie hatten ihm die furchtbare Nachricht zugeschleudert:

»Lafayette und Bailly erwürgen das Volk.«

Nicht Jedermann hatte die verzweifelten Schreie von Bailly hören können; nicht Jedermann hatte können Lafayette sich vor die Mündung der Kanonen werfen sehen.

Der Abgeordnete kam also selbst einen Schreckenschrei ausstoßend in die Versammlung zurück, welche übrigens nicht zahlreich war; kaum dreißig bis vierzig Jacobiner waren in dem alten Kloster anwesend.

Sie begriffen, auf sie werden die Feuillants die Verantwortlichkeit der Herausforderung zurückfallen lassen. War die erste Petition nicht von ihrem Clubb ausgegangen? Sie hatten sie allerdings zurückgezogen, doch die zweite war offenbar die Tochter der ersten.

Sie hatten bange.

Dieses bleiche Gesicht, dieses Gespenst der Tugend, dieser Schatten der Philosophie von Rousseau, Robespierre genannt, wurde von blaß leichenfarbig. Der kluge Abgeordnete von Arras versuchte es, sich aus dem Staube zu machen, und konnte dies nicht: er war genöthigt, zu bleiben und einen Entschluß zu fassen. Dieser Entschluß wurde ihm von der Angst eingegeben.

Die Gesellschaft erklärte, sie bekenne sich nicht zu den falschen oder verfälschten Druckschriften, die man ihr zugeschrieben, und sie schwöre aufs Neue Treue der Constitution, Gehorsam den Decreten der Nationalversammlung.

Kaum hatte sie diese Erklärung gemacht, als man durch die alten Corridors der Jacobiner einen von der Straße herkommenden gewaltigen Lärmen vernahm.

Dieser Lärm bestand aus Gelächter, Gezische, Geschrei, Drohungen und Gesängen. Das Ohr gespannt, hofften die Jacobiner, er werde vorbeiziehen und seinen Weg nach dem Palais Royal nehmen.

Durchaus nicht! Der Lärm machte Halt, stellte sich vor der niedrigen, finsternen Thüre, welche nach der Rue Saint-Honoré ging, fest, und um den Schrecken, der schon herrschte, zu vermehren, riefen Einige von den Anwesenden:

»Es sind die besoldeten Gardes, welche vom Marsfelde zurückkommen . . . Sie stürmen den Saal! . . . Sie begehren, ihn mit Kanonenschüssen zu zerstören.

Zum Glücke waren, aus Vorsicht, Soldaten als Schildwachen vor den Thüren aufgestellt worden. Man schloß alle Ausgänge, um diesen wüthenden und von dem Blute, das er vergossen, trunkenen Trupp zu verhindern, aufs Neue zu vergießen; dann gingen Jakobiner und Zuschauer nach und nach hinaus; die Räumung dauerte nicht lange, denn wie der Saal nur dreißig bis vierzig Mitglieder enthielt, so waren auf den Tribunen kaum hundert Zuhörer anwesend.

Madame Roland, welche an diesem Tage überall war, gehörte zu den Letzteren. Sie erzählt, bei der Nachricht, die besoldeten Truppen seien im Begriffe, sich des Saales zu bemächtigen, habe ein Jakobiner dergestalt den Kopf verloren, daß er auf die Tribune der Frauen gesprungen.

Sie, Madame Roland, beschämte ihn wegen dieses Schreckens und ging da hinaus, wo sie hereingekommen war.

Es schlüpfen indessen, wie gesagt, Schauspieler und Zuschauer nach einander durch die halb geöffnete Thüre hinaus.

Robespierre ging auch ab.

Einen Augenblick zögerte er. Sollte er sich nach rechts oder nach links wenden? Er mußte sich nach links wenden, um nach Hause zurückzukehren; — Robespierre wohnte bekanntlich im Fond des Marais, — doch dann mußte er die Reihen dieser besoldeten Garde durchschreiten.

Er zog es vor, sich nach dem Faubourg Saint-Honoré zu begeben, um ein Asyl von Pétion zu verlangen, der dort wohnte.

Er wandte sich rechts.

Robespierre wünschte sehr, unbekannt zu bleiben; doch wie war das möglich, mit diesem olivenfarbigen, jeder bürgerlichen Reinheit entbehrenden Rocke, — der gestreifte Rock kam erst später, — mit dieser Brille, welche davon zeugte, daß vor dem Alter die Augen des tugendhaften Patrioten durch Nachtwachen abgenutzt waren; mit diesem schiefen Gange des Wiesels und des Fuchses.

Robespierre hatte auch keine zwanzig Schritte auf der Straße gemacht, als schon ein paar Personen zu einander sagten:

»Robespierre! . . . Siehst Du Robespierre? . . . Das ist Robespierre!«

Die Frauen bleiben stehen und falten die Hände: die Frauen liebten ungemein Robespierre, der in allen seinen Reden ängstlich besorgt war, die Empfindsamkeit seines Herzens voranzustellen.

»Wie, der liebe Robespierre, er ist es?«

»Ja.«

»Wo denn?«

»Dort, dort! . . . Siehst Du den kleinen, mageren, nicht gepuderten Mann, der an der Mauer hinschleicht und aus Bescheidenheit ausweicht?«

Robespierre wich nicht ans Bescheidenheit aus, er wich aus Angst aus; doch wer hätte es gewagt, zu sagen, der tugendhafte, der unbestechliche Robespierre, der Tribun des Volkes weiche ans Angst aus?

Ein Mann schaute ihm unter die Nase, um sich zu versichern, daß er es sei.

Robespierre drückte seinen Hut ins Gesicht, da er nicht wußte, in welcher Absicht man ihn anschaute.

Der Mann erkannte ihn und rief:

»Es lebe Robespierre!«

Robespierre hätte es lieber mit einem Feinde zu thun gehabt, als mit einem solchen Freunde.

»Robespierre!« rief ein Anderer, der noch viel fanatischer: »es lebe Robespierre! Wenn man durchaus einen König braucht, warum sollte er es nicht sein?«

O großer Shakespeare! »Cäsar ist todt: sein Mörder werde zum Cäsar gemacht!«

Wenn je ein Mensch eine Volksbeliebtheit verfluchte, so war es sicherlich Robespierre in diesem Augenblicke.

Ein ungeheurer Kreis bildete sich um ihn: es handelte sich darum, ihn im Triumphe zu tragen!

Er warf über eine Brille einen erschrockenen Blick nach rechts und nach links, um eine offene Thüre, einen dunklen Gang zu suchen, wohin er fliehen, wo er sich verbergen könnte.

Gerade in diesem Momente fühlte er, daß man ihn beim Arme faßte und rasch auf die Seite zog, während mit freundschaftlichem Ausdrucke eine Stimme leise zu ihm sagte:

»Kommen Sie!«

Robespierre gab dem Impulse nach, ließ sich gehen, sah eine Thüre hinter sich schließen und befand sich in der Bude eines Schreiners.

Dieser Schreiner war ein Mann von ungefähr zweiundvierzig bis fünfundvierzig Jahren; seine Frau war bei ihm; in einem Zimmer im Hintergrunde richteten zwei schöne Mädchen, das eine von fünfzehn, das andere von achtzehn Jahren, das Abendbrod der Familie zu.

Robespierre war sehr bleich und schien nahe daran, in Ohnmacht zu fallen.

»Leonore,« sagte der Schreiner, »ein Glas Wasser!«

Leonore, die älteste Tochter des Schreiners, näherte sich ganz zitternd mit einem Glase Wasser in der Hand.

Vielleicht berührten die Lippen des strengen Tribuns die Finger von Mademoiselle Duplay.

Denn Robespierre befand sich beim Schreiner Duplay.

Während Madame Roland, welche die Gefahr kennt, die er läuft, und sich dieselbe übertreibt, vergebens sich nach dem Marais begibt, um ihm ein Asyl bei ihr anzubieten, verlassen wir Robespierre, der in Sicherheit ist, in der Mitte der trefflichen Familie Duplay, aus welcher er die seinige machen wird, um im Gefolge des Doctor Gilbert in die Tuilerien einzutreten.

Auch diesmal wartet die Königin; da es aber nicht Barnave ist, den sie erwartet, so ist sie nicht im Entresol von Madame Campan, sondern bei sich, nicht stehend, die Hand an einer Thürklinke, sondern sitzend in einem Fauteuil, den Kopf in ihrer Hand.

Sie erwartet Weber, den sie nach dem Marsfelde geschickt, und der von den Anhöhen von Chaillot herab Alles gesehen hat.

Um gegen die Königin gerecht zu sein, und damit man den Haß wohl begreife, welchen sie, wie man behauptete, gegen die Franzosen hegte, und den man, ihr so sehr vorgeworfen, wollen wir, nachdem wir erzählt, haben was sie auf ihrer Reise von Varennes gelitten, sagen, was sie seit ihrer Rückkehr, gelitten hat.

Ein Geschichtschreiber könnte parteiisch sein; wir sind nur Romanendichter: die Parteilichkeit

ist uns nicht erlaubt.

Nachdem der König und die Königin in Verhaft genommen worden sind, hat das Volk nur eine Idee: da sie ein erstes Mal geflohen, so könnten sie auch ein zweites Mal fliehen, und dieses zweite Mal die Grenze erreichen.

Die Königin besonders wurde für eine Zauberin gehalten, welche, wie Medea, im Stande, durch ein Fenster auf einem von zwei Drachen gezogenen Wagen zu entfliegen.

Diese Ideen hatten nicht nur Curs unter dem Volke: sie fanden selbst bei den mir der Bewachung von Marie Antoinette beauftragten Officieren Glauben.

Herr von Gouvion, der sie bei der Flucht nach Varennes zwischen, seinen Händen hatte durchschlüpfen lassen, und durch dessen Geliebte, eine Garderobe-Dame, die Abreise Bailly angezeigt worden war, Herr von Gouvion hatte erklärt, er verweigere jede Verantwortlichkeit, wenn eine andere Frau, als Frau von Rochereul, — dies war, wie man sich erinnert, der Name der Garderobe-Dame, — das Recht, bei der Königin einzutreten, habe.

Dem zu Folge hatte er unten an der zu den königlichen Gemächern führenden Treppe das Portrait von Frau von Rochereul aufstellen lassen, damit die Schildwache, die Identität jeder Person, welche erscheinen sollte, bestätigend keiner andern Frau den Eintritt erlaubte.

Die Königin wurde von diesem Befehle unterrichtet; sie ging sogleich zum König und beklagte sich bei ihm. Der König konnte nicht daran glauben: er schickte unten an die Treppe, um sich der Thatsache zu versichern; es verhielt sich wirklich so.

Der König ließ Herrn von Lafayette rufen und forderte von ihm die Entfernung dieses Portraits.

Das Portrait wurde entfernt, und die gewöhnlichen Frauen der Königin nahmen ihren Dienst bei ihr wieder auf.

Doch an der Stelle dieser demüthigenden Anordnung, war eine nicht minder verletzende Vorsichtsmaßregel beschlossen worden: die Bataillon-Chefs, welche gewöhnlich in dem dem Schlafzimmer der Königin vorhergehenden Salon, genannt das große Cabinet, stationierten, hatten den Befehl, die Thüre beständig offen zu lassen, um die Augen immer auf der königlichen Familie zu haben.

Eines Tages wagte es der König, diese Thüre zuzumachen.

Sogleich öffnete sie der Officier wieder.

Einen Augenblick nachher machte sie der König wieder zu.

Doch der Officier öffnete sie aufs Neue und sagte:

»Sire, vergebens machen Sie diese Thüre zu: so oft Sie sie zumachen, ebenso oft werde ich sie wieder öffnen; das ist der Befehl.«

Die Thüre blieb offen.

Alles, was man von den Officieren erlangen konnte, war, daß diese Thüre, ohne völlig geschlossen zu sein, an das Gesims angelehnt werden sollte, wenn sich die Königin auskleiden oder ankleiden würde.

Sobald die Königin angekleidet war oder im Bette lag, öffnete sich die Thüre wieder.

Das war eine unerträgliche Tyrannei. Die Königin hatte den Gedanken, an ihr Bett das Bett ihrer Kammerfrau zu ziehen, so daß dieses zwischen sie und die Thüre gestellt wäre.

Mit Vorhängen versehen, bildete dieses Bett für sie einen Windschirm, hinter welchem sie

sich an- und auskleiden konnte.

In einer Nacht, als er sah, daß die Kammerfrau schlief und die Königin wachte, benützte der Officier diesen Schlaf der Kammerfrau, um bei der Königin einzutreten und sich ihrem Bette zu nähern.

Die Königin, als er herbeikam, betrachtete ihn mit jener Miene, welche die Tochter von Maria Theresia anzunehmen wußte, wenn man die Achtung gegen sie verletzte; doch der wackere Mann, der durchaus nicht die Achtung gegen sie zu verletzen glaubte, bekümmerte sich nichts um ihre Miene und schaute sie seinerseits mit einem Ausdrücke des Mitleids an, in dem man sich nicht täuschen konnte.

»Ah! bei meiner Treue!« sagte er, »da ich Sie allein finde, Madame, so muß ich Ihnen einige Rathschläge geben.«

Und sogleich, ohne danach zu fragen, ob ihn die Königin hören oder nicht hören wollte, erklärte er ihr, was er thun würde *wenn er an ihrer Stelle wäre*.

Die Königin, welche, als sie ihn sich hatte nähern sehen, in Zorn gerathen war, ließ ihn beruhigt durch seinen gutmüthigen Ton sprechen, und hörte ihn am Ende mit einer tiefen Schwermuth an.

Mittlerweile erwachte die Kammerfrau, und als sie einen Mann beim Bette der Königin sah, stieß sie einen Schrei aus und wollte um Hilfe rufen.

Doch die Königin hielt sie zurück und sagte:

»Nein, Campan, lassen Sie mich hören, was dieser Herr spricht . . . Der Herr ist ein guter, wie so viele Andere, über unsere Absichten getäuschter Franzose, und seine Reden bezeichnen eine wahre Anhänglichkeit an das Königthum.«

Und der Officier sagte bis zum Ende der Königin, was er ihr zu sagen hatte.

Vor ihrer Abreise nach Varennes hatte Marie Antoinette nicht ein graues Haar.

In der Nacht, welche auf die von uns erzählte Scene zwischen Charny und ihr folgte, wurden ihre Haare fast völlig weiß.

Als sie diese traurige Metamorphose wahrnahm, lächelte sie mit Bitterkeit, schnitt eine Locke ab und schickte sie an Frau von Lamballe in London mit den Worten:

»Weiß geworden durch das Unglück!«

Wir haben sie Barnave erwartend gesehen, wir haben den Hoffnungen von diesem gleichsam beigewohnt; doch er hatte große Schwierigkeiten gehabt, die Königin diese Hoffnungen theilen zu machen.

Marie Antoinette fürchtete die gewaltsamen Scenen; bis dahin hatten sich diese Scenen beständig gegen sie gewendet; hiervon zeugen der 14. Juli, der 5. und der 6. October, die Verhaftung in Varennes.

Sie hatte von den Tuilerien aus den Lärmen des unseligen Musketenfeuers auf dem Marsfelde gehört; ihr Herz war dadurch tief beunruhigt worden. Im Ganzen war die Reise von Varennes eine große Lehre für sie gewesen. Bis zu diesem Moment hatte die Revolution in ihren Augen die Höhe eines Systems von Herrn Pitt, einer Intrigue des Herzogs von Orleans nicht überschritten; sie glaubte, Paris werde durch einige Rädelsführer geleitet; sie sagte mit dem König: »Unsere gute Provinz!«

Sie hatte die Provinz gesehen: die Provinz war mehr revolutionär gewesen, als Paris!

Die Nationalversammlung war sehr altersschwach, sehr geistesarm, sehr hinfällig, um muthig

die Verbindlichkeiten zu halten, welche Barnave in ihrem Namen übernommen hatte; war sie nicht überdies dem Sterben nahe? Die Umarmung einer Sterbenden war nicht sehr gesund!

Die Königin erwartete also, wie gesagt, Weber mit großer Bangigkeit.

Die Thüre öffnete sich: sie wandte rasch die Augen nach dieser Seite. Doch statt des guten, dicken österreichischen Gesichtes ihres Milchbruders sah sie das strenge, kalte Gesicht des Doctor Gilbert erscheinen.

Die Königin liebte ihn nicht, diesen Royalisten mit den constitutionellen Theorien, welche sich bei ihm so sehr festgestellt, daß sie ihn als einen Republicaner betrachtete; und dennoch hatte sie eine gewisse Achtung vor ihm; sie hätte ihn weder bei einer körperlichen, noch bei einer moralischen Krise holen lassen; war er aber einmal da, so unterwarf sie sich seinem Einflusse.

Als sie ihn erblickte, bebte sie.

Sie hatte ihn seit dem Abend der Rückkehr von Varennes nicht gesehen.

»Sie sind es, Doctor?« murmelte sie.

Gilbert verbeugte sich und erwiderte:

»Ja, Madame, ich bin es . . . Ich weiß, das, Sie Weber erwarteten; doch die Neuigkeiten, die er Ihnen bringt, bringe ich noch genauer als er. Er war auf einer Seite der Seine, wo man nicht mordete, während ich im Gegentheil auf der Seite der Seine war, wo man mordete . . . «

»Wo man mordete! Was ist geschehen, mein Herr?« fragte die Königin.

»Ein großes Unglück, Madame: die Partei des Hofes hat gesiegt!«

»Die Partei des Hofes hat gesiegt! Und Sie nennen das ein Unglück, Herr Gilbert?«

»Ja, weil sie durch eines der entsetzlichen Mittel gesiegt hat, welche den Sieger entnerven und ihn zuweilen neben dem Besiegten hinstrecken!«

»Was ist denn vorgefallen?«

»Lafayette und Bailly haben auf das Volk geschossen, so daß nun Lafayette und Bailly außer Stande sind, Ihnen zu dienen.«

»Warum dies?«

»Weil sie ihre Popularität verloren haben.«

»Und was that das Volk, auf das man geschossen hat?«

»Es unterzeichnete eine Petition, welche die Entsetzung verlangt.«

»Die Entsetzung wessen?«

»Des Königs.«

»Und Sie finden, man habe Unrecht gehabt, auf das Volk zu schießen?« fragte die Königin, deren Auge funkelte.

»Ich glaube, man hätte besser daran gethan, es zu überzeugen, als es zu erschießen.«

»Von was überzeugen?«

»Von der Aufrichtigkeit des Königs.«

»Der König ist ja aufrichtig!«

»Verzeihen Sie, Madame . . . Vor drei Tagen habe ich den König verlassen; mein ganzer Abend verging damit, daß ich es versuchte, ihm begreiflich zu machen, seine wahren Feinde seien seine Brüder, Herr von Condé, die Emigrirten. Auf den Knieen flehte ich den König an, seine Verbindung mit ihnen abzubrechen und offen die Constitution anzunehmen, mit dem Vorbehalte, die Artikel zu revidiren, deren Ausübung zur Erkenntnis, der Unmöglichkeit ihrer

Anwendung führen würde. Ueberzeugt, — ich glaubte es wenigstens, — hatte der König die Güte, mir zu versprechen, es sei vorbei zwischen ihm und der Emigration, und hinter mir, Madame, hat der König unterzeichnet und Sie unterzeichnen lassen einen Brief für seinen Bruder, für Monsieur, in welchem er ihn beim Kaiser von Oesterreich und beim König von Preußen bevollmächtigt . . . «

Die Königin erröthete wie ein Kind, das auf einem Fehler ertappt worden ist; doch ein auf einem Fehler ertapptes Kind beugt sich: sie empörte sich im Gegentheil.

»Unsere Feinde haben also Spione bis im Cabinet des Königs?«

»Ja, Madame,« erwiderte Gilbert ruhig, »und das ist es, was jeden falschen Schritt ans Seiten des Königs so gefährlich macht.«

»Aber, mein Herr, der Brief war ganz von der Hand des Königs geschrieben; er ist, sobald ich ihn unterzeichnet hatte, vom König zusammengelegt, gesiegelt und dem Courier, der ihn überbringen sollte, eingehändigt worden.«

»Das ist wahr, Madame.«

»Man hat also den Courier angehalten?«

»Der Brief ist gelesen worden.«

»Wir sind also nur von Verräthern umgeben?«

»Es sind nicht alle Menschen ein Graf von Charny.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ach! Madame, damit will ich sagen: eines der unseligen Vorzeichen, welche den Untergang der Könige prophezeien, ist, wenn sie von sich Menschen entfernen, die sie mit eisernen Banden an ihr Glück fesseln müßten.«

»Ich habe Herrn von Charny nie entfernt,« erwiderte bitter die Königin; »Herr von Charny ist es, der sich entfernt hat. Werden die Könige unglücklich, so gibt es keine Bande mehr, welche stark genug, um ihre Freunde bei ihnen zurückzuhalten!«

Gilbert schaute die Königin an und schüttelte sanft den Kopf.

»Verleumden Sie Herrn von Charny nicht, Madame, oder das Blut seiner Brüder wird aus der Tiefe des Grabes schreien, Marie Antoinette sei eine Undankbare.«

»Mein Herr!« rief Marie Antoinette.

»Oh! Sie wissen wohl, daß ich die Wahrheit spreche, Madame,« versetzte Gilbert; »Sie wissen wohl, daß eines Tags, wenn Sie eine wirkliche Gefahr bedroht, Herr von Charny an seinem Posten sein, und daß dieser Posten der der Gefahr sein wird.«

Die Königin neigte das Haupt.

»Gleichviel,« sagte sie ungeduldig, »ich denke, Sie sind nicht gekommen, um von Herrn von Charny mit mir zu reden?«

»Nein, Madame, aber die Ideen sind zuweilen wie die Ereignisse, sie verketteten sich durch unsichtbare Fäden, und es werden oft plötzlich solche an den Tag gezogen, welche in der Dunkelheit des Herzens verborgen bleiben müßten . . . Nein, ich kam, um zur Königin zu sprechen; verzeihen Sie, wenn ich, ohne es zu wollen, zur Frau gesprochen habe, doch ich bin nun bereit, meinen Fehler wieder gut zu machen.«

»Und was wollten Sie der Königin sagen, mein Herr?«

»Ich wollte ihr ihre Lage, die von Frankreich, die von Europa vor die Augen stellen, ich wollte

ihr sagen: »Sie spielen um das Glück oder das Unglück der Welt in gebundener Partie; Sie haben die erste Partie am 6. October verloren; Sie haben so eben, wenigstens in den Augen Ihrer Höflinge, die zweite gewonnen. Morgen werden Sie die entscheidende Partie eingehen; verlieren Sie, so geht es um den Thron, um die Freiheit, vielleicht um das Leben!«

»Mein Herr,« sagte die Königin, indem sie sich lebhaft hoch aufrichtete, »glauben Sie, wir werden vor einer solchen Furcht zurückweichen?«

»Ich weiß, daß der König muthig ist: er ist der Enkelsohn von Heinrich IV.; ich weiß, daß die Königin heldenmüthig ist: sie ist die Tochter von Maria Theresia; ich werde es also ihnen gegenüber nie mit etwas Anderem, als der Ueberzeugung versuchen; leider bezweifle ich, daß es mir je gelingt, in das Herz des Königs und der Königin die Ueberzeugung, die in dem meinen ist, übergehen zu machen.«

»Warum nehmen Sie sich dann eine solche Mühe mein Herr, wenn Sie dieselbe für unnütz halten?«

»Um eine Pflicht zu erfüllen, Madame. Glauben Sie mir, es ist, wenn man in stürmischen Zeiten, wie in den unseren, lebt, süß, sich bei jeder Anstrengung, die man macht, und sollte diese Anstrengung auch fruchtlos sein, zu sagen: »Es ist eine Pflicht, die ich erfülle!«

Die Königin schaute Gilbert ins Gesicht.

»Vor Allem, mein Herr,« sprach sie, »denken Sie, es sei noch möglich, den König zu retten?«

»Ich glaube es.«

»Und das Königthum?«

»Ich hoffe es.«

»Nun wohl! mein Herr,« sagte die Königin mit einem tief traurigen Seufzer, »Sie sind glücklicher als ich; ich glaube, daß der Eine und das Andere verloren sind, und ich, meines Theils, sträube mich nur zur Befreiung meines Gewissens.«

»Ja, Madame, ich begreife das, weil Sie das despotische Königthum und den absoluten König wollen; wie ein Geiziger, der selbst im Angesichte einer Küste, welche bereit ist, ihm mehr wiederzugeben, als er beim Schiffbruche verliert, nicht einen Theil von seinem Vermögen zu opfern weiß und alle seine Schätze behalten will, werden Sie mit den Ihrigen, durch ihr Gewicht fortgerissen, untergehen . . . Machen Sie den Theil des Sturmes, werfen Sie in den Abgrund die ganze Vergangenheit, wenn es sein muß, und schwimmen Sie gegen die Zukunft!«

»Die Vergangenheit in den Abgrund werfen heißt mit allen Königen Europas brechen.«

»Ja, doch es heißt einen Bund mit dem französischen Volke schließen.«

»Das französische Volk ist unser Feind!«

»Weil Sie dasselbe an Ihnen zweifeln gelehrt haben.«

»Das französische Volk kann nicht gegen ein europäisches Bündniß kämpfen.«

»Nehmen Sie an einer Spitze einen König an, der aufrichtig die Constitution will, und das französische Volk wird die Eroberung der Welt machen.«

»Hierzu braucht man eine Armee von einer Million Menschen.«

»Man macht die Eroberung Europas nicht mit einer Million Menschen, Madame: man macht die Eroberung Europas mit einer Idee. Pflanzen Sie am Rhein und auf den Alpen zwei dreifarbigte Fahnen mit den Worten auf: »Krieg den Tyrannen, Freiheit den Völkern!« und Europa wird erobert sein.«

»Wahrhaftig, mein Herr, es gibt Augenblicke, wo ich versucht bin, zu glauben, die Weitesten werden Narren!«

»Ach! Madame, Madame, Sie wissen also nicht, was in diesem Moment Frankreich in den Augen der Nationen ist? Frankreich, mit einigen individuellen Verbrechen, mit einigen örtlichen Excessen, welche jedoch sein weißes Kleid nicht beflecken, seine reinen Hände nicht beschmutzen, dieses Frankreich ist die Jungfrau der Freiheit, die ganze Welt ist in es verliebt; von den Niederlanden, vom Rhein, von Italien rufen es Millionen von Stimmen an! Es braucht nur einen Fuß über die Grenze zu setzen, und die Völker werden es auf den Knien erwarten . . . Die Hände voll von Freiheit ankommend, ist Frankreich nicht mehr eine Nation; es ist die unwandelbare Gerechtigkeit! es ist die ewige Vernunft, Oh! Madame, benutzen Sie es, daß Frankreich noch nicht den Weg der Gewaltthat betreten hat, denn wenn Sie zu lange warten, wird es diese Hände, die es über die Welt ausstreckt, gegen sich selbst umdrehen . . . Aber Belgien, aber Deutschland, aber Italien folgen jeder seiner Bewegungen mit Blicken der Freude und der Liebe. Belgien sagt zu ihm: »»Komm!«« Deutschland sagt zu ihm: »»Ich erwarte dich!«« Italien sagt zu ihm: »»Rette mich!«« Hat nicht im tiefen Norden eine unbekannte Hand auf den Tisch von Gustav geschrieben: »»Keinen Krieg mit Frankreich!«« Ueberdies ist keiner von den Königen, die Sie zu Hilfe rufen, bereit, Krieg mit uns anzufangen, Madame. Zwei Reiche hassen uns tief; wenn ich sage, zwei Reiche, so meine ich damit eine Kaiserin und einen Minister: Katharina II, und Herrn Pitt; doch sie sind machtlos gegen uns, wenigstens zu dieser Stunde. Katharina hält die Türkei unter einer ihrer Klauen und Polen unter der andern; sie wird wohl ein paar Jahre zu thun haben, um die Eine zu unterwerfen und das Andere zu verschlingen; sie treibt die Deutschen gegen uns; sie bietet ihnen Frankreich an; sie beschämt Ihren Bruder Leopold wegen seiner Unthätigkeit; sie zeigt ihm den König von Preußen, der sich Hollands bemächtigt wegen eines einfachen, seiner Schwester bereiteten Mißvergnügens; sie sagt zu ihm: »»Marschiren Sie doch!«« sie marschirt aber nicht . . . Herr, Pitt verschlingt Indien in diesem Augenblick; er ist wie die Schlange Boa: diese mühsame Verdauung macht ihn fühllos: warten wir, bis sie vollendet ist, so wird er uns ebenfalls angreifen, nicht sowohl durch den Krieg mit dem Auslande, als durch den Bürgerkrieg . . . Ich weiß, daß Sie eine tödtliche Angst vor diesem Pitt haben: ich weiß, Sie gestehen, daß Sie nicht von ihm reden, ohne den *kleinen Tod* zu erleiden. Wollen Sie ein Mittel, ihn im Herzen zu treffen? machen Sie aus Frankreich eine Republik mit einem König! . . . Was thun Sie statt dessen, Madame? was thut statt dessen Ihre Freundin, die Prinzessin von Lamballe? Sie sagt zu England, wo Sie sie vertritt, das ganze Trachten Frankreichs sei, zur großen Charte zu gelangen; vom König gezügelt, sei die französische Revolution im Begriffe, rückwärts zu gehen! Und was antwortet Pitt auf diese Behauptungen? er werde nicht dulden, daß Frankreich Republik werde; er werde die Monarchie retten; doch alle Schmeicheleien, alle dringende Bitten von Frau von Lamballe konnten ihn nicht zu dem Versprechen bewegen, er werde den Monarchen retten; denn den Monarchen haßt er! Hat ihm nicht Ludwig XVI., der constitutionelle König, der philosophische König, Indien streitig gemacht und America entrissen? Ludwig XVI.! Pitt wünscht nur Eines: daß die Geschichte ein Seitenstück zu Karl I. aus ihm mache!«

»Mein Herr!« rief die Königin erschrocken, »wer entschleiert Ihnen denn alle diese Dinge?«

»Dieselben Menschen, die mir sagen, was in den Briefen steht, die Eure Majestät schreibt.«

»Wir haben also keinen Gedanken mehr, der uns gehört?«

»Ich habe Ihnen gesagt, Madame, die Könige seien von einem unsichtbaren Netze umhüllt, in

dem sich diejenigen, welche widerstehen wollten, vergebens zerarbeiten werden. Widerstehen Sie nicht, Madame: stellen Sie sich an die Spitze der Ideen, die Sie rückwärts zu ziehen versuchen, und das Netz wird für Sie eine Rüstung werden, und diejenigen, welche Sie hassen, werden Ihre Vertheidiger werden, und die unsichtbaren Dolche, die Sie bedrohen, werden zu Schwertern werden, bereit, Ihre Feinde zu schlagen.«

»Aber, mein Herr, Sie vergessen immer, daß diejenigen, welche Sie unsere Feinde nennen, die Könige unsere Brüder sind.«

»Ei! Madame, nennen Sie einmal die Franzosen Ihre Kinder, und Sie werden sehen, wie wenig Ihnen dann diese Brüder der Politik und der Diplomatie noch sind! Scheinen Ihnen nicht überdies alle diese Könige, alle diese Fürsten mit dem unseligen Siegel des Wahnsinns gezeichnet? Fangen wir mit Ihrem Bruder Leopold an, der, hinfällig in seinem vierzigsten Jahre, mit seinem von Toscana nach Wien transportirten Harem, seine verscheidenden Fähigkeiten durch mörderische Reizmittel, die er selbst fabricirt, wiederzubeleben sucht.⁴² Sehen Sie Friedrich; sehen Sie Gustav; der Eine ist todt, der Andere wird ohne Nachkommenschaft sterben, denn in den Augen Aller ist es bekannt, daß der königliche Erbe Schwedens der Sohn von Monk und nicht von Gustav . . . Sehen Sie den König von Portugal mit seinen dreihundert Nonnen . . . Sehe Sie den König von Sachsen⁴³ mit seinen dreihundert und vierundfünfzig Bastarden . . . Sehen Sie Katharina, diese Pasiphaë des Norden, welche drei Heere zu Liebhabern hat! . . . Oh! Madame, bemerken Sie nicht, daß alle diese Könige und alle diese Königinnen dem Abgrunde, dem Selbstmorde zugehen? und daß, wenn Sie wollten, . . . Sie! statt dem Abgrunde, dem Selbstmorde zuzuschreiten, zur Herrschaft der Welt, zur Universalmonarchie schreiten würden?«

»Warum sagen Sie das nicht dem König, Herr Gilbert?« fragte die Königin erschüttert.

»Ei! mein Gott! ich sage es ihm, doch wie Sie die Ihren haben, so hat er seine bösen Geister, welche wieder zerstören, was ich gemacht habe.«

Dann mit tiefer Schwermuth: »Sie haben Mirabeau gebraucht, Sie gebrauchen Barnave; Sie werden nach ihnen und wie sie mich gebrauchen, und Alles wird abgemacht sein!«

»Herr Gilbert,« sprach die Königin, »erwarten Sie mich hier . . . ich gehe einen Augenblick zum König und komme wieder.«

Gilbert verbeugte sich; die Königin ging an ihm vorüber und entfernte sich durch die Thüre, welche zum König führte.

Der Doctor wartete zehn Minuten, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde; endlich öffnete sich eine Thüre, jedoch der gegenüber, durch welche die Königin weggegangen war.

Es war ein Huissier, der, nachdem er ängstlich nach allen Seiten geschaut hatte, auf Gilbert zuging, ein Freimaurerzeichen machte, ihm einen Brief übergab und sich wieder entfernte.

Gilbert öffnete den Brief und las:

»Du verlierst Deine Zeit, Gilbert; in diesem Augenblick hören der König und die Königin Herrn von Breteuil, der von Wien kommt und ihnen folgenden politischen Plan bringt.

»»*Es mit Barnave machen wie mit Mirabeau: Zeit gewinnen, die Constitution beschwören, sie buchstäblich vollziehen, um zu zeigen, daß sie unausführbar ist. Frankreich wird erkalten, sich langweilen; die Franzosen haben einen leichten Sinn, es wird eine neue Mode entstehen, und die Freiheit wird vorübergehen.*««

»»*Geht die Freiheit nicht vorüber, so wird man ein Jahr gewonnen haben; und in einem Jahre*

werden wir zum Kriege bereit sein.««

»Laß also hier diese zwei Verurtheilten, die man aus Spott noch den König und die Königin nennt, und begib Dich, ohne einen Augenblick zu verlieren, in das Hospital des Gros-Cailou; Du wirst dort einen Sterbenden finden, der weniger krank ist, als sie; denn diesen Sterbenden kannst Du vielleicht retten, während sie, ohne daß Du sie retten kannst, bei ihrem Sturze Dich mit hinabziehen werden!«

Das Billet war nicht unterzeichnet; Gilbert erkannte aber die Handschrift von Cagliostro.

In diesem Augenblick trat Madame Campan ein; sie kam durch die Thüre der Königin.

Sie übergab Gilbert einen in folgenden Ausdrücken abgefaßten kleinen Zettel:

»Der König bittet Herrn Gilbert, ihm schriftlich den ganzen politischen Plan, den er der Königin auseinandergesetzt, vorzulegen.

»Durch eine wichtige Angelegenheit abgehalten, bedauert die Königin, nicht zu Herrn Gilbert zurückkehren zu können; es wäre also unnütz, wenn er länger warten würde.«

Gilbert las, blieb einen Augenblick nachdenkend, schüttelte den Kopf und murmelte:

»Die Wahnsinnigen!«

»Haben Sie Ihren Majestäten nichts sagen zu lassen?« fragte Madame Campan.

Gilbert gab der Kammerfrau den Brief ohne Unterschrift, den er so eben erhalten, und sprach:

»Hier ist meine Antwort.«

Und er ging ab.

CXVII.

Keinen Herrn! Keine Herrin mehr!

Ehe wir Gilbert in das Hospital des Gros-Cailou folgen, wohin ihn die Behandlung des von Cagliostro empfohlenen unbekanntem Verwundeten ruft, werfen wir einen letzten Blick auf die Nationalversammlung, die sich auflösen wird nach der Annahme dieser Constitution, an der die Nichtentsetzung des Königs hängt, und sehen wir, welchen Nutzen der Hof aus dem unseligen Siege am 17. Juli ziehen wird, der zwei Jahre später Bailly den Kopf kosten soll. Dann werden wir zu den Helden unserer Geschichte zurückkehren, die wir ein wenig aus dem Blicke verloren haben, entrückt wie sie sind, durch den politischen Sturm, der uns nöthigt, vor die Augen der Leser die großen Unruhen der Straße zu stellen, wo die Individuen verschwinden, um den Massen Platz zu machen.

Wir haben gesehen, welcher Gefahr Robespierre preisgegeben war, und wir wissen, wie er durch die Dazwischenkunft des Schreiners Duplay dem vielleicht tödtlichen Triumphe entging, der seiner Popularität zuerkannt werden sollte.

Während er in Familie in einem auf den Hof gehenden Stübchen mit dem Manne, der Frau und den zwei Töchtern zu Nacht speist, sind seine Freunde, von der Gefahr, die er gelaufen, unterrichtet, in Unruhe über ihn.

Madame Roland besonders . . . Ein Wesen voll Hingebung, vergißt sie, daß sie auf dem Altar des Vaterlands gesehen und erkannt worden ist, und daß sie dieselbe Gefahr läuft, wie die Anderen. Sie fängt damit an, daß sie Robert und Fräulein von Keralio bei sich aufnimmt; sodann, da man ihr sagt, die Nationalversammlung werde noch in derselben Nacht eine Anklageacte gegen Robespierre abfassen, geht sie, um ihn hiervon zu benachrichtigen, nach dem äußersten Marais, und da sie ihn nicht findet, kehrt sie nach dem Quai des Théatins zu Buzot zurück.

Buzot ist einer der Bewunderer von Madame Roland; sie weiß, welchen Einfluß sie ans Buzot hat. Darum wendet sie sich an ihn.

Buzot schickt sogleich eine Zeile an Grégoire. Greift man Robespierre bei den Feuillants an, so wird ihn Grégoire bei den Feuillants vertheidigen; greift man Robespierre in der Nationalversammlung an, so wird Buzot Robespierre in der Nationalversammlung vertheidigen.

Das ist von seiner Seite um so verdienstlicher, als er Robespierre nicht anbetet.

Grégoire ging zu den Feuillants und Buzot in die Nationalversammlung: es war nicht die Rede davon, Robespierre oder irgend einen Andern anzuklagen. Abgeordnete und Feuillants waren erschrocken über ihren eigenen Sieg, bestürzt über den blutigen Schritt, den sie zu Gunsten der Royalisten gethan hatten. In Ermangelung einer Anklage gegen die einzelnen Männer, führte man eine gegen die Clubbs; ein Mitglied der Nationalversammlung verlangte, daß man sie sogleich schließe. Man glaubte einen Augenblick, es werde Einstimmigkeit für diese Maßregel stattfinden; aber Dupont, aber Lafayette reclamirten; die Clubbs schließen hieß die Feuillants schließen. Lafayette und Dupont waren noch nicht enttäuscht über die Gewalt, welche diese Waffe in ihre Hände legte, Sie glaubten, die Feuillants werden die Jacobiner ersetzen, und durch die ungeheure Maschine werden sie den Geist Frankreichs lenken.

Am andern Tage empfing die Nationalversammlung den doppelten Bericht des Maire von Paris und des Commandanten der Nationalgarde. Jedermann hatte ein Interesse, sich zu täuschen: die Komödie war leicht zu spielen.

Der Commandant und der Maire sprachen von der ungeheuren Unordnung, die sie haben unterdrücken müssen, vom Henken am Morgen und von den Flintenschüssen am Abend, zwei Dinge, die in gar keiner Verbindung miteinander standen; — von der Gefahr, welche den König, die Nationalversammlung und die ganze Gesellschaft bedroht habe, — eine Gefahr, von der sie besser als irgend Jemand wußten, daß sie nie bestanden.

Die Nationalversammlung dankte ihnen für eine Energie, welche zu entwickeln ihnen nie eingefallen war, sie wünschte ihnen Glück zu einem Siege, den Jeder im Grunde des Herzens beklagte, und dankte dem Himmel, der es gestattet, daß man mit einem einzigen Schlage den Aufruhr und die Aufrührer vernichtet habe.

Hörte man die Beglückwünschten und die Glückwünschenden, so war die Revolution beendet.

Die Revolution fing an.

Die alten Jacobiner, die den andern Tag nach dem vorhergehenden beurtheilten, glaubten sich mittlerweile angegriffen, verfolgt, umstellt, und bereiteten sich vor, sich Vergebung für ihr wirkliches Gewicht durch eine geheuchelte Demuth zu verschaffen. Noch ganz zitternd, daß er zum König an der Stelle von Ludwig XVI. vorgeschlagen worden, verfaßte Robespierre eine Adresse im Namen der Gegenwärtigen und der Abwesenden.

In dieser Adresse dankte er der Nationalversammlung für ihre *edelmüthigen Anstrengungen, für ihre Weisheit, ihre Festigkeit, ihre Wachsamkeit, ihre unparteiische und unbestechliche Gerechtigkeit.*

Warum sollten die Feuillants nicht wieder Muth gefaßt und sich allmächtig geglaubt haben, da sie diese Demuth ihrer Feinde sahen?

Einen Augenblick hielten sie sich nicht nur für die Herren von Paris, sondern auch für die Herren von Frankreich.

Ach! die Feuillants hatten die Lage nicht begriffen: sich von den Jacobinern trennend, hatten sie ganz einfach eine zweite Nationalversammlung, ein Unterfutter der ersten gemacht. Die Aehnlichkeit zwischen beiden Gesellschaften war so groß, daß man bei den Feuillants wie bei der Kammer nur Eintritt fand, wenn man Steuer bezahlte, nur unter der Bedingung, daß man activer Bürger, Wähler der Wähler war.

Das Volk halte zwei bürgerliche Kammern statt einer.

Das war es nicht, was es wollte.

Es wollte eine volksthümliche Kammer, welche nicht die Verbündete, sondern die Feindin der Nationalversammlung sein sollte, welche nicht diese in der Wiederherstellung des Königthums unterstützen, sondern sie dasselbe zu zerstören zwingen sollte.

Die Feuillants entsprachen also keines Weges dem öffentlichen Geiste; das Publicum verließ sie auch auf dem kurzen Uebergange, den sie gemacht hatten.

Ihre Popularität verlor sich über die Gasse gehend.

Im Juli zählte die Provinz vierhundert Gesellschaften; von diesen vierhundert Gesellschaften correspondirten dreihundert gleichmäßig mit den Feuillants und den Jacobinern; hundert mit den Jacobinern allein.

Vom Juli bis zum September entstanden sechshundert andere Gesellschaften, von denen nicht eine mit den Feuillants correspondirte.

Und sowie die Feuillants immer schwächer wurden, reconstituirten sich die Jacobiner unter der Hand von Robespierre, . . Robespierre fing an der populärste Mann Frankreichs zu sein.

Die gegen Gilbert ausgesprochene Prophezeiung von Cagliostro ging in Betreff des kleinen Advocaten von Arras in Erfüllung.

Vielleicht werden wir sie ebenso getreu in Betreff des kleinen Corsen von Ajaccio in Erfüllung gehen sehen.

Mittlerweile schlug die Stunde, welche das Ende der Nationalversammlung sehen sollte: die schlug allerdings langsam wie für jene Greise, bei denen sich das Tropfen um Tropfen verzehrt, bis es völlig erlischt.

Nachdem sie dreitausend Gesetze votiert, hatte sie endlich die Revision der Constitution beschlossen.

Diese Constitution war ein eiserner Käfig, in den sie, fast unwillkürlich, fast ohne ihr Wissen, den König eingesperrt hatte.

Sie hatte das Gitter des Käfigs vergoldet, am Ende aber, obschon vergoldet, verbarg das Gitter das Gefängniß nicht.

Der königliche Wille war in der That unmächtig geworden; es war ein Rad, das die Bewegung empfing, statt sie zu verleihen. Der ganze Widerstand von Ludwig XVI. lag in einem Veto, das auf drei Jahre den Vollzug der erlassenen Decrete suspendierte, wenn diese Dekrete dem König nicht genehm waren; dann hörte das Rad auf sich zu drehen und hemmte durch seine Unbeweglichkeit die ganze Maschine.

Abgesehen von dieser Trägheitskraft war das Königthum von Ludwig XIV. Und Heinrich IV, das ganz Initiative unter diesen zwei großen Königen, nur noch eine majestätische Nutzlosigkeit.

Es nahte indessen der Tag, wo der König die Constitution beschwören sollte.

England und die Emigrierten schrieben dem König:

»Gehen Sie unter, wenn es sein muß; erniedrigen Sie sich aber nicht dadurch, daß Sie schwören.«

Leopold und Barnave sagten:

»Schwören Sie immerhin; es wird halten, wer da kann.«

Der König endlich entschied die Frage durch die Phrase:

»Ich erkläre, daß ich in der Constitution keine genügende Mittel der Thätigkeit und der Einheit sehe; da aber die Meinungen über diesen Gegenstand verschieden sind, so willige ich darein, daß die Erfahrung der einzige Richter hierüber sein soll.«

Es fragte sich, an welchem Orte die Constitution dem König zur Annahme vorgelegt werden sollte; in den Tuileries oder in der Nationalversammlung?

Der König schnitt die Schwierigkeit dadurch ab, daß er erklärte, er werde die Constitution da beschwören, wo sie votirt worden sei.

Der vom König bestimmte Tag war der 15. September.

Die Nationalversammlung empfing diese Mitteilung mit einstimmigem Beifallsrufe.

Der König kam zu ihr!

In einem Aufschwunge von Begeisterung erhob sich Lafayette und verlangte eine allgemeine

Amnestie für diejenigen, welche die Flucht des Königs begünstigt zu haben beschuldigt waren.

Die Nationalversammlung beschloß die Amnestie durch Acclamation.

Diese Wolke, welche einen Augenblick den Himmel von Gilbert und Andrée verdüstert hatte, zerstreute sich also, nachdem sie sich kaum gebildet.

Eine Deputation von sechzig Mitgliedern wurde ernannt, um dem König für seinen Brief zu danken.

Der Siegelbewahrer stand auf und eilte fort, um dem König diese Deputation anzukündigen.

An demselben Morgen hatte ein Beschluß den heiligen Geist Orden aufgehoben und den König allein ermächtigt, dieses Band, das Emblem der hohen Aristokratie, zu tragen.

Die Deputation fand den König nur mit dem Kreuze des St. Ludwigs Ordens decoriert, und als Ludwig XVI. wahrnahm, welche Wirkung auf die Abgeordneten die Abwesenheit des blauen Bandes hervorbrachte, sprach er:

»Meine Herren, Sie haben heute Morgen den heiligen Geist-Orden aufgehoben und ihn mir allein vorbehalten; da aber ein Orden, welcher es auch sein mag, in meinen Augen keinen andern Werth hat, als den, mitgeheilt werden zu können, so halte ich ihn von heute an als aufgehoben für mich, wie für die Anderen.«

Die Königin, der Dauphin und Madame Royale blieben bei der Thüre stehen; die Königin bleich, die Zähne an einander gepreßt, alle Fibern bebend; Madame Royale schon leidenschaftlich, heftig, hoffärtig, empfindlich für die vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Demüthigungen; — der Dauphin sorglos wie ein Kind; nur schien er durch sein Lächeln und durch die Bewegung, die er sich gab, eine lebende Person in einer Marmorgruppe zu sein.

Der König hatte ein paar Tage vorher zu Herrn von Montmorin gesagt:

»Ich weiß wohl, daß ich verloren bin. Alles, was man fortan zu Gunsten des Königthums versuchen wird, versuche man für meinen Sohn.«

Ludwig XVI. beantwortete mit einer scheinbaren Aufrichtigkeit die Rede der Deputation.

Als er geendigt hatte, wandte er sich gegen die Königin und die königliche Familie und sprach:

»Hier sind meine Frau und meine Kinder; sie theilen alle meine Gefühle.«

Ja, Frau und Kinder theilten sie, denn als die Deputation, der der König mit einem besorgten, die Königin mit einem gehässigen Blicke folgten, sich entfernt hatte, näherten sich die zwei Gatten einander, Marie Antoinette legte ihre weiße, marmorkalte Hand auf den Arm des Königs und sagte:

»Diese Leute wollen keine Fürsten mehr, Sie reißen die Monarchie Stein um Stein nieder, und aus diesen Steinen machen sie uns ein Grabmahl!«

Sie täuschte sich, die unglückliche Frau! Im Sarge der Armen beerdigt, sollte sie nicht einmal ein Grabmahl haben!

Das aber, worin sie sich nicht täuschte, waren diese Angriffe aller Tage auf das königliche Prärogativ.

Herr von Malonet war Präsident der Nationalversammlung; das war ein Vollblutroyalist, doch er hielt sich für verpflichtet, in Berathschlagung zu bringen, ob die Versammlung stehend oder sitzend bleiben sollte, während der König den Eid sprechen würde.

»Sitzend! sitzend!« rief man von allen Seiten.

»Und der König?« fragte Herr von Malonet.

»Stehend und mit entblößtem Haupte!« rief eine Stimme.

Die ganze Versammlung schauerte.

Diese Stimme war vereinzelt, aber entschieden, stark, klangvoll; es schien die Stimme des Volkes zu sein, die sich nur *allein* hören läßt, um besser gehört zu werden.

Der Präsident erbleichte.

Wer hatte diese Worte gesprochen? Waren sie vom Saale oder von den Tribünen ausgegangen?

Gleichviel! sie hatten eine solche Macht, daß der Präsident genöthigt war, darauf zu antworten.

»Meine Herren,« sprach er, »es gibt keinen Umstand, wo die in Gegenwart des Königs versammelte Nation ihn nicht als ihr Oberhaupt anerkennt. Leistet der König seinen Eid stehend, so verlange ich, daß ihn die Versammlung in derselben Haltung anhört.«

Da ließ sich dieselbe Stimme vernehmen.

»Ich habe ein Amendement vorzuschlagen, das alle Welt in Einklang bringen wird, sagte sie. »Beschließen wir, daß es Herrn von Malonet und Jedem, der diese Stellung vorzieht, erlaubt sein soll, den König auf den Knien anzuhören; lassen Sie uns aber den Antrag aufrecht erhalten.«

Der Antrag wurde beseitigt.

Am Tage nach dieser Discussion sollte der König den Eid leisten.

Der Saal war gedrängt voll; auf den Tribünen war jeder Raum von Zuschauern besetzt.

Um Mittag verkündigte man die Ankunft des Königs.

Der König sprach stehend; die Nationalversammlung hörte stehend; als die Rede gesprochen war, unterzeichnete man die Verfassungsurkunde, und Jedermann setzte sich.

Da erhob sich der Präsident, — es war Thouret — um seine Rede zu halten; doch nach den ersten paar Sätzen, als er sah, daß der König nicht aufstand, setzte er sich auch wieder.

Diese Handlung rief ein gewaltiges Beifallklatschen der Tribünen hervor.

Bei dem mehrere Male wiederholten Beifallklatschen erbleichte der König unwillkürlich.

Er zog sein Schnupftuch aus der Tasche und wischte sich den Schweiß ab, der von seiner Stirne rieselte.

Die Königin wohnte der Sitzung in einer besonderen Loge bei; sie konnte es nicht länger aushalten, stand auf, ging hinaus, warf heftig die Thüre zu und ließ sich wieder nach den Tuilerien führen.

Sie kam in ihre Gemächer zurück, ohne ein einziges Wort, selbst zu ihren Vertrautesten, zu sagen. Seit Charny nicht mehr bei ihr war, schluckte ihr Herz die Galle ein, gab sie aber nicht mehr von sich.

Der König kam eine halbe Stunde nach ihr zurück.

»Die Königin?« fragte er sogleich,

Man bezeichnete ihm, wo sie war.

Ein Huissier wollte ihm vorangehen.

Er hieß ihn durch einen Wink beiseit bleiben, öffnete selbst die Thüren und erschien plötzlich auf der Schwelle des Zimmers, wo sich die Königin befand.

Er war so bleich, so entsetzt, der Schweiß floß in so großen Tropfen von seiner Stirne, daß die Königin, als sie ihn erblickte, rasch aufstand und einen Schrei ausstieß.

»Oh! Sire,« sagte sie, »was ist denn geschehen?« Der König warf sich, ohne zu antworten, in einen Lehnstuhl und brach in ein Schluchzen aus.

»Oh! Madame,« rief er, »warum haben Sie dieser Sitzung beigewohnt? Mußten Sie Zeuge meiner Demüthigung werden? Habe ich Sie hierzu, unter dem Vorwande, Königin zu sein, nach Frankreich kommen lassen?«

Ein solcher Ausbruch von Seiten Ludwigs XVI. war um so herzerreißender, als es eine höchst seltene Erscheinung. Die Königin konnte nicht an sich halten, sie lief auf den König zu und sank vor ihm auf die Kniee.

In diesem Augenblicke machte das Geräusch einer Thüre, die man öffnete, daß sie sich umwandte, Madame Campan trat ein.

Die Königin streckte den Arm gegen sie aus und rief:

»Oh! lassen Sie uns, Campan, lassen Sie uns!«

Madame Campan täuschte sich nicht in dem Gefühle, das die Königin veranlaßte, sie zu entfernen. Sie zog sich ehrerbietig zurück, doch vor der Thüre stehend, hörte sie noch lange die beiden Gatten durch ihr Schluchzen unterbrochene Worte austauschen.

Endlich schwiegen die Sprechenden, das Schluchzen besänftigte sich; nach einer halben Stunde wurde die Thüre wieder geöffnet und die Königin rief selbst Madame Campan.

»Campan,« sagte sie, »übernehmen Sie es, diesen Brief Herrn von Malden zuzustellen; er ist an meinen Bruder Leopold adressirt. Herr von Malden soll unverzüglich nach Wien abreisen; dieser Brief muß vor der Kunde von dem, was heute vorgefallen ist, dort ankommen. Braucht er ein paar hundert Louis d'or, so geben Sie ihm dieselben; ich werde sie Ihnen wiedergeben.«

Madame Campan nahm den Brief und ging hinaus. Zwei Stunden nachher reiste Herr von Malden nach Wien ab.

Das Schlimmste bei Allem dem war, daß man lächeln, schmeicheln, eine heilere Miene haben mußte.

Den ganzen Tag waren die Tuilerien gefüllt von einer zahllosen Menge. Am Abend funkelte die ganze Stadt von Beleuchtungen. Man lud den König und die Königin ein, auf den Champs-Élysées, unter dem Geleite der Adjutanten und der Chefs der Pariser Armee, spazieren zu fahren.

Kaum erschienen sie, als die Rufe: »Es lebe der König!« und: »Es lebe die Königin!« hörbar wurden. Doch in einem Zwischenraume, wo diese Rufe erloschen und der Wagen angehalten hatte, sagte ein Mann mit wildem Gesichte, der mit gekreuzten Armen beim Fußtritte stand:

»Glaubt ihnen nicht! Es lebe die Nation!«

Der Wagen fuhr im Schritt weiter, doch der Mann aus dem Volke stützte seine Hand auf den Schlag, ging beständig neben dem Wagen, und so oft das Volk: »Es lebe der König! es lebe die Königin!« rief, wiederholte er mit seiner scharfen Stimme:

»Glaubt ihnen nicht . . . Es lebe die Nation!«

Die Königin kehrte zurück, das Herz zermalmt von dem unablässigen Hammerstreich, der mit dem periodischen Wesen der Halsstarrigkeit und des Hasses schlug.

Vorstellungen organisirten sich in den verschiedenen Theatern: einmal in der großen Oper, sodann in der Comédie-Française und bei den Italienern.

In der Oper und bei den Français *machte man den Saal*, und der König und die Königin wurden mit einstimmigen Acclamationen empfangen; als man aber dieselben Vorsichtsmaßregeln bei den Italienern nehmen wollte, war es nicht mehr Zeit: das Parterre war schon in Masse gemiethet.

Man begriff, es werde bei den Italienern nicht sein wie in der Oper und in der Comédie Française, und es werde dort wahrscheinlich Lärm geben.

Die Furcht verwandelte sich in Gewißheit, als man sah, wie das Parterre zusammengesetzt war.

Danton, Camille, Desmoulins, Legendre, Santerre nahmen hier die ersten Plätze ein. In dem Augenblicke, wo die Königin in ihre Loge trat, versuchten es die Gallerien, Beifall zu klatschen.

Das Parterre zischte.

Die Königin tauchte mit Angst ihren Blick in diesen vor ihr gähnenden Krater: sie sah, wie durch eine Flammenatmosphäre, Augen voller Zorn und Drohung.

Sie kannte keinen von diesen Menschen von Gesicht, Einige nicht einmal dem Namen nach.

»Mein Gott! was habe ich ihnen denn gethan?« fragte sie sich, indem sie ihre Bangigkeit unter einem Lächeln zu verbergen suchte, »und warum hassen sie mich so?«

Plötzlich heftete sich ihr Blick mit Schrecken auf einen Mann, der an einer der Säulen stand, auf denen die Gallerie ruhte.

Dieser Mann schaute sie mit entsetzlicher Starrheit an.

Es war der Mann vom Schlosse Taverney, der Mann von der Rückkehr von Sèvres, der Mann vom Tuilerien-Garten; es war der Mann mit den drohenden Worten, mit den geheimnißvollen, furchtbaren Handlungen.

Sobald einmal die Augen der Königin auf diesem Manne verweilten, konnten sie sich nicht mehr von ihm abwenden. Er übte auf sie die Zaubermacht, welche die Schlange auf den Vogel übt.

Das Schauspiel fing an; die Königin machte eine Anstrengung, brach den Zauber, und es gelang ihr, den Kopf abzuwenden und auf die Bühne zu schauen.

Man gab die *Unvorhergesehenen Ereignisse* von Grétry.

Doch wie sehr sich Marie Antoinette auch anstrenge, um ihren Geist von dem geheimnißvollen Manne abzuziehen, unwillkürlich und wie durch die Wirkung einer magnetischen Kraft, welche stärker als ihr Wille, wandte sie sich wieder um und schleuderte ihren erschrockenen Blick in dieser einzigen Richtung.

Und der Mann stand unablässig an demselben Platze, — unbeweglich, spöttisch, höhnisch. Das war ein schmerzlicher, unseliger Druck, etwas, im Wachen, dem Aehnliches, was der Alp bei Nacht ist.

Es schwamm eine Art von Elektrizität in der Luft. Diese zwei schwebenden Grimme mußten unfehlbar zusammenstoßen, wie in den Gewittertagen im August zwei von beiden Extremitäten des Horizonts kommende Wolken, und wie diese zwei zusammenstoßenden Wolken den Blitz, wenn nicht gar den Donnerstrahl entfesseln.

Die Gelegenheit bot sich bald.

Madame Dugazon, diese reizende Frau, hatte ein Duett mit dem Tenor zu singen, und in diesem Duett sang sie die Verse:

»Oh! wie lieb' ich meine Herrin!«

Das muthige Geschöpf trat rasch vorne auf die Bühne, erhob die Arme und die Augen zur Königin und warf die verhängnißvolle Herausforderung hin.

Die Königin begriff, daß hier der Sturm war.

Sie wandte sich erschrocken ab, und ihre Augen richteten sich unwillkürlich auf den Mann der Säule.

Sie glaubte ihn ein Zeichen des Befehls machen zu sehen, dem das ganze Parterre gehorchte.

In der That, mit *einer* Stimme, mit einer furchtbaren Stimme rief das Parterre:

»Keinen Herrn mehr! keine Herrin mehr! Freiheit!«

Doch auf diesen Ruf antworteten Logen und Gallerien!

»Es lebe der König! es lebe die Königin! es leben unser Herr und unsere Herrin!«

»Keinen Herrn mehr! keine Herrin mehr! Freiheit! Freiheit! Freiheit!« brüllte zum zweiten Male das Parterre.

Als sodann diese doppelte Kriegserklärung hingeschleudert und angenommen war, begann der Kampf.

Die Königin stieß einen Angstschrei aus und schloß die Augen; sie fühlte nicht mehr die Kraft, in sich, diesen Dämon anzuschauen, der der König der Unordnung, der Geist der Vernichtung zu sein schien.

In demselben Augenblick umschlossen sie die Officiere der Nationalgarde, machten ihr einen Wall aus ihren Leibern und zogen sie aus dem Saale fort.

Doch in den Gängen verfolgte sie unaufhörlich das Geschrei:

»Keinen Herrn mehr! keine Herrin mehr! keinen König mehr! keine Königin mehr!«

Man trug sie ohnmächtig in ihren Wagen.

Es war dies das letzte Mal, daß die Königin ins Theater ging.

Am 30. September erklärte die Nationalversammlung, durch das Organ ihres Präsidenten Thouret, sie habe ihre Mission erfüllt, und schloß ihre Sitzungen.

Wir geben hier mit ein paar Zeilen das Resultat ihrer Arbeiten, welche zwei Jahre und vier Monate gedauert hatten:

Die völlige Desorganisation der Monarchie;
Die Organisation der Volksgewalt;
Die Vernichtung aller adeligen und geistlichen Privilegien;
Zwölfhundert Millionen Assignate dekretiert;
Die Nationalgüter mit Hypotheken beschwert;
Die Glaubensfreiheit anerkannt;
Die klösterlichen Gelübde aufgehoben;
Die geheimen Verhaftsbefehle vernichtet;
Die Gleichheit der öffentlichen Aemter festgestellt;
Die inneren Dounanen unterdrückt;
Die Nationalgarde eingeführt;

Endlich, die Constitution votiert und der Annahme des Königs unterworfen.

Man hätte sehr traurige Vorhersehungen haben müssen, um, — als König oder Königin von Frankreich, — zu glauben, man habe mehr von der Nationalversammlung zu befürchten, welche

zusammentreten sollte, als von der, welche sich aufgelöst.

CXVIII.

Der Abschied von Barnave.

Am 2. Oktober, das heißt, zwei Tage nach der Auflösung der constituierenden Versammlung, zur Stunde, wo er die Königin zu sehen pflegte, wurde Barnave, nicht mehr in das Entresol von Madame Campan, sondern in das Zimmer, welches man das große Cabinet nannte, eingeführt.

Am Abend des Tages, wo der König die Constitution beschworen, waren Schildwachen, Adjutanten von Lafayette aus dem Innern des Schlosses verschwunden und wenn der König nicht wieder mächtig geworden, so war er doch wenigstens wieder frei geworden.

Das war ein kleiner Ersatz für die Demüthigung über die wir ihn sich so bitter bei der Königin haben beklagen sehen.

Ohne öffentlich und mit dem Gepränge einer feierlichen Audienz empfangen zu werden, sollte also Barnave diesmal nicht mehr den Vorsichtsmaßregeln unterworfen sein, welche bis dahin seine Gegenwart in den Tuileries nöthig gemacht hatte.

Er war sehr bleich und schien sehr traurig, diese Traurigkeit und diese Blässe fielen der Königin auf.

Sie empfing ihn stehend, obschon sie wußte, welche Achtung der junge Advocat für sie hegte, und sicher war er würde, wenn sie sich setzte, nicht thun, was der Präsident Thouret gethan hatte, als er sah, daß der König nicht aufstand.

»Nun, Herr Barnave,« sagte sie, »Sie sind wohl zufrieden: der König hat Ihren Rath befolgt und die Constitution beschworen.«

»Die Königin ist sehr gut, daß sie sagt, der König habe meinen Rath befolgt,« erwiderte Barnave, indem er sich verbeugte. »Wäre dieser Rath nicht zugleich der des Kaisers Leopold und des Fürsten Kaunitz gewesen, so würde, Seine Majestät vielleicht mehr gezögert haben diesen Act zu vollbringen, — der einzige indessen, der den König zu retten vermochte, konnte der König . . . «

Barnave hielt inne.

»Konnte der König gerettet werden, nicht wahr mein Herr, das ist es, was Sie sagen wollten?« versetzte die Königin, die Frage ins Gesicht mit dem Muth und wir können sagen, mit der Kühnheit, die ihr eigenthümlich, angreifend.

»Gott behüte mich, Madame, daß ich mich zum Propheten solcher Mißgeschicke mache.

Und dennoch, im Begriffe, Paris zu verlassen, im Begriffe, mich auf immer von der Königin zu entfernen, möchte ich Ihre Majestät weder zu sehr in Verzweiflung bringen, noch ihr zu viel Illusionen lassen.«

»Sie verlassen Paris, Herr Barnave, Sie entfernen sich von mir?«

»Die Arbeiten der Nationalversammlung, deren Mitglied ich war, sind beendet, Madame, und da die Versammlung beschlossen hat, kein Constituierender könne an der gesetzgebenden Versammlung Theil nehmen, so habe ich keinen Grund mehr, in Paris zu bleiben.«

»Nicht einmal den, uns nützlich zu sein, Herr Barnave?«

Barnave lächelte traurig.

»Nicht einmal den, Ihnen nützlich zu sein, Madame, denn in der That, von heute an, oder vielmehr von vorgestern an, kann ich Ihnen nichts mehr nützen.«

»Oh mein Herr,« sprach die Königin, »Sie haben zu wenig Vertrauen zu Ihren Kräften.«

»Ach! nein, Madame, ich beurtheile mich, und ich bin schwach . . . ich wäge mich ab, und ich finde mich leicht . . . Was meine Stärke bildete, eine Stärke, der sich als eines Hebels zu bedienen ich die Monarchie anflehte, das war mein Einfluß auf die Nationalversammlung, meine Herrschaft bei den Jacobinern, das war endlich meine so mühsam erworbene Popularität; doch die Nationalversammlung ist aufgelöst, doch die Jacobiner sind die Feuillants geworden, und ich befürchte sehr, die Feuillants spielen, indem sie sich von den Jacobinern trennen, ein sehr schlimmes Spiel . . . Kurz, meine Popularität . . . «

Barnave lächelte noch trauriger als das erste Mal.

»Kurz, meine Popularität ist verloren!«

Die Königin schaute Barnave an und ein seltsamer, Schimmer, der einem Blitze des Triumphes glich, zuckte in ihren Augen.

»Nun!« sagte sie, »Sie sehen also, daß die Popularität sich verliert.«

Barnave stieß einen Seufzer ans.

Die Königin begriff, daß sie eine von den kleinen Grausamkeiten begangen hatte, welche bei ihr Gewohnheit waren.

In der That, wenn Barnave seine Popularität verloren, wenn ein Monat hierzu genügt hatte, wenn er genöthigt gewesen, das Haupt unter dem Worte von Robespierre zu beugen, wessen Schuld war es? War es nicht die Schuld dieser unseligen Monarchie, welche Alles, was sie berührte, nach dem Abgrunde fortriß, dem sie selbst zulief? war es nicht die Schuld des entsetzlichen Geschickes, das auf Marie Antoinette, wie auf Maria Stuart, eine Art von Engel des Todes machte, der dem Grabe alle diejenigen weihte, denen er erschien?

Sie gehörte daher gewisser Maßen um, und da sie Barnave dafür Dank wußte, daß er mit einem einfachen Seufzer geantwortet hatte, während er mit den niederschmetternden Worten: »Für wen habe ich meine Popnlarität verloren, Madame, wenn nicht für Sie?« hätte antworten können, so sagte sie:

»Doch nein, Sie reisen nicht ab, nicht wahr, Herr Barnave?«

»Gewiß,« erwiderte Barnave, »wenn die Königin mir zu bleiben befiehlt, so werde ich bleiben, wie unter der Fahne ein Soldat bleibt, der seinen Abschied hat, und den man für die Schlacht behält; doch wenn ich bleibe, wissen Sie, was geschehen wird, Madame? Statt schwach zu sein, werde ich Verräter werden!«

»Wie so, mein Herr?« fragte die Königin leicht verletzt; »erklären Sie sich, ich verstehe Sie nicht.«

»Erlaubt mir die Königin, sie wohl vor die Lage, nicht nur in der sie sich befindet, sondern in der sie sich befinden wird, zu stellen?«

»Thun Sie das, mein Herr; ich bin gewohnt, die Abgründe zu sondieren, und wenn ich leicht empfänglich für den Schwindel wäre, so müßte ich längst hinabgestürzt sein.«

»Die Königin betrachtet vielleicht die Nationalversammlung, die sich zurückzieht, als ihre Feindin?«

»Unterscheiden wir, Herr Barnave; in dieser Versammlung habe ich Freunde gehabt; doch Sie

werden nicht leugnen, daß die Majorität dieser Versammlung dem Königthum feindlich gesinnt war.«

»Madame,« erwiderte Barnave, »die Nationalversammlung hat nur einen Act der Feindseligkeit gegen den König und Sie begangen: das war an dem Tage, wo beschlossen wurde, keines ihrer Mitglieder könne an der gesetzgebenden Versammlung Theil nehmen.«

»Ich verstehe Sie nicht recht: erklären Sie mir das,« sagte die Königin mit einem Lächeln des Zweifels.

»Das ist ganz einfach: sie hat den Schild vom Arme Ihrer Freunde gerissen.«

»Und, wie mir scheint, auch ein wenig das Schwert aus den Händen meiner Feinde.«

»Ach! Madame, Sie täuschen sich dieser Streich kommt von Robespierre, und er ist furchtbar wie Alles, was von diesem Menschen kommt! Vor Allem wirft er Sie, der neuen Versammlung gegenüber, ins Unbekannte. Bei den Constituierenden wußten Sie, wen Sie zu bekämpfen hatten, was Sie zu bekämpfen hatten; bei den Legislativen ist ein neues Studium zu machen. Dann bemerken Sie wohl, Madame, indem er beantragte, daß Keiner von uns wiedergewählt werden könne, wollte Robespierre Frankreich in die Alternative versetzen, entweder die Schicht zu nehmen, die über uns ist, oder die Schicht, die unter uns ist. Ueber uns existirt nichts mehr; die Emigration hat Alles desorganisiert, und selbst angenommen, der Adel sei in Frankreich geblieben, — nicht unter den Adeligen würde das Volk seine Vertreter suchen. Unter uns, es mag sein! *unter* uns hat das Volk seine Abgeordneten genommen: dann wird die ganze Versammlung demokratisch sein; es wird Nuancen bei dieser Demokratie geben, nichts Anderes!«

Man sah ans dem Gesichte der Königin, daß sie mit tiefer Aufmerksamkeit der Demonstration von Barnave folgte und, da sie allmähig begriff, zu erschrecken anfang.

»Ich habe sie gesehen, diese Abgeordneten,« fuhr Barnave fort, »denn schon seit drei bis vier Tagen strömen Sie nach Paris; ich habe besonders diejenigen gesehen, welche von Bordeaux kommen.

Es sind fast lauter Menschen ohne Namen, die es aber drängt, sich einen zu machen, um so mehr drängt, als sie jung sind. Abgesehen von Condorcet, Brissot und einigen Anderen, sind die Aeltesten von ihnen kaum dreißig Jahre alt. Das ist die Thronbesteigung der das reifere Alter verjagenden und die Tradition entthronenden Jugend. Keine weiße Haar mehr! ein neues Frankreich wird mit schwarzen Haaren im Rathe der Gesetzgeber sitzen.«

»Und Sie glauben, mein Herr, wir haben mehr von denjenigen, welche kommen, als von denen, welche gehen, zu befürchten?«

»Ja, Madame, denn diejenigen, welche kommen, kommen bewaffnet mit einem Mandat! den Krieg gegen die Adeligen und die Priester führen! Was den König betrifft; man spricht sich noch nicht über ihn aus, man wird sehen . . . Will er sich damit begnügen, daß er executive Gewalt ist, so wird man ihm vielleicht die Vergangenheit verzeihen.«

»Wie!« rief die Königin, »wie! ihm die Vergangenheit verzeihen? . . . Ich denke, es wäre am König, zu verzeihen!«

»Das ist es gerade; Sie sehen, hierüber wird man sich nie verständigen: diejenigen, welche kommen, — und Sie werden leider den Beweis hiervon erhalten, — werden nicht einmal die heuchlerische Schonung der Abgehenden beobachten! . . . Für sie, — ich weiß das von einem Abgeordneten der Gironde, einem meiner Collegen Namens Vergniaud, — für sie ist der König

der Feind!«

»Der Feind?« versetzte die Königin ganz erstaunt.

»Ja, Madame,« wiederholte Barnave, »der Feind! das heißt, der freiwillige oder unfreiwillige Mittelpunkt aller inneren und äußeren Feinde; ach! ja, man muß es wohl zugestehen, — und sie haben nicht ganz Unrecht, diese Neukommenden, welche eine Wahrheit entdeckt zu haben glauben, während ihnen kein anderes Verdienst gebührt, als daß sie laut sagen, was Ihre heftigsten Gegner nicht leise zu sagen wagten.«

»Feind?« wiederholte die Königin; »der König Feind seines Volkes? Oh! Herr Barnave, das ist eine Sache, die Sie mich nicht nur nie zuzugeben bewegen werden, sondern die Sie mich auch nie werden begreifen machen!«

»Es ist dennoch die Wahrheit, Madame; Feind von Natur, Feind von Temperament! Nicht wahr, vor drei Tagen hat er die Constitution angenommen?«

»Ja; nun?«

»Nun, als er, der König, hierher zurückkam, war ihm übel vor Zorn, und am Abend schrieb er an den Kaiser.«

»Ei! warum sollen wir denn solche Demüthigungen ertragen?«

»Ah! Madame, Sie sehen es wohl: Feind, unseliger Weise Feind. Freiwilliger Feind, denn von Herrn de la Vauguyon, dem General der Jesuiten-Partei, erzogen, hat der König sein Herz in der Hand der Priester, welche die Feinde der Nation sind! unfreiwilliger Feind, denn er ist das gezwungene Haupt der Gegenrevolution; und nehmen Sie sogar an, er verlasse Paris nicht, so ist er doch in Koblenz mit der Emigration, in der Vendée mit den Priestern, in Wien und in Preußen mit seinen Verbündeten Leopold und Friedrich. Der König thut nichts . . . ich gebe zu, daß er nichts thut, Madame,« sprach Barnave traurig; »nun wohl! in Ermangelung seiner Person, beutet man seinen Namen aus: in der Hütte, auf der Kanzel, im Schlosse ist es der arme König, der gute König, der fromme König! so daß man der Herrschaft der Revolution eine erschreckliche Revolte entgegensetzt: die Revolte des Mitleids.«

»Wirklich, Herr Barnave, sind Sie es, der mir diese Dinge sagt, und sind Sie nicht der Erste gewesen, der uns beklagte?«

»Oh! Ja, Madame, ich beklage Sie, ja, ich beklage Sie noch, und zwar aufrichtig! doch es findet der Unterschied zwischen mir und denjenigen, von welchen ich spreche, statt, daß diese Sie beklagen, um Sie ins Verderben zu stürzen, und daß ich Sie beklage, um Sie zu retten.«

»Aber, mein Herr, ist unter denjenigen, welche kommen und, wenn man Ihnen glauben muß, kommen, um einen Vernichtungskrieg gegen uns zu führen, zum Voraus etwas ausgemacht, ein Plan festgestellt?«

»Nein, Madame, und ich habe bis jetzt nur unbestimmte Ansinnungen in Erfahrung gebracht: die Unterdrückung des Titels *Majestät* für die Eröffnungssitzung; statt des Thrones ein einfaches Fauteuil links vom Präsidenten . . . «

»Sehen Sie hierin etwas mehr als in der Handlung von Herrn Thouret, der sich setzte, weil der König saß?«

»Das ist wenigstens ein neuer Schritt vorwärts, statt ein Schritt rückwärts zu sein . . . Dann ist noch das Erschreckliche, Madame, daß Lafayette und Bailly ersetzt werden sollen!«

»Oh! was diese betrifft,« erwiderte lebhaft die Königin, »ich bedaure ihren Verlust nicht.«

»Und Sie haben Unrecht, Madame, Herr Bailly und Herr von Lafayette sind Ihre

Freunde . . . «

Die Königin lächelte bitter.

»Ihre Freunde, Madame! Ihre letzten Freunde vielleicht! Seien Sie also behutsam mit ihnen; haben sie einige Popularität gerettet, so benützen Sie dieselbe, beeilen Sie sich aber: ihre Popularität wird bald auswandern, wie es die meinige gethan hat.«

»Am Ende von Allem dem, mein Herr, zeigen Sie mir den Abgrund, Sie führen mich bis an seinen Krater, Sie lassen mich eine Tiefe ermessen, doch Sie sagen mir nicht das Mittel, ihn zu vermeiden.«

Barnave blieb einen Augenblick stumm.

Dann stieß er einen Seufzer aus und sprach:

»Ach! Madame, warum hat man Sie auf der Straße von Montmédy verhaftet!«

»Gut!« sagte die Königin, »nun billigt Herr Barnave die Flucht nach Varennes!«

»Ich billige sie nicht, Madame, denn die Lage, in der Sie sich heute befinden, ist die natürliche Folge dieser Flucht; da aber diese Flucht eine solche Folge haben sollte, so beklage ich, daß sie nicht besser abgelaufen ist.«

»So, daß heute Herr Barnave, Mitglied der Nationalversammlung, von dieser Versammlung mit den Herren Pétion und Latour-Maubourg abgesandt, um den König und die Königin nach Paris zurückzuführen, es beklagt, daß der König und die Königin nicht im Auslande sind?«

»Oh! verstehen wir uns recht, Madame; derjenige, welcher dies beklagt, ist nicht das Mitglied der Nationalversammlung, es ist nicht der College der Herren Latour-Maubourg und Pétion; es ist der arme Barnave, der nichts mehr ist, als Ihr unterthäniger Diener, bereit, Sie sein Leben, das heißt: Alles, was er besitzt, zu geben.«

»Ich danke, mein Herr,« sprach die Königin; »der Ausdruck, mit dem Sie mir dieses Anerbieten machen, beweist mir, daß Sie der Mann wären, es zu halten; doch ich hoffe, ich werde keine solche Aufopferung von Ihnen zu verlangen haben.«

»Desto schlimmer für mich,« versetzte einfach Barnave.

»Warum desto schlimmer?«

»Ja, soll ich einmal fallen, so hätte ich wenigstens gern kämpfend fallen mögen, während Folgendes geschehen wird: in der Tiefe meines Dauphiné, wo ich Ihnen, unnütz sein werde, werde ich wohl mehr noch Wünsche für die junge und schöne Frau, für die zärtliche und hingebende Mutter, als für die Königin hegen; dieselben Fehler, welche die Vergangenheit gemacht haben, werden die Zukunft vorbereiten; Sie werden auf eine fremde Hilfe rechnen, welche nicht, ankommen oder zu spät kommen wird; die Jacobiner werden die Gewalt in der Nationalversammlung und außerhalb derselben an sich reißen; Ihre Freunde werden Frankreich verlassen, um der Verfolgung zu entfliehen; diejenigen, welche bleiben, werden verhaftet, eingekerkert werden: ich werde zu diesen gehören, denn ich will nicht fliehen! Dann wird man mich richten, verurtheilen; mein dunkler Tod wird Ihnen vielleicht unnütz, sogar unbekannt sein, oder wenn das Gerücht von diesem Tode zu Ihnen gelangt, bin ich eine so geringe Unterstützung für Sie gewesen, daß Sie die paar Stunden, während welcher ich Ihnen nützlich sein zu können hoffen durste, werden vergessen haben.«

»Herr Barnave,« sprach die Königin mit großer Würde, »ich weiß durchaus nicht, welches Loos die Zukunft dem König und mir vorbehält; was ich aber weiß, ist, daß die Namen der Menschen, die uns Dienste geleistet haben, gewissenhaft in unser Gedächtniß eingetragen sind,

und daß nichts von Dem, was diesen Glückliches oder Unglückliches begegnen mag, uns fremd sein wird . . . Mittlerweile, Herr Barnave: vermögen wir etwas für Sie?«

»Viel . . . Sie persönlich, Madame, Sie können mir beweisen, daß ich kein ganz werthloses Wesen in Ihren Augen war.«

»Und was muß ich zu diesem Ende thun?«

Barnave setzte ein Knie auf die Erde.

»Mir Ihre Hand zu küssen geben, Madame.«

Eine Thräne trat an die trockenen Augenlider von Marie Antoinette; sie streckte gegen den jungen Mann diese weiße, kalte Hand aus, welche im Zeitraume eines Jahres die beredtesten Lippen der Nationalversammlung: die von Mirabeau und von Barnave, küssen sollten.

Barnave berührte sie nur leicht; man sah, daß der arme Wahnsinnige befürchtete, wenn er seine Lippen auf diese schöne Marmorhand drücke, könne er sich nicht mehr davon losmachen.

Dann erhob er sich und sprach:

»Madame, ich werde nicht so hoffärtig sein, zu Ihnen zu sagen: »»Die Monarchie ist gerettet!«« doch ich sage Ihnen: »»Ist die Monarchie verloren, so Ist derjenige, welcher nie die Gunst, die ihm eine Königin bewilligt hat, vergessen wird, mit ihr verloren!««

Und er verbeugte sich vor der Königin und ging ab.

Marie Antoinette schaute ihm, während er sich entfernte, seufzend nach, und als die Thüre hinter Barnave geschlossen war, sagte sie:

»Arme, leere Citrone! sie haben nicht viel Zeit gebraucht, um von Dir nur die Schale übrig zulassen! . . . «

CXIX.

Das Schlachtfeld.

Wir haben die entsetzlichen Ereignisse, welche auf dem Marsfelde am Nachmittag des 17. Juli 1791 vorgefallen waren, zu schildern versucht; suchen wir einen Begriff von dem Schauspiele zu geben, das die Scene bot, nachdem wir den Lesern das Drama, das hier gespielt worden, und dessen Hauptchauspieler Bailly und Lafayette gewesen waren, vor die Augen gestellt haben.

Dieses Schauspiel war es, was einen als Officier der Nationalgarde gekleideten jungen Mann ergriff, der, aus der Rue Saint-Honoré ausmündend, über den Pont Louis XV. gegangen war und durch die Rue de Grenelle nach dem Marsfelde kam.

Dieses Schauspiel, — das bei zwei Dritteln seiner zunehmenden Periode ein Mond beleuchtete, der sich zwischen schweren schwarzen Wolken hinrollend von Zeit zu Zeit in diesen verlor, — war unheimlich anzusehen.

Das Marsfeld hatte den Anblick eines Schlachtfeldes bedeckt mit Tobten und Verwundeten, unter denen wie Schatten Menschen umherirrten, welche beauftragt waren, die Todten in die Seine zu werfen und die Verwundeten nach dem Militärhospital des Gros-Cailou zu bringen.

Der junge Mann, dem wir von der Rue Saint-Honoré an folgen, blieb einen Augenblick beim Eingange des Marsfeldes stehen, faltete die Hände mit einer Gebärde naiven Schreckens und murmelte:

»Jesus Gott! die Sache ist also noch schlimmer gewesen, als man mir gesagt hat!«

Sodann, als er einige Minuten die seltsame Operation, welche man hier vollbrachte, angeschaut hatte, ging er auf zwei Männer zu, die er einen Leichnam nach der Seine tragen sah, und fragte sie:

»Bürger, wollt Ihr mir wohl sagen, was Ihr mit diesem Menschen macht?«

»Folge uns, und Du wirst es sehen,« antworteten die zwei Männer.

Der junge Officier folgte ihnen.

Als sie die hölzerne Brücke erreicht hatten, schaukelten die zwei Männer den Leichnam, indem sie: »Eins, zwei, drei!« zählten, und bei drei warfen sie den Körper in die Seine.

Der junge Mann stieß einen Schreckenschrei aus.

»Aber was macht Ihr denn da, Bürger?« fragte er.

»Sie sehen es wohl, mein Officier,« antworteten die zwei Männer; »wir räumen den Boden ab.«

»Und Ihr habt Befehle, um so zu handeln?«

»Offenbar.«

»Von wem?«

»Von der Municipalität.«

»Oh!« machte der junge Mann erstaunt.

Dann, nach einem Augenblicke des Stillschweigens und nachdem er mit ihnen auf das Marsfeld zurückgekehrt war:

»Habt Ihr schon viele Leichname in die Seine geworfen?«

»Fünf oder sechs,« antwortete einer von den zwei Männern.

»Verzeiht, Bürger,« sagte der junge Mann, »ich habe ein großes Interesse bei der Frage, die ich an Euch thun will: habt Ihr unter den fünf bis sechs Leichnamen einen Mann bemerkt, sechsundvierzig bis achtundvierzig Jahre alt, ungefähr fünf Fuß sechs Zoll groß untersetzt, kräftig, halb Bauer, halb Bürger?«

»Bei meiner Treue,« erwiderte einer von den Männern, »wir haben nur eine Bemerkung zu machen: ob die Leute, die hier liegen, todt oder lebendig sind; sind sie todt, so werfen wir sie in den Fluß, sind sie nicht todt, so bringen wir sie nach dem Hospital des Gros-Cailou.«

»Ah!« sprach der junge Mann, »einer meiner Freunde ist nicht nach Hanse zurückgekommen, und da man mir gesagt hat, man habe ihn einen Theil des Tages hier gesehen, so befürchtete ich, er sei unter den Verwundeten oder den Todten.«

»Ei!« erwiderte einer von den Trägern, der einen Leichnam rüttelte, indeß ihn der andere mit einer Laterne beleuchtete, »war er hier, so ist er wahrscheinlich noch hier; ist er nicht nach Hause gekommen, so wird er wahrscheinlich nicht mehr kommen.«

Und der Mann der Municipalität rüttelte doppelt stark den zu seinen Füßen liegenden Körper und rief:

»He! bist Du todt oder lebst Du? Bist Du nicht todt, so suche zu antworten.«

»Oh! dieser ist es wohl!« sagte der Zweite; »er hat eine Kugel mitten in die Brust bekommen.«

»In den Fluß also!« versetzte der Erste.

Und die zwei Männer hoben den Leichnam auf und schlugen wieder den Weg nach der Brücke ein.

»Bürger,« sprach der Officier, »Ihr braucht Eure Laterne nicht, um diesen Menschen ins Wasser zu werfen: habt die Gefälligkeit, sie mir einen Augenblick zu leihen; während Ihr Euren Gang macht, suche ich meinen Freund.«

Die Träger gewährten die Bitte, und die Laterne ging in die Hände des jungen Officiers über; dieser begann seine Nachforschung mit einer Sorgfalt und mit einem Ausdrücke der Physiognomie, woran zu erkennen, daß er dem Todten oder dem Verwundeten, den er suchte, einen Titel gegeben, der nicht nur von seinen Lippen, sondern auch aus seinem Herzen kam,

Zehn bis zwölf ebenfalls mit Laternen versehene Menschen waren wie er mit der traurigen Nachforschung beschäftigt.

Von Zeit zu Zeit, mitten unter dem Stillschweigen, — denn die erschreckliche Feierlichkeit des Schauspiels schien beim Anblicke des Todes die Stimme der Lebenden zu ersticken, — von Zeit zu Zeit, mitten unter dem Stillschweigen, durchzog ein mit lauter Stimme ausgesprochener Name den Raum.

Zuweilen antwortete eine Klage, ein Stöhnen, ein Schrei auf diesen Namen; am öftesten aber erhielt er nur ein unheimliches Schweigen zur Antwort! Der junge Officier, nach einem Zögern, als wäre seine Stimme durch eine gewisse Angst gefesselt, folgte endlich dem Beispiel, das man ihm gab, und rief dreimal:

»Herr Billot! . . . Herr Billot! . . . Herr Billot! . . . «

Doch keine Stimme antwortete ihm.

»Oh! er ist sicherlich todt!« murmelte er, während er mit seinem Aermel die Thränen abwischte, die seinen Augen entfloßen. »Armer Herr Billot!«

In diesem Augenblicke gingen zwei Männer, einen Leichnam nach der Seine tragend, an ihm vorüber.

»Ei!« sagte derjenige, welcher den Rumpf hielt und folglich am nächsten beim Kopfe war, »ich glaube, unser Leichnam hat einen Seufzer von sich gegeben!«

»Gut!« versetzte der Andere lachend, »wenn man auf alle diese Bursche hören wollte, so gäbe es nicht einen Todten.«

»Bürger,« sprach der Officier, »ich bitte, laßt mich den Mann sehen, den Ihr tragt.«

»Oh! gern, mein Officier,« antworteten die beiden Träger.

Und sie setzten den Körper auf sein Hintertheil, da mit es dem Officier leichter würde, sein Gesicht zu beleuchten.

Der junge Mann näherte seine Laterne und stieß einen Schrei ans.

Trotz der furchtbaren Wunde, die ihn entstellte, glaubte er den Menschen, den er suchte, erkannt zu haben.

Nur fragte es sich, war er todt oder lebte er?

Demjenigen, welcher schon den halben Weg zu seinem feuchten Grabe gemacht hatte, war, der Kopf durch einen Säbelhieb gespalten. Die Wunde war, wie gesagt, erschrecklich; sie hatte die ganze behaarte Haut! vom linken Seitenmandsbeine losgemacht, so daß sie über die Backe herabhing und den Knochen des Schädels entblößt ließ; die Schlafpulsader war durchschnitten worden, und der ganze Leib des Verwundeten oder des Todten war von Blut überströmt.

Auf der Seite der Wunde war er unkenntlich.

Der Officier hielt mit einer zitternden Hand die Laterne auf die andere Seite.

»Oh! Bürger,« rief er, »er ist es! . . es ist der, welchen ich suche: es ist Herr Billot.«

»Ah! Teufel!« versetzte einer von den beiden Trägern. »Nun, er ist ein wenig beschädigt, Ihr Herr Billot!«

»Saget Ihr nicht, er habe einen Seufzer von sich gegeben?«

»Ich glaubte es wenigstens zu hören.«

»Dann thut mir einen Gefallen . . . «

Der Officier zog einen kleinen Thaler aus der Tasche.

»Welchen?« fragte der Träger voll guten Willens beim Anblicke des Geldstückes.

»Lauft zum Flusse und holt Wasser in Eurem Hute.«

»Gern.«

Der Mann lief nach der Seine zu. Der junge Officier hatte seinen Platz eingenommen und hielt den Verwundeten.

Nach fünf Minuten kam der Bote zurück.

»Sprengt ihm Wasser ins Gesicht,« sagte der junge Mann.

Der Träger gehorchte; er benetzte seine Hand im Hute, schüttelte sie, wie man es mit einem Weihwedel thut, und besprengte das Gesicht des Verwundeten.

»Er hat geschauert!« rief der junge Mann, der den Sterbenden in seinen Armen hielt; »er ist nicht todt! . . . Oh! lieber Herr Billot, welch ein Glück, daß ich hierher gekommen bin!«

»Ja, bei meiner Treue, das ist ein Glück!« sagten die zwei Männer; »noch zwanzig Schritte, und Ihr Freund kam in den Netzen von Saint-Cloud zu sich.«

»Besprengt ihn noch einmal mit Wasser.«

Der Träger wiederholte die Operation; der Verwundete schauerte und gab einen Seufzer von sich.

»Ah! ah!« sagte der zweite Träger, »er ist offenbar nicht todt.«

»Nun, was machen wir mit ihm?«

»Helft mir ihn nach der Rue Saint-Honoré zum Herrn Doctor Gilbert transportiren, und Ihr sollt eine gute Belohnung bekommen!« erwiderte der junge Mann.

»Wir können nicht.«

»Warum nicht?«

»Wir haben Befehl, die Todten in die Seine zu werfen und die Verwundeten nach dem Hospital des Gros-Cailou zu bringen . . . Da er behauptet, er sei nicht todt und wir ihn folglich nicht in die Seine werfen können, so müssen wir ihn nach dem Hospital tragen.«

»Nun, so tragen wir ihn nach dem Hospital, und zwar so rasch als möglich,« sagte der junge Mann.

Er schaute rings umher.

»Wo ist das Hospital?«

»Ungefähr dreihundert Schritte von der Ecole Militaire.«

»Es ist also dort?«

»Ja.«

»Wir haben über das ganze Marsfeld zu gehen?«

»Der Länge nach.«

»Mein Gott! habt Ihr denn keine Tragbahre?«

»Ei! das findet sich wohl,« antwortete der zweite Träger; »das ist wie Wasser, und mit einem zweiten kleinen Thaler . . . «

»Ganz richtig!« versetzte der junge Mann, »Ihr habt nichts bekommen . . . Hier ist ein zweiter kleiner Thaler: findet nur eine Tragbahre.«

Nach zehn Minuten war die Tragbahre gefunden.

Der Verwundete wurde auf einer Matratze darauf gelegt; die zwei Träger ergriffen die Gabeln, und der traurige Zug wanderte nach dem Hospitale vom Gros-Cailou, escortirt von dem jungen Manne, der mit seiner Laterne in der Hand am Kopfe des Verwundeten ging.

Es war etwas Gräßliches, dieser nächtliche Marsch auf einem von Blut überströmten Boden, mitten unter unbeweglichen, starren Leichen, an die man auf jedem Schritte stieß, oder Verwundeten, die sich aufrichteten, um nach Hilfe rufend wieder niederzufallen.

Nach einer Viertelstunde schritt man über die Schwelle des Hospitals vom Gros-Cailou.

CXX.

Das Hospital vom Gros-Cailou.

Zu jener Zeit waren die Hospitäler und besonders die Militärhospitäler entfernt nicht organisiert, wie sie es heute sind.

Man wird sich also nicht wundern über die Unruhe, die im Hospital vom Gros-Cailou herrschte, und über die ungeheure Unordnung, die sich der Erfüllung der Verordnungen der Wundärzte entgegenstellte.

Das Erste, woran es gemangelt, waren Betten. Man hatte sodann die Matratzen der Einwohner der umliegenden Straßen in Beschlag genommen.

Diese Matratzen wurden auf den Boden und sogar in den Hof gelegt; auf jeder derselben war ein Verwundeter, Hilfe erwartend, und die Wundärzte fehlten wie die Matratzen, und waren noch schwieriger zu finden.

Der Officier, — in welchem unsere Leser sicherlich Unsern alten Freund Pitou erkannt haben, — bewirkte gegen zwei weitere kleine Thaler, daß man ihm die Matratze der Tragbahre überließ, so daß Billot ziemlich sanft im Hofe des Hospitals gebettet wurde.

Pitou, der von der Lage mindestens das Wenige, was sie Gutes hatte, nehmen wollte, hatte den Verwundeten so nahe als möglich bei der Thüre unterbringen lassen, um sich auf seinem Wege des ersten Wundarztes, der aus- oder eingehen würde, bemächtigen zu können.

Er hatte große Lust, in den Sälen umherzulaufen und einen um jeden Preis herbeizuführen: doch er wagte es nicht, den Verwundeten zu verlassen; er befürchtete, unter dem Vorwande, dieser sei todt, — man konnte sich hierüber ohne schlechte Absicht täuschen, — werde Einer die Matratze nehmen und den vorgeblichen Leichnam auf das Pflaster des Hofes werfen.

Pitou war seit einer Stunde da und hatte mit kräftiger Stimme den paar Wundärzten gerufen, die er hatte vorübergehen sehen, ohne daß Einer ihm ans seinen Ruf geantwortet, als er einen schwarz gekleideten Mann erblickte; dieser Mann, dem zwei Krankenwärter leuchteten, besuchte eines nach dem andern alle die Sterbelager.

Je mehr der schwarz gekleidete Mann gegen Pitou vorrückte, desto mehr glaubte ihn dieser zu erkennen; bald hörten alle seine Zweifel ans, und Pitou, der es wagte, sich ein paar Schritte vom Verwundeten zu entfernen, um sich eben so viel dem Arzte zu nähern, rief mit aller Gewalt seiner Lunge:

»He! hierher, Herr Gilbert, hierher!«

Der Arzt, — es war in der That Gilbert, — lief auf seine Stimme herbei.

»Ah! Du bist es, Pitou?« sagte er.

»Mein Gott! ja, Herr Gilbert.«

»Hast Du Billot gesehen?«

»Ei! hier ist er,« antwortete Pitou, indem er auf den Verwundeten deutete, der immer unbeweglich da lag.

»Ist er todt?« fragte der Doctor.

»Ach! lieber Herr Gilbert, ich hoffe, nein; doch ich verberge Ihnen nicht, daß es gar nicht gut bei ihm steht.«

Gilbert näherte sich der Matratze, und die zwei Krankenwärter, die ihm folgten, beleuchteten das Gesicht des Verwundeten.

»Es ist am Kopfe, Herr Gilbert,« sagte Pitou, »es ist am Kopfe! Der arme Herr Billot! Der Kopf ist ihm bis an den Kinnbacken gespalten.«

Gilbert betrachtete die Wunde aufmerksam.

»Die Wunde ist allerdings bedeutend,« murmelte er.

Und sich an einen der zwei Krankenwärter wendend, fügte er bei:

»Ich brauche ein besonderes Zimmer für diesen Mann, der einer meiner Freunde ist.«

Die zwei Krankenwärter beriethen sich.

»Es gibt kein besonderes Zimmer,« sagten sie, »doch die Weißzeugkammer ist da.«

»Vortrefflich!« versetzte Gilbert, »tragen wir ihn nach der Weißzeugkammer.«

Man hob den Verwundeten so sachte als möglich auf, doch wie behutsam man auch zu Werke ging, es entschlüpfte ihm ein Seufzer.

»Ah!« sprach Gilbert, »nie hat ein Ausruf der Freude mir ein Vergnügen gemacht, wie dieser Seufzer des Schmerzes! Er lebt: das ist die Hauptsache.«

Billot wurde nach der Weißzeugkammer gebracht und auf das Bett von einem der Angestellten gelegt; dann nahm Gilbert sogleich den Verband vor.

Die Schlapfader war durchschnitten, und hierdurch war ein ungeheurer Blutverlust erfolgt; doch dieser Blutverlust hatte die Ohnmacht herbeigeführt, und die Bewegungen des Herzens vermindert, hatte die Ohnmacht den Blutfluß gehemmt.

Die Natur halte dies sogleich benützt, um einen Blutklumpen zu bilden, durch den die Pulsader geschlossen wurde.

Mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit unterband Gilbert zuerst die Arterie mittelst eines seidenen Fadens; dann wusch er das Fleisch und vereinigte es wieder auf dem Knochen. Die Frische des Wassers und vielleicht auch die durch den Verband verursachten lebhafteren Schmerzen machten, daß Billot die Augen öffnete und ein paar Worte breiig und ohne Folge sprach.

»Es hat eine Gehirnerschütterung stattgefunden,« murmelte Gilbert.

»Sobald er aber nicht todt ist, werden Sie ihn retten, nicht wahr, Herr Gilbert?« fragte Pitou.

Gilbert lächelte traurig und erwiderte:

»Ich werde mich bemühen; doch Du hast abermals gesehen, mein lieber Pitou, daß die Natur ein viel geschickterer Wundarzt ist, als Einer von uns.«

Gilbert vollendete sodann den Verband. Nachdem die Haare so viel als möglich abgeschnitten waren, vereinigte er die zwei Ränder der Wunde, befestigte sie mit Heftpflasterstreifen, und befahl, dafür zu sorgen, daß der Kranke fast sitzend mit dem Rücken und nicht mit dem Kopfe an die Kissen angelehnt werde.

Erst nachdem diese ganze Arbeit gethan war, fragte er Pitou, wie er nach Paris gekommen, und wie er, nachdem er nach Paris gekommen, gerade zu rechter Zeit hier gewesen, um Billot Hilfe zu leisten.

Die Sache war sehr einfach: seit dem Verschwinden von Catherine und dem Abgange ihres

Mannes war die Mutter Billot, die wir unsern Lesern nie als einen sehr starken Geist gegeben haben, in eine Art von Blödsinn verfallen, der beständig zugenommen. Sie lebte jedoch auf eine ganz mechanische Art, und jeden Tag spannte sich ab oder brach eine neue Feder der armen menschlichen Maschine; allmählig wurden ihre Worte seltener; dann sprach sie am Ende gar nicht mehr, und legte sich auch nicht mehr zu Bette; und der Doctor Raynal erklärte, es gebe nur Eines auf der Welt, was die Mutter Billot dieser tödtlichen Erstarrung entziehen könnte: der Anblick ihrer Tochter.

Sogleich erbot sich Pitou, nach Paris zu gehen, oder er reiste vielmehr ab, ohne sich zu erbieten.

Bei den langen Beinen des Kapitäns der Nationalgarde von Haramont waren die achtzehn Meilen, welche die Heimath von Demoustier von der Hauptstadt trennen, nur ein Spaziergang.

Pitou war in der That um vier Uhr Morgens abgegangen und zwischen halb acht Uhr und acht Uhr Abends in Paris angelangt.

Pitou schien prädestinirt, für die großen Ereignisse nach Paris zu kommen.

Das erste Mal war er gekommen, um der Einnahme der Bastille beizuwohnen und daran Theil zu nehmen; das zweite Mal, um der Föderation von 1790 beizuwohnen; das dritte Mal kam er am Tage der Metzelei auf dem Marsfelde.

Er fand Paris auch ganz im Aufruhr; das war übrigens der Zustand, in welchem er Paris zu sehen die Gewohnheit hatte.

Schon bei den ersten Gruppen, auf die er stieß, erfuhr er, was auf dem Marsfelde vorgefallen.

Bailly und Lafayette hatten auf das Volk schießen lassen; das Volk verfluchte mit voller Lunge Bailly und Lafayette.

Pitou hatte sie als Götter und angebetet verlassen! Er fand sie wieder von ihren Altären gestürzt und verflucht: er begriff durchaus nichts hiervon.

Er begriff nur, daß auf dem Marsfelde Kampf, Metzelei wegen einer patriotischen Petition stattgefunden, und daß Gilbert und Billot dort sein mußten.

Obgleich Pitou, wie man gewöhnlich sagt, seine achtzehn Meilen im Leibe hatte, verdoppelte er doch den Schritt und kam nach der Rue Saint-Honoré und in die Wohnung von Gilbert.

Der Doctor war nach Hanse zurückgekehrt, Billot hatte man aber nicht gesehen.

Das Marsfeld war übrigens, wie der Diener sagte, der Pitou diese Auskunft gab, mit Todten und Verwundeten bestreut; Billot befand sich vielleicht unter den Einen oder den Andern.

Das Marsfeld mit Todten und Verwundeten bedeckt! Diese Kunde setzte Pitou nicht minder in Erstaunen, als ihn die von Bailly und Lafayette, den zwei Idolen des Volks, welche auf das Volk geschossen, in Erstaunen gesetzt hatte.

Das Marsfeld mit Todten und Verwundeten bedeckt! Pitou konnte sich das nicht vorstellen. Dieses Marsfeld, das er, Einer der Zehntausend, hatte nivelliren helfen, das ihm die Erinnerung voller Illuminationen, freudigen Gesange, munteren Farandolen in den Geist zurückrief! bedeckt mit Todten und Verwundeten! weil man hatte, wie im vorhergehenden Jahre, hier den Jahrestag der Einnahme der Bastille und den der Föderation feiern wollen!

Das war unmöglich!

Wie, in einem Jahre war das, was ein Motiv der Freude und des Triumphes gewesen, eine Ursache des Aufruhrs und der Schlächtere! geworden?

Welcher Schwindelgeist war denn während dieses Jahres über das Haupt der Pariser

hingezogen?

Wir haben es gesagt; der Hof hatte während dieses Jahres, Dank dem Einflusse von Mirabeau, Dank der Schöpfung des Clubbs der Feuillants, Dank der Unterstützung von Bailly und Lafayette, Dank endlich der Reaction, die sich in Folge der Rückkehr von Varennes bewerkstelligt, seine verlorene Macht wiedererlangt; und diese Macht gab sich durch die Trauer und die Metzelei kund.

Der 17. Juli rächte den 5. und 6. October.

Wir haben gesehen, wie, beschäftigt mit allen diesen Ideen, — von denen übrigens keine den Einfluß hatte, daß sie seinen Gang langsamer machte, — unser Freund Ange Pitou über den Pont Louis XV, und durch die Rue de Grenelle auf dem Marsfelde gerade zu rechter Zeit angekommen war, um es zu verhindern, daß Billot als Todter in den Fluß geworfen wurde.

Andererseits erinnert man sich, wie Gilbert, der beim König war, ein Billet ohne Unterschrift erhielt, wobei er aber die Hand von Cagliostro erkannte, und in welchem sich folgende Worte fanden:

»Laß doch diese Verurtheilten, die man ans Spott noch den König und die Königin nennt, und begib Dich, ohne einen Augenblick zu verlieren, in den Hospital vom Gros-Cailou: Du wirst dort einen Sterbenden finden, der weniger krank ist, als sie; denn diesen Sterbenden kannst Du vielleicht retten, während sie, ohne daß Du sie retten kannst, Dich bei ihrem Sturze mit hinabgehen werden.«

Sogleich, wie wir erzählt, nachdem er durch Madame Campan erfahren, die Königin, welche ihn mit der Einladung, ihre Wiederkehr abzuwarten, verlassen, werde anderswo zurückgehalten und gebe ihm den Abschied, sogleich war Gilbert aus den Tuileries weggegangen und, beinahe demselben Wege folgend wie Pitou, in das Hospital vom Gros-Cailou gelangt; er hatte schon von Bett zu Bett, von Matratze zu Matratze die Säle, die Gänge, die Vestibules und sogar den Hof besucht, als ihn eine Stimme zum Lager eines Sterbenden rief.

Diese Stimme war, wie wir wissen, die von Pitou; der Sterbende war Billot.

Wir haben gesagt, in welchem Zustande er den würdigen Pächter gesunden, und welche Chancen seine Lage bot; gute und schlimme Chancen, bei denen aber sicherlich die schlimmen die Oberhand, über die guten behalten hätten, hätte er es mit einem minder geschickten Manne, als dem Doctor Gilbert, zu thun gehabt.

CXXI.

Catherine.

Von den zwei Personen, welche der Doctor Raynal über den verzweifelten Zustand von Frau Billot benachrichtigen zu müssen geglaubt hatte, war die eine, wie man sieht, in einer dem Tode nahen Lage im Bette gehalten; das war der Mann. Die andere Person konnte also allein kommen und der Sterbenden in ihren letzten Augenblicken beistehen! das war die Tochter.

Es handelte sich darum, Catherine von dem Zustande, in dem sich ihre Mutter befand, und sogar von dem ihres Vaters in Kenntniß zu setzen; nur fragte es sich, wo war Catherine?

Es gab nur ein mögliches Mittel, dies zu erfahren, das war, sich an den Grafen von Charny zu wenden.

Pitou war so freundlich, so wohlwollend von der Gräfin aufgenommen worden, am Tage, wo er ihr, im Auftrage von Gilbert, ihren Sohn gebracht, daß er nicht anstand, sich zu erbieten, er wolle die Adresse von Catherine im Hause der Rue Coq-Héron erfragen, so weit vorgerückt auch die Stunde der Nacht war.

Es schlug in der That halb zwölf auf der Uhr der Ecole Militaire, als, nachdem der Verband vollendet war, Gilbert und Pitou das Bett von Billot verlassen konnten.

Gilbert empfahl den Verwundeten den Krankenwärtern: es war nichts mehr zu thun, als die Natur wirken zu lassen.

Ueberdies sollte er im Verlaufe des andern Tages wiederkommen.

Pitou und Gilbert stiegen in den Wagen des Doctors, der vor der Thüre des Hospitals wartete; der Doctor befahl dem Kutscher, nach der Rue Coq-Héron zu fahren.

Alles war geschlossen und erloschen im Quartier.

Nachdem er eine Viertelstunde geklingelt, hörte endlich Pitou, der von der Klingel zum Klopfen übergehen wollte, nicht die Hausthüre, sondern die Thüre von der Loge des Concierge knarren, und eine heisere, verdrießliche Stimme fragte mit einem Ausdrücke der Ungeduld, in dem man sich nicht täuschen konnte:

»Wer ist da?«

»Ich,« antwortete Pitou.

»Wer, Sie?«

»Ah! es ist wahr . . . Ange Pitou, Kapitän der Nationalgarde.«

»Ange Pitou? . . . Ich kenne das nicht.«

»Kapitän der Nationalgarde.«

»Kapitän . . . wiederholte der Concierge, »Kapitän . . . «

»Kapitän!« wiederholte Pitou, indem er einen besonderen Nachdruck auf diesen Titel legte, dessen Einfluß er kannte.

Der Concierge konnte in der That glauben, in diesem Augenblicke, wo die Nationalgarde wenigstens dem ehemaligen Uebergewichte der Armee die Waage hielt, habe er es mit einem Adjutanten von Lafayette zu thun.

Dem zu Folge fragte er mit einem etwas gemilderten Tone, jedoch ohne die Thüre zu öffnen, der er sich nur näherte:

»Nun, Herr Kapitän, was verlangen Sie?«

»Ich verlange den Herrn Grafen von Charny zu sprechen.«

»Er ist nicht hier.«

»Also die Frau Gräfin.«

»Sie ist auch nicht hier.«

»Wo sind sie denn?«

»Sie sind heute Morgen abgereist.«

»Nach welcher Gegend?«

»Nach ihrem Gute Boursonnes.«

»Ah! Teufel!« sagte Pitou wie mit sich selbst sprechend; »ihnen werde ich wohl in Dammartin begegnet sein; sie waren ohne Zweifel in jener Postchaise . . . Wenn ich das gewußt hätte!«

Pitou wußte es aber nicht, so daß er den Grafen und die Gräfin hatte vorbeifahren lassen.

»Mein Freund,« sprach die Stimme des Doctors, der bei dieser Stelle der Unterredung dazwischen trat, »könnten Sie uns wohl in Abwesenheit Ihrer Herrschaft eine Auskunft geben?«

»Ah! verzeihen Sie, mein Herr,« sagte der Concierge, der in Folge seiner aristokratischen Gewohnheiten eine Herrenstimme in der erkannte, welche mit so viel Artigkeit und Milde gefragt hatte.

Und der gute Mann öffnete die Thüre und kam in den Unterhosen und seine baumwollene Mütze in der Hand an den Wagenschlag des Doctors, um, wie man im Bedientenstyle sagt, *die Befehle* in Empfang zu nehmen.

»Welche Auskunft wünscht der Herr?« fragte der Concierge.

»Mein Freund, kennen Sie ein Mädchen, für das der Herr Graf und die Frau Gräfin einiges Interesse hegen müssen?«

»Mademoiselle Catherine?« versetzte der Concierge.

»Ganz richtig!« erwiderte Gilbert.

»Ja, mein Herr . . . Der Herr Graf und die Frau Gräfin haben sie zweimal besucht und mich oft zu ihr geschickt, um sie fragen zu lassen, ob sie etwas brauche; doch die arme Demoiselle, obschon ich sie nicht für reich halte, — weder sie, noch ihr liebes Kind des guten Gottes, — antwortet immer, sie brauche nichts.«

Bei den Worten: »Kind des guten Gottes,« konnte ich Pitou eines schweren Seufzers nicht erwehren.

»Nun, mein Freund,« sagte Gilbert, »der Vater der armen Catherine ist heute auf dem Marsfelde verwundet worden, und ihre Mutter, Frau Billot, stirbt in Villers-Coterets: wir müssen ihr nothwendig diese traurige Kunde zu wissen thun. Wollen Sie mir ihre Adresse geben?«

»Oh! die Arme, Gott stehe ihr bei! sie ist doch schon so unglücklich! Sie wohnt in Ville-d'Avray, mein Herr, in der großen Straße . . . Ich vermöchte Ihnen die Hausnummer nicht genau zu sagen, doch es ist einem Brunnen gegenüber.«

»Das genügt,« versetzte Pitou; »ich werde sie finden.«

»Ich danke, mein Freund,« sprach Gilbert, indem er dem Concierge einen Sechs-Livres-Thaler in die Hand drückte.

»Oh! das war nicht nöthig,« sagte der gute alte Mann; »Gott sei Dank! unter Christen muß man einander helfen.«

Und er machte dem Doctor seinen Bückling und kehrte in seine Loge zurück.

»Nun?« fragte Gilbert.

»Nun,« antwortete Pitou, »ich gehe nach Ville-d'Avray.«

Pitou war immer bereit, zu gehen.

»Weißt Du den Weg?« versetzte der Doctor.

»Nein, doch Sie werden mir ihn bezeichnen.«

»Du bist ein goldenes Herz und ein stählernes Knie!« sagte lachend der Doctor. »Doch ruhe zuvor aus. Du wirst morgen früh abgehen.«

»Wenn es aber Eile hat? . . . «

»Es ist weder auf der einen, noch auf der andern Seite dringlich,« erwiderte der Doctor: »der Zustand von Billot ist ernster Art, kommen aber nicht unvorhergesehene Zwischenfälle dazu, so ist er nicht tödtlich. Was die Mutter Billot betrifft, sie kann noch zehn bis zwölf Tage leben.«

»Ah! Herr Doctor, als man sie vorgestern zu Bette brachte, sprach sie nicht mehr, rührte sie sich nicht mehr nur ihre Augen schienen noch zu leben.«

»Gleichviel, ich weiß, was ich sage, Pitou, und ich stehe dafür, daß sie noch zehn bis zwölf Tage lebt.«

»Ei! Herr Gilbert, Sie wissen das besser als ich.«

»Man läßt lieber dieser armen Catherine noch eine Nacht der Unwissenheit und Ruhe; eine Nacht des Schlafes mehr, das ist für die Unglücklichen von Bedeutung, Pitou.«

Pitou ergab sich diesem letzten Grunde.

»Nun also,« fragte er, »wohin gehen wir?«

»Zu mir, bei Gott! Du wirst Dein altes Zimmer wiederfinden.«

»Ah!« sagte Pitou lächelnd, »es wird mir Vergnügen machen, dasselbe wiederzusehen!«

»Und morgen früh um sechs Uhr werden die Pferde angespannt sein,« fügte Gilbert bei.

»Warum die Pferde angespannt?« fragte Pitou, der das Pferd durchaus nur als einen Luxusgegenstand betrachtete.

»Um Dich nach Ville-d'Avray zu führen.«

»Gut! es sind also fünfzig Meilen von hier nach Ville-d'Avray?«

»Nein, es sind zwei oder drei,« erwiderte Gilbert, dem vor den Augen, wie ein Blitz aus seiner Jugend, die Spaziergänge vorüberzogen, die er mit seinem Lehrer Rousseau in den Wäldern von Louveciennes, Meudon und Ville-d'Avray gemacht hatte.

»Nur drei Meilen, das ist die Sache einer Stunde, Herr Gilbert,« versetzte Pitou; »das verschluckt sich wie ein Ei!«

»Und Catherine,« fragte Gilbert, »glaubst Du, sie verschlucke auch wie ein Ei die drei Meilen von Ville-d'Avray nach Paris und die achtzehn Meilen von Paris nach Villers-Coterets?«

»Ah! das ist wahr; entschuldigen Sie, Herr Gilbert: ich bin ein Dummkopf . . . Doch sagen Sie, wie geht es Sebastian?«

»Vortrefflich! Du wirst ihn morgen sehen.«

»Immer noch beim Abbé Bérardier?«

»Immer.«

»Ah! desto besser . . . es wird mich sehr freuen, ihn zu sehen.«

»Und er wird sich auch freuen, Pitou; denn er liebt Dich, wie ich, von ganzem Herzen.«

Nach dieser Versicherung hielten der Doctor und Ange Pitou vor der Thür, der Rue Saint-Honoré.

Pitou schlief, wie er marschirte, wie er aß, wie er sich schlug; nur war er, vermöge der auf dem Lande angenommenen Gewohnheit, frühzeitig aufzustehen, schon um fünf Uhr auf.

Um sechs Uhr stand der Wagen bereit.

Um sieben Uhr klopfte er an die Thüre von Catherine.

Es war mit dem Doctor Gilbert verabredet, daß man sich um acht Uhr am Bette von Billot finden sollte.

Catherine öffnete und stieß einen Schrei aus, als sie Pitou erblickte.

»Ah!« rief sie, »meine Mutter ist todt!«

Und sie erbleichte und lehnte sich an die Wand an.

»Nein,« erwiderte Pitou, »nur müssen Sie sich beeilen, wenn Sie sie sehen wollen, ehe sie stirbt, Mademoiselle Catherine.«

Dieser Austausch von Worten, der mit Wenigem so viele Dinge sagte, schnitt alle Präliminarien ab und stellte Catherine gleichsam mit einem Sprunge ihrem Unglücke gegenüber.«

»Und dann ist noch ein anderes Unglück,« fuhr Pitou fort.

»Welches?« fragte Catherine mit dem kurzen, fast gleichgültigen Tone eines Wesens, das, nachdem es das Maß der menschlichen Schmerzen erschöpft hat, nicht mehr fürchtet, daß sich seine Schmerzen vermehren.

»Herr Billot ist gestern auf dem Marsfelde gefährlich verwundet worden.«

»Ah!« machte Catherine.

Das Mädchen war offenbar viel weniger empfindlich für diese Nachricht, als für die erste.

»Da habe ich mir gesagt,« fuhr Pitou fort, »und das war auch die Ansicht des Herrn Doctor Gilbert: Mademoiselle Catherine wird im Vorübergehen einen Besuch bei Herrn Billot machen, den man nach dem Hospital vom Gros-Cailou gebracht hat, und von da wird sie die Diligence nach Villers-Coterets nehmen.«

»Und Sie, Herr Pitou?« fragte Catherine.

»Ich,« erwiderte Pitou, »ich dachte, da Sie dort Frau Billot werden sterben helfen, so sei es an mir, hier zu bleiben und Herrn Billot wo möglich wiederaufleben zu helfen . . . Ich bleibe bei demjenigen, welcher Niemand hat: Sie begreifen, Mademoiselle Catherine?«

Pitou sprach dies mit seiner engelischen Naivität, ohne zu bedenken, daß er so mit ein paar Worten die ganze Geschichte seiner aufopfernden Hingebung machte.

Catherine reichte ihm die Hand.

»Sie sind ein wackeres Herz, Pitou!« sagte sie. »Kommen Sie und küssen Sie meinen armen Isidor.«

Und sie ging voran, denn die kurze Scene, die wir erzählt haben, hatte sich im Gange, bei der Hausthüre, zugetragen.

Sie war schöner als je, die arme Catherine! Ganz in Trauer gekleidet, wie sie war, was Pitou

einen zweiten Seufzer entriß.

Catherine schritt dem jungen Manne in ein auf einen Garten gehendes kleines Zimmer voran: in diesem Zimmer, das mit einer Küche und einem Ankleidecabinet die ganze Wohnung von Catherine bildete, standen ein Bett und eine Wiege.

Das Bett der Mutter, die Wiege des Kindes.

Das Kind schlief.

Catherine zog einen Gazevorhang zurück und trat auf die Seite, um die Augen von Pitou in die Wiege tauchen zu lassen.

»Oh! das schöne Engelchen!« rief Pitou, die Hände faltend.

Und als wäre er wirklich vor einem Engel gewesen, kniete er nieder und küßte dem Kinde die Hand.

Pitou wurde rasch für das, was er gethan, belohnt: er fühlte über seinem Gesichte die Haare von Catherine schweben, und zwei Lippen legten sich auf seine Stirne.

Die Mutter gab den dem Sohne gegebenen Kuß zurück.

»Meinen Dank, guter Pitou!« sagte sie. »Seit dem letzten Kusse, den er von seinem Vater empfangen, hat Niemand außer mir den armen Kleinen mehr geküßt.«

»Oh! Mademoiselle Catherine!« murmelte Pitou, geblendet und erschüttert durch den Kuß des Mädchens, wie er es durch den elektrischen Funken gewesen wäre.

Und dieser Kuß bestand doch einfach aus Allem dem, was Frommes und Dankbares im Kusse einer Mutter ist.

CXXII.

Die Tochter und der Vater.

Zehn Minuten nachher fuhren Catherine, Pitou und der kleine Isidor im Wagen von Doctor Gilbert auf der Straße nach Paris.

Der Wagen hielt vor dem Hospital vom Gros-Caillou an.

Catherine stieg aus, nahm ihren Sohn in ihre Arme und folgte Pitou.

Vor der Thüre der Weißzeugkammer angelangt blieb sie stehen und fragte:

»Sie haben mir gesagt, wir werden den Doctor Gilbert beim Bette meines Vaters finden?«

»Ja!« . . .

Pitou öffnete ein wenig die Thüre.

»Und er ist wirklich da,« erwiderte er, »Sehen Sie, ob ich ohne Furcht, eine zu starke Aufregung bei ihm zu verursachen, eintreten kann.«

Pitou ging in das Zimmer hinein, befragte den Doctor und kam beinahe in demselben Augenblicke wieder zu Catherine zurück.

»Die durch den Hieb, den er bekommen, verursachte Erschütterung ist so groß, daß er noch Niemand erkennt, wie der Herr Doctor Gilbert sagt.«

Catherine wollte mit dem kleinen Isidor in den Armen eintreten.

»Geben Sie mir Ihr Kind, Mademoiselle Catherine,« sagte Pitou.

Catherine zögerte einen Augenblick.

»Oh! es *mir* geben ist, als ob Sie es nicht verließen.«

»Sie haben Recht,« erwiderte Catherine.

Und wie sie es bei einem Bruder gethan hätte, mit mehr Vertrauen vielleicht, übergab sie das Kind Ange Pitou und ging mit festem Schritte in den Saal und gerade auf das Bett ihres Vaters zu.

Der Doctor Gilbert war, wie gesagt, beim Bette des Verwundeten.

Es hatte sich wenig im Zustande des Kranken verändert; er war, wie am Tage vorher, mit dem Rücken an seine Kissen angelehnt, und der Doctor befeuchtete, mit Hilfe eines mit Wasser getränkten und in seiner Hand ausgepreßten Schwammes, die Streifen, welche den auf die Wunde gelegten Verband festhielten. Trotz eines Anfangs von Entzündungsfieber war das Gesicht von Billot in Folge der Blutmasse, die er verloren, todesbleich; die Geschwulst hatte sich des Auges und eines Theils der linken Backe bemächtigt.

Beim ersten Eindrucke der Kühle hatte er ein paar Worte ohne Folge gemurmelt und die Augen geöffnet; doch die gewaltige Schlafsucht, welche die Aerzte *Coma* nennen, hatte die Sprache auf's Neue bei ihm ausgelöscht und seine Augen wieder geschlossen.

Als Catherine das Bett erreicht hatte, sank sie auf die Kniee, hob die Hände zum Himmel empor und sprach!

»O mein Gott! Du bist Zeuge, daß ich Dich aus der Tiefe meines Herzens um das Leben meines Vaters bitte!«

Das war Alles, was diese Tochter für den Vater thun konnte, der ihren Geliebten hatte tödten wollen.

Bei ihrer Stimme bewegte übrigens ein Schauer den Körper des Kranken; sein Athem wurde heftiger; er öffnete wieder die Augen, und sein Blick, nachdem er einen Moment umherschweifend war, als wollte er erkennen, woher die Stimme komme, heftete sich auf Catherine.

Seine Hand machte eine Bewegung, wie um diese Erscheinung, die der Verwundete ohne Zweifel für eine Vision eines Fiebers hielt, zu vertreiben.

Der Blick des Mädchens begegnete dem seines Vaters, und Gilbert sah mit einer Art von Schrecken zwei Flammen zusammentreffen, welche eher zwei Blitze des Hasses, als zwei Strahlen der Liebe zu sein schienen.

Wonach Catherine aufstand und mit demselben Schritte, mit dem sie eingetreten, zu Pitou zurückkehrte, Catherine nahm ihr Kind wieder mit einer Heftigkeit, welche mehr Aehnliches mit der Liebe der Löwin, als mit der des Weibes hatte, preßte es an ihre Brust und rief:

»Mein Kind! oh! mein Kind!«

In diesem Schrei lagen alle Bangigkeiten der Mutter, alle Klagen der Witwe, alle Schmerzen der Frau, Pitou wollte Catherine bis zum Bureau der Diligence begleiten, welche Morgens um zehn Uhr abging.

Doch sie schlug es aus.

»Nein,« sprach sie, »Sie haben gesagt, Ihr Platz sei bei demjenigen, welcher allein: bleiben Sie, Pitou.«

Und sie schob mit der Hand Pitou ins Zimmer zurück.

Pitou wußte nur zu gehorchen, wenn Catherine befahl.

Während sich Pitou dem Bette von Billot näherte, während dieser bei dem Geräusche, das der ein wenig schwerfällige Tritt des Kapitäns der Nationalgarde machte, die Augen wieder öffnete und ein wohlthätiger Eindruck auf seinem Gesichte dem feindseligen Eindrucke folgte, den wie eine Sturmwolke der Anblick seiner Tochter darüber ziehen gemacht hatte, stieg Catherine die Treppe hinab und erreichte, ihr Kind in den Armen, in der Rue Saint-Denis das Hôtel du Plat-d'Étain, von wo die Diligence nach Villers-Coterets abging.

Die Pferde waren angespannt; der Postillon saß im Sattel; es war ein Platz im Innern übrig; Catherine nahm ihn.

Acht Stunden nachher hielt der Wagen in der Rue de Soissons an.

Es war sechs Uhr Nachmittags, das heißt, es war noch heller Tag.

Als Mädchen und bei Lebzeiten von Isidor ihre Mutter in guter Gesundheit besuchend, hätte Catherine den Wagen am Ende der Straße von Larguy anhalten lassen, wäre um die Stadt gegangen und nach Pisseleu gekommen, ohne gesehen zu werden, denn sie hätte sich geschämt.

Als Witwe und Mutter dachte sie nicht einmal an die Provinzspöttereien; sie stieg ohne Frechheit, aber auch ohne Furcht aus dem Wagen: ihre Trauer und ihr Kind schienen ihr, die eine ein finsterer Engel, das andere ein lächelnder Engel, welche Beleidigung und Verachtung von ihr entfernen mußten.

Anfangs erkannte man sie nicht: Catherine war so bleich und so verändert, daß sie nicht mehr dieselbe Frau zu sein schien: was sie aber noch mehr vor den Blicken verbarg, war jene Miene der Distinction, die sie im Umgange mit einem ausgezeichneten Manne angenommen hatte.

Es erkannte sie auch eine einzige Person, und sie war sogar schon fern.

Das war die Tante Angélique.

Die Tante Angélique stand vor der Thüre des Rathhauses und plauderte mit ein paar Basen über den von den Priestern geforderten Eid; sie erklärte, sie habe den Abbé Fortier sagen hören, nie werde er den Eid den Jacobinern und der Revolution leisten, und er werde eher das Märtyrthum erdulden, als den Kopf unter das revolutionäre Joch beugen.

»Oh!«, rief sie plötzlich, sich mitten in ihrer Rede unterbrechend, »Jesus Gott! die Billotte mit ihrem Kinde steigt aus dem Wagen!«

»Catherine! Catherine!« wiederholten mehrere Stimmen.

»Ei! ja; seht, sie flüchtet sich dort durch das Gäßchen.«

Tante Angélique täuschte sich: Catherine flüchtete sich nicht; Catherine hatte Eile, zu ihrer Mutter zu kommen, und ging rasch; Catherine nahm den Weg durch das Gäßchen, weil es der kürzeste Weg war.

Bei dem Worte der Tante Angélique: »Es ist die Billotte!« und bei dem Ausrufe ihrer Nachbarinnen: »Catherine!« fingen mehrere Kinder an dieser nachzulaufen, und als sie sie erreicht hatten, sagten sie:

»Ah! ja, es ist wahr, es ist Mademoiselle . . . «

»Ja, meine Kinder, ich bin es,« erwiderte Catherine mit sanftem Tone.

Hierauf, da sie besonders von den Kindern geliebt wurde, denen sie immer etwas, eine Liebkosung in Ermangelung von etwas Anderem, zu geben hatte, sagten die Kinder:

»Guten Tag, Mademoiselle Catherine!«

»Guten Tag, meine Kinder,« versetzte Catherine. »Nicht wahr, meine Mutter ist nicht todt?«

»Oh! nein, noch nicht.«

Und ein anderes Kind fügte bei: »Herr Raynal sagt, sie habe wohl noch acht bis zehn Tage zu leben.«

»Ich danke, meine Kinder!« sprach Catherine.

Und sie ging weiter, nachdem sie ihnen einige Münze gegeben hatte.

Die Kinder kamen zurück.

»Nun?« fragten die Basen.

»Nun!« antworteten die Kinder, »sie ist es, und zum Beweise dient, daß sie sich bei uns nach ihrer Mutter erkundigt und uns dies gegeben hat.«

Und die Kinder zeigten die Münzstücke, die sie von Catherine bekommen.

»Es scheint, was sie verkauft hat, verkauft sich theuer in Paris, daß sie den Kindern, die ihr nachlaufen weiße Stücke geben kann,« sagte die Tante Angélique.

Tante Angélique liebte Catherine Billot nicht.

Catherine Billot war jung und schön, und Tante Angélique war alt und häßlich; Catherine Billot war groß wohlgewachsen, Tante Angélique war klein und hinkend.

Sodann hatte bei Billot, aus dem Hause der Tante Angélique gejagt, Ange Pitou ein Asyl gefunden.

Endlich war es Billot, der am Tage der Erklärung der Menschenrechte gekommen, um den Abbé Fortier zu nöthigen, die Messe am Altar des Vaterlands zu lesen.

Lauter genügende Gründe, in Verbindung mit der natürlichen Bitterkeit ihres Charakters, daß

Tante Angélique die Billot im Allgemeinen und Catherine insbesondere haßte.

Und wenn Tante Angélique haßte, so haßte sie sehr, und haßte sie als Scheinheilige.

Sie lief zu Mademoiselle Adelaide, der Nichte des Abbé Fortier, und theilte ihr die Neuigkeit mit.

Der Abbé Fortier soupirte einen in den Teichen von Wualée gefangenen Karpfen nebst einer Schüssel gesottener Eier und einer Platte Spinat.

Es war Fasttag.

Der Abbé Fortier hatte die starre, ascetische Miene eines Mannes angenommen, der jeden Augenblick auf das Märtyrthum gefaßt ist.

»Was gibt es wieder?« fragte er, als er die zwei Frauen im Flurgange schwatzen hörte; »holt man mich, um den Namen Gottes zu bekennen?«

»Nein, noch nicht, mein lieber Oheim,« erwiderte Mademoiselle Adelaide, »es ist nur Tante Angélique (Jedermann gab, nach Pitou, der alten Jungfer diesen Namen), nein, es ist nur Tante Angélique, die mir eine ärgerliche Neuigkeit mittheilt.«

»Wir leben in einer Zeit, wo das Aergerniß auf den Straßen umherläuft,« antwortete der Abbé Fortier . . . »Was für ein neues Aergerniß melden Sie mir, Tante Angélique?«

Mademoiselle Adelaide führte die Stühlevermieterin vor den Abbé.

»Diener, Herr Abbé!« sagte diese.

»Dienerin, müßten Sie sagen, Tante Angélique,« versetzte der Abbé, der auf seine pädagogischen Gewohnheiten nicht verzichten konnte.

»Ich habe immer sagen hören *Diener*,« entgegnete die Tante Angélique; »ich wiederhole, was ich gehört; entschuldigen Sie, wenn ich Sie beleidigt habe, Herr Abbé.«

»Nicht mich haben Sie beleidigt, Tante Angélique, sondern die Syntaxe.«

»Ich werde mich bei ihr entschuldigen, so bald ich ihr begegne,« erwiderte demüthig Tante Angélique .

»Gut, Tante Angélique, gut! Wollen Sie ein Glas Wein trinken?«

»Ich danke, Herr Abbé!« antwortete Tante Angélique, »ich trinke nie Wein.«

»Sie haben Unrecht, der Wein ist durch die Vorschriften der Kirche nicht verboten.«

»Oh! nicht weil der Wein verboten oder nicht verboten ist, trinke ich keinen Wein, sondern weil die Flasche neun Sous kostet.«

»Sie sind also immer geizig?« fragte der Abbé, indem er sich in seinen Lehnstuhl zurückwarf.

»Ach! mein Gott! Herr Abbé, geizig! man muß es wohl sein, wenn man arm ist.«

»Oh! Sie arm! und die Vermiethung der Stühle, die ich Ihnen umsonst gebe, Tante Angélique, während ich hundert Thaler von der ersten der besten Person dafür haben könnte.«

»Ah! Herr Abbé, wie würde das diese Person machen? Umsonst, Herr Abbé! dabei ist nur Wasser zu trinken!«

»Darum biete ich Ihnen ein Glas Wein an, Tante Angélique.«

»Nehmen Sie es doch an,« sagte Mademoiselle Adelaide; »es wird meinen Oheim verdrießen, wenn Sie es nicht annehmen.«

»Sie glauben, das werde Ihren Herrn Oheim verdrießen?« versetzte Tante Angélique, welche starb vor Verlangen, den Wein anzunehmen.

»Sicherlich.«

»Dann ein paar Tröpfchen, Herr Abbé, um Ihnen nicht unangenehm zu sein.«

»Gut!« sprach der Abbé Fortier, während er ein Glas mit einem Burgunder so rein wie ein Rubin voll schenkte; »leeren Sie mir das, Tante Angélique, und wenn Sie Ihre Thaler zählen, werden Sie glauben, Sie haben das Doppelte.«

Tante Angélique setzte das Glas an ihre Lippen.

»Meine Thaler?« sagte sie. »Ah! Herr Abbé, reden Sie nicht solche Dinge, Sie, der Sie ein Mann des guten Gottes sind: man würde Ihnen glauben.«

»Trinken Sie, Tante Angélique, trinken Sie.«

Tante Angélique benetzte, als wollte sie nur dem Abbé Fortier Vergnügen machen, ihre Lippen am Glase, schlürfte aber dann, indem sie die Augen schloß, mit gottseliger Miene das Drittel seines Inhalts.

»Oh! wie stark das ist!« sagte sie, »ich weiß nicht, wie man puren Wein trinken kann.«

»Und ich,« versetzte der Abbé, »ich weiß nicht, wie man Wasser in seinen Wein gießen kann; doch gleichviel, das hält mich nicht ab, zu wetten, Tante Angélique, daß Sie einen hübschen Schatz haben.«

»Oh! Herr Abbé, Herr Abbé, sagen Sie das nicht, ich kann nicht einmal meine Steuern bezahlen, die sich ans drei Livres zehn Sous jährlich belaufen.«

Nach diesen Worten verschluckte Tante Angélique das zweite Drittel des im Glase enthaltenen Weines.

»Ja, ich weiß, daß Sie das sagen; doch ich stehe nichtsdestoweniger dafür, daß an dem Tage, wo Sie den Geist aufgeben, Ihr Neffe Ange Pitou, wenn er gut sucht, in irgend einem alten wollenen Strumpfe genug finden wird, um die ganze Rue du Pleux zu kaufen.«

»Herr Abbé! Herr Abbé!« rief Tante Angélique, »wenn Sie solche Dinge äußern, so werden Sie machen, daß mich die Räuber ermorden, welche die Pachthöfe niederbrennen und die Ernten abschneiden; denn auf das Wort eines frommen Mannes wie Sie werden sie glauben, ich sei reich . . . Oh! mein Gott! mein Gott! welch ein Unglück!«

Und die Augen feucht von einer Thräne des Wohlbehagens, leerte sie den Rest des Glases.

»Ei!« sagte der Abbé immer spöttisch, »Sie sehen wohl, daß Sie sich an dieses Weinchen gewöhnen würden, Tante Angélique.«

»Gleichviel!« erwiderte die Tante Angélique, »dieser Wein ist sehr stark.«

Der Abbé hatte sein Abendbrod beendet.

»Nun,« fragte er, »lassen Sie hören! was ist das neue Aergerniß, das Israel in Aufruhr bringt?«

»Herr Abbé, die Billotte ist so eben mit ihrem Kinds auf der Diligence angekommen.«

»Ah! ah!« versetzte der Abbé, »ich glaubte, sie habe es ins Findelhaus gebracht?«

»Und sie hätte wohl daran gethan,« erwiderte die Tante Angélique; »der arme Kleine hätte wenigstens nicht über seine Rückkehr zu erröthen gehabt.«

»Wahrlich, Tante Angélique,« sprach der Abbé, »das ist die Anstalt unter einem neuen Gesichtspunkte betrachtet . . . Und was will sie hier?«

»Es scheint, sie will ihre Mutter besuchen; denn sie hat die Kinder gefragt, ob ihre Mutter noch lebe.«

»Sie wissen, Tante Angélique,« sagte der Abbé mit einem boshafte Lächeln, »Sie wissen, daß die Mutter Billot zu beichten vergessen hat?«

»Oh! Herr Abbé,« versetzte die Tante Angélique, »das ist nicht ihre Schuld; die arme Frau hat seit drei bis vier Monaten den Kopf verloren, wie es scheint, doch es war zur Zeit, da ihr ihre Tochter noch nicht so viel Kummer gemacht hatte, eine fromme, gottesfürchtige Frau, welche, wenn sie in die Kirche kam, immer zwei Stühle nahm, einen, um sich darauf zu setzen, den andern, um ihre Füße darauf zu legen.«

»Und ihr Mann?« fragte der Abbé, dessen Augen vor Zorn funkelten; »der Bürger Billot, der Sieger der Bastille, wie viel Stühle nahm er?«

»Ah! ich weiß es nicht,« antwortete Tante Angélique naïv; »er kam nie in die Kirche; doch was die Mutter Billot betrifft . . . «

»Es ist gut, es ist gut,« versetzte der Abbé; »das ist eine Rechnung, die wir am Tage ihres Begräbnisses ins Reine bringen werden.«

Und er machte das Zeichen des Kreuzes und sagte:

»Sprecht das Dankgebet mit mir, meine Schwestern.«

Die alten Jungfern wiederholten das Zeichen des Kreuzes, das der Abbé gemacht hatte, und sprachen andächtig das Dankgebet.

CXXIII.

Die Tochter und die Mutter.

Mittlerweile verfolgte Catherine ihren Weg.

Als sie aus dem Gäßchen hervorkam, wandte sie sich nach links, erreichte einen Fußpfad, der querfeldein lief, und gelangte so auf den Weg nach Pisseleu.

Alles war eine schmerzliche Erinnerung für Catherine diesen Weg entlang.

Vor Allem war es das Brückchen, wo Isidor von ihr Abschied genommen und wo sie ohnmächtig liegen geblieben bis zu dem Augenblicke, da sie Pitou kalt und zu Eis erstarrt aufgefunden.

Daun, als sie sich dem Pachthofe näherte, der hohle Weidenbaum, wo Isidor seine Briefe verbarg.

Dann, als sie noch näher hinzu kam, das kleine Fenster, durch welches Isidor bei ihr einstieg, und an dem auf den jungen Mann von Billot angelegt worden war, in jener Nacht, wo zum Glücke das Gewehr des Pächters abgebrannt hatte.

Endlich, dem großen Thore des Pachthofes gegenüber, der Weg nach Boursonne, den Catherine so oft durchlaufen hatte, und den sie so wohl kannte, der Weg, auf dem Isidor kam . . .

Wie oft hatte sie bei Nacht, an dieses Fenster gelehnt, die Augen auf die Straße geheftet, keuchend gewartet und, wenn sie im Schatten ihren Geliebten erschaut, der immer pünktlich, immer treu, ihre Brust sich lösen gefühlt und ihm dann ihre geöffneten Arme entgegengestreckt!

Heute war er todt; doch ihre vereinigten Arme schloßen wenigstens ihr Kind an ihre Brust.

Was sprachen denn alle diese Leute von ihrer Unehre, ihrer Schande? Konnte ein so schönes Kind je für eine Mutter eine Unehre oder eine Schande sein?

Sie trat auch rasch und ohne Furcht in den Pachthof ein.

Ein großer Hund bellte, als sie vorüberging; plötzlich aber, da er seine junge Gebieterin erkannte, näherte er sich ihr in der ganzen Länge einer Kette, richtete sich, die Pfoten in der Luft, auf und stieß kleine Freudenschreie aus.

Auf das Gebelle des Hundes erschien bei der Thüre ein Mann, der sehen wollte, was die Ursache sei.

»Mademoiselle Catherine!« rief er.

»Vater Clouis!« sagte das Mädchen.

»Ah! seien Sie willkommen, meine liebe Demoiselle!« sprach der alte Jäger; »das Haus bedarf Ihrer Gegenwart.«

»Und meine arme Mutter?« fragte Catherine.

»Ach! weder besser, noch schlechter, oder eher schlechter, als besser; sie erlischt, die liebe arme Frau.«

»Und wo ist sie?«

»In ihrer Stube.«

»Ganz allein?«

»Nein, nein, nein . . . Ah! das hätte ich nicht erlaubt. Ei! Sie müssen mich entschuldigen, Mademoiselle: in Abwesenheit von Ihnen Allen habe ich ein wenig den Herrn hier gespielt; die Zeit, die Sie in meiner armen Hütte zugebracht, machte mich gleichsam zum Familienmitglied; ich liebte Sie so sehr, Sie und den armen Herrn Isidor!«

»Sie haben es erfahren?« sagte Catherine, indem sie zwei Thränen abwischte.

»Ja, ja, getödtet durch die Königin, wie Herr Georges . . . Nun, Mademoiselle, was wollen Sie? nicht wahr, er hat Ihnen dieses schöne Kind hinterlassen? man muß den Vater beweinen, doch dem Sohn lächeln.«

»Meinen Dank, Vater Clouis,« sprach Catherine dem alten Jäger die Hand reichend; »doch meine Mutter . . . «

»Sie ist, wie ich Ihnen gesagt habe, in ihrer Stube mit Frau Clément, derselben Krankenwärterin, welche Sie gepflegt hat.«

»Und . . . fragte Catherine zögernd, »sie ist noch beim Bewußtsein, die arme Mutter?«

»Es gibt Augenblicke, wo man es glauben sollte,« erwiderte der Vater Clouis: »so, wenn man Ihren Namen ausspricht . . . Ab! das ist das große Mittel, es hat bis vorgestern gewirkt; erst seit vorgestern gibt sie kein Zeichen des Bewußtseins mehr von sich selbst wenn man von Ihnen spricht.«

»Lassen Sie uns eintreten, Vater Clouis,« sagte Catherine, »Treten Sie ein, Mademoiselle!« versetzte der alte Jäger, indem er die Stubenthüre von Frau Billot öffnete.

Catherine tauchte ihren Blick in das Zimmer. In ihrem Bette mit den grünen Sarschevorhängen liegend, beleuchtet von einer der dreischnäbeligen Lampen, wie wir sie noch heute in den Pachthöfen sehen, wurde ihre Mutter, wie der Vater Clouis gesagt hatte, von Frau Clément gepflegt.

Diese duselte, in einem Lehnstuhle sitzend, in jenem Zustande der den Krankenwärterinnen eigenthümlichen Schlafsucht, welche eine somnambule Mitte zwischen dem Wachen und dem wirklichen Schläfe ist.

Die arme Mutter Billot schien nicht verändert, nur war ihre Gesichtsfarbe elfenbeinartig bleich geworden.

»Meine Mutter! meine Mutter!« rief Catherine, sich auf das Bett stürzend.

Die Kranke öffnete die Augen und machte eine Bewegung mit dem Kopfe gegen Catherine; ein Blitz der Fassungskraft glänzte in ihrem Blicke; ihre Lippen stammelten unverständliche Laute, welche nicht einmal den Werth von Worten ohne Folge erreichten; ihre Hand hob sich auf und suchte durch das Gefühl die fast erloschenen Sinne des Gehörs und des Gesichts zu ergänzen; doch dieser Versuch scheiterte, die Bewegung erlosch, das Auge schloß sich wieder, der Arm lastete wie ein träger Körper auf dem Kopfe von Catherine, welche vor dem Bette ihrer Mutter kniete, und die Kranke versank wieder in die Unbeweglichkeit, aus der sie momentan bei dem galvanischen Schläge, den ihr die Stimme ihrer Tochter gegeben, hervorgegangen war.

Aus den zwei Lethargien des Vaters und der Mutter waren, wie zwei von entgegengesetzten Horizonten ausgehende Blitze, zwei ganz conträre Gefühle entsprungen.

Der Vater Billot war aus seiner Ohnmacht hervorgegangen, um Catherine fern von sich zu stoßen;

Die Mutter Billot war aus ihrer Erstarrung hervorgegangen, um Catherine an sich zu ziehen.

Die Ankunft von Catherine hatte eine Revolution im Pachthofe zur Folge.

Man erwartete Billot, und nicht seine Tochter.

Catherine erzählte den Unfall, der Billot widerfahren, und sagte, wie in Paris der Mann dem Tode so nahe, als es die Frau in Pisseleu war.

Nur folgte offenbar jedes von den zwei Sterbenden einem verschiedenen Wege: Billot ging vom Tode zum Leben; seine Frau ging vom Leben zum Tode.

Catherine kehrte in das Zimmer zurück, das sie als Mädchen bewohnte. Es waren viele Thränen für sie in den Erinnerungen, welche dieses Stübchen hervorrief, wo sie die schönen Träume des Kindes, die glühenden Leidenschaften des Mädchens durchlebt hatte, und wohin sie mit dem gebrochenen Herzen der Witwe zurückkehrte.

Von diesem Augenblicke an nahm übrigens Catherine in dem in Unordnung gerathenen Hause die ganze Herrschaft wieder auf, die ihr eines Tages ihr Vater mit Hintansetzung ihrer Mutter anvertraut hatte.

Der Vater Clouis schlug, nachdem er Dank und Belohnung empfangen, wieder den Weg nach seinem *Bau* ein, wie er seine Hütte beim Clouis-Stein nannte.

Am andern Tage kam der Doctor Raynal nach dem Pachthofe.

Er kam alle Tage dahin, mehr in einem Gefühle des Gewissens, als in einem Gefühle der Hoffnung; er wußte wohl, daß nichts hier zu thun war, und daß dieses Leben, das erlosch wie eine Lampe, die einen Rest von Oel verzehrt, durch keine menschliche Anstrengung gerettet werden konnte.

Der Doctor war sehr erfreut, als er das Mädchen angekommen fand.

Er nahm die große Frage in Angriff, die mit Billot nicht zu verhandeln gewagt hatte, die der Sacramente.

Billot war, wie man weiß, ein wüthender Voltairianer.

Der Doctor war kein Mann von exemplarischer Frömmigkeit; nein, ganz im Gegentheil: mit dem Geiste der Zeit verband er den Geist der Wissenschaft.

War aber die Zeit noch beim Zweifel»so war die Wissenschaft schon bei der Verneinung.

Unter Umständen, wie die in denen er sich befand, hielt er es indessen für Pflicht, die Verwandten zu warnen.

Die frommen Verwandten benutzten die Warnung und ließen den Priester holen.

Die gottlosen Verwandten befahlen, wenn der Priester sich zeige, ihm die Thüre vor der Nase zu schließen.

Catherine war fromm.

Sie wußte nichts von den Zwistigkeiten, welche Zwistigkeiten zwischen Billot und dem Abbé Fortier stattgehabt, oder sie legte vielmehr kein großes Gewicht darauf.

Sie beauftragte Frau Clément, sich zum Abbé Fortier zu begeben, um ihn zu bitten, er möge ihrer Mutter die Sterbesacramente bringen. Pisseleu, das ein zu kleines Dörfchen war, um seine besondere Kirche und seinen eigenen Pfarrer zu haben, gehörte zu Villers-Coterets. Man beerdigte sogar auf dem Kirchhofe von Villers-Coterets die Todten von Pisseleu.

Eine Stunde nachher ertönte das Abendmahlglöckchen vor dem Thore des Pachthofes.

Das heilige Sacrament wurde auf den Knien von Catherine empfangen.

Doch kaum war der Abbé Fortier in die Stube der Kranken eingetreten, kaum hatte er bemerkt, daß die, für welche man ihn rief, ohne Sprache, ohne Blick, ohne Stimme war, da erklärte er, er

gebe die Absolution nur denjenigen, welche beichten können; und wie sehr man auch in ihn drang, er nahm das Abendmahl wieder mit.

Der Abbé Fortier war ein Priester von der finstern erschrecklichen Schule; er wäre der heilige Dominicus in Spanien und Valverde in Mexico gewesen.

Man konnte sich an keinen Andern wenden, als an ihn: Pisseleu gehörte, wie gesagt, zu seinem Kirchspiele, und kein Priester der Gegend hätte es gewagt, in seine Rechte überzugreifen.

Catherine war ein frommes und zartes Herz, zugleich aber voll Vernunft: sie machte sich aus der Weigerung des Abbé Fortier nur den Kummer, den sie sich machen mußte, und hoffte, Gott werde nachsichtiger gegen die arme Sterbende sein, als es sein Diener war.

Dann fuhr sie fort in Erfüllung ihrer Tochterpflichten gegen ihre Mutter, ihrer Mutterpflichten gegen ihr Kind, und sie theilte sich völlig zwischen dieser jungen Seele, die ins Leben eintrat, und dieser müden Seele, die sich daraus entfernen sollte.

Acht Tage und acht Nächte verließ sie das Bett ihrer Mutter nur, um an die Wiege ihres Kindes zu gehen.

In der Nacht vom achten auf den neunten Tag, während Catherine am Bette der Sterbenden wachte, welche wie eine in eine Tiefe hinabgleitende Barke sich allmählig in die Ewigkeit versenkte, öffnete sich die Thüre von Frau Billot, und Pitou erschien auf der Schwelle.

Er kam von Paris, von wo er nach seiner Gewohnheit am Morgen abgegangen war.

Als sie ihn sah, schauerte Catherine.

Einen Augenblick befürchtete sie, ihr Vater sei gestorben.

Aber die Physiognomie von Pitou, ohne gerade heiter zu sein, war doch nicht die eines Menschen, der eine Trauerkunde bringt.

Es ging in der That immer besser bei Billot; seit vier bis fünf Tagen stand der Doctor für ihn, und am Morgen der Abreise von Pitou sollte der Kranke vom Hospital des Gros-Cailou nach dem Hause des Doctors gebracht werden.

Sobald Billot in Gefahr zu sein aufgehört, hatte Pitou seinen, förmlichen Entschluß, nach Pisseleu zurückzukehren, erklärt.

Nicht für Billot befürchtete er mehr, sondern für Catherine.

Pitou hatte den Augenblick vorhergesehen, wo man Billot mittheilen würde, was man ihm noch nicht hatte mittheilen wollen: den Zustand, in welchem sich seine Frau befand.

Es war seine Ueberzeugung, in diesem Augenblicke, so schwach er war, werde Billot nach Villers-Coterets abreisen. Und was würde geschehen, wenn er Catherine im Pachthofe fände?

Der Doctor Gilbert hatte Pitou nicht verborgen, welchen Eindruck auf den Kranken die Erscheinung von Catherine und ihr Aufenthalt von einem Augenblick an seinem Bette hervorgebracht.

Diese Erscheinung war offenbar im Grunde seines Geistes geblieben, wie im Grunde des Gedächtnisses, wenn man aufwacht, die Erinnerung an einen bösen Traum bleibt.

So wie die Vernunft bei ihm zurückgekehrt, hatte der Kranke Blicke umher geworfen, welche nach und nach von der Unruhe zum Hasse übergegangen waren.

Ohne Zweifel erwartete er jeden Augenblick, die unselige Vision wiedererscheinen zu sehen.

Er hatte übrigens kein Wort gesagt; nicht ein einziges Mal hatte er den Namen von Catherine ausgesprochen; doch der Doctor war ein zu tiefer Beobachter, um nicht Alles errathen, Alles

gelesen zu haben.

Er hatte dem zu Folge, sobald Billot in der Wiedergenesung begriffen, Pitou nach dem Pachtlose abgeschickt.

Es war dessen Aufgabe, Catherine von da zu entfernen. Pitou hatte, um zu diesem Resultate zu gelangen, noch zwei bis drei Tage vor sich, denn der Doctor wollte es vor ein paar Tagen noch nicht wagen, die schlimme Kunde, welche Pitou gebracht, dem Wiedergenesenden zu eröffnen.

Pitou theilte Catherine seine Befürchtungen mit aller Bangigkeit mit, die ihm selbst der Charakter von Billot einflößte, doch Catherine erklärte, sie werde sich, und sollte sie ihr Vater am Bette der Sterbenden tödten, nicht entfernen, ehe sie ihrer Mutter die Augen zugedrückt habe.

Pitou seufzte tief über diesen Entschluß, doch er fand kein Wort, um ihn zu bekämpfen.

Er blieb also da, bereit, im Nothfalle zwischen dem Vater und der Tochter ins Mittel zu treten.

Es vergingen noch zwei Tage und zwei Nächte: das Leben der Mutter Billot schien Athem um Athem zu entfliehen.

Schon seit zwei Tagen aß die Kranke nicht mehr; man erhielt sie nur dadurch, daß man ihr von Zeit zu Zeit einen Löffel voll Sirup in den Mund flößte.

Man hätte nicht glauben sollen, ein Körper könne mit einer solchen Unterstützung leben . . . Dieser arme Körper brauchte freilich so wenig! In der Nacht vom zehnten auf den elften Tag, in dem Augenblick, wo jeder Athem bei ihr erloschen zu sein schien, schien sich die Kranke wiederzubeleben, die Arme machten einige Bewegungen, die Lippen rührten sich, die Augen öffneten sich groß und starr.

»Meine Mutter! meine Mutter!« rief Catherine.

Und sie stürzte nach der Thüre, um ihr Kind zu holen.

Es war, als zöge Catherine die Seele ihrer Mutter mit sich fort: als fiel den kleinen Isidor in ihren Armen haltend zurückkam, hatte die Sterbende eine Bewegung gemacht, um sich nach der Seite der Thüre zu wenden, Die Augen waren ganz weit offen und starr geblieben.

Bei der Rückkehr von Catherine schleuderten die Augen einen Blitz, gab der Mund einen Schrei von sich, streckten sich die Arme aus.

Catherine fiel mit ihrem Kinde vor dem Bette ihrer Mutter auf die Kniee.

Da bewerkstelligte sich ein seltsames Phänomen: die Mutter Billot erhob sich auf ihrem Kissen und streckte langsam die Arme über dem Kopfe von Catherine und ihrem Sohne aus; dann sprach sie mit einer Anstrengung ähnlich der des jungen Sohnes von Krösus:

»Meine Kinder, ich segne Euch!«

Und sie sank auf ihr Kissen zurück, ihre Arme bogen sich, ihre Stimme erlosch.

Sie war todt.



Am Sarge der Mutter.

Nur ihre Augen allein waren offen geblieben, als ob die gute Frau, weil sie sie nicht genug zu ihren Lebzeiten gesehen, ihre Tochter noch von jenseits des Grabes hätte anschauen wollen.

CXXIV.

*Wo der Abbé Fortier in Betreff der Mutter
Billot die Drohung vollführt, die er gegen die
Tante Angélique ausgesprochen hatte.*

Catherine schloß in frommer Weise die Augen ihrer Mutter zuerst mit der Hand, sodann mit den Lippen.

Frau Clément hatte längst diese letzte Stunde vorhergesehen und zum Voraus zwei Kerzen gekauft.

Während Catherine, ganz triefend von Thränen, in ihr Zimmer ihr Kind, das weinte, zurücktrug und es dadurch einschläferte, daß sie ihm ihre Brust gab, zündete Frau Clément die zwei Kerzen auf beiden Seiten des Bettes an, kreuzte die Hände der Todten auf ihrer Brust, gab ihr ein Crucifix in die Hände und stellte auf einen Stuhl eine Schüssel mit Weihwasser mit einem Buchszweige vom letzten Palmsonntag.

Als Catherine zurückkam, hatte sie nur noch beim Bette ihrer Mutter mit ihrem Gebetbuche in der Hand niederzuknieen.

Während dieser Zeit besorgte Pitou die anderen Leichenangelegenheiten: das heißt, da er es nicht wagte, zum Abbé Fortier zu gehen, mit welchem er, wie man sich erinnert, über den Fuß gespannt war, so ging er zum Sacristan, um die Todtenmesse zu bestellen, zu den Trägern, um sie von der Stunde zu unterrichten, zu der sie den Sarg abholen sollten, zum Todtengräber, um ihn mit der Bereitung des Grabes zu beauftragen.

Von da begab er sich nach Haramont und benachrichtigte seinen Lieutenant, seinen Unterlieutenant und seine neununddreißig Mann Nationalgarde, die Beerdigung von Frau Billot finde am andern Tage Morgens um elf Uhr statt.

Da die Mutter Billot zu ihren Lebzeiten, die arme Frau, weder ein öffentliches Amt, noch irgend einen, Grad bei der Nationalgarde oder beim Heere inne gehabt hatte, so war die Mittheilung von Pitou officiös und nicht officiell, wohl verstanden; es war eine Einladung, der Beerdigung beizuwohnen, und nicht ein Befehl.

Doch man wußte zu genau, was Billot für die Revolution gethan hatte, welche die Kopfe verdrehte und alle Herzen entflammte, man wußte zu genau, welche Gefahr noch in diesem Augenblick Billot auf seinem Schmerzenslager lief, er, der in Vertheidigung der heiligen Sache verwundet worden, um nicht die Einladung als einen Befehl zu betrachten; die ganze Nationalgarde von Haramont versprach also ihrem Chef, freiwillig in Waffen am andern Tage um elf Uhr beim Hause der Todten zu erscheinen.

Am Abend war Pitou im Pachthose zurück; vor der Thüre traf er den Schreiner, der den Sarg auf seinen Schultern brachte.

Pitou halte instinctartig alle Zartheiten des Herzens, die man so selten bei den Bauern, und selbst bei den Leuten der Gesellschaft trifft; er ließ den Schreiner und seinen Sarg im Stalle verbergen, und um Catherine den Anblick der Todtenlade, das gräßliche Getöse des Hammers zu ersparen, trat er allein ein.

Catherine betete am Fuße des Bettes ihrer Mutter! der Leichnam war durch die fromme Sorge der zwei Frauen gewaschen und in sein Tuch genäht worden.

Pitou erstattete Catherine Bericht über die Verwendung eines Tages, und forderte sie auf, ein wenig Luft zu schöpfen.

Catherine wollte aber ihre Pflichten bis zum Ende erfüllen und weigerte sich, ins Freie zu gehen.

»Es wird Ihrem lieben kleinen Isidor schädlich sein, wenn Sie nicht ausgehen,« sagte Pitou.

»Nehmen Sie ihn mit und lassen Sie ihn Luft schöpfen, Herr Pitou.«

Catherine mußte ein sehr großes Vertrauen zu Pitou haben, um ihm ihr Kind zu übergeben, und war es auch nur auf fünf Minuten.

Pitou ging hinaus, als wollte er gehorchen, doch nach fünf Minuten kam er zurück.

»Er will nicht mit mir gehen,« sagte er: »er weint.«

Catherine hörte in der That durch die offenen Thüren das Schreien ihres Kindes.

Sie küßte die Stirne des Leichnams, dessen Form und sogar Züge man durch das Tuch unterschied, und geheilt zwischen ihren zwei Gefühlen der Mutter und der Tochter, verließ sie ihre Mutter, um zu ihrem Kinde zu gehen.

Der kleine Isidor weinte in der That. Catherine nahm ihn in die Arme und ging Pitou folgend aus dem Pachthofe weg.

Hinter ihr trat der Schreiner mit seinem Sarge ein.

Pitou wollte Catherine ungefähr auf eine halbe Stunde entfernen.

Wie durch Zufall führte er sie auf den Weg nach Boursonne.

Dieser Weg war so voll von Erinnerungen für die Arme, daß sie hier eine halbe Meile ging, ohne ein Wort zu Pitou zu sagen: die hörte auf die verschiedenen Stimmen ihres Herzens und antwortete ihnen stillschweigend, wie sie sprachen.

Als Pitou glaubte, die Einsargungsarbeit sei beendet, sagte er:

»Mademoiselle Catherine, wenn wir nach dem Pachthofe zurückgehen?«

Catherine erwachte aus ihren Gedanken wie aus einem Traume.

»Ah! ja,« antwortete sie. »Sie sind sehr gut, mein lieber Pitou.«

Und sie schlug wieder den Weg nach Pisseleu ein.

Bei der Rückkehr bedeutete Frau Clément mit dem Kopfe nickend, die Leichenoperation sei beendet.

Catherine ging in ihr Zimmer, um den kleinen Isidor zu Bette zu bringen.

Nachdem dieser mütterlichen Sorge Genüge gethan war, wollte sie wieder ihren Platz am Bette ihrer Mutter einnehmen.

Doch auf der Schwelle ihres Zimmers fand sie Pitou.

»Mademoiselle Catherine,« sagte er, »Alles ist beendet.«

»Wie, Alles ist beendet?«

»Ja. ., In unserer Abwesenheit . . . «

Pitou zögerte.

»In unserer Abwesenheit hat der Schreiner.,.«

»Ah! deshalb drangen Sie so darauf, daß ich ausgehe . . . Ich begreife, guter Pitou.«

Und zur Belohnung erhielt Pitou von Catherine einen dankbaren Blick.

»Ein letztes Gebet, und ich komme zurück,« fügte das Mädchen bei.

Catherine ging gerade auf die Stube ihrer Mutter zu und trat ein, Pitou folgte ihr auf den Fußspitzen, doch er blieb auf der Schwelle stehen.

Der Sarg war ans zwei Stühle mitten im Zimmer gestellt.

Bei diesem Anblick blieb Catherine auch stehen, und neue Thränen entfloßen ihren Augen.

Dann kniete sie vor dem Sarge nieder und stützte ihre durch die Ermüdung und den Schmerz bleich gewordene Stirne auf das Eichenholz.

Auf dem peinvollen Wege, der den Todten von seinem Sterbebette zum Grabe, seiner ewigen Wohnung, führt, stoßen die Lebenden, die ihm folgen, jeden Augenblick auf einen neuen Umstand, welcher bestimmt scheint, ihren leidenden Herzen alle ihre Thränen bis auf die letzte entstürzen zu machen.

Das Gebet war lang; Catherine konnte sich vom Sarge nicht losreißen; sie begriff wohl, die Arme, daß sie seit dem Tode von Isidor nur zwei Freunde auf Erden hatte: ihre Mutter und Pitou.

Ihre Mutter hatte sie gesegnet und von ihr Abschied genommen; heute im Sarge, würde ihre Mutter morgen im Grabe sein.

Pitou blieb ihr allein.

Man verläßt nicht ohne Kummer seinen vorletzten Freund, wenn dieser vorletzte Freund eine Mutter ist.

Pitou fühlte wohl, daß er Catherine zu Hilfe kommen mußte; er trat ein, und da er sah, daß seine Worte vergeblich waren, so suchte er Catherine unter den Armen aufzuheben.

»Noch ein Gebet, Herr Pitou! ein einziges!«

»Sie werden sich krank machen, Mademoiselle Catherine,« sagte Pitou.

»Und dann?«

»Dann hole ich eine Amme für Herrn Isidor.«

»Du hast Recht. Du hast Recht, Pitou,« versetzte Catherine. »Mein Gott! wie gut bist Du, Pitou! mein Gott! wie liebe ich Dich!«

Pitou wankte und wäre beinahe rückwärts gefallen.

Er lehnte sich bei der Thüre an die Wand an, und stille Thränen, fast der Freude, flossen über seine Wangen.

Hatte Catherine nicht gesagt, sie liebe ihn?

Pitou täuschte sich nicht über die Art, wie ihn Catherine liebte; doch auf welche Art sie ihn auch liebte: es war viel für ihn?

Nachdem sie ihr Gebet beendet, stand Catherine, wie sie es Pitou versprochen, ans, ging langsamen Schrittes gegen ihn zu und stützte sich auf seine Schulter.

Pitou schlang seinen Arm um den Leib von Catherine, um sie fortzuziehen.

Diese ließ mit sich machen; doch ehe sie über die Schwelle trat, drehte sie den Kopf über die Schulter von Pitou, warf noch einen Blick auf den, traurig durch die zwei Kerzen beleuchteten, Sarg und sprach:

»Gott befohlen, meine Mutter! zum letzten Male Gott befohlen!«

Und sie ging hinaus.

Vor der Thüre des Zimmers von Catherine und in dem Augenblicke, wo diese hier eintreten

wollte, hielt sie Pitou zurück.

Catherine fing an Pitou so gut zu kennen, daß sie begriff, Pitou habe ihr etwas zu sagen.

»Nun?« fragte sie.

»Mademoiselle Catherine,« stammelte Pitou ein wenig verlegen, »finden Sie nicht, es sei der Augenblick gekommen, den Pachthof zu verlassen?«

»Ich werde den Pachthof erst verlassen, wenn ihn meine Mutter verlassen hat,« antwortete Catherine.

Catherine sprach diese Worte mit einer solchen Festigkeit, daß Pitou wohl sah, es sei ein unwiderruflicher Entschluß.

»Und wenn Sie den Pachthof verlassen,« sagte Pitou: »Sie wissen, daß es eine halbe Meile von hier zwei Orte gibt, wo sie einer guten Aufnahme sicher sind: das ist die Hütte des Vaters Clouis und das kleine Hans von Pitou.«

Pitou nannte seine Stube und sein Cabinet ein Haus.

»Ich danke, Pitou!« erwiderte Catherine, indem sie zu gleicher Zeit mit dem Kopfe nickend bezeichnete, sie werde das eine oder das andere von diesen Asylen annehmen.

Catherine kehrte in ihr Zimmer zurück, ohne sich um Pitou zu bekümmern, der seinerseits immer sicher war, er werde ein Lager finden.

Am andern Morgen, von zehn Uhr an, erschienen die zum Leichenbegängniß berufenen Freunde beim Pachthofe. Alle Pächter der Umgegend fanden sich am Zusammenkunftsorte ein. Der Maire von Villers-Coterets, der gute Herr von Longpré, war unter den Ersten.

Um halb elf Uhr kam die Nationalgarde von Haramont mit klingendem Spiele und flatternder Fahne, ohne daß ein Mann fehlte.

Ganz schwarz gekleidet, in ihren Armen ihr Kind haltend, das wie sie schwarz angethan war, empfing Catherine jeden Ankommenden, und Keiner, wir müssen es sagen, hatte ein anderes Gefühl, als das der Ehrfurcht für diese Mutter und dieses Kind mit ihrer doppelten Trauerkleidung.

Um elf Uhr waren über dreihundert Personen beim Pachthofe versammelt.

Der Priester, der Kirchendiener, die Träger fehlten allein.

Man wartete eine Viertelstunde.

Nichts kam.

Pitou stieg auf den höchsten Speicher des Pachthofes.

Vom Fenster aus überschaute man die Ebene, die sich von Villers-Coterets zum Dörfchen Pisseleu erstreckt.

So gute Augen Pitou auch hatte, er sah nichts.

Er stieg wieder herab und theilte Herrn von Longpré nicht nur seine Beobachtungen, sondern auch seine Reflexionen mit.

Seine Beobachtungen waren, es komme gewiß nichts; seine Reflexionen, es werde wahrscheinlich nichts kommen.

Man hatte ihm den Besuch des Abbé Fortier und die Weigerung von diesem, die Mutter Billot mit den Sacramenten zu versehen, erzählt.

Pitou kannte den Abbé Fortier; er errieth Alles: der Abbé Fortier wollte den Beistand seines heiligen Amtes der Beerdigung von Frau Billot nicht gewähren, und der Vorwand, nicht die

Ursache, war der Mangel der Beichte.

Diese von Pitou Herrn von Longpré und von Herrn von Longpré den Anwesenden mitgetheilten Reflexionen brachten einen schmerzlichen Eindruck hervor.

Man schaute sich stillschweigend an, dann sagte eine Stimme:

»Nun, was! wenn der Herr Abbé Fortier die Messe nicht lesen will, so kann man sie auch entbehren.«

Diese Stimme war die von Désiré Maniquet.

Désiré Maniquet war bekannt wegen seiner antireligiösen Ansichten.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein.

Offenbar schien es der Versammlung sehr kühn, sich der Messe zu überheben.

Und man war doch mitten in der Schule Voltaire und Rousseau.

»Meine Herren,« sprach der Maire, »gehen wir immerhin nach Villers-Coterets. In Villers-Coterets wird sich Alles erklären.«

»Nach Villers-Coterets!« riefen alle Stimmen.

Pitou winkte vier von seinen Leuten; man schob die Läufe von zwei Flinten unter den Sarg und hob die Tobte auf.

Bei der Thüre kam der Sarg an Catherine, welche kniete, und am kleinen Isidor, den sie neben sich hatte knieen lassen, vorüber.

Als man den Sarg vorbeigetragen hatte, küßte Catherine die Schwelle dieser Thüre, wohin sie nie mehr einen Fuß zu setzen gedachte, stand dann auf und sagte zu Pitou:

»Sie werden mich in der Hütte von Vater Clouis finden.«

Und sie entfernte sich rasch durch den Hof des Hauses und die Gärten, welche auf die Gründe von Naue gingen.

CXXV.

*Wo der Abbé Fortier sieht, daß es nicht immer
so leicht ist, als man glaubt, das
gegebene Wort zu halten.*

Das Trauergeleite zog schweigsam, in einer langen Linie auf der Straße hin, als plötzlich diejenigen, welche den Schluß bildeten, einen Ruf vernahmen.

Sie wandten sich um.

Ein Reiter sprengte im stärksten Galopp von der Seite von Ivors, das heißt auf der Straße von Paris, herbei.

Ein Theil seines Gesichtes war von zwei schwarzen Bandstreifen durchfurcht; er hielt seinen Hut in der Hand und machte ein Zeichen, daß man warte.

Pitou wandte sich um wie die Andern.

»Ah!« sagte er, »Herr Billot! . . . Gut! ich möchte nicht in der Haut des Abbé Fortier stecken!«

Beim Namen Billot machte Jedermann Halt.

Der Reiter kam rasch näher, und sowie er näher kam, erkannte ihn Jeder seinerseits, wie ihn Pitou erkannt hatte.

An der Spitze des Zuges angelangt, sprang Billot von seinem Pferde, dem er den Zügel auf den Hals warf, und nachdem er mit so kräftiger Stimme, daß Jeder es hörte, gesagt hatte: »Guten Morgen und meinen Dank, Bürger!« nahm er hinter dem Sarge den Platz von Pitou ein, der in seiner Abwesenheit das Trauergeleit anführte.

Ein Stallknecht übernahm das Pferd und brachte es nach dem Pachthofe.

Jeder warf einen neugierigen Blick auf Billot.

Er war ein wenig mager und sehr bleich geworden.

Ein Theil seiner Stirne und die nächste Umgebung seines linken Auges hatte die bläuliche Farbe des ausgetretenen Blutes behalten.

Seine aneinander gepreßten Zähne, seine zusammengezogenen Brauen bezeichneten einen finstern Zorn, der nur auf den Augenblick, sich nach außen zu verbreiten, wartete.

»Wissen Sie, was vorgefallen ist?« fragte Pitou.

»Ich weiß Alles,« antwortete Billot.

Sobald Gilbert dem Pächter mitgetheilt, in welchem Zustande sich seine Frau befand, hatte er ein Cabriolet gemiethet, das ihn bis Nanteuil geführt.

Sodann, da ihn das Pferd nicht mehr weiter bringen können, hatte Billot, so schwach er noch war, einen Postklepper genommen: in Levignan hatte er gewechselt, und er kam nach dem Pachthofe, als das Leichengeleit eben abgegangen war.

Mit zwei Worten hatte ihm Frau Clément Alles gesagt. Billot war wieder zu Pferde gestiegen: bei der Biegung der Mauer hatte er das Geleit erblickt, das die Straße entlang zog, und er hatte es durch sein Rufen aufgehalten.

Nun war, wie gesagt, er es, der, die Stirne gefaltet, den Mund drohend, die Arme auf der Brust

gekreuzt, den Zug anführte.

Schon schweigsam und düster, wurde der Zug noch schweigsamer und noch düsterer.

Beim Eingange von Villers-Coterets fand man eine Gruppe von Personen, welche warteten.

So wie der Zug durch die Straßen vorrückte, kamen Männer, Weiber, Kinder aus den Häusern, grüßten Billot, der ihnen mit dem Kopfe nickend antwortete und schlossen sich den Reihen an ihrem Schweife an.

Als der Zug auf den Platz kam, zählte er über fünfhundert Personen.

Vom Platze aus fing man an die Kirche zu erschauen.

Was Pitou vorher gesehen, geschah: die Kirche war geschlossen.

Man kam an die Thüre und machte Halt.

Billot war leichenbleich geworden; der Ausdruck seines Gesichtes wurde immer drohender.

Die Kirche und die Mairie stießen aneinander. Der Kirchendiener, der zugleich Hausmeister der Mairie war und folglich sowohl vom Maire als vom Abbé Fortier abhing, wurde gerufen und von Herrn von Longpré befragt.

Der Abbé Fortier hatte allen Leuten der Kirche verboten, bei der Beerdigung mitzuwirken.

Der Maire fragte, wo die Kirchenschlüssel seien.

Die Schlüssel waren beim Meßner.

»Hole die Schlüssel,« sagte Billot zu Pitou.

Pitou öffnete den Cirkel seiner langen Beine, kam nach fünf Minuten zurück und sagte:

»Der Abbé hat die Schlüssel zu sich bringen lassen, um sicher zu sein, daß die Kirche nicht geöffnet werde.«

»Man muß die Schlüssel beim Abbé holen,« rief Désiré Maniquet, ein geborener Anstifter bei allen extremen Mitteln.

»Ja, ja, holen mir die Schlüssel beim Abbé.« riefen zweihundert Stimmen!

»Das wäre sehr langwierig,« versetzte Billot, »und wenn der Tod an eine Thüre klopft, so pflegt er nicht zu warten.«

Da schaute er umher: der Kirche gegenüber baute man ein Haus.

Die Zimmerleute vierten einen Balken ab.

Billot ging gerade auf sie zu und bedeutete ihnen durch ein Zeichen mit der Hand, er bedürfe des Balkens, den sie abvierten.

Die Arbeiter traten auf die Seite.

Der Balken war ans Bohlen gelegt.

Billot schob seinen Arm zwischen dem Balken und der Erde, ungefähr um die Mitte des Holzstückes, durch! dann hob er ihn mit einer einzigen Anstrengung auf.

Doch er hatte auf mangelnde Kräfte gerechnet.

Unter dem ungeheuren Gewichte wankte der Coloß, und man glaubte einen Augenblick, er werde fallen.

Das war das Zucken eines Blitzes; Billot erlangt:, auf eine erschreckliche Weise lächelnd, sein Gleichgewicht wieder; dann rückte er, den Balken unter dem Arme, mit langsamem, aber festem Schritte vor.

Man hätte glauben sollen, es sei einer von den Sturmböcken des Alterthums, mit denen die

Alexander, die Hannibal und die Cäsar die Mauern umstürzten.

Er stellte sich mit aufgespreizten Beinen vor die Thüre, und die furchtbare Maschine fing an zu spielen.

Die Thüre war von Eichenholz; die Riegel, die Schlösser, die Angeln waren von Eisen.

Beim dritten Stoße waren die Riegel, die Schlösser, die Angeln gesprengt; die Thüre gähnte geöffnet.

Billot ließ den Balken fallen.

Vier Männer hoben ihn auf und trugen ihn mit Mühe an den Platz, wo ihn Billot genommen.

»Herr Maire,« sprach Billot, »lassen Sie nun den Sarg meiner armen Frau, die Niemand etwas zu Leide gethan, mitten in den Chor bringen, und Du, Pitou, versammle die Kirchendiener, die Cantoren und die Chorknaben; ich übernehme den Priester;

Der Maire trat, dem Sarge voran, in die Kirche ein. Pitou suchte die Cantoren, die Chorknaben und die Kirchendiener auf, wobei er sich von seinem Lieutenant Désiré Maniquet und vier Mann für den Fall, daß er sie widerspänstig finden würde, begleiten ließ; Billot wandte sich nach dem Hause des Abbé Fortier.

Mehrere Männer wollten Billot begleiten.

»Laßt mich allein,« sagte er; »vielleicht wird das, was ich zu thun im Begriffe bin, ernst werden: Jedem die Verantwortlichkeit für seine Werke.«

Und er entfernte sich rasch.

Es war das zweite Mal im Zeitraume von einem Jahre, daß sich der revolutionäre Pächter dem royalistischen Priester gegenüber finden sollte.

Man erinnert sich, was das erste Mal vorgefallen war; man sollte wahrscheinlich Zeuge einer ähnlichen Scene sein.

Als man ihn raschen Schrittes nach der Wohnung des Abbé gehen sah, blieb auch Jeder unbeweglich auf der Schwelle der Thüre und folgte ihm, den Kopf schüttelnd, mit den Augen, jedoch ohne einen Schritt zu machen.

»Er hat verboten, ihm zu folgen,« sagten die Zuschauer zu einander.

Die große Thüre des Abbé war geschlossen wie die der Kirche.

Billot schaute umher, ob in der Gegend nicht ein Gebäude sei, von dem er einen neuen Balken entlehnen könnte; es war nur ein durch müßige Kinder losgemachter und in seiner Höhle wie ein Zahn in seiner Lade zitternder Weichstein da.

Der Pächter ging auf den Weichstein zu, rüttelte ihn heftig, erweiterte seine Höhle und riß ihn aus seiner Umschließung mit Pflastersteinen.

Dann hob er ihn über seinen Kopf empor, wie ein anderer Ajax oder ein zweiter Diomedes, wich drei Schritte zurück und schleuderte den Granitblock mit derselben Kraft, wie es eine Catapult gethan hätte.

Die zerbrochene Thüre flog in Stücke.

Zu gleicher Zeit, da sich Billot auf diese furchtbare Weise Bahn brach, öffnete sich das Fenster des ersten Stockes, und der Abbé Fortier erschien, aus Leibeskräften seine Pfarrkinder zu Hilfe rufend.

Doch die Stimme des Hirten fand kein Gehör bei der Herde, welche fest entschlossen, den Wolf und den Schäfer die Sache mit einander ausfechten zu lassen.

Billot brauchte eine gewisse Zeit, um die zwei oder drei Thüren, welche ihn noch vom Abbé Fortier trennten, zu sprengen, wie er die erste gesprengt hatte.

Die Sache nahm ihm ungefähr zehn Minuten weg.

Nach Ablauf von zehn Minuten, nachdem die erste Thüre zertrümmert war, konnte man auf dem immer heftigeren Geschrei und den immer ausdrucksvolleren Geberden des Abbé entnehmen, diese wachsende Agitation komme davon her, daß sich ihm die Gefahr immer mehr näherte.

Man sah in der Thai plötzlich hinter dem Priester, den bleichen Kopf von Billot erscheinen, dann eine Hand sich ausstrecken und sich mächtig auf seine Schulter niedersenken.

Der Priester klammerte sich an das hölzerne Querstück an, das dem Fenster als Gesims diente; er war selbst ein Mann von einer sprichwörtlichen Stärke, und es wäre für Hercules nichts Leichtes gewesen, ihn zum Loslassen zu bringen.

Billot schlang seinen Arm wie einen Gürtel um den Leib des Priesters, stemmte sich auf seinen Beinen an und riß mit einem Rucke, um eine Eiche zu entwurzeln, den Abbé Fortier von dem in seinen Händen zerbrechenden Querstücke.

Der Pächter und der Priester verschwanden in den Tiefen des Zimmers, und man, hörte nur noch das Geschrei des Abbé, das sich immer mehr entfernte, wie das Gebrülle eines Stieres, den ein Löwe des Atlas nach seiner Höhle schleppt.

Mittlerweile hatte Pitou zitternd Cantoren, Chorknaben, den Meßner und den Thürsteher herbeigeführt; Alles dies hatte sich beeilt, zuerst Chorrock und Chorhemd anzuziehen, und dann die Kerzen anzuzünden und alle Dinge für die Todtenmesse vorzubereiten.

Man war so weit, als man auf dem kleinen Ausgange, der auf den Schloßplatz führte, Billot hervorkommen sah.

Er schleppte den Priester nach sich, und zwar, trotz seines Widerstandes, mit so raschem Schritte, als ob er allein gegangen wäre.

Das war kein Mensch mehr; es war eine der Kräfte der Natur, etwas wie ein Strom oder eine Lawine; nichts Menschliches schien fähig, ihm zu widerstehen: es hätte eines Elementes bedurft, um gegen ihn zu kämpfen.

Der arme Abbé hörte hundert Schritte von der Kirche auf sich zu sträuben.

Er war völlig gebändigt.

Alle Anwesende traten auf die Seite, um diese zwei Männer durchgehen zu lassen.

Der Abbé warf einen erschrockenen Blick auf die wie eine Glasscheibe zerbrochene Thüre, und als er an ihren Plätzen, — ihr Instrument, ihre Hellebarde oder ihr Buch in der Hand, — alle diese Leute sah, denen er einen Fuß in die Kirche zu setzen verboten hatte, schüttelte er den Kopf, als hätte er erkannt, etwas Mächtiges, Unwiderstehliches laste nicht nur auf der Religion, sondern auch auf ihren Dienern.

Er trat in die Sacristei ein und kam nach einem, Augenblicke in seiner Amtstracht und das heilige Sacrament in der Hand wieder heraus.

Doch in dem Momente, wo er, nachdem er die Stufen des Altars hinaufgestiegen war und das heilig Ciborium auf den heiligen Tisch gesetzt hatte, sich umwandte, um die ersten Worte der Messe zu sprechen streckte Billot die Hand aus und rief:

»Genug, schlechter Diener Gottes! ich habe Deinen Stolz zu beugen gesucht; doch man soll erfahren, daß eine fromme Frau, wie die meinige, die Gebete eines fanatischen und haßerfüllten

Priesters Deiner Art entbehren kann.«

Dann, als ein gewaltiger Lärm in Folge dieser Worte unter den Gewölben der Kirche aufstieg, sprach er:

»Ist das eine Entheiligung, so falle sie auf mich zurück.«

Und sich gegen das ungeheure Geleit umwendend, das nicht nur die Kirche, sondern auch den Platz der Mairie und den des Schlosses füllte, rief er:

»Bürger, nach dem Friedhofe!«

Alle Stimmen wiederholten: »Nach den, Friedhofe! Die vier Träger schoben aufs Neue die Läufe ihre Flinten unter den Sarg, hoben den Körper ans und gingen wie sie gekommen waren, ohne Priester, ohne Kirchengesänge, ohne das Leichengepränge, mit dem die Religion den Schmerz der Menschen zu geleiten pflegt, unter Anführung von Billot, welchem ein Trauerzug von sechshundert Personen folgte, nach dem Friedhofe, der, wie man sich erinnert, fünfundzwanzig Schritte vom Hause der Tante Angélique entfernt lag.

Die Thüre des Friedhofes war geschlossen wie die des Abbé Fortier, wie die der Kirche.

Hier, vor diesem schwachen Hindernisse, hielt Billot seltsamer Weise an.

Der Starke achtete die Ruhe der Todten.

Auf einen Wink des Pächters lief Pitou zum Todtengräber.

Der Todtengräber hatte den Schlüssel des Friedhofes, das war ganz richtig.

Nach fünf Minuten brachte Pitou nicht nur den Schlüssel, sondern auch zwei Spaten.

Der Abbé Fortier hatte die arme Todte sowohl aus der Kirche, als von der heiligen Erde verbannt: der Todtengräber halte Befehl erhalten, kein Grab zu graben.

Bei dieser letzten Kundgebung des Hasses des Priesters gegen den Pächter durchlief etwas wie ein Drohungsschauer, die Anwesenden. Wäre im Herzen von Billot ein Viertel von der Galle gewesen, welche in die Seele der Devoten tritt, so brauchte Billot nur ein Wort zu sagen, und der Abbé Fortier hatte endlich die Satisfaction des Märtyrthums, das er mit gewaltigem Geschrei an dem Tage herbeigerufen, wo er sich geweigert, die Messe am Altar des Vaterlands zu lesen.

Billot hatte aber den Zorn des Volkes und des Löwen; er zerriß, zerbrach, zermalmte im Vorübergehen, kam jedoch nicht wieder auf seinen früheren Weg zurück.

Er machte Pitou, dessen Absicht er begriff, ein Zeichen des Dankes, nahm den Schlüssel aus seinen Händen, öffnete die Thüre, ließ den Sarg zuerst hineintragen und folgte demselben, wonach ihm das Leichengeleit folgte, das sich ans Allem, was gehen konnte, rekrutirt hatte.

Die Royalisten und die Devoten waren allein zu Hanse geblieben.

Es versteht sich von selbst, daß Tante Angélique, welche zu den Letzteren gehörte, mit Schrecken ihre Thüre, über abscheuliche Ruchlosigkeit schreiend und die himmlischen Blitze auf das Haupt ihres Neffen herabrufend, geschlossen hatte.

Doch Alles, was ein gutes Herz, einen guten Mine und die Familienliebe besaß; Alles, was der Barmherzigkeit unterschobene Haß, die der Milde unterschoben Rache empörte, kurz drei Viertel der Stadt waren nicht gegen Gott, nicht gegen die Religion, sondern gegen die Priester und ihren Fanatismus protestirend, da.

An dem Orte angelangt, wo das Grab hätte sein sollen, und wo der Todtengräber, der nicht gewußt, er werde den Befehl erhalten, es nicht zu graben, schon seinen Platz bezeichnet hatte, streckte Billot die Hand gegen Pitou aus, und dieser gab ihm einen von seinen zwei Spaten.

Da begannen Billot und Pitou, mit entblößtem Haupte, inmitten eines Kreises von Bürgern, die das Haupt wie sie entblößt, unter der verzehrenden Sonne der letzten Julitage, das Grab der Unglücklichen zu graben, welche, fromm und ergeben unter Allen, sehr erstaunt gewesen wäre, hatte man ihr zu ihren Lebzeiten gesagt was für ein Aergerniß sie nach ihrem Tode verursacht, werde.

Die Arbeit dauerte eine Stunde, und weder den Einen, noch dem Anderen der zwei Arbeiter fiel es ein sich zu erheben, ehe sie beendet war.

Mittlerweile hatte man Seile geholt, und als die Arbeit beendet war, lagen die Seile bereit.

Es waren abermals Billot und Pitou, die den Sarg in das Grab versenkten.

Diese zwei Menschen erwiesen auf eine so einfache und natürliche Art die letzte Pflicht derjenigen, welche, sie erwartete, daß keinem der Anwesenden der Gedanken kam, ihnen Hilfe zu leisten.

Man hätte es als eine Ruchlosigkeit betrachtet, sie nicht bis zum Ende machen zu lassen.

Nur strich bei den ersten Schaufeln voll Erde, die auf dem eichenen Sarge erschollen, Billot mit der Hand über seine Augen und Pitou mit dem Aermel.

Dann füllten sie entschlossen die Grube mit der Erde auf.

Als dies beendet war, schlenderte Billot seinen Spaten fern von sich und streckte seine Arme gegen Pitou aus, Pitou warf sich dem Pächter an die Brust, und Billot sprach:

»Gott ist mein Zeuge, daß ich in Dir umarme, was es Alles an einfachen und großen Tugenden auf Erden gibt: die Menschenliebe, die aufopfernde Ergebenheit, die Selbstverleugnung und die Brüderlichkeit, und daß ich mein Leben dem Triumphe dieser Tugenden weihen werde.«

Und die Hand über dem Grabe erhebend:

»Gott ist mein Zeuge, daß ich einen ewigen Krieg schwöre dem König, der mich hat morden lassen; den Adeligen, die meine Tochter entehrt; den Priestern, die meiner Frau das Begräbniß verweigert.«

Hiernach wandte sich Billot gegen die Zuschauer um, welche voll Sympathie für diese doppelte Beschwörung, und sagte:

»Brüder! eine neue Nationalversammlung wird statt der Verräther, welche zu dieser Stunde bei den Feuillants sitzen, zusammenberufen werden; wählet mich zum Repräsentanten bei dieser Versammlung, und Ihr sollt sehen, ob ich meine Eide zu halten weiß.«

Ein Ruf allgemeiner Beistimmung erfolgte auf den Vorschlag von Billot, und zur Stunde wurde auf dem Grabe seiner Frau, einem erschrecklichen Altar würdig des furchtbaren Schwures, den er empfangen, die Candidatur von Billot für die gesetzgebende Versammlung festgestellt; wonach, und nachdem Billot seinen Landsleuten für die Sympathie, die sie ihm in seiner Freundschaft und in seinem Hasse bewiesen, gedankt hatte. Jeder, Bauer oder Städter, sich nach Hause zurückzog, — in seinem Herzen jenen Geist revolutionärer Propaganda mitnehmend, dem in ihrer Verblendung seine tödtlichsten Waffen gerade diejenigen, — Könige, Adelige und Priester sie gerade denjenigen lieferten, welche er verschlingen sollte.

CXXVI.

Billot Abgeordneter.

Die von uns so eben erzählten Ereignisse hatten einen tiefen Eindruck, nicht nur auf die Einwohner von Villers-Coterets, sondern auch auf die Pächter der umliegenden Dörfer hervorgebracht.

Die Pächter sind aber eine große Macht bei der Wahlangelegenheit! sie beschäftigen jeder zehn, zwanzig, dreißig Tagelöhner, und obgleich das Wahlrecht zwei Abstufungen hatte, hing doch die Wahl völlig von dem ab, was man das Land nannte.

Jeder Mann hatte, als er Billot verließ und ihn, zum Abschied die Hand drückte, einfach zu ihm die zwei Worte gesagt:

»Sei ruhig!«

Und Billot war wirklich ruhig nach dem Pachthofe zurückgekehrt, denn zum ersten Male erschaute er ein mächtiges Mittel, dem Adel und dem Königthum das Böse, das sie ihm angethan, wiederzuvergelten.

Billot fühlte, er urtheilte nicht, und sein Verlangen nach Rache war blind wie die Streiche, die er empfangen.

Er kehrte nach dem Pachthofe zurück, ohne von Catherine ein Wort zu sprechen. Niemand konnte wissen, ob ihm ihre vorübergehende Anwesenheit bekannt war. Bei keinem Umstande hatte er seit einem Jahre ihren Namen genannt; seine Tochter war für ihn, als ob sie nicht mehr existirte.

Nicht so war es bei Pitou, diesem Goldherzen! er hatte es auf das Innigste beklagt, daß ihn Catherine nicht lieben konnte; als er aber Isidor gesehen und sich mit dem eleganten jungen Manne verglichen, da hatte er vollkommen begriffen, daß Catherine ihn liebe.

Er hatte Isidor beneidet, doch Catherine durchaus nicht gegrollt; im Gegentheil, er hatte sie immer mit einer tiefen, unbegrenzten Ergebenheit geliebt.

Sagen, diese Ergebenheit sei von Beklemmungen völlig frei gewesen, hieße lügen, doch selbst diese Beklemmungen, die das Herz von Pitou bei jedem neuen Beweise von Liebe, den sie ihrem Liebhaber gab, bedrückten, zeugten von der unaussprechlichen Güte dieses Herzens.

Nachdem Isidor in Varennes getödtet worden, hatte Pitou für Catherine nur noch ein tiefes Mitleid empfunden; da hatte er, — gerade das Gegentheil von Billot, — dem jungen Manne vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen und sich dessen erinnert, was Schönes, Gutes, Edelmüthiges in demjenigen war, welcher, ohne es zu vermuthen, sein Nebenbuhler gewesen.

Hierdurch war erfolgt, was wir gesehen: daß nicht nur Pitou vielleicht die betrübte und in Trauer gekleidete Catherine mehr geliebt, als er die heitere und coquette Catherine geliebt hatte, sondern daß er sogar, was man für unmöglich gehalten hätte, dazu gelangt war, daß er die arme kleine Waise fast eben so sehr als sie liebte.

Man wird sich also nicht wundern, daß Pitou, nachdem er wie die Andern vom Pächter Abschied genommen, statt sich nach dem Pachthofe zu wenden, gegen Haramont ging.

Man war übrigens so sehr an das unerwartete Verschwinden und die ebenso unerwarteten

Rückkehren von Pitou gewöhnt, daß sich trotz der hohen Stellung, die er als Kapitän im Dorfe einnahm, Niemand um seine Abwesenheiten bekümmerte; wenn Pitou abgegangen, so flüsterte man sich zu:

»Der General Lafayette hat ihn rufen lassen.«

Und damit war Alles gesagt.

Kam Pitou zurück, so fragte man ihn nach Neuigkeiten aus der Hauptstadt, und da Pitou, mit Hilfe von Gilbert, die frischesten und besten gab, da man einige Tage, nachdem er diese Neuigkeiten gegeben, die Vorhersagungen von Pitou sich verwirklichen sah, so hatte man fortwährend das blindeste Vertrauen zu ihm sowohl als Kapitän, wie als Propheten.

Gilbert seinerseits wußte, was alles Gutes und Hingebendes in Pitou war; er fühlte, in einem gegebenen Augenblicke sei es ein Mensch, dem er sein Leben, das Leben von Sebastian, einen Schatz, eine Sendung, kurz Alles, was man mit Ruhe der Redlichkeit und der Stärke übergibt, anvertrauen könnte. So oft Pitou nach Paris kam, fragte ihn Gilbert, ohne daß dies Pitou im Mindesten erröthen machte, ob er etwas brauche; fast immer antwortete Pitou! »Nein, Herr Gilbert;« was Herrn Gilbert nicht abhielt, Pitou einige Louis d'or zu geben, welche Pitou in seine Tasche steckte.

Einige Louis d'or nebst seinen Privatmitteln und dem Zehnten, den er in Naturerzeugnissen vom Walde des Herzogs von Orleans erhob, das war für Pitou ein Vermögen; Pitou hatte noch nie das Ende seiner paar Louis d'or gesehen, wenn er Herrn Gilbert wiedersah und ein Händedruck des Doctors in seiner Tasche die Quelle des Pactolus erneuerte.

Man erstaunte also nicht, daß Pitou bei der Stimmung seines Gemüthes in Beziehung auf Catherine und Isidor sich hastig von Billot trennte, um zu erfahren, was aus der Mutter und dem Kinde geworden.

Sein Weg, wenn er nach Haramont ging, führte ihn am Clouis-Steine vorbei; hundert Schritte von der Hütte begegnete er dem Vater Clouis, der mit einem Hasen in seiner Jagdtasche zurückkam.

Es war sein Hasentag.

Mit zwei Worten theilte der Vater Clouis Pitou mit, Catherine sei gekommen und habe ihn um ihr altes Lager gebeten, das er ihr schleunigst wieder eingeräumt; sie habe viel geweint, die Arme, als sie in die Stube zurückgekehrt, wo sie Mutter geworden, und wo ihr Isidor so lebhaftere Beweise seiner Liebe gegeben.

Doch alle diese Trübsale waren nicht ohne eine Art von Reiz; Jeder, der einen großen Schmerz empfunden hat, weiß, daß die grausamen Stunden diejenigen sind, wo die versiegten Thränen zu fließen sich weigern, die glücklichen und süßen Stunden die, wo man die Thränen wiederfindet.

Als Pitou auf der Schwelle der Hütte erschien, fand er Catherine, die Wangen feucht, ihr Kind in den Armen, auf ihrem Bette sitzend.

Sobald sie Pitou sah, legte Catherine das Kind in ihren Schooß und bot dem jungen Manne die Hände und die Stirne; Pitou ergriff ganz freudig ihre beiden Hände, küßte sie auf die Stirne, und das Kind fand sich einen Augenblick geschirmt unter dem Bogen, den über ihm diese sich pressenden Hände, diese auf die Stirne seiner Mutter gedrückten Lippen von Pitou bildeten.

Dann fiel Pitou vor Catherine auf die Kniee, küßte die Hände des Kindes und sagte:

»Ah! Mademoiselle Catherine, seien Sie ruhig, ich bin reich: es wird Herrn Isidor an nichts mangeln.«

Pitou hatte fünfzehn Louis d'or: er nannte das reich sein.

Selbst gut von Geist und Herz, schätzte Catherine Alles, was gut war.

»Ich danke, Herr Pitou,« erwiderte sie, »ich glaube Ihnen und bin glücklich, Ihnen zu glauben, denn Sie sind mein einziger Freund, und würden Sie mich verlassen, so wären wir allein auf der Erde; doch nicht wahr, Sie werden uns nie verlassen?«

»Oh! Mademoiselle,« versetzte Pitou schluchzend, »sagen Sie mir nicht solche Dinge! Sie würden mich alle Thränen meines Leibes weinen machen!«

Pitou weinte in der That so stark, daß er dem Ersticken nahe.

»Ich habe Unrecht,« sprach Catherine, »ich habe Unrecht: entschuldigen Sie mich.«

»Nein,« sagte Pitou, »nein, Sie haben im Gegentheil Recht! ich bin dumm, daß ich so weine.«

»Herr Pitou, ich habe Luft nöthig! geben Sie mir den Arm, daß wir uns ein wenig unter den großen Bäumen ergehen. Ich glaube, das wird mir wohl thun.«

»Und mir auch, Mademoiselle, denn ich fühle, daß ich ersticke.«

Das Kind hatte keine Luft nöthig: es hatte reichlich seine Nahrung am mütterlichen Busen genommen, und es bedurfte des Schlafes.

Catherine legte es auf ihr Bett und gab Pitou den Arm.

Nach fünf Minuten befanden sie sich unter den großen Bäumen des Waldes, einem prächtigen von der Hand des Herrn der Natur, seiner göttlichen, seiner ewigen Tochter, errichteten Tempel.

Dieser Spaziergang, wobei sich Catherine auf seinen Arm stützte, erinnerte Pitou unwillkürlich an den, welchen er zwei und ein halbes Jahr vorher am Pfingsttage Catherine nach dem Ballsaale führend gemacht, wo zu seinem großen Schmerze Isidor mit ihr getanzt hatte.

Wie viele Ereignisse hatten sich während dieser drittelhalb Jahre aufgehäuft, und wie sehr, ohne ein Philosoph auf der Höhe von Herrn von Voltaire oder Herrn Rousseau zu sein, begriff Pitou, daß er und Catherine nur im allgemeinen Wirbel fortgerissene Atome waren!

Doch diese Atome in ihrer Geringfügigkeit hatten nichtsdestoweniger, wie die vornehmen Leute, wie die Fürsten, wie der König, wie die Königin, ihre Freude und ihren Schmerz; diese Mühle, welche sich in den Händen des Verhängnisses drehend die Kronen zermalmt und die Throne in Staub verwandelte, hatte das Glück von Catherine zermalmt und in Staub verwandelt nicht mehr und nicht minder, als hätte sie auf einem Throne gesessen und eine Krone, auf dem Haupte getragen.

Nach drittelhalb Jahren hatte im Ganzen diese Revolution, zu der er so mächtig beigetragen, übrigens ohne zu wissen, was er that, folgende Verschiedenheit in der Lage von Pitou herbeigeführt.

Drittelhalb Jahre vorher war Pitou ein armer, von Tante Angélique fortgejagter, von Billot aufgenommenener, von Catherine beschützter, Isidor geopferter Bauernbursche gewesen.

Heute war Pitou eine Macht; er hatte einen Säbel an der Seite, Epauletten auf der Schulter; man nannte ihn Kapitän; Isidor war getödtet, und er, Pitou, war es, der Catherine und ihr Kind beschützte.

Die Antwort von Danton, als man ihn fragte: »In welcher Absicht machen Sie eine Revolution?« »Um hinunter zu bringen, was oben ist, und hinauf, was unten ist,« war also in Beziehung auf Pitou vollkommen genau.

Aber man hat gesehen, obgleich ihm alle diese Ideen im Kopfe herumtrabten, zog doch der

gute, der bescheidene Pitou keinen Vortheil daraus, und er war es, der auf den Knien Catherine anflehte, sie möge ihm erlauben, daß er sie und ihr Kind beschütze.

Catherine ihrerseits hatte, wie alle leidende Herzen, eine viel feinere Schätzung im Schmerz, als in der Freude. Pitou, der zur Zeit ihres Glückes für sie nur ein braver Bursche ohne Wichtigkeit war, wurde das fromme Geschöpf, das er in Wirklichkeit, das heißt, der Mensch der Güte, der Unschuld und der Ergebenheit. Hieraus erfolgte, daß sie, unglücklich und eines Freundes bedürftig, begriff, Pitou sei gerade der Freund, den sie brauche, und immer von Catherine empfangen mit einer gegen ihn ausgestreckten Hand, mit einem reizenden Lächeln auf den Lippen, fing Pitou an ein Leben zu führen, von dem er nie, selbst in seinen Träumen des Paradieses, eine Ahnung gehabt hatte.

Während dieser Zeit verfolgte Billot, immer stumm hinsichtlich seiner Tochter, indeß er seine Ernte machte, seinen Gedanken, zum Abgeordneten bei der gesetzgebenden Versammlung ernannt zu werden. Ein einziger Mann hätte den Sieg über ihn davon tragen können, wäre er von demselben Ehrgeize besessen gewesen; doch ganz nur seinem Glücke und seiner Liebe hingegeben, genoß der Graf von Charny mit Andrée, in seinem Herrenhause in Boursonne eingeschlossen, die Freuden einer unerwarteten Glückseligkeit; die Welt vergessend, glaubte sich der Graf von Charny von ihr vergessen; der Graf von Charny dachte nicht einmal daran.

Da sich nichts im Canton Villers-Coterets der Wahl von Billot widersetzte, so wurde Billot mit einer ungeheuren Stimmenmehrheit zum Abgeordneten gewählt.

Als Billot gewählt war, bemühte er sich, so viel als möglich Geld zu realisiren. Das Jahr war gut gewesen; er machte den Theil seiner Grundeigenthümer, nahm den seinigen, behielt, was er an Korn für seine Saaten, was er an Hafer, Stroh und Heu für das Futter seiner Pferde, was er an Geld für die Nahrung seiner Leute brauchte, und ließ eines Morgens Pitou kommen.

Pitou machte, wie wir erwähnt, von Zeit zu Zeit Billot seinen Besuch.

Billot empfing Pitou immer mit offener Hand, bot ihm Frühstück an, wenn es die Stunde des Frühstücks war, Mittagsbrod, wenn es die Stunde des Mittagessens war, ein Glas Wein oder Obstmost, war es die Stunde, ein Glas Obstmost oder Wein zu trinken.

Nie aber hatte Billot Pitou holen lassen.

Nicht ohne Besorgniß begab sich also Pitou nach dem Pachthofe.

Billot war immer ernst; Niemand konnte sagen, er habe ein Lächeln über die Lippen des Pächters ziehen sehen seit dem Augenblicke, wo seine Tochter den Pachthof verlassen.

Billot war noch ernster als gewöhnlich.

Er reichte indessen, wie er dies zu thun pflegte, seine Hand Pitou, drückte sogar stärker als gewöhnlich die, welche ihm Pitou gab, und behielt sie in seinen Händen.

Pitou schaute den Pächter mit Erstaunen an.

»Pitou,« sagte dieser, »Du bist ein redlicher Mensch.«

»Ei! ich glaube wohl, Herr Billot,« erwiderte Pitou.

»Und ich, ich weiß es gewiß.«

»Sie sind sehr gut, Herr Billot.«

»Ich habe also beschlossen, Dich, wenn ich abgehe, an die Spitze des Pachthofes zu stellen.«

»Mich, Herr Billot?« versetzte Pitou erstaunt; »unmöglich!«

»Warum unmöglich?«

»Ei! Herr Billot, weil es eine Menge Einzelheiten gibt, wobei das Auge einer Frau unerlässlich ist.«

»Ich weiß es,« erwiderte Billot; »Du wirst selbst die Frau wählen, welche die Beaufsichtigung mit Dir theilen soll; ich frage Dich nicht nach ihrem Namen; ich brauche ihn nicht zu wissen; und komme ich nach dem Pachthofe, so werde ich Dich acht Tage vorher davon benachrichtigen, damit, sollte ich diese Frau nicht sehen, oder sollte sie mich nicht sehen, dieselbe Zeit hätte, sich zu entfernen.«

»Gut, Herr Billot.«

»Es ist nun auf der Tenne das für die Aussaat nöthige Korn; auf dem Speicher Hafer, Stroh und Heu, so viel als für das Futter der Pferde erforderlich, und in dieser Schublade das für den Lohn und die Kost der Leute nothwendige Geld.«

Billot öffnete eine Schublade voll Geld.

»Einen Augenblick Geduld, Herr Billot!« sagte Pitou; »wie viel ist in dieser Schublade?«

»Ich weiß es nicht,« erwiderte Billot, während er sie wieder zurückschob.

Dann schloß er sie, gab den Schlüssel Pitou und sagte:

»Wenn Du kein Geld mehr hast, wirst Du von mir verlangen.«

Pitou begriff, was Alles an Vertrauen in dieser Antwort lag; er öffnete beide Arme, um Billot damit zu umfassen; doch plötzlich wahrnehmend, was er gethan, sei sehr vermessen von ihm, sagte er:

»Oh! verzeihen Sie, Herr Billot; ich bitte tausendmal um Verzeihung!«

»Verzeihung für was?« fragte Billot ganz gerührt von dieser Demut; »Verzeihung dafür, daß ein ehrlicher Mensch seine Arme ausgestreckt hat, um einen andern ehrlichen Menschen zu umfassen? Auf, komm, Pitou! komm, umarme mich!«

Pitou warf sich in die Arme von Billot.

»Und wenn Sie zufällig dort meiner bedürfen . . . « sagte er.

»Sei ruhig, Pitou, ich werde Dich nicht vergessen.« sprach Billot.

Und er fügte bei:

»Es ist zwei Uhr Nachmittags; ich reise um fünf Uhr nach, Paris ab. Um sechs Uhr kannst Du mit der Frau hier sein, die Du zu Deiner Unterstützung gewählt haben wirst.«

»Gut!« sagte Pitou. »Dann habe ich keine Zeit zu verlieren! Auf Wiedersehen, lieber Herr Billot!«

»Auf Wiedersehen, Pitou!«

Pitou eilte aus dem Pachthofe fort.

Billot folgte ihm mit den Augen, so lange er ihn sehen konnte; dann, als er verschwunden war, sagte er:

»Oh! warum hat sich meine Tochter Catherine nicht eher in einen braven Burschen wie Pitou verliebt, als in diesen adeligen Schuft, der sie als Witwe, ohne verheirathet, als Mutter, ohne Frau gewesen zu sein, hinterließ!«

Es ist nun nun unnötig, zu sagen, daß um fünf Uhr Billot in die Diligence von Villers-Coterets nach Paris stieg, und daß um sechs Uhr Pitou, Catherine und der kleine Isidor in den Pachthof kamen.

CXXVII.

Anblick der neuen Versammlung.

Am 1. October 1791 sollte die Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung stattfinden.

Billot kam, wie die andern Abgeordneten, an, Ende des Septembers an.

Die neue Versammlung bestand aus siebenhundert fünf und vierzig Mitgliedern; unter ihnen zählte man vierhundert Advocaten und Rechtsgelehrte; zwei und siebenzig Literaten, Journalisten, Dichter; siebenzig constitutionelle Priester, das heißt, Priester, die der Constitution den Eid geleistet; — die zweihundert und drei Uebrigen waren Grundeigenthümer oder Pächter wie Billot, Grundeigenthümer und Pächter zugleich, oder Leute, welche freie Künste und sogar Handwerke trieben.

Der eigenthümliche Charakter, unter welchem die neuen Abgeordneten erschienen, war indessen die Jugend: die Mehrzahl derselben war nicht über sechs und, zwanzig Jahre alt; man hätte glauben sollen, es sei eine neue, unbekante Generation, von Frankreich abgesandt, um gewaltsam mit der Vergangenheit zu brechen; geräuschvoll, stürmisch, revolutionär kam sie, um die Tradition zu entthronen; fast Alle von cultivirtem Geiste, die Einen, wie gesagt, Dichter, die Andern Advokaten, wieder Andere Chemiker; voll Energie, von einer außerordentlichen Begeisterung, von einer grenzenlosen Hingebung an Ideen, sehr unwissend in den Staatsangelegenheiten, unerfahren, Schwätzer, leichtsinnig, streitsüchtig, brachten sie offenbar die große, aber furchtbare Sache, die man das Unbekannte nennt.

Das Unbekannte in der Politik ist aber immer die Besorgniß. Condorcet und Brissot ausgenommen, konnte man fast jeden von diesen Menschen fragen: »Wer sind Sie?«

In der That, wo waren die Lichter und sogar die Fackeln der constituirenden Versammlung? wo waren die Mirabeau, die Barnave, die Siéyès, die Dupont, die Bailly, die Robespierre, die Cazales? Alles dies war verschwunden.

Stellenweise, wie verirrt unter dieser glühenden Jugend, einige weiße Köpfe.

Die Uebrigen repräsentirten das junge oder männliche Frankreich, Frankreich mit schwarzen Haaren.

Schöne Köpfe, für eine Revolution abzuhaueu, die auch fast alle abgehauen wurden!

Außer dem fühlte man den Bürgerkrieg im Innern keimen, man fühlte den Krieg mit dem Auslande kommen; alle diese jungen Leute waren keine einfache Abgeordnete; es waren Streiter: die Gironde, — die sich im Falle des Krieges ganz, vom zwanzigsten bis zum fünfzigsten Jahre, an die Grenze zu marschiren angeboten hatte, — die Gironde schickte eine Vorhut.

Diese Vorhut, das waren die Vergniaud, die Guadet, die Gensonné, die Fonfrède, die Ducos; es war dieser Kern, der sich die *Gironde* nennen und seinen Namen einer weltbekannten Partei geben sollte, welche, trotz ihrer Fehler, durch ihre Mißgeschicke sympathisch geblieben ist.

Von einem Kriegshauche geboren, traten sie mit einem Sprunge und wie Athleten kampfgierig in die blutige Arena des politischen Lebens ein.

Wenn man sie nur stürmisch ihre Plätze in der Kammer einnehmen sieht, erräth man in ihnen jenes Wehen des Sturmes, das die Ungewitter vom 20. Juni, 10. August und 21. Februar machen

wird.

Keine rechte Seite mehr: die Rechte ist aufgehoben: folglich keine Aristokraten mehr.

Die ganze Versammlung ist gegen zwei Feinde gewaffnet: die Adelligen, die Priester.

Widerstreben diese, so ist das Mandat, das sie erhalten, ihren Widerstand zu brechen.

Was den König betrifft, so hat man das Gewissen der Abgeordneten als Richter hinsichtlich des Verfahrens gelassen, das man gegen ihn beobachten soll; man beklagt ihn, man hofft, er werde der dreifachen Macht der Königin, der Aristokratie und der Geistlichkeit entkommen; unterstützt er sie, so wird man ihn mit ihnen vernichten.

Der arme König! man nennt ihn weder mehr König, noch Ludwig den XVI., noch Majestät: man nennt ihn die *executive Gewalt*.

Die erste Bewegung der Abgeordneten, als sie in diesen Saal eintraten, der ihnen hinsichtlich seiner Eintheilung völlig fremd, war, daß sie umherschauten.

Auf jeder Seite öffnete sich eine vorbehaltens Tribüne.

»Für wen sind diese Tribünen?« fragten mehrere Stimmen.

»Diese Tribünen sind für die abgehenden Deputierten,« antwortete der Baumeister.

»Ho! ho!« murmelte Vergniaud, »was soll das bedeuten? ein Censurausschuß? Ist die Legislative⁴⁴ eine Repräsentantenkammer der Nation, oder eine Schülerclassse?«

»Warten wir,« sagte Hérault de Séchelles, »wir werden sehen, wie sich unsere Herren benehmen.«

»Huissier!« rief Thuriot, »Sie werden ihnen, so wie sie eintreten, sagen, es sei in der Versammlung ein Mann, der beinahe den Gouverneur der Bastille von seinen Mauern hinabgeworfen hätte, und dieser Mann heiße *Thuriot*.«

Anderthalb Jahre später nannte man diesen Mann Tue-Roi.⁴⁵

Der erste Act der neuen Versammlung war, daß sie eine Deputation nach den Tuileries schickte.

Der König war so unklug, sich durch einen Minister suppliren zu lassen.

»Meine Herren,« sagte der Minister, »der König kann sie in diesem Augenblicke nicht empfangen; kommen Sie in drei Stunden wieder.«

Die Abgeordneten entfernten sich.

»Nun?« fragten die andern Mitglieder, als sie dieselben so bald zurückkommen sahen.

»Bürger!« erwiderte einer der Abgesandten, »der König ist nicht bereit, und wir haben drei Stunden voraus.«

»Wohl!« rief von seinem Platze aus der Hinkebein Couthon, »benützen wir diese drei Stunden. Ich trage darauf an, daß der Titel *Majestät* abgeschafft werde.«

Ein allgemeines Hurrah antwortete. Der Titel *Majestät* wurde durch Zuruf abgeschafft.

»Wie wird man die executive Gewalt nennen?« fragte sodann eine Stimme.

»Man wird sie den König der Franzosen nennen,« antwortete eine andere Stimme. »Dieser Titel ist schön genug, daß sich Herr Capet damit begnügen mag.«

Aller Augen wandten sich gegen den Mann, der den König von Frankreich *Herr Capet* genannt hatte.

Es war Billot.

»Gut: es bleibe beim König der Franzosen,« rief man fast einstimmig.

»Warten Sie sagte Couthon, »es bleiben uns noch zwei Stunden übrig. Ich habe einen neuen Antrag zu machen.«

»Thun Sie es!« riefen alle Stimmen.

»Ich beantrage, daß man beim Eintritt des Königs aufstehe, sobald aber der König eingetreten ist, sich wieder setze und sich bedecke.«

Es herrschte einen Augenblick ein furchtbarer Tumult: das Zustimmungsgeschrei war so heftig, daß man es hätte für ein Geschrei der Opposition halten können.

Als der Lärm sich endlich legte, bemerkte man, daß alle Welt einverstanden war.

Der Antrag wurde angenommen.

Couthon schaute nach der Pendeluhr.

»Wir haben noch eine Stunde,« sagte er. Ich habe einen dritten Antrag zu machen.«

»Sprechen Sie,« rief man von allen Seiten.

»Ich beantrage,« sprach Couthon mit der sanften Stimme, welche bei Gelegenheit auf eine so entsetzliche Weise zu vibrieren wußte, »ich beantrage, daß es keinen Thron mehr für den König gebe, sondern einen einfachen Armstuhl.«

Der Redner wurde durch gewaltiges Beifallklatschen unterbrochen.

»Warten Sie,« rief er, die Hand erhebend, »ich bin noch nicht zu Ende.«

Sogleich trat wieder Stille ein.

»Ich beantrage, daß der Stuhl des Königs zur Linken des Präsidenten stehe.«

»Sehen Sie wohl zu!« sprach eine Stimme, »das heißt nicht nur den Thron abschaffen, sondern sogar den König subordinieren.«

»Ich beantrage, nicht nur den Thron abzuschaffen, sondern auch den König zu subordinieren,« sagte Couthon.

Hierauf erfolgten erschreckliche Acclamationen; es lagen der ganze 20. Juni und der ganze 10. August in diesem furchtbaren Händeklatschen.

»Es ist gut, Bürger,« sprach Couthon, »die drei Stunden sind abgelaufen. Ich danke dem König der Franzosen, daß er uns hat warten lassen: wir haben unsere Zeit beim Warten nicht verloren.«

Die Deputation kehrte nach den Tuileries zurück.

Diesmal empfing sie der König, doch es war ein Entschluß gefaßt worden.

»Meine Herren,« sprach er, »ich kann mich erst in drei Tagen in die Assemblée begeben.«

Die Deputierten schauten sich an.

»Es wird also am 4. sein, Sire?« sagten sie.

»Ja, meine Herren, es wird am 4. sein,« antwortete der König.

Und er wandte ihnen den Rücken zu.

Am 4. Oktober ließ der König sagen, er sei leidend und werde sich erst am 7. in die Sitzung begeben.

Dessen ungeachtet hielt am 4., in Abwesenheit des Königs, die Constitution von 1791, das heißt das wichtigste Werk der letzten Versammlung, ihren Einzug in die neue Versammlung.

Sie war umgeben und bewacht von den zwölf ältesten Deputierten der constituierenden Versammlung.

»Gut!« sagte eine Stimme, »das sind die zwölf Greise der Apokalypse!«

Der Archivar Camus trug sie und bestieg damit die Tribune.

»Volk,« sprach er, wie ein zweiter Moses, »hier sind die Gesetztafeln.«

Dann begann die Ceremonie des Eides.

Die ganze Versammlung defilierte traurig und kalt; Viele wußten zum Voraus, diese unmächtige Constitution werde nicht ein Jahr leben: man schwor, um zu schwören, weil es eine auferlegte Ceremonie war.

Drei Viertel von denjenigen, welche schworen, waren entschlossen, ihren Eid nicht zu halten.

»Es verbreitete sich indessen in Paris das Gerücht von den drei in der Versammlung gefaßten Beschlüssen:

Keine Majestät mehr!

Keinen Thron mehr!

Einen einfachen Armstuhl zur Linken des Präsidenten! Damit war ungefähr gesagt: »Keinen König mehr!«

Das Geld war, wie gewöhnlich, das Erste, was Angst bekam: die Fonds sanken entsetzlich; die Banquiers fingen an zu befürchten.

Am 9. Oktober ging eine große Veränderung vor.

Nach dem neuen Gesetze gab es keinen Obercommandanten der Nationalgarde mehr.

Am 9. Oktober sollte Lafayette seine Entlassung nehmen, und jeder von den sechs Legionschefs sollte seinerseits commandieren.

Der für die königliche Sitzung bestimmte Tag kam; man erinnert sich, daß es der 7. war.

Der König trat ein.

Ganz im Widerspruche mit dem, was man hatte erwarten können, so groß war noch das Privilegium, stand man beim Eintritte des Königs nicht nur auf, man entblöste sich nicht nur, sondern es erscholl sogar einstimmiges Beifallklatschen.

Die Assemblée rief: »Es lebe der König!«

Sogleich aber, als hätten die Royalisten den neuen Abgeordneten eine Herausforderung zuschleudern wollen, riefen die Tribunen:

»Es lebe Seine Majestät!«

Ein langes Gemurre durchlief die Bänke der Repräsentanten der Nation: die Augen erhoben sich zu den Tribünen, und man erkannte, daß vornehmlich von den abgetretenen Deputierten der constituierenden Versammlung vorbehaltenen Tribünen diese Rufe ausgegangen waren.

»Es ist gut, meine Herren,« sagte Couthon; »morgen wird man sich mit Euch beschäftigen.«

Der König bedeutete durch ein Zeichen, er wolle sprechen.

Man hörte.

Die Rede, die er hielt, ein Werk von Duport du Tertre, war äußerst geschickt abgefaßt und brachte eine große Wirkung hervor; sie handelte ganz von der Nothwendigkeit, die Ordnung aufrecht zu erhalten und sich in der Liebe für das Vaterland zu vereinigen.

Pastoret präsierte der Versammlung.

Pastoret war Royalist.

Der König hatte in seiner Rede gesagt, *es sei für ihn Bedürfniß, geliebt zu werden.*

»Und für uns, Sire, ist es auch Bedürfniß, von Ihnen geliebt zu sein,« erwiederte der Präsident.

Bei diesen Worten brach der ganze Saal in einen Beifallssturm aus.

Der König nahm in seiner Rede die Revolution als beendet an.

Einen Augenblick glaubte es die Assemblée wie er.

Der in der Nationalversammlung hervorgebrachte Eindruck verbreitete sich alsbald in Paris.

Der König ging am Abend mit seiner Familie ins Theater.

Er wurde mit donnerndem Beifall empfangen.

Viele weinten, und er selbst, der so wenig zugänglich für diese Art von Empfindsamkeit, vergoß Thränen.

In der Nacht schrieb der König an alle Mächte, um ihnen seine Annahme der Constitution von 1791 mitzuthemen.

Man weiß übrigens, daß er eines Tags, in einem Augenblick der Begeisterung, diese Constitution, ehe sie nur vollendet war, beschworen hatte.

Am andern Tage erinnerte sich Couthon dessen, was er am Tage vorher den Constituirenden versprochen hatte.

Er verkündigte, er habe eine Motion zu machen.

Man kannte die Motionen von Couthon.

Jeder schwieg.

»Bürger,« sprach Couthon, »ich verlange, daß man aus dieser Versammlung jede Spur von Privilegium verschwinden mache, und daß folglich alle Tribünen dem Publikum geöffnet werden.«

Die Motion wurde einstimmig angenommen.

Am andern Tage ergriff das Publikum Besitz von den Tribünen der vormaligen Deputirten, und von dieser Besitzergreifung an war der Schatten der Constituirenden verschwunden.

CXXVIII.

Frankreich und das Ausland.

Die Versammlung war, wie gesagt, besonders gegen die Adeligen und die Priester abgesandt.

Es war ein wahrer Kreuzzug, nur trugen die Fahnen statt: *Gott will es*, den Wahlspruch: *Das Volk will es*, an sich.

Am 9. Oktober, dem Tage der Entlassung von Lafayette, lasen Gallois und Gensonné ihren Bericht über die religiösen Unruhen in der Vendée.

Er war vernünftig, gemäßigt, und brachte gerade darum einen tiefen Eindruck hervor.

Wer hatte ihn eingegeben, wenn nicht geschrieben?

Ein sehr gewandter Politiker, den wir später auf der Bühne und in diesem Buche wiedererscheinen sehen.

Die Assemblée war duldsam.

Eines ihrer Mitglieder, Fauchet, verlangte nur, daß der Staat aufhöre, die Priester zu bezahlen, welche erklären würden, sie wollen der Stimme des Staates nicht gehorchen, man möge indessen denjenigen Widerspänstigen, welche alt und gebrechlich seien, Pensionen geben.

Ducos ging weiter: er rief die Toleranz an; er verlangte, daß man den Priestern jede Freiheit lasse, den Eid zu schwören oder nicht zu schwören.

Noch weiter ging der constitutionelle Bischof Torne. Er erklärte geradezu, die Weigerung der Priester stehe mit großen Tugenden im Zusammenhange.

Wir werden sogleich sehen, wie die Devoten von Avignon diese Toleranz erwiederten.

Nach der, übrigens nicht beendigten, Discussion in Betreff der constitutionellen Priester ging man zu den Emigrierten über.

Das hieß vom inneren Kriege zum äußeren Kriege und somit die zwei Wunden Frankreichs berühren.

Fauchet hatte die Frage der Geistlichkeit behandelt, Brissot behandelte die der Emigration.

Er nahm sie von der erhabenen und humanen Seite; er nahm sie da, wo sie Mirabeau ein Jahr vorher aus seinen sterbenden Händen hatte fallen lassen.

Er verlangte, daß man einen Unterschied zwischen der Emigration der Furcht und der des Hasses mache; er verlangte, daß man nachsichtig gegen die eine, streng gegen die andere sei.

Seiner Ansicht nach konnte man die Bürger nicht in das Königreich einschließen; man mußte ihnen im Gegentheile alle Thore desselben offen lassen.

Er wollte nicht einmal die Confiscation gegen die Emigration des Hasses.

Er verlangte nur, daß man aufhöre, diejenigen zu bezahlen, welche sich gegen Frankreich bewaffnet haben.

In der That, wunderbar! Frankreich fuhr fort im Auslande die Gehalte den Lambesc, den Condé, den Karl von Lothringen zu bezahlen.

Wir werden sogleich sehen, wie die Emigrierten diese Milde erwiederten.

Als Fauchet eine Rede vollendete, erhielt man Nachrichten von Avignon.

Als Brissot die seinige endigte, erhielt man Nachrichten von Europa.

Dann erschien eine große Helle im Westen wie ein ungeheurer Brand: das waren Nachrichten von Amerika.

Fangen wir mit Avignon an.

Geben wir mit wenigen Worten die Geschichte von diesem zweiten Rom.

Benedict XI. war 1304 eines anstößig plötzlichen Todes gestorben.

Man sagte auch, er sei durch Feigen vergiftet worden.

Philipp der Schöne, der Bonifaz VIII. durch die Hand von Colonna beohrfeigt hatte, hielt die Augen auf Perugia geheftet, wo das Conclave gehalten wurde.

Seit langer Zeit hatte er den Gedanken, das Papsttum von Rom wegzuziehen und nach Frankreich zu bringen, um es, — hätte er es einmal in seinem Gefängniß, — zu einem Vortheil arbeiten zu lassen, und, wie unser großer Meister Michelet sagt, »um ihm die lucrativen Bullen zu dictiren, seine Unfehlbarkeit auszubeuten und den heiligen Geist zum Schreiber und Einnehmer für das Haus Frankreich zu bestellen.«

Eines Tags kam zu ihm ein staubbedeckter, sterbensmüder Bote, der kaum sprechen konnte.

Er brachte ihm folgende Kunde:

Die französische Partei und die antifranzösische Partei hielten sich so gut im Conclave die Wage, daß kein Papst aus den Wahlen hervorging, und daß davon die Rede war, in einer andern Stadt ein neues Conclave zu versammeln.

Dieser Beschluß kam den Perugianern nicht recht, denn es lag ihnen viel an der Ehre, daß ein Papst in ihrer Stadt gewählt werde.

Sie gebrauchten auch ein sinnreiches Mittel.

Sie zogen einen Cordon um das Conclave, um es zu verhindern, daß man den Cardinälen zu essen und zu trinken bringe.

Die Cardinäle erhoben ein gewaltiges Geschrei.

»Wählt einen Papst, und Ihr sollt zu essen und zu trinken bekommen,« riefen die Perugianer.

Die Cardinäle hielten vier und zwanzig Stunden aus.

Nach vier und zwanzig Stunden entschieden sie sich.

Es wurde beschlossen, die antifranzösische Partei sollte drei Cardinäle wählen, und die französische Partei sollte aus diesen drei Candidaten einen Papst wählen.

Die antifranzösische Partei wählte drei erklärte Feinde von Philipp dem Schönen.

Unter der Zahl dieser drei Feinde war aber Bertrand de Got,⁴⁶ Erzbischof von Bordeaux, von dem man wußte, daß er noch mehr der Freund von seinem Interesse, als der Feind von Philipp dem Schönen war.

Ein Bote ging ab, der diese Nachricht überbringen sollte.

Dies war der Bote, der den Weg in vier Tagen und vier Nächten zurückgelegt halte und sterbensmüde ankam.

Es war keine Zeit zu verlieren.

Philipp schickte einen Expressen an Bertrant, de Got, der durchaus nichts von der hohen Sendung, die ihm zu Theil geworden, wußte, und lud ihn zu einer Zusammenkunft im Walde von Andelys ein.

Die Zusammenkunft fand in einer finstern Nacht, welche einer Beschwörungsnacht glich,

mitten auf einer Krenzstraße, nach der drei Wege mündeten, statt; unter einer ähnlichen Lage beschworen diejenigen, welche übermenschliche Begünstigungen erlangen wollten, den Teufel und küßten, indem sie seine Vasallen zu sein gelobten, den Pferdefuß Satans.

Nun fing man, — ohne Zweifel, um den Erzbischof zu beruhigen, — damit an, daß man die Messe hörte; hierbei schworen sich auf dem Altar, im Augenblicke der Aufhebung der Hostie, der König und der Prälat Verschwiegenheit; dann erloschen die Kerzen, der Priester, der die Messe gelesen, entfernte sich, gefolgt von seinen Chorknaben und das Kreuz und die heiligen Gesäße mit sich nehmend, als hätte er eine Profanation befürchte, wenn sie die stummen Zeugen der Scene wären, welche vor sich gehen sollte.

Der Erzbischof und der König blieben allein.

Wer unterrichtete von dem, was wir sagen wollen, Villani, bei welchem wir es lesen?

Satan vielleicht, der sicherlich als Dritter bei der Zusammenkunft war.

»Erzbischof« sprach der König zu Bertrand de Got, »ich habe die Gewalt, Dich zum Papste zu machen, wenn ich will: darum bin ich zu Dir gekommen.«

»Den Beweis?« fragte Bertrand de Got.

»Den Beweis? hier ist er,« erwiderte der König.

Und er zeigte ihm einen Brief seiner Cardinäle, welche, statt ihm zu sagen, die Wahl sei gemacht, ihn fragten, wen sie wählen sollten.

»Was muß ich thun, um Papst zu werden?« sagte der Gasconier, der ganz außer sich vor Freude sich Philipp dem Schönen zu Füßen warf.

»Dich verbindlich machen, mir die sechs Gefälligkeiten zu gewähren, um die ich Dich bitten werde,« antwortete der König.

»Sprecht, mein König,« sagte Bertrand de Got, »ich bin Euer Unterthan, und es ist meine Pflicht, Euch zu gehorchen.«

Der König hob ihn auf, küßte ihn auf den Mund und sprach:

»Die sechs Gefälligkeiten, um die ich Dich bitte, sind die folgenden . . . «

Bertrand de Got hörte mit allen seinen Ohren, denn er befürchtete, der König werde nicht Dinge, die sein Seelenheil gefährden, sondern unmögliche Dinge von ihm verlangen.

»Die erste ist,« sagte Philipp, »daß Du mich mit der Kirche versöhnt und mir Vergebung der Missethat verschafft, die ich dadurch begangen, daß ich in Anagui den Papst Bonifaz VIII. habe verhaften lassen.«

»Bewilligt!« erwiderte rasch Bertrand de Got.

»Die zweite ist, daß Du mir und den Meinigen wieder die Communion gibst.«

Philipp der Schöne war excommunicirt.

»Bewilligt!« sagte Bertrand de Got, erstaunt, daß man so wenig von ihm verlangte, um ihn so groß zu machen.

Es waren allerdings noch vier Bitten übrig.

»Die dritte ist, daß Du mir den Zehnten der Geistlichkeit in meinem Königreiche auf fünf Jahre bewilligst, um die Kosten des Krieges in Flandern bestreiten zu helfen.«

»Bewilligt.«

»Die vierte ist, daß Du die Bulle von Papst Bonifaz: *Ausculata, fili*, annullirst und vernichtest.

»Bewilligt! bewilligt!«

»Die fünfte ist, daß Du die Cardinalswürde Marco Jacopo und Messire Pietro von Colonna wiederverleihst, und mit ihnen gewisse Freunde von mir zu Cardinälen machst.«

»Bewilligt! bewilligt! bewilligt!«

Als sodann Philipp schwieg, fragte der Erzbischof mit Bangigkeit:

»Und die sechste, mein König?«

»Die sechste?« erwiderte Philipp der Schöne, »ich behalte mir vor, hierüber seiner Zeit und gehörigen Ortes zu reden, denn das ist etwas Großes und Geheimes.«

»Großes und Geheimes?« wiederholte Bertrand de Got.

»So groß und so geheim,« versetzte der König, »daß Du mir zum Voraus die Bewilligung auf das Crucifix schwörst.«

Und er zog ein Crucifix aus seiner Brust und bot es dem Erzbischof dar.

Dieser zögerte nicht einen Augenblick; das war der letzte Graben, über den er zu springen hatte: hatte er den Sprung gemacht, so war er Papst.

Er streckte die Hand gegen das Bild des Heilands aus und sprach mit fester Stimme:

»Ich schwöre!«

»Es ist gut«, sagte der König. »In welcher Stadt meines Reiches willst Du nun gekrönt werden?«

»In Lyon.«

»Komm mit mir! Du bist Papst unter dem Namen Clemens V.«

Clemens V. folgte Philipp dem Schönen, doch er war sehr in Unruhe wegen des sechsten Punktes, den sein Fürst von ihm zu verlangen sich vorbehielt.

Am Tage, wo er dies that, sah Clemens V., daß es etwas Geringes war; er machte auch keine Schwierigkeit: es war die Vernichtung des Templer-Ordens.

Alles dies ist wahrscheinlich nicht ganz nach den Herzen Gottes; darum zeigte Gott eine Unzufriedenheit auf eine augenscheinliche Weise.

In dem Momente wo der Zug, die Kirche verlassend, in der Clemens V. Gekrönt worden war, an einer mit Zuschauern beladenen Mauer vorüberkam, stürzte die Mauer ein, verletzte den König, tödtete den Herzog von Bretagne und warf den Papst nieder.

Die Tiara fiel und das Symbol des Papsttums rollte entwürdigt in die Gosse.

Acht Tage nachher bekommen bei einem Festmahle, das der neue Papst gibt, die Leute Seiner Herrlichkeit und die der Cardinäle Streit.

Der Bruder des Papstes will sie trennen; er wird getödtet.

Das waren schlimme Vorzeichen.

Mit den schlimmen Vorzeichen verband sich sodann das böse Beispiel: der Papst brandschatzte die Kirche, doch eine Frau brandschatzte den Papst. Diese Frau war die schöne Brunissande, welche nach der Behauptung der Chronikschreiber jener Zeit der Christenheit mehr kostete, als das heilige Land.

Der Papst erfüllte seine Versprechen eines nach dem andern. Dieser Papst, den Philipp gemacht, war sein Papst, eine Art von Henne mit goldenen Eiern, die er Morgens und Abends legen ließ, und der er ihren Bauch zu öffnen drohte, wenn sie nicht legte.

Jeden Tag nahm er, wie der Kaufmann von Venedig, seinem Gläubiger ein Pfund Fleisch von dem Gliede, das ihm beliebte.

Endlich, nachdem Bonifaz VIII. als Ketzer und falscher Papst erklärt worden, nachdem der König des Kirchenbaumes entbunden worden, nachdem die Zehnten der Geistlichkeit auf fünf Jahre bewilligt und zwölf dem König ergebene Männer zu Cardinälen ernannt waren, nachdem die Bulle von Bonifaz VIII, welche Philipp dem Schönen den Beutel der Geistlichkeit verschloß, widerrufen, der Templer-Orden aufgelöst und die Tempelherren in Verhaft genommen waren, — geschah es, daß am 1. Mai 1308 Kaiser Albrecht von Oesterreich starb.

Da hatte Philipp der Schöne den Gedanken, seinen Bruder Karl von Valois zum Kaiser wählen zu lassen.

Clemens V. sollte abermals manövrieren, um dieses Resultat herbeizuführen.

Die Knechtschaft des Verkauften währte fort; gesattelt und gezäumt, sollte die arme Seele von Bertrand de Got vom König von Frankreich bis in die Hölle geritten werden.

Sie hatte endlich die Velleität, ihren furchtbaren Reiter abzuwerfen.

Clemens V. schrieb ostensibel zu Gunsten von Karl von Valois, insgeheim gegen ihn.

Von diesem Augenblicke an mußte er darauf bedacht sein, sich aus dem Königreiche zu entfernen; das Leben des Papstes war um so weniger in Sicherheit auf dem Gebiete des Königs, als die Ernennung der zwölf Cardinäle die zukünftigen Papstwahlen in die Hände des Königs von Frankreich legte.

Clemens V. erinnerte sich der Feigen von Benedict XI.

Er war in Poitiers.

Es gelang ihm, bei Nacht zu entkommen und Avignon zu erreichen.

Ziemlich schwer ist es, zu erklären, was Avignon war.

Es war Frankreich, und es war nicht Frankreich.

Es war eine Grenze, eine Freistadt, ein Ueberrest von Reich, eine Republik wie San Marino.

Nur wurde es von zwei Königen regiert.

Vom König von Neapel als Grafen von Provence;

Vom König von Frankreich als Grafen von Toulouse.

Jeder von ihnen hatte die Herrschaft von einer Hälfte von Avignon.

Keiner konnte einen Flüchtling auf dem Boden des Andern verhaften lassen.

Clemens V. flüchtete sich natürlich auf den Theil von Avignon, der dem König von Neapel gehörte.

Doch wenn er der Gewalt von König Philipp dem Schönen entging, so entging er nicht dem Fluche des Großmeisters vom Templer-Orden.

Vom Wallgange seinen Scheiterhaufen besteigend, hatte Jacques von Molay seine zwei Henker beschworen, auf die Ladung ihres Opfers am Ende des Jahres vor Gott zu erscheinen.

Clemens V. gehorchte zuerst der grauenvollen Ladung. In einer Nacht träumte er, er sehe seinen Palast in Flammen; »von dieser Nacht an,« sagt sein Biograph, »war er nicht mehr heiter, und währte er nicht mehr lange.«

Sieben Monate nachher kam die Reihe an Philipp.

Wie starb er?

Es gibt zwei Versionen über seinen Tod.

Die eine oder die andere scheint eine von der Hand Gottes gefallene Rache zu sein.

Die von Sauvage übersetzte Chronik läßt ihn auf der Jagd sterben.

»Er sah den Hirsch auf sich zukommen, zog seinen Degen, gab seinem Pferde die Sporen, und während er den Hirsch zu treffen glaubte, trug ihn sein Pferd gegen einen Baum mit solcher Schnelligkeit, daß der gute König hart im Herzen getroffen zu Boden fiel und nach Corbeil gebracht wurde.«

Hier verschlimmerte sich nach der Angabe der Chronik die Krankheit dergestalt, daß der König daran starb.

Man sieht, die Krankheit konnte nicht schlimmer werden.

Guillaume von Nangis erzählt dagegen den Tod des Siegers von Mons-en-Puelle also:

»Philipp, König von Frankreich, wurde durch eine lange Krankheit zurückgehalten, deren, *den Aerzten unbekante*, Ursache für diese und für viele Andere der Gegenstand großer Verwunderung war, um so mehr, als weder sein Puls, noch sein Urin andeuteten, er sei krank oder in Todesgefahr. Endlich ließ er sich durch die Seinigen nach Fontainebleau, seinem Geburtsorte, bringen. Hier, nachdem er in Gegenwart und im Angesichte einer großen Anzahl Leute das Sakrament mit bewunderungswürdiger Frömmigkeit und Inbrunst empfangen hatte, übergab er seine Seele glücklich dem Schöpfer, im Bekenntnis des wahren und katholischen Glaubens, im dreißigsten Jahre seiner Regierung, am Freitag, am Vorabend vom Feiertag des heiligen Andreas.«

Jeder bis auf Dante findet einen Tod für den Mann seines Hasses.

Er läßt ihm von einem Wildschweine den Bauch aufschlitzen.

»Er starb an einem Rüsselschlage, der Betrüger den man an der Seine die Münze hat fälschen sehen!

Die Päpste, welche Avignon nach Clemens V. bewohnten, nämlich Johann XXII., Benedict XII., Clemens VI., warteten nur auf eine Gelegenheit, um Avignon zu kaufen.

Sie bot sich für den Letzten.

Eine noch minderjährige junge Frau, Johanna von Neapel, wir sagen nicht verkaufte es, sondern gab es für die Absolution eines Mordes, den ihre Liebhaber begangen hatten.

Volljährig geworden, reclamirte sie gegen die Abtretung; doch Clemens VI. hielt fest.

So daß, als Gregor XI. im Jahre 1377 den Sitz des Papsttums wieder nach Rom verlegte, Avignon, von einem Legaten verwaltet, dem heiligen Stuhle unterworfen blieb.

Es war noch so 1791, als die Ereignisse kamen, welche diese lange Abschweifung veranlaßt haben.

Wie an dem Tage, wo Avignon noch zwischen dem König von Neapel, Grafen von Provence, und dem König von Frankreich, Grafen von Toulouse, getheilt war, gab es zwei Avignon in Avignon: das Avignon der Priester, das Avignon der Handelsleute.

Das Avignon der Priester hatte hundert Kirchen, zweihundert Klöster, seinen Palast des Papstes.

Das Avignon der Handelsleute hatte seinen Fluß, seine Arbeiter in Seidenzeugen, einen Transit von Lyon nach Marseille, von Nimes nach Turin.

Es gab gewisser Maßen in dieser unglücklichen Stadt die Franzosen des Königs und die Franzosen des Papstes.

Die Franzosen von Frankreich waren wirklich Franzosen; die Franzosen von Italien waren fast Italiener.

Die Franzosen von Frankreich gaben sich viel Mühe, arbeiteten viel, um zu leben, um ihre Frauen, um ihre Kinder zu ernähren, und es gelang ihnen kaum.

Die Franzosen von Italien, das heißt die Priester, hatten Alles, Reichthum und Macht; das waren Aebte, Bischöfe, Erzbischöfe, Cardinäle, müßig, elegant, keck. Cici bei den vornehmen Damen, Herren bei den Frauen aus dem Volke, welche, wenn sie vorüberkamen, niederknieten, um ihre weißen Hände zu küssen.

Wollen Sie einen Typus hiervon?

Nehmen Sie den schönen Abt Maury; das war ein ächter Franco Italiener vom Comtat, Sohn eines Schusters, Aristokrat wie Lauzun, stolz wie ein Clermont-Tonnerre, frech wie ein Lackei.

Ueberall, ehe sie Männer sind und folglich Leidenschaften haben, lieben sich die Kinder.

In Avignon wird man sich hassend geboren.

Am 14. September 1791, — zur Zeit der constituirenden Versammlung, — hatte ein Decret des Königs Avignon und das Comtat-Venaissin mit Frankreich vereinigt.

Seit einem Jahre war Avignon bald in den Händen der französischen Partei, bald in den Händen der antifranzösischen Partei.

Der Sturm hatte 1790 begonnen.

In einer Nacht belustigten sich die Papisten damit, daß sie einen mit den drei Farben geschmückten Strohmann aufhingen.

Am Morgen sprang Avignon bei diesem Anblick.

Man riß aus ihren Häusern vier Papisten, welche nicht dafür konnten: zwei Adelige, einen Bürger, einen Arbeiter; man hing sie an der Stelle des Strohmannes auf.

Die französische Partei hatte zu Häuptern zwei junge Leute, Duprat und Mainvielle, und einen Mann von einem gewissen Alter Namens Lescuyer.

Dieser letzte war ein Franzose in der vollen Bedeutung des Wortes: er war Picard, von einem glühenden und zugleich überlegten Charakter, und hatte in Avignon seinen Aufenthalt als Notar und Secretär der Municipalität.

Diese drei Männer hatten einige Soldaten, zwei bis dreitausend vielleicht, auf die Beine gebracht und mit ihnen gegen Carpentras eine Expedition versucht, welche mißglückt war.

Der Regen, ein kalter, eisiger Regen, einer von den Regnen, welche vom Berge Ventoux herabkommen, zerstreute das Heer von Mainvielle, Duprat und Lescuyer, wie der Sturm die Flotte von Philipp II. zerstreut hatte.

Wer hatte diesen wunderbaren Regen fallen gemacht? wer hatte die Macht gehabt, das revolutionäre Heer zu zerstreuen?

Die Jungfrau!

Duprat, Mainvielle und Lescuyer hatten aber einen Catalonier genannt der Chevalier Patus, den sie zum General ernannt, im Verdachte, er habe so wirksam die Jungfrau bei dem Wunder unterstützt, daß sie ihm die ganze Ehre davon zuerkannten.

In Avignon ist ein Verrath bald bestraft: man tödtet den Verräther.

Patus wurde getödtet.

Woraus bestand nun das die französische Partei vertretende Heer?

Aus Bauern, Lastträgern, Ausreißern.

Man suchte einen Mann aus dem Volke, um diese Leute aus dem Volke zu befehligen.

Man glaubte den Mann, den man brauchte, in einem gewissen Mathieu Jouve, der sich Jourdan nennen ließ, gefunden zu haben.

Geboren in Saint-Juste, beim Puy-en-Velay, war er Anfangs Maulthiertreiber, dann Soldat, dann Schenkwrith in Paris gewesen.

In Avignon verkaufte er Krapp.

Das war ein Mensch, der mit Morden und Verbrechen aller Art prahlte.

Er zeigte einen Säbel und sagte, mit diesem Säbel habe er dem Gouverneur der Bastille und zwei Gardes du corps am 6. October den Kopf abgeschlagen.

Halb mit Spott, halb mit Furcht hatte das Volk dem Beinamen Jourdan, den er sich gegeben, den Coupe-Tête⁴⁷ beigefügt.

Duprat, Mainvielle, Lescuyer und ihr General Jourdan-Coupe-Tête waren lange genug Herren der Stadt gewesen, daß man anfang sie weniger zu fürchten.

Eine dumpfe, weit umfassende Verschwörung organisirte sich gegen sie geschickt, und im Finstern schleichend, wie es die Verschwörungen der Priester sind.

Es handelte sich darum, die religiösen Leidenschaften wiederzuerwecken.

Die Frau eines französischen Patrioten hatte ein Kind ohne Arme geboren.

Es verbreitete sich das Gerücht, bei Nacht einen silbernen Engel aus einer Kirche entwendend, habe diesem der Patriot den Arm gebrochen.

Das gebrechliche Kind war nichts Anderes als eine Strafe Gottes.

Der Vater war genöthigt, sich zu verbergen; man hätte ihn in Stücke gehauen, ohne sich nur zu erkundigen, in welcher Kirche der Engel gestohlen worden.

Die Jungfrau beschützte und begünstigte besonders die Royalisten, waren sie nun Chouans in Bretagne oder Papisten in Avignon.

1789 hatte die Jungfrau in einer Kirche der Rue dn Bac geweint.

1790 war sie im vendeeischen Bocage hinter einer alten Eiche erschienen.

1791 hatte sie das Heer von Duprat und Mainvielle, ihnen Hagel ins Gesicht blasend, zerstreut.

In der Kirche der Franciscaner endlich war sie, ohne Zweifel aus Scham über die Gleichgültigkeit des Volkes, erröthet.

Dieses besonders von den Frauen, — die Männer schenken ihm keinen großen Glauben, — bestätigte Wunder hatte die Geister schon zu einer gewissen Höhe gesteigert, als sich ein noch viel mehr aufregendes Gerücht in Avignon verbreitete.

Eine große Kiste mit Silberzeug war aus der Stadt gebracht worden.

Am andern Tage war es nicht mehr eine Kiste, es waren sechs Kisten.

Am zweiten Tage waren es achtzehn volle Kisten.

Und was für Silberzeug war es, das diese achtzehn Kisten enthielten?

Die Effecten des Leihhauses, welche die französische Partei, die Stadt räumend, der Sage nach mitnahm.

Bei dieser Kunde durchzog ein Sturmwind die Stadt; dieser Wind ist das bekannte Zu-zu, das bei den Aufständen pfeift und die Mitte hält zwischen dem Brüllen des Tigers und dem Zischen der Schlange.

Das Elend war so groß in Avignon, daß fast Jeder etwas verpfändet hatte.

So wenig der Arme verpfändet hatte, er hielt sich für ruiniert.

Der Reiche wird bei einer Million ruiniert, der Arme bei einem Lumpen.

Alles ist relativ.

Das war am 16. October, an einem Sonntage Morgens.

Alle Bauern der Umgegend waren in die Stadt gekommen, um die Messe zu hören.

Man ging zu jener Zeit nur bewaffnet; es waren folglich Alle bewaffnet.

Der Augenblick war also gut gewählt, und der Streich wurde gut gespielt.

Es gab da weder mehr eine französische Partei, noch eine antifranzösische: es waren Diebe, welche einen schändlichen Raub begangen, die Armen bestohlen hatten.

Die Menge strömte nach der Kirche der Franciscaner; Bauern, Stadtbürger, Handwerksleute, Lastträger, Weiße, Rothe, Dreifarbige, schrieten, auf der Stelle, ohne Verzug müsse ihnen die Municipalität durch das Organ ihres Secretärs Lescuyer Rechenschaft geben.

Warum hatte sich der Zorn des Volkes gegen Lescuyer gerichtet? Man weiß es nicht.

Soll ein Leben einem Menschen gewaltsam entrissen werden, so gibt es solche Verhängnisse.

Plötzlich, mitten unter dem Gottesdienste, brachte man Lescuyer.

Er hatte sich nach der Municipalität geflüchtet, als er erkannt, ergriffen, — nein, nicht ergriffen, — mit Faustschlägen, mit Fußritten, mit Stockstreichen in die Kirche getrieben worden war.

Sobald er in der Kirche, stieg der Unglückliche, bleich, aber dennoch kalt und ruhig, auf die Kanzel und versuchte es, sich zu rechtfertigen.

Das war leicht, er brauchte nur zu sagen: »Oeffnet und zeigt das Leihhaus dem Volke, und es wird sehen, daß alle Gegenstände, welche weggenommen zu haben man uns beschuldigt, noch dort sind.«

Er sang an: »Meine Brüder, ich habe die Revolution für nöthig erachtet; ich habe mit meiner ganzen Macht dazu beigetragen . . . «

Doch man ließ ihn nicht weiter gehen, man befürchtete zu sehr, er könnte sich rechtfertigen.

Rauh wie der Nordwestwind, unterbrach ihn das entsetzliche Zu-zu.

Ein Lastträger stieg hinter ihm auf die Kanzel und warf ihn dieser Meute zu.

Von diesem Augenblicke an ertönte das Halali,

Man zog ihn nach dem Altar.

Hier mußte der Revolutionär erwürgt werden, auf daß das Opfer der Jungfrau, in deren Namen man bei Allem dem handelte, angenehm wäre.

Noch lebend, machte er sich im Chor von den Händen der Mörder los und flüchtete sich in einen Chorstuhl.

Eine liebevolle Hand reichte ihm Schreibzeug.

Er sollte schreiben, was er zu sagen nicht Zeit gehabt.

Eine unerwartete Hilfe gab ihm einen Augenblick Frist.

Ein bretagnischer Edelmann, der zufällig, nach Marseile reifend, vorüberkam, war in die Kirche eingetreten und von Mitleid für das arme Opfer erfaßt worden. Mit dem Muthe und der Hartnäckigkeit eines Bretagners wollte er den Unglücklichen retten; zwei oder dreimal entfernte er die Messer oder die Stöcke, von denen er eben getroffen werden sollte, und er rief: »Meine Herren, im Namen des Gesetzes! meine Herren, im Namen der Ehre! meine Herren, im Namen

der Menschlichkeit!«

Die Messer und die Stöcke wandten sich sodann gegen ihn; doch unter den Messern und den Stöcken bedeckte er fortwährend den armen Lescuyer mit seinem Leibe und rief »Meine Herren, im Namen der Menschlichkeit!«

Endlich wurde das Volk müde, so lange eines Jägerrechts beraubt zu sein; es ergriff den Edelmann und schleppte ihn fort, um ihn aufzuhängen.

Drei Männer befreiten aber den Fremden und riefen:

»Machen wir zuerst mit Lescuyer ein Ende, wir werden diesen hernach wiederfinden.«

Das Volk begriff die Richtigkeit dieses Raisonnement und ließ den Bretagner los.

Man nöthigte ihn, zu entfliehen.

Er hieß Herr von Rosély.

Lescuyer hatte nicht Zeit gehabt, zu schreiben; hätte er auch Zeit gehabt, sein Zettel wäre nicht gelesen worden: es herrschte ein zu großer Tumult.

Doch mitten unter diesem Tumulte gewahrte Lescuyer hinter dem Altar eine kleine Ausgangsthüre; erreichte er diese Thüre, so war er vielleicht gerettet!

Er raffte sich auf und stürzte in dem Augenblick fort, wo man ihn vom Schrecken niedergeworfen glaubte.

Lescuyer war nahe daran, die Thüre zu erreichen; die Mörder waren unversehens berückt worden; doch am Fuße des Altars versetzte ihm ein Taffetarbeiter einen so furchtbaren Stockstreich auf den Kopf, daß der Stock zerbrach.

Lescuyer fiel betäubt nieder, wie ein Ochs unter dem Schlagbeile fällt.

Er rollte gerade dahin, wo man ihn haben wollte: an den Fuß des Altars.

Sodann, während die Weiber, um diese Lippen zu bestrafen, welche die revolutionäre Blasphemie: »Es lebe die Freiheit!« ausgesprochen, ihm die Lippen zerschnitten, tanzten ihm die Männer auf dem Bauche und zermalmten ihn wie den heiligen Stephan mit Steinwürfen.

Mit seinen blutigen Lippen rief Lescuyer: »Gnade, meine Brüder! im Namen der Menschlichkeit, meine Schwestern! bewilligt mir den Tod!«

Das heißt zu viel verlangen: man verurtheilte ihn, seinen Todeskampf zu durchleben.

Er dauerte bis zum Abend.

Der Unglückliche kostete den ganzen Tod!

Das waren die Nachrichten, welche der gesetzgebenden Versammlung als Antwort auf die philanthropische Rede von Fauchet zukamen.

Allerdings kam zwei Tage nachher eine andere Kunde.

Duprat und Jourdan waren von dem, was vorging, unterrichtet worden.

Wo sollten sie ihre zerstreuten Leute finden? Duprat hatte eine Idee: in Form eines Rapells die bekannte silberne Glocke läuten, welche nur bei zwei Anlässen ertönte: bei der Weihung der Päpste, bei ihrem Tode.

Sie gab einen ungewöhnlichen, geheimnißvollen selten gehörten Ton von sich.

Dieser Ton brachte zwei entgegengesetzte Wirkungen hervor.

Er machte das Herz der Papisten zu Eis erstarren, er verlieh den Revolutionären wieder den Muth.

Beim Tone dieser Glocke, die einen unbekanntem Sturm läutete, eilten die Leute vom Lande

aus der Stadt und entflohen Jeder in der Richtung seines Wohnortes.

Bei diesem Rufe der silbernen Glocke versammelte Jourdan ungefähr dreihundert von seinen Soldaten.

Er nahm wieder die Thore der Stadt und ließ hier hundert und fünfzig Mann, um sie zu bewachen.

Mit den hundert und fünfzig Anderen marschirte er gegen die Franciscaner Kirche.

Er hatte zwei Kanonen; diese pflanzte er gegen die Menge auf, schoß und tödtete auf's Gerathewohl.

Dann drang er in die Kirche ein.

Die Kirche war verlassen; Lescuyer röchelte zu den Füßen der Jungfrau, welche so viel Wunder gethan, aber nicht die Gnade gehabt hatte, ihre Hand auszustrecken, um diesen Unglücklichen zu retten.

Man hätte glauben sollen, er könne nicht sterben dieser blutige Fetzen, der nur noch *eine* Wunde, war, auf das Leben erpicht.

Man trug ihn so durch die Straßen; überall, wo der Zug durchkam, schlossen die Leute ihre Fenster und riefen:

»Ich war nicht bei den Franciscanern!«

Jourdan und seine hundert und fünfzig Mann konnten fortan mit Avignon und seinen dreißigtausend Einwohnern machen, was sie wollten, so groß war der Schrecken.

Sie machten damit im Kleinen, was Marat und Panis mit Paris am 2. September machten.

Man wird später sehen, warum wir sagen Marat und Panis, und nicht Danton.

Man ermordete siebzig bis achtzig Unglückliche, die man durch die päpstlichen Oublietten im Thurme der Glacière stürzte.

Das war die Nachricht, welche kam und durch erschreckliche Repressalien den Tod von Lescuyer vergessen machte.

Was die Emigririen betrifft, welche Brissot verteidigte, und denen er Frankreich seine Thore wollte öffnen sehen, sie thaten Folgendes im Auslande:

Sie versöhnten Oesterreich mit Preußen und machten zwei Freunde aus diesen zwei geborenen Feinden.

Sie bewirkten, daß Rußland unserem Botschafter verbot, sich in den Straßen von Petersburg zu zeigen, und einen Gesandten zu den Flüchtlingen in Coblenz schickte.

Sie machten, daß Bern eine Schweizer-Stadt bestrafte, die das revolutionäre *Ça ira* gesungen hatte.

Sie machten, daß Gens, die Vaterstadt von Rousseau, der so viel für diese Revolution gethan, welche die Franzosen vollführten, gegen uns die Mündung seiner Kanonen richtete.

Sie machten, daß der Bischof von Lüttich sich weigerte, einen französischen Gesandten zu empfangen.

Allerdings thaten die Könige von selbst ganz Anderes.

Rußland und Schweden schickten uneröffnet Ludwig XVI. die Depechen zurück, worin er ihnen mittheilte daß er der Constitution beigetreten.

Spanien weigerte sich, sie zu empfangen, und überlieferte der Inquisition einen Franzosen, der dem San Benito nur dadurch entging, daß er sich selbst tödtete.

Venedig warf auf den St. Marcus-Platz den Leichnam eines in der Nacht auf Befehl des Rathes der Zehn erwürgten Mannes mit dem einfachen Anhängzettel:

»Erdrosselt als Freimaurer!«

Der Kaiser und der König von Preußen antworten endlich, doch sie antworteten mit einer Drohung.

»Wir wünschen,« sagten sie, »daß man der Nothwendigkeit zuvorkomme, ernste Maßregeln gegen die Rückkehr der Dinge zu ergreifen, welche zu so traurigen Vorzeichen Anlaß geben!«

Also Bürgerkrieg in der Vendée, Bürgerkrieg im Süden, Kriegsdrohung des Auslandes überall.

Sodann, jenseits des Atlantischen Meeres, das Geschrei der ganzen Bevölkerung einer Insel, die man ermordet.

Was ist denn dort im Westen geschehen? wer sind, die schwarzen Sklaven, welche, müde, geschlagen zu werden, nun tödten?

Es sind die Neger von St. Domingo, die sich eine blutige Genugthuung nehmen!

Wie haben sich die Dinge ereignet?

Mit zwei Worten, — das heißt, auf eine weniger weitschweifige Art als bei Avignon: bei Avignon haben wir uns fortreißen lassen; mit zwei Worten werden wir es Ihnen erklären.

Die constituirende Versammlung hatte den Negern die Freiheit versprochen.

Ogé, ein junger Mulatte, eines von den wackeren glühenden, hingebenden Herzen, wie ich viele habe kennen lernen, war über die Meere zurückgekehrt und hatte die befreienden Decrete in dem Augenblick, wo sie erlassen worden, mitgenommen.

Obschon noch nichts Officielles über diese Decrete angelangt war, forderte er doch den Gouverneur, in seinem Drange nach Freiheit, auf, sie zu verkündigen.

Der Gouverneur gab Befehl, ihn zu verhaften; Ogé flüchtete sich nach den, spanischen Theile der Insel.

Die spanischen Behörden, — man weiß, wie Spanien für die Revolution gesinnt war, — die spanischen Behörden lieferten ihn ans.

Ogé wurde bei lebendigem Leibe gerädert!

Ein panischer Schrecken folgte auf diese Hinrichtung; man vermuthete, er habe eine große Anzahl Mitschuldige auf der Insel; die Pflanzer machten sich selbst zu Richtern und vervielfältigten die Executionen.

In einer Nacht empörten sich sechzigtausend Neger; die Weißen wurden durch den ungeheuren Brand, der ihre Pflanzungen verzehrte, aufgeweckt.

Acht Tage nachher war der Brand im Blute gelöscht.

Was wird Frankreich, ein in einen Feuerkreis eingeschlossener, armer Salamander machen?

Wir werden es sogleich sehen!

CXXIX.

Der Krieg.

In seiner schönen, energischen Rede über die Emigrirten hatte Brissot klar die Absichten der Könige und die Todesart, die sie der Revolution vorbehielten, nachgewiesen.

Würde man sie schlachten? Nein, man würde sie ersticken! Nachdem er sodann das Gemälde des europäischen Bundes gemacht, nachdem er diesen Kreis von Fürsten gezeigt, die Einen mit dem Schwerte in der Hand offen die Fahne des Hasses aufpflanzend, die Andern noch ihr Gesicht mit der Larve der Heuchelei bedeckend bis sie dieselbe abwerfen könnten, rief er:

»Nun, es sei! nehmen wir nicht nur die Herausforderung vom aristokratischen Europa an, sondern kommen wir ihm sogar zuvor; warten wir nicht, bis um uns angreift: greisen wir selbst an!«

Und bei diesem Rufe begrüßte ein ungeheurer Beifallssturm den Redner.

Brissot, mehr ein Mann des Instinctes, als des Genies, hatte geantwortet auf den heiligen Gedanken auf den Gedanken der Hingebung, der bei den Wahlen von 1791 den Vorsitz geführt: Krieg!

Nicht jener egoistische Krieg, den ein Despot erklärt um eine seinem Throne, seinem Namen, dem Namen von einem seiner Verbündeten angethane Beleidigung zu rächen, oder eine unterworfenen Provinz seinem Königreiche oder seinem Kaiserthum beizufügen, sondern der Krieg, der den Lebenshauch mit sich führt; der Krieg dessen schmetternde Fanfaren überall, wo sie gehört werden, sagen: Erhebet Euch, Ihr, die Ihr frei sein wollt! wir bringen Euch die Freiheit!«

Und, in der That, die Welt fing an ein großes Gemurre zu hören, das, ähnlich dem Tosen einer Fluth, immer mehr stieg und zunahm.

Dieses Gemurre war das von dreißig Millionen Stimmen, welche noch nicht sprachen, aber schon brüllten, und dieses Gebrülle hatte Brissot durch die Worte übersetzt: »Warten wir nicht, bis man uns angreift: greifen wir selbst an!«

Von dem Augenblicke, wo auf seine drohende Rede ein allgemeines Beifallklatschen geantwortet hatte, war Frankreich stark; es konnte nicht nur angreifen, sondern es sollte sogar siegen.

Es blieben die Detailfragen. Unsere Leser mußten bemerken, daß es ein geschichtliches Buch ist, und nicht ein Roman, was wir machen; wir werden wahrscheinlich nie auf diese große Epoche zurückkommen, der wir schon *Blanche von Beaulieu* und den *Chevalier von Maison-Rouge*, so wie ein seit drei Jahren geschriebenes Buch, das noch nicht erschienen ist, aber erscheinen wird, entlehnt haben: wir müssen also Alles das, was sie enthält, ausdrücken.

Nichtsdestoweniger werden wir rasch über diese Detailfragen hingehen, um so schnell als möglich zu den Ereignissen zu kommen, die wir noch zu erzählen haben, und mit denen mehr insbesondere die Personen unseres Buches vermengt sind.

Die Erzählung der Ereignisse in der Vendée, der Metzereien in Avignon, der Insulten Europas erscholl wie ein Donnerschlag in der gesetzgebenden Versammlung. Am 20. October begnügte

sich Brissot, wie wir gesehen, mit einer Auflage auf die Güter der Emigrierten, am 25. verurtheilte Condorcet ihre Güter zum Sequester und forderte von ihnen den Bürgereid.

Den Bürgereid von Personen, die sich im Auslande befanden und die Waffen gegen Frankreich trugen!

Es traten nun zwei Männer auf, deren einer der *Barnave*, der andere der *Mirabeau* der neuen Versammlung wurde: *Vergniaud* und *Isnard*.

Vergniaud, der sanfte, poetische, gefühlvolle Mensch, der Schützling *Turgot's*, der die Stelle eines Intendanten der fruchtbaren Provinz Limoges bekleidet und den Jüngling auf die hohe Schule nach Bordeaux geschickt hatte, kam nun als Mitglied der Nationalversammlung rasch zu hohem Ansehen und großen Einfluß. Er besaß weniger Energie und glänzende Beredtsamkeit als *Mirabeau*, aber er war auch, trotz seiner tiefen Gelehrsamkeit, minder weitschweifig und rabulistisch als *Barnave*; seine tiefsinnigen, aus dem Herzen kommenden Worte verfehlten selbst unter dem wilden Toben der Leidenschaft nie ihren Eindruck auf die Zuhörer. Er war das Haupt einer erbitterten, streitsüchtigen Partei, aber er schwebte stets ruhig und würdevoll über den drohendsten, gefährlichsten Verhältnissen. Seine Feinde nannten ihn unschlüssig, träg, zerstreut; manchmal fragten sie, wo sein Geist sei, sie hatten nicht ganz Unrecht, sein Geist wohnte nur dann in ihm, wenn er sich Zwang anthat, seine Gedanken waren bei der reizenden, liebenswürdigen *Candrilla*, deren schöne Augen er beständig zu sehen glaubte, deren Harfe in seinen Ohren klang.

Isnard, der Südländer war das Gegentheil von *Vergniaud*: heftig, jähzornig gewaltig in Rede und That. Er glich jenem riesigen Luftgeiste, der mit demselben Hauch die Felsen umstürzt und die Roten entblättert. Seine noch unbekanntere Stimme wurde plötzlich in der Nationalversammlung laut wie ein unerwarteter Donner in den ersten schwülen Sommertagen. Die ersten Worte seiner Rede wirkten wie ein elektrischer Schlag auf die Zuhörer, die Zerstreutesten wurden aufmerksam, und während sie ihm zuhörten, wurde ihnen bange, wie dem Kain, als er die Stimme des Herrn vernahm.

Man unterbrach ihn.

»Ich frage,« rief er, »ich frage die Versammlung, Frankreich, die Welt, — Sie, mein Herr! . . . «

Und er bezeichnete den Unterbrecher.

»Ich frage, ob Einer da ist, der, in gutem Glauben und in der geheimen Zustimmung seines Gewissens behaupten will, die emigrierten Prinzen conspiriren nicht gegen das Vaterland . . . Ich frage zweitens, ob Einer in dieser Versammlung ist, der zu behaupten wagt, jeder Mensch, der conspirire, müsse nicht schleunigst angeklagt, verfolgt und bestraft werden.

»Ist Einer da, so stehe er auf.«

* * *

»Man hat Ihnen gesagt, die Milde sei die Pflicht der Stärke, gewisse Mächte setzen ihre Truppen auf den Friedensfuß; und ich, ich sage Ihnen, daß wir wachen müssen, daß der Despotismus und die Aristokratie weder Ruhe noch Rast haben, und daß die Nationen, wenn sie einen Augenblick einschlafen, gefesselt wiedererwachen. Das am Wenigsten verzeihliche Verbrechen ist das, welches zum Zwecke hat, den Menschen zur Sklaverei zurückzuführen.

Wäre das Feuer des Himmels in der Gewalt der Menschen, so müßte man diejenigen damit schlagen, welche sich an der Freiheit der Völker vergreifen.«

Es war das erste Mal, daß man solche Worte hörte, diese derbe, ungestüme Beredsamkeit riß Alles mit sich fort, wie die Lawine, die von den Alpen herabkommt, Bäume, Herden, Hirten, Häuser fortreißt.

Noch während der Sitzung wurde beschlossen:

»Wenn Ludwig Stanislaus Xaver, französischer Prinz, nicht in zwei Monaten zurückkehrt, so entsagt er seinen Rechten auf die Regentschaft.«

Ferner am 8. November:

»Wenn die Emigrirten nicht bis zum 1. Januar zurückkehren, so werden sie der Conspiration schuldig erklärt, gerichtlich verfolgt und mit dem Tode bestraft werden.«

Am 29. November ist sodann die Reihe an den Priestern.

»Der Bürgereid wird in der Frist von acht Tagen gefordert werden.

»Diejenigen, welche ihn verweigern, werden der Empörung verdächtig gehalten und zur Ueberwachung der Behörden empfohlen.

»Befinden sie sich in einer Gemeinde, wo religiöse Unruhen entstehen, so kann sie das Directorium des Departements von ihrem gewöhnlichen Wohnorte entfernen.

»Sind sie ungehorsam, so werden sie auf ein Jahr eingesperrt; reizen sie zum Ungehorsam auf, auf zwei Jahre.

»Die Gemeinde, wo die bewaffnete Macht einzuschreiten genöthigt ist, hat die Kosten davon zu tragen.

»Die Kirchen sollen nur für den besoldeten Cultus des Staates dienen; diejenigen, welche nicht hierfür nöthig sind, können für einen andern Cultus gekauft werden, aber nicht für die, welche den Eid verweigern.

»Die Municipalitäten werden an die Departemente und diese an die gesetzgebende Versammlung die Liste der Priester, welche geschworen, und derjenigen, welche den Eid verweigert haben, mit Bemerkungen über ihre Verbindung unter sich und mit den Emigrirten schicken, damit die legislative Versammlung auf Mittel, die Rebellion zu vertilgen, bedacht sei.

»Die legislative Versammlung betrachtet als eine Wohlthat die guten Werke, welche die Landleute über die angeblichen religiösen Fragen aufklären können: sie wird sie drucken lassen und die Verfasser belohnen.«

Wir haben gesagt, was aus den Constituirenden, sonst genannt die Constitutionellen, geworden, wir haben gezeigt, in welcher Absicht sie die Feuillants gegründet.

Ihr Geist war vollkommen im Einklange mit dem Departement Paris.

Es war der Geist von Barnave, von Lafayette, von Lameth, von Duport, von Bailly, der noch Maire war, aber es zu sein aufhören sollte.

Sie sahen in dem Decret über die Priester »ein Decret,« wie sie sagten, »gegen das öffentliche Gewissen erlassen,« sie sahen in dem Decret über die Emigrirten, »ein Decret gegen die Familienbande erlassen,« ein Mittel, es mit der Macht des Königs zu versuchen.

Der Clubb der Feuillants entwarf und das Directorium von Paris unterzeichnete gegen diese zwei Decrete eine Protestation, in welcher man Ludwig XVI. bat, dem die Priester betreffenden Decret sein *Veto* entgegenzusetzen.

Man erinnert sich, daß die Constitution Ludwig XVI. das Recht des *Veto* vorbehielt.

Wer unterzeichnete diese Protestation? Der Mann, der zuerst die Geistlichkeit angegriffen, der Mephistopheles, der mit seinem Pferdefuß den Spiegel zerbrochen: Talleyrand! Der Mann, der seitdem gemacht hat, daß die Diplomatie mit der Loupe nicht mehr sehr klar in der Revolution sah.

Das Gerücht vom *Veto* verbreitete sich zum Voraus.

Die Cordeliers stellten Camille Desmoulins voran, — diesen Lanzenträger, den man immer bereit findet, seine Pike mitten ins Ziel zu stoßen.

Er machte auch seine Petition.

Doch ein unmöglicher Stammler, wenn er das Wort zu nehmen versuchte, beauftragte er Fauchet, sie zu lesen.

Fauchet las sie.

Sie wurde vom Anfang bis zum Ende beklatscht.

Es war schwierig, die Frage mit mehr Ironie zu handhaben, und zugleich der Sache mehr auf den Grund zu gehen.

»Wir beklagen uns,« sagte der Schulkamerad von Robespierre und der Freund von Danton, »wir beklagen uns weder über die Constitution, die das *Veto* zugestanden hat, noch über den König, der davon Gebrauch macht, indem wir uns der Maxime eines großen Politikers, des Macchiavelli, erinnern: »Soll der Fürst auf die Souverainetät verzichten, so wäre die Nation zu ungerecht, zu grausam, fände sie es schlimm, daß er sich beständig dem allgemeinen Willen widersetzt, weil es schwer und gegen die Natur ist, freiwillig von so hoch herabzufallen.««

»Durchdrungen von dieser Wahrheit, ein Beispiel an Gott selbst nehmend, dessen Gebote durchaus nicht unmöglich sind, werden wir nie vom vormaligen Souverain eine unmögliche Liebe für die nationale Souverainetät fordern, und wir finden es nicht schlimm, das er sein *Veto* gerade den besten Decreten entgegensetzt.«

Die Versammlung klatschte, wie gesagt, Beifall nahm die Petition an, beschloß die Einschreibung in das Protocoll und die Uebersendung des Protocolls an die Departements.

Am andern Tage geriethen die Feuillant in Aufruhr.

Viele Mitglieder des Clubbs, Abgeordnete bei den Legislativen, hatten der Sitzung nicht beigewohnt.

Die am Tage vorher Abwesenden drangen am andern Tage stürmisch in die Versammlung ein.

Sie waren ihrer zweihundert und sechzig.

Man erklärte den Beschluß vom vorhergehenden Tage unter dem Zischen und Pfeifen der Tribunen für ungültig.

Das war der Krieg zwischen der gesetzgebenden Versammlung und dem Clubb, der sich von da an nur um so mehr auf die durch Robespierre vertretenen Jacobiner und auf die durch Danton repräsentirten Cordeliers stützte.

Danton gewann in der That an Popularität, sein ungeheurer Kopf fing an sich über die Menge zu erheben; ein Riese Adamastor wuchs er vor dem Königthum, und er sagte zu ihm: »Nimm dich in Acht! das Meer, auf dem du schiffst, heißt das Meer der Stürme!«

Dann kommt plötzlich die Königin den Jacobinern gegen die Feuillants zu Hilfe.

Der Haß von Marie Antoinette ist bei der Revolution das gewesen, was auf dem Atlantischen

Meere die Windstöße sind.

Marie Antoinette haßte Lafayette, der sie am 6. October gerettet, der seine Popularität um des Hofes willen am 17. Juli verloren hatte.

Lafayette trachtete darnach, Bailly als Maire von Paris zu ersetzen.

Die Königin, statt Lafayette zu unterstützen, ließ die Royalisten zu Gunsten von Pétion stimmen. Seltsame Verblendung! zu Gunsten von Pétion, ihrem brutalen Reisegefährten bei der Rückkehr von Varennes.

Am 19. December erscheint der König in der legislativen Versammlung; er bringt sein Veto gegen das über die Priester erlassene Decret.

Am Tage vorher hatte bei den Jacobinern eine ernste Demonstration stattgefunden.

Ein Schweizer von Neuchatel, Virchaux, derselbe, der auf dem Marsfelde die Petition für die Republik schrieb, hatte der Gesellschaft einen Damascener-Säbel, bestimmt für den ersten General, der die Feinde der Freiheit besiegen würde, angeboten.

Isnard war da; er nahm den Säbel des jungen Republicaners, zog ihn aus der Scheide, stürzte auf die Tribüne und rief:

»Hier ist das Schwert des Würgengels! Es wird siegreich sein! Frankreich wird einen gewaltigen Schrei ausstoßen, und die Völker werden antworten; die Erde wird sich dann mit Streibern bedecken, und die Feinde der Freiheit werden von der Liste der Menschheit gelöscht sein!«

Ezechiel hätte nicht besser gesprochen!

Das gezogene Schwert sollte nicht wieder in die Scheide gesteckt werden: ein doppelter Krieg war dem Innern und dem Auslande erklärt.

Das Schwert des Republicaners von Neuchatel sollt zuerst den König von Frankreich treffen; dann, nach den König von Frankreich, die auswärtigen Könige.

CXXX.

Ein Minister von der Façon von Frau von Staël.

Gilbert hatte die Königin nicht wiedergesehen seit dem Tage, wo ihn diese, nachdem sie ihn gebeten, einen Augenblick in ihrem Cabinet auf sie zu warten, hier gelassen, um den politischen Plan zu hören, den Herr von Breteuil von Wien zurückbrachte, und der in folgenden Worten abgefaßt war:

»Es mit Barnave machen wie mit Mirabeau, Zeit gewinnen, die Constitution beschwören, sie buchstäblich vollziehen, um zu zeigen, daß sie unausführbar ist. Frankreich wird erkalten, sich langweilen: die Franzosen haben einen leichten Sinn: es wird eine neue Mode entstehen, und die Freiheit wird vorübergehen.

»Geht die Freiheit nicht vorüber, so wird man ein Jahr gewonnen haben, und in einem Jahre werden wir zum Kriege bereit sein.«

Seit dieser Zeit waren sechs Monate verlaufen, die Freiheit war nicht vorübergegangen, und die fremden Fürsten waren offenbar im Zuge, ihr Versprechen zu erfüllen, und trafen Anstalten zum Kriege.

Gilbert war ganz erstaunt, als er eines Morgens den Kammerdiener der Königin bei sich eintreten sah.

Er dachte Anfangs, der König sei krank und lasse ihn holen.

Doch der Kammerdiener beruhigte ihn.

Man verlangte nach ihm im Schlosse.

»Gilbert wollte durchaus wissen, wer nach ihm verlange, doch der Kammerdiener, der ohne Zweifel Befehle hatte, ging nicht ab von der Formel:

Man verlangt nach Ihnen im Schlosse.«

Gilbert hegte eine tiefe Anhänglichkeit für den König; er beklagte Marie Antoinette noch mehr als Frau, denn als Königin: sie flößte ihm weder Liebe, noch Ergebenheit ein, er fühlte nur ein inniges Mitleid für sie.

Er gehorchte schleunigst.

Man führte ihn in das Entresol ein, wo man Barnave empfing.

Eine Frau erwartete ihn in einem Fauteuil; sie stand auf, als sie Gilbert erscheinen sah.

Gilbert erkannte Madame Elisabeth.

Für diese hatte er eine tiefe Ehrfurcht, denn er wußte, was Alles von engelischer Güte in ihrem Herzen war.

Er verbeugte sich vor ihr und begriff auf der Stelle die Lage.

Weder der König, noch die Königin hatten es gewagt, ihn in ihrem Namen holen zu lassen: man stellt! Madame Elisabeth voran.

Die ersten Worte von Madame Elisabeth bewiesen dem Doctor, daß er sich in seinen Vermuthungen nicht täuschte.

»Herr Gilbert.« sprach sie, »ich weiß nicht, ob Andere die Zeichen von Theilnahme, die Sie

meinem Bruder bei unserer Rückkehr von Versailles gegeben, die, welche Sie meiner Schwägerin bei unserer Ankunft von Varennes gegeben, vergessen haben: ich erinnere mich derselben.«

Gilbert verbeugte sich.

»Madame,« sagte er, »Gott hat in seiner Weisheit beschlossen, Sie sollen alle Tugenden haben, selbst die des Gedächtnisses, eine seltene Tugend in unseren Tagen, besonders bei den königlichen Personen.«

»Sie sagen das nicht hinsichtlich meines Bruders, nicht wahr, Herr Gilbert? Mein Bruder spricht oft mit mir von Ihnen, und er hält sehr viel auf Ihre Erfahrung.«

»Als Arzt?« fragte lächelnd Gilbert.

»Als Arzt, ja, mein Herr; nur glaubt er, Ihre Erfahrung lasse sich zugleich auf die Gesundheit des Königs und auf die des Königreiches anwenden.«

»Der König ist sehr gut, Madame! Für welche von beiden Gesundheitern läßt er mich in diesem Augenblicke rufen?«

»Es ist nicht der König, der Sie rufen läßt, mein Herr,« erwiderte Madame Elisabeth leicht erröthend, denn dieses keusche Herz konnte nicht lügen, »ich bin es.«

»Sie, Madame?« fragte Gilbert. »Oh! es ist wenigstens nicht Ihre Gesundheit, was Sie quält. Ihre Blässe ist die der Ermattung und der Unruhe, nicht die der Krankheit.«

»Sie haben Recht, mein Herr, nicht für mich zittere ich, für meinen Bruder: er beunruhigt mich.«

»Mich auch, Madame,« sprach Gilbert.

»Ah! unsere Besorgniß kommt wahrscheinlich nicht aus derselben Quelle; ich will sagen, er beunruhigt mich wegen seiner Gesundheit.«

»Sollte der König krank sein?«

»Nicht gerade,« versetzte Madame Elisabeth, »doch der König ist niedergeschlagen, entmuthigt . . . So hat er heute vor zehn Tagen, — Sie begreifen, ich zähle die Tage, — heute vor zehn Tagen hat er nicht ein einziges Wort gesprochen, außer mit mir und bei seiner gewöhnlichen Partie TrikTrak, wo er genöthigt ist, die bei diesem Spiele unerläßlichen Worte zu sagen.«

»Es sind heute elf Tage, daß er in der Assemblée erschienen ist, um ihr sein Veto zu bedeuten . . . Warum ist er nicht stumm am Morgen dieses Tages geworden, statt die Sprache am andern Tage zu verlieren!«

»Mein Herr,« rief lebhaft Madame Elisabeth, »es war also Ihre Ansicht, mein Bruder hätte diesen gottlosen Beschluß sanctioniren sollen?«

»Madame, den König den Priestern gegen den Strom, der kommt, gegen die Fluth, welche steigt, gegen den Sturm, der tost, voranstellen heißt meiner Ansicht nach wollen, daß König und Priester mit einem Schlage zerschmettert werden.«

»Was würden Sie aber an der Stelle meines Bruders thun?«

»Madame, es gibt in diesem Augenblicke eine Partei, welche wächst, wie jene Riesen von *Tausend und eine Nacht*, die, in ein Gefäß eingeschlossen, eine Stunde, nachdem das Gesäß zerbrochen ist, hundert Ellen hoch sind.«

»Sie meinen die Jacobiner, mein Herr?«

Gilbert schüttelte den Kopf.

»Nein, ich meine die Gironde. Die Jacobiner wollen nicht den Krieg; die Gironde will ihn: der Kriez ist national!«

»Aber den Krieg . . . den Krieg mit wem, mein Gott? Mit dem Kaiser, unserem Bruder? mit dem König von Spanien, unserem Neffen? Unsere Feinde, Herr Gilbert, sind in Frankreich, und nicht außer Frankreich, und zum Beweise . . . «

Madame Elisabeth zögerte.

»Sprechen Sie, Madame,« sagte Gilbert.

»Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich Ihnen das sagen kann, Doctor, obschon ich Sie deshalb habe kommen lassen.«

»Sie können mir, einem ergebenen Manne, der bereit ist, sein Leben dem König zu opfern, Alles sagen.«

»Mein Herr,« fragte Madame Elisabeth, »glauben Sie, daß es ein Gegengift gibt?«

»Ein allgemeines? Nein, Madame; nur hat jede giftige Substanz ihr Gegengift, obgleich in der Regel ich muß es sagen, diese Gegengifte fast immer unmächtig sind.«

»Oh! mein Gott!«

»Man müßte vor Allem wissen, ob das Gift ein mineralisches oder vegetabilisches ist. Gewöhnlich wirken die mineralischen Gifte auf den Magen und die Eingeweide, die vegetabilischen auf das Nervensystem. Welche Art von Gift meinen Sie, Madame?«

»Hören Sie, ich will Ihnen ein Geheimniß sagen.«

»Ich höre, Madame.«

»Nun, ich befürchte, man vergiftet den König.«

»Wer soll sich eines solchen Verbrechens schuldig machen?«

»Vernehmen Sie, was geschehen ist: Herr Laporte . . . der Intendant der Civilliste, Sie wissen?«

»Ja, Madame . . . «

»Nun wohl, Herr Laporte hat uns mittheilen lassen, ein Mensch von der Officin des Königs, der sich als Pastetenbäcker im Palais-Royal etablirt hatte, werde zu den Functionen seiner früheren Stelle zurückkehren, die ihm der Tod seines Anwärters wiedergebe . . . Dieser Mensch, der ein unbändiger Jacobiner ist, hat ganz laut gesagt, man würde Frankreich durch die Vergiftung des Königs eine große Wohlthat erweisen.«

»Im Allgemeinen, Madame, rühmen sich die Leute, die ein solches Verbrechen begehen wollen, nicht zum Voraus damit.«

»Oh! mein Herr, es wäre so leicht, den König zu vergiften. Zum Glück hat derjenige, welchem wir mißtrauen, im Palaste nichts Anderes als Backwerk zu besorgen.«

»Sie haben also Vorsichtsmaßregeln getroffen, Madame?«

»Ja, es ist beschlossen worden, der König soll nur noch Braten essen; das Brod soll durch Herrn Thierry, den Intendanten der kleinen Gemächer, gebracht werden, der es zugleich übernimmt, den Wein zu liefern. Was das Backwerk betrifft, das der König sehr liebt, so hat Madame Campan Befehl erhalten, solches, wie für sich, bald bei dem einen, bald bei dem andern Pastetenbäcker zu kaufen. Man hat uns besonders empfohlen, dem gestoßenen Zucker zu mißtrauen.«

»Weil man Arsenik darunter mischen kann, ohne daß man es bemerkt.«

»Ganz richtig, . . . Die Königin pflegte ihr Wasser mit solchem Zucker zu vermischen: wir haben das völlig aufgegeben. Der König, die Königin und ich, wir essen mit einander; wir behelfen uns ohne irgend eine Dienstperson: hat Eines von uns etwas zu verlangen, so klingt es. Madame Campan bringt, sobald der König bei Tische sitzt, durch einen besonderen Eingang das Backwerk, das Brod und den Wein; man verbirgt Alles dies unter der Tafel, und man gibt sich den Anschein, als tränke man Wein vom königlichen Keller, als äße man das Brod und das Backwerk aus den Bäckereien des Hofes. So leben wir, mein Herr! Und dennoch zittern wir, die Königin und ich, jeden Augenblick, den König plötzlich erleichen und die zwei furchtbaren Worte: »»Ich leide!«« aussprechen zu hören!«

»Lassen Sie mich Ihnen vor Allem versichern, Madame, daß ich an diese Vergiftungsdrohungen nicht glaube. Sodann aber stelle ich mich nichtsdestoweniger ganz und gar zu den Diensten Ihrer Majestäten. Was wünscht der König? Will der König mir ein Zimmer im Schloß geben? Ich werde hier bleiben, daß man mich jeden Augenblick findet, bis zu dem Momente, wo seine Befürchtungen . . . «

»Oh! mein Bruder befürchtet nichts,« versetzte lebhaft Madame Elisabeth.

»Ich irre mich, Madame . . . Bis zu dem Momente, wo Ihre Befürchtungen vorüber sein werden. Ich habe einige Praxis in den Giften und Gegengiften, und ich werde mich bereit halten, sie zu bekämpfen, von welcher Art sie auch sein mögen; doch erlauben Sie mir, beizufügen, Madame, daß man, wenn der König wollte, bald nichts mehr für ihn zu befürchten hätte.«

»Oh! was muß man zu diesem Ende thun?« fragte eine Stimme, welche nicht die von Madame Elisabeth war, und die durch ihren vibrirenden Klang Gilbert sich umzudrehen veranlaßte.

Der Doctor täuschte sich nicht, diese Stimme war die der Königin.

Gilbert verbeugte sich und sprach:

»Madame, brauche ich der Königin die Betheuerungen der Ergebenheit, die ich so eben Madame Elisabeth machte, zu wiederholen?«

»Nein, mein Herr, nein; ich habe Alles gehört . . . Ich wollte nur wissen, was Ihre Gesinnung in Beziehung auf uns ist?«

»Die Königin hat an der Festigkeit meiner Gefühle gezweifelt?«

»Oh! mein Herr, so viele Kopfe und so viele Herzen drehen sich bei diesem Sturmwinde, daß man wahrhaftig nicht mehr weiß, wem man trauen soll.«

»Und darum wird die Königin von der Hand der Feuillants einen von Frau von Staël façonirten Minister empfangen?«

Die Königin schauerte.

»Sie wissen das?« sagte sie.

»Ich weiß, daß Eure Majestät mit Herrn von Narbonne in Verbindung steht.«

»Und Sie tadeln mich ohne Zweifel?«

»Nein, Madame, das ist ein Versuch wie ein anderer.«

»Sie haben Frau von Staël kennen lernen, mein Herr?« fragte die Königin.

»Ich habe diese Ehre gehabt, Madame. Als ich die Bastille verließ, begab ich mich zu ihr, und von Herrn von Necker habe ich erfahren, daß ich auf Empfehlung der Königin verhaftet worden war.«

Die Königin erröthete sichtbar; dann sagte sie mit einem Lächeln:

»Wir haben versprochen, nicht auf diesen Irrthum zurückzukommen.«

»Ich komme nicht auf diesen Irrthum zurück, Madame; ich antworte auf eine Frage, die Euere Majestät an mich zu richten die Gnade hatte.«

»Was denken Sie von Herrn Necker?«

»Das ist ein aus heterogenen Elementen zusammengesetzter Deutscher, der sich, durch das Barocke gehend, bis zur Emphase erhebt.«

»Gehörten Sie aber nicht zu denjenigen, welche den König antrieben, ihn wiederzunehmen?«

»Herr Necker war, mit Recht oder mit Unrecht, der populärste Mann des Königreichs. Ich habe dem Koch gesagt: »Sire, stützen Sie sich auf seine Popularität.««

»Und Frau von Staël?«

»Ihre Majestät erweist mir, glaube ich, die Ehre, mich zu fragen, was ich von Frau von Staël denke?«

»Ja.«

»Ei! was das Körperliche betrifft: sie hat ein, große Nase, grobe Züge, eine dicke Figur . . . «

Die Königin lächelte: der Frau war es nicht unangenehm, von einer andern Frau, mit der man sich viel beschäftigte, sagen zu hören, sie sei nicht schön.

»Fahren Sie fort,« sagte sie.

»Ihre Haut ist von mittelmäßig anziehender Qualität; ihre Geberden sind eher energisch, als anmuthig, ihre Stimme ist rauh, zuweilen, um Zweifel zu erregen, ob es die einer Frau ist. Bei Allem dem zählt sie einundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahre, hat den Hals einer Göttin, wundervolle schwarze Haare, herrliche Zähne, ein Auge voll Feuer: ihr Blick ist eine Welt!«

»Doch in moralischer Hinsicht? als Talent? als Verdienst?« fragte hastig die Königin.

»Sie ist gut und edelmüthig, Madame; nicht Einer ihrer Feinde wird ihr Feind bleiben, nachdem er sie eine Viertelstunde hat reden hören.«

»Ich spreche von ihrem Genie, mein Herr; man macht nicht mit dem Herzen allein Politik.«

»Madame, das Herz verdirbt nichts, selbst in der Politik; was das Wort *Genie* betrifft, das Eure Majestät ausgesprochen, seien wir geizig mit diesem Worte, Madame. Frau von Staël ist ein großes, ungeheures Talent, das sich aber nicht bis zum Genie erhebt; etwas Schwerfälliges, aber nicht Starkes, Dickes, aber nicht Mächtiges lastet an ihren Füßen, wenn sie die Erde verlassen will; von ihr zu Jean-Jacques, ihrem Meister, derselbe Abstand wie vom Eisen zum Stahl.«

»Sie sprechen von ihrem Talente als Schriftstellerin; sprechen Sie ein wenig von der politischen Frau.«

»Madame,« erwiderte Gilbert, »in dieser Hinsicht gibt man nach meiner Meinung Frau von Staël viel mehr Bedeutung, als sie verdient. Seit der Emigration von Monnier und von Lally ist ihr Salon die Tribüne der englischen Partei, halbaristokratisch mit den zwei Kammern. Da sie bürgerlich und zwar sehr bürgerlich, so hat sie die Schwäche, die vornehmen Herren anzubeten; sie bewundert die Engländer, weil sie das englische Volk für ein ausnehmend aristokratisches Volk hält; Sie kennt die Geschichte von England nicht; sie kennt den Mechanismus seiner Regierung nicht; so daß sie für Cavaliere aus der Zeit der Kreuzzüge unablässig unten geköpfte Adelige von gestern hält. Die anderen Völker machen zuweilen mit dem Alten Neues; England macht mit dem Neuen beständig Altes.«

»Sie glauben, vermöge dieses Gefühles schlage uns von Staël Herrn von Narbonne vor?«

»Nicht wegen seines Verdienstes, denke ich.«

»Niemand ist aber weniger aristokratisch, als Herr von Narbonne: man kennt nicht einmal seinen Vater.«

»Oh! weil man nicht in die Sonne zu schauen wagt . . . «

»Herr Gilbert, ich bin Weib und liebe folglich die Klatschereien: was sagt man von Herrn von Narbonne?«

»Man sagt, er sei gewandt, muthig, witzig . . .,«

»Ich spreche von seiner Geburt.«

»Man sagt, als die Jesuiten-Partei Voltaire, Marchault, d'Argenson, — kurz diejenigen, welche man die Philosophen nannte, — habe vertreiben lassen, habe sie gegen Frau von Pompadour kämpfen müssen; die Traditionen von Regenten waren aber da: man wußte, was die väterliche Liebe, verdoppelt durch eine andere Liebe vermag; — da wählte man, — die Jesuiten haben eine glückliche Hand bei solchen Wahlen, Madame! — da wählte man eine Tochter des Königs und brachte sie dahin, daß sie sich diesem incestuos-heroischen Werke unterzog; hiervon der reizende Cavalier, dessen Vater man nicht kennt, wie Eure Majestät sagt, nicht weil seine Geburt sich in der Dunkelheit verliert, sondern weil am Lichte verschmilzt.«

»Sie glauben also nicht, wie die Jacobiner, wie Herr von Robespierre, zum Beispiel, Herr von Narbonne gehe aus der schwedischen Gesandtschaft hervor?«

»Doch, Madame, nur kommt er aus dem Boudoir der Frau und nicht aus dem Cabinet des Mannes Annehmen, Herr von Staël sei von einer Bedeutung; hierbei, hieße annehmen, er sei der Mann seiner Frau . . . Oh! mein Gott! nein, Madame, es ist kein Gesandten verrath; das ist eine Liebhaberschwäche. Es braucht nicht weniger, als die Liebe, diesen großen, ewigen Verblender, um eine Frau anzutreiben, in die Hand dieses leichtsinnigen Roué das riesige Schwert der Revolution zu geben.«

»Sprechen Sie von dem, welches Herr Isnard im Clubb der Jacobiner geküßt hat?«

»Ach! Madame, ich spreche von dem, welches über Ihrem Haupte schwebt.«

»Ihrer Ansicht nach, Herr Gilbert, haben wir also Unrecht, Herrn von Narbonne als Kriegsminister anzunehmen?«

»Sie würden besser daran thun, sogleich den zu nehmen, welcher ans ihn folgen wird.«

»Wen denn?«

»Dumouriez.«

»Dumouriez, einen Glücksofficier?«

»Ah! Madame, das große Wort ist heraus! . . . und dem gegenüber, welchen es trifft, ist es ungerecht!«

»Ist Herr Dumouriez nicht gemeiner Soldat gewesen?«

»Herr Dumouriez, ich weiß es wohl, Madame, ist nicht von dem Hofadel, dem man Alles opfert. Herr Dumouriez, ein Provinzadeliger, der ein Regiment weder erlangen, noch kaufen konnte, nahm Dienste als gemeiner Husar. Mit zwanzig Jahren ließ er sich von fünf bis sechs Reitern eher in Stücke hauen, als daß er sich ergeben hätte, und trotz dieses Zuges von Muth, trotz einer wahren Intelligenz hat er sich in den unteren Graden hingeschleppt.«

»Seine Intelligenz, ja, er hat sie Ludwig XV. als Spion dienend entwickelt.«

»Warum nennen Sie bei ihm Spioniren, was Sie bei Andern Diplomatie nennen? Es ist mir wohl bekannt, daß er, ohne Wissen der Minister des Königs, einen Briefwechsel mit dem König unterhielt. Wer ist der Hofadelige, der nicht eben so viel gethan hat?«

»Aber, mein Herr,« rief die Königin, die ihr tiefes Studium der Politik durch die Details, in die sie einging, verrieth, »derjenige, welchen Sie mir empfehlen, ist ein wesentlich unmoralischer Mensch! er hat keine Grundsätze, kein Ehrgefühl. Herr von Choiseul hat mir gesagt, Dumouriez habe ihm zwei Projecte in Betreff der Corsen, eines, um sie zu knechten, das andere, um sie zu befreien, vorgelegt.«

»Das ist wahr, Madame; doch Herr von Choiseul hat vergessen, Ihnen zu sagen, das erste sei vorgezogen worden, und Dumouriez habe sich tapfer geschlagen, um ihm den Sieg zu verschaffen.«

»Am Tage, wo wir Herrn Dumouriez als Minister annehmen, wird es sein, als ob wir Europa eine Kriegserklärung machten.«

»Ei! Madame,« versetzte Gilbert, »die Erklärung ist in allen Herzen gemacht! Wissen Sie, was die Register von diesem Departement an Bürgern angeben, die sich eingeschrieben, um freiwillig abzugehen? Sechsmalhunderttausend! Im Jura haben die Frauen erklärt, alle Männer können gehen, und wenn man ihnen Pieken geben wolle, so werden sie genügen, um das Land zu bewachen.«

»Mein Herr, Sie haben ein Wort ausgesprochen, das mich beben macht,« sagte die Königin.

»Entschuldigen Sie, Madame, und sagen Sie mir welches Wort dies ist, damit mir kein solches Unglück mehr widerfährt.«

»Sie haben das Wort *Pieken* ausgesprochen . . . Oh! die Pieken von neun und achtzig, mein Herr! ich sehe noch die Köpfe meiner zwei armen Gardes du corps auf der Spitze von zwei Pieken!«

»Und dennoch ist es eine Frau und eine Mutter, welche vorgeschlagen, eine Subscription zu eröffnen, um Pieken anfertigen zu lassen.«

»Ist es auch eine Frau und eine Mutter, welche die Jacobiner veranlaßt hat, die rothe Mütze, die Blutfarbe, anzunehmen?«

»Hier ist Eure Majestät abermals in einem Irrthume begriffen,« erwiderte Gilbert. »Man wollte die Gleichheit durch ein Symbol weihen, konnte aber nicht decretiren, alle Franzosen sollen dieselbe Kleidung tragen; zur Erleichterung wählte man bloß einen Theil der Kleidung: die Mütze der armen Bauern; nur zog man die rothe Farbe vor, nicht weil es die düstere Farbe des Blutes ist, sondern im Gegentheil, weil das Rothe heiter, glänzend, der Menge angenehm ist.«

»Es ist gut, Doctor,« sprach die Königin, »ich verzweifle nicht, da Sie so sehr Parteigänger der neuen Erfindungen sind, Sie eines Tages, um dem König den Puls zu fühlen, mit der Pieke in der Hand und der rothen Mütze auf dem Kopfe kommen zu sehen.«

Und halb spöttisch, halb bitter, da sie sah, daß sie diesen Mann bei keinem Punkte angreifen konnte, entfernte sich die Königin.

Madame Elisabeth wollte ihr folgen; Gilbert aber sprach mit einem fast flehenden Tone: »Madame, nicht wahr, Sie lieben Ihren Bruder?«

»Oh!« erwiderte Madame Elisabeth, »es ist nicht Liebe, was ich für ihn hege, es ist Anbetung.«

»Und Sie sind geneigt, ihm einen guten Rath mitzutheilen, einen Rath, der von einem Freunde kommt, nicht wahr?«

»Oh! sprechen Sie, und wenn der Rath wirklich gut ist . . . «

»Aus meinem Gesichtspunkte ist er vortrefflich.«

»Dann reden Sie!«

»Nun wohl, dieser Rath ist, sobald sein Feuillant-Ministerium gefallen, — und das wird nicht lange währen, — ein Ministerium zu wählen, das insgesamt die rothe Mütze trägt, welche der Königin so sehr bange macht,« sprach Gilbert.

Und er verbeugte sich tief vor Madame Elisabeth und ging ab.

CXXXI.

Die Roland.

Wir haben die Unterredung der Königin mit dem Doctor Gilbert berichtet, um den, immer ein wenig monotonen, Lauf einer geschichtlichen Erzählung zu unterbrechen, und um etwas minder trocken als in einem chronologischen Gemälde die Reihenfolge der Ereignisse und die Lage der Parteien zu zeigen.

Das Ministerium Narbonne dauerte drei Monate.

Eine Rede von Vergniaud tödtete es.

Wie Mirabeau gesagt hatte: »Ich sehe von hier aus das Fenster . . . « so rief bei der Kunde, die Kaiserin von Rußland habe mit der Türkei einen Vertrag abgeschlossen, und Oesterreich habe mit Preußen am 7. Februar in Berlin ein Schutz- und Trutzbündniß unterzeichnet, — Vergniaud rief, die Tribüne besteigend:

»Und ich auch, ich kann sagen, von dieser Tribune aus sehe ich den Palast, wo sich die Gegenrevolution anzettelt, und wo man die Manoeuvres vorbereitet, die uns Oesterreich in die Hände liefern sollen, . . . Der Tag ist gekommen, wo wir so viel Frechheit ein Ziel setzen und die Verschwörer verwirren können; die Furcht und der Schrecken sind oft von diesem Palaste im Namen des Despotismus ausgegangen; der Schrecken und die Furcht mögen heute im Namen des Gesetzes dahin zurückgehen!«

Und durch eine mächtige Geberde schien der herrliche Redner die zwei zerzausten Töchter der Angst und des Entsetzens vor sich her zu jagen.

Sie gingen in der That in die Tuilerien zurück, und, durch einen Liebeshauch emporgehoben, wurde Narbonne durch ein Sturmeswehen niedergestürzt.

Dieser Fall fand am Anfang des März 1792 statt.

Es wurde auch kaum drei Monate nach der Unterredung der Königin mit Gilbert ein Mann, klein von Wuchs, behende, munter, nervig, mit einem geistreichen Kopf, an dem Augen voll Feuer funkelten, sechs und fünfzig Jahre alt, obgleich er zehn Jahre weniger zu zählen schien, das Gesicht bedeckt mit den braunen Tinten der Bivouacs, bei König Ludwig XVI. eingeführt.

Er war bekleidet mit der Uniform eines Generalmajors.

Nur einen Augenblick blieb er allein in dem Salon, wo er eingeführt worden war; die Thüre öffnete sich, und der König trat ein.

Es war das erste Mal, daß diese zwei Personen sich einander gegenüber fanden.

Der König warf auf den kleinen Mann einen trüben Blick, der indessen nicht von Beobachtung frei; der kleine Mann heftete auf den König einen forschenden Blick voll Mißtrauen und Feuer.

Niemand war da geblieben, um den Fremden zu melden, was bewies, daß der Fremde zum Voraus gemeldet war.

»Sie sind es, Herr Dumouriez?« sagte der König.

Dumouriez verbeugte sich und erwiderte:

»Ja, Sire.»

»Seit wann sind Sie in Paris?«

»Seit dem Anfange des Monats Februar, Sire.«

»Herr von Narbonne hat Sie kommen lassen?«

»Um mir zu eröffnen, ich soll bei der Armee im Elsaß unter dem Marschall Luckner verwendet werden und die Division von Besançon commandiren.«

»Sie sind aber nicht abgegangen?«

»Sire, ich habe angenommen; doch ich glaubte Herrn von Narbonne bemerken zu müssen, da der Krieg naht bevorstehe (Ludwig XVI. bebte sichtbar), und allgemein zu werden drohe,« fuhr Dumouriez fort, ohne daß er dieses Beben zu bemerken schien, »so glaube ich, es sei gut, sich mit dem Süden zu beschäftigen, wo man unversehens angegriffen werden könne; mir scheine es dem zu Folge dringend, einen Vertheidigungsplan für den Süden zu machen und dahin einen Obergeneral und eine Armee zu schicken.«

»Ja, und Sie haben Ihren Plan Herrn von Narbonne gegeben, nachdem Sie ihn Herrn Gensonné und mehreren Mitgliedern der Gironde mitgetheilt?«

»Herr Gensonné ist mein Freund, und ich halte ihn wie mich für einen Freund Eurer Majestät.«

»Ich habe es also mit einem Girondisten zu thun? sagte lächelnd der König.

»Sire, Sie haben es mit einem Patrioten, einem treuen Unterthan seines Königs zu thun.«

Ludwig XVI. biß sich auf seine dicke Lippen.

»Und um dem König und dem Vaterlande wirksame zu dienen, haben Sie die interimistische Stelle des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ausgeschlagen?«

»Sire, ich habe vor Allen geantwortet, ich ziehe einem interimistischen oder nicht interimistischen Ministerium das Commando vor, das mir versprochen gewesen; ich bin ein Soldat und kein Diplomat!«

»Man hat mir im Gegentheil versichert, sie seien das Eine und das Andere, mein Herr.«

»Man hat mir zu viel Ehre angethan, Sire.«

»Und auf diese Versicherung bin ich auf meinen Wunsche, daß Sie die Stelle annehmen, beharrt.«

»Ja, Sire, und ich habe mich fortwährend geweigert, so sehr ich es bedauerte, Ihnen ungehorsam sein zu sollen.«

»Und warum weigern sie sich?«

»Weil die Lage ernst ist, Sire; sie hat Herrn von Narbonne gestürzt und Herrn von Lessart compromittirt, jeder Mann, der sich für Etwas hält, hat also das Recht, entweder sich nicht verwenden zu lassen, oder zu verlangen, daß man ihn nach seinem Werthe verwende. Ich bin nun Etwas werth, Sire, oder ich bin Nichts werth; bin ich Nichts werth, so lassen Sie Mich in meiner Dunkelheit; wer weiß, für welches Geschick Sie mich aus derselben würden hervortreten lassen? Bin ich etwas werth, so machen Sie nicht aus mir einen Minister von einem Tag, eine Gewalt von einem Augenblick, sondern geben Sie mir, worauf ich mich stützen kann, damit Sie Ihrerseits sich auf mich stützen können. Unsere Angelegenheiten — ich bitte um Verzeihung, Sire, Eure Majestät steht, daß ich aus Ihren Angelegenheiten die meinen mache, — unsere Angelegenheiten sind in zu großem Mißcredit im Auslande, als daß die Höfe mit einem *interimistischen* Minister unterhandeln könnten: dieses Interim, — verzeihen Sie die Offenherzigkeit eines Soldaten (nichts war weniger offenherzig als Dumouriez, doch unter gewissen Umständen lag ihm daran, es zu scheinen), — dieses Interim wäre ein

Ungeschicklichkeit, gegen welche sich die Assemblée erheben würde, und die mich meiner Popularität bei ihr berauben müßte; ich sage mehr, dieses Interim würde den König compromittiren, der das Ansehen hätte, er halte an seinem alten Ministerium, und er warte nur auf eine Gelegenheit, um zu demselben zurückzukommen.«

»Sie glauben also, wenn dies meine Absicht, die Sache wäre mir unmöglich?«

»Sire, ich glaube, es ist Zeit, daß Eure Majestät ein für alle Male mit der Vergangenheit bricht.«

»Ja, und daß ich Jacobiner werde, nicht wahr? Sie haben das Laporte gesagt.«

»Bei meiner Treue, wenn Eure Majestät dies thäte, so würde sie wohl alle Parteien, und die Jacobiner viel leicht mehr als jede andere, in Verlegenheit bringen.«

»Warum rathen Sie mir nicht sogleich, die rothe Mütze aufzusetzen?«

»Ei! Sire, wenn das ein Mittel wäre . . . « sprach Dumouriez.

Der König schaute einen Augenblick mit einem gewissen Mißtrauen den Mann an, der ihm diese Antwort gegeben; dann sagte er:

»Es ist also ein Ministerium ohne Interim, was Sie wollen?«

»Ich will nichts, Sire; ich bin bereit, die Befehle des Königs zu empfangen; nur wäre es mir lieber, wenn mich die Befehle des Königs an die Grenze schickten, statt mich in Paris zurückzuhalten.«

»Und wenn ich Ihnen im Gegenteil den Befehl geben würde, in Paris zu bleiben und definitiv das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen, was würden Sie sagen?«

Dumouriez lächelte.

»Sire, ich würde sagen, Eure Majestät sei von Vorurtheilen zurückgekommen, die man ihr gegen mich eingegeben.«

»Nun wohl, ja, ganz und gar, Herr Dumouriez. Sie sind mein Minister.«

»Sire, ich weihe mich Ihrem Dienste, aber . . . «

»Vorbehalte?«

»Erklärungen, Sire.«

»Sprechen Sie, ich höre.«

»Sire, die Ministerstelle ist nicht mehr, was sie früher war; ohne daß ich aufhöre, der treue Diener Eurer Majestät zu sein, werde ich, in das Ministerium eintretend, der Mann der Nation. Verlangen Sie also von heute an von mir nicht die Sprache, an die Sie meine Vorgänger gewöhnt haben: ich werde nur der Freiheit und der Constitution gemäß sprechen können; in meine Functionen eingeschlossen, werde ich Ihnen nicht den Hof machen; ich werde nicht die Zeit dazu haben und also jede königliche Etiquette brechen, um meinem König besser zu dienen; ich werde nur mit Ihnen oder im Rathe arbeiten, und, ich sage es Ihnen zum Voraus, Sire, diese Arbeit wird ein Kampf sein.«

»Ein Kampf, mein Herr! und warum?«

»Oh! das ist sehr einfach, Sire: fast Ihr ganzes diplomatisches Corps ist offen contrerevolutionär; ich werde Sie auffordern, es zu wechseln, ich werde Ihren Neigungen bei den Wahlen Zwang anthun; ich werde Eurer Majestät Subjecte vorschlagen, die sie nicht einmal dem Namen nach kennt, andere, die ihr mißfallen werden.«

»Und in diesem Falle, mein Herr . . . ?« unterbrach lebhaft Ludwig XVI.

»In diesem Falle, wenn der Widerwille Eurer Majestät zu stark, zu sehr motivirt ist, werde ich, da Sie der Herr sind, gehorchen; werden Ihnen aber Ihre Wahlen durch Ihre Umgebung in den Sinn gebracht und scheinen mir sichtbar gemacht, um Sie zu compromittiren, so werde ich Eure Majestät bitten, mir einen Nachfolger zu geben . . . Sire, denken Sie an die erschrecklichen Gefahren, welche Ihren Thron belagern; Sire, man muß ihn durch das öffentliche Vertrauen aufrecht erhalten, und dieses hängt von Ihnen ab!«

»Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Sie unterbreche.«

»Sire . . . «

Dumouriez verbeugte sich.

»Diese Gefahren, ich habe längst an sie gedacht.«

Dann die Hand gegen das Portrait von Karl I. ausstreckend, sagte Ludwig XVI., indem er seine Stirne mit seinem Taschentuche abwischte:

»Und wollte ich sie vergessen, so würde mich dieses Gemälde hier daran erinnern!«

»Sire . . . «

»Warten Sie, mein Herr, ich bin noch nicht zu Ende. Die Lage ist dieselbe; die Gefahren sind also ähnlich; das Schaffot von White-Hall wird sich vielleicht auf dem Grève-Platze erheben.«

»Das heißt zu weit sehen, Sire!«

»Das heißt an den Horizont sehen, mein Herr. In diesem Falle werde ich nach dem Schaffot gehen, wie Karl I. dahin gegangen ist, vielleicht nicht als Ritter wie er, doch wenigstens als Christ . . . Fahren Sie fort, mein Herr.«

Erstaunt über diese Festigkeit, die er nicht erwartete, hielt Dumouriez inne.

»Sire,« sagte er sodann, »erlauben Sie mir, das Gespräch auf ein anderes Terrain zu führen.«

»Wie Sie wollen, mein Herr,« erwiderte der König, »doch es liegt mir daran, zu beweisen, daß ich die Zukunft nicht fürchte, die man mich fürchten machen will, oder daß ich, wenn ich sie fürchte, wenigstens darauf vorbereitet bin.«

»Sire,« sprach Dumouriez, »soll ich mich, trotz dessen, was ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, immerhin als Ihren Minister der auswärtigen Angelegenheiten betrachten?«

»Ja, mein Herr.«

»Dann werde ich in den ersten Ministerrat vier Depechen bringen; ich mache den König im Voraus darauf aufmerksam, daß sie in keiner Hinsicht, — weder was die Grundsätze, noch was den Styl betrifft, — denen meiner Vorgänger gleichen werden; sie werden den Umständen angemessen sein. Ist diese erste Arbeit Eurer Majestät anständig, so fahre ich fort; wenn nicht, so werde ich immer meine Equipagen bereit halten, um Frankreich und meinem König an der Grenze zu dienen, und was man auch Eurer Majestät von meinen Talenten in der Diplomatie gesagt haben mag,« fügte Dumouriez bei, das ist mein wahres Element und der Gegenstand aller meiner Arbeiten seit sechs und dreißig Jahren.«

Wonach er sich verbeugte, um abzugehen.

»Warten Sie,« sagte der König, »wir sind nun über einen Punkt einverstanden, doch es bleiben sechs andere festzustellen.«

»Meine Collegen.«

»Ja, Sie sollen nicht kommen und mir sagen, Sie seien durch Diesen oder Jenen verhindert: wählen Sie Ihr Ministerium, mein Herr.«

»Sire, Sie geben mir da eine schwere Verantwortlichkeit!«

»Ich glaube Ihren Wünschen zu dienen, wenn ich Sie damit belaste.«

»Sire,« sprach Dumouriez, »ich kenne Niemand in Paris, außer einem Manne Namens Lacoste, den ich Eurer Majestät für die Marine empfehle.«

»Lacoste?« versetzte der König; »ist das nicht ein einfacher Obercommissär?«

»Ja, Sire, der eher seine Entlassung bei Herrn von Boynes genommen, als sich bei einer Ungerechtigkeit betheiligt hat.«

»Das ist eine gute Empfehlung . . . Und hinsichtlich der Andern sagen Sie?«

»Ich werde mich Raths erholen.«

»Darf ich wissen, wen Sie zu Rathe ziehen wollen?«

»Brissot, Condorcet, Pétion, Röderer, Genonné . . . «

»Die ganze Gironde also.«

»Ja, Sire.«

»Gut, die Gironde mag gelten! wir werden sehen, ob sie sich besser herauszieht, als die Constitutionellen und die Feuillants.«

»Dann bleibt noch Etwas, Sire.«

»Was?«

»Es fragt sich, ob die vier Briefe, die ich zu schreiben gedenke, Eurer Majestät zusagen werden,«

»Das werden wir heute Abend erfahren, mein Herr.«

»Heute Abend, Sire?«

»Ja, die Dinge drängen; wir werden einen außerordentlichen Rath halten, der aus Ihnen, Herrn von Grave und Cahier von Gerville bestehen soll.«

»Aber Duport du Tertre?«

»Er hat seine Entlassung genommen.«

»Ich werde heute Abend zu den Befehlen Seiner Majestät sein.«

Hiernach verbeugte sich Dumouriez, um sich zu verabschieden.

»Nein,« sagte der König, »warten Sie einen Augenblick, ich will Sie compromittiren.«

Er hatte nicht vollendet, als die Königin und Madame Elisabeth erschienen.

Sie hielten ihre Gebetbücher in der Hand.

»Madame,« sprach der König zu Marie Antoinette »das ist Herr Dumouriez, der uns gut zu dienen verspricht, und mit dem wir heute Abend ein neues Ministerium festsetzen werden.«

Dumouriez verbeugte sich, während die Königin mit Neugierde den kleinen Mann anschaute, der so viel Einfluß auf die Angelegenheiten Frankreichs haben sollte.«

»Mein Herr,« fragte sie, »kennen Sie den Doctor Gilbert?«

»Nein, Madame,« antwortete Dumouriez.

»Nun, so machen Sie seine Bekanntschaft.«

»Darf ich wissen, in welcher Hinsicht ihn mir die Königin empfiehlt?«

»Als einen vortrefflichen Propheten: vor drei Monaten hat er mir vorhergesagt, Sie werden der Nachfolger von Herrn von Narbonne sein.«

In diesem Augenblicke öffnete man die Thüren vom Cabinet des Königs, der zur Messe gehen

wollte.

Dumouriez ging hinter ihm ab.

Alle Höflinge traten vor ihm wie vor einem Pestkranken auf die Seite.

»Ich sagte es Ihnen wohl,« flüsterte ihm der König lachend zu, »Sie sind nun compromittirt.«

»Der Aristokratie gegenüber, Sire,« erwiderte Dumouriez: »das ist eine neue Gnade, die mir Eure Majestät erweist.«

Und er entfernte sich.

CXXXII.

Hinter dem Vorhang.

Am Abend, zur verabredeten Stunde, erschien Dumouriez mit den vier Deputirten; Grave und Cahier von Gerville waren schon da und erwarteten den König.

Als ob der König, um zu erscheinen, nur den Eintritt von Dumouriez abgewartet hätte, trat, nachdem dieser durch eine Thüre eingetreten war, Ludwig XVI. durch die andere ein.

Die zwei Minister erhoben sich rasch; Dumouriez stand noch und brauchte sich nur zu verbeugen, der König grüßte mit dem Kopfe nickend.

Dann nahm er ein Fauteuil, setzte sich mitten an den Tisch und sprach:

»Meine Herren, setzen Sie sich.«

Da schien es Dumouriez, die Thüre, durch welche der König eingetreten, sei offen geblieben, und der Vorhang bewege sich.

War das der Wind? war es die Berührung einer Person, welche durch diesen Schleier horchte, der, wenn auch den Blick hemmend, doch den Ton durchdringen ließ?

Die drei Minister setzten sich.

»Haben Sie Ihre Depechen, mein Herr?« fragte der König Dumouriez.

»Ja, Sire,« erwiderte der General.

Und er zog die vier Briefe aus seiner Tasche.

»An welche Mächte sind sie gerichtet?«

»An Spanien, Oesterreich, Preußen und England.«

»Lesen Sie.«

Dumouriez warf einen zweiten Blick nach dem Vorhange und wurde durch seine Bewegung überzeugt, daß Jemand horchte.

Er begann die Lesung der Depechen mit einer festen Stimme.

Der Minister sprach im Namen des Königs, aber im Sinne der Constitution, — ohne Drohung, aber auch ohne Schwäche.

Er erörterte die wahren Interessen jeder Macht hinsichtlich der französischen Revolution.

Da jede Macht sich ihrerseits über jacobinische Pamphlete beklagte, so schob er diese verächtlichen Injurien auf jene Preßfreiheit, deren Sonne so viel giftiges Gewürm auskriechen macht, zugleich aber auch so reiche Ernten zur Reife bringt.

Er verlangte endlich den Frieden im Namen einer freien Nation, deren erblicher Repräsentant der König sei.

Der König hörte, bei jeder Depeche seine Aufmerksamkeit verdoppelnd, zu.

»Ah!« sagte er, als Dumouriez geendigt hatte, »nie habe ich Aehnliches gehört, General.«

»So müßten die Minister immer im Namen der Könige reden und schreiben,« fügte Cahier von Gerville bei.

»Nun,« sprach der König, »geben Sie mir diese Depechen, sie werden heute abgehen.«

»Sire, die Couriere sind bereit und warten im Hofe der Tuileries.«

»Ich hätte ein Duplicat zu behalten gewünscht, um der Königin mitzutheilen,« versetzte der König mit einer gewissen Verlegenheit.

»Ich habe den Wunsch Eurer Majestät vorhergesehen,« erwiderte Dumouriez; »hier sind vier von mir beglaubigte, gleichlautende Abschriften.«

»Lassen Sie also Ihre Briefe abgehen,« sagte der König.

Dumouriez ging bis an die Thüre, durch welche er eingetreten war; ein Adjutant wartete: er übergab ihm die Briefe.

Einen Augenblick nachher hörte man den Galopp mehrerer Pferde, die sich gleichzeitig aus dem Hofe der Tuileries entfernten.

»Wohlan!« sprach der König, seinen eigenen Gedanken beantwortend, als dieses bezeichnende Getöse erloschen war; »und nun wollen wir Ihr Ministerium sehen.«

»Sire,« sagte Dumouriez, »ich wünschte vor Allem, Eure Majestät würde Herrn Cahier von Gerville bitten, er möge Einer der Unsern bleiben.«

»Ich habe ihn schon darum gebeten,« erwiderte der König.

»Und ich mußte zu meinem Bedauern bei meiner Weigerung beharren: meine Gesundheit zerrüttet sich von Tag zu Tag mehr, und ich bedarf der Ruhe.«

»Sie hören ihn, mein Herr?« fragte der König, sich gegen Dumouriez umwendend.

»Ja, Sire.«

»Nun also, Ihre Minister, mein Herr?«

»Wir haben Herrn von Grave, der uns bleiben will.«

Herr von Grave streckte die Hand aus und sagte:

»Sire, die Sprache von Herrn Dumouriez hat Sie so eben durch ihre Offenherzigkeit in Erstaunen gesetzt; die meine wird Sie noch viel mehr durch ihre Demuth in Erstaunen setzen.«

»Sprechen Sie, mein Herr,« erwiderte der König.

»Sire,« sagte Herr von Grave, indem er ein Papier aus seiner Tasche zog, »hier ist eine etwas strenge, aber ziemlich gerechte Werthbestimmung, welche von mir eine Frau von viel Geist macht: haben Sie die Güte, dieselbe zu lesen.«

Der König nahm das Papier und las:

»»Grave ist Kriegsminister; das ist ein kleiner Mann in jeder Hinsicht: die Natur hat ihn sanft und schüchtern gemacht; seine Vorurtheile gebieten ihm den Stolz, während ihm sein Herz liebenswürdig zu sein eingibt. Darau s geht hervor, daß er in seiner Verlegenheit, Alles auszugleichen, in Wahrheit nichts ist. Mir scheint, ich sehe ihn als Höfling hinter dem König gehen, den Kopf hoch auf seinem schwachen Körper, das Weiße seiner blauen Augen zeigend, die er nach dem Mahle nur mit Hilfe von drei bis vier Tassen Kaffee offen halten kann; wenig sprechend wie aus Zurückhaltung, in Wirklichkeit aber, weil es ihm an Ideen fehlt, und so sehr den Kopf unter den Geschäften seines Departements verlierend, daß er früher oder später seine Entlassung fordern wird.««

»In der That,« sprich Ludwig XVI., der bis zum Ende zu lesen angestanden und dies nur auf die Aufforderung von Herrn von Grave selbst gethan hatte, »das ist eine Frauenschätzung. Wäre sie von Frau von Staël?«

»Nein, das ist von Stärkerem, es ist von Madame Roland, Sire.«

»Und Sie sagten, Herr von Grave, dies sei Ihre Ansicht über Sie selbst?«

»In vielen Punkten, Sire. Ich werde also im Ministerium bleiben bis zu dem Augenblick, wo ich meinen Nachfolger auf das Laufende gebracht habe, wonach ich Eure Majestät meine Entlassung anzunehmen bitten werde.«

»Sie haben Recht, mein Herr, das ist eine Sprache, welche noch viel wunderbarer, als die von Herrn Dumouriez. Gern würde ich, wenn Sie sich durchaus zurückziehen wollen, einen Nachfolger von Ihrer Hand empfangen.«

»Ich wollte Eure Majestät bitten, mir zu erlauben, ihr Herrn Servan vorzuschlagen, — einen redlichen Mann in der vollen Bedeutung des Wortes, von solidem Schlage, von reinen Sitten, mit der ganzen Strenge eines Philosophen und der Herzensgüte eines Weibes; überdies, Sire, erleuchteter Patriot, tapferer Soldat, wachsamer Minister!«

»Es bleibe bei Herrn Servan! Wir haben nun also drei Minister: Herr Dumouriez, auswärtige Angelegenheiten, Herr Servan, Krieg, Herr Lacoste, Marine. Wem werden wir die Finanzen geben?«

»Herrn Clavières, Sire, wenn es Ihnen beliebt. Das ist ein Mann, der große Kenntnisse im Finanzwesen und eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Verwaltung des Geldes hat.«

»Ja, in der That,« sprach der König, »man sagt, er sei thätig, ein großer Arbeiter, aber jähzornig, halsstarrig, krittelig und häkelig in der Discussion.«

»Das sind Fehler, welche alle Cabinetsmänner mit einander gemein haben, Sire.«

»Wir wollen über die Fehler von Herrn Clavières weggehen; Herr Clavières also Finanzminister. Nun die Justiz, wem geben wir sie?«

»Sire, man empfiehlt mir einen Advocaten von Bordeaux, Herrn Duranthon.«

»Die Gironde, wohl verstanden?«

»Ja, Sire; das ist ein ziemlich erleuchteter Mann, sehr rechtlich, ein sehr guter Bürger, aber schwach und langsam; wir werden ihm Feuer unter den Leib machen und stark für ihn sein.«

»Dann bleibt das Innere.«

»Es ist die einstimmige Meinung, Sire, daß dieses Ministerium Herrn Roland gebührt.«

»Madame Roland, wollen Sie sagen?«

»Herrn und Madame Roland.«

»Sie kennen Beide?«

»Nein, Sire, doch wie man mir versichert, gleicht der Eine einem Manne von Plutarch, die Andere einer Frau von Livius.«

»Wissen Sie, wie man Ihr Ministerium nennen wird, Herr Dumouriez, oder wie man es vielmehr schon nennt?«

»Nein, Sire.«

»Das Ministerium *ohne Hose*.«

»Ich nehme die Benennung an, Sire; man wird um so besser sehen, daß wir Männer sind.«

»Und alle Ihre Collegen sind bereit?«

»Kaum die Hälfte von ihnen ist unterrichtet.«

»Sie werden annehmen?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Nun so gehen Sie, mein Herr, und übermorgen der erste Ministerrath.«

»Uebermorgen, Sire.«

»Meine Herren,« sagte der König, indem er sich an Cahier von Gerville und Grave wandte, »Sie haben bis übermorgen Zeit, zu überlegen.«

»Sire, wir haben überlegt, und wir werden übermorgen nur kommen, um unsere Nachfolger einzuführen.«

Die drei Minister entfernten sich.

Ehe sie aber die große Treppe erreicht hatten, holte sie ein Kammerdiener ein; dieser sprach zu Dumouriez:

»Herr General, der König bittet Sie, mir zu folgen; er hat Ihnen etwas zu sagen.«

Dumouriez grüßte seine Collegen, blieb zurück und fragte:

»Der König oder die Königin?«

»Die Königin, mein Herr; doch sie hat es für unnöthig erachtet, diese Herren damit bekannt zu machen, daß sie nach Ihnen verlange.«

Dumouriez schüttelte den Kopf.

»Oh! das befürchtete ich!« murmelte er.

»Sie wollen nicht?« fragte der Kammerdiener, der kein Anderer war, als Weber.

»Nein, ich folge Ihnen.«

»Kommen Sie.«

Der Kammerdiener führte durch nothdürftig erleuchtete Gänge Dumouriez nach dem Gemache der Königin.

Dann sagte er, ohne den General mit seinem Namen zu melden:

»Hier ist die Person, nach der Eure Majestät verlangt hat.«

Nie, in dem Augenblick, wo er einen Angriff vollführt oder eine Bresche erstiegen, hatte sein Herz so gewaltig geklopft.

Das war so, weil er wohl begriff, daß er nie eine solche Gefahr gelaufen.

Der Weg, den man ihm geöffnet, war mit todten oder lebendigen Leichnamen besät, und er hatte darauf an die Leiber von Calonne, von Necker, von Mirabeau, von Barnave und von Lafayette stoßen können.

Die Königin ging mit großen Schritten auf und ab; sie war sehr roth, Dumouriez blieb auf der Schwelle der Thüre stehen, die sich hinter ihm schloß.

Die Königin trat mit einer majestätischen, gereizten Miene auf ihn zu und sprach, die Frage mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit in Angriff nehmend:

»Mein Herr, Sie sind in diesem Augenblicke allmächtig, doch durch die Gunst des Volkes, und das Volk zerbricht schnell seine Götzen. Sie sollen viel Talent haben; haben Sie vor Allem das, einzusehen, daß weder der König, noch ich alle diese Neuerungen dulden können. Ihre Constitution ist eine Luftpumpe: das Königthum erstickt darunter aus Mangel an Luft; ich habe Sie also holen lassen, um Ihnen zu sagen, ehe Sie weiter gehen, Sie mögen Ihren Entschluß fassen und zwischen uns und den Jacobinern wählen.«

»Madame,« erwiderte Dumouriez, »ich bin trostlos über das peinliche Geständniß, das mir Eure Majestät macht; da ich aber die Königin hinter dem Vorhange, wo sie verborgen war, errathen habe, so erwartete ich das, was mir begegnet.«

»Dann haben Sie eine Antwort vorbereitet?« sagte die Königin.

»Vernehmen Sie diese, Madame: Ich bin zwischen dem König und der Nation; doch vor Allem gehöre ich dem Vaterlande.«

»Dem Vaterlande? dem Vaterlande?« wiederholte die Königin; »der König ist also nichts mehr, daß nun alle Welt dem Vaterlande gehört, und Niemand ihm?«

»Doch, Madame, der König ist immer der König! er hat aber der Constitution den Eid geleistet, und von dem Tage an, wo dieser Eid ausgesprochen war, muß der König einer der ersten Sklaven der Constitution sein.«

»Ein gezwungener Eid, mein Herr! ein ungültiger Eid!«

Dumouriez blieb einen Augenblick stumm, und, ein geschickter Schauspieler, betrachtete er die Königin während dieses Augenblicks mit einem tiefen Mitleid.

»Madame,« sagte er endlich, »erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Ihr Heil, das des Königs, das Ihrer erhabenen Kinder an diese Constitution geknüpft sind, welche Sie verachten, und die Sie retten wird, wenn Sie von Ihr gerettet sein wollen . . . Ich würde Ihnen schlecht dienen, Madame, und ich würde dem König schlecht dienen, spräche ich anders.«

Die Königin unterbrach ihn aber mit einer gebieterischen Geberde und entgegnete:

»Oh! mein Herr, ich versichere Ihnen, Sie schlagen einen falschen Weg ein,«

Und mit einem unbeschreiblichen Ausdrücke der Drohung fügte sie bei:

»Nehmen Sie sich in Acht!«

»Madame,« erwiderte Dumouriez mit vollkommen ruhigem Tone, »ich bin über fünfzig Jahre alt; mein Leben ist durch viele Gefahren gegangen, und als ich das Ministerium übernahm, sagte ich mir, die ministerielle Verantwortlichkeit sei nicht die geringste der Gefahren, die ich laufe.«

»Oh!« rief die Königin, indem sie ihre Hände aneinander schlug, »es blieb Ihnen nichts mehr Anderes zu thun, als mich zu verleumden, mein Herr.«

»Sie verleumden, Madame?«

»Ja . . . Soll ich Ihnen den Sinn der Worte, die Sie so eben ausgesprochen, erklären?«

»Thun Sie es, Madame.«

»Wohl denn, Sie haben gesagt, ich sei im Stande, Sie ermorden zu lassen . . . Oh! oh! mein Herr!« rief die Königin.

Und zwei große Thränen entstürzten ihren Augen.

Dumouriez war so weit als möglich gegangen; er wußte, was er wissen wollte: ob noch eine empfindliche Fiber im Grunde dieses vertrockneten Herzens sei.

»Gott behüte mich, daß ich der Königin eine solche Beleidigung anthue!« sprach er; »der Charakter Eurer Majestät ist zu groß, zu edel, um dem Grausamsten ihrer Feinde einen solchen Verdacht einzufloßen; sie hat Beweise von Heldenmuth gegeben, die ich bewundert, und die mich zu ihr hingezogen.«

»Sprechen Sie die Wahrheit, mein Herr?« fragte die Königin mit einer Stimme, in der die Gemüthsbewegung allein noch bestand.

»Oh! Madame, ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre!«

»Dann entschuldigen Sie mich, und geben Sie mir Ihren Arm,« sagte die Königin; »ich bin so schwach, daß es Augenblicke gibt, wo ich mich dem Fallen nahe fühle.«

Und sie warf in der That erbleichend den Kopf zurück.

War das eine Wirklichkeit? war es eines von den erschrecklichen Spielen, in denen die verführerische Medea so geschickt?

Dumouriez, so gewandt er selbst war, ließ sich dadurch einnehmen, oder, noch gewandter als die Königin, stellte er sich vielleicht, als ließe er sich einnehmen.

»Madame,« sagte er, »glauben Sie mir, ich habe kein Interesse, Sie zu täuschen: ich verabscheue eben so sehr als Sie die Anarchie und die Verbrechen; glauben Sie mir, ich habe Erfahrung; ich bin besser gestellt, als Eure Majestät, um die Ereignisse zu beurtheilen; was vorgeht, ist keine Intrigue von Herrn von Orleans, wie man Ihnen hat zu verstehen gegeben; es ist nicht die Wirkung des Hasses von Herrn Pitt, wie Sie vermuthen; es ist nicht einmal eine augenblickliche Volksbewegung; es ist der fast einhellige Aufstand einer großen Nation gegen eingewurzelte Vorurtheile. Bei Allem dem, ich weiß es wohl, herrschen gewaltige Leidenschaften des Hasses, die den Brand schüren. Lassen wir die Schurken und die Narren beiseit; behalten wir bei der Revolution, welche in Erfüllung geht, nur den König und die Nation im Auge; Alles, was darauf abzielt, sie zu trennen, zielt auf ihren gegenseitigen Ruin ab. Ich, Madame, ich bin gekommen, um mit meiner ganzen Macht für ihre Vereinigung zu arbeiten; helfen Sie mir, statt mir entgegenzutreten. Sie mißtrauen mir? Bin ich ein Hinderniß bei Ihren contrerevolutionären Projecten? Sagen Sie es mir: ich bringe auf der Stelle dem König mein Entlassungsgesuch, und ich gehe, um in einem Winkel über das Schicksal meines Vaterlands und das Ihre zu seufzen!«

»Nein! nein!« rief die Königin, »bleiben Sie und entschuldigen Sie mich!«

»Ich! Sie entschuldigen, Madame? Oh! ich bitte Sie inständig, demüthigen Sie sich nicht so!«

»Warum mich nicht demüthigen? Bin ich noch eine Königin? Bin ich nur noch eine Frau?«

Sie ging an das Fenster und öffnete es, trotz der Kälte des Abends; der Mond versilberte den entlaubten Gipfel der Bäume der Tuileries.

»Nicht wahr, Jedermann hat ein Recht ans Licht und Sonne? Nun, mir allein sind die Sonne und die Luft versagt; ich wage es weder auf der Seite des Hofes, noch auf der Seite des Gartens ans Fenster zu stehen; vorgestern stelle ich mich daran auf der Seite des Hofes; ein Kanonier von der Wache schleudert mir eine plumpe Beleidigung zu und fügt bei: »»Oh! welches Vergnügen würde es mir machen, Deinen Kopf auf der Spitze meines Bajonnets zu tragen!«« Gestern öffne ich das Fenster, das nach dem Garten geht; auf der einen Seite sehe ich einen Mann, der auf einem Stuhle steht und Gräuel gegen uns vorliest; auf der andern einen Priester, den man nach einem Bassin schleppt und dabei mit Schmähungen und Schlägen überhäuft; und zu gleicher Zeit, als lägen diese Scenen im gewöhnlichen Laufe der Dinge, bemerke ich Leute, welche, ohne sich darum zu bekümmern, Ball schlagen oder ruhig spazieren gehen . . . Welche Zeit, mein Herr! welch ein Aufenthalt! welch ein Volk! Und Sie wollen, daß ich mich noch für eine Königin halte, daß ich mich noch für eine Frau halte?« rief die Königin.

Und sie warf sich auf ein Canapé und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

Dumouriez setzte ein Knie auf die Erde, nahm ehrerbietig den Saum ihres Kleides und küßte ihn.

»Madame,« sprach er, »von dem Augenblicke, wo ich mich anheischig mache, den Kampf auszuhalten, werden Sie wieder die glückliche Frau, werden Sie wieder die mächtige Königin, oder ich lasse dabei mein Leben!«

Und er stand auf, verbeugte sich vor der Königin und ging eiligst hinaus.

Die Königin schaute ihm mit einem verzweifelten Blicke nach.

»Die mächtige Königin!« wiederholte sie. »Vielleicht ist das durch Dein Schwert noch möglich, doch die glückliche Frau, nie! nie! nie!«

Und sie ließ den Kopf zwischen die Kissen des Canapé sinken und murmelte einen Namen, der ihr jeden Tag theurer und schmerzlicher wurde: den Namen Charny.

CXXXIII.

Die rothe Mütze.

Dumouriez hatte sich, wie wir gesehen, rasch, entfernt, vor Allem, weil ihm die Verzweiflung der Königin peinlich: ziemlich wenig gerührt durch die Ideen, war dies Dumouriez sehr durch die Menschen; er hatte kein Gefühl des Politischen Gewissens, doch er war sehr empfänglich für das menschliche Mitleid; sodann erwartete ihn Brissot, um ihn bei den Jacobinern einzuführen, und Dumouriez wollte nicht säumen, dem furchtbaren Clubb seine Ehrfurcht zu bezeigen.

Was die legislative Versammlung betrifft, — er bekümmerte sich wenig um sie, sobald er der Mann von Pétion, Gensonné, Brissot und der Gironde war.

Doch er war nicht der Mann von Robespierre, von Collot-d'Herbois und von Couthon, und es waren Collot-d'Herbois, Couthon und Robespierre die Männer, welche die Jacobiner lenkten.

Seine Gegenwart war nicht vorhergesehen; zu den Jacobinern kommen, das war ein für einen Minister des Königs zu verwegener Streich; man hatte auch kaum seinen Namen ausgesprochen, als sich Aller Augen gegen ihn wandten.

Was würde Robespierre bei diesem Anblicke thun?

Robespierre wandte sich um wie die Andern und horchte auf den Namen, der von Mund zu Mund flog; dann faltete er die Stirne, wurde kalt und schweigsam.

Eine eisige Stille verbreitete sich alsbald im Saale.

Dumouriez begriff, daß er seine Schiffe verbrennen mußte.

Die Jacobiner hatten als Zeichen der Gleichheit die rothe Mütze angenommen; nur drei bis vier Mitglieder hatten ohne Zweifel gedacht, ihr Patriotismus sei hinlänglich bekannt, daß es für sie nicht nöthig, einen solchen Beweis davon zu geben.

Robespierre gehörte zu dieser Zahl.

Dumouriez zögert nicht: er wirft seinen Hut fern von sich, nimmt vom Kopfe des Patrioten, neben dem er sitzt, dessen rothe Mütze, drückt sie sich bis auf die Ohren ein und besteigt, das Zeichen der Gleichheit aufpflanzend, die Tribüne.

Der ganze Saal brach in einen Beifallssturm aus.

Etwas dem Zischen einer Viper Aehnliches schlängelte sich mitten durch diesen Beifallssturm und löschte ihn plötzlich aus.

Das war ein St! das von den dünnen Lippen von Robespierre kam.

Dumouriez gestand mehr als einmal seitdem, nie habe ihn das Pfeifen der Kanonenkugeln, welche auf einen Fuß über seinem Kopfe hingeflogen, schauern gemacht, wie das Zischen dieses von den Lippen des Exdeputirten von Arras kommenden St!

Dumouriez war aber ein gewaltiger Kämpfe, General und Redner zugleich, schwer auf dem Schlachtfelde wie auf der Tribüne aus dem Sattel zu heben.

Er wartete, bis die eisige Stille völlig wiederhergestellt war, und sprach dann mit vibrirender Stimme:

»Brüder und Freunde, alle Augenblicke meines Lebens sollen fortan Dem geweiht sein, daß

ich den Willen des Volkes thue und das Vertrauen des constitutionellen Königs rechtfertige; ich werde in meine Unterhandlungen mit dem Auslande alle Kräfte eines freien Volkes legen, und diese Unterhandlungen werden entweder einen dauerhaften Frieden oder einen entscheidenden Krieg herbeiführen!«

Hier brach trotz des St! von Robespierre der Beifall aufs Neue los.

»Haben wir diesen Krieg, «fuhr der Redner fort, »so werde ich meine politische Feder zerbrechen und meinen Rang im Heere einnehmen, um zu siegen oder frei mit meinen Brüdern zu sterben! Eine große Bürde lastet auf meinen Schultern: Brüder, helft mir sie tragen; ich bedarf der Rathschläge: laßt mir sie durch Eure Journale zukommen; sagt mir die Wahrheit, die reinste Wahrheit, stoßt aber die Verleumdung zurück und nicht einen Bürger, den Ihr als aufrichtig und unerschrocken kennt, und der sich der Sache der Revolution weihet.«

Dumouriez hatte geendigt. Er stieg unter Beifallklatschen herab: dieses Beifallklatschen ärgerte Collot-d'Herbois, den so oft ausgezischten, so selten beklatschten Schauspieler.

»Warum dieses Beifallklatschen?« rief er von seinem Platze aus.

»Kommt Dumouriez als Minister hierher, so ist ihm nichts zu antworten; kommt er als Mitglied und als Bruder, so thut er nur seine Pflicht und stellt sich auf das Niveau seiner Meinungen; wir haben ihm also nur eine Antwort zu geben: er handle, wie er gesprochen hat!«

Dumouriez machte mit der Hand ein Zeichen, welches besagen wollte: »So habe ich es verstanden!«

Da erhob sich Robespierre mit seinem strengen Lächeln; man begriff, daß er nach der Tribüne gehen wollte, und trat auf die Seite, daß er sprechen wollte, und schwieg.

Nur war dieses Stillschweigen im Vergleiche mit dem, welches Dumouriez empfangen hatte, sanft und sammetartig.

Er bestieg die Tribüne und sprach mit seiner gewöhnlichen Feierlichkeit:

»Ich gehöre nicht zu denjenigen, welche es für durchaus unmöglich halten, daß ein Minister Patriot ist, und ich nehme sogar mit Vergnügen die Vorzeichen an, die uns Herr Dumouriez gibt. Wird er diese Vorzeichen erfüllt, wird er die gegen uns durch seine Vorgänger und die Verschworenen, die noch heute die Regierung leiten, trotz der Austreibung einiger Minister, bewaffneten Feinde gebändigt haben, dann werde ich erst geneigt sein, ihm Lobspenden zuzuerkennen; aber selbst dann werde ich nicht denken, jeder gute Bürger dieser Gesellschaft sei nicht seines Gleichen: das Volk allein ist groß, ist allein verehrungswürdig in meinen Augen; die Klappern der ministeriellen Macht verschwinden vor ihm. Aus Achtung vor dem Volke, vor dem Minister selbst, verlange ich, daß man seinen Eintritt hier nicht durch Huldigungen bezeichne, welche vom Verfalle des öffentlichen Geistes zeugen würden. Er fordert von uns Rathschläge: ich verspreche für meinen Theil, ihm Rathschläge zu geben, welche ihm und der öffentlichen Sache nützlich sein werden. So lange Herr Dumouriez durch augenscheinliche Proben von Patriotismus und besonders durch dem Vaterlande geleistete wirkliche Dienste beweisen wird, daß er der Bruder der guten Bürger und der Vertheidiger des Volkes ist, wird er hier nur Stützen haben; ich fürchte nicht für diese Gesellschaft die Gegenwart eines Ministers, doch ich erkläre, daß ich in dem Augenblick, wo ein Minister hier mehr Gewicht hätte, als ein Bürger, seine Vertreibung verlangen würde. Es wird nie so sein!«

Und unter allgemeinem Beifallklatschen stieg der herbe Redner von der Tribüne; doch eine Falle harrete seiner auf der ersten Stufe.

Begeisterung heuchelnd, war Dumouriez mit offenen Armen da.

»Tugendhafter Robespierre!« rief er, »unbestechlicher Bürger, erlaube, daß ich Dich umarme.«

Und trotz der Gegenanstrengungen des Exdeputirten von Arras drückte er diesen an sein Herz.

Man sah nur den Act, der in Erfüllung ging, und nicht den Widerwillen, mit dem ihn Robespierre in Erfüllung gehen ließ.

Der ganze Saal brach aufs Neue in einen Beifallssturm aus.

»Komm,« sagte leise Dumouriez zu Brissot, »die Komödie ist gespielt! Ich habe die rothe Mütze aufgesetzt und Robespierre umarmt: ich bin für heilig und unverletzlich erklärt.«

Und er erreichte wirklich unter den Hurrahs des Saales und der Tribünen die Thüre.

An der Thüre wechselte ein junger Mann, bekleidet mit der Würde eines Huissier, mit dem Minister einen raschen Blick und einen noch rascheren Händedruck.

Dieser junge Mann war der Herzog von Chartres.

Es hatte elf Uhr Abends geschlagen. Brissot führte Dumouriez. Beide begaben sich mit hastigem Schritte zu der Roland.

Die Roland wohnten immer noch in der Rue Guénégaud.

Sie waren am Tage vorher von Brissot davon unterrichtet worden, daß Dumouriez, auf die Eingebung von Gensonné und ihm, Brissot, dem König Roland zum Minister des Innern vorschlagen sollte.

Brissot hatte sodann Roland gefragt, ob er sich stark genug für eine solche Bürde fühle, und Roland hatte, einfach diesmal wie immer, geantwortet, er glaube es.

Dumouriez kam, um ihm zu eröffnen, die Sache sei gemacht.

Roland und Dumouriez kannten sich nur dem Namen nach; sie hatten sich noch nie gesehen.

Man begreift die Neugierde, mit der sich die zukünftigen Collegen betrachteten.

Nach den üblichen Complimenten, wobei Dumouriez Roland seine besondere Freude darüber aussprach, daß er zur Regierung einen erleuchteten und tugendhaften Patrioten wie ihn berufen sehe, fiel das Gespräch natürlich auf den König.

»Von dort wird das Hinderniß kommen,« sagte Roland mit einem Lächeln.

»Nun wohl, hierbei werden Sie an mir eine Naivetät erkennen, mit der man mich sicherlich nicht beehrt: ich halte den König für einen redlichen Mann und für einen aufrichtigen Patrioten.«

Als er sodann sah, daß Madame Roland nicht antwortete und sich nur auf ein Lächeln beschränkte, fragte Dumouriez:

»Das ist nicht die Ansicht von Madame Roland?«

»Sie haben den König gesehen?« sagte sie.

»Ja.«

»Haben Sie die Königin gesehen?«

Dumouriez antwortete seinerseits auch nicht und beschränkte sich ebenfalls auf ein Lächeln.

Man verabredete, am andern Tage um elf Uhr Morgens zusammenzukommen, um den Eid zu leisten.

Wenn man die Assemblée verließ, sollte man sich zum König begeben.

Es schlug halb zwölf Uhr; Dumouriez wäre wohl geblieben, doch es war zu spät für kleine Leute wie die Roland.

Warum wäre Dumouriez geblieben?

Ah! das ist es.

Bei dem raschen Blicke, den eintretend Dumouriez auf die Frau und den Mann geworfen, hatte er sogleich das Alter des Mannes, — Roland war zehn Jahre älter als Dumouriez, und Dumouriez schien zwanzig Jahre weniger als Roland zu zählen, — und den Reichthum der Formen der Frau bemerkt. Madame Roland, wie gesagt, die Tochter eines Graveur, hatte von ihren Kinderjahren an in der Werkstätte ihres Vaters und, Frau geworden, im Cabinet ihres Mannes gearbeitet; die Arbeit, dieser harte Beschützer, hatte die Jungfrau geschützt, wie er die Gattin schützen sollte.

Dumouriez gehörte zu jener Race von Männern, welche einen alten Ehemann nicht sehen können, ohne zu lachen, und eine junge Frau nicht, ohne nach ihr zu begehren.

Er mißfiel auch zugleich der Frau und dem Manne.

Darum bemerkten Beide Brissot und dem General, es sei spät.

Bristol und Dumouriez entfernten sich.

»Nun,« fragte Roland, als die Thüre wieder geschlossen war, »was denkst Du von unserem zukünftigen Collegen?«

Madame Roland lächelte.

»Es gibt Menschen,« sagte sie, »die man nicht zweimal zu sehen braucht, um sich eine Meinung über sie zu machen. Das ist ein verschmitzter Kopf, ein geschmeidiger Charakter, ein falscher Blick; er hat eine große Freude über die patriotische Wahl, die er Dir zu verkündigen beauftragt sei, ausgedrückt; es würde mich nicht wundern, wenn er dahin wirkte, daß man Dir früher oder später den Abschied gäbe.«

»Das ist Punkt für Punkt meine Ansicht,« sprach Roland.

Und Beide legten sich mit ihrer gewöhnlichen Ruhe zu Bette, ohne daß der Eine oder die Andere vermuthete, die eiserne Hand des Geschickes habe ihre zwei Namen mit Blutbuchstaben auf die Tabletten der Revolution geschrieben.

Am andern Morgen leistete der neue Minister der Nationalversammlung den Eid, dann begab er sich in die Tuileries.

Roland hatte Schuhe mit Schnüren an, ohne Zweifel, weil er kein Geld besaß, um Schnallen zu kaufen; er trug einen runden Hut, da er nie einen andern getragen.

Er begab sich in seiner gewöhnlichen Tracht nach den Tuileries; er war der Letzte in der Reihe seiner Collegen.

Der Ceremonienmeister, Herr von Brézé, ließ die fünf Ersten vorbeigehen, hielt aber Roland an.

Roland wußte nicht, warum man ihm den Eintritt verweigerte.

»Ich auch,« sagte er, »ich bin Minister wie die Andern; Minister des Innern sogar!«

Der Ceremonienmeister schien ganz und gar nicht überzeugt.

Dumouriez hörte den Streit und trat dazwischen.

»Warum verweigern Sie Herrn Roland den Eintritt?« fragte er.

»Ei! mein Herr,« rief der Ceremonienmeister, die Hände ringend, »ein runder Hut! und keine Schnallen!«

»Ah! mein Herr,« erwiderte Dumouriez mit der größten Kaltblütigkeit, »ein runder Hut und

keine Schnallen; Alles ist verloren!«

Und er schob Roland in das Cabinet des Königs.

CXXXIV.

Das Aeußere und das Innere.

Dieses Ministerium, das so viel Mühe hatte, in das Cabinet des Königs zu gelangen, konnte man das Kriegsministerium nennen.

Am 1. März war Kaiser Leopold, getödtet durch die Reizmittel, die er selbst bereitete, gestorben.

Die Königin, welche in irgend einem jacobinischen Pamphlet gelesen hatte, eine Pastetenkruste werde den Kaiser von Oesterreich, richten, die Königin, welche Gilbert hatte kommen lassen, um ihn zu fragen, ob es nicht ein allgemeines Gegengift gebe, die Königin hatte laut geschrien, ihr Bruder sei vergiftet worden.

Mit Leopold war die temporisirende Politik Oesterreichs gestorben.

Derjenige, welcher den Thron bestieg, Franz II., — den wir gekannt haben, und der, nachdem er der Zeitgenosse unserer Väter gewesen, der unsere wurde, — war gemischt von deutschem und italienischem Blute. Ein Oesterreicher, geboren in Florenz, schwach, heftig, verschmißt; ein redlicher Mann nach dem Sinne der Priester; eine harte, bigotte Seele, seine Falschheit unter einer wohlwollenden Physiognomie verbergend; gleichsam durch Federkraft gehend wie ein Automat, wie die Statue des Gouverneur oder das Gespenst des Königs von Dänemark; seine Tochter seinem Sieger gebend, um Ihm nicht seine Staaten geben zu müssen, sodann ihn von hinten schlagend beim ersten Rückzuge, zu dem ihn der eisige Wind des Nordens nöthigt; Franz II»der Mann der Kerker des Spielbergs, — das ist der Beschützer der Emigrirten, der Verbündete Preußens, der Feind Frankreichs!

Unser Gesandter in Wien, Herr von Noailles, war, so zu sagen, Gefangener in seinem Palaste.

Unserem Gesandten in Berlin, Herrn von Ségur, ging dahin das Gerücht voraus, er komme, um die Geheimnisse des Königs von Preußen dadurch zu ergattern, daß er sich zum Liebhaber seiner Maitressen mache.

Zufällig hatte dieser König von Preußen Maitressen! Herr von Ségnr erschien in der öffentlichen Audienz zugleich mit dem Gesandten von Coblenz.

Der König wandte dem Botschafter Frankreichs den Rücken zu und fragte den Mann der Prinzen sogleich, wie sich der Graf d'Artois befinde.

Preußen glaubte sich zu jener Zeit, wie es sich heute noch glaubt, an der Spitze des deutschen Fortschrittes; es lebte, von den seltsamen philosophischen Traditionen von König Friedrich, der zu den türkischen Widerständen und den polnischen Revolutionen anspornte, während er die Freiheiten Hollands erwürgte; eine Regierung mit gekrümmten Händen, welche unablässig im trüben Wasser der Revolutionen bald Neuchatel, bald einen Theil von Pommern, bald einen Theil von Polen fischt.

Das waren unsere zwei sichtbaren Feinde: Franz II. und Friedrich Wilhelm; die noch unsichtbaren Feinde waren England, Rußland und Spanien.

Das Haupt dieses ganzen Bundes sollte der kriegerische König von Schweden sein, dieser als Riese bewaffnete Zwerg, den man Gustav III. nannte, und den Katharina II. in ihrer Hand hielt.

Die Thronbesteigung von Franz II. gab sich durch folgende diplomatische Note kund:

1. Die im Königreiche begüterten deutschen Fürsten befriedigen, — mit anderen Worten die kaiserliche Oberlehensherrlichkeit mitten in unseren Departements anerkennen — Oesterreich selbst in Frankreich unterworfen sein.

2. Avignon zurückgeben, damit die Provence, wie früher, zerstückelt sei.

3. Die Monarchie auf dem Fuß vom 22. Juni 1789 wiederherstellen.

Diese Note entsprach augenscheinlich den geheimen Wünschen des Königs und der Königin.

Dumouriez zuckte darüber die Achseln.

Man hätte denken sollen, Oesterreich sei am 23. Juni eingeschlafen, und nach einem dreijährigen Schläfe glaube es am 24. Juni wiederzuerwachen.

Am 16. März 1792 ist Gustav auf einem Balle ermordet worden.

Zwei Tage nach dieser, Frankreich noch unbekannt, Ermordung kam die österreichische Note bei Dumouriez an.

Er brachte sie sogleich Ludwig XVI.

So sehr Marie Antoinette, die Frau der extremen Entschlüsse, einen Krieg wünschte, weil sie glaubte, es sei ein Befreiungskrieg für sie, ebenso sehr fürchtete der König, der Mann der die Mitte behauptenden Entschlüsse, der Langsamkeit, der Ausflüchte und der krummen Wege, eben so sehr, sagen wir, fürchtete der König den Krieg.

In der That, war der Krieg erklärt, so nehmet einen Sieg an: dann war er der Willkür des siegenden Generals preisgegeben; nehmet eine Niederlage an, dann machte ihn das Volk dafür verantwortlich, schrie über Verrath und fiel über die Tuilerien her.

Drang endlich der Feind bis Paris vor, wen brachte er zurück?

Monsieur, das heißt den Regenten des Königreiches.

Ludwig XVI. entthront, Marie Antoinette als als getreue Gattin in Anklagestand versetzt, die Kinder von Frankreich als im Ehebruche erzeugt erklärt, dies waren die Resultate der Rückkehr der Emigration nach Frankreich.

Der König traute den Österreichern, den Deutschen, den Preußen, aber er mißtraute den Emigrirten.

Als er die Note las, begriff er indessen, die Stunde, das Schwert Frankreichs zu ziehen, sei gekommen, und es lasse sich nicht zurückweichen.

Am 20. April treten der König und Dumouriez in die Nationalversammlung ein: sie bringen die Kriegserklärung an Oesterreich.

Die Kriegserklärung wird mit Begeisterung aufgenommen.

Zu dieser feierlichen Stunde, welcher sich zu bemächtigen der Roman nicht den Muth hat, weshalb er sie ganz der Geschichte überläßt, bestehen in Frankreich vier wohl geschiedene Parteien:

Die absoluten Royalisten; die Königin gehört hierzu;

Die constitutionellen Royalisten; der König behauptet, zu diesen zu gehören;

Die Republikaner;

Die Anarchisten.

Die absoluten Royalisten haben, abgesehen von der Königin, keine offenbare Häupter in Frankreich.

Sie werden vertreten im Auslande durch Monsieur, durch den Grafen d'Artois, durch den Prinzen von Condé und durch den Herzog Karl von Lothringen.

Herr von Breteuil in Wien, Herr Merci d'Argenson in Brüssel sind die Repräsentanten der Königin bei dieser Partei.

Die Häupter der constitutionellen Partei sind Lafayette, Bailly, Barnave, Lameth, Duport, kurz die Feuillants.

Der König verlangt nichts Anderes, als das absolute Königthum zu verlassen und mit ihnen zu gehen: er ist indessen mehr geneigt, sich hinten, als vorne zu halten.

Die Häupter der republikanischen Partei sind Brissot, Vergniaud, Guadet, Pétion, Roland, Isnard, Ducos, Condorcet und Couthon.

Die Häupter der Anarchisten sind Marat, Danton, Santerre, Gonchon, Camille Desmoulins, Hébert, Legendre, Fabre d'Eglantine und Collot d'Herbois.

Dumouriez wird sein, was man will, wenn er nur Interesse und Ruhm dabei findet.

Robespierre ist in den Schatten zurückgetreten: er wartet.

Wem sollte man nun die Fahne der Revolution übergeben, welche Dumouriez, dieser schwankende Patriot, auf der Tribüne der Nationalversammlung geschwungen hatte?

Lafayette, dem Manne vom Marsfelde!

Luckner! Frankreich kannte ihn nur durch das Böse, das er ihm als Parteigänger während des siebenjährigen Krieges zugefügt.

Rochambeau, der vom Kriege nur die Defensive wollte und sich dadurch gedemüthigt fühlte, daß er Dumouriez seine Befehle geradezu an seine Lieutenants richten sah ohne sie die Censur seiner alten Erfahrung passiren zu lassen.

Das waren die drei Männer, welche die drei Armeecorps commandirten, die ins Feld zu rücken bereit finden.

Lafayette hielt das Centrum! er sollte rasch an der Maas hinab, von Givet gegen Namur, marschiren.

Luckner bewachte die Frauche-Comté.

Rochambeau Flandern.

Unterstützt von einem Corps, das Rochambeau von Flandern um er dem Commando von Biron schicken würde, sollte Lafayette Namur nehmen und gegen Brüssel marschiren, wo ihn mit offenen Armen die Revolution von Brabant erwartete.

Lafayette hatte die schöne Rolle: er war in der Vorhut; ihm behielt Dumouriez den ersten Sieg vor.

Dieser Sieg machte ihn zum Obergeneral.

War Lafayette Sieger und Obergeneral, Dumouriez Kriegsminister, so warf man die rothe Mütze ab, man zermalmte mit einer Hand die Gironde, mit der andern die Jacobiner.

Die Gegenrevolution war gemacht!

Aber Robespierre? Robespierre war, wie gesagt, in den Schatten zurückgetreten, und viele behaupteten, es gebe einen unterirdischen Gang von der Bude des Schreiners Duplay zur königlichen Wohnung von Ludwig XVI.

Kam nicht hiervon die später von der Frau Herzogin von Angoulême an Mademoiselle Robespierre bezahlte Pension?

Doch diesmal wie immer ließ Lafayette Lafayette im Stiche.

Dann sollte man den Krieg mit Parteigängern des Friedens machen; die Proviantmeister besonders waren die Freunde unserer Feinde; sie hätten gern unsere Truppen ohne Lebensmittel und ohne Munition gelassen, und das thaten sie auch, um das Brod und das Pulver den Preußen und den Oesterreichern zu sichern.

Ueberdies bemerke man wohl, daß der Mann der dumpfen Ränke, der finstern Schleichwege, Dumouriez, seinen Verkehr mit den Orleans nicht vernachlässigte, ein Verkehr, der seinen Untergang zur Folge hatte.

Biron war ein orleanistischer General.

So sollten Orleanisten und Feuillants, Lafayette und Biron, die ersten Schwertstreiche thun, die Fanfaren des ersten Sieges erschallen lassen.

Am 28. April Morgens bemächtigte sich Biron des Fleckens Qniéprain und marschirte gegen Mons.

Am andern Tage, am 29., begab sich Theobald Dillon von Lille gegen Tournay.

Biron und Dillon, zwei Aristokraten, zwei schöne und tapfere junge Leute, gewandt, geistreich, von der Schule von Richelieu, der Eine offen in seiner patriotischen Gesinnung, der Andere hat noch nicht Zeit gehabt, zu erfahren, welcher Meinung er war: er soll ermordet werden.

Wir haben irgendwo gesagt, die Dragoner seien die aristokratische Waffe des Heeres gewesen: zwei Regimenter Dragoner marschirten an der Spitze der dreitausend Mann von Biron.

Plötzlich fangen die Dragoner, ohne nur den Feind zu sehen, an zu schreien: »Rettet Euch! wir sind verrathen!«

Dann drehen sie um und reiten, immer schreiend, über die Infanterie weg, die sie niedertreten; die Infanterie glaubt, sie werden verfolgt, und flieht ebenfalls.

Alles wird von einem panischen Schrecken ergriffen.

Dillon stößt auf ein Corps von neuntausend Oesterreichern; die Dragoner seiner Vorhut bekommen Angst, fliehen, reißen die Infanterie mit sich fort, lassen Fuhrwerk, Equipagen, Artillerie im Stiche und, halten erst in Lille an.

Hier schieben die Flüchtlinge die Feigheit auf ihre Anführer und ermorden Theobald Dillon und den Oberstlieutenant Bertois, wonach sie die Leiber dem Pöbel von Lille preisgeben, der sie aufhängt und um die Leichname tanzt.

Durch wen war diese Niederlage organisirt worden, wer hatte zum Zwecke, das Zagen sich des Herzens der Patrioten bemächtigen und das Vertrauen das Herz des Feindes erfüllen zu machen?

Die Gironde, die den Krieg gewollt hatte und auf zwei Seiten von der doppelten Wunde, die sie erhalten, blutete, die Gironde, — und man muß sagen, aller Anschein gab ihr Recht, — die Gironde klagte den Hof, das heißt die Königin an.

Ihre erste Idee war, Marie Antoinette Schlag für Schlag zurückzugeben.

Doch man hatte dem Königthum Zeit gelassen, sich mit einem Küräß zu bekleiden, der solider als jenes Bruststück, dessen Kugelfestigkeit die Königin in einer Nacht mit Andrée versucht hatte.

Die Königin hatte nach und nach die bekannte, von der constituirenden Versammlung genehmigte, constitutionelle Garde reorganisiert; sie belief sich auf nicht weniger als

sechstausend Mann.

Und was für Leute! Raufer und Fechtmeister, welche die Repräsentanten selbst auf den Bänken der Nationalversammlung insultirten; Edelleute aus der Bretagne und der Vendée, Provenzalen von Nimes und Arles, robuste Priester, welche, unter dem Vorwande der Eidesverweigerung, die Soutane abgeworfen und statt des Weihwedels den Degen, den Dolch und die Pistole genommen hatten; überdies eine Welt von St. Ludwigs-Rittern, welche man wußte nicht woher kamen, die man wußte nicht warum decorirte. Dumouriez selbst beklagt sich darüber in seinen Denkwürdigkeiten: welche Regierung auch auf die bestehende folgen mag, sie wird dieses schöne und unglückliche Krenz, das man verschwendet, nicht wieder zu Ehren bringen können. Es sind sechstausend solche Kreuze seit zwei Jahren gegeben worden!

Dies ist so, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten für sich das große Band ausschlägt und es Herrn von Watteville, Major des Schweizer Regiments Ernest, geben läßt.

Man mußte damit anfangen, daß man den Küras angriff, dann würde man den König und die Königin schlagen.

Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, bei der ehemaligen Militärschule sei eine weiße Fahne; diese Fahne, welche unverzüglich aufgesteckt werden sollte, habe der König gegeben . . . Das erinnerte an die schwarze Cocarde vom 5. und 6. October.

Bei der dem Volke bekannten contrerevolutionären Gesinnung des Königs und der Königin war man so erstaunt, die weiße Fahne nicht auf den Tuilerien flattern zu sehen, daß man sie an einem schönen Morgen auf einem andern Gebäude zu erschauen erwartete.

Als es Kunde von der Existenz dieser Fahne erhielt, begab sich das Volk nach der Kaserne.

Die Officiere wollten Widerstand leisten, die Soldaten verließen sie.

Man fand eine Fahne so groß wie eine Hand, welche in einen vom Dauphin geschenkten Kuchen gepflanzt worden war.

Doch außer diesem bedeutungslosen Fetzen fand man viele Hymnen zu Ehren des Königs, viele für die Assemblée beleidigende Lieder und Tausende von contrerevolutionären Blättern.

Bazire macht auf der Stelle der Assemblée eine Meldung! die Garde des Königs ist in ein Freudengeschrei ausgebrochen, als sie die Niederlage von Tonrnay und Qniéprain erfuhr; sie hat die Hoffnung ausgedrückt, in drei Tagen werde Valenciennes genommen und in vierzehn Tagen das fremde Heer in Paris sein.

Mehr noch: ein Reiter von dieser Garde, ein guter Franzose, Namens Joachim Murat, der in eine wahre constitutionelle Garde, wie dies ihr Titel bezeichnete, einzutreten geglaubt hatte, nimmt seinen Abschied; — man hat ihn mit Geld bestechen und nach Coblenz schicken wollen.

Diese Garde ist eine furchtbare Waffe in den Händen des Königthums; kann sie nicht auf einen Befehl des Königs gegen die Nationalversammlung marschiren, die Manége umzingeln, die Repräsentanten der Nation gefangen nehmen oder sie vom Ersten bis zum Letzten tödten? Weniger als dies: kann sie nicht den König nehmen, mit ihm Paris verlassen, ihn an die Gränze führen, eine zweite Flucht nach Varennes machen, welche diesmal glücken wird?

Am 22. Mai, drei Wochen nach der doppelten Schlappe von Tonrnay und Qniéprain, schrieb auch Pétion, der neue Maire von Paris, der durch den Einfluß der Königin ernannte Mann, welcher sie von Varennes zurückgebracht hat, und den sie begünstigt ans Haß gegen den, welcher sie hatte fliehen lassen, Pétion schrieb an den Commandanten der Nationalgarde, drückte ihm ganz unverholen seine Befürchtungen über die mögliche Abreise des Königs aus

und forderte ihn auf, *zu beobachten, zu überwachen und die Patrouillen in der Umgegend zu vervielfältigen.*

Zu überwachen, zu beobachten, was? Pétion sagt es nicht.

Die Patrouillen in der Umgegend von was zu vervielfältigen? Dasselbe Schweigen.

Doch wozu die Tuilerien und den König nennen?

Was beobachtet man? *den Feind!*

Um was vervielfältigt man die Patrouillen? Um *das feindliche Lager!*

Welches ist das feindliche Lager? Die Tuilerien.

Welcher ist der Feind? Der König.

So ist also die große Frage gestellt.

Es ist Pétion, der kleine Advocat von Chartres, der Sohn eines Procurators, der sie dem Abkömmling vom heiligen Ludwig, dem Enkel von Ludwig XIV., dem König von Frankreich stellt!

Und der König von Frankreich beklagt sich darüber, denn er begreift, daß diese Stimme lauter spricht, als die seine; er beklagt sich in einem Briefe, den das Directorium des Departements an den Mauern von Paris anschlagen läßt.

Pétion bekümmert sich aber nicht im Mindesten darum; er antwortet nicht; er beharrt bei seinem Befehle.

Pétion ist also der wahre König.

Zweifelt Ihr daran, so sollt Ihr sogleich den Beweis erhalten.

Der Bericht von Bazire verlangt, daß man die constitutionelle Garde auflöse und die Verhaftung von Herrn von Brissac, ihrem Chef, beschließe.

Das Eisen war heiß: die Girondisten schmiedeten es als gewaltige Schmiede, was sie waren.

Es handelte sich für sie um Sein oder Nichtsein.

Das Decret wurde an demselben Tage erlassen, die constitutionelle Garde wurde verabschiedet, gegen den Herzog von Brissac erging ein Verhaftsbefehl, und die Posten der Tuilerien wurden wieder der Nationalgarde übergeben.

O Charny! Charny, wo warst Du? Du, der Du in Varennes beinahe die Königin mit Deinen dreihundert Reitern wiedergenommen hättest, was würdest Du in den Tuilerien mit sechstausend Mann gethan haben?

Charny lebte glücklich und vergaß Alles in den Armen von Andrée.

CXXXV.

Die Rue Guénégaud und die Tuileries.

Man erinnert sich, daß Grave seine Entlassung verlangt hatte; sie war vom König beinahe, von Dumouriez ganz verweigert worden.

Es war Dumouriez daran gelegen gewesen, Grave, der sein Mann, zu behalten; er hatte ihn in der That behalten; doch bei der Nachricht von der von uns erwähnten doppelten Schlappe mußte er seinen Kriegsminister opfern.

Er gab ihn auf, — einen dem Cerberus der Jacobiner, um sein Gebelle zu beschwichtigen, hingeworfenen Kuchen.

Er nahm statt seiner den Obersten Servan, Exgouverneur der Pagen, welchen er von Anfang an dem König vorgeschlagen.

Allerdings wußte er nicht, was für ein Mann sein College wurde, und welchen Schlag dieser Mann dem Königthum beibringen sollte.

Während die Königin in den Tuileries wachte und nach dem Horizont schaute, ob sie die so sehr ersehnten Oesterreicher nicht kommen sehe, wachte eine andere Frau in ihrem kleinen Zimmer der Rue Guénégaud.

Die Eine war die Gegenrevolution, die Andere die Revolution.

Man begreift, daß es Madame Roland ist, die wir meinen.

Sie hatte Servan ins Ministerium gebracht, wie Frau von Staël Herrn von Narbonne.

Die Hand der Frauen ist überall in den drei entsetzlichen Jahren: 91, 92, 93.

Servan verließ den Salon von Madame Roland nicht; wie alle Girondisten, deren Hauch, Licht, Energie sie war, inspirirte er sich durch diese muthige Seele, welche unablässig brannte, ohne sich je zu verzehren.

Man sagte, sie sei die Geliebte von Servan: sie ließ die Leute sagen, und, beruhigt durch ihr Gewissen, lächelte sie über die Verleumdung.

Jeden Tag sah sie ihren Gatten gelähmt vom Kampfe nach Hanse kommen: er fühlte sich gegen den Abgrund mit seinem Collegen Clavié fortgerissen, und dennoch war nichts sichtbar, Alles ließ sich leugnen.

An dem Abend, wo ihm Dumouriez das Ministerium des Innern angeboten, hatte er seine Bedingungen gemacht.

»Ich habe kein anderes Vermögen als meine Ehre,« hatte er gesagt; »meine Ehre soll unbefleckt aus dem Ministerium hervorgehen. Ein Secretär wird allen Conferenzen des Ministerraths beiwohnen und die Meinungsäußerungen von Jedem aufzeichnen; man wird auf diese Art sehen, ob ich mich je gegen den Patriotismus und die Freiheit verfehlt habe.«

Dumouriez hatte beigestimmt; er fühlte das Bedürfniß, die Unpopularität seines Namens mit dem girondistischen Mantel zu bedecken; Dumouriez war einer von den Menschen, welche immer versprechen, entschlossen, später je nach den Umständen nicht zu halten.

Dumouriez hatte nicht gehalten, und Roland hatte vergebens seinen Secretär gefordert.

Da hatte Roland, da er dieses geheime Archiv nicht erlangen konnte, an die Oeffentlichkeit appellirt.

Er hatte das *Journal der Thermometer* gegründet, er sah aber selbst sehr wohl ein, daß es Sitzungen des Conseil gab, deren unmittelbare Veröffentlichung ein Verrath zum Vortheile des Feindes gewesen wäre.

Die Ernennung von Servan kam ihm zu Hilfe.

Doch das war nicht genug! neutralisiert durch Dumouriez, rückte der Conseil nicht weiter vor.

Die legislative Versammlung hatte wohl einen Schlag gethan: sie hatte die constitutionelle Garde verabschiedet und Brissac verhaftet.

Roland, als er mit Servan am 29. Mai Abends zurückkam, theilte die Neuigkeit zu Hause mit.

»Was hat man mit den verabschiedeten Garden gemacht?« fragte Madame Roland.

»Nichts.«

»Sie sind also frei?«

»Ja; nur sind sie gezwungen gewesen, die blaue Uniform abzulegen.«

»Morgen werden sie die rothe Uniform anziehen und als Schweizer einhergehen.«

Am andern Tage waren in der That die Straßen von Paris von Schweizer Uniformen durchfurcht.

Die verabschiedeten Garden hatten nur die Kleider gewechselt.

Sie waren da, in Paris, streckten den Fremden die Hand entgegen, winkten ihnen zu kommen, bereit, denselben die Barrieren zu öffnen.

Die zwei Männer, Roland und Servan, fanden kein Mittel hiergegen.

Madame Roland nahm ein Blatt Papier, gab Servan eine Feder in die Hand und sagte:

»Schreiben Sie! . . . Antrag, in Paris, aus Veranlassung des Festes vom 14. Juli, ein Lager von zwanzigtausend Freiwilligen zu errichten . . . «

Servan ließ die Feder fallen, ehe er den Satz geendigt hatte.

»Nie wird der König einwilligen!« sagte er.

»Man muß auch nicht dem König diese Maßregel vorschlagen, sondern der Nationalversammlung; man muß sie auch nicht als Minister verlangen, sondern als Bürger.«

Servan und Roland hatten beim Scheine eines Blitzes einen ungeheuren Horizont erschaut.

»Oh! Sie haben Recht!« sagte Servan; »hiermit und mit einem Decrete über die Priester halten wir den König.«

»Sie begreifen wohl, nicht wahr? die Priester, das ist die Gegenrevolution in der Familie und in der Gesellschaft. Die Priester haben dem *Credo* den Satz beifügen lassen: »Und diejenigen, welche die Steuer bezahlen, werden verdammt sein!« Fünzig beeidigte Priester sind ermordet worden; ihre Häuser hat man geplündert, ihre Felder seit sechs Monaten verwüstet; die Nationalversammlung richte ein Dringlichkeitsdecret gegen die widerspänstigen Priester. Vollenden Sie Ihre Motion, Servan! — Roland wird das Decret redigiren!«

Servan vollendete seinen Satz.

Roland schrieb mittlerweile.

»Die Deportation des widerspänstigen Priesters aus dem Königreiche wird in einem Monat stattfinden, wenn sie von vierundzwanzig activen Bürgern verlangt, vom District gebilligt und von der Regierung ausgesprochen wird; der Deportirte soll drei Franken täglich als Reisekosten

bis zur Grenze erhalten.«

Servan las seinen Antrag über das Lager von zwanzigtausend Freiwilligen.

Roland las seinen Entwurf des Decretes über die Deportation der Priester.

Die ganze Frage lag in der That hierin.

Handelte der König offen? Verrieth der König?

War der König wahrhaft constitutionell, so würde er die zwei Decrete sanctioniren.

Verrieth der König, so würde er sein *Veto* beisetzen.

»Ich werde die Motion über das Lager als Bürger unterzeichnen,« sagte Servan.

»Und Vergniaud wird das Decret über die Priester beantragen,« sagten gleichzeitig der Mann und die Frau.

Schon am andern Tage schleuderte Servan sein Verlangen der Nationalversammlung zu.

Vergniaud steckte das Decret in seine Tasche und versprach, es herauszuziehen, wenn es Zeit wäre.

Am Abend der Uebersendung der Motion an die Nationalversammlung trat Servan wie gewöhnlich in den Ministerrath.

Sein Schritt war bekannt; Roland und Clavières unterstützten ihn gegen Dumouriez, Lacoste und Duranthon.

»Oh! kommen Sie, mein Herr, und geben Sie Rechenschaft über Ihr Benehmen!« rief Dumouriez.

»Wem, wenn es beliebt?« fragte Servan.

»Ei! dem König, der Nation, mir!«

Servan lächelte.

»Mein Herr,« sprach Dumouriez, »Sie haben heute einen wichtigen Schritt gethan.«

»Ja,« erwiderte Servan, »ich weiß es, einen höchst wichtigen.«

»Haben Sie die Befehle des Königs eingeholt, um so zu handeln?«

»Nein, mein Herr, ich gestehe es.«

»Haben Sie Ihre Collegen um ihren Rath gefragt?«

»Eben so wenig, als ich die Befehle des Königs eingeholt habe, ich gestehe es.«

»Warum haben Sie dann so gehandelt?«

»Weil das mein Recht als Privatmann und als Bürger war.«

»Also haben Sie als Privatmann und als Bürger diese aufrührerische Motion übergeben?«

»Ja.«

»Warum haben Sie dann Ihrer Unterschrift den Titel Kriegsminister beigefügt?«

»Weil ich der Nationalversammlung beweisen wollte, ich sei bereit, als Minister zu unterstützen, was ich als Privatmann verlange.«

»Mein Herr,« sagte Dumouriez, »was Sie gethan haben, ist das Benehmen zugleich eines schlechten Bürgers und eines schlechten Ministers!«

»Mein Herr,« erwiderte Servan, »erlauben Sie mir, nur mich zum Richter über Dinge zu nehmen, welche mein Gewissen betreffen; hätte ich einen Richter bei einer so zarten Frage zu nehmen, so würde ich darnach trachten, daß er nicht Dumouriez hieße.«

Dumouriez erbleichte und machte einen Schritt gegen Servan.

Dieser legte die Hand an den Griff seines Degens. Dumouriez that dasselbe.

In diesem Augenblicke trat der König ein.

Er wußte noch nichts von der Motion von Servan.

Man schwieg.

Am andern Tage wurde das Decret, das die Versammlung der zwanzigtausend Föderierten in Paris verlangte, in der Assemblée verhandelt.

Der König war bestürzt bei dieser Nachricht.

Er ließ Dumouriez rufen.

»Sie sind ein treuer Diener, mein Herr.« sagte er zu ihm, »ich weiß, wie Sie sich der Interessen des Königthums gegen diesen elenden Servan angenommen haben.«

»Ich danke Eurer Majestät,« erwiderte Dumouriez.

Dann, nach einer Pause, fragte er:

»Der König weiß, daß das Decret durchgegangen ist?«

»Nein, doch gleichviel; ich bin bei diesem Umstande entschlossen, von meinem Rechte des Veto Gebrauch zu machen.«

Dumouriez schüttelte den Kopf.

»Das ist nicht Ihre Ansicht, mein Herr?« fragte der König.

»Sire,« antwortete Dumouriez, »ohne irgend eine Widerstandskraft, so, wie Sie es sind, dem Argwohne der Mehrzahl der Nation, der Wuth der Jacobiner, der tiefen Politik der republicanischen Partei bloßgestellt, — wird ein solcher Entschluß von Ihrer Seite eine Kriegserklärung sein.«

»Gut, es sei, Krieg! Ich führe ihn wohl mit meinen Freunden: ich kann ihn mit meinen Feinden führen.«

»Sire, beim einen haben Sie zehn Chancen des Sieges; beim andern zehn Chancen der Niederlage!«

»Sie wissen also nicht, in welcher Absicht man die zwanzigtausend Mann fordert?«

»Eure Majestät erlaube mir, fünf Minuten frei zu reden, und ich werde ihr beweisen, daß ich nicht nur weiß, was man begehrt, sondern auch vermuthet, was geschehen wird.«

»Sprechen Sie, mein Herr,« sagte der König: »ich höre.«

Und, in der That, den Ellenbogen auf den Arm seines Fauteuil gestützt, den Kopf in seine hohle Hand gelegt, hörte Ludwig XVI.

»Sire,« sprach Dumouriez, »diejenigen, welche dieses Decret verlangt haben, sind eben so sehr die Feinde des Vaterlands, als die des Königs.«

»Sie sehen wohl!« unterbrach Ludwig XVI., »Sie gestehen es selbst!«

»Ich sage mehr: seine Vollziehung kann ein großes Unglück herbeiführen.«

»Nun, also!«

»Erlauben Sie, Sire . . . «

»Ja; weiter! weiter!«

»Der Kriegsminister ist sehr strafbar, daß er eine Versammlung von zwanzigtausend Mann bei Paris verlangt hat, während unsere Heere schwach, unsere Grenzen entblößt, unsere Kassen erschöpft sind.«

»Oh!« murmelte der König, »strafbar, ich glaube es wohl!«

»Nicht nur strafbar, Sire, sondern auch unklug, — was noch viel schlimmer ist! unklug, daß er bei der Nationalversammlung die Zusammenkunft einer undisciplinirten Schaar beantragt, welche unter einem Namen herbeigerufen wird, der ihren Patriotismus übermäßig steigern muß, so daß sich der erste, der beste Ehrgeizige derselben bemächtigen kann.«

»Oh! es ist die Gironde, die durch die Stimme von Servan spricht.«

»Ja,« erwiderte Dumouriez, »doch die Gironde wird nicht den Nutzen davon haben.«

»Es sind vielleicht die Feuillants, die den Nutzen ziehen werden?«

»Weder die Eine, noch die Andern; es werden die Jacobiner sein! die Jacobiner, deren Verbindungen sich über das ganze Königreich erstrecken, und die unter zwanzigtausend Föderierten vielleicht neunzehntausend Adepten finden werden. Glauben Sie also mir, Sire, die Beförderer des Decrets werden durch das Decret selbst gestürzt werden.«

»Ah! wenn ich das glaubte, so würde ich mich bei, nahe trösten!« rief der König.

»Ich denke also, Sire, das Decret ist gefährlich für die Nation, für den König, für die Nationalversammlung und besonders für seine Urheber, deren Strafe es sein wird; und dennoch können Sie meiner Ansicht nach nichts Anderes thun, als es sanctioniren; es ist durch eine so tiefe Bosheit hervorgerufen worden, daß ich sage, Sire, es steckt eine Frau dahinter!«

»Madame Roland, nicht wahr? Warum stricken oder spinnen die Frauen nicht, statt Politik zu treiben?«

»Was wollen Sie, Sire? Frau von Maintenon, Frau von Pompadour und Madame Dubarry haben es dahin gebracht, daß sie die Gewohnheit verloren . . . Das Decret, sagte ich, ist durch eine Bosheit hervorgerufen, mit Heftigkeit debattirt, mit Begeisterung angenommen worden; alle Welt ist verblendet hinsichtlich dieses unglücklichen Decrets; machen Sie dabei von Ihrem *Veto* Gebrauch, so wird es nichtsdestoweniger vollzogen werden. Statt zwanzigtausend Mann versammelt durch ein Gesetz, die man folglich Ordonnanzen unterwerfen kann, werden aus den Provinzen, zur Zeit der Föderation, vierzigtausend Mann ohne ein Decret ankommen, welche mit *einem* Streiche die Constitution, die Nationalversammlung und den Thron umstürzen können! . . . Wären wir Sieger gewesen, statt Besiegte zu sein,« fügte Dumouriez die Stimme dämpfend bei; »hätte ich einen Vorwand gehabt, um Lafayette zum Obergeneral zu machen und hunderttausend Mann in seine Hand zu geben, Sire, dann sagte ich zu Ihnen: »Nehmen Sie nicht an! . . . «« Wir sind aber auswärts wie im Innern geschlagen, und ich sage, Sire: »Nehmen Sie an!««

In diesem Augenblick kratzte man an der Thüre des Königs.

»Herein!« rief Ludwig XVI.

Es war der Kammerdiener Thierry.

»Sire,« meldete er, »Herr Duranthon, der Justizminister, verlangt Eure Majestät zu sprechen.«

»Was will er von mir? Sehen Sie nach, Herr Dumouriez.«

Dumouriez ging hinaus.

In derselben Secunde wurde der Vorhang an der Verbindungsthüre, welche zur Königin ging, aufgehoben, und Marie Antoinette erschien.

»Sire! Sire!« sagte sie, »halten Sie fest! Dieser Dumouriez ist ein Jacobiner wie die Andern! Hat er nicht die rothe Mütze aufgesetzt? Was Lafayette betrifft: Sie wissen, ich will lieber ohne ihn zu Grunde gehen, als durch ihn gerettet werden!«

Und da man die Tritte von Dumouriez sich der Thüre nähern hörte, fiel der Vorhang wieder, und die Vision verschwand.

CXXXVI.

Das Veto.

Als der Vorhang niedergefallen war, wurde die Thüre wieder geöffnet.

»Sire,« sagte Dumouriez, »auf den Antrag von Herrn Vergniaud ist das Decret gegen die Priester so eben durchgegangen.«

»Oh!« rief der König, indem er aufstand, »das ist eine Verschwörung. Und wie ist das Decret abgefaßt?«

»Hier ist es, Sire, Herr Duranthon brachte es für Sie, Sire. Ich dachte, Eure Majestät würde mir die Ehre erweisen, mir allein ihre Meinung darüber zu sagen, ehe sie von dieser Sache im Cabinetsrathe spräche.«

»Sie haben Recht.

Geben Sie mir dieses Papier.« Und mit einer vor Aufregung zitternden Stimme las der König das Decret, dessen Inhalt wir schon gegeben haben.

Nachdem er gelesen, zerknitterte er das Papier in seinen Händen und warf es weit von sich.

»Nie werde ich ein solches Decret sanctioniren!« sagte er.

»Sire,« sprach Dumouriez, »entschuldigen Sie, daß ich diesmal einer der Eurer Majestät entgegengesetzten Ansicht bin.«

»Mein Herr, ich kann in politischen Dingen unschlüssig sein, in religiösen nie. In politischen Dingen urtheile ich mit meinem Geiste, und der Geist kann sich irren; in religiösen Dingen urtheile ich mit meinem Gewissen, und das Gewissen ist unfehlbar.«

»Sire,« entgegnete Dumouriez, »vor einem Jahre haben Sie das Decret über den Eid der Priester sanctionirt.«

»Ei! mein Herr,« rief der König, »ich bin genöthigt worden, dies zu thun!«

»Sire, hierbei hätten Sie Ihr Veto aussprechen müssen; das zweite Decret ist nur die Consequenz des ersten. Das erste hat alle Uebel Frankreichs herbeigeführt; das zweite ist das Mittel gegen diese Uebel: es ist hart, aber nicht grausam; das erste war ein religiöses Gesetz: es griff die Denkfreiheit in Dingen des Cultus an. Dieses ist ein politisches Gesetz, das nur die Sicherheit und die Ruhe des Königreichs betrifft; es ist die Sicherheit der nicht beeidigten Priester gegen die Verfolgung. Weit entfernt, sie durch Ihr Veto zu retten, nehmen Sie ihnen den Beistand des Gesetzes, setzen Sie dieselben der Gefahr der Ermordung aus, und treiben Sie die Franzosen an, ihre Henker zu werden. Es ist also meine Ansicht, Sire — verzeihen Sie die Offenherzigkeit eines Soldaten, — es ist meine Ansicht, daß, da Sie, ich wage es zu sagen, den Fehler begangen haben, das Decret über den Eid der Priester zu sanctioniren, Ihr Veto bei diesem zweiten Decrete angewendet, welches die Ströme des Blutes, das vergossen werden soll, aufhalten kann, auf das Gewissen Eurer Majestät alle Verbrechen laden wird, zu denen sich das Volk hinreißen läßt.«

»Zu was für Verbrechen soll es sich denn hinreißen lassen? zu was für Verbrechen, die größer als diejenigen, welche es schon begangen hat?« sagte eine Stimme, die aus der Tiefe des Gemaches kam.

Dumouriez bebte bei diesem vibrirenden Tone; er hatte den metallischen Klang der Stimme der Königin erkannt.

»Ah! Madame,« sagte er, »ich hätte lieber Alles mit dem König zu Ende gebracht.«

»Mein Herr,« erwiderte die Königin mit einem bitteren Lächeln für Dumouriez und einem beinahe verächtlichem Blicke für den König, »ich habe nur eine Frage an Sie zu machen.«

»Welche, Madame?«

»Glauben Sie, daß der König noch länger die Drohungen von Roland, die Unverschämtheiten von Clavières und die Schurkereien von Servan ertragen soll?«

»Nein, Madame,« erwiderte Dumouriez, »ich bin hierüber entrüstet wie Sie; ich bewundere die Geduld des Königs, und wenn dieser Punkt zur Sprache kommt, werde ich es wagen, den König zu bitten, er möge sein Ministerium ganz und gar wechseln.«

»Ganz und gar?« versetzte der König.

»Ja; Eure Majestät entlasse uns alle Sechs, und sie wähle, wenn sie solche finden kann, Männer, welche keiner Partei angehören.«

»Nein, nein,« versetzte der König; »nein, Sie sollen bleiben, Sie und der gute Lacoste, und Duranthon auch; thun Sie mir aber den Gefallen, mich von diesen drei unverschämten Meuterern zu befreien; denn ich schwöre Ihnen, mein Herr, meine Geduld ist zu Ende.«

»Die Sache ist gefährlich.«

»Und Sie weichen vor der Gefahr zurück?« sagte die Königin.

»Nein, Madame,« erwiderte Dumouriez, »nur werde ich meine Bedingungen machen.«

»Ihre Bedingungen?« rief hoffärtig die Königin.

Dumouriez verbeugte sich.

»Sprechen Sie, mein Herr,« sagte der König.

»Sire,« sprach Dumouriez, »ich bin den Streichen von drei Parteien, welche Paris theilen, bloßgestellt. Girondisten, Feuillants, Jacobiner schlagen gegen mich um die Wette; ich bin völlig der Popularität beraubt und da man nur durch die öffentliche Meinung einige Fäden der Regierung festhalten kann, so kann ich Ihnen wirklich nur unter einer Bedingung nützlich sein.«

»Unter welcher?«

»Daß man laut sagt, Sire, ich sei mit meinen zwei Collegen nur geblieben, um die zwei Decrete, welche so eben erlassen worden, zu sanctioniren.«

»Das kann nicht sein!« rief der König.

»Unmöglich! unmöglich!« wiederholte die Königin.

»Sie schlagen dies aus?«

»Mein grausamster Feind würde mir nicht härtere Bedingungen, als die, welche Sie mir machen, auferlegen,« sagte der König.

»Sire, so wahr ich ein Edelmann bin, bei meiner Soldatenehre, ich glaube, daß sie für Ihre Sicherheit nothwendig sind,« sprach Dumouriez.

Sodann sich an die Königin wendend:

»Madame, wenn es nicht für Sie selbst ist, wenn die unerschrockene Tochter von Maria Theresia nicht nur die Gefahr verachtet, sondern sogar, nach dem Beispiele ihrer Mutter, bereit ist, derselben entgegenzugehen, so bedenken Sie, daß Sie nicht allein sind, denken Sie an den König, denken Sie an Ihre Kinder; statt sie an den Abgrund zu treiben, verbinden Sie sich mit

mir, um Seine Majestät am Rande des Abgrundes, gegen den sich der Thron neigt, zurückzuhalten! Habe ich die Sanction der Decrete für nothwendig erachtet, ehe Seine Majestät gegen mich ihren Wunsch ausdrückte, von diesen zwei Meuterern, die ihr beschwerlich sind, befreit zu werden,« fügte er bei, indem er sich an den König wandte, »so beurtheilen Sie, wie sehr ich sie, wenn es sich darum handelt, dieselben zu entfernen, für unerläßlich halten muß; entlassen Sie die Minister, ohne die Decrete zu sanctioniren, so wird das Volk zwei Motive haben, ans Sie aufgebracht zu sein: es wird Sie als einen Feind der Constitution ansehen, und die entlassenen Minister werden in seinen Augen für Märtyrer gelten, und ich stehe nicht dafür, daß binnen wenigen Tagen nicht die gewichtigsten Ereignisse zugleich Ihre Krone und Ihr Leben in Gefahr setzen. Ich für meine Person mache Eure Majestät zum Voraus daraus aufmerksam, daß ich nicht, selbst um ihr zu dienen, ich sage nicht gegen meine Grundsätze, sondern gegen meine Ueberzeugungen gehen kann. Duranthon und Lacoste denken wie ich; ich habe jedoch keinen Auftrag, für sie zu sprechen. Ich, was mich betrifft, das habe ich Ihnen gesagt, Sire, und ich wiederhole es, werde nur im Ministerium bleiben, wenn Eure Majestät die zwei Decrete sanctionirt.«

Der König machte eine Bewegung der Ungeduld.

Dumouriez verbeugte sich und ging nach der Thüre.

Der König wechselte einen raschen Blick mit der Königin.

»Mein Herr!« rief diese.

Dumouriez blieb stehen.

»Bedenken Sie doch, wie hart es für den König ist, ein Decret zu sanctioniren, das nach Paris zwanzigtausend Schufte führt, die uns umbringen können!«

»Madame,« erwiderte Dumouriez, »ich weiß, die Gefahr ist groß; darum muß man ihr ins Gesicht schauen und sie nicht übertreiben. Das Decret sagt, die executive Gewalt werde den Ort der Zusammenkunft dieser zwanzigtausend Mann bezeichnen, welche nicht lauter Schufte sind; es sagt auch, der Kriegsminister werde ihnen Officiere und eine Organisationsweise geben.«

»Aber, mein Herr, der Kriegsminister ist Servan!«

»Nein, Sire: der Kriegsminister bin ich von dem Augenblicke an, wo Servan sich zurückzieht.«

»Ah! ja, Sie?« sagte der König.

»Sie werden also das Kriegsministerium übernehmen?« fragte die Königin.

»Ja, Madame, und ich werde hoffentlich gegen Ihre Feinde das über Ihrem Haupte schwebende Schwert drehen.«

Der König und die Königin schauten sich aufs Neue an, als wollten sie sich miteinander berathen.

»Nehmen Sie an,« fuhr Dumouriez fort, »ich bezeichne Soissons als Platz für das Lager, ich ernenne dort als Commandanten einen festen und verständigen Generallieutenant mit zwei guten Generalmajoren, man wird diese Leute in Bataillons formiren; sowie vier bis fünf vorhanden sind, wird der Minister Gesuche der Generale benützen, um sie an die Grenze zu schicken, und dann, Sie sehen es wohl, Sire, wird dieses, in schlimmer Absicht gemachte Decret, weit entfernt, schädlich zu sein, nützlich werden.«

»Sind Sie aber sicher, daß Sie die Erlaubniß erhalten, die Versammlung in Soissons stattfinden zu lassen?« fragte der König.

»Ich stehe dafür.«

»Dann übernehmen Sie das Kriegsministerium.«

»Sire,« sagte Dumouriez, »beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten habe ich nur eine leichte, mittelbare Verantwortlichkeit; ganz anders ist es beim Kriegsministerium! Ihre Generale sind meine Feinde; Sie haben ihre Schwäche gesehen; ich werde für ihre Fehler verantwortlich sein; doch es handelt sich um das Leben Eurer Majestät, um die Sicherheit der Königin, um die ihrer erhabenen Kinder, um die Aufrechthaltung der Constitution, und ich nehme an! Ueber diesen Punkt, Sire, über die Sanction des Decrets die zwanzigtausend Mann betreffend, sind wir also einverstanden?«

»Sind Sie Kriegsminister, mein Herr, so verlasse ich mich ganz auf Sie.«

»Kommen wir nun auf das Decret hinsichtlich der Priester.«

»Dieses, mein Herr, werde ich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, nie sanctioniren.«

»Sire, dadurch, daß Sie das erste sanctionirten, haben Sie sich selbst in die Nothwendigkeit versetzt, das zweite zu sanctioniren.«

»Ich habe einen ersten Fehler gemacht, den ich mir vorwerfe, das ist aber kein Grund, um einen zweiten zu machen.«

»Sire, sanctioniren Sie dieses Decret nicht, so wird der zweite Fehler noch viel größer sein, als der erste.«

»Sire!« sagte die Königin.

Der König wandte sich gegen Marie Antoinette um.

»Und Sie auch, Madame?«

»Sire, ich muß gestehen, daß ich bei diesem Punkte und nach den Erklärungen, die er uns gegeben hat, der Ansicht von Herrn Dumouriez bin.«

»Nun wohl, dann . . . « sprach der König.

»Dann, Sire . . . wiederholte Dumouriez.

»Ich willige ein, doch unter der Bedingung, daß Sie mich so bald als möglich von den drei Meuterern befreien.«

»Glauben Sie, Sire,« erwiderte Dumouriez, »ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, und diese Gelegenheit, dessen bin ich sicher, Sire, wird nicht auf sich warten lassen.«

Und er verbeugte sich vor dem König und der Königin und ging ab.

Beide folgten mit den Augen dem neuen Kriegsminister, bis die Thüre wieder geschlossen war.

»Sie haben mir gewinkt, daß ich annehmen soll,« sprach der König; »was haben Sie mir nun zu sagen?«

»Nehmen Sie vor Allem das Decret in Betreff der zwanzigtausend Mann an,« erwiderte die Königin; »lassen Sie ihn sein Lager in Soissons machen, lassen Sie ihn seine Leute zerstreuen, und hernach . . . Nun, wohl, hernach werden Sie sehen, was Sie hinsichtlich des Decretes über die Priester zu thun haben.«

»Er wird mich an mein Wort mahnen, Madame.«

»Gut! er wird compromittirt sein, und Sie werden ihn festhalten.

»Er wird im Gegentheil mich festhalten, Madame; er wird mein Wort haben.«

»Bah!« versetzte die Königin, »es gibt ein Mittel hierfür, wenn man ein Zögling von Herrn de

la Vauguyon ist!«

Und sie nahm den Arm des Königs und zog ihn in das anstoßende Zimmer fort.

CXXXVII.

Die Gelegenheit.

Der wahre Krieg des Augenblicks wurde, wie gesagt, zwischen der Rue Guénégaud und den Tuileries, zwischen der Königin und Madame Roland geführt.

Seltsamer Weise hatten die zwei Frauen auf ihre Männer einen Einfluß, der sie alle Vier zum Tode führte.

Nur ging Jeder auf einem entgegengesetzten Wege dahin.

Die von uns so eben erzählten Ereignisse waren am 10. Juni vorgefallen; am Abend des 11. Juni trat Servan ganz freudig bei Madame Roland ein.

»Wünschen Sie mir Glück, liebe Freundin,« sagte er; »ich habe die Ehre, aus dem Conseil gejagt worden zu sein.«

»Wie dies?« fragte Madame Roland.

»Die Sache verhält sich ganz genau so: Diesen Morgen begab ich mich zum König, um mit ihm über einige Angelegenheiten meines Departements zu sprechen, und nachdem dies beendet war, nahm ich warm die Frage über das Lager von zwanzigtausend Mann in Angriff; aber . . . «

»Aber . . . «

»Beim ersten Worte, das ich hiervon sagte, wandte mir der König sehr übler Laune den Rücken zu, und heute Abend hat mir Herr Dumouriez im Namen Seiner Majestät das Portefeuille des Krieges wieder abgenommen.«

»Dumouriez?«

»Ja.«

»Er spielt da eine garstige Rolle, was mich aber nicht wundert. Fragen Sie Roland, was ich ihm über diesen Menschen an dem Tage sagte, wo ich ihn zum ersten Male sah. Ueberdies sind wir davon unterrichtet, daß er täglich Besprechungen mit der Königin hat.«

»Das ist ein Verräther!«

»Nein, doch ein Ehrgeiziger. Holen Sie Roland und Clavières.«

»Wo ist Roland?«

»Er gibt Audienzen im Ministerium des Innern.«

»Und Sie, was werden Sie mittlerweile machen?«

»Einen Brief, den ich Ihnen bei Ihrer Rückkehr mittheilen werde . . . Gehen Sie.«

»Sie sind wahrhaftig die berühmte Göttin Vernunft, welche die Philosophen seit so langer Zeit anrufen.«

»Und die die Leute von Gewissen gefunden haben . . . Kommen Sie nicht ohne Clavières zurück.«

»Diese Ermahnung wird wahrscheinlich einen Verzug veranlassen.«

»Ich brauche eine Stunde.«

»Arbeiten Sie! und der Genius Frankreichs inspirire Sie.«

Servan ging ab. Als die Thüre kaum geschlossen war, saß Madame Roland an ihrem Bureau und schrieb folgenden Brief:

»Sire,

»Der gegenwärtige Zustand Frankreichs kann nicht länger fortwähren: das ist eine Krise, deren Heftigkeit den höchsten Grad erreicht hat; sie muß mit einem Ausbruche endigen, der Eure Majestät eben so sehr interessiren soll, als er von gewichtiger Bedeutung für das ganze Reich ist.

»Mit Ihrem Vertrauen beehrt und auf einen Posten gestellt, wo ich die Wahrheit sehen muß, wage ich es, sie Ihnen zu sagen; das ist eine Verpflichtung, die mir durch Sie selbst auferlegt wird. Die Franzosen haben sich eine Constitution gegeben; sie hat Unzufriedene und Rebellen gemacht; die Majorität der Nation will sie aufrecht erhalten; sie hat geschworen, sie um den Preis ihres Blutes zu vertheidigen, und mit Freuden hat sie den Bürgerkrieg gesehen, der ihr ein großes Mittel sie zu sichern bot. Doch die Minorität bat, unterstützt durch Hoffnungen, alle ihre Kräfte zusammengerafft, um den Vortheil zu erringen; hiervon dieser innere Krieg gegen die Gesetze, diese Anarchie, über welche die guten Bürger seufzen und die die Böswilligen sich zu Nutze zu machen besorgt gewesen sind, um das neue Regime zu verleumden; hiervon die überall erregte Spaltung, denn nirgends besteht Gleichgültigkeit: man will entweder den Sieg oder die Abänderung der Constitution; man handelt, um sie aufrecht zu halten oder um sie zu verwandeln. Ich enthalte mich, zu prüfen, was sie an und für sich ist, um nur zu erwägen, was die Umstände heischen, und indem ich mich der Sache so viel als möglich fremd mache, suche ich, was man erwarten kann und was zu begünstigen sich geziemt.

»Eure Majestät genoß große Prärogative, von denen sie glaubte, sie gehören dem Königthum; erzogen in der Idee, sie sich zu bewahren, konnte sie sich dieselben nicht mit Vergnügen nehmen sehen: das Verlangen, dieselben sich zurückgeben zu lassen, war ebenso natürlich, als das Bedauern, sie vernichten zu sehen. Diese Gefühle, welche der Natur des menschlichen Herzens gleichsam ankleben, mußten an der Berechnung der Feinde der Revolution Theil nehmen; sie zählten also auf eine geheime Gunst, bis die Umstände eine erklärte Protection erlauben würden. Es konnten diese Gesinnungen der Nation selbst nicht entgehen, und sie mußten sie im Mißtrauen erhalten. Eure Majestät war daher beständig in der Alternative, ihren ersten Gewohnheiten, ihren Privatneigungen nachzugeben, oder durch die Philosophie dictirte, durch die Nothwendigkeit geforderte Opfer zu bringen; folglich die Rebellen dadurch kühn zu machen, daß Sie die Nation beunruhigten, oder diese dadurch zu beschwichtigen, daß Sie sich mit ihr verbanden. Alles hat sein Ziel, und das der Ungewißheit ist endlich gekommen.

»Kann Eure Majestät heute sich offen mit denjenigen verbinden, welche die Constitution abzuändern sich bestreben, oder muß sie sich edelmüthig und ohne Rückhalt dem weihen, daß sie ihr den Sieg verschafft? Das ist die wahre Frage, deren Lösung der gegenwärtige Zustand der Dinge unvermeidlich macht.

»Was die sehr metaphysische Frage betrifft, ob die Franzosen für die Freiheit reif seien, so ist ihre Erörterung hier ohne Werth, denn es handelt sich nicht darum, zu beurtheilen, was in einem Jahrhundert aus uns wird geworden sein, sondern zu sehen, wozu die gegenwärtige Nation fähig ist.

»Die Erklärung der Menschenrechte ist ein politisches Evangelium geworden und die französische Contitution eine Religion, für welche das Volk umzukommen bereit ist. Man ist in der Hitze zuweilen auch schon so weit gegangen, daß man das Gesetz ergänzt hat, und war dieses nicht streng genug, um die Störer im Zaume zu halten, so haben sich die Bürger erlaubt,

sie selbst zu bestrafen. So sind Güter von Emigrierten oder von Personen, die man als zu ihrer Partei gehörend erkannte, den Verwüstungen, welche die Rache einflößte, preisgegeben gewesen; darum haben sich so viele Departements genöthigt gesehen, streng gegen die Priester zu verfahren, welche die öffentliche Meinung geächtet hatte, und aus denen sie Opfer gemacht haben würde.

»Bei diesem Zusammenstoß der Interessen haben alle Gefühle den Ausdruck der Leidenschaft angenommen. Das Vaterland ist kein Wort, das die Einbildungskraft aus Wohlgefallen verschönert hat; es ist ein Wesen, dem man Opfer gebracht, dem man sich alle Tage mehr durch die Besorgnisse, die es verursacht, anschließt, das man durch große Anstrengungen geschaffen hat, das sich mitten unter Unruhen erhebt, und das man eben so sehr durch das, was es kostet, als durch das, was man davon hofft, liebt.

Bis zu welchem Grade muß diese Begeisterung steigen in dem Augenblicke, wo die auswärtigen vereinigten feindlichen Kräfte sich mit den inneren Intriguen einverstehen, um die unseligsten Streiche zu führen!

»Die Gährung ist außerordentlich in allen Theilen des Reiches; sie wird auf eine furchtbare Art losbrechen, wenn sie nicht endlich ein durch die Vernunft begründetes Vertrauen zu besänftigen vermag; doch dieses Vertrauen wird sich nicht mit Betheuerungen wieder herstellen: es vermöchte nur Thatsachen zur Basis zu haben.

»Es ist für die französische Nation augenscheinlich, daß ihre Constitution fortschreiten kann, daß die Regierung jede Stärke, die ihr nothwendig ist, haben wird, sobald Eure Majestät durchaus den Sieg dieser Constitution will, darum den legislativen Körper mit der ganzen Macht der Vollziehung unterstützt und so den Besorgnissen des Volkes jeden Vorwand und den Unzufriedenen jede Hoffnung benimmt.

»So sind, zum Beispiel, zwei Beschlüsse gefaßt worden; beide interessieren wesentlich die öffentliche Ruhe und die Wohlfahrt des Staates. Die Verzögerung ihrer Sanction flößt Mißtrauen ein; zieht sie sich in die Länge, so wird sie Unzufriedenheit verursachen, und ich muß sagen: *bei der gegenwärtigen Gährung der Geister kann die Unzufriedenheit zu Allem führen!*

»Es ist nicht mehr Zeit, zurückzuweichen; es ist sogar nicht mehr möglich; zu temporisiren. Die Revolution ist in den Geistern gemacht; sie wird sich um den Preis des Blutes vollenden und mit diesem besiegelt werden, kommt die Weisheit nicht Mißgeschicken zuvor, die sich noch vermeiden lassen.

»Ich weiß, daß man sich einbilden kann, man vermöge Alles zu bewerkstelligen und Alles im Zaume zu halten durch extreme Maßregeln; hätte man aber die Gewalt angewendet, um die Nationalversammlung zu zwingen, hätte man den Schrecken in Paris, die Spaltung und die Bestürzung in seinen Umgebungen verbreitet, so würde sich ganz Frankreich mit Entrüstung erheben und, sich selbst in den Gräueln eines Bürgerkrieges zerreißen, jene finstere Energie, die Mutter der Tugenden und der Verbrechen, entwickeln, die immer unheilvoll für diejenigen, welche sie hervorgerufen haben.

»Die Wohlfahrt des Staates und das Glück Eurer Majestät sind innig verbunden; keine Macht ist im Stande, sie zu trennen; grausame Bangigkeiten und sichere Unglücksfälle werden Ihren Thron umgeben, wird er nicht durch Sie selbst auf die Grundlagen der Constitution gestützt und befestigt in dem Frieden, den ihre Aufrechthaltung uns endlich verschaffen muß.

»Die Stimmung der Geister, der Lauf der Dinge die Gründe der Politik, das Interesse Eurer Majestät machen somit die Obliegenheit, sich mit dem gesetzgebenden Körper zu vereinigen und

dem Wunsche der Nation zu entsprechen, unerlässlich; sie machen eine Nothwendigkeit aus dem, was die Principien als eine Pflicht darstellen; die diesem liebeichen Volke natürliche Empfänglichkeit ist aber bereit, ein Motiv der Dankbarkeit hierin zu finden. Man hat Sie grausam getäuscht, Sire, wenn man Ihnen Entfremdung oder Mißtrauen gegen dieses leicht zu rührende Volk einflößte; indem man Sie in beständiger Unruhe erhielt, hat man Sie zu einem Benehmen gebracht, das dieses Volk selbst beunruhigen mußte. Es sehe, daß Sie entschlossen sind, ihren Gang die Constitution, an die es seine Glückseligkeit geknüpft hat, nehmen zu lassen, und bald werden Sie der Gegenstand einer Dankesäußerungen sein.

»Das Benehmen der Priester an vielen Orten, die Vorwände, die der Fanatismus den Unzufriedenen lieferte, haben ein weites Gesetz gegen die Ruhestörer veranlaßt. Eure Majestät gebe ihm ihre Sanction! die öffentliche Ruhe fordert sie und das Heil der Priester verlangt danach; besteht dieses Gesetz nicht in Kraft, so werden die Departements genöthigt sein, ihm, wie sie es allenthalben thun, Gewaltsmaßregeln zu substituieren, und das aufgebrachte Volk wird durch Excesse dabei ergänzen.

»Die Versuche unserer Feinde, die Aufregung, die sich wiederholt in der Hauptstadt kundgegeben hat, die außerordentlichen Besorgnisse, welche das Benehmen Ihrer Garde einflößte, und die durch die Beweise von Zufriedenheit unterhalten werden, welche man ihr durch Eure Majestät in einer unter den obwaltenden Umständen wahrhaft unpolitischen Proclamation hat geben lassen, die Lage von Paris, seine Nähe bei der Grenze haben das Bedürfniß eines Lagers in seiner Nachbarschaft fühlbar gemacht; diese Maßregel, deren Weisheit und Dringlichkeit von allen guten Geistern entschieden anerkannt worden ist, erwartet nur noch die Sanction Eurer Majestät. Warum müssen ihr Zögerungen das Ansehen der Unlust geben, während ihr die Schnelligkeit alle Herzen gewinnen würde! Schon haben die Versuche des Generalstabs der Pariser Nationalgarde gegen diese Maßregel auf die Vermuthung geführt, er handle durch höhere Eingebung; schon erregen die Declamationen einiger übertriebenen Demagogen den Verdacht, sie stehen in Verbindung mit den beim Umsturze der Constitution Interessirten; schon compromittirt die öffentliche Meinung alle Intentionen Eurer Majestät. Noch ein Verzug, und das Volk wird betrübt in seinem König den Freund und Genossen der Verschwörer sehen.

»Gerechter Himmel! solltest du mit Blindheit die Mächte der Erde geschlagen haben, und werden sie immer nur Rätze hören, die sie zu ihrem Untergange fortreißen?

»Ich weiß, daß die strenge Sprache der Wahrheit selten beim Throne angenommen wird; ich weiß auch, daß, weil sie sich nie dort hörbar macht, die Revolutionen nothwendig werden; ich weiß besonders, daß ich sie gegen Eure Majestät führen muß, nicht nur als den Gesetzen untergebener Bürger, sondern auch als mit ihrem Vertrauen beehrter oder mit Functionen, die es voraussetzen, bekleideter Minister, und ich kenne nichts, was mich abhalten kann, eine Pflicht zu erfüllen, deren Bewußtsein ich habe.

»In demselben Geiste wiederhole ich Eurer Majestät meine Vorstellungen über die Verpflichtung und die Nützlichkeit, das Gesetz zu vollziehen, das einen Secretär im Conseil zu haben vorschreibt; schon die Existenz des Gesetzes allein spricht so mächtig, daß es scheinen sollte, der Vollzug müsse ohne Aufschub erfolgen; es ist aber wichtig, den Berathungen den erforderlichen Ernst, die nothwendige Weisheit und Reife zu erhalten, und verantwortliche Minister brauchen ein Mittel, ihre Meinungen zu constatieren: hätte dieses bestanden, so würde ich mich in gegenwärtigem Augenblicke nicht schriftlich an Eure Majestät wenden.

»Das Leben ist nichts für einen Mann, der seine Pflichten höher als Alles achtet; doch nach dem Glücke, sie erfüllt zu haben, ist das einzige Gut, für das er noch empfänglich ist, das, zu beweisen, daß er sie mit Treue erfüllt hat, und selbst dies ist eine Verbindlichkeit für den Staatsmann.

»Am 10. Juni 1792, im Jahre IV der Freiheit.«

Der Brief war vollendet; er war in einem Zuge geschrieben worden, als Servan, Clavières und Roland zurückkamen.

Mit zwei Worten setzte Madame Roland den Plan den drei Freunden auseinander.

Der Brief, den man unter Dreien lesen würde, sollte am andern Tage den drei abwesenden Ministern vorgelesen werden: Duranthon, Lacoste und Dumouriez.

Sie würden ihn entweder gut heißen und ihre Unterschrift der von Roland beisetzen, oder sie würden ihn verwerfen, und Servan, Clavières und Roland würden collectiv ihre Entlassung nehmen, welche motiviert wäre durch die Weigerung ihrer Collegen, einen Brief zu unterzeichnen, der den drei so eben Genannten die wahre Meinung Frankreichs auszudrücken schien.

Man würde sodann den Brief in der Nationalversammlung niederlegen, und es könnte Frankreich kein Zweifel über die Ursache des Austritts der drei patriotischen Minister bleiben.

Der Brief wurde den drei Freunden vorgelesen, und sie fanden kein Wort daran zu ändern. Madame Roland war eine gemeinschaftliche Seele, aus der Jeder das Elixir der Vaterlandsliebe schöpfte.

Nicht dasselbe war aber am andern Tage der Fall, nachdem Roland den Brief Dumouriez, Lacoste und Duranthon vorgelesen hatte.

Alle Drei billigten den Gedanken, waren jedoch verschiedener Meinung über die Art, ihn auszudrücken; schließlich weigerten sie sich, zu unterzeichnen, indem sie sagten, es sei besser sich in Person zum König zu begeben.

Das war eine Art, der Frage auszuweichen.

Roland schickte noch am Abend dem König den Brief von ihm allein unterzeichnet.

Beinahe in demselben Augenblick übersandten Lacoste, Roland und Clavières ihre Entlassung.

Wie Dumouriez gesagt, hatte die Gelegenheit nicht auf sich warten lassen.

Allerdings hatte sie der König auch nicht versäumt.

Am andern Tage wurde, wie dies verabredet war, der Brief von Roland auf der Tribüne zu gleicher Zeit vorgelesen, da man seine Entlassung und die seiner zwei Collegen Clavières und Servon verkündigte.

Die Nationalversammlung erklärte mit einer ungeheuren Stimmenmehrheit, die drei entlassenen Minister haben sich *um das Vaterland wohl verdient gemacht*.

So war der Krieg im Innern und auswärts erklärt.

Die Nationalversammlung wartete, um die ersten Schläge zu führen, nur noch, bis sie wüßte, was der König in Betreff der zwei Beschlüsse thun würde.

CXXXVIII.

Der Zögling von Herrn de la Vauguyon.

In dem Augenblick, wo die Nationalversammlung den Dank für die drei abtretenden Minister durch Zuruf votierte und den Druck und die Versendung in die Departements des Briefes von Roland beschloß, erschien Dumouriez an der Thüre des Sitzungssaales.

Man wußte, daß er muthig, man wußte nicht, daß er verwegen war.

Er hatte gehört, was vorging, und kam kühn, um den Stier bei den Hörnern anzugreifen.

Der Vorwand seiner Anwesenheit in der Nationalversammlung war eine merkwürdige Denkschrift über den Zustand unserer militärischen Kräfte; Kriegsminister seit dem vorhergehenden Tage, hatte er diese Arbeit in der Nacht gemacht und machen lassen: es war eine Anklage gegen Servan, welche in Wirklichkeit auf Grave und besonders auf Narbonne, seinen Vorgänger, zurückfiel.

Servan war nur zehn bis zwölf Tage lang Minister gewesen.

Dumouriez kam sehr stark: er verließ so eben den König, den er beschworen hatte, er möge treu sein dem von ihm in Betreff der Sanction der zwei Beschlüsse gegebenen Worte, und der König hatte ihm nicht nur ein Versprechen erneuert, sondern ihm auch gesagt, die Geistlichen, die er zu Rathe gezogen, um sein Gewissen sicher zu stellen, seien alle derselben Ansicht wie Dumouriez gewesen.

Der Kriegsminister ging auch gerade auf die Tribüne zu; er bestieg sie unter verworrenem Geschrei und wildem Gebrülle.

Hier angekommen, verlangte er kalt das Wort.

Es wurde ihm unter einem entsetzlichen Tumulte bewilligt.

Die Begierde, zu hören, was Dumouriez sagen würde, machte endlich, daß man sich besänftigte.

»Meine Herren,« sprach Dumouriez, »der General Gouvion ist getödtet worden, Gott hat ihn für seine Tapferkeit belohnt; er ist die Feinde Frankreichs bekämpfend gestorben; er ist sehr glücklich! Er ist nicht Zeuge unserer gräßlichen Zwistigkeiten! Ich beneide ihn um sein Loos!«

Mit großer Würde und tiefer Melancholie gesprochen, machten diese paar Worte Eindruck auf die Nationalversammlung; überdies war dieser Tod eine Diversion für die ersten Gefühle. Man berathschlagte über das, was man thun sollte, um der Familie des Generals sein Beileid zu bezeigen, und es wurde beschlossen, der Präsident sollte einen Brief schreiben.

Dann verlangte Dumouriez zum zweiten Male das Wort.

Es wurde ihm bewilligt.

Er zog seine Denkschrift ans der Tasche, doch kaum hatte er den Titel: *Denkschrift über das Kriegsministerium* gelesen, als Jacobiner und Girondisten zu brüllen anfangen, daß man die Lesung nicht gestatte.

Da las der Minister, unter dem Lärmen, den Eingang mit so kräftigem Ausdruck, mit so klarer Stimme, daß man hörte, dieser Eingang sei gegen die Factionen gerichtet und handle von den

einem Minister schuldigen Rücksichten.

Eine solche Festigkeit war gemacht, um die Zuhörer von Dumouriez im höchsten Grade zu erbittern, wären sie selbst in einer minder reizbaren Stimmung des Geistes gewesen.

»Hört Ihr ihn?« rief Guadet; »er glaubt sich schon so der Macht, daß er uns Rathschläge zu geben wagt!

»Warum nicht?« erwiderte ruhig Dumouriez, indem er sich gegen den Unterbrecher umwandte.

Wir haben vor langer Zeit schon gesagt, das Klügste in Frankreich sei der Muth: der Muth von Dumouriez imponierte seinen Gegnern; man schwieg oder man wollte wenigstens hören, und man horchte.

Die Denkschrift war verständig, lichtvoll, geschickt berechnet: so sehr man gegen den Minister eingenommen war, bei zwei Stellen klatschte man Beifall.

Lacuée, der Mitglied des Militär-Ausschusses war, bestieg die Tribune, um Dumouriez zu antworten; da rollte dieser eine Denkschrift zusammen und steckte sie ruhig in die Tasche.

Die Girondisten sahen die Bewegung; Einer von ihnen rief:

»Seht Ihr ihn, den Verräther? Er steckt eine Denkschrift wieder in die Tasche; er will sich mit seiner Denkschrift aus dem Staube machen . . . Halten wir ihn zurück! dieses Stück wird zu einer Beschämung dienen.«

Dumouriez, der nicht einen Schritt gegen die Thüre gemacht hatte, zog aber auf dieses Geschrei eine Denkschrift wieder aus der Tasche und übergab sie dem Huissier.

Ein Secretär streckte sogleich die Hand danach aus und suchte, nachdem er sie erhalten, die Unterschrift.

»Meine Herren,« sagte der Secretär, »die Denkschrift ist nicht unterzeichnet.«

»Er unterzeichne sie! er unterzeichne sie!« rief man von allen Seiten.

»Das war wohl meine Absicht,« erwiderte Dumouriez, »und die Schrift ist so gewissenhaft gemacht, daß ich nicht anstehe, ihr meinen Namen beizusetzen. Geben Sie mir Tinte und eine Feder.«

Man gab ihm eine in die Tinte getauchte Feder.

Er setzte seinen Fuß auf die Stufen der Tribüne und unterzeichnete die Denkschrift auf seinem Schooße.

Der Huissier wollte sie sodann wieder nehmen; Dumouriez schob aber seinen Arm zurück und legte die Denkschrift auf das Bureau; dann ging er mit kleinen Schritten und von Zeit zu Zeit stillstehend durch den Saal, und entfernte sich durch die unter den Bänken der Linken liegende Thüre.

Ganz das Gegentheil vom Eintritt, der von Geschrei und Gezische bedeckt gewesen war, wurde der Abgang von der größten Stille begleitet; die Zuschauer der Tribünen stürzten in die Gänge, um den Mann zu sehen, der einer ganzen Versammlung Trotz geboten hatte. Vor der Thüre der Feuillants war er von drei bis vierhundert Personen umgeben, die sich mit mehr Neugierde als Haß um ihn drängten, als hätten sie am Ende vorhersehen können, drei Monate später werde er Frankreich bei Valmy retten.

Einige royalistische Abgeordnete gingen hinter einander aus dem Saale weg und liefen Dumouriez nach; für sie unterlag es keinem Zweifel mehr: der General gehörte zu den Ihrigen. Das war es gerade, was Dumouriez vorhergesehen, und darum hatte er den König versprechen

lassen, er werde den zwei Decreten seine Sanction geben.

»Ei! General,« sagte Einer von ihnen, »sie machen den Teufel da drinnen.«

»Sie sind ihm das wohl schuldig,« erwiderte Dumouriez, »denn ich kenne nur den Teufel, der sie hat machen können.«

»Sie wissen nicht,« sagte ein Anderer, »es ist in der Nationalversammlung davon die Rede, Sie nach Orleans zu schicken und Ihnen dort den Proceß zu machen.«

»Gut!« versetzte Dumouriez, »ich brauche Feierzeit; ich werde dort Bäder nehmen, Molken trinken und ausruhen.«

»General,« rief ein Dritter, »sie haben so eben den Druck Ihrer Denkschrift beschlossen.«

»Desto besser! das ist eine Ungeschicklichkeit, welche alle Unparteiische zu mir zurückführen wird.«

Mitten unter diesem Geleite und unter diesen Aeufferungen kam er nach dem Schlosse.

Der König empfing ihn vortrefflich.

Der neue Conseil war versammelt.

Servan, Clavières und Roland entlassend, hatte Dumouriez für ihre Ersetzung besorgt sein müssen.

Als Minister des Innern hatte er Mourgues von Montpellier vorgeschlagen, einen Protestanten, Mitglied mehrerer Academien, ehemaligen Feuillant, der sich aus dem Clubb zurückgezogen.

Der König hatte diesen angenommen.

Als Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte er Maulde, Sémonville oder Naillac vorgeschlagen.

Der König hatte Naillac gewählt.

Als Finanzminister hatte er Vergennes, einen Neffen des früheren Ministers, vorgeschlagen.

Vergennes hatte dem König vollkommen zugesagt, und der König hatte sogleich nach ihm geschickt, doch Vergennes hatte, während er die tiefste Ergebenheit für den König kundgegeben, die Stelle ausgeschlagen.

Man hatte sodann beschlossen, dem Minister des Innern sollte interimistisch auch das Finanzministerium übertragen werden, und Dumouriez sollte, ebenfalls interimistisch, — in Erwartung von Naillac, der von Paris abwesend, — die auswärtigen Angelegenheiten besorgen.

Nur waren die vier Minister, die sich die ernste Lage der Dinge nicht verbargen, übereingekommen, wenn der König, nachdem er die Entlassung von Servan, Clavières und Roland erlangt, das Versprechen nicht halte, gegen welches diese Entlassung gemacht worden sei, werden sie abtreten.

Der neue Conseil war also, wie gesagt, versammelt.

Der König wußte schon, was in der Nationalversammlung vorgefallen; er beglückwünschte Dumouriez wegen der Haltung, die er beobachtet, sanctionirte unmittelbar den Beschluß über das Lager von zwanzigtausend Mann, verschob jedoch auf den andern Tag die Sanction des Decretes über die Priester.

Er wand einen Gewissenskrupel ein, der wie er sagte, von seinem Beichtiger gehoben werden müsse.

Die Minister schauten einander an; ein erster Zweifel hatte ihr Herz beschlichen.

Im Ganzen konnte aber das furchtsame Gewissen des Königs dieser Frist bedürfen, um sich

wiederzubefestigen.

Am andern Tage kamen die Minister ans die Frage vom vorhergehenden Abend zurück.

Doch die Nacht hatte ihr Werk gethan: der Wille, wenn nicht das Gewissen des Königs, hatte sich wiederbefestigt; er erklärte, er setze sein Veto dem Beschluß entgegen.

Die vier Minister, Einer nach dem Andern, — Dumouriez zuerst, er, dem das Wort verpfändet worden war, — sprachen mit Ehrfurcht, aber mit Festigkeit zum König.

Der König hörte sie, die Augen schließend, in der Haltung eines Mannes an, dessen Entschluß gefaßt ist.

Als sie geendigt hatten, sprach der König in der That:

»Meine Herren, ich habe einen Brief an den Präsidenten der Nationalversammlung geschrieben, um ihm meinen Entschluß mitzuthemen. Einer von Ihnen wird ihn contrasigniren, und Sie alle Vier werden ihn *miteinander in die Nationalversammlung tragen*.«

Das war ein Befehl ganz im Wesen des alten Regime, aber übel klingend in den Ohren constitutioneller, folglich verantwortlicher Minister.

»Sire,« sagte Dumouriez, nachdem er mit dem Blicke seine Collegen um Rath gefragt hatte, »haben Sie uns nichts mehr zu befehlen?«

»Nein,« antwortete der König.

Und er zog sich zurück.

Die Minister blieben und beschlossen sogleich, eine Audienz für den andern Tag zu verlangen.

Sie kamen überein, sich in keine Erklärung einzulassen, sondern gemeinschaftlich ihren Abschied zu begehren.

Dumouriez begab sich nach Hanse. Es war dem König beinahe geglückt, ihn, den seinen Politiker, den verschmitzten Diplomaten, den General mit dem durch die Intrigue verstärkten Muthe, zu hintergehen!

Er traf drei Billets von verschiedenen Personen, die ihm mittheilten, es finden Zusammenrottungen im Faubourg Saint Antoine und Berathungen bei Santerre statt.

Er schrieb sogleich an den König, um ihn von dem, was man ihm mittheilte, in Kenntniß zu setzen.

Eine Stunde nachher erhielt er folgendes, nicht vom König unterzeichnetes, aber eigenhändig von ihm geschriebenes Billet:

»Glauben Sie nicht, mein Herr, daß es gelingt, mich durch Drohungen einzuschüchtern; mein Entschluß ist gefaßt.«

Dumouriez nahm eine Feder und schrieb dagegen:

»Sire, Sie beurtheilen mich schlecht, wenn Sie mich der Anwendung eines solchen Mittels fähig glaubten. Meine Collegen und ich, wir haben die Ehre gehabt, an Eure Majestät zu schreiben, daß sie uns die Gnade bewillige, uns morgen Vormittag um zehn Uhr zu empfangen; ich bitte mittlerweile Eure Majestät inständig, einen Nachfolger für mich zu wählen, der mich binnen vierundzwanzig Stunden, in Betracht der Dringlichkeit der Angelegenheit des Kriegsministeriums, ersetzen kann, und meine Entlassung anzunehmen.«

Er ließ diesen Brief durch seinen Secretär überbringen, um einer Antwort darauf sicher zu sein.

Der Secretär wartete bis Mitternacht und kam um halb ein Uhr mit folgendem Billet zurück:

»Ich werde morgen um zehn Uhr meine Minister sehen, und wir sprechen sodann über das, was Sie mir schreiben.«

Die Gegenrevolution zettelt sich augenscheinlich im Schlosse an.

Man hatte in der that Kräfte, auf die man rechnen konnte;

Eine constitutionelle Garde von sechstausend Mann, zwar verabschiedet, aber bereit, sich auf den ersten Ruf zu versammeln;

Sieben bis achttausend St. Ludwigs-Ritter, deren rothes Band das Erkennungszeichen war;

Drei Batallione Schweizer, jedes von sechzehnhundert Mann, eine Elitetruppe, unerschütterlich wie die alten helvetischen Felsen;

Sodann, besser als Alles dies, einen Brief von Lafayette, in welchem sich der Satz fand:

»Harren Sie aus, Sire! Stark durch Machtvollkommenheit, die Ihnen die Nationalversammlung zuerkannt hat, werden Sie alle gute Bürger um Ihren Thron geschaart finden!«

Man vernehme, was man thun konnte, was man im Sinne hatte:

Mit einem Pfiffe constitutionelle Garde, St. Ludwigs-Ritter und Schweizer versammeln;

An demselben Tag, zur selben Stunde die Kanonen der Sektionen nehmen; den Clubb der Jacobiner und die Nationalversammlung schließen; alle Royalisten der Nationalgarde vereinigen, — was ein Contingent von ungefähr fünfzehntausend Mann bilden würde, — und Lafayette erwarten, der in drei Tagen mit forcirten Märschen von den Ardennen kommen konnte.

Zum Unglück wollte die Königin nichts von Lafayette hören.

Lafayette war die gemäßigte Revolution, und nach der Ansicht der Königin konnte diese Revolution sich feststellen, ausdauern, Halt bekommen; die Revolution der Jacobiner würde im Gegentheil das Volk bald aufs Aeußerte treiben, und könnte keine Consistenz haben.

Oh! wenn Charny da gewesen wäre! doch man wußte nicht einmal, wo Charny war, und hätte man es auch gewußt, so wäre es eine zu große Erniedrigung, wenn nicht für die Königin, doch für die Frau gewesen, zu ihm seine Zuflucht zu nehmen.

Die Nacht verging im Schlosse stürmisch und in Berathungen; man hatte die Mittel zur Vertheidigung und sogar zum Angriffe, doch keine Hand, welche stark genug, um sie zu vereinigen und zu lenken.

Um zehn Uhr Morgens befanden sich die Minister beim König.

Das war am 16. Juni.

Der König empfing sie in seinem Zimmer.

Duranthon führte das Wort.

Im Namen Aller bat er, mit einer zarten und tiefen Ehrfurcht, um die Entlassung seiner Collegen und um die seine.

»Ja, ich begreife,« sagte der König, »die Verantwortlichkeit!«

»Sire,« rief Lacoste, »die königliche Verantwortlichkeit, ja; was uns betrifft, glauben Sie, wir sind bereit, für Eure Majestät zu sterben; aber für die Priester sterbend würden wir nur den Fall des Königthums beschleunigen!«

Ludwig XVI. wandte sich an Dumouriez und sagte zu ihm:

»Mein Herr, sind Sie immer noch der Gesinnung, die Ihr Brief von gestern gegen mich ausdrückte?«

»Ja, Sire,« antwortete Dumouriez, »wenn sich Eure Majestät nicht durch unsere Treue und

unsere Ergebenheit besiegen läßt.«

»Nun wohl,« sprach der König mit düsterer Miene, »da Ihr Entschluß gefaßt ist, so nehme ich Ihre Entlassung an; ich werde die nöthigen Vorkehrungen treffen.«

Alle Vier verbeugten sich; Mourgues hatte sein Entlassungsgesuch schriftlich bei sich; er gab es dem König.

Die drei Andern trugen es mündlich vor.

Die Höflinge warteten im Vorzimmer; sie sahen die vier Minister herauskommen und erkannten an ihren Mienen, daß Alles beendet war.

Die Einen freuten sich, die Andern erschrakten darüber.

Die Atmosphäre wurde schwer wie an den heißen Sommertagen; man fühlte den Sturm kommen.

Vor der Thüre der Tuileries traf Dumouriez den Commandanten der Nationalgarde, Herrn von Romainvilliers.

Er war so eben in aller Hast hier angekommen.

»Herr Minister,« sagte er, »ich laufe hierher, um Ihre Befehle einzuholen.«

»Ich bin nicht mehr Minister, mein Herr,« erwiderte Dumouriez.

»Man bemerkt aber Zusammenrottungen in den Vorstädten.«

»Lassen Sie sich die Befehle vom König geben.«

»Das drängt.«

»So beeilen Sie sich! Der König hat meine Entlassung angenommen.«

Herr von Romainvilliers sprang die Stufen hinab.

Am 17. Morgens sah Dumouriez die Herren von Chambounas und Lajard bei sich eintreten. Beide erschienen im Auftrage des Königs, Chambounas, um das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und Lajard, um das des Krieges in Empfang zu nehmen.

Der König erwartete am andern Morgen, am 18., Dumouriez, um mit ihm seine letzte Arbeit der Verrechnung und der geheimen Ausgaben abzuschließen.

Als man ihn wieder im Schlosse erscheinen sah, glaubte man, er kehre zu seinem Posten zurück, und man drängte sich um ihn, um ihm Glück zu wünschen.

»Meine Herren,« sagte Dumouriez, »nehmen Sie sich in Acht! Sie haben es nicht mit einem Manne zu thun, der zurückkehrt, sondern mit einem Manne, der abgeht: ich komme, um meine Rechenschaft abzulegen!«

Sogleich entstand ein leerer Raum um ihn.

In diesem Augenblicke meldete ein Huissier, der König erwarte Herrn Dumouriez in seinem Gemache.

Der König hatte seine ganze Heiterkeit wiedererlangt.

War das Seelenstärke? war es trügerische Sicherheit?

Dumouriez legte seine Rechenschaft ab.

Nachdem die Arbeit beendet war, stand Dumouriez auf.

»Sie werden sich also wieder zur Armee von Luckner begeben?« sagte der König, während er sich in seinem Lehnstuhle zurückwarf.

»Ja, Sire; ich scheid mit Wonne von dieser gräulichen Stadt und habe nur ein Bedauern: daß ich Sie hier in Gefahr lasse.«

»In der That,« sprach der König mit anscheinender Gleichgültigkeit, »ich kenne die Gefahr, die mich bedroht!«

»Sire,« sagte Dumouriez, »Sie müssen einsehen, daß ich nun nicht mehr aus persönlichem Interesse zu Ihnen rede: einmal aus dem Conseil entfernt, bin ich auf immer von Ihnen getrennt; aus Treue also, im Namen der reinsten Anhänglichkeit, aus Vaterlandsliebe, für Ihr Heil, für das der Krone, der Königin, Ihrer Kinder, im Namen Alles dessen, was dem Herzen des Menschen theuer und heilig ist, flehe ich Eure Majestät an, sie möge nicht auf der Anwendung ihres *Veto* bestehen: diese Hartnäckigkeit wird zu nichts nützen, und Sie werden sich zu Grunde richten, Sire.«

»Reden Sie nicht mehr hiervon,« entgegnete ungeduldig Ludwig XVI.: »mein Entschluß ist gefaßt.«

»Sire! Sire! Sie haben mir dasselbe hier in diesem Zimmer vor der Königin gesagt, als Sie mir die Decrete zu sanctioniren versprochen.«

»Ich habe Unrecht gehabt, Ihnen dies zu versprechen, und ich bereue es.«

»Sire, ich wiederhole Ihnen, — es ist dies das letzte Mal, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen, verzeihen Sie also meine Freimüthigkeit: ich bin drei und fünfzig Jahre alt und besitze Erfahrung, — nicht, als Sie mir die Decrete zu sanctioniren versprochen, hatten Sie Unrecht, sondern heute, da Sie sich weigern, Ihr Versprechen zu halten, haben Sie Unrecht . . . Man mißbraucht Ihr Gewissen, Sire; man führt Sie zum Bürgerkriege; Sie sind ohne Macht, Sie werden unterliegen: und die Geschichte wird Ihnen, während sie Sie beklagt, vorwerfen, Sie haben die Mißgeschicke Frankreichs verursacht.«

»Die Mißgeschicke Frankreichs?« versetzte der König; »mir, behaupten Sie, werde man sie vorwerfen?«

»Ja, Sire.«

»Gott ist aber mein Zeuge, daß ich nur sein Glück will.«

»Ich bezweifle es nicht, Sire; Sie sind jedoch Gott nicht nur für die Reinheit, sondern auch für die erleuchtete Ausführung Ihrer Intentionen Rechenschaft schuldig. Sie glauben die Religion zu retten: Sie vernichten sie; die Priester werden umgebracht werden; Ihre zerbrochene Krone wird in Ihrem Blute, in dem der Königin, in dem Ihrer Kinder vielleicht rollen, o mein König! mein König!« rief Dumouriez.

Und er drückte fast erstickend seine Lippen auf die Hand, die ihm Ludwig XVI. reichte.

Da sprach der König mit einer Heiterkeit und einer Majestät, der man ihn nicht hätte sollen fähig halten:

»Sie haben Recht, ich bin auf den Tod gefaßt; und ich verzeihe ihn zum Voraus meinen Mördern . . . Sie haben mir gut gedient; ich schätze Sie und weiß Ihnen Dank für Ihre Empfindsamkeit . . . Gott befohlen, mein Herr!«

Und rasch aufstehend, zog sich der König in eine Fenstervertiefung zurück.

Dumouriez nahm langsam seine Papiere zusammen, um Zeit zu haben, sein Gesicht den Umständen anzupassen, und dem König Zeit zu lassen, ihn zurückzurufen. Dann wandte er sich mit kleinen Schritten nach der Thüre, bereit, auf das erste Wort, das ihm der König sagen würde, zurückzukommen; doch dieses erste Wort war zugleich das letzte.

»Gott besohlen, mein Herr! seien Sie glücklich!« sagte der König.

Nach diesen Worten war es nicht möglich, einen Augenblick länger zu bleiben.

Dumouriez ging ab.

Das Königthum hatte mit seiner letzten Stütze gebrochen; der König hatte seine Larve abgenommen.

Er stand mit entblößtem Gesichte vor dem Volke.

Sehen wir, was es seinerseits that, — dieses Volk.

CXXXIX.

Eine Zusammenkunft in Charenton.

Ein Mann war den ganzen Tag im Faubourg Saint-Antoine, in Generalsuniform, auf einem dicken flämischen Rosse hin- und hergeritten, hatte rechts und links die Hände gedrückt, hier die schönen Mädchen geküßt, dort den jungen Leuten zu trinken bezahlt.

Das war einer von den sechs Erben von Lafayette, der Bataillonschef Santerre.

Bei ihm, wie ein Adjutant bei seinem General reiten würde, ritt auf einem kräftigen Pferde ein Mann, in welchem man nach seiner Tracht einen Patrioten vom Lande erkennen konnte.

Eine Narbe ließ ihre Spur auf seiner Stirne, und wie der Bataillonschef ein treuherziges Lächeln, ein offenes Gesicht hatte, so hatte er ein finsternes Auge, eine drohende Physiognomie.

»Haltet Euch bereit, meine guten Freunde, wachet über die Nation! Die Verräther haben sich gegen sie verschworen, doch wir sind da,« sagte Santerre.

»Was sollen wir thun, Herr Santerre?« fragten die Vorstädter. »Sie wissen, daß wir Ihnen gehören! Wo sind die Verräther? führen Sie uns gegen sie.«

»Wartet,« erwiderte Santerre. »Wenn der Augenblick gekommen ist! . . . «

»Und der Augenblick kommt?«

Santerre wußte es nicht; doch aufs Gerathewohl antwortete er:

»Ja, ja, seid ruhig, man wird Euch davon in Kenntniß setzen.«

Und der Mann, der Santerre folgte, neigte sich auf den Hals eines Pferdes, sprach gewissen Leuten, die er an gewissen Zeichen erkannte, ins Ohr und sagte zu Ihnen:

»Am 20. Juni am 20. Juni! Am 20. Juni!«

Und die Leute gingen mit diesem Datum: auf zehn, zwanzig, dreißig Schritte bildete sich eine Gruppe um sie, und das Datum kreiste: »Am 20. Juni!«

Was würde man am 20. Juni thun? Man wußte es nicht; was man aber wußte, war, man würde etwas thun.

Unter der Zahl der Menschen, denen dieses Datum mitgetheilt worden, konnte man einige erkennen, die den schon von uns erzählten Ereignissen nicht fremd sind.

Saint-Huruge, den wir am 5. October Morgens, vom Garten des Palais-Royal eine erste Schaar nach Versailles führend, haben abgehen sehen; Saint-Huruge, dieser von seiner Frau vor 1789 betrogene Ehemann, in die Bastille gesetzt, am 14. Juli befreit, und sich am Adel und am Königthum für seine ehelichen Mißgeschicke und seine ungesetzliche Einkerkung rächend.

Verrières, — nicht wahr, Sie kennen ihn? — er ist uns zweimal erschienen, dieser bis ans Kinn gespaltene Buckelige der Apokalypse: einmal in der Schenke von Sèvres mit Marat und dem als Frau verkleideten Herzog von Aiguillon; ein andermal auf dem Marsfelde einen Augenblick, ehe das Feuer begann.

Fournier der Americaner, der durch die Räder eines Wagens auf Lafayette geschossen hat, und dessen Flinte versagte; er verspricht sich diesmal einen Höheren Punkt, als den Commandanten der Nationalgarde zu treffen, und damit sein Gewehr nicht versagte, wird er mit einem Schwerte

schlagen.

Herr von Beausire, der die Zeit, die wir ihn im Schatten gelassen, nicht benützt hat, um sich zu bessern; Herr von Beausire, der Mademoiselle Oliva aus den Händen des sterbenden Mirabeau wiederangenommen, wie der Chevalier des Grioux Manon Lescaut aus den Händen wiedernahm, die, nachdem sie sie einen Augenblick aus dem Kothe aufgehoben, dieselbe wieder in den Schlamm fallen ließen.

Monchy, ein krummes, hinkendes, säbelbeiniges Männchen, aufgeputzt mit einer ungeheuren dreifarbigigen Schärpe, die ihm den halben Leib bedeckt, Municipalbeamter, Friedensrichter, was weiß ich?

Gonchon, der Mirabeau des Volkes, den Pitou noch häßlicher fand als den Mirabeau des Adels; Gonchon, der mit dem Aufruhr verschwand, wie in einem Zauberstücke, um später und immer hitziger, immer erschrecklicher, immer giftiger wiederzuerscheinen, der Dämon verschwindet, dessen der Autor für den Augenblick nicht bedarf.

Sodann, mitten unter dieser ganzen um die Ruinen der Bastille, wie auf einem zweiten Aventinischen Berge, versammelten Menge ging ein junger Mann hin und her, — mager, bleich, mit glatten Haaren, mit Augen voller Blitze, einsam wie der Adler, den er später zum Emblem nehmen sollte, Niemand kennend und Niemand bekannt.

Das war der Artillerielieutenant Bonaparte, zufällig im Urlaub in Paris, der junge Mann, über den wie man sich erinnert, am Tage, wo er bei den Jacobinern erschienen war, Cagliostro Gilbert eine so seltsame Prophezeiung gemacht hatte.

Durch wen war diese ganze Menge in Bewegung gesetzt, angereizt? Durch einen Mann mit der mächtigen Halsgestalt, mit der Löwenmähne, mit der brüllenden Stimme, den Santerre, nach Hause kehrend, in seiner Hinterbude, wo er ihn erwartete, finden sollte, — durch Danton!

Das ist die Stunde, wo der furchtbare Revolutionsmann, — der uns nur durch den Lärm, den er im Parterre des Théâtre-François bei der Vorstellung von Karl IX. von Chénier gemacht hat, und durch seine entsetzliche Beredsamkeit auf der Tribüne der Cordeliers bekannt ist, — wirklich auf der politischen Bühne erscheint, von der er seine Riesenarme ausstrecken soll?

Woher kommt die Macht dieses Menschen, der so unheilvoll für das Königthum sein wird? Von der Königin selbst!

Sie hat Lafayette nicht bei der Mairie von Paris haben wollen, die haßerfüllte Oesterreicherin; sie hat ihm Pétion vorgezogen, der Mann der Reise von Varennes, der sich, kaum auf der Mairie, durch seinen Befehl, die Tuilerien zu überwachen, mit dem König in Kampf gesetzt.

Pétion hatte zwei Freunde, die er zu seiner Rechten und seiner Linken an des Tage führte, wo er vom Stadthause Besitz ergriff: Manuel zu seiner Rechten, Danton zu seiner Linken.

Er hatte Manuel, zum Anwalt der Commune gemacht, Danton zu seinem Substituten.

Vergniaud hatte, nach den Tuilerien deutend, auf der Tribüne gesagt:

»Der Schrecken ist so oft aus diesem unseligen Palaste im Namen des Despotismus hervorgegangen; er kehre dahin im Namen des Gesetzes zurück!«

Nun, es war die Stunde gekommen, durch einen materiellen Act das schöne und furchtbare Bild des Redners der Gironde zu übersetzen; man mußte den Schrecken im Faubourg Saint-Antoine holen und ihn mit seinem mißtönigen Geschrei und seinen gekrümmten Armen in den Palast von Catharina von Medici treiben.

Wer konnte ihn besser hervorrufen, als der entsetzliche revolutionäre Zauberer, den man

Danton nannte?

Danton hatte breite Schultern, eine mächtige Hand, eine athletische Brust, in der ein starkes Herz schlug; Danton, das war der Tamtam der Revolution; den Schlag, den er empfing, gab er sogleich durch ein gewaltiges Vibrieren zurück, das sich auf die Menge, diese berauschend, verbreitete; Danton berührte einerseits das Volk durch Hubert, andererseits den Thron durch den Herzog von Orleans. Danton, zwischen dem Contremarquenhändler an der Straßenecke und dem königlichen Prinzen an der Ecke des Thrones, Danton hatte vor sich ein ganzes vermittelndes Clavier, von dem jede Taste mit einer socialen Fiber correspondirte.

Werft die Blicke auf diese Tonleiter! sie durchläuft zwei Octaven und ist im Einklange mit seiner mächtigen Stimme:

Hébert, Legendre, Gonchon, Rossignol, Momore, Brune, Huguénin, Rotondo, Santerre, Fabre d'Eglantine, Camille Desmoulins, Dugazon, Lazuski, Sillery, Genlis, der Herzog von Orleans.

Denn bemerke wohl, daß wir hier nur die sichtbaren Grenzen setzen. Wer wird uns nun sagen, wie tief sie hinabgeht, und wie hoch sie sich erhebt, diese Macht, über deren Grenzen unser Auge sich verliert?

Diese Macht war es, die den Faubourg Saint-Antoine aufwiegelte.

Schon am 16. nimmt ein Danton ergebener Mann, der Pole Lazuski, Mitglied des Rathes der Commune, die Sache in Angriff.

Er kündigt im Rathe an, am 20. Juni werden die zwei Vorstädte, der Faubourg Saint-Antoine und der Faubourg Saint-Marceau, der Nationalversammlung und dem König Petitionen in Beziehung auf das Veto über das die Priester betreffende Decret überreichen, und sie werden zugleich auf der Terrasse der Feuillants einen Freiheitsbaum zum Andenken an die Sitzung vom Ballhause und an den 20. Juni 1789 pflanzen.

Der Rath verweigert seine Genehmigung.

»Man wird sie entbehren können,« flüsterte Danton Lazuski ins Ohr.

Und Lazuski wiederholte laut: »Man wird sie entbehren können.«

Das Datum des 20. Juni hatte folglich eine sichtbare Bedeutung und eine verborgene Bedeutung.

Die eine, die der Vorwand war: dem König eine Petition überreichen und einen Freiheitsbaum pflanzen.

Die andere, die das nur einigen Adepten bekannte Ziel war: Frankreich von Lafayette und den Feuillants erretten, und den unverbesserlichen König, den König des alten Regime, davon unterrichten, es gebe politische Stürme, in denen ein Monarch mit seinem Throne, mit seiner Krone, mit seiner Familie untergehen könne, wie in den Abgründen des Oceans ein Schiff mit Mann und Maus versinkt.

Danton erwartete, wie gesagt, Santerre in seiner Hinterbude. Er hatte ihm am vorhergehenden Tage durch Legendre sagen lassen, er brauche am nächsten Tage einen Anfang von Aufstand im Faubourg Saint-Antoine.

Am andern Tage war sodann Billot beim patriotischen Bierbrauer erschienen, hatte das Erkennungszeichen gemacht und ihm angekündigt, der Ausschuß gebe ihn für den ganzen Tag seiner Person bei.

Darum wußte Billot, während er das Ansehen hatte, als sei er der Adjutant von Santerre, mehr als Santerre selbst.

Danton hatte sich mit Santerre auf die Nacht des kommenden Tages in einem kleinen Hanse in Charenton, das auf dem rechten Ufer der Marne, am Ende der Brücke lag, zusammenbestellt.

Hier sollten sich alle jene Männer mit den seltsamen, unbekanntenen Existenzen treffen, die man immer den Lauf der Aufstände lenkend findet.

Jeder war pünktlich beim Rendez-vous.

Die Leidenschaften von allen diesen Menschen waren verschieden. Wo hatten sie ihren Ursprung genommen? Darüber wäre eine ganze düstere Geschichte zu schreiben.

Einige handelten aus Liebe für das Vaterland; Viele, wie Billot, aus Rache für empfangene Beleidigungen; eine noch größere Zahl aus Haß, aus Nothdurft, aus schlechten Instincten.

Im ersten Stocke war ein geschlossenes Zimmer, in das nur die Häupter einzutreten das Recht hatten; sie kamen daraus herab, mit genauen, scharfen Instructionen: man hätte glauben sollen, es sei ein Tabernakel, wo ein unbekannter Gott die Aussprüche von sich gebe.

Ein riesiger Plan von Paris war auf einem Tische aufgelegt.

Der Finger von Danton zeichnete darauf die Quellen, die Zuflüsse, den Lauf und den Vereinigungspunkt dieser Menschenbäche und Menschenströme, welche zwei Tage nachher Paris überschwemmen sollten.

Der Bastille-Platz, nach welchem man durch die Straßen des Faubourg Saint-Antoine, durch das Quartier des Arsens, durch den Faubourg Saint-Marceau mündet, wurde als Sammelplatz bezeichnet; die Nationalversammlung als Vorwand; die Tuilerien als Ziel.

Das Boulevard war die breite, sichere Straße, auf diese ganze tosende Woge verlaufen sollte.

Nachdem Jedem die Posten angewiesen waren, nachdem Jeder sich dabei einzufinden versprochen hatte, trennte man sich.

Das allgemeine Losungswort war:

»Mit dem Schlosse ein Ende machen!«

Auf welche Art würde man ein Ende machen?

Das blieb unbestimmt.

Den ganzen Tag des 19. hielten sich Gruppen auf der Stelle der Bastille, in der Umgegend des Arsens, im Faubourg Saint-Antoine auf.

Plötzlich erschien mitten unter diesen Gruppen eine kühne, erschreckliche Amazone, roth angethan, Pistolen im Gürtel und an der Seite jenen Säbel, der durch achtzehn andere Wunden das Herz von Suleau suchen und finden sollte.

Das war Théroigne von Méricourt, die schöne Lütticherin.

Wir haben sie auf der Straße von Versailles am 5. Oktober gesehen. Wie ist es ihr seit jener Zeit ergangen?

Lüttich hat sich empört: Théroigne wollte ihrer Vaterstadt zu Hilfe eilen; sie wurde unter Weges durch Agenten von Leopold verhaftet und achtzehn Monate lang in den Gefängnissen Oesterreichs festgehalten.

Ist sie entflohen? hat man sie gehen lassen? hat sie ihr Gitter durchfeilt? hat sie ihren Kerkermeister bestochen? Alles dies ist geheimnißvoll wie der Anfang ihres Lebens, gräßlich wie das Ende.

Wie dem sein mag, sie kommt zurück! Sie ist da! Von der Courtisane des Reichthums ist sie die Buhlerin des Volkes geworden; der Adel hat ihr das Geld gegeben, mit dem sie die wohl

gehärteten Klingen, die damascirten Pistolen kaufen wird, um ihre Feinde damit zu treffen.

Das Volk erkennt sie auch und empfängt sie mit gewaltigem Geschrei.

Wie rechtzeitig kommt sie, so roth gekleidet, für das blutige Fest am andern Tage an, die schöne Théroigne! Am Abend desselben Tages sieht sie die Königin längs der Terrasse der Feuillants hingaloppiren; sie begibt sich vom Bastille-Platze nach den Champs»Elysées, von der Volksversammlung zum patriotischen Bankett.

Von den Mansarden der Tuilerien, zu denen sie bei dem Geschrei, das sie gehört, hinaufgestiegen ist, erblickt die Königin zugerichtete Tafeln; der Wein kreist, patriotische Gesänge erschallen, und bei jedem Toast auf die Nationalversammlung, auf die Gironde, auf die Freiheit strecken die Tischgenossen die Faust gegen die Tuilerien aus.

Der Schauspieler Dugazon singt Lieder gegen den König und gegen die Königin, und vom Schlosse aus können der König und die Königin das Beifallklatschen hören, das auf jeden Refrain erfolgt.

Wer sind die Tischgenossen?

Die Föderierten von Marseille, geführt von Barbaroux: sie sind am Tage vorher angekommen.

Am 18. Juni hat der 10. August seinen Einzug in Paris gehalten!

CXL.

Der 20. Juni.

Der Tag kommt frühzeitig im Monat Juni.

Um fünf Uhr Morgens waren die Bataillons versammelt.

Diesmal war der Aufstand geregelt; er hatte den Anblick einer Invasion angenommen.

Das Volk unterzog sich, Chefs anerkennend, einer Disciplin, hatte seinen bezeichneten Platz, eine Reihe, seine Fahne.

Santerre war zu Pferde mit einem Stabe von Leuten aus der Vorstadt.

Billot verließ ihn nicht; man hätte glauben sollen, er sei durch eine verborgene Macht beauftragt, ihn zu bewachen.

Die Versammlung war in drei Armeecorps abgetheilt:

Santerre commandierte das erste;

Saint-Huruge das zweite;

Théroigne von Méricourt das dritte.

Gegen elf Uhr Morgens setzte sich auf einen von einem Unbekannten überbrachten Befehl die ungeheure Masse in Marsch.

Bei ihrem Abgange von der Bastille bestand sie aus ungefähr zwanzigtausend Mann.

Diese Schaar bot einen seltsamen, wilden, erschrecklichen Anblick!

Das von Santerre angeführte Bataillon war das regelmäßige; es fanden sich dabei viele Uniformen und als Waffen eine Anzahl Flinten und Bajonnete.

Doch die zwei andern, waren die Armee des Volkes, eine Armee in Lumpen, hohläugig, abgemagert; vier Jahre Brodtheuerung und Hungersnoth und in diesen vier Jahren drei Revolutionen!

Das war der Schlund, aus der diese Armee hervorkam.

Hier auch keine Uniformen, keine Flinten, Kittel in Fetzen, zerrissene Blousen, seltsame Waffen in einer ersten Aufwallung des Zornes ergriffen: Pieken, Spieße, abgestumpfte Lanzen, Säbel ohne Griff, Messer an das Ende langer Stöcke gebunden, Zimmermannsäxte, Maurerhämmer, Schusterkneife.

Sodann, als Standarten, ein Galgen mit einer an einem Stricke bammelnden Puppe, die Königin vorstellend; ein Ochsenkopf mit seinen Hörnern, mit denen sich eine obscöne Devise verschlingt; ein Kalbsherz an einen Spieß gesteckt mit dem Worte: *Aristokratenherz*.

Ferner Fahnen mit den Wahlsprüchen:

Die Sanction oder den Tod!

Zurückberufung der patriotischen Minister!

Zittere, Tyrann! Deine Stunde ist gekommen!

An der Ecke der Rue Saint-Antoine spaltete sich die Schaar.

Santerre und seine Nationalgarde folgten dem Boulevard; Santerre hatte seine Uniform als

Bataillonschef; Saint-Huruge, auf einem trefflich gezäumten Pferde reitend, das ihm ein unbekannter Stallknecht gebracht hatte, und Théroigne von Méricourt, auf einer von Leuten mit bloßen Armen gezogenen Kanone liegend, folgten der Rue Sainte-Antoine.

Man sollte sich bei den Feuillants wiedervereinigen.

Drei Stunden lang defilierte die Armee, auf ihrem Marsche die Bevölkerung der Quartiere, durch die man zog, fortreißend.

Sie war jenen Strömen ähnlich, welche, wachsend, springen und schäumen.

Auf jedem Kreuzwege wuchs sie an, an jeder Ecke schäumte sie.

Die Masse dieses Volkes war schweigsam; nur trat sie in Zwischenräumen auf eine unerwartete Weise aus diesem Stillschweigen hervor und stieß ungeheures Geschrei aus, oder sang das bekannte *Ça ira* von 1790, das, allmählig sich modifizierend, von einem Ermunterungsgesang ein Drohungsgesang wurde; endlich ließ sie die Rufe ertönen: »Es lebe die Nation! es leben die Sansculottes! nieder mit Herrn und Frau *Veto!*«

Lange, ehe man die Köpfe der Colonne erblickte, hörte man das Geräusch der Tritte dieser Menge, wie man das Rauschen einer steigenden Fluth hört; sodann, von Zeit zu Zeit, ertönte der Ausbruch ihrer Gesänge, ihrer Schreie, ihrer Rufe, wie das Pfeifen des Sturmes durch die Lüfte ertönt.

Auf dem Vendome-Platze angelangt, fand das Armeecorps von Santerre, das den Pappelbaum trug, der auf die Terrasse der Feuillants gepflanzt werden sollte, einen Posten von der Nationalgarde, der ihm den Weg versperrte; nichts wäre dieser Masse leichter gewesen, als den Posten zwischen ihren tausend Falten zu zermalmen; doch nein, das Volk hatte sich ein Fest versprochen und wollte lachen, sich belustigen, Herrn und Frau *Veto* erschrecken: es wollte nicht tödten. Diejenigen, welche den Baum trugen, gaben das Vorhaben, ihn auf die Terrasse zu pflanzen, auf und pflanzten ihn in den Hof in der Nähe der Capucines.

Die Nationalversammlung hörte den ganzen Lärm seit fast einer Stunde, als die Commissäre dieser Menge kamen und für diejenigen, welche sie vertraten, um die Erlaubniß baten, vor ihr defilieren zu dürfen.

Vergniaud verlangte die Zulassung, zu gleicher Zeit machte er aber den Antrag, sechzig Deputirte abzuschicken, um das Schloß zu beschützen.

Die Girondisten wollten auch den König und die Königin erschrecken, doch sie wollten nicht, daß man ihnen Böses zufüge.

Ein Feuillant bekämpfte den Antrag von Vergniaud und sagte, diese Vorsichtsmaßregel wäre eine Ungerechtigkeit gegen das Volk von Paris.

Lag nicht die Hoffnung auf ein Verbrechen unter diesem scheinbaren Vertrauen? Die Zulassung wird bewilligt, das Volk der Vorstädte wird in Waffen im Saale defilieren.

Als bald öffnen sich die Thüren und gewähren den dreißigtausend Petitionären Durchgang. Das Defilé beginnt um Mittag und ist erst um drei Uhr zu Ende.

Das Volk hat den ersten Theil von dem, was es verlangte, erreicht; es hat vor der Nationalversammlung defilirt, es hat seine Petition vorgelesen, es bleibt ihm nur noch übrig, vom König seine Sanction zu verlangen.

Wenn die Nationalversammlung die Deputation empfangen hatte, wie war es dem König möglich, sie nicht zu empfangen? Der König war sicherlich kein vornehmerer Herr, als der Präsident, da der König, wenn er zum Präsidenten kam, nur ein dem seinigen ähnliches Fauteuil,

und zwar zu seiner Linken hatte.

Der König ließ auch antworten, er werde die Petition Überreicht von zwanzig Personen empfangen.

Das Volk hatte nie geglaubt, es sollte ihm der Eintritt in die Tuileries gestaltet sein; es rechnete darauf, seine Abgeordneten werden eintreten, während es selbst unter den Fenstern defilieren würde.

Alle diese Fahnen mit drohenden Wahlsprüchen, alle diese kläglichen Standarten würde es den König und die Königin durch die Fensterscheiben sehen lassen.

Alle gegen das Schloß gehende Thüren hatte man geschlossen; es waren sowohl, im Hofe als im Garten der Tuileries, drei Linienregimenter, zwei Schwadronen Gendarmerie, mehrere Bataillons Nationalgarde und vier Kanonen.

Die königliche Familie sah aus den Fenstern diesen scheinbaren Schutz und schien ziemlich ruhig.

Immer ohne schlimme Absicht, verlangte indessen das Volk, daß man ihm das Gitter öffne, das nach der Terrasse der Feuillants ging.

Die Officiere, die es bewachten, weigerten sich, es ohne den Befehl des Königs zu öffnen.

Da verlangten drei Municipalbeamte den Eintritt, um den Befehl zu holen.

Man ließ sie passieren.

Montjoye, der Verfasser der Geschichte von Marie Antoinette, hat ihre Namen aufbewahrt.

Es waren Boucher René, Boucher-Saint-Sauveur und Mouchet; Mouchet, dieser kleine Friedensrichter des Marais, krumm, säbelbeinig, ein Zwerg, mit der ungeheuren dreifarbigem Schärpe.

Sie wurden ins Schloß eingelassen und zum König geführt.

Mouchet nahm das Wort und sprach:

»Sire, eine Volksschaar marschirt unter der Aegide des Gesetzes; Sie dürfen keine Besorgniß haben: friedliche Bürger haben sich vereinigt, um eine Petition an die Nationalversammlung zu machen, und wollen ein bürgerliches Fest aus Veranlassung des im Ballhause im Jahre 1789 ausgesprochenen Schwures feiern. Die Bürger verlangen über die Terrasse der Feuillants zu passiren, deren Thor nicht nur geschlossen ist, sondern zu welcher auch den Zugang eine aufgepflanzte Kanone verwehrt. Wir kommen nun, um zu bitten, Sire, daß dieses Gitter geöffnet und ein freier Durchgang gestattet werde.«

»Mein Herr,« erwiderte der König, »ich sehe an Ihrer Schärpe, daß Sie Municipalbeamter sind; es ist also Ihre Sache, das Gesetz vollziehen zu machen. Halten Sie es der Nationalversammlung wegen für nothwendig, so lassen Sie das Thor der Terrasse der Feuillants öffnen: die Bürger mögen über diese Terrasse defiliren und durch das Thor der Stallungen abgehen. Verständigen Sie sich zu diesem Ende mit dem Herrn Obercommandanten der Garde und sorgen Sie besonders dafür, daß die öffentliche Ruhe nicht gestört wird.«

Die drei Municipalbeamten verbeugten sich und gingen ab, in Begleitung eines Officiers, der beauftragt war, zu bekräftigen, der Befehl, das Thor zu öffnen, sei wirklich vom König selbst gegeben worden.

Man öffnete das Gitter.

Sobald das Gitter geöffnet war, wollte Jeder hinein.

Es war zum Ersticken; man weiß, was die erstickende Menge ist: das ist der Dampf der ausbricht und zertrümmert.

Das Gitter der Terrasse der Feuillants krachte wie ein Weidengeflechte.

Die Menge athmete und verbreitete sich heiter im Garten.

Man hatte es versäumt, das Thor der Stallungen zu öffnen.

Als sie dieses Thor geschlossen fand, defilirte die Menge vor der im Spalier an der Façade der Tuileries aufgestellten Nationalgarde.

Dann ging sie durch das Thor vom Quai ab, und da sie im Ganzen nach ihrer Vorstadt zurückkehren mußte, so wollte sie den Weg durch die Einlässe des Carrousel nehmen.

Die Einlässe waren geschlossen und bewacht.

Doch bedrängt, gestoßen, gequetscht, fängt die Menge an in Zorn zu gerathen.

Vor ihrem Tosen öffnen sich die Einlässe, und die Menge verbreitet sich auf dem ungeheuren Platze.

Hier erinnert sie sich, die Hauptangelegenheit des Tages sei die Petition an den König, daß er sein *Veto* aufhebe.

Eine Folge hiervon ist, daß, statt ihres Weges zu ziehen, die Menge beim Carrousel wartet.

Eine Stunde vergeht; sie wird ungeduldig.

Sie wäre wohl gegangen, doch das stand den Führern nicht an.

Es waren Leute da, welche von Gruppe zu Gruppe gingen und sagten: »Bleibet, aber bleibt doch! der König wird seine Sanction geben; gehen wir nur mit der Sanction nach Hanse, oder das wird wieder anfangen.«

Die Menge fand, diese Leute haben vollkommen Recht; zu gleicher Zeit bedachte sie aber, die viel besprochene Sanction lasse lange ans sich warten.

Man hatte Hunger; das war der allgemeine Schrei.

Die Brodtheuerung hatte aufgehört; aber keine Arbeit, kein Geld mehr; und so wohlfeil das Brod ist, man gibt es doch nicht umsonst.

Alles dies war Morgens um fünf Uhr von seinem armseligen Bette aufgestanden, wo sich Viele am Abend vorher nüchtern niedergelegt hatten. Alles dies, Arbeiter mit ihren Weibern, Mütter mit ihren Kindern, Alles dies hatte sich auf den Weg begeben in der unbestimmten Hoffnung, der König werde das Decret sanctioniren, und die ganze Sache werde gut gehen.

Der König schien ganz und gar nicht geneigt, zu sanctioniren.

Es war heiß, und man hatte Durst.

Der Hunger, der Durst und die Hitze machen die Hunde wüthend.

Nun, dieses arme Volk wartete und geduldete sich.

Man fängt indessen an, an den Gittern des Schlosses zu rütteln.

Ein Municipalbeamter erscheint im Hofe der Tuileries und haranguirt das Volk.

»Bürger,« spricht er, »das ist das Domicil des Königs, und bewaffnet hineingehen hieße dasselbe verletzen. Der König will eine Petition in Empfang nehmen, doch nur überreicht von zwanzig Abgeordneten.«

Also die Abgeordneten, welche die Menge erwartet, die sie seit einer Stunde beim König glaubt, die Abgeordneten sind nicht eingeführt!

Plötzlich hört man gewaltiges Geschrei auf der Seite der Quais.

Das sind Santerre und Saint-Huruge auf ihren Pferden; das ist Théroigne auf ihrer Kanone.

»Nun! was macht Ihr da vor diesem Gitter?« ruft Saint-Huruge; »warum geht Ihr nicht hinein?«

»In der That,« sagen die Leute aus dem Volke, »warum gehen wir nicht hinein?«

»Ihr seht wohl, daß das Thor geschlossen ist,« wenden mehrere Stimmen ein.

Théroigne springt von ihrer Kanone herab und ruft:

»Sie ist geladen: sprengt das Thor mit der Kugel!«

Und man protzt die Kanone vor dem Thore auf.

»Wartet! wartet!« rufen zwei Municipalbeamte, »keine Gewaltthat; man wird Euch sogleich öffnen!«

Und sie drücken wirklich auf den Schlagbaum, der die zwei Flügel schließt; der Schlagbaum spielt, das Thor öffnet sich.

Alle drängen sich hinein.

Wollt Ihr wissen, was die Menge ist, und welch einen furchtbaren Strom sie macht?

Nun, die Menge dringt ein; die Kanone rollt fortgerissen in ihren Wogen hin, zieht mit ihr durch den Hof, steigt mit ihr die Stufen hinauf, und findet sich mit ihr oben auf der Treppe.

Oben auf der Treppe sind Municipalbeamte mit der Schärpe.

»Was gedenkt Ihr mit einer Kanone zu thun?« fragen sie.

»Eine Kanone in den Gemächern des Königs! Glaubt Ihr etwas durch eine solche Gewalthätigkeit zu erlangen?«

»Das ist wahr,« erwidern diese Leute, selbst ganz erstaunt, daß diese Kanone da war.

Und sie wenden die Kanone um und wollen sie hinabführen.

Die Achse hängt sich an einer Thüre an, und die Mündung der Kanone ist gegen die Menge gekehrt.

»Gut! es ist Artillerie bis in den Gemächern des Königs!« rufen die Ankommenden, welche, da sie nicht wissen, wie sich dieses Stück hier findet, die Kanone von Théroigne nicht erkennen und glauben, sie sei gegen sie aufgeführt worden.

Auf den Befehl von Monchet zerhauen und zertrümmern zwei Männer mit Aexten die Bekleidung der Thüre und machen die Kanone los, die sodann unter das Vestibule gebracht wird.

Diese Operation, durch welche man die Kanone zu befreien beabsichtigt, macht glauben, man breche die Thüren mit Axtstreichen auf.

Ungefähr zweihundert Edelleute sind ins Schloß geeilt, nicht um es zu vertheidigen, sondern sie glauben, man wolle dem König das Leben nehmen, und sie kommen, um mit ihm zu sterben.

Ueberdies sind da der alte Marschall von Monchy; Herr d'Hervilly, Commandant der verabschiedeten constitutionellen Garde; Acloque, Commandant des Bataillon der Nationalgarde vom Faubourg Saint-Marceau; drei Grenadiere vom Bataillon des Faubourg Saint-Martin, welche allein auf ihrem Posten geblieben waren, die Herren Lecrosnier, Bridaud und Gosse; ein schwarz gekleideter Mann, der schon einmal herbeigeeilt ist, um seine Brust der Kugel der Mörder zu bieten, dessen Rathschläge man beständig verworfen hat, und der am Tage der Gefahr, die er zu beschwören versucht, sich als ein letzter Wall zwischen die Gefahr und den König stellt: Gilbert.

Sehr beunruhigt durch den erschrecklichen Lärmen dieser ganzen Menge, hatten sich der

König und die Königin allmählig an diesen Lärmen gewöhnt.

Es war halb vier Uhr Nachmittags; sie hoffen, das Ende des Tages werde verlaufen wie der Anfang.

Die königliche Familie war im Schlafzimmer des Königs versammelt.

Plötzlich erschallt das Geräusch der Aexte bis in diesem Gemache, nur zuweilen beherrscht durch Geschrei, das dem entfernten Heulen des Sturmes gleicht.

In diesem Augenblicke stürzt ein Mann in das Schlafzimmer des Königs und ruft:

»Sire, verlassen Sie mich nicht; ich stehe für Alles!«

CXLI.

Wo der König sieht, daß es gewisse Umstände gibt, unter denen man, ohne Jacobiner zu sein, die rothe Mütze aufsetzen kann.

Dieser Mann war der Doctor Gilbert.

Man sah ihn nur in fast periodischen Zwischenräumen, und bei allen großen Peripetien des ungeheuren Dramas, das sich entrollte.



Der König als Jacobiner.

»Ah! Doctor, Sie da! Was geht denn vor?« fragten gleichzeitig der König und die Königin.
»Sire,« erwiederte Gilbert, »das Schloß wird gestürmt und der Lärm, den Sie hören, ist der, den das Volk macht, das den König zu sehen verlangt«
»Oh!« rufen die Königin und Madame Elisabeth: »wir verlassen Sie nicht, Sire!«

»Sire,« sprach Gilbert, »will mir der König auf eine Stunde die Gewalt geben, die ein Schiffskapitän auf einem Schiffe während des Sturmes hat?«

»Ich gebe sie Ihnen,« antwortete der König.

In diesem Augenblick erschien der Commandant der Nationalgarde Acloque ebenfalls an der Thüre, — bleich, aber entschlossen, den König bis aufs Aeüßerste zu vertheidigen.

»Mein Herr!« rief Gilbert, »hier ist der König: er ist bereit, Ihnen zu folgen; sorgen Sie für den König.«

Sodann zum König:

»Gehen Sie, Sire, gehen Sie!«

»Aber ich,« rief die Königin, »ich will meinem Gemahle folgen!«

»Und ich meinem Bruder!« rief Madame Elisabeth.

»Folgen Sie Ihrem Bruder, Madame,« sprach Gilbert zu Madame Elisabeth; doch Sie, Madame, bleiben Sie,« fügte er, sich an die Königin wendend, bei.

»Mein Herr!« sagte Marie Antoinette.

»Sire! Sire!« rief Gilbert, »um des Himmels willen, bitten Sie die Königin, sie möge sich auf mich verlassen, oder ich stehe für nichts.«

»Madame,« sprach der König, »hören Sie auf den Rath von Herrn Gilbert, und, wenn es sein muß, gehorchen Sie seinen Befehlen.«

Dann zu Gilbert:

»Mein Herr, Sie stehen mir für die Königin und für den Dauphin?«

»Sire, ich stehe für sie, oder ich werde mit ihnen sterben! das ist Alles, was ein Steuermann während eines Sturmes sagen kann.«

Die Königin wollte einen letzten Versuch machen; Gilbert streckte aber die Arme ans, um ihr den Weg zu versperren.

»Madame,« sagte er, »Sie, und nicht der König, laufen die wahre Gefahr. Mit Recht oder mit Unrecht bezichtigt man Sie, Sie seien Schuld am Widerstande des Königs; Ihre Gegenwart würde ihn also bloßstellen, ohne ihn zu beschützen. Thun Sie den Dienst des Wetterableiters: wenden Sie den Blitz ab, wenn Sie können!«

»Dann falle der Blitz auf mich allein und verschone meine Kinder!«

»Ich habe mich dem König für Sie und für Ihre Kinder verbürgt, Madame. Folgen Sie mir.«

Hierauf wandte sich Gilbert an Frau von Lamballe, welche einen Monat vorher aus England und drei Tage vorher von Vernon angekommen war, und an die anderen Frauen und fügte bei:

»Folgen Sie uns.«

Die andern Frauen der Königin waren die Prinzessin von Tarent, die Prinzessin de la Trémouille, die Damen von Tourzel, von Mackau und de la Roche-Aymon.

Gilbert kannte das Innere des Schlosses! er orientirte sich.

Was er suchte, das war ein großer Saal, wo Jedermann sehen und hören könnte; das war ein erster Wall, er würde die Königin, ihre Kinder, die Frauen hinter diesen Wall stellen und sich vor den Wall selbst.

Er dachte an den Conseilsaal.

Zum Glücke war er noch frei.

Er schob die Königin, die Kinder, die Prinzessin von Lamballe in die Vertiefung eines

Fensters. Die Minuten waren so kostbar, daß man nicht mehr Zeit hatte, zu sprechen: schon klopfte man an die Thüren.

Er schleppte den schweren Tisch des Conseil vor das Fenster; der Wall war gefunden.

Madame Royale stand auf dem Tische bei ihrem sitzenden Bruder.

Die Königin befand sich hinter ihnen: die Unschuld beschirmte die Unpopularität.

Marie Antoinette wollte sich im Gegentheil vor ihre Kinder stellen.

»Alles ist gut so,« rief Gilbert mit dem Tone eines Generals, der ein entscheidendes Manoeuvre commandirt; »rühren Sie sich nicht.«

Und da man an der Thüre rüttelte und er eine Woge von Weibern in dieser heulenden Fluth erkannte, zog er die Riegel und sagte:

»Tretet ein, Bürgerinnen; die Königin und ihre Kinder erwarten Euch!«

Sobald die Thüre geöffnet war, drang die Woge wie durch einen gebrochenen Damm ein.

»Wo ist sie, die Oesterreicherin? wo ist sie, Frau Veto?« riefen fünfhundert Stimmen.

Das war der furchtbare Augenblick, Gilbert begriff, daß in diesem äußersten Momente alle Gewalt der Hand der Menschen entschlüpfte und in die Hand Gottes überging.

»Ruhe, Madame!« sagte er zur Königin; »ich brauche Ihnen die Güte nicht zu empfehlen!«

Eine Frau schritt den Andern, mit fliegenden Haaren, einen Säbel schwingend, schön vor Zorn, vor Hunger vielleicht, voran.

»Wo ist die Oesterreicherin?« rief sie; »sie soll nur von meiner Hand sterben.«

Gilbert nahm sie beim Arme, führte sie vor die Königin und sagte:

»Hier ist sie!«

Da fragte die Königin mit ihrer sanftesten Stimme:

»Habe ich Ihnen ein persönliches Unrecht angethan, mein Kind?«

»Keines, Madame,« erwiderte die Vorstädterin, ganz erstaunt zugleich über die Milde und die Majestät von Marie Antoinette.

»Nun, warum wollen Sie mich denn tödten?«

»Man hat mir gesagt, Sie stürzen die Nation ins Verderben,« stammelte verblüfft das Mädchen, während es die Spitze eines Säbels gegen den Boden senkte.

»Dann hat man Sie getäuscht. Ich habe den König von Frankreich geheirathet; ich bin die Mutter des Dauphin, dieses Kindes hier, sehen Sie . . . ich bin Französin, ich werde mein Vaterland nie wiedersehen: ich kann also nur in Frankreich glücklich oder unglücklich sein . . . Ach! ich war glücklich, als Ihr mich liebtet!« fügte die Königin bei.

Und sie stieß einen Seufzer aus.

Das Mädchen ließ seinen Säbel fallen und fing an zu weinen.

»Ah! Madame,« sagte die Vorstädterin, »ich kannte Sie nicht; verzeihen Sie mir: ich sehe, daß Sie gut sind.«

»Fahren Sie fort, Madame,« flüsterte Gilbert der Königin zu, »und Sie sind nicht nur gerettet, sondern es wird sogar all dies Volk in einer Viertelstunde vor Ihnen auf den Knien liegen.«

Sodann die Königin ein paar Nationalgarden, welche in aller Hast herbeikamen, und dem Kriegsminister Lajard, der mit dem Volke eingetreten war, vertrauend, eilte er zum König.

Der König war auf eine ungefähr ähnliche Scene gestoßen. Ludwig XVI. war dem Lärmen zugelaufen: in dem Augenblicke, wo er in den Saal des Oeil-de-Boeuf eintrat, öffneten sich die

zertrümmerten Thürfüllungen, und die Bajonnete, die Piekenspitzen, die Axtschneiden drangen durch die Oeffnungen ein.

»Oeffnet!« rief der König, »öffnet!«

»Bürger,« sprach mit lauter Stimme Herr d'Hervilly, »es ist unnöthig, die Thüre zu sprengen: der König will, daß man sie öffne!«

Zu gleicher Zeit zieht er die Riegel und dreht den Schlüssel; die halb zerbrochene Thüre knarrt auf ihren Angeln.

Herr Acloque und der Herzog von Mouchy haben Zeit gehabt, den König in die Vertiefung eines Fensters zu schieben, während einige anwesende Grenadiere hastig Bänke vor ihn werfen und aufhäufen.

Als er die Menge mit Geschrei, Gebrülle, Verwünschungen in den Saal stürzen sah, da rief der König unwillkürlich:

»Zu Hilfe, meine Herren!«

Vier Grenadiere zogen sogleich ihre Säbel aus der Scheide und stellten sich ihm zur Seite.

»Den Säbel in die Scheide, meine Herren!« rief der König; »bleiben Sie an meiner Seite, nur das verlange ich von Ihnen.«

In der That, es wäre bald zu spät gewesen.

Ein Mann in Lumpen, mit nackten Armen, den Schaum auf dem Munde, stürzt auf den König los.

»Ah! da bist Du, Veto!« ruft er.

Und er versucht es, mit einer an das Ende eines Stockes gebundenen Messerklinge dem König einen Stoß zu versetzen.

Einer von den Grenadieren, welcher trotz des Befehles des Königs seinen Säbel noch nicht wieder in die Scheide gesteckt hatte, schlägt den Stock mit seinem Säbel nieder.

Doch nun ist es der König selbst, der völlig wieder zu sich gekommen, den Grenadier mit der Hand auf die Seite schiebt, und er spricht:

»Lassen Sie mich, mein Herr! Was kann ich mitten unter meinem Volke zu befürchten haben?«

Hiernach machte Ludwig XVI. einen Schritt vorwärts mit einer Majestät, der man ihn nicht fähig gehalten hätte, mit einem Muth, welcher bei ihm bis dahin fremd geschienen, und bot seine Brust den Waffen aller Art dar, die man gegen ihn richtete.

»Stille!« rief unter diesem erschrecklichen Tumulte eine Stentorstimme; »ich will sprechen.«

Vergebens hätten sich Kanonen unter diesem gräßlichen Geschrei hörbar zu machen gesucht, und dennoch erloschen Lärm und Geschrei bei dieser Stimme.

Es war die Stimme des Schlächters Legendre.

Er trat so nahe auf den König zu, daß er ihn beinahe berührte.

Man hatte einen Kreis um ihn gebildet.

In diesem Augenblick erschien ein Mann an der äußersten Linie des Kreises, und hinter der furchtbaren Gestalt von Danton erkannte der König das bleiche, aber heitere Gesicht von Gilbert.

- Ein Blick des Königs fragte ihn: »Was haben Sie mit der Königin gemacht, mein Herr?«

Ein Lächeln des Doctors antwortete: »Sie ist in Sicherheit, Sire!«

Der König dankte Gilbert durch ein Zeichen.

»Mein Herr!« sagte Legendre, sich an den König wendend.

Bei dem Worte *mein Herr*, das die Absetzung zu bezeichnen schien, drehte sich der König um, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte.

»Ja, Herr . . . Herr Veto, mit Ihnen spreche ich,« sagte Legendre; »hören Sie uns an, denn Sie sind gemacht, um uns zu hören, Sie sind ein Treuloser; Sie haben uns immer betrogen, und Sie betrügen uns noch; nehmen Sie sich in Acht! das Maß ist voll, und das Volk ist müde, Ihr Spielzeug und Ihr Opfer zu sein!«

»Nun, ich höre Sie, mein Herr,« versetzte der König.

»Desto besser! Sie wissen, warum wir hierher gekommen sind? Wir sind gekommen, um von Ihnen die Sanction der Decrete und die Zurückberufung der Minister zu verlangen . . . Hier ist unsere Petition.«

Hierbei zog Legendre aus seiner Tasche ein Papier, das er entfaltete, und er las dieselbe drohende Petition, welche schon in der Nationalversammlung vorgelesen worden war.

Der König hörte ihn, die Augen auf den Boden geheftet, an, und als Legendre geendigt hatte, sagte er, wenigstens dem Anscheine nach, ohne die geringste Gemüthsbewegung:

»Mein Herr, ich werde thun, was mir die Gesetze und die Constitution zu thun gebieten.«

»Ah! ja,« entgegnete eine Stimme, »das ist Dein großes Schlachtroß, die Constitution! die Constitution von 91, die Dir erlaubt, die ganze Maschine zu hemmen, Frankreich an den Pfahl zu binden und zu warten, bis die Oesterreicher kommen, um es daran zu erwürgen.«

Der König wandte sich gegen diese neue Stimme um, denn er begriff, daß von dieser Seite ein ernsterer Angriff kam.

Gilbert machte auch eine Bewegung und legte seine Hand auf die Schulter des Mannes, der gesprochen hatte.

»Ich habe Sie schon gesehen, mein Freund,« sagte der König.

»Wer sind Sie?« Und er schaute ihn mit mehr Neugierde als Furcht an, obgleich das Gesicht dieses Mannes einen Charakter erschrecklicher Entschlossenheit an sich trug.

»Ja, Sie haben mich schon gesehen, Sire, Sie haben mich schon dreimal gesehen: einmal bei der Rückkehr von Versailles am 16. Juli; einmal in Varennes; einmal hier . . . Sire, erinnern Sie sich meines Namens; ich habe einen Namen von unseliger Bedeutung: ich heiße Billot⁴⁸.«

In diesem Augenblick verdoppelte sich das Geschrei; ein mit einer Pieke bewaffneter Mensch versuchte es, den König damit zu stechen.

Billot packte aber die Pieke, riß sie dem Mörder aus den Händen, zerbrach sie auf seinem Knie und sagte:

»Keinen Mord! Nur ein Eisen hat das Recht, diesen Mann zu berühren: das des Gesetzes. Es soll einem König von England durch ein Gericht des Volkes, das er verrathen, der Kopf abgeschlagen worden sein; Du mußt seinen Namen wissen, Ludwig? Vergiß ihn nicht!«

»Billot!« murmelte Gilbert.

»Oh! Sie mögen machen, was Sie wollen,« versetzte Billot den Kopf schüttelnd, »dieser Mensch wird als Verräther gerichtet und verurtheilt werden!«

»Ja, Verräther!« riefen hundert Stimmen: »Verräther! Verräther! Verräther!«

Gilbert warf sich zwischen den König und das Volk.

»Fürchten Sie nichts, Sire,« sagte er, »und suchen Sie durch irgend eine materielle

Demonstration diese Wüthenden zufrieden zu stellen.«

Der König nahm die Hand von Gilbert, legte sie auf sein Herz und sprach:

»Sie sehen, daß ich nichts fürchte, mein Herr; ich habe diesen Morgen die Sacramente empfangen: man mache mit mir, was man will. Was das materielle Zeichen betrifft, welches aufzustecken Sie mich ermahnen „, nun, sind Sie zufrieden?«

Und der König nahm eine rothe Mütze vom Kopfe eines Sansculotte und setzte sie ans seinen eigenen Kopf.

Sogleich brach die Menge in ein Beifallklatschen aus.

»Es lebe der König! es lebe die Nation!« riefen alle Stimmen.

Ein Mann durchschnitt die Menge und näherte sich dem König: er hielt eine Flasche in der Hand.

»Wenn Du das Volk liebst, wie Du sagst, dicker Veto, so beweise es dadurch, daß Du auf die Gesundheit des Volkes trinkst.«

Und er reichte ihm die Flasche.

»Trinken Sie nicht, Sire!« flüsterte dem König eine Stimme zu: »dieser Wein kann vergiftet sein.«

»Trinken Sie, Sire; ich stehe für Alles,« sagte Gilbert.

Der König nahm die Flasche und sprach:

»Ich trinke auf die Gesundheit des Volkes!«

Und er trank.

Aufs Neue schrie man von allen Seiten:

»Es lebe der König!«

»Sire,« sagte Gilbert, »Sie haben nichts mehr zu befürchten; erlauben Sie, daß ich zur Königin zurückkehre.«

»Gehen Sie!« erwiederte der König, indem er ihm die Hand drückte.

In dem Augenblicke, wo Gilbert wegging, traten Isnard und Vergniaud ein.

Sie hatten die Nationalversammlung verlassen und kamen von selbst, um dem König einen Wall mit ihrer Volksbeliebtheit, im Nothfalle mit ihrem Leibe zu bilden.

»Ist der König da?« fragten sie.

Gilbert zeigte ihnen den König mit der Hand, und die beiden Deputirten eilten auf ihn zu.

Um zur Königin zu gelangen, mußte Gilbert mehrere Zimmer und unter anderen das Schlafzimmer des Königs durchschreiten.

Das Volk war überall eingedrungen.

»Ah!« sagten Leute, die sich auf das königliche Bett setzten, »der dicke Veto! er hat wahrlich ein Bett, das besser ist, als das unsere!«

Alles das konnte nicht mehr sehr beunruhigen; der erste Augenblick des Aufbrausens war vorüber.

Gilbert kam ruhiger zur Königin zurück.

Als er in den Saal eintrat, wo er sie gelassen hatte, warf er einen raschen Blick nach ihr, und er athmete.

Sie war immer noch auf demselben Platze; der kleine Dauphin hatte, wie sein Vater, eine rothe

Mütze auf.

Im anstoßenden Zimmer fand ein gewaltiger Lärm statt, der den Blick von Gilbert nach der Thüre zog.

Diesen Lärmen machte herbeikommend Santerre.

Der Coloß trat in den Saal ein.

»Ho! ho!« rief er, »hier ist also die Oesterreicherin?«

Gilbert ging, den Saal in einer Diagonale durchschneidend, rasch auf ihn zu und sagte:

»Herr Santerre!«

Santerre wandte sich um.

»Ei!« rief er ganz freudig, »der Doctor Gilbert.«

»Der nicht vergessen hat, daß Sie einer von denjenigen waren, welche ihm die Thore der Bastille geöffnet haben . . . Lassen Sie mich Sie der Königin vorstellen.«

»Der Königin? mich der Königin vorstellen?« brummte der Bierbrauer.

»Ja, der Königin. Schlagen Sie es aus?«

»Bei meiner Treue, nein!« erwiderte Santerre; »ich war im Begriffe, mich selbst vorzustellen, doch da Sie da sind . . . «

»Ich kenne Herrn Santerre,« sagte die Königin; »ich weiß, daß im Augenblicke der Hungersnoth er allein die Hälfte des Faubourg Saint-Antoine genährt hat.«

Santerre blieb erstaunt stehen; dann heftete er seinen Blick ein wenig verlegen auf den Dauphin, und als er sah, daß der Schweiß in großen Tropfen über die Wangen des armen Kindes floß, sagte er zu den Leuten aus dem Volke:

»Oh! nehmt doch diesem Kinde die Mütze ab. Ihr seht wohl, daß es erstickt.«

Die Königin dankte ihm mit einem Blicke.

Sodann neigte sich der wackere Flamänder gegen sie, stützte seine Arme auf den Tisch, und sagte mit halber Stimme zu ihr:

»Sie haben sehr ungeschickte Freunde, Madame! ich kenne welche, die Ihnen bessere Dienste leisten würden.«

Eine Stunde nachher hatte sich diese ganze Menge verlaufen, und der König kehrte in Begleitung seiner Schwester in das Zimmer zurück, wo ihn die Königin und seine Kinder erwarteten.

Die Königin lief auf ihn zu und warf sich zu seinen Füßen nieder; die zwei Kinder ergriffen seine Hände; man umarmte sich wie nach einem Schiffbruche.

Nun erst bemerkte der König, daß er die rothe Mütze noch auf dem Kopfe hatte.

»Oh!« rief er, »ich hatte sie vergessen!«

Und er nahm sie mit der vollen Hand und warf sie mit Ekel weit von sich.

Ein junger Artillerie-Officier, kaum zweiundzwanzig Jahre alt, hatte dieser ganzen Scene, an einen Baum der Terrasse am Flusse angelehnt, beigewohnt. Durch das Fenster hatte er alle Gefahren gesehen, die der König gelaufen, alle Demüthigungen, die er erduldet; doch bei der Episode mit der rothen, Mütze hatte er es nicht länger aushalten können.

»Oh!« murmelte er, »wenn ich nur zwölfhundert Mann und zwei Kanonen hätte, ich würde sehr rasch den König von dieser ganzen Canaille befreien!«

Da er aber seine zwölfhundert Mann und seine Kanonen nicht hatte, und da er den Anblick des

häßlichen Schauspiels nicht mehr ertragen konnte, so entfernte er sich.
Dieser junge Offizier war Napoleon Bonaparte.

CXLII.

Reaction.

Die Räumung der Tuileries ging so stumm und traurig vor sich, als das Erstürmen geräuschvoll und erschreckend gewesen war.

Das Volk sagte sich, selbst erstaunt über das geringe Resultat des Tages: »Wir haben nichts erreicht wir müssen wiederkommen.«

Das war in der That zu viel für eine Drohung zu wenig für ein Attentat.

Diejenigen, welche über das hinaus, was vorgefallen, gesehen, hatten Ludwig XVI. nach seinem Rufe beurtheilt; sie erinnerten sich des Königs, wie er unter dem Kleide eines Lackeiers nach Varennes floh, und sie sagten sich: »Beim ersten Lärmen, den Ludwig XVI. hört, wird er sich in einem Schranke, unter einem Tische, hinter einem Vorhange verbergen; man wird auf Gerathewohl einen Degenstoß danach thun und dann einfach wie Hamlet, der den Tyrannen von Dänemark zu tödten glaubt, sagen: »»Eine Ratte!««

Er war ganz anders gewesen: nie hatte sich der König so ruhig benommen; sagen wir mehr: nie war der König so groß gewesen.

Die Beschimpfung war ungeheuer geworden; doch sie war nicht bis zur Höhe seiner Resignation gestiegen. Seine schüchterne Festigkeit, wenn man so sagen darf, hatte der Erregung bedurft, und in der Erregung hatte sie die Härte des Stahles angenommen; durch die außerordentlichen Umstände, unter denen man sich befand, emporgehoben, hatte er fünf Stunden lang, ohne zu erbleichen, die Aexte über seinem Haupte flammen, die Lanzen, die Schwerter, die Bajonnete vor seiner Brust zurückweichen sehen; kein General war vielleicht in zehn Schlachten, so mörderisch sie gewesen, eine Gefahr gelaufen der ähnlich, welcher Ludwig XVI. bei dieser langsamen Revue des Aufruhrs getrotzt hatte! Die Théroigne, die Saint-Huruge, die Lazuski, die Fournier, die Verrière, alle diese Vertrauten des Mordes, waren in der sehr bestimmten Absicht, ihn zu tödten, abgegangen, doch diese unerwartete Majestät, die sich unter dem Sturme geoffenbart, hatte den Dolch ihren Händen entfallen gemacht. Ludwig XVI. hatte seine Passion gehabt: der königliche Ecco Homo hatte sich die Stirne umgeben von seiner rothen Mütze, wie Jesus von seiner Dornenkrone, gezeigt; und wie Jesus unter den Schmähungen und Mißhandlungen sagte:

»Ich bin Euer Christus!« so hatte Ludwig XVI. unter den Beleidigungen Beschimpfungen unablässig gesagt: »Ich bin Euer König!«

Das Thor der Tuileries sprengend, hatte die revolutionäre Idee geglaubt, sie werde hier nur den trüben, zitternden Schatten des Königthums finden, und zu ihrem großen Erstaunen fand sie aufrecht und lebendig das Vertrauen des Mittelalters. Und man hatte einen Augenblick zwei Principien einander gegenüber gesehen, das eine in seinem Untergange, das andere in seinem Aufgange; etwas Erschreckliches, als ob man zugleich am Himmel eine Sonne, welche aufginge, ehe die andere untergegangen wäre, erblicken würde! Nur war eben so viel Größe und Glanz bei der einen wie bei der andern, eben so viel Treue und Glauben bei der Forderung des Volkes, als bei der Verweigerung des Königthums.

Die Royalisten waren entzückt, der Sieg war im Ganzen ihnen geblieben.

Durch Gewalt in Verzug gebracht, der Nationalversammlung zu gehorchen, hatte der König, statt, wie er dies zu thun bereit war, eines von den beiden Decreten zu sanctionieren, — der König, der wußte, daß er nicht mehr Gefahr lief, wenn er beide verwarf, als wenn er eines zurückwies, — hatte der König, sagen wir, sein *Veto* auf beide gesetzt.

Sodann war das Königthum an dem unseligen Tage des 20. Juni so tief hinabgestiegen, daß es schien, es habe den Boden des Abgrunds berührt, und es werde fortan nur wieder aufzusteigen haben.

Und die Sache schien wirklich so in Erfüllung zu gehen.

Am 21. erklärte die Nationalversammlung, es werde keine bewaffnete Bürgerschaar vor den Schranken zugelassen. Das hieß die Bewegung vom vorhergehenden Tage desavouieren, mehr noch, verdammen.

Am Abend des 20. war Pétion in den Tuileries angekommen, als Alles gerade zu Ende gehen sollte

»Sire,« sagte er zum König, »Ich habe zu dieser Stunde erst die Lage Eurer Majestät erfahren.«

»Das ist erstaunlich!« erwiderte der König. »Es dauert doch schon ziemlich lange!«

Am andern Tage verlangten die Constitutionellen, die Royalisten und die Feuillants von der Nationalversammlung die Verkündigung des Kriegsgesetzes.

Man weiß, was die erste Verkündigung dieses Gesetzes am vorhergehenden 17. Juli auf dem Marsfelde herbeigeführt hatte.

Pétion lief nach der Nationalversammlung.

Man gründete dieses Verlangen auf neue Zusammenrottungen, welche stattfinden sollten.

Pétion versicherte, diese neuen Zusammenrottungen haben nie stattgefunden; er haftete für die Ruhe von Paris. Die Verkündigung des Kriegsgesetzes wurde verworfen.

Am Schlusse der Sitzung, gegen acht Uhr Abends, begab sich Pétion in die Tuileries, um den König über den Zustand der Hauptstadt zu beruhigen. Er war begleitet von Sergent: Sergent, — Kupferstecher und Schwager von Marceau, war Mitglied des Municipalrathes und einer der Administratoren der Polizei. — Ein paar andere Mitglieder der Municipalität hatten sich ihnen angeschlossen.

Als sie durch den Hof des Carrouels gingen, wurden sie von St. Ludwigs-Rittern, constitutionellen Garden und Nationalgarden insultirt. Pétion wurde persönlich angegriffen, Sergent wurde, trotz der Schärpe, die er trug, auf die Brust und ins Gesicht geschlagen und sogar durch einen Faustschlag niedergeworfen.

Kaum eingeführt, begriff Pétion, daß er zu einem Kampfe hierher gekommen war.

Marie Antoinette schleuderte ihm einen von den Blicken zu, wie sie nur die Augen von Maria Theresia abzuschließen wußten: zwei entsetzliche, niederschmetternde Blitze.

Der König wußte schon, was in der Nationalversammlung vorgefallen war.

»Nun, mein Herr,« sagte er zu Pétion, »Sie sind es also, der versichert, die Ruhe in der Hauptstadt sei wiederhergestellt?«

»Ja, Sire,« antwortete Pétion; »das Volk hat Ihnen seine Vorstellungen gemacht, es ist ruhig und zufrieden.«

»Gestehen Sie, mein Herr,« sprach der König den Kampf beginnend, »gestehen Sie, daß der gestrige Tag ein großer Scandal ist, und daß die Municipalität weder das, was sie thun sollte, noch das, was sie thun konnte, gethan hat.«

»Sire,« erwiderte Pétion, »die Municipalität hat Pflicht gethan; die öffentliche Meinung wird sie richten.«

»Sagen Sie die ganze Nation, mein Herr.«

»Die Municipalität fürchtet das Urtheil der Nation nicht.«

»Und in welchem Zustande ist in diesem Augenblick Paris?«

»Ruhig, Sire.«

»Das ist nicht wahr.«

»Sire . . . «

»Schweigen Sie!«

»Der Beamte des Volkes hat nicht zu schweigen, Sire, wenn er seine Pflicht thut und die Wahrheit spricht.«

»Es ist gut, gehen Sie.«

Pétion verbeugte sich und ging ab.

Der König war so heftig gewesen, sein Gesicht trug den Ausdruck eines so tiefen Zornes an sich, daß die Königin, die aufbrausende Frau, die hitzige Amazone darüber erschrocken war.

»Mein Gott!« sagte sie zu Röderer, als sich Pétion entfernt hatte, »finden Sie nicht, daß der König sehr lebhaft gewesen ist, und fürchten Sie nicht, daß ihm diese Lebhaftigkeit bei den Parisern schadet?«

»Madame,« erwiderte Röderer, »Niemand wird es erstaunlich finden, daß der König Stillschweigen einem seiner Unterthanen auferlegt, der die Achtung gegen ihn verletzt.«

Am andern Tage schrieb der König an die Nationalversammlung und beklagte sich über diese Profanation des Schlosses, des Königthums und des Königs.

Dann erließ er eine Proclamation an sein Volk.

Es gab also zwei Völker: das Volk, das den 20. Juni gemacht hatte, und das Volk, bei dem sich der König hierüber beklagte.

Am 24. ließen der König und die Königin die Nationalgarde die Revue Passiren, und sie wurden mit Begeisterung empfangen.

An demselben Tage suspendirte das Directorium von Paris den Maire.

Was verlieh ihm eine solche Kühnheit?

Drei Tage nachher klärte sich die Sache auf.

Lafayette, der von seinem Lager mit einem einzigen Officier abgegangen war, kam am 27. in Paris an und stieg bei seinem Freunde, Herrn de la Rochefoucauld, ab.

In der Nacht unterrichtete man die Constitutionellen, die Feuillants und die Royalisten, und man war besorgt, die Tribünen für den andern Tag zu *machen*.

Am andern Tage erschien der General in der Nationalversammlung.

Drei Beifallssalven empfangen ihn, doch jede derselben wurde durch das Gemurre der Girondisten erstickt.

Man begriff, daß die Sitzung furchtbar sein sollte.

Der General Lafayette war einer der muthigsten Menschen, welche existirten, doch der Muth

ist nicht die Verwegenheit: es gehört sogar zu den Seltenheiten, daß ein wahrhaft muthiger Mann verwegen ist.

Lafayette sah ein, welche Gefahr er lief; allein gegen Alle spielte er um den Rest seiner Popularität: verlor er, so richtete er sich selbst zu Grunde, gewann er, so konnte er den König retten.

Das war um so schöner von seiner Seite, als er den Widerwillen des Königs, den Haß der Königin gegen ihn kannte: »Ich will lieber durch Pétion umkommen, als durch Lafayette gerettet werden!«

Vielleicht kam er auch nur, um einen Unterlieutenants-Trotz zu vollführen, um auf eine Herausforderung zu antworten.

Dreizehn Tage vorher hatte er zugleich an den König und an die Nationalversammlung geschrieben: an den König, um ihn zum Widerstande zu ermuntern, an die Nationalversammlung, um sie zu bedrohen, wenn sie anzugreifen fortfahre.

»Er ist sehr frech inmitten seiner Armee,« hatte eine Stimme gesagt, »doch wir werden sehen, ob er dieselbe Sprache allein mitten unter uns spricht.«

Diese Worte waren Lafayette in seinem Lager bei Maubeuge hinterbracht worden.

Vielleicht waren diese Worte die wahre Ursache seiner Reise nach Paris.

Er bestieg die Tribune unter dem Beifallklatschen der Einen, aber auch unter dem Murren und den Drohungen der Andern.

»Meine Herren,« sprach er, »man hat mir vorgeworfen, ich habe meinen Brief vom 16. Juni mitten in meinem Lager geschrieben. Es war meine Pflicht, gegen diese Bezeichnung der Furchtsamkeit zu protestieren, aus dem ehrenvollen Walle hervorzutreten, den die Zuneigung der Truppen um mich bildete, und allein vor Ihnen zu erscheinen. Sodann rief mich ein noch mächtigeres Motiv. Die Gewaltthätigkeiten vom 20. Juni haben die Entrüstung aller guten Bürger und besonders des Heeres erregt; die Officiere, Unterofficiere und Soldaten sind nur Eins; ich habe von allen Corps Adressen voller Ergebenheit für die Constitution und voll Haß gegen die Meuterer erhalten; ich habe diese Kundgebungen gehemmt und es übernommen, allein die Gefühle Aller auszudrücken: ich spreche als Bürger mit Ihnen. Es ist Zeit, der Constitution Garantien zu geben, die Freiheit der Nationalversammlung, die des Königs, seine Würde zu sichern. Dringend bitte ich die Nationalversammlung, zu befehlen, daß die Excesse vom 20. Juni als Verbrechen der Majestätsbeleidigung verfolgt werden, wirksame Maßregeln zu ergreifen, um allen constituirten Gewalten und besonders der Ihrigen und der des Königs Achtung zu verschaffen und der Armee die Versicherung zu geben, daß die Constitution keinen Angriff im Innern erleiden werde, während die braven Franzosen ihr Blut für die Vertheidigung der Grenze vergießen!«

Guadet hatte sich langsam, und so wie er Lafayette seinem Redeschluß sich nähern fühlte, erhoben, mitten unter dem stürmischen Beifalle, der demselben zu Theil wurde, streckte der herbe Redner der Gironde den Arm als Zeichen aus, daß er zu antworten verlange. Wollte die Gironde den Pfeil der Ironie abschießen, so übergab sie Guadet den Bogen, und Guadet hatte nur aufs Gerathewohl einen Pfeil aus seinem Köcher zu nehmen.

Kaum war das Geräusch der letzten Beifallsäußerungen erloschen, da folgte das Getöse seiner vibrirenden Rede.

»In dem Augenblicke, wo ich Herrn Lafayette sah, bot sich meinem Geiste ein sehr tröstlicher

Gedanke,« rief er. »»Wir haben also keine äußere Feinde mehr,«« sagte ich mir; »»die Oesterreicher sind also besiegt,«« sagte ich mir; »»Herr Lafayette kommt, um uns seinen Sieg und ihre Vernichtung zu verkündigen!«« Die Illusion hat nicht lange gedauert, unsere Feinde sind immer dieselben, unsere äußeren Gefahren haben sich nicht geändert, und dennoch ist Herr Lafayette in Paris; er tritt als Organ der redlichen Leute und des Heeres auf! Diese redlichen Leute, wer sind sie? Dieses Heer, wie hat es deliberiren können? Ei! vor Allem zeige uns Herr Lafayette seinen Urlaub.«

Bei diesen Worten fühlt die Gironde, der Wind werde sich nun ihr zuwenden, und sie sind in der That kaum gesprochen, da empfängt sie ein Beifallsdonner.

Ein Deputirter steht auf und ruft von seinem Platze:

»Meine Herren, Sie vergessen, mit wem Sie sprechen, und von wem die Rede ist, Sie vergessen besonders, was Lafayette ist! Lafayette ist der älteste Sohn der französischen Freiheit, Lafayette hat der Revolution sein Vermögen, seinen Adel, sein Leben geopfert.«

»Ah!« ruft eine Stimme, »es ist seine Leichenrede, was Sie da halten.«

»Meine Herren,« spricht Ducos, »die Discussionsfreiheit ist unterdrückt durch die Gegenwart eines der Nationalversammlung fremden Generals in diesem Saale.«

»Das ist nicht Alles!« ruft Vergniaud: »dieser General hat seinen Posten vor dem Feinde verlassen; ihm und nicht einem einfachen Generalmajor, den er statt seiner zurückgelassen, ist das Armeecorps, das er commandirt, anvertraut worden. Wir müssen wissen, ob er die Armee ohne Urlaub verlassen hat, und hat er sie ohne Urlaub verlassen, so verhafte man ihn und stelle ihn als Deserteur vor ein Gericht.«

»Das ist der Zweck meiner Frage,« sagt Guadet, »und ich unterstütze den Antrag von Vergniaud.«

»Unterstützt! unterstützt!« ruft die ganze Gironde.

»Die Namenaufzählung!« sagt Gensonné.

Die Namenaufzählung gibt eine Majorität von zehn Stimmen für die Freunde von Lafayette.

Gleich dem Volke am 20. Juni hatte Lafayette zu viel und zu wenig gewagt; das ist einer von den Siegen in der Art derjenigen, über welche sich Pyrrhus, der die Hälfte seines Heeres eingebüßt, beklagt: »Noch ein Sieg wie dieser, und ich bin verloren!« sagte er.

Wie Pétion, begab sich Lafayette, als er die Nationalversammlung verließ, zum König.

Er wurde mit einem freundlicheren Gesichte, aber mit einem nicht minder geschworenen Herzen empfangen.

Lafayette halte dem König und der Königin mehr als sein Leben geopfert: er hatte ihnen seine Popularität zum Opfer gebracht.

Zum dritten Male machte er ihnen dieses Geschenk, das kostbarer als eines von denen, welche die Könige machen können: das erste Mal in Versailles am 6. October, das zweite Mal auf dem Marsfelde am 17. Juni, das dritte Mal an diesem Tage.

Lafayette hatte eine letzte Hoffnung; das war die Hoffnung, die er seinen Soverains in den Tuileries mittheilen wollte: er würde am andern Tage eine Revue über die Nationalgarde mit dem König halten; es war nicht zu zweifeln an der Begeisterung, die des Königs und des ehemaligen Obercommandanten Gegenwart einflößen mußte; Lafayette würde diesen Einfluß benutzen, gegen die Nationalversammlung marschiren und die Gironde festnehmen: während des Tumultes würde der König abreisen und das Lager von Maubeuge erreichen.

Das war ein kühner Streich, doch bei der Beschaffenheit der Geister war er fast sicher.

Unglücklicher Weise trat um drei Uhr Morgens Danton bei Pétion ein, um ihn vom Complot zu unterrichten.

Bei Tagesanbruch bestellte Pétion die Revue ab.

Wer hatte denn den König und Lafayette verrathen?

Die Königin!

Hatte sie nicht gesagt, sie wolle lieber durch einen Andern umkommen, als durch Lafayette gerettet werden?

Sie hatte es richtig getroffen, sie sollte durch Danton umkommen.

In der Stunde, wo die Revue hätte stattfinden sollen, verließ Lafayette Paris und kehrte zu einer Armee zurück.

Und dennoch hatte er noch nicht alle Hoffnung, den König zu retten, verloren.

CXLIII.

Vergniaud wird sprechen.

Der Sieg von Lafayette, ein zweifelhafter Sieg, auf den ein Rückzug folgte, hatte ein seltsames Resultat gehabt.

Er hatte die Royalisten niedergeschlagen, während die vermeintliche Niederlage der Girondisten diese wieder aufgerichtet; sie hatte sie aufgerichtet, indem sie ihnen den Abgrund gezeigt, in welchen sie beinahe gefallen wären.

Man denke sich weniger Haß im Herzen von Marie Antoinette, und die Gironde war vielleicht zu dieser Stunde vernichtet.

Man durfte dem Hofe nicht Zeit lassen, den Fehler, den er begangen, wieder gut zu machen.

Man mußte wieder seine Kraft und feine Richtung dem revolutionären Strome geben, der einen Augenblick umgekehrt und zu einer Quelle zurückgegangen war.

Jeder suchte das Mittel, Jeder glaubte es gefunden zu haben; war sodann das Mittel vorgeschlagen, so sah man seine Unwirksamkeit, und man verzichtete daraus.

Madame Roland wollte durch eine große Erschütterung in der Nationalversammlung zum Ziele gelangen. Wer konnte aber diese Erschütterung hervorbringen? Wer konnte diesen Streich führen? Vergniaud.

Was that aber dieser Achilles unter seinem Zelte? oder vielmehr der in den Gärten Armidas umherirrende Rinaldo? — Er liebte.

Es ist so schwer, zu hassen, wenn man liebt!

Er liebte die schöne Madame Simon Candeille, Schauspielerin, Dichterin, Tonkünstlerin; seine Freunde suchten ihn zuweilen ein paar Tage, ohne ihn zu treffen; dann fanden sie ihn endlich zu den Füßen der reizenden Frau liegend, eine Hand auf ihren Schooß ausgestreckt, mit der anderen zerstreut über die Saiten ihrer Harse hinstreifend.

Sodann saß er jeden Abend im Orchester des Theaters, um diejenige zu beklatschen, welche er am Tage anbetete.

Eines Tages gingen zwei Deputirte in Verzweiflung aus der Nationalversammlung weg: diese Unthätigkeit von Vergniaud erschreckte sie für Frankreich.

Das waren Grangeneuve und Chabot.

Grangeneuve, der Advocat von Bordeaux, der Freund, der Nebenbuhler von Vergniaud, und, wie er, Deputirter der Gironde.

Chabot, der entkuttete Capuziner, der Verfasser oder einer der Verfasser des *Katechismus der Sansculottes*, der über das Königthum und die Religion die im Kloster angehäuften Galle ergoß.

Grangeneuve ging düster und nachdenkend neben Chabot.

Dieser schaute ihn an, und es schien ihm, als sähe durch die Stirne seines Collegen den Schatten seiner Gedanken ziehen.

»Was denkst Du?« fragte ihn Chabot.

»Ich denke,« erwiderte Grangeneuve, »daß alle diese Langsamkeiten das Vaterland entnerven

und die Revolution tödten.«

»Ah! Du denkst dies!« versetzte Chabot mit dem bitteren Lachen, das seine Gewohnheit war.

»Ich denke,« fuhr Grangeneuve fort, »daß, wenn das Volk dem Königthum Zeit läßt, das Volk verloren ist!«

Chabot ließ sein scharfes Gelächter hören.

»Ich denke,« vollendete Grangeneuve, »daß es nur eine Stunde für die Revolutionen gibt; daß diejenigen, welche sie entwischen lassen, dieselbe nicht wiederfinden und dafür später Gott und der Nachwelt Rechenschaft schuldig sind.«

»Und Du glaubst, Gott und die Nachwelt werden von uns Rechenschaft über unsere Trägheit und unsere Unthätigkeit fordern?«

»Ich befürchte es.«

Dann, nach einem Stillschweigen, sagte Grangeneuve:

»Höre, Chabot, ich habe eine Ueberzeugung; daß das Volk von seiner letzten Niederlage müde ist; daß es sich nicht ohne einen mächtigen Hebel, ohne eine blutige Triebfeder erheben wird; es braucht einen Anfall von Wuth oder von Schrecken, aus dem es eine verdoppelte Energie schöpfen muß.«

»Wie soll man ihm diesen Anfall von Wuth oder von Schrecken geben?« fragte Chabot.

»Hieran denke ich gerade,« erwiderte Grangeneuve, »und ich glaube, ich habe das Geheimniß gefunden.«

Chabot näherte sich ihm; nach dem Stimmtone seines Gefährten hatte er begriffen, dieser werde ihm etwas Erschreckliches vorschlagen.

»Aber,« fuhr Grangeneuve fort, »werde ich gleichfalls einen Mann finden, der fähig ist zu einem für einen solchen Act nothwendigen Entschlusse?«

»Sprich,« sagte Chabot mit einem Ausdrücke von Festigkeit, der seinem Collegen keinen Zweifel lassen sollte: »ich bin zu Allem fähig, um zu vernichten, was ich hasse, und ich hasse die Könige und die Priester!«

»Nun wohl,« sprach Grangeneuve, die Blicke auf die Vergangenheit werfend, »ich habe gesehen, daß reines Blut in der Wiege aller Revolutionen war, von der von Lucretia bis zu der von Sidney. Für die Staatsmänner sind die Revolutionen eine Theorie; für die Völker sind die Revolutionen eine Rache; will man die Menge zur Rache antreiben, so muß man ihm ein Opfer zeigen: dieses Opfer verweigert uns der Hof; nun wohl, geben wir es selbst unserer Sache!«

»Ich verstehe nicht,« sagte Chabot.

»Nun, es muß Einer von uns — einer der Bekanntesten, einer der Hitzigsten, einer der Reinsten, — unter den Streichen der Aristokraten fallen.«

»Fahre fort.«

»Derjenige, welcher fallen wird, muß zur Nationalversammlung gehören, damit die Nationalversammlung die Rache in die Hand nehme; kurz, dieses Opfer muß ich sein!«

»Die Aristokraten werden Dich aber nicht schlagen, Grangeneuve: davor werden sie sich hüten!«

»Ich weiß es; darum sagte ich, man müsse einen Mann von Entschlossenheit finden . . . «

»Wozu?«

»Um mich zu schlagen!«

Chabot wich einen Schritt zurück; Grangeneuve faßte ihn aber beim Arme und sagte:

»Chabot, so eben behauptetest Du, Du seist zu Allem fähig, um zu vernichten, was Du hassest: bist Du fähig, mich zu ermorden?«

Der Mönch blieb stumm. Grangeneuve fuhr fort:

»Mein Wort ist nichtig; mein Leben ist werthlos für die Freiheit, während ihr mein Tod im Gegentheil nützen wird. Meine Leiche wird die Fahne des Aufruhrs sein, und ich sag's Dir . . . «

Grangeneuve streckte mit einer heftigen Geberde die Hand gegen die Tuilerien aus.

»Dieses Schloß und diejenigen, welche es enthält, müssen in einem Sturme verschwinden!«

Chabot schaute Grangeneuve schauernd vor Bewunderung an.

»Nun?« sagte Grangeneuve.

»Nun, großer Diogenes,« erwiderte Chabot, »lösche Deine Laterne aus: der Mensch ist gefunden!«

»So laß uns Alles festsetzen, und diesen Abend noch werde es beendet. Ich will heute Nacht allein hier (man befand sich vor den Einlässen des Louvre) an dem ödesten und dunkelsten Orte auf- und abgehen; glaubst Du, Deine Hand werde Dir versagen, so benachrichtige zwei andere Patrioten: ich werde dieses Zeichen machen, damit sie mich erkennen.«

Grangeneuve hob seine beiden Arme in die Luft empor.

»Sie werden mich niederstoßen, und ich versprecht Dir, zu fallen, ohne einen Schrei von mir zu geben.«

Chabot wischte mit seinem Taschentuche über seine Stirne.

»Tage wird man meinen Leichnam finden,« fuhr Grangeneuve fort; »Du wirst den Hof anklagen; die Rache des Volkes wird das Uebrige thun.«

»Es ist gut,« erwiderte Chabot; »heute Nacht!«

Und die zwei seltsamen Verschworenen drückten sich die Hand und verließen sich.

Grangeneuve begab sich nach Hause und machte sein Testament, das er von Bordeaux und ein Jahr rückwärts datirte.

Chabot speiste im Palais Royal zu Mittag.

Nach dem Mittagessen trat er bei einem Messerschmied ein und kaufte ein Messer.

Als er von dem Messerschmied wegging, fielen seine Blicke auf die Theaterzettel.

Mademoiselle Candeille spielte: der Mönch wußte, wo er Vergniaud zu finden hatte.

Er begab sich nach der Comédie-Française, ging in die Loge der schönen Schauspielerin hinauf und fand bei dieser ihren gewöhnlichen Hof: Vergniaud, Talma, Chénier, Dugazon.

Sie spielte in zwei Stücken.

Chabot blieb bis zum Ende des Schauspiels.

Sodann, als das Schauspiel beendet, als die schöne Künstlerin ausgekleidet war und Vergniaud sich anschickte, sie nach der Rue de Richelieu, wo sie wohnte, zurückzuführen, stieg er hinter seinem Collegen in den Wagen.

»Sie haben mir etwas zu sagen, Chabot?« fragte Vergniaud, der begriff, daß es der Capuziner mit ihm zu thun hatte.

»Ja . . . doch seien Sie unbesorgt, es wird nicht lange währen.«

»So sagen Sie es sogleich.«

Chabot zog seine Uhr.

»Es ist nicht die Stunde,« erwiderte er.

»Und wann wird es die Stunde sein?«

»Um Mitternacht.«

Die schöne Candeille zitterte bei diesem geheimnißvollen Dialog.

»Oh! mein Herr!« murmelte sie.

»Beruhigen Sie sich,« versetzte Chabot, »Vergniaud hat nichts zu befürchten; nur bedarf das Vaterland seiner.«

Der Wagen rollte nach der Wohnung der Schauspielerin.

Die Frau und die zwei Männer blieben schweigsam. Vor der Thüre von Mademoiselle Candeille fragte Vergniaud:

»Gehen Sie hinauf?«

»Nein, Sie werden mit mir kommen.«

»Aber, mein Gott! wohin führen Sie ihn denn?« fragte die Schauspielerin.

»Zweihundert Schritte von hier; in einer Viertelstunde wird er frei sein, das verspreche ich Ihnen.«

Vergniaud drückte seiner schönen Geliebten die Hand, machte ihr ein Zeichen, um sie zu beruhigen, und entfernte sich mit Chabot durch die Rue Traversière, Sie gingen durch die Rue Saint-Honoré und schlugen den Weg nach der Rue de l'Echelle ein.

An der Ecke dieser Straße drückte der Mönch mit einer Hand auf die Schulter von Vergniaud, und mit der andern zeigte er ihm einen Mann, der an den Mauern des Louvre auf- und abging.

»Siehst Du?« fragte er Vergniaud.

»Diesen Mann?«

»Ja,« antwortete der Girondist.

»Nun, es ist unser College Grangeneuve.«

»Was macht er da?«

»Er wartet.«

»Worauf wartet er?«

»Daß man ihn tödte.«

»Daß man ihn tödte?«

»Ja.«

»Und wer soll ihn tödten?«

»Ich!«

Vergniaud schaute Chabot an, wie man einen Narren anschaut.

»Erinnere Dich Spartas, erinnere Dich Roms und höre,« sagte Chabot.

Dann erzählte er ihm Alles.

So wie der Mönch sprach, neigte Vergniaud das Haupt.

Er sah ein, welche Entfernung von ihm, dem weibischen Tribun, dem verliebten Löwen, bis zu diesem furchtbaren Republicaner war, der, wie Decius, nur einen Schlund verlangte, um sich hineinzustürzen, damit sein Tod das Vaterland rette.

»Es ist gut,« sagte er, »ich verlange nur drei Tage, um meine Rede vorzubereiten.«

»Und in drei Tagen?«

»Sei unbesorgt,« erwiderte Vergniaud, »in drei Tagen werde ich an dem Götzenbilds brechen, oder ich werde es umstürzen!«

»Ich habe Dein Wort, Vergniaud?«

»Ja.«

»Es ist das eines Mannes?«

»Es ist das eines Republicaners!«

»Dann bedarf ich Deiner nicht mehr; geh und beruhige Deine Geliebte.«

Vergniaud schlug wieder den Weg nach der Rue de Richelieu ein.

Chabot ging ans Grangeneuve zu.

Als dieser einen Mann auf sich zukommen sah, zog er sich nach der dunkelsten Stelle zurück.

Chabot folgte ihm dahin.

Grangeneuve blieb am Fuße der Mauer stehen, da er nicht mehr weiter gehen konnte.

Chabot näherte sich ihm.

Grangeneuve machte die Arme aufhebend das verabredete Zeichen.

Sodann, als Chabot unbeweglich blieb, sagte Grangeneuve:

»Nun, was hält Dich zurück? Stoß zu!«

»Das ist unnöthig,« erwiderte Chabot, »Vergniaud wird sprechen.«

»Es sei!« versetzte Grangeneuve mit einem Seufzer; »doch ich glaube, das andere Mittel war besser!«

Was sollte das Königthum gegen solche Männer thun?

CLIV.

Vergniaud spricht.

Es war Zeit, daß Vergniaud sich entschloß.

Die Gefahr wuchs außen und im Innern.

Außen, in Regensburg, hatten sich die versammelten Gesandten einstimmig geweigert, den Minister Frankreichs anzunehmen.

England, das sich unsern Freund nannte, machte eine ungeheure Rüstung.

Die Fürsten des Reiches, welche ganz laut ihre Neutralität rühmten, führten nächtlicher Weile den Feind in ihre festen Plätze ein.

Der Markgraf von Baden hatte Oesterreicher nach Kehl, ganz nahe bei Straßburg, gebracht.

In Flandern war es noch schlimmer: Luckner, ein alter, einfältiger Haudegen, der allen Plänen von Dumouriez, dem einzigen Manne, wenn nicht von Genie, doch wenigstens von Kopf, den wir von dem Feinde hatten, entgegenwirkte.

Lafayette gehörte dem Hof, und sein letzter Schritt hatte bewiesen, daß die Nationalversammlung, das heißt Frankreich, nicht auf ihn rechnen durfte.

Biron endlich, brav und redlich, entmuthigt durch unsere ersten Niederlagen, begriff nur einen Defensivkrieg.

Dies, was das Aeußere betrifft.

Im Innern verlangte das Elsaß mit gewaltigem Geschrei Waffen, doch der Kriegsminister, der ganz dem Hofe ergeben war, hütete sich wohl, ihm zu schicken.

Im Süden ließ ein Generallieutenant der Prinzen, Gouverneur von Nieder-Langnedoc und den Cevennen seine Vollmachten durch den Adel beglaubigen.

Im Westen verkündigt ein einfacher Bauer, Allan Redeler, beim Ausgange der Messe, es finde eine bewaffnete Zusammenkunft der Freunde des Königs bei einer benachbarten Kapelle statt.

Auf den ersten Ruf versammelten sich daselbst fünfhundert Bauern. Die Chouannerie war in der Vendée und in der Bretagne gepflanzt: sie brauchte nur noch zu treiben.

Fast von allen Direktorien der Departements kamen endlich contrerevolutionäre Adressen an.

Die Gefahr war groß, drohend, erschrecklich, so groß, daß es nicht mehr die Menschen waren, die sie bedrohte, es war das Vaterland.

Ohne laut proclamirt worden zu sein, liefen auch leise die Worte umher: »Das Vaterland ist in Gefahr!«

Die Nationalversammlung wartete übrigens.

Chabot und Grangeneuve hatten gesagt: »In drei Tagen wird Vergniaud sprechen!«

Und man zählte die verlaufenden Stunden.

Weder am ersten, noch am zweiten Tage erschien Vergniaud in der Versammlung.

Am dritten Tage kam Jeder schauernd herbei.

Nicht ein Abgeordneter fehlte auf seiner Bank; die Tribünen waren überfüllt.

Zuletzt von Allen trat Vergniaud ein.

Ein Gemurmel der Freude durchlief die Versammlung, die Tribünen klatschten, wie es das Parterre beim Auftreten eines beliebten Schauspielers thut.

Vergniaud schaute empor, um mit den Augen zu suchen, wem dieses Klatschen gelte: ein Verdoppeln des selben unterrichtete ihn, daß es ihm galt.

Vergniaud war damals kaum drei und dreißig Jahre alt; sein Charakter war meditativ und träge; sein indolentes Genie gefiel sich in Nachlässigkeiten; er war nur glühend beim Vergnügen, als beeilte er sich, mit vollen Händen die Blumen einer Jugend zu pflücken, welche einen so kurzen Frühling haben sollte! Er ging spät zu Bette und stand kaum vor Mittag auf; sollte er sprechen, so bearbeitete er drei bis vier Tage vorher seine Rede, er blänkte, er putzte, er schärfte sie, wie am Vorabend einer Schlacht ein Soldat seine Waffen blänkt, putzt und schärft. Das war als Redner, was man in einem Fechtsaale einen schönen Fechter nennt; der Coup schien ihm nicht gut, wenn er nicht glänzend ausgeführt war und stark beklatscht wurde; er mußte sein Wort für die Augenblicke der Gefahr, für die äußersten Momente vorbehalten.

Er war nicht der Mann aller Stunden, hat ein Dichter gesagt; er war der Mann der großen Tage.

Was das Aeußere betrifft, so war Vergniaud eher klein als groß, nur war er ein Mann von robusten Körperbau, dem man den Athleten ansah. Seine Haare trug er lang und flatternd; bei seinen rednerischen Bewegungen schüttelte er sie, wie es ein Löwe mit seiner Mähne macht; unter seiner breiten Stirne glänzte, von dichten Brauen beschattet, ein Paar Augen voll Sanftmuth oder von Flammen; die Nase war kurz, ein wenig breit, an den Flügeln stolz emporgerichtet; die Lippen waren dick, und wie aus der Oeffnung einer Quelle das Wasser reichlich und brausend hervorsprudelt, so fielen die Worte in schäumenden, rauschenden Cascaden von seinem Munde. Seine ganz von den Pocken gezeichnete Haut schien mit Diamanten besäet zu sein, wie der noch nicht durch den Meißel des Bildhauers geglättete, sondern erst durch den Hammer des Gehilfen aus dem Groben gearbeitete Marmor; sein bleicher Teint färbte sich entweder mit Purpur oder wurde bleifarbig, je nachdem das Blut ihm zu Gesichte stieg oder sich zum Herzen zurückzog. In der Ruhe und unter der Menge war es ein gewöhnlicher Mensch, auf dem das Auge des Geschichtschreibers, so durchdringend es sein mochte, zu verweilen keinen Grund gehabt hätte; machte aber die Flamme der Leidenschaft sein Blut kochen, zuckten die Muskeln seines Gesichtes, gebot sein ausgestreckter Arm Stillschweigen und beherrschte die Menge, so wurde der Mensch zum Gotte, der Redner verwandelte sich, die Tribüne war sein Thabor!

Dies war der Mann, welcher mit der noch geschlossenen, aber ganz mit Blitzen geladenen Hand ankam.

Aus dem Beifallklatschen, das bei seinem Anblick erscholl, errieth er, was man von ihm erwartete.

Er verlangte das Wort nicht; er ging gerade auf die Rednerbühne zu, stieg hinauf und begann seine Rede unter einem Stillschweigen voller Schauer.

Seine ersten Worte wurden mit dem traurigen, tiefen, concentrirten Tone eines niedergeschlagenen Mannes gesprochen; er schien schon am Anfang ermüdet, wie man es gewöhnlich am Ende ist: seit drei Tagen kämpfte er mit dem Genius der Beredsamkeit, und er wußte, wie Simson, bei der äußersten Anstrengung, die er zu versuchen gedachte, werde er unfehlbar den Tempel umstürzen, und nachdem er die Tribüne inmitten seiner noch stehenden Säulen, unter seinem noch schwebenden Gewölbe bestiegen, werde er über die Trümmer des

Königthums schreitend davon herabsteigen.

Da der Geist von Vergniaud ganz in dieser Rede liegt, so werden wir sie unverkürzt hier geben; wir glauben, man wird sie lesend dieselbe Neugierde empfinden, die man beim Besuche eines Arsenal's vor einer jener historischen Kriegsmaschinen, welche die Mauern von Sagunt, Rom oder Carthago niedergeworfen hätten, empfinden würde.

»Bürger,« sprach Vergniaud mit einer Anfangs kaum verständlichen Stimme, welche aber bald gewichtig und sonor wurde, »Bürger, ich komme zu Euch und frage Euch:

»Was ist denn die seltsame Lage, in der sich die Nationalversammlung befindet? Welches Verhängniß verfolgt uns und bezeichnet jeden Tag durch Ereignisse, die Unordnung in unsere Arbeiten bringend, uns unablässig in die stürmische Aufregung der Besorgnisse, der Hoffnungen, der Leidenschaften zurückwerfen? Welches Geschick bereitet Frankreich die erschreckliche Gährung, in deren Schooße man versucht wäre, zu zweifeln, ob die Revolution rückwärts schreite, oder ob sie ihrem Ziele zuschreite?

»In dem Augenblicke, wo unsere Nord-Armeen in Belgien Fortschritte zu machen scheinen, sehen wir sie plötzlich vor dem Feinde zurückweichen; man führt den Krieg auf unser Gebiet zurück. Es wird von uns bei den unglücklichen Belgiern nichts bleiben, als die Erinnerung an die Brände, welche unsern Rückzug beleuchtet haben werden! Auf der Seite des Rheins häufen sich die Preußen unablässig an unseren entblößten Gränzen an. Wie kommt es, daß man gerade im Augenblick einer für die Existenz der Nation so entscheidenden Krise die Bewegung unserer Heere einstellt, durch eine plötzliche Desorganisation des Ministeriums die Bande des Vertrauens zerreißt und dem Zufall und unerfahrenen Händen das Heil des Reiches überläßt? Sollte es wahr sein, daß man unsere Siege fürchtet? Ist man mit dem Blute von Koblenz oder mit dem unsern geizig? Droht der Fanatismus der Priester uns zugleich den Zerklüftungen des Bürgerkrieges und der Invasion preiszugeben, was ist dann die Absicht derjenigen, welche mit einer unüberwindlichen Halsstarrigkeit die Sanction unserer Beschlüsse verwerfen machen? Wollen sie über verlassene Städte, über verwüstete Felder regieren? Was ist genau das Quantum von Thränen, von Elend, von Blut, von Todten, das ihrer Rache genügt? Woran sind wir? Und Sie, meine Herren, deren Muth erschüttert zu haben die Feinde der Constitution sich schmeicheln, Sie, deren Gewissen, deren Redlichkeit sie jeden Tag dadurch zu beunruhigen suchen, daß sie Ihre Liebe für die Freiheit als Meutereigeist bezeichnen, — als hätten Sie vergessen, daß ein despotischer Hof und die feigen Helden der Aristokratie den Namen Meuterer den Repräsentanten, welche den Eid im Ballhause schwuren, den Siegern der Bastille, allen denjenigen gaben, welche die Revolution gemacht und unterstützt haben! — Sie, die man nur verleumdet, weil Sie der Kaste fremd sind, welche die Constitution in den Staub geworfen hat, und weil die entarteten Menschen, die den Verlust der schändlichen Ehre, vor ihr zu kriechen, beklagen, nicht Genossen in Ihnen zu finden hoffen; Sie, die man gern vom Volke abwendig machen möchte, weil man weiß, daß das Volk Ihre Stütze ist, und daß es, würden Sie durch eine strafbare Abtrünnigkeit von seiner Sache selbst von ihm verlassen zu werden verdienen, leicht wäre, Sie aufzulösen; Sie, die man hat entzweien wollen, die Sie aber bis nach dem Kriege Ihre Spaltungen und Zwistigkeiten vertagen werden, da Sie es nicht so süß finden, sich zu hassen, daß Sie diesen höllischen Genuß der Wohlfahrt des Vaterlandes vorzögen; Sie, die man durch bewaffnete Petitionen erschrecken wollte, als wüßten Sie nicht, daß am Anfange der Revolution das Allerheiligste der Freiheit von Trabanten des Despotismns umgeben war. Paris von der Armee des Hofes belagert wurde, und daß diese Tage der Gefahr die Tage des Ruhmes unserer

ersten Nationalversammlung waren; ich werde endlich Ihre Aufmerksamkeit auf den Zustand der Krise lenken, in welchem wir uns befinden.

»Diese inneren Unruhen haben zwei Ursachen: aristokratische Manoeuvres, priesterliche Manoeuvres; beide streben nach demselben Ziele, der Gegenrevolution.

»Der König hat seine Sanction Ihrem Beschlusse über die religiösen Unruhen verweigert. Ich weiß nicht, ob der finstere Geist der Medici und des Cardinals von Lothringen noch unter den Gewölben des Palastes der Tuileries umherirrt, und ob das Herz des Königs durch die fantastischen Ideen, die man ihm in den Sinn gibt, beunruhigt wird; doch ohne ihm eine Beleidigung anzuthun und ihn zu bezichtigen, er sei der gefährlichste Feind der Revolution, ist es nicht erlaubt, zu glauben, er wolle durch die Straflosigkeit zu den verbrecherischen Versuchen des priesterlichen Ehrgeizes aneifern und den hoffärtigen Helfershelfern der Tiara die Macht wieder geben, mit der sie gleichmäßig die Völker und die Könige unterdrückt haben; es ist, ohne ihm eine Beleidigung anzuthun und ihn für den grausamsten Feind des Reiches zu erklären, nicht erlaubt, zu glauben, er gefalle sich darin, die Empörungen fortzupflanzen, die Unordnungen zu verewigen, die ihn durch den Bürgerkrieg zu seinem Untergange fortreißen würden. Ich schließe hieraus, daß er, wenn er sich Ihren Decreten widersetzt, sich für mächtig genug erachtet, ohne die Mittel, die Sie ihm bieten, den öffentlichen Frieden aufrecht zu erhalten. Geschieht es also, daß der Friede nicht aufrecht erhalten wird, daß die Fackel des Fanatismus abermals das Königreich in Brand zu stecken droht, daß die religiösen Gewaltthaten fortwährend die Departements verheeren, so sind die Agenten der königlichen Autorität selbst die Ursache aller unserer Uebel. Nun wohl sie mögen mit ihrem Kopfe für alle Unruhen haften, deren Vorwand die Religion sein wird! zeigen Sie bei dieser furchtbaren Verantwortlichkeit die Grenze Ihrer Geduld und der Besorgnisse der Nation.

»Ihre Fürsorge für die äußere Sicherheit des Reiches hat Sie ein Lager bei Paris beschließen lassen; alle Föderierte Frankreichs sollten hier am 14. Juli ihren Schwur, frei zu leben oder zu sterben, wiederholen. Der giftige Hauch der Verleumdung hat diesen Plan gebrandmarkt; der König hat seine Sanction verweigert. Ich achte zu sehr die Ausübung eines constitutionellen Rechtes, um bei Ihnen zu beantragen, die Minister für diese Weigerung verantwortlich zu machen; geschieht es aber, daß vor der Versammlung der Bataillons der Boden der Freiheit profanirt wird, so müssen Sie dieselben als Verräther behandeln! Sie müssen sie selbst in den Abgrund werfen, den ihre Sorglosigkeit oder ihre Böswilligkeit unter den Schritten der Freiheit gegraben haben wird! Zerreißen wir die Binde, welche die Intrigue oder die Schmeichelei auf die Augen des Königs gelegt haben, und zeigen wir ihm das Ziel, zu dem falsche Freunde ihn zu führen bemüht sind.

»Im Namen des Königs wiegeln die französischen Prinzen gegen uns die Höfe Europas auf; um die Würde des Königs zu rächen, ist der Vertrag von Pillnitz geschlossen worden; um den König zu vertheidigen, sieht man in Deutschland unter der Fahne des Aufbruchs die ehemaligen Compagnien der Gardes du corps herbeilaufen; um dem König zu Hilfe zu kommen, treten die Emigrirten in die österreichischen Heere ein und schicken sich an, den Schooß des Vaterlandes zu zerreißen; um sich diesen tapfern Rittern der königlichen Prärogative anzuschließen, verlassen Andere ihren Posten in Gegenwart des Feindes, werden zu Verräthern an ihren Schwüren, bestehlen die Kassen, bestechen die Soldaten, und setzen so ihre Ehre in die Feigheit, den Meineid, die Insubordination, den Diebstahl und die Morde. Kurz der König ist bei allen diesen Mißgeschicken!

»Ich lese nun in der Constitution:

»Stellt sich der König an die Spitze eines Heeres und lenkt die Kräfte desselben gegen die Nation, oder er widersetzt sich nicht durch einen förmlichen Act einem solchen in seinem Namen ausgeführten Unternehmen, so wird er dafür angesehen werden, daß er die Regierung niedergelegt habe.«

»Vergebens würde der König antworten:

»Allerdings behaupten die Feinde der Nation, sie handeln nur, um meine Macht wieder zu heben; doch ich habe bewiesen, daß ich nicht ihr Genosse war; ich habe der Constitution gehorcht; ich habe Truppen ins Feld gestellt, Allerdings waren diese Heere zu schwach; doch die Constitution bezeichnet nicht den Grad von Stärke, den ich ihnen geben mußte. Allerdings habe ich sie zu spät versammelt; doch die Constitution bezeichnet nicht die Zeit, zu der ich sie versammeln mußte. Allerdings hätten sie Reservelager unterstützen können; doch die Constitution verpflichtet mich nicht, Reservelager zu bilden. Allerdings, wenn die Generale ohne Widerstand auf dem feindlichen Gebiete vorrückten, befahl ich ihnen, zurückzuweichen; doch die Constitution gebietet mir nicht, den Sieg davonzutragen. Allerdings haben meine Minister die Nationalversammlung über die Zahl, die Disposition der Truppen und ihre Verproviantirung getäuscht; doch die Constitution gibt mir das Recht, meine Minister zu wählen; sie gebietet mir nirgends, mein Vertrauen den Patrioten zu gewähren und die Contrerevolutionäre fortzujagen. Allerdings hat die Nationalversammlung für die Vertheidigung des Vaterlandes nothwendige Beschlüsse gefaßt, welche zu sanctionieren ich mich geweigert; doch die Constitution garantiert mir diese Befugniß. Allerdings bewerkstelligt sich die Gegenrevolution, ist der Despotismus im Begriffe, sein eisernes Scepter wieder in meine Hände zu geben, werde ich Euch damit niederschmettern, werdet Ihr kriechen, werde ich Euch dafür bestrafen, daß Ihr die Frechheit gehabt habt, frei sein zu wollen; doch Alles dies geschieht constitutionell. Es ist mir kein Act entflossen, den die Constitution verdammt: es ist also nicht erlaubt, an meiner Treue gegen Euch und an meinem Eifer für ihre Vertheidigung zu zweifeln.««

»Meine Herren, wäre es möglich, daß bei den Calamitäten eines unseligen Krieges, bei den Unordnungen eines contrerevolutionären Umsturzes der König der Franzosen diese höhnische Sprache führte; wäre es möglich, daß er von seiner Liebe für die Constitution mit einer so verletzenden Ironie spräche, hätten wir dann nicht das Recht, ihm zu antworten:

»»O König! der Sie ohne Zweifel mit dem Tyrannen Lysander geglaubt haben, die Wahrheit sei nicht mehr werth, als die Lüge, und man müsse die Menschen mit Eiden belustigen, wie man die Kinder mit Knöchelchen belustigt; der Sie sich den Anschein gegeben, als liebten Sie die Gesetze, nur um die Macht zu behalten, die Ihnen dienen würde, um denselben zu trotzen, die Constitution, nur damit man Sie nicht vom Throne stürze, auf dem Sie bleiben mußten, um sie zu vernichten; die Nation, nur um den Erfolg Ihrer Treulosigkeiten zu sichern, indem Sie ihr Vertrauen einflößten, gedenken Sie uns heute durch heuchlerische Bethuerungen zu hintergehen? Gedenken Sie uns auf eine falsche Fährte über die Ursache unserer Mißgeschicke durch den Kunstgriff Ihrer Entschuldigungen und die Frechheit Ihrer Sophismen zu führen? Hieß es uns vertheidigen, den fremden Soldaten Streitkräfte entgegenstellen, deren Minderwerth nicht einmal die Ungewißheit über ihre Niederlage ließ? Hieß es uns vertheidigen, Pläne, welche darauf abzielten, das Innere des Königreiches zu befestigen, auf die Seite schieben, oder Anstalten zum Widerstande für eine Periode machen, wo wir schon die Beute der Tyrannen gewesen wären? Hieß es uns vertheidigen, nicht einen General im Zaume halten, der die

Constitution verletzte, und dem Muth von denjenigen, welche ihr dienten, Fesseln anlegen? Hieß es uns vertheidigen, unablässig die Regierung durch beständige Desorganisation des Ministeriums lähmen? Ließ Ihnen die Constitution die Wahl der Minister für unser Glück oder für unsern Ruin? Machte sie Sie zum Chef unseres Heeres für unsern Ruhm oder für unsere Schmach? Gab sie Ihnen endlich das Sanctionsrecht, eine Civilliste und so viele große Prerogative, um constitutionell die Constitution und das Reich zu Grunde zu richten? Nein, nein, Mann, den die Großmuth Frankreichs nicht bewegen konnte! Mann, den die Liebe für den Despotismus allein empfindlich machen konnte! Sie haben den Willen der Constitution nicht erfüllt! Sie kann umgestürzt werden, doch Sie werden die Frucht Ihres Meineides nicht ernten; Sie haben sich nicht durch einen förmlichen Act den Siegen widersetzt, die man in Ihrem Namen davon trug, doch Sie werden die Frucht dieser schämlichen Triumphe nicht ernten! Sie sind nichts mehr für diese Constitution, die Sie so schändlich verletzt, für dieses Volk, das Sie so niederträchtig verrathen haben!«

»Da die von mir angeführten Thatsachen nicht frei sind von einem sehr auffallenden Zusammenhange mit mehreren Handlungen des Königs, da es gewiß ist, daß die falschen Freunde, die ihn umgeben, an die Verschworenen von Koblenz verkauft sind, und daß sie brennen vor Verlangen, den König zu Grunde zu richten, um die Krone auf das Haupt von einem der Chefs ihrer Complotte zu übertragen; da es für seine persönliche Sicherheit sowohl, als für die des Reiches wichtig ist, daß sein Benehmen nicht mehr von Verdacht umgeben bleibe, so werde ich Ihnen eine Adresse vorschlagen, die ihn an die Wahrheiten, welche ich so eben habe hören lassen, erinnern soll, und worin man ihm darthun wird, daß die Neutralität, die er zwischen dem Vaterlande und Koblenz beobachtet, ein Verrath gegen Frankreich wäre.

»Ich verlange überdies, daß Sie erklären, das Vaterland sei in Gefahr. Sie werden sehen, daß bei diesem Rufe alle Bürger sich zusammenschaaeren, die Erde sich mit Soldaten überzieht, und die Wunder sich erneuern, welche die Völker des Alterthums mit Ruhm bedeckt haben. Sind die regenerirten Franzosen von 89 dieses Patriotismus verlustig geworden? Ist nicht der Tag gekommen, diejenigen zu vereinigen, welche in Rom, und die, welche auf dem Aventinischen Berge sind? Werden Sie warten, bis, müde der Anstrengungen der Revolution, oder verdorben durch die Gewohnheit, um ein Schloß zu paradiren, schwache Menschen sich daran gewöhnen, von Freiheit ohne Begeisterung und von Sklaverei ohne Abscheu zu sprechen? Was bereitet man uns? Ist es die Militärherrschaft, die man feststellen will? Man hat den Hof im Verdachte treuloser Projecte; er gibt Anlaß, von militärischen Bewegungen, vom Kriegsgesetze zu reden; man macht die Einbildungskraft mit dem Blute des Volkes vertraut. Der Palast des Königs der Franzosen hat sich plötzlich in ein befestigtes Schloß verwandelt. Wo sind aber seine Feinde? Gegen wen richten sich diese Kanonen und diese Bajonnete? Die Freunde der Constitution sind aus dem Ministerium ausgestoßen worden; die Zügel der Regierung bleiben schwebend auf den Zufall, in dem Augenblicke, wo man, um sie festzuhalten, eben so viel Kraft, als Patriotismus bedürfte. Ueberall nährt man die Zwietracht, der Fanatismns triumphirt, die Connivenz der Regierung vermehrt die Dreistigkeit der fremden Mächte, die gegen uns Heere und Eisen speien, und kühlt die Sympathie der Völker ab, welche geheime Wünsche für den Sieg der Freiheit hegen. Die feindlichen Cohorten setzen sich in Marsch die Intrigue und die Treulosigkeit zetteln Verrathe an; der legislative Körper stellt diesen Complotten strenge, aber nothwendige Beschlüsse entgegen: die Hand des Königs zerreißt sie! Rufen Sie, es ist Zeit dazu, rufen Sie alle Franzosen herbei, um das Vaterland zu retten! Zeigen Sie ihnen den Abgrund in seiner ganzen

Unermeßlichkeit! Nur durch eine außerordentliche Anstrengung können sie darüber wegsetzen! Es ist an Ihnen, sie hierauf durch eine elektrische Bewegung vorzubereiten, die das ganze Reich den Anlauf nehmen macht. Ahmen Sie selbst den Spartanern der Thermopylen nach, oder jenen ehrwürdigen Greifen des römischen Senats, welche auf ihrer Thürschwelle den Tod erwarteten, den wilde Sieger ihrem Vaterlande brachten! Sie brauchen nicht Wünsche zu hegen, damit Rächer aus Ihrer Asche erstehen: an dem Tage, wo Ihr Blut die Erde röthet, werden die Tyrannei, ihre Hoffart, ihre Paläste, ihre Beschützer auf immer vor der nationalen Allmacht und vor dem Zorne des Volkes verschwinden.«

Es war in dieser furchtbaren Rede eine aufsteigende Kraft, eine wachsende Gradation, ein Crescendo von Stürmen, das die Luft mit einem ungeheuren, dem des Orkans ähnlichen Flügel schlug.

Die Wirkung war auch die einer Wettersäule: die ganze Nationalversammlung, Feuillants, Royalisten, Constitutionelle, Republicaner, Abgeordnete, Zuschauer, Bänke, Tribunen, Alles wurde umhüllt, fortgerissen, emporgehoben durch den mächtigen Wirbel; von allen Seiten erscholl das gewaltigste Geschrei der Begeisterung.

An demselben Abend schrieb Barbaroux an seinen Freund Rebecqui, der in Marseille geblieben war: »Schicke mir fünfhundert Mann, welche zu sterben wissen.«

CXLV.

Der dritte Jahrestag der Einnahme der Bastille.

Am 11. Juli erklärte die Nationalversammlung, das Vaterland sei in Gefahr.

Um aber diese Erklärung zu promulgiren, bedurfte es der Genehmigung des Königs.

Der König gab sie erst am 21. Abends.

Und, in der That, verkündigen, das Vaterland sei in Gefahr, das war ein Geständniß ihrer Unmacht von Seiten der Staatsgewalt; es war ein Aufruf an die Nation, sich selbst zu retten, da der König nichts mehr vermöge oder nichts mehr thun wolle.

Im Zwischenraume vom 11. auf den 21. Juli hatte ein großer Schrecken das Schloß in Bewegung gesetzt.

Der Hof machte sich für den 14. auf einen Anschlag gegen das Leben des Königs gefaßt.

Eine Adresse der Jacobiner hatte ihn in diesem Glauben bestärkt: sie war abgefaßt von Robespierre; das läßt sich leicht an ihrer doppelten Schneide erkennen.

Sie war gerichtet an die Föderierten, welche nach Paris zu dem Feste vom 14. Juli kamen, das im vorhergehenden Jahre so grausam mit Blut gefärbt worden war.

»Heil den Franzosen der drei und achtzig Departements,« sagte der Unbestechliche; »Heil den Marseillern! Heil dem mächtigen, unbesiegbaren Vaterlande, das seine Kinder um sich versammelt am Tage seiner Gefahren und seiner Feste. Oeffnen wir unsere Häuser unseren Brüdern!

»Bürger, seid Ihr nur herbeigeeilt wegen einer leeren Föderationsfeier und wegen überflüssiger Eide? Nein, nein, Ihr eilt herbei auf den Schrei der Nation, die Euch, außen bedroht und innen verrathen, ruft! Unsere treulosen Chefs führen unsere Heere in die Falle; unsere Generale respectiren das Gebiet des österreichischen Tyrannen und verbrennen die Dörfer unserer belgischen Brüder; ein Ungeheuer, Lafayette! ist gekommen und hat die Nationalversammlung ins Gesicht beschimpft: erniedrigt, verhöhnt, bedroht, besteht sie noch? So viele Attentate wecken endlich die Nation auf, und Ihr seid herbei geeilt. Die Einschläferer des Volkes werden es versuchen, Euch zu verführen: flieht ihre Schmeicheleien, flieht ihre Tafeln, wo man den Moderantismus und das Vergessen der Pflicht trinkt; bewahret Euren Argwohn in Eurem Herzen; die verhängnißvolle Stunde schlägt!

»Hier ist der Altar des Vaterlands! Werdet Ihr dulden, daß *niederträchtige* Götzenbilder sich zwischen die Freiheit und Euch stellen, um den Cultus, der ihr gebührt, zu usurpieren? Leisten wir den Eid nur dem Vaterlande, in die unsterblichen Hände des Königs der Natur. Alles erinnert uns auf diesem Marsfelde an den Meineid unserer Feinde; wir können nicht eine einzige Stelle aufgraben, die nicht mit dem unschuldigen Blute, das sie darauf vergossen, befleckt ist! Reiniger diesen Boden, rächen dieses Blut, und verlaßt Umkreis nicht eher, als bis Ihr das Heil des Vaterlandes entschieden habt!«

Es war schwer, sich kategorischer zu erklären; nie ist ein Rath zum Morde in bestimmteren Ausdrücken gegeben worden; nie sind blutige Repressalien mit einer klareren und dringlicheren Stimme gepredigt worden.

Und, man bemerke wohl, es war Robespierre, der verschmitzte Tribun, der umschweifige Redner, der mit seiner süßlichen Stimme zu den Abgeordneten der drei und achtzig Departements sagte: »Meine Freunde, glaubet mir, man muß den König tödten!«

Man hatte große Angst in den Tuileries, der König besonders; man war überzeugt, der 20. Juni habe keinen anderen Zweck gehabt, als die Ermordung des Königs unter einem Getümmel, und wenn man das Verbrechen nicht begangen, so sei dies nur durch den Muth des Königs verhindert worden, der seinen Mördern imponirt habe.

Es war wohl etwas Wahres an Allem dem.

Das Verbrechen, sagte Alles das, was an Höflingen den zwei Verdammten blieb, die man den König und die Königin nannte, das Verbrechen, das am 20. Juni gescheitert ist, ist nun auf den 14. Juli verschoben worden.

Man war hiervon so sehr überzeugt, daß man den König flehentlich bat, ein Bruststück anzulegen, damit der erste Messerstich auf seiner Brust sich abstumpfen, oder die erste Kugel darauf abprallen würde und seine Freunde hierdurch Zeit hätten, ihm zu Hilfe zu kommen.

Ach! die Königin hatte nicht mehr, wie das erste Mal, Andrée da, um ihr bei ihrer nächtlichen Arbeit zu helfen und um Mitternacht mit einer zitternden Hand, in einem abgelegenen Winkel der Tuileries, wie sie es in Versailles gethan, die Solidität des seidenen Harnisches zu versuchen.

Zum Glücke war das Bruststück aufbewahrt worden, das der König bei seiner ersten Reise nach Paris, um der Königin Vergnügen zu machen, versucht, und sodann anzulegen sich geweigert hatte.

Nur war der König so scharf bewacht, daß man nicht einen Augenblick fand, um es ihn zum zweiten Male anziehen zu lassen und die Fehler zu verbessern, die es haben konnte; Madame Campan trug es drei Tage unter ihrem Kleide.

Endlich, eines Morgens, als sie im Zimmer der Königin war und die Königin noch im Bette lag, trat der König ein und legte rasch einen Rock ab, wonach Madame Campan die Thüren schloß und das Bruststück probierte.

Als das Bruststück probiert war, zog der König Madame Campan zu sich und sagte leise zu ihr:

»Um die Königin zufrieden zu stellen, thue ich, was ich thue; seien Sie unbesorgt, Campan, sie werden mich nicht ermorden; ihr Plan ist abgeändert, und ich muß mich auf eine andere Todesart gefaßt machen. In jedem Falle kommen Sie zu mir, wenn Sie von der Königin weggehen; ich habe Ihnen etwas anzuvertrauen.«

Der König ging ab.

Die Königin hatte das Sondergespräch gesehen, ohne es zu hören; sie folgte dem König mit einem unruhigen Blicke, und als die Thüre wieder hinter ihm geschlossen war, fragte sie:

»Campan, was sagte Ihnen denn der König?«

Madame Campan warf sich, in Thränen zerfließend, auf die Kniee vor dem Bette der Königin, die ihr beide Hände reichte, und sie wiederholte laut, was der König leise gesagt hatte.

Die Königin schüttelte traurig den Kopf.

»Ja,« sprach sie, »das ist die Meinung des Königs, und ich fange an seiner Ansicht beizutreten; der König behauptet, Alles, was in Frankreich vorgehe, sei eine Nachahmung dessen, was im vergangenen Jahrhundert in England vorgefallen; er liest unablässig die Geschichte des unglücklichen Karl, um sich besser zu benehmen, als es der König von England gethan

hat . . . Ja, ja, ich komme dazu, einen Proceß für den König zu befürchten, meine liebe Campan! Ich, was mich betrifft, ich bin eine Fremde eine Fremde, und sie werden mich ermorden . . . Ach! was wird aus meinen armen Kindern werden?«

Die Königin konnte nicht weiter sprechen: ihre Stärke verließ sie; sie brach in ein Schluchzen aus.

Da stand Madame Campan auf und bereitete rasch ein Glas Zuckerwasser mit Aether; doch die Königin winkte ihr mit der Hand.

»Meine liebe Campan,« sagte sie, »die Nervenübel sind die Krankheiten der glücklichen Frauen, doch alle Arzneimittel der Welt vermögen nichts gegen die Krankheiten der Seele! Seit meinen Mißgeschicken fühle ich meinen Körper nicht mehr, ich fühle nur mein Verhängniß. Sagen Sie nichts hiervon dem König, und suchen Sie ihn nun auf.«

Madame Campan zögerte, zu gehorchen.

»Nun, was haben Sie?« fragte die Königin.

»Oh! Madame!« rief Madame Campan, »ich muß Ihnen sagen, daß ich für Eure Majestät ein dem Bruststücke des Königs ähnliches Corset gemacht habe, und auf den Knien bitte ich Eure Majestät, es anzuziehen.«

»Ich danke, meine liebe Campan,« erwiderte Marie Antoinette.

»Ah! Eure Majestät nimmt es also an?« rief die Kammerfrau ganz freudig.

»Ich nehme es an als einen Dank für Ihre gute, liebevolle Absicht, doch ich werde mich wohl hüten, es anzuziehen.«

Und sie ergriff die Hand von Madame Campan und fügte bei:

»Ich werde zu glücklich sein, wenn sie mich ermorden! Mein Gott! sie werden mehr für mich gethan haben, als Du mir das Leben gebend gethan hast: sie werden mich davon befreit haben . . . Gehe, Campan, geh!«

Madame Campan ging hinaus; es war Zeit: sie erstickte.

Im Corridor traf sie den König, der Ihr entgegenkam; als er sie sah, blieb er stehen und reichte ihr die Hand. Madame Campan ergriff die königliche Hand und wollte sie küssen, doch der König zog sie an sich und küßte sie auf beide Wangen.

Und ehe sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatte, sagte er:

»Kommen Sie!«

Der König ging ihr voran und blieb sodann in dem inneren Corridor stehen, der von seinem Zimmer zu dem des Dauphin führte; er suchte mit der Hand eine Feder und öffnete einen Schrank, der in der Mauer dadurch verborgen war, daß sich die Oeffnung desselben unter den braunen Einschnitten verlor, welche den schattirten Theil dieser gemalten Steine bildeten.

Das war der eiserne Schrank mit dem künstlichen Schlosse, den er mit Hilfe von Gamain verfertigt hatte.

Ein großes Portefeuille, voll von Papieren, lag in diesem Schranke, in welchem eines seiner Bretter mit ein paar tausend Louis d'or belastet war.

»Madame Campan,« sagte der König, »nehmen Sie dieses Portefeuille und tragen Sie es in Ihr Zimmer.«

Madame Campan versuchte es, das Portefeuille aufzuheben, doch es war zu schwer.

, Sire,« sagte sie, »ich kann nicht.«

»Warten Sie, warten Sie,« erwiderte der König.

Und nachdem er den Schrank wieder geschlossen, der, sobald er geschlossen war, völlig unsichtbar wurde, nahm er das Portefeuille und trug es in das Cabinet von Madame Campan.

»Hier ist es!« sagte er, indem er sich die Stirne abwischte.

»Sire,« fragte Madame Campan, »was soll ich mit diesem Portefeuille machen?«

»Die Königin wird es Ihnen sagen und Ihnen zugleich mittheilen, was es enthält,« antwortete der König.

Und er entfernte sich wieder.

Damit man das Portefeuille nicht sehe, schob es Madame Campan mit großer Anstrengung zwischen zwei Matratzen ihres Bettes; dann trat sie bei der Königin ein und sprach:

»Ich habe in meinem Zimmer ein Portefeuille, das der König dahin gebracht hat; er sagt mir, Eure Majestät werde mich unterrichten, was es enthalte, und was ich damit zu thun habe.«

Da legte die Königin ihre Hand auf die von Madame Campan, welche, die Antwort erwartend, vor ihrem Bette stand, und erwiderte:

»Campan, das sind Stücke, welche tödtlich für den König wären, ginge man, was Gott verhüten wolle, so weit, daß man ihm den Proceß machen würde; doch es findet sich zugleich und das ist es ohne Zweifel, was ich Ihnen sagen soll, in diesem Portefeuille der Rechenschaftsbericht über eine Sitzung des Conseil, in der der König seine Meinung gegen den Krieg ausgesprochen hat; er hat ihn von allen Ministern unterzeichnen lassen, und im Falle dieses Processes zählt er daraus, so sehr ihm die anderen Stücke schädlich wären, eben so sehr werde ihm dieses nützlich sein.«

»Was soll ich aber mit diesem Portefeuille machen?« fragte fast erschrocken die Kammerfrau.

»Was Sie wollen, Campan, wenn es nur in Sicherheit ist; Sie sind allein verantwortlich dafür; Sie werden sich übrigens nicht von mir entfernen, selbst wenn Sie nicht den Dienst haben; die Umstände sind so, daß ich jeden Augenblick Ihrer bedürfen könnte. In diesem Falle, da Sie eine von den Freundinnen sind, auf die man rechnen kann, wünsche ich Sie bei der Hand zu haben.«

Das Fest vom 14. Juli kam.

Es handelte sich für die Revolution darum, nicht Ludwig XVI. zu ermorden, — wahrscheinlich hatte man nicht einmal diesen Gedanken, — sondern den Sieg von Pétion über den König zu proclamieren.

Wir haben gesagt, in Folge des 20. Juni sei Pétion durch das Directorium von Paris suspendiert worden.

Das wäre ohne die Beistimmung des Königs nichts gewesen, doch diese Suspension war durch eine an die Nationalversammlung übersandte königliche Proclamation bestätigt worden.

Am 13., das heißt am Vorabend des Jahrestages der Einnahme der Bastille, hatte die Nationalversammlung aus eigener Machtvollkommenheit diese Suspension aufgehoben.

Am 14. Morgens um elf Uhr stieg der König mit der Königin und seinen Kindern die große Treppe herab, drei- bis viertausend Mann unentschiedene Truppen escortierten die königliche Familie; die Königin suchte vergebens auf den Gesichtern der Soldaten und der Nationalgarden ein Merkmal von Sympathie; die Ergebensten den Kopf ab und vermieden ihren Blick.

Was das Volk betrifft, so konnte man sich über seine Gefühle nicht täuschen; der Ruf: »Es lebe Pétion!« erscholl von allen Seiten; sodann, um dieser Ovation etwas Dauerhafteres als die Begeisterung des Augenblicks zu geben, konnten der König und die Königin auf allen Hüten die

drei Worte lesen, welche zugleich ihre Niederlage und den Triumph ihres Feindes bestätigten:
»Es lebe Pétion!«

Die Königin war bleich und zitternd; trotz dessen, was sie zu Madame Campan gesagt hatte, überzeugt, es bestehe ein Complot gegen das Leben des Königs, schauerte sie jeden Augenblick, weil sie eine mit einem Messer versehene Hand sich ausstrecken, einen mit einer Pistole bewaffneten Arm sich senken zu sehen glaubte.

Auf dem Marsfelde angelangt, stieg der König aus dem Wagen, nahm Platz zur Linken des Präsidenten der Nationalversammlung und ging mit ihm auf den Altar des Vaterlands zu.

Hier mußte sich die Königin vom König trennen, um auf die ihr vorbehaltene Tribüne mit ihren Kindern zu steigen.

Sie blieb stehen, weigerte sich, hinaufzugehen, ehe er angekommen wäre, und folgte ihm mit den Augen.

Am Fuße vom Altar des Vaterlands entstand plötzlich eine von den Wogungen, wie sie die Mengen machen.

Der König verschwand wie überschwemmt.

Die Königin stieß einen Schrei aus und wollte ihm nacheilen.

Doch er erschien wieder und stieg die Stufen vom Altar des Vaterlands hinauf.

Unter den gewöhnlichen Symbolen, welche bei den Feierlichkeiten signiren, wie die Gerechtigkeit, die Stärke, die Freiheit, war eines, das man, geheimnißvoll und erschrecklich, unter einem Florschleier glänzen sah, und das ein schwarz gekleideter, mit Cypressenzweigen bekränzter Mann trug.

Dieses entsetzliche Symbol zog besonders die Augen der Königin an.

’ Sie war wie an ihren Platz genagelt, und fast beruhigt über den König, der die Höhe vom Altar des Vaterlands erreicht hatte, konnte sie die Augen nicht von der finstern Erscheinung abwenden.

Mit einer äußersten Anstrengung die Fesseln ihrer Zunge lösend, fragte sie, ohne sich an Jemand zu wenden:

»Wer ist der schwarz gekleidete Mann mit dem Cypressenkranze?«

Eine Stimme, welche sie beben machte, antwortete:

»Der Henker!«

»Und was hält er in der Hand unter diesem Flor?«

»Das Beil von Karl I.«

Die Königin wandte sich erbleichend ab; es schien ihr, sie habe den Ton dieser Stimme schon gehört, Sie täuschte sich nicht: derjenige, welcher gesprochen hatte, war der Mann vom Schlosse Taverny, von der Brücke von Sèvres, von der Rückkehr von Varennes: es war Cagliostro.

Sie stieß einen Schrei aus und fiel ohnmächtig in die Arme von Madame Elisabeth.

CXLVI.

Das Vaterland ist in Gefahr.

Am 22. Juli, um sechs Uhr Morgens, acht Tage nach dem Feste auf dem Marsfelde, bebte ganz Paris beim Lärmen einer Kanone von starkem Caliber, welche auf dem Pont-Neuf gelöst wurde.

Eine Kanone vom Arsenal antwortete, ihr Echo bildend.

Von Stunde zu Stunde, den ganzen Tag hindurch sollte sich dieses gräßliche Geräusch wiederholen.

Geführt von ihren sechs Commandanten, waren die sechs Legionen der Nationalgarde vor Tagesanbruch beim Stadthause versammelt.

Man organisierte hier zwei Cortéges, um in die Straßen von Paris und in die Vorstädte die Proclamation der Gefahr des Vaterlands zu bringen.

Danton hatte den Gedanken des erschrecklichen Festes gehabt, und er hatte das Programm dazu von Sergent verlangt.

Sergent, ein mittelmäßiger Künstler als Kupferstecher, aber ein Mann von ungeheurem Talente, um in Scene zu setzen; Sergent, dessen Haß sich durch die Beleidigungen, die man ihm in den Tuilerien zugefügt, verdoppelt hatte, — Sergent halte in diesem ganzen Programm das großartige Gepränge entwickelt, dessen letztes Wort er am 10. August gab.

Jeder von den zwei Cortéges, der eine, der durch Paris hinauf-, der andere, der hinabgehen sollte, brach vom Stadthanse Morgens um sechs Uhr auf.

Zuerst kam eine Abtheilung Cavalerie mit Musik an der Spitze; für diese Gelegenheit componirt, war die Melodie, welche die Musik spielte, düster und schien ein Leichenmarsch zu sein.

Hinter der Cavalerieabtheilung kamen sechs Kanonen, neben einander, wo die Straßen oder die Quais breit genug waren, zu zwei und zwei in den engen Straßen fahrend.

Sodann vier Huissiers zu Pferde, vier Fahnen tragend; auf jeder Fahne stand eines von den vier Worten geschrieben:

Freiheit. — Gleichheit. — Constitution. — Vaterland.

Hierauf zwölf Municipalbeamte mit Schärpe und den Säbel an der Seite.

Sodann allein, vereinzelt wie Frankreich, ein Nationalgarde zu Pferde, ein großes dreifarbiges Banner haltend, auf dem die Worte geschrieben standen:

Bürger, das Vaterland ist in Gefahr!

Dann folgten, in derselben Ordnung, wie die ersten, sechs Kanonen mit dem tiefen Getöse, mit dem schweren Aufstoßen.

Dann ein Detachement von der Nationalgarde.

Endlich eine zweite Abtheilung Cavalerie, den Marsch schließend.

Man gebot Stillschweigen durch ein Wirbeln der Trommeln.

Sodann schwang man die Fahnen, und als kein Geräusch mehr hörbar, als der keuchende Athem von zehntausend Zuschauern gefangen in ihre Brust zurückgekehrt war, erhob sich die

ernste Stimme des Municipalbeamten, und er verlas die Acte der Nationalversammlung und fügte bei:

Das Vaterland ist in Gefahr.

Dieser letzte Ruf war furchtbar und vibrirte in allen Herzen.

Es war der Schrei der Nation, des Vaterlands, Frankreichs.

Es war eine Mutter im Todeskampfe, welche: »Zu Hilfe, meine Kinder!« rief.

Und dann, von Stunde zu Stunde, donnerte der Kanonenschuß vom Pont-Neuf mit seinem Echo vom Arsenal.

Auf allen großen Plätzen von Paris, — der Vorplatz von Notre-Dame war der Mittelpunkt davon, — hatte man Amphitheater für die freiwilligen Anwerbungen errichtet.

In der Mitte dieser Amphitheater war ein breites, auf zwei Trommeln gelegtes Brett, das als Einschreibungstisch diente, und bei jeder Bewegung, welche diesen Amphitheatern verliehen wurde, stöhnten die Trommeln wie ein ferner Sturmhauch.

Rings um diese Amphitheater waren Zelte mit dreieckigen Wimpeln und Eichenkränzen darüber errichtet, Municipalbeamte mit Schärpe saßen um den Tisch und übergaben, sowie die Einschreibungen stattfanden, den Freiwilligen Certificate.

Auf jeder Seite des Amphitheaters waren zwei Kanonen; am Fuße der doppelten Treppe, auf der man hinaufstieg, eine beständige Musik; vor den Zelten und derselben krummen Linie folgend ein Kreis von bewaffneten Bürgern.

Das war zugleich groß und schrecklich! Es war ein Rausch von Patriotismus!

Jeder eilte hinzu, um eingeschrieben zu werden. Die Schildwachen konnten diejenigen, welche kamen, nicht zurückstoßen: jeden Augenblick wurden die Reihen gebrochen.

Die zwei Treppen des Amphitheaters, — es war eine da um hinaufzusteigen, eine um herabzusteigen, — genügten nicht, so breit sie waren.

Jeder stieg hinauf, wie er konnte, unterstützt von denen, welche schon hinaufgestiegen waren; sodann, wenn man seinen Namen eingeschrieben, wenn er sein Certificat erhalten hatte, sprang er mit Ausrufungen des Stolzes zu Boden, schwang sein Pergament in der Luft, sang das Ça ira und küßte die Mündung der Kanonen.

Das war das Verlöbniß des französischen Volkes mit dem zweiundzwanzigjährigen Kriege, der, wenn er es nicht in der Vergangenheit gehabt hat, zum Resultate in der Zukunft die Freiheit der Welt haben wird.

Unter diesen Freiwilligen waren zu alte, welche, erhabene Gecken, ihr Alter verleugneten, zu junge, welche, fromme Lügner, sich auf die Fußspitzen erhoben und: »Sechzehn Jahre!« antworteten, während sie nicht vierzehn zählten.

So gingen von der Bretagne der alte Latour d’Auvergne, vom Süden der junge Viala ab.

Diejenigen, welche durch unauflösliche Bande zurückgehalten wurden, weinten, daß sie nicht abgehen konnten; sie verbargen vor Scham ihre Köpfe in ihren Händen, und die Auserwählten riefen ihnen zu:

»Ei! so singt doch, Ihr Leute! ei! so ruft doch: »»Es lebe die Nation!««

Und plötzliche, furchtbare Schreie: »Es lebe die Nation!« stiegen in die Lüfte empor, während von Stunde zu Stunde die Kanone vom Pont-Neuf und ihr Echo vom Arsenal donnerten.

Die Gährung war so groß, die Geister waren so mächtig erschüttert, daß die

Nationalversammlung selbst über ihr Werk erschrak.

Sie ernannte vier Mitglieder, um Paris in allen Richtungen zu durchziehen.

Diese hatten den Auftrag, zu sagen:

»Brüder, im Namen des Vaterlands, keinen Aufstand! Der Hof will einen solchen, um die Entfernung des Königs zu erlangen: keinen Vorwand dem Hofe; der König muß unter uns bleiben.«

Dann fügten sie leise bei, die erschrecklichen Worte: »Er muß bestraft werden!«

Und man klatschte überall, wo diese Männer durchkamen, in die Hände, und man hörte es durch die Menge laufen, wie man den Hauch eines Sturmes durch die Aeste eines Waldes laufen hört: »Er muß bestraft werden.«

Man sagte nicht wer, doch Jeder wußte wohl, wen er bestrafen wollte.

Das währte bis Mitternacht.

Bis um Mitternacht donnerten die beiden Kanonen; bis um Mitternacht stand die Menge um die Amphitheater aufgepflanzt.

Viele Freiwillige blieben da, um ihren ersten Bivouac vom Altar des Vaterlands zu datiren.

Jeder Kanonenschuß hatte bis ins Herz der Tuilerien ertönt.

Das Herz der Tuilerien, das war das Zimmer des Königs, wo Ludwig XVI., Marie Antoinette, die königlichen Kinder und die Prinzessin von Lamballe sich versammelt hatten.

Sie verließen sich am Tage nicht; sie fühlten wohl, daß ihr Schicksal es war, was an diesem Tage gohr.

Die Familie trennte sich erst um Mitternacht, das heißt, als sie wußte, man habe die Kanonen zu lösen aufgehört.

Seit den Zusammenrottungen in den Vorstädten schlief die Königin nicht mehr im Erdgeschoße.

Ihre Freunde hatten es dahin gebracht, daß sie in ein Zimmer des ersten Stockes ging, das zwischen der Wohnung des Königs und der des Dauphin lag.

In der Regel bei Tagesanbruch erwachend, verlangte sie, daß man weder Läden, noch Vorhänge schliesse, damit ihre Schlaflosigkeiten weniger peinlich seien.

Madame Campan schlief in demselben Zimmer wie die Königin.

Sagen wir, bei welcher Veranlassung die Königin eingewilligt hatte, daß eine ihrer Frauen bei ihr schlafe.

In einer Nacht, als die Königin sich niedergelegt hatte, — es war Morgens gegen ein Uhr, Madame Campan stand vor dem Bette von Marie Antoinette und plauderte mit ihr, — hörte man plötzlich im Corridor Tritte, sodann ein Geräusch ähnlich dem eines Kampfes zwischen zwei Menschen.

Madame Campan wollte nachsehen, was vorgehe, doch die Königin klammerte sich an ihre Kammerfrau oder vielmehr an ihre Freundin und sagte:

»Verlassen Sie mich nicht, Campan!«

Mittlerweile rief eine Stimme aus dem Corridor: »Seien Sie ohne Furcht, Madame; es ist ein Schurke, der Sie tödten wollte, doch ich halte ihn.«

Das war die Stimme des Kammerdieners.

»Mein Gott!« sagte die Königin, die Arme zum Himmel erhebend, »welch ein Leben!

Beschimpfungen am Tage, Mörder bei Nacht!«

Da rief die Königin dem Kammerdiener zu: »Lassen Sie diesen Menschen los und öffnen Sie ihm die Thüre.«

»Aber, Madame . . . « versetzte die Kammerfrau.

»Ei! meine Liebe, hielte man ihn fest, so würde er morgen von den Jacobinern im Triumphe umhergetragen.«

Man ließ den Menschen los, der ein Toilettediener des Königs war.

Von diesem Tage an hatte es der König dahin gebracht, daß Jemand bei der Königin schlief.

Marie Antoinette hatte Madame Campan gewählt.

In der Nacht, welche auf die Proclamation der Gefahr des Vaterlands folgte, wachte Madame Campan gegen zwei Uhr Morgens auf: ein Mondstrahl drang, wie ein nächtliches Licht, wie eine befreundete Flamme, durch die Scheiben ein und brach sich auf dem Bette der Königin, dessen Tüchern er eine bläuliche Tinte gab.

Madame Campan hörte einen Seufzer: sie begriff, daß die Königin nicht schlief.

»Eure Majestät leidet?« fragte sie leise.

»Ich leide immer, Campan,« erwiderte Marie Antoinette; »ich hoffe indessen, daß dieses Leiden bald endigen wird.«

»Guter Gott! Madame,« rief die Kammerfrau, »hat denn Eure Majestät abermals einen finstern Gedanken?«

»Nein, im Gegentheil, Campan,« antwortete die Königin.

Und sie streckte ihre bleiche Hand ans, welche im Reflexe des Mondstrahles noch bleicher wurde, und sprach mit einer tiefen Melancholie:

»In einem Monat wird dieser Strahl uns frei und von unsern Fesseln entbunden sehen.«

»Ah!« rief Madame Campan ganz freudig, »haben Sie den Beistand von Herrn von Lafayette angenommen und werden Sie fliehen?«

»Den Beistand von Herrn von Lafayette? Oh! nein, Gott sei Dank!« sagte die Königin mit einem Ausdrucke des Widerwillens, in dem man sich nicht täuschen konnte; »nein, doch in einem Monat wird mein Neffe Franz in Paris sein.«

»Sind Sie dessen sicher, Majestät?« rief Madame Campan erschrocken.

»Ja,« sprach die Königin,, Alles ist entschieden: es ist ein Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossen; die zwei vereinigten Mächte marschiren gegen Paris; wir haben die Marschlinie der Prinzen und der verbündeten Heere, und wir können mit Sicherheit sagen: »»An dem und dem Tage werden unsere Retter in Valenciennes sein . . . an dem und dem Tage in Verdun . . . an dem und dem Tage in Paris.««

»Und Sie befürchten nicht . . . ?«

Madame Campan hielt inne.

»Ermordet zu werden?« vollendete die Königin ihren Satz. »Das ist wohl wahr, ich weiß es; doch wer nichts wagt, gewinnt nichts.«

»Und an welchem Tage hoffen die verbündeten Souverains in Paris zu sein?« fragte Madame Campan.

»Zwischen dem 15. und 20. August,« antwortete die Königin.

»Gott höre Sie!« sprach Madame Campan.

Gott hörte zum Glücke nicht; oder vielmehr er hörte und sandte Frankreich eine Hilfe, auf die es nicht rechnete: die *Marseillaise*.

CXLVII.

Die Marseillaise.

Was die Königin beruhigte, hätte sie gerade erschrecken müssen: das Manifest des Herzogs von Braunschweig.

Dieses Manifest, das, in den Tuileries abgefaßt, erst am 20. Juli nach Paris zurückkommen sollte, war in den ersten Tagen des Monats abgegangen.

Sagen wir aber, was zu gleicher Zeit, da der Hof in Paris dieses wahnsinnige Stück redigirte, dessen Wirkung wir sogleich sehen werden, in Straßburg vorging.

Straßburg, eine unserer französischsten Städte, gerade weil es vorher österreichisch gewesen war, Straßburg, eines unserer festesten Bollwerke, hatte, wie gesagt, den Feind vor seinen Thoren.

In Straßburg versammelten sich auch seit sechs Monaten, das heißt seitdem vom Kriege die Rede war, diese jungen Bataillons von Freiwilligen mit dem glühenden, patriotischen Geiste.

Straßburg, seinen hohen Münsterthurm im Rhein spiegelnd, der uns allein vom Feinde trennte, war ein kochender Herd zugleich des Krieges, der Jugend, der Freude, des Vergnügens, der Bälle, der Revuen, wo sich der Lärm der Kriegsinstrumente beständig mit dem der Festinstrumente vermengte.

Von Straßburg, wo durch ein Thor die erst zu formirenden Freiwilligen ankamen, gingen durch das andere die Soldaten ab, die man für schlagfähig hielt; hier fanden sich die Freunde wieder, umarmten sich und sagten sich Lebewohl; die Schwestern weinten, die Mütter beteten, die Väter sprachen: »Geht, und sterbt für Frankreich!«

Und Alles dies beim Schalle der Glocken, beim Donner der Kanonen, bei diesen zwei ehernen Stimmen, welche zu Gott sprechen, die eine, um seine Barmherzigkeit, die andere, um seine Gerechtigkeit anzurufen.

Bei einem dieser Abgänge, der feierlicher war als die andern, weil er beträchtlicher, lud der Maire von Straßburg, Dietrich, ein würdiger, vortrefflicher Patriot, diese jungen Leute zu sich ein, um bei einem Bankett mit den Officieren der Garnison zu fraternisiren.

Die zwei Töchter des Maire und zwölf bis fünfzehn von ihren Gespielinnen, blonde, edle Mädchen des Elsaß, die man nach ihren goldenen Haaren für Nymphen von Ceres gehalten hätte, sollten, nicht präsidieren bei diesem Bankett, doch es wenigstens verschönern und durchduften.

Unter der Zahl der Geladenen, ein gewöhnlicher Genöß des Hauses Dietrich, ein Freund der Familie, junger edler Hochburgunder Namens Rouget de l'Isle.

Wir haben ihn alt gekannt, und er selbst, der sie uns ganz mit eigener Hand schrieb, hat uns die Geburt dieser edlen Kriegsblume erzählt, deren Erschließen der Leser beiwohnen soll.

Rouget de l'Isle war damals zwanzig Jahre alt und lag als Officier vom Genie in Straßburg in Garnison.

Dichter und Musiker, war ein Piano eines von den Instrumenten, das man bei diesem ungeheuren Concerte hörte; seine Stimme eine von denen, welche unter den stärksten und patriotischsten ertönten.

Nie war ein mehr französisches, mehr nationales Fest von einer glühenden Junisonne beleuchtet worden.

Niemand sprach von sich, Alle sprachen von Frankreich.

Der Tod war allerdings da, wie bei den Banketten des Alterthums; doch der schöne, lächelnde Tod, nicht mit der häßlichen Sense und der grauenvollen Sanduhr, sondern in der einen Hand ein Schwert, in der andern eine Palme haltend!

Man suchte, was man singen könnte: das alters Ça ira war ein Gesang des Zornes und des Bürgerkriegs; man brauchte einen patriotischen, brüderlichen und dennoch für das Ausland drohenden Ruf.

Wer sollte der moderne Tyrtäos sein, der unter dem Dampfe der Kanonen, unter dem Pfeifen der Kugeln die Hymne Frankreichs dem Feinde zuschleudern würde?

Enthusiastisch, liebeglühend, patriotisch, antwortete Rouget de l'Isle auf diese Frage:

»Ich!«

Und er stürzte aus dem Saale.

In einer halben Stunde, während man sich kaum um seine Abwesenheit bekümmerte, war Alles gemacht, Worte und Musik, Alles war von einem Gusse, in die Form geflossen wie die Statue eines Gottes.

Rouget de l'Isle erschien wieder, die Haare zurückgeworfen, die Stirne mit Schweiß bedeckt, keuchend von dem Kampfe, den er gegen die zwei erhabenen, Schwestern, die Musik und die Poesie, bestanden hatte.

»Höret,« sprach er, »höret Alle!«

Als seine Stimme ertönte, wandten sich Alle um, die Einen ihr Glas in der Hand, die Andern eine bebende Hand in der ihrigen haltend.

Rouget de l'Isle begann:

Allons enfants de la Patrie,
Le jour de gloire est arrivé!
Contre nous de la tyrannie
L'étendard sanglant est levé.
Entendez-vous dans les campagnes
Mugir ces féroces soldats?
Ils viennent jusque dans vos bras
Égorger vos fils, vos compagnes!
Aux armes, citoyens, Formez vos bataillons,
Marchons, marchons!
Qu'un sang impur Abreuve nos sillons!

Bei der ersten Strophe durchlief ein elektrischer Schauer die ganze Versammlung.

Ein paar Schreie des Enthusiasmus erschollen, doch begierig, das Uebrige zu hören, riefen alsbald andere Stimmen:

»Stille! Stille! höret.«

Rouget fuhr mit einer Geberde tiefer Entrüstung fort:

Que veut cette horde d'esclaves,
De traîtres, de rois conjurés?
Pour qui ces ignobles entraves,
Ces fers dès longtemps préparés?
Français, pour nous, ah! quel outrage!

Quels transports il doit exciter!
C'est nous qu'on ose méditer
De rendre à l'antique esclavage!
Aux armes, citoyens!

Diesmal hatte Rouget de l'Isle nicht nöthig, den Chor herbeizurufen, ein Schrei schwang sich aus aller Brust empor:

Formez vos bataillons,
Marchons, marchons!
Qu'un sang impur Abreuve nos sillons!

Da fuhr er unter einer wachsenden Begeisterung fort:

Quoi! des cohortes étrangères
Feraient la loi dans nos foyers!
Quoi! ces phalanges mercenaires
Terrasseraient nos fiers guerriers?
Grand Dieu! par des mains enchaînées
Nos fronts sous le joug se ploieraient!
De vils despotes deviendraient
Les maîtres de nos destinées!

Keuchend erwartete die Brust von Hunderten den zweiten Theil, und ehe dieser letzte Vers vollendet war, riefen sie:

»Nein! Nein! Nein!

Dann erscholl mit dem Ungestüm eines Wetterwirbels der erhabene Chor:

Aux armes, citoyens! Formez vos bataillons,
Marchons, marchons!
Qu'un sang impur Abreuve nos sillons!

Diesmal durchlief ein solcher Schauer alle Zuhörer, daß es Rouget de l'Isle war, der sich, um seine vierte Strophe singen zu können, genöthigt sah, Stille zu verlangen.

Man hörte fieberhaft.

Die entrüstete Stimme wurde drohend.

Tremblez, tyrans, et vous perfides
L'opprobre de tous les partis,
Tremblez! vos projets parricides
Vont enfin recevoir leurs prix!
Tout est soldat pour vous combattre:
S'ils tombent, nos jeunes héros,
La terre en produit de nouveaux,
Contre vous tout prêts à se battre!

»Ja! ja!« riefen alle Stimmen.

Und die Väter schoben die Söhne vor, welche marschiren konnten, die Mütter hoben in ihren Armen diejenigen empor, welche sie noch trugen.

Da bemerkte Rouget de l'Isle, daß ihm eine Strophe fehlte; der Gesang der Kinder; erhabener Chor der entstehenden Ernte, des keimenden Kornes, und während die Bankettgenossen rasend den furchtbaren Refrain wiederholten, ließ er seinen Kopf in seine Hand fallen; unter dem Lärmen und den Bravos improvisirte er sodann folgende Strophe:

Nous entrerons dans la carrière
Quand nos aînés n'y seront plus;

Nous y trouverons leur poussière
Et la trace de leurs vertus.
Bien moins jaloux de leur survivre
Que de partager leur cercueil,
Nous aurons le sublime orgueil
De les venger ou de les suivre!

Und durch das erstickte Schluchzen der Mütter, durch die enthusiastischen Ausrufungen der Väter, hörte man die reinen Stimmen der Kindheit im Chore singen:

Aux armes, citoyens! Formez vos bataillons,
Marchons, marchons!
Qu'un sang impur Abreuve nos sillons!

»Oh!« murmelte einer von den Gästen, »gibt es keine Gnade für diejenigen, welche nur verirrt sind?«

»Warten Sie, warten Sie,« rief Rouget de l'Isle, »und Sie werden sehen, daß mein Herz diesen Vorwurf nicht verdient.«

Und mit einer Stimme voll Rührung sang er die Arme zum Himmel empor und sang die letzte Strophe, die Anrufung an den Genius Frankreichs:

Amour sacré de la Patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs.
Liberté, Liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs!
Sous nos drapeaux que la victoire
Accoure à tes mâles accents,
Que tes ennemis expirants
Voient ton triomphe et notre gloire!

»Ah!« sprach eine Stimme, »nun ist Frankreich gerettet!

Und in einem erhabenen Rufe, de profundis des Despotismus, Magnificat der Freiheit, ertönte es aus Aller Munde:

Aux armes, citoyens! Formez vos bataillons,
Marchons, marchons!
Qu'un sang impur Abreuve nos sillons!

Dann war es nur eine tolle, berauschte, wahnsinnige Freude; Jeder warf sich seinem Nachbar in die Arme, die Mädchen nahmen ihre Blumen von Sträußen und Kränzen mit vollen Händen und streuten sie zu den Füßen des Dichters.

Achtunddreißig Jahre später, als er mir diesen großen Tag erzählte, mir, dem jungen Manne, der ich zum ersten Male durch die mächtige Stimme des Volkes die heilige Hymne singen hörte, — achtunddreißig Jahre später strahlte noch die Stirne des Dichters von der glänzenden Glorie von 1792.

Und das war Gerechtigkeit!

Woher kommt es, daß ich selbst, indem ich diese letzten Strophen aufzeichne, ganz bewegt bin? Woher kommt es, daß, während meine rechte Hand zitternd den Chor der Kinder, die Anrufung an den Genius Frankreichs schreibt, woher kommt es, daß meine linke Hand eine Thräne abwischt, welche nahe daran, auf das Papier zu fallen?

Davon, daß die heilige *Marseillaise* nicht nur ein Kriegsgeschrei, sondern auch ein Erguß, ein Aufschwung der Bruderliebe ist, daß die königliche, mächtige Hand Frankreichs allen Völkern

gereicht ist, daß es immer der letzte Schrei der sterbenden Freiheit, immer der erste der wiedererstehenden Freiheit sein wird!

Wie ist nun die in Straßburg unter dem Namen Rheinlied geborene Hymne plötzlich im Herzen Frankreichs unter dem Namen Marseillaise hervorgebrochen?

Das wollen wir unsern Lesern sagen.

CXLVIII.

Die fünfhundert Mann von Barbaroux.

Am 28. Juli. als sollte dadurch der Proclamation der Gefahr des Vaterlands eine Basis gegeben werden, kam das Manifest von Koblenz.

Das war, wie gesagt, ein wahnsinniges Werk, eine Drohung, folglich ein Schimpf für Frankreich.

Der Herzog von Braunschweig, ein Mann von Geist, fand das Manifest albern, doch über dem Herzog waren die Könige des Bundes; sie erhielten das Schriftstück ganz abgefaßt von den Händen des Königs von Frankreich, und es wurde von ihnen ihrem General auferlegt.

Nach dem Manifeste war ganz Frankreich strafbar; jede Stadt oder jedes Dorf sollte niedergerissen oder in Asche verwandelt werden. — Was Paris, das zu Dornen und Unkraut verdammte moderne Jerusalem betrifft, so sollte kein Stein davon auf dem andern bleiben.

Dies besagte das Manifest, das von Koblenz am Tage des 28. mit dem Datum des 26. ankam.

Welcher Adler hatte es in seinen Klauen gebracht, daß er zweihundert Meilen in sechs und dreißig Stunden zurückgelegt?

Man kann sich die durch ein solches Stück hervorgebrachte Explosion denken: es war die, welche ein auf die Pulverbüchse fallender Funke hervorbringt.

Alle Herzen bebten, alle geriethen in Unruhe, alle schickten sich zum Kampfe an.

Wählen wir unter allen diesen Männern einen Mann, unter allen diesen Typen einen Typus.

Wir haben den Mann schon genannt: es ist Barbaroux.

Wir wollen es versuchen, den Typus zu schildern.

Barbaroux schrieb, wie wir erwähnt, am Anfange des Juli an Nebecqui: »Schicke mit fünfhundert Mann, welche zu sterben wissen.«

Wer war der Mann, der einen solchen Satz schreiben konnte, und welchen Einfluß hatte er auf seine Landsleute? Er hatte den Einfluß der Jugend, der Schönheit, des Patriotismus.

Dieser Mann, das war Charles Barbaroux, ein sanftes, reizendes Gesicht, das Madame Roland bis in ihrem ehelichen Gemache beunruhigte, das Charlotte Corday bis am Fuße des Schaffots träumen machte.

Madame Roland fing an sich selbst zu mißtrauen.

Warum mißtraute sie sich?

Er war zu schön!

Das war der Vorwurf, den man zwei Männern der Revolution machte, deren Köpfe, so schön sie waren, in einem Zwischenraume von vierzehn Monaten, der eine in der Hand des Henkers von Bordeaux, der andere in der Hand des Henkers von Paris erschienen: der Erste war Barbaroux, der Zweite Hérault de Séchelles.

Man höre, was Madame Roland von ihnen sagt.

»Barbaroux ist leichten Sinnes; die Anbetungen, welche die sittenlosen Frauen an ihn verschwenden, schaden dem Ernste seiner Gefühle. Sehe ich diese schönen jungen Männer zu

stark berauscht von dem Eindrucke, den sie hervorbringen, wie Barbaroux und Hérault de Séchelles, so denke ich unwillkürlich, sie beten zu sehr sich selbst an, um das Vaterland genug anzubeten.«

Sie täuschte sich, die strenge Pallas.

Das Vaterland war nicht die einzige, doch die erste Geliebte von Barbaroux; wenigstens liebte er es am Innigsten, da er für dasselbe starb.

Barbaroux war kaum fünfundzwanzig Jahre alt.

Er war geboren in Marseille, von einer Familie von jenen kühnen Schiffern, welche aus dem Handel eine Poesie gemacht haben. Was die Form, die Anmuth, die Idealität, das griechische Profil besonders betrifft, so schien er in gerader Linie von einem der Phokäer abzustammen, welche ihre Götter von den Ufern des Parnassos nach denen der Rhone brachten.

Jung, hatte er sich in der großen Kunst der Rede geübt, — in dieser Kunst, aus der sich die Männer des Südens zugleich eine Waffe und einen Schmuck zu machen wissen, — sodann in der Poesie, dieser Blume des Parnassos, welche die Gründer von Marseille mit sich vom Meerbusen von Korinth nach dem Meerbusen von Lyon⁴⁹ versetzten. Er hatte sich ferner mit der Physik beschäftigt, und sich mit Saussure und Marat in Correspondenz gesetzt.

Man sah ihn plötzlich während der Gährungen in seiner Vaterstadt, in Folge der Wahl von Mirabeau, hervorkommen.

Er wurde damals zum Secretär der Municipalität ernannt.

Später fanden Unruhen in Arles statt.

Unter diesen Unruhen erschien die schöne Gestalt von Barbaroux dem bewaffneten Antinous ähnlich.

Paris reclamirte ihn; der große Ofen brauchte von diesem wohlriechenden Rebolze; der ungeheure Tiegel bedurfte dieses Metalles.

Er wurde dahin geschickt, um über die Unruhen von Avignon Bericht zu erstatten; man hätte glauben sollen, er gehöre keiner Partei an; sein Herz, wie das der Gerechtigkeit, hege weder Haß, noch Freundschaft: er sagte die Wahrheit einfach und erschrecklich, wie sie war, und indem er sie sagte, schien er groß wie sie.

Die Girondisten waren so eben angekommen. Was die Girondisten von den anderen Parteien unterschied, was ihnen vielleicht das Verderben bereitete, ist, daß sie echte Künstler waren! sie liebten, was schön; sie reichten ihre warme, biedere Hand Barbaroux; dann führten sie, ganz stolz auf diese neue Rekrutirung, den Marseiller zu Madame Roland.

Man weiß, wie beim ersten Anblicke Madame Roland von Barbaroux gedacht hatte.

Was Madame Roland besonders in Erstaunen gesetzt, war, daß seit langer Zeit ihr Mann in Correspondenz mit Barbaroux stand, und daß die Briefe des jungen Mannes regelmäßig, pünktlich, voll Vernunft ankamen.

Sie hatte weder nach dem Alter, noch nach dem äußeren Ansehen dieses ersten Correspondenten gefragt: es war für sie ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit einem durch das Denken kahl gewordenen Schädel, mit einer durch die Nachtwachen gerunzelten Stirne.

Sie kam dem Traume entgegen, den sie gemacht und fand einen fünfundzwanzigjährigen jungen Mann, heiter, lachlustig, leicht, die Frauen liebend: diese ganze reiche, glühende Generation, welche im Jahre 92 blühte, um im Jahre 93 gemäht zu werden, liebte die Frauen.

In diesem Kopfe, der so leichtfertig zu sein schien, und den Madame Roland zu schön fand,

bildete sich vielleicht der erste Gedanke des 10. August.

Der Sturm war in der Luft; die wüthenden Wolken liefen von Norden nach Süden, von Westen nach Osten.

Barbaroux gab ihnen eine Richtung; er häufte sie auf dem Schieferdache der Tuilerien auf.

Als noch Niemand einen festen Plan hatte, schrieb er an Rebecqui: »Schicke mir fünfhundert Männer, welche zu sterben wissen.«

Ah! der wahre König von Frankreich, das war dieser König der Revolution, welcher schrieb, man solle ihm fünfhundert Mann schicken, die zu sterben wüßten, und den man eben so einfach, als er sie verlangt hatte, dieselben zuschickte.

Rebecqui hatte sie selbst ausgewählt, unter der französischen Partei von Avignon rekrutiert.

Sie schlugen sich seit zwei Jahren; sie haßten seit zehn Generationen.

Sie hatten sich in Toulouse, in Nimes; in Arles geschlagen; sie hatten sich aus Blut gewöhnt; von Strapazen sprachen sie nicht einmal.

Am bestimmten Tage hatten sie, wie eine einfache Etappe, den Marsch von zweihundertundzwanzig Meilen unternommen.

Warum nicht? Das waren rauhe Seeleute, harte Bauern; Gesichter durch den Sirocco Africas, oder durch den Mistral des Ventoux verbrannt, Hände geschwärzt durch den Theer oder unempfindlich gemacht durch die Arbeit.

Ueberall, wo sie vorüberkamen, nannte man sie *Räuber*.

Bei einem Halte, den sie bei Orgon machten, erhielten sie, — Worte und Musik, — die Hymne von Rouget de l'Isle.

Barbaroux schickte ihnen diese Wegzehrung, damit ihnen der Marsch minder lang scheine.

Einer von ihnen entzifferte die Musik und sang die Worte; dann wiederholten Alle mit einem ungeheuren Schrei den furchtbaren Gesang, der noch viel furchtbarer, als es Rouget de l'Isle selbst geträumt hatte.

Durch den Mund der Marseiller gehend, hatte sein Gesang den Charakter geändert, wie die Worte den Ausdruck.

Das war nicht mehr ein Gesang der Verbrüderung: es war ein Gesang der Vernichtung und des Todes; es war die Marseillaise, das heißt die weithin schallende Hymne, die uns im Schooße unserer Mütter beben gemacht hat.

Die kleine Bande von Marseillern erschreckte, durch Städte und Dörfer ziehend, Frankreich durch den Eifer, mit dem sie dieses neue, noch unbekanntes Lied sang.

Als er sie in Montereau wußte, lies Barbaroux zu Santerre, um ihn davon zu unterrichten.

Santerre versprach ihm, die Marseiller in Charenton mit vierzigtausend Mann zu empfangen.

Man vernehme, was Barbaroux mit den vierzigtausend Mann von Santerre und seinen fünfhundert Marseillern zu thun gedachte:

Die Marseiller an die Spitze stellen, mit einem Anlaufe das Stadthaus und die Nationalversammlung überwältigen, über die Tuilerien hingehen, wie man am 14. Juli 1789 über die Bastille hingegangen war, und auf den Ruinen des florentinischen Palastes die Republik proclamiren.

Barbaroux und Rebecqui erwarteten in Charenton Santerre mit seinen viertausend Mann.

Santerre kam mit zweihundert Mann!

Vielleicht wollte er den Marseillern, das heißt Fremden, den Ruhm eines solchen Handstreichs nicht lassen.

Die kleine Bande mit den glühenden Augen, mit den schwarzbraunen Gesichtern, mit den scharfen Worten durchzog ganz Paris von Jardin du Roi bis zu den Champs-Élysées, beständig die Marseilaise singend. Warum sollten wir sie anders nennen, als man sie nannte?

Die Marseiller sollten auf den Champs-Élysées lagern, wo man ihnen am anderen Tage ein Bankett zu geben dachte.

Das Bankett fand in der That statt; doch zwischen den Champs-Élysées und dem Pont Tournant, ein paar Schritte vom Gastmale, waren die Grenadierbatallions der Section der Filles-Saint-Thomas aufgestellt.

Das war eine royalistische Garde, welche das Schloß dahin als einen Wall zwischen den Ankömmlingen und ihm gestellt hatte.

Marseiller und Grenadiere des Filles-Saint-Thomas rochen sich gegenseitig den Feind an. Man wechselte zuerst Schmähungen, dann Streiche; beim ersten Blute das floß, riefen die Marseiler zu den Waffen, sprangen zu ihren in Pyramiden aufgestellten Gewehren und griffen mit dem Bajonnet an.

Die Pariser Grenadiere wurden durch diesen ersten Anfall über den Haufen geworfen; zum Glücke hatten sie die Tuilerien und ihre Gitter hinter sich: der Pont Tournant beschützte ihre Flucht und erhob sich wieder vor den Feinden.

Die Flüchtlinge fanden ein Asyl in den Gemächern des Königs. Die Tradition behauptet, ein Verwundeter sei mit eigenen Händen von der Königin gepflegt worden.

Die Föderierten, Marseiller, Bretagner und Dauphinéer, waren ihrer fünftausend; diese fünftausend Mann bildeten eine Macht, nicht durch die Zahl, sondern durch den Glauben.

Der Geist der Revolution war in ihnen.

Am 17. Juli hatten sie eine Adresse an die Nationalversammlung abgesandt, »Ihr habt das Vaterland in Gefahr erklärt,« sagten sie; »bringt Ihr es aber nicht selbst dadurch in Gefahr, daß Ihr die Straflosigkeit der Verräther verlängert? Verfolgt Lafayette, *suspendirt die executive Gewalt*, setzt die Directoren der Departements ab, stellt die richterliche Gewalt wieder her.«

Am 3. August ist es Pétion selbst, der dasselbe Verlangen stellt, Pétion, der mit seiner eisigen Stimme den Aufruf zu den Waffen fordert.

Allerdings hat er hinter sich zwei Doggen, die ihn in die Beine beißen: Danton und Sergent.

»Die Commune,« sagt Pétion, »*denuncirt* Euch *die executive Gewalt*. Um die Uebel Frankreichs zu heilen, muß man sie an ihrer Quelle angreifen, und man darf keinen Augenblick verlieren. Wir hätten nur die momentane Suspension von Ludwig XVI. zu verlangen gewünscht: die Constitution widersetzt sich diesem; er ruft unablässlich die Constitution an: wir rufen sie unsererseits auch an, und wir *verlangen* die Absetzung.«

Höret Ihr den König von Paris, der den König von Frankreich denuncirt, den König des Stadthauses, der dem König der Tuilerien den Krieg erklärt? Die Nationalversammlung wich vor der entsetzlichen Maßregel zurück, die man bei ihr beantragte.

Die Absetzungsfrage wurde auf den 9. August verschoben.

Am 8. August erklärte die Nationalversammlung, es sei kein Grund zur Anklage gegen Lafayette vorhanden.

Die Nationalversammlung wich zurück.

Was würde sie am andern Tage in Betreff der Absetzung beschließen? Würde sie sich auch in Opposition mit dem Volke stellen?

Sie nehme sich in Acht! Weiß sie nicht, was vorgeht, die Unkluge?

Am 3. August, — an demselben Tage, wo Pétion die Absetzung verlangt hat, — wird der Faubourg Saint-Marceau müde, Hungers zu sterben bei diesem Kampfe, der weder der Friede, noch der Krieg ist: er schickt Abgeordnete an die Section der Quinze-Vingt und läßt seine Brüder vom Faubourg-Saint-Antoine fragen:

»Wenn wir gegen die Tuilerien marschiren, marschirt Ihr mit uns?«

»Wir marschiren,« antworteten diese.

Am 4. August verdammt die Nationalversammlung die aufrührerische Proclamation der Section Mauconseil.

Am 5. weigert sich die Commune, das Decret bekannt zu machen.

Es ist nicht genug, daß der König von Paris dem König von Frankreich den Krieg erklärt: nun setzt sich die Commune in Opposition mit der Nationalversammlung!

Alle diese Oppositionsgerüchte kommen den Marseillern zu; die Marseiller hatten Gewehre, doch sie hatten keine Patronen, Sie verlangten mit gewaltigem Geschrei Patronen: man gab ihnen keine.

Am 4. August, Abends, eine Stunde, nachdem sich das Gerücht verbreitet, die Nationalversammlung habe die aufrührerische Proclamation der Section Mauconseil verdammt, begeben sich zwei junge Marseiller nach der Mairie.

Es sind auf dem Bureau nur zwei Municipalbeamte: Sergent, der Mann von Danton; Panis, der Mann von Robespierre.

»Was wollen Sie?« fragen die zwei Beamten.

»Patronen!« antworten die beiden jungen Leute.

»Es ist ausdrücklich verboten, abzugeben,« sagt Panis.

»Verboten, Patronen abzugeben?« versetzt Einer der Marseiller; »die Stunde des Kampfes naht aber heran, und wir haben nichts, um ihn aufzuhalten!«

»Man hat uns also nach Paris kommen lassen, um uns zu ermorden?« ruft der Andere.

Der Erste zieht eine Pistole aus der Tasche.

Sergent lächelt.

»Drohungen, junger Mann?« spricht er: »nicht mit Drohungen schüchtern Sie zwei Mitglieder der Commune ein!«

»Wer spricht von Drohungen und Einschüchterungen?« erwiedert der junge Mann; »diese Pistole ist nicht für Sie: sie ist für mich!«

Und er hält das Gewehr an seine Stirne und ruft: »Pulver! Patronen! oder so wahr ich ein Marseiller bin, ich zerschmettere mir die Hirnschale!«

Sergent hatte eine Künstlereinbildungskraft, ein Franzosenherz: er fühlte, daß der Schrei, den der junge Mann ausgestoßen, der Schrei Frankreichs war.

»Panis,« sagte er, »nehmen wir uns in Acht! tödtet sich dieser junge Mann, so wird sein Blut auf uns zurückfallen!«

»Geben wir aber Patronen ab, so spielen wir um unsern Kopf.«

»Gleichviel! ich glaube, die Stunde, um unsern Kopf zu spielen, ist gekommen. In jedem Falle

Jeder für sich; ich spiele um den meinigen und überlasse es Dir, ob Du um den Deinigen nicht spielen willst.«

Und er nahm ein Papier, schrieb den Befehl, den Marseillern Patronen abzugeben, und unterzeichnete.

»Gib!« sagte Panis. Als Sergent geendigt hatte.

Man konnte fortan ruhig sein: sobald die Marseiller Patronen hatten, würden sie sich nicht ermorden lassen.

Nachdem die Marseiller bewaffnet sind, empfängt die Nationalversammlung eine donnernde Adresse, die sie an dieselbe richten; sie empfängt nicht nur, sondern sie läßt sogar die Petitionäre zur der Sitzung zu.

Sie hat gewaltig Angst, die Nationalversammlung, dergestalt Angst, daß sie berathschlagt, ob sie sich nicht nach der Provinz zurückziehen soll.

Vergniaud allein hält sie davon ab. Und, mein Gott! warum? Wer wird sagen, nicht um bei der schönen Candeille zu bleiben, habe Vergniaud in Paris bleiben wollen? Uebrigens gleichviel!

»In Paris, spricht Vergniaud, »muß man den Sieg der Freiheit sichern, oder mit ihr untergeben! Verlassen wir Paris, so kann es nur sein, wie Themistokles, mit allen Bürgern, indem wir nichts als Asche zurücklassen, und bloß einen Augenblick vor dem Feinde fliehen, um ihm ein Grab zu graben!«

Alle Welt ist also im Zweifel, alle Welt zaudert. Jeder fühlt die Erde unter sich zittern und befürchtet, sie werde sich unter seinen Schritten öffnen.

Am 4. August, — am Tage, wo die Nationalversammlung die Proclamation der Section Mauconseil verdammt, an dem Tage, wo die zwei Marseiller durch Panis und Sergent Patronen an ihre fünfhundert Landsleute austheilen lassen, — an demselben Tage fand eine Versammlung im Cadran-Bleu auf dem Boulevard du Temple statt; Camille Desmoulins war für seine Rechnung und für die von Danton da; Carra führte die Feder und entwarf den Insurrectionsplan.

Nachdem der Plan entworfen war, begab man sich zu dem Exconstituanten Antoine, der in der Rue Saint-Honoré beim Schreiner Duplay, in demselben Hause wie Robespierre, wohnte.

Robespierre war nicht bei Allem dem; als Frau Duplay diese ganze Bande von Ruhestörern sich bei Antoine festsetzen sah, stieg sie rasch in das Zimmer hinauf, wo sie versammelt waren, und rief in ihrem Schrecken:

»Aber, Herr Antoine, Sie wollen also Herrn Robespierre ermorden lassen?«

»Es handelt sich wohl um Robespierre!« antwortete der Exconstituant. »Gott sei Dank! Niemand denkt an ihn; hat er Angst, so mag er sich verbergen!«

Um Mitternacht wurde der von Carra geschriebene Plan an Santerre und Alexandre, die zwei Commandanten der Vorstadt, geschickt.

Alexandre wäre marschirt; doch Santerre antwortete, die Vorstadt sei nicht bereit.

Santerre hielt das der Königin am 20. Juni gegebene Wort.

Am 10. August marschierte er nur, als er es nicht anders machen konnte.

Der Aufstand wurde verschoben.

Antoine hatte gesagt, man denke nicht an Robespierre: er täuschte.

Die Geister waren so sehr beunruhigt, daß man den Gedanken hatte, ihn zum Hebel einer Bewegung zu machen, ihn, diesen Mittelpunkt der Unbeweglichkeit!

Und wer hatte diesen Gedanken? Barbaroux! Er war fast verzweifelt, dieser kühne Marseiller; er war ganz nahe daran, Paris zu verlassen, nach Marseille zurückzukehren.

Man höre Madame Roland.

»Wir rechneten wenig auf die Vertheidigung des Norden; wir prüften, mit Servan und Barbaroux, die Chancen, die Freiheit im Süden zu retten und dort eine Republik zu gründen; wir nahmen Landkarten und zogen Demarkationslinien. »Glückt es unsern Marseillern nicht, so wird dies unsere Hilfsquelle sein, '« sagte Barbaroux.«

Nun wohl, Barbaroux glaubte eine andere Hilfsquelle gefunden zu haben: das Genie von Robespierre.

Oder vielleicht wollte Robespierre wissen, woran Barbaroux war.

Die Marseiller hatten ihre Kaserne verlassen, welche zu weit entfernt, um zu den Cordeliers zu kommen.

Bei den Cordeliers waren die Marseiller bei Danton.

Sie würden also im Falle einer insurrectionellen Bewegung von Danton ausgehen, diese erschrecklichen Marseiller! Und glückte die Bewegung, so würde Danton die ganze Ehre davon haben.

Barbaroux, hatte Robespierre zu sehen verlangt.

Robespierre hatte den Anschein, als gäbe er seinem Wunsche nach: er ließ Barbaroux und Rebecqui sagen, er erwarte sie bei sich.

Robespierre wohnte, wie gesagt, beim Schreiner Duplay.

Der Zufall hatte ihn, wie man sich erinnert, am Tage des Zusammenstoßes auf dem Marsfelde dahin geführt.

Robespierre betrachtete diesen Zufall als einen Segen des Himmels, nicht allein, weil ihn für den Augenblick diese Gastfreundschaft von einer drohenden Gefahr rettete, sondern auch weil sie ganz natürlich die Inszenirung seiner Zukunft bildete.

Für einen Mann, der den Titel: der Unbestechliche, verdienen wollte, war dies gerade die Wohnung, die er brauchte.

Robespierre war jedoch nicht sogleich hier eingezogen, er hatte eine Reise nach Arras gemacht; von dort hatte er seine Schwester Mademoiselle Charlotte von Robespierre mitgebracht, und er wohnte in der Rue Saint-Florentin mit dieser magern, dünnen Person, der ich achtunddreißig Jahre später vorgestellt zu werden die Ehre gehabt habe.

Er wurde krank.

Frau Duplay, welche für Robespierre schwärmte, erfuhr diese Krankheit, machte Mademoiselle Charlotte Vorwürfe, daß sie sie nicht von der Krankheit ihres Bruders unterrichtet, und verlangte, daß der Kranke zu ihr gebracht werde.

Robespierre ließ gewähren; sein Wunsch, da er von den Duplay als Gast eines Augenblicks wegging, war gewesen, als Miethsmann zu ihnen zurückzukehren.

Frau Duplay ging also ganz in seine Combinationen ein.

Sie hatte auch von der Ehre geträumt, den Unbestechlichen zu beherbergen, und sie setzte eine enge, aber reinliche Mansarde in Bereitschaft, wohin sie die besten und schönsten Meubles ihres Hauses bringen ließ, um einem reizenden, blau und weißen Bette Gesellschaft zu leisten, einem Bette voll Coquetterie, wie es sich für einen Mann geziemte, der sich im Alter von

siebenundzwanzig Jahren eine Rose in der Hand haltend hatte malen lassen.

In dieser Mansarde ließ Frau Duplay durch den Gesellen ihres Mannes neue Fächer von Tannenholz anbringen, um Bücher und Papiere darauf zu legen.

Die Bücher waren nicht zahlreich: die Werke von Racine und von Jean-Jacques Rousseau bildeten die ganze Bibliothek des strengen Jacobiners; außer diesen zwei Schriftstellern las Robespierre kaum etwas Anderes, als Robespierre.

Alle andere Fächer waren auch beladen mit seinen Denkwürdigkeiten als Advokat und seinen Reden als Tribun.

Was die Wände betrifft, sie waren bedeckt mit allen Portraits, welche die fanatische Frau Duplay vom großen Manne hatte finden können; wie Robespierre nur die Hand auszustrecken brauchte, um Robespierre zu lesen, so sah Robespierre, auf welche Seite er sich drehte, nur Robespierre.

In dieses Allerheiligste, in dieses Tabernakel führte man Barbaroux und Rebecqui ein.

Die mitspielenden Personen der Scene ausgenommen, vermöchte Niemand zu sagen, mit welcher weitschweifigen Adresse Robespierre die Unterredung in Angriff nahm; er sprach zuerst von den Marseillern, von ihrem Patriotismus, von der Furcht, die er hege, selbst die besten Gefühle übertreiben zu sehen; dann sprach er von sich, von den Diensten, die er der Revolution geleistet, von der weisen Langsamkeit, mit der er den Lauf derselben geregelt.

Doch diese Revolution, war es nicht Zeit, daß sie inne hielt? war es nicht die Stunde, wo alle Parteien sich vereinigen, den unter Allen volksbeliebten Mann wählen, ihm diese Revolution in die Hände legen und ihn beauftragen mußten, ihre Bewegung zu lenken?

Rebecqui ließ ihn nicht weiter gehen.

»Ah!« sagte er, »ich sehe Dich kommen, Robespierre!«

Robespierre wich zurück, als ob sich eine Schlange vor ihm erhoben hätte.

Da stand Rederqui auf und rief:

»Eben so wenig einen Dictator, als einen König! Komm, Barbaroux!«

Und Beide verließen sogleich die Mansarde des Unbestechlichen.

Panis, der sie dahin geführt hatte, folgte ihnen bis auf die Straße.

»Ah!« sagte er, »Ihr habt die Sache schlecht angefaßt, den Gedanken von Robespierre schlecht begriffen; es handelte sich ganz einfach um eine momentane Autorität, und verfolgte man diesen Gedanken, so wäre gewiß Keiner mehr als Robespierre . . . «

Barbaroux unterbrach ihn aber und wiederholte die Worte seines Freundes:

»Eben so wenig einen Dictator, als einen König!«

Dann entfernte er sich mit Rebecqui.

CXLIX.

Warum die Königin nicht hatte fliehen wollen.

Eines beruhigte die Tuilerien: es war dies gerade das, was die Revolutionäre erschreckte.

In Vertheidigungsstand gesetzt, waren die Tuilerien eine Festung mit einer furchtbaren Garnison geworden.

An dem berufenen Tage des 10. August, an dem man so viele Dinge gethan hat, ist das Königthum für seinen Theil nicht unthätig geblieben.

In der Nacht vom 4. auf den 5. August hat man in der Stille von Courberioie nach den Tuilerien die Schweizer-Bataillons kommen lassen.

Nur einige Compagnien sind zertheilt und nach Gaillon geschickt worden, wohin der König sich vielleicht flüchten wird.

Drei sichere Männer, drei erprobte Chefs sind bei der Königin: Maillardoz mit seinen Schweizern; d'Hervilly mit seinen St. Ludwigs-Rittern und seiner constitutionellen Garde; Mandat, Obercommandant der Nationalgarde, der zwanzigtausend entschlossene und ergebene streitbare Männer verspricht.

Am 8. Abends kam ein Mann in das Innere des Schlosses.

Alle Welt kannte diesen Mann: er gelangte also ohne Schwierigkeit bis in die Wohnung der Königin.

Man meldete den Doctor Gilbert.

»Lassen Sie ihn eintreten,« sagte die Königin mit einer fieberhaften Stimme.

Gilbert trat ein.

»Ah! kommen Sie, kommen Sie, Doctor! Ich bin glücklich, Sie zu sehen.«

Gilbert schlug die Augen zu ihr auf; es war in der ganzen Person von Marie Antoinette etwas Freudiges, Zufriedenes, was ihn schauern machte.

Er hätte die Königin lieber bleich und niedergeschlagen gesehen, als fieberhaft und aufgereggt, wie sie war.

»Madame,« sagte er zu ihr, »ich befürchte, zu spät und in einem schlimmen Augenblicke zu kommen.«

»Im Gegentheile, Doctor,« erwiderte die Königin mit einem Lächeln, — ein Ausdruck, den ihr Mund fast verlernt hatte, »Sie erscheinen zu rechter Zeit, und Sie sind willkommen! Sie sollen etwas sehen, was ich Ihnen längst gern gezeigt hätte: einen König, der wahrhaft König!«

»Madame,« entgegnete Gilbert, »ich befürchte, Sie täuschen sich selbst, und Sie zeigen mir eher einen Platzcommandanten, als einen König.«

»Herr Gilbert, es ist möglich, daß wir uns ebenso wenig über den symbolischen Charakter des Königthums, als über so viele andere Dinge verstehen. Für mich ist ein König nicht nur ein Mann, der sagt! »»Ich will nicht!«« Es ist besonders ein Mann, welcher spricht: »»Ich will!««

Die Königin spielte auf das bekannte Veto an, das die Lage der Dinge zu dem extremen Punkte geführt hatte, wo man sich nunmehr befand.

»Ja, Madame,« erwiderte Gilbert, »und für Eure Majestät ist ein König besonders ein Mann, der sich rächt.«

»Der sich vertheidigt, Herr Gilbert! denn Sie wissen, wir sind öffentlich bedroht; man soll uns mit bewaffneter Hand angreifen. Es sind, wie man versichert, fünfhundert Marseiller, angeführt von einem gewissen Barbaroux, da, welche auf den Trümmern der Bastille geschworen, sie werden nicht eher nach Marseille zurückkehren, als bis sie auf denen der Tuilerien gelagert haben.«

»Ich habe das wirklich sagen hören.«

»Und das hat Sie nicht lachen gemacht, mein Herr?«

»Das hat mich für den König und für Sie, Madame, erschreckt.«

»So daß Sie kommen und uns vorschlagen, wir mögen abdanken und uns ans Gnade und Ungnade in die Hände von Herrn Barbaroux und seinen Marseillern geben?«

»Oh! Madame, wenn der König abdanken und durch das Opfer seiner Krone sein Leben, das Ihre, das Ihrer Kinder sichern könnte!«

»Sie würden ihm hierzu rathen, nicht wahr, Herr Gilbert?«

»Ja, Madame, und ich würde mich ihm zu Füßen werfen, daß er meinen Rath befolge!«

»Herr Gilbert, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie nicht fest in Ihren Meinungen sind.«

»Ei! Madame, meine Meinung ist immer dieselbe . . . Meinem König und meinem Vaterlande ergeben, hätte ich den Einklang des Königs und der Constitution zu sehen gewünscht; von diesem Wunsche und von meinen successiven Täuschungen rühren die verschiedenen Rathschläge her, die ich Eurer Majestät zu geben die Ehre gehabt habe.«

»Und was für einen Rath geben Sie uns in diesem Augenblicke, Herr Gilbert?«

»Nie ist es mehr in Ihrer Macht gelegen, ihn zu befolgen, Madame, als in diesem Momente.«

»So lassen Sie hören.«

»Ich gebe Ihnen den Rath, zu fliehen.«

»Zu fliehen?«

»Ah! Sie wissen wohl, daß dies möglich ist, Madame, und daß Ihnen nie eine solche Leichtigkeit hierzu geboten war.«

»Wie so?«

»Sie haben ungefähr dreitausend Mann im Schlosse.«

»Fast fünftausend,« versetzte die Königin mit einem Lächeln der Zufriedenheit, »und das Doppelte auf das erste Zeichen, das wir machen werden.«

»Sie brauchen kein Zeichen zu machen, das aufgefangen werden kann; Ihre fünftausend Mann werden genügen.«

»Nun wohl, Herr Gilbert, was müssen wir nach Ihrer Ansicht mit unsern fünftausend Mann thun?«

»Sich mit dem König und Ihren erhabenen Kindern in ihre Mitte stellen; die Tuilerien in dem Augenblicke verlassen, wo man es am wenigsten erwartet; zwei Meilen von hier zu Pferde steigen, Gaillon und die Normandie erreichen, wo man Ihnen entgegen harret.«

»Das heißt, mich den Händen von Herrn von Lafayette anvertrauen.«

»Dieser hat Ihnen wenigstens bewiesen, daß er ergeben war.«

»Nein, mein Herr, nein! Mit meinen fünftausend Mann und den fünftausend, die auf das erste

Zeichen, das wir machen, herbeieilen können, will ich lieber etwas Anderes versuchen.«

»Was werden Sie versuchen?«

»Die Empörung einmal für allemal zu erdrücken.«

»Ah! Madame, Madame! wie sehr hatte er Recht, als er mir sagte, Sie seien verurtheilt!«

»Wer dies, mein Herr?«

»Ein Mann, dessen Namen ich Ihnen nicht wiederholen will; ein Mann, der schon dreimal mit Ihnen gesprochen hat.«

»Stille!« sagte die Königin erbleichend; »man wird bemüht sein, ihn zum Lügner zu machen, den schlechten Propheten.«

»Madame, ich befürchte, Sie verblenden sich.«

»Sie sind also der Meinung, sie werden es wagen, uns anzugreifen?«

»Der öffentliche Geist wendet sich dahin.«

»Und man glaubt, man werde hier eindringen, wie am 20. Juli?«

»Die Tuilerien sind kein fester Platz.«

»Nein; . . . und dennoch, wenn Sie mit mir kommen wollen, Herr Gilbert, werde ich Ihnen zeigen, daß sie sich eine Zeit lang halten können.«

»Es ist meine Pflicht, Ihnen zu folgen,« sprach Gilbert sich verbeugend.

»So kommen Sie!« sagte die Königin.

Und sie führte Gilbert an das Fenster in der Mitte, an das, welches auf den Carrousel-Platz geht, und von wo aus man, nicht den ungeheuren Hof, der sich heute an der ganzen Façade des Palastes erstreckt, sondern die drei kleinen mit Mauern geschlossenen Höfe überschaute, welche damals existirten, und die der vom Pavillon de Flore der Prinzen-Hof, der von der Mitte der Tuilerien Hof, und der, welcher in unsern Tagen an die Rue de Rivoli grenzt, der Schweizer-Hof hießen.

»Sehen Sie!« sprach Marie Antoinette.

Gilbert bemerkte in der That, daß die Mauern von schmalen Oeffnungen durchbrochen waren und der Garnison einen ersten Wall bieten konnten, durch dessen Schießscharten sie auf das Volk feuern würde.

Wäre dieser erste Wall forcirt, so würde sich die Garnison nicht nur in die Tuilerien, von denen jedes Thor einen Hof vor sich hatte, sondern auch in die Seitengebäude zurückziehen; so daß die Patrioten, die sich in die Höfe wagen würden, zwischen drei Feuer gestellt wären.

»Was sagen Sie hierzu, mein Herr?« fragte die Königin. »Rathen Sie Herrn Barbaroux und seinen fünfhundert Marseillern immer noch, sich in ihr Unternehmen einzulassen?«

»Könnte mein Rath von so sanatisirten Leuten, wie sie sind, gehört werden, so würde ich bei ihnen, einen Schritt thun dem ähnlich, welchen ich bei Eurer Majestät thue. Ich ermahne Sie, den Angriff nicht abzuwarten; ich würde diese Leute ermahnen, nicht anzugreifen.«

»Und wahrscheinlich würden sie in ihrem Unternehmen fortfahren?«

»Wie Sie bei Ihrem Plane beharren werden. Ach! das ist das Unglück der Menschheit, daß sie unablässig Rathschläge verlangt, um sie nicht zu befolgen.«

»Herr Gilbert,« entgegnete lächelnd die Königin, »Sie vergessen, daß der Rath, den Sie uns zu geben die Güte haben, nicht erbeten worden ist.«

»Das ist wahr, Madame,« erwiderte Gilbert, indem er einen Schritt rückwärts machte.

»Weshalb wir Ihnen nur um so dankbarer sind,« fügte die Königin, dem Doctor die Hand reichend, bei.

Ein bleiches Lächeln des Zweifels schwebte über die Lippen von Gilbert.

In diesem Augenblicke wurden Wagen beladen mit schweren Bohlen öffentlich in die Höfe der Tuilerien eingeführt, wo sie Männer erwarteten, in denen man unter ihren bürgerlichen Kleidern Militäre erkannte.

Diese Männer ließen die Bohlen sechs Fuß lang und drei Zoll dick sägen.

»Wissen Sie, was für Leute das sind?« fragte die Königin.

»Ingenieurs, wie es scheint,« antwortete Gilbert.

»Ja, mein Herr, und wie Sie sehen, schicken sie sich an, die Fenster zu blenden,⁵⁰ wobei sie nur Schießscharten, um zu feuern, reserviren.«

Gilbert schaute die Königin traurig an.

»Was haben Sie, mein Herr?« fragte Marie Antoinette.

»Oh! Madame, ich beklage Sie aufrichtig, daß Sie Ihr Gedächtniß genöthigt haben, diese Namen zu behalten, und Ihren Mund, sie auszusprechen.«

»Was wollen Sie, mein Herr?« erwiderte die Königin; »es gibt Umstände, wo sich die Frauen zu Männern machen müssen: das ist, wenn die Männer . . . «

Die Königin hielt inne.

»Doch,« sprach sie, nicht ihren Satz, sondern ihren Gedanken vollendend, »doch diesmal ist der König entschlossen.«

»Madame,« versetzte Gilbert, »sobald Sie zu der entsetzlichen Extremität entschlossen sind, aus der ich Sie Ihren Sicherheitshafen machen sehe, hoffe ich, daß Sie alle Zugänge des Palastes in Vertheidigungsstand gesetzt haben: so, zum Beispiel, die Gallerie des Louvre.«

»In der That, Sie mahnen mich hieran . . . Kommen Sie mit mir, mein Herr, ich will mich versichern, ob man den Befehl vollzieht, den ich gegeben habe.«

Und die Königin führte Gilbert durch die Gemächer bis zur Thüre des Pavillon de Flore, der auf die Gemädegallerie geht.

Als die Thüre geöffnet war, sah Gilbert Arbeiter beschäftigt, die Gallerie auf eine Breite von zwanzig Fuß zu durchschneiden.

»Sie sehen,« sagte die Königin.

Sodann sich an den Officier wendend, der die Arbeit leitete:

»Nun, Herr d'Hervilly?«

»Madame, die Rebellen mögen uns vierundzwanzig Stunden lassen, und wir werden im Stande sein.«

»Glauben Sie, daß sie uns vierundzwanzig Stunden lassen werden?« fragte die Königin den Doctor.

»Wenn etwas geschieht, so wird es am 10. August sein.«

»Am 10.? Ein Freitag? Ein schlimmer Tag für einen Aufstand, mein Herr! Ich glaube, die Rebellen wären so gescheit gewesen, einen Sonntag zu wählen!«

Und sie schritt Gilbert voran.

Als man die Gallerie verließ, traf man einen Mann in Generalsuniform.

»Nun Herr Mandat,« fragte die Königin, »sind Ihre Anordnungen getroffen?«

»Ja, Madame,« antwortete de General-Commandant, während er Gilbert mit Unruhe anschaute.

»Oh! Sie können vor diesem Herrn sprechen,« versetzte die Königin; »der Herr ist ein Freund.«

Und sich an Gilbert wendend:

»Nicht wahr, Doctor?«

»Ja, Madame, und einer Ihrer ergebendsten,« erwidert Gilbert.

»Dann ist es etwas Anderes.« sagte Mandat . . . »Ein Corps Nationalgarde, das beim Stadthause aufgestellt ist, ein anderes auf dem Pont-Neuf werden die Aufrührer vorrüberziehen lassen, und während Herr d'Hervilly und seine Edelleute, Herrn Maillardoz und seine Schweizer sie von vorne empfangen, werden Jene ihnen den Rückzug abschneiden und sie von hinten zermalmen.«

»Sie sehen mein Herr,« sprach die Königin, »Ihr 10. August wird kein 20. Juni sein.«

»Ach Madame,« versetzte Gilbert, »ich befürchte es in der That.«

»Für uns . . . für uns?« fragte dringlich die Königin.

»Madame,« erwiderte Gilbert, »Sie wissen, was ich Eurer Majestät gesagt habe. So sehr ich Varennes beklagte . . . «

»Ja, ebenso sehr rathen Sie zu Gaillon! . . . Haben Sie Zeit, mit mir bis in die unteren Säle hinabzugehen, Herr Gilbert?«

»Gewiß, Madame.«

»Nun, so kommen Sie.«

Die Königin nahm den Weg über eine kleine Wendeltreppe, welche sie in das Erdgeschoß des Schlosses führte.

Das Erdgeschoß des Schlosses war ein wahres Lager, ein Lager befestigt und vertheidigt durch die Schweizer; alle Fenster waren schon *geblindet*, wie die Königin gesagt hatte.

Die Königin ging auf den Obersten zu.

»Nun, Herr Maillardoz,« fragte sie, »was sagen Sie von Ihren Leuten?«

»Madame, sie sind, wie ich, bereit, für Eure Majestät zu sterben.«

Sie werden uns also bis aufs Aeußerste vertheidigen?«

»Hat das Feuer einmal begonnen, Madame, so wird man es nur auf einen Befehl des Königs einstellen.«

»Sie hören, mein Herr? Außerhalb des Schlosses kann Alles feindlich gegen uns gesinnt sein, doch im Innern ist uns Alles treu.«

»Das ist ein Trost, Madame, es ist aber keine Sicherheit.«

»Wissen Sie, daß Sie ein Unglücksvogel sind; Doctor?«

»Eure Majestät hat mich geführt, wohin sie wollte; wird sie mir nun erlauben, sie in ihre Gemächer zurückzuführen?«

»Gern, Doctor; doch ich bin müde, geben Sie mir den Arm.«

Gilbert verbeugte sich vor dieser hohen Gunst, welche so selten von der Königin, selbst ihren Vertrautesten, seit ihrem Unglücke besonders, bewilligt wurde.

Er führte sie bis in ihr Schlafzimmer zurück.

Hier angelangt, sank Marie Antoinette in ein Fauteuil.

Gilbert ließ sich auf sein Knie vor ihr nieder und sprach:

»Madame, im Namen Ihres erhabenen Gemahls, im Namen Ihrer theuren Kinder, im Namen Ihrer eigenen Sicherheit beschwöre ich Sie zum letzten Male: bedienen Sie sich der Kräfte, die Sie um sich her haben, nicht um zu kämpfen, sondern um zu fliehen.«

»Mein Herr,« erwiderte die Königin, »seit dem 14. Juli strebe ich danach, den König seine Genugthuung nehmen zu sehen; der Augenblick ist gekommen, wir glauben es wenigstens: wir werden das Königthum retten, oder es unter den Trümmern der Tuileries begraben.«

»Nichts kann Sie von diesem unseligen Entschlusse abbringen, Madame?«

»Nichts!« antwortete die Königin.

Und zu gleicher Zeit reichte sie Gilbert die Hand, halb um ihm zu bedeuten, er möge aufstehen, halb um sie ihm zum Kusse zu bieten.

Gilbert küßte ehrerbietig der Königin die Hand, stand auf und sagte:

»Madame, wird mir Eure Majestät erlauben, ein paar Zeilen zu schreiben, die ich für so dringlich erachte, daß ich sie nicht eine Minute verschieben will?«

»Thun Sie das, mein Herr,« antwortete die Königin auf einen Tisch deutend.

Gilbert setzte sich und schrieb folgende vier Zeilen: .

Kommen Sie, mein Herr! Die Königin ist in Todesgefahr, bestimmt sie nicht ein Freund, zu fliehen, und ich glaube, daß Sie der einzige Freund sind, der diesen Einfluß auf sie haben kann.«

Dann unterzeichnete er und setzte die Adresse darauf.

»Ohne zu neugierig zu sein,« fragte die Königin, »an wen schreiben Sie?«

»An Herrn von Charny, Madame,« antwortete Gilbert.

»An Herrn von Charny?« rief die Königin erbleichend und zugleich bebend. »Und warum schreiben Sie ihm?«

»Damit er von Eurer Majestät verlange, was ich nicht verlangen kann.«

»Herr von Charny ist zu glücklich, um an seine unglücklichen Freunde zu denken! Er wird nicht kommen!« sagte die Königin.

Die Thüre öffnete sich, ein Huissier erschien und meldete:

»Der Herr Graf von Charny, der In diesem Augenblicke ankommt, fragt, ob er Eurer Majestät seine Ehrerbietung bezeigen könne?«

Die Königin wurde von blaß, wie sie war, leichenbleich; sie stammelte ein paar unverständliche Worte.

»Er trete ein! er trete ein!« rief, Gilbert: »der Himmel schickt ihn!«

Charny erschien an der Thüre in der Tracht eines Marineofficiers.

»Ah! kommen Sie, mein Herr!« sagte Gilbert zu ihm; »ich schrieb Ihnen.«

Und er übergab ihm den Brief.

»Ich habe vernommen, welche Gefahr Ihre Majestät lief, und ich bin gekommen,« sagte Charny sich verbeugend.

»Madame, Madame,« rief Gilbert, »um des Himmels willen, hören Sie, was Herr von Charny sprechen wird! seine Stimme wird die Frankreichs sein.«

Und er verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor der Königin, grüßte den Grafen, und ging, eine letzte Hoffnung mit sich tragend, ab.

Siebenundzwanzigstes bis zweiunddreißigstes Bändchen.

CL.

Die Nacht vom 9. auf den 10. August.

Unsere Leser mögen uns erlauben, sie in ein Haus der Rue de l'Ancienne-Comédie, bei der Rue Dauphine, zu versetzen.

Im ersten Stocke wohnte Fréron.

Gehen wir an einer Thüre vorbei; wir würden hier vergebens klingeln; er ist im zweiten bei einem Freunde Camille Desmoulins.

Während wir die siebzehn Stufen hinaufsteigen, welche ein Stockwerk vom andern trennen, sagen wir rasch, was Fréron war.

Fréron (Louis Stanislas) war der Sohn des bekannten Elie Catherine Fréron, des so ungerecht und grausam von Voltaire Angegriffenen. Liest man heute die vom Journalisten gegen den Verfasser der *Pucelle*, des *Dictionnaire philosophique* und von *Mahomet* gerichteten kritischen Artikel, so ist man ganz erstaunt, zu sehen, daß der Journalist gerade im Jahre 1754 hiervon sagte, was wir 1854, das heißt hundert Jahre später, darüber denken.

Fréron, der Sohn, der damals fünfunddreißig Jahre alt, aufgebracht durch die Ungerechtigkeiten, durch die er seinen Vater hatte zu Boden drücken sehen, — dieser starb vor Kummer im Jahre 1776 in Folge der Unterdrückung durch den Siegelbewahrer Miromesnil seines Journals *l'Année littéraire*, — Fréron hatte sich mit Eifer den revolutionären Grundsätzen angeschlossen und gab den *Orateur du Peuple* heraus, oder war damals im Begriffe, ihn herauszugeben.

Am Abend des 9. August war er, wie gesagt, bei Camille Desmoulins, wo er mit Brune, dem zukünftigen Marschall von Frankreich und mittlerweile Factor einer Druckerei, speiste.

Barbaroux und Rebecqui waren die zwei anderen Gäste.

Eine einzige Frau wohnte dem Mahle bei, das einige Aehnlichkeit mit dem hatte, welches die Märtyrer machten, ehe sie in den Circus gingen, und das man das *Freimahl* nannte.

Diese Frau war Lucile.

Ein sanfter Name, eine reizende Frau, — sie haben ein schmerzliches Andenken in den Annalen der Revolution hinterlassen.

Wir werden Dich nicht in diesem Buche begleiten können, wenigstens nicht bis zum Blutgerüste, das Du besteigen wolltest, liebendes, poetisches Geschöpf, weil es der kürzeste Weg war, um Deinem Gatten nachzufolgen; doch wir wollen es im Vorübergehen versuchen Dein Portrait mit zwei Federstrichen zu skizzieren.

Ein einziges Portrait ist von Dir übrig, armes Kind! Du bist so jung gestorben, daß der Maler genöthigt gewesen ist, Dich gleichsam im Fluge aufzufassen. Es ist eine Miniature, die wir in der

bewunderungswürdigen Sammlung des Obersten Morin gesehen, eine Sammlung, welche man, so kostbar sie war, sich beim Tode dieses vortrefflichen Mannes zerstreuen ließ, der mit so großer Gefälligkeit seine Schätze zu unserer Verfügung stellte.

Auf diesem Portrait erscheint Lucile klein, hübsch, piquant sogar; es ist etwas wesentlich Plebejisches in ihrem reizenden Gesichte.

In der That, die Tochter eines ehemaligen Schreibers bei den Finanzen und einer sehr hübschen Frau, von der man behauptete, sie sei die Geliebte des Finanzministers Terray gewesen, war, ihr Name beweist dies, Lucile Duplessis Loridon, wie Madame Roland, von niedriger Abkunft.

Eine Neigungsheirath hatte im Jahre 1791 mit diesem für ihn relativ reichen Mädchen den furchtbaren Knaben, den genialen Straßenjungen, welchen man Camille Desmoulins nannte, verbunden.

Arm, ziemlich häßlich, schwer sprechend, wegen des Stammelns, das ihn ein Redner zu sein verhinderte, aber, während es ihn ein Redner zu sein verhinderte, aus ihm den bekannten Schriftsteller machte, hatte sie Camille zugleich durch die Feinheit eines Geistes und durch eine Herzengüte verführt.

Camille, obgleich er der Ansicht von Mirabeau war, welcher gesagt hatte: »Ihr werdet nie etwas aus der Revolution machen, wenn Ihr sie nicht *entchristlicht*,« Camille hatte in der Saint-Sulpice-Kirche nach dem katholischen Ritus geheirathet; als ihm aber 1792 ein Sohn geboren wurde, da trug er diesen Sohn nach dem Stadthause und verlangte für ihn die republicanische Taufe.

Hier in einem Zimmer des zweiten Stockes von diesem Hause der Rue de l’Ancienne-Comédie, hatte sich so eben zum großen Schrecken und zu gleicher Zeit zum großen Stolze von Lucile der ganze Insurrectionsplan entrollt, welchen Barbaroux naiver Weise drei Tage vorher in einer Nankinhofe seiner Wäscherin geschickt zu haben gestand.

Barbaroux, der kein großes Vertrauen zum Gelingen des Handstreiches hatte, den er selbst entworfen und angebahnt, und der in die Gewalt des Hofes zu fallen befürchtete, zeigte auch mit einer ganz antiken Einfachheit ein, wie das von Condorcet, von Cabanis bereitetes Gift.

Beim Anfange des Abendbrodes hatte Camille, da er kaum mehr Hoffnung hegte, als Barbaroux, ein Glas aufhebend, um nicht von Lucile verstanden zu werden, gesagt:

»Edamus et bibamus; cras enim moriemur«⁵¹

Lucile hatte aber verstanden und erwidert:

»Gut! warum eine Sprache sprechen, die ich nicht verstehe? Ich errathe wohl, was Du da sagst, Camille! sei ruhig, ich bin es nicht, die Dich verhindern wird, Deine Sendung zu vollbringen.«

Und auf diese Versicherung hatte man frei und laut gesprochen.

Fréron war der Entschlossenste von Allen: man wußte, daß er eine Frau hoffnungslos liebte, obschon man nicht wußte, wer diese Frau war. Seine Verzweiflung beim Tode von Lucile offenbarte dieses unselige Geheimniß.

»Und Du, Fréron,« fragte ihn Camille, »hast Du Gift?«

»Ah! ich,« antwortete er, »wenn es uns morgen nicht glückt, so lasse ich mich tödten! Ich bin des Lebens so müde, daß ich nur einen Vorwand suche, um mich davon zu befreien.«

Rebecqui war derjenige, welcher die beste Hoffnung für das Resultat des Kampfes hatte.

»Ich kenne meine Marseiller,« sagte er; »ich habe sie mit eigener Hand gewählt; ich bin ihrer sicher vom Ersten bis zum Letzten; nicht Einer wird zurückweichen!«

Nach dem Abendbrode machte man den Vorschlag, zu Danton zu gehen.

Barbaroux und Rebecqui traten nicht bei, indem sie sagten, sie werden in der Kaserne der Marseiller erwartet.

Das war kaum zwanzig Schritte vom Hause von Camille Desmoulins.

Fréron hatte sich auf der Commune mit Sergent und Manuel zusammenbeschieden.

Brune brachte die Nacht bei Santerre zu.

Jeder verfolgte das Ereigniß an dem Faden, der ihm eigenthümlich war.

Man trennte sich. Camille und Lucile allein gingen zu Danton.

Die zwei Haushaltungen standen in enger Verbindung, nicht allein was die Männer sondern auch was die Frauen betrifft.

Man kennt Danton; wir selbst sind mehr als einmal hinter den Meistern, die ihn mit großen Zügen gemalt haben, berufen gewesen, ihn zu reproduciren.

Seine Frau ist weniger bekannt; sagen wir ein paar Worte von ihr.

Ebenfalls beim Obersten Morin konnte man ein Andenken von dieser merkwürdigen Frau finden, welche von Seiten ihres Mannes der Gegenstand einer so tiefen Anbetung war; nur war es keine Miniature, was von ihr vorhanden, sondern ein Gipsabguß.

Michelet glaubt, dieser Gipsabguß sei nach dem Tode gemacht worden.

Der Charakter davon war Güte, Ruhe und Stärke.

Ohne an der Krankheit zu leiden, welche sie 1793 tödtete, war sie doch schon traurig und besorgt, als hätte sie, dem Tode ganz nahe, Ahnungen von der Zukunft gehabt.

Die Tradition fügt bei, sie sei fromm und schüchtern gewesen.

Sie hatte sich indessen eines Tags, trotz dieser Schüchternheit und dieser Frömmigkeit, kräftig ausgesprochen, obschon ihre Meinung der ihrer Verwandten entgegengesetzt: das war an dem Tage, wo sie er klärt hatte, sie wolle Danton heirathen.

Wie Lucile in Camille Desmoulins, so hatte sie hinter diesem finstern Gesichte, in diesem unbekanntem Manne, ohne Ruf und ohne Vermögen, den Gott erkannt, der sie, wie es Jupiter bei Semele that, verzehren sollte, indem er sich ihr enthüllte.

Man fühlte, daß es ein erschreckliches Glück voller Stürme war, das Glück, an das sich die Arme angeschlossen; vielleicht lag aber in ihrem Entschlusse ebenso viel Pietät, als Liebe für diesen Engel der Finsterniß und des Lichtes, der die traurige Ehre haben sollte, das Jahr 1792 zusammenzufassen, wie Mirabeau 1791, wie Robespierre 1793 zusammenfassen.

Als Camille und Lucile zu Danton kamen, — die zwei Haushaltungen wohnten Thüre an Thüre: Lucile und Camille, wie gesagt, in der Rue de l’Ancienne- Comédie; Danton in der Rue du Paon-Saint-André, — weinte Madame Danton, und Danton suchte sie mit einer entschlossenen Miene zu trösten.

Die Frau ging auf die Frau, der Mann ging auf den Mann zu.

Die Frauen küßten sich, die Männer drückten sich die Hand.

»Glaubst Du, daß es etwas geben wird?« fragte Camille.

»Ich hoffe es,« erwiderte Danton. »Santerre ist jedoch lau. Glücklicher Weise ist meiner Ansicht nach die Sache von morgen keine Sache des persönlichen Interesses, eines individuellen

Anführers: die Aufregung durch ein langes Elend, die öffentliche Entrüstung, das Gefühl des Herannahens des fremden Feindes, die Ueberzeugung, daß Frankreich verrathen ist, das ist es, worauf man zählen muß. Siebenundvierzig Sektionen von achtundvierzig haben die Entsetzung des Königs votiert: sie haben jede drei Commissäre ernannt, um sich auf der Commune zu versammeln und das Vaterland zu retten.«

»Das Vaterland retten?« versetzte Camille den Kopf schüttelnd; »das ist doch unbestimmt.«

»Ja, doch es ist zugleich wohl verstanden.«

»Und Marat? und Robespierre?«

»Man hat natürlich weder den Einen, noch den Andern gesehen. Der Eine hat sich auf seinem Boden verborgen, der Andere in seinem Keller. Ist die Sache beendet, so wird man den Einen als ein Wiesel, den Andern als eine Nachteule wiedererscheinen sehen.«

»Und Pétion?«

»Ah! sehr fein wäre derjenige, welcher sagen könnte, für wen er ist. Am 4. hat er den Krieg dem Schlosse erklärt; am 8. hat er das Departement benachrichtigt, er stehe nicht mehr für die Sicherheit des Königs; diesen Morgen hat er die Aufstellung der Nationalgarden auf dem Carrousel beantragt; heute Abend hat er vom Departement zwanzigtausend Franken verlangt, um die Marseiller wegzuschicken.«

»Er will den Hof einschläfern,« sagte Camille Desmoulins.

»Ich glaube es auch.« erwiderte Danton.

In diesem Augenblicke trat ein neues Paar ein? das waren Herr und Madame Robert.

Man erinnert sich, daß Madame Robert (Fräulein von Kéralio) am 17. Juli 1791 auf dem Altar des Vaterlands die bekannte Petition dictirte, die ihr Mann schrieb.

Ganz das Gegentheil von den beiden anderen Paaren, wo die Männer den Frauen überlegen waren, war hier die Frau dem Manne überlegen.

Robert war ein dicker Mann von fünfunddreißig bis vierzig Jahren, Mitglied des Clubbs der Cordeliers, mit mehr Patriotismus als Talent, ohne irgend eine Fähigkeit zum Schreiben, ein großer Feind von Lafayette, sehr ehrgeizig, wenn man den Denkwürdigkeiten von Madame Roland glaubt.

Madame Robert zählte damals vierunddreißig Jahre, sie war klein, gewandt, geistreich und stolz; erzogen von ihrem Vater, Guinement von Kéralio, Ritter vom Heiligen-Ludwigsorden, Mitglied der Academie der Inschriften, der unter den Schülern, die er geliebt, einen jungen Corsen zählte, dessen Riesenglück er entfernt nicht vorhersah; — erzogen von ihrem Vater, sagen wir, hatte Fräulein von Kéralio ganz sachte ihre Richtung zur Gelehrten und zur Schriftstellerin genommen; mit siebzehn Jahren schrieb sie, übersetzte sie, compilirte sie, mit achtzehn Jahren hatte sie einen Roman: *Adelaide*, gemacht. Da der Gehalt ihres Vaters für diesen nicht hinreichte, so schrieb er in den *Mercure* und in das *Journal des Savants*, und mehr als einmal unterzeichnete er hier Artikel seiner Tochter, welche die einigen ganz und gar nicht verunzierten. So gelangte sie zu dem lebhaften, raschen, glühenden Geiste, der aus ihr einen der unermüdetsten Journalisten der Zeit machte.

Die Robert kamen vom Quartier Saint-Antoine.

Es bot sich dort, wie sie sagten, ein seltsamer Anblick.

Die Nacht war schön, mild, klar, scheinbar friedlich; man sah Niemand oder beinahe Niemand auf den Straßen; nur waren alle Fenster erleuchtet, und alle diese Lichter schienen zu glänzen,

um die Nacht zu erhellen.

Das machte eine unheimliche Wirkung es war nicht die Illumination eines Festes; es war ebenso wenig der Schein, der beim Lager der Todten wacht; man fühlte gewisser Maßen die Vorstadt durch diesen fieberhaften Schlaf leben.

In dem Augenblicke, wo Madame Robert ihre Erzählung vollendete, machte der Ton einer Glocke Jedermann beben.

Es war der erste Schlag der Sturmglocke, welche bei den Cordeliers erscholl.

»Gut!« sagte Danton, »ich erkenne unsere Marseiller! Ich vermuthete wohl, sie würden das Signal geben.«

Die Frauen schauten sich mit Bangigkeit an; Madame Danton besonders trug auf ihrem Gesichte alle Charaktere des Schreckens.

»Das Signal?« versetzte Madame Robert; »man wird also das Schloß in der Nacht angreifen?«

Niemand antwortete ihr. Camille Desmoulins aber, der beim ersten Klange der Glocke in das anstoßende Zimmer gegangen war, kam mit einer Flinte in der Hand wieder herein.

Lucile stieß einen Schrei aus; dann, da sie fühlte, daß sie in der äußersten Stunde nicht das Recht hatte, zu verzagen, lief sie in den Alcoven von Madame Danton, warf sich auf die Kniee, stützte ihren Kopf auf das Bett und fing an zu weinen.

Camille kam zu ihr.

»Sei ruhig,« sagte er, »ich werde Danton nicht verlassen.«

Die Männer gingen ab; Madame Danton schien dem Sterben nahe; Madame Robert hing sich ihrem Gatten an den Hals und wollte ihn durchaus begleiten.

Die drei Frauen blieben allein: Madame Danton sitzend und wie vernichtet; Lucile auf den Knieen und weinend, — indeß Madame Robert mit großen Schritten im Zimmer umherlief, und ohne wahrzunehmen, daß jedes ihrer Worte Madame Danton ins Herz traf, sagte:

»Alles das, Alles das ist die Schuld von Danton! Wird mein Mann getödtet, so werde ich mit ihm sterben; doch ehe ich sterbe, ersteche ich Danton!«

So verging ungefähr eine Stunde.

Man hörte die Thüre des Ruheplatzes sich wieder öffnen.

Madame Robert stürzte entgegen: Lucile erhob das Haupt; Madame Danton blieb unbeweglich.

Es war Danton, der zurückkam.

»Allein!« rief Madame Robert.

»Beruhigen Sie sich!« erwiderte Danton, »es wird vor morgen nichts vorfallen.«

»Aber Camille?« fragte Lucile.

»Aber Robert?« fragte Fräulein von Kéralio.

»Sie sind bei den Cordeliers, wo sie Aufrufe zu den Waffen abfassen. Ich komme, um Ihnen Nachrichten über sie zu geben und Ihnen zu sagen, es werde heute nichts vorgehen; zum Beweise mag dienen, daß ich mich schlafen lege.«

Danton warf sich In der That ganz angekleidet auf sein Bett, und nach fünf Minuten entschlief er, als hätte sich nicht in diesem Augenblicke zwischen dem Königthum und dem Volke eine Frage über Leben und Tod entschieden.

Um ein Uhr Morgens kehrte Camille auch zurück.

»Ich bringe Ihnen Nachrichten von Robert,« sagte er; »er ist auf die Commune gegangen, um unsere Proclamationen dahin zu tragen . . . Seien Sie unbesorgt, es wird erst morgen geschehen, und da noch! . . . « Camille schüttelte den Kopf wie ein Mensch, der zweifelt.

Dann legte er diesen Kopf auf die Schultern von Lucile und entschlief ebenfalls.

Er schlief ungefähr seit einer halben Stunde, als man an der Thüre klingelte.

Madame Robert öffnete.

Es war Robert.

Er kam von Seiten der Commune, um Danton zu holen.

Er weckte Danton auf.

»Sie mögen gehen . . . und mich schlafen lassen!« rief dieser; »morgen wird es Tag sein.«

Robert und seine Frau gingen weg; sie kehrten nach Hanse zurück.

Bald klingelte man aufs Neue.

Madame Danton öffnete nun.

Sie führte einen großen, blonden jungen Mann von etwa zwanzig Jahren ein, der als Kapitän der Nationalgarde gekleidet war; er hielt ein Gewehr in der Hand.

»Ist Herr Danton hier?« fragte er.

»Mein Freund!« sagte Madame Danton, ihren Mann aufweckend.

»Nun! was?« rief dieser. »Abermals?«

»Herr Danton,« erwiderte der große junge Mann, »man erwartet Sie dort.«

»Wo dort?«

»Auf der Commune.«

»Wer erwartet mich?«

»Die Commissäre der Sectionen, und besonders Herr Billot.«

»Der Wüthende!« versetzte Danton. »Es ist gut! sagen Sie Billot, ich werde kommen.«

Dann schaute er den jungen Mann an, dessen Gesicht ihm unbekannt war, und der, noch ein Knabe, die Insignien eines höheren Grades trug, und sagte:

»Verzeihen Sie, mein Officier, wer sind Sie?«

»Ich bin Ange Pitou, Kapitän der Nationalgarde von Haramont . . . «

»Ah! Ah!«

»Auch Sieger der Bastille.«

»Gut!«

»Ich habe gestern einen Brief von Herrn Billot erhalten, der mir sagte, man werde sich wahrscheinlich tüchtig hier klopfen, und man bedürfe aller guten Patrioten.«

»Und dann?«

»Und dann bin ich mit denjenigen von meinen Leuten abgegangen, die mir gern folgen wollten; da sie aber weniger gut marschieren, als ich, so sind sie in Dammartin geblieben. Morgen werden sie frühzeitig hier sein.«

»In Dammartin?« fragte Danton; »das ist ja acht Meilen von hier?«

»Ja, Herr Danton.«

»Und Haramont, wie viel Meilen ist das von Paris?«

»Neunzehn . . . Wir sind diesen Morgen um fünf Uhr abgegangen.«

»Ah! ah und Sie haben neunzehn Meilen in *Ihrem* Tage gemacht?«

»Ja, Herr Danton.«

»Und Sie sind angekommen?«

»Um zehn Uhr Abends. Ich fragte nach Herrn Billot, und man sagte mir, er sei ohne Zweifel im Faubourg Saint-Antoine bei Herrn Santerre. Ich ging zu Herrn Santerre; dort sagte man mir aber, man habe ihn nicht gesehen, und ich werde ihn wahrscheinlich bei den Jacobinern in der Rue Saint-Honoré finden; bei den Jacobinern hatte man ihn auch nicht gesehen, und man schickte mich zu den Cordeliers; bei den Cordeliers hieß man mich im Stadthause sehen . . . «

»Und im Stadthause haben Sie ihn gefunden?«

»Ja, Herr Danton; da gab er mir Ihre Adresse und sprach zu mir:

»Nicht wahr, Pitou, Du bist nicht müde?«

»Nein, Herr Billot.«

»Nun, so sage Herrn Danton, er sei ein Träger, und wir erwarten ihn.«

»Alle Teufel!« rief Danton, während er aus seinem Bette sprang, »das ist ein Junge, der mich beschämt! Vorwärts, mein Freund, vorwärts!«

Und er küßte seine Frau und entfernte sich mit Pitou.

Seine Frau stieß einen schwachen Seufzer aus und ließ ihren Kopf auf die Lehne ihres Stuhles zurückfallen.

Lucile glaubte, sie weine, und achtete ihren Schmerz.

Nach einem Augenblicke aber, als sie sah, daß sie sich nicht rührte, weckte sie Camille auf; dann ging sie auf Madame Danton zu: die arme Frau war ohnmächtig.

Die ersten Strahlen des Morgens glitten durch die Fenster; der Tag versprach schön zu werden, doch der Himmel war, als sollte das ein unglückliches Vorzeichen sein, blutfarbig.

CLI.

Die Nacht vom 9. auf den 10. August.

Wir haben gesagt, was im Hause der Tribunen sich ereignete; sagen wir nun auch, was fünfhundert Schritte von da in der Wohnung der Königin vorfiel.

Hier weinten und beteten auch Frauen; sie weinten vielleicht noch reichlicher: Chateaubriand hat es gesagt, die Augen der Fürsten sind gemacht, um eine größere Quantität Thränen zu enthalten.

Laffen wir indessen Jedem Gerechtigkeit widerfahren: Madame Elisabeth und Frau von Lamballe weinten und beteten; die Königin betete, weinte aber nicht.

Man hatte zur gewöhnlichen Stunde zu Nacht gespeist: Nichts störte den König in seinen Mahlen.

Als man die Tafel verließ, und während Madame Elisabeth und Frau von Lamballe sich in das unter dem Namen Conseilcabinet bekannte Zimmer begaben, wo nach der Verabredung die königliche Familie die Nacht zubringen sollte, um die Berichte zu hören, nahm die Königin den König auf die Seite und wollte ihn fortziehen.

»Wohin führen Sie mich, Madame?« fragte König.

»In mein Zimmer . . . Wollen Sie nicht das Bruststück anlegen, das Sie am 14. Juli trugen, Sire?«

»Madame,« erwiderte der König, das war gut, um mich vor der Kugel oder dem Dolche eines Mörders am Tage einer Ceremonie oder eines Complots zu bewahren; doch an einen Tage des Kampfes, an einem Tage des, wo meine Freunde sich für mich meine bloßstellen, wäre es eine Feigheit, würde ich mich nicht wie meine Freunde bloßstellen.

Wonach der König die Königin verließ, um in sein Gemach zurückzukehren, und mit seinem Beichtvater einzuschließen.«

Die Königin begab sich ins Conseilcabinet zu Madame Elisabeth und Frau von Lamballe.

»Was macht der König?« fragte Frau von Lamballe.

»Er beichtet,« antwortete die Königin mit einem Ausdrucke, der sich nicht beschreiben läßt.

In dieser Secunde öffnete man die Thüre, und Herr von Charny erschien.

Er war vollkommen ruhig.

»Kann man den König sprechen?« sagte er zur Königin, indem er sich verbeugte.

»Für den Augenblick, mein Herr, bin ich der König,« erwiderte Marie Antoinette.

Charny wußte das besser als irgend Jemand; nichtsdestoweniger beharrte er.

Sie können zum König hinaufgehen,« sagte die Königin; »doch Sie stören ihn sehr, das schwöre ich Ihnen.«

»Ich begreife: der König ist mit Herrn Pétion, der so eben angekommen?«

»Der König ist mit seinem Beichtvater, mein Herr.«

»So werde ich also Ihnen, Madame, meinen Bericht als Generalmajor des Schlosses machen.«

»Ja, mein Herr, wenn Sie die Güte haben wollen.«

»Ich werde die Ehre haben, Eurer Majestät den Effectivstand unserer Streitkräfte auseinanderzusetzen. Die reitende Gendarmerie, commandirt von den Herren Ruthières und von Verdière, sechshundert Mann stark, ist auf dem großen Platze des Louvre in Schlachtordnung aufgestellt; die Gendarmerie zu Fuße von Paris, *intra muros*, ist in den Marstall consignirt; ein Posten von hundertundfünfzig Mann davon ist zerstreut worden, um im Hotel de Toulouse eine Wache zu bilden, welche im Nothfalle die außerordentliche Kriegskasse, die Discontokasse und die Schatzmeisterei beschützen wird; die Gendarmerie zu Fuße von Paris, *extra muros*, nur bestehend aus dreißig Mann, ist auf der kleinen Treppe des Königs im Prinzenhofe postirt; zweihundert Officiere und Soldaten von der ehemaligen Garde zu Pferde oder zu Fuße, hundert junge Royalisten, ebenso viel Edelleute, dreihundertundfünfzig bis vierhundert Streiter ungefähr sind im Oeil-de-Boeuf und in den anliegenden Sälen versammelt; zwei- bis dreihundert Nationalgarden sind in den Höfen und im Garten zerstreut; fünfzehnhundert Schweizer endlich, welche die wahre Stärke des Schlosses bilden, haben ihre verschiedenen Posten besetzt, und sind unter dem großen Vestibule und am Fuße der Treppen, deren Vertheidigung ihnen obliegt, aufgestellt.«

»Nun, mein Herr,« sagte die Königin, »alle diese Maßregeln beruhigen Sie nicht?«

»Nichts beruhigt mich, Madame, wenn es sich um das Heil Eurer Majestät handelt,« erwiderte Charny.

»Ihre Ansicht ist also immer noch für die Flucht?«

»Meine Ansicht, Madame, ist, daß Sie, — der König, Sie, die erhabenen Kinder Eurer Majestät, — sich in die Mitte von uns Allen stellen.«

Die Königin machte eine Bewegung.

»Eure Majestät hat einen Widerwillen gegen Lafayette: gut! Doch sie hat Vertrauen zum Herrn Herzog von Liancourt; er ist in Rouen, Madame, er hat das Haus eines englischen Edelmanns, Namens Herr Canning, gemiethet; der Commandant der Provinz hat seine Truppen dem König Treue schwören lassen; das Schweizerregiment Salis-Samade, auf das man zählen kann, ist auf der Straße echelonnirt. Alles ist noch ruhig: gehen wir über den Pont-Tournant ab, erreichen wir die Barrière de l'Etoile; dreihundert Mann Reiterei von der constitutionellen Garde erwarten uns dort; man wird leicht in Versailles fünfzehnhundert Edelleute versammeln. Mit viertausend Mann stehe ich dafür, daß ich Sie führe, wohin Sie wollen.«

»Ich danke, Herr von Charny.« sprach die Königin; »ich schätze die Ergebenheit, welche Sie bewogen hat, die Personen zu verlassen, die Ihnen theuer sind, um Ihre Dienste einer Fremden anzubieten . . . «

»Die Königin ist ungerecht gegen mich,« unterbrach Charny; »die Existenz meiner Souveraine wird immer in meinen Augen die kostbarste von allen Existenzen sein, wie mir die Pflicht immer die theuerste von allen Tugenden sein wird.«

»Die Pflicht, ja, mein Herr,« versetzte die Königin; »doch ich, da Jeder darauf bedacht ist, die seine zu thun, ich glaube die meine auch zu begreifen: die meine ist, das edle und große Königthum zu behaupten und darüber zu wachen, wenn man es schlägt, daß es stehend geschlagen werde und würdig falle, wie jene Gladiatoren des Alterthums, welche mit Anstand zu sterben sich bemühten.«

»Das ist das letzte Wort Eurer Majestät?«

»Es ist besonders mein letzter Wunsch.«

Charny verbeugte sich, und als er bei der Thüre Madame Campan begegnete, die sich zu den Prinzessinnen begab, sagte er zu ihr:

»Madame, fordern Sie Ihre Hoheiten auf, In ihre Taschen zu stecken, was sie Kostbarstes haben: wir können jeden Augenblick genöthigt sein, das Schloß zu verlassen.«

Sodann, während Madame Campan die Aufforderung der Frau Prinzessin von Lamballe und Madame Elisabeth mittheilte, näherte er sich noch einmal der Königin und sprach:

»Madame, es ist unmöglich, daß Sie nicht irgend eine Hoffnung außer der Unterstützung unserer materiellen Stärke haben; ist dem so, so vertrauen Sie sich mir: bedenken Sie, Madame, daß ich morgen, um diese Stunde, den Menschen oder Gott über das, was hier vorgefallen ist, werde Rechenschaft zu geben haben.«

»Nun wohl, mein Herr,« erwiderte die Königin, »man mußte zweimalhunderttausend Franken Pétion und fünfzigtausend Danton zuschicken; gegen diese zweimal hundertundfünfzigtausend Franken hat man bei Danton erlangt, er werde zu Hause bleiben, und bei Pétion, er werde ins Schloß kommen.«

»Aber, Madame, sind Sie Ihrer Vermittler sicher?«

»Pétion ist so eben gekommen, wie Sie mir gesagt haben?«

»Ja, Madame.«

»Das ist schon etwas, wie Sie sehen.«

»Das ist nicht genug . . . Man hat mir gesagt, man habe dreimal nach ihm geschickt, ehe er gekommen sei.«

»Gehört er uns,« sprach die Königin, »so muß er, mit dem König redend, seinen Zeigefinger auf sein linkes Augenlid legen.«

»Wenn er aber nicht uns gehört, Madame?«

»Gehört er nicht uns, so ist er unser Gefangener und ich werde die entschiedensten Befehle geben, daß man ihn nicht aus dem Schlosse weggehen läßt.«

In diesem Augenblicke hörte man den Ton einer Glocke.

»Was ist das?« fragte die Königin.

»Die Sturmglocke,« antwortete Charny.

Die Prinzessinnen standen erschrocken auf.

»Nun,« sagte die Königin, »was habt Ihr? Die Sturmglocke, das ist der Tambour der Aufrührer.«

»Madame,« sprach Charny, der durch dieses unselige Geräusch mehr als die Königin bewegt zu sein schien, »ich will mich erkundigen, ob diese Sturmglocke etwas Ernstes bedeutet.«

»Und man wird Sie wiedersehen?« fragte rasch die Königin.

»Ich bin gekommen, um mich zu den Befehlen Eurer Majestät zu stellen, und ich werde Sie nur mit dem letzten Schatten der Gefahr verlassen.«

Charny verbeugte sich und ging ab.

Die Königin blieb einen Augenblick nachdenkend.

»Wir wollen sehen, ob der König gebeichtet hat.« murmelte sie.

Und sie ging ebenfalls hinaus.

Während dieser Zeit entledigte sich Madame Elisabeth einiger Kleidungsstücke, um sich bequemer auf ein Canapé zu legen.

Sie nahm aus ihrem Halstuche eine Nadel von Karneol und zeigte sie Madame Campan; es war ein graviertes Stein.

Die Gravure stellte ein Büschel Lilien mit einer Umschrift vor.

»Lesen Sie,« sagte Madame Elisabeth, Madame Campan näherte sich einem Candelaber und las:

Vergessen der Beleidigungen, Vergeben der Kränkungen.

»Ich befürchte sehr, diese Maxime hat wenig Einfluß auf unsere Feinde,« sprach die Prinzessin, »doch sie muß uns darum nicht minder theuer sein.«

Kaum hatte sie diese Worte vollendet, als ein Schuß im Hause erscholl.

Die Frauen stießen einen Schrei aus.

»Das ist der erste Schuß,« sagte Madame Elisabeth; »ach! es wird nicht der letzte sein.«

Man hatte der Königin die Ankunft von Pétion in den Tuileries gemeldet; man vernehme, unter welchen Umständen der Maire von Paris hier erschienen war.

Er war um halb elf Uhr eingetroffen.

Diesmal hatte man ihn nicht antichambrieren lassen; man hatte ihm im Gegentheil gesagt, der König erwarte ihn; nur mußte er, um bis zum König zu gelangen, zuerst die Reihen der Schweizer durchschreiten, sodann die der Nationalgarde, und endlich die der Edelleute, welche man die Ritter vom Dolche nannte.

Nichtsdestoweniger, da man wußte, daß der König Pétion hatte holen lassen, da er im Ganzen genommen im Stadthause, in *seinem* Palaste, bleiben und sich nicht in die Löwengrube, die man die Tuileries nannte, stürzen konnte, kam er mit den Namen *Verräther* und *Judas* davon, die man ihm ins Gesicht spuckte, während er die Treppen hinaufstieg.

Ludwig XVI. erwartete Pétion in demselben Zimmer, wo er am 21. Juni so hart mit ihm umgegangen war.

Pétion erkannte die Thüre und lächelte.

Das Glück gewährte ihm eine furchtbare Genugthuung.

Bei der Thüre hielt Mandat, der Commandant der Nationalgarde, den Maire an.

»Ah! Sie sind es, Herr Maire!« sagte er.

»Ja, mein Herr, ich bin es, antwortete Pétion mit seinem gewöhnlichen Phlegma.

»Was wollen Sie hier?«

»Ich könnte es unterlassen, auf diese Frage zu antworten, weil ich es durchaus nicht als Ihr Recht erkenne, mich zu befragen; da ich aber Eile habe, so will ich nicht mit Untergeordneten streiten . . . «

»Mit Untergeordneten?«

»Sie unterbrechen mich, und ich sage Ihnen, daß ich Eile habe, Herr Mandat. Ich komme hierher, weil der König dreimal nach mir hat verlangen lassen . . . Von selbst wäre ich nicht gekommen.«

»Nun wohl, da ich die Ehre habe, Sie hier zu sehen, Herr Pétion, so frage ich Sie, warum die Administratoren der Polizei der Stadt im Ueberflusse Patronen unter die Marseiller vertheilt haben, und warum ich, Mandat, nur drei für Jeden von meinen Leuten erhalten habe?«

»Ei« erwiderte Pétion, ohne etwas von seiner Ruhe zu verlieren, »man hat nicht mehr von den Tuileries gefordert, — drei Patronen für jeden Mann von der Nationalgarde, vierzig für

jeden Schweizer; — es ist ausgetheilt worden, wie es der König verlangt hat.«

»Warum dieser Unterschied in der Zahl?«

»Es ist am König, und nicht an mir, Ihnen dies zu beantworten; wahrscheinlich mißtraut er der Nationalgarde.«

»Ich aber, mein Herr, ich habe Pulver von Ihnen verlangt,« sagte Mandat.

»Das ist wahr; leider entspricht es nicht der Ordnung, daß Sie empfangen.«

»Oh! eine schöne Antwort!« rief Mandat; »es war wohl an Ihnen, mich in die Ordnung zu weisen, da der Befehl von Ihnen ausgehen muß.«

Der Streit entspann sich auf einem Terrain, wo es Pétion schwierig gewesen wäre, sich zu vertheidigen; glücklicher Weise öffnete sich die Thüre, und Röderer, der Syndicus der Commune, sagte dem Maire von Paris zu Hilfe kommend:

»Herr Pétion, der König erwartet Sie.«

Pétion trat ein.

Der König erwartete wirklich Pétion mit Ungeduld.

»Ah! Sie da, Herr Pétion!« sagte er. »Wie steht es mit der Stadt Paris?«

Pétion ertheilte ihm Bericht über den Zustand der Stadt.

»Haben Sie mir nichts mehr zusagen?« fragte der König.

»Nein, Sire,« antwortete Pétion.

Der König schaute Pétion starr an.

»Nichts mehr? . . . durchaus nichts mehr?«

Pétion war ganz befremdet, da er dieses Drängen des Königs nicht begriff.

Der König seinerseits wartete, daß Pétion die Hand an sein Auge lege; das war, wie man sich erinnert, das Zeichen, durch welches der Maire von Paris andeuten sollte, gegen die von ihm empfangenen zweimalhundert tausend Franken könne der König auf ihn rechnen.

Pétion kratzte sich am Ohre, legte aber den Finger ganz und gar nicht an sein Auge.

Der König war also getäuscht worden: ein Betrüger hatte die zweimalhundert tausend Franken eingesteckt.

Die Königin trat ein.

Sie kam gerade in dem Augenblicke, wo der König nicht mehr wußte, welche Frage er an Pétion machen sollte, und wo Pétion eine neue Frage erwartete.

»Nun,« sagte die Königin leise, »ist er unser Freund?«

»Nein,« erwiederte der König, »er hat kein Zeichen gemacht.«

»Dann sei er unser Gefangener!«

»Kann ich mich entfernen, Sire?« fragte Pétion den König.

»Um Gottes willen, lassen Sie ihn nicht gehen!« sagte Marie Antoinette.

»Nein, mein Herr; in einem Augenblicke werden Sie frei sein; doch ich habe noch mir Ihnen zu sprechen,« fügte der König die Stimme erhebend bei:

»Treten Sie also in dieses Cabinet ein.«

Das hieß Allen, die im Cabinet waren, sagen: »Ich vertraue Euch Herrn Pétion; bewacht ihn und laßt ihn nicht weggehen.«

Diejenigen, welche im Cabinet waren, begriffen vollkommen; sie umringten Pétion, der sich

gefangen fühlte.

Zum Glücke war Maudat nicht da: Maudat sträubte sich gegen einen Befehl, der ihm zugekommen, sich auf das Stadthaus zu begeben.

Die Feuer kreuzten sich; man verlangte Maudat aus dem Stadthause, wie man Pétion in den Tuilerien verlangt hatte.

Es widerstrebte Maudat sehr, der Aufforderung zu entsprechen, und er entschloß sich nicht sogleich hierzu.

Was Pétion betrifft, er befand sich mit dreißig in einem kleinen Cabinet, wo man zu vier beengt war.

»Meine Herren,« sagte er nach einem Augenblicke, »es ist unmöglich, länger hier zu bleiben: man erstickt.«

Das war die Meinung von Jedermann: auch widersetzte sich Niemand dem Abgange von Pétion; nur folgte ihm Jedermann.

Dann wagte man es auch vielleicht nicht, ihn offen zurückzuhalten.

Er wählte die erste die beste Treppe; diese Treppe führte ihn in ein Zimmer des Erdgeschoßes, das auf den Garten ging.

Er befürchtete einen Augenblick, die Thüre des Gartens werde geschlossen sein: sie war offen.

Pétion befand sich nun in einem größeren und luftigeren, aber eben so gut als das erste geschlossenen Gefängniß.

Nichtsdestoweniger war dies eine Verbesserung.

Es war ihm ein Mann gefolgt, der ihm, sobald man im Garten, den Arm gab; das war Röderer, der Syndicus des Departement.

Beide fingen an auf der Terrasse, welche sich längs dem Schlosse erstreckte, auf- und abzugehen; diese Terrasse war durch eine Reihe von Lämpchen beleuchtet. Nationalgarden kamen und löschten diejenigen aus, welche in der Nähe des Maire und des Syndicns waren.

Was war ihre Absicht? Pétion hielt sie nicht für gut.

»Mein Herr,« sagte er zu einem Schweizer Officier, der ihm folgte und Herr von Salis-Lizers hieß, »sollten hier schlimme Absichten gegen mich obwalten?«

»Seien Sie unbesorgt, Herr Pétion,« antwortete der Officier mit einem stark deutschen Accente; »der König hat mich beauftragt, über Sie zu wachen, und ich verbürge mich dafür, daß derjenige, welcher Sie tödtete, einen Augenblick nachher von meiner Hand sterben würde.«

Bei einem ähnlichen Umstande hatte Triboulet Franz I, geantwortet: »Wäre es Euch gleich, wenn dies einen Augenblick früher geschähe?«

Pétion antwortete nichts und erreichte die Terrasse der Feuillants, welche vollkkommen vom Monde erleuchtet war. Sie war nicht wie heute mit einem Gitter eingefast, sondern durch eine acht Fuß hohe Mauer geschlossen, und durch drei Thore, zwei kleine und ein großes, abgesperrt.

Diese Thore waren nicht nur geschlossen, sondern sogar verrammelt; sie wurden überdies von den durch ihren Royalismus bekannten Grenadieren der Butte-des-Moulins und der Filles-Saint-Thomas bewacht.

Es ließ sich also von ihnen gar nichts hoffen. Pétion bückte sich von Zeit zu Zeit, hob einen Stein auf und warf ihn über die Mauer.

Während Pétion auf- und abging und seine Steine warf, kam man zweimal, um ihm zu sagen,

der König wünsche ihn zu sprechen.

»Nun,« fragte Röderer, »Sie gehen nicht?«

»Nein,« erwiderte Pétion, »es ist zu heiß da oben! ich erinnere mich des Cabinets und fühle nicht die geringste Lust, dahin zurückzukehren; überdies habe ich Jemand auf der Terrasse der Feuillants Rendez-vous gegeben.«

Und er fuhr fort, sich zu bücken, Steine aufzuheben und sie über die Mauer zu werfen.

»Wem haben Sie Rendez-vous gegeben?« fragte Röderer.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre der Assemblée, die auf die Terrasse der Feuillants ging.

»Ich glaube, hier ist gerade derjenige, welchen ich erwarte,« sagte Pétion.

»Befehl, Herrn Pétion passiren zu lassen!« sprach eine Stimme. »Die Nationalversammlung fordert ihn vor ihre Schranke, um Rechenschaft über den Zustand von Paris zu geben!«

»Richtig!« sagte Pétion leise.

Dann rief er laut:

»Hier bin ich und bereit, auf die Interpellationen meiner Feinde zu antworten.«

Die Nationalgarden, die sich einbildeten, es handle sich um eine schlimme Sache für Pétion, ließen ihn passiren.

Es war um drei Uhr Morgens; der Tag brach an; nur war der Himmel seltsamer Weise blutroth.

CLII.

Die Nacht vom 9. auf den 10. August.

Vom König gerufen, hatte Pétion vorhergesehen, er werde nicht so leicht aus dem Palaste herauskommen, als er in denselben eingetreten; er hatte sich einem Manne mit rauhem, noch durch eine Narbe, die seine Stirne bedeckte, verhärteten Gesichte genähert.

»Herr Billot,« sagte er zu ihm, »was meldeten Sie mir so eben von der Nationalversammlung?«

»Sie werde die Nacht in Permanenz zubringen.«

»Sehr gut! . . . Was haben Sie, wie Sie mir mittheilten, auf dem Pont-Neuf gesehen?«

»Kanonen und Nationalgarden, auf Befehl von Herrn Maudat dahin gestellt.«

»Und sagen Sie nicht auch, unter der Saint Jean-Arcade, bei der Mündung der Rue Saint-Antoine, seien bedeutende Streitkräfte versammelt?«

»Ja, mein Herr, immer auf Befehl von Herrn Mandat.

»Nun, so hören Sie mich wohl an, Herr Billot.«

»Ich höre.«

»Hier ist ein Befehl an die Herren Manuel und Danton, die Nationalgarden der Saint-Jean-Arcade nach Hause gehen zu lassen und den Pont-Neuf zu entwaffnen: dieser Befehl muß, es koste, was es will, vollzogen werden, — verstehen Sie?«

»Ich werde ihn selbst Herrn Danton überbringen.«

»Es ist gut . . . Sie wohnen in der Rue Saint-Honoré?«

»Ja, mein Herr.«

»Ist der Befehl Herrn Danton überbracht, so so kehren sie nach Hause zurück und ruhen Sie einen Augenblick; gegen zwei Uhr stehen Sie sodann auf und gehen jenseits der Mauer der Terrasse der Feuillants auf und ab; sehen oder hören Sie Steine aus dem Garten der Tuilerien geworfen fallen, so werde ich gefangen sein, und man thut mir Gewalt an.«

»Ich verstehe.«

»Begeben sie sich sodann zur Schranke der Nationalversammlung und sagen sie Ihren Collegen, sie sollen mich reclamieren. Sie begreifen, Herr Billot? Ich lege mein Leben in Ihre Hände.

»Und ich hafte für dasselbe,« erwiderte Billot; »gehen Sie ruhig.«

Pétion war in der That, sich auf den wohlbekanntem Patriotismus von Billot verlassend, abgegangen.

Dieser hatte für alles um so dreister gehaftet, als Pitou eingetroffen war.

Er schickte Pitou zu Danton, und ermahnte ihn, nicht ohne Danton zurückzukommen.

Trotz der Trägheit von Danton, vollzog Pitou seinen Auftrag gewissenhaft und brachte ihn zurück.

Danton hatte die Kanonen des Pont-Neuf gesehen; er sah die Nationalgarden der Saint-Jean-Arcade; er begriff, wie dringlich es war, nicht solche im Rücken der Volksarmee zu lassen.

Mit dem Befehle von Pétion in der Hand hießen Manuel und er die Nationalgarden die Saint-Jean-Arcade nach Hause zu gehen und schickten die Kanoniere des Pont-Neuf weg.

Von da war die große Straße des Aufstandes gefegt.

Mittlerweile kamen Billot und Pitou nach der Rue Saint-Honoré zurück; hier war immer noch die alte Wohnung von Billot; Pitou sagte ihm guten Morgen mit dem Kopfe wie einem alten Freunde.

Billot setzte sich und winkte Pitou, dasselbe zu thun.

»Ich danke,« erwiderte Pitou, »ich bin nicht müde.«

Billot wiederholte aber seinen Wink, und Pitou setzte sich.

»Pitou,« sprach Billot zu ihm: »ich habe Dir sagen lassen, Du mögest zu mir hierher kommen.«

»Und Sie sehen, Herr Billot,« erwiderte Pitou mit dem treuherzigen Lächeln, das die zweiunddreißig Zähne zeigt und Pitou eigenthümlich war, »ich habe Sie nicht warten lassen.«

»Nein . . . Nicht wahr, Du erräthst, daß etwas Ernstes vorgeht?«

»Ich vermuthe es,« antwortete Pitou, »doch sagen Sie mir, Herr Billot . . . «

»Was, Pitou?«

»Ich sehe weder Herrn Bailly, noch Herrn Lafayette mehr.«

»Bailly ist ein Verräther, der uns auf dem Marsfelds hat ermorden lassen.«

»Ja ich weiß es, da ich Sie fast in Ihrem Blute schwimmend aufgehoben habe.«

»Lafayette ist ein Verräther, der den König entführen wollte.«

»Ah! das wußte ich nicht . . . Herr Lafayette ein Verräther! wer hätte das vermuthet? Und der König?«

»Der König ist der größte Verräther von Allen, Pitou.«

»Was das betrifft, — das wundert mich nicht.«

»Der König conspirirt mit dem Auslande und will Frankreich dem Feinde überliefern; die Tuilerien sind ein Herd der Conspiration, und man hat beschlossen, die Tuilerien zu nehmen . . . Du begreifst, Pitou?«

»Bei Gott! ob ich begreife! . . . sagen Sie doch, nicht wahr, Herr Billot, so, wie wir die Bastille genommen haben?«

»Ja.«

»Nur wird das nicht so schwierig sein.«

»Darin täuschst Du Dich, Pitou.

»Wie! das wird schwieriger sein?«

»Ja.«

»Mir scheint doch, die Mauern sind minder hoch.«

»Ja, doch sie sind besser bewacht. Die Bastille hatte als ganze Garnison nur ein Hundert Invaliden, während drei bis viertausend Mann im Schlosse sind.«

»Ah! Teufel, drei bis viertausend Mann!«

»Abgesehen davon, daß die Bastille überrumpelt wurde, während seit dem 1. dieses Monats die Tuilerien vermuthen, sie sollen angegriffen werden, und sich in Vertheidigungsstand gesetzt haben.«

»So daß sie sich vertheidtgen werden?« fragte Pitou.

»Ja,« antwortete Billot, »um so mehr, als man sagt, die Vertheidigung sei Herrn von Charny anvertraut.«

»Er ist in der That gestern mit Post von Boursonne in Begleitung seiner Frau abgereist . . . Herr von Charny ist also auch ein Verräther.«

»Nein, das ist nur ein Aristokrat; er ist immer für den Hof gewesen und hat daher das Volk nicht verrathen, da er das Volk nicht aufgefordert, sich ihm zu vertrauen.«

»Wir werden uns also gegen Herrn von Charny schlagen?«

»Das ist wahrscheinlich, Pitou.«

»Ist das seltsam? Nachbarn!«

»Ja, das nennt man den Bürgerkrieg, Pitou; doch Du bist nicht verbunden, Dich zu schlagen, wenn es Dir nicht zusagt.«

»Entschuldigen Sie, Herr Billot, sobald das Ihnen zusagt, sagt es auch mir zu.«

»Es wäre mir sogar lieber, wenn Du Dich nicht mitgingest, Pitou.«

»Warum haben Sie mich dann kommen lassen, Herr Billot?«

Das Gesicht von Billot verdüsterte sich.

»Ich habe Dich kommen lassen, um Dir dieses Papier zu übergeben,« sagte der Pächter.

»Dieses Papier, Herr Billot?«

»Ja.«

»Was für ein Papier ist das!«

»Es ist die beglaubigte Abschrift von meinem Testamente.«

»Wie! die Abschrift von Ihrem Testamente? Ei! Herr Billot,« fuhr Pitou lachend fort, »Sie haben nicht das Ansehen eines Menschen, der sterben will.«

»Nein,« erwiderte Billot, auf seine Flinte und seine Patrontasche deutend, welche an der Wand hingen; »doch ich habe das Ansehen eines Mannes, der getödtet werden kann.«

»Ah!« sprach Pitou sententiös, »es ist wahr, wir sind Alle sterblich!«

»Nun wohl, Pitou, ich habe Dich kommen lassen, um Dir eine Abschrift von meinem Testamente zu übergeben.«

»Mir, Herr Billot?«

»Dir, Pitou, in Betracht, daß, da ich Dich zu meinem Universalerben mache . . . «

»Mich, zu Ihrem Universalerben? Nein, ich danke, Herr Billot! Was Sie da sagen, ist zum Lachen!«

»Ich sage das, was ist, mein Freund.«

»Das kann nicht sein, Herr Billot.«

»Wie! das kann nicht sein?«

»Oh! Nein . . . wenn ein Mensch Erben hat, kann er nicht sein Gut Fremden schenken.«

»Du täuschst Dich, Pitou, er kann.«

»Dann soll er nicht, Herr Billot.«

Eine finstere Wolke zog über die Stirne von Billot.

»Ich habe keine Erben,« sagte er.

»Gut!« versetzte Pitou, »Sie haben keine Erben! Und wie nennen Sie denn Mademoiselle

Catherine?«

»Ich kenne Niemand dieses Namens, Pitou.«

»Ah! Herr Billot, sagen Sie nicht solche Dingt, das empört mich!«

»Pitou, sobald eine Sache mir gehört, kann ich sie geben, wem ich will: gerade wie Du, wenn ich sterbe, da die Sache Dir gehören wird, Pitou, sie geben kannst wem Du willst.«

»Ah! ah! gut! ja,« sagte Pitou, der zu begreifen anfang; »also wenn Ihnen ein Unglück widerführe . . . Doch wie dumm bin ich! es wird Ihnen kein Unglück widerfahren!«

»Du sagtest es so eben, Pitou, wir sind Alle sterblich.«

»Ja . . . Nun wohl, Sie haben im Ganzen Recht; ich nehme das Testament, Herr Billot; doch ganz gewiß in der Voraussetzung, daß ich, wenn ich das Unglück habe, Ihr Erbe zu werden, berechtigt sein werde, mit Ihren Gütern zu machen, was ich will?«

»Allerdings, da sie Dir gehören werden . . . Und zwar Dir, einem guten Patrioten, Du verstehst, Pitou? man wird Dir keine Chicane machen, wie man sie Leuten machen könnte, welche mit den Aristokraten in Verbindung standen.«

Pitou begriff immer besser.

»Nun wohl, es sei, Herr Billot,« sagte er; »ich nehme an.«

»Dann, da dies Alles ist, was ich Dir zu sagen hatte, stecke dieses Testament in Deine Tasche und ruhe aus.«

»Warum, Herr Billot?«

»Weil wir aller Wahrscheinlichkeit nach morgen, oder vielmehr heute, denn es ist zwei Uhr Morgens, Arbeit haben werden.«

»Sie gehen aus, Herr Billot?«

»Ja, ich habe längs der Terrasse der Feuillants zu thun.«

»Und Sie bedürfen meiner nicht?«

»Im Gegentheile, Du würdest mich belästigen.«

»Wohl, Herr Billot, so will ich einen kleinen Bissen essen.«

»Es ist wahr,« rief Billot, »und ich vergaß, Dich zu fragen, ob Du Hunger habest.«

»Oh!« versetzte Pitou lachend, »das ist so, weil Sie wissen, daß ich immer Hunger habe.«

»Ich brauche Dir nicht zu sagen, wo die Speisekammer ist . . . «

»Nein, nein, Herr Billot, bekümmern Sie sich nicht um mich . . . Nur . . . nicht wahr, Sie kommen wieder hierher?«

»Ich komme zurück.«

»Sonst müßten Sie mir sagen, wo ich Sie treffen könnte.«

»Unnöthig! in einer Stunde werde ich hier sein.«

»Nun, so gehen Sie,« sagte Pitou.

Und er unternahm die Aufsuchung seiner Nahrung mit jenem Appetit, der bei ihm, wie beim König, nie durch die Ereignisse, so ernst sie auch sein mochten, gestört wurde, indeß sich Billot nach der Terrasse der Feuillants begab.

Wir wissen, was er dort thun wollte.

Kaum war er an Ort und Stelle, als ein zu seinen Füßen fallender Stein, gefolgt von einem zweiten, dann von einem dritten, ihn belehrte, das, was Pétion befürchtet, sei geschehen, und

Pétion sei Gefangener in den Tuileries.

Sogleich war er, nach den Instructionen, die er erhalten, in die Nationalversammlung gegangen, welche, wie wir gesehen, Pétion reclamirt hatte.

Als Pétion frei war, durchschritt er nur die Assemblée, kehrte zu Fuße nach dem Stadthause zurück, und ließ, um ihn zu repräsentiren, seinen Wagen im Hofe der Tuileries.

Billot seinerseits ging wieder nach Hanse und fand Pitou sein Abendbrod vollendend.

»Nun, Herr Billot,« fragte Pitou, »was gibt es Neues?«

»Nichts,« erwiederte Billot, »wenn nicht, daß der Tag kommt, und daß der Himmel blutroth ist.«

CLIII.

Von drei Uhr bis sechs Uhr Morgens.

Man hat gesehen, wie der Tag erschienen war.

Seine ersten Strahlen beleuchteten zwei Reiter, welche im Schritte ihrer Pferde dem öden Quai der Tuileries folgten.

Diese zwei Reiter waren der Obercommandant der Nationalgarde Maudat und sein Adjutant.

Gegen ein Uhr Morgens in das Stadthaus berufen, hatte Maudat Anfangs sich geweigert, dahin zu gehen.

Um zwei Uhr war der Befehl gebieterisch erneuert worden; Maudat wollte abermals widerstehen, doch, der Syndicus Röderer trat auf ihn zu und sagte zu ihm:

»Mein Herr, achten Sie wohl darauf, daß nach den Worten des Gesetzes der Commandant der Nationalgarde unter den Befehlen der Municipalität steht.«

Hierauf hatte sich Maudat entschlossen.

Uebrigens wußte der Obercommandant zwei Dinge nicht:

Einmal, daß siebenundvierzig Sectionen von achtundvierzig der Municipalität jede drei Commissäre beigegeben hatten, deren Auftrag es war, sich auf dem Stadthause zu versammeln und *das Vaterland zu retten*. Maudat glaubte also die frühere Municipalität zu finden, zusammengesetzt, wie sie es bis dahin gewesen war, und erwartete keinesweges hunderteinundvierzig neue Gesichter hier zu treffen.

Sodann wußte Maudat nichts von dem von eben dieser Municipalität erlassenen Befehle, den Pont-Neuf zu entwaffnen und die Saint-Jean-Arcade räumen zu lassen, ein Befehl, dessen Vollziehung in Betracht seiner Wichtigkeit Manuel und Danton in Person geleitet hatten.

Als er auf den Pont-Neuf kam, war Maudat auch sehr erstaunt, da er ihn ganz verlassen sah. Er hielt an und schickte den Adjutanten auf Recognoscirung ab.

Nach Verlauf von zehn Minuten kam der Adjutant zurück; er hatte weder Kanonen, noch Nationalgarde erblickt: die Place Dauphine, die Rue Dauphine, der Quai des Augustins waren verlassen wie der Pont-Neuf.

Maudat ritt weiter. Er hätte vielleicht nach dem Schlosse zurückkehren müssen, doch die Menschen gehen, wohin sie ihr Geschick treibt.

So wie er gegen das Stadthaus vorrückte, schien es ihm, als rückte er gegen das Leben vor. Wie bei gewissen organischen Kataklysmen das Blut, indem es sich nach dem Herzen zurückzieht, die Extremitäten verläßt, welche bleich und eiskalt bleiben, so waren die Bewegung, die Wärme, die Revolution auf dem Quai Pelletier, auf dem Grève-Platze, im Stadthause, dem wirklichen Sitze vom Volksleben, dem Herzen von diesem großen Körper, den man Paris nennt.

Maudat hielt an der Ecke des Quai Pelletier an und schickte seinen Adjutanten nach der Saint-Jean-Arcade.

Durch die Saint-Jean-Arcade ging die Volkswoge frei hin- und her: die Nationalgarde war verschwunden.

Maudat wollte umkehren: die Woge hatte sich hinter ihm angehäuft und trieb ihn, wie eine Seedrift, nach den Stufen des Stadthauses.

Maudat überließ sich dieser Woge, die ihn fortriß; der Adjutant, dessen Uniform seine secundäre Bedeutung bezeichnete, blieb an der Ecke des Quai Pelletier, wo ihn Niemand beunruhigte; alle Blicke waren auf Oberkommandanten gerichtet.

Im großen Saale des Stadthauses ankommend, sieht sich Maudat fremden strengen Gesichtern gegenüber.

Es ist die ganze Insurrection, welche Rechenschaft über sein Benehmen von dem Manne zu fordern beabsichtigt, der sie hat nicht nur in ihrer Entwicklung bekämpfen, sondern sogar in ihrer Geburt ersticken wollen.

In den Tuileries befragte er; — man erinnere sich seiner Scene mit Pétion.

Hier soll er verhört werden.

Eines der Mitglieder des neuen Gemeinderaths, — dieses erschrecklichen, Gemeinderathes, der die legislative Versammlung ersticken und mit dem Convente kämpfen wird, — eines der Mitglieder des neuen Gemeinderaths tritt vor und fragt im Namen Aller:

»Auf wessen Befehl hast Du die Wache des Schlosses verdoppelt?«

»Auf Befehl des Maire von Paris,« antwortete Mandat.

»Wo ist dieser Befehl?«

»In den Tuileries, wo ich ihn gelassen habe, damit dieser Befehl in meiner Abwesenheit vollzogen werden kann.«

»Warum hast Du die Kanonen marschieren lassen?«

»Weil ich das Batallion marschieren ließ, und wenn das Batallion marschirt, so marschieren die Kanonen auch mit ihm.«

»Wo ist Pétion?«

»Er war im Schlosse, als ich das Schloß verließ.«

»Gefangener?«

»Nein, frei und im Garten umhergehend.«

In diesem Augenblicke wurde das Verhör unterbrochen.

Ein Mitglied des neuen Gemeinderaths bringt einen entsiegelten Brief und verlangt, daß er laut gelesen werde.

Maudat braucht nur einen Blick auf diesen Brief zu werfen, um zu sehen, daß er verloren ist.

Er hat die Handschrift erkannt.

Dieser Brief ist der um ein Uhr Morgens an den Commandanten des bei der Saint-Jean-Arcade aufgestellten Bataillons überschickte Befehl, der diesem Commandanten einschärft, den Volksauflauf, wenn er sich nach dem Schlosse wenden würde, von hinten anzugreifen, während ihn das Bataillon vom Pont-Neuf von der Seite angreifen sollte.

Der Befehl ist in die Hände der Commune nach dem Rückzuge des Bataillons gefallen.

Das Verhör ist beendet. Welches Geständniß vermöchte man von dem Angeklagten zu erlangen, das furchtbarer wäre, als dieser Brief?

Der Rath beschloß, Maudat solle nach dem Gefängnisse der Abtei geführt werden.

Dann wird das Urtheil Maudat vorgelesen.

Hier beginnt die Interpretation.

Dieses Urtheil Maudat vorlesend, machte der Präsident, wie man versichert, mit der Hand eine von jenen Geberden, die das Volk leider nur zu gut zu interpretiren weiß: eine horizontale Geberde.

»Der Präsident,« sagt Herr Peltier, Verfasser der *Revolution vom 10. August 1792*, »machte eine sehr ausdrucksvolle *horizontale* Geberde, indem er sagte: *Man schleppt ihn fort.*«

Die Geberde wäre in der That ein Jahr später sehr ausdrucksvoll gewesen, doch eine horizontale Geberde, welche 1793 viel bedeutet hätte, bedeutete 1792, um welche Zeit die Guillotine noch nicht functionierte, nicht viel: — erst am 21. August fiel auf dem Carrousel-Platze der Kopf des ersten Royalisten; wie konnte elf Tage früher eine horizontale Geberde, wenn das nicht ein zum Voraus verabredetes Zeichen war, — besagen: »Tödtet diesen Herrn!«

Leider scheint die Thatsache die Beschuldigung rechtfertigen.

Kaum ist Maudat drei Stufen der Freitreppe des Stadthauses hinabgestiegen, so trifft in dem Augenblick wo ihm sein Sohn entgegen stürzt, ein Pistolenschuß den Gefangenen an den Kopf.

Dasselbe war drei Jahre früher Flesselles begegnet.

Maudat war nur verwundet: er stand auf, und in derselben Sekunde fiel er von zwanzig Piekenstichen durchbohrt wieder nieder.

»Das Kind streckte die Arme aus und schrie: »Mein Vater! mein Vater!«

Man gab nicht Acht auf das Geschrei des Kindes.

Aus diesem Kreise, wo man nur niedertauchende Arme unter den Blitzen der Säbel und der Pieken sah, erhob sich sodann ein blutiges, vom Rumpfe getrenntes Haupt.

Das war der Kopf von Mandat.

Das Kind viel in Ohnmacht. Der Adjutant sprengte im Galopp weg, um in den um in den Tuilerien zu melden, was er gesehen hatte. Die Mörder theilten sich in zwei Banden; die Einen warfen den Leib in den Fluß; die Anderen trugen den Kopf von Maudat an der Pieke in den Straßen von Paris umher.

Es war ungefähr vier ihr Morgens.

Gehen wir dem Adjutanten, der die unselige Kunde überbringen soll, in die Tuilerien voran und sehen wir, was sich dort ereignet.

Der König hat gebeichtet, und, sobald sein Gewissen im Frieden, hinsichtlich des Uebrigen fast beruhigt, hat sich der König, der keinem der Bedürfnisse der Natur zu widerstehen vermochte, niedergelegt. Er hat sich allerdings ganz angekleidet niedergelegt.

Auf ein verdoppeltes Sturmläuten und auf den Lärmen des Generalmarsches, den man zu schlagen anfang, weckte man den König.

Derjenige, welcher den König aufweckte, — Herr de la Chesnaye, dem Mandat, als er sich entfernte, seine Vollmacht zurückgelassen hatte, — weckte den König auf, damit er sich den Nationalgarden zeige und durch einige zur rechten Zeit gesprochene Worte ihren Enthusiasmus wiederbelebe.

Der König stand schwerfällig schwankend, schlecht geweckt aus; er war mit Puder frisirt und eine ganze Seite seiner Frisur, aus die er sich gelegt hatte, war platt gedrückt.

Man suchte den Friseur: er war nicht da. Der König ging aus seinem Zimmer, ohne frisirt zu sein.

Im Conseilsaale, wo sie war, davon benachrichtigt, daß sich der König seinen Vertheidigern

zeigen wollte, lief die Königin dem König entgegen.

Ganz das Gegentheil vom armen Monarchen mit seinem trüben Blicke, der Niemand anschaute, mit den gespannten und von Zeit zu Zeit von unwillkürlichen Bewegungen zuckenden Muskeln des Mundes, mit seinem violetten Fracke, der ihm das Ansehen gab, als trüge er Trauer um das Königthum, war die Königin bleich, glühte aber vor Fieber; sie hatte rothe, aber trockene Augenlieder.

Sie hing sich an dieses Gespenst der Monarchie an, das, statt um Mitternacht zu erscheinen, sich am hellen Tage mit dem dicken blinzelnden Auge zeigte.

Sie hoffte ihm das zu geben, was bei ihr an Muth Stärke und Leben überströmte.

Alles ging übrigens gut, solange die königliche Ausstellung im Innern der Gemächer blieb, obgleich die mit den Edelleuten vermischten Nationalgarden von nahe den König sehend, — diesen kraftlosen, schwerfälligen armen Mann, dem es schon einmal in einer ähnlichen Situation, auf dem Balkon von Herrn Sauce in Varennes, so schlecht geglückt war, — sich fragten, ob das der Held vom 20. Juni sei, dieser König, dessen poetische Legende die Priester und die Frauen auf einen Trauerflor zu sticken anfangen.

Und man muß sagen, nein, es war nicht der König, den die Nationalgarde zu sehen, erwartete.

Gerade in diesem Augenblicke zieht der alte Herzog von Mailly, — mit einer von den guten Absichten, welche der Hölle einen Pflasterstein mehr zu liefern bestimmt sind, — gerade in diesem Augenblicke, sagen wir, zieht der alte Herzog von Mailly den Degen, wirft sich vor dem König auf die Kniee und schwört im einer zitternden Stimme, er und der *Adel Frankreichs*, den er vertrete, werden für *den Enkel von Heinrich IV.* sterben.

Das waren zwei Ungeschicklichkeiten statt einer: die Nationalgarde hatte keine große Sympathien für diesen *Adel Frankreichs*, den Herr von Mailly vertrat; sodann wollte sie nicht *den Enkel von Heinrich IV.* vertheidigen, sondern den *constitutionellen König*.

Es brach auch als Antwort auf ein paar Rufe: »Es lebe der König« von allen Seiten da Geschrei »Es lebe die Nation!« los.

Man mußte eine Genugthuung nehmen. Man trieb den König Ludwig XVI. an, in den Königshof hinabzugehen. Ach! dieser arme König, gestört in seinen Mahlen, er, der eine Stunde geschlafen, statt sieben, eine ganz materielle Natur, hatte keinen eigenen Willen; es war ein Automat, der seinen Impuls den Willen empfing.

Wer gab ihm diesen Impuls?

Die Königin, eine nervöse Natur, welche weder gegessen, noch geschlafen hatte.

Es gibt unglücklich organisirte Wesen, denen, sobald die Umstände sie gleichsam überholen, Alles mißglückt, was sie unternehmen. Statt die Dissidenten anzuziehen, schien Ludwig XVI., indem er sich denselben näherte, ausdrücklich zu kommen, um ihnen zu zeigen, wie wenig Blendwerk das Königthum, das fällt, auf der Stirne des Menschen läßt, wenn dieser Mensch weder das Genie, noch die Stärke für sich hat.

Hier, wie in den Gemächern, gaben die unbedingten Royalisten einige Rufe: »Es lebe der König!« von sich; doch ein ungeheurer Schrei: »Es lebe die Nation!« antwortete ihnen.

Als sodann die Royalisten die Ungeschicklichkeit begingen, daß sie beharrlich blieben, da riefen die Patrioten:

»Nein, nein, nein, keinen andern König, als die Nation.«

Und der König antwortete ihnen fast flehend:

»Ja, meine Kinder, die Nation und Euer König sind nur Eins und werden immer nur Eins sein!«

»Bringt den Dauphin,« sagte leise Marie Antoinette zu Madame Elisabeth; »der Anblick eines Kindes wird sie vielleicht rühren.«

Man holte den Dauphin.

Mittlerweile setzte der König diese traurige Revue fort; es kam ihm dann der schlimme Gedanke, sich den Artilleristen zu nähern. Das war ein Fehler: die Artilleristen waren fast lauter Republicaner.

Hätte der König zu sprechen verstanden, hätte er sich Gehör bei diesen Menschen zu verschaffen gewußt, welche ihre Ueberzeugung von ihm entfernte, so wäre es etwas Muthiges gewesen, was gelingen konnte, — diese Spitze gegen die Kanonen; — doch es war weder in der Rede, noch in der Geberde von Ludwig XVI. etwas Hinreißendes. Er stammelte; die Royalisten wollten sein Zaudern dadurch bedecken, daß sie aufs Neue den unglücklichen Rus! »Es lebe der König!« versuchten, der schon zweimal gescheitert war; dieser Ruf hätte beinahe eine Collision herbeigeführt.

Kanoniere verließen ihren Posten, stürzten auf den König zu, bedrohten ihn mit der Faust und sagten:

»Du glaubst also, um einen Verräther Deiner Art zu vertheidigen, werden wir auf unsere Brüder Feuer geben?«

Die Königin zog den König zurück.

»Der Dauphin! der Dauphin!« riefen mehrere Stimmen; »es lebe der Dauphin!«

Niemand wiederholte diesen Ruf; das arme Kind kam nicht zu seiner Stunde: es verfehlte seinen Auftritt, wie man beim Theater sagt.

Der König schlug wieder den Weg nach dem Schlosse ein, und das war ein wahrer Rückzug, fast eine Flucht.

In seinem Gemache angekommen, fiel Ludwig XVI, ganz athemlos in einen Lehnstuhl.

Die Königin, welche an der Thüre geblieben war, suchte mit den Augen rings umherschauend und verlangte eine Stütze von irgend Jemand.

Sie erblickte Charny, der an die Einfassung der Thüre von ihrem, der Königin, Zimmer angelehnt dastand; sie ging auf ihn zu und sagte zu ihm:

»Ah! mein Herr, Alles ist verloren!«

»Ich befürchte es, Madame,« antwortete Charny.

»Können wir noch fliehen?«

»Es ist zu spät, Madame.«

»Was bleibt uns dann zu thun?«

»Zu sterben!« erwiederte Charny sich verbeugend.

Die Königin stieß einen Seufzer aus und kehrte in ihr Gemach zurück.



Von sechs Ahr bis neun Uhr Morgens.

CLIV.

Von sechs Uhr bis neun Uhr Morgens.

Nachdem Maudat kaum getödtet war, wurde an seiner Stelle Santerre zum Oberkommandanten ernannt, und Santerre ließ sogleich den Generalmarsch in allen Straßen schlagen und gab Befehl, das Sturmläuten in allen Kirchen zu verdoppeln. Dann organisirte er die patriotischen Patrouillen und befahl, bis in die Tuilerien zu rücken und besonders die Assemblée zu durchsuchen.

Es hatten übrigens die ganze Nacht Patrouillen die Umgegend der Nationalversammlung durchzogen.

Gegen zehn Uhr Abends hatte man auf den Champs-Élysées eine Versammlung von elf Personen verhaftet, von denen zehn mit Dolchen und Pistolen, die elfte mit einer Stutzbüchse bewaffnet waren.

Diese elf Personen ließen sich ohne allen Widerstand festnehmen und nach der Wachstube der Feuillants führen.

Im Verlaufe der übrigen Nacht wurden elf weitere Gefangene gemacht.

Man sperrte sie in zwei abgesonderte Stuben ein.

Bei Tagesanbruch fanden die elf Ersten Mittel, zu entweichen; sie sprangen aus ihrem Fenster in einen Garten und zerbrachen die Thüren dieses Gartens.

Elf blieben, die man solide eingeschlossen hatte.

Um sieben Uhr Morgens führte man in den Hof der Feuillants einen jungen Mann von neunundzwanzig bis dreißig Jahren, mit der Uniform und der Mütze der Nationalgarde. Die Frische seiner Uniform, der Glanz seiner Waffen, die Eleganz seiner Haltung hatten den Verdacht erregt, er gehöre der Aristokratie an, und seine Verhaftung herbeigeführt.

Ein gewisser Bonjour, früher Schreiber bei der Marine, präsidierte an diesem Tage bei der Section der Feuillants.

Bei verhörte den jungen Mann.

»Wo hat man Sie verhaftet?« fragte er ihn.

»Auf der Terrasse der Feuillants,« antwortete der Gefangene.

»Was machten Sie da?«

»Ich begab mich nach dem Schlosse.«

»In welcher Absicht?«

»Um einem Befehle der Municipalität zu gehorchen.«

»Was gebot Ihnen dieser Befehl?«

»Den Stand der Dinge zu untersuchen und hierüber dem Generalprocurator Syndicus des Departement meinen Bericht zu machen.«

»Haben Sie diesen Befehl?«

»Hier ist er,« erwiederte der junge Mann.

Und er zog ein Papier aus seiner Tasche.

Der Präsident entfaltete das Papier und las:

»Der Nationalgarde Inhaber gegenwärtigen Befehls wird sich nach dem Schlosse begeben, um den Stand der Dinge zu untersuchen und seinen Bericht dem Herrn Generalprocurator Syndicus des Departements zu machen.

»Boirie, Le Rouix,
Municipalbeamte.«

Der Befehl war positiv; man befürchtete indessen, die Unterschriften seien falsch, und man schickte nach dem Stadthause einen Mann mit dem Auftrage, ihn von den zwei Unterzeichnern anerkennen zu lassen.

Diese letzte Verhaftung hatte viele Leute im Hofe der Feuillants versammelt, und einige Stimmen, — es gibt immer solche Stimmen bei den Volksversammlungen, — einige Stimmen unter dieser Menge verlangten den Tod der Gefangenen.

Ein Commissär der Municipalität, der gerade da war, begriff, man dürfe diese Stimmen keine Consistenz erlangen lassen.

Er stieg auf ein Gestell, haranguierte das Volk und forderte es auf, sich zurückzuziehen.

In dem Augenblicke, wo das Volk vielleicht im Begriffe war, dem Einflusse dieses barmherzigen Wortes nachzugeben, kam der Mann zurück, den man zu Bewahrheitung der Unterschrift der zwei Municipalbeamten nach dem Stadthause geschickt hatte, und sagte, der Befehl sei echt, und man könne *Suleau*, der der Inhaber desselben, in Freiheit setzen.

Suleau war derselbe, den wir bei jener Soirée bei Frau von Lamballe gesehen haben, wo Gilbert für den König Ludwig XVI. eine Zeichnung von der Guillotine machte, und wo Marie Antoinette in diesem seltsamen Instrumente die Maschine erkannte, die ihr Cagliostro in einer Flasche im Schlosse Taverney gezeigt hatte.

Beim Namen Suleau richtete eine in der Menge verlorene Frau den Kopf auf und stieß ein Wuthgeschrei aus.

»Suleau!« rief sie, »der Hauptredacteur der *Apostelgeschichte*? Suleau, einer der Mörder der Lütticher Unabhängigkeit? . . . Wie, Suleau! Ich verlange den Tod von Suleau!«

Die Menge öffnete sich vor dieser kleinen, schwächlichen Frau, die in eine Amazone mit den Farben der Nationalgarde gekleidet und mit einem Säbel bewaffnet war, den sie an einem über die Schultern gehenden Riemen trug; sie lief auf den Commissär der Municipalität zu, nöthigte ihn, vom Gestelle herabzusteigen, und stieg statt seiner hinauf.

Kaum überragte ihr Kopf das Volk, da stieß die Menge einen einzigen Schrei aus:

»Théroigne!«

Théroigne war in der That die vorzugsweise volksbeliebte Franz; ihre Mitwirkung am 5. und 6. Oktober, ihre Verhaftung in Brüssel, ihr Aufenthalt in den oesterreichischen Gefängnissen ihr Angriff am 20. Juni hatten ihr diese Popularität verschafft. — eine Popularität, welche so groß, daß ihr Suleau in seinem spöttischen Journal zum Liebhaber den Bürger *Populus*, das heißt des ganze Volkes gegeben hatte.

Es lag hierin eine doppelte Anspielung auf die Popularität von Théroigne und auf die Leichtigkeit ihrer Sitten, die man des Uebermaßes beschuldigte.

Dabei hatte Suleau in Brüssel *die Sturmglocke der Könige* veröffentlicht und so dazu beigetragen, daß die Lütticher Revolution erdrückt, und ein edles Volk, das frei und französisch sein wollte, wieder unter den österreichischen Stock und die Mitra eines Priesters gebracht

wurden.

Théroigne war um diese Zeit gerade beschäftigt, die Erzählung ihres Verhaftes zu schreiben, und sie hatte schon ein paar Kapitel davon beiden Jacobinern vorgelesen.

Sie verlangte nicht nur den Tod von Suleau, sondern auch den der elf Gefangenen, welche mit ihm waren.

Suleau hörte diese Stimme ertönen, welche mitten unter dem Beifallklatschen seinen Tod und den seiner Gefährten forderte; er rief durch die Thüre dem Anführer des Postens, der ihn bewachte.

Dieser Posten bestand aus zweihundert Mann Nationalgarde.

»Laßt mich hinaus,« sagte er; »ich werde mich nennen: man wird mich tödten, und Alles wird abgethan sein; mein Tod wird elf Leben retten.«

Man weigerte sich, ihm die Thüre zu öffnen.

Er versuchte es, zum Fenster hinauszuspringen; seine Gefährten zogen ihn zurück und hielten ihn fest.

Sie konnten nicht glauben, man werde ihn kalt den Mördern überliefern.

Sie täuschten sich.

Eingeschüchtert durch das Geschrei der Menge, entsprach der Präsident Bonjour der Reclamation von Théroigne, indem er der Nationalgarde verbot, sich dem Willen des Volkes zu widersetzen.

Die Nationalgarde gehorchte, trat auf die Seite und gab, auf die Seite tretend, die Thüre preis.

Das Volk stürzte ins Gefängniß und bemächtigte sich aufs Gerathewohl des Ersten des Besten.

Dieser Erste der Beste war ein Abbé, Namens Bouyon, dramatischer Schriftsteller, gleich bekannt durch die Epigramme des *Cousin Jacques*, und durch die Durchfälle, welche drei Viertel von seinen Stücken im Theater Montansier erfahren hatten. Es war ein colossaler Mann; auf den Armen des Commissärs der Municipalität gerissen, der ihn zu retten suchte, wurde er in den Hof geschleppt, und er begann gegen seine Mörder einen verzweifelten Kampf; obschon er keine andere Waffe hatte, als seine Hände, wurden doch zwei oder drei von diesen Elenden von ihm kampfunfähig gemacht.

Ein Bajonnetstich nagelte ihn an die Wand; er verschied, ohne daß seine letzten Streiche seine Feinde erreichen konnten.

Während dieses Kampfes gelang es zwei von den Gefangenen, zu entweichen.

Derjenige, welcher auf den Abbé Bonyon folgte, war ein ehemaliger Garde des Königs Namens Solminac; seine Vertheidigung war nicht minder kräftig, als die seines Vorgängers; sein Tod war nur grausamer; dann ermordete man einen Dritten, dessen Name unbekannt geblieben ist. Suleau kam als der Vierte.

»Sieh sagte ein Weib zu Théroigne, hier ist er, dein Suleau!«

Théroigne kannte ihn nicht von Gesichte; sie glaubte er sei Priester, und nannte ihn Abbé Suleau; wie eine Tigerkatze stürzte sie auf ihn los und packte ihn bei der Gurgel.

Suleau war jung, muthig und kräftig; er schleuderte Théroigne mit einem Faustschlage zehn Schritte von sich, entledigte sich durch eine heftige Erschütterung der drei oder vier Männer, die ihn am Grimmigsten angriffen, riß einen Säbel aus den Händen seiner Mörder und streckte mit seinen zwei ersten Hieben zwei derselben zu Boden.

Da begann ein erschrecklicher Kampf; immer Terrain gewinnend, immer gegen die Thüre vorrückend, machte sich Suleau dreimal frei; er erreichte sie die unglückliche Thüre; doch genöthigt sich umzudrehen, um sie zu öffnen, bot er sich einen Augenblick wehrlos seinen Mördern: dieser Augenblick genügte zwanzig Säbeln, um ihn zu durchbohren.

Er fiel zu Füßen von Théroigne, welche die grausame Freude hatte, ihm seine letzte Wunde beizubringen.

Der arme Suleau hatte sich zwei Monate vorher mit einer reizenden Frau, der Tochter eines berühmten Malers, Adele Hal verheirathet.

Während Suleau so gegen die Mörder kämpfte, hatte ein dritter Gefangener Gelegenheit gefunden, zu entweichen.

Der fünfte, welcher von den Mördern aus der Wachstube geschleppt erschien, entriß der Menge einen Schrei der Bewunderung: das war ein ehemaliger Garde du corps Namens du Vigier, den man nur den schönen du Vigier nannte. Da er eben so muthig, als schön, eben so gewandt, als muthig war, so kämpfte er über eine Viertelstunde, fiel dreimal, erhob sich dreimal wieder und färbte in der ganzen Breite des Hofes jeden Pflasterstein mit seinem Blute, doch auch mit dem seiner Mörder. Endlich unterlag er, wie Suleau, von der Menge zermalmt.

Der Tod der vier Andern war ein einfaches Erwürgen; man kennt ihre Namen nicht.

Die neun Leichname wurden auf den Vendome-Platz geschleppt, wo man sie enthauptete; dann steckte man ihre Köpfe ans Pieken und trug sie in ganz Paris umher.

Am Abend kaufte ein Diener von Suleau gegen Gold den Kopf seines Herrn, und es gelang ihm durch eifrige Nachforschungen, den Leichnam aufzufinden; es war die fromme Gattin von Suleau, welche, seit zwei Monaten schwanger, mit herzerreißendem Geschrei diese kostbaren Ueberreste verlangte, um ihnen die letzte Pflicht zu erweisen.

So war, sogar ehe der Kampf begonnen hatte, das Blut schon an zwei Orten geflossen: auf den Stufen des Stadthauses, im Hofe der Feuillants.

Wir werden es sogleich in den Tuileries fließen sehen; — nach dem Tropfen der Bach, nach dem Bache der Strom.

Gerade in dem Augenblicke, wo diese Morde vollbracht wurden, das heißt zwischen acht und neun Uhr Morgens, marschirten zehn bis elftausend Mann Nationalgarden, durch die Sturmglocke von Barbaroux, und den Generalmarsch von Santerre versammelt, die Rue Saint-Antoine hinab, zogen durch die oft erwähnte, in der vorhergehenden Nacht so wohl bewachte Saint-Jean-Arcade und mündeten auf den Grève-Platz.

Diese zehntausend Mann forderten den Befehl, gegen die Tuileries zu marschiren.

Man ließ sie eine Stunde warten.

Es liefen zwei Versionen in der Menge umher:

Die erste war, man hoffe Concessionen vom Schlosse;

Die zweite, der Faubourg Saint-Marceau sei nicht bereit, und man dürfe nicht ohne ihn marschiren.

Ein Tausend Mann mit Pieken wurde ungeduldig; wie immer waren die am schlechtesten Bewaffneten die Hitzigsten.

Sie drangen durch die Reihen der Nationalgarde, sagten, sie können sie entbehren, und werden das Schloß allein nehmen.

Einige Marseiller Föderierte und zehn bis zwölf Gardes-français, — von denselben Gardes-

françaises, welche drei Jahre vorher die Bastille genommen hatten, — stellten sich an ihre Spitze und wurden durch Acclamation als Anführer begrüßt.

Das war die Vorhut des Aufruhrs.

Der Adjutant, der Maudat hatte ermorden sehen, war indessen mit verhängten Zügeln nach den Tuileries zurückgekehrt; doch erst in dem Augenblicke, wo nach seinem unglücklichen Gange in die Höfe der König wieder in sein Gemach gekommen war und die Königin in das ihrige, hatte er sie treffen können, um ihnen die unselige Kunde mitzutheilen.

Die Königin empfand, was man immer empfindet, wenn man einem den Tod eines Menschen verkündet, den man vor einem Augenblick verlassen hat; sie konnte nicht daran glauben, und ließ sich die Scene ein erstes und dann ein zweites Mal in allen ihren Einzelheiten erzählen.

Während dieser Zeit stieg der Lärm eines Streites im ersten Stocke empor und drang durch die offenen Fenster ein.

Mehrere Gendarmen, die Nationalgarden und die patriotischen Kanoniere, — kurz diejenigen, welche: »Es lebe die Nation!« gerufen hatten, — fingen an die Royalisten herauszufordern, nannten sie *die Herren königlichen Grenadiere* und sagten, es seien unter den Grenadieren der Filles-Saint-Thomas und denen der Butte-des-Moulins nur an den Hof verkaufte Leute, und da man unten den Tod des Obercommandanten noch nicht wußte, der im ersten Stocke schon bekannt war, so rief ein Grenadier ganz laut:

»Diese Canaille Maudat hat offenbar nur Aristokraten ins Schloß geschickt.«

Der ältere Sohn von Maudat war in den Reihen der Nationalgarde. Wir haben gesehen, wo der jüngere war: er versucht es, jedoch vergebens, seinen Vater auf den Stufen des Stadthauses zu vertheidigen.

Bei dieser Beleidigung, die man seinem abwesenden Vater anthat, stürzte der ältere Bruder aus den Reihen, seinen Säbel schwingend, hervor.

Drei bis vier Kanoniere warfen sich ihm entgegen.

Weber, der Kammerdiener der Königin, war da als Nationalgarde unter den Grenadieren von Saint-Roche. Er eilte dem jungen Manne zu Hilfe.

Man hörte ein Geklirre von Säbeln; der Streit trat zwischen den zwei Parteien hervor. Durch den Lärm ans Fenster gezogen, erkannte die Königin Weber.

Sie rief Thierry, den Kammerdiener des Königs, und befahl ihm, ihren Milchbruder zu holen.

Weber kam herauf und erzählte der Königin Alles.

Die Königin erzählte ihm dagegen den Tod von Mandat.

Der Lärm währte unter den Fenstern fort.

»Sieh doch, was vorgeht, Weber,« sagte die Königin.

»Was vorgeht? Die Kanoniere verlassen ihre Stücke und stoßen mit Gewalt eine Kugel darein, und da die Stücke nicht geladen sind, so sind sie nun unbrauchbar.

»Was denkst Du von Allem dem, mein armer Weber?«

»Ich denke,« erwiderte der gute Oesterreicher, »Eure Majestät müßte Herrn Röderer zu Rathe ziehen, der mir noch einer der Ergebensten von denen, welche sich im Schlosse finden, zu sein scheint.«

»Ja, doch wo soll ich mit ihm sprechen, ohne behorcht, bespät, gestört zu werden?«

»In meinem Zimmer, wenn die Königin will,« sagte der Kammerdiener Thierry.

»Gut,« erwiderte die Königin.

Dann sich gegen ihren Milchbruder umwendend:

»Hole mir Herrn Röderer und führe ihn zu Thierry.«

Und während Weber allein durch eine Thüre abging, ging die Königin durch eine andere, Thierry folgend, ab.

Es schlug neun auf der Schloßuhr.

CLV.

Von neun Uhr bis Mittag.

Berührt man einen so wichtigen Punkt in der Geschichte, wie der, zu welchem wir gelangt sind, so darf, man kein Detail auslassen, in Betracht, daß das Eine sich mit dem Andern verbindet und die genaue, sorgfältige Anrechnung aller dieser Details die Länge und die Breite der Leinwand bildet, die sich vor den Augen der Zukunft in den Händen der Vergangenheit entrollt.

In dem Augenblicke, wo Weber dem Syndicus der Commune melden wollte, die Königin wünsche ihn zu sprechen, stieg der Schweizer Kapitän Durler zum König hinauf, um von ihm oder dem Generalmajor die letzten Befehle einzuholen.

Charny erblickte den guten Kapitän, welcher einen Huissier oder einen Kammerdiener suchte, der ihn beim König einführen könnte.

»Was wünschen Sie, Kapitän?« fragte er.

»Sind Sie nicht der Generalmajor?« sagte Herr Durler.

»Ja, Kapitän.«

»Ich komme, um die letzten Befehle zu verlangen, da die Spitze der Insurrectionscolonne auf dem Carrousel zu erscheinen anfängt.«

»Man empfiehlt Ihnen, sich nicht Gewalt anthun zu lassen, denn der König ist entschlossen, in unserer Mitte zu sterben.«

»Seien Sie unbesorgt, Herr Generalmajor,« erwiderte einfach der Kapitän Durler.

Und er überbrachte seiner Compagnie diesen Befehl, der ihr Todesurtheil war.

Die Vorhut der Insurrection fing, wie es der Kapitän Durler gesagt hatte, wirklich an zu erscheinen.

Das waren die mit Pieken bewaffneten tausend Mann; an ihrer Spitze marschirten ungefähr zwanzig Marseiller und zwölf bis fünfzehn Gardes-français, in deren Mitte die goldenen Epauletten eines jungen Kapitäns glänzten.

Dieser junge Kapitän war Pitou, welcher, von Billot empfohlen, mit einer Sendung beauftragt war, die wir ihn werden sogleich auseinandersetzen sehen.

Hinter dieser Vorhut kam, in der Entfernung von ungefähr einer Viertelstunde, ein beträchtliches Corps Nationalgarden und Föderierte, denen eine Batterie von zwölf Kanonen voranging.

Die Schweizer, als ihnen der Befehl des Generalmajors mitgetheilt wurde, stellten sich, das Stillschweige und die Kälte der Entschlossenheit behauptend, jeder seinen Posten.

Weniger streng disciplinirt, gingen die Nationalgarden bei ihren Dispositionen mit Geräusch und Unordnung, jedoch ebenfalls mit Entschlossenheit zu Werke.

Schlecht organisirt, nur mit Waffen von geringer Tragweite, — Degen oder Pistolen — versehen, wissend, daß es sich diesmal um einen Kampf auf Leben und Tod handelte, sahen die Edelleute mit einer Art von fieberhaften Trunkenheit den Augenblick herannahen, wo sie in Berührung mit dem Volke kommen sollten, mit diesem alten Gegner, diesem ewigen Athleten,

diesem immer besiegt und dennoch seit acht Jahrhundert immer wachsenden Ringer!

Während die Belagerten oder diejenigen, welche es sein sollten, so ihre Anordnungen trafen, klopfte man an das Thor vom Königshofe, mehrere Stimmen riefen »Parlamentär!« und man sah zu gleicher Zeit über Mauer ein an der Spitze einer Pieke befestigtes weißes Sacktuch flattern.

Man holte Röderer.

Auf dem halben Wege begegnete man ihm.

»Mein Herr, man klopft am Königsthore,« sagte man zu ihm.

»Ich habe dieses Klopfen gehört, und ich komme.«

»Was soll man thun?«

»Oeffnet.«

Der Befehl wurde dem Concierge übertragen: er öffnete das Thor und lief spornstreichs davon.

Röderer sah sich der Vorhut der Piekenmänner gegenüber.

»Meine Freunde,« sprach Röderer, »Ihr habt verlangt, daß man das Thor einem Parlamentär öffne, und nicht einem Heere. Wo ist der Parlamentär?«

»Hier bin ich, mein Herr,« antwortete Pitou mit einer sanften Stimme und seinem wohlwollenden Lächeln.

»Wer sind Sie?«

»Ich bin der Kapitän Ange Pitou, Chef der Föderierten von Haramont.«

Röderer wußte nicht, wer die Föderierten von Haramont waren; doch da die Zeit kostbar, so hielt er es nicht für geeignet, zu fragen.

»Was wünschen Sie?« sagte er.

»Ich wünsche den Durchgang für mich und meine Freunde zu erhalten.«

Die Freunde von Pitou, in Lumpen, ihre Picken schwingend und grimmig dreinschauend, schienen sehr gefährliche Feinde zu sein.

»Den Durchgang, und wozu?«

»Um die Nationalversammlung zu blockieren . . . Wir haben zwei Kanonen; nicht eine wird feuern, wenn man thut, was wir wollen.«

»Und was wollen Sie?«

»Die Entsetzung des Königs.«

»Mein Herr,« sagte Röderer, »die Sache ist ernst.«

»Sehr ernst, ja, mein Herr,« antwortete Pitou mit einer gewöhnlichen Höflichkeit.

»Sie verdient also, daß man darüber berathschlagt.«

»Das ist nur zu billig,« erwiderte Pitou.

Und auf die Uhr des Schlosses schauend, sagte er: »Es ist drei Viertel auf zehn Uhr; wir geben Ihnen Zeit bis zehn Uhr: haben wir mit dem Schläge zehn Ihr keine Antwort, so greifen wir an.«

»Mittlerweile erlauben Sie, daß man das Thor schließt, nicht wahr?«

»Allerdings.« sagte Pitou.

Sodann sich an seine Gefährten wendend:

»Meine Freunde, erlaubt, daß man das Thor schließt.«

Und er winkte den Vordersten von den Piekenmännern zurückzuweichen.

Sie gehorchten, und das Thor wurde ohne Schwierigkeit geschlossen.

Doch vermöge dieses einen Augenblick geöffneten Thores hatten die Belagernden die furchtbaren Anstalten die man getroffen, um sie zu empfangen, beurtheilen können.

Als das Thor geschlossen war, erfaßte die Leute von Pitou die Lust, das Parlamentiren fortzusetzen.

Einige stützten sich auf die Schultern ihrer Kameraden, stiegen auf die Mauer, nahmen rittlings darauf Platz und fingen an mit den Nationalgarden zu plaudern.

Die Nationalgarde reichte die Hand und plauderte.

Die Viertelstunde verging so.

Da kam ein Mann aus dem Schlosse und gab Befehl, das Thor zu öffnen.

Diesmal war der Concierge in seine Loge gekauert, und die Nationalgarden hoben die Querbäume auf.

Die Belagernden glaubten, ihr Verlangen sei bewilligt; sobald das Thor geöffnet war, drangen sie auch ein wie Menschen, welche lange gewartet haben, und die von mächtigen Händen von hinten angetrieben werden, — das heißt in Menge; sie riefen die Schweizer lärmend herbei, steckten die Hüte an das Ende der Pieken und der Säbel und schrieen: »Es lebe die Nation! es lebe die Nationalgarde! es leben die Schweizer!«

Die Nationalgarden antworteten auf den Ruf: »Es lebe die Nation!«

Die Schweizer beobachteten ein finsternes, tiefes Stillschweigen.

Erst bei der Mündung der Kanonen blieben die Angreifenden stehen und schauten vor sich und um sich.

Das große Vestibule war voll von Schweizern die Mann hoch aufgestellt; ein Glied stand überdies an jeder Stufe der Treppe, was sechs Gliedern zugleich zu Feuern erlaubte.

Einige von den Insurgenten singen an zu überlegen, und in der Zahl von diesen befand sich Pitou; nur war es schon ein wenig spät zum Ueberlegen.

Das ist übrigens das, was immer diesem braven Volke begegnet, dessen Hauptcharakter es ist, Kind zu sein, das heißt bald gut, bald grausam.

Als es die Gefahr sah, hatte es nicht einen Augenblick die Idee, zu fliehen; doch es suchte sie abzuwenden, indem es mit den Nationalgarden und den Schweizern scherzte.

Die Nationalgarden waren nicht abgeneigt, selbst zu scherzen; die Schweizer behaupteten aber ihren Ernst; denn fünf Minuten vor der Erscheinung der insurrectionellen Vorhut hatte sich Folgendes ereignet.

Wie wir im vorhergehenden Kapitel erzählten, hatten die patriotischen Nationalgarden in Folge des über Maudat entstandenen Streites sich von den royalistischen Nationalgarden getrennt, und sich von ihren Mitbürgern trennend, hatten sie auch von den Schweizern Abschied genommen, deren Tapferkeit sie schätzten und beklagten.

Sie hatten beigefügt, sie würden in ihren Häusern wie Brüder diejenigen von den Schweizern aufnehmen, welche ihnen folgen wollten.

Da hatten zwei Waadtländer auf diesen in ihrer Sprache gemachten Ausruf antwortend, ihre Reihe verlassen und sich den Franzosen, das heißt ihren wahren Landsleuten in die Arme geworfen.

Zu gleicher Zeit waren aber zwei Schüsse von den Fenstern des Schlosses gefallen, und zwei Kugeln hatten die Deserteurs in den Armen ihrer neuen Freunde getroffen.

Die Schweizer Officiere, vortreffliche Schützen, Gemsenjäger, hatten dieses Mittel gefunden, um die Desertion kurz abzuschneiden.

Die Sache hatte überdies die andern Schweizer, wie man leicht begreift, bis zur Stummheit ernst gemacht.

Was die Leute betrifft, die man in den Hof eingeführt, bewaffnet mit alten Pistolen, mit alten Flinten und mit neuen Pieken, das heißt, schlechter bewaffnet, als wenn sie gar keine Waffen gehabt hätten, — das waren von jenen seltsamen Revolutionsvorläufern, wie wir sie bei allen großen Emeuten gesehen haben, die lachen! herbeieilen, um den Abgrund zu öffnen, der einen Thron verschlingen soll; — zuweilen mehr als einen Thron; eine Monarchie!

Die Kanoniere waren zu ihnen gekommen, die Nationalgarde schien ganz geneigt, auch zu kommen; sie suchten die Schweizer zu bestimmen, ebenso viel zu thun.

Sie bemerkten nicht, daß die Zeit verlief, daß ihr Anführer Pitou Herrn Röderer Frist bis um zehn Uhr gegeben hatte, und daß es ein Viertel auf elf Uhr war, Sie belustigten sich: warum hätten sie die Minuten zählen sollen?

Einer von ihnen hatte keine Pieke, keine Flinte, keinen Säbel, sondern eine Stange, um die Aeste der Bäume niederzudrücken, eine Stange mit einem Haken.

Er sagte zu seinem Nachbar:

»Wenn ich einen Schweizer fischen würde?«

»Fische!« erwiderte sein Nachbar.

Und dieser Mann hakte einen Schweizer an seinem Lederzeug an und zog den Schweizer zu sich.

Der Schweizer widerstand nur gerade so viel, als; er brauchte, um das Ansehen des Widerstands zu haben.

»Das beißt an!« sagte der Fischer.

»Dann mache es gelinde!« erwiderte der Andere.

Der Mann mit der Stange machte es gelinde, und der Schweizer ging vom Vestibule in den Hof über, wie ein Fisch vom Flusse auf das User übergeht.

Hierauf erfolgten große Acclamationen und gewaltiges Gelächter.

»Einen Andern! einen Andern!« rief man von allen Seiten.

Der Fischer wählte einen andern Schweizer, den er anhakte wie den Ersten.

Nach dem Zweiten kam ein Dritter, dann ein Vierter, dann ein Fünfter.

Das ganze Regiment wäre gefolgt, hätte man nicht das Wort: »*Schlagt an!*« ertönen hören.

Als man die Gewehre sich mit der mechanischen Präcision senken sah, welche immer diese Bewegung bei den regelmäßigen Truppen begleitet, feuerte einer der Angreifenden, — es findet sich bei solchen Umständen stets ein Wahnsinniger, der das Signal zur Schlächtereie gibt, — feuerte einer der Angreifenden eine Pistole nach einem Fenster des Schlosses ab.

Während des kurzen Zwischenraumes, der beim Commando das Wort: »*Schlagt an!*« vom Worte: »*Feuer!*« trennt, begriff Pitou Alles, was vorgehen sollte.

»Werft Euch auf den Bauch!« rief er seinen Leuten zu; »auf den Bauch, oder Ihr seid Alle des Todes!«

Und das Beispiel mit der Lehre verbindend, warf er sich selbst mit dem Bauche auf die Erde.

Doch ehe man Zeit gehabt hatte, seine Ermahnung zu befolgen, ertönte das Wort: Feuer! unter

dem Vestibule, das sich mit Lärmen und Rauch füllte, während es, wie ein ungeheurer Musketonner, einen Hagel von Kugeln auspie.

Die compacte Masse, — die Hälfte der Colonne vielleicht war in den Hof eingedrungen, — die compacte Masse wogte wie ein vom Winde gebeugtes Kornfeld, sodann wie ein von der Sichel geschnittenes Kornfeld, und schwankte und stürzte zusammen.

Kaum das Drittel war am Leben geblieben.

Dieses Drittel entfloh, unter dem Feuer der zwei Linien und unter dem der Baraken passirend; Linien und Baraken schossen aus unmittelbarer Nähe.

Die Schützen würden einander selbst getödtet haben, hätten sie nicht zwischen sich einen so dichten Vorhang von Menschen gehabt.

Der Vorhang zerriß in breite Fetzen: vierhundert Menschen blieben auf dem Pflaster, von denen dreihundert todt waren.

Mehr oder weniger tödtlich verwundet, wehklagten die hundert Andern, versuchten es, aufzustehen, fielen wieder nieder, und gaben gewissen Theilen dieses Leichenfeldes eine Beweglichkeit ähnlich der einer verscheidenden Welle, eine entsetzlich anzuschauende Beweglichkeit.

Dann, allmählig, sank Alles zusammen, und abgesehen von einigen Halsstarrigen, die sich unüberwindlich ans Leben anklammerten, kehrte Alles in die Unbeweglichkeit zurück.

Die Flüchtlinge verbreiteten sich auf dem Carrousel, strömten einerseits auf die Quais, andererseits in die Rue Saint-Honoré und schrieen: »Mord! Mord! man hat uns ermordet!«

Ungefähr auf dem Pont-Neuf begegneten sie dem Kerne des Heeres.

Dieser Kern des Heeres wurde commandirt von zwei Männern zu Pferde, denen ein Mann zu Fuße folgte, welcher, obgleich zu Fuße, am Commando Theil zu haben schien.

»Ah!« riefen die Flüchtlinge, in einem der zwei Reiter den Bierbrauer des Faubourg Saint-Antoine erkennend, der sich durch seine colossale Gestalt auszeichnete, welcher ein ungeheures flämisches Roß als Piedestal diente, »ah! Herr Santerre, herbei! zu Hilfe! man mordet unsere Brüder!«

»Wer dies?« fragte Santerre.

»Die Schweizer! Sie haben auf uns geschossen, während wir den Mund an ihrem Backen hatten.«

Santerre wandte sich gegen den zweiten Reiter um und fragte ihn:

»Was denken Sie hiervon, mein Herr?«

»Bei meiner Treue!« erwiderte mit einem stark deutschen Accente der Andere, der ein kleiner, blonder Mann war und die Haare bürstenartig geschnitten trug, »ich denke, es gibt ein militärisches Sprichwort, welches sagt: »Der Soldat muß sich dahin begeben, wo er den Lärmen der Musketen oder der Kanonen hört!«« Gehen wir dahin, wo dieser Lärm stattfindet . . . «

»Ei;« fragte der Mann zu Fuße einen von den Flüchtlingen, »Ihr hattet einen jungen Officier bei Euch: ich sehe ihn nicht mehr.«

»Er ist zuerst gefallen, Bürger Repräsentant; und das ist ein Unglück, denn es war ein sehr braver junger Mann!«

»Ja, es war ein braver junger Mann,« sagte leicht erbleichend derjenige, welchem man den Titel Repräsentant gegeben hatte; »ja, es war ein braver junger Mann! er soll auch brav gerächt

werden! Vorwärts, Santerre!«

»Ich glaube, mein lieber Billot,« sprach Santerre, »daß wir bei einer so ernsten Sache nicht nur den Muth, sondern auch die Erfahrung zu Hilfe rufen müssen.«

»Gut!«

»Dem zu Folge mache ich den Vorschlag, das Obercommando dem Bürger Westermann zu übergeben, der ein wahrer General und der Freund des Bürgers Danton ist, wobei ich mich erbiere, ihm zuerst als einfacher Soldat zu gehorchen.«

»Alles, was Ihr wollt.« erwiderte Billot, »wenn wir nur, ohne einen Augenblick zu verlieren, marschiren.«

»Nehmen Sie das Commando an, Bürger Westermann?« fragte Santerre.

»Ich nehme es an,« antwortete laconisch der Preuße⁵².

»Dann geben Sie Ihre Befehle.«

»Vorwärts!« rief Westermann.

Und die ungeheure Colonne, welche einen Augenblick Halt gemacht hatte, setzte sich wieder in Marsch.

In dem Momente, wo ihre Vorhut zugleich ins Carrousel durch die Einlässe der Rue de l'Echelle und durch die der Quais eindrang, schlug es elf auf der Uhr der Tuilerien.

CLVI.

Von neun Uhr bis Mittag.

Als er ins Schloß zurückkam, fand Röderer den Kammerdiener, der ihn im Auftrage der Königin suchte; er selbst suchte die Königin, da er wußte, daß sie in diesem Augenblicke die wahre Stärke des Schlosses war.

Er war also glücklich, da er erfuhr, sie erwarte ihn an einem abgelegenen Orte, wo er allein und ohne gestört zu werden mit ihr sprechen könnte.

Dem zu Folge ging er hinter Weber hinauf.

Die Königin saß am Kamine, den Rücken dem Fenster zugewandt.

Bei dem Geräusche, das die Thüre machte, drehte sie sich rasch um.

»Nun! mein Herr?« fragte sie, ohne ihrer ein bestimmendes Ziel zu geben.

»Die Königin bat mir die Ehre erwiesen, mich zu rufen?« erwiderte Röderer.

»Ja, mein Herr; Sie sind einer der ersten Beamten der Stadt; Ihre Gegenwart im Schlosse ist ein Schild für das Königthum; ich will Sie also fragen, was wir zu hoffen oder zu fürchten haben.«

»Zu hoffen, wenig, Madame; zu fürchten, Alles!«

»Das Volk marschirt also entschieden gegen das Schloß?«

»Seine Vorhut ist auf dem Carrousel und parlamentirt mit den Schweizern.«

»Parlamentirt, mein Herr? Ich habe doch den Schweizern Befehl gegeben, die Gewalt durch die Gewalt zu vertreiben. Sollten sie zum Ungehorsam geneigt sein?«

»Nein, Madame; die Schweizer werden auf ihrem Posten sterben.«

»Und wir auf dem unsern, mein Herr; wie die Schweizer Soldaten im Dienste der Könige sind, so sind die Könige Soldaten im Dienste der Monarchie.«

Röderer schwieg.

»Sollte ich unglücklicher Weise einer Ansicht sein, welche nicht mit der Ihrigen übereinstimmen würde?« fragte die Königin.

»Madame,« antwortete Röderer, »ich werde nur eine Ansicht haben, wenn Eure Majestät mir die Gnade erweist, eine von mir zu verlangen.«

»Mein Herr, ich verlange sie von Ihnen.«

»Nun wohl, Madame, ich will sie Ihnen mit der Freimüthigkeit eines überzeugten Mannes sagen. Meiner Ansicht nach ist der König verloren, wenn er in den Tuileries bleibt.«

»Wenn wir aber nicht in den Tuileries bleiben, wohin werden wir gehen?« rief die Königin, während sie ganz erschrocken aufstand.

»Es gibt zur Stunde nur ein Asyl, das die königliche Familie zu beschützen vermag,« erwiderte Röderer.

»Welches, mein Herr?«

»Die Nationalversammlung.«

»Wie haben Sie gesagt, mein Herr?« fragte die Königin schnell mit den Augen blinzeln und fragend wie eine Frau, welche überzeugt ist, sie habe schlecht gehört.

»Die Nationalversammlung,« wiederholte Röderer.

»Und Sie glauben, mein Herr, ich werde etwas von diesen Leuten verlangen?«

Röderer schwieg.

»Wenn es sich um Feinde handelt, so sind mir die lieber, mein Herr, welche uns von vorne und am hellen Tage angreifen, als die, welche uns von hinten und in der Dunkelheit vernichten wollen!«

»Nun wohl, Madame, dann entscheiden Sie sich: gehen Sie dem Volke entgegen, oder ziehen Sie sich nach der Nationalversammlung zurück.«

»Zurückziehen! Ei! sind wir dergestalt von Vertheidigern entblößt, daß wir uns zurückziehen müssen, ehe wir nur das Feuer versucht haben?«

»Wollen Sie, ehe Sie einen Entschluß fassen, Madame, den Bericht von einem competenten Manne anhören und die Kräfte kennen lernen, über die Sie verfügen können?«

Weber, hole mir einen von den Officieren des Schlosses, Herrn Maillardoz, Herrn de la Chesnaye, oder . . . «

Sie wollte sagen: »Oder den Grafen von Charny;« sie hielt inne.

Weber ging ab.

»Wenn Eure Majestät ans Fenster treten wollte, so könnte sie durch sich selbst urtheilen.«

Die Königin machte mit einem sichtbaren Widerwillen ein paar Schritte gegen das Fenster, schob die Vorhänge auf die Seite und sah das Carrousel und sogar den Königshof voll von Piekenmännern.

»Mein Gott!« rief sie, »was thun denn diese Menschen da?«

»Ich habe es Eurer Majestät gesagt, sie parlamentiren.«

»Sie sind ja bis in den Hof des Schlosses eingedrungen!«

»Ich glaubte Zeit gewinnen zu sollen, um Eurer Majestät Muße zu geben, einen Entschluß zu fassen.«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre.

»Kommen Sie! kommen Sie!« rief die Königin, ohne zu wissen, an wen sie sich wandte.

Charny trat ein.

»Hier bin ich, Madame,« sagte er.

»Ah! Sie sind es! . . . ich habe Sie nichts zu fragen; denn Sie haben mir vorhin schon gesagt, was uns zu thun bleibe.«

»Und nach der Ansicht dieses Herrn,« fragte Röderer, »bleibt Ihnen . . . «

»Zu sterben,« sprach die Königin.

»Sie sehen, das, was ich Ihnen vorschlage, ist vorzuziehen, Madame.«

»Oh! bei meiner Seele, ich weiß es nicht,« erwiderte die Königin.

»Was schlägt der Herr vor?« fragte Charny.

»Den König in die Nationalversammlung zu führen.«

»Das ist nicht der Tod, aber es ist die Schande!« sagte Charny.

»Sie hören, mein Herr!« rief die Königin.

»Gäbe es wohl keinen Mittelweg?« versetzte Röderer.

Weber trat vor und sagte:

»Ich bin sehr wenig, und ich weiß, daß es sehr keck von mir ist, das Wort in einer solchen Gesellschaft zu nehmen; vielleicht inspiriert mich aber meine Ergebenheit . . . Wenn man sich darauf beschränken würde, daß man die Nationalversammlung bäte, sie möge eine Deputation schicken, um über die Sicherheit des Königs zu wachen?«

»Gut, es sei,« sprach die Königin; »hierzu willige ich ein . . . Herr von Charny, wenn Sie diesen Vorschlag billigen, so gehen Sie gefälligst und theilen Sie denselben dem König zur Entscheidung mit.«

Charny verbeugte sich und ging ab.

»Folge dem Grafen, Weber, und melde mir die Antwort des Königs.«

Weber ging hinter dem Grafen hinaus.

Die Gegenwart von Charny, dem kalten, ernsten, ergebenen Manne, war, wenn nicht für die Königin, doch wenigstens für die Frau ein so grausamer Vorwurf, daß sie ihn nur schauernd widersah.

Sodann hatte sie vielleicht eine furchtbare Ahnung von dem, was vorgehen sollte.

Weber kam zurück.

»Der König nimmt an,« sagte er, »und die Herren Champion und Dejoly begeben sich auf der Stelle in die Nationalversammlung, um die Bitte Seiner Majestät zu überbringen.«

»Aber schauen Sie doch!« rief die Königin.

»Was, Madame?« fragte Röderer.

»Was machen sie denn?«

Die Belagernden waren beschäftigt, Schweizer zu fischen.

Röderer schaute, doch ehe er Zeit gehabt, sich eine Idee von dem zu machen, was vorfiel, ging ein Pilolenschuß los, auf den die fürchterliche Salve folgte.

Das Schloß zitterte, wie in einen Grundfesten erschüttert.

Die Königin stieß einen Schrei aus, wich einen Schritt zurück, und kam dann, durch die Neugierde angezogen, ans Fenster zurück.

»Oh! sehen Sie! sehen Sie!« rief sie, die Augen entflammt, »sie fliehen! sie sind in Verwirrung gebracht! Was sagten Sie denn, Herr Röderer, Sie haben kein anderes Hilfsmittel mehr, als die Nationalversammlung?«

»Will Ihre Majestät die Gnade haben, mir zu folgen?« erwiderte Röderer.

»Sehen Sie! sehen Sie!« fuhr die Königin fort, die Schweizer machen einen Ausfall und verfolgen sie . . . Oh! das Carrousel ist frei! Sieg! Sieg!«

»Aus Mitleid für Sie selbst, Madame, folgen Sie mir,« sprach Röderer.

Die Königin kam wieder zu sich und folgte dem Syndicus.

»Wo ist der König?« fragte Röderer den ersten Kammerdiener, dem er begegnete.

»Der König ist in der Gallerie des Louvre,« antwortete dieser.

»Gerade dahin wollte ich Eure Majestät führen,« sagte Röderer.

Die Königin folgte, ohne sich einen Begriff von der Absicht ihres Führers zu machen.

Die Gallerie war bei der Hälfte ihrer Länge verrammelt und beim Drittel durchschnitten; zwei bis dreihundert Mann vertheidigten sie und konnten sich gegen die Tuileries mittelst einer Art

von fliegenden Brücke zurückziehen, welche, vom Letzten mit dem Fuße abgestoßen, in das Erdgeschoß fiel.

Der König stand am Fenster mit den Herren de la Chesnaye, Maillardoz und fünf bis sechs Edelleuten.

Er hatte ein Augenglas in der Hand.

Die Königin lief nach dem Balcon, und sie bedurfte keines Augenglases, um zu sehen, was vorging.

Das Insurrectionsheer rückte lang und dicht heran, — die ganze Breite des Quai bedeckend und ins Unabsehbare erstreckend.

Durch den Pont-Neuf schloß der Faubourg Saint-Marceau eine Verbindung mit dem Faubourg Saint-Antoine.

Alle Glocken von Paris läuteten wüthend Sturm, wobei der Bourdon⁵³ von Notre-Dame all dieses eherne Vibrieren übertönte.

Eine glühende Sonne prallte in Tausenden von Blitzen an den Läufen der Flinten und den Eisen der Lanzen zurück.

Dann hörte man, wie das entfernte Getöse des Sturmes, das dumpfe Rollen des schweren Geschützes.

»Nun, Madame?« fragte Röderer.

Mehr als fünfzig Personen hatten sich hinter dem König versammelt.

Die Königin warf einen langen Blick auf diese ganze Menge, die sie umgab; dieser Blick schien bis in der Tiefe der Herzen Alles das zu suchen, was von Ergebenheit darin bleiben mochte.

Sodann, — eine stumme, arme Frau, die nicht wußte, an wen sie sich wenden, noch welche Bitte die thun sollte! — nahm sie ihr Kind, zeigte es den Schweizer Officieren, den Officieren der Nationalgarde, den Edelleuten.

Es war nicht die Königin einen Thron für ihren Erben fordernd; es war die Mutter in der Herzensangst mitten in einer Feuersbrunst schreiend: »Mein Kind! er wird mein Kind retten?«

Während dieser Zeit sprach der König leise mit dem Syndicus der Commune, oder Röderer wiederholt ihn vielmehr das, was er schon der Königin gesagt hatte.

Zwei sehr von einander verschiedene Gruppen hatten sich um die zwei erhabenen Personen gebildet: die Gruppe des Königs kalt, ernst, bestehend aus Räthen, welche die von Röderer ausgesprochene Ansicht zu billigen schienen; die Gruppe der Königin glühend, enthusiastisch, zahlreich, bestehend aus jungen Militären, die ihre Hüte schwangen und ihre Degen zogen, die Hände zum Dauphin erhoben, auf den Knien der Königin das Kleid küßten und schworen, sie werden für den Einen und für die Andere sterben.

In ihrem Enthusiasmus fand die Königin wieder einige Hoffnung.

In diesem Augenblicke vereinigte sich die Gruppe des Königs mit der der Königin, und der König mit seiner gewöhnlichen Unempfindlichkeit bildete den Mittelpunkt der zwei vereinigten Gruppen. Diese Unempfindlichkeit war vielleicht Muth.

Die Königin nahm ein Paar Pistolen aus dem Gürtel von Herrn Maillardoz, dem Commandanten der Schweizer, und sprach:

»Auf, Sire! es ist für Sie der Augenblick, gekommen, sich zu zeigen oder unter Ihren Freunden

zu sterben!«

Diese Bewegung der Königin steigerte die Begeisterung auf den höchsten Grad; Jeder erwartete die Antwort des Königs mit offenem Munde und gehemmtem Athem.

Ein junger König, schön, muthig, der sich, das Auge glühend, die Lippe bebend, diese zwei Pistolen in der Hand, mitten in den Kampf geworfen hätte, konnte vielleicht das Glück zu sich zurückrufen!

Man wartete, man hoffte.

Der König nahm die Pistolen aus den Händen der Königin und gab sie Herrn Maillardoz zurück.

Dann wandte er sich gegen den Syndicns um und fragte:

»Sie sagen also, mein Herr, ich soll mich in die Nationalversammlung begeben?«

»Sire,« antwortete Röderer sich verbeugend, das ist meine Meinung.«

»Vorwärts, meine Herren,« sprach der König, »es ist nichts mehr hier zu machen.«

Die Königin stieß einen tiefen Seufzer aus, nahm den Dauphin in ihre Arme, wandte sich an Frau von Lamballe und Frau von Tourzel und sagte:

»Kommen Sie, meine Damen, da es der König so will!«

Das hieß zu den Anderen sagen: »Ich verlasse Euch.«

Madame Campan erwartete die Königin in der Flur, durch welche sie gehen mußte.

Die Königin sah sie.

»Erwarten Sie mich in meinem Zimmer,« sagt, sie; »ich werde zu Ihnen kommen oder Sie holen lassen um . . . Gott weiß wohin . . . zu gehen.«

Sodann, indem sie sich gegen Madame Campan neigte, flüsterte sie:

»Oh! einen Thurm am Ufer des Meeres!«

Die verlassenen Edelleute schauten einander an und schienen sich zu sagen »Haben wir für diesen König hier den Tod gesucht?«

Herr de la Chesnaye verstand diese stumme Frage und erwiderte:

»Nein, meine Herren, für das Königthum! Der Mensch ist sterblich; das Princip ist unvergänglich!«

Was die unglücklichen Frauen betrifft, — und es waren viele da: Einige, welche aus dem Schlosse abwesend, hatten unerhörte Anstrengungen gemacht, um in dasselbe zurückzukommen; — die Frauen waren mit Schrecken erfüllt.

Man hätte glauben sollen, es seien eben so viele Marmorstatuen in den Winkeln der Corridors oder längs den Treppen stehend.

Endlich geruhte der König, an diejenigen zu denken, welche er verließ.

Unten an der Treppe hielt er an und sagte:

»Was wird aber aus allen den Personen werden, die ich da oben gelassen habe?«

»Sire,« erwiderte Röderer, »nichts wird für sie leichter sein, als Ihnen zu folgen: sie sind im Stadtkleide und werden durch den Garten gehen.«

»Es ist wahr,« versetzte der König. »Vorwärts!«

»Oh! Herr von Charny,« sprach die Königin, als sie den Grafen erblickte, der an der Gartenthüre mit bloßem Degen wartete, »warum habe ich Ihnen vorgestern kein Gehör gegeben, als Sie mir zu fliehen riethen?«

Der Gras antwortete nicht; er näherte sich aber dem König und sagte:

»Sire, wollte der König nicht die Gnade haben, meinen Hut zu nehmen und mir den seinigen zu geben, der ihn erkenntlich machen könnte?«

»Ah! Sie haben Recht,« erwiderte der König, »wegen der weißen Feder . . . Ich danke, mein Herr.«

Und er nahm den Hut von Charny und gab ihm den seinigen.

»Mein Herr,« fragte die Königin, »sollte der König auf diesem Gange eine Gefahr laufen?«

»Sie sehen, Madame, daß ich, wenn diese Gefahr besteht, thue, was ich kann, um sie von demjenigen, welchen sie bedroht, abzuwenden.«

»Sire,« sprach der Schweizer Kapitän, der beauftragt war, die Passage des Königs durch den Garten zu beschützen, »ist Eure Majestät bereit?«

»Ja,« antwortete der König, indem er den Hut von Charny ans seinen Kopf drückte.

Der König ging in der Mitte von zwei Reihen Schweizer, welche mit demselben Schritte marschirten wie er.

Plötzlich hörte man gewaltiges Geschrei rechts.

Das Thor, welches unweit des Café de Flore in die Tuileries führte, war gesprengt. Eine Volksmasse, die erfahren hatte, daß sich der König in die Nationalversammlung gegeben, stürzte in den Garten. Ein Mann, der diese Schaar anzuführen schien trug als Banner einen Kopf auf einer Pike.

Der Oberst ließ Halt machen und befahl seinen Leuten sich schlagfertig zu halten.

»Herr von Sharny,« sagte die Königin, »versprechen Sie mir, mich zu tödten, wenn Sie sehen, daß ich diesen Unholden nicht entgehen kann!«

»Das kann ich Ihnen das nicht versprechen, Madame,« antwortete Charny.

»Warum nicht?« rief die Königin.

»Weil der Weg zu Ew. Majestät nur über meine Leiche geht.«

»Das ist der Kopf des armen Maudat,« sagte der König; »ich erkenne ihn.«

Die Mörderbande wagte sich nicht näher, aber sie überhäuften den König und die Königin mit Schmähungen. Fünf bis sechs Flintenschüsse fielen; ein Schweizer fiel todt nieder, ein anderer wurde verwundet.

Der Oberst wollte Feuer commandieren, aber der Graf von Charny hielt ihn zurück.

»Lassen Sie nicht schießen, warnte er, »sonst kommt keiner von uns lebend in die Nationalversammlung.«

»Sie haben Recht,« erwiderte der Oberst, »Gewehr in Arm!«

Die Soldaten gehorchten, und der Zug setzte seinen Weg durch den Garten fort.

Die erste Sommerhitze des Jahres hatte die Kastanienbäume das frische Grün genommen, und obgleich es erst der zehnte August war, lagen schon trockene Blätter auf dem Boden. Der kleine Dauphin rollte sie unter seinen Füßen und belustigte sich damit, daß er sie unter die seiner Schwester stieß.

»Die Blätter fallen frühzeitig in diesem Jahre,« sprach der König.

»Hat nicht Einer von diesen Menschen geschrieben: »Das Königthum wird nicht bis zum Falle der Blätter gehen?«« sagte die Königin.

»Ja, Madame,« antwortete Charny.

»Und wie heißt dieser geschickte Prophet?«

»Manuel.«

Es bot sich indessen ein anderes Hinderniß vor den Schritten der königlichen Familie: das war eine beträchtliche Gruppe von Männern und Weibern, welche, mit drohenden Geberden und Waffen schwingend, auf der Treppe und der Terrasse warteten, die man hinaufsteigen und überschreiten mußte, um sich vom Garten der Tuileries in die Reitschule zu begeben.

Die Gefahr war um so größer, als es den Schweizern unmöglich wurde, in ihren Gliedern zu bleiben.

Der Kapitän versuchte es nichtsdestoweniger, sie durch die Menge dringen zu lassen; doch es zeigte sich eine solche Wuth, daß ihm Röderer zurief:

»Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr! Sie werden machen, daß man den König tödtet.«

Man hielt an, und ein Bote ging ab und benachrichtete die Nationalversammlung, der König komme, um Asyl von ihr zu verlangen.

Die Nationalversammlung schickte eine Deputation, doch der Anblick dieser Deputation verdoppelte die Wuth der Menge.

Man hörte die mit dem heftigsten Grimme ausgestoßenen Rufe:

»Nieder mit Veto! nieder mit der Oesterreicherin! Die Entsetzung oder den Tod!«

Die zwei Kinder, da sie begriffen, ihre Mutter werde hauptsächlich bedroht, drängten sich an sie an. Der kleine Dauphin fragte: »Herr von Charny, warum wollen denn alle diese Leute meiner Mutter das Leben nehmen.

Ein Mann von colossaler Gestalt, der unter allen am lautesten schrie, suchte mit seiner Pique bald den König bald die Königin zu treffen. Das Wuthgeschrei wurde immer heftiger. Die Schweizer waren nach und nach von der anstürmenden Menge auseinandergetrieben worden. Die königliche Familie hatte nur noch die sechs Edelleute, die mit ihr aus den Tuileries gekommen waren, den Grafen von Charny und die Deputation Nationalversammlung um sich. Man mußte noch mehr als dreißig Schritte durch eine dicht gedrängte Menge gehen, und es war offenbar, daß man den Könige und zumal der Königin nach dem Leben trachtete.

Unten an der Treppe begann der Kampf.

»Herr Graf, sagte Röderer zu Charny, »stecken Sie Ihren Degen ein, oder ich stehe für nichts.« Charny gehorcht ohne ein Wort zu sprechen.

Die königliche Gruppe wurde von der wogenden Menge gegen die Nationalversammlung gedrängt, wie im Sturm eine Barke von den Wellen geschaukelt und fortgetrieben wird. Der König sah sich genöthigt, einen Mann zurückzustoßen, der ihm die Faust vor das Gesicht hielt. Der kleine Dauphin, der fast erdrückt wurde, rief um Hilfe und streckte die Arme aus. Ein Mann stürzte auf ihn zu und entriß ihn seiner Mutter.

»Mein Sohn!« rief Marie Antoinette. »Herr von Charny, um Gottes willen! Retten Sie meinen Sohn!

Charny ging auf den Mann zu, der das Kind forttrug; doch kaum hatte er die Königin demaskiert, da streckten sich ein paar Arme gegen sie aus, und eine Hand packte sie bei dem Tuche, das ihre Brust bedeckte.

Die Königin stieß einen Schrei aus.

Charny vergaß die Ermahnung von Röderer, und sein Degen verschwand ganz im Leibe des

Mannes, der es gewagt, Hand an die Königin zu legen.

Die Menge brüllte vor Wuth, als sie Einen der Ihrigen fallen sah, und griff noch heftiger die Gruppe an.

Die Weiber schrieen:

»Ei! tödtet sie doch, die Oesterreicherin! gebt sie doch uns, daß wir sie erwürgen! Tod! Tod!«

Und zwanzig Arme streckten sich aus, um sie zu ergreifen.

Doch wahnsinnig vor Schmerz, ohne sich mehr um ihre eigene Gefahr zu bekümmern, schrie Marie Antoinette unablässig:

»Mein Sohn! mein Sohn!«

Man berührte beinahe die Schwelle der Nationalversammlung; die Menge machte eine letzte Anstrengung: sie fühlte, daß ihre Beute ihr entgehen sollte.

Charny war so bedrängt, daß er nur noch mit dem Knopfe seines Degens schlagen konnte.

Er sah unter allen diesen geschlossenen und drohenden Fäusten eine mit einer Pistole bewaffnete Hand, welche die Königin suchte.

Er ließ seinen Degen los, ergriff mit beiden Händen die Pistole, entriß sie dem, welcher sie hielt, und schoß damit dem nächsten Angreifenden mitten auf die Brust.

Der Mann stürzte todt zu Boden.

Charny bückte sich, um feinen Degen aufzuheben.

Der Degen war schon in den Händen eines Menschen aus dem Volke, der die Königin damit zu treffen suchte.

Charny warf sich auf den Mörder.

In diesem Augenblicke trat die Königin im Gefolge des Königs in das Vestibule der Nationalversammlung ein: sie war gerettet.

Freilich schloß sich hinter ihnen die Thüre wieder und auf der Schwelle dieser Thüre fiel Charny zugleich von einem Schlage mit einer eisernen Stange an den Kopf und von einem Piekenstoße in die Brust getroffen.

»Wie meine Brüder!« murmelte er fallend. »Arme Andrée! . . . «

Das Geschick von Charny ging in Erfüllung, wie das von Isidor, wie das von Georges! . . . Das der Königin sollte in Erfüllung gehen.

In demselben Momente verkündigte übrigens eine entsetzliche Artilleriesalve, die Aufrührer und das Schloß seien im Kampfe begriffen.

CLVII.

Von Mittag bis drei Uhr.

Einen Augenblick, wie die Königin, da sie die Flucht der Vorhut sah, konnten die Schweizer glauben, sie haben es mit dem Heere selbst zu thun gehabt, und dieses Heer sei zerstreut.

Sie hatten ungefähr vierhundert Menschen im Königshofe, hundert und fünfzig bis zweihundert im Corrousel getödtet, und endlich sieben Kanonen zurückgebracht.

So weit das Auge reichte, erblickte man keinen Mann, der im Stande, sich zu vertheidigen.

Eine einzige kleine, isolirte Batterie, welche auf der Terrasse eines Hauses der Wachstube der Schweizer gegenüber aufgepflanzt war, setzte ihr Feuer fort, ohne daß man sie zum Schweigen bringen konnte.

Da man sich indessen Meister des Aufruhrs glaubte, so wollte man alle Maßregeln ergreifen, um mit dieser Batterie um jeden Preis ein Ende zu machen, als man auf der Seite der Quais das Rasseln der Trommeln und das dumpfe Aufstoßen des schweren Geschützes hörte.

Das war dieses Heer, das der König mit einem Augenglase von der Galerie des Louvre aus kommen sah.

Zu gleicher Zeit fing das Gerücht an sich zu verbreiten, der König habe das Schloß verlassen und sei, um ein Asyl zu verlangen, in die Nationalversammlung gegangen.

Es ist schwer, zu sagen, welche Wirkung diese Nachricht selbst auf die ergebensten Royalisten hervorbrachte.

Der König, der auf seinem königlichen Posten zu sterben versprochen, verließ diesen Posten und ging zum Feinde über, oder gab sich wenigstens gefangen, ohne zu kämpfen!

Von da an betrachteten sich die Nationalgarden als entbunden und zogen sich fast insgesamt zurück.

Einige Edelleute folgten ihnen, da sie es für unnütz erachteten, sich für eine Sache tödten zu lassen, die sich selbst als verloren bekannte.

Die Schweizer allein blieben, düster, still, aber Sklaven der Disciplin.

Von der Terrasse des Pavillon de Flore herab und aus den Fenstern der Galerie des Louvre sah man die heldenmüthigen Vorstädte kommen, denen nie ein Heer widerstanden, und die in einem Tage die Bastille zerstört hatten, — die Festung, deren Füße seit vierhundert Jahren im Boden eingewurzelt waren.

Die Angreifenden hatten ihren Plan: sie glaubten den König im Schlosse und wollten von allen Seiten das Schloß umzingeln, um den König zu nehmen.

Die Colonne, welche dem Quai des linken Ufers folgte, hielt daher Befehl, das Gitter am Wasser zu forciren; die, welche durch die Rue Saint-Honoré kam, das Thor der Feuillants zu sprengen, während die Colonne des rechten Ufers, commandirt von Westermann, der unter seinen Befehlen Santerre und Billot hatte, von vorne angreifen würde.

Diese letzte mündete plötzlich durch alle Einlässe bei Carrousel, das Ça ira singend.

Die Marseiller bildeten die Spitze der Colonne; sie schleppten mitten in ihren Reihen zwei mit

Kartätschen geladene kleine Vierpfünder.

Ungefähr zweihundert Schweizer waren in Schlachtordnung auf dem Carrousel aufgestellt.

Die Aufrührer marschirten gerade auf sie zu, und in dem Augenblicke, wo die Schweizer ihre Gewehre senkten, um Feuer zu geben, demaskirten sie ihre zwei Kanonen und gaben selbst Feuer.

Die Soldaten schoben ihre Flinten ab, zogen sich aber unmittelbar hierauf gegen das Schloß zurück und ließen dreißig Todte und Verwundete auf dem Pflaster des Carrousel.

Sogleich warfen sich die Aufrührer, welche an, ihrer Spitze die Marseiller und die bretonischen Föderierten hatten, auf die Tuilerien und bemächtigten sich zweier Höfe: des Königshofes, welcher im Centrum lag, — wo so viele Todte waren, — und des Prinzenhofes in der Nähe des Pavillon de Flore und des Quai.

Billot hatte da kämpfen wollen, wo Pitou getödtet worden war; dann, wir müssen es sagen, blieb ihm noch eine Hoffnung: die, der arme Junge sei nur verwundet worden, und er werde ihm im Königshofe denselben Dienst leisten, den ihm Pitou auf dem Marsfelde geleistet.

Er drang also einer der Ersten in den Hof vom Zentrum ein; der Blutgeruch war so stark, daß man sich in einem Schlachthause geglaubt hatte; er strömte aus diesem Leichenhaufen gewisser Maßen sichtbar wie ein Rauch aus.

Dieser Anblick, dieser Geruch erbitterten die Angreifenden im höchsten Grade; sie stürzten nach dem Schlosse.

Hätten sie aber auch zurückweichen wollen, es wäre unmöglich gewesen; die Massen, die sich unaufhörlich durch die Einlässe des Carrousel drängten, trieben sie vorwärts.

Bemerken wir aber sogleich, obschon die Façade des Schlosses einem Feuerwerke glich, fiel es doch Keinem ein, einen Schritt rückwärts zu machen.

Und die Aufrührer, waren sie einmal in diesen mittleren Hof vorgedrungen, fanden sich doch wie diejenigen, in deren Blute sie bis an die Knöchel marschierten, zwischen zwei Feuern gefaßt: zwischen dem Feuer des Vestibule und dem der doppelten Reihe der Baraken.

Man mußte zuerst das Feuer der Baraken auslöschen.

Die Marseiller warfen sich auf sie wie Doggen auf einen glühenden Kohlenhaufen. Sie konnten sie aber nicht mit ihren Händen einreißen: sie verlangten Hebestangen, Karste und Hauen.

Billot verlangte Stückpatronen.

Westermann begriff den Plan seines Lieutenants.

Man brachte Stückpatronen mit Luntten.

Auf die Gefahr, das Pulver in ihren Händen losgehen zu sehen, zündeten die Marseiller die Luntten an und schleuderten die Stückpatronen in die Baraken.

Die Baraken geriethen in Brand. Diejenigen, welche sie vertheidigten, sahen sich genöthigt, sie zu räumen und sich unter das Vestibule zu flüchten.

Die Aufrührer, Billot an der Spitze, benützten diesen Augenblick, um den Flüchtlingen bis unter das Vestibule zu folgen. Hier wurde Mann gegen Mann gekämpft, die Mündung der Gewehrläufe berührten sich. Plötzlich fühlte Billot sich von hinten umfaßt; er glaubte es mit dem Feind zuthun zu haben und wandte sich rasch um. Aber er war freudig überrascht, als er den vermeinten Gegner erblickte. — Es war Pitou.

Pitou war kaum zu erkennen, denn er war von Kopf bis zu den Füßen mit Blut bedeckt, aber er lebte, er war nicht einmal verwundet.

In dem Augenblick, als die Schweizer ihre Gewehre gesenkt, hatte er seinen Begleitern die leider nicht schnell genug befolgte Warnung zugerufen; er selbst hatte sich noch früh genug zu Boden geworfen. Wir haben gesehen, wie das Gewehrfeuer gleich einer Riesensense drei Vierteile dieser Menschenhalme, die fünfundzwanzig Jahre wachsen, in einer Secunde niedergemacht hatte.

Pitou war buchstäblich unter Todten begraben und mit Blut begossen worden; allein trotz seines Entsetzens beschloß er unbeweglich unter den Todten liegen zu bleiben und einen günstigen Augenblick abzuwarten, um ein Lebenszeichen zu geben.

Diesen günstigen Augenblick hatte er länger als eine Stunde erwartet und jede Minute hatte ihm so lange gedauert, wie eine Stunde.

Endlich schien der günstige Augenblick gekommen, als er das Siegesgeschrei seiner Genossen hörte und mitten in dem Tumulte die Stimme Billot's erkannte. Er arbeitete sich unter den Todten hervor, richtete sich auf, eilte auf Billot zu und drückte ihn an sein Herz, ohne sich zu kümmern, von welcher Seite er ihn umfaßte.

Eine Salve der Schweizer, die ein Dutzend Menschen zu Boden streckte, rief Billot und Pitou zum Ernste der Lage zurück.

Neunhundert Klafter Gebäude brannten rechts und links im mittleren Hofe.

Das Wetter war schwül, und es ging nicht der geringste Wind. Der Rauch des Brandes und des Musketenfeuers lastete auf den Kämpfenden wie ein Bleidach; der Rauch füllte das Vestibule des Schlosses; die ganze Façade, an der jedes Fenster flammte, war mit einem Rauchsleier bedeckt; man konnte weder unterscheiden, wohin man den Tod sandte, noch von wo man ihn empfing.

Pitou, Billot, die Marseiller, die Spitze der Colonne marschierten voran und drangen mitten unter dem Rauche in das Vestibule ein.

Man befand sich vor einer Mauer von Bajonneten: das waren die der Schweizer.

Da begannen die Schweizer ihren Rückzug, einen heroischen Rückzug, bei welchem Schritt für Schritt, Stufe um Stufe, auf jeder Stufe ein Glied der Seinigen lassend, das Bataillon langsam zurückwich.

Am Abend zählte man achtzig Leichname auf der Treppe.

Plötzlich hörte man durch die Corridors und die Zimmer den Ruf ertönen:

»Der König befiehlt den Schweizern, das Feuer einzustellen.«

Das war Nachmittags um zwei Uhr.

Man vernehme, was in der Nationalversammlung vorgefallen war, und was den Befehl herbeigeführt hatte, den man in den Tuileries proclamirte, um den Kampf aufhören zu machen; ein Befehl, der den doppelten Vortheil hatte, daß er die Erbitterung der Sieger verminderte und die Ehre der Besiegten bedeckte.

In dem Augenblicke, wo sich das Thor der Feuillants wieder hinter der Königin schloß, und sie durch dieses noch ein wenig offene Thor eiserne Stangen, Bajonnete und Pieken Charny bedrohen sah, gab sie einen Schrei von sich und streckte ihre Arme nach dieser Seite aus; doch fortgerissen gegen den Saal von ihren Begleitern und zu gleicher Zeit durch jenen Mutterinstinct, der sie vor Allem ihrem Kinde folgen hieß, trat sie hinter den König in die Nationalversammlung

ein.

Hier wurde ihr eine große Freude zu Theil: sie erblickte ihren Sohn auf dem Bureau des Präsidenten sitzend; der Mann, der ihn hierher gebracht hatte, schüttelte seine rothe Mütze neben dem Kopfe des jungen Prinzen und rief ganz freudig:

»Ich habe den Sohn meiner Gebieter gerettet! Es lebe Monseigneur der Dauphin!«

Sobald aber ihr Sohn in Sicherheit, führte eine schnelle Rückkehr des Herzens der Königin diese wieder zu Charny.

»Meine Herren,« sagte sie. »einer meiner bravsten Officiere, einer meiner ergebensten Diener ist in Todesgefahr vor dem Thore geblieben; ich bitte Sie um Hilfe für ihn.«

Fünf bis sechs Abgeordnete eilten auf diese Stimme fort.

Der König, die Königin, die königliche Familie und die Personen, welche sie begleiteten, wandten sich nach den für die Minister bestimmten Sitzen und nahmen hier Platz.

Die Nationalversammlung hatte sie stehend empfangen, nicht wegen der königlichen Häuptern schuldigen Etiquette, sondern wegen der dem Unglücke schuldigen Ehrfurcht.

Ehe er sich setzte, bedeutete der König durch ein Zeichen, er wolle sprechen.

Man schwieg.

»Ich bin hierher gekommen,« sagte er, »um, ein großes Verbrechen zu vermeiden; ich dachte, ich könne nicht mehr in Sicherheit sein, als in Ihrer Mitte.«

»Nun,« antwortete Vergniaud, der präsidirte, »Sie können ans die Festigkeit der Nationalversammlung zählen; ihre Mitglieder haben geschworen, in Vertheidigung der Rechte des Volks und der constituirten Gewalten zu sterben.«

Der König setzte sich.

In diesem Augenblicke erscholl ein entsetzliches Musketenfeuer beinahe vor den Thüren der Reitschule⁵⁴: die Nationalgarde, vermischt mit den Aufrührern, schoß von der Terrasse der Feuillants auf den Kapitän und die Schweizer Soldaten, welche der königlichen Familie als Bedeckung gedient hatten.

Ein Officier von der Nationalgarde, der ohne Zweifel den Kopf verloren, trat ganz erschrocken ein, hielt erst an den Schranken an und rief:

»Die Schweizer! die Schweizer! wir sind überwältigt!«

Die Nationalversammlung glaubte einen Augenblick, die Schweizer haben als Sieger die Insurrection zurückgeschlagen und marschiren gegen die Reitschule, um ihren König wieder zu nehmen, — denn zu dieser Stunde, man muß es sagen, war Ludwig XVI. viel mehr König der Schweizer, als König der Franzosen.

Die ganze Nationalversammlung erhob sich wie ein Mann.

Alle Anwesenden, die Volksvertreter wie die Zuhörer auf den Tribünen die Nationalgardisten wie die Secretäre hoben die Hand auf und riefen: »Was auch geschehen möge, wir schwören als freie Männer zu leben und zu sterben!«

Der König und die königliche Familie hatten bei diesem Schwur nichts zu thun, sie blieben daher sitzen.

Dieser laute Ruf aus dreitausend Kehlen dröhnte wie ein Donner in dem überfüllten Saale. Die Täuschung dauerte nicht lange, aber dieser Moment der Begeisterung war erhaben.

Zehn Minuten nachher ertönte ein anderer Ruf: »Das Schloß ist erstürmt, die Insurgenten

rücken gegen die Nationalversammlung, um den König zu ermorden!«

Dieselben Männer, die aus Haß gegen das Königthum soeben geschworen hatten, ihr Leben für die Freiheit zu lassen, erhoben sich nun mit demselben Eifer und schwuren, den König bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

In diesem Augenblicke wurde der Schweizerhauptmann Durler im Namen der Nationalversammlung aufgefordert, die Waffen zu strecken.

»Ich diene dem Könige und nicht der Nationalversammlung,« erwiderte der Schweizer; »wo ist der Befehl des Königs?«

Die Abgeordneten der Nationalversammlung hatten keinen schriftlichen Befehl.

»Ich habe mein Commando vom Könige erhalten,« sagte Durler »und werde es auch nur in die Hände des Königs niederlegen.«

Man führte ihn fast mit Gewalt in die Reitschule. Er war vom Pulverrauch geschwärzt, vom Blut geröthet.

»Sire,« sagte der brave Capitän, »man verlangt, daß ich die Waffen strecke. Ist es der Wille Ew. Majestät?«

»Ja,« sagte der König, »übergeben Sie Ihre Waffen der Nationalgarde: ich will nicht, daß brave Leute wie Sie umkommen.«

Durler beugte das Haupt, stieß einen Seufzer aus und ging ab; an der Thüre ließ er aber sagen, er werde nur auf einen schriftlichen Befehl gehorchen.

Da nahm der König ein Papier und schrieb:

»Der König befiehlt den Schweizern, die Waffen niederzulegen und sich in die Kasernen zurückzuziehen!«

Das war das, was man in den Zimmern, in den Corridors und auf den Treppen der Tuilerien ausrief.

Als dieser Befehl der Nationalversammlung wieder einige Ruhe verschafft hatte, setzte der Präsident seine Glocke in Bewegung und sprach:

»Lassen Sie uns berathschlagen.«

Ein Deputirter stand aber auf und bemerkte, ein Artikel der Constitution verbiete, in Gegenwart des Königs zu berathschlagen.

»Das ist wahr,« sagte Ludwig XVI. »doch wohin werden Sie uns bringen?«

»Sire,« erwiderte der Präsident, »wir haben Ihnen die Tribüne des Journals: *der Logographe*, anzubieten, welche leer ist, da dieses Journal zu erscheinen aufgehört hat.«

»Es ist gut,« versetzte der König, »wir sind bereit, uns dahin zu begeben.«

»Huissiers,« rief Herr Vergniaud, »führen sie den König in die Loge des Logographe.«

Die Huissiers beeilten sich, zu gehorchen.

Der König, die Königin, die königliche Familie kamen wieder, um aus dem Saale wegzugehen, den Weg, den sie genommen hatten, um hereinzukommen, und befanden sich bald im Corridor.

»Was ist denn hier auf der Erde?« fragte die Königin; »man sollte glauben, es sei Blut.«

Die Huissiers antworteten nicht; wahrscheinlich wußten sie nicht, ob es wirklich Blutflecke waren und woher diese Flecke kamen.

Sonderbar! Diese Blutspuren wurden größer und häufiger, je näher man der Loge kam.

Um der Königin diesen Anblick zu ersparen, ging Ludwig XVI. rasch fort, und öffnete selbst die Thür der Loge.

»Treten Sie ein, Madame,« sagte er zu der Königin.

Marie Antoinette eilte voraus; aber als sie in die Thür trat, schrie sie laut auf vor Entsetzen, hielt die Hand vor die Augen und wandte sich ab.

Die Blutspuren fanden nun ihre Erklärung: man hatte einen Todten in die Loge gebracht.

Dieser Todte, den die Königin in ihrer Eile fast mit dem Fuße berührt, hatte ihr den Schrei entlockt.

»Siehe da!« sagte der König mit demselben Tone, womit er gesagt hatte: das ist der Kopf des armen Maudat; »wahrhaftig, es ist der arme Graf von Charny!«

Es war wirklich der Leichnam des Grafen. Die Deputirten hatten ihn den Händen der Mörder entrissen und in die Loge des Logographe« bringen lassen; sie hatten nicht ahnen können, daß man diese Loge zehn Minuten nachher der königlichen Familie anweisen werde.

Der Leichnam des Grafen wurde fortgetragen und die königliche Familie nahm Platz in der Loge. — Man wollte den Fußboden waschen, denn er war ganz mit Blut bedeckt; aber die Königin verbot es durch einen Wink und nahm zuerst Platz. Niemand bemerkte, daß sie ihre Schuhbänder zerriß und ihre bebenden Füße mit dem nach lauen Blut in Berührung brachte.

»O Charny!« sagte sie in Gedanken; »theurer Charny! warum fließt mein Blut nicht hier bis aus den letzten Tropfen, um sich auf ewig mit dem Deinen in vermischen! . . . «

Es schlug Drei Uhr Nachmittags.

CLVIII.

Von drei Uhr bis sechs Uhr Nachmittags.

Wir haben das Schloß in dem Augenblicke verlassen, wo, nachdem das mittlere Vestibule erstürmt und die Schweizer von Stufe zu Stufe bis in die Gemächer des Königs zurückgedrängt waren, eine Stimme in den Zimmern und in den Corridors erscholl, ausrufend! »Der König befiehlt den Schweizern, die Waffen niederzulegen!«

Dieses Buch ist wahrscheinlich das letzte, das wir über die erschreckliche Epoche machen werden; sowie unsere Erzählung vorrückt, verlassen wir also das Terrain, was wir durchlaufen haben, um nie mehr darauf zurückzukehren. Das ermächtigt uns, in allen Einzelheiten diesen äußersten Tag unsern Lesern vor Augen zu legen; wir haben um so mehr das Recht hierzu, als wir es, ohne irgend ein Vorurtheil, ohne irgend einen Haß, ohne irgend eine Partei genommen zu haben, thun.

Der Leser ist in den Königshof hinter den Marseillern eingetreten; er ist Billot unter den Flammen und dem Rauche gefolgt und hat ihn mit Pitou, einem aus der Mitte der Todten erstandenen blutigen Gespenste, jede Stufe der Treppe, auf deren Höhe wir sie gelassen, hinaufsteigen sehen.

Von diesem Augenblicke an waren die Tuilerin genommen.

Wer ist der finstere Geist, der beim Siege vorgewaltet hatte?

Der Zorn des Volkes, wird man antworten.

Ja, allerdings, doch wer lenkte diesen Zorn? Der Mann, den wir kaum genannt haben, der deutsche Officier, der auf einem kleinen Rappen an der Seite des Riesen Santerre und seines colossalen flämischen Rosses marschirte, der Elsässer Westermann.

Wer war dieser Mann, der sich, dem Blitze ähnlich, nur unter dem Gewitter sichtbar machte?

Einer von den Menschen, welche Gott im Arsenal seines Zornes verborgen hält, und die er aus der Dunkelheit nur in dem Augenblicke zieht, wo er ihrer bedarf, nur in der Stunde, wo er schlagen will!

Er heißt **Westermann**, *der Mann des Niedergangs*.

Und in der That, er erscheint, da das Königthum fällt, um sich nicht mehr zu erheben.

Wer hat ihn erfunden? wer hat ihn errathen? wer ist der Vermittler zwischen ihm und Gott gewesen?

Wer hat begriffen, man müsse dem Bierbrauer, einem aus dem materiellen Blocke des Fleisches gehauenen Riesen, eine Seele für diesen Kampf geben, wo die Titanen Gott entthronen sollten? Wer hat Geryon durch Prometheus vollkommen gemacht? Wer hat Santerre mit Westermann vervollständigt? Danton.

Wo hat der furchtbare Tribun diesen Sieger geholt!

An einem Sammelplatze alles Gesindels, in einem Winkel des Auswurfs, in einem Gefängniß, in Saint-Lazare.

Westermann war angeklagt, — verstehen wir uns wohl, nicht überwiesen, — falsche

Kassenbillets gemacht zu haben, und er war präventiv in Verhaft genommen worden.

Danton brauchte für das Werk vom 10. August einen Mann, der nicht zurückweichen konnte, weil er zurückweichend den Pranger bestiegen hätte.

Danton wandte kein Auge von dem geheimnißvollen Gefangenen; am Tage und in der Stunde, wo er seiner bedurfte, brach er Kette und Riegel mit seiner mächtigen Hand und sagte: »Komm!«

Die Revolution besteht, wie ich gesagt habe, nicht allein darin, daß man obenauf bringt, was unten ist, sondern auch, daß man die Gefangenen in Freiheit setzt und ins Gefängniß die freien Leute steckt; nicht nur die freien Leute, sondern auch die Mächtigen der Erde, die Großen, die Fürsten, die Könige!

Ohne Zweifel in seiner Sicherheit über das, was kommen sollte, schien Danton so fühllos während der fieberhaften Finsterniß, welche der blutigen Morgenröthe des 10. August vorherging.

Schon am Tage vorher hatte er den Wind gesäet, und er brauchte sich um nichts mehr zu bekümmern, sicher, wie er war, den Sturm zu ernten.

Der Wind, das war Westermann; der Sturm, das war Santerre, diese riesenhafte Persönlichkeit des Volks.

Santerre zeigte sich kaum an diesem Tage; Westermann that Alles, was überall.

Es war Westermann, der die Verbindungsbewegung des Faubourg Saint-Marceau und des Faubourg Saint-Antoine auf dem Pont-Neuf leitete; es war Westermann, der, auf seinem kleinen Rappen reitend, an der Spitze des Heeres unter dem Einlasse des Carrousel erschien; es war Westermann, der, als handelte es sich darum, das Thor einer Kaserne einem Regimente am Ende einer Etape zu öffnen, mit dem Griffe seines Degens an das Thor der Tuileries klopfte.

Wir haben gesehen, wie dieses Thor sich öffnete, wie die Schweizer heldenmüthig ihre Pflicht thaten, wie sie sich zurückzogen, ohne zu fliehen, wie sie vernichtet wurden, ohne besiegt zu sein; wir sind ihnen Stufe um Stufe auf der Treppe gefolgt, die sie mit ihren Todten bedeckten: folgen wir ihnen Schritt für Schritt in den Tuileries, die sie mit Leichen bestreuen werden.

In dem Augenblicke, wo man erfuhr, der König habe das Schloß verlassen, versammelten sich die zwei bis dreihundert Edelleute, welche gekommen waren, im mit dem König zu sterben, im Saale der Leibwachen der Königin, und sie fragten sich, ob sie, da der König nicht mehr da sei, um mit ihnen zu sterben, wie er sich hierzu feierlich verbindlich gemacht, ohne ihn sterben sollen.

Da beschlossen sie, da der König in die Nationalversammlung gegangen sei, ihm selbst dahin nachzufolgen.

Sie zogen alle Schweizer zusammen, die sie treffen konnten, vereinigten ferner mit sich ungefähr zwanzig Mann von der Nationalgarde, und gingen, fünfhundert an der Zahl, gegen den Garten hinab.

Der Durchgang war geschlossen durch ein Gitter, genannt das Gitter der Königin; man wollte das Schloß sprengen: das Schloß widerstand.

Die Stärksten fingen an, an einer Stange zu rütteln, und es gelang ihnen, sie zu zerbrechen.

Die Oeffnung gewährte der Schaar Eingang, doch nur Mann für Mann.

Man war dreißig Schritte von den am Gitter des Pont Royal aufgestellten Bataillons entfernt.

Zwei Schweizer Soldaten kamen zuerst aus der engen Passage hervor: Beide waren getödtet, ehe sie vier Schritte gemacht hatten.

Alle Andere schritten über ihre Leichname.

Die Schaar wurde rasch gelichtet durch zahllose Musketenschüsse; da aber die Schweizer mit ihren glänzenden Uniformen einen leichteren Zielpunkt boten, so richteten sich die Kugeln vorzugsweise auf die Schweizer; für drei Edelleute, von denen zwei getödtet wurden und einer verwundet, fielen sechzig bis siebzig Schweizer.

Die zwei getödteten Edelleute waren die Herren von Corteja und von Clermont d'Amboise; der verwundete Edelmann war Herr von Viomesnil.

Während man nach der Nationalversammlung marschierte, zog man an einem Wachhause vorüber, das an die Terrasse am User angelehnt und unter Bäume gestellt war.

Die Wache kam heraus und gab Feuer auf die Schweizer, von denen acht bis zehn fielen.

Der Rest der Colonne, der aus ungefähr achtzig Schritten achtzig Menschen verloren hatte, wandte sich nach der Treppe der Feuillants.

Herr von Choiseul sah sie von fern, lief, mit dem Degen in der Hand, unter dem Feuer der Kanonen des Pont Royal und des Pont Tournant auf sie zu und suchte sie wiederzvereinigen.

»Nach der Nationalversammlung!« rief er.

Und da er glaubte, die vierhundert Leute, welche übrig blieben, folgen ihm, so stürzte er in die Corridors und eilte die Treppe hinauf, welche in den Sitzungssaal führte.

Auf der letzten Stufe begegnete er Merlin.

»Was machen Sie hier mit dem Degen in der Hand, Unglücklicher?« fragte ihn der Abgeordnete.

Herr von Choiseul schaute umher: er war allein.

»Stecken Sie Ihren Degen in die Scheide und suchen Sie den König wieder auf;« sagte Merlin; »nur ich allein habe Sie gesehen: folglich hat Sie Niemand gesehen.«

Was war aus der Schaar geworden, von der sich Herr von Choiseul gefolgt glaubte?

Die Kanonenschüsse und das Musketenfeuer hatten gemacht, daß sie sich um sich selbst gedreht wie ein Wirbel von dünnen Blättern, und hatten sie bis auf die Terrasse der Orangerie verfolgt.

Von der Terrasse der Orangerie stürzten die Flüchtlinge auf die Place Louis XV. fort, und von da wandten sie sich nach dem Garde-Meuble, um die Boulevards oder die Champs-Elysées zu erreichen.

Herr von Viomesnil, acht bis zehn Edelleute und für Schweizer flüchteten sich in das Hotel der venezianischen Gesandtschaft, das in der Rue Saint Florentin lag, und dessen Thüre sie offen gefunden hatten. Diese waren gerettet.

Der Rest der Colonne suchte die Champs-Elysées zu erreichen.

Zwei mit Kartätschen geladene Kanonen wurden vom Fuße der Statue Ludwigs XV. abgefeuert zerrissen die Colonne in drei Teile.

Ein Theil entfloh über das Boulevard und begegnete der Gendarmerie, welche mit dem Bataillon du Capucines ankam.

Die Flüchtlinge glaubten sich gerettet. Herr Villiers, früher selbst Major-Adjutant der Gendarmerie lief mit offenen Armen auf einen der Reiter zu und rief »Zu Hilfe, meine Freunde!«

Der Reiter zog eine Pistole aus seinen Holfter und zerschmetterte ihm die Hirnschale.

Bei diesem Anblicke eilten dreißig Schweizer und ein Edelmann, ein ehemaliger Page des

Königs, in das Hotel der Marine.

Die Schweizer waren der Meinung, man sollte sich ergeben, und als sie acht Sansculottes erscheinen sahen, legten sie ihre Waffen nieder und riefen: »Es lebe die Nation!«

»Ha! Verräther!« sagten die Sansculottes: »Ihr ergebt Euch, weil Ihr Euch gefangen seht! Ihr ruft »Es lebe die Nation!« weil Ihr glaubt, dieser Ruf werde Euch retten? Nein, kein Quartier!!«

Und zu gleicher Zeit fallen zwei Schweizer, der Eine von einem Piekenstoße, der Andere von einem Flintenschusse getroffen.

Auf der Stelle wird ihnen der Kopf abgeschnitten und an die Spitze einer Pieke gesteckt.

Wüthend über den Tod ihrer Kameraden, ergreifen die Schweizer wieder ihre Gewehre und feuern Alle zugleich.

Sieben Sansculottes fallen todt oder verwundet.

Die Schweizer fliehen sodann unter das große Thor, um sich zu retten, und sehen sich vor der Mündung einer Kanone.

Sie weichen zurück; die Kanone rückt vor; Alle gruppiren sich in einer Ecke des Hofes; die Kanone dreht den Schlund auf ihre Seite und gibt Feuer.

Dreiundzwanzig sind von achtundzwanzig getödtet.

Fast zu gleicher Zeit und in dem Augenblicke, wo der Rauch diejenigen, welche geschossen haben, blendet, öffnet sich zum Glücke eine Thüre hinter den übrig gebliebenen fünf Schweizern und dem Expagen des Königs.

Alle stürzen durch diese Thüre hinaus, die sich wieder schließt; die Patrioten haben nicht diese Art von englischer Falle gesehen, die ihnen die Ueberlebenden entzogen: sie glauben Alles getödtet zu haben, und entfernen sich, ihre Kanone unter Triumphgeschrei fortschleppend.

Das zweite abgerissene Stück bestand aus etwa dreißig Soldaten und Edelleuten; es wurde commandirt von Herrn Forester von Saint-Venant. Von allen Seiten beim Eingange der Champs-Elysées eingeschlossen, wollte der Anführer wenigstens seinen Tod bezahlen lassen: an der Spitze seiner dreißig Mann griff er dreimal, er den Degen in der Hand, sie das Bajonnet am Ende der Flinte, ein ganzes am Fuße der Statue zusammengedrängtes Bataillon an; bei diesen drei Angriffen verlor er fünfzehn Mann.

Mit den fünfzehn Andern versuchte er es, durch eine Lichtung zu passiren und die Champs-Elysées zu erreichen; eine Musketensalve tödtete ihm acht Mann; die sieben Andern zerstreuten sich, wurden verfolgt und von der Gendarmerie niedergehauen.

Herr von Saint Benat war nahe daran, eine Zuflucht im Café des Ambassadeurs zu finden; da gab ein Gendarme seinem Pferde die Sporen, setzte über den Graben, der die Promenade von der Straße trennte und zerschmetterte dem unglücklichen Commandanten mit einem Pistolenschusse die Lenden.

Das dritte Stück, bestehend aus sechzig Mann, hatte die Champs-Elysées erreicht und wandte sich gegen Courbevoin vermöge jenes Instinctes, welcher macht, daß sich die Tauben nach dem Taubenhause, die Schafe nach dem Schafstalle wenden; in Courbevoin waren die Kasernen.

Umgeben von der Gendarmerie und vom Volk wurden sie nach dem Stadthause geführt, wo man sie Sicherheit zu bringen hoffte: zwei bis dreitausend an dem Grève-Platze zusammengeschaarte Wüthende entrissen sie ihrer Bedeckung und brachten sie um.

Ein junger Edelmann, der Chevalier Charles d'Autichamp, floh aus dem Schlosse durch die

Rue de l'Echelle, eine Pistole in jeder Hand; zwei Männer suchen ihn festzunehmen; er tödtet Beide; der Pöbel bemächtigt sich seiner und schleppt ihn bis auf die Grève, um ihn hin feierlich hinzurichten.

Glücklicher Weise aber vergißt man ihn zu durchsuchen; statt seiner unnützen Pistolen, die er weggeworfen, bleibt ihm ein Messer; er öffnet es in seiner Tasche, den Augenblick erwartend, um sich desselben zu bedienen. In dem Momente, wo er auf den Platz des Stadthauses kommt, ermordet man hier die sechzig Schweizer, die man dahin geführt hat; dieses Schauspiel zerstreut diejenigen, welche ihn bewachen; er tödtet seine zwei nächsten Nachbarn mit zwei Messerstichen, schlüpft dann durch die Menge wie eine Schlange und verschwindet.

Die hundert Mann, die den König in die Nationalversammlung geleitet haben und, zu den Feuillants geflüchtet, hier entwaffnet worden sind; die fünfhundert, deren Geschichte wir erzählt; einige isolirte Flüchtlinge wie Herr Charles d'Antichamp, den wir dem Tode mit so viel Glück haben entkommen sehen, sind die Einzigen, welche das Schloß verlassen haben.

Der Rest hat sich unter dem Vestibule, auf den Treppen, auf dem Ruheplatze, tödten lassen, oder ist in den Gemächern und in der Kapelle ermordet worden.

Nennhundert Leichen von Schweizern oder Edelleuten liegen im Innern der Tuileries zerstreut umher!

CLIX.

Von sechs Uhr bis neun Uhr Abends.

Das Volk war ins Schloß eingetreten, wie man in die Höhle eines wilden Thieres eintritt; es verrieth seine Gefühle durch die Rufe: »Tod dem Wolfe! Tod der Wölfin! Tod dem Wölflein!«

Wäre es dem Könige, der Königin und dem Dauphin begegnet, so hätte es sicherlich, ohne zu zögern, im Glauben, Gerechtigkeit zu üben, ihre drei Köpfe mit einem Streiche abgehauen.

Gestehen wir, daß das ein Glück für sie gewesen wäre!

In Abwesenheit derer, welche sie mit ihrem Geschrei verfolgten, welche sie bis in den Schränken, bis hinter den Vorhängen, bis unter den Betten suchten, sollten die Sieger sich an Allem rächen, an den Dingen, wie an den Menschen; sie tödteten und zerbrachen mit derselben Grausamkeit, — denn diese Mauern, wo die Bartholomäusnacht und die Schlächtereie auf dem Marsfelde beschlossen worden waren, fordern zu entsetzlichen Rachewerken auf.

Wir sind weit entfernt, das Volk zu beschönigen, wir zeigen es vielmehr in seiner ganzen Rohheit und Scheußlichkeit; allein wir können nicht verschweigen, daß die Sieger das Schloß zwar mit blutflecken, aber mit leeren Händen verließen.⁵⁵

Peltier, der nicht der Parteilichkeit zu Gunsten der Patrioten beschuldigt werden kann, erzählt, ein Schankwirt, namens Mallet, habe de Nationalversammlung; hundert und dreiundsiebzig Louis d'or gebracht, die man bei einem im Schlosse getödeten Priester gefunden: fünfundzwanzig Sansculottes haben eine Kiste mit Silbergeschirr des Königs gebracht; ein Streiter habe ein St. Ludwigs Krenz auf das Bureau des Präsidenten geworfen; ein Anderer habe darauf die Uhr eines Schweizers gelegt; ein Anderer eine Rolle Assignate; ein Anderer einen Sack Thaler; ein Anderer Juwelen; ein Anderer Diamanten; ein Anderer eine der Königin gehörende Cassette, fünfzehnhundert Louis d'or enthaltend.

»Und,« fügt der Geschichtsschreiber ironisch bei, ohne zu vermuthen, daß er allen diesen Menschen ein herrliches Lob spendet, »und die Nationalversammlung drückte ihr Bedauern aus, daß sie nicht die Namen der bescheidenen Bürger kenne, welche treu in ihren Schooß alle dem Könige gestohlenen Schätze niedergelegt haben.«

Wir sind keine Schmeichler des Volks; wir wissen, daß es der undankbarste, der launenhafteste, der unbeständigste von allen Herren ist; wir werden also seine Verbrechen wie seine Tugenden sagen.

An diesem Tage war es grausam; an diesem Tage röthete es sich die Hände mit Wonne; an diesem Tage hat es Edelleute lebendig zum Fenster hinausgeworfen; Schweizer todt oder sterbend auf den Treppen ausgeweidet; Herzen aus der Brust gerissen und wie einen Schwamm mit beiden Händen gepreßt; Köpfe abgeschnitten und an der Spitze von Pieken umhergetragen; an diesem Tage ergab ich dasselbe Volk, das sich entehrt glaubte, wenn es eine Uhr oder ein St. Ludwigs-Krenz stahl, allen den finsternen Freuden der Rache und der Grausamkeit.

Und dennoch, mitten unter dieser Schlächtereie der Lebenden, unter dieser Profanation der Todten, übte es zuweilen, wie der gesättigte Löwe, Gnade.

Die Damen von Tarente, von la Roche-Aymon, von Ginestone und Fräulein Pauline von

Tourzel waren, von der Königin verlassen, in den Tuileries geblieben; sie befanden sich im Zimmer von Marie Antoinette. Als das Schloß genommen war, hörten sie das Geschrei der Sterbenden, die Drohungen der Sieger, die Tritte, die sich ihnen näherten, hastige, entsetzliche, unbarmherzige Tritte.

Frau von Tarente öffnete die Thür«.

»Tretet ein,« sagte sie, »wir sind nur Frauen.«

Die Sieger traten mit ihren rauchenden Flinten, mit ihren blutigen Säbeln in der Hand ein.

Die Frauen fielen auf die Kniee.

Die Männer nannten sie die Rätinnen von Madame Veto, die Vertrauten der Oesterreicherin, und schlangen schon die Messer über ihnen; da rief ein Mann mit langem Barte, von Pétion abgesandt, von der Thürschwelle aus:

»Begnadigt die Frauen! entehrt nicht die Nation!«

Und sie wurden begnadigt!

Madame Campan, zu der die Königin gesagt hatte: »Erwarten Sie mich; ich komme zurück, oder ich lasse Sie holen, um . . . Gott weiß wohin zu gehen!«

Madame Campan wartete in ihrem Zimmer, bis die Königin zurückkomme oder sie holen lasse.

Sie erzählt selbst, sie habe völlig den Kopf verloren unter dem entsetzlichen Tumulte, und da sie ihre hinter einem Vorhange verborgene oder hinter irgend einem Meuble gekauerte, Schwester nicht gesehen, so hatte sie dieselbe in einem Zimmer des Entresol zu finden geglaubt und sei rasch in dieses Zimmer hinabgegangen, hier sah sie aber nur zwei ihr gehörige Kammerfrauen und eine Art von Riesen, der Heiduck der Königin war.

Beim Anblicke dieses Menschen begriff Madame Campan, ganz verwirrt, wie sie war, die Gefahr bedrohe ihn, nicht sie.

»Fliehet doch!« rief sie, »fliehet doch, Unglücklicher die Lackeien sind schon fern . . . Fliehet, es ist noch Zeit!

Er versuchte es, aufzustehen, fiel aber wieder nieder und rief mit kläglichlicher Stimme:

»Ach! ich kann nicht! ich bin todt vor Angst!«

Als er dies sagte, erschien ein Trupp trunkener wüthender, mit Blut besudelter Leute auf der Schwelle warf sich auf den Heiducken und hieb ihn in Stücke.

Madame Campan und die zwei Frauen entflohen auf einer kleinen Gesindetreppe.

Einige von den Mördern, als sie diese drei Frauen entfliehen sahen, setzten ihnen eiligst nach und hatten sie bald erreicht.

Die zwei Kammerfrauen fielen auf die Kniee, umfaßten, während sie die Mörder anflehten, die Klinge ihrer Säbel mit beiden Händen.

In ihrem Laufe auf der Treppe angehalten, fühlte Madame Campan, daß ihr eine wüthende Hand in den Rücken griff, um sie bei den Kleidern zu packen; sie sah einen tödtlichen Blitz eine Säbelklinge über ihrem Kopfe glänzen; sie ermaß den kurzen Augenblick, der das Leben von der Ewigkeit trennt, und der, so kurz er ist, doch eine ganze Welt von Erinnerungen enthält, als unten von der Treppe eine Stimme mit dem Ausdrucke des Befehls emporstieg:

»Was macht Ihr da oben?« fragte diese Stimme.

»Nun?« erwiderte der Mörder, »was gibt es?«

»Man tödtet die Frauen nicht, versteht Ihr wohl?« rief die Stimme von unten.

Madame Campan lag auf den Knien; schon war er Säbel über ihrem Haupte erhoben, schon hatte sie das Vorgefühl von dem Schmerze, den sie empfinden sollte.

»Steh' auf, elendes Weib!« sagte ihr Henker zu ihr, die Nation begnadigt Dich.«

Was that der König mittlerweile in der *Loge des Logographe*? Der König hatte Hunger und verlangte sein Mittagmahl.

Man brachte ihm Brod, Wein, ein Huhn, kaltes Fleisch und Früchte.

Wie alle Prinzen des Hauses Bourbon, wie Heinrich IV., wie Ludwig XIV., war der König ein großer Esser; hinter seinen Gemüthsbewegungen, die sich selten durch sein Gesicht mit den schlaffen, abgespannten Fibern verriethen, wachten unablässig die zwei großen Anforderungen des Leibes: der Schlaf und der Hunger. Wir haben ihn genöthigt gesehen, im Schlosse zu schlafen, wir sehen ihn genöthigt, in der Nationalversammlung zu essen.

Der König brach sein Brod und zerschnitt sein Huhn wie bei einem Jagdrendezvous, ohne sich nur im Geringsten um die Augen zu bekümmern, die ihm zuschauten.

Unter diesen Augen fanden sich zwei, welche brannten, weil sie nicht weinen konnten: das waren die der Königin.

Sie, sie hatte Alles zurückgewiesen: die Verzweiflung, nährte sie.

Es schien ihr, die Füße in dem kostbaren Blute von Charny, hätte sie ewig hier bleiben und wie eine Blume der Gräber leben können, ohne eine andere Nahrung, als die, welche sie vom Tode empfing.

Sie hatte viel gelitten bei der Rückkehr von Varennes; sie hatte viel gelitten bei ihrer Gefangenschaft in den Tuileries; sie hatte viel gelitten in der und an dem Tage, welche abgelaufen; sie hatte vielleicht weniger gelitten, als da sie den König essen sah.

Und die Lage wäre doch ernst genug gewesen, um den Appetit einem andern Menschen als Ludwig zu benehmen.

Die Nationalversammlung, zu der der König gekommen war, um Schutz zu suchen, hätte selbst beschützt zu werden nöthig gehabt; sie verbarg sich ihre Schwäche nicht.

Am Morgen hatte sie die Ermordung von Suleau verhindern wollen, und sie hatte es nicht gekonnt.

Um zwei Uhr hatte sie das Hinschlachten der Schweizer verhindern wollen, und sie hatte es nicht gekonnt.

Nun wurde sie selbst durch eine grimmige Menge bedroht, welche: »Die Entsetzung! die Entsetzung!« schrie.

Eine Commission versammelte sich auf der Stelle.

Vergniaud gehörte dazu; er übergab das Präsidium Guadet, damit die Gewalt nicht aus den Händen Gironde komme.

Die Berathung der Commissäre war kurz: man berathschlagte gewisser Maßen unter dem donnernden Echo des Musketenfeuers und der Kanonen.

Es war Vergniaud, der die Feder nahm und die Acte der provisorischen Suspension des Königthums abfaßte.

Er kehrte in die Nationalversammlung zurück, düster und niedergeschlagen, und suchte weder seine Traurigkeit noch seine Niedergeschlagenheit zu verbergen; denn es war dies ein letztes

Pfand, das er dem Könige von seiner Achtung für das Königthum, dem Gaste von seiner Achtung für die Gastfreundschaft gab.

»Meine Herren,« sagte er, »ich komme im Namen Ihrer außerordentlichen Commission, um Ihnen eine sehr strenge Maßregel vorzuschlagen; doch ich berufe mich auf den Schmerz, von dem Sie durchdrungen sind, daß Sie beurtheilen, wie wichtig es für das Wohl des Vaterlands ist, dieselbe zur Stunde anzunehmen.

»»Die Nationalversammlung, in Erwägung, daß die Gefahren des Vaterlands ihren höchsten Grad erreicht haben; daß die Uebel, unter denen das Reich seufzt, hauptsächlich von dem Mißtrauen herrühren, welches das Benehmen des Hauptes der executiven Gewalt bei einem in seinem Namen gegen die Constitution und die nationale Unabhängigkeit unternommenen Kriege einflößt; daß dieses Mißtrauen bei allen Parteien des Reichs den Wunsch der Zurücknahme der Ludwig XVI. anvertrauten Machtvollkommenheit hervorgerufen hat;

»»In Erwägung, nichtsdestoweniger, daß der gesetzgebende Körper durch keine Usurpation seine eigene Machtvollkommenheit vergrößern wird, und daß er seinen der Constitution geleisteten Eid und seinen festen Willen, die Freiheit zu retten, nur dadurch in Einklang bringen kann, daß er an die Souverainetät des Volkes appellirt;

»»Beschließt, wie folgt: »»Das französische Volk ist aufgefordert, einen Nationalconvent zu bilden.

»»Das, Haupt der exekutiven Gewalt ist provisorisch von seinen Funktionen suspendiert. Ein Decret wird am Tage für die Ernennung eines Gouverneur des königlichen Prinzen beantragt werden.

»»Die Bezahlung der Civilliste wird suspendiert sein.

»»Der König und die königliche Familie werden im Bezirke des gesetzgebenden Körpers bleiben, bis die Ruhe in Paris wiederhergestellt ist.

»»Das Departement wird das Luxembourg zu ihrem Wohnorte unter der Bewachung der Bürger in Breitschaft setzen lassen.««

Der König hörte diesen Beschluß mit seiner gewöhnlichen Unempfindlichkeit an.

Dann neigte er sich aus der Loge des *Logographe*, wandte sich an Vergniaud, als dieser wieder seinen Präsidentenplatz eingenommen hatte, und sagte:

»Wissen Sie, daß das, was Sie da gethan haben nicht sehr constitutionell ist?«

»Es ist wahr, Sire,« erwiderte Vergniaud; nur ist es das einzige Mittel, Ihr Leben zu retten. Bewilligen wir nicht die Entsetzung, so werden sie den Kopf nehmen!«

»Der König machte eine Bewegung mit den Lippen und den Schultern, welche bedeutete!
»Das ist möglich«

Und er setzte sich wieder an seinen Platz.

In diesem Augenblicke schlug die über seinem Kopfe befestigte Pendeluhr die Stunde.

Er zählte jeden Schlag.

Als sodann der letzte verklungen war, sagte er:

»Neun Uhr.«

Der Beschluß der Nationalversammlung bestimmte, der König und die königliche Familie sollten im Bezirke des legislativen Körpers bleiben, bis die Ruhe in Paris wiederhergestellt wäre.

Um neun Uhr holten die Aufseher des Saales den König und die Königin ab, um sie in die für

sie in Bereitschaft gesetzte provisorische Wohnung zu führen.

Der König deutete durch ein Zeichen mit der Hand an, er bitte um einen Augenblick.

Man beschäftigte sich in der That mit Etwas, nicht ohne Interesse für ihn war: man ernannte ein Ministerium.

Der Kriegsminister, der Minister des Innern und der Minister der Finanzen waren ganz ernannt: das waren die vom König weggejagten Minister Roland, Clavières und Servan.

Es blieben die Justiz, die Marine und die auswärtigen Angelegenheiten.

Danton wurde für die Justiz ernannt; Monge für die Marine; Lebrun für die auswärtigen Angelegenheiten.

Als der letzte Minister ernannt war, sagte der König: »Gehen wir.«

Und er stand auf und ging zuerst hinaus.

Die Königin folgte ihm; sie hatte nichts zu sich genommen seit dem Abgange aus den Tuileries, nicht einmal ein Glas Zuckerwasser.

Madame Elisabeth, der Dauphin, Madame Royale, Frau von Lamballe und Frau von Tourzel bildeten ihr Geleit.

Die für den König in Bereitschaft gesetzte Wohnung lag im oberen Stocke des alten Klosters der Feuillants; es war sonst die Wohnung des Archivars Camus, bestehend aus vier Zimmern.

Im ersten, das streng genommen nur ein Vorzimmer war, hielten die dem König in seinem Unglücke treu gebliebenen Diener an.

Das waren der Prinz von Poix, der Baron d'Aubier, Herr von Saint-Pardon, Herr von Goguet, Herr von Chamillé und Herr Hue.

Der König nahm für sich das zweite Zimmer.

Das dritte wurde der Königin angeboten; das war das einzige, das eine Tapete hatte. Als sie eintrat, warf sich Marie Antoinette auf das Bett, biß in den Kopfpfuhl und war ihrem Schmerze preisgegeben, gegen welchen der des Missethäters auf dem Rade wenig sein muß.

Ihre beiden Kinder blieben bei ihr.

Das vierte Zimmer, so eng es war, erhielten Madame Elisabeth, Frau von Lamballe und Frau von Tourzel, die sich hier einrichteten, so gut sie konnten.

Der Königin fehlte es an Allem; an Geld, denn man hatte ihr ihre Börse und ihre Uhr in dem Tumulte vor der Thüre der Nationalversammlung hatte sie Geldbörse und Uhr verloren; sie hatte keine Leinenwäsche, denn begreiflich hatte man aus den Tuileries keine mitgebracht. Sie borgte fünf und zwanzig Louis d'or von der Schwester der Madame Campan und schickte um Wäsche aus der englischen Gesandtschaft zu holen.

Abends ließ die Nationalversammlung die Beschlüsse des Tages bei Fackelschein in den Straßen von Paris verkünden.

CLX.

Von neun Uhr bis Mitternacht.

Vor dem Carrousel-Platz, in der Straße Saint-Honoré und auf dem Quais beleuchteten diese Fackeln ein trauriges Schauspiel. Der materielle Kampf war beendet, aber in den Herzen war noch keine Ruhe, denn Haß und Verzweiflung überleben den Kampf.

Die Erzählungen, der Zeitgenossen haben ihr inniges Mitleid, ihr tiefes bedauern ausgedrückt über das Schicksal der erhabenen Häupter, denen man die Krone von der Stirn riß, und wir selbst widmen ihnen aufrichtige Theilnahme. Die Geschichtsschreiber haben den Muth, die Ausdauer und Pflichttreue der Schweizer und der Edelleute mit lebhaften Farben geschildert; sie haben die von den Vertheidigern vergossenen Blutstropfen gezählt: sie haben nicht die Leichen des Volkes, die Thränen der Mütter, der Schwestern und Witwen gezählt.

Sagen wir ein Wort hierüber.

Für Gott, der in seiner hohen Weisheit die Ereignisse hienieden nicht nur gestattet, sondern auch lenkt, ist das Blut Blut, sind die Thränen Thränen.

Die Zahl der Todten war noch viel beträchtlicher bei den Menschen aus dem Volke, als bei den Schweizern und den Edelleuten.

Man sehe, was der Verfasser der *Geschichte der Revolution des 10. Augusts* sagt, — eben dieser Peltier, ein Royalist, wie es nur einen geben konnte:

Der Tag des 10. Augusts kostete die Menschheit ungefähr siebenhundert Soldaten und zweiundzwanzig Officiere, zwanzig royalistische Nationalgarden, fünfhundert Föderierte, drei Commandanten von nationalen Truppen, vierzig Gendarmen, über hundert Personen von der Hausgenossenschaft des Königs, *zweihundert Menschen wegen Diebstahls getödtet*,⁵⁶ die neun bei den Feuillants umgebrachten Bürger, Herrn von Clermont d'Amboise und ungefähr *dreitausend Menschen aus dem Volke* auf dem Carrousel, im Tuilerien-Garten und auf der Place Louis XV, getödtet: im Ganzen ungefähr viertausend sechshundert Menschen!«

Und das ist begreiflich! man hat die zur Befestigung der Tuilerien getroffenen Vorsichtsmaßregeln gesehen; die Schweizer hatten im Allgemeinen beschirmt hinter guten Manern geschossen; die Angreifenden dagegen hatten nur ihre Brust gehabt, um die Schüsse zu pariren.

Dreitausend fünfhundert Insurgenten, *ohne die zweihundert erschossenen Diebe zu zählen*, waren also umgekommen! Was ungefähr eben so viel Verwundete voraussetzt; der Geschichtsschreiber der Revolution vom 10. August spricht nur von den Todten.

Viele von diesen dreitausend fünfhundert Menschen, — nehmen wir die Hälfte an, — waren verheirathete Leute, waren Familienväter, die ein unerträgliches Elend in den Kampf getrieben, mit der ersten Waffe, die ihnen in die Hände gefallen oder selbst ohne Waffe, und die um den Tod zu holen, in ihren Dachkammern ausgehungerte Kinder, Weiber in der Verzweiflung gelassen hatten.

Diesen Tod, sie hatten ihn gefunden, entweder in Carrousel, wo der Kampf begonnen, oder in den Gemächern des Schlosses, wo er sich fortgesetzt, oder im Garten der Tuilerien, wo er

erloschen war.

Von drei Uhr Nachmittags bis neun Uhr Abends hatte man in Eile jedoch eine Uniform tragenden Soldaten, weggenommen und auf den Friedhof der Madeleine geworfen.

Was die Leichen der Leute aus dem Volke betrifft, — das war etwas Anderes: Karren sammelten sie ein und führten sie in ihre bezüglichen Quartiere; fast Alle waren entweder vom Faubourg Saint-Antoine oder vom Faubourg Saint-Marceau.

Hier, — besonders auf dem Platze der Bastille, auf dem des Arsens und auf dem des Pantheons, — legte man sie neben einander zur Schau aus.

So oft einer von diesen finsternen Wagen, schwer rollend und eine Blutspur hinterlassend, in die eine oder die andere Vorstadt einfuhr, umgab ihn die Menge der Mütter, der Frauen, der Schwestern, der Kinder mit einer entsetzlichen Todesangst; alsdann, so die die Erkennungen zwischen dem Leben und dem Tode stattfanden, brachen die Drohungen, das Geschrei, das Schluchzen aus; das waren die unerhörten, die unbekanntenen Flüche und Verwünschungen, welche, sich erhebend wie ein Schwarm Nachtvögel von schlimmer Vorbedeutung, in der Dunkelheit mit den Flügeln schlugen und klagend nach den unseligen Tuilerien entflohen. Alles dies schwebte, wie jene Schaaren von Raben auf den Schlachtfeldern, über dem König, über der Königin, über dem Hofe, über der österreichischen Camarilla, die ihn umgab, über den Adeligen, die ihm riethen; die Einen versprachen sich die Rache von der Zukunft, — und sie haben sich dieselbe am 2. September und am 21. Januar gegeben, — die Andern nahmen eine Pieke, einen Säbel, eine Flinte und zogen berauscht von dem Blute, das sie mit den Augen getrunken, in die Stadt Paris, um zu tödten . . . Tödten, wen? Alles, was von diesen Schweizern, von diesen Adeligen, von diesem Hofe übrig war! um den König zu tödten, um die Königin zu tödten, wenn sie sie gefunden hätten!

Man mochte ihnen immerhin sagen: »Aber wenn Ihr den König und die Königin tödtet, macht Ihr Kinder zu Waisen! wenn Ihr die Adeligen tödtet, macht Ihr Frauen zu Witwen, versetzt Ihr Schwestern in Trauer!« Frauen, Schwestern, Kinder antworteten: »Ei! wir, wir sind auch Waisen! wir, wir sind auch Schwestern in Trauer! wir, wir sind auch Witwen!« Und das Herz voll Schluchzen, gingen sie in die Nationalversammlung, gingen sie nach der Abtei, stießen sie mit den Köpfen an die Thüren und schrieen: »Rache! Rache!«

Sie boten ein entsetzliches Schauspiel, diese mit Blut besudelten, rauchenden Tuilerien, verlassen von Allen, die Leichname und drei bis vier Posten ausgenommen, welche darüber wachten, daß unter dem Vorwande, nach ihren Todten zu forschen, die nächtlichen Besuche nicht die arme königliche Wohnung mit den gesprengten Thüren, mit den zerbrochenen Fenstern plünderten.

Es war ein Posten unter jedem Vestibule, am Fuße jeder Treppe.

Der Posten des Pavillon de l'Horloge, das heißt der großen Treppe, wurde commandirt von einem jungen Nationalgarde Kapitän, bei dem der Anblick dieses ganzen Mißgeschickes ohne Zweifel ein großes Mitleids regte, — urtheilte man nach dem Ausdrücke seiner Physiognomie bei jedem Karren Leichen, den man gewisser Maßen unter seinem Präsidium wegführte, — auf dessen materielle Bedürfnisse aber die erschrecklichen Ereignisse, welche vorgefallen, nicht mehr Einfluß als auf den König gehabt zu haben schienen; denn gegen elf Uhr Abends war er beschäftigt, einen ungeheuren Appetit auf Kosten eines vierpfündigen Brodes zu befriedigen, das er unter seinem linken Arm festhielt, während er mit seiner mit einem Messer bewaffneten rechten Hand unablässig große Schnitten davon ablöste, welche er in einen Mund schob, dessen

Größe sich nach der Dimension des Nahrungestückes ermaß, das er zu empfangen bestimmt war.

An eine der Säulen des Vestibule angelehnt, sah er Schatten ähnlich, diese stillschweigende Procession von Müttern, von Gattinnen, von Töchtern vorüberziehen welche kamen und beleuchtet durch die in gewissen Entfernungen von einander aufgestellten Fackeln, von dem erloschenen Krater die Leichname ihrer Väter, ihrer Gatten oder ihrer Söhne zurückforderten.

Plötzlich, beim Anblicke einer Art von halb verschleiertem Schatten, bebte der junge Kapitän.

»Die Frau Gräfin von Charny!« murmelte er.

Der Schatten ging vorüber, ohne zu hören und ohne anzuhalten.

Der junge Kapitän winkte seinem Lieutenant.

Der Lieutenant kam auf ihn zu.

»Désiré,« sagte er, »das ist eine junge Dame von der Bekanntschaft von Herrn Gilbert, welche ohne Zweifel ihren Gatten unter den Tobten sucht; ich muß ihr folgen für den Fall, daß sie der Auskunft oder des Beistandes bedürfen sollte. Ich übergebe Dir das Commando vom Posten: wache für zwei.«

»Teufel!« erwiderte der Lieutenant, — den der junge Kapitän mit dem Vornamen Désiré bezeichnet hatte, welchem wir den Namen Maniquet beifügen, »sie hat das Ansehen einer tüchtigen Aristokratin, Deine Dame.«

»Es ist auch eine Aristokratin!« versetzte der Kapitän; »es ist eine Gräfin!«

»Geh also, ich werde für zwei wachen!«

Die Gräfin von Charny hatte sich schon um die erste Ecke der Treppe gedreht, als der Kapitän, sich von seiner Säule losmachend, ihr in der ehrerbietigen Entfernung von fünfzehn Schritten zu folgen anfang.

Er hatte sich nicht getäuscht. Es war wirklich ihr Gatte, den die arme Andrée suchte; nur suchte sie ihn nicht mit den bangen Schauern des Zweifels, sondern mit der düstern Ueberzeugung der Verzweiflung.

Als mitten unter seiner Freude und seinem Glücke, beim Echo der Ereignisse von Paris erwachend, Charny bleich, aber entschlossen kam und zu seiner Frau sagte: »Liebe Andrée, der König von Frankreich ist in Lebensgefahr und bedarf aller seiner Vertheidiger. Was soll ich thun?«

Da antwortete Andrée:

»Gehen, wohin Deine Pflicht Dich ruft, mein lieber Olivier, und, wenn es sein muß, für den König sterben.«

»Aber Du?« fragte Charny.

»Oh! wegen meiner sei unbesorgt,« antwortete Andrée; »da ich nur für Dich gelebt habe, so wird Gott mir ohne Zweifel erlauben, daß ich mit Dir sterbe.«

Und von da an war Alles zwischen diesen großen Herzen abgemacht; man wechselte kein Wort mehr ließ Postpferde kommen, reiste ab und langte fünf Stunden nachher in dein kleinen Hotel der Rue du Coq-Héron an.

An demselben Abend begab sich Charny, wie wir gesehen, — in dem Augenblicke, wo ihm Gilbert, auf seinen Einfluß zählend, schreiben wollte, er möge nach Paris zurückkommen, — an demselben Abend begab sich Charny, in seine Uniform eines Marineofficiers gekleidet, zur Königin.

Von dieser Stunde an verließ er sie, wie man weiß, nicht mehr.

Andrée blieb allein mit ihren Frauen, eingeschlossen und betend; sie hatte einen Augenblick den Gedanken, der Hingebung ihres Gatten nachzuahmen und ihren Platz bei der Königin zurückzufordern, wie ihr Gatte seinen Platz beim König zurückfordern sollte; sie besaß aber nicht den Muth hierzu.

Der Tag des 9. verlief für sie in Bangigkeiten, doch ohne etwas ganz Entschiedenes herbeizuführen.

Am 10., gegen neun Uhr Morgens, hörte sie die ersten Kanonenschüsse.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß jedes Echo des kriegerischen Donners auch die letzte Fiber ihres Herzens vibriren machte.

Gegen zwei Uhr erlosch selbst das Musketenfeuer.

War das Volk Sieger oder besiegt?

Sie erkundigte sich: das Volk war Sieger!

Was war ans Charny bei diesem entsetzlichen Kampfe geworden? Sie kannte ihn: er mußte reichlich daran Theilgenommen haben.

Sie erkundigte sich aufs Neue: man sagte ihr die Schweizer seien beinahe alle getödtet worden, es haben sich aber fast alle Edelleute gerettet.

Sie wartete.

Charny konnte unter irgend einer Verkleidung nach Hause kommen; Charny konnte nothwendig ohne Verzug fliehen müssen; die Pferde wurden angespannt und fraßen am Wagen.

Pferde und Wagen erwarteten den Herrn; Andrée mußte aber wohl, der Herr, welche Gefahr er auch lief, werde nicht ohne sie abreisen.

Sie ließ die Thüren öffnen, damit nichts die Flucht von Charny verzögerte, wenn Charny floh, und wartete fortwährend.

Die Stunden verliefen.

»Ist er irgendwo verborgen,« sagte Andrée zu sich selbst, »so kann er nur bei Nacht weggehen . . . Wir wollen die Nacht abwarten.«

Die Nacht kam; Charny erschien nicht.

Im Monat August tritt die Nacht spät ein.

Erst um zehn Uhr verlor Andrée jede Hoffnung; sie warf einen Schleier über den Kopf und ging aus.

Den ganzen Weg entlang begegnete sie Gruppen von Frauen, welche die Hände rangen, Banden von Männern, welche: »Rache!« schrieten.

Sie ging mitten durch die Einen und die Andern; der Schmerz der Einen und der Zorn der Andern beschützten sie; überdies war es auf die Männer an diesem Abend abgesehen, und nicht auf die Frauen.

Auf der einen wie auf der andern Seite weinten an diesem Abend die Frauen.

Andrée kam auf das Carrousel; sie hörte die Verkündigung der Beschlüsse der Nationalversammlung.

Der König und die Königin befanden sich unter dem Schutze der Nationalversammlung: das war Alles, was sie begriff.

Sie sah zwei oder drei Karren sich entfernen und fragte, was diese Karren wegführen; man

antwortete ihr, es seien auf dem Carrousel-Platze und im Königshofe aufgesammelte Leichen. — Man war erst so weit mit der Wegschaffung der Todten.



Von Mitternacht bis drei Uhr.

Andrée sagte sich, weder auf dem Carrousel, noch im Königshofe müßte Charny gekämpft haben, sondern vor der Thüre des Königs oder vor der der Königin.

Sie durchschritt den Königshof, sodann das große Vestibule und stieg die Treppe hinauf.

In diesem Augenblicke geschah es, daß Pitou, der als Kapitän den Posten des großen Vestibule commandirte, sie sah, erkannte und ihr folgte.

CLXI.

Die Witwe.

Man kann sich unmöglich einen Begriff von dem Zustande der Verwüstung machen, den die Tuilerien boten.

Das Blut floß durch die Zimmer und rollte wie eine Cascade die Treppen entlang; einige Leichname lagen noch in den Zimmern umher.

Andrée that, was die anderen Suchenden thaten, sie nahm eine Fackel und betrachtete Leiche um Leiche.

Und indem sie sie betrachtete, ging sie nach den Gemächern des Königs und der Königin.

Pitou folgte ihr immer.

Hier wie in den anderen Zimmern suchte sie vergebens. Dann schien sie einen Augenblick unschlüssig, sie wußte nicht mehr, wohin sie gehen sollte.

Pitou sah ihre Verlegenheit, näherte sich ihr und sagte:

»Ah! ich vermuthete wohl, was die Frau Gräfin sucht!«

Andrée wandte sich um.

»Wenn die Frau Gräfin meiner bedürfte?«

»Herr Pitou!« sprach Andrée.

»Ihnen zu dienen, Madame.«

»Oh! ja, ja, ich bedarf Ihrer sehr,« erwiderte Andrée.

Und sie ging ans ihn zu, nahm ihn bei den Händen und fragte:

»Wissen Sie, was aus dem Grafen von Charny geworden ist?«

»Nein, Madame,« antwortete Pitou; »doch ich kann Ihnen den Herrn Grafen suchen helfen.«

»Es gibt Jemand, der uns sagen würde, ob er todt oder lebendig, und der, mag er todt oder lebendig sein, weiß, wo er ist.«

»Wer ist dies, Frau Gräfin?«

»Die Königin.«

»Sie wissen, wo die Königin ist?«

»In der Nationalversammlung, glaube ich, und ich habe noch eine Hoffnung: daß Herr von Charny bei ihr ist.«

»Oh! ja, ja,« sagte Pitou, diese Hoffnung ergreifend, nicht für seine eigene Rechnung, sondern für die der Witwe; »wollen Sie in die Nationalversammlung gehen?«

»Wenn man mir aber den Eintritt verweigerte . . . «

»Ich übernehme es, die Thüre für Sie öffnen zu machen.«

»So kommen Sie.«

Andrée warf fern von sich ihre Fackel, auf die Gefahr, den Fußboden und folglich die Tuilerien anzuzünden; doch was lag an den Tuilerien dieser tiefen Verzweiflung? so tief, daß sie keine Thränen hatte!

Andrée kannte das Innere des Schlosses, weil sie in demselben gewohnt hatte; sie wählte eine kleine Gesindetreppe, welche in die Entresols und von den Entresols in das große Vestibule hinabging, so daß sich Pitou, ohne durch alle diese blutbeschmutzten Gemächer zurückzukehren, wieder beim Posten des Pavillon de l'Horloge befand.

Maniquet hielt gute Wache.

»Nun,« sagte er, »Deine Gräfin?«

»Sie hofft ihren Gatten in der Nationalversammlung zu finden,« erwiderte Pitou; »wir gehen dahin.«

Und er sagte leise:

»Da wir den Grafen wohl auffinden könnten, aber todt, so schicke mir an das Thor der Feuillants vier tüchtige Bursche, auf die ich zählen kann, um einen Aristokratenleichnam zu vertheidigen, als ob es ein Patriotenleichnam wäre.«

»Es ist gut, geh mit Deiner Gräfin! Du sollst deine Leute haben.«

Andrée wartete an der Thüre des Gartens stehend, wohin man eine Schildwache gestellt hatte. Da Pitou es war, der diese Schildwache dahin gestellt, so ließ die Schildwache Pitou natürlich passieren.

Der Tuileriengarten war beleuchtet durch Lämpchen die man in gewissen Entfernungen von einander und besonders auf den Piedestaalen der Statuten angezündet.

Da es fast so heiß war, als am Tage, und kaum eine Nachtluft die Blätter der Bäume bewegte, das Licht der Lämpchen, Feuerlanzen ähnlich, beinahe unbeweglich empor und beleuchtete fernhin, nicht nur in den entblößten und als Blumenstück cultivierten Theilen des Gartens, sondern auch unter den Bäumen die zerstreut umherliegenden Leichname.

Andrée war aber nun so sehr überzeugt, sie werde nur in der Nationalversammlung Nachricht von ihrem Gatten erhalten, daß sie vorwärts schritt, ohne sich nach rechts oder nach links zu wenden,

Man erreichte so die Feuillants.

Die königliche Familie hatte seit einer Stunde die Nationalversammlung verlassen und war, wie man gesehen, in ihre Wohnung, das heißt in die provisorische Wohnung gegangen, die man für sie in Bereitschaft gesetzt hatte.

Um bis zur königlichen Familie zu gelangen, waren zwei Hindernisse zu überwinden: einmal das der Schildwachen, welche außen wachten; dann das der Edelleute, welche innen wachten.

Pitou, Kapitän der Nationalgarde, Commandant es Postens der Tuileries, hatte das Losungswort und folglich die Möglichkeit, Andrée bis ins Vorzimmer der Edelleute zu führen.

Es war sodann die Sache von Andrée, sich Eingang bei der Königin zu verschaffen.

Man kennt die Eintheilung der Wohnung, welche die königliche Familie inne hatte; wir haben von der Verzweiflung der Königin gesprochen; wir haben gesagt, wie sie sich beim Eintritte in das kleine Zimmer mit der grünen Tapete auf das Bett geworfen und unter Schluchzen und Thränen in den Hauptpfühl gebissen hatte.

Wahrlich, sie, die einen Thron, die Freiheit, das eben vielleicht verlor, verlor genug, daß man keine Rechenschaft von ihr über ihre Verzweiflung forderte, und nicht hinter dieser großen Erniedrigung suchte, welcher noch lebhaftere Schmerz ihr die Thränen aus den Augen, das Schluchzen aus der Brust ziehe.

In dem Gefühle der Ehrfurcht, das dieser Schmerz einflößte, hatte man also in den ersten

Augenblicken die Königin allein gelassen.

Die Königin hörte die Thüre ihres Zimmers, welches in das des Königs ging, öffnen und wieder zumachen, und wandte sich nicht um; sie hörte Tritte ihrem Bette sich nähern, und blieb mit dem Kopfe in ihrem Kissen verloren.

Plötzlich aber sprang sie auf, als ob sie eine Schlange ins Herz gebissen hätte.

Eine wohlbekannte Stimme hatte das einzige Wort: »Madame!« ausgesprochen.

»Andrée!« rief Marie Antoinette; »was wollen von mir?«

»Ich will von Ihnen, Madame, was Gott von Kain wollte, als er ihn fragte: »Kain, was hast Du mit deinem Bruder gemacht?«

»Mit dem Unterschiede, daß Kain seinen Bruder getödtet hatte, während ich . . . oh! ich würde nicht nur mein Leben, sondern zehn Leben gegeben haben, hätte ich sie gehabt, um *das seine* zu retten!

Andrée schwankte, ein kalter Schweiß floß von ihrer Stirne; ihre Zähne klapperten.

»Er ist also getödtet worden fragte sie mit 'einer äußersten Anstrengung.

Die Königin schaute Andrée an und erwiderte:

»Glauben Sie, ich weine um meine Krone?«

Und auf ihre blutigen Füße deutend:

»Glauben Sie, wenn dieses Blut das meinige wäre, hätte ich meine Füße nicht gewaschen?«

Andrée wurde von bleich leichenfarbig.

»Sie wissen also, wo ein Leib ist?« sagte sie.

»Man lasse mich hinaus, und ich werde Sie gab Ort führen.«

»Ich erwarte Sie auf der Treppe, Madame« sprach Andrée.

Und sie verließ das Zimmer.

Pitou wartete vor der Thüre.

»Herr Pitou, sagte Andrée, »eine von meinen Freundinnen will mich an den Ort führen, wo der Körper von Herrn von Charny ist; es ist eine der Frauen der Königin: kann sie mich begleiten?«

»Sie wissen, erwiderte Pitou, »wenn sie herausgeht, so geschieht es unter der Bedingung, daß ich sie dahin zurückführe, von wo sie herausgegangen ist.«

»Sie werden sie Zurückführen.«

»Es ist gut,« sagte Pitou.

Sodann sich gegen die Schildwache umwendend:

»Kamerad, eine Frau der Königin kommt heraus, um mit uns den Körper eines braven Officiers aufzusuchen, dessen Witwe diese Dame ist. Ich hafte für diese Dame mit meinem Kopfe.«

»Das genügt, Kapitän,« antwortete die Schildwache.

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre des Vorzimmers, und die Königin erschien, das Gesicht mit einem Schleier bedeckt.

Man stieg die Treppe hinab, die Königin ging voran, Andrée und Pitou folgten ihr.

Nach einer Sitzung von siebenundzwanzig Stunden hatte die Nationalversammlung endlich den Saal geräumt.

Dieser ungeheure Saal, wo sich so viele Geräusche und Ereignisse seit siebenundzwanzig

Stunden gedrängt hatten, war stumm, leer und finster wie das Grab.

»Ein Licht!« sagte die Königin.

Pitou hob eine ausgelöschte Fackel auf, zündete sie an einer Laterne wieder an, gab sie der Königin, und diese ging weiter.

Als sie an der Eingangsthüre vorüberkam, deutete Marie Antoinette mit ihrer Fackel auf diese Thüre und sagte:

»Hier ist die Thüre, wo er getödtet worden.«

Andrée antwortete nicht; man hätte glauben sollen, es sei ein Gespenst, das seinem Beschwörer folge.

Als sie in den Corridor gelangte, senkte die Königin ihre Fackel gegen den Fußboden und sprach:

»Hier ist sein Blut!«

Andrée blieb stumm.

Die Königin ging gerade auf ein Cabinet zu, das er Loge des *Logographe* gegenüber lag, öffnete die Thüre des Cabinets, beleuchtete das Innere mit ihrer Fackel und sagte:

»Hier ist sein Leib!«

Immer stumm, trat Andrée in das Cabinet ein, setzte sich auf die Erde, zog den Kopf von Olivier an ihren Schooß und sprach:

»Ich danke, Madame; das ist Alles, was ich von Ihnen zu erbitten hatte.«

»Aber ich,« erwiderte die Königin, »ich habe um etwas Anderes zu bitten.«

»Sprechen Sie.«

»Verzeihen Sie mir?«

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, als ob Andrée zögerte.

»Ja,« antwortete sie endlich; »denn morgen werde ich bei ihm sein!«

Die Königin zog aus ihrer Brust eine goldene Scheere, die sie hier wie einen Dolch verborgen hatte um sich daraus eine Waffe gegen sich selbst in einer äußersten Gefahr zu machen.

»Dann . . . « sagte sie fast flehend, indem sie die Scheere Andrée darreichte.

Andrée nahm die Scheere, schnitt eine Haarlocke vom Haupte des Leichnams, und gab dann Scheere und Haare der Königin.

Die Königin ergriff die Hand von Andrée und küßte sie.

Andrée stieß einen Schrei ans und zog ihre Hand zurück, als ob die Lippen der Königin ein glühendes Eisen gewesen wären.

»Ah!« murmelte die Königin, »wer kann sagen, welche von uns Beiden ihn mehr liebte?«

»O mein vielgeliebter Olivier!« flüsterte ihrerseits Andrée, »ich hoffe, Du weißt nun wenigstens, daß ich Dich am Besten liebte.«

Die Königin nahm schon wieder den Rückweg nach ihrem Zimmer und ließ Andrée im Cabinet mit dem Leichname ihres Gatten, auf welchen, wie ein Freundesblick, durch ein vergittertes Fenster ein bleicher Mondstrahl fiel.

Pitou, ohne zu wissen, wer es war, führte Marie Antoinette zurück und sah sie bei sich eintreten; von dieser Verantwortlichkeit vor der Schildwacht befreit, ging er sodann auf die Terrasse hinaus, um zu sehen, ob die vier Männer, die er von Désiré Maniquet verlangt hatte, da seien.

Die vier Männer warteten.

»Kommt!« sagte Pitou zu ihnen.

Sie traten ein.

Pitou, der sich mit der Fackel leuchtete, welche er wieder aus den Händen der Königin genommen hatte, führte sie bis in das Cabinet, wo Andrée, immer sitzend, beim Scheine des befreundeten Strahles das bleiche, aber stets schöne Gesicht ihres Gatten betrachtete.

Das Licht der Fackel machte, daß die Gräfin die Augen aufschlug.

»Was wollen Sie?« fragte sie Pitou und seine Leute, als hätte sie befürchtet, diese Unbekannten nehmen ihr den geliebten Leichnam.

»Madame,« erwiderte Pitou, »wir wollen den Körper von Herrn von Charny holen, um ihn nach der Rue Coq-Héron zu bringen.«

»Sie schwören mir, daß es deshalb ist?« fragte Andrée.

Pitou streckte die Hand über dem Leichname mit einer Würde aus, der man ihn nicht fähig gehalten hätte, und sprach:

»Ich schwöre es, Madame!«

»Dann sage ich Ihnen meinen Dank, und ich werde Gott in meinem letzten Augenblicke bitten, er möge Ihnen, Ihnen und den Ihrigen, die Schmerzen ersparen, mit denen er mich zu Boden drückt . . . «

Die vier Männer nahmen den Leichnam, hoben ihn auf ihre Gewehre, und Pitou stellte sich mit bloßem Degen an die Spitze des Leichenzuges.

Andrée ging auf der Seite, in ihrer Hand die kalte und schon starre Hand des Grafen haltend.

Als man in der Rue Coq-Héron angelangt war, legte man den Körper auf das Bett von Andrée.

Dann sprach die Gräfin, indem sie sich an die Männer wandte:

»Empfangt die Segnungen einer Frau, welche morgen da oben zu Gott für Euch beten wird.«

Und zu Pitou:

»Herr Pitou, ich bin Ihnen mehr schuldig, als ich Ihnen je werde vergelten können; darf ich noch auf für einen letzten Dienst zählen?«

»Befehlen Sie, Madame.«

»Machen Sie, daß morgen früh um acht Uhr der Doctor Gilbert hier ist.«

Pitou verbeugte sich und ging ab.

Während er abging, wandte er den Kopf um, er sah Andrée vor dem Bette wie vor einem Altare knieen.

In dem Augenblicke, wo er sich durch die Hausthüre entfernte, schlug es drei Uhr in der Saint-Eustache-Kirche.

CLXII.

Was Andrée von Gilbert wollte.

Am andern Morgen um acht Uhr klopfte Gilbert an die Thüre des kleinen Hotels der Rue Coq Héron.

Auf die Bitte, welche Pitou im Namen von Andrée an ihn gerichtet, hatte sich Gilbert, erstaunt, die Ereignisse des vorhergehenden Tags in allen ihren Einzelheiten erzählen lassen.

Dann hatte er lange überlegt.

In dem Augenblicke endlich, wo er am Morgen ausgehen wollte, hatte er Pitou gerufen und ihn gebeten, Sebastian beim Abbé Bérardier zu holen und ihn nach der Rue Coq-Héron zu führen; hier angelangt, wollte Pitou auf den Abgang von Gilbert warten.

Ohne Zweifel war der alte Concierge von der Ankunft des Doctors unterrichtet; denn, nachdem er ihn erkannt, führte er ihn in den Salon ein, der vor dem Schlafzimmer kam.

Andrée wartete ganz schwarz gekleidet.

Man sah, daß sie seit dem vorhergehenden Tage weder geschlafen, noch geweint hatte; ihr Gesicht war bleich, ihr Auge trocken.

Nie waren die Linien ihres Gesichtes, Linien, welche einen bis zur Hartnäckigkeit gesteigerten Willen bezeichneten, so sehr gespannt gewesen.

Es hätte sich schwer sagen lassen, welchen Entschluß dieses Demantherz gefaßt; es ließ sich aber leicht sehen, daß es einen gefaßt, Gilbert, der gewandte Beobachter, der philosophische Arzt, begriff dies auf den ersten Blick.

Er verbeugte sich und wartete.

»Herr Gilbert,« sagte Andrée, »ich habe Sie gebeten, zu kommen.«

»Und Sie sehen, Madame,« erwiderte Gilbert, »ich habe pünktlich Ihrer Einladung entsprochen.«

»Ich habe Sie ersucht, Sie und nicht einen Andern, weil derjenige, an welchen ich die Bitte richten würde, die ich an Sie zu richten im Begriffe bin, nicht befugt sein sollte, sie mir abzuschlagen.«

»Sie haben Recht, Madame; vielleicht nicht in dem, was Sie von mir verlangen werden, aber in dem was Sie sagen; Sie sind befugt, Alles von mir zu fordern, selbst mein Leben.«

Andrée lächelte bitter.

»Ihr Leben, mein Herr, ist eine von den der Menschheit so kostbaren Existenzen, daß ich, — weit entfernt von dem Gedanken, es abzukürzen, — Gott zuerst bitte werde, Ihnen dasselbe lang und glücklich zu machen . . . Gestehen Sie aber, so sehr das Ihrige unter einen glücklichen Einfluß gestellt ist, ebenso gibt es andere, welche einem unseligen Gestirne unterworfen zu sein scheinen.«

Gilbert schwieg.

»Das meinige, zum Beispiel,« fuhr Andrée fort, nachdem sie selbst einen Augenblick geschwiegen; »was sagen Sie von dem meinigen, mein Herr?«

Sodann, da Gilbert, ohne zu antworten, die Augen niederschlug:

»Lassen Sie es mich Ihnen mit zwei Worten zurückrufen . . . Seien Sie ruhig, es wird kein Vorwurf für irgend Jemand hierin sein!«

Gilbert machte eine Geberde, welche besagen wollte »Sprechen Sie.«

»Ich bin arm geboren; mein Vater war vor meiner Geburt zu Grunde gerichtet . . . Meine Jugend war traurig, einsam: Sie haben meinen Vater gekannt, und Sie wissen besser, als irgend Jemand, das Maß seiner Zärtlichkeit für mich . . .

»Zwei Menschen, von denen der Eine mir hätte unbekannt bleiben sollen, und der Andere . . . fremd hatten auf mein Leben einen mysteriösen, verhängnisvollen Einfluß, bei dem mein Wille Nichts war: der Eine verfügte über meine Seele, der Andere über meinen Leib.

»Ich fand mich Mutter, ohne zu vermuthen, daß ich Jungfrau zu sein aufgehört . . .

»Bei diesem düstern Ereigniß hätte ich beinahe die Zärtlichkeit des einzigen Wesens, das mich je geliebt die meines Bruders, verloren!

»Ich flüchtete mich in die Idee, Mutter zu werden und von meinem Kinde geliebt zu sein: mein Kind wurde mir eine Stunde nach seiner Geburt genommen. Ich fand mich Frau ohne Mann, Mutter ohne Kind!

»Die Freundschaft einer Königin tröstete mich.

»Eines Tags brachte der Zufall in denselben Wagen mit uns einen schönen, jungen, wackern Mann; das Verhängniß wollte, daß ich, die ich nie etwas geliebt hatte, ihn liebte.

»Er liebte die Königin!

»Ich wurde die Vertraute dieser Liebe. Ich glaube, Sie haben geliebt, ohne geliebt zu werden, Herr Gilbert; Sie können also begreifen, was ich litt.

»Das war nicht genug. Einst geschah es, daß die Königin zu mir sagte: »»Andrée, rette mir das Leben! Rette mir mehr als das Leben: rette mir die Ehre!«« Ich mußte, während ich eine Fremde für ihn blieb, die Frau des Mannes werden, den ich seit drei Jahren liebte.

»Ich wurde seine Frau.

»Fünf Jahre blieb ich bei diesem Manne, Flamme Innen, Eis außen, eine Bildsäule, deren Herz brannte! Arzt! begreifen Sie, was mein Herz leiden mußte?

»Eines Tags endlich, — Tag unaussprechlicher Wonne! — rührten meine Ergebenheit, mein Stillschweigen, meine Verleugnung diesen Mann. Seit sieben Jahren liebte ich ihn, ohne daß ich es ihn durch einen Blick hatte ahnen lassen, als er ganz bebend sich vor mir auf die Kniee warf und sprach: »»Ich weiß Alles, und ich lebe Sie!««

»Gott, der mich belohnen wollte, gestattete, daß ich in demselben Tage, wo ich meinen Gatten fand, auch mein Kind wiederfand! Ein Jahr verlief wie ein Tag, wie eine Stunde, wie eine Minute; dieses Jahr, das war mein ganzes Leben.

»Vor vier Tagen schlug der Blitz zu meinen Füßen ein.

»Seine Ehre hieß ihn nach Paris zurückkehren und hier sterben. Ich machte ihm keine Bemerkung, ich vergoß keine Thräne; ich reiste mit ihm ab.

»Wir waren kaum angekommen, als er mich verließ. »Heute Nacht habe ich ihn todt wiedergefunden! Er ist dort in jenem Zimmer.

»Glauben Sie, es sei zu ehrgeizig von mir, nach einem solchen Leben, wenn ich in demselben Grabe mit ihm zu ruhen wünsche? Glauben Sie, es sei eine Bitte, die Sie mir abschlagen können,

die, welche ich so thun werde?

»Herr Gilbert, Sie sind ein geschickter Arzt, ein gelehrter Chemiker; Sie haben großes Unrecht gegen mich gehabt; Sie haben viel zu sühnen . . . Nun wohl geben Sie mir ein rasches und sicheres Gift, und ich werde Ihnen nicht nur verzeihen, sondern auch das Herz voll Dankbarkeit sterben!«

»Madame,« erwiderte Gilbert, »Ihr Leben ist, wie Sie gesagt haben, eine grausame Prüfung gewesen, und diese Prüfung, Ehre sei Ihnen! haben Sie Märtyrin edel und fromm erduldet!«

Andrée machte ein leichtes Zeichen mit dem Kopf welches bedeutete: »Ich warte.«

»Sie sprechen nun zu Ihrem Henker: »»Du hast mir das Leben grausam gemacht: gib mir einen sanften Tod!«« Sie haben das Recht, ihm dies zu sagen; Sie haben das Recht, beizusetzen: »»Du wirst thun, was ich sage, denn Du bist nicht befugt, mir etwas von dem zu verweigern, was ich von Dir fordere . . . ««

»Also, mein Herr?«

»Verlangen Sie immer noch Gift von mir?«

»Ich flehe Sie an, mir zu geben.«

»Ist das Leben so drückend für Sie, daß es Ihnen unmöglich geworden, es zu ertragen?«

»Der Tod ist die süßeste Gnade, die mir die Menschen gewähren können, die größte Wohlthat, die es mir bewilligen kann.«

»In zehn Minuten werden Sie haben, was Sie zu mir verlangen, Madame,« sprach Gilbert.

Und er verbeugte sich und machte einen Schritt rückwärts.

Andrée aber reichte ihm die Hand und sagte:

»Ah! in einem Augenblicke haben Sie mir mehr gutes gethan, als Sie mir in meinem ganzen Leben schlechtes gethan hatten! . . . Seien Sie gesegnet, Gilbert!«

Gilbert ging ab.

Vor der Thüre fand er Sebastian und Pitou, die in einem Fiacre erwarteten.

»Sebastian,« sagte er, indem er aus seiner Brust ein kleines Fläschchen zog, das er an einer goldenen Kette hängend trug, und das eine opalfarbige Flüssigkeit enthielt, »Sebastian, Du wirst von mir dieses Fläschchen er Gräfin von Charny geben.«

»Wie lange darf ich bei ihr bleiben, mein Vater?«

»So lange Du willst.«

»Und wo werde ich Sie wiederfinden?«

»Ich erwarte Dich hier.«

Der junge Mann nahm das Fläschchen und trat ein.

Nach einer Viertelstunde kam er wieder heraus.

Gilbert warf einen raschen Blick auf ihn: er brachte das Fläschchen unberührt zurück.

»Was hat sie gesagt?« fragte Gilbert.

»Sie hat gesagt: »»Oh! nicht von Deiner Hand, mein Kind!««

»Was hat sie gemacht?«

»Sie hat geweint.«

»Dann ist sie gerettet,« sprach Gilbert. »Komm, mein Kind.«

Und er küßte Sebastian zärtlicher vielleicht, als er es je gethan.

Gilbert rechnete ohne Marat.

Acht Tage daraus erfuhr er, die Gräfin von Charny sei verhaftet und in das Gefängniß der Abtei gebracht worden.

CLXIII.

Der Tempel.

Doch ehe wir Andrée in das Gefängniß folgen, wo hin man sie als verdächtig schicken sollte, folgen wir der Königin in das, in welches man diese als schuldig geführt hatte.

Wir haben den Antagonismus der Nationalversammlung und der Commune bezeichnet.

Die Nationalversammlung, wie dies allen konstituierten Körpern begegnet, war nicht mit demselben Schritt gegangen wie die Individuen; sie hatte das Volk auf den Weg des 10. August hingetrieben, dann war sie zurückgeblieben.

Die Sectionen hatten den berufenen Rath der Commune improvisiert, und dieser Rath der Commune war es, der in Wirklichkeit den, von der Nationalversammlung gepredigten, 10. August gemacht hatte.

Und zum Beweise dient, daß gegen die Commune der König eine Zuflucht bei der Nationalversammlung gesucht.

Die Nationalversammlung hatte ein Asyl dem König gegeben, den die Commune nicht ungern in den Tuilerien überfallen, zwischen zwei Matratzen erstickt, zwischen zwei Thüren erdrosselt hätte, mit der Königin und dem Dauphin, mit der *Wölfin* und dem *Wölflein*, wie man sagt.

Die Nationalversammlung hatte dieses Project scheitern gemacht, dessen Gelingen, — so schändlich es will, — vielleicht ein großes Glück gewesen wäre.

Die den König, die Königin, den Dauphin, selbst den Hof beschützende Nationalversammlung war also royalistisch; die Nationalversammlung, welche decretirte, der König sollte das Luxembourg, das heißt einen Palast bewohnen, war royalistisch.

Allerdings gibt es, wie bei allen Dingen, Stufen beim Royalismus; was in den Augen der Commune, und so, war in den Augen der Nationalversammlung royalistisch, war revolutionär in anderen Augen.

Lafayette, als *Royalist* in Frankreich geächtet, sollte er nicht als Revolutionär vom Kaiser von Oestereich eingekerkert werden?

Die Commune fing also damit an, daß sie die Nationalversammlung des Royalismus bezichtigte; sodann streckte Robespierre von Zeit zu Zeit aus dem Loche, wo er verborgen war, seinen spitzigen Kopf hervor und pfiß eine Verleumdung.

Robespierre war gerade in diesem Augenblicke im Zuge, zu sagen, eine mächtige Partei, die Gironde, biete den Thron dem Herzog von Braunschweig an. Die Gironde? begreift Ihr? das heißt die erste Stimme, welche: »Zu den Waffen!« gerufen, der erste Arm, der sich angeboten hätte, um Frankreich zu vertheidigen!

Die *revolutionäre* Commune mußte aber, um zur Dictatur zu gelangen, Allem, was die *royalistische* Nationalversammlung that, entgegentreten.

Die Nationalversammlung hatte dem König das Luxembourg als Wohnung bewilligt.

Die Commune erklärte, sie hafte nicht für den König, wenn der König im Luxembourg wohne; die Keller des Luxembourg, versicherte die Commune, stehen mit den Katakomben in

Verbindung.

Die Nationalversammlung wollte mit der Commune nicht wegen einer solchen Geringfügigkeit brechen: sie überließ ihr die Wahl der königlichen Wohnung.

Die Commune wählte den Tempel.

Man sehe, ob der Platz gut gewählt war.

Der Tempel ist nicht, wie das Luxembourg, eine durch seine Keller in die Katakomben, durch seine Mauern auf die Ebene gehender, mit den Tuileries und dem Stadthause einen spitzigen Winkel bildender Palast; nein es ist ein unter das Auge und in den Bereich der Commune gestelltes Gefängniß; die Commune braucht die Hand auszustrecken: sie öffnet und schließt sein Thüren; es ist ein alter, vereinzelter, niedriger, starker fester Thurm, dessen Graben man wiederhergestellt hat; Philipp der Schöne, das heißt das Königthum, brach hier das Mittelalter, das sich gegen ihn empörte: das Königthum wird hierher zurückkehren, durch die neue Zeit gebrochen.

Wie war dieser alte Thurm hier geblieben, in dem volkreichen Quartier, schwarz und traurig wie eine Nachtule im hellen Sonnenscheine? Hier werden nach der Entscheidung der Commune der König und die königliche Familie wohnen.

War es Berechnung, als sie zum Aufenthaltsorte dem König dieses Asyl anwies, wo die früheren Bankrottirer die grüne Mütze aufsetzten und mit dem *Hintern die Steine klopften*, wie das Gesetz des Mittelalters sagt, wonach sie nichts mehr schuldig waren? Nein, es war Zufall, Verhängniß, wir würden sagen Vorsehung, wäre das Wort nicht zu grausam.

Am 10. Abends wurden der König, die Königin, Madame Elisabeth, Frau von Lamballe, Frau von Tourzel, Herr Chemilly, der Kammerdiener des Königs, und Herr Hue, der Kammerdiener des Dauphin, in den Tempel versetzt.

Die Commune hatte sich dergestalt beeilt, den König in seine neue Wohnung zu bringen, daß der Thurm noch nicht bereit war.

Die königliche Familie wurde dem zu Folge in Theil des Gebäudes geführt, welchen einst der Graf von Artois bewohnte, wenn er nach Paris kam, und den man das Palais nannte.

Ganz Paris schien freudig zu sein; es ist wahr, dreitausend Bürger waren umgekommen; doch der Freund es Auslands, doch der große Feind der Revolution, doch der Verbündete der Adelligen und der Priester: der König saß gefangen.

Alle den Tempel umgebende Häuser waren erleuchtet.

Es fanden sich Lämpchen bis in den Zinnen des Thurmes.

Als Ludwig XVI. aus dem Wagen stieg, sah er Santerre zu Pferde, zehn Schritte vom Schlage haltend.

Zwei Municipalbeamte erwarteten den König mit dem Hute in der Hand.

»Treten Sie ein, mein Herr,« sagten sie zu ihm.

Der König trat ein, und natürlich über seine zukünftige Residenz sich täuschend, verlangte er die Gemächer des Palais zu besichtigen.

Die Municipalbeamten wechselten einen Blick; ohne ihm zu sagen, die Promenade, die er zu machen gedenke, sei unnütz, da er den Thurm bewohnen sollte, ließen sie ihn den Tempel Zimmer für Zimmer besichtigen.

Der König machte die Eintheilung seiner Wohnung, und die Municipalbeamten ergötzen sich an diesem Irrthume, der sich in Bitterkeit verwandeln sollte.

Um zehn Uhr wurde das Abendbrod servirt. Während des Mahles stand Manuel in der Nähe des Königs; das war kein botmäßiger Diener mehr: es war ein Kerkermeister, ein Aufseher, ein Herr.

Man nehme zwei sich widersprechende Befehle an: den einen vom König, den andern von Manuel gegeben; er Befehl von Manuel wäre vollzogen worden.

Hier begann wirklich die Gefangenschaft.

Besiegt auf der Höhe der Monarchie, verläßt am 10. August Abends der König den obersten Gipfel und steigt mit raschen Schritten den entgegengesetzten Abhang des Berges hinab, an dessen Fuße ihn das Schaffot erwartet.

Er hat achtzehn Jahre gebraucht, um den Gipfel ersteigen und sich darauf zu behaupten; er wird fünf Monate und acht Tage brauchen, um herabgestürzt zu werden.

Man sehe, mit welcher Geschwindigkeit man ihr antreibt.

Um zehn Uhr ist man im Speisezimmer des Palais, um elf Uhr im Salon des Palais.

Der König ist noch oder glaubt wenigstens noch zu *sein*. Er weiß nicht, was vorgeht.

Um elf Uhr gibt einer von den Commissären den zwei Kammerdienern, Hue und Chemilly, Befehl, das bisschen Wäsche, was sie hatten, zu nehmen und ihm zu folgen.

»Wohin folgen?« fragten die Kammerdiener.

»In den Nachtaufenthalt *Eures* Herrn,« antwortete der Commissär; »das Palais ist nur der Tagaufenthalt.«

Der König, die Königin, der Dauphin waren schon nur noch die Herren von ihren Kammerdienern.

An der Thüre des Palais fand man einen Municipalbeamten, der mit einer Laterne vorausging. Man folgte ihm.

Beim schwachen Scheine dieser Laterne und mittels der Erleuchtung der benachbarten Häuser, — eine Erleuchtung, welche zu erlöschen anfang, — suchte Hue die zukünftige Wohnung des Königs zu erkennen; er sah vor sich nur den düstern Thurm, der sich in die Luft erhob wie ein Granitriese, an dessen Stirne eine Feuerkrone glänzte.

»Mein Gott!« sagte der Kammerdiener stillstehend, »sollten Sie uns in diesen Thurm führen?«

»Gewiß,« antwortete der Municipalbeamte. »Ah! die Zeit der Paläste ist vorüber! Du wirst sehen, wie man die Mörder des Volks quartiert.«

Nachdem er kaum diese Worte gesprochen, stieß der Mann mit der Laterne an die ersten Stufen einer Schnecken- und Treppen.

Die Kammerdiener blieben im ersten Stocke; der Mann mit der Laterne ging aber weiter.

Im zweiten Stocke hörte er auf emporzusteigen, nahm seinen Weg in einen rechts von der Treppe liegenden Korridor, und öffnete ein Zimmer, das auf der linken Seite des Corridors lag.

Ein einziges Fenster erleuchtete dieses Zimmer; drei bis vier Stühle, ein Tisch und ein schlechtes Bett bildeten das ganze Mobilier.

»Welcher von Euch Beiden ist der Bediente des Königs?« fragte der Municipalbeamte.

»Ich bin sein Kammerdiener,« erwiderte Herr Chemilly.

»Kammerdiener oder Bediente, das ist immer einerlei,« versetzte der Mann mit der Laterne.

Und auf das Bett deutend, fügte er bei:

»Sieh, hier wird Dein Herr schlafen.«

Und er warf auf einen Stuhl eine Decke und ein Paar Leilacken, zündete mit seiner Laterne zwei Lichter auf dem Kamine an und ließ die zwei Kammerdiener allein.

Man schickte sich an, die im ersten Stocke liegende Wohnung der Königin in Bereitschaft zu setzen.

Die Herren Hue und Chemilly schauten sich bestürzt an. Sie hatten noch in ihren thränenfeuchten Augen die Herrlichkeiten der königlichen Wohnungen; es war nicht einmal mehr ein Gefängniß, in das man den König stürzte: man quartierte ihn in einen Dachwinkel ein.

Die Majestät der Scenirung fehlte dem Unglücke.

Sie untersuchten das Zimmer.

Das Bett stand in einem Alcoven ohne Vorhänge, ein an die Wand gestelltes altes Weidengeflechte deutet eine gegen die Wanzen genommene Vorsichtsmaßregel an; — eine unzulängliche Maßregel, wie leicht zu sehen war.

Sie ließen sich indessen nicht abschrecken und fing an, so gut sie konnten, die Stube und das Bett säubern.

Während der Eine fegte und der Andere abstäubt, trat der König ein.

»Oh! Sire,« riefen sie einstimmig, »welche Schädlichkeit!«

Der König — war dies Seelenstärke? war es Sorglosigkeit? — blieb unempfindlich. Er schaute um her, sagte aber kein Wort.

Da er die Wand mit Kupferstichen tapeziert fand und einige von diesen Stichen obscön waren, so riß er sie ab.

»Ich will solche Gegenstände nicht unter den Augen meiner Tochter lassen!« sagte er.

Als sodann ein Bett gemacht war, legte sich der: König nieder und entschlief so ruhig, als ob er in den Tuilerien gewesen, wäre, — ruhiger vielleicht.

Wahrlich, hätte man zu dieser Stunde dem König dreißig tausend Livres Einkünfte gegeben, ein Landhaus mit einer Schmiede, eine Bibliothek von Reisewerken, eine Kapelle, um darin die Messe zu hören, eine Kaplan, um sie ihm zu lesen, einen Park von zehn Morgen, wo er hätte geschützt vor jeder Intrigue, umgeben von der Königin, vom Dauphin, von Madame Royale, das heißt — süßere Worte — von seiner Frau und seinen Kindern, leben können, der König wäre der glücklichste Mensch seines Reiches gewesen.

Nicht so war es bei der Königin.

Brüllte sie nicht beim Anblicke ihres Käfichs, die stolze Löwin, so war dies, weil ein so grausamer Schmerz in der Tiefe ihrer Brust wachte, daß sie für Alles, was sie umgab, blind und unempfindlich wurde.

Ihre Wohnung bestand aus vier Zimmern: einem Vorzimmer, wo die Frau Prinzessin von Lamballe blieb, einem Zimmer, das die Königin für sich nahm, einem Cabinet, welches man Frau von Tourzel abtrat, und einem weiten Zimmer, das man für Madame Elisabeth und die Kinder bestimmte.

Alles dies war etwas reinlicher als beim König.

Uebrigens, als hätte er sich der Hinterlist geschämt, er man sich gegen den König bedient hatte, kündigte Manuel an, der Baumeister der Commune, der Bürger Palloy, — derselbe, welcher mit dem Niederreißen der Bastille beauftragt gewesen war, — werde kommen und ich mit dem König verständigen, um die zukünftige Wohnung der königlichen Familie so bequem als möglich machen.

Während Andrée in das Grab den Leichnam ihres geliebten Gatten niederlegt; während Manuel im Tempel den König und die königliche Familie einquartiert; während der Zimmermann die Guillotine auf dem Platze des Carrousel, dem Siegesfelde, das sich in einen Grève-Platz verwandeln soll, errichtet, werfen wir einen Blick in das Innere des Stadthauses, wo wir schon zwei- oder dreimal eingetreten sind, und schätzen wir diese Macht, welche auf die der Bailly und der Lafayette gefolgt ist und sich, indem sie sich an die Stelle der legislativen Versammlung setzt, der Dictatur zu bemächtigen strebt.

Sehen wir die Menschen, sie werden uns die Erklärung der Acte geben.

Am 10. Abends, als Alles beendet war, wohlverstanden; als der Lärm der Kanonen entschlummert war; als das Geräusch des Musketenfeuers erloschen war; als man nur noch mordete, hatte ein Trupp betrunkenen, verlumpfter Leute auf den Armen mitten in den Rath der Commune den Mann der Finsterniß, die Nachteule mit den blinzelnden Augen, den Propheten des Pöbels, den *göttlichen* Marat gebracht.

Er hatte mit sich machen lassen: es war nichts mehr zu befürchten; der Sieg war entschieden und das Feld für die Wölfe, die Geier und die Raben offen.

Sie nannten ihn den *Sieger vom 10. August*, ihn, den sie in dem Augenblicke genommen hatten, wo er den Kopf durch das Luftloch seines Kellers her vorstreckte.

Sie hatten ihn mit Lorbeeren bekränzt, und er hatte, wie Cäsar, naiv den Kranz auf einer Stirne behalten.

Sie kamen, die Bürger Sansculottes, und warfen, wie wir so eben gesagt haben, den Gott Marat mitten in die Commune.

So hatte man den lahmen Vulcan in den Rath der Götter geworfen.

Beim Anblicke von Vulcan hatten die Götter gelacht; beim Anblicke von Marat lachten Viele; die Andern wurden von Ekel erfaßt; Einige schauerten.

Diese Letzten hatten Recht.

Und Marat gehörte doch nicht zur Commune; er war nicht zum Mitgliede ernannt worden; man hatte ihn dahin getragen.

Er blieb hier.

Man machte ihm, — für ihn ganz ausdrücklich — eine Journalistenloge, nur, statt daß der Journalist unter der Hand der Commune war, wie der *Logographe* unter der Hand der Nationalversammlung, war die Commune unter der Klaue, unter der Pfote von Marat.

Wie in dem schönen Drama unseres theuren und großen Freundes Victor Hugo Angelo über Padua ist, aber Venedig über sich fühlt, so war die Commune über der Nationalversammlung, fühlte aber Marat über sich.

Schaut, wie sie gehorcht, diese stolze Commune, der die Nationalversammlung gehorcht! Einer der ersten Beschlüsse den sie faßt, ist:

»Die Pressen der royalistischen Giftmischer sollen nunmehr confiscirt und den patriotischen Druckern zuerkannt werden.«

An dem Tage, wo das Decret erlassen werden soll, vollzieht es Marat: er geht in die königliche Druckerei, läßt eine Presse zu sich schleppen und in Säcken die Schrift mitnehmen, die ihm ansteht. Ist er nicht der Erste der patriotischen Drucker?

Die Nationalversammlung war über die Schlächtereien des 10. August erschrocken; sie war unmächtig gewesen, sie zu verhindern: man hatte in ihrem Hofe, in ihrem Corridor, vor ihrer

Thüre geschlachtet.

Danton hatte gesagt:

»Wo die Thätigkeit der Justiz anfängt, muß die Volksrache aufhören. Ich übernehme vor der Nationalversammlung die Verbindlichkeit, die Menschen zu beschützen, welche in ihrem Bezirke sind; ich werde an ihrer Spitze gehen; ich haften für sie.«

Danton hatte dies gesagt, ehe Marat bei der Commune war.

Von dem Augenblicke an, wo Marat bei der Commune war, haftete er für nichts mehr.

Der Schlange gegenüber schlug der Löwe schiefe Wege ein: er suchte sich zum Fuchse zu machen.

Lacroix, dieser ehemalige Officier, dieser athletische Abgeordnete, einer der hundert Arme von Danton, bestieg die Tribüne und verlangte, daß man durch Santerre, — den Mann, dem die Royalisten selbst, unter einer rauhen Form, ein mitleidiges Herz zugestehen, — Lacroix verlangt, daß man durch Santerre ein Kriegsgericht ernennen lasse, welches auf der Stelle die Schweizer, Officiere und Soldaten, richten sollte.

Folgendes war die Idee von Lacroix oder vielmehr von Danton:

Dieses Kriegsgericht würde man unter den Männern nehmen, welche sich geschlagen hatten; die Männer, die sich geschlagen hatten, waren Männer von Muth: die Männer von Muth schätzen und achten aber den Muth.

Ueberdies hätte es ihnen gerade dadurch, daß sie Sieger waren, widerstrebt, Besiegte zu verurtheilen.

Hat man nicht diese Sieger, berauscht vom Blut, rauchend von der Schlächtere, die Weiber verschonen, sie beschützen, sie zurückführen sehen?

Ein Kriegsgericht gewählt unter den bretonischen oder den Marseiller Förderriten, kurz unter den Sieger, war also das Heil der Gefangenen, und zum Beweise, wie dies eine Maßregel der Milde war, dient, daß die Commune sie verwarf.

Marat zog die Schlächtere vor: das würde eher beendigt sein.

Er verlangte Köpfe, dann Köpfe und abermals Köpfe.

Seine Zahl, statt abzunehmen, nahm immer mehr zu; es waren Anfangs fünfzigtausend Köpfe, dann hundert tausend, dann zweimal hunderttausend; am Ende forderte er *zweimal hundert dreiundsiebzig tausend*.

Warum diese seltsame Rechnung, dieser sonderbare Bruch?

Er wäre selbst in Verlegenheit gewesen, es zu sagen.

Er verlangt die Schlächtere, das ist das Ganze, — und die Schlächtere organisiert sich.

Danton setzt auch keinen Fuß mehr in die Commune; eine Ministerarbeit nimmt ihn ganz und gar in Anspruch, wie er sagt.

Was macht die Commune? Sie schickt Deputationen an die Nationalversammlung ab.

Am 16. folgen sich drei Deputationen vor der Schranke.

Am 17. erscheint eine neue Deputation.

»Das Volk,« sagt sie, »ist es müde, nicht gerächt zu sein. Befürchtet, daß es Gerechtigkeit übt. Um Mitternacht wird man die Sturmglocke läuten. Man braucht ein Criminalgericht in den Tuilerien, einen Richter je für die Section; Ludwig XVI. und Marie Antoinette wollten Blut; sie mögen das ihrer Trabanten fließen sehen!«

Diese Dreistigkeit, dieses Drängen machen zwei Männer aufspringen: den Jacobiner Choudieu, den Dantonisten Thuriot.

»Diejenigen, welche hier die Schlächtereien verlangen,« sagt Choudieu, »sind keine Freunde des Volks; es sind seine Schmeichler. Man will eine Inquisition; ich werde mich dem bis zum Tode widersetzen!«

»Ihr wollt die Revolution entehren!« ruft Thuriot; die Revolution gehört nicht allein Frankreich: die Revolution gehört der Menschheit!«

Nach den Petitionen kommen die Drohungen.

Die Sectionen treten auch ein und sprechen:

»Ist binnen drei Stunden der Director des Geschworenengerichts nicht ernannt, und die Geschworenen sind nicht im Stande, zu handeln, so wird großes Unglück in Paris umhergehen.«

Auf diese letzte Drohung sah sich die Nationalversammlung genöthigt, zu gehorchen: sie votirte die Errichtung eines außerordentlichen Tribunals.

Am 17. war das Verlangen gestellt worden.

Am 19. war das Tribunal geschaffen.

Am 20. installirte sich das Tribunal und verurtheilte einen Royalisten zum Tode.

Am 21. Abends wurde der Verurtheilte vom vorhergehenden Tage bei Fackelschein auf dem Carrousel-Platze hingerichtet.

Die Wirkung dieser ersten Hinrichtung war übrigens entsetzlich, so entsetzlich, daß der Henker selbst nicht widerstehen konnte.

In dem Augenblicke, wo er dem Volke den Kopf dieses ersten Verurtheilten zeigte, der den Leichenwagen eine so breite Straße eröffnen sollte, stieß er einen Schrei aus, ließ den Kopf auf das Pflaster rollen und fiel rückwärts.

Seine Gehilfen hoben ihn auf: er war todt.

CLXIV.

Die blutige Revolution.

Die Revolution von 1789, das heißt die der Necker, der Bailly und der Sieyès, hatte sich im Jahre 1790 geschlossen, die der Barnave, der Mirabeau und der Lafayette hatte ihr Ende 1792 gehabt, die große Revolution, die blutige Revolution, die Revolution von Danton, von Marat, von Robespierre hatte begonnen.

Indem wir diese drei Personen zusammenfassen, wollen wir sie nicht in einer und derselben Schätzung vermengen, sie repräsentieren in Gegentheile im unsere Augen, in ihrer Fans verschiedenen Individualität, die drei Gestalten der drei Jahre, welche nun verlaufen solle.

Danton verkörperte sich in 1792; Marat in 1793; Robespierre in 1794.

Die Ereignisse drängen sich übrigens; sehen in den Ereignissen: wir werden hernach die Mittel untersuchen, durch welche die Nationalversammlung und die Commune ihnen zuvorzukommen oder sie zu beschleunigen trachten.

Wir indessen fast in die Geschichte gerathen alle alle Helden unseres Buches sind, mit einigen Ausnahmen, im Revolutionssturme untergegangen.

Was ist aus den drei Brüdern Charny, Georges, Isidor und Olivier, geworden? Sie sind todt. Was ist aus der Königin und aus Andrée geworden? Sie sind gefangen. Was wird aus Lafayette? Er ist auf der Flucht.

Am 17. August hatte Lafayette durch eine Adresse die Armee aufgerufen, gegen Paris zu marschieren, dort die Constitution wiederherzustellen, den 10. August zu Nichte zu machen und den König zu restaurieren.

Lafayette, der redliche Mann, hatte den Kopf verloren wie die Andern; was er thun wollte, war: die Preußen und die Oesterreicher unmittelbar nach Paris führen.

Das Heer stieß ihn instinctmäßig zurück, wie es acht Monate später Dumouriez zurückstieß.

Die Geschichte würde die Namen dieser zwei Männer aneinander angehängt, — wir wollen sagen, mit einander verkettet haben, hätte Lafayette, von der Königin gehaßt, nicht das Glück gehabt, von den Oesterreichern verhaftet und nach Olmütz geschickt zu werden: die Gefangenschaft machte die Desertion vergessen.

Am 18. ging Lafayette über die Grenze.

Am 21. schloßen diese Feinde Frankreichs, diese Verbündeten des Königthums, gegen welche man den 10. August gemacht hat, und gegen die man den 2. September machen wird; diese Oesterreicher, welche Marie Antoinette zu Hilfe rief in jener klaren Nacht, wo der Mond, durch die Scheiben des Schlafzimmers der Königin eindringend, den Tag auf ihr Bett ergoß, die Oesterreicher, sagen wir, schloßen Longwy ein.

Nach einem vierundzwanzigstündigen Bombardement ergab sich Longwy.

Am Tage vor dieser Uebergabe erhob sich, am andern Ende von Frankreich, die Vendée: die Leistung des geistlichen Eides war der Vorwand des Aufstandes.

Um gegen diese Ereignisse Fronte zu machen, er nannte die Nationalversammlung Dumouriez

zum Commando der Ostarmee und beschloß die Verhaftung von Lafayette.

Sie beschloß auch, daß, sobald die Stadt Longwy wieder in der Gewalt der französischen Nation wäre, alle Häuser, mit Ausnahme der nationalen Gebäude, eingerissen und dem Erdboden gleich gemacht werden sollten; — sie erließ ein Gesetz, das jeden nicht beeidigten Priester vom Gebiete verbannte; — sie ermächtigte zu den Haussuchungen; sie confiscirte die Güter der Emigranten und setzte sie zum Verkaufe aus.

Was machte während dieser Zeit die Commune?

Wir haben gesagt, wer ihr Orakel war: Marat.

Die Commune guillotinierte auf dem Carrousel-Platze.

Man gab ihr einen Kopf täglich; das war sehr wenig; doch in einer Brochure, die am Ende des Augusts erscheint, erklären die Mitglieder des Tribunals, welche ungeheure Arbeit sie sich aufgelegt haben, um dieses Resultat zu erlangen, so wenig befriedigend es sein möge. Die Brochure ist allerdings unterzeichnet: Fouquier-Tinville!

Man sehe auch, was die Commune träumt; wir werden sogleich der Verwirklichung dieses Traumes beiwohnen.

Am 23. Abends gibt sie ihren Prospectus.

Gefolgt von einem in den Gossen der Vorstädte und den Hallen aufgelesenen Schwarme, erscheint eine Abordnung der Commune gegen Mitternacht in der Nationalversammlung.

Was verlangt sie? daß die Gefangenen von Orleans nach Paris gebracht werden, um hier ihre Strafe zu erleiden.

Die Gefangenen von Orleans sind aber nicht gerichtet.

Seien Sie ruhig, das ist eine Förmlichkeit, der sich die Commune überheben wird.

Ueberdies hat sie das Fest vom 10. August, das ihr zu Hilfe kommen soll.

Sergent, ihr Künstler, ist der Ordner davon; er hat schon die Procession vom Vaterlande in Gefahr in Scene gesetzt, und Sie wissen, ob ihm das gelungen ist.

Diesmal wird sich Sergent übertreffen.

Es handelt sich darum, mit Trauer, mit Rache, mit mörderischem Schmerze die Seelen von allen denjenigen zu erfüllen, welche am 10. August ein Wesen, das ihnen theuer war, verloren haben.

Der Guillotine gegenüber, welche auf dem Grève-Platze sanctionirt, errichtet er in der Mitte des großen Bassin der Tuilerien eine Riesenpyramide, ganz mit schwarzer Sarsche bedeckt. Auf jeder Seite ist an die Metzeleien erinnert, die man den Royalisten vorwirft: Metzelei von Nancy, Metzelei von Nimes, Metzelei von Montauban, Metzelei vom Marsfelde.

Die Guillotine sagte: »Ich tödte!« die Pyramide, sprach: »Tödte!«

Es geschah am Abend vom Sonntag dem 27. August, — fünf Tage nach dem durch die Priester gemachten Aufruhre der Vendée, vier Tage nach der Uebergabe von Longwy, wovon der General Clerfayt im Namen von Ludwig XVI. Besitz ergriffen hatte, — daß die Sühnungsprocession sich in Marsch setzte, um die geheimnißvollen Majestäten zu benützen, welche die Finsterniß auf alle Dinge wirft.

Voran schritten durch Wolken von Raucherwerk, das man aus dem ganzen zu durchlaufenden Wege verbrannte, die Witwen und die Waisen vom 10. August, in weiße Gewänder gehüllt, den Leib umschlossen mit schwarzen Gürteln, in einer Arche erbaut nach dem Muster von der des

Alterthums die von Madame Roland dictierte, von Fräulein Kéralio auf dem Altar des Vaterlands geschriebene Petition tragend, deren blutige Blätter man zerstreut auf dem Marsfelde gefunden hatte, und die schon am 17. Juli 1791 die Republik verlangte.

Dann kamen riesige Sarkophage, auf jene Wagen anspielend, welche man am Abend des 10. Augusts in den Höfen der Tuileries belud und stöhnend von der Last der Leichen nach den Vorstädten führte; sodann Fahnen der Trauer und der Rache, den Tod für den Tod fordernd; ferner das Gesetz, eine colossale Statue, mit einem Schwerte umgürtet. Ihr folgten die Richter der Tribunale, an deren Spitze das Revolutionstribunal vom 10. August marschierte, — das, welches sich entschuldigte, daß es nur einen Kopf täglich fallen mache!

Hierauf kam die Commune, die blutige Mutter dieses blutigen Tribunals, in ihren Reihen die Statue der Freiheit, von derselben Höhe wie die des Gesetzes, führend; endlich die Nationalversammlung, jene Bürgerkronen tragend, welche vielleicht die Todten trösten, die aber so ungenügend für die Lebenden sind.

Alles dies zog majestätisch einher unter den düsteren Gesängen von Chénier, unter der strengen Musik von Gossec, langsam schreitend wie die Rache, aber, wie sie, mit sicherem Fuße schreitend.

Ein Theil der Nacht vom 27. auf den 28. August verging in der Vollziehung dieser Ceremonie, einer Todtenfeier der Menge, wobei diese Menge, die Faust den leeren Tuileries weisend, die Gefängnisse bedrohte, — Sicherheitsfesten, die man dem König und den Royalisten gegen ihre Paläste und ihre Schlösser gegeben hatte.

Als endlich die letzten Lämpchen erloschen, die letzten Fackeln in Rauch verwandelt waren, zog sich das Volk zurück.

Die zwei Statuen des Gesetzes und der Freiheit blieben allein, um den ungeheuren Sarkophag zu bewachen; da aber Niemand sie selbst bewachte, so beraubte man, geschah es aus Unvorsichtigkeit oder aus Ruchlosigkeit, in der Nacht beide Statuen ihrer unteren Kleider: — am andern Tage waren die zwei armen Göttinnen weniger als Frauen.

Das Volk stieß bei diesem Anblicke ein Wuthgeschrei aus; es bezichtigte die Royalisten, lief nach der Nationalversammlung, forderte Rache, bemächtigte sich der Statuen, kleidete sie wieder an und schleppte sie zur Wiederherstellung ihrer Ehre auf die Place Louis XV.

Später folgte ihnen das Schaffot dahin und gab denselben am 21. Januar eine entsetzliche Genugthuung für den Schimpf, der ihnen am 28. August angethan worden.

An demselben 28. August hatte die Nationalversammlung das Gesetz über die Haussuchungen erlassen.

Das Gerücht über die Vereinigung der preußischen und österreichischen Heere und von der Einnahme von Longwy durch den General Clerfayt sing an sich zu verbreiten.

Also marschirte, vom König, von den Adeligen und von den Priestern herbeigerufen, der Feind gegen Paris, und er konnte, vorausgesetzt, daß ihn nichts aufhielt, in sechs Etappen da sein.

Was sollte dann aus diesem wie ein Krater brodelnden Paris werden, dessen Stöße seit drei Jahren die Welt erschütterten? Was jener Brief von Herrn von Bouillé gesagt hatte, ein frecher Scherz, über den man so viel gelacht, und der eine Wirklichkeit werden sollte: es würde kein Stein auf dem andern bleiben.

Mehr noch: man sprach als von etwas ganz Sicherem von einem allgemeinen, erschrecklichen,

unerbittlichen Urtheile, das, nachdem es Paris vernichtet, die Pariser vernichten würde. Auf welche Art und von wem wäre dieses Urtheil gesprochen worden? Die Schriften jener Zeit sagen es Euch; die blutige Hand der Commune ist ganz in dieser Legende, welche, statt die Vergangenheit zu erzählen, die Zukunft erzählt.

Warum sollte man übrigens nicht an diese Legende glauben? Folgendes ist es, was man in einem am 10. August in den Tuilerien aufgefundenen Briefe las, den wir selbst in den Archiven, wo er noch ist, gelesen haben:

»Die Tribunale kommen nach den Armeen; die aus Emigranten bestehenden Parlamentäre instruieren unter Weges, im Lager des Königs von Preußen, den Proceß der Jacobiner und rüsten ihren Galgen.«

So daß, wenn die preußischen und österreichischen Heere in Paris ankommen, die Instruction gemacht, das Urtheil gesprochen sein wird, und man es nur noch zu, vollziehen hat.

Um sodann zu bestätigen, was der Brief sagt, druckt man in das offizielle Bulletin des Krieges:

»Die österreichische Cavalerie hat in der Gegend von Saarlouis die patriotischen Mairs und die bekannten Republikaner weggeführt.

»Uhlanen haben Municipalbeamte genommen, ihnen die Ohren abgeschnitten und sie denselben auf die Stirne genagelt.«

Beging man solche Handlungen in der harmlosen Provinz, was würde man dem revolutionären Paris thun?

Was man ihm thun würde? Das war kein Geheimniß mehr.

Folgende Kunde verbreitete sich, auf allen Kreuzwegen preisgegeben, von jedem Centrum sich zerstreuend, um zu den Extremitäten zu gelangen:

Man wird einen großen Thron für die verbündeten Könige im Angesichte des Trümmerhaufens errichten, der Paris gewesen sein wird; die ganze gefangene Einwohnerschaft wird an den Fuß dieses Thrones getrieben, gestoßen, geschleppt werden; hier wird, wie beim jüngsten Gerichte, eine Auslese der Guten und der Bösen stattfinden: die Guten, das heißt die Royalisten, die Adeligen, die Priester, werden auf die rechte Seite treten, und man wird ihnen Frankreich übergeben, daß sie damit machen, was sie wollen; die Bösen, das heißt die Revolutionäre, werden auf die linke gehen und hier die Guillotine finden, dieses von der Revolution erfundene Instrument, durch welches die Revolution umkommen wird.

Die Revolution, das heißt Frankreich; nicht allein Frankreich, — denn das wäre nichts: die Völker sind gemacht, um als Brandopfer für die Ideen zu dienen; — nicht allein Frankreich, sondern auch der Gedanke Frankreichs!

Warum hat Frankreich auch zuerst das Wort Freiheit ausgesprochen? Es hat eine heilige Sache, das Licht der Augen, das Leben der Seelen zu proclamieren geglaubt; es hat gesagt: »Freiheit für Frankreich! Freiheit für Europa! Freiheit für die Welt!« es hat die Erde emancipirend etwas Großes zu thun geglaubt, und siehe, es hat sich getäuscht, wie es scheint! siehe, Gott hat ihm Unrecht gegeben! siehe, die Vorsehung ist gegen Frankreich! siehe, während es unschuldig und erhaben zu sein meinte, war es strafbar und schändlich! siehe, während es eine große Handlung zu vollbringen glaubte, hat es ein Verbrechen begangen! siehe, man richtet, man verurtheilt, man enthauptet es, man schleppt es zum Hochgerichte des Weltalls, und das Weltall, für dessen Heil es stirbt, klatscht bei deinem Tode Beifall.

So war Jesus Christus, der für das Heil der Welt gekreuzigt wurde, unter dem Gespötte und den Schmähungen der Welt gestorben.

Doch, um dem Auslande die Stirne zu bieten, um ihm Widerstand zu leisten, hat dieses arme Volk vielleicht eine Stütze in sich selbst? Diejenigen, welche es angebetet, diejenigen, welche es bereichert, diejenigen, welche es bezahlt hat, werden es vielleicht vertheidigen?

Nein.

Sein König conspiriert mit dem Feinde und correspondirt vom Tempel aus, wo er eingeschlossen ist, fortwährend mit den Oesterreichern und den Preußen; ein Adel marschirt, unter seinen Prinzen organisiert, gegen dasselbe; seine Priester stacheln die Bauern zur Empörung auf.

Aus der Tiefe ihrer Kerker klatschten die königlichen Gefangenen in die Hände bei den Niederlagen Frankreichs; die Preußen bei Longwy haben im Tempel und in der Abtei einen Freudenschrei ausstoßen gemacht.

Danton, der Mann der äußersten Entschlüsse, ist brüllend in die Nationalversammlung eingetreten.

Der Minister der Justiz hält die Justiz für machtlos und verlangt, daß man ihm die bewaffnete Macht geht, und die Justiz wird dann, unterstützt durch die bewaffnete Macht, marschieren.

Er besteigt die Tribune, schüttelt eine Löwenmähne und streckt seine gewaltige Hand aus, welche am 10. August die Thore der Tuilerien gesprengt hat.

»Es braucht eine nationale Zuckung, um die Despoten zurückgehen zu machen,« sagte er. »Bis jetzt haben wir nur einen Scheinkrieg gehabt; von diesem elenden Spiele darf nun nicht mehr die Rede sein.« Das Volk muß sich auf die Feinde stürzen, um sie mit einem Schlage zu vertilgen; man muß *zu gleicher Zeit alle Verschwörer in Fesseln schlagen, man muß sie unschädlich machen.*«

Und Danton fordert das Aufgebot in Masse, die Haussuchungen, die nächtlichen Nachforschungen, mit Todesstrafe gegen Jeden, der die Operationen der provisorische Regierung hemme.

Danton erhielt Alles, was er forderte.

Hätte er mehr verlangt, er würde mehr erhalten haben.

»Nie,« sagt Michelet, »nie war ein Volk so weit in den Tod eingetreten. Als Holland, da es Ludwig V. vor seinen Thoren sah, kein anderes Hilfsmittel mehr hatte, als sich unter Wasser zu setzen, sich selbst ertränken, war es in geringerer Gefahr: es hatte Europa für sich. Als Athen den Thron von Xerxes auf dem Felsen von Salamis sah, als es das Land verlor, ins Meer warf und nur noch das Wasser zur Heimath hatte, war es in geringerer Gefahr: es war ganz auf seiner Flotte, mächtig, organisirt, in der Hand des großen Themistokles, und glücklicher als Frankreich hatte keinen Verräther in seinem Schooße.

Frankreich war desorganisirt, aufgelöst, verrathen, verkauft und preisgegeben! Frankreich war wie Iphigenie unter dem Messer von Kalchas. Die Könige im Kreise warteten nur auf seinen Tod, daß der Wind des Despotismus in ihre Segel blase; es streckte die Arme gegen die Götter aus, und die Götter waren taub!

Als es aber fühlte, wie es die kalte Hand des Todes berührte, da ging es, durch eine heftige, erschreckende Zusammenziehung, in sich selbst zurück, und, ein Lebensvulcan, machte es dann aus seinen eigenen Eingeweiden die Flamme hervorspringen, welche ein halbes Jahrhundert

hindurch die Welt erleuchtete.

Um diese Sonne zu trüben, ist allerdings ein Blutflecken da.

Der Blutflecken vom 2. September! wir werden bald hierzu kommen, wir werden sehen, wer dieses Blut vergossen hat, und ob es Frankreich zugerechnet werden muß; vorher wollen wir aber noch, um dieses Kapitel schließen, ein paar Seiten von Michelet entlehnen.

Wir fühlen uns unmächtig neben diesem Riesen und, wie Danton, rufen wir die bewaffnete Macht zu Hilfe.

»Paris hatte das Ansehen einer Festung; man hätte sich in Lille oder in Straßburg geglaubt. Ueberall Befehle, Schildwachen, militärische Maßregeln, freilich verfrüht, denn der Feind war noch fünfzig bis sechzig Meilen entfernt. Was sich Ernsteres, wirklich Rührendes hierbei fand, das war das Gefühl tiefer bewunderungswürdiger Solidarität, das sich überall offenbarte; Jeder wandte, sich an Alle, sprach, bat für das Vaterland. Jeder machte sich zum Werber, ging von Haus zu Haus bot dem welcher abgehen konnte, seine Uniform, Waffen, was er hatte, an; alle Welt war Redner, predigte peroirte, sang patriotische Lieder. Wer war nicht Schriftsteller in diesem seltsamen Augenblicke? wer druckte nicht? wer schlug nicht an? wer war nicht Acteur bei diesem großen Schauspiele? Die naivsten Scenen, wobei Alle signierten, spielten sich überall, auf den Plätzen, auf den Anwerbungstheatern, auf den Tribünen, wo man sich einschrieb; rings umher waren es Gesänge, Ausrufungen, Thränen der Begeisterung oder des Abschieds; und über allen diesen Stimmen ertönte eine große Stimme in den Herzen, eine stumme, aber um so tiefere Stimme, die Stimme von Frankreich selbst, beredt in allen ihren Symbolen, pathetisch im tragischsten von allen: der heiligen und erschrecklichen Fahne der Gefahr des Vaterlands, vor den Fenstern des Stadthauses aufgehängt, einer ungeheuren Fahne, die in den Winden flatterte und den Volkslegionen zu winken schien, daß sie in Eile von den Pyrenäen nach der Schelde, von der Saone nach dem Rheine marschieren!

»Um zu wissen, was dieser Augenblick des Opfers war, müßte man in jeder Hütte, in jeder Wohnung den einschneidenden Schmerz der Frauen, die Herzerreißung der Mütter bei dieser zweiten Geburt sehen, welche noch hundertmal grausamer als die, wo das Kind zum ersten Male aus ihrem blutenden Schooße abging: man müßte die alte Frau sehen, wie sie mit trockenen Augen, mit gebrochenem Herzen, in Eile die paar Kleidungsstücke zusammenrafft, die das Kind mitnehmen wird, dann die armseligen Ersparnisse, die sie sich selbst durch das Fasten ihrem Sohne zu Liebe für diesen letzten Tag der Schmerzen gestohlen hat.

»Ihre Kinder diesem Kriege geben, der sich mit so wenig günstigen Aussichten eröffnete, sie dieser äußersten, verzweifelten Lage opfern, das war mehr, als die Meisten von ihnen thun konnten: sie unterlagen diesen Qualen, oder wurden durch eine natürliche Reaction von Wuthanfällen ergriffen; sie schonten nichts, fürchteten nichts; kein Schrecken hat Gewalt über einen solchen Zustand des Geistes. Welchen Schrecken gibt es für den, der den Tod will!

»Man hat uns erzählt, eines Tags, — ohne Zweifel im August oder im September, — habe eine Bande von diesen Weibern Danton auf der Straße getroffen, ihn geschmäht, wie sie den Krieg selbst geschmäht hätte, ihm die ganze Revolution, alles Blut, was vergossen worden, und den Tod ihrer Kinder vorgeworfen, ihn verflucht und Gott gebeten, es möge Alles auf sein Haupt zurückfallen. Er war nicht befremdet, und obgleich er ringsum sich die Nägel fühlte, wandte er sich ungestüm um, schaute diese Weiber an, und bekam Mitleid mit ihnen, Danton hatte viel Herz; er stieg auf einen Weichstein und fing, um sie zu trösten, an sie in ihrer Sprache zu schmähen: die ersten Worte waren heftig, burlesk, obscön. Sie sind ganz verblüfft: seine wahre

oder fingirte Wuth bringt sie in ihrer Wuth aus der Fassung. Dieser wunderbare, instinctartige und berechnete Redner hatte zur volksthümlichen Basis ein sinnliches und starkes Temperament; ganz gemacht für die physische Liebe, wo das Fleisch und das Blut herrschten, war Danton vor Allem ein Mann: es war in ihm von Löwen und vom Doggen, auch viel vom Stiere. Seine Maske erschreckt die erhabene Häßlichkeit eines zerrissenen Gesichtes verlieh seiner ungestümen, gleichsam in Anfällen hingeschleuderten Rede eine Art von wildem Stachel. Die Massen, welche die Stärke lieben, fühlten vor ihm, was die Furcht und Sympathie jedes mächtig erzeugende Herz empfinden macht; und unter dieser deftigen, wüthenden Maske fühlte man dann auch ein Herz, man vermuthete Eines: daß dieser erschreckliche Mann, der nur in Drohungen sprach, im Grunde einen braven Menschen verbarg. Die aufrührerischen Weiber um ihn fühlten dunkel Alles dies und ließen sich haranguiren, beherrschen, bändigen; er führte sie, wohin und wie er wollte; er erklärte ihnen barsch, wozu die Frau diene, wozu die Liebe diene, wozu die Erzeugung diene, das man nicht für sich selbst gebäre, sondern für das Land, und hierbei erhob er sich plötzlich, sprach für Niemand mehr, sondern (wie es schien) für sich selbst. Sein ganzes Herz trat ihm, wie man sagt, aus der Brust, mit einer gewaltigen Zärtlichkeit für Frankreich, dieses seltsame, von Blattern zerrissene Gesicht, das den Schlacken des Vesuvs und des Aetnas glich, kamen allmählig große Tropfen, und das waren Thränen. Die Weiber konnten sich nicht mehr halten; sie beweinten Frankreich, statt über ihre Kinder zu weinen, verbargen das Gesicht in ihrer Schürze und entflohen schluchzend.

O großer Geschichtschreiber, den man Michelet nennt wo bist Du?

In Nervi!

O großer Dichter, den man Hugo nennt! Wo bist Du?

In Jersey!

CLXV.

Der Vorabend des zweiten Septembers.

»Ist das Vaterland in Gefahr,« hatte Danton am 28. August in der Nationalversammlung gesagt, »so gehört Alles dem Vaterlande«

Am 29., um vier Uhr Abends, wurde der Generalmarsch geschlagen.

Man wußte, um was es sich handelte.

Wie von einem Zauberstabe berührt, wechselte Paris im ersten Rasseln der Trommeln seinen Anblick; von volkreich, wie es war, wurde es öde.

Die offenen Läden schloßen sich; jede Straße wurde gesperrt und von kleinen, etwa fünfzig Mann starken Pelotons besetzt.

Die Barrieren wurden bewacht; der Fluß wurde bewacht.

Um ein Uhr Morgens begannen die Durchsuchungen in allen Häusern.

Die Commissäre der Sectionen klopfen an die Hausthüre im Namen des Gesetzes, und man öffnete ihnen die Hausthüre.

Sie klopfen an jede Wohnung, immer im Namen des Gesetzes, und man öffnete ihnen jede Wohnung. Sie erbrachen mit Gewalt die Thüren der Logis, welche nicht bewohnt waren.

Man nahm zweitausend Schießgewehre in Beschlag; an verhaftete dreitausend Personen.

Man brauchte den Schrecken: man erlangte ihn.

Sodann entsprang aus dieser Maßregel Etwas, woran man nicht gedacht hatte, oder woran vielleicht zu viel gedacht hatte.

Diese Haussuchungen hatten den Armen den Wohnort der Reichen geöffnet; die bewaffneten Sectionen welche den Behörden folgten, hatten einen erstaunlichen Blick in die seidenen und goldenen Tiefen der herrlichen Hotels, die ihre Eigenthümer noch bewohnten, oder zu denen, die Abwesend waren, werfen können.

Hiervon, nicht die Begierde des Plünderns, sondern die Verdopplung des Hasses.

Man plünderte so wenig, das Beaumarchais, der damals im Gefängnis war, erzählt, in seinem herrlichen Gärten am Boulevard Saint-Antoine habe eine Frau eine Rose gepflückt, und man habe diese Frau ins Wasser werfen wollen.

Und man bemerke wohl, dies geschah in einem Augenblicke, wo die Commune decretirt hatte, die *Leihverkäufer sollen mit dem Tode bestraft werden.*

So substituirte sich also die Commune der Nationalversammlung; sie decretirte die Todesstrafe. Sie hatte Chaumette das Recht gegeben, die Gefängnisse zu öffnen und die Gefangenen in Freiheit zu setzen; Sie maßte sich das Begnadigungsrecht an. Sie hatte endlich befohlen, es soll an der Thüre jedes Gefängnisses die Liste der Verhafteten, die es enthielt, angeschlagen werden! das war ein Aufruf zum Hasse und zur Rache. Jeder bewachte die Thüre des Kerkers, wo sein Feind eingeschlossen war. Die Nationalversammlung sah, an welchen Abgrund man sie führte. Man war im Begriffe ihr, wider ihren Willen, die Hände ins Blut zu tauchen.

Und wer dies? die Commune, ihre Feindin?

Es brauchte nur eine Gelegenheit, daß der Streit furchbar zwischen den zwei Gewalten losbrach.

Ein neuer Eingriff der Commune rief die Gelegenheit hervor.

Am 29. August, am Tage der Haussuchungen, forderte die Commune wegen eines Zeitungsartikels vor ihre Schranke Girey-Dupré, einen der kühnsten Girondisten, weil er einer der Jüngsten war.

Girey-Dupré flüchtete sich ins Kriegsministerium, da er nicht Zeit hatte, sich in die Nationalversammlung zu flüchten.

Huguénin, Präsident der Commune, ließ das Kriegsministerium einschließen, um den girondistischen Journalisten mit Gemalt herauszureißen.

Die Gironde war aber immer in der Majorität bei der Nationalversammlung; in einem ihrer Mitglieder beleidigt, erhob sich die Gironde: sie forderte ihrerseits den Präsidenten Huguénin vor ihre Schranke.

Der Präsident Huguénin antwortete nicht auf die Vorladung der Nationalversammlung.

Am 30. erließ diese ein Decret, das die Municipalität von Paris cassirte.

Ein Factum, das beweist, welchen Abscheu man zu jener Zeit noch gegen den Diebstahl hegte, hatte viel zu dem Decrete beigetragen, das die Nationalversammlung erlassen.

Ein Mitglied der Commune, oder ein Individuum, das sich Mitglied der Commune nannte, hatte sich das Garde-Meuble öffnen lassen und eine kleine silberne Kanone, ein Geschenk, das einst die Stadt Paris Ludwig XIV. als Kind gemacht, genommen.

Cambon, den man zum Wächter des öffentlichen Vermögens ernannt, hatte Kenntniß von diesem Diebstahle erhalten und den Angeklagten vor die Schranke kommen lassen; der Mann leugnete nicht, entschuldigte sich nicht, und beschränkte sich nur darauf, daß er sagte, da dieser kostbare Gegenstand der Gefahr, gestohlen zu werden, ausgesetzt gewesen sei, so habe er gedacht, er sei besser bei ihm, als irgend anderswo.

Diese Tyrannei der Commune drückte sehr und schien vielen Leuten ungemein beschwerlich. Louvet, der Mann der muthigen Initiativen, war Präsident der Section der Rue des Lombards; er ließ durch eine Sektion erklären, der Generalrath der Commune sei der Usurpation schuldig.

Da sie sich unterstützt fühlte, so beschloß die Nationalversammlung, diesen Huguénin, der nicht freiwillig vor ihre Schranke komme, sollte mit Gewalt vorgeführt, und innerhalb vierundzwanzig Stunden werde eine neue Commune durch die Sectionen ernannt werden.

Das Dekret wurde am 30. August Abends um fünf Uhr erlassen.

Zählen wir die Stunden, denn von diesem Augenblicke an gehen wir der Metzelei des 2. September zu, und jede Minute wird einen Schritt zu der blutige Gottheit mit den verkrümmten Armen, mit den fliegenden, zerzausten Haaren, mit den verstörten Augen, die mal den Schrecken nennt, machen sehen.

Uebrigens erklärte die Nationalversammlung, in einem Reste von Angst vor ihrer furchtbaren Feindin während sie die Commune cassirte, diese habe sich um das Vaterland wohl verdient gemacht; was nicht gerade logisch war.

Ornandum, tollendum! sagte Cicero in Beziehung auf Octavius.

Die Commune handelte wie Octavius: sie ließ sich bekränzen, aber nicht fortjagen.

Zwei Stunden nachdem das Decret erlassen war, machte Tallien, ein kleiner Schreiber, der sich laut rühmt, er sei der Mann von Danton, Tallien, Secretär der Commune, machte der Section des Thermes den Vorschlag, gegen die Section des Lombards zu marschieren.

Ah! diesmal war es wohl der Bürgerkrieg, nicht mehr Volk gegen König, Bürger gegen Aristokraten, Hütten gegen Schlösser, Häuser gegen Paläste, sondern Section gegen Sectionen, Pieken gegen Pieken, Bürger gegen Bürger.

Zu gleicher Zeit erhoben Marat und Robespierre, dieser als Mitglied der Commune, jener als Liebhaber, die Stimme.

Marat verlangte das Niedermetzeln der Nationalversammlung; das war nichts; man war gewöhnt, ihn solche Motionen machen zu sehen.

Aber Robespierre, der kluge, der verschmitzte Robespierre, Robespierre, der vage, umschweifige Denunciant, orderte, daß man die Waffen nehme und sich nicht nur vertheidige, sondern sogar angreife.

Robespierre mußte die Commune sehr stark fühlen, daß er so sich auszusprechen wagte.

Sie war in der That sehr stark, denn in derselben Nacht begibt sich Tallien, ihr Secretär, mit dreitausend mit Pieken bewaffneten Leuten in die Nationalversammlung.

»Die Commune,« sagte er, »und die Commune allein hat die Mitglieder der Nationalversammlung zum Range von Repräsentanten eines freien Volkes emporsteigen gemacht; die Commune hat gemacht, daß das Decret gegen die die Ruhe störenden Priester erlassen worden ist, und sie hat diese Menschen verhaftet, an welche Niemand die Hand zu legen wagte; die Commune,« schloß er, »*wird binnen Kurzem den Boden der Freiheit von Ihrer Gegenwart gereinigt haben.*«

So spricht also in der Nacht vom 30. auf den 31. August die Commune vor der Nationalversammlung, die sie cassirt hat, das erste Wort von der Metzelei.

Wer spricht dieses erste Wort? wer schleudert das rothe Programm rückhaltlos hin?

Man hat es gesehen, es ist Tallien, der Mann, der den 9. Thermidor machen wird.

Die Nationalversammlung, man muß ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, erhob sich hiergegen.

Manuel, der Procurator der Commune, sah ein, daß man zu weit ging; er ließ Tallien verhaften und fordert, daß Huguénin der Nationalversammlung Genugthuung gebe.

Und Manuel, der Tallien verhaftete, der von Huguénin öffentliche Abbitte verlangte, Manuel wußte doch wohl, was vorging, er ein armer Pedant, ein kleiner Geist, aber ein redliches Herz.

Er hatte in der Abtei einen persönlichen Feind: Beaumarchais.

Beaumarchais, ein großer Spötter, hatte viel über Manuel gespottet; es ging nun Manuel durch den Kopf wenn Beaumarchais mit den andern ermordet würde, so könnte man diesen Mord einer niedrigen Rache seiner Eitelkeit zuschreiben. Er lief in die Abtei und ließ Beaumarchais rufen. Dieser, als er ihn sah, wollte sich entschuldigen, seinem literarischen Opfer Erklärungen geben.

»Es handelt sich nicht um Literatur, Journalismus, Kritik. Hier ist die Thüre offen, fliehen Sie heute, wenn Sie nicht morgen ermordet sein wollen.«

Der Verfasser von *Figaro* ließ sich das nicht zweimal sagen, entschlüpfte durch die nur angelehnte Thür und verschwand.

Nehmen Sie an, er hätte Collot-d'Herbois den Schauspieler ausgepiffen, statt Manuel den Schriftsteller kritisiert zu haben, — dann war Beaumarchais todt!

Es kam der 31. August, dieser große Tag, der zwischen der Nationalversammlung und der Commune, das heißt zwischen dem Moderantismus und dem Schrecken entscheiden sollte.

Die Commune war entschlossen, um jeden Preis zu bleiben.

Die Nationalversammlung hatte ihre Entlassung zu Gunsten einer neuen Versammlung genommen.

Die Commune mußte natürlich die Oberhand gewinnen, um so mehr, als die Bewegung sie begünstigte

Das Volk, ohne zu wissen, wohin es gehen wollte, wollte irgend wohin gehen. Vorwärts getrieben am 20. Juni, noch weiter getrieben am 10. August, fühlte es ein unbestimmtes Bedürfniß nach Blut und Zerstörung.

Es ist nicht zu leugnen, daß ihm Marat einerseits und Hébert andererseits den Kopf entsetzlich heiß machten. Jeder, bis ans Robespierre, der seine sehr erschütterte Popularität wiederzuerlangen suchte, — ganz Frankreich hatte den Krieg gewollt: Robespierre hatte den Frieden gerathen, — Jeder bis ans Robespierre, sagen wir, wurde Neuigkeitskrämer und übertraf durch die Albernheit seiner Neuigkeiten die allerabsurdesten.

Eine mächtige Partei, hatte er gesagt, biete den Thron dem Herzog von Braunschweig an.

Wer waren in diesem Augenblicke die im Kampfe begriffenen drei mächtigen Parteien?

Die Nationalversammlung, die Commune, die Jacobiner; und streng genommen konnten die Jacobiner und die Commune nur eine bilden.

Es waren weder die Jacobiner, noch die Commune; Robespierre war Mitglied vom Clubbe und von der Municipialität; er würde sich nicht selbst angeschuldigt haben.

Diese mächtige Partei war also die Gironde.

Wir sagten so eben, Robespierre habe an Absurdität die absurdesten Neuigkeitskrämer übertroffen; was konnte in der That absurder sein, als die Gironde, welche Preußen und Oesterreich den Krieg erklärt hatte, bezichtigen, sie biete dem feindlichen General den Thron an!

Und wer waren die Männer, die man dessen bezichtigte? Die Vergniaud, die Roland, die Clavières, die Servais, die Gensonné, die Gnadet, die Barbaroux, das heißt die wärmsten Patrioten und zugleich die redlichsten Leute Frankreichs.

Doch es gibt Augenblicke, wo ein Mensch wie Robespierre Alles sagt, und das Schlimmste ist, daß es Augenblicke gibt, wo das Volk Alles glaubt!

Man war also am 30. August.

Am 30., um fünf Uhr Abends, hatte, wie gesagt, die Nationalversammlung die Commune cassirt; das Decret bestimmte, innerhalb vierundzwanzig Stunden sollten die Sektionen einen neuen Generalrath ernennen.

Am 31., um fünf Uhr Abends, sollte also das Decret vollzogen sein.

Doch das Geschrei von Marat, die Drohungen von Hébert, die Verleumdungen von Robespierre machten die Commune mit einem solchen Gewichte auf Paris drücken, daß die Sectionen nicht zu votieren wagten, Sie nahmen zum Vorwande ihres Unterlassens, das Decret sei ihnen nicht offiziell eröffnet worden.

Am 31. August, gegen Mittag, bekam die Nationalversammlung Nachricht, man vollziehe ihr Dekret vom vorhergehenden Tage nicht, und es werde nicht voll zogen werden. Man müßte an die bewaffnete Macht appellieren, und wer weiß, ob die bewaffnete Macht für die Nationalversammlung wäre.

Die Commune hatte Santerre durch einen Schwager Panis. Panis war, wie man sich erinnert, der Fanatiker für Robespierre, der Rebecqui und Barbaroux die Ernennung eines Diktators vorgeschlagen und ihnen zu verstehen gegeben hatte, dieser Diktator müßte der unbestechliche sein; Santerre, das waren die Vorstädte; die Vorstädte, das war die unwiderstehliche Macht des Oceans.

Die Vorstädte hatten die Thüren der Tuileries gesprengt: sie würden auch die der Nationalversammlung sprengen.

Sodann befürchtete die Nationalversammlung, wenn sie sich gegen die Commune bewaffnete, nicht nur von den extremen Patrioten, von denjenigen, welche die Revolution um jeden Preis wollten, verlassen zu werden, sondern auch — was noch viel schlimmer — gegen ihren Willen von den gemäßigten Royalisten unterstützt zu werden.

Dann war sie ganz und gar verloren.

Gegen sechs Uhr verbreitete sich auf ihren Bänken das Gerücht, es finde ein großer Tumult um die Abtei statt.

Man hatte einen Herrn von Montmorin freigesprochen: das Volk glaubte, es handle sich um den Minister, der die Pässe, mit denen Ludwig XVI. zu fliehen versucht, unterzeichnet hatte; es zog in Masse nach dem Gefängniß und verlangte mit gewaltigem Geschrei den Tod des Verräthers. Man hatte alle erdenkliche Mühe, um ihm seinen Irrthum begreiflich zu machen: die ganze Nacht hindurch herrschte in den Straßen von Paris eine furchtbare Gährung.

Man fühlte, am andern Tage würde das geringste Ereigniß, das dieser Gährung zu Hilfe käme, colossale Verhältnisse annehmen.

Dieses Ereigniß, — das wir mit einigen Details zu erzählen versuchen wollen, weil es auf einen der Helden unserer Geschichte, den wir seit langer Zeit aus dem Gesichte verloren, Bezug hat, — dieses Ereigniß brütete in den Gefängnissen des Chatelet.

CLXVI.

Wo man noch einmal Herrn von Beausire begegnet.

In Folge des Tages vom 10. August hatte man ein spezielles Gerücht instituiert, um Kenntniß von den Diebstählen zu erlangen, welche in den Tuilerien begangen worden waren. Das Volk hatte wohl, wie Peltier erzählt, auf der Stelle zwei bis dreihundert auf frischer That ertappte Diebe erschossen; doch neben diesem gab es, wie man leicht begreift, fast ebenso viele, welchen es, wenigstens für den Augenblick, ihre Diebstähle zu verbergen gelungen war.

Unter der Zahl dieser ehrlichen Industriels fand sich unser alter Bekannter, Herr von Beausire, ehemaliger Gefreiter Seiner Majestät.

Unsere Leser, die sich der Lebensvorgänge des Liebhabers von Mademoiselle Oliva, des Vaters vom jungen Toussaint, erinnern, werden nicht erstaunt sein, ihn unter denjenigen wiederzufinden, die, nicht der Nation, sondern den Gerichten über den Antheil, den sie an der Plünderung der Tuilerien genommen, Rechenschaft zu geben hatten.

Herr von Beausire war in der That nach aller Welt ins Schloß eingedrungen; das war ein zu verständiger Mensch, um zuerst oder Einer der Ersten da einzutreten, wo es gefährlich, vor den Andern einzudringen.

Es waren nicht die politischen Meinungen von Herrn von Beausire, die ihn in den Palast der Könige führten, um hier über den Sturz des gefallenen Königthums zu weinen oder dem Siege des Volkes Beifall zuzuklatschen; nein: Herr von Beausire kam als Liebhaber dahin; er schwebte über den menschlichen Schwächen, die man die Meinungen nennt, und hatte keinen andern Zweck, als den, zu sehen, ob diejenigen, welche den Thron verloren, nicht zu gleicher Zeit irgend ein Juwel verloren hätten, das tragbarer und leichter in Sicherheit zu bringen wäre.

Doch um den Schein zu wahren, hatte Herr von Beausire eine rothe Mütze aufgesetzt, sich mit einem ungeheuren Säbel bewaffnet, sodann leicht sein Hemd befleckt und seine Hände in das Blut des ersten Todten getaucht, den er getroffen, so daß dieser dem Eroberungsheere folgende Wolf, dieser nach dem Kampfe über dem Schlachtfelde schwebende Geier durch einen oberflächlichen Blick für einen Sieger gehalten werden konnte.

Für einen Sieger hielten ihn auch der Mehrzahl nach diejenigen, welche hörten, wie er: »Tod den Aristokraten!« schrie, und sahen, wie er unter den Betten herumstörte, die Schränke und sogar die Schubladen der Commoden öffnete, um sich zu versichern, ob nicht einige Aristokraten darin verborgen seien.

Nur befand sich hier zu gleicher Zeit mit ihm, zum Unglücke für Herrn von Beausire, ein Mann, der nicht schrie, der nicht unter die Betten schaute, der die Schränke nicht öffnete, der aber, eingetreten mitten unter dem Feuer, obgleich er ohne Waffen war, mit den Siegern, obgleich er nichts besiegt hatte, die Hände auf dem Rücken auf und abging, wie er es in einem öffentlichen Garten an einem Festabend gethan hatte, — kalt und ruhig in seinem abgetragenen, jedoch reinlichen Rocke, und nur darauf sich beschränkend, daß er von Zeit zu Zeit die Stimme erhob, um zu sagen:

»Vergeßt nicht, Bürger, daß man die Frauen nicht tödtet und die Juwelen nicht anrührt!«

Was diejenigen betrifft, welche er die Männer töteten und die Meubles zu den Fenstern hinauswerfen sah, so glaubte sich unser Mann nicht berechtigt, ihnen etwas zu sagen.

Er hatte mit dem ersten Blicke bemerkt, daß Herr von Beausire nicht zu den Letzteren gehörte.

Gegen halb zehn Uhr sah auch Pitou, der, wie wir schon wissen, unter dem Titel eines Ehrenpostens die Bewachung des Vestibule de l'Horloge erhalten hatte, Pitou sah eine Art von Riesen auf sich zukommen, welcher mit Höflichkeit, aber auch mit Festigkeit, als wäre ihm der Auftrag zu Theil geworden, Ordnung in die Unordnung, Gerechtigkeit in die Rache zu bringen, zu ihm sagte:

»Kapitän, Sie werden sogleich einen Mann mit einer rothen Mütze auf dem Kopf, einen Säbel in der Hand haltend und große Geberden machend herabgehen sehen; Sie verhaften ihn und lassen Sie ihn von Ihren Leuten durchsuchen: er hat ein Diamantenetui gestohlen.«

»Ja, Herr Maillard,« antwortete Pitou, indem er die Hand an den Hut legte.

»Ah! ah!« fragte der ehemalige Huissier, »Sie kennen mich, mein Freund?«

»Ich glaube wohl, daß ich Sie kenne,« erwiderte Pitou; »Sie erinnern sich nicht, Herr Maillard? Wir haben mit einander die Bastille genommen!«

»Das ist möglich!« sagte Maillard.

»Sodann sind wir, am 5. und 6. October, abermals in Versailles beisammen gewesen.«

»Ich war wirklich dort.«

»Bei Gott! Sie führten ja die Frauen an, und Sie hatten ein Duell vor dem Thore der Tuilerien mit einem Hüter, der Sie nicht wollte passiren lassen.«

»Dann werden Sie thun, was ich Ihnen sage, nicht wahr?«

»Dies und Anderes, Herr Maillard; Alles was Sie mir befehlen! Ah! Sie sind ein Patriot!«

»Ich rühme mich dessen,« sprach Maillard; »und darum dürfen wir nicht erlauben, daß man den Namen, auf den wir ein Recht haben, entehrt. Achtung! hier kommt unser Mann!«

In diesem Augenblicke stieg in der That Beausire die Treppe des Vestibule herab: er schwang seinen großen Säbel und rief: »Es lebe die Nation!«

Pitou winkte Tellier und Maniquet; sie stellten sich, ohne daß es den Anschein hatte, als geschähe es absichtlich, vor die Thüre, und Pitou selbst erwartete Herrn von Beausire auf der letzten Stufe der Treppe.

Dieser hatte aus dem Augenwinkel die getroffenen Anordnungen gesehen, und diese Anordnungen beunruhigten ihn, denn er hielt an und machte dann, als habe er etwas vergessen hätte, eine Bewegung, um wieder hinaufzusteigen.

»Verzeihen Sie, Bürger,« sagte Pitou, »hierdurch passirt man.«

»Ah! man passirt hierdurch?«

»Und da Befehl gegeben ist, die Tuilerien zu räumen, so passiren Sie gefälligst.«

Beausire richtete den Kopf hoch auf und stieg weiter die Treppe herab.

Auf der letzten Stufe angelangt, legte er die Hand an seine Mütze und sagte, den militärischen Ton affectirend:

»Sprechen Sie, Kamerad, passirt man oder passirt man nicht?«

»Man passirt; doch zuvor muß man sich einer einen Förmlichkeit unterwerfen.«

»Hm! . . . Und welcher, mein schöner Kapitän?«

»Man muß sich durchsuchen lassen, Bürger.«

»Durchsuchen?«

»Ja.«

»Einen Patrioten durchsuchen, einen Bürger, einen Mann, der die Aristokraten vertilgt hat?«

»So lautet der Befehl; also, Kamerad, da Sie Kamerad sagen, stecken Sie Ihren großen Säbel in die Scheide, — es ist nun unnöthig, daß die Aristokraten getödtet werden, — und unterziehen Sie sich gutwillig oder ich bin genöthigt, Gewalt zu gebrauchen.«

»Gewalt?« versetzte Beausire. »Ah! Du sprichst so, mein schöner Kapitän, weil Du da zwanzig Mann unter Deinen Befehlen hat; doch wären wir unter vier Augen! . . . «

»Wären wir unter vier Augen,« erwiderte Pilot, »höre, was ich thun würde: ich würde Dich so mit der rechten Hand am Faustgelenke nehmen; ich würde Dir den Säbel mit der linken Hand herausreißen und ihn unter meinem Fuße zerbrechen, als nicht mehr würdig von der Hand eines ehrlichen Mannes berührt zu werden, nachdem er von der eines Diebes berührt worden ist.«

Und die Theorie, die er entwickelte, in Ausführung bringend, bog Pitou das Faustgelenke des falschen Patrioten mit einer rechten Hand, entriß ihm den Säbel mit seiner linken, zerbrach die Klinge unter einem Fuße und warf den Griff fern von sich.

»Ein Dieb!« rief der Mann mit der rothen Mütze, »ein Dieb, ich, Herr von Beausire?«

»Mein Freunde,« sprach Pitou, indem er den ehemaligen Gefreiten mitten unter seine Leute schob, »durch sucht Herr von Beausire.«

»Nun! so durchsucht!« sagte der Mann, die Arme wie ein Opfer ausstreckend; »durchsucht.«

Man brauchte nicht die Erlaubniß von Herrn von Beausire, um zur Durchsuchung zu schreiten; doch zum großen Erstaunen von Pitou und besonders von Maillard mochte man immerhin suchen, die Taschen umkehren, die geheimsten Orte betasten, man fand beim ehemaligen Gefreiten nur ein Kartenspiel mit kaum sichtbaren Figuren, so alt waren sie, sodann eine Summe elf Sous.

Pitou schaute Maillard an.

Dieser machte mit den Schultern eine Geberde, welche bezeichnete: »Was wollen Sie?«

»Fangt wieder an!« sprach Pitou, bei dem, wie man sich erinnert, eine der Haupteigenschaften die Geduld war.

Man fing wieder an; die zweite Durchsuchung war genau so fruchtlos, wie die erste; man fand nichts, als selbe Kartenspiel und dieselben elf Sous.

Herr von Beausire triumphirte.

»Nun,« sagte er, »ist ein Säbel immer noch entehrt, weil er meine Hand berührt hat?«

»Nein, mein Herr,« erwiderte Pitou, »und zum weise diene, daß, wenn Sie mit den Entschuldigung, die ich Ihnen mache, nicht zufrieden sind, einer von meinen Leuten Ihnen den seinigen leihen soll, und werde Ihnen jede andere Genugthuung, die Ihnen beliebt, geben.«

»Ich danke, junger Mann,« sprach Herr von Beausire, indem er sich in die Brust warf; »Sie haben kraft eines Befehles gehandelt, und ein alter Militär weiß, daß ein Befehl eine heilige Sache ist. Nun aber bemerke ich Ihnen, daß Frau von Beausire wegen meiner langen Abwesenheit besorgt sein muß, und ist es mir erlaubt, mich zu entfernen . . . «

»Gehen Sie, mein Herr,« sagte Pitou.

Beausire grüßte mit einer ganz ungezwungenen Miene und ging ab.

Pitou suchte mit den Augen Maillard: Maillard war nicht mehr da.

»Habt Ihr Herrn Maillard gesehen?« fragte er.

»Mir scheint, ich habe ihn die Treppe hinaufgehen sehen,« antwortete ein Haramonter,

»Es scheint Ihnen richtig,« versetzte Pitou, »da er kommt eben wieder herab.«

Maillard stieg wirklich die Treppe herab und war Dank sei es seinen langen Beinen, bald unter den Vestibule.

»Nun,« fragte er, »haben Sie etwas gefunden.«

»Nein,« antwortete Pitou.

»Dann bin *ich* glücklicher gewesen, als Sie habe das Etui gefunden.«

»Wir hatten also Unrecht?«

»Nein, wir hatten Recht.«

Und das Etui öffnend, zog Maillard die goldene Fassung heraus, welche aller Edelsteine, die sie umschlossen hatte, beraubt war.

»Ei« fragte Pitou, »was will das besagen?«

»Das will besagen, daß der Bursche den Streich vermuthet, die Diamanten aus der Fassung gebrochen und diese, da er sie für zu lästig hielt, mit dem Etui in das Cabinet, wo ich sie entdeckt, geworfen hat.«

»Gut!« sagte Pitou; »und die Diamanten?«

»Er hat Mittel gefunden, sie uns zu escamotiren.«

»Ah! der Schurke!«

»Ist er schon lange weggegangen?« fragte Maillard.

»Als Sie herabkamen, schritt er durch das Tor des mittleren Hofes.«

»Und nach welcher Seite ging er?«

»Er neigte sich dem Quai zu.«

»Adieu, Kapitän.«

»Wohin gehen Sie?«

»Ich will mit dieser Sache ins Reine kommen.« antwortete der ehemalige Huissier.

Und seine langen Beine wie einen Cirkel öffnend, schritt er zur Verfolgung von Herrn von Beausire.

Pitou blieb ganz nachdenkend über das, was vor vorgefallen, und er war noch mit diesen Gedanken beschäftigt, als er die Gräfin von Charny zu erkennen glaubte und die Ereignisse sich zutrug, die wir an anderem Orte erzählt haben, da wir es nicht für geeignet achteten, sie mit einem Vorfalle zu verflechten, der eine Ordnungsnummer anderswo finden sollte.

CLXVII.

Die Purganz.

So rasch Maillard auch lief, er konnte Herrn von Beausire nicht einholen; dieser hatte drei günstige Umstände für sich: einmal zehn Minuten Vorsprung; sodann die Dunkelheit, und endlich die vielen Menschen, welche durch den Hof des Carrousel gingen, und unter denen Herr von Beausire verschwunden war.

Als er aber einmal das Quai der Tuileries erreicht hatte, setzte der Exhuissier vom Chatelet nichtsdestoweniger seinen Gang fort: er wohnte, wie gesagt, im Faubourg Saint-Antoine, und es war sein Weg oder ungefähr ein Weg, den Quais bis zur Grève zu folgen.

Ein großer Zusammenlauf von Volk drängte sich auf dem Pont-Neuf und auf dem Pont au Charge: man hatte eine Ausstellung von Leichen auf dem Platze des Justizpalastes gemacht, und Jeder begab sich dahin, in der Hoffnung, oder vielmehr in der Furcht, einen Bruder, einen Verwandten oder einen Freund wiederzufinden.

Maillard folgte der Menge.

An der Ecke der Rue de la Barillerie und der Place du Palais hatte er einen Freund, der Apotheker war.

Maillard trat bei seinem Freunde ein, setzte sich und plauderte über die Angelegenheiten des Tages, indes die Wundärzte vom Apotheker Binden, Salben, Charpie, kurz alle zum Verbinden der Verwundeten nothwendigen Dinge fordernd, ab und zuzingen; — man erkannte nämlich unter den Todten von Zeit zu Zeit an einem Schrei, an einem Winseln, an einem Stöhnen einen noch lebenden Unglücklichen, und dieser Unglückliche wurde auf der Stelle aus der Mitte der Leichname hervorgezogen, verbunden und nach dem Hospital-Dien gebracht.

Es herrschte also eine große geschäftige Unruhe in der Officin des würdigen Apothekers; Maillard war aber nicht lästig, und dann empfing man mit Vergnügen an solchen Tagen einen Patrioten vom Schlage von Maillard, der wie Balsam in der Altstadt und in den Vorstädten roch.

Er saß ungefähr seit einer Viertelstunde, eine langen Beine über einander geschlagen und sich so klein als möglich machend, da, als eine Frau von siebenunddreißig bis achtunddreißig Jahren eintrat, welche unter der Livree des gräulichsten Elends ein gewisses Ansehen von ehemaliger Wohlhabenheit bewahrte und durch ihren Gang ihre, wenn nicht angeborene, doch wenigstens in studirte Aristokratie verrieth.

Was aber Maillard besonders auffiel, das war die seltsame Aehnlichkeit dieser Frau mit der Königin: er würde einen Schrei des Erstaunens ausgestoßen haben, hätte er nicht die uns schon bekannte große Selbstbeherrschung besessen.

Sie hielt an der Hand einen kleinen Knaben von acht bis neun Jahren und trat an das Comptoir mit einer Art von Schüchternheit, indem sie so gut, als sie nur immer konnte, die Dürftigkeit ihrer Kleidung verhüllte, welche indessen nur noch mehr sichtbar wurde durch die Sorge, die in ihrer Noth diese Frau auf ihr Gesicht und ihre Hände verwandte.

Eine Zeit lang wurde es ihr unmöglich, sich Gehör zu verschaffen, so groß war die Menge; endlich wandte sie sich an den Herrn des Etablissement und sagte:

»Mein Herr, ich sollte nothwendig ein Purgirmittel für meinen Mann haben, der krank ist.«

»Welches Purgirmittel wünschen Sie zu haben, Bürgerin?« fragte der Apotheker.

»Welches Sie wollen, mein Herr, wenn es nur nicht mehr als elf Sous kostet.«

Die Zahl elf Sous fiel Maillard auf; elf Sous waren gerade die Summe, die sich, wie man sich erinnert, in der Tasche von Herrn von Beausire gefunden hatten.

»Warum soll es nicht über elf Sous kosten?« bemerkte der Apotheker.

»Weil das alles Geld ist, was mein Mann mir hat geben können.«

»Machen Sie eine Mischung von Tamarinde und Fennesblättern und geben Sie das der Bürgerin,« sagte der Apotheker zu seinem ersten Gehilfen.

Der erste Gehilfe beschäftigte sich mit der Bereitung, während der Apotheker auf andere Verlangen antwortete.

Maillard aber, der durch nichts zerstreut wurde, hatte seine ganze Aufmerksamkeit bei der Frau mit dem Purgirmittel und den elf Sous concentrirt.

»Bürgerin,« sagte der erste Gehilfe, »hier ist Ihre Medicin.«

»Nun, Toussaint,« sprach die Frau mit einem gedehnten Tone, der bei ihr Gewohnheit zu sein schien, »gib die elf Sous, mein Kind.«

»Hier sind sie,« erwiderte der kleine Bursche.

Und er legte seine Handvoll Scheidemünze auf den Tisch und sagte:

»Komm, Mama Oliva; komm geschwinde: Papa wartet.«

Dann suchte er seine Mutter fortzuziehen, wieder holend:

»Aber komm doch, Mama Oliva! komm doch!«

»Verzeihen Sie, Bürgerin,« bemerkte der Gehilfe, »es sind nur neun Sous.«

»Wie, es sind nur neun Sous?« fragte die Frau.

»Ei! zählen Sie selbst,« versetzte der Gehilfe.

Die Frau zählte selbst: es waren in der That nur Sous.

»Was hast Du mit den zwei andern Sous gemacht, böses Kind?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht,« antwortete der Knabe. »Komm, Mama Oliva!«

»Du mußt es wissen, da Du das Geld tragen wolltest, und ich es Dir gegeben habe.«

»Ich werde sie verloren haben . . . So komm doch!«

»Sie haben da einen reizenden Knaben, Bürgerin sprach Maillard; »er scheint voll Verstand zu sein, doch Sie müssen sich in Acht nehmen, daß er kein Dieb wird.«

»Ein Dieb!« versetzte die Frau, die das Bürschchen unter dem Titel *Mama Oliva* bezeichnet hatte; »ich bitte, warum dies, mein Herr?«

»Weil er die zwei Sous nicht verloren, sondern in einem Schuh versteckt hat.«

»Ich?« rief das Kind. »Das ist nicht wahr!«

»Im linken Schuh, Bürgerin, im linken Schuh,« wiederholte Maillard.

Mama Oliva zog dem jungen Toussaint, trotz sei es Geschreis, den Schuh vom linken Fuße und fand die zwei Sous.

Sie gab sie dem Apothekergehilfen und schleppte den Knaben fort, ihn mit einer Strafe bedrohend, die den Anwesenden entsetzlich geschienen hätte, würden sie nicht den Theil der Milderungen gemacht haben, welche ohne Zweifel die mütterliche Zärtlichkeit gestatten sollte.

An und für sich ziemlich bedeutungslos, würde dieses Ereigniß sicherlich unbemerkt, unter den ernstesten Umständen, in denen man sich befand, vorübergegangen sein, hätte die Aehnlichkeit dieser Frau mit der Königin Maillard nicht ganz sonderbar in Anspruch genommen.

Eine Folge hiervon war, daß er sich seinem Freunde, dem Apotheker, näherte und ihn, sich seiner in einem Augenblicke der Ruhe, der ihm vergönnt war, bemächtigend, fragte:

»Haben Sie bemerkt?«

»Was?«

»Die Aehnlichkeit der Bürgerin, welche von hier weggeht . . . «

»Mit der Königin?« versetzte lachend der Apotheker.

»Ja . . . Sie haben sie bemerkt wie ich?«

»Schon lange!«

»Wie, schon lange?«

»Allerdings; das ist eine historische Aehnlichkeit.«

»Ich verstehe nicht.«

»Erinnern Sie sich nicht der berühmten Halsbandgeschichte?«

»Ob! ein Huissier vom Chatelet kann eine solche Geschichte nicht vergessen haben.«

»Dann müssen Sie sich einer gewissen Nicole Leguay, genannt die Demoiselle Oliva, erinnern?«

»Ah! es ist bei Gott wahr! Sie hatte beim Cardinal von Rohan die Rolle der Königin gespielt!«

»Und lebte mit einem aus schlimmen Geschichten zusammengesetzten Burschen, einem ehemaligen Gefreiten, einem Mouchard, Namens Beausire.«

»Wie?« rief Maillard, als ob ihn eine Schlange stäche.

»Namens Beausire,« wiederholte der Apotheker.

»Und diesen Beausire nennt sie ihren Mann?« fragte Maillard.

»Ja.«

»Und für ihn hat sie eine Arznei geholt?«

»Der Bursche muß sich irgendwo eine Unverdaulichkeit zugezogen haben.«

»Ein Purgirmittel?« fuhr Maillard fort, wie in Mensch, der einem wichtigen Geheimniß auf der Spur ist und sich nicht will von seiner Idee abbringen lassen.

»Ein Purgirmittel, ja.«

»Ah!« rief Maillard, indem er sich vor die Stirn schlug, »ich habe meinen Mann!«

»Welchen Mann?«

»Den Mann mit den elf Sous.«

»Wer ist der Mann mit den elf Sous?«

»Herr von Beausire, beim Teufel!«

»Sie haben ihn?«

»Ja . . . Das heißt, wenn ich weiß, wo er wohnt.«

»Ich weiß es, wenn Sie es nicht wissen.«

»Gut! Wo wohnt er?«

»In der Rue de la Juiverie, Nr. 6.«

»Ganz hier in der Nähe?«

»Zwei Schritte von hier.«

»Nun! das befremdet mich nicht.«

»Was?«

»Daß der junge Toussaint seiner Mutter zwei Sous gestohlen hat.«

»Wie! das befremdet Sie nicht?«

»Nein: es ist der Sohn von Herrn von Beausire, nicht wahr?«

»Es ist sein lebendiges Ebenbild.«

»Art läßt nicht von Art! Sprechen Sie, lieber Freund,« fuhr Maillard fort, »die Hand aufs Herz, in wie viel Zeit wird Ihre Medicin wirken?«

»Im Ernste?«

»Ganz im Ernste.«

»Nicht vor zwei Stunden.«

»Mehr brauche ich nicht; ich habe Zeit.«

»Sie interessieren sich also für Herrn von Beausire?«

»Ich interessire mich so sehr für ihn, daß ich befürchtend, man könnte ihn schlecht pflegen . . . «

»Was?«

»Zwei Krankenwärter für ihn holen will . . . Adieu, lieber Freund.«

Und die Officin des Apothekers mit einem stillen Gelächter, dem einzigen, das je dieses finstere Gesicht entrunzelt hatte, verlassend, nahm Maillard wieder seinen Lauf nach den Tuilerien.

Pitou war abwesend; man erinnert sich, daß er durch den Garten mit Andrée die Spur des Grafen von Charny verfolgt hatte; in seiner Abwesenheit fand er aber Maniquet und Tellier, die den Posten bewachten.

Beide erkannten ihn.

»Ah! Sie sind es, Herr Maillard?« fragte Maniquet; »nun, haben Sie unsern Mann eingeholt?«

»Nein,« erwiderte Manuel; »doch ich bin ihm auf der Spur.«

»Bei meiner Treue! das ist ein Glück,« sagte Tellier, »denn wenn man auch nichts bei ihm gesunden, so wollte ich doch wetten, daß er die Diamanten hatte!«

»Wetten Sie, Bürger,« sprach Maillard, »weiten Sie, und Sie werden gewinnen.«

»Gut!« versetzte Maniquet; »und man wird sie ihm wieder nehmen können?« »Ich hoffe es wenigstens, wenn Sie mich dabei unterstützen.«

»Wie dies, Bürger Maillard? Wir sind zu Ihren Befehlen.«

Maillard winkte dem Lieutenant und dem Unterlieutenant, sich ihm zu nähern.

»Wählen Sie mir aus dem Truppe zwei sichere Männer.«

»Was den Muth betrifft?«

»Nein, was die Ehrlichkeit betrifft.«

»Oh! dann können Sie aufs Gerathewohl nehmen.« sagte Désiré.

Und sich gegen den Posten umwendend:

»Zwei Freiwillige!«

Es erhob sich ein Dutzend Leute.

»Boulangier,« sprach Maniquet, »komm hierher.«

Einer von den Leuten trat näher hinzu.

»Und Du, Molinar.«

Ein Zweiter nahm seinen Platz neben dem Ersten.

»Wollen Sie mehr, Herr Mailand fragte Tellier.

»Nein, das genügt. Kommt meine Bürger!«

Die zwei Haramonter folgten Maillard.

Maillard führte sie nach der Rue de la Juiverie und blieb vor der Thüre Nr. 6 stehen.

»Es ist hier,« sagte er, »gehen wir hinauf.«

Die zwei Männer traten mit ihm in den Gang ein, stiegen die Treppe hinauf und gelangten endlich in den vierten Stock.

Hier wurden sie geleitet durch das Geschrei von Herrn Toussaint, der noch schlecht getröstet über die nicht mütterliche, sondern väterliche Züchtigung, — denn in Betracht des sehr gewichtigen Falles hatte Herr von Beausire ins Mittel treten und ein paar Ohrfeigen von seiner harten, dünnen Hand den etwas weicheren Kläppen, welche wider Willen ihren geliebten Sohne Mademoiselle Oliva ertheilt, beifügen zu müssen geglaubt.

Maillard versuchte es, zu öffnen.

Der Riegel war innen vorgeschoben.

Er klopfte.

»Wer ist da?« fragte mit gedehnter Stimme Mademoiselle Oliva.

»Im Namen des Gesetzes, öffnet!«, antwortete Maillard.

Es fand ein kleines Gespräch mit leiser Stimme statt, dessen Resultat war, daß der junge Toussaint schwieg, im Glauben, wegen der zwei Sous, die er seiner Mutter zu stehlen versucht, bemühe sich die Polizei, während Beausire, das Klopfen auf Rechnung der Haussuchungen setzend, so schlecht er selbst beruhigt war, Oliva zu beruhigen sich anstrenge.

Endlich entschloß sich Frau von Beausire, und in dem Augenblicke, wo Maillard zum zweiten Male klopfen wollte, öffnete sich die Thüre.

Die drei Männer traten ein zum großen Schrecken von Mademoiselle Oliva und Herrn Toussaint, der sich hinter einen alten Strohstuhl kauerte.

Herr von Beausire lag im Belle, und auf seinem Nachttische, dem ein in einem eisernen Leuchter rauchendes schlechtes Talglicht einige Helle verlieh, bemerkte Maillard zu seiner Zufriedenheit die leere Flasche . . . Die Arznei war verschluckt: man brauchte nur ihre Wirkung abzuwarten.

Unter Weges hatte Maillard Boulangier und Molinar erzählt, was beim Apotheker vorgefallen; so daß diese, als sie ins Zimmer von Herrn von Beausire kamen, vollkommen über die Situation unterrichtet waren.

Nachdem er sie auf jede Seite vom Bette des Kranken gestellt, sagte er auch nur einfach zu ihnen:

»Bürger, Herr von Beausire ist gerade wie jene Prinzessin in *Tausend und eine Nacht*, welche nur sprach, wenn sie dazu gezwungen war, so oft sie aber den Mund aufthat, einen Diamant daraus fallen ließ. Laßt also kein Wort vor Herrn von Beausire fallen, ohne zu ergründen, was es enthält . . . Ich will Euch auf der Municipalität erwarten: hat der Herr nichts mehr zu sagen, so

werdet Ihr ihn nach dem Chatelet führen und dort von Seiten des Bürgers Maillard empfehlen; und dann kommt zu mir ins Stadthaus mit dem, was er gesagt hat.«

Die zwei Nationalgarden verbeugten sich zum Zeichen des passiven Gehorsams und stellten sich mit dem Gewehre auf jede Seite des Bettes von Herrn von Beausire.

Der Apotheker hatte sich nicht getäuscht: nach Verlauf von zwei Stunden wirkte die Medicin.

Die Wirkung dauerte ungefähr eine Stunde und war äußerst befriedigend.

Gegen drei Uhr Morgens sah Maillard die zwei Männer zu ihm kommen.

Sie brachten für hunderttausend Franken Diamanten vom reinsten Wasser in einem Verhaftungsscheine von Herrn von Beausire.

Maillard beeilte sich, in seinem und der zwei Haramonter Namen, die Diamanten auf dem Bureau des Procurators der Commune niederzulegen, und dieser übergab ihnen ein Certificat, bekundend, die Bürger Maillard, Molicar und Boulanger haben sich um das Vaterland wohl verdient gemacht.

CLXVIII.

Der 1. September.

Man vernehme, was in Folge des so eben von uns erzählten tragikomischen Ereignisses geschah.

Ins Gefängniß vom Chatelet eingeschlossen, wurde Herr von Beausire der Jury zugeschieden, welche speziell mit der Verfolgung der am 10. August und an den folgenden Tagen begangenen Diebstahlsvergehen beauftragt war.

Es war nicht möglich, zu leugnen: das Factum war zu klar erwiesen.

Der Angeschuldigte beschränkte sich auch einfach darauf, daß er seine Schuld in Demuth gestand und die Milde des Gerichtes anflehte.

Das Gericht gab Befehl, die Antecedentien von Herrn von Beausire zu erforschen, und wenig erbaut durch die Aufschlüsse, die es erhielt, verurtheilte es den ehemaligen Gefreiten zu fünf Jahren Galeeren und zur Ausstellung.

Herr von Beausire brachte vergebens vor, er sei zu diesem Diebstahle durch achtbare Gefühle, das heißt durch die Hoffnung, seiner Frau und seinem Sohne eine ruhige Zukunft zu sichern, angetrieben worden; nichts vermochte den Spruch zu beschwören; und da in seiner Eigenschaft als specielles Gericht dieses keine Appellation ließ, so wurde am zweiten Tage nach der Verurtheilung der Spruch executorisch.

Ach! warum war er es nicht auf der Stelle!

Das Verhängniß wollte, daß man am Vorabend des Tages, wo Herr von Beausire ausgestellt werden sollte, in das Gefängniß einen seiner früheren Kameraden einführte. Die Wiedererkennung fand statt; die vertrauten Eröffnungen erfolgten.

Der neue Gefangene war, wie er sagte, eingesperrt worden wegen eines vollkommen organisirten Complottes, das auf dem Grève-Platze oder auf dem Platze des Justizpalastes zum Ausbruche kommen sollte.

Die Verschworenen würden sich hier in beträchtlicher Anzahl unter dem Vorwande, sie wollen die erste Ausstellung sehen, welche stattfände, — man stellte damals ohne Unterschied auf der Grève und vor dem Justizpalaste aus, — versammeln und auf das Geschrei: »Es lebe der König! Es leben die Preußen! Tod der Nation!« des Stadthauses bemächtigen, die Nationalgarde, i der zwei Drittel Royalisten oder wenigstens Constitutionelle seien, zu Hilfe rufen, die Abschaffung der am 20. August durch die Nationalversammlung cassierten Commune behaupten und endlich die royalistische Contrerevolution vollführen.

Zum Unglücke war es dieser neu verhaftete Freund von Herrn von Beausire, der das Signal geben sollte: die anderen Verschworenen, welche nichts von seiner Verhaftung wußten, würden sich am Tage der Ausstellung des ersten Verurtheilten auf den Platz begeben, und da Niemand da wäre, um zu rufen: »Es lebe der König! Es leben die Preußen! Tod der Nation!« so würde die Bewegung nicht stattfinden.

Dies sei um so bedauerlicher, fügte der Freund bei, als nie eine Bewegung besser kombiniert gewesen sei und ein sichereres Resultat versprochen habe!

Die Verhaftung des Freundes von Herrn von Beausire hatte überdies das Beklagenswerthe,

daß sicherlich im Tumulte der Verurtheilte befreit worden, zu entfliehen und so der doppelten Strafe der Brandmarkung und der Galeeren zu entgehen im Stande gewesen wäre.

Herr von Beausire, obgleich kein Mann von einer sehr entschiedenen Meinung, hatte sich im Grunde doch immer zum Königthum geneigt; er fing also an bittet für den König und sodann, subsidiär, für sich zu bedauern, daß die Bewegung nicht stattfinden konnte.

Plötzlich aber schlug er sich vor die Stirne: er war von einem Gedanken erleuchtet worden.

»Ei!« sagte er zu seinem Kameraden, »diese erst Ausstellung sollte ja die meinige sein!«

»Allerdings; was, ich wiederhole es Dir, ein große Glück für Dich gewesen wäre.«

»Und Du sagst, Deine Verhaftung sei unbekannt?«

»Völlig.«

»Also werden sich die Verschworenen nichtsdestoweniger versammeln, als ob Du nicht verhaftet worden wärest?«

»Gewiß.«

»So daß, wenn Jemand das verabredete Signal gebe, die Verschwörung losbrechen würde?«

»Ja . . . Wer soll es aber geben, da ich, verhaftet bin, und nicht mit außen Rücksprache nehmen kann?«

»Ich!« erwiderte Beausire mit dem Tone von Medea im Trauerspiele von Corneille.

»Du?«

»Allerdings, ich! Ich werde dort sein, nicht wahr, ich es bin, den man ausstellt? Nun wohl, *ich* werde rufen: »»Es lebe der Königs Es leben die Preußen! Tod der Nation!«« Das ist nicht sehr schwer, wie mir scheint!«

Der Kamerad von Beausire war ganz verblüfft.

»Ich sagte immer, Du seist ein Mann von Genie!« sagte er.

Beausire verbeugte sich.

»Und wenn Du das thust,« fuhr der royalistische Gefangene fort, »so wirst Du nicht nur befreit, nicht nur begnadigt, sondern Du magst Dich, da ich laut erklären werde, man verdanke Dir das Gelingen der Verschwörung, zum Voraus rühmen, Du werdest eine schöne Belohnung empfangen!«

»Nicht in Rücksicht hierauf handle ich,« erwiderte Beausire mit der uneigennützigsten Miene der Welt.

»Bei Gott!« sagte der Freund; »doch kommt die Belohnung, so rathe ich Dir, sie nicht auszuschlagen.«

»Wenn Du es mir räthst . . . « versetzte Beausire.

»Ich thue mehr, ich fordere Dich hierzu auf, und Nothfalls befehle ich es Dir!« sprach majestätisch der Freund.

»Es sei!« erwiderte Beausire.

»Nun wohl!« sagte der Freund, »morgen werden mit einander frühstücken: der Director des Gefängnisses wird diese letzte Gunst zwei Kameraden nicht verweigern; — und wir werden eine gute Flasche Wein auf das Gelingen der Verschwörung trinken!«

Beausire hegte wohl noch einigen Zweifel über die Gefälligkeit des Directors vom Gefängniß hinsichtlich des Frühstücks am andern Tage; doch ob er mit seinen Freunde frühstückte oder nicht frühstückte, — er war entschlossen, das Versprechen, das er geleistet, zu halten.

Zu seiner großen Zufriedenheit wurde vom Director die Bewilligung gegeben.

Die zwei Freunde frühstückten mit einander: sie tranken nicht eine Flasche, sondern zwei, sondern drei, sondern vier!

Bei der vierten war Herr von Beausire ein wüthender Royalist. Zum Glücke holte man ihn, um ihn auf den Grève-Platz zu führen, ehe die fünfte Flasche in Angriff genommen war.

Er bestieg den Karren, als wäre es ein Triumph wagen, und schaute verächtlich diese Menge an, der er eine so furchtbare Ueberraschung vorbehielt.

Auf dem Weichsteine des Pont Notre-Dame warteten eine Frau und ein kleiner Knabe auf ein Vorüberziehen.

Herr von Beausire erkannte die arme Oliva, welche in Thränen zerfloß, und den jungen Toussaint, der, als er seinen Vater in den Händen der Gendarmerie sah, ausrief:

»Das ist wohlgethan! warum hat er mich geschlagen?«

Beausire sandte ihnen ein Lächeln der Protection zu, und er würde eine Geberde beigefügt haben, welche sicherlich voll Majestät gewesen wäre, hätte er nicht die Hände auf den Rücken gebunden gehabt.

Der Platz des Stadthauses war bedeckt von Menschen.

Man wußte, daß der Verurtheilte einen in der Tuilerien begangenen Diebstahl büßte; man kannte, durch den Bericht der Verhandlungen, die Umstände, welchen diesen Diebstahl begleitet hatten und ihm gefolgt waren, und man war ohne Mitleid für den Verurtheilten.

Als der Karren am Fuße des Prangers anhielt, hatte die Wache auch alle erdenkliche Mühe, um das Volk im Zaume zu halten.

Beausire schaute diese große Bewegung, diesen ganzen Tumult, diese ganze Menge mit einer Miene an, welche besagen wollte: »Ihr sollt sehen! das wird sogleich ganz anders sein!«

Sobald er auf dem Pranger erschien, war es ein allgemeines Hurrah; als jedoch der Augenblick der Execution herannahte, als der Henker den Ärmel des Verurtheilten aufgeknöpft, seine Schulter entblößt halte, und er sich bückte, um das glühende Eisen aus dem Ofen zu nehmen, da geschah, was immer geschieht: vor der erhabenen Majestät der Justiz schwieg Alles.

Beausire benützte den Augenblick und rief, alle eine Kräfte zusammenraffend, mit einer vollen, sonoren, schallenden Stimme:

»Es lebe der König! Es leben die Preußen! Tod er Nation!«

Welchen Tumult auch Herr von Beausire erwartet hatte, das Ereigniß überstieg bei Weitem seine Hoffnungen: das war nicht Geschrei, sondern Gebrülle.

Diese ganze Menge stieß ein ungeheures Gebrülle aus und stürzte sich auf den Pranger.

Diesmal war die Wache unmächtig, Herr von Beausire zu beschützen; die Reihen wurden durchbrochen, das Gerüste wurde erstürmt, der Henker von der Estrade geworfen, und der Verurtheilte in die verschlingenden Ameisenhaufen gestürzt, die man die Menge nennt.

Er war nahe daran, getödtet, zermalmt, in Stücke zerhackt zu werden, als zum Glücke ein mit seiner Schärpe umgürteter Mann von der Freitreppe des Stadthauses herab, wo er dieser Execution anwohnt, herbeieilte.

Dieser Mann war der Procurator der Gemeinde, Manuel.

Es war in ihm ein großes Gefühl von Menschen liebe, welches er manchmal in der Tiefe seiner Seele zu verschließen genöthigt war, das aber unter Umständen, wie dieser, daraus

hervordrang.

Er gelangte mit großer Mühe bis zu Herrn von Beausire, streckte die Hand über ihm aus und sprach mit starker Stimme:

»Im Namen des Gesetzes reclamire ich dieser Menschen!«

Das Volk zögerte, zu gehorchen; Manuel macht seine Schärpe los, ließ sie über der Menge flattern und rief:

»Zu mir, alle gute Bürger!«

Etwa zwanzig Männer liefen herbei und drängten sich um ihn.

Man zog Beausire aus den Händen der Menge er war halb todt.

Manuel ließ ihn nach dem Stadthause bringen; bald wurde aber das Stadthaus ernstlich bedroht, so groß war die Erbitterung.

Manuel erschien auf dem Balkon.

»Dieser Mensch ist schuldig,« sagte er, »jedoch eines Verbrechens, für welches er nicht gerichtet worden ist. Ernennet unter Euch eine Jury; diese Jury wird sich in einem der Säle des Stadthauses versammeln und über das Loos des Schuldigen entscheiden. Der Spruch, wie er auch sein mag, wird vollzogen werden, doch es finde ein Spruch statt.«

Ist es nicht seltsam, daß am Tage vor der Metzelei der Gefängnisse einer von den Männern, die man dieser Metzelei bezichtigt, eine solche Sprache führt?

Es gibt Anomalien in der Politik: erkläre sie, wer kann.

Diese Aufforderung beschwichtigte die Menge. Eine viertelstunde nachher kündigte man Manuel die Volksjury an; sie bestand aus einundzwanzig Mitgliedern; die einundzwanzig Männer erschienen auf dem Balcon.

»Sind diese Männer wirklich Eure Abgeordneten?« sagte Manuel.

Die Menge klatschte, statt jeder Antwort, in die Hände.

»Es ist gut,« sagte Manuel, »da hier die Richter sind, so wird Gerechtigkeit geübt werden.«

Und wie er es versprochen, führte er die Jury in einen der Säle des Stadthauses ein.

Herr von Beausire erschien, mehr todt als lebendig, er diesem improvisirten Tribunal; er suchte sich zu verteidigen: doch das zweite Verbrechen war so klar erwiesen wie das erste: nur war es in den Augen des Volkes unendlich gewichtiger.

Rufen: »Es lebe der König!« während der König als Verräther anerkannt im Tempel gefangen saß; rufen: »Es leben die Preußen!« während die Preußen Longwy genommen hatten und nur noch sechzig Meilen von Paris entfernt waren; rufen: »Tod der Nation!« während die Nation im Todeskampfe röchelte; das war ein entsetzliches Verbrechen, welches eine höchste Strafe diente! Die Jury entschied auch, daß der Schuldige nicht mit dem Tode bestraft, sondern um seinem Tode Schmach beizufügen, welche ihm das Gesetz die Guillotine dem Galgen substituierend zu benehmen sich bestrebt habe, als Ausnahme vom Gesetze, gehenkt, und er auf dem Platze, wo das Verbrechen begangen worden gehenkt werden sollte.

Dem zu Folge erhielt der Henker Befehl, auf dem Gerüste, wo sich der Schandpfahl erhob, den Galgen zu errichten.

Der Anblick dieser Arbeit und die Gewißheit, daß der Gefangene, der scharf bewacht wurde, nicht entkommen konnte, beschwichtigte die Menge vollends.

Dies war also das Ereigniß, das, wie wir am Ende von einem der vorhergehenden Kapitel

gesagt haben, die Nationalversammlung beunruhigte.

Der andere Tag war ein Sonntag, ein erschwerender Umstand; die Nationalversammlung begriff, daß Alles der Metzelei zuschritt. Die Commune wollte sich um jeden Preis behaupten: die Metzelei, das heißt der Schrecken, war hierfür eines der sichersten Mittel.

Die Nationalversammlung wich vor dem zwei vorher gefaßten Beschlusse zurück: sie widerrief ihr Decret.

Da erhob sich eines ihrer Mitglieder und sprach:

»Es ist nicht genug, daß Ihr Euer Decret widerruft; vor zwei Tagen, als Ihr es erlassen, habt Ihr erklärt, die Commune habe sich um das Vaterland wohlverdient gemacht; das Lob ist zu unbestimmt denn Ihr könntet eines Tages sagen, die Commune habe sich um das Vaterland wohlverdient gemacht, dieses oder jenes Mitglied der Commune sei jedoch nicht im Lobe begriffen; dann würde man dieses oder jenes Mitglied verfolgen. Man muß also sagen, nicht die Commune, sondern die *Mitglieder der Commune*.«

Die Nationalversammlung votierte: die *Repräsentanten der Commune* haben sich um das Vaterland wohlverdient gemacht.

Zu gleicher Zeit, da die Nationalversammlung dieses Votum ergehen ließ, hielt Robespierre in der Commune eine lange Rede, in welcher er sagte, da die Nationalversammlung es durch schändliche Manoeuvre dahin gebracht habe, daß die Commune das öffentliche Vertrauen verloren, so müsse sich der Generalrath zurückziehen und das einzige Mittel anwenden, das ihm bleibe, um das Volk zu retten, nämlich *die Gewalt dem Volke anheimstellen*.

Wie immer, blieb Robespierre zweifelhaft und unbestimmt, aber erschrecklich.

Die Gewalt dem Volke anheimstellen, — was bedeutete diese Phrase?

Hieß dies den Beschluß der Nationalversammlung unterzeichnen und die Neuwahl annehmen? Das war nicht wahrscheinlich.

Hieß es die gesetzliche Gewalt niederlegen und, sie niederlegend, eben hierdurch erklären, die Commune, nachdem sie den 10. August gemacht, betrachte sich als unmächtig vor der Fortsetzung des großen revolutionären Werkes und beauftrage das Volk, es zu vollenden?

Das Volk aber, ohne Zügel, das Herz voll Rache, beauftragt, das Werk vom 10. August fortzusetzen, das war die Ermordung der Menschen, welche gegen dasselbe am 10. August gekämpft hatten und seitdem in den verschiedenen Gefängnissen von Paris eingesperrt waren!

Soweit war man am 1. September Abends, so ist es, wenn ein Sturm in der Atmosphäre lastet und man die Blitze und den Donner über allen Häuptionen schweben fühlt.

CLXIX.

In der Nacht vom 1. auf den 2. September.

So standen die Dinge, als am 1. September, Abends um neun Uhr, der Willfähige von Gilbert, — der Name Bediente war als antirepublicanisch abgeschafft worden, — der Willfähige von Gilbert in das Zimmer des Doctors eintrat und meldete:

»Bürger Gilbert, der Fiacre wartet vor der Thüre.«

Gilbert drückte seinen Hut auf die Augen, knöpfte seinen Ueberrock bis an den Hals zu, und schickte sich an, wegzugehen; doch auf der Schwelle der Wohnung stand ein Mann in einen Mantel gehüllt und die Stirne von einem breitkrämpigen Hute beschattet.

Gilbert wich einen Schritt zurück: in der Dunkelheit und in einem solchen Augenblicke ist Alles Feind.

»Ich bin es, Gilbert,« sagte eine wohlwollende Stimme.

»Cagliostro!« rief der Doctor.

»Gut! nur vergessen Sie, daß ich nicht mehr Cagliostro heiße, und daß ich mich Baron Zannone nenne. Freilich für Sie, lieber Doctor, verändere ich weder meinen Namen, noch Herz, und bin immer, ich hoffe es wenigstens, Joseph Balsamo.«

»Oh ja, und zum Beweise mag dienen, daß ich im Begriffe war, zu Ihnen zu gehen.«

»Ich vermuthete es, und darum komme ich hierher; denn Sie können sich wohl vorstellen, daß ich in solchen Tagen nicht thue, was Herr von Robespierre gethan hat: ich begeben mich nicht aufs Land.«

»Ich befürchtete auch, Sie nicht zu treffen, und ich bin sehr glücklich, daß ich Sie sehe . . . Treten Sie doch ein . . . ich bitte, treten Sie ein!«

»Nun wohl! hier bin ich. Sprechen Sie; was wünschen Sie?« fragte Cagliostro, der Gilbert bis ins abgelegenste Zimmer der Wohnung des Doctors folgte.

»Setzen Sie sich, Meister.«

Cagliostro setzte sich.

»Sie wissen, was vorgeht?« fragte Gilbert.

»Sie wollen sagen, was vorgehen soll,« erwiderte Cagliostro; »denn für den Augenblick geht nichts vor.«

»Nein, Sie haben Recht; doch etwas Erschreckliches bereitet sich vor, nicht wahr?«

»Erschrecklich, in der That . . . Das Erschreckliche wird auch manchmal nothwendig.«

»Meister,« sagte Gilbert, »wenn Sie solche Worte mit Ihrer unerbittlichen Kaltblütigkeit aussprechen, machen Sie mich schauern!«

»Was wollen Sie? Ich bin nur ein Echo: das Echo des Verhängnisses!«

Gilbert neigte das Haupt.

»Erinnern Sie sich, Gilbert, was ich Ihnen an dem Tage sagte, wo ich Sie in Bellevue sah, am 6. October, als ich Ihnen den Tod des Marquis von Favras prophezeite?«

Gilbert bebt.

Er, der so stark den Menschen und sogar den Ereignissen gegenüber, fühlte sich vor diesem geheimnißvollen Manne schwach wie ein Kind.

»Ich sagte Ihnen,« fuhr Cagliostro fort, »wenn er König in seinem Gehirne ein Körnchen von dem Verhaltungsgeiste hätte, den er, wie ich hoffe, nicht habe, würde er fliehen.«

»Nun! er ist geflohen.«

»Ja; doch ich verstand hierunter, so lange es noch Zeit wäre; und als er floh! . . . ei! Sie wissen, das war nicht mehr Zeit! Ich fügte bei, was Sie wohl nicht vergessen haben, wenn der König widerstände, wenn die Königin widerstände, wenn die Adligen widerständen, so würden wir eine Revolution machen.«

»Ja, Sie haben auch diesmal Recht: die Revolution ist gemacht,« sprach Gilbert mit einem Seufzer.

»Nicht völlig,« entgegnete Cagliostro; »doch sie macht sich, wie Sie sehen, mein lieber Gilbert. Erinnern Sie sich ferner, daß ich mit Ihnen von einem Instrumente sprach, das einer meiner Freunde, der Doctor Guillotin, erfand? . . . Sind Sie über den Carrousel-Platz gegangen . . . dort, den Tuilerien gegenüber? . . . Nun wohl dieses Instrument, dasselbe, das ich der Königin im Schlosse Taverney in einer Carafe zeigte . . . Sie erinnern sich, Sie waren dabei, noch ein kleiner Knabe, nicht höher als so, und schon der Liebhaber von Mademoiselle Nicole . . . deren Mann, dieser liebe Herr von Beausire, zum Henken verurtheilt worden ist! . . . nun wohl! dieses Instrument functioniert.«

»Ja,« erwiderte Gilbert, »und sogar zu langsam, wie es scheint, da man ihm die Säbel, die Pieken und die Dolche begeben will.«

»Hören Sie,« sprach Cagliostro, »man muß Eines zugestehen: daß wir es mit grausam halsstarrigen Menschen zu thun haben! Man gibt den Aristokraten, den Hofe, dem König, der Königin alle Arten von Warnungen, und das nützt zu nichts; man nimmt die Bastille das nützt zu nichts; man macht den 5. und 6. October: das nützt zu nichts; man macht den 20. Juni: das nützt zu nichts; man macht den 10. August: das nützt zu nichts, man sperrt den König im Tempel ein; man sperrt die Aristokraten in der Abtei, in der Force, in Bicêtre ein: das nützt zu nichts! Der König im Tempel freut sich über die Einnahme von Longwy durch die Preußen; die Aristokraten in der Abtei rufen: »Es lebe der König! es leben die Preußen!« Sie trinken Champagner unter der Nase des armen Volkes, das Wasser trinkt sie essen Trüffelpasteten unter dem Barte des armen Volkes, dem es an Brod fehlt! Es ist Keiner, bis auf König Wilhelm von Preußen, an den man nicht schreibt: »Nehmen Sie sich in Acht! Ueberschreiten Sie Longwy, machen Sie einen Schritt mehr ins Herz von Frankreich, so wird dies das Todesurtheil des Königs sein!« und der nicht antwortet: »Wie gräßlich auch die Lage der königlichen Familie sein mag, die Heere dürfen nicht zurückgehen. Ich wünsche von ganzer Seele, rechtzeitig anzukommen, um den König von Frankreich zu retten; vor Allem aber ist es meine Pflicht, Europa zu retten!« Und er marschirt gegen Verdun . . . Man muß wohl ein Ende machen.«

»Doch mit was ein Ende machen?« rief Gilbert.

»Mit dem König, der Königin, den Aristokraten.«

»Sie würden den König ermorden? Sie würden die Königin ermorden?«

»Oh! nein, sie nicht! das wäre eine große Ungeschicklichkeit! man muß sie richten, verurtheilen, öffentlich enthaupten, wie man es mit Karl I. gemacht hat; aller Uebrigen aber muß man sich entledigen, und zwar je eher, desto besser.«

»Und wer hat dies entschieden? Sprechen Sie!« rief Gilbert; »ist es die Intelligenz? ist es die Redlichkeit? ist es das Gewissen dieses Volkes, von dem Sie eben? Wären Sie, da Sie Mirabeau als Genie, Lafayette als Redlichkeit, Vergniaud als Gerechtigkeit hatten, gekommen und hätten nur im Namen dieser drei Männer gesagt: »Man muß tödten!« so würde ich, geschauert haben, wie ich schauere; doch ich hätte gezweifelt. In wessen Namen sagen Sie das aber heute? Im Namen von einem Hébert, einem Contremarquenhändler; von einem Collot-d'Herbois, einem ausgepiffenen Komödianten; von einem Marat, einem kranken Geiste, — dem sein Arzt zur Ader lassen muß, so oft er fünfzigtausend, hunderttausend, zweimal hunderttausend Köpfe verlangt! Laffen Sie mich, lieber Meister, diese mittelmäßigen Menschen verwerfen, welche rasche und pathetische Krisen, augenblickliche Veränderungen brauchen; diese schlechten Dramaturgen, diese unmächtigen Rhetoren, die sich in den plötzlichen Zerstörungen gefallen, die sich für geschickte Zauberer halten, wenn sie, einfache Sterbliche, das Werk Gottes zunichte gemacht haben; die es schön, groß, erhaben finden, gegen diesen Lebensfluß zu schiffen, der die Welt nährt, indem sie mit einem Worte, mit einem Winke, mit einem Blick vertilgen, indem fiel mit einem Hauche das lebendige Hinderniß verschwinden machen, welches ihnen zu schaffen die Natur zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig Jahre gebraucht hat. Diese Menschen, lieber Meister, sind Elende! und Sie, Sie gehören nicht zu diesen Menschen!«

»Mein lieber Gilbert,« entgegnete Cagliostro, »Sie täuschen sich abermals. Sie nennen diese Menschen *Menschen*; Sie thun ihnen zu viel Ehre an: es sind nur Werkzeuge.«

»Werkzeuge der Zerstörung!«

»Ja, aber zum Nutzen einer Idee. Diese Idee, Gilbert, ist die Befreiung der Völker; es ist die Freiheit; es ist die Republik, nicht die französische, Gott behüte mich vor einem so egoistischen Gedanken! sondern die universelle Republik, die Brüderschaft der Welt! Nein, diese Menschen haben nicht das Genie; nein, sie haben nicht die Redlichkeit; nein, sie haben nicht das Gewissen; doch sie haben, was stärker, was unerbittlicher, was unwiderstehlicher ist als Alles dies: sie haben den Instinct.«

»Den Instinct von Attila!«

»Ganz richtig, sie haben es gesagt: von Attila, der sich Gottes Geißel nannte und mit dem barbarischen Blute der Hunnen, der Alanen, der Sueven die durch vierhundert Jahre der Regierung der Nero, der Vespasian, der Heleogabalus verdorbene römische Civilisation wieder stärkte.«

»Aber fassen wir doch zusammen, statt zu generalisiren!« rief Gilbert.

»Wohin soll die Metzelei führen?«

»Zu etwas höchst Einfachem: die Nationalversammlung, die Commune, das Volk, ganz Paris zu compromittiren. Man muß Paris mit Blut beflecken, Sie begreifen das wohl, damit Paris, dieses Gehirn Frankreichs, dieser Geist Europas, diese Seele der Welt, — damit Paris, fühlend, es sei für dasselbe keine Verzeihung mehr möglich, sich erhebt wie ein einziger Mensch, Frankreich vor sich hertreibt und den Feind vom heiligen Boden des Vaterlands wirft.«

»Sie sind kein Franzose!« rief Gilbert; »was ist Ihnen daran gelegen?«

»Ist es möglich, daß Sie, Gilbert! Sie, eine erhabene Intelligenz, eine mächtige Organisation, zu einem Menschen sagen: »Mische Dich nicht in die Angelegenheiten Frankreichs, denn Du bist kein Franzose!« Sind die Angelegenheiten Frankreichs nicht die Angelegenheiten der Welt? Arbeitet Frankreich für sich allein, armer Egoist? Starb Jesus für die Juden allein? Mit

welchem, Rechte hättest Du zu einem Apostel gesagt: »Du ist kein Nazaräer!« Höre, höre, Gilbert, ich habe alle diese Dinge mit einem Geiste erörtert, der viel stärker als der meinige, als der Deinige; mit einem Manne oder einem Dämon, den man Althotas nannte, — eines Tages, als er mir die Berechnung des Blutes machte, das zu vergießen wäre, ehe die Sonne über der Freiheit der Welt aufginge. Nun wohl, die Vernunftschlüsse dieses Mannes haben meine Ueberzeugung nicht erschüttert; ich bin gegangen, ich gehe, ich werde gehen, Alles niederwerfend, was ich vor mir finde, und mit ruhiger Stimme, mit heiterem Blicke sprechend: »Wehe einem Hinderniß! ich bin die Zukunft!« Du hattest nun die Begnadigung von irgend Jemand von mir zu erbitten, nicht wahr? Diese Begnadigung bewillige ich Dir zum Voraus. Sage mir den Namen von demjenigen, oder von derjenigen, welche Du retten willst.«

»Ich will eine Frau retten, welche weder Sie, noch ich, Meister, können sterben lassen.«

»Du willst die Gräfin von Charny retten?«

»Ich will die Mutter von Sebastian retten.«

»Du weißt, daß Danton es ist, der, als Minister der Justiz, die Schlüssel des Gefängnisses in der Hand hält?«

»Ja, doch ich weiß auch, daß Sie zu Danton sagen können: »Oeffne oder schließe die Thüre.««

Cagliostro stand auf, trat an den Sekretär, macht auf ein Blättchen Papier eine Art von cabbalistischem Zeichen, reichte das Papier Gilbert und sagte:

»Nimm, mein Sohn, suche Danton auf und verlange von ihm, was Du willst.«

Gilbert erhob sich.

»Was gedenkst Du aber nachher zu thun?« fragt ihn Cagliostro.

»Nach was?«

»Nach den Tagen, welche nun verlaufen werden, wenn die Reihe an den König gekommen sein wird.«

»Ich gedenke mich, wenn ich kann, zum Mitglied des Convents ernennen zu lassen und mich mit meiner ganzen Macht dem Tode des Königs zu widersetzen.«

»Ja,« sagte Cagliostro, »ich begreife das. Handle also nach Deinem Gewissen, Gilbert; doch versprich mir Eines.«

»Was?«

»Es gab eine Zeit, wo Du ohne Bedingung versprochen hättest, Gilbert.«

»Damals sagten Sie mir nicht, man heile ein Volk durch die Metzerei, eine Nation durch den Mord.«

»Es mag sein . . . Nun wohl, versprich mir, Gilbert, daß Du, wenn der König abgeurtheilt, wenn der König hingerichtet ist, den Rath befolgen wirst, den ich Dir gebe.«

Gilbert reichte ihm die Hand und erwiederte:

»Jeder Rath, der von Ihnen kommt, Meister, wird mir kostbar sein.«

»Und er wird befolgt werden?« fragte Cagliostro.

»Ich schwöre es, wenn er mein Gewissen nicht verletzt.«

»Gilbert, Du bist ungerecht,« sagte Cagliostro. Ich habe Dir viel geboten; habe ich je etwas gefordert?«

»Nein, Meister,« antwortete Gilbert: »und auch haben Sie mir ein Leben geschenkt, das mir

theurer, als das meine.«

»Geh also,« sprach Cagliostro, »und der Genius Frankreichs, von dessen edelsten Söhnen Du Einer bist, führe Dich!«

Cagliostro ging ab; Gilbert folgte ihm.

Der Fiacre wartete immer noch; der Doctor stieg ein und befahl, nach dem Justizministerium zu fahren: dort war Danton.

Danton, als Justizminister, hatte einen scheinbaren Vorwand, nicht in der Commune zu erscheinen. Wozu brauchte er übrigens dort zu erscheinen? Marat und Robespierre waren ja da? Robespierre blieb gewiß nicht hinter Marat zurück, Beide zogen den blutigen Revolutionswagen und Beide wurden von Tallier, der Creatur Dantons, überwacht.

Zwei Dinge erwarteten Danton: angenommen, er entscheide sich für die Commune, ein Triumvirat mit Marat und Robespierre; angenommen, die Nationalversammlung entscheide sich für ihn, eine Dictatur als Justizminister.

Er wollte Robespierre und Marat nicht, die Nationalversammlung wollte aber ihn nicht.

Als man ihm Gilbert meldete, war er mit seiner Frau oder, vielmehr, seine Frau lag zu seinen Füßen; die Metzelei war zum Voraus so bekannt, daß sie ihn anflehte, dieselbe nicht zu gestatten.

Danton konnte ihr etwas, was doch sehr klar war, nicht begreiflich machen: daß er nichts vermochte gegen die Entscheidungen der Commune, ohne eine dictatorische Gewalt übertragen von der Nationalversammlung; mit der Nationalversammlung war Chance des Sieges, ohne die Nationalversammlung sichere Niederlage.

»Stirb stirb! stirb, wenn es sein muß.« rief die arme Frau; »doch diese Schlächterei finde nicht statt.«

»Ein Mann, wie ich, stirbt nicht unnütz,« antwortete Danton. »Ich will sterben, aber mein Tod nütze dem Vaterlande.«

Man meldete den Doctor Gilbert.

»Ich gehe nicht weg, ehe Du mir versprochen hat, Du, werdest Alles in der Welt thun, um dieses abscheuliche Verbrechen zu verhindern.«

»So bleibe,« sagte Danton.

Madame Danton machte drei Schritte rückwärts und ließ ihren Mann allein dem Doctor, den er von Gesicht und dem Rufe nach kannte, entgegengehen.

»Ah! Doctor,« sagte er, »Sie kommen gelegen, und hätte ich Ihre Adresse gewußt, so würde ich nach Ihnen geschickt haben!«

Gilbert grüßte, und als er hinter ihm eine Frau in Thränen sah, verbeugte er sich.

»Sehen Sie, hier ist meine Frau, die Frau des Bürgers Danton, des Justizministers; sie glaubt, ich sei für mich allein stark genug, um die von der ganzen Commune angetriebenen Herren Marat und Robespierre zu verhindern, zu thun, was sie thun wollen, das heißt sie zu verhindern, daß sie tödten, vernichten, erwürgen.«

Gilbert schaute Madame Danton an; diese hatte die Hände gefaltet und weinte.

»Madame,« sprach Gilbert, »wollen sie mir erlauben diese barmherzigen Hände zu küssen?«

»Gut!« sagte Danton, »da bekommst Du Verstärkung.«

»Oh! mein Herr!« rief die arme Frau, »erklären sie ihm doch, daß dies, wenn er es gestattet, ein Blutfleck auf seinem ganzen Leben ist!«

»Wenn es nur das wäre,« erwiderte Gilbert; »wenn dieser Flecken auf der Stirne eines einzigen Menschen bliebe, und dieser Mensch im Glauben, der Flecken, sich seinem Namen anhängen wird, sei seinem Vaterlande nützlich, für Frankreich nothwendig, sich aufopfern, die Ehre in den Schlund werfen würde, wie Decius den Leib darein warf, so wäre das nichts! Was ist mit Umständen, wie die, in welchen wir uns befinden, beben, am Rufe, an der Ehre eines Bürgers gelegen? Doch das wird ein Flecken an der Stirne von Frankreich sein!«

»Bürger,« erwiderte Danton, »wenn der Vesuv strömt, nennen Sie mir einen Mann, der mächtig, um seine Lava zurückzuhalten; wenn die Flut kommt, nennen Sie mir einen Arm, der stark genug, um den Ocean zurückzudrängen.«

»Heißt man Danton, so fragt man nicht, wo dieser Arm ist; man sagt: »»Hier ist er!«« Man fragt nicht, wo dieser Arm ist: man handelt!«

»Ei!« sprach Danton, »Ihr seid lauter Wahnsinnige. Ich muß Euch also sagen, was ich mir nicht sagen ließe? Nun wohl, ja, ich habe den Willen; nun ja, ich habe den Geist; nun wohl ja, wenn die Nationalversammlung wollte, hätte ich die Stärke! Doch wissen Sie, was mir geschehen wird? Was Mirabeau widerfahren ist: sein Genie konnte nicht über seinen schlechten Ruf triumphiren. Ich bin nicht der wüthende Marat, der Nationalversammlung Schrecken einzuflößen; ich bin nicht der unbestechliche Robespierre, um ihr Vertrauen einzuflößen; die Nationalversammlung wird mir die Mittel, den Staat zu retten, verweigern; ich werde die Strafe für meinen schlechten Ruf erdulden; man wird ganz leise sagen, ich sei ein Mensch ohne Moralität, die Mensch, dem man nicht einmal für drei Tage eine volle unumschränkte, willkürliche Gewalt geben könne; man wird eine Commission von ehrlichen Leuten ernennen, und mittlerweile wird die Metzelei stattfinden, und es werdet wie Sie gesagt haben, das Blut von einem Tausend Schuldiger, das Verbrechen von drei bis vierhundert Trunkenen über die Scenen der Revolution einen roten Vorhang ziehen, der ihre Erhabenheit verbergen wird! Nun wohl, nein,« fügte er mit einer großartigen Geberde bei, »nein, nicht Frankreich wird man anklagen, sondern mich: ich werde von Frankreich den Fluch der Welt abwenden und ihn auf mein Haupt rollen machen!«

»Und ich? und Deine Kinder?« rief die unglückliche Frau.

»Du,« erwiderte Danton, »Du wirst darüber sterben, Du hast es gesagt; und man wird Dich nicht bezichtigen, Du seist meine Mitschuldige, da mein Verbrechen Dich getödtet haben wird. Was meine Kinder betrifft, es sind Knaben: sie werden eines Tags Männer sein und, sei unbesorgt, das Herz ihres Vaters haben den Namen Danton mit erhabener Stirne tragen, oder sie werden schwach sein und mich verleugnen. Desto besser! die Schwachen sind nicht von meinem Geschlecht, und ich verleugne sie in diesem Falle zum Voraus!«

»Verlangen Sie aber doch wenigstens diese Gewalt von der Nationalversammlung!« rief Gilbert.

»Glauben Sie, ich habe auf Ihren Rath gewartet? Ich habe nach Thuriot geschickt, ich habe nach Tallien geschickt. Frau, sieh, ob sie da sind, sind sie da, laß Thuriot eintreten.«

Madame Danton ging rasch hinaus,

»Ich will das Glück in Ihrer Gegenwart versuchen,« sagte Danton; »Sie werden mir vor der Nachwelt bezeugen, welche Anstrengungen ich gemacht habe.«

Die Thüre öffnete sich wieder.

»Hier ist der Bürger Thuriot, mein Freund,« sagte Madame Danton.

»Komm hierher!« rief Danton, indem er seine breite Hand demjenigen reichte, der an seiner Seite die Rolle spielte, welche ein Adjutant bei einem General spielt. »Du hast neulich ein erhabenes Wort auf der Tribüne gesprochen: »Die französische Revolution gehört nicht uns allein, sie gehört der Welt, und wir sind der gesammten Menschheit Rechenschaft darüber schuldig!« Nun wohl, wir wollen eine letzte Anstrengung machen, um diese Revolution rein zu erhalten.«

»Sprich,« sagte Thuriot.

»Morgen bei Eröffnung der Sitzung, ehe irgend eine Discussion sich entsponnen hat, wirst Du verlangen, daß man auf dreihundert die Zahl der Mitglieder des Generalraths der Commune erhöhe, so daß man, während man die am 10. August geschaffenen Alten beibehält, die Alten durch die Neuen zunichte macht. Wir constituiren auf einer festen Base die Vertretung von Paris; wir vergrößern die Commune, aber wir neutralisiren sie; wir vermehren die Zahl, doch wir modificiren Ihren Geist. Geht dieser Antrag nicht durch, kannst Du Ihnen meinen Gedanken nicht begreiflich machen, dann verständigst Du Dich mit Lacroix: sage ihm, er soll die Frage geradezu in Angriff nehmen; er beantrage die Todesstrafe für diejenigen, welche mittelbar oder unmittelbar die von der executiven Gewalt gegebenen Befehle und von ihr getroffenen Maßregeln zu vollziehen sich weigern oder sie auf irgend eine Weise hemmen werden, geht der Antrag durch, so ist das die Dictatur; die executive Gewalt, das bin ich; ich trete ein, ich reclamire sie, und zögert man, mir dieselbe zu geben, nehme ich sie.«

»Was machen Sie dann?« fragte Gilbert.

»Dann,« erwiderte Danton, »dann ergreife ich die Fahne; statt des blutigen, scheußlichen Dämons, der Metzelei, den ich in eine Finsterniß zurücksende, ruft den edlen Genius der Schlachten an, welcher ohne Furcht noch Zorn schlägt, welcher in Ruhe den Tod anschaut; ich frage alle diese Banden, ob sie sich, um wehrlose Menschen zu ermorden, versammelt haben; ich erkläre für ehrlos Jeden, der die Gefängnisse bedroht! Vielleicht billigen Viele die Metzelei, doch die Schlächter sind nicht zahlreich. Ich benütze die in Paris herrschende militärische Begeisterung; ich schließe die kleine Anzahl von Mördern in den Wirbel von Freiwilligen ein, welche wahrhaft Soldaten, nur auf den Befehl zum Abgang warten, und ich schleudere an die Grenze, das bei gegen den Feind, das unreine Element, beherrscht durch das edle Element.«

»Thun Sie das! thun Sie das!« rief Gilbert, »und Sie haben etwas Großes, Herrliches, Erhabenes gethan!«

»Ei! mein Gott!« versetzte Danton die Achseln mit einer seltsamen Mischung von Stärke, Sorglosigkeit und Zweifel zuckend, »das ist das Aller leichteste! Man unterstütze mich nur, und Sie werden sehen.«

Madame Danton küßte ihrem Manne die Hände.

»Man wird Dich unterstützen,« sagte sie. »Wer sollte nicht Deiner Meinung sein, wenn man Dich sprechen hört.«

»Ja,« erwiderte Danton; »doch leider kann ich nicht so sprechen; denn würde ich scheitern, wenn ich so spräche, so finge für mich die Metzelei an.«

»Nun wohl,« sagte lebhaft Madame Danton, »wäre es nicht besser, so zu endigen?«

»Weib, Du sprichst wie ein Weib. Und war ich Todt, was würde aus der Revolution zwischen dem blutgerigen Narren, den man Marat nennt, und dem falschen Kopisten, den man Robespierre nennt? Nein, ich darf nicht, ich will noch nicht sterben; was ich thun muß, das die Metzelei

verhindern, wenn ich kann, das ist, wenn die Metzerei wider meinen Willen stattfindet, Frankreich davon entlasten und sie auf meine Rechnung nehmen. Ich werde ebenso auf mein Ziel zuschreiten, nur werde ich es erschrecklicher thun . . . Rufe mir Tallien.

Tallien trat ein.

»Tallien,« sagte Danton zu ihm, »es ist möglich, daß mir morgen die Commune schreibt, um mich einzuladen, ich möge mich auf die Municipalität begeben: Richten Sie es so ein, daß mir der Brief nicht zukommt, und daß ich beweisen kann, er sei mir nicht zugekommen.«

»Teufel!« rief Tellier; »und wie soll ich das machen?«

»Das ist Ihre Sache. Ich sage Ihnen, was ich Wünsche, was ich will, was sein muß: es ist an Ihnen, ein Mittel zu finden. — Kommen Sie, Herr Gilbert, Sie haben etwas von mir zu verlangen.«

Und die Thüre eines kleinen Cabinets öffnend, ließ Gilbert hier eintreten und folgte ihm.

»Lassen Sie hören,« sagte Danton, »wozu kann ich Ihnen nützlich sein?«

Gilbert zog aus seiner Tasche das Papier, das ihm Cagliostro gegeben hatte, und überreichte es Danton.

»Ah!« sagte dieser, »Sie kommen von ihm . . . nun, was wünschen Sie?«

»Die Freiheit einer in der Abtei eingesperrten Frau.«

»Ihr Name?«

»Gräfin von Charny.«

Danton nahm ein Papier und schrieb den Freilassungsbefehl.

»Hier,« sagte er; »haben Sie noch Andere zu retten? Sprechen Sie! ich möchte sie gern theilweise Alle retten können, die Unglücklichen!«

Gilbert verbeugte sich und erwiderte:

»Ich habe, was ich wünsche.«

»Gehen Sie also, Herr Gilbert, und bedürfen Sie meiner je, so kommen Sie unmittelbar zu mir, von Menschen zum Menschen, ohne Vermittler: ich würde mich zu glücklich fühlen, etwas für Sie zu thun.«

Sodann, indem er ihn zurückführte, flüsterte er: »Oh! hätte ich nur für vierundzwanzig Stunden Ihren Ruf als redlicher Mann, Herr Gilbert!«

Und er schloß hinter dem Doctor die Thüre, stieß einen Seufzer aus und wischte den Schweiß ab, der von seiner Stirne floß.

Besitzer des kostbaren Papieres, das ihm die Freiheit von Andrée gewährte, begab sich Gilbert nach der Abtei.

Obgleich es gegen Mitternacht war, hielten sich doch noch drohende Gruppen in der Umgegend des Gefängnisses auf.

Gilbert ging mitten durch dieselben und klopft an die Thüre.

Die finstere Thüre an dem niedrigen Gewölbe öffnete sich.

Gilbert trat schauernd ein: dieses niedrige Gewölbe war nicht das eines Gefängnisses, sondern das eine Grabes.

Er überreichte seinen Befehl dem Director.

Der Befehl gebot, sogleich die Person, welche der Doctor Gilbert bezeichnen würde, in Freiheit zu setzen, — Gilbert bezeichnete die Gräfin von Charny, und der Director befahl einem

Schließer, den Bürger Gilbert in die Stube der Gefangenen zu führen.

Gilbert folgte dem Schließer, stieg hinter ihm drei Stockwerke einer kleinen Wendeltreppe hinauf und trat in eine durch eine Lampe erleuchtete Zelle ein.

Eine ganz schwarz gekleidete Frau, bleich wie Marmor unter ihren Trauerkleidern, saß an dem Tische, auf welchem die Lampe stand, und las in einem, in Chagrin gebundenen und mit einem silbernen Kreuze verzierten, Buche.

Ein Rest von Feuer brannte in einem Kamine neben ihr.

Trotz des Geräusches, das die Thüre sich öffnend machte, schlug sie die Augen nicht auf; sie schien in ihre Lectüre, oder vielmehr in ihre Gedanken vertieft, denn Gilbert blieb, paar Minuten vor ihr, ohne daß er sie das Blatt wenden sah.

Der Schließer hatte die Thüre hinter Gilbert zugezogen und verweilte außen.

»Frau Gräfin . . .« sagte endlich Gilbert.

Andrée schlug die Augen auf und schaute einen Moment, ohne zu sehen; der Schleier ihrer Gedanken, der noch zwischen ihrem Blicke und dem Manne, der vor ihr stand: er klärte sich allmählig auf.

»Ah! Sie sind es, Herr Gilbert?« fragte Andrée. Was wollen Sie von mir?«

»Madame,« erwiderte Gilbert, »unheilvolle Gerüchte sind über das, was morgen in den Gefängnissen geschehen soll, im Umlaufe.«

»Ja,« sagte Andrée, »es scheint, man soll uns ermorden; doch Sie wissen, Herr Gilbert, ich bin zu sterben bereit.«

Gilbert verbeugte sich und sprach:

»Ich komme, um Sie zu holen, Madame.«

»Sie wollen mich holen?« fragte Andrée erstaunt; um mich wohin zu führen?«

»Wohin Sie wollen, Madame: Sie sind frei.«

Und er überreichte ihr den von Danton unterzeichneten Freilassungsbefehl.

Sie las den Befehl; statt ihn aber dem Doctor zurückzugeben, behielt sie ihn in ihrer Hand.

»Ich hätte es vermuthen müssen, Doctor,« sagte sie, indem sie zu lächeln suchte, etwas, was ihr Gesicht verlernt zu haben schien.

»Was, Madame?«

»Sie werden kommen, um mich am Sterben zu verhindern.«

»Madame, es gibt eine Existenz auf der Welt, die mir noch kostbarer ist, als mir je die meines Vaters oder meiner Mutter gewesen wäre, hätte mir Gott einen Vater oder eine Mutter bewilligt: das ist die Ihrige.«

»Ja, und darum haben Sie mir schon ein erst Mal Ihr Wort gebrochen.«

»Ich habe mein Wort nicht gebrochen, Madam ich habe Ihnen das Gift geschickt.«

»Durch meinen Sohn!«

»Ich hatte Ihnen nicht gesagt, durch wen ich es Ihnen schicken werde.«

»Somit haben Sie an mich gedacht, Herr Gilbert? somit sind Sie um meinetwillen in die Löwengrube ein getreten? somit sind Sie mit dem Talisman, der Thüren öffnet, daraus weggegangen?«

»Ich habe Ihnen gesagt, Madame, so lange ich leben werde, können Sie nicht sterben.«

»Oh! diesmal, Herr Gilbert,« entgegnete Andrée mit einem besser als das erste gezeichneten

Lächeln diesmal glaube ich, daß ich den Tod fest halte.«

»Madame, ich erkläre Ihnen, daß Sie, und soll ich Gewalt anwenden, um Sie von hier wegzuschleppen nicht sterben werden.«

Ohne zu antworten, zerriß Andrée den Freilassungsbefehl in vier Stücke und warf die Stücke ins Feuer.

»Versuchen Sie es!« sagte sie.

Gilbert stieß einen Schrei aus.

»Herr Gilbert,« sprach Andrée, »ich habe auf den Gedanken des Selbstmords verzichtet, doch ich habe nicht auf den des Todes verzichtet.«

»Oh! Madame! Madame!« rief Gilbert.

»Herr Gilbert, ich will sterben!«

Gilbert seufzte.

»Alles, was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie meinen Leib aufzufinden, ihn todt von den Beschimpfungen zu erlösen suchen, denen er lebendig nicht entgehen konnte . . . Herr von Charny ruht in der Gruft seines Schlosses Boursonne: dort habe ich die einzigen glücklichen Tage meines Lebens zugebracht; ich wünsche bei ihm zu ruhen.«

»Oh! Madame, in des Himmels Namen beschwört ich Sie! . . .«

»Und ich, mein Herr, ich bitte Sie im Namen meines Unglücks!«

»Es ist gut, Madame; Sie haben es gesagt, ich muß Ihnen in allen Punkten gehorchen. Ich entferne mich, doch ich bin nicht besiegt.«

»Vergessen Sie meinen letzten Wunsch nicht, mein Herr,« sprach Andrée.

»Rette ich Sie nicht wider Ihren Willen, so wird er erfüllt werden, Madame,« antwortete Gilbert.

Und er verbeugte sich noch einmal vor Andrée und zog sich zurück.

Die Thüre schloß sich mit dem unheimlichen, den Thüren der Gefängnisse eigenthümlichen Geräusche.

CLXX.

Der Tag des 2. Septembers.

Was Danton vorhergesehen hatte, geschah: bei Eröffnung der Sitzung stellte Thuriot in der Nationalversammlung den Antrag, den der Justizminister am vorhergehenden Tage entworfen hatte, die Nationalversammlung begriff aber nicht: statt Morgens um neun Uhr zu votieren, discutirte sie, zog sie in die Länge und stimmte Nachmittags um ein Uhr ab.

Es war zu spät.

Diese vier Stunden verzögerten um ein Jahrhundert die Freiheiten Europas.

Tallien war geschickter.

Von der Commune beauftragt, dem Justizminister den Befehl zu geben, sich nach der Municipalität zu verfügen, schrieb er:

»Herr Minister,

»Bei Empfang dieses werden Sie sich nach dem Stadthause verfügen.«

Nur irrte er sich in der Adresse! Statt zu setzen: »An den Justizminister« setzte er: »An den Kriegsminister!«

Man erwartete Danton; Servan erschien ganz verlegen und fragte, was man wolle: man wollte durchaus nichts von ihm.

Die Verwechselung klärte sich auf, doch der Streich war geschehen.

Wir haben gesagt, um ein Uhr abstimme, habe die Nationalversammlung zu spät abgestimmt; in der That, die Commune, sie, welche die Dinge nicht in die Länge zog, sie hatte die Zeit benützt.

Was wollte die Commune? Sie wollte die Metzelei und die Dictatur.

Man vernehme, wie sie zu Werke ging.

Die Schlächter waren, wie es Danton gesagt hatte, nicht so zahlreich, als man glaubte.

In der Nacht vom 1. auf den 2. September, während Gilbert Andrée vergebens aus der Abtei zu bringen suchte, hatte Marat seine Beller in den Clubbs und in den Sectionen losgelassen; so wüthend sie waren, sie hatten wenig Wirkung in den Clubbs hervorgebracht, und von achtundvierzig Sectionen hatten nur zwei, die Section Poissonnière und die des Luxembourg, die Metzelei beschlossen.

Was die Dictatur betrifft, so sah die Commune wohl ein, sie könne sich derselben nur bemächtigen mit Hilfe der drei Namen: Marat, Robespierre, Danton. Darum hatte sie Danton den Befehl, auf die Municipalität zu kommen, geben lassen.

Wir haben bemerkt, daß Danton den Streich vorhergesehen: Danton erhielt den Brief nicht, und kam folglich auch nicht.

Hätte er ihn erhalten, hätte der Irrthum von Tallien nicht gemacht, daß man den Brief ins Kriegsministerium getragen, während er ins Justizministerium gebracht werden sollte, so würde vielleicht Danton nicht ungehorsam zu sein gewagt haben.

In seiner Abwesenheit sah sich die Commune genöthigt, einen Entschluß zu fassen.

Sie beschloß, einen Aufsichtsausschuß zu ernennen; nur konnte der Aufsichtsausschuß nicht außer den Mitgliedern der Commune ernannt werden.

Es handelte sich indessen darum, Marat in diesen *Metzeleiausschuß*, — das war der wahre Name, der ihm gebührte, — zu bringen! . . . Doch wie dies machen? Marat war nicht Mitglied der Commune.

Panis übernahm die Sache.

Durch seinen Gott Robespierre, durch seinen Schwager Santerre übte Paris den Druck eines solchen Gewichtes auf die Municipalität, — man begreift wohl, daß Panis, Exprocurator, ein falscher, harter Geist, ein armseliger kleiner Verfasser von ein paar lächerlichen Versen, nicht durch sich selbst irgend einen Einfluß haben konnte, — durch Robespierre und Santerre, sagen wir, übte er den Druck eines solchen Gewichtes auf die Municipalität, daß er ermuthigt wurde, drei Mitglieder zu wählen, welche den Aufsichtsausschuß vervollständigen sollten.

Panis wagte es nicht, die ihm ertheilte Vollmacht allein auszuüben.

Er ordnete sich drei seiner Collegen bei: Sergent, Duplain, Jourdeuil.

Diese ordneten sich ihrerseits fünf Personen bei Deforgues, Lenfant, Guermeur, Leclerc und Durfort.

Auf der Originalurkunde stehen die vier Unterschriften von Panis, Sergent, Duplain und Jourdeuil doch auf dem Rande findet sich ein anderer Name mit einem Handzuge von einem Einzigen der vier Unterzeichner versehen, zwar auf eine konfuse Art, doch so, daß man den Handzug von Panis zu erkennen glaubt.

Dieser Name war der von *Marat*; von Marat, welcher nicht das Recht hatte, bei dem Ausschuss zu sein, da er nicht Mitglied der Commune war.

Mit seinem Namen fand sich der Mord intronisirt.

Sehen wir ihn sich in der erschrecklichen Entwicklung seiner Allmacht ausdehnen.

Wir sagten, die Commune habe es nicht gemacht wie die Nationalversammlung, sie habe nicht in die Länge gezogen.

Um zwei Uhr war der Aufsichtsausschuß gebildet, und er hatte seinen ersten Befehl gegeben; dieser erste Befehl hatte zum Zwecke, von der Mairie, wo sich der Ausschuß versammelte, — die Mairie war damals, wo heute die Polizeipräfector ist, — dieser erste Befehl hatte zum Zwecke, sagen wir, von der Mairie nach der Abtei vierundzwanzig Gefangene herüberzuschaffen. Von diesen vierundzwanzig Gefangenen waren acht oder neun Priester, das heißt acht oder neun trugen das allerverabscheuteste, allerverhaßteste Kleid, das Kleid der Menschen, die den Bürgerkrieg in der Vendée und im Süden organisirt hatten, das geistliche Kleid.

Man ließ sie in ihrem Gefängniß durch Föderierte von Marseille und Avignon abholen, es erwarteten sie vier Fiacres vor der Thüre, in jeden mußten sechs Gefangene einsteigen, und man fuhr ab.

Das Signal zum Abgange war durch den dritten Schuß der Lärmkanone gegeben worden.

Die Absicht der Commune war leicht begreiflich: diese langsame Procession würde den Zorn des Volkes steigern; wahrscheinlich würde man entweder unter Weges oder vor der Thüre der Abtei die Fiacres anhalten und die Gefangenen ermorden; dann brauchte man die Metzelei nur ihren Lauf verfolgen zu lassen; unter Weges oder vor der Thüre des Gefängnisses begonnen, würde sie leicht dessen Schwelle überschreiten.

In dem Augenblicke, wo die vier Fiacres von der Mairie wegfuhr, trat Danton in die Nationalversammlung ein.

Der von Thuriot gemachte Antrag war unnütz geworden; es war, wie gesagt, zu spät, um auf die Commune den Beschluß, den man gefaßt hatte, anzuwenden.

Es blieb die Dictatur.

Danton bestieg die Tribüne; zum Unglücke war er allein: Roland hatte sich als zu ehrlichen Mann erfunden, um seinen Collegen zu begleiten.

Man suchte mit den Augen Roland, Roland war nicht da.

Man sah wohl die Stärke, doch man verlangt vergebens nach der Moralität.

Manuel hatte der Commune die Gefahr von Verdun verkündigt; er hatte den Antrag gemacht, es solle noch an demselben Abend die Bürger, die sich für den Kriegsdienst hatten einschreiben lassen, auf dem Marsfelde campieren, um schon am andern Morgen bei Tagesanbruch gegen den Feind marschieren zu können.

Der Antrag von Manuel war angenommen worden.

Ein anderes Mitglied hatte beantragt, *in Betracht der dringenden Gefahr*, die Lärmkanone loszubrennen, die Sturmglocke zu läuten, den Generalmarsch zu schlagen.

Dieser zweite Antrag wurde, zur Abstimmung gebracht, wie der erste angenommen. Das war eine uns heilvolle, mörderische, entsetzliche Maßregel unter den Umständen, in denen man sich befand: die Trommel, die Glocke, die Kanone haben einen düsteren Wiederhall unselige Vibrierungen in den ruhigsten Herzen; um so mehr mußten sie dies in allen diesen schon so gewaltig aufgeregten Herzen haben.

Alles dies war übrigens berechnet.

Beim ersten Kanonenschusse sollte man Herrn von Beausire henken.

Melden wir sogleich mit der Traurigkeit, die sich an den Verlust einer so interessanten Person knüpft, das beim ersten Kanonenschusse Herr von Beausire wirklich gehenkt wurde!

Beim dritten Kanonenschusse sollten die Wagen, von denen wir gesprochen, von der Polizeipräfektur abgehen, die Kanone wurde aber von zehn zu zehn Minuten los gebrannt: diejenigen, welche Herrn von Beausire hatten henken sehen, waren also im Stande, zeitig genug an zukommen, um die Gefangenen passiren zu sehen und an ihrer Ermordung Theil zu nehmen.

Danton wurde über Alles, was in der Commune vorging, fortwährend durch Tallien unterrichtet. Er wußte also die Gefahr von Verdun; er wußte den Beschluß der Lagerung auf dem Marsfelde; er wußte, daß die Lärmkanone losgeschossen, die Sturmglocke geläutet, der Generalmarsch geschlagen werden sollte.

Er nahm, um Locroix, der, wie man sich erinnert, die Dictatur verlangen sollte, — die Replique zu geben, — den Vorwand der Gefahr des Vaterlands und beantragte, man möge beschließen, »daß Jeder, der sich mit seiner Person zu dienen weigern oder seine Waffen übergeben würde, mit dem Tode bestraft werden sollte.«

Sodann, damit man sich nicht in seinen Absichten täuschte, damit man seine Projecte nicht mit denen der Commune vermengte, sprach er:

»Die Sturmglocke, die man läuten wird, ist kein Lärmsignal: es ist der *Angriff auf die Feinde des Vaterlands!* Um sie zu besiegen, meine Herren, brauchen wir Kühnheit, noch einmal Kühnheit, immer Kühnheit, und Frankreich ist gerettet!«

Ein Beifallsdonner empfing diese Worte.

Da erhob sich Lacroix und verlangte seinerseits, »daß man mit dem Tode diejenigen bestrafe, welche unmittelbar die von der executiven Gewalt gegebenen Befehle oder getroffenen Maßregeln zu vollziehen sich weigern oder dieselben hemmen würden.«

Die Nationalversammlung begriff diesmal vollkommen, daß der Beschluß, den man von ihr verlangte, die Dictatur war; sie billigte scheinbar, ernannte aber eine Commission von Girondisten, um das Decret abzufassen. Die Girondisten waren unglücklicher Weise, wie Roland, zu ehrliche Leute, um Vertrauen zu Danton zu haben.

Die Discussion zog sich bis um sechs Uhr Abends hinaus.

Danton wurde ungeduldig: er wollte das Gute, man zwang ihn, das Böse thun zu lassen.

Er sagte leise ein Wort zu Thuriot und ging ab.

Was hatte er leise gesagt? den Ort, wo man ihn finden könnte, auf den Fall, daß ihn die Nationalversammlung mit der Gewalt betrauen würde.

Wo könnte man ihn finden? Auf dem Marsfeld, mitten unter den Freiwilligen.

Was war eine Absicht, im Falle, daß man ihn mit der Gewalt betrauen würde? Sich als Dictator von dieser Masse, nicht für die Metzerei, sondern für den Krieg bewaffneter Leute anerkennen zu lassen, mit ihnen nach Paris zurückzukehren und, wie in einem großen Netze, die Mörder nach der Grenze fortzunehmen.

Er wartete bis Abends um fünf Uhr: Niemand kam.

Was geschah mittlerweile mit den Gefangenen, die man nach der Abtei führte?

Folgen wir ihnen: sie gehen langsam, und wir werden vielleicht einholen.

Von Anfang beschützten sie die Wagen, in die sie eingeschlossen waren; der Instinct der Gefahr, die er lief, machte, daß sich Jeder in den Fond zurückwarf und sich so wenig als möglich an den Schlägen zeigte; doch diejenigen, welche sie zu führen beauftragt waren, denuncirten sie selbst; der Zorn des Volkes stieg nicht fast genug: sie peitschten ihn mit ihren Worten.

»Seht,« sagten sie zu den Leuten auf der Straße, welche stehen blieben, »hier sind sie, die Verräther! hier sind sie, die Mitschuldigen der Preußen! hier sind sie, die, welche unsere Städte überliefert, die, welche Eure Weiber und Eure Kinder ermorden werden, wenn Ihr sie, nach der Grenze marschierend, zurücklaßt!«

Und dennoch fand sich Alles dies machtlos, so selten waren, wie Danton gesagt hatte, die Schlächter; man erlangte Zorn, Geschrei, Drohungen, doch hierbei blieb Alles stehen.

Der Zug folgte der Linie der Quais, dem Pont-Neuf, der Rue Dauphine.

Man hatte die Geduld der Gefangenen nicht ermüden können; man hatte die Hand des Volkes nicht bis zu einem Morde antreiben können; man näherte sich der Abtei; man befand sich auf dem Bussy-Krenzwege: es war Zeit, auf Mittel bedacht zu sein.

Ließ man die Gefangenen in die Abtei eingehen, tödtete man sie, wenn sie hier eingetreten, so war es offenbar ein überlegter Befehl der Commune, was sie tödtete, und nicht die freiwillige Entrüstung des Volkes.

Das Glück kam den schlechten Absichten, den blutigen Projecten zu Hilfe.

Auf dem Bussy-Krenzwege erhob sich eine von den Bühnen, wo die Einschreibungen der Freiwilligen stattfanden.

Es war hier ein Gedränge; die Fiacres wurden genöthigt, anzuhalten.

Die Gelegenheit war schön; verlor man sie, so würde sie sich nicht wieder bieten.

Ein Mann schiebt die Escorte auf die Seite, und die Escorte gibt dies zu; er steigt mit einem Säbel in der Hand auf den Fußtritt vom ersten Wagen, taucht seinen Säbel aufs Gerathewohl und zu wiederholten Malen in den Wagen und zieht ihn roth von Blut zurück.

Einer von den Gegangenen hatte einen Stock: mit diesem Stocke suchte er die Streiche zu pariren; er traf einen von den Leuten der Escorte ins Gesicht.

»Ha! Schurken!« rief dieser, »wir beschützen Euch, und Ihr schlagt uns! Herbei, Kameraden!«

Ungefähr zwanzig Menschen, die nur auf diesen Ruf warteten, stürzten, bewaffnet mit Pieken und mit Messern, welche an langen Stöcken befestigt waren, hinzu; sie stießen mit den Messern und den Pieken durch den Wagenschlag, und man hörte Schmerzensschreie, man sah das Blut der Opfer durch den Boden der Wagen fließen und eine Spur auf der Straße zurücklassen.

Blut ruft Blut: die Metzelei hatte begonnen; sie sollte vier Tage währen.

Die in der Abtei angehäuften Gefangenen halten schon am Morgen aus dem Gesichte ihrer Wächter und aus halben Worten, die diesen entschlüpft, geschlossen, es bereite sich etwas Düsteres vor. Ein Befehl der Commune hatte an diesem Tage in allen Gefängnissen die Stunde des Mahles vorrücken lassen. Was wollte die Veränderung in den Gewohnheiten des Kerkers besagen Sicherlich nur Unheilvolles. Die Gefangenen warteten daher mit Bangigkeit.

Gegen vier Uhr fing das entfernte Gemurmel der Menge an, wie die ersten Wogen einer steigenden Flut, an den Fuß der Mauern des Gefängnisses zu schlagen. Einige erblickten von den vergitterten Fenstern des Thürmchens, das auf die Rue Sainte-Marguerite ging, die Fiacres; dann gelangte das Gebrülle der Wuth und des Schmerzes ins Gefängniß durch alle Oeffnungen, und der Ruf: »Die Schlächter kommen!« verbreitete sich in den Flurgängen und drang in die Stuben und bis in die tiefste Tiefe der Kerker ein.

Alsdann hörte man den andern Ruf:

»Die Schweizer! die Schweizer!«

Es waren hundert und fünfzig Schweizer in der Abtei; man hatte am 10. August große Mühe gehabt, sie vor dem Zorne des Volkes zu retten. Die Commune kannte den Haß des Volkes gegen die rothen Uniformen. Es war also eine herrliche Art, das Volk in den Zug zu bringen, es die Metzelei mit den Schweizern beginnen zu lassen.

Man brauchte ungefähr zwei Stunden, um diese hundert und fünfzig Unglücklichen zu tödten.

Als der Letzte getödtet war,« — und dieser Letzt war der Major Reding, dessen Namen wir schon ausgesprochen haben, — verlangte man nach den *Priestern*.



Maillard.

Die Priester antworteten, sie wollen wohl sterben, doch sie wünschten zu beichten, Dieser Wunsch wurde befriedigt! man bewilligte ihnen eine Frist von zwei Stunden. Wozu wurden diese zwei Stunden verwendet? Um ein Tribunal zu bilden. Wer bildete dieses Tribunal? wer präsierte ihm? Maillard.

CLXXI.

Maillard.

Der Mann des 14. Juli, der Mann des 5. und des 6. Octobers, der Mann des 20. Juni, der Mann des 10. Augusts, sollte auch der Mann des 2. Septembers sein.

Nur sollte der ehemalige Huissier beim Chatelet eine Form, einen feierlichen Gang, einen Anschein von Gesetzlichkeit bei der Metzelei anwenden: er wollte, daß die Aristokraten getödtet werden, nur wollte er, daß sie gesetzlich getödtet werden, auf ein Urtheil ausgesprochen vom Volke, das er als den einzigen unfehlbaren Richter betrachtete, und dem allein auch des Recht, freizusprechen, zustand.

Ehe Maillard sein Tribunal installirte, waren schon ungefähr zweihundert Personen geschlachtet.

Eine einzige war gerettet worden: der Abbé Sicard.

Zwei andere Personen, welche begünstigt durch den Tumult aus einem Fenster gestiegen waren, befanden sich plötzlich in der Mitte vom Ausschusse der Section, der seine Sitzung in der Abtei hielt: das waren der Journalist Parisot und der Intendant vom Hause des Königs la Chapelle. Die Mitglieder des Ausschusses ließen die Flüchtlinge an ihre Seite sitzen und retteten sie auf diese Art; doch man brauchte den Schlächtern keinen Dank dafür zu wissen, daß diese zwei Letzteren ihnen entkommen: das war nicht ihre Schuld.

Wir haben gesagt, eines von den der Besichtigung werthen Actenstücken in den Archiven der Polizei sei die Ernennung von Marat in den Aufsichtsausschuß; ein anderes, nicht minder interessantes, ist das Register der Abtei noch heute mit dem Blute befleckt, das bis auf die Mitglieder des Tribunals spritzte.

Laßt Euch dieses Register zeigen, Ihr, die Ihr aufregende Erinnerungen sucht, und Ihr werdet jeden Augenblick auf den Rändern, unter der einen oder der andern von diesen zwei Noten, geschrieben mit einer großen, schönen, festen, vollkommen leserlichen, vollkommen ruhigen, vollkommen von Bangigkeit, Furcht oder Gewissensbissen freien Schrift, Ihr werdet, sagen wir, unter der einen oder der andern von diesen zwei Noten: »Getödtet durch das Urtheil des Volkes,« oder: »Freigesprochen durch das Volk,« den Namen: **Maillard** sehen.

Die letzte Note ist dreiundvierzigmal wiederholt.

Maillard hat also in der Abtei dreiundvierzig Personen das Leben gerettet.

Folgen wir übrigens, während er in Function tritt, zwischen neun und zehn Uhr Abends zwei Männern, welche von den Jacobinern weggehen und auf die Rue Sainte-Anne zuschreiten.

Es sind der Hohepriester und der Adept, es sind der Meister und der Schüler: es sind Saint-Just und Robespierre.

Saint-Just, der uns am Abend der Aufnahme der drei neuen Maurer in der Loge der Rue Patrière erschienen ist; Saint-Just, mit dem blassen, zweifelhaften Teint, zu weiß für einen Männerteint, zu bleich für einen Frauent teint, mit der gestärkten, steifen Halsbinde, der Zögling eines kalten, trockenen, harten Meisters, härter, trockener, kälter als sein Meister.

Für den Meister gibt es noch einige Aufregung in diesen Kämpfen, wo der Mensch mit dem

Menschen zusammenstößt, — die Leidenschaft, die Leidenschaft! Für den Zögling ist das, was vorgeht, nur eine Schachpartie auf einer großen Stufenleiter, wobei der Einsatz das Leben ist.

Nehmt Euch in Acht, daß er nicht gewinnt, Ihr, die Ihr gegen ihn spielt, denn er wird unerbittlich sein, und den Verlierenden keine Gnade gewähren!

Ohne Zweifel hatte Robespierre seine Gründe, an diesem Abend nicht nach Hause, zu den Duplay, zu gehen.

Er halte am Morgen gesagt, er werde sich wahrscheinlich aufs Land begeben.

Das Zimmerchen im Hotel garni von Saint-Just, einen, jungen Manne, wir möchten sagen, einem noch unbekanntem Kinde, dünkte ihm vielleicht für diese erschreckliche Nacht vom 2. auf den 3. September sicherer, als seine Stube.

Beide traten ungefähr um elf Uhr Abends ein.

Man braucht nicht zu fragen, wovon diese zwei Männer sprachen: sie sprachen von der Metzelei; nur sprach der Eine davon mit der Empfinderei eines Philosophen aus der Schule von Rousseau; der Andere mit der Trockenheit eines Mathematikers aus der Schule von Condillac.

Robespierre beweinte, wie das Krokodill der Fabel, zuweilen diejenigen, welche er verurtheilte.

Als er in sein Zimmer eintrat, legte Saint-Just seinen Hut auf einen Stuhl, nahm seine Halsbinde ab, zog seinen Rock aus.

»Was machst Du?« fragte ihn Robespierre.

Saint-Just schaute ihn mit einem so erstaunten Auge an, daß Robespierre wiederholte:

»Ich frage Dich, was Du machst?«

»Ich lege mich, bei Gott! zu Bette,« antwortete der junge Mann.

»Und warum legst Du Dich zu Bette?«

»Ei! um zu thun, was man in einem Bette thut: um zu schlafen.«

»Wie!« rief Robespierre, »Du denkst an das Schlafen in einer solchen Nacht?«

»Warum nicht?«

»Während Tausende von Opfern fallen, während diese Nacht die letzte für so viele Menschen sein wird, welche heute Abend noch athmen und morgen zu leben werden aufgehört haben, gedenkst Du zu schlafen?«

Saint-Just blieb einen Augenblick nachdenkend.

Sodann, als hätte er während dieses kurzen Momentes der Stille eine neue Ueberzeugung aus seinem Herzen geschöpft, sagte er:

»Ja, es ist wahr, ich weiß das; doch ich weiß auch daß es ein nothwendiges Uebel ist, da Du selbst dazu ermächtigt hast. Nimm ein gelbes Fieber an, nimm eine Pest an, nimm ein Erdbeben an, und es werden ebenso viel Menschen sterben, mehr vielleicht, und es wird nichts Gutes für die Gesellschaft daraus entspringen, indeß aus dem Tode unserer Feinde eine Sicherheit für uns hervorgeht. Ich rathe Dir also: begib Dich nach Hause, legt Dich zu Bette, wie ich mich zu Bette legen werde, und suche zu schlafen, wie ich schlafen werde.«

Und nachdem er so gesprochen, legte sich der kalt, unempfindliche Politiker zu Bette.

»Gute Nacht,« sagte er; »morgen!«

Und er entschlief.

Sein Schlaf währte so lange, war so ruhig, so friedlich, als ob nichts Außerordentliches in

Paris vorgegangen wäre; er war gegen halb elf Uhr Abends eingeschlafen und wachte gegen sechs Uhr Morgens auf.

Saint-Just sah etwas wie einen Schatten zwischen dem Tageslichte und sich; er wandte sich nach den Fenster um und erkannte Robespierre.

Er glaubte, am vorhergehenden Abend abgegangen, sei Robespierre schon wieder gekommen.

»Was führt Dich so früh zurück?« fragte er.

»Nichts.« antwortete Robespierre; »ich bin nicht weggegangen.«

»Wie! Du bist nicht weggegangen?«

»Nein.«

»Du hast nicht geschlafen?«

»Nein.«

»Und wo hast Du die Nacht zugebracht?«

»Hier, stehend, die Stirne ans Fenster gedrückt, und auf die Geräusche der Straße horchend.«

Robespierre log nicht: war es Zweifel, war es Angst, waren es Gewissensbisse? er hatte nicht eine Sekunde geschlafen.

Was Saint-Just betrifft, so hatte der Schlaf bei ihm keinen Unterschied gemacht zwischen dieser Nacht und den anderen Nächten.

Jenseits der Seine, im Hofe der Abtei, war übrigens ein Mann, welcher nicht mehr als Robespierre geschlafen hatte.

Dieser Mann stand im Winkel des letzten Thorweges der nach dem Hofe ging, angelehnt und fast verloren im Halbschatten.

Es war folgendes Schauspiel, das das Innere dieses in ein Tribunal verwandelten Thorweges bot.

Um einen großen Tisch, beladen mit Säbeln, Degen, Pistolen, und beleuchtet durch zwei kupferne Lampen, deren Licht selbst am hellen Tage nothwendig war, saßen zwölf Männer.

An ihren trüben Gesichtern, an ihren robusten Formen, an den rothen Mützen, die sie auf dem Kopfe hatten, an den Carmagnolen, die ihre Schultern bedeckten, erkannte man Menschen aus dem Volke.

Ein Dreizehnter, in ihrer Mitte, mit fadenscheinigem schwarzem Fracke, weißer Weste, kurzer Hose, feierlichem, düsteren Gesichte und entblößtem Haupte, präsidirte.

Dieser, der Einzige vielleicht, der lesen und schreiben konnte, hatte ein Gefangenenregister, Papier, Federn und Tinte vor sich.

Diese Menschen waren die Richter der Abtei, erschreckliche Richter, Urtheile ohne Appellation fällend, die auf der Stelle von fünfzig mit Säbeln, Messern, Pieken bewaffneten Henkern, welche von Blut triefend in Hofe wateten, vollzogen wurden.

Ihr Präsident war der Huissier Maillard.

War er von selbst hier gekommen? War er von Danton geschickt worden, der gern in den Gefängnissen, das heißt bei den Carmelitern, im Chatelet, in der Force, hätte thun mögen, was man in der Abtei that: einige Personen retten?

Niemand weiß es.

Am 4. September verschwindet Maillard; man sieht ihn nicht mehr, man hört nichts mehr von ihm, er ist wie im Blute ersäuft.

Mittlerweile präsierte er beim Tribunal seit den vorhergehende Abend um sechs Uhr.

Er war angekommen, er hatte diesen Tisch zugerichtet, er hatte sich das Gefängnißbuch geben lassen, er hatte aufs Gerathewohl und hinter den Ersten den Besten zwölf Richter ernannt, dann hatte er sich mitten an den Tisch gesetzt, sechs von seinen Richtern hatten sich zu rechten, sechs seiner Linken gesetzt, und die Metzerei hatte ihren Fortgang genommen, diesmal je doch mit einer Art von Regelmäßigkeit.

Man las den in der Liste eingetragenen Namen, die Stockknechte holten den Gefangenen; Maillard gab das Geschichtliche der Ursachen seiner Einkerkung; der Gefangene erschien; der Präsident befragte mit den Augen seine Collegen; war der Gefangene verurteilt so sagte Maillard nur:

»Nach der Force!«

Da öffnete sich das äußere Thor, und der Verurtheilte fiel unter den Streichen der Schlächter.

War im Gegentheile der Gefangene freigesprochen, so erhob sich das schwarze Gespenst, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach:

»Man lasse ihn los!«

Und der Gefangene war gerettet.

In dem Augenblicke, wo Maillard beim Thore des Gefängnisses erschienen war, hatte sich ein Mann von der Mauer getrennt, und war ihm entgegengegangen.

Bei den ersten Worten, die sie miteinander gewechselt, hatte Maillard diesen Mann erkannt, und er hatte, zum Zeichen, vielleicht nicht der Unterwürfigkeit, aber der Willfährigkeit, seine hohe Gestalt vor ihm gebeugt.

Sodann hatte er ihn in das Gefängniß eintreten lassen, und als der Tisch zugerichtet und das Tribunal zusammengesetzt war, hatte er zu ihm gesagt:

»Bleiben Sie dort, und wenn es die Person sein wird, für die Sie sich interessiren, machen Sie mir ein Zeichen.«

Der Mann hatte sich im Winkel angelehnt, und verweilte hier seit dem vorhergehenden Tage, — stumm und unbeweglich wartend.

Dieser Mann war Gilbert.

Er hatte Andrée geschworen, er werde sie nicht sterben lassen, und er versuchte es, seinen Schwur zu halten.

Von vier Uhr vis sechs Uhr Morgens hatten die Schlächter und die Richter ein wenig ausgeruht; um sechs Uhr hatten sie gegessen.

Während der drei Stunden, die der Schlaf und das Mahl gedauert, waren von der Commune abgeschickte Karren gekommen und hatten die Todten weggeführt.

Sodann, da drei Zoll hoch geronnenes Blut im Hofe war, da die Füße im Blute ausglitschten, da sehr lange gebraucht hätte, um sie zu waschen, so bracht man ein Hundert Bund Stroh, streute es auf dem Pflaster umher und bedeckte es mit den Kleidern von Opfer, besonders mit denen der Schweizer.

Die Kleider und das Stroh absorbierten das Blut.

Während aber die Richter und die Schlächter schliefen, wachten die Gefangenen durch den Schrecken geschüttelt.

Als jedoch das Geschrei aufhörte, als der Aufruf verstummte, faßten sie wieder einige

Hoffnung: vielleicht war den Mördern nur eine Anzahl von Verurtheilten bezeichnet, vielleicht würde sich die Metzelei auf die Schweizer und die Garden des Königs beschränken. Diese Hoffnung war von kurzer Dauer.

Gegen halb sieben Uhr begann wieder das Geschrei und man vernahm aufs Neue den Aufruf.

Da kam ein Stockknecht herab und sagte zu Maillard, die Gefangenen seien zu sterben bereit, sie verlange aber, die Messe hören zu dürfen.

Maillard zuckte die Achseln, nichtsdestoweniger bewilligte er ihr Verlangen.

Er war überdies beschäftigt, die Glückwünsche anzuhören, die an ihn, im Namen der Commune, ein Abgesandter der Commune richtete, ein Mann von undeutender Gestalt, mit einem sanften Gesichte, in sehr farbenem Rocke und eine kleine Perrücke auf dem Kopf.

Dieser Mann war Billaud-Varennes.

»Wackere Bürger!« sprach er zu den Schlächtern, »Ihr habt die Gesellschaft von großen Verbrechern gereinigt! Die Municipalität weiß nicht, wie sie ihre Schuld gegen Euch abtragen soll. Allerdings müßte der Nachlaß der Todten Euch gehören, doch das würde einen Diebstahl gleichen. Als Entschädigung für diesen Verlust bin ich beauftragt, Jedem von Euch vierundzwanzig Livres zu bieten, die Euch auf der Stelle ausbezahlt werden sollen.«

Und Billaud-Varennes ließ in der That auf der Stelle unter die Schlächter den Lohn für ihr blutiges Geschäft austheilen.

Man vernehme, was geschehen war, und was die Gratification der Commune erklärte.

Am Abend des 2. Septembers waren Einige von denjenigen, welche tödteten, — das war die Minderzahl, denn die Mehrzahl gehörte dem Kleinhandel der Umgegend an, — Einige von denjenigen, welche tödteten, waren ohne Schuhe und ohne Strümpfe; sie schauten auch mit Neid die Fußbekleidung der Aristokraten an. Hierdurch erfolgte, daß sie die Section um Erlaubniß bitten ließen, mit den Schuhen der Todten ihre Füße bekleiden zu dürfen.

Die Section gab hierzu ihre Einwilligung.

Von da an bemerkte Maillard, daß man sich des Bittens überhoben glaubte und, dem zu Folge, nicht mehr allein Schuhe und Strümpfe, sondern Alles nahm, was gut zu nehmen war.

Maillard fand, man verderbe ihm seine Schlächtereier, und er berichtete hierüber an die Commune.

Hiervon die Gesandtschaft von Billaud-Varennes, und das religiöse Stillschweigen, mit dem, er angehört wurde.

Während dieser Zeit hörten die Gefangenen die Messe; derjenige, welcher sie las, war der Abbé Lerfant, Prediger des Königs, derjenige, welcher dabei diente, war der Abbé von Rastignac, religiöser Schriftsteller.

Das waren zwei Greise mit weißen Haaren, mit ehrwürdigem Gesichte, deren Wort, von einer Art von Tribüne die Resignation und den Glauben predigend, einen erhebenden, wohlthätigen Einfluß auf die Unglücklichen übte.

In dem Augenblicke, wo Alle den Segen von Abbé Lenfant empfangend, auf den Knien lagen, fing der Aufruf wieder an.

Der erste Name, der ausgesprochen wurde, war der des Trösters.

Er machte ein Zeichen, vollendete sein Gebet, und folgte denjenigen, welche um ihn zu holen gekommen waren.

Der zweite Priester blieb und setzte die Todesermahnung fort.

Dann wurde er auch gerufen, und er folgte gleichfalls denen, welche ihn riefen.

Die Gefangenen blieben unter sich.

Da ward das Gespräch düster, seltsam, erschrecklich Sie discutirten über die Art, den Tod zu empfangen, und über die Chancen einer mehr oder minder lauten Qual.

Die Einen wollten den Kopf darbiehen, daß er auf einen Streich falle; die Andern die Arme emporheben, mit der Tod von allen Seiten in ihre Brust ein, dringen könnte; wieder Andere ihre Hände auf den Rücken halten, um keinen Widerstand entgegenzusetzen.

Ein junger Mann machte sich von der Gruppe los und rief:

»Ich will wissen, was am Besten ist.«

Er stieg auf ein Thürmchen, dessen vergittertes Fenster auf den Hof der Schlächtereigang, und von hier aus studierte er den Tod.

Dann kam er zurück und sagte:

»Am Schnellsten sterben diejenigen, welche das Glück haben, in die Brust getroffen zu werden.«

In diesem Augenblicke hörte man die Worte: »Mein Gott, ich komme zu Dir!« gefolgt von einem Stöhnen.

Es war ein Mann zu Boden gefallen und zerarbeitete sich auf den Platten.

Das war Herr von Chantereine, Oberster der constitutionellen Garde des Königs.

Er hatte sich drei Messerstiche in die Brust gegeben.

Die Gefangenen erbten das Messer; sie stachen sich zögernd, und es gelang einem Einzigen, sich zu tödten.

Es waren drei Frauen da: zwei bestürzte Mädchen die sich an die Seiten von zwei Greisen drängten; eine Frau in Trauer, ruhig, knieend, betend und in ihrem Gebete lächelnd.

Die zwei jungen Personen waren Fräulein von Cazotte und Fräulein von Sombreuil.

Die zwei Greise waren ihre Väter.

Die junge Frau in Trauer war Andrée.

Man rief Herrn von Montmorin.

Herr von Montmorin war, wie man sich erinnert, der frühere Minister, der die Pässe abgegeben, mit deren Hilfe der König zu fliehen versucht hatte; dieser Mann, welcher so unpopulär, daß schon am vorhergehenden Tage ein junger Mensch, der seinen Namen trug, beinahe wegen dieses Namens getödtet worden wäre!

Herr von Montmorin war nicht gekommen, um die Ermahnungen der Priester zu hören; er war wüthend, in Verzweiflung in seiner Stube geblieben, hatte seine Feinde gerufen, Waffen verlangt, die eisernen Gitter seines Gefängnisses erschüttert, und einen eichenen Tisch zerbrochen, dessen Bretter zwei Zoll dick waren.

Man mußte ihn mit Gewalt vor das Gericht schleppen; er trat bleich, das Auge entflammt, die Fäuste emporgehoben, in den Thorweg ein.

»Nach der Force!« sagte Maillard.

Der ehemalige Minister nahm das Wort für das, was es zu sein schien, und glaubte an eine einfache Versetzung.

»Präsident, da es Dir gefällt, Dich so zu nennen,« sagte er zu Maillard, »ich hoffe, Du wirst

mich in einem Wagen fahren lassen, um mir die Beschimpfungen Deine Mörder zu ersparen.«

»Laßt einen Wagen für den Herrn Grafen von Montmorin vorfahren,« sprach Maillard mit ausgezeichnete Höflichkeit.

Sodann zu Herrn von Montmorin:

»Haben Sie die Güte, sich in Erwartung des Wagens zu setzen, Herr Graf.

Der Graf setzte sich brummelnd.

Nach fünf Minuten meldete man, der Wagen warte. Irgend ein Comparse hatte begriffen, welche Rolle von ihm im Drama zu spielen war, und er gab die Replique.

Man öffnete die verhängnißvolle Thüre, die, welche auf den Tod ging, und Herr von Montmorin trat hinaus.

Er hatte nicht drei Schritte gemacht, da stürzte er von zwanzig Piekenstößen getroffen zu Boden.

Dann kamen andere Gefangene, deren unbekannt Namen in der Vergessenheit begraben geblieben sind.

Unter allen dunklen Namen glänzte ein ausgesprochener wie eine Flamme: das war der von Jacques Cazotte; von Cazotte, dem Erleuchteten, welcher zehn Jahre vor der Revolution Jedem das Loos, das seiner harrte, prophezeit hatte, von Cazotte, dem Verfasser des *Diabole amoureux*, von Olivier, den Mille et une Fadaises; von Cazotte, der, eine tolle Einbildungskraft, eine er statische Seele, ein glühendes Herz, mit Wuth die Sache der Gegenrevolution umfaßt und in Briefen, die er an seinen Freund Pouteau, Beamten bei der Intendanz der Civiliste, geschrieben, Meinungen ausgedrückt hatte, die man in der Stunde, zu der wir gekommen sind, mit dem Tode bestrafte.

Seine Tochter hatte ihm als Secretär bei diesen Briefen gedient, und als ihr Vater verhaftet worden war, hatte Elisabeth Cazotte ihren Theil am Gefängnis gefordert.

Durfte die royalistische Gesinnung irgend Jemand gestattet sein, dann gewiß diesem fünfundsiebzigjährigen Greise, dessen Füße in die Monarchie von Ludwig XIV. eingewurzelt waren, und der, um den Herzog von Burgund in den Schlaf zu wiegen, die zwei volksthümlich gewordenen Lieder: *Tout au beau milieu des Ardennes und Commère, il faut chauffeur le lit!* gemacht hatte. Doch das waren Gründe, die sich Philosophen angeben ließen, und nicht den Schlächtern der Abtei; Cazotte war auch zum Voraus verurtheilt.

Als er den schönen Greis mit den weißen Haaren, mit den Flammenaugen, mit dem inspirirten Kopfe erblickte, trennte sich Gilbert von der Mauer und machte eine Bewegung, um ihm entgegenzugehen. Cazotte kam gestützt auf seine Tochter herbei; doch in den Thorweg eintretend, begriff diese, daß sie vor den Richtern war.

Da verließ sie ihren Vater und flehte, die Hände gefaltet, das Blutgericht mit so sanften Worten an, daß die Beisitzer von Maillard zu zögern anfangen; die Arme sah, daß unter diesen rauhen Hüllen Herzen waren, daß man aber, um sie zu finden, bis in Abgründe hinabsteigen müßte; sie warf sich blindlings, mit dem Mitleiden als Führer, darein. Diese Menschen, welche nicht wußten, was Thränen waren, diese Menschen weinten. Maillard wischte mit der verkehrten Hand das trockene Auge ab, das seit zwanzig Stunden, ohne sich ein einziges Mal zu senken, der Metzelei zugeschaut hatte.

Er streckte den Arm aus, legte die Hand auf den Kopf von Cazotte und sprach:

»Man lasse ihn los!«

Das Mädchen wußte nicht, was es denken sollte.

»Haben Sie keine Angst,« sagte Gilbert, »Ihr Vater ist gerettet.«

Zwei von den Richtern standen auf und begleiteten Cazotte bis auf die Straße, aus Furcht, ein unseliger Irrthum könnte dem Tode das Opfer zurückgeben, das man ihm genommen hatte.

Cazotte war — für diesmal wenigstens — gerettet.

Die Stunden verliefen, man fuhr fort zu schlachten.

Man hatte in den Hof Bänke für die Zuschauer gebracht; die Frauen und die Kinder der Mörder hatten das Recht, den, Schauspiele beizuwohnen. Ueberdies Schauspieler von Gewissen, hatten diese Leute nicht genug damit, daß man sie bezahlte: sie wollten auch beklatscht sein.

Gegen fünf Uhr Abends rief man Herrn von Sombreuil.

Dieser war, wie Cazotte, ein sehr bekannter Royalist, und es war um so weniger möglich, ihn zu retten, als man sich erinnerte, daß er, Gouverneur des Invalidenhauses, am 14. Juli auf das Volk geschossen hatte. Seine Söhne befanden sich im Auslande, bei der feindlichen Armee: der Eine hatte sich bei der Belagerung von Longwy so gut gehalten, daß er vom König von Preußen decorirt wurde.

Herr von Sombreuil erschien auch edel und resignirt, seinen Kopf mit weißen Haaren, welche in Locken bis auf seine Uniform fielen, hoch tragend; er stützte sich auch auf seine Tochter.

Diesmal wagte es Maillard nicht, die Freilassung des Gefangenen zu befehlen; er machte eine Anstrengung gegen sich selbst und sagte:

»Unschuldiger oder schuldig, — ich glaube, es wäre unwürdig des Volkes, seine Hände in das Blut dieses Greises zu tauchen.«

Fräulein von Sombreuil hörte dieses edle Wort, das sein Gewicht in der göttlichen Wage haben wird: sie nahm ihren Vater, zog ihn durch die Lebenspforte und rief:

»Gerettet! gerettet!«

Es war weder um ihn zu verdammen, noch um ihn frei zu erklären ein Urtheil ausgesprochen worden.

Ein paar Mörder streckten ihre Köpfe in den Thorweg und fragten, was sie thun sollten.

Das Gericht blieb stumm.

»Thut, was Ihr wollt,« sagte ein einziges Mitglied.

»Nun wohl,« riefen die Mörder, »so trinke das Mädchen auf die Gesundheit der Nation!«

Da reichte ein Mann von Blut geröthet, mit aufgestreiften Aermeln, mit wildem Gesichte, Fräulein von Sombreuil ein Glas, die Einen sagen voll Blut, die Andern nur voll Wein.

Fräulein von Sombreuil rief: »Es lebe die Nation!« benetzte ihre Lippen mit dem Tranke, was es nun auch sein mochte, und Herr von Sombreuil war gerettet.

Es vergingen noch zwei Stunden.

Da sprach die Stimme von Maillard so unempfindlich, da sie die Lebenden hervorrief, als es die von Minos die Todten hervorrufend war, die Worte aus:

»Die Bürgerin Andrée von Tavernes, Gräfin von Charny.«

Bei diesem Namen fühlte Gilbert, wie ihm seine Beine den Dienst versagten, und es ihm schwach um's Herz wurde.

Ein Leben in seinen Augen wichtiger, als sein eigenes Leben, sollte debattirt und abgeurtheilt, verdammt oder gerettet werden.

»Bürger,« sprach Maillard zu den Mitgliedern des entsetzlichen Gerichtes, »diejenige, welche nun vor uns erscheinen wird, ist eine arme Frau, die einst der Oesterreicherin ergeben war, deren Ergebenheit aber die Oesterreicherin, undankbar wie eine Königin, mit Undank gelohnt hat; sie hat Alles verloren bei dieser Freundschaft: ihr Vermögen und ihren Gatten. Ihr werdet sie schwarz gekleidet eintreten sehen, und diese Trauer, wem verdankt sie dieselbe? Den Gefangenen des Tempels! Bürger, ich, verlange von Euch das Leben dieser Frau!«

Die Mitglieder des Gerichtes machten ein Zeichen der Beistimmung.

Ein Einziger sagte:

»Wir wollen sehen.«

»Nun, so schaut,« erwiderte Maillard.

Die Thüre öffnete sich in der That, und man er blickte in den Tiefen des Flurgangs eine Frau ganz schwarz gekleidet, die Stirne mit einem Schleier bedeckt; sie kam allein, ohne Stütze und mit festem Schritte herbei.

Man hätte glauben sollen, es sei eine Erscheinung aus jener düsteren Welt, aus der, wie Hamlet sagt, noch kein Reisender zurückgekommen ist.

Bei diesem Anblicke waren es die Richter, welche schauerten.

Sie trat bis an den Tisch und hob ihren Schleier auf.

Nie erschien eine unbestreitbarere, aber bleichere Schönheit vor den Blicken der Menschen: das war eine Gottheit von Marmor!

Alle Blicke hefteten sich auf sie; Gilbert blieb keuchend.

Sie wandte sich an Maillard und sagte mit einer zugleich milden und festen Stimme:

»Bürger, Sie sind der Präsident?«

»Ja, Bürgerin,« antwortete Maillard erstaunt, er, der Verhörer, daß man nun ihn befragte.

»Ich bin die Gräfin von Charny, Frau des Grafen von Charny, getödtet am schändlichen Tage des 10. August; eine Aristokratin, eine Freundin der Königin; ich habe den Tod verdient und komme, um ihn zu holen.«

Die Richter gaben einen Schrei der Verwunderung von sich.

Gilbert erbleichte und zog sich so tief, als es nur immer möglich, in den Winkel des Thorweges zurück, um dem Blicke von Andrée zu entgehen.

»Bürger,« sprach Maillard, der den Schrecken von Gilbert sah, »diese Frau ist verrückt: sie hat durch den Tod ihres Mannes den Verstand verloren; beklagen wir sie und wachen wir über ihr Leben. Die Gerechtigkeit des Volkes bestraft nicht Wahnsinnige.«

Und er stand auf und wollte ihr die Hand auf den Kopf legen, wie er es bei denjenigen that, welche er für unschuldig erklärte.

Andrée schob aber seine Hand zurück und erwiderte! »Ich habe meine volle Vernunft; und wenn Ihr Jemand zu begnadigen habt, so schenkt Eure Gnade Einem, der darum bittet und der sie verdient, und nicht mir, die ich sie nicht verdiene und nicht darum bitte.«

Maillard wandte sich gegen Gilbert um und sah ihn mit gefalteten Händen dastehen.

»Diese Frau ist wahnsinnig,« wiederholte er; »man lasse sie los!«

Und er winkte einem Mitgliede des Tribunals, daß er sie durch die Lebenspforte hinausschiebe.

»Eine Unschuldige!« rief der Mann; »laßt sie passiren!«

Man trat vor Andrée auf die Seite; die Säbel, die Pieken, die Pistolen senkten sich vor dieser Bildsäule der Trauer.

Doch nachdem sie zehn Schritte gemacht, und während Gilbert, aus Fenster geneigt, ihr durch das Gitter nachschaute, blieb sie stehen und rief: »Es lebe der König! es lebe die Königin: Schande über den 10. August!«

Gilbert stieß einen Schrei aus und stürzte in den Hof.

Er hatte die Klinge eines Säbels glänzen sehen: doch rasch wie ein Blitz war die Klinge in der Brust von Andrée verschwunden!

Er kam zeitig genug, um die unglückliche Frau in seinen Armen zu empfangen.

Andrée wandte ihren erloschenen Blick gegen in um und erkannte ihn.

»Ich sagte Ihnen wohl, ich werde gegen Ihre Willen sterben,« murmelte sie.

Dann sprach sie mit kaum verständlicher Stimme:

»Lieben Sie Sebastian für uns Beide!«

Und noch schwächer:

»Bei ihm, nicht wahr? bei meinem Olivier, bei meinem Gatten . . . für die Ewigkeit.«

Und sie verschied.

Gilbert nahm sie in seine Arme und hob sie von der Erde auf.

Fünzig nackte, von Blut geröthete Arme bedrohte ihn zugleich.

Maillard erschien aber hinter ihm, streckte die Hand über seinem Kopfe aus und sprach:

»Laßt den Bürger Gilbert, der den Leichnam eine aus Unachtsamkeit getödteten armen Wahnsinnigen fort bringt, frei passieren.«

Jeder trat auf die Seite, und Gilbert ging, der Leichnam von Andrée wegtragend, mitten durch die Schlächter, ohne daß es einem Einzigen einfiel, ihn der Weg zu versperren, so sehr war das Wort von Maillard höchstes Gebot für die Menge.

CLXXII.

Was im Tempel während der Metzerei vorging.

Die Commune, während sie die Metzerei organisirte, von der wir eine Probe zu geben versucht haben, die Commune, während sie die Nationalversammlung und die Presse durch den Schrecken unterjochen wollte, hatte sehr bange, es könnte den Gefangenen des Tempels Unglück widerfahren.

Und in der That, in der Lage, in der man sich befand, — Longwy genommen, Verdun eingeschlossen, der Feind fünfzig Meilen von Paris, — waren der König und die königliche Familie kostbare Geißeln, die das Leben der am meisten Compromittirten sicherten.

Es wurden also Commissäre nach dem Tempel geschickt.

Fünfhundert bewaffnete Leute wären unzulänglich gewesen, um dieses Gefängniß zu bewachen, das sie vielleicht selbst dem Volke geöffnet hätten! ein Commissär fand ein Mittel, das sicherer als alle Picken und alle Bajonnete von Paris; es bestand darin, daß man den Tempel mit einem dreifarbigem Bande mit der Inschrift umzog:

»Bürger, die Ihr mit einer Rache die Liebe zur Ordnung zu verbinden wißt, achtet diese Schranke! sie ist nothwendig für unsere Beaufsichtigung und unsere Verantwortlichkeit!«

Seltsame Epoche, wo man die eichenen Thüren erbrach, wo man die eisernen Gitter sprengte und vor einem Bande niederkniete!

Das Volk kniete vor dem dreifarbigem Bande des Tempels nieder und küßte es; Niemand überschritt dasselbe.

Der König und die Königin wußten am 2. September nicht, was in Paris vorging; es herrschte wohl um den Tempel eine Gährung, welche größer als sonst doch man fing an sich an diese Fieberverdoppelungen zu gewöhnen.

Der König speiste in der Regel um zwei Uhr zu Mittag: um zwei Uhr speiste er wie gewöhnlich, dann nach dem Essen, ging er, auch wie gewöhnlich, mit der Königin, mit Madame Elisabeth, Madame Royale und dem kleinen Dauphin in den Garten hinab.

Während der Promenade verdoppelte sich das Geschrei.

Einer von den Municipalbeamten, die dem König folgten, neigte sich sodann ans Ohr von einem seine Collegen und sagte zu ihm, jedoch nicht so leise, daß es Cléry nicht hören konnte:

»Wir haben schlimm gethan, daß wir einwilligten, sie heute Nachmittag spazieren zu führen.«

Es war ungefähr drei Uhr und folglich gerade der Augenblick, wo man die von der Commune nach der Abtei versetzten Gefangenen zu ermorden anfang.

Der König hatte als Kammerdiener nur noch Cléry und Herrn Hue bei sich.

Der arme Thierry, den wir am 10. August sein Zimmer haben der Königin leihen sehen, damit sie sich hier mit Herrn Röderer besprechen könnte, war in der Abtei und sollte hier am 3. getödtet werden.

Wie es scheint, war es auch die Ansicht des zweiten Municipalbeamten, daß man Unrecht gehabt, die königliche Familie herausgehen zu lassen; denn Beide ertheilten ihr den Befehl,

sogleich wieder hineinzugehen.

Man gehorchte.

Doch kaum war man im Zimmer der Königin versammelt, da traten zwei andere Municipale ein, welche nicht den Dienst im Thurme hatten, und einer von ihnen, ein Excapuziner Namens Mathieu, schritt auf den König zu und sagte zu ihm:

»Mein Herr, Sie wissen nicht, was vorgeht? Das Vaterland ist in der größten Gefahr.«

»Wie soll ich hier etwas wissen?« versetzte der König; »ich bin im Gefängniß, in engem Gewahrsam gehalten.«

»Nun wohl, dann will ich Sie von dem, was Sie nicht wissen, unterrichten: der Feind ist in die Champagne eingerückt, und der König von Preußen marschirt gegen Chalons.«

Die Königin konnte eine Bewegung der Freude nicht bewältigen.

Der Municipal gewährte diese Bewegung, so rasch sie war.

»Ah! ja,« sagte er, sich an die Königin wendend, »ja, wir wissen, daß wir, unsere Frauen, unsere Kinder umkommen werden; doch Sie werden uns für Alles haften: Sie werden vor uns sterben, und das Volk wird gerächt sein.«

»Es komme, was Gott gefällt,« antwortete der König; »ich habe Alles für das Volk gethan, und habe mir nichts vorzuwerfen.«

Hiernach wandte sich der Municipalbeamte gegen Herrn Hue um, der bei der Thüre stand, und sagte: »Was Dich betrifft, — die Commune hat mich beauftragt, Dich in Verhaft zu nehmen.«

»Wen in Verhaft nehmen?« fragte der König.

»Ihren Kammerdiener.«

»Meinen Kammerdiener? Welchen?«

»Diesen,« erwiderte der Municipal.

Und er deutete ans Herrn Hue.

»Herrn Hue!« sagte der König. »Welches Vergehens beschuldigt man ihn?«

»Das geht mich nichts an; doch er wird heute Abend abgeführt werden, und man wird seine Papiere versiegeln.«

Sodann, während er abging, sagte der Excapuziner zu Cléry:

»Geben Sie Acht auf die Art, wie Sie sich benehmen; denn es wird Ihnen dasselbe geschehen, wenn Sie nicht einen geraden Weg gehen!«

Am andern Tage, am 3., um elf Uhr Morgens, war der König mit seiner Familie im Zimmer der Königin versammelt; ein Municipalbeamter gab Cléry den Befehl, in das des Königs hinaubzugehen.

Manuel und einige Mitglieder der Commune befanden sich hier.

Alle diese Gesichter drückten sichtbar eine große Besorgnis aus. Manuel war, wie gesagt, kein Blutmensch, und es gab eine gemäßigte Partei selbst in der Commune.

»Was denkt der König von der Abführung seines Kammerdieners?« fragte Manuel.⁵⁷

»Seine Majestät ist sehr in Unruhe hierüber,« antwortete Cléry.

»Es wird ihm nichts geschehen,« sprach Manuel: »ich bin jedoch beauftragt, dem König zu sagen, er werde nicht wiederkommen, der Rath werde ihn ersetzen. Sie können den König hiervon benachrichtigen.«

»Ich habe keine Mission, dies zu thun, mein Herr,« erwiderte Cléry; »haben Sie also die

Güte, mich der Unannehmlichkeit zu entbinden, meinem Herrn eine Nachricht mitzutheilen, die ihm schmerzlich sein wird.«

Manuel überlegte einen Augenblick und sagte dann:

»Es sei; ich gehe zum König hinab.«

Er ging wirklich hinab und fand den König.

Der König empfing mit einer ruhigen Miene die Kunde, die ihm der Procurator der Commune eröffnete; dann sagte er mit demselben unempfindlichen Gesichte, das er am 20. Juni und am 10. August gehabt hatte, und das er bis vor dem Schaffot haben sollte:

»Es ist gut, mein Herr; ich danke Ihnen. Ich werde den Kammerdiener meines Sohnes benützen, und widersetzt sich diesem der Rath, so werde ich mich selbst bedienen.«

Und mit einer leichten Kopfbewegung fügte er bei:

»Ich bin hierzu entschlossen.«

»Haben Sie irgend eine Reclamation zu machen?« fragte Manuel.

»Es fehlt uns an Wäsche erwiederte der König, »und das ist eine große Entbehrung für uns. Glauben Sie, Sie können es bei der Commune dahin bringen, daß man uns nach unseren Bedürfnissen liefert?«

»Ich werde dem Rathe hierüber berichten,« antwortete Manuel.

Sodann, da er sah, daß sich der König über nichts von außen bei ihm erkundigte, zog Manuel sich zurück.

Um ein Uhr äußerte der König den Wunsch, spazieren zu gehen.

Während der Promenaden gewahrte man immer ein gewisses Zeichen von Sympathie von einem Fenster, von einer Mansarde ans, hinter einem Jalousieladen hervor gemacht, und das war ein Trost.

Die Municipalbeamten weigerten sich, die königliche Familie hinabgehen zu lassen.

Um zwei Uhr setzte man sich zu Tische.

Gegen die Mitte des Mahles hörte man den Lärmen von Trommeln und eine Verdoppelung des Geschreis; dieses Geschrei näherte sich dem Tempel.

Die königliche Familie stand von Tische auf und versammelte sich im Zimmer der Königin.

Der Lärm kam immer näher.

Was verursachte diesen Lärmen?

Man metzelte in der Force wie in der Abtei; nur geschah es nicht unter dem Präsidium von Maillard, sondern unter dem von Hébert; die Schlächtereie war auch viel gräßlicher.

Und die Gefangenen waren doch viel leichter zu retten; es befanden sich hier weniger politische Gefangene als in der Abtei; die Mörder waren weniger zahlreich die Zuschauer weniger erbittert; doch statt daß es, wie in der Abtei, Maillard war, der die Metzelei beherrscht, war es die Metzelei, von der Hébert beherrscht wurde.

Man rettete zweiundvierzig Personen in der Abtei man rettete nicht sechs in der Force.

Unter den Gefangenen der Force war die arme kleine Prinzessin von Lamballe. Wir haben sie in den drei letzten Büchern, die wir geschrieben, im *Halsbande der Königin*, im *Ange Pitou* und in der *Gräfin von Charny*, wie den ergebenen Schatten der Königin vorüberziehen sehen.

Man war ungeheuer gegen sie aufgebracht; man nannte sie die Rätin in der Oesterreicherin: Sie war ihre Vertraute, ihre innige Freundin, etwas mehr vielleicht, — man sagte es wenigstens, —

aber durchaus nicht ihre Rathgeberin. Die zierliche Prinzessin von Savoyen,⁵⁸ mit ihrem feinen, jedoch zusammengepreßten Munde, mit ihrem beständigen Lächeln, war fähig, zu lieben, sie bewies es; aber zu rathen, und zwar einen männlichen, halsstarrigen, herrschsüchtigen Weibe, wie es die Königin war, zu rathen, nie!

Die Königin hatte sie geliebt, wie sie Frau von Guémené, Frau von Marsan, Frau von Polignac geliebt hatte; aber, leichtsinnig, ungleich, unbeständig in allen ihren Gefühlen, hatte sie dieselbe vielleicht eben soviel als Freundin leiden lassen, wie sie Charny als Geliebten hatte leiden lassen; nur war der Geliebte, wie wir gesehen, müde geworden: die Freundin war, im Gegentheile, treu geblieben.

Beide starben für die, welche sie geliebt hatten.

Man erinnert sich jenes Abends im Pavillon de Flore, wohin wir den Leser geführt.

Frau von Lamballe empfing in ihren Gemächern, und die Königin sah bei Frau von Lamballe diejenigen, welche sie nicht bei sich empfangen konnte: Suleau und Barnave in den Tuileries, Mirabeau in Saint-Cloud.

Einige Zeit nachher hatte sich Frau von Lamballe nach England zurückgezogen; sie konnte dort bleiben und ein langes Leben behalten: die sanfte, gute Creatur, da sie die Tuileries bedroht wußte, kam zurück und verlangte ihren Platz bei der Königin.

Am 10. August war sie von ihrer Freundin getrennt worden; Anfangs mit der Königin in den Tempel geführt, hatte man sie fast unmittelbar daraus in die Force versetzt.

Hier hatte sie sich unter der Last ihrer Ergebenheit erdrückt gefühlt; sie hatte bei der Königin, mit der Königin sterben wollen; unter den Augen von dieser hätte ihr der Tod süß geschienen: fern von ihr, besaß sie nicht mehr den Muth, zu sterben. Sie war keine Frau vom Schlage von Andrée, — Sie wurde krank vor Angst.

Sie wußte nichts von all dem Hasse, der sich gegen sie erhoben. In eine der höchsten Stuben des Gefängnisses mit Frau von Navarra eingesperrt, hatte sie in der Nacht vom 2. auf den 3. Frau von Tourzel abgeben sehen; das war, als ob man ihr gesagt hätte: »Du bleibst, um zu sterben.«

In ihrem Bette liegend, sich unter ihre Tücher steckend bei jeder Lärmströmung, die zu ihr aufstieg, wie es ein Kind macht, das Angst hat, wurde sie jede: ohnmächtig, und wenn sie wieder zu sich kam, sagte sie:

»Oh mein Gott! ich hoffte, todt zu ein!«

Und sie fügte bei:

»Wenn man sterben könnte, wie man ohnmächtig wird. Das ist weder sehr schmerzlich, noch sehr schwer!«

Der Mord war indessen überall; im Hof, vor der Thüre, in den unteren Stuben; der Blutgeruch gelangt zu ihr wie ein Leichendunst.

Um acht Uhr Morgens öffnete sich die Thüre ihres Zimmers.

Ihr Schrecken war diesmal so groß, daß sie nicht in Ohnmacht fiel, sich nicht unter ihren Betttüchern verbarg.

Sie wandte den Kopf um und sah zwei Nationalgarden.

»Vorwärts! stehen Sie auf,« sagte ungeschlacht der Eine von ihnen zur Prinzessin; »Sie müssen nach der Abtei gehen.«

»Oh meine Herren,« erwiderte sie, »es ist mir unmöglich, das Bett zu verlassen; ich bin so schwach, daß ich nicht gehen könnte.«

Dann fügte sie mit einer kaum verständlichen Stimme bei:

»Ist es, um mich zu tödten, so werden Sie mich ebenso gut hier tödten, als anderswo.«

Einer von den Männern neigte sich an ihr Ohr, während der Andere an der Thüre spähte.

»Gehorchen Sie, Madame,« sagte er; »wir wollen Sie retten.«

»Dann ziehen Sie sich zurück, damit ich mich ankleiden kann.«

Die zwei Männer zogen sich zurück, und Frau von Navarre half ihr sich ankleiden oder kleidete sie vielmehr an.

Nach zehn Minuten kamen die zwei Männer wieder herein.

Die Prinzessin war bereit; nur konnte sie, wie sie gesagt hatte, nicht gehen; die arme Frau zitterte am ganzen Leibe. Sie nahm den Arm des Nationalgarde, der mit ihr gesprochen, und gestützt auf diesen Arm stieg sie die Treppe hinab; als sie in den Thorweg kam, befand sie sich plötzlich vor dem Blutgerichte, bei welchem Hébert präsidirte.

Bei dem Anblicke dieser Menschen mit zurückgestreiften Aermeln, die sich als Richter constituirt hatten; bei dem Anblicke dieser Menschen mit den blutigen Händen, die sich zu Henkern gemacht hatten, fiel sie in Ohnmacht.

Dreimal befragt, wurde sie dreimal ohnmächtig, ohne antworten zu können.

»Man will Sie ja retten!« wiederholte leise der Mann, der ihr schon zugeflüstert hatte.

Dieses Versprechen verlieh der unglücklichen Frau wieder ein wenig Stärke.

»Was wollen Sie von mir, meine Herren?« murmelte sie.

»Wer sind Sie?« fragte Hébert.

»Marie Louise von Savoyen-Carignan, Prinzessin von Lamballe.«

»Ihr Stand?«

»Obersthofmeisterin vom Hause der Königin.«

»Haben Sie Kenniniß von den Complotten des Hofes am 10. August?«

»Ich weiß nicht, ob Complotte am 10. August stattgefunden haben; haben aber stattgefunden, so war ich denselben völlig fremd.«

»Beschwören Sie die Freiheit, die Gleichheit, den Haß gegen den König, die Königin und das Königthum.«

»Ich werde leicht die zwei Ersten beschwören; doch das Uebrige kann ich nicht beschwören, da es nicht in meinem Herzen ist.«

»Schwören Sie doch!« sagte leise zu ihr der Nationalgarde, »oder Sie sind des Todes!«

Die Prinzessin streckte beide Hände aus und machte instinctartig einen Schritt vorwärts.

»Aber schwören Sie doch!« wiederholte ihr Protector.

Da, als hätte sie in ihrer Todesangst befürchtet, sie dürfte einen schändlichen Schwur aussprechen, legte sie ihre Hand auf ihren Mund, um die Worte zu unterdrücken, die ihr wider ihren Willen hätten entschlüpfen können.

Einige Seufzer drangen durch die Finger.

»Sie hat geschworen!« rief der Nationalgarde, der sie begleitete.

Dann fügte er leise sich an die Prinzessin wendend bei:

»Gehen Sie rasch durch das Thor hinaus, das vor Ihnen ist; wenn Sie hinauskommen, rufen Sie: »Es lebe die Nation!« und Sie sind gerettet.

Als sie hinaustrat, fand sie sich in den Armen eines Schlächters, der sie erwartete; dieser Schlächter war der große Nicolas, derselbe, der den zwei Gardes du corps in Versailles die Köpfe abgeschnitten hatte.

Diesmal hatte er die Prinzessin zu retten versprochen.

Er zog sie gegen etwas Ungestaltetes, Schauerndes, mit Blut Beflecktes fort und sagte zu ihr:

»Rufen Sie: »«Es lebe die Nation!«« so rufen Sie doch: »«Es lebe die Nation!««

Ohne Zweifel war sie im Begriffe, zu rufen; unglücklicher Weise öffnete sie die Augen: sie sah sich vor einem Berge von Leichen, auf welchen ein Mann mit beschlagenen Schuhen herumstampfte, daß er das Blut unter seinen Füßen hervorspritzen machte, wie der Winzer den Saft aus der Traube spritzen macht.

Sie sah dieses gräßliche Schauspiel, wandte den Kopf ab und schrie nur:

»Pfui! das ist abscheulich!«

Man erstickte auch noch diesen Schrei.

Es waren, wie man sagte, von ihrem Schwager, Herrn von Penthièvre, hunderttausend Franken gegeben worden, um sie zu retten.

Man schob sie in die enge Passage, welche von der Rue Saint-Antoine nach dem Gefängniß führte, als ein Elender, ein Perrückenmacher Namens Charlot, der als Trommler bei den Freiwilligen eingetreten war, durch die Reihe drang, die sich um sie gebildet hatte, und ihr mit einer Pieke ihre Haube vom Kopfe stieß.

Wollte er ihr nur die Haube vom Kopfe stoßen? wollte er sie ins Gesicht treffen?

Das Blut floß! Blut ruft Blut: ein Mann schleuderte ein Scheit nach der Prinzessin: das Scheit traf sie hinten am Kopfe; sie stolperte und fiel auf ein Knie.

Es war keine Möglichkeit mehr, sie zu retten; von allen Seiten erreichten sie gezückte Säbel und ausgestreckte Pieken.

Sie stieß nicht einmal mehr einen Schrei ans; sie war in Wirklichkeit todt seit den letzten Worten, die sie gesprochen.

Kaum war sie verschieden, — vielleicht lebte sie noch, — als man sich auf sie stürzte; in einem Augenblicke waren ihre Kleider bis auf das Hemd zerrissen; — und zuckend von den letzten Schauern des Todeskampfes fand sie sich nackt.

Ein obscönes Gefühl hatte bei dieser Entkleidung vorgeherrscht; man wollte diesen schönen Leib sehen, dem die Frauen von Lesbos einen Cultus geweiht hätten.

Nackt, wie sie Gott erschaffen hatte, stellte man sie sodann vor Aller Augen auf einem Weichsteine zur Schau; vier Männer pflanzten sich vor diesem Weichsteine auf, wuschen und trockneten das Blut ab, das aus sieben Wunden floß; ein Fünfter zeigte die Prinzessin mit einem Stabe und detaillirte die Schönheiten, welche, der Sage nach, sie einst so sehr in Gunst gebracht und heute sicherlich ihren Tod verursacht hatten.

Sie blieb so von acht Uhr bis Mittag ausgestellt.

Endlich wurde man müde dieses Cursus der Scandalgeschichte an einem Leichname gemacht: es kam ein Mann und schnitt ihr den Kopf ab.

Ach! dieser wie der eines Schwans lange, biegsame Hals bot wenig Widerstand.

Der Elende, der dieses Verbrechen beging, das vielleicht noch abscheulicher an einem Leichname, als an einem lebendigen Wesen, hieß Grison. Die Geschichte ist die Unerbittlichste

der Gottheiten: sie reißt eine Feder aus ihrem Flügel, taucht sie in Blut, schreibt einen Namen auf, und dieser Name ist dem Fluche der Nachwelt überliefert.

Dieser Mensch wurde später als Anführer einer Räuberbande guillotiniert.

Ein Zweiter, Namens Rodt, schnitt der Prinzessin die Brust auf und riß ihr das Herz aus.

Ein Dritter, Namens Mamin, griff einen andern Theil des Körpers an.

Wegen ihrer Liebe für die Königin verstümmelte man so die arme Frau. Die Königin mußte sehr gehaßt sein!

Man pflanzte auf Picken die von diesem Leibe getrennten drei Stücke, und man zog nach dem Tempel.

Eine ungeheure Menge folgte den drei Mördern; doch abgesehen von einigen Kindern und einigen betrunkenen Männern, welche zugleich den Wein und die Schmähungen ausspieen, beobachtete der ganze Zug eine Stille des Entsetzens.

Eine Perrückenmacherbude fand sich am Wege; man trat hier ein.

Der Mann, der den Kopf trug, legte ihn auf einen Tisch und sagte:

»Frisirt mir diesen Kopf; er soll seine Gebieterin im Tempel sehen.«

Der Perrückenmacher frisirte die herrlichen Haare der Prinzessin; dann setzte man sich wieder in Marsch nach dem Tempel, — diesmal mit gewaltigem Geschrei.

Das war das Geschrei, das die königliche Familie gehört hatte.

Die Mörder kamen an; denn sie hatten den scheußlichen Gedanken gehabt, der Königin diesen Kopf, dieses Herz und diesen andern Theil vom Leibe der Prinzessin zu zeigen.

Sie erschienen vor dem Tempel.

Das dreifarbige Band versperrte ihnen den Weg.

Diese Menschen, diese Schlächter, diese Mörder wagten es nicht, über das Band zu steigen.

Sie verlangten, daß eine Deputation von sechs Mördern, — von denen drei die von uns genannten Fetzen trugen, — in den Tempel eintreten und die Runde um den Thurm machen dürfen, um diese blutigen Reliquien der Königin zu zeigen.

Das Verlangen war so billig, daß es ohne Erörterung bewilligt wurde.

Der König saß und gab sich den Anschein, als spielte er mit der Königin TrikTrak. Indem sie so unter dem Vorwande des Spieles nahe zusammenrückten, konnten die Gefangenen wenigstens ein paar Worte vor den Municipalbeamten geheim halten.

Plötzlich sah der König Einen von diesen die Thüre schließen, sodann nach dem Fenster laufen und die Vorhänge rasch zuziehen.

Das war ein gewisser Danjou, ein ehemaliger Seminarist, eine Art Riese, den man wegen seiner hohen Gestalt den *Abbé Sechsfuß* nannte.

»Was gibt es denn?« fragte der König.

Dieser Mann bedeutete, den Umstand benützend, daß ihm die Königin den Rücken zuwandte, dem König durch ein Zeichen mit der Hand, er möge nicht fragen.

Das Geschrei, die Schmähungen, die Drohungen gelangten bis ins Zimmer, obgleich die Thüre und die Fenster geschlossen waren; der König begriff, daß etwas Erschreckliches vorging; er legte seine Hand auf die Schulter der Königin, um sie an ihrem Platze zu halten.

In diesem Augenblicke klopfte man an die Thüre, und Danjou sah sich, sehr wider seinem Willen, genöthigt zu öffnen.

Es waren Officiere von der Wache und Municipale.

»Meine Herren,« fragte der König, »ist meine Familie in Sicherheit?«

»Ja,« antwortete ein Mann, der die Uniform der Nationalgarde und die doppelten Epauletten trug; »doch man hat das Gerücht in Umlauf gebracht, es sei Niemand mehr im Thurme, und sie haben sich alle geflüchtet. Stellen Sie sich ans Fenster, um das Volk zu beruhigen.«

Der König, da er nicht wußte, was vorging, hielt es nicht für unzweckmäßig, zu gehorchen.

Er machte eine Bewegung, um nach dem Fenster zu gehen; Danjou hielt ihn aber zurück.

»Thun Sie das nicht, mein Herr!« sagte er.

Dann wandte er sich zu den Officieren der Nationalgarde um und fügte bei:

»Das Volk soll mehr Vertrauen zu seinen Behörden zeigen.«

»Nun wohl,« sprach der Mann mit den Epauletten, »man will, daß Ihr ans Fenster tretet, um den Kopf und das Herz der Prinzessin von Lamballe zu sehen, was man Euch bringt, um Euch zu zeigen, wie das Volk seine Tyrannen behandelt. Ich rathe Euch also, zu erscheinen, wenn Ihr nicht wollt, daß man Alles dies hierher bringt.«

Die Königin stieß einen Schrei aus und fiel ohnmächtig in die Arme von Madame Elisabeth und Madame Royale.

»Ah! mein Herr,« sagte der König, »Sie hätten es können unterlassen, der Königin dieses gräßliche Unglück mitzutheilen.«

Und auf die Gruppe der drei Frauen deutend:

»Sehen Sie, was Sie gemacht haben.«

Der Mann zuckte die Achseln und ging die *Carmagnole* singend ab.

Um sechs Uhr erschien der Secretär von Pétion, um dem König zweitausend fünfhundert Franken zu bringen.

Da er die Königin stehend und unbeweglich sah, glaubte er, sie halte sich aus Respect so, und er hatte die Güte, sie zum Sitzen einzuladen.

»Meine Mutter hielt sich so.« sagt Madame Royale in ihren Denkwürdigkeiten, »weil sie seit dieser gräßlichen Scene stehend und unbeweglich geblieben war, ohne mehr etwas von dem, was um sie her vorging, zu sehen.«

Der Schrecken hatte sie in eine Bildsäule verwandelt.

CLXXIII.

Valmy.

Wenden wir nun, für eine kurze Zeit, die Augen von dieser entsetzlichen Metzelszene ab und folgen wir, in den Engpässen der Argonne, einer der Personen unserer Geschichte, auf der in diesem Momente die äußersten Geschicke Frankreichs beruhen.

Der Leser wird errathen, daß wir Dumouriez meinen.

Mir haben gesehen, daß Dumouriez aus dem Ministerium geschieden und wieder in activen Kriegedienst getreten war. Nach der Flucht Lafayette's war er commandirender General der Ostarmee geworden.

Die verschiedenen Parteien hatten durch diese Ernennung Dumouriez einen Beweis von wunderbarem Scharfblick gegeben. Dumouriez wurde allerdings von Einigen gehaßt, von Andern verachtet, aber er war glücklicher als Danton am 2. September, denn man erkannte in ihm den Mann, der Frankreich retten kannte.

Die Girondisten, die ihn zum commandirenden General ernannten, haben ihn; sie hatten ihn in's Ministerium gebracht, er hingegen hatte sie daraus entfernt, und gleichwohl übertrugen sie dem unbeachteten Divisioinsgeneral ein Obercommando.

Die Jacobiner haßten und verachteten Dumouriez. Sie wußten indeß, daß er vor Allem nach Ruhm strebte, und daß er siegen oder das Leben lassen werde. Robespierre der ihn wegen seines schlechten Rufes nicht begünstigen wollte, ließ Couthon für ihn sprechen.

Danton hegte weder Haß nach Verachtung gegen Dumouriez; er gehörte zu den besonnenen, charakterfesten Menschen, die eine höhere Ansicht der Dinge haben und sich wenig um guten oder schlechten Ruf kümmern, obgleich sie bereit sind, selbst Laster zu ihren Zwecken zu benutzen, wenn sie durch dieselben ihr Ziel erreichen können. Danton traute indeß dem Manne, von dessen Haltung so viel abhing, wenig Consequenz und Beharrlichkeit zu: er schickte daher zwei Bevollmächtigte an ihn ab, nämlich Fabre d'Eglantine, der als sein Geist, und Westermann, der als sein Arm zu betrachten war.

Man legte alle Kräfte Frankreichs in die Hände von demjenigen, welchen man einen Intriganten nannte. Der alte Luckner, der deutsche Haudegen, der seine Unfähigkeit am Anfange des Feldzuges bewiesen hatte, wurde nach Chalons geschickt, um die Rekruten auszuheben. Dillon, ein braver Soldat, ein ausgezeichneteter General, mehr als Dumouriez in der militärischen Hierarchie auferzogen, erhielt den Befehl, ihm zu gehorchen. Kellermann wurde auch unter den Befehl dieses Mannes gestellt, dem plötzlich Frankreich in Thränen zerfließend sein Schwert mit den Worten übergab: »Ich kenne nur Dich, der mich vertheidigen kann; vertheidige mich.«

Kellermann brummte, fluchte, weinte, gehorchte aber; nur gehorchte er schlecht, und es bedurfte des Kanonendonners, um aus ihm das zu machen, was er wirklich war: ein ergebener Sohn des Vaterlandes.

Warum machten nun die verbündeten Fürsten, deren Marsch durch Etappen bis Paris bezeichnet war, plötzlich Halt nach der Einnahme von Longwy, nach der Uebergabe von Verdun?

Ein Gespenst stand zwischen ihnen und Paris: das Gespenst von Beaurepaire.

Beaurepaire, ehemaliger Officier der Carabiniere, hatte das Maine- und Loire-Bataillon formirt und commandirt. In dem Augenblicke, wo man erfuhr, der Feind habe den Fuß auf den Boden Frankreichs gesetzt, durchzogen er und seine Leute Frankreich im Geschwindschritt von Westen nach Osten.

Sie begegneten auf ihrem Wege einem patriotischen Abgeordneten, der ins Land zurückkehrte.

»Was werde ich Euren Familien von Euch sagen?« fragte der Abgeordnete.

»*Daß wir todt sind!*« antwortete eine Stimme.

Kein nach den Thermopylen marschirender Spartaner gab eine so erhabene Antwort.

Der Feind kam, wie gesagt, vor Verdun. Das war am 30. August 1792; am 31. wurde die Stadt zur Uebergabe aufgefordert.

Beaurepaire und seine Leute wollten, unterstützt von Marceau, bis zum Tode kämpfen.

Der Vertheidigungsrath, bestehend aus Mitgliedern der Municipalität und den vornehmsten Bürgern der Stadt, die sie sich beigeordnet hatten, befahl ihm, sich zu ergeben.

Beaurepaire lächelte verächtlich und sagte:

»Ich habe geschworen, eher zu sterben, als mich zu ergeben. Ueberlebt Euren Schimpf und Eure Schande, wenn Ihr wollt; ich, ich bleibe meinem Eide getreu. Vernehmt mein letztes Wort: »Ich sterbe!«

Und er erschoss sich.

Dieses Gespenst war so groß und noch erschrecklicher, als der Riese Adamastor.

Sodann sahen die verbündeten Fürsten, welche auf die Aussagen der Emigranten glaubten, Frankreich werde ihnen entgegenfliegen, noch etwas ganz Anderes.

Sie sahen dieses Land Frankreich, so furchtbar und bevölkert, wie durch den Schlag eines Zauberstabs verwandelt: das Getreide war verschwunden, als hätte es ein Wetterwirbel fortgeführt.

Der bewaffnete Bauer war allein auf seiner Furche stehen geblieben; diejenigen, welche Flinten besaßen, hatten ihre Flinten genommen, diejenigen, welche nur eine Sense besaßen, hatten ihre Sense genommen, diejenigen, welche nur eine Heugabel besaßen, hatten eine Heugabel genommen.

Sodann hatte sich das Wetter für uns erklärt; ein anhaltender Regen benetzte die Menschen, durchnäßte die Erde und durchwühlte die Wege. Allerdings fiel dieser Regen für die Einen, wie für die Andern, für die Franzosen, wie für die Preußen; nur kam Alles den Franzosen zu Hilfe, wie Alles den Preußen feindlich war. Der Bauer, der für den Feind nur die Flinte, die Heugabel oder die Sense hatte, schlimmer als Alles dies: nur grüne Trauben, — der Bauer hatte für seine Landsleute das Glas Wein hinter Reisbündeln verborgen, das Glas Bier in einer unbekanntenen Ecke des Kellers vergraben, das trockene Stroh auf der Erde ausgebreitet, ein wahres Soldatenbett.

Man hatte indessen Fehler über Fehler gemacht, Dumouriez zuallererst, und in seinen Denkwürdigkeiten erzählt er die einen wie die andern, die seinen wie die seiner Lieutenants.

Er hatte an die Nationalversammlung geschrieben: »Die Engpässe der Argonne sind die Thermopylen Frankreichs; doch seid unbesorgt, glücklicher als Leonidas, werde ich nicht hierbei sterben.«

Und er hatte die Engpässe schlecht bewachen lassen, und einer derselben war genommen worden, und er war genöthigt gewesen, sich zurückzuziehen. Zwei von seinen Lieutenants⁵⁹ waren verirrt, verloren! er war selbst gleichsam verwirrt und verloren, mit nur fünfzehntausend Mann, und zwar fünfzehntausend Mann so völlig demoralisirt, daß sie zweimal die Flucht vor fünfzehnhundert preußischen Husaren ergriffen. Doch er allein verzweifelte nicht, er behielt sein Vertrauen, und sogar seine Heiterkeit, und schrieb an die Minister: »Ich stehe für Alles!« Und in der That, obgleich verfolgt, umgangen, abgeschnitten, bewerkstelligte er seine Vereinigung mit den zehntausend Mann von Beurnonville und den fünfzehntausend Mann von Kellermann; er brachte seine verlorenen Generale wieder zusammen, und am 13. September befand er sich im Lager von Sainte-Menehould, nach rechts und nach links die zwei Hände über sechsundsiebzigtausend Mann ausstreckend, während die Preußen nur siebenzigtausend Mann hatten.

Allerdings murrte oft diese Armee; sie war manchmal zwei bis drei Tage ohne Brod. Dann mischte sie Dumouriez unter seine Soldaten und sagte zu ihnen:

»Meine Freunde, der berühmte Marschall von Sachsen hat ein Buch über den Krieg gemacht, in welchem er behauptet, man müsse es wenigstens einmal in der Woche den Truppen an der Brodlieferung fehlen lassen damit sie im Nothfalle bei dieser Entbehrung weniger empfindlich seien: wir sind nun hierbei, und Ihr seid weit glücklicher, als diese Preußen, die Ihr vor Euch seht: sie sind zuweilen vier Tage ohne Brod, und sie verzehrt ihre todten Pferde. Ihr habt Speck, Reis, Mehl, mal Fladen, und die Freiheit wird sie würzen!«

Dann war noch etwas Schlimmeres: dieser Auswurf von Paris, dieser Abschaum vom 2. September den man nach der Metzelei den Armeen zugetrieben hatte. Sie waren gekommen, alle diese Elenden, das Ça ira singend, schreiend, sie werden weder Epauletten, weil St. Ludwigs-Kreuze, noch irgend etwas von Alle der dulden, sie werden Dekorationen und Hutfedern abreißen und Allem den Kopf zurecht setzen.

Sie kamen so ins Lager und waren erstaunt über die Leere, die sich um sie her bildete: Niemand ließ sich herbei, ihre Drohungen oder ihre Zuvorkommenheiten zu erwiedern; nur kündigte der General eine Revue an den andern Tag an.

Am andern Tage fanden sich die Neuangekommenen, durch ein unerwartetes Manoeuvre zwischen einer zu reichen und feindlichen Cavallerie, bereit, sie niederzusäbeln, und einer drohenden Artillerie, bereit, die niederzuschießen, gefaßt.

Da ritt Dumouriez auf diese Menschen zu; sie bildeten sieben Bataillons.

»Ihr Leute,« rief er, »denn ich will Euch weder Bürger, noch Soldaten, noch meine Kinder nennen, — Ihr seht vor Euch diese Artillerie, hinter Euch diese Kavallerie; damit sage ich Euch, daß ich Euch zwischen dem Eisen und dem Feuer halte! Ihr habt Euch entehrt durch Verbrechen; ich dulde hier weder Mörder, noch Henker! Bei der kleinsten Meuterei lasse ich Euch in Stücke zerhacken! Bessert Ihr Euch, führt Ihr Euch auf wie dieses Heer, bei welchem zugelassen zu sein Ihr die Ehre habt, so werdet Ihr an mir einen guten Vater finden. Ich weiß, daß es unter Euch Schurken gibt, welche beauftragt sind, Euch zum Verbrechen anzutreiben: jagt sie selbst fort, oder zeigt sie mir an! Ich mache Euch für einander verantwortlich!«

Und diese Menschen beugten nicht nur das Haupt und wurden vortreffliche Soldaten, sie jagten nicht nur die Unwürdigen fort, sondern sie hieben auch in Stücken den elenden Charlot, der die Prinzessin von Lamballe mit einem Scheite geschlagen und ihren Kopf am Ende einer Pieke umhergetragen hatte.

In dieser Lage erwartete man Kellermann, ohne welchen man nichts wagen konnte.

Am 19. erhielt Dumouriez die Meldung, sein Lieutenant sei nur noch zwei Meilen von ihm auf seiner Linken entfernt.

Dumouriez schickte ihm sogleich eine Instruction zu.

Er forderte ihn auf, am andern Tage das Lager zwischen Dampierre und der Elize zu besetzen. Die Oertlichkeit war vollkommen bezeichnet.

Zu gleicher Zeit, da er die Instruction an Kellermann schickte, sah Dumouriez vor sich die preußische Armee auf den Bergen der Lune sich entfalten, so daß die Preußen sich zwischen Paris und ihm, und folglich näher bei Paris als bei ihm befanden.

Es war alle Wahrscheinlichkeit, daß die, Preußen eine Schlacht suchten.

Dumouriez befahl also Kellermann, einen Kampf platz auf den Höhen von Valmy und Gizancourt zu nehmen. Kellermann vermengte sein Lager mit seinem Kampfplatze:⁶⁰ er machte auf den Höhen von Valmy Halt.

Das war ein großer Fehler, oder eine erschreckliche Geschicklichkeit.

Gestellt, wie er war, konnte sich Kellermann mit umdrehen, indem er seine ganze Armee über eine schmale Brücke passiren ließ; er konnte sich nur auf die Recht von Dumouriez zurückziehen, indem er durch einen Sumpf marschierte, wo er versunken wäre; er konnte sich auf seine Linke nur zurückziehen durch ein tiefes Thal, wo er zermalmt worden wäre.

Kein Rückzug möglich.

War es das, was der alte elsässische General hatte wollen? Dann war es ihm großartig gelungen. Ein schöner Ort, zu siegen oder zu sterben!

Braunschweig schaute unsere Soldaten mit Erstaunen an.

»Diejenigen, welche sich dort einquartiert habe, sind entschlossen, nicht zurückzuweichen,« sagte er zum König von Preußen.

Doch man ließ die preußische Armee glauben, Dumouriez sei abgeschnitten, und man versicherte ihr, die Heer von Schneidern, Landstreichern und Schuhflickern wie es die Emigranten nannten, werde sich bei den ersten Salven ihrer Kanonen zerstreuen.

Man hatte es versäumt, die Anhöhen von Gizancourt durch den General Chazot, — der längs der Landstraße von Chalons aufgestellt war, — besetzen zu lassen, — Anhöhen, von denen aus er dem Feinde die Flanken gefallen wäre, die Preußen benützten die Nachlässigkeit und bemächtigten sich der Position.

Sie waren es sodann, welche dem Corps von Kellermann in die Flanken fielen.

Der Tag brach, verdüstert durch einen dicken Nebel, an, doch das war gleichgültig. Die Preußen wußten, wo die französische Armee stand: sie war auf den Höhen von Valmy und konnte nicht anderswo sein.

Sechzig Feuerschlünde entzündeten sich zu gleicher Zeit, die preußischen Artilleristen schoßen aufs Gerathewohl; doch sie schossen in Massen, wenig lag also daran, ob man richtig schoß.

Die ersten Schüsse waren erschrecklich zu ertragen für dieses Heer, das, ganz Enthusiasmus, bewunderungswürdig anzugreifen gewußt hätte, aber schlecht zu warten verstand.

Sodann war der Zufall, — das war nicht die Geschicklichkeit, denn man sah ja nicht, — der Zufall war Anfangs gegen uns; die Haubitzen der Preußen steckten zwei Munitionswagen in

Brand, und sie zersprangen. Die Führer der Wagen warfen sich von den Pferden, um sich vor der Explosion zu schützen: man hielt sie für Flüchtlinge.

Kellermann sprengte nach dem Orte, wo eine große Verwirrung herrschte, mit der sich der Nebel und der Rauch vermischten.

Plötzlich sah man sein Pferd und ihn niedergeschmettert hinrollen.

Das Pferd war von einer Kanonenkugel erschossen; der Mann hatte nichts, er sprang auf ein anderes Pferd, und sammelte einige Bataillons, welche auseinander liefen.

In diesem Augenblicke war es elf Uhr Morgens; der Nebel fing an sich zu zerstreuen.

Kellermann sah die Preußen, die sich in drei Colonnen formirten, um das Plateau von Valmy anzugreifen er formirte seine Soldaten ebenfalls in drei Colonnen, durchritt die ganze Linie und sprach:

»Soldaten! Keinen Flintenschuß! erwartet den Feind festen Fußes und empfängt ihn mit dem Bajonnet!«

Und er steckte den Hut an das Ende seines Säbels und rief:

»Es lebe die Nation! und laßt uns für sie siegen!«

Auf der Stelle ahmt sein ganzes Heer seinem Beispiele nach; jeder Soldat steckt seinen Hut an das Ende seines Bajonnets und ruft: »Es lebe die Nation!« Der Nebel erhebt sich, der Rauch zerstreut sich, und Braunschweig erblickt mit seinem Augenglase ein seltsames, außerordentliches, unerhörtes Schauspiel: dreißigtausend Franzosen unbeweglich, mit entblößtem Haupte, ihre Gewehre emporhaltend, und auf das Feuer der Feinde nur durch den Ruf: »Es lebe die Nation!« antwortend.

Braunschweig schüttelte den Kopf; wäre er allein gewesen, so hätte die preußische Armee nicht einen Schritt mehr gemacht; doch der König war da, er wollte die Schlacht, und man mußte gehorchen.

Die Preußen stiegen, fest und düster, unter den Augen des Königs und von Braunschweig hinan; sie durchschritten den Raum, der sie von ihren Feinden trennte, mit der Solidität eines alten Heeres von Friedrich; jeder Mann schien durch einen eisernen Ring an den, welcher ihm voranging, befestigt.

Plötzlich schien die ungeheure Schlange in der Mitte abzubrechen; doch ihre Stücke vereinigten sich alsbald wieder.

Fünf Minuten nachher war sie aufs Neue gebrochen, und sie verband sich abermals.

Zwanzig Kanonen von Dumouriez faßten die Colonne in der Flanke und schmetterten sie unter einem Eisenregen nieder; der Kopf konnte nicht hinaufsteigen, da er jeden Augenblick durch die Convulsionen des Leibes, den die Kartätschen zerrissen, rückwärts gezogen wurde.

Braunschweig sah, daß es ein verlorener Tag war und ließ den Rappel blasen.

Der König befahl, zum Angriffe zu trommeln, und trieb seine folgsame, tapfere Armee unter das doppelte Feuer von Kellermann und Dumouriez; er brach sich an den französischen Linien.

Etwas Leuchtendes, Glänzendes schwebte über diesem jungen Heere; das war der Glaube!

»Ich habe keine solche Fanatiker seit den Religionskriegen gesehen!« sagte Braunschweig.

Das waren erhabene Fanatiker der Freiheit!

Sie, die Helden von 1792, hatten die große Eroberung des Krieges begonnen, welche mit der Eroberung der Geister endigen sollte.

Am 20. September rettete Dumouriez Frankreich.

Am anderen Tage emanzipierte der Nationalconvent Europa dadurch, daß er die Republik proclamierte!

CLXXIV.

Der 21. September.

Am 21. September, um Mittag, ehe man in Paris den von Dumouriez erfochtenen Sieg kannte, der Frankreich rettete, öffneten sich die Thüren des Saales der Reitschule, und man sah langsam, feierlich, fragende Blicke auf einander werfend, die siebenhundert neunundvierzig Mitglieder, welche die neue Assemblée bildeten, eintreten.

Von diesen siebenhundert neunundvierzig Mitgliedern gehörten zweihundert der alten Nationalversammlung an.

Der Nationalconvent war unter dem Eindrucke der Septemberneuigkeiten gewählt worden; man hätte also von Anfang an eine reactionäre Versammlung glauben können. Es war sogar etwas Besseres; mehrere Adelige waren gewählt worden; — ein ganz demokratischer Gedanke hatte die Dienstboten zur Abstimmung berufen: Einige hatten Herren gewählt.

Diese neuen Abgeordneten waren übrigens Bürgersleute, Aerzte, Advocaten, beeidigte Priester, Literaten, Journalisten, Kaufleute. Der Geist dieser Masse war unruhig und schwankend; fünfhundert Repräsentanten waren weder Girondisten, noch Montagnards⁶¹; die Ereignisse sollten bestimmen, welchen Platz sie in der Versammlung einnehmen würden.

Alles dies war aber einstimmig in einem doppelten Hasse: Haß gegen die Septembertage, Haß gegen die fast gänzlich aus der Commune genommene Deputation von Paris, welche diese entsetzlichen Tage gemacht hatte.

Man hätte glauben sollen, das vergossene Blut fließe durch den Saal der Reitschule und isolire die hundert Montagnards von der übrigen Versammlung.

Selbst das Centrum, als wollte es sich von dem rothen Bache entfernen, neigte sich gegen die Rechte hin.

Die Montagne, — erinnern wir uns der Menschen und versetzen wir uns in Gedanken in die Ereignisse, welche in Erfüllung gegangen waren, — die Montagne bot einen furchtbaren Anblick.

Das war in den unteren Gliedern die ganze Commune; über der Commune der berufene Aufsichtsausschuß der die Metzerei gemacht hatte; sodann als eine dreiköpfige Hydra, auf der obersten Spitze des Dreiecks, drei entsetzliche Gesichter, drei tief charakterisirte Masken.

Zuerst das kalte, unempfindliche Gesicht von Robespierre mit der pergamentartigen, auf seine schmale Stirne geklebten Haut, mit den blinzelnden unter seiner Brille verborgenen Augen, mit den geballten, auf seinem Schooße ausgestreckten Händen, nach der Art jener aus dem härtesten von allen Marmorn, aus dem Porphy gehauenen ägyptischen Figuren: ein Sphinx, der allein das Auflösungswort der Revolution zu haben schien, von dem es aber Niemand zu verlangen wagte.

Neben ihm das verunstaltete, zerrissene Gesicht von Danton, mit seinem verkrümmten Munde, seiner beweglichen Maske, seinem Gepräge erhabener Häßlichkeit, mit seinem fabelhaften Leibe, halb Mensch, halb Stier, fast sympathisch trotz Alledem, denn man fühlte, daß das, was dieses Fleisch schauern, diese Lava hervorsprudeln machte, die Schläge eines tief patriotischen Herzens waren, und daß diese breite Hand, die immer seiner ersten Bewegung gehorchte, sich

mit derselben Leichtigkeit ausstreckte, um einen stehenden Feind zu treffen, oder um einen auf der Erde liegenden Feind aufzuheben.

Sodann, an der Seite von diesen zwei in ihren Ausdrücken so verschiedenen Gesichtern, hinter ihnen, über ihnen, erschien, nicht ein Mensch, — es ist dem menschlichen Geschöpfe nicht erlaubt, einen solchen Grad von Häßlichkeit zu erreichen, — sondern ein Ungeheuer, eine Chimäre, eine Unheil weissagende und zugleich lächerliche Vision, — Marat! Marat mit seinem kupferfarbigen, von Blut und Galle unterlaufenen Gesichte; mit seinen frechen und geblendeten Augen; mit seinem schalen, breit gespaltenen, zum Schlendern oder vielmehr zum Ausspeien der Schmähung disponirten Munde, mit seiner gekrümmten, durch ihre weit geöffneten Löcher jene Popularitätsluft, welche für ihn aus den Rinnsteinen und den Gossen aufstieg, einathmenden Nase; Marat gekleidet, wie der Schmutzigste von seinen Bewunderern, der Kopf umbunden mit einem befleckten Tuche; Marat mit seinen mit Nägeln beschlagenen Schuhen, ohne Schnallen, häufig ohne Bänder; mit seiner Hose von groben schwarzem Tuche, mit Koth überzogen; mit seinen auf seiner mageren, und dennoch im Verhältniß zu seine Gestalt breiten, Brust offenen Hemde; mit seiner schwarzen, fettigen, schmalen Cravate, welche die abscheulichen Ansätze seines Halses sehen ließ, die, schlecht miteinander harmonierend, den Kopf sich nach links neigen machten; mit seinen schmutzigen, dicken Händen, immer drohend, immer die Faust weisend und in den Zwischenräumen ihrer Drohungen seine fetten Haar durchfurchend. Dieses Gesamtwesen, ein Riesenrumpf auf Zwergenbeinen, war häßlich anzuschauen; die erst Bewegung von Jedem, der es erblickte, war auch, da er sich abwandte; doch das Auge wandte sich nicht rasch ab, daß es nicht auf Allem dem las; der 2. September! und dann blieb das Auge starr und erschrocken wie vor einem andern Medusenhaupte.

Das waren die drei Männer, welche die Girondisten beschuldigten, sie trachten nach der Dictatur.

Sie, ihrerseits, beschuldigten die Girondisten, ist wollen den Föderalismus.

Zwei andere Männer, welche durch verschiedene Interessen und verschiedene Gesinnungen mit der Erzählung, die wir unternommen, verknüpft sind, saßen auf den zwei entgegengesetzten Seiten dieser Versammlung Billot, Gilbert; Gilbert auf der äußersten Rechten, zwischen Lanjuinais und Kersaint; Billot auf der äußersten Linken, zwischen Thuriot und Couthon.

Die Mitglieder der ehemaligen legislativen Versammlung begleiteten den Convent; sie hatten feierlich abdicirt und Ihre Vollmachten in die Hände ihrer Nachfolger niedergelegt.

François von Neuschateau, der letzte Präsident der aufgelösten Versammlung, bestieg die Tribüne und nahm das Wort.

»Repräsentanten der Nation,« sagte er, »die gesetzgebende Versammlung hat ihre Functionen zu versehen aufgehört; sie legt die Regierung in Eure Hände nieder.«

»Das Ziel Eurer Anstrengungen wird sein, den Franzosen die Freiheit, die Gesetze, den Frieden zu geben! die Freiheit, ohne welche die Franzosen nicht leben können; die Gesetze, die festeste Grundlage der Freiheit, den Frieden, den einzigen und alleinigen Zweck des Krieges.

»*Die Freiheit, die Gesetze, der Friede*, diese drei Worte wurden von den Griechen über den Pforten des Tempels von Delphi eingegraben. Ihr werdet sie dem ganzen Boden Frankreichs ausprägen!«

Die gesetzgebende Versammlung hatte ein Jahr gedauert.

Sie hatte ungeheure und erschreckliche Ereignisse in Erfüllung gehen sehen: den 20. Juni, den

10. August, den 2. und den 3. September! Sie hinterließ Frankreich den Krieg mit zwei Mächten des Nordens, den Bürgerkrieg in den Vendée, eine Schuld von zwei Milliarden, zwei hundert Millionen Assignate, — und den Sieg von Valmy, am Tage vorher erfochten, allein noch Jedermann unbekannt.

Pétion wurde durch Acclamation zum Präsidenten ernannt.

Condorcet, Brissot, Rabant-Saint-Etienne, Vergniaud, Camus und Lasource wurden zu Secretären gewählt: fünf Girondisten unter sechs.

Der ganze Convent, mit Ausnahme vielleicht von dreißig bis vierzig Mitgliedern, wollte die Republik nur hatten die Girondisten in einer Zusammenkunft Madame Roland beschlossen, man sollte die Discussion über die Veränderung der Regierung erst in der ihn entsprechenden Stunde und an dem ihnen entsprechend Orte zulassen, das heißt, wenn sie sich der ersten Commissionen und der Verfassungs-Commission bemächtigt hätten.

Doch am 20. September, am Tage der Schlacht von Valmy, lieferten andere Streiter eine noch viel mehr entscheidende Schlacht!

Saint-Just, Lequinio, Panis, Billaud-Varennes, Collot-d'Herbois und einige andere Mitglieder der künftigen Versammlung speisten im Palais Royal Mittag; sie beschlossen, es sollte schon am andern Tag das Wort Republik ihren Feinden zugeschleudert werden.

»Nehmen sie es auf,« sagte Saint-Just, »so in sie verloren, denn wir werden es sein, die dieses Wort zuerst ausgesprochen haben; weisen sie es zurück, so sind sie abermals verloren, denn, dieser Leidenschaft die Volkes sich widersetzend, werden sie durch die Umpopularität, die wir über ihren Häuptern aufhäufen, überschwemmt werden.«

Collot-d'Herbois übernahm die Motion.

François von Neuschateau hatte auch kaum in Vollmachten der alten Versammlung der neuen übergeben, als Collot-d'Herbois das Wort verlangte.

Es wurde ihm bewilligt.

Er bestieg die Tribune; das Losungswort war den Ungeduldigen gegeben.

»Bürger Repräsentanten,« sprach er, »ich beantrage Folgendes: der erste Beschluß der Versammlung welche so eben zusammengetreten ist, sei die Abschaffung des Königthums.«

Bei diesen Worten brach eine ungeheure Acclamation im Saale und auf den Tribünen aus.

Nur zwei Opponenten erhoben sich, zwei wohlbekannte Republicaner: Barère und Quinette. Sie verlangten, daß man den Willensauspruch des Volkes abwarte.

»Den Willensauspruch des Volkes? wozu?« fragte ein armer Dorfpfarrer; »wozu deliberiren, wenn alle Welt einverstanden ist? die Könige sind in der moralischen Ordnung, was in der physischen die Ungeheuer sind; die Höfe sind die Werkstätte aller Verbrechen; die Geschichte der Könige ist das Märtyrerbuch der Nationen.«

Man fragte, wer der Mann sei, der diese kurze, aber energische Geschichte des Königthums gegeben habe. Wenige wußten seinen Namen: er hieß Grégoire.

Die Girondisten fühlten den Schlag, den man ihnen versetzt hatte; sie sollten im Schlepptau der Montagnards sein.

»Fassen wir den Beschluß noch in dieser Sitzung ab,« rief von seinem Platze aus Ducos, der Freund und Zögling von Vergniaud. Der Beschluß bedarf nicht der Angabe von Beweggründen: nach der Erleuchtung, die der 10. August verbreitet hat, wird der Beweggrund Eures Beschlusses, die Abschaffung des Königthums betreffend, die Geschichte der Verbrechen von

Ludwig XVI. Sein.«

So fand sich das Gleichgewicht wiederhergestellt; die Montagnards hatten die Abschaffung des Königthums verlangt; doch die Girondisten hatten die Einführung der Republik gefordert.

Die Republik wurde nicht decretirt, sie wurde durch Acclamation angenommen.

Man warf sich nicht nur in die Zukunft, um die Vergangenheit zu fliehen, sondern auch in das Unbekannte aus Haß gegen das Bekannte.

Die Proclamation der Republik entsprach einem ungeheuren Volksbedürfnisse. Das war die Weihung des langen Streites, den das Volk seit den Gemeinden ausgehalten hatte; das war die Absolution der Jacquerie, der Mallotins, der Ligue, der Fronde, der Revolution, es war die Krönung der Menge zum Nachtheile des Königthums.

Es war, — so frei athmete jeder Bürger, — als hätte man von der Brust von Jedem das Gewicht des Thrones genommen.

Die Stunden der Illusion waren kurz, aber glänzend; man hatte eine Republik zu proclamiren geglaubt; man hatte eine Revolution eingeweihet.

Gleichviel! man hatte etwas Großes gethan, was auf mehr als ein Jahrhundert die Welt erschüttern sollte.

Die wahren Republikaner, die reinsten wenigstens, diejenigen, welche die Republik frei von Verbrechen wollten, diejenigen, welche am andern Tage das Triumvirat von Danton, Robespierre und Marat anfechten sollten, — die Girondisten waren im höchsten Grade erfreut. Die Republik, das war die Verwirklichung ihres theuersten Wunsches; man hatte, Dank sei es ihnen, unter den Trümmern von zwanzig Jahrhunderten den Typus der menschlichen Regierungen wiederaufgefunden. Frankreich war ein Athen unter Franz I. und Ludwig XIV. gewesen; es sollte ein Sparta mit ihnen werden!

Das war ein schöner, ein erhabener Traum! Sie versammelten sich auch am Abend zu einem Bankett beim Minister Roland. Hier befanden sich Vergniaud, Guadet, Louvet, Pétion, Boyer-Fonfrède, Barbaroux, Gensonné, Grangeneuve Condorcetra, diese Tischgenossen, welche, ehe ein Jahr verlaufen, ein anderes Bankett, das noch viel feierlicher als dieses, versammeln sollte! Doch in diesem Augenblicke warf Jeder, dem andern Tage den Rücken zuwendend, die Augen vor der Zukunft schließend, freiwillig den Schleier auf den unbekanntem Ocean, wo man eintrat, und wo man diesen Schlund brüllen hörte, der, wie der Mälstrom der scandinavischen Sagen, wenn nicht das Schiff, doch wenigstens die Steuermänner und die Matrosen verschlingen sollte.

Der Gedanke von Allen war geboren, er hatte eine Form, ein Aussehen, einen Körper angenommen; er war da vor ihren Augen: die junge Republik sprang bewaffnet mit dem Helme und dem Speere hervor; was konnten sie mehr verlangen?

Das war während der zwei Stunden, die das feierliche Liebesmahl dauerte, ein Austausch von hohen Gedanken, hinter denen sich große Hingebungen gruppirten. Diese Männer sprachen von ihrem Leben wie von einer Sache, die schon nicht mehr ihnen gehörte, sondern der Nation. Sie reservirten die Ehre, das war Alles; im Nothfalle würden sie den Ruf preisgeben.

Es gab darunter, welche im tollen Rausche ihrer jugendlichen Hoffnungen vor ihnen sich die azurnen, endlosen Horizonte, die man nur in den Träumen findet, öffnen sahen; das waren die Jungen, die Glühenden, diejenigen, welche am Tage vorher in diesen Kampf, den entnervendsten von allen, den Kampf der Tribüne, eingetreten: es waren Barbaroux, Rebecqui, Ducos, Boyer-Fonfrède.

Da waren Andere, welche mitten auf dem Wege Halt machten, Kräfte sammelnd für den Lauf, den sie noch zu vollbringen hatten; das waren diejenigen, welche sich unter den harten Tagen der gesetzgebenden Versammlung gebeugt hatten: die Guadet, die Gensonné, die Grangeneuve, die Vergniaud.

Wieder Andere waren da, welche sich bei ihrem Ziele angelangt fühlten und begriffen, die Popularität werde sie demnächst verlassen; im Schatten des entstehenden Blätterwerks vom republicanischen Baume liegend, fragten sie sich schwermüthig, ob es wohl der Mühe werth sei, aufzustehen, aufs Neue seine Lenden zu umgürten, den Wanderstab wiederzunehmen, um beim ersten Hindernisse zu stolpern: das war Roland, das war Pétion.

Wer war aber in den Augen von allen diesen Männern das Haupt der Zukunft? wer war der Urheber, wer würde der zukünftige Mäßiger der jungen Republik sein? Vergniaud.

Am Ende des Mahles füllte er sein Glas, stand auf und sprach:

»Meine Freunde, einen Toast.«

Alle standen auf wie er.

»Auf die Ewigkeit der Republik!«

Alle wiederholten:

»Auf die Ewigkeit der Republik!«

Er wollte das Glas an seine Lippen setzen.

»Warten Sie,« sagte Madame Roland.

Sie trug an ihrer Brust eine frische Rose, die sich so eben geöffnet hatte, wie die neue Aera, in die man eintrat: sie nahm sie, und wie es eine Athenienserin in den Becher von Perikles gethan hatte, entblätterte sie dieselbe in das Glas von Vergniaud.

Vergniaud lächelte traurig, leerte das Glas, und sagte, sich ans Ohr von Barbaroux neigend, der zu seiner Linken saß:

»Ach! ich befürchte sehr, diese große Seele täuscht sich. Es sind nicht Rosen, sondern Cypressenzweige, die man heute Abend in unsern Wein entblättern muß. Gott weiß, ob wir auf eine Republik trinkend, deren Füße in das Septemberblut getaucht sind, nicht auf unsern Tod trinken! Doch gleichviel!« fügte er bei, indem er einen erhabenen Blick dem Himmel zuwarf, »wäre dieser Wein mein Blut, ich würde ihn auf die Freiheit und die Gleichheit trinken!«

»Es lebe die Republik!« wiederholten im Chore alle Gäste.

Ungefähr in dem Augenblicke, wo Vergniaud diesen Toast ausbrachte und alle Gäste ihn durch den Ruf: »Es lebe die Republik!« im Chore erschallend erwiederten, schmetterten die Trompeten dem Tempel gegenüber, und es trat eine tiefe Stille ein.

Da konnten der König und die Königin von ihren Fenstern aus, welche offen waren, einen Municipalbeamten mit fester, mächtiger, sonorer Stimme die Abschaffung des Königthums und die Gründung der Republik proclamiren hören.

CLXXV.

Die Legende vom Märtyrer-König.

Man konnte sehen, mit welcher Unparteilichkeit wir, obgleich die Form vom Roman entlehnend, bis jetzt unsern Lesern vor Augen gelegt haben, was Erschreckliches, Grausames, Gutes, Schönes, Großes, Blutdürstiges, Niedriges in den Menschen und in den Ereignissen war, die sich gefolgt sind.

Heute sind die Menschen, von denen wir sprechen, todt; die Ereignisse allein, durch die Geschichte unsterblich gemacht, sterben nicht, bleiben stehen.

Nun wohl, wir können aus dem Grabe alle diese darin liegenden Leichname heraufbeschwören, von denen so wenige gestorben sind, nachdem sie die Tage ihres Lebens voll gemacht hatten! Wir können zu Mirabeau sagen: »Tribun, steh auf!« zu Ludwig XVI.: »Märtyrer, steh auf!« wir können sagen: »Steht Alle auf, Ihr, die man nannte Favras, Lafayette, Bailly, Fournier den Americaner, Jourdan den Kopfabstecher, Maillard, Théroigne von Méricourt, Barnave, Bouillé, Gamain, Pétion, Manuel, Danton, Robespierre, Marat, Vergniaud, Dumouriez, Marie Antoinette, Madame Campan, Barbaroux, Roland, Madame Roland, König Königin, Arbeiter, Tribune, Generale, Schlächter, Publicisten, steht auf und sagt, ob ich Euch nicht meine Generation, dem Volke, den Großen, den Frauen besonders, — das heißt den Müttern unserer Söhne, die ich die Geschichte lehren will, — wenn nicht wie Ihr seid, — wer kann sich rühmen, alle Eure Geheimnisse entziffert zu haben? — wenigstens wie ich Euch gesehen, dargestellt habe.«

Wir können zu den Ereignissen sagen, welche noch an beiden Seiten des Weges stehen, den wir durchlaufen haben »Großer, leuchtender Tag des 14. Juli; düstere, drohende Nächte des 5. und des 6. Oktobers; blutiger Sturm vom Marsfelde, wo sich das Pulver mit dem Blitze und der Lärm der Kanonen mit dem Krachen des Donners vermengt hat; prophetische Invasion vom 20. Juni entsetzlicher Sieg vom 10. August, fluchwürdige Erinnerungen vom 2. und 3. September, habe ich euch gut gesagt? habe ich euch gut erzählt? habe ich wesentlich gelogen? habe ich euch freizusprechen oder euch zu verleumden gesucht?«

Und die Menschen werden antworten, — und die Ereignisse werden antworten: »Du hast die Wahrheit ohne Haß, ohne Leidenschaft gesucht; Du hast sie zu sagen geglaubt, wenn Du sie nicht gesagt hast; Du bist treu allem Ruhm würdigen der Vergangenheit, unempfindlich für alle Blendungen der Gegenwart, vertrauen allen Verheißungen der Zukunft geblieben; es sei Dir vergeben, wenn auch nicht geradezu Lob gespendet.«

Nun denn, was wir gethan haben, nicht als erwählter Richter, sondern als unparteiischer Erzähler, das werden wir bis zum Ende thun, und diesem Ende näher uns rasch jeder Schritt. Wir rollen auf dem Abhang der Ereignisse fort, und es gibt wenige Haltpunkte vom 21. September, dem Todestage des Königthums, bis zum 21. Januar, dem Todestage des Königs.

Wir haben die Proclamation der Republik gehört, gemacht unter dem Fenster des königlichen Gefängnisses durch die starke Stimme des Municipal Lubin, und diese Proclamation hat uns wieder zum Tempel geführt.

Kehren mir also in dieses düstere Gebäude zurück, das einen König enthält, der wieder Mensch geworden, eine Königin, welche Königin geblieben ist, eine Jungfrau, welche Märtyrin sein wird, und zwei arme, durch das Alter, wenn nicht durch die Geburt, unschuldige Kinder.

Der König war im Tempel; wie war er hierher gekommen? hatte man ihm zum Voraus das schmachvolle Gefängniß zuerkennen wollen, das er einnahm? Nein, Pétion hatte Anfangs die Idee gehabt, ihn in den Mittelpunkt Frankreichs zu versetzen, ihm Chambord zu geben, ihn als Faulenzer-König zu behandeln.

Nehmen Sie an, alle Fürsten Europas haben ihren Ministern, ihren Generalen, ihren Manifesten Stillschweigen auferlegt und sich damit begnügt, daß sie dem, was in Frankreich vorging, zugeschaut, ohne sich in die innere Politik der Franzosen mischen zu wollen, so war diese Abschaffung vom 10. August, diese in einen schönen Palast, in ein schönes Klima, mitten in das, was man den Garten Frankreichs nennt, eingeschlossene Existenz keine sehr grausame Strafe für den Mann, der nicht nur seine Fehler und Vergehen, sondern auch die von Ludwig XV, und Ludwig XIV. büßte.

Die Vendée hatte sich empört: man machte die Einwendung eines kühnen Handstreichs durch die Feinde; der Grund schien triftig.

»Die gesetzgebende Versammlung bezeichnete den Luxembourg; der Luxembourg, ein florentinischer Palast von Maria von Medici, mit seiner Einsamkeit, mit seinen Gärten, Nebenbuhler von denen der Tuilerien, war eine für einen abgesetzten König nicht weniger als Chambord anständige Residenz.

Man wand die auf die Katakomben gehenden Keller des Palais ein; vielleicht war das nur ein Vorwand der Commune, die den König unter ihrer Hand halten wollte, doch es war ein plausibler Vorwand.

Die Commune stimmte also für den Tempel. Hierunter verstand sie nicht den Thurm des Tempels, sondern das Palais des Tempels, die ehemalige Komthurei der Chefs des Ordens.

Im Augenblicke der Versetzung, später sogar nachdem Pétion die königliche Familie in das Palais geführt, nachdem sie sich hier einquartiert und Ludwig XVI. seine Einrichtungen getroffen hat, kommt der Commune eine Denunziation zu, und Manuel wird abgeschickt, um zum letzten Male die Bestimmung der Municipalität abzuändern und den Thurm den Schlosse zu substituieren.

Manuel kommt an untersucht das zur Wohnung von Ludwig XVI. und Marie Antoinette bestimmte Local, und geht ganz beschämt wieder hinab.

Der Thurm war unbewohnbar, diente nur einer Art von Portier zum Aufenthaltsorte, bot nur ungenügend Platz, nur enge Stuben, unsaubere, von Ungeziefer bevölkerte Betten.

Es liegt hierin mehr von jenem Verhängniß, das auf den sterbenden Geschlechtern lastet, als von schändlichem Vorbedachte von Seiten der Richter.

Die Nationalversammlung hatte ihrerseits nicht gefeilscht wegen der Ausgaben der Küche des Königs. Der König aß viel; das ist kein Vorwurf, den wir ihm machen machen: es liegt im Temperamente der Bourbonen, daß sie große Esser sind; doch er aß zu unschicklicher Zeit. Er aß, und zwar mit großem Appetit, während man in den Tuilerien ermordete. Nicht nur in seinem Prozesse warfen ihm die Richter dieses unzeitige Mahl vor, sondern auch die Geschichte, was noch viel ernster ist, die unversöhnliche Geschichte hat dasselbe in ihren Archiven einregistriert.

Die Nationalversammlung hatte also fünfmal hunderttausend Franken für die Tafelausgaben

des Königs bewilligt.

Während der vier Monate, die der König im Tempel blieb, betrug die Ausgabe vierzigtausend Livres; zehntausend Franken monatlich; dreihundert dreiunddreißig Franken täglich; — in Assignaten allerdings, doch zu jener Zeit verlor man kaum sechs bis acht Franken auf den Assignaten.

Ludwig XVI. hatte im Tempel drei Bedienten und dreizehn Mundoffizianten. Sein Diner bestand jeden Tag aus vier Vorgerichten, zwei Braten, jeder von drei Stücken, vier Zwischengerichten, zwei Compotes, drei Tellern Früchte, vier Carasons Bordeaux, einem Carason Malvasier und einem Carason Madeira.

Er allein mit seinem Sohne trank Wein; die Königin und die Prinzessinnen tranken nur Wasser.

Von dieser Seite also, materiell, war der König nicht zu beklagen.

Was ihm aber wesentlich fehlte, das waren die Luft, die Bewegung, die Sonne und der Schatten.

An die Jagden von Compiègne und Rambouillet, an die Parke von Versailles und Groß-Trianon gewöhnt, sah sich Ludwig XVI. plötzlich, nicht auf einen Hof, nicht auf einen Garten, nicht auf eine Promenade, sondern auf ein dürres, kahles Terrain mit vier Abtheilungen von verwelktem Rasen und einigen jämmerlichen, verkrümmten, durch den Herbstwind entblätterten Bäumen beschränkt.

Hier gingen jeden Tag der König und die königliche Familie spazieren; wir täuschen uns: hier führte man alle Tage den König und seine Familie spazieren.

Das war unerhört, grausam, doch weniger grausam, als die unterirdischen Gewölbe der Inquisition in Madrid, als die Bleikammern des Rathes der Zehn in Venedig, als die Kerker des Spielbergs.

Man bemerke wohl, wir entschuldigen ebenso wenig die Commune, als wir die Könige entschuldigen; doch wir sagen: der Tempel war nur eine Repressalie, eine furchtbare, ungeschickte Repressalie, denn aus einem Urtheile machte man eine Verfolgung; aus einem Schuldigen einen Märtyrer.

Was war nun der Anblick der verschiedenen Personen, denen wir in den Hauptphasen ihres Lebens zu folgen unternommen haben?

Der König mit seinem kurzsichtigen Auge, seinen schlaffen Backen, seinem schwerfälligen, schwankenden Gange, sah aus wie ein von einem Vermögensunglück betroffener guter Pächter; seine Melancholie war die eines Landwirthes, dem ein Gewitter die Scheunen verbrannt oder ein Hagel das Getreide zu Boden geschlagen hat.

Die Haltung der Königin war, wie immer, steif, hoffärtig, im höchsten Grade herausfordernd; Marie Antoinette hatte zur Zeit ihrer Größe Liebe eingeflößt; zur Stunde ihres Falles flößte sie aufopfernde Hingebungen ein, aber kein Mitleid: das Mitleid entspringt aus der Sympathie, und die Königin war durchaus nicht sympathisch.

Madame Elisabeth, mit ihrem weißen Kleide, dem Symbole der Reinheit ihres Lebens und ihrer Seele; mit ihren blonden Haaren, welche noch schöner geworden, seitdem sie ohne Puder flattern mußten; Madame Elisabeth, mit einem azurblauen Bande um ihre Haube und um ihren Leib, schien der Schutzengel der ganzen Familie zu sein.

Madame Royale interessirte, trotz der Reize ihres Alters, wenig; ganz Oesterreicherin, wie ihre

Mutter, ganz Maria Theresia und Marie Antoinette, hatte sie schon im Blicke die Geringschätzung und den Stolz der königlichen Racen und der Raubvögel.

Der kleine Dauphin, mit seinen Goldhaaren, mit seinem weißen, ein wenig krankhaften Teint, war interessant; er hatte nichtsdestoweniger ein hart blaues Auge von einem Ausdrücke, der manchmal über seinem Alter; er begriff Alles, folgte den Andeutungen, die ihm seine Mutter durch einen einzigen Blick gab, und er hatte zuweilen Schelmstücke von kindischer Politik, welche die Thränen selbst den Augen der Henker entlockten. Er halte sogar Chaumette gerührt, der arme Knabe! Chaumette, diesen Marder mit der spitzen Schnauze, dieses Wiesel mit der Brille.

»Ich werde ihm Erziehung geben lassen,« sagte der Exanwaltsschreiber zu Herrn Hue, dem Kammerdiener des Königs; »doch man wird ihn von seiner Familie entfernen müssen, damit er die Idee seines Ranges verliert.«

Die Commune war zugleich grausam und unklug: grausam, indem sie die königliche Familie mit Mißhandlungen, Plackereien, Beleidigungen umgab; unklug, indem sie dieselbe schwach, gebrochen, gefangen, sehen ließ.

Jeden Tag schickte sie neue Wächter in den Tempel, unter dem Namen von Municipalen; sie traten ein als erbitterte Feinde des Königs, sie gingen weg als Feinde von Marie Antoinette, doch fast alle den König beklagend, die Kinder beklagend, Madame Elisabeth verherrlichend.

In der That, was sahen sie im Tempel, statt des Wolfes, der Wölfin, der Wölflein? Eine brave Bürgerfamilie, eine etwas stolze Mutter, eine Art von Elmire, die nicht duldete, daß man nur den Saum ihres Kleides anrührte: — doch vom Tyrannen keine Spur.

Wie verging der Tag dieser ganzen Familie?

Sagen wir es, nach der Erzählung von Cléry.

Zuerst aber richteten wir die Augen auf das Gefängniß; wir werden sie sodann auf die Gefangenen zurücklenken.

Der König war in den kleinen Thurm eingeschlossen; der kleine Thurm stand an den großen angelehnt, ohne eine innere Verbindung; er bildete ein langes Viereck flankirt von zwei Thürmchen; in einem von diesen Thürmchen war eine kleine Treppe, welche vom ersten Stocke ausging und auf eine Gallerie führte: im andern waren Cabinet, welche mit jedem Stocke des Thurmes correspondirten.

Das Hauptgebäude hatte vier Stockwerke. Das erste bestand aus einem Vorzimmer, einem Speisezimmer und einem Cabinet, das im Thürmchen enthalten war; das zweite Stockwerk war ungefähr auf dieselbe Art abgetheilt; die größte Stube diente der Königin und den Dauphin als Schlafzimmer; die zweite war von der ersten durch ein kleines, fast dunkles Vorzimmer getrennt und wurde von Madame Royale und Madame Elisabeth bewohnt; man mußte durch diese Stube gehen, um in das Cabinet des Thürmchens einzutreten, und dieses Cabinet, — nichts Anderes, als das, was die Engländer *Watercloset* nennen, — war der königlichen Familie, den Municipalen und den Officieren gemeinschaftlich.

Der König wohnte im dritten Stocke, der dieselbe Anzahl von Zimmern umfaßte; er schlief in der großen Stube; das im Thürmchen enthaltene Cabinet diente ihm als Lesecabinet; auf der Seite war eine Küche, der ein dunkles Gelaß vorherging, welches in den ersten Tagen und ehe sie vom Könige getrennt worden waren, die Herren Chamilly und Hue bewohnt hatten, und an das seit dem Abgange von Herrn Hue Siegel gelegt worden waren.

Der vierte Stock war geschlossen; das Erdgeschoß war den Küchen vorbehalten, von denen man keinen Gebrauch machte.

Wie lebte nun die königliche Familie in diesem engen Raume, der halb Gefängniß, halb Wohnung?

Wir werden es sogleich sagen.

Der König stand gewöhnlich Morgens um sechs Uhr ans; er rasirte sich selbst; Cléry frisirte ihn und kleidete ihn an; sobald er frisirt und angekleidet war, ging er in sein Lesecabinet, das heißt in die Bibliothek der Archive des Malteser Ordens, welche fünfzehn- bis sechzehnhundert Bände enthielt.

Eines Tags bezeichnete der König, als er hier Bücher suchte, Herrn Hue mit dem Finger die Werke von Voltaire und Rousseau.

Dann sagte er mit leiser Stimme:

»Sehen Sie, das sind die zwei Männer, welche Frankreich ins Verderben gestürzt haben!«

Hier eintretend, kniete Ludwig XVI. nieder und betete fünf bis sechs Minuten; sodann las oder arbeitete er bis neun Uhr; während dieser Zeit brachte Cléry das Zimmer des Königs in Ordnung, bereitete das Frühstück und ging zur Königin hinab.

Nun allein, ließ sich der König nieder und unterhielt sich damit, daß er Virgil oder die Oden von Horaz übersetzte; um die Bildung des Dauphin fortzuführen, hatte er sich selbst wieder auf das Lateinische gelegt.

Dieses Gelaß war sehr klein; die Thüre desselben blieb immer offen: der Municipal hielt sich im Schlafzimmer auf und sah durch die offene Thüre, was der König machte.

Die Königin öffnete die Thüre nur, wenn Cléry kam, damit, da ihre Thüre geschlossen, der Municipal nicht bei ihr eintreten könnte.

Nun machte Cléry dem jungen Prinzen die Haare, er ordnete die Toilette der Königin, und ging in das Zimmer von Madame Royale und Madame Elisabeth, um ihnen denselben Dienst zu thun. Dieser, zugleich rasche und kostbare, Augenblick der Toilette war der, wo Cléry die Königin und die Prinzessinen von dem was er erfahren hatte, unterrichten konnte.

Um neun Uhr gingen die Königin, die zwei Kinder und Madame Elisabeth zum König hinauf, wo das Frühstück servirt war; während des Desserts räumte Cléry die Zimmer der Königin und der Prinzessinnen auf; ein gewisser Tison und seine Frau waren Cléry beigegeben worden, unter dem Vorwande, ihn im Dienste zu unterstützen, in Wirklichkeit aber, um die königliche Familie und selbst die Municipale zu bespähen. Der Mann, ein ehemaliger Schreiber bei den Barrièren, war ein harter, boshafter Greis, unfähig irgend eines Gefühles der Humanität; die Frau, — Frau durch die Liebe, welche sie für ihre Tochter hegte, — trieb diese Liebe so weit, daß sie, von ihrer Tochter getrennt, die Königin denuncirte, um ihre Tochter wiederzusehen.⁶²

Um zehn Uhr Morgens ging der König in das Zimmer der Königin hinab; hier beschäftigte er sich beinahe ausschließlich mit der Erziehung des Dauphin, ließ ihn einige Stellen aus Corneille oder Racine wiederholen, gab ihm eine Lection in der Geographie und übte ihn im Zeichnen und Tuschen von Plänen. — Frankreich war seit drei Jahren in Departements eingetheilt, und es war besonders diese Geographie des Königreichs, welche der König seinem Sohne zeigte.

Die Königin ihrerseits beschäftigte sich mit der Erziehung von Madame Royale, die sie zuweilen unterbrach, um in finstere tiefe Träumereien zu versinken; kam dies, so überließ sie Madame Royale ganz ihrem unbekanntem Schmerze, der wenigstens die Wohlthat der Thränen

hatte, entfernte sich auf den Fußspitzen und hieß ihren Bruder durch einen Wink schweigen; die Königin blieb mehr oder minder lang in ihre Betrachtungen versunken, es erschien eine Thräne am Winkel ihres Augenslides, rollte ihre Wange entlang, fiel auf ihre Hand, die den Ton des Elfenbeins angenommen hatte, und dann fuhr die arme Gefangene, — einen Augenblick frei in dem ungeheuren Gebiete der Gedanken, auf dem erleuchteten Felde ihrer Erinnerungen, — die arme Gefangene, sagen wir, fuhr ungestüm aus ihrem Traume auf, schaute umher und kehrte, mit gesenktem Haupte und gebrochenem Herzen, ins Gefängniß zurück.

Am Mittag traten die drei Prinzessinnen bei Madame Elisabeth ein, um ihre Morgenkleider auszuziehen; diesen Augenblick hatte die Schamhaftigkeit der Commune der Einsamkeit vorbehalten: kein Municipal war da.

Um ein Uhr, wenn es das Wetter erlaubte, führte man die königliche Familie in den Garten; vier Municipale und ein Legionschef der Nationalgarde begleiteten oder vielmehr überwachten sie. Da im Tempel eine Menge von Arbeitern war, die man zum Niederreißen der Häuser oder zur Erbauung der neuen Mauern verwendete, so konnten die Gefangenen nur einen Theil der Kastanienallee benutzen.

Cléry war bei diesen Spaziergängen; er gab dem jungen Prinzen dadurch ein wenig Leibesübung, daß er ihn Ball spielen oder mit dem Scheibenwerfen sich unterhalten ließ.

Um zwei Uhr kehrte man wieder in den Thurm zurück. Cléry servirte das Mittagmahl; und alle Tage um diese Stunde kam Santerre in Begleitung von zwei Adjutanten in den Tempel, er visitirte dann ängstlich die beiden Wohnungen des Königs und der Königin.

Manchmal redete ihn der König an; die Königin nie; sie hatte den 20. Juni und das, was sie diesem Manne schuldig war, vergessen.

Nach dem Mahle ging man wieder in den ersten Stock hinab; der König machte eine Partie Piquet oder TrikTrak mit der Königin oder mit seiner Schwester.

Um vier streckte sich der König, um seine Siesta zu machen, auf einer Causeuse oder einem großen Lehnstuhle aus; da trat die tiefste Stille ein: die Prinzessinnen nahmen ein Buch oder eine Arbeit, und jedes blieb unbeweglich, selbst de kleine Dauphin.

Ludwig XVI. Versank, fast ohne Übergang von Wachen in den Schlaf: die physischen Bedürfnisse waren wie gesagt, tyrannisch bei ihm. Der König schlief so regelmäßig anderthalb bis zwei Stunden. Bei seinem Erwachen nahm man die Conversation wieder auf; man rief Cléry, der nie fern war, und Cléry gab dem Dauphin seine Schreibstunde; nachdem er ihm diese Stunde gegeben, führte er den jungen Prinzen in das Zimmer von Madame Elisabeth und ließ ihn Ball oder Volant spielen.

Kam der Abend, so setzte sich die ganze Familie um einen Tisch; die Königin las laut etwas vor, was die Kinder zu unterhalten oder zu belehren geeignet war; Madame Elisabeth löste die Königin ab, wenn diese müde wurde. Die Lectüre dauerte bis acht Uhr; um acht Uhr speiste der junge Prinz im Zimmer von Madame Elisabeth zu Nacht; die königliche Familie war bei diesem Mahle anwesend, und der König pflegte dann eine Sammlung vom *Mercure de France*, die er in der Bibliothek gefunden, zu nehmen und den Kindern Räthsel und Charaden aufzugeben.

Nach dem Abendbrode ließ die Königin ihren Sohn folgendes Gebet sprechen:

»Allmächtiger Gott, der Du mich geschaffen und erlöset hast, ich bete Dich an! erhalte die Tage des Königs meines Vaters und die meiner Familie; beschütze uns gegen unsere Feinde; gib Frau von Tourzel die Kräfte deren sie bedarf, um zu ertragen, was sie um unseretwillen leidet.«

Cléry entkleidete sodann den Dauphin und legte ihn zu Bette, und es blieb eine von den zwei Prinzessinnen bei ihm, bis er eingeschlafen war.

Alle Abende kam um diese Stunde ein Zeitungscolporteur vorüber und rief die Neuigkeiten des Tages aus: Cléry stellte sich auf den Anstand und theilte hernach dem König die Worte des Ausrufers mit.

Um neun Uhr speiste der König ebenfalls zu Nacht.

Cléry brachte auf einem Plateau das Abendbrod der Prinzessin, welche beim kleinen Dauphin wachte.

Nach beendigtem Mahle ging der König wieder ins Zimmer der Königin, reichte ihr, wie seiner Schwester, die Hand zum Abschiede, küßte die Kinder, begab sich in sein Zimmer, zog sich in die Bibliothek zurück und las bis um Mitternacht.

Die Prinzessinnen ihrerseits schlossen sich in ihrer Wohnung ein; Einer von den zwei Municipalen blieb in dem kleinen Gelasse, das ihre zwei Zimmer trennte; der Andere folgte dem König.

Cléry stellte sodann sein Bett in die Nähe von dem des Königs; doch ehe er sich niederlegte, wartete Ludwig XVI., bis der neue Municipale heraufgekommen, um zu wissen, wer es war, und ob er ihn schon gesehen. — Die Municipale wurden um elf Uhr Morgens, um fünf Uhr Abends und um Mitternacht abgelöst.

Diese Lebensart, ohne irgend eine Veränderung, dauerte fort, so lange der König im kleinen Thurme blieb, das heißt bis zum 30. September.

Man sieht, die Lage war traurig und um so mehr bemitleidenswerth, als sie würdig ertragen wurde; die Feindseligsten milderten sich auch bei diesem Anblicke: sie kamen, um einen abscheulichen Tyrannen zu beaufsichtigen, der Frankreich zu Grunde gerichtet, der die Franzosen niedergemetzelt, die Heere der Fremden herbeigerufen hatte um die Königin zu beaufsichtigen, welche die Gierden von Messalina mit den Ausschweifungen von Katharina II. Verbunden hatte; sie fanden einen gutherzigen grau gekleideten Mann, den sie mit seinem Kammerdiener verwechselten, der gut aß, gut trank, gut schlief. Piquet und TrikTrak spielte, seinem Sohn Lateinisch und Geographie lehrte und seine Kinder Charaden auflösen ließ: — eine Frau, allerdings stolz, hoffärtig, aber würdig, ruhig, ergeben, noch schön, ihre Tochter im Sticken unterrichtend, ihrem Sohne Gebete vorsprechend, mit ihren Domestiquen sanft redend und einen Kammerdiener »mein Freund« nennend.

Die ersten Augenblicke gehörten dem Hasse; Jeder von diesen Menschen, der mit Gefühlen der Erbitterung und der Rache gekommen war, fing damit an, daß er diesen Gefühlen den Lauf ließ; sodann, allmählig wurde er von Mitleid gerührt; er, der am Morgen drohend und den Kopf hoch tragend von Hause weggegangen, kam Abends betrübt und mit gesenktem Haupte zurück; seine Frau erwartete ihn neugierig.

»Ah! Du bist da!« rief sie.

»Ja,« antwortete er laconisch.

»Hast Du den Tyrannen gesehen?«

»Ich habe ihn gesehen.«

»Hat er eine sehr grimmige Miene?«

»Er gleicht einem Rentier des Marais.«

»Was macht er? er wüthet! er verflucht die Republik! er. . .«

»Er bringt seine Zeit damit zu, daß er mit seinen Kindern studirt, sie Lateinisch lehrt, mit seiner Schwester Piquet spielt, Charaden erräth, um seine Frau zu belustigen.«

»Der Unglückliche hat also keine Gewissensbisse?«

»Ich habe ihn essen sehen, und er ißt wie ein Mensch, der ein ruhiges Gewissen hat; ich habe ihn schlafen sehen, und ich stehe Dir dafür, daß ihn der Alp nicht drückt.«

Und die Frau wurde ebenfalls nachdenkend.

»Dann ist er also nicht so grausam und so strafbar, als man behauptet?« sagte sie.

»Strafbar, ich weiß es nicht; grausam, ich stehe Dir dafür, nein; unglücklich, ganz gewiß!«

»Armer Mann!« rief die Frau.

Man vernehme, was geschah: je mehr die Commune ihren Gefangenen erniedrigte, und je mehr sie zeigte, daß es im Ganzen ein Mensch war wie ein Anderer, desto mehr hatten die andern Menschen Mitleid mit demjenigen, welchen sie als ihres Gleichen erkannten.

Dieses Mitleid äußerte sich oft unmittelbar gegen den König selbst, gegen den Dauphin, gegen Cléry.

Eines Tags war ein Steinhauer beschäftigt, Löcher in die Mauer des Vorzimmers zu machen, wo ungeheure Riegel angebracht werden sollten. Während der Arbeiter frühstückte, belustigte sich der Dauphin damit, daß er mit seinem Handwerkzeug spielte; da nahm der König aus den Händen des Kindes den Hammer und den Meißel und zeigte ihm, selbst ein geschickter Schlosser, auf welche Art man sich dieser Dinge bedienen müsse.

Aus dem Winkel, wo er saß und sein Stück Brod und Käse aß, sah der Maurer mit Erstaunen, was vorging.

Er war vor dem König und dem Prinzen nicht aufgestanden: er stand vor dem Menschen und dem Kinde auf; er näherte sich, den Mund noch voll, aber den Hut in der Hand, und sagte zum König:

»Nun wohl, wenn Sie aus diesem Thurme weggehen werden, können Sie sich rühmen, Sie haben an Ihrem eigenen Gefängniß gearbeitet!«

»Ah!« erwiderte der König, »wann und wie werde ich daraus weggehen?«

Der Dauphin fing an zu weinen; der Arbeiter wischte sich eine Thräne ab; der König ließ Hammer und Meißel fallen und kehrte in sein Zimmer zurück, wo er lange mit großen Schritten auf und abging.

An einem andern Tage bezog eine Schildwache, wie gewöhnlich, den Posten vor der Thüre der Königin, das war ein Vorstädter, grob, aber reinlich gekleidet.

Cléry war allein im Zimmer, mit Lesen beschäftigt Die Schildwache betrachtete ihn mit tiefer Aufmerksamkeit.

Nach einem Augenblicke stand Cléry, durch seinen Dienst anderswohin gerufen, auf und wollte hinausgehen; der Vorstädter aber, während er das Gewehr präsentierte, sagte mit leiser, schüchternen, beinahe zittert der Stimme:

»Man passiert nicht hier.«

»Warum nicht?« fragte Cléry.

»Weil mir der Befehl vorschreibt, die Augen auf Sie gerichtet zu haben.«

»Auf mich?« versetzte Cléry.

»Sie täuschen sich sicherlich.«

»Sind Sie nicht der König?«

»Sie kennen also den König nicht?«

»Ich habe ihn nie gesehen, mein Herr; und, wenn ich es sagen soll . . . ich möchte ihn lieber anderswo als hier sehen.«

»Sprechen Sie leise,« sagte Cléry.

Sodann, auf eine Thüre deutend:

»Ich will in dieses Zimmer eintreten, und Sie werden den König sehen: er sitzt an einem Tische und liest.«

Cléry trat ein und erzählte dem König, was vorgefallen war, der König stand auf und ging von einer Zimmer ins andere auf und ab, damit ihn der brave Mann nach seiner Bequemlichkeit sehen könnte.

Nicht bezweifelnd, der König bemühe sich um seinetwillen so, sprach der Vorstädter zu Cléry:

»Ah! mein Herr, wie gut ist der König! Ich was mich betrifft, kann nicht glauben, daß er all das Böse gethan hat, was man sagt.«

Eine andere Schildwache, welche am Ende der Allee stand, die der königlichen Familie als Promenade diente, machte den hohen Gefangenen eines Tages begreiflich, sie habe ihnen einige Nachrichten zu geben. Beim ersten Gange hatte Niemand das Ansehen, als schenkte man ihren Zeichen eine Aufmerksamkeit; beim zweiten Gange näherte sich aber Madame Elisabeth der Schildwache, um zu sehen, ob sie mit ihr spreche. Unglücklicher Weise, war es Angst, war es Ehrfurcht, blieb dieser junge Mann, der ein distinguiertes Gesicht hatte, stumm: nur rollten zwei Thränen in seinen Augen, und er deutete mit seinem Finger auf einen Schutthaufen, wo wahrscheinlich ein Brief verborgen war. Unter dem Vorwande, er suche Wurfteine für den kleinen Prinzen, störte Cléry im Schutte; doch ohne Zweifel errathend, was er suchte, befahlen ihm die Municipale, sich zu entfernen, und verboten ihm, bei Strafe der Trennung vom König, je wieder mit der Schildwache zu sprechen.

Es zeigten übrigens nicht Alle, die sich den Gefangenen des Tempels näherten, dieselben Gefühle der Ehrfurcht und des Mitleids: bei Vielen waren der Haß und die Rache so tief eingewurzelt, daß ihnen dieses Schauspiel des königlichen Unglücks mit bürgerlichen Tugenden ertragen ihre Leidenschaften nicht ausreißen konnte, und zuweilen hatten der König und die Königin Grobheiten, Beleidigungen, Beschimpfungen sogar zu erdulden.

Eines Tags war der Municipal vom Dienste beim König ein gewisser James, Professor der englischen Sprache; dieser Mensch hatte sich an den König wie ein Schatten angehängt und verließ ihn nicht. Der König trat in sein Lesecabinet ein, der Municipal trat hinter ihm ein und setzte sich zu ihm.

»Mein Herr,« sagte nun der König zu ihm mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth, »Ihre Collegen pflegen mich in diesem Zimmer allein zu lassen, weil ich, da die Thüre immer offen bleibt, ihren Blicken nicht entgehen kann.«

»Meine Collegen handeln nach ihrem Belieben,« antwortete James, »und ich nach dem meinen.«

»Bemerken Sie gefälligst, mein Herr: dieses Zimmer ist so klein, daß es unmöglich ist, zu zwei hier zu bleiben,« entgegnete der König.

»Dann gehen Sie in ein größeres,« erwiederte ungeschlacht der Municipal.

Der König stand auf, ohne etwas zu sagen, und kehrte in sein Schlafzimmer zurück, der Lehrer

der englischen Sprache folgte ihm auch dahin und hielt ihn belagert bis zu dem Augenblicke, wo er abgelöst wurde.

Am Morgen hielt der König den Municipal, der die Wache hatte, für den, welchen er am vorhergehenden Tage gesehen; wir haben gesagt, um Mitternacht seien die Municipale gewöhnlich gewechselt worden.

Er ging auf ihn zu und sprach zu ihm mit einer Miene der Theilnahme:

»Ah! mein Herr, ich bedaure sehr, daß man Sie abzulösen vergessen hat.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte ungeschlacht der Municipal.

»Damit will ich sagen, Sie müssen müde sein.«

»Mein Herr,« erwiderte dieser Mensch, der Mennier hieß, »ich komme hierher, um das, was Sie thun, zu überwachen, und nicht, damit Sie sich um das bekümmern, was ich thue.«

Hiernach drückte er seinen Hut in den Kopf näherte sich dem König und fügte bei:

»Niemand, und Sie weniger als irgend Jemand, hat das Recht, sich darein zu mischen.«

Einmal wagte es die Königin auch, ein Wort an einen Municipal zu richten.

»Welches Quartier bewohnen Sie?« fragte sie einen von den Männern, die bei ihrem Mittagsmahle anwesend waren.

»Das Vaterland!« antwortete dieser stolz.

»Mir scheint, das Vaterland ist Frankreich?« entgegnete die Königin.

»Außer dem von dem Feinde, den Sie dahin gerufen, besetzten Theile.«

Einige von den Commissären sprachen nie mit dem König, der Königin, den Prinzessinnen, ohne ein obszönes Epitheton oder einen groben Fluch beizufügen.

Eines Tages sagte ein Municipal, Namens Turlot zu Cléry laut genug, daß der König nicht ein Wort von dieser Drohung verlor:

»Würde der Henker diese verfluchte Familie nicht guillotiniren, so würde ich sie selbst guillotiniren!«

Wenn sie sich auf die Promenade begaben, mußten der König und die königliche Familie an einer großen Anzahl Schildwachen vorübergehen, von denen mehrere sogar in das Innere des Thurmes gestellt waren. Gingen die Legionschefs und die Municipale vorbei, so präsentierten die Schildwachen das Gewehr, kam aber der König vorüber, so setzten sie das Gewehr bei Fuß oder drehte ihm den Rücken zu.

Dasselbe war der Fall bei den Wachen vom äußeren Dienste, welche unter dem Thurme standen; passierte der König, so bedeckten und setzten sie sich; kaum waren aber die Gefangenen vorüber, so standen sie auf und entblößten sich.

Die Beschimpfer gingen weiter: nicht damit zufrieden, daß sie das Gewehr vor den Municipalbeamten und den Officieren präsentierten und es vor dem König nicht präsentierten, schrieb eine Schildwache an die innere Seite der Thüre des Gefängnisses:

»Die Guillotine ist permanent und erwartet den Tyrannen Ludwig XVI.«

Das war eine neue Erfindung, welche großen Succes erhielt, die Schildwache fand auch Nachahmer bald waren alle Wände des Tempels, und besonders die der Treppe, welche die königliche Familie auf und abstieg, bedeckt mit Inschriften in der Art von folgenden:

»Madame Veto wird daran müssen!«

»Wir werden das dicke Schwein auf Diät zu setzen wissen!«

»Nieder mit dem rohen Bande! man muß die kleinen Wölfe erwürgen!«

Andere Inschriften sowie eine Schrift unter einer Gravure bezeichneten eine bedrohliche Absicht.

Eine von diesen Zeichnungen stellte einen Mann unter einem Galgen vor; darunter waren die geschrieben:

Ludwig ein Luftbad nehmend.«

Doch die zwei grimmigsten Quäler waren zwei Mitbewohner des Tempels: der Eine der Schuster Simon, der Andere der Sapeur Rocher.

Simon cumulirte: er war nicht nur Schuster sondern auch Municipal, nicht nur Municipal, sondern auch einer von den sechs Commissären, welche beauftragt waren, die Arbeiten und die Appartinentien des Tempels zu beaufsichtigen. Unter diesem dreifachen Titel verließ er den Thurn nicht.

Dieser Mensch, den seine an dem königlichen Kinde verübten Grausamkeiten berühmt gemacht haben, war die personifizierte Beschimpfung: so oft er vor den Gefangenen erschien, geschah es, um ihnen einen neuen Schimpf anzuthun.

Forderte der Kammerdiener etwas im Namen des Königs, so sagte er:

»Nun, Capet verlange auf ein Mal Alles, was er braucht, ich habe nicht Lust, mir für ihn die Mühe zu machen, ein zweites Mal hinaufzusteigen.«

Rocher bildete ein Seitenstück; das war indessen kein böser Mensch; am 10. August hatte er vor der Thüre der Nationalversammlung den jungen Dauphin in seine Arme genommen, und ihn sodann auf das Bureau des Präsidenten gesetzt. Rocher wurde vom Sattler, was er war, Officier beim Heere von Sauterre, sodann Portier vom Thurme des Tempels, er trug gewöhnlich die Uniform eines Sapeur, mit langem Barte, eine schwarze Bärenmütze auf dem Kopf, einen breiten Säbel an der Seite, und um den Leib einen Gürtel, an dem ein Schlüsselbund hing.

Er war von Manuel dahin gesetzt worden, eher um über den König und die Königin zu wachen, eher um es zu verhüten, daß man ihnen Böses anthue, als um ihnen selbst Böses anzuthun; er glich einem Kinde, dem man einen Käfich mit Vögeln zu bewachen gibt, mit der Ermahnung, dafür besorgt zu sein, daß man sie nicht plage, das ihnen aber, um sich zu zerstreuen, selbst die Federn ausreißt.

Verlangte der König hinabzugehen, so war es Rocher, der vor der Thüre erschien; doch er öffnete erst, nachdem der König lange gewartet hatte, und rasselte mit einem großen Schlüsselbunde, während der König wartete; dann zog er die Riegel mit Geräusche; waren die Riegel gezogen, die Thüre geöffnet, so stieg er hastig hinab und stellte sich mit einer Pfeife im Munde an das letzte Pfortchen; hier blies er jeder Person von der königlichen, besonders den Frauen, eine Tabakswolke unter die Nase.

Diese Niederträchtigkeiten hatten zu Zeugen die Nationalgarden, welche, statt den Plackereien entgegenzutreten, häufig Stühle nahmen und sich wie Zuschauer vor ein Theater setzten.

Das ermuthigte Rocher; er ging überall umher und sagte:

»Marie Antoinette spielte die Stolze, doch ich habe sie wohl gezwungen, sich zu demüthigen! Elisabeth und die Kleine machen mir unwillkürlich einen Knicks: der Einlaß ist so nieder, daß sie sich wohl vor mir blickt müssen!«

Dann fügte er bei:

»Jeden Tag flankiere ich den Einen oder den Andern eine Wolke von meiner Pfeife an die

Nase. Die Schwester fragte kürzlich unsere Commissäre: »Warum raucht der Rocher immer?« »Offenbar, weil es ihm gut fällt,« antworteten sie.

Es gibt bei allen großen Sühnungen, außer der Strafe, welche über die Missethäter verhängt wird, den Menschen, der den Verurtheilten die Hefe und die Galle trinken läßt: — für Ludwig XVI. heißt er Rocher oder Simon; für Napoleon heißt er Hudson Lowe. Doch wenn der Verurtheilte seine Strafe erlitten, wenn der Missethäter mit dem Leben geendigt hat, dann sind es die Menschen, die seine Strafe poetisiren, die einen Tod heiligen! Wäre St. Helena St. Helena ohne den Kerkermeister mit dem rothen Rocke? Wäre der Tempel der Tempel ohne seinen Sapeur und seinen Schuster? Das sind die wahren Personen der Legende; sie gehören mit Recht zu den langen, düstern Volkserzählungen.

So unglücklich aber auch die Gefangenen sein mochten, es blieb ihnen ein ungeheurer Trost: sie waren vereinigt.

Die Commune beschloß, den König von seiner Familie zu trennen.

Am 26. September, fünf Tage nach der Proclamation der Republik, erfuhr Cléry durch einen Municipalbeamten, die Wohnung, die man für den König in großen Thurme bestimme, werde bald bereit sein.

Von Schmerz durchdrungen, theilte Cléry diese traurige Nachricht seinem Herrn mit; der König sagte aber mit seinem gewöhnlichen Muth:

»Suchen Sie zum Voraus den Tag dieser peinlichen Trennung zu erfahren, um mich davon zu unterrichten.«

Zum Unglücke erfuhr Cléry nichts, und er konnte dem König nichts mehr sagen.

Am 29., Morgens um zehn Uhr, traten sechs Municipale ins Zimmer der Königin in dem Augenblicke ein, wo die ganze Familie hier versammelt war; sie kamen, Inhaber eines Beschlusses der Commune, um den Gefangenen Papier, Tinte, Federn und Bleistifte zu nehmen. Es wurde eine Durchsuchung nicht nur in den Zimmern, sondern selbst an den Personen der Gefangenen vorgenommen.

»Braucht Ihr etwas,« sagte derjenige, welcher das Wort führte und den man Charbonnier nannte, »so wird Euer Kammerdiener hinabgehen und Eure Gesuche in ein Register einschreiben, das im Zimmer des Rathes bleiben soll.«

Weder der König, noch die Königin machten eine Bemerkung; sie durchstörten sich und gaben Alles, was sie bei sich hatten; die Prinzessinnen und die Damen folgten ihrem Beispiele.

Nun erst erfuhr Cléry durch ein paar Worte, die er bei einem Municipal erlauschte, der König werde noch an demselben Abend in den großen Thurm versetzt werden; er sagte es Madame Elisabeth, welche es dem König mittheilte.

Nichts Neues ereignete sich bis zum Abend. Bei jedem Geräusche, bei jeder Thüre, die man öffnete, zuckten die Herzen der Gefangenen, und ihre ausgestreckten Hände verbanden sich in einem angstvollen Drucke.

Der König blieb länger als gewöhnlich im Zimmer der Königin, doch er mußte sie verlassen.

Endlich öffnete sich die Thüre: die sechs Municipale, welche am Morgen gekommen waren, kehrten mit einem neuen Beschlusse der Commune zurück, den sie dem König vorlasen: es war der offizielle Befehl seiner Versetzung in den großen Thurm.

Diesmal verließ den König seine Unempfindlichkeit, Wohin sollte ihn dieser neue Schritt auf dem entsetzliche finsternen Wege führen? Es war das Geheimnißvolle, das Unbekannte, was man

betrat; man betrat es auch mit Schauern und mit Thränen.

Der Abschied war lang und schmerzlich. Endlich sah sich der König genöthigt, den Municipalen zu folgen. Nie hatte die Thüre, sich hinter ihm schließend, einen grauvollen Ton von sich zu geben geschienen.

Man hatte sich so sehr beeilt, den Gefangenen diesen neuen Schmerz aufzulegen, daß die Wohnung, in die man den König führte, noch nicht fertig war, es befanden sich nur ein Bett und zwei Stühle darin ganz frisch, gaben die Malerei und das Ankleben der Wohnung einen unerträglichen Geruch.

Der König setzte sich nieder, ohne sich zu beklagen. Cléry brachte die Nacht auf einem Stuhle bei ihm zu.

Cléry stand auf und kleidete den König nach seine Gewohnheit an; dann wollte er sich in den kleinen Thurn begeben, um den Dauphin anzukleiden: man widersetzt sich, und einer der Municipale, Namens Véron, sagt zu ihm:

»Ihr werdet keinen Verkehr mehr mit den anderen Gefangenen haben; der König wird seine Kinder mit mehr sehen.«

Diesmal hatte Cléry nicht den Muth, die unselig Kunde seinen Herrn mitzutheilen.

Um neun Uhr verlangte der König, der nicht von der Strenge des Beschlusses wußte, zu einer Familie geführt zu werden.

»Wir haben keinen Befehl in dieser Beziehung,« sagten die Commissäre.

Der König beharrte bei seinem Verlangen, doch sie antworteten nicht und zogen sich zurück.

Der König blieb allein mit Cléry; der König sitzend Cléry an die Wand angelehnt; Beide waren niedergeschlagen,

Eine halbe Stunde nachher traten zwei Municipale ein; ein Kellner aus einem Kaffeehause folgte ihnen und brachte dem König ein Stück Brod und eine Limonade.

»Meine Herren,« fragte der König, »könnte ich nicht mit meiner Familie zu Mittag speisen?«

»Wir werden die Befehle der Commune einholen,« antwortete Einer von ihnen.

»Aber wenn ich nicht hinabgehen kann, so kann doch mein Kammerdiener hinabgehen? Er trägt Sorge für meinen Sohn, und es gibt hoffentlich kein Hinderniß, daß er ihn zu bedienen fortfahre?«

Der König verlangte die Sache so einfach und so wenig leidenschaftlich, daß diese Menschen, ganz erstaunt, nicht wußten, was sie antworten sollten; dieser Ton, diese Manieren, dieser resignirte Schmerz waren so fern von dem, was sie erwarteten, daß sich eine Art von Blendung ihrer bemächtigte.

Sie beschränkten sich darauf, daß sie antworteten, das hänge nicht von ihnen ab, und entfernten sich.

Cléry war unbeweglich, seinen Herrn mit einer tiefen Bangigkeit betrachtend, bei der Thüre geblieben; er sah den König das Brod nehmen, das man ihm gebracht hatte, und es entzwei brechen. Der König bot ihm sodann die Hälfte davon an und sagte:

»Mein lieber Cléry, es scheint, sie haben Ihr Frühstück vergessen; nehmen Sie die Hälfte von meinem Brode; ich werde an der andern Hälfte genug haben.«

Cléry weigerte sich; als aber der König in ihn drang, nahm er es an; nur konnte er sich, während er es nahm, des Schluchzens nicht erwehren. Selbst der König weinte.

Um zehn Uhr brachte ein Municipal die Handwerksleute, welche an der Wohnung arbeiteten; da näherte sich dieser Municipal dem König mit einem gewissen Mitleiden und sprach:

»Mein Herr, ich habe dem Frühstücke Ihrer Familie angewohnt, und ich bin beauftragt, Ihnen zu sagen, daß sich Jedermann wohl befindet.«

Da fühlte der König, wie es ihm linder und leichter ums Herz wurde; das Mitleid dieses Mannes hat ihn wohl.

»Ich danke Ihnen,« erwiderte er, »und ich bitte Sie, hiergegen meiner Familie Nachricht von mir geben und ihr zu sagen, ich befinde mich auch wohl. Könnte ich nun nicht einige Bücher haben, mein Herr, die ich im Zimmer der Königin gelassen? In diesen Falle würden Sie mir das Vergnügen machen, sie mit zu schicken.«

Der Municipal war ganz hiermit einverstanden; doch er fühlte sich sehr in Verlegenheit, da er nicht lesen konnte. Endlich gestand er seine Verlegenheit Cléry und bat denselben, ihn zu begleiten, damit er selbst die Bücher erkenne, die der König zu haben, wünschte.

Cléry war übergelukkiglich: das bot ihm ein Mittel, der Königin Nachricht von ihrem Gemahl zu bringen.

Ludwig XVI. machte ihm ein Zeichen mit den Augen; dieses Zeichen enthielt eine ganze Welt von Empfehlungen.

Cléry fand die Königin in ihrem Zimmer mit Madame Elisabeth und ihren Kindern.

Die Frauen weinten; — der kleine Dauphin hatte auch angefangen zu weinen, doch die Thränen versiegelt rasch in den Augen der Kinder.

Als sie Cléry eintreten sahen, standen die Königin, Madame Elisabeth und Madame Royal auf und befragten ihn, nicht mit der Stimme, sondern mit der Geberde.

Der kleine Dauphin lief auf ihn zu und sagte:

»Da ist mein guter Cléry!«

Leider konnte Cléry nur behutsam ein paar Worte sagen; zwei Municipale, die ihn begleitet, waren mit ihm im Zimmer.

Die Königin aber vermochte nicht mehr an sich zu halten, sie wandte sich unmittelbar an die Municipale und rief:

»Oh! meine Herren, gestatten Sie, daß wir mit dem König zusammen sein können, und wäre es nur einige Augenblicke am Tage und zur Stunde des Mahles.«

Die anderen Frauen sagten nichts, aber sie falteten die Hände.

»Meine Herren,« sprach der Dauphin, »haben Sie die Gefälligkeit, meinen Vater zu uns zurückkommen zu lassen, und ich werde zum guten Gotte für Sie beten.«

Die Municipale schauten sich an, ohne zu antworten; dieses Stillschweigen machte Schluchzen und Geschrei aus der Brust der Frauen hervorbrechen.

»Ah! bei meiner Treue mir gleichviel!« sagte derjenige, welcher mit dem König gesprochen hatte; »sie werden heute noch miteinander zu Mittag essen.«

»Aber morgen?« fragte die Königin.

»Madame,« antwortete der Municipal, »unser Verfahren ist den Beschlüssen der Commune untergeordnet. Morgen werden wir thun, was die Commune befiehlt. Ist das auch Deine Ansicht, Bürger?« fragte der Municipal seinen Collegen.

Dieser machte mit dem Kopfe ein Zeichen der Beistimmung.

Die Königin und die Prinzessinnen, welche auf dieses Zeichen mit Bangigkeit warteten, gaben einen Freudenschrei von sich. Marie Antoinette nahm ihre beiden Kinder in ihre Arme und preßte sie an ihr Herz; Madame Elisabeth erhob die Hände zum Himmel und dankte Gott. Diese Freude, die so unerwartet, daß sie ihnen Schreie und Thränen entriß, hatte fast das Ansehen eines Schmerzes.

Einer von den Municipalen konnte seine Thränen nicht zurückhalten, und Simon, der gegenwärtig war, rief:

»Ich glaube, diese Halunkenweiber wollen mich weinen machen!«

Dann wandte er sich an die Königin und sagte: »Ihr weinet nicht so, als Ihr das Volk am 10. August ermordetet!«

»Oh! mein Herr,« erwiderte die Königin, »das Volk ist über unsere Gefühle sehr getäuscht! Wenn es uns besser kennete, würde es thun wie dieser Herr: es würde über uns weinen!«

Cléry nahm die vom König verlangten Bücher und ging wieder hinauf; es drängte ihn, dem König die frohe Nachricht zu verkündigen; doch die Municipale hatten fast eben so große Eile als er; — es ist so gut, gut zu sein.«

Man servirte das Mittagsmahl beim König; die ganze Familie wurde dahin geführt: man hätte denken sollen, es sei ein Festmahl; einen Tag gewinnend, glaubte man Alles gewonnen zu haben.

Man hatte in der That Alles gewonnen, denn man hörte nichts mehr von dem Beschlusse der Commune, und fortwährend, wie vorher, sah der König seine Familie am Tage und nahm seine Mahle mit ihr ein.

CLXXVI.

Wo Meister Gamain wiedererscheint.

Am Morgen desselben Tages, wo diese Dinge im Tempel vorgingen, erschien ein Mann, bekleidet mit einer Carmagnole und einer rothen Mütze, gestützt auf eine Krücke, die ihm in seinem Gange Beistand leistete, im Justizministerium.

Roland war sehr zugänglich; doch so zugänglich er war, er sah sich genöthigt, — als ob er Minister einer Monarchie gewesen wäre, statt Minister einer Republik zu sein, — er sah sich genöthigt, Huissiers in seinem Vorzimmer zu haben.

Der Mann mit der Krücke, der Carmagnole und der rothen Mütze mußte also im Vorzimmer anhalten vor dem Huissier, der ihm den Weg versperrte und ihn fragte:

»Was wünschen Sie, Bürger?«

»Ich wünsche mit dem Bürger Minister zu sprechen,« antwortete der Mann mit der Carmagnole.

Seit vierzehn Tagen war der Titel *Bürger* und *Bürgerin* der Benennung *Herr* und *Madame* substituirt worden.

Die Huissier sind immer Huissiers, das heißt sehr unverschämte Personen: wir meinen hier die Huissiers der Ministerien.

Der Huissier erwiderte mit einem Protectorstone:

»Mein Freund, erfahren Sie Eines: daß man nicht nur so den Bürger Minister spricht.«

»Und wie spricht man denn den Bürger Minister, Bürger Huissier?«

»Man spricht ihn, wenn man einen Audienzbrief hat.«

»Ich glaubte, es sei so, wie Sie sagen, unter der Regierung des Tyrannen gegangen, doch unter der Republik, in einer Zeit, wo sich alle Menschen gleich sind, sei man weniger aristokratisch.«

Diese Bemerkung machte den Huissier nachdenken.

»Sehen Sie,« fuhr der Mann mit der rothen Mütze, der Carmagnole und der Krücke fort, »sehen Sie, es ist nicht belustigend, von Versailles zu kommen, um einem Minister einen Dienst zu thun, und nicht von ihm empfangen zu werden.«

»Sie kommen, um dem Bürger Roland einen Dienst zu thun?«

»Ein wenig.«

»Und welche Art von Dienst wollen Sie ihm thun?«

»Ich will ihm eine Verschwörung anzeigen.«

»Gut! wir haben Verschwörungen bis über die Ohren.«

»Ah!«

»Sie kommen deshalb von Versailles?«

»Ja.«

»Nun, Sie können nach Versailles zurückkehren.«

»Wohl, ich werde zurückkehren; doch Ihr Minister wird es bereuen, mich nicht empfangen zu

haben.«

»Ei! das ist der Befehl ., . Schreiben Sie ihm und kommen Sie mit einem Audienzbriefe wieder; dann wird das von selbst gehen.«

»Ist das Ihr letztes Wort?«

»Es ist mein letztes Wort.«

»Wie es scheint, ist es schwieriger, zum Bürger Roland hineinzukommen, als es war, zu Seiner Majestät König Ludwig XVI. zu kommen!«

»Wie so?«

»Ich sage, was ich sage.«

»Nun, was sagen Sie?«

»Ich sag', daß es eine Zeit gab, wo ich beim König eintrat, wie ich wollte.«

»Sie?«

»Und ich brauchte zu diesem Ende nur meinen Namen zu nennen.«

»Wie heißen Sie denn? König Friedrich Wilhelm oder Kaiser Franz?«

»Nein, ich bin kein Tyrann, kein Sklavenhändler, kein Aristokrat; ich bin ganz einfach Nicolas Claude Gamain, Meister über Meister, Meister über Alle.«

»Meister in was?«

»In der Schlosserei. Sie kennen Nicolas Claude Gamain, den ehemaligen Schlossermeister von Herrn Capet, nicht?«

»Ah! wie! Sie sind es Bürger, der . . .?«

»Nicolas Claude Gamain.«

»Schlosser des Exkönigs?«

»Das heißt, sein Meister in der Schlosserei, verstehen Sie wohl, Bürger?«

»Das will ich sagen.«

»Ich bin es in Fleisch und Knochen.«

Der Huissier schaute seine Kameraden an, als wollte er sie befragen; diese antworteten durch ein bejahendes Zeichen.

»Das ist etwas Anderes,« sagte der Huissier.

»Was verstehen Sie unter dem: *das ist etwas Anderes?*«

»Ich verstehe darunter, Sie haben Ihren Namen auf ein Stück Papier zu schreiben, und ich werde diesen Namen dem Bürger Minister vorlegen.«

»Schreiben? Ab! ja wohl, schreiben! das war schon nicht meine Stärke, ehe mich diese Schurken vergiftet hatten; nun aber ist es noch schlimmer! Sehen Sie, wie mich der Arsenik zugerichtet hat!« fügte Gamain bei.

Und er zeigte seine verdrehten Beine, seinen verkrümmten Rückgrath und seine wie eine Klaue zusammengezozene Hand.

»Wie! *sie* haben Sie so zugerichtet, mein armer Mann?«

»Sie selbst! und das ist es, was ich dem Bürger Minister anzeigen will, und noch viel Anderes. — Da man ihm seinen Proceß machen soll, diesem Schufte Capet, so wird das, was ich zu sagen habe, unter den Umständen, in denen man sich befindet, vielleicht für die Nation nicht verloren sein.«

»Nun, so setzen Sie sich und warten Sie, Bürger; ich will Ihren Namen dem Bürger Minister zukommen lassen.«

Und der Huissier schrieb auf ein Stück Papier: »Claude Nicolas Gamain, ehemaliger Schlossermeister des Königs, bittet den Bürger Minister um eine unmittelbare Audienz wegen einer wichtigen Offenbarung.«

Dann übergab er das Papier einem seiner Kameraden, dessen specieller Auftrag es war, zu melden.

Nach fünf Minuten kam der Kamerad zurück und sagte:

»Folgen Sie mir, Bürger.«

Gamain machte eine Anstrengung, die ihm einen Schmerzensschrei entriß, stand auf und folgte dem Huissier.

Der Huissier führte Gamain nicht in das Cabinet des officiellen Ministers, des Bürgers Roland, sondern in das Cabinet des wirklichen Ministers, der Bürgerin Roland.

Das war ein sehr einfaches kleines Zimmer, mit einer grünen Tapete ausgeschlagen und nur erleuchtet durch ein einziges Fenster, in dessen Vertiefung, an einem Tischchen sitzend, Madame Roland arbeitete.

Roland stand am Kamine.

Der Huissier meldete den Bürger Nicolas Claude Gamain, und der Bürger Nicolas Claude Gamain erschien an der Thüre.

Der Schlossermeister hatte nie, selbst in, der Zeit seiner bessern Gesundheit und seines höchsten Glückes, ein sehr vortheilhaftes Aeußere gehabt; doch die Krankheit, der er preisgegeben, und die nichts Anderes war, als ein Gliederfluß, hatte seine Glieder verkrümmend und sein Gesicht verzerrend, wie man leicht begreift, den Annehmlichkeiten seiner Physiognomie nichts beigefügt.

So kam es, daß, als der Huissier die Thüre wieder hinter ihm geschlossen, nie ein ehrlicher Mann, — und man muß sagen, Niemand verdiente mehr als Roland den Titel eines ehrlichen Mannes — so kam es, sagen wir, daß nie ein ehrlicher Mann mit ruhigem, heiterem Gesichte sich einem Schufte mit gemeinerem, abscheulicherem Gesichte gegenüber befunden hatte.

Das erste Gefühl, das den Minister ergriff, war das eines tiefen Widerwillens. Er betrachtete den Bürger Gamain vom Kopfe bis zu den Füßen, und als er sah, daß er auf seiner Krücke zitterte, da machte ein Gefühl des Mitleids für das Ungemach von seines Gleichen, — angenommen, der Bürger Gamain sei des Ministers Gleichen beizuzählen gewesen, — ein Gefühl des Mitleids machte, daß das erste Wort, welches der Minister an den Schlosser richtete, war:

»Setzen Sie sich, Bürger, Sie scheinen leidend zu sein.«

»Ich glaube wohl, daß ich leidend bin!« erwiederte Gamain, während er sich setzte; »das ist so, seitdem die Oesterreicherin mich vergiftet hat.«

Bei diesen Worten zog ein Ausdruck tiefen Ekels über das Gesicht des Ministers, und er wechselte einen Blick mit seiner Frau, welche in der Fenstervertiefung fast verborgen war.

»Und um mir diese Vergiftung anzuzeigen, sind Sie gekommen?« sagte Roland.

»Um Ihnen dies und Anderes anzuzeigen.«

»Bringen Sie den Beweis für Ihre Anzeigen?«

»Ah! was das betrifft, . . . Sie brauchen nur mit mir in die Tuileries zu kommen, und Sie werden den Schrank sehen.«

»Welchen Schrank?«

»Den Schrank, in dem dieser Schurke seinen Schatz verbarg . . . Oh! ich hätte es vermuthen müssen, als die Oesterreicherin, nachdem die Arbeit beendet war, mit ihrem duckmäuserischen Tone zu mir sagte: »»Gamain, Sie haben warm; trinken Sie dieses Glas Wein: es wird Ihnen wohl thun!«« Ich hätte vermuthen müssen, daß es vergiftet war!«

»Vergiftet?«

»Ja. Ich wußte doch,« sprach Gamain mit dem Ausdrücke finsternen Hasses, »ich wußte doch, daß die Menschen, welche Königen Schätze verbergen helfen, nicht lange leben.«

Roland näherte sich seiner Frau und befragte sie mit den Augen.

»Es ist etwas im Grunde von Allem dem,« sagte sie; »ich erinnere mich nun des Namens von diesem Menschen: es ist der Schlossermeister des Königs.«

»Und dieser Schrank?«

»Nun, fragen Sie ihn, wie es mit diesem Schranke sei.«

»Wie es mit diesem Schranke sei?« versetzte Gamain, der gehört hatte. »Ah! ich will es Ihnen sagen! Das ist ein eiserner Schrank mit einem 'Schlosse, das auf zwei Seiten zu öffnen ist, und in diesem Schranke verbarg der Bürger Capet sein Geld und seine Papiere.«

»Und woher kennen Sie die Existenz dieses Schrankes?«

»Dadurch, daß er mich und meinen Gesellen in Versailles holen ließ, um ihm ein Schloß in den Gang zu bringen, das er selbst gemacht hatte, und das nicht ging.«

»Dieser Schrank wird aber am 10. August geöffnet zerbrochen, geplündert worden sein.«

»Oh! da ist keine Gefahr!«

»Wie, da ist keine Gefahr?«

»Nein;., . ich fordere wohl Jeden in der Welt, wer es auch sein mag, ihn und mich ausgenommen, auf, den Schrank zu finden und besonders zu öffnen.«

»Sie sind Ihrer Sache gewiß?«

»Gewiß und sicher! Wie er gewesen ist zur Stunde, wo ich die Tuileries verlassen habe, so ist er heute noch.«

»Und zu welcher Zeit haben Sie dem König Ludwig XVI. diesen Schrank schließen helfen?«

»Ah! ich kann das nicht genau sagen; doch es war drei oder vier Monate vor der Abreise nach Varennes.«

»Und wie hat sich das zugetragen? Entschuldigen Sie, mein Freund, die Sache scheint mir so außerordentlich, daß ich, ehe ich eine Nachforschung nach diesem Schranke unternehme, Sie über einige Einzelheiten befragen muß.«

»Oh! diese Einzelheiten sind leicht zu geben, Bürger Minister, und es wird nicht daran fehlen. Capet ließ mich in Versailles holen; meine Frau wollte nicht dulden, daß ich gehe, die arme Frau! Sie hatte eine Ahnung; sie sagte zu mir: »»Der König ist in einer schlimmen Lage; Du wirst Dich für ihn compromittiren.««

»»Ei!«« antwortete ich, »»da er mich in einer Angelegenheit, die mein Handwerk betrifft, holen läßt, und er mein Schüler ist, so muß ich wohl gehen.«« »»Gut!«« versetzte sie, »»dahinter steckt Politik: er hat in diesem Augenblicke etwas Anderes zu thun, als Schlösser zu machen!««

»Fassen wir es kurz, mein Freund . . . Sie sind also gegen die Warnung ihrer Frau gegangen.«

»Ja, ich hätte besser daran gethan, auf ihre Warnung zu hören: ich wäre nicht in dem Zustande, in dem ich mich befinde. Doch sie werden es mir bezahlen, die Giftmischer.«

»Sodann?«

»Ah! um auf den Schrank zurückzukommen . . . «.

»Ja, mein Freund, und suchen wir nicht hiervon abzuspringen, nicht wahr? Meine ganze Zeit gehört der Republik, und ich habe sehr wenig Zeit.«

»Da zeigte er mir ein Benardeschloß, das nicht ging! er hatte es selbst gemacht, was mir beweist, daß er mich, wenn es gegangen wäre, nicht hätte holen lassen, der Verräther!«

»Er zeigte Ihnen ein Benardeschloß, das nicht ging?« sagte der Minister, um Gamain bei der Frage festzuhalten.

»Er fragte mich: »»Warum gebt das nicht, Gamain?«« Ich sagte: »»Sire, ich muß das Schloß untersuchen.«« Er sagte: »»Das ist ganz recht.«« Da untersuchte ich das Schloß, und ich sagte: »»Wissen Sie, warum das Schloß nicht geht?«« »»Nein.«« antwortete er mir, »»da ich das frage.«« »»Nun, es geht nicht, Sire (man nannte ihn damals noch Sire, den Schurken!) es geht nicht, Sire . . . das ist ganz einfach, es geht nicht . . . «« Folgen Sie wohl meinem Raisonement; denn da Sie nicht so stark in der Schlosserei sind, als der König, so können Sie vielleicht nicht begreifen . . . Das heißt, nein, ich erinnere mich nun: es war kein Benardeschloß, es war ein Kassenschloß.«

»Das ist mir durchaus gleichgültig,« erwiderte Roland; »ich bin wie Sie errathen haben, nicht so stark als der König in der Schlosserei, und ich kenne den Unterschied zwischen einem Benardeschlosse und einem Kassenschlosse nicht.«

»Den Unterschied . . . ich will Sie denselben mit dem Finger berühren lassen . . . «

»Unnöthig, . . Sie erklärten dem König, sagten Sie . . . «

»Warum das Schloß nicht schließe . . . Soll ich Ihnen sagen, warum es nicht schließt?«

»Wenn Sie wollen,« antwortete Roland, der zu denken anfang, es wäre das Beste, Gamain seiner Weitschweifigkeit zu überlassen!

»Nun denn, es schloß nicht, verstehen Sie? weil der Reifen des Schlüssels wohl den großen Bart anhakte, weil der große Bart wohl die Hälfte seines Kreises beschrieb, aber hier angelangt, da er nicht schräge gearbeitet war, nicht allein durchschlüpfte, das ist die Sache! Sie begreifen nun, nicht wahr? Da der Lauf des Bartes sechs Linien betrug, so mußte die Schulterung eine Linie betragen. Sie begreifen?«

»Vortrefflich!« sagte Roland, der nicht ein Wort begriff.

»»Bei meiner Treue! das ist es!«« rief der König (man gab damals diesen Titel noch dem schändlichen Tyrannen!) »»nun wohl, Gamain, mache Du, was ich nicht habe machen können, mein Meister!«« »»Oh! nicht nur Ihr Meister, sondern auch Meister über Meister, Meister über Alle!««

»So daß?«

»So daß ich zur Arbeit schritt, während Herr Capet mit meinem Gesellen plauderte, den ich immer im Verdachte hatte, er sei ein verkleideter Aristokrat gewesen; nach zehn Minuten war das fertig. Da ging ich mit der eisernen Thüre, an der das Schloß angebracht war, hinab und sagte: »»Da ist es, Sire!«« »»Nun wohl, Gamain,«« sagte er, »»komm mit mir.«« Er ging voraus, ich folgte ihm: er führte mich zuerst in sein Schlafzimmer, sodann in einen dunklen Gang, durch

den sein Alcoven mit dem Zimmer des Dauphin in Verbindung stand. Hier war es so finster, daß man eine Kerze anzünden mußte. Der König sagte zu mir: »»Halte diese Kerze, Gamain, und leuchte mir!«« (Er erlaubte sich, mich zu duzen, der Tyrann!) Dann hob er eine Füllung vom Tafelwerk auf, hinter der sich ein rundes Loch von zwei Fuß im Durchmesser an seiner Oeffnung fand; als er mein Erstaunen wahrnahm, sagte er: »»Ich habe dieses Versteck gemacht, um Geld darin zu verwahren? Du siehst nun, Gamain, man muß die Öffnung mit dieser eisernen Thüre schließen.«

»»Das »wird bald geschehen sein,«« antwortete: ich: »die Angeln sind daran, sowie der Riegel.«« Ich hing die Thüre ein und brauchte nur zu schieben: sie schloß sich von selbst; dann brachte man die Füllung wieder an ihren Platz, und gute Nacht! kein Schrank, keine Thüre, kein Schloß mehr!«

»Und Sie glauben, mein Freund, dieser Schrank habe keinen andern Zweck gehabt, als den, Geldkasten zu werden, und der König habe sich all diese Mühe gegeben, nur um Geld zu verbergen?«

»Warten Sie doch! Das war ein Kniff: er hielt sich für sehr schlau, der Tyrann! doch ich bin so schlau als er. Hören Sie, was geschah: »»Gamain,«« sagte er, »»hilf mir das Geld zählen, das ich in dem Schranke verbergen will.«« Und wir zählten so zwei Millionen in doppelten Louis d'or, die wir in vier lederne Säcke vertheilten: während ich aber sein Gold zählte, sah ich aus dem Augenwinkel den Kammerdiener Papiere, Papiere und Papiere bringen . . . und ich sprach zu mir selbst: »Gut! Der Schrank, das ist um Papiere darin zu verschließen; das Geld, das ist ein Kniff.««

»Was sagst Du hierzu, Madeleine?' fragte Roland seine Frau, indem er sich zu ihr bückte, so daß ihn diesmal Gamain nicht hörte.

»Ich sage, diese Offenbarung ist von der höchsten Wichtigkeit, und man darf keinen Augenblick verlieren.«

Roland klingelte.

Der Huissier erschien.

»Haben Sie einen Wagen angespannt im Hofe des Hotels?« fragte Roland.

»Ja, Bürger.«

»Lassen Sie ihn vorfahren.«

Gamain stand auf.

»Ah!« sagte er ärgerlich, »Sie haben mich satt, wie es scheint?«

»Warum?« fragte Roland.

»Weil Sie Ihren Wagen bestellen . . . Die Minister haben also noch Wagen unter der Republik?«

»Mein Freund,« antwortete Roland, die Minister haben zu jeder Zeit Wagen: ein Wagen ist kein Luxus für einen Minister; das ist eine Ersparniß.«

»Eine Ersparniß an was?«

»An Zeit, das heißt an der theuersten und kostbarsten Waare, die es auf der Welt gibt.«

»Ich werde also wiederkommen müssen?«

»Wozu?«

»Ei! um Sie zu dem Schranke zu führen, wo der Schatz ist.«

»Unnöthig.«

»Wie so, unnöthig?«

»Allerdings, da ich den Wagen verlangt habe, um dahin zu fahren.«

»Um wohin zu fahren?«

»Nach den Tuilerien.«

»Wir gehen also dorthin?«

»Auf der Stelle.«

»Das ist gut.«

»Doch mir fällt ein . . .« sagte Roland.

»Was?« fragte Gamain.

»Der Schlüssel?«

»Welcher Schlüssel?«

»Der Schlüssel vom Schranke, Ludwig XVI. Der wird ihn wahrscheinlich nicht stecken lassen.«

»Oh! Gewiß nicht, denn er ist nicht so dumm als er aussieht, der dicke Capet.«

»Sie werden also Werkzeug mitnehmen?«

»Wozu?«

»Um den Schrank zu öffnen.«

Gamain zog aus seiner Tasche einen ganz neuen Schlüssel und sagte:

»Und was ist das?«

»Ein Schlüssel.«

»Der Schlüssel vom Schrank, den ich aus dem Gedächtnisse gemacht habe; ich hatte ihn wohl studiert, vermuthend, es werde eines Tages . . . «

»Dieser Mensch ist ein großer Schurke!« sagte Madame Roland zu ihrem Gatten.

»Du denkst also?« fragte dieser zögernd.

»Ich denke, wir sind in unserer Lage nicht berechtigt, einen von den Aufschlüssen zurückzuweisen, die das Glück uns schickt, um zur Kenntniß der Wahrheit zu gelangen.«

»Da ist er! Da ist er!« rief Gamain strahlend, indem er seinen Schlüssel zeigte.

»Und Sie glauben,« fragte Roland mit einem Ekel den zu verbergen ihm unmöglich war, »Sie glauben, dieser Schlüssel, obgleich aus der Erinnerung und nach achtzehn Monaten gemacht, werde den eisernen Schrank öffnen?«

»Auf das erste Mal, hoffe ich!« sagte Gamain. »Nicht für die Langweile ist man Meister über Meister, Meister über Alle.«

»Der Wagen vom Bürger Minister wartet,« meldete der Huissier.

»Werte ich mitgehen?« fragte Madame Roland.

»Gewiß! sind Papiere da, so werde ich sie Dir anvertrauen; bist Du nicht das ehrlichste Wesen, das ich kenne?«

Und sich gegen Gamain umwendend:

»Kommen Sie, mein Freund.«

Gamain folgte zwischen seinen Kinnbacken brummend:

»Ah! ich sagte wohl, ich werde Dir *das* vergelten, Herr Capet!«

Das! . . . Was war dieses Das?

Es war das Gute das ihm der König gethan hatte!

CLXXVII.

Der Rückzug der Preußen.

Während der Wagen des Bürgers Roland nach den Tuileries rollt; während Gamain die in der Mauer verborgene Füllung wiederfindet; während, nach dem erschrecklichen Versprechen, das er gemacht, der aus dem Gedächtniß geschmiedete Schlüssel mit einer wunderbaren Leichtigkeit den eisernen Schrank öffnet; während der eiserne Schrank das ihm anvertraute verhängnißvolle Depositum überliefert, welches, obgleich dabei die vom König selbst Madame Campan übergebenen Papiere fehlen, einen so grausamen Einfluß auf das Geschick der Gefangenen des Tempels üben soll; während Roland diese Papiere mit sich nach Hanse nimmt, eines nach dem andern liest, sie nummeriert, überschreibt und vergebens unter allen diesen Stücken eine Spur von der so sehr denuncirten Käuflichkeit von Danton sucht, — sehen wir was der ehemalige Justizminister macht.

Wir sagen: *Der ehemalige Justizminister*, weil, sobald der Convent eingesetzt war, Danton nichts Eiligeres zu thun hatte, als seine Entlassung zu nehmen.

Er war auf die Tribüne gestiegen und hatte gesagt:

»Ehe ich meine Meinung über den ersten Beschluß ausdrücke, den der Convent erlassen muß, sei es mir erlaubt, in seinen Schooß die Functionen niederzulegen, mit der mich die gesetzgebende Versammlung betraut hatte. Ich habe sie empfangen unter dem Donner der Kanonen; nun ist die Vereinigung der Heere geschehen, nun ist die Verbindung der Repräsentanten bewerkstelligt. Ich bin nur noch Mandatar des Volkes, und in dieser Eigenschaft werde ich sprechen.«

Bei den Worten: »Die Vereinigung der Heere ist geschehen,« hätte Danton beifügen können: »Und die Preußen sind geschlagen;« denn er sprach diese Worte am 21. September, und am 20. hatte die Schlacht bei Valmy stattgefunden; Danton wußte aber nichts hiervon.

Er beschränkte sich darauf, daß er sagte:

»Diese leeren Gespenster der Dictatur, mit denen man das Volk erschrecken wollte, zerstreuen wir sie; erklären wir, es gebe keine andere Constitution, als die, welche von ihm angenommen worden. Bis heute hat man es aufgeregt: man mußte es gegen den Tyrannen erwecken; nun da die Gesetze so erschrecklich gegen diejenigen sind, welche sie verletzen würden, als das Volk die Tyrannei zu Boden schmetternd gewesen ist, mögen sie alle Schuldige bestrafen! Schwören wir jede Uebertreibung ab; proclamiren wir, alles territoriale und industrielle Eigenthum *werde ewig aufrecht erhalten werden.*«

Mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit antwortete Danton auf zwei große Befürchtungen Frankreichs:

Frankreich befürchtete für seine Freiheit und für sein Eigenthum; und, seltsam! Wer befürchtete besonders für sein Eigenthum? Die neuen Eigenthümer, diejenigen, welche am Tage vorher gekauft hatten, welche noch drei Viertel von ihrem Kaufe schuldig waren! Diese waren Conservative geworden, mehr als die alten Adeligen, als die alten Aristokraten, kurz als die alten Eigenthümer. Die Letzteren zogen ihr Leben ihren ungeheuren Besitzungen vor, und zum

Beweise dient, daß sie ihre Güter verlassen hatten, um ihr Leben zu retten, während die Bauern, die Käufer der Nationalgüter, die Eigenthümer von gestern ihren kleinen Winkel Erde ihrem Leben vorzogen, mit dem Gewehre in der Hand darüber wachten und um keinen Preis der Welt ausgewandert wären!

Danton hatte das begriffen; er hatte begriffen, es sei gut, nicht nur diejenigen, welche Eigenthümer seit gestern waren, zu beruhigen, sondern auch diejenigen, welche es morgen werden sollten; denn der große Gedanke der Revolution war: »Alle Franzosen müssen Eigenthümer sein; das Eigenthum macht den Menschen nicht immer besser, aber es macht ihn würdiger, indem es ihm das Gefühl seiner Unabhängigkeit gibt.«

So faßte sich auch der ganze Geist der Revolution in folgenden Worten von Danton zusammen:

»Abschaffung jeder Dictatur; Heiligkeit jedes Eigenthums; das heißt — Ausgangspunkt: der Mensch hat das Recht, sich selbst zu regieren: Zweck: der Mensch hat das Recht, die Frucht seiner freien Thätigkeit zu erhalten.«

Und wer sagte dies? Der Mann des 20. Juni, des 10. Augusts, des 2. Septembers, dieser Riese der Stürme, der sich zum Steuermann machte und die zwei Rettungsanker der Nationen: die Freiheit, das Eigenthum ins Meer warf.

Die Gironde begriff nicht: die ehrliche Gironde hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den . . . wie sollen wir sagen? . . . gegen den leichten Danton: man hat gesehen, daß sie ihm die Dictatur in dem Augenblicke verweigert hatte, wo er sie verlangte, um die Metzerei zu verhindern.

Ein Girondist stand auf, und statt dem Manne von Genie, der die großen Befürchtungen Frankreichs ausgesprochen und dieselben, indem er beschwichtigt hatte, Beifall zu klatschen, rief er Danton zu:

»Jeder, der das Eigenthum, zu heiligen sucht, gefährdet es; es anrühren, selbst um es zu befestigen, heißt dasselbe erschüttern. Das Eigenthum ist älter als jedes Gesetz!«

Der Convent erließ folgende zwei Decrete:

»Es kann nur eine Constitution geben, wenn sie vom Volke adoptiert worden ist.«

»Die Sicherheit der Personen und des Eigenthums steht unter dem Schutze der Nation.«

Das war es, und das war es nicht; nichts ist erschrecklicher in der Politik, als die *ungefähr*?

Die Entlassung von Danton war übrigens angenommen worden.

Doch der Mann, der sich stark genug geglaubt hatte, um auf seine Rechnung den 2. September, das heißt den Schrecken von Paris, den Haß der Provinz, den Fluch der Welt zu nehmen, dieser Mann war sicherlich ein sehr mächtiger Mann.

Und in der Thal, er hielt zugleich die Fäden der Diplomatie, des Krieges und der Polizei; Dumouriez und folglich die Armee, waren in seiner Hand.

Die Nachricht vom Siege von Valmy war in Paris angekommen und hatte hier eine große Freude verursacht; sie war ans Adlersflügeln gekommen, und man hatte sie als viel entscheidender angesehen, als sie in Wirklichkeit war.

In Folge hiervon war Frankreich von einer tiefsten Bangigkeit zu einer höchsten Kühnheit übergegangen; die Clubbs athmeten nur Krieg und Schlacht.

»Warum, da der König von Preußen besiegt war, warum war der König von Preußen nicht Gefangener, gebunden, geknebelt, oder wenigstens über den Rhein zurückgeworfen?«

Das sagte man ganz laut.

Sodann leise:

»Das ist sehr einfach: Dumouriez verräth! er ist an die Preußen verkauft!«

Dumouriez empfing schon den Lohn für einen großen Dienst, den er geleistet: den Undank.

Der König von Preußen hielt sich ganz und gar nicht für geschlagen: er hatte die Höhen von Valmy angegriffen und sie nicht nehmen können, — das war das Ganze; jede Armee hatte ihr Lager behalten; die Franzosen, welche seit dem Anfange des Feldzuges beständig rückwärts marschirt waren, verfolgt durch blinde Schrecken, durch Niederlagen, durch Unfälle, die Franzosen waren diesmal fest stehen geblieben, nichts mehr, nichts weniger.

Was den Verlust an Menschen betrifft, er war auf beiden Seiten ungefähr gleich gewesen.

Dies konnte man Paris, Frankreich, Europa bei dem Bedürfnisse eines großen Sieges, das wir hatten, nicht sagen; das ließ aber Dumouriez Danton durch Westermann sagen.

Die Preußen waren so wenig geschlagen, so wenig auf dem Rückzuge begriffen, daß sie zwölf Tage nach Valmy noch *unbeweglich* in ihren Lagern standen.

Dumouriez hatte schriftlich angefragt, ob er, im Falle, daß Vorschläge vom König von Preußen gemacht würden, unterhandeln sollte? Diese Anfrage erhielt zwei Antworten: eine vom Ministerium, stolz, officiell, von der Begeisterung des Sieges dictiert; die andere vernünftig und ruhig, aber von Danton allein.

Der Brief des Ministeriums sprach:

»Die Revolution unterhandelt nicht, so lange der Feind nicht das Gebiet geräumt hat.«

Der von Danton sagte:

»Unter der Bedingung, daß die Preußen das Gebiet räumen, unterhandeln Sie um jeden Preis.«

Unterhandeln war nichts Bequemes in der Verfassung des Geistes, in der sich der König von Preußen befand; ungefähr zu gleicher Zeit, da nach Paris die Nachricht vom Siege von Valmy kam, kam die Kunde von der Abschaffung des Königthums und der Proclamation der Republik an. Der König von Preußen war wüthend.«

Die Folgen dieser in der Absicht, den König von Frankreich zu retten, unternommene Invasion, welche bis dahin kein anderes Resultat gehabt hatte, als den 10. August, den 2. und den 21. September, das heißt die Gefangenschaft des Königs, die Metzelung der Adeligen, die Abschaffung des Königthums, hatten Friedrich Wilhelm in finstere Wuthanfälle versetzt; er wollte kämpfen, was es auch kosten möge, und hatte für den 29. September den Befehl zu einer heftigen Schlacht gegeben.

Es war weit von da, wie man sieht, bis zum Verlassen des Gebietes der Republik.

Am 29. fand, statt eines Kampfes, ein Kriegsrath statt.

Dumouriez war übrigens auf Alles gefaßt.

Sehr frech in seinen Worten, benahm sich Braunschweig höchst vorsichtig, wenn es sich darum handelte, ihnen Thaten zu substituiren; Braunschweig war im Ganzen noch mehr Engländer, als Deutscher; er hatte eine Schwester der Königin von England geheirathet; er empfing also mehr von London, als von Berlin seine Eingebungen. Beschloß England, sich zu schlagen, so würde er sich mit beiden Armen schlagen: mit einem Arme für Preußen, mit dem andern für England; zogen aber die Engländer, seine Herren, das Schwert nicht aus der Scheide, so war er ganz bereit, das seinige wieder einzustecken.

Am 29. legte nun Braunschweig im Rathe Briefe von England und von Holland vor, die sich weigerten, der Coalition beizutreten. Ueberdies marschirte Custine gegen den Rhein, Koblenz bedrohend, und war Koblenz genommen, so war das Thor, um nach Preußen zurückzukehren, für Friedrich Wilhelm verschlossen.

Dann gab es etwas noch viel Ernsteres, viel Gewichtigeres, als Alles dies! Zufällig hatte der König von Preußen eine Geliebte, die Gräfin von Lichtenau . . . Sie war der Armee gefolgt, wie Jedermann, wie Göthe, der in einem Fourgon Seiner Preußischen Majestät die ersten Scenen von seinem *Faust* skizzirte; — sie zählte auf die militärische Promenade: sie wollte Paris sehen.

Mittlerweile hatte sie sich in Spaa aufgehalten. Hier hatte sie den Tag von Valmy erfahren und vernommen, welche Gefahren ihr königlicher Liebhaber gelaufen war. Sie fürchtete im höchsten Grade zwei Dinge, die schöne Gräfin: die Kugeln der Franzosen, das Lächeln der Französinen. Sie schrieb Briefe über Briefe, und die Postscripts dieser Briefe, das Resumé des Gedankens von derjenigen, welche sie geschrieben, war das Wort: *Komm zurück!*

Der König von Preußen wurde in Wahrheit durch nichts mehr zurückgehalten, als etwa dadurch, daß er sich schämen mochte, Ludwig XVI. zu verlassen. Alle diese Erwägungen wirkten auf ihn; nur waren die zwei mächtigsten die Thränen seiner Geliebten und die Gefahr, der Koblenz preisgegeben.

Nichtsdestoweniger drang er darauf, daß man Ludwig XVI. in Freiheit setze. Danton beeilte sich, ihm durch Westermann alle Beschlüsse der Commune zukommen zu lassen, aus denen hervorging, daß der Gefangene gut behandelt wurde.

Der König von Preußen war damit zufrieden; man sieht, daß er ziemlich leicht zu beschwichtigen war.

Die Freunde des Königs von Preußen versichern, er habe sich vor dem Rückgange von Dumouriez und Danton versprechen lassen, das Leben Ludwig's XVI. zu retten; allein diese Behauptung läßt sich nicht beweisen.

Am 29. September beginnt die preußische Armee ihren Rückzug und macht eine Meile; am 30. auch eine Meile.

Das französische Heer escortiert sie, als wollte sie ihr die Honneurs des Landes, sie zurückbegleitend, geben.

So oft sie unsere Soldaten angreifen, ihr den Rückzug abschneiden, kurz es wagen wollten, Keiler in die Enge zu treiben und zu machen, daß er den Hunden Stand halt, zogen die Leute von Danton wieder rückwärts.

Daß die Preußen aus Frankreich hinausgehen, das war Alles, was Danton wollte.

Am 22. October wurde dieser patriotische Wunsch erfüllt.

Am 6. November verkündigten die Kanonen von Jemappes das Gottesurtheil über die französische Revolution.

Am 7. nahm die Gironde den Proceß des Königs in Angriff.

Etwas Ähnliches hatte sich sechs Wochen vorher ereignet: am 20. September hatte Dumouriez die Schlacht bei Valmy gewonnen; am 21. war die Republik proclamirt worden.

Jeder Sieg hatte gewisser Maßen seine Krönung und ließ Frankreich einen Schritt mehr in der Revolution machen.

Diesmal war es der furchtbarste; man näherte sich dem in den ersten Zeiten unbekanntem Ziele, auf das man drei Jahre blindlings zugegangen war; wie es in der Natur geschieht, so fing

man an die Conturen der Dinge zu unterscheiden, von denen man nur die Massen erschaut hatte.

Was sah man nun am Horizont? ein Schaffot! am Fuße dieses Schaffots den König!

In dieser ganz materiellen Zeit, wo alle niedrige Instincte des Hasses, der Zerstörung und der Rache den Sieg über die erhabenen Ideen einiger höheren Geister davontrugen; wo ein Mann wie Danton, das heißt ein Mann, der die blutigen Septembertage auf seine Rechnung nahm, bezichtigt wurde, er sei das Haupt der *Nachsichtigen*, war es schwierig, daß die Idee die That überwog; und was die Männer des Convents nicht begriffen, oder was nur Gewisse unter ihnen begriffen, die Einen klar, die Andern instinctmäßig, das war, daß man den Proceß dem Königthum und nicht dem König machen mußte.

Das Königthum, das war eine finstere Abstraktion, ein bedrohliches Mysterium, von dem Niemand mehr etwas wissen wollte; ein Idol außen vergoldet, wie jene übertünchten Gräber, von denen Christus spricht, voll von Würmern und von Fäulniß im Innern. Doch der König, das war etwas Anderes: der König, das war ein Mensch; ein Mensch wenig interessant in den Tagen seiner Wohlfahrt, den aber das Unglück geläutert, die Gefangenschaft vergrößert hatte; seine Empfindsamkeit hatte sich entwickelt in seinen Mißgeschicken; und bei der Königin war das Blendwerk des Unglücks so mächtig gewesen, daß, mochte es nun neue Anschauung, mochte alte Reue sein, die Gefangene des Tempels dahin gelangt war, nicht daß sie ihn liebte, — dieses arme gebrochene Herz hatte verlieren müssen, was es an Liebe enthielt, wie ein zersprungenes Gefäß, was es an Flüssigkeit enthält, Tropfen um Tropfen verliert! — sondern wenigstens, daß sie ihn verehrte, anbetete im religiösen Sinne des Wortes, diesen König, diesen Fürsten, diesen Menschen, dessen materielle Appetite, dessen gemeine Instincte ihr so oft die Schamröthe ins Gesicht getrieben hatten.

Eines Tages trat der König bei der Königin ein und fand sie damit beschäftigt, daß sie das Zimmer des Kanken Dauphin auskehrte.

Er blieb auf der Schwelle stehen, ließ seinen Kopf auf seine Brust fallen und sagte mit einem Seufzer:

»Ah! Madame, welch ein Handwerk für eine Königin von Frankreich! und wenn man in Wien sehen würde, was Sie da thun! Wer hätte geglaubt, Sie mit meinem Geschicke verbindend, werde ich Sie so tief hinabsteigen machen?«

»Ei!« erwiderte die Königin, »rechnen Sie für nichts den Ruhm, die Frau des besten und des grausamst verfolgten Mannes zu sein?«

Dies antwortete die Königin, und zwar ohne Zeugen und nicht glaubend, sie werde von einem armen Kammerdiener gehört werden, der dem König folgte, der diese Worte auffaßte und sie, wie schwarze Perlen, aufbewahrte, um daraus ein Diadem zu machen, nicht dem Haupte des Königs, sondern dem Haupte des Verurteilten!

An einem andern Tage war es Madame Elisabeth, welche Ludwig XVI. in Ermangelung einer Scheere, mit ihren Schmelzzähnen den Faden schneiden sah, mit dem sie ein Kleid der Königin flickte.

»Arme Schwester! welch ein Contrast mit dem hübschen Häuschen in Montreuil, wo es Ihnen an nichts fehlte!«

»Ah! mein Bruder,« antwortete die fromme Jungfrau, »kann ich etwas beklagen, wenn ich Ihr Unglück theile?«

Und Alles das wurde bekannt; Alles das verbreitete sich; Alles das stickte mit goldenen

Arabesken die düstere Legende vom Märtyrer.

Das Königthum vom Tode getroffen, aber der König lebend erhalten, das war ein großer, mächtiger Gedanke, so groß und so mächtig, daß er nur wenigen Menschen in den Kopf kam, und diese, — so unpopulär war er, — wagten es kaum, ihn auszudrücken.

»Ein Volk hat nöthig, daß man es rettet; *doch es hat nicht nöthig, daß man es rächt,*« sagte Danton bei den Cordeliers.

»Allerdings muß man den König richten,« spricht Grégoire im Convent, »doch er hat so viel für die Verachtung gethan, daß kein Platz für den Haß da, ist!«

Payne schrieb:

»Ich will, daß man den Proceß mache, nicht gegen Ludwig XVI., sondern gegen die Bande der Könige; von diesen Individuen haben wir eines in unserer Gewalt: es wird uns auf den Weg der allgemeinen Conspiration bringen . . . Ludwig XVI., *ist sehr nützlich, um Allen die Nothwendigkeit der Revolution darzuthun.*«

Die erhabenen Geister, Thomas Payne, und die großen Herzen, Danton, Grégoire, waren über diesen Punkt einverstanden: man mußte nicht den Proceß des Königs, sondern den Proceß der Könige machen, und im Nothfalle mußte man bei diesem Processe Ludwig XVI. als Zeugen berufen, Frankreich als Republik, das heißt volljährig, mußte in seinen, Namen und im Namen der dem Königthum unterworfenen, das heißt minderjährigen, Völker verfahren; Frankreich saß dann nicht mehr als ein irdischer Richter, sondern als göttlicher Schiedsrichter; es schwebte in höheren Sphären, und sein Wort stieg dann nicht mehr zum Throne empor, wie ein Spritzer von Koth und Blut: es fiel auf die Könige wie ein Ausbruch von Blitz und Donner.

Denken Sie sich diesen Proceß veröffentlicht, unterstützt durch Beweise, beginnend mit Katharina II. Der Henkerin Polens; denken Sie sich die Einzelheiten dieses monströsen Lebens an das helle Tageslicht gebracht wie den Leichnam von Frau von Lamballe, und zwar zu ihren Lebzeiten; sehen Sie die Pasiphaë des Nordens an den Pranger der öffentlichen Meinung gestellt — und sagen Sie, welche Lehre die Völker aus einem solchen Processe entsprungen wäre!

CLXXVIII.

Der Prozeß.

Die Papiere des eisernen Schrankes, von Gamain überliefert, — dem der Convent zwölfhundert Livres Leibrente für dieses schöne Werk bewilligte, und der verkrümmt durch Gliederfluß starb, — die Papiere des eisernen Schrankes, gereinigt durch das Auslesen von denjenigen, welche wir Ludwig XVI, Madame Campan hat, übergeben sehen, diese Papiere, sagen wir, enthielten, zur großen Enttäuschung von Herrn und Madame Roland, nichts gegen Dumouriez und ebensowenig etwas gegen Danton: sie compromittirten besonders den König und die Priester; sie denuncirten den dürftigen, kleinen, engen, undankbaren Geist von Ludwig XVI. der nur diejenigen haßte, welche ihn hatten retten wollen: Necker, Lafayette, Mirabeau! — Es war auch nichts darin gegen die Gironde zu finden.

Die Verhandlung über den Proceß begann am 13. November.

Wer eröffnete sie? wer machte sich zum Schwerträger der Montagne? wer schwebte über der finstern Versammlung wie der Würhengel?

Ein junger Mann, der am 20. Juli 1792 also vier Monate zuvor, an einen Freund folgenden Brief schrieb:

»Lieber Daubigny!

»Seit dem ich hier (in Paris) bin, hat mich ein republikanisches Fieber befallen, das mich verzehrt und aufreibt. Ich schicke mit der heutigen Post meinen zweiten Brief an Ihren Bruder. Sie werden mich darin zuweilen groß finden. Es ist schade, daß ich nicht in Paris bleiben kann, ich fühle mich zu einer hervorragenden Rolle berufen. Genossen des Ruhmes und der Freiheit, möge die Gefahr Euch begeistern! Gehen Sie zu Camille Desmoulins, küssen Sie ihn in meinem Namen und sagen Sie ihm, daß er mich nicht wiedersehen wird. Sagen Sie ihm, daß ich seiner Vaterlandsliebe alle Gerechtigkeit widerfahren lasse, aber daß ich ihn verachte, weil ich in sein Nest gedrungen bin und weil er fürchtet, daß ich ihn verrathe. Sagen Sie ihm, er möge die gute Sache nicht verlassen, und legen Sie es ihm recht dringend ans Herz, denn er hat noch nicht den Muth einer hochherzigen Tugend. Adieu. — Ich bin über mein Unglück erhaben, ich werde Alles ertragen, aber ich werde die Wahrheit sagen. Ihr alle seid Memmen und wißt Euch nicht zu beurtheilen; aber meine Palme wird sich hoch erheben und vielleicht Euch Alle verdunkeln. Ihr erbärmlichen Wichte haltet mich für einen Taugenichts, weil ich Euch kein Geld zu bieten habe. Reißt mir das Herz aus, esset es, dann werdet Ihr groß werden . . . O Gott, soll denn Brutus fern von Rom schmachten? . . . Mein Entschluß ist aber gefaßt: Brutus wird sich das Schwert in die Brust stoßen, wenn er die Andern nicht damit niederstoßen kann. Adieu.«

Wer war denn dieser Brutus? Er war gebürtig aus einer der rauhesten Gegenden Frankreichs, aus der Nièvre; es lag in ihm der herbe, bittere Saft, der, wenn nicht die großen Menschen, doch wenigstens die gefährlichen Menschen macht. Er war der Sohn eines alten Soldaten, den dreißigjährige Dienste bis zum St. Ludwigs-Orden erhoben, folglich geadelt und mit dem Chevaliertitel begabt hatten; er war traurig, ernst geboren; seine Familie hatte ein Gütchen im Departement der Aisne, In Blérancourt bei Noyon, und sie bewohnte dieses bescheidene

Besitzthum, das noch lange nicht die goldene Mittelmäßigkeit des lateinischen Dichters erreichte. Nach Rheims geschickt, um die Rechte zu studiren, machte er hier schlechte Studien und schlechte Verse, ein ausschweifendes Gedicht in der Manier des *Orlando Furioso* und der *Pucelle*; 1789 ohne Erfolg gedruckt, wurde dieses Gedicht ohne größeren Succesß 1792 wiedergedruckt.

Es drängte ihn, aus seiner Provinz wegzukommen, und er suchte Camille Desmoulins, den glänzenden Journalisten, auf, der in seinen geschlossenen Händen die zukünftige Republik der unbekanntem Dichter hielt; dieser, ein erhabener Straßenjunge, voll Geist und Anmuth, sah eines Tages bei sich eintreten einen hoffärtigen Schüler, voll Anmaßung und Pathos, mit langsamen, abgemessenen Worten, die eines um das andere wie die Tropfen eisigen Wassers, welche die Felsen durchdringen, niederfielen, und zwar von einem Frauenmunde; was das Uebrige des Gesichtes betrifft, das waren blaue, starre, harte durch schwarze braunen stark abgesperrte Augen, ein weißer, aber kränklicher als reiner Teint: sein Aufenthalt in Rheims konnte wohl dem Rechtsstudenten die Skrophelkrankheit gegeben haben, welche die Könige am Tage der Salbung zu heilen die Prävention hatten: ein Kinn, das sich in einer ungeheuren Cravate verlor, die fest um den Hals gebunden war, während sie die ganze Welt lose, gleichsam schwebend trug, als wollte man dem Henker, jede Leichtigkeit, sie aufzuknüpfen geben; seine Haltung war steif, seine Bewegung maschinenmäßig, seine ganze Erscheinung lächerlich, wenn sie nicht als Gespenst grauenvoll wurde. Alles dies bekränzt mit einer so niedrigen Stirne, daß die Haare bis auf die Augen herabgingen.

Camille Desmoulins sah also eines Tages die fremde Gestalt bei sich eintreten; sie war ihm äußerst antipathisch.

Der junge Mann las ihm seine Verse vor und sagte ihm, unter anderen sozialen Gedanken, die Welt sei leer seit den Römern.

Die Verse schienen Camille schlecht, der Gedanke schien ihm falsch; er spottete über den Dichter, er spottete über den Philosophen; und der Dichter Philosoph kehrte in seine Einsamkeit in Blérancourt zurück und »schlug wie Tanquinius,« sagt Michelet, der große Portraitist von dieser Art von Leuten, »und schlug Mohnköpfe mit einem Stabe ab, in einem vielleicht Desmoulins, im andern Danton.«

Die Gelegenheit kam indessen: die Gelegenheit fehlt gewissen Menschen nie. Sein Dorf, sein Flecken, sein Städtchen, Blérancourt war bedroht, einen Markt zu verlieren, der ihm zu leben gab; ohne Robespierre zu kennen, schreibt der junge Mann an Robespierre, bittet ihn, die Reclamation der Gemeinde, die er ihm überschickt, zu unterstützen, und bietet ihm überdies, um zum Vortheil der Nation verkauft zu werden, sein Gütchen, das beißt Alles, was er besitzt, an.

Was Camille Desmoulins lachen machte, machte Robespierre träumen; er berief den fanatischen jungen Mann zu sich, studirte ihn, erkannte, er sei von dem Schlage von Menschen, mit welchen man die Revolutionen mache, und ließ ihn, durch sein Ansehen bei den Jacobinern zum Mitglieds des Convents ernennen, obgleich er noch nicht das vorgeschriebene Alter hatte. Der Präsident des Wahlkörpers, Jean de Bry, protestirte und überschickte, indem er protestirte, den Taufschein des Neugewählten; dieser war in der That erst einundzwanzig Jahre und drei Monate alt, doch unter dem Einflusse von Robespierre verschwand diese vergebliche Reclamation.

Dieser junge Mann war es, mit dem Robespierre in der Nacht vom 2. September nach Hanse ging; dieser junge Mann war es, der schlief, als Robespierre nicht schlief; — dieser junge Mann

war Saint-Just.

»Saint-just,« sprach eines Tags Camille Desmoulins zu ihm, »weißt Du, was Danton von Dir sagt?«

»Nein.«

»Er sagt, Du tragest den Kopf wie ein heiliges Sacrament.«

Ein bleiches Lächeln schwebte über den weibischen Mund des jungen Mannes.

»Gut,« erwiderte er, »und ich werde ihn den seinigen wie ein heiliger Dionysins tragen lassen.«

Und er hielt Wort.

Saint-Just stieg langsam vom Gipfel der Montagne herab; er stieg langsam auf die Tribüne, und forderte langsam den Tod . . Er *forderte*, nein, wir irren uns, er *befahl den Tod*.

Es war eine grausame Rede, die Rede, welche dieser bleiche, schöne junge Mann mit den Frauenlippen hielt; nehme sie auf wer will, drucke sie, wer kann; wir haben nicht den Muth dazu.

»Man muß den König nicht lange richten,« sagte er, »*man muß tödten*.«

»*Man muß ihn tödten*, denn es gibt keine Gesetze mehr, um ihn zu richten; er hat sie selbst vernichtet.

»*Man muß ihn tödten* wie einen Feind; man richtet nur Bürger. Um den Tyrannen zu richten, müßte man ihn zuerst zum Bürger machen.

»Man muß ihn tödten wie einen Schuldigen, der auf der That, die Hand im Blute, ertappt worden ist; das Königthum ist überdies ein ewiges Verbrechen: ein König ist außer der Natur; vom Volke zum König keine natürliche Beziehung.«

Er sprach so eine Stunde, mit der Stimme eines Rectors, mit den Gebärden eines Pedanten, und am Ende jedes Satzes wiederholend die Worte, welche mit seltsamen Gewichte niederfielen und bei den Zuhörern eine Erschütterung, der des Messeres der Guillotine ähnlich hervorbrachen, die Worte »*Man muß ihn tödten!*«

Diese Rede machte eine erschreckliche Sensation; es war nicht ein Richter, der nicht, indem er sie hörte, bis in sein Herz die Kälte des Stahls eindringen fühlte! Robespierre selbst erschrak, als er seinen Zögling, seinen Schüler so weit jenseits der vorgerückten republikanischen Vorposten die blutige Fahne der Revolution aufpflanzen sah.

Von da ab war der Proceß nicht nur beschlossen, sondern Ludwig der XVI. war sogar verurtheilt.

Es versuchen den König zu retten, hieß sich dem Tode weihen.

Danton hatte den Gedanken hierzu, er hatte aber nicht den Muth; er hätte Patriotismus genug gehabt, den Namen eines Mörders zu reklamieren, er hatte nicht Stoicismns genug, um den eines Verräthers anzunehmen.

Am 11. December eröffnete sich der Proceß.

Drei Tage vorher war ein Municipal im Tempel an der Spitze einer Abordnung der Commune erschienen, beim König eingetreten, und hatte den Gefangenen einen Beschluß vorgelesen, durch den befohlen war, ihnen Messer, Rasirmesser, Scheeren, Federmesser, kurz alle schneidende Instrumente zu nehmen, deren man die Verurtheilten beraubt.

Da mittlerweile Madame Cléry in Begleitung einer Freundin gekommen war, um ihren Mann zu besuchen, so ließ man wie gewöhnlich den Kammerdiener in den Rathssaal hinabgehen; hier

fang dieser an mit seiner Frau zu plaudern, welche Ihm absichtlich mit lauter Stimme Details über häusliche Angelegenheiten gab; während sie aber laut sprach, sagte ihre Freundin leise:

»Am nächsten Dienstag führt man den König in den Convent . . . Der Proceß wird beginnen . . . Der König kann einen Rath nehmen . . . Alles dies ist gewiß.«

Der König hatte Cléry verboten, irgend Etwas vor ihm zu verbergen; so schlimm die Kunde war, der getreue Diener faßte den Entschluß, sie seinem Herrn mitzutheilen. Dem zu Folge wiederholte er ihm am Abend, als er ihn auskleidete, die Worte, die man ihm zugeflüstert hatte, und er fügte bei, die Commune beabsichtige, ihn während der ganzen Dauer seines Processes von seiner Familie zu trennen.

Es blieben Ludwig XVI. vier Tage, um mit der Königin Abrede zu nehmen.

Er dankte Cléry für die Treue, mit der er sein Wort halte, und sprach:

»Seien Sie fortwährend bemüht, etwas über das, was sie von mir wollen, zu entdecken; fürchten Sie nicht, mich zu betrüben. Ich bin mit meiner Familie übereingekommen, nicht unterrichtet zu scheinen, um Sie nicht zu gefährden.«

Doch je näher der Tag kam, wo der Proceß in Angriff genommen werden sollte, desto mißtrauischer, wurden die Municipale; Cléry hatte also den Gefangenen keine andere Nachrichten zu geben, als die, welche in einem Journal, das man ihm zukommen ließ, enthalten waren: dieses Journal veröffentlichte das Decret, das befahl, daß am 11. December Ludwig XVI, vor den Schranken des Convents erscheinen sollte.

Am 11. December wurde von Morgens um fünf Uhr an der Generalmarsch durch ganz Paris geschlagen; die Thüren des Tempels öffneten sich, und man ließ in die Höfe Cavallerie und Kanonen einrücken. Wäre die königliche Familie über das, was vorging, unwissend gewesen, sie würde durch einen solchen Lärmen sehr in Unruhe versetzt worden sein; sie gab sich indessen den Anschein, als wüßte sie die Ursache davon nicht, und verlangte Erklärungen von den Commissären vom Dienste: diese weigerten sich, solche zu geben.

Um neun Uhr gingen der König und der Dauphin, um zu frühstücken, in die Wohnung der Prinzessinnen hinauf; man hatte noch eine letzte Stunde mit einander zuzubringen, jedoch unter den Augen der Municipale; nach einer Stunde mußte man sich trennen, und, da man dafür galt, man wisse nichts, bei der Trennung Alles in sein Herz verschließen.

Der Dauphin wußte in der That nichts; man hatte seine Jugend mit diesem Schmerze verschont. Er trug beharrlich darauf an, daß man eine Partie Siam mache: so sehr auch sein Inneres von schweren Sorgen in Anspruch genommen sein mußte, der König wollte seinem Sohne diese Zerstreung geben.

Der Dauphin verlor alle Partien und blieb dreimal bei der Nummer 16 stehen.

»Verdammte Nummer 16!« rief er, »ich glaube, sie bringt mir Unglück!«

Der König antwortete nichts, doch dieses Wort ergriff ihn wie ein unglückliches Vorzeichen.

Um elf Uhr, während er dem Dauphin seine Lection im Lesen gab, traten zwei Municipale ein und sagten, sie kommen, um den jungen Ludwig zu holen, und ihn zu seiner Mutter zu führen: der König wollte die Motive dieser Entziehung wissen; die Commissäre beschränkte sich darauf, daß sie antworteten, sie vollziehen die Befehle des Rathes der Commune.

Der König küßte seinen Sohn und beauftragte Cléry, ihn zu seiner Mutter zu bringen.

Cléry gehorchte und kam zurück.

»Wo haben Sie meinen Sohn gelassen?« fragte der König.

»In den Armen der Königin, Sire,« antwortete Cléry.

Einer von den Commissären erschien wieder.

»Mein Herr,« sagte er zu Ludwig XVI. »der Bürger Chambon, Maire von Paris (das war der Nachfolger von Pétion), ist im Rathe und wird sogleich heraufkommen.«

»Was will er von mir?« fragte der König.

»Ich weiß es nicht,«antwortete der Municipal.

Und er entfernte sich und ließ den König allein.

Der König ging einen Augenblick mit großen Schritten im Zimmer ans und ab, und setzte sich dann in ein Fauteuil oben an seinem Bette.

Der Municipal hatte sich mit Cléry in das anstoßende Zimmer zurückgezogen und sagte zum Kammerdiener:

»Ich mag nicht mehr zum König hineingehen, weil ich befürchte, daß er mich befragt.«

Es herrschte indessen eine solche Stille im Zimmer des Königs, daß der Commissär darüber in Unruhe gerieth: er trat sachte ein und fand den König den Kopf auf seine Hände gestützt und, wie es schien, tief in Gedanken versunken.

Bei dem Geräusche, das die Thüre sich auf ihren Angeln drehend machte, richtete der König den Kopf auf und fragte:

»Was wollen Sie von mir?«

»Ich befürchtete, Sie seien unpäßlich.« antwortete der Municipal.

»Ich bin nicht unpäßlich,« erwiederte der König, »nur ist die Art, wie man mir meinen Sohn nimmt, unendlich empfindlich für mich.«

Der Municipal zog sich zurück.

Der Maire erschien erst um ein Uhr; er war begleitet vom neuen Procurator der Commune Chaumette, vom Secretär Gressier Coulombeau, von mehreren Municipalbeamten und von Santerre, der selbst in Begleitung seiner Adjutanten erschien.

Der König stand auf.

»Was wollen Sie von mir, mein Herr?« fragte er, sich an den Maire wendend.

»Ich komme, um Sie zu holen,« antwortete dieser, und zwar kraft eines Decretes des Convents, das Ihnen der Secretär-Gressier vorlesen wird.«

Der Secretär-Gressier entrollt in der That ein Papier und las:

»Decret des Nationalconvents, das befiehlt, daß Ludwig Capet . . .«

Bei diesem Worte unterbrach der König den Leser und sagte:

»Capet ist nicht mein Name, es ist der Name von einem meiner Ahnen.«

Als sodann der Secretär in seiner Lesung fortfahren wollte, sprach der König:

»Unnöthig mein Herr, ich habe das Decret in einem Journal gelesen.«

Und sich an die Commissäre wendend fügte er bei: »Ich hätte gewünscht, man würde mir meinen Sohn während der zwei Stunden gelassen haben, die ich Sie erwartend zubrachte: auf zwei grausamen Stunden hätte man mir zwei süße Stunden gemacht. Diese Behandlung ist indessen eine Fortsetzung von dem, was ich seit vier Monaten erdulde . . . Ich will Ihnen folgen, nicht um dem Convente zu gehorchen, sondern weil meine Feinde die Gewalt in der Hand haben!«

»Dann kommen Sie, mein Herr,« sagte Chambon.

»Ich verlange nur so viel Zeit, als ich brauche, um einen Ueberrock über meinen Frack anzuziehen. Cléry, meinen Ueberrock!«

Cléry reichte dem König den verlangten Ueberrock, der haselnußfarbig war.

Unten an der Treppe schaute der Gefangene mit Besorgniß die Musketen, die Pieken, und besonders die himmelblauen Reiter an, von deren Formation er nichts wußte; dann warf er einen letzten Blick auf den Thurm, und man ging ab.

Es regnete.

Der König saß in einem Wagen und machte die Fahrt mit ruhigem Gesichte.

Als er an den Thoren Saint Martin und Saint-Denis vorüberkam, fragte er, welches von beiden man einzureißen vorgeschlagen habe.

Auf der Schwelle der Reitschule legte ihm Santerre die Hand auf die Schulter, und führte ihn vor die Schranke, an denselben Platz und auf dasselbe Fauteuil, wo er die Constitution beschworen hatte.

Alle Deputirte waren im Augenblicke des Eintritts von Ludwig XVI. sitzen geblieben; ein Einziger, als er an ihm vorüberging, stand auf und grüßte.

Der König wandte sich erstaunt um und erkannte Gilbert,

»Guten Morgen, Herr Gilbert,« sagte er.

Sodann zu Santerre:

»Sie kennen Herrn Gilbert: er war einst mein Arzt; »nicht wahr, Sie werden ihm also nicht zürnen, daß er mich begrüßt hat?«

Das Verhör begann.

Hier fängt das Blendwerk des Unglücks an vor der Oeffentlichkeit zu verschwinden: der König antwortete nicht nur auf die Fragen, die man an ihn richtete, sondern er antwortete sogar schlecht, zögernd, mit Winkelzügen, leugnend, sein Leben streitig machend, wie es ein Provinzadvocat eine Frage über eine gemeinschaftliche Mauer plaidirend hätte machen können.

Das helle Tageslicht stand dem armen König nicht an.

Das Verhör dauerte bis um fünf Uhr.

Um fünf Uhr wurde der König in den Saal der Conferenzen geführt, wo er seinen Wagen erwartete.

Der Maire näherte sich ihm und fragte:

»Haben Sie Hunger, mein Herr, wollen Sie etwas zu sich nehmen?«

»Ich danke Ihnen,« erwiderte der König, mit einer Geberde der Weigerung.

Doch fast in demselben Augenblicke, als er einen Grenadier ein Brod aus seiner Tasche ziehen und die Hälfte davon dem Procurator der Commune Chaumette geben sah, trat er auf diesen zu und fragte ihn:

»Wollen Sie mir ein Stück von Ihrem Brode geben, mein Herr?«

Da er aber leise gesprochen hatte, wich Chaumette zurück und sagte:

»Sprechen Sie laut, mein Herr!«

»Ah! ich kann laut sprechen,« erwiderte der König, mit einem traurigen Lächeln, »ich bitte um ein Stück Brod.«

»Gern,« antwortete Chaumette.

Und ihm sein Brod reichend!

»Nehmen Sie, schneiden Sie ab! Das ist ein Spartanermahl; hätte ich eine Wurzel, so würde ich Ihnen die Hälfte davon geben.«

Man ging in den Hof hinab.

Als sie den König erblickte, stimmte die Menge die Marseillaise an, wobei sie mit besonderer Energie den Vers hervorhob:

Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

Ludwig XVI. erleichte leicht und stieg in den Wagen.

Hier sing er an zu essen, doch nur die Kruste seines Brodes! die Krume blieb ihm in der Hand, und er wußte nicht, was er mit dieser Krume machen sollte.

Der Substitut des Procurators nahm sie ihm aus der Hand und warf sie zum Schlege hinaus.

»Ah! es ist schlimm, das Brod so wegzwerfen,« sagte der König, »besonders in einem Augenblicke, wo es so selten ist!«

»Und woher wissen Sie, daß es so selten ist?« sagte Chaumette; »es fehlt Ihnen doch nicht daran!«

»Ich weiß, daß es selten ist, weil das, welches man mir gibt, ein wenig nach Erde riecht.«

»Meine Großmutter,« erwiderte Chaumette, »sagte mir immer: »Bübchen, Du darfst nie eine Brodkrume verderben, denn Du könntest nicht ebenso viel hervordringen.«

»Herr Chaumette,« sprach der König, »Ihre Großmutter war, wie es scheint, eine verständige Frau.«

Es trat eine Stille ein; Chaumette blieb stumm, in eine Wagenecke vertieft.

»Was haben Sie, »ein Herr?« fragte der König, »Sie erbleichen!«

»In der Thal,« antwortete Chaumette, »ich fühle mich unwohl.«

»Vielleicht ist es das Rollen des Wagen, der im Schrilte geht?« fragte der König.

»Vielleicht.«

»Sind Sie zur See gewesen?«

»Ich habe den Krieg mit la Motte-Picquet gemacht.«

»La Motte-Picquet,« sagte der König, »das war ein Braver!«

Und er schwieg ebenfalls.

Worüber dachte er nach? über seine schöne, in Indien siegreiche Marine; über seinen Hafen in Cherbourg, den man dem Ocean abgerungen; über sein glänzendes Admiralscostume, roth und Gold, so verschieden von der Kleidung, die er in diesen, Augenblicke trug; über seine Kanonen, die bei seinem Vorübergehen vor Freude brüllten, in den Tagen seines Glückes?

Er war weit von da, der arme Ludwig XVI., gerüttelt in einem im Schritte fahrenden Fiacre, mit diesem die Wogen des Volkes durchschneidend, das sich, um ihn zu sehen, herbeidrängte, ein faules, hochgehendes Meer, dessen Flut aus den Gossen von Paris aufstieg; mit den Augen, blinzelnd am hellen Tage, mit seinem langen Barte, mit den spärlichen, fadblonden Haaren, und seinen abgemagerten, auf seinen gerunzelten Hals herabhängenden Backen; bekleidet mit einem grauen Fracke und einem haselnußfarbigen Ueberrocke, und mit jenem automatischen Gedächtnisse der Kinder und der Bourbonen sprechend: »Ah! das ist die und die Straße, — und dann die Straße — und dann die Straße.«

Bei der Rue d'Orleans angelangt, sagte er:

»Ah! das ist die Rue d'Orleans!«

»Sagen Sie die Rue d'Egalité,« antwortete man ihm.

»Ah! ja, wegen des Herrn . . .»

Der König vollendete nicht, er versank wieder in sein Stillschweigen und sprach von der Rue d'Egalité bis zum Tempel nicht ein Wort mehr.

CLXXIX.

Die Legende vom Märtyrer-König.

Der König, als er ankam, verlangte vor Allem, daß man ihn zu seiner Familie führe; doch man antwortete ihm, es sei in dieser Beziehung kein Befehl da.

Ludwig begriff, daß er, wie jeder Verurtheilte, dem man einen Proceß auf den Tod macht, in engem Gewahrsam war.

»Unterrichten Sie wenigstens meine Familie von meiner Rückkehr,« sagte er.

Sodann, ohne sich um die vier Municipale zu bekümmern, die ihn umgaben, beschäftigte er sich mit seiner gewöhnlichen Lectüre.

Der König hatte noch eine Hoffnung! zur Stunde des Abendbrods würde seine Familie zu ihm heraufkommen.

Er wartete vergebens. Niemand erschien.

»Ich denke aber,« sagte er, »mein Sohn wird Nacht bei mir zubringen, da seine Effecten hier sind?

Ach! der Gefangene hatte, hinsichtlich seines Sohnes nicht einmal die Gewißheit, die er zu haben sich den Anschein gab.

Man antwortete ebensowenig auf diese Frage, als man es bei den anderen gethan hatte.

»Nun, so legen wir uns zu Bette!« sagte der König.

Cléry kleidete ihn wie gewöhnlich aus.

»Ah! Cléry,« murmelte er, »ich erwartete entfernt nicht die Fragen, die sie an mich gemacht haben.«

Und in der That, fast alle an den König gerichteten Fragen hatten ihre Quelle in dem eisernen Schranke, und der König, der nichts von dem Verrathe von Gamain wusste, ahnte nicht, der eiserne Schrank sei entdeckt worden.

Nichtdestoweniger legte er sich zu >Bette, und kaum liegend entschlief er mit jener Ruhe, von der er schon so viele Proben gegeben, und die man unter gewissen Umständen für Lethargie halten konnte.

Nicht dasselbe war bei den anderen Gefangenen der Fall; dieser enge Gewahrsam war für sie erschrecklich bezeichnend; es war der Gewahrsam der Verurteilten.

Da der Dauphin sein Bett und seine Effekten beim König hatte, so legte die Königin das Kind in ihr eigenes Bett, und die ganze Nacht zu seinen Häupten stehend, schaute sie dem Schlafenden zu.

Ihr Schmerz war so düster, diese Stellung glich so sehr der Statue einer Mutter am Grabe ihres Kindes, daß Madame Elisabeth und Madame Royale die Nacht auf Stühlen neben der stehenden Königin zuzubringen beschlossen; doch die Municipale nöthigten die zwei Frauen, zu Bette zu gehen.

Am andern Tage richtete die Königin zum ersten Male eine Bitte an ihre Wächter.

Sie verlangte zwei Dinge: den König zu sehen, und die Journale zu empfangen, um über den

Proceß dem auf dem laufenden erhalten zu sein.

Man überbrachte diese zwei Gesuche dem Rathe.

Das eine wurde völlig abgeschlagen: das der Journale; das andere wurde zur Hälfte bewilligt.

Die Königin durfte ihren Gatten, die Schwester ihren Bruder nicht mehr sehen; doch die Kinder konnten ihren Vater sehen, unter der Bedingung, daß sie weder ihre Mutter, noch ihre Tante mehr sehen würden.

Man eröffnete dem König dieses *Ultimatum*.

Er dachte einen Augenblick nach; dann sagte er mit seiner gewöhnlichen Resignation:

»Gut; welches Glück es mir auch bereitet, meine Kinder zu sehen, ich werde auf dieses Glück verzichten. Die große Angelegenheit, die mich beschäftigt, würde mich überdies verhindern, ihnen die Zeit zu weihen, der sie bedürfen . . . Die Kinder werden bei ihrer Mutter bleiben.«

Auf diese Antwort brachte man das Bett des Dauphin in das Zimmer seiner Mutter, welche ihre Kinder nur verließ, als sie sich sollte vom Revolutionstribunal verurtheilen lassen, wie der Vater vom Convente verurtheilt werden sollte.

Man mußte auf Mittel eines Verkehrs trotz dieses geheimen Gewahrsams bedacht sein.

Es war abermals Cléry, der die Organisation der Correspondenzen mit Hilfe eines Dieners der Prinzessinnen Namens Turgy übernahm.

Turgy und Cléry begegneten sich, wenn sie für die Bedürfnisse des Dienstes hin und hergingen; doch die Beaufsichtigung der Municipale machte jedes Gespräch zwischen ihnen schwierig. Die einzigen Worte, welche sie austauschen konnten, beschränkten sich gewöhnlich auf die: »Der König befindet sich wohl. — Die Königin, die Prinzessinnen und die Kinder befinden sich wohl.«

Eines Tags übergab indessen Turgy Cléry ein Billetchen.

»Madame Elisabeth bat es mir, indem sie mir ihre Serviette zurückgab, in die Hand gesteckt.«

Cléry brachte schleunigst dem König das Billet.

Es war mit Nadelstichen geschrieben; seit langer Zeit halten die Prinzessinnen weder mehr Tinte, noch Federn, noch Papier; es enthielt folgende Zeilen:

»Wir befinden uns wohl, mein Bruder. Schreiben Sie uns auch.«

Der König antwortete, denn seit der Eröffnung des Processes hatte man ihm Federn, Tinte und Papier zurückgegeben.

Er reichte sodann den Brief offen Cléry und sagte zu ihm:

»Lesen Sie, mein lieber Cléry, und Sie werden sehen, daß dieser Brief nichts enthält, was Sie compromittiren kann.«

Cléry weigerte sich ehrfurchtsvoll, zu lesen, und schob erröthend die Hand des Königs zurück.

Zehn Minuten nachher hatte Turgy die Antwort.

An demselben Tage ließ der Letztere, als er am Zimmer von Cléry vorbeiging, durch die ein wenig geöffnete Thüre dieses Zimmers einen Knäul Faden bis unter das Bett rollen; dieser Knäul Faden bedeckte ein neues Billet von Madame Elisabeth.

Das war ein angedeutetes Mittel.

Cléry wickelte den Faden um ein Billet des Königs und verbarg den Knäul in einem Tellerschanke; Turgy fand ihn und legte die Antwort wieder an denselben Ort.

Dasselbe Manoeuvre wiederholte sich mehrere Tage; nur so oft ihm sein Kammerdiener einen

neuen Beweis von Treue oder von Gewandtheit dieser Art gab, schüttelte der König den Kopf und sagte:

»Nehmen Sie sich in Acht, mein Freund, Sie compromittiren sich hierdurch!«

Das Mittel war in der That zu precär; Cléry suchte ein anderes.

Die Commissärs übergaben dem König die Wachskerzen zusammengeschnürt; Cléry hob sorgfältig die Schnüre auf, und als er eine hinreichende Quantität davon besaß, sagte er dem König, er habe ein Mittel, um die Correspondenz thätiger zumachen; das war, seine Schnur Madame Elisabeth zukommen zu lassen; Madame Elisabeth, welche über ihm schlief und ein Fenster hatte, das senkrecht mit dem eines an das Zimmer von Cléry anstoßenden kleinen Flurganges correspondirte, konnte in der Nacht ihre Briefe an diese Schnur hängen und durch dasselbe Mittel die vom König empfangen.

Ueberdies konnte man an derselben Schnur Federn, Papier und Tinte herablassen, was die Prinzessinnen der Mühe, mit Nadelspitzen zu schreiben, überheben würde.

Es war so den Gefangenen jeden Tag gestattet, Nachrichten, den Prinzessinnen vom König, dem König von den Prinzessinnen und seinem Sohne, zu erhalten.

Die Lage von Ludwig XVI. hatte sich indessen moralisch sehr verschlimmert, seitdem er vor dem Convente erschienen war.

Man glaubte allgemein zwei Dinge: entweder das Beispiel von Karl I., dessen Geschichte er so gut kannte, befolgend, werde sich der König weigern, dem Convente zu antworten, oder, wenn er antworte, werde er hochmüthig, stolz, im Namen des Königthums antworten, nicht wie ein Angeklagter, der ein Urtheil über sich ergehen läßt, sondern wie ein Ritter, der die Herausforderung annimmt und den Fehdehandschuh aufhebt.

Zu seinem Unglücke war Ludwig XVI. nicht von einer genug königlichen Natur, um bei einem von diesen beiden Entschlüssen zu beharren.

Er antwortete, wie wir gesagt haben, schlecht furchtsam, linkisch, und fühlend, daß er vor allen diesen, ohne sein Wissen, in die Hände seiner Feinde gefallenem Stücken sich selbst fing, bat der arme König am Ende um einen, Rechtsberater.

Nach einer stürmische, Behandlung welche an den Abgang des Königs folgte, wurde der Rechtsberater bewilligt.

Am andern Tage begaben sich vier, zu diesem Ende als Kommissare ernannte, Mitglieder des Convents zum König und fragten ihn, wer der von ihm gewählte Rechtsberater sei.

»Herr Target,« antwortete der König.

Die Kommissärs entfernten sich, und man benachrichtete Herrn Target von der Ehre, die ihm der König erwies.

Unerhört! — dieser Mann, — ein Mann von großem Werthe, ehemaliges Mitglied der constituierenden Versammlung, einer von diejenigen, welche den thätigen Antheil an der Abfassung der Constitution genommen, — dieser Mensch hatte Angst.

Er weigerte sich feige, erbleichend aus Furcht vor seinem Jahrhundert, um zu erröthen aus Scham vor der Nachwelt.

Doch schon am andern Tags, nachdem der König erschienen war, erhielt der Präsident des Convents folgenden Brief:

»Bürger Präsident,

»Ich weih nicht, ob der Convent dem König einen Rechtsberater geben wird, um ihn zu zu

vertheidigen, und ihm die Wahl desselben überlassen wird; in diesem Falle wünsche ich, daß Ludwig XVI. erfahre, ich sei, wenn er mich zu dieser Function wählt, bereit, mich derselben zu unterziehen. Ich bitte Sie nicht, dem Convente mein Anerbieten mitzutheilen, denn ich bin eine zu unwichtige Person, als das, er sich mit mir beschäftigen sollte; doch ich wurde zweimal in den Rath von demjenigen berufen, der mein Herr war in der Zeit, wo alle Weit nach dieser Function trachtete: ich bin ihm denselben Dienst schuldig, da es eine Function ist, welche viele Leute gefährlich finden.

»Kennete ich ein mögliches Mittel, um ihn mit meiner Gesinnung bekannt zu machen, so würde ich mir nicht die Freiheit nehmen, mich an Sie zu wenden.

»Ich dachte, auf dem Platze, den Sie einnehmen, haben Sie mehr als irgend jemand Mittel, ihm diese Nachricht zukommen zu lassen,

»Ich bin mit aller Hochachtung u. s. w.

»Malesherbes.«

Zwei andere Gesuche kamen zu gleicher Zeit, das eine war von einem Advocaten von Troyes, Herrn Sonrdat. Er sagte kühn: »Ich sehe mich angetrieben, Ludwig XVI. zu vertheidigen durch das Gefühl, das ich von seiner Unschuld habe.« Das andere von Olympia von Gonges, der seltsamen südlichen Improvisatrice, welche ihre Komödien dictirte, weil sie wie sie sagte, nicht schreiben konnte.

Olympia von Gonges halte sich zum Advocaten der Frauen gemacht, sie wollte, das, man ihnen dieselben Rechte gebe, wie den Männern, das, sie sich um die Deputation bewerben, die Gesetze discutiren, Krieg und Frieden erklären können; und sie hatte ihre Forderung mit einen, erhabenen Worte untersucht! »Warum sollten die Frauen nicht die Tribüne besteigen?« sagte sie: »sie besteigen wohl das Schaffot?«

Sie bestieg es in der That, die arme Creatur; doch in dem Augenblicke, wo man ihr Urtheil sprach, wurde sie wieder Weib, das beißt schwach: sie wollte die Wohlthat des Gesetzes benützen und erklärte sich für schwanger.

Das Tribunal übergab die Verurtheilte einer Consultation von Aerzten und Hebammen; das Resultat der Consultation war, wenn eine Schwangerschaft vorhanden sei, so sei sie zu neu, als daß man sie constatiren könnte.

Vor dem Schaffot wurde sie wieder Mann: und sie starb, wie eine Frau wie sie sterben mußte.

Was Herrn von Malesherbes betrifft, das war derselbe Lamoignon von Malesherbes, der mit Turgot Minister gewesen und mit ihm gefallen war.

Wir haben anderswo erwähnt, es sei ein kleiner Mann von siebzig bis zweiundsiebzig Jahren gewesen, von Natur linkisch und zerstreut, und, von gemeinem Aussehen, »ein wahres Apothekergesicht,« sagt Michelet, in welchem man entfernt nicht einen Heldenmuth der alten Zeiten ahnte.

Vor dem Convente nannte er den König nie anders als *Sire*.

»Was macht Dich so kühn, so vor uns zu sprechen?« fragte ihn ein Conventsmitglied.

»Die Verachtung des Todes,« antwortete einfach Malesherbes.

Und er verachtete ihn wirklich, diesen Tod, zu dem er mit seinen Gefährten im Wagen plaudernd ging, und den er empfing, als ob er, nach dem Worte von Guillotin, indem er ihn empfing, nichts Anderes fühlen sollte, als eine *leichte Kühle* auf dem Halse. Der Concierge von

Monceaux, — nach Monceaux brachte man die Hingerichteten, — der Concierge von Monceaux bekräftigte einen seltsamen Beweis von dieser Todesverachtung: im Hosentäschchen dieses enthaupteten Körpers fand er die Uhr von Malesherbes; sie bezeichnete die zweite Stunde. Nach seiner Gewohnheit hatte der Verurtheilte um Mittag, das heißt zur Stunde, wo er nach dem Schaffot ging, seine Uhr aufgezogen.

In Ermangelung von Target, nahm der König also Malesherbes und Trouchet; von der Zeit gedrängt, gesellten sich diese den Advocaten Desèze bei.

Am 11. December eröffnete man Ludwig, er habe Erlaubnis, mit seinen Vertheidigern zu verkehren, und er werde an demselben Tage den Besuch von Herrn von Malesherbes empfangen.

Die Ergebenheit von diesem hatte ihn sehr gerührt, obschon ihn sein Temperament für dergleichen Gemüthsbewegungen ziemlich unzugänglich machte.

Als er mit einer erhabenen Einfachheit diesen siebzigjährigen Greis auf sich zukommen sah, da schwoll sein Herz an, seine Arme, — diese königlichen Arme, die sich so selten auseinander thun, — öffneten sich, und er sprach ganz in Thränen zerfließend:

»Mein lieber Herr von Malesherbes, umarmen Sie mich!«

Sodann, nachdem er ihn liebevoll an seine Brust gedrückt hatte, fuhr der König fort:

»Ich weiß, mit wem ich es zu thun habe; ich erwarte den Tod, und ich bin vorbereitet, ihn zu empfangen. So wie Sie mich in diesem Augenblicke sehen, — und ich bin ruhig, nicht wahr? — nun, so werde ich zum Schaffot gehen!«

Am 16. erschien eine Deputation im Tempel; sie bestand aus vier Mitgliedern des Convents: diese waren Valazé, Cochon, Grandpré und Duprat.

Man hatte einundzwanzig Deputirte ernannt, um den Proceß des Königs zu prüfen; alle Vier gehörten zu dieser Commission.

Sie brachten dem König seine Anklageacte und die auf seinen Proceß bezüglichen Papiere.

Der ganze Tag wurde zur Bewahrheitung dieser Papiere angewendet.

Der Secretär las jedes Stück vor; nach der Lesung fragte Valazé: »Haben Sie Kenntniß . . . Der König antwortete ja oder nein, und Alles war abgethan.

Einige Tage nachher kamen dieselben Commissäre wieder und lasen dem König einundfünfzig neue Actenstücke vor, die er unterschrieb und wie die vorhergehenden mit seinem Namenszuge bezeichnete.

Im Ganzen hundert einundfünfzig Stücke, von denen man ihm die Abschriften zurückließ.

Mittlerweile wurde der König von einem Flusse befallen.

Er erinnerte sich des Grußes von Gilbert in dem Augenblicke, wo er in den Convent eingetreten war, und verlangte von der Commune, daß man seinem ehemaligen Arzte erlaube, ihm einen Besuch zu machen: die Commune schlug es ab.

»Capet trinke kein Eiswasser mehr, und er wird keinen Fluß haben,« sagte eines ihrer Mitglieder.

Am 26. sollte der König zum zweiten Male vor den Schranken des Convents erscheinen.

Sein Bart war gewachsen; — wir haben gesagt, sein Bart sei häßlich, fadblond, schlecht gepflanzt gewesen . . . Ludwig verlangte seine Rasirmesser; sie wurden ihm zurückgegeben, doch unter der Bedingung, daß er sich derselben nur vor vier Municipalen bediene!

Am 25., um elf Uhr Abends, fing er an sein Testament zu schreiben. . . Dieses Actenstück ist

so sehr bekannt, daß wir es, so rührend und christlich es ist, nicht hier aufzeichnen.

Zwei Testamente haben immer unsere Aufmerksamkeit angezogen: das Testament von Ludwig XVI., das sich der Republik gegenüber fand und nur das Königthum sah; das Testament des Herzogs von Orleans, das sich dem Königthum gegenüber fand und nur die Republik sah.

Wir wollen mir einen Satz aus dem Testamente von Ludwig XVI. anführen, weil er uns eine Frage *des Gesichtspunktes* aufklären helfen wird. Jeder sieht, sagt man, nicht nach der Wirklichkeit der Sache, sondern nach dem Gesichtspunkte seiner Stellung.

»Ich endige,« schrieb Ludwig XVI., »indem ich vor Gott, und bereit, vor ihm zu erscheinen, erkläre, daß ich mir keines der Verbrechen, die man gegen mich vorgebracht hat, vorwerfe.«

Wie konnte nun Ludwig XVI., welchem die Nachwelt den Ruf eines ehrlichen Mannes gemacht hat, den er übrigens vielleicht diesem Satze verdankt; wie konnte Ludwig XVI., der an allen seinen Schwüren eidbrüchig geworden, der eine Protestation gegen die geleisteten Eide hinterlassend nach dem Auslande floh; wie konnte Ludwig XVI. welcher die den Feind in das Herz Frankreichs rufenden Pläne von Lafayette und Mirabeau erwogen, erörtert, mit Noten versehen hatte; wie konnte Ludwig XVI. bereit, wie er es selbst sagt, vor dem Gotte zu erscheinen, der ihn richten sollte, folglich an diesen Gott, an seine Gerechtigkeit, an seine Vergeltung der guten und der schlimmen Handlungen glaubend; wie konnte Ludwig XVI. sagen: »*Ich werfe mir keines der Verbrechen vor, die man gegen mich vorgebracht hat?*«

Nun wohl, die Construction des Satzes selbst erklärt das.

Ludwig XVI. sagt nicht: »*Die Verbrechen, die man gegen mich vorbringt, sind falsch;*« nein, er sagt: »*Ich werfe mir keines der Verbrechen vor, die man gegen mich vorgebracht hat;*« was durchaus nicht dasselbe ist.

Bereit, zum Schafott zu gehen, ist Ludwig XVI, immer der Zögling von Herrn de la Vanguyon!

Sagen: »*Die Verbrechen, die man gegen mich vorbringt, sind falsch,*« hieß diese Verbrechen leugnen; und Ludwig XVI. konnte sie nicht leugnen; sagen: »*Ich werfe mir keines der Verbrechen vor, welche gegen mich vorgebracht werden,*« hieß streng genommen sagen: »*Diese Verbrechen existiren, doch ich werfe sie mir nicht vor.*«

Und warum warf sich Ludwig XVI. dieselben nicht vor?

Weil er, wie wir so eben sagten, in den Gesichtspunkt des Königthums gestellt war; weil, — Dank sei es der Mitte, in der sie erzogen werden, Dank sei es dieser Weihe der Legitimität, dieser Unfehlbarkeit des göttlichen Rechtes, — die Könige die Verbrechen, und besonders die politischen Verbrechen, nicht aus demselben Gesichtspunkte anschauen, wie die anderen Menschen.

So ist für Ludwig XI. seine Empörung gegen seinen Vater kein Verbrechen: es ist *der Krieg des öffentlichen Wohles*.

So ist für Karl IX. die Bartholomäusnacht kein Verbrechen: es ist eine *durch das öffentliche Wohl gerathene Maßregel*.

So ist in den Augen von Ludwig XIV. der Widerruf des Edicts von Nantes kein Verbrechen: es ist ganz einfach eine *Staatsraison*.

Derselbe Malesherbes, der heute den König vertheidigte, hatte früher, als er Minister war, die Protestanten wieder in ihre Rechte einsetzen wollen. Er hatte in Ludwig XVI. einen hartnäckigen Widerstand gefunden.

»Nein,« antwortete ihm der König, »die Proscription der Protestanten ist ein Staatsgesetz, ein Gesetz von Ludwig XIV.; rücken wir die alten Gränzsteine nicht von der Stelle.«

»Sire,« entgegnete Malesherbes, »die Politik verjährt nie gegen die Gerechtigkeit.«

»Aber,« rief Ludwig XVI. wie ein Mensch, der nicht begreift, »wo ist denn im Widerruf des Edicts von Nantes eine Verletzung der Gerechtigkeit? Ist nicht der Widerruf des Edicts von Nantes das *Wohl des Staates*?«

Also war für Ludwig XVI. die Verfolgung der Protestanten angestiftet durch eine alte Betschwester und einen haßerfüllten Jesuiten, diese grausame Maßregel, die das Blut in Strömen in den Thälern der Cevennen fließen gemacht hat, die die Scheiterhaufen von Nimes, von Alby, von Béziers angezündet hat, das war kein Verbrechen, sondern im Gegentheile eine *Staatsraison*!

Dann gib, es noch etwas Anderes, was man ans den, königlichen Gesichtspunkte prüfen muß: daß ein König beinahe immer von einer fremden Prinzessin geboren, bei der er den besten Theil von seinem Blute schöpft, seinem Volke fast fremd ist; er regiert es, das ist das Ganze; . . . und durch wen regiert er es? Durch seine Minister.

Also ist das Volk nicht nur nicht würdig, mit ihm verwandt zu sein, nicht nur nicht würdig, mit ihm verschwägert zu sein, sondern es ist nicht würdig, von ihm unmittelbar regiert zu werden; während im Gegentheile die fremden Souverains die Verwandten und die Verschwägerten des Königs sind, der weder Verwandte, noch Verschwägere in seinem Königreiche hat, und direct mit Jenen ohne die Vermittlung von Ministern correspondirt.

Bourbonen von Neapel, Bourbonen von Spanien, Bourbonen von Italien gingen zu demselben Stamme zurück: Heinrich IV.; sie waren Vetter.

Der Kaiser von Oesterreich war Schwager, die Prinzen von Savoyen waren verschwägert mit Ludwig XVI., der Sachse durch seine Mutter.

War nun das Volk so weit gekommen, daß es seinem König Bedingungen auflegen wollte, welche zu befolgen dieser nicht seinem Interesse entsprechend glaubte, an wen appellirte er gegen seine empörten Unterthanen? An seine Vetter, an seine Schwäger; für ihn waren die Spanier und die Oesterreicher keine Feinde Frankreichs, da sie seine Verwandten, seine, des Königs, Freunde waren, und aus dem Gesichtspunkte des Königthums ist der König Frankreich.

Diese Könige, was vertbeidigten sie? die heilige, unangreifbare, fast göttliche Sache des Königthums.

Darum *warf sich* Ludwig XVI, die Verbrechen *nicht vor*, deren man ihn bezichtigte.

Der königliche Egoismus hatte indessen den Volksegoismns erzeugt; und das Volk, das seinen Haß gegen das Königthum bis zur Abschaffung Gottes getrieben, weil man ihm gesagt, das Königthum entfließe Gott, hatte ohne Zweifel auch, kraft irgend einer Staatsraison, aus seinem Gesichtspunkte, den 14. Juli, den 5. und den 6. October, den 20. Juni und den 10. August gemacht.

Wir sagen nicht den 2. September: wir wiederholen, es war nicht das Volk, das den 2. September machte, es war die Commune!

CLXXX.

Die Legende vom Märtyrer-König.

Der Tag des 26. kam und fand den König zu Allem vorbereitet, selbst zum Tode.

Er hatte sein Testament am Abend vorher gemacht; er befürchtete, man weiß nicht warum, am andern Tage, nach dem Convente gehend, ermordet zu werden.

Die Königin war davon unterrichtet, daß sich der König zum zweiten Male in den Nationalconvent begab. Die Truppenbewegung, der Lärm der Trommeln hätten sie übermäßig erschrecken können, hätte Cléry nicht Mittel gefunden, sie mit der Ursache bekannt zu machen.

Morgens um zehn Uhr ging Ludwig XVI. unter der Bewachung von Chambon und Santerre ab.

Im Convente angekommen, mußte er eine Stunde warten; das Volk rächte sich dafür, daß es fünf Jahrhunderte im Louvre, in den Tuilerien und in Versailles antichambriert hatte.

Es hatte eine Discussion stattgefunden, der der König nicht anwohnen konnte; ein von ihm am 12. Cléry übergebener Schlüssel war in den Händen von diesem ergriffen worden; man war auf den Gedanken gekommen, diesen Schlüssel am eisernen Schranke zu probiren, und er hatte denselben geöffnet.

Dieser Schlüssel war dem König gezeigt worden.

»Ich erkenne ihn nicht,« hatte er geantwortet.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er ihn selbst geschmiedet.

Bei solchen Details fehlte es dem König ganz und gar an Größe.

Nachdem die Discussion beendet war, zeigte der Präsident der Versammlung an, der Angeklagte und seine Vertheidiger seien bereit, vor den Schranken zu erscheinen.

Der König erschien in Begleitung von Malesherbes, Trouchet und Desèze.

»Ludwig,« sprach der Präsident, »der Convent hat beschlossen, Sie sollen heute gehört werden.«

»Mein Rechtsrath wird Ihnen meine Vertheidigung vorlesen,« antwortete der König.

Es trat eine tiefe Stille ein; die ganze Versammlung begriff, man könne wohl einige Stunden diesem König lassen, dessen Königthum man brach, diesem Menschen, dessen Leben man abschnitt.

Sodann erwartete vielleicht die Versammlung, von der einige Mitglieder das Maß eines so erhabenen Geistes gegeben hatten, eine große Discussion hervorspringen zu sehen; bereit, sich in sein blutiges Grab zu legen, schon in sein Leichentuch gehüllt, würde vielleicht das Königthum sich plötzlich erheben, mit der Majestät der Sterbenden erscheinen, und einige von jenen Worten sagen, welche sie Geschichte einregistriert, und die die Jahrhunderte wiederholen.

Es war dem nicht so: die Rede des Advocaten Desèze blieb eine ächte Advocatenrede.

Und es war doch eine schöne Sache zum Vertheidigen, die dieses Erben von so vielen Königen, den das Verhängniß vor das Volk führte, nicht nur zu Sühnung seiner eigenen Verbrechen, sondern auch zu Sühnung der Verbrechen und Vergehen eines ganzen Geschlechtes.

Es scheint uns, wir würden bei dieser Gelegenheit, hätten wir die Ehre gehabt, Herr Desèze zu sein, nicht im Namen von Herrn Desèze gesprochen haben.

Das Wort kam dem heiligen Ludwig und Heinrich IV. zu; es war an diesen zwei großen Geschlechtshäuptern, Ludwig XVI, von den Schwächen Ludwigs XIII. Von den Verschwendungen Ludwigs XIV., von den Ausschweifungen Ludwigs XV. rein zu waschen.

Wir wiederholen, das geschah nicht.

Desèze war Krittler, wenn er hätte hinreißen sollen; es handelte sich nicht darum, bündig zu sein, sondern poetisch; man mußte sich an das Herz wenden, und nicht an die Vernunft.

Vielleicht aber würde, wenn diese flache Rede beendet wäre, Ludwig XVI. das Wort nehmen, und da er sich zu vertheidigen eingewilligt, so würde er sich als König vertheidigen, — würdig, groß, edel.

»Meine Herrn,« sprach er, »man hat Ihnen meine Vertheidigungsmittel auseinandergesetzt; ich werde sie Ihnen nicht wiederholen, indem ich vielleicht zum letzten Male zu Ihnen spreche. Ich erkläre Ihnen, daß mir mein Gewissen nichts vorwirft, und daß Ihnen meine Vertheidiger nur die Wahrheit gesagt haben.

»Ich habe nie bange davor gehabt, daß mein Benehmen öffentlich untersucht werde; doch mein Herz ist zerrissen, daß ich in der Anklageacte die Bezeichnung gefunden, ich habe das Blut des Volkes vergießen wollen, und besonders daß die Mißgeschicke des 10. Augusts mir zugeschrieben werden.

»Ich gestehe, die vielfachen Proben, die ich jeder Zeit von meiner Liebe für das Volk gegeben, und die Art, wie ich mich benommen, schienen mir als Beweis dafür, daß ich mich wenig fürchte, mich auszusetzen, um sein Blut zu sparen, dienend für immer von mir eine solche Bezeichnung fern halten zu müssen.«

Begreifen Sie den Nachfolger von sechzig Königen, den Enkel vom heiligen Ludwig, von Heinrich IV. und von Ludwig XIV., der nur dies seinen Anklägern zu antworten findet?

Doch je ungerechter die Anklage aus Ihrem Gesichtspunkte war, Sire, desto mehr mußte Sie die Entrüstung beredt machen. Sie mußten der Nachwelt etwas hinterlassen, und war es nur ein erhabener Fluch für Ihre Henker!

Der Convent fragte auch erstaunt:

»Sie haben Ihrer Vertheidigung nichts Anderes beizufügen?«

»Nein,« antwortete der König.

»Sie können sich zurückziehen.«

Ludwig zog sich zurück.

Er wurde in einen der anstoßenden Säle geführt. Hier nahm er Herrn Desèze in seine Arme und drückte ihn an sein Herz; sodann, da Herr Desèze vom Schweiß tropfnaß war, mehr noch in Folge der Gemüthsbewegung, als der Anstrengung, drang Ludwig XVI. in ihn, daß er seine Wäsche wechsle, und wärmte ihm selbst das Hemd, das der Advocat anzog.

Um fünf Uhr Abends kehrte er in den Tempel zurück.

Eine Stunde nachher traten seine Vertheidiger in dem Augenblicke bei ihm ein, wo er von Tische aufstand.

Er bot ihnen einige Erfrischungen an; nur Herr Desèze nahm es an.

Während dieser aß, sagte Ludwig XVI. zu Herrn von Malesherbes:

»Sie sehen nun, daß ich mich von Anfang an nicht getäuscht hatte, und daß meine Verurtheilung ausgesprochen war, ehe man mich gehört hatte.«

»Sire,« antwortete Herr von Malesherbes, »als ich aus der Versammlung wegging, wurde ich von einer Menge guter Bürger umringt, die mir versicherten, Sie werden nicht sterben, oder Sie werden wenigstens nach ihnen und ihren guten Freunden sterben.«

»Kennen Sie dieselben, mein Herr?« fragte lebhaft der König.

»Ich kenne sie nicht persönlich; ich würde sie aber sicherlich an ihrem Gesichte wiedererkennen.«

»Nun wohl,« erwiderte der König, »suchen Sie schleunigst Einige davon aufzufinden, und sagen Sie ihnen, ich könnte mir nie vergeben, wenn ein einziger Tropfen Blutes um meinetwillen vergossen würde! Ich wollte nicht, daß vergossen werde, als dieses Blut vielleicht meinen Thron und mein Leben erhalten hätte, — um so mehr zu dieser Stunde, da ich den einen und das andere zum Opser gebracht habe.«

Herr von Malesherbes verließ in der That den König frühzeitig, in der Absicht, dem ihm ertheilten Befehle zu gehorchen.

Es kam der 1. Januar 1793.

Im strengsten Gewahrsam gehalten, hatte Ludwig XVI, nur noch einen einzigen Diener bei sich.

Er dachte mit Betrübniß, an diese Vereinzelung an einem solchen Tage, als sich Cléry seinem Bette näherte.

»Sire,« sagte leise der Kammerdiener, »ich bitte um Erlaubniß, Ihnen meine heißesten Wünsche für das Ende Ihres Mißgeschicks ausdrücken zu dürfen.«

»Ich nehme Ihre Wünsche an,« erwiderte der König, indem er ihm die Hand reichte.

Cléry ergriff diese Hand, die man ihm reichte, küßte sie und bedeckte sie mit Thränen; dann half er seinem Herrn sich ankleiden.

In diesem Augenblicke traten die Municipale ein.

Ludwig schaute sie Einen um den Andern an, und als er Einen sah, dessen Gesicht ein wenig Mitleid verriet, näherte er sich ihm und sagte:

»Oh! mein Herr, thun Sie mir einen großen Gefallen!«

»Welchen?« fragte der Mann.

»Ich bitte, erkundigen Sie sich in meinem Auftrage nach meiner Familie, und bringen Sie ihr meine Glückwünsche zum beginnenden Jahre.«

»Ich gehe,« antwortete der Municipal sichtbar gerührt.

»Meinen Dank!« sprach Ludwig XVI. »Gott wird Ihnen hoffentlich wiedervergelten, was Sie für mich thun.«

»Aber,« sagte zu Cléry einer von den andern Municipalen, »aber warum verlangt der Gefangene nicht seine Familie zu sehen? Nun, da die Verhöre beendet sind, würde das sicherlich keine Schwierigkeit finden.«

»An wen müßte man sich zu diesem Ende wenden?« fragte Cléry.

»An den Convent.«

Einen Augenblick nachher kam der Municipal, der bei der Königin gewesen war, zurück.

»Mein Herr,« sagte er, »Ihre Familie dankt Ihnen für Ihre Wünsche, und läßt Ihnen die Ihrigen

ausdrücken.«

Der König lächelte traurig.

»Was für ein Neujahrstag!« sprach er.

Am Abend theilte ihm Cléry mit, was ihm der Municipal über die Möglichkeit, die es für den König habe, seine Familie zu sehen, gesagt hatte.

Der König überlegte einen Moment und schien zu zögern.

»Nein,« erwiderte er endlich, »in ein paar Tagen werden sie mir diesen Trost nicht verweigern: wir müssen warten.«

Die katholische Religion hat entsetzliche Kreuzigungen des Herzens, die sie ihren Auserwählten auferlegt!

Am 16. sollte das Urtheil gesprochen werden.

Herr von Malesherbes blieb am Morgen ziemlich lange beim König; gegen Mittag ging er weg und sagte, er werde wiederkommen und ihm über die Namensausrufung berichten, sobald diese beendigt sei.

Die Abstimmung sollte über drei erschrecklich einfache Fragen stattfinden:

- 1) Ist Ludwig schuldig?
- 2) Wird man vom Urtheile des Convents an das Urtheil des Volkes appelliren?
- 3) Was wird die Strafe sein?

Damit die Zukunft sehe, wenn man nicht *ohne Haß* stimme, stimme man wenigstens *ohne Furcht*, mußte die Abstimmung öffentlich sein.

Ein Girondist Namens Birotteau verlangte, daß Jeder die Tribüne besteige und laut sein Urtheil sage.

Ein Montagnard, Léonard Bourdon, ging weiter: er veranlaßte den Beschluß, daß die Abstimmungen unterzeichnet werden müssen.

Einer von der Rechten verlangte endlich, daß die Listen der Abwesenden durch Commission erwähnen, und daß die Abwesenden ohne Commission einen Tadel erhalten, und daß man ihre Namen den Departements zusende.

Da begann die große, erschreckliche Sitzung, welche zweiundsiebzig Stunden dauern sollte.

Der Saal bot einen seltsamen Anblick, der wenig mit dem, was vorgeben sollte, harmonirte.

Was vorgehen sollte, war traurig, düster: der Anblick des Saales bot keine Idee vom Drama.

Der Hintergrund war in Logen verwandelt worden, wo die schönsten Frauen von Paris, in ihrem Winterputze, mit Sammet und Pelzen bedeckt, Orangen aßen und Gefrorenes zu sich nahmen.

Die Männer gingen zu ihnen, begrüßten sie, plauderten mit ihnen, kamen an ihre Plätze zurück, wechselten Zeichen; man hätte glauben sollen, man sei in einem Schauspielhause in Italien.

Die Seite der Montagne besonders machte sich durch ihre Eleganz bemerkbar. Unter den Montagnards saßen auch die Millionäre: der Herzog von Orleans, Lepelletier de Saint-Fargeau, Herauld de Sechelles, Anacharfis Cloutz, der Marquis von Chateauf. Alle diese Herren hatten vorbehaltene Tribünen für ihre Maitressen; sie kamen mit dreifarbigem Bändern geschmückt, versehen mit besonderen Karten oder Empfehlungsbriefen an die Huissiers, welche die Rolle von Logenöffnern spielten.

Die oberen dem Volke geöffneten Tribünen wurden während der drei Tage nicht leer; man trank hier wie in den Schenkstuben, man aß wie bei den Restaurants, man peroxirte wie in den Clubbs.

Auf die erste Frage: *Ist Ludwig schuldig?* antworteten sechshundert dreiundachtzig Stimmen: *Ja*.

Auf die zweite Frage: *Wird die Entscheidung des Convents der Ratification des Volkes unterworfen werden?* stimmten zweihundert einundachtzig für die Appellation an das Volk; vierhundert dreiundzwanzig dagegen.

Dann kam die dritte Frage, die ernste Frage, die bedeutungsvollste Frage: *Was wird die Strafe sein?* Als man dahin gelangte, war es acht Uhr Abends am dritten Tage, einem traurigen, regnerischen, kalten Januartage: man war verdrießlich, ungeduldig, ermüdet: die menschliche Stärke unterlag bei den Schauspielern wie bei den Zuschauern fünfundvierzig Stunden Permanenz.

Jeder Deputirte bestieg die Tribüne und sprach eines von den vier Urtheilen: die Gefangenschaft, — die Deportation, — den Tod mit Frist und Appellation an das Volk, den Tod.

Alle Zeichen der Billigung oder Mißbilligung waren verboten worden, und dennoch, wenn die Volkstribunen etwas Anderes hörten, als: *Den Tod!* — murrten sie.

Einmal indessen, als man diese zwei Worte hörte, folgten darauf Murren, Zischen und Pfeifen; das war, als Philipp Egalité die Tribüne bestieg und sagte:

»Einzig und allein auf die Erfüllung meiner Pflicht bedacht, überzeugt, daß alle diejenigen, welche Eingriffe in die Souveraineté des Volkes gemacht haben oder in Zukunft machen werden, den Tod verdienen, stimme ich für den Tod.«

Mitten unter diesem entsetzlichen Acte ließ sich ein kranker Abgeordneter, Namens Duchatel, in den Convent, mit seiner Nachtmütze auf dem Kopfe und in seinen Schlafrock gehüllt, tragen. Er kam, um für die Verbannung zu stimmen; ein Votum, das angenommen wurde, weil es auf die Milde abzielte.

Vergniaud, der Präsident vom 10. August, war abermals Präsident am 19. Januar; nachdem er die Absetzung proclamirt hatte, sollte er den Tod proclamiren.

»Bürger,« sagte er, »Ihr habt einen großen Act der Gerechtigkeit geübt. Ich hoffe, die Humanität wird Euch bestimmen, ein religiöses Stillschweigen zu beobachten; hat die Gerechtigkeit gesprochen, dann muß die Humanität sich hörbar machen.«

Und er las das Resultat der Abstimmung.

Von siebenhundert einundzwanzig Votanten hatten dreihundert vierunddreißig für die Verbannung oder das Gefängniß gestimmt, und dreihundert siebenundachtzig für den Tod, die Einen ohne Frist, die Anderen mit Aufschub.

Es waren also für den Tod dreiundfünfzig Stimmen mehr als für die Verbannung.

Nur, wenn man von diesen dreiundfünfzig Stimmen die sechsundvierzig abrechnet, welche für den Tod mit Aufschub votirt hatten, blieb im Ganzen für den unmittelbaren Tod eine Majorität von sieben Stimmen.

»Bürger,« sagte Vergniaud mit dem Ausdrücke eines tiefen Schmerzes, »ich erkläre im Namen des Convents, daß die Strafe, die dieser gegen Ludwig Capet ausspricht, der Tod ist.«

Am Abend vom Samstag dem 19. wurde der Tod votirt, doch erst am Sonntag dem 20., Morgens um drei Uhr, verkündigte Vergniaud den Spruch.

Jeder Verbindung mit außen beraubt, wußte mittlerweile Ludwig XVI. daß sein Loos sich entschied, und allein, fern von seiner Frau und seinen Kindern, — welche er zu sehen sich geweigert hatte, um seine Seele abzutöden, wie ein sündhafter Mönch sein Fleisch abtödet, — legte er mit einer vollkommenen Gleichgültigkeit, scheinbar wenigstens, sein Leben und seinen Tod in die Hände Gottes.

Am Sonntag Morgen, am 20. Januar um sechs Uhr, trat Herr von Malesherbes beim König ein. Ludwig XVI. war schon aufgestanden; er saß da den Rücken einer auf dem Kamine stehenden Lampe zugewendet, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, das Gesicht mit seinen beiden Händen bedeckt.

Das Geräusch, das sein Vertheidiger eintretend machte, entzog ihn seiner Träumerei.

»Nun?« fragte er, als er ihn erblickte.

Herr von Malesherbes wagte es nicht, zu antworten; doch der Gefangene konnte an der Niedergeschlagenheit in seinem Gesicht wahrnehmen, daß alles vorbei war.

»Der Tod!« sagte Ludwig; »ich war dessen sicher.«

Da öffnete er die Arme und drückte Herrn von Malesherbes, ganz in Thränen zerfließend, an seine Brust.

Und er sprach:

»Herr von Malesherbes, seit zwei Tagen bin ich damit beschäftigt, daß ich suche, ob ich im Laufe meiner Regierung von meiner Regierung von meinen Unterthanen den kleinsten Vorwurf habe verdienen können; nun wohl! Ich schwöre Ihnen, in der vollen Aufrichtigkeit meines Herzens, als ein Mensch, der vor Gott erscheinen soll, daß ich immer das Wohl meines Volkes gewollt und nicht einen Wunsch gethan habe, der denselben entgegen gewesen wäre.«

Alles ging in Gegenwart von Cléry vor, der heiße Thränen weinte; der König hatte Mitleid mit diesem Schmerze: er führte Herrn Malesherbes in sein Cabinet und schloß sich hier eine Stunde mit ihm ein; dann trat er heraus, umarmte seinen Vertheidiger noch einmal und bat ihn dringend, am Abend wiederzukommen.

»Dieser gute Greis hat mich tief gerührt,« sagte er zu Cléry, als er in sein Zimmer zurückkam. »doch Sie, was haben Sie?«

Diese Frage war motiviert durch allgemeines zittern, das sich des Kammerdiener bemächtigt hatte, seit Herr von Malesherbes, den er im Vorzimmer empfangen, ihm gesagt, der König sei zum Tode verurtheilt.

Da setzte Cléry, der so gut als möglich den Zustand, in dem er sich befand, verbergen wollte, alles in Bereitschaft, was der König brauchte, um sich zu rasieren.

Ludwig XVI. Rieb sich selbst mit Seife ein, und Cléry stand, das Becken in beiden Händen hallend, vor ihm.

Plötzlich zog eine große Blässe über die Wangen des Königs; seine Lippen und seine Ohren wurden weiß, Cléry, befürchtend, der König befinde sich übel, stellte das Becken auf einen Tisch und schickte sich an, ihn zu unterstützen; doch der König nahm seine beiden Hände und sagte:

»Auf und Muth!«

Und er rasirte sich mit Ruhe.

Gegen zwei Uhr kam, der Vollziehungsrath, um dem König das Urtheil zu eröffnen.

An der Spitze waren Garat, Justizminister, Lebrun, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grouvelle, Secretär des Rathes, der Präsident und der Generalprocurator Syndicus der

Commune, der Präsident und der öffentliche Ankläger des Criminalgerichts.

Santerre schritt Allen voran.

»Melden Sie den Vollziehungsrath!« sagte er zu Cléry.

Cléry schickte sich an, zu gehorchen; doch der König, der einen großen Lärm gehört hatte, ersparte ihm die Mühe! die Thüre öffnete sich, und er erschien im Corridor.

Mit dem Hute auf dem Kopfe, führte Garat sodann das Wort und sprach:

»Ludwig, der Nationalconvent hat den provisorischen Vollziehungsrath beauftragt, Ihnen die Beschlüsse vom 15., 16., 17., 18., 19. und 20. Januar zu eröffnen; der Secretär des Rathes wird Ihnen dieselben vorlesen.«

Worauf Grouvelle das Papier entfaltete und mit zitternder Stimme las:

Art. 1.

»Der Nationalconvent erklärt Ludwig Capet, den letzten König der Franzosen, für schuldig der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und des Attentats gegen die allgemeine Sicherheit des Staates.

Art 2.

»Der Nationalconvent beschließt, daß Ludwig Capet die Todesstrafe erleiden soll.

Art. 3.

»Der Nationalconvent erklärt für nichtig die von Ludwig Capet durch seine Rätthe vor die Schranke gebrachte und als Appellation an die Nation von dem gegen ihn durch den Nationalconvent gefällten Urtheile qualificirte Acte.

Art. 4.

»Der Vollziehungsrath wird gegenwärtigen Beschluß am Tage Ludwig Capet kund thun, die nothwendigen Polizei- und Sicherheitsmaßregeln nehmen, um die Vollstreckung innerhalb vierundzwanzig Stunden von der Notification an zu sichern, und über Alles dem Nationalconvente unmittelbar nach der Vollstreckung Bericht erstatten.«

Während dieser Lesung blieb das Gesicht des Königs vollkommen ruhig; nur bezeichnete seine Physiognomie zwei vollkommen verschiedene Gefühle; bei den Worten *schuldig der Verschwörung*, zog ein Lächeln der Verachtung über seine Lippen, und bei denen: *soll die Todesstrafe erleiden*, erhob sich ein Blick, der den Verurtheilten mit Gott in Verbindung zu setzen dachten, zum Himmel.

Als die Lesung beendet war, machte der König, einen Schritt gegen Grouvelle, nahm das Decret aus seinen Händen, faltete es zusammen, legte es in sein Portefeuille, zog ein anderes Papier heraus, reichte es dem Minister Garat und sagte:

»Herr Justizminister, ich bitte Sie, auf der Stelle diesen Brief dem Nationalconvente zu übergeben.«

Und da der Minister zu zögern schien, fügte der König bei:

»Ich will Ihnen denselben vorlesen.«

Und er las folgenden Brief mit einer Stimme, welche sehr mit der von Grouvelle contrastirte:

»Ich verlange einen Aufschub von drei Tagen, um mich vorzubereiten, vor Gott zu erscheinen; ich verlange hierfür die Ermächtigung, frei die Person zu sehen, die ich den Commissären der Commune bezeichnen werde, und diese Person sei geschützt vor jeder Furcht und jeder Besorgniß bei dem Liebeswerke, das sie bei mir vollbringen wird.

»Ich verlange, von der beständigen Beaufsichtigung befreit zu werden, die der Generalrath seit einigen Tagen festgesetzt hat.

»Ich verlange, in diesem Zwischenraume meine Familie, wann ich es begehren werde und ohne Zeugen, sehen zu dürfen! ich wünschte wohl, daß der Nationalconvent ohne, Verzug sich mit dem Loose meiner Familie beschäftigte, und ihr erlaubte, sich frei zurückzuziehen, wohin zu gehen sie es für schicklich erachten wird.

»Ich empfehle der Wohlthätigkeit der Nation alle Personen, die mir angehörten; es sind Viele darunter, die ihr ganzes Vermögen für ihre Stelle aufgewendet haben und, da sie keinen Gehalt mehr beziehen, in der Noth sein müssen; unter den Pensionären waren viele Kreise, Weiber und Kinder, welche, um zu leben, nur dies hatten.

»Geschehen im Thurme des Tempels, am 20. Januar 1793.

Ludwig.«

Garat nahm den Brief.

»Mein Herr,« sagte er, »dieser Brief wird sogleich dem Convente übergeben werden.«

Da öffnete der König aufs Neue sein Portefeuille, zog ein Blättchen Papier heraus und sprach:

»Bewilligt mir der Convent meine Bitte in Betreff der Person, die ich zu haben wünschte, so ist hier ihre Adresse.«

Auf dem Papier stand wirklich folgende Adresse, ganz von der Handschrift von Madame Elisabeth:

»Herr Edgeworth von Firmont, Nr. 483, Rue du Bac.«

Sodann, da er weder mehr etwas zu sagen, noch etwas zu hören hatte, machte der König einen Schriß rückwärts, wie zur Zeit, wo er Audienz gebend durch diese Bewegung bezeichnete, die Audienz sei beendigt.

Die Minister und diejenigen, welche sie begleiteten, gingen ab.

»Cléry,« sprach der König zu seinem Kammerdiener, der, da er fühlte, daß seine Beine ihm den Dienst versagten, sich an die Wand angelehnt hatte, »Cléry, verlangen Sie mein Mittagessen.«

Cléry ging ins Speisezimmer, um dem Befehle des Königs zu gehorchen; er fand hier zwei Municipale: sie lasen ihm einen Beschluß vor, durch welchen es dem König verboten war, Messer und Gabeln zu gebrauchen, »Nur ein Messer sollte Cléry anvertraut werden, um das Brod und das Fleisch seines Herrn in Gegenwart von zwei Commissären zu schneiden.

Der Beschluß wurde dem König wiederholt, da es Cléry nicht hatte übernehmen wollen, ihm zu sagen, diese Maßregel sei getroffen worden.

Der König brach sein Brod mit seinen Fingern und schnitt sein Fleisch mit seinem Löffel; gegen seine Gewohnheit aß er wenig: das Mahl währte nur ein paar Minuten.

Um sechs Uhr meldete man den Justizminister.

Der König stand auf, um ihn zu empfangen.

»Mein Herr,« sagte Garat, »ich habe Ihren Brief dem Convente überbracht, und er hat mich beauftragt, Ihnen folgende Antwort zu eröffnen:

»Es steht Ludwig frei, den Geistlichen des Cultus, der ihm genehm sein wird, zu berufen, und seine Familie frei und ohne Zeugen zu sehen.

»Immer groß und immer gerecht, wird sich die Nation mit dem Loose seiner Familie beschäftigen.

»Es werden den Gläubigern seines Hauses gerechte Entschädigungen bewilligt werden.

In Betreff des Aufschubs ist der Nationalconvent zur Tagesordnung übergegangen.«

Der König machte eine Bewegung mit dem Kopfe, und der Minister entfernte sich.

»Bürger Minister,« fragten Garat die Municipale vom Dienste, »wie wird Ludwig seine Familie sehen dürfen?«

»Oh! allein,« antwortete Garat.

»Unmöglich! Nach einen, Beschlusse der Commune dürfen wir ihn *weder bei Tage, noch bei Nacht*, aus dem Gesichte verlieren.«

Die Sache hatte wirklich ihre Schwierigkeiten; man brachte aber Alles dadurch in Einklang, daß man beschloß, der König sollte seine Familie im Speisezimmer empfangen, so daß man ihn durch das Fensterwerk der Scheidewand sähe, während man zugleich die Thüre schlösse, damit er nicht gehört würde.

Mittlerweile sagte der König zu Cléry:

»Sehen Sie, ob der Justizminister noch da ist, und rufen Sie ihn zurück.«

Nach einem Augenblicke kam der Minister wieder.

»Mein Herr,« sagte zu ihm der König, »ich habe vergessen, Sie zu fragen, ob man Herrn Edgeworth von Firmont zu Hause gefunden hat, und wann ich ihn sehen könnte.«

»Ich habe ihn in meinem Wagen mitgebracht,« erwiederte Garat; »er ist im Rathssaale und wird heraufkommen.«

In der That, in dem Augenblicke, wo der Justizminister diese Worte sprach, erschien Herr Edgeworth von Firmont im Thürrahmen.

CLXXXI.

Die Legende vom Märtyrer-König.

Herr Edgeworth von Firmont war der Beichtvater von Madame Elisabeth; schon sechs Wochen früher hatte der König, die Verurtheilung vorhersehend, die ihn nun getroffen, seine Schwester um Rath über die Wahl des Priesters gefragt, der ihn in seinen letzten Augenblicken begleiten sollte, und Madame Elisabeth hatte weinend ihrem Bruder gerathen, beim Abbé von Firmont zu bleiben.

Dieser würdige Geistliche, ein Engländer seiner Herkunft nach, war den Septembermetzeleien entgangen und hatte, sich nach Choisy-le-Roi, unter dem Namen Essex, zurückgezogen! Madame Elisabeth kannte seine doppelte Adresse, und da sie ihn in Choissy hatte benachrichtigen lassen, so hoffte sie, im Augenblicke der Verurtheilung werde er sich in Paris befinden.

Sie täuschte sich nicht.

Der Abbé Edgeworth hatte, wie gesagt, die Sendung mit einer resignirten Freude angenommen.

Am 21. December 1792 schrieb er auch an einen seiner Freunde in England:

»Mein unglücklicher Herr hat seine Augen auf mich geworfen, um ihn zum Tode vorzubereiten, geht die Ungerechtigkeit seines Volkes so weit, daß es diesen Vatermord vollbringt. Ich muß mich selbst zum Sterben bereiten, denn ich bin überzeugt, die Volkswuth wird mich nicht eine Stunde diese entsetzliche Scene überleben lassen: doch ich bin resignirt: mein Leben ist nichts; könnte ich, dasselbe verlierend, denjenigen retten, welchen Gott für den Untergang und die Auferstehung von Mehreren hingestellt hat, so würde ich gern das Opfer bringen, und ich wäre nicht vergebens gestorben.«



Die Legende vom Märtyrer-König.

Dies war der Mann, der Ludwig XVI, nicht mehr verlassen sollte, bis zu dem Momente, wo dieser die Erde mit dem Himmel vertauschen würde.

Der König ließ ihn in sein Cabinet eintreten, und schloß sich hier mit ihm ein.

Um acht Uhr Abends trat er aus seinem Cabinet, wandte sich an die Commissäre und sprach:

»Meine Herren, haben Sie die Güte, mich zu meiner Familie zu führen.«

»Das kann nicht sein,« antwortete einer von den Commissären; »doch man wird sie herunterkommen lassen, wenn Sie es wünschen.«

»Gut,« erwiederte der König, »wofern ich sie in meinem Zimmer frei und ohne Zeugen sehen kann.«

»Nicht in Ihrem Zimmer, doch im Speisezimmer,« bemerkte derselbe Munizipal; »wir haben dies so eben mit dem Justitminister so festgesetzt.«

»Sie haben aber gehört, daß mir das Decret des Konvents meine Familie ohne Zeugen zu sehen erlaubt.«

»Das ist war: Sie werden allein sein: man wird die Thüre schließen; doch durch das Fenster werden wir die Augen auf sie gerichtet haben.«

»Gut thun sie das.«

Die Municipale gingen hinaus, und der König begab sich in das Speisezimmer; Cléry folgte ihm dahin, rückte den Tisch auf die Seite und schob die Stühle in den Hintergrund, um Raum zu geben.

»Cléry sagte der König, »bringen Sie ein wenig Wasser und ein Glas, für den Fall, daß die Königin Durst bekäme.«

Es stand auf dem Tische eine von jenen Carafen mit Eiswasser, die ein Mitglied der Commune dem König vorgeworfen hatte: Cléry brachte also nur ein Glas.

»Geben Sie gewöhnliches Wasser, Cléry,« sagte der König; »tränke die Königin Eiswasser, so könnte es ihr, da sie nicht daran gewöhnt ist, schaden . . . Warten Sie, Cléry: ersuchen Sie zugleich Herrn Firmont, nicht aus meinem Cabinet herauszukommen: ich befürchte, sein Anblick könnte einen zu heftigen Eindruck auf meine Familie machen.«

Um halb neun Uhr öffnete sich die Thüre. Die Königin kam zuerst, ihren Sohn an der Hand führend; Madame Royale und Madame Elisabeth folgten ihr.

Der König streckte seine Arme aus: die zwei Frauen und die zwei Kinder warfen sich weinend darein.

Cléry ging hinaus und schloß die Thüre.

Ein paar Minuten herrschte ein düsteres Stillschweigen, nur vom Schluchzen unterbrochen: dann wollte die Königin den König in sein Zimmer fortziehen.

»Nein,« sagte Ludwig XVI., indem er sie zurückhielt, »ich darf Sie nur hier sehen!«

Die Königin und die löbliche Familie hatten durch Colporteurs vernommen, welches Urtheil gesprochen worden, doch sie wußten nichts von den Einzelheiten des Processes; der König erzählte ihnen dieselben, wobei er die Menschen, die ihn verurtheilt, entschuldigte, und der Königin bemerkte, weder Pétion, noch Manuel haben für den Tod gestimmt.

Die Königin hörte zu, und brach, so oft sie sprechen wollte, in ein Schluchzen ans.

Gott bot dem armen Gefangenen eine Entschädigung: er machte, daß er in seiner letzten Stunde von Allem dem, was ihn umgab, angebetet wurde.

Wie man im romantischen Theile dieses Werkes sehen konnte, ließ sich die Königin leicht zur pittoresken Seite den Lebens hinreißen; sie hatte die lebhaftere Einbildungskraft, welche, viel mehr als das Temperament, die Frauen unklug macht; die Königin war ihr ganzes Leben lang unklug, unklug in ihren Freundschaften, unklug in ihren Liebschaften; ihre Gefangenschaft rettete sie aus dem moralischen Gesichtspunkte: sie kehrte zu reinen und heiligen Zuneigungen für die Familie zurück, von der sie die Leidenschaften ihrer Jugend entfernt hatten, und da sie Alles nur leidenschaftlich zu thun wußte, so kam sie dazu, daß sie leidenschaftlich im Unglück diesen König, diesen Gatten liebte, von dem sie, in den Lagen des Glückes, nur die schwerfälligen, gemeinen Seiten gesehen hatte; Varennes und der 10. August hatten ihr den König als einen Menschen ohne Initiative, ohne Entschlossenheit, träge, fast feig gezeigt? im Tempel fing sie an wahrzunehmen daß nicht nur die Frau ihren Gatten, sondern auch die Königin den König schlecht beurtheilt hatte; im Tempel sah sie ihn ruhig, geduldig bei den Beleidigungen, sanft und fest wie ein Christus; Alles, was sie von weltlichen Trockenheiten hatte, erweichte sich, zerschmolz und wandte sich den guten Gefühlen zu. Ebenso wie sie ihn zu sehr verachtet, liebte sie ihn zu sehr. »Ach!« sagte der König zu Herr von Firmont, »muß ich so sehr lieben und so sehr geliebt sein!«

Bei dieser letzten Zusammenkunft ließ sich die Königin auch zu einem Gefühle hinreißen, das dem Gewissensbisse glich. Sie hatte den König in sein Zimmer führen wollen, um einen Augenblick allein mit ihm zu sein; als sie sah, daß dies unmöglich war, zog sie ihn in eine Fenstervertiefung.

Hier war sie ohne Zweifel im Begriffe, ihm zu Füßen zu fallen und ihn unter Thränen und schluchzen um Verzeihung zu bitten: der König errieth Alles, hielt sie zurück, zog sein Testament aus seiner Tasche und sagte:

»Lesen Sie dieses, meine vielgeliebte Frau!«

Und er deutete mit dem Finger auf folgenden Paragraph, den die Königin halblaut las: »Ich bitte meine Frau, mir alles Ungemach zu vergeben, das sie um meinetwillen erleidet, und ebenso den Verdruß, den ich ihr im Laufe unserer Verbindung bereitet haben dürfte, *wie sie sicher sein kann, daß ich ihr nichts nachtrage*, **sollte sie glauben, sie habe sich etwas vorzuwerfen.**«

Marie Antoinette nahm die Hände des Königs und küßte sie; es lag eine sehr barmherzige Vergebung in dem Satze: *Wie sie sicher sein kann, daß ich Ihr nichts nachtrage*; ein sehr großes Zartgefühl in den Worten: *Sollte sie glauben, sie habe sich etwas vorzuwerfen.*

Sie würde also ruhig sterben, die arme königliche Magdalena; ihre Liebe für den König, so verspätet sie war, trug ihr die göttliche Verzeihung, wurde ihr nicht leise, insgeheim, wie eine Nachricht, der sich der König selbst geschämt hätte, sondern laut und öffentlich ertheilt.

Wer würde es wagen, etwas derjenigen vorzuwerfen, welche vor der Nachwelt doppelt gekrönt mit der Glorie des Märtyrthums und der Verzeihung ihres Gatten erscheinen sollte?

Sie fühlte das; sie begriff, daß sie von diesem Augenblicke an stark war vor der Geschichte; sie wurde aber darum nur um so schwächer demjenigen gegenüber, den sie so spät liebte, wohl fühlend, daß sie ihn nicht genug geliebt hatte. Es waren nicht mehr Worte, die aus der Brust der unglücklichen Frau hervorkamen: es war ein Schluchzen, es waren unterbrochene Schreie; sie sagte, sie wolle mit ihrem Gatten sterben, und verweigere man ihr diese Gunst, so werde sie sich zu Tode hungern.

Die Municipale, die diese Schmerzensscene durch die Glasthüre anschauten, konnten es nicht mehr aushalten: sie wandten zuerst die Augen ab, sodann, da sie nicht mehr sehend doch noch das Seufzen und Stöhnen hörten, ließen sie sich geradezu wieder Menschen werden und zerflossen in Thränen.

Dieser schauervolle Abschied dauerte sieben Viertelstunden.

Endlich, ein Viertel nach zehn Uhr, erhob sich der König zuerst; da hingen sich Frau, Schwester, Kinder an ihn, wie die Früchte an einem Baume hängen; der König und die Königin hielt jedes den Dauphin bei einer Hand; Madame Royale, zur Linken ihres Vaters, umfaßte ihn mitten um den Leib; Madame Elisabeth, auf derselben Seite wie ihre Nichte, nur ein wenig mehr zurück, hatte den Arm des Königs ergriffen; die Königin, — und sie hatte an, meisten Anspruch auf Trost, weil sie die am mindesten Reine war, — die Königin hatte den Arm, um den Hals ihres Gatten geschlungen; und diese ganze schmerzvolle Gruppe ging mit einer und derselben Bewegung, seufzend, schluchzend, Schreie ausstoßend, unter denen man nur die Worte vernahm:

»Nicht wahr, wir werden uns wiedersehen?«

»Ja . . . ja . . . seid ruhig!«

»Morgen Früh . . . um acht Uhr?«

»Ich verspreche es Euch.«

»Warum aber nicht um sieben Uhr?« fragte die Königin.

»Nun wohl, ja, um sieben Uhr,« sagte der König, »doch . . . Adieu! Adieu!«

Und er sprach dieses Adieu mit einem so ausdrucksvollen Tone, daß man fühlte, er befürchte, sein Muth werde ihn verlassen.

Madam Royale konnte sich nicht länger halten: sie stieß einen Seufzer aus und sank zu Boden: sie war ohnmächtig.

Madame Elisabeth und Cléry hoben sie auf.

Der König fühlte, daß es an ihm war, stark zu sein, er entriß sich den Armen der Königin und des Dauphin und kehrte: »Adieu! Adieu!« rufend in sein Zimmer zurück.

Dann schloß sich die Thüre hinter ihm.

Ganz außer sich, klammerte sich die Königin an diese Thüre an; sie wagte es nicht, den König zu bitten, er möge öffnen, doch sie weinte, sie schluchzte und klopfte mit ihrer ausgestreckten Hand an die Füllung.

Der König halte den Muth, nicht herauszugehen.

Die Municipale forderten nun die Königin auf, sich zurückzuziehen, wobei sie ihr die Versicherung, die sie schon erhalten, erneuerten, sie könne ihren Gatten am andern Tage, Morgens um sieben Uhr, sehen.

Cléry wollte Madame Royale, welche immer noch ohnmächtig, bis zur Königin zurücktragen; doch auf der zweiten Stufe hielten ihn die Municipale an und nöthigten ihn, umzukehren.

Der König halte sich wieder zu seinem Beichtiger in das Cabinet des Thürmchens begeben und ließ sich von ihm erzählen, auf welche Art er in den Tempel geführt worden war. Drang diese Erzählung in seinen Geist ein, oder summten die Worte nur verworren in sein Ohr, — ausgelöscht durch seine eigenen Gedanken? . . . Das vermag Niemand zu sagen.

In jedem Falle erzählte der Abbé Folgendes:

Unterrichtet von Herrn von Malesherbes, der ihm Rendez-vous bei Frau von Senozan gegeben hatte, der König werde seine Zuflucht zu ihm, nehmen, wenn er zur Todesstrafe verurtheilt werde, kehrte der Abbé Edgeworth, der Gefahr trotzend, der er preisgegeben war, nach Paris zurück und wartete, da er das am Sonntagmorgen ausgesprochene Urtheil kannte, in der Rue du Bac.

Um vier Uhr Abends erschien ein Unbekannter bei ihm und übergab ihm ein in folgenden Worten abgefaßtes Billet:

»Der Vollziehungsrath, da er eine Sache von der größten Wichtigkeit dem Bürger Edgeworth von Firmont mitzutheilen hat, ladet diesen ein, an den Ort der Sitzungen zu kommen.«

Der Unbekannte hatte Befehl, den Priester zu begleiten; ein Wagen wartete vor der Thüre.

Der Abbé ging mit dem Unbekannten hinab und man fuhr weg.

Der Wagen hielt an den Tuilerien.

Der Abbé fand die Minister im Rathe versammelt; bei seinem Eintritte standen sie auf.

»Sind Sie der Abbé Edgeworth von Firmont?« fragte Garat.

»Ja,« antwortete der Abbé.

»Nun wohl,« fuhr der Justizminister fort, »Ludwig Capet hat gegen uns sein Verlangen geäußert, Sie in seinen letzten Augenblicken bei sich zu sehen, und wir haben Sie gerufen, um zu erfahren, ob Sie ihm dies, Dienst zu thun einwilligen.«

»Da der König mich bezeichnet hat, so ist es meine Pflicht, ihn, zu gehorchen,« antwortete der Priester.

»Dann werden Sie mit mir in den Tempel kommen,« sagte der Minister; »ich begeben mich auf der Stelle dahin.

Und er nahm den Abbé mit in seinen Wagen.

Wir haben gesehen, wie dieser, nachdem er die gebräuchlichen Formalitäten erfüllt hatte, bis zum König gelangte; wie hernach Ludwig XVI. von seiner Familie gerufen wurde, und wie er zum Abbé Edgeworth zurückkehrte, den er ersuchte, ihm die Einzelheiten mitzutheilen, welche man so eben gelesen hat.

Nachdem die Erzählung vollendet war, sagte der König:

»Mein Herr, vergessen wir nun Alles, um an die große, an die einzige Angelegenheit meines Seelenheils zu denken.«

»Sire,« erwiderte der Abbé, »ich bin bereit, nach meinen besten Kräften zu thun, und ich hoffe, Gott wird mein geringes Verdienst ergänzen; finden Sie aber nicht, es wäre vor Allem ein großer Trost für Sie, die Messe zu hören und zu communiciren?«

»Ja, gewiß,« sprach der König; »und glauben Sie mir, ich werde den ganzen Werth einer solchen Gefälligkeit fühlen; doch warum sollen Sie sich in diesem Grade der Gefahr aussetzen?«

»Das ist meine Sache, Sire, und es ist mir daran gelegen, Eurer Majestät zu beweisen, ich sei würdig der Ehre, die sie mir dadurch angethan, daß sie mich zu ihrer Stütze gewählt hat. Der König gebe mir unumschränkte Vollmacht, und ich stehe für Alles.«

»Gehen Sie also, mein Herr,« sagte Ludwig XVI.

Sodann den Kopf schüttelnd, wiederholte er:

»Gehen Sie . . . doch es wird Ihnen nicht gelingen.«

Der Abbé Edgeworth verbeugte sich, ging ab, und erlangte in den Saal des Rathes geführt zu werden.

Hier sprach er zu den Commissären:

»Derjenige, welcher morgen sterben soll, wünscht, bevor er stirbt, die Messe zu hören und zu communiciren.«

Die Municipale schauten sich ganz erstaunt an; es war ihnen nicht einmal der Gedanke gekommen, man könnte dergleichen verlangen.

Und wo Teufels einen Priester und Kirchenornate zu dieser Stunde finden?« sagten sie.

»Der Priester ist gefunden, da ich da bin,« antwortete der Abbé Edgeworth; »was die Ornate betrifft, so wird sie die nächste Kirche liefern; man braucht sie nur holen zu lassen.«

Die Municipale zögerten.

»Aber,« sagte Einer von ihnen, »wenn das eine Falle wäre?«

»Was für eine Falle?« fragte der Priester.

»Wenn Sie unter dem Vorwande, ihn communiciren zu lassen, den König vergiften würden?«

Der Abbé Edgeworth schaute starr denjenigen an, welcher diesen Zweifel ausgesprochen.

»Hören Sie,« fuhr der Municipal fort, »die Geschichte liefert uns Beispiele genug in dieser Hinsicht, um uns zur Vorsicht zu verpflichten.«

»Mein Herr,« erwiederte der Abbé, »ich bin bei meinem Eintritte hier so ängstlich durchsucht worden, daß man überzeugt sein muß, ich habe kein Gift mitgebracht; besitze ich also morgen,

so werde ich es von Ihnen empfangen haben, da nichts bis zu mir gelangen kann, ohne durch Ihre Hände gegangen zu sein.«

Man berief die abwesenden Mitglieder zusammen und berathschlugte.

Die Bitte wurde unter zwei Bedingungen gewährt: einmal, daß der Abbé ein Gesuch abfasse und mit seinem Namen unterzeichne; und dann, daß die Ceremonie am andern Morgen spätestens um sieben Uhr beendigt sei, da der Gefangene auf den Schlag acht Uhr nach dem Orte seiner Hinrichtung geführt werden müsse.

Der Abbé schrieb das Gesuch und ließ es in der Kanzlei. Dann wurde er zu dem Gefangenen zurückgeführt, dem er die Gewährung seiner Bitte anzeigte.

Es war zehn Uhr, der Abbé Edgeworth blieb bis Mitternacht mit Ludwig XVI. allein.

Um Mitternacht sagte der König zu ihm:

»Herr Abbé, ich bin müde, ich möchte schlafen; ich brauche Kraft für morgen.«

Dann rief er zweimal »Cléry! . . . Cléry!«

Cléry erschien, entkleidete den König und wollte ihm die Haare aufwickeln; aber Ludwig XVI. sagte lächelnd:

»Lassen Sie nur, es ist nicht der Mühe wert.«

Dann legte er sich zu Bette. und als Cléry die Vorhänge zuzog, sagte der König zu ihm:

»Wecken Sie mich um fünf Uhr.«

Kaum ruhte sein Haupt auf dem Kissen, so schlief er ein, so unwiderstehlich waren bei ihm die materiellen Bedürfnisse.

Der Abbé Edgeworth legte sich in das Bett des Kammerdieners.

Cléry, der nur wenig schlief und oft durch schauerliche Träume aufgeschreckt wurde, versäumte die bestimmte Stunde nicht. Schlag fünf Uhr stand er auf und machte Licht.

Das Geräusch weckte den König.

»Hat es schon Fünf geschlagen?« fragte er.

»Sire,« antwortete Cléry, »es hat auf mehreren Thurmuhren geschlagen, aber noch nicht auf der Tischuhr.«

Cléry trat nun an's Bett.

»Ich habe gut geschlafen,« sagte der König; »es war ein Bedürfnis für mich, denn der gestrige Tag hat mich schrecklich ermüdet . . . Wo ist der Herr Abbé?«

»Auf meinem Bett, Sire.«

»Aus Ihrem Bett! wo haben Sie denn die Nacht zugebracht?«

»Auf diesem Sessel.«

»Es thut mir leid, Sie müssen eine schlechte Nacht gehabt haben.«

»O, Sire,« erwiderte Cléry, »wie hätte ich in einem solchen Augenblicke an mich denken können?«

»Armer Cléry!« sagte der König und reichte ihm die Hand, die der treue Diener weinend küßte.

Cléry begann nun den König zum letzten Male anzukleiden. Er hatte einen braunen Frack Beinkleider von grauem Tuch, graue seidene Strümpfe und eine Piquéweste zurecht gelegt.

Als der König angekleidet war, frisirte ihn der Kammerdiener.

Unterdessen machte Ludwig XVI. eine Petschaft von seiner Uhr los, steckte es in seine Westentasche legte seine Uhr auf den Kamin, zog einen Ring vom Finger und steckte ihn in dieselbe Tasche, wo das Petschaft war.

Während ihn Cléry den Frack anzog, nahm her König, der Tags zuvor denselben Frack getragen hatte, Brieftasche, Lorguette und Tabakdose heraus und legte Alles nebst seiner Börse auf den Kamin. Alle diese Vorbereitungen geschahen in

Gegenwart der Commissäre die in das Zimmer des Königs gekommen waren, sobald sie Licht gesehen hatten.

Es schlug halb Sechs.

»Cléry,«, sagte der König, »wecken Sie den Herrn Abbé Edgeworth.«

Der Abbé war schon aufgestanden, er hatte den Kammerdiener erwartet und trat

Der König nickte ihm zu und ersuchte ihn, in sein Cabinet zu kommen.

Da beeilte sich Cléry den Altar zuzurichten; — Das war die Commode des Zimmers mit dem Tischtuche bedeckt. Was die priesterlichen Ornate betrifft, — man hatte sie, wie der Abbé Edgeworth gesagt in der nächsten Kirche gefunden, an die man sich gewendet; diese Kirche war die der Capuziner des Marais, beim Hotel Soubise.

Nachdem der Altar zugerichtet war, benachrichtigte Cléry den König.

»Können Sie der Messe dienen?« fragte ihn Ludwig.

»Ich hoffe es,« erwiderte Cléry; »nur weiß ich die Antworten nicht auswendig.«

Da gab ihm der König ein Meßbuch, das er beim *Introit* öffnete.

Herr von Firmont war schon im Zimmer von Cléry, wo er sich ankleidete.

Dem Altar gegenüber hatte Cléry einen Armstuhl aufgestellt, und vor diesem Stuhl hatte er ein großes Kissen gelegt; doch der König ließ es ihn wegnehmen und holte selbst ein kleineres mit Roßhaaren ausgestopft, dessen er sich gewöhnlich bediente, um seine Gebete zu sprechen.

Sobald der Priester wieder eintrat, zogen sich die Municipale, da sie ohne Zweifel durch die Berührung eines Geistlichen befleckt zu werden befürchteten, in das Vorzimmer zurück.

Es war sechs Uhr; die Messe begann. Der König hörte sie von Anfang bis zu Ende auf den Knien, mit der tiefen Sammlung des Gemüthes. Nach der Messe communicierte er, und ihn seinen Gebeten überlassend, ging hierauf der Abbé Edgeworth in das anstoßende Zimmer, um sich seiner priesterlichen Gewänder zu entkleiden.

Der König benützte diesen Augenblick, um Cléry zu danken und von ihm Abschied zu nehmen; dann, zog er sich wieder in sein Cabinet zurück, wohin ihm Herr von Firmont folgte.

Cléry setzte sich auf sein Bett und fing an zu weinen.

Um sieben Uhr, rief ihn der König.

Cléry lief hinzu.

Ludwig XVI. führte ihn in die Vertiefung eines Fensters und sagte zu ihm:

»Sie werden dieses Cachet meinem Sohne und diesen Ring meiner Frau übergeben . . . Sagen Sie ihnen, ich verlasse sie mit bitterem Kummer. Dieses Päckchen enthält Haare von unserer ganzen Familie: Sie werden es auch der Königin zustellen.«

»Aber, Sire, wollen Sie sie denn nicht mehr sehen?« fragte Cléry.

Der König zögerte einen Augenblick, als verliesse ihn sein Herz, um zu ihr zu gehen; dann sagte er:

»Nein, entschieden nein . . . Ich weiß, ich versprach, sie diesen Morgen zu sehen; doch ich will ihnen den Schmerz einer so grausamen Lage ersparen. Cléry, wenn Sie sie wiedersehen, sagen Sie ihnen, wie schwer es mich angekommen, abzugehen, ohne ihre letzten Umarmungen zu empfangen.«

Bei diesen Worten wischte er seine Thränen ab.

Hierauf fügte er mit dem peinlichsten Ausdrücke bei:

»Cléry, nicht wahr, Sie werden ihnen mein letztes Lebewohl sagen?«

Und er kehrte in sein Cabinet zurück.

Die Municipale halten den König die von uns erwähnten verschiedenen Gegenstände Cléry übergeben sehen: Einer von ihnen reclamirte sie; doch ein Anderer schlug vor, sie Cléry zur Aufbewahrung bis zur Entscheidung des Rathes zu überlassen.

Dieser Vorschlag behielt die Oberhand.

Eine Viertelstunde nachher kam der König wieder aus seinem Cabinet heraus.

Cléry stand zu seinen Befehlen da.

»Cléry, ' sagte der König, »fragen Sie, ob ich eine Scheere haben kann.«

Und er ging wieder hinein.

»Kann der König eine Scheere haben?' fragte Cléry die Commissäre.

»Was will er damit machen?«

»Ich weiß es nicht; fragen Sie ihn selbst.«

Einer von den Municipalen trat in das Cabinet ein; er fand den König auf den Knien vor Herrn von Firmont.

»Sie haben eine Scheere verlangt,« sagte er, »was wollen Sie damit machen?«

»Cléry soll mir die Haare abschneiden.«

Der Municipal ging in das Zimmer des Rathes hinab.

Man deliberirte eine halbe Stunde, und nach einer halben Stunde verweigerte man die Scheere.

Der Municipal kam wieder herauf und sagte:

»Der Rath hat es abgeschlagen.«

»Ich hätte die Scheere nicht berührt,« sprach der König, »und Cléry würde mir die Haare in Ihrer Gegenwart abgeschnitten haben . . . Ich bitte, mein Herr, fragen Sie noch einmal.«

Der Municipal ging wieder in den Rath hinab und setzte aufs Neue die Bitte des Königs auseinander; doch der Rath beharrte bei seiner Weigerung.

Ein Municipal näherte sich sodann Cléry und sagte zu ihm:

»Ich glaube, es ist Zeit, daß Du Dich bereit hältst, den König auf das Schaffot zu begleiten.«

»Mein Gott! wozu?« fragte Cléry ganz zitternd.

»Ei! nein,« bemerkte ein Anderer, »der Henker ist gut genug, hierzu.«

»Es fing an Tag zu werden; der Generalmarsch ertönte in allen Sectionen von Paris geschlagen; diese Bewegung und dieses Geräusch wiederhallten bis im Thurme und vereisten das Blut in den Adern des Abbé von Firmont und von Cléry.

Doch ruhiger als sie, horchte der König einen Augenblick und sagte dann, ohne in Bewegung zu gerathen: »Das ist wahrscheinlich die Nationalgarde, die man zu versammeln anfängt.«

Einige Zeit nachher ritten die Cavalerie-Detachements in den Hof des Tempels ein; man hörte

das Stampfen der Pferde und die Stimmen der Officiere.

Der König horchte aufs Neue, und sagte mit derselben Ruhe:

»Es scheint, sie nahen.«

Von sieben bis acht Uhr klopfte man zu wiederholten Malen und unter verschiedenen Vorwänden an die Thüre vom Cabinet des Königs, und immer zitterte Herr Edgeworth, es sei das letzte Mal; doch jedes Mal stand Ludwig XIV. ohne irgend eine Gemüthsbewegung auf, ging an die Thüre, antwortete ruhig den Personen, die ihn unterbrochen hatten, wandte sich dann wieder um und setzte sich zu seinem Beichtiger.

Herr Edgeworth sah die Leute nicht, welche so kamen, doch er faßte einige von ihren Worten auf. Einmal hörte er einen von den Unterbrechern zum Gefangenen sagen:

»Ho! ho! Alles dies war gut, als Sie noch König; Sie sind es aber nicht mehr.«

Der König kam mit demselben Gesichte zurück; nur sprach er:

»Sehen Sie, wie diese Leute mich behandeln, mein Vater . . . Doch man muß Alles zu ertragen wissen!«

Man klopfte aufs Neue, und abermals ging der König an die Thüre; als er diesmal zurückkam, sagte er:

»Diese Leute sehen überall Gift und Dolche: sie kennen mich schlecht! Mich tödten wäre eine Schwäche: man würde glauben, ich wisse nicht zu sterben!«

Um neun Uhr endlich vermehrte sich der Lärm und die Thüren wurden geräuschvoll geöffnet; Santerre trat in Begleitung von sieben bis acht Municipalen und von zehn Gendarmen ein, die er in zwei Gliedern aufstellte.

Ohne zu warten, bis man an die Thüre des Cabinets klopfte, trat der König bei dieser Bewegung hinaus.

»Sie wollen mich holen?« fragte er.

»Ja, mein Herr.«

»Ich bitte um eine Minute.«

Und er ging wieder hinein und schloß die Thüre.

»Diesmal ist Alles vorbei, mein Vater,« sagte er, indem er sich vor dem Abbé von Firmont auf die Kniee warf. »Geben Sie mir Ihren letzten Segen und bitten Sie Gott, daß er mich bis zum Ende unterstütze!«

Nachdem der Segen gegeben war, stand der König wieder auf; er öffnete die Thüre des Cabinets und ging auf die Municipale und die Gendarmen zu, welche mitten im Schlafzimmer warteten.

Alle hatten ihren Hut auf dem Kopfe.

»Meinen Hut, Cléry,« sagte der König.

Ganz in Thränen zerfließend, beeilte sich Cléry, zu gehorchen.

»Ist unter Ihnen ein Mitglied der Commune?« fragte der König . . . »Sie, glaube ich?«

Und er wandte sich in der That an einen Municipal Namens Jacques Rouix, einen beeidigten Priester.

»Was wollen Sie von mir?« sagte dieser.

Der König zog sein Testament aus seiner Tasche.

»Ich bitte Sie, dieses Papier der Königin . . . meiner Frau, zu übergeben.«

»Wir sind nicht hierher gekommen, um Deine Aufträge zu empfangen,« erwiderte Jacques Roux, »sondern um Dich zum Schaffot zu führen.«

Der König nahm diese Beleidigung mit derselben Demuth auf, wie es Christus gethan hatte, und mit demselben sanften Wesen, wie der Gottmensch, wandte er sich an einen andern Municipal Namens Gobeau und fragte:

»Und Sie, mein Herr, werden Sie mir es auch abschlagen?«

Und als Gobeau zu zögern schien, fügte der König bei:

»Oh! es ist mein Testament, Sie können es lesen; es sind sogar Verfügungen darin, von denen ich wünsche, daß die Commune sie kenne.«

Der Municipal nahm das Papier.

Als er sodann sah, daß Cléry, — befürchtend, wie der Kammerdiener von Karl I., sein Herr werde vor Kälte zittern, und man könnte glauben, es geschehe ans Angst, — als er sah, sagen wir, daß Cléry ihm nicht nur den Hut, den er verlangt, sondern auch seinen Ueberrock reichte, sagte er:

»Nein, Cléry, geben Sie mir nur meinen Hut.«

Cléry gab ihm den Hut, und Ludwig XVI. benutzte diese Gelegenheit, um seinem treuen Diener zum letzten Male die Hand zu drücken.

Hierauf sprach er mit jenem Tone des Befehlens, den er so selten in seinem Leben angenommen:

»Gehen wir, meine Herrn!«

Das waren die letzten Worte, die er in seiner Wohnung sprach.

Auf der Treppe traf er den Concierge des Thurmes, Mathay, den er zwei Tage vorher vor seinem Feuer sitzend gefunden und mit ziemlich barschem Tone gebeten hatte, ihm seinen Platz abzutreten.

»Mathay,« sagte er zu ihm, »ich bin vorgestern ein wenig lebhaft gegen Sie gewesen: seien Sie mir darum nicht böse!«

Mathay wandte ihm den Rücken zu, ohne zu antworten.

Der König durchschritt den ersten Hof zu Fuße, und während er ihn durchschritt, drehte er sich mehrere Male, um seiner einzigen Liebe, seiner Frau, seiner einzigen Freundschaft, seiner Schwester, seiner einzigen Freude, seinen Kindern, Lebewohl zu sagen.

Am Eingange des Hofes stand eine grün angestrichene Miethkutsche; zwei Gendarmen hielten den Schlag offen; als der Verurtheilte sich näherte, stieg Einer von ihnen zuerst ein und setzte sich auf die Vorderbank; sodann stieg der König ein, und er winkte Herrn Edgeworth, daß er neben ihn in den Fond sitze; der andere Gendarme nahm zuletzt Platz und schloß den Schlag.

Zwei Gerüchte waren im Umlaufe: das erste sagte, Einer von den zwei Gendarmen sei ein verkleideter Priester; das zweite sagte, Beide haben Befehl, den König zu ermorden bei dem geringsten Versuche, den man machen würde, um ihn zu entführen. Weder die eine, noch die andere von diesen Behauptungen beruhte auf einer soliden Base.

Um ein Viertel nach neun Uhr setzte sich der Zug in Marsch . . .

Noch ein Wort über die Königin, über Madame Elisabeth und die zwei Kinder, welche der König abgehend mit einem letzten Blicke begrüßt hatte.

Am Abend vorher, nach der zugleich süßen und entsetzlichen Zusammenkunft, hatte die

Königin kaum die Kraft gehabt, den Dauphin auszukleiden und zu Bette zu legen; sie selbst hatte sich ganz angekleidet auf ihr Bett geworfen; und während dieser langen Winternacht hatten sie Madame Elisabeth und Madame Royale vor Kälte und Schmerz schnattern hören.

Nach sechs Uhr öffnete sich die Thüre vom ersten Stocke, und man kam, um ein Meßbuch zu holen.

Von diesem Augenblicke an hielt sich die ganze Familie bereit, da sie nach dem ihr vom König am Tage vorher gegebenen Versprechen glaubte, sie werde hinabgehen; doch die Zeit verfloß: immer stehend, hörten die Königin und die Prinzessin die verschiedenen Getöse, welche den König ruhig gelassen, aber den Kammerdiener und den Beichtiger beben gemacht hatten; sie hörten das Geräusch der Thüren, die man öffnete und wieder schloß; sie hörten das Geschrei, mit dem der Pöbel den Abgang des Königs empfing; sie hörten endlich den abnehmenden Lärmen der Pferde und der Kanonen.

Da fiel die Königin auf einen Stuhl und murmelte:

»Er ist weggegangen, ohne von uns Abschied zu nehmen.«

Madame Elisabeth und Madame Royale knieten vor ihr nieder.

So waren alle Hoffnungen eine um die andere zu Wasser geworden: zuerst hatte man auf die Verbannung oder das Gefängniß gehofft, und diese Hoffnung war verschwunden; sodann auf einen Aufschub, und diese Hoffnung war verschwunden; endlich hoffte man nur noch ans einen unter Weges versuchten Handstreich, und diese Hoffnung sollte ebenfalls verschwinden!

»Mein Gott! mein Gott! mein Gott!« rief die Königin.

Und in diesem letzten Rufe der Verzweiflung an Gott erschöpfte die arme Frau Alles, was ihr an Stärke blieb . . .

Der Wagen rollte während dieser Zeit fort und erreichte das Boulevard; die Straßen waren fast menschenleer, die Läden halb geschlossen; Niemand vor den Thüren, Niemand an den Fenstern.

Ein Beschluß der Commune verbot jedem Bürger, der nicht zur bewaffneten Miliz gehörte, auf den Straßen zu gehen, welche gegen das Boulevard mündeten, oder sich an den Fenstern beim Vorüberkommen des Zuges zu zeigen.

Der schwer bewölkte, trübe Himmel ließ übrigens nur einen Wald von Pieken sehen, unter denen kaum ein paar Bajonnete glänzten; vor dem Wagen marschirten die Reiter, und vor den Reitern kam eine Menge von Trommlern.

Der König hätte gern mit seinem Beichtiger sprechen mögen, doch er konnte nicht wegen des Lärmens. Der Abbé von Firmont lieh ihm sein Brevier: er las.

Bei der Porte Saint-Denis richtete er den Kopf auf, da er ein besonderes Geschrei zu hören glaubte.

Es stürzten in der That etwa zehn junge Leute durch die Rue Beanregard, durchschnitten, mit dem Säbel in der Faust, die Menge und schrieen:

»Herbei Alle, die den König retten wollen!«

Dreitausend Verschworene sollten auf diesen Ruf, den der Baron von Batz, ein Abenteurer, that, antworten; er gab muthig das Signal, doch von dreitausend Verschworenen antworteten kaum Einige. Der Baron von Batz und diese acht bis zehn verlorenen Söhne des Königthums, als sie sahen, daß nichts zu machen war, benützten die durch ihren Versuch hervorgebrachte Verwirrung und verschwanden in dem der Porte Saint-Denis benachbarten Straßennetze.

Dieser Umstand hatte den König seinen Gebeten entzogen, doch er war von so geringer

Bedeutung, daß der Wagen nicht einmal anhielt. — Als er endlich, nach Verlauf von zwei Stunden und zehn Minuten, hielt, war er am Ziele seiner Fahrt angelangt.

Sobald der König fühlte, die Bewegung habe aufgehört, neigte er sich zum Ohre des Priesters und sagte:

»Wir sind an Ort und Stelle, mein Herr, wenn ich mich nicht täusche.«

Herr von Firmont schwieg.

In demselben Momente öffnete einer von den drei Brüdern Samson, den Henkern von Paris, den Kutschenschlag.

Da legte der König die Hand auf das Knie des Abbé Firmont und sprach mit gebietendem Tone:

»Meine Herren, ich empfehle Ihnen diesen würdigen Mann hier. Tragen Sie Sorge, daß ihm nach meinem Tode kein Leid geschehe; ich beauftragt Sie, darüber zu wachen.«

Unterdessen waren die beiden andern Nachrichten an den Wagen gekommen.

»Ja, ja,« antwortete einer von ihnen, »wir werden schon dafür sorgen, lassen Sie uns nur machen.«

Ludwig stieg aus.

Die Henkersknechte kamen auf ihn zu und wollten ihm seinen Frack ausziehen: aber er wies sie mit stolzer Geberde zurück und begann sich allein zu entkleiden.

Einige Augenblicke blieb der König allein in dem Kreise, der sich um ihn gebildet hatte; er warf den Hut auf die Erde, zog den Rock aus und knüpfte das Halstuch auf.

Nun aber traten die Nachrichten auf ihn zu. Einer von ihnen hatte einen Strick in der Hand.

»Was wollen Sie?« fragte der König.

»Ihnen die Hände binden,« antwortete der Mann, der den Strick trug.

»Das leide ich nicht,« sagte der König dessen Gefühl sich empörte; »lassen Sie das; thun Sie, was Ihnen befohlen ist, aber binden lasse ich mich nicht.«

Die Nachrichten begannen laut zu sprechen, es fehlte nicht viel, so hätten sie Gewalt gebraucht, und der Märtyrer hätte die Achtung und Theilnahme, die er sich durch sechs Monate der Ruhe und Ergebung erworben, wieder verscherzt; da näherte sich einer der drei Brüder Samson, der von Mitleid gerührt war und dennoch die traurige Pflicht hatte, den schrecklichen Befehl zu vollziehen.

»Sire,« sagte er ehrerbietig, »mit diesem Schnupftuch.«

Der König sah seinen Beichtvater an. Dieser nahm seine Fassung zusammen, um zu sprechen.

»Sire,« sagte er, »Ew. Majestät werden dadurch dem Heiland, der Sie nun bald belohnen wird, um so ähnlicher werden.«

Der König blickte mit unendlichem Schmerz zum Himmel auf.

»Sie haben Recht,« sagte er, »nur sein Beispiel kann mich bewegen, in eine solche Beschimpfung zu willigen . . . Thut, was Ihr wollt,« sagte er zu den Henkern, indem er die Hände ausstreckte, »ich will den Leidenskelch bis auf den Grund leeren.«

Die Stufen den Blutgerüsts waren hoch und glatt; er stieg sie am Arme des Priesters hinan. *Edgeworth* fürchtete eine Schwäche in diesem letzten Augenblicke, denn er fühlte den Arm den Königs schwer auf dem seinigen. Aber auf der obersten Stufe entschlüpfte Ludwig XIV. So zu sagen den Händen seines Beichtvaters, wie die Seele aus seinem Körper entweichen sollte, und

ging rasch auf die andere Seite der Plattform.

Er war sehr roth und hatte nie so lebhaft und feurig ausgesehen.

Die Trommeln wurden gerührt, er brachte sie durch einen gebieterischen Blick zum Schweigen und sprach mit starker Stimme folgende Worte:

»Ich sterbe unschuldig aller Verbrechen, die man mir zur Last legt: ich verzeihe den Urhebern meines Todes und bitte Gott, daß das Blut, das Ihr jetzt vergießen werdet, nie über Frankreich komme.«

»Schlagt, Trommler!« rief eine Stimme, von der man lange geglaubt hat, es sei die von Santerre gewesen, während es die von Herrn von Beaufranchet, Grafen d'Oyat, Bastardsohn von Ludwig XV. und der Courtisane Morphise war. — Es war also der natürliche Oheim des Verurtheilten.

Die Trommler schlugen.

Der König stampfte mit dem Fuße.

»Schweigt!« rief er mit einem entsetzlichen Ausdrucke; »ich habe noch zu sprechen!«

Doch die Trommler setzten ihr Rasseln fort.

»Thut Eure Pflicht,« brüllten die Piekenmänner, die das Schaffot umgaben, den Henkern zu.

Diese fielen über den König her, als er langsam, einen Blick auf das schief geschnittene Eisen werfend, von dem er selbst ein Jahr vorher die Zeichnung gegeben, zum Fallbeile zurückkehrte.

Dann richtete sich sein Blick wieder auf den Priester, welcher knieend am Rande des Schafotts betete.

Es entstand eine verworrene Bewegung hinter den zwei Pfosten der Guillotine: das Brett schlug um, der Kopf des Verurtheilten erschien an der Oeffnung, ein Blitz glänzte, ein matter Schlag erscholl, und man sah nur noch einen breiten Blutstrahl.

Da hob einer von den Henkern den Kopf auf und zeigte ihn dem Volke, die Ränder des Schafotts mit dem königlichen Blute besprengend.

Bei diesem Anblicke brüllten die Piekenmänner vor Freude; sie stürzten hinzu und tauchten in das Blut die Einen ihre Pieken, die Andern ihre Säbel, — ihre Taschentücher, diejenigen, welche hatten; dann schrieten sie: »Es lebe die Republik!«

Doch zum ersten Male erlosch dieser große Schrei, der die Völker vor Freude schauern gemacht hatte, ohne Echo. Die Republik hatte an der Stirne einen von den unseligen Flecken, die sich nie verwischen! sie hatte wie später ein großer Diplomat sagte, weit mehr als ein Verbrechen begangen: sie hatte einen Fehler begangen.

Es herrschte in Paris ein ungeheures Gefühl de Bestürzung; bei Einigen ging diese Bestürzung bis zur Verzweiflung: eine Frau warf sich in die Seine; ein Perrückenmacher schnitt sich den Hals ab; ein Buchhändler wurde wahnsinnig; ein ehemaliger Officier starb vor Schrecken.

Am Anfange der Sitzung des Convents wurde ein Brief vom Präsidenten geöffnet; er war von einem Manne, welcher verlangte, daß der Körper von Ludwig XVI. ihm übergeben werde, damit er ihn bei seinem Vater beerdige.

Es blieben also dieser Kopf und dieser Leib, welche von einander getrennt waren; sehen wir, was daraus wurde.

Wir kennen keine so erschreckliche Erzählung, als gerade den Text des Beerdigungsprotocolls; dieses folgt hier, so wie es am Tage selbst abgefaßt wurde.

Protocoll der Beerdigung von Ludwig
C a p e t.

»Am 21. Januar 1793, im Jahre II, der französischen Republik, haben wir unterzeichnete Administratoren des Departement Paris, bevollmächtigt vom Generalrathe des Departement kraft der Beschlüsse des provisorischen Vollziehungsraths, uns in die Wohnung des Bürgers Ricave, Pfarrers von Sainte-Madeleine, verfügt; wir fanden ihn zu Hanse und fragten ihn, ob er für die Ausführung der Maßregeln, mit denen ihn am Tage vorher der Vollziehungsrath und das Departement beauftragt, Sorge getragen habe. Er antwortete uns, er habe von Punkt zu Punkt vollführt, was ihm der Vollziehungsrath und das Departement befohlen, und Alles werde im Augenblicke bereit sein.

»Von da begaben wir uns, in Begleitung der Bürger Renard und Damoreau, welche, Beide Vicare der Sainte-Madeleine-Pfarrei, vom Bürger Pfarrer beauftragt waren, die Beerdigung von Ludwig Capet vorzunehmen, nach einem Orte des Friedhofes der genannten Pfarrei, der in der Rue d'Anjou Saint-Honoré liegt, wo wir bei unserer Ankunft die Ausführung der von uns dem Bürger Pfarrer, kraft des Auftrags, welchen wir vom Generalrathe des Departements erhalten, ertheilten Befehle wahrnahmen.

»Bald nachher wurde in dem Friedhofe durch eine Abtheilung Gendarmerie zu Fuße der Leichnam von Ludwig Capet niedergelegt, den wir in seinen Gliedern ganz erkannten, während der Kopf vom Rumpfe getrennt war; wir bemerkten, daß die Haare am Hinterhaupte abgeschnitten waren, und daß der Leichnam keine Halsbinde, keinen Rock und keine Schuhe hatte; er war übrigens mit einem Hemde, mit einer gesteppten Weste, mit grauen Tuchhosen und grauen seidenen Strümpfen bekleidet.

»So gekleidet, wurde er in einen Sarg gelegt; diesen Sarg versenkte man in das Grab, das man auf der Stelle wieder bedeckte. Und das Ganze wurde angeordnet und ausgeführt auf eine den vom provisorischen Vollziehungsrathe der französischen Republik gegebenen Befehlen entsprechende Weise; und wir haben mit den Bürgern Ricave, Renard und Damoreau, Pfarrer und Vicaren von Sainte-Madeleine unterzeichnet.

Leblane, Administrator des Departement;

Dubois, Administrator des

Departement; **Damoreau, Ricave, Renard.**«

So starb am 21. Januar 1793 und wurde beerdigt der König Ludwig XVI.

Er war neun und dreißig Jahre, fünf Monate und drei Tage alt: er hatte achtzehn Jahre regiert und war fünf Monate und acht Tage Gefangener geblieben.

Sein letzter Wunsch ging nicht in Erfüllung, und sein Blut ist nicht nur auf Frankreich, sondern auf ganz Europa zurückgefallen.

CLXXXII.

Ein Rath von Cagliostro.

Am Abend dieses entsetzlichen Tages, während die Piekenmänner durch die verödeten und erleuchteten Straßen von Paris, welche durch ihre Illumination noch trauriger geworden, am Ende ihrer Gewehre mit Blut befleckte Fetzen von Sacktüchern und Hemden tragend, umherliefen Und: »Der Franzose ist todt! Seht hier ist das Blut des Tyrannen!« schrieen, — befanden sich im ersten Stocke eines Hauses der Rue Saint-Honoré zwei Männer in gleicher Stille, doch in sehr verschiedener Haltung.

Der Eine saß, schwarz gekleidet, an einem Tische, den Kopf auf seine Hände gestützt und entweder in tiefe Träumerei oder in einen tiefen Schmerz versunken; der Andere, der Tracht eines Landsmannes hatte, ging mit großen Schritten, das Auge düster und die Stirne gefaltet, die Arme auf der Brust gekreuzt, auf und ab; nur, so oft dieser bei seinem Gang, der schräg das Zimmer entzwei schnitt, am Tische vorbeikam, warf er verstohlen auf den Anderen einen fragenden Blick.

Seit wie lange waren sie Beide so? Wir vermöchten es nicht zu sagen. Endlich aber schien der Mann in der Tracht des Landmannes, mit den gekreuzten Armen, mit der gefalteten Stirne, mit dem düsteren Auge, dieses Stillschweigens müde zu werden, und dem Manne im schwarz Rocke und mit der auf seine Hände gestützten Stirne gegenüber anhaltend, sagte er, indem seinen Blick auf denjenigen Heftete, an welchen er sich wandte:

»Ah! Bürger Gilbert, Sie denken also, ich sei ein Schurke, weil ich für den Tod des Königs gestimmt habe?«

Der Mann im schwarzen Rocke richtete den Kopf auf, schüttelte seine melancholische Stirne, reichte seinem Gefährten die Hand und sprach:

»Nein, Billot, Sie sind eben so wenig ein Schurke, als ich ein Aristokrat bin; Sie haben nach Ihrem Gewissen gestimmt, und ich, ich habe nach dem meinigen gestimmt, nur habe ich für das Leben gestimmt, und Sie für den Tod. Es ist aber etwas Ungesetzliches, einem Menschen das zu nehmen, was ihm keine menschliche Macht wiedergeben kann!«

»Ihrer Ansicht nach ist also der Despotismus unverletzlich?« rief Billot; »die Freiheit ist eine Empörung, und es gibt nur Gerechtigkeit hienieden für die Könige, das heißt für die Tyrannen? Was wird dann den Völkern noch bleiben? Das Recht, zu dienen und zu gehorchen! Und Sie, Herr Gilbert, der Schüler von Jean-Jacques, der Bürger der Vereinigten Staaten, Sie sagen dies?«

»Ich sage dies nicht, Billot, denn das hieße eine Gottlosigkeit gegen die Völker aussprechen.«

»Hören Sie, ich will zu Ihnen, Herr Gilbert, mit der Brutalität meines plumpen Verstandes reden, und ich erlaube Ihnen, mir mit allen Freiheiten Ihres Geistes zu antworten. Geben Sie zu, daß eine Nation, die sich unterdrückt glaubt, das Recht hat, ihre Kirche aus dem Besitze zu treiben, ihren Thron zu erniedrigen oder abzuschaffen, zu kämpfen und sich zu befreien?«

»Allerdings.«

»Dann hat sie das Recht, die Resultate ihres Sieges zu befestigen?«

»Ja, Billot, sie hat unstreitig dieses Recht; doch man befestigt nichts mit der Gewaltthat, mit

dem Morde. Erinnern Sie sich, daß geschrieben steht: »Mensch, Du hast nicht das recht, Deines Gleichen zu tödten!.«

»Der König ist aber nicht meines Gleichen!« rief Billot: »Der König ist mein Feind! Ich erinnere mich, als meine Mutter mir die Bibel vorlas, ich erinnere mich dessen, was Samuel zu Israeliten sagte, als sie einen König von ihm verlangten.«

»Ich erinnere mich dessen auch, Billot, und dennoch salbte er Saul, und tödtete ihn nicht.«

»Oh! ich weiß, daß ich, »wenn ich mich mit Ihnen in die Wissenschaft werfe, verloren bin. Ich sage Ihnen auch ganz einfach: Hatten wir das recht, die Bastille zu nehmen?«

»Ja.«

»Hatten wir das recht, als der König die constituirende Versammlung durch das fest der Gardes du corps und durch das Zusammenziehen von Truppen in Versailles einschüchtern wollte, — hatten wir das Recht, den König in Versailles zu holen und nach Paris zurückzuführen?«

»Ja.«

»Hatten wir das Recht, den König in Varennes anzuhalten, als er fliehen und zum Feinde übergehen wollte?«

»Ja.«

»Hatten wir das Recht, als wir, nachdem er die Constitution von 1791 beschworen, den König mit der Emigration parlamentiren und mit dem Auslande conspiriren sahen, hatten wir das Recht, den 20. Juni zu machen?«

»Ja.«

»Als er die Sanction Gesetzen verweigerte, die dem Willen des Volkes entfloßen waren, hatten wir das Recht, den 10. August zu machen, das heißt die Tuilerien zu nehmen und die Absetzung zu proclamiren?«

»Ja.«

»Hatten wir das Recht, als, in den Tempel eingeschlossen, der König eine lebendige Verschwörung gegen die Freiheit zu sein fortfuhr, hatten wir da das Recht, ihn vor den Nationalconvent zu stellen, der ihn zu richten ernannt worden war?«

»Ihr hattet es.«

»Hatten wir das Recht, ihn zu richten, so hatten wir auch das Recht, ihn zu verurtheilen.«

»Ja, zum Exile, zur Verbannung, zum Gefängniß, zu Allem, nur nicht zum Tode.«

»Und warum nicht zum Tode?«

»Weil er, schuldig im Resultate, es nicht in der Absicht war. Sie richteten ihn aus dem Gesichtspunkte des Volkes, Sie, mein lieber Billot; er hatte aus dem Gesichtspunkte des Königthums gehandelt. War es ein Tyrann, wie Sie ihn nennen? Nein. Ein Schuldgenöß der Aristokratie? Nein. Ein Feind der Freiheit? Nein.«

»Somit haben Sie ihn aus dem Gesichtspunkte des Königthum gerichtet?«

»Nein, denn aus dem Gesichtspunkte des Königthums hätte ich ihn freigesprochen.«

»Haben Sie ihn nicht für das Leben stimmend freigesprochen?«

»Ja, doch mit dem lebenslänglichen Gefängniß. Billot, glauben Sie mir, ich habe ihn noch partiischer gerichtet, als ich gern hätte mögen. Ich bin ein Mann aus dem Volke, oder vielmehr ein Sohn des Volkes, und so neigte sich die Waage, die ich in der Hand hielt, auf die Seite des

Volkes. Sie haben ihn von fern angeschaut, Billot, und Sie haben ihn nicht gesehen, wie ich: schlecht befriedigt von Seiten des Königthums das man ihm gemacht hatte, nach einer Seite gezerrt durch die Nationalversammlung, die ihn zu mächtig fand; nach der andern durch eine ehrgeizige Königin; wieder nach einer andern durch einen unruhigen und gedemüthigten Adel; nach einer andern durch eine unversöhnliche Geistlichkeit; nach einer andern durch eine selbstsüchtige Emigration; nach einer andern endlich durch seine Brüder welche durch die Welt gingen, um in seinem Namen Feinde gegen die Revolution zu finden. Sie haben es gesagt, Billot, der König war nicht Ihres Gleichen: er war Ihr Feind. Ihr Feind ist aber besiegt, und man tödtet nicht einen besiegten Feind. Ein Mord mit kaltem Blute ist kein Unheil; das ist eine Opferung, eine Schlachtung. Ihr habt dem Königthum etwas vom Märtyrthum, der Gerechtigkeit etwas von der Rache gegeben. Nehmt Euch in Acht! nehmt Euch in Acht! indem Ihr zu viel thatet, habt Ihr nicht genug gethan. Karl I. ist hingerichtet worden, und Karl II. ist König gewesen. Jacob II, in verbannt worden, und seine Söhne sind in der Verbannung gestorben. Die menschliche Natur ist pathetisch, Billot, und wir haben auf fünfzig Jahre, auf hundert vielleicht, die ungeheure Partei der Bevölkerung, welche die Revolutionen mit dem Herzen beurtheilt, von uns abwendig gemacht. Oh! glauben Sie mir, mein Freund, es sind die Republikaner, die am meisten das Blut von Ludwig XVI. beklagen müssen; denn dieses Blut wird auf sie zurückfallen und ihnen die Republik kosten.«

»Es ist Wahres an dem, was Du da sagst, Gilbert.« erwiderte eine Stimme, weiche von der Eingangsthüre herkam.

Die zwei Männer schauerten und wandten sich mit einer gleichzeitigen Bewegung um; dann riefen sie mit derselben Stimme:

»Cagliostro!«

»Ei? mein Gott, ja,« antwortete dieser. »Doch es ist auch Wahres an dem, was Billot sagt.«

»Ach!« sprach Gilbert, »das ist gerade das Unglück, daß die Sache, die wir plaidiren, ein doppeltes Gesicht hat, und daß Jeder, indem er sie von seiner Seile betrachtet, sagen kann: Ich habe Recht!«

»Ja, doch er muß sich auch sagen lassen, er habe Unrecht.«

»Ihre Ansicht, Meister?« fragte Gilbert.

»Ja, Ihre Ansicht?« sagte Billot.

»Ihr habt jüngst den Angeklagten gerichtet,« erwiderte Cagliostro; »ich, ich will das Urtheil richten. Hättet Ihr den König verurtheilt, so hättet Ihr Recht gehabt. Ihr habt den Menschen verurtheilt, und Ihr habt Unrecht gehabt!«

»Ich begreife nicht,« sagte Billot.

»Hören Sie, denn ich errathe,« sagte Gilbert.

Cagliostro fuhr fort:

»Man mußte den König tödten, als er in Versailles oder in den Tuileries war, dem Volke unbekannt, hinter seinem Netze von Höflingen und seiner Mauer von Schweizern; man mußte ihn am 5. October oder am 10. August tödten: am 5. October, am 10. August war er ein Tyrann! Nachdem man ihn aber fünf Monate im Tempel gelassen, — in Verbindung mit Allen, essend vor Allen, schlafend unter den Augen Aller, Kamerad des Proletariers, des Arbeiters, des Handelsmanns, durch diese falsche Erniedrigung zur Menschenwürde erhoben, — mußte man ihn als Menschen behandeln, das heißt verbannen oder einsperren!«

»Ich verstand Sie nicht,« sagte Billot zu Gilbert, »und nun verstehe ich den Bürger Cagliostro.«

»Ei! allerdings, in diesen fünf Monaten der Gefangenschaft zeigt man ihn Euch in dem, was er Rührendes, Unschuldiges, Ehrwürdiges hat; man zeigt ihn Euch als guten Gatten, als guten Vater, als guten Menschen. Die Dummköpfe! Ich hätte ihnen mehr Einsicht und Klugheit zugetraut . . . Wie der Bildhauer aus einem grob behauenen Marmorblock eine wundervolle Statue macht, so wird dieser prosaische, nur für seine sinnlichen Bedürfnisse lebende, weder gute noch böse, schwachköpfige, frömmelnde Mann zu einem Urbild des Muthes, der Geduld und Ergebung. So weit geht die Unklugheit der jetzigen Machthaber! Ist es doch so weit gekommen, daß ihn seine Gemahlin liebt! . . . Lieber Gilbert,« setzte Cagliostro lachend hinzu, »wer hätte am 14. Juli, am 5. und am 6. October, am 10. August gedacht, daß die Königin jemals lieben werde?«

»O! wenn ich das hätte ahnen können . . .« sagte Billot mit tiefem Schmerz.

»Was hätten Sie gethan, Billot?« Fragte Gilbert.

»Was ich gethan hätte? Ich hätte ihn getödtet, entweder am 10. Juli, oder am 5. und 6. October, oder am 10. August; das wäre mir leicht gewesen.«

Diese Worte wurden mit einem so düsteren Ausdrücke von Patriotismus gesprochen, daß Gilbert sie verzieh, daß Cagliostro sie Bewunderte.

»Ja,« sagte dieser, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, »doch Sie haben es nicht gethan. Sie Billot, haben für den Tod gestimmt; Sie Gilbert, haben für das Leben gestimmt . . . Wollen Sie nun einen letzten Rath hören? Sie, Gilbert, haben sich nun zum Mitgliede des Convents ernennen lassen, um eine Pflicht zu üben; Sie, Billot, um eine Rache zu vollführen: Pflicht und Rache, Alles ist erfüllt; Ihr habt nichts mehr hier zu thun, geht!«

Die zwei Männer schauten Cagliostro an.

»Ja,« sprach dieser, »Ihr seid, weder der Eine, noch der Andere, Parteimänner: Ihr seid Menschen des Instincts. Nun, da der König todt ist, werden sich die Parteien einander gegenüberstellen, und stehen sie einmal einander gegenüber, so werden sie sich vernichten. Welche Partei wird zuerst unterliegen? ich weiß es nicht; doch ich weiß, daß sie nach einander unterliegen werden: morgen, Gilbert, wird man also Ihnen ein Verbrechen aus Ihrer Nachsicht machen, und übermorgen, vielleicht früher, Ihnen, Billot, aus Ihrer Strenge. Glaubet mir, bei dem Kampfe auf Leben und Tod, der sich zwischen dem Hasse, der Furcht, der Rache, dem Fanatismus vorbereitet, werden sehr Wenige rein bleiben; die Einen werden sich mit Koth, die Andern mit Blut beflecken. Gebt, meine Freunde! geht!«

»Aber Frankreich?« sagte Gilbert.

»Ja, Frankreich?« wiederholte Billot.

»Frankreich ist materiell gerettet,« erwiederte Cagliostro; »der äußere Feind ist geschlagen, der innere Feind ist todt. So gefährlich für die Zukunft das Schaffot vom 21. Januar ist, es ist unstreitig eine große Macht in der Gegenwart: die Macht der Entschließungen ohne Rückkehr. Die Hinrichtung von Ludwig XVI. Bietet Frankreich der Rache der Throne dar, und gibt der Republik die krampfhafteste, verzweifelte Stärke der zum Tode verurtheilten Nationen. Seht Athen in den alten Zeiten, seht Holland in den neueren Zeiten. Die Transactionen, die Negociationen, die Unschlüssigkeiten, haben von diesem Morgen an aufgehört; die Revolution hält das Beil in einer, Hand, die dreifarbige Fahne, in der andern. Geht ruhig: ehe sie das Beil niederlegt wird die

Aristokratie enthauptet sein; ehe sie die dreifarbige Fahne niederlegt, wird Europa besiegt sein . . . säumet nicht Freunde, und gehet.

»Gott ist mein Zeuge,« sagte Gilbert, »daß ich Frankreich gern verlassen werde, wenn uns die von Ihnen prophezeithe Zukunft bevorsteht . . . Aber wohin sollen wir uns wenden?«

»Undankbarer!« eiferte Cagliostro, »denkst Du denn nicht an Amerika, Dein zweites Vaterland? Hast Du sie vergessen die herrlichen Landseen, die Urwälder, die unermesslichen Prairien? Fühlst Du nach den furchtbaren Stürmen und Ungewittern, die jetzt die Gesellschaft erschüttern, nicht das Bedürfniß der Ruhe in der Natur?«

»Werden Sie mir folgen, Billot?« fragte Gilbert aufstehend.

»Werden Sie mir verzeihen?« fragte Billot, auf den Doktor zutretend.

Die zwei Freunde warfen sich einander in die Arme.

»Es ist gut,« sagte Gilbert, »wir werden reisen.«

»Wann?« fragte Cagliostro.

»In . . . acht Tagen.«

Cagliostro schüttelte den Kopf.

»Sie werden heute Abend reisen,« sagte er.

»Warum heute Abend?«

»Weil ich morgen reise.«

»Und wohin gehen Sie?«

»Freunde, Ihr werdet es eines Tags erfahren!«

»Aber wie sollen wir abreisen?«

»Der Franklin geht in sechsunddreißig Stunden nach Amerika unter Segel.«

»Doch die Pässe?«

»Hier, sind sie.«

»Mein Sohn?«

Cagliostro öffnete die Türe.

»Treten Sie ein Sebastian,« sprach er; »Ihr Vater ruft Sie.«

Der junge Mann trat ein und warf sich seinem Vater in die Arme.

Billot seufzte tief.

»Es fehlt uns nur noch eine Postchaise,« sagte Gilbert.

»Die meinige steht angespannt vor der Thüre,« antwortete Cagliostro.

Gilbert ging an einen Secretär, wo die gemeinschaftliche Börse war, — ungefähr tausend Louis d'or, — und bedeutete Billot durch einen Wink, er möge seinen Theil nehmen.

»Haben wir genug?« fragte Billot.

»Wir haben mehr, als wir brauchen, um eine Provinz zu kaufen.«

Billot schaute mit einer gewissen Verlegenheit umher.

»Was suchen Sie, mein Freund?« fragte Gilbert.

»Ich suche etwas, was mir unnütz wäre, wenn ich es fände, da ich nicht schreiben kann.«

Gilbert lächelte, nahm eine Feder, Tinte und Papier.

»Dictiren Sie,« sprach er.

»Ich möchte gern Pitou ein Wort des Abschieds schicken.«

»Ich übernehme das für Sie,« erwiderte Gilbert.

Und er schrieb.

Als er zu Ende war, fragte ihn Billot:

»Was haben Sie geschrieben?«

Gilbert las:

»Mein lieber Pitou,

»Wir verlassen Frankreich, Billot, Sebastian und ich, und wir umarmen Sie alle Drei zärtlich.

»Wir denken, da Sie an der Spitze des Pachthose stehen, so brauchen Sie nichts.

»Eines Tages werden wir Ihnen wahrscheinlich, schreiben, Sie mögen uns nachfolgen.

»Ihr Freund Gilbert.«

»Ist das Alles?« fragte Billot.

»Es ist eine Nachschrift dabei,« erwiderte Gilbert.

»Welche?«

Gilbert schaute dem Pächter ins Gesicht und sprach:

»Billot empfiehlt Ihnen Catherine.«

Billot gab einen Ausruf der Dankbarkeit von sich und warf sich Gilbert in die Arme.

Zehn Minuten nachher rollte die Postchaise, welche Gilbert, Sebastian und Billot weit von Paris wegführte, auf der Straße nach dem Havre.

Epilog.

I.

Was am 15. Februar 1794 Ange Pitou und Catherine Billot thaten.

Etwas über ein Jahr nach der Hinrichtung des Königs und der Abreise von Gilbert, Sebastian und Billot, an einem schönen, kalten Morgen des furchtbaren Winters von 1794, warteten drei bis vierhundert Personen, — das heißt ein Sechstel der Bevölkerung von Villers-Coterets, — auf dem Schloßplatze und im Hofe der Mairie auf den Abgang von zwei Verlobten, aus denen unser alter Bekannter, Herr von Longpré, eben ein Ehepaar machte.

Diese zwei Verlobten waren Ange Pitou und Catherine Billot.

Ach! es hatte ernster Ereignisse bedurft, um die frühere Geliebte des Vicomte von Charny, die Mutter des kleinen Isidor, dahin zu bringen, daß sie Frau Ange Pitou wurde.

Diese Ereignisse, Jeder erzählte und erklärte sie al seine Weise; doch auf welche Weise man sie auch er zählte und erklärte, es war nicht eine Erzählung in, Umlaufe auf dem Platze, die nicht der aufopfernden Ergebenheit von Ange Pitou und dem vernünftigen Benehmen von Catherine Billot zum größten Ruhme gereichte.

Nur je mehr die zukünftigen Gatten Theilnahme erregten, desto mehr beklagte man sie.

Vielleicht waren sie glücklicher als irgend eines von den diese Menge blendenden männlichen und weiblichen Individuen; doch die Menge ist so beschaffen: sie muß immer beklagen oder beneiden.

An diesem tage war sie dem Mitleiden zugewandt: sie beklagte.

Die von Cagliostro am Abend des 21. vorhergesehenen Ereignisse waren in der That mit einem entsetzlichen Gange fortgeschritten und hatten eine lange, unverilgbare Blutspur zurückgelassen.

Am 1. Februar 1793 erließ der Nationalconvent ein Decret, daß den Befehl, eine Summe von achthundert Millionen Assignate zu schöpfen, enthielt, was die Gesamtsumme der ausgegebenen Assignate auf drei Milliarden hundert Millionen erhöhte.

Am 28. März 1793 erließ der Convent, auf den Bericht von Treillard, ein Decret, das die Emigranten auf ewige Zeiten verbannte, sie für bürgerlich todt erklärte und ihre Güter zum Nutzen der Republik confiscirte.

Am 7. November erließ der Convent ein Decret, das den Ausschuß für den öffentlichen Unterricht beauftragte, einen Plan darauf abzielend, einen vernünftigen und bürgerlichen Cultus dem katholischen Cultus zu substituiren, dem Convente vorzulegen.

Wir sprechen nicht von der Aechtung und dem Tode der Girondisten. Wir sprechen nicht von der Hinrichtung des Herzogs von Orleans, der Königin, von Bailly, Danton, Camille Desmoulins und vielen Anderen, denn diese Ereignisse hatten ihren Wiederhall in Villers-Coterets gehabt,

aber keinen Einfluß auf die Personen geübt, mit denen wir uns noch zu beschäftigen haben.

Das Resultat der Confiscation der Güter war, daß da man Gilbert und Billot als Emigranten betrachtete, ihre Güter confiscirt und verkauft wurden.

Ebenso war es mit den Gütern des am 10. August getödteten Grafen von Charny und der am 2. September geschlachteten Gräfin.

In Folge dieses Decrets wurde Catherine vor die Thüre des Pachthofes von Pisseleu gesetzt, den man als Nationaleigenthum ansah.

Pitou wollte im Namen von Catherine reklamieren; Pitou war aber ein Gemäßigter geworden, Pitou war ein wenig verdächtig, und die vernünftigen Personen gaben ihm den Rath, sich weder in der That, noch in Gedanken den Befehlen der Nation zu widersetzen.

Catherine und Pitou zogen sich also nach Haramont zurück.

Catherine hatte Anfangs den Gedanken, wie früher, in der Hütte des Vaters Clouis zu wohnen; als sie aber an der Thüre des Exwaldhüters vom Herzog von Orleans erschien, legte dieser seinen Finger auf den Mund zum Zeichen des Stillschweigens und schüttelte seinen Kopf zum Zeichen der Unmöglichkeit.

Diese Unmöglichkeit rührte davon her, daß der Platz schon eingenommen war.

Das Gesetz über die Verbannung der nicht beeidigten Priester war mit ganzer Kraft in Anwendung gebracht und daher der Abbé Fortier, der den Eid nicht hatte leisten wollen, verbannt worden, oder er hatte sich vielmehr selbst verbannt.

Doch er hatte es nicht für zweckdienlich erachtet, über die Grenze zu gehen, und seine Verbannung beschränkte sich darauf, daß er sein Haus in Villers-Coterets verließ, wo Mademoiselle Alexandrine zurückblieb, um über sein Mobiliar zu wachen, und den Vater Clouis um ein Asyl bat, das dieser ihm zu gewähren sich beeiferte.

Die Hütte von Vater Clouis war, wie man sich erinnert, nur eine einfache unter der Erde ausgegrabene Grotte, in der eine einzige Person schon ziemlich unbequem wohnte: es war also schwierig, dem Abbé Fortier Catherine Billot und den kleinen Isidor beizufügen.

Sodann erinnert man sich auch des unduldsamen Benehmens vom Abbé Fortier bei der Beerdigung von Frau Billot; Catherine war nicht genug gute Christin, um dem Abbé Fortier die ihrer Mutter geschehene Begräbnisverweigerung zu verzeihen, und wäre *sie* auch genug gute Christin gewesen, um zu verzeihen, so war doch der Abbé Fortier zu guter Katholik, um zu verzeihen.

Sie mußte also darauf verzichten, in der Hütte von Vater Clouis zu wohnen.

Es blieben das Haus der Tante Angélique auf dem Pleux und die kleine Hütte von Pitou in Haramont.

Man durfte nicht einmal an das Haus von Tante Angélique denken. Tante Angélique wurde, sowie die Revolution ihren Lauf verfolgte, immer zänkischer, was unglaublich schien, und immer magerer, was unmöglich schien.

Diese Veränderung in ihrem Moralischen und in ihrem Physischen rührte davon her, daß man in Villers-Coterets, wie anderswo, die Kirchen geschlossen hatte, bis ein vernünftiger und bürgerlicher Cultus vom Ausschusse für den öffentlichen Unterricht erfunden wäre.

Da man aber die Kirchen geschlossen hatte, so war die Vermietung der Stühle, die das Haupteinkommen der Tante Angélique bildete, zu Nichts geworden.

Es war das Versiegen dieser Hilfsquellen, was die Tante Angélique magerer und zänkischer

als je machte.

Fügen wir bei, daß sie so oft die Einnahme der Pastille von Billot und Ange Pitou hatte erzählen hören, daß sie so oft zur Zeit der großen Pariser Ereignisse den Pächter und ihren Neffen plötzlich nach der Hauptstadt hatte abgehen sehen, daß sie durchaus nicht bezweifelte, die französische Revolution werde geleitet von Ange Pitou und Billot, und die Bürger Danton, Marat, Robespierre und Andere seien nur secundäre Agenten dieser Hauptführer.

Mademoiselle Alexandrine bestärkte sie, wie man leicht begreift, in diesen ein wenig irrigen Ideen, denen die königsmörderische Abstimmung von Billot die ganze gehässige Exaltation des Fanatismus gegeben hatte.

Man durfte also nicht daran denken, Catherine zu Tante Angélique zu bringen.

Es blieb die kleine Hütte von Pitou in Haramont.

Doch wie zu zwei oder gar zu drei in dieser kleinen Hütte wohnen, ohne zu den schlimmsten Nachreden Anlaß zu geben?

Dies war noch viel mehr unmöglich, als beim Vater Clouis zu wohnen.

Pitou entschloß sich also, Gastfreundschaft von seinem Freunde Désiré Maniquet zu verlangen, — eine Gastfreundschaft, welche ihm der würdige Haramonter bewilligte, und die Pitou in Industrien aller Art bezahlte.

Alles dies machte indessen der armen Catherine keine Stellung.

Pitou hatte für sie alle Aufmerksamkeiten eines Freundes, alle Zärtlichkeiten eines Bruders; Catherine fühlte aber wohl, daß sie Pitou weder wie ein Bruder, noch wie ein Freund liebte.

Der kleine Isidor fühlte das auch wohl, der arme Knabe, der, da er nie das Glück gehabt hatte, seinen Vater zu kennen, Pitou liebte, wie er den Grafen von Charny geliebt hätte, besser vielleicht; denn man muß sagen, Pitou war der Anbeter der Mutter, aber er war der Sklave des Kindes.

Man hätte glauben sollen, er begreife, der geschickte Stratege, es gebe nur ein Mittel, in das Herz der Mutter hinein zu kommen: dies sei, im Gefolge von Isidor einzudringen. Aber Pitou war zu ehrlich, seine Gefühle waren zu rein, als daß er selbstsüchtige Zwecke hätte verfolgen können. Er war derselbe arglose, treue, gutmüthige Mensch geblieben, den wir in den ersten Capiteln unseres Buches kennen gelernt haben, ja er war vielleicht noch offener, treuherziger, hingebender geworden.

Alle diese Beweise treuer Hingebung rührten Catherine bis zu Thränen; Sie fühlte, daß Pitou sie glühend liebte, vergötterte, und zuweilen dachte sie, daß sie diese treue, aufopfernde Liebe wohl durch ein zärtlicheres Gefühl als die Freundschaft belohnen möchte.

Die arme Catherine, wurde dabei an ihre Verlassenheit erinnert, sie stand ganz allein in der Welt, und Pitou war ihre einzige Stütze, auch drängte sich ihr der Gedanke auf, daß sich Niemand als Pitou ihres Kindes annehmen würde, wenn der kleine Isidor das Unglück hätte, seine Mutter zu verlieren. So kam sie nach und nach zu dem Entschlusse, Pitou die einzige Belohnung zu geben, die in ihrer Macht stand, ihm ihre ganze Freundschaft und ihre Hand zu schenken.

Ach! Ihre Liebe, diese zarte, duftige Jugendblüthe war jetzt im Himmel!

Es vergingen fast sechs Monate, bis sich Catherine mit diesem Gedanken ganz vertraut machte. Pitou wurde während dieser Zeit jeden Morgen mit freundlichem Lächeln begrüßt, jeden Abend mit zärtlichem Händedruck entlassen; aber er hatte von Catherines Absicht nicht die

leiseste Ahnung.

Das würde bis zu dem Tode Catherines und Pitous so gedauert haben, wenn auch Pitou so alt wie Philemon und Catherine so alt wie Baucis geworden wäre, ohne daß in dem Benehmen des Nationalgardecapitäns die mindeste Veränderung stattfand. Catherine mußte ihm daher entgegenkommen.

Eines Abends, statt ihm die Hand zu reichen, bot sie ihm die Stirne.

Pitou glaubte, das sei eine Zerstreung von Catherine: er war ein zu redlicher Mensch, um eine Zerstreung zu benützen.

Er wich einen Schritt zurück.

Catherine hatte aber seine Hand nicht losgelassen; sie zog ihn an sich und bot ihm nicht mehr die Stirne, sondern die Wange.

Pitou zögerte noch viel mehr.

Als der kleine Isidor dies sah, sagte er:

»Ei! küsse doch Mama Catherine.«

»Oh mein Gott!« murmelte Pitou erbleichend, als ob er sterben sollte.

Und er drückte seine kalte, zitternde Lippe auf die Wange von Catherine.

Da nahm Catherine ihr Kind, legte es Pitou in die Arme und sprach:

»Ich gebe Ihnen das Kind, Pitou; wollen Sie mit ihm die Mutter?«

Es ward Pitou schwindelig, er schloß die Augen und während er das Kind an seine Brust preßte, fiel auf einen Stuhl und rief mit jener Zartheit des Herzens, die nur das Herz allein zu schätzen vermag:

»Oh! Herr Isidor! oh! mein theurer Herr Isidor, wie liebe ich Sie!«

Isidor nannte Pitou Papa Pitou; Pitou aber nannte den Sohn des Vicomte von Charny Herr Isidor.

Und dann, da er fühlte, daß Catherine hauptsächlich aus Liebe für ihren Sohn ihn lieben wollte, sagte er nicht zu Catherine:

»Oh! wie liebe ich Sie, Mademoiselle Catherine!«

Sondern er sagte zu Isidor:

»Ob! wie liebe ich Sie, Herr Isidor!«

Nachdem der Punkt festgestellt war, daß Pitou Isidor noch mehr liebte, als Catherine, sprach man von der Hochzeit.

Pitou sagte zu Catherine:

»Ich bedränge Sie nicht, Mademoiselle Catherine; nehmen Sie Ihre ganze Zeit: wollen Sie mich jedoch sehr glücklich machen, so nehmen Sie sie nicht zu lang.«

Catherine nahm einen Monat.

Nach drei Wochen machte Pitou ehrerbietig, in großer Uniform, seinen Besuch bei Tante Angélique, in der Absicht, ihr seine nahe Verheirathung mit Mademoiselle Catherine mitzuthemen.

Tante Angélique sah von fern ihren Neffen kommen und beeilte sich, ihre Thüre zu schließen.

Pitou aber ging nichtsdestoweniger weiter gegen die ungastfreundliche Thüre und klopfte sachte an.

»Wer ist da?« fragte die Tante Angélique mit ihrem trotzigsten Tone.

»Ich, Ihr Neffe, Tante Angélique.«

»Geh Deines Weges, Septembermann!« rief die alte Jungfer.

»Meine Tante,« fuhr Pitou fort, »ich wollte Ihnen eine Neuigkeit mittheilen, die Ihnen unfehlbar angenehm sein muß, da sie mein Glück betrifft.«

»Was für eine Neuigkeit ist das, Jacobiner?«

»Oeffnen Sie mir die Thüre, und ich werde sie Ihnen sagen.«

»Sage sie durch die Thüre: ich öffne meine Thüre nicht einem Sansculotte Deiner Art.«

»Ist das Ihr letztes Wort, meine Tante?«

»Es ist mein letztes Wort.«

»Nun wohl, meine liebe Tante, ich heirathe.«

Die Thüre öffnete sich wie durch einen Zauber.

»Wen, Unglücklicher?« fragte Tante Angélique.

»Mademoiselle Catherine Billot,« antwortete Pitou.

»Ha! der Elende! ha! der Schändliche! ha! der Brisotiner!« rief Tante Angélique, »er heirathet ein ruinirtes Mädchen! . . . Geh, Unglücklicher, ich verfluche Dich!«

Und mit einer Geberde voll Adel streckte die Tante Angélique ihre beiden, gelben dürrn Hände gegen ihren Neffen aus.

»Meine Tante,« sprach Pitou, »ich bin zu sehr gewöhnt an Ihre Verfluchungen, als daß diese mich mehr betrüben sollte, als es die anderen gethan haben. Ich war Ihnen nur die Höflichkeit schuldig, Ihnen meine Heirath anzukündigen; ich habe sie Ihnen angekündigt, die Höflichkeit ist abgethan: Gott besohlen, Tante Angélique!«

Und militärisch seine Hand an seinen dreieckigen Hut legend, machte Pitou der Tante Angélique seine Reverenz und schlug wieder den Weg über den Pleux ein.

II.

Ueber die Wirkung, welche auf Tante Angélique die Ankündigung der Heirath ihres Neffen mit Catherine Billot hervorbrachte.

Pitou hatte seine Heirath Herrn von Longpré mitzuthellen, der in der Rue de l'Ormet wohnte. Weniger als Tante Angélique gegen die Familie Billot eingenommen, wünschte Herr von Longpré Pitou Glück zu der guten Handlung, die er vollbringe.

Pitou hörte ganz erstaunt; er begriff nicht, daß es, wenn man sein Glück machte, zugleich eine gute Handlung war.

Pitou, ein reiner Republikaner, war übrigens der Republik mehr als je dankbar, da sie alle Weitschweifigkeiten durch das Factum der Aufhebung der Trauungen in der Kirche beseitigt hatte.

Es wurde also zwischen Herrn von Longpré und Pitou verabredet, daß am folgenden Sonnabend Catherine Billot und Ange Pitou auf der Mairie getraut werden sollten.

Am Tage nachher, am Sonntag, sollte durch gerichtliche Zuerkennung der Verkauf des Pachthofes Pisseleu und des Schlosses Boursonne stattfinden.

Der Pachthof war zu viermal hunderttausend Franken und das Schloß zu sechsmal hunderttausend Franken in Assignaten angeschlagen.

Die Assignate fingen an entsetzlich zu verlieren: der Louis d'or galt neun hundert zwanzig Franken in Assignaten.

Es hatte aber Niemand mehr Louis d'or.

Pitou kehrte in aller Eile zurück, um Catherine die gute Kunde zu überbringen. Er halte sich erlaubt, den, für die Hochzeit bestimmten Termin um zwei Tage vorzurücken, und er befürchtete sehr, dieses Vorrücken werde Catherine zuwider sein, Catherine schien aber nicht ärgerlich hierüber, und Pitou schwebte im siebenten Himmel.

Nur verlangte Catherine, daß Pitou einen zweiten Besuch bei Tante Angélique mache, um ihr genau den Tag der Hochzeit anzuzeigen und sie einzuladen, der Feier beizuwohnen.

Das war die einzige Verwandte von Pitou, und obgleich es keine sehr zärtliche Verwandte war, mußte Pitou doch seinerseits ein artiges Benehmen beobachten.

Dem zu Folge begab sich Pitou am Donnerstag Morgen nach Villers-Coterets, um der Tante einen zweiten Besuch zu machen.

Es schlug neun Uhr, als er vor dem Hause ankam.

Diesmal war Tante Angélique nicht vor der Thüre, und die Thüre war sogar, als ob Tante Angélique Pitou erwartet hätte, geschlossen.

Pitou dachte, sie sei ausgegangen, und war entzückt von diesem Umstande. Der Besuch war gemacht, und ein zärtlicher, ehrfurchtsvoller Brief würde die Rede, die er an sie zu halten im Sinne gehabt, ersetzen.

Da Pitou aber vor Allem ein gewissenhafter Junge, so klopfte er an die Thüre, so gut sie geschlossen war, und da Niemand auf sein Klopfen antwortete, so rief er.

Bei dem doppelten Lärmen, den Pitou rufend und m klopfend machte, erschien eine Nachbarin.

»Ah! Mutter Fagot,« fragte Pitou; »wissen Sie nicht, ob meine Tante ausgegangen ist?«

»Antwortet sie nicht?« sagte die Mutter Fagot.

»Nein, wie Sie sehen ohne Zweifel ist sie auswärts.«

Die Mutter Fagot schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Ich hätte sie müssen ausgehen sehen: meine Thüre öffnet sich gegen die Ihrige, und es ist selten, daß sie nicht beim erwachen ein wenig Asche bei uns holt; damit erwärmt sich die arme Frau den ganzen Tag; nicht wahr, Nachbar Farolet?«

Dies Anrufung war an einen neuen Schauspieler gerichtet, der, seine Thüre bei dem Geräusche ebenfalls öffnend, sich ins Gespräch mischte.

»Was sagen Sie, Madame Fagot?«

»Ich sage, die Tante Angélique sei nicht ausgegangen. Haben Sie sie gesehen?«

»Nein, und ich möchte sogar behaupten, sie sei noch zu Hause, in Betracht, daß, wenn sie aufgestanden und ausgegangen wäre, die Läden offen sein müßten.«

»Das ist wahr,« sprach Pitou, »Ah! Mein Gott? sollte meiner armen Tante ein Unglück widerfahren sein?«

»Das ist möglich,« antwortete die Mutter Fagot.

»Es ist mehr als möglich, es ist wahrscheinlich,« bemerkte sententiös Herr Farolet.

»Ah! bei meiner Treue, sie war nicht sehr zärtlich gegen mich,« sagte Pitou; »doch gleichviel, das würde mir weh thun . . . Wie kann man sich hierüber Sicherheit verschaffen?«

»Gut!« sprach ein dritter Nachbar; »das ist keine große Schwierigkeit; man braucht nur Herrn Rigolet, den Schlosser, holen zu lassen.«

»Soll das geschehen, um die Thüre zu öffnen, so ist es unnötig,« versetzte Pitou; »ich pflegte sie mit meinem Messer zu öffnen.«

»Nun wohl, so öffne, mein Junge,« sprach Herr Farolet; »wir werden da sein, um zu bekräftigen, daß Du nicht in einer schlimmen Absicht geöffnet hast.«

Pitou zog sein Messer aus der Tasche; dann näherte er sich in Gegenwart von einem Dutzend durch das Ereigniß herbeigezogener Personen der Thüre mit einer Geschicklichkeit, welche bewies, daß er mehr als einmal dieses Mittel gebraucht hatte, um in das Domicil seiner Jugend zurückzukehren, und ließ den Riegel in der Schließkappe gleiten.

Die Thüre öffnete sich.

Die Stube war vollkommen finster.

Sobald aber die Thüre geöffnet, drang die Helle allmählig ein, — die traurige, unheimliche Helle eines Wintermorgens, — und bei diesem Tageslichte, so düster es war, fing man an Tante Angélique, welche auf ihrem Bette lag, zu unterscheiden.

Pitou rief zweimal:

»Tante Angélique! Tante Angélique!«

Die alte Jungfer blieb unbeweglich und antwortete nicht.

Pitou näherte sich und befühlte den Körper.

»Oh!« sagte er, »sie ist kalt und starr!«

Man öffnete das Fenster.

Tante Angélique war todt!

»Das ist ein Unglück!« rief Pitou.

»Gut,« bemerkte Farolet; »kein so großes: sie liebte Dich nicht sehr, mein Junge, die Tante Angélique.«

»Es ist möglich,« erwiderte Pitou; »doch ich, ich liebte sie sehr.«

Zwei große Thränen flossen über die Backen des würdigen Jungen.

»Ach! meine arme Tante Angélique!« murmelte er.

Und er fiel vor dem Bette auf die Kniee.

»Sagen Sie doch, Herr Pitou,« sprach die Mutter Fagot, »wenn Sie etwas brauchen: wir sind zu Ihrer Verfügung. Ei! man hat Nachbarn oder man hat keine.

»Ich danke, Mutter Fagot. Ist Ihr Knabe da?«

»Ja . . . He! Fagotin!« rief die gute Frau.

Ein Bursche von vierzehn Jahren erschien auf der Thürschwelle.

»Da bin ich Mutter!« sagte er.

»Schicken Sie ihn nach Haramont,« fuhr Pitou fort; »Catherine soll nicht unruhig sein, wenn ich lange ausbleibe . . . er soll ihr sagen, daß die Tante Angélique todt ist.«

»Hast Du es gehört, Fagotin?« fragte die Nachbarin.

»Ja.«

»Nun, so lauf!«

Geh' durch die Rue-de-Soissons,« setzte der Nachbar Farolet hinzu, »und sage dem Doctor Raynal, die Tante Angélique sei plötzlich gestorben.«

»Hörst Du?«

»Ja, Mutter,« sagte der Straßenjunge und lief in der vorgeschriebenen Richtung fort.

Die Versammlung hatte immer mehr zugenommen; es standen über hundert Personen vor der Thüre, und jede gab ihre Meinung über den Tod von Tante Angélique zum Besten, wobei die Einen sich auf die Seite eines Schlagflusses, die Anderen auf die eines zerreißen am Gefäße des Herzen, wieder andere auf einer zu ihrem letzten Grade gelangten Auszehrung neigten.

Alle murmelten leise:

»Ist Pitou nicht ungeschickt, so wird er einen guten Schatz auf dem höchsten Brette eines Schrankes, in einem Butterhafen, im Grunde eines Strohsackes oder in einem wollenen Strumpfe finden.«

Mittlerweile kam Herr Raynal an, dem der Generaleinnehmer vorausschritt.

Man wollte wissen, an was Tante Angélique gestorben war.

Herr Raynal trat ein, näherte sich dem Bette, untersuchte die Todte, drückte mit seiner Hand auf den Oberbauch und auf den Unterleib, und erklärte, zum großen Erstaunen der ganzen Gesellschaft, Tante Angélique sei ganz einfach vor Kälte und, wahrscheinlich, vor Hunger gestorben.

Die Thränen von Pitou verdoppelten sich bei dieser Erklärung.

»Oh! arme Tante! arme Tante!« rief er; »und ich hielt sie für reich! Ich bin ein Unglücklicher, daß ich sie verlassen habe! . . . Oh! wenn ich das gewußt hätte! . . . Nicht möglich, Herr Raynal, nicht möglich.«

»Suchen Sie im Brodkasten, und Sie werden sehen, ob Brod da ist; suchen Sie im

Holzschuppen, und Sie werden sehen, ob Holz da ist. Ich habe ihr immer prophezeit, sie werde so sterben, die alte Geizige!«

Man suchte: es war nicht ein Büschel Reisig im Holzschuppen, nicht ein Krümchen Brod im Brotkasten.

»Oh! warum, sagte sie das nicht!« rief Pitou; »ich wäre in den Wald gegangen, um sie zu erwärmen; ich hätte gewildert, um sie zu ernähren. Das ist auch Eure Schuld,« fuhr der arme Junge diejenigen, welche gerade da waren, anklagend fort; »warum sagtet Ihr mir nicht, sie sei arm?«

»Wir sagten Ihnen nicht, Herr Pitou, sie sei arm,« antwortete Farolet, »aus dem einfachen Grunde, weil sie Jedermann für reich hielt.«

Herr Raynal hatte das Bettuch der Tante Angélique über den Kopf geworfen und ging auf die Thüre.

Pitou lief ihm nach.

»Sie gehen Herr Raynal?« sagte er.

»Und was soll ich noch hier machen, mein Junge?«

»Sie ist also entschieden todt?«

Der Doctor zuckte die Achseln.

»Oh! Mein Gott! mein Gott!« rief Pitou; »und vor Kälte gestorben! Vor Hunger gestorben.

Raynal winkte dem jungen Manne, und dieser näherte sich ihm.

»Junge,« sprach er, »ich rathe Dir nichtdestoweniger, oben und unten zu suchen: Du begreifst?«

»Aber, Herr Raynal, da Sie sagen, sie sei vor Hunger und Kälte gestorben . . . «

»Man hat Geizige gesehen, die, auf ihrem Schatze liegend, vor Hunger und Kälte starben,« erwiederte Herr Raynal.

Sodann, den Finger auf den Finger auf den Mund legend:

»St!«

Und er ging.

III.

Der Lehnstuhl der Tante Angélique.

Pitou würde vielleicht über das, was ihm Herr Raynal gesagt, tiefer nachgedacht haben, hätte er nicht von fern Catherine gesehen, welche mit ihrem Kinde in den Armen herbeilief.

Seitdem man wußte, Tante Angélique sei aller Wahrscheinlichkeit nach vor Hunger und Kälte gestorben, war der Eifer von Seiten der Nachbarn, ihr die letzte Ehre anzuthun, etwas minder groß.

Catherine kam also höchst erwünscht. Sie erklärte, da sie sich als die Frau von Pitou betrachte, so sei es an ihr, der Tante Angélique die letzte Ehre zu erweisen, und sie that es mit derselben Ehrerbietung, wie sie es anderthalb Jahre zuvor bei ihrer Mutter gethan.

Unterdessen sollte Pitou alle Vorbereitungen zum Begräbniß treffen, welches nach dem Gesetz erst nach vierundzwanzig Stunden stattfinden durfte. Man brauchte sich nur mit dem Bürgermeister, dem Tischler und dem Todtengräber zu verständigen, denn die religiösen Feierlichkeiten waren bei den Begräbnissen wie bei den Trauungen abgeschafft.

»Lieber Pitou,« sagte Catherine, als er seinen Hut nahm, um zu Herrn Longpré zu gehen, »wäre es nach diesem Todesfalle nicht schicklich unsere Hochzeit um ein paar Tage aufzuschieben?«

»Wie Du willst, Catherine.«

»man würde es gewiß auffallend finden, wenn Du an demselben Tage, wo Deine Tante Angélique zur Erde bestattet wird, einen so wichtigen Schritt thätest.«

»Ja, es ist für mich ein sehr wichtiger Schritt,« erwiderte Pitou, »es handelt sich um mein ganzes Glück.«

»Frage Herrn Longpré um Rath lieber Pitou, und thue, was er sagt.«

»Gut Catherine, ich will's thun.«

»Es würde uns auch kein Glück bringen, wenn wir uns an einem Begräbnißtage verheirathen.«

»O! wenn ich erst Dein Mann bin,« sagte Pitou, »Fürchte ich nichts!«

»lieber Pitou,« sagte Catherine, ihm die Hand reichend, »wir wollen's auf den Montag verschieben . . . Du siehst, daß ich so viel als möglich Deinen Wunsch mit der Schicklichkeit zu vereinigen suche.«

»Ach! Zwei Tage . . . das ist ein langer Aufschub!« seufzte Pitou.

»Du hast ja fünf Jahre gewartet . . .«

»Aber in achtundvierzig Stunden kann sich viel ereignen.«

»Aber meine Liebe bleibt gleich,« entgegnete Catherine; »und da Du behauptest, daß Du sonst nichts zu fürchten . . .«

»O nein, sonst fürchte ich gar nichts!«

»Nun wenn das so ist, so höre Isidor . . . Sage zu dem Papa Pitou: Fürchte nichts Papa, die Mama liebt Dich und wird Dich immer lieben.«

Der Kleine sprach diese Worte mit seiner lallenden lieblichen Stimme nach.

Auf diese Versicherung hin machte sich Pitou keine Schwierigkeiten mehr und begab sich zu Herrn Longpré.

In einer Stunde war er wieder da, es war Alles gehörig verabredet, Begräbniß und Trautag. Alles im Voraus bezahlt.

Außerdem hatte er etwas Holz und Lebensmittel für zwei Tage gekauft. Es war Zeit, daß das Holz ankam, denn man sah ein, daß man in dem armseligen Hause, wo der Wind auf allen Seiten eindrang, erfrieren konnte. Pitou fand Catherine vor Kälte fast erstarrt.

Die Trauung war nach Catherines Wunsch auf Montag verschoben worden.

Die beiden Tage und Nächte vergingen, ohne daß sich Catherine und Pitou einen Augenblick verließen. Sie brachten beide Nächte wachend an dem Lager der Todten zu.

Trotz des ungeheuren Feuers, das Pitou im Kamine zu unterhalten besorgt war, drang der Wind scharf und eisig ein, und Pitou sagte sich, wenn Tante Angélique nicht Hungers gestorben sei, so habe sie ganz wohl vor Kälte sterben können.

Es kam der Augenblick, den Körper wegzubringen; das sollte nicht viel Zeit in Anspruch nehmen: das Haus der Tante Angélique stieß beinahe an den Kirchhof an.

Der ganze Pleux und ein Theil der Stadt folgten der Verstorbenen zu ihrer letzten Ruhestätte. In der Provinz gehen die Frauen zu den Beerdigungen; Pitou und Catherine führten den Trauerzug an.

Nachdem die Ceremonie beendet war, dankte Pitou den Anwesenden im Namen der Tobten und in seinem eigenen Namen, und sobald er das Grab der alten Jungfer mit Weihwasser besprengt hatte, defilirte Jeder, wie gewöhnlich, vor Pitou.

Als sich Pitou mit Catherine allein glaubte, wandte er sich auf die Seite um, wo er sie gelassen hatte. Catherine war nicht mehr bei ihm; sie lag mit dem kleinen Isidor auf den Knien an einem Grabe, an dessen vier Ecken sich vier Cypressen erhoben.

Diese vier Cypressen hatte Pitou aus dem Walde geholt und hierher gepflanzt.

Er wollte Catherine in dieser frommen Beschäftigung nicht stören; doch bedenkend, daß Catherine, nachdem sie ihr Gebet beendet, sehr kalt haben werde, lief er nach Hause, in der Absicht, ein ungeheures Feuer zu machen.

Leider widersetzte sich etwas der Verwirklichung seiner guten Absicht: seit dem Morgen war der Holzvorrath erschöpft.

Pitou kratzte sich hinter dem Ohre. Der Rest seines Geldes war, wie man sich erinnert, für Anschaffung eines Vorraths von Holz und Brod verbraucht worden.

Pitou schaute rings umher und suchte, welches Geräth er der Noth des Augenblicks opfern könnte.

Da sah er das Bett, den Brodkasten und den Lehnstuhl der Tante Angélique.

Ohne einen großen Werth zu haben, waren doch der Brodkasten und das Bett nicht außer Gebrauche; doch der Lehnstuhl, — seit langer Zeit wagte es, außer Tante Angélique, Niemand, sich darauf zu setzen, so erschrecklich ausgerenkt war er.

Der Lehnstuhl wurde also verurtheilt.

Pitou verfuhr wie das Revolutionstribunal: kaum verurtheilt, sollte der Lehnstuhl hingerichtet werden.

Pitou stützte sein Knie auf den durch das Alter geschwärtzten Saffian, ergriff mit beiden

Händen einen von den Pfosten, und zog an sich.

Bei der dritten Erschütterung gab der Pfosten nach.

Der Lehnstuhl, als hätte er einen Schmerz bei dieser Zerstückelung empfunden, ließ eine seltsame Klage vernehmen. Wäre Pitou abergläubisch gewesen, er müßte gedacht haben, die Seele von Tante Angélique sei in diesem Lehnstuhle eingeschlossen.

Pitou hatte aber nur einen Aberglauben auf der Welt: das war seine Liebe für Catherine. Der Lehnstuhl war verurtheilt, Catherine zu erwärmen, und hätte er so viel Blut vergossen und so viel Klagen ausgestoßen, als die bezauberten Bäume im Galten von Tasso, der Lehnstuhl wäre in Stücke zerbrochen worden.

Pitou ergriff also den zweiten Pfosten mit ebenso kräftigem Arm, als er den ersten ergriffen halte, und riß ihn mit derselben Anstrengung von dem zu drei Vierteln ausgerenkten Gerippe.

Der Lehnstuhl gab dasselbe seltsame, metallische Geräusch von sich.

Pitou blieb unempfindlich; er nahm das verstümmelte Meuble bei einem Fuße, hob es über seinen Kopf empor und schlug es, um es vollends zu zerbrechen, aus Leibeskräften auf den Boden.

Diesmal spaltete sich der Stuhl entzwei und spie, zum großen Erstaunen von Pitou, durch die offene Wunde nicht Blutwogen, sondern Goldwogen aus.

Man erinnert sich, daß die Tante Angélique, sobald sie vierundzwanzig Livres in Silbermünze beisammen hatte, diese vierundzwanzig Livres gegen einen Louis d'or wechselte und den Louis d'or in den Lehnstuhl schob.

Pitou blieb verblüfft, schwankend vor Erstaunen, närrisch vor Verwunderung.

Seine erste Bewegung war, nach Catherine und dem kleinen Isidor zu laufen, sie Beide herbeizuführen und ihnen den Schatz, den er entdeckt, zu zeigen.

Doch ein entsetzlicher Gedanke hielt ihn zurück.

Würde ihn Catherine, wenn sie ihn reich wüßte, immer noch heirathen?

Er schüttelte den Kopf.

»Nein,« sagte er, »nein, sie würde sich weigern.«

Er blieb einen Augenblick unbeweglich, nachdenkend, sorgenvoll.

Alsdann schwebte ein Lächeln über sein Gesicht.

Ohne Zweifel hatte er ein Mittel gefunden, um aus der Verlegenheit herauszukommen, in die ihn dieser unerwartete Reichthum versetzte.

Er hob die auf der Erde liegenden Louis d'or auf, weidete den Lehnstuhl mit seinem Messer vollends aus, und suchte in den kleinsten Winkeln des Roßhaares und des Wergs.

Alles war mit Louis d'or vollgestopft.

Pitou fand fünfzehnhundert und fünfzig Stücke, Pitou war also fünfzehnhundertfünfzig Louis d'or das heißt siebenunddreißigtausend zweihundert Livres reich.

Da nun der Louis d'or zu jener Zeit neunhundert und zwanzig Livres in Assignaten galt, so war also Pitou eine Million dreimalhundert und sechsundzwanzig tausend Livres reich!

Und in welchem Augenblicke kam ihm dieses colossale Vermögen zu? In dem Augenblicke, wo er, da er kein Geld mehr hatte, um Holz zu kaufen, genöthigt war, damit Catherine warm bekäme, den Lehnstuhl der Tante Angélique zu zerbrechen.

Welch ein Glück, daß Pitou so arm gewesen, daß das Wetter so kalt gewesen, und daß der

Lehnstuhl so alt gewesen war!

Wer weiß, was ohne dieses Zusammentreffen von scheinbar mißlichen Umständen aus dem kostbaren Lehnstuhle geworden wäre.

Pitou fing an Louis d'or in alle seine Taschen zu schieben; sodann, nachdem er mit aller Heftigkeit jedes Bruchstück des Lehnstuhls geschüttelt hatte, legte er ihn im Kamine auf, schlug Feuer, bald an seinen Fingern, halb am Steine, entzündete am Ende mit großer Mühe den Schwamm und steckte mit zitternder Hand den Holzhaufen an.

Es war Zeit! Catherine und der kleine Isidor kehrten, schnatternd vor Kälte, zurück.

Pitou drückte das Kind an sein Herz, küßte die eiskalten Hände von Catherine und entfernte sich rasch, nachdem er Beiden zugerufen:

»Ich muß einen unerläßlichen Gang machen; wärmt Euch und erwartet mich.«

»Wohin geht denn Papa?« fragte Isidor.

»Ich weiß es nicht,« antwortete Catherine: »sicherlich aber, sobald er so schnell läuft, geschieht es, um sich nicht mit sich selbst, sondern mit Dir oder mit mir zu beschäftigen.«

Catherine hätte sagen können:

»Mit Dir und mit mir.«

IV.

Was Pitou mit den im Lehnstuhle der Tante Angélique gefundenen Louis d'or macht.

Man hat nicht vergessen, daß am andern Tage der Verkauf im Aufstreiche des Pachthofes von Billot und des Schlosses vom Grafen von Charny stattfand.

Man erinnert sich noch, daß man den Pachthof zum Preise von viermal hunderttausend Franken, und das Schloß zu sechsmal hunderttausend Franken in Assignaten angeschlagen hatte.

Als der andere Tag gekommen war, kaufte Herr von Longpré für einen unbekanntem Erwerber die beiden Güter um die Summe von dreizehnhundert und fünfzig Louis d'or, das heißt um eine Million zweimal hundertzweiundzwanzigtausend Franken in Assignaten.

Er bezahlte Baar.

Dies geschah am Sonntag, und am Montag sollte die Hochzeit von Catherine und Pitou stattfinden.

An diesem Sonntag war Catherine am frühen Morgen nach Haramont abgegangen, mochte sie nun einige Anordnungen wegen ihres Putzes zu treffen haben, wie dies die einfachsten Frauen am Tage vor ihrer Hochzeit thun, mochte sie nicht in der Stadt bleiben wollen, während man hier im Aufstreiche den schönen Pachthof verkaufte, wo ihre Jugend verlaufen, wo sie so glücklich gewesen war, wo sie so viel gelitten hatte.

Was bewirkte, daß an, andern Tage um elf Uhr diese ganze vor der Mairie versammelte Menge Pitou so sehr beklagte und lobte, daß er ein so völlig ruinirtes Mädchen geheirathet, — das obendrein ein Kind hatte, welches, während eines Tags hätte reicher werden sollen, als Catherine, noch mehr als sie ruiniert war.

Während dieser Zeit fragte Herr Longpré, nach dem Gebrauche, Pitou:

»Bürger Pierre Ange Pitou, nehmen Sie zu Ihrer Frau die Bürgerin Anne Catherine Billot?«

Und Catherine Billot:

»Bürgerin Anne Catherine Billot, nehmen Sie zu Ihrem Gatten den Bürger Pierre Ange Pitou?«

Beide antworteten: »Ja.«

Als sodann Beide: »Ja.« Pitou mit einer Stimme voll Rührung, Catherine mit einer Stimme voll Seelenheiterkeit geantwortet hatten; als Herr von Longpré im Namen des Gesetzes verkündigt hatte, die zwei jungen Leute seien ehelich verbunden, winkte er den kleinen Isidor zu sich.

Der kleine Isidor, den man auf des Bureau des Maire gesetzt hatte, ging gerade auf ihn zu.

»Mein Kind,« sagte zu ihm Herr Longpré, »das sind Papiere, die Du Deiner Mama Catherine übergeben wirst, wenn sie Deinen Vater Pitou nach Hause geführt hat.«

»Ja, mein Herr,« erwiderte das Kind.

Und es nahm die zwei Papiere in sein Händchen.

Alles war beendet; nur zog Pitou zum großen Erstaunen der Anwesenden aus seiner Tasche fünf Louis d'or, übergab sie dem Maire und sprach:

»Für die Armen, Herr Maiere.«

Catherine lächelte.

»Wir sind also reich?« fragte sie.

»Man ist reich, wenn man glücklich ist, Catherine,« antwortete Pitou; »und Sie haben aus mir den reichsten Menschen der Erde gemacht.«

Er bot ihr seinen Arm, auf den sich die junge Frau zärtlich stützte.

Als man herauskam, fand man die von uns erwähnte Menge vor der Thüre der Mairie.

Sie grüßte das Ehepaar durch einstimmigen Zuruf.

Pitou dankte seinen Freunden und drückte viele Hände; Catherine dankte ihren Freundinnen und nickte Vielen mit dem Kopfe zu.

Mittlerweile wandte sich Pitou gegen rechts.

»Wohin gehen Sie denn, mein Freund?« fragte Catherine.

Kehrte Pitou nach Haramont zurück, so mußte er in der That links durch den Park gehen.

Kehrte er in das Haus der Tante Angélique zurück, so mußte er ganz gerade und über den Schloßplatz gehen.

Wohin ging er also, da er sich nach der Place de la Fontaine wandte?

Das fragte ihn Catherine.

»Kommen Sie, meine geliebte Catherine,« sagte Pitou; »ich führe Sie nach einem Orte, welchen wiederzusehen Sie sehr glücklich sein werden.«

Catherine ließ sich führen.

»Wohin gehen sie?« fragten diejenigen, welche ihnen nachschauten.

Pitou schritt über die Place de la Fontaine hin, ohne anzuhalten, schlug den Weg durch die Rue de l'Ormet ein und wandte sich, an ihrem Ende angelangt, durch das Gäßchen, in welchem er sechs Jahre früher Catherine auf ihrem Esel begegnet war, an dem Tage, wo er, von seiner Tante Angélique fortgejagt, nicht wußte, von wem er Gastfreundschaft verlangen sollte.

»Wir gehen hoffentlich nicht nach Pisseleu?« fragte Catherine Ihren Mann anhaltend.

»Kommen Sie immerhin, Catherine,« erwiderte Pitou.

Catherine seufzte, folgte dem Gäßchen und mündete auf die Ebene aus.

Nach einem Marsche von zehn Minuten kam sie auf dem Brückchen an, wo sie Pitou ohnmächtig am Abend der Abreise von Isidor nach Paris gefunden hatte.

Hier blieb sie stehen und sagte:

»Pitou, ich werde nicht weiter gehen.«

»Oh! Mademoiselle Catherine,« erwiderte Pitou, »nur bis zum hohlen Weidenbaume.«

Es war der Weidenbaum, aus dem Pitou die Briefe von Isidor geholt hatte.

Catherine stieß einen Seufzer aus und setzte ihren Gang fort.

An dem Weidenbaume angekommen, sagte sie:

»Ich bitte Sie dringend, lassen Sie uns umkehren.«

Pitou legte aber die Hand auf ihren Arm und sprach:

»Nur noch zwanzig Schritte, Mademoiselle Catherine; ich verlange nicht mehr.«

»Ah! Pitou!« murmelte Catherine mit einem Tone so schmerzlichen Vorwurfs, daß nun Pitou stehen blieb.

»Oh! Mademoiselle,« sagte er, »und ich glaubte Sie so glücklich zu machen!«

»Sie glaubten mich dadurch glücklich zu machen, daß Sie mich einen Pachthof wiedersehen lassen, wo ich erzogen worden bin, der meinen Eltern gehört hat, der mir gehören sollte, und der, gestern verkauft, einem Fremden gehört, dessen Namen ich nicht einmal weiß.«

»Mademoiselle Catherine, noch zwanzig Schritte: ich verlange von Ihnen nur dieses!«

Diese zwanzig Schritte, indem man sich um die Ecke einer Mauer wandte, demasquirten in der That das große Thor des Pachthofes.

Vor dem Thore des Pachthofes waren alle ehemalige Tagelöhner, Ackerknechte, Stallknechte, Mägde des Pachthofes, den Vater Clouis an der Spitze, gruppiert.

Jeder hielt einen Strauß in der Hand.

»Ah! ich begreife,« sagte Catherine, »Sie wollten mich, ehe der neue Eigenthümer angekommen ist, zum letzten Male hierher führen, damit alle diese alten Diener von mir Abschied nehmen. Ich danke, Pitou.«

Und den Arm ihres Mannes und die Hand des kleinen Isidor loslassend, ging sie diesen braven Leuten entgegen, welche sie umringten und in den großen Saal des Pachthofes fortzogen.

Pitou nahm den kleinen Isidor in seine Arme, — das Kind hielt immer die beiden Papiere in der Hand, — und folgte Catherine.

Die junge Frau saß mitten im großen Saale und rieb sich den Kopf mit den Händen, wie wenn man sich aus einem Traume aufwecken will.

»Um des Himmels willen, Pitou,« sprach Catherine, deren Augen irre umherschauten, deren Stimme fieberhaft zitterte, »was sagen sie mir denn? Mein Freund, ich begreife nichts von Allem, was sie mir sagen!«

»Vielleicht werden Sie die Papiere, die Ihnen unser Kind zu übergeben hat, mehr belehren, liebe Catherine,« erwiderte Pitou.

Und er schob Isidor gegen seine Mutter hin.

Catherine nahm beide Papiere aus der Hand des Kindes.

»Lesen Sie, Catherine,« sagte Pitou.

Catherine öffnete eines von den Papieren aufs Gerathewohl und las:

»Ich erkenne, daß das Schloß Boursonne und die davon abhängigen Güter gestern von mir gekauft und bezahlt worden sind für die Rechnung von Jacques Philippe Isidor, minderjährigem Sohne und Catherine Billot und daß folglich diesem Kinde das genannte Schloß und die davon abhängigen Güter als volles Eigenthum gehören.«

»Unterz.: von Longpré,
»Maire von Villers-Coterets.«

»Was soll das bedeuten?« Fragte Catherine. Nicht wahr, sie stellen sich wohl vor, daß ich nicht ein Wort von allem begreife.«

»Lesen Sie das andere Papier,« erwiderte Pitou.

Catherine entfaltete das andere Papier und las wie folgt:

»Ich erkenne, daß der Pachthof Pisseleu und seine Appertinentien gestern von mir gekauft und

bezahlt worden sind für Rechnung der Bürgerin Anne Catherine Billot, und daß folglich ihr der Pachthof Pisseleu und seine Appertinentien als volles Eigenthum gehören.

»Unterz,: von Longpré,
»Maire von Villers-Coterets.«

»Um des Himmels willen, sagen Sie mir, was das bedeutet, oder ich werde wahnsinnig!« rief Catherine.

»Das soll bedeuten,« antwortete Pitou, »daß, Dank sei es den fünfzehnhundert fünfzig Louis d'or, die ich vorgestern in dem Lehnstuhle meiner Tante Angelique fand, welchen Stuhl ich zerbrach, um Sie bei der Rückkehr von der Beerdigung zu erwärmen, Schloß und Gut Boursonne nicht auf der Familie Charny und Pachthof und Güter von Pisseleu nicht auf der Familie Billot kommen werden.«

Und nun erzählte Pitou Catherine, was wir dem Leser schon erzählt haben.

»Ah!« sagte Catherine, »und Sie haben den Muth gehabt, diesen alten Lehnstuhl zu verbrennen, während Sie fünfzehnhundert und fünfzig Louis d'or besaßen, um Holz zu kaufen!«

»Catherine,« erwiderte Pitou, »Sie sollten sogleich nach Hause kommen: Sie wären genöthigt gewesen, zu warten, um sich zu wärmen, bis man das Holz gekauft und gebracht haben würde, und Sie hätten mittlerweile gefroren.«

Catherine öffnete die Arme: Pitou schob den kleinen Isidor darein.

»Und Du auch, Du auch, theurer Pitou!« rief Catherine.

Und in einer einzigen Umarmung preßte Catherine ihr Kind und ihren Gatten an ihr Herz.

»Oh! mein Gott!« murmelte Pitou erstickend vor Freude, während er zu gleicher Zeit eine letzte Thräne der alten Jungfer schenkte; »wenn man bedenkt, daß sie vor Hunger und Kälte gestorben ist! Arme Tante Angelique!«

»Bei meiner Treue,« sagte ein guter, dicker Ackerknecht zu einem frischen, hübschen Mädchen vom Pachthofe, »bei meiner Treue, das sind Zwei, die mir nicht dieses Todes zu sterben bestimmt scheinen!«

- E n d e -

Anmerkung. Wir erlauben uns, wiederholt auf den schon vor einiger Zeit im Belletristischen *Auslande* erschienenen Roman von Alexandre Dumas: »Der Chevalier von Maison-Rouge.« aufmerksam zu machen, der dem Einen oder dem Andern unserer Leser nicht zur Hand gekommen sein dürfte. Obgleich früher veröffentlicht, bildet dieser Roman doch eine Art von Fortsetzung der »Gräfin von Charny.« da er außer der Entwicklung einer der interessantesten Personen der »Denkwürdigkeiten eines Arztes«, des in den letzteren aus unserem Gesichte verschwundenen *Bruders von Andrée*, besonders die höchst anziehende, romantische-historische Erzählung der Lebensperiode von *Marie Antoinette* nach der Hinrichtung von Ludwig XVI. in allen ihren Einzelheiten enthält.

Der Uebersetzer.

Anmerkungen

- [1] Den Lesern des belletristischen Auslands diene zur Erklärung dieses Kapitels: Als ich am Ende des letzten Kapitels der in den Feuilletons des Journals la Presse erschienenen *Denkwürdigkeiten eines Arztes* das Wort Fin fand, welches immer den Schluß eines ganzen Werkes bezeichnet, ließ ich mich hierdurch nicht beirren. Ich durfte, mit Sicherheit annehmen, so ohne alle Entwicklung und Lösung könne dieser großartige Roman nicht aufhören. Von dieser Voraussetzung ausgehend, unterließ ich es, das Wort *Ende* am Schlusse des von *Ange-Pitou* Erschienenen untenan zu setzen, und wiederholte die kurz zuvor öffentlich gegebene Versicherung. Alexandre Dumas werde bald eine weitere Serie von diesen Denkwürdigkeiten erscheinen lassen. Dumas löst nun sein Versprechen mit der Gräfin von Charny und ich sehe mich zu meiner Freude in meiner Annahme gerechtfertigt.
Der Uebersetzer.
- [2] Hauptredacteur und Miteigenthümer des Journals: la Presse.
- [3] Man erlaube uns, obgleich wir das gute deutsche Wort Fischweib dafür haben, die in der Revolution von 89 so historisch gewordene Benennung Poissarde beizubehalten, D. Uebers.
- [4] Wir sprechen immer in der Ueberzeugung oder wenigstens in der Hoffnung, unsere Leser von heute seien unsere Leser von gestern und folglich vertraut mit unseren Personen. Wir glauben also nicht nicht nöthig zu haben, sie an etwas Anderes zu erinnern, als daran, daß Fräulein Andrée von Tavernen, die Gräfin von Charny, die Schwester von Philipp und die Tochter des Baron von Taverney von Maison-Rouge ist. A. Dumas.
- [5] Sechs römische Meilen sind ungefähr gleich einer deutschen.
- [6] Anspielung aus Arogo. D. Uebers.
- [7] Das Luftstück.
- [8] Ofen voll.
- [9] Diese Noten, welche man in den Papieren von Mirabeau wieder aufgefunden, sind seitdem, in dem von Herrn von Bacourt veröffentlichten Werke gesammelt worden, das ein scharfes Licht aus die zwei letzten Lebensjahre von Mirabeau wirft.
- [10] Richter, die Ihr Augeard weiß wascht, Besenval weiß wascht und die Pest weiß waschen würdet, Ihr seid das Fließpapier! Ihr nehmt den Flecken weg und der Fleck bleibt Euch.
- [11] Ein Spottname für Magistratspersonen, Advokaten, Rechtsgelehrte und dergl.
- [12] Goldmund.
- [13] Das war wirklich die Anklage, welche dieser Elende vor dem Convent vorbrachte.
- [14] Diese echt französische Versification ist dem Geiste der deutschen Sprache so fremd, daß wir das Lied im Original geben und nur eine Uebersetzung in Prosa beifügen zu müssen glaubten: »Guillot, ein Arzt, ein Politiker, denkt an einem schönen Morgen, das Henken sei unmenschlich und unpatriotisch. Sogleich muß er eine Strafe haben, welche, ohne Strick und ohne Galgen, den Dienst des Henkens aufhebt. Vergebens behauptet man öffentlich, es sei reine Eifersucht eines Helfershelfers des Hippokrates, welcher ungestraft, sogar ausschließlich, tödten zu können sich schmeichle. Der Römer Guillotin, der sich in Bereitschaft setzt, zieht Leute vom Handwerk, Barnave und Chapelier, selbst den Kopfab Schneider zu Rath; und seine Hand macht plötzlich die Maschine, die uns einfach tödten soll, und die man nennen wird: *Guillotine!*

- [15] Wir wiederholen, ohne eine Silbe daran zu ändern, die eigenen Worte des Prinzen.
- [16] Besonders im Kapitel II. der ersten Abtheilung der Denkwürdigkeiten eines Arztes: Joseph Balsamo.
- [17] Wo kann man besser sein, al, im Schooße seiner Familie?
- [18] ein Tanz.
- [19] Dieser Calembour ist nicht wohl zu übersetzen; le degré heißt zugleich Grad und die Stufe, und Mirabeau sagt: Halte-la, monsieur, au-dessous de quatre degrés, il n'y a plus des parents!
- [20] Hitziger Wasserkopf.
- [21] Im Jahre 1790 kannte man die schwefelsaure China noch nicht und wandte man nicht noch die Bluteigel hinter dem Ohr an. Die Verordnung des Doctor Gilbert war also so vollkommen, als es der Zustand der Wissenschaft am Ende den 18. Jahrhunderts erlaubte.
- [22] So wird«n gehen, so wird«s gehen, so wird«s gehen, mit den Aristokraten an die Laterne; so wird«n gehen u.s.w. die Aristokraten wird man henken.
- [23] Das Volk wiederholt an diesem Tage unablässig: Ah! so wird's gehen, u.s.w nach den Grundsätzen des Evangeliums. Ah! so wird«s gehen, u.s.w. Alles, was der Gesetzgeber gesprochen, wird in Erfüllung gehen. Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden; wer sich erniedrigt, wird erhöht werden.
- [24] Cloots, Jean Baptiste du Val de Grace, gewöhnlich Anacharsis Cloots, eigentlich Klohts, ein rasender Jacobiner. Im Jahre 1795 Robespierre verdächtig, wurde er hingerichtet.
- [25] Der Brustsyrop wird aus den Köpfen des weißen Mohns bereitet.
- [26] (Der Titel I. dieses Decrets bestimmt die Kirche von Saint-Denis zum Begräbniß der Kaiser.)
Titel II.
Art. VII.
 Die Saint-Geneviève-Kirche wird vollendet und dem Gottesdienste, gemäß der Absicht des Stifters, unter der Anrufung der heiligen Geneviève, der Partronin von Paris, zurückgegeben werden.
Art. VIII.
 Sie wird die Bestimmung, die ihr die constituirende Versammlung gegeben, behalten und geweiht sein dem Begräbnisse der *Großwürdenträger des Reichs und der Krone, der Senatoren, der Großofficiere der Ehrenlegion* und, kraft unserer speciellen Beschlüsse, der Bürger, welche in der Laufbahn der Waffen, oder der Administration, oder der Wissenschaften dem Vaterlande ausgezeichnete Dienste geleistet haben; ihre Leiber sollen, einbalsamirt, in der Kirche begraben werden.
Art. IX.
 Die im Museum der französischen Monumente aufbewahrten Grabmäler sollen in diese Kirche versetzt und hier nach der Ordnung von Jahrhunderten aufgestellt werden.
Art. X.
 Das erzbischöfliche Kapitel von Notre-Dame wird, vermehrt durch sechs Mitglieder, beauftragt sein, den Gottesdienst der Sainte-Geneviève-Kirche zu versehen. Mit der Obhut über diese Kirche wird speciell ein unter den Domherrn gewählter Erzpriester betraut werden.
Art. XI.
 Es wird hier feierlicher Gottesdienst gehalten werden, am 3. Januar, dem Feste der heiligen Geneviève, am 15. August, dem Feste des heiligen Napoleon und dem Jahrestage des Abschlusses des Concordats, am Aller-Seelen-Tage und am ersten Sonntag des December, als am Jahrestage der Krönung und der Schlacht von Austerlitz, und so oft Beerdigungen im Vollzuge gegenwärtigen Decrets stattfinden werden. Jede andere religiöse Function kann in genannter Kirche nur kraft unseres Guttheißens geübt werden.
 Unterz.: Napoleon.
- [27] »Ludwig von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra.
 »Allen denjenigen, welchen Gegenwärtiges zu Gesicht kommt, unsern Gruß.

»Die Kirche, welche unser Großvater Ludwig XV. unter Anrufung der heiligen Geneviève zu bauen angefangen, ist glücklich vollendet, und wenn sie noch nicht alle Ornamente erhalten hat, die ihre Herrlichkeit krönen sollen, so ist sie doch in einem Zustande, der den Gottesdienst darin zu feiern gestattet. Darum, und um nicht länger die Erfüllung der Intentionen ihres Stifters zu verzögern und seinen und unseren Absichten gemäß den Cultus der Patronin wiederherzustellen, deren Beistand unsere gute Stadt Paris in allen ihren Nöthen anzuflehen pflegte;

»Haben wir verordnet und verordnen wir, auf den Bericht unseres Ministers des Innern und nach Anhörung unseres Geheimraths, wie folgt:

Art. 1.

»Die von Ludwig XV. zu Ehren der heiligen Geneviève, der Patronin von Paris, gestiftete neue Kirche wird unverzüglich der Uebung des Gottesdienstes unter der Anrufung dieser Heiligen geweiht sein. Sie ist zu diesem Ende zur Verfügung des Erzbischofs von Parts gestellt, der darin den Gottesdienst durch Geistliche, welche er zu bezeichnen hat, wird versehen lassen.

Art. 2.

»Es wird später über den regelmäßigen und beständigen Dienst, der gehalten werden soll, sowie über die Natur des Dienstes festgestellt und verordnet werden.

Unterz.: Ludwig.

[28] »In Betracht, daß es der nationalen Gerechtigkeit und der Ehre Frankreichs angemessen ist, daß die großen Männer, welche sich um das Vaterland, zu seiner Ehre und seinem Ruhme beitragend, wohl verdient gemacht haben, nach ihrem Tode ein glänzendes Zeugniß der öffentlichen Hochachtung und Dankbarkeit empfangen;

»In Betracht, daß um dieses Ziel zu erreichen, den Gesetzen, welche dem Pantheon diese Bestimmung angewiesen haben, wieder Kraft gegeben werden muß;

»Haben wir verordnet und verordnen wir, wie folgt:

Art. I.

»Das Pantheon wird seiner ursprünglichen und gesetzlichen Bestimmung zurückgegeben werden.

Die Inschrift:

Den großen Männern das dankbare

Vaterland

wird an seinem Giebel wiederhergestellt werden. Die Ueberreste der großen Männer, die sich um das Vaterland wohl verdient gemacht haben, sollen darin niedergelegt werden.

Art, 2.

»Es werden Maßregeln getroffen werden, um zu bestimmen, unter welchen Bedingungen und in welcher Form dieses Zeugniß der nationalen Dankbarkeit im Namen des Vaterlands zuerkannt werden soll. Eine Commission wird unmittelbar beauftragt werden, einen Gesetzesentwurf zu diesem Ende vorzubereiten.

Unterz.: Louis Philipp.«

[29] »Der Präsident der Republik, u.s.w.

»Decretirt:

Art, I.

»Die alte Saint-Geneviève-Kirche wird dem Gottesdienste, gemäß der Intention ihres Stifters, unter der Anrufung der heiligen Geneviève, der Patronin von Paris, zurückgegeben. Es werden später Maßregeln getroffen werden, um die beständige Uebung des katholischen Cultus in dieser Kirche zu regeln.

Art. 2.

»Die Ordonnanz vom 26. August 1830 ist aufgehoben.

Art. 3.

»Der Minister des öffentlichen Unterrichts und des Cultus und der Minister der öffentlichen Arbeiten sind mit dem Vollzuge gegenwärtigen Decrets beauftragt.«

»Unterz.: Louis Napoleon.«

- [30] Wagen, die man auf den Tag oder auf den Monat miethet.
- [31] Die Stelle eines Procureur de la commune, Gemeindeanwalt, bestand in Frankreich nur in der Revolutionszeit.
- [32] Dieser Herr von Bouillé war Jules und nicht Louis von Bouillé, den wir schon im Laufe unserer Geschichte haben erscheinen sehen, dies besonders, da er als Schlossergeselle verkleidet in die Schmiede des Königs kam.
- [33] die lausige Champagne.
- [34] Die Panduren hätten sich hierzu die Pferde erst in Frankreich verschaffen müssen, D, Uebers.
- [35] Diese doppelte Anekdote wird von Michelet, dem poetischen und pittoresken Geschichtsschreiber, erzählt.
- [36] Es war früher in Frankreich nur Personen vom ältesten Adel, welche alle mögliche Ahnenproben zu machen im Stande sein mußten, vergönnt, in den königlichen Wagen zu steigen. d. Uebers.
- [37] Wir schreiben aus dem Berichte von einem der Garden du corps, welche die Flucht von Varennes vorbereiteten und den König auf dieser Flucht begleiteten, die eigenen Worte der Königin ab.
- [38] Wer den König grüßt, bekommt Stockstreiche; wer ihn beleidigt, wird gehenkt.
- [39] Verzichtet auf jede Hoffnung.
- [40] Der eiserne Mund.
- [41] im Sommer 1853.
- [42] Ein deutscher Historiker dürfte schwerlich diese Passage unterzeichnen. D. Uebers.
- [43] Einen König von Sachsen zählte Deutschland zu jener Zeit nicht unter seinen Fürsten. D. Ubers.
- [44] Gesetzgebende Versammlung.
- [45] Königstödter.
- [46] Bertrand d'Agoust. d. Uebers.
- [47] Kopfabschneider.
- [48] Block.
- [49] Bei Marseille.
- [50] Die Franzosen haben hierfür das offenbar vom Deutschen entlehnte Wort blinder.
- [51] Laßt uns essen und trinken, denn morgen werden wir sterben.
- [52] Westermann war kein Preuße, sondern ein Elsässer.
- [53] Die große Glocke von Notre-Dame.
- [54] Sitz der Nationalversammlung
- [55] In der »Geschichte der Revolution vom 10. August« wird erzählt, daß zweihundert Personen als Diebe vom Volke erschossen wurden. Anm. d. Verf.
- [56] Wir haben diese Volksjustiz gegen Diebe in den Jahren 1830 und 1848 sich erneuern sehen.
- [57] Cléry war Kammerdiener des Dauphin.
- [58] Die Prinzessin von Lamballe, vermählt mit Stanislaus von Bourbon-Penthièvre, Fürsten von Lamballe, nach dessen Tode Obristhofmeisterin der Königin, war eine geborene Prinzessin von Savoyen-Carignan.
- [59] Man wollte diesem wiederholt hier vorkommenden Worte seine französische Bedeutung lassen:

es sollen nämlich hiermit unter seinem Oberbefehle besondere Heertheile commandirende Generale bezeichnet sein.

[60] Eine Verwechslung von camp und champs.

[61] Mitglieder der Bergpartei.

[62] S. den Chevalier von *Maison-Rouge*, der gleichsam die Fortsetzung der *Gräfin von Charny* bildet und in der Uebersetzung längst durch das *Belletristische Ausland* veröffentlicht worden ist.]